Von der

ſchönen Roſamunde.

Gedicht

von

Theodor Fontane.

Deſſau,
Verlag von Moritz Katz.
1850.

Yv
50793

Yv 50793
Rara

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

R

Von der

ſchönen Roſamunde.

Gedicht

von

Theodor Fontane.

* * *

Deſſau,
Verlag von Moritz Katz.
1850.

Kgl Univ Bibl
Berlin

An Emilie.

Liebe dacht' es, Liebe ſchrieb es:
Und wie viel ihm immer fehle,
Auch mit ſeinen Fehlern lieb' es,
Als den Spiegel meiner Seele!

Von der

ſchönen Roſamunde.

Erſtes Kapitel.

Wie Heinrich Roſamunden findet.

Der König Heinrich jagt im Wald
Mit Hof- und Jagdgeſinde.
Es führt ſein Ritt ihn alſobald
Auf eine weiße Hinde;
Und nach, durch Ginſter und durch Porſt,
Spornt er ſein Roß, bis tiefer Forſt
Das Thier in Schutz genommen.

Des Weges bar, durch Strauch und Dorn
Lenkt Heinrich jetzt den Schecken,
Und ruft Halloh und ſtößt ins Horn
Um Gegengruß zu wecken;
Wohl hört er wie das Birkhuhn ſchwirrt,
Wie über ihm die Taube girrt,
Doch nichts von Hornesklängen.

Der Tag iſt heiß: es weht kein Hauch,
Und Roß und Reiter dürſten;
Kein Quell iſt da, kein Brombeerſtrauch
Beut ſeine Frucht dem Fürſten;
Der denkt wohl: „Wenn ich Waſſer hätt',
So wahr ich ein Plantagenet,
Ich wög' es auf mit Golde.“

Da ſchnaubt ſein Scheck, und noch einmal,
Wie wenn er Obdach wittert —
Und ſieh, ein Schloß im Sonnenſtrahl
Hell durch die Zweige zittert.
Schon halten Roß und Mann davor,
Und gaſtlich öffnet ſich das Thor
Dem ungekannten Ritter.

Und in die Hall' voll Waffenprunk
Iſt Heinrich jetzt getreten,
Und hat um Waſſer, einen Trunk,
Den Graubart drin gebeten;
Der aber ſpricht: „An Cliffords Schwell'
Labt man den Gaſt mit andrem Quell
Schaff' Wein uns, Roſamunde!"

Und alſobald die junge Maid
Ergreift die güld'nen Kannen;
Sie grüßt den Gaſt in Sittſamkeit,
Und ſchwebet leicht von dannen.
Ihr Haar iſt blond, ihr Wuchs iſt ſchlank,
Und Heinrich weiß dem Ritte Dank,
Um ſolcher Hinde willen.

Und jetzund wieder in den Saal
Tritt ſie nach kurzem Gange:
Roth glüht der Wein im Goldpokal,
Und roth glüht ihre Wange.
Sie beut den Trunk mit Sitten dar,
Dem König aber wird fürwahr,
Als hätt' er ſchon getrunken.

Und als er trinkt, da trinkt er nicht
Mit Lippe nur und Kehle,
Da trinkt ſein Aug' ihr Angeſicht
In ſeine tiefſte Seele:
Und eh' die Maid ſich abgewandt,
Ergreift er ihre weiße Hand,
Zum Danke ſie zu küſſen.

Da ſchau', von Simſes Stuck und Kalk,
Geſpornt an jedem Hacken,
Schießt Roſamundens Edelfalk
Auf ſeiner Herrin Nacken:
Er bläht ſich auf in Tück' und Trutz,
Und hebt den Sporn zu Schirm und Schutz
Voll Eiferſucht im Herzen.

Doch ob er zürnt und ob er wetzt,
Den Kühnen zu verjagen —
Die Hand, ſein Todfeind küßt ſie jetzt,
Trotz ſeiner Flügel Schlagen;
Schön Roſamunde ſchenkt ihm ein,
Und ſelig blickt der König drein,
Wie nie in ſeinem Leben.

Und auch dem Alten wird ſo warm,
Wie nun ſie tapfer zechen
Es zuckt ihm ſchier durch Herz und Arm
Als ſollt' er Lanzen brechen;
Den Goldpokal, er ſtampft ihn auf,
Als wär's ein alter Degenknauf,
Und Blut ſtatt Wein im Becher.

Der König ſchaut's, und lohnt ihm drauf
Mit feſtlichen Turnieren,
Und giebt noch Schlachten in den Kauf
Mit Schotten und mit Iren:
Und wie ſo Strauß an Strauß ſich drängt,
Da wohl an jedem Worte hängt
Die ſchöne Roſamunde.

Der alte Clifford aber längſt
Den Becher ſtill umkrampfte:
Er hört's nicht mehr wie Heinrich's Hengſt
Den Douglas einſt zerſtampfte;
Und als der König jetzund ſchweigt,
Murrt er, ſein Haupt in Gram geneigt:
„Daß einen Sohn ich hätte!“

Da auf vom Sitze ſpringt ſein Gaſt,
Und ruft: „Der iſt gefunden!
Gieb mir das Kleinod, das Du haſt,
Die Hand von Roſamunden;
Zu gutem Schwert und gutem Roß
Ein junges Herz und altes Schloß,
Das iſt es, was ich biete.“

Der Alte ſieht ſein Kind erglühn
Vor Scham und Freud' im Bunde;
Er weiß, wenn ſo die Roſen blühn,
Ward's Lenz im tiefſten Grunde;
Er ſpricht: „Mein Sohn, mein Kind ſei Dein,
Und morgen ſoll die Hochzeit ſein —
Wir brauchen keine Gäſte!“

Zweites Kapitel.

Wie Heinrich Roſamunden gen Woodſtock führt.

Am dritten Tag, vor Clifford's Schloß,
In abendlicher Stunde
Hebt König Heinrich auf ſein Roß
Die ſchöne Roſamunde.
Vom Prieſter geſtern ward die Braut
Dem Ritter Woodſtock angetraut –
So nannte ſich der König.

Sie reiten in die Nacht hinein
Durch Tannenwald und Eichen,
Noch vor des Frühroths erſtem Schein
Schloß Woodſtock zu erreichen.
Im Laube ſpielt des Mondes Licht —
Sie ſchaun ſich ſtill ins Angeſicht,
Und haben keine Worte.

Es regt ſich nichts, nicht Blatt, nicht A
Kein Ton von Nachtigallen:
Es glaubt das Ohr, es höre faſt
Die Mondesſtrahlen fallen.
So klar-durchſichtig iſt die Luft:
Man ſieht der Nachtviole Duft
Wie Wölkchen aufwärts ſteigen.

Der Wald, im Silberglanze, weckt
Des jungen Weibes Bangen:
Die Zweige hat er ausgeſtreckt,
Als woll' er ſie umfangen.
Sie denkt an manche alte Mähr',
Und, ob im Zauberwald ſie wär',
Wohl zuckt's durch ihre Seele.

Doch bald an Heinrich's Bruſt, ſo warm,
Wird bar ſie jeden Kummers,
Und zwiefach ruht ſie jetzt im Arm
Des Gatten und des Schlummers;
Mit Schleiern deckt der Mond ſie zu,
Und Heinrich wacht ob ihrer Ruh,
Als gält' es ſeine Krone.

Sie träumt; und mit dem Roth der Scham
Schmückt ihr der Traum die Wangen,
Bis plötzlich, ſchneller als es kam,
Das Roth dahin gegangen:
Sie zittert, windet ſich und ringt,
Und aus der tiefſten Seele dringt
Es bang, wie Schrei des Todes.

Auffährt ſie jach -- ſie ſtarrt zur Seit',
Wie fremd auf ihren Gatten,
Bis vor der lichten Wirklichkeit
Entflieh'n des Traumes Schatten;
In Heinrichs Aug' ein ſelig Schaun
Löſt bald ihr Bangen all' und Graun
In Thränen auf und Lächeln.

„Mir träumte — ſpricht ſie jetzt — ich ging
Im Walde Beeren naſchen;
Aufflog ein bunter Schmetterling,
Dem folgt' ich, ihn zu haſchen;
Mir war ſo froh, ſo leicht zu Sinn,
Ich lief nicht mehr, ich flog dahin,
Von Duſt und Klang getragen.

Da plötzlich vor mir ſtandeſt Du,
Geſchmückt mit goldner Spange,
Und neben Dir in ſatter Ruh
Lag glitzernd eine Schlange;
Du ſchauteſt ängſtlich, ob ſie ſchlief,
Und ſprachſt dann leis: „ihr Schlaf iſt tief —
O komm, daß ich Dich küſſe!“

Noch hing, an Leib und Seele friſch,
Ich feſt an Deinem Munde,
Da hob, aufbäumend mit Geziſch,
Die Schlange ſich vom Grunde;
Ihr Haupt glich einem böſen Weib,
Sie ſchlang um mich den Schuppenleib,
Und drückte mich zu Tode.“

Wohl füllten ſie mit Angſt und Scheu
Des Traum's Erinnerungen,
Und als ſie ſchweigt, da hält aufs Neu'
Den Gatten ſie umſchlungen;
Sie küßt ihn heiß, mit Allgewalt,
Doch Heinrichs Kuß iſt eiſeskalt,
Und ſeine Lippe zittert.

Und als des alten Clifford Kind
Ihn wie aus Traum gerüttelt,
Da ſpricht er: „Laß, der Morgenwind
Wars, der mich kalt durchſchüttelt;
Doch ſchau', die Sonne kommt herauf,
Und dort das Schloß mit Thurm und Knauf
Iſt Woodſtocks alt Gemäuer.“

Drittes Kapitel.

Von der Königin Leonore.

Des Königs Heinrich Königin,
Die böſe Leonore,
Sie ſtarrt in finſtren Träumen hin
Auf Towers Hof und Thore;
Sie ſandte ſieben Boten aus,
Doch keiner kehrte noch nach Haus,
Der ſichre Kunde brächte.

Sie ſandte ſieben Boten aus,
Die ſollen rings erkunden,
Ob wo in eines Köhlers Haus
Ihr Gatte Schutz gefunden;
Doch hofft ſie ſtill, daß roth von Blut,
Im tiefſten Wald der König ruht,
Von Mörderhand erſchlagen.

So hofft und träumt die Königin
An hohen Fenſters Flügel:
Sie greift in ihrem ſtolzen Sinn
Schon nach der Herrſchaft Zügel.
Wohl ſagt ſie ſich: „Du hoffſt zu viel!“
Doch iſt das nur ein Gaukelſpiel,
Um ſo das Glück zu kirren.

Da ſprengt der Sieben Einer vor,
Weiß von des Renners Schaume,
Und ſieh', die böſe Leonor'
Fährt auf aus ihrem Traume;
In tollem, aberwitzgem Spott
Fleht ſie — halb unbewußt — zu Gott
Um eine blut'ge Locke.

Der Diener naht, ſein Herze freut
Sich, arglos, ſeiner Kunde:
„Der König lebt; ich ſah ihn heut'
In früher Morgenſtunde.
Er hielt vor Woodſtocks altem Schloß,
Und hob ein blaſſes Weib vom Roß,
Mit langen, blonden Haaren.“

„‚Daß Du an ihrem blonden Haar
Im nächſten Walde hingeſt —
Du Schurke, der Du lerchenklar
Dein Rabenliedlein ſingeſt!
Wer gab Dir nur die freche Stirn,
Daß Du der buhleriſchen Dirn'
Vor Unſrem Ohr gedenkeſt!‘

Lenore ſpricht's; die Eiferſucht
Mit allen ihren Schrecken
Läßt zwiefach bitter ſie die Frucht
Getäuſchter Hoffnung ſchmecken.
Sie wandelt ihren Grimm in Hohn,
Und ruft: „Schau' Herz, das iſt Dein Lohn
Für ſo viel Lieb' und Treue!“

Wild jagen Racheplāne jetzt
Durch ihre heiße Stirne:
All' was ſie ſinnt iſt zorngewetzt
Und will den Tod der Dirne.
Mild fällt die Sonn' in ihren Saal,
Sie aber möchte jeden Strahl,
Gleich einem Dolche zücken.

„Doch nein, — ſo ſpricht ſie jetzt — kein Blut!
Man ſoll kein Blut vergeuden;
Die Dirne lebe wohlgemuth
All' ihren ſüßen Freuden:
Doch nimmt ſie je das Abendmahl,
Gedrückt von ihrer Sünden Zahl —
So ſoll's mein Pfaff' ihr reichen."

Sie ſpricht's und ſchlingt in ſtiller Luſt
Die Fäden ohne Säumen,
Dieweil in Woodſtock, Bruſt an Bruſt,
Noch ihre Opfer träumen:
Dort Frühling noch und Sonnenlicht,
Hier aber thürmen hoch und dicht
Sich ſchon die Wetterwolken.

Viertes Kapitel.

Heinrich und Roſamunde in Woodſtock.

Schloß Woodſtock iſt ein alter Bau
Aus König Alfreds Tagen:
Man ſieht es weithin ſtolz und grau
Die Tannen überragen;
Zu Füßen ihm ein Garten liegt,
Wie wohl ein blühend Kind umſchmiegt
Das Knie des Aeltervaters.

Der Garten iſt an Blumen reich,
An Quellen und an Brennen,
Und auf dem Raſen, teppichgleich,
Tanzt gern das Licht der Sonnen;
Doch finſter an des Gartens Saum
Drängt ſich urplötzlich Baum an Baum
Zu mächt'gem Forſt zuſammen.

In ſeine Tiefen glückt es nicht
Der Sonn' ihr Licht zu ſenden:
Nur kniſternd durch die Zweige bricht
Der Hirſch von ſechzehn Enden;
Scheu folgt das Elenn ſeiner Bahn,
Und kreiſchend lockt der Auerhahn
Herab vom Tannengipfel.

Am Waldrand, in des Gartens Näh',
Iſt eine offne Stelle:
Es glitzert dort, halb Teich halb See,
Im Sonnenſtrahl die Welle;
Viel Erlen ſtehn am Uferrand,
Und wo die Welle küßt den Sand,
Da ſprießen blaue Blumen.

Und hier im duft'gen Wieſengrund,
Wo Wald und See ſich grüßen,
Da ſitzt die ſchöne Roſamund
Zu König Heinrichs Füßen:
Es ruht ihr Haupt auf ſeinem Schooß,
Und ihre Augen, blau und groß,
Schaun lächelnd in die ſeinen.

Ein friſcher Bronnen iſt ihr Mund,
Und Heinrichs Lippen ſenken,
Wie Krüge, tief ſich auf den Grund,
Um ſo ſein Herz zu tränken;
Doch wie ſolch' Trunk ihn auch erquickt,
Aus ſeinen Augen finſter blickt
Von Zeit zu Zeit die Seele.

Das junge Weib es bangt und blaßt
Vor ſeines Auges Schatten,
Und ſieh', ihr eignes Herz erfaßt
Der Trübſinn nun des Gatten;
Sie weint und ruft im bittrem Harm:
„Iſt auch die Liebe ſelbſt zu arm,
Ein ganzes Glück zu ſchaffen!“

„Was ſoll nur, Heinrich — ſpricht ſie fort —
Der Ernſt in Deinen Zügen?
Sag', will mein ſchlichtes Liebeswort
Dir fürder nicht genügen?
Ach, als ich Dir mein Herze gab
Gab ich Dir all mein Gut und Hab —
Ich hab' nichts mehr zu geben."

Sie ſpricht's, und ſieh, ein Tropfen warm
Rollt ſtill von Heinrichs Wange:
Er nimmt ſein Weib feſt in den Arm,
Und küßt ſie heiß und lange;
Dann ſpricht er: „Was mir raubt die Ruh,
Du reines Herz, das biſt nicht Du,
Das iſt mein bös Gewiſſen."

Er legt ſie ſanft hin auf den Plan
Und kniet jetzt vor der Armen;
Er ruft: „Was ich Dir angethan,
Deß woll' ſich Gott erbarmen!
Ich, der gefreit um Deine Hand,
Bin König über Engelland,
Und Leonorens Gatte.“

Da flieht die letzte Roſe ſchon
Von Roſamundens Wangen:
Der König aber hält aufs Neu
Voll Inbrunſt ſie umfangen;
Laut ruft er: „So Du kannſt, vergieb,
Und ſei hinfort mein treues Lieb,
So treu, wie ich Dich liebe!“

Wohl durch die Thränen leuchtet da
Ihr Auge wie die Sonne:
Ob Weib, ob nicht — er liebt ſie ja,
Und das allein iſt Wonne.
Sie ſpricht: „Dein bin ich alle Zeit,
Und koſtet's meine Seligkeit.
Es ſoll kein Tod uns trennen!“

Da heben ringsum alſobald
Die Vöglein an zu ſingen:
Es will das Rauſchen durch den Wald
Wie Orgelton erklingen.
Der König ſtill ſein Liebchen preßt,
Und ſeiner Seele Hochzeitsfeſt
Hat nur der Wald vernommen.

Fünftes Kapitel.

Wie König Heinrich gen London zieht.

Noch blitzt die Sonne kaum ins Thal,
Auf Woodſtocks Thurm und Tannen,
Da zieht im erſten Morgenſtrahl
Der König nun von dannen;
Ihn grüßend, an des Söllers Rand,
In weißem, flatterndem Gewand
Steht Cliffords ſchöne Tochter.

Wie Marmor leuchtet in die Au
Ihr Nacken, der entblößte;
Mit Perlen ſchmückt der Morgenthau
Ihr Haar, das aufgelöſte.
Sie blickt herab, er blickt hinauf,
Und jeder möcht' in heißem Lauf,
Dem eignen Blicke folgen.

Wie ausgeſetzte Schiffer bang
Am Felſenufer harren,
Und auf das flücht'ge Schiff noch lang
Sehnſücht'gen Auges ſtarren —
So blickt vom Thurm jetzt in den Wald,
Auf Heinrichs ſchwindende Geſtalt
Die ſchöne Roſamunde.

Er aber gleicht dem Schiffer gut,
Dem nichts das Auge feuchtet,
So lang ihm noch durch Sturm und Fluth
Des Liebchens Fenſter leuchtet. —
Nun aber wird's ihm bang fürwahr:
Noch einmal blitzt ihr goldnes Haar,
Es blitzt — und iſt verſchwunden.

Doch Waldesduft und Morgenſchein
Sind keine Grillenfänger:
Und auch des Königs Traurigſein,
Sie dulden es nicht länger.
Thautropfen glänzen hier und dort,
Die Sonne ſieht's, und küßt ſie fort, —
Sie will heut keine Thränen.

Die Lerchen flattern her und hin,
Und Heinrich hört ſie ſingen:
„Nur friſcher Muth und froher Sinn
Darf in den Himmel dringen.“
Des Waldes Tauben girren laut:
„Ein Herz das liebt, und Gott vertraut,
Lacht wie die Maienſonne.“

Da denkt der König: „Sei geſcheit,
Und laß all trübes Sinnen!
Der Trennung Zeit iſt böſe Zeit,
Doch wird ſie drum verrinnen.
Traun, wer nicht will von dannen gehn,
Der bringt ſich ſelbſt ums Wiederſehn —
All Leid hat ſeine Freude.“

Er denkt's; und als an Wald und Sumpf
Er jetzt vorübertrottet,
Da wähnt er wohl mit Stiel und Stumpf
Die Sorgen ausgerottet:
Manch Lied ihm aus der Kehle ſchallt —
Bis nun durch Londons Gaſſen hallt
Der Hufſchlag ſeines Schecken.

Schon kauern rings die Häuſer, dicht
Gehüllt in nächt'ges Dunkel;
Nur hier und dorten glüht ein Licht,
Wie böſen Augs Gefunkel.
Das finſtre Bild der Königin
Tritt da vor Heinrichs Seele hin,
Und löſcht die heitren Bilder.

Und alſobald durchklirrt ſein Schritt
Des Towers Hof und Thore:
Und aus der Hall' entgegen tritt
Sein Weib ihm, Leonore.
Sie ſpricht und blitzt ihn tückiſch an:
„Willkomm, willkomm, Herr Jägersmann,
Herr Nimrod, Gott willkommen!

„Ich wett', Du haſt wie Ritter Jürg
Lindwurm und Molch getödtet,
Zehn Meilen Forſt, deß bin ich Bürg',
Haſt Du mit Blut geröthet;
Wie, oder hätt' im Woodſtock-Gau
Waldfräulein Dich und Haidefrau
Bis dieſen Tag bewirthet?"

Der König drauf: „Waldfräulein friſch,
Wohl hab' ich das gefunden,
Und Speiſ' und Trank von ihrem Tiſch
Die machten mich geſunden;
Doch frägſt Du nach dem Haideweib?
Ihr glühes Aug', ihr welker Leib
Iſt andren Orts zu finden."

Der König ſprichts: ein leiſer Spott
Fliegt über ſeine Züge;
Dann ruft er ſtolz: „Verhüt' es Gott,
Daß ich Dich feig belüge!
Ich ſchulde Dir nicht Treu' noch Dank
Waldfräulein blond, Waldfräulein ſchlank
Iſt Cliffords ſchöne Tochter.

Er ſprichts, und als in Haß und Zorn
Jetzt ihre Augen blitzen,
Da ruft er laut: „Es ſoll kein Dorn
Je ungeſtraft ſie ritzen!
Dein Blick iſt Dolch, Dein Wort iſt Gift —
Und wenn des Himmels Blitz ſie trifft,
Du ſtirbſt, denn Du biſt ſchuldig!“

Der König ſprichts; er tritt heran
Zu hohen Fenſters Niſche,
Und zieht in langen Zügen dann
Die Nachtluft ein, die friſche,
Sein Aug iſt trüb, ſein Herz iſt fern —
Hernieder blickt der Abendſtern,
Wie Roſamundens Auge.

Sechſtes Kapitel.

Wie Heinrich gen Frankreich zieht und was weiter geſchah.

Und Heinrich, ſieben Tage lang
Hält's ihn in Londons Mauern;
Wohl mocht' ihm jeder Stunde Gang
Wie Lauf des Jahres dauern:
Nun aber hält's ihn länger nicht,
Und ſchüttelnd ab all Laſt und Pflicht,
Fliegt er zu Lehn und Liebe.

Daheim ſein Thron und Herrſcheramt
Ward Kerker ihm und Frohne:
Nur hier, wo Seel' in Seele flammt,
Trägt Scepter er und Krone.
Hier iſt er reich, dort iſt er arm —
Ein einzig Herze, treu und warm,
Iſt mehr als Erd' und Himmel.

So flieht die Zeit. Des Herbſtes Näh'
Färbt kaum die Bäume gelber,
Da kommt in ſeinem Pelz von Schnee
Schon gar der Winter ſelber;
Doch immerdar, wie Sturm auch toſ't,
Des Königs Ziel, des Königs Troſt
Bleibt Woodſtock allerwegen.

Und Frühling wird's; Schneeglöckchen nickt
Mit freundlicher Geberde,
Das ſchüchtern ſtille Veilchen blickt
Blauäugig aus der Erde:
Und wie ſo draus es grünt und blüht,
Da immer feſtre Kreiſe zieht
Schloß Woodſtock um den König.

Heut aber trug ihn heim ſein Roß:
Schon hält's im Tower ſtampfend,
Da ſprengt ein Reiter durch das Schloß,
Vom langen Ritte dampfend;
Noch hemmt er kaum des Renners Lauf,
Da klingt es ſchon: „Auf, König, auf!
In Frankreich lebt Empörung."

Der König hört's; ſein Streitroß wild
Beſteigt er ſtatt des Schecken,
Er läßt mit Schienen ſich und Schild
Von Kopf zu Fuß bedecken;
Er ſtülpt den Helm auf ſein Barett,
Und ſteckt, als ein Plantagenet,
Den Buſch davor von Ginſter.

Der Hengſt ſpringt an, ſchon dröhnt und hallt
Der Hof von Roſſeshufen,
Da ſeinen Diener, treu und alt,
Läßt König Heinrich rufen;
Herab vom Roſſe, ſpricht er laut:
„Gen Woodſtock, eh' der Morgen graut,
Bring' Deines Königs Grüße."

Er ſprichts, und durch den Tower hin
Iſt kaum er jetzt gezogen,
Da tritt glühroth die Königin
Zurück von Fenſters Bogen:
Sie hat des Gatten Wort erlauſcht,
Und ihres Kleides Seide rauſcht
Mitzürnend in ihr Murmeln.

Dann ſpricht ſie laut: „Und will, Geſell,
Mein Gold Dich nicht beſtechen,
So giebt's im Wald manch' gute Stell',
Um drauf den Hals zu brechen:
Kein Wörtlein von des Königs Gruß,
Noch, daß in fernem Land ſein Fuß,
Darf je nach Woodſtock dringen.

Wohl wie nach Speiſ' in Hungersnoth
Wird ſie nach Botſchaft lungern:
Ich aber ſchneid' ihr ab das Brot,
Feinliebchen ſoll verhungern!
Ich bring' ein köſtlich Gift ihr bei,
Das Zweifelgift an ſeiner Treu —
Das muß das Herz ihr brechen."

Sie ſprichts, und ſchreitet durch den Saal
Und kann nicht Ruhe finden:
Sie ſieht im Geiſt vor Schmerz und Qual
Ihr Opfer ſchon ſich winden;
Sie lacht hell auf: „Nun Liebchen fein,
Laß ſehn, das wird ein Probeſtein
Für ſo ein Herz voll Liebe!"

Siebentes Kapitel.

Wie Roſamunde hofft und harrt.

Durch Woodſtocks Laubengänge hin,
In heller Mittagsſtunde
Zieht naſſen Augs bei trübem Sinn
Die ſchöne Roſamunde;
Sie tritt zu einer Roſ' heran,
Und pflückt ſie und zerpflückt ſie dann
Ein Tropfen fällt hernieder.

Da plötzlich ſpringt — den dürren Leib
Behängt mit ſchmutz'gen Loden,
Raſch in den Gang ein altes Weib,
Als wüchſ' es aus dem Boden;
Sie kreiſcht in widerlichem Ton:
Gieb nur die Hand, ich weiß es ſchon,
Du willſt vom Liebſten wiſſen."

Sie nimmt die Hand und drückt ſie nun —
Aufſchreit Schön-Roſamunde;
Die Alte murmelt: „Soll ich's thun?
Kein Lauſcher in der Runde!"
Dann aber läßt die Hand ſie frei,
Und ſpricht wie mitleidsvoll: „Vorbei!
Belogen, Kind, betrogen!"

Das alte Weib, kaum daß ſie's ſprach,
Iſt wieder ſie verſchwunden;
Schön-Roſamunde ſtarrt ihr nach,
Gelähmt und ſchreckgebunden;
In Lüften eine Lerche ſingt —
Sie hört es nicht, im Ohre klingt
Das Sprüchel ihr der Hexe.

Kgl Univ-Bibl.
Berlin

Achtes Kapitel.

Ein Sturm.

Der Sturm will jagen: auf fährt er vom Sitz
In ſeinem zerklüfteten Schloſſe,
Er ruft ſeinen Diener, den flüchtigen Blitz,
Und ſchwingt ſich jauchzend zu Roſſe;
Dann probt er die Kraft ſeiner nervigen Hand,
Und ſchleudert die Tanne, die vor ihm ſtand,
Gleich einem Ball in die Lüfte.

Die Jagd hebt an: vom Felſenhorſt
Stürzt er mit klaffender Meute,
Und ſpürt in Schluchten und jeglichem Forſt
Nach tauſendjähriger Beute.
Und näher ſauſt er und brauſt er heran,
Und jetzt durch Woodſtocks mächtigen Tann
Schrillt ſeine gellende Pfeife.

Es ächzt und ſtöhnt der geſchüttelte Wald; —
Umſonſt, ihn rettet kein Jammern!
Wie feſt die Eiche ſich klammert und krallt,
Zerbrochen werden die Klammern.
Und was von der Hand des Sturmes nicht fällt,
Das wird vom Speere des Blitzes zerſpellt —
Todt liegen die Rieſen des Waldes.

Und weiter geht es auf ſchnaubendem Roß,
Die Hufe ſtampfen und ſchlagen;
Verhängten Zügels an Woodſtocks Schloß
Will er vorüber jagen:
Sieh, da ſtutzt er — an Söllers Rand
Steht ein Mädchen, und hebt die Hand,
Und ruft: „O komm, o rette!“

„O komm, o rette!“ Er fängt es auf
Und trägt es fort in die Lüfte;
Mit Donnerſtimme auf ſeinem Lauf
Ruft er's in Wälder und Klüfte;
Der ſchäumenden See jetzt ſchrillt ers ins Ohr,
Und die Waſſer der Tiefe ſteigen empor,
Und horchen: „O komm, o rette!“

„O komm, o rette!“ An Frankreichs Strand
Gellt es der fliegende Reiter;
Die Städte hindurch, hin über das Land
Braust er weiter und weiter;
Da flatterts wie Linnen auf offenem Feld,
Und lauter an König Heinrichs Zelt,
Ruft er: „O komm, o rette!“

Der König hört's; der rüttelnde Sturm
Entriß ihn finsterem Traume:
Er sah einen nagenden Todtenwurm
An einem blühenden Baume —
Er denkt des Traumes, und steigt zu Schiff,
Ihn kümmert nicht Woge, ihn kümmert nicht Riff,
Er hört nur: „Rette, rette!“

Neuntes Kapitel.

Rosamundens Tod.

Im Woodſtock-Forſt, nach Sturmesnacht
Herrſcht wieder tiefes Schweigen,
Nur einzle Tropfen fallen ſacht
Von Blättern jetzt und Zweigen;
Und leis nur durch die Wipfel zieht
Von Zeit zu Zeit ein Klagelied
Um die geliebten Todten.

Am Waldrand, in des Gartens Näh',
Iſt eine off'ne Stelle:
Es glitzert dort, halb Teich halb See,
Im Mondlicht jetzt die Welle;
Viel Erlen ſtehn am Uferrand,
Und wo die Welle küßt den Sand,
Da ſprießen blaue Blumen.

Und hier im duft'gen Wieſengrund,
Wo Wald und See ſich grüßen,
Da ſitzt die ſchöne Roſamund'
Den Erlen jetzt zu Füßen;
Es ruht ihr Haupt auf feuchtem Moos,
Und ach, ihr Aug' iſt thränenlos
Von vielem, vielem Weinen.

Wohin ſie blickt, da wächſt ihr Weh
Vor ihres Glückes Zeugen:
Nur tiefer müſſen Wald und See
Die Tiefgebeugte beugen;
Und hier, wo Schwur um Schwur erſcholl,
Durchzuckt ſie's nun verzweiflungsvoll:
„Belogen und betrogen!"

Gen Himmel ſtarrt ihr blaß Geſicht;
Dann, mit erhobnen Armen,
Ruft laut ſie: „Gott ich trag es nicht —
Ach, üb' ein mild Erbarmen!"
Und alſobald, an tiefſter Stell',
Auf See's mondbeſtrahlter Well',
Treibt ſtill die Lebensmüde.

Gleich einer blonden Waſſerfee
Durchfurcht ihr Haar die Fluthen,
Und wie ſie treibt, da ſcheint ihr Weh
Sich ſchmerzlos zu verbluten;
Im Tod verſöhnt mit ihrem Leid,
Ruft laut ſie: „Dein in Ewigkeit!"
Und ſinkt dann in die Tiefe. —

Am dritten Tag, auf Malv' und Mohn,
Da liegt in Sarges Grunde,
Mit Wangen, deren Roth entflohn,
Die ſchöne Roſamunde;
Um ihre Lippen ſpielt es mild,
Und wie ein lächelnd Marmorbild
Schläft ihren Schlaf die Todte.

Zu Seiten ihr ohn' Unterlaß,
Und auf und ab im Saale
Schwingt Knabenhand das Weihrauchfaß,
Gemäß dem Rituale;
Zu Häupten lieſt — gebückt und alt,
Von langem, weißem Bart umwallt, —
Der Prieſter ſeine Meſſen.

Zu Füßen aber, rieſengroß
Im Abendſonnenſcheine,
Steht König Heinrich, regungslos,
Gleich einem Bild von Steine;
Sein Aug' iſt ſtarr, doch durch ſein Herz
Zieht dieſes Lebens höchſter Schmerz:
Der Schmerz um dieſes Leben.

Druck von C. H. R. Römpler in Dresden

Am. 14.8x

Männer und Helden.

Acht Preußen-Lieder

von

Th. Fontane.

F 1729. [illegible]

Berlin.

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

1850.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Der alte Derffling.

Der alte Derfling.

Es haben alle Stände
So ihren Degenwerth,
Und ſelbſt in Schneiderhände
Kam einſt das Heldenſchwert;
Drum jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derffling ſein Honneur.

In ſeinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geſelle
So ſaß und fädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle ſelbſt zu ſein.

Einſt als das Nadelhalten
Ihm ſchier ans Leben ging,
Dacht' er: „das Schädelſpalten
Iſt doch ein ander Ding:“
Fort warf er Maaß und Elle,
Voll Kriegsluſt, an die Wand,
Und nahm an Nadels Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonſt focht er ſtill und friedlich,
Nach Handwerksburſchen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;
Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geſchickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geſtickt.

Er ſtieg zu hohen Ehren,
Feldmarſchall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß einſt er Schneider war,
Nur fand er einen Spötter,
Verſtund er keinen Spaß,
Und brummte: „für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaaß!“

Krank lag in ſeinem Schloſſe
Der greiſe Feldmarſchall,
Keins ſeiner Lieblingsroſſe
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er ſprach: „als alter Schneider,
Weiß ich ſeit langer Zeit,
Man wechſelt ſeine Kleider, —
Auch hab' ich des nicht Leid.

„Es fehlt der alten Hülle
In Breite ſchon und Läng',
Der Geiſt tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;
Geſegnet ſei dein Wille,
Herr Gott, in letzter Noth!“
Er ſprach's, und wurde ſtille, —
Der alte Held war todt.

Der alte Deſſauer.

Der alte Deſſauer.

Ich will ein Lied Euch ſingen!
Mein Held iſt eigner Art,
Bis Auf die Schultern hingen
Ihm Zopf und Knebelbart;
Den Puder und die Bürſten
Hielt er in ſeinem Sold, —
Ihr merkt, es gilt dem Fürſten,
Dem alten Leopold.

All' Wiſſenſchaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und ſprach er je von „Richtung“,
Meint' er in Reih' und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marſch,
Und ſelbſt mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barſch.

Nicht macht' er Phraſen thürmen
Von Fortſchritt, glatt und ſchön,
Er wußte nur zu ſtürmen
Die Keſſeldorfer Höh'n;
Er hielt nicht viel vom Zweifel,
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel,
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja! er war im Leben
Was man ſo „Schwachkopf“ heißt,
Und ſoll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preiſt?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er ſeine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
Se Herz wie Galle ſaß.

Wir haben viel vermiethen,
Trotz allem guten Rath,
Und ſollten ſchier erröthen
Vor ſolchem Mann der That;
Verſchnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann;
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn ſolche Männer dran.

Der alte Ziethen.

Der alte Ziethen.

Joachim Hans von Ziethen,
Huſaren-General, —
Dem Feind die Stirne bieten,
Thät er die hundert Mal;
Sie haben's All' erfahren,
Wie er die Pelze wuſch,
Mit ſeinen Leibhuſaren,
Der Ziethen aus dem Buſch.

Hei, wie den Feind ſie bläuten
Bei Lowoſitz und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
Doch Ziethen ſprach: „ich kehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz,
Der Donner war der Eine,
Der Andre war der Blitz;
Es wies ſich keiner träge,
Drum ſchlug's auch immer ein,
Ob warm' ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu ſein. —

Der Friede war geſchloſſen;
Doch Krieges Luſt und Qual,
Die alten Schlachtgenoſſen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marſchall Daun gezaudert,
Und Fritz und Ziethen nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tiſch, in Sansſouci.

Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
Und ſieh, der Ziethen ſchlief;
Ein Höfling will ihn wecken, —
Der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns ſich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht." —

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Ziethen, der Huſar;
Wie ſelber er genommen
Die Feinde ſtets im Huſch,
So war der Tod gekommen,
Wie Ziethen aus dem Buſch.

Seidlitz.

Seidlitz.

* * *

Herr Seidlitz, auf dem Falben,
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' iſt allenthalben,
Er muſtert Roß und Mann,
Er reitet auf und nieder
Und blickt ſo luſtig drein,
Da wiſſen's alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen ſein.

Noch weit ſind die Franzoſen;
Doch Seidlitz will zu Ball,
Die gelben Lederhoſen,
Sie ſitzen drum ſo prall,
Schwarz glänzen Hut und Krämpe,
Im Sonnenſchein zumal,
Und gar die blanke Plempe,
Blitzt ſelbſt wie Sonnenſtrahl. —

Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit,
Bis Gotha hin zu Balle
Iſt freilich etwas weit,
Doch Seidlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemuth!
Ich denk', ein luſt'ger Abend
Macht Alles wieder gut."

Die Nacht iſt eingebrochen;
Zu Gotha, auf dem Schloß,
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeſchoß,
Die Tafel trägt das Beſte
An Wein und Wild und Fiſch, —
Da, ungebet'ne Gäſte
Führt Seidlitz an den Tiſch.

Die Witz- und Wortſpiel-Jäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpen-Träger
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seidlitz bricht beim Zechen,
Den Flaſchen all' den Hals,
Man weiß, das Hälſebrechen
Verſtund er allenfalls.

Getrunken und gegeſſen
Hat Jeder, was ihm ſcheint,
Dann heißt es: „aufgeſeſſen
Und wieder nach dem Feind!“
Der möchte ſich verſchnaufen,
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur, um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann. —

Das waren Seidlitz Späße;
Bei Zorndorf galt es Zorn,
Als ob's im Namen ſäße,
Nahm man ſich da auf's Korn;
Das ſlaviſche Gelichter —
Herr Seidlitz hoffte, traun,
Noch menſchliche Geſichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden
Die Fürſten kriegten's ſatt;
Nur Seidlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat, —
Oft jagt er drum von Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Es können dann die Sorgen
So ſchnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod:
Könnt' er zu Roſſe fahren,
Da hätt's noch keine Noth;
Doch auf dem Lager, balde
Hat ihn der Tod beſiegt,
Der draußen, auf der Halde,
Wohl nimmer ihn gekriegt.

Keith.

Keith.

Wo jener Strom der Schotten,
Der Tay vom Felſen ſpringt,
Wo's noch in Schlucht und Grotten
Von Bruce und Wallace klingt,
Am Tay, wo blut'ge Siege
Jedweden Fleck geweiht,
Dort ſtand auch Deine Wiege,
Feldmarſchall Jacob Keith.

Es ſang die Hochlandsamme
Mit Schlachten Dich in Ruh',
Und pries, aus ihrem Stamme,
Die Helden all dazu;
Drum, eh' der Bart am Kinne
Dir ſproßte noch hervor,
Standſt Du, voll Mannesſinne,
Schon mit bei Sherifmoor.

Du ſtandeſt bei den Schwachen,
Die Stuarts mußten fliehn,
Es trug auch Dich ein Nachen
Gen Frankreichs Küſte hin;
Ein wandernd Künſtlerleben
Hob an, von Land zu Land;
Gaſtrollen thätſt Du geben,
Den Degen in der Hand.

Du ſpielteſt alle Rollen,
Den Höfling ſelbſt, mit Glück,
Doch ſchöpfen aus dem Vollen
Ließ Dich das Ritterſtück;
Das war Dein Fach, das Kühne,
Der Muth bis in den Tod;
Und mancher ſchlechten Bühne
Halfſt Du aus arger Noth. —

Es gab nur eine Truppe
Damals, von gutem Ruf,
Das war die Künſtler-Gruppe,
Die Friedrich um ſich ſchuf;
Es ſuchte ſein Theater,
Talente weit und breit,
Und ſieh, anwerben that er
Auch Dich, auf Lebenszeit.

Nur immer Muſter-Dramen
Gab's da, bald hier, bald dort:
Vor lauter Handlung kamen
Die Spieler kaum zu Wort;
Zu Fuße und zu Roſſe
Gab's Luſt- und Trauerſpiel,
Bei Roßbach, jene Poſſe,
Vor allen wohlgefiel.

Da kam, voll Tod und Wetter,
Von Hochkirch jene Nacht; —
Du mußteſt auf die Bretter,
O Keith, eh' Du's gedacht;
Das gab kein ſichres Spielen,
Nur Wirrwarr und Geſchrei,
Und wenn Stichworte fielen,
War's vollends erſt vorbei.

Der Vorhang ſollte fallen;
Du aber, rings bedroht,
Riefſt: „Beſtes Stück von allen
Bleibt ehrenvoller Tod!“
Und ſo, im Kugelregen,
Tratſt Du vom Schauplatz ab; — —
Laß auf Dein Grab mich legen,
Dies Lied zum Feldherrnſtab.

UNIV BIBL
BERLIN

Schwerin.

Schwerin.

Nun aber ſoll erſchallen
Dir Preis und Ruhm Schwerin,
Der Du vor Prag gefallen,
Beim Sturme der Batt'rien;
Es lebt, in Eins verſchlungen,
„Schwerin“ und „Schlacht bei Prag“,
Drum ſei Dein Lob geſungen
Durch Deinen Ehrentag. —

Des ſechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und Au,
Der Feind iſt wohl geborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten ſeine Flügel
Die Höhen rings beſetzt,
Ein feuerſprei'nder Hügel
Iſt jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geſchlagen! —
Steil iſt die Bergesbahn;
Doch ſiegen und nicht wagen,
Das heißt nur halb gethan:
Die Grenadiere ſtürmen,
Kartätſchen praſſeln drauf,
Und vor den Hügeln thürmen
Sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt, vernichtet,
Schwerins Leib-Bataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So ſteht ein zweites ſchon;
Getroffen ſinkt danieder
Gen'ral von Winterfeld,
Und die zerſchoſſ'nen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält.

Sie fliehn. Die alte Erde
Bebt ſelbſt, als ob ihr's graut,
Da ſteigt Schwerin vom Pferde:
„Mir nach!“ ſo ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne,
Mit ſeiner Greiſenhand. —

Die Hügel ſind erſtiegen,
Die Kaiſerlichen fliehn,
Doch trauervolles Siegen,
Im Sterben liegt — Schwerin;
Vier Kugeln, erzgegoſſne,
Sie haben ihn zerſetzt,
Die Fahne, die zerſchoſſne,
Sein Bahrtuch iſt ſie jetzt.

Die Truppen ziehn vorüber,
Mit dumpfem Trommelſchlag:
Solch Tag des Glücks iſt trüber,
Als je ein Unglückstag;
Und als des Krieges Weiſe
Zu feuern nun befiehlt,
Von jeder Wange leiſe
Sich eine Thräne ſtiehlt.

Schill.

Schill.

Das war ein Mann, trotz Einem, der Ferdinand von Schill,
Der lieber ehrlich ſterben, als feig verderben will;
Ihn wurmt's, daß der Franzoſe in deutſchen Landen hauſt,
Und will kein Andrer fechten, ficht er auf eigne Fauſt.

Feſt ſitzt er ſchon im Sattel, der bärtige Huſar,
Es folgt dem kühnen Führer die treu ergebne Schaar;
Sein Feuer ſprühte Funken auch in die mattſte Bruſt,
Gefahr iſt ihre Freude und Kampf iſt ihre Luſt.

Sie haben raſche Pferde, ſie haben ſtarken Arm,
Von Ort zu Orte ſchwärmen ſie wie ein Bienenſchwarm,
Und wo ſie Feinde treffen, da bringen Honigſeim, —
Viel Ehre ſie und Beute — von ihren Zügen heim.

Sie ſind an hundert Orten, ſie führen Schlag auf Schlag,
Und doch, die Macht des Feindes, ſie wächſt von Tag zu Tag,
Es iſt, wie wenn die Schnitter das Gras des Feldes mähn,
Nur raſcher ſieht man's wachſen, nur dichter ſieht man's ſtehn.

Gepanzert und geſchloſſen, ſo rückt der Feind heran,
Fußvolk und Küraſſiere, an die zehntauſend Mann;
Das Feld iſt nicht zu halten und nirgends ſichre Wehr,
Schill ſpricht: „Wer Luſt am Leben, der rette ſich aufs Meer.“

Da hängen ſie die Köpfe, und Rott' um Rotte grollt;
Schill aber ruft aufjauchzend: „Das iſt's, was ich gewollt!
Deutſchland hat uns verlaſſen, wir aber laſſen's nicht,
Und ſchaun auf deutſchem Boden dem Tod ins Angeſicht."

Er ſpricht's, und wirft die Seinen nach Stralſund in die Stadt;
Wie's drin auf Markt und Gaſſen ſich flugs verändert hat!
Sonſt lagert da, in Fäſſern, des Weines feurig Naß,
Heut aber ſteht im Preiſe nichts als das Pulverfaß.

Wohl wird, wie Wein, auch Pulver auf Flaſchen da gebracht,
Die Flaſchen ſind auf Dauer, und all aus Erz gemacht,
Von Schiffswerg ſind die Pfropfen, man nimmt es nicht genau
Korkzieher iſt der Lunte dreifach gewundnes Tau.

Wer jemals trinken mußte aus ſolchem Flaſchenlauf,
Der hat genug für immer und ſteht nicht wieder auf;
Schill iſt heut Schenk geworden und ſchärft's den Seinen ein:
„Bedient mir prompt die Gäſte, und wollt nicht ſparſam ſein!"

Hurrah, die Feinde ſtürmen dem Schenken jetzt das Haus,
Sie ſind ſchon weit geritten und ſehn verdurſtet aus,
Schill heißt ſie laut willkommen; ſo herzlich war der Gruß,
Daß Mancher, wider Willen, ſich tief verbeugen muß.

Die Kellner bei den Flaſchen, ſie ſchenken aus und ein,
Bald werden Sieg und Ehre die Zeche dafür ſein; —
Da plötzlich, däniſch Fußvolk naht als ein neuer Gaſt,
Dem alles Zechezahlen nicht in die Rechnung paßt.

Schill wirft ſich ihm entgegen, Mann gegen Mann beginnt's;
Mann gegen Mann? mit nichten! Zehn gegen Einen ſind's;
Verzweiflung mag nicht ſiegen, ſo wird denn nur gerauft,
Daß man ſein Biſchen Leben nicht unterm Preis verkauft.

Verſprengt, in Feindes Mitten, hält Ferdinand von Schill,
Sein Auge ſucht den Führer, dem er's nicht ſchenken will,
Er ſpaltet ihm den Schädel: „Hundsfott beſtell Quartier!“
Dann ſinkt er ſelbſt vom Pferde, todt und zerſäbelt ſchier.

Sein Haupt ward abgeſchlagen, in Weingeiſt drauf geſetzt,
Wie das, bei Frühgeburten, die Sitte noch anjetzt: —
Auch ihn, an's Licht der Freiheit, trieb's vor der Zeit heran;
Doch — ob zu früh gekommen, 's war doch ein ganzer Mann.

An den

Grafen Schwerin.

(Zur Zeit Präſident der zweiten Kammer.)

An den

Grafen Schwerin.

(Zur Zeit Präſident der zweiten Kammer.)

Dein Ahnherr — mit dem Schwerte,
Du ſelber — mit dem Wort!
Es erbt das Ehrenwerthe
Auf Sohn und Enkel fort.
Was einſt in letzter Stunde
Der greiſe Marſchall ſprach,
Auf's Neu aus Deinem Munde
Erklang es uns: „mir nach!“

Du ſtehſt, in Lieb' und Treue,
Zu Thron und Herrſcherhaus,
Und bauſt doch, für das Neue,
Die alten Pfeiler aus.
Nicht trägſt Du der Verneinung
Im Kampf die Fahne vor,
Doch für die freie Meinung
Schwingſt Du ſie hoch empor.

Du biſt von jenen Alten
Im Geiſte noch gezeugt,
Die keinem Stirnefalten
Jemalen ſich gebeugt.
Du ſprichſt noch wie der Ziethen
Sonſt wohl, bei Hofe ſprach; —
Was denn die Schranzen riethen,
Er fragte nichts danach.

Der Ziethen ja, beim Fürſten
Zu Tafel, ſaß der gern;
Einſt aber andres Dürſten
Trieb ihn zum Tiſch des Herrn;
Erſt, als er da genoſſen
Von Chriſti heil'gem Mahl,
Ernſt noch und abgeſchloſſen,
Trat er in Schloß und Saal.

Der König ſieht den Degen
Und wie ſo fromm er ſchaut;
Da ruft er ihm entgegen:
„He, Ziethen, ſchon verdaut?!“
Der hört es; unter Blitzen,
Starrt er den König an,
Daß ſelbſt das Aug' des Fritzen
Nicht Stich ihm halten kann.

Dann laut: „Für Euch, in Nächten,
Geblutet hab' ich gern,
Nun will ich auch 'mal fechten
Für Chriſtum, meinen Herrn!“
Wohl ſtutzet da und ſtaunet
Das höfiſche Geſchlecht,
Der König aber raunet:
„Still Ziethen, Er hat Recht!“

So war's, und — iſt's geblieben
Durch ein Jahrhundert fort:
Die Hohenzollern lieben
Ein freies Manneswort.
Auch Du, für heil'ge Rechte
Drum weiter, ſonder Scheu:
Treulos ſind alle Knechte,
Der Freie nur iſt treu.

* * *

Ein

Sommer in London.

102.

Von

Theodor Fontane.

102.

Deſſau.
Druck und Verlag von Gebrüder Katz.
1854.

Ein Sommer in London.

Kgl Univ Bibl.
Berlin

Inhalt.

Seite

Von Gravesend bis London 1
Ein Gang durch den leeren Glaspalaſt 6
Long Acre 27 9
Die öffentlichen Denkmäler 18
Die Muſikmacher 27
Straßen, Häuſer, Brücken und Paläſte 31
Zu Haus 43
Die Dockkeller 51
Taviſtock-Square und der Straßen-Gudin 56
Der engliſche Zopf 61
Die Manufactur in der Kunſt 70
Richmond 75
Zahlen beweiſen! 81
The Poets Corner 88
Die Kunſtausſtellung 93
Die Middleſex-Wahl 103
Das goldene Kalb 114
Das deutſche Theater in England 121

Seite
Der Tower 132
Not a drum was heard 143
Ruderer und Steuermann 148
Smithfield 152
Lady Hamilton 154
Das Leben ein Sturm 174
Blackwall 178
Ein Picknick in Hampton-Court 183
Der verengländerte Deutſche 200
Von Hydepark-Corner bis Londonbridge 208
Miß Jane 214
Alte Helden, neue Siege 221
Der Fremde in London 229
The hospitable english house 236
Very. Le Pays und „die thönernen Füße Englands“ . . 246
Out of town 254
Parallelen 263
Haſtingsfeld 272

Von Gravesend bis London.

Das iſt die engliſche Küſte! Durch den Morgennebel ſchimmern die Thürme von Yarmouth. Ein gut Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themſemündung liegt vor uns. Da iſt ſie: Sheerneß mit ſeinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber iſt es, als wüchſen dem Dämpfer die Flügel, immer raſcher ſchlägt er mit ſeinen Schaufeln die hochaufſpritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob ſie ein breiter Strom oder ein ſchmales Meer iſt, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themſeſtrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter lange bevor es über uns iſt; große Männer haben ihre Vorläufer, ſo auch große Städte. Gravesend iſt ein ſolcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!“ und unruhig, erwartungsvoll ſchweifen unſere Blicke die Themſe hinauf. Des Dämpfers Kiel durchſchneidet pfeilſchnell die Flut, aber wir verwünſchen den ſaumſeligen Kapitain: unſere Sehnſucht fliegt ſchneller, als ſein Schiff, — das iſt ſein Verbrechen. Und doch lebt London ſchon rings um uns her. Gravesend liegt nicht im Bann von London, aber doch in ſeinem Zauberbann. Noch fünf Meilen haben wir bis zur alten City, noch an großen volkreichen Städten müſſen wir vorbei, und doch ſind wir bereits mitten im Getriebe der Rieſenſtadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als beſondere Städte und doch ſind ſie's nicht mehr; die Aecker und Wieſen, die zwiſchen ihnen und London liegen, ſind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, iſt eine ſchlimmere Reiſe wie von London-Bridge bis Gravesend; nicht mehr Miles-end iſt die längſte Straße Londons, ſondern der prächtige Themſeſtrom ſelbſt: ſtatt der Cabs und Omnibuſſe befahren ihn hunderte von Böten und Dämpfern, Greenwich und Woolwich ſind Anhaltepunkte, und Gravesend iſt letzte Station.

Der Zauber Londons iſt — ſeine Maſſenhaftigkeit. Wenn Neapel durch ſeinen Golf und Himmel, Moskau durch ſeine funkelnden Kuppeln, Rom durch ſeine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber ſeiner meerentſtiegenen Schönheit wirkt, ſo iſt es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt — daſſelbe Gefühl, was uns beim erſten Anſchauen des Meeres durchſchauert. Die überſchwängliche Fülle, die unerſchöpfliche Maſſe — das iſt die eigentliche Weſenheit, der Charakter Londons. Dieſer tritt Einem überall entgegen. Ob man von der Paulskirche, oder

der Greenwicher Sternwarte herab ſeinen Blick auf dies Häuſermeer richtet, — ob man die Cityſtraßen durchwandert und von der Menſchenwoge halb mit fortgeriſſen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus ſei wohl ein Theater, das eben jetzt ſeine Zuhörerſchwärme wieder in's Freie ſtrömt, — überall iſt es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt.

Ueberall! aber nirgends ſo wie auf der großen Fahrſtraße Londons — der Themſe. Verſuche ich ein Bild dieſes Treibens zu geben. Gravesend liegt hinter uns, noch ſehen wir das Schimmern ſeiner hellen Häuſer und ſchon taucht Woolwich, die Arſenalſtadt, vor unſern Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtſchiffe; drohend weiſen ſie die Zähne, hell im Sonnenſchimmer blitzen die Geſchütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Alt-Englands Flagge weht von unſerm Maſt; friedlich nur dröhnt ein Kanonenſchuß über die Themſe hin und verhallt jetzt in den ſtillen Lüften der Grafſchaft Kent. — Weiter ſchaufelt ſich der Dämpfer, an Oſtindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; ſeht, die Matroſen grüßen und ſchwenken ihre Hüte! wenn wieder Land unter ihren Füßen iſt, ſo iſt es des Indus oder des Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und jetzt, ein Invalidenſchiff ſperrt uns faſt den Weg. Alles daran iſt zerſchoſſen, — es ſelbſt und ſeine Bewohner. Ein Dreidecker iſt's; ſeine Kanonenluken ſind friedliche Fenſter geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelſon's, ihre traulichen Kojen haben. —

Aber laſſen wir die Alten! das junge, friſche Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flottille von Dampfböten, eine friedliche Scheerenflotte, nur heimiſch im Themſefahrwaſſer, kommt unter Sang und Klang den Fluß herunter. In Gravesend iſt Jahrmarkt oder ein Schifferfeſt, da darf der londoner Junggeſell, der Commis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, ſcheint es, iſt flügge geworden und will in Gravesend tanzen und ſpringen und ſich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelſacks. Kein Ende nimmt der Feſtzug: bis hundert hab' ich die vorbeifliegenden Dämpfer (die keine Maſten und nur einen hohen eiſernen Schornſtein in der Mitte tragen) gezählt, aber ich geb' es auf: ſie ſind eben zahllos. Und welche Jagd! wie beim Wettrennen ſuchen ſich die Einzelnen zu überholen; eine nordiſche Regatta iſt es; welch' prächtige Lagune, dieſe Themſe, — welch' flüchtige Gondel jedes keuchende Boot! Greenwich taucht auf vor uns, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom; — wie wenn Ameiſen arbeiten, hier hin — dort hin, rechts und links, vor und zurück, aber immer raſtlos, ſo lebt und webt es zwiſchen den Ufern. Noch haben wir kein Wort Engliſch gehört und ſchon haben die Spiegel und Flaggen der vorbeiſauſenden Schiffe einen ganzen Sprachſchatz vor uns aufgeſchlagen; wie in Blättern eines Rieſenlexikons hätten wir darin leſen können. Noch hat unſer Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und ſchon haben wir ein Stück von ihm im Rücken, — auf hundert Dampfböten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte iſt ausgeflogen aus der einen Stadt, und doch die Tauſende, die ihr fehlen, — ſie fehlen ihr nicht. — Was ein Stück Infuſorienerde unter dem Ehrenberg'ſchen Mikroskop, das iſt London vor dem menſchlichen Auge. Zahllos wimmelt es; man giebt uns Zahlen, aber die Ziffern überſteigen unſere Vorſtellungskraft. Der Reſt iſt — Staunen.

Ein Gang durch den leeren Glaspalaſt.

Es iſt ein Etwas im Menſchen, was ihn den Herbſt und das fallende Laub mehr lieben läßt als den Frühling und ſeine Blüthenpracht, was ihn hinauszwingt aus dem Geräuſch der Städte in die Stille der Friedhöfe und unter Epheu und Trümmerwerk ihn wonniger durchſchauert als angeſichts aller Herrlichkeit der Welt. Ein ähnliches Gefühl mocht' es ſein, was mich zum Glaspalaſt zog. Kaum zwei Stunden in London — und ſchon ſaß ich wieder auf meinem alten Lieblingsplatz, hochoben neben dem Omnibuskutſcher und das vor mir ausgeſchüttete Füllhorn engliſchen Lebens wie einen langentbehrten Freund nach rechts und links hin grüßend, rollt' ich Regent-Street und Piccadilly hinab bis zu ſeinem Schlußſtein, Apsley-Houſe.

Ich trat in den Hyde-Park; die Sonne ſtand in Mittag und unter ihrem Strahlenſtrom glühte die noch ferne Kuppel des Kryſtallhauſes auf wie ein „Berg des Lichts“, wie der echte und einzige Kohinur. Es brauchte kein Fragen und Suchen nach ihm: er war ſein eigener Stern. Aber welche Stille um ihn her! verlaufen der bunte Strom der Gäſte, kein Fahren und Rennen, kein Drängen am Eingang; gähnend vor Langerweile hält ein einziger Konſtabel die nutzloſe Wache und zerlumpte Kinder lagern am Gitter und bieten Medaillen feil oder betteln. Keiner künſtlichen Vorrichtung bedarf es mehr, um die Eintretenden zu zählen; die Augen und das Gedächtniß einer alten Frau würden ausreichen, die Kontrole zu führen, aber Niemand kümmert ſich um die Handvoll Nachzügler, die wie letzte Funken eines niedergebrannten Feuers, hier und dorthin den weiten Raum durchhuſchen.

Wir treten ein. Wie eine Rieſenleiche ſtreckt ſich dieſer Glasleib aus, deſſen Seele mit jenen farbenreichen Shawls und Teppichen entflohn, die einſt wie Phantaſien ihn durchglühten und deſſen geiſtiges Leben mit jenen tauſend Meß- und Rechenkräften dahin iſt, die eiſern und unbeirrt ihr Urtheil fällten.

Es iſt etwas Eigenthümliches um die bloße Macht des Raums! das Meer und die Wüſte — ſie haben dieſen Zauber, und leiſe fühlt' ich mich von ihm berührt, als mein Auge die ungeheueren Dimenſionen dieſes Palaſtes durchmaß. Der Eindruck mag ſchöner, erquicklicher geweſen ſein, als eine ganze Welt ihr Beſtes hier ausgebreitet hatte, — impoſanter war er nicht. Und als ich nun von Säule zu Säule dieſen Raum durchſchritt, und faſt ermüdet durch die völlige Gleichheit und ſtete Wiederkehr aller einzelnen Theile, doch nicht aufhören konnte, das rieſenhafte Ganze zu bewundern, da erſchien mir dies Glashaus wie das Abbild Londons ſelbſt: abſchreckende Monotonie im Einzelnen, aber vollſte Harmonie des Ganzen.

Nur Weniges erinnert noch an die Beſtimmung des Gebäudes; die Tafeln und Inſchriften ſind abgebrochen, und nur in der Nähe der Kuppel — wie um dem ſpäteren Beſchauer als Fingerzeig zu dienen — leſen wir in großen Lettern „Van Diemensland.“ Aber, daß dem Ernſten der Humor nicht fehle: eben hier wo der rothe Federmantel eines neuſeeländiſchen Häuptlings, oder wohl gar ein ausgeſtopfter Kaſuar die Blicke Neugieriger auf ſich gezogen haben mochte, hier ſaß im Schmucke lang herabhängender Locken, den unvermeidlichen meergrünen Schleier halb zur Seite geſchlagen, eine blaſſe Tochter Albions und war eifrig bemüht, die Welt mit der tauſendundein'ten Abbildung des „Exhibition-Houſes“ zu beglücken, noch dazu in Oel.

Ich nannte das Glashaus einen Leib, deſſen Seele entflohn. Aber es iſt nicht der Leib der ſchönen Faſterade, der Geliebten Kaiſer Karl's, die einen Zauberring trug und im Tode blühte wie im Leben. Unſere Zeit eilt ſchnell: ſie iſt raſch im Schaffen wie im Zerſtören; noch ein Winter und — das Glashaus iſt eine Ruine. Schon dringen Wind und Staub durch hundert zerbrochene Scheiben, ſchon iſt das rothe Tuch der Bänke verblaßt und zerriſſen, und ſchon findet die Spinne ſich ein und webt ihre grauen Schleier, die alten Fahnen der Zerſtörung. Sei's! auch die Bäume grünen ſchon wieder, die Paxtons kühne Hand mit in ſeinen Glasbau hineinzog und ſprechen von Verjüngung; und möge Wind und Sand durch die Fenſterlücken wehn, auch die Schwalben flattern mit herein und erzählen ſich unter Trümmern von dem Leben und der Liebe, die nicht ſtirbt.

Long Acre 27.

Von welcher Stelle Londons aus glaubſt Du dieſe Zeilen zu erhalten? Gieb es auf, die Antwort darauf zu finden. Und rietheſt Du von der Kuppel St. Paul's an bis in den letzten Winkel des Themſetunnels hinein, juſt an der Stelle würdeſt Du vorüber gehn, von der aus ich mich anſchicke, Dir dieſe Zeilen zu ſchreiben. Vernimm denn, ein Zufall hat ſich meiner Neugier erbarmt und mich ohne Wiſſen und Wollen zu einem Mitbewohner der Flüchtlings-Herberge gemacht. Geſtern z. B. bin ich ein Tiſchgenoſſe Willichs geweſen und ſchon mehrfach hatt' ich die Ehre mit dem Grenadier Zinn eine längere Unterredung zu führen. Laß' Dir erzählen, wie ich in die Höhle des Löwen gekommen bin.

Auf dem Steamer, kurze Zeit nachdem wir in die Themſe eingefahren waren, trat ein blonder und rothbäckiger junger Mann mit entſchieden gutmüthigem Geſicht an mich heran und äußerte den Wunſch, da ich des Engliſchen mächtiger zu ſein ſchiene als er, mich ſeiner anzunehmen. Ich verbeugte mich und verſprach zu thun, was in meinen Kräften ſtehe.

So kamen wir einander näher, und noch eh' der Steamer Londonbridge erreicht hatte, wußt' ich aus dem überreichen Fluß ſeiner Rede, daß er ein Landwirth aus Heſſen-Kaſſel ſei und vor Uebernahme eines väterlichen Gutes ſich entſchloſſen habe, noch einen Ausflug nach London und Paris zu machen. Auf dem Zollamt (custom house), während unſere Koffer durchſucht wurden, richtete er die Frage an mich, ob ich bereits ein beſtimmtes Unterkommen in der Stadt habe, und als ich wahrheitsgemäß dieſe Frage verneinte, empfahl er mir das german coffee house Long Acre 27, an das er brieflich empfohlen ſei und das ſich, wie er ſchon in Kaſſel gehört habe, durch Billigkeit und freundliches Entgegenkommen auszeichnen ſolle. Ich hatte keinen Grund, in die Stichhaltigkeit ſeiner Empfehlung den geringſten Zweifel zu ſetzen und da es begreiflicherweiſe was Verlockendes hat, ſeinen Einzug in das London-Labyrinth an der Seite eines Landsmanns zu halten, ſo ſchlug ich mit tauſend Freuden ein, und vor Ablauf einer Viertelſtunde rollte bereits unſer gemeinſchaftlicher Cab, an St. Paul vorbei, Ludgate-Hill und Fleet-Street hinunter.

Du magſt Dir meinen Schreck denken, als endlich der Wagen hielt und gleich der erſte Blick auf das german coffee house mich leiſe ahnen ließ, wohin das Schickſal in Geſtalt meines heſſenkaſſelſchen Landwirths mich geführt hatte. Unſre Koffer wurden abgeladen und zwei Treppen hoch in das Fremdenzimmer gebracht. Zögernd folgt' ich. Mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld durchſchritt ich das Zimmer und endlich vor meinem Reiſegefährten ſtehen bleibend, fragte ich mit einem Tone, der wenig Zweifel über meine äußerſte Enttäuſchung ließ: Sagen Sie, Beſter, wo ſind wir eigentlich? Der Angeredete gerieth in ſichtliche Verlegenheit und antwortete beinah ſtotternd: „Sie befinden ſich im Flüchtlings-Hôtel; wenn Ihnen der Aufenthalt darin, wie ich faſt glauben muß, mißhagt, ſo bitt' ich um Entſchuldigung Sie hierher geführt zu haben.“ Dieſe Worte entwaffneten mich; als er aber ſchließlich gar verſicherte, daß er ſelber ein andres Unterkommen gewählt haben würde, wenn ihm die leiſeſte Ahnung davon gekommen wäre, daß die Gaſtzimmer ſeines Freundes Schärtner im Styl einer pennſylvaniſchen Zelle hergerichtet ſeien, ſchwand auch die letzte Falte des Unmuths von meiner Stirn und ich beſchloß ſo lange zu bleiben, bis es mir geglückt ſein würde, in einem elegantern Stadttheil eine paßliche Wohnung ausfindig zu machen. Das iſt nun geſchehn. Morgen zieh' ich nach Burton-Street, in die unmittelbare Nähe von Eaton-Square; bevor ich aber dahin abgehe und dem deutſchen Flüchtlings-Hôtel ein für allemal den Rücken kehre, kann ich nicht umhin, Dich mit der Feſtung und ihrer üblichen Beſatzung bekannt zu machen.

Long Acre an und für ſich iſt eine der rußigſten Straßen in London, und Long Acre Nummero ſiebenundzwanzig vermeldet es durch unzeitige Schönheit und Sauberkeit die Schornſteinfegerphyſiognomie der ganzen Straße zu unterbrechen. Das Haus hat zwei Fenſter Front und drei Stockwerke. Parterre befindet ſich ein Ale- und Porter-Laden, wo eine Art Eckenſteher-Publikum ſeine Pinte Bier trinkt, auch gelegentlich wohl ſich bis zu Gin und Whiskey verſteigt. Die ganze erſte Etage beſteht aus einem einzigen, ſaalartigen, aber finſtren Zimmer. Dem Fenſter zunächſt ſteht ein ſchwerer runder Tiſch, darauf demokratiſche Zeitungen aus allen Weltgegenden — meiſt alte Exemplare — aufgeſpeichert liegen. An den Wänden entlang, in Form eines rechten Winkels, laufen zuſammengerückte Tiſche, darauf in den Vormittagsſtunden einige ſtehen gebliebene Bierkrüge ſich langweilig angucken, während hier am Abend die künftigen Präſidenten der einigen und untheilbaren deutſchen Republik ſich lagern und ihre Regierungsanſichten zum Beſten geben. Ich führe Dich ſpäter in ihre Geſellſchaft.

Zwei Treppen hoch theilen ſich die Schlafgemächer des Hôtelwirths und das mehrerwähnte Fremdenzimmer in den vorhandenen Raum und von hier aus iſt es, daß ich die Freude habe, Dir ein Bild der vielgefürchteten Flüchtlingswirthſchaft zu entwerfen. Es gewährt mir eine gewiſſe Befriedigung, daß dieſelbe Tiſchplatte, von der aus ſo manche Verwünſchung deſſen, was uns heilig gilt, in die Welt gegangen iſt, nun meiner altpreußiſchen Loyalität als Unterlage dienen muß und es macht mich wenig irre, daß der Wind beſtändig an den alten klapprigen Fenſtern rüttelt, als woll' er mir drohen oder mich mahnen: laß ab!

Ich habe nie ein ungemüthlicheres Zimmer bewohnt; nur wer eben die Kaſematten Magdeburgs hinter ſich hat, mag ſich hier verhältnißmäßig wohl und heimiſch fühlen. Der vielgerühmte engliſche Comfort iſt durch einen Fetzen Teppich vertreten, der den Boden nothdürftig bedeckt; kein Kamin, kein Fenſtervorhang, kein Bild an den Wänden, mit Ausnahme einer grasgrünen, hier und da gelbdurchkreuzten Pinſelei, dran die Inſchrift prangt: „Plan des neuen Victoria-Parks." Von Möbeln nur das nothdürftigſte: ein Paar Wandſchränke rechts und links, ein Klapptiſch, drei Binſenſtühle, und zwiſchen den Fenſtern ein bleifarbner Spiegel, drin man noch trauriger ausſieht, als dieſe Umgebung Einen ohnehin ſchon macht. Vielleicht thu' ich Unrecht, meinen Groll in dieſer Weiſe auszulaſſen, da das german coffee house ſchwerlich beabſichtigt, unter den Hôtels der Stadt genannt zu werden, aber das Unbehagen wägt nun mal die Worte nicht ab und ich friere ſo jämmerlich, wie man ſelbſt in einer Ausſpannung, und daß ich's rund heraus ſage, ſelbſt in Long Acre 27 nicht frieren ſollte.

Die Bewirthung iſt erträglich genug: nur der Kellner, ein deſertirter Soldat, der bei Iſerlohn zu den Aufſtändiſchen überging, verdirbt Einem durch ſeine Süffiſance den Appetit. Sein Benehmen gegen die renommirteſten Gäſte dieſes Zirkels iſt das eines Spital-Beamten, der armen Leuten einen Teller Suppe reicht. Nur Wenige verſtehn es, ſich in Reſpekt zu ſetzen; der Reſt wird tyranniſirt, im günſtigſten Falle protegirt.

Geſtern Mittag aß ich in Geſellſchaft von Schärtner, Heiſe, Willich, Zinn und einigen Diis minorum gentium. Ich hielt es für überflüſſig oder gar unwürdig, aus dem bloßen Zufall, der mich in ihre Mitte geführt hatte, irgend ein Hehl zu machen und bekannte mich freimüthig zu Anſichten, die den ihrigen ſchnurſtracks entgegen ſeien. Man reſpektirte dieſe Erklärung nicht nur, ſondern zeigte auch, im Geſpräch mit mir, eine Ruhe und Gemeſſenheit, die mich um ſo mehr frappirte, als ſie den Streitenden, bei ihren Streitigkeiten unter einander, durchaus nicht eigen war. „Komm ich heran, der Erſte, den ich erſchießen laſſe biſt Du!“ zählte zu den oft und gern ausgeſpielten Bekräftigungs-Trümpfen.

Der gemüthlichſte Paladin der ganzen Tafelrunde iſt unbedingt der Wirth ſelbſt. Schärtner, dieſer vor Zeiten vielbeſprochne Führer des Hanauer Turner-Corps, hat längſt den klugen Einfall gehabt, ſeinen unbrauchbar im Stall ſtehenden Republikanismus zur milchenden Kuh zu machen und lebt jetzt in vollſter Behaglichkeit von dem unverwüſtlichen Renommée eines längſt aufgegebenen Prinzips. Er hat ſich zum Eheherrn einer blaſſen Engländerin gemacht und unter reichlichem Verbrauch ſeines eignen Ale's und Porters arrondirt er ſich immer mehr und mehr zum vollen Gegenſatz jener Caſſius-Naturen, deren Magerkeit dem Caeſar ſo bedenklich war.

Schärtners ganzer Radikalismus iſt ein bloßer Zufall; in Stettin oder Danzig ſtatt in Hanau geboren, wäre er der loyalſte Weinhändler von der Welt geworden, und hätte am 15. Oktober die Toaſte auf den König ausgebracht.

Anders verhält es ſich mit Dr. Heiſe, einem ehemaligen Mitredakteur der „Horniſſe“, der mein Tiſchnachbar war. Das ſtechende Auge, die etwas ſpitze Naſe, dazu ſeine Redeweiſe, gleich ſcharf an Inhalt wie Ton der Stimme, ſagen

Einem auf der Stelle, daß man es hier mit keinem Revolutionär aus Zufall, ſondern mit einer jener negativen Naturen zu thun hat, deren Luſt, wenn nicht gar deren Beſtimmung das Zerſtören iſt. Ohne beſonders viel zu ſprechen, war er doch die Seele der Unterhaltung und gab das entſcheidende Wort. — Neben ihm ſaß Willich, beredt ſonſt wie ich vernehme, aber ſchweigſam an dieſem Abend. Man ſchätzt ihn allgemein, und doch zählt Achtung nicht eben zu den Dingen, mit denen die Bewohner von Long Acre 27 beſonders verſchwenderiſch umgehn. Das Urtheil über ihn lautet: verrannt, aber ehrlich.

War Willich ſchweigſam, ſo war Grenadier Zinn (jetzt Setzer in einer Buchdruckerei) deſto muntrer. Als ich vor kaum einem halben Jahre von ihm las, hatt' ich mir ſtets einen alten zopfigen Gefreiten, ich weiß nicht aus welchem Grunde vorgeſtellt. Wie war ich erſtaunt, jetzt einen rothbäckigen, kaum 24 jährigen Springinsfeld vor mir zu ſehn, der lachend von einem zum andern ging und das verzogne Kind der ganzen Verſammlung zu ſein ſchien. Keine Spur von Ernſt in ſeinem ganzen Weſen, und wie ſein Auftreten, ſo auch ſeine politiſche That. Sie beſticht durch ihre Kühnheit, und bei dem Haß, den alle Welt gegen die kaſſel'ſche Wirthſchaft hegt, auch durch ihren Erfolg; in ihren Motiven aber iſt ſie klein. Mein Reiſegefährte erzählte mir beim zu Bett gehn, wie das blonde Grenadierchen es ſelber kaum leugne, daß die Lorbeeren des Anton Schurz ihn nicht hätten ſchlafen laſſen und daß er den Dr. Kellner überwiegend nur deshalb befreit habe, um ein Seitenſtück zu der Befreiung Kinkels zu liefern. Das iſt ihm gelungen. Man darf Heldenthaten nicht in der Nähe betrachten.

Das wäre das Offizier-Corps der Beſatzung von Long Acre 27; von den Gemeinen laß mich ſchweigen. In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag iſt hier allwöchentlich ein großes Meeting. Dann geſellen ſich die franzöſiſchen Flüchtlinge zu den unſren, und bei Bier und Brandy wird die Brüderlichkeit beider Völker proklamirt und beſchworen. Vorgeſtern Nacht hörte ich den Jubel bis zum Morgen hin. „Es war ein Lärmen ohne Gleichen: deutſche und franzöſiſche Lieder bunt durcheinander, dazwiſchen Gekreiſch und Gefluch; mitunter flog eine Thür und man hörte Gepolter treppab; — ein wahres Höllentreiben!

Fragſt Du mich noch, was ich von dieſer Wirthſchaft halte? Meine Darſtellung des Erlebten iſt zugleich eine Kritik. Das Ganze (eine einzelne Tüchtigkeit gern zugegeben) iſt widerlich und lächerlich zugleich; bliebe noch Raum für ein drittes Gefühl, ſo wär' es das des Mitleids. Da ſitzen alltäglich dieſe blaſſen verkommenen Geſtalten, abhängig von der Laune eines groben Kellners und der Stimmung ihrer engliſchen Wirthsleute daheim, da ſitzen ſie, ſag' ich, mit von Unglück und Leidenſchaft gezeichneten Geſichtern und träumen von ihrer Zeit und haben für jeden Neueintretenden nur die eine Frage: regt ſich's? geht es los? Dabei leuchtet ihr Auge momentan auf, und erliſcht dann wieder wie ein Licht ohne Nahrung. — Ihr Regierungen aber, zum mindeſten ihr deutſchen Regierungen, thut ab die kindiſche Furcht vor einem hohlen Geſpenſt und beſoldet nicht eine Armee von Augen, die dies Jammertreiben verfolgen und von jedem hingeſprochnen Wort Bericht erſtatten ſoll. Ihr verdientet zu fallen, wenn dieſer Abhub Euch je gefährlich werden könnte.

Die öffentlichen Denkmäler.

Es iſt mit der engliſchen Kunſt wie mit dem engliſchen Leben überhaupt: die Straße, die Oeffentlichkeit bietet wenig von beiden. Man könnte ſagen, das ſei das Weſen des Nordens; indeß man braucht nicht nach dem Süden zu gehen, um es anders zu finden. In München, Berlin und Brüſſel trifft das Auge angenehm überraſcht, an Giebeln hier und unter Arkaden dort, auf die Vorläufer des Freskobildes, das Miene macht, über die Alpen bei uns einzuwandern, und beſchränken wir uns gar auf das Monumentale und eine Vergleichung deſſen, was die Straße hier dem Beſchauer bietet und was bei uns, wie reich ſind wir Armen da. Jeder Fremde, der Berlin beſucht und überhaupt ein Auge mitbringt für die Werke der Skulptur, wird auf einem einzigen raſchen Gange durch die Stadt, vom „Kurfürſten“ ab bis zur Quadriga des Brandenburger Thores hin, mehr Anregungen und Eindrücke mit nach Hauſe nehmen, als nach der Seite hin ganz London ihm zu bieten vermag. Wer die engliſche Bildhauerkunſt bewundern, oder wenn ihm Zweifel an ihrer Exiſtenz gekommen ſein ſollten, ſich wenigſtens von ihrem Daſein überzeugen will, der ſuche Zutritt zu den Gallerien der Großen und Reichen zu erlangen, oder gehe, wenn er das Bequemere vorzieht, nach St. Paul und Weſtminſter: der erſte Schritt in die Kirche, der flüchtigſte Umblick darin, wird ihm Gewißheit geben, daß es eine engliſche Meißelkunſt giebt.

Richten wir für heute unſer Augenmerk lediglich auf die öffentlichen Denkmäler und beginnen wir mit der City. Wir kommen von der Londonbrücke und haben zur Rechten das „Monument“, die berühmte Denkſäule, die im Jahre 1677 zur Erinnerung an das große City-Feuer (dem Londonbrücke und Paulskirche zum Opfer fielen) errichtet wurde. Ich habe nichts gegen dieſe Säule — wiewohl ich nicht recht faſſe, was man mit ihrer Aufſtellung und der ſteten Vergegenwärtigung eines großen Unglücks bezweckte — muß aber feierlichſt proteſtiren gegen die 42 Fuß hohe Flammenurne, womit eine konfuſe Pietät und der barſte Ungeſchmack den Knauf jener Säule geſchmückt haben. Die vorgeblichen Flammenbüſchel dieſer Urne ſind alles Mögliche, nur eben keine Flammen, und da es dieſer goldenen Kurioſität gegenüber, ähnlich wie beim Bleigießen in der Neujahrsnacht, der Phantaſie jedes Einzelnen überlaſſen bleiben muß, was ſie aus dieſen Ecken und Spitzen herauszuleſen für gut befindet, ſo mach' ich kein Hehl daraus, daß ich die Flammenurne für ein rieſiges Kiſſen mit hundert goldnen Nadeln und in Folge davon die berühmte Säule ſelbſt für ein Wahrzeichen der ehrſamen Schneiderzunft gehalten habe, deſſen hiſtoriſche Begründung mir leider nicht gegenwärtig ſei. Das Piedeſtal trägt neben Basreliefs, die ſich's angelegen ſein laſſen den komiſchen Eindruck des Ganzen nicht zu ſtören, die Anzeige: daß es erlaubt ſei, gegen Zahlung eines Sixpence, die Säule zu beſteigen. Hat dieſe Erlaubniß den Zweck, die wunderliche Flammenurne auch in der Nähe bewundern zu können, ſo wird man durch ſolch humane Fürſorge in ſeiner guten Laune nicht wenig beſtärkt; indeß es handelt ſich wohl um die Ausſicht, um das London-Panorama, deſſen man von oben genießen ſoll, und hier wolle mir der Leſer erlauben abzuſchweifen und ihn vor dem Erklettern von Thürmen und Säulen ein für allemal zu warnen. Während meines Aufenthalts in Belgien hab' ich mir dieſe Erfahrung mit manchem Frankenſtück, mit Beulen an Kopf und Hut und ſchließlich mit dem jedesmaligen äußerſten Getäuſchtſein erkaufen müſſen. Woran liegt das? Der Thurm führt uns nur dem Himmel näher, und dieſem denn doch nicht nah genug, um eine Reiſeausbeute davon zu haben; von allem Andern entfernt er uns, die Ferne bleibt Ferne, und die Nähe wird zur Ferne. In Brüſſel beſtieg ich den Rathhausthurm: der Führer ſtreckte ſeinen dicken Finger aus, wies auf einen ſchwarzen Punkt am Horizont und ſagte ernſthaft: voilà le lion de Waterloo! In Antwerpen mußt' ich einen blinkenden Streifen bona fide als das Meer hinnehmen, ſo daß man, zur Beſinnung gekommen, ſich eigentlich ſchämt, Punkte und Striche als Sehenswürdigkeiten ernſthaft beobachtet zu haben. Und blickt man nun in die Nähe, was hat man? Dächer! wenn's hoch kommt, flache und ſchräge, ſchwarze und rothe, aber doch immer nur Dächer. Unſere Bauten nehmen, wie billig, noch Rückſicht auf den Menſchen, der geht. Wenn wir erſt fliegen werden, dann wird das Zeitalter der Dächer gekommen ſein; aller Schmuck der Façaden: Reliefs und Bildſäulen (natürlich alle liegend, wie auf Grabmälern) werden ihren Platz dann auf dem Dach, der neuen Front des Hauſes, einnehmen, und der Reiſende mag dann Thürme erklettern oder wenigſtens auf ihnen — raſten.

Doch kehren wir zurück in die City. Wenig hundert Schritte von der Säule entfernt, wo ſich die King-Williamsſtraße zu einem kleinen Platze erweitert, finden wir das neueſte öffentliche Denkmal Londons: die Statue König Wilhelm's IV., das neueſte und zugleich beſte. Aber das Beſte iſt kein Gutes oder gar ein Bedeutendes; ſeine relativen Vorzüge beſtehn in dem Fehlen alles Störenden und Geſchmackloſen. Ruhig blickt der König zur franzöſiſchen Küſte hinüber, als woll' er mit unterdrücktem Gähnen ſagen: „kommt ihr — gut! kommt ihr nicht — noch beſſer!“ und mit ähnlicher Gleichgültigkeit geht der Beſchauer an dem Denkmal ſelbſt vorbei, das allenfalls befriedigen, aber nicht anregen und entzünden kann. Das Intereſſanteſte der Statue iſt ihre Ausführung in Granit. Das engliſche Klima, dem Marmor wie dem Erz in gleichem Maaße ungünſtig, wies darauf hin, ein Auskunftsmittel zu ſuchen. Man wählte den Granit, und das Geſchick, mit dem ſich die engliſche Skulptur dieſen ſpröden Stoff dienſtbar zu machen verſtand, hat um ſo mehr Anſpruch auf Dank, als bei der vollſtändigen Unleidlichkeit jener Patina, womit Luft und Rauch alles Erz hier, und zwar in kürzeſter Zeit, umkleiden, erſt von jetzt ab an öffentliche Denkmäler, die ſich des Anblicks verlohnen, zu denken ſein wird.

Wir ſchreiten weiter, laſſen vorläufig eine Wellington-Statue zur Rechten unbemerkt, und gelangen an St. Paul vorbei, durch Fleet-Street und Strand auf den Trafalgar-Square. Hier blickt es uns an, rechts und links, von Kapitälern und Piedeſtalen herab, und wir machen Halt. In der Mitte des Platzes erhebt ſich die 170 Fuß hohe Nelſon-Säule; auf ihr der Sieger von Abukir ſelbſt. Ob die Statue gut iſt oder ſchlecht, mag ein Anderer entſcheiden als ich; auf eine Entfernung von 170 Fuß beſcheidet ſich mein Auge jeder Kritik und überläßt es den Teleſkopen, Nachforſchungen anzuſtellen. Nur ſo viel: Nelſon trägt Frack und Hut, aller Gegnerſchaft zum Trotz, auf gut napoleoniſch, und die Statue, wie ſie da iſt, auf den Vendôme-Platz zu Paris ſtatt auf den Trafalgar-Square in London geſtellt, ſollt' es ihr nicht ſchwer fallen, vielen tauſend Beſchauern gegenüber, den engliſchen Admiral zum franzöſiſchen Kaiſer avanciren zu laſſen. Man hat keine andren Anhaltepunkte, als den ſchlaff herabhängenden Rockärmel, drin der Arm fehlt, und das Gewinde von Schiffstau, dran der Rücken ſich lehnt; das Einzige, was jeden Zweifel löſen könnte, entzieht ſich der Beobachtung — das Geſicht. Ich möchte hieran ketzeriſcherweiſe überhaupt die Frage nach dem Recht der künſtleriſchen Zuläſſigkeit dieſer Säulen knüpfen. Sie geben nicht, was ſie geben wollen, und deshalb hab' ich Bedenken gegen die ganze Gattung. Eine Nelſonſäule z. B., die ſich faktiſch, wie die vor uns befindliche, nicht mit dem Namen des Mannes begnügt, den ſie verherrlichen will, ſondern dadurch, daß ſie ihn in effigie auf ihren Knauf ſtellt, auch die Abſicht ausſpricht, mir ſein Bild einprägen zu wollen, bleibt hinter einem bloßen Gedenkſtein in ſo weit zurück, als ſie das Plus ihrer Aufgabe nicht erreicht und bei 170 Fuß Höhe nie erreichen kann. Die Skulptur thut ihr Werk dabei ſo zu ſagen umſonſt und wird ſelbſt da zum „jüngern Sohn," wo ſich, dem Prinzip nach, die künſtleriſche Ruhmeserbſchaft wenigſtens theilen ſollte.

Vor der Nelſonſäule, das Antlitz nach Whitehall gewandt, ſteht die Reiterſtatue Karl Stuart's. Wohl iſt er's: der feine Kopf, in dem ſich Majeſtät mit jenem wunderbaren Zuge miſcht, der auf ein tragiſches Schickſal deutet. Er iſt es, aber ſo klein wie möglich. Er reitet nach Whitehall hinab, als drücke ihn immer noch die Schmach, die ſeiner dort harrte, und als fühl' er, daß das Schwert ihm fehle, das — o bittres Spiel des Zufalls! — die Hände eines Straßenbuben vor Jahr und Tag ihm raubten. Wie wenig iſt dieſe Statue und wie viel hätte ſie ſein können, wie viel hätte ſie ſein müſſen in dem loyalen, königlichen England. Es war ein poetiſcher, glücklicher Gedanke, den Platz der Schmach nicht zu ſcheuen und das Haupt des Königs gerade dorthin blicken zu laſſen, wo es fiel, aber dann mußte dieſes Haupt ein andres ſein und der ganze Reiter dazu, dann mußte Sieg und Hoheit von dieſer Stirne leuchten und jede Fiber nach Whitehall hinunterrufen: „ich bin doch König!“ Ein Rauch'ſches Denkmal an dieſer Stelle wäre eine Verherrlichung des Königthums geweſen; was der Platz jetzt bietet, iſt eine Fortſetzung der alten Demüthigung.

Nach dieſer Seite hin leiſten die öffentlichen Denkmäler Londons überhaupt das Mögliche. Was iſt die Reiterſtatue Georg's III. (in unmittelbarer Nähe des Trafalgar Square), was iſt ſie anders, als eine öffentliche Bloßſtellung, eine Verhöhnung. Ein wohlbeleibter Mann mit einer ſchrägen, höchſtens zwei Zoll hohen Stirn, krauſem, faſt negerhaftem Haar, einem wohlangebrachten Zopf im Rücken und dem Ausdruck der Gedankenloſigkeit im Geſicht, ſitzt, den Hut in der Hand, nicht nur nicht als König, ſondern geradezu als Karrikatur zu Pferde, und das mitten im Trab zurückprallende Thier legt Einem die Vorſtellung nahe, daß es in einer Waſſerlache am Wege plötzlich ſeines eignen Reiters anſichtig und vor ſolchem Bilde ſcheu geworden ſei. Wenn ein König für die Kunſt nichts bietet, ſo ehre man ihn, ſo lang er lebt und begrabe ihn, wenn er todt iſt; die erzne Verewigung einer königlichen Unbedeutendheit kann Niemandem ungelegner ſein, als dem Königthum ſelbſt.

Soll ich noch von der Yorkſäule ſprechen, deren erznes Herzogsbild, zu äußerſter Lächerlichkeit, die goldne Spitze eines Blitzableiters wie einen bankrutten Glorienſchein trägt, deſſen anderweitige Strahlen nach rechts und links hin fortgefallen ſind? Nein! überlaſſen wir es einer Feuer-Verſicherungs-

Geſellſchaft, an dieſer Vorſichtsmaßregel Gefallen zu finden und wenden wir uns lieber zum Herzog Wellington, dem Manne der ausſchließlichen Denkmalberechtigung. Jede Malerakademie hat ihr Modell und die Londoner Bildhauerkunſt — ihren Herzog. Wir begegnen ihm auf unſrer Wanderung dreimal: in der City als „jungen Feldherrn", als „älteren Herrn" vor Apsley-Houſe und als „Achill" im Hyde-Park. Dieſer „Achill", laut Inſchrift eine Frauenhuldigung in Kanonenmetall, iſt eine längſt verurtheilte Geſchmackloſigkeit und ſteht auf der Höhe jener lyriſchen Liebesgedichte, die ſchamhaft ihren rechten Namen verleugnen und sub rosa von Damen und Phyllis ſprechen. Was die Ausführung angeht, ſo erinnert ſie an den Apoll von Belvedere unſeres Thiergartens. — „Der junge Feldherr" in der City iſt ein anſtändiges Mittelgut, zu gut für den Spott und zu ſchlecht für die Bewunderung; was bleibt da anders als — ſchweigen. — Der „ältliche Herr" bietet ſchon mehr: es iſt ganz erſichtlich, daß er die Gicht hat, daß es ihm die größte Anſtrengung koſtete, in den Sattel zu kommen und daß er ohne ſeinen weiten Regenmantel ſo früh in der Morgenluft unrettbar verloren wäre. Sein Federhut und der Marſchallsſtab in der Hand machen eine verzweifelte Anſtrengung, ihm ein Feldherrn-Anſehen zu geben, allein vergeblich, es iſt und bleibt das langweilige Bild eines Mannes, der doppelte Flanelljacken trägt. Nur Eines übertrifft ihn an Steifheit, das iſt das Pferd, welches er reitet. — Die Mitwelt hat ihre großen Männer durch undankbare Unterſchätzung nur allzu oft verbittert; in Herzog

Wellington haben wir ein Beiſpiel vom Gegentheil: die Liebe der Zeitgenoſſen mochte der Nachwelt nichts zu thun übrig laſſen. Wenn nichtsdeſtoweniger dem Gefeierten Zweifel kommen ſollten an dem unbedingten Glück ſolcher Verewigung, ſo haben wir als Troſt für ihn das Horaziſche Wort, daß Lied und Geſchichte, drinnen er fortlebt, „dauernder ſind als Erz.“

Die Muſikmacher.

Die Muſik, wie Jedermann weiß, iſt die Achillesferſe Englands. Wenn man ſich vergegenwärtigt, welche muſikaliſchen Unbilden das engliſche Ohr ſich von früh bis ſpät gefallen läßt, ſo könnte man in der That geneigt werden, dem Engländer jeden Sinn für Wohlklang abzuſprechen und auf die Seite Johanna Wagners oder beſſer ihres Vaters zu treten, der mit mehr Wahrheit als Klugheit die ihm nicht verziehenen Worte ſprach, „daß hier viel Gold, aber wenig Ruhm zu holen ſei.“ Man wolle indeß aus dem Umſtand, daß England des muſikaliſchen Gehörs entbehrt, nicht voreilig ſchließen, es entbehre auch der muſikaliſchen Luſt; gegentheils, die alte Wahrheit bewährt ſich wieder, daß der Menſch am liebſten das treibt, was ihm die Götter am kargſten gereicht. Die große Fortepiano-Krankheit hat längſt auch dieſe friedliche Inſel ergriffen, und da bekanntlich ſtarke Organismen von jeder Krankheit doppelt heftig befallen werden, ſo herrſcht denn auch das Klavierfieber hier in einem unerhörten Maße. Aber dies iſt es nicht, was einen Veteranen, der viele Jahre lang die Nachbarſchaften einer berliner Chambre-garni getragen und vom raſenden Lisztianer an bis zur Skala-ſpielenden Wirthstochter herunter alles durchgemacht hat, was bei ihm zu Lande einem menſchlichen Ohre begegnen kann, — dies iſt es nicht, was einen bewährten Muth bricht; das eigentliche Schreckniß Londons ſind die Straßenvirtuoſen.

Man iſt aufgeſtanden, ſitzt beim Breakfaſt und lieſt, keines Ueberfalls gewärtig, die „Times“, vielleicht gerade die vaterländiſche und nie überſchlagne Spalte: „Prussia; from our own correspondent.“ Da ſchnarrt und klimpert es heran, immer näher und näher, faßt endlich Poſto dicht am Gitter des Hauſes und blickt, immer weiter drehend, mit dem braunen Geſicht ſo treuherzig in's Fenſter, als hab' er die feſte Ueberzeugung, mit ſeiner Drehorgel alle Welt glücklich zu machen. Es iſt „povero Italiano“, wie er leibt und lebt; auch die Orgel iſt ächt mit ihren dünnen Hackbretttönen, und nur die tanzenden Puppen fehlen und der Affe, der an den Dachrinnen hinaufklettert. Ich kenn' ihn wohl, er kommt heute nur eine Stunde früher — es iſt eine treue Seele, ſo treu, ſo unveränderlich, wie ſeine Stücke. Ach, wie oft hab' ich ſie ſchon gehört und je mehr ich ſie haſſe, je mehr verfolgen ſie mich. Thackeray erzählt gelegentlich von einem 68jährigen Manne, der eines Morgens ganz ernſt beim Frühſtück ſagte: „mir träumte dieſe Nacht, Mr. Robb züchtige mich.“ Seine Seele hatte die Schreckens-Eindrücke der Schule noch immer nicht ganz los werden können.

Ich ſtehe nicht mehr in erſter Jugend, aber ich halt' es nicht für unwahrſcheinlich, daß mir noch nach dreißig Jahren „povero Italiano“ im Traum erſcheint und mich züchtigt — mit ſeiner Orgel.

Muſik war ſeit Rizzio's Zeiten oft die Brücke zwiſchen Italien und Schottland; auch heute reichen ſie ſich auf ihr die Hand: der Savoyarde iſt fort und der Hochländer tritt an ſeine Stelle. Er iſt nicht allein; die Hauptſache, den Dudelſack nicht einmal mitgerechnet, ſind es ihrer fünf: Vater, Mutter und drei Kinder. Walter Scott hatte bekanntlich einen Dudelſackpfeifer im Hauſe, der ihm die Stimmung geben mußte, wenn er zur Feder griff. Dieſe Thatſache beweiſt nur den alten Satz, daß jeder große Mann an einer beſtimmten Geſchmacksverirrung leidet. Aber laſſen wir Sir Walter und wenden wir uns wieder zu der Familie vor uns, der troſtloſen Karrikatur alles deſſen, was meiner entzückten Phantaſie vorſchwebte, wenn ich das „Herz von Midlothian“ las, oder mit Robert Burns, am Bergwaſſer entlang, zu einer ſeiner vielen Mary's oder Beſſy's ſchlich. Dieſe älteſte Tochter, die jetzt heiſer ein altes Stuart-Lied „Charles my darling“ durch die Straßen ſchreit, iſt alles in der Welt, nur nicht das „ſchöne Mädchen von Perth“, der Kilt des Vaters iſt ſo ſchmutzig, daß er die Farben keines oder jedes Clans zur Schau trägt, und meinen mitgebrachten Vorſtellungen entſpricht nichts, als allenfalls — die nackten Knie.

Doch ich habe nicht Zeit, ſchlechten Tönen und trüben Gedanken nachzuhängen; um die Ecke herum lärmt es ſchon wieder von Pauken und Trompeten, und nach wenig Augenblicken hält der ſeltſamſte Aufzug vor meinem Fenſter, den ich all' mein Lebtag ſah. Auf einem Handwagen ſteht ein ſieben Fuß hohes Blatt- und Zweiggeflecht, halb unſern Weihnachts-Pyramiden und halb jenen Kronen ähnlich, die Maurer und Zimmerleute auf den Firſt eines gerichteten Hauſes ſetzen. Goldblech, Fahnen und bunte Bänder ſchmücken das Machwerk. Drum herum tummeln ſich verkleidete Burſche, Clowns mit weißen Pumphoſen und weißen Kitteln, über und über mit Mehl beſtreut. Welche Wirthſchaft das! Jetzt umtanzen ſie den Baum, aber plötzlich ſtieben ſie wie raſend auseinander, der Eine ſchlägt auf die Pauke los, ein Zweiter ſteht Kopf, der Dritte überſchlägt ſich in der Luft, ein Vierter ſammelt Geld ein, und der Reſt, der zu gar nichts Anderem zu gebrauchen, muß — ſingen. Es geht über die Beſchreibung, was ſolche Nothſänger dem menſchlichen Ohr zu bieten vermögen. Wie oft hab' ich ſolche Dinge in alten Robin-Hood-Balladen bewundert, aber meine Verehrung hat den Teufel an die Wand gemalt. Da hab' ich ſie nun leibhaftig vor mir, die poetiſchen Schlagetodts aus Nottinghamſhire und dem Sherwood-Wald, und mein ſehnlichſter Wunſch iſt — von ihnen wieder zu leſen. Doch ich bin ungerecht gegen mich ſelbſt; die Aeußerung wahrer, herzlicher Freude würd' ich im Leben ſo gut verſtehn wie im Gedicht, aber das iſt nicht das merry old England, was da vor mir Purzelbäume ſchlägt und in die Hanswurſt-Trompete ſtößt, das iſt das money-making Volk des neunzehnten Jahrhunderts, das, wie es jede Empfindung ausbeutet, gelegentlich auch von der Luſt den Schein borgt um — eines Sixpence willen.

Das Maaß meiner Geduld iſt voll, ich greife nach Hut und Stock, um mir in Hyde-Park oder Kenſington-Gardens ein ruhiges Plätzchen auszuſuchen. Aber es muß heut' der Namenstag der heiligen Cäcilie ſein, denn Muſik überall. Ich paſſire Eaton-Square — ein Palaſt-umbautes Oblong von einer Ausdehnung und Schönheit, wie es unſer Exerzirplatz zu werden verſpricht — aber auch hier unter den Fenſtern der Ariſtokratie baut der Vogel ſein Neſt. Gott ſei Dank, es iſt kein Singvogel darunter; indeſſen zwei Becken, ein Triangel, ein Tamoburin und eine Geige thun das Ihre. Es ſind fünf Neger, Weißes faſt nur im Auge, mit wolligem Haar und karminrothen Lippen. Der geeignete Schauplatz ihrer Thätigkeit wäre allerdings die Wüſte, aber nichtsdeſtoweniger glaube der Leſer an Alles eher, als an die Aechtheit dieſer Mohren. Sie ſind nichts als die Kehrſeite jener albinohaften Clowns: dort alles weiß, hier alles ſchwarz, jene eine Schöpfung des Mehlkaſtens, dieſe des Schornſteins. Es ſind Tagediebe; mit Ausnahme des Violine-ſpielenden Kapellmeiſters, der einen ſchwarzen Frack, eine Brille und eine graue Perrücke trägt und Kopfbewegungen macht, als wäre er Paganini ſelber, hat Keiner auch nur eine Ahnung davon, daß es überhaupt Noten giebt: aber Tamburin und Triangel ſind keine ſchwierigen Inſtrumente und — die Kapelle iſt fertig. Und glauben Sie nicht, daß man vor dieſem erbärmlichen Gelärm ſeine Ohren mit Wachs verſchließt; keineswegs! nicht nur Käth' und Jenny ſind aus der Küche gekommen und lauſchen am Gitter, auch Miß Conſtanze iſt mit drei Buſenfreundinnen auf den Balkon getreten und ergötzt ſich an einer Muſik, die, wenn ſie wirklich afrikaniſch wäre, mich die Reiſeſchickſale Barths und Overwegs mit doppelter Theilnahme würde verfolgen laſſen.

Der Abend bricht herein. Machen wir noch einen Beſuch in „Evans-Keller.“ Er befindet ſich am Coventgarden-Markt unter einer ſogenannten „Piazza“, die, wenn ſie begierig nach einem fremden Namen war, mit „Stechbahn“ vollauf honorirt geweſen wäre. In Evans-Keller ißt man zu Abend und erhält Muſik als Zubrod. Die Spekulation muß gut ſein, denn die Tiſche ſind beſetzt. Zehn ziemlich gewandte Finger ſpielen die Ouverture am Flügel und kaum iſt der letzte Ton verklungen, ſo rückt eine „Abtheilung Waiſenhaus“, eine Nachbildung und Karrikatur unſeres wackeren Domchors (der hier bekanntlich Senſation machte) auf die Bühne. Blaſſe, ſkrophulöſe Geſichter, täuſchend ähnlich jenen Geſtalten, wie ſie die Feder Cruikſhanks in ſeinen Nicolas-Nickleby-Illuſtrationen uns überliefert hat. Sie ſingen Lieder, Sonette, Madrigals, Arien, wie's eben kommt, und ſingen das alles mit jener unzerſtörbaren engliſchen Zähigkeit, fünf volle Stunden hindurch, nur unterbrochen durch Solo's, die gerade um eine Stimme zu viel haben und durch theils patriotiſche, theils zweideutige Deklamationen, die jedesmal mit einer Beifallsſalve begrüßt und beſchloſſen werden. Hierher gehört auch der Cigarrenhändler des Kellers, ein Liebling der Verſammlung. Er iſt nur Dilettant und, wie ein Quäker, die Begeiſterung abwartend, ſtellt er von Zeit zu Zeit ſeinen Kram bei Seite, ergreift den erſten beſten Stock oder Regenſchirm und die improviſirte Flöte an den Mund führend, pfeift er die Barcarole aus der Stummen mit einer Meiſterſchaft, die eines beſſeren Gebietes würdig wäre. Beſcheiden wie ein alter Römer, kehrt er von der „Jagd auf den Meertyrannen“ zu ſeiner friedlichen Beſchäftigung zurück, und ſich rechts und links hin wendend, ſpricht er die hiſtoriſchen Worte: „Cigarre gefällig?“

Warum hab' ich den Leſer noch zu Evans geführt? Lediglich um ihm den Beweis zu geben, daß der engliſche Geſchmack mittelmäßige Muſik nicht nur erträgt, ſondern ſie auch ſucht. Der Piazza-Keller iſt keine Taverne gewöhnlichen Schlages, ſie iſt der Verſammlungsort Gebildeter, und die mäßige Muſik, die dort gemacht wird, iſt eben nicht beſſer, als ſie iſt, weil ſie dem vorhandenen Bedürfniß durchaus entſpricht. Da liegt's! Ein Thor nur kann ſich durch ſolche Erfahrungen in der Bewunderung eines großen Volks, unter dem er lebt, irgendwie ſtören und beirren laſſen, aber es bleibt nichtsdeſtoweniger wahr, daß wir in Sachen des Geſchmacks um einen Siebenmeilenſtiefel-Schritt den hieſigen Zuſtänden voraus ſind und daß z. B. Evans-Keller, der wohlverſtanden mehr ſein will, nur allenfalls auf gleicher Höhe ſteht mit jenen Sebaſtiansſtraßen-Lokalen, die vor Zeiten die Anzeige brachten: „Heut Abend, Geſang und Deklamation von Herrn Frey.“

Straßen, Häuſer, Brücken und Paläſte.

London iſt nicht das, was man eine „ſchöne Stadt“ nennt. Es hat nichts aufzuweiſen, was ſich unſerm Opernplatz oder gar dem place de la concorde in Paris vergleichen ließe. Die Zahl ſeiner durch Schönheit ausgezeichneten Gebäude ſteht in keinem Verhältniß zu der Zahl ſeiner Häuſer überhaupt. Auch das Haus des Privatmannes bleibt äußerlich hinter dem zurück, was die Mehrzahl unſrer Straßen dem Auge zu bieten pflegt. Namentlich in der City und mehr noch in jenem volkreichen Stadttheil, der den Namen der „Tower-Hamlet's“ führt, finden ſich zahlreiche Gaſſen, auf die das Wort jenes ſpöttelnden Franzoſen noch immer paßt, der ganz London mit kreuz und quer gezogenen Mauer-Linien verglich, drin ſich große und kleine Löcher ſtatt der Thüren und Fenſter befänden.

Unſre Häuſer weichen in Bau und Einrichtung mehr oder minder von einander ab; es dürfte ſchwer fallen auch nur ein halbes Dutzend zu finden, die ſich vollſtändig glichen. In London iſt es umgekehrt. Ganze Stadttheile beſtehen aus Häuſern, die ſich ſo ähnlich ſehn, wie ein Ei dem andern. Es iſt mithin nichts leichter als das „engliſche Haus“ als Kollektivum zu beſchreiben. Das engliſche Haus hat zwei oder drei Fenſter Front, iſt ſelten abgeputzt, meiſt durch ein Eiſengitter von der Straße getrennt, und hat ein Souterrain mit der Küche und den Räumlichkeiten für das Dienſtperſonal. Parterre, und zwar nach vorn heraus, befindet ſich das Sprech- oder Empfangzimmer (parlour), dahinter ein sitting-room, in dem das Diner eingenommen zu werden, auch wohl der Hausherr ſeine Times zu leſen und ſein Nachmittagsſchläfchen zu machen pflegt. Die teppichbedeckte Treppe führt uns in die drawing-rooms, zwei hintereinander gelegene Zimmer von gleicher Größe, beide durch eine offenſtehende, ſcheunthorartige Thür in ſtetem Verkehr miteinander. Hier befindet ſich die Dame vom Hauſe; hier ſtreckt ſie ſich auf dieſem bald und bald auf jenem Sopha; hier ſteht der Flügel auf dem die Töchter muſiciren; hier ſind die cup- und china-boards (offene Etageren mit chineſiſchem Porzellan); hier ſtehn Hume's Werke und Addiſon's Eſſay's in endloſer Reihe; hier hängen die Familien-Portraits; hier ſitzt man um den Kamin oder am Whiſttiſch, und beſchließt den Tag in ſtillem Geplauder beim Thee, oder im lauten Geſpräch, wenn die Gentlemen das Feld behaupten und ihren ſelbſtgemiſchten Nachttrunk nehmen. — In der zweiten Etage ſind die Schlafzimmer, — noch eine Treppe höher die Wohn- und Arbeitszimmer für die Kinder, auch wohl ein Gaſtbett für Beſuch von außerhalb.

So ſind hunderttauſende von Häuſern. Ihre Einförmigkeit würde unerträglich ſein, wenn nicht die Vollſtändigkeit dieſer Uniformität wieder zum Mittel gegen dieſelbe würde. In vielen Fällen wird nämlich von den Bauunternehmern nicht ein Haus, ſondern ein Dutzend gleichzeitig und neben einander aufgeführt, wodurch dieſe Geſammtheit von Häuſern oftmals das Anſehn eines einzigen großen Gebäudes gewinnt. Geſellt ſich dann noch an jener Stelle, wo die einzelnen Häuſer aneinander grenzen, eine ſäulenartige Façade, oder gar an den erſten Etagen entlang ein zierlicher Balkon hinzu, ſo werden hier und da Reſultate erzielt, die ſich dem nähern, was unſere hübſcheſten Straßen aufzuweiſen haben.

Eins aber haben Londons Straßen und Häuſer vor uns voraus, das iſt ihre äußerſte Sauberkeit. Man gewahrt dies nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung, wenn man dabei des Schmutzes gedenkt, der namentlich zur Winterzeit in unſern Straßen ſouverain zu herrſchen pflegt und ſich aufthürmt, als ſei das ſo ſein Recht. Jedes Londoner Haus hat bis in ſeine zweite und dritte Etage hinauf den unſchätzbaren Vortheil eines nie mangelnden Waſſerſtroms, der ihm, nach Gefallen, aus Dutzenden von Röhren entgegenſtrömt. Alles ſchmutzige Waſſer fließt ſofort wieder ab und ergießt ſich in eine tief unter jedem Straßendamm gelegene Cloake, deren Hauptkanäle mit der Themſe in Verbindung ſtehen. Die Straßen ſelbſt zeigen eine Reinlichkeit, die nur von der niederländiſchen übertroffen wird. Trottoirs (meiſt von Sandſtein) nehmen gemeinhin die ganze Breite des Bürgerſteiges ein, und das eigentliche Straßenpflaſter (auf den Hauptverbindungslinien macadamiſirt) befindet ſich ſelbſt bei Regenwetter und trotz des unglaublichen Verkehrs in ſtets paſſirbarem Zuſtand. Eigenthümliche Fuhrwerke, die, ähnlich wie unſere Eggen auf dem Felde, einen breiten Beſen hinter ſich führen, fahren bei ſchmutzigem Wetter auf und ab, und ſäubern ſo die aufgeweichten Straßen.

Ich bin in's Leben gekommen, faſt wider meinen Willen; ſo ſei denn auch vor allem und eh' der Tadel wieder in ſein Recht tritt, der fünf gewaltigen Brücken (zu denen ſich die Hängebrücke als ſechſte geſellt) Erwähnung gethan, die das eigentliche London mit Southwark oder was daſſelbe ſagen will, die Grafſchaften Middleſex und Surrey mit einander verbinden. Dieſe Brücken ſind meiner Meinung nach weitab das Bedeutendſte, was London an Baulichkeiten aufzuweiſen hat. Ich glaube den Grund dieſer eigenthümlichen Erſcheinung darin gefunden zu haben, daß das engliſche Volk alles hat, was zu einem impoſanten Baue ausreicht: Berechnung, Reichthum, Ausdauer, Kühnheit, — aber das entbehrt, was zur Schöpfung des künſtleriſch Vollendeten nöthig iſt: Geſchmack und Schönheit. So oft ich auch die Themſe hinauf und hinunter fahre, immer wieder beſchleicht mich ein Staunen, wenn die Southwark-Brücke mit ihren drei Rieſenbögen, deren jeder eine Spannung von 240 Fuß hat, plötzlich vor mir auftaucht, und dies Staunen ſchwindet nur, wenn ich weiter ſtromabwärts gleite und die Londonbrücke, ſchwer und maſſig wie ein Gebirgsſtück, über den Fluß geworfen ſehe. Es läßt ſich nichts Solideres denken, und wenn ich aufgefordert würde einem Fremden in London den Punkt zu zeigen, der mir am meiſten geeignet ſchiene, den Charakter dieſer Stadt und dieſes Landes zur Anſchauung zu bringen, ſo würd' ich ihn nicht nach St. Paul und nicht nach Weſtminſter, ſondern an die granitne Brüſtung dieſer Brücke führen und ihn dem Eindruck dieſer feſten und kühn gewölbten Maſſe überlaſſen.

Wend' ich mich jetzt zur Beſprechung öffentlicher Gebäude, wie Kirchen und Paläſte, ſo iſt es ein unverhältnißmäßiger Mangel an derartigen Bauwerken, der ſich dem Urtheil ſofort aufdrängt. Das neue London, beſonders auf dem Waterloo-Platz, — wo ſich zu den ſchönen Baulichkeiten des Platzes ſelbſt, die eleganten Clubhäuſer Pall-Mall's und einzelner Nachbarſtraßen geſellen — präſentirt eine Anzahl von Gebäuden, auf denen auch das Auge des Architekten mit Anerkennung verweilen wird, aber dieſe Bauten, wie zum Theil vollendet an und in ſich, haben doch überwiegend den Charakter von Privathäuſern und bieten, wenn mir dieſe Wendung geſtattet iſt, nicht Maſſe genug dar, um den Baumeiſter ſo recht als einen Meiſter zu zeigen. Erſt in voller Bewältigung maſſenhaften Stoffs, im Innehalten der Schönheit auch innerhalb der größten Dimenſionen, offenbart ſich der Meiſter. Alle dieſe Gebäude ſind, vielleicht nicht ihrem Werth, aber ihrer Gattung nach, zweiten Ranges.

Großartige Bauten von mindeſtens relativer Makelloſigkeit hat London nur zwei: St. Paul und das britiſche Muſeum. St. Paul, wenn gleich nur eine Nachahmung St. Peters, wird unter dieſen Nachahmungen immer den erſten Rang einnehmen. Es iſt im höchſten Maaße bedauerlich, daß die Beengtheit des Platzes, auf dem dieſer Rieſenbau ſteht, einen Totalanblick unmöglich macht, aber auch was wir ſehen reicht aus, um uns den Namen Chriſtoph Wrens mit Ehrfurcht ſprechen und jener Grabſchrift deſſelben (in der Kirche ſelbſt) beipflichten zu laſſen, die da heißt:

Si monumentum requiris — circumſpice!

Das britiſche Muſeum zeigt den in London wenig vertretenen Styl der Antike. Es iſt ein mächtiges Gebäude, mit zwei kurz vorſpringenden Flügeln. Joniſche Säulen tragen den Portikus des Haupteinganges ſowohl, wie der Seitentheile. Ueberall Einfachheit und Symmetrie; die gewaltige Maſſe durch Schönheit belebt, wirkt erhebend und bewältigend zugleich.

Hiermit iſt das Verzeichniß Londoner Schönheit erſchöpft. St. James iſt nur noch die Karrikatur eines Königsſchloſſes. Aus rothem Backſtein aufgeführt, klein, niedrig und mit zwei abgekappten Thürmen am Eingangsthor, gleicht es eher dem verrotteten Herrenhauſe eines heruntergekommenen alten Squire's in Yorkſhire oder Weſtmoreland, als dem Palaſt engliſcher Könige, und es bedarf das Auge deſſen, der hinter den herabgelaſſenen Rouleaux das dickerothbärtige Antlitz Heinrich's VIII. erkennt, wie er zur Anna Bulen flüſtert, um dieſen Platz wiederholt zu beſuchen. Buckingham-Palace, die gegenwärtige Reſidenz der Königin iſt minder häßlich als St. James, aber doch nicht um ſo viel ſchöner, daß es die Langeweile tilgte, die ihm auf der Stirne ſteht. Sollt' ich zwiſchen beiden entſcheiden, ſo würd' ich, der Königin Victoria zum Trotz, von zwei Uebeln das kleinſte wählen. — Sommerſet-Houſe iſt ſtattlich, aber nichts weiter; ſeine Front markirt ſich wenig, der Hof ermüdet durch Monotonie, und nur nach der Themſe hinaus imponirt es durch ſeine Lage und ſeine Maſſe.

Und nun die Kirchen! Welch ein Verbrechen, von der Weſtminſter-Abtey bis hierher geſchwiegen und ſeinem Anhängſel, der Kapelle Heinrich's VII. noch keine pathetiſche Lobrede gehalten zu haben! Aber ich zähle nun mal zu den Unglücklichen, die es tragen müſſen, keine gebornen Engländer zu ſein und in Folge deſſen zu der blasphemiſtiſchen Anſicht neigen, daß Weſtminſter mehr intereſſant als ſchön ſei und daß ſeine beiden Thürme (zu denen der arme Wren, kein Freund der Gothik, nolens volens gepreßt wurde,) die Linie des Lächerlichen nur nothdürftig vermeiden. Ich liebe Weſtminſter und das Zauberblau ſeiner prächtigen Mittelfenſter, ich lieb' es auch, mich in einen Chorſtuhl der Kapelle Heinrich's VII. zu ſetzen und die Wappenbanner der Ritter des Bathordens über mir hin und her ſchwanken zu ſehen, aber es iſt die Geſchichte dieſes Platzes und nicht ſeine Schönheit, die mich an ihn feſſelt und ich kann nicht mit einſtimmen in den Glaubensſatz jedes alten und ächten John Bull, daß dieſer Platz „das Wunder der Welt" ſei.

Der ächte John Bull hat auch noch einen andren Spleen, der jedenfalls unverzeihlicher iſt als die Bewunderung des „wonder's of the world", das iſt die Bewunderung ſeiner neuen houses of parliament. Dieſe Parlamentshäuſer ſind da und haben viel Geld gekoſtet, das beides ſteht feſt. Namentlich der letztere Umſtand läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß ſie vielleicht doch nichts taugen könnten. Der praktiſche Sinn des Engländers ſträubt ſich dagegen, ſo viele Pfund Sterling vergeblich ausgegeben zu haben. Er wiederholt Dir mal auf mal, daß das Gebäude 900 Fuß lang und einer ſeiner vielen Thürme, zunächſt noch in der Intention, 340 Fuß hoch ſei, er weiſt Dir nach, daß die Ornamente am Dach und an den Thürmchen dem wonder of the world getreulich nachgebildet ſeien, und ruft Dir, wenn nichts mehr helfen will, mit komiſchem Eifer zu: „Nun, da hätten Sie erſt die alten ſehen ſollen.“ Aber freilich, es werden auch Gegenſtimmen laut und ſprechen unumwunden aus, daß die Sache äußerlich und innerlich total verdorben ſei. Es iſt ein Mißverhältniß da zwiſchen der Höhe des Gebäudes und der Höhe des großen Südweſt-Thurms; endloſe Ornamente, die überall ſich vordrängen, nehmen ihm den Charakter ſchöner Einfachheit und laſſen das Ganze trotz ſeiner rieſigen Dimenſionen kleinlich und faſt unwürdig erſcheinen. Man forſcht nach einem Zweck dieſer Schnörkeleien und kann keinen andern finden als den, daß ſie da ſeien um Staub und Rauch zu ſchlucken und den Raum herzugeben für viele tauſend Schwalbenneſter. Die Verbindungsgänge innerhalb des Gebäudes entbehren aller Ueberſichtlichkeit und machen mehr den Eindruck von Irrgängen eines Labyrinths, als von Verbindungsgängen eines Palaſtes.

Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren geſchehn!

London iſt kein Sitz architektoniſcher Schönheit. Wenn einſt die Hand der Vernichtung über dieſe Häuſermaſſe kommen wird, wird ein meilenweiter Steinhaufe von der Weltſtadt erzählen, die hier ſich hinzog. aber das Fehlen von Säulentrümmern und ioniſchen Capitälern, von Torſo und bildgeſchmücktem Fries — wird darauf hindeuten, daß es keine Welt voll Schönheit war, die hier dem Zeitlichen erlag.

Zu Haus.

Da ſitz' ich in meiner chambre garni mit der Ausſicht auf einen endloſen Tag. Es iſt kaum elf und ſchon hab' ich mein Frühſtück ſammt allen vier Leitartikeln der Times zu mir genommen; — was fang ich an?

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Mr. Blanchard's*) eigner Hand,
Iſt Dir es nicht Geleit genug?

ruft mir der freundliche Leſer zu und weiſt mit ſeinem Zeigefinger erſt auf die Straße draußen und dann auf Adams pocket guide, der vor mir liegt, aber er weiß nicht, daß ſeit meinem letzten Schreiben die Waſſer der Sündfluth über London gekommen ſind und daß nun ſchon ſeit vollen vier Tagen ein endlos niederſtrömender Regen alle Waterproofs und Gummigaloſchen und ſelbſt die Wißbegierde eines Touriſten verſpottet. Seit vier Tagen nicht aus dem Hauſe! Statt der dampfenden Roaſtbeef-Schüſſeln des Mr. Simpſon (gegenüber von Drury Lane) bringt mir die Mittagsſtunde nichts als ein Hammel-Cotelet aus der räuchrigen Küche meiner Wirthin, und an Stelle der Vernon-Gallerie, die ich ſonſt wohl Vormittags zu beſuchen liebe, bietet mir die Kunſt, wie zur Verhöhnung, nichts als einen ſchwarzen, lithographirten Steinadler, der an der Wand mir gegenüber unaufhörlich gen Himmel ſteigt und ein Kind in ſeinen Fängen mit ſich ſchleppt. Die Mutter, mit gelöſtem Haar und thalergroßen Augen, ergiebt ſich der üblichen Verzweiflung. Auch jetzt ſtarr' ich wieder zu dieſer eingerahmten Beilage eines Londoner Pfennig-Magazins in die Höh' und gleichzeitig den Regen vernehmend, der draußen auf die Steine niederklatſcht, iſt es mir, als ſei das Ganze eine bildliche Darſtellung meiner eignen Situation und als trüge der Adler mein Glück und alle ſonnigen Tage in die Wolken hinein.

---

*) Der Verfaſſer von Adam's pocket guide

Und doch iſt Poſttag heut, und doch erwartet Ihr einen Brief und kümmert Euch wenig darum, ob die ausgeſandte Taube mit oder ohne Oelblatt heimgekehrt iſt." So ſei es denn; da aber Niemand über ſein Können hinaus verpflichtet iſt, ſo begnügt Euch für heut mit einer Reminiscenz aus meinen Tagen in Flandern und laßt Euch erzählen

vom Begynenhof in Gent.

Gent iſt ruhig! Die Artevelde's ſind nicht mehr; Weber und Walker, die alten Todfeinde faſſen jetzt grüßend an den Hut, ſtatt ſich, wie ſonſt, bei den Köpfen zu faſſen; das Patrizierthum iſt abgetreten vom Schauplatz, ſeit Karl V. dreißig ihrer ſtolzen Nacken vom Henker beugen ließ, und die „tolle Grete", das rieſige Geſchütz, wirft keine centnerſchweren Steine mehr aus ihrem Schlund, ſeit dieſer ſelbſt zur Zielſcheibe für die Steine der Straßenjugend wurde. Die alte „Rebellenſtadt" heißt jetzt die „Blumenſtadt" und ſtatt der goldnen Ritterſporen des Kortrycktages zählt man nur noch die Arten des blauen Ritterſporns. Gent iſt ruhig!

Aber das ruhige Gent hat einen Fleck, der der allerruhigſte iſt — den Begynenhof. Wie bezeichn' ich ihn? Kloſter, Aſyl, Spital — von allen dreien iſt er etwas, ohne eines ausſchließlich zu ſein. Er wäre ein Kloſter — aber die Eintretenden leiſten kein Gelübde; er wäre ein Aſyl — aber der Eintritt iſt an Bedingungen, ſogar ſehr äußerlicher Natur geknüpft; er wäre ein Spital — aber Jugend und Schönheit wohnen in ihm neben der Hinfälligkeit des Alters. So müſſen wir's denn umſchreiben, was es mit dem Begynenhof auf ſich hat: es iſt eine Frauen-Gemeinde, die zwanglos, unter Arbeit, Gebet, Waiſen- und Krankenpflege ihre Tage verbringt; ein Städtchen innerhalb der Stadt, das eine der ſechsundzwanzig Inſeln, auf denen Gent, gleich einem nordiſchen Venedig, erbaut iſt, für ſich in Anſpruch nimmt und durch Thor und Mauer den natürlichen Schutz noch geſteigert hat, den ihm dieſe Inſellage gewährt. Der Begynenhof (la beguinage) hat eine Kirche, hat Straßen und Plätze, Klöſter und Häuſer und eine Bewohnerſchaft von ohngefähr 700 Frauen. Die oberſte Leitung führt eine unabſetzbare Oberin (la Superieure), der in den ſechs oder ſieben vorhandenen Convents (wir werden gleich ſehn, was darunter zu verſtehen iſt) eben ſo viele Sous-Superieures (die durch einmüthige und begründete Oppoſition ihrer Untergebenen abgeſetzt werden können) zur Seite ſtehen. Die „Convents“ ſind nur in ſoweit „Klöſter“, als ſie innerhalb eines hohen Mauer-Vierecks liegen und eine größere Genoſſenſchaft umſchließen; im Uebrigen würde man ſie richtiger „Schul- und Prüfungshäuſer“ nennen. In ihnen macht nämlich die Novize, überwacht von der „Mutter“ und den ältern „Schweſtern“, eine mehrjährige Probezeit durch, und nur wenn ihre Führung untadelig geweſen, wird ihr nach dieſer Friſt die Ueberſiedlung in die eigentlichen Häuſer des Begynenhofes geſtattet. Dieſe ſind ungemein klein, meiſt nur von zwei oder vier Perſonen bewohnt und ziehen ſich in ziemlich langen, nicht allzugeraden Straßen die ganze Inſel entlang. Sie ſtehen unter keiner unmittelbaren Controlle des „Convents“ und der „Sous-Superieure“, entbehren aber auch des Reizes und jener Vorzüge, welche eine größere Gemeinſchaft mit ſich bringt.

Ich hatte Gelegenheit, in eines der „Klöſter“ einzutreten. Ein altes Mütterchen öffnete auf unſer Klopfen und ihr wohlwollendes Geſicht lachte zu uns hinauf, noch freundlicher faſt als die Crocus und Veilchen, die ringsum aus den Gartenbeeten ſproſſen. Prächtig-rothe Granatblüthe überdeckte das Mauerſpalier und ſteigerte den Eindruck der Friſche und Freudigkeit. Wir traten ins Haus; das Empfangszimmer zur Rechten bot wenig Eigenthümliches dar, außer der ziemlich guten Kopie eines Van-Dyk'ſchen Bildes, die Kreuzigung Chriſti, die an ſo ſchlichtem Platze immerhin überraſchen mochte; zur Linken aber, im Arbeitsſaal, ging Einem das Herz auf: da ſah man zwölf alte Hände in ſtiller Thätigkeit, wie ſie emſig ſpannen und ſtrickten, zupften und nähten, je nachdem die Kraft und das Auge reichte, und nur Einer ſchien noch fröhlicher als ſie — der muntre Spatz, der Liebling des Hauſes, der bald auf dem Spinnrad, bald auf dem Wollfleck ſaß, und in gar nicht ſpatzenhafter Vornehmheit der Eintretenden kaum zu achten ſchien.

Das Intereſſanteſte des Hauſes indeß waren: Küche und Speiſezimmer. Die Begynen haben zwar einen gemeinſchaftlichen Kochraum, doch iſt Jede gebunden, für ihre Beköſtigung ſelbſt Sorge zu tragen, und ſo gewahrten wir denn auch bei unſerm Eintritt in die Küche eine lange Reihe von Eiſenöfchen, noch kleiner, als unſere heimiſchen Kohlenbecken, an denen Jung und Alt ſtand, um nach Geſchmack und Laune ſich den Mittagstiſch herzurichten. Ich lege hierauf Gewicht und erblicke in dieſer Eigenthümlichkeit nichts Zufälliges. Ganz abgeſehen davon, daß ein Wechſel in der Arbeit Leib und Seele friſch erhält, ſo iſt das ſprüchwörtlich gewordene „Schalten in Küche und Keller“ und die Luſt, man könnte ſagen die Beſtimmung dazu, etwas ächt Weibliches, und dieſen Zug in vollem Maße gewürdigt zu haben, muß wie hundert Anderes uns für den feinen Geiſt einnehmen, der die Geſetze und Regeln dieſes Ordens ſchrieb.

Im Speiſezimmer herrſcht dieſelbe Geſondertheit und verirrt ſich bis ins Komiſche. So viel Schweſtern nämlich, ſo viel Schränke, in denen jede Einzelne ihren Miniatur-Haushalt: Meſſer und Gabel, Teller und Tiſchzeug in ſorglicher Sauberkeit aufbewahrt. Dieſe Schränke, alle unmittelbar neben einander, öffnen um die Eſſenszeit ihre Thüren im rechten Winkel und bilden dadurch eine fortlaufende Reihe von Niſchen, jede ungefähr von der beſchränkten Räumlichkeit eines preußiſchen Schilderhauſes; — das unterſte, ſchiebbare Brett des Schrankes wird vorgezogen und — der Tiſch iſt fertig. Die Begyne nimmt in zellenhafter Abgeſchiedenheit daran Platz. Man kann ſich dabei des luſtigen Gedankens nicht erwehren: das böſe Gefühl etwa aufkeimenden Neides ſolle ſo viel wie möglich unterdrückt werden.

Die Begynen ſind ſtolz auf ihren Orden, und als mein Begleiter, ein Rheinländer, der Sous-Superieure in ſchlechtem Franzöſiſch auseinander zu ſetzen ſuchte, daß ſeine Schweſter auch eine Begyne ſei (im Rheinland nennt man hie und da die Nonnen überhaupt Begynen), ſah ſie ihn ſcharf an, als wolle ſie ſagen: „Du lügſt!“ und als ſich ſchließlich das Mißverſtändniß aufklärte, lachte ſie ganz eigenthümlich-ſelbſtbewußt und ſetzte uns dann in rapider Rede auseinander: „daß es mit den ächten Begynen was auf ſich habe.“ Ich glaub's ihr, nicht nach ihren Worten, aber nach dem, was ich geſehen. Was mir das Kloſterthum im Allgemeinen ſo verleidet, das iſt das Beten nach der Uhr, das Kommandiren einer Empfindung, die ſo frei ſein muß, wie irgend eine, wenn ſie Werth haben ſoll, das iſt das Aufgeben — günſtigſten Falles — in unfruchtbarer Betrachtung. Von alledem findet ſich bei den Begynen nur das rechte Maaß; es ſind fromme Frauen, aber ſie wähnen nicht, gearbeitet zu haben, wenn ſie einen Tag hindurch gebetet und meinen vielmehr: Kinderzucht und Krankenpflege ſei echtes Gebet vor Gott. Und wenn ein langes Leben ein Geſchenk Gottes iſt, das er denen giebt, die er liebt, ſo liebt er die Begynen, wie ſie ihn lieben. Im Kloſter befand ſich ein rüſtiges Mütterchen von 85 Jahren, die 64 Jahre lang in demſelben Hauſe gelebt hatte. Sie ſah nicht aus, als würde ſie bald abberufen werden.

Wir ſchieden: die Alten knixten, die Jungen kicherten, der Spatz ſelbſt drehte den Kopf und entließ uns in Gnaden. Eine flüchtige halbe Stunde Aufenthalt, — und doch ſchied ich wie von etwas Liebem. Der Begynenhof und ſein Frieden lag hinter uns; wie empfing uns draußen die Welt? Trommelwirbel und Signalhörner! belgiſche Voltigeurs marſchirten vorüber, ein Küraſſier-Regiment hinterdrein. Wir ſtanden auf Flamands Boden; — wer ſagt uns, ob nicht noch einmal hier (wie bald vielleicht!) die Würfel der Entſcheidung fallen; doch wie ſie fallen mögen — Friede liegt über dem Begynenhof.

Noch immer regnet's; aber ſei es drum, der Abend iſt da, und der Wind, der durch die Straßen fegt und die Gaslaternen faſt erlöſchen macht, ſpricht von zerſtobenen Wolken und hellem Sonnenſchein am kommenden Tag. Ich ſchließe die Fenſtervorhänge und ſchütte friſche Kohlen auf den Kamin.

Hei, wie das praſſelt und flammt. Gemüthliche Wärme erfüllt das Zimmer, nur Eines fehlt noch: der Theekeſſel und ſein magiſcher Geſang. Da tritt Jane ein und ſetzt das rieſige Brett auf den Tiſch. „Good evening sir! a bad day to day;“ ich aber ſchneide mir Schnitte auf Schnitte von dem blendenden Weißbrot, röſt' es am Kohlenfeuer, und während der Duft des halbverkohlten Brotes das Zimmer würzt, gedenk' ich Deutſchlands und lauſche dem ſingenden Keſſel mir zur Seite, wie lieben, leiſen Stimmen aus der Heimath.

Die Docks-Keller.

Unter „Docks“ verſteht man im Allgemeinen die Häfen eines Hafens: kleine abgezweigte Buchten, oder auch gemauerte Baſſins, in denen man die rückkehrenden Schiffe gleichſam bei Seite nimmt, um ſie zunächſt auszuladen, und — wenn's noth thut — auszubeſſern. Die London-Docks charakteriſirt man am beſten, wenn man ſie Fluß-Häfen nennt. Sie verhalten ſich zur Themſe, mit der ſie in unmittelbarſter Verbindung ſtehen, wie große Privatgehöfte zu einer daran vorüberführenden allgemeinen Heerſtraße.

Man unterſcheidet Katharinen-, London-, Weſtindien- und Oſtindien-Docks. Alle vier befinden ſich am linken Themſeufer, die erſteren auf der Strecke zwiſchen Tower und Tunnel, die letztern beiden, weiter ſtromabwärts, in der Nähe des Fleckens Blackwall, eine Stunde von London.

Die Oſtindien-Docks ſind, wie es ſchon ihr Name an die Hand giebt, die Ruhe- und Erholungsplätze für die großen Oſtindienfahrer, die Heilanſtalten, wo man die Hartmitgenommenen wieder flickt und bekupfert; auch Theer und Pech auf all die Wunden gießt, die ihnen das Sturmkap mit Wind und Wellen geſchlagen.

Ich gedenke heut nur von den eigentlichen London-Docks zu ſprechen, ganz beſonders aber die Docks-Keller in Augenſchein zu nehmen, von denen im Voraus bemerkt ſei, daß ſie, in Gemeinſchaft mit Speichern, Remiſen und Lagerhäuſern, die unmittelbare Nachbarſchaft, ſo zu ſagen einen integrirenden Theil der Docks ſelber bilden. Denken wir uns eine Durchſchnittszeichnung zwiſchen der mit der Themſe parallellaufenden Cityſtraße und der Themſe ſelbſt, ſo iſt die Reihenfolge dieſe: zuerſt das Handelshaus mit ſeinen Comptoiren, dann geräumige Höfe mit Speichern aller Art, unter dieſen die Docks-Keller, und ſchließlich, unmittelbar an der Themſe, die Docks ſelbſt. Die Höfe und die Keller verhalten ſich zu einander wie zwei Etagen, und je nachdem die Ladung des eben angekommenen Schiffes aus Wein, Oel und Rum auf der einen, oder aus Reis, Zucker, Wolle und Baumwolle auf der anderen Seite beſteht, wälzt man die Fäſſer und Ballen direkt vom Bord des Schiffes entweder auf die Speicherhöfe, oder eine Etage tiefer, in die Docks-Keller hinein. Unter dieſen ſpielen die Weinkeller, die (vermuthlich ein Kompagniegeſchäft) nicht nur unter dem Speicherhofe eines Grundſtücks, ſondern unter einem ganzen Cityſtadttheil hinlaufen, die größte Rolle.

Der Freundlichkeit eines deutſchen Kaufmannes verdankte ich es, daß mir Gelegenheit wurde, dieſe ungeheuren Räumlichkeiten in Augenſchein zu nehmen. Er gab mich für einen jungen Deutſchen aus, der nicht übel Luſt habe, mehrere Oxhoft Port und Sherry gegen Baarbezahlung ſofort zu entnehmen, eine Rolle, die zu viele Vortheile und Annehmlichkeiten verſprach, als daß ich hätte geneigt ſein ſollen, mich gegen ſie zu ſträuben.

Bevor wir in die Keller hinabſteigen, ſei über „Port“ und „Sherry“ etwas vorausgeſchickt. Beide Worte ſind Kollektiva für alle möglichen Sorten ſüßen und feurigen Weins geworden. Unter all' den hunderttauſend Oxhoften Port und Sherry, die alljährlich in England getrunken werden, iſt vielleicht kein einziger, zu dem Oporto und Xeres, (Sherry iſt eine Mißbildung dieſes Wortes) ausſchließlich und unvermiſcht den Saft ihrer Trauben beigeſteuert haben. Die Küſten des mittelländiſchen Meeres liefern dieſe ungeheuren Weinmaſſen, die — wenn von *rother* Farbe — unter dem Namen Port, von *goldgelber*, unter dem Namen Sherry in die Welt geſchickt werden. Die Keller der London-Docks ſind übrigens ſchon das zweite Lager, das dieſe köſtlichen Weine beziehen: zuerſt begegnet man ihnen auf der Weſtküſte von Sizilien und zwar im Städtchen Marſala, wohin die aufkaufenden Engländer zunächſt Ladung auf Ladung dirigiren, um von dort aus, je nach Bedürfniß, die engliſchen Keller zu ſpeiſen. Um ſich von der Größe dieſer ſizilianiſchen Weinniederlagen einen Begriff machen zu können, führe ich das Faktum an, daß allein die alljährliche *Verdunſtung* achttauſend Gallonen beträgt.

Aber laſſen wir Marſala und ſteigen wir heute in die Keller der englischen Docks. — Wir fahren ein, wie in den Schacht eines Berges. Zwei rußige Burſche mit kleinen blakenden Lichtern ſchreiten uns voran. Nun denn: Glück auf! und luſtige Bergmannsfahrt. Was ſollten wir nicht? Unſer Gewinn iſt ſicher: der Port, wie flüſſiger Rubin, wird bald in unſern Gläſern blinken.

Wir ſind unten: vor unſern erſtaunten Blicken liegt eine Stadt. Wir haben ſchöne Sagen und Märchen, die von Städten auf dem Grunde des Meeres, oder von Schlöſſern in der Tiefe unſerer Berge ſprechen, — dieſe Wunder ſind Wirklichkeit geworden. Ueber uns lärmt und wogt die City mit ihren hunderttauſend Menſchen, und hier unten dehnen ſich gleichzeitig die erleuchteten, unabſehbar langen Straßen einer unterirdiſchen Stadt. Rechts und links wie Häuſer liegen über einander gethürmt die mächtigen Gebinde: jedes Faß — eine Etage. Wir ſind in die eine Straße eingetreten, und ſchreiten weiter. Alle funfzig Schritt begegnen wir einer Quergaſſe, die, um kein Haar anders oder gar kleiner als die Straße die wir gerade durchmeſſen, nach rechts und links hin ſich endlos fortzieht. Immer weiter geht es: neue Gänge, neue Tonnen, neue Lichter, immer Neues, und doch immer das Alte wieder; unſer Auge entdeckt nichts, das ihm als Merkmal, als Wegweiſer aus dieſem Labyrinthe dienen könnte, und eine namenloſe Angſt überkommt uns plötzlich. Wir denken an die Irrgänge des Alterthums, an die römiſchen

Katakomben, und ein unwiderſtehliches Verlangen nach Luft und Licht erfaßt unſer Herz.

Aber ſchon iſt die Heilung bei der Hand. „There 's a first rate Sherry, Sir! indeed, a very fine one“ ſo trifft es plötzlich unſer Ohr, und ſchon der ruhig-ſichere Klang der Stimme überzeugt uns, daß kein Grund zur Furcht vorhanden. Den letzten Reſt davon ſpült der Sherry fort. Mit unermüdlichem Dienſteifer werden jetzt rechts und links die Fäſſer angebohrt: hier ſpritzt es wie ein Goldſtrahl aus dem Faß hervor, dort ſtrömt der blutrothe Port ins Glas. Wir koſten und nippen, wie wenn es Nektar wäre; die rußigen Burſche aber ſchätzen's nicht höher wie abgeſtandenes Waſſer und ſchütten das flüſſige Gold an die Erde. Der Wein hat längſt aufgehört, ihnen eine Himmelsgabe zu ſein; ſie theilen ſich ſchweigſam, gewiſſenhaft in ihre Arbeit: der Eine bohrt die Löcher, der Andere verſtopft ſie, wozu er ſich kleiner Holznägel bedient. — Wir mußten in dieſen Kellern ſchon viele Vorgänger gehabt haben, denn der Boden manchen Faſſes ſah wahrlich aus wie die Sohle eines neumodiſch-geſtifteten Stiefels.

Eine Stunde war um. Aus den unterirdiſchen Gaſſen ſtiegen wir lachend an's Tageslicht und ſchwankten in lautem Geſpräch der Blackfriars-Brücke zu. Menſchen und Häuſer ſchienen uns zuzunicken, die finſteren Straßen waren wie verwandelt.

Ich habe die City von London ſo ſchmuck nicht wiedergeſehn.

Taviſtock-Square und der Straßen-Gudin.

Vor einer Woche habe ich meine Wohnung gewechſelt. Ich konnt' es nicht mehr aushalten in Burton-Street und in dem ganzen Stadttheil, den ich vollauf bezeichnet habe, wenn ich Dir ſage, daß er Pimlico heißt. Klingt das nicht geziert und geckenhaft? Denkt man nicht an eine Miſchung von Langerweile und Lächerlichkeit? Und ſo iſt es auch.

Ich wohne nun Taviſtock-Square, mitten in London, nah an Oxford-Street und nicht weit vom Trafalgar-Platz. Daß ich Dir ſagen könnte, wie reizend es hier iſt und wie glücklich mich der Wechſel macht, zu dem ich mich, bei meiner unglücklichen Anhänglichkeit auch an die ſchlechteſten Wirthsleute, nur ſchwer entſchloſſen habe. Der Stadttheil, den ich jetzt bewohne, beſteht überwiegend aus großen und kleinen Plätzen, ſo daß die Straßen, die ſich vorfinden, weniger um ihrer ſelbſt, als vielmehr um der Verbindung willen, die ſie zwiſchen den zahlloſen Squares unterhalten, da zu ſein ſcheinen. Bedford- und Fitzroy-, Bloomsbury- und Torrington-Square halten gute Nachbarſchaft mit uns, und Ruſſel- und Euſton-Square ſind ſo nah, daß wir uns mit ihnen begrüßen können. Die ganze Gegend hat was Herrſchaftliches; das macht, ſie war das Weſtend Londons in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und dieſelbe Ariſtokratie, die jetzt auf Belgrave- und Eaton-Square ihre town-residences hat und ſich des Bekenntniſſes ſchämen würde, öſtlich von Grosvenor-Place und Hyde-Park-Corner zu wohnen, lebte vor 80 Jahren, nicht minder ſelbſtbewußt, hier auf Taviſtock-Square und baute jene Façaden-geſchmückten Häuſer und jene hohen Zimmer, die jetzt nicht mehr paſſen wollen zu der meiſt bürgerlichen Schlichtheit ihrer Bewohner. Ich ſage „meiſt“, denn wir haben auch Notabilitäten in nächſter Nähe, keine Lords und Viscounts, aber Ritter von Gottes-, ſtatt von Königs Gnaden, und Namen, die ſchwerer wiegen, als die Stammbäume von ſechs iriſchen Lords. Sprich ſelbſt, ob ich übertrieben habe, wenn ich Dir ſage, daß Boz-Dickens mein nächſter Nachbar iſt und zehn Schritt von mir einen reizenden, gartenartigen Einbau bewohnt, der zwiſchen der Pancras-Kirche und unſrem Hauſe gelegen iſt. Ich habe noch nicht den Muth gehabt, ihn aufzuſuchen und werd' es vermuthlich auch in Zukunft nicht, um ſo weniger, als ich weiß, daß er von Deutſchen überlaufen und mit den üblichen Bewunderungs-Phraſen gelangweilt wird. Nur den Park vor ſeinem Hauſe beſuch' ich öfters, und niemals ohne den frommen Wunſch zu hegen, daß die friſche Luft, die da weht, mir von dem

Geiſte leihen möge, der eben an dieſer Stätte heimiſch und thätig iſt.

Die Villa meines Nachbars Dickens iſt nun freilich reizender als das alte herrſchaftliche Eckhaus, deſſen oberſte Spitze ich mit einem jungen Herrn aus Pembrokeſhire gemeinſchaftlich bewohne; nichts deſtoweniger aber ſchwör' ich auf die Schönheit meiner Wohnung, und wenn ich Dich Abends nach dem Diner mal in die drawing-rooms dieſes Hauſes führen und dann durch die geöffneten Fenſterthüren mit Dir auf den Balkon hinaus treten könnte, ſo würdeſt Du mit mir fühlen, daß der Moment etwas Zauberhaftes hat. Ein Ahornbaum bildet mit ſeinen Zweigen ein Laubdach über uns, auf den Balkonen der Nachbarhäuſer ſtehen die ſchlanken Ladys und ſchauen mit vorgehaltner Hand in die untergehende Sonne, auf dem Raſenplatz des Square ſpielen und lachen die Kinder, und fern, von der Nordgrenze Londons her, ſchauen dunkelblaue Hügel, wie Wolkenſtreifen am Horizont, auf die Stadt und auch auf uns hernieder. Die erſten Gaslichter miſchen ihr mattes Licht dem Halbdunkel, das über dem Platz liegt, der Lärm der weitab gelegenen großen Straßen ſchlägt wie ferne Brandung an unſer Ohr und ein Gefühl ſüßer Befriedigung beſchleicht uns und lullt auf Augenblicke die ſchlafloſen Wünſche ein.

Doch ich wollte Dir vom Straßen-Gudin und nicht von der Schönheit meiner Wohnung erzählen. Beides gehört inſofern zuſammen, als ich die Bekanntſchaft meines ſeltſamen

Seemalers ohne meinen Wohnungswechſel vielleicht niemals gemacht hätte; denn wie ich vernehme, findet man ihn im St. Pancras-Kirchſpiel häufiger als an andren Orten, vielleicht weil die ſtillen Squares dieſes Stadttheils und die verhältnißmäßig wenig benutzten Trottoirs ihm die beſte Gelegenheit zu Ausübung ſeiner Kunſt und zum Erwerbe bieten. Zuerſt ſah ich ihn an einer Ecke von Torrington-Square. Ich gerieth in ein Staunen, das weit das übertraf, mit dem ich die genialſten Ruben's und die fromm-innigſten Murillo's irgend welcher Gallerie jemals betrachtet habe. Knieend auf dem Trottoir, neben ſich ein Stück ſchmutziger Pappe, auf dem die Bröckel von Paſtellſtiften lagen, zeichnete ein blaſſer, zwanzigjähriger Menſch Seeſtücke auf den Sandſtein, ſo raſch, ſo genial, ſo meiſterhaft, daß mir's gleich durch den Kopf ſchoß: ein Straßen-Gudin! Die engliſche Südküſte ſchien er vorzugsweiſe bereiſt zu haben. Da war der Hafen von Lyme; der Haſtingsfelſen mit ſeinem zerfallenen Kaſtell, und vor allem die Dover-Bucht bei Mondſchein. Dunkelblau lag ſie da, ein heller Lichtſtreif lief drüber hin, von rechts und links aber ſprangen die Schatten dunkler Klippen und dieſe ſelber dann weit in's Meer hinein. Ich war ganz Bewunderung, nur ein Gefühl rang mit meinem Staunen um den Vorang — die Entrüſtung. Als ich mich ſatt geſehn, ſteckt' ich dem Maler und — Bettler zugleich eine halbe Krone in die Hand und ging ſchimpfend über England und die Herzloſigkeit ſeiner Pfefferſäcke in vollſter Aufregung nach Haus.

Diesmal hatt' ich Unrecht gehabt. Andren Tags war ich bei P. in Brixton, deutſche Kaufleute waren geladen und nach dem Supper, als die Datteln und Malaga-Roſinen reihum gingen und jeder von uns, aus Brandy und ſiedendem Waſſer, ſich ſeinen Nachttrunk ſelber miſchte, ließ ich wie öfters meinem Unmuth über die shop-keeper laute Worte und mit einem „ſeht her!“ erzählt' ich meine Geſchichte vom Straßen-Gudin. Allgemeine Heiterkeit war die Antwort; jeder kannte das junge Genie mit der ſchmutzigen Pappe und dem fadenſcheinigen Rock, jeder hatte ſchon mal ſeine Bilder bewundert und war einverſtanden mit mir, daß ſolches Talent der liebevollſten Pflege werth ſei. „Aber — ſo hieß es weiter — dieſe Pflege iſt ihm zehnfach angeboten worden, er hat ſie verſchmäht, denn er iſt ein Spekulant. 50,000 Fremde treten täglich das Londoner Pflaſter, und, Ihre halbe Krone in Ehren, Sie ſind nur Einer der Vielen, die, in Bewundrung und Entrüſtung gleich Ihnen, auch ein Gleiches thun. Ihr Straßen-Gudin wird ein reicher Mann; ob er's würde, wenn er Bilder auf die Ausſtellung ſchickte, iſt mindeſtens fraglich. Wir ſind ein money-making people.“

Das iſt die Geſchichte vom Straßen-Gudin. Ich frage Dich, ob deutſches Leben ein Seitenſtück dazu liefert!

Der engliſche Zopf.

Bei uns iſt der Zopf zur Mythe geworden, er exiſtirt nur noch als Spitz- und Geißelwort für Alles, was, wie die öſterreichiſche Landwehr, „nicht mitkommen kann", und wenn Heine gelegentlich von unſeren Soldaten ſingt:

„Der Zopf, der ihnen ſonſt hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe",

ſo können wir uns dieſen Witz, deſſen Pointe etwas dunkel bleibt, immerhin gefallen laſſen. Anders iſt es mit England: es darf mit China darum ſtreiten, wer ihn am längſten trägt. Nach den Gründen forſche wer will; ich werfe für den Liebhaber nur ſo hin, daß der Kaffee zu emanzipiren, der Thee zu konſerviren ſcheint.

Der engliſche Zopf iſt faktiſch noch vorhanden, oder doch mindeſtens die Perrücke (auf den Köpfen einer ganzen Armee von Kanzlern und Richtern), die ſchlecht gerechnet das Geſchwiſterkind des Zopfes iſt. Doch verbreiteter als dieſer und in Wahrheit noch Gemeingut der ganzen Nation iſt der innerliche Zopf, den ich nachſtehend zu beſprechen und in drei große

Abtheilungen zu bringen gedenke. Ich unterſcheide drei Arten: erſtens den guten oder Erbweisheits-Zopf, zweitens den indifferenten oder Familien-Zopf, drittens den bösartigen oder Weichſel-Zopf.

Es iſt Mode geworden, die politiſche Weisheit der engliſchen Nation, ihr praktiſches Feſthalten am Hergebrachten und ihren Argwohn gegen Alles, was Neuerung heißt, zu bewundern. Es mag gewagt erſcheinen, an dieſem zum Theil wohlverdienten Lorbeerkranze herumpflücken zu wollen, aber nichtsdeſtoweniger werf' ich die Frage auf, ob man nicht der Stätigkeit des engliſchen Charakters gelegentlich zu viel Ehre erwieſen und ununterſucht gelaſſen hat, wie viel an dieſem praktiſchen Feſthalten wirklich Weisheit und wie viel bloßes Kleben am Alten geweſen iſt. Wenn durch die Jahrhunderte hindurch der Beweis zu führen wäre, daß England jedem als gut erkannten Neuen offen und nur allem Probiren, aller Projektmacherei verſchloſſen geweſen ſei, wenn ſich aus der Geſchichte nachweiſen ließe, daß es ſtets Kritik geübt, die Spreu vom Weizen geſondert, nie Schlacke für Gold, aber auch nie Gold für Schlacke genommen habe, ſo möchte man es bei uneingeſchränkter Bewunderung bewenden laſſen. Aber neben einer Habeas-Korpus-Akte exiſtirt noch immer ein Irland und neben einem Geſetz der Freiheit noch immer ein Geſetz der Intoleranz, und ſo mag man es mir verzeihen, wenn ich den Baum der engliſchen Erbweisheit (unſere Tugenden wurzeln ſo oft in unſern Schwächen und Fehlern!) auf eine Wurzel zurückführe, die ſich Zopf nennt und die zum guten

Theile Zopf iſt und bleibt, wenn ſie auch hundertfach auf den Spruch verweiſen mag: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Ohne das Beiſpiel Frankreichs wäre England nie zu jenen Ehren gekommen, die jetzt verſchwenderiſch darüber ausgeſchüttet werden, und dennoch iſt es gerade ſo ſchuldig, wie jenes, eben weil es das volle Gegentheil davon iſt. Frankreich verändert, — auch das Gute; England konſervirt, — auch das Schlechte.

Der indifferente oder Familienzopf findet ſeine Deutung am beſten durch eine Schilderung. Ich lebe hier in einem liebenswürdigen, häuslichen Kreiſe, der ſeiner ganzen Haltung, ſeiner Frömmigkeit und Bildungsſtufe nach mich wie eine Landprediger-Familie berührt, die das heimatliche Dorf verlaſſen und ihren Aufenthalt in der Stadt genommen hat. Das Haus, das ſie bewohnen, iſt ſchön und geräumig; nichtsdeſtoweniger müſſen ihre Mittel gering ſein, denn zwei ältliche Damen leben auf Leibrente unter ihnen, und die obern Zimmer des Hauſes ſind an allerhand junge Leute, Fremde wie Einheimiſche, vermiethet. Einzelne von dieſen ſind auch Tiſchgenoſſen der Familie; zu dieſen zähle ich. Laſſen Sie mich in möglichſter Kürze ſchildern, wie ein Tag verläuft. Nach abgehaltener Morgenandacht verſammelt ſich Alles beim Frühſtück: Kaffee und Thee, Hammelbraten und Eier, Speckſchnitte und geröſtetes Weißbrod machen die Runde am Tiſch, und unter Eſſen und Trinken, Sprechen und Lachen vergeht eine volle Frühſtücksſtunde. Es iſt zehn Uhr; die Damen des Hauſes, darunter zwei Töchter, begeben ſich in die Drawing-

Rooms, zwei ſchöne hohe Zimmer, und nehmen Platz, theils am Fortepiano, theils am Tiſch, theils auf dem Kanapee. Bei Klavierſpiel und Geſang, unter Briefſchreiben und Zeitungsleſen kommt die Stunde zum zweiten Frühſtück (lunch) heran und dehnt ſich gemächlich hin, bis gegen 3 Uhr Nachmittags die Damen zu ihrer Arbeit ſüßen Nichtsthuns zurückkehren. Man macht einen Gang in die Stadt: nach Hyde-Park zum Corſo, oder nach Trafalgar-Square in die Gemälde-Gallerie. Sechs Uhr findet Alles im Wohnzimmer; mit dem Glockenſchlag ergreift der Herr des Hauſes den Arm der einen Leibrenten-Lady, ich wie Blitz ſpring an die linke Seite der zweiten, Mr. Blunder, ein junger Kaufmann aus der Provinz, mit blaſſem Geſicht und rothen Händen, macht ohne aufzublicken vor der älteren Tochter ſeine linkiſche Verbeugung, und im nächſten Augenblick begibt ſich der ganze Zug die mit doppeltem Teppich belegte Treppe hinab, um im Parlour (Sprech- und Eßzimmer: nur in dieſem darf gegeſſen werden) die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Wir treten ein; links auf einem Buffet blitzt es von Silberzeug und geſchliffenen Karaffen, von chineſiſchem Porzellan und Apfelſinen; an den Wänden hängen Familienbilder, und unter dem breiten Spiegel, zu beiden Seiten des Kamins, ſtehen zwei hübſche Hausmädchen, unſeres Winkes gewärtig. Es iſt ganz wie bei Hofe, oder wie bei Leuten von wirklicher Vornehmheit und Bedeutung: ein unabläſſiges Wechſeln von Tellern, von Meſſern und Gabeln, und ſich ſelbſt bedienen wollen wäre ein Verſtoß, Verbrechen. Mr. Blunder hat eben den letzten Biſſen ſeiner

Kartoffel in den Mund geſteckt, aber ſchon hat es der Adlerblick unſerer Dame vom Hauſe bemerkt. Die Kartoffelſchüſſel ſteht unmittelbar vor dem blaſſen Kaufmann; die Lady jedoch, mit einer Würde, als gält es den Großmogul zu bedienen, ruft von ihrem Platz aus: „Mary, potatoes for Mr. Blunder!“ und die hübſche Marie, deren Mund viel vornehmer ausſieht, als die erfrornen Hände des unglücklichen Provinzialen, muß apportiren und präſentiren. — ſo verlangt es die Regel des Hauſes. Von Tiſch geht es zum Thee, vom Thee zur Andacht und von der Andacht zu Bett. — Ueberall das Mißverhältniß zwiſchen untergeordneter geſellſchaftlicher Stellung auf der einen und ariſtokratiſchem Gebahren auf der andern Seite. Welche deutſche Familie von gleichem Rang, gleicher Bildung und gleichen Vermögens-Verhältniſſen hätte den Muth und den Geſchmack, ein ähnliches dolce farniente-Daſein zu führen! Die Mutter und die älteſte Tochter würden in Küche und Waſchhaus das Regiment führen, und die Nadeln der jüngeren würden am Stickrahmen auf- und niederblitzen bei Plattſtich und Petit-point. Ländlich — ſittlich! denkt mancher meiner Leſer und nennt Komfort, wohl gar geſteigerte Kultur, was ich Zopf genannt habe; aber ich kann ihm nicht zu Willen ſein, es iſt Zopf. — Es geht ein tiefer Zug nach Erwerb durch den engliſchen Charakter; die Wahrheit „Geld iſt Macht“ zählt ſeit Lord Burleigh's Tagen nirgends ſo viel Anhänger, wie eben hier, und nirgends iſt das Verlangen größer: zu ſparen, aufzuſpeichern und weiter zu vererben. Ich wette zehn gegen eins, dieſer Zug nach Erwerb lebt und webt in den Gemüthern meiner engliſchen Familie ſo gut wie irgendwo, aber dieſe altbritiſchen Herzen umſchließen noch eine andere Leidenſchaft: das brennende Verlangen nach Repräſentation. Die Colburns ſind ein altes Geſchlecht; nachweislich ſeit drei Jahrhunderten hat nie ein Colburn ſein Diner an anderem Platz als im Parlour des Hauſes zu ſich genommen, und es wäre Verrath an einer großen Vergangenheit, von dieſer Sitte abzugehn. Nie, ſeit den Tagen der Königin Eliſabeth, hat ein Colburn bei Tiſche ſich ſelbſt bedient, und wenn ſich's nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluß fügen ſollte, daß die Colburns zu Bettlern würden, ſo würden ſie ſich nach einem Unter-Bettler umſehen, der ihnen auch dann noch die geſchenkten potatoes präſentirte. — Liebhaber mögen ſich an dieſer Ausdauer freuen; aber auch ſie werden nicht leugnen können, daß das Ganze nach Don Quixote ſchmeckt und einen Zopf trägt von leidlicher Länge.

Wir kommen nun zum Weichſelzopf. Beginnen wir mit ſeiner harmloſeſten Erſcheinung — in der Kunſt. Welche Stadien hat nicht z. B. in Frankreich und Deutſchland die Schauſpielkunſt ſeit Talma und Iffland durchgemacht! Es gehört nicht hierher, zu unterſuchen, ob man weitergekommen iſt; „es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt“, aber jedenfalls war Bewegung da: Ludwig Devrient, Seydelmann und vor Allen die Rachel waren neue Erſcheinungen. Nicht ſo hier; man iſt noch immer bei Garrick. Dieſer hat ſich traditionell (ich kenne nicht all' die Pfeiler der Brücke) auf Kean und von Kean auf Macready und von Macready auf ein halb Dutzend moderner Lear- und Macbethſpieler fortgeerbt, und wo Garrick ſchrie und tobte, tobt auch heute noch ſein jüngſter künſtleriſcher Enkelſohn auf einem beliebigen Vorſtadt-Theater. Das Genie wird hier ſo zu ſagen eingepökelt, und noch nach hundert Jahren verſchmäht man das ſchönſte friſche Fleiſch und greift nach dem geſalzenen, das doch nachgerade ſteinhart geworden iſt.

Schlimmer ſchon iſt der Zopf, den die engliſche Themis trägt. Zahlen beweiſen: es ſchwebt jetzt ein Prozeß zwiſchen einem Privatmann und einer Eiſenbahn-Geſellſchaft, deſſen bloße Vorarbeiten, inſonderheit die Aufnahme des Thatbeſtandes, 41 Foliobände füllen, zu deren Herſtellung eine dreijährige Arbeit und ein vorläufiger Koſtenaufwand von 10,000 Rthlrn. nöthig geweſen iſt. Das Recht iſt theuer in England und ſollte doch überall billig ſein, wie das tägliche Brod.

Der ſchlimmſte Zopf aber iſt der, den die Armee trägt. Jeder Zeitungsleſer weiß, daß — was die Marine angeht — Admiral Charles Napier*) ſeit Jahren ſchon raſtlos gegen das eingefrorne Weſen eifert, das ſelbſt ſchreienden Mißbräuchen gegenüber jeder Neuerung unzugänglich iſt, und indem ich ihm auch heute ein Feld überlaſſe, auf dem er um Einiges beſſer bewandert iſt, als ich, beſchränke ich mich auf den Armeezopf, der zur Kenntnißnahme aller Welt offen vorliegt.

---

*) Derſelbe, der jetzt die Oſtſee-Armada befehligt.

Die engliſche Armee iſt dieſelbe wie vor funfzig Jahren. Die Erfindungen und Verbeſſerungen eines beinahe vierzigjährigen Friedens ſind ſpurlos an ihr vorübergegangen, ſie träumt von ihren Siegen und wiegt ſich in Sicherheit. Die Offizierſtellen bis zum Major ſind noch immer käuflich, die Fuchtel iſt nach wie vor der Lehrmeiſter der Disziplin, der rothe, geſchmack- und taillenloſe Frackrock herrſcht immer noch abſolut, und Exerzitium und Bewaffnung (mit Ausnahme des nun ſchon wieder veralteten Perkuſſionsſchloſſes) ſind unverändert dieſelben geblieben. Wollte man alle Anekdoten über das engliſche Infanteriegewehr ſammeln, es gäbe ein ganzes Buch. Nach Allem, was ich höre, ſoll ein ſicherer Schuß damit eine bare Unmöglichkeit ſein; es iſt nur verwendbar auf Maſſen, und ſein Beſtes iſt nach wie vor — das Bajonnet. Aber — alle Achtung vor dem engliſchen Bajonnetangriff — die europäiſche Kriegskunſt entfernt ſich immer mehr von der bloßen Rauferei, und Führung im Ganzen, Geſchick und Bewaffnung im Einzelnen werden, bei verſteht ſich gleicher Zahl, über kurz oder lang ausſchließlich den Ausſchlag geben. Der engliſche Soldat, als rohes Menſchenmaterial noch immer unvergleichlich, entbehrt völlig des Geſchicks und der Bewaffnung, wodurch ſich die Armeen des Kontinents, namentlich die preußiſche und franzöſiſche, mehr denn je auszeichnen; das engliſche Heer hat keine Jäger von Vincennes, die beim Sturme Leitern aus ſich ſelber machen, und hat keine Zündnadelgewehre, die auf 6 — 800 Schritt in die Kolonne treffen und, neunmal unter zehn, jedes Bajonnetangriffes ſpotten, — denn man greift nicht an mit todtgeſchoſſenen Leuten. Die ſtolze Inſel mag ſich verſehn; ſo feſt überzeugt ich bin, daß ihr keine Gefahren von jenſeit des Kanals drohen, ſo feſt überzeugt bin ich auch, daß ſie dieſen Gefahren unterläge, wenn ſie jemals Wirklichkeit würden.

Die Manufaktur in der Kunſt.

England iſt das Land der Manufaktur. Ich gedenke nicht, Bäume in den Wald zu tragen, und das hundertmal Bewieſene noch einmal zu beweiſen. Zweck dieſer Zeilen iſt es, auf eine ganz beſondere Manufaktur, auf jene bis zu erſtaunlicher Höhe getriebene Nachahmekunſt hinzuweiſen, die von einem oft eben ſo genialen wie betrügeriſchen Subſtituiren lebt, und Fach daraus macht, die Begriffe von Recht und Unächt, von Sein und Scheinen, nach Kräften zu verwirren. Ich ſpreche dabei nicht von jener untergeordneten Nachahmekunſt, die ſich darauf beſchränkt, Wein aus Waſſer, Havannahblätter aus Kohlabfällen und chineſiſche Tuſche aus dem Rauchfang deſſen zu bereiten, der ſie nachher verbraucht. Nein, worauf ich heute die Aufmerkſamkeit des Leſers hinlenken möchte, iſt die Manufaktur, die Nachahmekunſt in der Kunſt ſelbſt.

Byron's Don Juan iſt unvollendet. Was liegt für einen Manufakturiſten in der Kunſt näher, als bei paſſender

Gelegenheit die Verſicherung: er ſei vollendet. Märchen werden erſonnen und durch Schrift und Rede gefliſſentlich verbreitet, warum der edle Lord mit der Veröffentlichung gerade dieſer genialſten und formvollendetſten Geſänge gezögert habe, und endlich, wenn es geglückt iſt, die Aufmerkſamkeit des Publikums aufs höchſte zu ſpannen, ja ſogar eine liebenswürdige Minorität mit vollem Glauben an die Aechtheit des Fabrikats vorweg zu erfüllen, ſo erſcheint es endlich mit geſchickteſter Nachahmung alles deſſen, was überhaupt nachzuahmen iſt, und gleichviel, ob ſchließlich der Betrug entdeckt wird oder nicht, die Manufaktur hat ihren Zweck erreicht — Gewinn.

Shelley, der Beſchimpfte, durch die öffentliche Meinung vom Vaterland Verbannte, war nichtsdeſtoweniger vor Jahr und Tag (wer verziehe nicht den Todten!) in der Mode; man las Queen-Mab und heimlich ſogar die Cenci. Shelley's Freundſchaft mit Byron war bekannt; es wäre unnatürlich geweſen, wenn ſich kein Manufakturiſt für eine intime Shelley-Byron-Korreſpondenz gefunden hätte. Eines Tages erſcheint die Anzeige: „Briefwechſel (Originale) zwiſchen Percy Byſſe Shelley und Lord Byron.“ Es iſt kein Zweifel. Handſchrift, Siegel, Poſtzeichen, alles trägt den Stempel der Aechtheit; die Perſonen befanden ſich, wirklich und nachweislich, um die angegebene Zeit an den angegebenen Orten; Autographenſammler, Schreibverſtändige und Buchhändler, alle ſind zuſtimmender Meinung; und endlich der Inhalt ſelbſt löſt jedes letzte Bedenken: dieſer Rückhaltsloſigkeit, dieſes

Feuereifers gegen überkommene Sitte und Satzung waren nur zwei Köpfe fähig: Shelley und Byron. Zufällig geräth die Shelley-Korreſpondenz in die Hände eines älteren Herrn, der die literariſchen Fehden ſeiner Jugend und die leidenſchaftliche Hingebung, mit der er einſt zur Seite jener Vorkämpfer ſtand, in ländlicher Zurückgezogenheit und im ſtillen Glück des Familienlebens halb vergeſſen hat; er lieſt und — findet ſich ſelbſt; es ſind ſeine Worte, äußerlich und innerlich; — alles Betrug, Manufaktur!

Das ergiebigſte Feld indeß bleibt doch immer die Malerei. Es gibt geradezu Fabriken, die ſich mit der Anfertigung von Murillo's, Ruben's und Titian's beſchäftigen. Was England beherrſcht, und zwar mehr als ſein Parlament, das iſt die Mode. Die „Faſhion" fordert jetzt alte Bilder, gleichviel ob gut oder ſchlecht, nur alt, nachweislich alt, und verſteht ſich von einem Maler von Ruf. Da wachſen denn die Van Dyk's, de Crayer's, Snyder's und Rembrandt's aus der Erde, und wundert ſich der Käufer, in leiſer Ahnung eines Betruges, über den verhältnißmäßig niedrigen Preis (das böſe Gewiſſen läßt die höchſten Forderungen denn doch nicht zu), ſo heißt es: „ein glückliches Ohngefähr, die Unkenntniß des Vorbeſitzers, ſetzen uns in den Stand u. ſ. w." Ich hörte noch geſtern von einem Gallerie-Inhaber ſprechen, der ſeine wirklich ſchöne Sammlung zehnmal verkauft und ſchließlich doch noch die Originale beſeſſen habe.

Mir liegt ein Buch Theophile Gautier's vor: „Ein Zickzack durch England"; das Buch iſt nicht eben neu, aber ſeine

Wahrheiten gelten heut wie damals. Die unglaubliche Anzahl von Murillo's, Raphael's und Titian's, denen er auf engliſchen Gallerien begegnete, machte ihn ſtutzig; er forſchte nach und ſpricht als Reſultat ſeine unumſtößliche Ueberzeugung aus, daß Dreiviertheile jener engliſchen Sachen, die mit einem großen Namen prunken, nichts ſind als Kunſtprodukte in einem anderen Sinne: ſchlechte Bilder, mit einem halben Dutzend angeblakter Firniß-Schichten und einem — Goldrahmen, der nichts zu wünſchen übrig läßt. Die Beſitzer ſind übrigens in ihrem Glauben nicht weniger glücklich und erfreuen ſich an einer eingebildeten Schönheit, die ſie mit Hülfe einer guten Phantaſie bis zur Höhe der Sixtiniſchen Madonna ſteigern können, faſt mehr noch als an einer Wirklichkeit, die eben nicht mehr bietet, als ſie hat.

Aber neben dieſer groben Art des Betruges exiſtirt auch eine wirkliche Nachahmekunſt. Betrug bleibt freilich Betrug; aber eben ſo gewiß, wie das Genie eines Cartouche zu allen Zeiten zu intereſſiren wußte, eben ſo unmöglich iſt es, ein beſtimmtes Maß von Bewunderung jener Geſchicklichkeit zu verſagen, mit der dieſe Manufaktur gehandhabt wird. Die engliſche Literatur weiſt zwei berühmte Namen auf, die große Poeten, aber noch größere Manufakturiſten waren: Chatterton und Macpherſon; und das imitative Talent einzelner moderner Maler will kaum minder bewundernswerth erſcheinen. Sie kennen und beherrſchen ihren Gegenſtand vollkommen: Styl, Farbe und Eigenthümlichkeiten, charakteriſtiſche Fehler und Vorzüge der Meiſterwerke, alles iſt ihnen gegenwärtig, und es bleibt oftmals zu bedauern, daß ein Talent dieſe doppelt traurige Fährte traben muß, das im Stande geweſen wäre, ſeinen eigenen Weg zu gehen.

Ihr beleidigten Künſtlergeiſter aber zürnt nicht länger! Was läge jenſeits der Schöpferkraft engliſcher Manufaktur? Indien, China und Aegypten werden von hier aus mit ihrem „Götter-Bedarf“ verſehen. Ein Reiſender brachte von den Pyramiden einen ägyptiſchen Gott mit nach Hauſe und überſandte ihn als Merkwürdigkeit einem befreundeten Fayence-Fabrikanten. Der Freund dankte herzlich für ſo viel Aufmerkſamkeit, fügte aber hinzu, daß ihm die „Waare“ ſelbſt nichts Neues ſei, da gerade ſeine Fabrik die Götterlieferung für den ägyptiſchen Markt habe. — Nichts iſt ſo hoch oder niedrig, daß es nicht zum Gegenſtande engliſcher Spekulation werden könnte, und die Manufaktur in der Kunſt iſt noch nicht die ſchlimmſte. —

Richmond.

Die großen Tyrannen ſind ausgeſtorben; nur in England lebt noch einer — der Sonntag. Er wird auf die Nachwelt kommen wie Cambyſes und Nero; nur zündet er die Städte nicht an, denn die Flamme iſt Geiſt; Waſſer aber iſt ſein Weſen und ſeine Gefahr, — das Element der Langenweile. Womit vergleich' ich einen londoner Sonntag? Leſer, haſt Du jemals einen Abſchiedsſchmaus gefeiert: feuriger Wein und feurige Rede, Rundgeſang und Lichterglanz, Freunde mit blauen, und Schenkinnen mit ſchwarzen Augen, Luſt und Leben, Liebe und Leidenſchaft um Dich her, — ſo ſchliefſt Du ein. Du erwachſt: die Morgenſonne fällt ins Zimmer, alles öd und leer, im Winkel Scherben, ein niedergebranntes Licht ſpricht von vergangener Luſt, und eine verſchlafene Magd kehrt aus — das iſt ein londner Sonntag.

Wir gehen den „Strand" hinunter; Glockenklang und Sonnenſchein ſind in der Luft und bieten uns die Wahl. Wir ſind nicht von den Unkirchlichen: aber die Sonne iſt ſeltner in London als die Kirche, und wir fürchten die Eiferſucht jener faſt mehr noch als dieſer: ſo denn hinaus in Wald und Feld. Aber wohin? Da rollt zu guter Stunde ein Omnibus an uns vorüber und wir leſen in goldnen Lettern „Richmond.“ Ja, Richmond! doch wir ſind Deutſche, und eh wir uns noch beſtimmt entſchieden haben, iſt Kutſcher und Kondukteur uns aus dem Geſicht, und nur das goldne „Richmond“ leuchtet noch von fern wie ein Stern der Verheißung.

Ja, nach Richmond! aber zu Waſſer. Wir biegen, nach Süden zu, in die Wellington-Straße ein, erreichen die Waterloo-Brücke, werfen einen flüchtigen aber bewundernden Blick auf dieſe ſteinerne Linie, die über den Fluß läuft, und ſteigen dann raſch die Stufen zu einer jener ſchwimmenden Inſeln hinab, die, aus Pontons gezimmert, rechts und links an den Ufern der Themſe auftauchen und die Stationen bilden für eine Flotte von Steamern. Schon läutet's; beeilen wir uns. Es iſt die „Waſſernixe“, die eben anlegt; das Billet iſt raſch gelöſt und der nächſte Augenblick ſieht uns unter viel hundert geputzten Menſchen, alle entſchloſſen, wie wir ſelbſt, die „Waſſernixe“ zur Arche Noäh zu machen, die uns der Sündflut einer londner Sonntagslangweil entführen ſoll.

Wir nehmen Platz an der Feuereſſe und haben alsbald nicht Urſach, unſere Wahl zu bereuen: vor uns auf grüner Bank ſitzt eine echt engliſche Familie, Vater und Mutter, zwei Töchter und ein Bräutigam, — alles Vollblut aus der City, weniger dem Gelde, als der Abſtammung nach. Der Alte, Seifenſieder oder Talglichtfabrikant, trägt viel von jenem Selbſtbewußtſein zur Schau, das nur ein alter und unbefleckter Stammbaum leiht, und ſeine Stirne erzählt von jenem Ahnherrn, der ſchon Lichte zog, als Katharina von Arragonien ihren Einzug hielt und die City illuminirt war, wie nie zuvor. Die Töchter ſind hübſch, wie — alle engliſchen Töchter. Die ältere iſt Braut: ſie trägt einen krauſen Scheitel, ein hohes ſchwarzes Seidenkleid, worüber in faſt vornehmer Schlichtheit ſich der ſchmale, weiße Halskragen legt, und ihre Hände und ihre Blicke ruhen nebeneinander auf ihrem Schooß. Sie iſt bräutlich-verſtimmt, oder bräutlich-ſentimental, oder — beides. Vor ihr ſteht der Erwählte, noch jung an Jahren, aber alt an Weisheit und Verſtand. Seine magre Bläſſe verweiſt auf Eagle-Tavern und manche durchtanzte Nacht; im Uebrigen iſt er Engländer von Kopf bis zu Fuß. Er trägt glanzlederne Stiefel, eine blaue Kravatte und die Vatermörder von der vorſchriftsmäßigen Sonntagshöhe; die Taille ſeines Fracks ſitzt noch um zwei Zoll tiefer, als die ſeines Wochenrocks, und vorn im Knopfloch trägt er die ganze Poeſie ſeines Lebens — eine Roſe. Er zupft an den Vatermördern und neigt ſich flüſternd zur Braut; ſie aber ſchweigt noch immer. Da fällt plötzlich, wie Friede bittend, die Roſe in ihren Schooß, und ſiehe da, das blaue Auge blickt ſchelmiſch auf, als ſpräch' es: „das war es, was ich wollte.“ Die jüngere Schweſter iſt allein und — iſt es nicht. Wind und Sonne ſind um ſie her. Sie ſpielt mit dem zierlichen Schirme, wie mit einem Fächer, und während ſie vor dem

Himmel und ſeiner Sonne ſich ſchützt, bleibt uns Irdiſchen noch eben Raum genug, und an dem Lächeln ihres Mundes zu erfreuen. Ich thu's; aber dreiſter iſt der Wind: er faßt ihre langen Locken und löſt ſie auf, und wenn ſein Glück nicht ſo flüchtig wäre, man könnte ihn drum beneiden. Die beiden Alten aber ſitzen ſteif und regungslos, wie ägyptiſche Königsbilder, neben einander und halten einen baumwollenen Regenſchirm gravitätiſch in ihrer Hand. Von Zeit zu Zeit blicken ſie auf ein Wölkchen, das über die lachende Stirn des Himmels zieht, und ihren Schirmſtock feſter faſſend, ſehen ſich ihre Seelen voll Einverſtändniß an, als wollten ſie ſagen: auch unſere Stunde wird kommen.

Der Steamer inzwiſchen hält Wort: er iſt eine „Nixe" und die Flut ſein befreundet Element. Durch die Brücken hindurch geht es ſtromauf, vorbei an Paläſten und Kirchen, die ihre Thürme im Waſſer ſpiegeln, vorbei an Weſtminſter und Parlament, an Vauxhall und Chelſea, bis endlich die dichte Steinmaſſe zu armen, vereinzelten Häuschen wird, ähnlich der kleinen Münze, die weit über den Tiſch läuft, wenn irgendwo ein Reichthum ausgeſchüttet wird. Endlich verſchwinden auch dieſe; nur Wieſen und Weiden noch zu beiden Seiten, bis plötzlich der Steamer hält: wir ſind in Kew.

Von hier bis Richmond iſt nur ein Spaziergang. Wir haben kein Auge für das Winken des Omnibuskutſchers, der eben an uns vorüber fährt: Gärten rechts und Hecken links, ſo machen wir uns auf den Weg. Keine Stunde — und Weg und Stadt liegen bereits hinter uns; noch wenig

Schritte bergan, noch dieſes Thor, und wir ſind in Richmond-Park. Unter allen Weibern ſind das die reizendſten, die ſich zu verſchleiern und zu rechter Stunde, wie Turandot, auszurufen wiſſen: „Sieh her, und bleibe deiner Sinne Meiſter!“ Es iſt mit den Landſchaften wie mit den Weibern; wer das nicht glauben will, der verliebe ſich oder gehe nach Richmond. Wir ſind in den Park getreten; der Kiesgang vor uns, die Buchen- und Rüſterkronen über uns verrathen nichts Außergewöhnliches; gleichgültig, mit unſern Gedanken weit fort, gleiten unſere Finger an dem Eiſengitter entlang, bis plötzlich ein Luftzug uns anweht und wir aufblicken. Wir ſtehen an einem Abhang, der ein „hängender Garten“ iſt. Weiß- und Rothdorn, mit ihrer Blütenfülle das dunkle Grün ihres Blatts verdeckend, tauchen wie Blumen-Inſeln aus dem leiſebewegten Grasmeer auf; wie ein Sinnbild des Reichthums dieſer Fluren webt der Goldregen ſeine üppig gelben Trauben in dies Bild, und Fußpfade ſchlängeln ſich rechts und links wie ausgeſtreckte Arme, die Dich einladen, Theil zu nehmen an all dem Glück. So reich die Nähe, aber reicher noch die Ferne. Am Fuß des Abhangs dehnt ſich ein weites Thal, drin Raſen und Ginſter ſich um den Vorrang ſtreiten. Laubwald, hoch und dicht, umſchreibt einen grünen Kreis um ſo viel Lieblichkeit, und das blaue Band der Themſe, bedeckt mit Inſeln und Böten, gleitet mitten hindurch wie ein Streif herabgefallenen Himmels. Friſcher weht der Wind, würziger wird die Luft, tiefer ſinkt die Sonne, aber immer noch ſteht

Du, die Hand am Gitter, und blickſt hinunter und athmeſt und träumſt.

Der Park iſt weit und groß; Du durchwanderſt ihn nach allen Seiten, freuſt Dich an den Heerden, die darin lagern, an den Schmetterlingen, die ihn durchfliegen, und den bunteren Menſchen, die ihn durchziehn; aber in Deiner Seele lebt immer noch jenes erſte Bild, wie die Klänge einer bewältigenden Melodie, die man am Abend hörte und noch am Morgen ſummen muß, man mag wollen oder nicht. Die fröhliche Menge eilt zu Ball- und Cricketſpiel, zu Jahrmarkt und Polichinell; Du aber ſteckſt, wie die Plantagenets thaten, einen Ginſterzweig an Deinen Hut, und, im Vorübergehen, aus dem Becher dieſes Richmond-Thales noch einmal trinkend und Dich mühſam losreißend wie aus Freundesarm, kehrſt Du zurück an das große Schwungrad der Welt, das ſich London nennt, und gibſt Dich aufs Neue ihm hin, muthig, aber Dir ſelber unbewußt, ob es Dich fördern oder zermalmen werde.

Zahlen beweiſen!

„Abwechſelung hat den Reiz"! Ich hatte in meinem letzten Briefe einen poetiſchen Anlauf genommen, komm ich drum heut mit — Zahlen. „Londres n'est plus une ville: c'est une province couverte de maisons"! hat ein berühmter Franzoſe geſagt, und er hat Recht. Auf einem Flächenraum von 16 engliſchen Quadratmeilen erheben ſich gegen 300,000 Häuſer mit einer Geſammt-Einwohnerzahl von über 2 Millionen *). Hierunter befinden ſich 30,000 Schuhmacher, 24,000

---

*) Die ungeheure Mehrzahl der engliſchen Häuſer iſt klein und entſpricht nur unſern „Wohnungen", deren wir bekanntlich oft zwanzig in *einem* Hauſe haben. Ein engliſches Haus iſt durchſchnittlich von 7 Perſonen bewohnt, eine Zahl, deren Niedrigkeit neben *dem* Umſtand, daß ſelten mehr als eine Familie in einem Hauſe lebt, auch darin ihren Grund findet, daß ganze Straßen der häuſerreichen City wohl *benutzt*, aber nicht *bewohnt* werden. Man kommt um 9 und geht um 6; die Einwohnerſchaft eines ſolchen Hauſes beſteht oft nur aus einer alten Frau, die Briefe annimmt, Teppiche ausklopft und die Treppen fegt. — Daher kommt es auch, daß alle City-Kirchen unbeſucht ſind, und daß in St. Paul z. B. vor leeren Bänken gepredigt wird.

Schneider, 4000 Doktoren und Apotheker und 170,000 Dienſtleute.

Von der Geſammt-Einwohnerſchaft wohnen 350,000 auf der Südſeite der Themſe in Southwark und Lambeth; das eigentliche London, der fünfmal größere Theil, liegt nördlich. Die Verbindung zwiſchen beiden Stadttheilen wird — den Tunnel uneingerechnet — durch ſieben Brücken bewerkſtelligt, deren Bau zwiſchen 5 und 6 Millionen Pfd. St., alſo gegen 40 Millionen Thaler gekoſtet hat.

Die Seele Londons iſt der Handel. Eine Schöpfung dieſes Handels und wiederum auch ſein Erzeuger iſt die Bank. Ihre Fonds (Aſſets) belaufen ſich — mir liegt ein Bericht aus dem Jahre 1850 vor, und, wie ich vernehme, ſind dieſe Zahlen nicht konſtant — auf mehr als 42 Millionen Pfd. St.; überſteigen alſo die preußiſche Staats-Einnahme um das Dreifache. Ihre Verpflichtungen (liabilities) erreichen nicht voll die Höhe von 39 Millionen Pfd. St., worunter 20 Millionen Banknoten.

Der Handel ſelbſt bietet folgende Zahlen: in den londoner Häfen laufen alljährlich — eine Durchſchnittszahl angenommen — 30,000 Schiffe ein, darunter 8000 aus fremden Häfen und 22,000 engliſche Küſtenfahrzeuge. Unter jenen 8000, die den Weltverkehr Englands unterhalten, fahren wiederum 5000 unter britiſcher Flagge; — die Zahl der fremdländiſchen Schiffe zuſammengenommen beträgt nur 3000, darunter (1849) 153 preußiſche und 351 deutſche*).

Die jährlichen londoner Zoll-Einkünfte belaufen ſich auf über 11 Millionen Pfd. St. und erreichen genau die halbe Höhe der engliſchen Zoll-Einnahme (22½ Millionen) überhaupt.**).

Das tägliche Brod für den Geiſt, Unterhaltung und Zerſtreuung liefern Zeitungen und Briefe. Von den 84 Millionen Zeitungsbogen, die alljährlich in England geſtempelt werden, kommen nah an 50 Millionen auf London ſelbſt, und von den 163,000 Pfd. St., welche die Annoncen-Steuer einbringt, zahlt London allein 70,000 Pfd. St. Die Einnahme an Briefporto iſt enorm: ſie beträgt 880,000 Pfd. St. oder circa 6 Millionen Thaler.

Die leiblichen Bedürfniſſe geben folgende Zahlen: London verbraucht in Küche und Kamin, in Werkſtatt und Fabrik

---

*) Die preußiſchen Schiffe indeß ſind ungleich größer, ſo daß die Tonnenlaſt derſelben (32,000 Tons) mehr beträgt, als die der deutſchen (28,000 Tons) zuſammengenommen.

**) Man darf hieraus indeß nicht ſchließen, daß die Hälfte alles engliſchen Imports über London geſchähe. Dieſe Zahlen ſtellen ſich dadurch heraus, daß London zumeiſt hochbeſteuerte Artikel, wie Tabak, Zucker, Kaffee, Thee und Wein bezieht, während Häfen wie Liverpool, Hull und Dundee überwiegend ſteuerfreie Artikel (Baumwolle, Wolle und Flachs) importiren. — An Ausfuhr-Handel iſt London bereits überflügelt: Hull exportirt, dem Werth nach, ebenſoviel und Liverpool nahezu das Dreifache.

3½ Millionen Tons Kohlen. Aufgegeſſen werden jährlich: 240,000 Rinder, 1,700,000 Hammel, 28,000 Kälber, 35,000 Schweine und ein unbeſtimmbares Quantum von Speck und Schinken. Die Zahl des wilden und zahmen Geflügels, einſchließlich Haſen und Kaninchen (von letzteren, die man bei uns verſchmäht, werden 680,000 konſumirt) erreicht die Höhe von 4,024,400. Außer den Eiern, die England ſelbſt liefert, werden noch weitere 75 Millionen verbraucht, die von Frankreich und Deutſchland kommen. Mit welchen Gefühlen würde John Falſtaff dieſe Zahlen überflogen haben! und trotz ſeiner Vorliebe für Sekt hätt' er mindeſtens geſtutzt, von 170 Millionen Quart Porter und Ale zu hören, die jetzt jahraus jahrein in London getrunken werden. Es macht das für Jeden ¼ Quart täglich.

Wir kommen nun zu der Schattenſeite des Bildes, zu Krankheit, Verbrechen und Tod. Die Verbrecherliſte iſt alt (vom Jahre 1838) und mangelhaft: 220 Diebe mit Gewalt (burglars and housebreakers), 5000 gewöhnliche Diebe und 136 Bettelbrief-Betrüger. Der Proſtitution (nach einer Zählung von 1850) ſind 50,000 verfallen, darunter 5000 Kinder unter 15 Jahren. — 853 Mal brach in demſelben Jahre Feuer aus. — Der Geſundheitszuſtand war in früheren Jahren troſtlos; in dem Peſtjahre 1665, wo ſich die Bevölkerung Londons auf nicht volle 400,000 belief, ſtarben nah an 69,600 Menſchen, alſo von Sechſen Einer. Bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtarb jahraus jahrein von Zwanzigen Einer, alſo 5 Prozent der Bevölkerung. Erſt in den letzten

Dezennien hat ſich dies Verhältniß günſtiger geſtaltet (25 von 1000 oder 2½ Prozent) und ſogar günſtiger als in manchen andern großen Städten, z. B. Paris, wo 33 von 1000 alſo 3⅓ Prozent ſterben. Nichts deſtoweniger ſind es alljährlich 50,000 (alſo ungefähr ein Potsdam), die auf den Kirchhof hinausgetragen werden. — Doch mögen ganze Städte aus dieſer Stadt verſchwinden, ſie wächſt und wächſt, und ihre Größe eben wird zur Urſache immer neuen Wachsthums. Die Rieſenſtädte des Alterthums ſind lange überflügelt; wann wird ſie deren Schickſal theilen? Weit, weit! Nur „Chidher, der ewig junge“ wird Korn auf ihr wachſen oder Schiffe über ſie hinfahren ſehn. —

The Poet's Corner.

„Sieg oder Tod“, ſo klingt es bei uns, wenn, Mann gegen Mann, die Schlachtenwürfel fallen; aber „Victory or Westminster-Abbey!“ ruft Alt-England, wenn's über die Enterbrücke hinweg zum Sturm auf die feindlichen Schiffe ſchreitet. Wie anders das! An die Stelle des Knochenmannes tritt ſein glänzender Tempel und die Schlacht wird zu einem Spiel, d'rin jede Nummer gewinnt: — „Sieg oder — Ruhm.“

Es giebt ihrer viele (auch in England), die in Sachen des Ruhmes wie John Falſtaff denken und von der Ehre ſprechen: „ſie iſt kein Wundarzt.“ Aber welcher Brite nur den ſchwächſten Ruhmeskeim im Herzen trägt, der muß ihn wachſen und gedeihen ſehen, wenn er unter dem ſtolzen Marmor der Weſtminſter-Abtei dahinſchreitet und in dem ſteinernen Gedenkbuch blättert, das Volk und Land ihrer Größe errichtet haben. Wer er auch ſein mag, dieſer Tempel hat Raum für ihn: keiner, ob eines Bettlers oder eines Herzogs Kind, iſt von der Mitbewerbung ausgeſchloſſen, und ob er ein Pitt ſei, der von der Rednerbühne die Geſchicke des Landes, oder ein Garrick, der von der Schaubühne herab die Empfindungen des Menſchenherzens leitet, — Weſtminſter forſcht nicht nach dem Weg zum Ruhme, es kennt keine Grade, keine Stufen, es kennt nur den Ruhm ſelbſt.

Es ſind ſo heiße Tage jetzt, und im Vorübergehen an dem alten Prachtwerk der engliſchen Baukunſt lieb' ich es einzutreten in das kirchenkühle Schiff, und mich ſatt zu trinken an jenem wunderbaren Blau, das ich Mal auf Mal aus den hohen glasbemalten Fenſtern wie eine wirkliche Fluth auf mich herniederſtrömen fühle. Laß uns einen Rundgang machen, Leſer, erſt durch das Schiff der Kirche, wo der Kriegsruhm ſeine Lieblinge gebettet, oder einen Gedenkſtein zur Erinnerung an die weitab Gefallenen errichtet hat. Alle Punkte der Erde, alle Zonen, wohin britiſcher Unternehmungsgeiſt jemals vordrang und ſeine Eroberungen mit Blut beſiegelte, klingen hier an unſerem Ohr vorüber, und die Worte jenes ſpukhaften Liedes:

Und die in kalten Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß . . . . .

werden an dieſer Stelle lebendig in uns und ſteigern die Schauer des Orts. Wir haben den Hauptgang durchſchritten. An der Kapelle Eduard's des Bekenners vorüber, die neben dem Todtenſchrein des frommen Fürſten den ſchmuckloſen Thron der engliſchen Könige beherbergt, eilen wir jetzt raſcheren Fußes der Kapelle Heinrich's VII. zu, weniger um die Pracht des ganzen Baues, die phantaſtiſche Schönheit der Decke, oder gar die herniederhängenden Banner der engliſchen Ritterſchaft zu bewundern, als vielmehr um rechts und links (zu beiden Seiten der eigentlichen Kapelle) die Marmorbildniſſe jener königlichen Frauen zu betrachten, die jetzt, an einer Stelle faſt, auf ihren Sarkophagen ruhen, während ihnen ganz England einſt zu klein erſchien, um bei einander Raum zu haben. Aus ihren Zügen ſpricht kein Haß mehr, nur Schönheit und Ruhe. Sie blicken uns nicht an wie aufgefaßt in ihrer Sterbeſtunde, von Alter und Tod jedes Reizes entkleidet, nein jene Eliſabeth iſt es, zu deren Füßen ſich der Mantel Walter Raleighs breitete, und jene Maria, an deren Auge die Jugend Schottland's hing. Jakob I. beſtattete Beide hier, von denen ihm die eine den Thron, die andre das Leben gab.

Noch andere Plätze lieb' ich im Fluge zu berühren (die Grabmäler James Watt's und Wilberforce's und Warren Haſtings), aber das Ziel ſolchen Umgangs bleibt doch immer Poets' Corner, der Poeten-Winkel, wo ich auf einer der hölzernen Kirchenbänke Platz nehmend, den Orgelklängen zu lauſchen pflege, die während des Nachmittag-Gottesdienſtes die Kirche durchbrauſen. Dann iſt mir's oft, als belebe ſich der Marmor um mich her, und als horche Händel von ſeinem Piedeſtal herab mit geſpanntem Ohr und gehobenem Finger, und zähle die Takte und probe die Klänge — ſeines eigenen Chorals vielleicht. Die Orgel ſchweigt, nur ein Zittern geht noch durch die Luft, aber die Geiſter des Orts haben mich bereits in ihrem Bann, und wie Flüſtern näher und ferner Stimmen ſummt es um mich her. Es winkt von hier und dort und zieht mich heran, näher und näher. Da lacht John Gay mich an, der Fabel- und Luſtſpieldichter, zu deſſen Füßen Maske, Dolch und Flöte ruhen, und deſſen ſelbſtverfaßte Grabſchrift:

Eine Poſſe das Leben! ſo ſtellt ſich's dar; —
Einſt hab' ich's geglaubt, nun ſeh' ich's klar.

den Mann giebt, wie er war: kurz und ſcharf, Epigramm und Satyre. Da iſt wenig Schritte von ihm Thomas Gray, der berühmte Verfaſſer der „Elegie auf einem Dorfkirchhof“, der Vorläufer und das Vorbild unſeres Hölty und der ſchuldloſe Vater jener Sentimentalität, die ſich noch immer durch alle engliſche Kunſt hindurchzieht und ihren kraſſeſten Ausdruck in den Geſichtern der engliſchen Stahl- und Kupferſtiche findet. — Zur Seite des Gray'ſchen Bildes und deutungsreich ihn überragend ſteht Milton, der Dichter des verlorenen Paradieſes, und um die Leier ihm zu Füßen, anſpielend auf ſein unſterbliches Werk, windet ſich die Schlange mit dem Apfel. Dryden ſchrieb die Inſchrift in der elegant-pathetiſchen Weiſe ſeiner Zeit:

Homer und Dante — Eurem Dichterthum
Geſellte Milton ſeinen größern Ruhm:
Des Einen Schwung, des Andern Majeſtät
In Unſerm Dichter beieinander ſteht.
Natur that alles, deß ſie fähig war,
Als aus den zwei'n, — den dritten ſie gebar.

Da grüßen vielberühmte Namen noch, von Chaucer an, „dem Vater der engliſchen Dichtkunſt“, bis nieder zu Robert Southey, dem letzten lorbeergekrönten Haupte, das Einzug hielt in den Poets' Corner. Und zwiſchen dieſem Anfangs- und Ausgangspunkt welche Reihenfolge glänzender Talente! **Ben Jonſon**, mit der ſprechenden Grabſchrift: o rare Ben Jonson; **Spenſer**, der Schöpfer jener Strophe, die unter Lord Byron's Meiſterhand zu neuem Ruhme erſtand; **Samuel Butler**, der Verfaſſer des Hudibras, dieſes auf engliſchen Boden verpflanzten Don Quixote; und **Oliver Goldſmith** auch, deſſen Pfarrer von Wakefield unſer aller Jugendgefährte und der eiſerne Beſtand unſerer Schulmappe war.

Aber vor Allem ſind es zwei Bildwerke doch, die immer wieder und wieder die Aufmerkſamkeit unſeres Auges erzwingen: **Garrick** und **Shakeſpeare**. Zu der Berühmtheit der Namen geſellt ſich eine beſondere Tüchtigkeit*) der Kunſtwerke ſelbſt. Eine faltenreiche Gardine nach beiden Seiten hin zurückſchlagend, tritt der geniale Verkörperer des ſhakeſpeare'ſchen Wortes hinter derſelben hervor. Sinnig hält über ſeinem Haupte das Bruſtbild Shakeſpeare's, wie eine Agraffe, die beiden Flügel des Vorhangs zuſammen, und während die tiefere Idee der Darſtellung auf ein Entſchleiern, gleichſam ein Auseinanderſchlagen der ſhakeſpeare'ſchen Schönheit hinausläuft, giebt der Bildhauer zu gleicher Zeit die einfachſte und möglichſt charakteriſtiſche Situation für die Vorführung eines dramatiſchen Künſtlers überhaupt. In den Zügen des Kopfes paart ſich das Geiſtvolle mit dem freundlich Wohlwollenden auf eine herzgewinnende Art, und die Worte am Piedeſtal lauten wie folgt:

---

*) Ich hörte dieſe Tüchtigkeit ſpäter beſtreiten; doch konnten mich die gemachten Ausſtellungen nicht überzeugen.

Ein Zeichner der Natur — in ſeiner Hand
Den Zauberſtift — kam Shakeſpeare in dies Land,
Doch ſeinen Ruhm verſchwend'riſch zu verbreiten
Trat Garrick auf; die Welt ſah keinen Zweiten.
Die Kunſtgebilde, die der Dichter ſchuf,
Belebten neu ſich auf des Mimen Ruf,
Und was in Schutt und Nacht begraben lag,
Es ſtieg in hell'rem Glanze an den Tag.
D'rum bis die Ewigkeit einſt, unbewegt,
Die Sterbeſtunde aller Stunden ſchlägt,
Soll wie ein Zwillings-Sternbild anzuſehn
Shakeſpeare und Garrick uns zu Häupten ſtehn.

Schrägüber ſeinem Jünger und Apoſtel ſteht Shakeſpeare ſelbſt in ganzer Figur. Er lehnt an einem Säulenabſchnitt, der die Büſte Eliſabeth's, als der Pflegerin ſeiner Kunſt, und die Köpfe Heinrich's V. und Richard's III., als hervorragender Geſtalten ſeiner Dramen trägt. Shakeſpeare ſelbſt, nach Sitte ſeiner Zeit gekleidet, mit vollem Bart um Mund und Kinn, ſchaut ohne den leiſeſten Zug jener espritvollen Heiterkeit auf uns hernieder, die den Kopf Garrick's ſo augenfällig charakteriſirt. Deutſch-tief, ruhig, faſt träumeriſch und nur angeflogen von jenem lachenden Humor, der doch zur Hälfte das Kind des Schmerzes iſt, blickt dies Antlitz vor ſich hin, und die Größe des Mannes erſchließt ſich uns, je mehr und mehr wir uns in dies träumeriſche Steinbild verſenken. Kaum bedarf es einer Inſchrift zum vollen Verſtändniß dieſer Züge, aber es ſind berühmte Worte (Worte Milton's), und ich gebe ſie:

Mein Shakeſpeare Du, Dein heiliges Gebein,
Was braucht es Marmor und granit'nen Stein?
Was braucht Du Säulenſchaft und Säulenknauf
Und Pyramiden bis zum Himmel auf?
Du Ruhmes Erb' und der Erinn'rung Kind,
Was brauchſt Du Zeichen, die nur flüchtig ſind?
In unſ'rer ſtaunenden Bewunderung
Erſteht Dein Denkmal immer neu und jung.
Die Seele lieſt Dich mit entzücktem Bangen,
Wir werden ſelber marmorn im Empfangen,
Und unſ're Herzen ſind Dein Sarkophag,
Um den manch' König Dich beneiden mag.

Ich habe die Worte niedergeſchrieben; Orgelklänge durchbrauſen auf's Neue das Schiff der Kirche; der Nachmittag-Gottesdienſt iſt aus, und der kleinen Verſammlung mich anſchließend, die eben jetzt an mir vorüberhuſcht, eile ich mit hinaus, über die hundert Grabſteine hinweg, die an der Nordſeite von Weſtminſter, Stein an Stein den Kirchhof bedecken. Ich habe nicht Zeit und Muße mehr bei ihren Inſchriften zu verweilen, und aufathmend im hellen Sonnenlicht, dem ich vor einer Stunde gefliſſentlich entfloh, ſchreit' ich jetzt dem nördlichen Gitter des Green-Parks zu, um, Platz nehmend auf einer jener hundert Bänke, das buntbewegte Leben Piccadillys wie einen endloſen Strom an mir vorüberziehen zu ſehn. Welch' Fluthen! Zu Roß und zu Wagen jagt der ſchimmernde Glanz des Tages dahin; die lachende Schönheit, das beneidete Geld, die am Ruder befindliche Macht — aber wie reich ſich dieſes Leben erſchließen mag, wie wenige gehören ihm an, die von der Hand des Todes nicht gleichzeitig hinweggewiſcht werden von der Tafel des menſchlichen Gedächtniſſes, und wer iſt unter ihnen, deſſen Marmorbild jene ſtille Ruhmeshalle beſchreiten wird, die zwiſchen den Bäumen des Parks wie ein Nebelbild herüberſchimmert?! —

Die Kunſt-Ausſtellung.

„Waren Sie ſchon in der Exhibition?“ Dieſe nicht eben allzu oft wiederholte Frage hat in dieſem Jahre eine ſehr verſchiedene, gleichſam eine beſcheidenere Bedeutung als im vorigen: es handelt ſich um keinen Weltbazar mehr, ſondern nur noch um eine jährlich wiederkehrende Ausſtellung von Gemälden. In den Sälen der National-Gallerie, faſt Wand an Wand mit den Murillo's und Correggio's, einer dort konſtanten und unſerem „Muſeum“ entſprechenden Gemälde-Gallerie, hat man zur Schauſtellung neueſter engliſcher Kunſt drei Zimmer von mäßiger Größe hergegeben; und wenn man anfangs erſchrickt über die Dürftigkeit des bewilligten Raumes, ſo überzeugt man ſich bald, daß ein Zimmer ſtatt drei immer noch ausreichend für das vorhandene Gute geweſen wäre. Wie ich vernehme, werden alljährlich dreitauſend Bilder eingeſandt, unter denen, wegen Mangels an Raum, das Comité eine Auswahl trifft. Die Tauſend beſten werden angenommen. Es iſt unmöglich, auf die Mehrzahl dieſer Auserwählten zu blicken, ohne mit künſtleriſchem Schrecken derer zu gedenken, die da anklopften, ohne daß ihnen aufgethan wurde. Kunſt und Publikum können nur wünſchen, daß die Säle der National-Gallerie immer kleiner und ſomit, nolens volens, das Comité immer ſtrenger werden möge, denn die ganze Sünde dieſer Ausſtellung iſt ihr Zuviel. Es ſind wirkliche Schätze vorhanden; aber die nachbarlichen Fratzen ſchrillen disharmoniſch in das ſchöne ſtille Lied, das uns eine gelungene Landſchaft ſingt, und die lächerliche Karrikatur des hiſtoriſchen Bildes nimmt uns ſo gewiß Sinn und Stimmung für das wirkliche, wie Hamlet und all' ſein Entſetzen uns lächerlich erſcheinen würde, wenn drei Schritt dem Geiſt ſeines Vaters eine Katze über die Bühne hinter ſchliche.

Doch halten wir uns an das Gute. Da ſind zunächſt die Portraits. Sie prävaliren an Werth wie an Zahl. Die Kunſtausſtellungen drohen mehr und mehr zu bloßen Portrait-Gallerien zu werden. „Die Kunſt geht nach Brot." Was Leſſing ſeinen Maler Conti vor faſt hundert Jahren ſagen ließ, iſt heut mehr denn je eine Wahrheit. Beſtellt wird wenig oder nichts; und auf gut Glück hin ein mächtiges Wandbild zu malen, wie wenige dürfen's wagen? Alles flüchtet in das Klein- und Familienleben, weil das große und allgemeine ihn verhungern läßt. Die eigentliche Kunſt verliert dabei, die Portrait-Kunſt gewinnt: das bloße Bildniß wird gelegentlich zum hiſtoriſchen Bilde. Wem hätte ſich das nicht beim Beſuch unſrer deutſchen Ausſtellungen aufgedrängt? Und wie dort, ſo auch hier. Nur Eines hat England voraus — die Schönheit der Originale, den Zauber ihrer Geſichter. Da iſt eine Gräfin Kintore. Ich habe von Leuten geleſen, die ſich in Bilder verliebten, und von Andren, die nicht eher ruhten, bis ſie das Urbild gefunden hatten; ja, einer ſtarb vor Gram, weil es eine Todte war, die er liebte. Das iſt zum Lachen, — wie Alles in der Liebe; aber Jeder lacht, bis ihm ſelber die Stunde ſchlägt. Wenn mich Jemand fragte, was „Adel" ſei, ſo würd' ich ihn ſchweigend am Arme faſſen und vor dies Bildniß führen; kein deutſches Wörterbuch, könnte ſo zu ihm ſprechen, wie dieſe ſtillen Züge. Da iſt nichts von der herrſchenden Hoheit einer Königin, und nichts von dem forcirten Stolz einer City-Tochter, die über ſich hinaus will; weich und doch feſt, beſcheiden und doch ſelbſtbewußt blickt Dich dies Auge an und erzählt Dir von dem echten Adel, der weder ſich brüſten noch ſich bücken mag, ſondern, die Hand zum Volk und das Auge zum Thron, gradauf und unbeirrt ſeine Pfade zieht. Und dazu wie ſchön! wie neidiſch blickt man auf dies Perlenband, das, bis zum Knöchel des Arms herabgeglitten, die weiße Hand zu küſſen ſcheint!

Doch laſſen wir die Gräfin; es thut ein für allemal nicht gut, wenn ſich Poeten für Prinzeſſinnen erwärmen und wenn ich's nicht aus dem Taſſo wüßte, ſo könnte ein zweites Bild, zu dem wir uns jetzt wenden wollen, die Beweisführung übernehmen: „Pope erklärt der Lady Montague ſeine Liebe.“ Es iſt ein vortreffliches Bild (von W. P. Frith) und erinnert an die gelungenſten Arbeiten unſeres Adolph Menzel. Die Situation, laut Katalog, iſt folgende: „Zu der ſchlechteſtgewählten Zeit von der Welt, wo die Lady alles Andere eher als eine „Erklärung“ erwartete, geſtand ihr der Dichter ſeine Liebe, und zwar in ſo leidenſchaftlichen Ausdrücken, daß trotz aller Anſtrengung ernſt und ehrbar zu bleiben, ein lautes Lachen der Lady doch endlich ihre einzige Antwort war.“ Der Künſtler hat ſeine Aufgabe glänzend gelöſt. Wir ſehen das Studirzimmer des Dichters, Bücherbände und mächtige Folianten im Hintergrunde; am Schreibtiſch aber, dran vor wenigen Minuten noch vielleicht unſterbliche Zeilen niedergeſchrieben wurden, ſteht jetzt, mit der rechten Hand ſich auf die Tiſchplatte ſtützend, und den Kopf vor herzlichem Lachen in den Nacken gebogen, die ſchöne Lady, mehr eine italieniſche als eine engliſche Schönheit. Das volle dunkle Haar in ſeiner Flechtenfülle macht den Eindruck, als ſei es der Kammerfrau am Morgen ſchwer gefallen, Raum für dieſen Reichthum zu ſchaffen; der rothe Morgenſchuh, mit der chineſiſch umgebogenen Spitze, guckt kokett unter dem bauſchigen Schleppenkleid hervor, und das weit ausgeſchnittene Mieder macht die Raſerei des Dichters doppelt begreiflich. Ach, und ſelbſt ihr Lachen leiht ihr nur neuen Reiz: der halbgeöffnete Mund und dieſe Doppelreihe blendend weißer Zähne wären allein ſchon genug für eine Liebeserklärung, und doch ſpricht dieſſelbe Lachen ſein Todesurtheil. Kein Troſt ringsum! im Hintergrunde ſteht eine reizende Marmorgruppe: „Amor und Pſyche“, und ihre lachenden Geſichter ſcheinen mit einzuſtimmen in die Heiterkeit des ſchönen Weibes. Wie aber finden wir den Dichter! Im breitſchößigen ſchwarzen Frack, mit ſeidenen Strümpfen und blitzenden Schuhſchnallen, dazu im Schmuck einer rieſigen Alongen-Perrücke (vielleicht ſo lang nur, um den bekannten Höcker zu verbergen) ſitzt er mit übergeſchlagenen Beinen auf einem der prächtigen Polſterſtühle und blickt, ſeinen Rücken der Lady zugewandt, mit einem unvergleichlichen Ausdruck von Scham, Wuth und Rache vor ſich hin. Alle Muskeln ſeines Geſichts ſind in zitternder Bewegung und, aller Wuth zum Trotz, noch immer von ſeiner Leidenſchaft beherrſcht (ein Wink von ihr, und er würde ihr die Spitze des chineſiſchen Pantoffels küſſen), wägt er jetzt erſichtlich in ſeiner Seele ab zwiſchen Don Juan und Fauſt, zwiſchen Genuß und Ruhm, und ſeine Schale hoch in der Luft erblickend, ſchaut er drein, wie die leibhaftig-gewordenen Worte:

„es kommt die Stunde,
Wo Dir der Donna Anna Buſennadel
Mehr Glück verbirgt, als Dir die Welt kann bieten.“

Armer Pope, für wie wenig hätteſt Du Deine berühmteſte Ode hingegeben!

In demſelben Saale finden wir das beſte und bedeutendſte Bild der ganzen Ausſtellung: „Charlotte Corday auf ihrem Todesgange“. Es geht was Geniales durch das ganze Bild. Unter den vielen verfehlten Verſuchen, das große franzöſiſche Revolutions-Drama, oder wenigſtens Scenen aus ihm, zu einem Kunſtwerk abzurunden, haben wir hier endlich ein gelungenes. Charlotte (rechts vom Beſchauer) tritt eben aus dem Gefängniß; ihre Tracht iſt ein blutrothes Kleid; zwei republikaniſche Soldaten führen ſie, und eine Heldin des Marat-Klubs, in buntfarbigem Frieſrock, mit Jakobinermütze und Freiheitskokarde, hebt drohend ihre Rechte gegen das feſt und ruhig einherſchreitende Mädchen. Die Charakteriſtik dieſer Gruppe iſt eben ſo wahr, wie die Kontraſte frappant ſind. Die brutal-ſchmunzelnden Soldatengeſichter, die an dieſer zweifellos mit Gemeinheiten aufgeputzten Drohrede ihre unverhohlene Freude finden; das ſonnverbrannte, ſtumpfnaſige, von Sinnlichkeit und Fanatismus beherrſchte Weibergeſicht, und zwiſchen all dem Schmutz die hohe Stirn des todesmuthigen Mädchens, das (wer verdächt' es ihr!) mehr Ekel als Luſt an dieſem Leben zu empfinden ſcheint, — man kann nichts Ergreifenderes ſehen! Die andere Seite des Bildes feſſelt nicht minder: hier haben wir die Crême jener Tage: Danton, Robespierre, Camille Desmoulins. Ich habe mir den letzteren, der ſchlechtweg „der ſchöne“ hieß, ſchöner gedacht und würde den Fleiſchkoloß ihm zur Seite, mit Stulpenſtiefeln und rother Mütze, eher für den Fleiſcher Babeuf als für den genialen Danton gehalten haben, der geiſtvoll, ſprudelnd und ſchöpferiſch, ſo zu ſagen der Mirabeau der Schreckensherrſchaft war. Dennoch ſteh ich ab davon, mit dem Maler um dieſer ſeiner Auffaſſung willen zu rechten; was er gegeben hat, iſt an und für ſich überwältigend.

und kümmert's mich wenig, weſſen Auge es iſt, das die Kraft hat, mich mitten in jene Blutzeit zurückzuzaubern, und wem die lebensvoll ausgeſtreckte Hand gehört, die ich, erſchüttert von dem ganzen Hergang der Scene, ergreifen möchte, um für das ſchöne, hohe, nun beſudelte Weib um Gnade zu flehn. Und wär' ich eigenſinniger, und brächt' ich's nicht über das Herz, ihm dieſen untergeſchobenen Fleiſcher zu verzeihn, die Mittel- und Hauptfigur des Bildes — Robespierre machte Alles wieder gut. Im ſeidnen, himmelblauen Staatsfrack, ſauber, zierlich, duftig, vom gepuderten Toupet an bis herunter zur blinkenden Schuhſchnalle, ſo haben wir den „Träger der reinen Idee“ vor uns, und wäre nicht ſein aſchgrauer Teint und ein gewiſſes Zwinkern in den Augenwinkeln, man könnte verſucht ſein, ihn für einen Hochzeitbitter zu halten. Er war es auch, aber des Todes; Andre ſagen — der Freiheit. Das Mädchen hat keinen Blick für ihn; ſie kennt dieſen blaubefrackten, zierlichen Mann, der ſich ihr nähert, als gedächt' er ſie zum Tanze zu führen (welch ein Tanz!), ſie weiß, ſeine Seele hat nichts gemein mit jenem Blumenſtrauß im Knopfloch, ſie weiß, das Bild ſeines innerſten Menſchen — iſt jener halbmannshohe, braun und weiß gefleckte Bluthund, der jetzt von ſeines Herrn Hand gehalten, noch finſter vor ſich niederſtarrt, aber losgelaſſen im nächſten Augenblick ſich auf ſein Opfer ſtürzen wird — auf ſie. — Das iſt das Bild; der Name des Malers iſt Ward. Ich lieb' es, Kunſtwerke nach der Tiefe des Eindrucks zu beurtheilen, den ſie auf mich hervorbrachten; wenn dies

Kriterium gilt, ſo zählt es zu dem Beſten, was ich je geſehen.

Laſſen Sie mich dieſen Brief mit einer allgemeinen Bemerkung ſchließen, deren Nüchternheit ſchlecht paſſen mag zu der warmen, freudigen Hingebung, mit der ich das Ward'ſche Bild beſprochen. Was ſich mir beim Durchwandern dieſer Säle und bei wiederholten Beſuchen immer wieder und wieder aufdrängte, das war (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des eben ausführlicher beſprochenen Bildes) der gänzliche Mangel an Originalität, an beſonderem Styl, den man ſich verſucht fühlen könnte, den engliſchen zu nennen. Vor Jahr und Tag fuhr ich mit der Poſt. Ein Reiſender erzählte mir von Auſtralien und dem Charakter ſeiner Landſchaften; aus dem Wagen blickend, rief er aus: „wenn eine Wunderhand uns jetzt in die Nähe von Melbourne trüge, Sie würden ruhig weiter fahren und weder an Wald noch Feld bemerken, daß wir bei den Antipoden ſeien.“ An dieſe Worte wurde ich auf der londoner Kunſt-Ausſtellung auf's Lebhafteſte erinnert: ich war wie unter alten Bekannten, da war nichts, was nicht eben ſo gut Produkt eines deutſchen Ateliers hätte ſein können. Meine Leſer mögen hierauf erwidern: „wenn das ein Tadel ſein ſoll, ſo trifft er Deutſchland ſo gut wie England“ — und das ſoll er auch. An die Stelle des Beſonderen und Nationalen tritt mehr und mehr ein gewiſſer Kosmopolitismus in der Kunſt. Das gilt nicht nur von der Malerei; vielleicht mehr noch von Dichtkunſt und Muſik. Viele begrüßen das und träumen ſogar von einer Weltſprache. Die Partie ſteht ſo: Eiſenbahn gegen Thurmbau zu Babel. Ich bin nicht zweifelhaft, wer der letzte Sieger ſein wird; aber das falſche Werk der Einheit ſtieg hoch, eh es zu Falle kam, und unſere Zeit baut wieder daran. Ich denke ſo: ein Geſetz der Schönheit, aber in ihm die — Mannigfaltigkeit.

Die Middleſex-Wahl.

Die Wahlen in London waren vorüber und meine Erwartungen — getäuſcht. Ich hatte nicht eben auf Krawall und Zuſammenrottung, oder gar ein Revolutiönchen nach der Rede gerechnet, aber doch auf eine allgemeine und ſichtbare Betheiligung der Bevölkerung, auf eine veränderte Phyſiognomie der Stadt und ihres Treibens. Nichts von dem allen traf ein. Hier und dort ein Rieſenplakat in bunten Lettern; auf den Märkten und Plätzen eine Votirbude; in den Bierhäuſern vermehrte Konſumtion von Porter und Ale; an den Straßenecken ein Auſternhändler, der ſeinen ſtummen Meerbewohnern ein „votire für X oder Y" auf die Schale geklebt hatte; ſonſt nichts als ſchlaff herabhängende Fahnen, die darüber nachzudenken ſchienen, was langweiliger ſei: dieſe Wahl oder ihre eigene Beſtimmung. Keine Theilnahme, kein geſteigertes Leben, kein Abweichen von dem ausgefahrenen Gleiſe täglichen Verkehrs. Punkt 9 Uhr wie immer fuhren die City-Commis im dichtbeſetzten Omnibus die Oxfordſtraße entlang; Punkt 1 Uhr wie immer zogen die Horſe-Guards auf Wache; im James-Park ſo viel Kindermädchen wie ſonſt, im Hyde-Park ſo viel Ladys zu Pferde wie immer; ja ſelbſt am Büchertiſch meines Nachbars, des Straßen-Antiquars, fehlte kein theures Haupt und die „lieben alten Geſichter" blätterten ſo emſig in den vergilbten Scharteken von „Bothwell, der Königsmörder", oder „die Kunſt, von jeder Frau geliebt zu werden", umher, als wäre ihnen der Sieg von Whig oder Tory ſo gleichgültig, wie der Sturz oder die Ernennung eines chineſiſchen Mandarinen.

Das Schauſpiel einer engliſchen Wahl wird nur noch in kleinen Provinzialſtädten aufgeführt, wo es, wenigſtens auf Tage, möglich iſt, der ganzen Bevölkerung eine gemeinſchaftliche Richtung zu geben und wo das Wahlfeuer noch nicht auf jene eiſige Apathie millionenfachen Unglücks oder doch unvereinbarer Intereſſen ſtößt, die die Flamme dämpft, ſtatt ſich von ihr entzünden zu laſſen. Wer in London lebt der wähle Brentford, wenn er das Bild einer engliſchen Wahl mit in die Heimath nehmen will; er findet da noch die gute alte Zeit mit ihrem Reiz und ihrem — Unſinn.

Brentford, kaum eine deutſche Meile von London entfernt, iſt der alte Sammelplatz der Wähler von Middleſex, und die Hauptſtadt jener kleinen Grafſchaft, die ſich in ſchmalem Streifen um die Rieſenſtadt herumlegt, wie ein werthloſer Ring um einen Edelſtein, den die Erde zu arm iſt mit ihrem Gelde aufzuwiegen. Middleſex ſchickt zwei Vertreter in's Parlament, ſeit Jahren dieſelben Namen: Lord Grosvenor und Mr. Osborne; jener ein Whig aus der alten Schule, energiſch nur in ſeiner Feindſchaft gegen alles, was Tory heißt, — dieſer ein Freund und Geiſtesverwandter des alten Radikalen Hume, des „Vaters der Reformbill." Lord Grosvenor und Mr. Osborne waren auch diesmal wieder gewählt, der letztere jedoch mit einer kaum nennenswerthen Majorität. Vielfach während der Zählung hatte ſich die Waage zu Gunſten ſeines Nebenbuhlers, des Marquis von Blanford, eines eifrigen Derbiten und früheren Vertreters von Woodſtock geneigt, und nur die Anhänglichkeit des Städtchens Brentford ſelbſt hatte ſchließlich die Wiederwahl des „Volksmannes" geſichert. Die Zählung war vorüber und das Reſultat gekannt, aber die amtliche Verkündigung deſſelben durch den Grafſchafts-Sheriff, in goldener Kette und Galanterie-Degen, ſtand noch bevor. Heute war der Tag, 12 Uhr die feſtgeſetzte Stunde und — das Volk geladen. „Lord Grosvenor und Mr. Osborne werden die Ehre haben, der Bevölkerung von Middleſex aufzuwarten (they will attend)" — ſo lautete die Schlußverſicherung in vielen hundert Plakaten. Möglich daß das Wort im Engliſchen eine mildere Bedeutung hat (erwarten" vielleicht), nichtsdeſtoweniger iſt es ein „Aufwarten" der Sache nach, ein entſchiednes „Aufwarten", inſofern der Gewählte durch Sitte oder Geſetz verpflichtet iſt, auf die oft dummſten Fragen eines bunt zuſammengewürfelten Haufens Red' und Antwort zu ſtehn.

Das Ganze iſt ein ſo prächtiges Stück von Volksſouverainetät, wie es nur irgendwie und wo gewünſcht werden kann.

Es geht ein Omnibus nach Brentford. So lange wir London und ſeine Vorſtädte noch zu beiden Seiten hatten, rang das politiſche Treiben vergeblich nach Geltendmachung; die Hochfluth des londoner Lebens, ſein Handel und Wandel ſchlugen darüber zuſammen und begruben es. Kaum aber, daß wir die „Stadt“ im Rücken hatten, ſo trat an's Licht, was eben noch überwuchert war, und hundert Zeichen deuteten auf den Kampf, der ſich in Brentford vorbereitete. Die Chauſſee, auf der wir dahin rollten, glich wirklich einer Heerſtraße. Anhänger beider Parteien, die einen mit blau-roth-weißen Bändern am Hut, die andern mit blau-gelb-grünen Schleifen im Knopfloch, galloppirten wie dienſtthuende Adjutanten an uns vorüber; neue Truppenmaſſen, mit Muſik an der Spitze und bei jedem Bierhauſe zum Weitermarſch ſich ſtärkend, wurden von rechts und links in's Feuer geführt; Marketenderinnen mit ihrem Karrenkram ſaßen unter Ahorn- und Ulmenbäumen, ſchlechtes Bier aber guten Schatten feilbietend, und Maueranſchläge zu beiden Seiten des Weges (denn die Häuſerreihe reißt nicht ab) ſtarrten ſich wie feindliche Herolde einander an und ſagten ſich Dinge, die den Schimpfern und Helden vor Troja alle Ehre gemacht haben würden.

Doch das alles war Vorſpiel. Das eigentliche Stück begann erſt, als wir in Brentford einfuhren, und wenn gewiſſe Dramatiker Recht haben, die da meinen, „ein gutes

Schauſpiel müſſe mit einer guten Dekoration beginnen," ſo iſt kein Zweifel darüber, daß die Brentforder zu den Bühnenpraktiſchen Leuten zählen. Das war nicht mehr die verräucherte Fabrikſtadt, das war ein Lauberhüttenfeſt. Wie bei uns um Pfingſten, wenn halbe Birkenwälder in unſre Dörfer wandern und ſelbſt der Lehmhütte ein feſtlich grünes Kleid anthun, ſo war das rußige Brentford jetzt ein mährchenhaft geputztes Aſchenbrödel geworden: es war auch zum Weidenbaum gegangen, aber der Baum brauchte ſich nicht aufzuthun, aller Schmuck hing frei an den Zweigen. Die Häuſer — ein Wald, und die Fenſter — ein Garten! Da blühten Fuchſia und Roſe, Erica und Rhododendron; hinter den Blumen blühten die Mädchen und wieder über die Köpfe der Töchter hinweg guckten die Mütter, freilich keine Blüthen mehr, und ließen die blau-grün-gelben Haubenbänder im Winde flattern. Alles nickte und grüßte und lachte, ſelbſt Gouvernanten entſchlugen ſich ihres vorſchriftsmäßigen Ernſtes und lächelten ſo bedeutungsvoll, wie der Sklave, wenn er die Kette bricht.

Dazu zahlloſe Guirlanden, die ſich von Dach zu Dach quer über die Straße zogen. Der Inhalt ihrer Tafeln und Inſchriften war es, was mehr als alles Andere der Feſt-Dekorationen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Ich gebe einige dieſer Kernſprüche in wortgetreuer Ueberſetzung.

„Triumph bürgerlicher und religiöſer Freiheit!"

So empfing uns eine Fahne am Eingang in die Stadt.

„Wer iſt bigott? wer predigt religiöſe Verfolgung? wer ſtimmt gegen unſere katholiſchen Brüder? Wer?

Der Marquis von Blanford!

Mag er's leugnen, wenn er kann, oder daſtehen als ein Wolf in Schafskleidern.“

„Ein Derby-Hündchen (Marlborough-Race) hat ſich verlaufen und iſt von Woodſtock nach Middleſex gerathen. Leider hat man ihn hier dermaßen gebiſſen, daß er froh ſein mag, in ſeine alte Hütte zurückzukehren. Glückliche Reiſe!“

Dieſe letztere Spötterei war das Grundthema unzähliger Variationen, die ich übergehe; endlich unter einer zweiten Rieſenfahne, die ohne Weiteres den „Sturz der Intoleranz!“ verkündigte, fuhren wir auf den Marktplatz, wo die Vorſtellung ſo eben begonnen hatte: Lord Grosvenor „wartete bereits auf.“

Doch weg jetzt mit dem hiſtoriſchen Styl und das lebendige Präſens an ſeine Stelle! Lord Grosvenor iſt ein ältlicher Herr; ſeinen Zähnen nach zu ſchließen keiner von denen, die das Derby-Hündchen herausgebiſſen haben. Er ſpricht undeutlich und ſehr lange; ſo haben wir denn Zeit, uns umzuſehen. In der Mitte des Platzes ſteht die Rednertribüne; unmittelbar dahinter erheben ſich amphitheatraliſch-anſteigend die Bänke der Wähler, im Vordergrunde befindet ſich „Volk“ und füllt den Platz, ein Konglomerat zerriſſener Jacken und ſchmutziger Hemdsärmel. Mit ſeinen eigentlichen Wählern iſt der Kandidat ſeit geſtern fertig; nur noch mit „dem Volke“ hat er ſich auseinanderzuſetzen. Drum kehrt er auch vorſchriftsmäßig jenen den Rücken zu und wendet ſich mit dem üblichen: „Gentlemen, ich habe die Ehre …“ an eine Muſterkarte von Straßenkehrern und Schiffsknechten, die Oberſt Veredorf (ein Derbit in Norwich) ſo unhöflich war, „das erbärmlichſte Geſindel“ zu nennen, „das ihm all ſein Lebtag vorgekommen ſei.“

Auch das „ſchöne Geſchlecht“ iſt auf dem Marktplatz vertreten und ſteuert bei, je nach ſeiner Art, zur Verherrlichung und Charakteriſtik des Feſtes. Zunächſt der Tribüne und mitten durch den Volkshaufen hindurch, zieht ſich auf gepolſterter Bank ein Streifen reichgeputzter Damen, wie eine Amethyſt-Ader durch Rauchquarz. Sie haben ihre Schirme aufgeſpannt; ich wette, mehr um ſich gegen die „Gentlemen“, als gegen die Sonne zu ſchützen. Das ſchöne Geſchlecht von Brentford hat aber auch andere Vertreter abgeſandt: Mannweiber, zwiſchen funfzig und ſechszig, mit Katzenſchnurrbart und grauen Augen; ſie haben am äußerſten Rande des Volkshaufens in langer Reihe Poſto gefaßt, und wie Trabanten mit langen Stangen bewaffnet, laſſen ſie deren Inſchriften und Embleme über den Köpfen ihrer Männer und Söhne hin und her wehen. Dieſe Inſchriften lauten: „Der Marquis von Blanford iſt gegen das billige Brot“, und um es dem blödeſten Sinne faßbar zu machen, um was es ſich handelt, prangen auf andern Stangen die handgreiflichen Illuſtrationen dazu: hier ein Brötchen, kaum größer als eine Fauſt, mit der Aufſchrift: „Blanford für Sixpence,“ dort ein Rieſenbrot mit dem Zuruf: „Osborne für drei Pence.“

Endlich! Lord Grosvenor iſt fertig und macht dem „Volksmann“ Platz. Er wird wie eine Tänzerin empfangen, die fünf Monate auf Urlaub war und zum erſten Male wieder die Wunder des großen Zehen vor ihren alten Freunden entfaltet; es iſt nicht Huldigung mehr, es iſt Raſerei. Und in der That, Mr. Osborne hat Anſpruch auf dieſen Beifalls-Jubel: er tanzt die engliſchen National-Tänze, daß es eine Freude iſt, und ſeine Rede wimmelt von „großer Nation“ und „ehrenwerthen Gentlemen“, von „Freihandel“ und „billigem Brot“, — da widerſtehe, wer kann! Sicherlich, daß die ſtereotype Schlußpoſſe des Kontinents „das Volk als Pferd“ auch hier Platz gegriffen hätte, wenn nicht Mr. Osborne ein beſcheidener Fußgänger geweſen wäre. Noch iſt der Beifall in der Luft, da löſen ihn plötzlich andere Töne ab: der Marquis von Blanford (auch der beſiegte Kandidat hat ſich nach alter Sitte dem Volk zu präſentiren) iſt vorgetreten, um der Verſammlung kaltblütig zu verſichern: „daß er und ſeine Sache das nächſte Mal die Sieger ſein würden.“ Aber weiter bringt er's nicht; zwar ſpricht er noch und verſucht ſeine Stimme in allen Tonlagen, jedoch umſonſt. Ein Lärm hat ſich erhoben, gegen den der Beifallsſturm der vorigen Minute ein bloßes Geſäuſel war.

Was menſchliche Organe je erfanden, um ihre Verachtung auszudrücken, vereinigt ſich hier zu einem Monſter-Konzert; unſere vaterländiſchen Katzenmuſiken ſinken zu bloßen Stümpereien herab, oder erheben ſich vergleichsweiſe zum Wohlklang einer Symphonie. Die Pfeife iſt natürlich das Grundinſtrument, aber auch das engliſch-nationale Grunzen findet ſeine Virtuoſen, und die zahnloſen Mäuler unzähliger alter Weiber blaſen, wie Vanſen im Egmont, dem unglücklichen Marquis ihr hämiſches A. E. I. O. U ins Geſicht. Zu gleicher Zeit dringt jetzt die Amazonen-Garde vor, poſtirt ſich mit dem Rieſen- und Zwergbrot dicht vor die Augen des Redners, fächelt ihm mit den Papierfahnen: „Blanford iſt gegen das billige Brot“ unerquickliche Kühlung zu und ſchwingt die grünen Büſchel, mit den orangefarbenen Blumen*), nicht mehr im Triumph und mit den Zeichen der Freude, ſondern drohend wie eine Ruthe. Umſonſt erheben ſich einige Stimmen: „give him fair play!“ oder: „let's hear him!“ umſonſt tritt der „Volksmann“ vor und beſchwört die Gentlemen, den Marquis zu hören, wenn ſie ſeine (Oſborne's) Freunde ſeien; umſonſt dringt der Marquis noch einmal durch, um ihnen folgenden Satz in die Zähne zu werfen: „ich verſtehe die Schnurren und Witzeleien meiner Gegner und nehme ſie lachend hin als das Unvermeidliche einer Wahl; aber es iſt unwürdig, mir höhniſch das Jahrgeld vorzuhalten, das ein dankbares Vaterland meinem Ahn für ſeine Dienſte und ſeine Siege bewilligte und das auf mich überging, weil ich das Glück habe, ein Enkel Herzog Marlborough's zu ſein.“ Armer Marquis, wohin verirrſt Du Dich? Du ſprichſt nicht im Unterhauſe und vor Leuten, die eine Ahnung von der Geſchichte ihres Landes haben. Du ſtehſt vor „Gentlemen“, die von Höchſtädt und Malplaquet ſo viel wiſſen, wie von den Quellen des Nil. Wirf den Ruhm Deines großen Ahnen nicht länger weg und gedenke der Perle im Sprüchwort. Thu', was Du jetzt thuſt: lächle und tritt ab.

---

*) Unſere ſogenannte „Studentenblume“, die um ihrer Farbe willen an dieſem Tage eine Hauptrolle ſpielt.

Das Schauſpiel war aus, das Volk verlief ſich, ich ſelbſt ſprang auf den Omnibus, und während die heiße Mittagsſonne mich unbarmherzig briet, hatt' ich Zeit über die Erlebniſſe der letzten Stunden nachzudenken. Was ſoll dieſe Farce? Mag's immerhin recht ſein, voll Mißtrauen auf die Superklugheit der Jungen zu blicken, dies Mißtrauen darf nicht zum Freibrief für all und jeden Nonſens vergangener Jahrhunderte werden. Der ganze Akt iſt ein Widerſpruch. In Ländern, wo alle Stimmen gleich ſchwer wiegen,- mag dies „Aufwarten“ vor verſammeltem Volk einen Sinn haben, aber ſinnlos iſt es, und für den beſiegten Kandidaten ein Martyrthum, um nichts und wieder nichts ſich einer, in den meiſten Fällen bezahlten Rotte in ſolcher Weiſe Preis zu geben, einer Genoſſenſchaft, die außerhalb des Wahlrechts ſtehend, wie auf Abſchlag nur mit dem Schimpfrecht ausgeſtattet zu ſein ſcheint und allerdings verſteht, den weiteſten

Gebrauch davon zu machen. Weg mit ſolchem Plunder! „Das Jahr übt eine heiligende Kraft", aber man möge aus demſelben Dichter auch die Wahrheit lernen:

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Das goldne Kalb.

Spekulation, Rennen und Jagen nach Geld, Hochmuth, wenn es erjagt iſt, und Verehrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldnen Kalbes iſt die große Krankheit des engliſchen Volkes. Es giebt ſcharfe Augen, die das Uebel wenigſtens erkennen und unermüdet darauf hinweiſen, wenn auch die Heilung freilich von anderer Seite kommen muß. Unter den Warnerſtimmen iſt wie immer die der „Times“ voran; — eine Stimme, die — was immer auch über die Käuflichkeit des Blattes gefabelt werden mag — mindeſtens in allen außer-politiſchen Fragen noch ungleich mächtiger iſt, als wir im Auslande uns vorſtellen. Mit welch' treffender Entrüſtung machte ſie noch vor wenig Tagen wieder Front gegen die oberflächliche Art und Weiſe, mit der man den Prozeß eines Muttermörders behandelt und ohne alles ernſte Eingehen ihn für wahnſinnig erklärt hatte. „Hätte es ſich um Geld ſtatt um Blut gehandelt, an dem ganzen Gerechtigkeits-Apparat würde kein Rädchen gefehlt haben, aber was vorlag, war nur die Kleinigkeit eines Muttermordes, war eine Sache, durch deren Entſcheidung, ſie laute ſo oder ſo, Niemand ärmer oder reicher gemacht wurde, und ſolche Sachen ſind vor Richter und Jury ohne Belang.“ Steh' es mir frei, in Folgendem eine ähnliche Stimme wiederzugeben.

„Lies dann und wann einen Roman, um die Phantaſie abzukühlen“, ſagte ein Schriftſteller und Menſchenkenner zu einem ſeiner Freunde, als dieſer im Begriff war zu den Antipoden aufzubrechen. Die Weisheit dieſes guten Raths wird Jeder einſehen, der mehr als dreißig Jahre zählt. Romane mögen die Handlung konzentriren, das Intereſſe reizen, das Herz bewegen; die Phantaſie zu überwältigen ſind ſie außer Stande. Es iſt die Wirklichkeit, was uns ſtaunen macht; die Dichtung darf nicht halb ſo kühn ſein, ſelbſt wenn ſie könnte und wollte. Was würde der Leſer ſagen, wenn wir ihm von einem Manne erzählten, der vor etwa 150 Jahren in England lebte, ſeine Jugend in Saus und Braus, in Spiel und Liederlichkeit verbrachte und endlich, zum Bettler herabgeſunken, Streit mit einem Freunde ſuchte und im Duell ihn tödtete; der, vor Gericht gezogen, des Mordes überführt und zum Tode verurtheilt, ſeine Flucht zu ermöglichen wußte und auf dem Kontinent glücklich angelangt, ſein altes Laſterleben fortſetzte und bald eine wohlbekannte Erſcheinung in den Spielhäuſern Europas ward; der ausgewieſen, erſt aus Venedig, dann aus Genua, ſchließlich ſelbſt aus dem duldſamen Paris, dennoch in die Hauptſtadt Frankreichs zurückzukehren wagte, am Spieltiſch einem Prinzen von königlichem Geblüt begegnete, ſeine Freundſchaft gewann, ſein Geld- und Geſchäftsmann wurde und als ſolcher zu einem Glanz und Anſehn ſtieg, daß Fürſtinnen vor ſeinem Weibe ſich neigten, ſein Sohn der Spielgenoß eines Königs, und er ſelbſt der Abgott von Millionen ward? Was ſagt der Leſer, wenn wir ihm erzählen, daß eine Herzogin, um nur die Möglichkeit eines kurzen Zwiegeſprächs mit dieſem ſeltſamen Abenteurer zu haben, ihrem Kutſcher befahl, vor dem Palaſtgitter des großen Mannes umzuwerfen, und daß eine Marquiſin an derſelben Stelle und zu demſelben Zweck „Feuer!“ zu ſchreien begann. Wenige Monate hatten ausgereicht, den überführten Mörder, den bettelhaften Flüchtling, den verworfenen Spieler zu einem der größten Grundbeſitzer Frankreichs zu machen, und hochherzig goß er über ſein zweites Vaterland einen trügeriſchen Reichthum aus, deſſen Summen alle Berechnung überſteigen. Aber das glänzende Bild hat eine Kehrſeite: der Racheengel harrte ſchon, vor ſeinem Athemzuge brach der ſtolze Bau zuſammen und verſchwand wie eine Waſſerblaſe. Der Baumeiſter ſelbſt barg ſich in Dunkelheit und rettete das elende Leben vor der Wuth derer, die noch eine Stunde früher vor ihm gekniet hatten. Und nun der letzte Akt des Dramas, wie berührt er den Leſer? Das Schauſpiel ſchließt, wie es begonnen: wieder ein glückliches Entkommen aus den Händen der Gerechtigkeit, wieder ein wüſtes Wandern durch die Welt, ein Warten auf die Broſamen, die vom Spieltiſch fallen, und endlich das letzte, das Sterben. Venedig, das er durch ſeine Gegenwart einſt geſchändet hatte, ehrte er nun durch ſeinen Tod. Und nun fragen wir — wenn wir Zeit und Muße hätten, dieſe Skizze zur Erzählung zu erweitern und jene tauſend Einzelheiten zu berichten, worin erſt die Kraft und der Zauber jeder Darſtellung liegt — wer würde Luſt haben, den Einfällen, den „Träumen eines fieberiſchen Hirns“ zu folgen? Traum meint ihr?! Leben und Tod John Law's und der Staats-Bankerott Frankreichs als ein Reſultat ſeiner kühnen und glänzenden Betrügereien, ſind ſo wirklich, wie das Leben George Hudſon's und die Geſchichte der Eiſenbahn-Spekulation in England.

Und die Geſchichte Beider iſt nicht nur wahr und wirklich, nein, ſie bietet auch in merkwürdiger und belehrender Weiſe Punkte der Aehnlichkeit oder gar völliger Uebereinſtimmung dar. Beide waren aus Dunkel und Niedrigkeit hervorgegangen, und beide erhoben ſich zu einem Glanz, der ein ganzes Land zu blenden und zu willfähriger Huldigung hinzureißen vermochte. Hudſon wie Law füllte die Koffer der Leute mit eingebildetem Reichthum, und Hoch und Niedrig, Arm und Reich ſchmiegte ſich zu den Füßen des Einen wie des Andern. Auch Hudſon war Spieler, indem er Kredit und guten Namen an ein verzweifeltes Glücksſpiel ſetzte; auch er wußte feſten Fuß zu faſſen unter den Inhabern des großen Grundbeſitzes und zählte zu Freunden und Gefährten, was irgendwie Klang und Namen im ganzen Lande hatte. Auch er machte ein Haus; ſeine Salons waren der nie leere Altar, darauf die Geldanbeter Tag um Tag ihren Schmeichel-Weihrauch ſtreuten und die Dankesopfer ihrer Schacherſeelen darbrachten, bis plötzlich der Traum endete und der Tag der Rechenſchaft anbrach, der nun Flüche brachte aus Kehlen, die noch heiſer waren vom Lobgeſang, und Mißhandlungen von Händen, die ſich einſt hochgeehrt gefühlt hatten, aufleſen zu dürfen, was von des Herren Tiſche fiel.

Hundert und funfzig Jahre haben viel geändert, und es ſoll nicht geleugnet werden, ſie haben dem Ziel und der Aufgabe aller Civiliſation uns näher gebracht. Welche Fortſchritte in Wiſſenſchaft und Kunſt, welche Allgemeinheit der Bildung, welch erleichterter Gedanken-Austauſch innerhalb des einzelnen Volks und zwiſchen den Völker-Familien! Doch in manchen Stücken ſind wir genau, wo wir waren. Zu den Zeiten John Law's ſuchte man eine Herzogin, die ein Mitglied der königlichen Familie nach Genua begleiten ſollte. „Oh, wenn Ihr einer Herzogin bedürft — rief der Hof-Kavalier — ſo ſchickt zur Madame Law; dort habt Ihr die Auswahl, — ſie verſammeln ſich dort.“ Wäre an einem jener Tage, wo Mrs. Hudſon „Freunde“ empfing, plötzlich Nachfrage nach einer Dame von Rang und Stand geweſen, der dienſtthuende Kammerherr am Hofe von St. James hätte eine ähnliche Antwort geben dürfen, wie vor hundert und funfzig Jahren ſein franzöſiſcher Kollege. Die Köder und Anziehungskräfte waren 1720 und 1848 genau dieſelben, und ob Generationen dahin gegangen ſind, der Zauber des Geldes, ſeine magnetiſche Kraft und ſeine entwürdigende Herrſchaft ſind geblieben. Zur Law'ſchen Zeit ſtand ein Buckliger in der Rue Quincampoix (wo ſein Bankierhaus ſich befand) und vermiethete ſeinen Höcker auf Tag und Stunde als Schreibpult.

Law iſt hin und der Bucklige auch, aber der häßliche Höcker iſt geblieben. Lords und Ladies, wohlgeformt wie wir, tragen ihn mit ſich herum und ſchließen Geſchäfte darauf ab, die beſſer ungeſchliffen blieben.

Wir ſind eine imitative Spezies. Nachahmen iſt unſer größter Hang, und was die Reichen und Vornehmen thun, das thun wir auch, ohne Kritik, ohne Frage, ob es uns paßt oder nicht. Als Mr. Law's Kutſcher die Entdeckung machte, daß ſein Herr durch Papierverkauf reich geworden ſei, ſchickte er ſich an, mit ins Geſchäft zu gehen, und that's. Zwei Kommisſtellen waren zu beſetzen, und der Kutſcher-Kompagnon präſentirte zwei Kandidaten. „Wählt“ — rief er ſeinem Herrn zu — „Ihr habt die Entſcheidung, der Eine iſt für Euch, aber der Andere für mich.“ Wie viele Thunichtgute zur Zeit des „Eiſenbahnkönigs“ und ſeiner Herrſchaft nahmen ſich ein Muſter am Kutſcher des Mr. Law! Angeſpornt durch das böſe Beiſpiel ihrer Herren ſank ehrliche Arbeit im Preiſe; „Spekulation“ hieß ihr bequemes und einträglicheres Geſchäft; feine Kleider traten an die Stelle des Arbeitsrockes, und ſtatt des ehrlich erworbenen Brotes aß man das Brot laſterhafter Faulheit. So war es und ſo iſt es noch. Kopfſchüttelnd ſehen wir die ungeheure Kluft zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen Niedrig- und Hochgeboren; aber der Anblick wird troſtlos, wenn der Reiche nichts iſt als ein emporgekommener Rübenbauer, der mit etwas Goldſtaub in der Taſche Alles, ſelbſt das Höchſte, neben oder gar unter ſich zu ſtellen trachtet und, dem Vogelſteller gleich, mit einer Hand voll Silberkrümel die lieblichſten Sänger des Waldes, ſelbſt die Lerche aus ihrem Himmel zu ſeinen Füßen zu locken weiß.

Unſer geſellſchaftliches Leben iſt reich an Unglaublichkeiten, für die nichts ſpricht, als — die Thatſache. Ihr tretet Sonntags in eine überfüllte Kirche; kein Platz mehr für euch, und ſtehend lauſcht ihr einer Beredtſamkeit, die allſonntäglich dieſe Räume bis unters Dach zu füllen pflegt. Der Redner iſt im höchſten Maße populär und ſteht ſich tauſend Pfund. Sein Name iſt makellos. Seine Gemeine verehrt ihn, und um ſo mehr, je mehr er ſie geißelt. Dekane und Biſchöfe ſeines Sprengels ſind durchdrungen von ſeinem Talent und begünſtigen es. Seine Lehre und ſein Leben ſtehen gleich hoch. Er ſagt euch heut, daß Geiz die Wurzel alles Uebels ſei; er warnt euch vor dem heißen Verlangen nach Geld und Gut, vor Mißgunſt und Unzufriedenheit und ruft euch zu, über die irdiſchen Güter das himmliſche Erbe nicht einzubüßen. Er citirt euch die Autorität der Bibel, er verweiſt euch auf Kapitel und Vers, und nachdem er ſicher iſt, eure Ueberzeugung für ſich zu haben, öffnet er die Thore ſeiner Beredtſamkeit und reißt euch vollends mit ſich fort durch die Macht ſeines Worts. Ihr geht nach Hauſe, feſt entſchloſſen die neue Woche weiſer und beſſer zu beginnen — da fällt euch die Montagszeitung in die Hand, ihr leſ't: die Stelle eines Nachmittags-Predigers iſt vakant, eine gute Stelle, vierhundert Pfund jährlich und allwöchentlich eine Predigt. Zwei arme Kandidaten haben ſich gemeldet, aber es ſind noch andere Bewerber da, und obenan leſ't ihr den Namen eures chriſtlichen Lehrmeiſters, trotz aller Glaubenstüchtigkeit, trotz tauſend Pfund jährlich und trotz ſeiner Selbſtverleugnungsrede, die euch beinahe vom Pfade des Irrthums abgelenkt hätte.

Ihr ſeid vielleicht ein Lord, oder der Sohn eines Lords. Parlament und Saiſon ſind geſchloſſen, und ihr geht aufs Land. Euer Freund, Lord Birmingham, verſammelt „einen auserwählten Circle“ auf ſeinem Landſitz; ihr ſeid unter den Begünſtigten. Es iſt Frühſtückszeit, ihr tretet ein, die Gäſte ſind bereits verſammelt. Alles iſt da, was ihr wollt: ein Herzog, ein Marquis, ein Graf, ein Vicomte und ein Baron. Ihr ſeid ein jüngerer Sohn und findet es in der Ordnung, daß der Baron den Herzog umſchwänzelt. Wir haben hier zwei andere Gäſte (wenn es geſtattet iſt, den ſtillen, blaſſen, troſtlos dreinſchauenden jungen Mann, der wie ein Verurtheilter bei der Henkersmahlzeit daſitzt, einen „Gaſt“ zu nennen), einen Jüngling und einen Mann von vierzig. Von dem Erſteren hat Jeder zu viel und wünſcht ihn weg, an dem Letzteren hat Keiner genug. Der junge Mann iſt eines Landpredigers Sohn und Erzieher von Lord Birmingham's Sohn und Erben. Er hat in Cambridge ſeine Studien gemacht und hofft ſich mit der Zeit durchzuſchlagen. Er iſt aus guter Familie, hat aber keinen Sixpence in der Taſche; ſein halbes Gehalt ſchickt er nach Hauſe zur Unterſtützung ſeiner Familie, und ſoviel von der bitteren Arznei: „Wiſſenſchaft und gute Lebensart“ dem Sohn und Erben beizubringen iſt, ſo viel gibt er ihm gewiſſenhaft. Der Kandidat vertritt „Elternſtelle“ ſeinem Pflegling gegenüber; aber ſeine Titel, ſein Wiſſen, ſeine gute Erziehung reichen nicht aus, ihm bei Tiſch einen höheren Rang als den eines erſten Bedienten anzuweiſen. Ihr kennt dieſe Art von Stellung und ſeid nicht erſtaunt nach lautlos eingenommener Mahlzeit den blaſſen Erzieher ſchattenhaft und unbemerkt verſchwinden zu ſehen. — Aber hörtet ihr jetzt das Gewieher? Der Vierziger wird heiter und lacht. Ihr ſeht ihn heute zum erſtenmal, aber ihr kennt die Gattung, man ſieht ſie zu Dutzenden auf dem Viehmarkt in Smithfield. Es iſt der berühmte Snobſon; vor zehn Jahren ſtand er noch hinterm Ladentiſch (mancher Beſſere hat's auch gethan). Spekulation und allerlei ſonſt noch haben ihn zu einem Millionär gemacht, aber auch zu nichts weiter. Seine Seele iſt gemein und ſeine Zunge fließt über davon. Der niedrigſte Diener Mylords iſt im Vergleich zu ihm ein König, ein Held. Wenn er ſich bewegt, ſpricht, iſt oder trinkt, ſo überläuft es euch kalt, denn ihr erwartet jeden Augenblick, daß man ihn auffordern wird, ſeinen Platz in der Bedientenſtube zu nehmen. Ihr fühlt, daß wenn man das Geld von dieſem geſchmackloſen Prachtbau, der ſich „Snobſon“ nennt, abkratzen könnte, nichts übrig bleiben würde als die ſchmutzigſte Lehmhütte. Ihr fühlt es, und Lady Birmingham fühlt es auch; dennoch iſt ſie ganz Ohr und ganz Bewunderung, und alle Lady's ringsum, jung und alt, ſind es mit ihr. Die Lords bleiben nicht zurück: der Herzog an der Spitze, alle ſind ſie ſtolz auf ſolche Bekanntſchaft, man hat kein Auge für die Gemeinheit dieſes Menſchen, oder will es nicht haben, und ſeine Unverſchämtheit wird pikant und unterhaltend gefunden. Wie heißt der Schlüſſel zu dieſem Räthſel? Geld! und ihr, die ihr von der „Aufgabe“ ſprecht, die ihr in der Geſellſchaft zu löſen habt, und immer wieder Gewicht legt auf die Pflicht beſonderer Rückſichtsnahme auf euch ſelbſt, ich frag' euch, wo bleibt das erſte Erforderniß — die Selbſtachtung, wenn ihr überfließt von unwürdiger und entehrender Schmeichelei?!

Genug der Beiſpiele; jeder Tag gibt neue Belege. Wir ſchätzen nichts ſo ſehr wie Geld, und begierig nach Ehre und Anſehn, ſetzen wir Alles an die Erlangung deſſen, was nach unſerem Dafürhalten einzig und allein Ehre und Anſehn gibt, und entſchlagen uns dabei jeder Tugend, die im Kalender ſteht. Mr. Guizot, der mit philoſophiſchem Forſchergeiſt den Charakter des engliſchen Volkes geprüft hat, äußert ſich gelegentlich dahin, daß den Fremden nichts ſo mit Bewunderung vor den engliſchen Hülfsquellen erfülle, als die unzähligen, aus edlem Herzen und freiem Antrieb hervorgegangenen Stiftungen zur Linderung und Minderung eines vielgeſtalteten Elends. Der Hiſtoriker hätte vielleicht kühner ſprechen und ſagen dürfen, daß nichts die verſchwenderiſche Freigebigkeit des Engländers überbiete, als die Gier, mit der er die Mittel dazu erwirbt, und daß, wenn es ſeine Tugend iſt liberal mit der Börſe zu ſein, auch unerträglicher Geldſtolz ſein Fluch iſt. Die Geſchichte vom „goldenen Kalb“ in England iſt noch nicht geſchrieben. Es geht über die Kraft einer Publiziſten-Feder das volle Bild davon zu entwerfen. Ein Genius mag ſich dieſer Aufgabe bemächtigen und mit dichteriſcher Geſtaltungsgabe ausführen, was wir ihm als flüchtige Skizze überlaſſen.

Das deutſche Theater in England.

Ein deutſches Theater in London! Unſre Landsleute ſind nicht mehr ſie ſelbſt: ein elektriſcher Schlag iſt durch die Nation gegangen; ſie hat aufgehört der blinde Bewunderer fremder Sitte, der dienſtfertige Schleppenträger fremden Hochmuths zu ſein. Sie fühlt ſich wieder als das, was ſie iſt, ſchätzt wieder, was ſie hat und was ſie in krankhafter Beſcheidenheit weit unter den Werth taxirte. Vor zwanzig Jahren hätte ſich hier eine deutſche Truppe unmöglich halten können; das Unternehmen wäre Hungers geſtorben. St. James-Theater und horror vacui wären verwandte Begriffe geweſen. Das engliſche Publikum hätte gefehlt, *noch mehr aber das deutſche*; jenes weil das Intereſſe für deutſche Sprache damals noch außer Faſhion war, dieſes weil es mit Spott und Wohlbehagen tagtäglich die eigene Mutter zu verleugnen pflegte. Das iſt anders geworden, und wiewohl der erſte Bericht der „Times“ von einem Publikum ſpricht, das der Aufführung des „Egmont“ mit dem Schulbuch in der Hand gefolgt ſei, ſo kann ich Ihnen doch verſichern, daß das Publikum entſchieden deutſch und ſeine faſt begeiſterte Aufnahme deſſen, was geboten wurde, eine Art Demonſtration war; man wollte entzückt ſein. Die Deutſchen in London, die es vor Zeiten für ihre Pflicht gehalten haben würden vornehm auf die Sache herabzublicken, fanden jetzt eine Ehre darin, das Unternehmen um jeden Preis zu ſtützen und zu halten. Es war ein deutſcher Theaterabend; auf den Foyers klangen Einem alle Dialekte zwiſchen Oder und Rhein ans Ohr, der ſächſiſche natürlich, wie der Ton einer Pickelflöte, jeden andren überpfeifend, und am Buffet hätte man glauben können in Dresden oder Berlin zu ſein, wenn nicht die Ingwerbier-Flaſchen geweſen wären und — die londoner Preiſe.

Das Verdienſt einer erſten Anregung zu dieſem Unternehmen gebührt dem Dr. Küntzel; nichtsdeſtoweniger hat Emil Devrient das größere, die gegebene Idee muthig erfaßt und trotz unendlicher Schwierigkeiten glücklich ausgeführt zu haben. Ganz abgeſehen davon, daß bei der Charakter-Eigenthümlichkeit des Engländers, deſſen Intereſſe durch allerlei Zufälligkeiten angeregt aber auch verſcherzt werden kann, der Erfolg keineswegs vorher zu berechnen war, bot das Engagement einer Truppe, wenn ſie nicht den Koffertägern der Demoiſelle-Rachel gleichen ſollte, unendliche Schwierigkeiten dar. Mittelmäßigkeiten durften es nicht ſein, Berühmtheiten aber ſind dieſelben in der Schauſpiel- wie in der Feldherrenkunſt: ſie fechten nicht gern auf einem Terrain das ſie nicht kennen, und ſelbſt im Fall eines Sieges, ſcheuen ſie die Nebenbuhlerſchaft eines Mit-Triumphators, der an der Seite Emil Devrients nicht fehlen konnte. Indeß — was vermöchte auf die Dauer einem beharrlichen guten Willen zu widerſtehen! — endlich ſchifften ſich dreißig deutſche Schauſpieler in Oſtende ein, die einzig denkbare Truppe, deren Landung auf keinen Widerſtand rechnen durfte. Und doch kamen ſie, wie vor 1400 Jahren, unter einem berühmten Sachſenführer und wie dieſer bereit, das Land zu erobern.

Am 2. Juni wurde der Cyklus mit „Egmont" eröffnet. Ihm vorher ging ein Prolog, der beſſer fortgeblieben wäre. Der Vorhang rollte auf: rechts und links die Statuetten Göthe's und Schiller's, beide überragt von einer Büſte Shakeſpeare's. Schon dieſer leicht zu errathende Rebus war des Guten zu viel, wurde es aber vollends, als eine junge Dame vortrat und, mit einem Lorbeerkranz bewaffnet, anhob über Sprachverwandtſchaft, engliſche Freiheit ꝛc. ſich des Weiteren zu verbreiten. Die Huldigung war nicht fein, die Verſe ſchlecht, und der Vortrag wie für deutſchlernende Ladies eingerichtet. Unſere Sprache ſchien nur aus Spondäen und Moloſſen zu beſtehen und die unglückliche Sylbe „en" dürfte nie zuvor mit ſo viel Auszeichnung behandelt worden ſein.

„Egmont" folgte. Mag da Handlung fehlen; auch das Wort hat gelegentlich ſein Recht und es riß wieder mit fort und zündete, wie es ſchon tauſendfach gezündet hat. Die Volksſcenen, die Scenen Egmonts mit ſeinem Schreiber und Clärchen, dieſe wunderbaren Dialoge hatten noch ihren alten Zauber, und nur Eines berührte mich wie etwas Verbrauchtes — die Freiheitstiraden des letzten Akts. Ob es ein Fluch der Phraſenhaftigkeit unſerer Zeit iſt, uns auch die Freude an dem verleidet zu haben, was über dem tönenden Erz und der klingenden Schelle ſteht, oder ob jenes Pathos: von Tod für's Vaterland, von Schergen- und Tyrannenthum wirklich einer Stufe angehört, die von einer politiſch reiferen Zeit überwunden werden mußte, laſſe ich dahingeſtellt ſein; kurzum ich blieb kalt. Und gerade dieſe Stellen ſind es geweſen, die, dem Urtheil der londoner Preſſe nach, das engliſche Publikum mit fortgeriſſen haben. Was iſt das anders, als ein neuer Beweis, daß England in Geſchmackſachen zurück iſt. Der Engländer verlangt alles gecayennepfeffert; Curry-powder und Mixed-pickles in Kunſt, wie im Leben. Sie haben noch nicht begriffen oder es wieder vergeſſen, daß die dramatiſche Kunſt nichts ſein ſoll als die Spiegelung eines erhöhten, aber doch immer wahren Lebens, und daß es Nonſens iſt, einen Hamlet-Monolog im Tone eines Karl Kunſt'ſchen Otto von Wittelsbach herunter zu donnern, oder den „lieblichen" Wahnſinn der Ophelia, und wär's auch nur mit einer Zeile, in die Tobſucht der Königin Konſtanze (im King John) ausarten zu laſſen.

Außer Dreſden haben nur drei Theater von Bedeutung ein Kontingent geſtellt: Braunſchweig, Stuttgart und Darmſtadt. Den Reigen eröffnet wie billig Emil Devrient ſelbſt. Wie es in Buchhändler-Anzeigen heißt: „der berühmte

Name überhebt uns jeder Anpreiſung", ſo laß auch ich es bei der bloßen Vorſtellung bewenden. „Wer lobt den Homer?" citir' ich, natürlich cum grano salis. Emil Devrient*) weiß eben im vollſten Maße das, was die Engländer nicht wiſſen: „daß nur das Maß die Schönheit hat."

An Ruf und Bedeutung ſteht ihm Grunert am nächſten. Er iſt bis jetzt noch nicht aufgetreten, wie Einige ſogar meinen noch nicht eingetroffen,**) obwohl Alba (im Egmont), ſowie auch König Philipp ſeinem Repertoire angehören. Die Berliner kennen ihn aus jener Zeit her, wo nach dem Tode Seydelmann's ein Erſatz geſucht und ſchließlich in einem Wettkampf zwiſchen Grunert und Döring zu Gunſten des letztern entſchieden wurde.

Kühn aus Darmſtadt, die Doublette Grunert's, gab uns die obengenannten zwei Rollen und gab ſie mit jenem

---

*) Ich kann nicht umhin, über die ſpäter ſtattgehabte Aufführung des Hamlet (Devrients Glanzrolle) hier noch ein intereſſantes Faktum nachzutragen. Drei berühmte Hamletſpieler verſchiedener Epochen: der ſteinalte Kemble, der noch rüſtige Kean und ein Dritter (nicht Macready) deſſen Namen ich vergeſſen habe, hatten ſich bei der Vorſtellung eingefunden um voll Neugier und Theilnahme einem Spiel zu folgen, das mit ihnen und ihrem Ruhm concurriren wollte. In drei Rängen des Hauſes ſaßen ſie Einer über dem Andern, und der alte Kemble zu oberſt. Der Triumph Devrients war ein vollſtändiger; an der Spitze des Beifall ſpendenden Hauſes aber ſtanden die drei Rivalen und begrüßten den Vierten, neidlos, wie es dem Künſtler geziemt. — Eine Folge dieſes Sieges war die von beſondern Huldigungen begleitete Aufnahme Emil Devrients in den Shakeſpeare-Club.

**) Er blieb überhaupt aus; die Gründe hab' ich nie erfahren.

Verſtändniß, das in England (weniger von der Kritik als vom Publikum) unverſtanden bleibt. Er verſchmäht jede bloße Appellation an das Trommelfell. Sein Alba genügte mir weniger, weil das Bild Seydelmann's in dieſer Rolle noch allzu lebhaft vor meiner Seele ſtand; deſto vortrefflicher fand ich ſeinen Philipp. Das mehr engliſche Publikum, das dieſer zweiten Vorſtellung beiwohnte, blieb verhältnißmäßig kalt; er ſchrie nicht genug. Wohl ihm, daß er ſich durch dieſen halben Erfolg nicht beſtimmen ließ, auf falſchem Wege mehr erringen zu wollen und dadurch in den Augen der Urtheilsfähigen den ganzen einzubüßen. Nur etwas möcht' ich tadeln, um ſo mehr und entſchiedner, als ich damit gegen eine ganze Schule Front mache, die von Frankreich aus herübergekommen, auch bei uns Mode zu werden droht. Der Schauſpieler lieſt ſeine Rolle, macht ſich, ſo gut er kann, ein Bild von der Perſönlichkeit und dem Charakter deſſen, den er ſpielen ſoll und giebt uns nachher, mit Umgebung des Dichters und ſeiner doch nicht immer nutzloſen Worte, ein lebendes Bild; — man erniedrigt das Drama zur pantomimiſchen Darſtellung. Der Dichter hat einen Cromwell oder Wallenſtein, einen Carl Stuart oder Richelieu gezeichnet; was thut der Schauſpieler? er beſucht Gemälde-Gallerien, ſtudirt die Bilder Van Dyks oder Paul de la Roche's, wirft, wenn er Zeit hat, auch einen Blick in Rottecks Weltgeſchichte und giebt uns hinterher ein charakteriſtiſches Bild ſtatt einer Charakterrolle; — der Dichter und ſeine Worte werden übergeſchluckt. Es giebt Schauſpieler (dazu gute), die in

Ueberſchätzung ihrer ſelbſt ganz ernſthaft verſichern, der Dichter habe nichts weiter als ein Perſonenverzeichniß und die ſceniſche Eintheilung des Stoffs zu geben, alles Andre ſei Sache des ausübenden Künſtlers, der ſomit Dichter und Schauſpieler in einer Perſon zu ſein trachtet. Ich laß es dahingeſtellt ſein, wie viel Schuld die Dichter ſelbſt, und insbeſondere die franzöſiſchen Luſtſpielfabrikanten, die es in der That gleichgültig machen, ob der Schauſpieler ihre oder ſeine Worte citirt, an dieſem Uebermuth der Bretterhelden tragen: — ich gebe nur die Thatſache und begnüge mich dabei hinzuzufügen, daß auch Kühn von dem Einfluß dieſer Mode nicht frei geblieben iſt. Das Murmeln in den Bart, das Verſchlucken und dann wieder plötzliche Herausſtoßen von Worten mag unter Umſtänden geeignet ſein, das Charakterbild zu vervollſtändigen; das Drama ſoll aber mehr geben, als ſolche Bilder, und wie ein Kirchgang uns einen Spruch mit nach Haus giebt, ſo ſoll ich auch reicher im Herzen das Schauſpiel verlaſſen; dazu braucht es aber der Worte.

Frau Stolte aus Braunſchweig iſt eben ſo hübſch wie wohlgeſchult, eine Künſtlerin, doch ohne die höchſten Staffeln erklommen zu haben. Dazu ein Klärchen! es wird immer einer verwandten Natur bedürfen, um den ganzen Zauber dieſer Rolle wiederzugeben. Die „Klärchen" ſind ſelten im Leben und müſſen es noch mehr auf den Brettern ſein; das Bühnenleben iſt nicht das, was der ſchönen Einfalt Vorſchub leiſtet. — Frau Stolte's „Königin" (im Don Carlos) ſchien mir gelungener; ihre Scene mit Philipp — im vierten Akt — ſogar ein Meiſterſtück. Die Leidenſchaftlichkeit des Moments überhob ſie der, in den übrigen Scenen gebotenen Grandezza, worin ſie ſich nur mühſam zurecht finden konnte und um deshalb jener Würde entbehrte, ohne welche die Grandezza zu bloßer Steifheit wird.

Genüge das Gegebene, und ſei mir's zum Schluß nur noch erlaubt, meine Muthmaßung über den Erfolg des deutſchen Theaters in London auszuſprechen. Der äußere iſt nicht zu berechnen; doch wird das Publikum dem ganzen Unternehmen gegenüber wohl zunächſt jene ruhig-kalte Stellung einnehmen (was den faſhionablen Beſuch des Theaters natürlich nicht ausſchließt), die der mißtrauiſche Engländer gegen alles Fremde zu behaupten pflegt. Auch das Kopfſchütteln derer, die den alten Kean noch im Gedächtniß haben, wird nicht ausbleiben. Nichtsdeſtoweniger, ob gelobt oder getadelt, wird eine Wirkung auf die engliſche Schauſpielkunſt ſich geltend machen und die endliche Erkenntniß ſich Bahn brechen, daß nur ein Weg zum guten Ziele führt — die Natur.

Der Tower.

Die Sonne lacht und der Himmel iſt wolkenlos. Ein Steamer trug uns von Weſtend bis an die Londonbrücke, und auf gut Glück dem Menſchenſtrom uns überlaſſend, der jetzt in die Themſeſtraße einmündet, befinden wir uns plötzlich inmitten des bunten City-Treibens und ſchwanken, ſtaunenden Auges, was reicher ſei: der blitzende Bazar, von dem wir kommen, oder das rußige Bergwerk, zu dem wir gehen. Ganz London ein goldener Baum: Weſtend ſeine Blüthe, aber die City — Wurzel und Stamm.

Doch wir haben andere Ziele heut als Dock und Speicher, als Keller und Werft, und vorüber an „Billingsgate“, dem weltberühmten Fiſchmarkt, der mit ſeinen Auſtern und Muſcheln und all ſeinem noch kribbelnden Seegewürm: Krabben und Krebſe, Lobſter und Spinnen — vor uns liegt wie ein trockengelegtes Stück Meer, vorüber auch an Zollhaus und Kohlenbörſe, gerathen wir jetzt auf einen weiten, freien Platz, der mälig anſteigend einem gepflaſterten Hügel gleicht. Auf ihm liegt der „Tower.“ Geſpenſtiſch-grau ſteht er da: ein Grabmonument über einer geſtorbenen Zeit und — die engliſche Geſchichte ſeine Inſchrift.

Der Tower iſt eine Art Fort, von einem breiten, jetzt ausgetrockneten Graben ringsum eingefaßt, und beſteht aus einem bunt zuſammengewürfelten Haufen von Wällen und Thürmen, deren bedeutendſter, der weiße Tower, wiederum eine Citadelle für ſich bildet und iſolirt aus der Mitte des geräumigen Feſtungshofes emporragt. Wie weit der Tower unſern modernen Anforderungen an einen „feſten Platz“ entſpricht, muß ich dahin geſtellt ſein laſſen; ſeine Lage indeß, auf einem Hügel inmitten der Stadt und in unmittelbarer Nähe der Themſe, darf noch jetzt als überaus günſtig bezeichnet werden: er beherrſcht Stadt und Strom. Es iſt um deshalb auch mindeſtens wahrſcheinlich, daß der alte Römerthurm, deſſen Ueberbleibſel Einem noch jetzt als Fundament des weißen Towers gezeigt werden, wirklich an dieſer Stelle geſtanden habe, da keinem Kriegsverſtändigen, geſchweige einem Cäſar, die Vortheile dieſer beſonderen Lage entgehen konnten. Der jetzige Tower, ſo weit er überhaupt dem Mittelalter angehört, iſt überwiegend eine Schöpfung Wilhelms des Eroberers, der eine Feſtung nöthig glaubte, um das zu Aufſtänden geneigte London (man erſieht nicht, ob aus Anhänglichkeit an die alte Sachſen-Dynaſtie) im Zaume zu halten.

Nur wenige Theile des Towers, und nicht eben die intereſſanteſten, ſtehen dem Publikum zur Beſichtigung offen. Wer alles ſehen will, bedarf einer Erlaubnißkarte von Seiten des Herzogs von Wellington, wenn er's nicht (was anzurathen iſt) vorzieht, ſich jenes ſilbernen Schlüſſels zu bedienen, der überall ſchließt, auch im Tower zu London.

Der Beſucher paſſirt zunächſt vier auf einander folgende Thore, die jeden Morgen bei Tagesanbruch mit allen Förmlichkeiten einer Feſtung geöffnet werden. Am erſten oder zweiten Thore gewahrt man eine Art Wachtlokal, vor dem ein halbes Dutzend ſeltſam gekleideter Geſtalten auf und ab patrouilliren und gähnend in die Morgenſonne blicken: es ſind die Towerwächter in ihrem mittelalterlichen Trabantencoſtüm. Vordem hießen ſie „Yeomen"; die große Maſſe Rindfleiſch indeß, die ſie in der königlichen Vorhalle zu vertilgen pflegten, wenn ſie Dienſt im Schloſſe hatten, zog ihnen den Namen „Beefeater" (Rindfleiſcheſſer) zu, eine Bezeichnung, die ihnen — und ihren wohlgenährten Geſtalten nach mit vollem Recht — bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Ihre Tracht iſt mehr auffällig als ſchön, wiewohl jedenfalls nicht häßlicher, als der taillenloſe Schwalbenſchwanzfrack eines modernen engliſchen Soldaten. Das Koſtüm der Beefeaters beſteht aus einem rothen, vielfach mit allerhand Plattſchnur beſetzten Waffenrock und einem Hut, der, mit Ausnahme ſeiner breiten Krempe, genau der ſammtnen Kopfbedeckung unſerer proteſtantiſchen Geiſtlichen gleicht. Einen dieſer Towerwächter wählt man als Führer.

Was wir zunächſt gewahren, iſt der Bell-Tower (Glocken-Thurm), auf dem ſich die Alarm-Glocke für die Garniſon befindet. In dieſem Thurme ſaß Prinzeſſin Eliſabeth und vor ihr Graf Salisbury gefangen; doch bedarf beides der Beſtätigung. Wenige Schritte weiter bemerkt man in dem Steinwall zur Rechten eine ſchwere, eiſenbeſchlagene Thür; das iſt „Traitors Gate“, das „Hochverräther-Thor“. Von einer zur Seite gelegenen Schreinerwerkſtatt aus läßt ſich ein Ueberblick über dieſen Ort gewinnen. Es iſt ein Waſſerbaſſin, von der Größe und dem Anſehn einer geräumigen Badezelle; von oben blickt der Himmel herein. Einander gegenüber liegend gewahren wir zwei Thore: das eine führt auf den Strom, das andere zum Tower-Hof. Geräuſchlos, meiſt in dunkler Nacht, glitt das wohlbeſetzte Boot die Themſe hinunter. Fernab von Volk, Freunden und jeder Möglichkeit der Rettung, ſtarrte der Angeklagte vor ſich hin und ahnte: ich fahre in den Tod. Wenn das Außenthor ſich öffnete und wieder ſchloß, war er ſchon wie im Kerker: vier hohe Wände ringsum und nur ein Streifen Himmel über ſich. Zu ihm mocht' er aufblicken, ihn mocht' er anrufen: das Ohr und die Gnade der Menſchen lagen weit hinter ihm. Schweigend legte ſich das Boot an die ſteinernen Stufen, die noch jetzt zu dem innern Thore hinaufführen, und der Verklagte beſtieg ſie wie ſeine erſte Leiter zum Schaffot. Der Letzte, der hier anlegte, war Arthur Thiſtlewood, ein Führer der Cato-Street-Verſchwörung; wenig Wochen ſpäter war er gehenkt. Unter den Wenigen, die dieſen Weg zweimal machten, hin und zurück, war Prinzeſſin Eliſabeth.

Faſt gegenüber von Traitors Gate bemerken wir einen zweiten Thurm. Er heißt Bloody-Tower, Blut-Thurm. Hier wurden die Söhne Eduards erwürgt. Im zweiten Stock gewahren wir ein Fenſter mit trüben, in Blei gefaßten Scheiben; dahinter liegt der Ort der That. Das Fenſter ſteht halb offen und ſchaut drein, als hät' es den ſonnigen Tag um Luft und Licht. Umſonſt! Der Blutgeruch haftet hier, wie an den weißen Händen der Lady Macbeth.

Das gewölbte Thor des Blutthurms führt uns auf einen geräumigen Platz, von Wällen, Thürmen, alterthümlichen Häuſern und modernen Kaſernen ringsum eingefaßt. In der Mitte des Platzes erhebt ſich der White-Tower. Nach der Oſtſeite hin erblicken wir die Ueberreſte des Bowyer-Thurms, wo der Herzog von Clarence im Malvaſierfaß ertränkt wurde. Nicht fern davon iſt der Brick-Tower, wo Lady Jane Grey gefangen ſaß, und der Wakefield-Thurm, wo Heinrich VI. ermordet wurde. Intereſſanter aber für den Beſucher iſt der Beauchamp-Thurm, das ehemalige Staatsgefängniß, worin die Mehrzahl derer ſaß, die unter der Anklage des Hochverraths ſtanden. Wir treten ein. Was wir zuerſt erblicken, iſt, aus der Kellertiefe emporragend, der Obertheil eines backofenartigen Kerkers. Aber dieſes Wort iſt Beſchönigung: es iſt ein Kerkerloch. Der Raum reicht nur eben aus zum Sitzen; es iſt unmöglich, ſich darin zu ſtrecken oder gar aufrecht zu ſtehen. Kein Lichtſtrahl dringt hinein. Die Wände dieſer Höhle ſind mit eingekratzten Namen bedeckt (ich ſah ſie beim Schimmer eines angezündeten Lichtchens), aber theils unleſerlich, theils ungekannt. Nur von Einem weiß man mit Sicherheit, daß er hier athmete: Lord Cholmondely (zur

Zeit Heinrichs VIII. oder der Maria Tudor) ſaß hier ſieben Jahre. — Eine Steintreppe führt uns ins erſte Stock und wir befinden uns jetzt in einem achteckigen Zimmer, dem ziemlich geräumigen Speiſeſaal der Tower-Garniſons-Offiziere. Vor drei Jahrhunderten ſaß hier minder heitere Geſellſchaft am Tiſch; zahlloſe Inſchriften an den Wänden geben Kunde davon. Viele ſind flüchtig eingekratzt, wie in der letzten Stunde vor der Befreiung, oder doch (denn zu oft nur war es Täuſchung) in dem Glauben daran. Andere ſind tief und ſauber eingegraben; die Arbeit eines Mannes, der da wußte: ich habe Zeit. Oft begegnet man dem Schriftzuge AR, den Anfangsbuchſtaben des Lords ARundel, Grafen von Norfolk. Hier ſaß Thomas Bell (Glocke); er hat eine Glocke gezeichnet und ſeinen Vornamen ſammt Jahreszahl hinein. Hier ſaßen fünf Brüder Dudley: Guilford, Robert, John, Ambroſe und Henry. Guilford ſtarb unterm Beil der einen Königin; Robert (Graf Leiceſter) ſtand neben dem Thron der anderen. Hier ſaß Arthur Poole, ein Enkel des Herzogs Clarence, und kratzte, halb Hoffnung, halb Verzweiflung, in die Wand: „Gefahrvolle Fahrt verſchönt den Hafen.“ Hier ſaß Charles Bailly, der Freund der ſchottiſchen Marie; dem Gedanken nachhängend, daß ſeine Königin dulde, wie er ſelbſt, ſchrieb er in den Stein: „Der iſt der Unglücklichſte, der verzagt wenn er leidet, denn nicht das Unglück tödtet uns, ſondern die Ungeduld.“ Ein breiter Rand, gleich einem Rahmen, zieht ſich um dieſe Worte und in ihm leſen wir: „Feind ſei Keinem, Freund nur Einem.“ Hier ſaß Thomas Clarke. Die Geſchichte hat keinen Raum für ihn gehabt auf ihren Tafeln, aber die Wände dieſes Kerkers überliefern uns ſeinen Namen und in zwei Zeilen ſein Leben und ſeinen Schmerz:

Prüfe den Freund bevor Du vertrauſt,
Und wohl Dir, wenn Du dann ſicher bauſt.

Wir verlaſſen dies Zimmer wieder, das mir ſchlecht gewählt ſcheint für die Tiſchheiterkeit junger Offiziere und halten uns, hinaustretend auf den Hof, zur Rechten, um der Tower-Kapelle St. Peter ad Vincula einen flüchtigen Beſuch zu machen. Bevor wir ſie erreichen, haben wir, faſt in Front der Kirche, einen mit Kalkſtein gepflaſterten Platz zu paſſiren, der durch ſeine kreisrunde Form kaum minder auffällt, als durch die Weiße ſeiner Steine, auf die eben jetzt das volle Licht der Sonne fällt. Hier ſtand das Schaffot, auf dem das Haupt der Anna Bulen fiel. Zehn Schritt davon, im ſogenannten Juwelen-Zimmer, wird Einem die Edelſteinkrone gezeigt, die ſie am Tage ihrer Vermählung trug. So nah bei einander das Zeichen höchſten Glanzes und die Stätte tiefſter Schmach! Nun iſt vergeſſen faſt, was hier geſchah; Kinder ſpielten auf dem Platz. — Wir treten in die Kapelle. Es iſt eine ſchlichte Kirche, aber ein vornehmer Kirchhof. Du ſiehſt nicht Kreuz, nicht Stein; ſaubere Teppiche bedecken den Boden, helles Sonnenlicht fällt durch die Scheiben, freundlich blicken die Kapitäler auf dich nieder und doch — ein Kirchhof. Du kennſt die Vineta-Sage! Es iſt, als ob Du bei ſonnigem Tag über den Meeresſpiegel fährſt: Gold und Glanz und Bläue um Dich her, doch unter Dir die begrabene Stadt.

Wo ſich der Altar erhebt in echt engliſcher Einfachheit, könnten Grabmonumente ſtehen, tiefer noch und poetiſcher gedacht, als der belebte Marmor in St. Paul und Weſtminſter. Hier ruhen, den Kopf vom Rumpf getrennt, Anna Bulen und Kate Howard, Thomas Cromwell*) und Graf Eſſex. Jane Grey und Guilford Dudley, und zuletzt auch Herzog Monmouth, der unterm Beile ſterben mußte, weil ſeines Vaters Blut in ſeinen Adern war; denn wer ein Stuart war, ſtand dem Schaffote näher, als dem Glück. — An der andern Seite, grad über dem Altar, iſt eine zweite Grabſtätte. Bänke und Betſtühle ziehen ſich darüber hin, und allſonntäglich ſingt hier die gedankenloſe Menge und weiß kaum, auf weſſen Köpfe ſie tritt. Dort ruhen drei Schotten: die jungen Grafen Kilmarnock und Balmerino, und Lord Lovat, ein Greis von achtzig. Sie waren mit bei Culloden und ſahen den Stern der Stuarts und ihren eignen untergehen. Die Schlacht ſchonte ihr Leben, nicht ſo der Henker. Da iſt eine vielgeſungene Ballade aus der Zeit der Königin Eliſabeth, vom alten Norton und ſeinen ſechs Söhnen:

Sie fielen nicht auf blutigem Feld
Und litten doch alle blutigen Tod:
Vergebens war ſeine Locke ſo weiß,
Vergebens war ihre Wange ſo roth —

das mochte man wieder ſingen im ſchottiſchen Hochland auf den Tod der drei Lords, des alten und der zwei jungen.

---

*) Der Diener Kardinal Wolſey's und dann ſein Nachfolger in der Gunſt Heinrich's VIII.

Wir verlaſſen die Kirche und wenden uns jetzt zum White-Tower. Er hat ſeinen Namen vermuthlich von dem weißen Kalkſtein, womit ſeine Wände und Thürme an den Ecken eingefaßt ſind. Was wir zuerſt ſehen, iſt eine Rüſtkammer: fünfundzwanzig Ritter zu Pferde, jeder ein König oder doch mächtig wie er. Wer entſchlüge ſich des Eindrucks, wenn er durch einen Ahnenſaal geht und Bild auf Bild längſt verſchwundener Herrlichkeit auf ihn niederſchaut! Dieſer Eindruck verſtärkt ſich hier. Der Beſchauer nimmt Revüe ab: vierhundert Jahre und ein Geſchwader von Königen ziehen an ihm vorüber. Der Zug beginnt mit Eduard I. und ſchließt ab mit Jakob II. Gegen ihn hat ſich auch hier noch der Haß und die Verachtung des Volks gekehrt: das Schwert an ſeiner Seite gleicht einer Harlekins-Pritſche, und mit zerzauſter Perrücke, ſchäbigem Rock und einem Geſicht voll unendlicher Stupidität ſchaut er drein, eher ein Barbier zu Pferde, als ein König von England. In der langen Reihe derer, die, wo nicht das Szepter, doch die Zügel des Reichs in Händen hatten, fehlt nur Einer — Cromwell. Statt ſeiner reitet Graf Strafford an der Seite ſeines königlichen Herrn, auch hier noch ſein Schildknapp, wie einſt im Leben. — Wir verlaſſen die Rüſtkammer und treten zunächſt in einen ſchmalen Gang. Auf einem Fenſterſims liegt ein hartes, ſchweres Stück Holz; der Führer gibt es Dir in die Hand; Du wägſt es; was iſt's? Das iſt Stammholz von einem Maulbeerbaum, der dicht unter dieſem Fenſter auf dem Grabe der Söhne Eduards wuchs. Während Prinzeſſin Eliſabeth hier gefangen ſaß, liebte ſie es, unter dem ſchattigen Maulbeerbaum zu ſitzen und in Sommerszeit von ſeinen Beeren zu eſſen. Süße Frucht von bittrem Leid! — Eine ſchmale Stiege führt uns in die Kapelle Wilhelms des Eroberers. Sie iſt wohl erhalten und zeigt deutlich den alten Normannen-Styl: kein Spitzbogen, nur runde, mächtige Säulen mit ſtets wechſelndem Schmuck der Kapitäler. Im zweiten Stock treten wir in einen weiten Saal. Seine Wände ſind vierzehn Fuß dick; ein dreimannsbreiter Gang iſt rundum in die Mauer gebauen und dient als ein verſteckter Korridor. Der Saal ſelbſt iſt das Tower-Archiv: Bücher, verſtaubte Akten und Pergamente ringsum. Einſt lagen hier nicht Chroniken und die Berichte geſchehener Dinge, ſondern die Dinge ſelbſt geſchahen hier. Hier hielt Richard III. Staatsrath; am teppichbedeckten Tiſche ſaßen Buckingham und Haſtings, Stanley und Biſchof Ely, Catesby und eine lange Reihe ſtolzer Grafen und Lords. Auf ſprang Richard, ein Todesurtheil auf der Lippe; und als Lord Haſtings dazwiſchentrat, mit einem zitternden „wenn“ das bedrohte Leben Eliſabeths (der Wittwe Eduards IV.) zu retten, rief ihm der König zu:

Wenn?! Du Beſchirmer der verdammten Peſt.
Sprichſt Du von „wenn“ mir noch? Verräther!
Herunter ſeinen Kopf!

Und mit dem Fuße das Zeichen gebend, traten jetzt ſeine Söldner aus dem verdeckten Gange hervor, und Lord Haſtings war — ein todter Mann.

Wir lauſchen den Worten des Führers, die Eindruck machen trotz ihrer Leiermelodie, und ſchweratbmend unter der ſchwülen, ſtaubigen Luft dieſer Räume, vielleicht auch unter ihren Erinnerungen, erklimmen wir jetzt die letzte ſchmale Treppe und treten durch einen der vier Thürme auf das flache Dach des Towers hinaus. Welcher Anblick!

Die Sonne lacht und der Himmel iſt wolkenlos; glitzernd zieht ſich der breite Strom vor uns dahin; tauſend Boote durchkreuzen ihn; Bienenfleiß in den Straßen und geſchäftiger Lärm an Dock und Werft. Das Geſumm ſteigt gen Himmel auf, bewußt und unbewußt, wie die fromme Bitte: „Unſer täglich Brot gieb uns heute.“ Und der Himmel giebt's. Wir aber, verloren in dem Anblick, der ſich vor uns aufthut, fühlen im Innerſten: ſchön ſind die Schauer der Romantik wie Geſpenſtergeſchichten am Kamin, aber wohl uns, daß wir nur hören davon; — ſie leſen ſich gut, aber ſie erleben ſich ſchlecht.

„Not a drum was heard.“ *)

Tagüber war Regen; nun ſtanden die Sterne klar am Himmel, aber ſie ſpiegelten ſich in Waſſerlachen und die Luft ging kalt. Es mochte Mitternacht ſein. Wir durchſchritten die endlos langen Straßen Southwarks und froren bis auf's Mark. So kamen wir in die Nähe der Themſe; ſchärfer blies der Wind und unſere ſechs Augen glitten jetzt, wie von einem Willen regiert, die Häuſerreihe hinab: ſie ſuchten ein farbiges Licht, ſehnſüchtig wie der Schiffer ſeinen Leuchtthurm. Nichts leichter zu finden in London, als eine bunte Laterne! Wir traten ein; der Zufall hatte uns glücklich geführt. Keine nackten Wände mit Zinnkrügen ausſtaffirt und Qualm an

---

*) Dies ſind die Anfangsworte des berühmten, von Charles Wolfe gedichteten Volksliedes: „the burial of Sir John Moore.“ John Moore war Generalmajor in Spanien und der Vorgänger Wellington's im Commando. Auf dem Rückzuge ward er bei Coruña (wo ſich die engliſche Armee einſchiffte) durch eine Kanonenkugel des verfolgenden Feindes getödtet. In St. Paul ward ihm, unfern von Abercrombie, ein Denkmal errichtet.

der Decke; nein, blendendweißer Stuck, Pfeilerſpiegel und Seeſtücke von Meiſterhand ringsum an den Wänden. Es war ein Matroſen-Salon. Wo der Matroſe verkehrt, da herrſcht Luxus und Reichthum. Zwölf Monat auf See, zwölf Tage an Land: mit der Blindheit der Leidenſchaft ſtürzt er ſich in den Strudel wilder Luſt, wirft ſein Geld weg, das ihm ſchon morgen nichts mehr frommen mag, und nennt das — ſein Recht. Eine Stunde Rauſch für jede Stunde Gefahr!

Aber die tollen Gäſte fehlten heut: kein Tanz, kein Spiel, kein Zank; keine Mütze mit dem Dreifarbenſtreif und keine knapp anliegende Jacke mit ihrer Doppelreihe goldblanker Knöpfe. Vergeblich flackert die Flamme im Kamin; taghell blitzen die doppelarmigen Kandelaber; umſonſt! umſonſt ſtimmen Baß und Geige ihre Saiten und proben und locken; jeder Eintretende bringt eine Enttäuſchung — auch wir.

Dennoch iſt eine Geſellſchaft verſammelt. Im Halbkreis um den Kamin herum lagen zwanzig Weiber: die Mehrzahl von dunklem Teint und ſchwarzem Haar, voll und üppig, Bilder der Kraft und Sinnlichkeit zugleich. Daneben — Kinder von fünfzehn Jahren und darunter, blaß, frech, ſchwindſüchtig, ganz vom Laſter und halb vom Tod erfaßt. Orientaliſch, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen ſie auf gepolſterten Kiſſen: apathiſch-ſchläfrig ſtarrt die Eine in den Kamin; lachend über das Scherzwort ihrer Nachbarin zeigt die Zweite ihre blendend weißen Zähne; wohlgefällig, im Spiegel gegenüber, freut ſich die Dritte ihrer dunklen Schönheit; eine

Vierte und Fünfte würfeln um die Zeche; der Reſt lärmt und lacht und gähnt; nur Eines iſt Allen gemeinſam — das Glas Grog in der Hand.

Rechts von ihnen, an einem Steintiſch, ſitzen drei Stammgäſte, Männer zwiſchen vierzig und funfzig, feſte Leiber und feſte Seelen, gleichgültig gegen Leben, eigenes und fremdes, Helden im Kriege, Geſindel im Frieden, längſt fertig mit den Weibern, nur zweierlei noch im Herzen: Alt-England und — Rum.

„Hört auf zu quitſchen!“ ruft jetzt der Aelteſte von ihnen den Fiedlern zu, „wen lockt ihr noch um Mitternacht? Wer kommen will, wär' längſt da. Aufgepaßt! ich ſing' Euch eins.“

„Bravo! Old-Bob will ſingen; ſtill da!“ ging's jetzt im Kreis herum, bis endlich die vielen Rufe in den einen zuſammenklangen: „Dein Leiblied, Bob! fang an! not a drum was heard!“

Der Alte war aufgeſtanden. Er warf ſeinen breitkrämpigen Hut auf den Tiſch, als ging er an das Lied wie an ſein Gebet, fuhr mit der Hand raſch über Geſicht und Haar, räuſperte ſich und begann:

Kein Trommelwirbel, kein Grablied hohl,
Als wir an den Wallrand lenkten —
Kein Schuß rief über ihn hin: „Fahr wohl!“
Als wir ihn niederſenkten;
Wir ſenkten ihn nieder um Mitternacht;
Sein Grab — ohne Prunk und Flimmer:
Wir hatten's mit Bayonnetten gemacht
Bei Mond- und Windlicht-Schimmer.

Viel Zeit zum Beten hatten wir nicht,
Nicht Zeit zu Klagen und Sorgen,
Wir ſtarrten dem Todten in's Angeſicht,
Und dachten: „was nun morgen!“
Kein Grabtuch da, kein Prieſter nah,
Kein Sterbekleid und kein Schragen,
Wie ein ſchlafender Krieger lag er da
Seinen Mantel umgeſchlagen.

Und kaum noch, daß unſer Thun vollbracht,
Heim rief uns die Glock' von den Schiffen,
Und über uns hin jetzt, durch die Nacht,
Des Feindes Kugeln pfiffen;
So ließen wir ihn auf ſeinem Feld,
Blutfeucht von Heldenthume,
Da liegt er und ſchläft er allein, unſer Held,
Allein mit ſeinem Ruhme.

Wir dachten, als wir den Hügel gemacht
Ueber ſeinem Bette der Ehre:
Bald drüber hin zieht Feindes Macht,
Und wir — weit, weit auf dem Meere;
Sie werden ſchwätzen viel auf und ab
Von Ehre, die kaum gerettet, —
Doch nichts von Allem dringt in ſein Grab,
Drin wir Britiſchen ihn gebettet.

Er ſchwieg und einen Augenblick alles mit ihm. Dann aber ſprangen die Weiber von ihren Polſtern auf, die Fiedler ergriffen ihre Geigen wieder, und ohne daß ein Zeichen gegeben oder ein Wort geſprochen war, klang jetzt in begeiſtertem Chorgeſang der letzte Vers des „Sir John Moore Liedes“ noch einmal durch die weiten Räume des Saales.

Die letzte Note war verklungen; man ſchwang die Gläſer, man ſchrie, man lärmte; wir aber brachen auf, ängſtlich bemüht, den Eindruck dieſer Scene ungetrübt mit nach Hauſe zu nehmen. Schweigend ſchritten wir über die Londonbrücke, tauſend Lichter ſpiegelten ſich im Strom, hundert Schiffe ſtreckten ihr Maſtenwerk phantaſtiſch in die Nacht, von St. Paul ſchlug es zwei, mir aber klang's noch immer im Ohr: not a drum was heard!

Das iſt das Mark dieſes Volkes: national bis auf die Matroſendirne hinunter. Solche Kraft kann gedemüthigt werden, aber nicht gebrochen; jeder Niederlage muß die Erhebung folgen.

Rudrer und Steuermann.

Die Themſe hinauf, von London bis Richmond, lehnt ſich Dorf an Dorf: Chiswick und Hammerſmith, Fulham und Putney, Barnes und Mortlake; begleite mich der Leſer in das letztere.

Mortlake iſt eine jener hundert grünen Oaſen, die nach allen Seiten hin die große London-Wüſte umzirkeln. Dorthin eilt der City-Kaufmann, um nach der Hitze des Tages und Erwerbs in friſcher Luſt ſich ſatt zu trinken; dort, fern dem lauten Strom der Menſchen, freut ſich ſein Auge am ſtillen Themſeſtrom; und hinter ſich den Weltverkehr und das Spiel der Spekulation, wirft er ſich hier in den Raſen ſeines Parks — mit ſeinen Kindern zu ſpielen. Nichts Reizenderes als ſolch ein Themſedorf. Verſteckt hinter Buchen und Ulmen ziehen ſich die Häuſer am Strom entlang, und nur hier und da lacht ihr Bunt aus dem Grün des Laubes hervor, wie Mädchengeſichter hinter Blumenſtöcken. Die City iſt ein Einerlei, aber hier lebt Mannigfaltigkeit und ihr Reiz.

Prachtvoll erhebt ſich die Villa des reichen Handelsherrn: Statuen ſchmücken die Treppe, Brunnen beplätſchern das Grün, Stille liegt über dem geharkten Kiesgang, und gedämpft nur, aus der halb offenen Thür, klingen die Töne eines Flügels herüber. Daneben wohnt Einfachheit: Epheu und Roſen klettern am Spalier zu allen Fenſtern hinein. Kein Springbrunnen bewäſſert den Raſen; ſtatt des Waſſerſtrahles aber (die Familie trinkt ihren Thee im Freien) ſteigt der Dampf des ſingenden Keſſels in die Höh', und der Himmel freut ſich des Menſchenglücks und lacht herab mit allen ſeinen Sternen.

Aber da ſind noch andere Häuſer in Mortlake. Dicht am Strom ſteht ein Wirthshaus, dort wohnt Richard Coombes, der erſte Rudrer ſeiner Zeit. Sein Haus iſt eine Taverne wie hundert andere: Goldbuchſtaben verſprechen das beſte Bier; höflich hält der holzgeſchnitzte Matroſe über der Thür ſeinen gelben Hut in der Hand, und aus der Geisblattlaube, dem beſten Trinkplatz des Hauſes, ſchimmert's von braunen Geſichtern und irdenen Pfeifen; nichts Beſondres, weder drinnen noch draußen. Aber alljährlich im Mai, wenn die Wettluſt Alt-Englands in Blüthe ſteht, wenn man den Hähnen die Sporen anſchnallt, wenn jeder in Epſom gewinnen will was er in Cheſter verlor, und die Königin ſelbſt Schloß Windſor verläßt um den Staub und die wilde Jagd der Ascott-Haide an ſich vorbeiwirbeln zu ſehen, dann kommt auch der Tag Richard Coombes und ſeiner Taverne, dann iſt ſein Haus verdeckt von grünen Reiſern und bunten Fahnen, dann ſteht unſrer Rudrer in weißem Hemd und weißem Beinkleid, mit Strohhut und flatterndem Halstuch neben ſeinem Boot, wie der Reiter neben ſeinem Roß, und lächelnd den Gruß junger Ladies erwiedernd, die erwartungsvoll auf den Polſtern ihrer Equipagen ſtehn, blickt er nicht um ſich wie der Bierwirth vom Tage vorher, ſondern wie der Sieger des nächſten Augenblicks. Seht da! das war das Zeichen: die Regatta beginnt, und ſchneller wohl als je die Lagunen ſolch Wettſpiel ſahen, ſchießen jetzt die Mortlake-Gondoliere über die ſich kräuſelnde Themſefluth dahin. Nur Einer iſt zurück — Richard Coombes: er ſpielt. Aber jetzt, im Angeſicht des Zieles ſchon, ſtreift er die Aermel ſeines Hemds in die Höh', und zwölfmal tief eingreifend mit ſeinem ſchlanken Ruderpaar, überfliegt er ſeine Nebenbuhler und ſpringt an's Ufer — der Sieger über alle. Lords ſchütteln ihm die Hand, der Mob ſchreit „Vivat!“ andern Tages aber hat Richard Coombes ſeine Spalte in der „Times“ und bis nach Indien und zu den Siegern hin am Irawaddi dringt die Nachricht von ſeinem Regatta-Sieg.

Das luſtige Wirthshaus hat einen finſtren Nachbar. Die Häuſer ſind durch einen Zaun getrennt, ihre Bewohner — durch zwei Jahrhunderte. Die kurzen, gedrungenen Flügel dieſes Nachbarhauſes ſehen aus, als hätten ſie ſich, ſcheu vor jeder Berührung, in ſich ſelbſt zurückgezogen. Die Fenſter ſind zerſchlagen, der Kalk fiel ab, und der Epheu, als könne er wähleriſch ſein wie der Tod, weigert ſich, ſeine Decke darüber auszubreiten. Hohe Feuereſſen überragen das

Dach, aber keine Rauchſäule wirbelt freundlich daraus hervor; nichts Lebendes hier, als die Schwalbe am Simms. Ein altes Mütterchen hat die Schlüſſel; ſie führt uns. Das Eiſengitter knarrt, und nun die Thür: hinter uns ſchließt ſich das Haus des Todes. Wir durchſchreiten die Zimmer und Stockwerke, überall dieſelbe Verwüſtung: altmodiſche, halbverfallene Kamine, abgeriſſene Tapeten, Staub, Spinnweb, ſchwüle Luft. Hier iſt die Banketthalle: Pannele mit rohem Schnitzwerk umkleiden die Wände, und von zwei Seiten fällt mattes Licht in den ſchmalen, aber die ganze Tiefe des Hauſes durchlaufenden Saal. Wer ſaß hier? ſie alle, jene eiſernen Stirnen, die dem Strafford das Schaffot bauten; jener Oberſt, der Hand an ſeinen König legend und um ſein Recht befragt, auf die Gewehrläufe ſeiner Söldner wies, und jener blaſſe Fleiſchersſohn vor allen, deſſen Herz fanatiſch klopfte bis es die Hand des Henkers ihm aus dem Buſen riß. Und hier? dies iſt ein Schlafgemach! wer ſchlief darin? wer betete an dieſem Pult, heute zum Schein und morgen aus der Tiefe eines geängſteten Herzens? wer warf in jene Ecke das breite Schwert von Marſton-moor, knirſchend, daß es kein Scepter ſei, — wer? kein Rudrer, aber ein Steuermann! ſein Name war vor der „Times" und ihren Spalten; er braucht ſie nicht: tief eingegraben in die Tafeln der Geſchichte ſteht — Oliver Cromwell.

Smithfield.

Unter allen Plätzen Londons iſt keiner mit der Geſchichte des Landes inniger verwebt als Smithfield. Hier war es, wo der Fanatismus Maria Tudors in kurzer aber blutiger Regierung 277 Proteſtanten den Scheiterhaufen beſteigen ließ und um vieles früher ſchon, zu den Zeiten des ſchwarzen Prinzen und während der Kämpfe der beiden Roſen, turnirte hier die engliſche Ritterſchaft unter den Augen des Hofs.

Seitdem hat Smithfield viel von ſeinem Glanz verloren. Aus jener Zeit her hat es nur noch das Privilegium mit herübergenommen, der Markt- und Verkaufsplatz für ungetreue, des Ehebruchs überführte Frauen zu ſein. Sie wurden hier — noch im vorigen Jahrhundert — von ihren beleidigten Männern, mit einem Strick um den Hals, öffentlich feil geboten, und wenn ich recht berichtet bin, iſt das betreffende Geſetz ſo wenig aufgehoben, daß ſich vor wenig Jahren noch eine derartige Scene dem Auge des Smithfield-Publikums darſtellen durfte. Der Verkäufer wurde einfach bedeutet,

„daß die Innehaltung ſolcher Geſetze nicht mehr zeitgemäß ſei.“ *) Relata refero.

Finſtre, häßliche, allerhand Winkel und Buchten bildende Häuſer ſchließen jetzt den Platz ein, und zu welcher Zeit auch man ihm nahe kommen mag, immer findet man denſelben unerträglich thieriſchen Geruch vor, der von jenen 20,000 Schafen herrührt, die hier allmonatlich zu Markte getrieben, Montags und Freitags Nacht in unzählige, das Auge verwirrende Hürden eingepfercht und dann am nächſten Morgen verkauft werden. Mich brachte der Beſuch dieſes widerlichen Platzes zwei Tage lang um allen Appetit, und ich fand wieder einmal Gelegenheit, mich in Kraftausdrücken über jenes engliſche Buchſtaben-Recht auszulaſſen, das unter andern die Bewohner von Smithfield unwandelbar mit dieſer Marktplage beglücken zu wollen ſcheint. Zur Zeit Karl Stuart's wurde ein Geſetz erlaſſen, das jeden mit harter Strafe belegte, der innerhalb der Stadt Vieh ſchlachten würde; woran ſich ein zweiter Erlaß ſchloß, demzufolge Smithfield, in der nordöſtlichen **Vorſtadt** von London, als Viehmarkt für die City feſtgeſetzt wurde.“ Smithfield hat ſeitdem längſt aufgehört, innerhalb einer **Vorſtadt** von London zu liegen, aber noch immer beruft ſich die City-Verwaltung auf ihr verbrieftes Recht und reſpektirt weder die Naſen noch die Geſundheit jener Tauſende, die dieſen Platz und ſeine Nähe bewohnen.

---

*) Dies erinnert lebhaft an eine Anekdote vom walachiſchen Kriegsſchauplatz. Albaneſen, die Ruſſenköpfe mit beim ins Lager brachten, wurden bedeutet, „daß das aus der Mode ſei.“

Unter der wüſten Steinmaſſe, die die Conturen dieſes Platzes zieht, zeichnet ſich nur ein einziges Gebäude nicht eben durch Schönheit, aber doch durch das Abweichende ſeiner Bauart aus. Das iſt das Bartholomäus-Hospital, ein berühmtes, reich dotirtes Krankenhaus, das unter andern Sehenswürdigkeiten zweiten Ranges, in ſeinem Treppenhauſe auch einige mittelmäßige Bilder von Hogarth dem Beſucher zur Schau ſtellt. Aber das iſt es nicht, worauf ich die Aufmerkſamkeit des Leſers hingelenkt haben will. Hier lebte Emma Lyons, ſpäter Lady Hamilton, als Kindermädchen des Hoſpitalarztes Dr. Budd, und die Lebensgeſchichte dieſes Mädchens iſt es, die ich hier Gelegenheit nehmen möchte, in Nachſtehendem dem Leſer zu erzählen.

Lady Hamilton.

Die Welt liebt es, zu Gericht zu ſitzen und — zu verurtheilen. Da iſt Keiner unter uns, der nicht begierig wäre, der Themis ſeine Dienſte aufzudrängen; aber wir ſind beſtechlich aus ſelbſtiſcher Eitelkeit, wir werfen unſere Tadelſucht zur Schuld des Angeklagten und handhaben das Schwert beſſer als die Waage. Da iſt nichts ſo oft vergeſſen, als das Wort des Herrn: „wer unter euch ſich ohne Sünde weiß, der werfe den erſten Stein auf ſie.“ Was thun wir? Den modegewordenen Mantel „ſittlicher Entrüſtung“ umſchlagend, ſetzen wir uns auf unſeren Hochmuthsklepper und reiten erbarmungslos nieder, was uns kleiner dünkt (nicht iſt) als wir ſelbſt. — Die Preſſe macht ſo oft den öffentlichen Ankläger, mache ſie auch 'mal den Vertheidiger.

Es hat vierzig Jahre lang zum guten Ton gehört, von der Lady Hamilton wie von einer Meſſaline zu ſprechen, deren traurige Lebensaufgabe darin beſtanden habe, die Glorie Lord Nelſons zu verdunkeln, ſeiner Sonne — ihre Flecken zu geben. Es wird Zeit, dieſe Verurtheilung auf ihr rechtes Maaß zurückzuführen. Geniale Perſönlichkeiten tragen ihren Maaßſtab in ſich und wollen vor allen Dingen nicht mit der engliſchen Sittlichkeits-Elle (daran auch Shelley und Byron zu kurz befunden wurden) gemeſſen werden. *Zudem hat noch immer die Strafe einen Theil der Schuld geſühnt.*

Mir erhellt aus der nachſtehenden Biographie, der zum Theil durchaus neue Papiere zu Grunde gelegt ſind, eine Rechtfertigung Lady Hamiltons ſchon aus dem *einen* Umſtande, daß die Liebe und Verehrung Lord Nelſons zu ihr darin zweifellos zu Tage tritt. *Ein Nelſon konnte nichts Unwürdiges lieben.* Nebenher aber geben dieſe Mittheilungen Aufſchluß über den unberechenbaren und in ſolchem Umfange nicht geahnten Einfluß Lady Hamiltons am neapolitaniſchen Hofe; ein Einfluß, den ſie in den kritiſchſten Momenten und unter Opfern und Gefahren zum Heile Englands geltend zu machen wußte. England hat ihr dieſe Liebe und dieſe Dienſte ſchlecht gelohnt und der Leſer mag vielleicht, gleich mir, das Gefühl nicht unterdrücken können, daß die größere Schuld — wie ſo oft — nicht auf Seite des Verklagten, ſondern des Klägers liegt.

Lady Hamilton war die Tochter Henry Lyons, eines Handarbeiters, der zu Preſton in Lancaſhire lebte. Ihre Geſchichte hat den Roman auf ſeinem eignen Felde geſchlagen; ihr Leben lieſt ſich wie eine Fabel. Ihr Vater ſtarb während ihrer Kindheit; die Mutter zog nach Hawarden in Flintſhire und ernährte ſich und ihr Kind ſo gut ſie konnte. Einige erzählen, die Tochter habe hier eine beſſere Erziehung empfangen, als der Lage der Mutter nach zu erwarten geweſen wäre; nichts indeß ſpricht *für* dieſe Annahme, wohl aber zeugt das *dagegen*, daß ſie ſelbſt in ſpäteren Jahren und auf dem Gipfel ihres Ruhmes, alles eher verſtand als — die Rechtſchreibung. Sie wurde wahrſcheinlich 1764 geboren, diente als Kindermädchen in ihrer Vaterſtadt, ging dann nach London und trat dort, in gleicher Eigenſchaft, in die Dienſte des Dr. Budd, eines geſchätzten Arztes am Bartholomäus-Hoſpital. Das Hausmädchen, das ſie hier vorfand und mit der ſie einen Freundſchaftsbund ſchloß, wurde ſeltſamerweiſe kaum minder berühmt als ſie ſelbſt und glänzte jahrelang als die erſte Schauſpielerin (Mrs. Powell) des Drury-Lane-Theaters. Oftmals ſpäter, während die Sonne Lady Hamiltons in Mittag ſtand und ihr Geiſt und ihre Schönheit gleich gefeiert wurden, liebte ſie es an der Seite ihres Gemahls Drury-Lane zu beſuchen, um einer glänzenden Vorſtellung Mrs. Powell's beizuwohnen. Die Aufmerkſamkeit und Bewunderung des Hauſes pflegte ſich dann zwiſchen Bühne und Loge zu theilen, zwiſchen der berühmten Schauſpielerin und — dem noch berühmteren Gaſt. Man wird die Geſchichte der Haus- und Kindermädchen vergeblich nach einem Seitenſtück durchſuchen.

Ihr Aufenthalt im Hauſe des Dr. Budd währte nicht lange; ſie ſtieg zunächſt noch eine Stufe tiefer und ward Schenkmädchen in einem vielbeſuchten Lokal auf dem St. James-Markt. Hier erregte ſie durch ihre Schönheit die Aufmerkſamkeit einer zufällig vorübergehenden Dame, welche voll wachſender Theilnahme ſich ihr näherte, ſie aus dem Gaſthaus entfernte und die Waiſe als eine Art Geſellſchafterin zu ſich nahm. Die Geſchäfte des Hauſes waren nicht groß, deſto größer die gern bewilligte Muße; ſo finden wir denn Emma Lyons als begeiſterte Romanleſerin wieder, leſend mit jenem Eifer und jener Leidenſchaft, die ihr eigenſtes Weſen waren und womit ſie, auch in ſpätern Jahren noch, alles erfaßte, was ihr überhaupt des Erfaſſens würdig ſchien. Die nächſte Folge dieſer andauernden Romanlektüre war die, daß ihre Phantaſie ſtärker war als ihre Tugend: ſie fiel und ward die Geliebte eines Marine-Kapitains, den ſie indeß nach wenig Wochen ſchon gegen einen reichen und landbegüterten Baron vertauſchte. Sie ward bald Meiſterin in allen freien Künſten, in Reiten und Jagen, in Wettſpiel und Hazard, und wußte auf alle excentriſchen Liebhabereien ihres Galans ſo gelehrig einzugehn, daß in Jahr und Tag der

Baron ruinirt und ſtatt anderer Gäſte der Gerichtsbote an der Thüre war. Emma Lyons kehrte von Suſſex nach London zurück, und gebieteriſch auf Erwerb angewieſen vermiethete ſie ſich als Modell. Aber auch hier wie überall ſicherten Schönheit und die Blitze eines immer reicher ſich entfaltenden Geiſtes ſie vor einem Wandel auf gewöhnlicher Heerſtraße, und das käufliche Modell, das ſeine Reize jedem Künſtlerauge und gelegentlich wohl auch profanen Blicken preisgab, ſtand vor dieſer Männerſchaar nicht als eine verachtete und mißbrauchte Sklavin, ſondern als huldvolle Gebieterin, und kein Finger wagte es ſie zu berühren, wenn ſie wie Lais mit entblößtem Nacken vor die ſtaunenden Augen eines Malerkreiſes trat und triumphirend ausrief: ſeht, wie ſchön ich bin!

Romney, einer der berühmteſten engliſchen Maler des vorigen Jahrhunderts, benutzte ſie vielfach zu ſeinen beſten Gemälden, und Hayley, ein Freund William Cowpers und ſelbſt Poet, beſang ſie in Sonetten als das ſchönſte Weib und den reichſten Geiſt ſeiner Zeit.

In dieſem Künſtlerkreiſe erregte ſie alsbald die beſondere Aufmerkſamkeit des Mr. Francis Greville, der ſehr reich und in Sachen des Geſchmacks ein Held des Tages war. Emma Lyons ward ſeine Geliebte; doch als ob ſie dazu beſtimmt geweſen wäre, überall dem Bankerutte Thür und Thor zu öffnen, theilte Franz Greville binnen Kurzem das Schickſal des Suſſex-Barons, und war endlich noch froh, ſeinem Onkel Sir William Hamilton die koſtſpielige Geliebte überlaſſen zu können. Sir William ward Geſandter am neapolitaniſchen Hofe; Emma Lyons begleitete ihn.

Italien war der geeignete Schauplatz für die volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Hier erwachte ſie erſt; hier war ſie in der Heimath ihrer innerſten Natur. Dieſer milde ſüdliche Himmel, der ſelbſt im Ungeſchick einen Reſt von Grazie erweckt, ihrer Schönheit lieh er Ueppigkeit und ihren ſchon reichen Geiſt ließ er überſtrömen von neuentdeckten Quellen. Ueber alles gebot ſie, was ihren Reiz erhöhen oder ihre Kräfte ſteigern konnte; Luxus und Reichthum ſchütteten ihr Füllhorn über ſie aus, und jede Regung des Talents, jeder künſtleriſche Trieb fand Vorſchub und Befriedigung. Ihr Geſang, ihre Schauſpielkunſt reizten den Neid künſtleriſcher Berühmtheiten, und in der That, ein bloßes Stück Tuch oder Seidenzeug reichte aus, ſie eine Jüdin oder römiſche Matrone, eine Helena, Penelope oder Aſpaſia darſtellen zu laſſen. Kein Charakter ſchien ihrer Seele fremd, und Jeder, der nur einmal Gelegenheit fand, dieſen Schauſtellungen beizuwohnen, nahm das Gefühl mit nach Haus: die Grazie ſelbſt geſehen zu haben. Der berühmte Shawltanz war ihre Erfindung, doch ſein Reiz und ſein Ruhm hafteten an ihrer Perſon, und was nach ihr ſich Shawltanz nannte, hatte nichts als nur den Namen geborgt.

Sie war die Bewunderung aller Welt, aber kaum minder der Stolz Sir William Hamiltons, über den ſie herrſchte, wie Delila über Simſon. Sie beſchloß Nutzen zu ziehen von dieſer unbeſchränkten Gewalt, und im September 1791 finden wir ſie als — Lady Hamilton. Kurz zuvor war Sir William von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Neapel nach London zurückgekehrt, und die „Geſellſchaft“ jener Tage, nach franzöſiſchem Vorbild nicht allzu reinlich in Sachen der Moral, beeilte ſich, eine Erſcheinung willkommen zu heißen, die, durch ihre Vergangenheit wie durch ihre Talente, in gleichem Maaße Unterbrechung der Salon-Einerleiheit verſprach. Nur eine Ausnahme war und blieb: der prüde Hof der Königin Charlotte weigerte ſich, die ehemalige Courtiſane zu empfangen, und ignorirte es, daß das ehemalige Kindermädchen des Dr. Budd zur Lady Hamilton und Gemahlin eines Geſandten am neapolitaniſchen Hofe emporgeſtiegen war. Ihr Aufenthalt in London währte nicht allzulange; ſchon im folgenden Jahre kehrte ihr Gemahl auf ſeinen Poſten zurück, und es entſtand jetzt am ſicilianiſchen Hofe die Etiquetten-Frage, ob man einer Lady, die von ihrer eignen Souverainin mißachtet worden ſei, Zutritt zu geſtatten habe oder nicht. Marie Caroline indeß, die ſtolze Schweſter Marie Antoinetten's, war viel zu eigenſinnig und viel zu wenig wähleriſch in der Wahl ihrer Mittel, um andauernd die prüde Laune einer engliſchen Königin zwiſchen ſich und Lady Hamilton treten zu laſſen, und binnen Kurzem war dieſe dort Freundin, rechte Hand und Rathgeberin, wo man auf Augenblicke die Möglichkeit ihres Erſcheinens in Frage geſtellt hatte. Das Band, was ſich bald feſter und feſter zwiſchen beiden Frauen knüpfte, war kein Band wahrer und inniger Zuneigung: Marie Caroline verſtand nicht zu lieben, aber ihr unbegränzter und unvertilgbarer Haß gegen Frankreich brachten ihr die Gemahlin des engliſchen Geſandten ſchon um deshalb näher, weil dieſe (was immerhin ſonſt auch) zum mindeſten doch eine Engländerin war; und nun erſt ſchuf die überraſchende Gleichgeartetheit beider Gemüther ein Maaß von Anhänglichkeit, das, wie fern auch von wahrer Liebe, nichtsdeſtoweniger in Worten und Briefen gelegentlich einen leidenſchaftlichen Ausdruck fand.

Es war 1793, nach einem ohngefähr einjährigen Aufenthalt in Neapel, als die erſte Begegnung zwiſchen Lady Hamilton und Lord Nelſon, damals noch Kapitain des Agamemnon, ſtatt hatte. Nelſon zählte fünfunddreißig Jahre; nichtsdeſtoweniger paßte noch völlig jene Schilderung auf ihn, die zehn Jahre zuvor der ſpätere König William IV. als Midſhipman in ſein Tagebuch niedergeſchrieben hatte.

Es heißt daſelbſt: „Wir lagen in Staten-Island und ich hatte Wache am Bord des „Barfleur“, als Kapitain Nelſon vom „Albemarle“ in ſeiner Barke anlegte und alsbald auf dem Deck erſchien. Es war das ſeltſamſte Exemplar von einem Kapitain, das ich all mein Lebtag ſah. Schon ſein Anzug fiel auf: er trug eine r[illegible]beſetzte Uniform; ſein ſchlichtes ungepudertes Haar war in einen ſteifen heſſiſchen Zopf von beträchtlicher Länge zuſammengeflochten, und die altmodiſchen Schöße ſeiner Weſte waren wenig geeignet, ſeine Erſcheinung minder auffällig zu machen. Ich wußte nicht wer er war, und konnte nicht begreifen, was er überhaupt wolle. Meine Zweifel ſchwanden indeß, als er mir durch Lord Hood vorgeſtellt wurde. Es lag etwas unwiderſtehlich Liebenswürdiges in ſeiner Art zu ſprechen und zu ſein, und die Begeiſterung, mit der er ſich über jeden zum „Dienſt“ gehörigen Gegenſtand äußerte, bewies hinlänglich, daß er kein gewöhnlicher Menſch ſei.“

Die erſte Begegnung zwiſchen Nelſon und Lady Hamilton war nur flüchtiger Natur, dennoch hinreichend, um dieſe ausrufen zu laſſen: „er wird der größte Mann Englands werden!“

Fünf Jahre vergingen, bevor Nelſon an die neapolitaniſche Küſte zurückkehrte. Er war nicht mehr „Kapitain Nelſon vom Agamemnon“, er war jetzt Pair, Feldherr, Eroberer und umrauſcht von dem Jubel und Beifall halb Europas. 1794 hatte er Calvi belagert und ein Auge verloren. 1797 in der unſterblichen Seeſchlacht von St. Vincent und unter dem Zuruf: „Weſtminſter-Abtei oder rühmlicher Tod!“ hatte er den „San Joſef“ geentert und den „San Nicholas“ dazu. Zwei Monate ſpäter nahm er für immer Abſchied von ſeinem rechten Arm bei Teneriffa, und wieder nach zwölf Monaten, in demſelben Augenblicke als ſich die Nilſchlacht entſchied, empfing er eine Wunde in den Kopf. Dieſer Nelſon ſetzte jetzt ſeinen Fuß auf neapolitaniſchen Boden und ſah ſeine zukünftige Geliebte zum zweiten Mal. Er war nicht ſchöner geworden, aber das Auge Lady Hamilton's hatte die Bewunderung glatter Geſichter hinter ſich und ihre Seele jauchzte auf bei dem Triumphzug des Helden, als gälte ein Theil davon ihr ſelbſt. Selber ruhmesgeizig, konnte ſie nur noch die Träger des Ruhmes lieben.

Lady Hamilton war inzwiſchen und lange vor dem Eintreffen Nelſon's nicht müßig geweſen. Sie hatte ſo zu ſagen Hand in Hand mit ihm gearbeitet und zu dem Erfolg ſeiner Unternehmungen, ſo wie zum wachſenden Glanze ſeines Ruhms nicht wenig beigetragen. Von dem Augenblicke ab, wo ſie die Sache der engliſchen Flotte zur ihrigen machte, ſetzte ſie ihre ganze Seele daran. Ihre Natur erlaubte ihr nicht ſich mit halben Triumphen zu begnügen, und jeder Stein, der ihrem Bau nicht paßte, mußte umgeformt oder beſeitigt werden. Sie hatte in gleichem Maaße den Muth, das Höchſte zu wollen, und das Geſchick, es auszuführen. Ein einziges Beiſpiel unter tauſenden mag für den klugen und opferbereiten Eifer ſprechen, mit dem ſie unausgeſetzt für das Wohl ihres Vaterlandes thätig war. Eines Morgens erfährt ſie, daß Privat-Depeſchen des Königs von Spanien an den König von Neapel eingetroffen ſind. Was iſt ihr Inhalt? Sie weiß es nicht, aber ſie will und muß es wiſſen. Mit Hülfe der Königin wird das Dokument aus dem Schlafgemach des Königs entwendet, abgeſchrieben und ruhig wieder in die Weſtentaſche geſteckt, daraus es genommen wurde. Der Brief war des Stehlens werth geweſen. Er ſprach den feſten Entſchluß des Königs von Spanien aus: „die engliſche Allianz aufzugeben und einen Bund mit Frankreich gegen England einzugehen.“ Kein Augenblick war zu verlieren. Ihr Gemahl lag lebensgefährlich krank darnieder, aber Entſchloſſenheit weiß ſich ſelbſt zu helfen. Schon in der nächſten Stunde war ein Privat-Courier Lady Hamiltons auf dem Wege nach London; aus ihrer Börſe hatte ſie die 400 L. St. genommen, die nöthig waren, das abſchriftliche Dokument in die Hände Lord Grenville's gelangen zu laſſen. Man mag über dieſen geſtohlenen Brief denken wie man will (das Größte muß ſich oft der kleinlichſten Mittel bedienen); Niemand aber wird anſtehen die Geiſtesgegenwart und den opferbereiten Patriotismus zu bewundern, der aus dieſer Handlungsweiſe ſpricht.

Aber ein noch wichtigerer Dienſt war ihrem Einfluß und ihrer Entſchloſſenheit vorbehalten, ein Dienſt, den ſie in gleichem Maaße dem Lande, wie der Perſon Lord Nelſon's leiſtete und dieſen faſt zu ihrem Schuldner machte. Im Juni 1798 ſuchte Nelſon die franzöſiſche Flotte; er verfehlte ſie am Ausfluß des Nils, weil ihm inzwiſchen Nachricht geworden war, ſie läge bei Malta. Unſchätzbare Zeit war verloren gegangen und ſchlimmer als das, die engliſche Flotte begann Mangel zu leiden; Trinkwaſſer und Lebensmittel gingen aus. In dieſer Noth erſchien Kapitain Troubridge in Neapel, um im Namen des Admirals die Erlaubniß um freien Eingang in die ſiciliſchen Häfen nachzuſuchen. Dieſe Erlaubniß ward verweigert, ſie mußte verweigert werden, denn Frankreich und Neapel befanden ſich zur Zeit in Frieden und ein Traktat beſtand, wonach in allen ſiciliſchen Häfen nicht mehr als zwei engliſche Kriegsſchiffe angetroffen werden durften. Kapitain Troubridge ſtand auf dem Punkte mit ſeinem abſchläglichen

Beſcheid zum Admiral zurückzukehren, aber die immerwache Lady Hamilton war inzwiſchen nicht müßig geblieben. Während König und Miniſter in früher Morgenſitzung beiſammen waren und hin und her beriethen was zu thun und zu laſſen ſei, glitt Lady Hamilton leichten Fußes in das Schlafgemach Marie Carolinens, und ſich vor ſie auf die Knie werfend, beſchwor ſie die überraſchte Königin, ſelbſtſtändig und unbekümmert um das „Ja" oder „Nein" des Miniſterraths, einen Entſchluß zu faſſen. Sie ſchilderte ihr in den lebhafteſten Farben, daß das Wohl beider Sicilien in ihre Hand gelegt ſei, daß die franzöſiſche Flotte, wenn ſie dem verfolgenden Nelſon entginge, nicht gegen England, wohl aber gegen das ſtets verdächtige Neapel ſich wenden werde, und daß von dem Ausgange dieſer Stunde das Stehen oder Fallen ihres Thrones nothwendig abhängig ſei. „Schreiben Sie, Majeſtät! ein Federſtrich und Sie ſind Ihr eigener Befreier. Warum zögern? Ihre Unterſchrift gilt überall im Lande wie die des Königs ſelbſt; eine Zeile — und Land, Gemahl und Krone ſind vom Untergang gerettet." Dieſer ſiegenden Beredſamkeit unterlagen alle Bedenken; Feder, Dinte und Papier waren wohlweislich zur Hand; Lady Hamilton diktirte und die Königin ſchrieb eigenhändig den Befehl, daß alle Kommandanten beider Sicilien angewieſen ſeien, die engliſche Flotte mit Gaſtlichkeit zu empfangen und mit Waſſer und Lebensmitteln nach Wunſch zu verſorgen. Dieſe unſchätzbare Ordre überſandte Lady Hamilton an Nelſon, fügte aber in einem Privatſchreiben den engliſch-eiferſüchtigen Wunſch bei, daß man die

Dienſte der Königin nicht weiter in Anſpruch nehmen möge, als es zum Gelingen des Plans und zum Ruhme Englands dringend nothwendig ſei.

Nelſon antwortete, daß, wenn er eine Schlacht gewönne, dieſe nach ihr und der Königin benannt werden ſolle, denn ihnen allein würde England den Sieg und den Dank dafür ſchuldig ſein. Er gewann die denkwürdige Nilſchlacht (Abukir). Wäre ſeine Flotte außer Stande geweſen ſich im Hafen von Syrakus mit Waſſer und Lebensmitteln zu verſehen, ſo würde die Schlacht ungeſchlagen geblieben ſein. Es iſt durchaus Pflicht hierauf hinzuweiſen. Mag man die Fehler Lady Hamiltons und ihre ſittliche Führung verurtheilen, es unterliegt auf der andern Seite keinem Zweifel, daß England ihrem Patriotismus große und unvergleichliche Dienſte verdankt. Wie ſchnöde man dieſe Dienſte vergaß, werden wir noch Gelegenheit finden, unter Erröthen zu ſchildern.

Krank und wund kam Nelſon am 20. September 1798 nach Neapel. Er trat im Hauſe des britiſchen Geſandten ab und fand von Seiten Lady Hamiltons eine Abwartung und Pflege, die ihm nach verhältnißmäßig kurzer Zeit Friſche und Geſundheit wiedergaben.

Doch von anderer Seite her zogen ſich Wolken zuſammen, und machten, alsbald für immer, den gaſtlichen Tagen in Neapel ein Ende. Der franzöſiſche Geſandte zögerte keinen Augenblick, auf das Einlaufen der engliſchen Flotte in den Hafen von Syrakus als auf einen Friedensbruch hinzuweiſen; aber ſo mächtig war der Einfluß Lady Hamiltons auf die

Entſcheidung des Hofs, daß man ſich entſchloß, die Beziehungen zu Frankreich überhaupt abzubrechen und dem Geſandten der Republik zu bedeuten, daß er Neapel binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen habe. Dieſer Schritt war kühn, aber nicht glücklich. Eine franzöſiſche Armee drang aus Ober-Italien unaufhaltſam vor und warf das neapolitaniſche Heer über den Haufen, das halb aus Feiglingen, halb aus Verräthern beſtand. Im December marſchirten die Franzoſen auf Neapel und der Hof mußte fliehen. Aber ohne die Geiſtesgegenwart der Lady Hamilton wär' es bereits zu ſpät geweſen: König Ferdinand würde als ein Opfer der Volkswuth gefallen ſein und Maria Caroline das Schickſal ihrer Schweſter Marie Antoinette getheilt haben. Lady Hamilton, wiewohl ſelbſt von tauſend mißtrauiſchen Augen bewacht, übernahm die Rettung der königlichen Familie und führte ſie aus, wie Alles, was ſie unternahm. Durch einen unterirdiſchen Gang, der vom Palaſt aus zur Küſte führte und an deſſen Vorhandenſein, in der allgemeinen Furcht und Verwirrung, Niemand außer ihr gedacht hatte, ſchaffte ſie die königliche Schatulle, Koſtbarkeiten und allerhand Meiſterwerke der Skulptur und Malerei, alles zuſammen genommen zu einem Werth von dritthalb Millionen Pf. St., auf die britiſchen Schiffe; — mit einem Worte, ſie war, wie der ſonſt ſicherlich nicht poetiſche überſchwengliche Nelſon ſich ausdrückte, „ein vom Himmel geſtiegener Engel“, herabgeſandt zu Troſt und Rettung der königlichen Familie. Die Verluſte Sir William Hamiltons bei dieſer Gelegenheit waren außerordentlich bedeutend; um nicht Verdacht zu erwecken und die Flucht glücklich bewerkſtelligen zu können ließ er die ganze Einrichtung ſeines Hauſes, ſo wie alles bewegliche Eigenthum ſeiner Gemahlin zurück, und büßte dabei ein Vermögen von 39,000 Pf. St. ein. — Nelſon empfing das neapolitaniſche Königspaar, ſo wie Sir William und Lady Hamilton an Bord des Vanguard und führte ſie in Sicherheit nach Palermo.

Die politiſche Bedeutſamkeit Lady Hamiltons ſchließt mit dieſem Tage ab; der Hof eines flüchtigen Königspaares bot kein Feld mehr für ihre Thätigkeit. — Wann ihre Beziehungen zu Nelſon intimerer Art wurden, wäre nutzlos zu unterſuchen; es genügt, daß ſie es wurden. Wie man auch über dies Verhältniß denken mag, es war wenigſtens ein offenes und ehrliches und entzog ſich weder dem Licht des Tages, noch dem Urtheil der Welt. Sir William kannte und — duldete es. Nelſon fiel bei Trafalgar 1805. Sir William Hamilton ſtarb 1808. Am 30. Januar 1801 gebar Lady Hamilton eine Tochter; ſie ward Horatia getauft; ihr Vater war Lord Nelſon.

Die Menſchen lieben es (natürlich an andern) ſich Schuld und Strafe die Waage halten zu ſehen. Das Leben Lady Hamiltons gewährt dem Auge des Beſchauers dieſe Befriedigung im vollſten Maaße; es endigt als Trauerſpiel. Bei der Rückkehr Sir Williams nach England lag dieſem begreiflicherweiſe nichts näher, als um annähernde Ausgleichung der ſchweren Verluſte zu bitten, die er in Neapel erlitten hatte. Lady Hamilton ſetzte ihre Juwelen an die Unterſtützung dieſes

Geſuchs. Vergeblich; Sir William ſtarb nach Jahren; ſeine Bitte war und blieb unerfüllt. Sterbend beauftragte er ſeinen Neffen, Mr. Greville, zu Gunſten Lady Hamiltons Se. Majeſtät um Fortdauer der Penſion anzugehen, die er bei Lebzeiten bezogen hatte. Er berief ſich dabei auf den patriotiſchen Eifer, den ſeine Gemahlin im Dienſte Englands gezeigt habe; umſonſt, Eifer und Dienſte waren undankbar vergeſſen.

Am 21. Oktober 1805, an Bord des „Victory“ und Angeſichts der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte, zog ſich Nelſon in ſeine Kajüte zurück, um ein Codicill zu ſeinem Teſtamente zu machen. Er verwies auf die vielfachen und großen Verdienſte Lady Hamiltons und ſchrieb wie folgt:

„Wär' ich ſelbſt im Stande geweſen dieſe Dienſte zu belohnen, ich würde jetzt nicht das Land anrufen, es zu thun; doch es lag außer meiner Macht, und ſo hinterlaſſ' ich denn Emma Lady Hamilton meinem Könige und meinem Vaterlande als ein Vermächtniß, und erbitte für ſie alles das, was nöthig ſein wird ihre Stellung in der Geſellſchaft aufrecht zu erhalten. Eben ſo empfehl' ich meine Adoptiv-Tochter Horatia Nelſon Thompſon der Wohlthätigkeit meines Landes und ſpreche hiermit den Wunſch aus, daß ſie in Zukunft allein den Namen „Nelſon“ führen möge. Dies ſind alle meine Wünſche, die ich in demſelben Augenblicke an König und Vaterland zu richten habe, wo ich auf dem Punkt ſtehe eine Schlacht für ſie zu ſchlagen.

„Möge Gott mein Land und meinen König ſegnen, und alle diejenigen, die meinem Herzen nahe ſtanden. Auf meine Familie hinzuweiſen iſt überflüſſig; es wird ſich von ſelbſt verſtehen Sorge für ſie zu tragen.“

Wenige Stunden nach der Unterzeichnung dieſes Dokuments lag Nelſon auf ſeinem letzten Bett. Ein Schuß aus dem Maſtkorb des „Redoutable“ hatte ſein Werk gethan. Dr. Scott war um ihn. „Doktor“ — ſprach der Sterbende — „wie ich Euch ſagte, — es iſt vorbei.“ — Und nach einer kurzen Pauſe fügte er hinzu: „ich hinterlaſſe Lady Hamilton und meine Adoptiv-Tochter Horatia dem Lande als ein theures Vermächtniß.“

Fünf Viertel-Stunden ſpäter trat Kapitain Hardy an das Lager des Admirals. „Ich hoffe, — ſprach Nelſon mit feſter Stimme — daß keins unſrer Schiffe genommen wurde!“ „Nein, Mylord, — antwortete Hardy — damit hat's nichts auf ſich.“ „Ich bin ein todter Mann, Hardy, — fuhr Lord Nelſon fort — ich fühl' es, es geht ſchnell; bald wird's vorbei ſein. Tretet näher. Bitt' Euch, ſorgt dafür, daß meine liebe Lady Hamilton mein Haar empfängt und Alles, was mir ſonſt noch gehört.“

Wieder verging eine Stunde und wieder war Hardy an ſeiner Seite. „Noch wenig Minuten und — es iſt aus. Werft mich nicht über Bord, Hardy.“ Der Kapitain antwortete: „o nein, gewiß nicht!“ und Nelſon fügte hinzu: „Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Sorgt für meine liebe Lady Hamilton, ſorgt für die Arme!“

Wenig Augenblicke noch und Nelſon ſprach ſeine letzten Worte: „Dank Gott, ich habe meine Pflicht gethan!" Doch die Worte, die dieſen unmittelbar vorausgingen, waren die alten Klagetöne: „Vergeſſet mir nicht, Doktor, daß ich Lady Hamilton und meine Tochter Horatia dem Lande als ein Vermächtniß hinterlaſſe. Vergeßt mir Horatien nicht!"

Nelſons Codicill erwies ſich nicht beſſer als ein unbeſchriebenes Blatt Papier. Seine letzten Bitten verhallten in leere Luft; Lady Hamilton fand nicht Troſt und nicht Hülfe. Schreiende Undankbarkeit, liebloſe Härte brachen von jetzt ab in ununterbrochener Reihenfolge über die Verlaſſene herein. Kapitain Blackwood, gehorſam dem Wunſche ſeines Freundes, brachte das Dokument nach London und legte es in die Hände des Rev. William Nelſon, Bruders des Admirals, und ſpäter Earl Nelſon. Dieſer ehrenwerthe Gentleman befand ſich nebſt Gemahlin und Familie gerade um dieſe Zeit in dem gaſtlichen Hauſe der Lady Hamilton und war derſelben ohnehin dadurch verſchuldet, daß ſeine Tochter bereits ſechs Jahre lang im Hauſe der Lady lebte, und von dieſer auf das liebevollſte und ſorgfältigſte erzogen worden war. Der ehrenwerthe Gentleman hielt es indeſſen für angemeſſen alles deſſen uneingedenk zu ſein, und in nicht ungegründeter Furcht, daß die Ueberreichung dieſes Codicills die Höhe der Summe beeinträchtigen könne, welche das Parlament auf dem Punkte ſtand für die Familie Lord Nelſon's zu bewilligen, fand er es für paſſend das Codicill ſo lange in ſeine Taſche zu ſtecken, bis die volle Summe von 120,000 Pfd. St. der Familie zugeſtanden war. An demſelben Tage ſpeiſte er bei Lady Hamilton in Clarges-Street, und mit der befriedigten Miene eines Mannes der ſich vorgeſehen hat, überreichte er jetzt das werthlos gewordene Papier ſeiner Wirthin und bat ſie ſarkaſtiſch, damit zu thun was ihr gut erſcheine.

Und wie dieſer, ſo Alle. Man zog ſich zurück, ja mehr, man floh ſie, ſie, die einſt der Mittelpunkt fürſtlicher Feſte und die Freundin einer Königin geweſen war. Man kannte jetzt plötzlich ihre Vergangenheit, weil man ſie kennen wollte; die Welt war nicht tugendhafter, aber Lady Hamilton war — arm geworden. Wenige Meilen von London, nahe dem Merton-Schlagbaum, hatten Nelſon und ſeine Geliebte einſt ihren gemeinſchaftlichen Wohnſitz gehabt. Das Haus mit allen ſeinen Schulden und Verpflichtungen kam jetzt an Lady Hamilton. Sie hatte nie zu ſparen verſtanden und verſtand es auch jetzt nicht; nach kurzer Zeit ſchon ward ihr das Haus genommen. Sie ging nach Richmond, verließ es aber bald und miethete ſich in Bond-Street ein. Von hier ward ſie durch unbarmherzige Gläubiger vertrieben und verbarg ſich längere Zeit vor ihnen, man weiß nicht wo. 1813 finden wir ſie in Kings-Bench, bis das Mitleid eines City-Alderman ſie aus dem Gefängniß befreite. Krank an Leib und Seele und durch einen gewöhnlichen Kutſcher abermals mit Gefängniß bedroht, ſehen wir das unglückliche Weib auf der Flucht nach Calais. Hier gab ihr der engliſche Dolmetſcher, ſelbſt ein unvermögender Mann, eine armſelige Wohnung. Aber der Roman iſt noch nicht aus.

Eine engliſche Lady pflegte täglich bei einem Metzger in Calais das Fleiſch für ihren Lieblingshund ſelbſt einzukaufen. Der Dolmetſcher trat an ſie heran: „Ach Madame, ich weiß, Ihr habt ein Herz für Eure Landsleute! da iſt eine arme Lady, die froh ſein würde, den ſchlechteſten Biſſen zu haben, den Ihr Eurem Hunde gebt.“ Miſtreß Hunter, eine mildherzige Dame, war zu helfen bereit; ſie ſchickte Speiſen und Wein und bat den Dolmetſcher Alles zu beſchaffen, was ihm nöthig erſcheinen möchte die ſchreiendſte Noth zu lindern. Er that's, und bat dabei Lady Hamilton wiederholentlich, den Beſuch der menſchenfreundlichen Dame zu empfangen. Endlich gab jene ihre Zuſtimmung, aber nur unter der Bedingung, „daß es keine Dame von Rang und Titel ſei.“ Mrs. Hunter kam, die arme Kranke dankte ihr und ſegnete ſie. — So ſtarb Lady Hamilton, „ſchön“, wie ihr letzter Beſucher erzählt, „noch im Tode.“

Der Earl Nelſon aber, ſo wird einſtimmig berichtet, ging alsbald nach Calais, um das Eigenthum Lady Hamiltons in Empfang zu nehmen. Er fand nur Pfandſcheine und Schuldverſchreibungen, die er Miene machte uneingelöſt zu ſich zu ſtecken. Im Übrigen verweigerte er beharrlich jede Bezahlung oder Wiedererſtattung und kehrte vermuthlich wenig befriedigt nach England zurück.

Das iſt die Geſchichte des Kindermädchens Emma Lyons!

Das Leben ein Sturm.

Glückliches Land im Süden, deſſen großer Dichter niederſchreiben konnte: „das Leben ein Traum“, und armes, geprieſenes Land du, das du die Seligkeit des Träumens nicht kennſt und immer wach und wirklich dein Leben abhaspelſt wie im Sturm. Als ich noch jünger war, da kniet' ich bewundernd zu den Füßen der That, da galt mir das Schwert und der Arm, der es führte, da hing mein Auge an der Kaiſergeſtalt Barbaroſſa's und mein Herz jubelte auf, wenn ich ihn einziehen ſah in die Thore Mailands, den Welfentrotz unterm Hufſchlag ſeines Pferdes. Die Knabentage ſind dahin. Ich habe ſeitdem Anderes lieben gelernt: den Geiſt erſt, dann das Recht und zuletzt die Muße, die Beſchauung, die Vorbereitung auf das, was da kommt. Es iſt was in mir, das mich mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zu dem zerlumpten Lazzarone hinzieht, der an der Tempelſchwelle, gebräunt und lächelnd, in den ewig-blauen Himmel emporſchaut; es iſt was in mir, was mich den Diogenes mehr bewundern läßt, als den Mann, der vor ihm in der Sonne ſtand, und was — wenn ich zwiſchen Extremen wählen ſoll — mir den Orden von La Trappe größer und beneidenswerther erſcheinen läßt, als die London-City mit ihrem Leben ein Sturm.

Wir haben ein ſchönes, vielgeſungenes Lied, ein Lied von der „Hoffnung", drin das Beſte was der Menſch hat: ſeine Sehnſucht nach einem Genüge das jenſeit liegt, den dichteriſchen Ausdruck fand:

Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen.

Ach, unbewußt und nicht in ſeinem Sinne ſchrieb der Dichter in dieſen Zeilen die Geſchichte und den Fluch dieſer Stadt, denn ihr Tagewerk iſt „rennen und jagen", und ihr Ziel iſt — Gold; nur eines täuſcht ſie — das Glück; es neckt ſie wie die Spiegelung den Wüſtenwanderer, und zu dem Verdurſtenden ſpricht es in ſeiner letzten Minute: Dein Gold war Sand. Wer löſte das große Räthſel von des Menſchen Glück, und wer lehrte uns, „wie" und „wo" es ſicher zu finden? Aber Eines fühlt ſich: das Menſchenglück ruht wo anders, als in der Bank von England. Glück! es iſt nicht zu ſagen, was du biſt, aber es iſt zu zeigen, wer dich hat. Der fromme Geiſtliche hat dich, der, ſelbſt an den Troſt glaubend, den er eben noch am Lager eines Sterbenden ſpendete, nun ſinnend durch die Gänge ſeines Gartens ſchreitet und Samen in die Beete ſtreut, hoffend auf die ewige Frühlingserfüllung. Glück! der Arzt hat dich, deſſen geſchickte

Hand eine Mutter ihren Kindern wiedergab und der, heimgekehrt zu ſeinen Büchern, weiter forſcht in dem Wald überlieferter Erfahrung. Glück! jene Waſchfrau hatte dich, von der uns Chamiſſo erzählt, die Freude hatte an ihrem ſelbſtgeſponnenen Sterbehemd und es Sonntags anlegte, wenn ſie zur Kirche und Erbauung ging. Glück! es haben dich Alle, die eingedenk daß wir mehr ſind als ein galvaniſirter Leib, ihrem unſterblichen Theile leben, jeder nach ſeiner Art.

Dem Menſchen iſt das Wiſſen von dem verloren gegangen, was ihm noth thut. Eine Krankheit, wie ſie die Welt nur einmal ſah, als die Pizzarros in Blut und Gold erſtickten, ſchüttelt wieder das Menſchengeſchlecht, und England, London iſt der Heerd dieſes Fiebers. Die Woche verrinnt in raſtloſem Mammondienſt und der Tag des Herrn iſt eitel Lüge und Schein. Mechaniſch wandern die Füße in die Kirche, aber die Seele durchjagt ſchon wieder die City-Straßen und ſucht in den Spalten des Börſenberichts nach Gewinn oder Verluſt. Wie der König im Hamlet könnte dies Geſchlecht ausrufen:

Mein Wort ſtrebt auf, doch unten bleibt mein Herz:
Gebet ohn' Andacht dringt nicht himmelwärts;

aber Selbſterkenntniß iſt nicht ihr zugewogen Theil, und phariſäiſch leben ſie dem Glauben: ſie ſtänden gut angeſchrieben im Kontobuch des Himmels. Troſtloſes Daſein, das ſich theilt zwiſchen athemloſem Erwerben und zitterndem Erhalten, das, reich oder arm, keine Ruhe, keine Muße kennt, das Nachts von Kurszetteln träumt und die ſchwarze Sorge im

Nacken hat bei Wein und Weib, bei Jubel und Geſang. Dies ameiſenhafte Schaffen bemächtigt ſich der Gemüther mit der Ausſchließlichkeit einer fixen Idee und die reiche Menſchenſeele mit ihren tauſend Kräften und Empfindungen kommt in die Tretmühle des Geiſtes und ſtapft und ſtapft. Es fördert vielleicht, nur nicht ſich ſelbſt. Des Lebens Reiz verblaßt und die ungeübten Kräfte verſagen endlich ihren Dienſt. Weihnachten kommt mit ſeinen rothen Backen an Aepfeln und Kindern; verlegen lächelnd ſteht er vor dem Lichtermeer und denkt an das Meer da draußen, auf dem ſeine Schiffe tanzen. Ein Jugendfreund kommt; „o ging er wieder!“ iſt Alles, was er fühlt. Seine Schweſter ſtirbt; er erbricht den ſchwarzgeränderten Brief und lieſt und kann nicht weinen. Spät Nachts wirft er ſich aufs Lager, die Erinnerung ärmerer Tage beſchleicht ihn, er ſieht ſich wieder ſpielen in ſeines Vaters Garten und — die Thräne kommt. Aber ſie gilt nicht der todten Schweſter, ſie gilt ihm ſelbſt.

Glückliches Volk im Süden, das lacht und träumt! Armes, reiches Volk mit deinem Leben ein Sturm.

Blackwall.

Sonntag iſt's und es treibt mich wieder hinaus. Aber zu oft ſchon zwang ich den Leſer, mich ſtroman zu begleiten nach Kew und Richmond und Hampton-Court; fahren wir heute mit dem Strom und wählen wir Blackwall als Ziel. An der Londonbrücke beſteigen wir den dichtbeſetzten Steamer, der bereits pruſtet und ſchnaubt und von Zeit zu Zeit mit ſeinen Rädern ſchaufelt, wie ein Vogel, der ſeine Schwingen probt. Jetzt aber läutet's zum dritten Mal, die Taue werden eingezogen, im Rumpf des Schiffes brummt und dröhnt es wie eine Baßgeige und unter dem Geziſch des Dampfs, der wie ein Thauregen auf uns niederfällt, beginnt die Fahrt. In gleicher Höhe mit Billingsgate kaufen wir uns die neuſte Zeitung, und mit der Andacht eines loyalen Engländers vom letzten Hofball und dem Spitzenkleid der Königin leſend, blicken wir nur auf, um Angeſichts des Towers die grauen Thürme zu grüßen, die wie ſteinerne Anachronismen in dieſe Kaufmannswelt hineinragen. Weiter geht's; über den Tunnel hin fahren wir an bunten Barken und Fähnlein vorbei, und jetzt, nach mancher Stromeswindung die Höhe von Greenwich erreichend, deſſen weltberühmtes Hoſpital ſtolz und prächtig wie ein Schloß herüberblickt, wendet ſich der Steamer plötzlich nach Nordoſt, und die Themſe im Nu durchſchneidend, hält er am Quai von Blackwall.

Unmittelbar am Landungsplatz erhebt ſich würfelförmig ein zweiſtöckiges Gebäude, auf deſſen plattem Dach die Farben und Wappen Alt-Englands luſtig im Winde wehn. Das iſt die Taverne von Blackwall. Im obern Stockwerk an weit offen ſtehenden Fenſtern ſitzen behäbige Gentlemen und jeder Fenſterrahmen umſchließt ein niederländiſches Bild. Zwiſchen den Ale- und Porterkrügen leuchtet das rothe Philiſtergeſicht mit den weißen Sonntags-Vatermördern, und die ſilbernen Deckel über dem Roast-beef blinken im Sonnenlicht, ſo oft ſie der Kellner mit einem yet a bit, Sir? von ſeinen dampfenden Schüſſeln nimmt. Aber doppeltes Leben tobt unten im Erdgeſchoß. Da ſind die Jacken zu Haus, alles blau von der Schulter bis zum Knöchel, und nur ein rothes Geſicht und ein gelber Strohhut darüber. Wie ſich's drängt am Schenktiſch, man ſtößt zuſammen mit den zinnernen Krügen, man grüßt ſich mit einem Schlag auf die Schulter und ſchwört Freundſchaft mit einem Fluch. Das iſt altengliſches Vollblut, Matroſen, zäh wie Leder und hitzig wie Schießpulver, die Kinder des Ruhms und der — neungeſchwänzten Katze.

Sie nehmen eben den Abſchiedstrunk, denn ſiehe da, zur Rechten, auf jenem Schleuſenkanal der aus den Schiffe-überſäten Docks in das Fahrwaſſer der Themſe führt, ſchwimmt bereits ein thurmhoher Oſtindienfahrer, beſtimmt über ſein gewohntes Ziel hinauszugehn und an Calcutta vorbei erſt in Port Philipp oder Sidney Anker zu werfen. Es iſt der „Marlborough“, ein Auswandrerſchiff, und das holzgeſchnitzte Bild des Helden von Blenheim trägt, am Bug des Schiffes, den Kopf mit ſeinen wallenden Locken ſo ſtolz und ſiegesſicher, als ſei der Ocean ſein Feld wie die Ebene von Malplaquet.

Die Schiffeglocke lärmt; der Abſchiedsmoment iſt da. An den herniederhängenden Strickleitern klettern die Blaujacken wie Katzen in die Höh und auf dem ſchwanken Brett, das vom Bord des Schiffs bis an's Ufer in ſchräger Linie herniederläuft, entſteht ein Drängen und eine Verwirrung ohne Gleichen. Söhne, die von ihren Eltern Abſchied genommen haben, werden im letzten Augenblick noch einmal von unbezwingbarer Sehnſucht erfaßt und möchten zurück, nur einmal noch an das Herz ihrer Geliebten. Aber umſonſt, die dem Schiff zudrängende Menſchenwoge reißt ſie mit fort und die Getrennten haben nur Thränen noch und Tücherwehn und Hüteſchwenken.

Nicht alle weinen ſie. Da ſind andre, die lächelnd daſtehn mit gekreuzten Armen und auf das Schauſpiel niederblicken wie eben auf ein Schauſpiel nur. Sie ſind von den Stumpfen, denen es gleich gilt, wo ſie die Hand zum Munde führen und wo das Kiſſen liegt, drauf ſie die letzte Ruhe finden. Da ſind noch andre wieder! jenen Stumpfen ähnlich in der Ruhe ihres Thuns und doch ſo verſchieden von ihnen in der Tiefe ihres Herzens. Das ſind die Gottergebenen, fromme Sektirer, Herrnhuter und Methodiſten. Sie beten und arbeiten. Sie haben nur *eine* Heimath und ſorgen nicht von welcher Stelle aus ſie ihr Gebet zum Himmel ſenden. Sie ſtehn nicht mehr auf Deck und ſehen müſſig dem Treiben zu, ſie ſitzen bereits in ihrer Koje und rühren fleißig die Hände wie ſie zeitlebens gethan. Geſtern noch ſtichelten ſie am Fenſter ihrer Citywohnung und ſahen durch die Blätter eines Geraniumtopfs hindurch auf die Dächer ihrer Nachbarhäuſer; heute ſteht derſelbe Blumenſcherben in der Fenſterluke des Marlborough, und die Köpfe dahinter ſchauen nur eben jetzt, und unwillkürlich faſt, von ihrer Arbeit auf. Denn ſiehe da, Leben und Bewegung iſt plötzlich in den Rieſen gekommen, und durch die ſich öffnende Schleuſe gleitet er jetzt unter lautem Geſchrei der theilnahmloſen Menge und unter ſtillen Segenswünſchen der zurückbleibenden Lieben majeſtätiſch in die Themſe hinein.

Ich ſeh dem Schiff und ſeinem Menſchen-Ballaſt nach, und die Frage beſchleicht mein Herz: was treibt ſie hinaus? Thorheit! ſprechen die Einen, jene lügneriſche Hoffnung, die von Paradieſen träumt und nicht wiſſen will, daß Gottes Fluch die Menſchen draus vertrieben hat. Krankheit! — ſprechen ſie weiter — jener dämoniſche Zug unſrer Zeit, dem die Pflicht der Arbeit ſchlimmer däucht als die Möglichkeit des Todes, und der drauf aus iſt, die Erndte des Lebens an einem einzigen Tage zu halten. Weisheit! — ſagen die Andern — jener Rettungstrieb, der das Haus meldet, wenn es dem Einſturz nahe iſt; Geſundheit! die vor der Nähe des Todes erſchrickt und inſtinktmäßig eine Luft ſucht, die über dem Kirchhof Europas nicht mehr weht.

Sie haben Beide recht.

Sie aber denen Macht gegeben iſt über die Völker, mögen eingedenk ſein, daß es gegen alle Thorheit und Krankheit dieſer Zeit nur eine Waffe giebt: die *Waffe des Lichts*, und die Frage mag laut an ihre Herzen klopfen: ob die überkommene Schablone Raum hat für die neuen Formen, nach denen die Welt in heißen Kämpfen ringt, und ob es ein untrügliches Geſetz iſt: *um ſo weniger zu geben, je mehr gefordert wird.*

Ein Picknick in Hampton-Court.

Die Pickwicks und die Picknicks kommen aus England; von jenen wußt' ich es ſeit lange, von dieſen — trotzdem ſie von ungleich älterem Datum — ſollt' ich es erſt erfahren.

Es war im Auguſt; der Londonſtaub ward immer dichter und die Sehnſucht nach einem Zuge friſcher Luft immer größer, ſo kamen wir denn überein, zu Nutz und Frommen unſrer Lungen eine Themſefahrt zu machen und auf den Wieſen von Hampton-Court eine Picknick-Mahlzeit einzunehmen. Wir waren unſrer ſieben, drei Herren und vier Damen, und zum Theil in entgegengeſetzten Quartieren der Stadt zu Haus, hatten wir uns ſchon Tags vorher geeinigt, am Quai von Richmond zuſammen zu treffen. Punkt zehn Uhr waren wir da; ein ſchmucker Gondelfahrer begrüßte uns am Ufer; eine Wagenburg von Körben kam in die Mitte ſeines Boots, wir lachend drum herum — und den blauen Himmel über uns ging es mit kräftigem Ruderſchlage ſtroman, während der Quai mit ſeinen Böten allgemach hinter uns verſchwand.

Erlaube mir der Leſer, ihm jenen Kreis von Perſonen vorzuſtellen, in deren Mitte er eine Viertelſtunde lang wird zu verweilen haben. Ich mache bunte Reihe. Da war vorerſt Mr. Owen, ein junger Walliſer mit den ſteifſten Vatermördern und den höchſten Stiefelabſätzen, die mir je zu Geſicht gekommen waren. Sein Großvater ſaß für Pembrokeſhire im Parlament, und wiewohl das Enkelchen ein jüngerer Sohn war und der Baronetſchaft des Alten um kein Haarbreit näher ſtand als der Lotterieſpieler dem großen Looſe, ſo hatte er doch die walliſiſche Baronet-Elle nicht nur ſteif und unbiegſam im Rücken, ſondern war auch die unbeſtrittne Sonne des Tags, von der alles Uebrige erſt Licht und Weihe empfing. Er war natürlich ein leidenſchaftlicher Kahnfahrer und unterhielt ſich mit dem Bootsmann in ſo techniſchen Ausdrücken, daß ich dieſem Hochflug, auch wenn ich gewollt, nicht hätte folgen können. Neben ihm ſaß Mrs. May, die Ehrendame der ganzen Partie, eine ſtattliche Frau mit grauen Locken und zwei Töchtern von ähnlicher Geſichtsfarbe, die den May ihres Lebens nur noch im Namen trugen. Sie waren munter wie gewöhnlich Mädchen jenſeits dreißig und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, durch reiche Entfaltung einer ſchönen Seele ihr Deficit an Schönheit zu decken. Sie waren fromm und galten für fleißige Bibelleſerinnen, aber am liebſten laſen ſie doch die Stelle: Du ſollſt Vater und Mutter laſſen und dem Manne folgen, der Dich erwählet hat. Ich war ihr Hausgenoß und kannte die Geſchichte ihres Herzens wie meine eigene. Mitunter, in der Schummerſtunde, wenn aus dem Nachbarsgarten eine Nachtigall herüber klagte, ſah ich wie ſie traurig wurden und immer wieder und wieder gedankenvoll den Thee aus ihrem Löffel träufeln ließen, als ſollte er ihnen ein Bild ihrer raſtlos verfließenden Tage ſein; aber heute leuchteten ihre Augen wie das Auge deſſen, der ſchon hoffnungslos noch einmal von der Hoffnung beſchlichen wird, heut kicherten ſie und ließen die Fluth durch ihre Finger gleiten, heut ſchlugen ſie die Augen nieder, wenn ein bezügliches Wort fiel, und verjüngten ſich vor meinen ſichtlichen Augen, denn Mr. Tayler, ein Advokat aus Chancery Lane, ſaß zwiſchen ihnen, behäbig, rothbäckig, ein Vierziger und ein Wittwer dazu. Wenn Mr. Owen die Sonne dieſes Kreiſes war, ſo war Mr. Tayler der Vollmond zu dem die Liebenden ſehnſüchtig aufſchauten, und daß ich's nur geſtehe, auch meine Huldigung trug ihm die Schleppe. Der Grund war folgender. Er war mir ſchon am Abend vorher als ein Mann genannt worden, der „geſchaffen ſei für eine Picknickfahrt", eine Charakteriſtik, der ich begreiflicherweiſe wenig Bedeutung beigemeſſen hatte. Kaum aber daß ich heute am Quai von Richmond des Picknickkönigs und ſeines Flaſchenkorbes, aus dem nebſt manchem andren vier blanke Stanniolkuppen verrätheriſch hervorlugten, anſichtig geworden war, als ich auch ſchon die ganze Schwere jenes leichtgenommenen Wortes begriffen hatte und in meiner Anhänglichkeit noch aushielt, als mir im Lauf eines politiſchen Geſprächs kein Zweifel mehr darüber blieb, daß Mr. Tayler von der ganzen preußiſchen Geſchichte nichts weiter kannte, als die Affaire von Jena.*)

Zürne mir der Leſer um ſolches laxen Nationalgefühls willen nicht; aber ach, ich war ſo kosmopolitiſch in jenen Augenblicken wie nie zuvor, denn neben dem behäbigen Advokaten ſaß Miß Harper, das lieblichſte Geſicht, das zwiſchen Richmond und Hampton-Court ſich jemals in Themſewaſſer ſpiegelte. Und doch glitt ſchon viel königliche Schönheit dieſe Waſſerſtraße hinan: Anna Bulen, wenn das dürſtende Auge des engliſchen Königs Blaubart auf ihr ruhte; Eliſabeth, wenn ſie müde war der Herrſchaft und ihrer Sorgen; auch Henriette Marie, Karl Stuarts Gemahlin, wenn ſie London vergeſſen wollte und träumen von Frankreich ihrer ‚ſchöneren Heimath. Aber wie ſtolze Schönheiten ſie alle ſein mochten — mein Wort und meine Kenntniß alter Holbeins und Van Dyks zum Pfande! — ſie ſchauten nie lieblicher drein als Miß Francis Harper, und während ich ſie ſo ſitzen und in das Waſſer niederlächeln ſah, konnt' ich nur zweierlei nicht faſſen: die Freundſchaft dieſes Mädchens mit den beiden Miſſes May und die Unvorſichtigkeit der letztern, ſo viel fremdes

---

*) Schon Kaunitz äußerte ſich mal: „zu dem Unglaublichſten von der Welt gehört die Unſumme von Dingen, die ein Engländer nicht weiß." Mr. Taylor, ein gebildeter und vielgereiſter Mann, meinte, daß wir wohl begierig ſeien die Scharte von Jena auszuwetzen, und war ſehr überraſcht, als ich ihm verſicherte, daß das durch zwanzig ſiegreiche Schlachten bereits geſchehen ſei.

Licht neben den eigenen Schatten zu ſtellen. Freilich war ſie verliebt. Wie hätte ſie's nicht ſein ſollen!

So glitten wir denn dahin, zuerſt am Fuß des ſchönen Richmondhügels und jenes herzoglichen Sommerhauſes vorüber, das nach ſeinem jetzigen Beſitzer den Namen „Buccleugh-Villa“ führt. Mährchenhaft wuchern da die Roſen über Wände und Dach hinweg, mährchenhaft klingen aus den halbgeöffneten Fenſtern die Töne eines Flügels hernieder, und mährchenhaft vor Allem klingt die Sage vom Herzog Buccleugh ſelbſt, der dieſe Villa wie ein immer offnes Gaſthaus zu Nutz und Frommen ſeiner künſtleriſchen Freunde hält. Gedichtet und geſungen wird hier wie, zu den Zeiten des Minſtrelthums und eine flüchtige Sehnſucht beſchlich mich bei dieſem Anblick in das alte romantiſche Land zurück. Aber die Ruder unſres Bootsmanns griffen wacker ein, Richmond und ſeine Villen dämmerten nur noch von fern, der Wind war friſch und Miß Harper ſo ſchön, und ſiehe da, die Sehnſucht ward nebelhaft wie jene Villen ſelbſt und verſchwand endlich ganz, als unter Mr. Taylors kunſtgeübter Hand der erſte der Champagnerpfropfen knallend in die Luft flog und mich die große Frage zu beſchäftigen begann: ob man zu Barbaroſſa's Zeiten den fränkiſchen Brauſewein gekannt habe oder nicht.

Die Fahrt war lieblich und intereſſant zugleich: in ſelten unterbrochner Reihenfolge zogen ſich die Land- und Sommerhäuſer der alten Adelsfamilien am Ufer entlang und die Lapidarſtyl-Antworten unſres Bootsmanns waren ein hiſtoriſcher Vortrag trotz einem. Durch alle Buchſtaben des Alphabets hindurch, von den Arundels an bis nieder zu den Sutherlands, begrüßten uns hier von rechts und links die ſtolzen Namen der engliſchen Geſchichte und wie bunte Bilder zu dieſem Adelsbuch ſpiegelten ſich im Themſewaſſer vor uns alle Bauſtyle des Mittelalters, vom Tudor-Giebel an bis aufwärts zum Normannenthurm.

So kamen wir bis Teddington und die Schleuſe paſſirend, die den äußerſten Punkt angiebt bis wohin die Meerfluth vorzudringen pflegt, war es plötzlich, als ob die Landſchaft noch landſchaftlicher würde. Der Villen wurden weniger, bis daß ſie ganz verſchwanden; weidendes Vieh trat an die Stelle belebterer Plätze, und Mr. Owen, den es plötzlich berühren mochte als führe er in ſeinem heimiſchen Pembrokeſhire den River Teifi hinauf, begann alsbald ein walliſiſches Volkslied zu ſingen, das, trotz der Capriolen, mit denen er es begleitete, Niemand zu würdigen ſchien als er ſelbſt. Alles war froh als Mr. Taylors Porter-Baß zu guter Stunde God save the Queen anzuſtimmen und alle Verlegenheit in den immer fahrbaren Canal des alt-engliſchen Patriotismus abzuleiten begann. Eine Pauſe noch, dann hielten wir; vor uns lag Hampton-Court.

Miß Harper ſprang ans Ufer. Während ſie ſprang, fiel ihr der leichte Strohhut in den Nacken und ihr blauer Schleier flatterte weit hinter ihr im Winde. Es war, als flöge ſie. Mr. Taylor folgte und machte gravitätiſch den

Ritter der übrigen Damen; dann ging es in den Park, deſſen geſchorne Raſenflächen in jener Schönheit vor uns lagen, wie ſie den engliſchen Gärten eigen iſt. Ich erklärte das Schloß und ſeine berühmte Bildergallerie in Augenſchein nehmen zu wollen, wozu man mir aufrichtigſt gratulirte, aber auch allſeitig hinzuſetzte, daß man mich meinem Schickſal überlaſſen müſſe, da ſie ſammt und ſonders die Sehenswürdigkeiten von Hampton-Court ſo genau kennten, wie die Nippſachen auf ihrem eigenen china-board, und die Portraits ihrer Könige viel zu gut im Gedächtniß hätten, als daß es einer Gallerieauffriſchung bedürfe. Ich war herzlich damit einverſtanden; denn wenn es eine Strapatze iſt Bilderausſtellungen zum hundertſten Male beſuchen zu müſſen, ſo iſt das Loos deſſen um kein Haar breit beneidenswerther, der bei dem höchſten Intereſſe für das, was er zu ſehen gedenkt, ſolchen widerwilligen Führern in die Hände fällt und durch lange Säle und Corridore hindurchgejagt wird, ohne etwas anderes als die Erinnerung an ein Schattenſpiel und das kaum mit nach Hauſe zu nehmen. Denn die Gelangweiltheit ſolcher Begleiter legt ſich wie ein Schleier über unſere Augen und ihr wiederholtes Gähnen verſchlingt unſere gehobene Stimmung bis auf den letzten Reſt. Ich war von Herzen froh, dieſer Gefahr überhoben zu ſein und während meine Gefährten den Park durchſtreiften, ſchritt ich dem Schloſſe zu, deſſen Bauart und Bilderſchätze meine Erwartungen noch weit übertreffen ſollten.

Schloß Hampton-Court zerfällt in zwei verſchiedene

Theile, die, wiewohl äußerlich miteinander verbunden, doch auf den erſten Blick ihre doppelte Abſtammung verrathen. Die ältere Hälfte präſentirt ſich im Tudorſtyl und zeigt denſelben in der ihm möglichſten Vollendung. Vier rechtwinkelig auf einander geſtellte Häuſerfronten bilden einen Hof und während die beiden Seitenflügel nur aus langen ununterbrochenen Fenſterreihen beſtehen, ſtellen die eigentlichen Fronten in ihrer Mitte zwei breite gothiſche Thorbauten zur Schau, deren Ecken durch abgeſtutzte, das eigentliche Portal nur wenig überragende Thürme flankirt werden. Es iſt derſelbe von Bauverſtändigen belächelte Styl, in dem ſich bis dieſe Stunde der Palaſt von St. James dem Beſchauer darſtellt, ein Styl, der, wenn auch an Schönheit zurückſtehend, doch etwas Charakteriſtiſches, ich möchte ſagen etwas Männliches hat, das mich um deshalb für ihn einzunehmen wußte, ſo oft ich ihm begegnete.

Der neuere Theil des Schloſſes iſt aus der Zeit Wilhelms III. und ein Werk Chriſtoph Wren's, des berühmten Erbauers der Paulskirche. Das Ganze bildet wiederum ein geräumiges Viereck, deſſen unterſtes Geſchoß (nach der Hofſeite hin) auf ioniſchen Säulen die ganze Wucht des Hauſes trägt. Vermuthlich gilt dieſer Neubau als der ſchönere Theil des Schloſſes; mir gilt der alte mehr.

Beide Theile haben ihre beſondere Sehenswürdigkeit, der neuere: die Bildergallerie, — der ältere: die große Banketthalle aus den Tagen Heinrichs VIII. Dieſe betritt man zuerſt. Sie iſt auch in England, dieſem Vaterlande der Hallen, ein Unicum, und übertrifft an Schönheit, wenn auch vielleicht nicht an Ausdehnung, die berühmte Weſtminſter-Halle um ein Bedeutendes. Ich ſtehe ab von jeder erſchöpfenden Beſchreibung, aber das Eine heb' ich hervor, daß dieſer mächtige Bau, in den wir wie in das Mittelſchiff einer gothiſchen Kirche treten, die Sonne der Anna Bulen aufgehen und die Huldigungen eines Hofes zu ihren Füßen ſah. Noch jetzt gewahrt unſer Auge die Buchſtaben *AH.* (Anna und Heinrich) wie ein Bild ihres Einsſeins an verſchiedenen Stellen des Deckengetäfels; Buchſtaben, eingeſchnitten vielleicht, als ſchon die Schneide des Beils über dem Nacken der ſchönen Büßerin war. — Aus dem hohen gothiſchen Fenſter blickt, in Glas gemalt, jenes Tyrannengeſicht auf uns hernieder, deſſen leiſeſtes Stirnrunzeln ein Todesurtheil war, und vom Kamin her, charakteriſtiſch und wohlerhalten, trifft uns das Auge Wolſey's, jenes ſtolzen Prälaten, deſſen Klugheit die viehiſche Wildheit ſeines Königs wie einen Stier an den Hörnern hielt. Zwanzig Jahre lang! Dann kam die Stunde, die nicht ausbleibt und ſeinen Führer hoch in die Lüfte ſchleudernd, trat ihn das ſchäumende Thier mit Füßen.

Eine Tragödie erſten Ranges ſpielte ſich innerhalb dieſer Mauern und im Zeitraum weniger Jahre ab. Wolſey war auf ſeiner Höhe und wiegte ſich in Sicherheit. Nicht die Dauer ſeines Glückes, nur die Dauer ſeines Lebens machte ihm Sorge und die klügſten Aerzte nach allen Seiten hin ausſendend, gebot er ihnen, den geſundeſten Platz in der Nähe

Londons ausfindig zu machen. — Sie fanden Hampton Court. Da entſtand jenes Schloß und jene Halle, die noch heut von der Macht und Prachtliebe ihres Erbauers Zeugniß geben und am 13. Juni des Jahres 1525 war es, daß König Heinrich von London hernieder kam und einzog in den Prachtbau ſeines erſten Dieners, der ſein Herr war. Da ſtand hier ein Thronhimmel und ihm zunächſt der Polſterſtuhl des Cardinals, da miſchte ſich unter die Banner der Tudors, die von allen Pfeilern herabwehten, das zudringliche Wappen des Cardinals und der prieſterliche Hofſtaat, darunter alter Adel des Landes, überſtrahlte an Gold und Glanz die Schranzen des königlichen Hofes. Der König ſah's und ein Schatten zog über ſein Antlitz; da verneigte ſich der geſchmeidige Cardinal und ſprach: dies hab' ich gebaut, daß es Deiner würdig ſei; Hampton Court iſt Dein.

Das war ein königliches Geſchenk; noch im Geben that es der Diener dem Herrn zuvor.

Glänzendere Tage kamen, die Tage Anna Bulen's und mit ihnen die Schickſalsſtunde des Cardinals; zum erſten Male wagte er es, zwiſchen die königliche Leidenſchaft und ihr Opfer zu treten und ſiehe da — er war das Opfer ſelbſt. Ueber ihn hinweg ging der Hochzeitszug der Anna Bulen.

Und wieder andere Tage folgten. Wolſey lag vergeſſen auf einem Kirchhof in Leiceſterſhire, ſeine Siegerin aber, nun ſelbſt beſiegt, ſchrieb jene ſchönen Sterbeworte: „Sie machten mich zur Königin und da ich auf Erden nicht höher ſteigen kann, machen ſie mich heut zu einer Heiligen.“

Dann fiel ihr Haupt.

Und ſtiller ward's in Hampton-Court, bis die Braunſchweiger kamen, die unberühmten George, die allen Ruhm dem Lande ſelber ließen. Die Wiederſpiegelung vergangener Zeit begann, und hier in eben dieſer Wolſey-Halle dehnte ſich der Hof der Königin Charlotte auf Plüſch- und Polſterſitzen und klatſchte Beifall, als von der Bühne herab Shakeſpeare's Heinrich VIII. oder der Sturz Wolſey's an ihrem lauſchenden Ohr vorüberzog.

Doch laſſen wir jetzt die Halle, um uns dem neueren Theil des Schloſſes und ſeiner Bildergallerie zuzuwenden. Wir erſteigen eine ſchöne breite Treppe, freuen uns an den ſchlanken Ulanen-Geſtalten, die, mit angefaßtem Karabiner, ſteif und ſtramm daſtehen wie die Treppenpfeiler ſelbſt daran ſie lehnen, und treten jetzt in den erſten jener Bilderſäle ein, die in ſcheinbar endloſer Reihe ſich durch zwei Flügel des Palaſtes hindurch erſtrecken.

Die Gallerie von Hampton-Court hat keinen Weltruf wie die Dresdner, die Wiener und Verſailler, der italieniſchen Schätze völlig zu geſchweigen. Und in der That, wer lediglich von künſtleriſchem Intereſſe geleitet dieſe weiten Säle durchwandert, wird ziemlich unbefriedigt ſie wieder verlaſſen und ſelbſt der National-Gallerie — deren drei Murillos ſie ohnehin vor der Verurtheilung retten — im Stillen Abbitte thun. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich Gallerien gelegentlich auch in anderem Intereſſe durchwandere, als um den Schönheitslinien Raphaels nachzugeben, und welcher Hamptoncourt-Beſucher gleich mir ein Gefühl für die engliſche Geſchichte mitbringt, das an Lebhaftigkeit dem künſtleriſchen mindeſtens die Wage hält, der wird dieſe Zimmerreihen nicht ohne Erregung und Befriedigung durchſchreiten können.

Es iſt ein Revueabnehmen über die Träger der engliſchen Geſchichte ſeit jener Zeit, die dieſes Schloß entſtehen ſah. Die erſten Säle bieten wenig, bis plötzlich im dritten oder vierten das Auge durch eine Fülle von Portrait-Schönheiten wie geblendet wird. In oberſter Reihe, zunächſt der Decke, gewahrſt Du die ſchönen Buhlerinnen Karl's II. und Angeſichts dieſer lachenden Geſichter mit den koketten Ringellöckchen und den ſinnlich aufgeworfenen Lippen, mildert ſich Dein Urtheil über die Schwäche des liebenswürdigen Stuart. Je länger Du verweilſt, je mehr wirſt Du erſchüttert in Deinen feſteſten Grundſätzen, zumal wenn Du zu Füßen jener verführeriſchen Weiber, in gleicher Höhe faſt mit Deinem Auge, die lachenden Portraits ihrer Söhne und Töchter gewahrſt, zu deren angeborener Schönheit ſich das durchgeiſtigende Bewußtſein geſellt: wir ſind von königlichem Blut.

Weiter ziehen wir an Hunderten von Bildern aller Schulen gleichgültig vorüber, bis endlich der Hauptſaal der Gallerie, ſchon durch ſeine Größe auffällig, ſich vor uns aufthut und uns verweilen macht. Ich möchte ihn den Holbein-Saal nennen. Mindeſtens 20 — 30 Stücke des alten Meiſters finden ſich hier vereinigt und die ganze Tudorzeit — der er angehörte — tritt an eben dieſer Stelle in ihren Hauptgeſtalten uns ſprechend entgegen. Da iſt Heinrich VIII. (drei oder viermal) und neben ihm — ſein Narr; da iſt Maria Tudor, reizlos und wie es ſcheint mit widerſtrebender Hand gemalt; da iſt Eliſabeth, in einer ganzen Reihe von Blättern: als Kind, als Mädchen, als Königin, als Greiſin ſelbſt und zwiſchen inne in einem perſiſchen Phantaſie-Koſtüm. Ich ſah nie etwas Entſetzlicheres. Da grüßt uns mit hoher ſprechender Stirn, über der eine thurmhohe, abenteuerliche Friſur balancirt, die ſchöne Anna von Dänemark, die Gemahlin Jakob's I., jenes aufgeſchwemmten Vielwiſſers, der eiferſüchtig die Augen ſeiner Frau verfolgte, wenn ſie, wie zur Erholung, ausruhten auf der Schönheit eines jungen Schotten-Lords. Ein rührendes Lied blieb uns aus jener Zeit, ein Lied vom hübſchen Grafen Murray, der zur Unzeit ſeiner Königin gefiel und ſterben mußte, weil er ſchöner war als König Jakob ſelbſt. Das Lied iſt alt und lautet ſo:

Ihr bunten Hochlands Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Im Lenze, ach, im Lenze —
Sie ſpielten Federball,
Lord Murray's ſtieg am höchſten
Und überſtieg ſie all.

Im Sommer, ach, im Sommer —
Auszogen ſie zum Strauß.
Da rief das Volk: Lord Murray
Sieht wie ein König aus.

Im Herbſte, ach, im Herbſte —
Zu Tanze ging es hin,
„Mit Murray will ich tanzen!“
Rief da die Königin.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Ihr bunten Hochlands Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Armer Lord Murray, arme Königin! Aber Euer Leid erliſcht vor einem größeren: dort aus ſchlichtem Rahmen heraus ſchaut, als weine ſie im tiefſten Herzen, das blaſſe Antlitz Maria Stuarts. Und doch war ſie noch halb ein Kind, als ſie dem Maler zu dieſem Bilde ſaß. Ein Kloſterſchleier umhüllt weiß und dicht das ſchmale, feine, geheimnißvolle Geſicht, das nichts hat von jugendlicher Heiterkeit, und es beſchleicht uns der Gedanke, als fühle ſie ſich unheimlich unter dieſen Eliſabethköpfen, die von allen Seiten her auf ſie herniederblicken.

Noch weitere Säle folgen, aber unſer Intereſſe hat ſeinen Höhepunkt erreicht und ſelbſt ein Paſtellbild „des alten

Fritz.“ der aus einer Geſellſchaft reifröckiger Prinzeſſinnen heraus uns mit ſeinem klaren Königsauge grüßt und unſer preußiſches Gefühl erwachen macht, feſſelt uns nur auf Augenblicke. Gleichgültig an muthmaßlichen Raphaels (wo gäb' es deren nicht!) und noch muthmaßlicheren Michel Angelos vorüber eilend, erreichen wir auf's Neue die breite Ausgangstreppe, deren Plan noch immer wie in Stein gebauen daſteht und die teppichbedeckten Stufen ſchnell herniedergleitend, athmen wir auf, als nach der Schwüle, die uns von Saal zu Saal begleitete, jetzt plötzlich die friſche Parkluft unſre Stirne kühlt und ſtatt einer endloſen Reihe von Bildern jenes *eine* vor uns hintritt, das immer wieder mit ſeinem Zauber uns beſchleicht.

Schnell durchflog ich die Gänge, von jenem Kraftgefühl beherrſcht, das in der letzten Stunde eines Galleriebeſuchs der Herr über alle anderen zu werden pflegt — vom Hunger.

Fünf Stunden waren ſeit jenem feierlichen Augenblick vergangen, wo Mr. Taylor's erſter Champagnerpfropf in die Luft paffte, und als ich ſo hin und her irrte, wandelte mich plötzlich wie ein Geſpenſt der Gedanke an: wenn Du zu ſpät kämſt, wenn alles vorüber wäre! Da weckten mich Stimmen und munteres Gelächter aus meiner finſteren Betrachtung und um mich blickend, gewahrt' ich unter einem Kaſtanienbaum meine geſammte Begleiterſchaft: die beiden Gentlemen ſtehend und ſchwatzend, die Lady's in's Gras gelagert und Kränze flechtend. Miß Harper warf mir den ihren zu und lachend fing ich ihn, wie einen Reifen beim Reifenſpiel, mit meinem vorgeſtreckten Arme auf. „Ich glaubte, Sie hätten uns vergeſſen," rief ſie ſchelmiſch unter ihrem Hut hervor, und ſah mich an als wiſſe ſie's doch am beſten, daß keines Mannes Auge ihrer Lieblichkeit jemals vergeſſen könne. Dann erhob ſich alles — geſunder Appetit umſchlang uns mit einem Eintrachtsbande — und dem Boote zueilend, glitten wir in der nächſten Minute ſchon quer über den Strom hin an das jenſeitige Ufer, wo eine prächtige, nach allen Seiten hin von Weidengebüſch umgrenzte Wieſe wie geſchaffen war für ein luſtig verſchwiegenes Diner. Eine Koppel Pferde, die im erſten Augenblick halb ſtutzig halb neugierig die ungeladenen Gäſte empfing, machte bald den beſcheidenen Wirth und überließ uns das Terrain. Wir aber hatten bereits den Stamm einer mächtigen alten Rüſter zu unſerm Lagerplatze auserſehen und eh eine Viertelſtunde um war, breitete ſich auf dem Raſen vor unſern bewundernden Augen eine wohlgedeckte Tafel aus. Reizend ſtach das weiße Linnen von dem ſaftigen Grün des Raſens ab, aber reizender noch ſchimmerte die gelbe Kruſte einer koloſſalen Hühnerpaſtete, die von den kunſtgeübten Händen der alten Miſtreß May gebacken, den gebührenden Platz in der Mitte der Tafel einnahm. An den vier Zipfeln des Tiſchtuchs ſchimmerten abwechſelnd die Staniolkuppen Mr. Taylors und die geſchliffenen, Portweingefüllten Karaffen, die Mr. Owen und ich ſelber als Picknick-Contingent geſtellt hatten; am linken und rechten Flügel der Rieſenpaſtete aber lagen in ſchlichter Brodgeſtalt die Gaben der Miß Harper: zwei Königskuchen, deren kleine Roſinen zahllos wie die Sterne am Himmel lachten. So war das Mahl; drum herum aber, auf den umgeſtürzten Kiſten und Körben, ſaßen ſieben lachende Menſchen und dankten in kindlicher Fröhlichkeit dem Geber aller Dinge. Der Portwein war längſt hin und die Hühnerpaſtete nur noch eine Ruine, da ergriff ich ein volles Glas Champagner, und mich hoch aufrichtend, ſchloß ich die Mahlzeit mit jenem Toaſte, der von Herzen kommend, in britiſchen Herzen noch immer ſein Echo fand: Old-England for ever!

Der verengländerte Deutſche.

Einer meiner Freunde erzählte mir: Gebrüder Miller ſind eine wohlbekannte Firma in der City von London. Vor Zeiten hießen ſie Müller und waren ſo loyale Berliner, wie ſie das Spandauer Viertel nur je in ſeiner Mitte ſah. Vor zehn Jahren vertauſchten ſie die Papenſtraße mit Moorgate-Street und erſetzten den heimathlichen Klappkragen durch aufrechtſtehende Vatermörder. An dieſe — fuhr mein Freund fort — hatt' ich einen Kreditbrief in der Taſche. Guten Muthes trat ich bei ihnen ein und mich gegen zwei blonde Männer verbeugend, die am Pult einander gegenüberſtanden, fragt' ich auf deutſch: „ob ich die Ehre habe, Gebrüder Müller“ ....? our name is Miller! unterbrach mich der Angeredete und ſchrieb weiter. „Ich bringe Ihnen Grüße vom Banquier Meyerheim.... very much obliged!.... und wollte mir erlauben, Ihnen dieſe Zeilen perſönlich zu übergeben.“ Müller II. nahm den Brief in Empfang, durchflog ihn und antwortete dann: to-morrow, Sir! ten o'clock if you please.

Das war mir zuviel und beide Arme in die Seite ſtemmend, ſchnarrte ich im entſchiedenſten Jargon unſerer Heimath: „Wat! zwee Berliner un keen Wort deitſch nich? Shame, indeed!“

Ob wahr oder erfunden (mein Freund excellirt in Anekdoten), jedenfalls darf ich verſichern, daß die Gebrüder Miller aus dem Leben gegriffene Typen ſind. Unter hunderterlei Namen bin ich ihnen in allen Kreiſen der Geſellſchaft begegnet und dem Niederdrückenden dieſer Erfahrung hab ich nur den einen Troſt entgegenzuhalten, daß das Jahr 48 dieſer nationalen Verkommenheit ein Ende gemacht zu haben ſcheint. Was von dieſer Miſere bisher mir in den Weg trat, war in vormärzlicher Zeit über den Canal gegangen. Nicht als ob ich — wie man geneigt ſein könnte aus dieſem Lob zu ſchließen — den unbedingten Bewunderern jener Bewegungsepoche angehörte. Keineswegs. Aber die Untreue und die Maßloſigkeit, die Illoyalität und die Verkehrtheit jener Zeit, die ſo oft und ſo gebührend verurtheilt worden ſind, ſollten uns die nationale Seite, dieſen geſunden Kern jener Erhebung, nicht undankbar verkennen laſſen und uns nicht blind gegen die Thatſache machen, daß ein deutſcher Geiſt, wie ihn die Freiheitskriege ſahen, erſt unter den Gewehrſchüſſen des 18. März wieder erwachte, ähnlich wie der Frühling unter Donnerſchlägen ſeinen Einzug zu halten liebt.

Selten nur trifft man im bunten Treiben der Weltſtadt auf Einzelne jener Flüchtlinge, die der Sturm der letzten Jahre an die engliſche Küſte geworfen hat; ſie lieben Zurückgezogenheit und verkehren (mit Ausnahme eines in Kneipenroheit verkommenen Abhubs) geräuſchlos unter einander. Aber häufiger faſt als einem lieb iſt, begegnet man den „Landsleuten aus der alten Schule." Ueberall in der City — in den Leſezimmern des Lloyd wie an der Kornbörſe in Mark-Lane, in den Docks-Kellern wie an den Eßtiſchen des Mr. Simpſon — ſtößt man auf ihre unerquicklichen Geſichter; keiner aber lernt ſie beſſer kennen als der Beneidenswerthe, der in einer Kaufmannsſtadt an der Nord- oder Oſtſee zu Haus, ein Empfehlungsſchreiben an dieſe oder jene deutſch-engliſche Firma in ſeinem Lederkoffer mit herüberbringt, — und an die Erfahrungen ſolcher Bevorzugten richt' ich jetzt die Frage: ob es etwas Troſtloſeres giebt, als die Geſtalt des „verengländerten Deutſchen."

Der engliſche Kaufmann iſt praktiſch, iſt auf Erwerb aus, iſt Kaufmann durch und durch. Aber — vorausgeſetzt, daß er jemals die Ader eines Gentleman in ſich hatte — ſo bleibt ihm dieſe wie eine Schutz- und Grenzlinie gegen den Schacher durch alle Phaſen ſeines Lebens hindurch, und wenn er begreiflicherweiſe auch in der Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit ſeines Strebens nach Erwerb, kein Gegenſtand unſerer beſonderen Zuneigung werden kann, ſo können wir ihm doch um der Klugheit ſeiner Combination und der Energie, Ruhe und Gradheit ſeiner Handelsweiſe willen, unſre Hochachtung nicht verſagen. — Wie anders der deutſche Kaufmann, der herüberkommt! Aengſtlich bemüht, an den engliſchen Kaufmann gleichſam hinan zu wachſen, hat er bei ſeinem Betreten britiſchen Bodens nichts Eilfertigeres zu thun, als unter der

Aufſchrift: „Sachen ohne Werth“ das Bischen deutſche Liebenswürdigkeit, das er in Geſtalt von Bonhommie, gemüthlichem Spießbürgerthum, Ungenirtheit und derbem Witze mit herüberbrachte, in die väterliche Wohnung zurück zu ſchicken, und ohne im Geringſten das feine Auge für all die Vorzüge zu haben, die den engliſchen Kaufmann — und ſei er der erwerbsluſtigſte — noch immer charakteriſiren, ſetzt er ſeinen ganzen Eifer daran, ihn in allerhand Manieren (natürlich immer die ſchlechteſten) zu erreichen, in Manipulationen und Kunſtgriffen, die freilich am meiſten in die Augen ſpringen, aber den ächten Engländer ſo wenig ausmachen, wie etwa das Dreinſchlagen mit Kolben einen tüchtigen Offizier.

Dennoch iſt der verengländerte Deutſche innerhalb der Geſchäfts- und Handelsſphäre nur *halb er ſelbſt*. Bereicherung! ſteht auf der Fahne jedes Kaufmanns und die ungeſchickteren Hände, mit denen die deutſche Copie des engliſchen Kaufmanns im Golde wühlt, die gierigeren Augen, mit denen er es verſchlingt, wollen wir ihm nicht zu hoch in Rechnung ſtellen. Er iſt eben nur eine Steigerung deſſen, was jeder Kaufmann, auch der engliſche, mit ihm theilt und ſelbſt das Uebermaaß ſeiner Erwerbsluſt iſt immer noch gleichſam zu Haus innerhalb des kaufmänniſchen Berufs. Aber widerlich wird dieſe Goldjagd auf anderen Gebieten und um ſo widerwärtiger, je geiſtiger das Gebiet iſt, das der verengländerte Deutſche nicht verſchmäht, durch ſeinen Schacher (wofür er den Ausdruck „praktiſche Richtung“ hat) zu verunglimpfen. Die Künſtler, die Schriftſteller, die Gelehrten — ſobald ſie dieſer engliſchen Krankheit verfallen, machen ihr ganzes Thun zum bloßen Gewerbe und von einer liebenden Hingabe an die Sache findet ſich keine Spur mehr. Kunſt und Wiſſenſchaft werden ſich in ſolchen Händen niemals Zweck; ſie ſind nur Mittel. Nicht Mittel in jenem hohen Sinne, wie innerhalb der chriſtlichen Kunſt des Mittelalters; auch Mittel nicht in jenem erlaubten Sinne, wo ſich das Leben ſelbſt als Zweck ergiebt; nein, Mittel in jenem ſchlechteſten Sinne, Mittel zum Reichwerden, zur plötzlichen Erhebung und zum endlichen Nichtsthun, als ſüßen Lohn kurzer, lügneriſcher Arbeit. Das Troſtloſeſte ſind die deutſchen Aerzte, über die das Engländerthum hereingebrochen iſt. Ich wohnte mit einem ſolchen zuſammen; er forderte und erhielt für ein kurirtes Schnupfenfieber 20 L. St (130 Rthlr.) und erzählte mir unter Lachen den Fiſchzug, den er gehalten habe. Ich kannte auch das Opfer dieſer Prellerei und habe die betreffende Rechnung mit Augen geſehen. Man ſpricht in Deutſchland von intereſſanten Fällen und unſere Patienten ſträuben ſich dagegen, ein ſolcher zu ſein. Verarg' es ihnen, wer mag. Aber unter allen Umſtänden ſind ſie, um eben ihres Leidens willen, einer lebhaften und gleichſam nobeln Theilnahme von Seiten ihres Arztes ſicher. Solche intereſſanten Fälle kennt der deutſch-engliſche Arzt nicht; mit der Wiſſenſchaft hat er abgeſchloſſen, lernen oder verdummen gilt ihm gleich, und nur ein intereſſanter Fall iſt für ihn geblieben: die gefüllte Börſe eines Weſtend-Lords oder eines City-Kaufmanns aus dem Oſtindien-Viertel.

Ich habe mich bis hieher gemüht, ein Charakterbild des

Deutſch-Engländers zu geben; wend ich mich jetzt ſeiner mehr äußeren Erſcheinung zu. Er ſpricht alle Sprachen mit Ausnahme des Deutſchen. In ſeiner Tracht und Haltung überengländert er den Engländer. Er hat beſtändig ſchwarzen Flor um den Hut, trägt Röcke, deren Taille mehr dem ſüdlichen Wendekreis des Steinbecks, als dem mittellinigen Aequator entſpricht, excellirt in buntfarbigen Sommercravatten, ſcheitelt ſein Haar in der Mitte des Kopfes und verwendet alle möglichen Paſten und Schönheitswäſſer zur Herſtellung des (unüberſetzbaren) „egalen Teint's," dieſes entſcheidenden Kennzeichens des ächten Gentleman. O ja, ſie lernen ihm ab, wie er ſich räuspert und wie er ſpuckt, und nur ein letztes Etwas entgeht entweder ihrem Auge oder liegt jenſeits ihres Nachahmungstalentes. Dies Etwas iſt es dann, was ſchließlich doch einen Strich durch die Rechnung macht.

Ihre Taſchen liegen ſämmtlich unterm Schutz eines Brama-Schloſſes, zu dem der Schlüſſel verloren gegangen iſt. Für ſchlechtweg Bedürftige haben ſie ein ſtereotypes Achſelzucken und für die Flüchtlinge der letzten Jahre einen bequemen und billigen Hohn.

Begegnet man ihnen in der Geſellſchaft, ſo ſuchen ſie das Flachſenfingen, wo ihre Wiege geſtanden, bis zum Aeußerſten hin zu verleugnen. Fallen ſie der Ehrlichkeit des verſtellenden Wirths aber dennoch zum Opfer und zieht Neugier oder Spottluſt ſie in eine vornehme Unterhaltung mit dem jungen Huronen, der keine glanzledernen Stiefel trägt und das Unglück hat, Deutſchland ſein Vaterland zu nennen.

ſo beginnen ſie (verſteht ſich engliſch) „wie befindet ſich Ihr König? Alles noch wohlauf bei Hofe? kein neuer Orden kreirt? kein Garde-Leutnant zum Cultus-Miniſter avancirt, oder kein Alt-Lutheraner General der Kavallerie geworden?“

So geht es fort. Wer möchte ihnen die Anerkennung verſagen, daß die Pfeile ihres Spottes gelegentlich treffen; aber dieſe Renegaten und verkommenen Söhne eines auch in ſeinen Schwächen noch großen und herrlichen Vaterlandes haben nicht das Recht, dieſe Pfeile abzudrücken. Ihr Weſen geht auf in Liebloſigkeit und Undankbarkeit gegen den Boden, der ſie gebar. Sie kennen nur Schattenſeiten und vergeſſen, daß hier wie überall der Schatten das Licht vorausſetzt. Sie verwechſeln die eigene Verkommenheit mit der vergeblichen des Volkes, dem ſie angehörten und halten die Einflüſterungen eines bornirten und ſelbſtgefälligen Egoismus für die Stimme der Freiheit und politiſchen Weisheit.

Der einſichtige Engländer (freilich wie überall ein kleiner Bruchtheil) blickt beſcheiden auf die Beſonderheit ſeines durch Lage und Gang der Geſchichte bevorzugten Landes und iſt weitab ſich perſönlich das Verdienſt von Dingen zuzumeſſen, die Gottes Rathſchluß ungleich mehr als der engliſche Nationalcharakter, geſchweige deſſen modernſte Erſcheinung, hervorgerufen hat. Wilhelm III. konnte unterliegen, und England wäre unterm Scepter der katholiſchen Stuarts denſelben Weg wie die Staaten des Continents gegangen. Das verhehlt ſich kein gebildeter Brite.

England iſt kein Polizeiſtaat; aber warum nicht? weil es keiner zu ſein braucht. Disraëli ſelber ſprach es aus: unſer Land hat keine Ahnung von der Macht und Ausdehnung jener Umſturzpartei, die auf dem Continent ihr Weſen treibt. Hätten wir Aehnliches, wir würden zu ähnlichen Mitteln greifen müſſen und der Londoner Philiſter, der ſeit 40 Jahren gewöhnt iſt, ſeinen Morgenimbiß in Geſellſchaft der Times oder Morning Poſt zu nehmen, würde ſich daran gewöhnen müſſen, ſeinen Frühſtücksgefährten von Zeit zu Zeit nicht erſcheinen zu ſehen.

So ſprechen Engländer. Der verengländerte Deutſche aber ſchimpft über Polizei und Soldateska, ſpricht von der Theilung Deutſchlands wie von einer abgemachten Sache, nennt Leibniz einen Schleppenträger des Newton und Göthe-Schiller die Aushökerer des Shakeſpeare. „Ihr habt nichts als den Hegel — ſo ſchließt er — und den laſſen wir Euch.“ Ihn widerlegen, hieße ihn ehren; man läßt lächelnd einen Strom ſolcher Thorheiten über ſich ergehen und ſchreibt Abends in's Tagebuch: bei Mr. N. einen Landsmann aus der alten Schule getroffen; einer wie alle: flach, eitel, undankbar!

Von Hydepark-Corner bis London-Bridge.

Es iſt Sonnabend Nachmittag, die Sonne lacht ſo heiter nieder wie's die dunſtigen Straßen nur irgendwie geſtatten, aber mir ſelber nimmt die Sonnenheiterkeit nichts von meiner irdiſchen Verſtimmung und ich greife zu meinem letzten Erhebungs- und Zerſtreuungsmittel, zu — einer Omnibusfahrt von Weſtend bis in die City.

Da kommt er ſchon mein alter Freund der **Royal Blue**, der zwiſchen Hydepark-Corner und der Londonbrücke läuft, und ſeinen höchſten Platz mit der doppelten Raſchheit eines deutſchen Turners und Londoner Pflaſtertreters erkletternd, rollt der Wagen in demſelben Augenblick weiter, in dem er anhielt mich aufzunehmen. Ein Blick nach links in den Hydepark und rechts auf den Triumphbogen des alten Siegesherzogs! nun aber die Augen gradaus und hinein in das Treiben Piccadillys, deſſen Pflaſter wir jetzt geräuſchlos hinunterfahren.

Die erſte Hälfte Piccadillys gleicht einem Quai: zur Linken nur erheben ſich Paläſte und Häuſer, rechts aber dehnt ſich, einer Waſſerfläche gleich, der Green-Park aus und labt das Auge durch ſeinen Raſen und die freie Ausſicht zwiſchen den Bäumen hindurch. Ein leiſer Wind weht herüber und nimmt auf Augenblicke dem Tage ſeine Schwüle; mir aber wird freier um die Stirn und unter Lächeln gedenk' ich meines Heilmittels, das ſich wieder zu bewähren ſcheint.

Weiter geht es, der Quai verengert ſich zur Straße und verliert an Vornehmheit, ſchon aber biegt der coachman rechts in Regent-Street hinein, und die Zügel nachlaſſend geht es jetzt bergab und raſcher denn bisher dem ſchönen Waterloo-Platze zu. Vor uns ſteigt die York-Säule auf; Carlton-Houſe, der Sitz der preußiſchen Geſandtſchaft, zeigt uns ſeine hohen Eckfenſter; Palaſt neben Palaſt lagert ſich vor unſern Blick, aber eh' wir noch die Minerva-Statue auf einem derſelben mit Sicherheit erkannt haben, wendet ſich der Omnibus, links einbiegend, dem öſtlichen Ausläufer der Pall-Mall-Straße zu, und an Hôtels, Kunſtläden und Clubhäuſern vorbei geht es dem eigentlichen Mittelpunkte Londons, dem Trafalgar-Square entgegen.

Da ſind wir: die Fontainen thun das ihre (freilich nur ein beſcheidner Theil); der Sieger von Trafalgar ſchaut von ſeiner Colonne herab; die National-Gallerie zieht ſich, als fühle ſie die Schwächen ihrer Schönheit, beſcheiden in den Hintergrund zurück, und von Northumberland-Houſe hernieder grüßt uns der Wappenlöwe des Hauſes, der mit gehobenem Schweif dort oben frei in Lüften ſteht und von den Percy's, dem Löwengeſchlechte Alt-Englands erzählt.

Immer weiter! Der Square liegt dicht hinter uns; das iſt der „Strand", der ſein buntes Leben jetzt vor uns entfaltet. Er iſt die Verbindungslinie zwiſchen Weſtend und der City, und der Charakter beider findet ſich hier in raſchem Wechſel nebeneinander. Neben den immer zahlreicher werdenden Läden und den Theatern zweiten Ranges erheben ſich Paläſte wie Kings-College und Sommerſet-Houſe, und neben der Lady, die eben die Requiem-Probe oder das Oratorium in Exeter Hall verläßt, an deſſen Aufführung ſie ſich mit gutem Willen und ſchwacher Stimme betheiligte, ſchreitet der Affichenträger, dieſe originelle Erfindung engliſcher Marktſchreierei, wie ein wanderndes Schilderhäuschen einher, deſſen papierne Wände nach allen vier Seiten hin ausſchreien: „Feuerwerk in Cremorn-Gardens", oder „Raſirmeſſer, ſcharf und billig. Ecke von Strand und Cecil-Street."

Mein Auge hält ſich rechts; kurze Querſtraßen laufen zur Themſe hin, mitunter blitzt der Strom ſelbſt blau und ſchimmernd hindurch. Wie lacht mir das Herz! aber die nächſte Nähe feſſelt aufs Neu das Auge: Häßliches und Blendendes, Alltägliches und Niegeſchautes drängen ſich mit Blitzesſchnelle an uns vorüber. Hier zur Rechten ſcheinen die Dentiſten ihr Quartier zu haben. An den Fenſtern und Hausthüren begegnen wir künſtlichen, zierlich aus Elfenbein gedrechſelten Todtenköpfen, die ſich geſpenſtiſch im Kreiſe drehn und mit ihren grinſenden Mauſezähnchen, ländlich ſittlich, die Annonce übernehmen: hier wohnt ein Zahnarzt.

Weiter! der „Strand“ erweitert ſich zu einem Kirchenplatz, aber nur um ſich plötzlich wieder zu verengen, — und durch Temple Bar, das alte City-Thor hindurch, rollt jetzt unſer Omnibus in Fleet-Street hinein. Was iſt das? Tauſende ſperren an jener Ecke den Weg. „Weekly Dispatch“ oder „Illustrated News“, ich hab' es vergeſſen welches von beiden, ſteht mit rieſigen Buchſtaben an der Front des belagerten Hauſes. Was will man? hat ſich der Redacteur gegen die Souverainetät des Volkes vergangen? hat er eine Brot-Taxe beantragt? nichts von dem allen. In Cheſter iſt heut Wettrennen, das iſt Alles. Unabläſſig ſpielt der Telegraph von dort herüber und jede neue Meldung wird zu Nutz und Frommen des theilnahmvollen Publikums in großen Buchſtaben ſofort ans Fenſter geklebt. Unerklärliche Begeiſterung! Armes Volk iſt's, was ſich da drängt. Tagelöhner die keine Geis geſchweige ein Pferd im Stalle haben, und doch will jeder wiſſen, was 50 Meilen nördlich in Cheſter geſchieht und ob der „Lalla Rookh“ oder der „Wilberforce“ gewonnen hat.

Endlich ſind wir hindurch; der Menſchenknäuel ſchließt ſich wieder, während wir Farringdon-Street durchſchneiden und das anſteigende Ludgate-Hill in kürzerem Trab hinaufſahren. Jetzt ſind wir oben, unmittelbar vor uns ſteigt der Maſſenbau St. Pauls in die Luft. Seine Glocken beginnen eben zu tönen, um den Sonntag einzuläuten. Aber ſelbſt die Stimme ſeiner Glocken wird überdröhnt und überraſſelt, denn immer näher kommen wir der Handelswerkſtatt der eigentlichen City und ſchon haben wir Cheapſide rechts und links. Welche Läden das, welche Fülle, welcher Glanz! Alle Früchte des Südens, dazwiſchen die großen ſpaniſchen Trauben, liegen hochaufgeſchichtet hinter den Spiegelſcheiben der Schaufenſter und ein Londoner Witzwort wird uns gegenwärtig, das da heißt: ein Franzoſe macht zwei Läden von dem, was ein Engländer ans Fenſter ſtellt.

Und nun Poultry, und nun die Börſe und die Bank! Von allen Seiten münden hier die Straßen ein, ſchon wird die Maſſe unentwirrbar und noch immer hat die City nicht ihr Letztes gethan. Südlich geht's, in King William Street hinein und der Londonbrücke unter verdoppelten Peitſchenſchlägen zu. Da iſt ſie, oder doch da blinkt ſie herüber, denn ſiehe, ſo nah am Ziel ſind wir noch weitab von ihm. Es iſt fünf Uhr und die City-Omnibuſſe haben ſich eben angeſchickt, alles was die Woche hindurch am Pulte ſtand und die Comtoir-Feder hinterm Ohre trug, nach den aberhundert Vorſtädten und grünen Dörfern hinaus zu ſchaffen, die in meilenweitem Kreiſe die Stadt umgeben und nach denen die City-Menſchen ſich ſehnen, wie der Bergmann in ſeinem Schacht nach Gottes Sonne da oben. Hunderttauſende wollen hinaus, in dieſer Stunde, in dieſer Minute noch, und ſelbſt der London-Brücke und ihren Dimenſionen verſagen die Kräfte. Tauſende von Fuhrwerken bilden einen Heerwurm; die lange Linie von King William-Street bis hinüber nach Southwark iſt eine einzige Wagenburg und minutenlanger Stillſtand tritt ein.

Ich ſpring herab, ich dränge mich durch; treppab komm ich an den Landungsplatz der Dampfſchiffe, ich beſteige das erſte beſte und wieder ſtroman fahrend, ſchau ich von der Mitte des Fluſſes her dem Drängen und Treiben zu, das auf der Brücke noch immer kein Ende nimmt. — Die Fluth kommt und bringt eine luſtige Briſe mit, ich nehme den Hut ab und ſauge die Kühlung ein. Mein Kopf brennt und fiebert, aber hin iſt alle Verſtimmung und mir ſelbſt zum Trotz murmle ich vor mich hin: dies einzige London!

Miß Jane.

Ich hatte Empfehlungsbriefe an Miß Jane. Als ich ſie abgab war ſie aufs Land. Wochen vergingen; ich hatte die Briefe vergeſſen. Eines Morgens beim Frühſtück erhielt ich folgende Zeilen:

10 Angel Terrace, New-Road (Pentonville).

Miß W. empfiehlt ſich Herrn F. und drückt ihm ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ſie außerhalb der Stadt war, als Mr. F. die freundlichen Zeilen aus Deutſchland ihr in Perſon zu überbringen gedachte. Miß W. würde ſich Herrn F. ſehr verpflichtet fühlen, wenn er ihr Gelegenheit zu mündlicher Aeußerung ihres Dankes geben wollte und erlaubt ſich ihm anzuzeigen, daß ſie allabendlich nach 7 Uhr zu Hauſe iſt. — Freitag Nachmittag.

Andren Tages ſchickt' ich mich an, dieſer freundlichen Aufforderung nachzukommen. Es war Sonnabend und einer jener ſchwülen, ſtaubigen Tage, wo man die Luft Londons wie den Puls eines Fieberkranken fühlt. Von meiner Wohnung aus bis Angel-Terrace war nicht allzuweit. Ich paſſirte Euſton-Square und bog in die nördliche Lebensader Londons ein, die unter dem Namen New-Road von Paddington und Bayswater bis Pentonville und Islington läuft. Mein Weg führte gradaus; ich konnte nicht fehlen. Von Zeit zu Zeit blieb ich ſtehen und ließ den Wirrwarr der Scene an mir vorüberziehn. Es war das erſte Mal, daß ich in dieſe Gegend kam und ſo gewiß es London war, das nur ein neues Blatt ſeines Wunderbuches vor mir aufſchlug, ſo gewiß doch war dies Blatt eben neu, und faſt vergaß ich im Anſchauen dieſes wechſelnden Treibens, daß mich Andres hierher geführt hatte als die Luſt an einer Straßen-Studie. Dieſelbe Fülle von Leben lag hier vor mir wie in Piccadilly und Oxford-Street und doch hatte Alles wieder einen andren, zum Theil völlig abweichenden Charakter. Die blitzenden Kaufläden fehlten ganz, Cabs und Gigs waren ſelten, kein modiſcher Frack in ganz New-Road, geſchweige das Barègekleid einer Lady von Stande. Nur Omnibus auf Omnibus jagte vorüber, Arbeiter in Jacke und Mütze hockten oben auf; — ein Augenblick Halt! und wieder weiter trabend wirbelte eine neue Staubwolke in den Straßenſtaub hinein. Trödelläden überall und Magazine für Auswandrer; an den Ecken aber das unvermeidliche Bierhaus. Freilich auch Reizendes bot ſich dar. Die Breite der chauſſirten Straße und ihre Bäume und Gärten thaten dem Auge wohl; und der Geldregen, der beſtaubt über die Eiſengitter hing, dazu das Auf und Nieder des Terrains, vor Allem aber die dämmerblauen Hügel von Highgate, die von fern her in dies wüſte Treiben niederblickten, gaben dem ganzen Weg, der ſich vor mir hinzog, einen wunderlichen Miſch-Charakter von Landſtraße und Weltſtadt.

Kings-Croß hatt' ich paſſirt; die Häuſer zur Rechten wurden eleganter, Mädchen-Penſionate lagen hinter den Gittern und kündigten ſich durch klöſterliche Stille noch deutlicher an als durch Inſchriften, oder das meſſingne Klingelſchild ihrer Miſtreß. So erreicht' ich Angel-Terrace. Als ich die Gitterthür hinter mir zuwarf, war es als ſei ich in eine neue Welt getreten. Das Gitter und das hohe Strauchwerk das ſich an ihm entlang zog, lagen wie eine Scheidewand zwiſchen hier und draußen. Der Staub drang nicht durch und gönnte mir wieder einen freien Athemzug; ſelbſt der Lärm brach ſich an dieſer hohen grünen Wand und klang wie fernes Summen und Rauſchen. Heiter ſchritt ich den Kiesgang entlang, der zwiſchen zwei blumenloſen und doch ſo erquicklichen Raſenplätzen hinlief und war eben im Begriff den Klopfer zu faſſen, als die Thür ſich wie von ſelber öffnete und ein alter Herr mit freundlicher Stimme mir zurief: „Kommen Sie nur, Jane wartet ſchon!“ Es war ihr Vater. Wir traten in ein Zimmer zur Linken. Sein Anblick bot nichts Beſondres dar; engliſche parlours gleichen ſich wie ein Ei dem andren. Miß Jane trat mir entgegen und reichte mir, nach ſchöner engliſcher Sitte, ihre Hand. Es war eine weiße vornehme Hand. Die gewöhnlichen Begrüßungsworte wurden gewechfeſt; dann nahm ich Platz. Das Waſſer im Keſſel ſiedete, der Alte nahm die Taſſen vom cup-board, Miß Jane löſte die Schalen von den zierlichen kleinen Krebschen, die auf dem Tiſche ſtanden, und ſprach und fragte zu mir herüber. Sie war nicht ſchön, nur ihre Augen waren es. Es lag ein Etwas in ihnen als lachten ſie gern, und zugleich doch ſah man, ſie hatten viel geweint. Ich kannte die Geſchichte Miß Janes; hätt' ich ſie nicht gekannt, ich hätte ſie aus dieſen Augen leſen können.

Ihr Vater war nach Deutſchland gegangen als ſie noch ein Kind war. Damals war er reich geweſen, faſt ein Millionär. Unter Glanz und Fülle war Miß Jane herangewachſen; ſie ſang, ſie ſpielte, ſie hatte berühmte Lehrer gehabt, ſie hatte in Concerten geſungen und den Ertrag ihres Spiels der Armuth in den Schooß geſchüttet. Nun ſang ſie auch und ſpielte und lehrte, aber nur für ſich und ihren Vater. Sie waren ſelber arm geworden. Das verwöhnte Kind, die vornehme Dame erwarb ihr Brot jetzt als engliſche Governeß. — Die Armuth in Deutſchland hatte ſie leicht getragen; ſie hatte Freunde gehabt, *deutſche* Freunde, die den Menſchen nicht nach Guineen wägen, — und in fremden Häuſern weiter genießend, was ſie einſt im eignen geboten hatte, war ſie arm geworden ohne zu fühlen, was Armuth ſei. Aber dieſe Tage halben Glücks hatten nicht angedauert. Der alte Kaufmannsgeiſt war wieder über den Vater gekommen, es hatte ihn zurückgezogen nach England, nach London, nach der City, nach der alma mater des Handels; — er wollte wieder reich werden wie er arm geworden war und Jane hatte ihn begleiten müſſen. Sie hatten Wohnung genommen in der City, auf deren finſtren Comtoiren der Alte nun wieder ſaß und rechnete wie 30 Jahre früher; er hatte das Glück auf's Neue verſucht, und vergeſſen, daß die Göttin nur die Jugend liebt und vorbeigeht an jedem weißen, ſorgenvollen Haupt. Alles ſchlug fehl; ſchwere Tage kamen; Miß Jane war entſchloſſen und ſuchte ihre Bücher und ihre Noten hervor. O, ſie war klug und ihre Stimme glockenhell, ſie brauchte ſich nicht lange umzuthun, und die Demüthigung wenigſtens blieb ihr erſpart, ihre Dienſte vergeblich angeboten zu haben. Die mühevollen Tage einer governess begannen für ſie. Früh morgens nach Kings Croß, um den Omnibus abzuwarten, ſpät Abends heim mit dem Notenbuch unterm Arm. Wie viele dieſer blaſſen, abgehärmten Geſichter ſah ich auf meinen Kreuz- und Querzügen, wenn ich von London-Bridge bis Chelſea fuhr, — wie eilten ſie die Treppe hinunter, um den Steamer nicht zu verpaſſen und wie ſchnell ging's wieder über die hölzerne Brücke und über den ſchwankenden Pier hinweg, wenn das Boot anhielt bei Lambeth Palace, oder Vauxhall-Bridge! Wie oft hatte ich theilnahmvoll in ſolche ſtillklagende Augen geblickt, nicht ahnend, daß ich ihnen einſt ſo nahe gegenüber ſitzen ſollte.

Und ſaß ich ſolchen Augen denn gegenüber? war das noch dieſelbe Miß Jane, waren das noch die umflorten Augen, die mich bei meinem Eintritt begrüßt hatten? Sie lachten jetzt, als hätten ſie nie geweint. Ein Zauber war wirkſam geworden und dieſer Zauber hieß Deutſchland und deutſches Wort. Der Alte ſelbſt ging auf in den Jubel ſeiner Tochter und die Erinnerung an zwanzig glückliche Jahre, die er unter uns verbracht, ließ ihn ſein Engländerthum und die fixe Idee neu zu erwerbenden Reichthums vergeſſen. Sein Herz floß über von Liebe und Dankbarkeit gegen unſer Land und mehr denn einmal rief er: „Bei Ihnen giebt es Menſchen und Herzen, aber dies England hat nur Beine und Börſen.“ Vater und Tochter wetteiferten und der ganze Reichthum deutſchen Lebens wurde mir an dieſer Stätte gegenwärtig wie nie zuvor. Hundert kleine Züge unſres Lebens, überſehen ſonſt um ihrer Alltäglichkeit willen, machte mir hier die dankbare Rückerinnerung dieſer Beiden wie zum Geſchenk und ich erſchien mir gleich dem reichen Hypochonder, der über Noth und Elend klagt, weil er die Schätze ſeines Nachbars nicht mitbeſitzt, bis ihm plötzlich die ſchwarze Binde vom Auge fällt und er ſieht, was er lange hätte ſehen können, daß er reich iſt und immer war.

Von dem Abend an war ich ein häufiger Gaſt in Angel-Terrace; jede Klage über das ſelbſtiſche England und jede Sehnſucht nach Deutſchland hin fand dort ein lautes Echo. Wollt' ich Herzen haben, die ſich mit mir freuten über Empfang eines Briefes aus der Heimath, ſo richtete ich meine Schritte New-Road hinauf, und als ich zum letzten Male dieſen Weg ging, war mir's, als ſollt' ich eine zweite Heimath aufgeben, um die erſte wieder zu gewinnen.

Der Abſchied war kurz; Miß Jane's Augen lachten nicht mehr; der Alte war ſchweigſam. „Unſre Wünſche begleiten Sie; könnten wir es ſelbſt!“ Das waren ihre letzten Worte.

Alte Helden, neue Siege.

Ich kam von Dulwich. Der Leſer kann nicht bereitwilliger ſein zu fragen: „was iſt Dulwich?“ als ich geneigt bin, ihm darauf zu antworten. Dulwich iſt eine Art Schönhauſen, ein freundliches Dorf mit Park und Wieſen, mit hohen Ulmen am Weg und Spalierroſen an den Häuſern, mit einem Schulgebäude im Königin Eliſabeth-Styl und einer Bildergallerie als Zugabe. Dieſe hatten wir beſucht. Es iſt bekannt, daß die engliſchen Gallerien hinter denen des Kontinents zurückbleiben und in der That, es ſollte Einem ſchwer werden, hier den Rubens unbedingt lieben zu lernen, oder gar den Titian als das zu begreifen, was er iſt. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend Murillo's, worin ſich die Gallerien von London und Dulwich brüderlich theilen, fehlen überall die Gemälde erſten Ranges. Man begegnet Raphael's, Correggio's, Titian's und ſelbſt (ungenießbaren) Michel-Angelo's, aber ſie blicken zum Theil ſo trübſelig drein, als hätte man ſie nur aufgeſtellt um das Regiſter berühmter Namen vollſtändig zu haben. Dennoch haben dieſe engliſchen Gallerien ihren Reiz und ihr Verdienſt. Wenn es ihnen verſagt blieb, das Beſte der großen italieniſchen Meiſter unſern Sinnen näher zu führen, ſo bieten ſie doch ſtets ein Beſonderes und Charakteriſtiſches dar und man verläßt kaum eine derſelben ohne das Gefühl: über dieſen oder jenen Namen erſt jetzt den rechten Aufſchluß gewonnen zu haben. So hat die Vernon-Gallerie (eine Sammlung ausſchließlich engliſcher Meiſter) ihren Hogarth und David Wilkins; ſo hat die National-Gallerie ihren Claude-Lorrain; ſo haben die Säle in Hampton-Court ihre ſeltſamen halb lächerlichen, halb klaſſiſchen Holbeins und ſo hat die Dulwich-Sammlung ihre braunen Pouſſins. Schade, daß ſich einige von der Heerde in die Räume der National-Gallerie verirrt haben und dort, ohnehin an unrechter Stelle, neben den Madonnas, ihre bacchantiſch-ſinnlichen Tänze tanzen. Könnte man ſich entſchließen dieſe mit genialer Ockerverſchwendung gemalten Satyrleiber die, grinſend, ſchlafende Nymphen belauſchen, oder nüſternd ſie umſchleichen — der Dulwich-Gallerie einzuverleiben, man würde eine Pouſſin-Sammlung haben, wie ſie nicht beſſer gewünſcht werden könnte. Dies Anſtreben einer wenigſtens einſeitigen Vollſtändigkeit — ein Zug, der überhaupt das engliſche Weſen charakteriſirt — iſt's, was der Mehrzahl dieſer Gallerieen einen Werth verleiht, den ſie anderweitig nicht beanſpruchen könnten, und was einen praktiſchen Takt bekundet, der vielen unſrer kontinentalen Bilderſammler als Richtſchnur dienen ſollte. Es iſt alter Weisheitsſpruch: nur das Erreichbare zu wollen. Weſſen Mittel nicht ausreichen die Weltgeſchichte zu umfaſſen, der macht ſich nützlicher, wenn er die Chroniken von Müncheberg oder Treuenbrietzen ſtudirt, als wenn er die römiſchen Kaiſer mechaniſch auswendig lernt; und reiche Banquiers, die gewiſſenhaft mit einem Prozent ihres jährlichen Ueberſchuſſes „der Kunſt aufhelfen wollen," thun beſſer eine Sammlung von Meyerheim's, Koekoek's oder Jordan's an den Wänden zu haben, als das „Sümmchen" an einen zweifelhaften Titian, wie z. B. „Venus und Adonis," zu ſetzen, wovon, wie ich glaube, ſieben ächte Exemplare exiſtiren.

Ich kam alſo von Dulwich; und in die Omnibus-Ecke gedrückt verſuchte ich zu ſchlafen. Aber umſonſt! Wer kennte nicht jenen unbehaglichen Zuſtand, wo der abgeſpannte Körper keine Freude am Wachen hat und der Geiſt zu aufgeregt iſt, um uns das Schlafen zu erlauben. Die alten bewährten Mittel: bis hundert zählen, und Meilenſteine Revue paſſiren laſſen waren bereits erfolglos durchprobirt, ſo deklamirte ich denn in humoriſtiſchem Aerger:

„Schlaf, holder Schlaf,
Des Menſchen zarte Amme, ſag, was that ich,
Daß Du mein Auge nicht mehr ſchließen willſt
Und meine Sinne in Vergeſſen tauchen."

Aber auch die rührende Bitte König Heinrichs fand kein Ohr und ließ den Knicker Morpheus kein Körnchen Mohn aus ſeiner Kapſel fallen. Ein Engländer neben mir las die „Times." Einen Augenblick war ich geneigt ihn zu beneiden und feſt entſchloſſen mich an der nächſten Ecke nach ähnlicher Lektüre umzuthun, aber noch rechtzeitig ward ich andern Sinnes. Zwei „Times“ leſende Omnibus-Nachbarn ſind gerade ſo ein Ding der Unmöglichkeit, wie zwei Freunde, die Arm in Arm gehen und jeder einen Familien-Regenſchirm aufſpannen wollen. So ſah ich denn über die nachbarliche Zeitung hinweg und begnügte mich damit, die ringsherum geklebten Omnibus-Annoncen: „letzte Woche von Albert Smith's Beſteigung des Mont-Blanc;“ „Webſter's wohlriechende Sparſamkeits-Nachtlichte;“ „Surrey-Theater! Unerhörter Triumph! Balfe's neue Oper; „„Der Teufel ſitzt drin!““ (The devil is in it) mit Schlußfeuerwerk.“ — zum hundertſten Male durchzuſtudiren. Man male ſich mein Erſtaunen, als ich unter den alten Bekannten plötzlich einen Fremden gewahrte, der mir in roth und blauen Buchſtaben zurief: „Cricket!! Wettſpiel zwiſchen elf Greenwich-Penſionären mit einem Arm und elf Chelſea-Penſionären mit einem Bein. Eintrittspreis: Sixpence. Ort: Kennington-Oval.“ Das war was nach meinem Geſchmack; von Müdigkeit keine Spur mehr: an Vauxhall-Bridge ließ ich halten und hatte die eine Sorge nur, vielleicht zu ſpät zu kommen; denn die Sonne ſtand bereits tief am Himmel.

Während ich raſch zuſchritt, nahm meine Beſorgniß freilich bald eine andere Geſtalt an. Mir fiel ein Gedicht, halb Lied halb Ballade ein, das eine ähnliche Situation behandelt wie die, der ich zuſchritt; und während das Mißbehagen wieder lebendig in mir wurde, mit dem ich das ſonſt zierlich und reizend gearbeitete Gedicht ſtets betrachtet hatte, ſtand ich einen Augenblick auf dem Punkte, das ſeltſame Schauſpiel dran zu geben

Jene Ballade ſpricht von einem alten Stelzfuß, der — einſt Schillſcher Huſar und mit unter den Kämpfern von Stralſund — nun im geſtickten Kollet inmitten der Jahrmarktsbuden ſteht und vergnüglich dem Karuſſellſpiel der Kinder zuſchaut. Die türkiſche Muſik wird wilder, die hölzernen Pferde drehen ſich raſcher, die Kinder jubeln lauter und ſiehe da, das alte Huſarenherz wird wie von alter Zeit berührt, und Spiel und Wirklichkeit zuſammenwürfelnd, ſchwingt er ſich auf eines der fliegenden Pferde und „jagt hinein in vergangenes Glück.“ In glatten Verſen macht ſich ſo was recht gut, aber des Pudels Kern wollte mir nimmer behagen. Das Alter wird kindiſch; gewiß! aber ich mag dieſe Wahrheit an keinem Schillſchen Huſaren demonſtrirt ſehen. Nichts troſtloſer, als heruntergekommene Ehre oder gar kindiſch gewordener Ruhm.

Das waren meine Gedanken als ich in das Kennington-Oval, eine ringsum eingezäunte, wunderſchöne Parkwieſe eintrat. Ein Blick auf das Spiel, und alle meine Bedenken waren dahin. Das war kein kindiſches Weſen, keine verzerrte Luſt, das war die Heiterkeit die den Mann ziert, und ihn doppelt ziert, wenn er ein Held. Das ganze Schauſpiel bot den Anblick eines Amphitheaters. Stühle und Bänke waren der erſte Rang, der, von mehr als tauſend geputzten Menſchen beſetzt, ſich in weitem Kreis um die Spielenden herumzog; der Bretterzaun bildete die zweite Gallerie, darauf die abgeſchworenen Feinde des Entreezahlens in bekannter Reiter-Attitüde ſaßen, jeden Augenblick zur Flucht bereit; und endlich über den ganzen Schauplatz hinweg, blickten ringsumher die Häuſer und Balkone, auf denen die Ladies ſtanden und bald auf das Spiel, bald in die untergehende Sonne ſchauten. Es war unendlich lieblich, und ein mäßiger Trompeten-Virtuos, der ſeine Stückchen in die Abendluft hineinblies, gab der ganzen Scene etwas von dem Zauber, den die Klänge unſeres lieben, geſtorbenen Poſthorns über jede Landſchaft auszugießen wußten.

So war die Scene; wie aber ſtanden Spiel und Spieler? Die Entſcheidung war nah, die nächſten Minuten mußten zeigen, wer Sieger ſein ſollte: Greenwich oder Chelſea. Die Chelſeamänner, in ihren langen Röcken von engliſch-rothem Tuch, ſtanden um drei Nummern beſſer, aber die Männer von Greenwich mit ihren matroſenblauen Jacken und dem ehrwürdigen Dreimaſter auf dem Kopf, waren am Spiel und ein guter Treffer konnte den Sieg wieder auf ihre Seite bringen. Viele hatten ihre Hüte zur Erde geworfen und das ſpärliche weiße Haar der Greiſe flatterte im Winde. Es waren faſt lauter Siebziger: bemooſte Häupter von Trafalgar und ſelbſt von Abukir, und wer ſeinen Arm bei Navarino gelaſſen hatte, war nur ein Fuchs. Da ſtanden nun die alten Schöpfer und Träger britiſchen Ruhms, kaum minder eifrig als an Bord der Dreidecker, wenn die berühmte Enterbrücke Nelſons fiel; und Matroſe und Soldat, die ſo oft gemeinſchaftlich ihre Hände nach dem Kranz des Ruhmes ausgeſtreckt hatten, hier ſtanden ſie ſich blitzenden Auges einander gegenüber und forderten ihn jeder für ſich. Wie geſagt, Greenwich war am Spiel, und ein Alter mit einem Arm und einem Bein*) (ein völliger Krüppel und doch ein ganzer Mann) ſtand, die Kelle feſt in der Hand und kein Auge von ſeinem Gegner laſſend, vor den drei Gitterſtäbchen ſeines Spiels und parirte den anfliegenden Ball mit ſichrem Blick und feſter Hand. Dreimal hatte er ihn zurückgeſchlagen, aber nicht weit genug, um mit ſeinem Stelzfuß den Hin- und Herlauf, den das Spiel vorſchreibt, zu wagen; aber jetzt, beim viertem Schlage, war das Glück mit ihm und mit der Ehre von Greenwich. Weit über das Feld weg flog der Ball und ſchnell berechnend, daß er den vorgeſchriebenen Weg werde dreimal zurücklegen können, ſetzte er ſich jetzt, auf und ab, in Geſchwindſchritt. Aber an einem Haare hing der Sieg: ehe er zum dritten Male die Stäbe erreichen konnte, war ſein Gegner (den er unterſchätzt haben mochte) dem Ziele näher als er ſelbſt. Was thun? Greenwich ſchien verloren; da ſieh, mit ſchneller Geiſtesgegenwart, warf ſich der Alte zur Erde nieder und ſchon im Fallen die Kelle verſtreckend, durchmaß er im Nu die acht Fuß Entfernung, die ihn noch von den Gitterſtäben trennten. Nicht er, aber die äußerſte Spitze ſeines Holzes war am Ziel. Ein Beifallsſturm erhob ſich ringsum; auf den Balkonen winkten die Damen mit ihren weißen Tüchern und die unermüdliche Trompete ſchmetterte Tuſch. — Das Spiel war aus und Greenwich Sieger.

---

*) Das Spiel lautete: „elf mit einem Bein gegen elf mit einem Arm;“ es blieb indeß jeder Partei unbenommen, ſich mit weniger Gliedmaßen zu begnügen, weil begreiflicherweiſe die Chance des Gegners dadurch wuchs.

Aber das wäre ein ſchlechtes engliſches Feſt, das nicht ein Feſtmahl hätte! Geſchäftige Hände ſchleppten Eichentiſche herbei. Kellner und Mägde trugen Beef und Pudding in dampfenden Schüſſeln auf, und ehe zehn Minuten vorüber waren, ſaßen die Gegner in bunter Reihe am Tiſch, ſchwatzend wie am Wachtfeuer nach ſchwergethaner Kriegesarbeit, und ſchwenkten die Zinnkrüge, auf die das weiße Licht des Mondes fiel. „Die Königin hoch! Die Flotte hoch!“ ging's im Kreiſe herum; weiter vernahm ich nichts, denn leichte Wolken hatten ſich inzwiſchen über den Mond gelagert und aus dem nachbarlichen Garten von Vauxhall ſtiegen ziſchend drei Raketen in die Luft. Mein Auge hatte nicht Zeit ſich von ſeinem Staunen zu erholen, denn plötzlich flammte, unter Blitzen und Knattern, der ganze Garten auf: Schwärmer und Feuerräder, Sonnen- und Bienenkörbe; — es war als flöge der „l'Orient“ zum Zweitenmale in die Luft.

An den Eichentiſchen aber ſaßen bei Porter und Ale die Helden jenes Tags und manches andren, unangefochten von der Erinnerung an ſich ſelbſt; denn der Menſch vergißt alles: ſeine Liebe, wie ſeinen Haß, und ſelbſt auch — ſeinen Ruhm.

Der Fremde in London.

Ich hörte einmal die Hypotheſe irgendwo, daß unſere Erdachſe vor Zeiten anders gerichtet geweſen wäre, daß wir einen andern Nord- und Südpol gehabt hätten und daß ein mildes Italien in Kamtſchatka vielleicht und ein eiſiges Spitzbergen in Sumatra zu Hauſe geweſen ſei. Ich laß es dahin geſtellt ſein, wie viel und wie wenig es mit dieſer Erdverdrehungstheorie auf ſich haben mag, muß aber meine Anſicht dahin bekennen, daß innerhalb jener Geographie, die ihre Karten nicht nach Ländern und Völkern, ſondern nach gewiſſen moraliſchen Eigenſchaften entwirft, ſolche Revolutionen an der Tagesordnung zu ſein ſcheinen. Die deutſche Treue z. B. wo iſt ſie hin? Und die biedren Schweizer, wo ſind ſie geblieben? Der Großtürke cultivirt die chriſtliche Sittenlehre und China ſchneidet ſeinen Zopf ab. Das galante Frankreich geht in die Kirche und überläßt die Vertretung ſeiner Artigkeit den Zoll- und Mauth-Beamten; der Holzſtoß des franzſchen Inquiſiters iſt niedergebrannt und die engliſche Hoſpitalität liegt unterm Leichenſtein.

Alt-Englands Gaſtfreundſchaft iſt nur eine Phraſe noch, im günſtigſten Fall eine Ausnahme. Sie lebt in alten Geſetzes-Paragraphen, aber ſie iſt erſterben in den Herzen; das Land ſteht offen, aber die Häuſer ſind zu. Ich erhalte Briefe von Zeit zu Zeit (aus Surrey und Eſſex), in denen die Wendung „our english hospitable house“ in jeder dritten Zeile wiederkehrt; aber der ohnehin bedenklichen Verſicherung dieſer Gaſtfreundſchaft folgt immer das Bedauern auf dem Fuße, „aus dieſem oder jenem Grunde an Ausübung derſelben verhindert zu ſein,“ und nach einigen in höchſter Artigkeit gewechſelten Briefen nimmt man Abſchied von einander, ohne ſich jemals mit Augen geſehen zu haben. Die Hoſpitalität Alt-Englands iſt todt, und der mag es doppelt bedauern, dem es, gleich mir, in frühern Jahren vergönnt war, dieſen liebenswürdigen Zug des engliſchen Volkscharakters in vollſter Blüthe kennen zu lernen. Im Jahre 44 verbracht' ich einen ſchönen Mai in dieſem Lande. Wie war da Alles anders. Mein Fremdenpaß war eine Art passe par tout und jede in ſchlechtem Engliſch geſchriebene Zeile ein ſelbſtausgeſtellter und doch vollgültiger Empfehlungsbrief. Auf der Straße fand ich freundliche Führer, an öffentlichen Orten willfährige Dollmetſcher und an der table d'hôte meines Gaſthauſes Tiſchgenoſſen, die mich in ihre Familien einführten und einluden zu Sonntagsbeſuchen auf ihre Villen und Landhäuſer. Mir war es mitunter als durchlebt' ich einen

Traum, als ſei ich an die Küſte einer Zauberinſel geworfen, und wenn ich aus dieſem Traum mich ſelbſt erweckte, ſo beſchlich mich ein Mißtrauen gegen ſolch Uebermaaß von Freundlichkeit. Es war zuviel, als daß ich nicht hätte nach Motiven voll Selbſtſucht ſuchen ſollen.

Acht Jahre ſind ſeitdem vergangen und an die Stelle einer Liebenswürdigkeit, die den Argwohn rege machen konnte, iſt nun ſelber der Argwohn getreten. Ein Fremder ſein heißt verdächtig ſein. Die Flüchtlinge, die das Jahr 49 an dieſe Küſte warf, haben theils mit, theils ohne Schuld den Fremden diskreditirt. Im Gefolge von Patrioten und Ehrenmännern, die dankbar dieſe Zufluchtsſtätte betraten, überfluthete allerhand Geſindel die Straßen und Plätze Londons, und an die Stelle herzlichen Willkomms trat alsbald Abneigung und Ekel. Hundertfacher Mißbrauch des Aſylrechts rechtfertigte die Kälte und Abgeſchloſſenheit nur allzu ſehr, die engliſcherſeits alsbald zum guten Ton zu gehören begann, und die Dürftigkeit der Erſcheinung, die Noth, Armuth und Abgeriſſenheit vollendete, was der Undank gegen gebotene Gaſtfreundſchaft zu thun noch übrig gelaſſen hatte. Dieſer Punkt iſt weſentlich. Der Engländer begreift es entweder nicht, daß unter einem zerriſſenen Rock das Herz eines Gentleman ſchlagen kann, oder das Abſehn von Aeußerlichkeiten iſt ihm ſo völlig unmöglich geworden, daß er lieber mit einem Laſter in Frack und Handſchuh, als mit einer hemdsärmlichen Tugend verkehrt. — Der Fremde bringt es zu keiner Gemüthlichkeit mehr in dieſem Lande. Im Gegenſatz zum preußiſchen Landrecht, das jeden Menſchen a prior für unbeſcholten hält, gilt hier jeder Fremde für beſcholten, ſo lange er nicht das Gegentheil bewieſen hat. Der billig denkende Fremde erklärt ſich das und entſchuldigt's, aber unter allen Umſtänden nimmt es ſeinem Wohlbefinden die eigentliche Lebensluſt und er erſcheint ſich überall wie ein vor Gericht Befindlicher, der ſich unbehaglich umſchaut, auch wenn er mit dem reinſten Herzen von der Welt an die Barre tritt. Unter einem Verdacht ſein iſt immer halb ſchuldig ſein.

Es macht wenig Unterſchied, ob man Empfehlungsbriefe hat oder nicht. Hat man keine, ſo ſucht man natürlich ſich ſelber zu empfehlen und Talente und Perſönlichkeit nach Kräften wirken zu laſſen. Im glücklichſten Falle mißglückt es nicht geradezu, man macht eine Bekanntſchaft, ſei's zu Haus ſei's am öffentlichen Ort; aber es iſt wenig gewonnen damit. Man erobert ſich eine froſtige Artigkeit, auch wohl — den Damen gegenüber — ein muntres, lachendes Geſchwätz, aber ſo oft man ſich auch ſehn und ſcheinbar herzlich begrüßen mag, man kommt ſich nicht näher, und der Verdacht, unter dem der Fremde als ſolcher ſteht, bleibt auch im beſonderſten Einzelfall immer derſelbe. Dieſer Verdacht muß bleiben, denn ein für allemal ſei hier der Grundſatz aufgeſtellt: *der Engländer iſt praktiſch, aber ohne Menſchenkenntniß.* Er iſt betrogen worden und nun ſind alle Betrüger. Dieſen Grundſatz hält er aufrecht, nicht blos weil er's für praktiſch hält, ſondern weil er faktiſch der Fähigkeit entbehrt.

den ehrlichen Mann vom Beutelſchneider zu unterſcheiden. Blind, wie er ſonſt in ſeinem Vertrauen war, iſt er jetzt in ſeinem Argwohn, und der Fremde, der noch die alten Zeiten kannte, ſeufzt, wenn er an die ſchönen Tage zurückdenkt, wo vierundzwanzig Stunden ausreichten, ihn „zum Kind vom Hauſe“ zu machen.

Und nun Empfehlungsbriefe! Sie füllten ein ganzes Fach in meinem Koffer und wogen ſchwer, aber ihr Segen wog federleicht. Was haben ſie mir, mit Ausnahme von einem oder zweien, eingetragen, als einen glänzenden, langweiligen Abend. — Es iſt Frühſtückszeit. Der Briefträger ſchlägt dreimal mit dem Ring des Klopfers an den gußeiſernen Löwenkopf, und die zierliche Mary, in weißer Schürze und getolltem Morgenhäubchen, überreicht mir in der nächſten Minute einen feingeränderten Stadtbrief. Welch elegantes Siegel, welch feiner Lack! Ich öffne; auf einer Viſitenkarte finde ich die lakoniſchen Worte: „Mrs. Butler wird am Freitag Abend zu Hauſe ſein.“ Der Freitag kommt; es iſt neun Uhr Abends; ich ſpring in einen Cab: „Park-Lane“ ruf' ich dem Kutſcher zu, und eh ich noch die engen Glacéehandſchuh meinen Fingern angepaßt habe, hält der im ſchnellſten Trabe fahrende Cab an Ort und Stelle, die Wagenthür wird aufgeriſſen und unter einem zeltartigen Gange, über gelegte Decken hinweg, eil' ich dem in hundert Lichtern blitzenden Hauſe zu. Ein dicker Portier ruft meinen Namen, ein Bedienter auf dem erſten Treppenabſatz wiederholt ihn echohaft, ein dritter ſchreit ihn (natürlich falſch und unverſtändlich) in den Empfangsſaal hinein, und im nächſten Augenblick hat mich der Herr des Hauſes bereits an einer Handſchuhſpitze, um mich der im Parade-Anzug daſitzenden Lady und ihren Küchlein vorzuſtellen. Einige Salon-Redensarten werden gewechſelt, bis ein zweiter, vorzuſtellender Schwarzfrack mich ablöſt und meinem Rückzug in eine der Zimmerecken kein weitres Hinderniß im Wege ſteht. Die Fenſter ſind hoch, die Gardinen ſind blau; der Kronleuchter brennt wie überall und die Virtuoſen bleiben nicht aus. Ein Sohn vom Hauſe beginnt mit einem Burns'ſchen Liede; man lobt die Compoſition, um doch etwas zu loben. Dann nimmt ein Saiſon-Löwe, ein Violiniſt erſten Ranges, ſeine Geige zur Hand und ſpielt brillant, wie ſich von ſelbſt verſteht. Es folgen Virtuoſen auf allen Inſtrumenten. In einer der Pauſen ſchüttelt mir der Wirth die Hand und fragt mich, ob ich dem Parlamentsgliede für Finsbury vorgeſtellt zu werden wünſche? Ich drücke ihm mein lebhafteſtes Verlangen aus. In demſelben Augenblick aber ſetzen ſich die beiden älteſten Töchter an den Polyſander-Flügel, um in einem quatre-mains dem anweſenden Virtuoſenthum ein Paroli zu bieten, und der halb aufgeregte halb beſorgte Vater verabſchiedet ſich, ohne den Kreis meiner Bekanntſchaften durch den Vertreter für Finsbury erweitert zu haben. Inzwiſchen findet eine ſtarke Auswandrung nach einem der Nebenſäle ſtatt, und mich auf gut Glück dem allgemeinen Strome überlaſſend, werde ich endlich an ein Büffet geworfen, das mit ſeinen Sherry-Karaffen und Selterſer-Flaſchen zu den erfreulichſten Bekanntſchaften des Abends zählt. Hier endlich entdeck' ich einen Freund, einen deutſchen Profeſſor. Er flüſtert mir zu: wie finden Sie's? ſchlürft, ohne meine Antwort abzuwarten, eine zweite Taſſe Thee hinunter und nimmt mich unterm Arm, um zunächſt in der Garderobe, dann über Flur und Treppe hinweg in einem herbei citirten Cab mit mir zu verſchwinden. Wie langweilig! ſeufz' ich in das Ohr des Landmanns. „Mit nichten!“ antwortet er gähnend — „Sie werden es ſchlimmer kennen lernen.“ Und fort rollt der Wagen.

Nach zwei Tagen eine abgegebene Karte und das Lied iſt aus. Der Empfehlungsbrief hat ſeine Schuldigkeit gethan. Seine Kraft wirkt nur einmal wie Schießpulver. Der Leſer ſpricht: das iſt die große Stadt überhaupt. Gewiß! nur entſchiedner, ausgeprägter, ausnahmsloſer. Man giebt ein halbes Dutzend ähnlicher Briefe ab und überzeugt ſich endlich von der Unabänderlichkeit ſeines Schickſals. Die Heimath, in nicht raſtender Liebe, verſorgt uns mit immer neuen rothgeſiegelten Reſervetruppen, aber der Muth iſt hin, um ſie in's Feld zu führen. Man empfängt ſie lächelnd und feſt entſchloſſen, hinfüro weder ſich noch andre zu bemühn, beſteigt man um die übliche Viſitenſtunde ſtatt des Cabs den Steamer, und zwiſchen London-Bridge und Vaux-Hall auf und niederfahrend, vergißt man — auf Augenblicke wenigſtens — vor der Größe des ſich entfaltenden Schauſpiels, jenes Eine das zum Glücke fehlt — das Menſchenherz und ſeine Liebe.

The hospitable english house.

Lieber kleiner Mr. Burford, wie gern gedenk' ich Deiner! Es ſind nun volle acht Jahr, daß ich an Deinem Tiſche ſaß, aber Dein gaſtlich Haus iſt unvergeſſen geblieben. Ich habe auch diesmal nach Dir gefragt; aber man kannte Dich nicht mehr. Biſt Du hinüber? Ach, mit Dir iſt vieles Andere noch geſtorben, — die ganze Hoſpitalität Deines Landes. Mag der Tag mir wieder lebendig werden, wo ich zum erſten Male durch die Gänge Deines Parkes ſchritt, und die Sonne ſo freundlich lachte und Deine Augen dazu.

* * *

Es war in einem londoner Hotel; meine deutſche Reiſegeſellſchaft hatte mich im Stich gelaſſen; unter lauter fremden Geſichtern ſaß ich an der Table d'hôte. Bald merkte ich, daß ich der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit war: es galt damals noch was, ein Fremder zu ſein. Einige Worte wurden gewechſelt; man fragte mich, wie lange ich in London ſei, was ich geſehen habe, und da ich eben aus der Vernon-Gallerie kam, waren wir bald in lebhaftem Geſpräch über engliſche Maler und Malerei. Als ich, nicht ohne Abſicht hinwarf, daß David Wilkie und neuerdings namentlich Landſeer bei uns in Deutſchland ſehr wohl gekannt und gewürdigt ſeien, konnte ich deutlich wahrnehmen, welche Freude das auf allen Geſichtern hervorrief; ſowie ich denn — damals wie jetzt — vielfach zu bemerken Gelegenheit fand, daß Selbſtgefühl und Bewußtſein eigenen Werthes die Engländer gegen Anerkennung von außen her durchaus nicht unempfindlich gemacht hat. Es iſt mit dem Nationalgefühl wie mit dem Künſtlerſtolz: wie guten Grund ſie haben mögen, über Schmeichelei ſind beide nicht erhaben.

Mein Nachbar zur Rechten, ein kleiner hagerer Mann, deſſen Geſicht unerſchöpfliches Wohlwollen ausdrückte, ſchloß mich ganz beſonders in ſein Herz, und lange bevor es mit der Tafel zur Neige ging, erklang das bekannte, alle Freundſchaft einleitende Wort: can I have the honour to drink a glass of wine with you? Ich war begreiflicherweiſe nicht abgeneigt, mich bei einem vortrefflichen Sherry nach beſter Kraft zu betheiligen, und als wir nach einer lebhaft durchſchwatzten Stunde uns erhoben, war die Freundſchaft geſchloſſen. Beim Abſchied lud mich der kleine Mann ein, ihn nächſten Sonntag auf ſeiner Villa zu beſuchen, entwarf in aller Eile einen Reiſeplan für mich, und ſchied dann, nachdem ich frohen Herzens zugeſagt hatte. Das engliſche, ſchwer zugängliche Familienleben kennen zu lernen, war mein lebhafter Wunſch geweſen; er ſollte mir nun erfüllt werden.

Sonntag, mit dem Frühzuge, der damals (bis Croydon wenigſtens) für Dover und Brighton noch ein gemeinſchaftlicher war, brach ich auf; bald war Annerley-Station erreicht; hier ſtieg ich aus, um den Reſt meiner kleinen Reiſe zu Fuß zu machen. Es mochte noch eine halbe deutſche Meile ſein. Der Weg führte mich abwechſelnd durch Saatfelder, Dörfer, Laubholz, Hecken, Bruch und Weideland; es war nur eine halbe Meile, aber die Grafſchaft Kent, der Garten Englands, rollte alle hundert Schritt ein anderes Bild vor mir auf und ließ in einer Stunde mich mehr ſehen, als manche Tagereiſe die ich durch märkiſchen Sand gemacht habe. Wir haben in unſern Niederungen, z. B. im Oderbruch, etwas Aehnliches; aber hier iſt der Kreis von Gegenſtänden ſchnell erſchöpft; der raſche *Wechſel* der Dinge iſt auch vorhanden, aber die *Zahl*, die *Mannichfaltigkeit* alles deſſen, was da wechſelt, iſt ungleich geringer.

Ich werde jenen Sonntag Vormittag nicht leicht vergeſſen. Kirchenſtill lag es über der Landſchaft; nur hier und da ſpielten ſonntäglich geputzte Kinder vor den ſauberen Häuschen, oder Fink und Amſel ſchlugen, wenn ich durch Laubholz ſchritt. Ueberall trat mir ein Geiſt der Ordnung, eine Zierlichkeit, eine Kulturſtufe der ländlichen Bevölkerung entgegen, wie ſie bei uns ſelbſt in der Nähe großer Städte nicht zu finden iſt. Es war unzweifelhaft eine Nebenſtraße, auf der ich vorwärts ſchritt, und doch war der Weg chauſſirt;

zu beiden Seiten befanden ſich breite Abzugsgräben, hier und da ſelbſt Raſenbänke für den Fußgänger. Der Eindruck der ganzen Landſchaft war der eines großen Parks.

Gegen elf war ich bei Mr. Burford. Seine zierliche Villa bildete den Mittelpunkt einer Parkanlage, die in nächſter Nähe des Hauſes ein üppiger Blumengarten, an der äußerſten Grenze aber ein Stück Wald war. Faſt herrſchte zu viel Symmetrie in dem Ganzen; von den Blumenbeeten aus ſah man es nach allen Richtungen hin ſich ſtaffelweis erheben: erſt Weißdorn, dann Goldregen, dann ſpaniſcher Flieder und Haſelſtrauch, bis endlich über Akazie und Sycomore hinweg, Ahorn und Rüſter hoch in die Lüfte ſtiegen.

Mr. Burford ſtand vor der Thür ſeines Hauſes und war eben beſchäftigt, in Aquarell-Manier einen beſonders hübſchen Theil ſeines Gartens aufzunehmen und auszuführen, als ich eintrat. Er ließ ſich nicht ſtören, bat im Intereſſe ſeines Bildes um Entſchuldigung und überwies mich vorläufig ſeinen beiden Söhnen, von denen der eine achtzehn, der andere ein Paar Jahre weniger zählen mochte. Wir ſchlenderten durch die Gänge des Parks: zu beiden Seiten dichtes Buſchwerk, das ſich oft zur Laube über uns wölbte, dann wieder ein blauer, lachender Himmelsſtreif; im Gehölz der pickende Specht; auf der Hanfſtaude der ſich ſchaukelnde Hänfling; von Zeit zu Zeit ein prächtiger Silberfaſan, der kreiſchend vor uns aufflog.

Als wir von unſerm Spaziergang zurückkehrten, war das Aquarell-Bild fertig. Mr. Burford führte mich in eine Art

Vorhalle, wo ich ſeinen Damen und einigen inzwiſchen angelangten Gäſten vorgeſtellt wurde. Die Unterhaltung war anfangs dürftig, wie das in deutſchen Landen wohl auch zu ſein pflegt; auch das Hülfs- und Auskunftsmittel war daſſelbe: Bücher und Kupferſtiche, die auf verſchiedenen Tiſchen vor uns ausgebreitet lagen.

Es ging zu Tiſch, früher als es in England gemeinhin Brauch iſt. Wir wollten noch ein Paar Nachmittagsſtunden zu Ausflügen in die Umgegend gewinnen. Die Mahlzeit war nach engliſchen Begriffen glänzend. In Champagner wurde tapfer angeſtoßen oder richtiger getoaſtet, da unſer deutſches Anklingen mit den Gläſern gegen die Landesſitte verſtößt. Dort ſieht man einander blos an, läßt die Augen einige Zärtlichkeiten ſagen, macht dabei mit Glas und Hand eine halbkreisförmige Bewegung und trinkt. Auch Reden wurden gehalten. Mr. Burford, deſſen Unterhaltungsgabe ſich unter dem Einfluſſe von fünf Sorten Wein bis zur Schwatzhaftigkeit geſteigert hatte, platzte zunächſt mit einem „Germany for ever!“ heraus; doch damit war's ihm nicht genug. Auf die ewige Freundſchaft beider ſtammverwandten Länder wurde Glas auf Glas geleert, und als es ſchließlich in Mr. Burford's Kopfe ſelbſt ſehr kriegeriſch geworden war, trank er auf ein zweites Waterloo, wenn's wieder einmal gelte, gleichviel gegen alte oder neue Feinde. Alles ſtimmte ein und in der muthigſten Stimmung von der Welt ſtanden wir auf, um uns von Tiſch in den Garten zu begeben. „Nun zu den Gipſies, Vater!“ rief das jüngſte Kind, ein reizender Junge von ſechs Jahren;

und Groß und Klein lärmte lachend mit: „zu den Gipſies!“ Gipſies ſind Zigeuner. Man hält ſie in England für Söhne Aegyptens, woraus ſich im Laufe der Zeit die Benennung „Gipſies“ (Egypter) gebildet hat. Wir waren noch nicht allzuweit gegangen, als wir auf freiem Felde ein Gypſy-Neſt entdeckten. Tief in einer Lehmgrube, um Schutz gegen den Wind zu finden, lagen drei zerlumpte Geſtalten eng zuſammengekauert; ſie mochten frieren. Kaum daß ſie uns gewahrten, ſo ſprangen ſie auf und gingen ihrem Geſchäft nach, d. h. bettelten uns mit einer Beharrlichkeit an, der der endliche Erfolg nicht fehlen konnte. Wir erfuhren von ihnen, daß Großmutter zu Hauſe ſei, und gingen nun, um Ihrer Majeſtät der Zigeunerkönigin unſern ſchuldigen Beſuch zu machen. Ich hatte mich auf ein poetiſches Zigeunerſchloß: dichte Hecken als Wände, Moos und Flechten als Teppich, Baumſtümpfe als Seſſel, gefaßt gemacht, — ſtatt deſſen ward ich in ein freundliches, grün abgeputztes Haus geführt, worin ſo eben ein luſtiges Kaminfeuer hoch aufpraſſelte. Die Zigeunerkönigin war eifrig beſchäftigt, ſich und ihrem Mitregenten, einem ſteinalten Männchen, Kartoffeln zu kochen. Unſer Erſcheinen indeß war ganz erſichtlich keine unwillkommene Störung; ſie trat uns entgegen und die kohlſchwarzen, trotz hohen Alters noch immer funkelnden Augen lachten freundlich, faſt herzgewinnend, aus dem braunen, pockennarbigen Geſicht heraus. Es ſchien mir aus Allem hervorzugehen, daß Mr. Burford ihr und dem alten Manne dies Häuschen für den Reſt ihrer Tage geſchenkt und ſie überhaupt unterſtützt habe; wenigſtens trug ihr ganzes Thun, trotz mancher derben Keckheit, den unverkennbaren Stempel der Dankbarkeit." Ich erregte ihre Neugier, und ſie drang darauf, daß ſie mir wahrſagen müſſe. Erſt ſträubte ich mich in einer Art abergläubiſcher Furcht; die freundlichen Augen aber machten mir Muth, und ich gab ihr lachend meine Hand. Bald war ich erlöſt: „drei Frauen und . . . ." aber ehe ſie enden konnte, rief ich ein lautes „Stop!" dazwiſchen; — ſchon dieſe Ausſicht auf die Lebenskreiſe ſchien mir des Guten zuviel. Unter dem Jubel und Spott der ganzen Geſellſchaft trat ich wieder ins Freie.

Es mochte gegen Abend ſein, als wir in die Villa zurückkehrten. Der allgemeine Wunſch war jetzt — Muſik. Man drang in mich, ich möchte ſpielen; ich ſei ja ein Deutſcher und jeder Deutſche ſpiele Klavier. Nur allzu wahr! Nach meinen Betheuerungen indeß vom Gegentheil, nahm Mrs. Burford als erſte Virtuoſin der Familie am Fortepiano Platz, und ſpielte auf einem hackbrettartigen Inſtrumente Walzer und Polonaiſen noch um etwas ſchlechter, als man denſelben diesſeits und jenſeits des Kanals zu begegnen pflegt. Die Familie war entzückt und klatſchte Bravo. Das natürliche Gefühl für den Wohlklang ſcheint dem Engländer zu fehlen. Und doch war dies Klavierconcert nur ein ſchwacher Anfang: Mr. Burford zeigte alsbald der Geſellſchaft an, daß er Volkslieder ſingen werde. „The black-eyed Susan" und „the girl I left behind me" klingen mir noch im Ohr; ich habe Aehnliches zum Glück nie wieder gehört.

Endlich ſchwieg er. Es ſchien der eigenen Familie doch faſt zu viel geweſen zu ſein; man war wie verlegen und drang auf's Neue in mich, meine Geſangskunſt zu zeigen. „A german song!“ ſchell es von allen Seiten. Deutſchland gilt nun mal als das liederreiche Land. Ich ſinge nie, am wenigſten öffentlich; aber nach ſolchem Vorgänger glaubt' ich alles wagen zu dürfen und mit dem ſüßen Gefühl künſtleriſcher Ueberlegenheit hob ich das Hauff'ſche Lied an: „Steh' ich in finſtrer Mitternacht.“ Am Schluß der erſten Strophe fühlt' ich zwar, daß mir der Text keineswegs geläufig ſei, doch mit ſchneller Geiſtesgegenwart riß ich mich aus meiner üblen Lage, und ſang (Niemand verſtand eine Sylbe deutſch) fünfmal hintereinander denſelben Vers. Der Beifall wollte nicht enden, ich aber verbeugte mich mit der verlegnen Beſcheidenheit eines ächten Künſtlers.

Der Muſik folgte die Dichtkunſt; Shakeſpeare wurde geholt. Man war nicht wenig erſtaunt, daß ich die bekannteſten Monologe aus Macbeth, Heinrich IV. und Hamlet auswendig wußte. Um ſo lebhafter war der Wunſch, mich irgend eine Stelle vortragen zu hören; man wollte gern erfahren, welchen Ton und Accent wir für die poetiſche Sprache hätten, die, wie überall ſo auch in England, von der alltäglichen Redeweiſe abweicht. Ich wählte den Monolog Macbeths: „Is this a dagger which I see before me?“ Jetzt war ich der Ausgelachte; ich konnte deutlich ſehen, wie man, obwohl vergeblich, das Gekicher zu verbergen ſuchte. Gewiß hatte ich komiſche Fehler gemacht; außerdem aber, wie ich bald merken ſollte, mußte ihnen die Art und Weiſe meines Vortrags ſaft- und kraftlos erſchienen ſein.

Der älteſte Sohn, der, ſeitdem man den Shakeſpeare vom Bücherbrett geholt hatte, mit heiligem Eifer bei der Sache war, gab mir zu verſtehen, daß er mir jetzt zeigen wolle, was es mit dieſem Macbeth-Monolog eigentlich auf ſich habe. Er las laut, mit beinahe ängſtlicher Lebendigkeit und unter begleitenden Geſtikulationen. Der Vortrag hatte ihn wie erſchöpft. Die Familie ſchien überaus befriedigt und als ich leiſe Zweifel über die Zuläſſigkeit dieſes Kraftmaaßes äußerte und gegen den begleitenden Veitstanz geradezu proteſtirte, ſagte man mir: ſo pflege der berühmte Macready (ſeitdem in's Privatleben zurückgetreten), der erſte Schauſpieler Englands, dieſe Stelle vorzutragen. Ich mußte mich um ſo eher beſcheiden, als ich zufällig an die in Deutſchland Mode gewordene Vortragsweiſe des Mephiſto, nach der Seydelmannſchen Schablone, dachte und mir ſagen mußte, daß dieſe, bei uns ſo gefeierte Geſichterſchneiderei und bausbackige Sprechweiſe, vor der Kritik eines unbefangenen Fremden vermuthlich eben ſo wenig beſtehen würde.

Es war ſpät geworden; zum Schluß hatt' ich mich in ein halbes Dutzend Albums mit Stellen aus Byron, Young und Shakeſpeare einzuſchreiben, wobei der zweite Sohn mir ein Gegengeſchenk machte und zwar mein Portrait — eine allerliebſte Bleiſtiftzeichnung, die er, während ich las, auf's Papier geworfen hatte. Ich ſtieg zwei Treppen hoch in das mit engliſchem Komfort eingerichtete Schlafzimmer, und nahm den frohverlebten Tag mit in meinen Traum.

* * *

Das war vor Jahren. — Nun ſitz' ich wiederum tagtäglich an offener Wirthstafel und ſchwatze mit meinen Nachbarn rechts und links; aber kein Mr. Burford iſt unter ihnen, und „The hospitable english house“ iſt eine jener verbrauchten Redewendungen geworden, die wie ſchlechtes Papiergeld dann am meiſten curſiren, wenn die Sache zu fehlen beginnt, drauf ſie ſich ſtützen.

Very, le Pays, und die „thönernen Füße“ Englands.

„Der größte Segen alles Reiſens iſt der, daß man ſein Vaterland wieder lieben lernt“, ſagte 'mal ein Franzos in der guten alten Zeit und ich glaube — er wußte was er ſprach. Ueber wie vieles wetterte ich nicht, als ich noch das ſchmale Trottoir unſerer Straßen trat (z. B. über eben die Schmalheit dieſes Trottoirs) und was hab' ich ſeitdem nicht Alles lieben gelernt: Hofjäger und Frühconcerte, Zeltenbier und Voſſiſche Zeitung, Murmelſpiel und Drachenſteigen; aber Eines mehr als Alles, Dich warme Zufluchtsſtätte erfrorner Chambregarniſten, Dich freundlichen Mann wenn Alles ſcheel ſieht, Dich barmherzigen Samariter, der, wenn wir „weiß“ befehlen, die warme Milch des Lebens in unſre Taſſen gießt, — Dich Spargnapani! Ach, ein ſüßer Heimwehſchauer überläuft mich, ſo oft ich Deinen Namen ſpreche und wenn Dir nicht die Ohren geklungen, ſo klingen ſie Keinem mehr. Verſchwenderiſcher faſt als König Richard bot ich manchmal in verzweifelten Momenten: „ganz London für Deine kleinſte Taſſe Kaffee!“ und wer das Uebertreibung ſchilt, der komm und ſeh' und ſeufze, und ſchüttle mir dann in ſchweigendem Einverſtändniß die Hand.

Es giebt auch hier Conditoreien, aber ſie verdienen kaum den Namen. Weder die „Kuchenläden“, in denen der Engländer ſtehenden Fußes ſeine Stachelbeertorte verzehrt, noch die „Kaffeehäuſer“, in denen er hinter ſeiner Zeitung wie hinter einem Bettſchirm ſitzt, haben irgend etwas von dem Zauber unſrer Conditoreien an ſich, deren Reiz, nebſt vielem Andren, gewiß in der gleichmäßigen Pflege beſteht, deren ſich Körper und Geiſt in ihnen erfreun. Um der hunderttauſend Fremden willen, die tagtäglich Londons Straßen durchfluthen, haben ſich natürlich, wie „um einem tiefgefühlten Bedürfniß abzuhelfen“ auch hier Lokale aufgethan, die abweichen von der langweiligſteifen Kaffeehausſitte Alt-Englands; aber dem Deutſchen iſt wenig damit geholfen. Die Cafetiers in Regent-Street und Pall-Mall, in gründlicher und ächtbritiſcher Verachtung alles Deutſchen, haben es verſchmäht, ſich auch jenſeit des Rheines nach Vorbildern umzuthun und ſind lediglich nach Paris gegangen, um mit einer vagen Vorſtellung vom Palais-Royal und einem uſurpirten Namen zurückzukehren. Sie nennen ſich ſämmtlich „Very“ und haben auf dieſen Ehrentitel ohngefähr ſo viel Anſpruch, wie jene Farinas, die ſich zu Cöln am Rheine ſo pfiffig, klug und weiſe um den alten ächten Jean Maria herum gelagert haben.

Der abſolute Werth dieſer Prätendenten iſt nur gering, ihr relativer deſto größer. In London mögen ſie immerhin als Rettungsinſtitute betrachtet werden, ohne deren belebenden Sauerſtoff der Fremde im Nebel der Langenweile erſticken müßte. Im Gegenſatz zu der Stille und Einförmigkeit engliſcher Kaffeehäuſer bieten ſie wenigſtens Leben, Auswahl und Mannigfaltigkeit, an Erfriſchungen ſowohl wie an Zeitungen und — Geſichtern. Zweimal des Tages wechſeln dieſe Etabliſſements ihre Phyſiognomie total, und der „Vormittags-Very ſieht dem Very am Abend ſo unähnlich, wie eine Dame mit aufgewickelten Locken der blendenden Schönheit, die Abends in den Ballſaal tritt. Wer Mittags bei Very vorſpricht findet es leer. Am Buffet ſitzt eine dicke Dame in ſchwarzem Camelotkleid und ſchwitzt unter der Laſt beſtändigen Nichtsthuns; an verſchiednen Marmortiſchen aber gewahrt man bärtige Fremde: Polen, Franzoſen und Italiener. Sie ſpielen Domino und — gähnen. Das iſt Mittags. Abends aber um die zehnte Stunde blitzt Very wie ein Feentempel. Dreißig Gasflammen machen die Nacht zum Tag; im Schaufenſter plätſchern die kleinen Cascaden; Goldfiſchchen glitzern im Baſſin; und aus und ein wie Göttinnen auf Wolken, ſchweben in ihren luftigen Barègekleidern die — vielgefeierten Schönheiten der Regentſtraße. Ihre Tugend iſt eine Klippe. Immer bang vor Verfolgung blicken ſie um ſich wie die geſcheuchten Rehe und ſuchen Schutz unter Deinem Arm. Ihre Anhänglichkeit iſt rührend und ihre Macht iſt groß. Sie ſind Frau Venus und ich hörte von manchem Tannhäuſer.

Mag ſein, daß ich aus Furcht vor ihnen den Morgen-Bero zu meinem Freunde erkoren habe; jedenfalls kann man mich dort, alltäglich um die zwölfte Stunde und ſo ſicher wie die Uhr ſchlägt, die Worte ſprechen hören: „garçon, la Gazette de Cologne!“ Der Kellner, ein freundlicher Menſch, reicht ſie mir vom nächſten Tiſch. Heut aber fehlen der Kellner und die Kölniſche Zeitung: und mich umſchauend nach ausnahmsweiſer Lektüre erblick ich das Pays, das neue kaiſerliche Journal, und zieh' es mit einem „Pardon!“ unter dem Ellenbogen eines knebelbärtigen, ſein rechtes Bein in der linken Hand haltenden Dominoſpielers hervor.

Ich habe Glück; ein ſeltſamer Artikel fällt mir ſofort in's Auge, deſſen Inhalt ein Kratzfuß gegen Rußland, ein Achſelzucken über Oeſtreich und Preußen und ſchließlich ein vornehmes Lächeln über England iſt. „England ſei ein Koloß auf thönernen Füßen.“ Der Leſer darf mich nicht verantwortlich machen für die Gemeinplätzigkeit dieſer Wendung, — ſie iſt eben Citat. Auch wird die Form zur Nebenſache bei der Wichtigkeit der Anklage ſelbſt.

Steht England wirklich auf thönernen Füßen? Ich glaube „ja!“ aber es ſind nicht die, von denen der Verfaſſer jenes Artikels ſpricht. Es iſt weder der Katholicismus (der in der proteſtantiſchen Kraft eben dieſes und vielleicht nur dieſes Landes ſein Gegengewicht findet), noch auch der Radicalismus (deſſen Unbedeutendheit 1848 in geradezu lächerlicher Weiſe zu Tage trat), von weder dem Rieſen England irgendwelche Gefahr droht, ſondern — um's kurz zu machen — es iſt das gelbe Fieber des Goldes, es iſt das Verkauftſein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigſten Dafürhalten die Axt an dieſen ſtolzen Baum gelegt hat. Die Krankheit iſt da und wühlt zerſtörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar iſt es, wann die Verfaultheit ſichtbarlich an die Oberfläche treten wird. England in äußere ſelbſt unglückliche Kriege verwickelt, mag die rothen Backen der Geſundheit noch ein Jahrhundert und drüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden. England gleicht den alten Teutonen mit ihren langen weitreichenden Lanzen: ſie beſchrieben einen Kreis damit und wer an den Kreis kam, der war des Todes. Aber einmal keck in den Kreis hineingeſprungen, ſo war die Lanze kein Schrecken mehr, ſondern eine Laſt und das kurze römiſche Schwert fuhr tödtlich zwiſchen die Rippen des Rieſen. England iſt ein Simſon, aber erfaßt am eignen Heerde ſind ihm die Locken ſeiner Kraft genommen und einmal gedemüthigt, würd' es ſich ſchwer zu neuem Muth erheben, jener ſtarken Dogge ähnlich, die den Kampf ſelbſt gegen den Schwächeren nicht wieder wagt, der ſie einmal beſiegt. Der Engländer flieht ſchwer; wenn er flieht, flieht er gründlich, und der Schrecken würde paniſch ſein wie zu den Zeiten der Jeanne d'Arc. Auf eignem Boden angegriffen war dieſe Inſel immer ſchwach. Die Römer, die Sachſen, die Dänen, die Normannen, Allen koſtete es nur eine Schlacht, um ſich zu Herren und Meiſtern des Landes zu machen, und um ein Beiſpiel auch aus neuerer Zeit zu geben: der letzte Stuart drang mit wenig mehr als zweitauſend Hochländern bis in die Nähe des bereits zitternden und total verwirrten Londons vor. Hieſige Spießbürger (die immer noch die Waterloo-Schlacht allein gewonnen haben und von den Preußen weiter nichts wiſſen als deren Niederlage bei Ligny) ſchwatzen natürlich, als würden ſie vorkommenden Falls jeder ein Palafox ſein und die Tage von Saragoſſa vergleichsweiſe zu einem bloßen Puppenſpiele machen, aber wir wiſſen's beſſer und wiſſen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Falſtaff gewachſen iſt. Ich habe in einem frühern Briefe von der Macht des engliſchen Nationalgefühls geſprochen und dieſe Macht iſt da, aber die Klinge, die eine Eiſenſtange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieſes geldverjagenden Volkes roſtet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft, unbemerkt aber ſicher.*) Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch

---

*) Seit ich das Obige niederſchrieb ſind anderthalb Jahr vergangen. Die Ereigniſſe dieſer letzten Wochen ſind mir kein Beweis, daß ich damals nur Geſpenſter geſehn und die Dinge troſtloſer geſchildert hätte als ſie ſeien. Und wenn die nächſten Tage die Nachricht brächten, daß Kronſtadt oder Sebaſtopol ein Schutthaufen ſei, wenn innerhalb der nächſten zehn Jahre Hinterindien und China zu brittiſchen Provinzen würden, dennoch iſt es wahr, daß die räthſelhafte Geiſterhand, die dem Belſazar

Geiſtlichkeit beherrſchen England, ſondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Muth; er hat ihn nicht ſelbſt — und hier liegt die Gefahr. Lübeck konnte Kriege führen mit Königreichen, aber ſelbſt zu den Zeiten ſeiner höchſten Macht würden ein paar Hundert däniſche Söldner — mit Hülfe einer Ueberrumpelung mitten in die Stadt geführt — völlig ausgereicht haben, den ganzen ſtolzen Bau zu Fall zu bringen. Wenn keines Journaliſten Blut jemals das Pflaſter färbte, ſo ſicherlich auch keines Kaufherrn. Der Handel hat nie größre Zwecke als ſich ſelbſt, und ſeine erſte Bedingniß iſt — die Ruhe. Ein Gewinn in Ausſicht geſtellt und die City von London geht mit jeder Dynaſtie.

Wende man mir nicht ein, daß ich mich um Dinge erhitzte, die jenſeits aller Möglichkeit lägen und daß es ſei, als woll' ich die Welt mit Timur oder Dſchingiskhan ängſtigen, die längſt alles Zeitliche geſegnet haben. Die Welt hat die Tragödie geſtürzter Hoheit zu allen Zeiten geſehn. Wer, als der königliche Weiſe von Sansſouci der bewunderte Stern Europas war und ganz Preußen daſtand ſtolz und aufrecht in dem Gefühl erfochtener Siege, wer hätte es damals möglich geglaubt, daß kaum ein Menſchenalter ſpäter ſieben lange

---

erſchien, auch dieſem übermüthigen England ſchon das Mene Tekel Upharſin an ſeine goldenen Wände geſchrieben hat, und daß, wie ein Engländer ſelbſt ahnungsvoll ausrief: „der Anfang vom Ende da iſt.“

Jahre hindurch die Eiſenfauſt eines fremden Eroberers auf eben dieſem Lande ruhen werde? Die Rettungsſtunde ſchlug, aufraffte ſich die alte Kraft des Landes; und Bewunderung vor jenen Thaten, die damals geſchahn! Aber verhehlen wir uns nicht, daß auch andre Elemente vorhanden waren: Berliner Vollblut drängte ſich danach, unter der Leibgarde Marſchall Victors zu ſein, und viele der Guten und Beſten ſelbſt träumten von einer Weltmonarchie. Die Rettungsſtunde ſchlug, aber, Hand auf's Herz, der ſie ſchlagen ließ war Gott ſelbſt, und das Gegentheil lag nicht außer der Natur der Dinge. Was uns geſchehen mochte, kann überall geſchehn; denn ich bin weit ab davon, unſer Volk niedriger zu ſtellen als irgendeins, das engliſche nicht ausgenommen.

Out of town.

Auguſt und September ſind die „todten Monate“ (dead month's) Londons. Der Fremde geräth dann in Verlegenheit mit ſeiner Zeit: Die National-Gallerie wird geſchloſſen, die Vernon-Sammlung folgt dem Beiſpiel ihrer älteren Schweſter, die Bibliothek ſtaubt ihre 400,000 Bände aus (welche Wolke!) und wo Du vorſprichſt, bei Freunden und Bekannten, ſchallt Dir auf Deine ſtete Frage „master at home?“ die ſtereotype Antwort entgegen „out of town!“ Alte Praktiker unter den Fremden in London erſparen ſich drum auch während dieſer Monate die Mühe alles Klopfens und Klingelns, und ſchon auf funfzig Schritte die Fenſter der Belle-Etage muſternd, entziffern ſie aus jedem herabgelaſſenen Rouleaux die September-Loſung „out of town!“ Am gerathenſten freilich iſt es, um dieſe Zeit ſich alles Beſuchemachens überhaupt zu enthalten, denn es gilt halb und halb als Beleidigung, während des Spätſommers irgend einen Gentleman in ſeiner eigenen Wohnung vorauszuſetzen. Ich kannte Familien, die den ganzen

September über in ihren Hinterſtuben ſaßen und die Front-Fenſter des Hauſes hermetiſch verſchloſſen hielten, nur um die Nachbarſchaft glauben zu machen, ſie ſeien out of town.

War es herzliche Langeweile, oder war es das unklare Verlangen, „mit in der Mode zu ſein,“ was mich dem allgemeinen Zuge folgen ließ — gleichviel, ich ſehnte mich plötzlich nach Seeluft, und der nächſte Morgen ſchon ſah mich in Brighton. Denn die Mode beherrſcht uns mehr, als wir glauben. Selbſt Profeſſoren kennen etwas von jenem wunderbar erhebenden Gefühl, mit dem der gewöhnliche Menſch (auch ich) in den Aermel eines neuen Rockes fährt, und mancher langhaarige Dichter zog ſeine modiſchen Hackenſtiefel mit Empfindungen an, als ſei nun der Kothurn ſelber unter ſeinen Füßen. Ich wage die Behauptung: wer keine Glacéhandſchuh trägt, hat entweder keine, oder verſteht ſie nicht zu tragen, und dem breiten Behagen der Unfeinheit gehen unwandelbar viele hundert geſcheiterte Verſuche voraus, ſich auf dem Parquet des Lebens zu bewegen.

Brighton iſt noch immer ſeit den Tagen der Regentſchaft der faſhionable Badeplatz der Ariſtokratie und die Concurrenz von einem halben Dutzend nachbarlicher Parvenü's (Ramsgate, Margate u. ſ. w.) hat ſeinen anererbten Ruhm wenig zu erſchüttern gewußt. Noch immer wächſt während der Saiſon die Einwohnerzahl um volle 30,000 und jene Leute zweiten und dritten Ranges, die erſt anfangen die Mode mitzumachen, wenn ſie längſt aufgehört hat Mode zu ſein, ſichern dieſem Platz, allen Launen der Fashion zum Trotz, noch eine Zukunft von funfzig Jahren. Brighton iſt ſchön. In einer Ausdehnung von nah einer deutſchen Meile zieht ſich der neuere Theil der Stadt, Palaſt neben Palaſt, halbkreisförmig an der Meeresküſte entlang. Auf einem Hügel, im Rücken dieſer Häuſerreihe, erhebt ſich das alte Brighton mit ſeinen krummen und ſchmalen Straßen, bis endlich das Auge auf einem graurothen, halb kaſtellartigen Normannenthurm ausruht, der unwirſch in die fremde Welt hineinblickt. Nur eins wie immer — das Meer.

Um die Schönheit Brightons ganz zu genießen, muß man in's Meer hinaus fahren, oder wenn man die Wellenwiege und deren Folgen ſcheut, ſich wenigſtens an das äußerſte Geländer jener berühmten Hängebrücke lehnen, die unter dem Namen „Brighton-Pier“ viele hundert Schritte in die grünblaue See hinausläuft. Folge mir der Leſer dorthin. Es iſt Nachmittag, und auf dem letzten, aus vielen hundert Balken zuſammengezimmerten Brückenpfeiler verſammelte ſich ſchon die ſchöne Welt, um dort den Liedern und Tänzen einer deutſchen Kapelle mit Andacht zu lauſchen. Ich ſage „mit Andacht,“ denn der gute Ruf deutſcher Muſik iſt unaustreitbar, und Befriedigung ſpiegelt ſich bereits auf allen Geſichtern. Unſer Ohr freilich hörte ſchon Beſſres, aber landsmannſchaftliche Rückſicht läßt uns die falſchen Noten auf Rechnung des Windes ſetzen, der eben jetzt friſch und erquickend über Menſchen und Klänge dahinfährt. Plätze ſind nicht mehr frei, ſo iſt uns denn die Signalkanone willkommen, die unbeachtet an der äußerſten Spitze des Pfeilers ſteht, und auf ihr Platz nehmend, blicken wir jetzt, den Rücken feſt an's Geländer gelehnt, über Menſchen, Brücke und Brandung hinweg, bis hin auf den prächtigen Brighton-Quai, deſſen durch Entfernung verkleinertes Treiben nun wie ein reizendes ſtill bewegtes camera obscura Bild vor uns liegt. Damen zu Pferde in ſchwarzem, wallendem Reithabit gallopiren vorüber, reizend gekleidete Kinder, in ihrer Ziegenbock-Equipage, fahren auf und ab, breitſchultrige Fiſchergeſtalten mit Theerjacke und Krämpenhut winden das heimkehrende Boot aus der Brandung an's ſich're Ufer. — Leben überall, aber das ſtille Leben eines Bildes: kein Mißklang unterbricht den Zauber, dem Aug' und Seele hingegeben ſind. Es geht Dir durch den Kopf, als ſei das Ohr der böſe Sinn des Menſchen, als wandelten Freude und Schmerz auf verſchiedenen Wegen zum Herzen: durch's Auge die Freude, aber durch's Ohr der Schmerz.

Doch ach wie falſch! Horch auf, welche Klänge treffen nicht eben jetzt Dein Ohr, und rütteln Dich leiſe-freundlich wie liebe Hände aus Deinem Traum!

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn ich wiederkomm'
Wiederkomm'
Kehr' ich ein, mein Schatz, bei Dir.“

Dein Auge gleitet nicht länger mehr am fernen Ufer auf und ab; dicht vor Dir, mit einem Anflug von Heimweh, betrachteſt Du die lieben deutſchen Sommerſproſſ-Geſichter und freuſt Dich, daß der Wind jetzt leiſer weht und die Wellen höher ihren weißen Schaum ſpritzen, als tanzten ſie luſtiger da unten denn zuvor.

Brighton iſt ſchön, aber was ich ſo eben geſchildert, iſt auch ſein Alles. Paläſte wachſen auf dieſer Kalkſteinklippe, aber kein einziger Baum: das Meer ſchäumt donnernd an dieſe weißen, ſenkrechten Wände, aber kein Bach windet ſich durch's Thal oder plätſchert vom Hügel, und unter'm Seewind ſterben die ſpärlichen Blumen.

Brighton gleicht einem Hauſe voll lauter Prunkgemächern: wohin Du blickſt, Trumeaux und Drapperien, parquettirter Boden und verzierte Kamine; Dein bürgerliches Herz wird müde der Pracht und Herrlichkeit und ſehnt ſich wieder nach Ofen und Sorgenſtuhl, die Sorgen ſelbſt nicht ausgeſchloſſen.

Was einzig und allein dauernd dem Menſchen genügt, iſt nur immer wieder der Menſch. Nichts ermüdet ſchneller als die ſogenannte „ſchöne Natur;“ wie Guckkaſtenbilder müſſen ihre Zauber wechſeln, wenn man ſie überhaupt ertragen ſoll. Acht Tage waren um, und ſchon ſtimmt' ich aus voller Seele mit ein in das Lied meiner Landsleute:

„Führt denn gar kein Weg, führt denn gar kein Steg,
Hier aus dieſem, dieſem Thal hinaus.“

Raſch war ich entſchloſſen und der nächſte Morgen ſah mich auf dem Wege nach Haſtings.

Haſtings iſt halber Weg zwiſchen Brighton und Dover. Die Eiſenbahn, die beide Städte verbindet, führt erſt in's Land hinein und zwar nach dem Burgflecken Lewes, der alten Grafſchafts-Hauptſtadt von Suſſex. Das Städtchen iſt nur intereſſant durch ſeine alterthümliche Phyſiognomie, ein maleriſcher Reiz, dem man nirgends ſeltner begegnet als in England, wo die Städte alle hundert Jahre ihr Kleid wechſeln und ihre Geſchichte in Büchern und Balladen haben, aber nicht in Stein.

In Lewes den nächſten Zug abwarten zu müſſen, wäre hart geweſen, wenn nicht der nahgelegene Flecken Aſhburnham ſich des Reiſenden erbarmt und ihn zu einer Pilgerfahrt eingeladen hätte. Auch das Königthum hat ſeine Reliquien und die alte Kirche zu Aſhburnham bewahrt deren, wie nur irgend ein Fleck der Welt. Neugierig und zaudernd zugleich tritt der Fremde dort an ein mit rothem Sammet ausgelegtes Glaskäſtchen und ſieht das blutbefleckte Grabtuch Karl Stuarts und jenes Hemd, das der Henker zurückſtreifte, um Platz zu ſchaffen für die Schärfe ſeines Beils. Vor meine Seele trat wieder der kiesbeſtreute Hof von Whitehall, wo noch heute die Bildſäule König Jakob's mit ausgeſtrecktem Finger auf jene Stelle weiſt, an der das Haupt ſeines Vaters fiel, und es durchſchauerte mich angeſichts dieſes Käſtchens wie damals, wo ich zum erſten Male raſch und klopfenden Herzens, wie unter einem ſauſenden Windmühlflügel, unter dieſer ſtillen Fingerſpitze hindurchhuſchte. Noch eine dritte Reliquie umſchließt das Käſtchen: jene mit Moſaik-Blumen ausgelegte Taſchenuhr, auf der König Karl die Stunde ſeines Todes las und die er lächelnd dann jenem Lord Aſhburnham reichte, der treu wie ſeine Ahnen alle mit auf's Schaffott geſtiegen war. Denn ſie waren alle treu ſeit jenem Bertram, der Schloß Dover noch hielt, als Haſtingsfeld längſt eine abgeſpeiſte Tafel war und deſſen Haupt dem Normann erſt huldigte, als es abgeſchlagen zu den Füßen des Erobrers lag.

Von Lewes aus läuft die Eiſenbahn wieder ſüdlich der Küſte zu und berührt ſie unterhalb Schloß Pevenſey, genau an jener Stelle, wo Wilhelm der Erobrer aus ſeinem Boot ans Ufer ſprang und mit der Hand in den Sand fallend, voll Geiſtesgegenwart jene berühmten Worte ſprach: „ſo faſſ' und ergreif' ich Dich, Engeland.“ Hier in unmittelbarer Nähe der Küſte ſieht man auch die erſten Exemplare jener Armee von Wachtthürmen, die ſich wie eine ſteinerne Tirailleur-Linie und in einer Ausdehnung von mehr als funfzig Meilen, an der Südküſte entlang ziehn. Die Form dieſer engliſchen Wachtthürme iſt genau die eines Puddings, nur ſind ſie nicht mit Roſinen geſpickt. An der See hin, mit Lärm und Geraſſel den Donner der Brandung begleitend, brauſt jetzt der Zug und endlich zwei mächtige Tunnel durchfliegend, hält er auf dem geräumigen doppelarmigen Bahnhof von Haſtings. Brighton iſt ſchön, aber Haſtings iſt ſchöner. In alten Zeiten war es der größte und reichſte unter den ſogenannten „Fünf-Häfen.“ Dieſe Tage des Glanzes ſind für immer dahin. Die Natur that für Portsmouth und Southampton zu viel, als daß Haſtings wieder werdn könnte was es war. Dennoch hat es eine Zukunft, aber nicht als Hafen, ſondern als Badeplatz. Seine Lage iſt entzückend, und das kalte vornehme Brighton blickt mit einer Art Unruhe auf den heitren, rührigen Nachbar, wie der bange Hüter eines mühſam errungenen Ruhms auf die lachende Stirn des Jüngeren blickt, die ihm zuruft: „Dein

Kranz iſt mein.“ Haſtings wächſt von Jahr zu Jahr und mit Recht, denn die engliſche Südküſte hat keinen ſchöneren Punkt. Ein mächtiger in die See vorſpringender Fels theilt es in zwei Hälften: rechts, am Strande entlang, läuft der faſhionable Theil der Stadt mit ſeinen Hotels und Paläſten, am beſten geſchildert, wenn ich ihn Klein-Brighton nenne; linkshin zieht ſich, ungleich maleriſcher denn jenes, das alte Haſtings mit ſeinen Badekarren und Fiſcherhütten, die ſich zum Theil unter die überhängenden Felſen kauern, deren groteske Häupter nun wie ſteinerne Wetterwolken über den Dächern drohn.

Die Sonne ging unter, als ich auf knirſchendem Kiesſand und rechts vom Schaume des Meeres beſpritzt an den letzten Ausläufern dieſer Fiſcherſtadt vorüberſchritt. In ihren ſchwarzgetheerten Werkſtätten, zweiſtöckigen Jahrmarktsbuden nicht unähnlich, ſaß hier das wetterbraune fleißige Volk, deſſen Tagewerk die Gefahr iſt und flickte die Netze und rüſtete ſich zum Fang. Aus der letzten Hütte ſcholl es wie ein frommes Lied, aber der Wind zerriß die Klänge und jetzt um einen Felsblock biegend, lagen Lied und Stadt weit hinter mir. Immer wilder wurde die Scene. Auf ſchmalem Streifen zwiſchen Fels und Meer kletterte ich jetzt über herabgeſtürzte Blöcke hinweg, die mir den Weg zu verbieten ſchienen; aber der Reiz wuchs mit dem Widerſtand. Luſtig im Winde flatterte mein Haar, in meine Seele ſetzte ſich der Wind wie in ein ſchlaffes Segel, und mir ward wieder als könnt' ich fliegen, und als wäre der Tag meiner Kinderſehnſucht da: hinzufahren über die Welt. Plötzlich blendete mich ein Schein, ein Lichtſtreif, der weit in's Meer hineinfiel. Ich blickte auf; in halber Höhe des ſenkrechten Felſens waren menſchliche Wohnungen, wie Mövenneſter, in den Stein gehauen. Vergebens ſucht' ich eine Treppenſtraße, die hinauf geführt hätte, und nur ein mannsbreiter Gang lief, in Wahrheit eine Verbindungslinie, von Thür zu Thür. Aus einzelnen Fenſtern, die mit Hülfe von Seetang in die Felſenlöcher gepaßt waren, ſchimmerte Licht; die letzte Höhle zur Linken aber ſchien das Clubhaus dieſer ſeltſamen Colonie zu ſein. Dort ſchlug ein Reiſigfeuer bis hoch an die Decke und um die flackernden Bündel hockten dunkle, wunderliche Geſtalten, wie ein Indianer-Kriegsrath, oder wie die Geiſter dieſes Berges.

Noch einmal ließ ich mein Auge hingleiten über den ganzen Zauber dieſer Scene, dann aber bückte ich mich nach einer Muſchel, die eben jetzt die Brandung vor meine Füße warf und nahm ſie mit mir als Erinnerungszeichen an dieſen Tag und an die weiße Klippe von Haſtings.

Parallelen.

Es giebt Leute, die alles Raiſonnement über den Charakter eines Volkes, geſchweige ein Parallelenziehen zwiſchen dem einen und andern, eine müßige Beſchäftigung nennen, und Einem verſichern, daß man von Glück ſagen könne, in Darlegung ſolcher Anſichten nicht jedesmal die Kehrſeite der Wahrheit zu ſeinem Glaubensbekenntniß gemacht zu haben. Ich gebe das theilweis zu; aber es hat mir jederzeit auch fern gelegen, dem Leſer Weisheit predigen oder ihm tiefſte Anſchauungen und Aufſchlüſſe geben zu wollen. Die immer nur beziehungs- und bedingungsweiſe Richtigkeit alles deſſen, womit ich meine Briefe vielleicht mehr erweitert als bereichert habe, iſt von Anfang an Niemandem einleuchtender geweſen als mir ſelbſt, und dem eigentlichſten Zweck dieſer Zeilen: zu unterhalten und anzuregen, hat immer nur das Verlangen eines unumwundenen, mir ſelber Bedürfniß gewordenen Bekenntniſſes zur Seite geſtanden, aus dem — theils im

Zuſammenklang, theils im Widerſtreit mit andern Meinungen — ſich eine Wahrheit entwickeln möchte.

So ſchreit' ich denn heut zu Parallelen zwiſchen deutſchem und engliſchem Weſen, unbekümmert um die Müßigkeit oder Gewagtheit des Vorhabens, und benutze dieſe meine letzten Tage auf Londoner Grund und Boden, zum Niederſchreiben von Vergleichungen, wie ſie ſich meinem Aug' und Urtheil im Laufe eines halbjährigen Aufenthaltes aufgedrängt haben.

England und Deutſchland verhalten ſich zu einander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein. Im Gegenſatz zu den Dingen, die — von der Tubularbrücke an bis nieder zur winzigſten Stecknadel — in keinem Lande der Welt eine ähnliche, auf den Kern gerichtete Gediegenheit aufweiſen wie in England, entſcheidet unter den Menſchen die Form, die alleräußerlichſte Verpackung. Du brauchſt kein Gentleman zu ſein, du mußt nur die Mittel haben, als ſolcher zu erſcheinen und du biſt es. Du brauchſt nicht Recht zu haben; du mußt nur innerhalb der Formen des Rechtes dich befinden und du haſt Recht. Du brauchſt kein Gelehrter zu ſein, du mußt nur Luſt und Talent haben durch Mäcenatenthum oder Mitgliedſchaft wiſſenſchaftlicher Vereine, durch Aufſtöberung und Edirung alter, längſtvergeſſener Schwarten, vielleicht auch durch Benutzung vertraulicher Mittheilungen die Rolle des Gelehrten zu ſpielen und du biſt ein Gelehrter. Ueberall Schein. Nirgends iſt dem Charlatan-Unweſen ſo Thür und Thor geöffnet, wie auf dieſer brittiſchen Inſel, nirgends verfährt man kritikloſer, und nirgends iſt man geneigter, dem bloßen Glanz und Schimmer eines Namens ſich blindlings zu überliefern.

Der Deutſche lebt um zu leben, der Engländer lebt um zu repräſentiren. In Deutſchland lebt man glücklich, wenn man behaglich lebt, in England, wenn man beneidet wird. Der Deutſche lebt um ſeinetwegen, der Engländer — verſteht ſich in egoiſtiſchem Sinne — um Anderer willen. Er will ihnen nichts geben, aber er will empfangen: Lob, Ehre, Bewunderung. Der Engländer repräſentirt immer, ich glaube auch wenn er allein iſt. Er weiß: Uebung macht den Meiſter, und man hat in der Oeffentlichkeit nur das, was man im Geheimen übt. Man ſpricht von engliſchem Comfort, und mit Recht; aber man darf das Wort nicht falſch überſetzen. Der Engländer hat tauſend Bequemlichkeiten, aber er hat keine Bequemlichkeit. Er hat die weichſten Teppiche, die beſten Polſter, die ſchärfſten Raſirmeſſer; ſein Toilettentiſch iſt ein Bazar, eine Ausſtellung im Kleinen; er hat Regenſchirme, die man in die Taſche ſtecken kann, und Sackpaletots, die dem Comfort auf Koſten der Schönheit huldigen, er hat das alles, und dennoch — keine Bequemlichkeit. Woher das? Der Engländer lebt wie ein Fürſt, zum mindeſten wie ein Miniſter: an die Stelle der Bequemlichkeit tritt der Ehrgeiz. Er iſt immer bereit zu empfangen, Audienz zu ertheilen, den Wirth des Hauſes, den Vertreter einer Firma, eines Amtes, eines Namens zu machen; er wechſelt dreimal des Tages ſeinen Anzug; er beobachtet bei Tiſch — im sitting- und im drawing-room — beſtimmt vorgeſchriebene Anſtandsgeſetze, er iſt ein feiner Mann, eine Erſcheinung die uns imponirt, ein Lehrer bei dem wir nolens volens in die Schule gehen, er iſt alles mögliche Gute und Große, aber er iſt langweilig, und mitten in unſer Staunen hinein miſcht ſich eine unendliche Sehnſucht zurück nach unſerem kleinbürgerlichen Deutſchland, wo man ſo gar nicht zu repräſentiren, aber ſo prächtig, ſo bequem und gemüthlich zu leben verſteht.

Ich deutete wohl ſchon anderen Orts darauf hin, wie das Repräſentationsgelüſt den Engländer mit der Macht einer fixen Idee beherrſcht. Dies Gelüſt erzeugt natürlich auch eine beſondere Begabung, und der allerunbedeutendſte Engländer hat mehr Form, Haltung und Rednertalent, als ein ganzes Collegium deutſcher Stadträthe zuſammengenommen. Ich wohnte mit einem jungen Walliſer zuſammen, einem Menſchen von gewöhnlicher Bildung und mäßigen Naturanlagen. Als aber ſein Geburtstag herankam und wir ihn mit einer luſtigen Feſtlichkeit überraſchten, verbeugte er ſich gegen uns ohne einen Anflug von Verlegenheit, und hielt eine Anſprache, die mich durch ihre Feinheit und Abrundung in Erſtaunen ſetzte. In Deutſchland hätten wir unter einer gewiſſen gemüthlichen Geſichterſchneiderei jedem Einzelnen die Hand gedrückt, und hinterher erklärt vor Rührung nicht ſprechen zu können. Ob dieſe repräſentativen Gaben der engliſchen Nation die Urſache oder die Folge jener großen Repräſentation ſind, die an der Spitze des Landes ſteht, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Ich glaube, daß eine Wechſelwirkung ſtattfindet, und daß in demſelben Maaße wie jenes

Repräſentationsbedürfniß einſt die Parlamente ſchuf, dieſe hinwiederum das Bedürfniß und die Begabung zu jener Höhe geſteigert haben, auf der wir ſie jetzt erblicken.

Das deutſche Leben hat etwas von einem Gymnaſium, das engliſche von einem Kadettenhaus. Wie Mannigfaltigkeit und Uniformität ſtehen ſie ſich einander gegenüber. Man trete in eine Gymnaſialklaſſe, — welche Buntheit! Neben dem Sohn des Edelmannes, der beim Director eine hohe Penſion bezahlt und mit Sporen in die Klaſſe kömmt, ſitzt der Sohn des Dorfſchulzen, der eine Bodenkammer bewohnt und allſonnabendlich eine Kiſte voll Victualien als Nahrung für ſich und als Miethe für ſeine Wirthin erhält. Er trägt einen langen blauen Rock und einen Einſegnungshut. Er hat kein Silber in der Taſche, geſchweige einen Goldſtreifen um die Mütze, wie ſein adliger Nachbar, der Rarré ſchnupft und den Lehrer verachtet, der noch bei Reſſing und Carotten ſteht. Aber das Bauernkind darf ſeine Armuth leichten Sinnes tragen, denn er iſt klug und fleißig und geſcheidt, und überholt den noblen Penſionair, der auf einer der letzten Bänke Dambrett und Sechsundſechzig ſpielt. Die Fadenſcheinigkeit des Rocks gilt bei uns noch als Nebenſache, und wer was kann und weiß, der iſt der Erſte. Die Gaben des Geiſtes rangiren vor den Gaben der Geburt.

In dem Cadettenhaus England iſt es anders. Eine ariſtokratiſche Haltung zieht ſich durch das Ganze. Das Aeußere tritt ſofort in ſein Recht, um nicht zu ſagen in den Vordergrund. Die Gleichheit in Erſcheinung und Lebensweiſe iſt frappant. Die Taillen ſind gleich lang, die Cravatten gleich ſteif; der Scheitel ſitzt auf jedem Kopf an derſelben Stelle und die Gleichartigkeit des Anſtands macht es ſchwer, zwiſchen Hoch und Niedrig zu unterſcheiden. Die Eßzimmer, die Speiſen ſelbſt bieten eine überraſchende Aehnlichkeit, und die erſte und letzte Klaſſe, gleich ſteif bei Tiſche ſitzend, handhaben Meſſer und Gabel in derſelben vorſchriftsmäßig-gentilen Weiſe. Die Wiſſenſchaften werden gepflegt und die Auszeichnung innerhalb ihrer wird belebt, aber die adlige Haltung der Schule bringt es mit ſich, daß ein Howard, ein Mowbray, ein Sutherland die erſten Plätze einnehmen, auch wenn ſie nichts haben, als ihren Namen und Titel, — und der Glanz hinwiederum, nach dem das Ganze ſtrebt, macht den Reichthum zum Nebenbuhler des Geburtsadels, und beide — wie verfeindet unter einander — zu Siegern über den Geiſt.

Mit kurzen Worten: England iſt ariſtokratiſch, Deutſchland demokratiſch. Wir ſprechen tagaus tagein von engliſcher Freiheit und ſehnen uns nach einer Habeas corpus-Akte und einem Parlamente, das mehr hat als das bloße Recht zu reden. Aber unſere Demokraten, zumal ſolche die England je mit Augen geſehen, wiſſen ſehr wohl was ſie thun, wenn ſie den ganzen engliſchen „Plunder" (wie ſie ſich auszudrücken lieben) bekämpfen oder beſpötteln. Es giebt kein Land, das — ſeiner bürgerlichen Freiheiten ungeachtet — der Demokratie ſo fern ſtünde, wie England, und begieriger wäre, theils um die Gunſt des Adels zu buhlen, theils den Glanz und Schimmer deſſelben zu copiren. Daher die ſtereotypen

Formen des engliſchen Lebens: der Kleine wetteifert mit dem Großen, der Arme mit dem Reichen, und innerhalb dieſes Wettkampfs zieht der Niedrigſtehende doch wiederum den Hut vor dem Lord, deſſen Gig an dem ſeinen vorüberjagt, und betrachtet das Kindeskind eines Baronets oder Members of Parliament als einen Gegenſtand ſeiner beſonderen Rückſicht und Devotion. Es iſt charakteriſtiſch, was Thackeray — ein Schriftſteller, von dem man mit gutem Gewiſſen behaupten kann: „jeder Zoll ein Engländer" — über dies bis zur Widerwärtigkeit ſich ſteigernde Gebahren ſagt. In ſeinem berühmten Romane Vanity Fair, der wie kein zweiter (am wenigſten Boz-Dickens) das Londoner Leben vor dem Auge des Leſers erſchließt, äußert er ſich wie folgt: „Es war am 15. Juni 1815; die Engländer in Brüſſel, Napoleon vor den Thoren; drei Tage ſpäter fielen die Würfel bei Waterloo. Die Herzogin von Richmond gab einen Ball. Der Zudrang nach Billets, das Intriguiren und das Betteln darum erreichte eine Höhe, wie ſie nur der begreifen kann, der die Sucht des Engländers, Zutritt in die Kreiſe der Großen und Vornehmen ſeines Volks zu gewinnen, jemals mit Augen geſehen hat, und ich wage die Behauptung, daß die Frage „ob eingeladen oder nicht" ganze Kreiſe unſerer Landsleute damals lebhafter beſchäftigte, als die Möglichkeit von Sieg oder Niederlage."

So weit Thackeray. Und Deutſchland? Wir haben Bevormundung und Polizei, und der „beſchränkte Unterthanenverſtand" bildet immer noch die Baſis von allerhand

Gut- und Schlechtgemeintem; wir werden klein genommen und ſind's in unſrer Jagd nach Titel und Orden, wir ſind zu hunderttauſenden noch die Philiſter und Krähwinkler der Weltgeſchichte und ſtehen doch da als die Träger und Apoſtel einer ächten Demokratie. Das Wort von der Freiheit und Gleichheit iſt nirgends weniger eine Phraſe, als bei uns. Wir haben keine politiſche Demokratie, aber eine ſociale. Wir haben Klaſſen, aber keinen engliſch-chineſiſchen Kaſtengeiſt; wir haben Schranken aber keine Kluft. Wir haben — Ausnahmen beſtätigen die Regel — ein Nebeneinandergehen der verſchiedenen Stände, von dem man in England keine Ahnung hat, und wenn es dort dem Reichthum, dem Amt und der Berühmtheit, alſo wiederum einer Art von Adel, gelingt, ſich neben dem Vorzug der Geburt zur Geltung zu bringen, ſo iſt es bei uns das Allgemeingut der Bildung, das ein unſichtbares Band zwiſchen den Ständen webt, und uns die Zutrittskarten ſchreibt, die Niemand zurückzuweiſen wagt.

Und um fortzufahren: Englands Kraft beſteht in der anſpruchsvollen Schätzung ſeiner ſelbſt, Deutſchlands Größe in der beſcheidenen Würdigung alles Fremden. England iſt ſelbſtſüchtig bis zur Begriffsverwirrung, Deutſchland gerecht bis zur eigenen Preisgebung.

Und nun zum Schluß: England iſt praktiſch, Deutſchland ideal. Wunderbarer Widerſpruch! Daſſelbe Volk, das den Schein über die Wahrheit ſetzt, das Millionen im Götzendienſt der Eitelkeit und hohler Repräſentation verprunkt, das Himmel und Hölle in Bewegung ſetzt, um beim Herzog von

Wellington verfahren und dem alten Herrn einen Kratzfuß machen zu können — daſſelbe Volk iſt praktiſch vom Wirbel bis zur Zeh, von der magna charta an bis zur neupatentirten Heckſellade, und erobert die Welt, nicht — wie ſonſt wohl Eroberer — aus Ruhm und Thatendurſt, ſondern um unterm Zuſammenſtrömen aller Schätze daheim einen praktiſchen Nutzen und einen comfortablen Platz am Kamin zu haben. Und wir?! Daſſelbe Volk, das die Wahrheit liebt und dem Weſen der Dinge nachforſcht, es verliert im Suchen nach dem Wirklichſten die Wirklichkeit unter den Händen und wird zum Träumer, dem das Leben in ſeiner Welt über die Welt da draußen geht.

Sei's drum! und ſpotten wir ſeiner nicht; ſprechen wir vielmehr mit jenem liebenswürdigen Landsmann, deſſen Haus mir allabendlich offen ſteht und deſſen Seele fern geblieben iſt dem Engländerthum ſo vieler ſeiner Freunde und Bekannten: yes, England, that's the first country of the world, but — Germany still a little before it.*)

---

*) Ja, England iſt das erſte Land der Welt, doch — Deutſchland noch ein wenig vorher.

Haſtingsfeld.

Es war mein letzter Tag in England! Das Dover-Boot ſollte mich um Mitternacht nach Oſtende führen; mir blieben noch zwölf Stunden zu einem Ausflug und ich entſchied mich für — Haſtingsfeld. Wie oft, in den Träumen meiner Kindheit, hatt' ich die Kreideklippe geſehen, dran ſich, laut Liedern und Sagen, das Rolandslied des Taillefer brach; wie oft hatt' ich den Hügel erklommen, darauf das reiche, juwelengeſtickte Banner König Haralds hoch in Lüften flatterte und wie oft war ich den Schritten jener geſpenſtiſch-ſchönen Frau über das Leichenfeld gefolgt, von der's im Liede heißt:

> Es watete Edith Schwanenhals
> Im Blute mit nackten Füßen;
> Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
> Die forſchenden Blicke ſchießen.

Mir ſchlug das Herz. Das romantiſche Land, wohin mich Sehnſucht und Phantaſie ſo oft getragen hatten, — es ſollte jetzt wahr und wirklich vor meine Sinne treten.

Der Zug hielt. Zu meiner Ueberraſchung blitzte weder Kreideklippe, noch brandendes Meer vor mir auf; nur grünes Hügelland dehnte ſich nach rechts und links, ſo weit das Auge reichte. Es war das Städtchen „Battle", wo wir hielten, ſieben engliſche Meilen landeinwärts.

Hier ward die Schlacht geſchlagen, die ihren Haſtings-Namen gewiſſermaßen mit Unrecht trägt. Der Kampf (battle), der hier tobte, gab dem Städtchen ſeinen Namen, ganz in derſelben Weiſe, wie wir einen Flecken „Wahlſtatt" haben. Das Städtchen ſelbſt bietet nichts Beſonderes dar, außer ſeiner Abtei, — „Battle-Abbey" geheißen; dieſer ſchritten wir zu. Als die Wage der Schlacht hin und her ſchwankte und an dem Trotz des Sachſenkönigs bereits der dritte Angriff geſcheitert war, warf ſich Herzog Wilhelm auf's Knie und mit lauter Stimme gelobend, „eine Abtei zu bauen, drin Wein wie Waſſer fließen ſolle, falls Gott ihm Sieg verleihe", führte er ſeine Truppen zum vierten Mal gegen das feindliche Verhau. Der Sieger hielt Wort. Battle-Abbey wurde die reichſte Abtei des Landes, bis fünf Jahrhunderte ſpäter dem Geize Heinrichs VIII. auch dieſe Stiftung zum Opfer fiel.

Nur Andeutungen ſind noch geblieben von dem Glanz und der Herrlichkeit, die königliche Munificenz hier in's Leben rief, und dies Wenige ſelbſt würde zu Staub zerfallen ſein, wenn nicht der Flugſand, der von der Küſte herüberweht, die Ueberreſte ehemaliger Kraft unter ſeinen Mantel genommen hätte, wie der Aſchenregen des Veſuv die zum

Märchen gewordene Welt Pompejis. Zwei Jahrhunderte vergingen ſeit jener Verſandung. Was das Werk der Zerſtörung zu vollenden ſchien, das gebot ihr Stillſtand. Unſre Zeit, in ihrem Forſchertrieb, hat das Begrabene neu ans Licht gezogen, zur Bewunderung zunächſt, aber auch zu ſchnellerem Untergang.

Nur Eines hat den Kampf mit den Jahrhunderten ſiegreich überdauert: das mächtige, ſandſteingebaute Eingangsthor. Mit breiten Flügeln und hohen Thürmen ſteigt es vor dem Auge auf, ſelbſt wieder ein Schloß, und läßt uns ſchließen auf die Größe und den Reichthum deſſen, zu dem es nur die Pforte war. Sein Styl iſt der normanniſche in ſeiner Blüthe, als dieſer ſich bis zur Gothik zu erheben begann. Mächtige Bogenpfeiler bilden das Portal; aus ihren Rippen ſtarren zwei ſteingehauene Fratzen hervor, wie die Sage geht: die Köpfe Wilhelm's und König Harald's. Das Thor ſchließt ſich hinter uns und wir befinden uns jetzt auf einem geräumigen, grasbewachſenen Platz. Zur Rechten ragt ein ſchlanker Thurm in die Luft, ſtarr, einſam, ein Finger aus dem Grabe vergangener Herrlichkeit. Zur Linken zieht ſich ein ſtattliches Gebäude hin, im Styl der Königin Eliſabeth; es iſt das Herrenhaus, und zur Zeit Beſitzthum Sir Henry Webſter's. Hierhin richten wir unſre Schritte. Sir Henry iſt außer Landes und der Zutritt für Jedermann geſtattet. Meine Gefährten, echte Londoner Spießbürger, wenden ſich neugierig ſofort nach links, in die Privatgemächer Sir Henry's, um mit jener dem engliſchen Philiſter eigenthümlichen Neugier

Parallelen zu ziehen zwiſchen dem Canaree oder dem türkiſchen Terrich der Lady Webſter und ſeinem eignen Hausrath daheim. Ich halte mich rechts und trete in die große Halle, die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauſes. Hoch und geräumig, das Dach ein prächtiges Holzwerk, gleicht ſie der ſchönen Banketthalle Heinrichs VIII. im Schloſſe zu Hampton-Court, und wenn dort verblaßte Gobelins von rechts und links auf uns herniederſchauen und unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, ſo iſt es hier ein koloſſales, die ganze Giebelwand der Halle bekleidendes Gemälde, das uns mächtig wie ein Altarbild entgegentritt und uns plötzlich wieder vergegenwärtigt wo wir ſind.

Das iſt die letzte Stunde des Haſtings-Tages! Die Sachſenfahne liegt blutig und zerriſſen im Staube; halb verdeckt von ihr haucht König Harald ſeinen letzten Seufzer aus. Zwei Reiter, gefolgt von der Blüthe franzöſiſchen Adels, ſprengen auf den Sterbenden zu. Der Eine auf langmähnigem Scheckenthier, das weiße, vom Papſte ſelbſt geweihte Banner in Händen ſchwingend, iſt Otto, Biſchof von Bayeux, der Halbbruder des Eroberers; der Andre aber auf ſchwarzem, jetzt eben zurückprallendem Normannenhengſt iſt Herzog Wilhelm ſelbſt. Die ſilberne Rüſtung ſticht wunderbar ab von dem blinkenden Schwarz ſeines Roſſes, weithin wallt die weiße Feder von ſeinem hohen, koniſch geformten Helm und um den Hals des Siegers ſchlingt ſich eine dreifach umwundene Kette, daran eine goldne Kapſel blitzt. Was iſt's mit ihr? Ein Splitter vom Kreuze Chriſti liegt wohl verwahrt zwiſchen ihren Wänden; ein Splitter nur und doch die lebendige Wurzel, aus der dieſer Kampf emporwuchs.

Zu Rouen war's, zehn Jahre zuvor, im kerzenerleuchteten Dom. Der Adel der Normandie ſtand halbkreisförmig um den feſtlich geſchmückten Altar, aber der Halbkreis wurde zum Spalier, als jetzt zwei Männer das Schiff der Kirche entlang und die Stufen des Altars hinanſchritten. Der Eine, kurzgeſchoren das ſchwarze Haar, war Herzog Wilhelm; der Andre mit langem Sachſenbart, war König Harald, damals noch Graf von Kent. Ihr Herz umſchloß einen Wunſch: die Krone des kinderloſen Edward; — aber ein tückiſcher Schiffbruch hatte den Sachſengrafen in die Hand ſeines Nebenbuhlers gegeben und Herzog Wilhelm ſtand eben auf dem Punkt, die Gunſt des Zufalls zu nützen. Harald ſollte abſchwören. Zögernd legte dieſer die Linke auf die Decke des Altars und die Rechte zum Eid erhebend, rief er mit bebender Stimme: „So entſage ich denn allem Verlangen nach Herrſchaft; Herzog Wilhelm ſei König über England; noch einmal, ich ſchwör's!" Da zog der Normann die brokatne Decke vom Altar hinweg und dem Grafen einen Splitter zeigend, darauf ſeine Hand unwiſſentlich während des Schwurs geruht hatte, rief er: „Harald, Du ſchwurſt es bei dieſem Span vom Kreuze Chriſti!"

Und ſeitdem? Der Tag kam, da König Edward in ſelbſterbauter Kapelle ſeinen letzten Schlummer hielt, Harald war König und hinüber nach Frankreich rief er: „Edward iſt todt; England iſt mein; nimm's, ſo Du kannſt!"

Da wurde die Normandie zum Heerlager. Um ſeinen Nacken ſchlang Herzog Wilhelm die Kette ſammt der Kapſel, Papſt Alexander weihte die Fahnen, König Harfager von Norwegen brach auf, als Bundesgenoſſe in England einzufallen und halb Frankreich wurde flott vor Luſt nach Krieg und Abenteuern. Weiße Segel, zahllos wie die Wellen darauf ſie tanzten, ſteuerten nordwärts und vor ihnen her flog, wie tödtlicher Blitz, der Bannſtrahl des Papſtes.

König Harfager landete erſt; ſein Eifer war ſein Tod. Harald umklammerte ihn bei Stamford-Bridge und zerdrückte ihn und ſein Heer. Die Nacht brach ein. Auf dampfendem Schlachtfeld lagen die Sieger, berauſcht von Wein und Geſang; im Zelt des Königs aber gingen Becher und Rede von Mund zu Mund und der Erzbiſchof von York erhob ſich jetzt und rief: „Harald, ſo ſei das Ende aller Deiner Feinde!“ Da hielt ein Bote am Zelt und trat ein. Sein Haar war wirr und ſtruppig vom langen Ritt, ſein Kleid zerriſſen und die Worte klangen:

Die Klippe von Haſtings, wohl war ſie ſteil,
Und das Meer, wohl hat es gebrandet,
Vergebens die Brandung, vergebens der Stein —
Herzog Wilhelm iſt gelandet!

Auf ſprang der König, ſein Auge blitzte, ſein Herz voll Sieg hatte nicht Raum für die Furcht. Gen London gings, ſein Heer ihm nach; Zuverſicht auf allen Geſichtern. Am fünften Tage war's: aufblitzte die Themſe — hinüber! und jetzt vor ihrem Aug die Ginſterhaiden von Surrey — hindurch! am ſiebenten Tage aber hielt König Harald auf dem Hügellande von Suſſex und ſein Schwert in die Erde ſtoßend, rief er: „Hier ſei's!“ Herzog Wilhelm kam von Haſtings heran. Auf zwei Hügeln, einander gegenüber, lagerten ſich die Heere; zwiſchen ihnen ein breites, nicht allzutiefes Thal. Hier ſollte ſich's entſcheiden.

Es war Nacht, die Wachtfeuer der Normannen lohten herüber. König Harald ging von Zelt zu Zelt und ordnete an und befeuerte den Muth. Wo er ſein Schwert in die Erde geſtoßen hatte, da ſtand jetzt ſein Zelt und neben demſelben flatterte das große Banner von England. Es trug die alte Schlachten-Inſchrift: „Siegen oder ſterben!“ Dreitauſend Freiwillige aus der Hauptſtadt hatten ſich drum geſchaart und feierlich geſchworen, des Spruches über ihren Häuptern wohl eingedenk zu ſein. Kundſchafter kehrten zurück,

Die hatten den Herzog Wilhelm geſehn
Und thäten ihn mannlich preiſen:
Seine Rüſtung ſei wie Silber und Gold
Und ſein Antlitz ſei wie Eiſen.

Seine Ritter aber die ſähen darein,
Als wären ſie ſchon verloren,
Sie hätten nicht Schnurr- nicht Backenbart,
Sei'n alle geſchabt und geſchoren.*)

---

*) „They were all shaven and shorn“, aus einer alt-engliſchen Ballade.

Im ganzen Normannenlager ſei
Nur Beten und Meſſeſingen;
Das ganze Heer ſei ein Prieſterheer
Und man werd' es leichtlich bezwingen.

König Harald aber hörte ſie an
In finſtres Sinnen verloren,
Er ſprach: Ich weiß, ſie fechten wie wir,
Obwohl ſie geſchabt und geſchoren.

Gegen Morgen kam ein Herold von Herzog Wilhelm, der bot dem König einen Zweikampf. Sie wollten den Streit in ihre beiden Schwerter legen und der Ausgang ſolle ein Gottesurtheil ſein. Da entfärbte ſich der Sachſenkönig und Furcht und Scham lieſen blaß und roth über ſein Antlitz. Er kannte den Talisman ſeines Gegners, den ſein Meineid ihm in die Hand gegeben hatte und murmelte vor ſich hin: „Ich kann nicht!“ Laut aber rief er: „Nicht wir — die Schlacht!“

Aufblitzte die Sonne und zugleich mit ihren Strahlen flogen dreißigtauſend Pfeile übers Feld. Die Sonne ſtieg und ſank. Als ſie ſcheidend noch einmal auf des Tages Arbeit blickte, da lag König Harald unterm Linnen ſeines Banners wie unterm Leichentuche und über das Blutfeld ſprengte der Sieger. Sein Auge blitzte und die goldne Kapſel glühte blutroth im letzten Abendſtrahl.

Ich ſah auf; da hatt ich's wieder vor mir, friſch, lebendig, — das Scheckenthier Biſchof Otto's ſprang wie aus dem Bilde heraus. Meine Betrachtungen wurden unterbrochen; ein alter Cicerone der Abtei trat an mich heran und erbot ſich, mir das Schlachtfeld zu zeigen. Ich folgte ihm. Er führte mich zu einer der ausgegrabenen Ruinen, dem ehemaligen Refectorium der Mönche. Drei Seiten des Gebäudes ſtehen noch ziemlich wohlerhalten, die vierte aber iſt völlig verfallen. Keine Spur von Dach. Man tritt in den mit Quaderſtein gepflaſterten Saal wie in einen Hofraum; — der blaue Himmel hing über uns. Keines Königs Munificenz läßt hier noch fürder Wein wie Waſſer fließen; der Regen wäſcht den Mörtel aus dem Geſtein und verſucht die Kraft ſeiner Tropfen an der weißen Quadertenne des Saals. Der Alte führte mich ſchweigend an das mittlere Giebelfenſter. Ich ſah hinaus; aber ehe ſich die bunte Landſchaft vor mir zu einem klaren Bild geſtalten konnte, richtete er die Spitze ſeines Fingers auf eben die Stelle wo ich ſtand und rief mir mit echtem Führer-Gleichmuth zu: There fell the Saxon-king! — Mich überlief es; er aber, völlig unbewußt des Eindrucks, den ſein Wort auf mich gemacht hatte, ſtreckte ſeine magere Hand durch die Fenſterhöhle, und nach rechts und links eine Linie beſchreibend, ſetzte er mit derſelben Ruhe hinzu: And that's the battle-field!

Da lag es vor mir mit dem ganzen Zauber einer engliſchen Landſchaft. Drüben auf der höchſten Spitze jenes Hügels hielt Herzog Wilhelm während der Schlacht; jetzt ſchimmerte ſtatt ſeiner Rüſtung die weiße, ſonnige Wand eines Bauernhofes herüber. Unmittelbar vor mir zogen ſich ſchmale Teiche nach beiden Seiten hin das Thal hinunter; von Zeit zu Zeit ſprang ein Fiſch, gelockt von der Sonne, in den lachenden Tag hinein; Nichts erinnerte mehr an jenen Tag, wo hier das Blut in tieferen Lachen als das Waſſer in jenen Gräben ſtand. Tiefer Friede ringsum; nur das Glockenklingen weidender Kühe unterbrach die Stille. Kaum eine Saatkrähe ließ ſich nieder auf dies Feld, wo einſt das Krähen- und Rabenvolk von ganz England offne Tafel gehalten hatte. Noch einmal überflog mein Blick die Flur; dicht vor mir ſtieg ein Schwarm weißer Tauben in die Luft und wiegte ſich im Sonnenſchein, blitzend, als wären ihre Flügel von Licht. Lange ſah ich hinauf: ein Friedens-Sinnbild über dieſem Thal, ſo fand ich Haſtingsfeld und — ſo ſchied ich von ihm.

Wenige Stunden ſpäter trug mich der raſſelnde Zug nach Dover. Es ſchlug Mitternacht als der Dampfer vom Ufer ſtieß. Ich ſtand am Steuerruder und ſah rückwärts. Klippen rechts und links; Dover ſelbſt, von tauſend Lichtern funkelnd, wuchs amphitheatraliſch in die Nacht hinein; der weiße Kalkſtein ſchimmerte dahinter wie verſchleiertes Mondlicht. Raſcher ſchaufelten jetzt die Räder, höher ſpritzte der Schaum, eiſiger ging der Wind — das letzte Licht erloſch. Nacht und Meer ringsum; hinter mir lagen Alt-England und — dieſer Tag.

◆

Literariſche Anzeige.

Im Verlag von **Gebrüder Katz** in Deſſau iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Argo. Belletriſtiſches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. 2½ Thlr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 3 Thlr.

Bölte, Amely. Männer und Frauen. Novellen. 2 Bde. 2½ Thlr.

Eroberung, die, Livlands unter Peter dem Großen. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bände. 3 Thlr.

Frauenſtädt, Dr. J. Aeſthetiſche Fragen. 1 Thlr.

Freiligrath, Ferd. Dichtung und Dichter. Eine Anthologie. 2½ Thlr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 3 Thlr.

Kapper, Siegfried. Fall. Eine Erzählung. 1 Thlr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1½ Thlr.

Lacroix, E. Album poétique. Recueil de poésies françaises des auteurs modernes, suivi de quelques notices biographiques. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Lecerf, Emilie, geb. V. **Poetiſche Kränze.** Gedichte. 24 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Pröhle, Heinrich. **Walddroſſel.** Ein Lebensbild. 1⅓ Thlr.

Prutz, Robert. **Die Schwägerin.** Novelle. 1⅓ Thlr.

Tennyſon, Alfred. **Gedichte.** Ueberſetzt von W. Hertzberg. 1 Thlr. 6 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1⅔ Thlr.

Vincke, Gisbert, Freiherr. **Roſe und Diſtel.** Poeſien aus England und Schottland. 24 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Waldleben in Amerika. Nach J. T. Headley's „Adirondack, or life in the wood's" frei bearbeitet. 1 Thlr.

Wolfſohn, Dr. Wilh., **Erzählungen aus Rußland.** 2 Bde. 2⅔ Thlr.

——— ——— **Neues Laienbrevier.** Aus deutſchen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. 2te vermehrte Ausgabe. Cart. 22½ Sgr.

Gedichte

von

Th. Fontane.

Zweite, vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1875.

Kgl Univ Bibl.
Berlin

Inhalt

Lieder und Sprüche.

Seite

Guter Rath 3
Glück 4
Memento 5
Im Garten 6
O trübe dieſe Tage nicht 7
Das Fiſchermädchen 8
Frühling 9
Mittag 10
Der erſte Schnee 11
Der Kranich 12
Herbſtmorgen 13
Bekenntniß 14
Alles ſtill! 15
Und alles ohne Liebe 16
Ein Jäger 18
An Wilhelm Krauſe 19
Einem Kranken 21
Unſer Friede 22
Rangſtreitigkeiten 24
Junker Dampf 25

Seite
Die Stuarts 27
Lied des James Monmouth 28
Verlobung 29
An Emilie 30
Du holde Fee, mir treu geblieben 31
Vertrauen 32
Um Dich 33
Ach, daß ich Dich ſo heiß erſehne 34
Zerſtoben ſind die Wolkenmaſſen 35
Du wirſt es nie zu Tüchtgem bringen 36
In der Krankheit 37
Der Gaſt 38
Mein Herze, glaubt's, iſt nicht erkaltet 39
Auf der Reiſe 40
Paris 41
Neujahr 1857 42
Heimath 44
Nicht Glückes-bar ſind Deine Lenze 45
Laß ab von dieſem Zweifeln, Klauben 46
Sag an, es fällt von Deinem Haupte 47
Es kann die Ehre dieſer Welt 48
Beutſt Du dem Geiſte ſeine Nahrung 49
Tritt ein für Deines Herzens Meinung 50
Es äfft Dich nur dies Rennen, Traben 51
Man wird nicht beſſer mit den Jahren 52
Die Menſchen laſſen vieles gelten 53
Du darfſt mißmuthig nicht verzagen 54

Seite

Von der ſchönen Roſamunde.

Wie Heinrich Roſamunden findet 57
Wie Heinrich Roſamunden gen Woodſtock führt 62
Von der Königin Leonore 66
Heinrich und Roſamunde in Woodſtock 69
Wie König Heinrich gen London zieht 73
Wie Heinrich gen Frankreich zieht und was weiter geſchah 78
Wie Roſamunde hofft und harrt 82
Ein Sturm 84
Roſamundens Tod 86

Männer und Helden.

Der alte Derffling 91
Der alte Deſſauer 94
Der alte Zieten 96
Seydlitz 98
Keith 101
Schwerin 104
Prinz Louis Ferdinand 107
Die Fahne Schwerins 111
An Graf Schwerin-Putzar 114

Bilder und Balladen.

Archibald Douglas 119
Gorm Grymme 123

Seite

Hakon Borkenbart (Fragment) 127
Der 6. November 1632 128
Schloß Eger 130
Wangeline von Burgsdorf oder die weiße Frau (Fragment) 131
Der Tag von Hemmingſtedt 136
Sylveſter-Nacht 145
Treu-Lischen 147
Der Wetterſee 149
Der Wenerſee 151
Goodwin-Sand 153
Maria Stuart's Weihe 154
David Rizzio 156
Maria und Bothwell 161
Der ſterbende Douglas 164
Die Hamilton's oder die Locke der Maria Stuart 166
Der letzte York 170
Johanna Gray 175
Sir Walter Raleighs letzte Nacht 180
Cromwell's letzte Nacht 186
Katharina von Medici 188
Der Tower Brand 190
Das Trauerſpiel von Afghaniſtan 193
Bienen-Winkelried 195
Schleswig's Oſtertag 1848 200
Ein Ball in Paris 1849 203
Kaiſer Blanchebart 209

Seite

Gelegenheits-Gedichte.

Der alte Fritz (zur Enthüllungsfeier 1851) ... 213
Zum 8. Februar 1858 (Einzug der Prinzeſſin Victoria) 215
Du Adlerland (Preußenlied zum 13. Mai 1861) ... 216
Der Tag von Düppel ... 218
Am Jahrestag von Düppel (18. April 1865) ... 222
„Js nich" (1866) ... 224
Prolog (geſprochen am 12. Juli 1866) ... 225
Neujahr 1871 ... 228
Kaiſer Wilhelm's Rückkehr ... 230
Havelland (Statt eines Vorwortes) ... 231

Einzug 1864. 1866. 1871.

7. Dezember 1864 ... 237
20. September 1866 ... 240
16. Juni 1871 ... 242

Lieder und Balladen

frei nach dem Engliſchen.

Das Douglas-Trauerſpiel ... 247
Jung Musgrave und Lady Barnard ... 251
Schön-Margret und Lord William ... 256
Lord Maxwell's Lebewohl ... 260
Marie Duchatel ... 263
Lord Athol ... 268

Seite

Der Aufſtand in Northumberland.

1. Percy und die Norton's 273
2. Percy's Tod 279
Barbara Allen 286
Jung-Walter 288
Bertram's Todtengeſang 291
Denkſt Du verſchwundener Tage, Marie 293
Lord Murray 294
Die drei Raben 296
Die zwei Raben 297
Die Jüdin 298
Robin Hood 301
König Johann und der Biſchof von Canterbury 312
Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel? 317
John Gilpin 318
Königin Eleonoren's Beichte 327
Schwertſpruch 331
Melroſe-Abbey 332
Die Blumen des Waldes 333
Lesly's Marſch 335
Jacobitenlieder 1—11. 336
Das Begräbniß des Sir John Moore 349
Volkslied 351
Grabſchrift 352

Lieder und Sprüche.

Guter Rath.

An einem Sommermorgen
Da nimm den Wanderſtab,
Es fallen Deine Sorgen
Wie Nebel von Dir ab.

Des Himmels heitere Bläue
Lacht Dir in's Herz hinein,
Und ſchließt, wie Gottes Treue,
Mit ſeinem Dach Dich ein.

Rings Blüthen nur und Triebe
Und Halme von Segen ſchwer,
Dir iſt als zöge die Liebe
Des Weges nebenher.

So heimiſch alles klinget
Als wie im Vaterhaus,
Und über die Lerchen ſchwinget
Die Seele ſich hinaus.

Glück.

Sonntagsruhe, Dorfesſtille,
Kind und Knecht und Magd ſind aus,
Unterm Herde nur die Grille
Muſiciret durch das Haus.

Thür und Fenſter blieben offen,
Denn es ſchweigen Luft und Wind,
In uns ſchweigen Wunſch und Hoffen,
Weil wir ganz im Glücke ſind.

Felder rings, — ein Gottesſegen
Hügel auf- und niederwärts,
Und auf ſtillen Gnadenwegen
Stieg auch uns er in das Herz.

Memento.

Geliebte, willſt Du doppelt leben,
So ſei des Todes gern gedenk,
Und nimm, was Dir die Götter geben,
Tagtäglich hin wie ein Geſchenk.

Mach Dich vertraut mit dem Gedanken,
Daß doch das Letzte kommen muß,
Und ſtatt in Trübſinn hin zu kranken,
Wird Dir das Daſein zum Genuß.

Du magſt nicht länger mehr vergeuden
Die Spanne Zeit in eitlem Haß,
Du freuſt Dich reiner Deiner Freuden
Und ſorgſt nicht mehr um dies und das.

Du ſetzeſt an die rechte Stelle
Das Hohe, Göttliche der Zeit,
Und jede Stunde wird Dir Quelle
Geſteigert neuer Dankbarkeit.

Im Garten.

Die hohen Himbeerwände
Trennten Dich und mich,
Doch im Laubwerk unſre Hände
Fanden von ſelber ſich.

Die Hecke konnt' es nicht wehren
Wie hoch ſie immer ſtund:
Ich reichte Dir die Beeren
Und Du reichteſt mir Deinen Mund.

Ach, ſchritteſt Du durch den Garten
Noch einmal in raſchem Gang,
Wie gerne wollt' ich warten,
Warten ſtundenlang.

„O trübe dieſe Tage nicht."

O trübe dieſe Tage nicht,
Sie ſind der letzte Sonnenſchein,
Wie lange, und es liſcht das Licht
Und unſer Winter bricht herein.

Dies iſt die Zeit, wo jeder Tag
Viel Tage gilt in ſeinem Werth,
Weil man's nicht mehr erhoffen mag
Daß ſo die Stunde wiederkehrt.

Die Fluth des Lebens iſt dahin,
Es ebbt in ſeinem Stolz und Reiz,
Und ſieh, es ſchleicht in unſern Sinn
Ein banger, nie gekannter Geiz;

Ein ſüßer Geiz, der Stunden zählt
Und jede prüft auf ihren Glanz,
O ſorge, daß uns keine fehlt
Und gönn' uns jede Stunde ganz.

Das Fiſchermädchen.

Steht auf ſand'gem Dünenrücken
Eine Fiſcherhütt' am Strand;
Abendroth und Netze ſchmücken
Wunderlich die Giebelwand.

Drinnen ſpinnt und ſchnurrt das Rädchen,
Blaß der Mond in's Fenſter ſcheint,
Still am Herd das Fiſchermädchen
Denkt des letzten Sturms und — weint.

Und es klagen ihre Thränen:
„Weit der Himmel, tief die See,
Doch noch weiter geht mein Sehnen,
Und noch tiefer iſt mein Weh.“

Frühling.

Nun iſt er endlich kommen doch
In grünem Knospenſchuh;
„Er kam, er kam ja immer noch“
Die Bäume nicken ſich's zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum,
Nun treiben ſie Schuß auf Schuß;
Im Garten der alte Apfelbaum
Er ſträubt ſich, aber er muß.

Wohl zögert auch das alte Herz
Und athmet noch nicht frei,
Es bangt und ſorgt: „es iſt erſt März
Und März iſt noch nicht Mai.“

O ſchüttle ab den ſchweren Traum
Und die lange Winterruh,
Es wagt es der alte Apfelbaum
Herze, wag's auch Du.

Mittag.

Am Waldesſaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur;
Es iſt ſo ſtill, daß ich ſie höre
Die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenſchein auf Wieſ' und Wegen,
Die Wipfel ſtumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt als ſtröm' ein Regen
Leis tönend auf das Blätterdach.

Der erſte Schnee.

Herbſtſonnenſchein. Des Winters Näh'
Verräth ein Flockenpaar;
Es gleicht das erſte Flöckchen Schnee
Dem erſten weißen Haar.

Noch wird — wie wohl von lieber Hand
Der erſte Schnee dem Haupt —
So auch der erſte Schnee dem Land
Vom Sonnenſtrahl geraubt.

Doch habet Acht! mit einem Mal
Iſt Haupt und Erde weiß,
Und Liebeshand und Sonnenſtrahl
Sich nicht zu helfen weiß.

Der Kranich.

Rauh ging der Wind, der Regen troff,
Schon war ich naß und kalt;
Ich macht' auf einem Bauerhof
Im Schutz des Zaunes Halt.

Mit abgeſtutzten Flügeln ſchritt
Ein Kranich drin umher,
Nur ſeine Sehnſucht trug ihn mit
Den Brüdern über's Meer;

Mit ſeinen Brüdern, deren Zug
Jetzt hoch in Lüften ſtockt,
Und deren Schrei auch ihn zum Flug
Gen Süden ruft und lockt.

Und ſieh, er hat ſich aufgerafft,
Es gilt ja Lenz und Glück;
Umſonſt, der Schwinge fehlt die Kraft
Und ach, er ſinkt zurück.

Nur Hahn und Huhn (und Hühnchen auch).
Umgackern ihn voll Freud'; —
Das iſt ſo alter Hühner-Brauch
Bei eines Kranichs Leid.

Herbſtmorgen.

Die Wolken ziehn, wie Trauergäſte,
Den Mond ſtill-abwärts zu geleiten;
Der Wind durchfegt die ſtarren Aeſte,
Und ſucht ein Blatt aus beßren Zeiten.

Schon flattern in der Luft die Raben,
Des Winters unheilvolle Boten;
Bald wird er tief in Schnee begraben
Die Erde, ſeinen großen Todten.

Ein Bach läuft haſtig mir zur Seite;
Es bangt ihn vor des Eiſes Ketten,
Drum ſtürzt er fort und ſucht das Weite
Als könnt' ihm Flucht das Leben retten.

Da mocht' ich länger nicht inmitten
So todesnaher Oede weilen;
Es trieb mich fort, mit haſt'gen Schritten
Dem flücht'gen Bache nachzueilen.

Bekenntniß.

Ich bin ein unglückſelig Rohr:
Gefühle und Gedanken
Seh rechts und links, zurück und vor,
In jedem Wind, ich ſchwanken.

Da liegt nichts zwiſchen Sein und Tod,
Was ich nicht ſchon erflehte:
Heut bitt' ich um des Glaubens Brod,
Daß morgen ich's zertrete;

Bald iſt's im Herzen kirchenſtill,
Bald ſchäumt's wie Saft der Reben,
Ich weiß nicht, was ich ſoll und will; —
Es iſt ein kläglich Leben!

Dich ruf ich, der das Kleinſte Du
In Deinen Schutz genommen,
Gönn meinem Herzen Halt und Ruh,
Gott, laß mich nicht verkommen;

Leih mir die Kraft, die mir gebricht,
Nimm weg, was mich verwirret,
Sonſt löſch es aus dies Flackerlicht,
Das über Sümpfe irret!

Alles ſtill!

Alles ſtill! es tanzt den Reigen
Mondenſtrahl in Wald und Flur,
Und darüber thront das Schweigen
Und der Winterhimmel nur.

Alles ſtill! vergeblich lauſchet
Man der Krähe heiſrem Schrei,
Keiner Fichte Wipfel rauſchet
Und kein Bächlein ſummt vorbei.

Alles ſtill! die Dorfes-Hütten
Sind wie Gräber anzuſehn,
Die, von Schnee bedeckt, inmitten
Eines weiten Friedhofs ſtehn.

Alles ſtill! nichts hör' ich klopfen
Als mein Herze durch die Nacht; —
Heiße Thränen niedertropfen
Auf die kalte Winterpracht.

„Und alles ohne Liebe.“

Die Mutter ſpricht: „lieb Elſe mein,
Wozu dies Grämen, Härmen?
Man lebt ſich in einander ein
Auch ohne viel zu ſchwärmen;
Manch eine nahm ſchon ihren Mann,
Daß ſie nicht ſitzen bliebe,
Und dünkte ſich im Himmel dann
Und — alles ohne Liebe.“

Jung-Elſe hörts; ſie ſchloß das Band,
Das ewge, am Altare,
Und lächelnd nahm des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war's, als ob ein glühend Roth
Sich auf die Stirn ihr ſchriebe,
Sie gab ihr Alles, nach Gebot,
Und — alles ohne Liebe.

Der Mann iſt ſchlecht; er liebt das Spiel
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hauſe weint zu viel
Und ewig ſchrein die Kinder;
Spät kommt er heim; er koſt, er ſchlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägt's wie nur die Liebe trägt
Und — alles ohne Liebe.

Sie wünſcht ſich oft, es wär vorbei,
Wenn nicht die Kinder wären,
So aber ſucht ſie immer neu
Zum Guten es zu kehren,
Sie ſchmeichelt ihm und ob er dann
Auch kalt bei Seit ſie ſchiebe,
Sie nennt ihn „ihren liebſten Mann“
Und — alles ohne Liebe.

Ein Jäger.

Ich kenn einen Jäger, man heißt ihn „Tod“:
Seine Wang iſt blaß, ſein Speer iſt roth,
Sein Forſt iſt die Welt, er zieht auf die Pirſch,
Und jaget Elenn und Edelhirſch.

Im Völkerkrieg, auf blutigem Feld,
Iſt's wo er ſein Keſſeltreiben hält;
Haß, Ehrſucht und Geizen nach Ruhmesſchall
Sind Treiber im Dienſte des Jägers all'.

Nicht fürcht ich ihn ſelber, wie nah er auch droht,
Doch wohl ſeine Rüden: Gram, Krankheit und Noth,
Die Meute, die ſtückweis das Leben zerfetzt,
Und zögernd uns in die Grube hetzt.

An Wilhelm Krauſe.*

1812.

Zwei Jahre kaum, als heitre Träume ſcheuchten
Der Sorgen dunklen Schwarm aus Deiner Bruſt;
Du riefſt „Ade!" ich ſah Dein Auge leuchten,
Und fühlte Thränen doch das meine feuchten,
Ich war der ew'gen Trennung mir bewußt.
Mein armer Wilm, das Roth auf Deinen Wangen,
Es war das Roth des friſchen Lebens nicht,
Der Tod nur, ſichrer Dich in's Netz zu fangen,
Ließ Roſen blühn auf Deinem Angeſicht.

Ich ſah ihn längſt Dich Schritt vor Schritt bewachen,
Gleich einem Schatten Dir zur Seite gehn,
Behende ſprang er mit Dir in den Nachen,
Und immer ſchien er höhniſch mir zu lachen,
So oft Du riefſt. „auf fröhlich Wiederſehn!"
Auf Wiederſehn! wann, Freund? ſtatt Herzensfrieden,
Hat ew'ge Ruh die Ferne Dir geſchenkt,
Und in die Gruft, die Deinem Schmerz beſchieden,
Hat man Dich ſelber nun hinabgeſenkt.

---

* Geſtorben zu Malaga im Sommer 1812.

Schön iſt das Leben! ach, man lernt es lieben
Recht innig erſt, wenn man es meiden ſoll,
Doch in die weite Welt hinaus getrieben,
Wo fremd wie wir auch unſer Herz geblieben,
Da wird der Tod uns doppelt qualenvoll.
Auf welcher Wange ſahſt Du Thränen glänzen?
Wer hat Dein brechend Auge zugedrückt?
Mein armer Wilm, mit Immortellenkränzen
Hat flücht'ges Mitleid nur Dein Grab geſchmückt.

Was half es Dir, daß ſchöner dort die Roſen
Und goldner ſelbſt des Himmels Sterne glühn?
Nun gilt es gleich — ob rauhe Stürme toſen,
Ob linde Weſte mit den Blumen koſen,
Mit Blumen, Freund, die Deinem Grab entblühn.
Du ruhteſt beſſer wohl am heim'ſchen Strande,
Im Dünenſand, wo Du zu ruhn geglaubt:
Ein Kuß der Liebe hätt' im Vaterlande
Dem Tode ſeinen Stachel noch geraubt.

Doch jetzt, wo Du den bittren Kampf beſtanden,
Jetzt ruf ich: „Freund, wohl Dir! es iſt vorbei.“
Schön iſt das Leben, doch von tauſend Banden,
Ob in der Heimath, ob in fremden Landen,
Macht erſt der Tod die Menſchenſeele frei.
Mir löſt die Pflicht, ein ſtrenger Kerkermeiſter,
Die Feſſel nie, gleichviel ob Tag ob Nacht,
Und ſebſt von Deinem Grabeshügel reißt er
Mich unerbittlich, wenn der Tag erwacht.

Einem Kranken.

Ueber Deine Schwelle
Geſtatte den Gruß
Leichter, ſpielender Ritornelle.

Brennende Neſſel —
Wie lange noch kettet Dich
Der Krankheit Feſſel?

Dunkle Verbenen —
Die Nacht iſt lang,
O, wie die Stunden ſich dehnen!

Apfelblüthe —
So blüh auch Dir
Ein Troſt im Gemüthe.

Nickende Veilchen —
Der Frühling naht
Ueber ein Weilchen.

Blaue Cyanen —
Siehe, Geneſung kommt
Und ſchwingt ihre Fahnen.

Rankende Winden —
Und Du ſelber ſchreiteſt hinaus
Sie zum Kranze zu binden.

Unſer Friede.

(1844.)

Ein Sommertag, wo man zu tiefer
Sieſta ſich verpflichtet hält,
Wo Mücken nur und Ungeziefer
So recht lebendig in der Welt,
Wo giftger Peſthauch auf zum Himmel
Aus ſtehenden Gewäſſern ſteigt,
In deren Schlamm ſich das Gewimmel
Vielbeinigen Gewürmes zeigt:

Das iſt der Friede, der uns ſchlimmer
Als je ein Krieg zu werden droht,
Der, fiel der Würfel, uns noch immer
Ein offen Feld für Thaten bot;
Genüßler hegt jetzt unſre Jugend,
Und Stockgelehrte allenfalls,
Und jeder Kraft und Männertugend
Brach dieſer Friede längſt den Hals. —

Doch wird die Sonn' erſt unerträglich,
Und dörrt den Wald, und ſengt die Flur,
Da hilft ſich, auf gut-ſommertäglich,
Mit einem Schlage die Natur;
Die Donnerwolke blitzt und wettert
Und nimmt der Luft den giftgen Hauch,
Und wird auch mancher Baum zerſchmettert,
In faule Sümpfe ſchlägt es auch.

Welch Friede dann, wenn ſegenſtrahlend
Die Sonn' im Weſten untergeht,
Und dunkle Purpurroſen malend,
Der Himmel wie in Flammen ſteht!
Wir baden uns im Hauch der Friſche,
Wie neugeboren iſt das All,
Und in des Baumes Blätterniſche
Schlägt lieblicher die Nachtigall.

Rangſtreitigkeiten.

In einem Lumpenkaſten
War große Rebellion:
Die feinen Lumpen haßten
Die groben lange ſchon.

Die Fehde thät beginnen
Ein Lümpchen von Batiſt,
Weil ihm ein Stück Sacklinnen
Zu nah gekommen iſt.

Sacklinnen aber freilich
War eben Sackleinwand,
Und hatte grob und eilig
Die Antwort bei der Hand:

„Von Ladies oder Schlumpen —
's thut nichts zur Sache hier,
Du zählſt jetzt zu den Lumpen,
Und biſt nicht mehr wie wir.“

Junker Dampf.

Aus einem edlen Stamme
Entſproß der Junker Dampf:
Das Waſſer und die Flamme
Erzeugten ihn im Kampf;
Doch hin und her getragen,
Ein Spielball jedem Wind,
Schien aus der Art geſchlagen
Das Elementenkind.

Ja, frei an Füß' und Händen
Iſt er ein lockrer Fant,
Doch hinter Kerkerwänden
Da wird er ein Gigant:
In tauſend Trümmerreſte
Zerſchlägt er jede Haft,
Mit ihrer Dicht' und Feſte
Wächſt ſeine Rieſenkraft.

Selbſt da, wo ſeiner Zelle
Ein ſchmales Pförtchen blieb,
Ringt er nach Luft und Helle
Mit ſolchem Sturmestrieb,
Daß, wenn ihn beim Entwiſchen
Des Thores Enge hemmt,
Den Kerker, unter Ziſchen,
Er auf die Schulter klemmt;

Und ſo, trotz eh'rner Feſſel
  An Füßen noch und Hand,
Reißt er den Kerkerkeſſel
  Im Fluge mit durch's Land,
Reißt ganze Häuſerreihen
  Mit fort, wie Wirbelwind,
Bis wieder er im Freien
  Nichts, als — ein ſpielend Kind.

Die Stuarts.

(Puritaner-Lied.)

Sie dünken nach Gnade und göttlichem Recht
Sich dieſes Landes Erben,
Und ſind doch ein verloren Geſchlecht
Und müſſen alle ſterben.

Sie machten von je den ſündigen Leib
Zum Herrſcher ihrer Seelen, —
Ihre Ahnfrau war das Babelweib,
Von dem die Bücher erzählen.

Sie mußten zweimal das Schaffott
Mit ihrem Blute färben,
Doch unverſöhnt iſt unſer Gott:
Sie müſſen alle ſterben.

Sie konnten errichten Jehovah's Thron,
Sie ſind zu ſchwach befunden,
Nun klopfen an Thür und Thore ſchon
Ihres Hauſes letzte Stunden.

Es kommt ein Wetter, es brauſt ein Strom,
Die Lüge muß verderben, — —
Die Stuarts ſtehen all zu Rom
Und müſſen alle ſterben.

Lied

des

James Monmouth.

Es zieht ſich eine blutige Spur
Durch unſer Haus von Alters,
Meine Mutter war ſeine Buhle nur
Die ſchöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten ſich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen ſprachen: ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten,
Den Weg, den alle geſchritten ſind,
Ich werd' ihn auch beſchreiten.

Das Leben geliebt und die Krone gelüßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das ſchwarze Gerüſt, —
Das iſt ein Stuart-Leben.

Verlobung.

Es paßt uns nicht die alte Leier
Zu unſren jungen Liebesrauſch,
Wir denken und wir fühlen freier,
Und wollen's auch beim Ringetauſch;
Der Treue Pfand, zu dieſer Stunde
Empfang's in perlend-goldnem Wein
Und laß den Ring auf Bechers Grunde
Dir Sinnbild meines Lebens ſein.
Laß überſprudeln mich, und freue
Der Kraft Dich, die da ſchäumt und gährt;
Denn innen, wie dies Bild der Treue,
Lebt meine Liebe unverſehrt.

An Emilie.

Da draußen ſchneit es: Schneegeflimmer
Wies heute mir den Weg zu Dir;
Eintret' ich in Dein traulich Zimmer,
Und warm an's Herze fliegſt Du mir —
Abſchüttl' ich jetzt die Winterflocken,
Abſchüttl' ich hinterdrein die Welt,
Nur leiſe noch von Schlittenglocken
Ein ferner Klang herübergellt.

„Nun aber komm, nun laß uns plaudern
Vom eignen Herd, von Hof und Haus!"
Da bauſt Du lachend, ohne Zaudern,
Bis unter's Dach die Zukunft aus;
Du hängſt an meines Zimmers Wände
All meine Lieblingsſchilderein,
Ich ſeh's und ſtreck danach die Hände,
Als müſſ' es wahr und wirklich ſein.

So flieht des Abends ſchöne Stunde,
Vom fernen Thurm tönt's Mitternacht,
Die Mutter ſchläft, in ſtiller Runde
Nur noch die Wanduhr pickt und wacht.
Ade, Ade! von warmen Lippen
Ein Kuß noch, — dann in Nacht hinein:
Das Leben lacht, trotz Sturm und Klippen,
Nur Steurer muß die Liebe ſein.

„Du holde Fee, mir treu geblieben.“

Du holde Fee, mir treu geblieben
Aus Tagen meiner Kinderzeit,
Was hat Dich nun verſcheucht, vertrieben
Du ſtille Herzensheiterkeit?

Leicht trugſt Du, wie mit Wunderhänden,
Mich über Gram und Sorge fort,
Und ſelbſt aus nackten Felſenwänden
Rief Quellen mir Dein Zauberwort.

Du, Troſtesreichſte mir vor allen,
Kehr neu-beflügelt bei mir ein
Und laß Dein Lächeln wieder fallen
Auf meinen Pfad wie Vollmondſchein.

Vertrauen.

„Vertrauen, ſchönſter Stein in Königskronen,
Du Mutter aller Liebe, und ihr Kind,
Du einzig Pfühl, auf dem wir ſorglos ſchlummern,
Ich rufe Dich, kehr' wieder in dies Herz!
Es giebt kein Glück, wo Du den Rücken wandteſt,
Es giebt kein Unglück, lächelſt Du auf's Neu;
Laß ſtehen mich in Deinem Spruch und Zeichen,
Und wieder wird das Leben mir zum Sieg."

Um Dich.

Storch und Schwalbe ſind gekommen,
Veilchen auch, die blauen frommen
Frühlingsaugen grüßen mich;
Aber hin an Lenz und Leben
Zieh in Bangen ich und Beben —
Um Dich.

Ach, um Dich! und doch ich fühle,
Träte jetzt die Todeskühle
An mein Herz, und riefe mich,
Wie ein Kind dann, unter Jammern
Würd' ich mich an's Leben klammern —
Um Dich.

Ach, daß ich Dich ſo heiß erſehne,
Weckt aller Himmel Widerſpruch,
Und jede neue bittre Thräne
Macht tiefer nur den Friedensbruch.

Der Götter Ohr iſt Keinem offen,
Der ſich zergrämt in banger Nacht, —
Komm Herz, wir wollen gar nichts hoffen,
Und ſehn ob ſo das Glück uns lacht.

Vergebnes Mühen, eitles Wollen,
Die Lippe weiß kaum was ſie ſpricht,
Und, nach wie vor, die Thränen rollen
Mir über Wang und Angeſicht.

Zerſtoben ſind die Wolkenmaſſen,
Die Morgenſonn' in's Fenſter ſcheint:
Nun kann ich wieder mal nicht faſſen,
Daß ich die Nacht hindurch geweint.

Dahin iſt alles was mich drückte,
Das Aug' iſt klar, der Sinn iſt frei,
Und was nur je mein Herz entzückte,
Tanzt wieder, lachend, mir vorbei.

Es grüßt, es nickt; ich ſteh betroffen,
Geblendet ſchier von all dem Licht:
Das alte, liebe böſe, Hoffen —
Die Seele läßt es einmal nicht.

Du wirſt es nie zu Tüchtgem bringen
Bei Deines Grames Träumerein,
Die Thränen laſſen nichts gelingen,
Wer ſchaffen will, muß fröhlich ſein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erndteſegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.

In der Krankheit.

(Brief an E.)

Mein ganzes Zimmer riecht nach Wald,
Das machen die kiehnenen Tiſche,
Glaub mir, ich muß geneſen bald
In dieſer Harzesfriſche.

Du biſt noch kaum bei uns daheim
An unſres Kindes Bettchen,
Und ſieh, ſchon ſitzt ein muntrer Reim
Auf meinem Fenſterbrettchen.

Er ſitzt allda und ſchaut mich an
Wie auf dem Felde die Lerchen
Und ſingt: „Du haſt ganz wohlgethan
Dich ſtill hier einzupferchen.

Steh nur früh auf und ſchweif umher
Und lache wie der Morgen,
So wird dies grüne Waldesmeer
Schon weiter für Dich ſorgen.

Und ſchied'ſt Du doch zu dieſer Friſt,
So thu es ohne Trauern,
Das Leben, weil ſo ſchön es iſt,
Kann es nicht ewig dauern."

Der Gaſt.

Das Kind iſt krank zum Sterben,
Die Lampe giebt trägen Schein,
Die Mutter ſpricht: mir iſt es
Als wären wir nicht allein.

Der Vater ſucht zu lächeln,
Doch im Herzen pocht's ihm bang,
Stiller wird's und ſtiller, —
Die Nacht iſt gar zu lang.

Nun ſcheint der Tag ins Fenſter,
Die Vögel ſingen ſo klar;
Die Beiden wußten lange
Wer der Gaſt geweſen war.

Mein Herze, glaubt's, iſt nicht erkaltet,
Es glüht in ihm ſo heiß wie je,
Und was ihr drin für Winter haltet,
Iſt Schein nur, iſt gemalter Schnee.

Doch, was in alter Lieb' ich fühle,
Verſchließ ich jetzt in tiefſtem Sinn,
Und trag's nicht fürder in's Gewühle
Der ewig kalten Menſchen hin.

Ich bin wie Wein der ausgegohren:
Er ſchäumt nicht länger hin und her,
Doch was nach Außen er verloren,
Hat er an innrem Feuer mehr.

Auf der Reiſe.

Erſt Münchner Bräu aus vollen Krügen,
Die Deckel klappten wie ein Reim,
Dann Neckarwein in vollen Zügen
Und endlich Roth von Ingelheim.

Und all die Zeit kein regentrüber
Verlorner Tag, kein naſſer Schuh,
Die Bilder zogen uns vorüber,
Wir thaten nichts als ſchauten zu.

Und graue Dome, bunte Fresken
Und Marmor reichten ſich die Hand
Und weinblattdunkle Arabesken
Zog drum das Rhein- und Schwabenland.

Paris.

Mit achtzehn Jahr und rothen Wangen
Da ſei's, da wandre nach Paris,
Wenn noch kein tieferes Verlangen
Sich Dir ins Herze niederließ;

Wenn unſer Beſtes: Lieb und Treue,
Du nicht begehrſt und nicht vermiß'ſt,
Und all das wechſelvolle Neue
Noch Deine höchſte Gottheit iſt.

Mir ſind dahin die leichten Zeiten,
Es läßt mich nüchtern, läßt mich kalt,
Ich bin für dieſe Herrlichkeiten
Vielleicht zu deutſch, vielleicht — zu alt.

Neujahr.

(London 1857.)

Und wieder 'mal ein neues Jahr, —
Was werden die Tage bringen?!
Wird's werden wie es immer war,
Halb ſcheitern, halb gelingen?

Wird's fördern das worauf ich gebaut,
Oder vollends es verderben?
Gleichviel was es im Keſſel braut,
Nur wünſch' ich nicht zu ſterben.

Ich möchte noch wieder im Vaterland
Die Gläſer klingen laſſen,
Und wieder noch des Freundes Hand
Im Einverſtändniß faſſen.

Ich möchte noch wirken und ſchaffen und thun
Und athmen eine Weile,
Denn um im Grabe auszuruhn
Hat's nimmer Noth noch Eile.

Ich möchte leben, bis all dies Glühn
Rücklässt einen leuchtenden Funken
Und nicht vergeht wie die Flamm' im Kamin,
Die eben zu Aſche geſunken.

Heimath.

Ich bin hinauf, hinab gezogen,
Und ſuchte Glück und ſucht' es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen
Und was ich fand war Einſamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich ſah ſein tauſendfarbig Licht,
Es war kein Licht das mich erwärmte
Und ächtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb'
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einſt mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung
Was ſich, umwerbend, ihr geſellt;
Das Haus, die Heimath, die Beſchränkung,
Die ſind das Glück und ſind die Welt.

Nicht Glückes-bar ſind Deine Lenze,
Du forderſt nur des Glücks zu viel;
Gieb Deinem Wunſche Maaß und Grenze,
Und Dir entgegen kommt das Ziel.

Wie dumpfes Unkraut laß vermodern,
Was in Dir noch des Glaubens iſt:
Du hätteſt doppelt einzufodern
Des Lebens Glück, weil Du es biſt.

Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es iſt nicht dort, es iſt nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entſagen,
Und ungeahnt erblüht es Dir.

Laß ab von dieſem Zweifeln, Klauben,
Vor dem das Beſte ſelbſt zerfällt,
Und wahre Dir den vollen Glauben
An dieſe Welt trotz dieſer Welt.

Schau hin auf eines Weibes Züge,
Das lächelnd auf den Säugling blickt,
Und fühl's, es iſt nicht alles Lüge,
Was uns das Leben bringt und ſchickt.

Und Herze, willſt du ganz geneſen,
Sei ſelber wahr, ſei ſelber rein!
Was wir in Welt und Menſchen leſen
Iſt nur der eigne Wiederſchein.

Sag an „es fällt von Deinem Haupte
Kein Haar, von welchem Gott nicht weiß“ —
Und was der Tag uns Größres raubte,
Das ſiele nicht auf Sein Geheiß?!

Trag es, wenn ſeinen Schnee der Winter
In unſer Hoffen niederſtiebt,
Ein ganzer Frühling lacht dahinter:
Gott züchtigt immer, wen er liebt.

Laß in dem Leid, das Er beſchieden,
Den Keim uns künftgen Glückes ſchaun,
Dann kam der Tag, wo Freud und Frieden
In unſrem Herzen Hütten baun.

Es kann die Ehre dieſer Welt
Dir keine Ehre geben,
Was Dich in Wahrheit hebt und hält
Muß in Dir ſelber leben.

Wenn's Deinem Innerſten gebricht
An ächten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt Dir Beifall ſpricht
Iſt all Dir wenig nütze.

Das flüchtge Lob, des Tages Ruhm
Magſt Du dem Eitlen gönnen;
Das aber ſei Dein Heiligthum:
Vor Dir beſtehen können.

Beutſt Du dem Geiſte ſeine Nahrung,
So laß nicht darben Dein Gemüth,
Des Lebens höchſte Offenbarung
Doch immer aus dem Herzen blüht.

Ein Gruß aus friſcher Knabenkehle,
Ja mehr noch, eines Kindes Lall'n,
Kann leuchtender in Deine Seele
Wie Weisheit aller Weiſen fall'n.

Erſt unter Kuß und Spiel und Scherzen
Erkennſt Du ganz was Leben heißt;
O lerne denken mit dem Herzen,
Und lerne fühlen mit dem Geiſt.

Tritt ein für Deines Herzens Meinung
Und fürchte nicht der Feinde Spott,
Bekämpfe muthig die Verneinung
So Du den Glauben haſt an Gott.

Wie Luther einſt, in feſtem Sinnen,
So ſprich auch Du zu Gottes Ehr'
„Ich geh nach Worms, und ob da drinnen
Jedweder Stein ein Teufel wär'!"

Und peitſcht Dich dann der Witz mit Ruthen,
Und haßt man Dich, — o laß, o laß!
Mehr noch als Liebe aller Guten,
Gilt aller Böſen Hohn und Haß.

Es äfft Dich nur dies Rennen, Traben
Nach golden mußevoller Zeit,
Wenn Du die Ruhe glaubſt zu haben,
Dann eben iſt ſie doppelt weit.

Auf weichem Pfühl, auf ſammtnen Kiſſen,
Wenn Du ſie hältſt, wenn Du ſie haſt,
Wirſt Du die Holde mehr vermiſſen,
Als in des Tages Druck und Laſt.

All Labſal, was uns hier beſchieden,
Fällt nur in Kampf und Streit uns zu,
Nur in der Arbeit wohnt der Frieden
Und in der Mühe wohnt die Ruh.

Man wird nicht beſſer mit den Jahren,
Wie ſollt' es auch, man wird bequem
Und bringt, um ſich die Reu zu ſparen
Die Fehler all in ein Syſtem.

Das giebt dann eine glatte Fläche,
Man gleitet unbehindert fort,
Und „allgemeine Menſchenſchwäche“
Wird unſer Troſt- und Loſungswort.

Die Fragen alle ſind erledigt,
Das eine geht, das andre nicht,
Nur manchmal eine ſtumme Predigt
Hält uns der Kinder Angeſicht.

Die Menſchen laſſen vieles gelten:
Vor allem lieben ſie Dich ſtumm:
Doch willſt Du klagen, willſt Du ſchelten, —
Auch das, man kümmert ſich nicht drum.

Nur, willſt Du raſch die Gunſt verſcherzen,
So zeig' ein Fünkchen Seligkeit, —
Man wünſcht Dir Glück „von ganzem Herzen"
Und birſt vor rückgeſtautem Neid.

Du darfſt mißmuthig nicht verzagen,
In Liebe nicht noch im Geſang,
Wenn mal ein allzu kühnes Wagen,
Ein Wurf im Wettſpiel Dir mißlang.

Wes Fuß wär' niemals fehlgeſprungen?
Wer lief nicht irr' auf ſeinem Lauf?
Blick hin auf das, was Dir gelungen,
Und richte ſo dich wieder auf.

Vorüber ziehn die trüben Wetter,
Es lacht aufs Neu der Sonne Glanz,
Und ob verwehn die welken Blätter,
Die friſchen ſchlingen ſich zum Kranz.

* * *

Von der
ſchönen Roſamunde.

Rosamunda — Rosa mundi.

(Roſamundens Grabſchrift.)

Erſtes Kapitel.

Wie Heinrich Roſamunden findet.

Der König Heinrich jagt im Wald
Mit Hof- und Jagdgeſinde.
Es führt ſein Ritt ihn alſobald
Auf eine weiße Hinde;
Und nach, durch Ginſter und durch Porſt,
Spornt er ſein Roß, bis tiefer Forſt
Das Thier in Schutz genommen.

Des Weges bar, durch Strauch und Dorn
Lenkt Heinrich jetzt den Schecken,
Und ruft Halloh und ſtößt ins Horn
Um Gegengruß zu wecken;
Wohl hört er wie das Birkhuhn ſchwirrt,
Wie über ihm die Taube girrt,
Doch nichts von Hornesklängen.

Der Tag iſt heiß: es weht kein Hauch,
Und Roß und Reiter dürſten;
Kein Quell iſt da; kein Brombeerſtrauch
Beut ſeine Frucht dem Fürſten;
Der denkt wohl: „Wenn ich Waſſer hätt',
So wahr ich ein Plantagenet,
Ich wög' es auf mit Golde.“

Da ſchnaubt ſein Scheck, und noch einmal,
Wie wenn er Obdach wittert —
Und ſieh, ein Schloß im Sonnenſtrahl
Hell durch die Zweige zittert.
Schon halten Roß und Mann davor,
Und gaſtlich öffnet ſich das Thor
Dem ungekannten Ritter.

Und in die Hall' voll Waffenprunk
Iſt Heinrich jetzt getreten,
Und hat um Waſſer, einen Trunk,
Den Graubart drin gebeten;
Der aber ſpricht: „An Cliffords Schwell'
Labt man den Gaſt mit andrem Quell —
Schaff' Wein uns, Roſamunde!“

Und alſobald die junge Maid
Ergreift die güld'nen Kannen;
Sie grüßt den Gaſt in Sittſamkeit,
Und ſchwebet leicht von dannen.
Ihr Haar iſt blond, ihr Wuchs iſt ſchlank,
Und Heinrich weiß der Irrfahrt Dank,
Um ſolchen Findens willen.

Und jetzund wieder in den Saal
Tritt ſie nach kurzem Gange:
Roth glüht der Wein im Goldpokal,
Und roth glüht ihre Wange.

Sie beut den Trunk mit Sitten dar,
Dem König aber wird fürwahr,
Als hätt' er ſchon getrunken.

Und als er trinkt, da trinkt er nicht
Mit Lippe nur und Kehle,
Da trinkt ſein Aug' ihr Angeſicht
In ſeine tiefſte Seele:
Und eh' die Maid ſich abgewandt,
Ergreift er ihre weiße Hand,
Zum Danke ſie zu küſſen.

Da ſchau', von Simſes Stuck und Kalk,
Geſpornt an jedem Hacken,
Schießt Roſamundens Edelfalk
Auf ſeiner Herrin Nacken:
Er bläht ſich auf in Tück' und Trutz,
Und hebt den Sporn zu Schirm und Schutz
Voll Eiferſucht im Herzen.

Doch ob er zürnt und ob er wetzt,
Den Kühnen zu verjagen —
Die Hand, ſein Todfeind küßt ſie jetzt,
Trotz ſeiner Flügel Schlagen;
Schön Roſamunde ſchenkt ihm ein,
Und ſelig blickt der König drein,
Wie nie in ſeinem Leben.

Und auch dem Alten wird ſo warm,
Wie nun ſie tapfer zechen,
Es zuckt ihm ſchier durch Herz und Arm,
Als ſollt' er Lanzen brechen;
Den Goldpokal, er ſtampft ihn auf,
Als wär's ein alter Degenknauf,
Und Blut ſtatt Wein im Becher.

Der König ſchaut's, und lohnt ihm drauf
Mit feſtlichen Turnieren,
Und giebt noch Schlachten in den Kauf
Mit Schotten und mit Iren:
Und wie ſo Strauß an Strauß ſich drängt,
Da wohl an jedem Worte hängt
Die ſchöne Roſamunde.

Der alte Clifford aber längſt
Den Becher ſtill umkrampfte:
Er hört's nicht mehr wie Heinrich's Hengſt
Den Douglas einſt zerſtampfte;
Und als der König jetzund ſchweigt,
Murrt er, ſein Haupt in Gram geneigt:
„Daß einen Sohn ich hätte!

Da auf vom Sitze ſpringt der Gaſt,
Und ruft: „Er iſt gefunden!
Gieb mir das Kleinod, das Du haſt,
Die Hand von Roſamunden;

Zu gutem Schwert und gutem Roß
Ein junges Herz und altes Schloß,
Das iſt es, was ich biete.“

Der Alte ſieht ſein Kind erglühn
Vor Scham und Freud' im Bunde;
Er weiß, wenn ſo die Roſen blühn,
Ward's Lenz im tiefſten Grunde;
Er ſpricht: „Mein Sohn, mein Kind ſei Dein,
Und morgen ſoll die Hochzeit ſein —
Wir brauchen keine Gäſte!“

Zweites Kapitel.

Wie Heinrich Roſamunden gen Woodſtock führt.

Am dritten Tag, vor Clifford's Schloß,
In abendlicher Stunde
Hebt König Heinrich auf ſein Roß
Die ſchöne Roſamunde.
Vom Prieſter geſtern ward die Braut
Dem Ritter Woodſtock angetraut —
So nannte ſich der König.

Sie reiten in die Nacht hinein
Durch Tannenwald und Eichen,
Noch vor des Frühroths erſtem Schein
Schloß Woodſtock zu erreichen.
Im Laube ſpielt des Mondes Licht —
Sie ſchaun ſich ſtill ins Angeſicht,
Und haben keine Worte.

Es regt ſich nichts, nicht Blatt, nicht Aſt,
Kein Ton von Nachtigallen:
Es glaubt das Ohr, es höre faſt
Die Mondesſtrahlen fallen.
So klar-durchſichtig iſt die Luft:
Man ſieht der Nachtviole Duft
Wie Wölkchen aufwärts ſteigen.

Der Wald, im Silberglanze, weckt
Des jungen Weibes Bangen:
Die Zweige hat er ausgeſtreckt,
Als woll' er ſie umfangen.
Sie denkt an manche alte Mähr',
Und, ob im Zauberwald ſie wär',
Wohl zuckt's durch ihre Seele.

Doch bald an Heinrich's Bruſt, ſo warm,
Wird bar ſie jeden Kummers,
Und zwiefach ruht ſie jetzt im Arm
Des Gatten und des Schlummers;
Mit Schleiern deckt der Mond ſie zu,
Und Heinrich wacht ob ihrer Ruh,
Als gält' es ſeine Krone.

Sie träumt; und mit dem Roth der Scham
Schmückt ihr der Traum die Wangen,
Bis plötzlich, ſchneller als es kam,
Das Roth dahin gegangen:
Sie zittert, windet ſich und ringt,
Und aus der tiefſten Seele dringt
Es bang, wie Schrei des Todes.

Auffährt ſie jach — ſie ſtarrt zur Seit',
Wie fremd auf ihren Gatten,
Bis vor der lichten Wirklichkeit
Entflieh'n des Traumes Schatten;

In Heinrichs Aug' ein ſelig Schaun
Löſt bald ihr Bangen all' und Graun
In Thränen auf und Lächeln.

„Mir träumte — ſpricht ſie jetzt — ich ging
Im Walde Beeren naſchen;
Aufflog ein bunter Schmetterling,
Dem folgt' ich, ihn zu haſchen;
Mir war ſo froh, ſo leicht zu Sinn,
Ich lief nicht mehr, ich flog dahin,
Von Duft und Klang getragen.

Da plötzlich vor mir ſtandeſt Du,
Geſchmückt mit goldner Spange,
Und neben Dir in ſatter Ruh
Lag glitzernd eine Schlange;
Du ſchauteſt ängſtlich, ob ſie ſchlief,
Und ſprachſt dann leis: „ihr Schlaf iſt tief —
O komm, daß ich Dich küſſe!“

Noch hing, an Leib und Seele friſch,
Ich feſt an Deinem Munde,
Da hob, aufbäumend mit Geziſch,
Die Schlange ſich vom Grunde;
Ihr Haupt glich einem böſen Weib,
Sie ſchlang um mich den Schuppenleib,
Und drückte mich zu Tode.“

Wohl füllten ſie mit Angſt und Scheu
Des Traum's Erinnerungen,
Und als ſie ſchweigt, da hält aufs Neu'
Den Gatten ſie umſchlungen;
Sie küßt ihn heiß, mit Allgewalt,
Doch Heinrichs Kuß iſt eiſeskalt,
Und ſeine Lippe zittert.

Und als des alten Clifford Kind
Ihn wie aus Traum gerüttelt,
Da ſpricht er: „Laß, der Morgenwind
Wars, der mich kalt durchſchüttelt;
Doch ſchau', die Sonne kommt herauf,
Und dort das Schloß mit Thurm und Knauf
Iſt Woodſtocks alt Gemäuer.“

Drittes Kapitel.

Von der Königin Leonore.

Des Königs Heinrich Königin,
Die böſe Leonore,
Sie ſtarrt in finſtren Träumen hin
Auf Towers Hof und Thore;
Sie ſandte ſieben Boten aus,
Doch keiner kehrte noch nach Haus,
Der ſichre Kunde brächte.

Sie ſandte ſieben Boten aus,
Die ſollten rings erkunden,
Ob wo in eines Köhlers Haus
Ihr Gatte Schutz gefunden;
Doch hofft ſie ſtill, daß roth von Blut,
Im tiefſten Wald der König ruht,
Von Mörderhand erſchlagen.

So hofft und träumt die Königin
An hohen Fenſters Flügel:
Sie greift in ihrem ſtolzen Sinn
Schon nach der Herrſchaft Zügel.
Wohl ſagt ſie ſich: „Du hoffſt zu viel!"
Doch iſt das nur ein Gaukelſpiel,
Um ſo das Glück zu kirren.

Da ſprengt der Sieben Einer vor,
Weiß von des Renners Schaume,
Und ſieh', die böſe Leonor'
Fährt auf aus ihrem Traume;
In tollem, aberwitzgem Spott
Fleht, gottesläſternd, ſie zu Gott
Um eine blut'ge Locke.

Der Diener naht, ſein Herze freut
Sich, arglos, ſeiner Kunde:
„Der König lebt; ich ſah ihn heut'
In früher Morgenſtunde.
Er hielt vor Woodſtocks altem Schloß,
Und hob ein blaſſes Weib vom Roß, —
Ihr Haar war lang und golden.“

„„Daß Du an ihrem goldnen Haar
Im nächſten Walde hingeſt,
Du Schurke, der Du lerchenklar
Dein Rabenliedlein ſingeſt!
Wer gab Dir nur die freche Stirn,
Daß Du der buhleriſchen Dirn'
Vor Unſrem Ohr gedenkeſt!““

Und Rachepläne röthen jetzt
Die Stirne ihr, die blaſſe,
All was ſie ſinnt, iſt wie gewetzt
An eiferſüchtigem Haſſe.

Scharf ſtechend fällt in ihren Saal
Die Sonne; jeden einzlen Strahl
Möcht' ſie zum Stoße zücken!

„Doch nein, es ſoll kein Tropfen Blut:
Kein nutzlos Blut-vergeuden,
Sie lebe, lebe wohlgemuth
All ihren ſüßen Freuden;
Doch nimmt ſie je das Abendmahl,
Gedrückt von ihrer Sünden Zahl,
Kein Prieſter ſolls ihr reichen.“

Sie ſpricht's und ſchlingt in ſtiller Luſt
Die Fäden ohne Säumen,
Dieweil in Woodſtock, Bruſt an Bruſt,
Noch ihre Opfer träumen:
Dort Frühling noch und Sonnenlicht,
Hier aber thürmen hoch und dicht
Sich ſchon die Wetterwolken.

Viertes Kapitel.

Heinrich und Roſamunde in Woodſtock.

Schloß Woodſtock iſt ein alter Bau
Aus König Alfreds Tagen:
Man ſieht es weithin ſtolz und grau
Die Tannen überragen;
Zu Füßen ihm ein Garten liegt,
Wie wohl ein blühend Kind umſchmiegt
Das Knie des Aeltervaters.

Der Garten iſt an Blumen reich,
An Quellen und an Bronnen,
Und auf dem Raſen, teppichgleich,
Tanzt gern das Licht der Sonnen;
Doch finſter an des Gartens Saum
Drängt ſich urplötzlich Baum an Baum
Zu mächt'gem Forſt zuſammen.

In ſeine Tiefen glückt es nicht
Der Sonn' ihr Licht zu ſenden:
Nur kniſternd durch die Zweige bricht
Der Hirſch von ſechzehn Enden;
Scheu folgt das Elenn ſeiner Bahn,
Und kreiſchend lockt der Auerhahn
Herab vom Tannengipfel.

Am Waldrand, in des Gartens Näh',
Iſt eine offne Stelle:
Es glitzert dort, halb Teich halb See,
Im Sonnenſtrahl die Welle;
Viel Erlen ſtehn am Uferrand,
Und wo die Welle küßt den Sand,
Da ſprießen blaue Blumen.

Und hier im duft'gen Wieſengrund,
Wo Wald und See ſich grüßen,
Da ſitzt die ſchöne Roſamund
Zu König Heinrichs Füßen:
Es ruht ihr Haupt auf ſeinem Schooß,
Und ihre Augen, blau und groß,
Schaun lächelnd in die ſeinen.

Ein friſcher Bronnen iſt ihr Mund,
Und Heinrichs Lippen ſenken,
Wie Krüge, tief ſich auf den Grund,
Um ſo ſein Herz zu tränken;
Doch wie ſolch' Trunk ihn auch erquickt,
Aus ſeinen Augen finſter blickt
Von Zeit zu Zeit die Seele.

Das junge Weib, es bangt und blaßt
Vor ſeines Auges Schatten,
Und ſieh', ihr eignes Herz erfaßt
Der Trübſinn nun des Gatten;

Sie weint und ruft in bittrem Harm:
„Iſt auch die Liebe ſelbſt zu arm,
Ein ganzes Glück zu ſchaffen!“

„Was ſoll nur, Heinrich — ſpricht ſie fort —
Der Ernſt in Deinen Zügen?
Sag', will mein ſchlichtes Liebeswort
Dir fürder nicht genügen?
Ach, als ich Dir mein Herze gab,
Gab ich Dir all mein Gut und Hab —
Ich hab' nichts mehr zu geben.“

Sie ſpricht's, und ſieh, ein Tropfen warm
Rollt über Heinrichs Wange:
Er preßt ſie feſter in den Arm,
Und küßt ſie heiß und lange;
Dann ſpricht er: „Was mir raubt die Ruh,
Du reines Herz, das biſt nicht Du,
Das iſt mein bös Gewiſſen.“

Er legt ſie auf den Blumenplan,
Und knieend vor der Armen
Ruft er: „Was ich Dir angethan,
Deß woll' ſich Gott erbarmen!
Ich, der gefreit um Deine Hand,
Bin König über Engelland
Und Leonorens Gatte.“

Da flieht die letzte Roſe ſcheu
Von Roſamundens Wangen:
Der König aber hält aufs Neu'
Voll Inbrunſt ſie umfangen;
Laut ruft er: „So Du kannſt, vergieb,
Und ſei mein Leben, ſei mein Lieb,
So treu, wie ich Dich liebe!“

Wohl durch die Thränen leuchtet da
Ihr Auge wie die Sonne:
Was immer ſei, er liebt ſie ja,
Und das allein iſt Wonne.
Sie ſpricht: „Dein bin ich alle Zeit,
Und koſtet's meine Seligkeit,
Es ſoll kein Tod uns trennen!“

Da heben ringsum alſobald
Die Vöglein an zu ſingen:
Es will das Rauſchen durch den Wald
Wie Orgelton erklingen.
Der König ſtill ſein Liebchen preßt,
Und ſeiner Seele Hochzeitsfeſt
Hat nur der Wald vernommen.

Fünftes Kapitel.

Wie König Heinrich gen London zieht.

Noch blitzt die Sonne kaum ins Thal,
Auf Woodſtocks Thurm und Tannen,
Da zieht im erſten Morgenſtrahl
Der König ſchon von dannen;
Ihn grüßend, an des Söllers Rand,
In weißem, flatterndem Gewand
Steht Cliffords ſchöne Tochter.

Wie Marmor leuchtet in die Au
Ihr Nacken, der entblößte;
Mit Perlen ſchmückt der Morgenthau
Ihr Haar, das aufgelöſte.
Sie blickt herab, er blickt hinauf,
Und jeder möcht' in heißem Lauf
Dem eignen Blicke folgen.

Wie ausgeſetzte Schiffer bang
Am Felſenufer harren,
Und auf das flücht'ge Schiff noch lang
Sehnſücht'gen Auges ſtarren —
So blickt vom Thurm jetzt in den Wald,
Auf Heinrichs ſchwindende Geſtalt
Die ſchöne Roſamunde.

Er aber gleicht dem Schiffer gut,
Dem nichts das Auge feuchtet,
So lang ihm noch durch Sturm und Fluth
Des Liebchens Fenſter leuchtet. —
Nun aber wird's ihm bang fürwahr:
Noch einmal blitzt ihr goldnes Haar,
Es blitzt — und iſt verſchwunden.

Doch Waldesduft und Morgenſchein
Sind keine Grillenfänger:
Und auch des Königs Traurigſein,
Sie dulden es nicht länger.
Thautropfen glänzen hier und dort,
Die Sonne ſieht's, und küßt ſie fort, —
Sie will heut keine Thränen.

Die Lerchen flattern her und hin,
Und Heinrich hört ſie ſingen:
„Nur friſcher Muth und froher Sinn
Darf in den Himmel dringen."
Des Waldes Tauben girren laut:
„Ein Herz, das liebt und Gott vertraut,
Lacht wie die Maienſonne."

Da denkt der König: „Sei geſcheit,
Und laß all trübes Sinnen!
Der Trennung Zeit iſt böſe Zeit,
Doch wird ſie drum verrinnen.

Traun, wer nicht will von dannen gehn,
Der bringt ſich ſelbſt ums Wiederſehn —
All Leid hat ſeine Freude.“

Er denkt's; und als an Wald und Sumpf
Er jetzt vorübertrottet,
Da wähnt er wohl mit Stiel und Stumpf
Die Sorgen ausgerottet:
Manch Lied ihm aus der Kehle ſchallt —
Bis nun durch Londons Gaſſen hallt
Der Hufſchlag ſeines Schecken.

Schon kauern rings die Häuſer, dicht
Gehüllt in nächt'ges Dunkel;
Nur hier und dorten glüht ein Licht,
Wie böſen Augs Gefunkel.
Das finſtre Bild der Königin
Tritt da vor Heinrichs Seele hin,
Und löſcht die heitren Bilder.

Und alſobald durchklirrt ſein Schritt
Des Towers Hof und Thore:
Und aus der Hall' entgegen tritt
Sein Weib ihm, Leonore.
Sie ſpricht und blitzt ihn tückiſch an:
„Willkomm, willkomm, Herr Jägersmann,
Nach manchem Tag willkommen!

„Ich wett', Du haſt wie Ritter Jürg
Lindwurm und Molch getödtet,
Zehn Meilen Forſt, deß bin ich Bürg',
Haſt Du mit Blut geröthet;
Wie, oder hätt' im Woodſtock-Gau
Waldfräulein Dich und Haidefrau
Bis dieſen Tag bewirthet?"

Der König drauf: „Waldfräulein friſch,
Wohl hab' ich das gefunden,
Und Speiſ' und Trank von ihrem Tiſch
Die machten mich geſunden;
Doch frägſt Du nach dem Haideweib?
Ihr glühes Aug', ihr welker Leib
Iſt andren Orts zu finden."

Der König ſprichts: ein leiſer Spott
Fliegt über ſeine Züge;
Dann ruft er ſtolz: „Verhüt' es Gott,
Daß ich Dich feig belüge!
Ich ſchulde Dir nicht Treu' noch Dank:
Waldfräulein blond, Waldfräulein ſchlank
Iſt Cliffords ſchöne Tochter."

Er ſprichts, und als in Haß und Zorn
Jetzt ihre Augen blitzen,
Da ruft er laut: „Es ſoll kein Dorn
Je ungeſtraft ſie ritzen!

Dein Blick iſt Dolch, Dein Wort iſt Gift —
Und wenn des Himmels Blitz ſie trifft,
Du ſtirbſt, denn Du biſt ſchuldig!“

Der König ſprichts; er tritt heran
Zu hohen Fenſters Niſche,
Und zieht in langen Zügen dann
Die Nachtluft ein, die friſche;
Sein Aug iſt trüb, ſein Herz iſt fern —
Hernieder blickt der Abendſtern,
Wie Roſamundens Auge.

Sechstes Kapitel.

Wie Heinrich gen Frankreich zieht und was weiter geſchah.

Und Heinrich, ſieben Tage lang
Hält's ihn in Londons Mauern;
Wohl mocht' ihm jeder Stunde Gang
Wie Lauf des Jahres dauern:
Nun aber hält's ihn länger nicht,
Und ſchüttelnd ab all Laſt und Pflicht,
Fliegt er zu Lohn und Liebe.

Daheim ſein Thron und Herrſcheramt
Ward Kerker ihm und Frohne:
Nur hier, wo Seel' in Seele flammt,
Trägt Scepter er und Krone.
Hier iſt er reich, dort iſt er arm —
Ein einzig Herze, treu und warm,
Iſt mehr als Erd' und Himmel.

So flieht die Zeit. Des Herbſtes Näh'
Färbt kaum die Bäume gelber,
Da kommt in ſeinem Kleid von Schnee
Auch ſchon der Winter ſelber;
Doch immerdar, wie Sturm auch toſ't,
Des Königs Ziel, des Königs Troſt
Bleibt Woodſtock allerwegen.

Und Frühling wird's; Schneeglöckchen nickt
Mit freundlicher Geberde,
Das ſchüchtern ſtille Veilchen blickt
Blauäugig aus der Erde:
Und wie ſo draus es grünt und blüht,
Da immer feſtre Kreiſe zieht
Schloß Woodſtock um den König.

Heut aber trug ihn heim ſein Roß;
Schon hält's im Tower ſtampfend,
Da ſprengt ein Reiter durch das Schloß,
Vom langen Ritte dampfend;
Noch hemmt er kaum des Renners Lauf,
Da klingt es ſchon: „Auf, König, auf!
In Frankreich loht Empörung."

Der König hört's; ſein Streitroß wild
Beſteigt er ſtatt des Schecken,
Er läßt mit Schienen ſich und Schild
Von Kopf zu Fuß bedecken;
Er ſtülpt den Helm auf ſein Barett,
Und ſteckt, als ein Plantagenet,
Den Buſch davor von Ginſter.

Der Hengſt ſpringt an, ſchon dröhnt und hallt
Der Hof von Roſſeshufen,
Da ſeinen Diener, treu und alt,
Läßt König Heinrich rufen;

Herab vom Roſſe, ſpricht er laut:
„Gen Woodſtock, eh' der Morgen graut,
Bring' Deines Königs Grüße.“

Er ſprichts, und durch den Tower hin
Iſt kaum er jetzt gezogen,
Da tritt glühroth die Königin
Zurück von Fenſters Bogen;
Sie hat des Gatten Wort erlauſcht,
Und ihres Kleides Seide rauſcht
Mitzürnend in ihr Murmeln.

Dann ſpricht ſie laut: „ Und will, Geſell,
Mein Gold Dich nicht beſtechen,
So giebt's im Wald manch' gute Stell',
Um, was nicht biegt, zu brechen:
Kein Wörtlein von des Königs Gruß,
Noch, daß in fernem Land ſein Fuß,
Darf je nach Woodſtock dringen.

„Wohl wie nach Speiſ' in Hungersnoth
Wird ſie nach Botſchaft bangen,
Es ſoll kein Brödlein Troſtesbrot
Je zu ihr hin gelangen;
Ich bring' ein köſtlich Gift ihr bei,
Das Zweifelgift an ſeiner Treu —
Das muß das Herz ihr brechen.“

Sie ſprichts, und ſchreitet durch den Saal
Und kann nicht Ruhe finden:
Sie ſieht in Ungewißheits-Qual
Ihr Opfer ſchon ſich winden;
Sie lacht: „Nun Roſamunde fein,
Laß ſehn, das wird ein Probeſtein
Für ſo ein Herz voll Liebe!“

Siebentes Kapitel.

Wie Roſamunde hofft und harrt.

Durch Woodſtocks Laubengänge hin,
In heller Mittagsſtunde,
Zieht naſſen Augs in trübem Sinn
Die ſchöne Roſamunde;
Sie tritt zu einer Roſ' heran,
Und pflückt ſie und zerpflückt ſie dann —
Ein Tropfen fällt hernieder.

Da plötzlich ſpringt — den dürren Leib
Behängt mit ſchmutz'gen Loden,
Raſch in den Gang ein Bettelweib,
Als wüchſ' es aus dem Boden;
Sie kreiſcht in widerlichem Ton:
„Gieb nur die Hand, ich weiß es ſchon,
Du willſt vom Liebſten wiſſen.“

Sie nimmt die Hand und drückt ſie nun —
Aufſchreit Schön-Roſamunde;
Die Alte murmelt: „Soll ich's thun?
Kein Lauſcher in der Runde!“
Dann aber läßt die Hand ſie frei,
Und ſpricht wie mitleidsvoll: „Vorbei!
Belogen, Kind, betrogen!“

Das Bettelweib, kaum daß ſie's ſprach,
Iſt wieder ſie verſchwunden;
Schön-Roſamunde ſtarrt ihr nach,
Gelähmt und ſchreckgebunden;
In Lüften eine Lerche ſingt —
Sie hört es nicht, im Ohre klingt
Das Sprüchel ihr der Hexe.

Achtes Kapitel.

Ein Sturm.

Der Sturm will jagen: auf fährt er vom Sitz
In ſeinem zerklüfteten Schloſſe,
Er ruft ſeinen Diener, den flüchtigen Blitz,
Und ſchwingt ſich jauchzend zu Roſſe;
Dann probt er die Kraft ſeiner nervigen Hand
Und ſchleudert die Tanne, die vor ihm ſtand,
Gleich einem Ball in die Lüfte.

Die Jagd hebt an: vom Felſenhorſt
Stürzt er mit klaffender Meute,
Und ſpürt in Schluchten und jeglichem Forſt
Nach tauſendjähriger Beute.
Und näher ſauſt er und brauſt er heran,
Und jetzt durch Woodſtſtocks mächtigen Tann
Schrillt ſeine gellende Pfeife.

Es ächzt und ſtöhnt der geſchüttelte Wald; —
Umſonſt, ihn rettet kein Jammern!
Wie feſt die Eiche ſich klammert und krallt,
Zerbrochen werden die Klammern.
Und was von der Hand des Sturmes nicht fällt,
Das wird vom Speere des Blitzes zerſpellt —
Todt liegen die Rieſen des Waldes.

Und weiter geht es auf ſchnaubendem Roß,
Die Hufe ſtampfen und ſchlagen;

Verhängten Zügels an Woodſtock-Schloß
Will er vorüber jagen:
Sieh, da ſtutzt er — an Söllers Rand
Steht ein Mädchen, und hebt die Hand,
Und ruft: „O komm, o rette!“

„O komm, o rette!“ Er fängt es auf
Und trägt es fort in die Lüfte;
Mit Donnerſtimme auf ſeinem Lauf
Ruft er's in Wälder und Klüfte;
Der ſchäumenden See jetzt ſchrillt er's ins Ohr,
Und die Waſſer der Tiefe ſteigen empor,
Und horchen: „O komm, o rette!“

„O komm, o rette!“ An Frankreichs Strand
Gellt es der fliegende Reiter;
Die Städte hindurch, hin über das Land
Brauſt er weiter und weiter;
Da flatterts wie Linnen auf offenem Feld,
Und lauter an König Heinrichs Zelt,
Ruft er: „O komm, o rette!“

Der König hört's; der rüttelnde Sturm
Entriß ihn finſterem Traume:
Er ſah einen nagenden Todtenwurm
An einem blühenden Baume —
Er denkt des Traumes, und ſteigt zu Schiff,
Ihn kümmert nicht Woge, ihn kümmert nicht Riff
Er hört nur: „Rette, rette!“

Neuntes Kapitel.

Roſamundens Tod.

Im Woodſtock-Forſt, nach Sturmesnacht
Herrſcht wieder tiefes Schweigen,
Nur einzle Tropfen fallen ſacht
Von Blättern jetzt und Zweigen;
Und leis nur durch die Wipfel zieht
Von Zeit zu Zeit ein Klagelied
Um die geliebten Todten.

Am Waldrand, in des Gartens Näh',
Iſt eine off'ne Stelle:
Es glitzert dort, halb Teich halb See,
Im Mondlicht jetzt die Welle;
Viel Erlen ſtehn am Uferrand,
Und wo die Welle küßt den Sand,
Da ſprießen blaue Blumen.

Und hier im duft'gen Wieſengrund,
Wo Wald und See ſich grüßen,
Da ſitzt die ſchöne Roſamund'
Den Erlen jetzt zu Füßen;
Es ruht ihr Haupt auf feuchtem Moos,
Und ach, ihr Aug' iſt thränenlos
Von vielem, vielem Weinen.

Wohin ſie blickt, da wächſt ihr Weh
Vor ihres Glückes Zeugen:
Nur tiefer müſſen Wald und See
Die Tiefgebeugte beugen;
Und hier, wo Schwur um Schwur erſcholl,
Durchzuckt ſie's nun verzweiflungsvoll:
„Belogen und betrogen!“

Gen Himmel ſtarrt ihr blaß Geſicht;
Dann, mit erhobnen Armen,
Ruft laut ſie: „Gott, ich trag es nicht —
Ach, üb' ein mild Erbarmen!“
Und alſobald, an tiefſter Stell',
Auf Seees mondbeſtrahlter Well',
Treibt ſtill die Lebensmüde.

Wie blond Gelock der Waſſerfee
Durchfurcht ihr Haar die Fluthen,
Und wie ſie treibt, da ſcheint ihr Weh
Sich ſchmerzlos zu verbluten;
Im Tod verſöhnt mit ihrem Leid,
Spricht ſtill ſie: „Dein in Ewigkeit!“
Und ſinkt dann in die Tiefe. —

Am dritten Tag, auf Malv' und Mohn,
Da liegt in Sarges Grunde,
Mit Wangen, deren Roth entflohn,
Die ſchöne Roſamunde;

Um ihre Lippen ſpielt es mild,
Und wie ein lächelnd Kindesbild
Schläft ihren Schlaf die Todte.

Zu Seiten ihr, ohn' Unterlaß,
Und auf und ab im Saale,
Schwingt Knabenhand das Weihrauchfaß,
Gemäß dem Rituale;
Zu Häupten lieſt — gebückt und alt,
Von härenem Gewand umwallt, —
Der Prieſter ſeine Meſſen.

Zu Füßen aber, ſchattengroß
Im Abendſonnenſcheine,
Steht König Heinrich, regungslos,
Gleich einem Bild von Steine;
Sein Aug' iſt ſtarr, doch durch ſein Herz
Zieht dieſes Lebens höchſter Schmerz:
Der Schmerz um alles Leben.

* * *

Männer und Helden.

Der alte Derfſling.

Es haben alle Stände
So ihren Degenwerth,
Und ſelbſt in Schneiderhände
Kam einſt das Heldenſchwert;
Drum jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derfſling ſein Honneur.

In ſeinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geſelle
So ſaß und fädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle ſelbſt zu ſein.

Einſt als das Nadelhalten
Ihm ſchier an's Leben ging,
Dacht' er: „das Schädelſpalten
Iſt doch ein ander Ding;“
Fort warf er Maaß und Elle,
Voll Kriegsluſt, an die Wand,
Und nahm an Nadels Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonſt focht er ſtill und friedlich,
Nach Handwerksburſchen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;
Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geſchickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

Er ſtieg zu hohen Ehren,
Feldmarſchall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig lehren,
Daß einſt er Schneider war;
Nur fand er einen Spötter,
Verſtund er keinen Spaß,
Und brummte: „für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaaß“.

Krank lag in ſeinem Schloſſe
Der greiſe Feldmarſchall,
Keins ſeiner Lieblingsroſſe
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er ſprach: „als alter Schneider
Weiß ich ſeit langer Zeit,
Man wechſelt ſeine Kleider, —
Auch hab' ich des nicht Leid.

„Es fehlt der alten Hülle
In Breite ſchon und Läng',
Der Geiſt tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;
Geſegnet ſei dein Wille,
Herr Gott in letzter Noth!"
Er ſprach's, und wurde ſtille, —
Der alte Held war todt.

Der alte Deſſauer.

Ich will ein Lied euch ſingen!
Mein Held iſt eigner Art:
Ein Zopf vor allen Dingen,
Dreimaſter, Knebelbart,
Blitzblank der Rock vom Bürſten,
Und jeder Knopf wie Gold, —
Ihr merkt, es gilt dem Fürſten,
Dem alten Leopold.

All Wiſſenſchaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und ſprach er je von „Richtung“,
Meint' er in Reih' und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marſch,
Und ſelbſt mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barſch.

Nicht mocht' er Phraſen thürmen
Von Fortſchritt, glatt und ſchön,
Er wußte nur zu ſtürmen
Die Keſſelsdorfer Höh'n;
Er hielt nicht viel vom Zweifel,
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel,
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja, er war im Leben
Beſchränkt nur wie es heißt,
Und ſoll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preiſt?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er ſeine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
So Herz wie Galle ſaß.

Wir haben viel von Nöthen,
Trotz allem guten Rath,
Und ſollten ſchier erröthen
Vor ſolchem Mann der That;
Verſchnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann, —
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn ſolche Männer dran.

Der alte Zieten.

Joachim Hans von Zieten,
Huſaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten,
Er that es hundert Mal;
Sie haben's All' erfahren,
Wie er die Pelze wuſch,
Mit ſeinen Leibhuſaren,
Der Zieten aus dem Buſch.

Hei, wie den Feind ſie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
Doch Zieten ſprach: „ich lehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der Eine,
Der Andre war der Blitz;
Es wies ſich Keiner träge,
Drum ſchlug's auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu ſein. —

Der Friede war geſchloſſen.
Doch Krieges Luſt und Qual,
Die alten Schlachtgenoſſen
Durchlebten's noch einmal;
Wie Marſchall Daun gezaudert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tiſch, in Sansſouci.

Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
Und ſieh', der Zieten ſchlief;
Ein Höfling wollt' ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns ſich wach gehalten,
Der hat genug gewacht.“ —

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Huſar;
Wie ſelber er genommen
Die Feinde ſtets im Huſch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Buſch.

Seydlitz

Herr Seydlitz auf dem Falben
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' iſt allenthalben,
Er muſtert Roß und Mann,
Er reitet auf und nieder
Und blickt ſo luſtig drein,
Da wiſſen's alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen ſein.

Noch weit ſind die Franzoſen;
Doch Seydlitz will zu Ball,
Die gelben Lederhoſen,
Sie ſitzen drum ſo prall;
Schwarz glänzen Hut und Krämpe,
Im Sonnenſchein zumal,
Und gar die blanke Plempe
Blitzt ſelbſt wie Sonnenſtrahl.

Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit,
Bis Gotha hin zu Balle
Iſt freilich etwas weit,
Doch Seydlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemuth!
Ich denk', ein luſt'ger Abend
Macht Alles wieder gut.“

Die Nacht iſt eingebrochen;
Zu Gotha, auf dem Schloß,
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeſchoß,
Die Tafel trägt das Beſte
An Wein und Wild und Fiſch, —
Da, ungebet'ne Gäſte
Führt Seydlitz an den Tiſch.

Die Witz- und Wortſpiel-Jäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpen-Träger,
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seydlitz bricht beim Zechen
Den Flaſchen all' den Hals,
Man weiß, das Hälſebrechen
Verſtund er allenfalls.

Getrunken und gegeſſen
Hat Jeder, was ihm ſcheint,
Dann heißt es: „aufgeſeſſen
Und wieder nach dem Feind!“
Der möchte ſich verſchnaufen,
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur, um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann. —

Das waren Seydlitz Späße;
Bei Zorndorf galt es Zorn,
Als ob's im Namen ſäße,
Nahm man ſich da auf's Korn;
Das ſlaviſche Gelichter —
Herr Seydlitz hoffte traun
Noch menſchliche Geſichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden,
Die Fürſten kriegten's ſatt;
Nur Seydlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat,
Oft jagt er drum vom Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Es können dann die Sorgen
So ſchnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod:
Könnt' er zu Roſſe fahren,
Da hätt's noch keine Noth;
Doch auf dem Lager, balde
Hat ihn der Tod beſiegt,
Der draußen auf der Halde
Noch lang' ihn nicht gekriegt.

Keith.

Wo jener Strom der Schotten,
Der Tay vom Felſen ſpringt,
In Schluchten es und Grotten
Von Bruce und Wallace klingt,
Am Tay, wo blut'ge Siege
Jedweden Fleck geweiht,
Dort ſtand auch Deine Wiege,
Feldmarſchall Jacob Keith.

Es ſang die Hochlandsamme
Mit Schlachten Dich in Ruh',
Und pries, aus ihrem Stamme,
Die Helden all dazu;
Drum, eh' der Bart am Kinne
Dir ſproßte noch hervor,
Standſt Du, voll Mannesſinne,
Schon mit bei Sheriſmoor.

Du ſtandeſt bei den Schwachen,
Die Stuarts mußten fliehn,
Es trug auch Dich ein Nachen
Gen Frankreichs Küſte hin;
Ein Kunſt- und Wanderleben
Hob an, von Land zu Land;
Gaſtrollen thätſt Du geben,
Den Degen in der Hand.

Du ſpielteſt alle Rollen,
Den Höfling ſelbſt, mit Glück,
Doch ſchöpfen aus dem Vollen
Ließ Dich das Ritterſtück;
Das war Dein Fach, das Kühne,
Der Muth bis in den Tod,
Und mancher ſchlechten Bühne
Halfſt Du aus arger Noth. —

Es gab nur eine Truppe
Damals, von gutem Ruf,
Das war die Künſtler-Gruppe,
Die Friedrich um ſich ſchuf;
Es ſuchte ſein Theater
Talente weit und breit,
Und ſieh, anwerben that er
Auch Dich, auf Lebenszeit.

Nur immer Muſter-Dramen
Gab's da, bald hier, bald dort:
Vor lauter Handlung kamen
Die Spieler kaum zu Wort;
Zu Fuße und zu Roſſe
Gab's Luſt- und Trauerſpiel,
Bei Roßbach, jene Poſſe,
Vor allen wohlgefiel.

Da kam, voll Tod und Wetter,
Von Hochkirch jene Nacht; —
Du mußteſt auf die Bretter,
O Keith, eh' Du's gedacht;
Das gab kein ſichres Spielen,
Nur Wirrwarr und Geſchrei,
Und wenn Stichworte fielen,
War's vollends erſt vorbei.

Der Vorhang ſollte fallen;
Du aber, rings bedroht,
Riefſt: „Beſtes Stück von allen
Bleibt ehrenvoller Tod!“
Und ſo, im Kugelregen,
Tratſt Du vom Schauplatz ab; —
Laß auf Dein Grab mich legen
Dies Lied zum Feldherrnſtab.

Schwerin.

Nun aber ſoll erſchallen
Dir Preis und Ruhm, Schwerin,
Der Du vor Prag gefallen,
Beim Sturme der Battrien;
Es lebt, in Eins verſchlungen,
„Schwerin“ und „Schlacht bei Prag“,
Drum ſei Dein Lob geſungen
Durch Deinen Ehrentag. —

Des ſechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und Au,
Der Feind iſt wohlgeborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten ſeine Flügel
Die Höhen rings beſetzt,
Ein feuerſpei'nder Hügel
Iſt jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geſchlagen! —
Steil iſt die Bergesbahn;
Doch ſiegen und nicht wagen,
Das heißt nur halb gethan;
Die Grenadiere ſtürmen,
Kartätſchen praſſeln drauf,
Und vor den Hügeln thürmen
Sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt vernichtet
Schwerin's Leib-Bataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So ſteht ein zweites ſchon;
Getroffen ſinkt danieder
Gen'ral von Winterfeld,
Und die zerſchoſſ'nen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält.

Sie fliehn. Die alte Erde
Bebt ſelbſt, als ob ihr's graut,
Da ſteigt Schwerin vom Pferde:
„Mir nach“ ſo ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne
Mit ſeiner Greiſenhand. –

Die Hügel ſind erſtiegen,
Die Kaiſerlichen fliehn,
Doch trauervolles Siegen,
Im Sterben liegt — Schwerin;
Vier Kugeln, erzgegoſſen,
Sie haben ihn zerfetzt,
Die Fahne, die zerſchoſſen,
Sein Bahrtuch iſt ſie jetzt.

Die Truppen ziehn vorüber
Mit dumpfem Trommelſchlag,

Solch Tag des Glücks iſt trüber
Als manch ein Unglückstag;
Wie Wetterwolken-Schwere
Sieht man's am Himmel ziehn,
Sie ziehn vorauf dem Heere
Und deuten — auf Kolin.

Prinz Louis Ferdinand.

Sechs Fuß hoch aufgeſchoſſen,
Ein Kriegsgott anzuſchaun,
Der Liebling der Genoſſen,
Der Abgott ſchöner Fraun,
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußen-Degen —
Prinz Louis Ferdinand.

Die Generalitäten
Kopfſchütteln früh und ſpät,
Sie räuſpern ſich und treten
Vor Seine Majeſtät,
Sie ſprechen: „nicht zu dulden
Iſt dieſer Lebenslauf,
Die Mädchen und die Schulden
Zehren den Prinzen auf.“

Der König drauf mit Lachen:
„Dank ſchön, ich wußt' es ſchon;
Es gilt ihn kirr zu machen,
Drum: Feſtungs-Garniſon;
Er muß in die Provinzen,
Nicht länger hier verziehn,
Nach Magdeburg mit dem Prinzen
Und nie Urlaub nach Berlin.“

Der Prinz vernimmt die Mähre,
Saß eben bei ſeinem Schatz:
„Nach Magdeburg, auf Ehre
Das iſt ein ſchlimmer Platz!"
Er meldet ſich am Orte
Und es ſpricht der General:
„„Täglich elf Uhr zum Rapporte
Ein für allemal!""

O Prinz, das will nicht munden,
Doch denkt er: „ſei geſcheidt,
Volle vierundzwanzig Stunden
Sind eine hübſche Zeit,
Relais, viermal verſchnaufen,
Auf dem Sattel Nachtquartier
Und kann's ein Pferd nicht laufen,
So laufen's ihrer vier."

Hinfliegt er wie die Schwalben,
Fünf Meilen iſt Station,
Vom Braunen auf den Falben,
Das iſt die Havel ſchon,
Vom Rappen auf den Schimmel,
Nun faßt die Sehnſucht ihn,
Drei Meilen noch — hilf Himmel
Prinz Louis in Berlin.

Gegeben und genommen
Wird einer Stunde Glück,

Dann flugs wie er gekommen
Im Flug auch geht's zurück,
Elf Uhr am andern Tage
Hält er am alten Ort
Und mit dem Glockenſchlage
Da ſteht er zum Rapport. —

Das war nur bloßes Reiten,
Doch wer ſo reiten kann,
Der iſt in rechten Zeiten
Auch wohl der rechte Mann;
Schon über Thal und Hügel
Stürmt oſtwärts der Koloß, —
Prinz Louis ſitzt am Flügel
Im Rudolſtädter Schloß.

Es blitzt der Saal von Kerzen,
Zwölf Lichter um ihn ſtehn,
Nacht iſt's in ſeinem Herzen
Und Nacht nur kann er ſehn,
Die Töne ſchwellen, rauſchen,
Es klingt wie Lieb und Haß,
Die Damen ſtehn und lauſchen
Und was er ſpielt iſt das:

„Zu ſpät zu Kampf und Beten,
Der Feinde Roſſes-Huf
Wird über Nacht zertreten
Was ein Jahrhundert ſchuf,

Ich ſeh es fallen, enden
Und wie alles zuſammenbricht,
Ich kann den Tag nicht wenden,
Aber leben will ich ihn nicht.“

Und als das Wort verklungen,
Rollt Donner ſchon der Schlacht,
Er hat ſich aufgeſchwungen,
Und ſein Herze noch einmal lacht,
Vorauf den andern allen
Er ſtolz zuſammenbrach,
Prinz Louis war gefallen
Und Preußen fiel — ihm nach.

Die Fahne Schwerins.*

Im Arſenal, dem alten,
Zu Petersburg am Dock,
Zerſplittert und zerſpalten
Steht ein alter Fahnenſtock;
Er ſteht in ſeiner Ecken
An die hundert Jahre nun,
Mit den andern Fahnenſtöcken
Hat er nichts zu thun.

Der Fahnen jüngſte ſchmunzelt:
„He, Kamerad im Eck,
Warum ſo viel gerunzelt?
Das bringt uns nicht vom Fleck;
Nicht ewig ſtumm und einſam
Und nicht ſo ſteif-apart,
Geſellig hübſch, gemeinſam
Und etwas Lebensart.“

Des Alten Augenlider
Zwinkern das Fähnlein an,
Das ſchlägt die Augen nieder, —
Dran hat es Recht gethan.

---

* Befindet ſich jetzt wieder im Zeughauſe zu Berlin.

Aufhorchte der Fahnen jede,
Als drauf der Alte ſpricht:
„Deinen Rath und Deine Rede,
Ich hörte ſie lieber nicht.

„An meines Schaftes Runde
Sieh hier den Silberring,
Er deckt die breite Wunde,
Die ich bei Prag empfing;
Zerſplittert hat, zerſpalten
Die Kugel mich von Erz,
Schwerin, der mich gehalten,
Dem ging ſie durch das Herz.

„Wen ſolch ein Held getragen
In ſolcher Preußenſtund',
Dem will es nicht behagen
Auf fremdem, ruſſiſchem Grund;
Der will unter Trommelchören
In Berlin im Zeughaus ſtehn
Und den „Deſſauer“ wieder hören,
Und von Hohenfriedberg den.“

Im Arſenal, dem alten,
Zu Petersburg am Dock,
Zerſplittert und zerſpalten,
Sprach ſo der Fahnenſtock.

Die andern nickten leiſe,
Der Zugwind wehte ſacht,
Immer ſtiller ward's im Kreiſe; —
Ein Stern ſchien durch die Nacht.

An Graf Schwerin-Putzar.

(1849).

Dein Ahnherr — mit dem Schwerte,
Du ſelber — mit dem Wort!
Das Preis- und Ehrenwerthe
Erbt auf die Enkel fort.
Was einſt in letzter Stunde
Der greiſe Marſchall ſprach,
Auf's Neu aus Deinem Munde
Erklang es uns: „mir nach!“

Du ſtehſt, in Lieb' und Treue,
Zu Thron und Herrſcherhaus,
Und bauſt doch, für das Neue,
Die alten Pfeiler aus.
Nicht trägſt Du der Verneinung
Im Kampf die Fahne vor,
Doch für die freie Meinung
Schwingſt Du ſie hoch empor.

Du biſt von jenen Alten
Im Geiſte noch gezeugt,
Die keinem Stirnefalten
Jemalen ſich gebeugt.
Du ſprichſt noch wie der Zieten
Sonſt wohl bei Hofe ſprach,
Was dem die Schranzen riethen,
Er fragte nichts danach.

Der Zieten, ja, beim Fürſten
Zu Tafel ſaß er gern;
Einſt aber andres Dürſten
Trieb ihn zum Tiſch des Herrn;
Erſt als er da genoſſen
Von Chriſti heil'gem Mahl,
Ernſt noch und abgeſchloſſen,
Trat er in Schloß und Saal.

Der König ſieht den Degen
Und wie ſo fromm er ſchaut;
Da ruft er ihm entgegen:
„He, Zieten, ſchon verdaut?!“
Der hört es; unter Blitzen,
Blickt er den König an,
Daß ſelbſt das Aug' des Fritzen
Nicht Stich ihm halten kann.

Dann laut: „Für Euch, in Nächte
Geblutet hab' ich gern,
Nun will ich auch 'mal fechten
Für Chriſtum, meinen Herrn!“
Wohl ſtutzet da und ſtaunet
Das höfiſche Geſchlecht,
Der König aber raunet:
„Still Zieten, Er hat Recht!“

So war's und — iſt's geblieben
Durch ein Jahrhundert fort:
Die Preußenkön'ge lieben
Ein freies Manneswort.
Auch Du, für heil'ge Rechte
Drum weiter, ſonder Scheu:
Treulos ſind alle Knechte,
Der Freie nur iſt treu.

* * *

Bilder und Balladen.

Archibald Douglas.

„Ich hab' es getragen ſieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am ſchönſten war,
Da war ſie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg' er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme was da kommen ſoll
Und komme was da mag.“

Graf Douglas ſpricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch, roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meut' und Mann,
Und ehe der Graf ſich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, ſchaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder Dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

„Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knieen gewiegt.

„Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugeſpitzt.

„Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich Dich fiſchen und jagen froh
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

„O denk an Alles, was einſten war,
Und ſänftige Deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„„Ich ſeh Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' Deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

„„Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch' ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Er iſt ein Douglas doch.

„„Ich ſeh Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das iſt Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär' ein verlorener Mann.""

König Jakob gab ſeinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt ging ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneſchall,
Ich will es nicht fürder ſein,
Ich will nur warten Dein Roß im Stall
Und ihm ſchütten die Körner ein.

„Ich will ihm ſelber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

„Und willſt Du nicht, ſo hab' einen Muth,
Und ich will es danken Dir,
Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier."

König Jakob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh,
Der iſt in tiefſter Seele treu,
Wer die Heimath liebt wie Du.

„„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und Du reiteſt an meiner Seit',
Da wollen wir fiſchen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit.""

Gorm Grymme.

König Gorm herrſcht über Dänemark,
Er herrſcht die dreißig Jahr,
Sein Sinn iſt feſt, ſeine Hand iſt ſtark,
Weiß worden iſt nur ſein Haar,
Weiß worden ſind nur ſeine buſchigen Brau'n
Die machten Manchen ſtumm,
In Grimme liebt er drein zu ſchau'n, —
Gorm Grymme heißt er drum.

Und die Jarls kamen zum Feſte des Jul,
Gorm Grymme ſitzt im Saal,
Und neben ihm ſitzt, auf beinernem Stuhl,
Thyra Danebod, ſein Gemahl;
Sie reichen einander ſtill die Hand
Und blicken ſich an zugleich,
Ein Lächeln in Beider Auge ſtand, —
Gorm Grymme was macht Dich ſo weich?

Den Saal hinunter, in offner Hall',
Da fliegt es wie Locken im Wind,
Jung-Harald ſpielt mit dem Federball,
Jung-Harald, ihr einziges Kind,
Sein Wuchs iſt ſchlank, blond iſt ſein Haar,
Blau-golden iſt ſein Kleid,
Jung-Harald iſt heut fünfzehn Jahr
Und ſie lieben ihn Allbeid'.

Sie lieben ihn Beid'; eine Ahnung bang
Kommt über die Königin,
Gorm Grymme aber den Saal entlang
Auf Jung-Harald deutet er hin,
Und er hebt ſich zum Sprechen, — ſein Mantel roth
Gleitet nieder auf den Grund:
Wer je mir ſpräche „er iſt todt“
Er müßte ſterben zur Stund'!

Und Monde gehn. Es ſchmolz der Schnee,
Der Sommer kam zu Gaſt,
Dreihundert Schiffe fahren in See,
Jung-Harald ſteht am Maſt,
Er ſteht am Maſt, er ſingt ein Lied
Bis ſich's im Winde brach,
Das letzte Segel es ſchwand, es ſchied, —
Gorm Grymme ſchaut ihm nach.

Und wieder Monde. Grau-Herbſtestag
Liegt über Sund und Meer,
Drei Schiffe mit mattem Ruderſchlag
Rudern heimwärts drüber her;
Schwarz hängen die Wimpel; auf Brömſebro-Moor
Jung-Harald liegt im Blut, —
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?
Keiner hat den Muth.

Thyra Danebod ſchreitet hinab an den Sund,
Sie hatte die Segel geſehn;
Sie ſpricht: „Und bangt ſich euer Mund,
Ich meld' ihm, was geſchehn“;
Ablegt ſie ihr rothes Korallengeſchmeid'
Und die Gemme von Opal,
Sie kleidet ſich in ein ſchwarzes Kleid
Und tritt in Hall' und Saal.

In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand
Goldteppiche ziehen ſich hin,
Schwarze Teppiche nun mit eigener Hand
Hängt drüber die Königin,
Und ſie zündet zwölf Kerzen, ihr flackernd Licht
Es gab einen trüben Schein,
Und ſie legt ein Gewebe, ſchwarz und dicht,
Auf den Stuhl von Elfenbein.

Eintritt Gorm Grymme. Es zittert ſein Gang,
Er ſchreitet wie im Traum,
Er ſtarrt die ſchwarze Hall' entlang,
Die Lichter er ſieht ſie kaum,
Er ſpricht: „Es weht wie Schwüle hier,
Ich will an Meer und Strand,
Reich' meinen roth-goldenen Mantel mir
Und reiche mir Deine Hand.“

Sie gab ihm um einen Mantel dicht,
Der war nicht golden, nicht roth,
Gorm Grymme ſprach: „Was Niemand ſpricht,
Ich ſprech es: er iſt todt.“
Er ſetzte ſich nieder wo er ſtand,
Ein Windſtoß fuhr durch's Haus,
Die Königin hielt des Königs Hand,
Die Lichter loſchen aus.

Hakon Borkenbart.

(Fragment.)

Der König Hakon Borkenbart
Hat Roß und Ruhm, hat Waff' und Wehr,
Und hat allzeit zu Krieg und Fahrt
Viel hohe Schiff' auf hohem Meer;
Es prangt ſein Feld in Garben,
Er aber prangt in Narben,
In Narben von den Dänen her.

Es wallt im Wind ſein graues Haar,
Er liebt die Schlacht und liebt den Wein,
Doch nie, trotz ſeiner funfzig Jahr,
Ward ihm zu Sinn als müſſ' er frein;
Heut zieht er aus in Sorgen:
Er liebt Schön-Ingeborgen,
Des Königs Sala Töchterlein.

Schon grüßt ihn fern ſo Thurm wie Schloß,
Und lächelnd plötzlich blickt er drein;
Er ſpricht herab von ſeinem Roß:
„Und bin ich alt, ſo mag ich's ſein!
Und wär ich alt zum Sterben,
Auch Ruhm und Narben werben,
Und werben gut wie Jugendſchein. . . .

Der 6. November 1632.

(Schwediſche Sage.)

Schwediſche Haide, Novembertag,
Der Nebel grau am Boden lag,
Hin über das Steinfeld von Dalarn
Holpert, ſtolpert ein Räderkarrn.

Ein Räderkarren beladen mit Korn,
Lorns Atterdag zieht an der Deichſel vorn,
Niels Rudbeck ſchiebt; ſie zwingen's nicht,
Das Geſtrüpp wird dichter, Niels Rudbeck ſpricht:

„Buſch-Ginſter wächſt hier über den Steg,
Wir gehn in die Irr', wir miſſen den Weg,
Wir haben links und rechts vertauſcht, —
Hörſt Du wie die Dal-Elf rauſcht?“

„„Das iſt nicht die Dal-Elf, die Dal-Elf iſt weit,
Es rauſcht nicht vor uns und nicht zur Seit',
Es lärmt in Lüften, es klingt wie Trab,
Wie Reiter wogt es auf und ab.

„Es iſt wie Schlacht die herwärts dringt,
Wie Kirchenlieder es zwiſchen klingt,
Ich hör' in der Roſſe wieherndem Trott:
Eine feſte Burg iſt unſer Gott!““

Und kaum geſprochen, da Lärmen und Schrein,
In tiefen Geſchwadern bricht es herein,
Es brauſen und dröhnen Luft und Erd',
Vorauf ein Reiter auf weißem Pferd.

Signale, Schüſſe, Roſſegeſtampf,
Der Nebel wird ſchwarz wie Pulverdampf,
Wie wilde Jagd ſo fliegt es vorbei; —
Zitternd ducken ſich die Zwei.

Nun iſt es vorüber.... Da wieder mit Macht
Rückwärts wogt die Reiterſchlacht,
Und wieder dröhnt und donnert die Erd'
Und wieder vorauf das weiße Pferd.

Wie ein Lichtſtreif durch den Nebel es blitzt,
Kein Reiter mehr im Sattel ſitzt,
Das fliehende Thier es dampft und raucht,
Sein Weiß iſt tief in Roth getaucht.

Der Sattel blutig, blutig die Mähn',
Ganz Schweden hat das Roß geſehn; —
Auf dem Felde von Lützen am ſelben Tag
Guſtav Adolf in ſeinem Blute lag.

Schloß Eger.

Lärmend, im Schloß zu Eger,
Ueber dem Ungarwein,
Sitzen die Würdenträger
Herzogs Wallenſtein:
Tertſchka — des Feldherrn Schwager,
Illo und Kinsky dazu,
Ihre Heimath das Lager,
Und die Schlacht ihre Ruh.

Luſtig flackern die Kerzen;
Aber der Tertſchka ſpricht:
„Iſt mir's Nacht im Herzen,
Oder vor'm Geſicht?
Dieſe Lichter leuchten
Wie in dunkler Gruft,
Und die Wände, die feuchten,
Hauchen Grabesluſt.“

Feurig funkelt der Unger;
Aber der Kinsky ſpricht:
„Draußen bei Froſt und Hunger
Schüttelte ſo mich's nicht,
Hielte lieber bei Lützen
Wieder in Qualm und Rauch;
Wolle Gott uns ſchützen,
Oder – der Teufel auch.“

Illo nur, Herz wie Kehle
Hält er bei Laune ſich,
Dicht iſt ſeine Seele
Gegen Hieb und Stich,
Trägt ein Büffelkoller
Wie ſein Körper traun, —
Luſtiger und toller
War er nie zu ſchaun.

Und vom Trunke heiſer
Kreiſcht er jetzt und lacht:
„Das erſt iſt der Kaiſer,
Wer den Kaiſer macht;
Eid und Treue brechen,
Thaten wir's allein?
Hoch, der König der Czechen,
Herzog Wallenſtein!" —

Stadt- und Schloß-Bewohner
Schlummern... Da in Stahl,
Buttlerſche Dragoner
Dringen in den Saal;
Buttler ſelbſt, im Helme,
Tritt an den Illo: „ſprich,
Seid Ihr Schurken und Schelme,
Oder gut kaiſerlich?!"

Hei, da fahren die Klingen
Wie von ſelber heraus,
Von dem Pfeifen und Schwingen
Löſchen die Lichter aus;
Weiter geht es im Dunkeln,
Nein, im Dunkeln nicht:
Ihrer Augen Funkeln
Giebt das rechte Licht.

Tertſchka fällt; daneben
Kinsky mit Fluch und Schwur;
Mehr um Tod wie Leben
Ficht ſelbſt Illo nur,
Schlägt blindhin in Scherben
Schädel und Flaſchen jetzt,
Wie ein Eber im Sterben
Noch die Hauer wetzt.

Licht und Fackel kommen,
Geben düſtren Schein:
In einander verſchwommen
Blinken Blut und Wein;
Ueberall im Saale
Leichen in buntem Gemiſch,
Stumm, vor ſeinem Mahle,
Sitzt der Tod am Tiſch.

Buttler aber, wie Wetter
Donnert jetzt: „laßt ſie ruhn!
Das ſind erſt die Blätter,
An die Wurzel nun.“
Bald in Schloſſes Ferne
Hört man's krachen und ſchrein; —
Schau nicht in die Sterne,
Rette Dich, Wallenſtein!

Wangeline von Burgsdorf

oder

Die weiße Frau.

(Fragment.)

Das iſt die Sage: Und will Gefahr
Die Hohenzollern umgarnen,
Da wird lebendig ein alter Fluch,
Die *weiße Frau* im Schleiertuch
Zeigt ſich, um zu warnen.

Sie kommt dreimal, geht um dreimal,
Zögernder immer und trüber,
Die Wache ruft ihr Halt-Werda nicht mehr,
Sie weiß, *den* Gaſt ſchreckt kein Gewehr; —
Der Schatten ſchreitet vorüber.

Die Lichter verglühn, im Schloß wird's ſtill,
Nur Eine, die ſich noch ſchmücken will,
Sie tritt an den Spiegel und löſt ihr Haar,
Wangeline die ſchöne, wie ſchön ſie war.

Sie ſchmückt ſich; für wen? für ihren Galan:
Kurt Jagow hat es ihr angethan;
Sie ſahen ſich viel, ſie küßten ſich oft,
Wird heut er kommen? ſie harrt, ſie hofft.

Sie hofft, und wirft mit ſchimmernder Hand
Ihr ſchwarzes Haar über's weiße Gewand,
Sie flüſtert: „ich lieb ihn mit Seel und Leib,
Was ſoll mich kümmern ſein gramblaß Weib.

„Und ob ihr bräche das Herz in der Bruſt,
Je blaſſer die Todte, je röther die Luſt,
Feigherzig Gewiſſen, fahr hin, fahr hin,
Es brennt mein Blut und es ſchwindelt mein Sinn.“

Sie ſpricht's. Da ſieh, hellblendender Schein
Fällt von der Thür in den Spiegel hinein;
Sie wendet ſich um, aufſchreit ſie jäh —
Eintrat Kurfürſtin Dorothee.

Die zittert ſelbſt. In bebender Hand
Mitbebt die Kerze, halb niedergebrannt. . . .

Der Tag von Hemmingſtedt.

Denk an den Tag von Hemmingſtedt,
Wo ſiebentauſend abgemäht!
Schläft Ditmars Vater unterm Sand,
Iſt Ditmars Sohn noch bei der Hand.

Und über Johann von Dänemark kam ſeine finſtre Stunde; —
Er murmelt: „es brennt im Herzen mir die alte Dithmarſen-Wunde!
Beim Himmel, es ſoll nicht Meſſer, nicht Scheer' mir Bart noch Haupthaar ſtutzen,
Bis daß ich wieder ins Joch gebeugt dies bauernſtolze Trutzen."

Und Boten ſendet er in die Marſch, die künden allerwegen:
„Drei Schlöſſer will unſer König und Herr in eure Lande legen,
Nach Meldorf eins, an den Elbſtrom eins und das dritt' an die Lundener Fähre;" —
Es brachte des Zornes viel in's Land die königliche Mähre.

Und von den Bauern Wolf Iſebrand, der ſprach: „er mag nur kommen!
Wir haben aus keines Königs Hand dies Land zu Lehn genommen;

Wir ſind zudem vom Aufrechtgehn verſteift in unſern Hälſen,
Und wer ſeine Schlöſſer auf Marſchgrund baut, der baut ſie nicht auf Felſen.

Dies Land iſt unſer; — wir haben's im Kampf der Sturmfluth abgerungen, —
Wir bangen vor keines Königs Zorn, wir, die wir das Meer bezwungen;
Unſer altes Recht, unſer alter Muth, — ſo werden wir nicht zu Schanden;
Noch lebt der Gott, der bei Bornhööd auf unſrer Seite geſtanden."

Da gingen die Boten. Bei Rendsburg war's, wo ſie den König trafen,
Der lagerte da, drei Nächte ſchon, ſammt ſeinen Fürſten und Grafen,
Es ſtieß dazu viel kriegeriſch Volk von Jütland und von Fühnen,
All' wollten ſie brechen den Bauernſtolz, und die Schmach des Königs ſühnen.

Von Deutſchland auch viel edele Herrn nieder in's Lager kamen:
Zwei junge Grafen von Oldenburg, Adolph und Otto mit Namen;

Manch altes Geſchlecht von Holſtein auch um den Danebrog ſich ſchaarte:
Fünf Rantzau's, ſieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.

Und Söldner auch; — Geſindel war's aus Rheinland, Franken und Sachſen,
All' hatten ſich längſt, durch Mord und Brand, in die Schlinge hineingewachſen,
Die „ſächſiſche Garde" hieß man ſie, wohl auch die „ſchwarze Bande,"
Verheerend, wie der ſchwarze Tod, zogen ſie durch die Lande.

Ihr Führer aber war Junker Slenz, der maß ſechs rheiniſche Schuhe,
Heut brach er am Wege die Schlöſſer ab, und morgen an der Truhe,
In Flechten hing ſein flachſenes Haar, wie Stricke herab, zum Würgen,
Er hatte zwei Feuerräder im Kopf und hieß — der lange Jürgen. —

Und Jürgen Slenz, an der Seite Johanns, voran die gepanzerten Glieder,
So führt er heut, unter ſchmetterndem Klang, das Heer in die Marſch hernieder,

Zwölftauſend ſind's; ſchon dringen ſie vor auf der Marſchen getrocknetem Schlamme; —
Um Rache ſchreit in die Nacht hinein brennender Dörfer Flamme.

Die Bauern aber, kaum tauſend Mann, zogen ſich raſch zurücke,
Bis daß ſie kamen, um Mitternacht, an die Hemmingſtedter Brücke,
Sie fanden da Wall und Graben noch aus der Zeit der alten Saſſen,
Und es ſprach Wolf Iſebrand: „hier ſei's, hier wollen wir auf ſie paſſen!"

Man hielt. Nur Einer murmelte bang: „das mög' unſer Heiland nicht wollen,
Wir ſind hier am Tauſend-Teufels-Wall, wo die Moor-Elfen tanzen und tollen,
Mit den Flammenbüſcheln, das Irrlichtvolk, es hauſt hier unterm Raſen,
Und bei Vollmond kommt das Feuerpferd, um die Büſchel abzugraſen."

Da ſtutzten die Andern; Wolf aber rief: „was Irrlicht und was Elfen,
Wenn droben der Himmel mit uns iſt, muß auch die Hölle helfen.

Die Nacht iſt ſchwarz, wir brauchen Licht, laßt's nur da unten flimmern,
Wir wollen ein chriſtlich Bollwerk hier trotzdem zuſammenzimmern.“

Da griffen ſie freudig nach Spaten und Axt, vorbei war Murren und Stutzen,
Sie ſchleppten das Brückengebälk herbei, als Pfahlwerk es zu nutzen,
Sie füllten und ſtopften, mit Moor und Schlamm, des alten Erdwalls Lücken,
Und warfen zuletzt ihm Raſen und Sand, drei Fuß hoch, auf den Rücken. —

So kam der Tag, und mit ihm kam, goldblinkend, die ſächſiſche Garde,
Hell ſpiegelte ſich der Morgenſtrahl auf Harniſch und Hellebarde, —
Die trotzige Schaar, raſch rückte ſie vor, gegliedert und dicht geſchloſſen,
Nicht kümmerte ſie der Hagelgruß von Steinen und Wurfgeſchoſſen.

Jetzt war ſie heran, zwiſchen ihr und dem Wall war nur noch des Grabens Quere;
Da ſchnürten die Vorderſten ſchnell in eins je zwölf ihrer kantigen Speere,

Sie warfen, wie Ballen, querüber dann die Bündel aus Speer und Lanze,
Und über die fliegende Brücke hinweg wollten ſie gegen die Schanze.

Umſonſt; man ſtieß ſie rücklings hinab, — es fehlte das Brückengeländ, —
Da nahmen die Folgenden, ſpringſtockgleich, ihren Speerſchaft in die Hände,
Sie ſetzten ihn auf, und war es mißglückt im Sturmſchritt vorzudringen,
So ſollte nun Sprung- und Hebelkraft im Flug ſie hinüberſchwingen.

Umſonſt auch das; ſie ſprangen zu kurz; wer dennoch das Ufer erklettert,
Der ward, unter wildem Freudengeſchrei, von den Bauern zu Boden geſchmettert,
Dumpf dröhnte die Axt — bis plötzlich jetzt die Freudenrufe verklangen,
Wolf Iſebrand murmelte vor ſich hin: „hilf Himmel, wir ſind umgangen!“

So war's. Zu ſchwanken begann der Kampf, immer mächtiger wurden die Dränger,
Da trat Gott ſelbſt für die Schwachen ein, und rief: „ich will es nicht länger;“

Und er ſchickte die Fluth, die ſtieg am Strand bis hoch an die Schleuſenpforte,
Und rüttelte dran und rief: „macht auf! da drinnen bin ich am Orte.“

Die Wächter am Strande zögerten noch, da ſich, unter Schäumen und Kochen,
— Die Hülfe Gottes kam mit Gewalt! — wurde die Schleuſe zerbrochen,
Schon über die Felder von Hemmingſtedt hinbrauſten Wogen und Wetter, —
Das Meer, der Marſen alter Feind, heut kommt es als ihr Retter.

Sie nahmen jetzt wieder feſten Stand hinterm Tauſend-Teufels-Walle,
Da waren ſie ſicher vor der Fluth und behielten den Feind in der Falle;
Der wandte ſich rechts und wandte ſich links, doch der Tod war immer zur Stelle,
Wer floh, den faßte die Marſenfauſt, wer ſtand, den faßte die Welle,

Nur Jürgen Slenz, der ritt an den Wall, als wäre noch nichts verloren,
Einſtieß er tief, zum Sprunge bergan, ſeinem frieſiſchen Hengſte die Sporen.

Jetzt war er hinauf, — er ſchaute ſich um, wie wohl
in beſſeren Tagen,
Und rief: „wer ein Herz im Leibe hat, der mag es
mit mir wagen!“

Das hörte der Reimer von Wimerſtedt, der hatte Luſt
zum Streite,
Er ſprang heran und ſchlug mit der Axt den Speer
des Junkers zur Seite,
Er holte dann aus, einen vollen Hieb auf die ſtählerne
Bruſt zu führen,
Und — feſt im Panzer ſtak die Axt, thät ſich nicht
rücken, nicht rühren.

Der Hieb war gut; doch unverſehrt waren des Jürgen
Glieder,
Da riß der Reimer und wuchtete traun am Axtſtiel
ihn hernieder,
Er trat ihm dann, fünf Finger breit, das Eiſen
zwiſchen die Rippen —
Es kam kein Laut, kein Seufzer mehr über des Junkers
Lippen.

Das war das Ende von Jürgen Slenz; mit ihm zu
Tode kamen
— Die Knechte und Söldner ungezählt — viel
hundert tapfere Namen,

Zumal auch was von Holſtein her um den Danebrog
ſich ſchaarte:
Fünf Rantzau's, ſieben von Ahlefeld und vierzehn
Wackerbarte.

Der König aber floh zu Schiff bis in ſeine Stadt am
Sunde,
Er trug zu der alten Narbe heim eine neue brennende
Wunde,
Die neue Wunde, — bis in den Tod wollt' ihm
die nie verharſchen; —
Das war der Tag von Hemmingſtedt, der Brautlag
der Dithmarſchen.

Sylveſter-Nacht.

Das Dorf iſt ſtill, ſtill iſt die Nacht,
Die Mutter ſchläft, die Tochter wacht,
Sie deckt den Tiſch, ſie deckt für zwei,
Und ſehnt die Mitternacht herbei.

Wem gilt die Unruh? wem die Haſt?
Wer iſt der mitternächtge Gaſt?
Ob ihr ſie fragt, ſie kennt ihn nicht,
Sie weiß nur, was die Sage ſpricht.

Die ſpricht: wenn wo ein Mädchen wacht
Um zwölf in der Sylveſternacht,
Und wenn ſie deckt den Tiſch für zwei,
Gewahrt ſie, wer ihr Künftger ſei.

Und hätt' ihn nie geſehn die Maid,
Und wär' er hundert Meilen weit,
Er tritt herein und ſchickt ſich an,
Und ißt und trinkt, und ſcheidet dann. —

Zwölf ſchlägt die Uhr, ſie horcht erſchreckt,
Sie wollt' ihr Tiſch wär' ungedeckt,
Es überfällt ſie Angſt und Graun,
Sie will den Bräutigam nicht ſchaun.

Fort ſetzt der Zeiger ſeinen Lauf,
Niemand tritt ein, ſie athmet auf,
Sie ſtarrt nicht länger auf die Thür, —
Herr Gott, da ſitzt er neben ihr.

Sein Aug' iſt glüh, blaß ſein Geſicht,
Sie ſah ihn all' ihr Lebtag nicht,
Er blitzt ſie an, und ſchenket ein,
Und ſpricht: „heut Nacht noch biſt Du mein.

„Ich bin ein ſtürmiſcher Geſell,
Ich wähle raſch, und freie ſchnell,
Ich bin der Bräut'gam, Du die Braut,
Und bin der Prieſter, der uns traut."

Er faßt ſie um, — ein einz'ger Schrei;
Die Mutter hört's, ſie kommt herbei;
Zu ſpät; verſchüttet liegt der Wein,
Todt iſt die Tochter, und — allein.

Treu-Lischen.

„Mein Lischen, ſtell das Weinen ein,
Auf Regen folgt ja Sonnenſchein,
Ich kehr' mit Schwalb' und Flieder
Und wohl noch früher wieder."

Der Burſche ſprach's. Vom Giebeldach
Sah ihm Treu-Lischen lange nach,
Bis Hoffnung wiederkehrte
Und ihren Thränen wehrte.

Die Aeuglein wurden wieder klar,
Das Herze jeden Kummers bar,
Sie wußte: mit dem Flieder
Kam ihr der Liebſte wieder.

Der Frühling kam mit Duft und Klang,
Treu-Lischen harrte mondenlang,
Herbſtwind durchfuhr den Garten, —
Vergeblich war ihr Warten.

Wohl kam der Frühling viele Mal,
Ihr Liebſter nimmermehr in's Thal,
Doch Lenz um Lenz auf's Neue
Rief ſie: „nun kommt der Treue!"

Es konnt ihr Herz, das Jahr um Jahr
Dem Liebſten treu geblieben war,
Es konnt's ihr Herz nicht faſſen,
Er habe ſie verlaſſen.

Grau ward ihr Haar, welk ihr Geſicht,
Das Alter kam, ſie wußt' es nicht,
Ihr Hoffen und ihr Lieben,
Ihr Herz war jung geblieben.

Und als der Tod ſie heimgeführt,
Hat ihn das treue Herz gerührt,
Und mit des Liebſten Mienen
Iſt er vor ihr erſchienen.

Der Wetterſee.

Die Sonne ſinkt in den Wetterſee;
Da ſteigt — mit dem Neck und der Waſſerfee —
Von Gold und Rubin, aus des Sees Gruft,
Ein Schloß an die abendgeröthete Luft.

Der Mond geht auf; da blaſſen Rubin
Und Gold zu Silber und Aquamarin;
Und hervor aus dem Schloß, hinaus zum Tanz,
Lockt die Nixen der Mondesglanz.

Teichroſen flechten ſie, draußen im Saal,
Um Stirn und Nacken ſich allzumal,
Als bangte jede, des Mondes Licht
Selbſt könne bräunen ihr Angeſicht.

Dann ſchlingen ſie Tänze, dann tönt ihr Geſang
Zu Necken's melodiſchem Saitenklang,
Bis blaſſer das ſcheidende Mondlicht blinkt,
Und Schloß und Neck und Nixe verſinkt.

Nun baut ihren finſtern Palaſt die Nacht,
Da heult es im Walde, da knickt es und kracht, —
Ihren Renner, zottig und grau,
Reitet zur Tränke die Haidefrau.

Ihr Roß iſt ein Wolf, ſchnell wie der Wind,
Blindſchleichen die Zügel des Renners ſind,
Eine Natter iſt Peitſche, ein Igel iſt Sporn,
So jagt ſie herbei durch Dickicht und Dorn.

Wetteifernd funkelt das Katzengrau
Der Augen von Wolf und Haidefrau,
Man ſieht, bei ſolchem Blitzen und Sprühn,
Die lechzende Zunge des Wolfes glühn.

Er trinkt aus dem See, dann lenkt er den Schritt,
Und am Ufer entlang geht der nächtliche Ritt,
Bis früh am Morgen, ſtatt Neck und Fee,
Fiſcher durchfurchen den Wetterſee.

Der Wenerſee.

Mit dem Meergott kämpften heißer die Giganten einſt, denn je;
Siegreich, aus des Nordmeers Armen, riſſen ſie den Wenerſee,
Bauten, zwiſchen Sohn und Vater, einen länderbreiten Damm,
Stellten vor das Thor, als Wächter, einen ganzen Felſenkamm.

Oft erfaßt den See ein Zittern tiefer Sehnſucht, und er lauſcht,
Wenn's, gleich fernem Meeresbrauſen, in den Tannengipfeln rauſcht,
Beim Geheul der Wölfe wähnt er, daß die Windsbraut nahe ſei,
Und im heiſren Lied des Hähers hört er nur der Möve Schrei.

Frühling wird's, und dreißig Ströme zahlen plötzlich ihm Tribut,
Dreißig Ströme, die ſonſt meerwärts niederſtürzten ihre Fluth,
Mit der Waſſer Steigen ſteigt auch das Gefühl ihm ſeiner Kraft,
Und dem Freiheitsdrang geſellt ſich jetzt der Zorn ob ſeiner Haft.

Hoch ſchon überragt der Spiegel ſeiner Fluth den Rieſendamm,
Zwiſchen ihm und ſeiner Heimath hebt ſich nur der Felſenkamm,
Da, in ſiegesſichrem Muthe, ruft er: „Vater, meine Hand
Streck' ich Dir noch heut entgegen durch das felsbewachte Land.“

Und der dreißig Ströme jeden ſchleudert er als Wurfgeſchoß
Auf den Wächter, und zertrümmert Haupt und Glieder dem Koloß,
Den gewalt'gen Rumpf des Felſens überſchäumt ſein Waſſerſchwall,
Und zum erſten Mal, zur Tiefe donnert der Trolhätta-Fall.

In dem Rieſendamme wühlt er ſich mit leichter Müh ein Bett,
Und das Meer kommt ihm entgegen und ſie graben um die Wett',
Jauchzend reichen Sohn und Vater zum Willkommen ſich die Hand,
Felſenglieder, wie Trophäen, decken rings umher das Land.

Goodwin-Sand.

Das ſind die Bänke von Goodwin-Sand,
Sie ſind nicht Meer, ſie ſind nicht Land;
Sie ſchieben ſich, langſam, ſatt und ſchwer,
Wie eine Schlange hin und her.

Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
Und die ſchäumende Wuth der Wellen bezwungen,
Und die gefahren über die Welt,
Unzertrümmert, unzerſchellt,
Sie ſehen die Heimath, ſie ſehen das Ziel,
Da ſchiebt ſich die Schlange unter den Kiel
Und ringelt Schiff und Mannſchaft hinab,
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.

Die See iſt ſtill, die Ebb' iſt nah,
Maſtſpitzen ragen hier und da,
Und wo ſie ragen in die Luft,
Da ſind es Kreuze über der Gruft;
Ein Kirchhof iſt's, halb Meer halb Land,
Das ſind die Bänke von Goodwin-Sand.

Maria Stuart's Weihe.

Schloß Holyrood iſt öd' und ſtill,
Der Nachtwind nur durchpfeiſt es ſchrill,
Es klirrt kein Sporn in Hof und Hall',
Nur finſtres Schweigen überall.

Da plötzlich ſchwebt, in luſtgem Gang,
Ein hohes Weib die Hall' entlang:
Ihr klares Aug' ſtrahlt ewig-jung
Vom Feuer der Begeiſterung.

Zu Häupten ihr glüht Sternenſchein,
Ihr Haar iſt gold, — wer mag ſie ſein?
Sie kommt, und bringt ihr Angebind
Im Saale drin dem Königskind.

Das Königskind das heißt Marie;
Wie Liebes-Zauber umklingt es ſie
Als, neigend über die Wiege ſich,
Die Muſe ſpricht: „ich weihe Dich!"

Sie ſpricht es kaum, da — ſtill und ſtumm
Entſchwebet ſchon ſie wiederum,
Und lachend ſchlüpfen luſt'ge Zwei
Jetzt in die Thür, an ihr vorbei.

Die Eine trägt zu buntem Tand
Einen Pfauenfächer in blitzender Hand,
Es kniſtert die Seide, es bauſcht ihr Kleid,
Das war die Dirne „Eitelkeit“.

Die Andre, frech und üppig gar,
Trägt langes aufgelöſtes Haar,
Ihr Aug' iſt ſchwarz, nackt ihre Bruſt,
Das war die Dirne „Sinnenluſt“.

Sie neigen beid' zur Wiege ſich,
Und lichern hell: „wir weihen Dich!“ —
Da huſcht, und ihre Wang' erblaßt,
Raſch in den Saal ein dritter Gaſt.

Wie Schatten ſchleicht er an der Wand,
Sein Kleid iſt roth, roth ſeine Hand,
Er ſchaut ſich um, ſein Auge ſticht,
Und meſſerſcharf iſt ſein Geſicht.

Er neigt ſich jetzt und ſpricht das Wort:
„Ich weihe Dich zu Blut und Mord!“
Aufſchreit im Schlaf das Königskind,
Und heller draußen pfeift der Wind.

Der Gaſt iſt fort, doch her und hin
Wirft banger Traum die Schläferin,
Geweiht für's Leben ſchlummert ſie
Die ſchöne, ſchottiſche Marie.

David Rizzio.

1.

Herr Darnley reitet in den Wald, Lord Ruthven ihm zur Seite;
Herr Darnley ſpricht: „was frommt es mir, daß in den Lenz ich reite?
Ich ritt hinaus ein Schreckgeſpenſt mir aus dem Sinn zu ſchlagen,
Ihr aber Ruthven haſtet Euch in's Feuer Oel zu tragen.“

Lord Ruthven ſtreicht den rothen Bart, als ſei er des zufrieden,
Er ſchweigt, und denkt nur: „wenn es heiß, ſoll man das Eiſen ſchmieden;“
Seit an Maria's Ohr er frech ein Liebeswort verloren,
Hat er der ſchönen Königin im Herzen Haß geſchworen.

Er ſpricht kein Wort, beredter ſpricht ſein Lächeln jetzt und Schweigen,
Er ſieht, von Schritt zu Schritt, das Blut in Darnley's Wange ſteigen,
Der ruft: „ſing aus Dein Rabenlied, und ſpricht's wie Deine Blicke,
Verdamm mich Gott, wenn ich den Fant nicht in die Hölle ſchicke!“

Lord Ruthven ſtreicht den rothen Bart, ſein Auge heuchelt Staunen:
„Mein Herr und König zweifelt noch an dem was alle raunen,
Er weiß nicht das, was Jeder weiß von Schottlands Königsſtuhle,
Daß Heinrich Darnley's ehlich Weib des David Rizzio Buhle!“

Herr Darnley kehrt gen Edinburg, er hält vor ſeinem Schloſſe:
„Lord Ruthven — ſpricht er — ſo's beliebt, bleibt ihr mein Jagdgenoſſe;
Der Fuchs iſt ſchlau, doch bärg er ſich in ihres Kleides Falten,
Ich jag ihn auf, noch heute Nacht will meinen Schwur ich halten.“

2.

Es glänzt der feſtgeſchmückte Saal von Rittern wohl und Frauen,
Vor allen iſt Maria doch als Königin zu ſchauen,
Sie läßt die Zeit bei Spiel und Tanz in raſchem Flug enteilen,
Und nur ihr Gatte zögert noch des Feſtes Luſt zu theilen.

Die Kerzen und die Wangen glühn vor Freuden
um die Wette,
Es ſchreitet an Lord Seytons Hand Maria zum
Bankette,
Der Becher ſchäumt, Maria winkt ein Saitenſpiel zu
bringen,
Ihr Liebling Rizzio nimmt es hin und hebet an zu
ſingen:

Der König zog in finſtrem Sinn
Hinaus mit ſeinem Troſſe;
Nachblickt die ſchöne Königin
Dem Reiter und dem Roſſe.

Und als des Waldes Laub und Moos
Den König kaum erlaben,
Da lockt ſie ſchon auf ihren Schooß
Den blonden Edelknaben.

Sie ſtreicht ſein Haar, ſie küßt ſo heiß
Die Lippen ihm und Wangen,
Die aber ſind heut kalt wie Eis
Und athmen kein Verlangen.

Sie flüſtert: „lieber Knabe mein,
Halt' feſter mich in Armen,
Wir wollen eins zur Stunde ſein,
Das wird Dein Herz erwarmen.“

Er aber ſpricht: „'s läßt heut mich nicht
Feſt drücken Dich und preſſen,
Ich hatt' zur Nacht ein Traumgeſicht,
Das kann ich nicht vergeſſen:

„Es trat der König vor mich hin
Als ich Dich wollte küſſen;
Mir iſt ſo bang, lieb Königin,
Als würd' ich ſterben müſſen ......"

„„So ſtirb, Du buhleriſcher Thor!"" Herr Darnley ruft's dazwiſchen,
Es fegt im Nu ſein Zornesblick die Gäſte von den Tiſchen,
„„Stirb denn, und dank's im Tode mir, daß ich mit guter Klinge
Zu Deinem böſen Bubenlied das letzte Verslein ſinge.""

Es packt den Sänger Todesangſt: in namenloſem Leide
Hält feſt er, wie ein zitternd Kind, ſich an Maria's Kleide,
Die tritt, halb Furcht halb Zorn im Blick, hervor ihn zu bewahren,
Umſonſt, ſchon iſt des Königs Schwert ihm durch die Bruſt gefahren.

Es hält die lange Nacht hindurch, Maria Todtenwache,
Zum erſten Mal zieht durch ihr Herz der heiße Wunſch nach Rache;
Die Morgenſonne ſah den Schwur auf ihrer Lippe beben, —
Herr Darnley hat des Sängers Tod bezahlt mit ſeinem Leben.

Maria und Bothwell.

König Darnley liegt erſchlagen,
Graf Bothwell hat es gethan; —
Sechs Lords von Schottland tragen
Die Leiche nach Sankt Alban,
Sie ſtellen bei Fackelſcheine
Den Sarg an den Altar hin; —
Von Trauernden fehlt nur Eine,
Maria, die Königin.

Die ſitzet daheim im Schloſſe,
In funkelnder Niſche des Saals,
Auf dem Sammetpfühl ihr Genoſſe
Iſt der Mörder ihres Gemahls;
Dem Lande kleidet die Trauer,
Der Königin kleidet die Luſt,
Kalt-heiße Wonneſchauer
Durchrieſeln ihre Bruſt.

Sie ſpricht verlockenden Schalles:
„Nun komm, nun küſſe Dich roth,
Ich danke Dir Alles, Alles,
Mein Leben und — ſeinen Tod;
O ſchau nicht ſo fragend und bange,
O ſchau wie ſonſt mich an,
Leg ab die blaſſe Wange,
Gethan iſt was gethan.“

Die Kerzen brennen wie lüſtern
Und geben ſchwülen Hauch,
Immer leiſer wird das Flüſtern,
Nun ſchweigt das Flüſtern auch,
Ihr Athem lodert zuſammen
Wie Gluth um Gluth ſich miſcht,
Bis mälig in Flackerflammen
So Luſt wie Licht erliſcht.

Still wird's; nur Mondeslichter
Durchhuſchen bleich den Saal,
Es ſchlummern, wie Todtengeſichter,
Graf Bothwell und ſein Gemahl;
Sie ſchlummern; des Windes Weiſe
Erſtirbt im hohen Kamin,
An den Wänden, haſtig-leiſe,
Schatten vorüber fliehn.

Und haſtiger wird ihr Treiben,
Schon graut und dämmert der Tag,
Da ſchlägt's an die klirrenden Scheiben
Wie flatternder Flügelſchlag;
Auffahren die zwei vom Kiſſen,
Verſtört an Haar und Sinn,
Im Traume ward wach ihr Gewiſſen,
Und es murmelt die Königin:

„Hilf Himmel, ich ſah die Meinen
Landflüchtig, der Zügel beraubt,
Der fallenden Krone des Einen
Nachrollte ſein fallendes Haupt,
Und wie Donner durch meine Seele
Ging das alte Lied:
Ich räch alle Schuld und Fehle
Bis in das vierte Glied.“

Maria hat es geſprochen,
Graf Bothwell hört es kaum,
Seine Schläfe pulſen und pochen,
Er denkt an den eigenen Traum,
Er ſpricht unter Starren und Stocken:
„Sie grüßte, dann betete ſie,
Abſchnitt ihr der Henker die Locken, —
Ach, Deine Locken, Marie.“

Graf Bothwell hat es geſprochen,
Maria hört ihn kaum,
Ihre Schläfe pulſen und pochen,
Sie denkt an den eigenen Traum,
Stumm blicken die Buhlergatten
Sich an ſo blaß, ſo bang: —
König Darnleys blutiger Schatten
Schreitet den Saal entlang.

Der ſterbende Douglas.

(Schlacht von Langſide 1568.)

Die Heere ſtießen an einander; der Tag iſt heiß, der Himmel finſter,
Vom Hufſchlag dröhnt weithin die Haide, roth tropft der Thau vom ſchwarzen Ginſter;
Es blickt die ſchottiſche Maria von nahen Schloſſes Fenſterbrüſtung,
Ihr Auge haftet auf dem Kampfe, doch in dem Kampf auf Einer Rüſtung.

Dem jungen Douglas folgt ihr Auge; ſie fühlt ihr Herze höher ſchlagen,
Er iſt's, der ſechzehnjährige Knabe, der aus dem Kerker ſie getragen,
Er iſt's, der ihr ein Heer geworben, und durfte doch um Eins nicht werben,
Drum wirbt er jetzt um ſeinen Frieden und um das Glück für ſie zu ſterben.

Wen tragen aus dem Kampfgetümmel ſie dort auf zweiggeflochtner Bahre,
Das Antlitz weiß, und ſchwarz die Rüſtung und roth von Blut die blonden Haare?!

Der Douglas iſt's: Erfüllung wurde des Hoffnungsloſen einz'gem Hoffen,
Es hat ein Schwert von Murray's Mannen in's tiefſte Leben ihn getroffen.

Da liegt er, auf gewirktem Teppich, jetzt an des alten Schloſſes Stufen,
Maria neigt ſich zu ihm nieder, ein Prieſter wird herbeigerufen,
Der reicht den Kelch ihm unter Thränen, Er aber ſegnet dieſe Stunde,
Hätt' langſam ſonſt verbluten müſſen an ſeines Herzens ſtiller Wunde.

Die Bruſt wird kalt, es ſtockt ſein Athem, ſein Auge ſcheint vom Tod geſchloſſen,
Maria küſſt die bleiche Stirne, die ſchon ſo frühe Ruhm genoſſen:
Da ſpielt um ſeinen Mund ein Lächeln, aufglimmt ein letzter Lebensfunken,
Dann iſt er in Maria's Arme zu letztem Schlaf zurückgeſunken.

Die Hamilton's

oder:

Die Locke der Maria Stuart.

Lord William kam zu ſterben,
Lord William Hamilton;
Er ſpricht zu ſeinem Sohne:
„Nun höre mich an, Sir John!

„Ich laſſe Dir Land und Leute,
Unſren Namen und unſren Ruhm,
Ich laſſe Dir, mehr als alles,
Dieſer Locke Heiligthum.

„Ich ſah die Locke fallen,
Ich hörte der Scheere Schnitt —
Und als Maria gebetet,
Da betete leis ich mit.

„Da hab' ich's ſtill geſchworen:
Zu tragen in Leid und Luſt,
Zu tragen in Jubel und Thränen,
Dieſe Locke auf der Bruſt.

Ich hab' ſie in Thränen getragen
Und laß erſt im Tode davon; — —
Für die Stuart's zu leben und ſterben,
Das ſchwör' auch Du, Sir John."

Lord William hat es geſprochen,
Sir John hat's treu gemeint:
Erſt barg er ſtill die Locke,
Dann hatt' er ſtill geweint.

Er trug ſie zwanzig Jahre
Und als ſein Stündlein kam,
Er mit des Vaters Worten
Die Locke vom Herzen nahm.

Er gab ſie ſeinem Sohne
Und der Sohn dem Enkel dann;
Ihr Erbtheil war die Treue,
Und der Locke Talisman.

Und als auf blinkendem Zelter
König James gen London zog,
Und als auf ſchwarzem Schaffotte
Karls Haupt vom Rumpfe flog;

Und als an der Boyne wieder
„Stuart" das Feldgeſchrei, —
In Luſt und Leid, die Locke
Und die Hamilton's waren dabei.

Und waren dabei, zuletzt auch,
Als auf Cullodens Plan
Ihre Augen das Diſtelbanner
Noch einmal flattern ſahn.

'ſ war wieder ein Lord William
Und wieder ein Sir John,
Ein Alter und ein Junger,
Doch Jeder ein Hamilton.

Der Junge focht zu Fuße,
Der Alte focht zu Roß,
Bis eine engliſche Kugel
Ihn aus dem Sattel ſchoß.

Hin reicht' er ſeinem Sohne
Die Locke, roth von Blut,
Er hatte nicht Zeit zu ſprechen,
Er ſprach nur: „wahre ſie gut!“

Er wahrte ſie gut, der Junge,
Manch Mond und manches Jahr,
Der Junge ward ein Alter, —
Das Herz blieb wie es war.

Und als in letzten Tagen
Ihm Kunde kam in's Haus:
„Sie trugen im fernen Süden
Den letzten Stuart hinaus;“

Da ſprach er, als er ſterbend
Seinem Sohne die Locke gab:
„Die Stuart's ſind geſtorben,
Doch die Treue kennt kein Grab.“

Und ſiehe, die Hamilton's wahren
Bis heut ihren alten Ruhm;
Doch Eines mehr als Alles:
Der Locke Heiligthum.

Der letzte York.

Lancaſter herrſcht, der Kampf iſt aus, die rothe Roſe hat geſiegt,
Die weiße Roſe, Blatt um Blatt, auf zwanzig blutgen Feldern liegt;
Ein Einzger nur, des Clarence Sohn, deß Herzblut nicht zu Boden floß,
Im Tower ſitzt Graf Edward York, des alten Hauſes letzter Sproß.

Er ſitzt im Tower Jahre ſchon, am ſelben Gitterfenſter ſchier,
Wo ſeinen Vater man ertränkt (er wollt' es ſo) in Malvaſier;
Der Junge hat vom Alten her ererbt den immer leichten Sinn,
Er rechtet mit dem Leben nicht, und wie es fällt, ſo nimmt er's hin.

Die Drehbank kürzt ihm ſeinen Tag, es ſurrt das Rad, es klingt ſein Lied,
Des Morgens iſt er arbeitsfroh, des Abends iſt er arbeitsmüd',

Er wirft ſich auf ſein Lager hin, hat feſten Schlaf und guten Traum,
Daß er ein Sproß vom Hauſe York, der letzte Sproß, er weiß es kaum.

Es ſurrt das Rad; da raſſelt's drauß und klirrt im Schloß, — Flurlicht fällt ein,
Sieh, der Lancaſterkönig ſelbſt, Herr Heinrich Tudor, tritt herein,
Er ſpricht: „Grüß Gott Dich, Vetter York, nimm dieſes Schwert und dieſen Helm
Und drunten nimm mein beſtes Roß, — der Perkin Warbec iſt ein Schelm!

„Der Perkin Warbec iſt ein Schelm, die blöde Menge läuft ihm zu,
Das macht, er nennt ſich Edward York und lügt und prahlet: Er ſei Du;
Der Dieb, er ſtiehlt mir meinen Schlaf, doch ich zerreiß ihm ſeine Liſt,
Komm mit, und ſprich zu allem Volk und zeig', daß Du — Du ſelber biſt.“

Sie reiten durch das Tower-Thor, auf Platz und Straße wogt es rings,
Das iſt er! raunt die Menge rechts, das iſt er! raunt die Menge links,

Er hört es nicht, das Puppenſpiel trieb ihm in's Antlitz Grimm und Glut,
Mit eins lebendig worden iſt in ihm das alte Königsblut.

Er grüßt nicht rechts, er grüßt nicht links, er ſtarrt nur ſchweigend vor ſich hin,
Graf Edward York, wo blieb Dein Erb', des Vaters immer leichter Sinn?
Sie reiten ſtill bis Ludgate-Hill, der König flüſtert: Vetter, hier!
Der aber ſchweigt und murmelt erſt am Tower-Thor: das denk ich Dir.

Und eh die Nacht am tiefſten ſinkt, iſt ſeines Kerkers Zelle leer,
Ein Strick, aus Tüchern feſtgeknüpft, weht weiß im Winde hin und her,
Und eh des andern Tages Schein noch hell in ſeine Zelle fällt,
Da tritt er ſchon, Helm auf dem Haupt, in Perkin Warbec's flatternd Zelt.

Er ſpricht: „Du nennſt Dich Edward York und Edward York ſo nenn' ich mich,
Wer von uns zwei'n der rechte ſei, beim ewigen Gott, das findet ſich,

Doch, daß Du meinen Namen ſtahlſt und mit ihm würfelſt um den Thron,
Heut dank' ich's Dir aus voller Bruſt, genüber dieſem Tudor-Hohn.

„Entgegen ihm! und ſiegen wir, ſo trägſt Du Englands Krone mit:" —
Sie zogen aus und ſtritten gut, doch Heinrich Tudor beſſer ſtritt,
Er ſchlug zurück die Stürme all, Graf Edward that den letzten Sturm,
Und eh die Nacht am tiefſten ſank, ſaß er auf's Neu im Tower-Thurm.

Der Morgen kommt; da raſſelt's draus und klirrt im Schloß, Flurlicht fällt ein,
Sieh, des Lancaſterkönigs Freund in rothem Mantel tritt herein,
Er ſpricht: „grüß Gott Dich, Edward York, was ich Dir thuen muß, vergieb,
Doch will ich's thun mit feſter Hand und treffen Dich auf *einen* Hieb."

Sie ſchreiten durch das Tower-Thor, auf Platz und Straße wogt es rings,
Das iſt er! raunt die Menge rechts, das iſt er! raunt die Menge links,

Er grüßt nach rechts, er grüßt nach links, er ſtarrt nicht länger vor ſich hin,
Graf Edward York hat wieder ganz des Vaters immer leichten Sinn.

Sie ſchreiten ſtill bis Ludgate-Hill, aufragte da das Blutgerüſt,
Graf Edward York zum letzten Mal hat er das Crucifix geküßt,
Die Lerchen ſtiegen himmelan, die Glocken klangen dumpf und matt,
Und roth von Blut zu Boden fiel der weißen Roſe letztes Blatt.

Johanna Gray.

Lady Gray fährt auf vom Schlummer (der Morgen dämmerte kaum)
„Gott woll' uns nicht verſuchen! Ich hatt' einen böſen Traum:
Ich ſah einen Purpurmantel treiben auf offner Flut, —
Ich bückte mich nach dem Mantel, da war es mein eigen Blut."

Sie ſprichts. Auf klingt vom Hofe verworrener Stimmen Schall,
Sieben Reiter ſteigen vom Roſſe und ſchreiten in die Hall,
Sie harren entblößten Hauptes, Lady Gray tritt vor ſie hin,
Sie ſprechen aus Einem Munde: wir grüßen Dich, Königin!

„Und ſtarb mein Herr und König, was ſucht Ihr die Erbin hie,
Die Erbin ſeiner Krone, das iſt Prinzeſſin Marie!"
Da ſprach der ſieben einer, der ſtolze Northumberland:
„„Wir wollen keine Papiſtin auf dem Throne von Engelland.""

„Und wollet ihr nicht Maria, welch' Recht auch immer ſie hätt',
So lebt Anna Bulens Tochter, Prinzeſſin Eliſabeth!" —
„„Anna Bulen war ein Buhlweib"" rief da Northumberland,
„„Wir wollen keinen Baſtard auf dem Throne von Engelland.""

„Und weigert Ihr Beiden die Krone, Eliſabeth und Marie,
So traget die Krone ſelber, ich aber trage ſie nie;"
Da lachte der ſtolze Herzog: „„Täubchen ſchlag ein, ſchlag ein,
Der Habicht iſt über der Taube, Du ſollſt unſre Königin ſein.""

Sie legten ihr um den Mantel, ſie hoben ſie leicht auf's Roß,
Ihrer Locken goldne Fülle über den Purpur floß,
Sie rief ihr Hausgeſinde: „lebt wohl und gedenket mein!"
Sie ſprengte weinenden Auges in den lachenden Morgen hinein.

Und als ſie kamen gen London, horch, Glocken- und Feierklang,
Sie ſprach: „wer iſt geſtorben? wer thut ſeinen letzten Gang?"

Northumberlands Stirn erblaßte, die eben ſo roth noch glomm:
„Die Glocken gelten Dir ſelber und klingen willkomm, willkomm!“

Und als ſie kamen zur City, bis nieder gen Tempel-Bar,
Einen goldnen Schlüſſel reichte die goldne Stadt ihr dar, —
Ein Kranz von dunklen Eichen umfaßte des Goldes Glanz,
Sie rief: mein iſt der Schlüſſel! ſie dachte: mein iſt der Kranz!

Und als ſie kamen zum Tower und die Zugbrück' niederſchlug,
Da bäumte hochauf ihr Leibroß, das ſonſt ſo ſicher ſie trug,
Northumberland riß es am Zügel, — wie hat da das Roß geſchäumt;
Sie ſtreichelte ſeinen Nacken: „ich weiß warum du gebäumt.“

Sie trat in die Krönungshalle, Biſchöfe waren bereit,
Zwei Lords mit Scepter und Krone ſtunden an Thrones Seit',
Sie nahm die Perlenkrone und fragte: „wer trug ſie ſchon?“
Die Lords verneigten ſich Beide: „es iſt Anna Bulens Kron'!“

Und nieder aus der Halle ſchritt ſie zur Tower-Kapell',
Inbrünſtig warf ſie ſich nieder an Altars heiliger Schwell',
Aufſtand ſie leichteren Herzens; noch einmal ſah ſie herab:
„Auf weſſen Grabſtein kniet' ich?“ „es iſt Anna Bulens Grab.“

Sie trat in den Hof des Towers, den deckten weiße Stein',
Die lagen gefügt zum Kreiſe, drauf fiel der Sonnenſchein,
Sie trat in die ſchimmernde Rundung: „gnädige Königin, um Gott,
Auf dieſen weißen Steinen ſtand Anna Bulens Schaffott.“

Und als das Wort geſprochen, horch auf! Trompetenklang,
Ueber des Towers Zugbrück' der Rappe Maria's ſprang,
Maria Tudor's Rappe, — ſeht, wie ſie im Sattel ſitzt!
Eines Scheiterhaufens Funke aus ihrem Auge blitzt.

Sie hebt ſich raſch aus dem Sattel, nachwallt ihrer Schleppe Sammt,
Lady Gray, wo ſind Deine Freunde? todt oder zum Tode verdammt! —

Sie ſchreitet hinan zum Throne, triumphirend ſchaut ſie drein:
Ihre feſten Schritte ſprechen: dieſe Stufen ſind mein.

Lady Gray erwacht im Kerker, ſie ſpricht: „Gott Ehr und Preis!“
Drei Tage kommen und gehen, die Steine ſind nicht mehr weiß,
Die Steine ſind ſchwarz verhangen, eine Leiter muß Treppe ſein,
Zwei lächelnde Augen ſprechen: dieſe Stufen ſind mein.

Sie neigt ſich vor dem Volke: Gott ſegne die Königin
Sie neigt ſich zum Gebete: Mein Heiland, nimm mich hin!
Sie neiget ſich zum Dritten; — da war das Beil bereit; — —
Lady Gray trägt ihren Purpur an Anna Bulens Seit'.

Sir Walter Raleigh's letzte Nacht.

Sir Walter Raleigh ſitzt und ſinnt im Tower.
Vergittert iſt ſein Fenſter, Erz die Thür;
Als ſie ſich ſchloß, ſchloß ſich für ihn das Leben,
Wenn ſie ſich öffnet, — öffnet ſie der Tod.
Ihm lacht kein Gnadenſtrahl; Tyrannenhaß
Hat ihm auf Hochverrath das Wort gedeutet:
„Der Menſchen Recht war vor dem Recht der Stuart's,
Und Könige ſind von Gott, nicht ſelber — Gott.“

Die Nacht iſt da; mitleidig durch die Scheiben
Blickt nur der Mond, und nur der Stunde Schlag,
Trotzbietend dem Verbot des Kerkermeiſters,
Ruft dem Gefangnen zu: noch lebt die Zeit!
Sir Walter aber, auf die weiße Hand
— Blau-adrig längſt von Sorg' und Laſt der Jahre —
Stützt er ſein Haupt, und haſtig weiter ſpürend
Auf oft betretner Fährte des Gedankens,
Vergißt er, traumverloren, Zeit und Welt; — —
Er ſteigt in's eigne Herz hinab und ſchreibt:

Willkommen mir, zu ſcheiden
Von Leben und von Welt,
Mag keinen Gaſt beneiden,
Den's hier zurücke hält:
Arm ſind des Lebens Feſte,
Rings abgeſtandner Wein, —

Das Höchſte und das Beſte,
Wie niedrig und wie klein!

Des Hofes Glanz und Schimmer
Winkt nur wie faules Holz:
Die Kirche lebt vom Flimmer
Und wird vor Demuth — ſtolz;
Des Reichen Opfer bringen,
Des Muth'gen Märtyrthum, —
Der Quell, daraus ſie ſpringen
Heißt Sucht nach Ehr' und Ruhm.

Des Klugen Witz verſchwendet
Der Worte viel — um nichts;
Die Weisheit wird geblendet
Vom Glanz des eignen Lichts;
Selbſt du, des Weltgewimmels
Geprieſenſte, o Kunſt,
Es zeugt dich ſtatt des Himmels
Die Mode und die Gunſt.

Der Glauben iſt veraltet,
Die Lieb iſt eitel Luſt,
Ergebung kniet und faltet
Nur weil es heißt: „Du mußt!"
Die Treu ging längſt verloren
In Schein und Lug und Trug,
Das Glück wird blind geboren; — —
Ich hab' des Spiel's genug.

Willkommen mir, zu ſcheiden
Von Leben und von Welt,
Mag keinen Gaſt beneiden,
Den's hier zurücke hält;
Wem's Leben viel gegeben,
Dem gab es Müh' und Noth,
Der Tod nur iſt das Leben
Und alles Leben — Tod.

Sir Walter ſchrieb's: ein ſeltſam Teſtament,
Mehr eine Beichte als ein letzter Wille;
Da, — während noch der gleichgeſinnte Spruch
„Die Welt iſt eitel“ durch das Herz ihm klingt —
Erfaßt ihn jener Spottgeiſt, der es liebt
In Widerſpruch uns mit uns ſelbſt zu bringen,
Der neben unſre Liebe, unſren Glauben
Als immer fert'ges Fragezeichen tritt
Und wo voll Mitgefühls wir weinen wollen
Uns höhniſch zuruft: „Thor, ſo lache doch!“
Der Geiſt erfaßt ihn, — und Sir Walter's Auge
Hinzwingend auf den Demantring am Finger,
Durchſtreicht er ihm die Weisheit dieſer Stunde
Und giebt des Lebens Thorheit ihm zurück.
Sein Aug' wird hell, Sir Walter ſieht nur eins:
Den Sonnen-Tag, der dieſen Ring ihm brachte.

Zu Windſor war's, inmitten Waldesluſt,
Durch's Eichenlaub floß goldne Mittagsſonne
Und wo die Jagd all ihre Schätze häufte,

Wo hundertfach der Hirſch im Blute lag,
Im Aug' des Reh's die Todesthräne blinkte
Und wo der wilde Eber, nun ſo zahm,
Der Furchen keine mehr im Erdreich riß,
Da wuchs — als hätt ſammt ſeinen Jagdgeſellen
Sich Robin Hood in's Riedgras hin gelagert, —
Auf grünem Plan ein Feſtmahl aus der Erde:
Mit duftgem Mooſe war der Tiſch gedeckt,
Am Jagdſpieß briet das Rundſtück und der Ziemer,
Vom nahen Hügel ſprudelte der Quell,
Daneben aber, ſelber ſchier ein Hügel,
Lag für die durſtigſten der durſt'gen Kehlen
Ein Stückfaß goldnen Weines, — Vögel ſangen,
Nichts fehlte — nur der königliche Gaſt.
Da ſcholl ein Horn, und ſieh, in raſchem Jagen,
Geſtrüpp und dichtes Farrnkraut leicht durchbrechend,
Erſchien auf hohem Roß die hohe Frau,
Und jetzt, voll Kraft ſich aus dem Sattel ſchwingend,
Berührte ſchon ihr Schleppenkleid den Boden,
Da ſtutzte ſie, — — des Waldgrund's Feuchte lag,
Ein ſchwarzer Spiegel, ſchillernd ihr zu Füßen.
Sie ſtutzte; — wohl! doch Augenblicke nur:
Denn pfeilgeſchwind herab zum Teppichdienſte
Flog Ritter Raleigh's goldgeſtickter Mantel
Und lächelnd nieder trat Eliſabeth.

Das war ein Tag! noch die Erinnrung dran
Gießt Lebensluſt durch des Gefangnen Adern;
Er will nicht ſterben; ſchmeichleriſche Träume
Rückſpiegeln ihm die Großthat manchen Tags

Und ſeines Klägers Unrecht gegenüber
Anklammernd ſich an ſeines Ruhmes Recht,
Springt er jetzt auf und ruft: „Verſuch es, Stuart!
Schwer wiegt Dein Haß, doch ſchwerer mein Verdienſt.
Irland ſtand auf, — mein Degen warf es nieder;
Cadix bot Trotz, — ich brach den Trotz im Sturm.
Und als des finſtren Philipp's Rieſenflotte,
Ein Goliath prahlend vor Alt-England trat,
Da barg mein Schiff die auserwählte Schleuder, —
Gott gab die Kraft, ich aber ſchwang den Stein."

Sir Walter ſpricht's; die Enge ſeines Kerkers
Mit raſchrem Schritt durchmeſſend, preßt er jetzt
— Als ſuch' er Kühlung für die heiße Stirn —
Sein fiebrig Haupt an ſeines Fenſters Gitter;
Und jetzt durch trübes Scheibenglas hindurch
Nachblickend der zerriſſ'nen Wolken Zug,
Fährt plötzlich er zurück: in's Glas gekritzelt
Steht „Eſſex" und ein Sterbekreuz darunter.

Seltſames Spiel! dieſelben Wände ſind's,
Drin einſt — wie er, verklagt auf Tod und Leben —
Sein Nebenbuhler ſaß, zugleich — ſein Opfer;
Und ſiehe da! durch's Herz ihm, das noch eben,
Gefälſchter Schuld und Klage gegenüber,
Von Ruhmes-Recht geträumt, — gehn jetzt die Schauer
Wahrhaft'ger unauslöſchbar-tiefer Schuld.
Er zittert, und als ſcheu, zum zweiten Male
Sein Aug' er jetzt erhebt, da ſind's des Grafen
Schriftzüge nicht, nein, Züge des Geſichts,

Und eine Grabesſtimme ruft ihm zu:
„Irland ſtand auf, — gleich Dir, ich warf es nieder,
Cadix bot Trotz, — ich nahm's im Sturm, wie Du;
All meine Schuld, nicht größer als die Deine,
War königlicher Gunſt verzognes Kind.
Doch fiel mein Haupt; horch auf, es mußte fallen,
Denn ſieh, als leiſe ſchon das Wörtchen „Gnade“
Den Weg vom Herzen auf die Lippe nahm,
Erſchlug die Tücke meines Nebenbuhlers
Das ſüße Wort; — und als der Herrin Huld
Auch da noch ſchwankte meinen „Tod“ zu ſchreiben,
Da führte wer die Hand? Sir Walter, Du!
Vernimm: die alte Schuld deckt nun die neue;
Bereite Dich, Du zahlſt ſie mit dem Tod.“

Die Stimme ſchwieg; der Morgen kam; — die Zelle
War öd' und leer; doch auf dem Gras des Hofes
Lag Thau der Nacht und Walter Raleigh's Blut.

Cromwell's letzte Nacht.

Mir ſagt's nicht nur des Arztes ernſte Miene,
Selbſt fühl' ich's, meine Stunden ſind gezählt. . .

Ein wüſter Traum war's! wüßt' ich, dieſe Nacht
Wird mir der Schlaf ein gleiches Schreckniß bringen,
So möchte dieſe Stunde noch der Tod
Statt jenes Stuart an mein Lager treten.
Ernſt ſtand er vor mir; um den nackten Hals
Trug, ſtatt des Schmucks, er einen rothen Streifen,
Und als er, wie vordem, zu leichtem Gruß
Nach dem Barett auf ſeinem Haupte faßte,
Nahm er den Kopf von ſeinem blutgen Rumpf.
Mein Auge ſchloß ſich; als ich's ſcheu geöffnet,
Sah wieder ich den purpurfarbnen Streifen,
Er winkte mit dem Finger mir zu folgen,
Und ſchwand dann, rückwärts ſchreitend, in der Thür.

Was ſchreckt das Traumbild mich des todten Mannes
Und weckt in mir den alten Aberglauben
An eines Königs Unverletzlichkeit?
Das Schwert des Henkers wär' wie Glas zerſprungen,
Wenn Gottes Will' ihn unverletzlich ſchuf.
Der kühne Normann, der bei Haſtingsfield
Den König Harald in den Staub geworfen,
Was war er Beſſres als der Cromwell heut,
Der jenen Carl bei Marſton-Moor geſchlagen?

Es ſoll nicht mehr dies blutge Haupt mich ſchrecken!
Daß ich mein Thun mit ſeinem Tod beſiegelt,
Es war Nothwendigkeit; er mußte ſterben,
Es war ſein Blut der Mörtel meines Bau's.

Ich ſah das Schiff, vom Sturm umhergeſchlagen,
Der Klippe nah, dran es zerſchellen mußte:
Ich ſprang hinzu, von ſeinem Platze drängt ich
Den ſchwachen Steurer, und mit feſter Hand
Bracht' ich das Schiff, geborgen, in den Hafen.
Es war noch immer, wo es galt zu retten,
Das Recht des Stärkern nicht das ſchlechtſte Recht.

Wenn in die Sendung, die an mich ergangen,
Sich Selbſtſucht, Stolz und Eitelkeit gemiſcht,
So weißt Du, Gott, der meine Nächte kennet,
Wie für die Schwachheit bitter ich gebüßt.
Mein Leben war das Leben des Tyrannen;
Ob nimmer auch in Blut ich mich gebadet,
Haß fand ich dort, wo feſten Arms ich drückte,
Und Eiferſucht, wo milden Arms ich hob.

Erfüllt iſt, was ich mußte; Gott, ich wollte
Des Mannes Blut wär' nicht an meinen Händen!
Hab' ich gefehlt, ſei mir ein gnädger Richter, —
In Deine Hand befehl' ich meinen Geiſt.

Katharina von Medici.

Bluthochzeit feierte die Stadt Paris,
Der Glocke Zeichen war in Nacht verklungen
Und durch die Straßen, wie gehetztes Wild,
Wehſchreiend, betend, floh der Hugenott.
Schon zog ein Blutſtreif durch den Seine-Fluß,
Schon lag verſtümmelt, ſiebenfach durchbohrt,
Auf offnem Platz der greiſe Coligny,
Und immer noch, den Mord zum Morde mahnend,
„Laßt Ader!“ ſchrie der tückiſche Tavannes.
Im Schloſſe aber, das ſie Louvre nennen,
An jener hohen Bogenfenſter einem
Stand König Karl, der neunte ſeines Namens,
Und zitterte. Der ungeheure Frevel
Griff ihm in's Herz. Trotz Licht und Fackelglanz
Nacht war's um ihn. Er warf die Büchſe fort;
„Ich kann nicht ſchießen, Mutter!“ rief der König.
Da trat ſie ſelbſt hervor, ſchwarz war ihr Haar,
Schwarz wie der Sammet ihres Schleppenkleides,
Und ihrem Aug' entflammte tiefre Gluth,
Als dem Rubin, der ihr am Nacken blitzte.
„Biſt Du ein Mann?“ ſo raunte ſie ihm zu,
„Ein König und — ſo feig? ich mag's nicht glauben.“
Das zündete. Der Fürſt, in falſcher Scham
Ergriff er neu das Rohr, ſie aber rief:
„Schau dort das Weib, das Hugenottenweib,
Sie flieht und birgt den Säugling an der Bruſt,

Zertritt das Raupenneſt!" Der König ſchoß;
Ein Wehſchrei klang herauf; ſie aber klatſchte
Laut in die Hand; — — in jener dunklen Nacht
Erloſch der Glanz vom Haus der Mediceer.

Der Tower-Brand.

Wenn's im Tower Nacht geworden, wenn die Höfe leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann, wie Herbſteswehn,
Mancher hat im Mondenſchimmer ſchon die Schatten ſchreiten ſehn.

Vor dem Zug, im Purpurmantel, ſilberweiß von Bart umwallt,
Schwebt des ſechsten Heinrichs greiſe, gramverwitterte Geſtalt,
Lady Gray dann, mit den Söhnen König Edwards an der Hand; — —
Leiſe rauſcht der Anna Bulen langes ſeidenes Gewand.

Zahllos iſt das Heer der Geiſter, das hinauf, hinunter ſchwebt,
Das da murmelt: „Fluch Dir Tower, dran das Blut der Unſchuld klebt;
Schutt und Trümmer ſollſt Du werden!“ aber machtlos iſt ihr Fluch,
Ehern hält den Bau zuſammen böſer Mächte Zauberſpruch.

Wieder nachtet's, wieder ziehn ſie durch die Räume
ſtill und weit,
Plötzlich ſtockt der Zug und ſchaart ſich um ein
glimmend Tannenſcheit,
Dann geſchäftig tragen Schnitzwerk, Fahnen, Frangen
ſie herzu,
Und zur hellen Flamme ſchüren ſie die matte Gluth
im Nu.

Wie das praſſelt, wie das flackert! einen ſprühn-
den Feuerbrand
Nehmen ſie zum nächtgen Umzug jetzt als Fackel in
die Hand,
Weithin wird die Saat der Funken in den Zimmern
ausgeſtreut,
Flammen ſollen draus erwachſen; hei, der Fluch
erfüllt ſich heut!

Alles ſchläft; doch auf vom Lager ſpringt im Nu
der raſche Sturm,
Und er wirft ſich in das Feuer, und das Feuer in
den Thurm,
An des Towers Felſenwände peitſcht er ſchon das
Flammenmeer,
Und den Segen drüber ſprechend, wogt auf ihm das
Geiſterheer.

Doch, als ob das Salz der Thränen feuerfeſt die Wände macht,
Wie wenn Blut der beſte Mörtel, den ein Meiſter je erdacht, —
Seht, wie durſtig auch die Flamme ſich von Thurm zu Thurme wirft,
Hat ſie doch, als wären's Becher, nur den Inhalt ausgeſchlürft.

Wieder, wenn es Nacht geworden, wenn's im Tower leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter, klagend dann, wie Herbſteswehn,
Mancher wird im Mondenſchimmer noch die Schatten ſchreiten ſehn.

Das Trauerſpiel von Afghaniſtan.

Der Schnee leis ſtäubend vom Himmel fällt,
Ein Reiter vor Dſchellalabad hält,
„Wer da!“ — „„ein britiſcher Reitersmann,
Bringe Botſchaft aus Afghaniſtan.““

Afghaniſtan! er ſprach es ſo matt;
Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
Sir Robert Sale, der Commandant,
Hebt ihn vom Roſſe mit eigener Hand.

Sie führen in's ſteinerne Wachthaus ihn,
Sie ſetzen ihn nieder an den Kamin,
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
Er athmet hoch auf und dankt und ſpricht:

„Wir waren dreizehntauſend Mann,
Von Cabul unſer Zug begann,
Soldaten, Führer, Weib und Kind,
Erſtarrt, erſchlagen, verrathen ſind.

„Zerſprengt iſt unſer ganzes Heer,
Was lebt, irrt draußen in Nacht umher,
Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
Seht zu, ob den Reſt ihr retten könnt.

Sir Robert ſtieg auf den Feſtungswall,
Offiziere, Soldaten folgten ihm all',
Sir Robert ſprach: „Der Schnee fällt dicht,
Die uns ſuchen, ſie können uns finden nicht;

„Sie irren wie Blinde und ſind uns ſo nah,
So laßt ſie's hören, daß wir da,
Stimmt an ein Lied von Heimath und Haus,
Trompeter blaſ't in die Nacht hinaus!"

Da huben ſie an und ſie wurden's nicht müd',
Durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,
Erſt engliſche Lieder mit fröhlichem Klang,
Dann Hochlandslieder wie Klagegeſang.

Sie blieſen die Nacht und über den Tag,
Laut, wie nur die Liebe rufen mag,
Sie blieſen — es kam die zweite Nacht,
Umſonſt, daß ihr ruft, umſonſt, daß ihr wacht.

Die hören ſollen, ſie hören nicht mehr,
Vernichtet iſt das ganze Heer,
Mit dreizehntauſend der Zug begann,
Einer kam heim aus Afghaniſtan.

Bienen-Winkelried.

Nur kein Gegrübel
Was es ſei;
Wohl oder übel —
Der Scherz iſt frei

Die Wespen und die Bienen
Sie haben ſich entzweit:
Guelphen und Ghibellinen
So ſtehen ſie im Streit.
Schon um die heimiſche Linde,
Wie um ihr letztes Haus,
Sammelt das Bienen-Geſinde
Sich zum entſcheidenden Strauß.

Eine (ſie ſtund auf Wache,
Und das Weinen war ihr nah)
Schwur: „eine herrliche Sache
Sei dies mori pro patria!
Daß ihr Stand ſo ein harter
Freue ſie faſt zu ſehn,
Wie die dreihundert Sparter
Würden ſie untergehn.“

Sprach da eine Zweite:
„Wohl, ſie ſtimme dem bei,
Daß zu fallen im Streite
Süß und löblich ſei;

Nur ſie wäre verwundert,
Daß man auf Sparta ſäh',
Pforzheim und ſeine Vierhundert
Hätte man ja in der Näh'".

Sprach es. Da ſchwarz am Himmel,
Wie Heuſchreckenzug,
Nahte das Weſpengewimmel
Sich im Siegesflug.
Solche Schwärme und Flüge
Nimmer der Garten ſah,
Wahre Hunnenzüge
Warens des Attila.

Bald in gebogenem Horne,
Bald in geſpitztem Keil
Stürmten ſie, — aber nach vorne
Immer den Stacheltheil;
Ach die Bienen, in Demuth
Wurden ſich deß bewußt,
Und unendliche Wehmuth
Schlich in ihre Bruſt.

Siehe, da ſchnell ein Saſſe
Tritt hervor aus den Reih'n:
„Mach' Euch eine Gaſſe
Liebe Genoſſen mein!"

Und als ob es ihm wäre
Heldiſcher Zeitvertreib,
Druckt er dreizehn Speere
Sich in Bruſt und Leib.

Wüthend die Bienen klammern
Da an den Feind ſich an,
Alle Wespen jammern:
„Rette ſich wer kann!"
Aber mit Waffen, ſchartig,
Hummeln und andere mehr,
Fallen jetzt landſturmartig
Ueber die Flüchtigen her.

Abend kommt; es ſchattet;
Letzte Röthe ſchied;
Siehe, da wird beſtattet
Bienen-Winkelried.
Solch ein Gäſte-Gedränge,
Alle mußten's geſtehn,
Und ſolch Leichengepränge
Hatten ſie nie geſehn.

Rings auf Spitzen und Thürmchen
An dem Hecken-Zaun,
Glühten Johanniswürmchen
Hell wie Fackeln traun;

Taghell ſo beleuchtet,
Kam der Zug daher,
Jedes Auge gefeuchtet,
Jedes Herze ſchwer.

Vorne, drei Hummelbrummer
Schritten ernſt und barſch,
Trommelten in Kummer
Ihren Trauermarſch;
Dann mit Ruhm zu melden
Kam der wächſerne Sarg,
Der des Helden der Helden
Irdiſche Hülle barg.

Vier kohlſchwarze Käfer,
— Allen wohlbekannt —
Waren, als Rappen, dem Schläfer
Drinnen vorgeſpannt;
Auf dem Deckel oben
Lagen, Schaft an Schaft,
Alle die dreizehn Proben
Seiner Ritterkraft.

Still des Zuges Spitze
Hat jetzt eingelenkt:
In eine Mauerritze
Wird der Sarg geſenkt.

Dann — wie Kriegsgeſinde
Raſch den Gram vertauſcht —
Haben im Duft der Linde
Alle ſich berauſcht.

Schleswig's Oſtertag 1848.

Ich denke Deiner, Oſtertag:
Ein Nebel über Schleswig lag,
Ueber Schleswig-Stadt, über Schleswig-Land —
Der Däne hielt uns wieder in Hand,
Er hielt Schloß Gottorp, er hielt die Schlei,
Unſer kurzer Traum war wieder vorbei;
Ein Nebel über Schleswig lag,
Achtundvierzig, am Oſtertag.

Und über die Stadt und über den Strom
Die Glocken rieſen in den Dom,
Und eh' das erſte Lied erſcholl,
Von Betern war die Kirche voll,
Betende Männer, betende Frau'n
In ſchwarzem Feſtkleid alle zu ſchau'n,
Dazwiſchen aber (bittre Noth)
Leuchtende Punkte in Däniſch-roth.

Und bis an die Kanzel traten wir hin,
Zwiſchen Hoffen und Bangen ging unſer Sinn,
Von Auferſtehung der Geiſtliche ſprach,
Wir hingen ſeinen Worten nach,
Seinem Wort von dem abgewälzten Stein,
Wir miſchten viel Weltliches mit ein,
Wenn's Sünde war, es war nicht gewollt; — —
Horch, es donnert! wie dumpf es rollt.

Ein Oſtergewitter. Es kann nicht ſein,
Durch die hohen Fenſter fällt eben ein Schein,
Er fällt, wie ſuchend, gedämpft und mild,
Auf das holzgeſchnitzte Altarbild,
Auf die zwanzigfeldrige rieſige Wand
Von Meiſter Brüggemann's eigener Hand;
Der Felder eines ſchwimmt wie in Gold, — —
Horch, zum zweiten, es donnert, es rollt.

Es rollt wie näher, die Fenſter klirrn,
Aller Blicke hinüber, herüber irrn,
Es fragen die Augen bei Freund und Feind,
Ein Flüſtern geht leiſe: „Was iſt gemeint?“
Und eh' noch flüſternd die Antwort geht,
Vom Eingang her ein Zugwind weht,
Weit offen die Thür; was giebt's, was iſt?
In das Mittelſchiff tritt ein Dän'ſcher Horniſt
Und in die Kirche hinein vom Portal
Bläſt er Generalmarſch, Signal auf Signal.

Ein Raſſeln, ein Lärmen. Still wieder das Haus;
Die rothen Punkte loſchen aus;
Was Deutſch in Schleswig wollte ſein,
War wieder in Schleswigs Dom allein.
Und wie Hülfe ſuchend und Troſt und Ruh
Den Stufen des Altars drängten wir zu,
Dicht zu; der Geiſtliche aber ſpricht:
„Herr, Du biſt unſre Zuverſicht!
Da iſt kein Jäger, der uns ſchreckt,
So lange uns Dein Fittich deckt;

Ob Tauſend fallen an unſrer Seit',
Du biſt unſer Schirm in jedem Streit,
Du ſtellſt Deinen Engel an unſre Thür,
Uns zu behüten für und für;
Wir rufen Deinen Namen an,
Hilf uns, wie Du ſo oft gethan,
Zerſplittre unſrer Feinde Spott,
Du biſt unſre Burg, Du biſt unſer Gott,
Blende die Wächter, wälz' ab den Stein," —
Er ſchwieg. Wie Trommeln klang es herein,
Luſtiger Preußiſcher Trommelſchlag,
Heller Mittag über Schleswig lag,
Heller Mittag über Schloß und Schlei, —
Oſtern war; das Land war frei.

Ein Ball in Paris.

(1849.)

Paris hat Ball: hin durch der Gaſſen Enge
Brauſt raſſelnd der Karoſſen bunte Menge,
Die Quais entlang, entlang die Tuilerien,
Ein raſtlos Jagen und Vorüberfliehn.
Halloh, die Peitſche knallt, die Roſſe dampfen,
Schon dröhnt „La Grève" von ihrer Hufe Stampfen,
Und jetzt ein kurzes „Halt!" — hell glänzt das Ziel,
Der prächtge Ballſaal des Hôtel de Ville.

Rings Fackelglanz; die Nacht iſt lichter Tag,
Betreßte Diener ſpringen an den Schlag,
Leis kniſtert auf der ſteingehaunen Treppe
Der Atlasſchuh, es rauſcht die Seidenſchleppe,
Der Mantel fällt, und jetzt in luftgem Shawl,
Selbſt luftig, ſchwebt die Schönheit in den Saal.

Drin wogt es ſchon; auf Klängen der Muſik
Wiegt ſich der Glanz der neuen Republik:
Die Abenteurer und die Schleppenträger,
Die Vettern all und all die Stellenjäger
(Auf deren Bruſt das Kreuz der Ehre blitzt,
Weil nichts von Ehre drin im Herzen ſitzt)
All ſind ſie da, und leichter ſchwebt ihr Fuß,
Trifft ſie des Kaiſerneffen flüchtiger Gruß.

Der Kaiſerneffe aber, klanglos hin
Zieht heut der Töne Macht an ſeinem Sinn,
Sein Aug' iſt todt rings für den Blumenflor,
Nach einem Punkt nur blinzelt Er empor,
Von wo herab im Purpur, goldgeſtickt,
Des Kaiſers Bild auf ihn herniederblickt.

Das Kaiſerbild! traun in das Feſtgebraus
Aus ſeinem goldnen Rahmen tritt's heraus,
Ein tiefer Ernſt umſchattet ſein Geſicht,
Der Kronendurſtge aber ſieht es nicht,
Er ſieht nur wie der Goldreif blinkt und blitzt,
Der auf der Stirne des Allmächtgen ſitzt,
Er ſieht das Scepter nur der halben Welt,
Das Jener ſpielend faſt in Händen hält,
Und zitternd nach des Glückes gleicher Huld,
Ruft er ſich ſelber zu: „Geduld, Geduld!"

So aber denken nicht die ſchlanken Schönen,
Die leicht hin ſchweben auf den leichten Tönen,
Mit Blüthen ſind die Blühenden geſchmückt,
Wie wenn man Roſen noch auf Roſen drückt,
Und ſchier als wär' die Gabe zu genießen
Selbſt nur ein ſtundenkurzes Blüthenſprießen,
So jagt man hin, voll fieberhafter Haſt,
In ewger Furcht, die Stunde ſei verpaßt.

Ich tanze nicht; — im Durſt nach Luft und Friſche
Tret' ich ſeitab in eines Fenſters Niſche,
Und hinter mir jetzt all den Saus und Braus,
Blick' ich, aufathmend, in die Nacht hinaus.
Die lagert draußen ſchwarz und ſchwer und dicht,
Mit Eiferſucht-umfinſtertem Geſicht,
Und in des Saales Glanz und Pracht und Schein,
Starrt wie der Tod in's Leben ſie herein.

Doch lauter immer wird das laute Treiben,
Feſt drück' die Stirn ich an die feuchten Scheiben,
Da iſt es mir, als ob mein Ohr es träf:
„Kennſt Du den Platz da draus? kennſt Du „La Grève"?

La Grève! wie kalt das Wort mich überlief,
Und nächtge That vor meine Seele rief;
La Grève! wo Haß nur, der nach Rache ſchnob,
Der Freiheit Zerrbild aus der Taufe hob;
La Grève! wo wan von Menſchenliebe ſchwur,
Wenn mal auf mal das Beil herniederfuhr;
La Grève! wo Blut aus ſo viel Quellen floß,
Daß es — ein Strom ſich in den Strom ergoß.

Und mir im Rücken jetzt erbrauſt es wilder,
Vor meinen Augen aber, Schattenbilder
Der Greuel all, die ringsumher geſchehn,
Läßt mich die Nacht in ihrem Spiegel ſehn.

Horch! Weiberſtimmen durch die Lüfte kreiſchen;
Da ſind ſie ſelbſt; — in Wolluſt zu zerfleiſchen,
Hat ihres Fleiſches Wolluſt ſich verkehrt, —
Blut heißt jetzt was die Sinnlichkeit begehrt.
Manch Eine trägt den Säugling an der Bruſt,
Doch nirgends einer Mutter ſtille Luſt;
Mit aufgelöſtem Haar, halbnackt die Leiber,
So ziehn vorbei mir die Verſailler Weiber

Und jetzt, verhallt kaum iſt ihr Schrei nach Brot,
Da naht ein zweiter Zug, den führt der Tod,
Er zieht als Mordgeſell dem Zug vorauf,
Und trägt zwei Stangen und zwei Köpfe drauf;
Wild heulend folgen aus den Rhône-Landen
Die Lyoneſer und Marſeiller Banden,
Siegtrunken noch vom Sturm der Tuilerien,
Seh ich' die Blutgen mir vorüberziehn.

Vorbei, vorbei! jetzt aber Trommelklang
So dumpf, ſo hohl, — das iſt ein Sterbegang;
Schon um den Platz wie eine Eiſenkette
Legt ſich der ſpitze Wald der Bayonnette,
Und raſch, in Nacht herauf, ſteigt das Schaffott,
Vom Volk umtanzt in widerlichem Spott.
Zwei Männer ſchreiten herwärts; — alles ſtill, —
Es winkt des Prieſters Hand, die ſegnen will,
Und machtvoll jetzt, ertönt's aus dem Gewimmel:
„Des heilgen Ludwig Sohn — ſteig' auf gen Himmel!"

Ein Beilesblitz; — — mein Auge ſchließt ſich bang;
Da hinter mir aufſchreckt mich Beckenklang,
Und aus der Niſche fort und ihrer Nacht,
Tret' ich zurück jetzt in die Saalespracht.

Drin wogt es noch; auf Klängen der Muſik
Schwebt nach wie vor der Glanz der Republik,
Noch immer ſenken taktvoll ſich und ſteigen
Die Walzerpaare nach dem Strich der Geigen;
Noch immer aus des Contre-Tanzes Touren
Erblühen Arabesken und Figuren,
Und immer noch, raſch wie Gewitterhuſch,
Brauſt der Galopp her im Orcheſtre-Tuſch.

Wohl! rings daſſelbe Thun noch und Beginnen,
Ich aber jetzt, mit nachtgeſchärften Sinnen,
Schau durch das Maskenwerk und ſeinen Schein,
Tief in das Herz der Wirklichkeit hinein.

Sieh Jenen dort: es frömmelt ſein Geſicht,
Mir ſagt's ſein Aug', daß er von „Tugend" ſpricht;
Sieh, wie ſo ſüß er ſeiner Dame lächelt,
Und Kühlung ihr mit ſeinen Blumen fächelt,
Sieh hin, — und denk dann an den Feſteszug,
Wo der Hyänenmenſch auch Blumen trug.

Sieh jenen Zweiten dort: wie Dantons Bruſt
Hebt ſich die ſeine ſtolz und ſelbſtbewußt;
Ein jedes Härlein ſchwört auf dieſem Haupt,
Daß es an nichts, als an ſich ſelber glaubt.

Und jenen Hagren ſieh! wie, kündet nicht
„La mort — sans phrase!“ dies ſteinerne Geſicht?

Und Jenen ſieh: vergiftet iſt ſein Blut,
Peſtbeule außen, drinnen Höllengluth;
„Stirb an Dir ſelbſt, Tyrann! zu rein für Dich
Iſt einer Corday keuſcher Meſſerſtich.“

Genug! Du aber Fürſt, deß Blicke eben
Scheu wieder ſich zum Wandbild dort erheben,
Du Kaiſerneffe, der im Herzen ſtill
Noch immer rechnet: ob's nicht werden will?
Und über ſich und ſeine Welt vergißt,
Daß rings die Welt ein drohnder Krater iſt, —
Sag an, wenn jener Schreckenszeit Geſtalten
Bluthochzeit wieder in den Gaſſen halten,
Biſt Du's dann, der das losgelaſſne Thier
Voll Ruh empfängt, des Sieges ſicher ſchier,
Und eh's in Blut ſich voll und ſatt geſchlürft,
Das Fangſeil raſch ihm über'n Nacken wirft, —
Biſt Du's? — Du ſchweigſt; Der Kaiſer aber ſpricht
Von ſeiner Wand herab: Du biſt es nicht!

Kaiſer Blanchebart.

(Am 16. Juni 1871.)

Vor ſeinem Heergefolge ritt,
Von ſeinem Volk umſchaart,
Inmitten von Helden und Prinzen,
An der Spitze ſeiner Provinzen,
Der Kaiſer Blanchebart.

Er grüßt und ſitzt auf hohem Roß
Und ſinnet das und dies:
Er hält am Sadowa-Walde,
Auf der Gravelotter Halde
Und vor Sedan und Paris.

Er lächelt ſtill; ihm ward zu Traum
Die lange Kriegesfahrt,
Es ſchaukeln und ſchwanken die Reiſer
Und rings jubelts: es lebe der Kaiſer,
Der Kaiſer Blanchebart.

Und an der Straß' und an dem Thor
Da halten Frau und Mann,
Und ſie heben empor ihren Knaben,
Den einzigen den ſie haben,
Und ſprechen: „ſieh ihn Dir an!

„Sieh ihn Dir an und vergiß ihn nicht,
Der iſt von ſondrer Art,
Im Dienſt allzeit das Schwerſte,
Und in Feld und Pflicht der Erſte,
Das iſt Kaiſer Blanchebart.“

Der Kaiſer ſah den Knaben an,
Den überlief es heiß,
Alle Herzen ſprachen Segen
Und hernieder fiel ein Regen
Von Blüthen roth und weiß.

Gott mit Dir, Herr, und kommt der Tag,
Der noch keinem wurde geſpart,
Dann wie aus Märchen-Tagen
Werden wir ſingen und ſagen
Vom Kaiſer Blanchebart.

◆

Gelegenheits-Gedichte.

Der alte Fritz.

(Zur Enthüllungsfeier 1851.)

Biſt endlich da! Gott ſei's geklagt
Haſt lange warten laſſen;
Nun lehr' uns wieder, unverzagt
Den Feind beim Schopfe faſſen,
Den Feind im Oſt, den Feind im Weſt,
Die Feinde drauß und drinnen,
Zerreiß die Netze dicht und feſt,
Womit ſie uns umſpinnen.

Blitz' nur herab von Deiner Wacht!
Solch Wächter mag uns taugen:
Wir brauchen wieder, Tag und Nacht,
Die Alten-Fritzen-Augen;
Blitz' nur herab! und wenn im Nu
Die Schleicher Du errathen,
Dann heb den Stock und droh: „Du, Du!“
Wie weiland dem Kroaten.

Blitz' nur herab von Deiner Wacht!
Und wenn uns Feinde ſpotten,
Pandurenthum und Slavenmacht
Sich rings zuſammenrotten,
Dann, Dir zu Füßen, weck' und wink'
Den alten Leibhuſaren,
Und ſprich: „He, Zieten, ſattl' er flink,
Wir woll'n mal drunter fahren.“

Vor allen aber blitz' in's Herz
Den Lenkern und den Leitern,
Sei Du das Vorgebirg von Erz,
Dran ihre Aengſte ſcheitern;
Ruf ihnen zu: „mein war der Muth
Dies Preußen aufzurichten,
Es thut nicht gut, es thut nicht gut
Solch Zagen und Verzichten.

„Wohl angeſichts von meinem Schloß
Mag ich hier droben wohnen,
Doch gilt's mein Volk — mit Mann und Roß
Einſchmelzt mich zu Kanonen;
Wohl thron' ich hier auf ſichrem Sitz,
Mein Schimmel ſelbſt ward erzen,
Doch ſichrer thront der alte Fritz
In alten Preußenherzen."

Zum 8. Februar 1858.

(Einzug der Prinzeſſin Victoria.)

Du ſchiedſt aus ſchönem Lande
(O ſchau nicht bang zurück)
Du lösteſt alte Bande
Zu neuer Liebe Glück;
Von Trepp- und Fenſterſtufen,
Von Dächern allerwärts,
Begrüßt Dich Jubelrufen,
Begrüßt Dich unſer Herz.

Nicht lieh uns ihren Segen
Verſchwendriſch die Natur,
Schlicht, einfach allerwegen,
Gab ſie das Nöth'ge nur.
Doch ob uns wenig bliebe,
In Einem ſind wir reich:
An Ehre, Treu und Liebe
Sind wir den Beſten gleich.

Oft wohl durch unſre Thore,
Nach nie-geſuchtem Krieg,
Zog ein im Waffen-Chore
Der allerſchönſte Sieg;
Doch was uns je beſchieden,
Heut iſt es ſchöner da:
In Segen und in Frieden
Kamſt Du, Victoria!

„Du Adlerland."

(Preußenlied zum 13. Mai 1861.)

Du Adlerland, das ſeiner Schwingen Ränder
Links in den Rhein, rechts in den Riemen taucht,
Du Zukunftsland, Du Hoffnung deutſcher Länder,
Das um zu ſiegen, nur zu wollen braucht, —
Zu Flügen, höhern, vollern,
Raff' auf Dich, Land der Zollern,
Non soli cedo trägſt Du auf der Bruſt,
Drum aufwärts Preußen, ſei Dein Selbſt bewußt.

Aus kleinem Anfang biſt Du aufgeſproſſen,
Du letztes Glied an deutſchen Reiches Rumpf,
Du (einſt der Spott beglückterer Genoſſen)
Du ſtiegſt empor aus Wald und Sand und Sumpf;
Gott hat Dich aufgerichtet,
Sumpf, Wald, ſie ſind gelichtet,
Eindrang die Sonne, und der Sonnenſchein
Schuf Land aus Sumpf, die Sonne mußt' es ſein.

Ja heller Sonnenſchein hat Dich geboren:
Gewiſſensfreiheit, Muth, Geſetz und Recht,
O gieb die alte Triebkraft nicht verloren,
Vermach' ſie neu dem kommenden Geſchlecht, —
Von Deinen Edelſteinen
Aufopfre keinen, keinen,
Vor Allem doch in Schild und Krone Dein
Des Rechtes Demant halte blank und rein.

So vieles fällt (es kommt zu ſpät die Reue),
Du glücklich Land, ſo Gott will, ſteheſt feſt,
Du ſteheſt feſt, weil noch in alter Treue,
Dein Fürſt, Dein Volk, keins von dem andern läßt;
So war's in alten Tagen,
So ſei's bei neuem Wagen,
Dann komm', was mag, ob Oſt ob Weſten droh',
Der letzte Trumpf bleibt Leipzig, Waterloo.

Nur Eintracht ſiegt! o wahr' Dich vor dem Hadern,
Doch freue Dich wettſtreitender Partei'n,
Sie lockern nicht, ſie feſtigen die Quadern,
Sind Lebens-Klammern um den todten Stein,
Aus Freiheit und aus Treue
Sprießt immer Sieg aufs Neue,
„Sei frei, ſei treu" ſolch Banner in der Hand,
Wirſt ſiegen Du, Du deutſches Zukunftsland.

Der Tag von Düppel.

Still! —
Vom 18. April
Ein Lied ich ſingen will.
Vom 18ten — alle Wetter ja,
Das gab mal wieder ein Gloria!
Ein „achtzehnter" war es, voll und ganz,
Wie bei Fehrbellin und Belle-Alliance, —
April oder Juni iſt all einerlei,
Ein Sieg fällt immer in Monat Mai.

Um vier Uhr Morgens der Donner begann;
In den Gräben ſtanden 6000 Mann,
Und über ſie hin ſechs Stunden lang
Nahmen die Kugeln ihren Gang.
Da war es zehn Uhr. Nun Alles ſtill,
Durch die Reihen ging es: „Wie Gott will",
Und vorgebeugt zu Sturm und Stoß
Brach das Preußiſche Wetter los.

Sechs Colonnen. Iſt das ein Tritt!
Der Sturmmarſch flügelt ihren Schritt;
Der Sturmmarſch, — ja, tief in den Trancheen
Dreihundert Spielleut' im Schlamme ſtehn.
Eine Kugel ſchlägt ein, der Schlamm ſpritzt um,
Alle Dreihundert werden ſtumm, —
„Vorwärts" donnert der Dirigent,
Kapellmeiſter Pieſke vom Leibregiment.

Und „vorwärts" ſpielt die Muſica
Und vorwärts" klingt der Preußen Hurrah;
Sie fliegen über die Ebene hin,
Wer ſich beſänne, hätt's nicht Gewinn;
Sie ſpringen, ſie klettern, ihr Schritt wird Lauf —
Feldwebel Probſt, er iſt hinauf!

Er ſteht, der Erſt, auf dem Schanzenrück,
Eine Kugel bricht ihm den Arm in Stück:
Er nimmt die Fahn' in die linke Hand
Und ſtößt ſie feſt in Kies und Sand.
Da trifft's ihn zum Zweiten; er wankt, er fällt:
„Leb wohl, o Braut, leb wohl, o Welt!"

Rache! — Sie haben ſich feſtgeſetzt,
Der Däne wehrt ſich bis zuletzt.
Das macht, hier ficht ein junger Leu,
Herr Lieutnant Anker von Schanze zwei.
Da donnert's: „Ergieb Dich, tapfres Blut,
Ich heiße Schneider, und damit gut!" —
Der Preußiſche Schneider, meiner Treu,
Brach den Däniſchen Anker entzwei.

Und weiter, — die Schanze hinein, hinaus
Weht der Sturm mit Saus und Braus;
Die Stürmer von andern Schanzen her
Schließen ſich an, immer mehr, immer mehr;
Sie fallen todt, ſie fallen wund, —
Ein Häuflein ſteht am Alſener Sund.

Palliſaden ſtarren die Stürmenden an,
Sie ſtutzen; wer iſt der rechte Mann?
Da ſpringt von achten einer vor:
„Ich heiße Klinke, ich öffne das Thor!“ —
Und er reißt von der Schulter den Pulverſack,
Schwamm drauf, als wär's ein Pfeif Taback.
Ein Blitz, ein Krach — der Weg iſt frei, —
Gott ſeiner Seele gnädig ſei!
Solchen Klinken für und für
Oeffnet Gott ſelber die Himmelsthür.

Sieg donnert's. Weinend die Sieger ſtehn.
Da ſteigt es herauf aus dem Schlamm der Trancheen,
Dreihundert ſind es, dreihundert Mann,
Wer anders als Piefke führet ſie an?
Sie ſpielen und blaſen, das iſt eine Luſt,
Mit blaſen die Herzen aus voller Bruſt;
Clarinett und Trompete, Hobo' und Fagott,
Sie ſpielen: „Nun danket alle Gott.“
Und das ganze Heer, es ſtimmt mit ein,
Und drüber Lerchen und Sonnenſchein.

Von Schanze eins bis Schanze ſechs
Iſt alles Deine, Wilhelmus Rex;
Von Schanze eins bis Schanze zehn,
König Wilhelm, Deine Banner wehn.
Gruß Euch, ihr Schanzen am Alſener Sund,
Ihr machtet das Herz uns wieder geſund! —

Und durch die Lande drauß und daheim
Fliegt wieder hin ein ſüßer Reim:
„Die Preußen ſind die alten noch,
Du Tag von Düppel, lebe hoch!“ —

Am Jahrestag von Düppel.

(18. April 1865.)

Des Frühlings erſte Spitzen
Umſäumen Baum und Strauch,
Im Blau die Wolken blitzen,
Die Ströme blitzen auch,
Ein Keimen allenthalben
In jedem Mauerriß,
Und kommen nicht heute die Schwalben,
So kommen ſie morgen gewiß.

Und Frühling kam und Friede
Auch über den Schleswig-Strand,
Wo donnernd die Feuerſchmiede
Am Düppeltage ſtand;
Und wo bei Blitz und Wolke
Erzitterte der Grund,
Ziehn Möwen in flatternden Volke
Ueber den Alſen-Sund.

Ein Friede über den Wellen
Und Friede in Feld und Flur;
Unter all den ſtillen Stellen
Iſt eine ſtillere nur:
Bei Sturmmarſch trommeln und blaſen
Mußten ſie ſchlafen ein,
Nun grünt der erſte Raſen
Ueber ihren Stein.

Ruht ſanft; in Eurem Grabe
Sei Euch die Erde leicht!
Des Lebens beſte Habe
Hat Euch der Tod gereicht:
Um Sieg und Himmel werben,
So war es Euch beſcheert;
Ihr mußtet frühe ſterben,
Doch war es Sterbens werth.

„Is nich."

(1866.)

Berliner Landwehr, Gewehr in Hand,
Steht bei Langenſalza im Sonnenbrand,
Ein Staub, eine Hitze, es perlt der Schweiß,
Berliner Landwehr, wird Dir's zu heiß?
„Is nich!"

Die Hannoveraner ſprengen heran,
2000 gegen 800 Mann,
Zweitauſend Reiter ſprengen her:
Ergieb Dich, Landwehr, ſtreck das Gewehr!
„Is nich!"

Zweitauſend Reiter haben geſiegt,
Was hilft's, Hannover unterliegt.
„'nen Schluck, Kamerad, aus meinem Glas!"
„„Wir dachten, ihr trügt uns einen Haß!""
„Is nich!"

Prolog.

(Geſprochen am 12. Juli 1866.)

Sie höhnten uns, ſie glaubten es zu dürfen;
Was Langmuth war, ſie nahmen's hin als Schwäche,
Sie warfen uns, zerdeutelt und zerriſſen,
Verträge und Verſprechen vor die Füße,
Und als in Ruhe wir das Wort geſprochen:
„Laßt uns was Unſer ſein muß, nehmt das Eure,"
Da drohten ſie: „Verſucht's, wir ſind am Platz,
Es koſt't euch Schleſien und die Grafſchaft Glatz."

Das war zu viel. Es klang zurück die Antwort:
„Wollt ihr den Krieg, wohlan, ihr ſollt ihn haben!"
Und nieder von den Bergen Schleſiens, Sachſens,
Auf Wegen, die der Ruhm uns vorgezeichnet,
An Stätten hin, die Siegesnamen tragen,
In Böhmens Keſſel ſtieg das Preußenheer.

Ein heißer Keſſel! Manches Kriegeswetter,
In Tag und Jahren, die nun rückwärts liegen,
Hat drin die Junihitze ſchon gebraut;
Doch ſolche Wetter, wie ſie jetzt ſich thürmen
Und Tag um Tag ſich grollender entladen,
Sind ſelbſt in dieſem Böhmerkeſſel neu.
Bei Podoll — Mondlicht lag auf allen Feldern —
Zerbricht wie Glas die eiſerne Brigade;

Bei Nachod, in drei Tage langem Ringen,
Hält Löwe Steinmetz ſeine Beute feſt;
Und hügelan — Clam-Gallas mußte fliehn —
Stürmt Friedrich Karl die Straße von Gitſchin.

So ſtand das Spiel; ein ſiebenfaches Siegen
In ſieben Tagen. „Wird der Sieg uns bleiben?“
So zwiſchen Furcht und Hoffnung ging die Frage;
Noch fehlte die Entſcheidung, doch ſie kam.

Da, wo die Elbe, die ſich nordwärts windet,
Auf kurze Strecke wieder ſüdwärts fließt,
Auf weitem Feld, umſtellt von Hügelkuppen,
Bei Feſtung Königgrätz entbrennt die Schlacht.
Anſtürmen unter Trommelklang und Pfeifen
Von Altmark, Magdeburg die Regimenter,
Thüringſche Bataillone, dicht geſchloſſen,
Sie folgen unter Hurrah, — all' vergeblich;
Sie dringen vor, ſie jubeln und ſie fall'n.
Der Regen fällt in Strömen, ſchon iſt Mittag.
„Wo bleiben ſie?“ Es fragens nicht die Lippen,
Es fragt's nur ſtill das Herz. Da, horch von Weſten,
Und nun von Oſten her in raſchen Schlägen,
Roll'n unſre Preußendonner durch die Luft.
„Das ſind ſie!“ geht ein Jubel durch die Reihen,
„Das iſt das achte Corps! das ſind die Garden!“
Und rechts und links des Feindes Flanke faſſend,
So reichen jetzt zwei neue Preußenheere
Dem dritten über's Schlachtfeld hin die Hand.

Im Feuer hält der ſiebzigjähr'ge König,
Er ſieht die Schale ſich für Preußen neigen,
Und ſieh, zum letzten Stoße, der entſcheidet,
Erklingt ſein Aufruf jetzt: „Nun, Manſtein, vor!“
Ein Hurrah iſt die tauſendſtimm'ge Antwort,
Mit weh'nden Fahnen und mit kling'ndem Spiele
Anrücken all' die Düppel-Bataillone,
Es fällt kein Schuß, die Glieder halten Richtung,
Und ihrem Stoß erliegt der Feind. Er flieht.
Bunt wird das Feld von aufgelöſten Maſſen,
Geſchütze, Wagenzüge und Colonnen,
Ein wirrer Knäuel, Alles häuft ſich, drängt ſich;
„Jetzt iſt es Zeit!“ und in die flieh'nden Maſſen
Einhau'n die Unſern. Welch ein Spiel von Farben!
Hier ſchwarz und weiß die Fähnlein der Ulanen,
Hier ſilberfarbne Adler auf den Helmen,
Hier roth und weiß die Zietenſchen Huſaren, —
Ein glänzend Schauſpiel, glänzender der Sieg.

Ja, Sieg! Er hat die Herzen uns erhoben,
Er gab uns viel, — er hat auch viel genommen;
Ein Tag des Ruhmes, aber ſchwer erkauft.
'nen Schleier über Noth und Tod und Wunden;
Es ziemt uns nicht das Elend hier zu malen,
Es ziemt uns nur zu tröſten und zu lindern.
In Tod zu gehn war unſrer Brüder Pflicht,
Die unſre heißt: „Vergeßt zu helfen nicht.“

Neujahr 1871.

Das alte Jahr, — vom Thurm hat's ausgeklungen,
Aufhorcht im Traum der Dohlen dunkle Schaar,
Und klirrend ſind die Pforten aufgeſprungen
(Wie Waffen klirrn) von einem neuen Jahr;
Ein Trennungsſchnitt iſt wieder eingedrungen
In das was ſein wird und in das was war,
Und eh wir Wunſch und Bitte vorwärts ſchicken,
Was läg' uns näher als zurückzublicken.

In welch ein Jahr! Es ruht das ſtille Schaffen,
Der Dinge ſchönes Gleichmaaß iſt geſtört,
Vom Rhein zum Niemen klingt es: „zu den Waffen!
Das Unrecht ſchreit, die Schmach iſt unerhört;“ —
Und bis zu dieſer Stunde kein Erſchlaffen
Seit jenem Tag von Weißenburg und Wörth,
In jedem Kampf aufs Neue ruhmbereichert,
Was ward ſeit Spichern alles aufgeſpeichert!

Dreimal vor Metz, in ungeheurem Ringen
Auf, ab die Moſel fing das Ernten an,
Bis an der Maas in eiſernem Umſchlingen
Deutſchland den Ehr'- und Erntekranz gewann;
An dieſes Kranzes blut'gen Aehren hingen
Armeen: 300,000 Mann,
Gefangen all! Ein Kaiſer ging verloren,
Ein andrer: (Kaiſer Weißbart) ward geboren.

Das alte Jahr, in Kampf und Muth und Streben
Hat's uns geſeit, gewappnet und geſtählt,
Du neues Jahr, o woll auch das noch geben,
Das Eine noch, das uns allein noch fehlt:
Laß jenen Oelzweig zu uns niederſchweben
Auf den ein jedes Herz jetzt hofft und zählt,
Zu allem was das alte Jahr beſchieden,
Du neues Jahr, o gieb uns Frieden, Frieden!

Kaiſer Wilhelms Rückkehr.

(17. März 1871.)

Dreifarbig, Kranz-umwunden,
Unſre Fahnen flattern und wehn,
Das waren Feſtesſtunden
Wie keine wir noch geſehn;
Vielhunderttauſendtönig
In Lüften die Grüße ziehn:
Willkommen Kaiſer-König,
Willkommen in Berlin.

Nun ſteiget höher, ihr Schwalben,
Und kündet was es ſei:
Blauer Himmel allenthalben
Und das Wetter iſt vorbei.
Es ward uns viel beſchieden,
Es ward uns großes Glück:
König Wilhelm bringt uns den Frieden
Und bringt uns ſich ſelber zurück.

Er bringt uns ſich ſelber wieder
Und Neues zu Allem was war,
Nun entſprießt ein ſtolzer Gefieder
Dem alten preußiſchen Aar.
Das Alte hoch und das Neue
Vom Niemen bis an den Rhein, —
Und wir flechten die alte Treue
In die neue Krone hinein.

Havelland.

(Statt eines Vorwortes zu dem 3. Band „Wanderungen".)

Grüß Gott Dich, Heimath! ..... Nach langem Säumen
In Deinem Schatten wieder zu träumen,
Erfüllt in dieſer Maienluſt
Eine tiefe Sehnſucht mir die Bruſt.
Ade nun Bilder der letzten Jahre,
Ihr Ufer der Somme, der Seine, Loire,
Nach Krieges- und fremder Wäſſer Lauf
Nimm, heimiſche Havel, mich wieder auf.

Es ſpiegeln ſich in Deinem Strome
Wahrzeichen, Burgen, Schlöſſer, Dome:
Der Julius-Thurm, den Märchen und Sagen
Bis Römerzeiten rückwärts tragen,
Das Schildhorn, wo, bezwungen im Streite,
Fürſt Jazlo dem Chriſtengott ſich weihte,
Der Harlunger Berg, deß oberſte Stelle
Weitſchauend trug unſre erſte Kapelle,
Das Plauer Schloß, wo fröſtelnd am Morgen
Hans Quitzow ſteckte, im Röhricht verborgen,
Die Pfaueninſel, in deren Dunkel
Rubinglas glühte Johannes Kunkel,
Schloß Babelsberg und „Schlößchen Tegel,"
Nymphäen, Schwäne, blinkende Segel, —
Ob rothe Ziegel, ob ſteinernes Grau,
Du verklärſt es, Havel, in Deinem Blau.

Und ſchöneſt Du alles, was alte Zeiten
Und neue an Deinem Bande reihten,
Wie ſchön erſt, was fürſorglich längſt
Mit liebendem Arme Du umfängſt.
Jetzt Waſſer, drauf Elſenbüſche ſchwanken,
Lücher, Brücher, Horſte, Lanken,
Nun kommt die Sonne, nun kommt der Mai,
Mit der Waſſer-Herrſchaft iſt es vorbei.
Wo Sumpf und Lache jüngſt gebrodelt,
Iſt alles in Teppich umgemodelt, —
Ein Rieſenteppich, blumengeziert,
Viele Meilen im Geviert.
Tauſendſchönchen, gelbe Ranunkel,
Zittergräſer, hell und dunkel,
Und mitteninne (wie das lacht!)
Des rothen Ampfers leuchtende Pracht.
Ziehbrunnen über die Wieſe zerſtreut,
Trog um Trog zu trinken beut,
Und zwiſchen den Trögen und den Halmen,
Unter nährendem Käuen und Zermalmen,
Die ſtille Heerde; . . . das Glöcklein klingt,
Ein Luftzug das Läuten herüberbringt.

Und an dieſes Teppichs blühendem Saum
Die lachenden Dörfer, ich zähl' ſie kaum:
Linow, Lindow,
Rhinow, Glindow,
Beetz und Gatow,
Dreetz und Flatow,

Bamme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwilow,
Zachow, Wachow und Groß-Bähnitz,
Marquardt-Uetz am Wublitz-Schlänitz,
Senzke, Lenzke und Marzahne,
Lietzow, Tietzow und Rekahne,
Und zum Schluß in dem leuchtenden Kranz:
Ketzin, Ketzür und Vehlefanz.

Und an Deinen Ufern und an Deinen Seen,
Was, ſtille Havel, ſahſt all Du geſchehn?!
Aus der Tiefe herauf die Unken klingen, —
Hunderttauſend Wenden hier untergingen;
In Lüften ein Lärmen, ein Bellen, ein Jagen,
„Das iſt Waldemar," ſie flüſtern und ſagen;
Im Torfmoor, neben dem Cremmer-Damme,
(Wo Hohenloh fiel) was will die Flamme?
Iſt's blos ein Irrlicht? . . Nun klärt ſich das Wetter,
Sonnenſchein, Trompetengeſchmetter,
Derfflinger greift an, die Schweden fliehn,
Grüß Gott Dich Tag von Fehrbellin.

Grüß Gott Dich Tag, Du Preußen-Wiege,
Geburtstag und Ahnherr unſrer Siege,
Und Gruß Dir, wo die Wiege ſtand,
Geliebte Heimath, Havelland!

* * *

Einzug.

1864. 1866. 1871.

7. December 1864.

Wer kommt? wer? —
Fünf Regimenter von Düppel her.
Fünf Regimenter vom dritten Corps
Rücken durchs Brandenburger Thor;
Prinz Friedrich Karl, Wrangel, Manſtein,
General Roeder, General Canſtein,
Fünf Regimenter, vom Sundewitt
Rücken ſie an in Schritt und Tritt.

Wer kommt? wer? —
Zuerſt die Achter. A la bonne heure!
Die Achter; Hut ab, Sapperment,
Vor dem Yorkſchen Leibregiment;
Schanze Neun und Schanze Drei
Waren keine Spielerei.
Hut ab und Hurrah ohne End,
Allemal hoch das Leibregiment —

Wer kommt? wer? —
Hurrah, die 24er.
Guten Tag, guten Tag, und gehorſamſter Diener!
Ei, das ſind ja meine Ruppiner;
Flinke Kerle, ohne Flattuſen,
Grüß Gott Dich, Görſchen und Brockhuſen! —
Möchte Manchen von Euch umhalſen,
Düppel war gut, beſſer war Alſen, —
's war keine Kunſt, Euch half ja die Fee,
Die Waſſerfee vom Ruppiner See.

Wer kommt? wer? —
Hurrah, die 64er.
Hurrah, die ſind wieder breiter und ſtärker,
Das macht, es ſind richtige Ukermärker,
Die ſind ſchon mehr für Kolbe und Knüppel,
Conſervatur Weſter- und Oſter-Düppel,
Verſtehen ſich übrigens auch auf Gewehre,
Siehe Fohlenkoppel und Arnkiel-Oere, —
Funfzig Däniſche Feuerſchlünde
Können nichts gegen Prenzlau und Angermünde.

Wer kommt? wer? —
Füſiliere, 35er.
Hurrah, das wirbelt und ſchreitet geſchwinder,
Hurrah, das ſind Berliner Kinder!
Jeder, als ob er ein Gärtner wäre,
Trägt drei Sträußer auf ſeinem Gewehre.

Gärtner freilich, gegraben, geſchanzt,
Dann ſich ſelber eingepflanzt,
Eingepflanzt auf Schanze zwei —
Die flinken Berliner ſind vorbei.

Wer kommt? wer? —
Hurrah, unſre 60er.
Oberſt von Hartmann, feſt im Sitze,
Grüßt mit ſeiner Säbelſpitze.
Hut ab und heraus die Tücher!
Das ſind unſere Oderbrücher.
Keine Knattrer und bloße Verſchluſer,
Lauter Barnimer und Lebuſer;
Feſt ihr Tritt, frank und frei —
Major von Jena iſt nicht mehr dabei.

Wer kommt? wer? —
Artillerie und Ingenieur;
Elfte Ulanen, Zieten-Huſaren,
Paukenwirbel und Fanfaren.
Halt! — Der ganze Waffenblitz
Präſentirt vor König Fritz.
Alles ſtill, kein Pferdegeſchnauf,
Zehntauſend blicken zu ihm auf;
Der neigt ſich leiſe und lüpft den Hut:
„Concedire, es war jut.“

20. September 1866.

Victoria hat heute Dienſt am Thor;
„Landwehr, zeig' Deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerſchein,
Eins von beiden muß es ſein."

„„Alles in Ordnung. Jedenfalls
Zahlten wir Steuer bei Langenſalz,
Wir zahlten die Steuer mit Blut und Schweiß""; —

„Landwehr paſſir', ich weiß, ich weiß."

Victoria hat heute Dienſt am Thor;
„Linie, zeig' Deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerſchein;
Ein Paß, das wird das beſte ſein."

„„Wir haben Päſſe, die Hände voll,
Zuerſt den Brückenpaß bei Podoll,
Dann Felſenpäſſe aus Weſt und Oſt:
Nachod, Skalitz und Podkoſt,
Und wenn die Felſenpäſſe nicht ziehn,
So nimm noch den Doppelpaß von Gitſchin,
Sind alleſammt geſchrieben mit Blut; —""

„Linie paſſir', is gut, is gut."

Victoria hat heute Dienſt am Thor;
„Garde zeig' Deine Karte vor,
Preußiſche Garde, willkommen am Ort,
Aber erſt das Loſungswort.“

„„Wir bringen gute Loſung heim
Und als Parole 'nen neuen Reim,
Einen neuen preußiſchen Reim auf Ruhm;““

„Nenn' ihn, Garde!“

„„Die Höhe von Chlum.““

„Ein guter Reim, ich ſalutir',
Preußiſche Garde, paſſir', paſſir'.“
Glocken läuten, Fahnen wehn,
Die Sieger drinnen am Thore ſtehn;
Eine Siegesgaſſe iſt aufgemacht:
Oeſtreichſche Kanonen zweihundertundacht,
Und durch die Gaſſe die Sieger ziehn, —
Das war der Einzug in Berlin.

16. Juni 1871.

Zum dritten Mal
Ziehen ſie ein durch das große Portal;
Der Kaiſer vorauf, die Sonne ſcheint,
Alles lacht und Alles weint.

Erſt die Garde. Brigaden vier,
Garde und Garde-Grenadier.
Eliſabether, Alexandriner,
Franziſkaner, Auguſtiner, —
Sie nahmen, noch nicht zufrieden mit Chlum,
Bei Privat ein Privatiſſimum.
— Mit ihnen kommen, geſchloſſen, gekoppelt,
Die Säbel in Händen, den Ruhm gedoppelt,
Die hellblauen Reiter von Mars la Tour,
Aber an Zahl die Hälfte nur.

Garde vorüber, — Garde tritt an:
Regiment des Kaiſers, Mann an Mann,
Die Siebner, die Phalanx jedes Gefechts,
„Kein Schuß; Gewehr zur Attacke rechts.“

Die ſieben iſt eine beſondere Zahl,
Dem einen zur Luſt, dem andern zur Qual; —
Was von den Turcos noch übrig geblieben
Spricht wohl von einer böſen Sieben.

Blumen fliegen aus jedem Haus,
Der Himmel ſtrömt lachende Lichter aus,
Und der Lichtball ſelber lächelt in Wonne:
„Es giebt doch noch Neues unter der Sonne.“

Gewiß. Eben jetzt einſchwenkt in das Thor,
Keine Linie zurück, keine Linie vor,
En bataillon, friſch wie der Lenz,
Die ganze Armee in Double-Eſſenz.
Ein Corps bedeutet jeder Zug,
Das iſt kein Schreiten, das iſt wie Flug,
Das macht, weil ihnen ungeſehn
Dreihundert Fahnen zu Häupten wehn.

Bunt gewürfelt Preußen, Heſſen,
Bayern und Baden nicht zu vergeſſen,
Sachſen, Schwaben, Jäger, Schützen,
Pickelhauben und Helme und Mützen,
Das Eiſerne Kreuz ihre einzige Zier;
Alles zerſchoſſen; ihr ganzes Prahlen
Nur ein Wettſtreit in den Zahlen,
In den Zahlen derer, die nicht hier.

Zum dritten Mal
Ziehen ſie ein durch das große Portal;
Die Linden hinauf erdröhnt ihr Schritt,
Preußen-Deutſchland fühlt ihn mit.

Hunderttauſende auf den Zehenſpitzen!
Vorüber wo Einarm und Stelzfuß ſitzen;
Jedem Stelzfuß bis in ſein Bein von Holz
Fährt der alte Schlachtenſtolz.

Halt,
Vor des Großen Königs ernſter Geſtalt!

Bei dem Fritzen-Denkmal ſtehen ſie wieder,
Sie blicken hinauf, der Alte blickt nieder;
Er neigt ſich leiſe über den Bug:
„Bon soir Messieurs, nun iſt es genug."

Lieder und Balladen,

frei nach dem Engliſchen.

Das Douglas-Trauerſpiel.

„Zu Roß, Mylord! Leg Waffen an
Und räch' unſres Hauſes Schmach;
Lord William entführt unſre Tochter, —
Auf, auf, und den Flüchtigen nach.

„Und zu Roß! meine ſieben Söhne
Und hinaus, und hinein in die Nacht,
Und eurer jüngſten Schweſter
Habet beſſer Acht."

Lady Douglas rief's. Sie fuhren all' auf,
Legten Helm und Waffen an:
Lord William und Lady Margret
Die waren noch kaum von dann.

Er hob ſie auf ein milchweiß Roß,
Ein Jagdhorn zu Seiten ihm hing,
Einen Apfelſchimmel beſtieg er ſelbſt,
Und über die Haid' es ging.

Oft, über die linke Schulter hinweg,
Im Reiten er rückwärts ſah,
Den Alten und ſeine Söhne
Anſprengen ſah er da.

„Steig' ab, ſteig' ab, liebe Lady mein
Und nimm mein Roß an die Hand,
Deinem Vater und Deinen Brüdern
Muß ich nun halten Stand."

Sie nahm ſein Roß; hernieder rann
Keine Thräne auf den Hag,
Bis neben ihren Brüdern
Ihr Vater im Blute lag.

„Halt ein, halt ein, Lord William,
Deine Streiche treffen zu ſchwer,
Ich fände wohl manchen Liebſten noch
Einen Vater nimmermehr."

Sie nahm aus dem Mieder ein weißes Tuch
Von niederländiſchem Lein,
Sie wuſch ihres Vaters Wunden damit,
Die waren röther als Wein.

„Nun wähle, lieb Lady, und wähle ſchnell:
Willſt Du gehn oder bleiben, ſprich!"
„„Ich will mit Dir gehn, ich muß mit Dir gehn,
Ich habe ja nur noch Dich.""

Er hob ſie auf ihr milchweiß Roß,
Auf der Haide lag Vollmondſchein;
Seinen Apfelſchimmel beſtieg er ſelbſt
Und ſo ritten ſie querfeldein.

Sie ritten feldein bei Mondenſchein,
Im Schritt halb, halb im Trab;
Und als ſie kamen an einen Quell,
Da ſtiegen ſie langſam ab.

Sie wollten trinken; vorüber rann
Wie Silber die klare Fluth,
Und als ſich Lord William bückte,
Da wurde ſie roth von Blut.

„Halt an, halt an, Lord William,
Du biſt wund bis auf den Tod!“
„„Es iſt mein Scharlachmantel,
Der ſcheint im Waſſer ſo roth.““

Sie ritten feldein bei Mondenſchein,
Im Schritt halb, halb im Trab,
Und als ſie kamen an ſein Schloß,
Da ſtiegen ſie langſam ab.

„Steh auf, ſteh auf, liebe Mutter mein,
Steh' auf und öffne das Thor,
Ich habe mein Lieb gewonnen
Und wir halten beide davor.

Und mache mein Bett, liebe Mutter,
Und ein zweites dicht daran;
Lady Margret muß dicht bei mir ſein,
Auf daß ich ſchlafen kann.“

Lord William ſtarb vor Mitternacht,
Lady Margret vor Tagesfrüh;
Man trug ſie nach Sankt Marieen hin,
Da ſtanden drei Tage ſie.

Er wurde begraben im Kirchenſchiff
Und ſie in der Halle vorn,
Eine Roſe wuchs aus ihrem Grab,
Aus ſeinem ein Hagedorn.

Sie wuchſen hoch am Gewölb entlang,
Als wären ſie gern ſich nah,
Und jeder ſagte: „zwei Liebende ſind's!“
Wer ſie ſo wachſen ſah.

Bis endlich der ſchwarze Douglas kam,
Im Herzen Wuth und Weh,
Der riß die beiden Sträucher heraus
Und ſchleuderte ſie in den See.

Jung Musgrave und Lady Barnard.

Jung Musgrave trat in die Kirche,
Sein Kleid war gold und blau;
Er grüßte die ſchönen Frauen,
Nicht ſo Unſre liebe Frau.

Er ſah ſich um im Kreiſe,
Nur Eine fehlte noch,
Eintrat da Lady Barnard,
Das war die ſchönſte doch.

Ihr Auge fiel auf Musgrave,
Ihr Auge wie Sonnenſchein,
Da fühlte des Knaben Herze:
Der Lady Herz iſt Dein.

Sie flüſterte: „Jung Musgrave,
Ich liebe Dich ſeit lang!“
„„So that ich, liebe Lady,
Nur war mein Wort zu bang.““

„Ich hab' ein Haus im Walde,
Verſchwiegen und bewacht,
Und willſt Du kommen, Jung Musgrave,
Jung Musgrave, ſo komm heut Nacht!“

Den Knaben überlief es,
Als habe ſie ihn geküßt,
Er ſprach: „ich komme lieb Lady
Und wenn ich ſterben müßt."

Das hörte der Lady Läufer,
Nicht lang er ſtund und ſann:
„Und bin ich Mylady's Läufer,
So bin ich doch Mylord's Mann!"

Er ſprach's und lief waldeinwärts,
Lief über das Haideland;
Die Sterne ſtanden am Himmel,
Als vor dem Schloß er ſtand.

„Wach auf, wach auf, Lord Barnard,
Deine Ehr' iſt krank und wund;
Jung Musgrave und Deine Lady
Die küſſen ſich zur Stund.

„Sie küſſen ſich im Walde
In Deines Förſters Haus; —
Laß ſatteln, Mylord Barnard,
Und komm und reite hinaus."

Der Lord fuhr auf vom Lager:
„Lieber Läufer, ſprichſt Du wahr,
Mein Forſt und meine Aecker
Sind Deine auf ein Jahr.

„Doch haſt Du falſch geſprochen
Oder trog Dich falſcher Schein,
An den höchſten Baum im Walde
Solſt Du gehangen ſein!

„Auf, auf, meine Mannen alle,
Und ſattelt mein ſchnellſtes Thier,
Oft ſind wir raſch geritten,
Heut reiten raſcher wir.“

Hin ging es über die Haide,
Lord Barnard's Horn erklang; —
Jung Musgrave küßte die Lady,
Er küßte ſie ſo bang.

„Ich hör' es von fernher klingen, —
Das iſt keine Wachtel im Korn,
Das iſt kein Häher im Walde,
Das iſt Lord Barnard's Horn!“

„„Gieb mir die Hand, Jung Musgrave,
Deine Lippen ſind ſo kalt, —
's iſt Pfeif und Horn des Hirten,
Was über die Haide ſchallt.

„„Dein Falk hat Schellen und Bänder,
Dein Roß hat Streu und Korn,
Und Du — Du haſt mich ſelber,
Was kümmern Dich Pfeif' und Horn.““

Und als ſie das geſprochen,
Lord Barnard hält davor; —
Er hatte drei ſilberne Schlüſſel,
Die ſchloſſen Thür und Thor.

Er ſchob zurück den Vorhang,
— Zorn ſchüttelte ſeinen Leib;
„Sag an, ſag an, Jung Musgrave,
Wie findeſt Du mein Weib!“

„„Ich finde ſie ſüß, Lord Barnard,
Ich finde ſie ſüß und traut,
Und ſchliefe doch lieber im Walde
Bei Ginſter und Haidekraut.““

„Steh auf, ſteh auf, Jung Musgrave,
Leg Kleid und Waffen an,
Steh auf, ich mag nicht tödten
Einen unbewehrten Mann.

„Und haſt Du keine Waffen,
Ich hab' zwei Klingen hier,
Nimm Du die beſte und längſte
Und laß die kürzeſte mir.“

Jung Musgrave ſchlug zum erſten,
Er traf Lord Barnard gut,
Lord Barnard ſchlug zum zweiten,
Da lag der Knab' im Blut.

Die Lady warf ſich auf ihn:
„Leb wohl, mein ſüßer Knab',
Will beten für Deine Seele
So lang' ich Leben hab'."

„„Dann bete ſchnell, lieb' Lady,
Und bete für Dich mit!""
In ihren weißen Nacken
Die rothe Klinge ſchnitt.

Lord Barnard ſtieg zu Roſſe,
Aufglomm der erſte Schein,
„Begrabt ſie bei einander, —
Ein Grab und einen Stein!"

Lord Barnard ritt von dannen,
Sah ſtarr in's Morgenlicht:
„Die Ehre iſt geneſen,
„Mein Herze iſt es nicht!"

Schön-Margret und Lord William.

„Leb wohl, meine ſüße Margret!
Ich hab eine ſtolze Braut,
Morgen mit dem frühſten
Werd ich ihr angetraut.

„Leb wohl, meine ſüße Margret!
Ich freie die ſtolze Maid,
Am Kleide trag ich Hochzeit,
Im Herzen trag ich Leid.“

Es kam der Hochzeitsmorgen,
Zur Kirche ſchritt das Paar,
Schön-Margret ſaß am Fenſter
Und ſtrählte ihr blondes Haar.

Sie ſah die Braut in Seide,
In Sammet den Bräutigam,
Sie legte ſchweigend nieder
Den elfenbeinernen Kamm.

Sie ſchritt zum Strom hinunter
Und brach ein Blümlein da,
Das Blümlein war ſie ſelber; —
Ein Fiſcher ſie treiben ſah. —

Nun blinken die ſtillen Sterne
Ueber dem Hochzeitshaus,
Muſik iſt längſt verklungen,
Die Lichter loſchen aus.

Lord William hält in Armen
Die ſtolze, die braune Maid; —
Da horch, was rauſcht vorüber
In weißem, wallendem Kleid?

Was ſtellt ſich ihm zu Füßen
Und lächelt in Thränen noch?
Was flüſtert ihm zu: „lieb William,
Leb wohl, ich liebe Dich doch!“ —

Aufblitzt die Morgenſonne,
Die Vöglein ſingen vom Baum,
Lord William ſpricht: „lieb Lady,
Ich hatt' einen böſen Traum.

„Ich ſah zwei rothe Roſen,
Und die eine liebt' ich heiß,
Und als ich brach die andre,
Da wurde die Eine — weiß.“

Lord William ſteigt zu Roſſe,
Seine Diener reiten mit,
Er weiß nicht, ſoll er jagen
Oder ſoll er reiten im Schritt.

Er kommt an Margret's Fenſter,
Keine Margret dran zu ſehn,
Er tritt in Haus und Halle, —
Da wußt' er was geſchehn.

Sieben Brüder ſtehen ſchweigend
Um ihrer Schweſter Bahr',
Noch blinken Waſſertropfen
In ihrem goldenen Haar.

„Ich liebte Dich im Leben,
Ich liebe Dich im Tod, —
Deine Lippen, könnt' ich ſie küſſen
Bis daß ſie wieder roth.“

Da murrten die ſieben Brüder,
Und der älteſte ſprach laut:
„Lord William, willſt Du küſſen,
So küſſ' Deine ſtolze Braut.“

„Wenn meine Braut ich küſſe,
Küſſ' ich nach Recht ſie nur, —
Ich brach Eurer Schweſter Herze,
Doch brach ich keinen Schwur.

„Zu Tiſch nun, liebe Mannen!
Die Tafel blinkt von Wein,
Morgen mit dem frühſten
Soll neugedeckt ſie ſein.“

Wohl war ſie neugedecket
Noch eh der Morgen kam:
Schön-Margret ſtarb aus Liebe,
Lord William ſtarb aus Gram.

Er ward im Chor beſtattet,
Und ſiehe, Schön-Margret auch;
Sein Grab trug einen Weißdorn,
Ihrs einen Roſenſtrauch.

Sie wuchſen bis zum Dache
Und reichten ſich da die Hand,
Kein Auge ſah die Beiden,
Das nicht in Thränen ſtand.

Der Küſter hieb ſie nieder
Und warf ſie in die Flamm,
Sie aber wuchſen wieder: —
Treue Liebe kommt zuſamm.

Lord Maxwell's Lebewohl.

„Leb wohl, leb wohl, liebe Mutter mein
Und leb wohl, meines Vaters Haus,
Lebt wohl, es ſoll geſchieden ſein,
Ich muß in die See hinaus;
Leb wohl, du Garten im Sonnenſchein,
Drin die Maienglöckchen ſtehn,
Und vor allem leb wohl, lieb Lady mein,
Ich muß von dannen gehn.

„Lord Johnſton erſchlug ich am Wege hier,
Es war eine dunkle Nacht,
Lord Johnſton erſchlug meinen Vater mir,
Und ſo hab ich's quitt gemacht;
Drei Jahre harrt' ich bei Nacht, bei Tag,
Meinen Vater gerächt zu ſehn,
Ich hab nicht Reu, was kommen mag,
Aber von Dir muß ich gehn.

Und hätt' ich Reu, ich dächt' an den Tag,
Der wie geſtern vor mir ſteht,
Wo mein Vater auf ſeinen Knieen lag
Und die Johnſtons um Gnade gefleht;
Sie hieben ihm ab die flehende Hand,
Geſchehn iſt, was geſchehn,
Nun muß ich laſſen Lieb' und Land
Und, lieb Lady, von Dir gehn.

„Leb wohl, Carnarven, mein Fels, mein Schloß,
Leb wohl auf manches Jahr,
Leb wohl, du Wald, du ſtiller Genoß,
Darinnen ich glücklich war,
Leb wohl, Lochmabens Birkenhain
Und du Platz, wo die Tannen ſtehn,
Und vor allem leb wohl, lieb Lady mein,
Denn ich muß von Dir gehn."

Sie hielt ihn an ihr Herz gepreßt:
„„Bleib hier und bleibe mir!
Meines Bruders Schloß iſt ſtark und feſt
Und doppelt feſt mit Dir;
Die Hamiltons und die Douglas beid',
Sie werden zu uns ſtehn, —""
„Es bricht mein Herz in Weh und Leid,
Aber von Dir muß ich gehn."

Er nahm einen Ring, an dem Ringe hing
Ein Kreuz von rothem Stein:
„Nimm hin den Ring und trage den Ring
Und vor allem gedenke mein,
Denn ach, vergäßeſt Du mich je,
Um nach andrem Glück zu ſehn,
Rückflög' ich über die ſchäumende See
Und um alles wär' es geſchehn."

Der Tag war grau, das Deck war klar,
Lord Maxwell ging zu Schiff,
Der Wind in allen Segeln war,
Die Bootsmannspfeife pfiff;
Ein Streifen ſchwand das Ufer jetzt,
„Ade!“ die See ging hohl,
Und Wind und Wogen verſchlangen zuletzt
Lord Maxwell's Lebewohl.

Marie Duchatel.

(Aus der Zeit Maria Stuart's.)

„Welchen Hofſtaat bringt unſre Königin mit?“
„„Sie bringt mit ihre vier Marien,
Ihre vier Marieen von Frankreich her,
Die müſſen mit ihr ziehn.

Die müſſen ihr plätten und glätten das Bett
Und warten auf der Schwell',
Ich kenne die jüngſte, die ſchönſte,
Das iſt Marie Duchatel.““

Marie Duchatel ſprang an's Ufer,
Im Winde flog ihr Haar,
Der König ſah Marie Duchatel
Und wie ſchön und wie ſchlank ſie war.

Marie Duchatel ſprang in den Bügel,
Ihr Haar war blond und licht,
Der König ſah Marie Duchatel,
Die andern ſah er nicht.

Marie Duchatel ſprang aus dem Sattel
Und zur Kirche ſchritten ſie hin,
Der König ſah Marie Duchatel
Viel mehr als die Königin.

Und eh drei Wochen waren in's Land,
Da ſangen ſie laut und hell:
Was ſind alle Mädchen am Hofe
Gegen Marie Duchatel.

Und eh drei Monde waren in's Land,
Da ſangen ſie, Groß und Klein:
Ach, ohne Marie Duchatel
Könnten wir gar nicht ſein.

Marie Duchatel, Marie Duchatel,
Wolle nicht in den Garten gehn,
Der König iſt da und die Nacht iſt nah
Und du kannſt nicht widerſtehn!

Nun pflücket ſie heimlich vom Kloſterbaum
Und ringt ihre Hände wund,
Doch das Leben unterm Herzen
Wird lebendiger jede Stund.

Und endlich hinaus zum Strande
Schleicht ſie und trägt ihr Kind:
„Nun ſchwimme oder ſinke“
Flüſtert ſie in den Wind. —

Am andren Morgen läuft's auf und ab:
„Wiſſet ihr was geſchah?
Marie Duchatel hat ein Kleines
Und das Kleine iſt nicht da.“

Und die Königin ruft Marie Duchatel,
Die zittert und kommt geſchwind:
„Ich hörte zu Nacht 'was wimmern!
Sag an, wo iſt Dein Kind?"

„„Ich habe kein Kind, Mylady,
Denket nicht ſo ſchlecht von mir,
Ich hatte Stiche und Schmerzen
Unterm Herzen hier.""

„Und hatteſt Du Stiche und Schmerzen,
Wohlan, heut biſt Du geſund,
Bring mir meinen Mantel von Scharlach,
Wir reiten noch dieſe Stund;

Wir reiten von Schloß Stirling
Bis Edinburg ohne Müh,
Und in Edinburg giebt's Hochzeit
Morgen in aller Früh."

Die Königin ſtieg zu Roſſe,
Ihre Herren und Damen mit,
Sie ritten all im Trabe,
Marie Duchatel ritt im Schritt.

„Haltet an, liebe Herren und Damen,
Ich kann nicht folgen mehr;"
Sie hörten's und ſprengten weiter,
Sie ritt ſeufzend hinterher.

Und als ſie kam zum Thore,
Da wußten ſie's ſchon in der Stadt,
Alle Mädchen und Frauen ſchluchzten
So oft ſie gegrüßet hat.

„Was weinet ihr, liebe Frauen?
Kommt mit, es ſoll Hochzeit ſein;" —
Sie ſchüttelten ihre Köpfe
Und traten in's Haus hinein. —

Am Norderthor, wo das Zollhaus ſteht,
Da ſaßen ſie zu Gericht,
Sie war erſt ſechszehn Jahre,
Es konnte ſie retten nicht.

Durch's Süderthor, am andren Tag,
Ein Zug und ein Karren ſchlich,
Marie Duchatel wollte lächeln
Und weinte doch bitterlich.

Sie kamen an den Hügel:
„Leb wohl, liebe Königin,
Von Deinen vier Marieen
Geht eine nun dahin.

Oft hab ich Dich angekleidet
Und Dir das Bett gemacht,
Daß es ſo kommen würde,
Das hab ich nie gedacht.

Oft hab ich Dir mit Goldband
Dein Scharlachmieder geſäumt,
Von dieſem Tag und dieſer Stund
Ach hab' ich nie geträumt.

Ihr Schiffer und ihr Matroſen,
Wenn ihr zu Schiffe geht,
Erzählt kein Wort in Frankreich
Von allem was ihr nun ſeht.

Erzählt nicht meiner Mutter
Von dem Brett, auf dem ich ſtand,
Und nichts von meinem Tode
Und nichts von meiner Schand.

Ach meine arme Mutter,
Als in der Wieg' ich lag
Und Du mich herzteſt und küßteſt,
Wie fern war dieſer Tag!"

Lord Athol.

Lord Athol kniet im Beichtſtuhl
Vor dem Biſchof von Aberdeen:
„Frommer Biſchof ich fühl' ein Feuer
In Mark und Adern glühn.

„O löſch mit Gebet und Gnade
Mir das Feuer im Herzen aus; —
Unter weißen Schlehen im Walde
Stand ein einſam Jägerhaus.

„Es ſtand im Wald unter weißen Schlehn,
Seit drei Nächten ſteht es nicht mehr,
Ich legte Stroh und Reiſig
Und Strauchwerk rings umher.

„Die Flammen verzehrten alles,
Das Haus und den Mönch und mein Kind;
Sie liebten ſich, ſie küßten ſich,
Ihre Aſche hat der Wind.“

Der fromme Biſchof von Aberdeen
Hat ſich ſeufzend abgekehrt:
„Lord Athol ich kann nicht löſchen
Das Feuer das Dich verzehrt.

„Deiner Tochter ſtille Aſche
Die hinweht über die Flur,
Sie flüſtert von Deiner Sünde
Wider Gott und die Natur.

„Und die ſündige Seele des Mönches
Die jetzt in Flammen kreiſt,
Schreit auf über Deine Unthat
Wider Gott und den heiligen Geiſt.

„Die Schuld hinweg zu waſchen
Hat die Welt nur einen Strom,
Brich auf und wirf Dich nieder
Vor dem heiligen Vater in Rom.“

Lord Athol nahm eines Pilgers Kleid,
Zog hin über Land und Meer,
Er trat in die Peterskirche, —
Viel Tauſende knieten umher.

Der Papſt, in Gold und Purpur,
Stand da mit verklärtem Geſicht, —
Es war am Gründonnerstage,
Wo er Worte des Segens ſpricht.

Und als er der Segensworte
Allerheiligſtes nun begann,
Da begann ſeine Stimme zu beben
Und ein Schauer faßte ihn an;

Und der Kelch in ſeiner Rechten
Entglitt ſeiner zitternden Hand; —
Es rollten die rothen Tropfen
Hin über den weißen Sand.

Todtblaß der heilige Vater
Vor Entſetzen ſtand er da,
Dann hob er mit Macht ſeine Stimme:
„Ein Verfluchter iſt uns nah!

„Er hat nicht Theil am Segen
Und nicht Theil an Chriſti Huld,
Der Kelch mit dem Blute des Heilands
Erbebte vor ſeiner Schuld.

„Unſeliger, flieh! dieſe Wände
Sie haben für Dich nicht Raum!“ —
Lord Athol ſchwankte von dannen,
Seine Füße trugen ihn kaum.

Er ſchritt an's Meer, zu Schiffe,
Es kamen Ebb' und Fluth,
Die Jahre kamen und gingen,
Im Herzen blieb die Gluth.

Er kniete am heiligen Grabe,
Er fuhr über Land und See,
Die Jahre kamen und gingen
Im Herzen blieb das Weh.

Und heimwärts endlich fuhr er
Ueber Land und über Meer,
Er trat in Hof und Halle,
Und Hof und Halle war leer.

Im Kamin lag todte Aſche,
Drüber hing ſeines Kindes Bild,
Hing unter Staub und Spinnweb
Und lächelte doch ſo mild.

Und mild kam's über Lord Athol:
„Ich kenn eine ſtille Stell'
Eine einſame Stell' im Walde,
Da bau' ich Kirch' und Kapell'.

Ich bau ſie mit eigenen Händen
Und will ſchlafen auf Stein und Streu,
Die Stätte, wo ich gefrevelt,
Sei auch Stätte meiner Reu."

Und Schloß und Hof und Halle
Verließ er alſobald,
Nacht dämmerte in den Zweigen,
Da ſchritt er hinab in den Wald.

Er kam an den Platz; über Trümmern
Blühten wieder die weißen Schlehn; —
Auf dem Eſtrich, in grauer Kaputze,
Sah einen Mönch er ſtehn.

„Knie nieder zur Stell', Lord Athol,
Ich kenn' Deine Beichte ſchon,
Knie nieder zur Stell', Lord Athol,
Und empfange die Abſolution."

„„Wer biſt Du, deſſen Freiſpruch
An dieſer Stätte mich ſucht?
Wer biſt Du, der begnadet
Wo der heilige Vater flucht?""

„Bin ein Fremdling worden, Lord Athol,
Mein Land iſt fern und weit,
Knie nieder zur Stell, knie nieder
Und bete und ſei bereit."

Lord Athol kniete lange,
Thau fiel und Morgenduft,
Der Fremde zerrann in Nebel
Und der Nebel zerrann in Luft.

Im Walde ſangen die Vögel,
An den Zweigen hing Morgenroth,
Lord Athol kniete noch immer, —
Sie fanden ihn kalt und todt.

Der Aufſtand in Northumberland.

1.

Percy und die Nortons.

Graf Percy ging in den Garten ſein,
Sein junges Gemahl geleitet ihn,
Er ſpricht: „mir ſingt ein Vogel in's Ohr,
Du mußt fechten, Percy, oder fliehn.“

Lady Percy ſpricht: „„verhüte das Gott!
O ſei nicht ſo ſtolz, o ſei nicht ſo ſcheu:
Nach London geh, an der Königin Hof,
Und beug' ihr Dein Knie, und leiſt' ihr die Treu.““

„Zu ſpät, zu ſpät, liebe Lady mein,
Es iſt nicht mehr, wie ſonſt es war,
Meine Feinde gelten bei Hofe jetzt,
Ich kann nicht gehn, mir droht Gefahr.“

„„Und doch, und doch, — ſonſt reut es Dich noch!
Leg ab Deine Scheu, leg ab Deinen Trutz,
Nimm all Deine beſten Mannen mit,
So haſt du Schirm, und ſo haſt Du Schutz.““

„Zu ſpät, zu ſpät, liebe Lady mein,
Der Hof iſt klug, iſt fein-verſtrickt,
Und wenn ich morgen zu Hofe ging,
So hätt' ich Dich heute zuletzt erblickt.“

„„Und doch, und doch, — ſonſt reut es Dich noch!
Laß ſatteln! ich will ja mit Dir gehn,
Und will bei Hofe ſo Tag wie Nacht,
Meinem lieben Herren zur Seite ſtehn.“ “

„Halt ein, halt ein, liebe Lady mein,
Es iſt zu ſpät, ich bin nicht blind,
Der Vogel hat Recht und mein Herz hat Recht,
Und fechten muß ich für Weib und Kind — —

„Tritt her, tritt her, mein Knappe jung,
Und ſchaue mich an und horche wohl auf,
Zu Richard Norton muß dieſer Brief,
Noch eh vorüber des Tages Lauf.

„Empfiehl mich dem Squire und ſag' ihm das Wort:
Die Stunde ſei da, und wir ſeien bereit,
Und wenn er noch Richard Norton wär,
So müſſ' er kommen zu dieſer Zeit.“

Der Percy ſprach's, der Knappe brach auf,
Eine Weile er ging, eine Weile er lief,
Und eh die Sonne hernieder war,
Da hatte der Squire des Grafen Brief.

Er las voll Ernſt, er las zweimal,
Seine Söhne ſahen ihn fragend an,
Und als er las zum dritten Mal,
Eine Thrän' ihm über das Antlitz rann.

„Sag' an, ſag' an, Chriſtopher, mein Sohn,
Dein junges Herz hat braven Muth,
Graf Percy ziehet in böſen Streit,
Was ſollen wir thun? welch Rath iſt gut?“

„„Und ſoll ich rathen, ſo rath' ich frei:
Graf Percy iſt ein edler Lord,
Und was es immer uns bringen mag,
Wir müſſen ihm halten unſer Wort.““

„Hab' Dank, hab' Dank, Chriſtopher, mein Sohn,
Dein Rath iſt gut, Gott ſchenk' ihm Gedeihn,
Und kommen wir mit dem Leben davon,
So ſoll Dir's nicht vergeſſen ſein.

„Was aber ſprecht Ihr, Ihr andern acht?
Sagt ja, ſagt nein, ich laß es geſchehn.“
Da ſprachen ſieben: „„wie's kommen mag,
Wir wollen zu unſerm Vater ſtehn.““

„Habt Dank, habt Dank, meine Kinder brav,
Unſer ſächſiſch Blut, Ihr haltet es rein,
Und ob ich leben, ob ſterben mag,
Eures Vaters Segen ſoll mit Euch ſein.

„Doch, was ſagſt Du, Franz Norton, mein Sohn,
Mein Aelteſter Du und mein Erbe dazu!
Ich ſeh was brüten in Deiner Bruſt;
Deine Brüder ſprachen, ſo ſprich auch Du.“

„„Und ſoll ich ſprechen, lieb Vater mein:
Dein Bart iſt grau, und Dein Haupt iſt weiß;
Setz' nicht an faulen, ſchimpflichen Kampf
Deiner ſiebzig Jahre ehrlichen Preis.““

„Halt ein, Franz Norton! der Schimpf iſt Dein;
Mein Sohn, mein Sohn, wer hat Dich bethört?
Als Kind auf Deines Vaters Knien,
Da hab' ich Dich andre Sprache gelehrt.“ —

Der Alte rief's. — Vor Tagesſchein
Da brachen ſie auf mit Mann und mit Roß,
Und ehe die Sonne in Mittag ſtand,
Da hielten ſie ſchon vor des Percy Schloß.

Bald auch die Nevils kamen heran,
Die ſtolzen Grafen von Weſtmorland,
Und — eh die Sonne zu Rüſte ging,
Sie Dreizehntauſend beiſammen fand.

Das Nevil-Banner zum erſten dann
Im Morgenwinde ward es entrollt;
Sein Zeichne war ein ſilberner Stier,
Der trug eine blinkende Kette von Gold.

Die Percy's ließen zum zweiten dann
Ihren ſchimmernden Halbmond flattern und wehn;
Die Norton's aber führten ein Kreuz,
Dran waren die Wunden des Heilands zu ſehn.

Sie zogen in's Feld, und ſie jagten wie Spreu
Der Königin Volk über's Clifford-Moor;
Siebenhundert retteten ſich auf's Schloß; —
Bald aber lagen die Grafen davor.

Sie griffen an, am kommenden Tag,
Und am dritten Tage da glückte der Sturm:
Die Percy's nahmen den Felſenwall,
Die Norton's nahmen den Backſteinthurm.

Ihre Banner wehten von Schloß zu Schloß,
Bleicher Schrecken lief gen London hin,
Da aber ward der Schrecken zu Wuth
Im Herzen unſrer Königin.

Sie rief: „wohlan denn, Blut um Blut!
Sie ſollen erndten, was ſie geſä't,
Und das Beil mag beugen ihren Kopf,
Der ſo trotzig auf ihren Hälſen ſteht.“

Sie muſterte dreißigtauſend Mann,
Die führte der höfiſche Warwick-Graf,
Und am elften Tage, am Humber-Strom,
Da war es, wo er die Grafen traf.

Er rief hinüber, voll Spott und Hohn:
„Nun Nevil-Stier ſtürm' an in Wuth,
Nun Percy-Mond geh' auf, geh' auf,
Nun Norton ſieh, was Dein Heiland thut.“

Der Nevil-Stier und das Norton-Kreuz,
Wohl thäten ſie hoch in Lüften wehn,
Der Percy-Mond wohl ging er auf,
Doch er ging nur auf, um unterzugehn.

Graf Percy floh gen Schottland hin,
Graf Nevil floh weit über die See;
Die Norton's aber wollten nicht fliehn,
Sprach Jeder: „ich falle, wo ich ſteh.“

Sie fielen nicht, nicht Vater, nicht Sohn,
Und litten doch alle blutigen Tod;
Vergebens war ſeine Locke ſo weiß,
Vergebens war ihre Wange ſo roth.

Sie fielen nicht auf ehrlichem Feld,
Sie fielen, wo der Drei-Baum ſtand; —
Der Würger ging von Thür zu Thür,
Und ein Schrei ging über Northumberland.

2.

Percy's Tod.

„Mein Dach iſt der Himmel ſeit manchem Tag,
Mein Lager zur Nacht des Waldes Streu:
Zu William Douglas will ich gehn,
Sein Schloß iſt feſt, ſein Herz iſt treu.

„Als einſt er floh, wie jetzt ich flieh,
Da fand er Schutz am Heerde mein:
Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.“

Graf Percy ſpricht's. Sein müdes Roß,
Er treibt es an mit Sporn und Schlag;
Er reitet gen Lochleven-Schloß
Und hält davor am dritten Tag.

Die Brücke raſſelt niederwärts,
Graf Percy tritt zur Hall hinein;
Graf Douglas ſpricht: „willkomm, willkomm!“
Und reicht ihm Hand und reicht ihm Wein.

Es geht der Tag, die Monde gehn;
Am Fenſter rüttelt Herbſteswind,
Des Percy Herz wird bang und ſchwer,
Er denkt an Weib und denkt an Kind.

Graf Douglas ſitzt zu Seiten ihm
Und ruft ihm zu: „was trübt Dich ſo?
Wir fahren morgen über See: —
Lord Murray jagt bei Linlithgow.

„Und biſt Du krank, ſo heil' Dein Herz
Durch grünen Wald und raſchen Ritt;
Zudem, ich gab dem Lord mein Wort,
Du wärſt dabei, Du jagteſt mit."

Der Douglas ſpricht's. Graf Percy drauf:
„„Du gabſt Dein Wort: ich bin bereit!
Und ritt'ſt Du bis zum heil'gen Grab,
Ich ritte mit an Deiner Seit'!""

Er ſpricht's, und reicht ihm raſch die Hand;
Roth wird des Douglas bleich Geſicht,
Er ſenkt ſein Aug' und geht hinaus:
Maria Douglas aber ſpricht:

„Hab' Acht! mein Bruder ſpinnt Verrath;
Unſtät ſeit lang ſein Auge rollt;
Das macht, er hat verkauft die Treu',
Verkauft um engliſch Sündengold.

„Er führt Dich, ſtatt nach Linlithgow,
Nach Süden wo Schloß Berwick ragt;
Nach England geht's; wohl giebt es Jagd,
Du biſt es ſelbſt, auf den man jagt.

„Bleib hier, und ſprich: „Du ſeieſt krank!"
So helf mit Gott ich Dir hindurch
Und führ Dich, auf verborgnem Pfad,
Durch Wald und Nacht nach Edinburg.

„Und bring' Dich zu Lord Hamilton,
Das iſt ein echter Schotten-Lord,
Der ließ wohl lieber Land und Leib,
Als daß er ließ von ſeinem Wort."

Graf Percy hört's, ſein Aug' wird feucht,
Er ſpricht: „„ſchwer trifft mich Gottes Hand,
So vielen Freunden bracht' ich Tod,
Dem letzten bring' ich Schimpf und Schand'.

„„Ich hab' gedacht: es ſei vorbei,
Und hab' gedacht: das Maaß ſei voll;
Weh mir, daß Schlimmres nun als Tod
Auf Freundes Haupt ich laden ſoll.

„„Die Treue bring' ich in Verdacht,
Sie ſei nicht treu, ſei falſches Spiel;
Ich trage Fluch in jedes Haus, —
Es iſt zuviel, es iſt zuviel.

„„Und ſprichſt Du auch: Hab Acht, hab Acht!
Ich ſprech' doch nur: Halt ein, halt ein!
Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.""

Graf Percy ſpricht's; die Lady drauf:
„Und ſchätzeſt Du mein Wort gering,
Komm mit mir an den Leven-See,
Und ſchau hinein durch dieſen Ring.

„Den Ring mir meine Mutter gab,
Die konnte Wind und Wald verſtehn; —
Und blickſt Du auf des Sees Grund,
So wirſt Du Deine Zukunft ſehn.

„Komm mit, komm mit! und willſt Du nicht,
Und glaubſt Du nicht, Gefahr ſei nah,
So gieb mir Deinen Diener mit,
Der mag Dir ſagen, was er ſah."

James Swinnard mit der Lady ging,
Sie kamen an den Leven-See;
James Swinnard ſpricht: „das ſind von York
Die Thürme, die ich drunten ſeh!

„Doch Lady ſprich, auf offnem Platz
Was ſoll von Brettern das Gerüſt?"
„„Das iſt der Altar, darauf Dein Herr
Zum letztenmal den Heiland küßt.""

„Und Lady ſprich, wer ſteht dabei,
Gehüllt in Mantel, ſchwarz und dicht?"
„„Das iſt von York der Lord-Wardein,
Der Deinem Herrn das Stäbchen bricht.""

„Und Lady ſprich, wer ſteht dabei,
Gehüllt in Mantel, roth wie Blut?"
„„Das iſt von York der Meiſter Hans,
Der Deinem Herrn das Letzte thut.""

James Swinnard tritt vor ſeinen Herrn,
Er ſah ihn an und weinte laut;
Er ſprach: „bleib hier, mein theurer Lord,
Ich hab' nichts Gutes da geſchaut."

Er ſchwieg; Graf Percy aber ſchnell:
„„Und koſtet's Leben mir und Leib,
Ich bau' auf Mann und Manneswort
Und nicht auf Spuk und Zauberweib.

„„Und wär's kein Spuk, und würd' es wahr,
Ich ſpräche doch: 's iſt Trug und Schein,
Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein."

Der Morgen kam, der Wind war gut,
Die Pfeife rief: an Bord, an Bord!
Man ſtieg zu Schiff, — James Swinnard auch,
Der ließ kein Aug' von ſeinem Lord.

Und Douglas rief: „ſetzt Segel bei,
Kein Handbreit Linnen ſei geſpart!"
Hell lag die Sonn' auf Land und Meer
Und raſch gen Süden ging die Fahrt.

Sie fuhren fünfzig Meilen ſchon,
Der Percy aber ward's nicht froh,
Er ſprach: „James Swinnard frag' den Lord,
Wie weit es noch bis Linlithgow."

James Swinnard vor Lord Douglas trat;
Der lacht und ſpricht: „wir ſind noch fern!
Ein Narr, wer ſchönen Worten traut; —
Und nun empfiehl mich Deinem Herrn."

Und wieder fünfzig Meilen ging's,
Rings offne See, kein Land zu ſehn;
Da trat Graf Percy ſelbſt heran:
„Douglas, ſag' an, was ſoll geſchehn!"

Der lacht und ſpricht: „„ſetz Dich zu Roß,
Und ſpring' in's Meer, und ſuch' Dein Glück,
Und willſt Du noch nach Linlithgow,
So reit' den halben Weg zurück.""

Und wieder fünfzig Meilen ging's, —
Da blinkt's wie Thürme über See;
Graf Percy ſpricht: „nun helf' mir Gott,
Das iſt Stadt Berwick, was ich ſeh!"

Sie legten an bei Abendſchein,
Frühmorgens hat er fortgemüßt,
Und als der dritte Morgen kam,
Stand er in York am Blutgerüſt.

Er ſtieg die Stufen feſt hinan,
Das blanke Beil, er ſah es nicht,
Sein Auge ſchweifte rings umher
Und traf des Douglas bleich Geſicht.

Noch einmal klang's ihm durch das Herz,
Und bitter lächelnd ſchaut er drein:
„Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.“

Dann ließ er nieder ſich auf's Knie,
Und gab das Zeichen mit der Hand;
Abflog ſein Haupt: — das war das End'
Des Percy von Northumberland.

Barbara Allen.

Es war im Herbſt, im bunten Herbſt,
Wenn die rothgelben Blätter fallen,
Da wurde John Graham vor Liebe krank,
Vor Liebe zu Barbara Allen.

Seine Läufer liefen hinab in die Stadt
Und ſuchten bis ſie gefunden:
„Ach unſer Herr iſt krank nach Dir,
Komm, Lady, und mach' ihn geſunden."

Die Lady ſchritt zum Schloß hinan,
Schritt über die marmornen Stufen,
Sie trat an's Bett, ſie ſah ihn an:
„John Graham, Du ließeſt mich rufen."

„„Ich ließ Dich rufen, ich bin im Herbſt
Und die rothgelben Blätter fallen,
Haſt Du kein letztes Wort für mich?
Ich ſterbe, Barbara Allen.""

„John Graham, ich hab' ein letztes Wort,
Du warſt mein All und Eines;
Du theilteſt Pfänder und Bänder aus,
Mir aber gönnteſt Du Keines.

„John Graham, und ob Du mich lieben magſt,
Ich weiß, ich hatte Dich lieber,
Ich ſah nach Dir, Du lachteſt mich an
Und gingeſt lachend vorüber.

„Wir haben gewechſelt, ich und Du,
Die Sproſſen der Liebesleiter,
Du biſt nun unten, Du haſt es gewollt,
Ich aber bin oben und heiter.“

Sie ging zurück. Eine Meil' oder zwei,
Da hörte ſie Glocken ſchallen;
Sie ſprach: „Die Glocken klingen für ihn,
Für ihn und für — Barbara Allen.

„Liebe Mutter, mach ein Bett für mich,
Unter Weiden und Eſchen geborgen;
John Graham iſt heute geſtorben um mich
Und ich ſterbe um ihn morgen.“

Jung-Walter.

Um Weihnacht war's, der Wind blies kalt
Und die Tafelrunde begann,
Da kam an den Hof des Königs
Manch ſchottiſcher Rittersmann.

Der König und die Königin
Schauten nieder von ihrem Schloß:
Da ſahen ſie kommen Jung-Walter,
Jung-Walter hoch zu Roß.

Seine Läufer liefen vor ihm her,
Seine Reiter folgten ihm dicht,
Und ſein Mantel wie von Golde
Blitzte im Sonnenlicht.

Und von Golde waren die Decken
Und die Hufe von Silber hell,
Und das Roß, auf dem Jung-Walter ritt,
War wie der Wind ſo ſchnell.

Da ſprach ein tückiſcher Höfling,
Der neben der Königin ſtand:
„Wer iſt der ſchönſte Ritter
In Hoch- und Niederland?“

„„Ich habe geſehn viele Lords und Lairds,
Manch ſchönen Ritters Geſicht,
Einen ſchöneren als Jung-Walter
Sah' ich mein Lebtag nicht.““

Das hörte der neidiſche König,
Seine Wange verfärbte ſich:
„Und wär' er zweimal ſchöner
Erſt nennen mußteſt Du mich.“

„„Du biſt kein Lord und Du biſt kein Laird,
Du biſt König über ſie all',
Da iſt kein Ritter in Schottland,
Der nicht wäre Dein Vaſall.““

Die Königin ſprach es bang und blaß,
Der König ward blutroth; —
Jung-Walter, daß ſo ſchön Du biſt,
Das bringt Dir nun den Tod.

Sie haben ihn flugs ergriffen,
Ihn ſicher eingehegt,
Sie haben Jung-Walter ergriffen
Und ihn in Ketten gelegt.

„Oft bin ich geritten durch Stirling
Bei Wetter und Regenguß,
Nie bin ich geritten durch Stirling
Mit Ketten an Hand und Fuß.

„Oft bin ich geritten durch Stirling
Bei Regen und Windeswehn,
Nie bin ich geritten durch Stirling,
Um's nimmer wieder zu ſehn.“

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er Wappen und Helm und Schwert,
Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er Sattel und Zaum und Pferd.

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er ſeine Lady ſchön; —
Um das Wörtlein, das die Königin ſprach,
Mußt ſie ihn ſterben ſehn.

Bertram's Todtengeſang.

Sie ſchoſſen ihn todt um Mitternacht,
Wo das Steinkreuz ragt empor,
Und ſie ließen ihn liegen in ſeinem Blut
Auf dem einſamen Haidemoor.

Sie ritten zu ihres Vaters Haus
Und ſprachen: „es iſt geſchehn:
Unſre Schweſter, die zu oft ihn ſah,
Soll ihn nicht wieder ſehn.“

Am andern Morgen aber zurück
Ritten ſie zu der Stell’,
Und ſie machten von Zweigen die Todtenbahr
Und trugen ihn in die Kapell’.

Ihre Schweſter harrte des Zuges ſchon,
Sie zerriß ihr langes Kleid,
Ihre gelben Locken löſte ſie auf
Und kniete an Bertram’s Seit’.

Sie holte geweihtes Waſſer herbei
Und wuſch ihm die Wunden rein,
Einen Kranz um die Bruſt, einen Kranz in’s Haar —
„Nun, ſprach ſie, mag es ſein!“

Sie hüllten ihn ein in ſchneeweiß Lein
Und trugen ihn dann zu Ruh,
Die Mönche ſangen die Todtenmeſſ'
Und Litaneien dazu.

Sie trugen ihn fort an den alten Ort,
Die Nacht war ſtill und bang;
Es fiel der Thau, der Nebel zog
Das Haidemoor entlang.

Sie gruben ſein Grab zwei Fuß tief nur,
Wo das Kreuz gen Oſten ſchaut,
Und ſie deckten ihn zu mit Ginſtergeſtrüpp
Und mit Moos und mit Farrenkraut.

Der Mönche einer ſtand am Grab
Und betete bis es getagt;
Und in der Kapelle ſingen ſie
So lange das Steinkreuz ragt.

„Denkſt Du verſchwundener Tage, Marie?"

„Denkſt Du verſchwundener Tage, Marie,
Wenn Du ſtarrſt in's Feuer bei Nacht?
Wünſchſt Du die hellen Tage zurück,
Wo Du ſelbſt wie die Sonne gelacht?"

„„Ich denk' der verſchwundenen Tage, Johann,
Und denk' an all ihr Glück,
Doch der ſonnigſte Tag, der über mich kam,
Ich wünſch ihn nicht zurück.""

„Denkſt Du an geſtorbenes Hoffen, Marie,
Wenn Du ſtarrſt in's Feuer bei Nacht?
Ach, der Thau, der auf Dein Hoffen fiel,
Hat Dich um die Erndte gebracht."

„„Ich denk' an geſtorbenes Hoffen, Johann,
Doch ich traure nicht, daß es todt,
Es ſtarb, wie eine Roſe ſtirbt,
Noch im Sterben ſüß und roth.""

„Denkſt Du geſtorbener Freunde, Marie,
Wenn Du ſtarrſt ins Feuer bei Nacht?
Wünſchſt Du ſie zurück an den einſamen Herd,
Den ſie einſt Dir ſo heimiſch gemacht?"

„„Ich denk' der geſtorbenen Freunde, Johann,
Sie ſind allezeit mein Glück,
Doch, die mir die liebſten geweſen ſind,
Ich wünſche ſie nicht zurück.""

Lord Murray.

Ihr bunten Hochlands-Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Im Lenze, ach, im Lenze —
Sie ſpielten Federball,
Lord Murray's ſtieg am höchſten
Und überflog ſie all.

Im Sommer, ach, im Sommer —
Auszogen ſie zum Strauß,
Da rief das Volk: Lord Murray
Sieht wie ein König aus.

Im Herbſte, ach, im Herbſte —
Zu Tanze ging es hin,
„Mit Murray will ich tanzen!"
Rief da die Königin.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht.

Ihr bunten Hochlands-Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn.

Die drei Raben.

Drei Raben ſaßen auf einem Baum,
Drei ſchwärzere Raben gab es kaum.

Der eine ſprach zu den andern zwei'n:
„Wo nehmen wir unſer Frühmahl ein?"

Die andern ſprachen: „„dort unten im Feld
Unterm Schilde liegt ein erſchlagener Held.

Zu ſeinen Füßen liegt ſein Hund
Und hält die Wache ſeit mancher Stund.

Und ſeine Falken umkreiſen ihn ſcharf,
Kein Vogel, der ſich ihm nahen darf.""

Sie ſprachen's. Da kam eine Hinde daher,
Unterm Herzen trug ſie ein Junges ſchwer.

Sie hob des Todten Haupt in die Höh,
Und küßte die Wunden, ihr war ſo weh.

Sie lud auf ihren Rücken ihn bald
Und trug ihn hinab zwiſchen See und Wald.

Sie begrub ihn da vor Morgenroth,
Vor Abend war ſie ſelber todt.

Gott ſende jedem Ritter zumal
Solche Falken und Hunde und ſolches Gemahl.

Die zwei Raben.

Ich ging über's Haidemoor allein,
Da hört ich zwei Raben kreiſchen und ſchrein;
Der eine rief dem andern zu:
„„Wo machen wir Mittag, ich und Du!““

„Im Walde drüben liegt unbewacht
Ein erſchlagener Ritter ſeit heute Nacht,
Und niemand ſah ihn in Waldesgrund,
Als ſein Lieb und ſein Falke und ſein Hund.

„Sein Hund auf neuer Fährte geht,
Sein Falk auf friſche Beute ſpäht,
Sein Lieb iſt mit ihrem Buhlen fort, —
Wir können ſpeiſen in Ruhe dort.

„Du ſetzeſt auf ſeinen Nacken dich,
Seine blauen Augen, die ſind für mich,
Eine goldene Locke aus ſeinem Haar
Soll wärmen das Neſt uns nächſtes Jahr.

„Manch einer wird ſprechen: ich hatt' ihn lieb!
Doch keiner wird wiſſen, wo er blieb,
Und hingehn über ſein bleich Gebein
Wird Wind und Regen und Sonnenſchein.“

Die Jüdin.

Durch Mirryland rinnt der Regen,
Und durch Mirryland rinnt der Po,
Und die Mirryland-Knaben beim Ballſpiel
Durchrennen es ebenſo.

Ausſchaute die Judentochter:
„Komm Knab' und ſpeiſe mit mir!"
„„Nicht ohne meine Geſpielen
Tret ich ein bei Dir.""

Sie nahm einen rothen Apfel
In ihre weiße Hand; —
Da brach der rothe Apfel
Des Knaben Widerſtand.

Sie hatte ein ſilbernes Meſſer,
Das trennte gut und ſchnitt;
Des Knaben Blut und Leben
Trennte ſie heut damit.

Erſt floß es roth und dunkel,
Dann floß es dünn und hell,
Zuletzt, da floß ſein Herzblut, —
Hin ſank er auf die Schwell.

Sie hüllte in Blei den Knaben,
„Schlaf feſt!“ ſie leiſe rief,
Sie trug ihn an den Ziehbrunn,
War fünfzig Faden tief. —

Nun klingen die Abendglocken,
Und die heilige Meſſ' iſt aus,
Die Mütter, raſchen Ganges,
Tragen den Segen nach Haus.

Sie denken ihrer Kinder,
Und es lächelt ihr Geſicht;
Sie finden ihre Kinder,
Nur Lady Anna nicht.

Sie leget nicht ab den Mantel,
Ihr Herz iſt bang und ſchwer,
Sie läuft in die Judenvorſtadt, —
Wachte da Keiner mehr.

„O ſprich, lieb Wilm, mein Süßer,
Wo Deine Mutter Dich find't?“
„„Am Ziehbrunn, Lady Anna!““
Klang eine Stimm' im Wind.

Lady Anna lief zum Ziehbrunn,
Sie warf zur Erde ſich:
„O Du mein Wilm, mein Süßer,
Nur ein einzig Wörtlein ſprich.“

„„Der Brunn iſt tief, lieb Mutter,
Und das Blei iſt gar ſo ſchwer,
Und ein ſilbern Meſſer im Herzen, —
Ich kann nicht ſprechen mehr.

„„Geh heim, geh heim, lieb Mutter,
Kann länger nicht bei Dir ſtehn,
Ueber Mirryland weit über
Will ich Dich wiederſehn.““

Robin Hood.

Liebe Herrn, horcht auf und habt mal Geduld,
Und lauf mir Keiner davon; —
Ich will Euch erzählen von Robin Hood,
Und vielleicht auch von Little John.

Zu Locksly, im luſtigen Nottinghamſhire,
Beginn' ich mit meiner Geſchicht';
Da bracht' Robin's Mutter den Robin zur Welt,
Und das Andre — das weiß ich nicht.

Das aber weiß ich, und hört' es oft:
Sein Vater war Förſter allda,
Er traf in's Schwarze, auf tauſend Schritt,
Und das iſt juſt nicht nah.

Mit Adam Bell und Will Cloudesly
Schoß er oftmals um die Wett',
Die mußten ihm zahlen vierzig Mark
In Gold und auf ein Brett.

Robin's Mutter, die war John Gamwel's Kind,
Der 'nen Wolf mit der Hand erwürgt;
(Zu Coventry, der Ochſenwirth
Hat mir's hundertmal verbürgt.)

Und ihr Bruder hieß Gamwel von Gamwel-Hall,
Und ſein altes Herz war friſch, —
Das weißeſte Brot in Nottinghamſhire,
Das kam auf ſeinen Tiſch. —

Und ſieh, Jung Robin wuchs heran,
Zählte zwanzig Jahre bald,
Er hatte Vater und Mutter lieb,
Doch noch lieber den Scherwood-Wald.

Robin's Mutter zu Robin's Vater ſprach:
„Mein Liebſter, der Du biſt,
Gern ritt' ich heute gen Gamwel-Hall
Und feierte heiligen Chriſt;

„Ich hab eine Luſt in Keller und Küch
So recht zur Hand zu gehn;
Auch hab' ich den lieben Bruder mein
Seit Pfingſten nicht geſehn.“

Vater Robin drauf: „lieb Hanna! gewiß!
Meinen Braunen geb' ich gern;
Nur nimm mir unſren Robin mit
Und zeig' ihn dem alten Herrn;

Und grüß den Alten und küſſe dazu
Die Kinder groß und klein,
Und wenn ihr alle recht luſtig ſeid,
Lieb Hanna, ſo denke mein.“

Er ſprach's. Alsbald der Braune kam,
Geſtriegelt und aufgeſtutzt!
Nur Robin's Mutter und Robin ſelbſt,
Die waren noch mehr geputzt.

Jung Robin trug eine blaue Kapp'
Und ein Schwert an ſeiner Seit',
Und die Mutter gar, die bauſchte daher
Im Vierzig-Falten-Kleid.

Es war ein ſelbſtgeſponnenes Stück,
Und ſie wußte ſich was darin,
Und ſie ſah beinah ſo ſtattlich aus,
Wie zu London die Königin.

Jung Robin ſchwang in den Sattel ſich,
Seine Mutter kletterte nach,
Sie ſah den Braunen ängſtlich an,
Vater Robin aber ſprach:

„Lieb Hanna, laß, ich kenne ſein Kreuz,
Zwei Reiter iſt ihm Spiel,
Er trug ſchon ſieben Scheffel Korn,
Und die wiegen doppelt ſo viel.“

Er ſprach's. Jung Robin ritt im Schritt
Bis dicht an das Stadtthor hin, —
Das Händeſchütteln nahm kein End'
Von Nachbar und Nachbarin;

Nun aber ging's auf den Braunen los
Zugleich mit Peitſch' und Sporn,
Und Robin rief: „He, lauf einmal
Und verdiene Dein Weihnachtskorn."

Sie kamen an. Das ganze Haus
Gerieth wie außer ſich,
Der Alte rief in einem fort:
„Lieb Schweſter, wie freu ich mich!"

Am andern Morgen ging's in die Meſſ',
Dann aber ging's wieder nach Haus;
Sechs Tiſche ſtanden da, wohlgedeckt,
Drauf dampfte der Weihnachtsſchmaus.

Jede Tafel trug eine braune Gans
Mit ſaftigen Aepfeln gefüllt,
Daneben Wildpret und Schinken zumal
In Eierteig gehüllt.

Sechs Lichter brannten; der Pfarrer vom Dorf
Sprach den Segen kurz und fromm, —
Dann aber rief Squire Gamwel ſelbſt:
„Lieben Gäſte, Gott willkomm!

„Willkommen mir all in Gamwel-Hall,
Und nun ſeht, was die Küche briet;
Wer aber mein Märzbier trinken will,
Der ſinge zuvor ein Lied."

Da ſangen ſie all (denn das Bier war gut)
Aus voller Kehle und Bruſt, —
Squire Gamwel ſchlug den Takt dazu
Und weinte beinah vor Luſt.

Er rief: „Hört nur, wie draußen der Wind
Den Regen an's Fenſter ſchlägt,
Das iſt die Zeit, wo das Menſchengemüth
Einen Humpen mehr verträgt.

„Lieb Hanna, hol uns den Stachelbeerwein,
Er zählt ſchon manchen Tag,
Und wirf mehr Holz noch in den Kamin,
Daß es luſtiger kniſtern mag."

Und ſie brachte das Holz und ſie brachte den Wein
Und ſie tranken wacker davon,
Und der Alte rief: „nun kommt' das Beßt',
Nun hol' ich den Little John;

„Little John das iſt der flinkeſte Burſch
Zehn Meilen in der Rund:
Kopfſtehn, Radſchlagen und Gliederverdrehn
Verſteht er aus dem Grund."

Little John trat ein; Jung Robin rief:
„Nun flinkeſter Burſch komm her!
Und ſpringſt Du ſieben Ellen weit,
So ſpring ich noch eine mehr."

Little John ſprang ſieben; Jung Robin ſprang acht,
Auf Zollbreit hielt er Wort,
Da rief der Alte: „ſo wahr ich leb'
Ich laſſe Dich nicht mehr fort.

„Sei mir ein Sohn; wir haben hier auch
Fangmeſſer, Bogen und Pfeil,
Und mach' ich mal die Augen zu
So erbſt Du Kindestheil."

2.

Jung Robin blieb. Der Frühling kam,
Aufſproßten die Veilchen, die blaun,
Die Lerche hatte mit Liedern zu thun
Und die Schwalbe mit Neſterbaun;

Da rief Jung Robin: „Nun komm, Little John,
Jeder Vogel ruft mich hinaus, —
Ich muß wieder heim in den Scherwood-Wald
Und ſein grünes Blätterhaus."

Sie kamen zum Wald; ſein Hüfthorn raſch
Führte Robin an den Mund, —
Da wuchſen, wie auf Zauberſchlag
Fünfzig Jäger aus dem Grund.

Er rief: „grüß' Gott Euch, liebe Geſelln!"
Und fragte ſie her und hin;
Dann plötzlich ſchwieg er: aus Waldesnacht
Trat Jenny, die Schäferin.

Seine Sinne hatten ſie nie geſehn,
Betroffen er vor ihr ſtand;
Sie trug in Strählen ihr ſchwarzes Haar,
Durchflochten mit rothem Band.

Sie trug ein Mieder, kornblumenblau,
An ſilbernen Spangen reich,
Und ihr Aug', umwölbt von dunkler Brau,
Blickte mild und muthig zugleich.

Er rief: „Willkommen, wer immer Du ſeiſt!
Und ſucheſt Du unſren Schutz,
Beim Himmel, um deinen ſüßen Leib
Böt' ich dem Könige Trutz.

Da lachte ſie laut und rief: „Hab' Dank!
Ich bin eine Warwick-Maid,
Und braucht' ich Schutz, ſo ſieh dieſen Pfeil
Und den Bogen an meiner Seit'.“

Sie ſprach es kaum, da brach mit Geräuſch
Ein Reh durch's knickende Holz,
Sie rief: „ſchau auf!“ und mitten durch's Herz
Drang ihr gefiederter Bolz.

Jung Robin ſah's. „Und braucheſt Du nicht
Meines Arms“ — ſo rief er laut —
„So nimm meine Hand und mein Herz dazu
Und ſei meine ſüße Braut.

„Ich bin Robin Hood. Im Scherwood-Wald
Sollſt Du die Königin ſein, —
Was Bogen und Pfeil erreichen kann,
Iſt alles, alles mein.“

Wohl ward ſie roth und rief doch: „Ja!
Ja, — und von Herzen gern,
Ich will Dir folgen, wohin Du gehſt,
Und Dir dienen als meinem Herrn.

„Jetzt aber komm, und geleite mich heim
In meines Vaters Haus;
Wir feiern heute Kirchweihfeſt, —
Nun wird es mein Hochzeitsſchmaus!“

Da brachen ſie auf nach Titbury-Town,
Little John der ſchritt voran,
Auf den Schultern er einen Rehbock trug,
Den man immer brauchen kann.

So ging's feldein. Schon grüßte der Thurm
Von Titbury ganz in der Näh,
Da ſperrten fünf Burſche ihnen den Weg
Und ſchrieen: „gebt uns das Reh!“

Ihre Meſſer blitzten. Da lachten laut auf
Robin Hood und Little John,
Sie ſchlugen zwei von den Strolchen todt,
Die andern liefen davon.

Beim Himmel ein luſtiger Stückchen Kampf
Thät Robin nie beſtehn; —
Ich bin der Fiedler von Tilbury-Town,
Und habe mit zugeſehn.

Ich ſtand kaum fünfzig Schritt davon
Und fiedelte wacker mit drein,
Auch aus der Stadt ſcholl Jubel her
Von Dudelſack und Schallmein.

Und als der Kampf vorüber war,
Jung Robin war nicht matt,
Er faßte ſchön Jenny um den Leib
Und tanzte hinein in die Stadt.

Da war auf Markt und Gaſſen ſchon
Das Kirchweihfeſt im Gang,
Selbſt Tom, der Schreiber vom Gericht,
Ueber Tiſch und Bänke ſprang.

Er führte die Anne Marie zum Tanz,
— Bei Gott, eine hübſche Dirn!
Und richtig gezählt, jeden dritten Takt
Da küßt er ſie auf die Stirn.

Ich bin der Fiedler, und hab' es geſehn
Und gönn's ihm auch von Grund,
Denn meine Nanny war auch dabei
Und die küßt' ich auf den Mund.

Jung Robin aber und Jenny ſchön,
Die tanzten zum Vater in's Haus,
Und als der Herr Pfarrer ſein Sach' gethan
Ging's tanzend wieder hinaus;

Hinaus in den Wald; da waren die Tiſch'
Unterm Laubdach angericht't, —
Ach, was ich da alles gegeſſen hab'
Vor Trinken weiß ich's nicht.

Nur in den Wabenhonig hinein
Schnitt ich ein tiefes Loch,
Und wenn ich daran denken thu,
Schmeckt es mir immer noch.

Jung Robin und Jenny gingen zu Bett,
Wir aber ſchliefen aus,
Und als der nächſte Morgen kam,
Nahm Jeder was mit nach Haus.

Ich nahm einen Kuchen; er war nicht groß,
Doch war er auch nicht klein,
Ich lebt' an ſieben Tag davon
Und lud noch Gäſte ein.

Und halt! daß Eins ich nicht vergeß'
Vor lauter Haſt und Eil':
Sie wurden getraut mit einem Ring;
Und nun dem Könige Heil!

Dem Könige Heil! und geb' ihm Gott
Einen jungen Prinzen bald; —
Ich aber will ſingen von Robin Hood
Und dem luſtigen Scherwood-Wald.

König Johann und der Biſchof von Canterbury.

Nun heb' einen luſtigen Schwank ich an,
Ein Märchen von unſrem König Johann,
Muthwillig hat er im Lande regiert,
Ob's recht war, ob nicht — hat ihn wenig geſchiert.

Und erzählen auch will ich zur Stelle hie
Von dem hochweiſen Biſchof von Canterbury; —
Die Küche voll Wildbret, der Keller voll Wein
Und Früchte von London, ſo mußt' es ſein.

Und hundert Diener tagein, tagaus,
Die warteten ſeiner in Hof und Haus,
Sie trugen Kleider von Sammet ſchwer
Und goldene Ketten darüber her.

Das hörte der König: „He, Biſchof, ſprich,
Du hältſt ja glänzender Haus als ich,
Ich wett, Du betrügſt mich um Steuer und Zins
Und beraubſt meinen Seckel ſeines Gewinns."

„„Herr,"" ſeufzte der Biſchof, „„vor Gott ich bekenn,
Ich hab nur vertafelt was mein ich nenn',
Und Ihr könnet und werdet mir krümmen kein Haar,
Weil ich Wein getrunken, der meine war.""

„Doch Biſchof, doch, Dein Verbrechen wiegt ſchwer,
Du ſtirbſt, es kann Dich nichts retten mehr,
Es ſei denn, Du fändeſt die Antwort ſchnell
Auf drei winzige Fragen, die ich Dir ſtell'.

„Zum erſten: wenn ich auf Englands Thron,
Das Scepter in Händen, zu Häupten die Kron',
Rath halte mit meinen Grafen und Herrn,
Wie viel ich dann werth bin, wüßt' ich gern?

„Und zum zweiten ſollſt Du mir ſagen dann,
Wie raſch wohl die Welt ich umreiten kann?
Und zum dritten will ich wiſſen geſchwind,
Was zur Stelle meine Gedanken ſind?"

„„Herr, Eure Fragen ſind viel zu ſchwer,
Da find' ich nicht Löſung flugs hinterher,
Gönnt mir drei Wochen vom heutigen Tag,
Daß ich Frag und Antwort ergründen mag.""

„Wohlan es ſei! doch nutze die Friſt,
So lieb Dir Dein Land und Dein Leben iſt,
Denn räthſt Du falſch oder biſt Du nicht hier,
Sind Dein Land und Dein Leben verfallen mir."

Der Biſchof hört es in trübem Sinn,
Gen Oxford und Cambridge ritt er hin,
Da war kein Doktor, den er nicht frug,
Doch die Klugen waren nicht klug genug.

So ritt er denn heimwärts, das Kinn auf der Bruſt,
Da kam ſein Schäfer des Weges juſt,
Der rief ihm zu: „willkommen zu Haus!
Was bringt Ihr? Wie ſieht es in London aus?“

„„Schlecht,““ ſeufzte der Biſchof, „„drei Tage nach hier
Fällt mein armer Kopf vor die Füße mir,
Es ſei denn, daß er auf Antwort verfällt
Auf drei Fragen, die mir der König geſtellt.

„„Zum erſten, wenn er auf Englands Thron,
Das Scepter in Händen, zu Häupten die Kron'
Rath hält mit ſeinen Grafen und Herrn,
Wie viel er dann werth iſt, wüßt' er gern.

„„Und zum zweiten ſoll ich ihm ſagen dann,
Wie raſch er die Welt wohl umreiten kann;
Und zum dritten will er wiſſen geſchwind,
Was zur Stelle ſeine Gedanken ſind.““

Da lachte der Schäfer: „Herr, denket daran,
Daß ein Narr einen Weiſen lehren kann;
Gebt mir Euer Roß, Euren Stab, Euer Kleid
Und ich fecht' Euch aus Euren ganzen Streit.

„Sorgt nicht; in Kentſhire weiß jedes Kind,
Daß wir zwei wie von einem Vater ſind,
Und trag' ich nur erſt Euer prächtig Gewand,
Unterſcheidet uns keiner im ganzen Land.“

Da beſchwor ihn der Biſchof: „„nimm Chorrock und Stab,
Nimm Diener und Läufer ſo viel ich hab',
Nimm Mitra, Kapuze, nimm was Dir gefällt,
Nur löſe die Fragen, die er geſtellt.""

„Willkommen, Freund Biſchof," rief König Johann,
„Du hältſt Deine Zeit, das iſt wohlgethan,
Und hält nur Dein Witz auch ſo pünktlich Stand,
Belehn' ich auf's Neu Dich mit Leuten und Land.

„Zum erſten: wenn ich auf Englands Thron
Das Scepter in Händen, zu Häupten die Kron'
Rath halte mit meinen Grafen und Herrn,
Wie viel ich dann werth bin, wüßt' ich gern."

„„Unſer Heiland wurde, ſo wahr ich getauft,
Um dreißig Silberlinge verkauft,
Drum neunundzwanzig ſchätz' ich Euch ein,
Um einen müßt Ihr doch billiger ſein.""

Da lachte der König und ſchwur bei St. Velt:
„Ich hab nicht gedacht, daß ſo wenig ich gelt!
Nun aber zum zweiten ſage mir an,
Wie raſch wohl die Welt ich umreiten kann?"

„„Reit' aus mit der Sonn', immer neben ihr fort,
Bis Du andren Tages am alten Ort,
So haſt Du die Reiſe in Tag und Nacht
Oder vierundzwanzig Stunden gemacht.""

Da lachte der König und ſchwur bei St. Veit:
„Ich hab nicht gedacht, daß ſo raſch ich reit'!
Nun aber ſollſt Du mir ſagen geſchwind,
Was zur Stelle meine Gedanken ſind.“

Da beugte der Schäfer ſchnell ſein Knie:
„„Ihr denkt, ich bin Biſchof von Canterbury,
Der ſitzet daheim; nur ſein Schäfer bin ich
Und bitte um Gnade für ihn und für mich.““

Da ſchwur der König und lachte hell:
„Du ſollſt Biſchof ſein an ſeiner Stell'.“
Der Schäfer ſeufzte: „„'s geht halt nit mehr,
Wo nähm' ich das Leſen und Schreiben her?““

„Wohlan denn, ſo nimm zu Dank und Lohn
Vier Nobel die Woche von mir, mein Sohn,
Und reitſt Du bei Deinem Biſchof heran,
So bring ihm Verzeihung von König Johann.“

Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel?

Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel,
Was kann ihr, was ſoll ihr ein ältlicher Mann?
Ich muß mich gedulden bei all ſeinen Gulden,
Womit er das Herz meiner Mutter gewann.

Nichts hat er wie Sorgen vom Abend zum Morgen,
Er huſtet, daß ich nicht ſchlafen kann;
Halbtaub ſeine Ohren, ſein Blut wie gefroren,
Ach traurig die Nacht mit 'nem ältlichen Mann.

Er mängelt und brummelt, er quängelt und mummelt,
Ich mach' ihm nichts recht und dann fährt er mich an,
Zu nichts iſt er tüchtig, nur eiferſüchtig
Ach, iſt er weiß Gott wie ein ältlicher Mann.

Meine Tanten und Pathen all ha'n mir gerathen:
„Du mußt' ihn mehr ärgern, den alten Tropf;"
Bei meiner Seelen, todt will ich ihn quälen
Und dann für den alten 'nen neuen Topf.

John Gilpin.

(Nach William Cowper.)

John Gilpin hat ein Tuchgeſchäft
Nicht weit von Leiceſter-Square,
Auch war er Hauptmann der Miliz
In Londons Bürgerwehr.

Und Gilpin hat ein edles Weib;
Sie ſprach: „Mein theurer John,
Wir ſahen keinen Feiertag
Die zwanzig Jahre ſchon.

„Drum, heut an unſrem Hochzeitstag,
Dächt' ich, Mann meiner Wahl,
Kutſchirten wir nach Ingelton,
In's friſche Grün einmal.

„Fünf unſrer Kleinen nehm' ich mit,
Sie wiegen ja nicht ſchwer,
Und haben Platz; — Du ſteigſt zu Roß,
Und reiteſt hinterher."

John Gilpin ſprach: „„Ich ehrte ſtets
Das weibliche Geſchlecht,
Doch dreimal ehr' ich Dich, o Weib,
Drum iſt mir Alles recht.

„„Auch ſchafft mein blühend Tuchgeſchäft
Leicht meinem Wunſch Gehör,
Und ſeinen Braunen leiht mir gern
Mein Freund, der Appreteur.““

Sprach Miſtreß Gilpin: „John, noch eins,
Wie iſt es mit dem Wein?
Ich denk', wir nehmen welchen mit,
Es dürfte bill'ger ſein.“

John Gilpin küßt ſein treues Weib,
Er weinte auf ein Haar,
Daß Miſtreß, trotz Vergnügungsſucht,
Doch noch ſo ſparſam war.

Der Wagen kam, doch hielt er nicht
Vor Gilpins eignem Haus,
Sie waren all' in Sorg' und Furcht
Hochmüthig ſäh' das aus.

Drei Häuſer abwärts ſtieg man ein,
Die Küchlein und das Huhn,
Und durch die City-Straßen hin
Ging es im Trabe nun.

Die Peitſche pfiff, aufſchlug der Huf,
Daß Alles klang und ſcholl,
Und Rad und Steine lärmten ſchier,
Als wären beide toll.

John Gilpin hatte ſich indeß
Als Reiter ſchon gezeigt,
Und lang geſchwankt, ob rechts ob links
Man in den Bügel ſteigt.

Jetzt aber ſitzt er ſattelfeſt; —
Er will davon im Nu,
Da ſteuern ſeiner Kunden drei
Grad auf den Laden zu.

John Gilpin denkt: „„Verluſt an Zeit,
Ich ſchätz' ihn nicht gering,
Doch traun, Verluſt an Gut und Geld
Ich noch ein übler Ding.““

Schnell ſpringt er ab. — Noch ſteht und ſchwankt
Der Handel mit den Drein,
Da ſtürzt ihm Betty in den Weg:
„Hier Herr, iſt noch der Wein!“

„„Gut““ — ſpricht er — „„doch nun bring mir auch
Das Lederfutteral,
Darinnen bei Paraden ſteckt
Mein fleckenloſer Stahl.““

John Gilpin nahm die Flaſchen beid',
Sie waren voll Likör,
Und hatten oben an dem Hals
Ein weites Henkelöhr.

Durch beide zog er jetzt hindurch
Die Scheide ſeines Schwert's —
Sie hingen, wie Piſtolen ſchier,
Am Sattel ſeines Pferd's.

Dann ſchlug er um die Schultern ſich
Den Mantel ſchwarz und roth,
Als zög' er in die Ritterſchlacht
Zum Siege oder Tod. —

Die Stadt hindurch, auf hartem Stein,
Da ſchien der Renner faul;
John Gilpin ſprach: „„O ſchäme Dich,
Biſt Du ein Karrengaul?““

Doch plötzlich, draußen vor dem Thor,
Verging ihm aller Spott,
Der Braune ſchnob und wieherte
Und ſetzte ſich in Trott.

„„Still, ſtill, mein Thierchen,““ ächzte John
„„So wirf mich doch nicht ab!““
Doch, wie er auch am Zügel riß,
Gallop ward aus dem Trab.

Und auf und nieder, her und hin,
Flog unſer armer Tropf,
Bald hielt er an der Mähne ſich,
Und bald am Sattelknopf.

Das arme Pferd, das immer ſonſt
Gelenkt von ſichrer Hand,
Er kam bei Gilpins Reiterei
Zuletzt um den Verſtand.

Und wie vom Teufel angeſchürt,
Durch ging es voller Wuth;
Abriß ein Baum von Gilpins Kopf
Perrücke, Zopf und Hut.

Scharf blies der Oſt; noch flaggte bunt
Des Mantels weiter Schooß, —
Jetzt aber ging er in die Welt,
Die Knöpfe ließen los.

Die Hunde bellten Dorf um Dorf,
Die Kinder lärmten mit,
Und alles ſchrie: „das nenn' ich brav,
Das nenn' ich einen Ritt!"

Die Nachbarweiber klatſchten ſich
Bereits die Mäuler wund;
Die eine wußt' es ganz genau:
Es gälte tauſend Pfund.

Die Zolleinnehmer hielten's auch
Für Wetteritt und Lauf
Und riſſen mit geſchäftiger Hand
Die Gitterthore auf.

John Gilpin ſchlüpfte heil hindurch,
Nicht ſo das Flaſchenpaar,
Die eine ließ den Kork zurück,
Den Hals die andre gar.

Hin troff der röthliche Likör,
Man dacht', es wäre Blut,
Und murrend klang es hie und da:
„Der ſpornt auch allzu gut!"

Jetzt aber in Klein-Ingleton
Hinein ſprengt unſer John;
Es harrte ſchon, mit Gruß und Kuß,
Die Gattin am Balkon.

Sie ruft ihm zu: „Halt, Gilpin, halt!
Wo willſt Du hin? ſo ſprich!
Die Kinder haben Hunger ſchon
Und weinen bitterlich."

John Gilpin hört's; in tiefem Schmerz
Fleht er den Braunen: ſteh!
Doch ach der Braune hat kein Herz
Für eines Vaters Weh.

Zwei Meilen hinter Ingleton
Da liegt ein zierlich Haus,
John Gilpin's Freund, der Appreteur,
Zog Sommers da hinaus.

Der Braune machte oſt den Weg,
Und wiehernd jetzt am Zaun
Ruft er den Herrn, der aber will
Kaum ſeinen Augen traun

„He, Gilpin, he! was iſt geſchehn?
Was kommt Ihr überhaupt?
Und wenn Ihr kommt, warum beſchmutzt,
Barhäuptig und beſtaubt?“

John Gilpin drauf: „„was ich hier ſoll,
Das frage dieſes Thier;
Wir ritten ſcharf, Perrück und Hut
Sind darum noch nicht hier.““

Laut lachte da der alte Freund,
Es war ein luſt'ges Blut, —
Er nahm ſich die Perrück vom Kopf,
Und ſprach in frohem Muth:

„Nimm hin! Du ſtarrſt von Staub und Schmutz,
Drum ſcheint ſie noch zu klein,
Doch waſch' nur erſt die Kruſte ab,
So wird ſie paſſend ſein.“

John Gilpin nahm, und dankte viel,
Und ſprach zum Pferde dann:
„„He, Freund, ich hab' für Dich gethan,
Was man nur thuen kann.

„„Du wollteſt her zu Deinem Herrn,
Ich ehrte dieſen Trieb,
Nun aber trag' auch mich zurück
Zu meinem treuen Lieb.““

Er ſprach es kaum, da kreiſchte laut
Ein Eſel hinterm Heck,
Und Roß und Reiter zitterte,
So packte ſie der Schreck.

Wie wenn ein Löwe wo gebrüllt,
So griff der Renner aus; —
Auftauchte bald Klein-Jngleton,
Sammt ſeinem Kaffeehaus.

Die Gattin harrte immer noch
Des Gatten am Balkon,
Jetzt ſah ſie ihn, und wandte ſich
Zum Schwager Poſtillon:

„Sieh, dieſe halbe Kron iſt Dein,
Mein wackerer Geſell,
Schaffſt Du mir meinen Ehemann
Lebendig hier zur Stell.“

Der Poſtillon, der war nicht faul,
Auszog er auf den Fang,
Und hakte bald nach Mann und Roß,
Mit Zügel und mit Strang.

Dem Braunen aber däucht es ſchier
Als wie ein Peitſchenhieb,
Er lief, daß ſelbſt der Poſtillon
Im Hintertreffen blieb.

Sechs Reiter kamen juſt des Wegs,
Die ſahen Gilpin's Flucht,
Und wie der Poſtillon umſonſt
Ihn einzuholen ſucht.

Sie jagten mit, und ſchrieen laut:
„Halt't ihn! ein Dieb! ein Dieb!“
John Gilpin aber, unverkürzt,
Des Tages Sieger blieb.

Und wie ein Jockey beſter Art, —
Mit Weſte, Stulp und Kapp, —
Erſt wo er aufgeſtiegen war,
Da ſtieg er wieder ab.

Und nun zum Schluß: dem König Heil,
Und Heil! John Gilpin, Dir,
Und ſetzſt Du wieder Dich zu Roß,
So bitt' ich, ſag' es mir.

Königin Eleonorens Beichte.

Todtkrank lag Königin Eleonor',
Sie wußte, daß ſchlecht es ſtünde:
„Schickt mir zwei Mönche von Frankreich her,
Daß ich beichte meine Sünde.“

Der König rief ſeine Haushalt-Lords,
Seinen erſten und ſeinen zweiten:
„„Ich will Leonorens Beichtiger ſein,
Lord Marſchall, Du ſollſt mich begleiten.““

Lord Marſchall erſchrak und ſank in die Knie:
„Woll mir zuvor verſprechen,
Was auch die Königin beichten mag
An mir es nimmer zu rächen.“

„„Lord Marſchall, ſteh auf, ich verpfände mein Wort
Und ganz England zu meinen Füßen,
Was auch die Königin beichten mag,
Du ſollſt es nimmer büßen.

„„Wir legen an ein mönchiſch Gewand; —
In Kapuze und grauem Kleide,
So kommen wir betend von Frankreich her
Und hören die Beichte beide.““

Sie legten an ein mönchiſch Gewand;
Als gen Whitehall ſie ſchritten,
Des Volkes Menge begleitete ſie
Mit Kniefall und frommen Bitten.

Sie traten hin vor die Königin
Und ſprachen mit Händefalten:
„Vergieb, es haben Wetter und Wind
Unſren Dienſt zurückgehalten.“

„„Wenn ihr zwei Mönche von Frankreich ſeid,
Kann ich euer Säumen nicht ſchelten;
Wenn ihr zwei engliſche Mönche ſeid,
Sollt ihr's am Leben entgelten.““

„Wir ſind zwei Mönche von Frankreich her,
Drum beichte ohne Bangen,
Wir haben noch keine Meſſe gehört
Seit wir zu Schiff gegangen.“

„„Die erſte Sünde, die ich beging,
Hat andre groß gezogen,
Lord Marſchall hab' ich zuvor geliebt
Und den König hab' ich betrogen.““

„Eine ſchwere Sünde! ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: Amen, Amen.

„„Die zweite Sünde, die ich beging,
Die will ich zum andern bekennen,
Ich miſcht' einen Trunk, der ſollte mich raſch
Von König Heinrich trennen.““

„Eine ſchwere Sünde! ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: Amen, Amen.

„„Die dritte Sünde, die ich beging,
Die will zum dritten ich beichten,
Meine Hände waren's, die Becher und Gift
An Roſamunden reichten.““

„Eine ſchwere Sünde! ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: Amen, Amen.

„„Seht in der Halle den Knaben dort,
Wie er ſpielt mit dem Federballe,
Das iſt Lord Marſchalls älteſter Sohn
Und ich lieb ihn mehr als alle.

„„Seht in der Halle den Knaben dort,
Wie er haſcht nach dem fliegenden Balle,
Das iſt König Heinrichs jüngſter Sohn
Und ich haſſ' ihn mehr als alle.

„„Er hat einen Kopf wie ein Warwick-Stier
Und iſt täppiſch wie ein Bär;““
„Mag ſein, rief König Heinrich da,
Ich lieb ihn deſto mehr.“

Abriß er Kapuze und Mönchsgewand,
Sein Antlitz war blutroth,
Lenore ſchrie auf und rang die Händ', —
Ihre Beichte war ihr Tod.

Der König über die Schulter ſah,
Vielgrimmig ſah er drein:
„Lord Marſchall, wär's nicht um mein Wort,
Du ſollteſt gehangen ſein.“

Schwertſpruch.

(Eingegraben in das Erbſchwert der Douglas-Familie.)

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich.

Drum trag Du, wenn ich geſtorben bin,
Mein Herz zum heiligen Grabe hin.

Dort mag es liegen tief und ſtill,
Bis mein Erlöſer es wecken will.

Ein beſſerer Ritter bis dieſe Stund
An keines Königs Seite ſtund.

Melroſe-Abbey.

(Lay of the Last Minstrel. Canto II)

Und willſt Du des Zaubers ſicher ſein,
So beſuche Melroſ' bei Mondenſchein;
Die goldne Sonne, des Tages Licht,
Sie paſſen zu ſeinen Trümmern nicht.
Wenn die Bögen und Niſchen im Schatten ſtehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber ſehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelthurm ſeine Guirlanden flicht,
Wenn die Strebepfeiler ſich wechſelnd reihn,
Halb Ebenholz, halb Elfenbein,
Wenn's ſchneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umſchmiegt,
Wenn das Rauſchen des Tweed, weitab gehört,
Wie Summen die nächtige Stille ſtört, —
Ja, dann tritt ein; bei Mondesſchein
Beſuche Melroſ' und — thu' es allein.

Die Blumen des Waldes.

(Nach der Schlacht bei Flodden.)

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen
Die Heerde zu melken, die draußen ſteht;
Nun hör' ich ihr Wehe, wo immer ich gehe —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Vorüber das Necken an Wegen und Hecken,
Still eine neben der andern geht,
Sie können nicht ſcherzen mit Trauer im Herzen,
Und was ſie ſprechen, iſt leiſes Gebet.

Kein Erntereigen; es ſchweigen die Geigen,
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze ſich dreht.
Auf Märkten und Meſſen die Luſt iſt vergeſſen —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Kommt Dämmerſtunde, nicht mehr in die Runde
Das Haſchen und Pfänderſpielen geht,
In ſtiller Kammer verbirgt ſich ihr Jammer —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Dahin unſre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde geweht,
Unſre Blumen vom Walde, ſie ruhn auf der Halde,
Die Blüthe des Landes iſt abgemäht.

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen
Die Heerde zu melken, die draußen ſteht;
Nun klingt ihre Klage von Tage zu Tage:
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Leſly's Marſch.

(Puritaner-Lied)

Immer mit, immer mit,
Was Teufel, wer hält nicht Schritt?
Die Engliſchen ziehen von drüben heran,
Schließt euch feſter Mann an Mann,
Musketiere raſch in die Front,
Habt ihr vergeſſen, was ihr gekonnt:
Schießen und fechten und Schädelſpalten
Und mit der Linken die Bibel halten.

Die erſte Kirche, in die wir kommen,
Drin Rom und die Pfaffen Platz genommen
Und Orgel und Altar hinein erneuert,
Werd ausgefegt und ausgeſcheuert;
Jenny ſoll das Käppchen tragen,
Jocky das Chorhemd um ſich ſchlagen,
Und nach der Orgel und ihren Pfeifen
Sollen unſre Pfeifer greifen,
Können drauf ſpielen den ganzen Tag,
Komme, was da kommen mag;
Burſche, munter,
Bald wird's bunter,
Schürzet die Plaid's! ſie kommen, Juchhe,
Und klappt die Mützen in die Höh.

Jacobitenlieder.

(Von 1715—1746.)

1.

Die Duncans kommen, die Donalds kommen,
Die Colins kommen, die Ronalds kommen,
Es kommen die Kenmures Sohn und Vater,
Lord Foſter und Lord Derwentwater
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Die Intoſh kommen, die Quarries kommen,
Die Söhne Lord Glengarry's kommen,
Es kommen die Dougals und Mac Gregore
Mit kurzem Schwert und langem Rohre
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Die Pherſons kommen, die Kenzies kommen,
Die Grants, die Leans, die Menzies kommen,
Es kommen die Burſch aus allen Clanen,
Die Mädchen ſelbſt zu unſren Fahnen
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Die Camerons kommen, die Gordons kommen,
Die ſtolzen Söhne des Nordens kommen,
Es kommen die Enkel der alten Thane,
Die Crabies und die Mac-Farlane
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Sie kommen mit Pfeifen und Dudelſäcken
Und ſuchen das Volk mit den rothen Röcken,
Bald werden die Schöße im Winde fliegen,
Bald werden die Whigs auf der Naſe liegen,
Denn Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

2.

Die Einen ſagen, wir haben gewonnen,
Die Andern ſagen, ſie haben gewonnen,
Ich aber ſage das Eine nur:
Es ward viel gelaufen bei Sheriſmur,
Wir ſind gelaufen und ſie ſind gelaufen,
Gelaufen einzeln und in Haufen.

Wir haben den linken Flügel geſchlagen,
Der rechte Flügel hat uns geſchlagen,
Eine Rennbahn war die ganze Flur,
Es ward viel gelaufen bei Sheriſmur.
Wir ſind gelaufen und ſie ſind gelaufen,
Gelaufen einzeln und in Haufen.

Rob Roy, o wärſt Du zu Hülf uns gekommen,
Es hätt' ein anderes Ende genommen,
So aber war das Ende nur:
Es ward viel gelaufen bei Sheriſmur,
Wir ſind gelaufen und ſie ſind gelaufen,
Gelaufen einzeln und in Haufen.

3.

O käm er wieder, mit Waffen ſcharf,
Der Burſch, den ich nicht nennen darf,
O käm er wieder und käm er ſchnell,
Hier iſt ſein Platz und ſeine Stell,
Ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
Und wären zehntauſend um ihn her.

Von Tartan der Rock und die Hoſe dazu,
Die Mütze blau und geſchnürt die Schuh,
Ein Hochlandsburſch vom Wirbel zur Zeh,
Das iſt der Burſch, mit dem ich geh,
Und ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
Und wären zehntauſend um ihn her.

O ging es wieder in's grüne Feld,
Er iſt ein König und iſt ein Held,
Auf ſeiner Bruſt der goldene Stern,
Wo der uns leuchtet, da folgen wir gern,
Und ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
Und wären zehntauſend um ihn her.

O ſäß er wieder, der Erb einer Kron',
Auf ſeiner Väter heiligem Thron,
Da wären vorüber Weh und Streit
Und wir lebten wieder die goldene Zeit,
Und ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
Und wären zehntauſend um ihn her.

4.

Mein Liebſter iſt kommen von Aberdeen
Und über die Maßen lieb ich ihn,
Und hat mich doch betrübt und erſchreckt
Und die weiße Kokarde aufgeſteckt;
Er iſt ein übermüthiger Burſch
Und doch ein lieber gütiger Burſch,
Und ich lieb ihn und will mit ihm gehn
Und immer die weiße Kokarde ſehn.

Ich will verkaufen Geis und Kuh
Und Spindel und Flachs und Garn dazu,
Und will mir kaufen ein Tartankleid
Und ſtill marſchiren an ſeiner Seit;
Er iſt ein übermüthiger Burſch
Und doch ein lieber, gütiger Burſch,
Und ich lieb ihn und will mit ihm gehn
Und immer die weiße Kokarde ſehn.

5.

An einem Montag Morgen war's,
Kaum ſchlug die Glocke vier,
Da zog er ein in unſre Stadt
Der junge Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Und als er zog die Straß hinauf
Und nickte dort und hier,
Da klang's aus allen Fenſtern: Heil
Dir junger Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Viel tauſend Burſche bracht' er mit,
Das halbe Hochland ſchier,
Die folgten gern dem echten Herrn,
Dem jungen Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Sie ließen Weib und Kind zurück,
Wohlan, ſo thun auch wir,
Wir baun auf Gott und gutes Glück
Und auf den Kavalier;
  O Charlie iſt mein Liebling,
  Mein Liebling, mein Liebling,
  O Charlie iſt mein Liebling,
  Der junge Kavalier.

Wir ziehn entlang mit Pfeifenklang,
Die Diſtel als Panier,
Mit Kilt und Plaid und Schwertern blank
So ſiegt der Kavalier;
  O Charlie iſt mein Liebling,
  Mein Liebling, mein Liebling,
  O Charlie iſt mein Liebling,
  Der junge Kavalier.

6.

Cope ſchrieb einen Brief an den Kavalier:
„So Du Muth haſt, komm und ficht' mit mir,
Und biſt Du nicht in zwei Stunden hier,
So komm ich früh am Morgen.“

Prinz Charlie ſah hinein in den Brief;
Er zog ſein Schwert und lacht' und rief:
„„Und ſind Deine Gräben noch ſo tief,
Wir kommen früh am Morgen.““

Auf Hochlandsburſche, auf, ins Feld,
Grau-Dämmrung ſchon die Nacht erhellt,
Und wo John Cope uns hinbeſtellt,
Da ſtehn wir früh am Morgen.

Wie, was? ob Cope noch ſchlafen mag?
Wach auf, es iſt ſchon heller Tag,
Hörſt Du nicht Pfeif' und Trommelſchlag?
Wir kommen früh am Morgen.

Halt Cope, was läufſt Du ſchon von fern?
Wir ſchüttelten Dir die Pätſchchen gern,
Nun lauf' und grüß' uns Deinen Herrn
Und biet' ihm guten Morgen.

Cope lief bis Leith mit rothem Geſicht;
„Wo ſind Deine Leute?“ der Sheriff ſpricht,
„„Zum Teufel,““ rief Cope, „„ich weiß es nicht,
Ich ſah ſie zuletzt heut Morgen.““

7.

Mein Harry war ein tapfres Blut,
Ich ſah ihn neben der Fahne gehn,
Nun iſt er über die große Fluth
Auf nimmer, nimmer Wiederſehn;
Und doch nur einmal herzen ihn,
Was gäb' ich alles nicht drum hin!
Ich gäb' unſer Hafer- und Gerſtenland
Für den kleinen Finger von ſeiner Hand.

Oft, wenn es ſtill geworden im Haus
Und von Abend her die Lüfte wehn,
Dann frag ich in den Wind hinaus:
Werd' ich ihn nimmer wiederſehn?
Ihn ſehn, nur einmal herzen ihn,
Was gäb' ich alles nicht drum hin!
Ich gäb' unſer Hafer- und Gerſtenland
Für den kleinen Finger von ſeiner Hand.

O hingen einige Schurken hoch
Und ließ uns Gott einen Rächer erſtehn,
Da kämen frohe Tage noch
Und den Liebſten würd ich wiederſehn;
Ihn ſehn, nur einmal herzen ihn,
Was gäb' ich alles nicht drum hin!
Ich gäb' unſer Hafer- und Gerſtenland
Für den kleinen Finger von ſeiner Hand.

8.

Die ſchöne Maid von Inverneß,
Wie freudlos ihr der Tag vergeht,
Sie ſchafft und ſpinnt und webt, indeß
Ihr dunkles Aug' in Thränen ſteht:
„Drummoſſie-Moor, Drummoſſie-Tag,
O bittrer Tag, o blutges Moor,
Wo kalt und ſtarr mein Vater lag
Und ich der Brüder drei verlor.

„Sie liegen tief in Sand und Blut,
Im erſten Grün die Gräber ſtehn,
Der beſte Burſch daneben ruht,
Den Mädchenaugen je geſehn.
Weh Sieger Dir, der nach der Schlacht
Noch die Geſchlagnen niedertrat,
Du haſt manch Herz betrübt gemacht,
Das Dir doch nichts zu Leide that.“

9.

Wetternacht und Sturmesgrollen
Hab' ich um mich für und für,
Und der Gießbach, angeſchwollen,
Klopft an meine Felſenthür;
Ach, von jenen ſtillen Quellen,
Dran die blaue Blume blüht,
Von des Weſtwinds leiſen Wellen
Labt nicht eine mein Gemüth.

Rechtes willen, Ehre wegen
Kämpften wir den Kampf der Pflicht,
Doch der Himmel war entgegen
Und die Götter wollten's nicht;
Sieg und Ruhm entſank im Streite
Uns auf Hochlands Moor und Moos,
Vor uns liegt die Welt, die weite,
Aber freund- und freudelos.

10.

Sieben Söhne gab ich dem Kavalier,
Sieben grüne Plätze ſind blieben mir,
Ihrer Mutter Herz iſt gebrochen vor Weh —
König Jacob, daß ich Dich wiederſäh'.

In Trümmern die Kirche, in Feſſeln das Land,
Das Schwert in Mörder- und Henkershand,
Und ſchweigen müſſen, was immer geſchäh' —
König Jacob, daß ich Dich widerſäh'.

Mir iſt zu leben nimmer Gewinn,
Meine Söhne todt, ſeine Krone dahin,
Doch ſingen will ich, wo immer ich ſteh:
König Jacob, daß ich Dich widerſäh'.

11.

Die ihr euch „Jacobiten" nanntet,
Zu eigner und des Königs Ehr',
Die ihr euch Jacobiten nanntet,
Zu Thron und Stuart euch bekanntet
Und endlich doch den Rücken wandtet,
O tretet her.

Was kämpft ihr noch voll halben Zwanges
Ein leeres Wortgefecht „ums Recht,"
Entſchlagt euch des gelehrten Dranges,
Ich ſag: ein kurz Schwert und ein langes,
Ich ſag: ein ſtark Herz und ein banges,
Die machen Unrecht ach und — Recht.

Was ſchwankt ihr länger bang und ſchüchtern?
Der findet Gnade, der drum wirbt;
Was ſchwankt ihr länger bang und ſchüchtern?
Fügt euch den neuen Himmelslichtern
Und — überlaſſet ſeinen Richtern
Den, der in Treue lebt und ſtirbt.

Das Begräbniß des Sir John Moore.

Kein Trommelwirbel, kein Grablied hohl
Als wir an den Wallrand lenkten,
Kein Schuß rief über ihn hin: „Fahr wohl"
Als wir ihn niederſenkten;
Wir ſenkten ihn nieder um Mitternacht,
Sein Grab — ohne Prunk und Flimmer,
Wir hatten's mit Bayonetten gemacht
Bei Mond- und Windlicht-Schimmer.

Viel Zeit zum Beten hatten wir nicht,
Nicht Zeit zu Klagen und Sorgen,
Wir ſtarrten dem Todten in's Angeſicht
Und dachten: „was nun morgen!"
Kein Grabtuch da, kein Prieſter nah,
Kein Sterbekleid und kein Schragen,
Wie ein ſchlafender Krieger lag er da
Seinen Mantel umgeſchlagen.

Und kaum noch, daß unſer Thun vollbracht,
Heim rief uns die Glock' von den Schiffen,
Und über uns hin jetzt, durch die Nacht,
Des Feindes Kugeln pfiffen;
So ließen wir ihn auf ſeinem Feld,
Blutfeucht von Heldenthume,
Da liegt er und ſchläft er allein, unſer Held,
Allein mit ſeinem Ruhme.

Wir dachten, als wir den Hügel gemacht
Ueber ſeinem Bette der Ehre:
Bald drüber hin zieht Feindes Macht,
Und wir — weit, weit auf dem Meere;
Sie werden ſchwätzen viel auf und ab
Von Ehre, die kaum gerettet, —
Doch nichts von Allem dringt in ſein Grab,
Drin wir Britiſchen ihn gebettet.

Volkslied.

(In den Londoner Straßen geſungen im Winter 1855.)

All die ihr ſchlaft auf Dunen, behaglich, wohlgemuth,
Denkt unſrer armen Brüder, die kalt ſind bis aufs Blut,
Die in den Gräben liegen, krank, hungrig, ſtarr und ſtumm,
Die Blüthe unſres Landes, im Schlammbett kommt ſie um.

Vom Balaklava-Hafen bis an die Stadt heran,
Vor Karren und Geſchützen ſie ſelber als Geſpann,
So haben ſie's gehalten, dann kam die ſtille Nacht,
So viele gingen ſchlafen', ſo wenig ſind erwacht.

Ich hört ein Mädchen klagen, ſie rief: was fang ich an,
Mein Vater liegt und ſchlummert im Thal von Inkermann,
Mein Bruder liegt verwundet, geneſen wird er nie,
Es kann kein Chriſt geneſen in jenem Skutari.

Gott, ſchütze unſre Brüder mit Deiner mächtigen Hand,
Leih ihnen Sieg und führe ſie heim in's Vaterland,
Beſchütz' auch was ſie lieben, Weib, Vater, Mutter, Kind,
Und ſei ein Tröſter aller, die ſchweren Herzens ſind.

Grabſchrift.

(Auf einem Grabſtein im Kirchhof von Melroſe-Abbey.)

Erde gleißt auf Erden
In Gold und in Pracht;
Erde wird Erde
Bevor es gedacht;
Erde thürmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein;
Erde ſpricht zu Erde:
Alles wird mein.

Halle, Buchdruckerei des Waiſenhauſes.

Vor dem Sturm.

Roman

aus dem Winter 1812 auf 13

von

Theodor Fontane.

Erſter Band.

Hohen-Vietz.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1878.

Erſter Band.

Hohen-Vietz.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I.

Heiligabend.

Es war Weihnachten 1812, heiliger Abend. Einzelne Schneeflocken fielen und legten ſich auf die weiße Decke, die ſchon ſeit Tagen in den Straßen der Hauptſtadt lag. Die Laternen, die an lang ausgeſpannten Ketten hingen, gaben nur ſpärliches Licht; in den Häuſern aber wurde es von Minute zu Minute heller und der „heilige Chriſt“, der hier und dort ſchon einzuziehen begann, warf ſeinen Glanz auch in das draußen liegende Dunkel.

So war es auch in der Kloſterſtraße. Die „Singuhr“ der Parochialkirche ſetzte eben ein, um die erſten Takte ihres Liedes zu ſpielen, als ein Schlitten aus dem Gaſthof zum grünen Baum herausfuhr und gleich darauf ſchräg gegenüber vor einem zweiſtöckigen Hauſe hielt, deſſen hohes Dach noch eine Manſardenwohnung trug. Der Kutſcher des Schlittens, in einem abgetragenen, aber mit drei Kragen ausſtaffirten Mantel, beugte ſich vor und ſah nach den oberſten Fenſtern hinauf; als er jedoch wahrnahm, daß alles ruhig blieb, ſtieg er von ſeinem Sitz, ſträngte die Pferde ab und ſchritt auf das Haus zu, um durch die halb offen ſtehende Thür in dem dunklen Flur deſſelben zu verſchwinden. Wer ihm dahin gefolgt wäre, hätte nothwendig das ſtufenweiſe Stapfen und

Stoßen hören müſſen, mit dem er ſich, vorſichtig und ungeſchickt, die drei Treppen hinauffühlte.

Der Schlitten, eine einfache Schleife, auf der ein mit einem ſogenannten „Plan“ überſpannter Korbwagen befeſtigt war, ſtand all die Zeit über ruhig auf dem Fahrdamm, hart an der Oeffnung einer hier aufgeſchütteten Schneemauer. Der Korbwagen ſelbſt, muthmaßlich um mehr Wärme und Bequemlichkeit zu geben, war nach hinten zu, bis an die Plandecke hinauf, mit Stroh gefüllt; vorn lag ein Häckſelſack, gerade breit genug, um zwei Perſonen Platz zu gönnen. Alles ſo primitiv wie möglich. Auch die Pferde waren unſcheinbar genug, kleine Ponies, die gerade jetzt in ihrem winterlich rauhen Haar ungeputzt und dadurch ziemlich vernachläſſigt ausſahen. Aber wie immer auch, die ruſſiſchen Sielen, dazu das Schellengeläut, das auf roth eingefaßten breiten Ledergurten über den Rücken der Pferde hing, ließen keinen Zweifel darüber, daß das Fuhrwerk aus einem guten Hauſe ſei.

So waren fünf Minuten vergangen oder mehr, als es auf dem Flur hell wurde. Eine Alte in einer weißen Nachthaube, das Licht mit der Hand ſchützend, ſtreckte den Kopf neugierig in die Straße hinaus; dann kam der Kutſcher mit Mantelſack und Pappkarton; hinter dieſem, den Schluß bildend, ein hochaufgeſchoſſener junger Mann von leichter vornehmer Haltung. Er trug eine Jagdmütze, kurzen Rock und war in ſeiner ganzen Oberhälfte unwinterlich gekleidet. Nur ſeine Füße ſteckten in hohen Filzſtiefeln. „Frohe Feiertage, Frau Hulen,“ damit reichte er der Alten die Hand, ſtieg auf die Deichſel und nahm Platz neben dem Kutſcher. „Nun vorwärts, Kriſt; Mitternacht ſind wir in Hohen-Vietz. Das iſt recht, daß Papa die Ponies geſchickt hat.“

Die Pferde zogen an und verſuchten es, ihrer Natur nach, in einen leichten Trab zu fallen; aber erſt als ſie die Königsſtraße mit ihrem Weihnachtsgedränge und Waldteufelgebrumm im Rücken hatten, ging es in immer raſcherem Tempo die Landsberger Straße entlang und endlich unter immer munterer werdendem Schellengeläut zum Frankfurter Thore hinaus.

Draußen umfing ſie Nacht und Stille; der Himmel klärte ſich und die erſten Sterne traten hervor. Ein leiſer aber ſcharfer Oſtwind fuhr über das Schneefeld und der Held unſerer Geſchichte, Lewin von Vitzewitz, der ſeinem väterlichen Gute Hohen-Vietz zufuhr, um die Weihnachtsfeiertage daſelbſt zu verbringen, wandte ſich jetzt, mit einem Anflug von märkiſchem Dialekt, an den neben ihm ſitzenden Gefährten. „Nun, Kriſt, wie wär' es? Wir müſſen wohl einheizen.“ Dabei legte er Daumen und Zeigefinger ans Kinn und paffte mit den Lippen. Dies „wir“ war nur eine Vertraulichkeitswendung; Lewin ſelbſt rauchte nicht. Kriſt aber, der von dem Augenblick an, wo ſie die Stadt im Rücken hatten, dieſe Aufforderung erwartet haben mochte, legte ohne Weiteres die Leinen in die Hand ſeines jungen Herrn und fuhr in die Manteltaſche, erſt um eine kurze Pfeife mit bleiernem Abguß, dann um ein neues Paket Tabak daraus hervorzuholen. Er nahm beides zwiſchen die Kniee, öffnete das mit braunem Lack geſiegelte Paket, ſtopfte und begann dann mit derſelben langſamen Sorglichkeit nach Stahl und Schwamm zu ſuchen. Endlich brannte es; er that, indem er wieder die Leine nahm, die erſten Züge und während jetzt kleine Funken aus dem Drahtdeckel hervorſprühten, ging es auf Friedrichsfelde zu, deſſen Lichter ihnen über das weiße Feld her entgegen ſchienen.

Das Dorf lag bald hinter ihnen. Lewin, der ſich's inzwiſchen bequem gemacht und durch feſteren Aufbau einiger Strohbündel eine Rückenlehne hergerichtet hatte, ſchien jetzt in der Stimmung, eine Unterhaltung aufzunehmen. Ehe des Kutſchers Pfeiſe brannte, wär' es ohnehin nicht räthlich geweſen.

„Nichts neues, Kriſt?" begann Lewin, indem er ſich feſter in die Strohpolſter drückte. „Was macht Willem, mein Päth?"

„Dank ſchön, junger Herr, he is ja nu wedder bi Weg."

„Was war ihm denn?"

„He hett' ſich verfiert. Un noch dato an ſinen Gebortsdag. Et is nu en Wochner drei; ja, up'n Dag hüt, drei Wochen. Oll Doktor Leiſt von Lebus hett'em aber wedder to recht bracht."

„Er hat ſich verfiert?"

„Ja, junger Herr, ſo glöwen wi all'. Et wihr wol ſo um de fiefte Stunn' as mine Fru ſeggen däd: Willem geih, un hol uns en paar Aeppels, awers von de Renetten up'n Stroh, dicht bi de Bohnenſtakens. Un unſ' Lütt-Willem ging ooch, un ick hürt'em noch flöten un ſingen un dat Klapſen von ſine Pantinen ümmer den Floor lang. Awer dunn hürt' ick nix mihr, un as he nu an de olle wackelſche Döör käm un in den groten Saal rinnwull, wo unſ' Aeppels liggen un wo de Lüt' ſeggen, dat de oll' Matthias ſpöken deiht, da möt' em wat paſſirt ſinn. He käm nich un käm nich; un as ick nu nahjung un ſehn wull, wo he bliwen däd, da läg he, glieks achter de Schwell, as dod up de Flieſen."

„Das arme Kind! Und Eure Frau...."

„De käm ooch, un wi drögen em nu torügg in unſe Stuw' un rewen em in. Mine Fru hätt ümmer en beten Miren-Spiritus to Huus. As he nu wedder to ſich käm, biwwerte em de janze lütte Liew un he ſeggte man ümmer: „Ick hebb' em ſehn."

Lewin hatte ſich zurecht gerückt. „Es geht alſo wieder beſſer," warf er hin, und wie um los zu kommen von allerhand Bildern und Gedanken, die des Kutſchers Erzählung in ihm angeregt hatte, fuhr er hin und her in Erkundigungen, worauf Kriſt mit ſo viel Ausführlichkeit antwortete, wie ihm die Raſchheit der Fragen geſtattete. Dem Schulzen Kniehaſe war einer von ſeinen Braunen gefallen; bei Hoppen-Marieken hatte der Schornſtein gebrannt; bei Wittwe Gräbſchen hatte Nachtwächter Pachaly einen mittelgroßen Sarg, mit einem Myrthenkranz darauf, vor der Hausthür ſtehn ſehn „un wihl et man en mittelſcher Sarg weſt wihr, ſo hebben ſe all' an de Jüngſcht', an Hanne Gräbſchen 'dacht. De is man kleen, und piept all lang.“

Die Sterne traten immer zahlreicher hervor. Lewin lupfte die Kappe, um ſich die Stirn von der friſchen Winterluft anwehen zu laſſen und ſah ſtaunend und andächtig in den funkelnden Himmel hinauf. Es war ihm, als fielen alle dunklen Geſchicke, das Erbtheil ſeines Hauſes, von ihm ab, und als zöge es lichter und heller von oben her in ſeine Seele. Er athmete auf. Zwei, drei Schlitten flogen vorüber, grüßten und ſangen, ſichtlich Gäſte, die im Nebendorf die Beſcheerung nicht verſäumen wollten; dann, ehe fünf Minuten um waren, glitt das Gefährt unſerer zwei Freunde unter den Giebelvorbau des Bohlsdorfer Kruges.

Bohlsdorf war drittel Weg. Niemand kam. An den Fenſtern zeigte ſich kein Licht; die Krügersleute mußten in den Hinterſtuben ſein und das Vorfahren des Schlittens, trotz ſeines Schellengeläutes, überhört haben. Kriſt nahm wenig Notiz davon. Er ſtieg ab, holte eine der Stehkrippen heran, die beſchneit an dem Hofzaun entlang ſtanden, und ſchüttete den Pferden ihren Hafer ein.

Auch Lewin war abgeſtiegen. Er ſtampfte ein paarmal in den Schnee, wie um das Blut wieder in Umlauf zu bringen und trat dann in die Gaſtſtube, um ſich zu wärmen und einen Imbiß zu nehmen. Drinnen war alles leer und dunkel; hinter dem Schenktiſch aber, wo drei Stufen zu einem höher gelegenen Alkoven führten, blitzte der Chriſtbaum von Lichtern und goldenen Ketten. In dieſem Weihnachtsbilde, das der enge Thürrahmen einfaßte, ſtand die Krügersfrau in Mieder und rothem Friesrock und hatte einen Blondkopf auf dem Arm, der nach den Lichtern des Baumes langte. Der Krüger ſelbſt ſtand neben ihr und ſah auf das Glück, das ihm das Leben und dieſer Tag beſcheert hatten.

Lewin war ergriffen von dem Bilde, das faſt wie eine Erſcheinung auf ihn wirkte. Leiſer als er eingetreten war, zog er ſich wieder zurück und trat auf die Dorfſtraße. Gegenüber dem Kruge, von einer Feldſteinmauer eingefaßt, lag die Bohlsdorfer Kirche, ein alter Ciſtercienſer Bau aus den Tagen der erſten Koloniſation. Es klang deutlich von drüben her, als würde die Orgel geſpielt, und Lewin, während er noch aufhorchte, bemerkte zugleich, daß eines der kleinen, in halber Wandhöhe hinlaufenden Rundbogenfenſter matt erleuchtet war. Neugierig, ob er ſich täuſchte oder nicht, ſtieg er über die niedrige Steinmauer fort und ſchritt, zwiſchen den Gräbern hin, auf die Längswand der Kirche zu. Ziemlich inmitten dieſer Wand bemerkte er eine Pforte, die nur eingeklinkt aber nicht geſchloſſen war. Er öffnete leiſe und trat ein. Es war, wie er vermuthet hatte. Ein alter Mann, mit Sammtkäpſel und ſpärlichem weißen Haar, ſaß vor der Orgel, während ein Lichtſtümpſchen neben ihm eine kümmerliche Beleuchtung gab. In ſein Orgelſpiel vertieft, bemerkte er nicht, daß jemand eingetreten war und feierlich aber gedämpften Tones klangen die Weihnachtsmelodieen nach wie vor durch die Kirche hin.

Uebte ſich der Alte für den kommenden Tag, oder feierte er hier ſein Chriſtfeſt allein für ſich mit Pſalmen und Choral? Lewin hatte ſich die Frage kaum geſtellt, als er, der Orgel gegenüber, einen zweiten Lichtſchimmer wahrnahm; auf der unterſten Stufe des Altars ſtand eine kleine Hauslaterne. Als er näher trat, ſah er, daß Frauenhände hier eben noch beſchäftigt geweſen ſein mußten. Ein Handfeger lag da, daneben eine kurze Stehleiter, die beiden Seitenhölzer oben mit Tüchern umwunden. Das Licht der Laterne fiel auf zwei Grabſteine, die vor dem Altar in die Flieſen eingelegt waren; der eine zur Linken enthielt nur Namen und Datum, der andere zur Rechten aber zeigte Bild und Spruch. Zwei Lindenbäume neigten ihre Wipfel einander zu, und darunter ſtanden Verſe, zehn oder zwölf Zeilen. Nur die Zeilen der zweiten Strophe waren noch deutlich erkennbar und lauteten:

Sie ſieht nun tauſend Lichter;
Der Engel Angeſichter
Ihr treu zu Dienſten ſtehn;
Sie ſchwingt die Siegesfahne
Auf güldnem Himmelsplane
Und kann auf Sternen gehn.

Lewin las zwei- dreimal, bis er die Strophe auswendig wußte; die letzte Zeile namentlich hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, von dem er ſich keine Rechenſchaft geben konnte. Dann ſah er ſich noch einmal in der ſeltſam erleuchteten Kirche um, deren Pfeiler und Chorſtühle ihn ſchattenhaft umſtanden und kehrte, die Thüre leiſe wieder anlehnend, erſt auf den Kirchhof, dann, mit raſchem Sprung über die Mauer auf die Dorfſtraße zurück.

Der Krug hatte indeſſen ein verändertes Anſehen gewonnen. In der Gaſtſtube war Licht; Kriſt ſtand am Schenktiſch im eifrigen Geſpräch mit dem Krüger, während die Frau, aus der Küche kommend, ein Glas Kirſchpunſch auf den Tiſch ſtellte. Sie plauderten noch eine Weile auch über den alten Küſter drüben, der, ſeitdem er Wittmann geworden, ſeinen heiligen Abend mit Orgelſpiel zu feiern pflege; dann, unter Händeſchütteln und Wünſchen für ein frohes Feſt, wurde Abſchied genommen und an den ſtillen Torfhütten vorbei ging es weiter in die Nacht hinein.

Lewin ſprach von den Krügersleuten; Kriſt war ihres Lobes voll. Weniger wollt' er vom Bohlsdorfer Amtmann wiſſen, am wenigſten vom Petershagener Müller, an deſſen abgebrannter Bockmühle ſie eben vorüberfuhren. Aus allem ging hervor, daß Kriſt, der allwöchentlich dieſes Weges kam, den Klatſch der Bierbänke zwiſchen Berlin und Hohen-Vietz in treuem Gedächtniß trug. Er wußte alles und ſchwieg erſt, als Lewin immer ſtiller zu werden begann. Nur kurze Anſprachen an die Ponies belebten noch den Weg. Die regelmäßige Wiederkehr dieſer Anrufe, das monotone Schellenläuten, das alsbald wie von weit her zu klingen ſchien, legte ſich mehr und mehr mit einſchläfernder Gewalt um die Sinne unſeres Helden. Allerhand Geſtalten zogen an ſeinem halbgeſchloſſenen Auge vorüber; aber eine dieſer Geſtalten, die glänzendſte, nahm er mit in ſeinen Traum. Er ſaß vor ihr auf einem niedrigen Tabourett; ſie lachte ihn an und ſchlug ihn leiſe mit dem Fächer, als er nach ihrer Hand haſchte, um ſie zu küſſen. Hundert Lichter, die ſich in ſchmalen Spiegeln ſpiegelten, brannten um ſie her und vor ihnen lag ein großer Teppich, auf dem Göttin Venus in ihrem Taubengeſpann durch die Lüfte zog. Dann war es plötzlich, als löſchten alle dieſe Lichter aus; nur zwei Stümpſchen brannten noch; es war wie eine ſchattendurchhuſchte Kirche und an der Stelle, wo der Teppich gelegen hatte, lag ein Grabſtein, auf dem die Worte ſtanden:

Sie ſchwingt die Siegesfahne
Auf güldnem Himmelsplane
Und kann auf Sternen gehn.

Süß und ſchmerzlich, wie kurz vorher bei wachen Sinnen ihn dieſe Worte berührt hatten, berührten ſie ihn jetzt im Traum. Er wachte auf.

„Noch eine halbe Meile, junger Herr," ſagte Kriſt.

„Dann ſind wir in Dolgelin?"

„Nein, in Hohen-Vietz."

„Da hab' ich feſt geſchlafen."

„Dritthalb Stunn'."

Das erſte, was Lewin wahrnahm, war die Sorglichkeit, mit der ſich der alte Kutſcher mittlerweile um ihn bemüht hatte. Der Futterſack war ihm unter die Füße geſchoben, die beiden Pferdedecken lagen ausgebreitet über ſeinen Knieen.

Nicht lange und der Hohen-Vietzer Kirchthurm wurde ſichtbar. An oberſter Stelle eines Höhenzuges, der nach Oſten hin die Landſchaft ſchloß, ſtand die graue Maſſe, ſchattenhaft im funkelnden Nachthimmel.

Dem Sohne des Hauſes ſchlug das Herz immer höher, ſo oft er dieſes Wahrzeichens ſeiner Heimat anſichtig wurde. Aber er hatte heute nicht lange Zeit, ſich der Eigenthümlichkeit des Bildes zu freuen. Die beſchneiten Parkbäume traten zwiſchen ihn und die Kirche und einige Minuten ſpäter ſchlugen die Hunde an, und zwiſchen zwei Thorpfeilern hindurch beſchrieb der Schlitten eine Kurve und hielt vor der portalartigen Glasthüre, zu der zwei breite Sandſteinſtufen hinaufführten.

Lewin, der ſich ſchon vorher erhoben hatte, ſprang hinaus und ſchritt auf die Stufen zu. „Guten Abend, junger Herr," empfing ihn ein alter Diener in Gamaſchen und Frackrock, an dem nur die großen blanken Knöpfe verriethen, daß es eine Livrée ſein ſollte.

„Guten Abend, Jeetze; wie geht es?"

Aber über dieſen Gruß kam Lewin nicht hinaus, denn im ſelben Augenblick richtete ſich ein prächtiger Neufundländer vor ihm auf und überfiel ihn, die Vorderpfoten auf ſeine Schultern legend, mit den allerſtürmiſchſten Liebkoſungen.

„Hektor, laß gut ſein, Du bringſt mich um." Damit trat unſer Held in die Halle ſeines väterlichen Hauſes. Ein paar Scheite, die im Kamin verglühten, warfen ihr Licht auf die alten Bilder an der Wand gegenüber. Lewin ſah ſich um, nicht ohne einen Anflug freudigen Stolzes auf der Scholle ſeiner Väter zu ſtehen.

Dann leuchtete ihm der alte Diener die ſchwere doppelarmige Treppe hinauf, während Hektor folgte.

II.

Hohen-Vietz.

In der Halle ſchwelen noch einige Brände; ſchütten wir Tannäpfel auf und plaudern wir, ein paar Seſſel an den Kamin rückend, von Hohen-Vietz.

Hohen-Vietz war urſprünglich ein altes, aus den Tagen der letzten Askanier ſtammendes Schloß mit Wall und Graben und freiem Blick oſtwärts auf die Oder. Es lag auf demſelben Höhenzuge wie die Kirche, deren ſchattenhaftes Bild uns am Schluß des vorigen Kapitels entgegentrat, und beherrſchte den breiten Strom, wie nicht minder die am linken Flußufer von Frankfurt nach Küſtrin führende Straße. Es galt für ſehr feſt, und Jahrhunderte lang hatten ſie einen Reim im Lebuſiſchen, der lautete:

De ſitt ſo feſt up ſinen Sitz,
As de Vitzewitz' up Hohen-Vietz.

Die Pommern lagen zweimal davor; die Huſſiten berannten es, als ſie ſengend und brennend in Lebus und Barnim vordrangen, aber die heilige Jungfrau im Kirchenbanner ſchützte das Schloß, und als der damalige Vitzewitz, über deſſen Vornamen die Urkunden verſchiedene Angaben bringen, ein griechiſches Feuer in das Lager der Huſſiten warf, zogen ſie ab, nachdem ſie alle umher gelegenen Dörfer verwüſtet hatten. Die

Kunſt des griechiſchen Feuers aber hatte der Schloßherr von Rhodus mit heimgebracht, wo er unter den Rittern an zwei Feldzügen gegen die Türken theilgenommen hatte.

Das war 1432. Ruhigere Zeiten kamen. Der hohe Ruf von Hohen-Vietz lebte fort, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, ſich neu zu bewähren. Erſt der dreißigjährige Krieg brachte neue und ſchwerere Prüfungen.

Am 29. März 1631, faſt genau zweihundert Jahre nach der Huſſitenüberſchwemmung, erſchienen von Frankfurt aus ſechs Kompagnien Kaiſerlicher vor Hohen-Vietz, das am Tage vorher, den Proteſten des Schloßherrn Rochus von Vitzewitz zum Trotz, von den von Stettin und Garz her heranziehenden Schweden beſetzt worden war. Oberſt Maradas, der die Kaiſerlichen führte, forderte die Uebergabe des Schloſſes. Als dieſe verweigert wurde, legten die Kaiſerlichen, die aus je zwei Kompagnien der Regimenter Butler, Lichtenſtein und Maradas zuſammengeſetzt waren, die Leitern an, ſtürmten das Schloß, brannten es bis auf die nackten Mauern aus und ließen die ſchwediſche Beſatzung über die Klinge ſpringen.

Einen Augenblick ſtand Rochus von Vitzewitz in Gefahr, das Schickſal der Beſatzung zu theilen; ſeine beiden halberwachſenen Söhne aber, ſie mochten ſiebzehn und ſechszehn Jahre zählen, warfen ſich dazwiſchen und retteten ihn durch ihre Geiſtesgegenwart. Oberſt Maradas, an den jungen Leuten Gefallen findend, bot ihnen an, im kaiſerlichen Heere Dienſt zu nehmen, ein Anerbieten, das von Seiten des Jüngeren, Matthias, ohne langes Säumen, auch ohne Widerſpruch des Vaters angenommen wurde. Es waren nicht Zeiten, um über erfahrene Unbill, wie ſie der Lauf des Krieges für Freund und Feind gleichmäßig mit ſich brachte, lange zu grübeln. Matthias trat als Cornet in das Regiment Lichtenſtein ein, Anſelm aber, der ältere, erklärte, bei dem Vater ausharren und demſelben bei Wiederaufbau des Schloſſes zur Seite ſtehen zu wollen.

Dieſer Wiederaufbau jedoch verzögerte ſich. Als er endlich nach dem Abzug der feindlichen, nunmehr Süddeutſchland zum Schauplatz ihrer Kämpfe wählenden Heere beginnen ſollte, hatten ſich unter den fortwährenden Opfern des Krieges die Verhältniſſe derart verſchlechtert, daß es an den nöthigen Mitteln zu einem Schloßbau gebrach. Rochus entſchied ſich alſo, von der Hohen-Vietzerhöhe, von der aus die Seinen dreihundert Jahre und länger ins Land geblickt hatten, herabzuſteigen und zu Füßen derſelben, am Nordrande des ſich hier hinziehenden alten Wendendorfes, ein einfaches Herrenhaus herzurichten. Dies war 1634.

Anſelm ging ihm dabei in allen Stücken zur Hand und ſchon Sonntag Exaudi, elf Monate nach Beginn des Baues, konnte die neue Heimſtätte der Vitzewitze bezogen werden.

Es war ein Fachwerkhaus, lang, niedrig, mit hohem Dach. In dem Balken aber, der über der Thüre hinlief, war ein Spruch eingeſchnitten:

Dies iſt der Vitzewitzen Haus,
Aus dem alten zog es aus;
Gottes Segen komm herein,
Wird es wohl geſchützet ſein.

Und faſt ſchien es, als ob der Spruch ſich erfüllen und inmitten aller Kriegstrübſal, die über dem Lande lag, an dieſer neugegründeten Stätte ein neues Glück erblühen ſolle. Von Matthias, der aus dem Regiment Lichtenſtein in das Regiment Tieſenbach übergetreten, bei Nördlingen verwundet und ein halbes Jahr ſpäter, erſt zwanzig Jahre alt, zum kaiſerlichen Hauptmann aufgeſtiegen war, trafen Nachrichten ein, die des alten Rochus Herz, trotzdem es den Schweden zuneigte, mit Stolz und Freude erfüllten. Anſelm, ohne darum nachgeſucht zu haben, ſah ſich an den Hof gezogen und trat in dieſelbe Leibtrabantengarde, in der ſchon ſeit hundert Jahren alle Vitzewitze ihrem Herrn, dem Kurfürſten, gedient hatten; was aber vor allem zu Dank und Hoffnung ſtimmte, das waren zwei geſegnete Fruchtjahre, die der Himmel der Hohen-Vietzer Feldmark ſchenkte, wahre Prachternten, aus deren Erträgen nunmehr die Mittel zur Aufführung eines ſtattlichen, rechtwinklig an das eigentliche Wohnhaus ſich anlehnenden Anbaues entnommen werden konnten. Dieſer Anbau, eine einzige mit Emporen, Wappen und Hirſchgeweihen geſchmückte Halle, richtete das Gemüth des alten Rochus, der eine hohe Vorſtellung von den Repräſentationspflichten ſeines Hauſes hatte, wieder auf und gemahnte ihn an alte gaſtliche Zeiten. Als er das erſte Mal den Nachbaradel in dieſem „Bankelſaal", wie er die Halle gern nennen hörte, bewirthete, hielt er eine Anſprache an die Verſammelten, die der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß das Haus Vitzewitz auch wieder „bergan" ziehen und nicht immer „geduckt unterm Winde" ſtehen werde. All Ding, ſo etwa ſchloß er, habe ſeine Zeit, auch Krieg und Kriegesnoth, und der Tag werde kommen, wo ſeine lieben Freunde und Nachbaren wieder auf der Höhe bei ihm zu Gaſte ſein und frei oſtwärts mit ihm blicken würden.

Alles ſtimmte ein. Aber wenn jemals unprophetiſche Worte geſprochen wurden, ſo waren es dieſe. Der Krieg kam wieder, mit ihm Hunger und Peſt, und zerſtörte entweder den Wohlſtand der Dörfer oder dieſe ſelbſt. Ganze Gemarkungen wandelten ſich in eine Wüſte, und die Hälfte der Hohen-Vietzer Hofeſtellen ſtand leer, weil ihre Inſaſſen verflogen oder verſtorben waren. Inmitten dieſes Elendes, ehe noch der Schimmer beſſerer Zeiten heraufdämmerte, ſchloß Rochus die müden Augen und ſie trugen ihn bergan in die Gruft unterm Altar und ſtellten den kupfernen Sarg, mit Beſchlägen und Wappentafeln und mit aufgelöthetem ſilbernen Kruzifix, in die lange Reihe der ihm vorangegangenen Ahnen. Nichts fehlte; denn der Zeiten Noth hatte dem Vater die Ehren des Begräbniſſes nicht kürzen ſollen. So wollte es der älteſte Sohn; der jüngere, mit ſeinem Regiment an der fränkiſchen Saale ſtehend, hatte der Beſtattung nicht beiwohnen können.

Anſelm war nun Herr auf Hohen-Vietz.

Es war nicht frohen Herzens, daß er das erſte Korn in den nur ſchlecht gepflügten Boden warf; aber ſiehe da, die Saat ging auf, ohne daß Freund oder Feind — denn zwiſchen beiden war längſt kein Unterſchied mehr — die jungen Halme zerſtampft hätte; der Krieg, ſo ſchien es, hatte ſich ausgebrannt wie ein Feuer, das keine Nahrung mehr findet, und ehe das Jahrzehnt ſchloß, ging die Mähr von Mund zu Mund, die Mähr, daß Friede ſei.

Und es war Friede. Was niemand mehr mit Augen zu ſehen gehofft hatte, es war da. Und als abermals zwei Jahre ins Land gezogen waren, ohne daß Schwede oder Kaiſerlicher im Lebuſiſchen gelagert und geplündert hätte und jeder, ſelbſt der Ungläubigſte, ſeiner Zweifel ſich entſchlagen mußte, da traf ein Brief im Hohen-Vietzer Herrenhauſe ein, der führte die Aufſchrift: „Dem wohledlen, geſtrengen und feſten Anſelm von Vitzewitz, erbſeſſen auf Hohen-Vietz im Lande Lebus.“ Der Brief ſelbſt aber lautete: „Mein inſonders vielgeliebter Bruder! Von heut ab in zween Wochen, ſo Gott ſeinen Segen zu meinem Plane gibt, bin ich bei Dir in Hohen-Vietz. Ich erwarte nur noch die Permiſſion aus Wien, die mir Kayſerliche Majeſtät nicht refüſiren wird. Vielleicht, daß uns tempora futura wieder zuſammenführen, wie uns die Tage der Kindheit und adolescentia zuſammen ſahen. Wir Lutheriſchen — trotzdem ſie zu Münſter und Osnabrügge den Religionsfrieden mit vollen Backen proklamiret haben — ſind wenig gelitten im Kayſerlichen Heere, und kein Tag vergeht ohne Andeutung, daß man uns nicht mehr braucht. Ich höre, daß Unſer gnädigſter Herr Kurfürſt, dem ich nie ſäumig geweſen, als meinen Lehns- und Landesherren zu konſideriren, eine brandenburgiſche Armee wirbt, derowegen er aus ſchwediſchem und Kayſerlichem Heer Offiziers und Generals im Beträchtlichen herübernimmt. Es ſollte mir eine rechte Freude ſein, ſo die Reihe auch an mich käme; denn daß ich es ſage, es zieht mich wieder heimb in mein liebes Land Lebus. Unſere Vettern und Nachbarn, die Burgsdorffs, die post mortem Schwarzenbergii das A und das O bei Hofe ſind, werden doch etwas thun wollen für eine alte Kriegsgurgel, die den Dienſt kennt, wie den Catechismum Lutheri. Interim bene vale. Der ich bin Dein Bruder Matthias von Vitzewitz, Kayſerlicher Oberſt."

Und Matthias kam wirklich und hielt die angegebene Zeit. Ein Feſt ſollte ſeine Anweſenheit feiern. In dem großen Anbau waren drei Tiſche gedeckt; zwei ſtanden unten und liefen, der Länge des Saales nach, neben einander her, der dritte Tiſch aber ſtand quer auf einer mit Wappen und Bannern geſchmückten Empore, zu der drei Stufen hinanführten. Die ganze Freundſchaft aus Barnim und Lebus war geladen; die Brüder ſaßen einander gegenüber; neben ihnen, an der Quertafel: Adam und Beteke Pfuel von Jahnsfelde, Peter Ihlow von Ringenwalde, Balthaſar Wulffen von Tempelberg, Hans und Nikolaus Barfus von Hohen- und Nieder-Predikow, dazu Tamme Strantz, Achim von Kracht, zwei Schapelows, zwei Beerfeldes und fünfe von Burgsdorf. Sie waren alle, ſchon um Glaubens willen, mehr ſchwediſch als kaiſerlich, beſonders

Peter Ihlow, der — ein Neffe Feldmarſchall Ihlows — einen Groll gegen den Wiener Hof hatte, ihn anklagend, ſeinen Oheim in Schloß Eger meuchlings gemordet zu haben. Er wiederholte auch heute ſeine Anklage, wobei es dahin geſtellt bleiben mag, ob er die Gegenwart des Gaſtes momentan vergaß oder ſie vergeſſen wollte.

Matthias von Vitzewitz, als er ſeinen Kriegsherrn, den Kaiſer in ſo herausfordernder Weiſe ſchmähen hörte, erhob ſich und rief:

„Peter Ihlow, hütet Eure Zunge. Ich bin kaiſerlicher Offizier.“

„Du biſt es,“ rief jetzt Anſelm, aus dem der Wein, aber noch mehr das proteſtantiſche Herz ſprach, über den Tiſch hinüber; „Du biſt es, aber beſſer wäre es, Du wäreſt es nie geweſen.“

„Beſſer oder nicht, ich bin es. Des Kaiſers Ehre iſt meine Ehre.“

„Ein Glück, daß Du die Ehre ſatt haſt. Die Fremden ſind wenig gelitten im kaiſerlichen Heere.“

Matthias, der ſich bis dahin mühſam bezwungen hatte, verlor alle Herrſchaft über ſich, als er ſich, durch Vorhaltung ſeiner eigenen Briefworte, in ſo wenig großmüthiger Weiſe beſiegt und gefangen ſah. Die Augen traten ihm aus der Stirn, und ſein Kinn auf den Knauf des Degens ſtützend, ſchrie er: „Wer das ſagt, der lügt.“

„Wer es leugnet, der lügt.“

In dieſem Augenblicke zogen beide. Die Zunächſtſitzenden ſprangen auf, aber ehe noch ein Dazwiſchenſpringen möglich war, hatte des jüngeren Bruders Degen die Bruſt des älteren durchdrungen. Anſelm war tödtlich getroffen.

Matthias, außer ſich über das Geſchehene, wollte ſich dem

Kurfürſten ſtellen; nur widerwillig gab er den Vorſtellungen derer nach, die auf Flucht drangen. In ſeine Garniſonſtadt Böhmiſch-Grätz zurückgekehrt, machte er nach Wien hin Meldung von dem Vorgefallenen; dabei hatte es ſein Bewenden. Ihm zu zeigen, wie wenig die Kriegskanzelei den Vorfall beanſtande, der ja in Vertheidigung kaiſerlicher Ehre ſeine erſte Veranlaſſung hatte, ließ man ihn zum General aufſteigen und gab ihm ein Kommando in Ungarn. Aber dieſe Gnadenbezeugungen, dankbar wie er ſie entgegennahm, gaben ihm doch die Ruhe nicht wieder, nach der er dürſtete, und von Peterwardein aus, wo er im Feldlager lag, ſchrieb er an den Kurfürſten und rief ſeine Gnade an, „um deſſentwillen, der aller Menſchen Heil und Gnade ſei".

Der Kurfürſt ſchwankte; als aber durch die eidlichen Ausſagen von Peter Ihlow, Beteke Pfuel und Ehrenreich von Burgsdorf erwieſen war, daß beide Brüder zu gleicher Zeit gezogen hätten, kam es zu einem Generalpardon, „gleichweis als ob die Geſchichte nie geſchehen wäre", und Matthias kehrte nach Hohen-Vietz zurück, das er ſeit dem Tage, an dem Maradas das Schloß geſtürmt hatte, nur einmal, in jener unheilvollen Feſtesſtunde, wiedergeſehen hatte.

Er kam und brachte, wie die Hohen-Vietzer noch lange erzählten, „eine Tonne Goldes mit ſich"; denn Dotationen und Landerwerbungen, wie ſie damals herkömmlich waren, hatten ihn reich gemacht. Der Kurfürſt empfing ihn in ausgezeichneter Weiſe und ſetzte ihn, unter Innehaltung herkömmlicher Formen, in den Vollbeſitz des verfallenen Gutes ein. Unmittelbar darauf ſchritt der Neubelehnte zur Aufführung eines ſchloßartigen, mit breiter Treppe und hohen Stuckzimmern reich ausgeſtatteten Renaiſſanceneubaues, der, mit dem ärmlichen Fachwerkhaus parallel laufend, einen hufeiſenförmigen Gebäudekomplex herſtellte, in dem die „Bankettҫalle“, der mehrgenannte Saalanbau des alten Rochus, die verbindende Linie war. Dieſen Saalanbau ſelbſt aber, eingedenk deſſen, was hier geſchah, ſchuf Matthias von Bitzewitz in eine Kapelle um. Ueber dem Altar ſtiftete er ein Bild, deſſen Inhalt der Erzählung vom verlorenen Sohn entnommen war; daneben hing er die Klinge auf, mit der er den Bruder erſtochen hatte. Er betrat die Kapelle nie anders als in der Dämmerſtunde; er liebte nicht, daß man es wußte oder gar davon ſprach, aber wer auf dem anſtoßenden Flieſenflur des alten Fachwerkhauſes zu thun hatte oder müßig lauſchte, der hörte ſeine lauten Gebete.

Seine Buße währte ſein Leben lang und ſein Leben kam zu hohen Jahren. Noch ſpät hatte er ſich vermählt. Im Herbſte desſelben Jahres, das ſeinen Herrn den Kurfürſten hinſcheiden ſah, ſchied auch er aus dieſer Zeitlichkeit, und die Hohen-Vietzer, an ihrer Spitze der achtzehnjährige Sohn des Hauſes, trugen ihn bis zur alten Hügelkirche hinauf und ſetzten ihn in die Gruft neben den Kupferſarg des Vaters derart, daß Anſelm zur Rechten, Matthias aber zur Linken ſtand.

Er war in der Zuverſicht geſtorben, daß Gott ſeine Buße angenommen habe; auch die, die nach ihm kamen, waren dieſes Glaubens voll. Aber dieſer Glaube, wie feſten Lebensgrund er ihnen gab, konnte ihnen doch den Frohſinn des Lebens nicht wiedergeben. Sie blickten ernſt um ſich her. Und dieſer Zug begann ſich fortzuerben. Der Familiencharakter, der in alten Zeiten ein joviales Aufbrauſen geweſen war, wich einem Grübeln und Brüten, und ihr Hang zu Feſten und Gelagen ſchlug in einen Hang zur Selbſtpein und Asceſe um. Auch ſahen ſie ſich durch manchen Vorgang, durch Spuk und Wirklichkeit, in dieſem Hange genährt und gefeſtigt. In dem zur Kapelle umgeſchaffenen Saalanbau, der, verſtaubend und verfallend, längſt wieder den Kapellencharakter abgeſtreift hatte und zu einem Vorrathsraum für die kleinen Leute des Hauſes geworden war, ging der alte Matthias um wie zu Lebzeiten und kniete vor dem Altar, den er geſtiftet. Niemand im Hauſe zweifelte daran. Aber wenn auch ein einzelner den Spuk verneint und, ſei es aus Glauben oder Unglauben, die Erſcheinung als ein abergläubiſch Gebilde verworfen hätte, ſo hätten doch andere Zeichen zu ihm geſprochen. Seit anderthalb hundert Jahren ſtand das Geſchlecht auf zwei Augen; es ſah darin einen Finger Gottes; zwei Brüder ſollten nicht wieder in Waffen gegen einander ſtehen.

Die Dorfbewohner, wie kaum verſichert zu werden braucht, hegten dies alles wie einen Schatz, und in den Spinnſtuben wurde nichts eifriger verhandelt, als die Frage, ob der alte Matthias geſehen worden ſei oder nicht. Es war eine Art Ehrenſache, ihn geſehen zu haben. Man ſcherzte über ihn und fürchtete ſich. Die Bauern ſelbſt waren nicht anders wie ihre Mägde. Auf dem Höhenzuge, dicht neben der Kirche, ſtand eine alte Buche, die theilte ſich halbmannshoch über der Wurzel und wuchs in zwei Stämmen nach rechts und links. Das paßte den Hohen-Vietzern, und die Sage ging, daß beide Brüder, als ſie noch Kinder waren, dieſen Baum gemeinſchaftlich gepflanzt hätten. Als aber Anſelm von der Hand des Jüngern gefallen ſei, da habe ſich der Stamm getheilt. Und noch andere wußten, daß Matthias, wenn er unten in der Kapelle gebetet, die große Nußbaumallee bis zur Kirche hinaufſteige und den Buchenſtamm da, wo er ſich theilt, zu umfaſſen und zuſammenzupreſſen ſuche. Aber umſonſt. Er ſitze dann zu Füßen des Baumes und klage laut.

Aber wenn ſich das nach dem Spukhaften und Schauerlichen drängende romantiſche Bedürfniß in dieſen trüben Bildern mit Vorliebe ausſprach, ſo drängte doch auch ein anderer Zug in den Herzen der Hohen-Vietzer ebenſo entſchieden auf endliche Verſöhnung hin, und einen Reimſpruch kannte Jung und Alt, der dieſer Hoffnung auf Verſöhnung Ausdruck gab. Auch im Herrenhauſe kannten ſie ihn ſehr wohl und der Reimſpruch lautete:

Und eine Prinzeſſin kommt ins Haus,
Da löſcht ein Feuer den Blutfleck aus,
Der auseinander getha'ne Stamm
Wird wieder eins, wächſt wieder zuſamm',
Und wieder von ſeinem alten Sitz
Blickt in den Morgen Hans Vitzewitz.

III.

Weihnachtsmorgen.

An Lewins Seele waren inzwiſchen unruhige Träume vorübergegangen. Die Fahrt im Oſtwind hatte ihn fiebrig gemacht und erſt gegen Morgen verfiel er in einen feſten Schlaf. Eine Stunde ſpäter begann es bereits im Hauſe lebendig zu werden; auf dem langen Korridor, an deſſen Nordoſtecke Lewins Zimmer gelegen war, hallten Schritte auf und ab, ſchwere Holzkörbe wurden vor die Feuerſtellen geſetzt und große Scheite von außen her in den Ofen geſchoben. Bald darauf öffnete ſich die Thür und der alte Diener, der am Abend zuvor ſeinen jungen Herrn empfangen hatte, trat ein, einen Blaker in der Hand. Hektor blieb liegen, reckte ſich auf dem Rehfell und wedelte nur, als ob er rapportiren wolle: Alles in Ordnung. Jeetze ſetzte das Licht, deſſen Flamme er bis dahin mit ſeiner Rechten ſorglich gehütet hatte, hinter einen Schirm und begann alles, was an Garderobeſtücken umherlag, über ſeinen linken Arm zu packen. Er ſelbſt war noch im Morgenkoſtüm; zu den Sammthoſen und Gamaſchen, ohne die er nicht wohl zu denken war, trug er einen Arbeitsrock von doppeltem Zwillich. Als er alles beiſammen hatte, trat er, leiſe wie er gekommen war, ſeinen Rückzug an, dabei nach Art alter Leute unverſtändliche Worte vor ſich her murmelnd. An dem zuſtimmenden Nicken ſeines Kopfes aber ließ ſich erkennen, daß er zufrieden und guter Laune war.

Die Thüre blieb halb offen und das erwachende Leben des Hauſes drang in immer mahnenderen, aber auch in immer anheimelnderen Klängen in das wieder ſtill gewordene Zimmer. Die großen Scheite Fichtenholz ſprangen mit lautem Krach auseinander, von Zeit zu Zeit ziſchte das Waſſer, das aus den naßgewordenen Stücken in kleinen Rinnen ins Feuer lief, und von der Korridorniſche her hörte man den ſichern und regelrechten Strich, mit dem Jeetzes Bürſte der Hacheln und Härchen, die nicht los laſſen wollten, Herr zu werden ſuchte.

Alles das war hörbar genug, nur Lewin hörte es nicht. Endlich beſchloß Hektor, der Ungeduld Jeetzes und ſeiner eigenen ein Ende zu machen, richtete ſich auf, legte beide Vorderpfoten aufs Deckbett und fuhr mit ſeiner Zunge über die Stirn des Schlafenden hin, ohne weitere Sorge, ob ſeine Liebkoſungen willkommen ſeien oder nicht. Lewin wachte auf; die erſte Verwirrung wich einem heiteren Lachen. „Kuſch Dich, Hektor,“ damit ſprang er aus dem Bett. Der Morgenſchlaf hatte ihn friſch gemacht; in wenig Minuten war er angekleidet, ein Vortheil halb ſoldatiſcher Erziehung. Er durchſchritt ein paarmal das Zimmer, betrachtete lächelnd einen mit vier Nadeln an die Tiſchdecke feſtgeſteckten Bogen Papier, auf dem in großen Buchſtaben ſtand: „Willkommen in Hohen-Vietz“, ließ ſeine Augen über ein paar Silhouettenbilder gleiten, die er von Jugend auf kannte und doch immer wieder mit derſelben Freudigkeit begrüßte, und trat dann an eines der zugefrorenen Eckfenſter. Sein Hauch thaute die Eisblumen fort, ein Fleckchen, nicht größer wie eine Glaslinſe, wurde frei, und ſein erſter Blick fiel jetzt auf die eben aufgehende Weihnachtsſonne, deren rother Ball hinter dem Thurmknopf der Hohen-Vietzer Kirche ſtand.

Zwiſchen ihm und dieſer Kirche erhoben ſich die Bäume des hügelanſteigenden Parkes, phantaſtiſch bereiſt, auf einzelnen ein paar Raben, die in die Sonne ſahen und mit Gekreiſch den Tag begrüßten.

Lewin freute ſich noch des Bildes, als es an die Thüre klopfte.

„Nur herein!“

Eine ſchlanke Mädchengeſtalt trat ein und mit herzlichem Kuß ſchloſſen ſich die Geſchwiſter in die Arme. Daß es Geſchwiſter waren, zeigte der erſte Blick: gleiche Figur und Haltung, dieſelben ovalen Köpfe, vor allem dieſelben Augen, aus denen Phantaſie, Klugheit und Treue ſprachen.

„Wie freue ich mich, Dich wieder hier zu haben. Du bleibſt doch über das Feſt? Und wie gut Du ausſiehſt, Lewin! Sie ſagen, wir ähnelten uns; es wird mich noch eitel machen.“

Die Schweſter, die bis dahin wie muſternd vor dem Bruder geſtanden hatte, legte jetzt ihren Arm in den ſeinen und fuhr dann, während beide auf der breiten Strohmatte des Zimmers auf und ab promenirten, in ihrem Geplauder fort.

„Du glaubſt nicht, Lewin, wie öde Tage wir jetzt haben. Seit einer Woche flog uns nichts wie Schneeflocken ins Haus.“

„Aber Du haſt doch den Papa …“

„Ja und nein. Ich hab' ihn und hab' ihn nicht; jedenfalls iſt er nicht mehr wie er war. Seine kleinen Aufmerkſamkeiten bleiben aus; er hat kein Ohr mehr für mich, und wenn er es hat, ſo zwingt er ſich und lächelt. Und an dem allen ſind die Zeitungen ſchuld, die ich freilich auch nicht miſſen möchte. Kaum daß Hoppenmarieken in den Flur tritt und das Poſtpaket aus ihrem Kattuntuch wickelt, ſo iſt es mit ſeiner Ruhe hin. Er geht an mir vorbei, ohne mich zu ſehen. Briefe werden geſchrieben; die Pferde kommen kaum noch aus dem Geſchirr; zu Wagen und zu Schlitten geht es hierhin und dorthin. Oft ſind wir Tage lang allein. Ein Glück, daß ich Tante Schorlemmer habe, ich ängſtigte mich ſonſt zu Tode."

„Tante Schorlemmer! So findet alles ſeine Zeit."

„O, ſie braucht nicht erſt ihre Zeit zu finden, ſie hat immer ihre Zeit, das weiß niemand beſſer als Du und ich. Aber freilich, eines iſt meiner guten Schorlemmer nicht gegeben, einen öden Tag minder öde zu machen. Möchteſt Du, eingeſchneit, einen Winter lang mit ihr und ihren Sprüchen am Spinnrad ſitzen?"

„Nicht um die Welt. Aber wo bleibt der Paſtor? Und wo bleibt Marie? Iſt denn alles zerſtoben und verflogen?"

„Nein, nein, ſie ſind da, und ſie kommen auch, und ſind die alten noch; lieb und gut wie immer. Aber unſere Hohen-Vietzer-Tage ſind ſo lang, und am längſten, wenn im Kalender die kürzeſten ſtehen. Marie kommt übrigens heute Abend; ſie hat eben anfragen laſſen."

„Und wie geht es unſerm Liebling?"

„In den drei Monaten, daß Du nicht hier warſt, iſt ſie voll heran gewachſen. Sie iſt wie ein Märchen. Wenn morgen eine goldene Kutſche bei Kniehaſes vorgefahren käme, um ſie aus dem Schulzenhauſe mit zwei ſchleppentragenden Pagen abzuholen, ich würde mich nicht wundern. Und doch ängſtigt ſie mich. Aber je mehr ich mich um ſie ſorge, deſto mehr liebe ich ſie."

So weit waren die Geſchwiſter in ihren Plaudereien gekommen, als Jeetze — nunmehr in voller Livrée — in der Thüre erſchien, um ſeinen jungen Herrſchaften anzukündigen, daß es Zeit ſei.

„Wo iſt Papa?"

„Er baut auf. Kriſt und ich haben zutragen müſſen."

„Und Tante Schorlemmer?"

„Iſt im Flur. Die Singekinder ſind eben gekommen.“

Lewin und Renate nickten einander zu und traten dann heiteren Geſichts und leichten Ganges, ein jeder ſtolz auf den andern, in den Korridor hinaus. In demſelben Augenblick, wo ſie an dem Treppenkopf angelangt waren, klang es weihnachtlich von hellen Kinderſtimmen zu ihnen herauf. Und doch war es kein eigentliches Weihnachtslied. Es war das alte „Nun danket alle Gott,“ das den märkiſchen Kehlen am geläufigſten iſt und am freieſten aus ihrer Seele kommt. „Wie ſchön,“ ſagte Lewin, und horchte bis die erſte Strophe zu Ende war.

Als die Geſchwiſter im Niederſteigen den unterſten Treppenabſatz erreicht hatten, hielten ſie abermals und überblickten nun das Bild zu ihren Füßen. Die gewölbte Flurhalle, groß und geräumig, trotz der Eichenſchränke, die umher ſtanden, war mit Menſchen, jungen und alten, gefüllt; einige Mütterchen hockten auf der Treppe, deren unterſte Stufen bis weit in den Flur hinein vorſprangen. Links, nach der Park- und Gartenthür zu, ſtanden die Kinder, einige ſonntäglich geputzt, die anderen nothdürftig gekleidet, hinter ihnen die Armen des Dorfes, auch Sieche und Krüppel; nach rechts hin aber hatte alles, was zum Hauſe gehörte, ſeine Aufſtellung genommen: der Jäger, der Inſpektor, der Maier, Kriſt und Jeetze, dazu die Mägde, der Mehrzahl nach jung und hübſch, und alle gekleidet in die maleriſche Tracht dieſer Gegenden, den rothen Friesrock, das ſchwarzſeidene Kopftuch und den geblümten Mancheſter-Spenzer. In Front dieſer bunten Mädchengruppe gewahrte man eine ältliche Dame über fünfzig, grau gekleidet mit weißem Tuch und kleiner Tüllhaube, die Hände gefaltet, den Kopf vorgebeugt, wie um dem Geſange der Kinder mit mehr Andacht folgen zu können. Es war Tante Schorlemmer. Nur als die

Geſchwiſter auf dem Treppenabſatz erſchienen, unterbrach ſie ihre Haltung und erwiderte Lewins Gruß mit einem freundlichen Nicken.

Nun war auch der zweite Vers geſungen und die Weihnachtsbeſcherung an die Armen und Kinder des Dorfes, wie ſie in dieſem Hauſe ſeit alten Zeiten Sitte war, nahm ihren Anfang. Niemand drängte vor; jeder wußte, daß ihm das Seine werden würde. Die Kranken erhielten eine Suppe, die Krüppel ein Almoſen, alle einen Feſtkuchen, an die Kinder aber traten die Mägde heran und ſchütteten ihnen Aepfel und Nüſſe in die mitgebrachten Säcke und Taſchen.

Das Gabenſpenden war kaum zu Ende, als die große vom Flur aus in die Halle führende Flügelthüre von innen her ſich öffnete und ein heller Lichtſchein in den bis dahin nur halb erleuchteten Flur drang. Damit war das Zeichen gegeben, daß nun dem Hauſe ſelber beſcheert werden ſolle. Der alte Vitzewitz trat zwiſchen Thüre und Weihnachtsbaum, und Lewins anſichtig werdend, der am Arm der Schweſter dem Feſtzug voranſchritt, rief er ihm zu: „Willkommen, Lewin, in Hohen-Vietz.“ Vater und Sohn begrüßten ſich herzlich; dann ſetzten die Geſchwiſter ihren Umgang um die Tafel fort, während draußen im Flur die Kinder wieder anſtimmten:

Lob, Ehr und Preis ſei Gott,
Dem Vater und dem Sohne,
Und auch dem heil'gen Geiſt
Im hohen Himmelsthrone.

Der Zug löſte ſich nun auf und jeder trat an ſeinen Platz und ſeine Geſchenke. Alles gefiel und erfreute, die Shawls, die Weſten, die ſeidenen Tücher. Da lagerte kein Unmuth, keine Enttäuſchung auf den Stirnen; jeder wußte, daß ſchwere Zeiten waren, und daß der viel heimgeſuchte Herr von Hohen-

Vieß ſich mancher Entbehrung unterziehen mußte, um die gute Sitte des Hauſes auch in böſen Tagen aufrecht zu erhalten.

Zu beiden Seiten des Kamins, über deſſen breiter Marmorkonſole das überlebensgroße Bild des alten Matthias aufragte, waren auf kleinen Tiſchen die Gaben ausgebreitet, die der Vater für Lewin und Renaten gewählt hatte. Lieblingswünſche hatten ihre Erfüllung gefunden, ſonſt waren ſie nicht reichlich. An Lewins Platz lag eine gezogene Doppelbüchſe, Suhler Arbeit, ſauber, leicht, feſt, eine Freude für den Kenner.

„Das iſt für Dich, Lewin. Wir leben in wunderbaren Tagen. Und nun komm und laß uns plaudern.“

Beide traten in das nebenan gelegene Zimmer, während in der Halle die Weihnachtslichter niederbrannten.

IV.

Berndt von Vitzewitz.

Der Vater Lewins war Berndt von Vitzewitz, ein hoher Fünfziger. Mit dreizehn Jahren bei den zu Landsberg garniſonirenden Knobelsdorff-Dragonern eingetreten, hatte er, nach beinahe dreißigjährigem Dienſt, das Kommando des berühmten Regiments eben übernommen, als ihn, im Frühjahr 1795, der Abſchluß des Baſler Friedens veranlaßte, ſeinen Abſchied zu fordern. Voller Abſcheu gegen die Pariſer Schreckensmänner, ſah er in dem „Paktiren mit den Regiciden“ ebenſo eine Gefahr wie eine Erniedrigung Preußens. Er zog ſich verſtimmt nach Hohen-Vietz zurück. Vielleicht war es ein Ausdruck ſeiner Verſtimmung, daß er es, wenigſtens im geſelligen Verkehr, vorzog, ſeinen militäriſchen Rang ignorirt und ſich lediglich als Herr von Vitzewitz angeſprochen zu ſehen. Das Gut ſelbſt war ihm ſchon ſieben Jahre früher zugefallen, unmittelbar faſt nach ſeiner Vermählung mit Madeleine von Dumoulin, älteſten Tochter des Generallieutenants von Dumoulin, der bei Zorndorf, als jüngſter Offizier in der Schwadron des Rittmeiſters von Wakenitz, Wunder der Tapferkeit verrichtet und nach zweimaligem Durchbrechen der ruſſiſchen Quarrés den Pour le mérite auf dem Schlachtfelde empfangen hatte.

Madeleine von Dumoulin, groß, ſchlank, blond, eine typiſche deutſche Schönheit, wie ſo oft die Töchter des altfranzöſiſchen Adels, war der Abgott ihres Gemahls. Und doch ſah ſie zu ihm hinauf; ohne Prätenſionen, faſt ohne Laune, beugte ſie ſich vor der Ueberlegenheit ſeines Charakters. Die Geburt eines Sohnes, noch in der Garniſonſtadt des Regiments, ſchuf ein geſteigertes Glück, das aus beider Augen noch lebhafter ſprach, als ihnen, bald nach ihrer Uebernahme von Hohen-Vietz, auch eine Tochter geboren wurde. Es war im Mai 1795, ein Frühlingsregen ſprühte und das Zeichen des Bundes zwiſchen Gott und den Menſchen, ein Regenbogen, ſtand verheißungsvoll über dem alten Hauſe. Aber die Verheißung, wenn ſie dem Kinde gelten mochte, galt nicht dem Vater. Ein Allerſchmerzlichſtes blieb auch ihm, wie ſo vielen ſeiner Ahnen, unerſpart. Es traf ihn anders, aber nicht minder ſchwer.

Der Tag von Jena hatte über das Schickſal Preußens entſchieden; elf Tage ſpäter hielten bereits angemeldete franzöſiſche Offiziere vor dem Herrenhauſe in Hohen-Vietz, zu deren Bewillkommnung, um nicht Anſtoß zu geben, auch die kaum von einem hitzigen Fieber wieder hergeſtellte, noch die Bläſſe der Krankheit zeigende Dame vom Hauſe erſchienen war. In der Halle war gedeckt. Frau von Vitzewitz blieb und ſchien ihren Zweck, ein leidliches Einvernehmen zwiſchen Wirth und Gäſten herzuſtellen, erreichen zu ſollen, als ſich, während ſchon der Nachtiſch aufgetragen wurde, ein ihr gegenüber ſitzender Kapitän, von der ſpaniſchen Grenze, olivenfarbig, mit dünnem Spitzbart erhob und in unziemlichſter Huldigung Worte lallte, die der ſchönen Frau das Blut in die Wangen trieben. Berndt von Vitzewitz fuhr auf den Elenden ein, andere Offiziere, dazwiſchen ſpringend, trennten die mit einander Ringenden und Partei ergreifend für den beleidigten Gemahl, ſteckten ſie draußen im Park den Platz ab, wo der Handel auf der Stelle ausgemacht werden ſollte. Berndt, ein Meiſter auf den Degen, verwundete ſeinen Gegner ſchwer am Kopf und die Franzoſen, in der ihnen eigenen ritterlichen Geſinnung, beglückwünſchten ihn, ohne die geringſte Verſtimmung zu zeigen, zu ſeinem Triumph. Aber es war ein kurzer Sieg, zum mindeſten ein theuer erkaufter. Die heftigen, von ſolchen Vorgängen unzertrennlichen Erregungen warfen die ſchöne Frau aufs Krankenbett zurück, am dritten Tag war ſie aufgegeben, am neunten trugen ſie ſie die alte Nußbaumallee hinauf, bis an die Hohen-Vietzer Kirche und ſenkten ſie unter Innehaltung aller von ihr gegebenen Beſtimmungen ein. Nicht in die Gruft, ſondern in „Gottes märkiſche Erde“ wie ſie ſo oft gebeten hatte. Die Glocken klangen den ganzen Tag ins Land und als der Frühling kam, lag ein Stein auf der Grabesſtelle, ohne Namen, ohne Datum, nur tief eingegraben: „Hier ruht mein Glück.“

Berndts Charakter hatte ſich unter dieſen Schlägen aus dem Ernſten völlig ins Finſtere gewandelt. Die Lage des zerbröckelten, nahezu aus der Reihe der Staaten geſtrichenen Vaterlandes war nicht dazu angethan, ihn aufzurichten. Sein eigner Beſitz entwerthet, die Ernten geraubt, das Gehöft von Räuberhänden halb niedergebrannt — ſo verfiel er auf Jahr und Tag in brütenden Trübſinn und lebte erſt wieder auf, als Sorge und Mißgeſchick, die beinahe unausgeſetzt auf ihn eindrangen, einen großen Haß in ihm gezeitigt hatten. Er wurde rührig, regſam, er hatte Ziele, er lebte wieder.

Der Haß, dem er dieſes dankte, richtete ſich gegen alles, was von jenſeit des Rheines kam, aber doch war ein Unterſchied in dem, was er gegen den Machthaber und gegen die franzöſiſche Nation empfand. Für dieſe letztere, deren Muth, Begeiſterung und Opferfähigkeit er ſo oft geprieſen, ſo oft vorbildlich hingeſtellt hatte, hatte er, wie faſt alle Märker, im tiefſten

Herzen eine nicht zu ertödtende Vorliebe und aller Haß, den er dieſer Liebe zum Trotz, ſtark und ehrlich zur Schau trug, war vielmehr Abſicht und Kalkül, als unmittelbare Empfindung, empor gewachſen aus der unabläſſigen, mit Befliſſentlichkeit gehegten Betrachtung, daß, — um ihn ſelber ſprechen zu laſſen — „das undankbarſte aller Völker einen guten König geſchlachtet habe, um ſich vor den Triumphwagen eines freiheitsmörderiſchen Tyrannen zu ſpannen“. Ganz anders ſein Haß gegen den Bonaparte ſelbſt. Ungemacht und ungekünſtelt, ſprang er wie ein heißer Quell aus ſeinem Herzen. Schon der Name widerte ihn an. Er war kein Franzos, er war Italiener, Korſe, aufgewachſen an jener einzigen Stelle in Europa, wo noch die Blutrache Sitte und Geſetz; und ſelbſt die Größe, die er ihm zugeſtehen mußte, war ihm ſtaunens- aber nicht bewundernswerth, weil ſie alles himmliſchen Lichtes entbehrte. Er ſah in ihm einen Dämon, nichts weiter; eine Geißel, einen Würger, einen aus Weſten kommenden Dſchingiskhan. Als Mitte November bekannt wurde, daß der Kaiſer Küſtrin paſſiren werde, um bis an die Weichſel zu gehen, führte Berndt ſeine beiden halberwachſenen Kinder, Renate zählte elf, Lewin eben ſechszehn Jahre, nach der alten Oderfeſtung, und nahm Stand an dem Müncheberger Thore, um ihnen den zu zeigen, „den Gott gezeichnet habe“. Und als dieſer nun unter dem gewölbten Portal hin in die ſtille Stadt einritt und das gelbe Wachsgeſicht, wie ein unheimlicher Lichtpunkt zwiſchen dem Bug des Pferdes und dem tief in die Stirn gerückten Hute ſichtbar wurde, da ſchob er die Kinder in die vorderſte Reihe und rief ihnen vernehmlich zu: „Seht ſcharf hin, das iſt der Böſeſte auf Erden.“

Aber wer zu haſſen verſteht, ſo es nur der rechte Haß iſt, der weiß auch zu lieben, und die leidenſchaftliche Zuneigung, die Berndt ſo viele Jahre lang gegen die zu früh Heimgegangene als ſein höchſtes irdiſches Glück im Herzen getragen hatte, er übertrug ſie jetzt auf die Kinder, die als die Ebenbilder der Mutter heranwuchſen. Schlank aufgeſchoſſen, blond und durchſichtig, wichen ſie in jedem Zuge von der äußeren Erſcheinung des Vaters ab, zu deſſen gedrungener Geſtalt ſich dunkelſter Teint und ein ſchwarzes, kurz geſchnittenes, mit nur wenig Grau erſt untermiſchtes Haar geſellte. Und wie verſchieden die Erſcheinung, ſo verſchieden auch waren die Charaktere. Leichtbeweglich und leichtgläubig, immer geneigt zu bewundern und zu verzeihen, hatten die Kinder das heitere Licht der Seele, wo der Vater das düſtere Feuer hatte. Demüthig und troſtreich, angelegt um zu beglücken und glücklich zu ſein, leuchtete ihren Wegen die alles verklärende Phantaſie. Der Vater freute ſich deſſen. Er träumte von einer Wandlung, die mit ihnen über das Haus kommen werde.

Berndt von Vitzewitz, wie alle, die ihr Herz an etwas ſetzen, machte wenig davon; er hatte das Schamgefühl der Liebe. Aber eben ſo wenig gefiel er ſich darin, eine rauhe Außenſeite herauszukehren. Weil er Autorität hatte, durfte er darauf verzichten, ſie jeden Augenblick geltend zu machen. Er liebte es, im Geſpräch den Unterſchied der Jahre zu überſpringen und beſpöttelte jene Väter und Mütter, die, aus der Noth eine Tugend machend, ihre Gefühls- und Gedankenwelt in zwei Rubriken, in eine für die „Intimen“ und in eine andere für die Kinder beſtimmte Hälfte zu theilen pflegen. Er war offen, entgegenkommend gegen Lewin, reich an Aufmerkſamkeiten gegen Renate. Nur in den letzten Wochen, wie die Schweſter dem Bruder bereits geklagt hatte, war eine Aenderung eingetreten; er mied jede Begegnung, ſprach wenig und ſaß halbe Nächte lang, wenn ihn nicht Beſuche in die Umgegend führten, an ſeinem Schreibtiſch oder durchſchritt im Selbſtgeſpräch das einfenſterige Kabinet, das ſein Arbeitszimmer bildete.

Dies Arbeitszimmer war eben ſo tief wie ſchmal, ſo daß die gelben von Tabak- und Lampenrauch längſt grau gewordenen Wände, bei dem wenigen Licht, das einfiel, noch dunkler erſchienen, als ſie waren. Von Luxus keine Spur. Nur für Bequemlichkeit war geſorgt, für jenes Alleszurhandhaben geiſtig beſchäftigter Männer, denen nichts unerträglicher iſt, als erſt holen, ſuchen oder gar warten zu müſſen. Die beiden Thüren des Kabinets, von denen die eine nach der Halle, die andere nach dem Damenzimmer führte, lagen dem Fenſter zu, wodurch zwei breite Wandflächen zur Aufſtellung eines Schreibtiſches und eines Lederſophas, beide von beträchtlicher Länge, gewonnen waren. Ein dazwiſchen ſtehender gartenſtuhlartiger Holzſchemel würde die Kommunikation vollſtändig geſchloſſen haben, wenn nicht die Tiſchplatte eine entſprechende Einbuchtung gehabt hätte. Ueber dem Schreibtiſch hing ein ſchönes Frauenporträt, Bruſtbild, nachgedunkelt, über dem Sopha ein ſchmaler länglicher Spiegel, deſſen völlig verblaktes Glas über ſeine Nutzloſigkeit an dieſer Stelle keinen Zweifel ließ. Ein Schlüſſelbrett, dazu zwei, drei Hirſchgeweihe mit allerhand Mützen und Hüten daran, vollendeten die Einrichtung. In den Ecken ſtanden Stöcke umher, eine Entenflinte und ein Kavalleriedegen, während an den Panelen der Fenſterniſche mehrere Spezialkarten von Rußland, mit Oblaten und Nägelchen, je nachdem es ſich am bequemſten gemacht hatte, befeſtigt waren. Zahlloſe rothe Punkte und Linien zeigten deutlich, daß mit dem Zeitungsblatt in der Hand zwiſchen Smolensk und Moskau bereits viel hin und her gereiſt worden war.

Dies war das Zimmer, in das, wie am Schluſſe des vorigen Kapitels erzählt, Vater und Sohn eintraten. Beide nahmen auf dem Sopha Platz, gegenüber dem Frauenporträt, das jetzt auf ſie nieder ſah. Berndt, der in ſeinem gewöhnlichen Hauskoſtüm war: weite Beinkleider von ſchottiſchem Stoff, dunkler Sammtrock, dazu ein rothſeidenes Tuch leicht um den Hals geſchlungen, ſtreckte den rechten Fuß auf ein hohes, tabourettartiges Doppelkiſſen. Lewin aus Reſpekt und Gewöhnung ſaß gerade aufrecht neben ihm.

„Nun was gibt es, Lewin, was bringſt Du?“

„Vielleicht eine Neuigkeit. Morgen werden unſere Blätter das Bulletin bringen, das die Vernichtung des Heeres zugeſteht. Ladalinskis hatten den franzöſiſchen Text; Kathinka las uns die Hauptſtellen vor. Es hat mich erſchüttert.“

„Auch mich, aber noch mehr hat es mich erhoben.“

„So kennſt Du ſchon den Inhalt? und ich komme wieder zu ſpät.“

„Tante Amelie empfing den Zeitungsausſchnitt ſchon geſtern; Du kennſt ihre alten Beziehungen. Graf Droſſelſtein, der geſtern bei ihr war, erbot ſich, mir perſönlich die Nachricht zu bringen. Wir haben wohl eine Stunde geplaudert. Und glaube mir, das Bulletin ſagt nicht die Hälfte. Wir haben Briefe aus Minsk und Bialyſtock; ſie ſind total vernichtet.“

„Welch ein Gericht!“

„Ja, Lewin, Du ſprichſt das Wort. Die große Hand, die beim Gaſtmahl des Belſazar war, hat wieder ihre Zeichen geſchrieben und diesmal keine Räthſelzeichen. Jeder kann ſie leſen: „Gezählt, gewogen und hinweg gethan.“ Ein Gottesgericht hat ihn verworfen. Und doch fürchte ich, Lewin, wir haben Neunmalweiſe am Ruder, die dem zornigen Gott in den Arm fallen wollen. Sie dürfen es nicht. Wagen ſie es, ſo ſind ſie verloren, ſie und wir. — Wie iſt die Stimmung?“

„Gut. Es iſt mir, als wäre eine Wandlung über die Gemüther gekommen. Das ganze Fühlen iſt ein höheres; wo noch Niedrigkeit der Geſinnung iſt, da wagt ſie ſich nicht hervor. Was fehlt, iſt eins: ein leitender Wille, ein entſchlußkräftiges Wort."

„Das Wort muß geſprochen werden, ſo oder ſo. Wenn die Menſchen ſtumm ſind, ſo ſchreien es die Steine. Gott will es, daß wir ſeine Zeichen verſtehen. Lewin, wir alle ſind hier entſchloſſen. Wir alle ſtehen hier des Wortes gewärtig; wird es nicht geſprochen, ſo folgen wir dem lauten Wort, das in uns klingt. Es begräbt ſich leicht im Schnee. Nur kein feiges Mitleid. Jetzt oder nie. Nicht viele werden den Niemen überſchreiten, über die Oder darf keiner."

Lewin ſchwieg eine Weile; er mied es, dem Blick des Vaters zu begegnen. Dann ſprach er halb vor ſich hin: „Wir ſind die Verbündeten des Kaiſers. Wir wollen das Bündniß löſen, Gott gebe es, aber —"

„So mißbilligſt Du, was wir vorhaben?"

„Ich kann nicht anders. Das was Du vorhaſt und was Tauſende der Beſten wollen, es iſt gegen meine Natur. Ich habe kein Herz für das, was ſie jetzt mit Stolz und Bewunderung die ſpaniſche Kriegsführung nennen. Alles, was von hinten her ſein Opfer faßt, iſt mir verhaßt. Ich bin für offenen Kampf, bei hellem Sonnenſchein und ſchmetternden Trompeten. Wie oft habe ich in Entzücken geweint, wenn ich auf der Fußbank neben Mama ſaß und ſie von ihrem Vater erzählte, wie er, kaum achtzehnjährig, in die ruſſiſchen Vierecke einbrach und wie dann Rittmeiſter von Wakenitz vor der Schwadron ihn küßte und ihm zurief: „Junker von Dumoulin, laſſen Sie uns die Degen tauſchen." Ja, ich will Krieg führen, aber deutſch, nicht ſpaniſch, auch nicht ſlaviſch. Du weißt, Papa, ich bin meiner Mutter Sohn."

„Das biſt Du und ein Glück, daß Du es biſt. Ueber Deiner Mutter Kindheit haben helle Sterne geſtanden und ich bitte Gott, daß der Segen ihres Hauſes über Dir und über Renaten ſei."

Lewin ſah wieder vor ſich hin. Berndt v. Vitzewitz aber fuhr fort: „Ich weiß, was eine Natur zu bedeuten hat; alles An- und Eingeborene, das nicht gegen die Gebote Gottes ſtreitet, iſt mir heilig; gehe Deinen Weg, Lewin, ich zwinge Dich in nichts. Aber ich, in ſtillen Nächten habe ich mir's geſchworen, ich will den meinen gehen!"

Eine kurze Pauſe folgte, während welcher Berndt in dem ſchmalen Zimmer auf und nieder ſchritt. Dann, ohne des Schweigens zu achten, in dem Lewin verharrte, ſprach er weiter: „Ihr in den Städten, und Du biſt ein Stadtkind geworden, Lewin, ihr wißt es nicht, ihr habt es nicht recht erlebt. Unter den Augen der Machthaber nahm die Unterdrückung Maß und das Ungeſetzliche geſetzliche Formen an. Sie rühmen ſich deſſen ſogar und glauben es beinahe ſelbſt, daß ſie unſere Ketten gebrochen haben. Aber wir auf dem Lande, wir wiſſen es beſſer und ich ſage Dir, Lewin, die rothe Hand, die Feuer an die Scheunen legte, die die Goldringe von den Fingern unſerer Todten zog, ſie iſt unvergeſſen hier herum und eine röthere Hand wird ihr die Antwort geben."

Lewin wollte dem Vater antworten; aber dieſer, die Heftigkeit ſeiner Rede plötzlich umſtimmend, fuhr mit erſichtlicher Bewegung fort: „Du warſt noch ein Knabe, als der böſe Feind ins Land kam; der Glanz ſeiner Thaten ging vor ihm her. Was er damals im Uebermuth ſeines Glückes unſere Königin zu fragen ſich erdreiſtete: „Wie mochten Sie's nur wagen, den Kampf gegen mich aufzunehmen?" dieſe Frage iſt ſeitdem von tauſend Schwachen und Elenden im Lande ſelber nachgeſprochen worden, als ob ſie das A und das O aller Weisheit wäre. Und in dieſer Vorſtellung unſerer Ohnmacht biſt Du herangewachſen, Du und Renate. Ihr habt nichts geſehen, als unſere Kleinheit, und ihr habt nichts gehört, als die Größe unſeres Siegers. Aber, Lewin, es war einſt anders und wir Alten, die wir noch das Auge des großen Königs geſehen haben, wir ſchmecken bitter den Kelch der Niedrigkeit, der jetzt täglich an unſeren Lippen iſt."

„Und ich bin es ſicher," fiel jetzt Lewin ein, „er wird von uns genommen werden. Wir werden einen frohen, einen heiligen Krieg haben. Aber zunächſt ſind wir unſeres Feindes Freund, wir haben mit und neben ihm in Waffen geſtanden; er rechnet auf uns, er ſchleppt ſich unſerer Thüre zu, hoffnungsvoll wie der Schwelle ſeines eigenen Hauſes; das Licht, das er ſchimmern ſieht, bedeutet ihm Rettung, Leben, und an der Schwelle eben dieſes Hauſes faßt ihn unſere Hand und würgt den Wehrloſen."

In dieſem Augenblick begannen die Glocken zu klingen, die von dem alten Hohen-Vietzer Thurm her zur Kirche riefen. Sie klangen laut und voll in dem klaren Wetter. Berndt horchte auf; dann mit der Hand nach Oſten deutend, von wo die Klänge herüber hallten, fuhr er ſeinerſeits fort: „Ich weiß, daß geſchrieben ſteht, die Rache iſt mein," und in menſchlicher Gebrechlichkeit, das weiß der, der in die Herzen ſieht, bin ich allezeit ſeinem Wort gefolgt. Ich fürchte nicht, daß ich läſtere, wenn ich ausſpreche: Es gibt auch eine heilige Rache. So war es, als Simſon die Tempelpfoſten faßte und ſich und ſeine Feinde unter Trümmern begrub. Vielleicht, daß auch unſere Rache nichts anderes wird, als ein gemeinſchaftliches Grab. Sei's drum; ich habe abgeſchloſſen; ich ſetze mein Leben daran, und, Gott ſei Dank, ich darf es. Dieſe Hand, wenn ich ſie aufhebe, ſo erhebe ich ſie nicht, um perſönliche Unbill zu rächen, nein ich erhebe ſie gegen den böſen Feind aller Menſchheit, und weil ich ihn ſelber nicht treffen kann, ſo zerbreche ich ſeine Waffe, wo ich ſie finde. Der große Schuldige reißt viel Unſchuldige mit in ſein Verhängniß; wir können nicht ſichten und ſondern. Das Netz iſt ausgeſpannt und je mehr ſich darin verfangen, deſto beſſer. Wir ſprechen weiter davon, Lewin. Jetzt iſt Kirchzeit. Laß uns Gottes Wort nicht verſäumen. Wir bedürfen ſeiner.“

So trennten ſie ſich, als die Glocken zum zweiten Mal ihr Geläut begannen.

V.

In der Kirche.

Das Summen der Glocken war noch in der Luft, als Berndt von Vitzewitz, Renaten am Arm, aus einem in den Schnee gefegten Fußſteig in die große Nußbaumallee einbog, die, leiſe anſteigend, von der Einfahrt des Herrenhauſes her in gerader Linie zur Hügelkirche hinauf führte. Dem voraufſchreitenden Paare folgten Lewin und Tante Schorlemmer. Alle waren winterlich gekleidet; die Hände der Damen ſteckten in ſchneeweißen Grönlandsmuffen; nur Lewin, alles Pelzwerk verſchmähend, trug einen hellgrauen Mantel mit weitem Ueberfallkragen.

Die mehrgenannte Hügelkirche, der ſie zuſchritten, war ein alter Feldſteinbau aus der erſten chriſtlichen Zeit, aus den Koloniſationstagen der Ciſtercienſer her; dafür ſprachen die ſauber behauenen Steine, die Chorniſche und vor allem die kleinen hochgelegenen Rundbogenfenſter, die dieſer Kirche, wie allen vorgothiſchen Gotteshäuſern der Mark, den Charakter einer Burg gaben. Wenig hatten die Jahrhunderte daran geändert. Einige Fenſter waren verbreitert, ein paar Seiteneingänge für den Geiſtlichen und die Gutsherrſchaft hergerichtet worden; ſonſt, mit Ausnahme des Thurmes und eines neuen Gruftanbaues der nördlichen Langwand, ſtand alles wie es zu den Mönchszeiten geſtanden hatte.

War nun aber das Aeußere der Kirche ſo gut wie unverändert geblieben, ſo hatte das Innere derſelben alle Wandlungen eines halben Jahrtauſends durchgemacht. Von den Tagen an, wo die Askanier hier ihre regelmäßig wiederkehrenden Fehden mit den Pommerherzögen ausfochten, bis auf die Tage herab, wo der große König an eben dieſer Stelle, bei Zorndorf und Kunersdorf, ſeine blutigſten Schlachten ſchlug, war an der Hohen-Vietzer Kirche kein Jahrhundert vorübergegangen, das ihr nicht in ihrer inneren Erſcheinung Abbruch oder Vorſchub geleiſtet, ihr nicht das eine oder andere gegeben oder genommen hätte.

Ein gleiches, was hier eingeſchaltet werden mag, gilt von der Mehrzahl aller alten märkiſchen Dorfkirchen, die dadurch ihren Reiz und ihre Eigenthümlichkeit empfangen. Beſonders im Gegenſatz zu den weltlichen oder Profanbauten unſeres Landes.. Ueberblickt man dieſe, ſo nimmt man alsbald wahr, daß die eine Gruppe zwar die Jahre, aber keine Geſchichte, die andere Gruppe zwar die Geſchichte, aber keine Jahre hat. Burg Soltwedel iſt uralt, aber ſchweigt. Schloß Sansſouci ſpricht, aber iſt jung wie ein Parvenü. Nur unſere Dorfkirchen ſtellen ſich uns vielfach als die Träger unſerer ganzen Geſchichte dar und die Berührung der Jahrhunderte untereinander zur Erſcheinung bringend, beſitzen und äußern ſie den Zauber hiſtoriſcher Kontinuität.

Die Hohen-Vietzer Kirche hatte drei Eingänge, der erſte für die Gemeinde von Weſten her. Der Thurm, durch den dieſer Eingang ging, war aus Feldſtein roh zuſammen gemörtelt; es fehlte die Sauberkeit, die den älteren Bau auszeichnete. Von der Decke herab hing ein Seil, an dem die Betglocke geläutet wurde. Rechts an der Wand hin ſtand ein Grabſcheit, eine Todtenbahre; auf ihr lagen Leinentücher, um die Särge hinabzulaſſen. An der Wand gegenüber waren wurmſtichige Holzpuppen, Ueberreſte eines Schnitzaltars aus der katholiſchen Zeit her, zuſammengefegt; daneben aufgeſchichtetes Knubbenholz, wahrſcheinlich um die Sakriſtei zu heizen. Das eigentliche Schauſtück dieſer Vorhalle war aber die „Türkenglocke", berühmt wegen ihres Tones und ihrer Größe, die nachdem ſie lange oben im Thurm gehangen und die Oder hinauf und hinab geklungen hatte, jetzt geſprungen aus ihrer Höhe herabgelaſſen war. Sie war — ſo wenigſtens ging die Sage — aus Geſchützen gegoſſen, die Iſaſchar von Vitzewitz (des alten Matthias Sohn) aus dem Türkenkriege mit heim gebracht hatte. Inſchriften bedeckten den Rand; eine lautete:

Ruf' ich, öffne deinen Sinn,
Gott zu dienen iſt Gewinn.

Der ſchwere Eiſenklöppel ſtand in einer Ecke daneben. Aus dem Thurm trat man in den Mittelgang der Kirche; dicht an der Schwelle lag ein granitner Taufſtein, ohne Fuß oder Träger, mitten durchgebrochen, noch aus der Zeit der Ciſtercienſer her. Weiter links, in der Ecke, wo Thurm und Kirchenſchiff zuſammen ſtießen, war eine Niſche in die nördliche Längswand gehauen; an einem Eiſenſtab hing eine Maria (das Chriſtkind war ihrem Arm entfallen), und ihr zu Häupten ſtand einfach die Jahreszahl 1431. Das war das Huſſitenjahr. Kein Zweifel, daß die Vitzewitze dieſen Votivaltar nach Abzug des Feindes geſtiftet hatten. Rechts und links vom Mittelgange, bis über die Hälfte der Kirche, liefen die Kirchenſtühle hin, alle ſauber und verſchloſſen; nur die Thür des vorderſten ſtand halb offen und hing in den Angeln. Dieſer hieß der „Majorsſtuhl" ſeit den

Tagen, die der Kunersdorfer Schlacht unmittelbar gefolgt waren. Bis hierher, durch Flucht und Graus, hatten Grenadiere vom Regiment Itzenplitz ihren verwundeten Major getragen, auf dieſe Bank hatten ſie ihn niedergelegt, hier hatte er ſich aufgerichtet und die Binden abgeriſſen. „Kinder, ich will ſterben." Die Bank hatte einen Blutfleck ſeitdem, und jeder mied die Stelle.

Einen Hauptſchmuck der Hohen-Vietzer Kirche bildeten ihre Grabſteine. Einſt hatten ſie vom Altar an bis mitten in das Kirchenſchiff hinein gelegen; ſeitdem aber das alte Gewölbe zugeſchüttet und die neue Gruft, deren wir ſchon erwähnten, angebaut worden war, ſtanden ſie aufrecht an der Nordwand der Kirche hin. Es waren meiſt einfache Steine, je nach der Sitte der Zeit mit langen oder kurzen Inſchriften verſehen, die von Malplaquet und Molwitz erzählten oder auch von ſtilleren Tagen, in Hohen-Vietz begonnen und beendet.

An zwei dieſer Steine knüpfte die Sage an. Neben der Marienniſche ſtand einer, größer als die andern, und dicht beſchrieben. Wer die Inſchrift las, der wußte, daß Katharina von Gollmitz, eine Freundin des Hauſes, einſt unter dieſem Steine gelegen hatte. Grete von Vitzewitz, der Verſtorbenen in beſonderer Liebe zugethan, hatte ihr, als ſie während eines Beſuches in Hohen-Vietz erkrankte und ſtarb, einen Ehrenplatz in der Kirche angewieſen; aber die Freundin im Grabe hatte kein Gefühl für dieſe Auszeichnung und ſehnte ſich nach Haus. Immer wenn Grete Vitzewitz über den Grabſtein hinſchritt, hörte ſie eine Stimme: „Grete, mach auf!" Da machten ſie endlich auf und brachten den Sarg nach Zargelin, wo Katharina von Gollmitz ihre Heimat hatte. Nun wurde es ſtill. Den Grabſtein aber mauerten ſie in die Wand.

Ein anderer Stein, deſſen Inſchrift längſt weggetreten war, lag noch dicht vor dem Altar. Er war der einzige, den man an alter Stelle belaſſen hatte, vielleicht weil er zerbrochen war. Er weigerte ſich hartnäckig, mit den neben ihm liegenden Flieſen gleiche Linie zu halten, und bildete nach und nach eine Mulde. Wie oft auch ſeine zwei Hälften aufgenommen und Sand und Gerölle in die Vertiefung hineingeſtampft wurden, der Stein ſank immer wieder. Das Volk ſagte: „Da liegt der alte Matthias; der geht immer tiefer.“

Dies war nun freilich ein Irrthum, der alte Matthias lag an anderer Stelle, wohl aber gehörte ihm das große Grabmonument an, das, nach der künſtleriſchen Seite hin, den Hauptſchmuck der Hohen-Vietzer Kirche bildete. Es war ein Marmordenkmal, überladen, rococohaft, dabei jedoch von großer Meiſterſchaft der Arbeit. Dem Gegenſtande nach zeigte es eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dem Altarbilde des Saalanbaues. Matthias von Vitzewitz und ſeine Gemahlin knieend, dabei voll Andacht zu einer Kreuzigung Chriſti emporblickend. Alles Basrelief, nur die Knieenden faſt in losgelöſter Figur. Darunter ihre Namen und die Daten ihres Lebens und Sterbens. Ein niederländiſcher Meiſter hatte das Werk gefertigt und es perſönlich zu Schiff bis in die Oder hinauf gebracht.

Als die Bewohner des Herrenhauſes die Kirche betraten, begann eben der Geſang der Gemeinde. Eine ſchmale Treppe, an einem der kleinen Seiteneingänge ausmündend, führte zu dem herrſchaftlichen Stuhle hinauf. Dieſer, ein auf Pfeilern ruhender, ſehr einfacher Holzbau, war urſprünglich durch hohe Schiebefenſter geſchloſſen geweſen, längſt aber waren dieſe beſeitigt und nur noch zwei ſchmale Bretter, die von der Brüſtung bis zur vollen Höhe der Decke aufſtiegen, theilten den Raum in drei große Rahmen ab. Vorn an der Wandung war das Vitzewitzſche Wappen angebracht, ein Andreaskreuz, weiß auf rothem Grunde.

In Front dieſes herrſchaftlichen Stuhles, hart an der Brüſtung hin, nahmen die Eintretenden geräuſchlos Platz: erſt Berndt von Vitzewitz, links neben ihm Renate, dann Tante Schorlemmer. Lewin ſtellte ſeinen Stuhl in die zweite Reihe. So vernachläſſigt alles war, ſo war es doch nicht ohne einen gewiſſen Reiz. Gleich zur Rechten Altar und Kanzel; in Front des Altars das Taufbecken, eine ſilberne mit allegoriſchen Figuren und unentzifferbaren Inſchriften reich ausgeſchmückte Schüſſel, die nur mit großer Mühe vor den Händen des Feindes gerettet worden war. An der Wand gegenüber das vorerwähnte Marmordenkmal des alten Matthias und ſeiner Gemahlin. Das beſte aber, was dieſer unſcheinbaren Stelle eigen war, war doch das große, faſt einen Halbkreis bildende Fenſter, das einen Blick auf den Kirchhof und weiter hügelabwärts auf einzelne zerſtreute, wie Vorpoſten ausgeſtellte Hütten und Häuſer des Dorfes geſtattete. Neben dieſem Fenſter, hart an der Kirchwand, ſtand ein Eibenbaum, der von der Seite her die längſten ſeiner Zweige vorſchob und regelmäßig an die Scheiben klopfte, wenn Paſtor Seidentopf ſeine dreigetheilte Predigt den Hohenviezern ans Herz legte. Lewin ſetzte ſich immer ſo, daß er einen Blick auf das Fenſter frei hatte. Er ſtand wohl feſt auf dem Catechismo Lutheri, wie alle Vitzewitze, ſeitdem die gereinigte Lehre ins Land gekommen war, aber da war doch ein anderes in ihm, das ihn von Zeit zu Zeit trieb, mehr auf den Eibenbaum draußen als auf die Stimme von der Kanzel her zu achten, wäre dieſe Stimme auch mächtiger geweſen, als die ſeines alten Lehrers und Freundes, dem die ſonntägliche Erbauung oblag.

Die Sonne ſchien hell und ein einfallendes Streiflicht erleuchtete in plötzlichem Glanz die halbe Nordwand, vor allem das große Grabdenkmal dem herrſchaftlichen Chorſtuhl gegenüber. Die lebensgroßen Figuren waren wie von roſigem Leben angehaucht. Lewin hatte die Schönheit dieſes Bildwerkes nie ſo voll empfunden; er las die langen Inſchriften, wie er ſich geſtand, zum erſten Mal.

Der Geſang ſchwieg; ſchon während des letzten Verſes war Prediger Seidentopf auf die Kanzel getreten, ein Sechsziger, mit ſpärlichem weißen Haar, von würdiger Haltung und mild im Ausdruck ſeiner Züge. Lewin hing an der wohlthuenden Erſcheinung, ſenkte dann den Blick und folgte in andächtiger Betrachtung dem ſtillen Gebet. Die Gemeinde that ein Gleiches, neigte ſich und ſchaute voll herzlichem Verlangen zu ihrem Geiſtlichen auf, als dieſer ſein Gebet beendet und ſein Haupt wiederum erhoben hatte. Denn die Gemüther waren damals offen für Troſt und Zuſpruch von der Kanzel her und rechneten nicht nach, ob die Worte lutheriſch oder kalviniſtiſch klangen, ſo ſie nur aus einem preußiſchen Herzen kamen. Das wußte Seidentopf, der in gewöhnlichen Zeiten manche Widerſacher unter den ſtrenggläubigen Konventiklern ſeines Dorfes zu bekämpfen hatte, und ein heller Glanz, wie ihn ihm die innere Freude gab, umleuchtete ſeine Stirn, als er nach Leſung des Evangeliums die Textesworte zu erklären begann. Er ſprach von dem Engel des Herrn, der den Hirten erſchien, um ihnen die Geburt eines neuen Heiles zu verkünden. Solche Engel, ſo fuhr er fort, ſende Gott zu allen Zeiten, vor allem dann, wenn die Nacht der Trübſal auf den Völkern läge. Und eine Nacht der Trübſal ſei auch über dem Vaterlande; aber ehe wir es dächten, würde inmitten unſeres Bangens der Engel erſcheinen und uns zurufen: „Fürchtet Euch nicht, ſiehe, ich verkündige Euch große Freude." Denn das Gericht des Herrn habe unſere Feinde getroffen, und wie damals die Waſſer zuſammenſchlugen und „bedeckten Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, daß nicht einer aus ihnen übrig blieb", ſo ſei es wiederum geſchehen.

An dieſer Stelle, auf das Weihnachtsevangelium kurz zurückgreifend, hätte Paſtor Seidentopf ſchließen ſollen; aber unter der Wucht der Vorſtellung, daß eine richtige Predigt auch eine richtige Länge haben müſſe, begann er jetzt, den Vergleich zwiſchen dem alten und dem neuen Pharao bis in die kleinſten Züge hinein durchzuführen. Und dieſer Aufgabe war er nicht gewachſen. Dazu gebrach es ihm an Schwung der Phantaſie, an Kraft des Ausdrucks und Charakters. Schemenhaft zogen die Aegypterſchaaren vorüber. Die Aufmerkſamkeit der Gemeinde wich einem todten Horchen, und Lewin, der bis dahin kein Wort verloren hatte, ſah von der Kanzel fort und begann ſeine Aufmerkſamkeit dem Fenſter zuzuwenden, vor dem jetzt ein Rothkehlchen auf der beſchneiten Eibe ſaß und in leichtem Schaukeln den Zweig des Baumes bewegte.

Nur Berndt folgte in Friſche und Freudigkeit der Rede ſeines Paſtors. Seine eigene Energie half nach; wo die Konturen nicht ausreichten, zog er ſeine ſcharfen Linien in die unſicher ſchwankenden hinein. Was als Schatten kam, wurde zu Leben und Geſtalt. Er ſah die Aegypter. Bataillone mit goldenen Adlern, Reitergeſchwader, über deren weiße Mäntel die ſchwarzen Roßſchweife fielen, ſo ſtiegen ſie in endlos langem Zuge vor ihm auf und über all ihrer Herrlichkeit ſchloſſen ſich die Wellen des Meeres. Nur über *einem* ſchloſſen ſie ſich *nicht*; er gewann das Ufer, ein nördliches Eisgeſtade, und ſiehe da, über glitzernde Felder hin flog jetzt ein Schlitten und zwei dunkle tiefliegende Augen ſtarrten in den aufſtäubenden Schnee. Paſtor Seidentopf hatte keinen beſſeren Zuhörer als den Patron ſeiner Kirche, der — und nicht heute blos — die freundlich ſchöne Kunſt des Ergänzens zu üben verſtand. Aus der Skizze ſchuf er ein Bild und glaubte doch dies Bild von außen her, aus der Hand ſeines Freundes, empfangen zu haben.

Nun war der Sand durch die Uhr gelaufen, die Predigt ſelbſt geſchloſſen. Da trat der Paſtor noch einmal an den Rand der Kanzel, und mit eindringlicher Stimme, der ſofort alle Herzen wieder zufielen, hob er an: „Mit Chriſti Geburt, die wir heute feiern, beginnt das chriſtliche neue Jahr. Ein neues Jahr; was wird es uns bringen? Es wiſſen zu wollen, wäre Thorheit; aber zu hoffen iſt unſerem Herzen erlaubt. Gott hat ein Zeichen gegeben; mögen wir es zum Rechten deuten, wenn wir es deuten: er will uns wieder aufrichten, unſere Buße iſt angenommen, unſere Gebete ſind erhört. Die Geißel, die nach ſeinem Willen ſechs lange Jahre über uns war, er hat ſie zerbrochen; er hat ſich unſerer Knechtſchaft erbarmt und die Weihnachtsſonne, die uns umſcheint, ſie will uns verkündigen, daß wieder hellere Tage unſerer harren. Ob ſie kommen werden mit Palmen, oder ob ſie kommen werden mit Schwerterklang, wer ſagt es? Wohl miſcht ſich ein Bangen in unſere Hoffnung, daß der Sieg nicht einziehen wird ohne letzte Opfer an Gut und Blut. Und ſo laßt uns denn beten, meine Freunde, und die Gnade des Herrn noch einmal anrufen, daß er uns die rechte Kraft leihen möge in der Stunde der Entſcheidung. Das Wort des Judas Makkabäus ſei unſer Wort: „Das ſei ferne, daß wir fliehen ſollten. Iſt unſere Zeit kommen, ſo wollen wir ritterlich ſterben um unſerer Brüder willen und unſere Ehre nicht laſſen zu Schanden werden.“ Gott will kein Weltenvolk, Gott will keinen Babelthurm, der in den Himmel ragt, und wir ſtehen ein für ſeine ewigen Ordnungen, wenn wir einſtehen für uns ſelbſt. Unſer Herd, unſer Land ſind

Heiligthümer nach dem Willen Gottes. Und ſeine Treue wird uns nicht laſſen, wenn wir getreu ſind bis in den Tod. Handeln wir, wenn die Stunde da iſt, aber bis dahin harren wir in Geduld."

Er neigte ſich jetzt, um in Stille das Vaterunſer zu ſprechen; die Orgel fiel mit feierlichen Klängen ein; die Gemeinde, ſichtlich erbaut durch die Schlußworte, verließ langſam die Kirche. Auf den verſchiedenen Schlängelwegen, die von der Kirche ins Dorf hernieder führten, ſchritten die Bauern und Halbbauern ihren halbverſchneiten Höfen zu. Die Frauen und Mädchen folgten. Wer von der Dorfſtraße aus dieſem Herabſteigen zuſah, dem erſchloß ſich ein anmuthiges Bild: der Schnee, die wendiſchen Trachten und die funkelnde Sonne darüber.

Die Gutsherrſchaft nahm wieder ihren Weg durch die Nußbaumallee. Als ſie, einbiegend, an die Hofthür kamen, ſtand Kriſt an der unterſten Steinſtufe und zog ſeinen Hut. Die ſilberne Borte daran war längſt ſchwarz, die Kokarde verbogen. Berndt, als er ſeines Kutſchers anſichtig wurde, trat an ihn heran und ſagte kurz:

„Fünf Uhr vorfahren! Den kleinen Wagen."

„Die Braunen, gnädiger Herr?"

„Nein, die Ponies."

„Zu Befehl!" Mit dieſen Worten traten unſere Freunde ins Haus zurück.

VI.

Am Kamin.

Punkt fünf Uhr war Kriſt vorgefahren; Berndt liebte nicht zu warten. Von den Kindern hatte er kurzen Abſchied genommen, um ſeiner Schweſter auf Schloß Guſe, oder der „Tante Amelie", wie ſie im Hohen-Vietzer Hauſe hieß, einen nachbarlichen Beſuch zu machen. Daß er noch am ſelben Abend zurückkehren werde, war nicht anzunehmen; er hatte vielmehr angedeutet, daß aus der kurzen Ausfahrt eine Reiſe nach der Hauptſtadt werden könne. Die Unruhe ſeiner Empfindung trieb ihn hinaus. Den Weihnachtsaufbau, wie ſeit Jahren, hatte er ſich auch heute nicht nehmen laſſen wollen, aber kaum frei, im Gefühl erfüllter Pflicht, ſchlugen ſeine Gedanken die alte Richtung ein. Es drängte ihn nach Aktion, oder doch nach Einblick in die Welthändel; ein Bedürfniß, das ihm die Enge ſeines Hauſes nicht befriedigen konnte. In der Unterhaltung, das hatte Lewin bei Tiſche empfunden, that er ſich Zwang an, und das Gefühl davon nahm auch dem Geſpräch der Kinder jede freie Bewegung. Eine gewiſſe Befangenheit griff Platz. So kam es, daß man die Abweſenheit des Vaters, bei aufrichtigſter Liebe zu ihm, faſt wie eine Befreiung empfand; Herz und Zunge konnten ihren Weg gehen, wie ſie wollten. Unſere Hohen-Vietzer Geſchwiſter empfanden übrigens, wie kaum erſt verſichert zu werden braucht, nicht kleiner oder ſelbſtſüchtiger, als andere im Lande; ſie wollten nur nicht gezwungen ſein, über den „Böſeſten der Menſchen“ immer wieder und wieder zu ſprechen, als wäre nichts Sprechenswerthes in der Welt als dieſer eine.

Sie hatten ſich ſammt Tante Schorlemmer im Wohnzimmer eingefunden und ſaßen jetzt, es mochte die ſiebente Stunde ſein, um den hohen altmodiſchen Kamin. Mit ihnen war Marie, die Freundin Renatens, des reichen Kniehaſe dunkeläugige Tochter, deren Beſuch für dieſen Abend angekündigt war. Jede der drei Damen war nach ihrer Weiſe beſchäftigt. Renate, dem Kamin zunächſt ſitzend, hielt einen Palmenfächer in der Rechten, mit dem ſie die Flamme bald anzufachen, bald ſich gegen dieſelbe zu ſchützen ſuchte; Tante Schorlemmer ſtrickte mit vier großen Holznadeln an einem Shawl, der wie ein Bließ neben ihrem Lehnſtuhl niederfiel; Marie blätterte neugierig in einer grönländiſchen Reiſebeſchreibung, die ihr Tante Schorlemmer zum heiligen Chriſt beſcheert und mit einem Widmungsverſe aus Zinzendorf ausgeſtattet hatte. Zwiſchen Marie und Lewin, aber keineswegs als eine Scheidewand, ſtand der Weihnachtsbaum, den Jeetze von der Halle her herein getragen hatte. Das Plündern, das Sache Lewins war, nahm eben ſeinen Anfang. Jede goldene Nuß, die er pflückte, warf er in hohem Bogen über die Spitze des Baumes fort, an deſſen entgegengeſetzter Seite Marie mit glücklicher Handbewegung danach haſchte. Im Werfen und Fangen jedes gleich geſchickt.

Lewin freute ſich dieſes Spieles; zudem war er von Alters her nie beſſerer Laune, als wenn er ſich den Süßigkeiten des Weihnachtsbaumes gegenüber ſah. Das Naſchen war ſonſt nicht ſeine Sache, aber die Pfennigreiter, die Nonnen, die Fiſche, machten ihn kritiklos und ließen ihn einmal über das andere verſichern, „daß in dem plattgedrückteſten Pfefferkuchenbild immer noch ein Tropfen vom himmliſchen Manna ſei“.

Die gute Laune Lewins ſteigerte ſich bald bis zu Neckerei, unter der niemand mehr zu leiden hatte als Tante Schorlemmer. „Du ſollſt den Feiertag heiligen,“ rief er ihr zu und wies dabei auf die vier hölzernen Stricknadeln, die, wie ſich von ſelbſt verſteht, nach dieſer ſcherzhaften Reprimande nur um ſo eifriger zu klappern begannen. Endlich wurde es ihr zu viel. Sie verfärbte ſich und reſolvirte kurz: „meine Grönländer können nicht warten.“

Da wir nun im langen Verlauf unſerer Erzählung nirgends einen Punkt entdecken können, der Raum böte für eine biographiſche Skizze unter dem Titel „Tante Schorlemmer“, ſo halten wir hier den Augenblick für gekommen, uns unſerer Pflicht gegen dieſe treffliche Dame zu entledigen. Denn Tante Schorlemmer iſt keine Nebenfigur in dieſem Buche, und da wir ihr, nach flüchtiger Bekanntſchaft in Flur und Kirche, an dieſer Stelle bereits zum dritten Male begegnen, ſo hat der Leſer ein gutes Recht, Aufſchluß darüber zu verlangen, wer Tante Schorlemmer denn eigentlich iſt.

Tante Schorlemmer war eine Herrnhuterin. Eines Tages, das lag nun dreißig Jahre zurück, war ihr, der damaligen Schweſter Brigitte, Mittheilung gemacht worden, daß Bruder Jonathan Schorlemmer, zur Zeit in Grönland, eine eheliche Gefährtin wünſche, bereit, ihm in ſeinem ſchweren Werke zur Seite zu ſtehen. Sie hatte dieſem Rufe gehorſamt, ihre Wäſche gezeichnet und war mit dem nächſten däniſchen Schiff von Hamburg aus gen Norden gefahren. An einem Tage, der keine Nacht hatte, war ſie in Grönland gelandet, Bruder Schorlemmer hatte ſie empfangen und ihren Bund perſönlich eingeſegnet. Die Ehe blieb kinderlos, deſſen ſich jedoch beide in chriſtlicher Ergebung getröſteten. So vergingen ihnen zehn glückliche Jahre. Zu Beginn des elften ſtarb Jonathan Schorlemmer an einem Lungenkatarrh und wurde in einem mit Seehundsfell beſchlagenen Sarge begraben. Seine Wittwe aber, nachdem ſie die Bevölkerung mit allem was ſie hatte, beſchenkt und jedem einzelnen verſichert hatte, ihn nie vergeſſen zu wollen, kehrte mit dem Grönlandſchiff zunächſt nach Kopenhagen und von dort aus in die deutſche Heimat zurück.

In die deutſche Heimat, aber nicht nach Herrnhut. Auf der weiten Rückreiſe Berlin berührend, wo ihr einige Anverwandte lebten, beſchloß ſie, im Kreiſe derſelben zu verbleiben und bezog in jenem Stadttheile, der fünfzig Jahre früher den einwandernden böhmiſchen Brüdern und Herrnhutern als Wohnplatz angewieſen worden war, ein beſcheidenes Quartier. In dieſen kleinen Häuſern der Wilhelmsſtraße würde ſie ihr ſtilles und treues Leben ſehr wahrſcheinlich beſchloſſen haben, wenn ihr nicht eines Tages ein Blatt ins Haus geflogen wäre, auf dem ſie das folgende las: „Eine ältere Frau, am liebſten Wittwe, wird zur Führung eines Haushaltes auf dem Lande geſucht. Eine Tochter von zwölf Jahren ſoll ihrer beſonderen Obhut anvertraut werden. Bedingungen: Verträglichkeit und Chriſtlichkeit. Anfragen ſind zu richten an: B. v. V., poste restante Küſtrin.“ Tante Schorlemmer ſchrieb; alles Geſchäftliche erledigte ſich ſchnell. Um Weihnachten 1806 traf ſie in Hohen-Vietz ein, in deſſen Herrenhauſe gerade damals ein trübes Chriſtfeſt gefeiert wurde. Man trat ſich gegenſeitig vertrauungsvoll entgegen, und nach wenig Wochen ſchon begann der Einfluß unſerer Freundin ſich geltend zu machen. Nicht das Glück, aber Ruhe und Friede waren in ihrem Geleit. Renate hing ihr an, Lewin verehrte ihre Fürſorge, Berndt von Vitzewitz hatte einen tiefen Reſpekt vor ihrem Herrnhuterthume.

Und darin unterſchied er ſich freilich von ſeinen Kindern. Dieſe beugten ſich wohl vor der Aufrichtigkeit, aber nicht vor der Tiefe von Tante Schorlemmers chriſtlichem Gefühl. Ihre Leidenſchaftsloſigkeit, die dem Vater ſo wohl that, erſchien den Geſchwiſtern einfach als Schwäche. Nach Anſicht beider gebrauchte ſie ihr Chriſtenthum wie eine Hausapotheke; und darin lag etwas Wahres. Für alle mehr gewöhnlichen Fälle hatte ſie das Sal sedativum einer frommen Alltagsbetrachtung, wie „Rechte Treu kennt keine Scheu“ oder „So dunkel iſt keine Nacht, daß Gottes Auge nicht drüber wacht“; für ernſtere Fälle jedoch griff ſie nach dem ſtarken und nervenerfriſchenden Sal volatile irgend eines Kraftſpruches: „Was will Satan und ſeine Liſt, wenn mein Herr Jeſus mit mir iſt.“ Das unterſcheidende Merkmal zwiſchen den ſchwachen und ſtarken Mitteln beſtand im weſentlichen darin, daß in den letzteren jedesmal der Böſe herausgefordert und ihm die Nutzloſigkeit ſeiner Anſtrengungen entgegen gehalten wurde. Alle dieſe Sprüche aber, ob ſchwach oder ſtark, wurden eben ſo ſehr im feſten Glauben an ihre innewohnende Kraft, wie mit der äußerſten Seelenruhe vorgetragen. Und da ſteckte die Schuld, oder doch das, was den Geſchwiſtern als Schuld erſchien. Dieſe Seelenruhe, die ſich neben dem Maß geforderter Theilnahme oft wie Theilnahmloſigkeit ausnahm, reizte die jungen Gemüther und ſtellte ihre Geduld auf manche harte Probe. Berndt verſtand dies ſtille Chriſtenthum beſſer und hatte an ſich ſelbſt erfahren, daß der Troſt aus dem Worte Gottes mehr war, als der Wortetroſt der Menſchen.

So war Tante Schorlemmer. — Das Scherzen über ihre vorgeblich freie Stellung zum dritten Gebot, hatte ſie einen

Augenblick ernſtlich verdroſſen; Lewin aber, ohne deſſen zu achten, fuhr in ſeinen Neckereien fort: „Unſere Freundin ſcheint übrigens keine Ahnung zu haben, welch hoher Beſuch inzwiſchen vor dem Herrnhuter Gemeindehauſe gehalten hat.“

„Wer?“ riefen die beiden Mädchen.

„Niemand Geringeres als Napoleon ſelbſt. In der Nacht vom elften zum zwölften. Und die Herrnhuter haben wieder verſäumt, ſich heroiſch in die Weltgeſchichte einzuführen. Sie haben den Kaiſer angegafft, ſo weit es bei Nacht und Schneetreiben möglich war, und haben ihn weiter fahren laſſen. Das macht, weil der herrnhutiſche Muth im Auslande lebt, in China, in Grönland, in Hohen-Vietz. Ueberall iſt er, nur nicht daheim. Tante Schorlemmer, deſſen bin ich gewiß, hätte ihn verhaften und als Weltfriedensbrecher vor Gericht ſtellen laſſen.“

Die Angeredete drohte mit einer ihrer großen Nadeln zu Lewin hinüber, dem es übrigens nahe bevorſtand, ſich aus dem Angriff in die Vertheidigung gedrängt zu ſehen. Der „Empereur“ war nicht umſonſt citirt worden; einmal in das Geſpräch hineingezogen, gleichviel ob im Ernſt oder Scherz, begann er ſeine Macht zu üben, und Lewin, wenigſtens momentan des neckiſchen Tones vergeſſend, begann ein Bild jener fluchtartigen Reiſe zu geben, die den zum erſten Mal von ſeinem Glück verlaſſenen Kaiſer in vierzehntägiger Fahrt von Smolensk bis in ſeine Hauptſtadt zurückgeführt hatte. Er gab Altes und Neues, bei einzelnen Punkten länger verweilend, als vielleicht nöthig geweſen wäre.

Tante Schorlemmer und Marie waren der Erzählung aufmerkſam gefolgt; Renate aber warf hin: „Vorzüglich und wie belehrend! Ein wahrer Generalbericht über ruſſiſch-deutſche Poſtſtationen. O, Ihr großſtädtiſchen Herren, wie ſeid Ihr doch ſo ſchlechte Erzähler, und je ſchlechter, je klüger Ihr ſeid. Immer Vortrag, nie Geplauder!"

„Sei's drum, Renate; ich will nicht widerſprechen. Aber wenn wir ſchlechte Erzähler ſind, ſo ſeid Ihr Frauen noch ſchlechtere Hörer. Ihr habt keine Geduld, und die Wahrnehmung davon verwirrt uns, läßt uns den Faden verlieren und führt uns, links und rechts tappend, in die Breite. Ihr wollt Guckkaſtenbilder: Brand von Moskau, Roſtopſchin, Kreml, Uebergang über die Bereſina, alles in drei Minuten. Die Erzählung, die Euch und Euer Intereſſe tragen ſoll, ſoll bequem wie eine gepolſterte Staatsbarke, aber doch auch handlich wie eine Nußſchale ſein. Ich weiß wohl, wo die Wurzel des Uebels ſteckt: der Zuſammenhang iſt Euch gleichgiltig; Ihr ſeid Springer."

Renate lachte. „Ja, das ſind wir; aber wenn wir zu viel ſpringen, ſo ſpringt Ihr zu wenig. Eure Gründlichkeit iſt beleidigend. Immer glaubt Ihr, daß wir in der Weltgeſchichte weit zurück ſeien, und wir wiſſen doch auch, daß der Kaiſer in Paris angekommen iſt. O, ich könnte Bulletins von Hohen-Vietz aus datiren. Aber laſſen wir unſere Fehde, Lewin. Was iſt es mit den rothen Scheiben im Schloßhof von Berlin? In der Zeitung war eine Andeutung; Kathinka ſchrieb ausführlicher davon."

„Was ſchrieb ſie?"

„Wie Du nur biſt. Nun kümmert Dich wieder, was Kathinka ſchrieb. Daß ich ſo thöricht war, den Namen zu nennen."

Lewin ſuchte ſeine flüchtige Verlegenheit zu verbergen. „Du irrſt, ich ſchweiſe nicht ab; mich hat das Phänomen lebhaft beſchäftigt. Es kam dreimal; am dritten Tage habe ich es geſehen."

„Und was war es?"

„An allen drei Tagen, etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, erglühten plötzlich die oberen Fenſter des alten Schloßhofes. Die Wachen meldeten es. Da die Sonne längſt unter war, ſo dachte man an Feuer. Aber es fand ſich nichts. Auf dem neuen Schloßhof blieben die Fenſter dunkel. Die Leute ſagen, es bedeute Krieg."

„Ein leichtes Prophezeien," bemerkte Tante Schorlemmer ruhig. „Wir hatten Krieg in dieſem Jahre und werden ihn mit in das neue hinüber nehmen."

„Ich glaube," fuhr Lewin fort, „der ganze Vorgang wäre ſchnell vergeſſen worden, wenn nicht eines unſerer Blätter, das Euch nicht zu Händen kommt, am zweitfolgenden Tage ſchon eine Geſchichte gebracht hätte, die bei allem Dunklen erſichtlich darauf berechnet war, der Erſcheinung im Schloß eine tiefere Bedeutung zu geben, ſo etwas wie Zeichen und Wunder."

„O erzähle!"

„Ja. Aber Du darfſt nicht ungeduldig werden."

„Biſt Du empfindlich?"

„Wohlan denn. Es iſt eine Geſchichte aus dem Schwediſchen. Die Ueberſchrift, die das Blatt ihr gab, war: „Karl XI. und die Erſcheinung im Reichsſaale zu Stockholm." Ich bürge nicht dafür, daß ich alles genau ſo wiedergebe, wie's in dem Blatte ſtand, aber in den Hauptſtücken bin ich meiner Sache gewiß. Was man gern hat, behält man. „Gedächtniß iſt Liebe," ſagte Tubal noch geſtern, und ſelbſt Kathinka ſtimmte bei."

Bei dem Namen Tubal kam das Erröthen an Renate. Lewin aber, als ob er es nicht bemerkt habe, fuhr fort: „Karl XI. war krank. Er lag ſchlaflos zu ſpäter Stunde in ſeinem Zimmer und ſah nach der anderen Seite des Schloßhofes hinüber, auf die Fenſter des Reichsſaales. Bei ihm war niemand als der Reichsdroſt Bjelke. Da ſchien es dem König, daß die Fenſter des Reichsſaales zu glühen anfingen und darauf hindeutend, fragte er den Reichsdroſten: „Was iſt das für ein Schein?" Der Reichsdroſt antwortete: „Es iſt der Schein des Mondes, der gegen die Fenſter glitzert." In demſelben Augenblick trat der Reichsrath Oxenſtierna herein, um ſich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen, und der König, wieder auf die glühenden Scheiben deutend, fragte den Reichsrath: „Was iſt das für ein Schein? Ich glaube, das iſt Feuer." Auch der Reichsrath antwortete: „Nein, Gott lob, das iſt es nicht; es iſt der Schein des Mondes, der gegen die Fenſter glitzert." Die Unruhe des Königs wuchs aber, und er ſagte zuletzt: „Gute Herren, da geht es nicht richtig zu; ich will hingehen und erfahren, was es ſein kann." Sie gingen darauf einen Korridor entlang, der an den Zimmern Guſtav Erichſons vorüber führte, bis daß ſie vor der großen Thüre des Reichsſaales ſtanden. Der König forderte den Reichsdroſten auf, die Thür zu öffnen, und als dieſer bat, in dieſer Nacht die Thür geſchloſſen zu laſſen, nahm der König ſelbſt den Schlüſſel und öffnete. Als er den Fuß auf die Schwelle ſetzte, trat er haſtig zurück und ſagte: „Gute Herren, wollt Ihr mir folgen, ſo werden wir ſehen, wie es ſich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will." Sie antworteten: „Ja."

Hier wurde Lewin unterbrochen. Jeetze trat ein, um eine Schale mit Obſt auf den Tiſch zu ſtellen, Erdbeeräpfel und Gravenſteiner, die in Hohen-Vietz vorzüglich gediehen. Tante Schorlemmer benutzte die Unterbrechung, um einige wirthſchaftliche Ordres zu geben, Renate aber bemerkte: „Ich vermiſſe die Beziehungen; aber freilich, je geheimnißvoller, deſto anregender für die Phantaſie."

Lewin nickte zuſtimmend. „Dieſer Eindruck wird ſich bei Dir ſteigern." Dann fuhr er fort: „Als König Karl und die beiden Räthe eingetreten waren, wurden ſie eines langen Tiſches gewahr, an dem eine Anzahl ehrwürdiger Männer ſaßen, in ihrer Mitte ein junger Fürſt; als ſolchen bezeichnete ihn der Thron, der mit Wappenſchildern und rothen Teppichen behangen, unmittelbar in ſeinem Rücken aufgerichtet war. Es war erſichtlich, man ſaß zu Gericht. Am unteren Ende des Tiſches ſtand ein Richtblock und um den Block her, in weitem Halbkreis, ſtanden Angeklagte, reich gekleidet, aber nicht in der Tracht, die damals in Schweden getragen wurde. Die zu Gericht ſitzenden Männer zeigten auf die Bücher, die ſie in Händen hielten; ſie wollten dem jungen Fürſten nicht zu Willen ſein, der aber ſchüttelte hochmüthig den Kopf und wies an das untere Ende des Tiſches, wo jetzt Haupt um Haupt fiel, bis das Blut längs dem Fußboden fortzuſtrömen begann. König Karl und ſeine Begleiter wandten ſich voll Entſetzen von dieſer Scene ab; als ſie wieder hinblickten, war der Thron zuſammengebrochen. Der König aber, indem er des Reichsdroſten Bjelke Hand ergriff, rief laut und bittend: „Welche iſt des Herren Stimme, die ich hören ſoll? Gott, wann ſoll das alles geſchehen?"

Und als er Gott zum dritten Male angerufen hatte, klang ihm die Antwort: „Nicht ſoll dies geſchehen in Deiner Zeit, wohl aber in der Zeit des ſechsten Herrſchers nach Dir. Es wird ein Blutbad ſein, wie nie dergleichen im ſchwediſchen Lande geweſen. Dann aber wird ein großer König kommen und mit ihm Frieden und eine neue Zeit." Und als dies geſprochen war, ſchwand die Erſcheinung. König Karl hielt ſich mühſam. Dann, über denſelben Korridor, kehrte er in ſein Schlafgemach zurück. Die beiden Räthe folgten."

Lewin ſchwieg. Im Wohnzimmer war es ſtill geworden; der Fächer ruhte, ſelbſt die Stricknadeln ruhten; jeder blickte vor ſich hin. Nach einer Pauſe fragte Renate: „Wer war der ſechste Herrſcher in Schweden?“

„Guſtav IV.; ſein Thron iſt zuſammengebrochen.“

„So hältſt Du das Ganze für echt und ehrlich, für eine wirkliche Viſion?“

„Ich ſage nicht ja und nicht nein. Das Schriftſtück, das über dieſen Hergang berichtet, liegt im Stockholmer Archiv. Es iſt von des Königs Hand in ſelbiger Nacht geſchrieben; ſeine beiden Begleiter haben es mitunterzeichnet. Die Handſchriften ſind beglaubigt. Ich habe weder das Recht noch den Muth, ſolchen Erſcheinungen die Möglichkeit abzuſprechen. Laß mich ſagen, Renate, wir haben nicht das Recht.“

Lewin betonte das „wir“. Dann aber wandte er ſich, einen ſcherzhaften Ton wieder aufnehmend, an Tante Schorlemmer und Marie, und drang in ſie, ihren Glauben oder Unglauben ſolchen Erſcheinungen gegenüber auszuſprechen.

Marie ſtand auf. Jeder ſah erſt jetzt, welchen tiefen Eindruck die Erzählung auf ſie gemacht. Sie drückte die Tannenzweige, die ſie mittlerweile, ohne zu wiſſen warum, zerpflückt hatte, zu einem Knäuel zuſammen und warf alles in die halbniedergebrannte Glut. Der raſch aufflackernden Flamme folgte eine Rauchwolke, in der ſie nun, einen Augenblick lang, ſelbſt wie eine Erſcheinung ſtand, nur die Umriſſe ſichtbar und die rothen Bänder, die ihr über Haar und Nacken fielen. Es bedurfte ihrerſeits keines weiteren Bekenntniſſes; ſie ſelber war die Antwort auf die Frage Lewins.

Tante Schorlemmer aber, die Stricknadeln wieder aufnehmend, ſchüttelte unmuthig den Kopf, und citirte dann, als ob ſie ein Geſpenſter beſchwörendes Vaterunſer vor ſich hinbete, mit raſcher und deutlicher Stimme:

Unter Gottes Schirmen
Bin ich vor den Stürmen
Alles Böſen frei.
Laß den Satan wittern,
Laß den Feind erbittern,
Mir ſteht Jeſus bei.

VII.

Im Kruge.

Dorf Hohen-Vietz (es hatte auch „ausgebaute Looſe") beſchränkte ſich in ſeinem Innentheil auf eine einzige langgeſtreckte Straße, die, dem Fuße des Hügels folgend, nach Norden hin mit dem Vitzewitzeſchen Rittergute, nach Süden hin mit einem großen Mühlengehöft abſchloß.

Das Rittergut, ſoweit ſeine Baulichkeiten in Betracht kommen, beſtand aus zwei hufeiſenförmigen Hälften, von denen die eine ſich aus den drei Flügeln des Herrenhauſes, die andere aus Ställen und Scheunen des gutsherrlichen Gehöftes zuſammenſetzte. Die offenen Seiten beider Hufeiſen waren einander zugekehrt, zwiſchen beiden lief ein zugleich als Auffahrt dienender Steindamm, der in ſeiner Verlängerung hügelanſteigend in die mehrgenannte Nußbaumallee überging.

Freundlicher noch als das Rittergut lag die Mühle, die eine Oel- und Schneidemühle war. Ein Waſſer, das mit ſtarkem Gefälle am Dorf vorüberfloß, trieb beide Werke. Jetzt war der Bach gefroren. Schnee und Eis aber, die in phantaſtiſchen Formen an den großen Triebrädern hingen, ſteigerten, wenn nicht den idylliſchen, ſo doch den maleriſchen Reiz des weitſchichtigen, aus Häuſern, Schuppen und Lagerräumen bunt zuſammengewürfelten Gehöftes.

Rittergut und Mühle die Flügelpunkte; dazwiſchen die Straße, die ihre dreißig Häuſer oder mehr, ziemlich unregelmäßig auf beide Seiten vertheilt hatte. Die linke Seite, die öſtliche, war die bevorzugte. Hier lagen die Pfarre, die Schule, der Schulzenhof, während die rechte Seite, die faſt ausſchließlich von Büdnern und Tagelöhnern bewohnt wurde, nur ein einziges ſtattliches Gebäude aufwies: den Krug.

In dieſen treten wir jetzt ein. Er hatte nicht das Anſehen wie ſonſt wohl Dorfkrüge, dazu fehlte ihm der auf Holzſäulen ruhende, jedem vorfahrenden Wagen als Wetterdach dienende Giebelbau, vielmehr ſprang eine doppelarmige, aus Backſteinen aufgemauerte Treppe vor, die faſt ein Dritttheil der unteren Hausfront ausfüllte. Auch das Geländer war von Stein. Dieſer äußeren Erſcheinung, die mehr ſtädtiſches als dörfiſches hatte, paßte ſich auch die innere Einrichtung an. Von den zwei Gaſtzimmern, die durch den flieſenbedeckten Flur getrennt waren, zeigte das eine mit ſeinen blankgeſcheuerten Tiſchen und hochlehnigen Schemelſtühlen, in die ein Herz geſchnitten war, allerdings noch den Krugcharakter, das andere aber mit Mullgardinen und eingerahmten Kupferſtichen, darunter Schill und der Erzherzog Karl, glich faſt in allem einer Bürgerreſſourcenſtube und hatte ſogar einen Leſetiſch, auf dem, neben dem Lebuſer Amtsblatt, der Beobachter an der Spree und die berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen ausgebreitet lagen. Alles verrieth Behagen und Wohlhabenheit, und durfte es auch, denn über beides verfügten die Hohen-Vietzer Bauern, die hier ihr Solo ſpielten, in ausgiebigſter Weiſe. Ihre Hörigkeit, wenn ſie je vorhanden geweſen war, hatte in dieſen Gegenden, wo dem herrenloſen Bruch- und Sumpflande immer neue Strecken fruchtbaren Ackers abgewonnen wurden, ſeit lange glücklicheren Verhältniſſen Platz gemacht, und Berndt von Vitzewitz, weil er ſelbſt frei fühlte, freute ſich nicht nur dieſer wachſenden Selbſtändigkeit, ſondern kam ihr überall entgegen. Ein Ereigniß aus ſeinen jüngeren Jahren her hatte dazu beigetragen. Kurz vor dem 92er Feldzug, als er — noch von ſeiner Garniſon aus — einen Beſuch in der Salzwedler Gegend machte, hatte ein Schloß-Tylſener Kneſebeck, ein ehemaliger Regimentskamerad, ihn vom Schloß aus ins Dorf geführt und dabei die Worte zu ihm geſprochen: „Seht, Vitzewitz, hier werdet Ihr etwas kennen lernen, was Ihr Euer Lebtag noch nicht geſehen habt: freie Bauern." Und dieſe Worte, dazu die Bauern ſelbſt, hatten eines tiefen Eindrucks auf ihn nicht verfehlt. Das lag nun zwanzig Jahre zurück, war aber unvergeſſen geblieben und den Hohen-Vietzern mehr als einmal zu Gute gekommen.

Auch heute, am Weihnachtstage 1812, hatten ſich einige bäuerliche Honoratioren, alles Männer von Mitte fünfzig und darüber, in der Gaſtſtube verſammelt. Es waren ihrer vier: Ganzbauer Kümmeritz, Anderthalbbauer Kallies, Ganzbauer Reetzke und Ganzbauer Krull, lauter echte Hohen-Vietzer, die ſeit unvordenklichen Zeiten an dieſer Stelle ſeſſig, mit den Vitzewitzen das alte Höhendorf bewohnt und verlaſſen, dazu auch gemeinſchaftlich mit ihnen die guten und ſchlechten Zeiten durchgemacht hatten. Alle waren feſttäglich gekleidet, trugen lange dunkelfarbige Röcke, und ſaßen, mit Ausnahme eines von ihnen, grade aufrecht in den breiten gartenſtuhlartigen Holzſeſſeln, die zu acht oder zehn um einen großen rothbraun geſtrichenen Rundtiſch herum ſtanden.

Als fünfter hatte ſich ihnen der Wirth ſelber, der Krüger Scharwenka, zugeſellt, der durch Erbſchaft von Frauensſeite her ein Doppelbauer und überhaupt der reichſte Mann im Dorfe war, nichtsdeſtoweniger aber, trotz ſeiner ſechshundert

Morgen Bruchacker unterm Pflug, nicht für voll und ebenbürtig angeſehen wurde. Das hatte zwei gute Bauerngründe. Der eine lief darauf hinaus, daß erſt ſein Großvater, bei Urbarmachung des Oderbruchs, mit andern böhmiſchen Koloniſten ins Dorf gekommen war; der andere wog ſchwerer und gipfelte darin, daß er, allem Abmahnen zum Trotz, von dem wenig angeſehenen Geſchäft des „Krügerns" nicht laſſen wollte. Scharwenka, ſo oft dieſer heikle Punkt zur Sprache kam, pflegte ſich auf ſeinen Großvater ſelig zu berufen, der ihm von Kindesbeinen an beigebracht habe: Dukaten ſeien nie deſpektirlich. Der eigentliche Grund aber, warum er den Bierſchank und das „Knechte bedienen" nicht aufgeben wollte, lag keineswegs bei den Dukaten. Es war dem reichen Doppelbauer viel weniger um den hübſchen Krugverdienſt, als um die tagtägliche Berührung mit immer neuen Menſchen zu thun; das Plaudern, vor allem das Horchen, das Beſcheidwiſſen in anderer Leute Taſchen, das war es, was ihn bei der Gaſtwirthſchaft feſthielt. Er ſetzte ſeinen Stolz darin, die Nachricht von einer bäuerlichen durch die Verhältniſſe nothwendig gewordenen Mesalliance vierundzwanzig Stunden früher zu haben als jeder andere. Subhaſtationen konnte er voraus berechnen wie die Kalendermacher das Wetter; ſeine eigentliche Spezialität aber waren die der Feuerlegung verdächtigen Windmüller. Die Liſte, die er darüber führte, umfaßte ſo ziemlich das ganze Gewerk.

So Krüger Scharwenka.

Seinen Platz hatte er gerade der Thüre gegenüber genommen, um jeden Eintretenden ſehen und begrüßen zu können. Unmittelbar neben ihm ſaßen Reetzke und Krull, die ſchon ſeit einer Stunde rauchten und ſchwiegen, ganz im Gegenſatz zu Kümmeritz und Kallies, die beide von den Geſprächigen waren. Auch von ihnen ein Wort.

Ganzbauer Kümmeritz trotz ſeiner Fünfzig, hatte durchaus die Haltung und das Anſehen eines alten Soldaten. Und beides kam ihm zu. Er war erſt Grenadier, dann Gefreiter im Regiment Möllendorf geweſen, hatte die Rheincampagne mitgemacht und zweimal die Weißenburger Linien mit erſtiegen. War dann bei Kaiſerslautern verwundet worden und hatte den Abſchied genommen. Er vertrat in dieſem Kreiſe, neben dem Schulzen Kniehaſe, der heute zufällig ausgeblieben war, die Traditionen der preußiſchen Armee, kontrolirte den Kaiſer Napoleon, malte ſeine Schlachten auf den Tiſch, und hielt die Anſicht aufrecht, daß Jena, „wo wir den Sieg ja ſchon in Händen hatten“, nur durch einen Schabernack verloren gegangen ſei.

Das volle Gegentheil von Kümmeritz war Anderthalbbauer Kallies, ein ſchmalſchultriger, langaufgeſchoſſener Mann. Geiſtig regſam, aber ſchwach und widerſtandslos von Charakter, mußte er es ſich gefallen laſſen, geneckt und gehänſelt zu werden, wozu ſchon, alles andere unerwogen, ſein Beiname herauszufordern ſchien. Er war nämlich, als er kaum laufen konnte, in eine große Rahmbutte oder Sahnenſchüſſel gefallen und hieß ſeitdem in ſehr bezeichnender Weiſe „Sahnepott“. Denn es war ihm ſein Lebelang etwas Milchernes geblieben.

Alle fünf dampften jetzt aus langen holländiſchen Pfeifen; neben jedem lag ein Zündſpan. Kallies hatte das Wort. Aus allem ging hervor, daß eben ein anderer Gaſt, ein Reiſender, ein Kaufmann wie es ſchien, das Zimmer verlaſſen haben mußte.

„Immer wenn ich ihn ſo ſtehen ſehe,“ ſagte Kallies mit Wichtigkeit, „fällt mir ſein Vater, der alte Tiegel-Schultze ein; der ſtand auch immer ſo da, mit beiden Händen in den Hoſentaſchen, und war auch ſo ein ſchnackſcher Kerl, und ſah aus, als hätt' er den Gottſeibeiuns beim Dreikart betrogen. Scharwenka, Du mußt ja den alten Tiegel-Schultze auch noch gekannt haben."

Scharwenka nickte; Kümmeritz aber, der eben eine neugeſtopfte Pfeife anrauchte, ſprach in kurzen Pauſen vor ſich hin: „Tiegel-Schultze? Soll mich das Wetter, wenn ich den Namen all mein Lebtag gehört habe. Und bin doch auch ein Hohen-Vietzer Kind."

„Das war, als Du bei den Soldaten warſt, Kümmeritz. So um die achtziger Jahre. Nachher war Tiegel-Schultze todt, wenn er überhaupt geſtorben iſt."

Kümmeritz, der wenigſtens einen Theil ſeines wendiſchen Aberglaubens bei den Soldaten gelaſſen hatte, ſchmunzelte vor ſich hin und ſagte dann: „Sahnepott, keine Dummheiten. Immer raiſonnabel. Wer todt iſt, iſt todt. Spuken kann er; aber ſterben muß er. Warum hieß er Tiegel-Schultze?"

„Er hieß Schultze. Aber alle Welt nannt' ihn Tiegel-Schultze. Ich bin oft bei ihm geweſen, wenn ich ihm den Rübſen brachte. Immer baar Geld. Die Schwedter ſagten: „Der hat gut bezahlen." Er ſtand dann hinterm Tiſch, immer die Hände in den Hoſen, und ſah einen ſo verflixt an, daß man ganz irre wurde. Aber nie kein Handel. Scharwenka, das mußt Du ja wiſſen."

Scharwenka nickte wieder. Sahnepott fuhr fort: „Die Comptoirſtube ſah aus wie ein Gefängniß, hoch, weiß, und Eiſenſtangen am Fenſter. Nichts war drin als drei Wandbretter, und auf den Brettern ſtanden viele hundert Tiegel, große und kleine, irdene und thönerne, darum hieß er Tiegel-Schultze. Ein paar ſahen ſchwarz aus und waren aus Kohle geſchnitten."

„War er denn ein Schmelzer, ein Goldmacher?"

„Das war er, und für den Schwedter Markgrafen hat er manchen blanken Klumpen ausgeſchmolzen. Als aber der Markgraf dachte, er könnt' es nun ſelber und hätte Schultzen alles abgeſehen, da wollt er ihn bei Seite ſchaffen, lud ihn aufs Schloß, ſuchte Streit mit ihm und feuerte die beiden Läufe ſeines Suhler Doppelgewehrs auf ihn ab, die mit zwei goldenen Zwickeln geladen waren. Es waren ſolche, wie die pohlſchen Edelleute an ihren Röcken tragen. Tiegel-Schultze aber lachte, fing die beiden Zwickel mit ſeiner Linken auf, denn er war eine Linkepoot, zeigte ſie dem Markgrafen und ſagte: „Die trag' ich nun zum Andenken an meinen gnädigen Herrn.“

Es war erſichtlich, daß Kallies, der jetzt volles Fahrwaſſer unterm Kiel hatte, den Zeitpunkt für gekommen hielt, ſich über das Geſchlecht der Tiegel-Schultzen, über Raps, Goldmachen und die Undankbarkeit des Schwedter Markgrafen des weiteren verbreiten zu dürfen. Aber ehe es geſchehen konnte, trat ein neuer Gaſt ein, der nun der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

Der Neueintretende war der Müller Miekley, dem die Oel- und Schneidemühle am Südende des Dorfes zugehörte. Er war unter Mittelſtatur, trug einen hellgrauen Rock und hatte in ſeinem Geſicht jenen eigenthümlichen Ausdruck, den man bei faſt allen Landleuten findet, die innerhalb der religiöſen Kontroverſe ſtehen, Sektirer ſind oder es werden wollen. Wo geiſtige Arbeit von Jugend auf ihre Züge in das Antlitz ſchreibt, da iſt der Sektirerzug nur ein Zug unter anderen Zügen, einer unter vielen, in deren Geſammtheit er wie verloren gehen oder doch überſehen werden kann; bei Landleuten aber tritt er ganz unverkennbar hervor, und um ſo mehr, je weniger er die Herrſchaft zu theilen hat. Dieſer Sektirerzug, in dem ſich Sinnlichkeit und Entſagung, Hochmuth und Demuth miſchen, lag auch in Müller Miekley ausgeſprochen, der im übrigen ein gewiſſenhafter Mann war, auf Hausehre hielt und ſich der beſonderen Protektion Tante Schorlemmers zu erfreuen hatte. Es konnte dies geſchehen, ohne nach irgend einer Seite hin Anſtoß zu geben, da Miekley nicht eigentlich aus der Landeskirche ausgetreten war, vielmehr regelmäßig die Predigten Seidentopfs hörte und nur alle Vierteljahr einmal aus dem „tieferen Quell“ des Kandidaten Uhlenhorſt ſchöpfte, wenn dieſer, das Bruch und die Neumark bereiſend, in Hohen-Sathen alle Konventikler von diesſeits und jenſeits der Oder um ſich verſammelte. Das war denn freilich ein Feſt- und Ehrentag. Alles ruhte, das beſte Geſpann kam aus dem Stall, und wenn die Wege grundlos geweſen wären, unſer altlutheriſcher Müller hätte ſich's zur ewigen Sünde gerechnet, das Manna verſäumt zu haben.

Miekley ſetzte ſich links neben Kümmeritz. Dieſer, wohl wiſſend, daß jetzt ein geiſtlicher Diskurs unvermeidlich geworden ſei, kam ihm zuvor und fragte: „Nun, Miekley, wie hat Euch heute die Predigt gefallen?“

„Gut, Kümmeritz, von Herzen gut, trotzdem er nichts davon geſagt hat, daß uns an dieſem Tage zu Bethlehem im judäiſchen Lande das Heil geboren wurde. Noch weniger hat er von dem „eingeborenen Sohn Gottes“ geſprochen. Uhlenhorſt würde den Kopf geſchüttelt haben. Aber er hat geſprochen wie ein braver Mann. Ich kenn' ihn wohl, er hat ein preußiſches Herz.“

„Und ein chriſtliches dazu,“ riefen die anderen alle wie aus einem Munde.

„Er zetert nicht,“ nahm Kallies das Wort, „er verdammt nicht; er iſt kein Phariſäer. Er hat die Demuth, Miekley, und das iſt die Hauptſache.“

„Sahnepott hat recht,“ bekräftigte Kümmeritz. „Da iſt kein zweiter hier herum, der ſich mit unſerm Seidentopf meſſen könnte. Er hat nur einen Fehler, er iſt zu gut und zu leichtgläubig, und ſieht alles wie er es wünſcht. Ueber der Aegypter Heer, ſo ſagte er, ſeien die großen Waſſer zuſammen geſchlagen, aber König Pharao ſitzt wieder in ſeiner Hauptſtadt und ſpinnt die alten Fäden. Noch ſind wir im Bündniß mit ihm, und der Himmel mag wiſſen, ob wir gnädig von ihm los kommen. Geb' uns Gott einen ehrlichen Krieg."

„Den wirſt Du haben, Kümmeritz," warf hier Miekley ein, der ſich trotz ſeines Lutherthums einen ſtarken Glauben an Spuk- und Geſpenſtergeſchichten bewahrt hatte, „den wirſt Du haben und wir alle mit Dir. Die Alt-Landsberger Mäher haben wieder gemäht, und jeder von Euch weiß, was das bedeutet. Sie haben ſieben Tage gemäht, ehe der alte Fritz in den Krieg zog, und die Stoppeln waren damals ſo roth, als ob es Blut geregnet hätte. In dieſem November haben ſie wieder gemäht auf kahlem Felde."

„Und von Sonnenuntergang her," rief Scharwenka dazwiſchen, „das will ſagen, daß der Feind von Weſten kommt. Wir werden die Franzoſen wieder im Lande haben, neues, friſches Volk, mit all ſeinen alten Kniffen und Pfiffen, und wer eine Tochter im Hauſe hat, der mag ſich vorſehen. Sie haben eine freche Art und die Weiber laufen ihnen nach."

„Das ſollen ſie nicht," verſicherte Miekley, „und wo ſie's thun, da falle die Schande auf uns. Wo böſe Luſt über Nacht in die Halme ſchießt, da lag von Anfang an eine ſchlechte Saat in den Herzen; wo aber Zucht iſt und Sitte und Gebet, da hat der Böſe keine Macht, auch wenn er ſich in einen ſchlechten Franzoſen verkleidet."

Alle nickten zuſtimmend. „Aber," fuhr Müller Miekley fort, „ſie ſind doch ein Greuel, nicht weil ſie leichtfertig ſind, nein weil ſie ein unheiliges Volk ſind. Sie haben ſich vermeſſen, den ewigen Gott des Himmels und der Erde von Thron und Herrſchaft abzuſetzen, und beinahe ſchlimmer noch, ſie haben ſich vermeſſen, ihn wieder einzuſetzen. Nun haben ſie wieder einen Gott, aber er iſt auch danach; es iſt kein rechter Chriſtengott, es iſt blos ein franzöſiſcher Gott, ein ab- und eingeſetzter. Sie kennen nur den Götzendienſt ihres Kaiſers, aber keinen Gottesdienſt, und ſo oft ich all' die Jahre über einen Franzoſen in unſeren Kirchen geſehen habe, ſo war es nur, um Unheil anzurichten."

„Sie haben die Franſen von der Altardecke getrennt; ſie haben die goldenen Stickereien ausgeſchnitten; ſie haben die Leuchter eingeſchmolzen," riefen mehrere dazwiſchen.

„O, Sie haben Schlimmeres gethan, nicht hier, aber in unſerer Nachbarſchaft. Den Görlsdorfer Paſtor, der das Kirchengut verſteckt hatte, haben ſie bis unter die Achſelhöhlen eingegraben und ſind erſt in ſich gegangen, als er ſie bat, ihn todt zu ſchlagen, anſtatt ihn zu martern. In Hohen-Finow haben ſie den Abendmahlswein getrunken und ſchlechte Lieder geſungen; dann haben ſie den Altartiſch aus der Kirche auf den Kirchhof getragen, haben ihre Teufelsknöchel in den Abendmahlskelch gethan und haben gewürfelt. In die Gruft ſind ſie hinabgeſtiegen und haben der jungverſtorbenen Frau die ſeidenen Kleider abgeriſſen."

„Das haben ſie gethan," fiel jetzt Sahnepott mit Wichtigkeit ein, der wie alle ſchwachen Naturen eine Neigung zum Uebertrumpfen hatte, „aber in Haſelberg haben ſie es büßen müſſen, wenigſtens einer. Die Haſelberger Gruft iſt, was ſie eine Mumiengruft nennen, es ſoll ihrer mehrere auf dem Hohen-Barnim geben. Die Franzoſen nun, als ſie die Särge aufbrachen, da ſahen ſie, daß die Todten unverweſt waren. Das gab ein Lachen. Da trugen ſie den einen Sarg aus der Gruft in die Kirche, nahmen den Todten heraus, und da ſeine Arme beweglich waren, beſchloſſen ſie ihn zu kreuzigen. Sie ſtellten ihn an die Altarwand und ſchlugen zwei Nägel durch ſeine Hände. Die eine Hand aber löſte ſich wieder ab und gab im Niederfallen dem einen der Miſſethäter einen Backenſtreich. Das entſetzte ihn, daß er todt zu Boden ſtürzte."

„Den hat Gott gerichtet," rief Miekley. „Und ſolch Schlag wird ſie alle treffen, und müßten die Todten auferſtehen."

„Ehe aber Gott ſeine Wunder thut," ſo ſchloß Kümmeritz das Geſpräch, „ſollen wir uns ſeiner Wunder würdig machen. Nicht wahr, Miekley? Wir ſollen die Hände nicht in den Schoß legen. Die Alt-Landsberger Mäher haben gemäht; wenn der König ruft, wer von uns noch Kraft hat zu mähen, der mähe mit. Ich bin's entſchloſſen. Das letzte für Preußen und den König."

Die Bauern ſtanden auf und gingen nach entgegengeſetzten Richtungen hin die Dorfgaſſe entlang. Nach Norden hin glühte ein rother Schein am Himmel auf.

„Iſt das Feuer?" fragte Krull.

„Nein," ſagte Miekley, „es iſt ein Nordlicht, der Himmel gibt ſeine Zeichen."

VIII.

Hoppenmarieken.

Hoppenmarieken wohnte auf dem „Forſtacker“, an deſſen Rande ſich, ſeit hundert Jahren und länger, eine aus bloßen Lehmkathen beſtehende Straße gebildet hatte. Dieſe Straße, von den Hohen-Vietzern immer als etwas Fremdes angeſehen, ſtand rechtwinklig zu dem eigentlichen Dorf, nahm hundert Schritt hinter dem Mühlengehöft ihren Anfang und ſtieg hügelan, in Parallellinie mit der mehr erwähnten, die Auffahrt zum Herrenhauſe fortſetzenden Nußbaumallee. Es war das Armenviertel von Hohen-Vietz, zugleich die Unterkunftsſtätte für alle Verkommenen und Ausgeſtoßenen, eine Art ſtabil gewordenes Zigeunerlager, das Abgang und Zuzug erfuhr, ohne daß ſich die Dorfobrigkeit im Einzelnen darum gekümmert hätte. Der „Forſtacker war immer ſo“. So ließ man es gehen, und griff nur ein, wenn grober Unfug eine Beſtrafung durchaus erforderte.

Wie der moraliſche Stand des Forſtackers, ſo war auch ſeine Erſcheinung. Die Hütten ſeiner Bewohner unterſchieden ſich von den in Front und Rücken derſelben ſtehenden Koſen in nichts als in dem Herdrauch, der aus ihren Dächern aufwirbelte. Der Schnee, der jetzt alles überdeckte, ſtellte vollends eine Gleichheit her.

In der letzten, ſchon auf halber Höhe des Hügels gelegenen Lehmkathe, wohnte, womit wir unſer Kapitel begannen, Hoppenmarieken. Die Roſen fehlten; ſtatt deſſen faßte ein Heckenzaun das Häuschen ein, welches letztere nach vorn hin eine Thür und ein Fenſter, ſonſt aber nirgends einen Eingang oder eine Lichtöffnung hatte. Ein Würfel mit blos zwei Augen. Das Innere beſtand aus wenig Räumen. Der Flur, der nach hinten zu zugleich die Kochgelegenheit hatte, war eben ſo ſchmal wie tief, dazu völlig dunkel; in Sommerszeit aber erhielt er Licht durch die offen ſtehende Thür, während im Winter das auf dem Herd brennende Feuer aushelfen mußte. Neben dem Flur lag die Stube; hinter dieſer der Alkoven.

So war Hoppenmariekens Haus. Wer aber war Hoppenmarieken?

Hoppenmarieken war eine Zwergin. Wo ſie eigentlich herſtammte, wußte niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen. Die älteren Hohen-Vietzer erzählten, daß ſie vor etwa dreißig Jahren ins Dorf gekommen und als eine halbe Landſtreicherin, wie manche andere vor ihr und nach ihr, mit wenig günſtigen Augen angeſehen worden ſei. Der damals lebende Gutsherr aber, Berndt von Vitzewitzs Vater, habe Mitleid mit ihr gehabt und die entgegen ſtehenden Bedenken mit der halb ſcherzhaften Bemerkung niedergeſchlagen: „Dafür haben wir den Forſtacker." Schon damals, ſo hieß es, habe ſie ſo ausgeſehen wie jetzt, ebenſo alt, ebenſo häßlich, habe dieſelben hohen Waſſerſtiefel, daſſelbe Kopftuch getragen, und ſei, damals wie heute, ſchon auf weithin kennbar geweſen durch den rothen Friesrock, die Kiepe auf ihrem Rücken und den mannshohen, krummſtabartigen Stock in ihrer Hand.

Hoppenmarieken, ſo viel ſtand feſt, hatte ſich ſeitdem auf dem Forſtacker eingebürgert, und war in der ganzen Südhälfte des Oderbruchs die allergekannteſte Perſon. Dafür ſorgte neben ihrer Erſcheinung auch ihr Geſchäft. Sie hatte deren mehrere. Zunächſt war ſie Botenläuferin. Dreimal die Woche, wie immer auch Weg und Wetter ſein mochte, brach ſie, je nach dem Poſtengange, früh morgens oder ſpät abends auf, empfing Briefe, Zeitungen, Pakete und kehrte zwölf Stunden ſpäter, ſei es von Frankfurt oder von Küſtrin, nach Hohen-Vietz zurück. Und dieſer Botendienſt, wie er ſie überall bekannt gemacht hatte, machte ſie ſchließlich, trotz allem was dann und wann gegen ſie laut wurde, auch wohlgelitten. Jedes freute ſich, Hoppenmarieken über den Hof kommen und durch eine eigenthümliche Bewegung ihres Stockes, die etwas tambour-majorhaftes hatte, angedeutet zu ſehen: „Ich bringe Neuigkeiten." Alle Landpoſten ſind wohlgelitten.

Dieſe Botendienſte bildeten aber nur die Baſis ihrer Exiſtenz; wichtiger für ſie oder doch wenigſtens einträglicher war das Kommiſſionsgeſchäft, das ſie nebenbei betrieb. Der Eierhandel aller Dörfer anderthalb Meilen um Hohen-Vietz herum lag eigentlich in ihrer Hand, wobei ſie ſich doppelter Proviſionen zu verſichern wußte. Dies ermöglichte ſich dadurch, daß das ganze Geſchäft auf Tauſch beruhte. Eine Bauerfrau in Zechin oder Wuſchewier, die ſich ein neues Kopftuch wünſchte, ſetzte ſich, wenn Hoppenmarieken des Weges kam, mit dieſer in Verbindung, packte ihr einen bereit gehaltenen Hahn ſammt ein paar Stiegen Eier in die Kiepe und überließ es nun ebenſo ihrem Genius wie ihrer Diskretion, das Kopftuch zu beſchaffen. Es kam vor, daß in dieſem oder jenem Artikel Hoppenmarieken den ganzen Markt beſtimmte. Man ſah in dieſen Vortheilen, die ihr zufielen, einen ehrlichen Verdienſt, und hatte recht darin. Aber nicht all ihr Verdienſt war ſo ehrlicher Natur. Auf dem Forſtacker wohnten Leute, die, ſelbſt übel beleumdet, ihr böſe Dinge nachſagten. Aber auch im Dorfe ſelbſt wußte man davon zu erzählen. Die liederlichen Dirnen ſchlichen ſich abends in ihr Haus; ſie wahrſagte, ſie legte Karten. Sonntags war ſie immer in der Kirche und ſang mit ihrer rauhen Stimme die Geſangbuchlieder mit, von denen ſie die bekannteſten auswendig wußte; aber niemand glaubte, daß ſie eine ehrliche Chriſtin ſei. Man hielt ſie für einen Miſchling von Zwerg und Hexe. Selbſt im Herrenhauſe, wo man ihr als einer Dorfkurioſität, zum Theil aber auch um ihrer Brauchbarkeit willen manches nachſah, dachte man im Ganzen genommen wenig günſtiger über ſie. Nur Lewin ſtand ihr mit einer gewiſſen poetiſchen Zuneigung zur Seite. Er liebte ſcherzhaft über ſie zu phantaſiren. Ihr Alter ſei unbeſtimmbar; ſie ſei ein geheimnißvolles Ueberbleibſel der alten wendiſchen Welt, ein Bodenprodukt dieſer Gegenden, wie die Krüppelkiefern, deren einige noch auf dem Höhenrücken ſtänden. Bei anderen Gelegenheiten wieder, wenn ihm vorgehalten wurde, daß die Wenden ſehr wahrſcheinlich ſchöne Leute geweſen ſeien, begnügte er ſich, ſie als ein Götzenbild auszugeben, das, als der letzte Czernebogtempel fiel, plötzlich lebendig geworden ſei und nun die früher beherrſchten Gebiete durchſchreite. Er fügte auch wohl hinzu: Hoppenmarieken werde nie ſterben, denn ſie lebe nicht. Sie ſei nur ein Spuk. Darin verſah er es nun aber ganz und gar; ſie lebte nicht nur, ſie lebte auch gern und gut und dabei ganz mit jener ſinnlichen Luſt, wie ſie den Zwergen immer und den Geizigen in der Regel eigen iſt. Und ſie war beides, zwergig und geizig.

Die Bauern hatten ſich nach ihrem Diskurs im Scharwenkaſchen Kruge kaum getrennt, als Hoppenmarieken in dem ſchweren Schritt ihrer Waſſerſtiefel die Dorfgaſſe heraufkam. Sie ging raſch wie immer, nüſterte und ſprach unverſtändliche

Worte vor ſich hin. Ihr langer Hakenſtock bewegte ſich dabei taktmäßig auf und ab und ihr rother Friesrock leuchtete.

Als ſie das Mühlengehöft paſſirt hatte, ſchwenkte ſie links und ſchritt nun die verſchneite Lehmkathen- und Koſenſtraße hinauf auf ihr Häuschen zu. Die Thür deſſelben war nur eingeklinkt und mit Recht, denn alles, was ſich drinnen befand, ſtand im Schutze ſeiner eigenen Unheimlichkeit. Völliges Dunkel empfing ſie; ſie tappte ſich mit dem Stocke fühlend bis in die Mitte des Flurs, ſtellte hier Stock und Kiepe bei Seite und fuhr dann mit ihrer Hand, die eine Hornhaut hatte, in der Herdaſche umher, bis ein paar glühende Kohlen zum Vorſchein kamen. Sie blies nun, nahm einen Schwefelfaden und zündete mit Hilfe deſſelben eine Blechlampe an, ohne übrigens von dem beſcheidenen Lichte, das dieſelbe gab, zunächſt Gebrauch zu machen. Sie kroch vielmehr in ein großes, unmittelbar neben dem Herd befindliches Ofenloch hinein, rührte auch hier mit einem langen, halb verkohlten Scheit in der tief nach hinten liegenden Glut, warf Reiſig, Tannenäpfel und ein paar Stücke ſteinharten Torfes auf und trat nun erſt in die Stube.

Dieſe war geräumig. Hoppenmarieken leuchtete darin umher, ſah in alle Winkel, that einen Blick in den nach hinten zu gelegenen Alkoven und drückte zuletzt, beſtändig vor ſich hinſprechend, ihre Zufriedenheit mit dem Sachbefunde aus. Die Lampe gab gerade Licht genug, um alles in der Stube befindliche erkennen zu können. Neben dem Fenſter, dicht an die Ecke geſchoben, ſtand ein Wandſchapp mit Taſſen und Tellern; der eichene Tiſch war blank geſcheuert; an der Alkoventhür hing ein großer, mitten durchgeborſtener Rundſpiegel, von dem es zweifelhaft bleiben mochte, ob er um Eitelkeits oder Geſchäfts willen an dieſer Stelle hing. Denn er ſah aus, als ob er beim Wahrſagen und Kartenſchlagen nothwendig eine Rolle ſpielen müſſe. Im übrigen war eine gewiſſe weihnachtsfeſtliche Herrichtung, für die Hoppenmarieken ſelber am Tage vorher geſorgt zu haben ſchien, unverkennbar. Das Himmelbett hatte friſche Vorhänge, die Dielen waren mit Tannenzweigen beſtreut und an dem Deckenhaken hing ein Ebreſchenzweig, deſſen Beeren, trotz vorgeſchrittener Winterzeit, noch ihre ſchöne rothe Farbe zeigten. Alles dies hätte faſt einen gemüthlichen Eindruck machen müſſen, wenn nicht dreierlei geweſen wäre: erſtens Hoppenmarieken in Perſon, dann ihre Vogelkäfige und drittens und letztens der Alkoven. Hoppenmarieken ſelbſt kennen wir; aber von den beiden anderen noch ein Wort.

An allen vier Wänden hin, dicht unter der Decke, lief eine Reihe von Vogelgebauern. Wohl zwanzig an der Zahl. Nur wo Bett und Ofen ſtanden, war die Reihe unterbrochen. Was eigentlich in den Bauern drin ſteckte, war nicht klar zu erkennen geweſen, als Hoppenmarieken mit der Lampe daran hingeleuchtet hatte. Nur allerhand dunkle Vogelaugen hatten groß und ſchläfrig in das Licht geſtarrt. Es mußte ſich einem aufdrängen, das ſeien wohl die Augen, die bei Abweſenheit der Herrin hier Wache hielten.

Dieſer ſeltſame Fries von Vogelbauern, in denen blos ſchweigſames Volk zu Hauſe zu ſein ſchien, war unheimlich genug, aber unheimlicher war der Alkoven. Schon der Rundſpiegel, der an der Thüre hing, bedeutete nichts Gutes. Drinnen war alles leer. Nur Kräuterbüſchel zogen ſich hier in ähnlicher Weiſe um die Wände herum, wie nebenan die Vogelkäfige. Es waren gute und ſchlechte Kräuter: Meliſſe, Schafgarbe, Wohlverleih, aber auch Allermannsharniſch, Sumpfporſt und Kloſterwachholder. Dazwiſchen Bündel von Roggenhalmen, deren geſunde Körner längſt ausgefallen waren, während das giftige blaue Mutterkorn noch an den Aehren haftete; der Geruch im ganzen war betäubend. Was einem ſchärferen Beobachter vielleicht mehr als alles andere aufgefallen wäre, war, daß ſämmtliches Kräuterwerk, ſtatt an einfachen Nägeln, an dicken Holzpflöcken hing, deren mehrere Zoll betragender Durchmeſſer in gar keinem Verhältniß zu der winzigen, von ihnen zu tragenden Laſt ſtand.

Hoppenmarieken, die es ſich mittlerweile bequem gemacht und die hohen Waſſerſtiefel mit ein paar aus Filztuch genähten Schuhen vertauſcht hatte, holte jetzt die Kiepe vom Flur herein und ſchien, ihrem ganzen Hantieren nach gewillt, einen Schmaus für ſich ſelber vorzubereiten. Sie wühlte behaglich in ihrer Kiepe, bis ſie die Gegenſtände, die ſie ſuchte, gefunden hatte. Was zuerſt aus der Tiefe heraufſtieg, war eine blaue Spitztüte, dann kamen zwei Eier, die ſie prüfend gegen das Licht hielt, zuletzt ein altes bedrucktes Sacktuch, in das aber etwas Wichtigeres eingeſchlagen war. Wenigſtens hielt ſie das Paket mit beiden Händen ans Ohr und ſchüttelte. Der Ton, den es gab, beruhigte ſie. Sie legte nun alles auf den Tiſch, eines neben das andere, und holte vom Schapp her einen alten Fayencetopf mit abgebrochenem Henkel, dazu einen Quirl und einen Blechlöffel. Jetzt war alles beiſammen. Sie that aus der blauen Tüte einen Löffel Zucker in den Topf, ſchlug die beiden Eier hinein, wickelte aus dem Sacktuch eine Rumflaſche heraus, liebäugelte mit ihr, goß ein und quirlte. Nur etwas fehlte noch: das ſiedende Waſſer. Aber auch dafür war geſorgt. Sie trat in den Flur, kroch abermals in das Ofenloch und kam mit einem rußigen Theekeſſel zurück, deſſen Inhalt ziſchend und ſprudelnd in dem großen Fayencetopf verſchwand.

Hiermit waren die Vorbereitungen als geſchloſſen anzuſehen. Das eigentliche Feſt konnte beginnen. Sie machte den Tiſch wieder klar, baute ſich einen großen, braunen Napfkuchen auf, und ſah, während ſie den Kopf in beide Arme ſtützte, mit ſinnlicher Zufriedenheit auf das hergerichtete Mahl. Auch jetzt noch war ſie befliſſen nichts zu übereilen. War es nun, daß ſie in der Hinausſchiebung des Genuſſes eine Steigerung ſah, oder hatte ſie ſo ihre eigenen Hoppenmariekeſchen Vorſtellungen davon, wie nun einmal ein erſter Weihnachtstag gefeiert werden müſſe, gleichviel ſie begnügte ſich vorläufig damit, den aufſteigenden Dampf von der Seite her einzuſaugen und zog dabei den Tiſchkaſten weit auf, in dem, durch eine Scheidewand getrennt, links das Geſangbuch, rechts die Karten lagen. Sie nahm das Geſangbuch, ſchlug das Chriſtlied auf: „Vom Himmel hoch da komm' ich her", las in recitativiſcher Weiſe, die ſie ſelber für Geſang halten mochte, die drei erſten, dann die letzte Strophe, klappte wieder zu und that einen erſten tüchtigen Zug. Gleich darauf ging ſie zu einem allerenergiſchſten Angriff auf den Napfkuchen über, der nun innerhalb zehn Minuten von der Tiſchfläche verſchwunden war. Sie ſtrich die Krümel in ihre linke Handfläche zuſammen und ſchüttete alles ſorgfältig in den Mund.

Jetzt, wo der Fayencetopf keinen Nebenbuhler mehr hatte, war ſie erſt in der Lage, ihm zu zeigen, was er ihr war. Sie legte ſtreichelnd und patſchelnd ihre Hände um ihn herum, unterſuchte mit den Knöcheln alle Stellen, die einen kleinen Sprung hatten, bog ſich über ihn und nippte, ſchlürfte und that dann wieder volle Züge. Nachdem ſie ſo den ganzen Kurſus des Behagens durchſchmarutzt hatte, zog ſie den Schubkaſten zum zweiten Male auf, nahm jetzt aber, ſtatt des Geſangbuches, das Kartenſpiel heraus. Es waren deutſche Karten:

Schippen, Herzen, Eichel; ſie lagen in Form einer Mulde feſt auf einander, was jedoch für Hoppenmariekens Hände keine Schwierigkeiten bot. Als ſie wohl eine halbe Stunde lang aufgelegt, gemiſcht und wieder aufgelegt hatte, ohne daß die Karten kommen wollten, wie ſie ſollten, ſtieg ihr das Blut zu Kopf.

Der Schippenbube wich ihr nicht von der Seite. Das mißfiel ihr; ſie wußte ganz genau, wer der Schippenbube war. Was? Da lag er wieder neben ihr. Sie ſtand unruhig auf, nahm die Lampe, leuchtete hinter den Ofen, ſah zwei-, dreimal in den Alkoven hinein und ſetzte ſich dann wieder. Aber die Beklemmung wollte nicht weichen. Sie ſchnürte deshalb das großgeblumte Kattunmieder auf, das ſie trug, neſtelte, zerrte, zupfte und fühlte nach einem Täſchchen, das ſie an einem Lederſtreifen auf der Bruſt trug. Es war da. Sie nahm es ab, zählte ſeinen Inhalt und fand alles, wie es ſein mußte.

Dies gab ihr ihre Ruhe wieder. Sie wollte es noch einmal verſuchen und begann abermals die Karten zu legen. Diesmal traf es; der Schippenbube lag weit ab. Ein häßliches Lachen zog über ihr Geſicht; dann that ſie den letzten Zug, ſchob einen großen Holzriegel vor die Thüre und löſchte das Licht.

Als eine Stunde ſpäter der Mond ins Fenſter ſchien, ſchien er auch auf das verwitterte Antlitz der Zwergin, das jetzt, wo ſich das ſchwarze Kopftuch verſchoben und die weißen Haarſträhnen bloßgelegt hatte, noch häßlicher war als zuvor. Der Mond zog vorüber; das Bild gefiel ihm nicht. Hoppenmarieken ſelbſt aber träumte, daß Schippenbube ſie am Halſe gepackt habe und an dem Lederriemen zerre, um ihr die Taſche abzureißen. Sie rang mit ihm; der Angſtſchweiß trat ihr auf die Stirn; dabei aber rief ſie: „Wart, ich ſag's; Diebe, Diebe!“

Durch das öde Haus hin klangen dieſe Rufe. Die Vögel ſtiegen langſam von ihren Sproſſen und ſtarrten durch ihre Gitter auf das Bett, von wo die Rufe kamen.

IX.

Schulze Kniehaſe.

Dem Kruge gegenüber lag der Schulzenhof. Er beſtand aus einem Ziegeldachhaus, an das ſich nach rückwärts zwei lange ſchmale Stallgebäude anlehnten, die durch eine Scheune mit einander verbunden waren. Ein hinter dieſer Scheune gelegenes, mit Obſtbäumen und Himbeerſträuchern beſetztes Ackerſtück, ſtreckte wieder zwei ſchmale Blumenſtreifen bis dicht an die Dorfſtraße vor, ſo daß in Sommerszeit, wenn man vom Kirchhügel aus auf das Schulzengehöſt herniederſah, alles einem großen Garten glich, der Haus und Hof wie zwiſchen zwei ausgebreiteten Armen hielt. Selbſt Miekleys Mühle war dann nicht freundlicher. Bis unter das Dach blühten die Malven, die Bienen ſummten um den Stock, die Trauben hingen am Spalier, während ſich von dem alten, rechts an der Hofthür wacheſtehenden Birnbaum von Zeit zu Zeit die ſchweren Früchte löſten und mit Geklatſch auf die Schwellſteine niederfielen. Von den Inſaſſen des Hauſes achtete niemand dieſes Tones; nur ein Mädchen, das auf der vorgebauten Steintreppe des Hauſes unter einem Gerank von Flieder und Geisblatt ſaß, ſah einen Augenblick horchend auf, ehe es fortfuhr das Garn zu wickeln oder die Nath zu ſäumen.

So war es im Spätſommer. Aber auch im Winter bot der Schulzenhof ein freundliches Bild, auch heute am zweiten Weihnachtsfeiertage. Auf dem Hofe war der Schnee zuſammengeſchippt, ſo daß er eine Mauer bildete; die Stallthüren ſtanden auf, aus denen die warme Luft wie ein Nebel ins Freie zog. An der Schwelle ſaßen Sperlinge und pickten einzelne Körner auf. Sonſt alles ſtill; auch der Hofhund feierte. In einer der Ecken zwiſchen Stall und Scheune ſtand ſeine Hütte; etwas von ſeinem Lagerſtroh hatte er vor die Oeffnung geſchoben, und auf dieſem Kiſſen lag nun ſein ſpitzer Wolfskopf und ſah behaglich in den Morgen hinein.

Und ſtill und feſttäglich wie draußen auf dem Hofe, ſo war auch das Haus. Schon ſeine Treppe war mit Sand beſtreut; in den Ecken der Vordiele ſtanden junge Kiefern und füllten die Luft mit ihrem Harzgeruch; an einem Haken in der Mitte des Flurs aber hing ein Miſtelbuſch. Die Wohnſtuben waren ſchon geheizt und die Kaminthüren geſchloſſen; nur zur Rechten, wo das große Beſuchszimmer lag, kniſterte noch ein Feuer und warf ſeinen Schein. Eine Katze ſtrich ihre Flanken an den warmen Ecken, ſchnurrend mit gekrümmtem Rücken, zum Zeichen ihres beſonderen Behagens.

In dem vorderſten Wohnzimmer, um einen ſchweren Eichentiſch herum, befanden ſich drei Perſonen. Dem Fenſter zunächſt, und dieſem den Rücken zukehrend, ſaß ein breitſchultriger Mann, ein Fünfziger. Sein Geſicht drückte Kraft, Feſtigkeit und Wohlwollen aus. Spärliches blondes Haar legte ſich an ſeine Scheitel, er war ſonntäglich gekleidet und trug einen langen ſchwarzbraunen Rock. Die Frau zu ſeiner Linken, trotz ihrer vierzig, war noch hübſch, von dunklem Teint und wendiſch gekleidet. Ein breiter Kragen fiel über ihr Mieder von ſchwarzem Tuch, und der kurze Friesrock war in hundert Falten gelegt. Unter der engen Tüllmütze verſteckte ſich nur halb das glänzend ſchwarze Haar. Aller Schmuck war ſilbern. Um den Hals ſchlang ſich eine ſtarke, vorn auf der Bruſt durch einen Schieber zuſammengehaltene Kette; die Ohrgehänge glichen großen ſilbernen Tropfen.

Dies war das Schulze Kniehaſeſche Paar. Dem Alten gegenüber, im vollen Fenſterlicht, ſaß die Tochter des Hauſes, Maria, ebenſo aufrecht wie Tages zuvor am Kamin des Herrenhauſes. Sie trug daſſelbe Taftkleid, daſſelbe rothe Band im Haar; und mit derſelben Aufmerkſamkeit, mit der ſie geſtern den Erzählungen Lewins gefolgt war, folgte ſie heute der Vorleſung ihres Vaters, der zuerſt das Weihnachtsevangelium, dann das 8. Kapitel aus dem Propheten Daniel las. Der alte Kniehaſe hatte dies Kapitel mit gutem Vorbedachte gewählt. Mariens Hände lagen ſtill in ihrem Schoß. Und als die Stelle kam: „Und nach dieſem wird aufkommen ein frecher und tückiſcher König, der wird mächtig ſein, doch nicht durch ſeine Kraft, und nur durch ſeine Liſt wird ihm der Betrug gerathen und er wird ſich auflehnen wider den Fürſten aller Fürſten; aber er wird ohne Hand zerbrochen werden“ — da wurden ihre Augen größer, wie ſie es bei der Erzählung von dem Feuerſchein im Schloſſe zu Stockholm geworden waren, denn, erregbaren Sinnes, nahm jegliches wovon ſie hörte, lebendige Geſtalt an. Sonſt blieb alles in gleichem Schlag. Das Rothkehlchen, mit leiſem Gezirp, hüpfte aus dem Ring auf die Sproſſen und wieder von den Sproſſen in den Ring; in gleichmäßigem Takt ging der Pendel der Gehäuſeuhr. Und ſo ging auch des Schulzen Kniehaſe Herz.

Kniehaſe war ein „Pfälzer“. Wie kam er in dieſes Wendendorf? Und wie war er der Schulze dieſes Dorfes geworden?

Um dieſelbe Zeit, als die Scharwenkas mit anderen czechiſchen Familien von Böhmen her überſiedelten, wanderten die

Kniehaſes mit rheiniſchen Familien ein. Das war um 1750, als Friedrich der Große zur Trockenlegung der Sumpfſtrecken des Oderbruches und zu ihrer Koloniſirung ſchritt. Die czechiſchen Familien, weil ihrer nur wenig waren, fanden in den altwendiſchen Dörfern ein Unterkommen und ſo kamen die Scharwenkas nach Hohen-Vietz. Die rheiniſchen Koloniſtenfamilien aber, die, ohne Rückſicht darauf ob ſie aus dem Cleveſchen oder Siegenſchen, aus Naſſau oder der Pfalz ſtammten, ſämmtlich „Pfälzer“ genannt wurden, (etwa wie in Irland alle Herübergekommenen „Sachſen“ heißen) gründeten eigene Dörfer, unter denen Neu-Barnim das größte war. In dieſem Dorfe wurde unſer Kniehaſe geboren und zwar am Tage des Hubertsburger Friedens. Der Vater ſchloß daraus, daß der Sohn ein Prediger werden müſſe und ließ ihn nach den beſcheidenen Mitteln, die ſich darboten, etwas tüchtiges lernen. Aber der junge Kniehaſe war weitab davon, ein Mann des Friedens werden zu wollen; nur das Soldatiſche hatte Reiz für ihn und mit zwanzig Jahren ſchon, nachdem er den Widerſtand des Vaters unſchwer beſiegt, trat er in die Grenadierkompagnie des Regiments Möllendorf ein, das damals zu Berlin in Garniſon ſtand. Der Dienſt, trotz aller Strenge, gefiel ihm wohl, und ſchon 1792, bei Ausbruch der Rheinkampagne, war er unter den Fahnenunteroffizieren des Regiments. Bei Valmy erhielt er ein Ehrenzeichen, bei Kaiſerslautern ein zweites. Das kam ſo. Die Kompagnie von Thadden ſah ſich gezwungen eine Hügelſtellung zu räumen, auf der ſie ſich ſeit Beginn des Kampfes behauptet hatte; feindliche Artillerie fuhr auf und beherrſchte jetzt das abgeſchrägte wohl 1500 Schritt breite Terrain, auf dem die zurückgehende Kompagnie, zum Theil in bloße Trupps aufgelöſt, ihren Rückzug bewerkſtelligte. In Mittelhöhe des Abhanges lag ein durch einen Schenkelſchuß verwundeter Gefreiter und beſchwor ſeine Kameraden, ihn nicht liegen zu laſſen. Einige hielten inne; aber das Kartätſchenfeuer brach wieder den guten Willen; auch den Tapferſten verzagte der Muth. Da ſprang Unteroffizier Kniehaſe vor, lief eine Strecke zurück, lud den Verwundeten auf die Schulter und trug ihn aus dem Feuer. Stabskapitän von Thadden, als die Kompagnie ſich wieder ſammelte, trat an Kniehaſe heran und ſchüttelte ihm die Hand; die Grenadiere aber brachen in Jubel aus und nahmen eine halbe Stunde ſpäter die verloren gegangene Höhenſtellung wieder.

Dieſer Tag führte unſeren Kniehaſe, wenn nicht gleich, ſo doch im regelrechten Lauf der Ereigniſſe, nach dem alten Wendendorfe, deſſen Obrigkeit er jetzt bildete. Denn der Gefreite, den er ſo muthig aus dem feindlichen Feuer getragen hatte, war niemand anderes als unſer Freund aus dem Hohen-Vietzer Kruge her: Peter Kümmeritz. Invalide geworden, erhielt er ſeinen Abſchied; zwei Jahre ſpäter aber kam der Frieden und die ganze Rheinarmee kehrte in ihre Garniſonen zurück. Mit ihr das Regiment Möllendorf.

Es war nach der Ernte, Anno 95; die Sommerfäden flogen ſchon durch die Luft, als an einem jener klaren Tage, wie ſie der September bringt, an Mickleys Mühle vorbei, ein breitſchultriger Mann in ſeines Königs Rock in die Hohen-Vietzer Dorfſtraße einbog. Auf ſeiner Bruſt blitzten ein paar Medaillen, und wer ſich auf Litzen und Rabatten verſtand, der ſah, daß es ein Chargirter vom Regiment Möllendorf war. Es war aber kein anderer als unſer Unteroffizier Kniehaſe. Als er, gefolgt von der halben Dorfjugend, die ſcheubefliſſen auf ſeine Fragen Antwort gab, in das Gehöft ſeines ehemaligen Gefreiten eintreten wollte, trat ihm an der Schwelle des Hauſes nicht Peter Kümmeritz in Perſon, wohl aber Trude Kümmeritz.

ſeine Schweſter, entgegen. Nach allem, was folgte, muß angenommen werden, daß dieſe Stellvertretung den Wünſchen unſeres Kniehaſe nicht zuwider lief, denn ehe er nach Wochenfriſt den gaſtlichen Kümmeritzſchen Hof verließ, um zu ſeinem Regiment zu retourniren, hatte er nicht nur mit Peter die Kriegskameradſchaft erneuert, ſondern auch mit Trude ſich zu ehelicher Kameradſchaft verſprochen. Er ging überhaupt nur in ſeine Garniſon zurück, um aus dem Urlaub einen Abſchied zu machen, demnächſt aber einen Neubarnimſchen Hof zu kaufen und ſeine Trude aus dem Wendendorf in das Pfälzerdorf hinüber zu ziehen. Es kam aber umgekehrt. Eine Hohen-Vietzer Stelle wurde unerwartet frei, die Truhen der Häuſer Kümmritz und Kniehaſe ſteuerten zuſammen, und als im Sommer 96 der Raps blühte, und ſein Duft auf allen Feldern lag, da ſtieg ein Hochzeitszug den Kirchenhügel hinan, die Glocken läuteten und die Muſikanten blieſen, bis das Brautpaar über die Schwelle war. Kniehaſe trug ſeine Uniform, Trude die reiche wendiſche Tracht, und Alt und Jung waren einig, daß Hohen-Vietz ein ſolches Brautpaar ſeit Menſchengedenken nicht geſehen habe. Seit Menſchengedenken kein ſtattlicheres, aber auch kein glücklicheres Paar. Vor allen Dingen kein beſſeres. Neid und üble Nachrede ſchwiegen, und wenn anfangs dieſer und jener klagte, „daß nun ein Pfälzer ins Dorf gekommen ſei“, ſo verſtummte dieſe Klage doch bald, als ſie den Pfälzer kennen lernten. Wo es einen Rath galt, da war er da, und wo es eine That galt, da war er zweimal da. Er verſtand ſich aufs Schreiben und Eingabenmachen, aufs Rechnen und Regiſtriren, und als Anno 1800 der alte Schulze Wendelin Pyterke ſtarb, der ſeit dem ſiebenjährigen Krieg volle vierundvierzig Jahre im Amte, und nach der Kunersdorfer Schlacht, als die Ruſſen kamen, die Rettung des Dorfes geweſen war, da wählten ſie den Kniehaſe zu ihrem Schulzen, ohne ſich ums Herkommen zu kümmern, das nur zwei oder drei unter ihnen gewahrt wiſſen wollten. Berndt von Vitzewitz aber ſagte: „Meine Bauern waren immer geſcheidt, doch für ſo geſcheidt hab' ich ſie all mein Lebtag nicht gehalten."

Kniehaſe hatte keinen Feind; ſelbſt die Forſtackers Leute ſprachen gut von ihm. Im Herrenhauſe hieß es: „Er iſt ein tüchtiger Mann", in der Mühle hieß es: „Er iſt ein frommer Mann", Peter Kümmeritz aber mit immer wachſendem Reſpekt ſah zu ſeinem Schwager auf, als ob er den Tag von Kaiſerslautern durch eigenes Eingreifen entſchieden habe. Er ſchloß dann wohl ab: „Ich ſchulde ihm mein Leben und meine Schweſter ſchuldet ihm ihr Glück."

Die Kniehaſes waren ein glückliches Paar; aber kein Glück iſt vollkommen: ſie blieben kinderlos. Da traf es ſich, daß auch eine Tochter ins Haus kam, kein eigenes Kind und doch geliebt wie ein ſolches.

Es war um Weihnachten 1804, zwei Jahre früher, als die Frau von Vitzewitz ſtarb, da kam ein „ſtarker Mann" ins Dorf, einer von jenen fahrenden Künſtlern, die zunächſt in rothem Trikot mit fünf großen Kugeln ſpielen und hinterher ein Taubenpaar aus einem Schubfach auffliegen laſſen, in das ſie vorher eine Uhr oder ein Taſchentuch gelegt haben. Der ſtarke Mann ſchien beſſere Tage geſehen zu haben; ſeine ganze Haltung deutete darauf hin, daß er nicht immer in einem Planwagen von Dorf zu Dorf gefahren war. Er hielt jetzt vor dem Scharwenkaſchen Kruge, führte das magere Pferd in den Stall, und am Abend war Vorſtellung. Ein kleines Mädchen, das zehn Jahre ſein mochte, wechſelte mit ihm ab, ſang Lieder und deklamirte; zuletzt erſchien ſie in einem kurzen Gazekleid, das mit Sternchen von Goldpapier beſetzt war, und führte den

Shawltanz auf. Die Hohen-Vietzer Bauern, ganz beſonders die alten, waren wie benommen und ſtreichelten das Kind mit ihren großen Händen. Es ſollte ihnen bald Gelegenheit werden, ihr gutes Herz noch weiter zu zeigen.

Der „ſtarke Mann“ war längſt kein ſtarker Mann mehr; er war ſiech und krank. Er legte ſich und es ging raſch bergab. Paſtor Seidentopf ſaß an ſeinem Bett und ſprach ihm Troſt zu; der Sterbende aber, der wohl wußte, wie es mit ihm ſtand, ſchüttelte den Kopf, zog den Paſtor näher an ſich heran und ſagte feſt: „Ich bin froh, daß es zu Ende geht.“ Dann wies er mit einer leiſen Seitwärtsbewegung des Kopfes auf die Kleine, die am Fenſter ſaß, preßte beide Hände aufs Herz und ſetzte mit halberſtickter Stimme hinzu: „Wenn nur das Kind nicht wäre.“ Dabei brach er, alle Kraft über ſich verlierend, in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Die Kleine, als ſie das Weinen hörte, kam herzu geſprungen und küßte in leidenſchaftlicher Liebe die Hand des Sterbenden. Dieſer ſtreichelte ihr das Haar, ſah ſie an und lächelte. Es war, als ob er in eine lichte Zukunft geblickt hätte. So ſtarb er. Auf dem Tiſche neben ihm ſtand die kleine Zauberkommode, aus der immer die Tauben aufflogen. Paſtor Seidentopf war tief erſchüttert.

An die Hohen-Vietzer aber traten jetzt zwei Fragen heran, von denen es ſchwer zu ſagen, welche die Gemüther mehr beſchäftigte. Die erſte Frage war: „Was machen wir mit dem Todten?“

Die alten Wendenbauern waren gutmüthig, aber ſie dachten doch ernſt in ſolchen Sachen. Den ſtarken Mann blos einzuſcharren, erſchien ihnen als unthunliche Härte, ihn aber auf ihrem chriſtlichen Kirchhofe zu begraben, als noch unthunlichere Entweihung. War er überhaupt ein Chriſt? Die

Mehrzahl zweifelte. Da fand Paſtor Seidentopf unter dem Kopfkiſſen des Todten eine Taſche mit allerhand Papieren, auch Tauf- und Trauſchein. Die Briefe gaben weiteren Aufſchluß. Es zeigte ſich, daß er Schauſpieler geweſen war, daß er eine Tochter aus gutem Hauſe wider den Willen der Eltern geheirathet hatte, und daß die Frau ſchließlich hingeſtorben war in Gram und Elend, aber ohne Vorwurf und ohne Reue. Die letzten Briefe, viel durchleſene, waren aus einem ſchleſiſchen Kloſterſpitale datirt. Ein geſcheitertes Leben ſprach aus allen, aber kein unglückliches, denn was ſie zuſammen geführt, hatte Noth und Tod überdauert.

Paſtor Seidentopf, als er die Briefe geleſen, trat wieder unter ſeine Bauern, die unten im Krug ſeiner harrten, und am dritten Tage hatte der ſtarke Mann ein chriſtliches Begräbniß, als ob er ein Kümmeritz oder ein Miekley geweſen wäre. Die Schulkinder ſangen ihn hügelan, trotzdem ein großes Schneetreiben war, Frau von Vitzewitz, gütig wie immer, ſtand mit am Grabe und warf dem Todten die erſte Hand voll Erde nach, Berndt von Vitzewitz aber ließ ihm ein Kreuz errichten, darauf folgender vom alten Küſter Jeſerich Kubalke gedichteter Spruch zu leſen war:

Ein Stärk'rer zwang den ſtarken Mann,
Nimm ihn Gott in Gnaden an.

So erledigte ſich die erſte Frage. — Die zweite Frage war: „Was machen wir mit dem Kinde?“ Paſtor Seidentopf erwog die Frage hin und her; hundert Pläne gingen ihm durch den Kopf, aber keiner wollte paſſen. Die Bauern waren ſcheu und ſchwierig. Da trat Schulze Kniehaſe dazwiſchen, und das weinende Kind vom Krug aus in ſein Haus hinüber führend ſagte er: „Mutter, die ſchickt uns Gott.“

Und am anderen Tage, weil es dicht vor dem Chriſtfeſt war, begann er ihr einen Baum zu putzen, und nannte ſie ſeine Weihnachtspuppe und ſein Zauberkind.

Die Bauern ſahen anfangs ängſtlich zu; „ſie wird ihm wegfliegen", meinten die einen, „und das wäre noch das beſte", verſicherten die anderen. Aber ſie flog nicht fort, und Paſtor Seidentopf ſagte: „Sie wird ihm Segen bringen, wie die Schwalben am Sims."

X.

Marie.

„Sie wird dem Hauſe Segen bringen, wie die Schwalben am Sims," ſo hatte Prediger Seidentopf geſprochen, und ſeine Worte ſollten in Erfüllung gehen. Das Kopfſchütteln der Bauern nahm bald ein Ende. Es geſchah das, was unter ähnlichen Verhältniſſen immer geſchieht: dunkle Geburt, ſeltſame Lebenswege, wie ſie den Argwohn wecken, wecken auch das Mitgefühl, und ein ſchöner Trieb kommt über die Menſchen, ein unverſchuldetes Schickſal auszugleichen. Der Zauber des Geheimnißvollen unterſtützt die wachgewordene Theilnahme.

Das erfuhr auch Marie. Ehe noch der erſte Winter um war, war ſie der Liebling des Dorfes; keiner ſpöttelte mehr über das Gazekleid mit den Goldpapierſternchen, in dem ſie zuerſt vor ihnen aufgetreten war. Vielmehr erſchien ihnen jetzt dieſer bloße Hauch einer Kleidung als ihr natürliches Koſtüm, und wenn Schulze Kniehaſe, der das Kind von Anfang an über die Maßen liebte, drüben im Kruge ſaß und halb ernſthaft halb ſcherzhaft verſicherte, „ſie ſei ein Feenkind", ſo widerredete niemand, weil er nur ausſprach, was alle längſt ſchon an ſich ſelbſt erfahren hatten. Daß ſie fortfliegen würde, daran glaubte freilich niemand mehr, mit alleiniger Ausnahme der Mädchen in den Spinnſtuben, die voll Spuk- und Geſpenſterbedürfniß immer Neues und Wunderbares von ihr zu erzählen wußten. Und nicht alles war Erfindung. So hatte ſie wirklich eine unbezwingbare Vorliebe für den Schnee. Wenn die Flocken ſtill vom Himmel fielen, oder tanzten und ſtöberten, als würden Betten ausgeſchüttet, dann entfernte ſie ſich aus dem Vorderhauſe, kletterte die lange Schrägleiter hinauf, die bis auf den Firſt des Scheunendaches führte, und ſtand dort oben ſchneeumwirbelt. Die Mädchen verſicherten auch, ſie hätten ſie ſingen hören. Es bedarf keiner Ausführung, welche phantaſtiſch weitgehenden Schlüſſe daraus gezogen wurden.

So war es im Winter. Als der Sommer kam, der eine freiere Bewegung gönnte, gewann ſie vollends alle Herzen. Sie beſuchte nicht nur die einzelnen Bauerhöfe, ſondern auch die ausgebauten Looſe, die weiter ins Bruch hineinlagen, ſpielte mit den Kindern und erzählte Geſchichten. Das Fremde und Geheimnißvolle, das ſie von Anfang an gehabt hatte, blieb ihr, aber niemand wunderte ſich mehr darüber. Auch die Dorfmädchen nicht. Einmal verirrte ſie ſich; im Kniehaſeſchen Hauſe war große Aufregung; alles lief und ſuchte bis an die Oder hin. Endlich fand man ſie, keine tauſend Schritt vom Dorfe. Sie lag ſchlafend im Korn, ein paar Mohnblumen in der Hand; ein kleiner Vogel ſaß ihr zu Füßen. Niemand kannte den Vogel, als er aufflog und aller Augen ihn verfolgten. „Der hat ſie beſchützt!“ ſagten die Hohen-Vietzer.

In der Regel ſpielte ſie auf dem Abhange zwiſchen der Kirche und dem Dorfe, am liebſten auf dem Kirchhofe ſelbſt. Sie las die Inſchriften, umarmte den Raſen von ihres Vaters Grabe, kletterte auf die hohe Feldſteinmauer und ſah auf die Segel der Oderkähne nieder, die, angeglüht von der ſich neigenden Sonne, unten auf dem Strome vorüberzogen. Kam dann des alten Küſters Kubalke Magd, um zu Abend zu läuten, ſo folgte ſie dieſer, zog ein paar mal mit an dem Glockenſtrang und huſchte dann in die ſchon halbdunkle Kirche hinein. Hier ſetzte ſie ſich mit halbem Körper auf das äußerſte Ende der Frontbank, auf der am Tage nach der Kunersdorfer Schlacht der Major vom Regiment Itzenplitz verblutet war, blickte ſeitwärts ſcheu nach dem dunkeln Fleck, den alles Putzen nicht hatte wegſchaffen können, und ſah dann, um das ſelbſtgewollte Grauen wieder von ſich zu bannen, nach dem großen Vitzewitzſchen Marmorbilde hinüber, das die Inſchrift trug: „ſo Du bei mir biſt, wer will wider mich ſein". So blieb ſie, bis der Glockenton verklang. Dann trat ſie wieder auf den Kirchhof hinaus, ſah der Magd nach, die den Schlängelpfad ins Dorf herniederſtieg und umkreiſte bang aber immer enger und enger die alte Buche, deren zweigetheilter Stamm, der Sage nach, an den Bruderzwiſt der Vitzewitze gemahnte. Fiel dann ein Blatt, oder flog ein Vogel auf, ſo fuhr ſie zuſammen.

Es waren ſchöne Tage, dieſer erſte Sommer in Hohen-Vietz; aber dieſe ſchönen Tage konnten nicht dauern. Die Schulzenleute, Mann wie Frau, hatten längſt ihre Sorge darüber. All dies Umherſtreifen währte ſchon zu lange; Arbeit, Ordnung, Schule mußten an ſeine Stelle treten. Aber wie? Beide Kniehaſes waren weitab davon, ein Prinzeßchen aus ihrem Pflegekind machen zu wollen, aber eben ſo beſtimmt fühlten ſie auch, daß die Dorfſchule kein Platz für ſie ſei. Sie paßte nicht unter die Holzpantoffelkinder, ganz abgeſehen davon, daß ſie, ohne je eine Schulſtunde gehabt zu haben, um ein Beträchtliches beſſer leſen konnte, als der alte Jeſerich Kubalke, zumal wenn er ſeine Hornbrille vergeſſen hatte.

In dieſer Noth half die gute Frau von Vitzewitz. Sie hatte längſt daran gedacht, das ſonderbare Kind, von deſſen phantaſtiſchem Weſen ſie ſo manches gehört hatte, als Spiel- und

Schulgenoſſin Renatens in ihr Haus zu ziehen, allerhand Erwägungen aber, die dagegen ſprachen, hatten es damals nicht dazu kommen laſſen. Der Kniehaſeſche Pflegling, ſo gewinnend er ſein mochte, war doch immer eines Taſchenſpielers, im günſtigſten Falle eines verarmten Schauſpielers Kind, und ſo wenig ſie perſönlich einen Anſtoß daran nahm, ſo glaubte ſie dennoch in Erziehungsfragen weniger ihr eigenes, durchaus freies und vornehmes Empfinden, als vielmehr allgemeine, aus Pflicht und Erfahrung hergeleitete Anſchauungen zu Rathe ziehen zu müſſen. So zerſchlug es ſich denn wieder. Paſtor Seidentopf hätte es freilich wohl ſchon damals in der Hand gehabt, einen andern Ausgang herbeizuführen; er wollte jedoch, in einer ſo verantwortungsvollen Angelegenheit, nicht ungefragt eingreifen und zog es vor, ſich die Dinge ſelber machen zu laſſen.

Und ſie machten ſich auch, und zwar in ſehr eigenthümlicher Weiſe. Am Rande des Vitzewitzſchen Parks, ſchon in einiger Erhöhung, ſtand eine Floraſtatue und ſah einen breiten Kiesweg hinunter auf die Gartenfront des Herrenhauſes. Zu Füßen der Statue waren fünf dreieckige Blumenbeete angelegt, die in ihrer Geſammtheit einen einfaſſenden Halbkreis bildeten. An dieſer Stelle hatte Marie, bei ihren täglichen Streifereien, häufig ein paar Blumen gepflückt, Balſaminen oder Reſeda, und war dabei niemals einem Verbot begegnet. Im Gegentheil. Der Gärtner, des zierlichen und fremdartigen Kindes ſich freuend, hatte ihr zugenickt und einmal ſogar ihr ein paar Fuchſia-Knospen über das linke Ohr gehängt. Nun war es September geworden; die rothen Verbenen blühten und dazwiſchen, aus eingegrabenen Töpfen, wuchſen ein paar unſcheinbare Blumen auf, die dem ſpielenden Kinde als dunkle Vergißmeinnicht erſchienen. Sie pflückte ſie ab. Es war aber Heliotrop, damals noch etwas ſeltenes, und Frau von Vitzewitz

wollte wiſſen, wer ihr das angethan und ſie um den Anblick
hrer Lieblingsblume gebracht habe. Als Marie davon hörte,
aßte ſie raſch einen Entſchluß. Sie ſetzte ſich auf eine Bank,
n unmittelbarer Nähe der Statue, und als Frau von Vitzewitz
uf ihrem Spaziergang den breiten Kiesweg hinaufſchritt, ſprang
ie auf, eilte der Herankommenden entgegen, küßte ihr die Hand
nd ſagte: „Ich habe es gethan.“ Sie war dabei hochroth und
itterte, aber ſie weinte nicht. Von dieſem Augenblick an war
ie Freundſchaft geſchloſſen. Frau von Vitzewitz ſtreichelte ihr
as Haar und ſah ſie feſt und freundlich an; dann führte ſie
e zu der Bank zurück, von der ſie aufgeſtanden war, ſtellte
ragen und ließ ſich erzählen. Alles beſtätigte ihr den erſten
indruck. So trennten ſie ſich. Noch am ſelben Nachmittage
ber ſagte Frau von Vitzewitz zu Seidentopf: „Das iſt ein
ltenes Kind,“ und ehe acht Tage um waren, war ſie die
piel- und Schulgenoſſin Renatens.

Sie war anfangs zurück; alles was ſie konnte, war eben
ſen und deklamiren. Aber ihre ſchnelle Faſſungsgabe, durch
edächtniß und glühenden Eifer unterſtützt, geſtattete ihr das
erſäumte wie im Fluge nachzuholen, und ehe noch ein halbes
ahr um war, war ſie in den meiſten Disziplinen Renaten
eich. Und wie ſie den von Frau von Vitzewitz an ihre Fähig-
ten geknüpften Erwartungen entſprach, ſo auch denen, die ſich
f ihren Charakter bezogen. Sie war ohne Laune und Eigen-
n; etwas Heftiges, das ſie hatte, wich jedem freundlichen
ort. Die beiden Mädchen liebten ſich wie Schweſtern.

Nichts war mißglückt, über Erwarten hinaus hatten ſich
Wünſche der Frau von Vitzewitz erfüllt, dennoch ſtellten ſich
mer wieder Bedenken bei ihr ein, die freilich jetzt nicht mehr
Glück Renatens, ſondern umgekehrt das Glück Mariens be-
ſen. Es galt, nicht nur den Augenblick, ſondern auch die

Zukunft befragen. Wie ſollte ſich dieſe geſtalten? War es recht, dem Schulzenkinde die Erziehung eines adeligen Hauſes zu geben? Wurde Marie nicht in einen Widerſpruch geſtellt, an dem ihr Leben ſcheitern konnte? Sie theilte dieſe Bedenken ihrem Gatten mit, der, von Anfang an dieſelben Skrupel hegend, ſofort entſchloſſen war, mit Schulze Kniehaſe, zu deſſen Verſtändigkeit er ein hohes Vertrauen hatte, die Sache durchzuſprechen.

Berndt ging in den Schulzenhof, traf Kniehaſe mitten in Rechnungsabſchlüſſen, die das nach Küſtrin hin gelieferte Stroh- und Hafer-Quantum betrafen, rückte mit ihm in die Fenſterniſche und ſtellte ihm alles vor, wie er es mit der Frau von Vitzewitz beſprochen hatte.

Schulze Kniehaſe hörte aufmerkſam zu, dann ſagte er, als ſein Gutsherr ſchwieg: er habe ſich's, als von der Sache zuerſt geſprochen wurde, auch überlegt, ob er dem Kinde nicht die Ruhe nehme, die doch mehr ſei als alles Lernen und Wiſſen. All ſein Ueberlegen aber habe doch immer wieder dahin geführt, daß es das Beſte ſein würde, die gnädige Frau, die es ſo gut meine, ruhig gewähren zu laſſen. So ſei es ein halbes Jahr gegangen. Es jetzt nun nach der entgegengeſetzten Seite hin zu ändern, ſei nur rathſam, wenn es der ausgeſprochene Wille der gnädigen Frau ſei. Sein eigener Wunſch und Wille ſei es ſchon ſeit Monaten nicht mehr; die Bedenken, die er anfangs gehabt, ſeien mehr und mehr von ihm abgefallen. Er wiſſe auch wohl warum. Das Kind, das ihm die Hand Gottes faſt auf die Schwelle ſeines Hauſes gelegt habe, ſei kein bäuerlich Kind; es ſei nicht bäuerlich von Geburt und nicht bäuerlich von Erſcheinung. Er ſäße ſo mitunter in der Dämmerſtunde und mache ſich Bilder, wie auch wohl andere Leute thäten, aber wie vielerlei auch an ihm vorüber zöge, nie ſähe er ſeine

Marie mit geſchürztem Rock und zwei Milcheimern, unter dem Zurufe lachender Knechte über den Hof gehen. Er liebe das Kind, als ob es ſein eigen wäre; aber er betrachte es doch als ein fremdes, das eines Tages ihm wieder abgefordert werden würde. Nicht von den Menſchen, wohl aber von der Natur. Es wird ſo ſein, wie mit den Enten im Hühnerhof, die eines Tages fortſchwimmen, während die Henne am Ufer ſteht.

Als Kniehaſe ſo geſprochen, hatte ihm Berndt von Vitzewitz die Hand gereicht, und im Herrenhauſe ſchwiegen von jenem Tage an alle Bedenken.

Auch der Tod der Frau von Vitzewitz, ſchmerzlich wie er von Marie empfunden wurde, änderte nichts in ihrem Verhältniß zu den Zurückgebliebenen. Tante Schorlemmer kam ins Haus und frei von jener Liebedienerei, die ſich in Bevorzugung Renatens hätte gefallen können, betrachtete ſie vielmehr beide Mädchen wie Geſchwiſter und umfaßte ſie mit gleicher Herzlichkeit.

Nach der Einſegnung hörten die Unterrichtsſtunden auf, aber die beiden Mädchen waren zu innig an einander gekettet, als daß der Wegfall dieſes äußerlichen Bandes das Geringſte an ihrer Verkehrs- und Lebensweiſe hätte ändern können. Der Geburts- und Standesunterſchied wurde von Renate nicht geltend gemacht, von Marie nicht empfunden. Sie ſah in die Welt wie in einen Traum und ſchritt ſelber traumhaft darin umher. Ohne ſich Rechenſchaft davon zu geben, ſtellten ſich ihr die hohen und niederen Geſellſchaftsgrade als bloße Rollen dar, die wohl dem Namen nach verſchieden, ihrem Weſen nach aber gleichwerthig waren. Es war im Zuſammenhange damit, daß unter allen Bildern, die ſich im Vitzewitzeſchen Hauſe befanden, eine Nachbildung des „Lübecker Todtentanzes“, bei allem Erſchütternden, doch zugleich den erhebendſten Eindruck auf ſie gemacht hatte. Die Predigt von einer letzten Gleichheit aller irdiſchen Dinge ſprach das aus, was dunkel in ihr ſelber lebte. Dabei war ſie ohne Anſpruch und ohne Begehr. Alles Schöne zog ſie an; aber es drängte ſie nur daran Theil zu nehmen, nicht es zu beſitzen. Es war ihr wie der Sternenhimmel; ſie freute ſich ſeines Glanzes, aber ſie ſtreckte nicht die Hände danach aus.

Dieſe Unbegehrlichkeit hatte ſich auch an ihrem ſechszehnten Geburtstage gezeigt. Bei dieſer Gelegenheit erhielt ſie als großes Geſchenk des Tages ihr eigenes Zimmer. Beide Kniehaſes führten ſie, mit einer gewiſſen Feierlichkeit, in die nördliche Giebelſtube, die geradeaus den Blick auf den Park, nach rechts hin auf die Kirche hatte und ſagten: „Marie, das iſt nun Dein; ſchalte und walte hier; erfülle Dir jeden kleinen Wunſch; uns ſoll es eine Freude ſein.“

Marie, im erſten Sturm des Glückes, hatte ein Hin- und Herſchieben mit Schrank und Nähtiſch, mit Bücherbord und Kleidertruhe begonnen, aber dabei war es geblieben. Es kam ihr nicht in den Sinn, ihrem alten, ihr lieb gewordenen Beſitz etwas Neues hinzuzufügen. Was ſie hatte, freute ſie, was ſie nicht hatte, entbehrte ſie nicht.

„Sie hat Muth und ſie iſt demüthig,“ hatte nach jener erſten Begegnung im Park Frau von Vitzewitz zu Paſtor Seidentopf geſagt. Sie hätte hinzuſetzen dürfen: „vor allem iſt ſie wahr.“ Jenes Wunder, das Gott oft in ſeiner Gnade thut, es hatte ſich auch hier vollzogen: innerhalb einer Welt des Scheins war ein Menſchenherz erblüht, über das die Lüge nie Macht gewonnen hatte. Noch weniger das Unlautere. Tante Schorlemmer ſagte: „Unſere Marie ſieht nur, was ihr frommt, für das, was ſchädigt, iſt ſie blind.“ Und ſo war es. Phantaſie und Leidenſchaft, weil ſie ſie ganz erfüllten, ſchützten ſie auch. Weil ſie ſtark fühlte, fühlte ſie rein.

Im Hohen-Vietzer Herrenhauſe — es war im Winter vor Beginn unſerer Erzählung — ſang Renate ein Lied, deſſen Refrain lautete:

> Sie iſt am Wege geboren,
> Am Weg, wo die Roſen blühn . . . .

Sie begleitete den Text am Klavier.

„Weißt Du, an wen ich denken muß, ſo oft ich dieſe Strophen ſinge," fragte Renate den hinter ihrem Stuhl ſtehenden Lewin.

„Ja," antwortete dieſer, „Du gibſt keine ſchweren Räthſel auf."

„Nun?"

„An Marie."

Renate nickte und ſchloß das Klavier.

XI.

Prediger Seidentopf.

In der Mitte des Dorfes, neben dem Schulzenhof, lag die Pfarre, ein über hundert Jahre altes, etwas zurück gebautes Giebelhaus, das an Stattlichkeit weit hinter den meiſten Bauerhöfen zurückblieb. Es war das einzige größere Haus im Dorfe, das noch ein Strohdach hatte. Zu verſchiedenen Malen war davon die Rede geweſen, dieſes der Dorfgemeinde ſowohl um ihres Paſtors wie um ihrer ſelbſt willen deſpektirlich erſcheinende Strohdach durch ein Ziegeldach zu erſetzen; unſer Freund Seidentopf aber, der in dieſem Punkte wenigſtens ein gewiſſes Stilgefühl hatte, hatte beſtändig gegen ſolche Moderniſirung proteſtirt. „Es ſei gut ſo, wie es ſei.“ Und darin hatte er vollkommen Recht. Es war eben ein Dorfidyll, das durch jede Aenderung nur verlieren konnte. Der Giebel des Hauſes ſtand nach vorn; dicht unter dem Strohdach hin lief eine Reihe kleiner, überaus freundlich blickender Fenſter, während die Fachwerkwände bis hoch hinauf mit Bretern bekleidet und den ganzen Sommer über mit Wein, Pfeifenkraut und Spalierobſt überdeckt waren. Neben der Hausthüre ſtand ein Roſenbaum, der, bis an den Firſt hinauf wachſend, im ganzen Oderbruche berühmt war wegen ſeines Alters und ſeiner Schönheit. Auch das winterliche Bild, das die Pfarre bot, war nicht ohne Reiz. Eine mächtige Schneehaube ſaß auf ſeinem Dache während die niedergelegten, mit Stroh umwundenen Weinranken, dazu die Matten, die ſich ſchützend über dem Spalierobſt ausbreiteten, dem Ganzen ein ſorgliches und in ſeiner Sorglichkeit wohnlich anheimelndes Anſehen gaben.

Dem entſprach auch das Innere. Die Hausthür, wie oft in den märkiſchen Pfarrhäuſern, hatte eine Klingel, keine von den großen, lärmenden, die den Bewohnern zurufen: „Rettet Euch, es kommt wer,“ ſondern eine von den kleinen ſtill geſtimmten, die dem Eintretenden zu ſagen ſcheinen: „Bitte ſchön, ich habe Sie ſchon gemeldet.“ Der Thür gegenüber, an der entgegengeſetzten Seite des langen, faſt durch das ganze Haus hinlaufenden Flurs, befand ſich die Küche, deren aufſtehende Thüre immer einen Blick auf blanke Keſſel und flackerndes Herdfeuer gönnte. Die Zimmer lagen nach rechts hin. An der linken Flurwand, die zugleich die Wetterwand des Hauſes war, ſtanden allerhand Schränke, breite und ſchmale, alte und neue, deren Simſe mit zerbrochenen Urnen garnirt waren; dazwiſchen in den zahlreichen Ecken hatten ausgegrabene Pfähle von verſteinertem Holz, Wallfiſchrippen und halbverwitterte Grabſteine ihren Platz gefunden, während an den Querbalken des Flurs verſchiedene ausgeſtopfte Thiere hingen, darunter ein junger Alligator mit bemerkenswerthem Gebiß, der, ſo oft der Wind auf die Hausthür ſtand, immer unheimlich zu ſchaukeln begann, als flöge er durch die Luft. Alles in allem eine Ausſtaffirung, die keinen Zweifel darüber laſſen konnte, daß das Hohen-Vietzer Predigerhaus zugleich auch das Haus eines leidenſchaftlichen Sammlers ſei.

Machte ſchon der Flur dieſen Eindruck, ſo ſteigerte ſich derſelbe beim Eintritt in das nächſtgelegene Zimmer, das einem Antikenkabinet ungleich ähnlicher ſah, als einer chriſtlichen

Predigerſtube. Zwar war der Bewohner deſſelben erſichtlich bemüht geweſen, Amt und Neigung in ein gewiſſes Gleichgewicht zu bringen, war aber damit geſcheitert. Es ſei geſtattet, einen Augenblick bei dieſem Punkte zu verweilen.

Die Studirſtube beſaß zwei nach dem Garten hinaus ſehende Fenſter, zwiſchen denen unſer Freund eine bis in die Mitte des Zimmers gehende Scheidewand gezogen hatte. So waren zwei große, faſt kabinetartige Fenſterniſchen gewonnen, von denen die eine dem Prediger Seidentopf, die andere dem Sammler und Alterthumsforſcher gleichen Namens angehörte. Innerhalb dieſer Niſchen war das Balancirſyſtem, das ſich ſchon in ihrer äußeren Anlage zu erkennen gab, ebenfalls feſtgehalten, indem auf dem Arbeitstiſche in der Camera archaeologica „Bekmanns hiſtoriſche Beſchreibung der Kurmark Brandenburg, Berlin 1751 bis 53", auf dem Arbeitstiſch in der Camera theologica „Dr. Martin Luthers Bibelüberſetzung, Augsburg 1613" aufgeſchlagen lag. Beides Prachtbücher wie ſie nur ein Sammler hat, groß, dick, in feſtem Leder, mit hundert Bildern. Ueber eine Aeußerung des Kandidaten Uhlenhorſt, der auf einer Verſammlung in Hohen-Sathen geſagt haben ſollte: „Prediger Seidentopf greife mitunter fehl und ſchlage in Bekmann ſtatt in der Bibel nach" gehen wir wie billig an dieſer Stelle hin.

Es war dies ein rechter Uhlenhorſtſcher Sarkasmus, wie ihn die Konventikler wohl zu haben pflegen; aber darin hatten ſie Recht, daß nicht nur der in der archäologiſchen Abtheilung ſtehende Lehnſtuhl viel tiefer eingeſeſſen, ſondern daß auch der ganze, diesſeits der Fenſterniſchen verbliebene Reſt des Zimmers ein heidniſches Muſeum, eine bloße Fortſetzung alles deſſen war, was ſchon der Flur geboten hatte. Nur die Wallfiſchrippe und der Alligator fehlten. Zwei mächtige, rechts und links neben der Thür ſtehende, über den Sims hin durch einen Mittelbau verbundene Glasſchränke bildeten eine Art Arcus triumphalis, durch den man in die Studirſtube eintrat; und alles, von dem Steinmeſſer und dem Aſchenkrug an, was die märkiſche Erde nur je an Alterthumsfunden herausgegeben hat, das fand ſich hier zuſammen. Daneben konnte freilich die theologiſche Bibliothek des Zimmers nicht beſtehen, die, ihrer äußerſten Verſtaubung ganz zu geſchweigen, auf einem ſchmalen zweibrettrigen Real zwiſchen Wandvorſprung und Ofen ihre Unterkunft gefunden hatte.

Unſer Seidentopf war ein archäologiſcher Enthuſiaſt trotz einem, und ausgerüſtet mit all den Schwächen, die von dieſem Enthuſiasmus ſo unzertrennlich ſind wie die Eiferſucht von der Liebe. Er phantaſirte, er ließ ſich hinters Licht führen; aber in einem unterſchied er ſich von der großen Armee ſeiner Genoſſen: er ſammelte nicht, um zu ſammeln, ſondern um einer Idee willen. Er war Tendenzſammler.

Innerhalb der Kirche, wie Uhlenhorſt ſagte, ein Halber, ein Lauwarmer, hatte er, ſobald es ſich um Urnen und Todtentöpfe handelte, die Dogmenſtrenge eines Großinquiſitors. Er duldete keine Kompromiſſe, und als erſtes und letztes Reſultat aller ſeiner Forſchungen ſtand für ihn unwandelbar feſt, daß die Mark Brandenburg nicht nur von Uranfang an ein deutſches Land geweſen, ſondern auch durch alle Jahrhunderte hin geblieben ſei. Die wendiſche Invaſion habe nur den Charakter einer Sturzwelle gehabt, durch die oberflächlich das eine oder andere geändert, dieſer oder jener Name ſlaviſirt worden ſei. Aber nichts weiter. In der Bevölkerung, wie durch die Sagen von Fricke und Wotan bewieſen werde, habe deutſche Sitte und Sage fortgelebt, am wenigſten ſeien die Wenden, wie ſo oft behauptet werde, in die Tiefen der Erde eingedrungen. Ihre ſogenannten „Wendenkirchhöfe“, ihre Todtentöpfe niedrigeren

Grabes, wolle er ihnen zugeſtehen, alles andere aber, was ſich mit inſtinktiver Vermeidung des Oberflächlichen, eingebohrt und eingegraben habe, alles was zugleich Kultur und Kultus ausdrücke, ſei ſo gewiß germaniſch, wie Teut ſelber ein Deutſcher geweſen ſei. Um dieſe Sätze drehte ſich für ihn jede Debatte von Bedeutung. Er war ſich bewußt, in ſeinem archäologiſchen Muſeum durchaus unanfechtbare Belege für ſein Syſtem in Händen zu haben, unterſchied aber doch zwiſchen einem kleinen und einem großen Beweis. Der kleine war ihm perſönlich der liebere, weil er der feinere war; er kannte jedoch die Welt genugſam, um dem blöden Sinn der Maſſe gegenüber je nach einem andern als nach dem großen Beweis zu greifen. Die Stücke, die dieſen bildeten, befanden ſich ſämmtlich in den zwei großen Glasſchränken des Arcus triumphalis, waren jedoch ſelbſt wieder in unwiderlegliche und ganz unwiderlegliche getheilt, von denen nur die letzteren die Inſchrift führten: „ultima ratio Semnonum“. Es waren zehn oder zwölf Sachen, alle numerirt, zugleich mit Zetteln beklebt, die Citate aus Tacitus enthielten. Gleich Nr. 1 war ein Hauptſtück, ein bronzenes Wildſchweinsbild, auf deſſen Zettel die Worte ſtanden: Insigne superstitionis formas aprorum gestant, „ihren Götzenbildern gaben ſie (die alten Germanen) die Geſtalt wilder Schweine“. Die anderen Nummern wieſen Spangen, Ringe, Bruſtnadeln, Schwerter auf, woran ſich als die Sanspareils und eigentlichen Prachtbeweisſtücke der Sammlung drei Münzen aus der Kaiſerzeit ſchloſſen, mit den Bildniſſen von Nero, Titus und Trajan. Die Trajansmünze trug um das lorbeergekrönte Haupt die Umſchrift: „Imp. Caes. Trajano Optimo“, auf dem daneben liegenden Zettel aber hieß es: „gefunden zu Reitwein, Land Lebus, in einem Todtentopf“. Das „in einem Todtentopf“ war dick unterſtrichen. Und vom Standpunkte unſeres Freundes aus mit vollkommenem Recht. Denn es führte den Beweis, oder ſollte ihn wenigſtens führen, daß nicht alle Todtentöpfe wendiſch, vielmehr die „Todtentöpfe höherer Ordnung“ ebenfalls deutſch-ſemnoniſchen Urſprungs ſeien.

Auflehnung gegen ſo beredte Zeugen erſchien unſerem Seidentopf unmöglich, und dennoch hatte er ſie zu beſahren, wobei es ſich ſo glücklich oder ſo unglücklich traf, daß ſein heftigſter Angreiſer und ſein ältеſter Freund ein und dieſelbe Perſon waren. Es ſprach für beide, daß ihre Freundſchaft unter dieſen Kämpfen nicht nur nicht litt, ſondern immer wurzelfeſter wurde; allerdings weniger ein Verdienſt unſeres Paſtors, als ſeines gut gelaunten Antagoniſten, der weltmänniſch über der Sache ſtehend, nicht gewillt war, die Semnonen- und Lutizenfrage unter Drangebung vieljähriger herzlicher Beziehungen durchzufechten. In Wahrheit intereſſirte ihn die „Urne“ erſt dann, wenn ſie anfing, die moderne Geſtalt einer Bowle anzunehmen.

Dieſer alte Freund und Gegner war der Juſtizrath Turgany aus Frankfurt a. O., der, ein Feind aller Prozeßverhandlungen bei trockenem Munde, ſpeziell in dem Prozeß „Lutizii contra Semnones“ manche liebe Flaſche ausgeſtochen hatte, gelegentlich im Pfarrhauſe zu Hohen-Vietz, am liebſten aber im eigenen Hauſe, nach dem Grundſatze, daß er über ſeinen eigenen Weinkeller am unterrichtetſten ſei. Schon die Studentenzeit hatte beide Freunde, Mitte der ſiebziger Jahre, in Göttingen zuſammen geführt, wo ſie unter der „deutſchen Eiche“ Schwüre getauſcht und Klopſtockſche Bardengeſänge recitirend ſich dem Vaterlande Hermanns und Thusneldas auf ewig geweiht hatten. Seidentopf war ſeinem Schwure treu geblieben. Wie damals in den Tagen jugendlicher Begeiſterung erſchien ihm auch heute noch der Reſt der Welt als bloßer Rohſtoff für die Durchführung germaniſch-ſittlicher Miſſion; Turgany aber hatte ſeine bei Punſch und Klopſtock geleiſteten Schwüre längſt vergeſſen, ſchob alles auf den erſteren und gefiel ſich darin, wenigſtens ſcheinbar, den Apoſtel des Panſlavismus zu machen. Die Möglichkeit europäiſcher Regeneration lag ihm zwiſchen Don und Dnjepr und noch weiter oſtwärts. „Immer,“ ſo hatte er bei ſeiner letzten Anweſenheit in Hohen-Vietz verſichert, „kam die Verjüngung von den Ufern der Wolga, und wieder ſtehen wir vor ſolchem Auffriſchungsprozeß;“ halb ſcherz-, halb ernſthaft vorgetragene Paradoxien, die von Seidentopf einfach als politiſche Ketzereien ſeines Freundes bezeichnet wurden.

Aber dieſer Freund war nicht halb ſo ſchwarz, wie er ſich ſelber malte. Er debattirte nur nach dem Prinzip von Stahl und Stein; hart gegen hart; das gab dann die Funken, die ihm wichtiger waren als die Sache ſelbſt. Zudem wußte der panſlaviſtiſche Juſtizrath, daß Streit und immer wieder in Frage geſtellter Sieg längſt ein Lebensbedürfniß Seidentopfs geworden waren und gefiel ſich deshalb in ſeiner Oppoſitionsrolle mehr noch aus Rückſicht gegen dieſen, als aus Rückſicht gegen ſich ſelbſt.

XII.

Beſuch in der Pfarre.

Und es war der Juſtizrath Turgany, der heute, am 2. Weihnachtsfeiertage 1812, in der Hohen-Vietzer Pfarre erwartet wurde; auch Lewin und Renate hatten zugeſagt, mit ihnen Tante Schorlemmer und Marie.

Vier Uhr war vorüber; es dunkelte ſchon, der Beſuch konnte jeden Augenblick kommen. In den Zimmern war alles feſtlich vorbereitet. Wo noch ein Stäubchen lag, fuhr unſer Freund mit einem Federwedel darüber hin; dann wieder zog er das Taſchentuch und polirte an den Scheiben ſeiner geliebten Schränke. Wer auf Waffen hält, der ſorgt auch, daß ſie blank ſind. Nur an das theologiſche Bücherbrett, wo der Staub zu dicht lag, vermied er es heranzutreten. Ein Zwiſchenfall ließ ihn einen Augenblick aufſehen von ſeiner Arbeit. An ihm vorbei, als wäre eine Welt verſäumt, drang in ziemlich herriſcher Weiſe eine Frau mit rothem Geſicht und weißer Haube in das Studirzimmer ein, goß auf ein vorgehaltenes Schippenblech eine Räuchereſſenz, wie ſie damals Mode war, fuhr ein paar Mal durch die Luft und ſchoß dann in das Nebenzimmer weiter, um ihre Bewegungen, die zwiſchen Stoßfechten und Weihrauchfaßſchwenken eine gute Mitte hielten, in den dahinter gelegenen Räumen fortzuſetzen. Paſtor Seidentopf lächelte, als er ihr nachſah, ein ſcherzhaftes Wort ſchien ihm eben auf die Lippe zu treten, aber ehe es laut werden konnte, klingelte die Hausthür, und das Aufſtampfen auf Dielen und Strohdecke, um den Schnee und die Kälte abzuſchütteln, verrieth deutlich, daß der Beſuch gekommen ſei.

Aber nicht der Frankfurter Juſtizrath. Es waren zunächſt die Freunde aus dem Herrenhauſe. Lewin führte Tante Schorlemmer, Renate und Marie folgten. Man begrüßte ſich herzlich. Renate, die es warm fand, nahm ihr Shawltuch ab und ſtand einen Augenblick mit der Broſchnadel in der Hand, wie in Verlegenheit, wo ſie dieſelbe hinthun ſolle. Dann öffnete ſie den Glasſchrank und legte die Nadel in eine der zerbrochenen Urnen. Sie war wie Kind im Hauſe. Alles lachte; Seidentopf ſtimmte mit ein.

„Sehen Sie, theuerſter Prediger," hob Renate an, „wenn das nun ein Aſchenregen wäre, was jetzt in Flocken vom Himmel fällt, welche Hypotheſen gäbe das bei den Seidentopfs der Zukunft, dieſe Gemmenbroſche in einem wendiſchen Todtentopf!"

„Nicht wendiſch, ganz und gar nicht. Aber meine ſchöne Renate lockt mich nicht heraus," erwiderte Seidentopf gut gelaunt. „Ich erwarte Turgany noch und darf meine Kräfte nicht an Plänkeleien ſetzen, auch nicht an die verlockendſten. Aber wo nehmen wir unſeren Kaffee?"

„Hier, hier, im Studir- und Rauchzimmer," riefen die Stimmen durcheinander, mit beſonderer Betonung des letzten Worts. Seidentopf lehnte ab. Renate aber beſtand darauf. „Wir wollen keine Opfer."

„Und wenn es ein ſolches wäre, je mehr Opfer, je mehr Glück."

„O wie verbindlich! Ganz die gute alte Zeit. Und da bilden ſich unſere Reſidenzler ein (ein ſchelmiſcher Blick Renatens ſtreiſte dabei Lewin), uns ſeine Sitte lehren zu wollen; hier ſt ihr Lehrſtuhl, hier im Pfarrhauſe zu Hohen-Vietz.“

Stühle wurden geſtellt; man nahm Platz an einem Rundiſch, der in die Camera archaeologica gerückt worden war, und die ſchon erwähnte Frau erſchien, um den Kaffeetiſch zu ſerviren. Sie wurde ſofort und in einer Weiſe von allen Anweſenden begrüßt, die über ihre Wichtigkeit innerhalb der Hohen-Vietzer Pfarre keinen Zweifel ließ. Ihrer Geburt und Haltung nach hätte ſie freilich noch den Friesrock und das ſchwarzſeidene Kopfſtuch tragen müſſen; alle Haushälterinnen aber wachſen ſchließich über ſich hinaus, und die Hohen-Vietzer machte keine Ausnahme.

Sie nahm allerhand kleine Huldigungen in Anſpruch, und erwartete beiſpielsweiſe von Seiten der Gäſte ein auszeichnendes Entgegenkommen, ſpäter von Seiten ihres Paſtors die Aufforderung, an der feſtlichen Tafel theilzunehmen. Aber hiermit war ihrem Selbſtgefühl Genüge gethan. Sie lehnte regelmäßig ab und war befriedigt, daß die Aufforderung überhaupt tattgefunden hatte.

Sie legte jetzt die Kaffeeſerviette, ſtellte zwei doppelarmige Leuchter, zugleich auch eine Zuckerdoſe mit kleinen Löwenfüßen n die Mitte des Tiſches und flankirte dieſe ſtattliche Centrumspoſition mit zwei ſilbernen Körben, von denen der eine allerhand Krausgebackenes, der andere eine Pyramide von Kaffeeuchen enthielt; zuletzt kam die Meißner Kanne ſelbſt, auf deren Deckel Gott Amor ſich ſchelmiſch auf ſeinen Bogen ehnte. Der Paſtor hatte nie Anſtoß daran genommen, vieleicht es nie bemerkt.

Renate machte die Wirthin, vertheilte den Zucker ſogleich n die Taſſen (die großen Blockſtücke waren noch nicht Mode) und handhabte dabei die Zuckerzange mit jener Grazie, die allein ausſöhnen kann mit dieſem Werkzeuge der Unbequemlichkeit. Die Unterhaltung nach den erſten keckeu Plänkeleien lenkte ſehr bald wieder ins Regelrechte ein und begann mit dem Wetter. Das hatte im Jahre 1812 noch eine ganz beſondere Bedeutung. Man könnte ſagen, vom Wetter ſprechen war damals patriotiſch. Schnee und Kälte waren die großen ruſſiſchen Bundesgenoſſen.

Der Schnee, der anfangs in kleinen Federchen umhergeſtäubt war, wirbelte allmählich dichter an den Fenſtern vorbei, und aus der Geborgenheit von Paſtor Seidentopfs Studirſtube — doppelt geborgen, nachdem ſie auch zum Kaffeezimmer geworden war — ſahen jetzt Wirth und Gäſte in den Wirbeltanz hinaus.

Es entſtand eine Pauſe. „Immer mehr Schnee,“ begann Lewin, der den Platz zunächſt dem Fenſter hatte, „iſt es doch, als ob Gott ſelber ſie alle begraben wolle. Die Vernichtung kommt über ſie; ſie fällt in leiſen Flocken vom Himmel. Und dazwiſchen höre ich eine Stimme, die uns zuruft: „Drängt Euch nicht ein, wollt nicht mehr thun, als ich ſelber thue; ich vollbringe es allein. Ich weiß es wohl, theuerſter Paſtor, die Stimme, die ich höre, iſt nur die Stimme meines Mitleids. Muß ich mich ihr verſchließen? Iſt dieſes Mitleid Schwäche? Muß ich es abthun?“

„Nein, Lewin, Dein Herz hat den rechten Zug wie immer. Wenn es etwas gibt, dem zu folgen uns nicht reuen darf, ſo iſt es das Mitleid. Zudem, unſere Feinde ſind unſere Verbündete. Und ſo lehren uns denn dieſe Tage treu ſein, treu auch gegen den Feind, wie dieſe Jahre uns gelehrt haben, demüthig zu ſein. Harren wir. Es werden Zeiten kommen, wo uns ſein wird, als lege Gott ſelber ſein Schwert in unſere

Hände. Aber dieſer Tag, der vielleicht nahe iſt, iſt noch nicht da. Eins aber gilt heute und immerdar: offen ſei unſer Thun. Das iſt deutſch."

Lewin wollte antworten, aber Peitſchenknall und Schellengeläut, das eben die Dorfgaſſe herauſkam, unterbrach die Unterhaltung, und Seidentopf rief: „Da ſind ſie."

Es waren drei Herren, von denen zwei, in grauen Mänteln und ſchwarzen Tuchmützen, den Polſterſtuhl des Schlittens inne hatten, während der dritte, in Pelzrock und Filzkappe, auf der Pritſche ſaß. Dieſer ſprang zuerſt von ſeinem Holzbock herunter, reichte dem herbeigekommenen Pfarrknecht die Leinen und war dann den beiden anderen, viel jüngeren aber ſchwerfälligeren Herren behilflich, aus ihren Fußſäcken heraus und glücklich ans Land zu kommen.

Alles das verfolgten unſere Freunde, ſo weit die fallenden Schneeflocken es zuließen, vom Fenſter aus mit jenem ungeheuchelten Intereſſe, das nur der kennt, der die Winterſtille der Dörfer an ſich ſelber erfahren hat.

„Wer ſind nur die beiden Fremden, die Turgany ſich aufgeladen hat?" fragte Lewin; in ſeinem eleganten Nerzpelz paßt unſer juſtizräthlicher Freund ſchlecht zum Kämmerer dieſer Graumäntel."

„Es ſind Amtsbrüder von mir," erwiderte Seidentopf, dem erröthenden Lewin die kleine Verlegenheit gönnend, „ein halber und ein ganzer. Der ganze, den Du kennen ſollteſt, iſt unſer Nachbar, der Dolgelinſche Paſtor; der halbe konrektort vorläufig noch, rückt aber nächſtens in die Heilige-Geiſt-Pfarre ein. Konrektor Othegraven, ein beſonderer Freund Turganys."

Die neuen Gäſte hatten inzwiſchen aus Pelz und Mänteln ſich ausgewickelt, und auf dem Flur erklang die Stimme des Juſtizraths mit jener Deutlichkeit, die immer auf ein halbes

Zuhauſeſein deutet. Dann öffnete ſich die Thür, und alle drei traten ein. Nach vorgängiger Begrüßung rückte man dichter zuſammen, ſchob rechtwinkelig einen zweiten Tiſch heran und war ſofort im Fahrwaſſer einer lebhaften Unterhaltung. Turgany, wie er ſelber mit Stolz zu verſichern liebte, duldete keine Pauſen.

Er hatte ſich mit jenem Feldherrnblick, der ihn in ſolchen Dingen auszeichnete, den beſten Platz gewählt und ſaß nicht blos unter einem Urnenreal ſeines Freundes, worauf er ſchließlich verzichtet haben würde, ſondern auch zwiſchen Renate und Marie, was er durch geſchickte Beſeitigung von Tante Schorlemmer — ihr zuflüſternd, daß ſein Freund Othegraven glücklich ſein würde, ſich mit ihr über grönländiſche Miſſion unterhalten zu können — herbeizuführen gewußt hatte. „Othegraven habe ſelber Miſſionar werden wollen.“ In den durch dieſe Kriegsliſt eroberten Platz war er ohne weiteres eingerückt und unterhielt nun die beiden Damen von den eben überſtandenen Abenteuern. Er verfuhr dabei nicht mit ſonderlicher Diskretion, die überhaupt nicht ſeine ſtarke Seite war, und nahm nicht den geringſten Anſtand, den durch ſeine Geſammterſcheinung freilich dazu herausfordernden Dolgeliner Paſtor zum komiſchen Helden ſeiner Erzählung zu machen. Ein Windſtoß habe ſeines Reiſegefährten Kopfbedeckung querfeldein geführt und eine Art Mützentreiben ſei natürlich die Folge davon geweſen. Er werde dieſes Anblicks nie vergeſſen. Der Wind, in den hochgeklappten Doppelkragen ſich ſetzend, habe den unter Segel genommenen Paſtor, als ob er in gerader Linie vom Doktor Fauſt abſtamme, immer weiter und weiter getragen, bis endlich das phantaſtiſche Bild in den Tiefen eines Oderbruchgrabens verſchwunden ſei. In dieſen ſei nämlich der Paſtor hineingefallen. Aber die Auserwählten fielen immer nur, um ihr

Glück zu finden. So auch hier. In eben dieſem Graben habe die Mütze gelegen.

Der Dolgeliner Paſtor war inzwiſchen in einer Kornpreisunterhaltung mit Lewin begriffen; Tante Schorlemmer und der Konrektor ergingen ſich in Parallelen zwiſchen Nordpol- und Südpolmiſſion, während Turgany eben einen improviſirten Kinderball zu ſchildern begann, den er am Heiligabend mitgemacht hatte. Er ließ die kleinen Mädchen in ihrer Sprache ſprechen und ahmte mit einem gewiſſen Darſtellungstalent, das er hatte, die Wichtigkeit ihrer Mienen und ihrer Haltung nach. So ging die Unterhaltung. Des Juſtizraths Ideal war erreicht: keine Pauſen.

Turgany, um ſein Bild um ein paar Striche weiter auszuführen, war ein ſtarker Fünfziger und wußte ſich etwas auf die Jugendlichkeit ſeiner Erſcheinung. Abwehrend gegen alle Schmeichelei, duldete er doch die eine, die ihn nach dem ſiebenjährigen Kriege geboren ſein ließ. Es ergab dies für ihn einen Reingewinn von zehn Jahren. Er hielt ſich gerade, trug eine goldene Brille und ein Toupée von flachsblonden Locken. Dieſe Locken hatten einſt um andere Schläfen geſpielt, und unſer Freund, wenn ihn die Laune anwandelte, ſpöttelte ſelbſt über dieſe blonde Fülle, die den echten Flachs ſeiner Jugend weit aus dem Felde ſchlug; er ſcherzte darüber, aber liebte es keineswegs, wenn andere ſeinem Beiſpiel folgten. Sein friſch erhaltenes Geſicht wäre regelmäßig zu nennen geweſen, wenn nicht ſein linker Naſenflügel, der ihm abgehauen und von einem Paukdoktor ſchlecht angenäht worden war, eine Art Portal gebildet hätte, gerade groß genug, um einen gewöhnlichen Naſenflügel darunter zu ſtellen. Das Kecke, das ſein Weſen hatte, wuchs dadurch und paßte zu dem Zug übermüthiger Laune, der um ſeine Mundwinkel ſpielte.

Die beiden Geiſtlichen waren von ſehr anderem Gepräge und ebenſo verſchieden unter einander wie von ihrem Freunde dem Juſtizrath. Sie hatten nichts gemeinſam, als den ſchwarzen Rock und das weiße Halstuch. Der Konrektor gehörte einer Richtung an, wie ſie damals in märkiſchen Landen nur ſelten betroffen wurde: Strenggläubigkeit bei Freudigkeit des Glaubens. Ein mehrjähriger Aufenthalt im Holſteinſchen, wo er den Wandsbecker Boten und ſpäter auch Claus Harms auf ſeiner Dithmarſiſchen Pfarre kennen gelernt hatte, war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er ſprach wenig über Chriſtenthum und Glaubensfragen, aber auch dem Profanen gab er eine Weihe durch die Art, wie er es behandelte. Er ſah alle Dinge in ihrer Beziehung zu Gott; das gab ihm Klarheit und Ruhe. Wenn er ſprach, war etwas Helles um ihn her, das mit ſeinem ſonſt ſteifen und pedantiſchen Aeußeren verſöhnen konnte.

Der Dolgeliner Pfarrer entbehrte vieler Gaben, aber was er am gewiſſeſten entbehrte, das war die Leuchtekraft des Glaubens. Er war für praktiſche Seelſorge, worunter er verſtand, daß er den Bauern ihre Prozeſſe führte, und mußte ſich's gefallen laſſen, von Turgany abwechſelnd als „College", Dolgeliner Orakel und Lebuſer Markt- und Courszettel bezeichnet zu werden. Er war weder Orthodoxer noch Rationaliſt, ſondern bekannte ſich einfach zu der alten Landpaſtorenrichtung von Whiſt à trois. Und nicht immer mit der nöthigen Vorſicht. Einmal, ſo wenigſtens erzählte Turgany, hatte er einer älteren unverheiratheten Dame geklagt, daß er in Dolgelin keine „Partie" finden könne, was zu den ergötzlichſten Mißverſtändniſſen Veranlaſſung gegeben hatte. Im Uebrigen war er eben ſo brav, wie beſchränkt und wohlgelitten. Es fehlte nur der Reſpekt.

Solcher Art waren die neuen Ankömmlinge. Der Juſtizrath erhob ſich eben, um vor Renate und Marie den kleinen verwachſenen Muſikenthuſiaſten zu copiren, der an jenem Frankfurter Kinderballabend drei Stunden lang das Violoncell geſpielt hatte, als Tante Schorlemmer, einen der Doppelleuchter ergreifend, das Zeichen gab, die Studirſtube von den Verpflichtungen geſellſchaftlicher Repräſentation frei zu machen. Die alte Dame ſelbſt ſchritt erſt dem angrenzenden, dann einem zweiten dahinter gelegenen Zimmer zu; alle jüngeren Elemente der Geſellſchaft folgten, Othegraven und ſelbſt Paſtor Zabel nicht ausgeſchloſſen.

Nur Turgany und Seidentopf, die alten Freunde und Gegner, blieben in der Studirſtube zurück.

XIII.

Der Degen Odins.

Die Stunde vor Tiſche — nach einem alten Herkommen, von dem übrigens Turgany heute nicht ungern abgegangen wäre — gehörte dem wiſſenſchaftlichen Austauſch, will ſagen, der Kriegsführung. In dieſer kurzen Spanne Zeit wurden jene Schlachten geſchlagen, denen der Juſtizrath mit heiterer Entſchloſſenheit, der Paſtor, bei allem Verlangen danach, doch zugleich mit immer erneutem Bangen entgegenſah. Denn ſo laut er auch die Unerſchütterlichkeit ſeines Syſtems proklamiren mochte, gerade hinter ſeinen beſtimmteſten Verſicherungen barg ſich der quälendſte Zweifel. Alle Syſteme ſind gefallen, ſagte er zu ſich ſelbſt und vor jeder neuen Debatte beſchlich ihn die Vorſtellung: wenn nun jetzt dein Bau zuſammenſtürzte!

Dieſe Vorſtellung kam ihm auch heute, und das entſprechende Bangen wuchs einen Augenblick, als Turgany, der inzwiſchen eine kleine Kiſte vom Flur hereingeholt hatte, dieſe mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf den Tiſch ſtellte und einfach die Worte ſprach: „Dies iſt nun für Dich, Seidentopf. Nimm es, ſo unchriſtlich ſein Inhalt iſt, als eine Chriſtbeſcheerung von mir an. Ob Du in Dir und außer Dir einen Platz dafür finden wirſt, ſteht freilich dahin. Wenn es in Dein Syſtem paßt, ſo ſchmiede Waffen daraus gegen mich; es ſoll dann mein Stolz ſein, Dir ſelbſt zum Siege verholfen zu haben. Entgegengeſetzten Falls aber habe den Muth eines offenen Bekenntniſſes. Und nun öffne.“

Seidentopf zog den Deckel und nahm aus der Kiſte einen kleinen Bronzewagen heraus, der auf drei Rädern lief und eine kurze Gabeldeichſel hatte, auf der, dicht an der Axe, ſechs ebenfalls bronzene Vögel ſaßen, alle von einer Haltung, als ob ſie eben auffliegen wollten. Das Ganze, quadratiſch gemeſſen, wenig über handgroß, verrieth eben ſo ſehr techniſches Geſchick, wie Sinn für Formenſchönheit.

Der Paſtor war geblendet; auf einen Augenblick ging alles, was kritiſch oder ſyſtematiſch an und in ihm war, in der naiven Freude des Sammlers unter, und die Hand des Juſtizraths ergreifend, ſagte er: „Das iſt ein Unikum; das wird die Zierde meiner Sammlung.“

Dann ließ er den Wagen über den Tiſch rollen mit einem Gefühl und einem Geſichtsausdruck, als ob er um fünfzig Jahre jünger geweſen wäre.

Turgany freute ſich des Glückes, das er geſchaffen; aber raſch wieder von ſeinem alten Widerſachergeiſt erfaßt, riß er unſeren Seidentopf durch ein kurzes „und nun?“ aus ſeiner Unbefangenheit.

Der Paſtor, zunächſt noch in jener weichen Stimmung, wie ſie Freude und Dank hervorrufen, verſuchte dem inquiſitoriſchen „und nun?“ durch allerhand Zwiſchenfragen über Erwerb und Fundort auszuweichen. Aber vergeblich. Die letztere Frage griff ſchon in das kritiſche Gebiet hinüber, und Turgany bemerkte deshalb mit nachdrücklicher Betonung einzelner Worte: „Er iſt von jenſeit der Oder; Wegearbeiter fanden ihn zwiſchen Reppen und Droſſen; er ſteckte im Mergel; Droſſen iſt wendiſch und heißt: „Stadt am Wege". Die Oder war immer Grenzfluß."

„Das iſt ohne Bedeutung," bemerkte Seidentopf ruhig. „Du weißt, es gab eine Zeit, wo dieſſeits und jenſeits des Fluſſes Deutſche wohnten; nur die Stämme waren verſchieden. Welche Stämme hüben und drüben, darüber mag geſtritten werden; ich betone nur das Germaniſche überhaupt."

Turgany lächelte. „So glaubſt Du wirklich, daß Deine Semnonen oder ihresgleichen, die nachweisbar unter Fichten und Eichen wohnten und ſich in Thierfelle kleideten, der Schöpfung ſolcher Kunſtwerke fähig geweſen wären?" Er wies dabei auf den Wagen. „Wie ich Dir oft geſagt habe, ſie ſind hingegangen wie das Laub an ihren Bäumen, wie der Ur, der mit ihnen gemeinſchaftlich die Wälder bewohnte. Es iſt möglich, daß der Welt die Ueberraſchung vorbehalten iſt, hier oder dort, in Moor oder Mergel, einmal einem durch Erdſalze petrifizirten Semnonen zu begegnen; ich würde mich freuen, ſolchen Fund noch zu erleben, er würde jedoch nach der Seite hin, die hier in Frage kommt, nicht das Geringſte beweiſen. Es gab Semnonen, gewiß, aber ſie ſchufen nichts. Sie pflanzten ſich fort, das war alles. Ein Schaffen im Sinne der Kunſt, der Erfindung kannten ſie nicht. Dieſer Wagen iſt Produkt höherer Kultur. Wer brachte die Kultur in dieſe Gegenden? ſo ſtellt ſich die Frage. Du kennſt meine Antwort."

Seidentopf ſchwieg.

„Ich habe Dir ſo oft geſagt," fuhr Turgany fort, „und ich muß es wiederholen, es zählt bei mir zu den Unbegreiflichkeiten, daß ein Mann von Deinem wiſſenſchaftlichen Ernſt, der ſich in hundert anderen Stücken durch Vorurtheilsloſigkeit auszeichnet, die Kultur der ſlaviſchen Vorlande beſtreiten kann. Dein Syſtem iſt eine Anhäufung von Sophiſtereien. Von unſerer alten Priegnitz an, in der wir geboren wurden, bis zu dieſem Lande Lebus, in dem wir jetzt beide wohnen, tragen ſowohl die Landestheile ſelbſt, wie ihre Städte und Dörfer, zum ewigen Zeichen deſſen, daß ſie aus wendiſchen Händen hervorgingen, gutſlaviſche Namen; in erſter Reihe dies alte Hohen-Vietz, deſſen Bewohner, neben ihren vielen anderen Tugenden, auch die der Langmuth in Stammes- und Raſſefragen üben. Ich meinerſeits kann Ihnen darin nicht folgen. Es bleibt wie es iſt. Die Deutſchen dieſer Gegenden waren Wilde; ſie hatten Menſchenopfer, ſie ſchlitzten ihren Feinden die Bäuche mit Feuerſteinen auf. Sie aber, die geſitteten Wenden, die Du verleugneſt, ſie hatten Tempel, trugen feine Geſpinnſte und ſchmückten ſich und ihre Götter mit goldenen Spangen. Was hat Dein ganzes Semnonenthum aufzuweiſen, das heranreichte an die ſagenhafte Pracht Vinetas, an die phantaſtiſche Tempelgröße Rethras und Oregungas?"

„Sagenhafte Pracht," wiederholte Seidentopf, „mir könnte das Zugeſtändniß, das in dieſem Beiwort liegt, genügen; indeſſen ich verzichte gern auf den Gebrauch von Waffen, die mir, verzeihe, eine Unachtſamkeit meines Gegners in die Hand gibt. Und ſo gedenke ich nicht an der Kultur von Rethra und Julin herumzudeuteln. Aber dieſes ſpätere, unter den Anregungen unſerer germaniſchen Welt über ſich ſelbſt hinauswachſende Wendenthum, iſt ein Wendenthum dieſes Jahrtauſends, während dieſer bronzene Wagen augenſcheinlich bis in die erſten Säkula unſerer Zeitrechnung zurückdatirt. Ich ſetze ihn drittes Jahrhundert, vielleicht noch früher."

„Gut. Und wofür hältſt Du ihn? Was iſt er? Was bedeutet er?"

„Ich hätte es gewünſcht, dieſen Streit gerade heute, wo ich mich Dir ſo tief verpflichtet fühle, vermieden zu ſehen. Da ſich dies nicht thun läßt, ſo nehme ich nicht Anſtand, ihn, mit jedem erdenklichen Grade von Beſtimmtheit, als ein Symbol des altgermaniſchen Cultus zu bezeichnen. Er verſinnbildlicht nichts anderes, als den Wagen Odins.“

„Du greifſt etwas hoch,“ ſetzte jetzt Turgany mit ſchärfer werdender Stimme ein. „Wie es in den Wald hineinſchallt, ſo ſchallt es wieder heraus. Und ſo nehme ich denn nicht Anſtand, auch meinerſeits mit jedem erdenklichen Grade von Beſtimmtheit zu behaupten, daß dies ein Odinswagen etwa mit demſelben Rechte iſt, wie ein in irgend einem Mergellager aufgefundenes Wiegenpferd eine ſinnbildliche Darſtellung der wendiſchen Sonnenroſſe ſein würde. Du darfſt den Bogen nicht überſpannen. Dieſer Wagen iſt einfach das Kinderſpielzeug eines Lutiziſchen oder Obotritiſchen Fürſtenſohnes, irgend eines jugendlichen Pribislaw oder Miſtiwoi.“

Seidentopf wollte antworten, aber Turgany fuhr fort: „Ein Bild heiteren Familienlebens thut ſich vor meinen Blicken auf. Holzſäulen mit reichgeſchnitzten Kapitälen tragen die phantaſtiſch gezierte Decke und an den Tiſchen entlang, bei Würfel und Wein, ſitzen die wendiſchen Schwertmänner, zu oberſt der Fürſt. Er trinkt auf das Wohl ſeines einzigen Sohnes, zu deſſen Geburtstagsfeier heute die Gäſte ſo zahlreich erſchienen ſind. Durch die Halle hin, nach rechts und links ſich verneigend, ſchreitet Pribislawa, die Fürſtin, und bei jeder grüßenden Bewegung blitzen die goldenen Franzen ihres weißen Gewandes. An ihrer Rechten führt ſie den Knaben, deſſen Locken unter ſeiner Otterfellmütze hervorquellen, während hinter ihm her das reiche Spielzeug rollt und raſſelt, das dieſer Glückstag ihm beſcheerte. Und dieſes Spielzeug iſt hier.“ Damit hob Turgany den vorgeblichen Odinswagen auf und ſetzte ihn wieder auf den Tiſch.

Der Paſtor lächelte. Auch Turgany, dem im Anſchauen ſeines durch ihn ſelbſt heraufbeſchworenen Bildes heiterer ums Herz geworden war, ſah wieder ruhiger drein und ſagte in verſöhnlichem Tone:

„Seidentopf, ich habe Trumpf gegen Trumpf geſetzt. Du haſt mich herausgefordert. Wenn ich, Dir folgend, von jedem erdenklichen Grade von Beſtimmtheit ſprach, ſo wirſt Du wiſſen, was ich damit gemeint habe. Es fehlt uns beiden nur eine Kleinigkeit: „der Beweis".

„Ich kann ihn geben."

„Wohlan, ſo gib ihn."

„Du gibſt zunächſt die Bronze zu?"

Der Juſtizrath nickte.

„Du gibſt ferner zu, daß die Bronze der germaniſchen Zeit mit derſelben Ausſchließlichkeit angehört, wie das Eiſen der wendiſchen?"

Turgany nickte wieder, aber unter Zeichen wachſender Ungeduld.

„Gut. Dies von Deiner Seite zugegeben," fuhr Seidentopf fort, „ſcheint mir unſer Streit durch Dein eigenes Entgegenkommen geſchlichtet. Ich danke Dir für dieſen Akt der Unparteilichkeit und Selbſtbeherrſchung. Dieſer Wagen iſt bronzen; und weil er bronzen iſt, iſt er germaniſch. Das iſt der Punkt, auf den es ankommt. Was er innerhalb der germaniſchen Welt war, das iſt erſt von zweiter Bedeutung. Doch muß ich dabei bleiben, daß auch darüber nicht wohl ein Zweifel ſein kann. Hier dieſe Vögel auf Axe und Gabeldeichſel führen den Beweis. Es ſind die Raben Odins. Sie fliegen vor ihm her; wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ſie ziehen das räthſelvolle Gefährt."

„Du hältſt dies alſo für Raben?"

„Der Augenſchein überhebt mich jeder weiteren Ausführung,“ erwiderte der Paſtor.

„Nun, ſo erlaube mir die Bemerkung, daß nach meiner ornithologiſchen Kenntniß, die wenigſtens auf dem ganzen zwiſchen Faſan und Becaſſine liegenden Gebiete der Deinigen überlegen iſt, dieſe ſogenannten Raben Odins nicht mehr und nicht weniger als alles ſein können, was je mit Flügeln ſchlug, vom Storch und Schwan an bis zum Kernbeißer und Kreuzſchnabel. Und ſo ruf ich Dir denn zu: „Heil dieſem Iſis- und Oſiriswagen, denn ſechs Ibis ſitzen auf ſeiner Deichſel, Heil dieſem Jupiterwagen, denn ſechs Adler fliegen vor ihm her.“

Während dieſer Controverſe hatte die Haushälterin nebenan mit Tellern und Taſſen geklappert und die Beine des Ausziehtiſches mit jener rückſichtsloſen Lautheit eingeſchraubt, die ſeit alter Zeit her das Vorrecht des von ſeiner Wichtigkeit überzeugten Küchendepartements bildet. Trotz dieſes Lärmens indeß waren die ſcharfen Töne Turganys bis in das dahinter gelegene Geſellſchaftszimmer gedrungen, und veranlaßten hier um ſo raſcher einen allgemeinen Aufbruch, als das immer gern gehörte „zu Tiſch“ ohnehin jeden Augenblick geſprochen werden konnte. Renate und Marie, die den Zug führten, erſchienen auf der Schwelle des Studirzimmers, als der Juſtizrath eben ſeine letzten ſpöttiſchen Trümpfe ausſpielte.

„Willkommen!“ rief Turgany. „Unſere jungen Freundinnen, die Vertreter heiterer Unbefangenheit in dieſem Kreiſe, ſollen einen Gerichtshof bilden und zwiſchen Dir und mir entſcheiden. Cour d'amour, Sängerſtreit; Seidentopf und Turgany in den Schranken.“

Seidentopf war es zufrieden. Alles verſammelte ſich um den Tiſch, und Renate, den Vorſitz nehmend, forderte die ſtreitenden Parteien auf, ihre Sache zu führen. Turgany ſprach zuerſt;

dann ſchloß Seidentopf: „und ſo ſpitzt ſich denn die Frage einfach dahin zu: iſt dieſer Wagen ein Gegenſtand des Cultus oder iſt es ein bloßer Tand? Wurde andächtig zu ihm aufgeſchaut oder wurde mit ihm geſpielt? Und nun, ihr Raben Odins, zieht eure Kreiſe und kündet das rechte Wort."

Renate warf einen Blick auf die Streitenden, dann ſagte ſie: „Welche Blindheit, Ihr Freunde, daß Ihr den Wald vor Bäumen nicht ſeht! War je eine Frage leichter zu entſcheiden? Wozu das Suchen in dunkler Ferne? Dieſer Wagen, von allerdings ſymboliſcher Bedeutung, iſt nichts anderes als ein Streitwagen, das zwiſchen Droſſen und Reppen aufgefundene Bild Eurer eigenen urewigen Fehde."

Alles ſtimmte heiter zu, und die gemeinſchaftlich Verurtheilten reichten ſich die Hand. Renate aber, den Winken der im Hintergrunde beſchäftigten Alten endlich die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenkend, nahm jetzt den Arm Seidentopfs und ſchritt dem Nebenzimmer zu, darin auf gaſtlich hergerichteter Tafel das Linnen glänzte und die Lichter brannten.

XIV.

„Alles was fliegen kann, fliege hoch.“

Das Nebenzimmer war das Eßzimmer, das von dem Vorrecht aller Speiſeräume, kahl und ſchmucklos ſein zu dürfen, den ausgiebigſten Gebrauch machte. Nur zweierlei unterbrach die vorherrſchende Nüchternheit: über der nach dem Corridor hinausführenden Thür hing eine große, ſtark nachgedunkelte, von irgend einem Niederländer aus der Rubensſchule herrührende Bärenhatz, während am Spiegelpfeiler der gegenüber gelegenen Schmalwand eine hohe Nußbaumetagère ſtand, auf deren oberſtem Bret ein durchbrochener Korb mit bemaltem Alabaſterobſt, Birnen, Orangen und Weintrauben paradirte. Die „Bärenhatz“ hatte ſich, vor mehr als 50 Jahren, bei Renovirung des Vitzewitzeſchen Speiſeſaales, aus dem Herrenhauſe nach dem Predigerhauſe verirrt, in dem damals ein lebeluſtiger Amtsvorgänger Seidentopfs, ſoweit ihn nicht Fuchs- und Haſenjagd in Anſpruch nahmen, der Hohen-Vietzer Seelſorge oblag.

So kahl und nüchtern das Zimmer war, einen ſo entgegengeſetzten Eindruck machte es von dem Augenblick an, wo die Seidentopfſchen Gäſte daſſelbe zu füllen und zu beleben begannen. Die Armleuchter, die grünen und weißen Gläſer, vor allem ein die Mitte der Tafel einnehmender, in der Fülle ſeiner langen und braunen Zacken eine Hohen-Vietzer Pfarrſpezialität bildender Baumkuchen gaben ein überaus heiteres Bild, das aus ſeiner wunderlich componirten Umrahmung: kahle Wände, nachgedunkelter Rubens und Alabaſterobſt, eher Vortheil als Nachtheil zog.

Turgany, der ſich wieder des Platzes zwiſchen den beiden jungen Damen zu verſichern gewußt hatte, flüſterte, nachdem eine Taſſe Thee glücklich an ihm vorüber gegangen war, der in Perſon aufwartenden Alten einige Worte ins Ohr, die von dieſer, wie es ſchien, verſtändnißvoll aufgenommen und mit Kopfnicken erwidert wurden.

„Neue Anſchläge im Werke?" fragte Renate.

„Vielleicht," bemerkte Turgany. „Aber doch nur ſolche, die die Neugier meiner ſchönen Nachbarin nicht lange auf die Probe ſtellen werden. In jedem Falle Ueberraſchungen von allgemeinerem Intereſſe als „der Wagen Odins".

Während dies Geſpräch noch geführt wurde, erſchien die Haushälterin wieder zu Häupten der Tafel, eine flache Schüſſel herumreichend, deren ſchwarzkörniger, mit Citronenſchnitten reich garnirter Inhalt über die Art der Ueberraſchung nicht länger einen Zweifel laſſen konnte.

„Aber Turgany," murmelte Seidentopf mit liebevollem Vorwurf.

„Keinen vorzeitigen Dank," nahm der Juſtizrath das Wort. „Du ahnſt nicht, Freund, die geheime Tücke, die hinter dieſen ſchwarzen Körnern lauert. Allen Tafelparagraphen zum Trotz, die ſchon jede lebhafte Debatte von den Freuden des Mahles ausgeſchloſſen wiſſen wollen, trage ich den alten Turgany-Seidentopf-Streit an dieſen Deinen gaſtlichen Tiſch und entnehme neue Waffen gegen Dich dieſem Ueberraſchungsgericht, das ich mir, im Vertrauen auf Deine Nachſicht, einzuſchieben erlaubt habe. Ja, Freund, hier iſt das Salz der Erde, das einzige, das noch nicht dumpf geworden. Dieſe ſchwarzen Körner, was ſind ſie anders, als ein Vortrab aus dem Oſten, als eine Avantgarde der großen ſlaviſchen Welt. Sendboten von der Wolga her; Aſtrachan rückt ein in dieſes alte Land Lebus. Ein tiefſinniges Symbol dieſes alles! Schon folgen die Steppenreiter, die dieſelbe Heimat haben; erwarten wir ſie, bereiten wir unſere Herzen. Es lebe das Salz der neuen Zeit; es lebe die große Slava, die Urmutter unſerer wendiſchen Welt, es lebe Rußland!"

Seidentopf, viel zu liebenswürdig, um nicht für Neckereien wie dieſe ein bereitwilliges Verſtändniß zu haben, erhob ſich ſofort. „Ich bitte die Gläſer zu füllen," begann er, „verſteht ſich die grünen. Unſer Freund hat das Salz unſerer Zeit, hat Rußland, hat die aſtrachaniſche Prairie leben laſſen. Ich könnte hervorheben, daß optiſche Täuſchungen, rieſenmäßige Vergrößerungen zu den charakteriſtiſchen Zügen jener Steppengegenden gehören, von denen uns beiſpielsweiſe Reiſende berichten, daß einfache Haidekrautbüſchel das Anſehen ſtattlicher Bäume gewönnen; aber ich verzichte auf Bemerkungen, die unſeren Streit nur ſchüren könnten. Ich dürſte nicht nach Fehde, ſondern nach Verſöhnung. Gut denn, es lebe das Wolgaſalz, das erfriſcht, aber zugleich durchglühe uns dieſer deutſche Wein, der erheitert und erhebt. Zu dem Herben geſelle ſich das Feuer, zu der Kraft die Begeiſterung. So vermähle ſich die ſlaviſche und germaniſche Welt. Es iſt ein alter Wein noch, der in unſeren Gläſern perlt, und die Gelände waren unſer, die ihn trugen und reiften. Sie ſollen es wieder ſein. Möge der Moſt des nächſten Jahres in deutſchen Keltern ſtehen."

Die Gläſer klangen zuſammen, auch die Turganys und

Seidentopfs. Beide Gegner umarmten ſich, alles ſchüttelte ſich die Hände, und das Gefühl patriotiſcher Erhebung wuchs, als, unter Zugrundlegung des 29. Bulletins, die Tiſchunterhaltung in das Gebiet der Conjekturalpolitik hinüberglitt.

Erſt der Schluß der Tafel machte dem Geſpräch ein Ende, an dem ſich auch die Damen um ſo lieber betheiligt hatten, als die Abweſenheit eigentlich zuverläſſigen Materials es ſowohl jedem reichlich eingeſtreuten „on dit“, wie nicht minder dem Fluge der Einbildungskraft erlaubte, alles Fehlende aus eigenen Mitteln zu erſetzen. Und auf derartig ſchwachen Fundamenten aufgeführte Unterhaltungen pflegen meiſt mehr zu befriedigen, als ſolche, die durch oft unbequeme Thatſachen in ihrem Gange beſtimmt werden.

Die Geſellſchaft begab ſich jetzt aus dem Eßzimmer in die die Zimmerreihe abſchließende Putzſtube, die im weſentlichen noch die Einrichtung zeigte, die ihr die vor zehn Jahren, beinahe unmittelbar nach der Feier ihrer ſilbernen Hochzeit, aus der Zeitlichkeit geſchiedene Frau Paſtorin Seidentopf gegeben hatte. An der einen Längswand ſtanden ein Sopha und ein Birkenmaſerklavier, jenes hochlehnig, mit fünf harten großblümig überzogenen Seegraskiſſen, dieſes auf ſchmalen ellenartigen Beinen, deren Dünne nur noch von der ſeines Tones übertroffen wurde. Dem Sopha gegenüber befand ſich der „Jubiläumsſchrank“, in dem alles ein Unterkommen geſucht und gefunden hatte, was bei Gelegenheit der mit ſeiner ſilbernen Hochzeit zuſammenfallenden fünfundzwanzigjährigen Amtsführung unſerem Seidentopf an Geſchenken und Huldigungen dargebracht worden war. Außer dem Kranz und dem Ehrenpokal ſtanden hier: zwei Blumenvaſen mit Zittergras, ein Fidibusbecher, ein Album, eine Briefmappe, mit zwei großen Perlenarbeiten geſchmückt, von denen die eine die Hohen-Vietzer Kirche, die andere das Landsberger Correctionshaus darſtellte, an dem unſer Seidentopf einige Jahre lang amtirt hatte. Aus eben dieſer Zeit her ſtammte auch ein kleines, aus Brotkrume geformtes Kruzifix, das, unſcheinbar an ſich ſelbſt, in eben ſo unſcheinbarer Umrahmung hart über der Sophalehne hing. Es war die Arbeit eines in Ketten geſchloſſenen, auf Lebenszeit verurtheilten Sträflings, der einfach um Beſchäftigung willen beginnend, unter dem Thun ſeiner Hände ſich zum gläubigen Chriſten herangebildet hatte. Turgany pflegte die Bemerkung daran zu knüpfen, daß es ein neuer Beweis ſei, wie ſich jeder ſeinen Gott und ſeinen Glauben ſchaffe; Seidentopf aber, weil hier ſein Innerſtes mitſpielte, ließ ſich in ſeinen entgegenſtehenden Anſchauungen nicht beirren, war vielmehr feſt überzeugt, daß auch dieſem Schächer das Wort erklungen ſei: „Noch heute wirſt Du mit mir im Paradieſe ſein", und pries ſich glücklich, dies Brotkrumenkruzifix aus den Händen eines gläubig Sterbenden empfangen zu haben. Er ſah es für nichts Geringeres als einen Talisman, oder um chriſtlicher zu ſprechen, als einen ſegenſpendenden Hort ſeines Hauſes an.

So war das Zimmer. Tante Schorlemmer nahm Platz auf dem Sopha, die beiden jungen Damen neben ihr, während die Herren um den Tiſch herum den Kreis ſchloſſen.

„Was ſpielen wir?" fragte Renate, „wir haben die Wahl zwiſchen Tellerdrehn, Thalerwandern und Tuchzuwerfen."

„Alſo doch jedenfalls ein Pfänderſpiel," fragte Paſtor Zabel, dem etwas bange werden mochte.

„Gewiß," antwortete Turgany.

„Dann bin ich," entſchied Renate, „alles in allem erwogen, für Lewins Lieblingsunterhaltung: Alles, was fliegen kann, fliege hoch! Er hält dies nämlich für das Spiel aller Spiele."

„Da wäre ich doch neugierig," bemerkte Turgany.

„Ich bekenne mich," nahm Lewin jetzt das Wort, „allerdings zu dem Geſchmack, den mir Renate zugeſchrieben. Es iſt, wie ſie ſagt. Alle Spiele ſind gut, wenn man ſie richtig anſieht, aber mein Lieblingsſpiel iſt doch der beſten eines. Es hat zunächſt eine natürliche Komik, die ſich freilich dem nur aufthut, der ein beſcheidenes Maß von Phantaſie und plaſtiſchem Sinne mitbringt. Wem die Thiere, groß und klein, die genannt werden, nur Worte, nur naturhiſtoriſche Rubrik ſind, wem ſo zu ſagen erſt nachträglich als Reſultat ſeiner Kenntniß und Ueberlegung beifällt, daß die Leoparden nicht fliegen, dem bleibt der Zauber dieſes Spiels verſchloſſen. Wer aber in demſelben Augenblick, in dem der Finger zur Unzeit gehoben wurde, inmitten von Colibris und Canarienvögeln einen Siam-Elephanten wirklich fliegen ſieht, dem wird dieſes Spiel, um ſeiner grotesken Bilder willen, zu einer andauernden Quelle der Erheiterung."

„Sehr gut, ſehr gut," ſagte Turgany, ſichtlich angeregt durch dieſe Betrachtung.

„Und doch iſt dieſe Seite des Spiels," fuhr Lewin fort, „nur eine nebenſächliche. Viel wichtiger iſt eine andere. Es disziplinirt nämlich unſeren Geiſt und lehrt uns eine raſche und ſtraffe Zügelführung. In körperlichen wie in geiſtigen Dingen herrſcht daſſelbe Geſetz der Trägheit. Aus Trägheit rollt die Kugel weiter. So genau auch hier. Sieben Mal, in wachſender Geſchwindigkeit, haben wir den Finger gehoben, er iſt in eine rotirende Bewegung gerathen, er fliegt beinahe ſelbſt; da drängt ſich das ſchwerfällig Kompakteſte in die Geſellſchaft uns leicht und zierlich umſchwirrender Vögel ein, und ſiehe da, unſer Finger thut das, was er nicht ſollte und fliegt weiter. Da liegt es! Dieſe dem Geſetz der Trägheit entſtammende Bewegung, unter dem Eindruck eines raſch entſtehenden Bildes mit gleich raſcher Willenskraft zu hemmen, das iſt die geiſtige Schulung, die wir aus dieſem Spiel gewinnen. Ich kann mir denken, daß wir durch Uebungen wie dieſe unſerer Charakterbildung zu Hilfe kommen."

Der Konrektor lächelte. Er ſchien die pädagogiſche Seite des Spiels doch etwas geringer zu veranſchlagen. Nur Turgany wiederholte ſeine Zuſtimmung. Das Spiel begann und nahm ſeinen Gang, dabei ſeine alte Anziehungskraft bewährend. Der alte Streit, ob Drachen fliegen können oder nicht, wurde den Mitſpielenden nicht geſchenkt. Als man abbrach, lag eine ganze Zahl von Pfändern in einem flachen Arbeitskorb, den Marie herbeigeholt hatte.

„Unſer Freund Lewin," nahm jetzt Turgany das Wort, „hat von dem Spiel der Spiele geſprochen, dabei ſeinen Gegenſtand vom künſtleriſchen, vom pädagogiſchen und moraliſchem Standpunkte, alſo von drei Seiten her beleuchtend, wie es ſich in einem Predigerhauſe geziemt. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, mich über ein verwandtes Thema in ähnlich eindringlicher Weiſe zu verbreiten. Wollen Sie es glauben, meine Damen, daß ſich die tiefſten Geheimniſſe der Natur in der Abgabe der Pfänder offenbaren."

„Das wäre!" bemerkte der Dolgeliner Paſtor, der nach dieſer Seite hin kein ganz reines Gewiſſen haben mochte.

„Etwas dezent Indifferentes wählen," fuhr Turgany fort, „ohne dabei der Trivialität zu verfallen, das iſt die Kunſt. Ein Battiſttuch, ein Notizbuch, ein Flacon, eine Broche dürfen als wahre Muſterſtücke gelten. Sie ſind nur ſelten zu übertreffen. Ich kannte freilich eine fremdländiſche, aus dem Süden her an unſer Oderufer verſchlagene Dame, die lächelnd eine große Perlennadel aus ihrem ſchwarzen Haare nahm und dieſe Nadel dann überreichte. Ich hätte die Hand küſſen mögen.

Das war ein Ausnahmefall nach der glänzenden Seite hin. Deſto leichter iſt es hinter der goldenen Mitte des Flacons und der Broche zurück zu bleiben. Ich entſinne mich einer im Embonpointalter ſtehenden Profeſſorenfrau, die mal auf mal ihren Trauring als Pfand vom Finger zog. Erlaſſen Sie mir, Ihnen das eheliche Glück des Hauſes zu ſchildern. In derſelben Geſellſchaft befand ſich ein Herr, der nicht müde wurde, ſein engliſches Taſchenmeſſer, zehn Klingen mit Korkzieher und Feuerſtahl, in den Schooß der Damen zu deponiren, bis das Klingenmonſtrum, nach Zerreißung mehrerer Seidenkleider, endlich vor dem allgemeinen Entrüſtungsſchrei verſchwand.“

Der Juſtizrath hatte dieſen Vortrag halten dürfen, ohne Furcht dadurch anzuſtoßen. Er war nämlich der Abgabe der Pfänder mit beſonderer Aufmerkſamkeit gefolgt und kannte genau die Reſultate. Selbſt Paſtor Zabel hatte nichts Schlimmeres eingeliefert, als einen großen Carneoluhrſchlüſſel, den er nicht an der Uhr, ſondern ſelbſtändig, wie eine Art Sackpiſtole, in einer ſeiner großen Taſchen trug.

Man ſchritt nun zur Einlöſung.

Lewin, der am meiſten verſchuldet war, hatte „Steine zu karren“, mußte „Brücke baun“ und „Kette machen“, während es dem Dolgeliniſchen Pfarrer zufiel, als „polniſcher Bettelmann“ ſein Glück zu verſuchen.

Endlich hieß es: „was ſoll der thun, dem dies Pfand gehört?“

„Schinken ſchneiden!“

Es war ein Knüpftuch Maries. Dieſe erhob ſich, trat in die Mitte des Zimmers und begann: „Schneide, ſchneide Schinken, wen ich lieb hab, werd' ich winken.“

Dabei winkte ſie dem Frankfurter Konrektor und bot ihm in voller Unbefangenheit ihren Mund. Othegraven, der ſonſt Gewalt über ſich hatte, fühlte ſein Blut bis in die Schläfe ſteigen. Er küßte ihr die Stirn; dann kehrten beide auf ihre Plätze zurück.

Außer Renaten hatte nur Turgany die flüchtige Verlegenheit Othegravens bemerkt.

XV.

Schmidt von Werneuchen.

Das letzte einzulöſende Pfand, ein Notizbuch, gehörte Renaten, die nunmehr aufgefordert wurde, ein Lied zu ſingen. Sie war dazu bereit, aber wie immer entſtand die Frage: was? Zum Glück lagen auf dem kleinen Birkenmaſer-Klavier allerhand Noten aufgeſchichtet, unter denen Renate zu ſuchen begann. Es waren Liederkompoſitionen, die, ſo weit der Text in Betracht kam, mit einer Art von geſellſchaftlicher Diplomatie beiden Dichterſchulen entnommen waren, die damals in beinahe unmittelbarer Nähe von Hohen-Vietz ihre Geburts-, jedenfalls ihre Pflegeſtätte hatten. Die eine Schule, vom Lokalſtandpunkt aus angeſehen, war die Nieder-Barnimſche, die andere die Lebuſiſche, jene, die derb-realiſtiſche, durch Paſtor Schmidt von Werneuchen, dieſe, die ariſtokratiſch-romantiſche, durch Ludwig Tieck und den in Ziebingen anſäſſigen Mäcenatenkreis der Burgsdorffs und ihrer Freunde vertreten. Zwiſchen beiden Schulen ſuchte der Hohen-Vietzer Pfarrherr, der es überhaupt mit Ausnahme der Semnonen zu keiner entſchiedenen Parteinahme bringen konnte, nach Möglichkeit zu vermitteln, hatte abwechſelnd Worte der Anerkennung für Werneuchen, Worte der Bewunderung für Ziebingen, und gab dieſer ſeiner Halbheit, die, ſobald es ſich um kirchliche Fragen handelte, den Spott Miekleys und Uhlenhorſts herausforderte, auch auf literariſchem Gebiet durch Anſchaffung heute des Schmidtſchen „Kalenders der Muſen und Grazien", morgen des Tieckſchen „Zerbino" oder „Phantaſus" Ausdruck. Uebrigens ſtammten die Klaviernoten meiſt noch aus der Zeit der verſtorbenen Frau her, die ſelbſt auf dem Barnim gebürtig, zugleich auch minder abwägend als ihr Eheherr, den Werneuchener Poeten um ein weniges bevorzugt hatte.

Renate, nachdem ſie hin und her geblättert, wählte ſchließlich, um dem Suchen ein Ende zu machen, einige Paſtor Schmidtſche Strophen, die ſich an den Freund aller unglücklich Liebenden richteten „an den Mond". Der Ueberſchrift war die Klammerbemerkung hinzugefügt: „Abends elf Uhr am Fenſter".

So manchen Abend traur' ich hier
In ſtummer Liebe Leid;
In meiner Schwermuth blickſt du dann
Mich freundlich durch die Weiden an,
Daß mich's im Herzen freut.

Wenn doch, wie du, mein Mädchen mild,
Wie du ſo freundlich wär'!
O ſuch' ſie, lieber Mondenſchein
Und ſchau ihr ernſt ins Aug hinein
Und mach' das Herz ihr ſchwer.

Renate, die das Lied in Text wie Compoſition zu kennen ſchien, ſang es mit großer Sicherheit, aber zugleich auch mit jenem übertriebenen Aufwand von Stimme und Gefühl, wodurch der Vortragende auszudrücken wünſcht, daß er über der Sache ſtehe.

Dies war den Zuhörern nicht entgangen, von denen die Mehrzahl dieſer ironiſchen Behandlung des Liedes zuzuſtimmen ſchien. Nur Seidentopf trat an das Klavier und ſagte: „unſer

Barnimer Freund ſcheint vor unſerem Lebuſiſchen Fräulein keine Gnade zu finden."

„Wie kann er auch," nahm Renate das Wort; „wie beſcheiden er ſich ſtellen mag, er hat die Prätenſion ein Poet zu ſein, und er iſt keiner. Es iſt ſinnig, ſich den Dichter auf einem geflügelten Pferde zu denken, weil es die erſte Aufgabe aller Poeſie iſt, das platt Alltägliche hinter ſich zu laſſen; und nun frag' ich Sie, theuerſter Paſtor, auf welchem Pferde, geflügelt oder nicht, ſind Sie im Stande, ſich unſern Schmidt von Werneuchen vorzuſtellen? Iſt es vielleicht

der weiße königliche Zelter,
Mit Federbüſchen bunt im Winde flatternd,
Die Bruſt, wie Schnee, mit blauem Schleier ſchmückend?"

„Nein, liebe Renate," antwortete Seidentopf, „dieſer weiße königliche Zelter iſt es ſicherlich nicht. Die Kreuzzugs-Jahrhunderte, die drüben bei den Ziebinger Freunden faſt nur noch Geltung haben, ſind nicht das Zeitalter unſeres einfachen, und wie nicht beſtritten werden ſoll, an Haus und Hof gebundenen Schmidt; er iſt ganz Gegenwart, ganz Genre, ganz Mark. Er iſt ſo unromantiſch wie möglich, aber er iſt doch ein Dichter."

„Das iſt er," fiel jetzt der Dolgeliner Paſtor ein, zu deſſen kleinen Eitelkeiten es gehörte, ſeine Bekanntſchaft mit dem Werneuchener Amtsbruder ins rechte Licht zu ſtellen. Außerdem hatte er den Wunſch, doch endlich auch ſeinerſeits in den Gang der Unterhaltung einzugreifen, und der rechte Augenblick dafür ſchien ihm gekommen. „Unſer viel angefochtener Freund," fuhr er fort, „iſt ein Poet trotz einem; aber ich ſehe wohl, unſer Fräulein Renate hat zuviel da drüben nach Frankfurt hin verkehrt, und iſt aus der Barnimer Schule, die ſo recht eigentlich eine brandenburgiſche Schule iſt, in die neue Lebuſer übergegangen, wo ſie nur noch ſpaniſche Stücke leſen und mit dem Herrn Tieck einen Götzendienſt treiben, als hätt' es vor ſeiner „mondbeglänzten Zaubernacht“ noch gar keine Dichtung und noch gar keinen rechten Mond gegeben. Und dieſer Hochmuth reizt mich, und wiewohlen Dolgelin ein alt-lebuſiſches Dorf iſt, ſo ſteh ich doch in dieſer Dichterfehde ganz auf Seiten von Nieder-Barnim, und wenn ſie mir ſagen wollen, daß noch nie ſo Schönes gedichtet worden iſt, wie

Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,

was ſie jetzt auf allen Leiern ſpielen, ſo ſag ich: nein, ihr Herren, euer Geſchmack iſt nicht mein Geſchmack, und es fällt mir ganz anders auf die Sinne, wenn unſer Werneuchner Freund in ſeiner drallen Dichterweiſe anhebt:

Auf ſeinem Waldhorn bläſt des Dorfes Hägereiter,
Die Paare treten an, die Augen werden heiter,
Des Amtmanns Schreiber kommt, die Bauern rufen: Tuſch.
Fort mit den Tiſchen, itzt beginnt der Kiekebuſch!

Das nenn' ich Sprache. Ich ſehe den Bräutigam mit der rothkalmankenen Weſte und höre, wie ſie mit den Hacken zuſammenſchlagen. Da iſt echtes Gold drin, gegen das ſich die „kleinen goldnen Sterne“ verſtecken können.“

Turgany lachte herzlich. Im Uebrigen trat eine kleine Verlegenheitspauſe ein, die Seidentopf endlich — mit gefliſſentlicher Umgehung des ganzen Intermezzos, als welches die Dolgeliner Vertheidigungsrede anzuſehen war — unterbrach, indem er ſich an ſeine ſchöne Widerſacherin wendete: „Sie unterſchätzen ihn, liebe Renate, wie ſo viele mit Ihnen thun. Vielleicht daß ich meinerſeits in den entgegengeſetzten Fehler verfalle, weil ich die Vorzüge ſeines Herzens auch in ſeinen Dichtungen wiederfinde. Man muß ihn eben kennen.“

„Nun ſo laſſen Sie uns an Ihrer Kenntniß theilnehmen, erzählen Sie von ihm.“

„Das muß Turgany thun,“ fuhr der Paſtor fort, „er hat die Gabe eindringlicher Schilderung, er kennt ihn, er ſchätzt ihn auch, wenn ich mich früherer Geſpräche recht entſinne.“

Turgany machte zunächſt eine ablehnende Handbewegung und ſetzte dann erklärend hinzu: „Lieber Seidentopf, es muß eine Verwechſelung vorliegen, vielleicht mit Deinem Amtsbruder Paſtor Zabel, den wir ſo eben in dankbarer Erinnerung an die rothkalmankene Weſte ſich enthuſiasmiren ſahen. An ihn wäre Dein Appell in der Ordnung geweſen.“

Aber dieſe Ablehnung, wie vorauszuſehen, war umſonſt; alles drang in Turgany, der endlich, wohl oder übel, dem allgemeinen Wunſche nachgeben mußte. Vielleicht nicht ungern. Denn er that nichts lieber als mediſiren. „Nun denn,“ ſo hob er an, „Sie wiſſen alle, daß unſer Werneuchener Freund ein Prediger und Dichter iſt, aber was Sie vielleicht nicht wiſſen und was ſo recht eigentlich den Schlüſſel zum Verſtändniß ſeiner Dichtungen bildet, das iſt das, daß er auch Gatte und Vater iſt. Die Kanzel ſteht ihm nahe, aber die Wiege ſteht ihm näher. Sein Haus iſt eine Kinderſtube, oder wie es hierlandes heißt: mehr Quarre als Pfarre. Verſteht ſich iſt er kreuzbrav. Er züchtet Bienen und Blumen und lädt ſeine Gäſte ſtatt in Proſa in Verſen, meiſt in Sonetten ein. Er iſt beſcheiden und ſelbſtbewußt, nachgiebig und eigenſinnig, harmlos und ſchlau, in Summa ein Märker. Nicht zufrieden damit, für ſein eigen Theil der Paſtor Schmidt von Werneuchen zu ſein, iſt ſein beſter Freund auch noch der Paſtor Schultze von Döbritz. Nomen et omen. Er raucht aus langer Pfeife und trägt Käpſel und Schlafrock, und wenn er den letztern ausnahmsweiſe nicht trägt, ſo macht er den Eindruck, als trüge er zwei. Unter ſeinen

Dichtungen hat mir die kleine Gruppe, die die Ueberſchrift aufweiſt: „Lieder für Landmädchen, Abends beim Melken zu ſingen" immer den größten Eindruck gemacht. In einer angefügten Notiz findet ſich nämlich die Bemerkung, daß er ſie gedichtet habe, um verſchlafene Milchmädchen beim Melken wach zu erhalten. Ich bezweifle, daß er ſeinen Zweck erreicht hat."

Seidentopf mühte ſich, einen kleinen Unwillen zu zeigen. „Das führt uns nicht weiter, Turgany; Du ſelbſt wirſt nicht behaupten wollen, in Deiner Schilderung auch nur einigermaßen Gerechtigkeit geübt zu haben."

„Ich weiß doch nicht," fiel Lewin hier ein. „Wir kennen alle den lebhaften Farbenauftrag unſers juſtizräthlichen Freundes, aber, einer gewiſſen draſtiſchen Ausdrucksweiſe entkleidet, hat er nichts geſagt, was ich nicht von ganzem Herzen unterſchreiben möchte. Dieſe Werneuchener Poeſie hat in der That kein anderes Ideal, als den bekäpſelten Familienvater, und die Abfertigung, die ihr von Weimar her zu Theil wurde, war wohlverdient. Es iſt wahr, manches glückt ihm. Wie hübſch klingt es:

Was lieb ſich hat mit Treuen,
Das ſucht ein einſam Oertchen gern,
Wo's heimlich ſich kann freuen
Von Lärm und Lauſchern fern.

Da hat ſichs lieb im Stillen,
So inniglich, ſo minniglich,
Da hat es ſeinen Willen,
Sein Weſen ganz für ſich.

Das iſt ſinnig; aber daneben liegen Abgründe. Er hat eine gefällige Gabe für den Reim und ein Auge für die Natur. Das iſt alles. Seine Schilderungen mögen gelegentlich als Oaſen gelten, ſeine Gedanken ſind die Wüſte. Sand und wieder Sand. Aber wie denkt nur Marie über ihn? Ich glaube mich zu entſinnen, daß ſie ſeine Lieder mehr als einmal geleſen, auch zu Renate darüber geſprochen hat.“

Die Angeredete wurde roth bis an die Schläfe. Es konnte nicht wohl anders ſein. Lewin, der von manchem Plauderabend her die Schärfe ihres Urtheils kannte, überſah, daß es ein größerer Kreis war, vor dem zu ſprechen er ſie ſo plötzlich aufgefordert hatte. Sie ſammelte ſich aber ſchnell und ſagte dann feſt und ſchüchtern zugleich: „Ich gehe ganz mit Renaten; er iſt kein Dichter, weil er nichts als die Wirklichkeit kennt.“

„Und ſeine Gabe der Schilderung?“ unterbrach Seidentopf.

„Auch ſie erquickt mich nicht. Sie iſt das Beſte an ihm, gewiß, aber leſ' ich dann „bis auf am Himmelsbogen die goldnen Sterne zogen“, ſo fühle ich plötzlich den unendlichen Unterſchied zwiſchen dieſen Sternen und den Alltags-Sternen unſeres Schmidt. Freilich ich zweifle, ob ich dieſen Unterſchied werde ausſprechen können.“

„Du wirſt es können; beginne nur,“ riefen ihr Lewin und Renate zu.

„Ich will es verſuchen. Der Dichter ſoll ein Spiegel aller Dinge ſein. Schmidt aber ſpiegelt nichts; er gibt nur die Natur ſelber.“

„Gut, gut,“ fiel Turgany ein, „ich habe mehr als eine Unterſuchung geleſen, die zurückbleibt hinter dieſem kritiſchen Debut. Der Schmidtſche Spiegel, wenn ich recht verſtanden, iſt gar kein Spiegel, ſondern nur ein Spiegelrahmen, und die Bilder, die er gibt, ſind nichts anderes als eingefaßte Stücke leibhaftiger Natur. Natur, wie wir ſie vor uns haben, wenn wir, zurücktretend, auf drei Schritt Entfernung durch ein offenſtehendes Fenſter ſehen. Sehr gut.“

Seidentopf, immer unruhiger werdend, wollte antworten; Turgany aber, als merke er nichts von der Verſtimmung ſeines Freundes, fuhr jetzt in der ihm eigenen Weiſe fort: „Wir haben nun unſer Verdikt abgegeben und Inculpat, trotz der günſtigen, aber als durchaus parteiiſch anzuſehenden Ausſagen ſeiner Amtsbrüder von Hohen-Vietz und Dolgelin, iſt als ſchuldig befunden worden. Othegravens zuſtimmendes Kopfnicken, als die „goldenen Sterne“ der Bürgerſchen Lenore herauszogen, hab ich, hoffentlich nicht mit Unrecht, im Sinne der Anti-Schmidt-Partei gedeutet. Ausſtändig iſt nur noch eine gewichtige Stimme. Ich erhebe hiermit die beſtimmte Frage: „wie ſtellt ſich Herrnhut zu Werneuchen?““

Tante Schorlemmer ſchüttelte den Kopf hin und her, und klapperte lebhafter denn zuvor mit ihrem Strickzeug, das ſie, nach Auslöſung der Pfänder, wieder zur Hand genommen hatte. Sie ſchien auch jetzt noch jede Antwort verweigern zu wollen.

Turgany aber, uneingeſchüchtert, fuhr in Nachahmung richterlicher Würde fort: „So müſſen wir denn zu den ſtärkſten Mitteln greifen. Im Namen Zinzendorfs ...“

Die ſo feierlich Beſchworene, eine der eben abgeſtrickten Nadeln erhebend, drohte bei dieſer Formel ſcherzhaft zu dem Juſtizrath hinüber und ſagte dann: „Renate und Marie haben Recht; er iſt garſtig.“

„Er iſt garſtig,“ wiederholte Turgany. „Mit Hülfe dieſer verſpäteten Zeugenausſage, in der ich beiläufig einen Saxonismus zu erkennen glaube, tritt unſere Verhandlung in eine neue Phaſe ein. Es ſcheint ſich der äſthetiſchen Anklage, wenn auch nur leiſe, ein moraliſches Element beigeſellen zu ſollen.“

„Das nicht,“ fuhr jetzt Tante Schorlemmer mit Entſchiedenheit fort, „aber er mißfällt mir ganz und gar. Er mißfällt mir, weil er ſein geiſtlich Kleid ohne geiſtliche Würde trägt.

Der Juſtizrath hat es getroffen: die Wiege ſteht ihm näher als die Kanzel. Selbſt das heilige Weihnachtsfeſt iſt ihm kein Feſt des Kindes Gottes, es iſt ihm nur ein Feſt ſeiner eigenen Kinder. Er ſcheut ſelbſt vor Anſtößigkeiten nicht zurück und ich ſchäme mich dann in ſeine Paſtors-Seele hinein. Nein, nein, das iſt nichts für ein herrnhutiſch Herz, dem noch die Weihnachtslieder der eigenen Kindheit im Ohre klingen.“

Turgany ſchwieg. Renate trat an Tante Schorlemmer heran und ſagte: „Gib uns das Lied, das Du den erſten Weihnachten ſangſt, als Du zu uns gekommen warſt. Ich lieb es ſo. Bitte, ich ſing' auch mit.“

Tante Schorlemmer ſtrickte eifrig weiter. Dann ſagte ſie: „Gut, ich will es; ſind wir doch hier in einem chriſtlichen Predigerhauſe.“ Damit ſtand ſie auf und ſetzte ſich an das Klavier. Mit zitternder Stimme hob ſie an, bis die ſchöne Alt-Stimme Renatens wie eine Glocke einfiel. Leiſe begleitend klang das Klavier. So ſangen ſie beide:

Holder Knabe
Mit dem Stabe,
Der die Löwen weiden kann,
Denk' der kleinen
Armen deinen,
Der du Jüngling warſt und Mann.

Laß ſie weiden
In den Freuden
Deiner Kindheit, Jeſu Chriſt!
Lehr' ſie ſtündlich,
Treu und kindlich
Sein, wie du geweſen biſt.

Und damit ſchloß der zweite Weihnachtstag im Pfarrhauſe zu Hohen-Vietz.

XVI.

Ein Zwiegeſpräch.

Es mochte halb elf ſein, als halblauter Peitſchenknall und ein jedesmal plötzliches Erklingen des Schellengeläutes, wenn die beiden Braunen ungeduldig ihre Hälſe zur Seite warfen, die Frankfurter Gäſte des Pfarrhauſes daran gemahnte, daß der Schlitten vorgefahren ſei.

Nicht lange, ſo ward es auf dem Flur lebendig, und das Lachen Turganys — der, aus dem zweiten Zimmer tretend, eben an den Alligator geſtoßen und das Ungethüm in eine unheimlich ſchwankende Bewegung geſetzt hatte — klang bis auf die Straße hinaus, wo der Pfarrknecht, auf und ab ſtampfend, die Fahrleine hielt und durch Hauchen und Blaſen ſeine halbverklammten Finger vor dem völligen Starrwerden zu ſchützen ſuchte. Gleich darauf öffnete ſich die Thür, ſofort den dünnen Ton ihrer Klingel mit dem Schellengeläute des draußen harrenden Schlittens miſchend, auf deſſen niedriger Polſterbank Turgany und der Konrektor ſich nunmehr raſch zurecht rückten. Ein Gruß noch nach dem Flur hin, ein Schlag mit der Leine auf den Rücken der Pferde, und fort ging es auf verſchneiter Straße dem Ausgange des Dorfes zu. Der Dolgeliner Paſtor, der noch Geſchäftliches mit Seidentopf zu erledigen hatte, war bei ſeinem Amtsbruder zurückgeblieben.

Hohen-Vietz ſchlief ſchon. Alle Gehöfte lagen im Dunkel; nur bei Müller Miekley war noch Licht, und ein heller Schimmer fiel auf einen würfelförmigen, wohl ſeit hundert Jahren an dieſer Stelle liegenden Stein, von dem aus der Fußweg nach dem Forſtacker hin abzweigte.

„Der Müller hat noch Licht,“ ſagte Turgany, „wahrſcheinlich ein Konventikel, Uhlenhorſt in Perſon.“

In demſelben Augenblick aber ſcheuten die Pferde und bogen pruſtend nach rechts hin aus, ſo daß es einiger Anſtrengung bedurfte, die Stelle zu paſſiren. Als ſie glücklich vorüber waren, ſah ſich der Juſtizrath neugierig um und erkannte nun erſt Hoppenmarieken, die auf dem Stein geſeſſen und beim Anſichtigwerden des Schlittens, ſehr zur Unzeit, mit ihrem Hakenſtock ſalutirt hatte.

„Wer iſt der Kobold?“ fragte Othegraven.

„Hoppenmarieken,“ antwortete Turgany, „ihres Zeichens Hohen-Vietzer Botenfrau, auch wohl ſonſt noch allerlei. Man munkelt dies und das, aber die Beweiſe fehlen. Sie geht oft Nachts und iſt am andern Morgen wieder da.“

„Ein unheimliches Weſen.“

„Das iſt ſie. Aber auch ein Original, und das kommt ihr zu ſtatten. Der alte Vitzewitz ſieht ihr manches durch die Finger. Ihr eigentlicher Anwalt aber iſt Lewin.“

Turganys Schlitten flog raſch dahin, bei jeder Seitwärtsbewegung den Schnee fußhoch zuſammen ſchaufelnd. Gekröpfte Weiden, abwechſelnd mit hohen Pappeln, faßten von rechts und links her den Weg ein und bezeichneten die Richtung, in der ſich die Fahrt, im übrigen auf gut Glück hin, vorzubewegen hatte. Dann und wann flog eine Krähe auf, ſtumm, verſchlafen, um ſich auf dem nächſten Baumwipfel wieder niederzulaſſen. Darüber ſtand der Sternenhimmel, funkelnd in aller winterlichen Pracht. Ein träumeriſcher Zuſtand überkam die beiden Reiſenden. Es war ihnen, als erſtürbe das Schellengeläut ihres Schlittens, während der leiſe Widerhall von weit, weit her immer lauter, immer brauſender zu werden ſchien. Die Nähe verlor ihre Macht über das Ohr; nur das Ferne, das kaum Hörbare läutete wie Glocken.

Turgany gewann es zuerſt über ſich, dieſen lähmenden Halbtraum abzuſchütteln.

„Eine herrliche Nacht!“ hob er an.

„Der ſchöne Abſchluß eines ſchönen Tages,“ antwortete Othegraven, der nun auch, als ob das Befreiungswort geſprochen ſei, aus dem Banne heraus war. „Welch eine liebenswürdige Natur, Ihr Freund Seidentopf! Welche Friſche, welche Theilnahme an jedem Kleinen und Allerkleinſten, und wenn es ein Pfänderſpiel wäre.“

Dem Juſtizrath konnte nichts lieber kommen, als dieſe Wendung des Geſprächs. „Seidentopf,“ ſo nahm er jetzt das Wort, „iſt ein Mann wie ein Kind. Ich habe ihn nun ein Leben lang bewährt gefunden. Vierzig Jahre immer derſelbe. Dieſelbe Treue. Aber warum zählen Sie Pfänderſpiele zum „allerkleinſten?“ Da haben Sie Unrecht; Pfänderſpiele ſind eine große Sache.“

Othegraven ſah, ſoweit ſeine Mantelverpackung es zuließ, den Juſtizrath fragend an.

Dieſer legte ſeinen linken Pelzarm auf des Konrektors Schulter und fuhr dann mit einer Herzlichkeit, die ſonſt nicht zu ſeinen Eigenheiten gehörte, fort: „Ich hätte die Frage nicht thun ſollen, oder doch nicht in dieſer Form. Die Sache verbietet's und Ihre Perſon. So denn rund heraus, Othegraven: Sie lieben Marie.“

Othegraven ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann mit feſter Stimme, in der auch kein leiſeſter Ton von Verlegenheit mitklang: „Ja, von Herzen.“

So weit waren Frage und Antwort gediehen, als die Fortſetzung des Geſprächs beider Freunde durch ihre Einfahrt in das nächſt gelegene Dorf unterbrochen wurde. Schon bei den erſten Häuſern hörten ſie Baß und Klarinette vom Kruge her, unter deſſen Erkervorbau, ja bis auf den Fahrdamm hinaus, einzelne Paare trotz bitterer Kälte ſtanden. Die Mädchen kurzärmelig. Ein verzeihlicher Leichtſinn, denn aus der Tanzſtube, deren Fenſter ausgehoben waren, quoll eine dicke Wolke von Qualm und Rauch. „Da drinnen ſind ſie beim „Kiekebuſch“, ſagte Turgany, „ſchade, daß wir unſern Dolgeliner Paſtor nicht mit uns haben.“

Derweilen war der Schlitten an dem Kruge vorbei; der Lärm verhallte und das weite Schneefeld lag wieder vor ihnen. Turgany, auch bei Othegraven vorausſetzend, daß er mit ſeinen Gedanken an alter Stelle haften geblieben ſei, fuhr, als ob überhaupt keine Unterbrechung ſtattgefunden hätte, ohne weiteres fort: „Und wie gut ſie ſprach. Jedes Wort ein Treffer.“

„Sie wird immer das richtige treffen.“

„Ei, Konrektor, ſchon ſo tief in Bewunderung! Aber kennen Sie denn die Vorgeſchichte dieſes Kindes? Sie wiſſen doch, ſie iſt eine Waiſe.“

„Ich weiß alles,“ erwiderte der Konrektor. „Ich war vor drei Wochen auf dem Schulzenhofe, und das Kniehaſeſche Paar hat mir ohne Rückhalt von ſeinem Pflegling erzählt. Ich weiß, daß ſie getanzt und deklamirt hat, und daß ſie mit einem Tellerchen herumgegangen iſt, um die Münzen einzuſammeln. Ich bekenne, daß ich keinen Anſtoß daran nehme. Es ſteigert nur meine Theilnahme.“

„Auch die meinige,“ ſagte Turgany. „Aber, lieber Othegraven, wir ſind ſehr verſchiedene Leute. Ich bin ein Lebemann, nicht viel beſſer als ein Heide. Sie ſind ein Geiſtlicher, vorläufig noch in der Konrektorverpuppung, aber der Schmetterling kann jeden Augenblick ausfliegen.“

Othegraven ſchwieg einen Augenblick. Dann nahm er das Wort: „Laſſen Sie mich offen ſein, lieber Freund: es drängt mich dazu, und ich finde, es ſpricht ſich gut unter dieſen Sternen. Sie nennen ſich einen Heiden; ich habe meine Zweifel daran. Aber wie immer auch, Sie irren, wenn Sie das Chriſtenthum, zumal nach dieſer Seite hin, als eng und befangen anſehen. Im Gegentheil, es iſt frei. Und daß es dieſe Freiheit üben kann, iſt im Zuſammenhang mit dem tiefſten Punkte unſeres Glaubens.“

Der Juſtizrath ſchien antworten zu wollen. Othegraven aber fuhr fort: „Wir ſind alle in Sünde geboren, und was uns hält, iſt nicht die eigene Kraft, ſondern eine Kraft außer uns, rund heraus die Barmherzigkeit Gottes. Sie kennen unſere ſchöne Schildhornſage? Nun, wie mit dem Wendenfürſten Jaczko, ſo iſt es mit uns allen: wir ſinken unter in der ſchweren Rüſtung unſeres eiteln Ichs, unſeres ſelbſtiſchen Trotzes, wenn uns der Finger Gottes nicht nach oben zieht.“

Turgany nickte. „Sie werden mich nicht in Verdacht haben, Othegraven, für die Selbſtgerechtigkeit der Menſchen und für das Unkraut von Vorurtheilen, das aus ihr ſprießt, eine Lanze brechen zu wollen. Ich weiß ſeit lange, wie wenig es mit dem Stolz unſerer Tugend auf ſich hat, und wenn ich irgend eines Bibelwortes gedenke, ſo iſt es das: „der hebe den erſten Stein auf ſie“. Es würde gerade mir ſchlecht anſtehen, die Lebensläufe meiner Mitmenſchen durch ein Examen rigoroſum gehen zu laſſen. Und nun gar die Vergangenheit dieſes liebenswürdigen Kindes! Alles was ich mit meiner Frage ſagen wollte, iſt etwa das: „es iſt ein Glück, aus einem guten Hauſe zu ſein". Und an der einfachen Wahrheit dieſes Satzes iſt nicht wohl zu rütteln. Kniehaſes Haus iſt ein gutes Haus. Das Haus des „ſtarken Mannes" aber, der oben auf dem Hohen-Vietzer Kirchhof unter dem Holzkreuz liegt, iſt ſchwerlich ein ſolches Haus geweſen."

„Es fragt ſich," bemerkte Othegraven. „Ich möchte faſt das Gegentheil glauben. Es war ein Haus ſchwerer Prüfungen, wachſender Demüthigung; aber wo ſo viel Liebe, ſo viel ſchöner Eifer waltete, von einem jungen Leben den drohenden Makel der Geburt, jeden Verdacht des Ungeſetzlichen fern zu halten, das kann kein Haus der Unſitte geweſen ſein. Ich habe die Geſchichte von dem „ſtarken Mann" nicht ohne Rührung gehört. Unglück, nicht Unſegen; Heimſuchung, nicht Fluch."

„Sie überraſchen mich," nahm der Juſtizrath wieder das Wort. „Ich bin Ihnen dogmatiſch nicht gewachſen; aber würden Sie, auch ohne Neigung zu Marie, zwiſchen Unglück und Unſegen immer ſo ſcharf unterſcheiden wie in dieſem Augenblick? Würden Sie nicht geneigt ſein, die Heimſuchung als eine Folge der Verſchuldung, als Strafe, als Verwerfung anzuſehen? Irr' ich darin, wenn ich annehme, daß gerade Männer Ihrer Richtung Gewicht legen auf Patriarchalität?"

„Nein, darin irren Sie nicht," erwiderte Othegraven. „Gewiß iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Hauſe des Lot und dem Hauſe von Sodom, und dieſen Unterſchied, ohne ein klarſprechendes Zeichen, mißachten zu wollen, wäre Auflehnung gegen Sitte und Gebot. Aber was entſcheidet, iſt doch immer die Gnade Gottes. Und dieſe Gnade Gottes, ſie geht ihre eigenen Wege. Es bindet ſie keine Regel, ſie iſt ſich ſelber Geſetz. Sie baut wie die Schwalben an allerlei Häuſern, an guten und ſchlechten, und wenn ſie an den ſchlechten Häuſern baut, ſo ſind es keine ſchlechten Häuſer mehr. Ein neues Leben hat Einzug gehalten. Die Patriarchalität iſt viel, aber die Erwähltheit iſt alles.“

„Und dieſe finden Sie in Marie?“

„Ich brauche dieſe Frage gerade Ihnen, theuerſter Freund, nicht erſt zu beantworten, denn wir empfinden gleich, jeder von uns auf ſeine Weiſe. Und wenn die Vergangenheit dieſes Kindes dunkler und verworrener wäre als ſie iſt, ich würde dieſe Verworrenheit nicht achten. Es gibt eben Naturen, über die das Unlautere keine Gewalt hat; das macht die reine Flamme, die innen brennt. Ich habe Marie nie geſehen, ohne mit einer Art von freudiger Gewißheit die Empfindung zu haben: ſie wird beglücken und wird glücklich ſein.“

Turgany drückte dem Freunde die Hand. „Othegraven, ich habe immer große Stücke von Ihnen gehalten, von heute ab laſſe ich Sie nicht wieder los.“

So ging die Unterhaltung; das Schlittengeläute klang über die Schneefelder hin; in den Dörfern war alles ſtill; kein Licht als die glitzernden Sterne.

Dieſelben Sterne ſchienen auch in ein Giebelfenſter von Schulze Kniehaſes Haus. Marie ſchlief; die Bilder des letzten Abends, wie ſie Leben und Dichtung geboten hatten, zogen in einem phantaſtiſchen Zuge an ihr vorüber: vorauf der Dolgeliner Paſtor mit dem Schmidt von Werneuchenſchen Hägereiter, der jetzt ſein Waldhorn, ſtatt es zu blaſen, über der Schulter trug; dann der „Wagen Odins“, rieſig vergrößert, auf deſſen Axe Prediger Seidentopf ſtand. Den Schluß aber machte „der Knabe mit dem Stabe“, und das Weihnachtslied, das Tante Schorlemmer und Renate geſungen hatten, klang im Traume nach.

XVII.

Tubal an Lewin.

Der dritte Feiertag fiel auf einen Sonntag. Es war ein klarer Morgen. Die Scheiben, nach der Parkſeite hinaus, ſtanden im goldenen Schein der eben über den Kirchhügel ſteigenden Sonne, überall aber, ſelbſt wo ſonſt Schatten lag, leuchtete der am Abend vorher friſch gefallene Schnee.

Es mochte neun Uhr ſein. In dem großen Wohnzimmer, in das wir unſere Leſer ſchon in einem früheren Kapitel führten, ſaßen Lewin und Renate, aber nicht um den Kamin herum, wie am Abend des erſten Weihnachtstages, ſondern in der Nähe des eine tiefe Niſche bildenden Eckfenſters. Sie hatten hier nicht nur das beſte Licht, ſondern vermochten auch mit Hilfe der mehrgenannten breiten Auffahrt auf die Dorfſtraße zu blicken, deren Treiben in der Einſamkeit des ländlichen Lebens immer eine Zerſtreuung und oft den einzigen Stoff der Unterhaltung bietet.

Das Frühſtück ſchien beendet; die Taſſen waren zurückgeſchoben und Lewin legte eben ein elegant gebundenes Buch aus der Hand. „Ich fürchte, Renate, wir haben ihm doch Unrecht gethan. Aber dieſe unglückliche Begeiſterung des Dolgeliner Paſtors! Da reißt einem die Geduld. Und doch iſt viel Sinniges darin. Nun hinke ich mit meiner Ehrenerklärung nach; amende honorable retardée oder „moutarde après le diner“ wie Tante Amelie mit Vorliebe ſagen würde.“

Renate nickte.

„Apropos die Tante,“ fuhr Lewin fort, „ich habe den kleinen Schlitten beſtellt, zwei Uhr; in einer Stunde ſind wir drüben, ich fahre ſelbſt. Und Marie war noch immer nicht in Guſe?“ fügte er nach einer kurzen Pauſe hinzu.

„Nein,“ erwiderte Renate.

„Du ſchriebſt aber doch, ſie habe einen guten Eindruck auf die Tante gemacht. Wenn die „Gräfin Pudagla“ nicht Anſtand nahm, unſerem Liebling in dieſem Zimmer zu begegnen, ſo ſollte ich meinen, das Eis müßte gebrochen ſein.“

„Die Begegnung war unabſichtlich; Marie, die mir ein Buch unſeres Seidentopf brachte, trat unerwartet ein. Im übrigen ſollteſt Du nicht immer wieder vergeſſen, daß die Tante alt iſt und einer anderen Zeit als der unſerigen angehört. Warum willſt Du Standesvorurtheile nicht gelten laſſen?“

„Die laſſe ich gelten, vielleicht mehr als Recht iſt. Aber was ich nicht gelten laſſe, das ſind die Halbheiten. Tante Amelie — die Vitzewitze mögen mir dieſe Bemerkung verzeihen — iſt durch ihr Hineinheirathen in die Pudaglafamilie in gewiſſen Sinne über uns ſelbſt hinausgewachſen, ſie iſt eine vornehme Dame, und wenn es ihre gräfliche Gewohnheit wäre, fächernd und ein Bologneſerhündchen im Arm, über das Zweimenſchenſyſtem geheimnißvolle Unterhaltungen zu führen, ſo würde ich ihr reſpektvollſt die Hand küſſen und am allerwenigſten eine Widerlegung verſuchen. Ich wiederhole Dir, ich kann all das würdigen, wenn meine eigenen Empfindungen auch andere Wege gehen. Aber Tante Amelie gehört nicht zu dieſen Gräfinnen aus der alten Schule. Sie hält ſich für aufgeklärt, für freiſinnig. Da vergeht kein Tag, keine Stunde, wo nicht aus Monteſquieu, aus Rouſſeau citirt, wo nicht freiheitlich erhaben von der „vaine fumée" geſprochen wird „que le vulgaire appelle gloire et grandeur, mais dont le sage connait le néant," und wenn nun nach all dieſer Philoſophenherrlichkeit die Probe auf das Exempel gemacht werden ſoll, ſo erweiſt ſich alles als leere pomphafte Redewendung, als bloße Maske, hinter der ſich der alte Dünkel birgt."

Die Schweſter wollte antworten, Lewin aber fuhr fort: „Nein, nein, Renate, ſuche davon nichts abzudingen; ich kenne ſie, ſo ſind ſie ſammt und ſonders, dieſe Rheinsberger Comteſſen, denen die franzöſiſchen Bücher und Prince Henri die Köpfe verdreht haben. Humanitätstiraden und dahinter die alte eingeborene Natur. Es iſt mit ihnen, wenn Du das prätentiöſe Bild verzeihen willſt, wie mit den Palimpſeſten in unſeren Bibliotheken, alte Pergamente, darauf urſprünglich heidniſche Verſe ſtanden, bis die frommen Mönche ihre Sprüche darüber ſchrieben. Aber die Liebesſeufzer an Chloe und Lalage kommen immer wieder zum Vorſchein. Rund heraus, das Vorurtheilsvolle laſſe ich gelten; nur das Unwahre verdrießt mich."

„Daß ich Dir's nur bekenne," nahm jetzt Renate das Wort, „ich hatte ein Geſpräch mit der Tante über eben dieſen Gegenſtand. Sie hat ſich zu dem Widerſpruchsvollen, das in ihrer Haltung liegt, bekannt, und dies Bekenntniß, das ſie ſehr liebenswürdig gab, wird Dich ſchließlich auch entwaffnen müſſen. Ich müßte Dich nicht kennen."

Lewin lächelte. „Wo war es, hier oder in Guſe drüben?"

„Hier. Es war bei Gelegenheit derſelben Begegnung, von der Du aus meinem Briefe weißt; nur über das Geſpräch, das folgte, ging ich kurz hinweg. Wir waren zu dreien, Papa, die Tante und ich. Unſere gute Schorlemmer fehlte wie gewöhnlich; die „beiden Tanten", wie Du weißt, ſtimmen nicht gut zuſammen. Marie trat ein und ſtutzte einen Augenblick. Sie iſt zu klug, als daß ſie nicht lange ſchon empfunden hätte, wie die Tante zu ihr ſteht. Raſch faßte ſie ſich aber, verneigte ſich, richtete des Paſtors Auftrag an mich aus und entfernte ſich wieder unter einer freimüthigen Entſchuldigung, unſer Beiſammenſein geſtört zu haben."

„Und die Tante?"

„Sie ſchwieg, wiewohl ihre ſcharfen Augen jede Bewegung gemuſtert hatten. Erſt als Papa fort war, ſagte ſie, ohne daß ich es gewagt hätte eine Frage an ſie zu richten: „Die Kleine iſt charmante, eine beauté aus dem Märchen, welche Wimpern!" — „Wir lieben ſie ſehr," wagte ich ſchüchtern zu bemerken, worauf die Tante nicht ohne Herzlichkeit, zugleich in ihrem allerfranzöſiſchſten Stil, den ich Dir erſpare, fortfuhr: „Ich weiß, ich weiß, und jetzt, wo ich ſie geſehen habe, begreife ich, was ich bisher für eine Laune hielt. Bei Lewin hielt ich es für mehr. Kann ſein, daß ich mich irre," ſetzte ſie hinzu, als ſie bemerkte, daß ich den Kopf ſchüttelte. Eine kurze Pauſe folgte, in der die Tabatière ein paarmal auf und zugemacht wurde; dann ſagte ſie lebhaft: „Ich habe mir's dieſe Minuten überlegt, ob ich euch auffordern ſollte, die Kleine mit nach Guſe hinüber zu bringen; es fehlt uns dergleichen, und ſo ſehr ich alte Damen haſſe, ſo ſehr liebe ich junges Volk. Aber Renate, ma chère, es geht nicht. Ich nehme wahr, daß gewiſſe Vorſtellungen und Geſchmacksrichtungen in mir ſtärker ſind als meine Grundſätze. Es beſtätigt ſich: On renonce plus aisément à ses principes, qu'à son goût. Wohl entſinne ich mich des Tages, wo uns Prince Henri durch ein ähnliches Geſtändniß überraſchte. Der Prinz und der Philoſoph lagen immer in Fehde. Nun ſieh, dieſes Kind hat einen Zauber;

aber ich fühle doch, daß wenn ſie ſelbſt im längſten Kleide käme, ich mich des Gedankens nicht erwehren könnte, jetzt verkürzt ſich die Robe und ſie beginnt den Shawltanz zu tanzen. Ich will dem Kinde durch ſolche Gedanken nicht wehe thun, ich denke alſo, wir laſſen's beim Alten."

Lewin, der aufmerkſam gefolgt war, war eben im Begriff, im allerverſöhnlichſten Sinne zu antworten, als das Erſcheinen Hoppenmariekens, die von der Dorfſtraße her in den Hof einbog, die Unterredung unterbrach. In ihrer herkömmlichen Ausrüſtung: kurzen Friesrock und hohe Stiefeln, Kiepe und Hakenſtock, kam ſie geraden Weges auf das Herrenhaus zu, ſalutirte die jungen Herrſchaften, die ſie gleich hinter dem Eckfenſter erkannte, und in der nächſten Minute lagen Briefe und Zeitungen ausgebreitet auf dem Tiſch.

Die Zeitungen, ſo wichtig ihr Inhalt war, enthielten nichts, was Lewin nicht ſchon gewußt hätte; von den Briefen war einer vom Papa, der in aller Kürze anzeigte, daß er am Abend in Schloß Guſe zu ſein hoffe, der andere vom Vetter Ladalinski, dem Studiengenoſſen und Herzensfreunde Lewins. Dieſer ſtrahlte, als ſein Auge auf die engbeſchriebenen zwei Bogen fiel; Renate erröthete leiſe und ſagte: „nun lies".

Und Lewin las.

„Lieber Lewin! Vielverwöhnter der Du biſt, werden dieſe Zeilen, die in ſich ſelber ſchon eine Huldigung bedeuten, Deiner Eitelkeit keinen unerheblichen Vorſchub leiſten. Aber ich habe eine rechte Plauderluſt und empfinde ſtündlich, daß Du mir fehlſt. Biſt Du doch der wenigen einer, die das Talent des Zuhörens haben, doppelt ſelten bei denen, die ſelber zu ſprechen verſtehen.

Wir haben einen prächtigen Weihnachtsheiligabend gehabt, und um dieſes Abends willen ſchreibe ich. Du wirſt nun zunächſt denken, daß der Chriſtbaum, wie es ja auch ſein ſollte, uns ſo recht hell ins Herz hineingeſchienen hätte; aber ſo war es nicht. In einem Hauſe, in dem die Kinder fehlen, wird das Chriſtkind immer einen ſchweren Stand haben, ſo nicht etwa der Kinderſinn den Erwachſenen verblieben iſt. Und Kathinka, die ſo vieles hat (vielleicht weil ſie ſo vieles hat) hat dieſen Sinn nicht. Was mich angeht, ſo bin ich von der Segenshand, die dieſe Gabe leiht, wenigſtens leiſe berührt worden. Gerade genug, um eine Sehnſucht darnach zu fühlen.

Wir waren allerengſter Kreis: Papa, Kathinka, eine neue Freundin von ihr, die Du noch nicht kennſt, und ich. Als die Thüren eben geöffnet wurden, kam Graf Bninski. Er hatte Aufmerkſamkeiten für uns alle, zuweitgehende für mein Gefühl; aber Kathinka ſchien es nicht zu empfinden. Der erleuchtete Saal, der flimmernde Baum lachten mir ins Auge, aber wie ich Dir wiederholen muß, es drang nicht weiter. Es hatte alles den Charakter einer reichen Dekoration. Selbſt der Spitzenüberwurf à la Reine Hortense (Notiz für Renate) den Papa von Paris her bezogen hatte, konnte an dieſem Eindruck nichts ändern. Die Unterhaltung, nach den erſten Auswechslungen gegenſeitigen Dankes, war nicht frei. Der Graf kannte den Inhalt des Bulletins; wir vermieden ein Geſpräch darüber, um ihn nicht zu verletzen.

Unter dieſen Umſtänden war es faſt wie Erlöſung, als ein loſe zuſammengeſchürzter Zettel an mich abgegeben wurde, der in der lapidaren Schreibweiſe unſeres Jürgaß lautete: „Heute, Donnerstag den 24., Weihnachtsbowle. Mundts Weinkeller, Königsbrücke 3. Neun Uhr; beſſer ſpät als gar nicht. Gäſte willkommen. v. J." Ich reichte dem Grafen, der erſt Tags vorher den Wunſch geäußert hatte, unſeren Klub kennen zu lernen, den Zettel hin, wies auf die beiden Schlußworte und fragte ihn, ob es ihm genehm ſein würde, mich zu begleiten. Er ſagte zu, faſt zu meiner Ueberraſchung, da ſeine Stimmung wenig geſellig ſchien. Uebrigens hatte ich ſpäter keine Urſache, ſeine Zuſage zu bedauern.

Bald nach neun Uhr waren wir am Rendezvous, das nicht glücklicher gewählt ſein konnte. In ſolchen Sachen kann man ſich auf Jürgaß verlaſſen. Du entſinnſt Dich, daß die Flußufer der Königsbrücke zu beiden Seiten einen hohen Quai bilden, auf dem die Giebel und Seitenflügel einzelner alter Gebäude ſtehen. So auch das Mundtſche Haus. Wir ſtiegen, von der Straße her, in den Weinkeller hinunter, tappten uns in einem dunklen Gange vorwärts und traten endlich in einen großen aber niedrigen und holzgetäfelten Salon, der alte Bilder in mir weckend, mich lebhaft an die Kajüten engliſcher Kriegsſchiffe erinnerte. Einige Freunde waren ſchon verſammelt: v. Schach, Bummcke, Dr. Saßnitz und Buchhändler Rabatzki. Jürgaß fehlte noch. Ich ſtellte Buinski vor; dann nahmen wir Platz. Ich hatte nun erſt den vollen Eindruck von dem Anheimelnden des Lokales, eine gute Beleuchtung, ein Feuer im Ofen, ein langer weißgedeckter Tiſch, deſſen Plätze ſo gelegt waren, daß ſie den Gäſten einen freien Blick auf die Spree gönnten.

An den Fenſtern vorbei, die faſt die ganze Höhe des Zimmers hatten und bis auf den Fußboden niedergingen, bewegte ſich ein bunter Weihnachtsverkehr, eine Art Newameſſe. Schlittſchuhläufer mit Stocklaternen, Waldteufeljungen, kleine Mädchen mit Wachsengeln, alles zog wie eine Erſcheinung, mal hell mal dunkel, an unſeren Fenſtern vorüber und von der Königsbrücke her klang das Schellengeläute der Schlitten und der gedämpfte Lärm der Stadt.

Endlich kam Jürgaß; in der Hand hielt er eine große blaue Tüte. „Hier bring' ich Weihnachten; die Hauptſache aber, die ich meinen Gäſten bringe — denn ich bitte, Sie heut als ſolche betrachten zu dürfen — iſt ſelber ein Gaſt. Verſteht ſich ein Poet.“ Damit wies er auf einen Herrn, der mit ihm zugleich eingetreten war. Eh ich noch Zeit hatte, Bninski und Jürgaß mit einander bekannt zu machen, fuhr dieſer fort: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier Herrn Grell, oder mit ſeinem vollen Rang und Namen den Theologie-Candidaten Herrn Detleff Hanſen-Grell vorzuſtellen, eine Art Hinterſaſſen von mir, einen Hörigen derer von Jürgaß auf Gantzer. Genealogiſches über die Grells, beziehungsweiſe über die Hanſen-Grells behalte ich mir vor.“ Alles ſah lachend, wenn auch einigermaßen überraſcht, auf Jürgaß, der, ohne eine Antwort abzuwarten, in demſelben Tone fortfuhr: „Unſere „Kaſtalia“ vertrocknet; es fehlt ihr friſches Blut. Man könnte die Herren Poeten unſeres Kreiſes in Verdacht haben, ſie ſcheuten die Rivalität neu auftretender Kräfte. Wenn ich nicht wäre und Bummcke, und hier unſer Freund Rabatzki, der, um die letzte Spalte ſeines „Sonntagsblatts“ zu füllen, dann und wann einen jungen Lyriker einfängt, ſo wär' es mit dem Sprudeln unſeres Muſenquells, trotz ſeines hochtönenden Namens, bald vorbei. Iſt es nicht unerhört, daß ich, um die drohendſte Gefahr abzuwenden, von meines Vaters Gütern einen lyriſchen Succurs verſchreiben muß?“

Das Eintreten eines Küfers, in vorſchriftsmäßiger Lederſchürze, unterbrach die Rede. Er trug eine Bowle auf, und die große Weihnachtstüte begann zu curſiren, die, neben rheiniſchen Wallnüſſen, einige Pakete franzöſiſcher Pfefferkuchen enthielt. Jürgaß hatte den Vorſitz. „Ich heiße Sie willkommen,“ nahm er abermals das Wort. „Hinſichtlich der Tüte empfehl' ich weiſe Sparſamkeit; ihr Inhalt iſt momentan unerſetzlich. Aber die Bowle hat einen Zuſchuß zu gewärtigen, eventuell mehrere.“

Die Gläſer klangen zur Begrüßung zuſammen. Ich hatte gleich bei unſerem Eintritt an einer der Schmalſeiten des Tiſches Platz genommen; Bninski mir gegenüber. Dieſer Platz geſtattete mir, den „lyriſchen Succurs", der unſerer Kaſtalia wieder aufhelfen ſollte, ohne Auffälligkeit zu beobachten. Er war, trotz eines guten Profils, eher häßlich als hübſch. Das Haar ſtrohern, die blaſſen Augen vorſtehend, und wenig Wimpern. Dabei die Lider leicht geröthet und etwas Stoppelbart. Sein Schlimmſtes war der Teint. Geſammt-Eindruck: alltäglich.

Mein Auge glitt zu Bninski hinüber, der ihn auch gemuſtert haben mochte. Ich errieth ſeine Gedanken.

Wir hatten leichte Converſation. Bummcke beklagte lebhaft, daß Du fehlteſt; außerdem wurde Candidat Himmerlich am meiſten vermißt; aus welchem Grunde konnt' ich nicht errathen. Vielleicht glaubte man, daß einem Candidaten der Theologie wie Grell nichts Beſſeres vorgeſetzt werden könne als ſeinesgleichen. Ich bezweifle aber, daß dieſer Satz richtig iſt.

Es war wohl elf Uhr, und das Schellengeläute von Brücke und Straße her ſchwieg bereits ganz, als Jürgaß anhob: „Ich denke, wir improviſiren eine Kaſtalia-Sitzung. Herr Hanſen-Grell wird die Güte haben, uns Einiges vorzuleſen."

Dieſe Mittheilung wurde mit bemerkenswerther aber freilich auch verzeihlicher Kühle aufgenommen. Der Gaſt ſah ſo unpoetiſch wie möglich aus, und die Empfehlung unſers Jürgaß, wie Du nachempfinden wirſt, war nicht eben dazu angethan, ihm Vorſchub zu leiſten. Er zog nun ein Manuſkript von bedenklichem Umfang aus der Taſche; ich glaube, daß ein Bangen durch alle Herzen ging.

Aber wir ſollten bald anderen Sinnes werden. Er bat unbefangen um die Erlaubniß, uns eine Ballade, die einen norwegiſchen Sagen- oder Märchenſtoff behandle, vorleſen zu dürfen: „Hakon Borkenbart". Du mußt nämlich wiſſen, er hat eine Zeitlang in Kopenhagen gelebt. Wie das ſo gekommen, das erfährſt Du, neben manchem anderen, zu anderer Zeit. Er hob nun an, und las ausdrucksvoll, feſt, mit wohltönender Stimme und wachſendem Feuer. Es waren wohl an zwanzig Strophen. Gleich die erſte, die bei der Debatte wiederholt wurde, iſt mir im Gedächtniß geblieben:

Der König Hakon Borkenbart
Hat Roß und Ruhm, hat Waff' und Wehr,
Und hat allzeit zu Krieg und Fahrt
Viel hohe Schiff' auf hohem Meer,
Es prangt ſein Feld in Garben,
Er aber prangt in Narben,
In Narben von den Dänen her.

In der zweiten Strophe zieht Hakon aus, um, trotz ſeiner fünfzig Jahre, um Schön-Ingeborg zu freien. Ich mühe mich vergeblich, die Reime zuſammenzufinden, aber mit der dritten Strophe, die mir beſonders zuſagte, wird es mir wieder gelingen. Wenigſtens ungefähr.

Schon grüßt ihn fern ſo Thurm wie Schloß
Und ſtolz und lächelnd blickt er drein;
Er ſpricht herab von ſeinem Roß:
„Und bin ich alt, ſo mag ich's ſein!
Und wär' ich alt zum Sterben,
Auch Ruhm und Narben werben,
Und werben gut wie Jugendſchein."

An dieſer Stelle, wie Du Dir denken kannſt, brach unſer alter Bummcke in lautes Entzücken aus. Ich bin ganz ſicher, daß er ſich in dem Augenblicke als Hakon Borkenbart fühlte. Das Gedicht verläuft nun ſo, daß die ſchöne Ingeborg ihn abweiſt, wofür er Rache gelobt. Er verkleidet ſich als Bettler und ſetzt ſich mit einer goldenen Spindel vor Ingeborgs Schloß. Sie begehrt die Spindel; er verweigert ſie ihr. Ihre Begierde entbrennt ſo heftig, daß ſie ſich dem Bettler hingibt, um die Spindel zu beſitzen. Nun kommen die bekannten Conflikte; der Vater in Zorn; Verſtoßung. Zuletzt entpuppt ſich der Bettler als Hakon Borkenbart und alles gelangt zu einem glücklichen Schluß.

Es war mir ein Genuß geweſen, dem Gedicht zu folgen, und ich darf ſagen uns allen. Neben dem Dichter ſelbſt intereſſirte mich Bninski am meiſten. Er wurde immer ernſter. „Seltſam," ſo las ich auf ſeiner Stirn, „welche Proſa der Erſcheinung und dahinter welch' heiliges Feuer!"

Dies Feuer war nun in der That der Zauber des Gedichts und des Vortrags. Sonſt bot es angreifbare Punkte die Menge. Dr. Saßnitz, auch an dieſem Abend der Avantgardenführer unſerer Kritik, nahm zuerſt das Wort. Er hob mit Recht hervor, daß unſer verehrter Gaſt ſein großes Darſtellungsvermögen an einen Gegenſtand geſetzt habe, dem mit einem geringeren Kraftaufwand mehr gedient geweſen wäre. Das Ganze ſei, wie er ſelber bemerkt habe, ein Märchenſtoff. Ein ſolcher müſſe aber in der Schlichtheit, die ſeinen Reiz bilde, nicht durch Pracht des Ausdrucks geſtört werden. Das Gedicht, bei unbeſtreitbaren Vorzügen, ſei zu lang und namentlich zu ſchwer.

Hätte unſer Gaſt in unſer aller Augen noch gewinnen können, ſo wär' es durch die Art geweſen, wie er den Tadel aufnahm. Er nickte zuſtimmend und ſagte dann zu Saßnitz: „Ich danke Ihnen ſehr; Ihre Ausſtellungen haben es getroffen. Ich wußte nicht, woran es lag, daß mich die eigene Arbeit nicht befriedigte; nun weiß ich es."

Das Geſpräch ſetzte ſich fort. Bald danach war die Bowle geleert, und Jürgaß, der wenigſtens des Ausharrens von Bummcke ſicher war, befahl eine zweite. Bninski und ich aber warteten ihr Erſcheinen nicht ab; Mitternacht war ohnehin bald heran. Als wir auf den ſtillen Platz hinaustraten, lag der Sternenſchein faſt wie Tageslicht auf den Straßen. Ich ſah hinauf; mir war zu Sinn, als ſtiege das Chriſtkind auf dieſem Sternenglanz in mein armes Herz hernieder. Bninski begleitete mich; wir ſprachen kein Wort. Beim Abſchied ſagte er mit einem Ton, den ich bis dahin nicht an ihm gekannt hatte: „Ich danke Ihnen, Tubal, für dieſen Abend; es würde mich freuen, Ihre Freunde öfter zu ſehen.“

Da haſt Du die jüngſte Sitzung der Kaſtalia, noch dazu eine improviſirte.

Und nun lebe wohl. Renate ſei mit Dir. Die Form dieſes Glückwunſches wiegt hoffentlich tauſend Grüße an meine ſchöne Couſine auf. Dein

Tubal.

Nachſchrift. Eben iſt Dein Papa bei dem meinigen. Sie politiſiren viel, vielleicht zu viel. Er grüßt und hofft, wie er Dir ſchon geſchrieben habe, morgen Abend auf Schloß Guſe zu ſein. Einen Platz in ſeinem Wagen, den er mir angeboten, habe ich abgelehnt. Es iſt mir zu viel „Freundſchaft“ um Tante Amelie verſammelt. Aber ich ſehne mich nach Hohen-Vietz und ſeiner Stille. Kann ich Kathinka beſtimmen mich zu begleiten, ſo dürft' Ihr uns eheſtens erwarten.

Dein T.“

Ende des erſten Bandes.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Heiligabend . . . 1
II. Hohen-Vietz . . . 11
III. Weihnachtsmorgen . . . 22
IV. Berndt von Vitzewitz . . . 29
V. In der Kirche . . . 40
VI. Am Kamin . . . 50
VII. Im Kruge . . . 62
VIII. Hoppenmarieken . . . 73
IX. Schulze Kniehaſe . . . 83
X. Marie . . . 93
XI. Prediger Seidentopf . . . 102
XII. Beſuch in der Pfarre . . . 109
XIII. Der Wagen Odins . . . 118
XIV. „Alles was fliegen kann, fliege hoch“ . . . 126
XV. Schmidt von Werneuchen . . . 135
XVI. Ein Zwiegeſpräch . . . 144
XVII. Tubal an Lewin . . . 151

Verlag von Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Buchhandlung)
in Berlin N.W., Marienſtraße 10.

Werke von Theodor Fontane.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg von Theodor Fontane. 3 Theile. eleg. geh. 22 ℳ, eleg. geb. 26 ℳ

I. Theil. **Die Grafſchaft Ruppin.** Dritte verm. Auflage. geh. 8 ℳ

Inhalt: Am Ruppiner See. Die Ruppiner Garniſon. Rheinsberg. Die Ruppiner Schweiz. An Rhin und Doſſe. Auf dem Plateau. Gentzrode. Anmerkungen.

II. Theil. **Das Oderland. Barnim. Lebus.** Zweite verbeſſerte Auflage. geh. 7 ℳ

Inhalt: Von Frankfurt bis Schwedt. Tamſel (Neumark). Zorndorf. „Der Blumenthal.“ Predikow. Schloß Coſſenblatt (Beeskow-Storkow). Königs-Wuſterhauſen (Teltow). Teupitz (Teltow). Mittenwalde (Teltow). Steinhoefel. Buckow. Der große und kleine Tornow-See. Das Oderbruch. Moeglin. Freienwalde. Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens. Lichterfelde. Am Werbellin, Schloß Friedersdorf. Quilitz oder Neu-Hardenberg. Friedland. Cunersdorf. Das Pfuhlen Land. Kienbaum.

III. Theil. **Oſthavelland. Die Landſchaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg.** geh. 7 ℳ

Inhalt: St. Nicolai zu Spandau. Die Wenden in der Mark. Der Brieſelang. Der Eibenbaum. Die Ciſtercienſer in der Mark. Kloſter Lehnin. Die Lehniniſche Weiſſagung. Die Havelſchwäne. Die Seeſchlacht in der Malche. Das Belvedère. Die Pfaueninſel. Groß-Glinicke. Der Schwilow. Caput. Petzow. Baumgartenbrück. Alt-Geltow. Neu-Geltow. Werder. Die Werderſchen. Glindow. Bornſtädt. Marquardt. Geheime Geſellſchaften im 18. Jahrhundert. Uetz. Paretz. Etzin. Gütergotz. Saarmund und die Nutheburgen. Blankenſee. Trebbin. Friedrichsfelde 1. Friedrichsfelde 2.

Gedichte von Theodor Fontane. Zweite Aufl. eleg. geh. 5 ℳ 40 ₰, geb. 6 ℳ 80 ₰.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vor dem Sturm.

Roman

aus dem Winter 1812 auf 13

von

Theodor Fontane.

Zweiter Band.

Schloß Guſe.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1878.

Zweiter Band.

Schloß Guſe.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

1.

Schloß Guſe.

Der Lauf unſerer Erzählung führt uns während der nächſten Kapitel von Hohen-Vietz und dem öſtlichen Theile des Oderbruchs an den weſtlichen Höhenzug deſſelben, zu deſſen Füßen, heute wie damals, die hiſtoriſchen Dörfer dieſer Gegenden gelegen ſind, altadelige Güter, deren meiſt wendiſche Namen ſich ſchon in unſeren älteſten Urkunden finden. Hier ſaßen, um Wriezen und Freienwalde herum, die Sparrs und Uchtenhagens, von denen noch jetzt die Lieder und Sagen erzählen, hier hatten zur Reformations- und Schwedenzeit die Barfus, die Pfuels, die Ihlows ihre Sitze, und hier, in den Tagen, die dem ſiebenjährigen Kriege unmittelbar folgten, lebten die Leſtwitz und Prittwitz freundnachbarlich bei einander; Prittwitz, der bei Kunersdorf den König, Leſtwitz, der bei Torgau das Vaterland gerettet hatte. Oder wie es damals in einem Kurrentausdruck des wenigſtens ſprachlich franzöſirten Hofes hieß: „Prittwitz a sauvé le roi, Lestwitz a sauvé l'état".

Alle dieſe Güter begannen bald nach der Trockenlegung des Oderbruchs, alſo etwa dreißig Jahre vor Beginn unſerer Erzählung, zu ihren ſonſtigen Vorzügen auch noch den landſchaftlicher Schönheit zu geſellen. Wer hier um die Pfingſtzeit ſeines Weges kam, wenn die Rapsfelder in Blüte ſtanden und ihr Gold und ihren Duft über das Bruchland ausſtreuten, der mußte ſich, weit aus der Mark fort, in ferne beglücktere Reichthumsländer verſetzt fühlen. Die Triebkraft des jungfräulichen Bodens berührte hier das Herz mit einer dankgeſtimmten Freude, wie ſie die Patriarchen empfinden mochten, wenn ſie, inmitten menſchenleerer Gegenden, den gottgeſchenkten Segen ihres Hauſes und ihrer Herden zählten. Denn nur da, wo die Hand des Menſchen in harter, nie raſtender Arbeit der ärmlichen Scholle ein paar ärmliche Halme abgewinnt, kann die Vorſtellung Platz greifen, daß er es ſei, der dieſen armen Segen geſchaffen habe; wo aber die Erde hundertfältige Frucht treibt und aus jedem eingeſtreuten Korn einen Reichthum ſchafft, da fühlt ſich das Menſchenherz der Gnade Gottes unmittelbar gegenüber und begibt ſich aller Selbſtgenügſamkeit. Es war an dieſem weſtlichen Höhenrande des Bruches, daß der große König, über die goldenen Felder hinblickend, die Worte ſprach: „Hier habe ich in Frieden eine Provinz gewonnen.“

Ein Bild, das dieſen Ausruf gerechtfertigt hätte, bot die Niederung am dritten Weihnachtstage 1812 freilich nicht. Alles lag begraben im Schnee. Aber auch heute noch war ein Blick von der das Bruch beherrſchenden „Seelower Höhe“ aus nicht ohne Reiz; über den zahlreichen ausgebauten Höfen und Weilern zog ein Rauch, die Stelle menſchlicher Wohnſtätten verkündend, während auf Meilen hin die nur halbverſchneiten Kirchthürme der größeren Dörfer im hellen Sonnenſchein blitzten.

Einer dieſer Kirchthürme, der nächſte, zeigte ſich in kaum Büchſenſchußentfernung von der ebengenannten Höhe, und eine Allee alter Eichen, deren braunes Laub, wo der Wind den Schnee abgeſchüttelt hatte, klar zu erkennen war, lief in gerader Richtung auf die Kirche zu. Neben dieſer, weit über den

etterhahn der Thurmſpitze hinaus, erhoben ſich mächtige, zum
heil fremdartig ausſehende Bäume, allem Anſcheine nach
inem großen Parke zugehörig, der von links her das Dorf
mfaßte.

Dieſes Dorf war Guſe.

Wie ſein Name bekundet, wendiſchen Urſprungs, führten
s doch erſt begleitende Vorgänge des dreißigjährigen Krieges,
m welche Zeit die Schaplows hier anſäſſig waren, in unſere
andesgeſchichte ein. Zwei Jahre vor Abſchluß des Osna-
rücker Friedens vermählte ſich Georg von Derfflinger, da-
als noch General in ſchwediſchen Dienſten, mit Margarethe
ugendreich von Schaplow und übernahm das Gut. Nicht als
rauenerbe, ſondern gegen Kauf; die verſchuldeten Minorennen
onnten es nicht halten.

Zunächſt war die Erſtehung des Gutes wenig mehr als
ne Kapitalanlage, vielleicht auch ein Verſuch, ſich im Branden-
urgiſchen territorial und politiſch feſtzuſetzen; aber ſchon in
en ſechsziger Jahren, lange bevor der Tag von Fehrbellin,
er pommerſche und der oſtpreußiſche Feldzug den Ruhm Derff-
ngers auf ſeine Höhe gehoben hatten, ſehen wir den Alten
efliſſen, hier nicht nur die Schäden vieljähriger Verwahrloſung
uszugleichen, ſondern auch durch Bauten und Anlagen — in
llem dem Beiſpiele ſeines kurfürſtlichen Herren folgend —
ne Muſterwirthſchaft herzuſtellen. Abzugsgräben wurden ge-
gen, Dämme und Wege durch den Sumpf gelegt, das Schloß
tſtand; die Kirche, zunächſt erweitert, erhielt eine Gruft, und
n Kaſernenbau, bis dieſen Tag erkennbar, nahm die Dra-
onerabtheilung auf, die zu täglichem Dienſt bei ihrem Chef
nd General aus dem benachbarten Garniſonsort nach Guſe
nbeordert war. Das eigentlichſte Augenmerk des Alten war
ber der Park, der ihn bald glücklicher machte, als der Ruhm

ſeiner Thaten. Ein guter Wirth und Haushalter, wie faſt alle diejenigen, die das Schwert mit der Pflugſchaar vertauſchen, war er doch freigebig, wenn es die Beſchaffung ſchöner Bäume galt. Cypreſſen und Magnolien wurden unter großen Koſten herbeigeſchafft und noch jetzt führt ein Cedernhain des Parkes den Namen „Neulibanon“.

In Zurückgezogenheit zu leben und ſich ſeiner Anlagen zu freuen, wurde mehr und mehr das einzige Verlangen des nun achtzigjährigen Feldmarſchalls, der, wie er ſich ſelber ausdrückte, bei Hofe „viel Saures und Süßes“ gekoſtet hatte, „aber des Sauren mehr“. Die Zeiten, wo er ſeinem Freunde dem Grafen Baudiſſin ins Stammbuch ſchreiben konnte:

Wind und Regen
Sind mir oft entgegen;
Ich ducke mich, laß es vorübergahn,
Das Wetter will ſeinen Willen han,

dieſe Tage beinahe heiterer Reſignation lagen für ihn weit zurück, und er war verſteift, eckig und reizbar geworden. Endlich gab der Kurfürſt, der ihn trotz ſeiner hohen Jahre im Dienſte feſthalten wollte, nach, und der Alte hatte nun ſeinen Willen und ſeine Freiheit; er gab die Stadt auf und ging nach Guſe. Hier, eine kleine Weile noch, ſah er auf alles was er geſchaffen und freute ſich des Segens in Feld und Haus. Aber er war müde, müde auch ſeines Glückes. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts ſchloß ſich ſein reiches Leben. Er wurde, wie er es angeordnet, ohne Gepränge beigeſetzt, in der Gruft, die er ſelbſt gebaut hatte. Auch der Geiſtliche mußte ſich auf den Nachruf beſchränken: „Gott habe den Entſchlafenen innerhalb des Kriegsdienſtes von der niederſten bis zur höchſten Stufe gelangen laſſen“. Der Alte hatte Ruhmes genug im Leben erfahren, um den Klang deſſelben im Tode entbehren zu können.

Sein einziger überlebender Sohn, Friedrich von Derfflinger, trat die reiche Erbſchaft an, die außer Dorf und Schloß Guſe noch fünf andere Oderbruchgüter umfaßte. Er war Reiterführer und Chef eines Dragonerregiments wie ſein Vater; aber nur in Rang und äußerer Stellung ihm verwandt, beſaß er wenig von dem kriegeriſchen Sinn und der feldherrlichen Einſicht, die den Vater zu ſo hohen Ehren gebracht hatten.

Der Wechſel der Zeiten konnte nicht wohl die Urſache davon ſein, denn das neue Jahrhundert, nach einer kurzen Epoche des Friedens, begann mit einem der ſchlachtenreichſten Kriege und bei Turin und Malplaquet lagen die Brandenburger gehäuft unter den Todten. Aber wenn die Kriegsannalen nicht von ihm ſprechen, ſo doch Guſe, wo er nicht nur die Schöpfungen ſeines Vaters fortzuſetzen, ſondern auch dieſen Vater ſelbſt zu ehren vom erſten Augenblick an befliſſen war. Er erweiterte den Park, er verſchönte das Schloß, vor allem aber ließ er dem Todten ein Monument errichten. Die beſten Kräfte, wie ſie das Berlin der Schlüterzeit aufwies, waren bei Ausführung dieſes Denkmals thätig. Ueber einem offenen Steinſarkophag, in den die Hand des Sohnes den Feldmarſchallſtab legte, wurde die Büſte des Vaters aufgeſtellt, eine Fama blies in die Poſaune und zwei Derfflingerſtandarten mit blauſeidenen Fahnentüchern und der Inſchrift „agere aut pati fortiora" kreuzten ſich zu einer Waffentrophäe. Bis dieſen Tag iſt der Guſer Kirche dieſes Denkmal erhalten geblieben.

Drei Jahrzehnte nach dem Tode des Vaters ſtarb auch Friedrich von Derfflinger und mit ihm erloſch der berühmte Name, der kaum länger als ein halbes Jahrhundert geglänzt hatte, aber während dieſer kurzen Dauer hell genug, um auch den Namen Dorf Guſes für immer der Dunkelheit zu entreißen. Das alte Derfflinger-Erbe ging durch verſchiedene Hände, bis es in Beſitz des Grafen von Pudagla kam. Der Graf ließ es zunächſt verwalten, und um dieſe Zeit, wo ſich zuerſt wieder das Nationale zu regen begann, war es auch, daß die Wallfahrten nach der Derfflingergruft ihren Anfang nahmen. Nicht zum Vortheil deſſen, der in ihr ruhte. Jeder, nach einem Andenken lüſtern und ſeine Pietätsloſigkeit mit der Vorgabe hiſtoriſchen Intereſſes deckend, vergriff ſich an der Kleidung des Todten, ſo daß dieſer, vor Ablauf eines Jahrzehntes, wie ein nackt Ausgeplünderter in ſeinem Sarge lag, nur noch mit dem angeſchnallten Bruſtharniſch und ſeinen hohen Reiterſtiefeln bekleidet.

So kam das Jahr 1790. Graf Pudagla ſtarb und ſeine Wittwe, das Gut übernehmend, machte dem Unfug ein Ende.

Dieſe Wittwe war Tante Amelie.

II.

Tante Amelie.

Tante Amelie war die ältere Schweſter Berndts von Vitzewitz. Um die Mitte des Jahrhunderts, alſo zu einer Zeit geboren, wo der Einfluß des fridericianiſchen Hofes ſich bereits in den Adelskreiſen geltend zu machen begann, empfing ſie eine franzöſiſche Erziehung, und konnte lange Paſſagen der Henriade auswendig, ehe ſie wußte, daß eine Meſſiade überhaupt exiſtire. Uebrigens würde ſchon der Name ihres Verfaſſers ſie an der Kenntnißnahme des Inhalts gehindert haben.

Sie war ein ſehr ſchönes Kind, früh reif, der Schrecken aller nachbarlichen, in Wichtigkeit und Unbildung aufgebauſchten Damen, und erfüllte mit zwanzig Jahren die auf eine glänzende Partie gerichteten Hoffnungen beider Eltern: im Herbſt 1770 wurde ſie Gräfin Pudagla.

Graf Pudagla, ein Vierziger, hatte die Feldzüge mitgemacht, am Tage von Leuthen ſich ausgezeichnet, und ſtand bei Schluß des Krieges als Rittmeiſter im Dragonerregiment Anspach und Bayreuth. Eine glänzende militäriſche Laufbahn ſchien ihm geſichert. Bei der zweitfolgenden Revue aber ſah er ſich vom König, der einen groben Fehler wahrgenommen zu haben glaubte, mit harten Worten überhäuft, in Folge deſſen der Graf den Abſchied nahm. Er zog ſich auf ſeine reichen, die halbe Inſel Uſedom einnehmenden Beſitzungen zurück, beſuchte während mehrerer Jahre die weſteuropäiſchen Hauptſtädte und gab bei ſeiner Rückkehr, durch Annahme eines Prinz Heinrichſchen Kammerherrntitels ſeiner Unzufriedenheit einen offenen Ausdruck. Er wollte zu den „Frondeurs“ gezählt ſein, die der Prinz bekanntermaßen um ſich verſammelte. Einige Wochen ſpäter vermählte er ſich mit der ſchönen Amelie von Bitzewitz, woran ſich nach einem kurzen Aufenthalt auf den pommerſchen Gütern die Ueberſiedelung nach Rheinsberg ſchloß.

Die Vortheile, die der kleine Hof aus der Anweſenheit des Grafen zog, waren, ſo weit ſeine eigene Perſon in Betracht kam, gering. Er hatte, wie ſeine Gemahlin ihm gelegentlich vorwarf, „au fond du coeur“ eine Abneigung gegen den Prinzen, nahm Anſtoß an den Sitten, an dem Schmeichelkultus und der hochmüthigen Kritik, die hier ihre Stätte hatten, und war jedesmal froh, wenn er nach Wochen kurzen Dienſtes wieder auf ſeine heimatliche Inſel zurückkehren, der paterna rura ſich erfreuen und in die engliſchen Parlamentskämpfe ſich vertiefen konnte. Denn er liebte England und ſah in ſeinem Volk, ſeiner Freiheit, ſeiner Geſetzlichkeit das einzige Staatenvorbild, dem nachzueifern ſei.

Aber ſo viel an Anregung und Huldigung der Graf verſäumen mochte, die Gräfin glich dieſe Verſäumniſſe mehr als aus. Sie war in kürzeſter Friſt die Seele der Geſellſchaft und beherrſchte wie den Hof, ſo auch die Spitze deſſelben, den Prinzen, eine Erſcheinung, die nur diejenigen überraſchen konnte, die den gefeierten Bruder des großen Königs einſeitiger und äußerlicher nahmen, als er zu nehmen war. Denn während er die Frauen haßte, fühlte er ſich doch ebenſo zu ihnen hingezogen. Voll Abneigung gegen das Geſchlecht als ſolches, ſobald es allerhand ihm unbequeme Forderungen ſtellte, war er doch äſthetiſch geſchult und feinſinnig genug, um die eigenthümlichen Vorzüge des weiblichen Geiſtes: Unmittelbarkeit, Witz und gute Laune, Schärfe und Treffendheit des Ausdruckes herauszufühlen. So vollzog ſich das Widerſpruchsvolle, daß an einem Hofe, der die Frauen als Frauen negirte, eben dieſe Frauen doch herrſchten, und zwar herrſchten, ohne auch nur einen Augenblick auf ihre allerweiblichſten Eigenarten und Unarten verzichten zu müſſen. Der Prinz hatte nur das Bedürfniß perſönlichen Verſchontbleibens; im übrigen tolerirte er alle den Sittenpunkt nicht ängſtlich wägenden Lebens- und Umgangsformen, die ihm, weil einen unerſchöpflichen Stoff für ſeine ſarkaſtiſche Laune, eben deshalb einen bevorzugten Gegenſtand der Unterhaltung boten. Die Liebesintrigue ſtand in Blüte; an unſere junge Gräfin aber knüpfte ihn neben manchem anderen auch die Wahrnehmung, daß ſie, an Kühnheit der Anſchauungen mit ihm wetteiſernd, auf die Bethätigung dieſer Anſchauungen verzichtete und keinen Augenblick dem Verdachte Nahrung gab, ihre Grundſätze nach ihrer Lebensbequemlichkeit gemodelt zu haben. Denn wie alle außerhalb des ſittlichen Herkommens Stehende, barg auch der Prinz, hinter dem Unglauben an einen reinen Wandel, doch ſchließlich nur den im tiefſten ruhenden Reſpekt vor demſelben. Unerſchüttert in ſeinen Allgemeinanſchauungen, ſah er in der Gräfin „den Ausnahmefall, der ihm die Regel beſtätigte“, und beglückwünſchte ſich, weit über landläufig-kleine Verhältniſſe hinaus, intimſte Beziehungen zu einer Frau unterhalten zu dürfen, die, mit allen Vorzügen der weiblichen Natur ausgeſtattet, zugleich frei von allen Schwächen derſelben war. Eine Spezialfreude gewährte ihm die Gräfin noch dadurch, daß ſie für ihren Gemahl dieſelbe heitere Kühle hatte, wie für alle andern Mitglieder des Rheinsberger Hofes, und die Frage nach der Fortdauer des Hauſes Pudagla mit nie geſtörter Gleichgiltigkeit behandelte.

Einer ihrer hervorſtechendſten Züge war die Offenheit. Sie wußte, daß ſie mehr ſagen durfte als andere, und ſie bediente ſich dieſes Vorrechts. Eine Miſchung von Pikanterie und Grazie, über die ſie Verfügung hatte, geſtattete ihr Gewagtheiten, die vielleicht keinem anderen Mitgliede des Hofes mit gleicher Bereitwilligkeit verziehen worden wären; das eigentliche Geheimniß ihrer andauernden Gunſt aber war, daß ſie die verſchiedenen Gebiete der Unterhaltung auch verſchieden zu behandeln und genau zu unterſcheiden wußte, wo Gewagtheiten allenfalls noch am Platze waren und wo nicht. Wenn ihre Offenheit groß war, ſo war ihre Klugheit doch noch größer. Das philoſophiſche Gebiet, die Kirche, die Moral bildeten einen weiten nirgends durch Schnurleinen eingeengten Tummelplatz, während die Politik bereits einzelne, das militäriſche Gebiet aber, weil mit den Eitelkeiten des Prinzen zuſammenhängend, eine ganze Anzahl von mit „Défendu“ bezeichnete Partien hatte. Dieſer Unterſchiede war ſich die Gräfin jederzeit bewußt, und während ſie vielleicht eben noch in Beurtheilung einer voltairiſch aufgefaßten Jeanne d'Arc bis an die Grenze des Möglichen gegangen war, unterließ ſie doch nicht, bei diskurſiver Behandlung irgend einer prinzlichen Schlachtengroßthat ſofort den Ton zu wechſeln und an die Stelle unerſchrockenſter Behauptungen die allerloyalſten Huldigungen treten zu laſſen. Im Darbringen ſolcher Huldigungen — ſei es von ungefähr im Geſpräch oder ſei es vorbereitet in großen Feſtlichkeiten — war ſie unerſchöpflich, und wenn ſich der Prinz ſelbſt nach eben dieſer Seite hin eines wohlverdienten Rufes erfreute, ſo zeigte ſie ſich mindeſtens als ſeine gelehrige Schülerin. Ihre vollkommene Gleichgiltigkeit gegen militäriſche Schauſtellungen und kriegeriſche Aktionen beſaß ſie Kraft genug, hinter einem erheuchelten und deshalb um ſo lebhafter ſich geberdenden Intereſſe zu verbergen. Sie wußte, daß wer den Zweck wollte, auch die Mittel wollen mußte, und ſo waren denn die Prinzenſchlachten ihrem Gedächtniſſe bald ſicherer eingeprägt, als die Feſte des chriſtlichen Kalenders. Nie verging der ſechste Mai, der Jahrestag der Prager Affaire, ohne irgend eine ſolenne Bezugnahme darauf. Da gab es immer neue Ueberraſchungen: geſtickte Teppiche mit dem Hradſchin und der Moldaubrücke, ſammt vier Grenadiermützen in den Ecken; Tableaux vivants, in denen Mars und Minerva, ſich überholt fühlend, vor der höheren Rheinsberger Gottheit ihr Knie beugten; Dialoge, ganze Stücke, mit Griechen- und Römerhelden, mit Myrmidonen und Legionen, die ſich dann ſchließlich immer als Prinz Heinrich und das die Prager Höhen erſtürmende Regiment Itzenplitz entpuppten.

Sprach ſich in dieſem allen eine Kunſt der Erfindung aus, ſo war die Kunſt des Schweigens, des Unterdrückens und Verleugnens, die beſtändig geübt werden mußte, kaum geringer. „Schwerins mit der Fahne“ durfte nie gedacht werden; ein Hinweis auf dieſen großen Prager Rivalen würde nur zu den ernſteſten Verſtimmungen geführt haben, und der Prinz, von dem Wunſche erfüllt, einen ſolchen ſtörenden Zwiſchenfall von vornherein ausgeſchloſſen zu ſehen, hatte nicht Anſtand genommen, „den auf allen Jahrmärkten beſungenen Heldentod“ einfach als eine „Betiſe“ zu bezeichnen.

All dieſen Eigenarten, auch wo ſie ſich bis zur Laune und Ungerechtigkeit ſteigerten, wußte ſich die Gräfin zu bequemen, und ihrer Mühen Lohn war eine ſechszehnjährige Herrſchaft. Erſt das Jahr 1786, ohne dieſe Herrſchaft zu beſeitigen, ſchuf doch einen Wandel der Verhältniſſe überhaupt. Der große

König ſtarb und ſein Hinſcheiden ermangelte nicht, auch das Rheinsberger Leben empfindlich zu berühren. Der kleine Hof wurde wie auseinander geſprengt; alle freieren Elemente desſelben, die großentheils mehr aus Oppoſition gegen den König, als aus Liebe zum Prinzen ſich um dieſen geſchart hatten, ſchloſſen wieder ihren Frieden mit der Staatsautorität, und waren froh, aus einem engen und ausſichtsloſen Kreis in den öffentlichen Dienſt zurücktreten zu können. Unter dieſen war auch Graf Pudagla. Er ging in demſelben Herbſt noch nach England, wozu ihn, neben ſeiner Vertrautheit mit Politik und Sprache, ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu mehreren einflußreichen Familien befähigten. Als ihm dieſe auszeichnende Miſſion angetragen wurde, ſtellte er, beſſerer Repräſentation halber, an die Gräfin das Anſinnen, ihn zu begleiten. Sie lehnte jedoch ab, zum Theil aus wirklicher Anhänglichkeit an den Prinzen, mehr noch aus einer ihr angeborenen Abneigung gegen England.

Sie blieb alſo, blieb und huldigte, ohne ihres Bleibens und ihrer Huldigungen noch recht froh zu werden. Die glücklichen Tage lagen eben zurück. Alles war verändert, nicht nur der Hof, auch der Prinz. Seine Mißſtimmungen wuchſen. Die ſtaatlichen Intereſſen, ſo viele Jahre zurückgedrängt, traten wieder in den Vordergrund und beunruhigten ihn. Namentlich von dem Augenblick an, wo ſich in Paris erkennbar die Gewitter zuſammenzogen. Vor ſeinem großen nun heimgegangenen Bruder, ſo wenig er ihn geliebt, ſo viel er ihn bekrittelt hatte, hatte er doch ſchließlich allem Beſſerwiſſen zum Trotz einen tiefgehenden, ganz ungeheuchelten Reſpekt empfunden; nichts davon flößten ihm die neuen Verhältniſſe ein, noch weniger die Perſonen. Die Weiberherrſchaft, weil alles Feinen und Geiſtigen entkleidet, war ihm ein Greuel, und unſerer

Gräfin huldvoll die Hand küſſend, ſagte er, als der Name der Madame Rietz in ſeiner Gegenwart genannt wurde: „Je la déteste de tout mon coeur; mes attentions, comme vous savez bien, appartiennent aux dames, mais jamais aux femmes.“

Dies waren Aeußerungen beſonderen Vertrauens; nichtsdeſtoweniger überkam die Gräfin das Gefühl, daß ihre Rheinsberger Tage gezählt ſeien. Sie ſehnte ſich nicht fort, aber ſie bereitete ſich in ihrem Herzen darauf vor. Und der Augenblick kam eher, als ſie erwartet. Anno 1789 war der Graf auf kurzen Urlaub zurück. Er erkrankte, von einem Schlaganfall getroffen, im Vorzimmer des Königs; am anderen Tage war er todt. Die Nachricht davon erſchütterte die Wittwe mehr als diejenigen, die ihre Ehe kannten, erwartet hatten; ſie wurde ſich jetzt bewußt, in Hochmuth und Caprice, nicht ſeine Liebe, aber den Werth ſeiner edelmänniſchen Geſinnung unterſchätzt zu haben. Sein Teſtament, das aufs neue ein vollkommener Ausdruck dieſer Geſinnung war, konnte die Vorſtellung ihres Unrechts, ſo frei ſie ihrer ganzen Natur nach von ſentimentaler Reue blieb, nur ſteigern. Schloß Guſe, das, aus freier Hand erſtanden, nicht zu den Familiengütern zählte, war der Gräfin ſammt einem bedeutenden Baarvermögen zugeſchrieben worden. Sie beſchloß ihr Erbe anzutreten und die Verwaltung des Gutes ſelbſt in die Hand zu nehmen. Nur noch den Winter über wollte ſie am Rheinsberger Hofe verweilen; bei Ablauf deſſelben ſchied ſie nicht ohne Bewegung von dem Prinzen, der ihr neben andern Souvenirs ein eigens gedichtetes Akroſtichon überreicht hatte.

Am Oſterheiligabend 1790 traf ſie in Schloß Guſe ein.

Das Schloß konnte zunächſt nur den allerunwohnlichſten Eindruck machen. Die Adminiſtrationsjahre hatten es, einige wenige Räume abgerechnet, in eine Art Korn- und Futtermagazin umgewandelt; Raps und Weizen lagen aufgeſchüttet in den Zimmern, während Heu- und Strohmaſſen die Korridore füllten. Am ſtörendſten wirkte der ganze linke Flügel, aus deſſen zerbröckelten Dielen überall die Pilze hervorwuchſen. Alte Bilder aus der Derfflinger Zeit, ſtockfleckig und eingeriſſen, die meiſten ohne Rahmen, hingen ſchief und vereinzelt an den Wänden und mehrten nur den Eindruck des Verfalls.

Die Gräfin indeſſen ließ ſich durch den Anblick dieſer Unbilden und Schädigungen, die das Schloß erfahren hatte, nicht beirren; im Gegentheil, die Ausſicht auf Thätigkeit, die ſich für ſie eröffnete, hatte für ihre energiſche Natur einen Reiz. Sie bezog zwei kleine Zimmer im erſten Stock, die von der allgemeinen Zerſtörung am wenigſten gelitten, zugleich auch eine gute Luft und einen freien Blick auf den ſchönen Park hatten. Von hier aus mit allen Handwerkern der nächſten Ortſchaften, bald auch mit ihr bekannten hauptſtädtiſchen Künſtlern in Verbindung tretend, leitete ſie den inneren Um- und Ausbau, der, ſoweit überhaupt beabſichtigt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigt war. Am 31. Dezember 1790 zog ſie, abergläubiſch und tagewähleriſch wie ſie war, in die neuen Räume ein, den Sylveſtertag jedes Jahres, aus allerhand heidniſch-philoſophiſchen Gründen, in denen ſich Tiefſinn und Unſinn paarte, zu den ausgeſprochenen Glückstagen zählend.

Die neuen Räume lagen ſämmtlich auf der rechten Seite und beſtanden aus einem Billard-, einem Spiegel- oder Blumen- und einem Empfangszimmer, woran ſich dann, in den entſprechenden Seitenflügel übergehend, der Speiſeſaal und das Theater ſchloſſen. Denn ohne Vorhang und Couliſſen konnten ſich Perſonen, die aus der Schule des Rheinsberger Prinzen kamen, eine behagliche Lebensmöglichkeit nicht wohl vorſtellen. Die ganze linke Hälfte des Schloſſes, von Lüftung der Räume und Beiſeiteſchaffung alles Ungehörigen abgeſehen, hatte baulich keine Veränderungen erfahren, während die große zwiſchen beiden Hälften gelegene Flurhalle zum Stapelplatz für alle Derfflinger-Reminiscenzen gemacht worden war. Hier befanden ſich zwei Falconets, zwei ausgeſtopfte Dragoner mit Glasaugen und die beſterhaltenen jener Porträts und Schlachtenbilder, die bis dahin in den Räumen des Schloſſes zerſtreut geweſen waren. In Front der beiden Dragoner, ziemlich die Mitte der Flurhalle einnehmend, ſtand ein der Antike nachgebildeter Faun, deſſen ſpöttiſches Lachen die beſte Kritik alles deſſen war, was ihn umſtand.

Am folgenden Tage, dem Neujahrstage 1791, gab die Gräfin zur Einweihung der neubezogenen Räume ihre erſte Soirée. Der benachbarte Adel war geladen, und Tante Amelie machte die Honneurs ganz auf dem vornehmen Fuße, den ihr ihre Mittel, ihr Geiſt und die höfiſche Gewohnheit geſtatteten. Alles war entzückt. Wirthin wie Gäſte verſprachen ſich ein anregendes, vielleicht ſelbſt ein freundſchaftliches Beieinanderleben; Pläne wurden entworfen; die Zukunft erſchien als eine lange Reihe von muſikaliſch-deklamatoriſchen Matinéen, von L'hombrepartien und Aufführungen franzöſiſcher Komödien.

Aber es kam anders.

Schon vor Ablauf des Jahres mußten ſich beide Parteien überzeugen, daß man nicht für einander paſſe; die Gräfin war zu klug, der Nachbaradel nicht klug genug. Beſonders die Frauen. Ihr Franzöſiſch (nur noch übertroffen durch ihr Deutſch), die geheuchelten literariſchen Intereſſen, das beſtändige Sprechen über Dinge, die ihnen ebenſo unbekannt wie gleichgiltig waren, mußten den feinen Sinn einer Dame verletzen, die zwiſchen dem perſönlichen Umgang mit einem Prinzen und dem geiſtigen Verkehr mit hervorragenden Geiſtern ihr Leben getheilt hatte.

Nur die Flüchtigkeit erſter Begegnungen hatte über dieſe Verhältniſſe täuſchen können. Die Gräfin, als ſie den Thatbeſtand überſchaute, brach allen Umgang ab und beſchränkte ſich, ihre Leſepaſſion wieder aufnehmend, mehrere Jahre lang auf einen allerengſten Kreis, der ſich aus ihrem Bruder Berndt auf Hohen-Vietz, aus dem auf Hohen-Zieſar lebenden Grafen Droſſelſtein und dem dreiundachtzigjährigen Selower Superintendenten, der ſchon die Schlacht bei Mollwitz als Feldprediger mitgemacht hatte, zuſammenſetzte. Ihrem tiefen Bedürfniſſe nach Moquerie und Klatſch, dem in dieſem frauenloſen Kreiſe (Berndts Gemahlin ſchloß ſich aus) nur ſehr unvollkommen entſprochen wurde, ſuchte ſie durch ein briefliches Geplauder mit dem Prinzen zu Hilfe zu kommen, der, ein Feinſchmecker auf dem Gebiete der Chronique ſcandaleuſe, nicht müde wurde, ſie zur Fortſetzung einer beiden Theilen gleich gewinnbringenden Korreſpondenz zu ermuthigen.

Das ging bis 1802, wo der Prinz ſtarb. Erſt nach dieſer Zeit empfand ſie wieder den Hang, aus ihrer Einſamkeit, die ganz und gar gegen ihre Natur und ihr durch die Verhältniſſe nur aufgezwungen war, herauszutreten. Und ſo geſchah es. Die Frauen, gegen die ſie, mit den Jahren ſich ſteigernd, eine faſt zur Manie gewordene Abneigung hegte, blieben nach wie vor ausgeſchloſſen; aber den kleinen Männerkreis, der bis dahin ihren Umgang gebildet hatte, ſuchte ſie zu erweitern. Der Wechſel im Beſitz auf mehreren der ihr benachbarten Güter bot dazu eine bequeme Gelegenheit, und jener Geſellſchaftszirkel begann ſich zu bilden, der, ſchon ein Jahrzehnt vor Beginn unſerer Erzählung, zu allerhand kritiſchen Bemerkungen von Seiten ihres Bruders Berndt, zugleich aber auch zu dem Vertheidigungs-Conclusum der Gräfin: „Tous les genres sont bons, hors l'ennuyeux" geführt hatte.

„Gut," hatte Berndt geantwortet, „aber dann erfülle auch die Bedingung. Du wirſt doch nicht den Kammerherrn von Medewitz als „hors l'ennuyeux" bezeichnen wollen?"

„Doch," hatte die Schweſter replicirt, und eine Unterredung abgebrochen, in der beide Geſchwiſter, jeder von ſeinem Standpunkte aus, im Rechte waren. Die Gräfin, ſelbſtiſch in all ihrem Thun, verfuhr nicht nach allgemeinen Geſichtspunkten, ſondern nach allerperſönlichſtem Geſchmack. Ihr Umgangskreis, den Berndt ziemlich ſpitz als „allerlei Freunde" bezeichnete, war nicht darnach gewählt worden, ob er andern, ſondern lediglich darnach, ob er ihr gefiele. Was ſie am meiſten verachtete, waren herkömmliche Anſchauungen; ihre Laune war ſouverän. Wer ihr ein Lächeln abnöthigte, ihr Gelegenheit zu einem Sarkasmus bot, war ihr ebenſo unterhaltlich als derjenige, der ihr eine Fülle von Esprit, einen Schatz von Anekdoten entgegen brachte. Nur die unausgeſprochenen Menſchen waren ihr intereſſelos, während alles Aparte, gleichviel, ob es nach der Beſchränktheits- oder der Klugheitsſeite hinlag, einen prickelnden Reiz für ſie hatte.

Sehen wir im folgenden Kapitel des näheren, welcher Art dieſe „allerlei Freunde" von Schloß Guſe waren.

III.

Allerlei Freunde.

Die „allerlei Freunde" bildeten einen weiteren und einen engeren Kreis. Der engere Kreis war eine Siebenzahl und beſtand aus folgenden Perſonen: Graf Droſſelſtein auf Hohen-Zieſar, Präſident von Krach auf Bingenwalde, Generalmajor von Bamme auf Quirlsdorf, Baron von Pehlemann auf Wuſchewier, Domherr von Medewitz auf Alt-Medewitz, Hauptmann von Rutze auf Protzhagen, Dr. Faulſtich in Kirch-Göritz.

Es wird unſere nächſte Aufgabe ſein, der bloßen Vorſtellung dieſer Herren, die mit Ausnahme Dr. Faulſtichs alle das ſechszigſte Jahr erreicht oder überſchritten hatten, eine kurze Charakteriſirung folgen zu laſſen. Wenn dies ein Verſtoß gegen die Geſetze guter Erzählung iſt, ſo möge der Leſer Nachſicht üben und um ſo mehr, als der zu begehende Fehler vielleicht mehr ſcheinbar als wirklich iſt. Denn mit wie großem Recht auch die Vorführung abgeſchloſſener, ihr Thun und Denken zettelartig am Mantel tragender Geſtalten verworfen und ſtatt deſſen jene Erzählungskunſt geprieſen werden mag, die die Phantaſie des Leſers in den Stand ſetzt, das nur eben Angedeutete ſchöpferiſch auszubilden und zu vollenden, ſo mögen doch Ausnahmen überall da geſtattet ſein, wo wie hier, das Nebeneinanderſtellen fertiger Figuren nicht viel mehr bedeuten will, als eine weniger um der Bildniſſe ſelbſt, als um des Ortes willen, wo ſie ſich finden, dem Leſer vorgeführte Porträtgalerie.

Die vornehmſte Erſcheinung in Schloß Guſe, zugleich dem Zirkel am längſten angehörig, war Graf Droſſelſtein. In Königsberg geboren, in deſſen Nähe auch die Familiengüter lagen, war er, trotzdem er die Provinz gewechſelt hatte, ein vollkommener Repräſentant des oſtpreußiſchen Adels. Dieſer Adel, dem Hofe und dem „Dienſte“ ferner ſtehend, hatte freilich — wenigſtens damals noch — darauf verzichten müſſen, ſeinen Namen gleich ruhmreich wie die märkiſch-pommerſchen Familien in unſere bis dahin wenig mehr als eine Reihe von Schlachten darſtellende Geſchichte einzutragen, aber was ihm dadurch an Volksthümlichkeit und hiſtoriſchem Klang verloren gegangen war, war wieder aufgewogen worden durch das Bewußtſein gewahrter Unabhängigkeit. Weniger ein- und untergeordnet in das Räderwerk des militäriſch-bureaukratiſchen Staates, hatte ſich ganz Oſtpreußen und beſonders ſein Adel — im Einzelnen zu ſeinem Nachtheil, im Ganzen zu ſeinem Vorzug — eine ausgeſprochene provinzielle Eigenthümlichkeit zu bewahren gewußt.

In dieſer provinziellen Eigenthümlichkeit, die ſich vielleicht am beſten als ein mitunter herber Ausdruck des Freiheitlichen bezeichnen läßt, ſtand auch Graf Droſſelſtein, und wenn er an der Tafel ſeiner Freundin, der Guſer Gräfin, dem ſäbelbeinigen Generalmajor von Bamme gegenüber ſaß, der zweideutige Anekdoten erzählte und von Pferden, Prinzen und Tänzerinnen, weniger aus Renommiſterei als aus Uebermuth und ſchlechter Erziehung, in krähſtimmigem Jargon perorirte, ſo mochte er ſich, nicht ohne Anwandlung oſtpreußiſchen Stolzes, des Unterſchiedes zwiſchen ſeiner heimatlichen Provinz und dem märkiſchen Stammlande bewußt werden. Aber ſolche Anwandlungen ſchwanden ſo raſch, wie ſie kamen. Von ſeltener Unparteilichkeit, allem Engen und Selbſtiſchen fern, in welcher Form es auch auftreten mochte, ſtand es für ſeine Erkenntniß längſt feſt, daß die Mark, trotz aller ihrer Unleidlichkeiten als das Kern- und Herzſtück der Monarchie anzuſehen ſei, mit oder ohne Bammes, ja zum Theil wegen derſelben.

Der Graf hatte nur kurze Zeit dem Staate gedient. Mit zwanzig Jahren in das erſte Bataillon Garde tretend, aber ſchon nach Ablauf eines Jahres geſundheitshalber den Abſchied nehmend, war er froh geweſen, den Anblick des Potsdamer Exerzierplatzes mit dem der Marine von Nizza vertauſchen zu können. Wieder hergeſtellt, durchzog er Italien, lebte, ganz dem Studium der Kunſt hingegeben, erſt in Rom, dann in Paris, und beſchloß ſeine „große Tour“ durch einen Ausflug nach Holland und England.

Er war Ausgangs der Dreißig, als ihn um 1788 Familienangelegenheiten an den Petersburger Hof führten. Hier machte er die Bekanntſchaft einer Komteſſe Lieven, die ihn durch ihre durchſichtige Alabaſterſchönheit in demſelben Augenblicke gefangen nahm, in dem er ſie ſah. Seine Werbung wurde nicht zurückgewieſen; die Kaiſerin ſelbſt beglückwünſchte das ſchöne Paar, das ſich, unmittelbar nach der mit großer Pracht und unter Theilnahme des Petersburger Hofadels gefeierten Vermählung, auf die oſtpreußiſchen Güter des Grafen zurückzog.

Aber das ſtille Glück der Flitterwochen erſchien der jungen Gräfin bald zu ſtill. Sie ſehnte ſich nach dem zerſtreuenden Leben der „Geſellſchaft“ und da weder die politiſchen Verhältniſſe noch die Geſinnungen des Grafen ein erneutes Auftreten am ruſſiſchen Hofe — das die junge Gräfin allerdings am liebſten geſehen haben würde — ausführbar erſcheinen ließen, ſo wurde die Ueberſiedelung nach Hohen-Zieſar, einem urſpünglich den märkiſchen Troſſelſteins zugehörigem Gute, das erſt vor zwei oder drei Jahren an die oſtpreußiſche Linie gekommen war, beſchloſſen.

Von Hohen-Zieſar aus ermöglichte ſich ein verhältnißmäßig leichter Verkehr mit der Hauptſtadt, wo das Hofleben, das während der friederizianiſchen Zeit beinahe völlig geruht hatte, eben damals einen neuen Aufſchwung zu nehmen begann. Es war nicht Petersburg, aber es war doch Berlin. Die junge Gräfin, wiewohl zeitweiſe von einem halb ermüdeten halb zerſtreuten Ausdruck, als ob ihre Seele nach etwas Fernem und Verlorenem ſuche, gab ſich nichtsdeſtoweniger den Zerſtreuungen ohne Rückhalt hin. Sie galt für glücklich; ſie ſchien es auch. Aber der durchſichtige Alabaſterteint hatte nichts Gutes bedeutet; ein Blutſturz überraſchte ſie kurz vor einer Opernhausvorſtellung; eine Abzehrung folgte, ſie ſtarb vor Ausgang des Winters.

Der Graf war wie niedergeworfen. Er mied auf lange Zeit hin jeden Umgang; ſelbſt in Schloß Guſe, wo er damals ſchon verkehrte, blieb er aus. Als er wieder in der Geſellſchaft erſchien, war ſeine Selbſtbeherrſchung vollkommen; aber er hatte jenen lebemänniſchen Frohſinn und die geſprächige Heiterkeit eingebüßt, die ihn früher ausgezeichnet hatten. Er lachte nicht mehr. Er hatte nur noch das Lächeln derer, die mit dem Leben abgeſchloſſen haben. Hier und dort hieß es, daß es nicht der Tod der jungen Gräfin allein ſei, der dieſen Wandel in ſeinem Weſen geſchaffen habe. Er wandte ſich großen Bauten zu; beſonders waren es Parkanlagen, die ihn zu zerſtreuen begannen. Hohen-Zieſar bot ein gutes Material, und ſo entſtand im Geſchmack jener Zeit eine koſtſpielige Schöpfung, die ſich, vom Flachdach des Schloſſes, oder noch beſſer vom Kirchthurm aus angeſehen, als eine große in Stein und Erde ausgeführte

Alpenreliefkarte darſtellte. Granitblöcke wurden zu irgend einem Rigi aufgethürmt, über den Grat des Gebirges liefen zwei Päſſe, die nach Altorf oder Küſtnacht führten, während ein aus unſichtbaren Quellen geſpeiſter See einen kataraktreichen Bergſtrom in die Tiefe ſchickte. Sennhütten und Matten löſten ſich unter einander ab; zu Füßen dieſer Künſteleien aber, in das wirkliche Oderbruch übergehend, dehnte ſich eine reizende Flachlandſcenerie mit Feld und Wieſen, mit Fluß, Bach und Brücken und einem ſtillen weidenumſtandenen Teich, deſſen japaniſches Inſelhäuschen die Schwäne umzogen.

An der Herſtellung dieſes Parkes nahm unſere Guſer Gräfin, die ſich zu allem Rococohaften hingezogen fühlte, den regſten Antheil, der Verkehr wuchs, Briefe wurden gewechſelt, Konferenzen abgehalten, deren endliches Reſultat nicht nur der Aufbau der Hohen-Zieſarſchen „Schweiz“, ſondern auch die Etablirung einer Freundſchaft war, die ſich ſeitdem, namentlich von Seiten der Gräfin, zu einer wirklichen, über Laune und Zerſtreuungsbedürfniß weit hinausgehenden Intimität geſteigert hatte.

Dies konnte kaum ausbleiben. Denn ſo gewiß die Gräfin am Aparten hing, ſo wenig ſie der Originalfiguren ihres Zirkels entrathen mochte, ſo ſehr empfand ſie doch auch, was der Mehrzahl derſelben fehlte: Schliff, Bildung, Ton, vor allem jegliches Verſtändniß für Kunſt und Schönheit. All dies beſaß der Graf. Er hatte nicht nur die Höhe der Rheinsberger Geſellſchaft, er übertraf dieſelbe ſogar durch jenes nachhaltig wirkende Anſehen, das allein aus Selbſtſuchtloſigkeit und reinem Wandel ſprießt.

Ein beſtimmtes Ereigniß gab der ſchon gefeſtigten Freundſchaft ein neues Band. Der Graf nahm Veranlaſſung, die Gräfin ins Geheimniß zu ziehen; er erzählte ihr die Geſchichte vom Hinſcheiden ſeiner Frau, auch von dem, was dieſem Hinſcheiden unmittelbar vorausgegangen war. Es war das Folgende.

Die junge Gräfin, nach einem heftigen Huſtenanfall, ſchien in einen Zuſtand tiefen Schlummers zu verfallen, auch der Graf, ermüdet von tagelangem Wachen, ſchlief in ſeinem Lehnſtuhl ein. Es war ſpät, nur eine Schirmlampe brannte. Als er erwachte, bemerkte er, daß die Kranke aufgeſtanden war und ſich der Tapetenthüre eines Wandſchrankes näherte. Eine lethargiſche Schwere, zugleich ein dunkeles Gefühl, daß er die Kranke in ihrem Thun nicht ſtören dürfe, hielten ihn in ſeinem Lehnſtuhl feſt. Er ſah nun, daß ſie zunächſt ein Käſtchen aus dem Schranke, dann aus einem verborgenen Fach des Käſtchens eine Anzahl Briefe nahm, die mit einer rothen Schnur zuſammen gebunden waren. Sie ſchritt wieder zurück, an ihm vorbei, glaubte ſich zu überzeugen, daß er ſchlafe, und trat dann an den Kamin. Sie berührte die Briefe mit den Lippen, löſte die Schnur und warf dann jeden einzelnen Brief vorſichtig, damit die Flamme nicht zu hell aufſchläge, in das halb erloſchene Feuer. Als alles verglimmt war, kehrte ſie an ihr Lager zurück, hüllte ſich in die Decken und athmete hoch auf, wie befreit von einer bangen Laſt. Es war ihr letztes Thun. Ehe der Morgen kam, war ſie nicht mehr. Welch ein Tag für den Ueberlebenden! Er hatte ſich geliebt geglaubt; nun war alles Wahn und Traum! Weſſen Hand hatte die Briefe geſchrieben, die die Empfängerin bis zuletzt wie ein Allertheuerſtes gehegt hatte? Er frug es immer wieder; aber keine Antwort. Das Geheimniß war bei der Todten und der Aſche im Kamin.

So hatte der Graf erzählt. Die Erzählung ſelbſt aber, wie ſchon angedeutet, beſiegelte die Freundſchaft, die von jenem

Tage an unauflöslich zwiſchen dem Wittwergrafen auf Hohen-Zieſar und der Gräfinwittwe auf Schloß Guſe beſtand.

* * *

Schloß Guſe hatte jedoch nur einen Droſſelſtein; alles andere, was ſich von „allerlei Freunden" daſelbſt verſammelte, konnte ſo ziemlich als Revers des Grafen gelten.

Ihm im Range am nächſten ſtand Präſident von Krach, ein Mann von Gaben und Charakter. Er galt als ein bedeutender Juriſt, hatte durch hartnäckige Oppoſition den Zorn des großen Königs herausgefordert und ſeinerſeits, in tiefer Verſtimmung über die bei dieſer Gelegenheit erfahrene Unbill, ſich nach Bingenwalde zurückgezogen. Er war hager, groß, ſcharf, wenig leiblich. Sein hervorſtechender Zug war der Geiz. Er beanſtandete jede Rechnung und bezahlte ſie, nach dem Grundſatze: „Zeit gewonnen, Zins gewonnen", immer erſt nach eingeleitetem prozeſſualiſchen Verfahren. Die Betroffenen ſpotteten, daß es aus alter Anhänglichkeit an die Gerichte geſchähe, zu denen ſich ſein juriſtiſches Paragraphenherz doch immer wieder hingezogen fühle. Eines beſonderen Rufes genoſſen auch ſeine Diners, die, wiewohl alljährlich nur einmal wiederkehrend, ein wahres Schreckniß der geſammten Oderbruch-Ariſtokratie bildeten. Einzig und allein der alte Bamme — den ſeine Trinkgelder und Cordialequivoken zum Liebling aller als Livréediener eingekleideten Kutſcher und Gärtner machten — hatte ſich bisher unter Anwendung von Flaſchenescamotage dieſem Schreckniß zu entziehen gewußt, ſo daß beiſpielsweiſe Baron Pehlemann auf das ernſthafteſte verſicherte: „Nie, während ſämmtlicher Krachſchen Diners, ſei ſeitens des „Generals" ein Tropfen anderen Weines als aus ſeinem eignen, Bammeſchen Keller getrunken worden." Bamme ſelbſt, ohnehin von einer beinahe krankhaften Neigung erfüllt, ſein Huſarenthum coûte que coûte zur Geltung zu bringen, ließ ſich ſolche Huldigungen gern gefallen, ermangelte aber andererſeits nie, natürlich nur zu Gunſten neuer Malicen gegen Krach, ſeinen Schlauheitstriumph über dieſen entſchieden in Abrede zu ſtellen. Krach, ſo ſchwur er, ſei viel zu ſcharf, um getäuſcht werden zu können; er habe den Criminal- und Inquiſitorialblick einer dreißigjährigen Praxis, er ſehe alles, er wiſſe alles; aber freilich er ſchweige auch, weil er bei kleinem Aerger die großen Vortheile der Situation ſofort überblicke und in Wahrheit nur von einer Frage beſtürmt werde: „warum ſind ſie nicht alle Bammes?“

Die Gräfin, perſönlich von großer Freigebigkeit, nahm wenig Anſtoß an dieſem Geiz. Sie hatte lange genug gelebt, um zu wiſſen, daß das gegen ſich ſelbſt und andere gleich erbarmungsloſe Sparen den Körper feſt und zäh, den Geiſt ſcharf und ſchneidig mache, vor allem auch der Ausbildung von Originalen günſtig ſei, freilich keiner angenehmen. Aber darauf kam es ihr nicht an. Was ſchließlich den Ausſchlag zu Gunſten Krachs gab, war, daß auch der Prinz einen ſtarken Hang zum Oekonomiſiren gehabt hatte.

Die dritte Figur des Kreiſes war der ſchon mehrgenannte Generalmajor v. Bamme, oder der „General“, wie er kurzweg in Schloß Guſe genannt wurde, ein kleiner, ſehr häßlicher Mann mit vorſtehenden Backenknochen und Beinen wie ein Rococotiſch; die ganze Erſcheinung huſarenhaft, aber doch noch mehr Kalmück als Huſar.

Er gehörte einem alten havelländiſchen Geſchlechte an, Haus Bamme bei Rathenow, das mit ihm erloſch. Die Wahrheit zu geſtehen, erloſch nicht viel damit. Seine eigene Jugend war hingewüſtet worden; wunderbare Geſchichten gingen davon um. Ein adliges Fräulein, das ſich von ihm geliebt glaubte, Tochter eines Nachbars, hatte er in Unehre gebracht; den

Bruder, der auf Eheſchließung drang, jagte er vom Hofe. Das Mädchen ſelbſt, übrigens im Hauſe der Eltern bleibend, wurde irrſinnig.

Ein Jahr ſpäter ſtarb der alte Bamme; Vater und Sohn waren einander werth geweſen. Sie ſetzten des Alten Sarg auf eine Gruftverſenkung, und neben den Sarg, eine Fackel in der Hand, ſtellte ſich der Sohn. Er trug die rothe Uniform des Huſarenregiments Zieten; die kleine Kirche war ſchwarz ausgeſchlagen. In dem Augenblicke, in dem der Sarg niederſtieg, rief die Irrſinnige, die ſich auf dem Orgelchor verſteckt hatte: „Seht, nun fährt er in die Hölle.“ Alles entſetzte ſich; nur der, an den ſie die Worte gerichtet hatte, lächelte. Er war übrigens ein ausgezeichneter Soldat, das hielt ihn.

Als er nach dem Basler Frieden, der ihn wurmte, ſeinen Abſchied nahm, zog er aus dem Havellande ins Oderbruch und kaufte ſich in der Nähe von Schloß Guſe an. Die Groß-Quirlsdorfer hatten ſich wenig über ihn zu beklagen. Er ſetzte zwar das alte Leben fort; aber die Oderbrücher, ſelber nicht difficil, legten ihm durch Mißbilligung keinen Zwang auf. Sein Geſchmack wurde immer wunderlicher. Starb wer Junges im Dorf, Burſch oder Mädchen, ſo ließ er ein großes Begräbniß anrichten, vorausgeſetzt, daß die Leidtragenden ihre Zuſtimmung gaben, die Leiche zu ſchminken und in einem mit vielen Lichtern geſchmückten Flur aufzubahren. Dann ſtellte er ſich zu Füßen, rauchte aus einem Meerſchaumkopf und ſah, halbzugekniffenen Auges, die Leiche eine halbe Stunde lang an. Was dabei durch ſeine Seele ging, wußte niemand. Er galt für einen Tückebold, auch noch für Schlimmeres; indeſſen er war General, märkiſch und ſoldatiſch vom Wirbel bis zur Zeh, und von einem humoriſtiſch verwegenen Muth. Erſt vor drei

Jahren hatte ſein letztes Rencontre ſtattgefunden. Die Veranlaſſung war ganz in ſeiner Art. Eine Scheune auf einem Nachbargute brannte nieder; Bamme, der den Beſitzer nicht leiden konnte, ſagte bei offener Tafel: „Hochverſicherte Scheunen brennen immer ab.“ Er ſollte zurücknehmen. Statt deſſen maß er ſeinen Gegner und krähte nur: „Jede Feuer-Aſſekuranz ſagt daſſelbe.“

Nun kam es zum Duell; Hauptmann von Rutze ſekundirte. Der Beleidigte ſchoß Bammen den rechten Ohrzipfel ſammt dem kleinen goldenen Ohrring weg, den er „Rheumatismus halber“ trug. Er ließ ſich nun einen neuen Ring durch die ſtehengebliebene Ohrhälfte ziehen, und ſah ſeitdem ſcurriler aus denn je.

Eine gewiſſe Schelmerei, wie zugeſtanden werden muß, ſöhnte manchen ſeiner Gegner mit ihm aus; dazu kam, daß er ſich gab wie er war, und ſein eigenes Leben rückhaltlos in den pikanteſten Anekdoten aufdeckte. Seine geiſtigen Bedürfniſſe beſtanden in necken, ſpotten und myſtifiziren, weshalb er, wie kein zweiter, von allen Sammlern und Alterthumsforſchern in Barnim und Lebus gefürchtet war. Um ſeine Tücke beſſer üben zu können, war er Mitglied der Geſellſchaft für Alterthumskunde geworden. Feuerſteinwaffen, bronzene Götzenbilder und verräucherte Topfſcherben ließ er ausſetzen und verſtecken, wie man Oſtereier verſteckt, und war über die Maßen froh, wenn nun die „großen Kinder“ zu ſuchen und die Perioden zu beſtimmen anfingen. Turgany, wie ſich denken läßt, zog den möglichſten Nutzen aus dieſen Myſtifikationen, und jedesmal, wenn Seidentopf etwas Urgermaniſches aufgefunden haben und zum letzten Streiche gegen den zurückgedrängten Juſtizrath ausholen wollte, pflegte dieſer wie von ungefähr hinzuwerfen: „wenn nur nicht etwa Bamme ...,“ ein Satz, der nie beendet wurde, weil ſchon die Einleitung deſſelben zur vollſtändigen Verwirrung des Gegners ausreichte.

Alles in allem war der „General“ eine Lieblingsfigur auf Schloß Guſe, auch der Hecht im Karpfenteich. Die Gefahren und Unbequemlichkeiten, die ſich daraus ergaben, wurden durch das friſche Leben, das er brachte, wieder aufgewogen. Es kam nicht in Betracht, daß er über Sittlichkeit ſeine eigenen Anſichten hatte. Man ließ dies gehen. Die Gräfin ſchlug jede Kritik darüber mit der Bemerkung nieder: „l'immoralité ouverte, c'est la seule garantie contre l'hypocrisie.“

Nur den Vitzewitzes, alt und jung, war mit ſolcher Bemerkung nicht beizukommen; ſie verharrten, bei äußerlich leidlicher Stellung zu dem alten Schabernack, in ihrer Abneigung gegen ihn, und Berndt pflegte zu ſagen: „Bamme und Hoppenmarieken, das hätt' ein Paar gegeben!“

Neben Bamme, zugleich als ſein natürlicher Gegenſatz, ſtand Baron Pehlemann, die vierte Figur der Guſer Kreiſes. Was Bamme an Muth zu viel hatte, hatte Pehlemann zu wenig. Daß er der Gräfin dadurch ein kaum geringeres Intereſſe einflößte, als ſein encouragirtes Widerſpiel, braucht nicht erſt verſichert zu werden, aber auch der Kreis ſelbſt war weit entfernt davon, dies Manco an Herzhaftigkeit ernſtlich zu beanſtanden. Am wenigſten die Militärs. Es läßt ſich ähnliches auch heute noch beobachten. Alle Stubenhocker bringen beſtändig auf „Opfertod“; alte geſchulte Soldaten aber, die aus fünfzig Schlachten her wiſſen, einerſeits welch ein eigen und unſicher Ding der Muth iſt, andererſeits welche niedrige Organiſation, welch bloßer wer weiß woher genommener Taumelzuſtand ausreicht, um ein Heldenſtück gewöhnlichen Schlages zu verrichten, alle dieſe denken ſehr ruhig über Bravourangelegenheiten und haben in der Regel längſt aufgehört, alles was dahin gehört, in einem beſonderen Glorienſchein zu ſehen. So kam es, daß Bamme und Pehlemann die beſten Freunde waren. Natürlich fehlte es nicht an Hänſeleien. Erſt einige Wochen vor Beginn unſerer Erzählung hatte Pehlemann, der mitunter ein ihn plötzlich überkommendes Zutrauen zu ſich ſelbſt faßte, die Verſicherung abgegeben: „ſeine Abneigung gegen Schußwaffen beruhe lediglich auf einer allzufeinen Organiſation ſeines Ohres“, worauf von Seiten Bammes mit ſo viel Ernſt wie möglich erwidert worden war: „Gewiß, dergleichen kommt vor; ſo laſſen Sie uns, wie alte Korpsburſchen, einen Gang auf krumme Säbel machen; das iſt ein ſtilles Geſchäft; Ihr Ohr bleibt unbeläſtigt. Höchſtens hau' ich es Ihnen ab.“ Solches Schrauben und Aufziehen war an der Tagesordnung, ſtörte aber keinen Augenblick das gute Einvernehmen, da der „Wuſchewierer Baron“, wie er in der ganzen Umgegend hieß, bei aller ſonſtigen Grundverſchiedenheit von Bamme, wenigſtens eine gute Seite mit ihm gemein hatte: er war nicht empfindlich. Auch nicht als Dichter, wozu ihn, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, das Podagra gemacht hatte. Er wollte nämlich beobachtet haben, daß das Podagra ſeiner Muſe jedesmal weiche, eine vertrauliche Mittheilung, die ſeitens des Guſer Kreiſes zu folgendem Verſe benutzt worden war:

Cedo majori.
Als des Barones Podagra
Nun ſeine Muſe kommen ſah,
Erſchrak es ſehr und ſagte: „ach,
Daneben bin ich doch zu ſchwach.“
Und packte ſchnell das Zwickzeug ein
Und ließ die beiden ganz allein.

Es hieß angeblich, Bamme habe dieſen Vers gemacht; in Wahrheit wußte jeder, daß er von Dr. Faulſtich herrühre, der immer bereit war, ſeine kleinen Piratenboote unter fremder Flagge ſegeln zu laſſen.

Der fünfte des Kreiſes war der Kammerherr von Medewitz auf Alt-Medewitz, ein langweiliger, pedantiſcher Herr, ſehr durchdrungen von der Bedeutung der Medewitze, trotzdem die Blätter der vaterländiſchen Geſchichte den Namen derſelben nirgends aufzeichneten. Seine Spezialität waren Erfindungen, in Betreff deren er, nach Art der Philoſophen, nichts Großes und Kleines kannte. Er hatte für alles die gleiche Liebe. Sparheizung, luftdichter Fenſterverſchluß, Zerſtörung des Mauerſalpeters in Schaf- und Pferdeſtällen, künſtliche Morchelzucht, das waren einige der Fragen, die ſeinen beſtändig auf Löſungen und Verbeſſerungen gerichteten Geiſt beſchäftigten. Den Militärbehörden war er wohl bekannt durch ſeine mehrfach eingereichten Abhandlungen über erleichtertes Gepäcktragen und praktiſche Mantelrollung. Immer mit beigefügter Zeichnung. Sein eigentliches Steckenpferd aber waren die Doſen. Er war ein Sammler, und man durfte füglich ſagen, was Seidentopf für die Urnen war, das war von Medewitz für die Tabatièren und alles ihnen Anverwandte. In Bezug auf die friederizianiſche Zeit war ſeine Sammlung ſo gut wie komplett. Von der Mollwitzdoſe an, auf der der junge König am Gatterthor von Ohlau mit Flintenſchüſſen empfangen wurde, bis zur Hubertsburgdoſe, auf der ein Kurier mit einem wehenden Tuche, und dem Worte „Friede" darauf, durch die Welt flog, hatte er ſie alle, einzelne ſogar doppelt.

So weit war alles gut. Er begnügte ſich aber nicht mit der „ſtillen Doſe", er war vor allem auch ein leidenſchaftlicher Verehrer jener damals auf der Höhe ihres Ruhmes ſtehenden, in Gold und Schildpatt ausgeführten Miniaturleierkäſten, die unter dem Namen der Spieldoſen ihre Reiſe um die Welt gemacht haben. Solche mit Muſik geladene Ueberfallwerkzeuge führte von Medewitz beſtändig bei ſich, und mit ihnen war es, daß er ſeine geſellſchaftlichen Attentate verübte. Wie es Menſchen gibt, vor deren Anekdoten man, und wenn man in einer Begräbnißkutſche mit ihnen ſäße, nie ganz ſicher iſt, ſo war man nie ſicher vor einer Medewitzſchen Spieldoſe. Er war ſich dieſer Macht bewußt und übte ſie, mitunter glücklich und taktvoll, durch Ausfüllung ängſtlicher Pauſen; aber viel häufiger noch folgte er den Eingebungen bloßer Laune oder verletzter Eitelkeit. Unfähig aus eigenen Mitteln zur Geſellſchaft beizuſteuern, wachte er eiferſüchtig über allem, was durch Wiſſen oder Darſtellungsgabe ſich auszeichnete, und wenn vielleicht der glänzend aufgebaute Satz eines guten Sprechers eben ſeinen Abſchluß erhalten ſollte, durfte man ſicher ſein, aus bloßer Neidteufelei, eine Papagenoarie oder die „Schlacht bei Marengo“ dazwiſchen treten zu ſehen. Was das niederdrückendſte war, war, daß das Mittel, wenn nur ein einziger Fremder bei Tiſche ſaß, trotz ſeiner Verbrauchtheit immer wieder wirkte. Der Gräfin wäre es ein leichtes geweſen, dieſer Mißgunſtsmuſik ein Ende zu machen; aber ſo abgeſchmackt ſie das Gebahren fand, ſo freute ſie ſich doch jedesmal, den verlegenen Aerger der um ihren Redetriumph Betrogenen beobachten zu können.

Der unbedeutendſte des Guſer Zirkels war von Rutze, leidenſchaftlicher Jäger, ein langer, ſehniger, ziemlich ſchweigſamer Mann, ehemals Hauptmann im pommerſchen Regiment von Pirch. Er hatte Protzhagen, das übrigens uralter Rutzeſcher Beſitz war, erſt vor etwa zwanzig Jahren gekauft. Die Veranlaſſung dazu wurde wie folgt erzählt:

Nach Stargard hin, wo das Regiment von Pirch in Garniſon lag, verirrte ſich eine Topographie des Oderbruchs. In dem Kapitel „Buckow und ſeine Umgebung“ hieß es auf

Seite 114: „Bei Protzhagen, einem Gute, das drei Jahrhunderte lang den Rutzes angehörte, zieht ſich eine tiefe Schlucht, die „Junker Hanſens Schlucht". Sie führt dieſen Namen, weil Junker Hans von Rutze hier ſtürzte und verunglückte; dies war 1693. Er war der letzte Rutze." Kaum war von einem der Kameraden dieſe Notiz entdeckt worden, ſo hieß es in nicht endenden Scherzreden: „Rutze ſei untergeſchoben; es gäbe keine Rutzes mehr; der letzte läge längſt in der Protzhagener Kirche begraben." Unſer Hauptmann, kein Meiſter im Reparti, wurde mißmuthig; er nahm den Abſchied und kaufte Protzhagen, um nunmehr an Ort und Stelle die Beweisführung anzutreten, daß es mit dem „letzten Rutze" noch gute Wege habe. Aber er verbeſſerte ſich dadurch nur wenig. Die Stargarder Neckereien waren bekannt geworden und hatten nun auf Schloß Guſe ihren Fortgang. Bamme verſchwor ſich hoch und theuer, daß es mit einem der beiden „letzten Rutzes", dem jetzigen oder dem früheren, nothwendig eine ſonderbare Bewandtniß haben müſſe. Entweder ſei der ſelige Hans von Rutze nichts als eine geſpenſtiſche Vorerſcheinung, eine Spiegelung von etwas erſt Kommendem geweſen, oder aber der unter ihnen wandelnde Freund, ohnehin beinahe fleiſchlos, ſei ein Revenant. Was ihn (Bamme) perſönlich angehe, ſo gäbe er der erſteren Annahme den Vorzug, weil ihm darnach die Wirklichkeit der Dinge noch eine Hirſchjagd, einen Schluchtenſturz und einen den Hals brechenden Rutze ſchuldig ſei.

Der alte Hauptmann folgte dieſen Auseinanderſetzungen jedesmal mit ſüßſaurem Geſicht, hatte ſich aber längſt aller Proteſte dagegen begeben. Dann und wann ſchritt er ſeinerſeits zum Angriff, ohne jedoch mit Hilfe dieſes Kunſtgriffs dem gewandten Bamme beikommen zu können.

Unter ſeinen ſonſtigen kleinen Schwächen war die bemerkenswertheſte die, daß er ſich, in Anbetracht ſeines aus Schluchten und Abhängen beſtehenden Protzhagener Territoriums, für eine Art Gebirgsbewohner hielt. „Wir auf der Höhe" zählte zu ſeinen Lieblingsredewendungen.

Der Gräfin war er werth durch einen beſonderen Reſpekt, den er ihr entgegenbrachte. Denn wie ſehr ſie vorgeben mochte, über Huldigungen und Schmeicheleien hinweg zu ſein, ſo war ſie ſchließlich doch nicht unempfindlich dagegen.

Der ſiebente und letzte des „engeren Zirkels" war Doktor Faulſtich. Ein ſpäteres Kapitel wird von ihm ausführlicher erzählen.

IV.

Der Tiſch.

Der ganze Freundeskreis, mit Ausnahme Dr. Faulſtichs, welcher nach altem Herkommen den dritten Feiertag in Ziebingen zuzubringen pflegte, war nach Schloß Guſe geladen. Auch Lewin und Renate, wie wir wiſſen.

Dieſe waren die erſten, die eintrafen. Die Einladung hatte auf vier Uhr gelautet, aber eine volle Stunde früher ſchon bog der Schlitten Lewins in eine der großen Avenuen ein. Es war nicht mehr die Planſchleiſe mit Strohbündeln und Häckſelſack, in der wir zuerſt die Bekanntſchaft unſeres Helden machten; Tante Amélie, für ſich ſelbſt gelegentlich ſalopp, hielt auf Eleganz der Erſcheinung bei anderen. Dem bequemten ſich die Hohen-Vietzer nach Möglichkeit. Der Schlittenſtuhl, mit einem Bärenfell überdeckt, zeigte die bekannte Muſchelform, blaugeſäumte Schneedecken blähten ſich wie ſeitwärts geſpannte Segel und ſtatt des roſtigen Schellengeläutes, das am Heiligabend unſeren Lewin in Schlummer geläutet hatte, ſtand heute ein Glockenſpiel auf dem Rücken der Pferde, und zwei kleine Haarbüſche wehten roth und weiß darüber hin. Die körnerpickenden Sperlinge flogen zu hunderten in der Dorfgaſſe auf; ſo ging es auf das Schloß zu. Jetzt war auch die Sphinxenbrücke paſſirt, und der Schlitten hielt. Lewin, raſch die Decke zurückſchlagend, reichte Renaten die Hand, die nun mit der Raſchheit der Jugend aus dem Schlitten auf eine über den harten Schnee hin ausgebreitete Binſenmatte ſprang. So ſchritt ſie dem Eingange zu. Sie erſchien größer als ſonſt, vielleicht in Folge des langen Seidenmantels, grau mit rothen Paspeln, aus deſſen aufgeſchlagener Kapuze ihr klares Geſicht heute mit doppelter Friſche hervorleuchtete. Denn die Fahrt war lang, und es ging eine ſcharfe Luft.

Der Flur umfing ſie mit wohlthuender Wärme; in dem altmodiſch hohen Kamin, den die beiden Derfflingerſchen Dragoner flankirten, brannte ſeit Stunden ſchon ein gut unterhaltenes Feuer.

Ein Diener in Jägerlivree, der ſeinen Hirſchfänger zu tragen wußte, nahm ihnen die Mäntel ab und meldete, daß ſich die Gräfin auf wenige Minuten entſchuldigen laſſe. Dies war die regelmäßig wiederkehrende Form des Empfanges. Lewin und Renate ſahen verſtändnißvoll einander an und ſchritten durch das Billard- und Spiegelzimmer in den „Salon". Sich ſelbſt überlaſſen, traten ſie hier an das in einer breiten und tiefen Niſche befindliche Eckfenſter, deſſen untere Hälfte aus einer einzigen Scheibe beſtand. Damals etwas Seltenes und ſehr bewundert. Die Eisblumen waren halb weggeſchmolzen und geſtatteten einen Blick ins Freie. Ueber das Schwanenhäuschen hin, das nur noch mit ſeinem Spitzdach aus dem verſchneiten Schloßgraben emporragte, ſahen ſie gradaus in eine kahle Kirſchallee hinein, die ſich bis an die Grenze des Parkes zog. An den vorderſten Stämmen waren einige Dohnenſprengſel mit ihren rothen Ebereſchenbüſchelchen ſichtbar, während am Ausgange der Allee der dunkele Carzower Kirchthurm ſtand, deſſen vergoldete Kugel eben in der untergehenden Sonne leuchtete. Um die Geſchwiſter her war alles ſtill; ſie hörten nur, wie das mehr und mehr abthauende Eis in einzelnen Tropfen in die Blechbehälter fiel.

Dieſer Platz am Fenſter war anheimelnd genug; jeder andere Beſucher aber würde es doch vorgezogen haben, das letzte Tageslicht noch zu einem Umblick in dem „Salon“ ſelbſt zu benutzen. Es war ein quadratiſcher Raum, der in ſeiner Einrichtung für eben ſo geſchmackvoll wie wohnlich gelten konnte. Die den Fenſtern gegenüber gelegene Seite wurde von einem halbkreisförmigen Divan eingenommen, der in der Mitte getheilt, einen Durchgang zu den Flügelthüren des Eßſaales offen ließ. In den ebenfalls freibleibenden Ecken ſtanden Lorbeer- und Oleanderbüſche, nach links und rechts hin vertheilt. Neben der Oleanderecke ſtieg eine Wendeltreppe auf, das zierlich durchbrochene Geländer von Nußbaumholz. Ein dicker Teppich, in dem das türkiſche Roth vorherrſchte, deckte den Fußboden; ſonſt war alles blau: die Wände, die Gardinen, die Möbelſtoffe. Rings umher, auf Säulen und Konſolen, erhoben ſich Büſten und Statuetten, deren leuchtendes Weiß beim Eintreten den erſten Eindruck gab. Erſt ſpäter traten auch die Bilder hervor, die ſtark angedunkelt in kaum geringerer Zahl als jene Marmor- und Alabaſterarbeiten das Zimmer ſchmückten. Es waren ſämmtlich Erinnerungsſtücke aus den Rheinsberger Tagen her. Da war zunächſt das Porträt des Prinzen ſelbſt, etwas barock in Auffaſſung und Behandlung, die Aufſchläge von Tigerfell, die Hand auf ein Felsſtück und einen Schlachtplan geſtützt. Gegenüber Schloß Rheinsberg, ſeine Front im Waſſer ſpiegelnd, und über den See hin glitt ein Kahn, darin eine ſchöne Frau mit aufgelöſtem Haar, blond wie eine Nixe, am Steuer ſaß. Es hieß, es ſei die Gräfin. An den Fenſterpfeilern, im Schatten und wenig bemerkbar, hingen die Paſtellporträts der prinzlichen Tafelrunde: Tauentzien, die

Wreechs, Knyphauſen, Kneſebeck; meiſtens Geſchenke der Freunde ſelbſt.

Lewin und Renate ſahen noch der untergehenden Sonne nach, als ſie aus der Tiefe des Zimmers her den Zuruf hörten: „Soyez les bien-venus.“ Sie wandten ſich und ſahen die Tante, die von der Wendeltreppe her auf ſie zuſchritt. Die Geſchwiſter eilten ihr entgegen, ihr die Hand zu küſſen.

Die Gräfin trug ſich ſchwarz, ſelbſt die Stirnſchnebbe fehlte nicht. Es war dies, dem Beiſpiele regierender Häuſer folgend, die Wittwentracht, die ſie ſeit dem Hinſcheiden des Grafen nicht wieder abgelegt hatte. Im übrigen hätten Haube und Krauſe friſcher ſein können, ohne den Eindruck zu ſchädigen.

In der Nähe des Eckfenſters ſtand eine „Cauſeuſe“, die denſelben Bleu-de-Franceüberzug hatte, wie alle übrigen Möbel. Dies war der Lieblingsplatz der Gräfin; Renate ſchob ein hohes Kiſſen heran, während Lewin ſich der Tante gegenüber ſetzte. Das Geſpräch war bald in vollem Gange, mit franzöſiſchen Wörtern und Wendungen reichlich untermiſcht, die wir in unſerer Erzählung nur ſparſam wiedergeben. Die Tante ſchien gut gelaunt und that Frage über Frage. Der Hohen-Vietzer Weihnachtsmorgen, ſogar der Wagen Odins mußten ausführlich beſprochen werden. Dies letztere war das überraſchendſte, denn in Sachen der Alterthümlerei blieb die Guſer Gräfin wenig hinter Bamme zurück. Auch Maries wurde gedacht, aber nur kurz, dann lenkte das Geſpräch zu den Ladalinskis hinüber, an die das Haus Vitzewitz durch eine Doppelheirath zu ketten, der ſehnlichſte Wunſch der Tante war. Ihr in dieſem Wunſche nach Möglichkeit entgegen zu kommen, würde ſich, da ſie die Erbtante war, unter allen Umſtänden empfohlen haben; es traf ſich aber ſo glücklich, daß der Guſer

Familienplan und die Herzenswünſche der Hohen-Vietzer Geſchwiſter zuſammen fielen.

„Wie verließeſt Du Tubal?“ fragte die Tante.

„In beſtem Wohlſein,“ erwiderte Lewin, „und ein Brief, der heute früh von ihm eintraf, läßt mich annehmen, daß die Feiertage nichts verſchlimmert haben.“

„Was ſchreibt er?“

„Ein Langes und Breites über literariſche Freunde. Aber eine kurze Schilderung des Chriſtabends und wie die Weihnachtslichter bei den Ladalinskis ziemlich trübe brannten, ſchickt er voraus. Er ſagt auch einiges über Kathinka. Darf ich es Dir mittheilen?“

„Je vous en prie.“

Lewin entfaltete den Brief. Es dunkelte ſchon im Zimmer. Er rückte deshalb näher an das Fenſter, deſſen Scheiben in dem letzten Roth erglühten. Dann las er über die Eingangszeilen hinweg gehend: „In einem Hauſe, in dem die Kinder fehlen, wird das Chriſtkind immer einen ſchweren Stand haben, ſo nicht etwa der Kinderſinn den Erwachſenen verblieben iſt. Und Kathinka, die ſo vieles hat (vielleicht weil ſie ſo vieles hat) hat dieſen Sinn nicht.“

Lewin ſchwieg einen Augenblick, weil es ihm ſchien, daß die Tante ſprechen wolle. Dann ſagte dieſe: „Es iſt eine richtige Bemerkung, aber es überraſcht mich, ſie von Tubal zu hören. Es iſt, als ob Seidentopf ſpräche. Kathinka iſt eine Polin, ça dit tout, und gerade das macht ſie mir werth. Kinderſinn! Bêtise allemande. Wie mag nur ein Ladalinski ſo tief ins Sentimentale gerathen. C'est étonnant! Ich würde die deutſche Mutter darin zu erkennen glauben, wenn nicht durch ein Spiel des Zufalls, par un caprice du sort in eben dieſer Mutter mehr polniſch Blut lebendig geweſen wäre, als in einem halben Dutzend „itzlis“ oder „inslis“. Kinderſinn! Dieu m'en garde! Ich bitte Euch, meine Theuren, verſchließt Euch der eitlen Vorſtellung, als ob dieſe deutſchen Gefühlsſpezialitäten die unerläßlichen Requiſiten in Gottes ewiger Weltordnung wären.“

Renate faßte ſich zuerſt und ſagte: „Ich glaube, daß mir dieſe Vorſtellung fremd geblieben iſt, aber ſchon die Bibel preiſt den Kinderſinn als etwas Köſtliches.“

Die Tante lächelte. Dann nahm ſie, wie ſie zu thun pflegte, die Hand der Nichte, ſtreichelte ſie und ſagte: „Du haſt dieſen Sinn, und Gott erhalte ihn Dir. Aber muß ich Euch, die Ihr mich kennt, noch erſt Erklärungen geben? A quoi bon? Gewiß iſt es etwas Schönes um ein kindlich Herz, wie um alles, was den Vorzug des Natürlichen und Reinen hat. Aber das ſtete Sprechen davon oder das Geltendmachen, das immer nur da ſich einfindet, wo der Schein an Stelle der Sache getreten iſt, das iſt kleinbürgerlich-deutſch et voilà ce qui me fâche. Und das war es auch, was den Prinzen verdroß. In ſeinem Unmuth unterſchied er dann nicht, ob er die Frommen oder die Heuchler traf; ſonſt ſo vorſichtig, wog er nicht länger ab, und auch ich je n'aime pas à marchander les mots. Ihr müßt Abzüge machen, wo es noth thut. Inzwiſchen laß uns weiter hören, Lewin.“

Lewin fuhr im Leſen fort: „Als die Thüren eben geöffnet wurden, kam Graf Bninski. Er hatte Aufmerkſamkeiten für uns alle, zu weit gehende für mein Gefühl, aber Kathinka ſchien es nicht zu empfinden.“

„Aber Kathinka ſchien es nicht zu empfinden,“ wiederholte die Gräfin langſam den Kopf ſchüttelnd. Dann fuhr ſie fort: „Oh cet air bourgeois, ne se perdra-t-il jamais? Mit neuen Karten das alte Spiel. Je ne le comprends pas. So lange die Welt ſteht, haben ſich Jugend und Schönheit an Geſchenken erfreut, an Pracht der Blumen, am Glanz der Steine. Sie paſſen zuſammen. Aber Tubal erſchrickt davor und wird nachdenklich, als ob er eine durch Broche und Nadel in ihrer Tugend bedrohte Epiciertochter zu hüten hätte. Und das heißt Sitte! Sitte, Kinderſinn, je les respecte, mais j'en déteste l caricature. Und davon haben wir hierlandes ein gerüttelt und geſchüttelt Maaß."

„Ich glaube," nahm jetzt Lewin das Wort, „Tubal empfindet wie Du, wie wir alle. Sein Bedenken, wenn ich ihn recht verſtehe, wurde nicht der Gabe, ſondern des Gebers halber ausgeſprochen. Graf Bninski nähert ſich Kathinka, er bewirbt ſich um ihre Hand. Vielleicht daß ich mich irre, aber ich glaube nicht."

Die Tante war ſichtlich überraſcht. Dann fragte ſie haſtig: „Und der Vater?"

„Er ſteht dagegen, auch Tubal. Sie ſchätzen den Grafen perſönlich, er iſt reich und angeſehen. Aber Du kennſt die Geſinnungen beider Ladalinskis oder doch des Vaters. Und Bninski iſt Pole vom Wirbel bis zur Zeh."

„Und Kathinka ſelbſt?"

Es blieb bei dieſer Frage, denn ehe Lewin antworten konnte, wurden im Spiegelzimmer Stimmen laut, und dem zwei Doppelleuchter vorantragenden Jäger paarweis folgend, traten jetzt Krach und Bamme, dann Medewitz und Rutze bei der Gräfin ein.

Nach kurzer Begrüßung wurde auf dem großen Sopha Platz genommen, und die Gräfin, abwechſelnd an den einen oder andern ihrer Gäſte ſich wendend, theilte denſelben mit, daß Baron Pehlemann wegen eines neuen heftigen Podagraanfalles abgeſchrieben, Droſſelſtein aber — durch Geſchäfte zurückgehalten — erſt für 4½ Uhr ſein Erſcheinen zugeſagt habe. „Ich denke," ſo ſchloß ſie, „wir warten auf ihn. Der erſten Viertelſtunde, die das Recht jeden Gaſtes iſt, legen wir die zweite zu." Alles verneigte ſich, wenn auch unter geheimem Proteſt.

Eine ſolche Wartehalbeſtunde pflegt der Unterhaltung nicht günſtig zu ſein. Die Schweigſamen ſchweigen mehr denn je, aber auch die Beredten halten ängſtlich zurück, unluſtig ihre vielleicht nur noch des Abſchluſſes harrende glänzende Anekdote durch die Meldung des eintretenden Dieners unterbrochen und zu ewiger Pointeloſigkeit verurtheilt zu ſehen. Bamme gehörte dieſer letzteren Gruppe an, bezwang ſich aber und war der einzige, der den erſichtlichen Bemühungen der Gräfin hilfreich entgegen kam. Freilich nur mit theilweiſem Erfolg. Ueber eine ſprungweiſe Converſation kam man nicht hinaus, und die Fragen drängten ſich, ohne daß eine rechte Antwort abgewartet wurde. Das Baron Pehlemannſche Podagra gab den dankbarſten Stoff. „Warum mußte er beim letzten Dachsgraben wieder zugegen ſein? Ein Podagriſt und zwei Stunden im Schnee! Warum riß er wieder den Rauenthaler an ſich? Aber das iſt ſo Pehlemannſche Bravour: ein freudiger Opfertod auf dem Altar der Gourmandiſe! Im übrigen, wo blieb „Cedo majori?" Warum hat er nicht ſeine Muſe citirt?"

„Er hat," entgegnete die Gräfin und nahm aus einer vor ihr ſtehenden Alabaſterſchale ein zierlich zuſammen gefaltetes Billet. Aber die beiden Stutzuhren, auf deren gleichen Pendelgang Tante Amélie mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit hielt, ſchlugen eben halb, die gewährte Friſt war um, und die Flügelthüren des hell erleuchteten Eßſaals öffneten ſich pünktlich und lautlos nach innen zu.

Die Gräfin und Krach führten ſich. In demſelben Augenblick trat auch Droſſelſtein ein. Mit der Linken hinüber grüßend, wie um anzudeuten, daß er die Tiſchprozeſſion nicht zu ſtören wünſche, bot er Renaten ſeinen Arm. Bamme und Lewin folgten, dann Medewitz. Rutze machte den Schluß.

Dieſer, ein leidenſchaftlicher Schnupfer, benutzte die Gelegenheit, um aus der ſtehen gebliebenen Tabatière der Gräfin zu naſchen. Nicht ungeſtraft. Ehe er noch die Schwelle des Saales überſchritten hatte, war ſchon das Gewitter herauf. Alles lachte, und Bamme rief: „ertappt!" Nur Krach bewahrte wie gewöhnlich ſeine Haltung.

V.

Le diner.

In dem Speiſeſaale herrſchte, trotz Kaminfeuers, die im Eßzimmer ſich ziemende niedrige Temperatur. An einem ovalen Tiſche war gedeckt. Die Gräfin ſaß, wie herkömmlich, zwiſchen Krach und Droſſelſtein, ihr gegenüber Renate. Jäger und gallonirte Diener waren geſchäftig; ein Kronleuchter brannte.

Der Graf überblickte, während er das Serviettentuch einknotete, den Saal, deſſen architektoniſche Verhältniſſe, durch einfache Ausſchmückung unterſtützt, auch heute wieder den angenehmſten Eindruck auf ihn machten. Es waren vier Stuckwände, gelblich getönt, von Goldleiſten eingefaßt, am Plafond ein Deckenbild, das „Gaſtmahl der Götter" darſtellend, eine Kopie nach dem bekannten Fresko der Farneſina. Krach und Rutze, wie ſich klar machend zum Gefecht, ſchoben die Gläſer hin und her, Droſſelſtein aber wandte ſich jetzt der Gräfin zu, um nach einigen der Erbauerin des Saales und ihrem Geſchmacke geltenden Verbindlichkeiten, nach dem Grafen Narbonne, dem erſten Adjutanten des Kaiſers zu fragen, der, wie die Zeitungen gemeldet, am Weihnachtsheiligabend auf ſeiner Rückkehr von Rußland beim Könige geſpeiſt habe.

„Ich hörte davon," erwiderte die Gräfin; „auch General Deſaix war zugegen. Graf Narbonne, oh je me le rappelle très-bien. Er gehörte dem alten Hofe an, war ein Liebling Marie Antoinettens und lancirte ſich geſchickt in das Empire hinüber. Wiſſen Sie, was ihm das Herz des Kaiſers eroberte?"

Droſſelſtein verneinte.

„Eine Sache der Etiquette. Alſo eine Bagatelle, ein Nichts, wie die Leute von heute ſagen würden. Aber die Parvenus ſind auf keinem Gebiete ſo bereitwillig zu lernen und zu belohnen als auf dieſem. Ich habe die Anekdote aus Graf Haugwitz' eigenem Munde. Es war unmittelbar nach der Kaiſerkrönung, als Narbonne, damals Oberſt, dem Kaiſer eine Depeſche überbrachte. Er ließ ſich auf ein Knie nieder und präſentirte den Brief auf ſeinem Hute. „Eh bien," rief der Kaiſer, „qu'est ce que cela veut dire?" Der Oberſt antwortete: „Sire, c'est ainsi qu'on présentait les dépêches à Louis XVI." „Ah, c'est très-bien," antwortete der Kaiſer, und Narbonne war als Günſtling inſtallirt. Uebrigens ſind auch die Deſaix vom Ancien Régime, alter Adel aus der Auvergne."

Rutze hatte gleich anfangs aufgehorcht, als General Deſaix genannt worden war. Jetzt wo die Gräfin den Namen wiederholte, wandte er ſich mit der beſtimmten und doch zugleich von einer Unglücksahnung durchzitterten Bemerkung zu ihr hinüber: „Daß ſeines Wiſſens General Deſaix im Kriege gegen die Oeſterreicher gefallen ſei. Er entſinne ſich eines Muſikſtückes: Die Schlacht bei Marengo, in dem es am Schluß in einer Parentheſe geheißen habe: „Deſaix fällt".

Selbſt über Krachs unerſchütterliches Antlitz flog ein Lächeln; Droſſelſtein wollte aufklären, Bamme jedoch kam ihm zuvor und begann mit jener erkünſtelten Feierlichkeit, in der er Meiſter war: „Ja, Rutze, es iſt eine tolle Welt. Da fällt einer Anno 1800 bei Marengo in voller Junihitze, und am Heiligenabend 1812 ſitzt er bei Seiner Majeſtät von Preußen zu Tiſch. Es ſind unglaubliche Kerls dieſe Franzoſen. Nicht 'mal ihre Todten iſt man los. Sie drängen ſich in Diners ein; wer weiß, was wir heute noch zu erwarten haben. Im übrigen wird es wohl ein älterer oder jüngerer Bruder geweſen ſein."

Der Protzhagener Hauptmann verfärbte ſich und antwortete piquirt: Er danke dem General von Bamme für die ſchließliche Löſung des Räthſels, müſſe ſich aber die Bemerkung erlauben, daß es hierzu keiner beſonderen Huſarenſchlauheit bedurft hätte. Aufſchlüſſe wie dieſe lägen auch noch innerhalb des Infanteriebereichs.

Bamme lachte; jede Form der Entgegnung war ihm recht. Er nahm nichts übel und befand ſich in der glücklichen Lage, um eines Muthes willen, den niemand bezweifelte, ſeine Piſtolen nicht erſt laden zu müſſen.

Der Zwiſchenfall währte nicht lange; die Gräfin beſchwichtigte, und ein vorzüglicher Chablis, der gereicht wurde, kam ihr zu Hilfe, während von Medewitz, ohne Furcht dem Streite dadurch neue Nahrung zu geben, die Namen Narbonne und Deſaix noch einmal in die Debatte zog. „Es ſind doch Männer von Familie, der eine wie der andere," ſo hob er an, „aber mit wie ſonderbaren Leuten hat Seine Majeſtät vom erſten Tage ſeiner Regierung an zu Tiſche ſitzen müſſen! Mit einem war ich im Weißen Saale ſelbſt zuſammen, mit dem Abbé Sieyès. Ich erſchrak, als ich ſeinen Namen hörte. 1793 ſprach er einem Könige von Frankreich das Leben ab, und 1798 ſaß er einem Könige von Preußen als Ambaſſadeur gegenüber. Er trug eine trikolore Schärpe; ich ſah nur das Roth darin, und ſo oft er ſagte: „Votre Majesté", war es mir immer, als hörte ich: „la mort sans phrase".

„Ich habe ihn auch geſehen," bemerkte Krach, mit Wichtigkeit an ſeinem Halstuch zupfend. „Medewitz will ihn nicht gelten laſſen, aber er war doch wenigſtens ein Abbé. Auch gehört etwas dazu, einem Könige von Frankreich das Leben abzuſprechen. Doch dieſe Marſchälle! Gaſtwirths- und Böttcherſöhne."

„Je nun," fiel Droſſelſtein ein, „Böttcherſöhne oder nicht, ſie haben von halb Europa ſo viele Reifen abgeſchlagen, daß die Dauben nach rechts und links hin auseinandergefallen ſind. Ich liebe dieſe Marſchälle nicht, an denen die Korporalslitzen immer wieder zum Vorſchein kommen, aber eines ſind ſie: Soldaten."

„Das ſind ſie!" rief jetzt Bamme, ſein Ragout en Coquille ſchärfer in Angriff nehmend, „und wer nur je einen Halbzug ins Feuer geführt hat, der hat Reſpekt vor ihnen, Schelme und Beutelſchneider wie ſie ſind."

„Wie ſie ſind," wiederholte der Domherr, eingedenk jener ſchweren Tage, in denen er ſeine Doſenſammlung nur mit Mühe vor den Händen Soults gerettet hatte.

„Nur Einem trag ich einen Groll im Herzen," fuhr Bamme fort.

„Davouſt?" fragte Lewin.

„Nein, Seiner neapolitaniſchen Majeſtät dem König Murat. Der will im Großen und Kleinen etwas beſonderes ſein, unter anderen auch ein gewaltiger Reitergeneral, weil er das Mamelukengeſindel in den Sand geritten hat. Aber ein Zietenſcher hat ihm einen Streich geſpielt, noch dazu ein Invalide. Ich meine den alten Kaſtellan Kettlitz in Charlottenburg."

Alles zeigte Neugier und drang in ihn zu erzählen.

Es hätte deſſen nicht bedurft. „Die Geſchichte iſt ſeiner Zeit wenig bekannt geworden," hob er an; „ich habe ſie von Kettlitz ſelber. Am 14. Oktober hatten wir die Affaire von Jena, und zehn Tage ſpäter war die franzöſiſche Avantgarde in Berlin, Murat aber, damals noch Herzog von Berg, in Charlottenburg. Er hatte ſich in den Zimmern eingerichtet, die nach der Parkſeite hin liegen, dieſelben, in denen Kaiſer Alexander ein Jahr vorher gewohnt hatte. Der alte Kettlitz war außer ſich und machte ſich einen Plan. Um fünf Uhr war Diner im großen Saale, und das Bild König Friedrich Wilhelms I ſah ernſt und unwirſch auf den neugebackenen Herzog, der neben Berg auch die altpreußiſch-cleveſchen Lande regierte. Es waren noch nicht viel franzöſiſche Truppen in der Stadt. Da mit einem Male — die Trüffelpaſtete war eben aufgetragen — beginnt ein Geſchmetter, und zwanzig Trompeten, mit Paukenſchlag dazwiſchen, blaſen den Hohenfriedberger Marſch. Iſt es unter den Fenſtern? Sind preußiſche Schwadronen in den Schloßhof eingeritten? Murat ſpringt auf, um ſich durch die Flucht zu retten. Aber keine Schwadronen ſind da; endlich ſchweigt der Lärm und alles klärt ſich auf. Im Nebenzimmer, ein ganzes Trompetercorps in ſeinem Innern bergend, ſtand ein muſikaliſcher Schrank, an deſſen verborgener Feder der alte Kettlitz gedrückt hatte. Ich würde mich freuen, zur Vervollſtändigung ſeiner Sammlung dieſe Monſtreſpieluhr in die Hände unſeres von Medewitz auf Alt-Medewitz übergehen zu ſehen, freilich unter der einen Bedingung, in unſerer Gegenwart nie die geheime Feder ſpringen zu laſſen. Ich liebe Trompeten, aber nur im Feld und Sonnenſchein."

Der Domherr, unfähig, auf die Neckereien Bammes einzugehen, begleitete ſie nur mit einem verlegenen Lächeln und fragte dann nach dem Schickſale des Kaſtellans.

„Nun, der hätte kein Zietenſcher ſein müſſen. Er log ſich heraus, ſo gut er konnte. Unter allen Umſtänden hatte er das Gaudium gehabt, den großen Reiterführer, den Mamelukenvernichter, vor dem Hohenfriedberger Marſch auf der Flucht zu ſehen. Das war im Oktober 1806. Damals hatte es noch was auf ſich mit einem Marſchall. Ich hoffe, ſie ſind ſeitdem billiger geworden. Aber billiger oder nicht, an dem Tage, wo mir meine Quirlsdorfer den erſten Marſchall todt oder lebendig einbringen, leg' ich dem Pfarracker zehn Morgen zu, obſchon ich Seine Hochwürden nicht leiden kann."

„Aber Bamme, was haben Sie beſtändig mit Ihrem Geiſtlichen?" bemerkte Krach, der mit ſeinem eigenen Prediger auf einem guten Fuße ſtand, ſeitdem ihm dieſer einen Streifen Gartenland ohne Entſchädigung abgetreten hatte.

„Er iſt mir noch nicht gefällig geweſen," antwortete Bamme ſcharf. „Dieſe Päffchenträger ſind malitiöſe Kerle, und je glauer ſie ausſehen, deſto mehr. Der meinige iſt ein Anſpielungspaſtor."

„Das klingt, als ob Sie die Kirche beſuchten, Bamme," ſchaltete die Gräfin ein. „Ich wette, Sie haben ſeit zehn Jahren keine Predigt gehört."

„Nein, gnädigſte Gräfin. Aber ich habe ein tendre für Begräbniſſe. Jeder hat ſo ſeine Andacht, ich habe die meinige; und es ärgert mich, durch allerhand plumpes Zeug darin geſtört zu werden. Mit dem Jüngling zu Nain oder dem bekannten weiblichen Pendant deſſelben fängt er an, aber ehe fünf Minuten um ſind, iſt er bei Babel, bei Sodom und ähnlichen ſchlecht renommirten Plätzen, ſtarrt mich an, läßt etwas Schwefel vom Himmel fallen und ſagt dann mit erhobener Stimme: „Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen." Und das alles an meine Adreſſe. So hat er es fünf Jahre getrieben. Aber ſeit letzte Oſtern habe ich Ruhe."

„Nun?" fragte die Gräfin.

„Wir hatten wieder ein Begräbniß, eine hübſche junge Dirne; es war alſo Jairi Töchterlein an der Reihe. Aber ihre Herrſchaft währte nicht lange; ſchon auf halbem Wege war pastor loci wieder bei Lot und ſeinen Töchtern, und ſah mich an, als wäre ich mit in der Höhle geweſen. Ich dachte, nun muß Rath werden. Und ſo lud ich ihn aufs Schloß, nicht zu einer Auseinanderſetzung, ſondern einfach zu Tiſch. Als wir bei der zweiten Flaſche waren — trinken kann er — ſagte ich: „Und nun, Paſtorchen, einen Toaſt von Herzen; ſtoßen wir an: es lebe Lot! Ein guter Kerl. Schade mit den beiden Töchtern. Und die Mutter kaum in Salz. Apropos, wie hieß doch der Sohn der älteſten Tochter?“ Nun denken Sie ſich meinen Triumph, er wußt' es nicht. Vielleicht war er blos verwirrt. Ich aber, mich an ſeiner Verlegenheit weidend, ſchrie ihm ins Ohr: „Bamme“. Wir haben ſeitdem ſchon drei Leichen gehabt, aber er verhält ſich ruhig.“

Lewin und Renate, die den Bammeſchen Ton mehr von Hörenſagen als aus eigener Erfahrung kannten, wechſelten Blicke mit einander; ſie ſollten indeſſen bald gewahr werden, daß der Uebermuth des alten Huſaren auch vor keckeren Sprüngen nicht zurückſchreckte.

Die Gräfin wandte ſich an den Domherrn, der, bis dahin wenig ins Geſpräch gezogen, eine leiſe Mißſtimmung zu verrathen ſchien, und erbat ſich ſeinen Rath zu Gunſten baulicher Veränderungen, die vorerſt einen dem Einſturze nahen Derfflingerſchen Bankeтſaal im gegenüber gelegenen Flügel, dann aber ganz allgemein die Frage „Kamin oder Ofen“, ein entſchiedenes Lieblingsthema des Domherrn, betrafen. Er hatte ſogar darüber geſchrieben. Medewitz war für Kamine, wobei er jedoch behufs Herſtellung eines verbeſſerten Luftzuges auf Wiedereinführung der mit Unrecht verbannten portalartigen Flügelthüren bringen zu müſſen glaubte. Er ſetzte nunmehr weitſchweifig auseinander, wie nach den Ergebniſſen neuerer

Forſchung alles Brennen auf einem ſtarken Zuſtrom ſauerſtoffreicher Luft beruhe, und wie Kamine überall nur da gediehen, wo Thüren und Fenſter ſolchen Luftſtrom geſtatteten. Er ſchloß dann mit folgendem zugeſpitzten Satz: „Das dichte Moosfenſter iſt der Tod, aber die zugige alte Portalthür iſt das Leben des Kamins.“

Bamme, der wie wir wiſſen, ſelber gern ſprach, und vor allem einen Haß gegen wiſſenſchaftliche Begründungen hatte, glaubte jetzt den Zeitpunkt gekommen, die Unterhaltung wieder an ſich reißen zu dürfen. „Gnädigſte Gräfin,“ hob er an, „ſcheinen geneigt, auf die Herſtellung ſolcher Portalthüren einzugehen. Darf ich Sie warnen. Ich lege kein Gewicht darauf, daß die große zweiflügelige Rundthür doch eigentlich nichts anderes iſt als das uralte, aus dem Wirthſchaftshof in den Salon transponirte Scheunenthor, aber worauf ich glaube hinweiſen zu müſſen, das ſind die ſozialen, um nicht zu ſagen, die ſittlichen Gefahren, die von dieſer Thürform mehr oder minder unzertrennlich ſind. Im höchſten Grade ſolide von Erſcheinung, ehrbar, würdig und geſetzt, führen ſie zu Konſequenzen, die das gerade Gegentheil von dem allen bedeuten. Ich bitte, nach dem Vorgange des Domherrn auch mir eine wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung geſtatten zu wollen.“

Da ſich kein Widerſpruch erhob, fuhr er fort: „Jedes Ding hat in einem beſtimmten Etwas die Wurzeln ſeiner Exiſtenz. Bei dem Kamine, wie wir ſo eben vernommen haben, iſt es der Luftzug, bei der Klappthüre meines Erachtens der Bolzen. Nun müſſen Sie mir die Verſicherung geſtatten, daß der Bolzen ein höchſt diffiziler Gegenſtand iſt; ein Gegenſtand, der ſeine beſondere Abwartung fordert, eine Pflichttreue ohne Gleichen. Man könnte ſagen: mit ihm ſteht und fällt die Klappthüre.“

Er machte eine Pauſe. Medewitz ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt wie ich ſage,“ perorirte Bamme weiter. „Sie mögen ſchließen, riegeln, klinken ſo viel Sie wollen, Sie mögen ſich noch ſo ſehr in der Sicherheit wiegen, „alles feſt“, Sie werden dieſe Sicherheit als trügeriſch erkennen, wenn die einzigen wirklichen Garanten derſelben, die großen Haltebolzen unbeachtet bleiben, wenn ſträflicher Leichtſinn es verſäumte, dieſe rettenden Anker zu guter Stunde auszuwerfen. Und dieſes Verſäumniß iſt die Regel. In neunundneunzig Fällen von hundert hat der Diener, deſſen Armlänge nicht ausreichte, darauf verzichtet, den Oberbolzen in ſeine Oeffnung zu ſchieben, und in neunzehn Fällen von zwanzig iſt er zu bequem geweſen, ſich des Unterbolzens halber zu bücken. Er hat ſich mit dem leichteren begnügt, hat ſich darauf beſchränkt, den Schlüſſel im Schloß zu drehen und ſo eine blos ſcheinbare Sicherheit geſchaffen, hinter der alle Mächte des Verderbens lauern. Ich habe ſelbſt dergleichen erlebt. Darf ich davon erzählen?“

Nicht ohne Zögern antwortete ihm ein zuſtimmendes Kopfnicken der Gräfin.

Bamme wartete dieſes Kopfnicken aber nicht ab und fuhr immer lebhafter werdend fort: „Nun, die Leibkarabiniers zu Rathenow gaben uns einen Ball. Der große Gaſthausſaal lief durch die halbe Etage, ſieben Fenſter Front, an der unteren Schmalſeite aber befanden ſich in Geſtalt einer Portalthüre zwei jener Scheunthorflügel, auf deren Wiedereinführung unſer Domherr dringen zu müſſen glaubt. Ein Reiſender, todtmüde, fährt vor, und da alle Räume beſetzt ſind, iſt er ſchließlich froh, unmittelbar neben dem Saal ein Zimmer zu finden. Das Bett ſteht an der Thür entlang. Schlaf! ſo ſeufzt er einmal über das andere, und ſo gering ſeine Chancen ſind, er will es wenigſtens verſuchen. Mitunter kommt der Gott, wenn man ihn ruſt. Nur nicht, wenn die Leibkarabiniers tanzen. Der Unglückliche ſchüttelt endlich alle Müdigkeit von ſich; Tanzmuſik und rauſchende Kleider verwirren ihm die Sinne; die Neugier, die Wurzel alles Uebels kommt über ihn, und ſiehe da, er richtet ſich auf, um durch die nie fehlende Thürritze hindurch ein ſtiller Zeuge des Balles zu ſein. Leichtſinnig Ahnungsloſer! Hingegeben ſüßer Betrachtung, dringt er kräftiger mit Stirn und Schultern vor; er ſieht, er lauſcht; die Schelmereien kichernder Paare finden in ihm einen unbemerkten Vertrauten, da, o Unheil, gebiert ſich plötzlich jene Tücke, deren unter allen Thüren der Welt nur die große Portalthüre fähig iſt, und langſam nachgebend, aber mit einer Feierlichkeit, als handele es ſich um den Einzug eines Triumphators, öffnen ſich jetzt die beiden großen Flügel nach rechts und links hin, und huldigend liegt der Reiſende zu unſeren Füßen. Erlaſſen Sie mir die Einzelnheiten. Ich werde den Aufſchrei hören bis an den letzten meiner Tage. Und ſolche Klappthüren, blos um verbeſſerten Luftzuges willen, will unſer Medewitz…"

Er kam nicht weiter. Die Gräfin, perſönlich nicht abgeneigt, den alten General auf ſeinen gewagteſten Exkurſionen zu begleiten, war ſich doch andererſeits ihrer geſellſchaftlichen Pflichten, inſonderheit gegen ihre Nichte, zu voll bewußt, als daß ſie noch hätte zögern mögen, den Rückzug einzuleiten. Sie erhob ſich, und dem Grafen ihren Arm reichend, bat ſie die ſich mit erhebenden Gäſte, ihre Plätze behalten und ſich die bevorzugte Stunde des Deſſerts um keine Minute verkürzen zu wollen. Renate folgte mit Krach. Am Eingange des Salons verneigten ſich beide Damen gegen ihre Kavaliere, die der dadurch angedeuteten Weiſung folgend, an die Tafelrunde zurückkehrten.

VI.

Nullum vinum nisi hungaricum.

Hier waren inzwiſchen, neben anderem Deſſert, Schalen mit Obſt, ſowie Ungar-, Port- und alter Rheinwein aufgeſtellt worden. Vor Bamme ſtand eine langhalſige Flaſche Ruſter Ausbruch in Originalverpackung. Er ſchenkte zunächſt ein Spitzglas bis zur Hälfte voll, befragte das Bouquet, zog einen Schluck langſam ein und allen Kennzeichen der Echtheit begegnend, ſetzte er das Glas mit einem Ausdruck der Zuſtimmung wieder vor ſich nieder. Lewin, Rutze, Medewitz rückten näher, alle zu derſelben Ungarfahne ſchwörend. „Das iſt recht," ſagte Bamme und füllte die Gläſer bis an den Rand, „ſo was wächſt nur in einem Huſarenlande."

An der anderen Tiſchhälfte ſaßen jetzt Droſſelſtein und Krach, jener einen Grafenſteiner Apfel ſchälend, dieſer auf eigene Hand mit einer Flaſche Liebfrauenmilch beſchäftigt. Er gehörte zu denen, die nüchtern bleiben und ſich begnügen, erſt zänkiſch, dann cyniſch und ſchließlich apathiſch zu werden. Uebrigens ſtand er heute von Innehaltung ſeines Turnus ab.

„Daß dieſen Rheinheſſen ſo was in die Fäſſer läuft!" hob er an und ließ den Inhalt ſeines Glaſes im Lichte ſpielen. „Die ſchlechteſten Kerle den ſchönſten Wein! Von allen Blutſaugern, die Anno 1806 und nun wieder in dieſem Jahre durch

Bingenwalde gekommen ſind, ſind keine ſo verſchrieen wie dieſe. Man kann die Kinder mit ihnen zu Bette jagen.“

„Sie haben toller gehauſt als die Schweden,“ erhob Medewitz von der andern Seite des Tiſches her ſeine Stimme, „ſie haben meinen Amtsverwalter über Stroh geſengt; ſie taugen nichts, aber ſie ſind zäh und tapfer.“

„Tapfer wie alles, was auf Bergen wohnt,“ ſchaltete Rutze bekräftigend ein. „Auch bloße Höhenzüge ſchon geben Charakter.“

„Hauptmann!“ rief jetzt Bamme und ſchob den vor ihm ſtehenden Deſſertteller zurück, „wir ſind noch nicht tief genug in Wein, um Sie in Ihrem Protzhagener Schweizerbewußtſein ruhig hinnehmen zu können. Iſt der Potsdamer Exerzierplatz eine Gebirgsgegend?“

Rutze machte Augen und ſchien antworten zu wollen; ſeine Geiſteskräfte ließen ihn aber im Stich, ſo daß der Handſchuh von anderer Seite her aufgenommen werden mußte.

„Ueber die Berechtigung des Protzhagener Schweizergefühls,“ bemerkte Droſſelſtein, während er dem immer noch nach Worten ſuchenden Hauptmann freundlich zunickte, „wird ſich ſtreiten laſſen; aber was mir unbeſtreitbar ſcheint, iſt die beſondere Tapferkeit der Gebirgsvölker. Nur die hart an der See wohnenden Stämme ſind ihnen ebenbürtig. Auch vollzieht ſich darin nur ein Natürliches. Der ſtete Kampf mit den Elementen erzeugt Kraft und Muth, und aus Kraft und Muth wird die Kriegstüchtigkeit geboren. Bedarf es der Beiſpiele? Die Normänner umfuhren Europa, gründeten Staaten und eroberten Byzanz, und wenn die Kuhhörner der alten Urkantone von den Bergen zu Thale klangen, ſo kam ein Schrecken über ganz Burgund. Vor dem Stoße der Gebirgsklane zitterte London. So war es immer und ſo iſt es bis dieſen Tag. Als alles demüthig zu Füßen des Eroberers lag, ſtieg der erſte Widerſtand von den Bergen nieder: Spanien und Tyrol wagten den Kampf. Die ganze Geſchichte dieſes Jahrhunderts plaidirt für Berg und See.“

„Ich weiß doch nicht, Herr Graf,“ nahm jetzt Lewin unter verbindlicher Handbewegung gegen Droſſelſtein das Wort, „ob ich Ihnen zuſtimmen darf. Der Menſch iſt und bleibt ein Sohn der Erde. Und wo er ſeine Mutter Erde am reinſten und unmittelbarſten hat, da gedeiht er auch am beſten, weil ihm hier die Bedingungen ſeines Daſeins am vollkommenſten erfüllt werden. Und ſo möchte ich denn vermuthen, daß der ſcheinbare Triumph von Berg und See auf Ausnahmefällen oder zum Theil auch auf bloßen Täuſchungen beruht. Berge ſind natürliche Feſtungen und alle Feſtungen wollen belagert ſein. Wer ſie glaubt voreilig ſtürmen zu können, der ſcheitert, aber er ſcheitert mehr noch an Wall und Graben, als an der Tapferkeit ihrer Vertheidiger. Das Gebirge repräſentirt die Defenſive, das Element der Eroberung iſt in der Ebene zu Hauſe. Unſeres Freundes Seidentopf Semnonen, die Beſieger einer Welt, wo ſtammten ſie her, wo ſaßen ſie? Hier, zu beiden Seiten der Oder, vielleicht in Guſe, wo wir jetzt ſelber ſitzen.“

Bamme nickte; Lewin fuhr fort: „Kein Land wird von den Bergen aus regiert. Rom, als es Rom zu werden gedachte, ſtieg von der Höhe freiwillig an das Tiberufer nieder. Keine Hauptſtadt liegt im Gebirge; aus großen Flachlandsterritorien wachſen die regierenden Centren auf. Und in und mit ihnen die Feldherrn und die Helden, von Hannibal und Cäſar bis auf Guſtav Adolf und Friedrich.“

„Bravo!“ rief Bamme. „Vom Standpunkte meines Metiers aus könnte ich mich ſogar bis zu dem Satze verſteigen, daß die Weltgeſchichte großen Stils, wie ſie ſich in Hunnen- und Mongolenzügen darſtellt, immer und ewig vom Sattel herab, alſo rund heraus geſagt durch eine Art von urzuſtändlichem Huſarenthum gemacht worden ſei, aber ich entſchlage mich aller perſönlich eitlen Gedanken und proklamire lieber den Frieden! Entfalten wir unſer Preußenbanner: Suum cuique. Bei Lichte beſehen gilt von Völkern und Stämmen daſſelbe, was von den Menſchen gilt: ſie ſind alle zu brauchen. Aber freilich jeder an ſeiner Stelle. Da liegts. Wer in der Takelage des „Victory“ bei wüthender See und feuernden Breitſeiten die Trafalgaraffaire ausfechten will, der muß auf anderen Waſſern geſchwommen haben, als auf dem Schwilow- oder Schermützelſee; wer aber umgekehrt bei Zorndorf durch die ruſſiſchen Vierecke hindurch will, leicht und gewandt wie ein Kunſtreiter durch den Papierreifen, dem hilft es nichts und wenn er auf ſämmtlichen indiſchen Ozeanen den Haifiſchen die Bäuche aufgeſchnitten hat. Es iſt immer wieder die alte Fuchs- und Storchengeſchichte; dem einen paßt der Teller, dem andern die Flaſche. Ich perſönlich bin vielleicht der einzige Fuchs, zu dem auch die Flaſche paßt. Vor allem ſolche. Stoßen wir an. Es iſt etwas Schönes um ein ausgiebiges Latein: Nullum vinum nisi hungaricum!“

VII.

Nach Tiſch.

Der Kaffee wurde im Spiegelzimmer genommen. Als auch die Herren hier erſchienen, um die nächſte halbe Stunde wieder in Geſellſchaft der Damen zu verplaudern, fanden ſie die Scene anders, als ſie erwarten durften. Renate, von einem leichten Unwohlſein befallen, hatte ſich zurückgezogen; ſtatt ihrer kam ihnen Berndt von Vitzewitz entgegen, der eben von Berlin her eingetroffen, die Aufforderung ſeiner Schweſter der Gräfin, an dem Schlußakte des Diners theilzunehmen, lächelnd abgelehnt hatte. Er war alt genug, um das Mißliche ſolchen verſpäteten Eintretens aus Erfahrung zu kennen.

Lewin begrüßte den Vater. Auch die anderen Gäſte gaben ihrer Freude Ausdruck, am lebhafteſten Bamme, der ohne jede Spur von Kleinlichkeit, ſeine Schätzung anderer nicht davon abhängig machte, wie hoch oder niedrig er ſeinerſeits taxirt wurde. Nur auf das, was er ſeine „geſellſchaftlichen Gaben" nannte, war er eitel. Und nach dieſer Seite hin, wenn auch mit Einſchränkungen, ließ ihn Berndt von Vitzewitz gelten.

Das Spiegelzimmer in ſeinem zurückgelegenen Theile wurde von drei rechtwinkelig zu einander ſtehenden Eſtraden eingenommen, die, mit Blumen und Topfgewächſen dicht beſetzt, einen hufeiſenförmigen Separatraum bildeten, der ſich in den Trumeanz der gegenüber gelegenen Fenſterpfeilers ſpiegelte. Innerhalb dieſes Raumes, um einen länglichen, auf vier Säulen ruhenden Marmortiſch, der faſt die Form eines Altars hatte, nahmen die Gäſte Platz und waren, während die kleinen Taſſen präſentirt wurden, alsbald in einem Geſpräch, das an Lebhaftigkeit die kaum beendigte Tiſchunterhaltung noch übertreffen zu wollen ſchien. Berndt hatte das Wort, alles war begierig von ihm zu hören, er hatte den Miniſter geſprochen.

„Schlagen wir los?“ fragte Bamme.

„Wir? Vielleicht. Oder wenn ich zu entſcheiden habe: gewiß! Aber die Herren im hohen Rathe? Nein. Am wenigſten der Miniſter. Er treibt Diplomatie, nicht Politik. Unfähig feſte Entſchlüſſe zu faſſen, ſucht er das Heil in Halbheiten. Er ſpricht von „Negociationen“, ein Lieblingswort, das ihm noch aus alten Zeiten her auf den Lippen ſitzt. Wir haben nichts von ihm zu erwarten. Er läßt uns im Stich.“

„Ich glaubte Dich anders verſtanden zu haben,“ bemerkte die Gräſin. „Er ſei Dir entgegen gekommen.“

„Entgegen gekommen! Ja perſönlich, und ſo lange es ſich um Worte handelte. Unter vier Augen ſchlägt er jede Schlacht. In der Idee ſind wir einig: der Kaiſer muß geſtürzt, Preußen wieder hergeſtellt werden. Aber wie? Da werden die Herzen offenbar. Er will es auf dem Papier ausfechten, nicht mit der Waffe in der Hand, am grünen Tiſch, nicht auf grüner Haide. Er hat keine Ahnung davon, daß nur ein rückſichtsloſer Kampf uns retten kann. Rückſichtslos und ohne Beſinnen. Noch haben wir das Spiel in der Hand; aber wie lange noch! Es fehlt ihm das Erkennen der Wichtigkeit dieſer Tage. Jede Stunde, die unbenutzt vorüber geht, ſchreit gen Himmel und klagt ihn an als einen Schädiger und Verräther. Nicht aus böſem Willen, aber aus Schwäche.“

„Und ſchilderten Sie ihm die Stimmung des Landes?" fragte Droſſelſtein.

„Gewiß, und mit einer Dringlichkeit, die jeden anderen fortgeriſſen hätte. Aber er! Als ich ihm unſere Gedanken eines Volksaufſtandes entwickelte, als ich ihn beſchwor das Wort zu ſprechen, erſchrak er und ſuchte ſein Erſchrecken hinter einem Lächeln zu verbergen. Rüſten wir! rief ich ihm zu. Das gefiel ihm. Ich hatte jetzt ſelber das Wort geſprochen, durch das er mich in geſchickter Ausnutzung, worin er Meiſter iſt, zu beſchwichtigen hoffte. Er trat mir näher und ſagte mit geheimnißvoller Miene meine Worte wiederholend: „Vitzewitz, wir rüſten." Aber auch dieſes Nichts war ihm ſchon wieder zu viel. „Wir rüſten," fuhr er fort, „ohne höchſt wahrſcheinlich dieſer Rüſtungen zu bedürfen, Napoleon iſt herunter, er muß Frieden machen und wir werden ohne Blutvergießen zu unſerem Zwecke kommen. Englands und Rußlands ſind wir ſicher." Ich war ſtarr. Wir trennten uns in gutem Vernehmen, ſcheinbar ſelbſt in Einverſtändniß, während doch jeder die Kluft empfand, die ſich zwiſchen unſeren Anſchauungen aufgethan hatte. Als ich die Treppe hinabſtieg, ſagte ich mir: „alſo noch nicht belehrt! Die Zeit noch nicht begriffen! Napoleon noch nicht kennen gelernt!"

Droſſelſtein, Bamme, Krach, den Unmuth Berndts theilend, ſchüttelten den Kopf; Medewitz aber, der ſeiner Unbedeutendheit gern ein Loyalitätsmäntelchen umhing, glaubte jetzt den Moment zur Geltendmachung ſeiner miniſteriellen Rechtgläubigkeit gekommen.

„Ich kann Ihre Entrüſtung nicht theilen, Vitzewitz, Ihre Hitze reißt Sie fort. Die Kuriere und Stafetten, die beinahe ſtündlich aus allen Hauptſtädten Europas eintreffen, — wiſſen wir, was ſie bringen? Nein. Sie, wie wir alle, ſehen die

Dinge von einem Standpunkt mittlerer Erkenntniß aus. Der Miniſter aber hat jenen Ueberblick über die Geſammtverhältniſſe, der uns fehlt. Er iſt gut unterrichtet, ein Netz unſerer Agenten umſpannt Paris, der Kaiſer iſt auf Schritt und Tritt beobachtet. Wenn Seine Excellenz ausſpricht: „Er iſt herunter, er muß Frieden machen,“ ſo finde ich keine Veranlaſſung, dem zu widerſprechen. Er iſt Miniſter. Er muß es wiſſen, und verzeihen Sie, Vitzewitz, er weiß es auch.“

Berndt lachte. „Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Sehen. Ein jeder ſieht, was er zu ſehen wünſcht, darin ſind wir alle gleich, Miniſter oder nicht. Seine Excellenz wünſcht den Frieden und ſo erfindet er ſich einen friedensbedürftigen Kaiſer. Das „Netz ſeiner Agenten“ iſt ihm dabei mit entſprechenden Berichten gefällig; Creaturen widerſprechen nicht. Ein heruntergekommener Napoleon! O heilige Einfalt! Er iſt rühriger denn je, und keck und herausfordernd wie immer. An den öſterreichiſchen Geſandten trat er während des letzten Empfanges heran. „Es war ein Fehler von mir, dies Preußen fortbeſtehen zu laſſen,“ ſo warf er hin, und als der Angeredete, den dieſe Worte verwirren mochten, vor ſich hinſtotterte: „Sire, ein Thron ....“ unterbrach er ihn mit einem „ah bah“, und ſetzte übermüthig hinzu: „was iſt ein Thron? Ein Holzgerüſt mit Sammet beſchlagen.“

Vamme lächelte; die Gräfin aber bemerkte ruhig: „Darin hat er nun eigentlich Recht, il faut en convenir. Wir machen zuviel von ſolchen äußerlichen Dingen und ſehen Erhabenheiten, wo ſie nicht ſind. Wer ſo viele Throne zuſammengeſchlagen hat, kann nicht hoch von ihnen denken; ça se désapprend. Ich liebe ihn nicht, aber in einem hat er meine Sympathien, il affronte nos préjugés. Er fährt durch unſere Vorurtheile wie durch Spinneweb hindurch.“

„Das thut er," erwiderte Berndt, „und es iſt nicht ſeine ſchlimmſte Seite. Aber von Dir, Schweſter, eine Zuſtimmung dazu zu hören, überraſcht mich. Denn wem verdanken wir dieſen Fetiſchdienſt, in dem auch wir drin ſtecken, dieſe tägliche Verſündigung gegen das erſte Gebot: „Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir", wem anders als Deinen gefeierten Franzoſen, vor allem jenem aufgeſteiſten Halbgott, dem auch Du die Schleppe trägſt: Louis quatorze."

„Ce n'est pas ça, Berndt," ſagte die Gräfin mit einem Anfluge von Heiterkeit, dem ſich abfühlen ließ, wie erfreut ſie war, einen Irrthum berichtigen zu können. „Es iſt das Gegentheil von dem allen. Ich haſſe dieſe Doktrinen, et ce Louis même, ce n'est pas mon idole. Sachez bien, ich liebe die franzöſiſche Nation, aber ihren grand monarque liebe ich nicht, weil er ſeine Nation in ſeinem pomphaften Gebahren verläugnet. Denn das Weſen des Franzöſiſchen iſt Scherz, Laune, Leichtigkeit. In dieſem Ludwig aber ſpukt von mütterlicher Seite her etwas ſchwerfällig Habsburgiſches beſtändig mit. Und ſo waren alle Bourbons. Nur einer unter ihnen, der keinen Tropfen deutſchen Blutes in ſeinen Adern hatte, und dieſer iſt mein Liebling."

„Le bon roi Henri," ergänzte Berndt.

„Ja er," fuhr die Gräfin fort, „der liebenswürdigſte und zugleich der franzöſiſcheſte aller Könige, ein galliſcher Kampfhahn, kein radſchlagender Pfau, naiv, ritterlich, frei von Grandezza und geſpreizten Manieren."

„Freier vielleicht, als einem Könige geziemt," ſcherzte Berndt weiter. „Er ſpielte Pferd mit dem Dauphin, als der ſpaniſche Geſandte bei ihm eintrat und Frau von Simier, nach dem Eindruck befragt, den der König auf ſie gemacht habe, konnte nur erwidern: „J'ai vu le roi, mais je n'ai pas vu Sa Majesté."

„Was Du als einen Tadel nimmſt oder wenigſtens comme un demi-reproche, war eher als ein Lob gemeint. Jedenfalls hielt es ſich die Wage. Und wie konnt' es auch anders ſein? Er ruhte ſicher in ſich ſelbſt und gab ſich offen in ſeinen Schwächen, weil er den Ueberſchuß von Kraft fühlte, den ihm die Götter mit in die Wiege gegeben hatten, in ſeine Wiege, die beiläufig eine Schildkrötenſchale war. Er verſchwieg nichts und perſiflirte ſich ſelbſt in dem heiteren Darüberſtehen eines Grand-Seigneurs. Jeder kleinſte Zug, den ich von ihm kenne, entzückt mich. Er hatte die Angewohnheit, überall Sachen mitzunehmen und verſicherte mit gascogniſcher Schelmerei „que s'il n'avait pas été roi, il eût été pendu."

Dies wurde von Krach, der ſich nach Art aller Geizigen in Mein- und Deinfragen zu den rigoroſeſten Grundſätzen bekannte, mit ſo viel Indignation aufgenommen, wie die Rückſicht gegen die Erzählerin irgendwie geſtattete. Er begann mit „unköniglich" und „frivol" und würde ſich noch höher hinauf geſchraubt haben, wenn nicht Bamme gereizten Tones dazwiſchen gefahren wäre: „wer im Großen gibt, mag im Kleinen nehmen. Freilich erſt geben; da liegt die Schwierigkeit."

Krach biß ſich auf die Lippen, die Gräfin aber ſprach verbindlich zu ihm hinüber: „Sie verkennen mich, Präſident, ich gebe Ihnen meinen Liebling in Moralfragen preis. Es ſind ganz andere Dinge, die mich an ihm entzücken. Hören Sie, was Tallemant des Réaux in ſeinen Memoiren von ihm erzählt. Einer der Hofleute, Graf Beauffremont, wußte von der Untreue der ſchönen Gabriele. Er ſagte es dem Könige. Dieſer aber beſtritt es und wollt' es nicht glauben; er liebte ſie zu ſehr. Der Graf erbot ſich ſchließlich den Beweis zu geben und führte den König bis an das Schlafzimmer Gabrielens. In dem Augenblick, wo ſie eintreten wollten, drehte ſich le roi Henri um und ſagte: „non, je ne veux pas entrer; cela la fâcherait trop.“

Medewitz, der ſelbſt Trauriges erlebt hatte, bemerkte, daß er den König nicht begreiſe; die Gräfin aber fuhr fort: „In dieſer Anekdote haben Sie den König tout à fait. Er hielt zu dem Wahlſpruch, den Franz I. in ein Fenſter zu Schloß Chenonceaux einſchnitt:

Souvent femme varie
Et fol est qui s'y fie.

Ueberhaupt erinnert er an dieſen König; nur übertrifft er ihn. Unſer Geſchlecht, in ſeinen Schwächen und ſeinen Vorzügen, iſt nie beſſer verſtanden, nie ritterlicher behandelt worden, und die Frauen aller Länder ſollten ihm Bildſäulen errichten. Freilich würde es an Neidern nicht fehlen, wie ſein eigenes Frankreich einen ſolchen erſtehen ſah.“

„Einen Neider?“ fragte der in der franzöſiſchen Memoirenliteratur glänzend bewanderte Graf, und ſchien durch dieſe Frage einen Zweifel ausdrücken zu wollen.

„C'est ça,“ fuhr die Gräfin fort, „und zwar in Geſtalt ſeines eigenen Enkels, des „grand monarque“. Als die Stadt Pau ihrem geliebten Henri eine Statue errichten wollte, ſuchte ſie bei Hofe darum nach. Ludwig XIV ſagte nicht ja und nicht nein, ſondern ſchickte ſtatt aller Antwort ſein eigenes Bildniß. Aber er hatte den Witz der guten Bürger von Pau nicht gebührend mit in Rechnung gezogen. Dieſe richteten das Denkmal auf und gaben ihm die Inſchrift: „Celui-ci est le petit-fils de notre bon Henri.“

„Und wie lief es ab?“ fragte Mutze, der, nach Kinderart, zwiſchen Anekdote und Erzählung keinen Unterſchied machend, an dem Hergange ſelbſt ein größeres Intereſſe nahm als an der Pointe. Die Gräfin lächelte.

„Es iſt eine Erzählung ohne Schluß, lieber Rutze. Der König wird ſchwerlich von dieſer Inſchrift gehört, noch weniger ſie geleſen haben. Es iſt immer mißlich, ſolche Scherze zu hinterbringen. Uebrigens ſorgte gerade damals der Feldzug am Rhein für Aufregungen, die das Auge des Königs nach anderer Seite hin abzogen. Es war die Erntezeit ſeines Ruhmes, auch ſeines kriegeriſchen. Und doch war keine Spur von einem Feldherrn in ihm. Le bon roi Henri ſchlug die Schlachten, le grand roi Louis ließ ſie ſchlagen; aber Dichter und Maler ſind nicht müde geworden, Olymp und Heroenwelt nach Vergleichen für ihn zu durchſuchen."

„Ich glaube gehört zu haben," bemerkte Berndt, „daß er eines gewiſſen militäriſchen Talentes, wie es hohe Lebensſtellungen ſehr oft ausbilden, nicht entbehrte."

„Graf Tauentzien war der entgegengeſetzten Meinung. Und ich darf annehmen, daß ſeine Meinung übereinſtimmend mit dem Urtheil des Prinzen war."

„Das Urtheil des Königs würde mir kompetenter ſein."

Die Gräfin ſchwieg piquirt, aber nach kurzer Weile fuhr ſie fort: „Du weißt, Berndt, daß der König ſelber ausſprach; „le prince est le seul qui n'ait jamais fait de fautes." Es ſcheint mir darin zugeſtanden, daß er in der Theorie des Krieges, in allem was Wiſſen und Urtheil angeht, der bedeutendere war."

Berndt zuckte. „Wer die Praxis hat, hat auch die Theorie. Was entſcheidet, ſind die Blitze des Genies."

„Aber das Genie hat mannigfache Formen der Erſcheinung. Der Prinz würde bei Hochkirch nicht überraſcht worden ſein."

„Und bei Leuthen nicht geſiegt haben. Du überſchätzeſt den Prinzen."

„Du unterſchätzeſt ihn."

„Nein, Schweſter, ich weiſe ihm nur die Stelle an, die ihm zukommt: die zweite. Zu allen Zeiten iſt die Neigung dageweſen, in ſolchen Perſonalfragen die Weltgeſchichte zu korrigiren. Aber Gott ſei Dank, es iſt nie geglückt. Das Volk, allem Beſſerwiſſen der Eingeweihten, allem Spintiſiren der Gelehrten zum Trotz, hält an ſeinen Größen feſt."

„Aber es ſollte de temps à temps dieſe Größen richtiger *erkennen.*"

„Gerade hierin erweiſt es ſich als untrüglich, wenigſtens das unſere, das in ſeiner Nüchternheit vor Ueberrumpelungen geſichert iſt. Es zweifelt lange und ſträubt ſich noch länger. Aber zuletzt weiß es, wo ſeine Liebe und ſeine Bewunderung hingehört. Ich habe dies in den letzten Jahren des großen Königs, wenn Dienſt oder Feſtlichkeiten mich nach Berlin riefen, mehr als einmal beobachten können."

„Ich meinerſeits habe von entgegengeſetzten Stimmungen gehört, und mir ſind Drohreden des „untrüglichen Volkes" hinterbracht worden, die ſich hier nicht wiederholen laſſen."

„Es wird auch an ſolchen nicht gefehlt haben. Ein gerechter König, während er ſich Tauſende zu Dank verpflichtet, wird von Hunderten verklagt. Aber was er den Tauſenden war, das ließ ſich erkennen, wenn er, von der großen Revue kommend, ſeiner Schweſter, der alten Prinzeß Amalie, die er oft das ganze Jahr über nicht ſah, ſeinen regelmäßigen Herbſtbeſuch machte."

Rutze, der ſich ſolcher Beſuche erinnern mochte, nickte zuſtimmend mit dem Kopf; Berndt aber fuhr fort: „Ich ſeh' ihn vor mir wie heut, er trug einen dreieckigen Montirungshut, die weiße Generalsfeder war zerriſſen und ſchmutzig, der Rock alt und beſtaubt, die Weſte voll Tabak, die ſchwarzen Sammethoſen abgetragen und roth verſchoſſen. Hinter ihm Generale und Adjutanten. So ritt er auf ſeinem Schimmel, dem Condé, durch das Halleſche Thor, über das Rondeel, in die Wilhelmsſtraße ein, die gedrückt voller Menſchen ſtand, alle Häupter entblößt, überall das tiefſte Schweigen. Er grüßte fortwährend, vom Thor bis zur Kochſtraße wohl zweihundert Mal. Dann bog er in den Hof des Palais ein und wurde von der alten Prinzeſſin an den Stufen der Vortreppe empfangen. Er begrüßte ſie, bot ihr den Arm, und die großen Flügelthüren ſchloſſen ſich wieder. Alles wie eine Erſcheinung. Nur die Menge ſtand noch entblößten Hauptes da, die Augen auf das Portal gerichtet. Und doch war nichts geſchehen: keine Pracht, keine Kanonenſchüſſe, kein Trommeln und Pfeifen; nur ein dreiundſiebzigjähriger Mann, ſchlecht gekleidet, ſtaubbedeckt, kehrte von ſeinem mühſamen Tagewerk zurück. Aber jeder wußte, daß dieſes Tagewerk ſeit 45 Jahren keinen Tag verſäumt worden war, und Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen regte ſich in jedes einzelnen Bruſt, ſobald ſie dieſes Mannes der Pflicht und der Arbeit anſichtig wurden. Chère Amélie, auch Dein Rheinsberger Prinz iſt eingezogen. Haſt Du je Bilder wie dieſe vor Augen gehabt oder auch nur von ihnen gehört?"

Die Gräfin wollte antworten, aber der eintretende Jäger meldete, daß die Schlitten vorgefahren ſeien. So wurde das Geſpräch unterbrochen. Es erfolgte nur noch eine Einladung auf Sylveſter, bis zu welchem Tage Baron Pehlemann hoffentlich von ſeinem Anfall wieder hergeſtellt, Dr. Faulſtich aber ſeiner Ziebinger Umgarnung entzogen ſein werde. Eine Viertelſtunde ſpäter flogen die Schlitten auf verſchiedenen Wegen ins Oderbruch hinein. Berndt, behufs Erledigung von Kreis- und anderen Amtsgeſchäften, begleitete Droſſelſtein nach Hohen-Zieſar. Den weiteſten Weg hatten Lewin und Renate, quer durch das Bruch hindurch. Als ſie vor dem Hohen-Vietzer

Herrenhauſe hielten, berichtete Jeetze mit einem Anflug von Vertraulichkeit, daß die „jungen Berliner Herrſchaften" vor einer Stunde angekommen, aber ermüdet von der Reiſe ſchon zur Ruhe gegangen ſeien.

„Alſo auf morgen!" Damit trennten ſich die Geſchwiſter.

VIII.

Chez soi.

Ueber dem Salon, aus dem die Wendeltreppe mit dem Nußbaumſpalier ins obere Stock führte, befand ſich das Schlafzimmer der Gräfin. Ein ſtiller Raum, hoch und geräumig, die Fenſter nach Norden zu. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen hätte man dieſe Lage tadeln dürfen; hier aber, wo die Neigung vorherrſchte, ſich erſt durch die Mittagsſonne wecken zu laſſen, geſtaltete ſich, was anderen Orts ein Fehler geweſen wäre, zu einem Vorzug. In der Mitte des Zimmers, nur mit der einen Schmalſeite die Wand berührend, ſtand das Bett, ein großer, mit ſchweren Vorhängen ausgeſtatteter Behaglichkeitsbau, und nicht eine jener ſargartigen Kiſten, die das Schlafen als eine Nebenſache oder gar als eine Strafe erſcheinen laſſen. Ein zuverläſſiger Menſch wacht aber nicht nur ordentlich, ſondern ſchläft auch ordentlich, und es war eine Feinheit unſerer Sprache, das richtig drapirte Großbett ohne weiteres zum Himmelbett zu erheben.

Die Gräfin, noch unter dem Einfluß des Streits, den ſie mit dem Bruder gehabt hatte, und verſtimmt an einer, wie ſie nicht zweifelte, ſiegreichen Entgegnung verhindert worden zu ſein, ſtieg die Wendeltreppe langſam hinauf, während ihr ihre Jungfer, ein hübſches blutjunges Ding von entſchieden wendiſchem Typus, mit einem Ausdruck von Schelmerei und Schlauheit folgte. Es war Eva Kubalke, des alten Hohen-Vietzer Küſters jüngſte Tochter und Schweſter von Maline Kubalke.

Beide nahmen dieſelbe bevorzugte Stellung ein. Eva war Liebling und Vertraute bei Tante Amélie, Maline bei Renaten.

Es verging eine geraume Zeit, während welcher die Gräfin nicht ſprach. Endlich ſchien ſie ihrer Verſtimmung Herr geworden zu ſein; ſie ſetzte ſich vor einen Spiegel und begann ihre Nachttoilette zu machen. Die Kleine ſah ihr beſtändig nach den Augen. Endlich ſagte die Gräfin unter freundlichem Zunicken: „Nun, Eva?“

„Gnädigſte Gräfin ſind ſo ſtill.“

„Ja. Aber nun ſprich. Nimm den Kamm. Was gibt es?“

„O vielerlei, gnädigſte Gräfin. Fräulein Renate war wieder ſo gut. Sie hat mir alles erzählt. Ich freue mich immer, wenn ſie Kopfweh hat und aus dem Salon nach oben kommt. Da höre ich doch von Hohen-Vietz und meiner Schweſter Maline.“

„Wie ſteht es mit dem Bräutigam? War es nicht der junge Scharwenka?“

„Ja, aber ſie hat ihm abgeſchrieben.“

„Ihm abgeſchrieben? Dem reichen Krügersſohn?“

„Das war es eben. Es ſind harte Leute die Scharwenkas, hart und bauernſtolz. Er hat ihr vorgeworfen, daß ſie arm ſei. Aber da war es vorbei. Sie machte ſich auch nicht viel aus ihm. Sie will nun in die Stadt.“

„Wenn es nur gut thut.“

„Aber wiſſen denn gnädigſte Gräfin, daß der Hathnower Paſtor Hochzeit gehabt hat?“

„Der Hathnower?“

„Ja, geſtern, am zweiten Feiertage. Es ſollte was apartes ſein."

„Und mit wem denn?"

„Mit einer Berlinerin. Und wie er dazu gekommen iſt! Es iſt eine ganze Geſchichte."

„Nun, ſo erzähle doch."

„Er war letzten Sommer in Berlin auf Beſuch bei einem Freunde, auch Prediger. Den Namen habe ich vergeſſen, aber ich beſinne mich noch."

„Laß ihn."

„Nun, der Freund wohnte in einem großen Hauſe, zwei Treppen hoch. Ein Gewitter zog herauf und es goß wie mit Kannen. Als es vorüber war und der Regen nur noch leiſe fiel, legten ſich beide Freunde ins offene Fenſter und ſahen auf die Straße, die unter Waſſer ſtand, ſo daß die Brückenbohlen umher ſchwammen. Aber ſoll ich weiter erzählen?"

„Gewiß."

„Sie ſahen alſo auf die Straße und die Brückenbohlen, aber auch auf ein paar große Roſenſtöcke, die Regens halber umgelegt waren und gerade unter ihnen aus dem Fenſter herausguckten. Die Freunde ſprachen noch und der Hathnower wollte ſich eben nach den eine Treppe tiefer wohnenden Wirthsleuten erkundigen, als ein Arm heraus geſtreckt wurde, der dicht über den Roſenſtöcken hin einen kleinen irdenen Blumentopf, in dem nur zwei, drei Blätter wuchſen, in den Regen hinaus hielt. Ein paar Tropfen fielen auf die Blätter, und auch auf den Arm; und dann verſchwand er wieder. „Es war wie eine Erſcheinung," ſoll der Hathnower geſagt haben. Den zweiten Tag hielt er an. Es iſt eine Steuerrathstochter."

„Das hätte ich dem Kleinen nicht zugetraut. Er iſt ſonſt ſo ſchüchtern."

„Die Leute wiſſen auch nicht recht, was ſie daraus machen ſollen. Die einen meinen, es habe ihn ſo gerührt, die Liebe zu den drei kleinen Blättern, und er habe gleich geſagt, „die muß jeden glücklich machen;" die andern aber meinen, Frau Gräfin verzeihen, der Arm habe es ihm angethan."

„Es wird wohl der Arm geweſen ſein," bemerkte die Gräfin mit ruhiger Ueberzeugung.

Eva, die ein Schelm war, erwiderte, „daß es ja doch ein Prediger ſei," und fuhr dann in ihrem Abendrapporte fort: „Auf der Manſchnower Mühle iſt eingebrochen."

„Beim alten Kriele?"

„Ja, gnädigſte Gräfin. Sie haben ihm all ſein Geſpartes genommen, und das Pferd aus dem Stall dazu. Sie müſſen die Gelegenheit gut gekannt haben, denn das Geld lag unter dem Fußboden; aber ſie brachen die Dielen auf."

„Hat man auf wen Verdacht?"

Die Diebe hatten alte Soldatenröcke an, halb zerriſſen, ſo daß man nichts beſtimmtes erkennen konnte. Die Manſchnower meinen, es wären Marodeurs geweſen, Franzoſen, die das Mitnehmen noch immer nicht laſſen könnten. Ihre Geſichter hatten ſie ſchwarz gemacht."

„Dann waren es keine Franzoſen. Wer ſein Geſicht ſchwärzt, der fürchtet erkannt zu werden. Und Du ſagteſt ſelbſt, ſie wußten Beſcheid in der Mühle."

„Aber die Soldatenröcke."

„Das wird ſich aufklären."

Damit brach das Geſpräch ab. Die Toilette war beendet, das Haar leicht zuſammengeſteckt, und die Gräfin bot Eva gute Nacht. Dieſe, bevor ſie das Zimmer verließ, trat noch an einen großen Stehſpiegel heran und ließ, wie man ein Fenſterrouleaux herunterläßt, einen grünſeidenen Vorhang über den Trumeaux herabrollen.

Dies geſchah jeden Abend, und es iſt nöthig, ein Wort darüber zu ſagen. Wie alle alten Schlöſſer, ſo hatte auch Schloß Guſe ſein Hausgeſpenſt, und zwar eine ſchwarze Frau. Dieſe weißen und ſchwarzen Frauen gelten bei Kennern als die allerechteſten Spuke, gerade weil ihnen das fehlt, was dem Laien die Hauptſache dünkt: eine Geſchichte. Sie haben nichts als ihre Exiſtenz; ſie erſcheinen blos. Warum ſie erſcheinen, darüber fehlen entweder alle Mittheilungen, oder die Mittheilungen ſind widerſpruchsvoll. So war es auch in Guſe. Die Erzählungen gingen weit auseinander, nur das ſtand feſt, daß das Erſcheinen der ſchwarzen Frau jedesmal Tod oder Unglück bedeute. Die Gräfin, ſonſt eine beherzte Natur, lebte in einem ſteten Bangen vor dieſer Erſcheinung, was ihr aber das Peinlichſte war, war der Gedanke, daß ſie möglicherweiſe einmal einem bloßen Irrthum, ihrem eignen Spiegelbilde zum Opfer fallen könne. Da ſie ſich immer ſchwarz kleidete, ſo hatte dieſe Beſorgniß eine gewiſſe Berechtigung, und ſie traf ihre Vorkehrungen darnach. Die Anlage der mehrerwähnten Wendeltreppe ſtand im Zuſammenhange damit; ſie wollte das Spiegelzimmer nicht paſſiren, wenn ſie ſich ſpät abends aus dem Salon in ihr Schlafzimmer zurückzog. In dieſem letzteren war nun natürlich der große Trumeaux ein Gegenſtand ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit und Beſorgniß, und ein durch Eva auch nur einmal verſäumtes Herablaſſen des Vorhanges würde ſchwerlich ihre Verzeihung gefunden haben.

Es war heute noch früh, kaum elf Uhr, und die Gräfin, die ohnehin die Nacht am liebſten zum Tage gemacht hätte, hatte keinen Grund, die Ruhe vorzeitig aufzuſuchen. Es waren noch Briefe zu ſchreiben.

Sie ſetzte ſich an einen mit Schildpatt und Boularbeit ausgelegten Tiſch, der zwiſchen Bett und Fenſter ſtand, überflog einen kurzen Brief, der ihr zur Linken lag, und ſchrieb dann ſelbſt:

„Mon cher Faulstich. Tout va bien! Demoiſelle Alceſte, wie ſie mir heute in einem unorthographiſchen Billet (le style c'est l'homme) anzeigt, hat acceptirt. Sie wird am 30. in Guſe ſein et comme j'espère den Dr. Faulſtich bereits hier antreffen. Sie dürfen mich nicht im Stiche laſſen.

Meinen Dank für die Vorſchläge, die Sie gemacht. Ihre Begeiſterung für de la Harpe, den Sie zu favoriſiren ſcheinen, kann ich nicht theilen, weder für die „Barmecides" noch für den „Comte de Warwick". Die rothangeſtrichenen Stellen (Tome VII erfolgt zurück) laſſe ich gelten.

Ich habe mich, après quelque hésitation, für Lemierre entſchieden, nicht für den „Barnevelt", der ſo viel Aufſehen gemacht hat und der reifer iſt, ſondern für den „Guillaume Tell", justement parcequ'il n'a pas cette maturité. Er hat dafür Schwung, Feuer, Leidenſchaft. Demoiſelle Alceſte, ohne daß ich ihr Urtheil captivirt hätte, iſt mir beigetreten. Ich leugne übrigens nicht, daß auch Rückſichten auf den Effekt meine Wahl beſtimmt haben. Cléofés Paraphraſen an die Freiheit ſind genau das, was man jetzt hören will, et comme Intendant en Chef du Théâtre du château de Guse, habe ich die Verpflichtung, Neues, Zeitgemäßes zu bringen und mich dem Geſchmacke meines Publikums anzubequemen. S'accomoder au goût de tout le monde, c'est la demande de notre temps. Das Beſte wird Demoiſelle Alceſte thun müſſen et encore plus la surprise. Alſo Verſchwiegenheit, auch gegen Droſſelſtein.

Aber eines fehlt noch, cher Docteur, et c'est pour cela que je recours à votre bonté. Es fehlt ein Prolog, ein

Epilog, ein Chorus, ein irgend etwas, das vorwärts oder rückwärts oder ſeitwärts weiſt, denn ſo könnte man den Chorus vielleicht definiren. Sie werden ſchon das Richtige finden. J'en suis sûre. Vielleicht thäte es auch ein Lied. Aber es müßte etwas leichtes ſein, das Renate vom Blatte ſingen könnte.

N'oubliez pas que je vous attends le 30. Je suis avec une parfaite estime votre affectionnée A. P.

Ein zweiter Brief war an Demoiſelle Alceſte gerichtet. Er enthielt nur den Ausdruck der Freude, ſie mit nächſtem zu ſehen. Die Gräfin ſiegelte beide Briefe, löſchte die auf dem Schreibtiſche ſtehenden Kerzen und legte ſich nieder. Nur noch die italieniſche Lampe brannte. Sie band, wie ſie ſeit vielen Jahren that, ein ſafranfarbenes Tuch um ihre Stirn und verſuchte zu leſen, aber das Buch entfiel ihrer Hand. Die Eindrücke des Tages zogen an ihr vorüber; ſie hörte die heftigen Reden Berndts, dann klangen ſie ruhiger, und die großen Portalthüren, die Bamme mit ſo viel Eindringlichkeit geſchildert hatte, öffneten ſich langſam und leiſe. Aber in den Saal, in dem die Leibkarabiniers tanzten, trat niemand anderes als Mademoiſelle Alceſte, die Worte Lemierres auf den Lippen, den Sieg auf der Stirn. Alles applaudirte.

Der Traum ſpann ſich weiter; die Gräfin ſchlief.

IX.

Unſerer Liebling.

Der andere Morgen ſah die beiden Geſchwiſterpaare, Lewin und Renate, und Tubal und Kathinka, beim Frühſtück verſammelt. Nach herzlicher Begrüßung und ſich überſtürzenden Fragen, die theils der Chriſtbeſcheerung im Ladalinskiſchen Hauſe, theils der geſtrigen Réunion in Schloß Guſe galten, wurden die Dispoſitionen für den Tag getroffen. Kathinka und Renate wollten auf der Pfarre vorſprechen, dann Marie zu einer Plauderſtunde abholen, während die beiden jungen Männer einen Beſuch in dem benachbarten Städtchen Kirch-Göritz verabredeten. Die Anregung dazu ging von Tubal aus, der in der Jenaer Literaturzeitung einen mit dem vollen Namen Dr. Faulſtichs unterzeichneten Aufſatz „Arten und Unarten der Romantik“ geleſen und ſofort den Entſchluß gefaßt hatte, bei ſeiner nächſten Anweſenheit in Hohen-Vietz den Doktor aufzuſuchen.

Erſt nach Regelung aller dieſer Dinge kam das bis dahin haſtig und ſprungweiſe geführte Geſpräch in einen ruhigeren Gang und die Hohen-Vietzer Geſchwiſter drangen jetzt in Tubal, ihnen von der durch Jürgaß improviſirten Weihnachtsſitzung, beſonders aber von Hanſen-Grell, dieſer jüngſten Acquiſition der „Kaſtalia“ zu erzählen. Auch Kathinka wollte von ihm hören.

„Ich werde ſchlecht vor Eurer Neugier beſtehen,“ begann

Tubal. „Es geht mein Wiſſen, trotzdem ich Jürgaß am erſten Feiertage geſprochen, nicht weſentlich über das hinaus, was ich in meinem langen Weihnachtsbriefe bereits geſchrieben habe. Er iſt unſchön, von ſchlechtem Teint und hat wenig Grazie. Aber dieſer Eindruck verliert ſich, wenn er ſpricht. Manches an ihm erklärt ſich aus ſeinem Namen, der als ein Abriß ſeiner Lebensgeſchichte gelten kann. Sein Vater, ein einfacher Grell, in Gantzer gebürtig und urſprünglich Soldat, wurde, wer weiß wie, nach Dänemark verſchlagen. Er heirathete daſelbſt und zwar im Schleswigſchen eines wohlhabenden Handwerkers Tochter. In jenen Gegenden heißt alles Hanſen; zugleich iſt dort die Sitte verbreitet, den Kindern einen aus dem Familiennamen des Vaters und der Mutter gebildeten Doppelnamen mit auf den Lebensweg zu geben. So entſtanden die Hanſen-Grells. Einige Jahre ſpäter zog es den Vater, der inzwiſchen geſchulmeiſtert, ſich als Thurmuhrmacher und Orgelſpieler verſucht hatte, wieder in ſein märkiſches Dorf zurück, und er ſchrieb an die Gutsherrſchaft in Gantzer, in einem langen Briefe ſchildernd, wie groß ſein Heimweh ſei. Der alte Jürgaß, als er das las, war an ſeiner ſchwachen Stelle getroffen und vier Wochen ſpäter trafen Grell und Frau nebſt einer ganzen Kolonie von Hanſen-Grells in Gantzer ein."

„Und der alte Jürgaß ſchaffte Rath; deſſen bin ich ſicher," warf Levin dazwiſchen. „Es iſt eine Familie, wie wir keine beſſere haben. Ohne Lug und Trug. Sie ſind mit den Zietens verſchwägert und mit den Rohrs; von den einen haben ſie die Hand, von den anderen das Herz."

„Es iſt, wie Du ſagſt," fuhr Tubal fort. „Es fand ſich ein Haus, ein Amt, ein Streifen Land und unſer Hanſen-Grell kam auf die Havelberger Schule. Als er aber halbwachſen war, wurde ſeiner Mutter Blut und Namen in ihm lebendig, und er erſchien eines Tages bei den Großeltern in Schleswig. Er hatte die ganzen fünfzig Meilen zu Fuß gemacht. Es war ein gewagtes Ding, aber es ſchlug ihm zum Guten aus, ſelbſt in Gantzer, wo der alte Jürgaß dem alten Grell auseinander ſetzte, daß jeder Menſch, aus dem etwas geworden ſei, der eine früher, der andere ſpäter, eine Deſertion begangen habe. Selbſt Kronprinz Friedrich. In der Großeltern Haus wuchs inzwiſchen unſer Hanſen-Grell heran und ging nach Kopenhagen; es war daſſelbe Jahr, in dem die Engländer die Stadt bombardirten. Einzelne Vorgänge, die ſeiner Umſicht wie ſeinem Muth ein gleich glänzendes Zeugniß ausſtellten, führten ihn als Erzieher in das Haus eines Grafen Moltke, in dem er glückliche Jahre verlebte. Seine ſkandinaviſchen Studien fallen in dieſe Zeit. Als aber Schill, deſſen Auftreten er mit glühendem Patriotismus verfolgt hatte, von däniſchen Truppen umſtellt und dann in den Straßen Stralſunds zuſammengehauen wurde, kam der Grell in ihm ſo nachdrücklich heraus, daß er, übrigens unter Fortdauer guter Beziehungen zu dem Moltkeſchen Hauſe, ſeine Kopenhagener Stellung aufgab und ins Brandenburgiſche zurückkehrte."

„Es überraſcht mich," bemerkte Levin, „nie früher von ihm gehört zu haben. Wo war er all die Zeit über? Unſer Jürgaß zählt ſonſt nicht zu den Schweigſamen."

„Ich möchte vermuthen, daß er ſeine Zeit zwiſchen literariſchen Beſchäftigungen in Berlin und Aushilfeſtellungen auf dem Lande theilte. Dann und wann war er in Gantzer. In Stechow, wenn ich recht verſtanden habe, hat er gepredigt. Im übrigen wird er vor Ablauf einer Woche meine Mittheilungen vervollſtändigen können. Und wenn nicht er, ſo doch jedenfalls Jürgaß, der, während er ihn ironiſch zu behandeln ſcheint, eine faſt reſpektvolle Vorliebe für ihn hat. Er rühmt vor allem ſein Erzählertalent, wenn es ſich um ſkandinaviſche Naturbilder oder um die Schilderung perſönlicher Erlebniſſe handelt. Schon in dem „Hakon Borkenbart", den er uns vorlas, trat dies hervor. Es war mir intereſſant, mit welcher Aufmerkſamkeit Bninski folgte, erſt dem Gedichte, dann dem Dichter, vielleicht noch mehr dem Menſchen. Aber ich entſinne mich, ich ſchrieb ſchon davon."

„Es will mir ſcheinen, Tubal," nahm hier Kathinka das Wort, „daß Du dem Grafen Deine perſönlichen Empfindungen unterſchiebſt. Er verlangt Schönheit, Form, Eſprit, alles das, was dieſer nordiſche Wundervogel, in dem ich ſchließlich eine Eidergans vermuthe, nicht zu haben ſcheint. Bninski iſt durchaus für ſüdliches Gefieder. Er hat gar kein Verſtändniß für preußiſche Kandidaten- und Konrektoralnaturen, die nie proſaiſcher ſind, als wo ſie poetiſch oder gar enthuſiaſtiſch werden."

„Da verkennſt Du den Grafen doch," erwiderte Tubal, und Levin ſetzte mit einer Verbeugung gegen die ſchöne Couſine hinzu: „Ich muß auch widerſprechen, Kathinka; Bninskis Neigungen gehen den Weg, den Du beſchrieben haſt, aber er iſt zugleich eine tiefer angelegte Natur, und es dämmert in ihm die Vorſtellung, daß es gerade die Hanſen-Grells ſind, die wir vor den ſlaviſchen Geſellſchaftsvirtuoſen, vor den Männern des Salonfirlefanzes und der endloſen Liebesintrigue voraushaben. Uebrigens iſt es Zeit, unſer Thema abzubrechen. Kirch-Göritz iſt eine Stunde und die Tage ſind kurz. Wir nehmen doch die Jagdflinten? Möglich, daß uns ein Haſe über den Weg läuft."

Tubal ſtimmte zu. Ihr Adieu für den Moment ihres Aufbruchs ſich vorbehaltend, verließen beide Freunde das Zimmer, um ſich für ihre Jagd- und Geſellſchaftsexpedition zu rüſten.

Auch die jungen Damen ſtanden auf, und Renate begann die Brotreſte zu verkrumeln, mit denen ſie jeden Morgen ihre Tauben zu füttern pflegte.

Kathinka, in einem enganſchließenden polniſchen Ueberrock von dunkelgrüner Farbe, der erſt jetzt, wo ſie ſich erhoben hatte, die volle Schönheit ihrer Figur zeigte, war ihr dabei behilflich. Alles, was Lewin für ſie empfand, war nur zu begreiflich. Ein Anflug von Koketterie, gepaart mit jener leichten Sicherheit der Bewegung, wie ſie das Bewußtſein der Ueberlegenheit gibt, machten ſie für jeden gefährlich, doppelt für den, der noch in Jugend und Unerfahrenheit ſtand. Sie war um einen halben Kopf größer als Renate; ihre beſondere Schönheit aber, ein Erbtheil von der Mutter her, bildete das kaſtanienbraune Haar, das ſie, der jeweiligen Mode Trotz bietend, in der Regel leicht aufgenommen in einem Goldnetz trug. Ihrem Haar entſprach der Teint und beiden das Auge, das hellblau wie es war, doch zugleich wie Feuer leuchtete.

„Sieh," ſagte Renate, während ſie mit einer Schale voll Krumen auf das Fenſter zuſchritt, „ſie melden ſich ſchon." Und in der That hatte ſich draußen auf das verſchneite Fenſterbrett eine atlasgraue Taube niedergelaſſen und pickte an die Scheiben. „Das iſt mein Verzug," ſetzte ſie hinzu und drehte die Riegel, um die Krumen hinauszuſtreuen. Kathinka war ihr gefolgt. In dem Augenblick, wo das Fenſter ſich öffnete, huſchte die ſchöne Taube herein, ſetzte ſich aber nicht auf Renatens, ſondern auf Kathinkas Schulter und begann unter Gurren und zierlichem Sichdrehen ihren Kopf an Kathinkas Wange zu legen.

„Untreuer Liebling!" rief Renate, und in ihren Worten klang etwas wie wirkliche Verſtimmung.

„Laß," ſagte Kathinka. „Das iſt die Welt. Untreue überall; auch bei den Tauben."

In dieſem Momente traten die beiden Freunde wieder ein, um ſich, wie angekündigt, bei den jungen Damen bis auf Spätnachmittag zu empfehlen. Sie trugen Jagdröcke, Pelzkappen, hohe Stiefel, dazu die Flinten über die Schulter gehängt. „Nehmen wir einen Hund mit?" fragte Tubal.

„Nein. Tiras lahmt und Hektor ſcheucht alles auf und bringt nichts zu Schuß. Das beſte Thier und der ſchlechteſte Hund." So brachen ſie auf.

X.

Kirch-Göritz.

Kirch-Göritz liegt an der andern Seite der Oder, ſüdöſtlich von Hohen-Vietz. Es ſtanden zwei Wege zur Wahl, und die beiden Freunde beſchloſſen auf dem Hinmarſche den einen, auf dem Rückmarſche den andern einzuſchlagen. Sie paſſirten zuerſt das Dorf, dann den Forſtacker. Als ſie bei Hoppenmariekens Häuschen vorüberkamen, das ſtumm und verſchloſſen dalag, ſtanden ſie neugierig ſtill und lugten hinein. Sie ſahen aber nichts. Dann ſchlugen ſie einen Fußſteig ein, der diesſeitig in halber Höhe des Oderhügels hinlief. Dann und wann flog eine Schack-Elſter auf; nichts was einen Schuß verlohnt hätte.

Sie ſprachen von Faulſtich, und Tubal ſkizzirte den Artikel aus der Jenaer Literaturzeitung, den Lewin nicht geleſen hatte. „Ich fürchte faſt," ſagte dieſer, „daß der Verfaſſer hinter dem Eindruck, den ſeine Arbeit auf Dich machte, zurückbleiben wird. Er iſt ein kluger und intereſſanter Mann, aber doch ſchließlich von ziemlich zweifelhaftem Gepräge."

„Deſto beſſer. Ich bin, wie Du übrigens wiſſen könnteſt, unſerer Tante Amelie gerade verwandt genug, um alles, was einen „Stich" hat, zum Theil um dieſes Stiches willen zu bevorzugen. Und Faulſtich wird keine Ausnahme machen. Er iſt mir ſchon intereſſant dadurch, daß er in Kirch-Göritz lebt, ein Mann, der ſich an die ſublimſten Fragen wagt! Welche Schickſalswelle hat ihn an dieſen Strand geworfen?"

„Wir wiſſen wenig von ihm, und das wenige bedarf wahrſcheinlich auch noch der Korrektur. Er iſt ein Altmärker, wenn ich nicht irre, aus der Gardelegener Gegend, wo ſein Vater Prediger war, ein ſtrenggläubiger, was dem Sohne von Jugend auf widerſtand. Nichtsdeſtoweniger ging er, dem Willen des Vaters nachgebend, nach Halle und begann theologiſche Studien. Er kam aber, durch literariſche Liebhabereien abgezogen, nicht recht vorwärts. Eine Art äſthetiſche Feinſchmeckerei war ſchon damals ſeine Sache. Er lernte den um mehrere Jahre jüngeren Ludwig Tieck kennen, ſpielte den Beſchützer, zugleich das oberſte kritiſche Tribunal, und dieſe Bekanntſchaft, ſo kurz und oberflächlich ſie war, war es doch, was ihn ſchließlich nach allerhand Zwiſchenfällen nach Kirch-Göritz führte."

„Und dieſe Zwiſchenfälle laß mich hören."

„Gewiß; denn ſie ſind charakteriſtiſch für den Mann. Es kam endlich zum völligen Bruch zwiſchen Vater und Sohn, und ſchon erwog dieſer, ob er ſich nicht einer herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft anſchließen ſolle, als er ſich durch in Berlin angeknüpfte Verbindungen in den Kreis der Rietz-Lichtenau gezogen ſah. Dieſer Kreis, wie Du von Deinem Papa oft gehört haben wirſt, war beſſer als ſein Ruf. Die Rietz, zu manchem anderen, das ſie beſaß, hatte gute Laune, ſcharfen Verſtand und ein natürliches Gefühl für die Künſte. Sie paßte für ihre Rolle. Es war eben allerlei Verwandtes zwiſchen ihr und Faulſtich, der ſich bald unentbehrlich zu machen wußte. Er ſtellte Bilder, erfand Bonmots fürſtlicher Perſonen, ſorgte für Klatſch und Anekdoten und machte die

Feſtgedichte. All dies hatte natürlich ein Ende, als die Seifenblaſe der Lichtenauſchen Größe zerplatzte, und Faulſtich, wie vier Jahre früher in Halle, ſah ſich zum zweiten Male den bitterſten Verlegenheiten gegenüber.“

„... aus denen ihn nun Tieck, wie der beſternte Fürſt in der Komödie befreite.“

„Du ſagſt es. Die gelockerten Beziehungen knüpften ſich wieder an; Faulſtich that den erſten Schritt. Tieck ſeinerſeits, der eben damals den „geſtiefelten Kater“ gebracht hatte und mit dem „Zerbino“ und der „Genoveſa“ in Vorbereitung war, begriff leicht, was ihm Faulſtich in den zu führenden Fehden werth ſein mußte. Denn er war kein gewöhnlicher Kritiker. Voller Phantaſie verſtand er es den Intentionen, ſelbſt den Capricen der jungen Schule zu folgen. So halb aus Intereſſe, halb aus Gutmüthigkeit empfahl ihn Tieck an die Burgsdorffs nach Ziebingen hin. Den Reſt erräthſt Du leicht.“

„Doch nicht, gib wenigſtens eine Andeutung.“

„Gut. Er kam alſo nach Ziebingen, was im weiteren zur Bekanntſchaft mit Graf Droſſelſtein und bald auch zur Ueberſiedelung nach Hohen-Zieſar führte. Ich kann mich deſſen noch entſinnen. Es fiel ihm zu, in der etwas wüſt gewordenen Bibliothek wieder Ordnung zu ſchaffen, und der Graf, ſo weit ihm die Parkanlagen Zeit ließen, ging ihm dabei zur Hand. Sie entdeckten alte, mit Initialen reich ausgeſtattete Drucke, Ritterbücher aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die nun, im Triumphe nach Ziebingen geſchafft, einen erwünſchten Stoff zu neuen Dichtungen und noch mehr zu kritiſchen Unterſuchungen boten. Etwa um 1804 wurde die zweite Lehrerſtelle in Kirch-Göritz frei. Dem Familieneinfluß erwies es ſich nicht ſchwer, das Einrücken Faulſtichs in dieſe Stelle durchzuſetzen. Auch Tante Amelie wirkte mit. Es iſt eine halbe Sinekure, und die paar pflichtmäßigen Lektionen fallen gelegentlich noch aus. Die Kirch-Göritzer müſſen ſich eben damit tröſten, daß jede Stunde, die ihrer Stadtſchule verloren geht, der romantiſchen Schule zu gute kommt."

„Ob es ihnen leicht wird?"

„Ich zweifle. Von dem Brombeerſtrauche kleinſtädtiſcher Magiſtrate ſind eben keine Trauben zu pflücken. Auch läßt ſich nicht behaupten, daß Dr. Faulſtich es ihnen leicht macht."

„Iſt er hochmüthig?"

„Im Gegentheil, er hat das Verbindliche, das allen Leuten innewohnt, die ihren ethiſchen Bedarf aus dem äſthetiſchen Fonds beſtreiten. Er iſt entgegenkommend, immer ſcherzhaft, zum mindeſten kein Spielverderber. Dem allerkrauſeſten Zeuge hört er nicht nur geduldig zu, ſondern antwortet auch mit einem verbindlichen „Ihrem Gedankengange folgend", unter welchem Höflichkeitsdeckmantel er dann entweder erſt Klarheit in das Chaos bringt oder auch gerade das Gegentheil von dem Geſagten feſtzuſtellen weiß. Seine Klugheit und ſeine affablen Manieren ſind es, die ihn halten, aber er gibt Anſtoß durch ſein Leben, ſeinen Wandel."

„So war ſein Sichheimiſchfühlen im Hauſe der Rieß mehr als ein Zufall?"

„Ich fürchte, daß es ſo iſt. Er lebt mit einer kinderloſen Wittwe, einer Frau von beinahe vierzig; Du wirſt ſie ſehen. Sie beherrſcht ihn natürlich, und ſeine gelegentlichen Beſtrebungen ihr den beſcheidenen Platz anzuweiſen, der ihr zukommt, ſcheitern jedesmal."

„Aber warum ſchüttelt er ſie nicht ab?"

„Dazu gebricht es ihm an Kraft. Er iſt eine ſchwache Natur. Und in dieſer ſchwachen Natur ſteckt auch das, was mehr Anſtoß gibt, als alles andere: ſein Mangel an Geſinnung."

„Iſt denn Kirch-Göritz der Ort, ſolche Schäden aufzudecken?"

„Ein jeder Ort, möcht' ich meinen, iſt dazu geſchickt. Und Fauſtſtich hält nicht hinterm Berge. Er bekennt ſich offen zu ſeinem Sybaritismus, zu einer allerweichlichſten Bequemlichkeit, die von nichts ſo weit ab iſt, als von Pflichterfüllung und dem kategoriſchen Imperativ. Er kennt nur ſich ſelbſt. Alle Großthat intereſſirt ihn nur als dichteriſcher Stoff, am liebſten in dichteriſchem Kleide. Eine Arnold von Winkelried-Ballade kann ihn zu Thränen rühren, aber eine Bajonnetattacke mitzumachen, würde ſeiner Natur ebenſo unbequem wie lächerlich erſcheinen."

„Das theilt er mit vielen. Es ließe ſich darüber ſtreiten, ob das ein Makel ſei."

„Ich würde Dir unter Umſtänden zuſtimmen können. Aber wenn wir im allgemeinen in der Aufſtellung unſerer Grundſätze ſtrenger ſind als in ihrer Bethätigung, ſo gibt es doch auch Ausnahmen, wo wir dem Leben und ſeiner Praxis das nicht geſtatten mögen, was uns der Theorie nach noch als ſtatthaft erſcheint. Ich weiß es nicht, aber ich gehe jede Wette ein, daß das, was in dieſen Weihnachtstagen alle preußiſchen Herzen bewegt hat, von unſerem Kirch-Göritzer Doktor entweder einfach als eine Störung empfunden, oder aber gar nicht beachtet worden iſt. Meine Shakeſpeareausgabe gegen ein Uhlenhorſtſches Traktätchen, daß er vom 29. Bulletin auch nicht eine Zeile geleſen hat. Eine Einladung nach Guſe oder Ziebingen erſcheint ihm wichtiger als eine Monarchenzuſammenkunft oder ein Friedensſchluß. Er iſt in nichts zu Hauſe als in ſeinen Büchern; Volk, Vaterland, Sitte, Glauben — er umfaßt ſie mit ſeinem Verſtande, aber ſie ſind ihm Begriffs- nicht Herzensſache. Heute als Cuſtos an die Pariſer Bibliothek berufen, würde er morgen bereit ſein, den Kaiſer zu apotheoſiren. Und das empfinden die kleinen Leute, unter denen er lebt. Es wird jetzt ein Landſturm geplant; über kurz oder lang werden auch die Kirch-Göritzer ausrücken. Dr. Faulſtich aber? Er wird ihnen nachſehen, lachen und zu Hauſe bleiben.“

Während dieſes Geſpräches hatten die beiden Freunde den Punkt erreicht, wo der am diesſeitigen Abhang ſich hinziehende Weg ſcharf anſteigend nach links hin abzweigte. Sie folgten dieſer Abzweigung und ſtanden nach wenigen Minuten auf dem Rücken des Hügels, den Fluß zu Füßen, jenſeits deſſelben das neumärkiſche Flachland. Alles in Schnee begraben, die vereinzelten Terrainwellen in der weißen Fläche verſchwindend. Auch das Oderbett hätte ſich kaum erkennen laſſen, wenn nicht inmitten deſſelben eine durch den Schnee hin abgeſteckte Kiefernallee die Fahrſtraße von Frankfurt bis Küſtrin, und dadurch zugleich den Lauf des Fluſſes bezeichnet hätte. Rechtwinklig auf dieſe Fahrſtraße ſtießen Queralleen, welche die Kommunikation zwiſchen den Ufern unterhielten und in ihrer Verlängerung, hüben wie drüben, auf ſpärlich verſtreute Ortſchaften zuführten.

Die Freunde freuten ſich des Bildes, das trotz ſeiner Monotonie, nicht ohne Reiz und einen gewiſſen Anflug von Feierlichem war.

„Wozu gehört der Kirchthurm dort drüben, mit den großen Schalllöchern und der goldenen Kugel?“ fragte Tubal.

„Zu Dorf Oetſcher.“

„Oetſcher! Ich habe nie den Namen gehört.“

„Und doch ſpielt er in unſerer Geſchichte mit. Zwei Meilen weiter ſüdlich liegt Kunersdorf, wo Kleiſt fiel und der König in die hiſtoriſchen, beſſer als alles andere den Moment ſchildernden Worte ausbrach: „Will denn keine verdammte Kugel mich treffen?“ Hierher, auf Oetſcher zu, zogen ſich an jenem furchtbaren Auguſttage die zu Kompagnien zuſammengeſchmolzenen Regimenter, Schiffbrücken wurden geſchlagen, und angeſichts der Stelle, wo wir jetzt ſtehen, gingen die Trümmer über den Strom. Das hier zur rechten iſt Reitwein. Ein Finkenſteinſches Gut. Dort übernachtete der König."

„Es iſt ein Glück, Dich hier als Führer zu haben. Ich hätte dieſer Oede jeden hiſtoriſchen Moment abgeſprochen."

„Sehr mit Unrecht. Es liegen hier Schätze auf Schritt und Tritt. Da iſt Kriegsrath Wohlbrück drüben in Frankfurt, der ſeit Jahren die Materialien zu einer Hiſtorie des Landes Lebus ſammelt, und auch in Hohen-Vietz war, um unſer Gutsarchiv zu durchforſchen. Den hab' ich mehr als einmal ſagen hören: „Es fehlt uns nicht an Geſchehenem, kaum an Geſchichte, aber es fehlt uns der Sinn für beides." Sieh hier drüben den verſchneiten Häuſerkomplex hinter den zwei ſchiefſtehenden Weiden, das iſt unſer Ziel: Kirch-Göritz dans toute sa gloire. Es wirkt in dieſem Augenblick wie eine Biberkolonie, und doch war es ein Biſchofsſommerſitz, der im 14. Jahrhundert eine berühmte Wallfahrtskirche und im 16. Jahrhundert ein noch berühmteres Marienbild hatte. Aber laß uns jetzt hinabſteigen; der Habicht, der dort fliegt, iſt außer unſerm Bereich. Ich erzähle Dir, ſo Du noch hören willſt, von dem Reſte vor uns. Ohnehin ſpielen Deine Landsleute vom Bug und der Weichſel her eine Rolle in der Geſchichte der Stadt."

„Da bin ich neugierig," erwiderte Tubal, „obſchon ich fürchten muß, wenig Schmeichelhaftes zu hören."

„Die Geſchichte ſchmeichelt ſelten," fuhr Lewin fort, während ſie ihren Weitermarſch antraten.

„Eines Tages, ich gehe gleich in medias res, waren alſo die Polen im Lande, ſengten, plünderten, mordeten und brachen auch in ein Frauenkloſter ein, das hier herum in unmittelbarer Nähe von Kirch-Göritz ſtand. Eine der Nonnen, hart bedrängt, ſuchte ſich des Anführers zu erwehren, und beſchwor ihn von ihr abzulaſſen; ſie wollte ihn zum Dank dafür einen feſtmachenden Spruch lehren, deſſen Kraft er gleich an ihr ſelbſt erproben möge. Dabei kniete ſie nieder. Er war auch bereit und hieb zu, während ſie die Worte ſprach: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum.“ Er aber entſetzte ſich, als der Kopf vom Rumpfe flog.“

Eine kurze Pauſe folgte; dann ſagte Tubal: „Aber Du ſprachſt noch von anderen Vorkommniſſen; laß mich hoffen, daß ſie polniſcher Zuthat entbehren.“

„Es iſt ſo. Was noch übrig bleibt, mag als ein neumärkiſches Lokalereigniß gelten; doch eben deshalb iſt es um ſo niederdrückender. Die Kirch-Göritzer hatten ein wunderthätiges Marienbild, und dieſes Bild ſchien allen Wechſel der Zeiten überdauern zu ſollen. Auf allen Nachbarkanzeln wurde bereits die neue Lehre gepredigt, aber die Pilgerfahrten zur heiligen Jungfrau, deren Mirakel in der eigenen Bedrängniß mit jedem Tage ſtiegen, hatten ihren Fortgang. Das reizte den Küſtriner Markgrafen, einen ſcharfen Proteſtanten, und er gab dem Landeshauptmann im Lande Sternberg, Hanſen von Minkwitz, Befehl, dem Unfug ein Ende zu machen. Minkwitz nahm zehn oder zwölf bewaffnete Bürger aus der Stadt Droſſen, die zu ſeinem Amtsbezirke gehörte, und rückte mit ihnen auf Kirch-Göritz zu. Er gedachte das wunderthätige Bildniß einfach wegzuführen. Aber es kam anders, als er wollte und ſollte. Unterwegs ſchloſſen ſich nämlich in allen Dörfern, die er zu paſſiren hatte, Bauern und loſes Geſindel ſeinem Zuge an, Leute, die noch vor wenig Wochen zu der allerheiligſten Jungfrau gebetet und ihre Pfennige zu den Füßen derſelben niedergelegt hatten. Und ſo brachen denn in Folge dieſes Zuwachſes die Minkwitzſchen nicht mehr als ein geordneter Trupp, ſondern als ein wilder, regelloſer Haufen in Kirch-Göritz ein. Das Muttergottesbild ſah ſich von ſeinem Standort geſtürzt und in unzählige Stücke zerſchlagen; alles andere: Chorſtühle, Schnitzereien, Trauerfahnen, wurde zerriſſen oder verbrannt. In die goldgeſtickten Meßgewänder aber, die dieſem Schickſal entgingen, kleidete ſich ſchließlich das Geſindel und zog in wüſtem Mummenſchanz in ſeine Dörfer heim. Der ganze Hergang, ein zum Himmel ſchreiendes Beiſpiel, wie wenig in den ſogenannten Glaubenszeiten der Glaube und wie viel die Rohheit bedeutet. Nur daß ſich jener in dieſe kleidet, gilt als ein Beweis ſeiner Kraft."

„Ich möchte Dir widerſprechen," warf Tubal ein.

„Es ſei darum, aber nicht jetzt. Dies hier vor uns ſind die erſten Häuſer von Kirch-Göritz. Und wir können nicht mit Pro und Contras auf den Lippen bei Dr. Faulſtich eintreten."

XI.

Doktor Faulſtich.

Kirch-Göritz beſtand aus wenig mehr als einer einzigen Straße, die ſich in ihrer Mitte zu einem ſchmalen, ein unregelmäßiges Dreieck bildenden Platz mit nur zwei Eckhäuſern erweiterte.

In einem dieſer Eckhäuſer wohnte Dr. Faulſtich. Es war zweiſtöckig, mit hohem Dach, und gehörte der verwittweten Seilermeiſter Griepe, die den oberen Stock an den ſtädtiſchen Rentamtmann, das nach dem Platze zu gelegene Frontzimmer des Erdgeſchoſſes aber an unſern Doktor vermiethet hatte. Eine dahinter gelegene große Stube mit Kochgelegenheit bewohnte ſie ſelbſt. Was ſonſt noch an Raum da war, wurde durch einen tiefen gewölbten Thorweg eingenommen, in dem die harkenartigen Ständer aus der ehemaligen Reperbahn des ſeligen Meiſters umherſtanden.

Tubal und Lewin traten in den Thorweg ein und klopften an der erſten Thüre links. Eine etwas hohe, aber im übrigen wohlklingende Stimme rief „herein", und im nächſten Augenblicke ſahen ſich unſre Freunde durch Dr. Faulſtich begrüßt. Dieſer entſprach auch in ſeiner äußern Erſcheinung dem Charakterbilde, das Lewin von ihm entworfen hatte. Trotz allem auf den erſten Blick Gewinnenden fehlte doch mancherlei, und wenn das leicht gekräuſelte Haar, und mehr noch die weiten Beinkleider aus großkarirtem Stoff ihn momentan als einen Mann erſcheinen ließen, der ſich daran gewöhnt hatte, mit ſeinen Anſprüchen nicht allzuweit hinter denen ſeines Umgangs zurückzubleiben, ſo kennzeichneten ihn daneben Chemiſe und Halstuch, und ein hervorguckender Rockhängſel als einen Gelehrten von herkömmlicher Parure, der gegen Sauberkeit au fond gleichgiltig und für ſeine Scheineleganz zu größerem Theile dem Droſſelſteinſchen Schneider verpflichtet war.

Er ſchien aufrichtig erfreut, die beiden jungen Männer zu ſehen, und über die Lobſprüche leicht hinweggehend, die Tubal ſeiner kritiſchen Arbeit ſpendete, ſchob er mit einem ſcherzhaften: „Sie ſehen, meine Herren, die Ehrenplätze des Sophas ſind occupirt,“ zwei Binſenſtühle an den Tiſch. Tubal und Lewin nahmen Platz, während der Doktor, über den eine gewiſſe Wirthlichkeitsunruhe gekommen war, an die Hinterwand des Zimmers eilte und mit dem Zeigefingerknöchel dreimal anklopfend zugleich aufmerkſam hinhorchte, ob drinnen auch geantwortet würde. Dieſe Antwort ſchien nicht auszubleiben, denn er kehrte, befriedigten Geſichts, zu ſeinen Gäſten zurück, ihnen mit einem Anfluge von Ironie mittheilend, daß er vor kaum einer Stunde einen Brief „aus dem Kabinet der Frau Gräfin Tante“ erhalten habe. Inhalt: Sylveſtergeheimniß.

Es würde nun dies Geheimniß das Schickſal aller ähnlichen gehabt haben, nämlich das, ſofort ausgeplaudert zu werden, wenn nicht das Erſcheinen der Wittwe Griepe das eben anhebende Geſpräch unterbrochen hätte.

Sie blieb in der Thüre ſtehen, und mit einem Ausdruck äußerſter Reſpektloſigkeit, der ihr im übrigen immer noch hübſches Geſicht geradezu verzerrte, auf den ängſtlich daſitzenden Doktor blickend, faßte ſie alles, was ſie zu ſagen hatte, in ein halb wie Frage und halb wie Drohung klingendes „Na?" zuſammen.

„Ich möchte Sie bitten, Frau Griepe, uns etwas Obſt zu bringen, Haſenköpfe, Reinetten. Auch Brot und Butter."

„Gleich?"

„Ich bitte darum. Die Herren kommen von Hohen-Vietz."

Dieſe halbe Vorſtellung blieb nicht ohne Wirkung, um ſo weniger, als Tubal, der es in ſolchen Dingen nicht genau nahm, ſich leiſe gegen Frau Griepe verbeugte. Eine ſolche Huldigung gefiel ihr, noch mehr der, von dem ſie ausging. Sie muſterte Tubal mit jenem Blicke ſuchenden Einverſtändniſſes, in dem, je nachdem, der Reiz und die Widerwärtigkeit Frau Griepens lag, und verſchwand dann wieder, ohne die Bitte Faulſtichs mit einem „Ja" oder „Nein" beantwortet zu haben.

Lewin hatte ſich inzwiſchen in dem Zimmer des Doktors umgeſehen, das, trotzdem es geräumig war, nirgends Platz und Bequemlichkeit bot. Eine durchweg vorherrſchende Unordnung ſorgte noch mehr dafür, als Anhäufung von Sachen. Auf dem runden Tiſche nicht blos, auch auf den umherſtehenden Stühlen lagen Schulhefte, Bücher, ſammt ganzen Haufen durcheinandergeſchobener belletriſtiſcher Blätter; am bunteſten aber ſah es auf dem mit einem häßlichen blaugelben Wollenſtoff überzogenen Schlafſopha aus, in Betreff deſſen Faulſtich ſelbſt mit nur allzu großem Rechte bemerkt hatte, „daß die Ehrenplätze bereits occupirt ſeien". Nur von der einen Ecke zu ſprechen, die ſich unmittelbar neben dem Arbeitsſchemel des Doktors befand, ſo ſtand hier ein raſch bei Seite geſetztes Kaffeegeſchirr, auf deſſen porzellanener Zuckerdoſe ein eleganter Einband lag. Ein Theelöffel als Leſezeichen. Erfreulicher als dieſer Anblick wirkte die kleine Porträtgallerie, die ſich in zwei Reihen über der Sophalehne hinzog. Es waren

Silhouetten, Kalenderbilder, auch in Gips- oder Wachsmaſſe ausgeführte Medaillons, die Lewin in ihrer Geſammtheit leicht als einen Parnaß unſrer romantiſchen Dichter erkannte; die Köpfe der beiden Schlegel, auch Tiecks und Wackenroders traten ihm in ihren charakteriſtiſchen Profilen entgegen.

Er begann eben Fragen an einzelne dieſer Bildniſſe zu knüpfen und hörte mit Intereſſe, wie ſchwer es dem Doktor geworden ſei, dieſe Sammlung in einiger Vollſtändigkeit herzuſtellen, als ein Klappern draußen an der Thür die Rückkehr der Frau Griepe verkündete. Sie trat ein, ſetzte den erbetenen Imbiß, indem ſie einen Haufen Blätter mit wenig verhehlter Geringſchätzung bei Seite ſchob, auf den Tiſch, ließ dem „Na!" und „Gleich?" ihrer erſten Unterhaltung jetzt ein ebenſo kurzes „ſo" folgen und entfernte ſich dann wieder mit jenem überheblichen Geſichtsausdruck, den gewöhnliche Frauen ihrem Opfer nie ſchenken, wenn ſie aus dieſem oder jenem Grunde ihre Herrſcherrolle momentan mit der Rolle einer Dienerin vertauſchen müſſen.

Faulſtich athmete auf, er begann ungezwungener zu werden und bat das durch Frau Griepe Gebotene, nunmehr ſeinerſeits auf eine höhere Stufe heben zu dürfen. „Ich bin nicht immer ſo gut aſſortirt wie heute," damit trat er an einen Wandſchrank heran, der einem ſcheuen Blicke nach, womit Lewin darüber hinſtreifte, ein Chaos zu enthalten ſchien, und kam mit einem ganzen Arm voll Sachen, die ſich unſchwer als Ziebinger Weihnachtsreſte erkennen ließen, an den Tiſch zurück. Es waren Gewürzkuchen, Marzipan und eine langhalſige Flaſche Maraschino in Originalverpackung. Auch ein Paar Spitzgläſer brachte er herbei. Aber die Flaſche Maraschino war noch nicht geöffnet. Er nahm alſo ein kleines Karlsbader Meſſer, an dem ſich ein Duodezkorkenzieher befand, und begann zu ziehen.

Was ſich voraus ſehen ließ, geſchah; der Korkzieher brach ab. Was thun? Er warf das Meſſerchen bei Seite, beſann ſich einen Augenblick und ſagte in ziemlich bedrückt klingendem Scherz: „Ich habe nicht den Muth, die Sanftmuth Frau Griepens auf eine letzte Probe zu ſtellen; wir müſſen es anderweitig verſuchen." Und damit ſetzte er zwei Gabeln ein und zog den Kork.

Er nahm nun ſelber Platz, füllte die Spitzgläschen und ſtieß an auf das Haus Hohen-Vietz. Lewin dankte, Tubal aber ließ „die Arten und Unarten der romantiſchen Schule" leben. Faulſtich war nicht unempfindlich gegen ſolche Huldigungen und lächelte, während Tubal fortfuhr: „Ich möchte Sie, geehrteſter Herr Doktor, nicht gern in ein Geſpräch über Dinge verwickeln, die Sie abgethan haben; Roma locuta est; aber eine Bemerkung müſſen Sie meiner Neugier zu gute halten, haben Sie nicht Novalis auf Koſten Tiecks überſchätzt?"

„Ich glaube kaum," erwiderte Faulſtich, der klug genug war, in ſolchen Fragen eher ein Lob als einen Tadel zu erblicken; „ich zweifle, daß er überhaupt überſchätzt werden kann. Die ganze Schule vereinigt ſich in dieſer Anſchauung."

„Auch Tieck? Empfindet er nicht ſolche Neudekretirung als eine Thronentſetzung?"

„Keineswegs, denn dieſe Neudekretirung geht von ihm ſelber aus. Er iſt Kritiker genug, um in Novalis die Spitze, die Vollendung der Schule zu erkennen, und er iſt ehrlich genug, das, was er erkannt hat, auch auszuſprechen. Selbſt auf die Gefahr hin, einer Einbuße eigenen Ruhms."

„Es überraſcht mich doch, einer ſo beſonderen Werthſchätzung des zu früh Verſtorbenen zu begegnen."

„Es bedarf einer beſonderen Organiſation und kaum minder einer allereingehendſten Beſchäftigung mit ihm, um dieſem Lieblinge der Schule, wie ich ihn nennen darf, folgen zu können. Es gilt dies gleichmäßig von ſeiner Proſa wie von ſeinen Verſen. Aus dem Eindruck, den ich von Ihnen gewonnen habe, möchte ich ſchließen, daß Sie von Natur darauf angelegt ſind, in die kleine Novalisgemeinde einzutreten. Und das iſt die Hauptſache. Ob andererſeits Ihre Beſchäftigung mit dem Dichter Ihrer natürlichen Beanlagung für ihn entſpricht, iſt mir nach mehr als einmal gemachter Erfahrung zweifelhaft. Ich weiß, wie ſelbſt die zurückſchrecken, die ſich zu ihm bekennen."

„Ich kann keinen Grund haben," erwiderte Tubal in guter Laune, „mit dem Bekenntniß einer Oberflächlichkeit zurückzuhalten, die hier wie überall eine meiner Tugenden iſt. Ich kenne ſeinen Roman und zwei, drei Lieder: „Kreuzgeſang," „Bergmannslied" und ähnliches.

„Das alles zählt zu ſeinen beſten Sachen, aber das beſte iſt nicht immer das eigentlichſte. Als ich Sie die Straße heraufkommen ſah, las ich eben in ſeinen „Hymnen der Nacht". In dieſen Hymnen haben Sie den eigentlichen Novalis."

Bei dieſen Worten nahm der Doktor das elegant gebundene Buch, legte das ſonderbare Leſezeichen ohne jeglichen Anflug von Verlegenheit bei Seite und ſagte dann, in dem Buche blätternd: „Ich widerſtehe nicht der Verſuchung, Sie mit einigem, was ich eben las, bekannt zu machen."

Die beiden Freunde ſtimmten zu.

„Wir gelten ohnehin als Fanatiker," fuhr Dr. Faulſtich fort, „und wo Fanatismus iſt, da iſt auch Proſelytenmacherei. Uebrigens werde ich Ihre Geduld nicht ungebührlich in Anſpruch nehmen. Es ſind nur wenige Zeilen, eine Verherrlichung des Griechenthums." Faulſtich las nun die betreffende Stelle, und ſagte dann, als er das Buch wieder aus der Hand legte: „Iſt die griechiſche Welt je tiefer und treffender geſchildert worden? Und doch iſt dieſe Schilderung nur der Uebergang zu der des Chriſtenthums. Hören Sie ſelbſt. Jede Zeile berührt mich wie Muſik.."

Und er las weiter: „Im Volke, das vor allem verachtet, und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit niegeſehenem Angeſicht die neue Welt: in der Armuth dichteriſcher Hütte der Sohn der erſten Jungfrau und Mutter. Einſam entfaltete ſich das himmliſche Herz zu einem Blütenkelch' allmächtiger Liebe, und mit vergötternder Inbrunſt ſchaute das weiſſagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, unbekümmert über ſeiner Tage irdiſches Schickſal."

Der Doktor ſchwieg. Die beiden Freunde waren aufmerkſam gefolgt. „Sonderbar," bemerkte Lewin, „es berührt mich faſt, als ob dieſe Schilderung, innig wie ſie iſt, hinter der Verherrlichung des Griechenthums zurückbliebe. Sollte die Sehnſucht nach der Schönheit doch mächtiger in ihm geweſen ſein, als die chriſtliche Legende ſammt dem Glauben an ſie?"

Tubal ſchüttelte den Kopf. „Ich empfand ähnliches wie Du, ohne dieſelben Schlüſſe daraus zu ziehen. Die Kraft des poetiſchen Ausdrucks iſt kein Gradmeſſer für unſere Ueberzeugungen, kaum für unſere Neigungen. Ich liebe den Frieden de tout mon coeur, aber ich würde den Krieg um vieles leichter und beſſer verherrlichen können. Alles Farbige hat den Vorzug, und ſelbſt ſchwarz iſt beſſer als weiß. Nimm unſere frömmſten Dichter; wo Gott und der Teufel geſchildert werden, kommt jener zu kurz."

Doktor Faulſtich, der, während Tubal ſprach, in dem Novalisbande, als ob er eine beſtimmte Stelle ſuche, weiter geblättert hatte, nickte zuſtimmend und bemerkte dann zu Lewin: „An einer allerintimſten Stellung unſeres Dichters zum Chriſtenthum iſt gar nicht zu zweifeln; käme dieſer Zweifel aber auf, ſo wär' es mit ſeiner Suprematie vorbei. Denn es iſt nicht das Maß ſeines Talents, ſondern das Maß ſeines Glaubens, was ihn über die Mitſtrebenden erhebt. Es gibt auch eine Romantik des Klaſſiſchen, aber die wirkliche Wiege und Wurzel alles Romantiſchen iſt eben die Krippe und das Kreuz. In allem Schönſten, was die Schule geſchaffen hat, klingt laut oder leiſe dieſer Ton, und die Sehnſucht nach dem Kreuz iſt ihr Kriterium. In keinem iſt dieſe Sehnſucht lebendiger als in Novalis; er hat ſich in ihr verzehrt. Sie nannten ſchon den „Kreuzgeſang"; aber ſchöner, tiefer ſind die Strophen, mit denen er die Reihe ſeiner „geiſtlichen Lieder" einleitet. Ich leſe Ihnen wenige Zeilen, weil ich der Wirkung derſelben ſicher bin:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz,
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,
Und mancher von den deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen
Und keiner denkt daran."

Der Doktor, der mit von Zeile zu Zeile bewegter werbender Stimme geleſen hatte, legte das Buch aus der Hand; dann fuhr er fort: „Seit dem Paul Gerhardtſchen „O Haupt voll Blut und Wunden" iſt nichts ähnliches in deutſcher Sprache gedichtet worden. Und das in dieſen Zeiten des Abfalls!"

Tubal war bewegter als Lewin; er ſtand, wie alle ſinnlichen Naturen, unter dem Einfluß ſchwärmeriſchen, ſich anſchmiegenden Wohllauts. So ſchritt er, während Lewin das Novalisgeſpräch mit dem Doktor fortſetzte, auf das Fenſter zu und ſah hinaus. Schulknaben und Mädchen in Pelzmützen und rothen Kopftüchern kamen die Straßen herauf, und jagten und ſchneeballten ſich, während hunderte von körnerpickenden Sperlingen hin und her hüpften, aber nicht aufflogen. Alles athmete Frieden, und Tubal, der im Anblick dieſes Bildes das in einer ſtillen Sehnſucht wurzelnde Glück, wie es die Vorleſung der Strophen in ihm angeregt hatte, wachſen fühlte, trat jetzt vom Fenſter her wieder an den Tiſch und ſagte, dem Doktor die Hand reichend: „Wie beneide ich Ihnen dieſe Kirch-Göritzer Tage! Statt des Geſchwätzes der Menſchen Schönheit und Tiefe, und dabei die Muße, ſich beider zu freuen."

Lewin ſchwieg. Er kannte zuviel von der Wirklichkeit der Dinge, um zuzuſtimmen; der Doktor aber antwortete: „Sie haben aus dem Becher nur gekoſtet; wer ihn leeren muß, der ſchmeckt auch die Hefen. Und immer höher ſteigt dieſer Bodenſatz. Die Bücher ſind nicht das Leben, und Dichtung und Muße, wie viel glückliche Stunden ſie ſchaffen mögen, ſie ſchaffen nicht das Glück. Das Glück iſt der Frieden, und der Frieden iſt nur da, wo Gleichklang iſt. In dieſer meiner Einſamkeit aber, deren friedlicher Schein Sie beſtrickt, iſt alles Widerſpruch und Gegenſatz. Was Ihnen Freiheit dünkt, iſt Abhängigkeit; wohin ich blicke Disharmonie: geſucht und nur geduldet, ein Klippſchullehrer und ein Champion der Romantik, Frau Griepe und Novalis.“

Er war aufgeſprungen und durchſchritt das Zimmer. „Beneiden Sie mich nicht,“ fuhr er fort, „und vor allem hüten Sie ſich vor jener Lüge des Daſeins, die überall da, wo unſer Leben mit unſerem Glauben in Widerſpruch ſteht, ſtumm und laut zum Himmel ſchreit. Denn auch unſere Ueberzeugungen, was ſind ſie anders als unſer Glauben! Die Wahrheit iſt das höchſte, und am wahrſten iſt es: „Selig ſind, die reinen Herzens ſind.“

In dieſem Augenblick erſchien Frau Griepe, die ſich mittlerweile geputzt hatte, wieder in der Thür, vorgeblich um anzufragen, ob ſie abräumen ſolle, in Wahrheit aus Neugier und um ſich zu zeigen. Ein Blick innerlichſten Grolls ſchoß aus dem Auge des Doktors, aber ſofort ſeine Kette fühlend, verzog er den Mund zu einem freundlichen Lächeln. „Wir wollen es laſſen, Frau Griepe, ſpäter.“ Damit zog ſich die Frau wieder zurück.

Die Freunde hatten ſich erhoben; der Nachmittag, der längſt angebrochen war, mahnte zum Aufbruch. Tubal reichte dem Doktor die Hand. „Ich habe nichts überhört; Ihre Worte haben mich mehr getroffen, als Sie wiſſen können.“ Der Doktor lächelte: „Novalis iſt tief, aber das Evangelienwort, das ich eben geſprochen, iſt tiefer. Ihnen, lieber Lewin, hat es die Mutter Natur ins Herz geſchrieben. Und das iſt die Gewähr Ihres Glücks.“

„Berufen wir es nicht.“

Damit trennte man ſich. Frau Griepe ſtand in der Hausthür, um noch einen Gruß zu erhaſchen, und ſah beiden Freunden nach und lachte.

XII.

Helpt mi!

Es ſchlug vier Uhr, als Lewin und Tubal den Ausgang des Städtchens erreicht hatten. Wenige Minuten ſpäter ſtanden ſie am Fluß, und Tubal, der um einige Schritte voraus war, ſchickte ſich bereits an, das ſteile Ufer hinabzuſteigen, als ihm Lewin zurief:

„Laß uns diesſeits bleiben; wir haben hier die große Straße; erſt zwiſchen Neu-Manſchnow und dem Entenfang bei der Hohen-Vietzer Kirche gehen wir über.“

Tubal war es zufrieden. Sie ſchritten alſo eine kleine Strecke zurück, bis ſie wieder inmitten einer breiten Pappelallee ſtanden, die ſie ſchon fünf Minuten vorher paſſirt hatten, und nahmen nun ihre Richtung erſt auf die Rathſtocker Fähre, dann auf das Neu-Manſchnower Vorwerk zu. Dieſes Vorwerk war halber Weg. Die Straße ſtieg ein wenig an. Als ſie den höchſten Punkt erreicht hatten, wurden ſie des Hohen-Vietzer Kirchthurms anſichtig, der auf dem jenſeitigen Höhenzuge wie ein Schattenriß im Abendrothe ſtand.

„In einer Viertelſtunde iſt es dunkel,“ ſagte Lewin, „aber wir können nicht fehlen; jetzt haben wir die Straße, nachher den Thurm.“

Tubal nickte zuſtimmend; aber ihn geſprächig zu machen, wollte nicht gelingen. Die Worte des Doktors von dem „Widerſpruch des Daſeins“ klangen ihm noch im Ohr. Er war dadurch in ſeinem eigenen Thun getroffen worden, mehr noch in dem ſeines Hauſes, und es lag ihm jetzt daran, die kaum angeknüpfte Bekanntſchaft fortzuſetzen. Denn ſo verhaßt ihm alles Predigerhafte war, ſo tief ergriffen ihn Sätze, die reicher Erfahrung und einer lebhaften Empfindung entſtammten.

In Schweigen ſchritten die beiden Freunde nebeneinander her. Als ſie die Rathſtocker Fähre zur Linken hatten, war es Abend geworden. Einzelne Sterne blinkten matt; in nördlicher Richtung begann ein Flimmern.

„Ich glaube, der Mond geht auf,“ bemerkte Lewin und wies auf eine helle Stelle am Horizont.

„So früh?“ fragte Tubal gleichgültig und ſah ſich weiterer Antwort überhoben, als ein Fuhrwerk herankam, deſſen eiſerne Kummetkette an der Deichſel klapperte. Lewin kannte das Geſpann. Es war der Manſchnower Müller.

„Guten Abend, Kriele. Noch ſo ſpät bei Weg?“

„Man möt wull, Jungeherr. Se weten doch, wat mi paſſirt is?“

„Ja, Kriele. Aber wie konnten Sie nur das Geld unter die Diele legen?“

„Ja, wo ſull man mit hen, Jungeherr? De een' Stell is ſo ſchlecht as de anner. Ick will nu nach Frankfurt. Morgen is Verhür.“

„Haben ſie denn die Diebe ſchon?“

„Se hebben Paſchken und Pappritzen, de immer mit dabi ſinn. Awers Juſtizrath Turgany hett mi ſeggen laten: Pappritz is et nich. Un mit Paſchken wihr et ooch man ſo ſo.“

„Nun, der Juſtizrath verſteht es. Grüßen Sie ihn von mir.“

„Dat will ick utrichten, Jungeherr.“

Dabei zogen die Pferde wieder an; eine Weile noch hörte man das „Hü!“ des Müllers und dazwiſchen das Klappern der Kette. Dann war alles ſtill.

Die Begegnung, unbedeutend wie ſie war, hatte wenigſtens die Zungen gelöſt. Tubal fragte, Lewin antwortete, und ehe noch die Familiengeſchichte des Manſchnower Müllers auserzählt war, hielten die beiden Freunde dem Hohen-Vietzer Kirchthurm gegenüber. Sie bogen aus der Pappelallee links ein, folgten dem Laufe eines kleinen Grabens, der ſich quer durch den Acker hinzog, und ſtanden alsbald an einem verſchneiten, wohl zwanzig Fuß hohen Abhang, von dem aus nicht Weg, nicht Steg zum Fluß hinunter führte. Zum Gehen war es zu ſteil, zum Springen zu hoch, ſo legten ſich beide, Gewehr im Arm, auf den Rücken, drückten die Schultern feſt in den Schnee und glitten glücklich hinab; freilich nur, um ſofort vor einem neuen ernſteren Hinderniſſe zu ſtehen. Inmitten des Fluſſes ließen ſich einige Tannen erkennen, die den Längsweg bezeichneten, aber kein Querweg, der ſie bequem und ſicher hinüber geführt hätte, war abgeſteckt. Tubal ſchritt nichtsdeſtoweniger vorwärts und wollte den Uebergang forciren, Lewin indeſſen litt es nicht.

„Du weißt nicht, was Du thuſt. Es iſt das difficilſte Terrain. Ueberall hier herum hauen die Dorfleute große Löcher in das Eis; es iſt der Fiſche halber, die ſonſt erſticken. Das überfriert dann, und der Schnee verweht die Stelle.“

„Aber wir müſſen doch hinüber?“

„Gewiß, aber nicht hier. Es wird ſich ſchon ein Uebergang finden. Tauſend Schritte weiter aufwärts zweigt der Weg nach Gorgaſt ab. Das iſt ein großes Dorf. Ich bin ſicher, daß ſich die Gorgaſter eine Kuſchelallee abgeſteckt haben.“

„Nun gut, Du mußt es wiſſen.“ Damit ſchritten beide Freunde am Flußrande hin, der oft ſo ſchmal war, daß ſie mit ihrer rechten Schulter den verſchneiten Abhang ſtreiften. Es war ein beſchwerlicher Marſch, namentlich da, wo große Büſche von rothem Werſt überklettert werden mußten. Endlich ſahen ſie die Stelle, von wo rechts her eine Art von Hohlweg einmündete und ſich quer über das Eis hin fortſetzte.

„Unſere Irrfahrt geht zu Ende,“ ſagte Lewin und wies auf die ſchwarzen zugeſpitzten Bäumchen, die ſich bald deutlich als die Kiefern einer Querallee erkennen ließen. „Mehr Abenteuer, als ich zwiſchen Kirch-Göritz und Hohen-Vietz für möglich gehalten hätte.“

„Und wir ſind noch nicht im Hafen,“ antwortete Tubal. „Ein ruſſiſcher Feldzug im Kleinen. Schnee, Schnee. Et voilà la Bérésine.“

„Aber keine Brücke wird unter uns zuſammenbrechen,“ ſcherzte Lewin und bog voranſchreitend in den abgeſteckten Weg ein, der die beiden Freunde nach wenigen Minuten ſchon ſicher ans andere Ufer führte.

Hier überſtiegen ſie zunächſt den Höhenzug, auf dem ſie nach links hin den Hohen-Vietzer Kirchthum noch eben erkennen konnten, und ſahen ſich nun gezwungen, dieſelben tauſend Schritte wieder zurück zu marſchiren, die ſie jenſeits über das Ziel hinaus geſchoſſen waren. Der Weg, den ſie noch zu machen hatten, lief zunächſt am Fuße des Hügels, dann aber an einer dichten Schonung hin, von deren vorderſtem Eck aus höchſtens ein Büchſenſchuß bis zum Dorf und kaum halb ſo weit bis zur großen, von Küſtrin auf Hohen-Vietz zu führenden Straße war.

Als ſie dies Eck erreicht hatten, hörte der Fußpfad auf, oder war in der Dunkelheit nicht mehr beſtimmt zu erkennen. Sie ſchwankten noch, ob ſie wieder umkehren und den eben aufgegebenen Hügelweg (der ſie in den Hohen-Vietzer Park geführt haben würde) fortſetzen oder quer über den verſchneiten

Sturzacker hin, auf die große Straße zuſchreiten ſollten, als ſie zwiſchen den Bäumen eben dieſer Straße verſchiedener Geſtalten anſichtig wurden. Gleich darauf war es auch, als ob geſprochen, und im nächſten Augenblicke ſchon, als ob ein heftiger Streit geführt würde. Plattdeutſche Schmäh- und Scheltworte ließen ſich unterſcheiden, bis es plötzlich über das Feld hin zu ihnen herüber klang:

„He wörgt mi; helpt mi, Lüd!“

Lewin, um ſich raſcher zurecht zu finden, war auf einen großen Feldſtein geſprungen, der hier am Waldeck als Grenzzeichen lag, aber ſchwerlich würd' er ſeinen Zweck erreicht haben, wenn nicht in demſelben Augenblick der Mond aus dem Gewölk, das ihn ſeit einer Stunde verdeckt hatte, hervor getreten wäre. Er ſah jetzt alles deutlich.

„Das iſt Hoppenmarieken!“ rief er. Zugleich ſprang er von dem Steine herunter, riß das Gewehr von der Schulter und ſchoß den einen Lauf ab, um zu zeigen, daß Hilfe da ſei. „Das wird wenigſtens eingeſchüchtert haben; vorwärts, Tubal!“ Und damit ſetzten ſich beide Freunde quer über das Feld hin in Trab. Lewin ſtürzte, raffte ſich aber ſchnell auf und war im nächſten Augenblick wieder an Tubals Seite.

Als ſie den halben Weg bis zur Straße hinter ſich hatten, konnten ſie die Scene deutlich erkennen. Einer von den Strolchen war nach dem Dorf zu als Poſten ausgeſtellt, während der andere mit Hoppenmarieken rang und an ihrem Halſe riß und zerrte.

„Halt aus!“ rief Lewin, der jetzt einen Vorſprung hatte, aber es bedurfte des Zurufes nicht mehr. Der Straßenräuber ließ von ihr ab und lief, einen weiten Bogen beſchreibend, auf daſſelbe Wäldchen zu, von deſſen entgegengeſetztem Eck aus Tubal und Lewin ihren Lauf über den Sturzacker hin begonnen hatten. Der andere, als Poſten aufgeſtellte, verſchwand nach der Dorfſeite hin.

Als Lewin und dann Tubal den Fahrdamm erreicht hatten, war auch Hoppenmarieken verſchwunden. Aber gleich darauf fanden ſie dieſelbe. Sie lag hinter einem aufgeſchichteten Steinhaufen, zwiſchen dieſem und einer Pappelweide, deren oberes Geäſt voller Krähenneſter war. Die Kiepe war noch auf ihrem Rücken, der Stock in ihren Händen.

„Iſt ſie todt?" fragte Tubal.

Lewin, ohne ſich vom Gegentheil überzeugt zu haben, ſchüttelte den Kopf, bückte ſich zu ihr nieder und zog ihre beiden Arme aus den leinenen Tragebändern heraus. Als er ſie ſo von der Kiepe frei gemacht und ſich vergewiſſert hatte, daß es nichts als eine Ohnmacht war, hob er ſie vom Boden auf und ſetzte ſie mit dem Rücken an den Baum.

„Gib etwas Schnee," rief er Tubal zu, während er ſelber ihr das enge Tuchmieder öffnete, deſſen oberſte Haken ohnehin bei dem Ringen und Zerren abgeriſſen waren. Er ſah jetzt deutlich an dem roth und blutrünſtig gewordenen Hals und Nacken, daß alle Anſtrengungen des Strolchs keinen anderen Zweck gehabt hatten, als ihr die Geldtaſche zu entreißen, die ſie herkömmlich an einem harten und engen Lederriemen um den Hals trug. Der Riemen hatte aber weder reißen, noch auch ſich über den Kopf fortziehen laſſen wollen.

In dieſem Momente ſchlug Hoppenmarieken die Augen auf. Ihr erſtes war, daß ſie nach der Taſche faßte; dann erſt muſterte ſie die Perſonen, die um ſie beſchäftigt waren. Ein ihr ſonſt nicht eigenes gutmüthiges Lächeln, das mit ihrer Häßlichkeit ausſöhnen konnte, flog über ihr Geſicht, als ſie Lewin, ihren Liebling erkannte, den einzigen Menſchen, an dem ſie wirklich hing. Sie ſtreichelte und patſchelte ihn; als aber

Tubal auch jetzt noch fortfuhr, ihr in einer ihr läſtigen Weiſe die Stirn mit Schnee zu reiben, wurde ſie ungeduldig, ſtieß ihn zurück und wies mit dem Zeigefinger immer heftiger auf die neben ihr ſtehende Kiepe. Lewin verſtand ihr Gebahren einigermaßen und begann in der Kiepe umher zu kramen. Als er, gleich in der oberſten Lage, eine mit einem Sacktuche umwickelte Flaſche fand, wußte er, was Hoppenmarieken gemeint hatte. Er machte Miene, während er ſich über ſie bog, etwas von dem Branntwein in ſeine Hand zu gießen; aber jetzt richtete ſich ihr Unmuth ſelbſt gegen dieſen, und ihm ärgerlich die Flaſche aus der Hand reißend, that ſie einen tüchtigen Zug. Sofort hatte ſie all ihre Lebenskräfte wieder, drückte den Kork in die Flaſche und rief Lewin zu: „Nu helpt mi up, Jungeherr." Dann ſetzte ſie die Kiepe auf den Steinhaufen, legte den langen Krummſtock daneben und fuhr mit ihren kurzen Armen durch die leinenen Kiepenbänder. So ſtand ſie wieder marſchfertig da.

„Willſt Du nicht mit uns zurück?" fragte Lewin. „Wir begleiten Dich."

Sie ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich nach der entgegengeſetzten Seite hin in Marſch, im Selbſtgeſpräch allerhand Unverſtändliches vor ſich hinmurmelnd.

Die Freunde ſahen ihr nach. Von Zeit zu Zeit blieb ſie ſtehen und drohte mit ihrem Stock nach dem Wäldchen hinüber, in dem der eine der Strolche verſchwunden war.

XIII.

In der Amts- und Gerichtsſtube.

Berndt von Vitzewitz war, während Tubal und Lewin ihren Beſuch in Kirch-Göritz machten, nach Hohen-Vietz zurückgekehrt. Es lagen anſtrengende Tage hinter ihm, zugleich Tage voller Enttäuſchungen. Der Miniſter, wie wir wiſſen, hatte ſich mit glatten Worten jeder bindenden Zuſage zu entziehen gewußt und auch in anderen einflußreichen Kreiſen der Hauptſtadt, ſo weit ihm dieſelben zugänglich waren, war er der ihm verhaßten Wendung begegnet: „wir müſſen abwarten“ Nirgends ein Verſtehen des Moments. Nur in Guſe hatte ſich Hauptmann von Rutze, mit dem er unmittelbar vor dem Aufbruch noch ein Geſpräch herbeizuführen wußte, ſeinen auf rückſichtsloſes Vorgehen gerichteten Plänen geneigt gezeigt. Droſſelſtein ſchwankte; aber auf der Fahrt von Guſe nach Hohen-Zieſar war er unter dem Einfluſſe, den Berndts Beredſamkeit ausübte, anderen Sinnes geworden, und hatte ſchließlich nicht nur einer allgemeinen Volksbewaffnung, ſondern auch, wenn kein regelrechter Krieg erklärt werden ſollte, dem Plane eines auf eigene Hand zu führenden Volkskrieges zugeſtimmt.

Bei ſeinem Eintreffen in Hohen-Vietz war Berndt angenehm überraſcht, Beſuch vorzufinden. Er hatte das Bedürfniß, von Zeit zu Zeit ſeinen ihn mit der Macht einer fixen Idee beherrſchenden Plänen entriſſen zu werden, und niemand war dazu geſchickter als Kathinka, die, während ſie die politiſchen Geſpräche vermied, zugleich geiſtvoll genug war, den entſtehenden Ausfall durch glückliche Impromptus oder durch Pikanterien aus den Hof- und Geſellſchaftskreiſen zu decken. Ihre Erſcheinung wirkte mit. Er überließ ſich auch diesmal ihrem Geplauder, vergaß über der Schilderung eines Ballabends bei Excellenz Schuckmann, wo der bairiſche Geſandte dies und das geſagt oder gethan hatte, momentan alle Pläne und Sorgen, und ſah ſich der heiteren Zerſtreuung dieſes Geplauders erſt wieder entzogen, als das Erſcheinen Tubals und Lewins und ihre Erzählung des eben gehabten Abenteuers ſeine Gedanken in das alte Geleiſe zurückdrängten. Er klingelte.

„Jeetze," rief er dem eintretenden Diener zu, „ſchicke Kriſts Willem zum Schulzen. Oder gehe lieber ſelbſt. Ich müßt' ihn ſprechen. Morgen früh halb elf."

Er wollte nach dieſem Zwiſchenfall, ſchon um Kathinkas willen das Geſpräch in den Ton leichter Unterhaltung zurückführen, aber es mißglückte, da auch Tubal und Lewin eine rechte Heiterkeit nicht finden konnten.

Das war abends.

Am anderen Morgen finden wir Berndt in ſeiner im erſten Stock gelegenen Amts- und Gerichtsſtube, einem großen Eckzimmer, von dem aus, nachdem eine Seitenthür vermauert worden war, nur ein einziger Ausgang auf den Korridor führte. An eben dieſem Korridor lagen auch die Fremdenzimmer.

Die Amts- und Gerichtsſtube zeigte nur weniges, was der Feierlichkeit ihres Namens entſprochen hätte. Sie war eine Schreib- und Arbeitsſtube wie andere mehr, in die ſich Berndt, namentlich um die Sommerzeit, wenn die beiden großen Fenſter von Spalierwein überwachſen waren, gern zurückzog. Es war dann hier luſtig und ſchattig, und in dem dichten Weinlaub zwitſcherten die Vögel und ſahen in das geräumige Zimmer hinein. Denn geräumig war es geblieben, trotzdem es an Urväterhausrath, an Realen mit Büchern und Akten, an eiſenbeſchlagenen Truhen und einem altmodiſchen, bis faſt an die Decke reichenden Kachelofen nicht fehlte. Eine der Truhen ſtand rechts neben der Thür und hatte ein Vorlegeſchloß, während auf den Simſen der Reale, in chaotiſchem Durcheinander, wendiſche Todtenurnen und italieniſche Alabaſtervaſen, zwei Dragonerkaſkets und eine in röthlichem Thon ausgeführte Porträtbüſte Friedrich des Großen ſtanden. Man ſah deutlich, es fehlte der Schönheits- und Ordnungsſinn. Es hatte ſich zuſammen gefunden; weiter nichts.

An dem mit allerhand Schriftſtücken überhäuften Schreibtiſche, deſſen eine Schmalſeite den Fenſterpfeiler berührte, ſaß Berndt, einen großen Bogen Kartenpapier vor ſich, den er, mit Hilfe von Lineal und Reisfeder, in Rubriken theilte. Er begann eben die nöthigen Ueberſchriften zu machen, als er draußen auf der Beſendecke ein ſorgliches Putzen, und gleich darauf ein Klopfen an der Thüre hörte, leiſe genug um artig, und laut genug um nicht ängſtlich zu ſein.

„Herein!“ Es war der Erwartete.

„Guten Tag, Kniehaſe. Auf die Minute. Das ſitzt uns Alten nun einmal im Blut. Die Jungen ſind nicht mehr dazu zu bringen. Nehmen Sie Platz, da den Stuhl am Ofen, und nun rücken Sie heran.“

Der ſo Begrüßte legte Hut und Handſchuh auf die große Truhe mit dem Vorlegeſchloß, und that im übrigen, wie ihm geheißen.

„Ich habe Sie rufen laſſen, Kniehaſe,“ nahm Berndt wiederum das Wort, „weil etwas geſchehen muß. Und Sie ſind der Mann, den ich brauche. Aber ich will nicht vorgreifen. Erſt das nächſtliegende. Sie haben von dem Ueberfall gehört, der unſerer alten Hexe faſt das Leben oder doch die Geldtaſche gekoſtet hätte."

Kniehaſe nickte.

„Fünfhundert Schritt vom Dorf, auf offener Straße, der Abend kaum angebrochen. Und wenn dies allein ſtände! Aber in einer Woche der dritte Fall. Am heiligen Abend dem Golzower Schmidt die Kuh aus dem Stall getrieben, am zweiten Feiertage dem Manſchnower Müller die Dielen aufgebrochen, geſtern Hoppenmarieken faſt gewürgt. Wohin ſind wir gekommen?"

„Es iſt Quappendorfer Geſindel, gnädiger Herr. Miekley war am dritten Feiertag in Frankfurt, er ſah noch, wie ſie Paſchken und Pappritzen einbrachten."

„Nicht doch, Kniehaſe. Das iſt es eben, was mich reizt und ärgert, dieſes thörichte Zugreifen ohne Sinn und Verſtand. Immer dieſelben armen Teufel, in fünf von ſechs Fällen müſſen ſie wegen fehlenden Beweiſes wieder entlaſſen werden, und das heißt Juſtiz! Es iſt zum Erbarmen. Und das alles aus Bequemlichkeit; die Gerichtsherren wollen nicht denken, und die Schulzen wollen nichts thun. Von den Bauern ſprech' ich gar nicht; ſie löſchen immer erſt, wenn das eigene Dach brennt. Das muß aber anders werden, und wir müſſen anfangen. Unſere Hohen-Vietzer ſind die beſten. Kein Koloniſtenpack, das über Nacht reich geworden. Nichts für ungut, Kniehaſe, Sie ſind ſelbſt ein Pfälzer."

Kniehaſe lächelte. „Gnädiger Herr haben ganz recht, die alten Wendiſchen ſind beſſer; ſtörrig, aber zäh und zuverläſſig."

„Und geſcheidt dazu, ſonſt hätten ſie den Neu-Barnimmer Pfälzer nicht zum Hohen-Vietzer Schulzen gemacht. Das iſt mein alter Satz. Aber nun horchen Sie auf, Kniehaſe: was Sie Quappendorfer Geſindel nennen, iſt fremdes Volk, Franzoſen.“

„Nicht doch, gnädiger Herr. Ich war eben mit bei Paſtor Seidentopf heran. Die Franzoſen, ſo meint er, ſtehn oben an der Grenze, und wenn es hoch kommt, an der Weichſel.“

„Es iſt ſo. Und doch hab' ich recht. Ich ſpreche nicht von der klein gewordenen „großen Armee“, nicht von den aus Moskau herausgeräucherten Corps, die jetzt wie Novemberfliegen über die weiße Wand kriechen, ich ſpreche von dem kleinen verzettelten Zeug, das hier an fünfzig Plätzen zurückgelaſſen wurde: ein paar tauſend in Küſtrin, fünftauſend in Stettin, die meiſten aber ſtecken in den kleinen polniſchen Neſtern. Wie weit iſt es bis an die Grenze?“

„Zehn Meilen, wie die Krähe fliegt.“

„Da haben Sie es, Kniehaſe. Dieſes verzettelte Zeug, das nicht in Feſtungen untergebracht werden konnte, das läuft jetzt weg wie Waſſer, wenn die Reifen von der Tonne fallen. Neapolitaner, Würzburger, Naſſauer, das hält ohnehin nicht zuſammen. Und wenn erſt mal das eiſerne Band fehlt, ſo iſt nur ein Schritt noch vom Soldaten- bis zum Räuberleben. Was hier herum ſpukt, ſind Deſerteure aus dem Polniſchen, vielleicht auch Marodeurs von den Zuzugsregimentern, die der Kaiſer jetzt als vorläufige kleine Münze in allen Taſchen Deutſchlands zuſammenkratzt. Und mit dieſem Geſindel, ob aus Polen oder ſonſt woher, müſſen wir ein Ende machen; zum wenigſten darf es uns nicht über den Kopf wachſen. Und kommen dann die Reſte von der großen Armee heran, heute hundert und morgen tauſend, ſo haben wir's bei den Einern und Zehnern gelernt. „Wer das Kleine nicht achtet, iſt des Großen nicht werth,“ ſo ſagt das Sprichwort. Alſo vorwärts! Und je eher, je lieber.“

Der Hohen-Vietzer Schulze reckte ſich in die Höhe und ſchien antworten zu wollen, aber der Gutsherr hatte ſein letztes Wort noch nicht geſprochen.

„Was ich meine, Kniehaſe, iſt das: wir müſſen uns fertig machen; Landſturm, Dorf bei Dorf.“

„Und wenn dann der König ruft ...“

„So ſind wir da,“ ergänzte Berndt, zugleich mit ſcharfer Betonung hinzufügend: „Und wenn er uns nicht ruft, ſo ſind wir auch da. Und das iſt es, Kniehaſe, weshalb ich Sie habe rufen laſſen.“

„Es geht nicht ohne den König.“

Der alte Vitzewitz lächelte. „Es geht; die Zeiten wechſeln. Es gibt Zeiten des Gehorchens und Abwartens, und es gibt andere, wo zu thun und zu handeln erſte Pflicht iſt. Ich liebe den König; er war mir ein gnädiger Herr und ich habe ihm Treue geſchworen, aber ich will um der beſchworenen Treue willen die natürliche Treue nicht brechen. Und dieſe gehört der Scholle, auf der ich geboren bin. Der König iſt um des Landes willen da. Trennt er ſich von ihm, oder läßt er ſich von ihm trennen durch Schwachheit oder falſchen Rath, ſo löſt er ſich von ſeinem Schwur und entbindet mich des meinen. Es iſt ein ſchnödes Unterfangen, das Wohl und Wehe von Millionen an die Laune, vielleicht an den Wahnſinn eines Einzelnen knüpfen zu wollen; und es iſt Gotteslästerung, den Namen des Allmächtigen mit in dieſes Puppenſpiel hineinzuziehen. Wir haben drüben geſehen, wohin es führt; zu Blut und Beil. Weg mit dieſer Irrlehre, von höfiſchen Pfaffen groß gezogen; es iſt Menſchenſatzung, die kommt und geht. Aber unſere Liebe zu Land und Heimat, die dauert wie das Land ſelber.“

Kniehaſe ſchüttelte den Kopf. „Es geht nicht ohne den König,“ wiederholte er. „Der gnädige Herr ſind hier geboren und kennen das Bruch und ſeine Bauern. Aber, mit Permiſſion, ich kenne die Bauern beſſer. Der König iſt ihnen alles. Der König hat ihnen das Bruch eingedeicht, der König hat ihnen die Kirchen gebaut, der König hat ihnen die Gräben gezogen. So wiſſen ſie es von Vater und Großvater her, und ſo wiſſen ſie es von ſich ſelber. Wenn ich mit Kallies und Kümmritz und den anderen Ganzbauern drüben bei Scharwenka ſitze, ſo iſt „der alte Fritz“ das dritte Wort. Er iſt ihr Herrgott, und ſie ſprechen von ihm, als wenn er noch lebte. Nur eins iſt dem Bauer noch mehr ans Herz gewachſen: ſein Haus und Hof.“

„Und um Haus und Hof willen ſoll er jetzt die Waffe in die Hand nehmen. Es iſt nicht das erſte Mal in dieſem Lande. Als der Schwede jenſeit der Elbe in der Altmark hauſte, haben ſich die Bauern aufgemacht, ohne viel zu fragen. Und das iſt es, was ſie wieder ſollen.“

„Ich weiß davon,“ antwortete Kniehaſe, „es waren Drömlinger Bauern. Aber ſie hatten Fahnen, darauf geſchrieben ſtand:

Wir ſind Bauern von geringem Gut
Und dienen unſerm Kurfürſten und Herrn mit unſerm Blut.“

Der alte Vitzewitz, der ſich ſeines Schulzen und der Zähigkeit freute, mit der er ſeine Sache zu führen wußte, gab ihm die Hand und ſagte: „Eine ſolche Fahne, Kniehaſe, wollen wir auch haben, und wir wollen ſie hoch in Ehren halten. Aber wenn uns der König dieſe Fahne verbietet, ſo müſſen wir ſie tragen auch ohne ſeinen Namen, um des Landes willen, und dieſer Rechtstitel iſt nicht der ſchlechteſte. Denn unſer Land iſt unſere Erde, die Erde aus der wir ſelber wurden.“

Kniehaſe ſchüttelte wieder den Kopf. „Die Erde thut es nicht, gnädiger Herr.“

„Doch, Kniehaſe," fuhr Berndt fort, „die Erde thut es, muß es thun, weil ſie unſer erſtes und letztes iſt. Und irdiſch geſprochen auch unſer beſtes. Wir ſind Erde, und wir ſollen wieder Erde werden, und das iſt es, was uns die Erde ſo theuer macht. Ein jeder ahnt es von Anfang an, aber das rechte Wiſſen davon, das kommt uns erſt, das will erfahren ſein. Ich hab' es erfahren. Sie waren dabei, Kniehaſe, wie wir den Sarg hinauf trugen; Sie wiſſen ſchon welchen. Es war Winterzeit, und der Schnee fiel. Als aber der Schnee ſchmolz und im März der erſte Krokus kam, da hab' ich die Erde da oben, die mein Glück barg, mit meinen Lippen berührt und immer wieder berührt. Und ſeit dem Tage weiß ich, was eine theure und geliebte Erde iſt."

Berndt fuhr bei dieſer Erinnerung mit der Hand über Augen und Stirn.

Kniehaſe wußte wohl warum, aber er wollt' es nicht wiſſen, denn er war eine ſchamhafte Natur, und ſah ſtumm vor ſich hin.

„Das war im Frühjahr anno ſieben," nahm der alte Vitzewitz nach kurzer Pauſe wieder das Wort, „ich ſollt' es aber noch beſſer erfahren. Ich hatte noch nicht ausgelernt, was Erde ſei. Es war um dieſelbe Zeit, Sie entſinnen ſich, Kniehaſe, daß ſie den Kyritzer Kämmerer, der ſo unſchuldig war wie Sie und ich, vor eins ihrer feigen und feilen Kriegsgerichte ſtellten, und ihn aburtheilten und niederſchoſſen. Was ſage ich „niederſchoſſen?" Hinwürgen war es. Denn ſo ſchlecht wie das Urtheil, ſo ſchlecht war ſeine Vollſtreckung. Er lag am Boden, der unglückliche tapfere Mann, und konnte nicht ſterben. Da ſprang ein mitleidiger Weſtfale vor und ſchoß ihm ins Herz: „aus Liebe zu Dir, Du unſchuldig Blut, will ich Dir zum Tode helfen."

Kniehaſe nickte. Er entſann ſich des Hergangs, der damals alles mit Entſetzen erfüllt hatte.

„Sehen Sie, Kniehaſe, von dem Tage an hörte ich immer die fünf Schüſſe, und mir war, als fühlte ich ſie an meinem eignen Herzen. Ich hatte keinen Schlaf mehr, aber ich wußte, was mich ruhig machen würde, und endlich macht' ich mich auf in die Priegnitz. Als ich in der kleinen Stadt ankam, fragt' ich nach, und ließ mich hinausführen. Es war vor einem der Thore, eine Pappelallee und ein wüſtes Feld daneben. Da ſchickt' ich das Kind wieder fort, das mich hinaus begleitet hatte, und als ich nun allein war, da warf ich mich nieder an den Hügel, und riß eine Hand voll Erde heraus und hob ſie gen Himmel. Und mein Herz war voller Haß und voller Liebe. Da hab' ich zum anderen Mal erfahren, was Erde iſt, Heimaterde. Es muß Blut drin ſein. Und überall hier herum iſt mit Blut gedüngt worden; bei Kunersdorf iſt eine Stelle, die ſie das „rothe Feld" nennen. Und das alles ſoll preisgegeben werden, weil ein König nicht ſtark genug iſt, ſich ſchwacher Rathgeber zu erwehren? Nein, Kniehaſe, mit dem König ſo lang es geht, ohne ihn, wenn es ſein muß."

Berndt ſchwieg. In dieſem Augenblicke klopfte es, und der eintretende Jeetze übergab einen Brief, großes Format mit großem Siegel. Berndt erkannte Turganys Handſchrift. Er überflog den Inhalt und las dann laut: „Ich bitte Sie, hochverehrter Herr und Freund, in Ihrer Umgegend, vielleicht auch auf dem Forſtacker recherchiren zu laſſen. Alles deutet darauf hin, daß die Sippſchaft, die wir ſuchen, irgendwo zwiſchen Hohen-Vietz und Manſchnow ſteckt. Wir haben heute ein zweites Verhör, der Manſchnower Müller iſt vorgeladen. Aber es wird nur das Reſultat des erſten beſtätigen, und unſere zwei herkömmlichen Sündenböcke werden, wie gewöhnlich, wieder entlaſſen werden müſſen. Ich behalte mir weitere Mittheilung für die nächſten Tage vor. Ihr Turgany."

Berndt lachte. „Sie ſehen, Kniehaſe, Transport und Gefangenenkoſt ſind abermals vergeudet. Aber Turgany iſt auf falſcher Fährte. Hier herum ſitzen ſie nicht. Es wird ſich zeigen wo. Wer brachte den Brief, Jeetze?"

„Conrector Othegraven."

„Iſt er noch da?"

„Ja, Fräulein Renate hat ihn hereingebeten. Sie ſind mit dem anderen gnädigen Fräulein im Wohnzimmer."

„Ich laſſe den Herrn Conrector bitten."

Jeetze ging, der Schulze wollte folgen.

„Nein, Kniehaſe, Sie bleiben, ich will mir den Sukkurs, den mir ein glücklicher Zufall ſchickt, nicht entgehen laſſen."

Gleich darauf trat der Conrector ein, von Berndt mit beſonderer Freundlichkeit empfangen. Einige kurze Begrüßungsworte wurden gewechſelt. Dann fuhr der Hohen-Vietzer Gutsherr fort: „Ich will Sie, lieber Othegraven, nicht mit Aufträgen an Turgany beläſtigen, wir haben morgen ohnehin Frankfurter Botentag. Aber gegen meinen alten Kniehaſe hier, möcht' ich mich Ihrer verſichern. Er will mich im Stich laſſen, er kennt in dieſem königlichen Lande Preußen kein anderes Losſchlagen, als was von oben her gebilligt worden iſt. Seidentopf ſtimmt ihm zu. Auch Sie?"

„Nein, und dreimal nein," antwortete Othegraven, „und ich ſchätze mich glücklich, endlich einmal ſtatt vor tauben Ohren vor einem gleichgeſtimmten Herzen Zeugniß ablegen zu können."

Kniehaſe, der die ſtrengkirchliche Richtung des Conrectors kannte, horchte auf; Othegraven ſelbſt aber fuhr fort: „Es iſt ein königliches Land, dieſes Preußen, und königlich, ſo Gott will, ſoll es bleiben. Es haben es große Fürſten aufgebaut, und der Treue der Fürſten hat die Treue des Volkes entſprochen. Ein Volk folgt immer, wo zu folgen iſt; es hat dem unſeren an freudigem Gehorſam nie gefehlt. Aber es iſt fluchwürdig, den todten Gehorſam zu eines Volkes höchſter Tugend ſtempeln zu wollen. Unſer Höchſtes iſt Freiheit und Liebe."

Berndt war im Zimmer auf- und abgeſchritten. Er ſtellte ſich vor Othegraven: „Ich wußt' es. So ſind wir einig und ich darf auf Sie rechnen. Dieſer Moment, der nicht wieder kommt, darf nicht verſäumt werden. Iſt man an oberſter Stelle verblendet genug, ſich der Waffe, die wir ſchmieden, nicht bedienen zu wollen, nun ſo führen wir ſie ſelbſt."

„So führen wir ſie ſelbſt," wiederholte Othegraven. „Aber der Bruch, den wir fürchten, er wird ſich nicht vollziehen. Es kommen andere, beſſere Tage. Die Schwäche wird der Entſchloſſenheit weichen, und das ſicherſte Mittel dahin zu wirken iſt, daß wir ſelber Entſchloſſenheit zeigen. Es iſt, wie ich wohl weiß, ein Mißtrauen da in unſere Kraft, ſelbſt in unſeren guten Willen. Zeigen wir dem König, daß wir für ihn einſtehen, auch wenn wir ihm widerſprechen. Auch die Schillſchen ſetzten ſich in Widerſtreit mit ſeinem Willen und ſtarben doch unter dem Rufe: „es lebe der König". Es gibt eine Treue, die, während ſie nicht gehorcht, erſt ganz ſie ſelber iſt."

Kniehaſe ſah vor ſich hin. Er fühlte den Boden, auf dem er ſtand, erſchüttert, aber noch war er nicht beſiegt.

„Ich habe meinen Eid geſchworen," ſagte er, „um ihn zu halten, nicht um ihn zu brechen oder auszulegen. Die Obrigkeit iſt von Gott. Aus der Hand Gottes kommen die Könige, die ſtarken und die ſchwachen, die guten und die ſchlechten, und ich muß ſie nehmen, wie ſie fallen."

„Aus der Hand Gottes," rief jetzt Berndt, „kommen die

Könige, aber auch viel anderes noch. Und gibt es dann einen Widerſtreit, das letzte bleibt immer das eigene Herz, eine ehrliche Meinung und — der Muth, dafür zu ſterben."

„Es iſt ſo, Schulze Kniehaſe," nahm Othegraven wieder das Wort, „und ſich entſcheiden iſt ſchwerer als gehorchen. Schwerer und oft auch treuer. Ihr Gutsherr hat Recht. Sehen Sie ſich um, das Ganze verſagt den Dienſt; überall faſt iſt es der Einzelne, der es wagt. Ein Mann wie Sie, Kniehaſe, war auch der Hofer, treu wie Gold. Aber als ſein Kaiſer Frieden machte, da ſagte der Sandwirth: „der Franz'l hat's gemußt, ich muß es nicht; ich halt' ihm dies alte Land Tirol." Und als er ſo ſprach und handelte, da brach er ſeinem Kaiſer den Frieden und war ſchuldig bei Freund und Feind. Er hat es mit dem Tode bezahlt. Aber glauben Sie, Kniehaſe, daß der Kaiſer, wenn er den Namen Hofer hört, an Eidbruch und Untreue denkt? Nein, das Herz ſchlägt ihm höher, und geſegnet Land und Fürſt, wo die Liebe lebendig iſt und auf ſich ſelber mehr hört, als auf Amtsblatt und Kommandowort."

Kniehaſe war jetzt aufgeſtanden. Er ſtreckte Berndt ſeine Hand entgegen. „Gnädiger Herr, ich glaube, der Conrector hat es getroffen. Sich entſcheiden iſt ſchwerer als gehorchen. Ich habe mich entſchieden. Wir machen uns fertig hier herum, und wir ſchlagen los, ohne nach „ja" oder „nein" zu fragen. Denn Fragen macht Verlegenheit. Es darf keiner über die Oder. Und kommt es anders, und ſoll uns dies fremde Volk auf ewig unter die Füße treten, nun ſo geb' uns Gott Kraft, zu ſterben wie Hofer und die Schillſchen geſtorben ſind."

„Das dank' ich Ihnen, Othegraven," ſagte Berndt, „ich allein hätte meinen Schulzen nicht bezwungen. Ich hoffe, wir ſehen uns jetzt öfter. Der Plan iſt mit Graf Droſſelſtein durchgeſprochen. Ein Netz über das Land. Lebus beginnt; wir ſind die Vorhut. Hier zwiſchen Frankfurt und Küſtrin treffen die großen Straßen zuſammen. Ich zähle die Stunden, bis es ſich entſcheidet."

Sie blieben noch eine Weile; dann verabſchiedeten ſich der Conrector und Kniehaſe und ſchritten die Treppe hinunter, über den Flur. Hektor, unter Zeichen beſonderer Freude, als er den Schulzen ſah, begleitete beide Männer über den Hof.

Sie nahmen ihren Weg auf den Scharwenkaſchen Krug zu, immer noch in lebhaftem Geſpräch. Doch ſchien es andere Fragen als Krieg und Landſturm zu betreffen. Sie trennten ſich erſt, nachdem ſie die Front des Krügergehöftes wohl ein Dutzend Mal ausgemeſſen hatten.

Als des Conrectors kleines Fuhrwerk wieder auf der Frankfurter Straße ſüdlich trabte, ſaß Schulze Kniehaſe bei ſeiner Frau. Sie plauderten lange, und wiewohl Frau Kniehaſe Verſchwiegenheit gelobte, war doch vor Ablauf des Tages alles Geplauderte in Hohen-Vietz herum.

Nur eine wußte nichts davon: ſie, die der Gegenſtand dieſes Plauderns geweſen war.

XIV.

Es geſchieht etwas.

Sankt Jonathan, der 29. Dezember, war von alter Zeit her der Tag der Umzüge in Hohen-Vietz, allerhand Mummenſchanz wurde getrieben, und bei Beginn des Nachmittags zogen außer Knecht Ruprecht und dem Chriſtkinde auch Joſeph und Maria und die heiligen drei Könige von Haus zu Haus. Zu dieſem alten Beſtande traten aber auch neue Figuren hinzu, ſo heute der „Sommer“ und der „Winter“, von denen jener zu ſeinem leichten Strohhut Harke und Senſe, dieſer zu Pelz und Holzpantinen einen Dreſchflegel trug. Sie führten ein Zwiegeſpräch:

Ich bin der Winter ſtolz,
Ich baue Brücken ohne Holz —

und rühmten ſich ihrer gegenſeitigen Vorzüge, bis zuletzt Verſöhnung und Segenswünſche für das jedesmalige Haus, in dem ſie ſich befanden, ihren lang ausgeſponnenen Streit beendeten.

Ein beſonderes Glück machten heut auch die Schulkinder, deren mehrere als „Schneewittchen und ihre Zwerge“ ihren Umzug hielten; Schneewittchen mit langem blonden Haar, die Zwerge mit Flachsbärten und braunen Kapuzen. Als ſie zuletzt auf den Gutshof kamen, fanden ſie die jungen Herrſchaften ſammt Tante Schorlemmer in derſelben großen Halle, in der auch der Weihnachtsaufbau ſtattgefunden hatte, verſammelt, und nach kurzer Anſprache, worin Schneewittchen für ihre Begleiter um die Erlaubniß zum Räthſelaufgeben gebeten hatte, traten die Zwerge vor und thaten ihre Fragen:

„Was kann kein Menſch erzählen?“

„Daß er geſterben iſt.“

„Wer kann alle Sprachen reden?

„Der Widerhall.“

„Wer iſt ſtärker, der Reiche oder der Arme?“

„Der Arme; denn er hat Noth, und Noth bricht Eiſen.“

So gingen die Fragen, aber die hier gegebenen Antworten blieben aus, und Maline Kubalke, die mit in der Halle war, mußte manchen Teller voller Aepfel und Nüſſe herbeiſchaffen, um die Querſäcke der Zwerge zu füllen.

So verging der Nachmittag. Als es dunkelte, wurd' es ſtill in Hohen-Vietz, weil Alt und Jung zu Tanz und feſtlichem Beiſammenſein im Scharwenkaſchen Krug ſich putzte, und erſt um die ſechste Stunde, als von den ausgebauten Looſen her, die zum Theil weit ins Bruch hineinlagen, Wagen und Schlitten unter Peitſchenknall und Schellengeläut heran gefahren kamen, war es mit dieſer Stille wieder vorbei.

Auch auf dem Herrenhoſe rüſtete ſich alles zum Aufbruch, Herrſchaft und Dienerſchaft, und wer eine halbe Stunde nach Beginn des Tanzes von der Dorfſtraße her auf die lange Front des Vitzewitzſchen Wohnhauſes geblickt hätte, hätte nur an zwei Fenſtern Licht geſehen. Dieſe zwei Fenſter lagen neben der Amts- und Gerichtsſtube und zogen die Aufmerkſamkeit nicht blos dadurch auf ſich, daß ſie die einzig erleuchteten waren, ſondern mehr noch durch das dunkele Weingeäſt, das ſich von dem ſtarken Spalier aus in zwei, drei phantaſtiſchen Linien quer über die Lichtöffnung ausſpannte. Hinter dieſen Fenſtern, an einem mit einem rothen Stück Fries überdeckten Sophatiſch, ſaßen Renate und Kathinka, zu denen ſich ſeit einer Viertelſtunde, um den Abend mit ihnen zu verplaudern, auch Marie geſellt hatte. Allen dreien, ſelbſt Kathinka nicht ausgeſchloſſen, war es eine herzliche Freude, ſich einmal allein und ganz unter ſich zu wiſſen, und um dieſe Freude noch zu ſteigern, hatten ſie ſich aus dem großen Geſellſchaftszimmer des Erdgeſchoſſes in dieſe viel kleinere Stube des erſten Stockes zurückgezogen.

Tante Schorlemmer fehlte. Sie war gegen ihre Gewohnheit ausgeflogen und ſaß plaudernd in der Pfarre, während der alte Vitzewitz, abwechſelnd vom Schulzen Kniehaſe und dann wieder von Lewin und Tubal unterſtützt, im Kruge ſeinen politiſchen Diskurs hatte. Die Bauern zeigten ſich in allem willig; es war ſo recht ein Abend, um das Eiſen zu ſchmieden.

Sehr anders, wie ſich denken läßt, verliefen mittlerweile die Plaudereien unſerer drei jungen Mädchen, von denen Renate durch beſondere Lebhaftigkeit, Marie durch beſondere Zurückhaltung ſich auszeichnete. Sie hatte — aller Herzlichkeit unerachtet, mit der ſich ihr Kathinka, wie ſchon bei früheren Gelegenheiten, ſo auch diesmal wieder genähert hatte — doch ein beſtimmtes Gefühl, daß es ſich für ſie zieme, ihre ſchweſterlich-intime Stellung zu Renaten ſo wenig wie möglich geltend zu machen und nur bei gegebener Veranlaſſung, am liebſten wenn aufgefordert, ſich an dem Geſpräche der beiden Couſinen zu betheiligen. Dieſes Geſpräch ſelbſt war ihr Freude genug und ward' es mit jedem Augenblicke mehr, ſeit Kathinka, die halb ſitzend, halb liegend den rechten Fuß auf die Sophapolſter gezogen hatte, von Berliner Geſellſchaftszuſtänden und zuletzt von einer großen Soirée bei dem alten Prinzen Ferdinand zu ſprechen begann.

„Das iſt der Vater von dem Prinzen Louis, der bei Saalfeld fiel?“ fragte Renate. „Was gäb' ich drum,“ fuhr ſie fort, nachdem ihre Frage bejaht worden war, „wenn ich einer ſolchen Soirée beiwohnen könnte! Papa hat es mir für dieſen Winter verſprochen; aber die Zeiten ſehen nicht darnach aus.“

„Du verlierſt weniger dabei, als Du meinſt. Es ſind Geſellſchaften wie andere mehr. Du ſiehſt Generale, Grafen, Präſidenten, als wäreſt Du in Ziebingen oder in Guſe; die Schleppen ſind etwas länger, und ein paar hundert Lichter brennen mehr. Das iſt alles.“

„Aber der Prinz wird doch keine Krachs und Bammes um ſich verſammeln?“

„Nicht ausſchließlich; aber ebenſowenig kann er ſie vermeiden. Er hat keine Wahl; Stellung und Geburt entſcheiden, nicht der Mann. Du ſiehſt auf die Auserwählten von Schloß Guſe mit ſo wenig Reſpekt, weil Du ſie kennſt; aber laß Deine Neugier und Eitelkeit erſt einen einzigen Winter lang befriedigt ſein, und es iſt mit dem Zauber dieſer Hofgeſellſchaften für immer vorbei.“

„Ich zweifle daran, wenn ich auch glaube, daß Du perſönlich nicht anders ſprechen kannſt. Du erhebſt eben Anſprüche, die mir fremd ſind. Ich für mein Theil würde zufrieden ſein, einen Blick in dieſe Welt thun zu dürfen, in der jeder etwas bedeutet. Nimm den alten Prinzen ſelbſt; er iſt der Bruder Friedrich des Großen; das allein genügt, ihn mir werth zu machen; ich könnte nicht ohne Ehrfurcht auf ihn blicken. Er würde mich vielleicht ignoriren oder ein an und für ſich gleichgiltiges Wort an mich richten, aber es würde mir nicht gleichgiltig ſein, ihn geſehen oder geſprochen zu haben."

Kathinka lächelte.

„Du lachſt mich aus," fuhr Renate fort, „aber denke, daß ich das Leben eines armen Landfräuleins führe, öde und einſam, und ſtatt der Mutter nur die gute Schorlemmer im Haus. Gib mir die Hand, Marie; Du biſt mir Troſt und Freude, aber Du kannſt mir keinen Hofball erſetzen. Wie das alles blitzen und rauſchen muß! Und dann der König ſelbſt. Nenne mir ein paar Namen, Kathinka, daß ich mir eine Vorſtellung machen kann."

„O da iſt der alte Graf Reale, der Gemahl der Oberhofmeiſterin, der vor zwei Jahren auf Beſuch in Guſe war, und der Hofmarſchall von Maſſow auf Steinhöfel, und der Herr von Eckardtſtein auf Prötzel und Herr von Burgsdorff auf Ziebingen, und Graf Droſſelſtein auf Hohen-Zieſar."

„Aber die kenn' ich ja alle."

„Eben darum hab' ich ſie Dir genannt."

„Und die fremden Geſandten!" ſagte Renate, der kurzen Unterbrechung nicht achtend. „Wie gern ſäh' ich den Grafen von St. Marſan und den Miniſter Hardenberg, an dem Papa beſtändig zu mäkeln und zu tadeln hat. Ich denke mir ihn liebenswürdig. Apropos! Iſt auch Dein Graf Bninski, verzeihe, daß ich ihn ſo nenne, bei Hofe vorgeſtellt worden?"

„Nein. Er lehnte es ab."

„Ach, nun weiß ich, warum die Hofgeſellſchaften ſo wenig Gnade vor Dir finden. Lewin hat mir den Grafen beſchrieben; aber ich möcht' ihn gern von Dir geſchildert hören."

„Denk' ihn Dir als das Gegentheil von dem Conrector, dem ich heute Vormittag das Glück hatte vorgeſtellt zu werden. Wie hieß er doch?"

„Othegraven!"

„Richtig, Othegraven. Ein hübſcher Name, urſprünglich adlig. Aber dieſe bürgerliche Abart, welche pedantiſche Figur! Er hält ſich gerade, aber es iſt die Geradheit eines Lineals."

„Du mußt ihn auf das hin anſehen, was er iſt."

„Dann kann er als vollkommen gelten; denn er iſt der Schulmeiſter, wie er im Buche ſteht."

„Ich ſehe doch, wie Recht Tante Amelie hatte, als ſie neulich von Dir ſagte: Kathinka iſt eine Polin. Nur die Deutſchen, wie mir erſt geſtern wieder unſer Seidentopf verſicherte, verſtehen es, von äußerlichen Dingen abzuſehen. Meinſt Du nicht auch?"

„Nein, Närrchen, ich meine es nicht; es iſt nur deutſch, ſich in dieſen und ähnlichen Eitelkeiten zu gefallen. Und ich will auch nicht daran rütteln, ebenſo wenig wie an den Verketzerungen, die über uns Polen von langer Zeit her im Schwunge ſind. Nur zweierlei wird man uns laſſen müſſen: Leidenſchaft und Phantaſie. Und nun laß Dir ſagen, Schatz, wenn es etwas in der Welt gibt, das im Stande iſt, über Aeußerlichkeiten hinweg zu ſehen, ſo ſind es dieſe beiden. Der Graf iſt ein ſchöner Mann, aber ich verſichere Dich, er wäre mir derſelbe, wenn er auch dieſem Othegraven wie ſein leiblicher Zwillingsbruder gliche. Denn bei der vollkommenſten äußeren Aehnlichkeit würde dieſe Aehnlichkeit doch aufhören, weil er eben innerlich von Grund aus ein anderer iſt."

„Ein anderer. Aber ob ein beſſerer?"

„Es genügt ein anderer. Es gibt proſaiſche und poetiſche Tugenden. Laß uns über den Werth beider nicht rechten. Ich möchte Dich nur dahin bekehren, daß es nicht Form und Erſcheinung iſt, wie wohl ich beide zu ſchätzen weiß, was mir den Grafen werth und angenehm macht."

„Und ſo wär' es denn was?"

„Beiſpielsweiſe ſeine Treue. Denn, unglaublich zu ſagen, die Polen können auch treu ſein."

„Es gilt wenigſtens nicht als ihre hervorragendſte Eigenſchaft."

„Um ſo mehr ziert ſie den, der ſie hat. Und ich möchte Bninski dahin zählen. Als Kosciusko im letzten Treffen, das über Polen entſchied, am Saume eines Tannenwäldchens lag, das er drei Stunden lang gegen Uebermacht vertheidigt hatte, ſtand ein Fahnenjunker, ein halbes Kind noch, neben ihm und deckte den von Blutverluſt ohnmächtig Gewordenen mit ſeinem jungen Leben. Er hätte ſich retten können, aber er verſchmähte es. Endlich überwältigt, bat er um eines nur: ſeinen gefangenen General pflegen und dieſelbe Zelle mit ihm theilen zu dürfen. Dieſer Fahnenjunker war der Graf."

Marie, die bis dahin von ihrer Handarbeit nicht aufgeblickt hatte, ſah Kathinka mit ihren großen Augen an.

Kathinka aber, den Blick freundlich erwidernd, fuhr fort: „Siehe, Renate, das war Treue; nicht ſolche, wie Ihr ſie liebt, die jeden heimlichen Kuß zu einer Kette für Zeit und Ewigkeit machen möchte, aber doch auch eine Treue und nicht der ſchlechteſten eine. Und wie der Fahnenjunker war, ſo blieb er. Er war mit in Spanien. Das polniſche Lancierregiment, das er führte, Tubal hat mir davon erzählt, nahm einen Engpaß; den Namen hab' ich vergeſſen; aber ſie ſagen, der Fall ſtehe einzig da in der Kriegsgeſchichte. Unter den wenigen, die den Tag überlebten, war der Graf. Nach Paris ſchwerverwundet zurückgeſchafft, empfing er aus des Kaiſers Hand das rothe Band der Ehrenlegion. Und ich darf ſagen, es kleidet ihn.... Nein, Renate, Du verkennſt mich und Dich nicht minder. Wir empfinden gleich. Alles Poetiſche reißt uns hin, und Steifheit und Pedanterie, auch wenn ſie Othegraven heißen, laſſen uns kalt. Das iſt nicht polniſch, das iſt weiblich. Frage Marie.“

„Ich werde die Frage nicht thun,“ ſcherzte Renate, „denn Du mußt wiſſen —“

„So will ich antworten, ohne gefragt zu ſein,“ unterbrach Marie mit Unbefangenheit. „Alle Welt ſchätzt den Conrector, unſer Paſtor liebt ihn —“

„Aber Du, könnteſt Du ihn lieben?“

„Nein. Nie und nimmer, und wenn er Kosciusko vertheidigte oder einen Engpaß ſtürmte. Er iſt vielleicht muthig, aber ich kann ihn mir nicht als Helden vorſtellen. Ich bedauere, wenn ich ihm Unrecht thue. Wen ich lieben ſoll, der muß mich in meiner Phantaſie beſchäftigen. Er beſchäftigt mich aber überhaupt nicht.“

„Aber Du ihn deſto mehr. Othegraven hat Heimlichkeiten, flüſterte mir noch geſtern unſer alter Seidentopf zu. — Doch es ſchlägt neun, und wir vergeſſen über dem Plaudern unſer Abendbrot.“

Damit erhob ſich Renate und ſchritt auf eine Rococokommode zu, auf deren überall ausgeſprungener Perlmutterplatte Maline, ehe ſie das Haus verließ, ein großes Cabaret mit kaltem Aufſchnitt ſammt Tiſchzeug und Teller geſtellt hatte.

Das Sopha und die Kommode ſtanden an derſelben Wand, und zwiſchen ihnen war nur der Raum frei, wo ſich die früher aus dieſem Fremdenzimmer in die Amts- und Gerichtsſtube führende Thür befunden hatte. Dieſe Thürſtelle, weil nur mit einem halben Stein zugemauert, bildete eine flache Niſche und war deutlich erkennbar.

Renate, in ihrer Plauderei fortfahrend, war eben — während Kathinka die Lampe aufhob — im Begriff, das Cabaret, das nach damaliger Sitte in einer Holzeinfaſſung ſtand, auf den Tiſch zu ſetzen, als ſie etwas klirren hörte.

Sie ſah die beiden anderen Mädchen an. „Hörtet Ihr nichts?“

„Nein.“

„Es klirrte etwas.“

„Du wirſt mit dem Cabaret an die Teller geſtoßen haben.“

„Nein, es war nicht hier, es war nebenan.“

Damit legte ſie das Ohr an die Wand, da, wo die vermauerte Thür war.

„Wie Du uns nur ſo erſchrecken konnteſt,“ ſagte Kathinka. Aber ehe ſie noch ausgeſprochen hatte, hörten alle drei deutlich, daß in dem großen Nebenzimmer ein Fenſterflügel aufgeſtoßen wurde. Gleich darauf ein Sprung, und dann vorſichtig tappende Schritte, vielleicht nur vorſichtig, weil es dunkel war. Es ſchienen zwei Perſonen. Und in dem weiten Hauſe niemand außer ihnen, keine Möglichkeit des Beiſtandes; ſie ganz allein. Marie flog an die Thür und riegelte ab; Kathinka, ohne ſich Rechenſchaft zu geben warum, ſchraubte die Lampe niedriger. Nur noch ein kleiner Lichtſchimmer blieb in dem Zimmer.

Renate legte wieder das Ohr an die Wand. Nach einer Weile hörte ſie deutlich den ſcharfen pinkenden Ton, wie wenn mit Stahl und Stein Feuer angeſchlagen wird; ſie horchte weiter, und als der Ton endlich ſchwieg, war ihre Phantaſie ſo erregt, daß ſie wie hellſehend alle Vorgänge im Nebenzimmer zu verfolgen glaubte. Sie ſah, wie der Schwamm angeblaſen wurde, wie der Schwefelfaden brannte und wie die beiden Einbrecher, nachdem ſie auf dem Schreibtiſch umher geleuchtet, das Wachslicht anzündeten, mit dem der Vater die Briefe zu ſiegeln pflegte. Alles war Einbildung, aber einen Lichtſchein, während ſie den Kopf einen Augenblick zur Seite wandte, ſah ſie jetzt wirklich, einen hellen Schimmer, der von der Amtsſtube her auf das Schneedach des alten gegenüber gelegenen Wohnhauſes fiel und von dort über den dunkelen Hof hin zurück geworfen wurde.

Die Mädchen ſprachen kein Wort; alle unter der unklaren Vorſtellung, daß Schweigen die Gefahr, in der ſie ſich befanden, verringere. Sie reichten ſich die Hand und lugten nach der Ausfahrt und ſo weit es ging nach der Dorfgaſſe hinüber, von der allein die Hilfe kommen konnte.

Nebenan war es mittlerweile wieder lebendig geworden. Es ließ ſich erkennen, daß ſich die Strolche ſicher fühlten. Sie warfen ein Bündel Nachſchlüſſel wie mit abſichtlichem Lärmen auf die Erde und fingen an, ſich an der großen, neben der Thür ſtehenden Truhe, darin das Geld und die Dokumente lagen, zu ſchaffen zu machen. Sie probirten alle Schlüſſel durch, aber das alte Vorlegeſchloß widerſtand ihren Bemühungen.

Ein Fluch war jetzt das erſte Wort, das laut wurde; dann ſprangen ſie, die bis dahin größerer Bequemlichkeit halber vor der Truhe gekniet haben mochten, wieder auf und begannen, wenn der Ton nicht täuſchte, an der inneren, die beiden Stuben von einander trennenden Wand hin, auf den Realen umherzuſuchen. Sie riſſen die Bücher in ganzen Reihen heraus und fegten, als ſie auch hier nichts ihnen Paſſendes entdeckten, mit einer einzigen Armbewegung den Sims ab, ſo daß alles, was auf demſelben ſtand: chineſiſche Vaſe, Büſte, Dragonercaskets mit lautem Gepraſſel an die Erde fiel. Ihre Wuth ſchien mit der ſchlechten Ausbeute zu wachſen, und ſie rüttelten jetzt an der alten Thür, die nach dem Korridor hinaus führte. Wenn ſie nachgab!

Die Mädchen zitterten wie Espenlaub. Aber das ſchwere Thürſchloß widerſtand, wie vorher das Truhenſchloß widerſtanden hatte.

Die Gefahr ſchien vorüber; noch ein Tappen, wie wenn in Dunkelheit der Rückzug angetreten würde; dann alles ſtill.

Renate athmete auf und ſchritt auf den Tiſch zu, um die Lampe wieder höher zu ſchrauben; aber im ſelben Augenblicke fuhr ſie zurück; ſie hatte deutlich einen Kopf geſehen, der von der Seite her ſich vorbeugte und in das Zimmer hineinſtarrte.

Keines Wortes mächtig und nur mühſam an der Sophalehne ſich haltend, wies ſie auf das Fenſter, vor dem jetzt wie ein Schattenriß eine Geſtalt ſtand, die mit der Linken an dem Weingeäſt ſich klammerte, während die mit einem Fauſthandſchuh überzogene Rechte die Scheibe eindrückte und nach dem Fenſterriegel ſuchte, um von innen her zu öffnen.

Alle drei Mädchen ſchrieen laut auf und ſtoben auseinander; Kathinka, aller ſonſtigen Entſchloſſenheit bar, faltete die Hände und verſuchte zu beten, Renate riß an der Klingelſchnur, gleichgiltig gegen die Vorſtellung, daß niemand da ſei, die Klingel zu hören, während Marie, von äußerſter Angſt erfaßt, in die Gefahr hinein ſprang und, ohne zu wiſſen, was ſie that, zu einem Stoß gegen die Bruſt des Draußenſtehenden ausholte. Aber ehe der Stoß traf, knackte und krachte die Spalierlatte, und die dunkele Geſtalt draußen ſtürzte auf den Schnee des Hofes nieder.

Keines der Mädchen wagte es, einen Blick hinaus zu thun, aber ſie hörten jetzt deutlich den Ton der Flurglocke, die Renate fortfuhr zu läuten, und gleich darauf das Anſchlagen eines Hundes. Es war erſichtlich, daß Hektor ſeine neben der Herdwand liegende warme Binſenmatte dem Tanzvergnügen im Krug vorgezogen, und ohne daß jemand davon wußte, das Haus gehütet hatte. Er ſtand jetzt unten auf der Flurhalle, unſicher, was das Läuten meine, und ſein Bellen und Winſeln ſchien zu fragen: wohin? Aber er ſollte nicht lange auf Antwort warten.

Renate, die Thür öffnend, rief mit lauter Stimme den Korridor hinunter: „Hektor!“ und ehe noch der Ton in dem langen Gange verklungen war, hörte ſie das treue Thier, das in mächtigen Sätzen treppan ſprang und im nächſten Augenblicke ſchon der jungen Herrin ſeine Pfoten auf die Schulter legte. Jegliche Angſt war jetzt von ihr abgefallen; ſie faßte mit der Linken das Halsband des Hundes, um Halt und Stütze zu haben, und flog dann mit ihm treppab über den Hof hin. Als ſie eben von der Auffahrt her in die Dorfgaſſe einbiegen wollte, ſtand der alte Vitzewitz vor ihr.

„Gott ſei Dank, Papa — Diebe — komm!“

Im nächſten Augenblick war der Alte in dem Zimmer oben, wo ſich Kathinka weinend an ſeinen Hals warf, während Marie ihm mit noch zitternden Lippen die Hände küßte.

XV.

Die Suche.

Der andere Morgen ſah die Familie ſammt ihren Gäſten wie gewöhnlich im Eckzimmer des Erdgeſchoſſes verſammelt. Nur Renate fehlte; ſie hatte Fieber, und ein Bote war bereits unterwegs, um den alten Doktor Leiſt von Lebus herbeizuholen. Das Geſpräch drehte ſich natürlich um den vorhergehenden Abend, und Kathinka, die ſich in übertriebener Schilderung ihrer ausgeſtandenen Angſt gefiel, ſuchte hinter Selbſtperſiflirung ein Gefühl gekränkter Eitelkeit, das ſie nicht los werden konnte, zu verſtecken. Sie gerieth dabei in einen halb ſcherzhaften Ton, der aber dem alten Vitzewitz durchaus nicht zuzuſagen ſchien. Er ſchüttelte den Kopf und wurde ſeinerſeits immer ernſter.

Aus den Einzelheiten der Unterhaltung war ſo viel zu erſehen, daß Berndt, um den Tanz im Kruge nicht zu ſtören, alles Allarmſchlagen verboten, ſelbſt ein Revidiren der Amts- und Gerichtsſtube hinausgeſchoben und ſich damit begnügt hatte, Hof und Park durch einen aus Kutſcher Kriſt und Nachtwächter Pachaly gebildeten Wachtpoſten abpatrouilliren zu laſſen. Jeetze, der ſich auch dazu gemeldet hatte, war wegen Alter und Hinfälligkeit und unter Anerkennung ſeines guten Willens zu Bette geſchickt worden.

Es ſchlug neun, als unſer Freund Kniehaſe, der erwartet war, von der Auffahrt her über den Hof kam. Tubal und Lewin, die am Fenſter ſtanden, ſahen und grüßten ihn. Gleich darauf meldete Jeetze: „Schulze Kniehaſe“.

„Soll eintreten.“

Berndt ging ihm entgegen, gab ihm die Hand und ſchob einen Stuhl an den Tiſch.

„Setzen Sie ſich, Kniehaſe. Was wir zu ſprechen haben, iſt kurz und kein Geheimniß. Kathinka, bleib! Es kommt alles ſchneller, als ich erwartete, aber vorbereitet oder nicht, wir dürfen nichts hinausſchieben. Es iſt keine Stunde zu verlieren, wir müſſen wiſſen, wen wir vor uns haben. Unſer eigenes Geſindel hätte ſich nicht an Hoppenmarieken gemacht. Ich bleibe dabei, es iſt fremdes Volk; Marodeurs von der Grenze.“

Kniehaſe ſchüttelte den Kopf.

„Gut, ich weiß, daß Sie anders denken. Es wird ſich zeigen, wer Recht hat, Sie oder ich. Auf wie viel Leute können wir rechnen? Haben wir zehn oder zwölf, ſo rücken wir aus. Heute noch, gleich.“

„Bis auf zehn werden wir kommen, wenn der gnädige Herr ſich ſelber mitrechnen und die jungen Herren. Ich habe Nachtwächter Pachaly auf die Looſe geſchickt, zu Schwartz und Metzke und auch zu Dames, das ſind die jüngſten. Aber er kann vor Mittag nicht wieder da ſein. Wir müſſen alſo nehmen, was wir hier im Dorfe finden.“

„Und das ſind?“

„Nicht viele.“

„Kümmritz?“

„Kann nicht, hat wieder das Reißen.“

„Müller Miekley?“

„Der will nicht. Er hat etwas von Aufſtand gehört und von Krieg führen ohne den König, das hat ihn ſtutzig gemacht: „Wer das Schwert nimmt, der ſoll durch das Schwert umkommen.“ Wir müſſen uns hinter Uhlenhorſt ſtecken, der hat die Altlutheriſchen in der Taſche.“

„Und Kallies?“

„Der will, aber ich kenne „Sahnepott“, er hat das Zittern und kann kein Blut ſehen.“

„Nun, denn Krull und Reetzke?“

„Ja, die kommen, und Dobbert und Roloff auch, das ſind vier gute. Und dann die beiden Scharwenkas, der Alte und der Jungſche, und auch Hanne Bogun, der Scharwenkaſche Hütejunge.“

„Der Hütejunge?“ fragte Lewin, „er hat ja nur einen Arm.“

„Aber vier Augen, junger Herr, den müſſen wir haben. Er ſieht wie ein Habicht und klettert.“

„Gut, Kniehaſe, ſo wären wir unſer zehn. Es muß ausreichen für eine erſte Suche, und nun wollen wir, ehe die Bauern kommen, die Amtsſtube revidiren; vielleicht, daß wir etwas finden, das uns einen Fingerzeig gibt.“

Sie ſtiegen in das erſte Stockwerk, auch Kathinka folgte, dem alten Schulzen, neben dem ſie ging, auf Flur und Treppe vorplaudernd, daß ſeine Pflegetochter die muthigſte von ihnen und zugleich die erſte Urſach ihrer Rettung geweſen ſei.

So waren ſie, der alte Vitzewitz immer um ein paar Schritte voraus, bis an die Thüre der Amtsſtube gekommen, die ſie jetzt nicht ohne ein gewiſſes, und wie ſich im nächſten Augenblicke zeigen ſollte, nur allzu gerechtfertigtes Grauen öffneten. Eine grenzenloſe Verwüſtung ſtarrte ihnen entgegen; Bücher und Scherben, alles durcheinander, über das ganze Zimmer hin Flecke von abgetropftem Wachs, und auf der Platte des großes Schreibtiſches ein Brandfleck von dem Schwamm oder Schwefelfaden herrührend, den die Strolche hier ſorglos aus der Hand geworfen hatten. Neben der Truhe lag noch ein Stemmeiſen und auf dem Fenſterbrett ein dicker, halb zerriſſener Fauſthandſchuh.

Es waren nicht Gegenſtände, die, wie ſie auch von Hand zu Hand gingen, auf eine beſtimmte Spur hätten hindeuten können, und ſo in gewiſſem Sinne enttäuſcht, ſchritten alle wieder in das Erdgeſchoß zurück, wo ſie jetzt die Bauern ſammt dem jungen Scharwenka und Hanne Bogun, dem Hütejungen, bereits verſammelt fanden. Es wurde beſchloſſen, zunächſt auch noch den Hof abzuſuchen, oder wenigſtens die Stelle, von wo aus der Einbruch ausgeführt worden war. Hier ſtand noch die vom Wirthſchaftshof herbeigeſchleppte Leiter, deren ſich die Diebe bedient hatten. Lewin ſtieg die Sproſſen hinauf und revidirte das äußere Fenſterſims, während Tubal und der junge Scharwenka unten im Schnee nachforſchten; aber ſelbſt von den zahlreichen Fußſtapfen, die, um den Giebel des Hauſes herum, nach der Parkallee und dem Parke ſelber führten, konnte ſchließlich nicht feſtgeſtellt werden, ob ſie von den Dieben oder von Kriſt und Pachaly herrührten.

„So geben wir es auf,“ ſagte Berndt, „und ſehen, ob wir auf Gorgaſt und Manſchnow zu etwas finden.“

Jeetze brachte die Flinten, und der abmarſchirende Männertrupp war eben im Begriff vom Hofe her auf die Dorfgaſſe zu treten, als ſie hinter ſich einen Schäferpfiff hörten und ſich wendend des Scharwenkaſchen Hütejungen anſichtig wurden, der, vorläufig noch zurückgeblieben, mittlerweile die Leiter von dem Amtsſtubenfenſter an das Fenſter der Nebenſtube geſtellt und auf eigene Hand weiter geſucht hatte.

Er winkte jetzt lebhaft mit dem loſen Aermel ſeines

Stummelarmes, und gab Zeichen, aus denen ſich ſchließen ließ, daß er einen Fund gemacht habe.

Die Männer kehrten um. Als ſie dicht heran waren, hielt ihnen Hanne Bogun einen Meſſingknopf entgegen.

„Wo lag er?“ fragte der alte Vitzewitz in lebhafter Erregung.

Der Hütejunge, ohne Antwort zu geben, ſprang wieder die Leiter hinauf und legte den Knopf auf dieſelbe Stelle, von wo er ihn weggenommen hatte. Es war das Querholz, das dicht unter dem Fenſter hinlief, und ſo konnte nicht wohl ein Zweifel ſein, daß bei dem Zuſammenbrechen des unteren Spaliers, die ſcharfe Kante der oberen Latte den Knopf abgeſtreift hatte. Er war von einer franzöſiſchen Uniform. In der Mitte ein N, während der Rand der Innenſeite die Umſchrift zeigte: 14e Rég. de ligne.

Berndt triumphirte, ſeine Vermuthungen ſchienen ſich beſtätigen zu ſollen, die Bauern ſtimmten ihm bei. Nur Kniehaſe ſchüttelte nach wie vor den Kopf. Es kam aber zu weiter keinen Auseinanderſetzungen, und nachdem der Knopf reihum gegangen war, brachen alle wieder auf. Der Hütejunge, der zwei Jagdtaſchen trug, folgte.

Sie hielten zunächſt die große Straße in der Richtung auf Küſtrin zu. Als ſie bis zu der Stelle gekommen waren, wo vor zwei Tagen Hoppenmarieken angefallen und faſt erwürgt worden war, bogen ſie rechts ab auf daſſelbe Wäldchen zu, von dem aus Tubal und Lewin ihren Wettlauf über den verſchneiten Sturzacker hin gemacht hatten. Die Bauern kannten aber ihr Terrain beſſer und wählten einen feſtgetretenen Fußweg, der auf die Mitte des Gehölzes zulief.

Hier angekommen, wurde berathſchlagt, ob man daſſelbe abſuchen ſolle. Der alte Scharwenka, der ſeit fünfundzwanzig

Jahren immer nur in einem hohen Federbett geſchlafen hatte, hielt es für unmöglich, daß man bei 12 Grad Kälte unter freiem Himmel nächtigen und ſich mit einer Zudecke von Schneeflocken behelfen könne; Kniehaſe war aber anderer Meinung und ſetzte, ſich auf ſeine Feldzugserfahrungen berufend, auseinander, daß es nichts Wärmeres gebe, als eine mit Stroh ausgelegte Schneehütte. Darauf hin wurde denn das Abſuchen beſchloſſen; aber ſie kamen bis an den jenſeitigen Rand, ohne das Geringſte gefunden zu haben. Nirgends weggeſchaufelter Schnee, kein Reiſig, keine Feuerſtelle.

Man mußte ſich nun ſchlüſſig machen, ob man ſich auf das diesſeitige, zwiſchen Gorgaſt, Manſchnow und Rathſtock gelegene Terrain beſchränken oder aber zugleich auch auf das andere Flußufer übergehen und die ganze Strecke von den Küſtriner Pulvermühlen an bis zum Entenfang und vom Entenfang bis Kirch-Göritz hin abpirſchen wolle. Man entſchied ſich für das letztere, ſo daß im weſentlichen dieſelben Punkte berührt werden mußten, an denen Tubal und Lewin, als ſie den Dr. Faulſtich beſuchten, auf ihrem Hin- und Rückwege vorübergekommen waren. Dies feſtgeſtellt, einigte man ſich dahin, daß, um größerer Bequemlichkeit willen, die Mannſchaften in zwei, nach rechts und links hin abmarſchirende Trupps getheilt werden ſollten, was — wenn nichts vorfiel und an voraus beſtimmter Stelle richtig eingeſchwenkt wurde — zu einem Mittagsrendezvous in Nähe des Neu-Manſchnower Vorwerks führen mußte. Den einen Trupp führte Kniehaſe, den anderen Berndt. Bei dieſem letzteren waren, außer Tubal und Lewin, der junge Scharwenka und Hanne Bogun, der Hütejunge.

Der Berndtſche Trupp hielt ſich rechts. Um einen freien Ueberblick zu haben, gaben ſie den am diesſeitigen Abhang ſich hinſchlängelnden Fußpfad auf und erſtiegen die Höhe. Das Wetter war klar aber nicht ſonnig, ſo daß kein Flimmern die Ausſicht ſtörte. Berndt und Tubal hatten einen Vorſprung von fünfzig Schritt und waren alsbald in einem Geſpräch, das ſelbſt die Aufmerkſamkeit des erſteren mehr als einmal von den Außendingen abzog. Tubal erzählte von ſeinen Kinderjahren, ſeiner in Paris lebenden Mutter, von Kathinka, und ſchüttete ſein Herz aus über das unruhige und widerſpruchsvolle Leben, das er von Jugend auf geführt habe.

„Ich habe kein Recht, die Motive zu kritiſiren, die meinen Papa beſtimmt haben mögen, ſich zu expatriiren, aber er hat uns durch dieſen Schritt, den er that, keinen Segen ins Haus gebracht. Unſer Name iſt polniſch, und unſere Vergangenheit, und zu beſtem Theil auch unſer Beſitz, ſo weit wir ihn vor der Konfiskation gerettet haben. Und nun ſind wir Preußen! Der Vater mit einer Art von-Fanatismus, Kathinka mit abgewandtem, ich mit zugewandtem Sinn, aber doch immer nur mit einer Liebe, die mehr aus der Betrachtung als aus dem Blute ſtammt. Und wie wir nicht recht ein Vaterland haben, ſo haben wir auch nicht recht ein Haus, eine Familie. Und das iſt das Schlimmſte. Es fehlt uns der Mittelpunkt. Kathinka und ich, wir ſind aufgewachſen, aber nicht auferzogen. Was wir an Erziehung genoſſen haben, war eine Erziehung für die Geſellſchaft. Und ſo leben wir bunte Tage, aber nicht glückliche, wir zerſtreuen uns, wir haben halbe Freuden, aber nicht ganze, und ſicherlich keinen Frieden.“

Dem alten Vitzewitz war kein Wort verloren gegangen. Er kannte das Leben der Ladalinskis bis dahin nur in den großen Zügen, und das Anſehen, das der Vater in einzelnen prinzlichen Kreiſen genoß, ſein auch jetzt noch bedeutendes Vermögen, vor allem aber das jeder Engherzigkeit Entkleidete, das alle Mitglieder dieſes Hauſes gleichmäßig auszeichnete, hatte ihn eine Verbindung mit demſelben ſtets als etwas in hohem Maße Wünſchenswerthes erſcheinen laſſen. Heute zum erſten Male, während er doch zugleich den Bekenntniſſen Tubals mit geſteigerter Theilnahme folgte, beſchlich ihn ein Zweifel, ob es gerathen ſein würde, das Schickſal ſeiner beiden Kinder an das dieſer Familie zu ketten.

Auch Lewin und der junge Scharwenka plauderten lebhaft. Sie waren gleichalterig, weshalb denn auch Lewin, dem Wunſche des alten Spielkameraden nachgebend, das ehemalige „Du“ beibehalten hatte. Hanne Bogun ſchritt pfeifend hinter ihnen und unterhielt ſich damit, Vogelſtimmen nachzuahmen.

„Wie ſteht es mit Maline?“ fragte Lewin.

„Schlecht oder gar nicht, ſie hat mir abgeſchrieben.“

„Ich habe davon gehört. Aber Du ſollſt ſie ja gekränkt haben; Du hätteſt ihr ihre Armuth vorgeworfen.“

„Das erzählt Fräulein Renate, die alles glaubt, was ihr Maline ſagt. Sehen Sie, junger Herr, das iſt nun das allerhäßlichſte an ihr, daß ſie nicht die Wahrheit ſagt und mich verſchwatzt. Und ich litt' es auch nicht, blos daß ich denke, man kann doch nicht wiſſen, wie es kommt. Und dann will ich die, die vielleicht doch noch meine Frau wird, nicht ſchon vorher in aller Leute Mäuler gebracht haben.“

„Aber Du mußt ihr doch etwas zu Leide gethan oder ihr irgend was geſagt haben, das ſie Dir übel nehmen konnte.“

„Ja, weil ſie alles übel nimmt. In dem Briefe, worin ſie mir abſchrieb, ſtand: „Wir Scharwenkas hätten einen Bauernſtolz;“ aber, junger Herr, wenn wir den Bauernſtolz haben, dann haben die Kubalkes den Küſterſtolz. Ihr Vater, der alte Kubalke, hat ja den Kirchenſchlüſſel und dann und wann Sonntags, wenn der Paſtor Abhaltung hat, lieſt er uns auch das Evangelium vor. Und er kann auch Grabſchriften machen, und Verſe zu Hochzeiten und Kindelbier. Daneben müſſen ſich denn freilich die Bauern verſtecken; wenigſtens glauben das alle Kuballes, als ob es ſelber ein Evangelium wäre. Und die kleine Eve drüben in Guſe, das iſt die ſchlimmſte, denn die gnädige Gräfin verwöhnt ſie jeden Tag mehr."

„Aber Maline?"

„Ja, Maline! Sie iſt nicht ſo ſchlimm wie die Eve, aber eitel und hochmüthig iſt ſie auch. Und ſeit Martini, wo der alte Juſtizrath hier war und zu ihr ſagte: „Maline ſei ein wendiſches Wort und heiße Himbeere, und ſie heiße nicht blos ſo, ſie ſei auch eine," ſeit dieſem Tage iſt mit ihr kein Auskommen mehr. Und wie kam es denn? Und was hat ſie mir denn übel genommen? Ich ſollte ihr das große karirte Tuch holen, und als ich es ihr nun wirklich geholt hatte, da wollte ſie, daß ich es ihr auch umhängen ſollte. Da ſagte ich zu ihr: „Du biſt keine Prinzeß, Maline, Du biſt eines armen Schulmeiſters Tochter." Und da verſchwatzt ſie mich nun und klagt den Leuten vor, ich hätte ihr ihre Armuth vorgeworfen! Und was war es? Ihren Hochmuth hab' ich ihr vorgeworfen. Aber Worte verdrehen und Lügen aufputzen, als ob es die Wahrheit wäre, darauf verſteht ſie ſich. Und wenn ich ihr nicht ſo gut wäre — denn der alte Juſtizrath hat eigentlich recht — ſo wär' es ſchon lange mit uns aus geweſen. Nun iſt es auch wirklich vorbei; aber ich denke doch immer noch, es ſoll wieder einklingen."

Unter ſolchem Geplauder, das den mittheilſamen Krügersſohn ganz und gar und den ihm zuhörenden, meiſt nur Fragen ſtellenden Lewin wenigſtens halb in Anſpruch genommen hatte, hatten beide junge Männer nicht darauf geachtet, daß das Pfeifen hinter ihnen ſtill geworden war. Als ſie ſich von ungefähr umwandten, ſahen ſie den eine gute Strecke zurückgebliebenen Hanne Bogun, wie er, die beiden Jagdtaſchen von der Schulter ſtreifend, eben im Begriff ſtand eine Kiefer zu erklettern, die ſich nach oben hin in zwei weit von einander ſtehende Aeſte theilte. Es war dies der höchſte Punkt der ganzen Gegend, und die Abſicht des Hütejungen, von hier aus Umſchau zu halten, lag klar zu Tage. Aber jede Betrachtung über das, was er wolle oder nicht wolle, ging in dem Schauſpiel unter, das ihnen jetzt die Klettergeſchicklichkeit des Einarmigen gewährte. Er klemmte den Stumpf feſt, als ob er den Arm ſelbſt gar nicht vermiſſe, und geſchickt die am ſchlanken Stamm hin kurz abgebrochenen Aſtſtellen benutzend, auf denen er ſich wie auf Leiterſproſſen ausruhte, war er noch eher oben, als die beiden jungen Männer den Weg bis zu der Kiefer hin zurückgelegt hatten.

„Was gibt es, Hanne?“

Er machte von der Gabel aus, in der er jetzt ſtand, eine Handbewegung, als ob er nicht geſtört ſein wolle, und ſah dann erſt die Flußufer auf- und abwärts, zuletzt auch ins Neumärkiſche hinüber. Er ſchien aber nichts zu finden und glitt, nachdem er ſein Auge den ganzen Kreis nochmals hatte beſchreiben laſſen, mit derſelben Leichtigkeit wieder hinab, mit der er fünf Minuten vorher hinaufgeſtiegen war.

Er blieb nun, während die beiden jungen Männer raſch weiter ſchritten, in gleicher Linie mit ihnen und gab auf die kurzen Fragen, die Lewin von Zeit zu Zeit an ihn richtete, noch kürzere Antworten.

„Nun, Hanne, was meinſt Du, werden wir ſie finden?“

Der Hütejunge ſchüttelte den Kopf in einer Weiſe, die ebenſo gut Zuſtimmung wie Zweifel ausdrücken konnte.

„Ich begreife nicht, daß die Gorgaſter und Manſchnower ihnen nicht beſſer aufpaſſen. Es gibt doch hier keine Schlupfwinkel, kaum ein Stückchen Wald; dabei liegt Schnee. Ich glaube, ſie haben ihre Helfershelfer; ſonſt müßte man doch endlich Beſcheid wiſſen."

„Manch een mack et wol weeten?" ſagte der Hütejunge.

„Ja, aber wer iſt „manch een?"

Der Hütejunge lächelte pfiffig vor ſich hin und fing wieder an, eine Vogelſtimme nachzuahmen, vielleicht aus Zufall, vielleicht auch um eine Andeutung zu geben.

„Du machſt ja ein Geſicht, Hanne, als ob Du etwas wüßteſt. An wen denkſt Du?"

Hanne ſchwieg.

„Es ſoll Dein Schaden nicht ſein. Nicht wahr, Scharwenka, wir kaufen ihm eine Pelzmütze und hängen ihm einen blanken Groſchen an die Troddel! Nun, Hanne, wer iſt „manch een?"

Hanne ſchritt ruhig weiter, ſah nicht links und nicht rechts und ſagte vor ſich hin: „Hoppenmarieken".

Lewin lachte. „Natürlich, Hoppenmarieken muß alles wiſſen. Was ihr die Karten nicht verrathen, das verrathen ihr die Vögel, und was die Vögel nicht wiſſen, das weiß der Zauberſpiegel. Dieſelben Kerle, die ſie gewürgt haben, werden ihr doch nicht ihren Zufluchtsort verrathen haben."

Der Hütejunge ließ ſich aber nicht ſtören und wiederholte nur mit einem Ausdruck von Beſtimmtheit: „ſe weet et".

Während dieſes Geſpräches hatten alle drei den Punkt erreicht, wo ſie, nach der am Wäldchen getroffenen Verabredung, den auf der Höhe laufenden Fußweg aufgeben, nach links hin niederſteigen und über den Fluß gehen mußten. Ihnen gegenüber ſchimmerte ſchon der Kirch-Göritzer Thurm, aber doch noch gute fünfhundert Schritt nach rechts hin, woran Lewin deutlich erkannte, daß der ihnen zu Füßen liegende, mit jungen Kiefern abgeſteckte Weg, nicht derſelbe war, den er vorgeſtern mit Tubal paſſirt hatte, ſondern ein Parallelweg, der wahrſcheinlich auf die Rathſtocker Fähre zuführte.

Der alte Vitzewitz und Tubal waren ſchon halb hinüber, als Lewin erſt in den Kuſchelweg einbog. Er ſprach nicht, aber deſto mehr beſchäftigte ihn Hoppenmarieken. Es erſchien ihm jetzt hinfällig, was er ſeinerſeits gegen ihre Mitwiſſenſchaft geſagt hatte; Streitigkeiten zwiſchen Diebsgenoſſen waren am Ende nichts Ungewöhnliches, und wenn ein Reſt von Unwahrſcheinlichkeit blieb, ſo ſchwand er doch vor der Beſtimmtheit mit der Hanne Bogun ſein „ſe weet et“ ausgeſprochen hatte. War doch der Hütejunge, ſo ſagte ſich Lewin, zu dieſer Beſtimmtheit, muthmaßlich nur allzu berechtigt. Denn wenn es jemanden auf der Hohen-Vietzer Feldmark gab, der Hoppenmarieken in ihren Schlichen und Wegen nachgehen oder doch ihr Treiben auf der Landſtraße, ihre Begegnungen und Tuſcheleien beobachten konnte, ſo war es eben Hanne, der ſommerlang das Scharwenkaſche Vieh hütete und entweder in einem ausgetrockneten Graben oder verſteckt im hohen Korne lag.

Unter ſolchen Betrachtungen hatte Lewin die Mitte des Fluſſes erreicht, der alte Vitzewitz und Tubal waren ſchon am jenſeitigen Ufer und kletterten eben den ſteilen Rand hinauf. Zur Linken Lewins ging der junge Scharwenka, beide nach wie vor im Schweigen und des Hütejungen nicht achtend, der wieder ein paar Schritte hinter ihnen zurückgeblieben war.

Aber in dieſem Augenblick drängte ſich Hanne, raſch über das Eis hinſchlitternd, an die Seite ſeines jungen Herrn, zupfte ihn am Rock und ſagte, mit ſeinem loſen Aermel nach links hin zeigend: „Jungſchen Scharwenka, kiek eens.“

Der Krügers Sohn blieb ſtehen, Lewin auch, und beide lugten nun ſcharf nach der Richtung hin, die ihnen Hanne bezeichnet hatte.

„Ich ſehe nichts," rief Scharwenka und wollte weiter.

Aber Hanne hielt ihn feſt und ſagte: „tööf en beten, grad ut, 'mang de Pappeln; jitzt."

Hanne hatte recht geſehen. Zwiſchen zwei Pappeln, die mitten auf dem Eis zu ſtehen ſchienen, wirbelte ein dünner Rauch auf. Dann und wann ſchwand er, aber im nächſten Augenblicke war er wieder da.

„Jetzt haben wir ſie! Wo Rauch iſt, iſt auch Feuer. Vorwärts!"

Damit bogen beide junge Männer aus dem quer laufenden Kuſchelweg in die große, die Mitte des Stromes haltende und für Schlitten und Wagen bequem fahrbare Längsallee ein, während Hanne, zu Meldung des Thatbeſtandes und mit der Aufforderung umzukehren, an den alten Vitzewitz und Tubal abgeſchickt wurde.

Lewin und der junge Scharwenka ſetzten inzwiſchen ihren Weg fort, machten aber lange Pauſen, bis ſie wahrnahmen, daß Hanne die beiden bereits am anderen Ufer Befindlichen eingeholt und ihnen ſeine Meldung ausgerichtet hatte. Nun ſchritten auch ſie wieder ſchneller vorwärts. Bald entdeckten ſie, daß das, was ſie kurz vorher noch für eine mit zwei hohen Pappelweiden beſetzte Landzunge gehalten hatten, eine jener kleinen Rohrinſeln war, denen man in der Oder ſo häufig begegnet. Das einfaſſende Rohr, wenn auch hier und dort durch die Schneemaſſen niedergelegt, ließ ſich deutlich erkennen; alles aber was dahinter lag, war durch eben dieſen Einfaſſungsgürtel verborgen.

Sie gaben nun auch die große Längsallee auf, hielten ſich halb links und tappten ſich durch den außerhalb der Fahrſtraße fußhoch liegenden Schnee auf die Inſel zu. Als ſie dicht heran waren, verſchwanden ihnen zuerſt die Rauchwölkchen, bald auch die beiden Pappeln, und im nächſten Augenblicke ſtanden ſie vor dem Schilfgürtel ſelbſt. Lewin wollte den Durchgang forciren, überzeugte ſich aber, daß dies unmöglich ſei. Auch war es überflüſſig. Während ſeiner Anſtrengungen hatte der junge Scharwenka einen mannsbreiten Gang entdeckt, der mit der Sichel durch das Rohr geſchnitten war; er winkte Lewin heran, und beide drangen nun vor, nicht ohne Schwierigkeiten, da der Wind zahlloſe Halme in den Gang hineingeweht und dieſen an manchen Stellen wieder verſtopft hatte. Endlich waren ſie durch den Rohrgürtel, der eine Tiefe von fünfzehn Schritt haben mochte, hindurch, und das wenige was noch verblieb als eine Art Schirm benutzend, ſahen ſie jetzt, von geſicherter Stelle aus, auf das Innere der Inſel.

Das Bild, das ſich ihnen bot, war überraſchend genug, und berührte ſie, als ob ſie auf einen leidlich in Stand gehaltenen Wirthſchaftshof blickten. Alles war von einer gewiſſen Ordnung und Sauberkeit. Der Schnee lag zuſammengefegt zu beiden Seiten; eine Kuh, die mit dem linken Vorderfuß an eine der beiden Pappeln gebunden war, nagte von einem durch Strohbänder zuſammengehaltenen Heubündel, während in der Nähe der anderen Pappel ein hochbepackter Schlitten ſtand, der unter ſeiner mit Stricken umwundenen Segelleinwand den Ertrag des letzten Fanges bergen mochte.

So der Hof, deſſen friedliches Bild nur noch von dem Anblick des als Wohnhaus dienenden Holzſchuppens übertroffen wurde. Dieſer Holzſchuppen, von beiden Seiten her mit Schnee umkleidet, nicht viel anders, als ob er in einen Schneeberg hineingebaut worden wäre, ſchien aus drei Räumen von verſchiedener Größe zu beſtehen. Die beiden kleinen, die als

Stall und Küche dienten, waren offen, während der dritte größere Raum mit zwei alten Brettern und einer funkelnagelneuen Thür zugeſtellt war, deren Klinke, Haspenbeſchlag und rother Oelfarbenanſtrich über ihren Gorgaſter oder Manſchnower Urſprung keinen Zweifel geſtattete. Vor dem aufgemauerten Herd, auf dem ein mäßiges Reiſigfeuer brannte, ſtand mit Abſchäumen und Töpferücken beſchäftigt eine noch junge Frau, dann und wann zu einem Blondkopf ſprechend, der auf einem Futterſack dicht an der Schwelle ſaß. Als Rauchfang, wie Lewin deutlich erkennen konnte, diente ein Ofenrohr, das zwei Handbreit über das Schneedach hinausragte. In dem offenen Stalle ſtand ein Pferd und klapperte mit der Eiſenkette.

„Das iſt Müller Krieles Brauner,“ ſagte Scharwenka.

Beide junge Männer zogen ſich nach dieſer ihrer Rekognoszirung wieder an den äußeren Rand des Schilfgürtels zurück, um hier auf die Ankunft ihres Sukkurſes zu paſſen. Sie hatten nicht lange zu warten. Berndt und Tubal, von dem Hütejungen gefolgt, waren bereits dicht heran, und gleich darauf drängten alle fünf, durch den ſchmalen Gang hin, wieder auf den Punkt zu, von wo aus Lewin und der junge Scharwenka ihre Beobachtungen angeſtellt hatten. Im Flüſtertone wurde Kriegsrath gehalten und das Abkommen getroffen, daß Tubal und Hanne Bogun auf die Frau losſpringen, die beiden Vitzewitze ſammt ihrem Krügersſohn aber in den mit den zwei Brettern und der rothen Thür zugeſtellten Raum eindringen ſollten.

Es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Strolche, um den auf ihren nächtigen Streifzügen verſäumten Schlaf wieder einzubringen, hier zur Ruhe niedergelegt hatten; erwies ſich dieſe Vorausſetzung aber auch als Irrthum, ſo hatte man wenigſtens die Frau, mit deren Hilfe es nicht ſchwer halten konnte, die etwa ausgeflogenen Vögel einzufangen.

„Eins, zwei, drei!“ ein Sprung über den Hof hin, und im nächſten Moment ſchrie die Frau auf, während Berndt und Scharwenka, gefolgt von Lewin (der Bretter und Thür mit leichter Mühe niedergeriſſen hatte) in den mit Blak- und Branntweindunſt angefüllten Raum hineindrängten. Das hell einfallende Tageslicht ließ alles raſch erkennen. An den Wänden, links und rechts hin, ſtanden zwei kienene Bettſtellen, die, wie draußen die rothangeſtrichene Thür, einſt beſſere Tage geſehen haben mochten. Jetzt waren ſie mit Strohſäcken bepackt, auf und unter denen, in voller Kleidung, zwei Kerle mit übrigens noch mehr gedunſenem als verwildertem Geſicht in feſtem Schlafe lagen.

„Ausgeſchlafen?“ donnerte Berndt und ſetzte dem an der rechten Wand Liegenden den Kolben auf die Bruſt.

Der ſo Angeſchriene fuhr ſich ſchlaftrunken über die Augen, und ſtarrte dann mit einem Ausdruck, in dem ſich Schreck und Pfiffigkeit zu einer Grimaſſe verzogen, auf den alten Vitzewitz, der, als er den guten Effekt ſah, den die Ueberraſchung ausgeübt hatte, das Gewehr wieder ruhig über die Schulter hing und beiden Strolchen zurief: „Macht euch fertig!“

Im Nu waren ſie auf den Beinen; beide mittelgroß und Männer von vierzig. Der eine war nach Landesſitte in eine dickwollene Tagelöhnerjacke, der andere in einen franzöſiſchen Soldatenrock gekleidet, beide mit Holzſchuhen an den Füßen, aus denen lange Strohhalme herausſahen. Ihren Anzug aufzubeſſern, dazu war nicht Zeit noch Gelegenheit. Auf einer als Tiſch dienenden Kiſte ſtand ein Blaker mit niedergeſchweltem Licht; daneben zwei bauchige Flaſchen von grünem Glaſe, drin ein Korbmuſter eingedrückt war, auch ein Czako und eine Filzmütze. Sie bedeckten ſich damit, ließen die Flaſchen, in denen noch ein Reſt ſein mochte, in ihre Taſche gleiten und ſtellten ſich dann in eine Art von militäriſcher Poſitur, wie um ihre Marſchbereitſchaft auszudrücken. Berndt machte eine Handbewegung: „Vorwärts!“

Draußen drängte ſich der im Soldatenrock an die Seite des jungen Scharwenka und fragte mit einer halben Vertraulichkeit: „wohenn geiht et?“

„An den Galgen!“

Der Strolch grinzte: „Na, Jungſchen Scharwenka, ſo dull ſall et ja woll nich wihren!“

„Ihr kennt mich?“

„Wat wihr' ick Se nich kennen? Ick bin ja Muſchwitz von Großen-Kleſſin.“

„So, ſo; und der andere?“

„Roſentreter von Podelzig.“

Der junge Scharwenka warf den Kopf in die Höhe, als ob er ſagen wollte: „So ſieht er auch aus.“ Damit ſchritten ſie über den Hof auf den ſchmalen Gang zu, der durch das Schiff führte.

Eine halbe Stunde ſpäter hatte die kleine Kolonne den voraus beſtimmten Rendezvousplatz, das Neu-Manſchnower Vorwerk erreicht. Sie fanden den Kniehaſeſchen Trupp, der keinen Aufenthalt gehabt hatte, ſchon vor. Krull und Reetzke, nachdem alles erzählt worden, was zu erzählen war, erboten ſich, den Gefangenentransport, der auf Frankfurt ging, zu übernehmen; eine Verſtärkung dieſer Eskorte war nicht nöthig, da ſowohl Muſchwitz wie Roſentreter froh ſchienen, ihre Winterhütte mit unfreieren aber bequemeren Verhältniſſen vertauſchen zu können. Die Frau, in Betreff deren Zweifel herrſchten, wem von den beiden ſie zugehörte, folgte ſtumm, einen kleinen Schlittenkaſten ziehend, in den ſie das Kind hineingeſetzt hatte.

Die Hohen-Vietzer traten gleichzeitig mit dem Abmarſch der Gefangenen ihren Rückweg an. Und zwar über das am dieſſeitigen Ufer liegende Manſchnow. An der Mühle vorüber kommend, theilten ſie dem alten Kriele mit, in welchem Stalle er ſeinen Braunen wieder finden würde; auf dem Schulzenamte aber wurde Befehl zurückgelaſſen, daß die Manſchnower, zu deren Revier die Inſel gehörte, den Schuppen durchſuchen und durchgraben und alles geraubte Gut, das ſich etwa finden würde, nach Frankfurt hin abliefern ſollten.

XVI.

Den Koſaken, den Hochländer.

Um zwei Uhr waren unſere Hohen-Vietzer wieder in ihrem Dorf, und eine halbe Stunde ſpäter wußte jeder bis auf die letzten Looſe hinaus, daß die Strolche gefunden und auf dem Wege nach Frankfurt ſeien. Im Kruge, wo ſich bald einige Bauern, auch Kallies und Kümmeritz verſammelten, entſann man ſich Muſchwitzens ſehr wohl, der immer ein Tagedieb und Taugenichts geweſen ſei, und erging ſich in Vermuthungen, woher er den franzöſiſchen Soldatenrock genommen haben könne, Vermuthungen, die mit Todtſchlag begannen und über qualifizirten Diebſtahl hin einfach bei Tauſch oder Kauf endigten. Dies letztere war denn auch das wahrſcheinlichſte. In Küſtrin, wo der Typhus jeden Tag die Reihen der franzöſiſchen, zum Theil aus Heſſen und Weſtfalen beſtehenden Garniſon lichtete, war zu ſolchen „Geſchäften unter der Hand" die reichlichſte Gelegenheit gegeben. Von Roſentreter wußte niemand. Das Lob des Hütejungen war auf aller Lippen.

Auch im Herrenhauſe riß das Erzählen gar nicht ab. Kathinka und Tante Schorlemmer wollten alles bis auf die kleinſten Züge wiſſen, und als es unten im Wohnzimmer nichts mehr zu berichten gab, wurde oben in Renatens Krankenzimmer das Berichterſtatten fortgeſetzt. Lewin ſaß eine Stunde lang an ihrem Bett und ließ der Reihenfolge nach erſt das Abſuchen des Wäldchens, dann den Ueberfall und den Transport der Gefangenen an ihrem Auge vorüber ziehen. Nichts wurde vergeſſen; namentlich hob er aus ſeinem Geſpräche mit dem jungen Scharwenka hervor, daß Maline Unrecht habe, pries Hanne Boguns Umſicht und ſchilderte ſchließlich den Eindruck, den die auf dem Rohrwerder mitgefangene Frau auf ihn gemacht habe.

So kam die Tiſchſtunde heran. Der alte Vitzewitz war in beſter Laune, und ſo unbequem es ihm ſein mochte, mit ſeiner Hypotheſe von den „Marodeurs" und „Deſerteurs" eine arge Niederlage erlitten zu haben, ſo gewann er es doch über ſich, was ſonſt nicht ſeine Art war, über ſich ſelbſt und ſeinen Rechnungsfehler zu ſcherzen. Wußte er doch, daß er ſchließlich Recht behalten würde. Alles war nur Frage der Zeit.

Gleich nach Tiſch ſollte zu Graf Droſſelſtein nach Hohen-Zieſar hinüber gefahren werden; Tubal und Kathinka ſchuldeten ihm ohnehin noch ihren Beſuch, der, wenn er überhaupt noch gemacht werden ſollte, nicht hinaus geſchoben werden konnte Denn am andern Tage ſchon ſollte von Schloß Guſe aus die Rückkehr beider Geſchwiſter nach Berlin angetreten werden. Kriſt mit den Ponies hielt ſchon vor der Treppe, als die Tafel aufgehoben wurde; wenige Minuten ſpäter bog der Wagen von der Auffahrt her in die Dorfſtraße ein. Kathinka, einer ihrer Paſſionen folgend, hatte die Leinen genommen und fuhr. Als ſie an Mieckleys Mühle vorüber kamen, begegnete ihnen Doktor Leiſt von Lebus, der ſich getreulich einſtellte, um nach ſeiner Kranken zu ſehen. Nur kurze Grüße wurden gewechſelt.

Alte-Doktor Leiſt, der ſeit zwanzig Jahren im Hohen-Vietzer Herrenhauſe ſo gut Beſcheid wußte wie in ſeinem eigenen, ſtieg, nachdem er ein paar Worte mit Jeetze gewechſelt und von dem großen Ereigniß des Tages gehört hatte, treppan und trat bei Renaten ein.

Nur Maline war bei ihr. Das Schlafzimmer, jetzt auch Krankenzimmer, lag auf der der Gerichtsſtube entgegengeſetzten Seite des Hauſes und war nur durch eine Giebelwand von dem mehrgenannten alten Querbau getrennt, der ehedem als Bankettſaal, dann als Kapelle gedient, und nun längſt ſchon ſeine früheren Beſtimmungen mit der beſcheidenen einer großen Obſt- und Rumpelkammer verlauſcht hatte. Am Ende des Korridors befand ſich eine ſchmale Thür, die mit Hilfe einer hochſtufigen Treppe die Verbindung mit dieſem alten Querbau unterhielt. Doktor Leiſt trat an das Bett der Kranken, fühlte den Puls und ſagte dann, während er eine fieberſtillende Arzenei auswickelte:

„Hier bring' ich etwas. Der alte Doktor Leiſt iſt wie der Weihnachtsmann; er bringt immer etwas mit.“

„Nur der Weihnachtsmann bringt Süßes, und Doktor Leiſt bringt Bitteres.“

„Nicht doch, nicht doch, Renatchen. Da ſollten Sie den alten Leiſt doch beſſer kennen. Der weiß, was ſich ſchickt, und kennt ſeine deutſchen Sprichwörter. Gleich und gleich geſellt ſich gern. Und für ſo liebe kleine Fräuleins iſt das Bittere gar nicht da.“

„Alſo ſauer?“

„Sauer und ſüß; eine Doppellimonade.“

„Das iſt recht. Ich fürchte mich vor jedem Löffel Medizin. Aber eine Doppellimonade, das mag gehen. Und wie iſt es mit der Diät, Doktorchen?“

„Nicht zu ſtreng. Sagen wir ein Biscuit und etwas geſtovtes Obſt.“

„Nicht auch friſches?“

„Allenfalls auch friſches. Aber mit Auswahl. Etwa einen mürben Gravenſteiner oder eine Calville.“

„Danke, danke. Die lieb' ich gerade ſehr. Und darf ich mir auch etwas vorplaudern laſſen? Von Maline?“

„Gut, gut.“

„Oder von Tante Schorlemmer?“

„Noch beſſer. Sie wird, denk' ich, mehr kalmiren als irritiren. Und das iſt genau, was wir brauchen.“

Damit empfahl ſich Doktor Leiſt und verſprach am andern Tage wieder zu kommen.

Der Alte war kaum fort, als Renate Malinen heranwinkte.

„Nun nimm eine Fußbank und ſetze Dich zu mir; hier dicht an mein Bett. Wir haben ja des Doktors Erlaubniß. Und nun gib mir Deine Hand. Ach, wie ſchön kühl Du biſt. Wenn ich nur eine ruhige Nacht hätte! Aber ich habe immer Bilder vor den Augen.“

„Das iſt das Fieber.“

„Ja, das Fieber. Und das quält mich, daß ich den Anblick der armen Frau nicht los werden kann.“

„Welcher Frau?“

„Die ſie heute Mittag auf dem Rohrwerder mit aufgeſpürt haben. Lewin ſagte mir, daß kein rohes Wort, nicht einmal eine Klage über ihre Lippen gekommen ſei.“

„Aber, Fräulein, es iſt ja eine Diebin. Und keiner weiß, wem ſie zugehört. Kriſt ſagte mir: ſie hat zwei Männer oder keinen. Und das iſt doch ſchlimm, das eine wie das andere.“

„Ich habe doch Mitleid mit ihr, und ſo recht eigentlich ſchlecht kann ſie nicht ſein; denn ſieh, ſie hat nicht an ſich gedacht, ſondern erſt an ihr Kind, und hat es in einen kleinen Schlittenkaſten gepackt und es mit ſich genommen. Und nun ſeh' ich immer die lange Frankfurter Pappelallee vor mir, die kein Ende nimmt und weit, weit am Horizonte zu einem Punkte zuſammenläuft. Und zwiſchen den Pappeln geht die Frau und zieht den Schlittenkaſten, in dem das Kind ſitzt, und wenn ſie aufwärts, abwärts an den Punkt kommt, wo die Pappeln ein Ende zu nehmen ſchienen, dann thut ſich eine neue Allee auf, die noch länger iſt und wieder in einem Punkte zuſammenläuft. Und die Frau wird immer matter und müder. Es peinigt mich. Ich wollte, daß ich das Bild los werden könnte."

„Krull und Reetzke ſind ja gute Leute und werden ihr nicht mehr auflegen, als ſie tragen kann."

„Es ſind Bauern, und Bauern ſind hart und taub. Ich wollte, der junge Scharwenka hätte den Transport übernommen. Der iſt ſchon anders und läßt mit ſich reden."

„Der?" fragte Maline.

„Ja der. Und Du mußt Dich nicht gleich verfärben, wenn ich blos ſeinen Namen nenne. Er hat mit Lewin geſprochen und ihm ſeine Noth geklagt."

„Er verklagt mich überall."

„Das ſagt er auch von Dir. Und nun höre mich an, Maline, und wirf nicht den Kopf. Wir waren immer gute Freunde; ſo laß Dir rathen und ſei nicht eigenſinnig."

Aber ehe Renate weiter ſprechen konnte, barg Maline den Kopf in ihrer Herrin Bettkiſſen und fing heftig an zu ſchluchzen.

„Und nun wirſt Du gar noch weinen! Aber weine nur. Es iſt das erſte Zugeſtändniß, daß Du unrecht haſt, und daß der kleine Trotzkopf es nur noch nicht eingeſtehen will."

„Er hat mir meine Armuth vorgeworfen."

„Nein, das hat er nicht. Er hat Dir Deinen Hochmuth vorgeworfen. Und da hat er Recht. Und er hat auch Recht in allem, was er von Euch Kubalkeſchen Mädchen ſagt. Das iſt ein ewiges Naſenrümpfen und Vornehmthun von Dir und der kleinen Eve drüben, und das laſſen ſich die Bauern nicht gefallen. Ihr wollt beide wie Stadtmädchen ſein."

Maline nickte.

„Und was hätteſt Du denn in der großen Stadt? Ein bischen Putz und ein paar Anbeter mehr. Aber was käme für Dich dabei heraus? Ein ſtädtiſches Elend und eine Stabstrompeter- oder Kaſſenbotenfrau. Nein, Maline, bleib' in Hohen-Vietz; es iſt ein Glück, das Du machſt; ſind doch die Scharwenkas die reichſten Leute im Dorf, und nicht die ſchlechteſten. Und er liebt Dich und kann nicht von Dir los, trotzdem er eigentlich möchte. Und ſiehe, das iſt ſo recht die Liebe, wie ich ſie mir auch immer gewünſcht habe, daß man einen vor Aerger umbringen und zugleich vor Sehnſucht todt küſſen möchte."

„Wie gut Fräulein Renate das alles beſchreiben können. Aber er muß kommen."

„Nein, Du mußt kommen."

Maline ſeufzte. Dann aber plötzlich bedeckte ſie Renatens Hand mit Küſſen, und aufathmend, als ob eine große Laſt von ihr genommen wäre, ſagte ſie: „Wie leicht mir wieder ums Herz iſt! Ach, Fräulein, Fräulein, er iſt ja doch der beſte Menſch von der Welt. Und es iſt auch hübſch von ihm, daß er ſich nicht alles gefallen läßt. Ein Mann muß doch ein Mann ſein. Und eigentlich kann ich ihn ja doch um den Finger wickeln."

Es ſchlug ſieben, und Maline erhob ſich, um der Kranken ihre Medizin zu geben.

„Doktor Leiſt hat Recht; es ſchmeckt wie eine Doppellimonade. Und nun hole mir noch ein paar Calvillen. Hier ſchräg unter uns aus dem alten Saal. Aber nimm den Wachsſtock und ſieh Dich vor auf der Treppe; die Stufen ſind ſo ausgelaufen. Und verſitze Dich auch nicht in dem Bohnenſtroh."

Maline ſah vor ſich hin. Dann ſagte ſie verlegen: „Ich möchte die Aepfel doch lieber aus der Speiſekammer holen, nicht aus dem alten Saale.“

„Aber wozu den weiten Weg? Wir ſind ja hier Wand an Wand. Ein paar Stufen und Du biſt unten. Die Calvillen liegen links neben dem Altar.“

„Ich kann nicht gehen, Fräulein Renate.“

„Was iſt Dir?“

„Ich fürchte mich.“

„Weshalb?“

„Er betet wieder.“

„Wer?“

„Der alte Matthias.“

Renate ſchloß einen Augenblick die Augen und ſagte dann mit erkünſtelter Ruhe: „Ich bin ihm nie begegnet. Glaubſt Du daran?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, was mir die Ruſchen, die alte Jätefrau, immer geſagt hat: wer den Spuk verſchwört, dem erſcheint er.“

„Und wer hat ihn geſehen?“

„Nachtwächter Pachaly.“

„Wann?“

„Letzte Nacht.“

„Erzähle, was Du gehört haſt.“

„Ich mag nicht. Fräulein Renate werden ſich erſchrecken und kränker werden.“

„Nein, nein, ich will es wiſſen.“

„Nun gut denn. Alſo Kriſt und Pachaly hatten die Wache. Jeetze kam auch; ich ſah ihn, als ich um die zehnte Stunde nach Hauſe kam, denn es gefiel mir nicht im Krug und ich wollte nicht tanzen. Das gnädige Fräulein werden ſchon wiſſen, warum ich nicht tanzen wollte. Aber das muß ich ſagen, er tanzte auch nicht.“

Renate nickte, während Maline die Hand ihrer jungen Herrin küßte und dann fortfuhr:

„Jeetze hatte ſich Kriſts grauen Mantel angezogen und einen alten Säbel darüber geſchnallt. Es war zum Lachen. Als der gnädige Herr ihn ſah, wurd' er ärgerlich und ſagte: „Das iſt nichts für Dich, Jeetze. Du haſt Deine Zeit gehabt.“ Und dann trat er zu Kriſt und Pachaly und befahl ihnen, daß ſie ſich immer in Nähe des Hauſes halten ſollten. „Kriſt, Du nimmſt die Parkſeite, und Pachaly, Ihr nehmt die Dorfſeite, und bei dem großen Mittelfenſter des alten Saales trefft ihr zuſammen. Und haltet euch immer ſo, daß ihr euch anrufen könnt.“ Das alles hört' ich noch mit meinen eigenen Ohren. Aber das andere hab' ich von Pachaly.“

„Nun?“

„So gingen ſie denn wohl zwei Stunden. Es war ganz ſtill. Nur vom Krug her, wo man noch nichts wußte, hörten ſie Muſik. Kriſt, den jetzt zu frieren anfing, trat in die Hofthür und ſchlug Feuer an, um ſich eine warme Pfeife zu ſtopfen. Dadurch kam es, daß ſie ſich für dies eine Mal bei dem großen Mittelfenſter nicht trafen, und daß Pachaly den langen Querbau allein paſſiren mußte. Als er an das letzte Fenſter kam, ſah er Licht; er trat näher heran und hob ſich auf die Fußſpitzen. Da ſah er, daß das alte Bild erleuchtet war, und vor dem Altar kniete einer und betete. Er hatte aber keine Stimme zum Rufen. Indem kam Kriſt heran und er winkte ihm. Dieſer ſah auch noch den Schein; als er aber an die Stelle treten wollte, wo Pachaly eben geſtanden hatte, loſch alles aus und es war wieder dunkel. Sie hörten nur noch Schritte und ein Kniſtern im Stroh, das vor den Stufen lag.“

Renate hatte ſich höher aufgerichtet. Die Wand, an der ſie lag, war die Giebelwand, an deren anderer Seite — nur um eine Treppe tiefer — der alte Altar ſich befand. Eine Herzensangſt befiel ſie. Sie hatte das Bedürfniß eines Zuſpruchs, den ihr Maline nicht geben konnte; ſo ſagte ſie: „Du ſollteſt mir Tante Schorlemmer rufen.“

Maline ging. Als ſie aber eben die Thür öffnen wollte, rief ihr Renate nach:

„Nein, bleib!“ Und dann wieder ihrer Furcht ſich ſchämend, ſetzte ſie hinzu: „Nein, geh; ich will mich bezwingen.“

Es vergingen Minuten. In dem nur matt erleuchteten Zimmer bewegten ſich die Schatten hin und her; ihr fiebriges Auge folgte dieſem Tanz und haftete zuletzt auf der Bilderreihe, die an der anderen Wand des Zimmers hing. Es waren engliſche Buntdruckbilder, eines ein gothiſches Portal darſtellend, in dem eine Ampel hing, und durch das hindurch man auf einen Altar blickte. Alles in vorzüglicher Perſpektive und der Altar nur ein Punkt. Sie ſah ihn nicht, ſie wußte nur, daß er da war. Und vor ihrem Auge wuchs jetzt das Portal, und der Altar wuchs, und vor den Stufen des Altars kniete wer. Es ſchlug ihr das Herz, und ſie konnte doch von dem Bilde nicht laſſen.

Da hörte ſie Schritte draußen und gleich darauf trat Tante Schorlemmer ein, noch die Wirthſchaftsſchürze vor, ein ſicheres Zeichen, daß ſie von Herd oder Küche abgerufen worden war. Maline, die wegen ihrer Spukgeſchichte ein ſchlechtes Gewiſſen haben mochte, war zurückgeblieben.

„Wie gut, daß Du kommſt, liebe Schorlemmer. Ich habe eine rechte Sehnſucht nach Dir gehabt. Du mußt ein bischen mit mir plaudern. Aber erſt gib mir Deine Hand; ſo — und nun gib mir zu trinken.“

„Gott, wie Du fieberſt, Kind. Man darf Euch auch keine halbe Stunde allein laſſen. Und ich mußte doch die Haſen ſpicken. Auf Stinen iſt kein Verlaß; das nennt ſich Köchin und weiß kaum, daß der Haſe ſieben Häute hat. Nun trink, mein Renatchen. Ich werde noch einen Löffel Himbeereſſig hineinthun; das kühlt. Haſt Du denn auch eingenommen?"

Renate leerte das Glas, das ihr Tante Schorlemmer gereicht hatte, und ſank dann erſchöpft in ihre Kiſſen. Aber die Angſt, die ſie bis dahin beherrſcht hatte, war doch von ihr gewichen, und als ob ſie plötzlich im Schutze guter Geiſter ſei, ſagte ſie ruhig: „Glaubſt Du an Geſpenſter?"

„Dacht' ich's doch. Hat die Maline wieder nicht reinen Mund halten können. In der Küche plappert das auch den ganzen Tag ſchon. Und da iſt einer wie der andere. Nur den Pachaly hätt' ich für geſcheidter gehalten. Denn er hält ſich zu Uhlenhorſt; und das muß man den Altlutheriſchen laſſen, daß ſie von ſolcher Schwachheit und Narrheit nichts wiſſen wollen. Sie haben eben den Glauben, und der läßt den Aberglauben nicht aufkommen."

„Liebe Schorlemmer," ſagte Renate, „Du biſt ſo gut, aber einen kleinen Fehler haſt Du doch. Alles, was Dir nicht paßt, das iſt für Dich nicht da, und wenn es doch da iſt, ſo glaubſt Du es mit einem guten Spruch aus der Welt ſchaffen zu können."

„Ja, mein Renatchen, das kann ich auch. Mit einem guten Spruch iſt viel auszurichten. Und wer an Gott und Jeſum Chriſtum glaubt, der fürchtet keine Geſpenſter."

„Du mußt mir nicht ausweichen wollen. Ich will nicht wiſſen, wer ſich vor Geſpenſtern fürchtet und wer nicht; ich will nur wiſſen: Gibt es Geſpenſter?"

„Nein."

„Und doch lebſt Du hier unter uns, die wir ſeit hundert Jahren, wie ſo viele alte Häuſer, ein Hausgeſpenſt haben. Wenigſtens erzählen es die Leute. Lewin iſt überzeugt, daß ſie Recht haben; Du lächelſt; nun gut, das ſoll nicht viel bedeuten. Aber auch der Papa glaubt daran, und Du weißt beſſer als ich, daß er feſt im Glauben ſteht. Es iſt keine ſechs Wochen, daß wir den Fall mit Kriſts Wilhelm hatten. Und nun Pachaly! Er iſt doch ein verſtändiger Mann. Ich ſage nicht „ja“, wo Du „nein“ ſagſt, aber ich mag wenigſtens die Möglichkeit nicht beſtreiten.“

„Ich thue es. Wo es nicht Lug und Trug iſt, iſt es Sinnentäuſchung. Die Todten ſind todt.“

„Laß Dir etwas erzählen. Ich fand einmal ein Buch, in dem las ich, daß nichts unterginge, und daß an einem beſtimmten Tage alles wiederkäme, die große und die kleine Welt, Menſch und Thier, auch die ſogenannten lebloſen Dinge. Ich würde alſo nicht nur Dich wiederſehen und Malinen, auch Hektor und den engliſchen Buntdruck mit dem gothiſchen Portal und dem Altar, der dort drüben an der Wand hängt. Und dieſe durch ein Reinigungsfeuer gegangene Welt, dieſe verklärte Spiegelung von allem, was je da geweſen iſt, würde die Seligkeit ſein. Es war ein frommes Buch, in dem ich das alles fand und ich habe nichts geleſen, das einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hätte. Und nun frag' ich Dich, was iſt ein Geſpenſt anders, als ein vorausgeſandter Bote dieſer verklärten Welt?“

„Es iſt doch wie ich ſage: die Todten ſind todt. Und die verklärte Welt, die kommen wird, iſt eben keine Welt von dieſer Welt. Sie harret unſerer, aber nicht hier, nicht in der Zeitlichkeit. Nur einer iſt, der wieder unter den Menſchen erſchienen, das war auf dem Wege nach Emmaus. Aber dieſer eine war Chriſtus der Herr, der Sohn des allmächtigen Gottes. Sieh, Renatchen, es muß doch einen Grund haben, daß ſich die Geſpenſter nur an beſtimmten Orten finden. In Hohen-Vietz gibt es ihrer, in Herrnhut nicht. Und auch da nicht, wo Herrnhut am Nord- oder Südpol ſeine Hütten und Häuſer baut. Wenigſtens in dieſen Hütten und Häuſern nicht. So hab' ich es ſelbſt erfahren. In Grönland, rings um uns herum, ſahen die Grönländer, die wohl hundert Spuke haben, ihre Geſpenſter ruhig weiter, aber in unſerem Miſſionshauſe hat ſich keins blicken laſſen. Ein Herrnhuter und ein Spuk, das verträgt ſich nicht. Und das, mein Renatchen, machen doch die Sprüche, von denen Du meinſt, daß ich mir einbildete, alles Böſe damit aus der Welt ſchaffen zu können."

„Sei wieder gut, Schorlemmerchen. Und zum Zeichen, daß Du es biſt, erzähle mir etwas von den Grönländern. Du biſt nun ſechs Jahre in Hohen-Vietz, und ich weiß kaum, wie der Ort hieß, an dem Du ſo lange gelebt und geſchafft und Liebes begraben haſt. Erzähle mir davon, aber nichts von den grönländiſchen Geſpenſtern; ich habe an unſeren Hohen-Vietzern über und über genug. Plaudere mir etwas Stilles und Heiteres vor, etwas Frommes, das mich erhebt und mich anweht wie mit himmliſcher Kühlung. Denn mich verlangt nach Kühle. Aber gib mir erſt von der Medizin. Es muß acht Uhr vorüber ſein."

Tante Schorlemmer that, wie ihr geheißen; dann nach Renatens Strickzeug ſuchend, um Beſchäftigung für ihre Hände zu haben, ſetzte ſie ſich, als alles gefunden und vorbereitet war, in den hohen Lehnſtuhl und ſagte: „Nun, womit beginnen wir?"

„Natürlich mit dem Anfang; alſo mit dem Lande ſelbſt. Ich habe mal ein Bild geſehen: Felſen und Waſſer, und Eisberge und Schnee; am Ufer lag eine Robbe; daneben um den Vorſprung ſaß ein weißer Fuchs, während auf der Felſenkante dicke kurzbeinige Vögel hockten. Ich glaube, ſie hießen Pinguine."

„Es iſt nicht ganz ſo, aber es mag paſſiren, und ich verzichte darauf, an Deinem Bilde zu verbeſſern."

„Doch, doch, ich will nicht blos unterhalten ſein, ich will auch lernen."

„Nun gut denn. So denke Dir einen endloſen Küſtenſtrich, viele hundert Meilen lang, aber nur wenige hundert Schritte breit. Vor dieſem Streifen liegt das Meer, mit tauſend Inſelchen betüpfelt, und hinter dieſem Streifen liegt das Gebirge, das der Quere nach geborſten und zerklüftet iſt, und aus dieſen Klüften ſtürzen die Waſſer dem Meere zu."

„Ich möcht' es ſehen."

„In einer ſolchen Kluft lag auch unſere Kolonie. Ich ſage lag; ſie liegt aber noch da und wird, ſo Gott will, noch manchen Tag überdauern. Und dieſe Kolonie hieß Neu-Herrnhut. Zu meiner Zeit hatte ſie zwanzig Häuſer."

„Das iſt wenig."

„Wenig und viel. Aber wie würdeſt Du erſt ſtaunen, wenn Du dieſe Häuſer geſehen hätteſt. Als Lewin heute Mittag den in den Schnee hineingebauten Holzſchuppen auf dem Rohrwerder beſchrieb, ſtand auf einmal das Haus vor mir, das ich mit meinem lieben Seligen zehn Jahre lang bewohnt habe. Es war auch in drei Theile getheilt, Stall und Stube, und eine Küche dazwiſchen. Und was nannten wir unſer? Ein Bett und eine Truhe, und darüber ein paar Pflöcke und Riegel, an denen unſere Habſeligkeiten hingen. Auf dem Tiſche ſtand eine Lampe, und daneben lag Gottes Wort. Das fehlte nun freilich auf dem Rohrwerder, und war doch unſer Beſtes, unſer einziger Troſt in Noth und Gefahr."

„Und waret Ihr denn in Gefahr?"

„Nicht vor den Menſchen, oder doch nur ſelten. Denn die Grönländer ſind ein ſanftes, ſtilles und ſittſames Volk und verſtehen es, ihre Leidenſchaften zu verbergen."

„Ich dachte mir, ſie wären verzwergt und abergläubiſch und ſähen aus wie Hoppenmarieken."

„Da haſt Du es wieder halb getroffen. Aber zur andern Hälfte nicht. Denn Hoppenmarieken iſt roh und die Grönländer ſind fein. Man hört keinen Zank und keinen Streit, ja ihrer Sprache fehlen die Schimpf- und Schelteworte. Beleidigungen rächen ſie durch Witz und Spöttereien, zu denen der Kläger den Beklagten wie zu einem Zweikampf herausfordert, und wer die meiſten Lacher auf ſeiner Seite hat, der hat geſiegt. Es iſt ihnen überhaupt die Gabe verliehen, ſich leicht und zierlich auszudrücken. Sie ſind gaſtfrei und geſellig, und zur Zeit der Winterſonnenwende gibt es Tänze und Ballſpiel, und Geſänge unter Begleitung einer Trommel. Sie ſind ſich übrigens ihrer guten Manieren wohl bewußt, und wenn ſie einen Fremden loben wollen, ſo ſagen ſie: Er iſt ſo ſittſam wie wir."

„Da müßt Ihr ihrem Selbſtgefühl gegenüber oft einen ſchweren Stand gehabt haben. Denn ich entſinne mich, daß Paſtor Seidentopf, als wir noch zum Unterrichte gingen, zu Marie und mir ſagte: Ein ſchlichter und ein großer Sinn paſſen gleich gut zu den Offenbarungen des Chriſtenthums, aber ein eitler Sinn widerſtrebt ihnen hartnäckig."

„Dafür muß ich ihm eigens noch danken, denn die Wahrheit dieſes Satzes haben wir manchen lieben Tag in unſerer Kolonie erfahren müſſen. Es ging nicht vorwärts. Wenn wir heut' einen Zoll breit gewonnen zu haben glaubten, ſo verloren wir ihn morgen wieder an die Angekoks."

„An die Angekoks?"

„Ja. Das ſind nämlich die Wahrſager und Zauberer, meiſt liſtige Betrüger, unter denen aber auch Schwärmer vorkommen, die Viſionen haben oder ſich deſſen wenigſtens rühmen. Sie vermitteln den Verkehr mit den beiden großen Geiſtern; indem ſie den guten Geiſt anrufen und den böſen Geiſt bannen, von denen übrigens der gute Geiſt männlich, und der böſe weiblich iſt."

„Ei, ei, das iſt aber doch ein Mangel an Galanterie, der an ſo feinen Leuten wie die Grönländer, die nicht einmal Schimpf- und Scheltworte haben, mich überraſcht."

„Und doch, mein Renatchen, geduldig von uns hingenommen werden muß, denn überall iſt es Eva, die verführt und aus dem Paradieſe treibt. Aber ich ſprach von den Angekoks. Ihr natürlicher Scharfſinn kam ihnen in ihrem Widerſtande gegen uns zu ſtatten, und an Verſpottungen, wie ſie ſchon unſer Herr und Heiland zu tragen hatte, fehlte es auch uns nicht, die wir uns in Demuth zu ihm bekannten. Aber da erbarmte ſich Gott unſerer Noth und das iſt denn nun die Geſchichte von Kajarnak, die ich Dir, wenn Du noch Geduld haſt, wohl erzählen möchte."

„Was iſt Kajarnak?"

„Ein Name. Der Name eines Grönländers aus dem Süden. Denn es gibt ſüdliche und nördliche Grönländer, die nach Art aller Halbnomaden, ihre Zelte bald hier, bald dort im Lande aufſchlagen, um nach einer beſtimmten Zeit an ihre alten Wohnplätze zurückzukehren. Und ſo kam denn, auf einem ſolchen Jagd- und Wanderzuge, ein ſüdländiſcher Trupp in unſere Kolonie, um einen Tag oder eine Woche unter uns zu raſten. Es waren hundert oder mehr. Wir hießen ſie willkommen, und Matthäus Stach, der damals an der Spitze unſerer Kolonie ſtand und dem noch Friedrich Böhniſch und mein guter Schorlemmer als

Gehilfen beigegeben waren, ließ bei ihnen anfragen, ob ſie an einer unſerer Miſſionsſtunden theilnehmen wollten. Dies wird Dich vielleicht wundern; aber Du mußt wiſſen, daß ſie es über die Maßen lieben, einen Wortſtreit zu führen und ſich mit Hilfe des Witzes, den ſie haben, ihrer Ueberlegenheit bewußt zu werden. Es kamen denn auch viele. Wir hatten eben unſere Plätze eingenommen und Matthäus Stach las ihnen ein Kapitel aus dem Evangelium Johannis vor, das er kurz vorher ins Grönländiſche überſetzt hatte. Sie hörten aufmerkſam zu; die meiſten lächelten; aber einige zeigten doch eine Theilnahme. An dieſe wandte ſich jetzt unſer Bruder und fragte ſie, ob ſie an eine unſterbliche Seele glaubten."

„Aber Du wollteſt ja von Kajarnak erzählen."

„Ich bin ſchon mitten in ſeiner Geſchichte. Alſo Matthäus Stach fragte ſie, ob ſie an eine unſterbliche Seele glaubten? Sie antworteten: „Ja!" Und nun begann er zu ihnen vom Sündenfall und von der Erlöſung zu ſprechen. Ich höre noch ſeine Stimme, denn er war ein Mann von beſonderen Gaben. Da that der Herr einem unter ihnen das Herz auf, und von ſo vielen Erweckungen ich auch gehört und geleſen habe, keine hat mich je tiefer bewegt. Das macht, weil ſich alles ſo ſchlicht und einfach gab. Matthäus Stach, der wohl ſah, daß ſein Wort auf guten Boden fiel, ſprach immer eindringlicher, und als er eben Chriſti Leiden am Oelberg geſchildert hatte, da trat ein Grönländer an den Tiſch und ſagte mit lauter und bewegter Stimme, in der ſchon das Heil zitterte: „Wie war das? Ich will das noch einmal hören." Dieſe Worte gingen uns, die wir ſie mit hörten, durch Mark und Bein und ſie ſind in Neu-Herrnhut unvergeſſen geblieben. Von der Stunde an war der Segen Gottes über unſerem Thun."

„Es konnte nicht wohl anders ſein. Solche Worte verklingen nicht. Empfind' ich doch in dieſem Augenblick noch ihre Wirkung."

Tante Schorlemmer küßte Renotens Stirn und fuhr dann fort: „Eine Woche verging und der Grönländertrupp war immer noch in unſerer Kolonie. Dann aber brachen ſie auf, um weiter nördlich ihren Jagden nachzugehen, und nur Kajarnak blieb zurück; mit ihm ſeine beiden Schwäger ſammt ihren Frauen und Kindern, alles in allem vierzehn Perſonen. Wir lobten ihr Bleiben und hatten Betſtunde mit ihnen. Die Kinder empfingen Unterricht, was ſehr ſchwer war, da die Grönländer das, was wir Erziehung nennen, gar nicht kennen. Sie lieben nämlich ihre Kinder mit äffiſcher Zärtlichkeit und laſſen ſie aufwachſen, ohne Gehorſam zu fordern oder Ungehorſam zu ſtrafen. Als ein halbes Jahr um war, ſtellte Matthäus Stach die Frage, ob es Zeit ſei, die nun Vorbereiteten zu taufen; aber mein guter Schorlemmer, der den Unterricht geleitet hatte, meinte doch, daß es ihm geboten ſcheine, noch zu warten. Und ſo geſchah es. Erſt am zweiten Oſtertage wurden vier Angehörige dieſer grönländiſchen Erſtlingsfamilie von der Macht der Finſterniß losgeriſſen; Kajarnak erhielt den Namen Samuel, ſeine Frau wurde Anna, ſein Sohn Matthäus, ſeine Tochter Anna genannt. Darüber war große Freude in der Kolonie. Aber die Freude ſollte nicht lange währen. Vier Wochen ſpäter kam Nachricht, daß der ältere Schwager, der ſich auf kurze Zeit von uns entfernt und einem Jagdzuge nach dem Norden angeſchloſſen hatte, auf eine hinterliſtige und grauſame Weiſe ermordet worden ſei, weil er den Sohn eines heidniſch gebliebenen Grönländers mit Chriſtenſprüchen todtgehext habe. Zugleich wurde hinzugeſetzt, daß die Angekoks in einer großen Verſchwörung ſeien, um auch dem jüngeren Schwager Kajarnaks daſſelbe Loos zu bereiten. Da bemächtigte ſich unſerer kleinen grönländiſchen

Gemeinde, ſowohl der Getauften wie derer, die noch in Vorbereitung waren, ein Zittern und Zagen, und ſie beſchloſſen in den Süden zurückzukehren, wo ſie unter ihren Verwandten ſicherer zu ſein hofften. Ach, wir mußten ſie ziehen laſſen, ſo ſchwer es uns auch wurde, und ich ſehe noch Kajarnak, wie er bitterlich weinte, und immer wieder uns Feſtigkeit gelobte, und ſich dann losriß; und wie dann die Schlitten in langer Linie an uns vorüber fuhren, über Fiskenäs und Frederikshaab auf den Süden zu."

„Und hielt er Wort?"

„Wir hatten wenig Hoffnung, denn es war ein neuer Abfall über die Gemüther gekommen und ſelbſt ſolche, die ſich in unſerer Nähe hielten, gehorchten wieder den Angekoks. Wir waren betrübten Gemüthes, auch ich, die ich nach meiner ſchwachen Kraft all die Zeit über meinem guten Schorlemmer getreulich zur Seite geſtanden hatte. Ein Jahr verging, ohne daß Kunde von Kajarnak gekommen wäre, am wenigſten er ſelbſt. Da feierten wir, es war am Johannistag, die Hochzeit von Anna Stach und Friedrich Böhniſch, und als wir bei unſerem Mahl waren und erbauliche Lieder ſangen, die, was Dich vielleicht verwundern wird, von drei Violinen und einer Flöte begleitet wurden, da trat Kajarnak in den Brüderſaal und begrüßte uns. Die Freude war ſo groß, daß, wie von ſelber, aus dem Hochzeitsfeſt ein Feſt des Wiederſehens wurde. Wir hatten ja unſern verlornen Sohn wieder, oder doch den, den wir ſchon als einen ſolchen betrachtet hatten. Und nun mußte Kajarnak erzählen, alles Große und Kleine, und wie die Seinen ihn aufgenommen hätten. Er verſchwieg uns nichts. Sie hätten ihn anfangs oft und mit ſichtlichem Vergnügen angehört; als ſie dann aber ſeines Wortes überdrüſſig geworden wären, habe er ſich in die Stille begeben und ſeine Erbauung allein gehabt.

Zuletzt habe es ihn ſehr verlangt, wieder bei uns, ſeinen Brüdern zu ſein, immer mehr und mehr, bis ihn die Sehnſucht nicht Ruhe und Raſt gelaſſen habe; und da ſei er nun. Mein guter Schorlemmer, der ihn ſo recht eigentlich in das Heil eingeführt hatte, weinte vor Freuden, und Friedrich Böhniſch ſagte, das ſei ihm eine unvergeßliche Stunde und ſein Ehrentag habe nun eine doppelte Weihe.“

„Das durft' er ſagen. Es war ein Hochzeitstag, wie ihn ſich jeder wünſchen mag! Mir würde dieſes Wiederſehen ein Zeichen froher Vorbedeutung geweſen ſein.“

„Und das war es auch. Das junge Paar wurde glücklich. Auch Kajarnak. Aber ſeine Tage waren gezählt. Ich glaube faſt, daß er ſich in ſeiner Treue nicht genug thun konnte, und daß er ſich (er war nur von ſchwachem Körper) in ſeinem Eifer übernahm. So wurd' er denn von einem heftigen Lungen- und Seitenſtechen befallen, das ſeinem Leben raſch ein Ende machte. In den größten Schmerzen bewies er ein geſetztes Weſen, und wenn die Seinigen anfingen, um ihn zu weinen, ſagte er: „Betrübet Euch nicht. Ihr wiſſet, daß ich von Euch der erſte geweſen bin, der ſich zu dem Sohne Gottes bekehrt hat, und nun iſt es ſein Wille, daß ich der erſte ſein ſoll, der zu ihm kommt. Wenn Ihr ihm treu ſeid, ſo werden wir uns wieder ſehen, und uns über die Gnade, die er an uns gethan hat, ewiglich freuen.“ Danach ſchlief er ein, während unſere Gebete ſeine ſcheidende Seele dem Erbarmer empfahlen. Seine Frau beſtand darauf, daß er nicht nach Landesſitte, ſondern nach chriſtlicher Weiſe begraben würde. Und ſo geſchah es. Nicht nur die Brüder und ihre Angehörigen, auch die Kaufleute von der Kolonie fanden ſich zu ſeinem Begräbniß ein, mit dem unſer neuer Gottesacker eingeweiht wurde. Die Grönländer wunderten ſich über alles, was ſie ſahen; unſeren Brüdern aber ging dieſer Tod ſehr nahe. Denn ſie verloren viel in ihm: einen erweckten, begabten und geſegneten Zeugen des Evangeliums."

„Und da haſt Du nun meine Geſchichte von Kajarnak, dem erſten Getauften."

Renate ergriff die Hand ihrer alten Freundin und ſagte: „Ach wie ich Dir danke, liebe Schorlemmer. Es iſt nun alle Furcht wie verflogen und ich fühle mich, als hätt' ich nie von Spuk und Geſpenſtern gehört. Und nun will ich ſchlafen. Aber ſage mir noch erſt den Spruch von den vierzehn Engeln. Wir wollen ihn zuſammen ſprechen:

Abends bei Zubettegehn
Vierzehn Engel bei mir ſtehn;
Zwei zu Häupten,
Zwei zu Füßen,
Zwei zu meiner rechten Seit',
Zwei zu meiner linken Seit',
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich ſtrecken,
Zwei, die führen mich ſogleich
In das liebe Himmelreich."

Sie ſchwiegen eine Weile. Dann ſagte Renate: „Und nun geh. Ich habe ja nun Schutz. Laß nur die Seitenthür auf, daß mich Maline hört."

„Gute Nacht, Renatchen!"

„Gute Nacht, liebe Schorlemmer!"

XVII.

Ein Rabenneſt.

Der nächſte Tag war Sylveſter.

In aller Frühe ſchon brach Hoppenmarieken auf, um womöglich bis Mittag wieder zurück zu ſein, und alles putzen und ſcheuern, auch ihre Vorbereitungen zu einem Sylveſterpunſch treffen zu können. Sie machte heute die kurze Tour und ſchritt auf Küſtrin zu. Es war erſt ſieben Uhr, als ſie an dem Herrenhauſe vorbeikam und über den Hof hin ſich mit Jeetze begrüßte, der eben die nach beiden Seiten hin einklappenden Laden des großen Eckfenſters öffnete. Aus der Unbefangenheit ihres Grußes ließ ſich erkennen, daß ihr die Gefangennehmung der beiden Strolche, von der ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach nur zu ſehr mitbetroffen wurde, nicht bekannt geworden war. Erſt nach Mitternacht von einer Wanderung quer durch das Bruch in ihre Wohnung zurückgekommen, hatte ſie, ſelbſt bei den Forſtackersleuten, die doch ſonſt wohl die Nacht zum Tage zu machen liebten, niemand mehr wach getroffen, und war, als ſie aufſtand, wahrſcheinlich die einzige Perſon in ganz Hohen-Vietz, die von dem Ereigniß des vorigen Tages nichts wußte.

Erſt zwei Stunden ſpäter verſammelten ſich Wirth und Gäſte des Herrenhauſes am Frühſtückstiſch. Auch Berndt, wenn ihn nicht Geſchäfte riefen, war kein Frühauf, und die nicht vor vier Uhr nachmittags angeſetzte Fahrt nach Guſe konnte keinen Grund bieten, die bequeme, längſt zu einer Art Hausordnung gewordene Gewohnheit zu unterbrechen. Tante Schorlemmer, bei Renate feſtgehalten, erſchien noch etwas ſpäter und beantwortete die Fragen, die über das Befinden der Kranken an ſie gerichtet wurden.

Das Geſpräch, nachdem auch noch Doktor Leiſts beruhigende Worte mitgetheilt worden waren, wandte ſich dann dem am Abend vorher in Hohen-Ziesar gemachten Beſuche zu, deſſen einzelne Momente in dem Hin und Her einer immer muntrer werdenden Plauderei noch einmal durchlebt wurden. Aus allem ging hervor, daß Droſſelſtein ſich als der liebenswürdigſte der Wirthe, voll Entgegenkommen gegen Berndt, voller Aufmerkſamkeiten gegen Kathinka gezeigt hatte. Als dieſe, die ſich zum erſten Mal in Hohen-Ziesar befand, ihre Verwunderung über die ſonſt nirgends in der Mark vorkommende Großartigkeit der Schloßanlage geäußert hatte, hatte der Graf ohne Rückſicht auf die ſpäte Stunde noch Veranlaſſung genommen, ſie ſammt den anderen Gäſten durch die lange Zimmerflucht des erſten Stockes: den Ahnenſaal, die Rüſtkammer und die Bildergalerie zu führen, während zwei Diener mit Armleuchtern voran ſchritten. Unter dieſer halb düſteren Beleuchtung war alles, an dem man bei hellem Tageslicht gleichgiltig vorüber zu gehen pflegte, zu einer Art Bedeutung gekommen und die ſeitab ſtehenden Ritter mit halbgeſchloſſenem Viſir, die über Kreuz gelegten Lanzen, dazu die Ahnenbilder ſelbſt, die zu fragen ſchienen: „was ſtört ihr unſer ſtilles Beiſammenſein?“ hatten eines tiefen Eindrucks auf Kathinka nicht verfehlt. Vor allem ein jugendliches Frauenporträt, das ihr ſeitens des Grafen als das Bildniß Wangeline von Burgsdorffs, einer nahen Anverwandten ſeines Hauſes, bezeichnet worden war, war ihr in der Erinnerung geblieben.

An dies von einem Niederländer aus der Vandyckſchule herrührende Bildniß, deſſen unheimlich hellblaue Augen ſchon manchen früheren Beſucher von Hohen-Zieſar bis in ſeine Träume hinein verfolgt hatten, knüpften die am Abend vorher nur flüchtig beantworteten Fragen Kathinkas wieder an, und Berndt, ein wahres Nachſchlagebuch für alle Schloß- und Familiengeſchichten der ganzen Umgegend, war eben im Begriff, die Neugier der ſchönen Fragſtellerin durch eingehende Mittheilungen über „Wangeline“, die von vielen märkiſchen Forſchern als der hiſtoriſch beglaubigte Urſprung der „weißen Frau“ angeſehen werde, zu befriedigen, als ein Klopfen an der Thür das kaum begonnene Geſpräch unterbrach. Ein ältlicher Mann mit ſpärlichem nach hinten gekämmten Haar, den ſein ſpaniſches Rohr, und mehr noch der lange blaue Rock mit einem Wappenblech auf der Bruſt, als Gerichtsdiener kennzeichneten, trat ein, übergab einen Brief an den alten Vitzewitz und machte dann wieder einige Schritte zurück, bis in die Nähe der Thür. Alles verrieth den alten Soldaten. Berndt erbrach das Schreiben und las: „Hochgeehrter Herr und Freund. Ich ſäume nicht, Ihnen von dem Reſultat eines erſten Verhörs, das ich geſtern Nachmittag noch mit der durch Ihre Umſicht entdeckten und eingelieferten Diebesſippſchaft angeſtellt habe, Kenntniß zu geben. Aus den beiden Strolchen, hinſichtlich deren ſich Hohen-Vleſſin und Podelzig in den Ruhm der Geburtsſtätte theilen, war, aller Kreuz- und Querfragen unerachtet, nichts zu extrahiren, die Frau aber, die jenen beiden erſt ſeit kurzem zugehört, und mehr noch durch anderer als durch eigene Schuld unter die Rohrwerder Sippſchaft gerathen iſt, hat umfaſſende Geſtändniſſe abgelegt, die ſich einmal auf die zumeiſt in den Küſtriner Vorſtädten ausgeführten Diebſtähle, ſodann aber auch auf die Hehlereien beziehen, die dieſes Treiben unterſtützt haben. Am ſchwerſten belaſtet iſt unſere Freundin Hoppenmarieken. Ich bitte Sie, eine Hausſuchung bei ihr veranlaſſen oder ſelbſt leiten zu wollen, wobei ich mit Rückſicht auf die beſondere Schlauheit der vorläufig unter Verdacht ſtehenden, Ihre Aufmerkſamkeit auf Dielen und Wände des Hauſes hingelenkt haben möchte. Der Einlieferung des geraubten Gutes, an deſſen Auffindung ich nicht zweifle, ſehe ich ehemöglichſt entgegen. Ob es geboten oder in Erwägung ihrer Geisteszuſtände auch nur zuläſſig ſein wird, der Bezichtigten gegenüber die volle Strenge des Geſetzes walten zu laſſen, darüber ſehe ich ſeinerzeit Ihrer gefälligen Rückäußerung entgegen. Turgany.“

Berndt legte den Brief, den er mit halblauter Stimme geleſen hatte, vor ſich nieder und ſagte dann, zu dem alten Gerichtsdiener ſich wendend: „Lieber Ryſſelmann, mein Compliment an den Herrn Juſtizrath, und ich würde nach ſeinen Angaben verfahren.“ Dann zog er die Klingel. „Jeetze, ſorge für einen Imbiß. Frankfurt iſt weit, und unſer Alter da wird wohl die Mitte halten zwiſchen Dir und mir. Nicht wahr, Ryſſelmann, ſechszig?“ Der Alte nickte. „Und dann ſchicke Kriſt zu Kniehaſe; er ſoll Nachtwächter Pachaly rufen laſſen und mich auf dem Forſtacker erwarten.“

„Da klagt nun Renate,“ fuhr der alte Vitzewitz fort, als Jeetze und Ryſſelmann das Zimmer verlaſſen hatten, „über öde Tage in Hohen-Vietz! Sage ſelbſt, Kathinka, leben wir nicht, ſeit Du hier biſt, wie im Lande der Abenteuer? Erſt ein Raubanfall auf offener Straße, dann ein Einbruch in unſer eignes Haus, dann ein regelrechtes Diebstreiben unter Innehaltung taktiſch-ſtrategiſcher Formen, und nun eine Hausſuchung im Revier einer Zwergin — nenne mir einen friedlichen Ort in der Welt, wo in drei Tagen mehr zu gewärtigen wäre! Im übrigen bin ich neugierig, ob ſich die Ausſagen, die die Rohrwerder-Frau gemacht hat, auch bewahrheiten werden.“

„Ich zweiſle nicht daran,“ bemerkte Lewin. „Nach allem, was mir Hanne Bogun geſtern ſagte, und noch mehr nach dem, was er mir verſchwieg, könnt' ich kaum etwas anderes erwarten, als was Turgany jetzt ſchreibt. Wann willſt Du nach dem Forſtacker hinaus?“

„Gleich, oder doch bald. Es darf nicht über den Vormittag hinaus dauern.“

„Dürfen wir Dich begleiten?“

„Gewiß. Je mehr Augen, deſto beſſer; wir werden ſie der Schlauheit der alten Hexe gegenüber ohnehin nöthig haben.“

So trennte man ſich. Berndt empfahl ſich mit einigen Worten bei Kathinka, die ſich nunmehr ihrerſeits treppauf begab, um mit Renaten über die wunderlich widerſprechendſten Themata, über Graf Droſſelſtein und den alten Ryſſelmann, über Wangeline v. Burgsdorff und Hoppenmarieken zu plaudern.

Eine Viertelſtunde ſpäter brach der alte Vitzewitz auf, in ſeiner Begleitung Tubal und Lewin. Sie gingen raſch. Noch ehe ſie Miekleys Gehöft erreicht hatten, überholten ſie Kniehaſe und Pachaly, die ſchon auf dem Wege waren, und bogen nun gemeinſchaftlich mit ihnen in den Forſtacker ein. Gleich darauf ſtanden ſie vor Hoppenmariekens Haus. Man war ſchon vorher übereingekommen, ganz regelrecht vorzugehen, das heißt mit dem Küchenflur zu beginnen und mit der Kammer abzuſchließen, jedenfalls aber nichts übereilen zu wollen.

Die Thür war nur eingeklinkt. Sie wurde geöffnet und der Holzkloben vorgelegt, um mit Hilfe des nun einfallenden

Tageslichts bis in alle Winkel hinein ſehen zu können. In der ſteinharten Lehmdiele des Fußbodens konnte nichts vergraben ſein; ſo blieb nur noch der Herd und gegenüber dem Herde der Kamin, von dem aus der Stubenofen geheizt wurde. Aber die Nähe des Feuers ließ ein Verſteck an dieſer Stelle nicht als wahrſcheinlich annehmen. Ebenſo war der nach innen zu liegende Schwellſtein, der durch dieſe ſeine verwunderliche Lage Verdacht erwecken konnte, viel zu groß und ſchwer; Lewin und Kniehaſe mühten ſich umſonſt, ihn von der Stelle zu rücken.

In der Küche war alſo nichts; ſo trat man denn in die Stube. Die großen Vögel in den Bauern ſaßen ſchon an den Vorderſtäben und blickten auf die fremden Beſucher. Dieſe fingen jetzt an, ihre Aufgabe zu theilen. Pachaly, das roth und weiß karrirte Deckbett zurückſchlagend, fühlte mit der Hand in den Kiſſen, dann in den Strohſäcken umher, während Berndt ringsum die Wände, Tubal die Flieſen des verhältnißmäßig hohen Ofenfundaments beklopfte. Ueberall nichts. In das offenſtehende Tellerſchapp, in Schrank und Tiſchkäſten hineinzuſehen, verlohnte ſich kaum; die friſchgeſcheuerten Dielen waren aus einem Stück und liefen vom Fenſter bis an die Wand gegenüber; nirgends ein Einſchnitt oder ſonſt Verdächtiges. Es mußte alſo in der Kammer ſein.

Die Kammer, ein dunkler Alkoven, hatte nur wenig über ſieben Fuß im Quadrat. Es war darum für fünf Perſonen faſt unmöglich, ſich darin zu drehen und zu bewegen, weshalb Berndt und Kniehaſe, beide ohnehin beläſtigt durch die ſtickige Luft des überheizten Zimmers, vor die Thür traten, wohin ihnen Lewin, nachdem er vergebliche Verſuche gemacht hatte, ſich mit einem ſchwarzen auf der Bruſt rothbetüpfelten Vogel anzufreunden, einige Minuten ſpäter folgte.

Nur Tubal und Pachaly waren noch in der Kammer

Sie zündeten ein Licht an, und begannen auch hier mit Klopfen an den Lehmwänden hin. An der einen Seite, wo die großen Kräuterbüſchel an vier oder fünf dicken Pflöcken hingen, hatte dies ſeine Schwierigkeiten. Es gelang aber; freilich ohne beſſeres Reſultat als in Flur und Stube.

„Wir werden den Scharwenkaſchen Hütejungen holen müſſen," ſagte Tubal, „der hat die beſten Augen."

„Nicht doch," ſagte Pachaly, „dem iſt ſein Ruhm und die verſprochene Pelzmütze ſchon zu Kopf geſtiegen. Ich kenne den Jungen. Er ſieht nicht beſſer als andere, er weiß nur beſſer Beſcheid, denn er iſt ſelber vom Forſtacker und kennt alle Schliche und Wege, die das Geſindel geht."

„Mag ſein. Aber wo ſollen wir noch ſuchen? An den Wänden keine hohle Stelle; die Dielen aufgenagelt, und in dem ganzen Alkoven nichts drin, als dieſe rothgeſtrichene Kommode mit zwei leeren Schubkäſten. Es kann doch nichts hier über uns in der Decke ſtecken? Hoppenmarieken iſt ein Zwerg und reicht mit ihrer Hand keine fünf Fuß hoch."

„Nicht in der Decke, junger Herr; aber hier um die Kommode herum muß es ſein. Solche Kreaturen wie Hoppenmarieken ſind eitel, putzen ſich und zeigen allen Leuten gern, was ſie haben. Warum hat ſie die Kommode in die dunkle Kammer geſtellt, wo ſie niemand ſieht? Das bedeutet was!"

„So ſehen wir nach," ſagte Tubal, ſchob den Gegenſtand von Pachalys Verdacht rechts weg gegen den großen Gundermannsbüſchel, der bei dieſer Gelegenheit raſchelnd vom Pflock fiel, und trat nun, dicht an der Wand, auf die breite Mitteldiele, deren linkes Ende gerade hier durch die darüberſtehende Kommode verdeckt geweſen war. Im ſelben Augenblicke ſenkte ſich das Brett, dem an dieſer Stelle die Balkenunterlage fehlte, um mehrere Zoll und hob ſich, nach Art eines in der Mitte aufliegenden Wippbrettes, an der entgegengeſetzten Seite in die Höhe.

„Dacht' ich's doch," ſagte Pachaly, ſprang herzu und ſtellte die Diele, die ſich unſchwer entfernen ließ, bei Seite. Was ſich jetzt zeigte, war immer noch überraſchend genug. Der ganzen Länge des Brettes entſprechend, war das Erdreich herausgenommen und bildete eine ziemlich flache Rinne, die ſich nur nach links hin, wo das Brett aufwippte, zu einer mehr als zwei Fuß tiefen Grube vertiefte. Zwiſchen beiden war alles derartig geſchickt vertheilt, daß ſich die flache Rinne als das Schnitt- und Kurzwaarengeſchäft, die vertiefte Grube aber als das Kolonialwaarenlager Hoppenmariekens anſehen ließ.

Pachaly begann jetzt auszupacken und reichte, was ſich an Gegenſtänden vorfand, Tubal zu, der es in Ermangelung eines beſſeren Platzes auf Hoppenmariekens Bett legte. Es waren Schürzenzeuge, ein Stück rother Fries, ein Reſt von geblümtem Sammetmancheſter, bunte Haubenbänder und ſchwarzſeidene Tücher, wie ſie die Oderbrücherinnen als Kopfputz tragen. In der Grube fanden ſich Beutel mit Zucker, Kaffee, Reis, darüber in Stangen geſchnittene Seife und Talglichte, die oben an den Dochten wie zu einer großen Puſchel zuſammengebunden waren. Aus allem ergab ſich, daß Hoppenmarieken mit Hilfe dieſes Waarenlagers einen Handel trieb und Gegenſtände, die ſie von Küſtrin oder Frankfurt aus mitbringen ſollte, ſo weit wie möglich aus ihrem eignen Hehlervorrath zu nehmen pflegte. Das Brett wurde nun wieder aufgelegt, es paßte wie ein Deckel. Auch die Nägel, die einer rechtmäßigen Diele zukommen, fehlten nicht; ſie waren aber vor dem Einſchlagen mit der Zange kurz abgekniffen und hatten keinen anderen Zweck, als nach oben hin die Köpfe zu zeigen.

Die draußen Auf- und Abſchreitenden hatten inzwiſchen ihre Promenade unterbrochen und waren wieder eingetreten. Berndt muſterte alles und ſagte dann: „Ich kenne Hoppenmarieken, hiermit zwingen wir's nicht. Sie wird all dies für ihr Eigenthum ausgeben, und es wird ſchwer halten, ihr das Gegentheil zu beweiſen. Denn ſie ſteckt mit allerhand ſchlechtem Handelsvolk zuſammen, das jeden Augenblick bereit iſt, ihr den rechtmäßigen Erwerb zu beſtätigen. Ich bin aber ſicher, daß es geſtohlenes Gut iſt; es fehlt nur noch das Eigentliche, ſo etwas ausgeſprochen Privates, das ihr alle Ausflucht abſchneidet. Suchen wir weiter. Muſchwitz und Roſentreter, von unſerem eigenen Geſindel, das wir hier auf dem Forſtacker haben, gar nicht zu reden, werden ſich auf Schürzenzeug und Seifenſtangen nicht beſchränkt haben."

Indem war Pachaly, der, während Berndt ſprach, in ſeinen Nachforſchungen nicht nachgelaſſen hatte, auf die Schwelle der kleinen Thür getreten und winkte Lewin, der ihm zunächſt ſtand, in die Kammer hinein. Er trat, als dieſer ihm gefolgt war, ohne weiteres an den dicken Holzpflock, von dem der Gundermannsbüſchel herabgefallen war, hob das Licht in die Höhe und ſagte: „Paſſens Achtung, junger Herr, der Pflock ſitzt nicht feſt; der Lehm iſt rundum abgeſprungen; dahinter ſteckt was."

„Das wäre!" rief Lewin lebhaft, faßte den Pflock und riß ihn ohne die geringſte Mühe heraus.

Es zeigte ſich ein tiefes Loch in der Lehmwand, viel tiefer als das verhältnißmäßig nur kurze Holzſtück erheiſchte. Das mußte einen Grund haben. Lewin ſuchte deshalb in der Höhlung umher und fand ein Päckchen, nicht viel größer als eine halbe Fauſt, das erſt in ein Stück blaues Zuckerpapier, dann, wie ſich ergab, in einen Lappen grober Leinwand eingewickelt war. Als er beides entfernt hatte, lag der Inhalt vor ihm, wie der Raub eines Rabenneſtes: ein ſilbernes Nadelbüchschen, eine Taſchenuhr in einem Schildpattgehäuſe, eine Kinderklapper, eine mit kleinen Rauchtopaſen eingefaßte Amethyſtbroche, von der die Nadel abgebrochen war, ein Petſchaft mit nicht entzifferbarem Namenszug und ein kleiner ovaler Goldrahmen, in dem ſich wahrſcheinlich ein Miniaturbild befunden hatte. Alles ohne ſonderlichen Werth, aber gerade das, deſſen die Beweisführung bedurfte.

„Nun haben wir ſie," ſagte Berndt ruhig, wickelte die Gegenſtände wieder ein und ſteckte ſie zu ſich.

Auch noch die anderen Pflöcke wurden unterſucht, ſaßen aber feſt im Lehm. Es ließ ſich annehmen, daß nichts unentdeckt geblieben war, und ſo beſchloß man von weiterer Nachſuchung abzuſtehen. In der Küche fand ſich eine alte Kiepe vor, und Pachaly erhielt Ordre, alles was aufgefunden war, in dieſe hineinzupacken und nach dem Herrenhauſe zu ſchaffen. Er gehorchte nicht gern, da es ihm gegen die Ehre war, an hellem lichten Tage mit einer Kiepe über die Dorfſtraße zu gehen; der Dienſt aber ließ ihm keine Wahl, und ſeinem Aerger in kurzen Selbſtgeſprächen Luft machend, that er ſchließlich, wie ihm geheißen.

Berndt und Kniehaſe, von den beiden jungen Männern unmittelbar gefolgt, hatten inzwiſchen die Auffahrt zum Herrenhauſe erreicht und waren eben im Begriff, von der Dorfgaſſe her auf den Vorhof einzubiegen, als ſie keine dreihundert Schritt mehr entfernt, Hoppenmarieken auf der großen Küſtriner Straße herankommen ſahen. Die kleine Figur, der raſche Schritt und die lebhaften Bewegungen ließen ſie leicht erkennen.

„Da kommt ſie," ſagte Berndt, und ſich an Pachaly wendend, der ſchon vor dem Pfarrhauſe die Voranſchreitenden eingeholt hatte, fügte er hinzu: „Nun eile Dich; ſchiebe zwei, drei Stühle vor meinen Schreibtiſch oben und baue auf, was Du haſt.“

Hoppenmarieken grüßte ſchon von weitem. Sie ſchien in ſehr guter Stimmung und überreichte, als ſie heran war, ihrem Gutsherrn einen Brief, den ſie ſchon, als ſie der Gruppe anſichtig geworden war, aus ihrem Mieder hervorgezogen hatte.

„Js hüt' dis een man,“ ſagte ſie, und ſetzte wie zur Erklärung hinzu: „De Berlinſche Poſt is nich to rechte Tid inkamen.“

Sie wollte weiter und hatte ſchon einige Schritte gemacht, als ihr Berndt nachrief: „Hoppenmarieken, ich habe noch was für Dich. Aber oben in meiner Stube, komm.“

Es mußte wider Willen des Sprechenden etwas Fremdklingendes in ſeiner Stimme gelegen haben; jedenfalls war der Ausdruck der Sicherheit aus dem Geſichte der Zwergin fort, als ſie über den Hof hin und dann treppauf ihrem Gutsherrn nachſchritt. Kniehaſe und die beiden Freunde folgten.

Pachaly hatte mittlerweile in der nothdürftig wieder in Ordnung gebrachten Gerichtsſtube ſeinen Aufbau beendet. Von den Bändern und Tüchern war nicht viel zu ſehen. So recht ins Auge fiel nur das große, noch regelrecht auf ein Brett gewickelte rothe Friesſtück, ebenſo die aus Seifenſtangen und dem Lichterbündel aufgebaute Pyramide.

„Nun, Hoppenmarieken,“ ſagte Berndt, „wie gefällt Dir der rothe Fries?“

„Jut, Jnädjeherr. Wat ſüll he mi nich jefallen? Et is ja von den ingelſchen; de Ell' ſeben Groſchen.“

„Haſt Du dies Stück Fries vielleicht ſchon geſehen?“

„Jck weet nich.“

„Beſinne Dich.“

„Jck ſeh ſo veel, Jnädjeherr; ick mag et wol all ſehn hebben.“

„Wo?“

„Bi Jud' Ephraim."

„Oder bei Dir!"

„Bi mi? Jo, Wettſtang, bi mi; hohoho. Nu ſeh ick ihrſt. Se ſinn bi mi weſt und hebben min kleen Tuuſch- und Kramgeſchäft utfunnen. Unner de Deel; en beeten beſchwierlich; awers ick bin nich ſicher ſünnſt."

„Gut, Hoppenmarieken, Du mußt vorſichtig ſein. Es gibt jetzt ſo viel Geſindel ..."

„O, ſo veel!"

„Nun gut. Aber Du nimmſt ja den Kaufleuten das Brot. Haſt Du denn einen Gewerbeſchein?"

„Ne, Jnädjeherr, den hebb ick nich."

„Ja, da werden wir Dich am Ende in Strafe nehmen müſſen."

Bei dieſen mit einem heiteren Anfluge geſprochenen Worten kehrte ihr ihre frühere Sicherheit zurück. Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß alles einen guten Verlauf nehmen werde, und ſagte halb grinſend, halb bittend vor ſich hin: „Dat wiſſen de Jnädjeherr jo nich dohn."

„Ja wer weiß, Hoppenmarieken. Sieh mal hier; da iſt noch 'was zum Auswickeln für Dich!" und dabei nahm er das Päckchen, das er bei der Hausſuchung zu ſich geſteckt hatte, aus ſeiner großen Ueberrockstaſche und legte es dicht vor ihr auf den Tiſch.

Sie fiel ſofort auf die Knie und ſchrie: „Ick weet von niſcht."

„Aber wir wiſſen genug."

„Ick weet von niſcht. De kömen beed' in bi mi ..."

„Wer?"

„Muſchwitz und Roſentreter ... un ſeggten, ick ſüll et man verwohren. Awers ick wull jo nich, un ick ſchreeg. Do nähm Muſchwitz ſin Taſchenknif und ſeggt' to mi: „Wif, ick ſchnid Di de Kehl ab, wenn Du ſchreegſt!“ Un da nohm ick et.“

„Du lügſt, Hoppenmarieken; Du biſt Hehlerin, was Du immer warſt. Du haſt ihnen Geld gegeben; ich vermuthe, nicht genug; darum haben ſie ſich neulich auf der Landſtraße noch etwas nachholen wollen. Sie waren ſicher, daß Du ſie nicht verrathen würdeſt. Aber ſie haben Dich doch verrathen.“

„Jo, dat hebben ſe. Se wullen rut ut de Schling, un ick ſall rin. Awers ick will nich, un ick denk nich. Schwören will ick; ick kann ſchwören. Rufens Seidentoppen in; ja, Seidentopp ſall koamen … O, Du lewe Herrjott, wat et för Minſchen jewen deiht! Dat is, weem eens ſülwſten to good is. O Jott, o Jott.“ Und dabei rutſchte ſie auf den Knieen näher zu Berndt heran und küßte ihm die Rockſchöße.

„Steh auf.“

Der zwergige Unhold aber, immer noch auf den Knieen, fuhr fort: „Et is allens nich ſo. O, dis Muſchwitz, un de anner von Podelzig! Se hebben beed logen as de Düwels. Schwören will ick; ick kann ſchwören. Pachaly, holens 'ne Bebel in. Un hier ſinn mine Finger; uw ſchwören will ick, in de Kirch un ut de Kirch, un wo ſe ſünnſt wullen.“

„Du ſollſt nicht ſchwören, denn Du ſchwörſt falſch. Was machen wir mit ihr, Kniehaſe?“

Hoppenmarieken, die nicht anders dachte, als daß man ihr ans Leben wolle, ſchrie jetzt jämmerlich auf und rang die kurzen ſtummelhaften Hände. Zuletzt ſah ſie Lewin, der an der Thür ſtehen geblieben war. Sie wollte rutſchend auf ihn los, muthmaßlich, um die Scene zu wiederholen, die ſie eben vor dem alten Vitzewitz geſpielt hatte. Aber Pachaly hielt ſie zurück.

„Laß es hingehen, Papa,“ rief jetzt Lewin, als ob Hoppenmarieken, deren Unzurechnungsfähigkeit für ihn feſttand, gar nicht zugegen wäre. „Sieh ſie Dir an; es ſt der Menſch auf ſeiner niedrigſten Stufe. Droh' ihr; as iſt das einzige, was ſie verſteht. Ihr ganzer Rechtsbegriff ſt ihre Furcht. Und Turgany weiß das ſo gut wie wir; er vird nichts an die große Glocke hängen. Wenn es aber ſein nuß, ſo wird er ſie ſchildern wie ſie iſt. Und das iſt ihre eſte Vertheidigung. Ich bitte Dich, laß ſie laufen."

„Haſt Du gehört?" fragte jetzt Berndt zu der Zwergin hinüber, die, während Lewin ſprach, endlich aufgeſanden war.

Sie zwinkerte mit den Augen und ſagte: „Ik hebb' allens ört; ik weet, ik weet. Jo, de junge Herr, he kennt mi, an k kenn' em. Un ik hebb'n all kennt, as he noch ſo lütt vihr, ſo lütt. Jo, de junge Herr . . .!"

„Er bittet für Dich," fuhr Berndt fort, „und will, daß h Dich laufen laſſe. Warum? weil Du Hoppenmarieken biſt. Ich aber kenn' Dich beſſer und weiß, Du hörſt das Gras wachſen. Schlau biſt Du und taugſt nichts, das iſt das Ganze on der Sache. Nimm Deine Kiepe; wir wollen diesmal noch en Auge zudrücken. Aber paß Achtung, wenn wir Dich wieder ertappen, iſt es aus mit Dir. Und nun geh und beſſere Dich fürs neue Jahr."

Sie ſah ſich nach Stock und Kiepe um, die ſie beide beim Eintritt ins Zimmer neben der eiſenbeſchlagenen Truhe niedergeſetzt hatte. Als ſie wieder marſchfertig war, glitt ihr Auge noch einmal über die auf den Stühlen ausgebreiteten Sachen hin. Es war erſichtlich, daß ſie Luſt hatte, Beſitzrechte daran geltend zu machen. Berndt ſah den Blick und empfand jetzt, daß Lewin doch Recht habe.

„Geh," wiederholte er, „alles bleibt hier und wird nach Frankfurt abgeliefert. Vielleicht Du auch noch!"

Sie nahm das letzte Wort als einen Scherz und grinſte wieder.

Eine Minute ſpäter ſchritt ſie, mit ihrem Stock ſalutirend, über den Hof hin, in einem Tempo, als ob nichts vorgefallen ſei, oder eine ganz alltägliche Streitſcene hinter ihr läge.

XVIII.

Othegraven.

Der alte Ryſſelmann, in Jeetzes kleiner Bedientenſtube durch einen Imbiß geſtärkt und wieder aufgewärmt, paſſirte eben das an der großen Straße nach Frankfurt gelegene Dorf Podelzig, als ihm ein leichter Kaleſchwagen begegnete, auf deſſen Lederbank er den Freund ſeines Juſtizraths, den Conrector Othegraven erkannte. Othegraven ließ halten.

„Guten Tag, Ryſſelmann, gut bei Weg? Was in aller Welt bringt Sie nach Podelzig?“

„Ich komme ſchon von Hohen-Vietz. Dienſtſachen; ein Brief vom Herrn Juſtizrath an den Herrn von Vitzewitz. Ein guter Herr; und ſo iſt das ganze Dorf.“

„Ich will auch hin,“ ſagte Othegraven. „Treffe ich den Schulzen Kniehaſe?“

„Im Dorf iſt er; aber ob der Herr Conrector ihn treffen werden, iſt unſicher. Denn ich hörte, wie der gnädige Herr nach ihm ſchickte, weil ſie bei der alten Botenfrau, die Hoppenmarieken heißt, eine Hausſuchung abhalten wollen. Es ſoll eine Hehlerin ſein.“

„Danke ſchön, Ryſſelmann; meinen Gruß an den Juſtizrath. Gott befohlen!“

Damit fuhr der Conrector in raſchem Trabe weiter auf

Hohen-Vietz zu. Was ihm Ryſſelmann geſagt hatte, kam ihm ungelegen, und wenn er zu den Leuten gehört hätte, die auf Zeichen achten, ſo hätte er umkehren müſſen. Er war aber ohne jede Spur von Aberglauben und ſah in allem, was geſchah, ein unwandelbar Beſchloſſenes. Seinem Bekenntniß, noch mehr ſeiner Parteiſtellung nach ſtreng lutheriſch, ruhte doch — ihm angeboren und deshalb unveräußerlich — auf dem Grunde ſeines Herzens ein gut Stück prädeſtinationsgläubiger Calvinismus.

Von Podelzig war nur noch eine Stunde. Es läutete Mittag, als Othegraven vor dem Pfarrhauſe hielt. Seidentopf, den er bei ſeiner vorgeſtrigen Anweſenheit in Hohen-Vietz nicht aufgeſucht hatte, begrüßte ihn herzlich an der Schwelle ſeiner Studirſtube, die jetzt, wo die Winterſonne ſchien, ein beſonders freundliches Anſehen hatte. Alles war verändert und die Haushälterin, die ſich am zweiten Feiertage durch ihr aufgeregtes Hinundherfahren mit Schippe und Räuchereſſenz ſo bemerklich gemacht hatte, zeigte heute die vollkommenſte Ruhe, als ſie, nach dem Brauch des Hauſes, und ohne daß eine Aufforderung dazu ergangen wäre, ein Frühſtück vor Othegraven auf den Tiſch ſtellte.

Beide Männer hatten auf einem kleinen Sopha, in der Nähe des Ofens, unter dem verſtaubten Real der Bibliotheca theologica Platz genommen und ſahen in den verſchneiten Garten hinaus. Eine Eſche ſtand vor dem Fenſter, in Sommerzeit ein wunderſchöner Baum; jetzt, wo ſeine Zweige wie geknotete Hanfſtrippen niederhingen, ein trauriger Anblick. Aber keiner von beiden hatte ein Auge dafür, und während der Conrector, deſſen Vorhaben einem guten Appetit nicht günſtig war, ſich mehr an ein Glas Wein als an das Frühſtück hielt, erzählte der Paſtor von dem, was ſich ſeit vorgeſtern in Hohen-Vietz ereignet hatte, von dem Einbruch und von dem Auffinden der Strolche auf dem Rohrwerder.

„Abenteuer und Kriegszüge, als hätten wir ſchon den Feind im Lande,“ ſo ſchloß er.

Othegraven, augenſcheinlich in ſehr unkriegeriſcher Stimmung, brachte der Erzählung dieſer Dinge nur ein geringes Intereſſe entgegen, das erſt wuchs, als der Geſprächsgegenſtand wechſelte und Seidentopf von dem zweiten Feiertage, ihrem heiteren Beiſammenſein an jenem Abende, von Paſtor Zabels Verlegenheit beim Pfänderſpiel und vor allem von Marie zu plaudern begann, wie ſie ſo reizend geweſen ſei und ſo Hübſches über ſeinen Werneuchner Amtsbruder geſprochen habe, trotzdem er ihr nicht habe beiſtimmen können.

„Sie könnten mir nichts ſagen,“ unterbrach ihn Othegraven, „das mich mehr erfreute. Denn wiſſen Sie, lieber Paſtor, ich habe eine herzliche Neigung zu dieſem ſchönen Kinde.“

Seidentopf erſchrak; um ſo mehr, je höher er Othegraven ſchätzte. Nie war an einen ſolchen Fall von ihm gedacht worden; jetzt, wo er eintrat, empfand er ihn als eine Unmöglichkeit. Er faßte ſich endlich und fragte: „Weiß Marie davon?“

„Nein, ich habe vorgeſtern mit dem Schulzen geſprochen. Er hat mir geantwortet, Marie ſei ein Stadtkind und gehöre in die Stadt; wenn er ſie ſich an der Seite eines braven Mannes, der ſie liebe, denke, ſo lache ihm das Herz. Und eines Studirten, bald vielleicht eines Paſtors Frau, das ſei ſo recht das, was er ſich immer gewünſcht habe. Das Kind ſei ſein Augapfel, und mein Antrag ſei ihm eine Ehre; aber ſie müſſe ſelber entſcheiden. Ich konnte ihm nur zuſtimmen; und da bin ich nun, um mir dieſe Entſcheidung zu holen.“

„Ich wünſche Ihnen Glück, Othegraven. Aber alles erwogen, paßt Marie zu Ihnen?“

Othegraven wollte antworten; Seidentopf indeſſen, als er aus den erſten entgegnenden Worten heraushörte, daß ſich die Antwort nur auf das „Gazekleid mit den Goldſternchen“ und alles das, was damit in Zuſammenhang war, beziehen werde, unterbrach den Conrector und ſagte ruhig: „Ich meine nicht das, ich meine, haben Sie bedacht, ob zwei Naturen zu einander paſſen, von denen die eine ganz Phantaſie, die andere ganz Charakter iſt?“

„Ich habe es bedacht; aber daß ich es Ihnen bekenne, mehr in Hoffnung, als in Zweifel und Befürchtung. Eine Frau von Phantaſie, ein Mann von Charakter, wenn ich dieſe auszeichnende Eigenſchaft, die Sie mir zuerkennen, ohne weiteres annehmen darf, iſt gerade das, was mir als ein Ideal erſcheint. Was iſt die Ehe anders als Ergänzung?“

„So heißt es in Büchern und Abhandlungen, und ich kann mir Fälle denken, oder ſage ich lieber, ich kenne Fälle, wo dies zutrifft. Aber wenn ich in dem Buche meiner Erfahrungen nachſchlage, ſo iſt es im Großen und Ganzen doch umgekehrt. Die Ehe, zum mindeſten das Glück derſelben, beruht nicht auf der Ergänzung, ſondern auf dem gegenſeitigen Verſtändniß. Mann und Frau müſſen nicht Gegenſätze, ſondern Abſtufungen, ihre Temperamente müſſen verwandt, ihre Ideale dieſelben ſein. Vor allem aber, lieber Othegraven, wir ſind noch nicht bei der Ehe. Es handelt ſich zunächſt um den Zug des Herzens, der faſt immer nach dem Gleichgearteten geht; wenigſtens bei Naturen wie Mariens.“

Othegraven lächelte. „So würde denn, theuerſter Paſtor, die Frage, die Sie vorhin an mich richteten, nicht haben lauten müſſen, ob Marie zu mir, ſondern ob ich zu ihr paſſe? Des erſteren bin ich ſicher; um mir auch über den zweiten Punkt Gewißheit zu verſchaffen, dazu bin ich hier. Ich bitte, mein Fuhrwerk auf Ihrem Hofe halten laſſen zu dürfen; in einer halben Stunde ſehe ich Sie wieder. Sie ſollen der erſte ſein, der erfährt, wie die Würfel über mich gefallen ſind. Ein unchriſtlich Wort das; aber ich halt' es aufrecht, weil es genau ausdrückt, was ich in dieſem Augenblick empfinde, aller Ueberzeugung zum Trotz, daß es ſchließlich kein Würfelſpiel iſt, was über uns entſcheidet. Wir ſollten vielleicht vor ſolchen Widerſprüchen, in die auch ein gläubig Herz gerathen kann, weniger erſchrecken, als wir gewöhnlich thun; wir gewönnen dadurch für uns ſelbſt und für andere mehr als wir verlieren. Was ſtarr iſt, iſt todt.“

Sie trennten ſich und Othegraven ſchritt auf den Schulzenhof zu.

Er fand in dem Zimmer links, in dem am zweiten Weihnachtsfeiertage der alte Kniehaſe das Kapitel aus dem Propheten Daniel geleſen hatte, nur die Frau des Schulzen vor. Sie ſchritt ihm unter herzlichem Gruß, aber doch in einer gewiſſen Befangenheit entgegen, und ſprach ihr Bedauern aus, daß ihr Mann abweſend ſei, einer Dienſtſache halber, mit der ſie den Herrn Conrector nicht behelligen wolle. Am wenigſten heute, da ſie wiſſe, weshalb er komme. Sie werde Marie rufen. Dann rückte ſie ihm einen Stuhl und ſtieg hinauf in die Giebelſtube, wo die Tochter mit allerhand kleiner Handarbeit, mit Stopfen und Nähen beſchäftigt war, um nichts Unfertiges oder Unordentliches mit in das neue Jahr hinüber zu nehmen. In der reſoluten Weiſe einer Frau, die von Vorbereiten und Ueberraſchungenerſparen nicht viel hält, ſagte ſie hier kurz und ohne Umſchweife: „Komm, Marie, Conrector Othegraven iſt unten; er hat bei dem Vater um Dich angehalten. Sage nun „ja“ oder „nein“, uns Alten iſt beides recht. Wir haben keinen anderen Wunſch als Dein Glück, und Du mußt ſelber wiſſen, was Dich glücklich macht.“

Marie war heftig erſchrocken, faßte ſich aber und folgte der Mutter treppab. Othegraven hatte den Stuhl, der ihm angeboten war, nicht angenommen; er ſtand am Fenſter, mit den Fingern der rechten Hand auf den Knöcheln der linken ſpielend, wie jemand, der voll innerer Unruhe iſt.

„Hier iſt ſie,“ ſagte Frau Kniehaſe und ſchritt wieder auf die Thür zu.

„Bleibe, Mutter,“ bat Marie.

Frau Kniehaſe gab ihre Abſicht auf und ſetzte ſich an das Spinnrad. „Marie, Sie wiſſen, weshalb ich hier bin,“ begann Othegraven nach einer kurzen Pauſe.

„Ja, die Mutter hat es mir eben geſagt.“

„Hat es Sie überraſcht?“

„Wir kennen uns erſt kurze Zeit.“

„Das Herz, wenn es überhaupt ſprechen will, ſpricht ſchnell. Es iſt jetzt ein halbes Jahr, Marie, daß ich Sie zum erſten Male ſah, es war im Park, an der Stelle, wo das Rondeel iſt. Ich entſinne mich jedes kleinſten Umſtandes.“

Marie nickte, zum Zeichen, daß auch ihr der Tag in Erinnerung geblieben ſei.

„Es war Beſuch da,“ fuhr Othegraven fort, „der Steinhöfelſche Herr von Maſſow, der junge Herr von Burgsdorff und Doktor Faulſtich aus Kirch-Göritz; Sie ſpielten Reifen, und ich hörte ſchon von fern Ihr Lachen, als ich mit dem alten Herrn von Vitzewitz die große Rüſternhecke herauf kam. Fräulein Renate, in einem hellblauen Sommerkleid, ſtand Ihnen gegenüber. Als ich dann an dem Spiele theilnahm und Ihnen mit ungeübter Hand die Reifen zuwarf, fingen Sie jeden auf, ob er zu kurz oder zu weit flog. Ihre Geſchicklichkeit glich aus, was der meinigen fehlte. Ich habe nichts davon vergeſſen, und als ich an jenem Abend nach Frankfurt zurückfuhr, wußte ich, daß ich Sie liebte.“

Marie ſchwieg; das Spinnrad ſurrte, man hätte eine Nadel fallen hören.

„Haben Sie mir nichts zu ſagen, Marie?“

Sie ſchritt jetzt raſch auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſagte mit einer Entſchloſſenheit, in der das vorausgegangene Bangen nur noch leiſe nachklang: „Es kann nicht ſein; Sie ſelbſt haben mir die Antwort auf die Lippen gelegt, als Sie ſagten, das Herz ſpräche ſchnell, wenn es überhaupt ſprechen wolle.“ Dann barg ſie das Geſicht in ihre Hände und rief: „Ach, bin ich undankbar?“

„Ich habe keinen Anſpruch auf Ihren Dank, Marie.“

„Und doch bin ich undankbar vielleicht, nicht gegen Sie, aber gegen mein Geſchick. Ich war nicht ſo jung, als ich in dieſes Haus kam, daß ich hätte vergeſſen können, was ich vorher war. Und wenn ich es je vergeſſen hätte, ſo würde mich das Kreuz, das oben auf meines Vaters Grabe ſteht, jeden Tag daran erinnert haben. Die Art, wie mich Gott geführt, legt mir beſondere Dankespflichten auf, und ich weiß nicht, ob ich dieſe Pflichten erfülle, wenn ich jetzt einfach ſage: mein Herz ſpricht nicht. Es ſollte vielleicht ſprechen; aber es ſchweigt. Und ſo muß es denn bleiben, wie es iſt. Es trennt uns etwas, ein Unterſchied der Naturen, den ich nicht zu nennen weiß, der aber da iſt, weil ich ihn empfinde.“

Marie ſchwieg.

„So hab' ich denn wenigſtens Gewißheit empfangen,“ nahm Othegraven das Wort, „und das Traurigſte, was es gibt, hoffnungslos zu hoffen, iſt mir erſpart geblieben. Sie haben es verſchmäht, ſich hinter Halbheiten zu flüchten; ich danke Ihnen dafür. Auch dies zeigt mir, wie richtig meine Neigung wählte, richtig aber nicht glücklich. Und es iſt ohne Bitterkeit, Marie, daß ich von Ihnen ſcheide; denn das Herz läßt ſich nicht zwingen. Und ob ich es gleich wünſchte, daß ſich das Ihrige anders entſchieden hätte, ſo weiß ich doch, daß es ſich entſchieden hat, wie es ſich entſcheiden mußte.“

Er reichte erſt Marie, dann der Mutter die Hand und verließ das Haus, in dem ein kurzes Geſpräch über ſein Glück den Stab gebrochen hatte.

Eine Stunde ſpäter fuhr er wieder auf Frankfurt zu.

„Lieber Freund,“ ſo waren des Paſtors letzte Worte geweſen, „ich beobachte das Leben nun vierzig Jahre, und immer wieder habe ich wahrgenommen, daß ſich Männer Ihrer Art zu Naturen wie Mariens unwiderſtehlich hingezogen fühlen, ohne daß dieſe Naturen die Liebe, die ihnen entgegen getragen wird, jemals erwidern können. Den Charakter zieht es zur Phantaſie, aber nicht umgekehrt.“

Othegraven, indem er die Seidentopfſchen Worte hin und her wog, lächelte ſchmerzlich.

„Es iſt ſo; der Alte hat Recht. Und ſo werd' ich denn liebelos durch dieſes Leben gehen; denn nur die Seite des Daſeins, die mir fehlt, hat Reiz für mich und zieht mich an. Und ſo iſt mein Loos beſchloſſen. Trag' ich es; nicht nur weil ich muß, auch weil ich will. Thue was dir geziemt. Aber ich hatte es mir ſchöner geträumt; auch heute noch.“

Während dieſes Selbſtgeſpräches war der Conrector in Podelzig eingefahren und paſſirte die Stelle, wo er dem alten Nyſſelmann begegnet war. Er entſann ſich der gehobenen Stimmung, in der er noch zu ihm geſprochen hatte, und wiederholte vor ſich hin: „ja, ſchöner geträumt; auch heute noch!“

XIX.

Sylveſter in Guſe.

Der Brief, den Hoppenmarieken mit dem Bemerken „is hüt bis een man" an Berndt überreicht hatte, war während der unmittelbar folgenden Scene vergeſſen worden. Erſt als unſere Zwergin vom Forſtacker, als ſei nichts vorgefallen, in alter Munterkeit vom Hof her in die Dorfſtraße einbog, entſann ſich Berndt des Schreibens wieder, das aus Kirch-Göritz war und die Aufſchrift trug: „An Fräulein Renate von Vitzewitz, Hohen-Vietz bei Küſtrin." Er gab den Brief an Lewin, der nun den langen Korridor hinunterſchritt, um ihn Renaten perſönlich zu überbringen.

In dem Krankenzimmer war es hell, Renate ſelbſt ohne Fieber, nur noch matt. Kathinka ſaß an ihrem Bett, während Maline ſeitab am Fenſter ſtand und eine der Calvillen ſchälte, die ſie ſich am Abend vorher geweigert hatte, aus dem alten Spukeſaal heraufzuholen.

„Iſt es erlaubt?" fragte Lewin und nahm einen Stuhl. „Ich komme nicht mit leeren Händen; hier ein Brief für Dich, Renate."

„Ach, das iſt hübſch! Ich wollte, daß alle Tage Briefe kämen. Kathinka, nimm Dir das zu Herzen, und Du auch, Lewin. Ihr verwöhnten Leute habt keine Ahnung davon, was uns in unſerer Einſamkeit ein Brief bedeutet."

Während dieſer Worte hatte ſie das Siegel erbrochen und ſah nach der Unterſchrift: „Doktor Faulſtich“. Es konnte nicht anders ſein; wer außer ihm in Kirch-Göritz hätte Veranlaſſung haben können, an Fräulein Renate von Vitzewitz zu ſchreiben! Der Brief war übrigens vom 29., alſo um einen Tag verſpätet.

„Lies ihn uns vor,“ ſagte Kathinka, „ſo Du keine Geheimniſſe mit dem Doktor haſt.“

„Wer weiß; ich will es aber doch wagen.“ Und ſie las: „Mein gnädigſtes Fräulein! Ein Richterſpruch, der keinen Appell geſtattet, hat Sie auserkoren, bei der am Sylveſter in Schloß Guſe ſtattfindenden Vorſtellung mitzuwirken. Mehr noch. Sie werden die Feſtlichkeit zu eröffnen und beifolgenden Prolog zu recitiren haben, den ich, trotz des bis hierher angeſchlagenen Direktorialtones, in meiner geängſtigten Dichtereitelkeit Ihrer freundlichen Beurtheilung, ſpeziell auch der Nachſicht der beiden Kaſtaliamitglieder, die mich geſtern durch ihren Beſuch erfreuten, empfehle. Voll berechtigten Mißtrauens in unſere Kirch-Göritzer Poſtverhältniſſe, habe ich geſchwankt, ob es nicht vielleicht gerathen ſei, dieſen Brief durch einen Expreſſen an Sie gelangen zu laſſen; vierundzwanzig Stunden aber für eine Entfernung, die ſelbſt mit dem Umweg über Küſtrin nur anderthalb Meilen beträgt, ſind reichlich bemeſſen, und ſo hege ich denn die Hoffnung, dieſe Zeilen ſammt ihrer Einlage rechtzeitig bei Ihnen eintreffen zu ſehen. Quo Dieu vous prenne, vous et ma lettre, dans sa garde! Mit dieſem Wunſche, der ſich in Form und Sprache faſt mehr ſchon gegen Guſe, als gegen Hohen-Vietz verneigt, Ihr treu ergebenſter Doktor Faulſtich.“

„Allerliebſt,“ ſagte Kathinka.

„Ich gebe Euch auch noch die Nachſchrift.“ Und Renate las weiter: „Die Toilette, mein gnädigſtes Fräulein, darf Sie nicht beunruhigen, trotzdem es niemand geringeres als Melpomene ſelbſt iſt, der ich meine Prologſtrophen in den Mund gelegt habe. In wie vielen Beziehungen auch die neun Schweſtern von Klio bis auf Polyhymnia ſich beſchwerlich erweiſen mögen, in einem Punkte ſind ſie bequem: in der Koſtümfrage. Der Faltenwurf iſt alles. Ich vertraue übrigens, wenn wir eines Raths benöthigt ſein ſollten, auf Demoiſelle Alceſte, die mit Hilfe Racines und ſeiner Schule ſeit vierzig Jahren unter den Atriden gelebt hat, und die Staffeln zwiſchen Klytemnäſtra und Elektra beſtändig auf und niedergeſtiegen iſt."

„Ach, wie ſchade!" rief Maline vom Fenſter her, ganz nach Art verwöhnter Dienerinnen, die ſich gern ins Geſpräch miſchen.

„Ja, da haſt Du Recht," ſagte Renate, halb in wirklichem, halb in ſcherzhaftem Unmuth, während ſie den Brief wieder zuſammenlegte. „Da blitzt es nun mal einen Augenblick herauf, aber nur um mir das Dunkel meiner Hohen-Vietzer Tage wieder um ſo fühlbarer zu machen. Verzeihe, Kathinka, daß ich undankbar Deines Beſuches und der Stunden vergeſſe, die Du mir an meinem Bett und auch vorher ſchon weggeplaudert haſt, aber daß ich um dieſe Fahrt nach Guſe komme und um Demoiſelle Alceſte, und um meinen Prolog, das verwinde ich mein Lebtag nicht. Sage ſelbſt: als Muſe, als Melpomene; wie das ſchon klingt! Und von einer franzöſiſchen Schauſpielerin eigenhändig drapirt! Ich kann ſiebzig Jahre alt werden, ohne zu ſo was Herrlichem je wieder aufgefordert zu werden."

„Aber iſt es denn unmöglich?" fragte Kathinka. „Du fühlſt Dich wohler, das Fieber iſt fort. Komm mit, wir ſtecken Dich in einen Fußſack und von oben her in einen Pelz."

Renate ſchüttelte den Kopf. „Das darf ich dem alten Leiſt nicht anthun. Wenn ich ihm ſtürbe — das verzieh' er mir all mein Lebtag nicht. Nein, ich bleibe; und Du, Kathinka, mußt die Rolle ſprechen."

„Ich?“

„Ja, Du haſt keine Wahl. In dem Salon unſerer Tante iſt, wie Du weißt, außer Dir und mir nichts von Damenflor zu Hauſe, und wenn Demoiſelle Alceſte — ich habe die Strophen eben überflogen — nicht als ihr eigener Herold auftreten, ſich ankündigen und vielleicht auch verherrlichen ſoll, ſo bleibt Dir nichts übrig, als den Prolog zu ſprechen. Du haſt ohnehin die Melpomenefigur. Aber ich glaube faſt, Du thuſt es ungern.“

„Nicht doch, ich mißtraue nur meinem Gedächtniß.“

„O! da ſchaffen wir Rath,“ ſagte Lewin. „Es ſind noch zwei Stunden, bis wir aufbrechen, vor allem aber haben wir noch die Fahrt ſelbſt; ich werde Dir unterwegs die Strophen recitiren, einmal, zweimal, und im Nachſprechen wirſt Du ſie lernen. Die friſche Luſt erleichtert ohnehin das Memoriren.“

Kathinka war es zufrieden. So trennte man ſich, da nicht nur die Tiſchglocke jeden Augenblick geläutet werden konnte, ſondern auch das Wenige, was außerdem noch an Zeit verblieb, zu Vorbereitungen nöthig war, die ſich für die Ladalinskiſchen Geſchwiſter mehr noch auf ihre Abreiſe überhaupt, als auf die Fahrt nach Guſe bezogen. Sie hatten nämlich vor, wenn die Tante ſie nicht feſthielt, in derſelben Nacht noch nach Berlin zurückzukehren.

Um vier Uhr hielt das Schlittengeſpann mit den Schneedecken und den rothen Federbüſchen, daſſelbe, das am dritten Weihnachtsfeiertage Lewin und Renaten nach Guſe hinübergeführt hatte, vor der Rampe des Hauſes und nach herzlichem Abſchiede von Tante Schorlemmer, auch von Jeetze und Maline, die ſich mit ihrem Schürzenzipfel eine Thräne trocknete und immer wiederholte: „wie ſchön es geweſen ſei“ und: „ſolch liebes Fräulein“, rückten ſich endlich die Ladalinskis auf ihrer Polſterbank zurecht, während Lewin den Platz auf der Britſche nahm.

Der alte Vitzewitz, der noch an Turgany zu ſchreiben und ſeinen Bericht über die Reſultate der Hausſuchung beizufügen hatte, hatte zugeſagt, in einer Viertelſtunde mit den Ponies zu folgen.

„Ich überhole Euch doch! Was gilt die Wette, Kathinka?"

„Du verlierſt."

„Nein, ich gewinne."

Gleich darauf zogen die Pferde an, und der leichte Schlitten flog mit einer Schnelligkeit dahin, die zunächſt wenigſtens für die Chancen Berndts beſorgt machen konnte.

Kathinka, wie am Abend vorher auf der kurzen Fahrt nach Hohen-Zieſar, hatte auch heute wieder die Leinen genommen, das Glockenſpiel klang, und die rothen Büſche nickten. Ihr Weg ging erſt tauſend Schritt auf der Küſtriner Straße zwiſchen den Pappeln hin, ehe ſie nach links in die weite Schneefläche des Bruchs einbogen. Als ſie die Stelle paſſirten, wo der Ueberfall ſtattgefunden hatte, zeigte Tubal ſcherzend nach der Waldecke hinüber und beſchrieb der Schweſter ſeinen Wettlauf über den Sturzacker hin.

„Und das alles im Ritterdienſte Hoppenmariekens. Wer hielt je treuer zu ſeiner Deviſe: mon coeur aux dames!"

„Es müſſen eben Zwerginnen kommen, um Euch zu ritterlichen Thaten anzuſpornen. Sonſt laßt Ihr andere eintreten in Thaten und Geſang, und wenn es Doktor Faulſtich wäre. Im übrigen iſt es Zeit, Lewin, daß wir unſere Lektion beginnen. Ich weiß vorläufig nur, daß die erſte Strophe mit einem Reim auf Guſe abſchließt; Muſe, Guſe. Ich glaube, die ganze Melpomene-Idee wäre nie geboren worden, wenn dieſer Reim nicht exiſtirt hätte."

Nun begann unter Lachen das Recitiren, und immer, wenn eine neue Strophe bezwungen war, ſalutirte Lewin, und der Knall ſeiner Schlittenpeitſche, dann und wann das Echo weckend, hallte über die weite Schneefläche hin. So hatten ſie Golzow, bald auch Langſow paſſirt und der Guſer Kirchthurm wurde ſchon zwiſchen den Parkbäumen ſichtbar, als plötzlich die Ponies, deren ſchwarze Mähnen von Renneiſer wie Kämme ſtanden, ihnen zur Seite waren und der alte Vitzewitz in ſeinem Kaleſchwagen ſich aufrichtend, zu Kathinka hinrüber rief: „Gewonnen!“

„Nein, nein!“ Und nun begann ein Wettfahren, in dem als nächſtes Objekt die Ottaverime des Doktors und gleich darauf alle Gedanken an Prolog und Melpomene über Bord gingen. Auch über die Braunen, die vor den Schlitten geſpannt waren, kam es wie eine ehrgeizige Regung alter Tage, aber der Vortheil ihrer größeren Schritte ging bald unter in dem Nachtheil ihrer längeren Dienſtjahre, über die nur einen Augenblick lang die jugendlich machenden Schneedecken hatten täuſchen können, und um ein paar Pferdelängen voraus donnerte der Kaleſchwagen über die Sphinxenbrücke und hielt als erſter vor dem Schloß. Berndt hatte das Spritzleder ſchon zurückgeſchlagen, ſprang herab und ſtand rechtzeitig genug zur Seite, um Kathinka die Hand reichen und ihr beim Ausſteigen aus dem Schlitten behilflich ſein zu können.

„Da haſt Du die gewonnene Wette,“ ſagte ſie, dem Alten einen herzhaften Kuß gebend, während ſie zugleich zu Lewin gewandt hinzuſetzte: „Voilà notre ancien régime.“

Dann traten ſie in die geheizte Flurhalle, wo Diener ihnen die Mäntel und Pelze abnahmen.

* * *

In dem blauen Salon der Gräfin war heute der „weitere Zirkel“, dem außer einigen unmittelbaren Nachbarn von Tempelberg, Quilitz und Friedland her, auch der Landrath und der neue Selowſche Oberpfarrer angehörten, ſchon ſeit einer halben Stunde verſammelt und theilte ſeine Aufmerkſamkeiten zwiſchen der Wirthin und ihrem bevorzugten Gaſte, Demoiſelle Alceſte. Dieſe, wie ſie zugeſagt, war bereits einen Tag früher eingetroffen, und in Plaudereien, die ſich bis über Mitternacht hinaus ausgedehnt hatten, war der alten Rheinsberger Tage, der Wreechs, Kneſebecks und Tauentziens, vor allem auch der prinzlichen Schauſpieler, des genialen Blainville und der ſchönen Aurora Burſay mit herzlicher Vorliebe gedacht worden. Ueber Erwarten hinaus hatte das Wiederſehen, das nach länger als zweiundzwanzig Jahren immerhin ein Wagniß war, beide Damen befriedigt, von denen jede das Verdienſt, ſofort den rechten Ton getroffen zu haben, für ſich in Anſpruch nehmen durfte. Am meiſten freilich Demoiſelle Alceſte; ſie vereinigte in ſich die Liebenswürdigkeiten ihres Standes und ihrer Nation. Sehr groß, ſehr ſtark und ſehr aſthmatiſch, von faſt kupferfarbenem Teint und in eine ſchwarze Seidenrobe gekleidet, die bis in die Rheinsberger Tage zurückzureichen ſchien, machte ſie doch dies alles vergeſſen durch den die größte Herzensgüte verrathenden Ausdruck ihrer kleinen ſchwarzen Augen und vor allem durch ihre Geneigtheit, auf alles Heitere und Schelmiſche und, wenn mit Eſprit vorgetragen, auch auf alles Zweideutige einzugehen. Was ihr anziehendes Weſen noch erhöhte, waren die Anfälle von Künſtlerwürde, denen ſie ausgeſetzt war, Anfälle, die — wenn ſie nicht an und für ſich ſchon einen Anflug von Komik hatten — jedenfalls in dem als Rückſchlag eintretenden Moment der Selbſtperſiflirung zu herzlichſter Erheiterung führten. Ihre geiſtige Regſamkeit, auch ihr Embonpoint, das keine Falten geſtattete, ließen ſie jünger erſcheinen als ſie war, ſo daß ſie ſich, obgleich ſie beim Regierungsantritt Ludwigs XVI. die Phädra geſpielt hatte, in weniger als einer halben Stunde der Eroberung erſt Droſſelſteins und dann Bammes rühmen durfte.

Von dieſen Eroberungen mußte ihr, ihrem ganzen Naturell nach, die zweite die wichtigere ſein. Droſſelſteins hatte ſie viele geſehen, Bammes keinen, und den Tagen der Liebesabenteuer auf immer entrückt, hatte ſie ſich längſt daran gewöhnt, den Werth ihrer Eroberungen nur noch nach dem Unterhaltungsreiz, den ihr dieſelben gewährten, zu bemeſſen. Sie war darin der Gräfin verwandt, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe das Aparte überhaupt liebte, während alles, was ihr gefallen ſollte, durchaus den Stempel des Heitern tragen mußte. Dabei war ihr überraſchender Weiſe auf der Bühne das Komiſche nie geglückt, und nur in Rollen, die ſich auf Inceſt oder Gattenmord aufbauten, hatte ſie wirkliche Triumphe gefeiert.

Es wurde ſchon der Kaffee gereicht, als die Hohen-Vietzer eintraten und auf Tante Amelie zuſchritten. Dieſe, nach herzlicher Begrüßung, erhob ſich von ihrem Sophaplatz, um ihren Liebling Kathinka — die kaum Zeit gefunden hatte, den Renatens Unwohlſein und der momentan in Gefahr gerathenen Melpomenerolle zu ſprechen — mit ihrem franzöſiſchen Gaſte bekannt zu machen.

Demoiſelle Alceſte brach ihr Geſpräch mit Bamme ab und trat den beiden Damen entgegen.

„Je suis charmée de vous voir,“ begann ſie mit Lebhaftigkeit, „Madame la Comtesse, votre chère tante, m'a beaucoup parlé de vous. Vous êtes polonaise. Ah, j'aime beaucoup les Polonais. Ils sont tout-à-fait les Français du Nord. Vous savez sans doute que le Prince Henri était sur le point d'accepter la couronne de Pologne.“

Kathinka hatte nie davon gehört, hielt aber mit dieſem Geſtändniß klüglich zurück, während Demoiſelle Alceſte das immer politiſcher werdende Geſpräch in Ausdrücken fortſetzte, die, was Bewunderung für den Prinzen und Abneigung gegen den Königlichen Bruder anging, ſelbſt Tante Amelie kaum gewagt haben würde. Das Thema von der polniſchen Krone bot die beſte Gelegenheit dazu.

„Dem „grand Frédéric“, fuhr ſie mit ſpöttiſcher Betonung ſeines Namens fort, „ſei der Gedanke, ſeinen Bruder als König eines mächtigen Reiches zur Seite zu haben, einfach unerträglich geweſen. Es habe freilich, wie das immer geſchähe, nicht an Verſuchen gefehlt, die eigentlichen Motive mit Gründen „hoher Politik“ zu verdecken; ſie aber wiſſe das beſſer, und der Neid allein habe den Ausſchlag gegeben.“

Kathinka, die von dem Prinzen nichts wußte als ſeinen Weiberhaß, nahm aus dieſem krankhaften Zuge, der ihn ihr unmöglich empfehlen konnte, eine momentane Veranlaſſung zu Loyalität und Vertheidigung des großen Königs her, bis ſie ſich endlich lächelnd mit den Worten unterbrach: „Mais quelle bêtise; je suis polonaise de tout mon coeur et me voilà prête à travailler pour le roi de Prusse.“

Damit brach der politiſche Theil ihrer Unterhaltung ab und glitt zu dem friedlichen Thema der nahe bevorſtehenden Theatervorſtellung über. Aber auch hier kam es zu keinen vollen Einigungen. Immer wieder vergeblich wurde von Seiten Kathinkas geltend gemacht, daß ſie als Prolog ſprechende Melpomene ein natürliches Anrecht habe, in die Geheimniſſe Dr. Faulſtichs und ſeiner künſtleriſchen Hauptkraft: Demoiſelle Alceſte eingeweiht zu werden. Dieſe blieb dabei, daß es zu dem Anmuthigſten des Theaterlebens gehöre, die Akteurs und Aktricen ſich wieder unter einander überraſchen zu ſehen. Und ſolch heiteres Spiel dürfe nicht muthwillig geſtört werden.

Während dieſes Geſpräch in der großen Fenſterniſche geführt wurde, die den Blick in den Park und die untergehende Sonne hatte — nur ein Streifen Abendroth lag noch am

Himmel — hatten ſich Tubal und Lewin zur Seite der Tante niedergelaſſen, um über die jüngſten Hohen-Vietzer Ereigniſſe zu berichten. Der Kreis wurde bald größer. Erſt Krach und Medewitz, dann der Lebuſer Landrath ſammt dem Selowſchen Oberprediger, zuletzt auch Baron Pehlemann, der, einen Reſt von Podagra mißachtend, in oft erprobter Geſellſchaftstreue ſich eingefunden hatte, alle rückten näher, um ſich von dem Einbruch der Diebe, von dem Auffinden der beiden Landſtreicher auf dem Rohrwerder und endlich von der Hausſuchung bei Hoppenmarieken erzählen zu laſſen. Niemand folgte geſpannter als Tante Amelie ſelbſt, die, neben einer natürlichen Vorliebe für Einbruchsgeſchichten, eine herzliche Genugthuung empfand, die von ihrem Bruder vermutheten franzöſiſchen Marodeurs ſich einfach in Muſchwitz und Roſentreter verwandeln zu ſehen. Der überlegene Charakter Berndts war ihr zu oft unbequem, als daß ihr der Anflug von Komiſchem, der dadurch auf ſeine Pläne fiel, nicht hätte willkommen ſein ſollen.

Und doch waren es gerade wieder dieſe Pläne, die, während die Schweſter im Stillen triumphirte, den Bruder auf das lebhafteſte beſchäftigten. In demſelbem Augenblicke beinah, wo die Vorſtellung Kathinkas das zwiſchen Demoiſelle Alceſte und Bamme geführte Geſpräch unterbrochen hatte, hatte ſich Berndt des alten Generals zu bemächtigen gewußt, und ihn bei Seite nehmend, war er nicht ſäumig geweſen, ihm ſeine bis dahin nur flüchtig angedeuteten Gedanken über Inſurrektion des Landes zwiſchen Oder und Elbe zu entwickeln. Der Hauptpunkt blieb immer die Volksbewaffnung à tout prix, alſo mit dem Könige wenn möglich, ohne den König wenn nöthig. In Betreff dieſes Punktes aber war Berndt gerade dem alten General gegenüber nicht ohne Sorge. Bamme gehörte nämlich jener unter dem Abſolutismus großgezogenen militäriſchen Adelsgruppe zu, die auf eine Kabinetsordre hin all und jedes gethan hätte und unter einem Lettre-de-Cachet-König ſo recht eigentlich erſt an ihrem Platze geweſen ſein würde. So kannte Berndt den General. Er überſah aber doch zweierlei: einmal ſeine ſtark ausgeprägte Heimatsliebe, die, wenn verletzt, ſich jeden Augenblick bis zu dem unſerem Adel ohnehin geläufigen Satze: „wir waren vor den Hohenzollern da" hinaufſchrauben konnte, dann ſeinen Hang zu Wagniß und Abenteuer überhaupt, der ſo groß war, daß ihm jede Konſpiration angenehm und einſchmeichelnd, und ein nach oben hin gerichteter Abſetzungsverſuch, weil ſeltener und aparter, vielleicht noch anlockender als ein von oben her angeordneter Unterdrückungsverſuch erſchien. Ohne Grundſätze und Ideale, war ſein hervorſtechendſter Zug das Spielerbedürfniß; er lebte von Aufregungen.

Berndt, als er ihm alles entwickelt hatte, ſetzte ruhig hinzu: „Da haben Sie meinen Plan, Bamme. Seine Loyalität kann beſtritten werden. Wir ſtehen ein für das Land; Gott iſt mein Zeuge, auch für den König. Aber wenn wir die Waffen wider ſeinen Willen nehmen, ſo kann es uns auf Hochverrath gedeutet werden. Ich bin mir deſſen bewußt, und ich ſpreche es aus."

Bamme hatte während dieſer letzten Worte lächelnd an ſeinem weißen Schnurbart gedreht: „Es iſt, wie Sie ſagen, Vitzewitz. Aber was thut's! Wir müſſen eben unſere Haut zu Markte tragen; das iſt hier Landes ſo der Brauch. Ich weiß genau, wie ſie es da oben machen, oder ſagen wir lieber, wie ſie es machen müſſen; denn ich glaube, ſie haben keine Wahl. Es wird damit beginnen, daß man uns verleugnet, immer wieder und wieder, immer ernſthafter, immer bedrohlicher. Aber mittlerweile wird man abwarten und unſer Spiel mit Aufmerkſamkeit und frommen Wünſchen verfolgen. Glückt es, ſo wird man den Gewinn: ein Land und eine Krone, ohne weiteres acceptiren und uns dadurch danken, daß man uns — verzeiht; mißglückt es, ſo wird man uns über die Klinge ſpringen laſſen, um ſich ſelber zu retten. Es kann uns den Kopf koſten; aber ich für mein Theil finde den Einſatz nicht zu hoch. Ich bin der Ihre, Bitzewitz.“

* * *

Während ſo an verſchiedenen Punkten des Salons über die verſchiedenſten Themata, über die polniſche Krone, Hoppenmarieken und den Volksaufſtand zwiſchen Oder und Elbe geſprochen wurde, lag die ganze Schwere des Dienſtes, zugleich die ganze Verantwortlichkeit für Gelingen oder Mißlingen dieſes Abends auf den Schultern Doktor Faulſtichs. Die Gräfin, nur eine alleroberſte Leitung, ein letztes Ja oder Nein ſich vorbehaltend, hatte alles andere mit einem leicht hingeworfenen: „vous ferez tout cela“ auf den Kirch-Göritzer Doktor abgewälzt. „Was dem Ziebinger Grafen recht iſt, iſt der Guſer Gräfin billig.“ Er hatte gehorchen müſſen und auch gern gehorcht, aber doch in Bangen. Und dieſes Bangen war nur allzu gerechtfertigt. Ueberſah er die Situation, ſo war er eigentlich nur ſeiner ſelbſt ſicher, und auch das kaum. Hundert Fragen drängten auf ihn ein. Wie würde, um nur eine der nächſtliegenden und wichtigſten zu nennen, das Streichinſtrument- und Flötenquintett beſtehen, das, die muſikaliſchen Kräfte von Selow und Kirch-Göritz zuſammenfaſſend, der Leitung des jungen Guſer Kantors, eines nach Tante Amelies Meinung verkannten muſikaliſchen Genies, anvertraut worden war? Würde Kathinka, wirklicher Deklamation zu geſchweigen, die Prolog-Ottaverime auch nur fehlerfrei und ohne Anſtoß ſprechen können? Würde Alceſte die ganze Vorſtellung nicht zu ſehr als Bagatelle behandeln? War Verlaß auf die Dienerſchaften, Männlein wie

Weiblein, die mit Dekorationswechſel, Bereithaltung einiger Requiſiten, endlich auch mit dem Zurückziehen und Wiederfallenlaſſen der Gardine betraut worden waren? Denn das Guſer Theater hatte noch ſtatt eines rouleauxartigen Vorhanges den von links und rechts her zuſammenfallenden Teppich. Mehr als einmal ſchoß dem Doktor das Blut zu Kopf und weckte die Luſt in ihm, in dieſer zwölften Stunde noch mit einem Demiſſionsgeſuch vor die Gräfin zu treten; aber im ſelben Augenblicke die Unmöglichkeit ſolchen Schrittes einſehend, richtete er ſich an dem Satze auf, der in ähnlichen Lagen ſchon ſo oft geholfen hat: „Nur erſt anfangen". Uebrigens erwuchs ihm, als die Noth am größten war, eine weſentliche Hilfe aus dem plötzlichen Erſcheinen der kleinen Eve. Dieſe hatte ſich ihm kaum zur Verfügung geſtellt, als auch ſchon ein beſſerer Geiſt in die Dienerſchaften fuhr, die guten Grund hatten, es mit dem erklärten Liebling der Gräfin nicht zu verderben.

So kam neun Uhr; ſchon eine Stunde vorher waren Mademoiſelle Alceſte und Kathinka aus dem Salon abgerufen worden. Jetzt trat Eve an ihre Herrin heran, um ihr zuzuflüſtern, daß alles bereit ſei. Die Gräfin erhob ſich ſofort, reichte Droſſelſtein den Arm und ſchritt durch das Eßzimmer in den dahinter gelegenen Theaterſaal, der ſich, ziemlich genau halbirt, in eine Bühne und einen Zuſchauerraum theilte. In letzterem herrſchte eine nur mäßige Helle, um die Geſtalten auf der Bühne in deſto ſchärferer Beleuchtung erſcheinen zu laſſen. Etwa zwanzig Seſſel waren in zwei Reihen geſtellt, in Front derſelben fünf hochlehnige Stühle für die Muſik, in deren Mitte, den Blick auf den Vorhang gerichtet und eine Notenrolle in der Hand, der als Kapellmeiſter funktionirende Guſer Kantor ſtand, Herr Nippler mit Namen. Auf den Polſterſeſſeln lagen Theaterzettel, die auf Veranlaſſung Faulſtichs bei dem Buchbinder und Fibelverleger P. Nottebohm in Kirch-Göritz gedruckt worden waren, und jetzt, nachdem alles Platz genommen hatte, ſofort einem eifrigen Studium unterzogen wurden. Der Zettel lautete:

Théâtre du Château de Guse.
Jeudi le 31 Décembre 1812.
La représentation commencera à 9 heures.

1. Ouverture exécutée sous la direction de M. Nippler, chantre de Guse, par 3 violons, 1 flûte et 1 basse.
2. Prologue. (Melpomène.)
3. Début de Mademoiselle Alceste Bonnivant.
   Scènes diverses, prises de Guillaume Tell. Tragédie en cinq actes par Lemierre.
   a. Cléofé, épouse de Tell, s'adressant à son mari:
   Pourquoi donc affecter avec moi ce mystère,
   Et te cacher de moi comme d'une étrangère?
   b. Cléofé, s'adressant à la Garde de Gesler:
   Je veux voir mon époux, vous m'arrêtez en vain etc.
   c. Cléofé, s'adressant à Gesler:
   Quoi, Gesler! quand j'amène un fils en ta présence etc.
   d. Cléofé, s'adressant à Walther Fürst:
   C'était-là le moment de soulever la Suisse.
   Tu l'as perdu!
4. Finale composé pour 2 violons et 1 flûte par M. Nippler.

Le Sous-Directeur Dr. Faulstich.

Imprimé par P. Nottebohm,
relieur, libraire et éditeur à Kirch-Goeritz.

Die Mehrzahl der Anweſenden war mit dem Studium des Zettels noch nicht bis zur Hälfte gediehen, als das Zeichen mit der Klingel gegeben wurde. Nippler klopfte mit der ſteifen Papierrolle auf das Podium, und ſofort begannen die Violinen ihr Werk; jetzt fiel die Flöte ein, während von Zeit zu Zeit des „Baſſes Grundgewalt“ dazwiſchen brummte. Nun war es zu Ende, Rippler trocknete ſich die Stirn, und die Gardine öffnete ſich. Melpomene ſtand da.

Ein „Ah!“ ging durch die ganze Verſammlung, ſo von Herzen, daß auch einer zaghafteren Natur, als der Kathinkas, der Muth des Sprechens hätte kommen müſſen.

Ehe ſie begann, fragte Rutze leiſe den neben ihm ſitzenden Baron Pehlemann: „Was ſtellt ſie vor?“

„Melpomene.“

„Aber hier ſteht ja Prolog.“

„Das iſt ein und daſſelbe.“

„Ah, ich verſtehe,“ flüſterte Rutze mit einem Geſichtsausdruck, der über die Wahrheit ſeiner Verſicherung die gegründetſten Zweifel erlaubte.

Kathinka trat einen Schritt vor. Sie trug ein weißes Gewand, an dem ſich die Drapirungskunſt Demoiſelle Alceſtens glänzend bewährt hatte, und ſtemmte ein hohes grüneingebundenes Notenbuch — auf deſſen beide Deckel eine Abſchrift der zu ſprechenden Strophen aufgeklebt worden war — mit ihrer Linken gegen die Hüfte. Die Rechte führte den Griffel. So ſah ſie einer Klio ähnlicher als einer Melpomene. Ruhig, als ob die Bretter ihre Heimat wären, das Auge abwechſelnd auf die Verſammlung und dann wieder auf das aushelfende Notenbuch gerichtet, ſprach ſie:

Ihr kennt mich! Einſt ein Götterkind der Griechen,
Irr' ich vertrieben jetzt von Land zu Land,
Und Unkraut nur und Moos und Epheu kriechen
Hin über Trümmer, wo mein Tempel ſtand;
Ach oft in Sehnſucht droh' ich hinzuſiechen
Nach einem dauernd-heimatlichen Strand —
Raſtſtätten nur noch hat die flücht'ge Muſe,
Der liebſten eine hier, hier in Schloß Guſe.

Und fragt ihr nach dem Looſe meiner Schweſtern?
Die meiſten bangen um ihr täglich Brot,
Thalia ſpielt in Schenken und in Neſtern
Und gar Terpſichore, ſie tanzt ſich todt;
So ſchritt ich einſam, als ſich mir ſeit geſtern
In meinem Liebling der Gefährte bot,
Ihr kennt ihn, und herzu zu dieſem Feſte
Bring' ich das beſte was ich hab': Alceſte.

Hier unterbrach ſie ſich einen Augenblick, wandte mit vieler Unbefangenheit das Notenbuch um, ſo daß der Rückdeckel, auf dem die Schlußſtrophe ſtand, nach oben kam, und fuhr dann fort:

Sie wünſcht euch zu gefallen. Ob's gelinget,
Entſcheidet ihr; die Huld macht ſtark und ſchwach;
Und wenn ihr Wort euch fremd im Ohre klinget,
Dem Fremden eben gönnt ein gaſtlich Dach.
Empfanget ſie, als ob ihr mich empfinget,
Ihr Bitzewitze, Droſſelſtein und Krach,
Mein Sendling iſt ſie, wollt ihm Beifall ſpenden,
„Ich habe keinen zweiten zu verſenden."

Die Gardine fiel. Lebhafter Beifall wurde laut, am lauteſten von Seiten Rutzes, der einmal über das andere verſicherte, daß er nun völlig klar ſehe und Faulſtich bewundere, der dies wieder ſo fein eingefädelt habe. Der einzige, der bei dem kleinen Triumphe Kathinkas in Schweigen verharrte, war Lewin. Die Sicherheit, mit der ſie die nur flüchtig gelernten Strophen vorgetragen hatte, hatte ihn inmitten ſeiner Bewunderung auch wieder bedrückt. „Sie kann alles, was ſie will," ſagte er zu ſich ſelbſt; „wird ſie immer wollen, was ſie ſoll?"

In dem Reichbeanlagten ihrer Natur, in dem Uebermuth, der ihr daraus erwuchs, empfand er in ſchmerzlicher Vorausahnung, was ſie früher oder ſpäter von einander ſcheiden würde.

Die Pauſe war um, die Violinen intonirten leiſe, nur um anzudeuten, daß die nächſte Nummer im Anzuge ſei. Aller Blicke richteten ſich auf den Zettel: „Scènes prises de Guillaume Tell. Erſte Scene: Cléofé, épouse de Tell, s'adressant à son mari." Im ſelben Augenblicke öffnete ſich die Gardine. Eine Hintergrundsdekoration, die Berg und See darſtellte, hatte ſich jetzt vor den griechiſchen Tempel geſchoben, das Kuhhorn erklang, und dazwiſchen läuteten die Glocken einer Herde. So verändert war die Scene; aber veränderter war das Bild, das innerhalb derſelben erſchien. An die Stelle der jugendlichen Geſtalt in Weiß trat eine alte Dame in Schwarz: Mademoiſelle **Alceſte**, die die Koſtümfrage mit äußerſter Geringſchätzung behandelt und das ſchwarze Seidenkleid (ihr eines und alles) beibehaltend, ſich damit begnügt hatte, durch einen langen Hirtenſtab und einen den Guſeſchen Gewächshäuſern entnommenen Rhododendronſtrauß das Schweizeriſch Nationale, durch ein Barett mit blinkender Agraſſe aber den Stil der großen Tragödie herzuſtellen. Das „Ah!" der Bewunderung, das Kathinka empfangen hatte, blieb ihr gegenüber aus, aber ſie achtete deſſen nicht, aus langer Erfahrung wiſſend, daß der Ausgang entſcheide, und dieſes Ausgangs war ſie ſicher.

Sie ſprach nun, jedes falſche Echauffement vermeidend, erſt die den Gatten um Mittheilung ſeines Geheimniſſes beſchwörenden Worte: „pourquoi donc affecter avec moi ce mystère?" dann in raſcher Reihenfolge die nur kurzen Sentenzen, die ſich abwechſelnd an die Geßlerſchen Knechte, und zuletzt an Geßler ſelbſt richteten. In jedem Worte verrieth ſich die gute Schule, und bei Schluß dieſer dritten Scene durfte ſie ſich ohne Eitelkeit geſtehen, daß ſie „ihr Publikum in der Hand habe".

Aber die vierte Scene: Cléofé s'adressant à Walther Fürst" ſtand noch aus. Tante Amelie, die das Stück in allen ſeinen Einzelheiten kannte, verſprach ſich gerade von dieſen

Zornesalexandrinern einen allerhöchſten Effekt und äußerte ſich eben in dieſem Sinne gegen Droſſelſtein, als die Regiſſeurklingel hinter dem Vorhang den Fortgang des Spieles anzeigte.

Aber wer beſchreibt das Staunen aller, zumeiſt der Gräfin ſelbſt, als jetzt, bei dem ſich Wiederöffnen der Gardine, ſtatt Cléoſés ein verwandtes und doch wiederum weſentlich verändertes Bild auf ſie niederblickte. Was bedeutete dieſe neue Geſtalt? Nur einen Augenblick ſchwebte die Frage. Der Hirtenſtab, der Rhododendronſtrauß, das Barett mit der Agraffe waren abgethan, und ein kurzer Rock mit grünem Kragen, der wenigſtens die obere Hälfte des ſchwarzen Seidenkleides verdeckte, ließ keinen Zweifel darüber, daß die trotzig auf dem Felſen ſtehende Jägergeſtalt niemand geringeres ſein ſollte als Wilhelm Tell ſelbſt. Mit der Spitze ſeiner Armbruſt wies er auf den eben getroffenen Geßler. Und in deutſcher Sprache, verwunderlich, aber nicht ſtörend accentuirt, ſprach Alceſte, die dieſer von Faulſtich geplanten Ueberraſchung mit großer Bereitwilligkeit zugeſtimmt hatte, die Schlußworte des Dramas, die, hier und dort über das Schweizeriſche hinausgehend, als ein allgemeiner Hymnus auf die Befreiung der Völker gedeutet werden konnten:

Todt der Tyrann! Er ſchändet uns nicht mehr,
Bedrückte Brüder, Freunde, tretet her,
Von ſeinem Schloſſe, das in Flammen ſteht,
Der Feuerſchein wie eine Fahne weht,
Verkündigend: es fiel die Tyrannei,
Geßler iſt todt, und unſer Land iſt frei.

Bei dieſen Worten ſtieg Demoiſelle Alceſte die Felſenſtufen hinunter, und dicht an den Rand des Podiums tretend, fuhr ſie mit gehobener Stimme fort:

Und denkt der Feind an einen Rachezug,
Ihn zu vernichten ſind wir ſtark genug;
Er komme nur, Soldaten ſind wir all',
Es ſchirmt uns unſrer Berge hoher Wall,
Und dringt er doch in unſre tiefſte Schlucht,
Die keinen Ausgang kennt und keine Flucht,
Dann über ihn mit Fels und Block und Stein,
In der Verwirrung wir dann hinterdrein,
Mit Senſ' und Sichel und mit Schwert und Speer:
„Ergib Dich, Feind, Du retteſt Dich nicht mehr!"
So fällt ſein Helmbuſch, ſeines Stolzes Zier,
Denn ſtärker war die Freiheit, waren wir.

Ein Beifallsſturm, der alle Triumphe Kathinkas verſchwinden machte, brach jetzt los, und: „Demoiſelle Alceſte" klang es, erſt gemurmelt, dann immer lauter. Nach Innehaltung der den Applaus ſteigernden Pauſe erſchien die Gerufene, ſich würdevoll verneigend, und da weder für Kränze noch Bouquets geſorgt worden war, trat Tante Amelie ſelbſt an das Podium und reichte ihr zum Zeichen ihres Dankes auf die Bühne hinauf ihre Hand. Gleich darauf intonirte Nippler ein kurzes, von ihm ſelbſt geſetztes Finale, unter deſſen Klängen die Gäſte ſich erhoben, um in den Fronträumen das Souper zu nehmen.

* * *

Hier war inzwiſchen an kleinen Tiſchen gedeckt worden, an denen nun, nach dem baldigen Erſcheinen derer, die die Mühen des Tages recht eigentlich beſtritten hatten, wie Wahl oder Zufall es fügten, Platz genommen wurde. Auch Nippler war geladen worden. Bamme, der eine Vorliebe für Ausnahmegeſtalten hatte, nahm ihn in beſondere Affektion, ihm einmal über das andere verſichernd: „Das ſei doch einmal eine Muſik geweſen. Beſonders die Flöte."

Der Haupttiſch, auf dem ſechs Couverts gelegt waren, ſtand in dem Spiegelzimmer. Hier ſaßen unmittelbar neben der Gräfin, Mademoiſelle Alceſte und Kathinka, den Damen gegenüber aber Droſſelſtein, Berndt und Baron Pehlemann, der auf dem Gebiete franzöſiſcher Literatur nicht ganz ohne Anſprüche war und die Henriade in Ueberſetzung, den Charles Douze ſogar im Original geleſen hatte. Tubal und Lewin, als Anverwandte des Hauſes, machten die Honneurs in dem blauen Salon; einige der Herren hatten ſich in das Billardzimmer zurückgezogen, unter ihnen Medewitz, deſſen etwas fiſtulirende Stimme von Zeit zu Zeit an dem Tiſche der Gräfin hörbar wurde.

Es war dies derſelbe auf vier runden Säulen ruhende Marmortiſch, an dem bei Gelegenheit des Weihnachtsdiners der Kaffee genommen und ſchließlich in Veranlaſſung der alten Streitfrage „Roi Frédéric oder Prince Henri“ eine ziemlich piquirte Debatte zwiſchen dem alten Vitzewitz und ſeiner Schweſter, der Gräfin, geführt worden war. Auch heute ſollte dieſem Tiſch eine geſchwiſterliche Fehde nicht fehlen.

Aber dieſe Fehde ſtand noch in weiter Ferne und war nur der Abſchluß einer ſich lang ausſpinnenden Konverſation, die zunächſt nur das „vollendete Spiel“ Mademoiſelle Alceſtes und erſt nach Erſchöpfung aller erdenkbaren Verbindlichkeiten auch das Stück ſelbſt zum Gegenſtand hatte.

Die Gräfin, die mit vieler Geſchicklichkeit dieſen Uebergang machte, wußte dabei wohl, was ſie that. Sie war die einzige, die die Tragödie geleſen, zugleich auch mit Hilfe einer vorgedruckten Biographie ſich über die Lebensumſtände Lemierres unterrichtet hatte, ſo daß ſie ſich in der angenehmen Lage ſah, den in Sachen franzöſiſcher Literatur mit ihr rivaliſirenden Droſſelſtein in die zweite Stelle herabdrücken und überhaupt nach allen Seiten hin brilliren zu können. Am meiſten vor

Demoiſelle Alceſte ſelbſt, die, als echtes Bühnenkind, ſich mit dem Auswendiglernen ihrer Rolle begnügt, und nicht die geringſte Veranlaſſung gefühlt hatte, ſich in Vor- und Nachwort oder gar in Anmerkungen und literarhiſtoriſche Notizen zu vertiefen.

Es war ein anmuthiges Lebensbild, das die Gräfin, indem ſie Fragen von links und rechts her hervorzulocken wußte, nach und nach vor ihren Zuhörern entrollte, unter denen ſelbſt Berndt, weil es menſchlich ſchöne Züge waren, die zu ihm ſprachen, ein ungeheucheltes Intereſſe zeigte. Lemierre, nach Poetenart, war immer ein halbes Kind geblieben. Anſpruchslos, hatte ſein Leben nur drei Dingen angehört: der Dichtung, der Entbehrung und der Pietät. Er war ſchon ſechszig, als er zu Ruhm kam, aber auch dieſer Ruhm ließ ihn ohne Mittel und Vermögen. Es waren kleine Summen, die die Aufführungen ſeiner Stücke ihm eintrugen; empfing er ſie, ſo machte er ſich auf den Weg nach Villiers le Bel, wo ſeine beinahe achtzigjährige Mutter lebte. Er theilte mit ihr, plauderte ihr ſeine Hoffnungen vor und kehrte dann, wie er den Hinweg zu Fuß gemacht hatte, ſo auch zu Fuß in die Hauptſtadt und an ſeine Arbeit zurück.

Wie ſo viele Tragödienſchreiber war er heiteren Gemüthes und ſeine Scherze, ſeine Anekdoten, ſeine Gelegenheitsverſe belebten die Geſellſchaft. So arm er war, ſo gütig war er; ſelbſt neidlos, weckte er keinen Neid. Ein Nervenleiden, das ihn ſchon monatelang vor ſeinem Tode befallen hatte, ſchloß ihm die Sinne. So ſtarb er im Juli 1793, inmitten der Tage der Schreckensherrſchaft, die er noch erlebt, aber nicht mehr mit Augen geſehen hatte.

So etwa waren im Zuſammenhange die Notizen, die die Gräfin vereinzelt gab. Sie wiegte ſich in dem Bewußtſein ihrer

Ueberlegenheit und wurde deshalb wenig angenehm überraſcht, als Droſſelſtein, den Namen Lemierres einige Male wiederholend, wie wenn er ſich auf etwas Halbvergeſſenes beſinne, mit einem leiſen Anfluge von Sarkasmus ſagte: „Ja, es kann nur Lemierre geweſen ſein; gnädigſte Gräfin entſinnen ſich gewiß des Bonmots, das bei Gelegenheit der zweiten Aufführung des Guillaume Tell gemacht wurde? Ich fand es in den „Anecdotes dramatiques".

Die Miene, mit der Tante Amelie die Frage begleitete, ließ keinen Zweifel über die Antwort, ſo daß Droſſelſtein, um ihr die Verlegenheit eines „Nein" zu erſparen, ohne jede Pauſe fortfuhr: „Schon bei dieſer zweiten Aufführung, trotzdem das Stück enthuſiaſtiſch aufgenommen worden war, war das Theater leer und nur etwa hundert Schweizer hatten ſich aus Patriotismus eingefunden. Einer von den anweſenden Franzoſen bemerkte dieſe ſeltſame Zuſammenſetzung des Publikums und flüſterte ſeinem Nachbar zu: „ſonſt heißt es: kein Geld, keine Schweizer; hier würd' es heißen müſſen: keine Schweizer, kein Geld."

Die Gräfin war ſelbſt witzig genug, um unter dem Einfluß einer gut pointirten Wendung ihrer Verſtimmung Herr zu werden, und bald wieder auf dem Vollklang Lemierreſcher Tragödientitel, auf „Idomeneus" und „Artaxerxes" ſich wiegend, ſteigerte ſie ſich in ihrem Enthuſiasmus bis zu der Behauptung, daß ſich die Ueberlegenheit des franzöſiſchen Geiſtes in nichts ſo ſehr ausſpräche als in der Thatſache, daß ſelbſt Erſcheinungen zweiten Ranges dem überlegen ſeien, was innerhalb der deutſchen Literatur als erſten Ranges angeſehen würde.

Berndt, der ahnen mochte, auf was die Gräfin hinauswollte, horchte auf und bemerkte ruhig: „könnteſt Du Beiſpiele geben?"

„Gewiß; und ich nehme das, das uns am bequemſten liegt, eben dieſen Guillaume Tell, dem wir mit Hilfe unſeres verehrten Gaſtes,“ und hierbei machte ſie eine verbindliche Handbewegung gegen Mademoiſelle Alceſte, „eine ſo ſchöne Stunde verdanken. Lemierre n'est qu'un auteur de second rang. Aber wie überlegen iſt ſein Guillaume Tell dem Wilhelm Tell des Herrn Schiller, ein Stück, in dem mehr Perſonen auftreten, als die vier Waldſtätte Einwohner haben. Und dazu ein beſtändiger Sceenenwechſel; ein Lied wird geſungen, und ein Mondregenbogen ſpannt ſich aus; alles opernhaft. Zuletzt erſcheint Geßler zu Pferde....“

„... Und der Souffleur geräth in Gefahr, wie Max Piccolomini unterm Hufſchlag zu Grunde zu gehen. Nicht wahr, Schweſter?“

„Ich acceptire Deine Worte und überhöre den Spott, der ſich nach Deiner Art mehr gegen mich als gegen den Dichter richtet. Er kann übrigens meiner Zuſtimmung entbehren; der Weimaraner Herzog hat ihn nobilitirt.“

„Das hat er. Haſt Du denn aber je den Schillerſchen Tell mit Aufmerkſamkeit geleſen?“

„Ich hab' es wenigſtens verſucht.“

„Da biſt Du mir in unſerem Streit um einen Pas voraus, denn ich darf mich meinerſeits nicht rühmen, auch nur einen Verſuch zur Lektüre Lemierres gemacht zu haben. Aber eines iſt ſicher, er kam und ging. Sie mögen ihm, was ich nicht weiß, einen Sitz in der Akademie gegeben, ihm Kränze geflochten, ihm in irgend einem Ehrenſaal ein Bild oder eine Büſte errichtet haben, es bleibt doch beſtehen, was ich ſagte: er kam und ging. Er hat keine Spur hinterlaſſen.“

„Und doch folgten wir vor einer Stunde erſt eben dieſen Spuren und waren hingeriſſen durch die Schönheit ſeiner Worte.“

„Seiner Worte, ja; aber nicht durch mehr. Er mag das Herz ſeiner Nation berührt haben, aber er hat es nicht getroffen. Nach ſolchen Balſam- und Troſtesworten, wie ſie der Schillerſche Tell hat:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Greift er getroſten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,

wirſt Du den Tell Deines Lemierre, deſſen bin ich ſicher, vergeblich durchſuchen. Ich wüßte ſonſt davon. Dieſer „Herr Schiller“, wie Du ihn nennſt, iſt eben kein Tabulaturdichter, er iſt der Dichter ſeines Volkes, doppelt jetzt, wo dies arme niedergetretene Volk nach Erlöſung ringt. Aber verzeih, Schweſter, Du weißt nichts von Volk und Vaterland, Du kennſt nur Hof und Geſellſchaft, und Dein Herz, wenn Du Dich recht befragſt, iſt bei dem Feinde.“

„Nicht bei dem Feinde, aber bei dem, was er vor uns voraus hat.“

„Und das iſt in Deinen Augen nicht mehr und nicht weniger als alles. Ich ſehe ſeine Vorzüge, wie Du ſie ſiehſt, aber das iſt der Unterſchied zwiſchen Dir und mir, daß Du von keiner Ausnahme wiſſen willſt und der im ganzen zugeſtandenen Ueberlegenheit auch in jedem Einzelfalle zu begegnen glaubſt. Erinnere Dich, es gibt Fruchtbäume, die nur ſpärlich tragen; vielleicht iſt Deutſchland ein ſolcher. Und wenn denn durchaus geſcholten werden ſoll, ſo ſchilt den Baum, aber nicht die einzelne Frucht. Dieſe pflegt um ſo ſchöner zu ſein, je ſeltener ſie iſt. Und eine ſolche ſeltene Frucht iſt unſer Tell.“

Während dieſes Streites hatte ſich aus dem Salon und dem Billardzimmer her ein raſch wachſender Kreis von Zuhörern um Vitzewitz gebildet, welcher, erſt als er ſchwieg, das Peinliche der Situation empfand; nicht ſeiner ihn ſtets herausfordernden Schweſter, wohl aber Mademoiſelle Alceſte gegenüber. Er trat deshalb auf dieſe zu, küßte ihr die Hand und ſagte: „Pardon, Madame, wenn ich durch eines meiner Worte Sie verletzt haben ſollte. Ich fühle, was wir einem fremden Gaſte, aber zugleich auch, was wir unſerem Vaterlande ſchuldig ſind. Sie ſind Franzöſin; ich frage Sie, was Sie an irgend einer Stelle Frankreichs bei Unterordnung Ihres Corneille unter einen fremden Poeten zweiten Ranges empfunden haben würden! Ich täuſche mich nicht in Ihnen, Sie hätten geſprochen nach Ihrem Herzen, nicht nach der Forderung geſellſchaftlicher Convention. Madame, ich rechne auf Ihre Verzeihung."

Mademoiſelle Alceſte erhob ſich mit einer Würde, als ob ihr mindeſtens eine Corneilleſcene zu ſpielen auferlegt worden ſei und ſagte: „Monsieur le baron, vous avez raison, et je suis heureuse de faire la connaissance d'un vrai gentilhomme. J'aime beaucoup la France, mais j'aime plus les hommes de bon coeur partout où je les trouve." Dann, ſich reſpektvoll vor der Gräfin verneigend, fuhr ſie gegen dieſe gewandt fort: „Mille pardons, Madame la Comtesse, mais, sans doute, vous vous rappelez la maxime favorite de notre cher prince: la vérité c'est la meilleure politique."

Die Gräfin reichte der alten Franzöſin die Hand und lächelte gezwungen. Den Blick des Bruders vermied ſie. Sie konnte Scenen wie dieſe vergeſſen, aber nicht ſogleich. Der Augenblick behauptete ſein Recht über ſie. —

Es war elf Uhr vorüber. Das Geſpräch, das ſchon zu lange literariſch geführt worden war, wandte ſich jetzt den alleräußerlichſten Erörterungen zu und drehte ſich um die Frage:

wann der Wagen oder Schlitten vorfahren, wer aufbrechen oder bleiben ſolle? Gegen Tubals und Kathinkas Abreiſe wurde ſeitens der Gräfin ein entſchiedenes Veto eingelegt, dem ſich die Geſchwiſter unſchwer fügten. Sie willigten ein zu bleiben, mit ihnen Dr. Faulſtich und Mademoiſelle Alceſte. Kathinka verließ gleich darauf das Zimmer, angeblich um ihren Koffer- und Etuiſchlüſſel an Eva zu geben, in Wahrheit um mit dieſer zu plaudern. Denn ſie war auch darin ganz Dame von Welt, daß ihr Kammermädchengeſchwätz ſehr viel und Profeſſorenunterſuchung ſehr wenig bedeutete.

In immer flüchtiger werdenden Fragen und Antworten ſetzte ſich mittlerweile die Konverſation fort, in die ſelbſt einige Bammeſche Draſtika kein rechtes Leben mehr bringen konnten. Endlich ſchlug es zwölf; Berndt öffnete eines der Flügelfenſter, um das alte Jahr hinaus, das neue herein zu laſſen und rief, während die friſche Luft einſtrömte:

„Ich grüße dich, neues Jahr; oft hab' ich dich kommen ſehen, aber nie wie zu dieſer Stunde. Es überrieſelt mich ſüß und ſchmerzlich, und ich weiß nicht, ob es Hoffen iſt oder Bangen. Wir haben nicht Wünſche, wir haben nur einen Wunſch: ſeien wir frei, wenn du wieder ſcheideſt!"

Die Gläſer klangen zuſammen, auch das Mademoiſelle Alceſtes. Sie theilte ihre patriotiſchen Empfindungen zwiſchen Ancien Régime und Republik; gegen den Kaiſer, der ihr ein Fremder, ein Korſe war, unterhielt ſie einen ehrlichen Haß. So war denn nichts in ihrem Herzen, das dem unglücklichen Lande, in dem ſie ſo viele glückliche Jahre gelebt hatte, die Rückkehr zu Freiheit und Machtſtellung hätte mißgönnen können.

Die Aufregung, die der kurze Toaſt geweckt hatte, dauerte noch fort, als Kathinka wieder in den Saal trat.

„Wir haben Blei gegoſſen," ſagte ſie lachend und legte einen blanken Klumpen, auf dem eine Moosguirlande ſichtbar war, vor die Tante nieder. „Eva meint, daß es ein Brautkranz ſei.“

Alle waren einig, daß Eva richtig geſehen und ſehr wahrſcheinlich noch richtiger prophezeit habe. So ging das gegoſſene Blei von Hand zu Hand. Es kam zuletzt auch an Lewin, auf den es bei ſeiner Befangenheit in abergläubiſchen Anſchauungen einen Eindruck machte, daß der Kranz nicht geſchloſſen war.

Die Diener traten ein, um zu melden, daß die Wagen und Schlitten warteten. Berndt empfahl ſich zuerſt; dann folgten die anderen Gäſte, meiſt paarweiſe oder mehr. Mit Droſſelſtein war der Lebuſiſche Landrath; ſie hatten denſelben Weg.

Nur Lewin fuhr allein. Aus den erſten Dörfern ſcholl ihm noch Muſik entgegen; dazwiſchen Schüſſe, die das neue Jahr begrüßten. Dann wurd' es ſtill und nur das Bellen eines Hundes klang von Zeit zu Zeit aus der Ferne her. Sein Schlitten ſchaufelte, wo die Fahrſtraße ſchlecht war, nach rechts und links hin den Schnee zuſammen; er ſelber aber hing träumeriſch den Bildern dieſes Tages nach.

Auf dem Polſterſitze ſaß wieder Kathinka; „nun iſt es Zeit, Lewin, an unſere Lektion zu denken,“ und er beugte ſich vor, daß ihre Wangen einander berührten und begann ihr die Verſe vorzuſprechen. Dann ſah er ſie auf der Bühne ſtehen, ruhig, ihres Erfolges ſicher, und es war ihm, als vernähme er den Wohllaut ihrer Stimme. „Wie ſchön ſie war!“ Ein leidenſchaftliches Verlangen ergriff ihn, ihr zu Füßen zu ſtürzen und ihr ſeine Liebe, die ſie verſpottete, weil er nicht den Muth eines Geſtändniſſes hatte, unter tauſend Schwüren und Küſſen zu bekennen; aber er ſchüttelte den Kopf, denn er fühlte wohl, daß es umſonſt ſei und daß er ſie nie beſitzen werde.

Die Sterne flimmerten immer heller; er ſah hinauf, und in ſeiner Seele klangen plötzlich wieder die Worte jener Bohlsdorfer Grabſteininſchrift: „Und kann auf Sternen gehen.“

Da fiel alles Verlangen von ihm ab. Er ſah noch das Bild Kathinkas, aber es verdämmerte mehr und mehr, und der Friede des Gemüthes kam über ihn, als er jetzt einſam über die breite Schneefläche des Bruches hinflog.

Ende des zweiten Bandes.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
I. Schloß Guſe 1
II. Tante Amelie 7
III. Allerlei Freunde 18
IV. Vor Tiſch 34
V. Le diner 43
VI. Nullum vinum nisi hungaricum 53
VII. Nach Tiſch 57
VIII. Chez soi 68
IX. Untreuer Liebling 75
X. Kirch-Göritz 81
XI. Doktor Faulſtich 90
XII. Helpt mi! 100
XIII. In der Amts- und Gerichtsſtube 107
XIV. Es geſchieht etwas 120
XV. Die Suche 132
XVI. Von Kajarnak, dem Grönländer 160
XVII. Ein Rabenneſt 170
XVIII. Othegraven 185
XIX. Sylveſter in Guſe 193

Romane

aus dem
Verlage von Wilhelm Hertz (Beſſerſche Buchhandlung)
in Berlin N.W., Marienſtraße 10.

Kinder der Welt.

Roman in ſechs Büchern
von
Paul Heyſe.
3 Bände. 6. Auflage. geheftet 15 ℳ, gebunden 18 ℳ

Im Paradieſe.

Roman in ſieben Büchern
von
Paul Heyſe.
3 Bände. 4. Abdruck. geheftet 15 ℳ, gebunden 18 ℳ

Unüberwindliche Mächte.

Ein Roman
von
Herman Grimm.
2 Bände. 2. Auflage. geheftet 10 ℳ 50 ₰.

Peregretta.

Ein Roman
von
Hans Hopfen.
geheftet 4 ℳ 50 ₰.

Das Buchſtabirbuch der Leidenſchaft.

Roman
von
Otto Roquette.
2 Bände. geheftet 8 ℳ

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vor dem Sturm.

Roman

aus dem Winter 1812 auf 13

von

Theodor Fontane.

Dritter Band.

Alt-Berlin.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1878.

Dritter Band.

Alt-Berlin.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehal

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I.

Im Johanniter-Palais.

Der alte Vitzewitz war bald nach ſechs Uhr früh in Berlin eingetroffen und in der Burgſtraße, nur hundert Schritt von der Langenbrücke, in dem dazumal angeſehenen Gaſthofe „zum König von Portugal“ abgeſtiegen. Er gab einige Weiſungen an Kriſt, die ſich auf den „Grünen Baum“, wo wie herkömmlich das Geſpann untergebracht werden ſollte, bezogen und beſchloß dann, in zwei Stunden Morgenſchlaf alles was er in der Nacht verſäumt haben mochte nachzuholen. Viel war es nicht, denn er gehörte zu den Glücklichen, denen, wenn die Müdigkeit kommt, Bett oder Brett daſſelbe gilt.

Um neun Uhr, er hatte die zwei Stunden pünktlich gehalten, ſaß er friſch bei ſeinem Frühſtück. Die Stutzuhr tickte, das Feuer im Ofen praſſelte, die Eisblumen ſchmolzen, alles athmete Behagen; Berndt trat an das Fenſter und ſah geradeaus über den Fluß hin, auf die gothiſchen, im hellen Morgenſchein erglänzenden Giebel des hier noch mittelalterlich gebliebenen Schloſſes.

„Das kann nicht über Nacht verſchwinden,“ ſprach er vor ſich hin, und begann dann, aus der Fenſterniſche zurücktretend, ſich mit militäriſcher Raſchheit anzukleiden. Er wählte ſtatt ſeiner neumärkiſchen Dragoneruniform, die ſich für die Mehrzahl der Viſiten, die er vorhatte, wohl am beſten geeignet hätte, den rothen Frackrock der kurbrandenburgiſchen Ritterſchaft und war eben mit ſeiner Toilette fertig, als ein eintretender Diener meldete, daß Geheimrath von Ladalinski vorgefahren ſei. Berndt nahm Hut und Handſchuh, drehte den Schlüſſel im Schloß und ſaß eine Minute ſpäter an der Seite des Geheimraths, mit dem er ſich brieflich zu gemeinſchaftlicher Abmachung einiger Neujahrsgratulationen verabredet hatte.

Der Geheimrath war in Gala. Sie begrüßten ſich herzlich, verzichteten aber auf ein eigentliches Geſpräch, da der ihnen zunächſt liegende Zweck ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Nur die Namen einzelner Miniſter und Geſandten wurden genannt, bei denen Karten abzugeben waren, bis endlich der Wagen auf die Rampe des an der Ecke des Wilhelmsplatzes gelegenen Johanniterordens-Palais rollte.

In dieſem Palais wohnte der Herrenmeiſter des Ordens, der alte Prinz Ferdinand, zu dem Geheimrath von Ladalinski ſeit einer Reihe von Jahren beinahe freundſchaftliche Beziehungen unterhielt, während Berndt von Vitzewitz, der ihn nur oberflächlich kannte, lediglich den Bruder Friedrichs des Großen in ihm verehrte. Hierin begegneten ſich damals viele Herzen, und dem zweiundachtzigjährigen Prinzen wurden Huldigungen zu Theil, die bis dahin ſeinem langen und immerhin ereignißreichen Leben verſagt geblieben waren. Er hatte die „große Zeit" mit geſehen und mit durchgekämpft; das gab ihm in dieſen Tagen der Erniedrigung ein Anſehen über ſeine ſonſtige Bedeutung hinaus und manche Hoffnung richtete ſich an ihm auf. Auch konnt' es nicht ausbleiben, daß ihm der Heldentod ſeines älteſten Sohnes zu Dank und Mitruhm angerechnet wurde. Dieſer älteſte Sohn war der in Liedern vielgefeierte

Prinz Louis, der, die hereinbrechende Kataſtrophe vorausſehend, am Tage vor der Jenaer Schlacht bei Saalfeld gefallen war.

Der alte Prinz, als ihm die beiden Herren gemeldet wurden, war bereit dieſelben zu empfangen und ließ ſie bitten, ihn in ſeinem Arbeitszimmer erwarten zu wollen. Als ſie daſſelbe betraten, wurden die Rollen zwiſchen ihnen dahin vertheilt, daß Berndt ſoweit wie möglich die Konverſation führen, der Geheimrath aber nur gelegentlich ſekundiren ſolle.

Das prinzliche Arbeitszimmer ſchloß die Front des Hauſes nach links hin ab und ſah mit zweien ſeiner Fenſter bereits auf die Wilhelmsſtraße. Es war von größerer Behaglichkeit, als ſonſt prinzliche Zimmer zu ſein pflegen. Dicke türkiſche Teppiche, halbzugezogene Damaſtgardinen, Portièren und Lambrequins verliehen dem nicht großen Raume das, was er bei vier Fenſtern und zwei Thüren eigentlich nicht haben konnte: Ruhe und Geſchloſſenheit, und das Feuer im Kamin, indem es zugleich Licht und Wärme ausſtrömte, ſteigerte den wohligen und anheimelnden Eindruck. An den Fenſterpfeilern befanden ſich niedrige Bücherſchränke und Etagèren, ſo daß Raum blieb für Büſten und Bilder, darunter als beſtes ein Landſchaftsbild mit Architektur, Schloß Friedrichsfelde, den Sommeraufenthalt des Prinzen darſtellend. Sein eigenes lebensgroßes Porträt, von der Hand Graffs, hing über dem Kamin. Daneben zog ſich ein breites Sopha ohne Lehne bis an die nächſte Thüreinfaſſung, während ein runder, mit einer alabaſternen Blumenſchale geſchmückter Tiſch in den durch das Sopha gebildeten rechten Winkel hineingeſchoben war.

Berndt, der ſich zum erſten Male an dieſer Stelle ſah, hatte ſeine Muſterung kaum geſchloſſen, als der Prinz, die Portière der zu ſeinem Schlafzimmer führenden Thüre zurückſchlagend, früher eintrat als erwartet war, und die Verbeugung beider Herren mit freundlichem Gruß erwidernd, durch eine Handbewegung ſie aufforderte, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er ſelber ſtellte ſich mit dem Rücken gegen den Kamin, die Hände nach hinten zu gefaltet und erſichtlich bemüht, ſo viel Wärme wie möglich mit ihnen einzufangen. In dieſem Bedürfniß verrieth ſich ſein hohes Alter; ſonſt ließ weder ſeine Haltung noch der Ausdruck ſeines Kopfes einen Zweiundachtziger vermuthen. Berndt erkannte gleich das Eigenthümliche dieſes Kopfes, das ihm in einer ſeltſamen Miſchung von Anſpruchsloſigkeit und Selbſtbewußtſein zu liegen ſchien. Und ſo war es in der That. Von Natur unbedeutend, auch ſein lebelang, zumal an ſeinen Brüdern gemeſſen, ſich dieſer Unbedeutendheit bewußt, durchdrang ihn doch das Gefühl von der hohen Miſſion ſeines Hauſes und gab ihm eine Majeſtät, die, wenn er (was er zu thun liebte) die Stirn runzelte, ſich bis zu dem Ausdruck eines donnernden Jupiters ſteigern konnte. Eine mächtige römiſche Naſe kam ihm dabei zu ſtatten. Wer aber ſchärfer zuſah, dem konnte nicht entgehen, daß er, im Stillen lächelnd, den Donnerer blos tragirte und allen ablehnenden Stolz, den er gelegentlich zeigen zu müſſen glaubte, nur nach Art einer Familienpflicht erfüllte.

„Sie kommen, mir Ihre Glückwünſche zum neuen Jahre auszuſprechen,“ hob er an. „Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit um ſo mehr, je gewiſſer es das Loos des Alters iſt, vergeſſen zu werden. Die Zeitläufte weiſen freilich auf mich hin.“ Er ſchwieg einen Augenblick, und ſetzte dann, einen Gedankengang abſchließend, deſſen erſte Glieder er nicht ausſprach, mit Würde hinzu: „ich wollte, daß ich dem Lande mehr ſein könnte als eine bloße Erinnerung.“

„Eure königliche Hoheit ſind dem Lande ein Vorbild,“ antwortete Ladalinski.

„Ich bezweifle es faſt, mein lieber Geheimrath. Wenn ich meinem Lande je etwas war, ſo war es durch Gehorſam. Nie hab' ich, im Krieg oder Frieden, die Pläne meines Bruders, des Königs, durchkreuzt; ich habe nicht einmal den Wunſch darnach empfunden. Das iſt jetzt anders. Der Gehorſam iſt aus der Welt gegangen, und das Beſſerwiſſen iſt an die Stelle getreten, ſelbſt in der Armee. Ich frage Sie, wäre bei Lebzeiten meines erhabenen Bruders der Austritt von dreihundert Offizieren möglich oder auch nur denkbar geweſen, ein offener Proteſt gegen die Politik ihres Kriegs- und Landesherrn? Ein Geiſt der Unbotmäßigkeit ſpukt in den Köpfen, zu dem ich alles, nur kein Vorbild bin.“ Der alte Vitzewitz, wiewohl er ſicher war, daß der Prinz von ſeinen Plänen nichts wußte, nichts wiſſen konnte, hatte ſich bei dieſen Sätzen, deren jeder einzelne ihn traf, nichtsdeſtoweniger verfärbt.

„Eure königliche Hoheit,“ nahm er das Wort, „wollen zu Gnaden halten, wenn ich die Erſcheinungen dieſer Zeit anders auffaſſe und nach einer anderen Urſache für dieſelben ſuche. Auch der große König hat Widerſpruch erfahren und hingenommen. Wenn ſolcher Widerſpruch ſelten war, ſo war es, weil ſich Fürſt und Volk einig wußten. Und in der bitterſten Noth am einigſten. Jetzt aber iſt ein Bruch da; es fehlt der gleiche Schlag der Herzen, ohne den ſelbſt der große König den opferreichſten aller Kriege nicht geführt haben würde und die Maßregeln unſerer gegenwärtigen Regierung, indem ſie das Urtheil des Volkes mißachten, impfen ihm den Ungehorſam ein. Das Volk widerſtreitet nicht, weil es will, ſondern weil es muß.“

„Ich anerkenne den Widerſtreit der Meinungen. Aber ich ſtelle mich perſönlich auf die Seite der größeren Erfahrung und des beſſeren Wiſſens. Und wo dieſes beſſere Wiſſen zu ſuchen und zu finden iſt, darüber kann kein Zweifel ſein. Sie müſſen der Weisheit meines Großneffen, meines allergnädigſten Königs und Herrn vertrauen."

„Wir vertrauen Seiner Majeſtät ..."

„Aber nicht dem Grafen, ſeinem erſten Miniſter."

„Eure Königliche Hoheit ſprechen es aus."

„Ohne Ihnen zuzuſtimmen; denn, mein lieber Major von Bitzewitz, dieſer Unterſchied zwiſchen dem König und ſeinem erſten Diener iſt unſtatthaft und gegen die preußiſche Tradition. Ich liebe den Grafen von Hardenberg nicht; er hat den Orden, dem ich fünfzig Jahre lang als Herrenmeiſter vorgeſtanden, mit einem Federſtrich aus der Welt geſchafft, er hat unſer Vermögen eingezogen, unſere Komthureien genommen; aber ich habe ſeinen Maßregeln nicht widerſprochen. Ich kenne nur Gehorſam. Wir leben in einem königlichen Lande, und was geſchieht, geſchieht nach dem Willen Seiner Majeſtät."

„Dem Worte nach," antwortete Berndt mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Der Wille des Königs, — wer will jetzt ſagen, wie und wo und was er iſt. Unter dem großen König, Eurer königlichen Hoheit erhabenem Bruder, lag es den Miniſtern ob, den Willen Sr. Majeſtät auszuführen, jetzt liegt es Sr. Majeſtät ob, die Vorſchläge, das heißt den Willen ſeiner Miniſter zu ſanktioniren. Was ſonſt beim Könige lag, liegt jetzt bei ſeinen Räthen; noch entſcheidet der König, aber er entſcheidet nicht mehr nach dem Wirklichen und Thatſächlichen, das er nicht kennt, ſondern nur noch nach dem Bilde, das ihm davon entworfen wird. Er ſieht Freund und Feind, die Welt, die Zuſtände, ſein eigenes Volk durch die Brille ſeiner Miniſter. Der Wille des Königs, wie er aus Erlaſſen und Verordnungen zu uns ſpricht, iſt längſt zu einer bloßen Fiktion geworden."

Der Prinz verrieth kein Zeichen des Unmuths. Er ſchritt einige Male über den Teppich hin; dann wieder ſeinen Platz am Kamin einnehmend, antwortete er mit einem Ausdrucke gewinnender Vertraulichkeit: „Sie verkennen den König, meinen Großneffen, Sie und viele mit Ihnen. Ich darf mich nicht rühmen, in die Pläne Seiner Majeſtät eingeweiht zu ſein; es iſt nicht Sitte der preußiſchen Könige, die Mitglieder des Hauſes, alt oder jung, zu Rathe zu ziehen oder auch nur in den Geſchäftsgang einzuweihen; aber das glaube ich Ihnen auf das beſtimmteſte verſichern zu dürfen: das perſönliche Regiment, von dem Sie glauben, daß es zu Grabe gegangen ſei, iſt um vieles größer, als Sie muthmaßen."

„Eure königliche Hoheit überraſchen mich."

„Ich glaube es wohl; auch mag ich mich in dieſem und jenem irren; aber in einem irre ich mich nicht, und dies eine iſt die Hauptſache. Wie ſollen wir uns zu dem Kaiſer, unſerem hohen Verbündeten ſtellen? Das iſt die Frage, die jetzt alle Gemüther beſchäftigt. Sie glauben, daß es der Miniſter ſei, der zu zögern und hinauszuſchieben und durch Verſprechungen Zeit zu gewinnen trachtet; ich ſage Ihnen, es iſt der König ſelbſt."

„Weil ihm die Dinge derartig vorgelegt werden, daß er zu keinem anderen Entſchluſſe kommen kann."

„Nein, weil er in einer Politik des Abwartens allein das Richtige ſieht. Die Zeit allein wird die Löſung dieſer Wirren bringen. Er iſt durchdrungen von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zuſtände, und mehr als einmal habe ich ihn ſagen hören: „Der Kaiſer iſt ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt." Er hält das Kaiſerthum für eine Seifenblaſe, nichts weiter."

„Aber eine Seifenblaſe von ſolcher Feſtigkeit, daß Staaten und Throne bei der Berührung mit ihr zuſammenſtürzen."

„Ich bin nicht impreſſionirt, das Wort meines Großneffen, trotzdem es meine eigene Meinung ausdrückt, aufrecht zu erhalten. Aber er ſprach auch wohl von einem Gewitter, das ſich austoben müſſe. Und glauben Sie einem alten Manne, der durch faſt drei Menſchenalter hin den Wechſel der Dinge beobachtet hat: es wird ſich austoben."

„Gewiß, Königliche Hoheit, aber nachdem es vorher die höchſten Spitzen getroffen hat."

„Wenn ſich dieſe Spitzen nicht ſo zu ſchützen wiſſen, daß der Strahl an ihnen niedergleitet."

„Durch Bündniß?" Der Prinz nickte.

Berndt aber fuhr fort: „Es mag auch das ſeine Zeit gehabt haben, aber dieſe Zeit iſt um. Ein jeder Tag hat ſeine Pflicht und ſeine Forderung. Der eine fordert Unterwerfung, der andere Bündniß, ein dritter Auflehnung. Ich möchte glauben, königliche Hoheit, der Tag der Auflehnung ſei angebrochen."

„Womit? Wir haben keine Armee."

„Aber wir haben das Volk."

„Der König mißtraut ihm."

„Seiner Kraft?"

„Vielleicht auch der; aber vor allem dem neuen Geiſte, der jetzt in den Köpfen der Menge lebendig iſt."

„Und gerade in dieſem Geiſte liegt das Heil, wenn man ihn zu nutzen und ihm in Klugheit zu vertrauen verſteht."

„Ich widerſpreche nicht; aber dieſer Aufgabe fühlt ſich der König nicht gewachſen, ſie widerſteht ſeiner Natur. Ihm bedeuten viele Köpfe viele Sinne. Erwarten Sie nach dieſer Seite hin nichts von ihm."

„Ich hoffe, daß ihm Zuverſicht kommt und in dieſer Zuverſicht der Glaube an ein gutes und treues Volk, das nichts anderes begehrt als die Gewährung, für ſeinen König ſterben zu dürfen."

Der Prinz, ſeinen Platz abermals wechſelnd, ſchob einen Fauteuil neben das Sopha, nahm, ſich niederlaſſend, Berndts Hand in die ſeine und ſah ihn dabei feſt und freundlich mit ſeinen großen Augen an.

„Ich kenne das Volk; ich habe mit ihm gelebt. In meinen hohen Jahren, wo ſich der Sinn für vieles ſchließt, öffnet er ſich für anderes, und ſo ſage ich, weil ich es weiß, es iſt ein gutes Volk. Ich ſehe es ſo klar, als ob es vor meinem leiblichen Auge ſtünde. Aber der König iſt eingeſchüchtert; er hat viel Schmerzliches erlebt und nicht das Große, das meine jungen Tage geſehen haben. Ich kenne ihn genau. Er ſchließt lieber ein Bündniß mit ſeinem Feinde, vorausgeſetzt daß ihm dieſer Feind in Geſtalt eines Machthabers oder einer geordneten Regierung entgegentritt, als mit ſeinem eignen, in hundert Willen getheilten, aus dem Geleiſe des Gehorſams herausgekommenen Volke. Denn er iſt ganz auf die Ordnung geſtellt. Mit einem einheitlichen Feinde weiß er, woran er iſt, mit einer vielköpfigen Volksmaſſe nie. Heute iſt ſie mit ihm, morgen gegen ihn, und während das ihm zu Häupten ſtehende napoleoniſche Gewitter ihn treffen aber auch ihn ſchonen kann, ſieht er in der entfeſſelten Volksgewalt nur ein anſtürmendes Meer, das, wenn erſt einmal die Dämme durchbrochen ſind, unterſchiedlos alle geſellſchaftliche Ordnung in ſeinen Fluten begräbt. Und die geſellſchaftliche Ordnung gilt ihm mehr als die politiſche. Und darin hat er Recht.“

Eine kurze Pauſe entſtand; der Prinz erhob ſich wieder, ein Zeichen, daß er die Audienz zu ſchließen wünſche. Er reichte beiden Herren die Hand und dankte dem Geheimrath, daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, die nähere Bekanntſchaft eines dem Vaterlande treu ergebenen Mannes zu machen.

„Es iſt hocherfreulich, ſelbſtändigen und beſtimmten Anſichten zu begegnen; aber erſchweren Sie dem leitenden Miniſter nicht ſeine Stellung. Wir werden das Bündniß aufrecht erhalten, bis es ſich von ſelber löſt, und dieſer Zeitpunkt, ſo nicht alle Zeichen trügen, iſt nahe. Der verſinkende Dämon nimmt dann auch die Kette mit, die uns an ihn feſſelte."

„Aber nur, um uns doch und vielleicht für immer in Unfreiheit zurückzulaſſen; wir werden nichts als die Herrſchaft gewechſelt haben. Denn unſer Thun und Laſſen beſtimmt unſer Loos, und andere werden kommen, die dem, der ſo willfährig die Schleppe trug, eine neue Kette ſchmieden."

„Hoffen wir das Gegentheil."

Damit ſchieden ſie. Beide Herren verneigten ſich, der Wagen fuhr wieder auf die Rampe, und der franzöſiſche Doppelpoſten, der vor dem Palais ſtand, machte die Honneurs. „Wie hat Ihnen mein Prinz gefallen?" fragte der Geheimrath.

„Gut; ich fürchte, daß er Recht hat, und daß ich den Widerſtand, den ich in dem Miniſter ſuchte, in dem Könige ſelbſt zu ſuchen habe. Aber auch das erſchüttert mich nicht. Ich habe das Bangen vor dem Volke nicht, und ich wage es mit ihm. Es iſt eine Thorheit, auf die Fehler oder Nachſicht eines Gegners rechnen zu wollen, wenn man die Macht in der Hand hat, ihm die Geſetze vorzuſchreiben. Die Hände in den Schooß legen, heißt ebenſo oft Gott verſuchen, als Gott vertrauen. Aide-toi même et le ciel t'aidera."

Damit bog der Wagen rechts um die Lindenecke und hielt gleich darauf vor dem Gaſthofe „zur Sonne", wo man beſchloſſen hatte, das Dejeuner zu nehmen.

II.

Auf dem Windmühlenberge.

In dem „Wieseckeſchen Saal auf dem Windmühlenberge“, in dem erſt am Abend vorher der große Sylveſterball ſtatt gefunden hatte, waren am Neujahrstage wohl an hundert Stammgäſte mit ihren Frauen und Kindern verſammelt. Alles war wieder an ſeinem alten Platz, und auf derſelben Stelle, wo ſich vor kaum vierundzwanzig Stunden die Paare gedreht hatten, ſtanden jetzt, als ob der Ball nie ſtattgefunden hätte, die grün geſtrichenen, etwas wackeligen Tiſche mit den vier Stühlen drum herum; und zwiſchen den Stühlen und Tiſchen, hin und her und auf und ab, preßte ſich eine Schaar von Verkäufern, die hier ſeit vielen Jahren heimiſch und faſt ein zugehöriger Theil des Lokals geworden waren: alte Mütterchen mit Schaumkringeln und Zimmetbretzeln, primitive Tabuletkrämer, in deren vorgebundenen Käſtchen Stahl und Schwamm, Schwefelſäden und blaue Glasperlen zum Verkaufe lagen, endlich Stelzfüße, die neben den beiden Berliner Zeitungen auch allerhand Flugblätter feilboten. Ueber dem Ganzen lag eine angeſäuerte Weißbierluft, die durch Lichterblak und Tabaksqualm ziemlich beſchwerlich werdend, nur dann und wann ſich auffriſchte, wenn ein Glas dampfenden Punſches vorüber getragen wurde.

An einem dieſer Tiſche, der halb ſchon unter der Muſikempore ſtand, ſaßen vier Berliner Bürger, zwei von ihnen in eifrigem Geſpräch, die beiden andern eben ſo eifrige Zuhörer. Es waren Nachbarn aus der Prenzlauer Straße: der Schornſteinfegermeiſter Rabe, der Bürſtenmacher Stappenbeck, der Poſamentier Niedlich und der Mehl- und Vorkoſthändler Schnökel. Alle vier Männer von vierzig Jahren und drüber, Niedlich und Schnökel in demſelben Hauſe wohnend, nur durch den Flur getrennt.

Rabe war der angeſehenſte unter ihnen und hatte nicht nur das, was die meiſten Schornſteinfegermeiſter zu haben pflegen: gute Haltung, friſchen Teint und weiße Zähne, ſondern auch einen wundervollen Charakterkopf, der jedem Chefpräſidenten Ehre gemacht haben würde. Er wußte das auch und verfuhr darnach, ließ ſich lieber erzählen als daß er ſelber erzählte, und vermied, obſchon er aus einer alten Berliner Familie ſtammte, alle großen Worte. Er war der Droſſelſtein dieſes Kreiſes, das ariſtokratiſche Element, wie denn die Schornſteinfegermeiſter, bei denen das Geſchäft von Vater auf Sohn geht, wirklich eine Art Bürgeradel bilden.

Wenn Rabe der Droſſelſtein dieſes Kreiſes war, ſo war Stappenbeck der Bamme. Niedlich warf ihm vor, daß er den Bürſtenmacher nicht verleugnen könne, und das traf in allen Stücken zu; denn wie ſein Haar, ſo war auch ſeine Manier und Sprechweiſe: die Borſten immer nach oben. Ein echter Berliner. Er ſtand an Anſehen hinter Rabe zurück, war ihm aber an Wiſſen und Witz und ſelbſt an Erfahrung weit überlegen. Er hatte Reiſen gemacht, war um ſeines Geſchäftes willen, das er mit Eifer und Umſicht betrieb, in Polen und Rußland geweſen, und galt ſeit Beginn des Zuges gegen Moskau in allen ruſſiſchen Lokalfragen als unanfechtbare Autorität.

Selbſt Rabe, ohnehin zu vornehm, um lange zu ſtreiten, unterwarf ſich ſeinen Weisheitsſprüchen, die von dem feſten Boden der Landeskenntniß aus allerdings mit Vorliebe in das Politiſch-Militäriſche hinüber ſpielten.

Sein Gegenſatz war Poſamentier Riedlich, ein kleiner artiger Mann, deſſen Redſeligkeit nur durch ſeine Aengſtlichkeit gezügelt wurde. Er trug einen hellgrünen Rock und, weil er an Kopfreißen litt, ein Käpſel von geblümtem Sammetmancheſter mit einer Puſchel daran, „dem Zeichen ſeines Standes", wie Stappenbeck verſicherte. Er konnte, von Geſchäftswegen an ein beſtändiges Hin- und Herhüpfen gewöhnt, nie länger als fünf Minuten ſitzen bleiben, ganz einem Zeiſig ähnlich, der es nicht laſſen kann, die Sproſſen ſeines Bauers auf und ab zu ſpringen. Auf ſeinen mageren Backen brannten zwei ſcharf abgezirkelte rothe Flecke, als ob er hektiſch oder echauffirt ſei; er war aber weder das eine noch das andere.

Den Schluß machte Schnökel. Er war der Baß dieſes kleinen Männerkonzertes, in Stimme wie Figur. Ein großer ſtarker Mann mit kurzem Hals; das Bild des Apoplektikus, ein gründlicher Kenner in Sachen Berliner und Cottbuſer Weißbieres. Er ſchmeckte nicht nur die Sorten, ſondern auch die Lagerungstage heraus, trank, rauchte und ſchwieg. Nur dann und wann, wenn das wiederholte Klopfen mit dem Deckel nicht geholfen hatte, rief er über alle zwiſchenſtehenden Tiſche hinweg mit Stentorſtimme nach einer neuen „Weißen".

Stappenbeck hatte die „Berliniſche Zeitung" unter ſeinem linken Ellbogen. Es war die Nummer vom 26. Dezember, aus der er ſeinen drei Genoſſen eben die Hauptſtellen des darin abgedruckten neunundzwanzigſten Bulletins vorgeleſen hatte. Mit der Rechten fuhr er, ſich aufzufriſchen, in die große Schnupftabaksdoſe, die zwiſchen ihnen mitten auf dem Tiſche ſtand;

Rabe rauchte ſtill, Schnökel in großen Wolken, während Riedlich, ein ausgeſprochener Nichtraucher — der, ſo lange die Vorleſung dauerte, zu Stappenbecks äußerſtem Mißbehagen ein ganzes Dutzend Zuckeroblaten geräuſchvoll zerbrochen und aufgegeſſen hatte — jetzt eine alte Frau heranwinkte, um ſich den Schaumkringeln zuzuwenden.

Die Schilderung des Ueberganges über die Bereſina, womit der in der Zeitung gegebene bloße Auszug des Bulletins abſchloß, hatte, namentlich bei Rabe, neben der patriotiſchen Freude doch auch menſchliche Theilnahme geweckt und es war nicht ohne Bewegung, daß er vor ſich hinſprach:

„Gerichte Gottes! Was wird aus ihm, Stappenbeck? Kann er ſich von dieſem Schnee- und Eisfeldzuge wieder erholen?"

„Wie ſich ein Karpfen erholt, wenn das Eis bis auf den Grund gefroren iſt; er muß ſticken. Ich ſage Dir, Rabe, es is alle mit ihm. Du mußt nicht vergeſſen: erſtens die Gegend und dann den Schnee, und dann das Volk. Ich kenn' es. Das is ja nich ſo wie hier bei uns. Nehmen wir an, Du willſt nach Potsdam; ja, da is erſt der ſchwarze Adler, dann Stimmings, dann Kohlhaſenbrück, un überall was Warmes. Aber nu nimm Rußland. Da marſchirſt Du den ganzen Tag immer grad aus, un wenn Du am Abend einen begegneſt und fragſt ihn: „Wie weit is es noch?" ſo ſagt er: „Fünf Meilen". Aber Du kannſt nicht fragen, denn Du begegneſt keinem."

Rabe nickte. Trotzdem er das Uebertriebene wohl heraus hörte, ſah er doch eben ſo deutlich, daß dieſe Uebertreibung nur das ſcherzhafte Kleid für eine ernſthaft gemeinte Sache war. Riedlich aber ſagte:

„Du vergißt blos eins, lieber Stappenbeck; ſie ſind ja ſchon in Wilna, und von Wilna bis an die Grenze is blos noch neunzig Meilen."

„Blos noch neunzig Meilen," wiederholte Stappenbeck in gedehntem Tone, in dem ſich Aerger und gute Laune die Wage hielten. „Wie weit is es doch bis Alt-Landsberg?"

„Drei Meilen."

„Gut alſo, drei Meilen. Nu ſage mir, Gevatter, denkſt Du noch an den Grünen Donnerstag, es geht jetzt ins dritte Jahr, wo wir die Tour zuſammen machten? Du hatteſt einen warmen Rock an und weite Stiefel; von dem Proviant, den wir mithatten, will ich gar nich reden. Und nu beſinne Dich, wie der Poſamentier Rieblich in den Alt-Landsberger „Blauen Löwen" einrückte! Leugnen is nich, denn ich habe Dir ſelber den Wollfaden durch die Queſen gezogen. Und Du red'ſt von „blos neunzig Meilen".

Schnökel lachte. „Ja neunzig Meilen is eine hübſche Ecke. Aber mit dem Kaiſer, Stappenbeck, is es drum noch lange nich alle. Warum ſoll es auch alle mit ihm ſein? Is er nich heil heraus? Un ſitzt er nich wieder ausgewärmt und ausgefuttert in Paris? Un ſeine Franzoſen, die nich mitgefroren haben, die kenn' ich; die werden ihm bald wieder eine neue Armee machen."

„Nein, Schnökel, das werden ſie nicht," antwortete Stappenbeck, der ſich inzwiſchen auch eine Pfeiſe angezündet und den brennenden Fidibus am Tiſchrand ausgeklopft hatte. Nur ein paar Funken glimmten noch. „Blas an dieſem Fidibus, ſo viel Du willſt, er brennt nich wieder. Ich glaube nich, daß ihm die Franzoſen eine neue Armee machen, und wenn ſie's thun, wer ſoll ſie kommandiren? Da liegt der Haas im Pfeffer. Er iſt ein Deibelskerl, aber er kann doch am Ende nich allens allein beſorgen."

„Das braucht er auch nicht; dazu hat er ſeine Generale," bemerkte Rabe.

„Die hat er eben nich. Vorläufig ſtecken ſie noch mit erfrorenen Zehen in Rußland, und ich ſage Dir, Rabe, das müßte ſchnurrig zugehen, wenn auch nur einer wieder nach Paris käme und ſeinem Empereur vermelden könnte: „Hier bin ich".

„Sollen wir ſie denn alle todt machen?" fragte Nieblich mit einem gemiſchten Ausdruck von Schauder und Schelmerei.

„Nein, Du nicht. Deine reinen Poſamentierhände ſollen ſich nicht mit Marſchallsblut beſudeln. Du kannſt ihnen, denn das haſt Du um Deine Puſchelmütze verdient, meinetwegen die Quaſten und Raupen liefern, wenn ſie erſt wieder hier ſind. Aber, Nieblich, „wenn". Es ſind freilich, wie Du ſagſt, blos neunzig Meilen von Wilna bis Memel, aber ich müßte die Ruſſen ſchlecht kennen, wenn ſie dieſen Spaziergang nicht ausnutzen ſollten. Und zwiſchen Memel und unſrem Prenzlauer Thor liegt auch noch gerade Erde genug, um ein Dutzend Marſchälle und alles, was drum und dran hängt, zu begraben."

„Wer ſoll das thun?" fragte Rabe mit ablehnender Würde. „So was is nich Mode bei uns."

„Kann aber werden," fuhr Stappenbeck fort. „Die Noth lehrt nich blos beten, und die Welt beſteht nich aus lauter Poſamentiers. Ich ſage Dir, Rabe, in Litthauen und Maſuren werden ſie ſchon zufaſſen. Aber wenn ſie auch nicht zufaſſen, wenn ſich keine Hand rührt, der liebe Gott thut es für uns. Sie fallen um wie die Fliegen. Und die paar, die bis hierher kriechen, die müſſen wir irgendwo unterbringen."

„Wo denn?"

„'ne neue franzöſiſche Kolonie; aber hinter Wall und Graben."

„Und wenn ſie der Kaiſer wieder haben will?"

„Dann mag er ſie ſich holen. Aber er wird nich; denn um die Zeit ſind die Ruſſen hier."

„Vielleicht."

„Nein, gewiß. Nimm mir's nicht übel, Rabe, das verſtehe ich beſſer. Wer in Wuth is, der ſteht nicht ſtill. Das is überall ſo. Wenn meine Frau was mit mir hat, und ſie hat mitunter was mit mir, und ich geh' in die andere Stube, weil ich genug habe, was thut ſie? Sie kommt mir nach. Und da geht es weiter. Das iſt, was man die menſchliche Natur nennt. Und der Ruſſe is auch ein Menſch. Erſt recht. Ich ſage Dir, Rabe, der Ruſſe kommt, und der Kaiſer wird nicht kommen. Denn die Franzoſen haben ihn ſatt; und das kannſt Du mir glauben, ſo ſehr viel is auch nie mit ihm los geweſen. Ich hab' es ſchon Anno ſechs geſagt, als er auf ſeiner brandrothen Fuchsſtute hier einritt, mit ſeinem gelben Geſicht und den ſtechenden Augen. „Kinder," ſagt' ich, „es is doch man ein ganz kleiner Kerl; der alte Fritz war auch kleine, aber ſo kleine war er doch noch lange nich." Ich bin nu mal für die Großen. So wie Saldern war oder Möllendorf."

Es ſchien, daß Stappenbeck noch fortfahren wollte, aber ein Krüppel, der mit zurückgebundenen Fußſtummeln von Tiſch zu Tiſch rutſchte, hielt ihm eben ein Blatt entgegen und ſagte: „Das is was für Sie, Herr Stappenbeck; ein Groſchen, aber ich nehm' auch zwei."

Es war ein löſchpapierner Bogen: „Neue Lieder, gedruckt in dieſem Jahr", mit zwei Holzſchnitten, von denen der eine die drei Grazien in einem ovalen Roſenkranze, der andere auf der Rückſeite einen kleinen Amor darſtellte.

Stappenbeck gab dem Krüppel die gewünſchte doppelte Löhnung und ſchlug den Bogen auseinander, in dem er irgend einen franzoſenfeindlichen Reim, wie ſie damals mit Hilfe ſolcher fliegenden Blätter verbreitet wurden, zu finden hoffte. Er überflog die Ueberſchriften: „Aennchen von Tharau", „Friſch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd", „Herr Schmidt, Herr Schmidt", „Das Geſpenſt in Tegel". Er wurde ungeduldig und drehte den Bogen um: „Die Schlacht bei Groß-Aspern", „O, Schill, dein Säbel thut weh"; ſollte der Krüppel dieſe beiden gemeint haben? Aber das waren ja bekannte Sachen. Halt hier, das mußt' es ſein; es hatte keine Ueberſchrift, aber die beiden erſten Zeilen konnten als ſolche gelten.

„Lies," ſagte Rabe, der dem Geſichte Stappenbecks anſah, daß er endlich gefunden hatte, was er ſuchte. Und Stappenbeck las:

Warte
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich ſchon.

Ja der Ruſſ'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß:
Im ganzen Kremmel
Nicht eine Semmel,
Und auf den Hacken
Immer nur Hunger und Koſacken,
Ja der Ruſſ'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß.

Hin iſt der Blitz
Deiner Sonne von Auſterlitz,
Unterm Schnee
Liegen all deine Corps d'Armée.
Warte
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich ſchon.

Die nächſte Folge war, daß der Krüppel wieder herangewinkt wurde; jeder wollte jetzt ſeiner Frau den Spottvers mit nach Hauſe nehmen. Von dem Mitleid, das die Vorleſung des Bulletins begleitet hatte, war nichts mehr übrig, und beſonders Schnökel wiederholte mit wachſendem, von Huſtenanfällen begleiteten Behagen: „Im ganzen Kremmel nicht eine Semmel.“ Ihr Leſen und Lachen war an den umſtehenden Tiſchen bemerkt worden, und ein alter Herr, der freilich nichts weniger als geneigt ausſah, an ihrer Heiterkeit theilzunehmen, und von Rabe als „Herr Klemm“, von Stappenbeck aber mit beſonderer etwas ſpöttiſcher Betonung als „Herr Feldwebel Klemm“ begrüßt wurde, trat an ſie heran. Die Charge, bei der ihn Stappenbeck nannte, erklärte zum Theil das Aparte ſeiner Erſcheinung. Er hielt ſich kerzengerade, hatte das ſpärliche weiße Haar mit einem großen Kamme nach hinten zu zuſammengeſteckt und trug zu ſeinem langen blauen Rock und ſchwefelgelber Weſte, ein Paar Reiterſtiefel, die bis zum Knie hinauf blitzblank geputzt waren. Der hagere Hals ſteckte in einer ſteifen Binde.

„Wollen Sie nich Platz nehmen, Herr Klemm?“ fragte Rabe.

„Haben Sie ſchon geleſen, Herr Feldwebel Klemm?“ fügte Stappenbeck hinzu und überreichte ihm den Bogen, den er mittlerweile derart zuſammengefaltet hatte, daß das Lied, auf das es ihm ankam, obenauf lag.

Klemm dankte und las den Spottvers, während er aus ſeiner holländiſchen Pfeife kleine Wölkchen blies. Er verzog keine Miene, legte, als er geendet, das Blatt wieder auf den Tiſch und ſagte: „Die Polizei, die ſich um vieles kümmert, das ſie nichts angeht, macht die Augen zu, wo ſie ſie aufmachen ſollte. Wohin führt das? Zu Krawall und Auflehnung. Und was iſt das Ende vom Liede? Wir werden ſtatt an der linken Hand an beiden Händen gebunden werden, und an den Füßen dazu.“

Er ſchlug mit den Knöcheln ſeiner rechten Hand auf das vor ihm liegende Blatt und fuhr fort: „Und ſind wir nicht im Bündniß mit dem Kaiſer? Leider zu ſpät; wären wir es immer geweſen, es ſtände beſſer mit uns. Aber der alte Fehler iſt noch wieder zu repariren, gerade jetzt. Geſchieht es, gut; geſchieht es nicht, ertappt er uns wieder auf dem faulen Pferde, ſo ſind wir verloren. Von Treue will ich nicht ſprechen, die Politik braucht nicht treu zu ſein; aber klug, klug, meine Herren.“

„Was jetzt klug iſt, iſt klar,“ ſagte Stappenbeck. „Er hat nur noch Trümmer; der Ruſſe drängt nach, wir von vorn; ſo klatſcht es zuſammen, und wir haben ihn unter der Fliegenklatſche.“

„Fliegenklatſche! Sie machen die Rechnung ohne den Wirth, Herr Bürſtenmacher Stappenbeck. Der Ruſſe wird nicht nachdrängen, glauben Sie mir. Aber wenn er nachdrängt, wenn er über den Niemen geht und über die Weichſel, dann werden Sie freilich ſo was ähnliches haben, aber nicht Fliegenklatſche, ſondern Mauſefalle. Und wer ſteckt drin? Der Ruſſe.“

„Das wäre. Da bin ich doch neugierig,“ ſagte Rabe.

„Bitte, Herr Niedlich, wollen Sie mir ein Stück Kreide geben.“

Niedlich ſprang auf.

„Nein, ich danke Ihnen, ich finde hier noch ein Stück in meiner Taſche.“

Damit ſchob der ſtrategiſche Feldwebel die Gläſer in eine Ecke zuſammen, und zog von oben nach unten einen Strich über den grünen Tiſch hin. „Dieſer dicke Strich alſo,“ hob er an, „iſt die Grenze, rechts Rußland, links Preußen und Polen. Achten Sie darauf, meine Herren, auch Polen. Dieſer Punkt hier links iſt Berlin, und hier zwiſchen Berlin und dem dicken ruſſiſchen Grenzſtrich dieſe zwei kleinen Schlängellinien, das ſind die Oder und die Weichſel. Nun müſſen Sie wiſſen, an der Oder und Weichſel hin, in ſechs großen und kleinen Feſtungen, ſtecken dreißigtauſend Mann Franzoſen und ebenſo viele ſtecken hier unten in Polen in einer ſogenannten Flankenſtellung, halb ſchon im Rücken. Ich wiederhole Ihnen, achten Sie darauf, denn in dieſer Flankenſtellung liegt die Entſcheidung. Jetzt drängt der Ruſſe nach; ſchwach iſt er, denn wenn eine Armee friert, friert die andere auch, und ſchlottrig geht er über die Weichſel. Und nun geſchieht was? Von den Oderfeſtungen her treten ihm dreißigtauſend Mann ausgeruhte Truppen entgegen, von der Flankenſtellung her andere dreißigtauſend Mann, legen ſich ihm vor und ſchneiden ihm die Rückzugslinie ab. Und klapp, da ſitzt er drin. Das iſt, was man eine Mauſefalle nennt. Ich mache mich anheiſchig, Ihnen die Stelle zu zeigen, wo die Falle zuklappt. Hier dieſer Punkt. Es muß Cöslin ſein oder vielleicht Filehne. Ich gehe jede Wette ein, zwiſchen Cöslin und Filehne kapitulirt die ruſſiſche Armee. Wie Mack bei Ulm. Was nicht kapitulirt, iſt todt."

„Und ich glaub' es alles nicht," ſagte Stappenbeck und wiſchte mit dem Aermel ſeines Flauſchrocks die ganze Mauſefalle vom Tiſch weg.

„Ich kann Ihren Glauben nicht zwingen," ſagte Klemm mit einer Miene ruhiger Ueberlegenheit. „Es iſt ein eigen Ding mit der Kriegswiſſenſchaft; Bürſtenmacher können ſie haben —"

„Und Feldwebel —"

„Aber auch nicht," ſchloß Klemm ſeinen Satz.

„Aber auch nicht," wiederholte Stappenbeck.

Schnökel war dieſen Schraubereien mit einem ſchweren aſthmatiſchen Lachen gefolgt; Rabe aber, dem alles, was zu

Zank und Streit führen konnte, zuwider war, erhob ſich und ſagte: „Es iſt Zeit, Ihr Herren, ich gehe; wer kommt mit?“ Alle folgten der Aufforderung, ſteckten die Blätter, die ſie gekauft hatten, zu ſich und ſchritten mit einem kurzen „Guten Abend, Herr Klemm!“ an dieſem vorüber auf die Thür zu. Als ſie dieſe faſt ſchon erreicht hatten, kam ihnen ein gelblicher mittelgroßer Hund nachgeſetzt und ſchoß ängſtlich, weil er ſich vergeſſen glaubte, dem kleinen Niedlich durch die Beine hindurch, ſo daß dieſer nur mit Mühe ſeine Balance hielt. Es war Kratzer, Stappenbecks Spitz, der ſich die ganze Zeit über an allen Tiſchen, wo Kinder ſaßen, mit Kringelfangen beſchäftigt hatte, ein häßliches Thier, ebenſo ſtorr und widerhaarig wie ſein Herr. Jetzt ſprang er an dieſem in die Höhe, winſelte, bellte und jagte, als er draußen im Freien war, kreuz und quer über das Plateau des Windmühlenberges hin, erſichtlich froh, nach dem Geſellſchaftszwang der letzten Stunden ſich wieder austoben zu können.

Die vier Bürger hielten ſich auf dem ziemlich breiten Fußwege, den die zahlreichen Gäſte des Wieſeckeſchen Lokals nach dem Prenzlauer Thore hin in dem dicht liegenden Schnee geſtapft hatten. Rabe, trotzdem es kalt war, bewahrte ſeine diſtinguirte Haltung; die drei anderen aber, die ſich wenig um ihr Ausſehen kümmerten, hatten die Mützen ins Geſicht gezogen und ſich bis an die Ohren hinauf in ihre dicken geſtrickten Shawls gewickelt. Schnökel, der bei Oſtwind nicht ſprechen konnte, blieb etwas zurück; Niedlich hielt Linie mit den beiden andern, aber nur mühſam, da er ein Trippler war.

Das Geſpräch wollte nicht gleich in Gang kommen; endlich begann Rabe, der mehr ausdauernd als ſchnell von Gedanken war:

„Ich glaube doch, Stappenbeck, Du haſt ihn zu deſpektirlich behandelt. Ich hab's mir nämlich überlegt. Erſtens iſt er ein alter Mann, zweitens iſt er ein Soldat, und drittens hat er die Schlacht bei Torgau gewonnen."

„Das hat er," fiel Niedlich ein, der beſtimmt ausgeſprochenen Sätzen eines andern, beſonders aber, wenn ſie von Rabe kamen, gern zuſtimmte.

Stappenbeck blieb ſtehen und pfiff ſeinem Hund. Kratzer kam in großen Sätzen heran, blaffte ein paarmal und jagte dann wieder, als wäre der böſe Feind hinter ihm her, in wildem Zickzack über den in Schnee liegenden Windmühlenberg hin. „Seht," ſagte Stappenbeck, „ſo hat Klemm die Schlacht bei Torgau gewonnen. Immer die Beine in die Hand. Er iſt gelaufen, daß es eine Freude war."

„Aber er ſoll ja doch geſammelt haben," nahm Rabe wieder das Wort. „Ich entſinne mich der Sache ganz genau. Wie heißt Er?" frug ihn der König, als er ihn die zerſtreuten Grenadiere wieder in Reih und Glied bringen ſah. „Klemm, Euer Majeſtät." „Na, das iſt brav, mein lieber Klemm; ich werd' es Ihm nicht vergeſſen." Und dann ritt der König weiter. Ich hab' es ihn ſelber erzählen hören."

„Wen? Den König?"

„Nein, Klemm."

Stappenbeck lachte. „Rabe, Du haſt blos einen Fehler, Du glaubſt alles. Ich kenn' dieſen Patron beſſer. Er iſt nicht einer von den Grenadiers, die bei Torgau geſammelt haben, ſondern einer von denen, die geſammelt worden ſind. Und das mit des alten Fritzen eigenhändigem Krückſtock. „Racker, wollt Ihr denn ewig leben?" An dieſem allergnädigſten Zuruf hat unſer Klemm ſeinen ehrlichen Antheil."

Du kannſt ihn nicht leiden, Stappenbeck, und auf wen Du 'mal eine Pike haſt —"

„Den pik' ich, aber dieſen Feldwebel Klemm noch lange nicht genug. Er iſt ein ſchlechter Kerl durch un durch. Eine Memme, ein Großmaul und ein Schnurrer."

„Ein Schnurrer?" fragte Rabe.

„Ja, ein Schnurrer iſt er," fiel hier Niedlich ein, der raſch erkannt hatte, daß ſich die Partie ſchließlich doch wieder zu Stappenbecks Gunſten entſcheiden werde. „Ein Schnurrer iſt er. Im Sommer ſitzt er auf den Gütern feſt, bei den Bredows und den Rohrs, die ſind gutmüthig; das iſt denn ſo ſeine Weidezeit; un wenn ſo Anfang Dezember geſchlachtet wird, da kommt er ſchon mit langen Neujahrswünſchen, blos damit er ſich wieder in Erinnerung bringt. Er kriegt auch Almoſen. Un was für welche! Ich hab' ihn ſelber die Dukaten putzen ſehen."

„Na, na," ſagte Rabe, „wenn er ein hilfsbedürftiger Mann iſt —"

„Ein Geizhals iſt er un ein Schuft dazu," nahm Stappenbeck, immer mehr ſich ereifernd, wieder das Wort und zog den dicken Shawl, der ihn am Sprechen hinderte, etwas tiefer unter das Kinn. „Ich weiß, was ich ſage; er wohnt bei meiner Frau Bruder im Hauſe; die kennen ihn; er iſt ein Mantelträger, ein Spion."

„Na, na," wiederholte Rabe.

„Und wenn er kein Spion iſt, was ich ihm nicht beweiſen kann, wenn ich es auch feſt und ſicher glaube, ſo iſt er doch eine undankbare Kreatur. Was Niedlich erzählt hat, wie er ſich bei den havelländiſchen Adligen, die ich alle kenne von wegen der Borſten, immer wieder heraus futtert, das war vordem un das war ſeine gute Zeit. Ich meine ſeine ehrliche Zeit. Denn ich bin auch nich ſo, un gönne jedem ſeine Satte ſaure Milch un auch noch was dazu. Aber ſeit Anno 6 kennt unſer Klemm die Havelländiſchen nich mehr. Un auch die andern nicht, wo er ſonſt ſein feldwebliges Einlager hielt. Er hat die Herrſchaft gewechſelt. Das thut kein Hund nich. „Kratzer!“ Seht, da kommt er ſchon wieder. Kuſch dich, Kratzer. Es iſt ein treues Thier. Aber dieſer Klemm, keine acht Tage, daß die Löffelgarde durchs Halleſche Thor gezogen war, ſo war er ſchon liebes Kind mit all und jedem, drängte ſich an die Generals und machte den Complaiſanten. Da gab es denn Louisdors ſtatt der Dukaten. Ein Schweifwedler iſt er und ein Gelegenheitsmacher. Und wie er vor Jena die Franzoſen ſammt ihrem Kaiſer aufgefreſſen hat, ſo frißt er jetzt die Ruſſen auf und zeichnet uns mit Kreide die „Mauſefalle“ auf den Tiſch, drin er ſie fangen will. Aber ich hab' es ihm angeſtrichen.“

In dieſem Augenblicke klangen zwei franzöſiſche Signalhörner, bald auch der dumpfe Ton einer Trommel herüber und unterbrachen den Redeſtrom Stappenbecks, der ſein letztes Wort noch nicht geſprochen zu haben ſchien. Alle vier blieben ſtehen und horchten auf, denn auch Schnökel war mittlerweile herangekommen. Der letzte, der ſich einfand, war Kratzer; er legte ſeinen Hals an das Knie ſeines Herrn, ſchnoberte in der Luft umher, winſelte und gab ſich das Anſehen, als ob er auch ſo ſeine Betrachtungen habe.

„Sie blaſen Retraite,“ ſagte Stappenbeck mit einem Tone, der den Doppelſinn ſeiner Rede ausdrücken ſollte.

„Gebe es Gott!“ antwortete Rabe.

Dann, während die Hörner verklangen, ſetzten die Männer ihren Heimweg fort. Vor ihnen lag die Stadt mit ihren tauſend Lichtern, bis endlich ein Hohlweg, der vom Plateau aus nach dem Thore hinunterführte, ihnen den Anblick der Lichter entzog.

Aber die Sterne des Winterhimmels ſtanden über ihnen und funkelten hell in das neue Jahr hinein.

III.

Geheimrath von Ladalinski.

Das Haus, das der Geheimrath von Ladalinski bewohnte, lag in der Königsſtraße, der alten Berliner Gerichtslaube ſchräg gegenüber. Es war ein aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtammender, damals auf Geheiß König Friedrichs I aufgeführter Spätrenaiſſancebau, der an ſeiner Façade durch mannigfache geſchmackloſe Reſtaurationen gelitten, im Innern aber ſeine frühere Stattlichkeit vollkommen beibehalten hatte. Namentlich galt dies, neben Hof und Treppe, von dem ganzen erſten Stock, in dem die Empfangs- und Geſellſchaftsräume lagen. Hier zeigten ſich noch jene Stuckornamente, die den Barockbauten Schlüters ſo viel Reiz und Leben liehen, und vom Plafond herab grüßten, wenn auch ſtark nachgedunkelt, die großen nach Giulio Romanoſchen Originalen im Corte reale zu Mantua ausgeführte Deckenbilder, mit denen der prachtliebende König den ganzen erſten Stock hatte dekoriren laſſen. An dieſe Geſellſchaftsräume ſchloſſen ſich nach rechts und links hin zwei kleinere Zimmer, einfenſtrig mit breiten Wandflächen, die, weil mehr benutzt, auch mehr eingebüßt und von ihrer ehemaligen reichen Ausſchmückung nur die Deckenbilder, darunter ein „Nacht und Morgen“ und einen „Sturz des Phaeton“ gerettet hatten.

Das eine dieſer beiden kleineren Zimmer war das geheimräthliche Arbeitskabinet, deſſen der Thür gegenüber befindliche Längswand von zwei hohen, eine ganze Regiſtratur bildenden Aktenrealen eingenommen wurde. Zwiſchen dieſen Realen auf einem freigebliebenen Wandſtreifen hing das Bildniß einer ſchönen jungen Frau, deren Aehnlichkeit mit Kathinka unverkennbar war. Daſſelbe ins röthliche ſpielende, kaſtanienbraune Haar, vor allem derſelbe Augenausdruck, ſo daß das einzige, was abwich, das minder ſcharfgeſchnittene Profil, als etwas gleichgiltiges erſcheinen konnte. Durch die halbe Länge des Zimmers hin zog ſich ein großer Arbeitstiſch; er ſtand ſo, daß das Auge des Geheimraths, wenn er aufſah, das ſchöne Frauenporträt treffen mußte. Im übrigen hatte das Kabinet manches, was an die Einrichtung eines Junggeſellenzimmers erinnerte. Neben dem altmodiſchen, mit Bildern aus der bibliſchen Geſchichte geſchmückten Ofen machte ſich ein ziemlich großer, aber flacher und mit rothen Tuchſlicken angefüllter Korb bemerkbar, der einem engliſchen Windſpiel als Lagerſtätte diente, während in einem in der Fenſterniſche ſtehenden Glasbaſſin mehrere Goldfiſchchen ihr munteres Spiel trieben. Die halb herabgelaſſenen Rouleaux dämpften das ohnehin nur mäßig einfallende Licht; alles war Wärme und Behagen.

Die kleine Pendule ſchlug eben zehn, als der Geheimrath eintrat, ein Sechziger, groß und ſchlank, das kurzgeſchnittene graue Haar voll und dicht nach oben gerichtet. Er trug einen veilchenfarbenen Sammtſchlafrock, unter dem er ſich in bereits ſorglichſter Toilette zeigte. Seine Haltung, vor allem die Adlernaſe, gaben ihm etwas entſchieden Diſtinguirtes. Das Windſpiel drängte ſich an ihn, um ihn reſpektvoll aber verdrießlich zu begrüßen, und zog ſich dann zitternd, während das Glöckchen an ſeinem Halſe hin und her tingelte, wieder in ſeinen warmen Korb zurück. Der Geheimrath ſeinerſeits ſchritt auf das Baſſin zu, um die Fiſchchen mit einigen Krumen und Inſekteneiern zu füttern; er verweilte minutenlang dabei und nahm dann Platz an ſeinem Arbeitstiſch, auf dem amtliche Schreiben, auch mehrere Zeitungen, darunter engliſche und franzöſiſche, ausgebreitet lagen. Er pflegte zunächſt alles Geſchriebene zu erledigen; heute hielt er ſich zu den Zeitungen und nahm den Moniteur.

Ueberlaſſen wir ihn auf eine Viertelſtunde ungeſtört ſeiner Lektüre und erzählen wir, während er ſich in Empfangsfeierlichkeiten und Loyalitätsadreſſen vertieft, einiges aus ſeinem Leben.

Alexander v. Ladalinski war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem den Mittelpunkt der gleichnamigen Herrſchaft bildenden Schloſſe Bjalanowo geboren. Die nächſte größere Stadt, aber doch mehrere Meilen entfernt, war Czenſtochau. Einige der zur Herrſchaft gehörigen Güter zogen ſich weſtlich und griffen mit ihrem Hauptbeſtande ins Herzogthum Schleſien hinüber, das eben damals preußiſch geworden war.

Der junge Ladalinski empfing eine ſorgfältige Erziehung, ging, um dieſe zu vollenden, erſt nach Paris, dann nach Wien und hatte, dreiundzwanzig Jahre alt, eben die Verwaltung ſeiner Güter übernommen, als die Verhältniſſe des Landes ihn in die politiſchen Kämpfe hineinzogen. So wenig er dieſe Kämpfe liebte, ſo gewiſſenhaft führte er ſie durch, nachdem er erſt in dieſelben eingetreten war. Er ſaß im Reichstag und zählte zu den hervorragendſten unter den Führern der Antiruſſiſchen Partei. Schon damals ſprach ſich in ſeiner Haltung eine bei mehr als einer Gelegenheit hervortretende Hinneigung zu Preußen aus. Dieſe Hinneigung, vielleicht auch der ſchon erwähnte Umſtand, daß ein Theil ſeiner Beſitzungen dem preußiſchen Staatsverbande zugehörte, war es wohl, was bei Veranlaſſung der Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelms II ſeine Miſſion an den Berliner Hof veranlaßte. Er fand an demſelben ein ihn auszeichnendes Entgegenkommen, beſonders von Seiten des Miniſters von Biſchofswerder, in deſſen Hauſe er ſehr bald ein täglicher Gaſt wurde. Hier war es auch, wo er die junge Comteſſe Sidonie von Pudagla kennen lernte. Was ihn vom erſten Augenblicke an mehr noch als ihre Schönheit bezauberte, war der heitere Uebermuth ihrer Laune, die mit graziöſer Rückſichtsloſigkeit geübte Kunſt, den Schaum des Lebens wegzuſchlürfen. Etwas Pedantiſches, das ihm eigen und deſſen er ſich, in ſeinen jungen Jahren wenigſtens, zu ſeiner eignen Unzufriedenheit bewußt war, ließ ihm dieſe Kunſt ausſchließlich im Lichte eines Vorzugs erſcheinen. Ehe er Berlin verließ, wurde die Verlobung gefeiert; in der Weihnachtswoche folgte dann die Hochzeit, die, unter Theilnahme des ganzen Prinz Heinrichſchen Hofes, von dem Bruder und der Schwägerin der Braut: dem Grafen und der Gräfin von Pudagla, in Rheinsberg ausgerichtet wurde.

Hatte ſchon die Hochzeitsfeier einen glänzenden Charakter gehabt, ſo noch mehr die Hochzeitsreiſe. Es war wie die Einholung einer Prinzeſſin. An jedem Raſtplatze immer neue Ueberraſchungen, die ſich ſteigerten, je näher man dem Ziele kam. Endlich lag Bjalanowo vor ihnen, hoch, im Abenddunkel eben noch erkennbar, und als nun der vorderſte Schlitten in die breite, winterlich kahle Avenue einbog, da wurden auf den vier dicken Rundthürmen vier große Feuer angezündet, in deren Schein jetzt der alte halbverfallene Backſteinbau dalag wie ein Schloß aus dem Märchen. Unter dem jubelnden Zuruf aller Hinterſaſſen fuhr das junge Paar in den Schloßhof ein.

Die Freude, die der Gemahl über die glückliche Durchführung des von ihm ſelber angeordneten Schauſpiels empfand, ließ ihn die Mienen ſeiner jungen Frau nicht aufmerkſam beobachten. Er hätte ſonſt wahrnehmen müſſen, daß ſie für den eigentlichen Werth dieſer Aufmerkſamkeiten kein Verſtändniß hatte; was ſich an Liebe darin ausſprach, entging ihr oder berührte ſie nicht. Sie war ohne Dank.

Und in dieſer Stimmung verharrte ſie. Ihr Gatte, der ſie heiter ſah, glaubte ſie glücklich; aber ſie war es nur obenhin, und keine andere Verpflichtung kennend, als Genuß und Zerſtreuung, erſchien ihr das in Aufmerkſamkeiten ſich überbietende Entgegenkommen ihres Gemahls gleichförmig und ermüdend, und nur noch die von außen her herantretenden Huldigungen hatten Werth.

Es war ein Jahr nach der Hochzeit, als dem Hauſe ein Sohn geboren wurde. Er erhielt den Namen Pertubal, der von älteſten Zeiten her in der Familie heimiſch und in jedem Jahrhundert wenigſtens einmal glänzend vertreten war. Ein Pertubal von Ladalinski hatte den Zug gegen Zar Iwan mitgemacht, ein anderer dieſes Namens war in der Schlacht bei Tannenberg, ein dritter unter Sobieski vor Wien gefallen. Es hieß, der Name ſei ſyriſch und ſtamme noch aus den Kreuzzügen her. Alle aber, wie ſich aus den Urkunden ergab, hatten die Abkürzung „Tubal“ dem vollen Namen vorgezogen.

Die Geburt eines Sohnes, während alle Welt Glückwünſche ausſprechen zu müſſen glaubte, wurde von Seiten der Mutter wenig anders als ſtörend empfunden, die denn auch, als man ihr den Säugling reichte, von ihrem Lager aus erklärte, daß ſie kleine Kinder immer häßlich gefunden habe und ihrem eigenen zu Liebe keine Ausnahme machen könne. Das Kind erhielt eine polniſche Amme mit einem rothen Kopftuch und einem noch rötheren Bruſtlatz und wurde ſammt dieſer, ſeiner Pflegerin, in den oberen Stock verwieſen; kaum aber, daß die Mutter ihren erſten Kirchgang gemacht hatte, ſo begann der ausgelaſſene Geſellſchaftsverkehr aufs neue, den das „freudige Ereigniß“ nur auf Wochen unterbrochen hatte.

Unter denen, die auf Schloß Bjalanowo verkehrten, war auch Graf Mieluſch, ein Gutsnachbar, klein, zierlich, mit langem rothblonden Schnurrbart, eine typiſche polniſche Reiterfigur. Die Verwandtſchaft ſeiner Natur mit der der jungen Frau ſtellte von Anfang an eine Intimität zwiſchen beiden her, die, mit voller Unbefangenheit ſich gebend, von Ladalinski wohl bemerkt aber nicht beargwohnt wurde. Er vertraute vollkommen; einzelnes, das ihm hinterbracht wurde, wies er als Klatſch und Neid zurück, und wenn nichtsdeſtoweniger von Zeit zu Zeit eine leichte Wolke ſeinen Himmel trübte, ſo wußte der Uebermuth der jungen Frau, die ſolchen Regungen der Eiferſucht nur mit heiterem Spott begegnete, ſein Vertrauen ſchnell wieder herzuſtellen. Er war glücklich, als Kathinka geboren wurde, doppelt glücklich, als er wahrnahm, daß ſeine Freude von ſeiner Frau getheilt wurde. In der That ſah die junge Mutter anders auf dieſes zweitgeborne Kind, als ſie auf Tubal geblickt hatte; es wurde nicht in das obere Stockwerk verwieſen, blieb vielmehr in ihrer unmittelbaren Nähe, ja ſie liebte es, an ſeine Wiege zu treten und ſich, ohne daß ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre, ſeines Anblicks zu freuen. Sah ſie ſich ſelbſt in ihm?

Das war im Frühjahr 1792. Ein ungetrübter Sommer folgte, aber als der Herbſt kam, brach ein Glück zuſammen, das von Anfang an nur ein Schein geweſen war. Es geſchah das, was in gleichen Fällen immer geſchieht: das Verbotene, des letzten Zwanges müde, fand eine Befriedigung darin, ſich vor aller Welt zu entdecken.

Die Art der Ausführung entſprach dem Charakter der jungen Frau. Es war eine Fuchsjagd bei Graf Miekuſch angeſagt, deſſen weites, eine einzige große Fläche bildendes Gutsareal ein vorzügliches Terrain bot. Auch die Damen der Nachbargüter waren geladen, niemand fehlte; der Graf, zu ſeinen anderen geſellſchaftlichen Vorzügen, hatte auch den Ruf eines glänzenden Wirths. Es war ein wundervoller Septembertag, der Himmel blank wie eine Glocke, hier und dort eine Kiefernſchonung und am Horizont der ſpitze Kirchthurm des nächſten Städtchens. Dabei windſtill und die Sommerfäden zogen. Der Fuchs war bald aufgetrieben, und in glänzendem Zuge ſchoſſen Reiter und Reiterinnen über Wieſen und Stoppelfelder hin, jeder begierig den andern zu überholen. Nur die junge Frau von Ladalinski hielt ſich zurück, Graf Miekuſch an ihrer Seite; beide ſchienen auf die Ehren des Tages verzichten zu wollen. Aber bald änderte ſich das Bild; immer mehr Paare ſchieden aus der vorderſten Reihe aus, und ehe eine Stunde um war, waren der Graf und ſeine Begleiterin noch die einzigen, die der Fährte folgten oder doch zu folgen ſchienen. Die Zurückbleibenden, ihnen nachſchauend, waren entzückt von der Ausdauer der beiden Reiter, deren Geſtalten, je mehr ſie ſich dem in blauem Dämmer daliegenden Städtchen näherten, immer kleiner und ſchattenhafter wurden. Endlich ſchwanden ſie ganz, und da Mittag heran war, beſchloß man, auf das Schloß des Grafen zurückzukehren. Es verging eine Stunde, eine zweite und dritte; es kam der Abend und man wartete noch. Die Gäſte brachen endlich auf, um auf ihre eigenen Güter heimzureiten. Unter ihnen auch Ladalinski. „Alſo doch," klang es in hundertfältiger Wiederholung in ſeinem Herzen. Erſt am dritten Tage wurde durch einen Boten ein verſiegelter Zettel an ihn abgegeben: „Erwarte mich nicht zurück; Du ſiehſt mich nicht wieder. Es war ein Irrthum, der uns zuſammenführte. Vergiß mich. Einen Kuß für das Kind. Sidonie von P."

Das Blatt entfiel ihm. Jedes Wort eine Demüthigung, ſelbſt ihre Namensunterſchrift: Sidonie von P. Sie hatte alſo den Namen ihrer eigenen Familie wieder angenommen und ſtrich die ſechs Jahre, die ſie an ſeiner Seite verlebt hatte, wie ein unbequemes Intermezzo aus. Er war niedergeſchmettert und doch konnte er die kurze Forderung, die ſie ſtellte, „vergiß mich" nicht erfüllen. Zu eigner bitterſter Beſchämung geſtand er ſich, daß er ſie, wenn ſie zurückkehrte, ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Erklärung, freudigen Herzens wieder aufnehmen würde. Der räthſelhafte Zug der Natur war mächtiger in ihm als alle Vorſtellung.

Er verfiel in Trübſinn, bis die Schickſale ſeines Landes ihn herausriſſen. Es bereiteten ſich jene Ereigniſſe vor, die ſchließlich Polen aus der Reihe der Staaten ſtrichen. Rußland machte ſeine Pläne, und dieſe zu vereiteln, darauf waren jetzt, wie die Anſtrengungen aller Patrioten, ſo auch die ſeinigen gerichtet. Er ſchloß ſich der Kosciusko'ſchen Partei an und entwarf eine liberale Verfaſſung, die den Beifall der Whigführer im engliſchen Parlamente fand; endlich, als die Waffen entſcheiden mußten, trat er in die Armee. Was ihm an militäriſcher Erfahrung abging, wußte er durch Muth und Eifer zu erſetzen. Es war keiner, dem Kosciusko mehr vertraut hätte, als ihm. Bei Szekoszin hielt er bis zuletzt aus. Als nach dem unglücklichen Treffen bei Macieowice der Rückzug auf Praga ging, wurde ihm das Kommando der nur aus vier ſchwachen Bataillonen beſtehenden Arrièregarde anvertraut. Mit dieſen deckte er den Uebergang über die Pilica zwei Stunden lang und benutzte die Zeit, während er noch jenſeits der Brücke mit dem Feinde bataillirte, getheerte Strohkränze um die Holzpfeiler legen und dieſe Kränze anzünden zu laſſen. Die Brücke ſtand ſchon in Rauch und Flammen, als er die Trümmer ſeiner Bataillone glücklich hinüberführte. Die Ruſſen drängten nach; eine ſchwache Abtheilung derſelben, die gleich darauf gefangen wurde, gewann gleichzeitig mit ihm das Ufer. Als aber das Gros in geſchloſſener Kolonne folgte, brachen die halbweggebrannten Mittelpfeiler zuſammen und alles, was auf der Brücke war, ſtürzte nach. Suwarow ſelbſt hielt keine hundert Schritt von der Unglücksſtätte. Es war die letzte glänzende Aktion im freien Felde; drei Tage ſpäter fiel Praga.

Ladalinski legte ſein Kommando nieder. Das „Finis Poloniae“ ſeines Kampfgenoſſen, wenn er es nicht ſprach, ſo empfand er es doch. Es war ihm klar, daß das Land ruſſiſch werden würde, vielleicht mit einem Scheine von Selbſtändigkeit. Dieſer Gedanke war ihm unerträglich. Es gab kein Polen mehr; ſo beſchloß er ſich zu expatriiren. Er ging zunächſt auf ſeine jenſeits der Grenze gelegenen ſchleſiſchen Güter und ſtellte von hier aus dem preußiſchen Hofe ſeine Dienſte zur Verfügung. Ein umgehend eintreffendes Schreiben Biſchofswerders ſprach ihm ſeine Freude über den raſch und muthig gefaßten Entſchluß aus und berief ihn, vorbehaltlich königlicher Genehmigung, in das auswärtige Amt. Dieſe Genehmigung erfolgte wenige Tage ſpäter. Die großen Flächen polniſchen Landes, die gerade damals Preußen einverleibt wurden, wieſen die Staatsverwaltung darauf hin, ſolche Anerbietungen nicht abzulehnen.

In kürzeſter Friſt hatte Ladalinski ſich in den neuen Verhältniſſen zurecht gefunden. Seine mehr preußiſch als polniſch angelegte Natur unterſtützte ihn dabei; dem Unordentlichen und Willkürlichen abhold, fand er in dem Regierungsmechanismus, in den er jetzt eintrat, ſein Ideal verkörpert. Was darin ſchädliches war, das überſah er oder erachtete es als gering, nachdem er die Nachtheile eines entgegengeſetzten Verfahrens ſo viele Jahre lang beobachtet hatte. Er war bald preußiſcher als die Preußen ſelbſt. Die Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, ſeine Miſſionen, erſt an den Kopenhagener, dann an den engliſchen Hof, auf denen ihn Tubal, damals ein Kind noch, begleitete, trugen das ihrige dazu bei. Von London nach dem Tode des Königs und der Amtsniederlegung Biſchofswerders zurückberufen, trat er, in dem richtigen Gefühl erſt dadurch ſeine Staatszugehörigkeit zu beweiſen, zum Proteſtantismus über. Er wählte die reformirte Kirche, weil es die Kirche des Hofes war. Gewiſſensbedenken waren der Zeit der Aufklärung fremd. In dem Anſehen ſeiner Stellung änderte der Regierungswechſel nichts, wenn ſchon die Stellung ſelbſt eine andere wurde; er ſchied aus dem auswärtigen Amt, um dem General-Oberfinanzdirektorium, Abtheilung für die Domänen, zugewieſen zu werden. Seine landwirthſchaftlichen Kenntniſſe, die bedeutend waren, konnten hier eine vorzügliche Verwendung finden. Mit Uebernahme dieſes Amtes war auch ſein Wohnungnehmen in dem alten Palais in der Königsſtraße verknüpft geweſen. Er bewohnte es jetzt ſeit fünfzehn Jahren; Kathinka war in demſelben herangewachſen.

Ob ihn von Zeit zu Zeit eine Sehnſucht nach Bjalanowo und dem alten Schloß mit den vier Backſteinthürmen, an das ſich die ſchönſten und die ſchwerſten Stunden ſeines Lebens knüpften, beſchlich, wer wollt' es ſagen! Kein Wort, das darauf hingedeutet hätte, kam je über ſeine Lippen. Er ſchien glücklich in ſeinem Adoptivvaterlande, vielleicht war er es auch, und feſt entſchloſſen in ſeine alte Heimat, auch wenn derſelben ihre ſtaatliche Selbſtändigkeit, wie es einen Augenblick ſchien, wiedergegeben werden ſollte, nicht zurückzukehren, hielt er ſich zu den prinzlichen Höfen, um von dieſem feſten gegebenen

Punkte aus in allmählich immer intimer werdende Beziehungen zu dem Adel des Landes hineinzuwachſen. Er lebte, mehr als er es ſich geſtand, nur noch der Durchführung dieſer Pläne, in denen er ſich übrigens durch ſeine Schwägerin „Tante Amelie“ unterſtützt wußte, und ſah deshalb nichts lieber als die Anweſenheit ſeiner Kinder in Hohen-Vietz. Eine Doppelheirath mit einer alten märkiſchen Familie ſtellte den Schritt erſt ſicher, den er gethan hatte, und beruhigte ihn über die polniſchen Sympathien Kathinkas, die, was immer der Grund derſelben ſein mochte, ihm kein Geheimniß waren.

* * *

Der Geheimrath hatte mittlerweile ſeine Lektüre beendet; er ſchob die Blätter bei Seite und klingelte. Ein eintretender Diener brachte die Chokolade, und ehe er noch das Zimmer wieder verlaſſen konnte, kam ſchon das Windſpiel aus ſeinem Korbe herbei, diesmal nicht verdrießlich, und drängte ſich an die Seite ſeines Herrn. Der Geheimrath lächelte und warf ihm die Bisquits zu, denen dieſe Zärtlichkeit gegolten hatte. Erſt jetzt nahm er einen Brief wahr, der auf demſelben Tablett lag und die charakteriſtiſchen Schriftzüge Tante Ameliens zeigte. Er war einigermaßen überraſcht. Erſt am Abend vorher, zu ſpäter Stunde, waren Tubal und Kathinka von Schloß Guſe zurückgekehrt; die Zeit ſie zu begrüßen hatte ſich noch nicht gefunden und ſchon war ein Brief da, der alſo die Reiſe nach Berlin ziemlich gleichzeitig mit ihnen gemacht haben mußte. Der Geheimrath erbrach das Siegel und las:

„Mon cher Ladalinski! Tubal und Kathinka haben mich erſt vor einer Stunde verlaſſen, mit ihnen, zu meinem Bedauern, Demoiselle Alceste, deren Sie ſich, mein Theurer, aus alten Rheinsberger Tagen entſinnen werden. Ich empfinde, ganz gegen meine Gewohnheit, eine Lücke und fülle ſie am beſten aus, indem ich über die Kinder ſpreche, deren Anweſenheit mir die letzten Tage ſo angenehm gemacht hat. Je mehr ich mich ihrer freute (et en effet ils m'ont enchantée), deſto lebendiger wurde mir wieder der Wunſch jener liaison double, die wir ſo oft beſprochen haben. Ich habe mich ganz in die Vorſtellung hineingelebt, Tubal in Guſe ſchalten und walten und den alten Derfflinger-Sitz, der unter meinen Händen nur eben ſein Daſein friſtet, auf ſeine alte Höhe gehoben zu ſehen. Des Beiſtandes, deſſen er dazu bedarf, darf er von Hohen-Vietz aus ſicher ſein. Die ſchönen Frauen verſchiedener Nationalität waren dort immer heimiſch; meine Großmutter, avec un teint de lys et de rose, war eine Brahe, Berndts Frau eine Dumoulin, und es würde mich glücklich machen, dieſen Kreis durch unſern Liebling erweitert zu ſehen. Vous savez tout cela depuis longtemps. Mais les choses ne se font pas d'après nos volontés. Des jungen Hohen-Vietzer Volkes bin ich ſicher, aber nicht des Hauſes Ladalinski. Kathinka nimmt Lewins Huldigungen hin, im übrigen ſpielt ſie mit ihm; Tubal hat ein Gefühl für Renate, qui ne l'aurait pas? Aber dieſes Gefühl bedeutet nichts weiter als jenes Wohlgefallen, das Jugend und Schönheit allerorten einzuflößen wiſſen. So ſeh' ich Schwierigkeiten, die mir bei Kathinka in der Gleichgiltigkeit, bei Tubal in der Oberflächlichkeit der Empfindung zu liegen ſcheinen. Et l'un est aussi mauvais que l'autre. Es iſt offenbar, daß Kathinka eine andere Neigung unterhält; die Gegenwart des Grafen in Ihrem Hauſe ſtört unſere Pläne, und doch iſt ſie nicht zu ändern; alles was ſich ziemt, iſt Achtſamkeit und Vermeidung deſſen, was das Feuer ſchüren könnte. Ihre Klugheit, mon cher beau-frère, wird das richtige treffen. Ich verſpräche mir am meiſten von Trennungen. Lewin muß aus ſeinem engen Kreiſe heraus; er muß vor allem die literariſchen

Alluren abſtreifen. Er nimmt dieſe Dinge gründlicher und ernſthafter, als ſich mit dem Edelmänniſchen verträgt, das wohl ein Intereſſe haben, aber nicht ſachmäßig ſich engagiren ſoll. Bleiben wir in guten Beziehungen zu Frankreich, comme je souhaite sincèrement, ſo würde ich einen einjährigen Aufenthalt in Paris als ein Glück für ihn anſehen. Er würde das Weltmänniſche gewinnen, das ihm jetzt fehlt, und auf das Kathinka einzig und allein Gewicht legt. Et je suis du même avis.

Je faisais mention de la France. Mein Bruder würde mich auf Hochverrath verklagen, wenn er wüßte, daß ich von einer „Fortdauer guter Beziehungen“ geſprochen habe. Und doch iſt es gerade ſein Gebahren, was mich dieſe Wünſche noch mehr betonen läßt, als es ohnehin meinen Sympathien entſpricht. Il organise tout le monde. Das ganze Oderbruch auf und ab ſchreitet er zu einer Volksbewaffnung, für die er hundert Namen hat: Landwehr, Landſturm und „letztes Aufgebot“. In ſeinem Eifer überſieht er, wie dieſe letzte Bezeichnung, anſtatt Furcht einzuflößen, nur tragikomiſch wirken kann. Droſſelſteins hat er ſich bemächtigt; von Bamme ſpreche ich gar nicht, der immer mit dabei ſein muß, wenn es etwas gilt, in dem ſich Thorheit und Waghalſigkeit den Rang ſtreitig machen. C'est son métier. Es erheitert mich, wenn ich mir ſeine Groß- und Klein-Quirlsdorfer als mittelmärkiſche Guerillas denke. Dieſe Dorfſchaften, in denen im Durchſchnitt keine ſechs Jagdflinten aufzutreiben ſind, wollen ſich dem Marſchall Ney entgegenſtellen, à Ney, le héros de la Moskwa. Quant à moi, ich habe nur den Eindruck des Wahnſinns von dieſem extravaganten Thun und hoffe, daß die Weisheit des Staatskanzlers, der ich unbedingt vertraue, uns vor einer Politik bewahrt, die uns vernichten und nicht einmal das Mitleid der anderen

Staaten ſichern würde. Car le ridicule ne trouve jamais de pitié.

Ich ſehe ſtilleren Zeiten und ſtabileren Zuſtänden vertrauungsvoll entgegen; Rußland iſt keine aggreſſive Macht; Frankreich wird ſeine Welteroberungspläne begraben und nach einer Epoche zwanzigjähriger Unruhe eine Epoche des Friedens folgen laſſen. J'en suis convaincue. Paris wird wieder werden, was es immer war und was es nie hätte aufhören ſollen zu ſein: le centre de la civilisation européenne. Je le désire dans l'intérêt universel et dans le nôtre. Dieu veuille vous prendre dans sa sainte garde, mon cher Ladalinski. Tout à vous votre cousine Amélie P."

Der Geheimrath legte den Brief aus der Hand, deſſen politiſche Meinungen einen geringen, die vorausgehenden Bemerkungen über Kathinka und Bninski aber einen deſto größeren Eindruck auf ihn gemacht hatten. Er las die Stelle noch einmal: „Die Gegenwart des Grafen in Ihrem Hauſe ſtört unſere Pläne, und doch iſt ſie nicht zu ändern; alles was ſich ziemt, iſt Achtſamkeit und Vermeidung deſſen, was das Feuer ſchüren könnte." Als er aufſah, fiel ſein Blick auf das ſchöne Frauenbild ihm gegenüber, und allerhand Erinnerungen, in die ſich zum erſten Male auch Befürchtungen für die Zukunft miſchten, drängten ſich ihm auf. Er kannte die Geſchichte ſo vieler Familien. „Es erben ..." aber ehe er den Gedanken ausdenken konnte, grüßte ihn der Zuruf: „Guten Morgen, Papa," und auf ſeinem Sitze ſich wendend, ſah er Kathinka, die, den Kopf durch die Portiere ſteckend, ihm freundlich zunickte. Im ſelben Augenblicke war ſie an ſeiner Seite, und unter ihren Liebkoſungen ſchwanden die trüben Bilder, die noch eben vor ſeiner Seele geſtanden hatten.

IV.

Bei Frau Hulen.

An demſelben Abend war Geſellſchaft bei Frau Hulen. Sie konnte damit, wenn ſie ſtandesgemäß auftreten und die ganze Flucht ihrer Zimmer öffnen wollte, nicht länger zögern, da Lewin für den nächſten Tag ſchon ſeine Rückkehr von Hohen-Vietz angezeigt hatte. Gleich nach Eintreffen dieſes Briefes waren denn auch unter Beihilfe eines kleinen lahmen Jungen, der in dem Keller nebenan die Bierflaſchen ſpülte und wegen ſeines körperlichen Gebrechens ſonderbarerweiſe als Laufburſche benutzt wurde, die Einladungen ergangen und ohne Ausnahme angenommen worden.

Um ſieben Uhr brannten die Lichter in der ganzen Hulenſchen Wohnung, die neben einer kleinen, ſchon im Seitenflügel befindlichen Küche, aus zwei Frontzimmern und zwei dunklen Alkoven beſtand. Die Hälfte davon war an Lewin vermiethet, der indeſſen in ſeiner Abweſenheit und bei den freundſchaftlichen Beziehungen, die zwiſchen ihm und ſeiner Wirthin obwalteten, nicht das Geringſte dagegen hatte, ſeinen Wohnungsantheil in die Feſträume hineingezogen zu ſehen.

Und Feſträume waren es heute, ganz abgeſehen von den Lichtern und Lichterchen, die bis in den Flur hinaus nicht geſpart waren. In beiden Oefen war geheizt und auf den

Simſen ſchwelten Räucherkerzchen, ſchwarze und rothe, während alle Kunſt- und Erinnerungsgegenſtände, auf die Frau Hulen die beſondere Aufmerkſamkeit ihrer Gäſte hinzulenken wünſchte, noch eine beſondere, ihnen angemeſſene Beleuchtung erfahren hatten. Unter dieſen Gegenſtänden ſtanden die Papparbeiten ihres verſtorbenen Mannes, der Werk- und Küpenmeiſter in einer kleinen Färberei, in ſeinen Mußeſtunden aber ein plaſtiſcher Künſtler geweſen war, obenan. Das meiſte lag nach der architektoniſchen Seite hin. Außer einem offenen und figurenreichen Theater, das die Lagerſcene aus den „Räubern" darſtellte, hatte er ſeiner Wittwe einen doriſchen Tempel und einen viertehalb Fuß hohen, in allen ſeinen Oeffnungen mit Roſapapier ausgeklebten Straßburger Münſter hinterlaſſen, der nun heute mit Hilfe kleiner Oellämpchen bis in ſeine Thurmſpitze hinauf erglühte. Dieſer Münſter, wie noch bemerkt werden mag, ſtand auf einer hochbeinigen Pfeilerkommode und verdeckte gewöhnlich einen dahinter befindlichen kleinen Spiegel; nicht aber heute, wo derſelbe, um nicht den Verdacht aufkommen zu laſſen, als ob es der Zimmereinrichtung an irgend etwas Standesgemäßem gebräche, um drei Handbreit höher hinauf gerückt worden war. Nur die Thurmſpitze ſah gerade noch in das etwas bleifarbene Glas hinein.

Und wie zeigte ſich Frau Hulen ſelber? Sie trug außer der hohen weißen Haube, ohne welche ſich niemand entſann ſie je geſehen zu haben, ein braunes, noch von ihrem Seligen eigenhändig gefärbtes Merinokleid, dazu ein ſchwarzes eng um den Hals gepaßtes Sammetband, in das abwechſelnd blaue und gelbe Sterne eingeſtickt waren.

„Wie wird es ablaufen?" fragte ſie ſich und ging noch einmal alle wichtigen Punkte durch, putzte die Lichter, nur um ihre Unruhe los zu werden, und ſtrich in Lewins Alkoven, der heute als Garderobezimmer dienen mußte, die Bettdecke glatt. Dann ſah ſie wieder nach dem Straßburger Münſter und ſeiner Beleuchtung, und ihr war, als ob ſie hätte eintreten ſollen. „Wie wird es werden?“ wiederholte ſie beklommen, und zugleich einen Blick in den Spiegel werfend, zupfte ſie an dem Halsband, das ſich etwas verſchoben hatte.

In dieſem Augenblicke klingelte es. Frau Hulen beeilte ſich aufzumachen und war einigermaßen verſtimmt, als ſie wahrnahm, daß es nur die Zunzen war, eine alte taube Frau, die mit ihr auf demſelben Flur wohnte und ihre Einladung zu der heutigen Reunion blos aus Furcht vor ihren Klatſchereien erhalten hatte. Denn ſie hatte Gott in der Welt nichts zu thun und ſtand, ſo oft ſie jemanden ins Haus treten und die letzte Treppe heraufkommen ſah, immer hinter dem Kuckloch ihrer Doppelthür, um auszukundſchaften, wer und was es eigentlich ſei.

„Ich bin wohl die erſte, liebe Hulen. Na, einer muß der erſte ſein.“

„Gewiß, liebe Zunz, und Sie werden doch Ihre nächſte Nachbarin nicht warten laſſen. Wollen Sie nicht Ihr Tuch ablegen?“

Die Alte, die die Worte der Hulen nicht recht verſtanden, aber doch aus ihren Handbewegungen entnommen hatte, um was es ſich handelte, ſchüttelte verdrießlich den Kopf, zog ihr rothes Crêpe de Chine-Tuch, ein Wahrzeichen aus alten, beſſeren Zeiten her, feſter um ſich und ſchritt gravitätiſch, als fühle ſie ſich ſicher in dem Furchtgefühl, das ſie einflößte, in das nächſtgelegene Zimmer. Es war das Lewins. Hier ſah ſie ſich neugierig um, nickte ein paar Mal, wie um ihre Ueberraſchung über die Mitverwendung der doch vermietheten Räume auszudrücken, und fragte dann: „Der junge Herr iſt wohl verreiſt?“

„Freilich, liebe Zunz, Sie wiſſen es ja.“

„So, ſo,“ brummte die Alte und fuhr mit dem Zeigefinger über das kleine Klavier hin, um zu ſehen, ob auch der Staub gewiſcht ſei. Dann paſſirte ſie, ein paar Mal hüſtelnd, wie wenn ihr der Räucherkerzchenqualm beſchwerlich falle, die Schwelle zur „guten Stube“ und nahm auf dem Sopha Platz.

Dies widerſprach nun aber ganz und gar den geſellſchaftlichen Arrangements der Hulen, ſo daß dieſe, ärgerlich über die Anmaßung der Alten, ſich von der Furcht vor ihr frei zu machen begann.

„Bitte hier, liebe Zunz,“ damit wies ſie auf einen ſteiflehnigen Großvaterſtuhl, der zwiſchen dem Ofen und einer Etagère ſtand. „Ich hole Ihnen auch das Bilderbuch.“

Die Alte murmelte etwas, das faſt wie Proteſt und jedenfalls wie Verwunderung klang, gehorchte aber doch und ſetzte ſich in den Stuhl, auf den die Hulen hingewieſen hatte. Gleich darauf kam dieſe wieder, in beiden Händen ein großes und ziemlich ſchweres Buch haltend, auf deſſen Titelblatt (der oberſte Deckel war abgeriſſen) in dicken Buchſtaben zu leſen ſtand: „Die Singvögel Norddeutſchlands; neunzig kolorirte Kupfertafeln.“

Die Zunzen ſchlug auf, aber ſie war noch nicht beim dritten Blatt, als es abermals klingelte.

Die jetzt Erſcheinende war Demoiſelle Laacke, Muſik- und Geſanglehrerin, und die beſondere Freundin der Hulen, die ſich durch dieſen Umgang geſchmeichelt fühlte, ein Mädchen von vierzig, groß, hager, mit langem Hals und dünnem rothblonden Haar. Ihre waſſerblauen Augen, beinahe wimperlos, hatten keine ſelbſtändige Bewegung, folgten vielmehr immer nur den Bewegungen ihres Kopfes und lächelten dabei horizontal in die Welt hinein, als ob ſie ſagen wollten: „Ich bin die Laacke;

Ihr wißt ſchon, die Laacke, mit reinem Ruf und unbeſcholtener Stimme". Von der Königin Luiſe hatte ſie, bei Gelegenheit eines Wohlthätigkeitskonzerts, eine Amethyſtbroche erhalten. Dieſe trug ſie ſeitdem beſtändig. Im übrigen waren Armuth, Demuth und Hochmuth die drei Grazien, die an ihrer Wiege geſtanden und ſie durch das Leben begleitet hatten. Sie verneigte ſich artig, wenn auch etwas ſteif und herablaſſend gegen die alte Zunzen und nahm dann wie ſelbſtverſtändlich auf dem Sopha Platz.

Frau Hulen ſetzte ſich zu der Neuangekommenen, patſchelte ihr die Linke und ſagte: „Wie froh ich bin, Sie zu ſehen, liebe Laacke. Sie ſind immer ſo gut und machen keinen Unterſchied."

„Ach, liebe Hulen, wie können Sie nur davon ſprechen; das wäre ja ungebildet. Sind wir denn nicht alle Menſchen?"

Hier trat eine kleine Pauſe ein, während welcher die Klavierlehrerin ihren Shawl von der ſchmalen und abſchüſſigen Schulter herabgleiten ließ. Dann fragte ſie: „Wen darf man denn noch erwarten?"

Die Hulen rückte unruhig hin und her und ſagte dann etwas verlegen: „die Ziebolds".

„O, die Ziebolds! Das iſt ja hübſch. Ich entſinne mich; er hat eine Stimme, Tenor oder Bariton."

„Ja, er hat eine Stimme," fuhr die Hulen fort, „und iſt immer ſpaßhaft und manierlich, aber es mag doch keiner neben ihm ſitzen. Und neben der Frau erſt recht nicht. Das macht die Pfandleihe. Sehen Sie, die alten Ziebolds, was alſo die Eltern von dieſen Ziebolds waren, das waren ſehr gute Leute, ja man kann ſagen, es waren feine Leute. Sie hatten das Leinwand- und Strumpfwaarengeſchäft, Ecke der Jüden und Stralauer, und wir wohnten auf demſelben Hof. Das war das Jahr vorher, als der alte Fritz ſtarb. Und da wurde ja meine alte Mutter krank, und weil ſie wieder zu Kräften kommen ſollte und ich nicht kochen konnte, weil ich ja immer aus mußte wegen der Näherei, ja, liebe Laacken, ich habe mich auch quälen müſſen, da kamen ja nun die Ziebolds und einen Tag gab es eine Suppe und den andern Tag Braten oder Huhn, immer Flügel und Bruſt, und Sonntags ſchickte der alte Mann, der eigentlich geizig war, aber ich kann es ihm nicht nachſagen, eine halbe Flaſche Wein. Und ſo ging es bis an ihren Tod, ich meine meiner Mutter Tod."

Bei dieſer Erinnerung fuhr die Sprecherin mit ihrem Zeigefingerknöchel über das rechte Auge.

„Das waren alſo die alten Ziebolds?" bemerkte Mamſell Laacke, die durch Betonung des Wortes andeuten wollte, daß ſie eigentlich von den jungen Ziebolds zu hören gehofft hatte. Die Hulen verſtand es auch und fuhr fort:

„Ja, das waren die alten, das heißt ſie waren noch gar nicht alt, ſo um Mitte funfzig, aber ſie machten es auch nicht lange mehr und ſtarben denſelben Winter noch, wo meine Mutter geſtorben war. Erſt ſie, den dritten Weihnachtsfeiertag, wenn es nicht ſchon der zweite geweſen iſt, er aber ſchleppte ſich noch ſo bis in den März. Sie wiſſen ja, liebe Laacke: „Märzenſonne und Märzenluft, graben manchem ſeine Gruft." Er war immer ſchwach auf der Bruſt."

„Und da kam denn wohl das Geſchäft an die jungen Ziebolds?" fragte jetzt Mamſell Laacke mit allen Zeichen der Theilnahme an den ſich raſch häufenden Todesfällen.

„Ja, an die jungen Ziebolds," beſtätigte die Hulen, „das heißt an ihn, denn er hatte damals noch keine Frau. Er war nämlich ein ſehr hübſcher Mann, und weil er gut reden konnte und eine goldene Brille trug, ſo ſagten ſie immer, er ſähe aus wie ein Juſtizkommiſſarius und ſie nannten ihn auch „Herr Juſtizkommiſſarius Ziebold". Das ſchmeichelte ihm und er war immer mit Schauſpielern und ihren Mamſells zuſammen und eines Tages hatte er eine an dem Hals."

„Seine jetzige Frau? Ah, ich verſtehe."

„Ja, ſeine Frau. Da hing denn nun der Himmel voller Geigen. Aber der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht, und es war noch kein Jahr um, da war alles verkauft, und ſie kamen in Noth, wie mir die Zunzen erzählt hat. Denn ich wohnte damals noch in der Roßſtraße."

Die Zunzen, die trotz ihrer Taubheit das meiſte verſtanden hatte, nickte mit dem Kopfe.

„Die junge Ziebolden aber," fuhr die Hulen fort, „das war immer eine ſehr reſolute Perſon und ſie wußte bald Rath, und als ich meinen Mann heirathete und wieder hierher in die Kloſterſtraße zog, da wohnten ſie ſchon auf dem Hohenſteinweg und hatten die Pfandleihe. Nun ſehen Sie, liebe Laacke, die Pfandleihe, das war ja noch nichts Schlimmes, und ich ſagte damals zu meinem Seligen, daß ich die alten Ziebolds gekannt hätte und daß es ſehr gute Leute geweſen wären. Und ſo kamen wir auch wieder zuſammen und beſuchten uns. Aber das dauerte ja gar nicht lange, da hieß es: das mit der Pfandleihe, das ſei blos ſo nebenbei, und die Ziebolds liehen Geld auf hohe Zinſen, und ſie ſeien nicht beſſer als Wucherer, und bei zehn Thalern müßten die Leute zwanzig Thaler ſchreiben. Und das iſt es, warum keiner neben den Ziebolds ſitzen will."

„Bitte, ſetzen Sie mich neben Herrn Ziebold," bemerkte Mamſell Laacke mit der ruhigen Haltung einer Aebtiſſin, die ſich hinter dem Schild ihres Rufes und ihrer Stellung geſichert weiß. „Und wen erwarten Sie noch?"

„Herrn Feldwebel Klemm."

„Ach, der ſteife alte Herr mit den Stulpſtiefeln, der die Schlacht bei Torgau gewonnen hat. Er ſtreitet immer und trägt eine ſchwefelgelbe Weſte. — Und wen ſonſt noch?“

„Herrn Nuntius Schimmelpenning.“

„Schimmelpenning!“ wiederholte die Laacke, „der Bote vom Kammergericht. Ich entſinne mich. Er ſoll der Sohn des alten Präſidenten Schimmelpenning ſein, nur daß ihm das „von“ unter die Bank gefallen iſt. Wie kommen Sie nur zu dem, liebe Hulen? Ein wenig angenehmer Mann und ſo wichtig.“

In dieſem Augenblicke zog es wieder an dem Draht und da die Frau Hulenſchen Geſellſchaften wie andere Geſellſchaften waren, ſo trat denn auch gerade derjenige ein, von dem eben geſprochen worden war: Herr Nuntius Schimmelpenning. Er war ein ſtarker Fünfziger, mit aufgeworfenen Lippen, die er zuſammenpreßte und dann wieder ſchmatzend mit einem kleinen Paff öffnete, wobei er weiße wundervolle Zähne zeigte. Der alte Präſident hatte es ebenſo gemacht. Uebrigens hatte die Laacke Recht; er konnte an Aufgeblaſenheit und Wichtigthuerei mit jedem Truthahn ſtreiten, und ſah in die Welt hinein, als ob er wenigſtens ſein Vater oder gar das Kammergericht ſelbſt geweſen wäre. Er glaubte auch ſo was.

Frau Hulen ſtellte nun vor; Schimmelpenning aber, von der Verbeugung der ihm unbequemen Mamſell Laacke nicht die geringſte Notiz nehmend, ſchritt auf die alte Zunzen zu, deren Namen ihm auch genannt worden war, und ſagte mit lauter Stimme: „Zunz; bei Graf Voß, Wilhelmsſtraße? Entſinne mich; habe Ihren Mann noch gekannt.“

„Ich auch,“ ſagte die Alte, die aus Reſpekt vor der ſtattlichen Erſcheinung des Nuntius aufgeſtanden war, im übrigen aber, gerade weil er ſo laut ſprach, alles falſch verſtanden hatte. Schimmelpenning, der nicht wußte, was er aus dem „ich auch" der Alten machen ſollte und bei ſeiner immer regen Empfindlichkeit nur allzu geneigt war, es für eine Verhöhnung zu nehmen, zog ein verdrießliches Geſicht und ſchien überhaupt durch ſeine ganze Haltung ausdrücken zu wollen: „ſonderbare Geſellſchaft; wie komm' ich nur dazu?" Dann trat er an die hochbeinige Kommode, trommelte auf dem Dach des Straßburger Münſters und ſah in den Spiegel hinein, bei welcher Gelegenheit ihn wieder ſeine Aehnlichkeit mit dem alten Präſidenten überraſchte.

* * *

Von dem Garderobezimmer her — in dem, wenn nicht alles täuſchte, zwei raſch hinter einander eingetroffene Paare mit dem Ablegen ihrer Sachen beſchäftigt waren — hörte man jetzt ein lebhaftes Sprechen, wie es Perſonen eigen iſt, die mit einer Art Nachdruck entweder ihre Unbefangenheit oder ihre beſondere Berechtigung ausdrücken wollen, und gleich darauf trat das erſte dieſer Paare in Frau Hulens Zimmer ein. Es waren Herr Ziebold und Frau, er an ſeinen Löckchen und ſeiner goldenen Brille, ſie an ihrer theaterhaften Haltung und einem ebenſo eng anliegenden wie tief ausgeſchnittenen Seidenkleid erkennbar.

Schimmelpenning drückte ſtatt eines Grußes nur leiſe das Kinn nach unten und würde durch ſeine reſervirte Haltung, die ſo weit ging, daß er beide Hände auf den Rücken legte, noch mehr aufgefallen ſein, wenn nicht das zweite Paar, das beinahe unmittelbar folgte, die Aufmerkſamkeit von ihm abgezogen hätte. Es waren Herr Deckenflechter Grüneberg und Tochter, ein hagerer, wachsfarbener Mann, der, weil er auf einem kleinen Stubenwebſtuhl allerhand filzartige Tuchſtreifen zu breiten und ſchmalen Fußdecken zuſammenwebte, gelegentlich auch Herr Teppichſabrikant Grüneberg genannt wurde. Er ſelbſt bedeutete wenig, trotz ſeiner Eulenphyſiognomie, in welcher Stirn, Kinn und Naſenſpitze an derſelben ſenkrechten Linie, Mund und Augen aber weit zurück und ſo zu ſagen wie im Schatten lagen; deſto mehr aber bedeutete ſeine Tochter, die groß und ſtark und ohne alle Aehnlichkeit mit ihm, überhaupt gar nicht ſeine Tochter, ſondern ein angeheirathetes Kind aus ſeiner verſtorbenen Frau erſter Ehe war. Sie hieß Ulrike. Beinahe häßlich, mit großen nichtsſagenden und zum Ueberfluß auch noch weit vorſtehenden Augen, hatte ſie doch die feſte Ueberzeugung: ſchön und durch ihre Schönheit zu etwas Höherem berufen zu ſein. Ihr Umgang mit Frau Hulen erſchien ihr unter ihrem Stande, mehr noch unter ihren perſönlichen Anſprüchen, wurde aber doch von ihr gepflegt, weil ſie wußte, daß ein adeliger junger Herr bei der Alten zu Miethe wohnte. Ihre Gedanken gingen immer nach dieſer Richtung hin.

Herr Ziebold hatte ſich neben Mamſell Laacke auf das Sopha geſetzt; Ulrike trat an das Theater und nahm einzelne Figuren, Karl Moor, Roller und den hübſchen Koſinski aus der offenen Scene heraus; von der Zungen war keine Rede mehr. Schimmelpenning, den Rücken gegen eins der Fenſter gelehnt, ſtarrte gleichgültig auf die Decke, und nur Ziebold und Grüneberg unterhielten ein Tagesgeſpräch, zu dem beide ſehr ungleich beiſteuerten, Grüneberg in einem Schwall von Worten, Ziebold in einzelnen kurzen und mitunter ſpöttiſchen Bemerkungen. Die Hulen kam immer mehr in Aufregung; ſie fühlte, daß es nicht ſo ging, wie es gehen ſollte und immer neue Verſuche zur Annäherung ihrer Gäſte machend, ſagte ſie ſchon zum dritten oder vierten Mal: „Sie kennen ſich ja ſchon von früher.“

Die ſo Angeredeten ſchienen ſich aber jedesmal nur ſehr langſam und widerſtrebend darauf zu beſinnen. Die widerſtrebendſte war Frau Ziebold. Sie ſpielte mit ihrer goldenen Erbskette, über deren Urſprung allerhand dunkele Gerüchte gingen, und warf ihrem Manne Blicke zu, ſich mit dem dummen Menſchen, dem Grüneberg, nicht zu weit einzulaſſen. Sonſt verzog ſie keine Miene. Nur wenn ſie Ulrikens Wichtigkeit ſah, lächelte ſie. Denn ſie kannte die Grünebergs „vom Geſchäft her“, und hatte der Tochter, die hinter dem Rücken des Vaters alles that, was ihr bequem war, mehr als einmal aus der Verlegenheit geholfen.

Von Gäſten fehlte nur noch Feldwebel Klemm; endlich kam auch er, und Frau Hulen, die Wunderdinge von ihm erwartete, athmete auf. Er war in demſelben Aufzuge, Stulpenſtiefel und hochzugeknöpfte ſchwefelgelbe Weſte, in dem er ſich überall präſentirte, und machte ſich, nachdem er Mamſell Laacke zum Aerger Ulrikens mit beſonderer Auszeichnung begrüßt hatte, namentlich mit den Ziebolds zu ſchaffen, ſei es, weil er in ſeiner Eigenſchaft als Zwiſchenträger und Gelegenheitsmacher allerhand unaufgeklärte Beziehungen zu ihnen hatte, oder weil er einfach zeigen wollte, daß er das Recht habe, ſich über das Gerede der Leute wegzuſetzen und ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte ſcheinen zu laſſen. An Schimmelpenning, der mittlerweile ſeine Stellung mit halbrechts gewechſelt und ſich an einen altmodiſchen Eckſchrank gelehnt hatte, ging er ohne Gruß vorüber; beide maßen ſich mit einem Ausdruk von Geringſchätzung.

„Wir ſind nun alle beiſammen,“ nahm Frau Hulen das Wort, „und ich denke, wir wollen recht fröhlich und ausgelaſſen ſein. Nicht wahr, liebe Laacke? Sie ſingen uns doch nachher etwas? Schweizerfamilie oder „Bei Männern, welche Liebe fühlen“.

„Aber, liebe Hulen.“

„Warum nicht, Laackechen? Es iſt ja blos ein Lied. Und Mamſell Ulrike hört es gewiß gern, und wir andern auch. Und nicht wahr, Herr Ziebold, Sie begleiten doch? Aber nun wollen wir uns zu Tiſche ſetzen. Bitte, liebe Zunzen, helfen Sie mir den Tiſch hereinbringen.“

Unſere gute Hulen hatte die letzten Worte ſehr laut geſprochen; nichtsdeſtoweniger antwortete die Alte, die vielleicht wirlich nicht gehört hatte, vielleicht auch nur ärgerlich war, zu dieſer Dienſtleiſtung wie ſelbſtverſtändlich herangezogen zu werden: „na, ich denke doch bis zehn,“ worauf ſich Mamſell Laacke, um allen weiteren Erörterungen vorzubeugen, mit faſt jugendlicher Raſchheit erhob und den Eßtiſch aus der Küche hereintragen half. Stühle wurden gerückt und in kürzeſter Zeit ſaß alles: Klemm oben an, Frau Hulen unten, die Zunzen dicht neben ihr; dann kamen die Pfandleihersleute, an beiden Ecken einander gegenüber; neben Ziebold, wie ſie es ſich ausbedungen hatte, die Laacke.

Alle Speiſen ſtanden ſchon in der Mitte, als erſter Gang eine große Schüſſel mit Mohnpielen, daneben links ein Heringsſalat und rechts eine Sülze. Alles reich gewürzt; auf dem Mohn eine dichte Lage von geſtoßenem Zimmt, auf dem Salat kleine Zwiebeln, die mit Pfeffergurken und ſauren Kirſchen abwechſelten. Ein echtes Berliner Eſſen.

„Bitte, ſo vorlieb zu nehmen; Mamſell Ulrike, wollen Sie nicht ſo gut ſein und die Pielen herum gehen laſſen? Gott, wie ich mich freue!“

„Ganz auf unſerer Seite,“ antwortete Herr Ziebold und putzte erſt ſeine Brille, dann heimlich auch die Gabel am Tiſchtuchzipfel ab.

Was das Geſpräch anging, ſo konnte ſichs aller Wahrſcheinlichkeit nach nur darum handeln, ob es durch Klemm oder Schimmelpenning geführt werden ſollte; Grüneberg war zu einfältig, und Ziebold, der in ſeinen jungen Jahren ein echter Berliner Vielſprecher geweſen war, hatte ſich inzwiſchen aus dieſem Geſchäft zurückgezogen und begnügte ſich damit, die Reden anderer mit einigen Schlagwörtern zu begleiten.

„Sagen Sie, liebe Hulen,“ nahm Schimmelpenning das Wort, „wie heißt denn eigentlich der junge Herr, der bei Ihnen wohnt?“

„Bitzewitz, Herr Nuntius.“

„Bitzewitz,“ wiederholte dieſer, „ein ſonderbarer Name.“

„Es kann nicht jeder Schimmelpenning heißen,“ ſagte Klemm und wechſelte Blicke mit ſeinem Gegner. „Uebrigens, wenn ich recht unterrichtet bin, heißt er **von** Bitzewitz.“

Schimmelpenning war gerade geſcheidt genug, um die Malice herauszufühlen, ignorirte die Zwiſchenrede aber völlig und fuhr zu Frau Hulen gewandt fort: „Was ſtudirt er denn eigentlich?“

„Er ſtudirt ... es iſt ſo was Fremdes und Lateiniſches, und wenn er noch ein paar Jahre dabei bleibt, dann kommt er ans Kammergericht.“

„Nu, nu,“ ſagte Schimmelpenning und reckte ſich etwas höher.

„Aber er wird nicht dabei bleiben; er hat immer anderes vor und lieſt den ganzen Tag Komödienſtücke von einem Mohr, der ſeine Frau würgte, und von einem alten König, der wahnſinnig wurde, weil ihn ſeine Kinder, noch dazu Töchter, im Stiche ließen. Ich höre das immer, denn er ſpricht ſo laut, daß es die Zunzen durch die Wand hören könnte, nicht wahr, liebe Zunz, und wenn ich dann anklopfe und ihm einen Brief bringe oder eine Flaſche friſches Waſſer, dann ſeh ich mitunter, daß er geweint hat. Ja, Sie lachen, Herr Schimmelpenning, aber er hat ein weiches Herz, und ein weiches Herz iſt keine Schande. Ich könnte davon erzählen, wie gut er iſt."

„Nun, ſo erzählen Sie doch," rief Ulrike, während Frau Ziebold und ihr Mann ſich wieder verſtändnißvoll anſahen.

Die Hulen aber fuhr fort: „Nun gut, Ulrikchen, ich will es Ihnen erzählen. Unſere Betten ſtehen nämlich Wand an Wand und die Wand hat nur einen Stein. Und nun hab' ich ja meinen Magenkrampf, und da hilft nichts, kein Doktor und kein Apotheker. Und richtig, es war ſo um Martini herum, und vielleicht war ich auch ſelber Schuld, weil ich von dem Gänſebraten gegeſſen hatte, der immer Gift für mich iſt, und ſiehe da, da hatt' ich ihn wieder. Und ich wußte mir nicht anders zu helfen, denn die Wehtage wurden immer größer und ich klopfte. Erſt ganz leiſe; und als ich das zweite Mal geklopft hatte, da rief er: „gleich, Frau Hulen, ich komme ſchon". Und als ich noch ſo denke, was wohl das beſte ſein wird, da ſteht er auch ſchon da, geſtiefelt und geſpornt, und ſagt blos: „Magenkrampf? Ich dacht' es mir; na, da weiß ich Beſcheid, Frau Hulen." Und keine halbe Minute, da hör' ich ihn in der Küche, wie er Holz ſpaltet und in der Aſche herumklopft, und an meinem Küchenſchapp die Kaſten aufzieht, einen nach dem andern. Und nu merk' ich ja, was er vor hat, und rufe aus meinem Bett heraus „zweites Fach, rechts". „Schon gut, Frau Hulen," ſagt er, „ich habe ſchon," und nu dauert es auch gar nicht lange mehr, da iſt er da. Und was bringt er? Einen richtigen Kamillenthee, blos ein Bischen zu ſtark und noch zu heiß. Aber da goß er ihn ja aus der Obertaſſe in die Untertaſſe, zweimal, dreimal, bis er mundrecht war. Und nu trank ich. Und wollen Sie glauben, mir wurde gleich beſſer. Ich will nich ſagen, daß es der Kamillenthee war, aber die Gutthat war es, die ging mir zu Herzen und der Magenkrampf war weg."

„Aber, liebe Hulen!" ſagte jetzt langſam und jede Silbe betonend die Laacke, die während der ganzen Erzählung verlegen auf ihren Teller geblickt hatte.

Die Hulen aber ließ ſich nicht einſchüchtern und erwiderte ziemlich ſcharf: „liebe Laacke, ich ſehe blos, daß Sie noch keinen Magenkrampf gehabt haben."

„Sehr richtig," bemerkte Ziebold, indem er der neben ihm ſitzenden Alten gutmüthig und vertraulich auf ihrer welken Hand herumtrillerte, „ich habe die Bekanntſchaft dieſes Peinigers nur einmal gemacht, aber gerade gründlich genug, um Zeitlebens zu wiſſen, was es mit ihm auf ſich hat. Das war anno ſechs, an dem Tage, als die Löffelgarde einzog. Es regnete leiſe und war ſchon kalt. Wann war es doch, Herr Feldwebel Klemm?"

„Ende Oktober."

„Ganz richtig; ich erkältete mich bis auf den Tod und hatte Schmerzen, daß ich ſchrie; aber es thut mir doch nicht leid, bei dieſem Löffelgardeneinzug mit dabei geweſen zu ſein."

„Warum hieß es denn eigentlich die Löffelgarde?" fragte Ulrike.

„Weil ſie ſtatt des Federſtutzes einen blechernen Löffel trugen. Die anderen Herrſchaften werden es damals alle geſehen haben, aber wenn Mamſel Grüneberg davon hören will…"

„Bitte," ſagte Ulrike verbindlich, und Ziebold, der ſich von der ihm unbequem werdenden Kontrolle ſeiner Frau frei zu machen begann, fuhr ohne weiteres fort: „Dieſe Löffelgarde, wie mir Herr Feldwebel Klemm beſtätigen wird, hatte allerhand Abſonderlichkeiten und ſchickte, wenn ſie einzog, einen aus ihrer Mitte voraus, der zwanzig oder dreißig Schritt vor der nachrückenden Kolonne ging, und durch ſonderbare Manieren und ein abſichtlich abgeriſſenes Koſtüm ankündigen mußte: „jetzt kommt die Löffelgarde!“ Denn ſie waren ſtolz auf ihren Namen und ihr Abzeichen.“

Ziebold, der als guter Erzähler den Werth einer Pauſe zu ſchätzen wußte, bat hier um ein Glas Waſſer, und nahm erſt, als Frau Hulen das Gewünſchte gebracht hatte, ſeinen Faden wieder auf.

„Ich ſehe noch den erſten, der durch das Halleſche Thor kam. Er gehörte zu dem ſchlimmen Davouſt'ſchen Corps, und alles, was dieſes Corps bedeutete, das lag in dieſem einen vorausmarſchirenden Mann. Er war lang und hager, mit blaſſem Geſicht und pechſchwarzem Haar, das ihm tief in die Stirn hing. Seine Beinkleider, von einer Art Leinenzeug, waren ſchmutzig und zerriſſen und die halbnackten Füße ſteckten in Schuhen, eigentlich nur noch Sohlen, die wie Sandalen feſtgebunden waren. Ein Pudel, den er an einem Strick führte, ging auf zwei Beinen nebenher und fing die Brodſtücke auf, die ihm von ihm zugeworfen wurden. An ſeinem Pallaſch aber, den er ſtatt des gewöhnlichen Infanterieſäbels trug, hing eine Gans und auf dem kleinen fuchſig gewordenen Hut, den er ſchief und pfiffig aufgeſetzt hatte, ſteckte der blecherne Löffel, das Feldzeichen der ganzen Bande.“

„Ach, wie nett,“ ſagte Ulrike, der zu Ehren die ganze Geſchichte erzählt worden war, „ein blecherner Löffel, es iſt doch zu komiſch.“

Feldwebel Klemm aber, der keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, ſeine Franzoſenfreundlichkeit zu betonen und durch den wohlberechneten Appell an ſein endgültiges Urtheil nicht ganz gewonnen worden war, rief über den Tiſch hin: „Ich möchte Herrn Ziebold nur bemerken, daß es doch am Ende keine „Bande“ war, die damals unter dem Befehl des Marſchall

Davouſt, Herzogs von Auerſtädt und ſpäteren Prinzen von Eckmühl, Durchlaucht, durch das Halleſche Thor einzog. Wenn es aber eine Bande war, ſo war es jedenfalls eine ganz aparte, denn ſie kam recte von Jena her, wo wir, um es milde zu ſagen, vor dieſer Bande nicht zum beſten beſtanden hatten."

„Nein, nicht zum beſten," antwortete Frau Hulen. „Aber nichts für ungut, Herr Feldwebel Klemm, davon dürfen wir nicht ſprechen, denn das iſt ein ſchlechter Vogel, der ſein eigen Neſt beſchmutzt, und das Unglück von damals oder die Schande von damals, ich weiß nicht was richtig iſt, das muß nun begraben und vergeſſen ſein. Ich habe freilich auch gedacht, es wäre mit uns vorbei, weil es alle Leute ſagten, und man iſt doch nur eine arme Frau, die nicht „nein" ſagen darf, wenn die andern „ja" ſagen. Aber das kann ich Ihnen ſagen, Herr Klemm, ſchon das nächſte Jahr, als ich die zwei grünen Särge ſah, da wußte ich, daß wir wieder aufkommen würden."

„Zwei grüne Särge?" fragte Ulrike und verſuchte zu lachen.

„Ja, zwei grüne Särge, drin die beiden alten Sängebuſchens begraben wurden. Er und ſie. Haben Sie denn nicht davon gehört, Ulrikchen? Sie müſſen doch damals, mit Permiſſion, ſchon ein halbwachſenes junges Ding geweſen ſein."

„Nein," verſicherte Ulrike.

„Nun," fuhr Frau Hulen fort, „die beiden alten Sängebuſchens, die hier gleich um die Ecke wohnten, zwei Häuſer von der Waiſenkirche, die waren es alſo. Er war Regiſtrator, aber früher war er Soldat geweſen, und hatte unter vier Königen gedient, und als das Rheinsberger Denkmal fertig war und Prinz Heinrich alle alten Soldaten einlud, da lud er auch den alten Sängebuſch ein, daß er mit dabei ſein ſollte. Ich habe den Brief ſelbſt geſehen, alles deutſch geſchrieben, aber Henri war franzöſiſch. Und als er nun ſtarb, ich meine den alten Sängebuſch, da fanden ſie einen Zettel, darauf geſchrieben ſtand, daß er in einem grünen Sarge begraben werden wolle, blos um ſeinen Glauben und ſeine Zuverſicht zu zeigen, daß ſein liebes Vaterland Preußen wieder aufkommen würde .... Und nun ſtarb ja die Frau, die auch alt und krank war, denſelben Tag, und ſo kam es, daß zwei grüne Särge beſtellt wurden. Der alte Prediger Buntebart aber, als ſie begraben werden ſollten, ließ eine ſchwarze Bahrdecke darüber decken, weil er ängſtlich war und keinen Lärm und keinen Aufſtand haben wollte. Aber da kannt' er die Berliner ſchlecht, und als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, riſſen ſie die Bahrdecke herunter, daß die grünen Särge wieder ſichtbar wurden, und ſo trugen ſie ſie zwiſchen vielen tauſend Menſchen hin, und alles nahm den Hut ab und dachte bei ſich: „ob wohl der alte Sängebuſch Recht behalten wird?“ Und er hat Recht behalten. Bäcker Lehweß, als ich heute das Frühſtück holte, ſagte zu mir: „Hören Sie, Hulen, Preußen kommt wieder auf.“ Und der alte Bäcker Lehweß ſagt nicht leicht was, was er nicht verantworten kann.“

Herr Ziebold nickte der alten Hulen freundlich zu, Feldwebel Klemm aber, mit dem linken Zeigefinger zwiſchen Hals und Kravatte hin und her fahrend, ſagte halb ungeduldig, halb herablaſſend: „Das iſt eine rührende Geſchichte, Frau Hulen; aber den alten Sängebuſch und ſeinen grünen Sarg in Ehren, er könnte ſich doch geirrt haben.“

„Wer nicht?“ antwortete Schimmelpenning, der nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, einer von Klemm geäußerten Anſicht zu widerſprechen. „Wer nicht? ſage ich noch einmal; Sie, ich, jeder. Irren iſt menſchlich, aber dieſer alte Sängebuſch hat ſich nicht geirrt. Ich bitte mich nicht mißzuverſtehen; grüne Särge hin, grüne Särge her, ich bin Proteſtant und verachte jeden Aberglauben. Dieſe grünen Särge ſind eine Kinderei. Aber wir müſſen doch wieder aufkommen, und warum? Weil wir die Gerechtigkeit haben. Da liegt es. Iustitia fundamentum imperii. Zeigen Sie mir in der ganzen alten und neuen Geſchichte ſo etwas, wie die Mühle von Sansſouci oder wie den Müller Arnold'ſchen Prozeß. Das Kammergericht, meine Herrſchaften. Und „es gibt noch Richter in Berlin" haben ſelbſt unſere Feinde zugeſtanden. Ich will nichts gegen die Franzoſen ſagen, aber eins muß ich ſagen: ſie haben keine Gerechtigkeit. Und wo keine Gerechtigkeit iſt, da iſt kein Maß, und wo kein Maß iſt, da iſt kein Sieg. Und wenn ein Sieg da war, ſo hat er keine Dauer und verwandelt ſich in Niederlage. Und der Anfang dieſer Niederlage iſt da. Der Ruſſe drängt nach, wir legen uns vor, und ſo zerreiben wir dieſe franzöſiſche Herrlichkeit wie zwiſchen zwei Mühlſteinen."

„Sie ſprechen von zwei Mühlſteinen," lächelte Klemm, „gut ich laſſe die zwei Steine gelten, aber was dazwiſchen zerrieben werden wird, das werden nicht die Franzoſen ſein, ſondern die Ruſſen."

„Nicht doch, nicht doch," riefen Ziebold und Grüneberg gleichzeitig und ſetzten dann hinzu: „oder zeigen Sie uns wenigſtens wie."

Dieſer Aufforderung hatte Klemm entgegen geſehen.

„Es wäre gut, wir hätten eine Karte," ſagte er; „aber ein paar Striche thun es auch. Frau Hulen, ich bitte um einen Bogen Papier."

Frau Hulen beeilte ſich, den gewünſchten Bogen herbeizuſchaffen, auf dem Klemm nun, mit jener Sicherheit, wie ſie nur die tägliche Wiederholung gibt, dieſelben Linien zu zeichnen begann, die er ſchon am Neujahrsabend mit Kreide auf den Tiſch gezeichnet hatte.

Dann hob er an: „Dieſer dicke Strich alſo, wie ich zu bemerken bitte, iſt die Grenze, rechts Rußland, links Preußen und Polen. Achten Sie darauf, meine Herrſchaften, auch Polen. Hier links iſt Berlin, und hier, zwiſchen Berlin und dem dicken ruſſiſchen Grenzſtrich, dieſe zwei kleinen Schlängellinien, das ſind die Oder und die Weichſel. Nun müſſen Sie wiſſen, an der Oder und Weichſel hin, in ſechs großen und kleinen Feſtungen, ſtecken dreißigtauſend Mann Franzoſen, und ebenſo viele ſtecken hier unten in Polen, in einer ſogenannten Flankenſtellung, halb ſchon im Rücken. Ich wiederhole Ihnen, achten Sie darauf; denn in dieſer Flankenſtellung liegt die Entſcheidung. Jetzt drängt der Ruſſe nach; ſchwach iſt er, denn wenn eine Armee friert, friert die andere auch, und ſchlottrig geht er über die Weichſel. Und nun geſchieht was? Von den Oderfeſtungen her treten ihm dreißigtauſend Mann ausgeruhter Truppen entgegen, während von der polniſchen Flankenſtellung her andere dreißigtauſend Mann heraufziehen, ſich vorlegen und ihm die Rückzugslinie abſchneiden. Und klapp, da ſitzt er drin. Das iſt, was man eine Mauſefalle nennt. Ich mache mich anheiſchig, Ihnen die Stelle zu zeigen, wo die Falle zuklappt. Hier, dieſer Punkt; es muß Köslin ſein oder vielleicht Filehne. Ich gehe jede Wette ein, zwiſchen Köslin und Filehne kapitulirt die ruſſiſche Armee. Wie Mack bei Ulm. Was nicht kapitulirt, iſt todt.“

Alles war erſtaunt; nur Schimmelpenning, der in den Weißbierlokalen der Stadt nicht viel weniger gut zu Hauſe war als ſein Gegner, ſagte mit einſchneidender Ruhe: „Es iſt bekannt, Herr Klemm, daß Sie dieſe Sätze jetzt täglich wiederholen, buchſtäblich wiederholen, wobei es nichts thut, ob ſie die Weichſel mit Bleiſtift auf Papier oder mit Kreide auf den Tiſch zeichnen. Sie werden über kurz oder lang Ungelegenheiten davon haben; doch das iſt Ihre Sache. Eins aber iſt meine Sache, Ihnen zu ſagen, daß ich alles, was Sie thun und ſprechen, unpatriotiſch finde.“

„Muß ich bei Ihnen Patriotismus lernen?“ brauſte Klemm auf und ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch. „Ehe Ihnen Ihre Mutter, ich bitte um Entſchuldigung, meine Damen, die erſten Hoſen anpaßte, war ich ſchon bei Torgau. Ich habe die Grenadiers geſammelt ....“

„Ich weiß davon,“ unterbrach ihn Schimmelpenning, „aber das waren nicht Sie, das war der Major von Leſtwitz.“

„Ich weiß nicht, was der Major von Leſtwitz gethan hat,“ ſchrie der immer aufgeregter werdende Klemm, „aber was ich gethan habe, das weiß ich.“

„Und behalten es in gutem Gedächtniß,“ höhnte Schimmelpenning weiter. „Auch iſt es noch keinem eingefallen, Herr Klemm, daß Sie jemals eine von Ihren Großthaten vergeſſen hätten.“

Bei dem Worte „Groß“ machte der Nuntius ein lange maliciöſe Pauſe; Frau Hulen aber, die den Streit aus der Welt zu ſchaffen wünſchte, wandte ſich an Herrn Schimmelpenning und bat ihn mit eindringlicher Stimme, die auf dem linken Flügel noch unberührt ſtehende Sülze herum gehen zu laſſen. Es wurde nicht überhört, ſo hoch die Wogen auch gingen. Als das neue Gericht bei der Zunzen vorbei kam, die von Zeit zu Zeit an Huſtenanfällen litt und deshalb vorſichtig mit reizbaren Sachen ſein mußte, beugte ſie ſich zur Hulen und fragte leiſe: „viel Pfeffer?“ worauf dieſe antwortete: „nein, liebe Zunz, engliſch Gewürz“. Dieſe beruhigende Erklärung ſchien von der Alten richtig verſtanden zu werden, denn ſie nahm ausgiebig von der Schüſſel, die ſie noch in Händen hielt. Dem ausbrechenden Streit der Gegner aber war glücklich geſteuert. Bald darauf wurde aufgeſtanden, und nachdem ſich, mit Ausnahme von Klemm und Schimmelpenning, alles die Hände gedrückt und eine geſegnete Mahlzeit gewünſcht hatte, begab man ſich paarweiſe in Lewins Zimmer, wo nun Punſch und Strausgebackenes herum gereicht wurde.

„Und nun, liebe Laacke, ſingen Sie uns was; aber nichts Trauriges, nicht wahr, Ulrikchen, nichts Trauriges?“ Ulrike ſtimmte bei, worauf Mamſell Laacke bemerkte, daß ſie nichts Trauriges ſingen wolle, aber auch nichts Heiteres. Das Heitere widerſtände ihr, weil es flach und unbedeutend ſei; ſie liebe das Gefühlvolle und man ſolle immer nur das ſingen, was der eigenen Natur entſpräche. Denn „in unſerer Stimme ruht unſer Herz“.

Es wurden nun Lewins Noten einer wiederholten Durchſuchung unterworfen, bis endlich ein paar Opernarien gefunden waren, in denen der vielgerühmte Tenor des Herrn Ziebold mitwirken konnte. Mamſell Laacke überreichte ihm ein himmelblau brochirtes Heft, auf deſſen Titelblatt zu leſen ſtand: „Fanchon, das Leiermädchen, von Friedrich Heinrich Himmel, Klavierauszug, Akt II;“ darunter ein Bildniß Fanchons, kurzärmlich, mit Kopftuch und einer Art Mandoline in der Hand.

Nichts konnte, alles in allem erwogen, willkommener ſein als das. Ein Duett hat immer etwas von dem Reize einer dramatiſchen Scene. Die Laacke intonirte, und begann, während Herr Ziebold ſeine Linke auf die niedrige Stuhllehne legte:

In heitrer Abendſonne Strahlen
Dort wo die Alpenroſe keimt,
Laß ich die liebe Hütte malen,
Wo meine Kindheit ich verträumt.

Daß eine Grille nie dich lenke,
Die nur gemeine Seelen kränkt;
Entehren jemals die Geſchenke
Von dem, der uns ſein Herz geſchenkt?

Nachdem dieſe letzte Zeile nicht nur dreimal wiederholt, ſondern ſeitens der gefühlvollen Laacke auch mit beſonderem Nachdruck vorgetragen worden war, fiel der Tenor Ziebolds ein und beide ſangen nun die Schlußſtrophe:

Die Liebe theilet unbefangen,
Was Einem nur das Glück beſchied,
Und zwiſchen Geben und Empfangen
Macht Liebe keinen Unterſchied.

Ziebold hatte von alter Zeit her eine Force im Tremulando und erzielte damit auch heute eine ſolche Wirkung, daß die bis dahin kühle Stimmung umſchlug und die Gefühle allgemeiner Menſchenliebe wenigſtens momentan zum Durchbruch kamen. Der Abend war jetzt entſchieden auf ſeiner Höhe. Frau Hulen empfand dies und ſchlug deshalb unverzüglich eine Wanderpolonaiſe vor, die denn auch, durch alle Zimmer hin, unter geſchickter Umkreiſung des ſtehengebliebenen Eßtiſches ausgeführt wurde. Zum Schluß aber ſpielte die Laacke zu haſtig und ließ abſichtlich einige Takte aus. „Bin ich eingeladen, um auf dieſem Klimperkaſten dieſer froſchäugigen Mamſell Ulrike zum Tanze aufzuſpielen?“ So drängten ſich die Fragen, und der letzte Moment des Feſtes war wieder ein Mißakkord.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter gingen die Paare nach verſchiedenen Seiten hin die Kloſterſtraße hinunter, die Ziebolds links, auf den Hohen Steinweg zu.

„Das iſt nun das letzte Mal geweſen,“ ſagte Frau Ziebold, „Du bringſt mich nicht mehr hin. Ich habe nicht Luſt mit Mamſell Laacke auf demſelben Sopha zu ſitzen. Und dies alberne Ding, die Ulrike! Sah mich an, als hätte ſie mich noch nie geſehen; ich glaube gar, ſie dachte, daß ich ſie zuerſt grüßen ſollte. Und wie ſteht es denn? Sie hilft uns nicht, aber wir helfen ihr. Das gelbe Mohrkleid und die Zuckerzange lagern nun ſchon in die zehnte Woche." Hier hielt die Sprecherin, denn die Luft ging ſcharf, einen Augenblick inne, um Athem zu ſchöpfen. Dann aber fuhr ſie fort: „Und nun gar dieſe Mannsbilder! Ich weiß wirklich nicht, wer unausſtehlicher iſt, dieſer Klemm, der nur drei Stücke auf ſeiner Leier hat, oder dieſer Schimmelpenning, der ausſieht, als habe er die Gerechtigkeit erfunden."

Ziebold lachte und ſagte: „Du vergißt Grünebergen; war er nicht Dein Tiſchnachbar?"

„Freilich war er das; aber glaubſt Du, daß er ein Wort mit mir geſprochen hätte? Und warum nicht! Weil er ein alter Narr iſt und immer das liebe Töchterchen angafft und auf den Prinzen wartet, der ſie in einer goldenen Kutſche abholen ſoll. Und dann nimm es mir nicht übel, Ziebold, die Hulen iſt eine gute Frau, aber was waren das für Pielen? Semmelſtücke, und das bischen Mohn kratzig und multrig."

* * *

Die Grünebergs hielten ſich derweilen rechts. Als ſie um die Ecke der Stralauerſtraße bogen, ſagte Ulrike: „Ich weiß eigentlich nicht recht, was der Hulen beikommt? Immer ſo, als ob ſie keine arme Frau wäre; drei Gerichte und Krausgebackenes und Punſch. Mir gefällt es nicht und ich finde es Unrecht. Und dann immer in zwei Stuben, als ob ihr alle beide gehörten! Wenn ich eine Stube vermiethe, ſo habe ich ſie vermiethet; der junge Herr von Bitzewitz, der mir das letzte Mal aufmachte als ich klingelte, weil die Hulen nicht zu Hauſe war, würde ſich doch ſehr wundern, wenn er dieſe Mamſell Laacke mit ihren langen knöchernen Fingern auf ſeinem Klavier hätte herum hantiren ſehen. Und dieſe Singerei! Da hör' ich doch lieber die Kurrende. Aber es ſoll immer ſo was ſein. Ein bischen Blindekuh oder ein paar Kartenkunſtſtücke, das iſt ihr nicht genug .... Und was für Menſchen! Er, Ziebold, das muß wahr ſein, iſt ein coulanter Mann, und man merkt es ihm an, daß es ihm nicht an der Wiege geſungen worden iſt. Aber dieſe Perſon, ſeine Frau! Immer in Seide und mit Korallenohrbommeln; ich mag nicht wiſſen, wem ſie gehören. Sie muß doch Mitte vierzig ſein, und dabei ausgeſchnitten wie die jüngſte. Aber das weiß ich, ich gehe nicht wieder hin. Ich will mir nicht meinen Ruf verderben.“

So dachten auch die andern. Befriedigt war nur Frau Hulen ſelbſt.

V.

Soirée und Ball.

Um die vierte Stunde des andern Tages, die Sonne war eben unter, hielten die seit einer Woche kaum noch aus dem Geſchirr gekommenen Hohen-Vietzer Ponies vor dem uns aus dem Beginn unſerer Erzählung bekannten Hauſe in der Kloſterſtraße. Lewin hatte die Leinen genommen und wartete geduldig auf die Rückkehr des Kutſchers, der abgeſtiegen war, um den altmodiſchen, mit vielen Riemen zugeſchnallten Mantelſack in die Frau Hulenſche Wohnung hinauf zu tragen. Das Gefährt war nicht mehr der nur für eine Nachtfahrt geeignete Sack- und Planſchlitten, ſondern der leichte zweiſitzige Kaleſchwagen, mit dem Berndt ſeine hier und dorthin gehenden Ausflüge zu machen pflegte. Es wurd' unſerm Freunde nicht ſchwer zu warten, denn der ganze nordweſtliche Himmel glühte noch, und die kleine, faſt unmittelbar zu ſeiner Linken gelegene, ringsumher von Epheu umwachſene Kloſterkirche ſtand wie ein Schattenbild in dieſer abendlichen Glut und nahm ſeine Aufmerkſamkeit gefangen. Von allen Seiten kamen Krähen heran, ſetzten ſich auf die Zacken des Giebelfeldes und beriethen ſich, wie ſie zu thun pflegen, für die Nacht. In der Straße war nur wenig Leben; die Laternen wurden an ihren langen Drahtketten herabgelaſſen, langſam angezündet und langſam und knarrend wieder in die Höhe gezogen. Endlich kam Kriſt zurück, und während dieſer ohne wieder aufzuſteigen das Fuhrwerk nach dem „Grünen Baum“ hinüber dirigirte, öffnete Lewin die ſchwere, mittelſt eines innen angebrachten Steingewichts ſich von ſelbſt ſchließende Hausthür und ſtieg die Treppen hinan.

Auf der dritten und letzten ſchimmerte ſchon das Licht, mit dem Frau Hulen auf den Flur getreten war, theils um ihrem jungen Herrn Lewin ihren Reſpekt zu bezeigen, aber noch mehr, um die dicke Epheuguirlande über der Thür ſichtbar zu machen, die ſie zu ſeinem Empfange geflochten.

„Guten Abend, Frau Hulen.“ Damit trat er erſt in den Alkoven und von dieſem aus in das große Vorderzimmer, das die Liebe und Sorgfalt der Alten in ähnlicher Weiſe feſtlich hergerichtet hatte. Auf dem runden Sophatiſche ſtanden zwei kleine brennende Lichter, Kaffeegeſchirr und ein Napfkuchen, während eine zweite Guirlande, auch von Epheu, aber ſchmal und zierlich und aus einzelnen Blättern zuſammengenäht, die damaſtne Kaffeeſerviette einfaßte.

„Aber das iſt ja, als ob ein Bräutigam einzöge, Frau Hulen; wo kommt nur all der Epheu her?“

„Kirchenepheu, junger Herr.“

„Alſo von drüben?“

„Ja, drüben von der Kloſterkirche; ich hab’ ihn an dem linken Chorpfeiler gepflückt, wo Küſter Suſemihls Johanna mit dem kleinen Würmchen begraben liegt. All’ in eins, Mutter und Kind. Es ſind nun drei Jahr. Können ſich der junge Herr nicht mehr entſinnen?“

„Nein. Was war es denn damit?“

„Es ſoll ein Marſchall geweſen ſein; aber Herr Kaufmann Ziebold hat mich ausgelacht; es ſei freilich ein Marſchall geweſen, aber blos ein franzöſiſcher Logirmarſchall, was ſie bei uns einen Wachtmeiſter nennen. Na, lieber Gott, ich kann es nicht wiſſen, ich bin eine alte Frau, aber das weiß ich, Marſchall oder nicht, daß er einen ſchweren Stand haben wird, denn es war ein gutes Kind, die Johanna, und ſie hielt auf ſich, und ſelbſt die alte Zunzen, die von jedem was weiß, wußte ihr nichts nachzuſagen. Es war noch ein Glück, daß das Kind gleich todt war. Einige ſagen freilich, es wäre nicht todt geweſen, aber ich glaub' es nicht, und man ſoll nicht ſagen, was man nicht beweiſen kann. Und nun langen Sie zu, junger Herr, und ſchenken ſich ein, ehe der Kaffee kalt wird."

„Ja, Frau Hulen, das iſt leichter geſagt als gethan. Wo denken Sie hin? So bei Gräberephen ...."

„Ach, junger Herr, da kenn' ich Sie beſſer. Wenn die Dienſtagsherren hier ſind, der dicke Herr Hauptmann, der immer ſo ſpaßig iſt, und der Herr von Jürgaß, und der Herr Himmerlich, der ſolche dünne Stimme hat, und ich höre dann von nebenan zu, da weiß ich ſchon, je lauter ſie leſen und je rührender es iſt, deſto mehr Taſſen und Gläſer muß ich bringen. Und wer dann am meiſten dabei iſt, das iſt mein junger Herr."

„Nun, Frau Hulen, wenn die Sachen ſo liegen, da muß ich es ſchon verſuchen," und dabei ſchenkte er ſich ein und machte ſich's bequem, während die Alte, um ihn nicht länger zu ſtören, aus dem Zimmer ging.

Auf dem Tiſche, zu einem kleinen Fächer geordnet, lagen auch die vier, fünf Briefe, die während ſeiner Abweſenheit eingegangen waren. Einer von Jürgaß enthielt eine kurze Anfrage, wann und wo die nächſte Kaſtaliaſitzung ſtattfinden ſolle, ein anderer, erſt vor wenig Stunden geſchrieben, war von Tubal. Nur wenige Zeilen. Lewin las:

„4. Januar. Seit vorgeſtern Abend ſind wir wieder hier.

Papa, der uns ſchon früher von Guſe zurück erwartet hatte, hat auf heute (Montag) eine Soirée angeſetzt. So Du rechtzeitig eintriffſt, laß uns nicht im Stich. Wir haben Ueberfluß an Herren, aber nicht an Tänzern. Die Mazurka, die vor dem Feſte bei Wylichs aufgeführt wurde und in der Kathinka, wie Du gehört haben wirſt, einen ihrer Triumphe feierte, ſoll wiederholt werden. Du fehlteſt damals; ſei heute da.

Dein T."

Lewin legte das Blatt aus der Hand, das ihn verſtimmt hatte. Während der Fahrt war er geſchäftig geweſen, ſich dieſen erſten Abend als ein häusliches Idyll auszumalen, alles hell und licht, in dem Frau Hulens weiße Haube, die weiße Theekanne und viele quadratiſch gefaltete weiße Blätter (von denen er jedes zu beſchreiben hoffte), die ſeinem Auge ſich einſchmeichelndſten Punkte waren, und nun zerrann dieſer Traum in demſelben Augenblicke, in dem er ihn zu verwirklichen dachte. Er hatte weder Luſt zu tanzen noch tanzen zu ſehen, am wenigſten Kathinka, deren Mazurkapartner, wie er ſich aus begeiſterten Schilderungen der Freunde ſehr wohl entſann, Graf Bninski geweſen war. Und doch war die Einladung nicht zu umgehen. Er hatte noch zwei Stunden, und müde von der Fahrt, überwand er mit Hilfe ſeiner Ermattung ſeine Mißſtimmung, drückte ſich in das ſeegrasharte Sophakiſſen und ſchlief ein.

Als er erwachte, war alles dunkel im Zimmer, die kurzen Lichter niedergebrannt. Er wickelte ſich aus einer Decke heraus, mit der ihn Frau Hulen, während er ſchlief, zugedeckt hatte; aber es koſtete ihm Mühe, ſich zurecht zu finden. Wo war er? Er tappte ſich auf das Fenſter zu und ſah auf die Straße hinunter. Da waren die Laternen, die in trübem Lichte brannten; drüben der Schatten mit den zwei kleinen Thürmen, das war die Kloſterkirche. Was war es doch damit? Wer hatte doch davon erzählt? Richtig, die Hulen. Da war ja die Guirlande; und Johanna Suſemihl und das Würmchen; und er fühlte nun, daß eine ſtickige Luft in dem Zimmer war, und daß der betäubende Geruch des Epheus und der Lichterblak ihm einen dumpfen Kopfſchmerz zugezogen hatten. Was thun? Er öffnete den Fenſterflügel, an deſſen einem Riegel er ſich mechaniſch gehalten hatte, und athmete erſt wieder freier, als die kalte Nachtluft in ſein Zimmer zog. Dann klopfte er, und Frau Hulen kam.

„Wie ſpät iſt es?“

„Acht Uhr.“

„Ei, da hab' ich mich verſchlafen. Und dies Kopfweh. Ein Glas Waſſer, Frau Hulen, und Licht. Ich muß mich eilen.“

Die Alte lief hin und her; die Kommodenkäſten flogen auf und zu, und eine Stunde ſpäter ſtieg Lewin die breite Steintreppe hinauf, die an Niſchen mit drei, vier Perrücken-Kurfürſten vorüber in das erſte Stock des Ladalinskiſchen Hauſes führte. Er warf den Mantel ab, hörte, während er in dem Garderobezimmer ſeine Toilette ordnete, den gedämpften Strich der Geigen und ſchritt dann über den mit Orangerie beſetzten Vorflur in das offenſtehende Entrée, das zwiſchen den beiden großen Geſellſchaftsſälen gelegen, gerade die Mitte der ganzen Zimmerflucht bildete. Es war im übrigen ein Entrée wie andere mehr, ſchmucklos, mit einem einzigen hohen, zugleich als Balkonthür dienenden Fenſter, und zeichnete ſich durch nichts aus als durch ſein Deckenbild: Venus bei dem Untergange Trojas ohnmächtig in die Arme des Zeus ſinkend. Es war das beſte der alten Plafondgemälde, und zugleich das wohlerhaltenſte.

Unſer Freund, wenig heimiſch in der Welt der bildenden

Künſte, würde zu keiner Zeit ein begeiſtertes Auge für die Linien dieſer Kompoſition gehabt haben, am wenigſten hatte er es heute, wo Kopfweh, Mißſtimmung und ein gerade an dieſer Stelle ſtattfindendes Gedränge ohnehin an einer eingehenden Beobachtung hinderten. Nach links hin lag der Tanzſaal. Lewin ſah hinein und bemerkte, daß zwölf oder vierzehn Paare zu einer Anglaiſe angetreten waren; aber Kathinka fehlte. Wo war ſie? Und bei dieſer Frage ſtürmten Bilder und Gedanken auf ihn ein, die dem Verſuche, ſie als thöricht zu verbannen, nur zögernd und widerſtrebend nachgaben. Er ließ nun ſein Auge die Sitzreihe niedergleiten, auf der an der Längswand des Saales hin die älteren Damen Platz genommen hatten; aber auch hier vergebens.

In der Mitte dieſer Reihe ſaß die alte Gräfin Reale, Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Ferdinand, eine Dame von ſiebzig oder darüber, mit einer gebogenen und doch ſpitz auslaufenden Naſe. Alles an ihr war grau: die Robe, der Shawl, das hoch aufgethürmte Haar und ſie glich einem böſen Kakadu, beſonders als ſie jetzt ein ſchwarzes Lorgnon mit zwei großen Kryſtallgläſern aufſetzte und Lewin, deſſen haſtiges Suchen ihr aufgefallen ſein mochte, verwundert und beinahe ſtrafend anſah. Dieſer ſchlug die Augen nieder und richtete ſie ziemlich verwirrt auf die Nachbarin der alten Gräfin. Dies war ein Fräulein von Biſchofswerder, Tochter des ehemaligen Miniſters und Dame d'Atour der Königin-Wittwe. Sie trug das wenige blonde Haar, das ſie hatte, in zwei Locken gelegt, die jetzt aber von der Hitze des Saales ihre ohnehin ſpärliche Federkraft verloren hatten und in dünner ungebührlicher Länge bis an den Gürtel hinunter hingen. Ueberhaupt war alles lang an ihr, der Hals und die däniſchen Handſchuhe, die bis zum Ellbogen hinaufreichten, und inmitten all ſeiner Mißſtimmung überkam ihn ein Lächeln. „Mamſell Laacke!" ſagte er vor ſich hin.

Er gab endlich alles weitere Suchen und Forſchen auf und ſchritt in den nach rechts hin gelegenen Saal hinüber, in dem Erfriſchungen gereicht und in dicht umher ſtehenden Gruppen die Neuigkeiten des Tages ausgetauſcht wurden. Es waren meiſt ältere Herren: Adjutanten und Kammerherren der verſchiedenen prinzlichen, damals ſehr zahlreichen Hofſtaaten, Geſandte kleinerer Höfe, Excellenzen aus dem auswärtigen Departement und Abtheilungschefs des Oberfinanzdirektoriums, wie der Kriegs- und Domänenkammer. Einige davon ſpezielle Freunde des Hauſes, ſo der Intendant der königlichen Schlöſſer und Gärten Herr Valentin von Maſſow, Schloßhauptmann von Wartensleben, Generaldirektor der königlichen Schauſpiele Freiherr v. d. Reck und Staatsrath und Polizeipräſident Le Coq. Auch Univerſitätsprofeſſoren, Aerzte, Geiſtliche und Berliner Stadtcelebritäten waren erſchienen; in der erſten Fenſterniſche ſtanden Hofprediger Eylert und der Oberkonſiſtorialrath Sack in eifrigem Geſpräch, während in unmittelbarer Nähe von Lewin Profeſſor Dr. Murſinna, der damalige berühmteſte Chirurg der Stadt und der Schauſpieler Fleck ein lebhaftes Geſpräch führten. Lewin verſtand jedes Wort und hörte deutlich, daß Murſinna das Hinken Richards III. nicht korrekt finden wollte. Es hätte ihn unter andern Umſtänden auf das lebhafteſte intereſſirt, dem Gange dieſer Unterhaltung folgen zu können, aber in der Unruhe ſeines Gemüths fühlte er ſich nur bedrückt, auch in dieſem Saale keinem näher befreundeten Geſicht zu begegnen. Von jüngeren Männern war niemand da, den er kannte. Auch Bninski nicht, und bei dieſer Wahrnehmung ſtieg ihm plötzlich wieder das Blut in die Stirn und er wechſelte die Farbe, freilich nur, um ſich ſchon im nächſten

Augenblicke wieder der Vorſtellungen zu ſchämen, womit ihn ſeine Eiferſucht in immer neuen Anfällen verfolgte.

Endlich wurd' er eines holſteiniſchen Baron Geertz, Hofcavaliers bei der Königin-Wittwe, anſichtig, der, mit Jürgaß intim und im Ladalinskiſchen Hauſe aus- und eingehend, im Laufe des Winters einigen Kaſtaliaſitzungen beigewohnt hatte. Unſer Freund näherte ſich ihm und fragte nach Jürgaß und Tubal. „Ich bin eben auf dem Wege zu ihnen," damit ſchritt der Baron auf eine an der entgegengeſetzten Schmalſeite des Saales befindliche Thür zu, ſchlug die Portiere zurück und ließ Lewin eintreten, während er ſelber folgte.

Es war das uns wohlbekannte Arbeitszimmer des Geheimraths, das aber heute, um es als Geſellſchaftsraum mit verwenden zu können, eine vollſtändige Umgeſtaltung erfahren hatte. Wo ſonſt das Windſpiel und die Goldfiſchchen ihre bevorzugten Plätze hatten, ſtanden Blumenkübel mit eben damals in die Mode gekommenen Hortenſien, während vor den hohen, jeder Wegſchaffung ſpottenden Aktenrealen dunkelrothe, mit einer ſchwarzen griechiſchen Borte beſetzte Gardinen ausgeſpannt worden waren. Nur das Bild der Frau von Ladalinski war geblieben. Der große Schreibtiſch hatte einem vielfarbigen Divan und einer Anzahl zierlich vergoldeter Ebenholzſtühle Platz gemacht, die ſich um einen chineſiſch übermalten Tiſch gruppirten. Hier ſaßen die Freunde vor einer unverhältnißmäßig großen Zahl leerer Gläſer der verſchiedenſten Form und Farbe, und empfingen Lewin mit einem ſo freudelauten Zuruf, wie die geſellſchaftliche gute Sitte nur irgendwie geſtattete. Hauptmann Bummcke und Rittmeiſter von Jürgaß, die ſich's auf dem Divan ſelbſt bequem gemacht hatten, nahmen ihn in die Mitte; Tubal, auf einem der Ebenholzſtühle, ſaß gegenüber; Baron Geertz und ein Kammerherr Graf Brühl rückten ein und ſchloſſen den Kreis. Bummcke, der vor einer Viertelſtunde ſchon, ehe die Anglaiſe begann, mit Kathinka gewalzt und dem beſtändigen Fächeln mit ſeinem Battiſttuch nach zu ſchließen, die gehabten Anſtrengungen noch immer nicht überwunden hatte, hatte das Wort.

„Es will nicht mehr gehen, Tubal, und doch tanzt es ſich mit Ihrer Schweſter wie mit einer Fee.“

„Wo ſie nur ſein mag,“ warf Graf Brühl ein, „ich ſuche ſie ſeit zehn Minuten. Aber umſonſt.“

„Sie kleidet ſich um für die Marzurka,“ erwiderte Tubal.

„Und wie ſie mich abgeführt hat,“ fuhr Bummcke fort, einen Diener heran winkend, der mit einem Sherrytablett eben in der Thüre erſchien. „Ich wollte ihr etwas Verbindliches ſagen — deliciöſer Sherry, Baron Geertz, laſſen Sie die Gelegenheit nicht vorüber gehen — und ſo ſagt' ich ihr, mein gnädigſtes Fräulein, ſagt' ich, wenn ich ſo Ihren vollen Namen höre: Kathinka von Ladalinska, da iſt es mir immer wie Janitſcharenmuſik, ja auf Ehre, es tingelt und klingelt wie das Glockenſpiel vom Regiment Alt-Lariſch.“

„Und was antwortete ſie?“ fragte Jürgaß, während Lewin und Tubal Blicke wechſelten.

Nun ſie antwortete kurz: „Da paſſen wir ja zuſammen,“ und als ich, nichts Gutes ahnend, etwas verlegen anklopfte: „Darf ich fragen: *wie*, mein gnädigſtes Fräulein?“ Da ſagte ſie: „Aber, Hauptmann Bummcke, es überraſcht mich einigermaßen, Ihr feines Ohr auf die muſikaliſche Bedeutung von *anderer* Leute Namen beſchränkt zu ſehen. Muß ich Ihnen wirklich das Inſtrument erſt nennen, das ſozuſagen von Ihrer erſten Namensſilbe lebt?“ Und dabei nahm ſie meinen Arm, und ich mußte ihr ſchließlich noch dankbar ſein, in dem eben wieder beginnenden Tanze meine Verlegenheit verbergen zu können.“

Die ganze Tafelrunde ſtimmte lachend in die Heiterkeit des ſich ſelbſt perſiflirenden Erzählers ein, und nur Jürgaß, während er ſorgfältig ein Korkbröckelchen aus ſeinem Sherryglaſe heraus fiſchte, gefiel ſich in einer Haltung erkünſtelten Ernſtes.

„Ihnen iſt nicht zu helfen, Bummcke. Warum tanzen Sie noch? Wer ſich in Gefahr begibt, kommt drin um. Aber ich kenne Euch, Ihr Herren von der Infanterie! Das iſt die Eitelkeit aller dicken Kapitäns, durch einen raſchen Walzer ihre Schlankheit beweiſen oder gar wieder herſtellen zu wollen. Nein, Bummcke, Sie tanzen entweder zu viel oder zu wenig. Zu viel für das Vergnügen, zu wenig für die Kur. Tanzen iſt Lieutenantsſache. Mit neununddreißig iſt man ein Mann der Dejeuners, der kurzen und der langen Sitzungen, und wenn es eine Kaſtaliaſitzung wäre. Apropos, Lewin, wann haben wir die nächſte?“

„Wenn wir den Dienstag feſthalten, morgen.“

„Mir recht, und ich werd' es Hanſen-Grell und die andern wiſſen laſſen. Himmerlichs und Rabatzkys ſind wir ſicher. Aber wie ſteht es mit Ihnen, Tubal? Unſeres Freundes Bummcke, der, wie ich wahrzunehmen glaube, wegen indiskreter Enthüllung ſeines Lebensalters mit mir zürnt, werd' ich mich perſönlich zu bemächtigen wiſſen. Es darf niemand fehlen, denn nach wie vor befliſſen, dem ermattenden Springquell der Kaſtalia einen neuen Sprudel zu geben, hab' ich abermals für friſche Kräfte Sorge getragen. Ich ſage Kräfte; beachten Sie den Plural. Es ſind eben ihrer zwei, mit denen ich komme, zwei verwundete Kameraden. Weiteres morgen, wenn ich die Ehre haben werde, Ihnen die beiden Herren vorzuſtellen. Heute nur noch das. Es waren ihrerzeit Poeten, wie wir deren wohl oder übel jetzt ſo viele unter unſeren jungen Lieutenants haben;

aber die Campagnen, die ſpaniſche und die ruſſiſche — denn in der That, beide Herren treffen hier von Nord und Süd her in unſerer guten Stadt Berlin zuſammen — haben ihnen nach der Seite der Dichtung hin nichts abgeworfen. Smolenſk und Borodino lagen nicht günſtig für die Lyrik. Was ſie mitgebracht haben, ſind Wunden und Tagebuchblätter. Aber auch das muß willkommen ſein.“

„Und iſt es,“ beſtätigte Lewin, der ſich jetzt erhob, um in den Tanzſaal zurückzukehren. Dies gab das Zeichen für alle; ſelbſt Bummcke, der eben gehörten Ermahnungen uneingedenk, ſchob das erſt halb geleerte Glas bei Seite und folgte.

Sie hätten den Moment nicht glücklicher wählen können; die vier Mazurkapaare, Bninſki und Kathinka, dazu die ſchleſiſchen Grafen Matuſchka, Seherr-Thoß und Zierotin mit ihren jungen und ſchönen Frauen waren eben zum Tanze angetreten, Herren und Damen in einem Koſtüm, das, ohne ſtreng national zu ſein, das polniſche Element wenigſtens in quadratiſchen Mützen und kurzen Pelzröcken andeutete. Es waren jene vier Paare, deren Tubal in ſeinem Billet erwähnt und die ſchon auf der Wylichſchen Soirée geglänzt hatten. Und nun begann der Tanz, der damals in den Geſellſchaften unſerer Hauptſtadt Mode werdend, dennoch, wenn Polen oder Schleſier von jenſeit der Oder zugegen waren, in begründeter Furcht vor ihrer Ueberlegenheit immer nur von dieſen getanzt zu werden pflegte.

Alles hatte ſich des graziöſen Schauſpiels halber herzugedrängt, ſo daß es ſchwer hielt, in Nähe der Thür noch einen Platz zu gewinnen. Bummcke, deſſen Embonpoint die Schwierigkeiten verdoppelte, gab es auf, ſich neben dem rieſengroßen Major von Haacke und der Doppel-Konſiſtorialrathsfigur des Oberhofpredigers Sack ſiegreich zu behaupten und kehrte in das Sanktuarium zurück, wo er zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung Jürgaß und Baron Geertz in den zwei Divanecken bereits wieder vorfand.

„Tres faciunt collegium. Ich verzeichne dieſen Tag als den Tag Ihrer Bekehrung,“ empfing ihn Jürgaß. „Beſſer ſpät als nie. Neben dem Tanzen iſt das Tanzenſehen das ſchlimmſte, ſchon um der Verführung willen, die notoriſch in allem conspectus liegt.“

Ein Livreediener, augenſcheinlich für dieſen Abend nur eingekleidet, ging vorüber.

„Alle Teufel, Grützmacher, wo kommen Sie hierher? Aber das trifft ſich gut; ein Cliquot, gute Seele.“ Dann zu Baron Geertz ſich wendend, den die Vertraulichkeit überraſcht haben mochte, ſagte er: „Unſer ehemaliger Regimentsfriſeur von Goecking-Huſaren.“

Der Diener kam zurück und ſetzte zwinkernd eine Flaſche mit blankem Kork auf den Tiſch.

Lewin hatte ſich mittlerweile bis in die vorderſte Reihe der Zuſchauer geſchoben und überblickte wieder den Saal wie eine halbe Stunde vorher. Von den vier Paaren, die ſich in zierlicher Bewegung drehten, ſah er nur eins, und während er hingeriſſen war von der Schönheit der Erſcheinung, beſchlich ihn doch zugleich das ſchmerzlichſte der Gefühle, das Gefühl des Zurückſtehenmüſſens und des Beſiegtſeins, nicht durch Laune oder Zufall, ſondern durch die wirkliche Ueberlegenheit ſeines Nebenbuhlers. Er empfand es ſelbſt. Alles was er ſah, war Kraft, Grazie, Leidenſchaft; was bedeutete daneben ſein gutes Herz? Ein Lächeln zuckte um ſeine Lippen; er kam ſich matt, nüchtern, langweilig vor. Die alte Gräfin Reale, ſeiner anſichtig werdend, ſetzte wieder die großen Kryſtallgläſer auf und ließ nach kurzer Muſterung das Lorgnon fallen mit einer Miene, die das Urtheil, das er ſich ſelber eben ausgeſtellt hatte, unterſiegeln zu wollen ſchien. Die beiden Locken des Fräuleins von Biſchofswerder hingen noch länger und trübſeliger herab. Es ſchien ihm alles ein Zeichen.

Der Tanz war vorüber; alles drängte in den Saal, um den vier reizenden Damen Dank und Bewunderung auszuſprechen; auch Bummcke und Jürgaß zeigten ſich und ſchienen durch ihr plötzliches Wiedererſcheinen ihre halbſtündige Abweſenheit verleugnen zu wollen.

Unter den Beglückwünſchenden war auch der alte Ladalinski ſelbſt; er plauderte eben mit der ſchönen Gräfin Matuſchka, die, ſo weit Teint und Taille mitſprachen, ſich ſiegreich ſelbſt neben Kathinka behauptet hatte, als einer der Lakaien an ihn heran trat und ihm etwas ins Ohr flüſterte.

Der Geheimrath ſetzte noch einen Augenblick die Unterhaltung fort, verbeugte ſich dann gegen die junge Gräfin und folgte dem Diener. Auf dem Vorflur fand er einen Boten aus dem auswärtigen Departement, der ihm ein couvertirtes Schreiben überreichte. Der Geheimrath in Verlegenheit, wo er von dem Inhalt desſelben Kenntniß nehmen ſollte, trat in das Garderobezimmer und erbrach das Schreiben. Es waren nur wenige Worte.

„Yorк hat kapitulirt. Ein Adjutant Macdonalds brachte dem franzöſiſchen Geſandten die Nachricht. Der Staatskanzler fährt eben zum König."

„Wer gab Ihnen den Brief?" fragte Ladalinski.

Der Bote nannte den Namen einer dem Ladalinskiſchen Hauſe befreundeten Excellenz, die zugleich die rechte Hand Hardenbergs war.

„Ich laſſe Seiner Excellenz meinen Dank und meinen Reſpekt vermelden." Damit ſteckte der Geheimrath das Schreiben zu ſich und kehrte in die Geſellſchaft zurück.

Er war entſchloſſen zu ſchweigen; als er aber an dem Mittelfenſter des Saals Kathinka und Bninski und gleich darauf auch Tubal in eifrigem Geſpräche ſah, ließ es ihm keine Ruhe und er ſchritt auf die Plaudernden zu.

„Ich hab' Euch eine Mittheilung zu machen, auch Ihnen, Graf; aber nicht hier.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er ſich nach dem zunächſt gelegenen Seitenzimmer, das für gewöhnlich von Kathinka bewohnt, heute, wie ſein eigenes Arbeitskabinet, mit in die Reihe der Empfangsräume hineingezogen worden war. Einige Paare, deren Herzensbeziehungen vielleicht nicht älter waren als dieſer Abend, hatten in der Stille dieſes ohnehin nur durch wenige Lichter und eine rubinrothe Ampel erleuchteten Boudoirs eine Zuflucht geſucht; jetzt aufgeſcheucht, verließen ſie je nach ihrem Temperamente, heiter oder mit einem Anfluge von Verſtimmung ihre Plätze.

Kathinka wies auf die Stühle, die frei geworden waren; aber Ladalinski ſagte: „Nehmen wir nicht Platz, wir können uns ohnehin der Geſellſchaft nicht entziehen. Was ich zu ſagen habe, iſt kurz: York hat kapitulirt.“

„Eh bien!“ bemerkte Kathinka, offenbar enttäuſcht, nach all dem Ernſt, den ihr Vater zur Schau getragen hatte, nichts weiter zu hören als das. Sie war durchaus unpolitiſch und kannte nur Perſönliches und Perſönlichkeiten.

„Kathinka!“ rief der Graf, in der Erregung des Moments ſich einen Augenblick vergeſſend, verbeſſerte ſich aber ſchnell und ſetzte mit Förmlichkeit hinzu: „Mein gnädigſtes Fräulein!“ In ſeiner Stimme klang ein leiſer Vorwurf. Dann, zu dem Geheimrath ſich wendend, dem der Wechſel in der Anrede, erſt vertraulich, dann förmlich, nicht entgangen war, ſagte er: „Kapitulation! Das heißt, er iſt zu den Ruſſen übergegangen.“

„Ich vermuthe es.“

Buinski ſtampfte mit dem Fuße: „Und das nennen ſie Treue hierlandes!“

Dann und wann erſchien ein Kopf an der Portiere, um eben ſo ſchnell wieder zu verſchwinden; der Graf aber in ſeiner Erregung weder das eine noch das andere wahrnehmend, fuhr mit Bitterkeit fort:

„O dies ewige Lied von der deutſchen Treue! Jeder lernt es, jeder ſingt es, und ſie ſingen es ſo lange, bis ſie es ſelber glauben. Die Staare müſſen es hier zu Lande pfeifen. Ich bin ganz ſicher, daß dieſer General York alles verachtet, was nicht einen preußiſchen Rock trägt, und das Ende davon heißt „Kapitulation!“

Eine peinliche Pauſe folgte; keiner vermochte das rechte Wort zu finden, und während in dem alten Ladalinski ſich polniſches Blut und preußiſche Doktrin wie Feuer und Waſſer befehdeten, fühlte Kathinka, daß ſie durch ihr unbedachtes Eh bien dieſen Sturm zur Hälfte heraufbeſchworen hatte.

Tubal faßte ſich zuerſt. „Ich glaube, Graf, Ihr Eifer verwirrt Ihr Urtheil. Sie wiſſen, wie ich ſtehe; überdies ſichert mich meine Geburt gegen den Verdacht eines engherzigen Preußenthums.“

Der Geheimrath wurde befangen; Tubal aber, der es nicht ſah oder nicht ſehen wollte, ſprach in ruhigem Tone weiter:

„Nehmen wir den Fall, wie er liegt. Was geſchehen iſt, iſt ein politiſcher Akt. So lang es eine Geſchichte gibt, haben ſich Umwälzungen, auch die ſegensreichſten, durch einen Wort- oder Treubruch eingeleitet. Ich erſpare Ihnen und mir die Aufzählung. Wenn es Ausnahmen gibt, ſo ſind es ihrer nicht viele, oder kluge Vorſorglichkeiten haben das Odium zu escamotiren gewußt.“

Der alte Ladalinski athmete auf, während Tubal fortfuhr: „Wer vor große, jenſeits des Alltäglichen liegende Aufgaben geſtellt wird, der ſoll ſich ihnen nicht entziehen, am wenigſten ſich zum Knecht landläufiger Begriffe von Ruf und gutem Namen machen. Er ſoll nicht kleinmüthig vor Verantwortung zurück ſchrecken, denn darauf läuft dieſe ganze Ehrenſorge hinaus. Mit Gott und ſich ſelber hat er ſich zu vernehmen. Er ſoll ſich zum Opfer bringen können, ſich, Leben, Ehre. Geſchieht es in rechtem Geiſte, ſo wird er die Ehre, die er einſetzt, doppelt wieder gewinnen. Das iſt der ewige Widerſtreit der Pflichten, zwiſchen deren Werth es abzuwägen gilt. Eine Treue kann die andere ausſchließen. Wo die Bewährung der einen durch die Verletzung der anderen erkauft werden muß, da wird freilich immer ein bitterer Beigeſchmack bleiben; aber gerade der, der dieſen Beigeſchmack am bitterſten empfindet, wird aus den reinſten Beweggründen heraus gehandelt haben.“

„Und iſt es General York, an den Sie dabei denken?“ fragte Bninski mit einem Anfluge von Spott.

„Gerade an ihn dacht' ich. Kurz, Graf, Sie dürfen ihn verurtheilen, nicht verdächtigen. Was ſeine That gilt, wird ſich zeigen; ſeine Ehre aber, wie ſie meines Schutzes nicht bedarf, ſollte gegen jeden Zweifel oder Angriff geſichert ſein.“

Es ſchien, daß Bninski antworten wollte, aber die Muſik begann wieder, und die jetzt halb zurückgeſchlagene Portiere ließ erkennen, daß die Paare zu einem Contre zuſammen traten. Kathinka, mit dem jungen Grafen Brühl engagirt, mahnte zum Abbruch des Geſprächs, das ohnehin andere Wege gegangen und von längerer Dauer geweſen war, als der Geheimrath bei Beginn deſſelben vorausgeſehen hatte. Manches war ihm peinlich geweſen; nur Tubals gute Haltung hatte ihn mit dieſem Peinlichen wieder verſöhnt.

Ehe der Contre zu Ende war, wußte die ganze Geſellſchaft von dem großen Ereigniß. Die Wirkung war um vieles geringer, als erwartet werden durfte. Die Herren verſicherten, „daß ſie nicht überraſcht ſeien, daß ſich vielmehr nur ein Unausbleibliches vollzogen habe“. Die Damen dachten der Mehrzahl nach wie Kathinka, und waren nur klug genug, mit einem gleichmüthigen „Eh bien“ zurückzuhalten. Aber wie gering die Wirkung ſein mochte, ſie war doch groß genug, eine gewiſſe Zerſtreutheit hervorzurufen und dadurch die Geſellſchaft zu ſtören. Schon um zwölf fuhren die erſten Wagen vor, und ehe eine halbe Stunde um war, hatten ſich die Säle geleert.

Bummcke, Jürgaß, Lewin, zu denen ſich auch Baron Geertz und der alle andern beinahe um Hauptes länge überragende Major von Haacke geſellt hatten, gingen zuſammen die Treppe hinunter. Unten trennte ſich Lewin von ihnen; die vier andern Herren aber hatten denſelben Weg und ſchritten auf die Lange Brücke zu. Als ſie die Mitte derſelben erreicht hatten, ſahen ſie zu dem Reiterſtandbild des großen Kurfürſten auf, das in ſeiner oberen Hälfte vom Marſtall und alten Poſtgebäude her, in deren Fenſtern noch Licht war, beleuchtet wurde. Der prächtige Kopf ſchien zu lächeln.

„Seht,“ ſagte Jürgaß, „er ſieht nicht aus, als ob es mit uns zu Ende ginge.“

VI.

Im Keller.

Lewin ſchritt die Königsſtraße nach links hinunter, um ſeine Wohnung auf nächſtem Wege zu erreichen. Ein leiſer, aber eiskalter Wind wehte vom Alexanderplatze her und ſchnitt ihm in's Geſicht; er zog den Mantelkragen in die Höh' und grüßte den Wächter, der ſich Schutzes halber unter das Portal des Rathhauſes geſtellt hatte.

„Scharfer Wind, Ehrecke."

„Ja, junger Herr; 's is Bernauſcher, der geht immer bis auf die Knochen."

Damit wünſchten ſie ſich eine gute Nacht und Lewin hörte nur noch das Knarren der Laternen, die ſich in ihren über die Straße geſpannten Ketten langſam im Winde hin und her bewegten. Er paſſirte den Hohen-Steinweg, bog in die Kloſterſtraße ein und ſah hier, immer ſich rechts auf dem Bürgerſteige haltend, mit halbem Auge nach der andern Seite hinüber, wo er ſeit lange jedes Haus kannte. Bei Bäcker Lehweß war Licht, und der Geruch von friſchgebackenem Brot zog aus dem offenſtehenden Fenſter der im Souterain befindlichen Backſtube quer über den Fahrdamm hin bis zu ihm herüber. Dicht daneben, vor dem als Magazin dienenden alten „Lagerhauſe" (dem ehemaligen kurfürſtlichen Schloß) ſtampfte ein franzöſiſcher Wachtpoſten, der ſein Gewehr an das Schilderhaus gelehnt hatte, mit beiden Füßen in den Schnee und ſchlug ſich mit den Armen überkreuz, wie die Matroſen thun, wenn ſie die Finger wieder geſchmeidig haben wollen. Dann kam das „Graue Kloſter“ und dann die Kloſterkirche, deren beide Spitzthürme eine hohe Schneehaube trugen; ſie ſaß um ſo feſter, je zerbröckelter die Steine waren.

Lewin, als er der Kirche anſichtig wurde, fühlte plötzlich ein Verlangen, dem Grabe Johanna Suſemihls einen Beſuch zu machen. Er ging von der rechten auf die linke Seite der Straße hinüber und trat durch einen zerfallenen Bogengang auf den Kirchhof. Alles war dicht verſchneit. Er ſah aber bald, daß ein Pfad in den Schnee getreten war, der an den Gräbern vorbei, und wo dieſe ſchon eingeſunken waren, auch über ſie hinweg, um die Kirche herumführte. Dieſen Weg ſchlug er ein, bis er an den linken Chorpfeiler kam. Da war es, das Grab. Von dem Epheu, der es überwuchs, war unter der weißen Grabdecke nicht viel zu ſehen, aber an dem Pfeiler ſtieg er, von Schnee nur wenig überſtreut, bis dicht unter das Dach empor. An eben dieſem Pfeiler lehnte auch das Holzkreuz, das, trotzdem es kaum drei Jahre ſtand, ſchon wieder halb umgefallen war und mit ſeiner Aufſchrift — ſo viel ſich erkennen ließ nur ein Name ohne Spruch und Datum — klagend oder bittend gen Himmel ſah. Lewin fühlte ſich erſchüttert von dem Anblick und faltete unwillkürlich die Hände; dann verfolgte er im Schnee hin den ſchmalen Weg weiter, bis er wieder an die Stelle kam, von der er ausgegangen war, und ſchritt nun über den Damm hin auf ſeine Wohnung zu.

Frau Hulen war noch auf; ſie ging nicht gern eher zu Bett, als bis ſie ihren jungen Herrn unter Hut und Obdach wußte.

„Rathen Sie, Frau Hulen, wo ich herkomme?"

„Von dem Geheimrath, wo das ſchöne Fräulein iſt."

„Da war ich auch. Vorher. Aber jetzt."

„Ich kann es nicht rathen."

„Von Johanna Suſemihl."

„Und um Mitternacht!"

„Das iſt die beſte Zeit. Wiſſen Sie, Frau Hulen, mir thut die Johanna leid. Wer kann immer tugendhaft ſein?"

„Gott, Gott, junger Herr, was is das nur mit Ihnen!"

Lewin antwortete nicht und pfiff leiſe vor ſich hin. Er ſchien zerſtreut und die Gegenwart der Alten kaum zu bemerken. Endlich begann er wieder: „Ich bin noch nicht müde, Frau Hulen; das macht, ich habe heute Nachmittag meinen Schlaf vorweggenommen. Bringen Sie mir noch die grüne Schirmlampe, die kleine mit dem runden Fuß; ich will noch leſen."

Frau Hulen that wie ihr geheißen, empfahl ihm noch ſeinen Mantel über das Fußende zu legen und dreimal ohne ſich zu rühren bis hundert zu zählen, und ließ ihn dann allein.

Er war in der That in einer Aufregung, die die guten, ihm von der Alten gegebenen Regeln nur allzuſehr rechtfertigte. In fieberhafter Schnelle löſten ſich die auf ihn einſtürmenden Bilder untereinander ab, und wechſelnde Geſtalten umſchwirrten und umdrängten ihn: Kathinka trat zur Mazurka an, aber ihr Tänzer war nicht Bninski ſondern Bummcke; dann ſah er den Grafen mit Johanna Suſemihl neben dem Chorpfeiler ſtehn und dann wieder kam General York über ein weites Schneefeld geritten, das immer enger wurde, bis es der Kloſterhof war, und drohte den beiden, die ſich hinter dem Chorpfeiler zu verſtecken ſuchten, mit dem Finger. Endlich wichen die Geſtalten; das Fieber fiel von ihm ab, und ein Zuſtand ſüßer Mattigkeit überkam ihn, in dem dann und wann ſogar ein Hoffnungsflämmchen aufzuckte. Zugleich regte ſich der Wunſch in ihm, dieſer Stimmung, in der ſich Trauer und Hoffnung die Wage hielten, Ausdruck zu geben. Er ſchritt auf ſeinen altmodiſchen Sekretär zu, ſtellte vom Tiſch her die kleine Schirmlampe auf die längſt ſchräg gedrückte bei jeder Berührung knarrende Platte, nahm aus einem der Fächer eine Anzahl immer bereit liegender weißer Blätter und ſchrieb:

Tröſte dich, die Stunden eilen,
Und was all' dich drücken mag,
Auch das Schlimmſte kann nicht weilen
Und es kommt ein andrer Tag.

In dem ew'gen Kommen, Schwinden,
Wie der Schmerz liegt auch das Glück,
Und auch heitre Bilder finden
Ihren Weg zu dir zurück.

Harre, hoffe, nicht vergebens
Zähleſt du der Stunden Schlag;
Wechſel iſt das Loos des Lebens
Und — es kommt ein andrer Tag!

Es war ihm von Zeile zu Zeile freier ums Herz geworden. Er ſchob das Blatt unter die anderen Blätter, legte ſich nieder und ſchlief ein.

* * *

Es war ſchon acht Uhr vorüber, als Frau Hulen, die die ganze Wochen- und Tageseintheilung genau kannte und wohl wußte, daß der Dienstag „Kollegientag" war, nach mehreren geſcheiterten Verſuchen ihren jungen Herrn durch Taſſenklappern und Oeffnen der Alkoventhür zu wecken, endlich eine Blechſchippe mit großem Lärm, als würden zwei Becken zuſammengeſchlagen, umfallen ließ. Das half denn auch; Lewin fuhr auf, ſuchte noch halb ſchlaftrunken auf dem Nachttiſch umher und ließ die Uhr repetiren. Acht und ein Viertel! Er erſchrak über die ſpäte Stunde, ließ es ſich aber angelegen ſein, durch Eile das Verſäumniß wieder einzubringen, und ſtand zwanzig Minuten ſpäter marſchfertig in ſeinen Stiefeln.

Der feſte Schlaf hatte ihm wohlgethan, alle trüben Gedanken waren wie verflogen, und erſt der Anblick ſeiner eignen Strophen, die nur halbverſteckt auf der Sekretärplatte lagen, rief ihm die Stimmung des vorigen Abends zurück. Aber nur in ſeinem Gedächtniß, nicht in ſeinem Gemüth. Er überflog die Zeilen und ſchloß mit halblauter Stimme: „Und es kommt ein andrer Tag!“ Dabei war ihm ſo friſch zu Sinn, als ob dieſer „andere Tag“ ſchon angebrochen ſei. In gehobener Stimmung nahm er ſeinen Weg erſt über die Lange Brücke, dann an der Stechbahn und Schloßfreiheit vorbei und ſchritt auf die Univerſität, das ehemalige Prinz Heinrich'ſche Palais, zu.

Er machte dieſen Weg nur zweimal in der Woche. Bereits hoch in den Semeſtern, ja ſeit dem Herbſte mit ſeinem Triennium fertig, fand er es ausreichend, nur noch das zu hören, was ihm beſonders zuſagte oder ſo glücklich lag, daß es ihm die Tage, die er frei haben wollte, nicht unterbrach. So hörte er bei Savigny, bei Thaer und Fichte, die alle drei am Dienstag und Freitag und zwar in drei hinter einander folgenden Stunden laſen. An den übrigen Tagen hielt er ſich zu Haus, Studien hingegeben, die ganz und gar ſeiner Neigung entſprachen. Er las viel, ſtand ganz in den Anſchauungen der romantiſchen Schule, verfolgte mit beſonderem Eifer die Fehden, die dieſelbe führte, und nahm auch wohl gelegentlich ſelbſt an dieſen Fehden Theil. Seine Lieblingsbücher, die nicht von ſeinem Tiſch kamen, waren Shakeſpeare und die Percy'ſche Balladenſammlung; beiden zu Liebe hatte er engliſch gelernt, das er nicht ſprach aber gut verſtand. Dann und wann verſuchte er ſich ſelbſt in einigen Strophen, nach Anſicht der Kaſtalia mit Erfolg, nach ſeiner eigenen Meinung aber ohne wirklich dichteriſchen Beruf. Indeſſen muß geſagt werden, daß er hierin zu weit ging und wenigſtens in einem Punkte, vielleicht gerade in dem entſcheidenden, in einer irrthümlichen Strenge gegen ſich ſelbſt befangen war. Das nämlich, was er ſich als Schwäche auslegte, war in Wahrheit ſeine Stärke. Er machte keine Gedichte, ſie kamen ihm, und er genoß des Glückes und Lohnes (des einzigen, deſſen der Dichter ſicher ſein darf) ſich alles, was ihn quälte, vom Herzen herunter ſingen zu können.

Die erſte Vorleſung war heute bei Savigny. Er ſprach über „römiſches Recht im Mittelalter“ und ſchien, der völligen Ruhe nach zu ſchließen, mit der er begann und endigte, von dem großen Tagesereigniß, das in der That erſt im Laufe der Vormittagsſtunden allgemeiner bekannt wurde, nichts gehört zu haben. Auch in dem unmittelbar folgenden Thaer'ſchen Kolleg geſchah der Kapitulation mit keiner Silbe Erwähnung, entweder weil der Profeſſor ebenfalls noch ohne Kenntniß war oder voll feinen Taktes empfand, daß das Thema ſeiner Vorleſung: „Der Fruchtwechſel und die landwirthſchaftliche Bedeutung des Kartoffelbaues“ keine recht paſſende Anknüpfung geſtattete.

Von elf bis zwölf las Fichte über den „Begriff des wahrhaften Krieges“. Es war ein Collegium publicum, für das, ebenſo mit Rückſicht auf das Thema wie auf die Popularität des Vortragenden, von Anfang an der größte der Hörſäle gewählt worden war; nichtsdeſtoweniger war alles längſt beſetzt, als Lewin eintrat, und nur mit Mühe gelang es ihm, ſich auf der letzten Bank einen halben Eckplatz zu erobern.

Aller Erwartungen waren geſpannt und dieſe ſollten nicht getäuſcht werden. Das akademiſche Viertel war noch nicht um, als der kleine Mann mit dem ſcharfgeſchnittenen Profil und den blauen aber ſcharf treffenden Augen auf dem Katheder erſchien. Er hatte ſich mühevoll den Aufgang erkämpfen müſſen. „Meine Herren," begann er, nachdem er nicht ohne ein Lächeln der Befriedigung ſeinen Blick über das Auditorium hatte hingleiten laſſen: „meine Herren, wir ſind alle unter dem Eindruck einer großen Nachricht, die nicht kennen zu wollen mir in dieſem Augenblick als eine Affektation oder eine Feigheit, das eine ſo ſchlimm wie das andere, erſcheinen würde. Sie wiſſen, worauf ich hinziele: General York hat kapitulirt. Das Wort hat ſonſt einen ſchlimmen Klang, aber da iſt nichts, das gut oder böſe wäre an ſich; wir kennen den General und wiſſen deshalb, in welchem Geiſte wir ſein Thun zu deuten haben. Ich meinestheils bin ſicher, daß dies der erſte Schritt iſt, der, während er uns zu erniedrigen ſcheint, uns aus der Erniedrigung in die Erhöhung führt. Es werden auch andere Worte und Auslegungen an Ihr Ohr klingen. Die Feigheit, weil ſie ſich ihrer ſelber ſchämt, ſucht ſich hinter Autoritätsausſprüchen oder einem Codex falſcher Ehre zu decken; ja, ſie flüchtet ſich hinter den beſten Wappenſchild dieſes Landes. Aber das Neſt des Aares iſt kein Krähenneſt. Es kann nicht ſein, daß die große That kleinmüthig gemißbilligt worden ſei, und wär' es doch, nun ſo kräftige ſich in uns der Glaube: es iſt nicht, auch wenn es iſt. Seien wir voll der Hoffnung, die Muth, und voll des Muthes, der Hoffnung gibt. Vor allem thun wir, was der tapfere General that, d. h. entſcheiden wir uns."

Enthuſiaſtiſch antwortete das Auditorium, dann ſchwieg alles und keine weiteren Demonſtrationen wurden laut, auch nicht, als mit dem Glockenſchlage zwölf der Vortragende abbrach und raſch das Katheder verließ. Nur wie zum Zeichen perſönlicher Verehrung folgten ihm viele durch die langen Korridore hin, bis er aus dem weſtlichen Flügel des Gebäudes ins Freie trat.

Lewin war im Auditorium zurückgeblieben, um Jürgaß zu begrüßen, den er während der Vorleſung auf einer der vorderſten Reihen bemerkt hatte. Er fand ihn in eifrigem Geſpräch mit einem jungen Manne, der nach der Beſchreibung, die Tubal in ſeinem Weihnachtsbriefe gemacht hatte, niemand anders ſein konnte als Hanſen-Grell. Und in der That, er war es.

Nach kurzer Vorſtellung, in der Jürgaß ſeiner Liebhaberei für kleine Neckereien wie üblich die Zügel hatte ſchießen laſſen, ſchritten alle drei erſt auf das Portal, dann auf das zwiſchen den ſteinernen Schilderhäuſern gelegene Gitterthor zu und bogen ſchließlich, um einen gemeinſchaftlichen Spaziergang zu machen, nach rechts hin in die Linden ein.

Dieſe waren, trotzdem es ein prächtiger wenn auch kalter Tag war, wenig beſucht und nur an dem Hin- und Herfahren vieler Equipagen ließ ſich erkennen, daß in den diplomatiſchen Kreiſen eine Aufregung herrſchen müſſe.

An der Ecke des Redern'ſchen Palais, das damals ſeine Schinkel-Renovirung noch nicht erfahren hatte, begegneten unſere drei Freunde dem Major von Haacke, der eben von ſeinem Prinzen kam.

„Guten Tag, Haacke. Wie ſteht es?"

„Nicht gut."

„Alſo doch."

„Der König iſt indignirt; Natzmer mit Ordres, die an Schärfe nichts zu wünſchen übrig laſſen, geht noch heute ins

Hauptquartier ab. Kleiſt übernimmt das Kommando. Den Alten werden ſie vor ein Kriegsgericht ſtellen; hat er Glück, ſo kann es ihm den Kopf koſten."

„Alles Komödie! Es kann nicht ſein. Ich kenne York; ſo brav er iſt, ſo ſchlau iſt er auch. Er hat Inſtruktionen gehabt."

„Ich glaub' es nicht. Dies ſind nicht Zeiten für Inſtruktionen; ſie binden nicht blos den, der ſie empfängt, ſondern auch den, der ſie gibt. Und das ſchlimmſte iſt, ſie kompromittiren am dritten Ort. Es lebt ſich jetzt am beſten von der Hand in den Mund, und die einzige Inſtruktion, die jeder ſtillſchweigend empfängt, heißt: „Thue was Dir gut dünkt und nimm die Folgen auf Dich."

Damit trennte man ſich wieder und unſere Spaziergänger ſchritten am Rande des Thiergartens hin, einem Lokale zu, das der Mewes'ſche Blumengarten hieß. Sie nahmen an einem kleinen Tiſche Platz, ſetzten die Bedienung durch mehrere Forderungen, die ſämmtlich nicht ausgeführt werden konnten, in Verlegenheit und begnügten ſich endlich damit, einen Kaffee zu beſtellen, von dem, in Erwägung, daß es ein Uhr war, keiner recht wußte, ob er ihn ſich als einen zweiten Morgen- oder einen erſten Nachmittagskaffee anrechnen ſolle."

Lewin war all' die Zeit über weniger mit der Kapitulation als mit der Kaſtaliaſitzung beſchäftigt geweſen. Dieſe reihumgehenden Reunions in ihrem literariſchen Gehalte jedesmal ſo glänzend wie möglich zu geſtalten, bildete den Ehrgeiz jedes einzelnen; heute verſammelte man ſich bei ihm und noch war ſeinerſeits nichts geſchehen, um den Erfolg des Abends ſicher zu ſtellen.

Er klagte darüber ſcherzhaft zu Jürgaß, der ihn in gleichem Ton erſt auf die beiden angekündigten Gäſte — wie ſich bei dieſer Gelegenheit ergab, die Herren von Hirſchfeldt und von Meerheimb — und als auch das nicht völlig ausreichen wollte, auf Hanſen-Grell verwies, der, ſoweit ſeine Wiſſenſchaft reiche, immer etwas Friſches und leidlich Lesbares in der Taſche habe. Sans doute, aujourd'hui comme toujours."

Hanſen-Grell behauptete das Gegentheil, aber doch mit einer Miene, die gegründete Zweifel in ſeine Verſicherung geſtattete. Jürgaß ſchüttelte den Kopf und ſelbſt Lewin entſchloß ſich zu direkterem Vorgehen.

„Haben Sie etwas?"

„Nein."

„Ich kenne das," warf Jürgaß ein. „Suchet, ſo werdet ihr finden."

Es entſtand eine kleine Pauſe; dann endlich ſagte Hanſen-Grell, indem er ein dickes Notizbuch aus der Taſche zog, „gut, ich habe etwas. Aber es iſt nicht eigentlich fertig und wird auch nie fertig werden."

„Nun," erwiderte Lewin, „dann iſt es ſo gut wie fertig oder beſſer als das. Es gibt ohnehin eine Literatur von Bruchſtücken. „Fragmente" ſind das beſte, was man bringen kann. Geben Sie her."

Grell riß das Blatt ohne weiteres aus dem Notizbuch heraus und gab es an Lewin, der, während Jürgaß herzlich lachte, „einen Dichter, wie er ſich ausdrückte, einmal wieder auf ſeinen Winkelzügen ertappt zu haben," die Strophen raſch überflog und durch mehrmaliges Nicken ſeine Freude und Zuſtimmung zu erkennen gab.

Der Kaffee war inzwiſchen gekommen; ſie nippten nur, und da die etagenförmig aufgeſtellten Rhododendron- und Magnolientöpfe, zu denen ſich als äußerſte Seltenheit auch noch einige Camelien geſellten, weder für Jürgaß noch für ſeine Begleiter ein beſonderes Intereſſe boten, ſo brachen ſie raſch wieder auf und gingen auf die Stadt zu.

An der Ecke der Leipziger- und Friedrichsſtraße trennten ſich ihre Wege.

VII.

Kaſtalia.

Lewin ging zu Tiſch. In dem ſackgaſſenartig verbauten Theil der Taubenſtraße, von dem aus damals, wie heute noch, ein ſchmaler Durchgang auf den Hausvoigteiplatz führte, war eine altmodiſche Weinhandlung, in deren hochpanelirtem, an Wand und Decke verräuchertem Gaſt- und Speiſezimmer Lewin ſeine ziemlich einfache Mittagsmahlzeit einzunehmen pflegte. Raſcher als gewöhnlich hatte er ſie heute beendet und vier Uhr war noch nicht heran, als er ſchon wieder in ſeiner Wohnung eintraf. Zwei Briefe waren in ſeiner Abweſenheit abgegeben worden, einer von Dr. Saßnitz, der ſein lebhaftes Bedauern ausſprach, am Erſcheinen in der Kaſtalia verhindert zu ſein, der andere vom Kandidaten Himmerlich, zugleich unter Beifügung eines lyriſchen Beitrags. Es waren vier ſehr lange Strophen unter der gemeinſchaftlichen Ueberſchrift: „Sabbath". Lewin lächelte und ſchob das Blatt, nachdem er auf demſelben mit Rothſtift eine I vermerkt hatte, in einen bereit liegenden, als Kaſtaliamappe dienenden Pappbogen, in den er gleich darauf auch die von Hanſen-Grell empfangenen Verſe, ſowie ſeine eigenen Reime vom Abend vorher hineinlegte. Auch dieſe beiden Beiträge hatten zuvor ihre Rothſtiftnummer erhalten.

Hiermit waren die erſten Vorbereitungen getroffen, aber freilich nicht die letzten. Noch ſehr vieles blieb zu thun, trotzdem zugeſtanden werden muß, daß einzelne Fragen durch eine weiſe Geſetzgebung aufs glücklichſte geregelt und dadurch wie vorweg gelöſt waren. So beiſpielsweiſe die Bewirthungsfrage. Es hieß in Paragraph ſieben des von Jürgaß entworfenen Statutes wörtlich wie folgt: „Die Kaſtalia hat ſich in Sachen der Bewirthung ihres Namens und Urſprungs würdig zu zeigen. Den Grundpfeiler ihrer Gaſtlichkeit bildet unverrückbar das reine Waſſer und was dieſem am nächſten kommt: der Thee. Nur exceptionell darf ein Rhein- oder Moſelwein geboten werden. Der große Vereinsbecher bleibt den Prieſterhänden unſeres Mitgliedes Lewin von Vitzewitz, als Gründer des Vereins, anvertraut. Subſtantia, ſelbſt in Ausnahmefällen, nicht zuläſſig."

Dies war Paragraph ſieben. Aber ſeine Vorausſicht hatte nicht jede Schwierigkeit aus der Welt ſchaffen, am wenigſten die für Lewin immer brennender werdende Platzfrage löſen können, die ſich theils aus der vergleichsweiſen Enge ſeines Zimmers, theils aus den unausreichenden Möbelbeſtänden Frau Hulens ergab. Ein zarter Punkt, den ſich Lewin der alten Frau gegenüber nicht zu berühren getraute. Und ſo mußten denn auch heute wieder, unter den Mühen immer erneuten Ausprobirens, zwei runde Tiſche nicht blos neben einander gerückt, ſondern auch in der Diagonale aufgeſtellt werden, da, bei Parallelſtellung mit der Wand, die Thüre nicht auf- und zugegangen wäre und zu einer Störung dieſer immerhin wichtigen, weil einzigen Kommunikationslinie mit Frau Hulen geführt haben würde.

Endlich war alles geſchehen und Lewin mochte ſich ſeines Werkes freuen, Lampe und Lichter brannten. Auf dem einen der beiden Tiſche präſentirte ſich das Symbol der Kaſtalia, die große Waſſerkaraffe, während in der Mitte des andern der mit Perlen geſtickte Tabacksbaſten aufragte, deſſen Haupt- und Deckelbild den Tod der Königin Dido darſtellte. Zwiſchen Sopha und Thür, an einer Wandſtelle, die wenigſtens von den meiſten Tiſchplätzen aus mit Leichtigkeit abgereicht werden konnte, ſtand nach damaliger Sitte ein ſtänderartiger Pfeifentiſch, die Weichſelholzrohre, oder woraus ſonſt ſie beſtehen mochten, mit Puſcheln und Quaſten reich geſchmückt, während einige Rheinweinflaſchen und neben ihnen der in dünnſtem Silberblech getriebene Kaſtaliabecher in einer Ecke des Fenſterbrettes ihrer Zeit warteten.

Frau Hulens Schwarzwälder Uhr, deren Ticktack man auch in Lewins Zimmer hörte, hatte kaum ſieben ausgeſchlagen, als es klingelte. Es waren Rabatzki und Himmerlich, die ſich auf der dritten Treppe getroffen und trotz der herrſchenden Dunkelheit erkannt oder doch auf gut Glück hin begrüßt hatten. Waren ſie doch, nach einer Art von ſtillſchweigendem Uebereinkommen, immer die erſten und benutzten die Minuten, die ihnen bis zum Eintreffen der anderen Mitglieder blieben, zur Erledigung von redaktionellen Fragen. Rabatzki gab nämlich ein kleines Sonntagsblatt heraus und ohne Uebertreibung durfte geſagt werden, daß der lyriſch-novelliſtiſche Theil desſelben jedesmal vor Beginn der letzten Kaſtaliaſitzung endgültig feſtgeſtellt wurde.

Nur heute nicht. Rabatzki hatte kaum Zeit gefunden, an „ſeine rechte Hand", wie er Himmerlich gerne nannte, eine erſte Frage zu richten, als das Erſcheinen des Rittmeiſters alle weiteren Unterhandlungen unmöglich machte. Mit Jürgaß waren die beiden angekündigten Gäſte, von Hirſchfeldt und von Meerheimb erſchienen, von denen der letztere den linken Arm noch in der Binde trug. Lewin ſprach ihnen aus, wie ſehr erfreut er ſei, ſie zu ſehen, doppelt wenn, wie Herr von Jürgaß in Ausſicht geſtellt habe, ſie ſich bereit zeigen ſollten, durch Mittheilungen aus ihren Tagebuch- und Erinnerungsblättern zu dem gelegentlich etwas matt ſprudelnden Quell der Kaſtalia beizuſteuern. Beide Herren verneigten ſich, während Jürgaß zwei Manuſkripte, deren er ſich ſchon vorher zu verſichern gewußt hatte, an Lewin überreichte.

Dieſer hoffte, noch vor Beginn der Sitzung zu einem einigermaßen eingehenden Geſpräche mit den ihm bis dahin perſönlich unbekannt gebliebenen Gäſten Gelegenheit zu finden; er war aber kaum über die erſte Begrüßung hinaus, als ein abermaliges Klingeln die eben begonnene Unterhaltung unterbrach. Es waren Tubal und Bninski, die eintraten. Lewin erwartete, zwiſchen dem Grafen und Hirſchfeldt, die beide in Spanien, aber auf verſchiedenen Seiten gefochten hatten, von Anfang an ein geſpanntes Verhältniß eintreten zu ſehen; aber gerade das Unerwartete geſchah. Bninski, durch Tubal vorbereitet, wandte ſich mit einer Politeſſe, in der faſt mehr noch ein Ton der Herzlichkeit als der bloßer Artigkeit klang, ſofort an Hirſchfeldt und wenn auch allerhand Fragen und Unterbrechungen, wie ſie namentlich Jürgaß liebte, ein andauerndes Geſpräch nicht aufkommen ließen, ſo verfehlte der Graf doch nicht, durch kleine Aufmerkſamkeiten die beſonderen Sympathien auszudrücken, die er für ſeinen Gegner empfand.

Infanteriekapitän von Bummcke war der letzte. Jürgaß konnte ihm das nicht ſchenken und hielt ihm die Uhr entgegen.

„Militärs, lieber Bummcke, kennen keine akademiſchen Viertel. In Sommerzeiten möcht' es, in Anbetracht Ihrer beſonderen Verhältniſſe, hingegangen ſein; aber bei zwölf Grad Kälte kann ich keinem Embonpoint der Welt eine Unpünktlichkeit von beinahe zwanzig Minuten zu gute halten.“

„Anfangen, anfangen!“ riefen mehrere Stimmen, unter denen die von Rabatzki und Himmerlich deutlich erkennbar waren. Lewin, während Mitglieder und Gäſte ſich ſo gut es ging um die zwei Tiſche her gruppirten, klopfte mit einem Zuckerhammer auf und nahm dann ſelber auf ſeinem durch ein aufgelegtes Sophakiſſen zu einer Art Präſidentenſtuhl umgewandelten Lehnſeſſel Platz. Er war kein Meiſter in der Rede, aber Amt und Situation ließen ihm keine Wahl.

„Meine Herren," hob er an, „ich heiße Sie willkommen. Wir ſind leider nicht vollzählig. Unſere beſte kritiſche Kraft iſt ausgeblieben: Doktor Saßnitz hat ſich brieflich entſchuldigt. Dagegen freue ich mich, Ihre Aufmerkſamkeit auf eine ſtattliche Reihe von Vorlagen, darunter auch Druckſachen, hinlenken zu können. Unter dieſen Druckſachen ſtehen diejenigen Publikationen oben an, die von früheren Mitgliedern der Kaſtalia herrühren. Es ſind dies „die Ahnen von Brandenburg", ein epiſcher Hymnus von Friedrich Graf Kalkreuth, und die vor wenig Tagen erſt bei J. E. Hitzig hierſelbſt erſchienenen „Dramatiſchen Dichtungen" von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, unter denen ſich, neben altnordiſchen Sachen, auch „die Familie Hallerſee" und „die Heimkehr des großen Kurfürſten" befinden, die während des vorigen Winters in unſerem Kreiſe zuerſt geleſen und mit ſo viel Jubel aufgenommen wurden."

Hier unterbrach ſich Lewin, um die beiden genannten Bücher courſiren zu laſſen. Dann fuhr er fort: „An neuen Beiträgen für die heutige Sitzung ſind fünf Arbeiten eingegangen, ſehr verſchieden an Umfang: lyriſche oder lyriſch-epiſche Dichtungen, ferner Tagebuch- und Erinnerungsblätter aus Spanien und Rußland. Es iſt Regel, mit den lyriſchen Sachen zu beginnen und alles, was dem Gebiete der Erzählung angehört, folgen zu laſſen. Ich erſuche Herrn Kandidaten Himmerlich, uns ſeine, wenn ich recht geſehen habe, aus dem Engliſchen überſetzten Strophen vorleſen zu wollen. Sie führen den Titel: „der Sabbath“.

Mit dieſen Worten überreichte Lewin das Blatt.

Jürgaß war bei Nennung der Ueberſchrift in ziemlich demonſtrativer Weiſe mit der linken Handfläche über das Kinn gefahren.

Himmerlich, in unverkennbarer nervöſer Unruhe und eifrig bemüht, das mehrmals eingekniffte Blatt wieder glatt zu ſtreichen, wiederholte zunächſt: „der Sabbath“, Gedicht von William Wilberforce.“

„Iſt das derſelbe Wilberforce,“ fragte Jürgaß, „der den Sklavenhandel abgeſchafft hat?“

„Nein, im Gegentheil.“

„Nun, er wird ihn doch nicht wieder eingeführt haben?“

„Auch das nicht. Der einen ſo berühmten Namen führende junge Dichter, mit dem ich Sie heute bekannt machen möchte, iſt Fabrikarbeiter. Wenn ich ſage „im Gegentheil“, ſo wollte ich damit ausdrücken, daß er ſelber noch in einer Art von Sklaverei ſteckt. Ich fühle das Unlogiſche meiner Wendung und bitte um Entſchuldigung.“

„Gut, gut, Himmerlich. Nicht immer gleich empfindlich.“

„Jede Art von Empfindlichkeit iſt mir durchaus fremd. Ich bitte aber, da ich einmal das Wort habe, einige Bemerkungen vorausſchicken zu dürfen. Es iſt Ihnen allen bekannt, daß die engliſche Sprache mit kurzen Wörtern überreich geſegnet iſt, und daß dieſelbe, nicht immer aber oft, in einer einzigen Silbe das zu ſagen verſteht, wozu wir deren drei gebrauchen. Weibliche Reime, um auch das noch zu bemerken, haben die Engländer ſo gut wie gar nicht.“

„Wie verwerflich!“

„Aus dieſen ſprachlichen Unterſchieden erwachſen Schwierigkeiten, auf die wenigſtens kurſoriſch einzugehen, Sie mir gütigſt geſtatten wollen.“

„Nein, lieber Himmerlich, vorbehaltlich präſidieller Entſcheidung „gütigſt nicht geſtatten wollen“. Ich habe bis hierher geſchwiegen, ſehr wohl wiſſend, jedes Huhn kakelt, ehe es ſein Ei legt. Aber dieſem bis zu einem gewiſſen Grade nachzugebenden Naturrecht ſteht, wenn es auszuſchreiten droht das geſchriebene Recht der Kaſtalia gegenüber. Paragraph neun unſerer Statuten regelt die Frage der Vorreden ein- für allemal und gibt dieſen ſelber ihr zuſtändiges Maß. Auch von dem Redefeuer gilt des Dichters Wort: „wohlthätig iſt des Feuers Macht, wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht“. Ich habe den Eindruck, daß das ſtatutenmäßig vorgeſehene Maß bereits überſchritten wurde und bitte deshalb unſeren Herrn Vorſitzenden, auf Vortrag der Dichtung ſelbſt dringen zu wollen.“

Lewin nickte zuſtimmend, und Himmerlich, indem er ſich leicht verfärbte, begann mit vibrirender Stimme:

'S iſt Sabbathfrüh', und noch im Sinken ſpendet
Ein zaubriſch Licht des Vollmonds Silberpracht.
Es iſt noch früh, die Mitte kaum beendet
Der ſtillen, ſternenblaſſen Sommernacht;
Schon hab' ich froh mich auf den Weg gemacht
Am Rain entlang, entlang an Wald und Auen
Und harre nun, auf daß der Tag erwacht,
Um andachtsvoll dem Schauſpiel zuzuſchauen,
Vor deſſen Majeſtät die Herzen überthauen.

Die Lerche wacht; mit flatterndem Gefieder
Erhebt ſie ſich, verſchmähend unſre Welt
Und wie ſie ſteigt, ſo werden ihre Lieder
Von Luſt und Wohlklang mehr und mehr geſchwellt;

Das Waſſerhuhn, als würd' ihm nachgeſtellt,
Entflieht vor mir mit haſt'gem Flügelſchlagen,
Sogar das Lamm erſchrocken inne hält,
Und ſtatt am Graſe ruhig fort zu nagen
Reißt es vom Pflock ſich los, um übers Moor zu jagen.

An dieſer Stelle erfuhr die Vorleſung durch das Erſcheinen der Frau Hulen, die mit dem Theebrett eintrat, eine Unterbrechung. Lewin, immer voll Mitgefühl mit Poeteneitelkeiten, ſchon weil er ſie ſelber durchgemacht hatte, winkte mehrmals, daß ſich die Alte zurückziehen möchte; aber es war ſchon zu ſpät und Himmerlich hatte durch ein minutenlanges Martyrium zu gehen. Er dankte kurz, als das herumgehende Tablett auch an ihn kam, ſchickte der endlich wieder verſchwindenden Alten einen Blick voll tragikomiſchen Haſſes nach und fuhr dann mit gehobener Stimme fort:

Nun wird es hell, und ſieh, der Berge Gipfel
Erglühen purpurn, und der Feuerball
Der Sonne ſelbſt vergoldet ſchon die Wipfel
Und ſcheucht ins Thal der Nebel feuchten Schwall;
Und höher in die Kuppel von Kryſtall
Will ſich der ew'ge Strahlenquell erheben,
In Höh' und Tiefe Licht wirds überall,
Bis ſchlucht-entlang die letzten Schatten ſchweben —
Ein neuer Tag iſt da und athmet neues Leben.

Jetzt laß mich, Gott, Gemeinſchaft mit dir halten!
Quell aller Weisheit, Herr und Vater mein,
Du ſiehſt mein Herz, dir ſpricht mein Händefalten,
O laß dein Licht auf meinen Wegen ſein;
Gib mir die Kraft — du gibſt ſie nur allein —
Aus Sünd' und Schwachheit mich heraus zu ſchälen,
Und lehre mich an deines Auges Schein
Des eignen Auges matten Sinn zu ſtählen,
Auf daß die Luſt ihm wird, den rechten Pfad zu wählen.

Kaum daß die letzte Zeile verklungen war, ſo erhob ſich Buchhändler Rabatzki von ſeinem Platz und ſagte in einem Ton, in dem Wichtigkeit und Beſcheidenheit beſtändig mit einander rangen: „Meine Herren! Ohne Ihrem kompetenteren Urtheil („ſehr gut, Rabatzki“) irgendwie vorgreifen zu wollen, bitt' ich nur einfach von meinem vorwiegend geſchäftsmänniſchen Standpunkt aus bemerken zu dürfen, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, dieſe Strophen in der nächſten Nummer meines Sonntagsblattes, und zwar ausnahmsweiſe an der Spitze desſelben bringen zu können. Ich bitte Herrn Himmerlich, mich dazu autoriſiren, zugleich aber auch in einer Anmerkung einige kurze biographiſche Notizen über den engliſchen Dichter, der mir ſeines berühmten Namensvetters durchaus würdig zu ſein ſcheint, geben zu wollen.“

Ueber Himmerlichs Geſicht, der dieſe ſchmeichelhaften Worte Rabatzkis als ein gutes Omen für alles Kommende anſah, flog es wie Verklärung. Er ſollte ſeines Triumphes aber nicht lange froh bleiben. Jürgaß klopfte den Fidibus aus, mit dem er eben eine friſche Pfeife angeraucht hatte und ſagte: „Unſeres Freundes Rabatzki ſonntagsblattliche Begeiſterung in Ehren, eines möcht' ich wiſſen, iſt es ein Bruchſtück?“

„Nein.“

„Dann geſtatten Sie mir die Behauptung, daß Ihr Sabbath zwar ein Ende, aber keinen Schluß hat.“

„Es wird ſich darüber ſtreiten laſſen. Ich glaube nicht, daß es nöthig war, meinen Morgenſpaziergänger bis an ſeinen Frühſtückstiſch zurückzubegleiten.“

„Und ich meinerſeits möchte bezweifeln, daß Sie dem Gedichte durch eine ſolche gemüthlich-idylliſche Zuthat geſchadet hätten. Indeſſen laſſen wir das. Aber die Form, die Form, Himmerlich! Sagen Sie, was ſind das für ſonderbare Strophen?“

„Es ſind ſogenannte Spencerſtrophen."

„Spencerſtrophen?" fuhr Jürgaß fort, „ich finde dieſen Namen faſt noch ſonderbarer als die Verſe ſelbſt."

„Ich nehme an, Herr von Jürgaß," antwortete Himmerlich in einem immer erregter werdenden Tone, „daß Sie mit dem Bau der Ottaverime vertraut ſind, jener achtzeiligen ſchönen Strophen, in denen Taſſo und Arioſt ihre unſterblichen Werke, den Orlando furioso und das Gerusalemme liberata dichteten."

Jürgaß, der ſich auf dieſem Gebiete nichts weniger als zu Hauſe fühlte, rauchte ſtärker und ſuchte ſeine wachſende Unſicherheit hinter einem mit der Miene der Superiorität geſprochenen „und nun?" zu verbergen.

„Und nun?" griff Himmerlich das letzte Wort auf, „die Spencerſtrophe mag als ein Geſchwiſterkind dieſer Taſſo- und Arioſtſtrophe angeſehen werden. Ihre Reimſtellung iſt freilich anders, ſie hat auch nicht acht Zeilen, ſondern neun, und geht in eben dieſer neunten Zeile aus dem fünffüßigen Jambus in den Alexandriner über ...."

„Iſt aber nichtsdeſtoweniger eigentlich ein und daſſelbe. Ich beneide Sie, Himmerlich, um dieſe Schlußfolgerung."

Eine gereizte Debatte ſchien unausbleiblich; Lewin indeſſen ſchnitt ſie geſchickt ab, indem er bemerkte, daß es nicht Aufgabe dieſes Kreiſes ſein könne, die größeren oder geringeren Verwandtſchaftsgrade zwiſchen Spencerſtrophe und Ottaverime feſtzuſtellen. Er müſſe bitten, auf die Dichtung ſelber einzugehen, wenn es nicht vorgezogen würde, trotz einiger kleiner Ausſtellungen des Herrn von Jürgaß, die warmen Worte, in denen ſich ihr immer treu befundenes Mitglied Buchhändler Rabatzki bereits geäußert habe, einfach als Urtheil und Dankesausdruck der Kaſtalia ſelbſt zu acceptiren.

Hierauf wurde nicht nur überhaupt eingegangen, ſondern auch mit einer Bereitwilligkeit, deren ironiſcher Beigeſchmack von dem unglücklichen Himmerlich ſehr wohl heraus gefühlt wurde.

„Wir wenden uns nunmehr dem zweiten der eingegangenen Beiträge zu,“ fuhr Lewin fort. „Es ſind Strophen unſeres ſehr verehrten Gaſtes, des Herrn Hanſen-Grell, den in kürzeſter Friſt als Mitglied dieſes Kreiſes begrüßen zu dürfen, ich als meinen perſönlichen, übrigens von allen Mitgliedern der Kaſtalia getheilten Wunſch ausgeſprochen haben möchte. Ich bitte Herrn Hanſen-Grell, ſeine Strophen leſen zu wollen.“

Dieſer zog um des Tabakrauches willen, der bereits ſeine Schleier auszuſpannen anfing, das Licht etwas näher an ſich heran und begann dann ohne Zögern, mit ruhiger aber ſehr eindringlicher Stimme: „Seydlitz; geboren zu Calcar am dritten Februar 1721.“

„Iſt das die Ueberſchrift?“ unterbrach Jürgaß.

„Ja,“ war die kurze Antwort.

„Nun da bitt' ich doch bemerken zu dürfen, daß mich dieſer Titel noch mehr überraſcht, als Bau und Reimſtellung der Himmerlich'ſchen Spencerſtrophe. „Geboren zu Calcar, am dritten Februar 1721,“ das iſt die Ueberſchrift eines Nekrologs, aber nicht eines Gedichtes!“

„Und vor allem eine Ueberſchrift,“ erwiderte Hanſen-Grell in heiterer Laune, „die niemand anders verſchuldet hat, als Herr von Jürgaß ſelbſt. Ohne ſeine Abneigung gegen alles, was einer Captatio benevolentiae ähnlich ſieht, würde der Titel meines Gedichtes einfach „General Seydlitz“ gelautet haben; aber jeder Möglichkeit beraubt, das mir unerläßliche „geboren zu Calcar“ auf dem herkömmlichen Vorredewege zu Ihrer freundlichen Kenntniß zu bringen, iſt mir nichts andres übrig geblieben, als jene biographiſche Notiz gleich mit in die Ueberſchrift hineinzunehmen.“

„Und ſo haben wir doch wieder eine Vorrede gehabt …“

„Weil wir keine haben ſollten. — Aber ich bin zu Ende.“
Und Hanſen-Grell las nun ohne weitere Störung:

General Seydlitz.

In Büchern und auf Bänken
Da war er nicht zu Haus,
Ein Pferd im Stall zu tränken,
Das ſah ſchon beſſer aus;
Er trug blankſilberne Sporen
Und einen blauſtählernen Dorn, —
Zu Calcar war er geboren
Und Calcar, das iſt Sporn. *

Es ſauſen die Windmühlflügel,
Es klappert Leiter und Steg,
Da, mit verhängtem Zügel
Geht's unter dem Flügel weg;
Und bückend ſich vom Pferde,
Einen vollen Büſchel Korn
Ausreißt er aus der Erde —
Hei, Calcar, das iſt Sporn.

Sie reiten über die Brücken,
Der König ſcherzt: „Je nun,
Hie Feind in Front und Rücken,
Seydlitz, was würd' Er thun?“
Der, über die Brückenwandung
Setzt weg, halb links nach vorn,
Der Strom ſchäumt auf wie Brandung —
Ja, Calcar, das iſt Sporn.

Und andre Zeiten wieder;
O kurzes Heldenthum!
Er liegt todtkrank danieder
Und lächelt: „was iſt Ruhm?

Ich höre nun allerwegen
Eines beſſeren Reiters Horn,
Aber auch ihm entgegen,
Denn Calcar, das iſt Sporn."

Ein Jubel, wie ihn die Kaſtalia ſeit lange nicht gehört hatte, brach von allen Seiten los und legte, wie Hanſen-Grell, um ſich dadurch weiteren Ovationen zu entziehen, ſcherzhaft bemerkte, ein vollgültiges Zeugniß von der kavalleriſtiſchen Zuſammenſetzung der Dienstagsgeſellſchaft ab. Er traf es hiermit richtig: Bninski, Hirſchfeldt, Meerheimb waren Kavalleriſten von Fach, Tubal und Lewin gute Reiter. Aber auch die Minorität ließ es an lebhaften Beifallsbezeugungen nicht fehlen; Bummcke, wenn nicht Reiter, war doch wenigſtens Soldat, Rabatzki tadelte nie und Himmerlich fühlte ſich erleichtert, ſeine Verſtimmung hinter enthuſiaſtiſchen, wenn auch kurzen und etwas krampfhaften Ausrufungen verbergen zu können. Gewann er doch für ſich ſelbſt und nebenher noch das Wohlgefühl neidloſer Charaktergröße.

Endlich hatte ſich die Aufregung gelegt und Tubal bat ums Wort, was ihm zu verſchaffen, bei einer zwiſchen Bummcke und Jürgaß über die Zuläſſigkeit der Wendung „halb links nach vorn" eben wieder ausgebrochenen Privatfehde, einigermaßen ſchwer hielt. Zuletzt aber gelang es und Tubal bemerkte nun: „Ich bitte zunächſt an einen Satz erinnern zu dürfen, den Dr. Saßnitz vor einiger Zeit an dieſer Stelle ausſprach: „unſere Strenge iſt unſer Stolz". Sie fühlen, daß dies die Brücke iſt, auf der ich zu einem Angriff vorgehen möchte. Der Reiz des Gedichtes, das wir eben gehört, liegt ausſchließlich in ſeinem Ton und ſeiner Behandlung; es iſt keck gegriffen und keck durchgeführt, aber es hat von dieſer Keckheit offenbar zu viel."

„Kann nicht vorkommen," warf Jürgaß ein.

„Doch," fuhr Tubal fort. „Unſer verehrter Gaſt hat dies auch ſelbſt empfunden."

Hanſen-Grell nickte.

„Jedes Kunſtwerk, ſo wenigens ſtehe ich zu dieſen Dingen, muß aus ſich ſelber heraus verſtanden werden können, ohne hiſtoriſche oder biographiſche Notizen. Dieſen Anſpruch aber ſeh ich in dieſem Gedichte nicht erfüllt. Es iſt eminent gelegenheitlich und auf einen engen oder engſten Kreis berechnet, wie ein Verlobungs- oder Hochzeitstoaſt. Es hat die Bekanntſchaft mit einem halben Dutzend Seydlitzanekdoten zur Vorausſetzung, und ich glaube kaum zu viel ſagen, wenn ich behaupte, daß es nur von einem preußiſchen Zuhörer verſtanden werden kann. Leſen Sie das Gedicht, auch in beſter Ueberſetzung, einem Engländer oder Franzoſen vor und er wird außer Stande ſein, ſich darin zurecht zu finden."

Bninski ſchüttelte den Kopf.

„Unſer verehrter Gaſt, Graf Bninski," fuhr Tubal fort, „ſcheint mir nicht zuzuſtimmen. Es freut mich dies um des Dichters willen, dem ich, von unerwarteter Seite her, einen Vertheidiger erſtehen ſehe. Der Graf hat vielleicht die Freundlichkeit, ſich eingehender über dieſen Gegenſtand zu äußern."

Lewin wiederholte dieſelbe Bitte.

„Ich kann mich auf wenige Bemerkungen beſchränken," nahm der Graf in gutem, wenn auch polniſch accentuirtem Deutſch das Wort. „Ich kenne von General Seydlitz nichts als ſeinen Namen und ſeinen Ruhm, glaube aber, das Gedicht des Herrn Hanſen-Grell vollkommen verſtanden zu haben. Ich erſehe aus ſeinen Strophen, daß Seydlitz zu Calcar geboren wurde, daß er das Lernen nicht liebte, aber deſto mehr das Reiten. Dann folgen Anekdoten, die deutlich für ſich ſelber ſprechen, zugleich auch ſeine Reiterſchaft glorificiren, bis er in der letzten Strophe jenem beſſeren Reiter erliegt, dem wir alle früh oder ſpät erliegen. Dies wenige iſt genug, weil es ein Ausreichendes iſt. Hier ſteckt das Geheimniß. Ich habe mich in Jahren, die länger zurückliegen als mir lieb iſt, um die Volkslieder meiner Heimath gekümmert, auch vieles davon geſammelt, überall aber hab' ich wahrgenommen, daß das ſprungweiſe Vorgehen zu den Kennzeichen und Schönheiten dieſer Dichtungsgattung gehört. Die Phantaſie muß nur den richtigen Anſtoß empfangen; iſt dies geglückt, ſo darf man kühn behaupten: „je weniger geſagt wird, deſto beſſer."

„Ich beſcheide mich," erwiderte Tubal, „um den Fortgang unſerer Sitzung nicht länger als wünſchenswerth unterbrochen zu ſehen. Wenn ein unbefugter Blick in den Pappbogen unſeres Herrn Vorſitzenden mich nicht falſch orientirt hat, ſo haben wir zunächſt noch einige von ihm ſelber herrührende Strophen zu erwarten."

„Der Scharfblick unſeres Freundes Ladalinski hat ſich auch diesmal wieder bewährt. Es war meine Abſicht, die lyriſche Reihe heute perſönlich abzuſchließen, bitte aber meinen Beitrag, der noch der Feile bedarf, zurückziehen zu dürfen."

Lewin ſprach dieſe Worte nicht ohne Verlegenheit, da es in Wahrheit ein ſehr anderer Grund war, der ihn von ſeiner urſprünglichen Abſicht abzuſtehen veranlaßte. Wußt' er doch am beſten, aus welcher zaghaften Stimmung heraus die drei kleinen Strophen geſchrieben worden waren, um die es ſich handelte; und wie ſehr ſich dieſe Zaghaftigkeit ſchließlich auch in das Gewand der Hoffnung gekleidet haben mochte, doch war es ihm zu Sinn, als ob Buinski mit ſeinem Ohr den elegiſchen Grundton des Liedes heraushören und die Veranlaſſung dazu errathen müßte. Dieſer Gedanke war ihm in hohem Maße peinlich, ſo daß er denn auch wirklich die Strophen zurückſchob und das nunmehr obenauf liegende Proſamanuſkript an Rittmeiſter von Hirſchfeldt überreichend, dieſen bat, mit ſeinem Vortrage zu beginnen.

Der Angeredete, mit jener Frankheit, die der Reiz und Vorzug des Soldaten iſt, rückte ſich zurecht, und begann, ohne jedes Vorwort, mit klangvoller Stimme:

Erinnerungen aus dem Kriege in Spanien.

Das Gefecht bei Plaa.

Mein älterer Bruder Eugen, nachdem er erſt unter Schill, dann unter dem Herzog von Braunſchweig gefochten, auch der Einſchiffung nach England ſich angeſchloſſen hatte, hatte von dort aus ſpaniſche Dienſte genommen und war im Sommer 1810 in Andaluſien eingetroffen. Als ich davon hörte, folgte ich ihm und traf ihn, eben gelandet, auf dem großen Marktplatze von Cadix. Ueber die Freude des Wiederſehens gehe ich hinweg. Er hatte an demſelben Tage das Majorspatent empfangen und ſeinem Einfluß gelang es leicht, mir eine Offiziersſtelle zu erwirken.

Das Treiben in Cadix mißfiel uns, ſo daß wir froh waren, als Meldung eintraf, daß wir der in Catalonien ſtehenden, täglich in Gefechten mit dem Feinde verwickelten Armeeabtheilung zugetheilt ſeien. Wir gingen dahin ab und landeten, nach einer höchſt beſchwerlichen, uns den ganzen Unterſchied zwiſchen einem ſpaniſchen und einem engliſchen Kriegsſchiff fühlbar machenden Seereiſe, im Hafen von Taragona. Dies war Ende November, genau zwei Monate nach meiner Ankunft in Spanien. In Catalonien ſah es beſſer aus als in Andaluſien. Wir kamen zum Dragonerregiment Alcantara, mein Bruder als Oberſtlieutenant, ich als Premier. Der Empfang, den wir fanden, war kameradſchaftlich; man hatte ein beſonderes Vertrauen zu allen preußiſchen Offizieren.

Die Alcantaradragoner waren ihrerzeit ein ſehr bevorzugtes und ſehr prächtiges Regiment geweſen; ſie trugen unter dem alten Régime dreieckige Hüte mit weißen Bandtreſſen, gelbe lange Röcke mit rothem Futter und rothem Kragen, dazu grüne Rabatten und blaue kurze Hoſen. Eine Vertretung alſo ſämmtlicher Farben. Von dieſer Pracht und Herrlichkeit war indeſſen nach der Neuformirung, die die ganze Armee ſeitdem erfahren hatte, wenig übrig geblieben, und die Alcantaradragoner, die wir vorfanden, mußten ſich an einem niedrigen ledernen Czako und einem langen blauen Rock mit Regimentsnummer und Meſſingknöpfen genügen laſſen. Die Bewaffnung war ein ſehr langer Degen mit ſchmaler Klinge und ſchwerem eiſernen Korb, ſo daß das Gewicht in der Hand lag, dazu Karabiner und Piſtole.

Unſer Regiment gehörte zur Armee des Generals O'Donnell, ſpeziell zu der vorgeſchobenen Diviſion des Generals Sarsfield. Dieſer, erſt ſechsundzwanzig Jahr alt, brillanter Soldat, voll eiſerner Ruhe im Gefecht, faßte ein beſonderes Vertrauen zu meinem Bruder, in dem er alle Eigenſchaften, die ihn ſelber auszeichneten, ſofort wieder erkannte. Jede Auskunft, die uns erwünſcht ſein konnte, wurde uns zu Theil. Die Diviſion war numeriſch nur ſchwach und beſtand aus zwei Infanterie- und vier Kavallerieregimentern, zuſammen höchſtens 5000 Mann. Es waren das Infanterieregiment Almeria und das Schweizerregiment Baron Wimpfen, dazu Alcantara- und Numanciadragoner, Küraſſierregiment Catalonien und Huſarenregiment Granada.

Gleich in den erſten Tagen nach unſerer Ankunft wurde eine 400 Pferde ſtarke Avantgarde gebildet und dem Befehle meines Bruders unterſtellt. Uns gegenüber ſtand General Macdonald, der das nördlich von uns gelegene Barcelona mit ſtarken Kräften feſthielt und durch Ausführung eines Umgehungsmarſches uns auch das ſüdlich von uns gelegene Tortoſa zu entreißen trachtete. Glückte das, ſo waren wir eingeſchloſſen und mußten froh ſein, uns auf Taragona zurückziehen und hier wieder einſchiffen zu können. Catalonien war dann verloren. Und es kam ſo. Aber ehe es dahin kam, hatten wir eine Reihe blutiger Gefechte.

Aus der Reihe dieſer Gefechte greife ich nur das bei Plaa heraus, weil es für mich perſönlich entſcheidend wurde.

Es war am 7. Januar, als wir erfuhren, daß Tortoſa über ſei. Wir ſtanden damals, die ganze Diviſion Sarsfield, am Nordabhange eines hohen Bergzuges, der in einiger Entfernung von der Küſte mit dieſer parallel läuft, und hielten, unter täglichen Plänkeleien mit den Vortruppen des Macdonaldſchen Corps, die von Lerida nach Taragona quer über das Gebirge führende Straße beſetzt. So lange dieſe Straße, ſammt dem Defilee, dem ſogenannten Paſſe von Plaa, in unſeren Händen war, hatte der Verluſt von Tortoſa, ſo wichtig er war, wenigſtens für unſere unmittelbare Sicherheit nichts zu bedeuten; der Beſitz jenes Paſſes ſicherte uns die Rückzugslinie bis ans Meer. Brachten wir die im ganzen genommen nicht große Energie mit in Anſchlag, die ſeitens des Gegners entwickelt wurde, ſo lag kein Grund vor, unſere Stellung zu wechſeln. Da wo wir ſtanden, wirkten wir offenſiv; gaben wir aber unſere Stellung am Nordabhange auf und zogen uns auf die andere Seite des Gebirges, ſo zeigten wir jene Beſorgniß, die ſchon einer halben Niederlage gleichkommt.

Wir hatten aber den Eifer des Gegners unterſchätzt, wenigſtens den des Generals Suchet, der gemeinſchaftlich mit Macdonald operirend, dieſen an Rührigkeit übertraf. Am 14. Januar kam Meldung, daß eine ſtarke feindliche Avantgarde von der Küſte her, alſo in unſerem Rücken, heranmarſchire und unverkennbar die Abſicht habe, den Paß bei Plaa zu ſchließen. Dorf Plaa lag an der uns entgegengeſetzten Seite des Gebirges, hart am Fuße deſſelben. General Sarsfield, als er dieſe Meldung empfing, war ſchnell entſchloſſen; er verſtärkte die bis dahin nur aus 400 Pferden der Regimenter Alcantara und Granada beſtehende Avantgarde durch zwei Bataillone vom Schweizerregiment Wimpfen und gab meinem Bruder Befehl, in einem Nachtmarſch über das Gebirge zu gehen und noch vor Tagesanbruch das jenſeits gelegene Dorf Plaa zu beſetzen. Der Aufbruch erfolgte ſofort; ein entſetzliches Wetter aber, Regen und Sturm, bei dem der ſchmale Fußpfad nur derart paſſirt werden konnte, daß ein Mann dem andern folgte, verzögerte das Eintreffen in Plaa bis um 10 Uhr morgens. Es war die höchſte Zeit; ſchon ging die franzöſiſche Avantgardendiviſion unter General Eugenio (ſo daß ſich hier zwei Namensvettern gegenüber ſtanden) gegen Dorf Plaa vor und nur mit äußerſter Anſtrengung gelang es meinem Bruder, das Dorf bis Mittag zu halten.

Um dieſe Stunde erſchien General Sarsfield mit dem Gros und ſtellte das ſchon rückwärts gehende Gefecht wieder her. Aber Terrain war unſererſeits nicht zu gewinnen, und als eine Stunde ſpäter allerhand Verſtärkungen auch beim Feinde eintrafen, ging dieſer mit einem vollzähligen Dragonerregiment abermals zum Angriff über. Diesſeits war momentan nichts zur Hand als ein in Ablöſung unſerer Avantgarde in die Front gezogenes Küraſſierregiment, die Küraſſiere von Catalonien, unter ihrem Commandeur Don Pedro Gallon. Unmittelbar hinter den Küraſſieren hielten wir: Alcantaradragoner und

Granadahuſaren. Unſere Küraſſiere, kaum 200 Pferde ſtark, waren zu ſchwach und kamen ins Schwanken; aber im ſelben Augenblicke, wo mein Bruder das Schwanken wahrnahm, gab er uns das Zeichen zum Angriff, und in langer Linie ſtürzten wir in die linke Flanke der feindlichen Dragoner. Sie wichen ſofort und verwickelten ein hinter ihnen haltendes Chaſſeurregiment mit in die eigene Flucht. Die Verfolgung ging eine Meile weit, es gab viele Gefangene; General Eugenio, der perſönlich die Flucht aufzuhalten geſucht, wurde niedergehauen und ſtarb am Tage darauf.

Es war ein vollſtändiger Sieg, und ſeitens der Unſerigen nicht allzu theuer erkauft; nur ich verlor viel an dieſem Tage; mein Bruder Eugen, wie der General Eugenio, dem er gegenüber geſtanden hatte, erlag ſeinen Wunden. Was ich noch zu ſagen habe, betrifft nur ihn und mich.

Um fünf Uhr war das Gefecht beendet und ich führte, was ich vom Regiment Alcantara noch zur Hand hatte, wieder auf Plaa zurück. Ich war im Ganzen gut davon gekommen, hatte aber während des Demelées von einem franzöſiſchen Dragoner, den ich packen wollte, einen Stoß mit dem Degengefäß in das Geſicht erhalten, ſo daß ich, ſchwarz und angeſchwollen, einen ſchlimmeren Anblick gewährte als mancher Schwerbleſſirte. So trat ich vor meinen Bruder, von deſſen Verwundung ich ſchon unterwegs gehört hatte. Ich fand ihn in einem Bauernhauſe von Plaa in Pflege guter Leute. Als er mich ſah, drang er darauf, daß ich mich zunächſt verbinden laſſen ſollte, was denn auch geſchah. Als ich wieder zu ihm kam, ſetzte ich mich und wir begannen zu plaudern. Zunächſt von der Affaire, die nun glücklich hinter uns lag. Ich mußte ihm alle Kleinigkeiten erzählen, denen er mit größtem Intereſſe folgte; meinem Pferde beiſpielsweiſe, einem ſchönen ſchwarzen Hengſt, war ein Ohr dicht vom Kopfe weggehauen worden, was er ſehr bedauerte. Beſondere Aufmerkſamkeit aber ſchenkte er einem Tagebuche, das ſich in einem Mantelſacke, der mir bei der Beutevertheilung zugefallen war, vorgefunden hatte. Es war von dem erſten Einrücken der Franzoſen in Catalonien bis zum 14. Januar 1811 mit großer Genauigkeit geführt, und enthielt, von kleinen Croquis begleitet, eine Schilderung faſt aller Gefechte, in denen auch wir engagirt geweſen waren. Eugen blätterte halbe Stunden lang in dem Buche und lobte die Unparteilichkeit der Darſtellung. Ich glaubte nach allem an nichts weniger als Gefahr und mußte dem Doktor Recht geben, der trotz heftiger Schmerzen, über die der Verwundete von Zeit zu Zeit klagte, immer nur von zwei leichten Bleſſuren ſprach. Es waren Degenſtiche in die linke Seite. Auffallend erſchien mir nur ſeine Weichheit; er war in einer gefühlvollen Stimmung, ſprach viel von Hauſe, von unſerem alten Vater und trug mir Grüße auf, da er auf einige Wochen noch am Schreiben gehindert ſein werde

So verging der Abend. Ich hatte vor, trotz aller Ermüdung bei ihm zu wachen. Es kam aber anders. Bald nach Mitternacht wurde Allarm geblaſen, und ich begab mich zu meinem in Front des Dorfes biwackirenden Regiment, das gleich darauf Befehl erhielt, gegen ein der Küſte zu gelegenes Städtchen, das den Namen Valls führte, zu rekognosziren. Meinen Verwundeten ließ ich übrigens in guter Obhut zurück; ich hatte beim Schweizerregiment Wimpfen um einige Mannſchaften zu ſeinem Schutz gebeten und es traf ſich, daß der Unteroffizier, der dieſe Mannſchaften kommandirte, früher, als mein Bruder noch in Halberſtadt garniſonirte, mit ihm in ein und derſelben Kompagnie des Regiments Herzog von Braunſchweig geſtanden hatte. Beide freuten ſich ſehr, ſich wiederzuſehen.

Unſer Ritt gegen Valls verlief ohne Bedeutung, koſtete aber Zeit und Mühe, und erſt in den Nachmittagsſtunden des andern Tages kehrten die Truppen, die die Rekognoszirung ausgeführt hatten, nach Plaa zurück. Mehrere Offiziere, denen ich begegnete, ſagten mir: es ginge beſſer mit Eugen. Ich fand ihn auch wirklich ruhiger, ohne Schmerzen, aber ſehr matt. Nichtsdeſtoweniger ließ er ſich die kleinen Vorgänge des Tages von mir erzählen, hörte aufmerkſam zu und verlangte mehr zu wiſſen, wenn ich aus Rückſicht auf ſeinen Zuſtand ſchwieg. Plötzlich aber unterbrach er mich und ſagte: „Entſinnſt Du Dich noch des Abends auf der Seereiſe von Cadix nach Tarragona, wo wir mit unſern deutſchen Kameraden der Heimat gedachten und wo dann die Frage laut wurde: „Wer wird die Heimat wiederſehen?“ Ich weiß jetzt einen, der ſie nicht wiederſehen wird.“ Ich bog mich über ihn und bat ihn, ſich nicht durch ſolche trübe Gedanken aufzuregen; er hörte mich aber nicht und fuhr dann fort: „Es wird ſich heute noch manches ereignen: ich ſehe ſchwarz in die Zukunft. Nimm Dich, wenn es zum Gefechte kommt, in Acht. Unſere Pferde ſind matt zum Umfallen. Vergiß auch nicht, daß man nicht bei jeder Gelegenheit ſich rückhaltlos drangeben ſoll. Man opfert ſich ſonſt leicht ohne Zweck.“ Dies waren ſeine letzten Worte. Ich hatte ihn eben aufgerichtet, um ihm einen Löffel Arzenei zu geben; als ich ihn wieder auf das Kopfkiſſen zurücklegen wollte, ſchien es mir, als ob er ſehr blaß würde. Ich faßte ſeine Hand, ſie war kalt; er drückte die meinige krampfhaft, rang nach Luft und war todt.

Dies war am 16. nachmittags. General Sarsfield, als er von dem Hinſcheiden hörte, ließ mir ſein Beileid ausdrücken und fügte die Bemerkung hinzu: es würde gut ſein, den Todten ſo bald wie möglich in die hochgelegene Kloſterkirche von Plaa hinaufzuſchaffen; jede Stunde könne ein neues Gefecht bringen, deſſen Ausgang unſicher ſei.

Ich ließ mir dies geſagt ſein. Aus alten Dielen, „vier Bretter und zwei Brettchen“, wurde ſchleunigſt ein Sarg hergeſtellt, und Eugen in der Uniform ſeines Regiments in die Todtentruhe hinein gelegt. So ſchafften ihn einige meiner Dragoner in die Kloſterkirche hinauf und ſtellten ihn dicht an die Altarſtufen.

Völlig erſchöpft von den Anſtrengungen und Aufregungen der vergangenen Tage hatte ich mich, als die Nacht anbrach, auf eine Schütte Stroh niedergelegt. Ich war ſo recht von Herzen traurig; die Bilder meiner Kindheit und erſten Jugend zogen an mir vorüber; nun war ich allein, ganz allein, und der Bruder, den ich ſo ſehr geliebt hatte, todt.

Im Begriff einzuſchlafen, wurde ich durch einen Ordonnanzoffizier geweckt. Er kam vom General und war abgeſchickt, um ein Papier zu holen, das Sarsfield beinahe unmittelbar vor Beginn des Treffens bei Plaa an Eugen gegeben hatte. Es ſei von Wichtigkeit, er müſſe es haben.

Ich erinnerte mich des Hergangs ſofort, war Augenzeuge geweſen, wie mein Bruder das Papier in ſein Reiterkoller geſteckt hatte, und bat deshalb den Offizier, mich bis zur Kloſterkirche hinauf begleiten zu wollen, da der Todte noch denſelben Rock anhabe, den er vor Beginn des Gefechts getragen habe. Er lehnte aber, Geſchäfte vorſchützend, ab; auch mein Diener Francesco, als ich mich nach ihm umſah, war verſchwunden. So blieb mir nichts übrig, als allein zu gehen.

Ich nahm eine kleine Laterne, die nur ein Glas hatte, und ſchritt auf das ziemlich weitſchichtige Kloſtergebäude zu. Ein dienender Bruder öffnete mir, erſchrak aber, als ich ihn bat, mir nun auch die Kirchenthür öffnen zu wollen. „Jetzt in der Nacht bringt mich kein Menſch hinein.“ Vergebens ſucht' ich ihn zu überreden. „Es iſt nicht geheuer,“ dabei blieb er. Endlich gab er mir wenigſtens den Schlüſſel zur Kirche, zugleich mit der Weiſung: wenn ich zweimal im Schloß gedreht, müßt' ich mit aller Kraft gegen die Thür ſtoßen, weil ſie verquollen ſei und ſchwer aufginge.

Um bis an die Kirche zu kommen, waren noch zwei lange Kreuzgänge zu paſſiren. Gerade hier hatte Tags zuvor ein erbitterter Infanteriekampf (der unſererſeits durch das Schweizerregiment geführt worden war) ſtattgefunden, und alles trug noch die Spuren dieſes Kampfes: die Leichen waren zwar weggeſchafft, aber die Blutlachen geblieben; die Standbilder, von den Wänden herabgeriſſen, lagen zertrümmert am Boden; ſelbſt die Luft war dumpf und modrig. An dieſen Bildern der Zerſtörung vorbei ging ich auf die Kirche zu, ſteckte den Schlüſſel hinein, drehte zweimal, ſtieß die Thüre auf, die ſich langſam und dröhnend öffnete. Ich legte meinen Mantel ab, der mir jetzt nur hinderlich ſein konnte, nahm den Degen in die eine, die Laterne in die andere Hand und ſchickte mich an, das hochüberwölbte Mittelſchiff hinaufzuſchreiten. Eine unheimliche Stille herrſchte und der Widerhall meiner Schritte erſchreckte mich.

So kam ich bis an den Altar. Da ſtand der Sarg, vorläufig mit einem Brett nur überdeckt. Ich hob es auf und meines Bruders gläſerne Augen ſtarrten mich an. Ich ſtellte, da kein anderer Platz war, die Laterne zu ſeinen Füßen und begann langſam Knopf um Knopf den Uniformrock zu öffnen, der ſich feſt und beinahe eng um ſeine Bruſt legte. Ich that es mit abgewandtem Geſicht; aber wie ich auch vermeiden mochte, nach ihm hinzuſehen, ich hatte doch ſein Todesantlitz vor mir. Endlich fand ich das Papier und ſteckte es zu mir. Dann kam das ſchwerſte: ich mußte die Knöpfe wieder einknöpfen, da ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihn in offener Uniform wie einen Beraubten liegen zu laſſen. Und als auch das geſchehen, trat ich den Rückweg an.

Am andern Nachmittage, der Feind griff uns nicht an, wurde mein Bruder mit allen militäriſchen Ehren durch das Schweizerregiment Wimpfen in derſelben Kloſterkirche zu Plaa, in der er vierundzwanzig Stunden vor dem Altar geſtanden hatte, begraben. An eben derſelben Stelle wurden ſein Säbel, ſeine Handſchuhe und Sporen aufgehängt und erſt einige Monate ſpäter, auf Befehl des Generals O'Donnell, der den Todten dadurch ehren wollte, in die Kathedrale von Tarragona gebracht. Dort befinden ſie ſich noch."

* * *

Der Vortragende, als er bis hierher geleſen, rollte das Manuſkript zuſammen und legte es auf eines der Fenſterbretter; die Zuhörer, geſenkten Blickes, ſchwiegen. Der erſte, der ſich erhob, war Bninski.

„Ich bin ſelbſt Gaſt in dieſem Kreiſe und fürchte beinahe mich eines Uebergriffes ſchuldig zu machen, wenn ich vor Berufeneren das Wort ergreife. Aber meine Stellung, was mich entſchuldigen mag, iſt eine ausnahmsweiſe. Ich habe zwei Jahre vor Ihnen, Herr von Hirſchfeldt, auf denſelben Feldern, wenn auch auf der Ihnen feindlichen Seite gekämpft; ich kenne die Plätze, von denen Sie uns geleſen; kaum verſchwundene Bilder ſind mir wieder lebendig geworden. Was Freund, was Feind! An gleicher Stelle die gleiche Gefahr. Ich bitte Sie darauf hin als einen mir theuer gewordenen Kameraden begrüßen zu dürfen."

Während dieſer Worte hatte Jürgaß die ihm zunächſt ſtehende Rheinweinflaſche entkorkt und mit einer der Situation angepaßten Raſchheit den großen ſilbernen Kaſtaliabecher bis an den Rand gefüllt. „Meine Herren, einer jener Ausnahmefälle, wie ſie Paragraph ſieben unſeres Statuts, ich nehme nicht Anſtand zu ſagen, in ſeiner Weisheit vorausſieht, iſt eingetreten. Und ſo trink' ich denn auf das Wohl unſeres verehrten Gaſtes Rittmeiſters von Hirſchfeldt. Er lebe! Viele Ehren haben ſich auf ſeinem Scheitel gehäuft, ſo viele Ehren wie Wunden; aber eines blieb ihm bis dieſen Tag verſagt: er hatte noch nicht aus dem Silberbecher der Kaſtalia getrunken. Auch dieſe Stunde iſt da. Ich trink' ihm zu, und er thue mir Beſcheid."

Und bei wiederholten Hochs kreiſte der Becher.

Nach Huldigungen wie dieſe konnte es Lewin nur noch obliegen, ein Schlußwort zu finden. „Die vorgeſchrittene Stunde," ſo begann er, „mehr noch das gehobene Gefühl, das uns dieſelbe gebracht hat, dringen auf Abbruch und Vertagung. Ich erwarte Ihre Zuſtimmung. (Ja, ja!) Unſere nächſte Sitzung ſoll, ſo ſich kein Widerſpruch erhebt (nein, nein!) unter Zurückſtellung aller bis dahin etwa eingehenden Lyrica, durch die Tagebuchblätter unſeres verehrten Gaſtes, des Herrn von Meerheimb, die heute zu unſerm Bedauern nicht mehr zum Vortrag gelangen konnten, eröffnet werden. Ich ſchließe die Sitzung."

Damit brach man auf in kleineren und größeren Gruppen. Die Mehrzahl hielt ſich links; nur Jürgaß, Bummcke und Hanſen-Grell gingen, als ſie die Königsſtraßenecke erreicht hatten, nach rechts hin auf den Alexanderplatz zu, um in den Tiefen des Mundtſchen Weinkellers, natürlich die Kaſtaliaſitzung als Text nehmend, unter Plauderei und Kritik den Abend zu beſchließen.

VIII.

Leichtes Gewölk.

Der andere Morgen war klar und ſonnig und gab auch dem Arbeitszimmer des Geheimraths ein helleres Licht als gewöhnlich in Wintertagen darin anzutreffen war. Ein Strahl fiel bis an den Korb in der Ofenecke, wo das Windſpiel in ſeinem Zwiſchenzuſtande von Schlafen und Zittern lag. Die Pendule ſchlug zehn, und der Geheimrath, mit der Pünktlichkeit, die ihm eigen war, trat in das Zimmer und nahm ſeinen Platz vor dem Arbeitstiſche, auf dem auch heute wieder Zeitungen und einzelne an ihn perſönlich gerichtete Schreiben unter einem Briefbeſchwerer von ſchwarzem Marmor lagen. Daneben ein elfenbeinernes Papiermeſſer mit geſchnitztem Schlangengriffe.

Es war ein klarer Tag, aber er hatte doch ſein „leichtes Gewölk", wenigſtens in dem Gemüthe des Geheimraths, der denn auch, die gewohnte Ordnung der Dinge verkehrend, heute ſeinen Frühbeſuch bei den Goldfiſchchen hinausgeſchoben und ſtatt deſſen ſofort nach dem Zeitungsblatt gegriffen hatte. Er flog über die Spalten hin, aber ſein Auge ließ unſchwer erkennen, daß er nicht las, ſondern nur bemüht war, die Unruhe, die ihn erfüllte, vor ſich ſelber zu verbergen.

„Guten Morgen, Papa," klang es wieder wie bei einem früher geſchilderten Beſuche in ſeinem Rücken, und ehe er noch ſich wenden und den Gruß erwidern konnte, war Kathinka an ſeiner Seite. Auch ſie ſchien befangen, und ihm ſcharf nach den Augen ſehend, ſagte ſie: „Du haſt mich rufen laſſen, Papa?“

„Ja, Kathinka, ich bitte Dich, Platz zu nehmen.“

„Nicht ſo. Erſt mußt Du mich freundlicher anſehen und nicht ſo feierlich, als ob ſich eine Staatsaktion vorbereite.“

Der Geheimrath klopfte mit der elaſtiſchen Spitze des Elfenbeinmeſſers auf ſeinen Schreibtiſch und wandte ſich dann, indem er ſeinem Seſſel eine kurze Drehung gab, der Fenſterniſche zu, in der Kathinka, den Rücken dem Lichte zu, Platz genommen hatte. Sie ſaß in Folge davon in einem ſehr wirkungsvollen Halbſchatten, und der freudige Stolz über die ſchöne Tochter ließ den Vater auf Augenblicke das Peinliche des Momentes vergeſſen. Kathinka ſelbſt war ſich des Eindrucks, den ſie machte, vollkommen bewußt. Sie trug ihr Haar wie gewöhnlich in den Vormittagsſtunden in einem goldenen Netze, aber dies Netz hatte ſich halb geöffnet und ein Theil der kaſtanienbraunen Locken fiel auf den Kragen eines weiten dominoartigen Morgenkleides. Ihre Füße, leicht übereinander geſchlagen, ſteckten in kleinen Saffianſchuhen, und ſchnell die Vortheile berechnend, die der Vater aus ſeinem Spielen mit dem Elfenbeinmeſſer zog, nahm ſie ihrerſeits die kleine neben den Goldfiſchchen liegende Netzkelle zur Hand, um damit zu ſpielen.

„Ich habe Dich bitten laſſen, Kathinka, um ein paar Fragen an Dich zu richten, Fragen, die mich ſeit Wochen beſchäftigen. Der Brief Tante Amélies hat mir dieſelben aufs neue nahe gelegt, und ich würde gleich nach Deiner Rückkehr mit Dir geſprochen haben, wenn nicht die Unruhe der letzten Tage mich daran gehindert hätte.“

„Die gute Tante,“ ſagte Kathinka. „Sie denkt mehr an mein Glück als ich ſelbſt. Ich ſollte ihr dankbarer dafür ſein als ich es bin."

„Ich wollte, Du könnteſt es. Die Wünſche, die ſie hegt, ſind auch die meinen. Und ihre Erfüllung ſchien mir ſo nahe. Aber Du ſelbſt haſt alles wieder in Frage geſtellt. Daß ich es bekenne zu meiner Betrübniß. Wie ſtehſt Du zu Lewin?"

„Gut."

„Dies „gut", das eine ganze Antwort zu ſein ſcheint, iſt doch nur eine halbe."

„Nun ſo will ich Dir unumwunden die ganze geben. Ich habe Lewin lieb, aber ich liebe ihn nicht. Alles an ihm iſt Phantaſie; er träumt mehr als er handelt. Dies mag als ein Grund gelten. Aber bedarf es denn der Gründe? Die Tante, die ſonſt ſo klug iſt, oder vielleicht weil ſie es iſt, vergißt ganz und gar, wie wenig das „warum" in unſeren Neigungen bedeutet. Sie will mein Glück, aber ſie will es auf ihre Art, und was mir Sache des Herzens iſt, iſt ihr nur Sache des Hauſes. Ich fühle mich aber nicht getrieben, einer Guſeſchen Hof- und Hauspolitik zu Liebe ein Verlöbniß einzugehen oder gar ein Bündniß zu ſchließen. Das ſind Rheinsberger Reminiscenzen, die für Tante Amelie ſehr viel, für mich ſehr wenig bedeuten. Sie behandelt alles wie die Verbindung zweier regierender Häuſer; das mag ſchmeichelhaft ſein; aber Lewin iſt kein Prinz und ich bin keine Prinzeſſin."

„Du vergißt nur eins: Lewin liebt Dich."

Kathinka klopfte, während ſie den linken Fuß hin und her ſchaukelte, mit der Netzkelle leicht auf den Rand des Baſſins; der Geheimrath aber fuhr fort:

„Lewin liebt Dich, und es iſt nicht lange, daß Du dieſe Liebe erwiderteſt oder doch zu erwidern ſchienſt. Erſt die letzten Monate haben alles geändert, und Du ſprichſt nun ſpöttiſchvon der Verbindung „zweier regierender Häuſer". Ich ſchätze den Grafen, aber ich fürchte, es war keine glückliche Stunde, die ihn in unſer Haus führte. Hat ſich der Graf Dir gegenüber erklärt?"

„Nein."

„Glaubſt Du, daß er Dich liebt?"

„Ja."

„Und Du?"

Es kam Kathinka gelegen, daß das Windſpiel, das ſehr bald nach ihrem Eintreten ſeinen Korb verlaſſen und zur Empfangnahme von Liebkoſungen und Zuckerbröckelchen ſich bei ihr eingeſtellt hatte, inzwiſchen immer verdrießlicher geworden war. Es lief jetzt, weil die Bröckelchen nach wie vor ausblieben, zwiſchen ihr und der Etagère, in der ſich die Zuckerdoſe befand, hin und her und begleitete die Unterhaltung durch beſtändiges Klingeln und Bellen. Der Geheimrath empfand dies erſichtlich als eine Störung, und Kathinka, jede ſeiner Mienen verfolgend, benutzte die Gelegenheit, um eine Pauſe zu gewinnen. Sie erhob ſich deshalb von ihrem Stuhl, holte die Doſe herbei, und eines der Zuckerſtücke zerbeißend und zerbrechend, warf ſie dem Windſpiel, das ſich ſofort beruhigte, die Krümel zu. Dann tauchte ſie den Zipfel ihres Taſchentuchs in das Baſſin, benetzte ihre Fingerſpitzen und ſagte:

„Deine Frage zu beantworten, Papa, ja, ich habe den Grafen gern."

Der Geheimrath lächelte. „Das wird dem Grafen nicht genügen, Kathinka. Wenn Du glaubſt, daß er Dich liebt, ſo wirſt Du Dir Rechenſchaft geben müſſen, ob Du ſeine Neigung erwidern kannſt."

„Ich kann es."

„Und Du wirſt es?"

Sie ſchwieg; man hörte den Pendelſchlag der Uhr. Endlich ſagte der Geheimrath:

„Du haſt mir genug geſagt, Kathinka, auch durch Dein Schweigen. Ich erſehe eins daraus, eins, auf das ich Gewicht lege, daß Du ſtatt einfach dem Zuge Deines Herzens zu folgen, Rückſicht nimmſt auf das, was mein Wunſch iſt.“

Kathinka wollte antworten, der Geheimrath aber wiederholte „auf das, was mein Wunſch iſt“, und fuhr dann fort:

„Aber auch dieſer Wunſch iſt unbeugſam und unabänderlich, und ich kann ihn Deinen Wünſchen nicht unterordnen. Es verbietet ſich. Höre mich. Die Tante wünſcht die Partie mit Lewin; ich wünſche ſie auch; aber ich beſtehe nicht darauf. Worauf ich beſtehe, das iſt allein die Nichtheirath mit Bninski. Sie darf nicht ſein, ſo ſehr der Graf perſönlich meine Sympathien hat. Die Ladalinskis ſind aus Polen heraus, und ſie können nicht wieder hinein. Ich habe die Brücken abgebrochen. Ob das Geſchehene das allein Richtige war, iſt nicht mehr zu befragen; es genügt, daß es geſchehen iſt.“

„Es war ein Scherz, Papa,“ nahm jetzt Kathinka das Wort, „daß ich von „Prinz und Prinzeſſin“ und von einer Verbindung zweier regierender Häuſer ſprach. Es hat Dich verdroſſen, und ich bedaure es. Aber hatt' ich nicht eigentlich Recht? Der Graf, wie Du Dich ausdrückſt, hat perſönlich Deine Sympathien; er iſt reich, angeſehen, ehrenhaft, und unſere Herzen und Charaktere ſtimmen zu einander. Und doch iſt alles umſonſt, weil es, vergib mir den Ausdruck, in Deine Diplomatie nicht paßt. Der gütigſte der Väter, immer bereit, mir jeden kleinſten Wunſch zu erfüllen, verſagt mir den größten, weil es ihm ſeine politiſchen Pläne ſtört, weil es ihn kompromittirt.“

„Ich laſſe das Wort gelten, aber in meinem Sinne. Die Furcht vor Kompromittirung iſt nicht immer kleinlich und untergeordnet, ſie kann auch berechtigt und Exiſtenzfrage ſein. Sie iſt es für mich. Es handelt ſich nicht um Einbildungen oder einen launenhaften Einfall; all dies berührt meine Ehre mehr als Du glaubſt. Ein Mißtrauen gegen mich hat nie geſchwiegen, auch nicht nach meinem Uebertritt. Von dem Augenblicke an, wo Du nach Polen zurückkehrſt, mit meiner Zuſtimmung und an der Seite eines Mannes, deſſen preußenfeindliche Geſinnungen kein Geheimniß ſind, gebe ich dem Verdachte Nahrung, in meiner jetzigen Stellung, die mich Einblick in ſo manches gewinnen ließ, nur ein Aufhorcher geweſen zu ſein. Ich wiederhole Dir, was Du ſelber weißt, nur widerſtrebend iſt die Geſellſchaft dem Vertrauen gefolgt, das mir der Hof entgegenbrachte, und büße ich dieſes Vertrauen ein, ſehe ich es auch nur erſchüttert, ſo ſchwindet mir der Balken unter den Händen fort, der nach dem Schiffbruch meines Lebens mich noch trägt. Lächle wer mag. Ich bedarf der Gunſt des Königs, der Prinzen; wird mir dieſe Gunſt genommen, ſo bin ich zum zweiten Male heimatlos. Und davor erſchrickt mein Herz. Nenne das politiſch oder nenn' es Furcht vor Kompromittirung. Was es auch ſein mag, es iſt Sache meines Lebens, nicht meiner Eitelkeit."

Kathinka ſchritt auf den Vater zu, ihm die Stirn küſſend, während ſie ihren Arm um ſeine Schulter legte. Dann ſagte ſie: „Laß mich Dir wiederholen, es iſt noch kein Wort zwiſchen mir und dem Grafen gefallen. Ich glaube, daß er abſichtlich eine Erklärung vermeidet, denn — um ihn auch vor Dir zu verklagen — er hat wie Du die Untugend, politiſch zu ſein. So viel ich weiß, trägt er ſich mit dem Gedanken, wieder in die polniſche Armee des Kaiſers einzutreten. Gerade der gegenwärtige Augenblick ſcheint einen ſolchen Schritt zu fordern. Was aber auch kommen möge, eines verſpreche ich: Dich für meine Perſon weder mit Wünſchen noch Bitten zu beunruhigen.

Ich werde ſchweigen und nichts ſoll durch mich geſchehen, das Deine Stellung nach oben hin gefährden oder Deine Zugehörigkeit zu dieſem Lande neuen Verdächtigungen ausſetzen könnte."

Dem Geheimrath entging nicht, daß die Worte Kathinkas, trotz eines ſcheinbaren Eingehens auf ſeine Wünſche, mit beſonderer Vorſicht gewählt waren. Aber er empfand gleichzeitig, daß es zu nichts führen würde, ſich minder zweideutiger Zuſagen verſichern zu wollen. So ließ er es ſich an dem halben Erfolge genügen und brach die Unterredung ab. „Es wäre mir lieb," ſo ſchloß er, „Du ſchriebeſt einige Worte an die Tante. Störe ihr ihre Pläne nicht. Auch um Deinetwillen nicht. Die Tage wechſeln und wir mit ihnen. Das wandelbarſte aber ſind Frauenherzen. Was Dir heute nichts iſt, kann Dir morgen etwas ſein. Brich nicht ab; ich brauche Dir keine Namen zu nennen. Es gibt ja Halbheiten des Ausdrucks, eine Sprache, die Du, wenn mich nicht alles täuſcht, wohl zu ſprechen verſtehſt."

„Ich werde ſchreiben. Und Du magſt die Zeilen leſen, Papa."

„Ich vertraue Deinem Wort und Deiner Klugheit. Und nun halte Dich bereit. Ich habe den Wagen um zwölf beſtellt. Der alte Wylich iſt immer ein Pünktlichkeitspedant, doppelt bei ſeinen Matineen. Wir werden übrigens eine neue Zelterſche Kompoſition hören; Rungenhagen begleitet."

Damit trennten ſie ſich.

IX.

Renate an Lewin.

Eine Woche verging, ohne daß in dem Bekannten- und Freundeskreiſe Lewins und der Ladalinskis etwas Berichtenswerthes vorgekommen wäre. Und was von dieſem Kreiſe galt, galt von der ganzen Stadt. Auch in dieſer hatte ſich die durch die Nachricht von General Yorks Kapitulation hervorgerufene Aufregung längſt wieder gelegt und war einer unbeſtimmten, aber die Gemüther erhebenden Vorſtellung von dem Anbrechen einer neuen Zeit gewichen. Wie gewaltige Kämpfe es noch bedürfen würde, um dieſe herauf zu führen, das ahnten die wenigſten; die Mehrzahl lebte der Ueberzeugung, daß ihnen der Sieg als ein Reſultat der napoleoniſchen Niederlagen wie von ſelber zufallen würde, und ſelbſt die vielen immer neu wiederholten Verſicherungen, daß der König in ſeinem Bündniß mit Frankreich auszuharren, den General York aber, der dies Bündniß gefährdet habe, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen gedenke, konnten an dieſer Zuverſicht nichts ändern. Man ſah in dieſem allen ein aufgezwungenes Spiel und ganz im Einklang mit den Worten, die Profeſſor Fichte ſeinen Zuhörern ans Herz gelegt hatte, eine bloße Maske, die jeden Augenblick abgenommen werden könne. Die Empfindung des Volks, wie ſo oft, war den Entſchlüſſen ſeiner Machthaber weit vorgeeilt. Und in dieſem Gefühl verliefen die Tage.

Die Stille der zweiten Januarwoche war nicht einmal durch eine Kaſtaliaſitzung unterbrochen worden. Jürgaß, bei dem ſie ſtattfinden ſollte, hatte ſich in den Frühſtunden des dazu feſtgeſetzten Tages der Mühe unterzogen bei den Freunden vorzuſprechen und den Ausfall der Sitzung anzukündigen, zugleich bittend, eine auf den andern Tag lautende Einladung zu einer „extraordinären Seſſion“ acceptiren zu wollen. Dieſe war auf einen engeren Zirkel berechnet und ſollte die Form eines Dejeuners annehmen.

Der andere Tag war nun da, aber noch nicht die feſtgeſetzte Stunde. Lewin hatte ſich's auf ſeinem Sopha ſo bequem gemacht, wie es der Bau deſſelben zuließ, und blätterte in Herders „Völkerſtimmen“, einem Buche, das ihm beſonders theuer war. Es war ein Geſchenk Kathinkas und hatte ſelbſt dadurch nichts an ſeinem Werthe verloren, daß es ihm von Seiten der Geberin, die nur Sinn für das Pathetiſche und Komiſche, aber nicht für das Naive hatte, mit einem Anfluge von Spott überreicht worden war. Er las eben die Stelle:

So geht's, wenn ein Maidel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderſelten gut,
Das haben wir beid' erfahren,
Was falſche Liebe thut —

als Frau Hulen mit einem Briefe eintrat, der von der Poſt her abgegeben worden war. Es waren Zeilen von Renatens Hand, trugen aber nicht den Küſtriner, ſondern den Selower Stempel, woraus er erſah, daß ihn ein expreſſer Bote behufs raſcherer Beförderung quer durch das Bruch getragen haben mußte. Dies fiel ihm auf, ebenſo die Länge des Briefes, als er nicht ohne eine gewiſſe Unruhe das Siegel erbrochen hatte. Denn unter den zwei extremen Parteien, denen alle briefſchreibenden Damen zugehören, zählte Renate für gewöhnlich zur Partei der äußerſten Kurzſchreiber. Was bedeutete dieſe Ausnahme?

Lewin las:

Hohen-Vietz, Dinstag, den 12. Januar 1813.

Lieber Lewin! Papa, der Dir ſchreiben wollte, wird eben abgerufen; Graf Droſſelſtein iſt da, um Geſchäftliches mit ihm zu erledigen. So fällt mir es zu, Dir über unſere letzten Erlebniſſe zu berichten. Schwere Stunden liegen hinter uns. Wir hatten dieſe Nacht ein großes Feuer: der alte Saalanbau iſt niedergebrannt.

Du wirſt näheres wiſſen wollen; ſo laß mich denn erzählen.

Es war kaum zwölf, als ein Lärm mich weckte. Ich richtete mich auf und ſah, daß die Scheiben glühten, als fiele das Abendroth hinein. Ich ſprang aus dem Bett und lief an das Fenſter; der Hof war noch leer, aber aus der Mitte des Saalanbaus ſchlug eine Flamme auf, und unter der Einfahrt, den Rücken mir zugekehrt, ſtand unſer alter Pachaly und blies auf ſeinem Kuhhorn in die Dorfgaſſe hinein, in Tönen, die mir noch jetzt im Ohre klingen.

Mich wandelte eine Ohnmacht an und von den nächſten Minuten weiß ich nichts. Als ich mich wieder erholt hatte, ſaß ich aufgerichtet in meinem Bett und Tante Schorlemmer und Maline waren um mich her, beide zitternd vor Angſt und Aufregung. Sie packten immer neue Kiſſen in meinen Rücken, Maline hatte Riechſalz gebracht und Tante Schorlemmer betete, während ihr die Lippen flogen: „Herr Gott Zebaoth, ſteh uns bei in unſrer Noth!“

Ich weiß nicht, wie es kam, aber alle Angſt war plötzlich von mir abgefallen, wie wenn die hinſchwindende Ohnmacht den Schrecken mit fortgenommen hätte. Ich verlangte aufzuſtehen, kleidete mich raſch an, und da gerade nichts anderes zur Hand war, ſetzte ich die polniſche Mütze auf, die Kathinka hier zurückgelaſſen hatte. So ging ich hinunter.

Das Feuer hatte mittlerweile raſche Fortſchritte gemacht und noch immer war nichts da zum Löſchen. Aber kaum, daß ich auf den Hof getreten war, als auch ſchon von der Dorfgaſſe her ein Raſſeln hörbar wurde, und im nächſten Augenblick kam unſere Hohen-Vietzer Spritze durch das Thor; Kriſt und der junge Scharwenka hatten ſich an die Deichſel geſpannt, und Hanne Bogun mit ſeinem Stumpfarm gegen den Waſſerkaſten gelehnt, half durch Schieben nach. Hart an dem Steindamm, aber jenſeits nach dem Wirthſchaftshofe hin, fuhren ſie auf. Papa hatte ſchon vorher Mannſchaften an den Ziehbrunnen und an die kleine Hofpumpe geſtellt und nun in doppelter Reihe wurden die Eimer zugereicht. Alles war Eifer und Leben, und ehe fünf Minuten um waren, fiel der erſte Strahl in die Flamme. Schulze Kniehaſe leitete alles. Sonderbar, inmitten dieſes Grauſes ſchlug mir das Herz wie vor Freude höher. Aber welch ein Anblick auch! Ich werde dieſer Minuten nie vergeſſen. Die Nacht hell wie der Tag, alle Geſichter vom Glanz beſchienen, Kommandoworte und dazwiſchen jetzt, vom Thurme her, in langen abgemeſſenen Pauſen das Stürmen der Glocke. Der alte Kubalke, trotz ſeiner achtzig, war ſelbſt hinaufgegangen, um in das ganze Bruch hineinzurufen: „Feuer, Feuer!“ Und nicht lange, ſo hörten wir, von den nächſten Dörfern her, die Antwort ihrer Glocken darauf.

„Das iſt die Hohen-Ziesarſche,“ ſagte Jeetze, der klappernd vor Froſt neben mir ſtand, und gleich darauf fiel auch die Manſchnower ein. Ich erkannte ſie ſelbſt an ihrem tiefen

Ton. Immer raſcher gingen nun die Eimer, da jeder wußte, daß die Hilfe von den Nachbarorten her jetzt jeden Augenblick kommen müſſe. Und ſie kam auch wirklich. Die Hohen-Zieſarſche war wieder die erſte; im Carriere mit zwei von des Grafen Pferden kam ſie den Forſtackerweg herunter, und wir hörten ſie ſchon, als ſie bei Miekleys um die Ecke bog. Es ſchütterte wie ein Donner. Mit lautem Freudengeſchrei wurden ſie begrüßt, und Kümmeritz, der ſeine Gicht eben erſt los geworden war, übernahm das Kommando.

Auf dem Wirthſchaftshofe, aber doch ſo, daß die in Front ſtehenden Spritzen unbehelligt blieben, hatte ſich inzwiſchen das halbe Dorf verſammelt. In vorderſter Reihe ſtanden Seidentopf und Marie; er, in ſeiner alten ſchwarzen Tuchmütze mit dem weit vorſtehenden Schirm, daß es ausſah, als ob er ſich gegen den Feuerſchein ſchützen wolle; ſie, an ſeinen Arm gelehnt, und wie ich durch das aufregende Schauſpiel ganz hingenommen. Wieder überraſchte ſie mich durch ihre beſondere Schönheit. Ihr Geſicht war ſchmaler und länger als gewöhnlich und aus dem roth- und ſchwarzkarrirten ſchottiſchen Tuch heraus, das ſie nach Art einer Kapuze übergeworfen hatte, leuchteten ihre großen dunklen Augen ſelber wie Feuer.

Die Eimerkette ging, der Strahl fiel in die Flamme, aber bald mußten wir uns überzeugen, daß es unmöglich ſei, den Saalanbau auch nur theilweiſe zu retten, und ſo gab Papa Ordre, den Waſſerſtrahl nur noch auf Dach und Giebel des Wohnhauſes zu richten, um wenigſtens das Uebergreifen des Feuers zu hindern. Aber auch das ſchien nicht gelingen zu ſollen; das Weinſpalier fing bereits an, an mehreren Stellen zu brennen, und das am Hauſe niederführende Goſſenrohr, als oben das Zink geſchmolzen, löſte ſich aus der Dachrinne und ſtürzte auf den Hof.

In dieſem Augenblick erſchien Hoppenmarieken unter der Einfahrt, blieb ſtehen und ſah auf das Feuer. Sie kam nicht von Hauſe, ſondern war erſt wieder auf dem Wege dahin. Wer weiß, wo ſie bis dahin geſteckt hatte. Als Hanne Bogun der Alten anſichtig wurde, ſchüttelte er ſeinen linken Jackenärmel wie im Triumph und rief: „Da is Hoppenmarieken,“ und gleich darauf: „De möt et beſpreken.“ Papa wußte wohl, daß die Leute, die ſo vieles von ihr wiſſen, ihr auch nachſagen, daß ſie Feuer beſprechen könne; es widerſtand ihm aber, ſich an ihre Teufelskünſte, an die er nicht glaubt oder die ihm zuwider ſind, wie hilfebittend zu wenden. Seidentopf, der wohl ſehen mochte, was in ihm vorging, trat an ihn heran und ſagte: „Wer Gott im Herzen hat, dem muß alles dienen, Gutes und Böſes.“ Da winkte Papa die Alte heran und ſagte: „Nun zeige, Marieken, was Du kannſt.“

Dieſe hatte nur darauf gewartet; ſie marſchirte zwiſchen den beiden Spritzen hindurch raſch auf die Stelle zu, wo der alte Saalanbau mit unſerem Wohnhaus einen rechten Winkel bildete, und ſtellte, nachdem ſie zwei, drei Zeichen gemacht und ein paar unverſtändliche Worte geſprochen hatte, ihren Hakenſtock ſcharf in die Ecke hinein. Dann, während ſie quer über den Hof hin wieder auf die Einfahrt zurückmarſchirte, ſagte ſie zu den Spritzenleuten: „De Hohen-Zieſarſchen künnen nu wedder to Huus foohren,“ und ſchritt, ohne ſich umzuſehen, die Dorfſtraße hinunter in der Richtung auf den Forſtacker zu. Ihren großen Hakenſtock aber hatte ſie ſtatt ihrer ſelbſt an der Brandſtätte zurückgelaſſen.

Das Feuer ließ augenblicklich nach; Sparren und Balken ſtürzten zuſammen, aber es war, als verzehre ſich alles in ſich ſelbſt und habe keine Kraft mehr nach außen hinauszugreifen. Zugleich ließ der leiſe Wind nach, der bis dahin gegangen war, und es begann zu ſchneien. Ein entzückender Anblick, der dunkelrothe Schein, in dem die Flocken tanzten.

Die Hohen-Zieſarſche Spritze fuhr wirklich ab und der Hof wurde wieder leer; nur Papa und der alte Kniehaſe blieben noch und trafen ihre Anordnungen für die Nacht. Ich war mit unter den erſten, die ſich zurückzogen, und trotzdem mein Zimmer unmittelbar an die Brandſtätte ſtieß, ſo war meine Zuverſicht, daß die Gefahr beſeitigt ſei, doch ſo groß, daß ich gleich einſchlief. In meinem Traume miſchte ſich das eben Erlebte mit jener wunderſamen Feuererſcheinung im alten Schloß zu Stockholm, wovon Du Marie und mir am erſten Weihnachtstage erzählteſt, als wir am Kamin ſaßen und den Chriſtbaum plünderten. Ich ſah im Traum die Scheiben meines Fenſters glühen; als ich aber aufſtand, um nach dem Schein zu ſehen, war ich nicht mehr allein und gewahrte nur eine lange Reihe Verurtheilter, die mit entblößtem Hals an einen Block geführt wurden. Ein entſetzliches Bild, und alles roth, wohin ich ſah. Aber in dieſem Augenblicke trat Hoppenmarieken in die Thür des Reichsſaales und alles rief: „De möt et ſtillen.“

Da hob ſie den Stock und es war kein Blut mehr; und das Bild verſank und ſie ſelber mit.

Heute früh war ich zu guter Stunde beim Frühſtück; Papa und die Schorlemmer erwarteten mich ſchon. Ich hatte mich vor dieſer Begegnung gefürchtet; die Scheune, die vor zwei Jahren niederbrannte, liegt noch als ein Schutthaufen da, und nun ein zweites Brandunglück, das wieder auszugleichen es vollends an den Mitteln fehlen wird. Ich fand aber eine ganz andere Stimmung vor, als ich gefürchtet hatte. Papa war geſprächig und von einer Weichheit, die mehr von Hoffnung als von Trauer zeugte. Er nahm meine Hand, und als er ſah, daß ich nach einem Troſtworte ſuchte, lächelte er und ſagte:

„Und eine Prinzeſſin kommt ins Haus,
Ein Feuer löſcht den Flecken aus —

„Ich fange an, mich mit dem alten Hohen-Vietzer Volksreim auszuſöhnen. Die Prinzeſſin läßt noch auf ſich warten, aber der Flecken iſt fort, das Feuer hat ihn ausgelöſcht. Ja, meine liebe Renate, Räthſel umgeben uns und vielleicht iſt es Thorheit, uns in dem Doppelhochmuth unſeres Wiſſens und Glaubens, alles deſſen was Aberglauben heißt und vielleicht nicht iſt, entſchlagen zu wollen. Auch in ihm, von weither herangeweht, liegen Keime der Offenbarung. „Ein Feuer löſcht den Flecken aus", inmitten all dieſer Prüfungen iſt es mir, als müßten andere, beſſere Zeiten kommen. Für uns, für alle." Ich wollte antworten; aber Jeetze trat ein und meldete, daß Graf Droſſelſtein vorgefahren ſei.

Da haſt Du den längſten Brief, den ich je geſchrieben. Einen Gruß an Kathinka, auch an Frau Hulen.

Herzlichſt Deine Renate von V."

Lewin legte den Brief aus der Hand. Er war bewegt, aber daſſelbe Gefühl, das in Vater und Schweſter vorgeherrſcht hatte, gewann auch in ihm die Oberhand: die Freude darüber, daß etwas Unheimliches aus ihrem Leben genommen ſei.

Er ſetzte ſich ſchnell an ſein Pult und ſchrieb eine vorläufige kurze Antwort, in der er dieſem Gefühle Ausdruck gab. Am Schluſſe hieß es: „Der Altar iſt nicht mehr, und der alte Matthias, wenn er weiter „ſpöken" will, muß ſich eine andere Beteſtelle ſuchen." Aber er erſchrak vor ſeinen eigenen Worten, als er ſie wieder überlas. „Das klingt ja," ſprach er vor ſich hin, „als lüd' ich ihn aus dem Saalanbau in unſer Wohnhaus hinüber. Das ſei ferne von mir. Ich mag den „Comthur" nicht zu Gaſt bitten." Und mit dicker Feder ſtrich er die Stelle wieder durch.

Dann kleidete er ſich raſch an, um Jürgaß, der nach dieſer einen Seite hin empfindlich war, nicht warten zu laſſen.

X.

Dejeuner bei Jürgaß.

Nicht blos die alte Excellenz Wylich, wie Geheimrath von Ladalinski ſich ausgedrückt hatte, war ein Pünktlichkeitspedant, ſondern auch Jürgaß. Dies wußte der ganze Kreis. So kam es, daß ſich eine Minute vor zwölf alle Geladenen auf Flur und Treppe trafen, ſelbſt Bummcke, der die ſcherzhaft eingekleidete aber ernſt gemeinte Reprimande von der letzten Kaſtaliaſitzung her noch nicht vergeſſen hatte.

Die Jürgaßſche Wohnung befand ſich in einem mit einigen Reliefſchnörkeln ausgeſtatteten Eckhauſe des Gensdarmenmarktes, und nahm die halbe nach dem Platze zu gelegene Beletage ein. Sie beſtand, ſo weit ſie zu repräſentiren hatte, aus einem ſchmalen Entrée, einem dreifenſtrigen Wohn- und Geſellſchaftszimmer und einem Speiſeſalon. Schon die Größe der Wohnung, noch mehr ihre Ausſchmückung, konnte bei einem märkiſchen, auf Halbſold geſtellten Huſarenoffizier, deſſen väterliches Gut mit drei ſeiner beſten Ernten nicht ausgereicht haben würde, auch nur ein Drittheil dieſer Zimmereinrichtungen zu beſtreiten, einigermaßen überraſchen; unſer Rittmeiſter war aber nicht blos der Sohn ſeines Vaters, ſondern auch der Neffe ſeiner Tante, eines alten Fräuleins von Zieten, die als Konventualin von Kloſter Heiligengrabe, ihrem Liebling, eben unſerem Jürgaß, ihr ganzes ziemlich bedeutendes Vermögen teſtamentariſch hinterlaſſen hatte. In dieſem Teſtament hieß es wörtlich: „In Anbetracht, daß mein Neffe Dagobert von Jürgaß, einziger Sohn meiner geliebten Schweſter Adelgunde von Zieten, verehelichten von Jürgaß, durch ſeiner Mutter Blut, inſonderheit auch durch Bildung des Geiſtes und Körpers ein echter Zieten iſt, vermache ich beſagtem Neffen, Rittmeiſter im Göckingk'ſchen (ehemals Zieten'ſchen) Huſarenregiment, in der Vorausſetzung, daß er das Zieten'ſche ſo Gott will immer ausbilden und in Ehren halten will, mein geſammtes Baarvermögen, ſammt einem Bildniß meines Bruders, des Generallieutenants Hans Joachim von Zieten, und bitte Gott, meinen lieben Neffen in ſeinem lutheriſchen Glauben und in der Treue zu ſeinem Königshauſe erhalten zu wollen."

Dieſes Teſtament war zufälligerweiſe gerade am 14. Oktober 1806, alſo am Tage der Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt, ſeitens der alten Konventualin, die noch denſelben Winter das Zeitliche ſegnete, niedergeſchrieben worden, weshalb denn auch Jürgaß, bei der Wiederkehr jedes 14. Oktober, in ſeiner Weiſe zu ſagen pflegte: „Sonderbarer Tag, an dem ich nie recht weiß, ob ich ein Feſt- oder ein Trauerkleid anlegen ſoll; Preußen fiel, aber Dagobert von Jürgaß ſtieg."

Im übrigen hatte ihn die Tante richtig abgeſchätzt; es ſteckte ihm von der Mutter Seite her, neben einem Hange zu gelegentlich glänzendem Auftreten, auch das gute Haushalten der Zieten im Blute, ſo daß ſich ſein Vermögen, aller Zeiten Ungunſt zum Trotz, in den ſeit der Erbſchaft verfloſſenen ſechs Jahren eher gemehrt als gemindert hatte.

In beſonders reicher Weiſe war das ſchon erwähnte Wohnzimmer von ihm ausgeſtattet worden, was denn auch zur Folge hatte, daß alle diejenigen Herren, die heute zum erſten Mal in dieſen Räumen waren, ihre Aufmerkſamkeit auf Pfeiler und Wände deſſelben richteten. Herr von Meerheimb entdeckte ſofort eine in verkleinertem Maßſtab gehaltene Kopie eines großen, eine Zierde der Dresdener Gallerie bildenden Tintoretto, während von Hirſchfeldt ſich freute, einer langen Reihe von Buntdruckbildern zu begegnen, deren Originale er in London, bei Gelegenheit einer Ausſtellung Joſua Reynolds'ſcher Werke geſehen hatte. Die Fülle aller dieſer Ausſchmückungsgegenſtände, unter denen namentlich auch bemerkenswerthe Skulpturen waren, gab dem Geplauder, das ohnehin im Auf- und Abſchreiten geführt wurde, etwas Unruhiges und Zerſtreutes, das dem Aufkommen eines gemüthlichen Tones ziemlich ungünſtig war, von Jürgaß aber, ſo ſehr ihm unter gewöhnlichen Verhältniſſen die Pflege des Gemüthlichen am Herzen lag, nicht unangenehm empfunden wurde, da ihm nicht entgehen konnte, daß der Grund dieſer beſtändig hin und her ſpringenden Unterhaltung ausſchließlich eine ſeiner Eitelkeit ſchmeichelnde Bewunderung für ſeine Kunſtwerke oder aber Neugier in Betreff der ſonſt noch vorhandenen Sehenswürdigkeiten war.

Zu dieſen Sehenswürdigkeiten gehörte vor allem der „große Stiefel", der ſechs Fuß hoch, mit einer anderthalb Zoll dicken Sohle und einem neun Zoll langen Sporn daran, ſeinerzeit entweder ſelbſt eine cause célèbre geweſen war oder doch zu einer ſolchen die Anregung gegeben hatte. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Es war am Ende der neunziger Jahre, als Jürgaß, damals noch ein blutjunger Lieutenant bei Gödingkhuſaren, mit Wolf Quaſt vom Regiment Gensdarmes die Friedrichsſtraße nach dem Oranienburger Thore zu hinausſchlenderte. Dicht vor der Weidendammerbrücke, gegenüber der Pépinière, fiel ihnen ein rieſiger Sporn auf, der im Schaufenſter eines Eiſenladens hing.

Sie blieben ſtehen, lachten, ſchwatzten und ſetzten feſt, daß der erſte, der in Arreſt käme, den Sporn kaufen ſolle. Der erſte war Jürgaß. Aber der Sporn war kaum erſtanden, als ein neues Abkommen getroffen wurde: „der nächſte läßt einen Stiefel dazu machen.“ Dieſer nächſte nun war Quaſt und nach Ablauf von wenig mehr als einer Woche wurde der mittlerweile gebaute Rieſenſtiefel unter allen erdenklichen Formalitäten prozeſſionsartig erſt in die Kaſerne und dann in Quaſts Zimmer getragen. Von den jüngeren Kameraden beider Regimenter fehlte keiner. Da ſtand nun der Koloß und der Rieſenſporn wurde angeſchnallt. Aber der einmal wach gewordene Uebermuth war noch nicht befriedigt, und eine Steigerung ſuchend, wurde beſchloſſen, dem großen Stiefel und großen Sporn zu Ehren, auch ein entſprechend großes Feſt zu geben. Der Stiefel natürlich als Bowle. Geſagt, gethan. Das Feſt verlief zu vollkommenſter Genugthuung aller Betheiligten, aber keineswegs zur Zufriedenheit des Kriegsminiſters, der vielmehr dem Unfug ein Ende zu machen und den großen Stiefel todt oder lebendig einzuliefern befahl.

Die betreffende Ordre war kaum ausgefertigt, als alle jungen Lieutenants einig waren, daß es Ehrenſache ſei, den Stiefel coûte que coûte zu retten, der nunmehr auch wirklich bei der bald darauf ſtattfindenden Kaſernenreviſion aus einem Zimmer in das andere, und ſchließlich in Rückzugsetappen erſt auf die havelländiſchen, dann auf die Ruppinſchen und Priegnitzſchen Güter der reſpektiven Väter und Oheime wanderte, die ſich nolens volens in das von ihren Söhnen und Neffen eingeleitete Spiel mitverwickelt ſahen. So kam er ſchließlich nach Gantzer, und war auf ein ganzes Dutzend Jahre hin vergeſſen, als unſer Jürgaß, bei Gelegenheit eines kurzen Beſuchs im väterlichen Hauſe, des ehemaligen corpus delicti wieder anſichtig wurde, und ſofort beſchloß, es als originelle Zimmerdekoration in ſeiner eben in Einrichtung begriffenen Wohnung zu verwenden. Er machte übrigens nicht mehr und nicht weniger von der Sache, als ſie werth war, und wenn er, die Geſchichte vom „großen Stiefel“ erzählend, einerſeits viel zu viel Urtheil hatte, um einen Fähndrichsſtreich als Heldenthat zu behandeln, ſo war er doch auch keck und unbefangen genug, ſich des Uebermuthes ſeiner jungen Jahre nicht weiter zu ſchämen.

Der eintretende Diener, die Flügelthüren des Speiſeſalons öffnend, meldete durch dieſe ſtumme Sprache, daß das Frühſtück ſervirt ſei, und Jürgaß, vorausſchreitend, bat ſeine Gäſte ihm folgen zu wollen. An einem runden Tiſche war gedeckt. Hirſchfeldt und Meerheimb nahmen zu beiden Seiten des Wirthes Platz, Hanſen-Grell ihm gegenüber; Tubal, Lewin und Bummcke, auf die ſich aus der Reihe der Kaſtaliamitglieder die Einladungen beſchränkt hatten, ſchoben ſich von rechts und links her ein.

Die Jürgaß'ſchen Frühſtücke waren berühmt, nicht nur durch ihre Auserleſenheit, ſondern beinahe mehr noch durch die Aufmerkſamkeiten und Ueberraſchungen, womit er das Mahl zu begleiten pflegte. Auch heute war er nicht hinter ſeinem Ruf zurückgeblieben. Unter dem Couverte von Hirſchfeldt lag, aus einem franzöſiſchen Reiſebuche herausgeſchnitten, die „Kathedrale von Tarragona“, ein kleines Bildchen, auf deſſen Rückſeite die Worte zu leſen waren: „in dankbarer Erinnerung an den 5. Januar 1813“, während Hanſen-Grell beim Auseinanderſchlagen ſeiner Serviette eines zierlichen ſilbernen Sporns anſichtig wurde, der auf dem Kartenblatt, auf dem er befeſtigt war, nach Art einer Deviſe die Umſchrift führte:

Er trug blankſilberne Sporen
Und einen blauſtählernen Dorn,
Zu Calcar war er geboren,
Und Calcar das iſt Sporn.

Auch für Bummcke war geſorgt und eine Ueberraſchung da, die freilich mehr den Charakter einer Neckerei, als einer Aufmerkſamkeit hatte. Es war eine große, neben ſeinem Teller liegende Papierrolle, die ſich nach Entfernung des rothen Fadens, der ſie zuſammenhielt, als ein vielfach lädirter, in grober Schabemanier ausgeführter Kupferſtich erwies. Darunter ſtand: „Einzug des Hauptmanns von Bummcke in Kopenhagen.“ Und in der That, ſo wenig glaubhaft ein hauptmänniſcher Einzug in die däniſche Hauptſtadt ſein mochte, es ſah mehr oder weniger nach etwas Derartigem aus, ſchon weil die Straßenarchitektur getreulich wiedergegeben und für jeden, der Kopenhagen kannte, der aus drei Drachenſchwänzen aufgeführte Spitzthurm des alten Börſengebäudes ganz deutlich erkennbar war. Nichts deſtoweniger bedeutete der eigentliche Gegenſtand des Bildes, auf dem man einen offenen, mit vier Pferden beſpannten und von Militär eskortirten Wagen ſah, etwas ſehr anderes, und ſtellte weder die Entrée joyeuse Bummckes, noch überhaupt einen Einzug, wohl aber die „Abführung der Grafen Brandt und Struenſee zu ihrem erſten Verhöre“ dar. Bummcke, der den Kupferſtich aus einem alten Antiquitätenladen her ſeit lange kannte, fand ſich in dem Scherze ſchnell zurecht oder gab ſich wenigſtens das Anſehen davon, was das Beſte war, das er thun konnte. Er hatte nämlich, was hier eingeſchaltet werden mag, die Schwäche, mit einer etwas weitgehenden Vorliebe von ſeiner „nordiſchen Reiſe“, der einzigen, die er überhaupt je gemacht hatte, zu ſprechen und war in Folge dieſer Schwäche — von der er übrigens ſelber ein ſtarkes Gefühl hatte — bei mehr als einer Gelegenheit nicht blos das Opfer Jürgaß'ſcher Neckereien geweſen, ſondern hatte auch die Erfahrung gemacht, daß Stillhalten das einzige Mittel ſei, denſelben zu entgehen oder doch ſie abzukürzen.

Das Tablett mit Port und Sherry wurde eben herumgereicht, als Bummcke, das Blatt noch einmal auseinander rollend, mit jener Ruhe, die einem das Gefühl, seinen Gegenſtand zu beherrſchen, gibt, anhob: „Der arme Struenſee! Ich habe die Stelle geſehen, draußen vor der Weſterngade, wo ſie ihm den Kopf herunterſchlugen. Was war es? Neid, Rancune und nationales Vorurtheil. Ein Juſtizmord ohne Gleichen. Er war ſo unſchuldig wie die liebe Sonne.“

„Seine Intimitäten ſchienen aber doch erwieſen,“ bemerkte Jürgaß wichtig, dem nur daran lag, ſeinen Infanteriekapitän in das geliebte däniſche Fahrwaſſer hineinzubringen.

„Intimitäten!“ entgegnete dieſer, der dem Köder, trotzdem er den Haken ſah, nicht widerſtehen konnte. „Intimitäten! Ich verſichere Ihnen, Jürgaß, alles Thorheit und Verleumdung. Ich habe während meines Aufenthaltes in Kopenhagen Gelegenheit gehabt, zu Perſonen in Beziehung zu treten, die paſſiv oder aktiv, in dem Drama mitgewirkt haben. Ein Spiel war es mit Ehre und Leben, eine blutige Farce von Anfang bis zu Ende. Das Kanoniſiren iſt außer Mode; hätten wir noch einen Reſt davon, dieſe Königin Karoline Mathilde müßte heilig geſprochen werden.“

„Wenn es nicht indiskret iſt, nach Namen zu fragen, woher ſtammen Ihre Informationen?“

„Vom Leibarzt der Königin,“ ſagte Bummcke.

„Nun, der muß es wiſſen,“ erwiderte Jürgaß übermüthig, „aber er ſchafft mit ſeiner Autorität die Ausſagen derer, die ſich ſelber ſchuldig bekannten, nicht aus der Welt. Ich appellire vorläufig an unſeren Freund Hanſen-Grell. Er muß doch in ſeinem gräflichen Hauſe das eine oder das andere über den Hergang gehört haben.“

„Nein,“ antwortete dieſer, „das gräfliche Haus, ſo viel ich weiß, hatte Urſache über den Fall zu ſchweigen, und ihn aus Büchern kennen zu lernen, habe ich verſäumt. Ich muß mich überhaupt anklagen, der däniſchen Geſchichte, von einzelnen weit zurückliegenden Jahrhunderten abgeſehen, nicht das Maß von Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben, das ihr gebührt.“

„Und wir hatten gerade,“ bemerkte Tubal verbindlich, „nach Ihrer Hakon Borkenbart-Ballade, womit Sie uns am Weihnachtsabend erfreuten, den entgegengeſetzten Eindruck.“

„Weil Sie aus meiner Kenntniß der halbſagenhaften Vorgeſchichte des Landes allerhand ſchmeichelhafte Rückſchlüſſe auf meine geſammte däniſche Geſchichtskenntniß zogen. Aber leider mit Unrecht. Ich habe mehr um Dichtungs- als um Hiſtorie willen im Saxo Grammaticus und in den älteren Mönchs-Chroniken geleſen, ſo viel, daß ich ſchließlich die moderne Königin Karoline Mathilde über die alte Königin Thyra Danebod vergeſſen habe.“

„Thyra Danebod,“ rief Jürgaß in aufrichtigem Enthuſiasmus, „das iſt ja ein wundervoller Name. Er tingelt etwas weniger als Kathinka von Ladalinska; aber trotzdem! Was meinen Sie, Bummcke?“

Bummcke, der ſich ſo unerwartet an den Ladalinskiſchen Ballabend erinnert ſah, drohte gutmüthig mit dem Finger; Hanſen-Grell aber fuhr fort: „Ich theile ganz den Enthuſiasmus unſeres verehrten Wirthes, und wenn ich auf das Gewiſſen gefragt würde, würd' ich bekennen müſſen, aus dem Zauber dieſes Namens, und vieler ähnlicher, ſo recht eigentlich die Anregung zu meinem Studium altdäniſcher Geſchichten empfangen zu haben. Sigurd Ring und König Helge, Ragnar Lodbrok und Harald Hyldetand entzückten mich durch ihren bloßen Klang, und ſo oft ich dieſelben höre, iſt es mir, als theilten ſich die Nebel, und als ſähe ich in eine wundervolle

Nordlandswelt, mit klippenumſtellten Buchten, und vor ihnen ausgebreitet das blaue Meer und hundert weißgebauſchte Segel am Horizont."

„Es iſt der fremde Klang, der unſer Ohr gefangen nimmt," bemerkte Hirſchfeldt, der ſich von Spanien her ähnlich beſtechender Namenseindrücke entſinnen mochte, und Lewin und Tubal ſtimmten ihm bei.

„Gewiß," fuhr Hanſen-Grell fort, „dieſer Fremdklang iſt von Bedeutung. Aber es iſt, über denſelben hinaus, doch ſchließlich ein anderes noch, was dieſen altdäniſchen Namen ihren eigenthümlichen Zauber leiht. Es ſpricht ſich nämlich in ihnen jene der Sprichwörterweisheit der Völker verwandte Begabung aus, Menſchen, Erſcheinungen, ja ganze Epochen in einem einzigen Beiwort zu charakteriſiren. Die Kraft in der Knappheit, das Viel im Wenigen, da haben wir den Schlüſſel zum Geheimniß."

Bummcke gerieth in Aufregung, ſo ſehr, daß er — was ſonſt nicht ſeine Sache war — den Chateau d'Yquem mit ablehnender Handbewegung an ſich vorübergehen ließ, und zu Hanſen-Grell wie zu einem Herzensvertrauten hinüber rief: „ich weiß, worauf Sie hinaus wollen. Sprichwörterweisheit ſagten Sie, ganz richtig. An den König Erichs, wenigſtens an den erſten ſechs oder ſieben, läßt es ſich am beſten zeigen: Erik Barn, Erik Ejegod, Erik Lam, Erik Plopenning, Erik Glipping. Ich verbinde mit jedem ein Bild, eine Vorſtellung, beſonders mit dem Plopenning und dem Glipping. Glipping, das heißt ſo viel wie „Augenplink" oder der „Wimperer". Und wirklich, es iſt zum Lachen, aber ich ſehe ihn vor mir, wie er mit dem rechten Augenlide immer hin und her zwinkert."

Jürgaß warf ſich in den Stuhl zurück, und ſagte während eines Huſtenanfalls, der ſich vor lauter Heiterkeit nicht legen wollte: „das iſt denn doch das kapitalſte Stück von Fremdlandsenthuſiaſmus, das mir all mein Lebtag vorgekommen iſt. König Wimperer, ich grüße Dich.“

„Wenn Sie mehr von ihm wüßten, Jürgaß, ſo würden Sie dieſer bedeutenden Figur mit mehr Reſpekt begegnen. Er war ein guter König und wurde zu Viborg mit ſechsundfünfzig Stichen ermordet.“

„Nicht mehr wie billig. Warum hat er gewimpert? Ich greife mit dem Champagner um zwei Gänge vor. Es lebe Erik Glipping!“

„Er lebe, er lebe!“ und die Gläſer klangen zu Ehren des alten Dänenkönigs zuſammen. Hanſen-Grell aber, ehe noch der Uebermuth ſich völlig gelegt hatte, ſagte: „Halten Sie es der Pedanterie eines Kandidaten und Schulmeiſters zu gute, wenn er von ſeinem Thema nicht los kann, ich verſpreche aber kurz zu ſein.“

„Kurz oder lang, Grell, Sie ſind immer willkommen.“

„Gut, ich acceptire. Unſeres verehrten Hauptmanns Vorliebe für König Glipping, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die plaſtiſche Gegenſtändlichkeit, mit der er uns denſelben vorzuführen verſtand, hat uns auf einen Schlag die goldenen Thore der Heiterkeit aufgeſchloſſen, ich muß aber doch noch einmal ins Ernſte zurück. In unſerer neueren Geſchichte, ſo weit ſie uns von Kaiſern und Königen erzählt, iſt jetzt die Zahl in Mode gekommen; der Erſte, Zweite, Dritte, auch der XIV. und XV.; die Zahl gilt, und mit ihr das nüchternſte, das unpoetiſchſte, das charakterloſeſte, das es gibt. Dem gegenüber ſtehen meine alten ſkandinaviſchen Königsnamen, nach Klang und Inhalt, ich betone, auch nach Inhalt, auf dem Boden der Poeſie, und das iſt es, was ſie mir ſo werth macht. Epigrammatiſcher als ein Epigramm, iſt mancher dieſer Namen doch zugleich wie ein Gedicht, rührend oder ergreifend, je nachdem. Urtheilen Sie ſelbſt. Ich will nur zwei nennen: Olaf Hunger und Waldemar Atterdag! Iſt es möglich, Perſonen und Epochen in einem einzigen Worte ſchärfer und eindringlicher zu zeichnen? Es vergißt ſich nie wieder. Olaf war ein guter König, aber das Land ſiechte hin an Mißernten und böſer Krankheit, und weder ſeine Gebete, noch ſein ausgeſprochener Wille, ſich für das Volk zum Opfer zu bringen, konnten den Unſegen tilgen oder gar in Segen verwandeln. Und ſo bedeutet dieſer König, auf den Blättern der däniſchen Geſchichte, eine Zeit des Fluchs, von Noth und Tod, und ſein geſpenſtiſches Bild trägt unverſchuldet die furchtbare Unterſchrift: Olaf Hunger."

„Und hält uns eine Faſtenpredigt bei unſerem Frühſtück! Laſſen Sie ihn fallen, Grell. Was iſt es mit dem andern?"

„Er ſteht da wie ſein Gegenſtück."

„Gott ſei Dank!"

„Er war ſchön und ſiegreich, und liebte die Frauen."

„À la bonne heure."

„Aber mehr als das, er war auch heiter und gütig. In jungen Jahren hatten ihn eigene Leidenſchaft und Anderer Rath zu hitzigen Thaten fortgeriſſen; als er aber ein Mann geworden war, da reute ihn die Raſchheit ſeiner Jugend und er ſchwur es ſich, nichts Hartes und Strenges mehr aus dem Moment heraus thun zu wollen. Umdrängten ihn ſeine Hofleute und forderten einen ſchnellen Spruch von ihm, wohl gar Tod, ſo machte er eine leichte Bewegung mit Kopf und Hand, und ſagte nur: „Atterdag". Das heißt: Andertag. Und ein Füllhorn reicher Gnade quoll aus dem einen Wort und „Atterdag" hat einen guten Klang in Dänemark bis dieſe Stunde."

„Das iſt mein Mann, Grell. Atterdag! Und Sie haben recht, da haben wir Klang und Inhalt. Sie decken einander.

Ich ſeh ihn vor mir, ſo deutlich wie Bummcke den Glipping ſah. Aber mein Atterdag zwinkert nicht. Er hat ein wundervolles blaues Auge und hinter ihm her ziehen endloſe Hochzeitszüge, und die Fahnenſchwenker werfen ihre Stöcke bis hoch in den Himmel hinein. Laſſen Sie den Faſan noch einmal herumgehen, Tubal, das ſind wir dem Atterdag ſchuldig und dem Olaf Hunger erſt recht.“

Das Geſpräch ließ nun die Dänenkönige fallen, bald Skandinavien überhaupt, und nur Bummcke machte noch einen herkömmlichen Verſuch, von Kopenhagen aus in Aalborg zu landen, um dann, quer durch Jütland hin, den großen Limfjord zu befahren. Dies war ſeine Lieblingstour, weil er in elf Geſellſchaften von zwölf darauf rechnen durfte, ſie allein gemacht und ſomit unangefochten das Wort zu haben. Aber dieſes Vorzuges ging er heute verluſtig, und kaum, daß er in ziemlich ſentimentalen Ausdrücken von dem „Klageton“ und dem „Wehmuthsſchleier“ der nordjütiſchen Landſchaft geſprochen hatte, als ihm auch ſchon der Widerſpruch Grells hart auf der Ferſe war, der, der hunderttauſend wie weiße Nymphäen auf dem Limfjord ſchwimmenden Möven ganz zu geſchweigen, nie ein ſmaragdgrüneres Waſſer und nie einen azurblaueren Himmel geſehen haben wollte.

„Nichts Gewöhnlicheres als ein ſolcher Gegenſatz empfangener Eindrücke,“ nahm von Meerheimb das Wort, „und es bedarf nicht einmal zweier Perſonen, um Widerſprüchen wie dieſen zu begegnen; wir finden ſie in uns ſelbſt. Was wir die Stimmung der Landſchaft nennen, iſt in der Regel unſere eigene. Luſt und Leid färben verſchieden. Als wir auf der Smolensker Straße zogen und in die Nähe der alten ruſſiſchen Hauptſtadt kamen, war es uns, als marſchirten wir unter einem Regenbogen und überall wohin wir blickten, ſtiegen, wie durch Spiegelung, die goldenen Kuppeln Moskaus vor uns auf. Unſere Sehnſucht ſah ſie, lange bevor ſie ſich wirklich in dem Nebelduſt des Horizontes abzeichneten. Das war um die Mitte September. Und vier Wochen ſpäter zogen wir wieder dieſelbe Straße. Der Rückzug hatte begonnen. Es war noch nicht kalt, und die Oktoberſonne ſchien nicht weniger hell als die Septemberſonne geſchienen hatte, aber ringsumher lag Oede und Einſamkeit, und die Flüſſe, ſtatt mit uns zu plaudern, ſchienen hinzuſchleichen wie die Waſſer der Unterwelt. Das Land war nicht verändert, aber *wir*."

Jeder ſtimmte bei, ſelbſt Jürgaß, der nur den Strich zwiſchen Neuſtadt und Gantzer ausnahm, von dem er verſicherte, immer denſelben Eindruck empfangen zu haben. Welchen? darüber ſchwieg er, entweder aus Vorſicht, oder weil er die ſich gerade jetzt bequem darbietende Gelegenheit zu einer noch ausſtehenden Anſprache nicht unbenutzt vorüber gehen laſſen wollte.

„Herr von Meerheimb," ſo hob er an, während er mit dem Meſſerrücken an das Glas klopfte, „hat uns ſoeben über die Felder von Moſhaisk oder ihnen nahegelegener Territorien geführt, nicht in breiter Schilderung, ſondern diskurſive, wenn ich mich ſo ausdrücken darf in landſchaftlichen Aperçus, in gegenſätzlichen Stimmungsſkizzen. Ich erinnere Sie daran, daß uns die vorgerückte Stunde der letzten Kaſtaliaſitzung um einen Vortrag brachte, der, wenn ich recht unterrichtet bin, ſich auf denſelben Feldern von Moſhaisk bewegt, freilich nur um auf eben dieſen Feldern ſehr andere Bilder als die Kuppeln von Moskau, die wirklichen oder die viſionairen, vor unſeren Blicken aufſteigen zu laſſen. Und ſo erlaube ich mir, an unſeren verehrten Gaſt die Frage zu richten, ob es ihm genehm ſein würde, das in erwähnter Sitzung Verſäumte nachzuholen und vor dieſem engeren Kreiſe den uns zugedachten Abſchnitt aus ſeinem Tagebuche zu leſen?"

v. Meerheimb verneigte ſich und ſagte dann: „Ich gehorche gern Ihrer freundlichen Aufforderung, ſo ſehr ich auch, ganz in Uebereinſtimmung mit Herrn von Hirſchfeldt, der mir darüber nach der letzten Kaſtaliaſitzung ſeine Konfeſſions gemacht hat, das Mißliche ſolcher Vorleſungen fühle. Dies Mißliche wird dadurch nicht vermieden, daß man auf die Mittheilung aller perſönlichen Heldenthaten — ein Wort, das ich zu nehmen bitte wie es gemeint iſt — Verzicht leiſtet. Man bleibt eben ein Theil des Ganzen und indem man dieſes feiert, feiert man wohl oder übel ſich ſelber mit. Keine Darſtellung großer Vorgänge, bei denen man zugegen war, wird dies vermeiden können, auch die dezenteſte nicht, und jeder, der es dennoch wagt, iſt auf die beſondere Nachſicht ſeiner Hörer angewieſen. Dieſer Nachſicht bin ich bei Ihnen ſicher. Im übrigen bitte ich, trotz des Bannes, unter dem in dieſem Kreiſe die Vorreden ſtehen, noch vorweg bemerken zu dürfen, daß ich nur Erlebtes, alſo im Hinblick auf den großen Vorgang nichts Vollſtändiges gebe. Einzelnes, was jenſeits des perſönlich Erlebten liegt, ebenſo wie die Namen von Ortſchaften und Perſonen, verdanke ich den Mittheilungen und Aufſchlüſſen gefangener ruſſiſcher Offiziere, mit denen ich ſpäter im Smolensker Lazarethe lag. Und nun habe ich geſchloſſen, und erſuche unſeren verehrten Wirth, in jedem Momente, der ihm paſſend ſcheint, über mich zu verfügen.“

„Nehmen wir den Kaffee,“ damit hob Jürgaß die Tafel auf und ſchritt, Herrn von Meerheimb den Arm bietend, in das Wohnzimmer voran.

Hier waren inzwiſchen alle Vorbereitungen getroffen, und trotzdem es noch früh war — nach vorgängiger Schließung der ſchweren Fenſtergardinen — die kleinen mit Kryſtallglas gezierten Wandleuchter angezündet worden. In dem blanken engliſchen Kamin, der als Schmuckſtück der Wohnung in den großen Ofen hineingebaut worden war, brannte ein helles Feuer, und um den Sophatiſch herum, den ein golddurchwirktes türkiſches Tuch bedeckte, ſtanden an den frei gebliebenen Seiten hohe Lehnſtühle und gepolſterte Seſſel. Der Kaffee wurde ſervirt, und während Wirth und Gäſte um den Tiſch her Platz nahmen, rückte ſich von Meerheimb einen Doppelleuchter zurecht, und las: „Borodino“.

XI.

Borodino.

„… Wir glaubten nicht mehr, daß die Ruſſen Stand halten würden. Sie zogen ſich auf der großen Smolensker Straße zurück, vermieden jedes Rencontre mit unſern Vortruppen und ſchienen Moskau ohne Schwertſtreich preisgeben zu wollen. Es war aber anders beſchloſſen; auf ruſſiſcher Seite wechſelte der Oberbefehl, Kutuſow kam an Barclay de Tollys Stelle, und unſerm Einzuge in Moskau ging ein Zuſammenſtoß voraus, von dem der Kaiſer ſelbſt bei hereinbrechender Nacht ſagte: „Ich habe heute meine ſchönſte Schlacht geſchlagen, aber auch meine ſchrecklichſte.“

Das war bei Borodino am 7. September.

Schon der 5. gab uns einen Vorſchmack. Als wir am Abend dieſes Tages ins Biwack rückten, hörten wir, daß in unſerer Front ein heftiges Gefecht ſtattgefunden und die Diviſion Compans, zu der auch das 61. Linienregiment gehörte, eine ruſſiſche Schanze geſtürmt habe. Unmittelbar darauf ſei der Kaiſer erſchienen und habe, die Lücken in dem genannten Regimente wahrnehmend, unruhig gefragt: „Wo iſt das dritte Bataillon vom einundſechzigſten?“ worauf der alte Compans geantwortet habe: „Sire, es liegt in der Schanze.“

Am 6. hatten wir Gewißheit, daß uns die Ruſſen eine

Schlacht bieten würden, und Tags darauf ſtanden wir ihnen in aller Frühe ſchon auf Kanonenſchußweite gegenüber.

Es war ein klarer Tag. Die Sonne, eben aufgegangen, hing wie eine rothe Kugel über einem Waldſtrich am Horizont und ſah auf das kahle Plateau hinunter, das ſich, halb Brache halb Stoppelfeld, in bedeutender Tiefe, aber nur etwa in Breite einer halben Meile vor uns ausdehnte. Die Höhenſtellung, auf der wir hielten, erleichterte es mir, mich in dem Terrain zurecht zu finden, und ich erkannte bald, daß das vor uns liegende Plateau keineswegs eine glatte Tenne ſei, ſondern mehrere kleine Senkungen und Steigungen habe. Namentlich eine dieſer Senkungen, allem Anſcheine nach ein ausgetrocknetes Flußbett, markirte ſich ſcharf und zog ſich, das vorausſichtliche Schlachtfeld in zwei Hälften theilend, wie ein Wallgraben zwiſchen unſerer und der feindlichen Stellung hin. Hüben wir, drüben die Ruſſen. Dies ausgetrocknete Flußbett hieß der Semenowskagrund. Wer angriff, mußte dieſen Grund paſſiren, und in der That drehte ſich die neunſtündige Schlacht um den Beſitz desſelben und dreier theils am diesſeitigen, theils am jenſeitigen Rand gelegenen Poſitionen. Dieſe drei Poſitionen waren die folgenden: 1. die Bagrationfleſchen; 2. das Dorf Semenowskoi und 3. die große Rajewskiſchanze. Poſition zwei und drei lagen jenſeit des Grundes, auf der von den Ruſſen beſetzten Hälfte des Schlachtfeldes, Poſition eins aber, die Bagrationfleſchen, waren brückenkopfartige, bis an den diesſeitigen Rand des Semenowskagrundes vorgeſchobene Werke. Alle drei Poſitionen bildeten das feindliche Centrum, an das ſich ein rechter und linker Flügel anlehnte. Der rechte bei Borodino, der linke bei Utiza. In tiefen Kolonnen ſtand der Feind, ſcheinbar endlos. Wir ſahen weithin das Blitzen der Bayonette und in Front ſeiner Stellung, am Rande des Grundes hin, die dunkeln Oeffnungen ſeiner Geſchütze.

So weit der Feind. Aber das helle Licht des Morgens, dazu die Höhen, die wir inne hatten, gönnten uns auch einen Ueberblick über unſere eigene Aufſtellung. Unmittelbar vor uns, in ſechs Diviſionsmaſſen, ſtanden die Corps von Davouſt und Ney, hinter uns Junot und die Garden, während wir ſelber, zehntauſend Reiter unter König Murat, ſowohl in Länge wie Tiefe die Mitte des diesſeitigen Schlachtenkörpers einnahmen.

Der Plan Napoleons ging dahin, erſt die Flügelpunkte: Borodino und Utiza, jenes durch die italieniſchen Garden des Vicekönigs, dieſes durch die Polen unter Poniatowski nehmen zu laſſen, dann aber, und zwar unter Mitwirkung der ebengenannten von rechts und links her einſchwenkenden Flügelcorps (deren raſches Vordringen er nicht bezweifelte), die furchtbare Centrumspoſition des Feindes zu durchbrechen. Erſt die Fleſchen, dann Semenowskoi, dann die Rajewskiſchanze.

Schon vor Tagesanbruch war der erſte Kanonenſchuß gefallen, um ſieben begann die Schlacht. Der Vicekönig nahm Borodino; aber Poniatowski, auf einen ſtärkeren Feind ſtoßend, als er erwartet hatte, konnte nicht Terrain gewinnen. So blieb, als namentlich auch bei Borodino der Angriff wieder ins Stocken kam, die Mitwirkung von den Flügeln her aus, und zwang die zu unſeren Füßen haltenden Corps von Davouſt und Ney, die Durchbrechung des feindlichen Centrums in weder von links noch rechts her unterſtützten Frontalangriffen zu verſuchen. Die Diviſion Compans, dieſelbe, die am 5. das erbitterte Gefecht gehabt hatte, hatte wieder die Tête. Sie warf ſich auf das nächſte Angriffsobjekt, die Bagrationfleſchen, nahm ſie, verlor ſie, und nahm ſie zum zweiten Mal, aber nur um ſie zum zweiten Mal zu verlieren. Der tapfere Compans fiel, Rapp und Davouſt, mehr oder minder ſchwer verwundet, mußten das

Schlachtfeld verlaſſen und immer neue Diviſionen wurden vorgezogen, um uns den Beſitz dieſes vorgeſchobenen Werkes zu ſichern. Erſt nach dem vierten diesſeitigen Sturm gaben die ruſſiſchen Grenadiere, die hier unter Fürſt Woronzoff geſtanden und geblutet hatten, jeden Wiedereroberungsverſuch auf und zogen ſich, ſo viel ihrer noch waren, auf den jenſeitigen Rand des Semenowskagrundes zurück. Zu ſchwach, noch ſelber feſte Körper zu bilden, reihten ſie ſich in andere Truppenkörper ein, die ſie hier vorfanden. Es waren ihrer noch vierhundert Mann, der Reſt von ſechstauſend. Fürſt Woronzoff, als er am Abend des Tages ſeinen Bericht an den Kaiſer abfaßte, ſchloß mit den Worten: „meine Grenadierbataillone ſind nicht mehr; aber ſie verſchwanden nicht von dem Schlachtfelde, ſondern auf ihm.“

Um elf Uhr hatten wir die Fleſchen, und der Grund mußte nun überſchritten werden, um zunächſt das ſchon an vielen Stellen brennende Dorf Semenowskoi, dann die links daneben gelegene große Rajewskiſchanze zu nehmen. Aber ſchon begann es an den Kräften dazu zu fehlen, wenigſtens in der Front. Die Diviſionen des Davouſtſchen Corps waren nur noch Schlacke, die des Ney'ſchen kaum minder, und nur die Diviſion Friant war noch intakt. Sie erhielt Befehl zum Vorgehen und nahm jetzt die Tête, während die ſchon im Feuer geweſenen Diviſionen aufſchloſſen. Die Bravour des Angriffs ſchien einen Augenblick einen großen Erfolg verſprechen zu ſollen; aber in demſelben Moment, wo die vorderſten Bataillone den jenſeitigen Rand des Semenowskagrundes erſtiegen, wurden ſie von einem auf nächſte Diſtance hin abgegebenen Maſſenfeuer in langen Reihen niedergemäht; die nachrückenden Bataillone ſtutzten, wandten ſich und ſuchten diesſeitig der Schlucht in Ravins und Einſchnitten eine Zuflucht zu gewinnen. Der Sturmverſuch war als geſcheitert anzuſehen, und in unſerer ganzen Front, ſowohl unmittelbar vor uns, wie auch nach beiden Flügelpunkten hin, ſtanden keine friſchen Infanteriekörper mehr, denen eine Wiederholung des Sturmes zuzumuthen geweſen wäre.

In dieſem Augenblicke kam Befehl an König Murat, es mit ſeinen Reitermaſſen zu verſuchen. Zu dieſen Reitermaſſen gehörten auch wir. Murat, nach Empfangnahme der Ordre, zog ſofort vom linken Flügel her ſeine vier Kavalleriecorps ſtaffelweiſe vor, erſt Grouchy, dann Nanſouty, dann Montbrun, dann Latour-Maubourg, und ließ ſie, das letztgenannte Corps vorläufig noch zurückhaltend, mit nur kurzen Pauſen gegen die Poſitionen des feindlichen Centrums vorbrechen. Grouchy führte, Nanſouty und Montbrun folgten. Das Schlachtfeld donnerte unter dem Hufſchlag von mehr als 6000 Pferden; ſelbſt der Donner der Geſchütze wurde momentan übertönt. Aber der ungeheure Reiterſturm vermochte nicht mehr, als die wiederholten Angriffe der Infanteriediviſionen vermocht hatten; am diesſeitigen Rande des Semenowskagrundes ſtürzten die vorderſten Reihen, und was übrig blieb, riß die nachfolgenden Regimenter mit in die Flucht der in Front geſtandenen hinein.

Ein neuer Mißerfolg: tauſend reiterloſe Pferde ſtoben über das Feld hin. Grouchy, Nanſouty, Montbrun hatten verſagt; nur unſer 4. Kavalleriecorps, Latour-Maubourg, hielt noch unberührt am rechten Flügel, in ſeiner Front unſere Küraſſierdiviſion unter General de Lorges. Wir nannten ihn ſcherzhaft, aber zugleich auch in Anerkennung ſeiner chevaleresken Tugenden, unſeren „Ritter de Lorges“, und in der That, der Moment war nahe, wo die Diviſion, die ſeinen ſtolzen Namen führte, den „Handſchuh aus dem Löwengarten“ holen ſollte. Eine Staubwolke wurde von links her ſichtbar, und König Murat ſelbſt, der bis dahin am anderen Flügel gehalten hatte, ſprengte bis in unſere Front. Er war prächtiger und phantaſtiſcher gekleidet denn je, und wahrnehmend, daß wir trotz der von Zeit zu Zeit einſchlagenden Kugeln, in vollkommener Ruhe Linie hielten, warf er uns im Vorüberreiten Kußhändchen zu und ſalutirte mit ſeiner Reitgerte, die er ſtatt des Säbels führte. Zugleich gab er Befehl zum Angriff, und in zwei großen Reitermaſſen jagten wir über das Feld hin, die eine dieſer Maſſen, die ſechs Regimenter ſtarke polniſche Ulanendiviſion unter General Rozniecki (wir verloren ſie bald darauf aus dem Geſicht), die andere, von der ich ausſchließlich zu erzählen habe, unſere Küraſſierdiviſion de Lorges. Aber auch dieſe theilte ſich wieder, und wie ſich eben erſt aus unſerer geſammten Latour-Maubourgſchen Corpsmaſſe die polniſche Ulanendiviſion herausgelöſt hatte, ſo löſte ſich jetzt, nur wenige Minuten ſpäter, aus unſerer Küraſſierdiviſion de Lorges die weſtphäliſche Brigade von Lepel heraus. General von Lepel galt als der ſchönſte Offizier der weſtphäliſchen Armee; er war der Liebling Friederike Katharinens, der Gemahlin König Jeromes. Wir ſahen ihn eben noch mit erhobenem Pallaſch vor der Front ſeiner Brigade, als eine Paßkugel ihn vom Pferde warf. Auf den Tod verwundet, nannte er den Namen ſeiner Königin und ſtarb. Seine Brigade aber ſtutzte, wandte ſich ſeitwärts und griff erſt ſpäter wieder in den Gang des Gefechtes ein.

So waren wir denn allein: ſächſiſche Brigade Thielmann, achthundert Reiter der Regimenter Garde du Corps und von Zaſtrow. War unſere Stellung ohnehin am äußerſten rechten Flügel geweſen, ſo gebot es jetzt unſere Lage, wie General von Thielmann in Beobachtung der vorausgegangenen Gefechtsmomente klar erkannt hatte, uns immer weiter nach rechts zu ziehen. Woran waren alle bisherigen Angriffe geſcheitert? An der immer ſich gleichbleibenden Schwierigkeit, den ſteil abfallenden Semenowskagrund angeſichts der feindlichen

Geſchützreihe zu paſſiren. Eine Möglichkeit des Gelingens war alſo nur gegeben, wenn ſich am Flußbett hin Uebergangsſtellen finden ließen, wo die Böſchung minder abſchüſſig und das feindliche Feuer minder heftig war. Solche Stellen lagen flußaufwärts nach Utiza zu, und durch immer weiteres Ausbiegen uns mehr und mehr aus dem Kanonenbereich herausziehend, entdeckten wir endlich, keine tauſend Schritt mehr von dem genannten Flügelpunkt entfernt, eine flachabfallende, vom ruſſiſchen Geſchütz kaum noch erreichte Stelle, die uns ein bequemes Hinabreiten in den Semenowskagrund zu ermöglichen ſchien. Das war, was wir ſuchten. Eine Minute ſpäter hielten wir in dem ausgetrockneten Flußbett, deſſen Ränder, je mehr wir uns links einſchwenkend, dem feindlichen Centrum wieder näherten, immer höher und ſteiler wurden. Aber dieſe höher und ſteiler werdenden Ränder waren zunächſt unſer Schutz und das Feuer der um Dorf Semenowskoi her in Batterie ſtehenden hundert ruſſiſchen Geſchütze, ging über unſere Köpfe hinweg. Wir waren ſchon bis dicht an das Dorf heran, ohne nennenswerthen Verluſten ausgeſetzt geweſen zu ſein; General Thielmanns geſchickte Führung hatte uns davor bewahrt. Aber nun kam der entſcheidende Moment, und dieſelben ſteilen Böſchungen, die bis dahin unſere Rettung geweſen waren, waren nun unſere Gefahr. Und doch mußten wir ſie hinauf. Unſer Regiment Garde du Corps führte; „in Zügen rechts ſchwenkt, Trab!" und im nächſten Augenblick ſuchten wir den Abhang und gleich darauf die Höhe zu gewinnen. Einzelne überſchlugen ſich und ſtürzten zurück; die meiſten aber erreichten die Crete, rangirten ſich und gingen zur Attacke vor.

Erſt im Anreiten ſahen wir, wo wir waren. Keine dreihundert Schritt vor uns brannte Dorf Semenowskoi; zwiſchen uns und dem Dorfe aber, und dann wieder über daſſelbe hinaus, ſtanden ſchachbrettartig ſechs ruſſiſche Quarrés, Gardegrenadierbataillone, die berühmten Regimenter Ismailoff, Litthauen und Finnland. Ihr Feuer empfing uns aus nächſter Nähe, aber ehe eine zweite Salve folgen konnte, waren die diesſeits des Dorfes ſtehenden Vierecke niedergeritten und durch das brennende Semenowskoi hindurch ging die Attacke, ohne Signal oder Kommandowort, aus ſich ſelber heraus im Fluge weiter. Innerhalb des Dorfes freilich ſtürzten viele der vorderſten Reiter in die den ehemaligen Wohnungen als Korn- und Vorrathsräume dienenden, jetzt mit glühendem Schutt gefüllten Kellerlöcher, aber die nachfolgenden Rotten paſſirten glücklich die gefährlichen Stellen und alles was jenſeits ſtand, theilte das Schickſal derer, die diesſeits geſtanden hatten. Das Regiment Litthauen verlor in zehn Minuten die Hälfte ſeiner Mannſchaften.

Aber nicht die ganze Brigade Thielmann war durch das brennende Dorf geritten; ein kleines Häuflein derſelben, nicht hundert Mann ſtark und aus Bruchtheilen beider Regimenter gemiſcht, hatte ſich vielmehr, gleich nach dem Niederreiten der erſten Quarrés, nach rechts hin tiefer in die ruſſiſche Schlachtordnung hineingewagt, um hier dem Angriff einer eben hervorbrechenden feindlichen Kavallerieabtheilung zu begegnen. Es glückte; die feindlichen Küraſſiere wurden geworfen, und in Ausbeutung des auch an dieſer Stelle beinahe unerwartet errungenen Erfolges, jagten wir — ich ſelber gehörte dieſer Abtheilung zu — zwiſchen den maſſirt dahinter ſtehenden Bataillonskolonnen hindurch, und erwachten erſt wieder zu voller Beſinnung, als wir uns plötzlich im Rücken der geſammten ruſſiſchen Aufſtellung ſahen.

Wir hätten von dieſer Stelle aus leichter bis Moskau reiten können, als bis an den Semenowskagrund zurück. Und doch mußten wir dieſen Grund, die Scheidelinie zwiſchen Freund und Feind, wieder zu gewinnen ſuchen.

Alſo Kehrt! Jeder hing an dem Wort unſeres Führers, willig ihm zu folgen, aber ehe wir noch wenden konnten, brachen aus zwei links und rechts befindlichen Waldparzellen dichte Baſchkiren- und Kalmückenſchwärme hervor, irreguläre Truppen, denen man, weil man ihnen in der Front nicht traute, dieſe Reſervepoſition angewieſen hatte. Im Nu ſaßen ſie uns mit ihren Piken in Seite und Nacken, und eine Niederlage, der wir in zweimaligem Kampfe mit den Elitetruppen des Feindes glücklich entgangen waren, ſie harrte jetzt unſerer im Angeſichte dieſes Geſindels. Oberſt von Leyſer wurde vom Pferde geſtochen, gleich nach ihm Major von Hoyer, und ehe fünf Minuten um waren, waren von unſerem ganzen Häuflein nur noch zwei übrig: Brigadeadjutant von Minckwitz und ich. Wir hieben uns aus der immer dichter werdenden Geſindelmaſſe heraus und jagten dann auf unſeren müden Pferden durch dieſelben Intervallen, durch die wir gekommen waren, wieder zurück. Was uns rettete, waren ſehr wahrſcheinlich die ſchwarzen Küraſſe, die das Regiment von Zaſtrow trug, ſo daß wir beim Paſſiren der langen Infanterieflanken für ruſſiſche Küraſſiere gehalten wurden. Unſere Pferde, Wunders genug, dauerten aus und ehe eine halbe Stunde um war, hielten wir wieder in der Reihe unſerer Kameraden, ſo viele deren überhaupt noch waren. Von unſerem Todesritt zu erzählen, dazu war keine Zeit. Denn eben jetzt bereiteten die Ruſſen, zur Rückeroberung der Poſition von Semonowskoi (von einem Dorfe gleichen Namens war nicht mehr zu ſprechen) einen großen Angriff vor, und alles was noch jenſeits des Grundes hielt, mußte wieder nach diesſeits zurück. Auch wir.

Es mochte jetzt Mittag ſein, oder doch nur wenig ſpäter.

Unſere Anſtrengungen, dies konnten wir uns nicht verhehlen, waren im weſentlichen ebenſo reſultatlos verlaufen, wie die vorausgegangenen Kavallerieangriffe Grouchys, Montbruns, Nanſoutys; wir hatten die feindliche Seite des Semenowskagrundes erſtiegen, ſechs Gardebataillone niedergeritten, ruſſiſche Reiterregimenter geworfen und die feindliche Schlachtaufſtellung vom Rücken her geſehen, aber der endliche Abſchluß war doch der, daß wir, wenn auch tauſend Schritt vorgeſchoben, abermals am diesſeitigen Rande des Grundes ſtanden und die Aufgabe, die Ruſſen auch vom jenſeitigen Rande zu vertreiben, aufs neue aufnehmen mußten. Daß dies geſchehen würde, war unzweifelhaft; ein Verzicht darauf würde ſo viel wie Verluſt der Schlacht bedeutet haben. Es war alſo nur die Frage: wann?

Zwei Stunden blieben wir in Erwartung; es ſchien, daß man an oberſter Stelle ſchwankte; endlich kam Befehl, alle in Front ſtehenden Kräfte zuſammenzufaſſen und auf der ganzen Linie noch einmal vorzugehen. Unſerer Brigade Thielmann, bis auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen, war dabei der Löwenantheil zugedacht; ſie erhielt Ordre, die gefürchtete Rajewskiſchanze, den feſteſten Punkt der feindlichen Centrumsſtellung, zu ſtürmen. Ein Schanzenſturm mit Kavallerie!

Es war Ney ſelbſt, der dieſen Befehl überbrachte. General Thielmann zeigte ſtatt aller Antwort auf die zertrümmerte Brigade: 400 Reiter auf müden Pferden. Aber Ney, in der furchtbaren Erregung des Moments, zog das Piſtol aus dem Halfter und hielt es im Anſchlag, zum Zeichen, daß er bereit ſei, jeden Verſuch eines Widerſpruchs zum Schweigen zu bringen. Thielmann ſetzte ſich vor die Front, die Trompeter blieſen und abermals ging es gegen den Grund. Diesmal mit halblinks, weil die Rajewskiſchanze um fünfhundert Schritte weiter flußabwärts lag. Was und wen wir im Anreiten verloren, weiß ich nicht mehr, weil ſich alles, was nun kam, in wenige Minuten zuſammendrängte. Nur ſo viel, daß die Verluſte bedeutend waren. Jetzt waren wir heran, und im nächſten Augenblick unten in der Schlucht; aber das war nicht mehr das leere Flußbett, in dem wir drei Stunden vorher, als wir in weitem Bogen von Utiza her einſchwenkten, einen beinahe vollkommenen Schutz vor dem feindlichen Kreuzfeuer gefunden hatten, ſondern in eben dieſer ſchutzgebenden Vertiefung hatten ſich jetzt friſche, aus der Reſerve her vorgezogene Bataillone eingeniſtet und empfingen uns, in dichten Knäueln Stellung nehmend, erſt mit Flintenfeuer, dann, wenn wir die Knäuel ſprengten, mit Kolben und Bayonett. Doch umſonſt; wie die Windsbraut gingen wir hindurch oder dran vorüber, denn unſere Aufgabe war nicht, uns hier unten in Gruppen- und Knäuelkämpfen zu verthun, ſondern drüben die hoch aufragende Rajewskiſchanze im erſten Anlauf zu nehmen. Und jetzt waren wir den ſteilen Flußbettabhang wieder hinauf und hielten vor der noch ſteileren Böſchung der Schanze ſelbſt. Unſere vorderſten Züge bogen unwillkürlich nach rechts hin aus und ſuchten durch eine im Halbkreis gehende Bewegung die Kehle der Schanze zu gewinnen, die nachfolgenden Rotten aber, als wäre die Schanzenböſchung nur die Fortſetzung des eben im Fluge genommenen Flußbettabhanges, jagten die Redoute hinauf und ſprengten von oben her mitten in die Schanze hinein. Ein Kampf Mann gegen Mann entſpann ſich; die Kanoniere, die nach Wiſcher und Hebebäumen griffen, wurden niedergehauen; was übrig blieb, warf die Waffen fort und gab ſich zu Gefangenen. Nur General Lichatſchew, der hier kommandirte, wollte keinen Pardon. Er hatte eine Stunde vorher die Schanze verlaſſen, um bei General Kutuſow über den damals gut ſtehenden Gang des Gefechtes zu rapportiren. „Wo liegt die Schanze?" hatte Kutuſow gefragt, und

Lichatſchew hatte die rechte Hand erhoben, um die Richtung anzugeben. Eine Sechspfünderkugel riß ihm die Hand fort; er hob die Linke, zeigte ſcharf gegen Süden und ſagte: „Dort“. Dann war er, nur leicht verbunden, in die ihm anvertraute Schanze zurückgekehrt. Nun lag er todt unter den Todten.

Das Centrum war durchbrochen, die Rajewskiſchanze in unſeren Händen. Als, um uns abzulöſen, die Diviſion Morand heranrückte und General Thielmann den Befehl zum Sammeln der Brigade gab, war kein Trompeter mehr da, um zu blaſen. Ein Schwerverwundeter endlich ließ ſich aufs Pferd heben und blies die Signale. So gingen wir auf die andere Seite des Grundes zurück.

Es war erſt drei Uhr, aber die Kraft beider Heere war wie ausgebrannt. Wir hatten ein Drittel, die Ruſſen die Hälfte ihres Beſtandes an dieſen Tag geſetzt. Kutuſow, in einem Kriegsrath, der abgehalten wurde, beſchloß bis hinter Moskau zurückzugehen. Er wußte, daß man's ihm nicht zum Guten anrechnen werde, und ſagte: „Je payerai les pots cassés, mais je me sacrifie pour le bien de ma patrie.“

Am andern Morgen trat er den Rückzug an; Napoleon folgte den Tag darauf. Auch wir. Wir waren nur noch ein Trümmerhaufen; was wir geweſen, das lag bei Semenowskoi und in der Rajewskiſchanze, aber in unſere Standarten durften wir den Namen ſchreiben: Borodino!

XII.

Durch zwei Thore.

An „Borodino“ knüpften ſich hundert Fragen, und von Meerheimb, während er dieſe Fragen beantwortete, blieb der Mittelpunkt des Kreiſes. Er erzählte von dem Marſche über das unaufgeräumte, die entſetzlichſten Scenen bietende Schlachtfeld, von dem Einzug in Moskau, von ihren Hoffnungen und Enttäuſchungen, endlich von dem Aufgeben der verödeten und mittlerweile zu einer Brandſtätte gewordenen Hauptſtadt. Mit dem Bilde, das er von dieſem Elend entwarf — eine Woche ſpäter war er verwundet worden — brachen ſeine Schilderungen ab. Es konnte dabei nicht fehlen, daß einzelner franzöſiſcher Heerführer, Neys oder Nanſoutys, noch häufiger Murats und des Vicekönigs mit wenig verhehlter Vorliebe gedacht wurde; aber die Verhältniſſe lagen damals in Preußen und ganz beſonders in ſeiner Hauptſtadt ſo eigenthümlich, daß ſolcher Vorliebe ohne die geringſte Beſorgniß vor einem Anſtoß Ausdruck gegeben werden konnte. Niemand wußte, wohin er ſich politiſch, kaum wohin er ſich mit ſeinem Herzen zu ſtellen hatte, denn während unmittelbar vor Ausbruch des Krieges dreihundert unſerer beſten Offiziere in ruſſiſche Dienſte getreten waren, um nicht für den „Erbfeind“ kämpfen zu müſſen, ſtanden ihnen in dem Hilfskorps, das wir eben dieſem „Erbfeinde“ hatten ſtellen müſſen, ihre Brüder und Anverwandten in gleicher oder doppelter Zahl gegenüber. Wir betrachteten uns im weſentlichen als Zuſchauer, erkannten deutlich alle Vortheile, die uns aus einem Siege Rußlands erwachſen mußten, und wünſchten deshalb dieſen Sieg, waren aber weitab davon, uns mit Kutuſow oder Woronzow derartig zu identifiziren, daß uns eine Schilderung franzöſiſcher Kriegsüberlegenheit, an der wir gewollt oder nicht gewollt, einen hervorragenden Antheil hatten, irgendwie hätte verletzlich ſein können.

Es ſchlug eben ſechs, als von Meerheimb ſich erhob, um den Beginn einer Opernvorſtellung — die „Veſtalin“ wurde gegeben — nicht zu verſäumen. Als ſich herausſtellte, daß er keine Verabredung mit anderen Kameraden getroffen habe, wurde beſchloſſen, ihn in die Vorſtellung zu begleiten; nur Hanſen-Grell und Lewin lehnten ab und ſchritten auf verſchiedenen Wegen ihrer Wohnung zu.

Lewin hatte noch die Vorleſung im Sinn, die nicht als Schlachtbeſchreibung, wohl aber als Schilderung überhaupt, einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er ſah das brennende Semenowskoi und wie die Pferde, im flüchtigen Paſſiren der Brand- und Schwelſtätte, in die verrätheriſch mit Aſchenſchutt überdeckten Kellerlöcher ſtürzten; er ſah die tiefen ruſſiſchen Kolonnen, zwiſchen denen, als gält' es eine Spießruthengaſſe zu paſſiren, Oberſt von Leyſer und ſeine Todesſchaar hindurch jagten, und er ſah endlich, wie ſich ein Wieſenſtreifen plötzlich mit gelben Schafpelzreitern füllte, Baſchkiren und Kalmücken, die nun nach Art eines Wespenſchwarms ihre Opfer niederſtachen. All das ſah er, und dazwiſchen, wie eine Melodie, die er nicht los werden konnte, hörte er die Worte des alten Compans: „Sire, es liegt in der Schanze.“

Es klang ihm noch im Ohr, als er die Treppe zu ſeiner Wohnung hinaufſtieg. Hier fand er alles hell und licht. Frau Hulen mußte ſich die Stunde ſeiner Rückkehr genau berechnet oder ſeinen Schritt auf dem Hausflur richtig erkannt haben, jedenfalls brannte ſchon die kleine grüne Studirlampe auf ſeinem Schreibtiſch und ſchien ihn zu ſich einzuladen. Er ließ auch nicht lange auf ſich warten, nahm Platz und warf einen Blick auf die Bücher, Blätter und Briefe, die noch ebenſo lagen wie er ſie Vormittags, als er ſich für das Jürgaß'ſche Frühſtück rüſtete, zurückgelaſſen hatte. Renatens Brief überflog er noch einmal, ohne daß ſich der Eindruck ſonderlich geſteigert hätte; es blieb wie es war; der äußere Schaden durfte neben dem inneren Gewinn nicht in Betracht kommen. Andererſeits trieb es ihn auch wieder, ſeinen Gedanken, die das Sorgenvolle eines zweiten ſtattgehabten Brandunglücks innerhalb wenig mehr als Jahresfriſt nicht verkennen konnten, womöglich eine freundlichere Richtung zu geben und die zur Hand liegenden Bücher ſollten ihm dabei behülflich ſein. Zu oberſt lag noch immer der Band Herder. Als er ihn wieder aufſchlug, fiel ſein Auge auf daſſelbe Lied, deſſen Schlußzeilen ihn am Vormittage ſo weh ums Herz gemacht hatten, und abergläubiſch wie er war, ſah er darin ein Zeichen von wenig guter Vorbedeutung. Er ſchloß verdrießlich das Buch, das ihm die gewünſchte Freudigkeit nicht geben wollte, und weiter ſuchend, entdeckte er endlich ein brochürtes Heft, auf deſſen citronengelbem Umſchlag, neben ſeinem eigentlichen Titel: „Chants et Chansons populaires" noch von Tante Amelies charakteriſtiſcher Hand die Worte geſchrieben ſtanden: „Dedié à son cher neveu L. v. V. par Amélie, Comtesse de P.; Chateau de Guse, Noël 1812." Lewin, voller Mißtrauen in den literariſchen Geſchmack der Guſer Tante, hatte ſich noch nicht entſchließen können, in das Büchelchen hineinzuſehen; lächelnd griff er jetzt nach demſelben und blätterte darin. Eine der kleineren Abſchnittsüberſchriften, die er ſich, vielleicht nicht ganz richtig, mit „Kinderreime“ überſetzte, reizte flüchtig ſeine Neugier und er begann zu leſen:

Ma petite fillette, c'est demain sa fête.
Je mis pour elle ce qui s'apprête:
Le boulanger fait un gâteau,
La couturière un petit manteau . . .

„Das iſt ja allerliebſt,“ ſagte er, „und ganz wonach ich mich geſehnt habe. Wie mir dieſe Reime wohlthun!“ Und er las unter ſteigendem Intereſſe bis zu Ende. Die Zeilen hafteten ſofort in ſeinem Gedächtniß; aber das genügte ihm nicht, er wollte ſie deutſch haben, wobei dahin geſtellt bleiben mag, ob nicht vielleicht ſchon die nächſte Kaſtaliaſitzung mit aufmunterndem Winken vor ſeiner Seele ſtand. Jedenfalls war es unter dem Einfluß einer freudig erregten Stimmung, die auch dem Ueberſetzer raſcher die Feder führt, daß er wie im Fluge die Reimpaare der zierlichen kleinen Strophe niederſchrieb. Nur der „petit manteau“ der couturière hatte ihm eine kleine Schwierigkeit gemacht.

Die letzte Zeile ſtand noch kaum auf dem Papier, als es klopfte und Frau Hulen eintrat. Sie brachte den Thee.

„Setzen Sie ſich, Frau Hulen, ich will Ihnen etwas vorleſen.“

Die Alte blieb an der Thür ſtehen und ſah verlegen auf ihren jungen Herrn. Jetzt erſt merkte dieſer, daß er, in dem Uebermuth plötzlicher guter Laune, einen gewagten Schritt gethan habe und die Reihe des Verlegenwerdens kam an ihn. Er tröſtete ſich jedoch, wie ſo viele vor und nach ihm, mit der alten Anekdote, daß auch Molière das Urtheil ſeiner Haushälterin zu Rathe gezogen habe, und ſagte deshalb, während Frau Hulen das Theebrett niederſetzte, mit ziemlich wiedergewonnener Unbefangenheit: „Hören Sie nur zu; es iſt nicht ſchlimm.“

Zu meiner Enklin Namenstag
Ihr jeder etwas bringen mag:
Der Bäcker bringt ein Kuchenbrot,
Der Schneider einen Mantel roth,
Der Kaufmann ſchickt ihr, weiß und nett,
Ein Puppenkleid, ein Puppenbett,
Und ſchickt auch eine Schachtel rund
Mit Schäfer und mit Schäferhund,
Mit Hürd' und Bäumchen, paarweis je,
Und mit ſechs Schafen, weiß wie Schnee;
Und eine Lerche, tirili,
Seit Sonnenaufgang hör' ich ſie,
Die ſingt und ſchmettert, was ſie mag
Zu meines Lieblings Namenstag.

„Nun, Frau Hulen,“ ſchloß Lewin ſeine Vorleſung, „was meinen Sie dazu?“

Die Alte zupfte an ihrem Haubenband und ſagte dann: „ſehr hübſch“.

„Das iſt mir zu wenig.“

„Ja, junger Herr, ich kann es doch nicht wunderſchön finden!“

„Warum nicht?“

„Es geht alles ſo klipp und klapp wie ein Fiebelvers.“

„Das iſt es ja eben; das ſoll es ja. Ganz richtig. Sie ſind doch eine kluge Frau, Frau Hulen, und wenn ich wieder einen Fiebelvers ſchreibe, ſo ſollen Sie auch wieder die erſte ſein, die ihn zu hören kriegt.“

Es ſchien nicht, daß die Mittheilung einer derartig bevorſtehenden Auszeichnung von derjenigen, an die ſie ſich richtete, in ihrem ganzen Werthe gewürdigt wurde; Frau Hulen ſuchte vielmehr, während ſie ſonſt das Plaudern über die Maßen liebte, die Rückzugslinie zu gewinnen, und erſt als ſie die Thürklinke ſchon in der Hand hatte, wandte ſie ſich noch einmal und ſagte: „Ach, da war auch der junge Schnatermann hier …“

„Von Lichtenberg?“

„Ja, von Lichtenberg. Er brachte eine Empfehlung von ſeinem Vater, und ſie hätten morgen ein Dachsgraben in der Dalwitzer Forſt. Es kämen noch andere Berliner Herren. Ob der junge Herr auch vielleicht Luſt hätte? Elf Uhr am Lichtenberger Weg.“

Lewin nickte.

„Das trifft ſich gut; Donnerstag iſt ein freier Tag. Wecken Sie mich früh, Frau Hulen.“

Und damit wünſchten ſie ſich eine gute Nacht.

Lewin war zu guter Stunde auf, und da nur mäßige Kälte herrſchte, ſo bedurfte es für ihn, der ohnehin gegen Wind und Wetter abgehärtet war, keiner ſonderlichen Vorbereitungen, um ſich für die Partie zu rüſten.

Der Weg bis zum Rendezvousplatz war nicht allzu weit und hielt ſich vom Frankfurter Thore aus auf derſelben Pappelallee, die Lewin auf ſeinen Beſuchs- und Ferienreiſen nach Hohen-Vietz ungezählte Male paſſirt hatte. Er kannte bis nach Lichtenberg und Friedrichsfelde hin jedes einzelne Etabliſſement und verſäumte ſelten, wenn er an der „Neuen Welt“, einem vielbeſuchten Vergnügungslokal, vorüberkam, ein Glas Bernauſches zu trinken und mit dem alten blauſchürzigen Wirth, der immer ſelbſt bediente, einen langen Diskurs zu halten. Heute gebot es ſich aber doch, auf ſolche Diskurſe, die leichter anzufangen als abzubrechen waren, Verzicht zu leiſten, und ſo ſchritt er denn an dem Etabliſſement vorüber, vor dem eben ein mit zwei großen Hunden angeſchirrter Brotwagen abgeladen wurde.

Er war noch kaum dreihundert Schritt drüber hinaus, als er auf dem breiten Fahrdamm, auf dem er Bequemlichkeitshalber ſelber ging, einen ungeordneten Trupp Menſchen auf ſich zukommen ſah, vierzig oder fünfzig, ſoweit es ſich in der Entfernung abſchätzen ließ. Es ſchien, daß auch er bemerkt worden war, denn der Trupp, ſei es auf ein Kommandowort oder aus Antrieb jedes einzelnen, begann ſich plötzlich militäriſch zu ordnen, und Lewin, der nicht wußte, was er aus dieſer Erſcheinung machen ſollte, trat auf die Seite, um die Näherkommenden an ſich vorbei zu laſſen. Er hatte jedoch noch eine Weile zu warten, denn es waren keine raſchen Fußgänger mehr, die da heran marſchirten. Endlich ließen ſich die vorderſten deutlich erkennen. Sie trugen graue Mäntel ſammt einem Czako, und konnten auf den erſten Blick noch als eine uniformirte Truppe gelten, aber bei genauerer Muſterung zeigte ſich der ganze Jammer ihres Zuſtandes. Die Stiefel, ſo weit ſie deren hatten, waren aufgeſchnitten, um die verſchwollenen Füße minder ſchmerzvoll hineinzuzwängen, und wenn der Wind den Mantel auseinander ſchlug, ſah man wie die Gamaſchen herabhingen oder völlig fehlten. Alles deſolat. Ihre theils froſtſtarren, theils längſt erfrorenen Hände waren in Tuch- und Zeuglappen gewickelt und von Waffen hatten ſie nichts mehr als das Seitengewehr. Sie ſahen nach Lewin hin und grüßten ihn artig, aber ſcheu.

Nach dieſer Infanterieabtheilung kam Kavallerie, Küraſſiere, zehn Mann oder zwölf, die Reſte ganzer Regimenter. Sie waren in beſſerem Aufzug, hatten noch ihre weißen Mäntel, zum Theil auch noch die hohen Reiterſtiefel, und trugen zum Zeichen, daß ſie durch Mißgeſchick und nicht durch Schuld ihre Pferde verloren hätten, die Sättel derſelben über die eigenen Schultern gelegt. Einige hatten noch ihre Helme mit den langen

Roßſchweifen, und dieſe wider Willen herausfordernden Ueberbleibſel aus den Tagen ihres Glanzes gaben ihrer Erſcheinung etwas beſonders grauſiges.

Den Schluß machte wieder Infanterie, die von einem am linken Flügel marſchirenden Korporal in zerſchliſſener aber noch vollſtändiger Equipirung geführt wurde. Es war ein großer hagerer Mann mit ſchwarzem Kinnbart und tiefliegenden Augen, unverkennbar ein Südfranzoſe. Lewin faßte ſich ein Herz, trat an ihn heran und ſagte: „Vous venez . . . .“ aber die Stimme verſagte ihm, und „de la Russie“ ergänzte der Korporal, während er die Hand an den Czako legte.

Im nächſten Augenblick war der Trupp vorüber, ein Leichenzug, der ſich ſelber zu Grabe trug. Lewin ſah ihm minutenlang nach, und Empfindungen, wie ſie ſeine Seele nie gekannt, durchwühlten ihn.

„Das ſind ſie, denen wir aufpaſſen und Fallen legen und die wir dann hinterrücks erſchlagen ſollen. Nein, Papa, das wäre ſchlimmer als den Schlaf morden, ſchlimmer als das Schlimmſte.“

Er hing ſeinen Gedanken noch eine Weile nach, dann wandte er ſich wieder vorwärts, um das Rendezvous am Lichtenbergerweg zu erreichen.

Aber er hielt bald wieder inne. Ein tiefes Mitleid überkam ihn, zugleich ein unendliches Verlangen, dieſen Unglücklichen ein Rath, eine Hülfe zu ſein, und Rendezvous und Schnatermann, Dalwitzer Forſt und Dachsgraben leichten Herzens aufgebend, beſchloß er, wieder in die Stadt zurückzukehren.

Der Vorſprung, den der kleine Trupp gewonnen hatte, war nicht groß, und ſchon am Ausgang der Frankfurter Linden holte er die letzte Sektion desſelben wieder ein. Er ſah hier, daß viel Volks um die einzelnen her war, beruhigte ſich aber als er wahrnahm, daß es meiſt Neugier und Theilnahme war, was ſie begleitete. Nur einzelne Haſſesworte wurden laut; Hohn und Spott ſchwiegen. Er hielt ſich deshalb zurück und folgte nur in einiger Entfernung dem Zuge, der erſt über den Alexanderplatz in die Königsſtraße, dann über den Schloßplatz in die Behrenſtraße ging. Hier befand ſich die franzöſiſche Kommandantur, in deren großen Hof, nachdem man zuvor leiſe gepocht, dieſe Rückzugsavantgarde der ehemaligen „großen Armee“ eingelaſſen wurde. Die Menge draußen, die bald ermüdete, verlief ſich in die Nachbarſtraßen.

Nur Lewin blieb. Er mochte eine Viertelſtunde vor dem Hauſe auf- und abgeſchritten ſein, als die große Portalthür ſich von innen her öffnete und fünf von den weißmäntlichen Küraſſieren wieder auf die Straße traten. Die Sättel hatten ſie in der Kommandantur zurückgelaſſen. Mit dem ſcharfen Auge, das die Noth gibt, erkannten ſie Lewin ſofort wieder, traten an ihn heran und hielten ihm fragend und bittend die Quartierbillets entgegen, mit deren Inhalt ſie nichts anzufangen wußten. Lewin las die Zettel, die ſämmtlich auf ein und daſſelbe kaſernenartige Haus am „Rondeel“, wie damals noch der jetzige Belle-Allianceplatz hieß, ausgeſtellt waren.

„Suivez-moi,“ ſagte er, und trat rechts neben den vorderſten. Sie folgten ruhig, ohne daß ein Wort geſprochen wurde.

Als ſie den Wilhelmsplatz faſt ſchon paſſirt und den Eckpunkt erreicht hatten, wo die Statue Winterfeldts ſteht, hörten ſie kriegeriſche Muſik, die, wenn das Ohr nicht täuſchte, vom Potsdamer Thor oder aus der Nähe deſſelben herkommen mußte. Lewin, ſolchen Klängen nicht gut widerſtehend, ſetzte ſich in ein ſchnelleres Marſchtempo, hielt aber wieder inne als er wahrnahm, daß es den ermüdeten Küraſſieren ſchwer wurde, ihm zu folgen. Er wandte ſich, wie um durch Freundlichkeit ſeinen Fehler wieder gut zu machen, an den unmittelbar neben ihm gehenden und ſagte, mit dem Finger nach der Richtung hinzeigend, von wo die Muſik kam: „Entendez-vous?“

Und über die matten Züge des Angeredeten flog ein Lächeln, als er antwortete: „Ce sont des clairons français!“

Mittlerweile waren ſie bis an die Ecke der Wilhelms- und Leipzigerſtraße gekommen und ſahen vom Thore her, denn der Zug ſchien endlos, eine ganze franzöſiſche Diviſion im Anmarſch. Die Muſik ſchwieg eben, wahrſcheinlich um Athem zu ſchöpfen; auf dem Bürgerſteige aber, zu beiden Seiten der heranmarſchirenden Kolonne, drängten ſich dichte Volksmaſſen, ja waren theilweis weit voraus, um raſcher nach dem Luſtgarten zu kommen, wo, wie man wußte, Truppeneinzüge und andere militäriſche Schauſpiele abzuſchließen pflegten. Lewin ſammt ſeinen Schutzbefohlenen war unter einen Thorweg getreten und konnte den lauten Aeußerungen der dicht an ihm vorüberflutenden Menge mit Leichtigkeit entnehmen, daß es die von Italien her friſch eingetroffene Diviſion Grenier ſei, was da jetzt in allem militäriſchen Pomp die Leipziger Straße heraufkomme. Er hörte auch, daß General Augereau, der Gouverneur von Berlin, der Diviſion bis Schöneberg entgegen geritten ſei, um ſie feierlich einzuholen und den Berlinern in beherzigenswerther Weiſe zu zeigen, daß der Kaiſer nach wie vor unerſchöpfte Hilfsquellen und trotz Moskau noch immer Armeen habe.

Es waren immer dieſelben Namen und Bemerkungen, die laut wurden; jetzt aber ſchwieg alles, denn die Spitze der Kolonne, General Augereau ſelbſt, war heran, ein großer ſtarker Mann mit Adlernaſe und durchdringendem Blick. Er trug die Uniform eines Marſchalls von Frankreich. Die demontirten Küraſſiere, als ſie ſeiner anſichtig wurden, rückten ſich zurecht, und einer, der ihn ſchon vom italieniſchen Feldzug her kannte, flüſterte den andern zu: „Voilà le Duc de Castiglione!“

Eine Suite von Ordonnanzoffizieren folgte unmittelbar, und erſt als auch dieſe vorüber war, ließ ſich die Front des an der Tete marſchirenden Bataillons mit Deutlichkeit erkennen. Es war italieniſche junge Garde. Vorauf ein Tambourmajor, klein und mager, aber mit einem fuchsfarbenen Schnurrbart, der bis an die rothen Epauletten reichte. Fünf Schritt hinter ihm ein rieſiger Mohr, nur mit Kopf und Hals über die hochaufgeſchnallte Regimentspauke hinwegragend, und neben demſelben ein vierzehnjähriger Horniſt, ein bildſchöner, und wie ſich leicht erkennen ließ, von allen Weibern verhätſchelter Junge, der lachend und kokett ſeine weißen Zähne zeigte. Er trug ein kleines ſilbernes Clairon in der Rechten, und ſah nach den Fenſtern hinauf, um wahrzunehmen, ob er auch beobachtet werde.

Die Muſik ſchwieg noch immer. Aber jetzt, keine dreißig Schritt mehr von der Wilhelmsſtraßenecke entfernt, hob der Tambourmajor ſeinen Stock, warf ihn in die Luft und fing ihn wieder. Im ſelben Moment gab der Mohr einen Paukenſchlag, und der kleine Horniſt neben ihm ſetzte das ſilberne Horn an den Mund und ſchmetterte die Signale. Dann wieder ein Paukenſchlag; das Clairon ſchwieg und die aus vierzig Mann oder mehr beſtehende Regimentsmuſik fiel ein. Im Geſchwindſchritt ging es vorüber; Sappeurs folgten, dann Grenadiere, und unabläſſig liefen Kommandoworte die lange Reihe der Bataillone hinunter.

Als Lewin ſich nach ſeinen Gefährten umſah, ſtanden ſie abgewandt. Von ihrem alten Stolze war nichts übrig geblieben als die Scham über ihr Elend. Er wollte nicht ſehen, was er nicht ſehen ſollte, und richtete deshalb ſein Auge wieder auf die Kolonne, die jetzt mit dem letzten ihrer Bataillone defilirte.

Erſt als auch dieſes vorüber war, legte er ſeine Hand leiſe auf die Schulter des ihm Zunächſtſtehenden und ſagte: „eh bien, hâtons nous!“

So ſchritten ſie, ohne daß weiter ein Wort geſprochen worden wäre, die Wilhelmsſtraße bis nach dem Rondeel hinunter.

Als ſie eine Viertelſtunde ſpäter hier ſchieden, ſtellten ſich die fünf Weißmäntel wie in Reih und Glied nebeneinander und legten ſalutirend die Hand an den Korb ihres Pallaſch. In ihrem Auge aber lag, was ein edles Herz am meiſten erſchüttert: der Dank des Unglücks.

XIII.

Ein Billet und ein Brief.

Und ſolche Gegenſätze, wie ſie Lewin an jenem Vormittage, der für ihn wenigſtens die Schnatermann'ſche Jagdpartie ſcheitern ſah, beobachtet hatte, brachte von da ab jeder Tag: durch die nordöſtlichen Thore der Stadt zog das Elend, durch die weſtlichen der Glanz des Krieges herein. In den Straßen aber begegneten beide einander und ſahen ſich verwundert, oft beinahe feindſelig an. „So waren wir," ſagten die finſtern Blicke der einen, aber das entſprechende: „ſo werden wir ſein," erloſch in dem Leichtſinn und der Eitelkeit der anderen.

Unter den Berlinern, die nach ihrer Gewohnheit nicht leicht einen Truppeneinzug der einen oder anderen Art verſäumten, nahm ſich jeder aus dieſem Gegenſatz der Erſcheinung das heraus, was ihm paßte, und auch in dem Kreiſe unſerer Freunde, das Ladalinskiſche Haus mit eingeſchloſſen, gingen die Anſichten darüber weit auseinander, ob der in ſeinem ſchmutzigen, am Wachtfeuer halb verbrannten Mantel heranmarſchirende Veteran oder der rieſige, goldbetreßte und paukenſchlagende Mohr des Grenierſchen Corps als das richtigere Bild des Kaiſerreiches anzuſehen ſei. Bninski, der mit Hilfe einer nach Polen hin lebhaft geführten Korreſpondenz von den bedeutenden Truppenmaſſen unterrichtet war, die ſich eben damals, unter dem Befehl des Vicekönigs, in den Weichſelfeſtungen, im Warſchau'ſchen und Poſen'ſchen zuſammenzogen, ſah durch das Eintreffen friſcher Diviſionen aus dem Süden, von deren Exiſtenz er ſelbſt keine Ahnung gehabt hatte, nicht nur jede momentane Gefahr des Kaiſerreichs beſeitigt, ſondern knüpfte auch an dieſe ſcheinbare Unerſchöpflichkeit aller Hilfsquellen die weitgehendſten Hoffnungen, während andererſeits Jürgaß, Hirſchfeldt und von Meerheimb — beſonders dieſer letztere, der die totale Deroute vor Augen gehabt hatte — an ein Wiederaufgehen des napoleoniſchen Sternes nicht glauben wollten.

„Er mag neue Armeen aus der Erde ſtampfen," ſagte Meerheimb, „aber nicht ſolche, wie zwiſchen Smolensk und Moskau begraben liegen."

Lewin, unpolitiſch und ſeiner ganzen Natur nach abhängig vom Moment, kam zu keiner beſtimmten Ueberzeugung, und ſah das Kaiſerreich ſinken und ſich wieder heben, je nach den heitern oder triſten Scenen, deren zufälliger Augenzeuge er ſein durfte.

Eine Woche war vergangen, wieder ohne Kaſtaliaſitzung, was in der peinlichen Akkurateſſe ſeinen Grund hatte, mit der ſeitens aller Mitglieder an ihrem „Dinstage" feſtgehalten wurde. Dieſer letzte Dinstag aber hatte, mit Einrechnung der Gäſte, ſo ziemlich den halben Kaſtaliabeſtand: Jürgaß, Bummcke, Tubal, dazu Hirſchfeldt und Meerheimb nach Potsdam entführt, wo am darauf folgenden Tage die Konfirmation des Kronprinzen in der Schloßkapelle und daran anſchließend ein Gottesdienſt in der Garniſonkirche ſtattfinden ſollte. Tubal machte den Ausflug in Begleitung ſeines Vaters, der eine direkte Einladung der Feierlichkeit beizuwohnen erhalten hatte. Auch die Gegenwart Kathinkas wäre dem Geheimrath erwünſcht geweſen, war aber, zu ſichtlichem Verdruß deſſelben, von der an ſelbſtändiges Handeln gewöhnten Tochter abgelehnt worden. Sie kannte nichts ermüdenderes als Ceremonien, namentlich kirchliche, und zog es vor, „zu feſtlicher Begehung des Tages“ ſich für Mittwoch Abend — an dem, zu ſpäter Stunde erſt, die nach Potsdam hin Geladenen zurückerwartet wurden — bei der ſchönen Gräfin Matuſchka anmelden zu laſſen. Für den dann folgenden Donnerstag war ſeit Anfang der Woche ſchon eine kleine, nur den engſten Freundeskreis umfaſſende Reunion bei Ladalinskis feſtgeſetzt, zu der ſelbſtverſtändlich auch Lewin eine Einladung empfangen und angenommen hatte. Er durfte deshalb einigermaßen überraſcht ſein, am Morgen dieſes Tages ein zierliches, in ein Dreieck zuſammengefaltetes und mit blauem Lack geſiegeltes Billet nachſtehenden Inhalts zu erhalten: „Lieber Lewin! Ich glaubte Dich vorgeſtern oder geſtern, wo Papa und Tubal in Potsdam waren, erwarten zu dürfen; aber Du verwöhnſt mich nicht durch Aufmerkſamkeiten. Siehſt Du Geſpenſter? Sei nicht thöricht, Lewin. Ich ſchreibe Dir, weil ich den Wunſch habe, Dir einen Morgengruß ins Haus zu ſchicken, und im übrigen nicht ſicher bin, ob Du Deine Zuſage für heute Abend noch im Gedächtniß haſt. Poeten ſind vergeßlich; Verſe an mich haſt Du ſchon längſt vergeſſen. Kathinka v. L.“

Lewin las zwei-, dreimal, ſich die Worte wiederholend: „Siehſt Du Geſpenſter?“ und „ſei nicht thöricht, Lewin“. Es war ihm einen Augenblick, als ſchlöſſe ſich ein tropiſcher, in berauſchendem Dufte ſchwimmender Garten vor ihm auf, und Kathinka, von einem Bosquet her, hinter dem ſie ſich verſteckt gehalten, ſpränge ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und riefe ihm übermüthig zu: „Schlechter Sucher, der Du biſt! Warum konnteſt Du mich nicht finden?“ Aber dann las er wieder: „Poeten ſind vergeßlich; Verſe an mich haſt Du längſt vergeſſen“; und er lachte bitter.

„Dies iſt der echte Ton, weil es der ſpöttiſche iſt! Was ſind ihr Verſe? O, ich verſtehe ſie ganz. Ein glücklicher Liebhaber iſt ihr nicht des Glückes genug, ſie bedarf noch eines unglücklichen, um den Vollgeſchmack des Glückes zu haben. Deshalb hält ſie mich feſt. Das iſt die Rolle, die ſie mir zudiktirt! Folie für einen glänzenderen Stein.“

Er wollte das Billet zerknittern, und fühlte doch, daß ihm die Hand verſagte. Eine weichere Stimmung überkam ihn, und er berührte die Stelle, die auf Augenblicke wenigſtens neue Hoffnungen in ihm angefacht hatte, mit ſeinen Lippen. Dann faltete er das Blatt zuſammen und ſteckte es zu ſich.

Es war ihm klar, daß die nächſten Stunden, wenn er ſie an ſeinem Schreibtiſche zubrächte, doch für ihn verloren ſein würden; ſo brach er auf, um in der Stadt Zerſtreuung zu ſuchen. Er fand ſie raſcher, als er erwarten durfte. An der Ecke des Rathhauſes ſtanden hunderte von Perſonen, um einen in franzöſiſcher und deutſcher Sprache abgefaßten, auf große gelbe Zettel gedruckten Straßenanſchlag zu ſtudiren. Er trat hinzu und las über die Köpfe der vor ihm Stehenden hinweg: „Seine Excellenz der Herr Marſchall, Kommandant en Chef des 11. Armeecorps, iſt benachrichtigt, daß zu Berlin viele Subalternoffiziere, auch Employés der großen Armee angekommen ſind, die ihre Corps, ohne dazu ermächtigt zu ſein, verlaſſen haben. Seine Excellenz befiehlt allen vorgenannten Perſonen die Stadt zu verlaſſen, widrigenfalls alle diejenigen, die dieſem Befehl nicht genügt haben, durch die Gendarmerie verhaftet, ihre Namen aber dem Herrn Kriegsminiſter notificirt werden ſollen. Alle Gaſtwirthe ſind angewieſen, keine der in nachſtehender Ordre bezeichneten Offiziers bei ſich aufzunehmen, und werden im Betretungsfalle in eine näher zu beſtimmende Geldſtrafe genommen werden. Gez. Augereau, Herzog von Caſtiglione.“

Dieſer Straßenanſchlag, mehr noch als das 29. Bulletin, das in den Weihnachtstagen erſchienen war, enthielt das Zugeſtändniß einer vollkommenen Auflöſung der großen Armee; die Disziplin war hin, und mit ihr das zuſammenhaltende Band. Jeder, der die Bekanntmachung las, empfing dieſen Eindruck, und ließ es nach Berliner Art nicht an ſpitzen Bemerkungen fehlen. „Employés und Subalternoffiziere! Von den Generälen iſt keine Rede," ſagte der eine; „und von den Marſchällen erſt recht nicht," fügte ein anderer hinzu. „Gewiß nicht; eine Krähe kratzt der andern die Augen nicht aus." So ging es hin und her, und dazwiſchen die mehr als einmal wiederholte Verſicherung, daß die Berliner Gaſtwirthe keine franzöſiſchen Polizeibeamten wären.

Lewin löſte ſich bald aus dem Menſchenknäuel heraus und traf in der Nähe der Stechbahn ein paar Kommilitonen, die ſich leicht bereden ließen, ein Kolleg zu opfern und an einem Spaziergange nach Charlottenburg theilzunehmen. Es war ein Marwitz und ein Löſchebrand, Landsleute und alte Bekannte ſchon von den Schulbänken des grauen Kloſters her. Sie ſchritten erſt die Linden, dann die große Chauſſee hinunter auf das „türkiſche Zelt" zu, wo ſie, da zwölf Uhr mittlerweile herangekommen war, ein Dejeuner beſtellten.

Unter lebhaftem Geplauder, das ſich abwechſelnd um York und das Augereau'ſche Plakat, um Spontinis Veſtalin und die Konfirmation des Kronprinzen drehte, wurde Lewin der Verſtimmungen Herr, die der Vormittag mit ſich gebracht hatte, und ſah ſich nur flüchtig wieder daran erinnert, als er beim Herausnehmen ſeiner Brieftaſche, das ſeiner Form und Farbe nach einigermaßen auffällige Billet Kathinkas zur Erde fallen ließ.

„Ei, Vitzewitz," ſagte Löſchebrand, „ein Billet-doux! Immer neue Seiten, die wir an ihm kennen lernen; nicht wahr, Marwitz?“ Dieſer beſtätigte, und im nächſten Augenblicke war der Zwiſchenfall vergeſſen.

Es mochte vier Uhr ſein, oder nur wenig ſpäter, als Lewin wieder in den Flur ſeines Hauſes trat und ſich an dem alten, längſt ſpiegelglatt gewordenen Treppengeländer die halbweggelaufenen Stufen hinauffühlte.

Er fand oben einen Brief vor, in deſſen Aufſchrift er, trotz des ſchon herrſchenden Halbdunkels, leicht die Hand ſeines Vaters erkennen konnte. Die Scheiben glühten noch im Abendroth. Er trat deshalb an das Fenſter und las:

„Hohen-Vietz, den 20. Januar.

Lieber Lewin!

Das Hohen-Vietzer Ereigniß der vorigen Woche hat Dir Renate mitgetheilt, und Deiner umgehenden Antwort hab' ich entnehmen können, daß Du das Unglück, denn ein ſolches bleibt es, mit derſelben getheilten Empfindung anſiehſt, wie wir alle. Eine niedergebrannte Scheune des Wirthſchaftshofes und nun ein in Aſche gelegter Flügel des Herrenhauſes gewähren freilich keinen erfreulichen Anblick, am wenigſten den der Ordnung; aber ſind es denn Zeiten der Ordnung überhaupt, in denen wir leben? Und ſo ſtimmen die Brandſtätten zu allem übrigen. Nichts mehr davon. Es ſteht mehr auf dem Spiel als das.

Unſere Organiſation iſt beendet. Ich ſehe Droſſelſtein, der mehr Eifer entfaltet, als ich bei ſeiner reſervirten Natur erwarten konnte, beinahe täglich, ebenſo Bamme, mit dem ich mich auszuſöhnen beginne. Er iſt Feuer und Flamme, und ſeinen beleidigenden Cynismus, von dem er auch jetzt nicht läßt, paart er mit einer Selbſuchtsloſigkeit, ja ich muß es ſagen, mit einer gelegentlichen Höhe der Geſinnung, die mich in Erſtaunen ſetzt. Nächſt ihm iſt Othegraven der thätigſte. Er hat einen großen Einfluß unter den Bürgern, und die Schüler der beiden oberen Klaſſen hängen an jedem ſeiner Worte. Das Pedantiſche, das ihm ſonſt eigen iſt, hat er entweder abgeſtreift, oder weil es in einem ſtarken Glauben an ſich ſelber wurzelt, unterſtützt es wohl gar die Wirkung ſeines Auftretens.

Wenn ich ſagte, unſere Organiſation ſei beendet, ſo hatte ich dabei nur unſer Barnim und Lebus im Auge; an anderen Orten fehlt noch manches, ſo namentlich in den durch ihre Lage ſo wichtigen Dörfern jenſeits der Oder. Wir diesſeits haben eine Landſturmbrigade gebildet, vier Bataillone, die ſich nach eben ſo vielen Städten unſerer beiden Kreiſe benennen: Bernau, Freienwalde, Müncheberg und Lebus. Die Ordre de Bataille des letzteren wird Dich am meiſten intereſſiren, weshalb ich ſie hier folgen laſſe:

Landſturmbataillon Lebus.

1. Kompagnie Hohen-Zieſar: Graf Droſſelſtein.
2. Kompagnie Alt-Medewitz-Protzhagen: Hauptmann von Rutze.
3. Kompagnie Hohen-Vietz: Major von Vitzewitz.
4. Kompagnie Neu-Lietzen-Dolgelin: (Vacat.)

Nach dem Prinzip, das Du hierin erkennen wirſt — Bamme hat das Commando der Brigade übernommen — verfahren wir überall. An Offizieren iſt noch Mangel, weil die Zahl derer, die nur mit Wind von oben ſegeln können, auch bei uns überwiegt. In zehn oder zwölf Tagen muß trotz alledem alles ſchlagfertig ſein, auch da wo man am meiſten zurück iſt.

Dies iſt in gewiſſem Sinne zu ſpät, um ſo mehr, als es für das, was ich in den Weihnachtstagen vorhatte, auch heute ſchon zu ſpät ſein würde. Die geſammte franzöſiſche Generalität, wie mir Othegraven aus Frankfurt, und Krach, der in Küſtrin war, von dorther ſchreibt, iſt glücklich über die Oder. In Zobelpelzen und mit immer erneutem Vorſpann, an dem es unſere Dienſtbefliſſenen nicht haben fehlen laſſen, ſind ſie dem Kaiſer, der ihnen das Beiſpiel gab, gefolgt. Der Nachtheil, der uns daraus erwächſt, iſt unberechenbar; die Beſeitigung der Generäle, ſo oder ſo (von dieſem Satze geh' ich nicht ab) war eben wichtiger, als es die Beſeitigung der Armeereſte je werden kann. Vieles iſt verſäumt, unwiderbringlich verloren. Unſere Politik des Abwartens iſt daran Schuld.

Aber eben dieſes Abwarten, das uns ſo vieles verſäumen ließ, hat uns vor eben ſo vielem bewahrt, und wenn nun ſchließlich zwiſchen guten und ſchlimmen Folgen abgewogen werden ſoll, ſo iſt es möglich, oder — ich zögere nicht, dies Zugeſtändniß zu machen — ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Wage nach der guten Seite hin neigt. Vor drei Wochen glaubte ich, daß es ohne den König geſchehen müſſe, jetzt weiß ich, und geſegnet ſei dieſer Wandel der Dinge, daß es mit ihm geſchehen wird. Wir werden einen Krieg haben nach alten preußiſchen Traditionen. Ich wäre vor einem Volkskriege nicht erſchrocken, denn erſt das Land und dann der Thron, aber wie unſer märkiſches Sprichwort ſagt: beſſer iſt beſſer.

Ja, Lewin, ein Wandel der Dinge, an den ich nicht mehr zu glauben wagte, er iſt da, und die nächſten Tage ſchon werden ihn der Welt verkünden. Leicht möglich, daß wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, der erſte der beabſichtigten Schritte bereits geſchehen iſt.

Und nun höre. Der Hof verläßt Potsdam und geht nach Breslau. Dieſer Schritt iſt wichtiger, als Du ermeſſen kannſt. Was ihn veranlaßt hat, darüber gehen nur Gerüchte. Es heißt, daß Napoleon beabſichtigt habe, ſich des Königs zu bemächtigen, und ihn als Geiſel, als Gewähr für die friedliche Haltung des Landes, auf eine franzöſiſche Feſtung abführen zu laſſen. Ich unterſuche nicht, wie viel Wahres oder Falſches an dieſem Gerüchte iſt, es genügt, daß ihm der König Glauben geſchenkt hat. Unmittelbar nach der Konfirmation des Kronprinzen, die heute ſtattfindet, wird der Aufbruch erfolgen. Es geht in fünf Etappen; das Regiment Garde wird dieſe Ueberſiedelung begleiten oder decken. Breslau, Schleſien ſind gut gewählt; die Provinz iſt die einzige, die keine franzöſiſche Beſatzung hat, und Oeſterreich, auf das wir rechnen, iſt nahe.

Und nun höre weiter!

Auf den 26. iſt das Eintreffen des Königs in Breslau feſtgeſetzt; eine Woche ſpäter wird er ſein Volk zu den Waffen rufen. Der Entwurf zu dieſem Aufruf iſt in meinen Händen geweſen; er ſpricht die Sprache, die jetzt geſprochen werden muß, und es iſt nur eins, was ihm fehlt: der Feind wird nicht genannt. Aber, Gott ſei Dank, es bedarf deſſen nicht mehr. Yorks zum Schein verworfene, aber wie ich jetzt mit Beſtimmtheit weiß, in allen Stücken gebilligte Kapitulation, dazu der wahrſcheinlich morgen ſchon ſtattfindende Aufbruch des Hofes, um ſich den Launen eines unberechenbaren Bundesgenoſſen zu entziehen, alles das läßt keinen Zweifel darüber, wem es gilt.

Und in die leere Luft verhallen wird dieſer Aufruf nicht. Ich kenne unſer Volk. Es iſt werth, daß es beſteht, und es wird ſich für ſein Beſtehen einſetzen. Das iſt alles was es kann. Keiner hat mehr als ſich ſelbſt. Wir haben viele Fehler, aber auch viele Vorzüge; es trifft ſich, daß wir den Gegenſatz von ſchwarz und weiß nicht blos in unſeren Farben haben. Der Sinn fürs Ganze iſt ſeit des großen Königs Tagen in uns lebendig geworden, und ſehen wir das Ganze hinſchwinden, ſo ſchwindet uns auch die Luſt an der eigenen Exiſtenz. Denk an den alten Major, der am Tage nach Kunersdorf in unſerer Hohen-Vietzer Kirche verblutete. Sein Blutfleck erzählt von ihm bis dieſen Tag. Er dachte, daß Preußens letzte Stunde gekommen ſei; „ich will ſterben, Kinder,“ rief er, als ſie ihn niederlegten, und riß ſich den Verband von ſeiner Wunde.

Und ſolcher leben noch viele bei uns!

Im übrigen, wir werden einen ordentlichen Krieg haben, Lewin, und ordentliche Fahnen. Hörſt Du: ordentliche, preußiſche, königliche Fahnen. Du ſollſt mit mir zufrieden ſein. Bin ich doch mehr in Dein Lager übergegangen, als Du in das meine. Schreibe bald; noch beſſer, komm! Alles grüßt: die Schorlemmer, Renate, Marie. Selbſt Hektor, der mich groß anſieht und zärtlich winſelt, ſcheint ſich melden zu wollen.

Wie immer Dein alter Papa B. v. V."

XIV.

Kleiner Zirkel.

Die Einladung zu Ladalinskis hatte auf ſechs Uhr gelautet; der alte Geheimrath, wenn er es vermeiden konnte, liebte nicht die ſpäten Zuſammenkünfte. So war es denn hohe Zeit für Lewin ſich zu rüſten. Und er that es; aber nicht in beſter Laune. Immer wieder beſtürmte ihn die ſeit Stunden vergebens zurückgedrängte Frage, was Kathinka mit ihrer zweiten ſo räthſelvoll zugeſpitzten Einladung eigentlich bezweckt habe, und immer wieder lautete die Antwort: „Kokettes Spiel! Sie bedarf meiner; ich bin ihr werthlos und werthvoll zugleich; ſie hält mich wie den Vogel am Faden, und gefällt ſich darin, den Faden nicht aus der Hand zu laſſen.“ Das war der Grundton in ſeiner Betrachtung, in der nur leiſe Hoffnungsſtimmen mitklangen.

Es ſchlug eben ſieben vom Marien- und gleich darauf auch vom Nikolaithurm, als unſer Freund in das Ladalinskiſche Haus eintrat.

Die Geſellſchaft war ſchon verſammelt, und zwar in dem uns bekannten kleinen Damenzimmer, das heute, wo ſtatt der rothdämmerigen Ampel eine große und helle Aſtrallampe brannte, um vieles heiterer wirkte als an jenem Ballabend, der nur zwei große Momente gehabt hatte: die Mazurka und die Nachricht von der Kapitulation.

Kathinka, trotzdem ſie beim Eintreten Lewins in einer intimen Flüſterunterhaltung mit der ſchönen Matuſchka war, begrüßte den wie gewöhnlich um eine Stunde zu ſpät Kommenden mit eben ſo viel Unbefangenheit wie Freundlichkeit, und während dieſer einen Stuhl nahm, um in den aus Tubal, Bninski, Jürgaß und dem alten Ladalinski gebildeten Halbkreis einzurücken, unterließ ſie nicht, über das „Zuſpätkommen“ der Poeten zu ſpötteln, das übrigens nicht Wunder nehmen könne, da die Unpünktlichkeit die Schweſter der „Vergeßlichkeit“ ſei. Dem letzteren Wort gab ſie nicht nur einen verſtärkten Ton, ſondern auch einen beſondern Vertraulichkeitsausdruck, als ob ſie ſich dadurch noch einmal zu dem ganzen Inhalt ihres Vormittagsbillets, das mit einem leiſen Vorwurf über ſeine „Vergeßlichkeiten“ geſchloſſen hatte, habe bekennen wollen. Er ſeinerſeits unterließ jede Antwort darauf, entweder weil ihn das Spiel verdroß, oder weil er in eben dieſem Augenblicke, vom Sopha her, die beiden großen Kryſtallgläſer der alten, auch heute wieder neben dem Fräulein von Biſchofswerder ſitzenden Oberhofmeiſterin-Excellenz ſcharf auf ſich gerichtet fühlte, doppelt ſcharf und böſe, weil er ſie durch ſein verſpätetes Eintreffen in einem begonnenen Vortrag unterbrochen hatte. Voll Verlangen, ſie wenn irgend möglich wieder zu verſöhnen, erhob er ſich von ſeinem Stuhl, auf dem er kaum erſt Platz genommen hatte, um in etwas wirren Worten eine Entſchuldigung zu verſuchen, die alte Excellenz ſchlug aber mit unverkennbar abſichtlichem Geräuſch ihre Lorgnette zuſammen und lächelte hochmüthig, wie um auszudrücken, daß Schweigen und Dulden um vieles ſchicklicher geweſen ſein würde, und fuhr dann, an der Biſchofswerder rückſichtslos vorbeiſprechend, in ihren Mittheilungen mit ſchnarrender Stimme fort: „Ich wiederhole Ihnen, lieber Ladalinski, daß Seine Majeſtät morgen mit dem früheſten Potsdam verlaſſen werden. Das nächſte Nachtquartier wird in Beeskow genommen, einer kleinen Stadt, die beſſer iſt als ihr Ruf; ſie hat ein ehemalig biſchöfliches Schloß. Die Garden begleiten den König. Tippelskirch hat an Keſſels Stelle das Kommando übernommen. Keſſel bleibt in Potsdam. Se. Majeſtät gedenken am 26. in Breslau einzutreffen."

„Ich empfing eben eine gleichlautende Nachricht von meinem Vater aus Hohen-Vietz," bemerkte der in ſeiner Verlegenheit abermals fehlgreifende Lewin, und mußte ſich — da Blicke wirkungslos bleiben zu ſollen ſchienen — nunmehr eine direkte Reprimande von Seiten der alten Gräfin-Excellenz gefallen laſſen.

„Es iſt nicht Art der preußiſchen Oberhofmeiſterinnen," erwiderte dieſelbe ſpitz, „Nachrichten über Se. Majeſtät den König in Umlauf zu ſetzen, die noch der Beſtätigung bedürfen. Es freut mich indeſſen, Ihren Herrn Vater ſo gut unterrichtet zu ſehen. Ich bitte, mich ihm bei nächſter Gelegenheit in Erinnerung bringen zu wollen. Seine Schwiegermutter, die Generalin von Dumoulin, war eine Jugendfreundin von mir."

Lewin, der nicht wußte, was er aus dieſen Worten machen ſollte, in denen ſich neben aller Ueberhebung doch auch wieder ein leiſer Anflug von Theilnahme ausſprach, hielt es für das gerathenſte, alles Unliebſame darin zu überhören, und verbeugte ſich artig gegen die alte Gräfin, während dieſe mit Wichtigkeit fortfuhr:

„Augereau hat ſtrikten Befehl, ſich in beſtimmt vorgezeichneten Fällen, namentlich im Fall eines Aufſtandes, der Perſon des Königs zu bemächtigen, und Seine Majeſtät, die ſeit länger als drei Wochen von dieſem ſtrikten Befehle weiß, würde ſich der drohenden Gefahr ſchon früher entzogen haben, wenn nicht der Wunſch vorgeherrſcht hätte, die bevorſtehende Konfirmation des Kronprinzen, die nun geſtern, wie wir alle wiſſen, wirklich ſtattgefunden hat, abzuwarten. Uebrigens haben Seine königliche Hoheit, was Ihnen, lieber Geheimrath, trotz Ihrer Anweſenheit bei der Feier entgangen ſein dürfte, zur Erinnerung an dieſen hochwichtigen Tag, aus den Händen Sr. Majeſtät einen koſtbaren Ring erhalten."

„Sans doute," bemerkte Bninski.

„Sans doute?" wiederholte fragend und gedehnt die alte Oberhofmeiſterin, der der ſpöttiſche Ton in der hingeworfenen Bemerkung des Grafen nicht entgangen war. „Warum sans doute, Graf Bninski?"

„Weil der Ring," erwiderte dieſer, „das Zeichen ewiger und unverbrüchlicher Treue iſt, und eine Feier in dieſem Lande, am wenigſten eine kirchliche, ohne dieſes Zeichen nicht wohl gedacht werden kann."

Der Geheimrath rückte verlegen hin und her. Es war ihm im höchſten Maße peinlich, in ſeinem Hauſe, noch dazu in Gegenwart zweier Damen vom Hofe, Worte fallen zu hören, deren ironiſche Bedeutung trotz des Ernſtes, mit dem ſie vorgetragen wurden, niemandem entgehen konnte. Er ſah deshalb zu dem Grafen hinüber, erſichtlich bemüht, dieſen, wenn nicht zu einem Wechſel des Geſprächs, ſo doch wenigſtens zu einem Wechſel des Tones zu veranlaſſen. Bninski aber ignorirte dieſe Bemühungen, und fuhr in demſelben Tone fort: „Es zählt dies zu den Eigenthümlichkeiten deutſcher Nation. Immer ein feierliches in Eid- und Pflichtnehmen, dazu dann ein entſprechendes Symbol, und ich darf ſagen, ich würde überraſcht ſein, wenn dem koſtbaren Ringe, den Se. königliche Hoheit aus den

Händen des Königs ſeines Vaters empfangen hat, nicht noch eine direkte Aufforderung zum Treuehalten, entweder in Form einer eingravirten Deviſe oder eines Bibelſpruchs beigegeben ſein ſollte. Etwa: „Sei getreu bis in den Tod", oder dem ähnliches."

Die alte Gräfin preßte die Lippen zuſammen. Es war erſichtlich, daß ſie ſchwankte, in welcher Art ſie repliziren ſolle; aber ſich raſch für eine verſöhnliche Haltung entſcheidend, ſagte ſie mit erzwungener guter Laune: „Ich ſehe, Graf, daß Sie von dem Ringe wiſſen. Wenn durch Inſpiration, ſo beglückwünſche ich Sie und uns. Der innere Rand trägt allerdings die Umſchrift: „Offenbarung Johannis 2. V. 10." In dieſem Punkte haben Sie Recht behalten; aber nicht darin, daß dieſer Konfirmationsring eine Hof- oder Landesſitte ſei. Im Gegentheil; es iſt der erſte Fall der Art."

„So wird es Sitte werden. Gute Beiſpiele pflegen einen fruchtbaren Boden in dem loyalen Sinn des Volkes zu finden."

Sehr wahrſcheinlich, daß die fortgeſetzten Sarkasmen Bninskis doch ſchließlich alle friedlichen Entſchlüſſe der Oberhofmeiſterin, die faſt eben ſo heftig wie hochfahrend war, in ihr Gegentheil verkehrt hätten, wenn nicht in dieſem Augenblicke Kathinka ihr bis dahin mit der ſchönen Matuſchka geführtes Geſpräch abgebrochen und zwei Tabourets, für ſich und ihren Plauder-Partner, in den Halbkreis, zwiſchen Lewin und Bninski, hineingeſchoben hätte.

„Welche Blasphemien, Graf!" wandte ſich Kathinka an dieſen. „Sollte man doch meinen, wenn man den Ton ihrer Worte vor Gericht ſtellen könnte, daß Sie geneigt ſeien, den Ring für ein überflüſſiges Ding in der Weltgeſchichte zu halten. Aber darin irren Sie. Nichts ohne Ring. Nicht wahr, Herr von Jürgaß?"

„Sans doute," ſagte dieſer, der, ohne Furcht dadurch enzuſtoßen, das faſt zum Zankapfel gewordene Wort wiederholen durfte. „Ich ſtimme Fräulein Kathinka bei: nichts ohne Ring! Um ihn dreht ſich alles in Leben, Sage, Geſchichte; der liebſte war mir immer der des Polykrates, denn ich ſchätze Leute, die Glück haben. Nun haben wir auch noch die Ballade dazu. Mit Hilfe eines Ringes vermählte ſich der Biſchof ſeiner Kirche, der Doge dem Meere, und ſelbſt Heinrich VIII. ſeinen ſechs Frauen, dieſer geniale Hazardeur mit dem six-le-va. Beiläufig, eine Kollektivausſtellung ſeiner ſechs Trauringe müßte zu ſonderbaren Betrachtungen führen.“

„O nichts von dieſem König Oger, der es vergeſſen zu haben ſchien, daß unſchuldige Frauen auch eines natürlichen Todes ſterben können.“

„Aber Anne Bulen, meine Gnädigſte, war überführt.“

„Ach, ich bitte Sie, Jürgaß, haben Sie je von einer überführten Frau gehört? Ich glaube gar, Sie wollen ernſthaft ſeinen Vertheidiger machen; da hätt' ich Sie doch für galanter gehalten. Erzählen Sie mir lieber von beſſeren Ringen, als von den ſechs Trauringen König Heinrichs.“

„Dann kann ich nur noch von den drei Ringen der Puttkammers erzählen.“

„Sie ſcherzen. Von den Tudors auf die Puttkammers! Das iſt denn doch ein Sprung. Im übrigen bin ich neugierig genug. Was iſt es damit? Aber es muß etwas Heiteres ſein.“

„Ich weiß nicht. Es beginnt gleich damit, daß dieſe drei Ringe nur noch zwei ſind. Und dieſe zwei ſind wieder unſichtbar.“

„O, das iſt ein guter Anfang; etwas geſpenſtiſch. Aber wir haben ja noch früh. Alſo nur weiter.“

„Nun gut. Es waren alſo drei Ringe, die die Wichtelmännchen oder die „kleinen Leute“, oder die Unterirdiſchen den

Puttkammers zum Geſchenke machten, vor langen, langen Jahren, als Pommern eben fertig geworden war.“

„Wann war das?“

„Sagen wir hundert Jahre nach Fertigwerdung der Mark; dieſe Differenz müſſen Sie meinem Lokalpatriotismus zu gute halten. Alſo die Puttkammers hatten ihre drei Ringe, die ſie, ſo hatten die Wichtelmännchen geſprochen, wahren und in Ehren halten ſollten, das würde dem Hauſe Glück und Segen bringen. Und es kam auch Segen ins Haus, namentlich an Kindern, bis plötzlich, niemand weiß wie, der eine Ring verloren ging und der Segen ſich minderte.“

„Ah!“ ſagte Tubal.

„Sie ſagen „Ah“ und athmen auf,“ fuhr Jürgaß fort. „Die Puttkammers aber mochten auf den Segen nicht verzichten. Und weil ſie ſicher gehen wollten, ſo baute der reichſte von ihnen ein ſchönes Schloß, und in den Schloßthurm hinein, da wo die Wände am dickſten ſind, vermauerte er die beiden verbliebenen Ringe. Und da ſind ſie noch und bergen wie ſich ſelbſt, ſo auch das Glück des Hauſes.“

Das Fräulein von Biſchofswerder, das bis dahin ſteif und unbeweglich auf dem Sophaplatz geſeſſen hatte, hatte, während Jürgaß ſprach, immer lebhafter und zuſtimmender ihr Kinn an den Hals gedrückt. Jetzt nahm ſie das Wort: „Auch wir hatten einen ſolchen Ring,“ ſagte ſie, „der der Sage nach das Glück der Familie begründen ſollte.“

„Und es wohl auch begründet hat,“ unterbrach die alte Excellenz. „Es war, denk' ich, der Geiſterring Ihres Herrn Vaters, der die Lebendigen einſchläferte und die Todten citirte.“

„Gewiß,“ erwiderte die Biſchofswerder, die bei dieſem Hohn ihre ſonſtige Devotion hinſchwinden fühlte, „gewiß Excellenz. Und unter dieſen Todten befanden ſich ganze Familien, die ohne den Ring meines Vaters immer todt geblieben wären. Iſt nicht die Dankbarkeit auch eine deutſche Tugend, Graf Bninski?"

Dieſer einigermaßen überraſcht, von ſo unerwarteter Seite her ſeine Ketzereien unterſtützt zu ſehen, verbeugte ſich gegen die Biſchofswerder, während der Geheimrath von dem Gedanken geängſtigt, die kaum erſt überſtandene Gefahr in neuer Geſtalt heraufziehen zu ſehen, ſich mit der Frage an Lewin wandte: „Was war es doch, Lewin, mit dem Bredow'ſchen Erbringe, von dem Du mir vor Weihnachten erzählteſt? Nur der Eindruck iſt mir geblieben. Ich hört' es gerne noch einmal. Excellenz Reale wird es geſtatten, und Kathinka, die ſo lebhaft für Ringe plaidirt, muß Dir dankbar ſein, etwas zur Verherrlichung ihres Themas zu hören."

„Gewiß," bemerkte dieſe, „ich würde ſchon dankbar ſein, unſeren ſchweigſamen Freund ſich überhaupt an unſerem Geſpräche betheiligen zu ſehen, doppelt, wenn es in Vertheidigung des Ringes und ſeiner welthiſtoriſchen Miſſion geſchieht. Denn jedes Ding braucht ſeinen Mann, und ich wüßte nicht, was beſſer zuſammen paßte, als ein Ring und Vetter Lewin. Vor allem, wenn es ein Trauring iſt. Es iſt ein ſtiller natürlicher Bund zwiſchen beiden, und es ließe ſich ein Märchen darüber ſchreiben; ja ich glaube, ich könnte es, unpoetiſch wie ich bin. Ich würde den Trauring als einen kleinen runden, in ſeiner Mitte ausgehöhlten König auffaſſen, der alle guten Leute beherrſcht, die Ehrbaren und die Tugendſamen. Und an den Stufen ſeines Thrones ſtände ſein erſter Miniſter, als ehrbarſter und tugendſamſter, und er hieße Lewin."

Lewin wurde blaß und roth, faßte ſich aber raſch und ſagte ruhig: „Nach einer Charakterſchilderung wie dieſer werd' ich mich freilich der an mich ergangenen Aufforderung nicht entziehen können, um ſo weniger, als es von König Pharaos Tagen her zu den Aufgaben und Vorrechten eines Tugendminiſters gehört, Träume zu deuten und Geſchichten zu erzählen. Und ſo beginn' ich denn:

Es war alſo wirklich ein Erbring, breit und mit allerhand Zeichen, und eine junge Frau von Bredow, deren Eheherr, Joſua von Bredow, Rittmeiſter und Amtshauptmann von Lehnin war, trug ihn am Ringfinger der linken Hand. Den Winter über lebte das junge Paar in der kleinen Perleberger Garniſon, wenn aber der Mai kam, gingen ſie, wie ſich's gebührte, nach Lehnin, um in dem geräumigen Abthauſe, dem einzigen, das aus alten Kloſtertagen her noch geblieben war, ihre amtshauptmannſchaftliche Wohnung und zugleich auch eine Sommerfriſche zu nehmen. Das waren dann glückliche Wochen, und ſie fuhren nach Pleſſow, Göttin, Rekahne, um die verſchiedenen Rochows, und ebenſo nach Groß-Kreuz, um den alten Herrn von Arnſtedt zu beſuchen, ihr liebſtes aber blieb doch immer, an dem ſchönen Kloſterſee ſpazieren zu gehn, beſonders wo zwiſchen Brombeer- und Haſelſträuchern hin der Weg über die dicht in Blumen ſteherde Wieſe läuft."

„Wie hübſch," ſagte Kathinka. „Ich hätte mit von der Partie ſein mögen."

„Und eines Abends," fuhr Lewin fort, „machten ſie wieder ihren Spaziergang, und weil gerade die Hageroſen blühten, wandelte die junge Frau die Luſt an, eine derſelben zu pflücken. Sie drückte deshalb, um die Roſe leichter abreißen zu können, einen dicht umherſtehenden Haſelſtrauch bei Seite, aber im ſelben Augenblicke, wo ſie die Linke nach der Roſe hin ausſtreckte, ſchlug die ſtärkſte der Haſelruthen wieder zurück, und ſtreifte ihr den Ring vom Finger. Sie ſah den goldenen Bogen, den er in der Luſt beſchrieb, und wie er dann auf den Wieſenſtreifen dicht hinter der Hecke niederfiel. Ein leiſer Schrei kam über ihre Lippen; dann theilten beide ſorglich die Hecke, bückten ſich und begannen zu ſuchen. Sie ſuchten noch, als ſchon die Mondſichel am ſtillen Abendhimmel ſtand; ſie ſuchten in der Frühe des Morgens und als es Mittag war. Aber umſonſt, der Ring war fort. Du wollteſt mit von der Partie ſein, Kathinka; vielleicht daß Deine glückliche Hand ihn gefunden hätte."

„Keine Diverſionen," lachte dieſe. „Die Geſchichte, die Geſchichte."

„Und mit dem Ringe war das Glück des jungen Paares dahin; nicht langſam und allmählich, ſondern unmittelbar. „Du hätteſt vorſichtiger ſein ſollen," ſagte der Eheherr im Tone des Vorwurfs, und mit dieſem Worte war es geſchehen. Aus dem erſten Vorwurf wurde der erſte Streit, und alles was den Frieden eines Hauſes ſtören kann, brach in Jahresfriſt herein: Krankheit und Kränkung, Mißernten und Eiferſucht."

„Auch Eiferſucht? Nicht doch. Du darfſt Deine Helden nicht muthwillig um die Gunſt Deiner Hörer bringen."

„Nur um ſie neu zu gewinnen. Allerdings erſt für ſpätere Zeiten."

„Dann überſchlage was zwiſchen liegt."

„So wollt' ich auch. Die ſilberne Hochzeit war endlich nahe und Joſua von Bredow, der längſt den Dienſt quittirt und ſich auf ſeine Amtshauptmannſchaft in die Lehniner Einſamkeit zurückgezogen hatte, dachte trotz manchen Unfriedens, der nach wie vor in ſeinem Hauſe herrſchte, den Tag zu feiern. Es waren doch immer fünfundzwanzig Jahre! Er hatte deshalb einen großen Bogen Papier vor ſich und ſchrieb eben die Namen derer auf, die zu dem Tage geladen werden ſollten, als ihm Frau von Bredow, die trotz ihrer fünfundvierzig immer noch eine hübſche und ſtattliche Frau war, über die Schulter ſah und auf das

Beſtimmteſte forderte, daß der alte Arnſtedt, der ſich auf dem letzten Potsdamer Ball ungebührlich benommen habe, geſtrichen werden ſollte.

„Eine Scene ſchien unvermeidlich. Da trat in großer Aufregung die Wirthſchafterin ins Zimmer und ſagte: „Gnädiger Herr, da is er; die alte Holtzendorffen hat ihn eben gefunden.“ Und dabei legte ſie eine große Frühkartoffel vor ihn hin, die, beim Anſetzen, mit ihrer Spitze in den goldenen Erbring hineingewachſen war. Da war er alſo wieder. Die gnädige Mutter Natur gab ihn heraus, und Joſua von Bredow und ſeine geborene von Ribbeck wußten nun, daß wieder beſſere Tage kommen würden. Er gab ihr einen Kuß und ſtrich den alten Arnſtedt ohne Widerrede aus. Und als in der Woche darauf die ſilberne Hochzeit wirklich gefeiert wurde, da traten ſie zum zweiten Mal vor den Altar, und der alte Lehniner Paſtor Krokiſius, der aber damals noch bei mittlern Jahren war, hielt eine wunderſchöne Rede über den Spruch: „Wen Gott lieb hat, dem müſſen alle Dinge zum Beſten dienen“. Und als ſeine Rede, denn er konnte ſich nicht kurz faſſen, endlich zu Ende war, da nahm er die Hand der Silberbraut und ſteckte den Ring an denſelben vierten Finger, von dem ihn die böſe Haſelruthe abgeſtreiſt und dadurch eine lange Zwiſchenzeit des Unfriedens geſchaffen hatte. Am Tage nach dieſer Feier aber, denn ſie mochten ſich von ihrem Schatz nicht wieder trennen, ließen ſie von Berlin her einen Graveur kommen, der mußte den Tag des Verluſtes und des Wiederfindens in den Ring eingraben und die ſchöne Bibelſtelle, über die Paſtor Krokiſius gepredigt hatte. Und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heutigen Tages noch.“

Die Gräfin-Excellenz hatte während der Erzählung mehr und mehr ihre hautaine Haltung abgelegt und tippte jetzt Lewin, wie zur Beſiegelung ihrer jungen Freundſchaft, mit der Lorgnettenſpitze auf die Hand.

Kathinka verſprach, ſobald ſie Königin geworden ſein würde, ihn als Traumdeuter und erſten Erzähler an ihren Hof zu ziehen, und nur die Biſchofswerder konnte ſich nicht darüber beruhigen, daß dieſer entzückende Ring gerade in eine Kartoffel hineingewachſen ſei, „die Poeſie leide darunter", eine Bemerkung, der Lewin ohne weiteres zuſtimmte, weil er die Unmöglichkeit einſah, in dieſen äſthetiſchen Anſchauungen Licht zu ſchaffen.

Der alte Geheimrath, ſeiner Natur entſprechend, verweilte bei Nebenſächlichkeiten, und wollte namentlich wiſſen, welcher Bredow'ſchen Linie der Erbring angehört habe. Dann kam er auf Lehnin, verbreitete ſich über die Weiſſagung, deren erſte und letzte Zeilen er im lateiniſchen Original auswendig wußte und ſchloß mit einem Seufzer darüber, daß ihm während voller ſiebzehn Jahre ein Beſuch dieſer alten Kulturſtätte, zugleich des Begräbnißplatzes ſo vieler Markgrafen und Kurfürſten, verſagt geblieben ſei.

„Aber warum verſagt?" unterbrach ihn Tubal, und ehe der alte Ladalinski antworten konnte, fiel Kathinka mit aller Beſtimmtheit ein:

„Machen wir die Partie. Wer iſt unſer Reiſemarſchall? Tubal, nein; Lewin, zweimal nein. Aber Sie, Herr von Jürgaß! Ich will nicht ſo viel Menſchenkenntniß haben, um einen Attaché von einem Profeſſor zu unterſcheiden, wenn Sie nicht der geborene Reiſemarſchall ſind."

„Ich würde ſofort meine Unfähigkeit beweiſen, wenn ich widerſpräche."

„Alſo angenommen?"

„Ja."

„Und wann?“

„Nicht vor Dinstag. Wir haben in Potsdam Relais; ſo iſt es Zeit, wenn wir um Mittag aufbrechen. Rendezvous: Schöneberg, am „ſchwarzen Adler“. Zwölf Uhr pünktlich. Au revoir.“

XV.

Lehnin.

Und der verabredete Dinstag kam. Aber er kam nicht, ohne daß das eingetreten wäre, was bei ähnlichen Verabredungen immer einzutreten pflegt: die Hälfte hatte ſich inzwiſchen eines andern beſonnen. Nicht nur die Gräfin-Excellenz ſammt der Dame d'Atour vom Hofe der hochſeligen Königin, auch der alte Geheimrath, deſſen pedantiſch-romantiſches Verlangen, die lateiniſchen Zeilen der Lehnin'ſchen Weiſſagung an Ort und Stelle citiren zu können, den eigentlichen Anſtoß zu der Partie gegeben hatte, hatte ſchließlich auf die Theilnahme daran verzichtet. Aber an Stelle dieſer ausſcheidenden Elemente waren andere herangezogen worden, und ein friſcher, in der Nacht von Montag auf Dinstag gefallener Schnee verſprach eine raſche und prächtige Fahrt. Denn man war übereingekommen, die Partie zu Schlitten zu machen. Ein leiſer Oſtwind ging, die Sonne ſchien und der Himmel ſtand blau und wolkenlos wie eine Glocke.

Es ſchlug eben zwölf vom Schöneberger Thurm, als vier Schlitten vor dem „ſchwarzen Adler", dem durch Jürgaß beſtimmten Rendezvous vorfuhren. Ihre Inſaſſen waren Bekannte vom Ladalinskiſchen Balle her, Graf Matuſchka, Graf Seherr-Thoß, Graf Zierotin, alle drei mit ihren jungen Frauen.

Nur Bninski fehlte. Statt ſeiner war Tubal als Schlittenpartner eingetreten und hatte an Kathinkas Seite Platz genommen. Eine Minute ſpäter erſchien ein fünftes Geſpann, etwas größer und nach Art aller gemietheten Schlitten ziemlich unelegant, in dem Lewin, v. Hirſchfeldt und Bummcke ſaßen. Jürgaß, der zu beſchaffenden Relais halber, war ſchon ſeit drei Stunden nach Potsdam voraus.

Die Begrüßungen gingen eilig, denn es gebot ſich, des kurzen Tages halber, mit den Minuten zu geizen. Tubal nahm die Tête, dann folgten die drei jungen Paare, während der „Celibataire-Schlitten“, wie die gräflichen Damen das zuletzt eingetroffene Gefährt in guter Laune getauft hatten, den Schluß machte. An dieſer guten Laune nahm alsbald alles Theil; die Pferde warfen den Schaum nach hinten, die Schellen und Glöckchen läuteten, und wenn ein niedrig hängender Zweig geſtreift wurde, ſtäubte der Schnee in die Luft oder fiel in glitzernden Kryſtallen auf die Muffen und Bärendecken nieder. Und dabei Geplauder überall, auch in dem abſchließenden Schlitten der Celibataires.

„Wo nur Bninski ſein mag?“ fragte Lewin. „Er ſchien ſo geneigt, uns zu begleiten.“

„So haben Sie nicht davon gehört?“ antwortete Bummcke. „Jürgaß hat ihn gebeten, auf eine Theilnahme an der Partie zu verzichten.“

„Aber wie konnt' er nur? Ich wenigſtens hätte mich eines ſolchen Auftrags nicht entledigen mögen.“

Bummcke lachte. „Sie kennen ja Jürgaß. Ich wette, daß es ihm leichter geworden iſt als der müden Krähe, die da eben vor uns auffliegt, das Flügelſchlagen. Er verfährt nach dem alten Grundſatz: „Ehrlichkeit die beſte Politik“, und hat dem Grafen offen geſagt, daß ſein Erſcheinen eine Verlegenheit ſchaffen würde. Ich glaube nämlich, er hat eine Ueberraſchung, irgend etwas preußiſch patriotiſches vor. Sie wiſſen, er liebt dergleichen. Was ihm Bninski geantwortet, weiß ich nicht, nur ſo viel iſt gewiß, daß ihr gutes Einvernehmen keine Störung erfahren hat. Es überraſcht mich nicht. Jürgaß iſt harmlos und der Graf eine vornehme Natur. Selbſt ſeine Vorurtheile beleidigen nicht. Er haßt uns, aber er haßt das Ganze, nicht die Einzelnen. Denken Sie daran, Hirſchfeldt, wie liebenswürdig er alles aufnahm, was Sie über Spanien laſen. Es iſt nichts Kleinliches an ihm.“

Hirſchfeldt nickte zuſtimmend, und während dieſes Geſpräch fortgeſponnen und im Anſchluß daran des letzten Abends bei Ladalinskis, der alten hochmüthigen Excellenz, der ſteifen und ceremoniellen Biſchofswerder, und zuletzt auch der zwiſchen beiden geführten Fehde gedacht wurde, paſſirten unſere Freunde den Steglitzer Park, über den die leichter und eleganter gebauten Schlitten der vier Mazurka-Paare ſchon ſeit einer kleinen Weile hinaus waren. Lewin drang auf prompteren Anſchluß, aber der Abſtand blieb, und immer, wenn der Weg eine Biegung machte, ſah der nachfolgende fünfte Schlitten die Flankenlinie der vier vorausfliegenden Geſpanne, die blauen Schleier der Damen und die weißen Schneedecken, die ſich im Winde bauſchten und blähten.

An den ausgebauten Häuſern von Zehlendorf vorbei, ging es im Fluge auf das Stimming'ſche Gaſthaus am Wanſee zu, und Lewin, mit der Hand nach links deutend, wies jetzt auf eine umfriedete, nur an vier Pappeln erkennbare Stelle hin, wo ſich ſeit Jahresfriſt der Grabhügel Heinrichs v. Kleiſt erhob. Hirſchfeldt, damals ſchon in Spanien, wußte nichts von dem beklagenswerthen Ereigniß, und ſo fiel es ſeinen Gefährten zu, ihm von den letzten Schickſalen, dem Leben und Sterben eines Kameraden zu erzählen, mit dem er, als beide noch in derſelben Garniſon ſtanden, wenigſtens oberflächlich bekannt geweſen war. Von dieſer Erzählung ſprang das Geſpräch bald zu ſeinen Dichtungen über, und der Charakter des Käthchens von Heilbronn, vor allem die dramatiſche Berechtigung oder Nichtberechtigung des Somnambulen war noch keineswegs feſtgeſtellt, als ſchon ihr Schlitten durch die defiléartige Schmalung hindurch glitt, die bei Kohlhaſenbrück durch den dicht an die Straße herantretenden Fichtenwald und von der anderen Seite her durch das Röhricht des Griebnitz-Sees gebildet wird. Eine Minute ſpäter, und die verſchneiten Weberhäuſer von Nowawes, nicht viel größer wie winterliche Grabhügel, lagen zu beiden Seiten, und jetzt am Brauhausberg, dann an der Schloßcolonnade vorbei, ging es in das ſtille Potsdam hinein. Heute ſtiller denn je, denn der Hof und die Garden, wie es die alte Excellenz an dem letzten Ladalinski-Abend vorher geſagt hatte, waren ſeit einer halben Woche fort. Am Jägerthore hielt Jürgaß, zehn Schritte weiter abwärts die Relais, und nachdem alle Herren und Damen ihren Reiſemarſchall begrüßt, ein paar Poſtknechte aber die Pferde gewechſelt und die Sielen und Schellengeläute wieder aufgelegt hatten, ging es ohne weiteren Aufenthalt in immer raſcherem Tempo in die Havellandſchaft hinein. Denn das Ziel mußte noch vor Sonnenuntergang erreicht werden.

Es war jetzt zwei Uhr. Die Kuppeldächer der Communs und des neuen Palais blinkten in der Nachmittagsſonne, und unmittelbar dahinter dehnte ſich das Golmer Bruch; Dorf Eiche mit ſammt ſeinem Kirchthurm ſchien darin zu verſinken. Nun lag auch das zurück, und aus der Eis- und Schneewüſte, zu der die ſonſt in ſeeartigen Flächen dahinfließende Havel geworden war, ragten nur noch die Maſtſpitzen von ein paar Dutzend Kähnen auf, die der Froſt auf ihrer Fahrt überraſcht und zur Ueberwinterung im Eiſe gezwungen hatte. Dann kam Stadt-Werder, nur kenntlich an einer Rauchſäule, die über der großen Brauerei der Inſel ſtand, und nun an niedrigen aber ſteilen Hügeln vorbei, auf deren Abhängen nichts ſichtbar war als Krähen und Schnee, jagten die Schlitten den nächſten Dörfern zu.

Die Geſpräche ſtockten oder wurden einſilbiger; alles hatte nur noch einen Gedanken: das Ziel. Jürgaß übernahm die Führung, denn Groß-Kreuz war eben paſſirt, und der Weg, der jetzt nach links hin in den großen Lehniner Tannen- und Eichenforſt einzubiegen begann, erheiſchte beides: ein ſcharfes Auge und eine ſichere Hand.

Zuerſt Tannen. Ah, wie die Stille des Waldes alles labte! Der Wind ſchwieg und jedes Wort, auch wenn leiſe geſprochen, klang laut im Wiederhall. Ein warmer Harzduft war in der Luft und ſteigerte das Gefühl des Behagens. Ueber den Weg hin, hier und dort, liefen die Spuren, die das Wildſchwein in den Schnee gewühlt hatte; von den ſchwanken Zweigen flog das Rothkehlchen auf, und aus der Tiefe des Waldes hörte man den Specht. Nun kam eine große Lichtung, an deren entgegengeſetzter Seite das Laubholz anfing, aber zunächſt noch mit Tannen untermiſcht. Die Sonne glühte hinter den Bäumen, und je nachdem die Lichter fielen, ſchimmerte das braune Laub der Eichen golden oder kupferfarben, während die ſchwarzen Tannenwipfel wie ſcharfgezeichnete Schatten in der ſchwimmenden Glut des Abends ſtanden. Alles war hingeriſſen von der Schönheit des Anblicks, und Lewin ſah deutlich, wie eine kleine Hand nach der anderen ſich aus dem wärmenden Muff zog und auf die Waldſtellen hindeutete, wo ſich die Schatten und Lichter ſo zauberiſch miſchten.

Bummcke entſann ſich, ſelbſtverſtändlich von Kopenhagen her, eines dieſelben Abendtöne wiedergebenden Claude-Lorrain, und wollte eben zu kunſtwiſſenſchaftlichen Betrachtungen übergehen, als der Wald, der kurz zuvor noch endlos geſchienen, ſich plötzlich öffnete und eine Anzahl zerſtreuter Baulichkeiten ziemlich deutlich erkennen ließ. Und ehe noch unſere Reiſenden ſich zurechtgefunden und ihrer Ueberraſchung Ausdruck gegeben hatten, hielten ſie ſchon vor ihrem Ziel: der Kloſterkirche von Lehnin.

* * *

War es Zufall oder hatte Jürgaß die Zeit ihrer Ankunft im Voraus angegeben, gleichviel, aus der neben dem großen Rundbogenportale befindlichen Seitenthür trat ihnen, ohne daß ſie hätten klopfen oder warten müſſen, ein kleiner hagerer Mann mit langem weißen Haar entgegen, der alte Lehnin'ſche Küſter, nur um zwei Jahre jünger als ſein Hohen-Vietzer Kollege Jeſerich Kubalke. Er begrüßte die zunächſt ſtehenden Damen durch Abnehmen ſeines Käpſels, ſprach ein paar Worte mit Jürgaß, und öffnete dann, entweder weil dieſer darum gebeten oder auch weil er ſelber den Wunſch einer möglichſt feierlichen Einführung hatte, die ſchwere mit Eiſen beſchlagene Mittelthür. In dieſer, trotz des Zugwindes, der wehte, blieb er ſtehen, bis alle Beſucher eingetreten waren.

Die Glut des Abends ſtand noch in den weſtlichen Scheiben, und ein rother Schimmer, der allem wieder einen Anflug von Leben lieh, fiel auch auf die Brautkränze, die vertrocknet und mit langen ausgeblaßten Bändern an der gegenüberbefindlichen Kirchenwand hingen. Es war die denkbar beſte Stunde. Nichtsdeſtoweniger konnte keinem Beobachter entgehen, daß alles enttäuſcht war, beſonders die Damen. Sie hatten eben mehr erwartet.

„Wo ſind die Grabſteine?“ fragte die Matuſchka mit der vollen Ruhe derer, die ſich noch weitab davon fühlen.

„Sie dürfen keine Mehrheit von mir verlangen, gnädigſte Gräfin,“ antwortete Jürgaß, der ſich mit dieſer und Kathinka von dem Reſte der Geſellſchaft abgeſondert und, weil er das Kloſter genau kannte, der ſpeziellen Führung der beiden jungen Damen unterzogen hatte. „Die Lehnin'ſchen Grabſteine, Dank amtlicher und nichtamtlicher Verwüſtungen, beſchränken ſich auf einen. Ich werde gleich die Ehre haben, Ihnen denſelben vorzuſtellen.“ Damit ſchritt er die Stufen zum hohen Chore hinauf, wo ein Mönch, in Stein geſchnitten, auf ſeinem Grabe lag. Kathinka und die Matuſchka folgten.

„Ich erwartete,“ ſagte die Gräfin, „einen Soldaten zu ſehen,“ ſetzte dann aber, ſich ſchnell verbeſſernd, hinzu, „ich meine einen Krieger. Sie dürfen nicht lachen, Jürgaß. Es iſt doch anzunehmen, daß die Markgrafen Krieger waren, mit Schild und Panzerhemd und einer Krone. Oder trugen ſie keine? Sie ſchweigen wieder; das iſt nicht recht; ein Führer muß immer ſprechen. Jedenfalls müſſen dieſe Markgrafen doch irgend etwas auf dem Kopfe gehabt haben. Es waren Askanier, wenn ich den alten Ladalinski recht verſtanden habe.“

„Ja, Askanier oder Anhaltiner.“

„Nicht doch. Sie wollen mich verwirren. Wenn es Askanier waren, ſo können es keine Anhaltiner geweſen ſein. Der alte Deſſauer, der auf dem Luſtgarten ſteht, und von dem ſie bei großen Militärkonzerten den Marſch mit dem langen Trompetenſolo ſpielen, der war ein Anhaltiner... Aber was iſt denn das?“ und dabei ſtieß die ſchöne Gräfin mit ihrer Fußſpitze an einen Baumſtumpf, der, ſelber hart wie Stein, etwa zwei, drei Handbreiten hoch ſich aus dem Steinboden erhob.

„Das iſt das Ueberbleibſel von jenem Eichenſtamm, aus dem vor ſo und ſo vielen Jahrhunderten, mit deren näherer Angabe ich Sie nicht beläſtigen will, das geſammte Kloſter Lehnin emporgewachſen iſt. Unter dieſem Baume, als er noch ein Baum und nicht ein Stumpf war, hatte Markgraf Otto, der erſte ſeines Namens, einen Traum, der ihm Gefahr in dieſen Wäldern prophezeite. Markgraf Otto aber war ein Sohn Albrechts des Bären, von dem gnädigſte Gräſin vielleicht gehört haben werden."

„Gewiß, gewiß; Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär."

„Sehr gut. Nun, alſo Markgraf Otto hatte einen böſen unheilverkündenden Traum, und ſeine Mannen, die auch chriſtliche Askanier waren, drangen, als ſie von dem Traume hörten, in ihn, eine ſchutzgebende Burg gegen die Wenden zu bauen."

„Gegen die Wenden? Was ſind Wenden?"

„Wenden hießen die heidniſchen Völkerſchaften, die damals hier zu Hauſe waren."

„Nun gut. Und was that nun der Markgraf?"

„Er erwiderte: Eine Burg gegen die Wenden will ich gründen, aber eine Burg, von der aus unſere teufliſchen Widerſacher, darunter verſtand er die Wenden, nicht durch Waffenlärm, ſondern durch heiligen Geſang verſcheucht werden ſollen.' Und ſo baute er ein Kloſter. Und dies Kloſter hieß Lehnin."

Während dieſer Auseinanderſetzung waren ſie weiter geſchritten bis an das Querſchiff der Kirche, in dem alle möglichen Bilder in wurmſtichigen halbzerſtörten Holzrahmen hingen, ſo daß oft ganze Stücke herausgefallen waren. Vor dem größten dieſer Bilder blieb Kathinka, die den Arm der Matuſchka genommen hatte, ſtehen und ſagte zu Lewin, der mittlerweile von der andern Gruppe her ſich ihnen angeſchloſſen hatte: „Wie häßlich. Es ſieht aus wie ein Jahrmarktsbild."

„Es iſt auch etwas derart. Selbſt die Eintheilung in

Felder; wie die Damen bemerken werden, iſt uns nicht erſpart geblieben. Allerdings hat es der Künſtler bei einer bloßen Zweitheilung, bei einem einfachen Oben und Unten bewenden laſſen. Oben das greuliche Durcheinander iſt die Ermordung des erſten Lehniner Abtes, den die Wenden erſchlugen, weil ſie ihn in Verdacht eines Liebesabenteuers hatten."

„Ich nehme an, ohne Grund," ſagte Kathinka.

„In meiner Eigenſchaft als erſter Tugendrath von König Ring würd' es mir ſchlecht anſtehen, einen Zweifel dagegen auszuſprechen. Ich wünſchte nur, daß auch der Maler nachſichtiger mit ihm verfahren wäre."

„Es iſt vielleicht ſchon aus der proteſtantiſchen Zeit."

Lewin wollte die gereinigte Lehre rein von der Schuld dieſes Bildes halten, und begann eben eine Auseinanderſetzung, als Jürgaß ihn darin unterbrach und zur Eile mahnte, da, nach dem durchaus einzuhaltenden Programm, innerhalb der nächſten zehn Minuten nicht nur die draußenliegende Trümmerhälfte der Kirche, ſondern auch noch die Reſte des Kloſterkreuzganges und der denſelben einſchließenden alten Baulichkeiten beſichtigt werden müßten.

Dieſe mit lauter Stimme geſprochene Jürgaß'ſche Mahnung war nicht blos von Lewin gehört worden, und alles eilte, um ihr zu gehorchen, dem Ausgange zu. Nur die Gräfinnen Scherr-Thoß und Zierotin, die ſich bei dem Bilde des ermordeten Abts in Vermuthungen und heiteren Spottreden erſchöpft hatten, waren zurückgeblieben und erſchraken jetzt, als ſie ſich plötzlich mit den Braut- und Todtenkronen allein ſahen, in denen es unter dem hereinwehenden Zugwind zu raſcheln begann. Das Abendroth in den Scheiben war immer grauer geworden; unheimlich ſahen ſie ſich um und ſuchten nach dem Ausgang, den ſie, bang und verwirrt, trotz dem ſie ganz in ſeiner Nähe ſtanden, nicht finden konnten. Endlich kam der Küſter und geleitete ſie hinaus. Sie machten ihm kein Hehl aus ihrer Furcht und nickten ihm freundlich zu, als er den Schlüſſel wieder im Schloß drehte.

Unter den Trümmern draußen — die ſpätere gothiſche Hälfte der Kirche war eingeſtürzt — fanden ſich alle wieder zuſammen; aber ihres Bleibens war an dieſer Stelle nicht. Sie lugten nur eben in einen ſtehengebliebenen Wendeltreppenthurm hinein, zeigten einander die Ebereſchenſträucher, die auf den Schrägungen der Strebepfeiler mehr durch Schnee als Erdreich feſtgehalten ſchienen, und ſchritten dann über einen quadratiſchen Hof hin, der von alten und neuen Kloſtergebäuden, von Klafterholz und Heckenzäunen eingefaßt, einen wunderlich gemiſchten Anblick von Glanz und Dürftigkeit gewährte. An einer ſtehengebliebenen Feldſteinmauer entlang, der man nach innen zu eine Art Sommerdach gegeben hatte, lief eine Kegelbahn, auf deren Lattenrinne die Kugeln wie in Schnee eingemauert lagen. In einer der Ecken dieſes Schuppens waren Bohnenſtangen kreuz und quer zuſammen geworfen, während rechts daneben, wo das Klafterholz aufgeſchichtet lag, auf einem überragenden Pfeilerſtück ein paar Berberitzenſträucher ſtanden, die mit ihren tiefrothen Beeren über die nachbarlichen, ſchon gelblich werdenden Ebereſchenbüſchel ſpotten zu wollen ſchienen. Alles das wurde nur im Fluge mitgenommen, und müde des Schauens, aber voller Verlangen nach einem Mittagsmahle, dem übrigens alle, die Jürgaß kannten, mit unbedingtem Vertrauen entgegen ſahen, ſtiegen jetzt die Paare einige neben dem Kegelſchuppen befindliche hohe Stufen hinauf, die in ein langes, halb aus Feldſtein, halb aus Backſtein aufgemauertes Gebäude führten: das alte Refektorium.

Es war eine hohe halbzerſtörte Halle, die nur an ihrem unteren Ende noch ein ſchützendes Dach hatte. Unter dieſer geſchützten Stelle war eine lange Tafel gedeckt, an deren einer Schmalſeite — und zwar da, wo dieſelbe die jenſeitige Giebelwand zu berühren ſchien — ein mächtiges Kaminfeuer brannte, während an den zwei Langſeiten hin ſechs in Helm und Bruſtharniſch gekleidete Kloſterknechte ſtanden, alle mit Fackeln in der Hand. An jeder Seite drei. Das „Ah!“ das laut wurde, war der eigentlichſte Reiſemarſchallstriumph dieſes Tages.

Die Plätze waren gelegt. Lewin, der ſich während des Beſuches in der Kirche raſcher, als es ſonſt wohl ſeine Art war, mit der ſchönen Matuſchka befreundet hatte, ſaß zwiſchen dieſer und Kathinka. Jürgaß präſidirte. Die hohe Kaminflamme in ſeinem Rücken, erhob er ſich, um ein Wort der Begrüßung zu ſprechen.

„Ich heiße Sie, meine Freunde, willkommen in dieſen Räumen, in denen ich ſelber ein Gaſt bin. Wie ſie ſich mir erſchloſſen haben, iſt mein Geheimniß. Ob es der Frater Hermannus war, der ſeine Weiſſagungen recitirend, mich perſönlich in Küche und Keller umherführte, oder ob aus näherliegender Zeit der Erbring meiner Vettern, der Bredows, hier ſeine Wunder wirkte, das eine wie das andere hüllt ſich in Dunkel. Genug, wir ſind da, und die Tafel iſt gedeckt. Und nun, dienende Brüder, an Euer Werk!“

Dieſe letzten Worte waren an vier, zu beiden Seiten ſeines Seſſels ſtehende Mönche gerichtet, die trotz der beſten Abſicht, als Lehnin'ſche Ciſterzienſer angeſehen zu werden, doch durchaus in dem Koſtüm eines Maskenball-Kapuziners ſtecken geblieben waren. Sie trugen braune, mit einem Strick umgürtete Kutten, und während einer von ihnen die Humpen mit Werder'ſchem Bier zu füllen, ein zweiter den Wildſchweinskopf und dann den Hirſchrücken umherzureichen begann, ſchritten die beiden andern langſam die Halle hinunter bis an die Stelle, wo das Dach fehlte und ein letzter Reſt von Tageslicht auf den Fußboden fiel. Hier war eine Fallthür aus alter oder neuer Zeit, in die jetzt einer der Fratres, der einen brennenden Kienſpan in Händen hielt, hinabſtieg, während der andere auf der aufgeklappten Thür ſtehen blieb und von Zeit zu Zeit neugierig in das Kellerloch hinunter blickte. Bald wurden Flaſchen, die, weil ſie weder Staub noch Spinnwebe zeigten, nicht lange an dieſer Stelle gelagert haben konnten, hinaufgereicht und von dem obenſtehenden Bruder in Empfang genommen, der dann mit einer Gewandtheit, an der ſich die Jürgaß'ſche Schule leicht erkennen ließ, die Korke zu ziehen und den goldenſchimmernden Rheinwein in die grünen Römer einzuſchenken begann. Sein Konfrater (der mit dem brennenden Kienſpan) war in dem Keller zurückgeblieben. Niemand dachte ſeiner mehr.

An der Tafel belebte ſich inzwiſchen die Unterhaltung; die Damen waren ausgelaſſen, am ausgelaſſenſten aber Lewin, der — nicht unempfindlich gegen das Entgegenkommen der augenſcheinlich ein Gefallen an ihm findenden ſchönen Gräfin — vor allem in dem Bewußtſein glücklich war, ſich endlich einmal Kathinka gegenüber in einer anderen Rolle als in der des von ihr verſpotteten Träumers zeigen zu können. Ihre Neckereien, in denen ſich mehr und mehr ein Anflug von Eiferſucht oder verletzter Eitelkeit ausſprach, ſteigerten nur ſein Wohlgefühl und ſeine gute Laune.

„Haben Sie denn, gnädigſte Gräfin,“ wandte er ſich an dieſe letztere, „das weiße Fräulein bemerkt, als wir in den Wendeltreppenthurm hinein ſahen? Ich ſchrak zuſammen; es war ein vollkommenes Bild unglücklicher Liebe.“

Die Gräfin lachte; Kathinka aber ſprach an Lewin vorbei: „Glaub' ihm nicht, Wanda; er weiß nichts von unglücklicher Liebe. Ihm iſt nie zu trauen, am wenigſten aber ſeinen Geſchichten. Er erfindet ſich, was ihnen fehlt.“

„Deſto beſſer,“ ſagte die Matuſchka. „Ich mache mir nichts aus wahren Geſchichten. Die wahren Geſchichten ſind immer langweilig oder häßlich. Bitte, Herr von Vitzewitz, erzählen Sie mir von dem „weißen Fräulein“. Ganz auf Diskretion. Aber etwas recht hübſches: Mönch, Liebe, Sehnſucht.“

„Ja, gnädigſte Gräfin, da haben Sie die Geſchichte ſchon vorweg erzählt. Mönch, Liebe, Sehnſucht — das iſt alles.“

„O, thun Sie noch ein wenig hinzu.“

„Ich darf es nicht, ſo gern ich Ihnen zu Dienſten wäre. Solche Geſchichten ſind ſehr empfindlich, und nehmen es übel, wenn man an ihnen rührt oder ſie gar verbeſſern will. Das weiße Fräulein geht treppauf, treppab und ſucht den Mönch, den ſie liebt. Aber er verbirgt ſich ihr. Um Sonnenuntergang tritt ſie dann auf den Söller, und breitet die Arme ſehnſüchtig nach ihm aus, als habe ſie ihn geſehen. Aber es war nur ein Schein. Dann ſetzt ſie ſich in den Pfeilerſchatten und weint.“

„Das iſt hübſch,“ ſagte die Matuſchka, auf deren immer lachendem Geſicht es einen Augenblick wie Theilnahme oder Trauer zitterte. Denn ſie war weniger glücklich als ſie ſchien. Kathinka aber warf den Kopf in den Nacken und ſagte: „Ich höre nicht gern von unglücklicher Liebe.“

„Und doch iſt die Welt voll davon,“ antwortete Lewin.

„Vielleicht gerade deshalb, daß ich ſie nicht mag. Es iſt ſo alltäglich, ſo tödtlich, immer wieder daſſelbe. Ich begreife keine unglückliche Liebe.“

„Die Reichen begreifen nie, daß es auch Arme gibt.“

Aber Kathinka hörte nicht, und in ihrer Vorliebe für Paradoxien auch vor dem Gewagteſten nicht zurückſchreckend, gefiel ſie ſich jetzt darin, ihren einmal ausgeſprochenen Satz in heiterem Spiele weiter auszuführen:

„Wenn Liebe nicht glücklich ſein kann, ſollte ſie gar nicht ſein. Ich entſinne mich nicht, in der Bibel (ich meine im alten Teſtament, wo die Menſchen noch menſchlicher waren) von einer unglücklichen Liebe geleſen zu haben. David liebte glücklich, Salomo noch mehr. Wenn man etwas ſagen kann, ſo iſt es vielleicht das, daß ſie zu glücklich liebten. Unglückliche Liebe iſt eine neue Erfindung, wie die Buchdruckerkunſt oder das Spinnrad. Ja, wie das Spinnrad. Das ſurrt und ſummt, und endlos wird der thränennaſſe Faden weiter geſponnen.“

Die Matuſchka horchte verwundert auf; Kathinka aber, durch dieſe Wahrnehmung eher angeſpornt als eingeſchüchtert, fuhr in ſich ſteigerndem Uebermuthe fort: „Und nun gar ein „weißes Fräulein“, das einen Mönch liebt. Man liebt überhaupt keinen Mönch. Wenn man ihn aber liebt — und ich ertappe mich plötzlich auf der Laune, nur noch Mönche lieben zu wollen — ſo muß man ihn ſo lieben, daß kein Kloſter der Welt ihn halten und verbergen kann. Aber Pardon, Wanda! Du mußt lachen; deshalb ſprech' ich ja. Lewin bitt' ich nicht um Entſchuldigung, weil ich ihm wieder anſehe, daß er alles glaubt, was ich eben geſagt habe.“

Es war inzwiſchen immer dunkler geworden, und an der dem Kamin gegenüber gelegenen Giebelwand lag nur noch ein grauer Dämmer, den dann und wann ein helleres Aufleuchten der weiter oben in der Halle ſtehenden Fackeln durchblitzte. Man ſah auch in dieſem ungewiſſen Scheine, daß es draußen leiſe zu ſchneien begonnen haben mußte, denn durch das offene Dach fielen einzelne große Flocken. Jeder fröſtelte, und die Damen zupften ihre Pelzröcke höher an den Hals hinauf. Das war die Stimmung, die Jürgaß brauchte; er erhob ſich jetzt, um nach ſeinen erſten, bei Beginn des Mahles geſprochenen Begrüßungsworten, die eigentliche Rede des Tages zu halten.

„Es hat Ihnen gefallen," ſo begann er, „in Lehnin meine Gäſte zu ſein, in demſelben Lehnin, an deſſen vor vierhundert Jahren durch Frater Hermannus aufgezeichnete Weiſſagungen die Feinde Preußens ſo oft und ſo frohlockend erinnert haben, vor allem in dieſen Tagen der Erniedrigung, in denen gehäſſiger Scharfſinn herausgerechnet hat, daß jetzt die Stunde da ſei, von der uns die Prophezeiung berichtet: „Und dem letzten ſeines Stammes wird das Scepter aus der Hand geſchlagen werden." Aber dieſe Feinde Preußens haben nicht zu Ende geleſen, und wir, die wir andern Sinnes ſind, leſen uns eine andere ſchönere Stelle heraus, in der es anſchließend an jene Worte der Trauer heißt: „Und die Mark vergißt all ihrer Leiden, und kein Fremdling darf fürder über ſie frohlocken." Ja, meine Freunde, dieſe Stunde iſt da, und weil ſie da iſt, ruf' ich in eben dieſer Halle, die nun bald wieder — auch das verkündet uns die Weiſſagung — im Glanze eines neuen goldenen Daches in alle Lande hineinleuchten wird: Vivat Boruſſia! Was aber aus Nacht geboren wurde, verſink' auch in Nacht. Pereat Bonaparte!"

Das Pereat verklang, ohne daß es zunächſt wenigſtens beantwortet worden wäre, denn während Jürgaß noch ſeine letzten Worte ſprach, war unten in der Halle, genau da, wo die Fallthür ſein mußte, ein dunkelqualmiges, aus der Tiefe kommendes Licht ſichtbar geworden und aus eben dieſem qualmigen Lichte hatte ſich zittrig und wackelnd, erſt ein Hut von wohlbekannter Form und dann ein kurzer franzöſiſcher Uniformrock erhoben, mit ſchlaff herabhängenden Aermeln und allerhand wunderlichem Fingerwerk, von dem ſich nicht hatte erkennen laſſen, ob es menſchliche Hände oder abgeſtutzte Wurzel zweige waren. Einen Augenblick ſtand die Erſcheinung und ſah kopf- und augenlos die Halle hinunter; dann verſank ſie wieder in dieſelbe Tiefe, aus der ſie aufgeſtiegen war. Und mit ſchwerem Schlage, der durch die Halle dröhnte, ſchlug die Fallthür zu.

Nun erſt löſte ſich der Bann, und die Grafen Seherr-Thoß und Zierotin, die Jürgaß zunächſt ſaßen, wiederholten jetzt das Pereat, in das alle übrigen Gäſte in raſch wiedergewonnener Tafelheiterkeit einſtimmten. Nur Hirſchfeldt ſchwieg; er hatte ſich draußen in der Welt im Kampfe gegen den „großen Feind der Menſchheit“ einen Reſpekt vor eben dieſem Feinde erworben, der ihn an Scenen, in denen der renommiſtiſche Ton des Regiments Gensdarmes nachklang, wenig Gefallen finden ließ.

Eine kurze Weile noch ging das Geplauder und wechſelten die Reden, unter denen auch ein kurzer, in pointirter Weiſe geſprochener Toaſt Kathinkas auf den „Reiſemarſchall“ war; dann erhob ſich dieſer und ſagte, auf das beinahe niedergebrannte Kaminfeuer deutend: „Es erliſcht, und mit ihm unſer Feſt.“

Und damit war das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Als ſie gleich darauf von den Fackelträgern begleitet, paarweiſe die Halle hinunterſchritten und an der Fallthür vorüber kamen, lag dieſe, weil der Luftzug hier die Flocken gegen die Giebelwand getrieben haben mochte, höher unter Schnee als die andern Theile der offenen Halle. Jürgaß, der den Zug führte, wies darauf hin und ſagte: „Begraben in Schnee.“ Und mit dieſen Worten hatten alle den Ausgang erreicht, ſtiegen die hohen Steinſtufen hernieder und nahmen ihre Plätze in den Schlitten, die bereits vorgefahren waren.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter lag alles, Lehnin und ſeine Kirche, das Refektorium und die „Erſcheinung im kleinen Hut“, wie ein Traum hinter ihnen und durch den ſtillen Wald hin hörte man das Geſpräch und das Lachen der einzelnen Paare.

Man war übereingekommen, friſcherer Unterhaltung halber, an den einzelnen Stationspunkten die Plätze zu wechſeln. Die Fahrt auf der erſten Station machte Lewin mit Jürgaß, bei welcher Gelegenheit ihm auch Auskunft wurde, mittelſt welcher alten Beziehungen ſich das in Scenegehen dieſes Lehniner Feſtes überhaupt ermöglicht hatte; in Groß-Kreuz indeſſen bei dem eintretenden Plätzewechſel kam Jürgaß an die Seite der Matuſchka, während ſich Kathinka Lewin als ihren Partner erbat.

„Du ſcheinſt Dich vor mir zu fürchten; aber das Thörichtſte, Freund, iſt immer die Furcht. Da Du mich zu wählen verſäumteſt, wähl' ich Dich. Und ſo iſt es immer; das Unglück, das wir fliehen wollen, läuft uns nach.“

Und ehe noch die letzten Worte geſprochen waren, flog der Schlitten, auf deſſen ſchmaler Holzpritſche Lewin Platz genommen hatte, die Groß-Kreuzer Eichenallee hinauf, und bog dann in den ſchmalen Uferweg ein, der ſich zwiſchen der ſcheinbar endloſen in Eis und Schnee daliegenden Havelfläche und den verſchneiten Plateauabhängen hinzog.

Sie waren ſchon eine gute Strecke gefahren, ohne daß ein Geſpräch verſucht oder auch nur ein einziges Wort gewechſelt worden wäre; endlich ſagte Lewin, indem er ſich vorbeugte:

„Gib mir Deine Hand, Kathinka.“

Sie that es, und er bedeckte ſie mit Küſſen. „Ich kann nicht ohne Dich leben,“ ſprach er an ihrem Ohr. „Habe Mitleid mit mir; ſage mir, daß Du mich liebſt. Ich ſolle nicht thöricht ſein, ſchriebſt Du, und ich ſolle keine Geſpenſter ſehen. Ach, es iſt an Dir, Kathinka, ſie zu bannen.“

Sie ſchwieg. Und nur das Schnauben der Pferde und das Läuten der Glocken klang durch die Oede hin. Lewin aber fühlte nichts als ihren Athem, und hörte nichts als das Hämmern ſeines eigenen Herzens.

„Denkſt Du noch an Sylveſtertag, wo wir nach Guſe fuhren und die Strophen memorirten? Es war eine entzückende Fahrt, und ich war ſo glücklich.“

Kathinka nickte.

„Aber Tubal war damals mit uns, und ich ſagte mir hundertmal in meinem Herzen, „oh, daß wir doch allein wären!“ Und nun ſind wir allein, Kathinka.... Du meinteſt, ich fürchtete mich. Ja, man fürchtet ſich vor ſeinem Glück.“

Sie entzog ihm ihre Hand; er aber, wohl empfindend, daß es nicht im Unmuth war, fuhr in wachſender Erregung fort: „Ja, allein mit Dir; darin liegt all mein Glück. Ach, daß doch dieſe Stunde wüchſe und mein Leben würde, und daß ich ſo hinführe mit Dir über die Welt, in Schnee und Wind, und nichts fühlte als Dein wehendes Haar an meiner Stirn.“

Es ſchien ihm, daß ſeine Worte nicht ungehört verklangen, denn in einem andern als ihrem gewöhnlichen Tone ſprach ſie halbleiſe vor ſich hin: „Gib mir die Zügel, Lewin.“

„Du haſt ſie, heut' und immer.“

„Aber ich brauch' einen freieren Arm, um ſie zu führen; hilf mir dazu.“

Und er nahm ihr den leichten Seidenmantel von Arm und Schulter und legte die Zügel in ihre Hand.

Die Pferde, als empfänden ſie die ſtraffere Führung, griffen im Augenblicke raſcher aus, und der im Winde rückwärts wehende Mantel umflatterte Lewins erglühendes Geſicht. Unendliche Sehnſucht erfüllte ſein Herz und zuckte und fieberte in jedem Tropfen ſeines Bluts, als Kathinka jetzt in der Wonne des Fahrens und Dahinfliegens ſich weiter in den Sitz zurückwarf und ihre Schulter leicht an ſeine Bruſt lehnte. Aber die Scheu, die ſein angeboren Erbtheil war, überkam ihn wieder, und es war ein einziger Kuß nur, den er zitternd auf ihren Nacken drückte.

So vergingen Minuten; dann ſagte Kathinka: „Der Wind geht zu ſcharf, Lewin; hilf mir wieder in meinen Mantel.“ Es klang faſt wie Spott. Er empfand es, aber gehorchte.

Nun ſchwiegen beide, und über die Havelbrücken hin flog ihr Schlitten. Die Sterne ſtanden winterklar am Himmel, die Schneefelder blinkten und blitzten, und bald auch, in ſilbergrauem Dämmer, ſtiegen wieder die Kuppeln der Communs und die breiten Maſſen des neuen Palais vor ihren Blicken auf. Da war das Jägerthor, und an der alten Stelle warteten die Relais. Lewin und Kathinka waren die erſten; er half ihr von ihrem Sitz und küßte ihr die Hand. Sie ſah ihn groß an aber freundlich, und ſagte nur, jedes Wort betonend: „Du biſt ein Kind.“

Nicht lange, ſo waren auch die anderen Schlitten heran; die Pferde wurden gewechſelt, die Plätze auch; Tubal nahm wieder den Sitz neben der Schweſter.

Und ſo ging es in neuem Jagen auf Berlin zu.

XVI.

Kathinka.

Die Winterſterne, die während der Lehniner Rückfahrt ſo funkelnd am Himmel geſtanden hatten, hatten einen hellen Tag ververſprochen, und dieſer helle Tag war nun da. Die Sonne, wo ſie ſcharf hinfiel, ſchmolz den Schnee von den Dächern, und als ſie gegen Mittag ihren höchſten Stand beinahe erreicht hatte, ſah ſie ſcharf an dem Nikolaikirchthurm vorbei in Kathinkas Zimmer hinein. Es war ein ſo blendendes, in ſteiler Schrägung einfallendes Licht, daß das grüne Rouleau bis zur Hälfte des hohen Fenſters hatte herabgelaſſen werden müſſen, aber auch jetzt noch hatte jeder Gegenſtand eine volle Beleuchtung, und dieſe war es, die ſammt den mit friſchen Hyacinthen beſetzten Blumentiſchen den anheimelnden Eindruck unterſtützte, den das ſorglich gehaltene Zimmer zu jeder Zeit zu machen pflegte. Einiges in ſeiner Einrichtung war während der letzten zwei, drei Tage geändert worden. Vor dem Sopha, auf dem an jenem Abende, wo die Lehniner Partie verabredet worden war, die alte Excellenz gethront und nach anfänglicher Kriegführung mit beinahe jedem Mitgliede der Geſellſchaft ſchließlich ihren Frieden mit allen geſchloſſen hatte, fehlte heute der runde Tiſch, über den hin damals der Streit der Meinungen gegangen war, und nur ein großer Teppich lag ſtatt deſſen an eben dieſer Stelle ausgebreitet, ein Muſterſtück Brüſſeler Weberei, auf dem

Frau Venus mit ihrem Taubengeſpann durch die Lüfte zog. Es war derſelbe Teppich, deſſen durch Farbenpracht ausgezeichnetes Bild unſren Freund Lewin auf ſeiner Weihnachtsfahrt nach Hohen-Vietz, wo wir zuerſt ſeine Bekanntſchaft machten, bis in ſeine Träume hinein begleitet hatte. Denn ſein letzter Beſuch an jenem Tage hatte dem Ladalinski'ſchen Hauſe gegolten.

Das lag nun einen Monat zurück, und heute war es das Auge Kathinkas, das ſich vom Sopha her auf dieſes Teppichbild richtete. Aber ſie ſah es, ohne es zu ſehen, denn vor ihrer Seele ſtanden andere Bilder, bunt und lachend, und doch ein tiefer Schatten darüber hin. Was war es, das dieſen Schatten warf?

Es ſchien, daß jemand von ihr erwartet wurde, wenigſtens horchte ſie von Zeit zu Zeit nach der Thüre hinüber. Aber es blieb ſtill, und in wachſender Unruhe erhob ſie ſich endlich und ſchritt auf die Blumentiſche, dann auf den Stehſpiegel zu, um das eine oder andere an ihrem Anzuge zu ändern. Es war eine Morgentoilette, ähnlich jener, die ſie am Tage ihrer Rückkehr aus Guſe während ihres Geſprächs mit dem Vater getragen hatte: ein weißbordirter dunkler Morgenrock mit Pelerine und großen birnenförmigen Schnurröſen, die in weiße Perlmutterknöpfe einhakten. Niemand würde das Geringſte an ihrer Erſcheinung vermißt haben, nur ſie ſelber ſchien nicht zufrieden, ordnete ihr Haar immer wieder und wechſelte mit dem Muſſelintuch, das ſie leicht geknüpft um den Hals trug. Dann ging ſie wieder auf das Sopha zu, warf ſich in die eine Ecke deſſelben und legte den Fuß auf ein Tabouret, das ſie ſchon vorher auf den Teppich geſtellt hatte. In der Ecke lag ein Buch. Sie ſchlug es auf und verſuchte zu leſen; aber umſonſt, ſie konnte ihre Aufmerkſamkeit nicht zwingen.

In dieſem Augenblicke trat der Graf unangemeldet ein, und ſie zog den Fuß von dem Kiſſen, ohne ſonſt ihre Haltung zu ändern. Es ſchien, daß ſie ſich an demſelben Morgen ſchon geſprochen hatten; kein Wort der Begrüßung wurde laut. Er trat an ſie heran und küßte ihr die Hand.

„Und was bringſt Du?“ fragte ſie mit wiedergewonnener Ruhe.

„Die Entſcheidung.“

„So ſprich, erzähle,“ fuhr ſie fort, während ſie mit dem Zeigefinger auf die Fingerſpitzen ihrer linken Hand tupfte. „Ich weiß alles, und will es doch von Dir hören. Wie verlief es? Ich hoffe, daß Dich nichts verletzt hat, kein Wort, keine Miene.“

„Nein,“ antwortete der Graf, indem er ſich auf das Tabouret ſetzte und Kathinkas Hand in ſeine Linke nahm. „Er hörte mich ruhig an. Als ich geendet, legte er das Elfenbeinmeſſer, mit dem er nach ſeiner Gewohnheit ſpielte, beiſeite und ſagte, ich glaube wörtlich: „Ich bin nicht überraſcht, Graf; ich habe dieſen Antrag erwartet, offen geſtanden gefürchtet. Sie wiſſen ohne Verſicherung, daß ſich dieſe Bemerkung nicht gegen Ihre Perſon richtet. Ihnen den vollkommenſten Beweis davon zu geben, wäre leicht, wenn ich nicht Punkte dabei berühren und Bedingungen ſtellen müßte, die Sie nach einer andern Seite hin verletzen und Ihre Zuſtimmung nie finden würden.“

Kathinka lächelte.

„Das alte Lied,“ ſagte ſie.

„Ja,“ fuhr Bninski fort, „er will mit Polen, mit unſerem Lande ein für allemal gebrochen haben, und daß ich es kurz mache, er ſchloß damit, daß eine Verbindung zwiſchen uns aus zwei Gründen unthunlich, und wie er glaube, unmöglich ſei: des Hofes halber und ſeiner Erinnerungen halber. Das letztere begreif' ich, das erſtere nicht.“

„Und doch iſt beides in einem Zuſammenhang,“ antwortete

Kathinka, „dies Zugeſtändniß ſind wir ihm ſchuldig. Er bedarf des Hofes. Weil er die Brücken abgebrochen und ſich und uns, ſei es mit Recht oder Unrecht, aus dem heimiſchen Boden in einen fremden verpflanzt hat, kann er beſonderer günſtiger Bedingungen nicht entbehren, um in dem fremden Boden aufs neue Wurzel zu ſchlagen. Unter dieſen günſtigen Bedingungen aber, wie ich Dir nicht erſt zu ſagen brauche, ſteht der Sonnenſchein des Hofes obenan.“

„Vielleicht,“ ſagte Bninski, „oder meinetwegen auch gewiß. Es bleibt ſchließlich doch wie es iſt, und ich faſſ' es nicht, warum er gerade dieſen Boden wählte. Und daß er ihn wählte, das entſcheidet nun über uns. Denn was er anzudeuten ſchien, einen Friedensſchluß auch meinerſeits mit dieſem Lande zu machen, nie, nie, Kathinka. Auch nicht um Dich.“

Er blieb ſtehen und ſchlug heftig die Finger ineinander. Dann, als ob er ſich die Verkehrtheit des alten Ladalinski in einer Art Selbſtgeſpräch klar zu machen ſuche, ſprach er vor ſich hin: „Was zog ihn nur hierher? Gerade ihn? Es bleibt ein Räthſel und ein Widerſpruch. Denn er hat einen Ueberſchuß von jenem Edelſinn, deſſen gänzliches Fehlen in dieſem Lande mir dieſes Land ſo widerwärtig macht. Er iſt großer Opfer und großer Entſchlüſſe fähig, und ſelbſt der unheilvolle Schritt, der ihn in die Selbſtverbannung trieb, trägt immer noch den Stempel der Entſagung an der Stirn. Und was herrſcht nun hier? Der Vortheil, der Dünkel, die großen Worte!“

„Auch Du ſingſt Dein altes Lied,“ ſagte Kathinka.

Aber Bninski hörte nicht, und ohne die Stellung zu wechſeln fuhr er in wachſender Erregung fort: „Er iſt ein Pedant. Da war er freilich hier am Ort. Denn alles, was hier in Blüte ſteht, iſt Rubrik und Formelweſen, iſt Zahl und Schablone, und dazu jene häßliche Armuth, die nicht Einfachheit, ſondern nur Verſchlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das iſt die Deviſe dieſes Landes. Ich war noch ein Kind, da las ich auf der Krakauer Schule von den alten Fritziſchen Grenadieren, daß ſie Weſten getragen hätten, die gar keine Weſten waren, ſondern nur rothe dreieckige Tuchſtücke, die gleich an den Uniformrock angenäht waren. Und wahr oder nicht, dieſe dreieckigen Tuchlappen, ich ſehe ſie hier in allem, in Kleinem und Großem. Angenähtes Weſen, Schein und Liſt, und dabei die tiefeingewurzelte Vorſtellung, etwas Beſonderes zu ſein. Und worauf hin? Weil ſie jene Rauf- und Raubluſt haben, die immer bei der Armuth iſt. Nie iſt es ſatt, dieſes Volk; ohne Schliff, ohne Form, ohne alles, was wohlthut oder gefällt, hat es nur ein Verlangen: immer mehr! Und wenn es ſich endlich übernommen hat, ſo ſtellt es das Uebriggebliebene beiſeite, und wehe dem, der daran rührt. Seeräubervolk, das ſeine Züge zu Lande macht! Aber immer mit Tedeum, um Gott oder Glaubens- oder höchſter Güter willen. Denn an Fahneninſchriften hat es dieſem Lande nie gefehlt.“

„Ich erkenne Dich nicht mehr,“ unterbrach ihn Kathinka. „Du ſprichſt Dich aus dem Recht in das Unrecht hinein. Du fühlſt ſelbſt die Uebertreibung, zu der Dich Vorurtheil und Bitterkeit fortreißen.“

„Nein, ich übertreibe nicht. Ich leſe nur die Rückſeite der Medaille, weil ich ſie leſen will. Mag ein anderer ſie wieder umkehren und ſich an der obenaufliegenden Herrlichkeit erfreuen, Bild oder Schrift, ich bin es zufrieden. Es mag etwas Großes damit ſein, nur nicht für mich und auch nicht für ihn,“ und dabei wies er mit der Linken nach dem an der entgegengeſetzten Seite des Hauſes gelegenen Zimmer des Geheimrathes hinüber. „Auch nicht für ihn, ſag' ich, denn er iſt Pole vom

Wirbel bis zur Zeh'. Er täuſcht mich nicht mit ſeiner loyalen Preußenmiene. Preußen! Warum gerade Preußen, das uns zuerſt um dreißig Silberlinge verſchacherte. Jetzt iſt es freilich ſelber an die Kette gelegt; aber auf wie lange?... Preußen! Preußen! Warum nicht Frankreich? Warum nicht Rußland, grundſchlecht wie es iſt! In ſeiner Sündenblüte hat es doch wenigſtens den Muth, ſich zu ſeinen Thaten zu bekennen. Aber nein, es mußte Preußen ſein. Und dieſes Preußen, in dem der Ladalinskiſtamm, einer Einbildung, einer Marotte zu Liebe, neu blühen und Wurzel ſchlagen ſoll, das tritt nun zwiſchen Dich und mich, und um des vielleicht ausbleibenden Lächelns dreier Prinzlichkeiten willen, geht in dieſer Zeit, in der Gott ſei Dank mehr Prinzen auf den Schlachtfeldern als in fürſtlichen Wochenſtuben geboren werden, unſer Glück wie eine Feder in die Luft. Soll es das, Kathinka?! Biſt Du entſchloſſen?"

Sie ſchwieg.

„Lieben wir uns?"

„Du ſagſt es."

„So ſeh' ich nur einen Weg. Und Du wirſt den Entſchluß dazu faſſen können. So denk' ich, ſo hoff' ich."

Kathinka legte die Hand an ihre Stirn; dann, als entſänne ſie ſich auf etwas zurückliegendes, ſagte ſie: „Ich verſprach ihm, nichts zu thun, das ſeine Stellung untergraben oder ſeine Zugehörigkeit zu dieſem Lande neuen Verdächtigungen ausſetzen könnte."

„Und dies Verſprechen wirſt Du halten. Die Flucht wirft alle Schuld auf uns."

„Und doch iſt ein Schwanken in mir," fuhr Kathinka fort. „Nicht, daß ich vor meinem Antheil an dieſer Schuld erſchräke. Du weißt, wie ich bin, und was an Furcht in mir iſt, geht unter in der Luſt am Wagniß. Alſo nicht um mich. Aber um Deinetwillen; aus Liebe zu Dir. Du ſollſt nicht in einem falſchen Lichte daſtehen. Und Du wirſt es. Wie bittere Worte werden fallen....von Tubal...."

„....von Lewin...."

„Nenne nicht ſeinen Namen. Es ſchmerzt mich; denn es iſt keiner, den ich mehr gequält, und dem ich tiefer verſchuldet wäre. Und nun thu' ich ihm das Schwerſte! Er liebte mich, und ich war ihm gut von Jugend auf. Das iſt nun vorbei. Aber Du irrſt, wenn Du glaubſt, daß bittere Worte von ſeinen Lippen kommen werden. Nicht von ihm; aber die andern! Erinnere Dich des Ballabends, als Du von General Yorks Kapitulation hörteſt und denke Deines ſpöttiſchen „sans doute“, womit Du der alten Excellenz ihre feierliche Geſchichte von dem kronprinzlichen Einſegnungsringe verdarbſt. Was war die Meinung von alle dem? Eine tiefe Verachtung gegen das, was ſich hierlandes als „deutſche Treue“ gibt. Und nun frag' ich Dich, üben wir die Treue, übſt Du ſie?"

„Auch nicht ihr Gegentheil," antwortete Bninski.

Kathinka ſchüttelte den Kopf.

Der Graf aber fuhr fort: „Und wenn es wäre, wie Du meinſt, Kathinka, ſo ſprich ein Wort und laß es mich einſehen, daß es ſo iſt, und ich will dem, was ich thue, kein Mäntelchen umhängen. Ich bin kein Ritter von La Mancha, der die Untreue aus der Welt herausfechten will; ich will ſie nicht abſchaffen, am wenigſten will ich die Vorſtellung großziehen, daß ich ihr perſönlich entwachſen ſei oder über ihr ſtünde. Untreue! ſie war das Erſte und wird das Letzte ſein; ich erſchrecke nicht vor dem Wort und nicht einmal vor der That. Aber das Tugendgeſicht, das ſie hier zu Lande annimmt, das haſſ' ich. Was mir zuwider iſt, das iſt die Lüge. Und das eine weiß ich: es iſt nicht Lüge, wenn ich das, was geſchehen ſoll, weder Vertrauensbruch noch Untreue, wohl aber Zwang und Konſequenz und Nothwehr nenne. Zug um Zug. Gegen das gekünſtelte und mißbräuchlich geübte Recht Deines Vaters, das uns zum Opfer mir unbegreiflicher Rückſichten machen will, ſetzen wir unſer natürliches Recht, das Recht unſerer Neigung.“

Eine kurze Pauſe folgte, und nur um das peinliche Schweigen zu unterbrechen, fügte der Graf hinzu: „Sieh auf die Zukunft, Kathinka. Es kommen beſſere Tage. Er wird ſich hineinfinden; das unabänderlich Geſchehene bekehrt beſſer als tauſend bittende Worte.“

„Du verkennſt ihn,“ ſagte ſie, „er hat den ganzen Eigenſinn der Gütigen und Schwachen. Ich darf es ausſprechen, denn er war ſchwach gegen mich von Jugend auf. Er wird uns nicht haſſen, ſeine Liebe zu mir wird unerſchüttert bleiben, aber er wird ſich mit dem Geſchehenen nicht verſöhnen und wird nicht Frieden mit uns ſchließen. Ich weiß, was ich thue. Es iſt ein Scheiden auf Nichtwiederſehen!“

Der Graf ſchritt auf und ab. Als er wieder an das Sopha trat, nahm ſie ſeine Hand und ſagte, mit einem Ausdruck zu ihm aufblickend, der ihr ſonſt fremd war: „Und ſo ſei es denn, Jaroſch! Ich fühle, es iſt beſchloſſen, und nicht blos durch uns. Wir erben alles: erſt das Blut und dann die Schuld. Ich war immer meiner Mutter Kind. Nun bin ich es ganz. Sei gut mit mir. Ich habe nur noch Dich.“

Und ſie warf ſich an ſeine Bruſt.

XVII.

Bei Hansen-Grell.

Zwei Tage nach dieſem Geſpräch zwiſchen Kathinka und Bninski ſaß Lewin in Briefen, die der Erledigung harrten. Einige, darunter Zeilen von Doktor Faulſtich und Tante Amelie, lagen ſchon ſo lange unter dem Stein, daß er ihre Beantwortung nicht wohl weiter hinausſchieben und den Nichtbeſuch ſeiner drei Vorleſungen, denn es war wieder Freitag, ſich eher zum Verdienſt als zur Verſäumniß anrechnen konnte. Die Hulen, die von Zeit zu Zeit auf ihren altberliniſchen, aus allerlei Tuchecken zuſammengenähten Filzſchuhen durch das Zimmer ging, ſah mit Kopfſchütteln, wie die Zahl der auf dem Sophatiſch ausgelegten Briefe von Viertelſtunde zu Viertelſtunde wuchs, einige noch nicht fertig und nur erſt auf der erſten Seite beſchrieben. Denn Lewin haßte das Aufſtreuen, ein Punkt, in dem er ausnahmsweiſe mit Kathinka übereinſtimmte.

„Ein Liebesbrief mit aufgeſtreutem Sand,“ pflegte dieſe zu ſagen, „da wird die Liebe gleich mit verſchüttet und begraben.“

Er ſchrieb ſchon zwei Stunden, aber der Hauptbrief war noch ungeſchrieben, der an Renate. Er hatte ihn ſich bis zuletzt aufgeſpart; das Plaudern mit der Schweſter ſollte ihn ſchadlos halten für die Mühen oder gar den Zwang alles deſſen, was vorausgegangen war. Der Brief an Faulſtich war eine literariſche Abhandlung, der an Tante Amelie wie gewöhnlich ein Eiertanz geweſen; das lag nun endlich hinter ihm, und er konnte ſich erholen und die Feder frei laufen laſſen.

„Liebe Renate!“ ſo ſchrieb er, „wir haben heute den 29. und es iſt nicht ohne Beſchämung, daß ich auf das Datum Deines Briefes aus der Mitte des Monats ſehe. Meine flüchtige Antwort darauf war keine Antwort. Laß mich verſuchen Verſäumtes nachzuholen.

Dieſe und die letzte Woche, wie Du aus den Zeitungen erſehen haben wirſt, haben allerlei Dinge von Wichtigkeit gebracht; was Papa mir ſchrieb, hat ſich beſtätigt. Der Einſegnung des Kronprinzen folgte die Abreiſe des Königs nach Breslau; der ganze Hof begleitete ihn, auch die Garden. Potsdam iſt ſeitdem wie ausgeſtorben, wovon wir uns bei Gelegenheit einer nach Lehnin hin unternommenen Partie durch den Augenſchein überzeugen konnten. Von dieſer Partie, die letzten Dinstag ſtattfand, möchte ich Dir nun wohl erzählen. Du weißt oder vielleicht auch nicht, daß Lehnin ein altes Ciſterzienſer Kloſter iſt; die meiſten der Askanier wurden dort begraben, auch einige von den Hohenzollern; Johann Cicero, wenn ich nicht irre, und Joachim Neſtor. Aber dieſe beiden ſtanden kaum in ihrer Gruft, ſo kam die Säkulariſation, und ihre großen Metallſärge wanderten aus der Kloſterkrypta in die Krypta des Berliner Doms. Es gibt auch eine Lehnin'ſche Weiſſagung „Vaticinium Lehninense“, hundert lateiniſche Verſe, die den Untergang der Hohenzollern und die Wiederaufrichtung des katholiſchen Glaubens in Mark Brandenburg prophezeien; aber alles ſehr dunkel und unbeſtimmt, ſo daß man, wie ſo oft, bei einigem guten Willen auch gerade das Gegentheil herausleſen kann. Auf dieſes Lehnin nun war in voriger Woche das Geſpräch gekommen, und der Geheimrath, der einige Verſe aus der ihm durch unſeren alten Direktor Bellermann vor Jahr und Tag ſchon bekannt gewordenen Weiſſagung recitirte, verrieth plötzlich einen lebhaften, an ihm ganz ungewohnten Enthuſiasmus, das Kloſter kennen zu lernen. Bei aller Hochachtung gegen ihn, möcht' ich im Vorübergehen doch die Vermuthung ausſprechen, daß er ſich in dem Gedanken gefiel, an Ort und Stelle ſeine Vorträge fortſetzen und uns durch eine Art mittelalterlicher Klaſſizität imponiren zu können. Aber ſein Enthuſiasmus hielt nicht vor, und als der Dienstag herankam, ſtand er von der Theilnahme ab. Jürgaß war ſchon vorher zum Reiſemarſchall ernannt worden. Natürlich durch Kathinka. Außer ihr und dem engeren Ladalinski'ſchen Kreiſe waren die Grafen Matuſchka, Seherr-Thoß und Zierotien ſammt ihren jungen Frauen mit von der Partie. Es gab eine Ueberraſchung nach der andern; Jürgaß bewährte ſeinen alten Ruf als Feſtordner; die Matuſchka war reizend, und ich hatte den Triumph, Kathinka eiferſüchtig zu ſehen. Auf der Rückfahrt fuhren wir eine hübſche Strecke zuſammen. Ich ſagte ihr herzliche Worte, vielleicht mehr als das, und ſie nahm ſie freundlich auf. Bninski verläßt uns bald; er geht auf ſeine Güter und von da nach Warſchau, um ſich dem Vicekönig, mit dem er befreundet iſt, zur Verfügung zu ſtellen. Zu Poniatowski ſteht er nicht gut. Es wäre Thorheit, wenn ich wegleugnen wollte, daß ich den Tag ſeiner Abreiſe herbeiwünſche. Kathinka zeichnet ihn aus; aber es iſt nicht ihre Art, ſich mit Abweſenden zu beſchäftigen oder Erinnerungen zu leben. Sie gehört der Stunde, und die Stunde, ſo ſcheint es, iſt mir günſtig. Ich glaube wieder an die Möglichkeit meines Glücks. Sie ſchrieb mir neulich: „Sieh nicht Geſpenſter, Lewin."

Und nun laß mich fragen, wie ſteht es in Hohen-Vietz?

Was machen die Freunde: Seidentopf, die Schorlemmer, Marie? Denke Dir, ich träumte dieſe Nacht von ihr, und als was ſah ich ſie? Als Braut. In einem langen, langen Schleier ſtand ſie vor dem Altar; aber es war nicht der Altar der Hohen-Vietzer Kirche. Ihr Kleid war weiß und leicht wie der Schleier, und mit Sternchen überſät. Sie ſah ſehr ſchön aus, und wer meinſt Du, daß ihr Bräutigam war? Droſſelſtein. Nicht unſer alter, ſondern ein junger; groß und ſchlank und in eine Uniform gekleidet, in der ich unſeren Hohen-Zieſar'ſchen Freund nie geſehen habe. Als ich mich heute früh des Traumes entſann, mußt' ich an das denken, was Du ſo oft über Marie geſagt haſt: Du würdeſt Dich nicht wundern, eine goldene Kutſche bei Kniehaſes vorfahren und die kleine Prinzeſſin mit verweinten und zugleich freudeſtrahlenden Augen neben ihrem Prinzen Platz nehmen zu ſehen. Du haſt ihr Weſen darin getroffen. Es war doch nur in der Ordnung, daß ſie Othegravens Antrag ablehnte. Damals mißbilligte ich es; es ſchien mir eine Unklugheit, wenn nicht Schlimmeres. Aber ich hab' ihr Unrecht gethan. Er iſt aus Münſterland und ſie iſt aus Feenland, und alles Weſtfäliſche iſt der letzte Fleck der Erde, mit dem ſich die Feen befreunden können.

An Faulſtich und Tante Amelie habe ich heute früh geſchrieben. Wenig zu meiner Zufriedenheit. Die Briefe an die Gräfintante paſſen mir nie; ich weiß nicht, woran es liegt. Ich ſollte mir einen Sammelkaſten für Anekdoten und Bonmots anlegen und dieſen Kaſten einfach ausſchütten, wenn ich einen Brief an die Tante zu ſchreiben habe. Aber dergleichen kann ich nicht. Ich leide mitunter unter meiner Schwerfälligkeit, und um ſo mehr, als es derſelbe Zug iſt, den mir Kathinka nicht verzeiht.

Ich werde ſie heute Abend ſehen, auch Tubal. Dieſer iſt viel mit Bninski und dem Rittmeiſter von Hirſchfeldt zuſammen, einem ausgezeichneten Offizier, der in Spanien war (auf engliſcher Seite), was aber nicht hindert, daß er ſich mit dem Grafen befreundet hat. Das letzte Mal, daß ich Tubal ſah, es war in Lehnin während wir die Kirche beſuchten, fragte er mich: „wann reiſen wir nach Hohen-Vietz?“ Ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob ihm dabei die Enrollirung in das Landſturmbataillon Lebus oder ſeine Couſine Renate mehr am Herzen lag.

Und nun lebe wohl. Ich ſehe heiterer in die Zukunft, als ſeit lange. Alles läßt ſich gut an, das Große und das Kleine. Und das Kleine iſt die Hauptſache, denn es iſt das Ich. Gruß an Papa und die Freunde.

Dein Lewin.“

Es war inzwiſchen ein Uhr geworden, und da ſein Mittagsweg ihn ohnehin an dem großen Poſtgebäude vorüberführte, ſo unterzog ſich Lewin der Mühe, die fünf Briefe, die das Ergebniß dieſes Vormittags waren, ſelbſt am Schalter abzugeben. Neben der Poſt war das Ladalinski'ſche Haus; er ſah hinauf, aber in allen Zimmern der erſten Etage, auch in dem des Geheimraths, waren die Rouleaux herabgelaſſen. Er ſann einen Augenblick nach, was die Urſache davon ſein könne, vergaß aber den gehabten Eindruck wieder, als er an der Ecke der Stechbahn Jürgaß begegnete, mit dem er nun ein kurzes Geſpräch über die nächſte Kaſtaliaſitzung führte.

„Auf Dienstag!“ damit trennten ſie ſich, und Lewin, nachdem er in der Taubenſtraße an alter Stelle ſein einfaches Mittagsmahl eingenommen hatte, ging auf die lange, der ehemaligen Berliner Stadtmauer entſprechende Wallſtraße zu, von der aus er — in nur geringer Entfernung vom Spittelmarkt —

in die aus alten und ſtattlichen, aber freilich auch heruntergekommenen Häuſern beſtehende Kreuzgaſſe einbog.

In einem dieſer alten und ſtattlichen Häuſer wohnte Hanſen-Grell, zu dem ſich Lewin um ſeiner Schlichtheit und kaum minder um ſeines romantiſchen, eben dieſer Schlichtheit faſt widerſprechenden Zuges willen, von Anfang an in hohem Maße hingezogen gefühlt hatte. Eine Aufforderung zu einem Beſuche war nie ausgeſprochen worden, aber als ſie vor zwei Tagen, wo ein Zufall ſie zuſammengeführt, ſich nach längerem und ſehr eingehendem Geplauder wieder getrennt hatten, hatte Lewin den Entſchluß gefaßt, dieſen Beſuch in Grells Wohnung auch ohne Aufforderung zu machen. Es war ein Hochparterre. Acht oder zehn Steinſtufen, ausgelaufen und von einem verbogenen Eiſengeländer eingefaßt, führten hinauf. An der Thür, mit dicker Feder auf ein halbes Kartenblatt geſchrieben, ſtand Hanſen-Grell.

Lewin klopfte.

„Herein!“

Es war eine in drei Felder getheilte, nur mit dem vorderſten Drittel ſich öffnende Thür, gerade breit genug, einen Menſchen mit ſeiner Schmalſeite hindurch zu laſſen. Lewin paſſirte das Défilé und befand ſich in einem großen, wohl vierzehn Fuß hohen Raum, in dem er auf den erſten Blick nichts weiter als vier kahle gelbgetünchte Wände und einen ungeheuren ſchwarzen Kachelofen erkennen konnte. Zugleich hatten ſich vier lange ſchmale Gardinenſtreifen, bei dem durch das Oeffnen der Thür entſtandenen Luftzug, in eine langſam ſchwerfällige Bewegung geſetzt. Aber dieſer Eindruck des Kahler und Oeden blieb nicht lange und die gemüthlicheren Elemente kamen zu ihrem Recht. In dem von innen her geheizten Ofen war der Torf ſo weit niedergebrannt, daß der Anblick der in blauen Flämmchen zuckenden Glut mit dieſem unſchönſten aller Heizungsmateriale wieder ausſöhnen konnte, und von dem daneben ſtehenden mit Büchern überdeckten Klapptiſch ſtiegen kleine ſich kräuſelnde Wölkchen auf und zogen dem Eintretenden wie ein freundlicher Gruß entgegen. Hanſen-Grell war bei Präparation ſeines Nachmittagkaffees.

„Einen Augenblick noch,“ rief er, und den Topf mit kochendem Waſſer, den er nur halb geleert hatte, wieder in die Glut des Ofens ſchiebend, trat er jetzt Lewin entgegen und reichte ihm die noch halb rußige Hand, nachdem er ſie durch einen energiſchen Strich über den Aermel ſeines Flausrocks hin wenigſtens aus dem Gröbſten herausgebracht hatte.

„Ich freue mich herzlich, Sie zu ſehen,“ ſagte er, „beſonders zu dieſer Stunde, wo die Ofenglut und der dampfende Kaffee die Honneurs des Hauſes machen. Sie trinken mit. Ich bin, wie Sie ſehen, etwas beſchränkt im Wirthſchaftlichen, aber was Taſſen angeht, kann ich mit jeder Klatſchbaſe konkurriren.“

Lewin wollte erwidern, aber Hanſen-Grell fuhr fort: „O nicht doch; fürchten Sie nicht, mich zu benachtheiligen; hier iſt der Kaffee und dort das Waſſer. Ich könnte die ganze Kaſtalia bewirthen, ohne jede Gefahr perſönlicher Einbuße. Ich bitte Sie, nehmen Sie Platz, während ich nach meiner beſten Meißner ſuche. Sie ſollen die vergoldete haben, mit einem Amor und einer Schäferin, die lacht und weint, weil ſie ſchon getroffen iſt. Können Sie ſich denken, daß ich eine Paſſion für ſolche Spielereien habe? Es iſt noch ein Nachklang aus meinen Kopenhagener Tagen her. Der alte Graf war ein leidenſchaftlicher Sammler.“

Bei dieſen Worten hatte ſich Hanſen-Grell an einen auf den erſten Blick nicht wahrnehmbaren Schrank gemacht, der in einer der dicken Wände mitten drin ſteckte, und ſuchte hier nicht blos nach der verſprochenen Meißner Taſſe, ſondern behufs beſſerer Repräſentation auch nach einer Zuckerſchale, die er auf einem der Bretter oben oder unten geſehen zu haben ſich deutlich entſann. Er perſönlich hatte das Tütenprinzip.

Lewin war inzwiſchen der Aufforderung ſeines in halber Verlegenheit immer weiter ſprechenden Wirthes gefolgt und hatte, die Gardinen zurückſchlagend, in einer der tiefen Fenſterniſchen Platz genommen. Hier ſtanden zwei Binſenſtühle, auf deren einem ein paar aufgeſchlagene Bücher lagen, und während Hanſen-Grell — der die Zuckerſchale noch immer nicht entdeckt hatte — ſein mehr und mehr in bloße Verwunderungsausrufe ſich auflöſendes Geſpräch fortſetzte, nahm Lewin eines der kleinen Bändchen zur Hand und ſah hinein. Es waren Hölderlins Gedichte. Auf einer der aufgeſchlagenen Seiten ſtanden vier Zeilen.

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter iſt mir ſein Ende.

Lewin empfing einen bedeutenden Eindruck von dieſen Zeilen, aber es war dafür geſorgt, daß er ſich ihm nicht lange hingeben konnte. Hanſen-Grell hatte mittlerweile alles gefunden, was ihm wünſchenswerth erſchien, und präſentirte jetzt, nachdem er ängſtlich die Diele haltend, den weiten Weg zwiſchen Ofen und Fenſter zurückgelegt hatte, ſeinem Gaſte eine bis an den Rand hin gefüllte Taſſe Kaffee.

Dieſer nahm, ſchlürfte und lobte, und ſagte dann: „Ich bin überraſcht, Sie bei Hölderlin zu finden. Nach dem Bilde, das ich mir von Ihnen gemacht habe, mußten Sie mit der „ums Morgenroth fahrenden Lenore“ für dieſes und jenes Leben verbunden ſein. Ich kann Ihnen auch allenfalls den „wilden Jäger“ oder die Chevyjagd geſtatten, aber Hölderlin? Nein.“

Hanſen-Grell hatte ſich auf den gegenüberſtehenden Binſenſtuhl geſetzt und ſagte, während er ſeine beiden Hände auf das bequem übergeſchlagene Knie legte: „Sie berühren da einen feinen Punkt, wenn Sie wollen, einen Widerſpruch in meiner Natur. Vielleicht auch in mancher andern. Es iſt ganz richtig, daß ich meiner Empfindung und, wenn ich von ſo Unbedeutendem ſprechen darf, auch meiner Dichtung nach ganz in die neue Schule hineingehöre; ich halte es wohl oder übel mit den Romantikern und werde nie von etwas anderem träumen als von nordiſchen Prinzeſſinnen und ſiegreichen Schlangentödtern. Und wird es mir gelegentlich des romantiſchen Apparates zu viel, ſo pfleg' ich mich, nach der Lehre vom Gegenſatz, mit einer Art Paſſion auf Rococodinge zu werfen und vor Puder und Reifrock nicht zu erſchrecken. Aber etwas Klaſſiſches nie, weder nach Form noch Inhalt“

Lewin lächelte und wies auf das zwiſchen ihnen liegende Buch.

„Ich komme darauf,“ fuhr Hanſen-Grell fort, „das iſt es ja eben, was mich von einem Widerſpruche ſprechen ließ. Ich werde nie klaſſiſch empfinden, nie auch nur den Verſuch machen, einen Hexameter oder gar eine alcäiſche Strophe aufzubauen, und doch, wo immer ich mit dieſer Welt des Klaſſiſchen in Berührung komme, fühl' ich mich in ihrem Banne und ſehe, ſo lange dieſer Zauber anhält, auf alles Volksliedhafte wie auf bloße Bänkelſängereien herab. Ich habe dann plötzlich aller naiven Dichtung gegenüber ein Gefühl, als ob ich hübſche Dorfmädchen auf einem Hofball erſcheinen ſähe; ſie bleiben hübſch, aber die Buntheit und die Willkürlichkeit ihres Aufputzes läßt ſelbſt ihren wirklichen Reiz als untergeordnet erſcheinen.“

„Ich kann Ihnen darin nicht zuſtimmen,“ erwiderte Lewin. „Sie ſprachen ſchon ſelbſt das Wort aus, auf das es mir anzukommen ſcheint, „ſo lange der Zauber anhält“. Da liegt es.

Auch in der Kunſt gilt das „toujours perdrix“ und jedes Zuviel weckt das Verlangen nach einem Gegentheil.“

„Möglich, daß Sie es mit dem toujours perdrix getroffen haben,“ ſagte Hanſen-Grell, „aber nach meiner eigenen perſönlichen Erfahrung muß ich es doch in etwas anderem ſuchen. Vielleicht haben Sie Aehnliches beobachtet. Unſere dichteriſche Produktion, und das iſt der Punkt, auf den ich Gewicht lege, entſpricht unſerer Natur, aber nicht nothwendig unſerem Geſchmack. Dieſer kann ſich über jene erheben. Wollen wir einen Einklang herſtellen, ſoll unſer Geſchmack, der unſere Lektüre beſtimmt, auch unſere Produktion beſtimmen, ſo läßt uns die Natur, die andere Wege ging, im Stich und wir ſcheitern. Wir haben dann unſeren Willen gehabt, aber das Geborene iſt todt.“

Lewin wollte antworten, Hanſen-Grell indeß fuhr in Entwickelung ſeines Gedankens mit Lebhaftigkeit fort: „Im übrigen, was unſeren ſchwäbiſchen Hyperion angeht,“ und dabei ſchlug er mit dem Finger auf das vor ihm liegende Bändchen, „ſo löſt ſich der Widerſpruch, den ich Ihnen anfänglich zugeſtand, auf eine vielleicht viel einfachere Weiſe. Hölderlin, aller Klaſſizität ſeiner Form unerachtet, iſt Romantiker von Grund aus. Darf ich Ihnen meine Lieblingsſtrophen vorleſen?“

„Ich bitte darum.“

Es dunkelte ſchon. Da Hanſen-Grell aber die Strophen ſo gut wie auswendig wußte, ſo genügte jede Beleuchtung, und er las:

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und Einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
  Daß williger mein Herz, vom ſüßen
  Spiele geſättiget, dann mir ſterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Er legte das Buch aus der Hand und fuhr ohne Pauſe fort: „Das ſind alcäiſche Strophen, klaſſiſch in Bau und Form, und doch klingt es in ihnen romantiſch trotz Orkus und aller Schatten- und Götterwelt der Klaſſizität.“ Nun erſt ſah er auf Lewin.

Dieſer ſchwieg noch immer. Aber ſein Schweigen ſagte mehr als es die enthuſiaſtiſchſten Worte gekonnt hätten. Endlich ſprach er vor ſich hin: „Wie ſchön, und wie iſt die Stimmung getroffen!“

„Ja, das iſt's,“ nahm Grell noch einmal das Wort. „Die Stimmung iſt getroffen; und darauf kommt es an, das entſcheidet. Es iſt jetzt Mode, von Stimmung zu ſprechen und von Inſtimmungkommen. Aber das Inſtimmungkommen bedeutet noch nicht viel. Erſt der, der die ihm gekommene Stimmung: das räthſelvoll Unbeſtimmte, das wie Wolken ziehende ſcharf und genau feſtzuhalten und dieſem Feſtgehaltenen doch zugleich auch wieder ſeinen zauberiſchen, im Helldunkel ſich bewegenden Schwankezuſtand zu laſſen weiß, erſt der iſt der Meiſter.“

Lewin nickte, aber zerſtreut. Er hatte offenbar nur mit halbem Ohre hingehört und wiederholte ſtatt aller andern Antwort nur die Schlußworte des Liedes: „Einmal lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht“.

Hanſen-Grell war aufgeſtanden, und ſein unſchönes Geſicht mit dem kurzen Strohhaar und den gerötheten Lidern verklärte ſich von innen heraus zu wirklicher Schönheit. „Ob Lied oder Liebe, ob Freiheit oder Vaterland, einmal leben wie Götter und dann — ſterben. Sterben bald, ehe das große Gefühl der Erinnerung verblaßt.“

Sie ſprachen noch eine Weile, beide ſich in dieſelben Vorſtellungen vertiefend; dann ſagte Lewin: „Laſſen Sie uns gehen, Grell, draußen hängt noch das Abendroth; es plaudert ſich beſſer im Freien.“

Und damit verließen ſie das Haus und gingen über den Opernplatz auf den Luſtgarten und die Schloßfreiheit zu. Hinter der Sophienkirche ging eben die Mondſichel auf.

XVIII. Fort!

Um die ſechste Stunde war Lewin wieder in ſeiner Wohnung; das Geſpräch, das er mit Hanſen-Grell geführt, klang noch in ſeiner Seele nach. Die ſchöne Macht des Idealen, durch einfache Verhältniſſe mehr unterſtützt als beeinträchtigt, war ihm nie reiner entgegengetreten. Er hatte während ſeines Beſuches mehr als einmal an Faulſtich denken müſſen; und doch, bei manchem Verwandten, welcher Unterſchied! In der Beſchäftigung mit den Künſten, auch in der Freude daran, waren ſich beide gleich; aber während der eine das Schöne nur feinſinnig koſtete, ſtrebte ihm der andere mit ganzer Seele nach. Was den einen verweichlichte, ſtählte den andern, und ſo war Grell ein Vorbild, während Faulſtich eine Warnung war.

Es fehlte heute das Abendroth, das ſonſt wohl um dieſe Stunde drüben über den Dächern hing, und ſo kam es, daß in Lewins Zimmer bereits ein völliges Dunkel herrſchte. Er klopfte bei Frau Hulen; ſie war nicht zu Hauſe. Ebenſo fehlte die grüne Schirmlampe und war auch in dem Nebenzimmer nicht zu finden.

„Was nur der Alten iſt?“ ſagte Lewin, und war einen Augenblick verdrießlich über die „Unordnung“, lachte aber bald wieder und ſetzte hinzu: „freilich die erſte in anderthalb Jahren.“

Er tappte bis in die Küche, ſchürte in der Herdaſche, bis die Glut zu Tage kam, und zündete ſeinen Wachsſtock an. Und nun vorſichtig, um die Mühe des Anzündens nicht noch einmal zu haben, ging er in ſein Zimmer zurück.

Jetzt erſt ſah er, daß ein Brief auf dem Tiſche lag, die Aufſchrift ſehr flüchtig, allem Anſcheine nach von Tubals Hand. Was ihm am meiſten auffiel, war das unverhältnißmäßig große Siegel. Es war erſichtlich, daß der Inhalt gegen unbefugte Neugier hatte ſicher geſtellt werden ſollen. Wenn Frau Hulen einen ſchwachen Punkt hatte, ſo lag er nach dieſer Seite hin.

Lewin wußte davon. Er lächelte deshalb, als er das Siegel erbrach, und den auseinander gefalteten Bogen, bequemeren Leſens halber, neben die kleine Wachsſtockflamme hielt. Aber ſein Lächeln währte nur einen Augenblick. Es waren nicht mehr als drei Zeilen.

„Komm heute Abend nicht; Kathinka iſt fort. In einem Zettel, den wir auf ihrem Schreibtiſche fanden, hat ſie Abſchied von uns genommen. Alles andere erräthſt Du.

Dein Tubal.“

Das Blatt entfiel ſeiner Hand, während er ſelber auf das Sopha zurück ſank. Er war eine Minute lang wie betäubt. Dann richtete er ſich auf und legte ſeinen Kopf erſt in ſeine zuſammengefalteten Hände, dann auf Tiſch und Sophalehne; aber alles war ihm zu heiß. Er ſprang auf und trat an das Fenſter. Die fahle Mondesſichel, eben aus dem Gewölk heraus, ſah ihm ins Geſicht; ein paar Krähen drüben flogen auf; unten knarrten die Laternen. Die Kühle der Scheiben that ihm wohl, aber die Angſt blieb und ſtieg ihm höher ans Herz. Ihn verlangte nach Luft; ſo nahm er eine Filzkappe vom Riegel und ſchritt auf Flur und Treppe zu. Er war ſchon auf den erſten Stufen, als er, plötzlich durch kleine Sorglichkeiten beſtimmt, wieder umkehrte, um die Zeilen zu zerreißen, die auf dem Tiſche liegen geblieben waren, und den noch brennenden Wachsſtock auszulöſchen. Nun erſt verließ er das Haus.

Unten bog er in die Königsſtraße ein; aber die Steinmaſſen bedrückten ihn, wie ihn das Zimmer bedrückt hatte, und er empfand deutlich, daß er aus der Stadt heraus müſſe. So hielt er ſich rechts und nahm dann über den Alexanderplatz hin ſeine Richtung auf das Frankfurter Thor zu.

Es war derſelbe Weg, den er am Tage, wo das Dachsgraben in der Dalwitzer Forſt ſein ſollte, gemacht hatte. Als er wieder in Nähe des Gaſthauſes zur „Neuen Welt“ kam, das damals in rechter Vormittagsſtille dagelegen hatte, ſah er, daß alle Fenſter erleuchtet waren; Clarinetten ſpielten auf und junge Paare, denen es drinnen zu heiß geworden war, ſtanden draußen unter den beſchneiten Lindenbäumen. Was kümmerte ſie der Wind, der ging, oder der Schnee, der lag? Der nächſte Tanz brachte die Verkühlung wieder heraus.

Lewin hatte ſich an einen der zwei Pfoſten gelehnt, die mittelſt eines darüber gelegten Querbalkens den ziemlich primitiven Eingang zur „Neuen Welt“ bildeten. Die Muſik drinnen ging immer friſcher. Er ſchlug den Takt mit dem rechten Fuße mit und fand den Tanz allerliebſt. „Wer doch auch mit dabei wäre! Wer tanzen will, dem iſt leicht geſpielt, ſagt das Sprichwort. Warum heißt es nicht: wem geſpielt wird, der tanze!“

In dieſem Augenblick legte ſich von hinten her ein Arm um ſeine Hüfte, und ein junges Ding, das ſich am Heckenzaune hin, ohne daß er es merkte, herangeſchlichen haben mußte, ſagte vertraulich:

„Komm, ſie ſtimmen ſchon. Es gibt noch einen Schottſchen. Du kannſt mich und Malchen auch nach Hauſe bringen.“

Es klang mehr ſchelmiſch als zudringlich, und Lewin, der dies fühlte, wandte ſich um und ergriff ihre Hand. Das Mädchen aber, das ihn verwechſelt haben mochte und jetzt erſt in ſein verſtörtes Geſicht ſah, erſchrak und lief quer über den Vorgarten in den Saal zurück. Drinnen mußte ſie von der Begegnung erzählt haben, denn zwei, drei Köpfe erſchienen gleich darauf am Fenſter und blickten neugierig nach dem Fremden hinaus.

Freilich nicht auf lange, denn der Schottiſche begann nun wirklich, und Lewin, während er weiter ging, verſuchte ſich die Takte für ſeinen Marſch zurecht zu legen. Es gelang auch eine Weile; aber der Tanzrhythmus war doch ſtärker als alles andere, und aus ſeinem gezwungenen Marſchtempo immer wieder herausfallend, marſchirte er in einem wunderlichen Wechſel von Tanz und Schritt die gradlinige Pappelchauſſee hinunter. Er kam an der Stelle vorbei, wo ihm an dem Schnatermanntage das Elend des Rückzuges zuerſt entgegen getreten war; indeſſen er gedachte der erſchütternden Begegnung nicht mehr und zählte nur noch die Takte der Muſik, trotzdem er dieſe ſelbſt ſchon längſt nicht mehr hörte.

„So hintanzen,“ ſagte er, „das heißt Leben. Nur nichts ſchwer nehmen. Ich habe das Beſte verſäumt. Und am Ende auch heute wieder. Sie war hübſch und nicht zimperlich. „Du kannſt mich und Maldchen nach Hauſe bringen . . . ſei nicht thöricht, Lewin.“ Nein, nein, das ſagte ſie nicht; das war ſchon früher.“

Er ſchwieg eine Weile, ſeine Gedanken im Stillen weiterſpinnend. „Und mit der Johanna Suſemihl, was war es denn am Ende? Und was liegt daran, ob ihr die alte Hunzen das Kleine gegönnt hat oder nicht! Nun ſind ſie todt, und nur der Marechal de Logis, ſo denk' ich mir, lebt noch. Er hatte Treſſen an dem Hut, und einen Klunker dran. Und fremde

Treffen; ja, das macht es; das Neue, das Fremde. Etwas anderes muß es ſein. Neugier wie zu Mutter Evas Tagen."

Er war jetzt über Friedrichsfelde hinaus; nur wenn er ſich wandte, ſah er noch die Lichter des Dorfes. Am Himmel kein Stern; über die Mondesſichel hin zogen die Wolken, immer dichter, immer raſcher. Aber raſcher noch gingen die Bilder über ſeine Seele.

„Wie die Hulen ſich wundern wird! Ich ſehe ſie, wie ſie mit der kleinen Lampe nach mir ſucht, als ob ich ein verſteckter Liebhaber wäre. Und der bin ich eigentlich auch; nur zu ſehr verſteckt; ich werde nie gefunden. Die Hulen wird ſo verdutzt ausſehen wie damals, als ich ihr das franzöſiſche Kinderlied vorlas. „Klippklapp," ſagte ſie; es war gar nicht ſo dumm. Wie ging es doch?

An meiner Enklin Namenstag
Ihr jeder etwas ſchenken mag:
Der Bäcker ſchickt ein Zuckerbrot,
Der Schneider einen Mantel roth...

„Ja ſo ging es. „Le boulanger fait un gâteau, la couturière un p'tit manteau," das ſchien die leichteſte Stelle und war dann hinterher die ſchwerſte. Ich entſinne mich noch... Was es doch für wunderliche Sachen gibt; ein franzöſiſcher Kinderreim zwiſchen Friedrichsfelde und Dalwitz. Aber warum nicht? Es gibt noch viel Wunderlicheres."

Er paſſirte jetzt das Dorf, deſſen Namen er eben genannt hatte. Der mit alten Rüſtern beſetzte Fahrweg lag im Dunkeln, und die Fenſterläden der meiſt einzeln ſtehenden Häuſer waren geſchloſſen; aber aus den herzförmigen Oeffnungen fiel ein Lichtſchein auf die Straße.

„Brennende Herzen," ſagte er, „morgen früh ſind ſie wieder an die Wand geklappt und ſo ſchwarz wie vorher. Es iſt auch lange genug, vier Stunden zu brennen. Hier wohnt der Paſtor; der brennt ſechs."

Hundert Schritte hinter dem Paſtorhauſe ſchloß das Dorf, und Lewin trat ins Freie. Ihn fröſtelte. War es die Nachtluft, oder war es das Fieber? Er ſchlug den Rockkragen in die Höhe und die Mützenklappen nach unten; aber das Fröſteln blieb.

„Wohin geh' ich nur? Ich weiß es nicht. Oder ob ich umkehre? Nein. Ich kann nicht wieder in die Häuſermaſſe hinein; ſie nimmt mir den Athem, ſie bringt mich um. Alſo weiter. Ich werde wohl irgendwo hinkommen."

So ſchritt er abermals vorwärts; eine Viertelmeile, eine halbe. Nach rechts hin, an einer Biegung der Chauſſee, ſtand der Schattenriß eines Kirchthurms.

„Ich bin müde, und ich glaube faſt, ich habe Hunger."

Er ſetzte ſich auf einen neben der Straße zuſammengefahrenen Steinhaufen und ſah dem dürren Laube zu, das über den glattgefahrenen Schnee hin an ihm vorübertanzte. Denn der Wind, der ſeit Stunden ſchon dichte Wolkenmaſſen vorausgeſchickt hatte, kam jetzt ſelber und fegte zwiſchen den Pappeln hin. Es war ein Südweſt, feucht und voll kleiner Regentropfen, aber einzelne dieſer Tropfen gefroren wieder und ſchlugen ihm wie Nadeln ins Geſicht. „Thauwind," ſagte Lewin, „wie heißt es doch? Der Thauwind kam vom Mittagsmeer ... ja, ich glaube, ſo fängt es an; aber das andere hab' ich vergeſſen. Ich finde nur noch die Figuren heraus, den Grafen und den Zöllner und den braven Mann. Wer ich wohl ſein mag? Der Graf? Nein. Aber der brave Mann; ja, der bin ich, das iſt mein Fach."

Er blickte die Chauſſee hinauf, hinunter und ſagte dann: „Es ſieht aus wie die Pappelallee, die durch das Bruch führt, und der Schatten, der dort unten ſteht, könnte die Guſer Kirche ſein ... Das ſind nun vier Wochen und mir iſt, als wär' es ein Jahr." Er ſtützte die Stirn in ſeine Hand und träumte, und in ſeinem Traume klang es immer vernehmlicher wie leiſes fernes Glockenläuten. Er horchte danach, voll wachſender Sehnſucht, und endlich war es ihm, als fühle er das Labſal einer Thräne und als käm' es wie Befreiung über ſein ſchwer bedrücktes Herz.

Aber es ſollte nicht ſein; es war anders beſchloſſen. Das Läuten, das er nur traumhaft gehört zu haben glaubte, kam wirklich näher, und ehe er ſich noch zurecht gefunden hatte, ſah er von der Dalwitzer Seite her ein Fuhrwerk zwiſchen den Pappeln herankommen. Sonderbar, es war kein Schlitten wie das Geläute hatte vermuthen laſſen, ſondern ein leichter offner Wagen, deſſen zwei kleinen Pferden, ſei es aus Laune oder übertriebener Vorſicht, ein Schellengurt aufgelegt worden war. Und jetzt war der Wagen heran; die Pferde ſcheuten und bogen nach rechts hin aus. Auf dem Vorderſitze ſaß ein junges Paar, er mit verſchränkten Armen in einen Mantel gewickelt, ſie groß und ſchlank in einem enganſchließenden Rock und einer mit Pelz beſetzten Mütze. Die Form ließ ſich nicht erkennen, aber ſie führte die Zügel und erſchrak heftig, als ſie des am Wege Sitzenden anſichtig wurde. Erſt an der nächſten Pappel wandte ſie ſich noch einmal um und ſprach dann, allem Anſcheine nach, lebhaft zu ihrem Begleiter.

Lewin ſah das alles, und ohne zu wiſſen, was er that, ſprang er auf und ſuchte dem ihm raſch entſchwindenden Fuhrwerk zu folgen. Er wollte rufen, ſchreien, aber er brachte keinen Ton hervor. Und ſo lief er, bis ihm die letzten Kräfte verſagten und er lautlos inmitten des Weges niederſtürzte.

* * *

Eine Stunde ſpäter hielt ein Schlitten vor dem Bohlsdorfer Krug; es ſchlug eben vom Thurm. Der Knecht, der von ſeinem Häckſelſack geſtiegen war, um die Pferde abzuſträngen zählte die Schläge und brummte verdrießlich vor ſich hin: „All elwen; för Mitternacht bin ick nich to Huus; awers ick kunn em doch nich liggen laten.“ Damit ging er auf den Heckenzaun zu, neben dem ein paar verſchneite Krippen ſtanden, während von der Hof- und Gartenſeite her die Glut eines hochaufgemauerten Backofens, in dem das Reiſigholz eben niedergebrannt war, über den Zaun weg auf die Straße ſah. Der Knecht ſtarrte hinein, freute ſich des warmen Hauchs und ſchleppte dann eine der Krippen, aus der er den Schnee durch bloßes Umſtülpen entfernt hatte, bis vor ſein Geſpann und öffnete den Häckſelſack. Die Pferde, denen es zu lange dauern mochte, fuhren mit ihren Mäulern ſuchend und ſchnopernd durch den leeren Trog. Er gab ihnen einen Schlag, „künn jih nich töwen,“ und ſtappſte dann, als er ihnen endlich ihr Futter eingeſchüttet hatte, unter dem Vorbau weg in die Krugſtube, wo auf zwei großen Brettern die zum Einſchieben in den Ofen eben fertig gewordenen Brote lagen.

„'Nabend Krügerſch.“

„'Nabend Damerow. Noch ſo ſpät bi Weeg?“

„Ja, man möt ja wull. Dat oll Schlackerwetter geiht ei'm bis up de Knaken.“

„Dat deit et. Wat wullens, Kirſch o'er Kümmel?“

„Gebens en Kirſch. Awer töwens noch en beten. Ick hebb do een'n upp'n Schlitten. He läg as för dood bi de Chauſſeeſteen. Upp'n Hoar, un ick hebb' em överfoahren.“

„Kennens em nich?“

„Ne. He ſüht ut as en Stadtminſch, as en Berlinſcher. Koamens man mit 'rut.“

Die Krügersfrau, die noch beim Abtrocknen war, nahm eine kleine Laterne vom Brett, ſteckte den Lichtſtumpf an, hakte wieder ein und folgte dem Knecht auf die Straße. So traten ſie an die Rückſeite des Schlittens, der nur zwei Korbwände hatte, nach hinten zu aber offen war. Der Knecht ſchob ein Strohbündel, das als Decke gedient haben mochte, zurück und die Krügersfrau leuchtete nun in den Schlitten hinein. Aber die Laterne fiel ihr aus der Hand und ſie that einen Schrei. Dann lief ſie wieder in das Haus, rüttelte den Mann, der in dem Alkoven nebenan eingeſchlafen war, und rief: Steih up, Drews. Kumm, mach flink. Ick gloob, he is all doob."

„Wihr, wihr?" fragte der Krüger, aus dem Schlaf auffahrend.

Aber die Frau war ſchon wieder an der Thür. „Jott, Jott, wihr ſall et ſinn? . . . De jungſche Herr von Hohen-Vietz."

Ende des dritten Bandes.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
I. Im Johanniter-Palais . . . 1
II. Auf dem Windmühlenberge . . . 11
III. Geheimrath von Ladalinski . . . 26
IV. Bei Frau Hulen . . . 40
V. Soirée und Ball . . . 65
VI. Im Kolleg . . . 82
VII. Kaſtalia . . . 94
Erinnerungen aus dem Kriege in Spanien. (Das Gefecht bei Plaa.) . . . 108
VIII. Leichtes Gewölk . . . 119
IX. Renate an Lewin . . . 126
X. Dejeuner bei Jürgaß . . . 135
XI. Borodino . . . 150
XII. Durch zwei Thore . . . 162
XIII. Ein Billet und ein Brief . . . 171
XIV. Kleiner Cirkel . . . 184
XV. Lehnin . . . 197
XVI. Kathinka . . . 216
XVII. Bei Hanſen-Grell . . . 221
XVIII. Fort! . . . 236

Vor dem Sturm.

Roman

aus dem Winter 1812 auf 13

von

Theodor Fontane.

Vierter Band.

Wieder in Hohen-Vietz.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1878.

Vierter Band.

Wieder in Hohen-Vietz.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I.

In Bohlsdorf.

Es war drei Tage ſpäter. In dem hinter der Gaſtſtube gelegenen Alkoven ſaß die Bohlsdorfer Krügersfrau und beugte ſich über ihr Kind. Sie ſang es in Schlaf, aber mit leiſer Stimme, und in noch leiſerer Schaukelbewegung ging die Wiege. Es hätte dieſer Vorſicht nicht bedurft, denn der Kranke, dem ſie galt, und der über dem Alkoven gebettet war, lag nun ſchon den dritten Tag in einem ſchweren Schlaf und war taub und todt gegen alles, was um ihn her vorging. Ein Arzt war noch nicht zu beſchaffen geweſen, aber an Pflege gebrach es nicht, wenn man einem bloßen Aufmerken und Abwarten, dem ſich ſeit dem geſtrigen Tage zwei Frauen unausgeſetzt unterzogen, dieſen Namen geben konnte.

Mittag war vorüber. Es mochte die zweite Stunde ſein, die ſchon wieder ſinkende Sonne ſchien durch das Fenſter einer kleinen Giebelſtube, und ein freundlicher Glanz, als ging er von dem Kranken ſelber aus, war um dieſen her.

„Seine Stirn iſt feucht," ſagte die Schorlemmer. „Geh, Renate, und ruhe Dich aus. Eine Viertelſtunde nur."

„Ich bin nicht müde."

„Du mußt es ſein. Geh."

Und ſie ging. Aber nicht um zu ruhen, ſondern um einen Brief, den ſie verſprochen hatte, nach Hohen-Vietz hin zu ſchreiben.

Das Stübchen, das gleich nach ihrer Ankunft als Wohn- und Schlafzimmer eingeräumt worden war, lag an der andern Giebelſeite des Hauſes und zeigte noch jenes Durcheinander, das der erſte Moment der Ankunft immer zu geben pflegt. Zum Ordnen und Aufräumen war eben noch nicht Zeit geweſen. Auf zwei Stühlen ſtand der geöffnete Reiſekoffer, während auf eins der beiden Betten hin Muffen und Mäntel ſammt allerlei Shawls und Tüchern geworfen waren.

Renate ſchien auch jetzt noch kein Auge für dieſe Dinge zu haben, ließ alles liegen wie es lag, und rückte nur den Tiſch, um beſſeres Licht zu haben, an den Fenſterpfeiler. Dann ſchob ſie die rothe Leinwanddecke, in die ein radſchlagender Pfau weiß eingemuſtert war, ziemlich unſorglich bei Seite, und nahm ein Karlsbader Schreibneceſſaire aus dem Koffer, das, wenn man es aufklappte, ein ſchräges Pult bildete. Aber die Tinte war feſt eingetrocknet, ſo feſt, daß ſelbſt ein paar Tropfen Waſſer nicht helfen wollten. So mußte denn anderweitig Rath geſchafft werden. Sie nahm aus ihrem Notizbuch ein dünnes Bleiſtiftchen, das natürlich abgebrochen war, gab ihm eine Spitze ſo gut es ging, und ſchrieb nun in Schriftzügen, deren ſchwer entzifferbare Form nur noch von ihrer Bläſſe übertroffen wurde, das folgende:

„Bohlsdorf, den 1. Februar.

Liebe Marie!

Wir ſind geſtern um die vierte Stunde hier angekommen und fanden unſeren Kranken in einem tiefen Schlafe, der auch jetzt noch anhält. Wie tief dieſer Schlaf iſt, zeigte ſich heute früh. Ich ſtieß ein neben dem Ofen ſtehendes Schüreiſen um und erſchrak, denn es gab einen großen Lärm; aber Lewin öffnete die Augen nur, um ſie ſofort wieder zu ſchließen. Uebrigens ſchien er mich erkannt zu haben; ich ſah ihn lächeln, freilich nur wie im Traum, denn der Schlaf hatte gleich wieder Gewalt über ihn. Wir erwarten jeden Augenblick Doktor Leiſt, und dieſe Zeilen ſollen nicht eher fort, als bis wir ihn gehört haben.

Wie dies alles ſo gekommen? Ich habe nur wenig mehr erfahren, als wir ſchon wußten. Und Du mit uns. Ein Knecht fand ihn beſinnungslos am Wege, lud ihn auf ſeinen Schlitten und gab ihn hier in Bohlsdorf ab. Die Krügersleute haben ſich ſeiner angenommen und ihn gehegt und gepflegt. Er liegt in einer Giebelſtube; Tante Schorlemmer und ich bewohnen die andere; nur der Bodenflur iſt zwiſchen uns.

Warum er Berlin verlaſſen hat, um in Wind und Wetter bis hierher zu kommen, darüber hab' ich nur Vermuthungen. Und auch dieſe kaum. Es muß etwas Plötzliches geweſen ſein, denn er war leicht gekleidet und trug nur Rock und Filzkappe, trotzdem es eine naßkalte Nacht war. Eine Stunde früher, als der Knecht ihn fand, hat ihn der Bohlsdorfer Amtmann, der mit ſeiner jungen Frau von einem der Nachbardörfer kam, auf den Chauſſeeſteinen ſitzen ſehen. Die junge Frau (ſehr hübſch) war heute Vormittag bei mir und hat mir von der Begegnung erzählt. Sie habe ſich vor ihm wie vor einer Erſcheinung erſchrocken. Dann ſei er aufgeſprungen und ihrem Wagen zwiſchen den Pappeln hin eine lange Strecke gefolgt. So wenigſtens habe ſie zu ſehen geglaubt; ſicher ſei ſie nicht. Du ſiehſt, alles iſt dunkel und räthſelvoll. Die junge Frau, die wohl eine halbe Stunde hier war, überraſchte mich durch eine Aehnlichkeit mit Kathinka, ſelbſt in ihrer Art ſich zu kleiden. So trug ſie, um nur eines zu nennen, eine polniſche mit weißem Pelz beſetzte Mütze.

Ach, Marie, wie hat ſich alles um uns her geändert! Ich ſehne mich jetzt nach den ſtillen Hohen-Vietzer Tagen zurück, die ich ſo oft verklagt habe. Von allen Seiten drängt es heran, und ich erkenne, wie mein Herz zu ſchwach und zu klein iſt, allem, was geſchieht, ſein zuſtändig Theil zu geben. In ruhigen Zeiten hätte mich der plötzliche Tod der Tante betrübt oder doch beſchäftigt, jetzt vergehen Stunden, ohne daß ich daran denke. Nur an Dich denke ich viel, immer.

Ich erwarte noch heut' ein paar Zeilen aus Guſe; Papa hat ſie mir zugeſagt. Das Begräbniß der Tante vermuthe ich morgen; ihm beizuwohnen, daran iſt nicht zu denken; ich kann hier nicht eher fort, als bis wir Lewin außer Gefahr wiſſen. Und ehe nicht der alte Leiſt ... Aber da hör' ich ſeine Stimme laut und eindringlich auf der Treppe. Alles wiſpert im Hauſe, ſelbſt die Knechte, die kommen, werden zur Ruhe bedeutet und fügen ſich dem Zwang; nur alte Doktoren haben in ihrem Sprechen und Auftreten das Vorrecht der Zwangloſigkeit, und der alte Leiſt macht keine Ausnahme. Ich ſchließe vorläufig und will nur hören, was er ſagt.“

Renate ſchob das Blatt unter das Schreibneceſſaire und traf den Doktor bereits am Bette drüben. Er ſah mit ſeinen zwei Pelzhandſchuhen, die an einer dicken Schnur rechts und links über den Mantelkragen hingen, abenteuerlich genug aus, und grüßte mit der einen freien Hand, während er mit der andern den Puls des Kranken zählte. Er ſchien zufrieden, befühlte noch Stirn und Schläfe, und ſagte dann: „Laſſen wir ihn allein; er braucht uns nicht.“ Damit verließen alle drei den ruhig Weiterſchlafenden, und gingen in die Frauenſtube hinüber, wo nun der Alte ſeinen Mantel ablegte, während Renate über alles Kleine und Große, was die Auffindung Lewins begleitet hatte, in ähnlicher Weiſe wie in ihrem Briefe an Marie zu berichten begann.

„Sehr gut, ſehr gut,“ unterbrach ſie der offenbar ziemlich unaufmerkſame Doktor, und fuhr dann, nachdem er auf einem Binſenſtuhle Platz genommen und ſich die breiten, braunfleckigen Hände behaglich gerieben hatte, in vertraulichem Tone fort:

„Und nun, mein Renatchen, ehe wir weiter plaudern, bitt' ich um einen Kaffee, das heißt mit Permiſſion um einen Cognackaffee. Den Milchkaffee habe ich abgeſchworen. Das iſt nichts für einen alten Doktor mit Landpraxis.“

Tante Schorlemmer ging, um das Gewünſchte herbeizuſchaffen; der alte Leiſt aber, der wie alle Doktoren, auch wenn ſie nicht beim Feldſcheer begonnen haben, gerne ſprach und Anekdoten erzählte, um das ewige Einerlei der Krankengeſchichten los zu werden, wiederholte, als die Schorlemmer hinaus war, ſeine letzten Worte und ſetzte dann erklärend hinzu: „Sehen Sie, mein Renatchen, mit dem milchernen iſt es nichts. Ich meine den Kaffee. Sonſt laß ich auf das Milcherne nichts kommen, denn es iſt die höhere Stufe. Aber was ich ſagen wollte. Sehen Sie, dies Franzoſenvolk iſt ſonſt nicht mein Guſtus, und ihre Guillotinenwirthſchaft, was ſie damals „La Terreur“ oder wie wir ſagen, den Schrecken oder den Terrorismus genannt haben, das kann ich ihnen nicht vergeſſen; aber der Wahrheit die Ehre, mit dem Cognackaffee, da haben ſie's getroffen. Es gibt ſo Sachen, worin ſie uns überlegen ſind.“

Renate rückte ungeduldig hin und her; der alte Leiſt indeſſen ſchien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Und es iſt eigentlich nicht mehr und nicht weniger als meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich mich ehrlich dazu bekenne. Denn ohne dieſen Cognackaffee wär' ich nicht mehr am Leben, und ſäße nicht in dieſem hübſchen Bohlsdorfer Krug. Sie haben von Anno 93 gehört, oder Quatre-vingt-treize, wie die Franzoſen ſagen. Sie lieben alles, was einen Schnepper hat und ſo ins Ohr klingt, als ob es was Apartes wäre. Und ſehen Sie, damals hatten wir ja den Champagnefeldzug, und ich war auch mit, mitſammt meiner Grenadierkompagnie von Alt-Lariſch. Nun ja „Champagne“, das klingt ganz gut, und wer es nicht beſſer weiß, der denkt ſich lauter bauchige Weinflaſchen und einen blanken Pfropfen, der mit einem Knall an die Decke ſpringt. Aber, Du himmliſche Güte, wir haben die Champagne ganz anders kennen gelernt. Es regnete Tag und Nacht, immer Biwak und im Freien kampirt auf Kalk- und Lehmboden, der das Waſſer nicht durchläßt, und ehe vier Wochen um waren, lag die halbe preußiſche Armee nicht mehr im Biwak, ſondern im Lazareth. Und der alte Leiſt, trotzdem er ein Doktor war, hätte auch darin gelegen, wenn er ſich nicht gehütet hätte. Denn der kannte die Lazarethe, und weil er ſie kannte, kroch er lieber bei Seite und ſchleppte ſich bis an ein allein ſtehendes Bauernhaus, in deſſen Thür er, mit Permiſſion, eine dicke alte Franzöſin ſtehen ſah. Und die hatte Mitleid mit ihm und nahm ihn auf. Und um es kurz zu machen, ſie packte mich in ein thurmhohes Bett, und als ich nun einen Schüttelfroſt kriegte, und meine Zähne, ſo viel ihrer noch waren, vor Kälte zuſammenſchlugen, da brachte ſie mir einen Cognackaffee, eine Taſſe, zwei Taſſen, ich weiß nicht, wie viel ich getrunken habe. Aber das weiß ich, daß ich den dritten Tag wieder auf den Beinen war. Und ſeitdem trink' ich ihn in allen ſchweren Lebenslagen, wohin ich auch ſieben Meilen bei zehn Grad Kälte rechne, erſtens aus Dankbarkeit, zweitens aus Vorſicht und drittens weil er mir ſchmeckt.“

In dieſem Augenblick trat die Schorlemmer wieder ein, und die Krügersfrau mit dem geforderten Kaffee folgte. Neben der Taſſe ſtand ein Glas. Der Doktor liebäugelte damit, ſchwankte zwiſchen Anſtand und Begehrlichkeit, unterlag aber wie gewöhnlich der letztern, und leerte das Glas auf einen Zug. Der Miſchungsprozeß war unterblieben.

Renate, deren anfängliche Ungeduld bei dem Geplauder des Alten eher geſchwunden als geſtiegen war, ſah ihm lächelnd zu und ſagte dann, ihre Hand auf ſeinen Arm legend:

„Aber nun, lieber Doktor Leiſt, wie ſteht es mit unſerem Kranken? Iſt Gefahr?“

„Gefahr, Gefahr,“ antwortete der Alte im Tone ſcherzhaften Vorwurfs, „werde doch nicht von Anno 93 ſprechen, wenn Gefahr wäre! Nein, mein Renatchen, wenn dem alten Leiſt ſo was Bitteres auf der Zunge liegt, da ſchmeckt ihm nichts, und wenn es ein Cognackaffee wäre. Wie es mit ihm ſteht? Gut ſteht es. Er ſchläft ſich geſund. Nichts von Gefahr. Ueberreizung der Nerven. Das iſt alles.“

Renate ſchwieg. Sie wollte nicht weiter forſchen, da ſie den Zuſammenhang der Dinge zu ahnen begann. Die Schorlemmer aber, die nichts von ſolchen Zuſtänden wußte, fragte halb ärgerlich:

„Nervenüberreizung; was ſoll das? Woher?“

„Ja, mein liebes Tantchen,“ antwortete Leiſt, „das iſt mehr als ein armer Doktor wiſſen kann. Der muß ſchon froh ſein, wenn er erkennt, was er vor ſich hat. Woher es kommt, darauf kann er ſich nicht einlaſſen. Das weiß eben nur der Kranke ſelbſt. Und unſer Lewin wird es ſchon wiſſen und ſich eines Tages unſer aller Neugier erbarmen, denn eine rechte Neugiersgeſchichte iſt es, deſſen bin ich ſicher.“

Und dabei ſchmunzelte der Alte ſo liſtig vor ſich hin, als ob er den ganzen Liebesroman von Anfang bis Ende geleſen hätte.

„Aber nun Verhaltungsbefehle!“ ſagte Renate, „was thun wir?“

„Wir warten. Das iſt überhaupt das Beſte, was der

Menſch thun kann. Zeit, Zeit. Die Zeit bringt alles. Dem Kranken bringt ſie Geſundheit. Wir warten alſo.“

„Und wie lange noch?“

„Ja, das iſt nun wieder ſo eine Frage. Aber rechnen wir nach. Heute iſt der dritte Tag. Ich denke den fünften Tag, alſo übermorgen. Uebermorgen wird er ausgeſchlafen haben und wird irgend etwas wollen, vielleicht einen geröſteten Speck oder ein Zwiebelfleiſch. Was es aber auch ſein mag, er muß es haben, denn was dann ſpricht, das iſt die Stimme der Natur, die durchaus gehört werden will.“

„Ach, wie freue ich mich,“ ſagte Renate, „meinen Brief mit ſo guten Nachrichten ſchließen zu können! Ich ſchrieb, als Sie vorfuhren, eben an Marie Kniehaſe. Wiſſen Sie, Doktor, Sie könnten mir die letzten Zeilen diktiren.“

„Das will ich,“ ſagte der Alte, „und will auch den Briefträger machen, denn ich fahre über Hohen-Vietz. Haben Sie alles?“

„Alles.“

„Nun denn ſchreiben wir: „... Eben iſt Doktor Leiſt hier und verſichert uns, es ſei keine Gefahr. In zwei Tagen wird unſer Kranker außer Bett und in einer halben Woche ſo gut wie geneſen ſein. Dies alles ſchreib' ich nach dem Diktat des Alten, der dieſen Brief ſelbſt mitnehmen will. Punktum, Gedankenſtrich. Deine Renate.“

Renate ſprang auf, ſchob in heiterer Laune dem Doktor das Blatt zu und ſagte: „So, nun haben wir es ſchwarz auf weiß, und Sie müſſen nur noch darunter ſchreiben „beglaubigt“ und Ihren Namen. Aber keinen Doktorkrikelkrakel, ſondern deutlich und leſerlich für jedermann.“

Der Alte that, wie ihm geheißen. Dann erhob er ſich, und während ihm Renate wieder in ſeinen ſchweren und vielkragigen Mantel hineinhalf, ſchloß er ſeinen Beſuch mit den Worten: „Und nun noch eines, Ihr Damen. Ich muß die Geſunden bitten, ſich über den Kranken nicht zu vergeſſen. Sonſt vertauſchen wir blos die Rollen. Alſo keine Allotria wie Nachtwachen und andere Ueberflüſſigkeiten. Tantchen, ich mache Sie verantwortlich. Und übermorgen ſehe ich wieder nach. Und nun Gott befohlen.“

Sie begleiteten ihn treppab bis an den Wagen, der unter dem Vorbau hielt. Bald zogen die Pferde an, und Renate und die Schorlemmer grüßten dem Alten nach. Eine rechte Sorge war von ihnen genommen; er hatte ſo zuverſichtlich geſprochen. Gegen Abend kam eine alte Wartefrau, um ſie am Bette des Kranken abzulöſen, und beide gingen nun in ihre Giebelſtube hinüber, um nach zwei ſchlafloſen Nächten eine ruhige Nacht zu haben.

Renate war müde, Tante Schorlemmer aber rüſtig und beweglich wie immer. Sie ſetzte ſich zu ihrem Liebling und zeigte ſich geneigt, noch eine Viertelſtunde zu plaudern.

„Wie mag es in Guſe ausſehen?“ fragte Renate. „Ach, liebe Schorlemmer, ich ſorge mich von der Tante zu träumen.“

„Du wirſt es nicht.“

„Und wie ſie nur geſtorben ſein mag,“ fuhr Renate fort. „Ich glaube nicht, daß ſie einen chriſtlichen Tod gehabt hat. Und nun ſehe ich ſie im Sarge liegen, blaß, mit ihrer ſchwarzen Wittwenhaube, und die Schnebbe daran noch tiefer in die Stirn gerückt als gewöhnlich. Und vor dieſem Bilde fürchte ich mich. Es mag nicht recht ſein. Aber Dir darf ich es ſagen, liebe Schorlemmer, daß ich lieber hier in Bohlsdorf als in Guſe bin. Iſt es ein Unrecht?“

Die Schorlemmer ſtreichelte ihr die Hand und ſagte: „Wenn es ein Unrecht iſt, mein Renatchen, ſo iſt es ein kleines. Ich weiß wirklich nicht, ob es unſere Chriſtenpflicht iſt, einem Todten ins Geſicht zu ſehen. Und ſie hatte etwas Unheimliches. Alle die Jeſum verachten, haben nichts von ſeinem Gnadenſchein.“

„Und was nun aus Guſe wird? Es war Allod, und als Kaufgut fällt es nicht an die Pudaglas zurück.“

„Ich wüßte ſchon einen Erben.“

„Welchen?“

„Renate von Vitzewitz. Aber Du hätteſt dann einen andern Namen.“

„Geh doch. Was Du nur ſprichſt. Ich armes Fräulein und das ſchöne Gut.“

„Ja, mein Renatchen, die Menſchen ſind nicht immer was ſie ſcheinen, und während Du glaubſt, daß ich nur an Grönland und Neu-Herrnhut denke, denk' ich an ganz andere Dinge. Ich habe auch ſo meine kleinen Paſſionen und verheirathe die Menſchen gern, und wenn ich ſo in die Zukunft ſehe, da ſeh' ich nichts als ...“

„Nun?“

„Nichts als Hochzeitszüge, kleine und große: Du, Marie, Maline. Selbſt für die Eve hab' ich ſchon geſorgt, trotzdem ſie hochfahrend iſt, und es eigentlich nicht verdient.“

„Und Kathinka?“

„Nein, Kathinka nicht. Die thut alles ſelbſt und braucht meine Vorſorge nicht.“

„Ach, wie beneid' ich Dich, daß Du ſo hübſches denken kannſt. Ich ſehe keinen Hochzeitszug. Und jetzt, wo ich mir einen ſolchen vorſtellen will, ſeh' ich ihn ſchwarz.“

„Das iſt, weil Du mit Deinen Gedanken in Guſe biſt.“

„Ich glaube, daß Du recht haſt, wenigſtens wünſche ich es. Ach, wie lieb iſt es, daß Du bei mir biſt. Ich muß an den Abend vor Sylveſter denken, wo Du mir die Geſpenſterfurcht wegerzählteſt. Es war die Geſchichte von Kajarnak, dem erſten Getauften; Du ſiehſt, ich habe den Namen gut behalten. Aber nun will ich ſchlafen. Sage mir noch eines von Euren Liedern, ein recht hübſches, keins von den ſüßen mit Lämmlein und Englein. Die kann ich nicht ertragen."

„Nun dann wollen wir ein recht feſtes und kerniges nehmen," ſagte die Schorlemmer:

„Schau von Deinem Thron,
Vater, Geiſt und Sohn."

Renate nickte zuſtimmend, und die Alte fuhr mit immer leiſer werdender Stimme bis an die dritte Strophe fort:

„Reinige mein Herz
Auch mit meinem Schmerz;
Gib, daß ſich mein Eigenwille
Ruhig in dem deinen ſtille,
Alles was noch mein,
Eigne Dir allein."

Sie ſprach nicht weiter. Renate hatte die Hände gefaltet, lächelte und ſchlief.

II.

Eine Begegnung.

Die Sonne des nächſten Vormittags ſchien hell auf die Bohlsdorfer Dächer. Renate war bei der Amtmannsfrau geweſen, um ihr einen Gegenbeſuch zu machen, und kam eben von dem Gutshofe zurück, als ſie ein herrſchaftliches Fuhrwerk vor dem Kruge halten ſah. Der Herr, dem es gehörte, ging inmitten der Dorfgaſſe auf und ab. Er war von hoher Geſtalt, trug Pelzrock und Pelzſtiefel, und ſah von Zeit zu Zeit nach dem Kirchthurm hinauf, deſſen grotesk geformte Schneehaube ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen ſchien. Im Näherkommen erkannte Renate den alten Geheimrath.

„Onkel Ladalinski!“ rief ſie und eilte ihm entgegen.

Der Geheimrath war erſichtlich befangen, und eine kurze Pauſe folgte den erſten Begrüßungsworten, bis Renate fragte: „Du biſt auf dem Wege nach Guſe?“

„Ja, liebe Renate; zum Begräbniß der Tante. Aber was führt Dich in dieſes Dorf? Ich erwartete, Dich in Guſe zu ſehen, Dich und Lewin und den Papa.“

„Du wirſt nur den Papa in Guſe treffen; Lewin iſt hier.“

„Lewin iſt hier?“

„Ja, krank und bewußtlos; nun ſchon den vierten Tag. Die Leute ſchickten uns einen Boten. Es war denſelben Morgen, wo die Nachricht von dem Tode der Tante kam. Papa fuhr nach Guſe, ich nach hier. Die Schorlemmer begleitete mich, und wir fanden Lewin, wie wir nach allem, was uns der Bote geagt hatte, erwarten mußten. Er lag in tiefem Schlaf. Alles ſt in Dunkel, und wir rathen hin und her, was ihn in naßalter Nacht von Berlin fort und hierher geführt haben mag. Ein Knecht fand ihn wie todt neben den Chauſſeeſteinen.“

Der Geheimrath ſchwieg eine Weile; dann nahm er Re-atens Arm und ſagte: „So weißt Du von nichts? Ach, Kind, elche Tage haben wir durchlebt! Kathinka iſt fort, und wir erden ſie nicht wiederſehen.“

Das alſo war es. Renate ſah nun klar, ſchien aber eniger überraſcht, als der Geheimrath bei ſeinen letzten Worten rwartet haben mochte.

„Kann ich Lewin ſehen?“ fragte dieſer.

„Ja; er liegt oben.“

Sie ſtiegen nun die ſchmale Treppe hinauf und fanden ie Schorlemmer am Bette des Kranken. Sie wollte das immer verlaſſen, aber der Geheimrath bat ſie, zu bleiben. ewin ſchlief mit einem Ausdruck, als ob er ſich dieſes Schlafes eue, und der alte Ladalinski war durch den Anblick erſchüttert. eber ihn, ſeit jenem Tage, war kein erquicklicher Schlaf ge-mmen. Er nahm des Kranken Hand und ſagte: „er wird neſen,“ und in dem ſchmerzlichen Ton, in dem er dieſe orte ſprach, klang es begleitend mit: „ich nicht“.

So verließen ſie wieder das Haus und kehrten auf die orfgaſſe zurück, wo ſich inzwiſchen Alt und Jung um den haiſewagen und das verdrießlich über die Ledertrommel (als es eine Logenbrüſtung wäre) hinwegblickende Windſpiel ver-mmelt hatte.

„Ich ſpräche gern noch ein paar Worte mit Dir,“ ſagte r Geheimrath und wies mit leiſer Kopfbewegung auf die

Dorfleute, die jetzt ihre neugierigen Blicke mehr auf das herzutretende Paar als auf den Wagen zu richten begannen.

„Laß uns in die Kirche gehen,“ erwiderte Renate, „die Thür iſt offen.“

Er war es zufrieden. Sie ſtiegen über die halbverfallene Feldſteinmauer und ſchritten, an ein paar Gräbern vorbei, auf dieſelbe Seitenthür zu, durch die Lewin am Weihnachtsheiligabend eingetreten war.

In der Kirche war alles öde; nur auf den ſchwarzen Tafeln ſtanden noch die Nummern der Geſangbuchverſe, die man am letzten Sonntag geſungen hatte. Ein ſcharfes Seitenlicht fiel auf das Altarbild: eine Kreuzigung. Maria und Johannes fehlten und nur eine Magdalena lag auf den Knieen und hielt das Kreuz umfaßt. Es war ein häßliches Bild aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, am häßlichſten die Magdalena. Sie trug ein hohes Toupé von rothblondem Haar, in das große Perlen eingeflochten waren. Der Ausdruck ſinnlich und roh. Den Geheimrath verdroß es; er wandte ſich ab und ſuchte nach einem Platz in der Kirche, der ihm Sicherheit vor dieſem Anblick gewähren mochte. Er fand ihn auch. Zur Seite des Altars, in eine Ecke geſchoben, ſtanden vier alte Chorſtühle, die, nach ihrem Schnitzwerk zu ſchließen, noch aus der katholiſchen Zeit ſtammten und bei einer Renovirung der Kirche hier ſeitab ein Unterkommen gefunden hatten. Der alte Ladalinski zeigte darauf hin, und ſie nahmen die beiden vorderſten ein.

Jeder ſcheute ſich, von Kathinka zu ſprechen. So ſtockte das Geſpräch, noch ehe es recht begonnen. Endlich faßte ſich Renate und ſagte: „Ich vermiſſe Tubal; er war der Liebling der Tante, und nun fehlt er an ihrem Grabe.“

„Und doch war es ein richtiges Gefühl, was ihn zurückhielt,“ erwiderte der Geheimrath.

Renate ſah ihn fragend an.

„Ein richtiges Gefühl," wiederholte dieſer nach einer Pauſe, „das Gefühl einer Mitſchuld. Ach, meine theure Renate, die Schuld, die wir auf uns laden, tragen wir nicht allein. Andere ſind gezwungen, ſie mitzutragen. Und Tubal empfindet das. Er wollte niemand von Euch ſehen, nicht Lewin und nicht Dich."

„Und doch hätt' er ſich überwinden ſollen," ſagte Renate. „Und daß er es nicht that, Onkel Ladalinski, das kann ich ihm nicht zum Guten rechnen, wenigſtens nicht zum Guten allein. Er gab einem feinen Gefühle nach und mißtraute dem unſrigen. Das war nicht recht, ſonſt hätt' er wiſſen müſſen, daß wir ſolche Mitſchuld nicht gelten laſſen und ihr Bekenntniß nicht annehmen würden."

Sie ſchwieg einen Augenblick; dann fragte ſie, wie um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Weißt Du, wie die Tante ſtarb?"

„Nein, ich hörte nichts. Alles, was ich erfuhr, erfuhr ich aus einer kurzen Anzeige Deines Vaters. Ich war erſchüttert, denn ſie hatte meinem Herzen nahe geſtanden, und ich mußte mich aufrichten an der Vorſtellung deſſen, was ihr durch dieſen raſchen und unerwarteten Tod erſpart geblieben iſt. Denn ſie liebte nicht, ihre Pläne durchkreuzt zu ſehen. So durchkreuzt!" Er ſchwieg eine Weile und ſetzte dann hinzu: „Und ihre Pläne, Renate, waren meine Wünſche. Alles was davon noch übrig iſt, leg' ich in Deine Hand."

Renate blickte vor ſich hin und erröthete. Dann aber ſagte ſie raſch und in beinahe heiterem Tone: „Oheim Ladalinski, laß mich offen ſein. Ich darf es. Du pochſt nicht an die rechte Thür, und Du weißt es auch; was Du freundlich in meine Hand legen möchteſt, das liegt in einer anderen."

„Nein, Renate, es liegt bei Dir. Ein Herz zwingt das andere. Und ich weiß ..."

Sie ſchüttelte den Kopf und wollte antworten; aber beide hörten jetzt draußen ein Kratzen an der Thür, und im nächſten Augenblicke kam das Windſpiel den Mittelgang der Kirche herauf, ſtellte ſich, mit unruhiger Kopfbewegung, bellend und klingelnd vor den Geheimrath und lief dann wieder auf den Seiteneingang zurück, immer ſich umblickend, ob ſein Herr auch folge.

„Kutſcher und Diener werden ungeduldig," ſagte der alte Geheimrath; „wir müſſen abbrechen."

Damit verließen beide die Kirche und ſchritten wieder über den Kirchhof auf den Wagen zu, in den das Windſpiel eben hinein gehoben wurde. Der Geheimrath nahm ſeinen Platz neben demſelben und ſtreichelte es, während er die Rechte Renaten zum Abſchied reichte.

„Ich danke Dir für unſer Geſpräch; behalt' es in gutem Gedächtniß. Ich bitte Dich darum."

Damit trennten ſie ſich. Renate trat unter den Vorbau des Kruges und ſah dem Wagen nach. Ihre Gedanken waren bei Tubal, und ſie ſuchte ſich das Bild deſſelben vorzuſtellen; aber es waren immer die Züge Kathinkas, die ſie ſah.

„Sind ſie einander ſo ähnlich?" fragte ſie ſich und ſtieg die Treppe hinauf.

Eine Stunde ſpäter brachte die Krügersfrau das Eſſen, legte das Tiſchtuch und entſchuldigte ſich einmal über das andere, daß es ſo ſpät geworden ſei, aber „der kräpſche Junge" habe nicht ſchlafen wollen. Sie wiſſe nicht, von wem er es habe, von ſeinem Vater ſicherlich nicht, denn der ſchlafe zu viel. Ihre Sprechweiſe, während ſie ſo plauderte, war über ihren Stand, dabei ziemlich zwanglos und nur mitunter, wenn ſie lebhafter wurde, entſchlüpfte ihr ein plattdeutſches Wort.

Tante Schorlemmer und Renate hatten Platz genommen und rückten einen dritten Stuhl an den Tiſch.

„Sie müſſen bleiben,“ ſagte Renate, „und ſehen, wie gut es uns ſchmeckt. Denn Sie führen eine gute Küche, das hab' ich gleich geſtern heraus gefunden. Der Kleine ſchläft, da haben Sie Zeit und können uns etwas erzählen. Wir ſind nun ſchon faſt zwei Tage hier und haben noch nicht einmal Ihren Namen erfahren.“

„Ich heiße Kemnitz ... das heißt mein Mann.“

Sie ſagte dies in einem Tone, der andeuten ſollte, daß ihr väterlicher Name um einen Grad höher geweſen ſei.

Renate verſtand es auch ſo und fuhr deshalb fort: „Sie ſind gewiß aus der Stadt? Aus Alt-Landsberg oder Müncheberg?“

„Nein, das nicht; ich bin von hier. Mein Vater hatte die Schule und als ich bei Paſtor Lämmerhirt eingeſegnet war, da kam ich aufs Amt. Denn wir waren drei Mädchen und ich bin die mittelſte; Chriſtiane hat den Marzahn'ſchen Müller geheirathet und Mariechen, was unſere jüngſte iſt, iſt noch zu Hauſe, denn unſere Mutter lebt noch.“

„Und da ſind Sie wohl immer auf dem Amt geweſen?“ fragte Renate.

„Ja, bis vor anderthalb Jahren. Ich hatt' es gut. Die junge Frau war das einzige Kind, und wir waren immer zuſammen, und da ſah und hört' ich alles. Der jetzige Amtmann hielt es mit der Mutter und hat ſich hinein geheirathet; er war erſt blos Verwalter. Und man merkt es auch noch; auf dem Hof hat er das große Wort, aber in der Stube iſt er mäuschenſtill, denn die Mutter hat das Regiment und die Tochter lernt es jeden Tag beſſer.“

„Und Ihr Mann, liebe Frau Kemnitz, der war wohl auch auf dem Amt?“

„Ja, er war der Meier. Er diente ſchon das ſiebente Jahr und ſah mir immer nach den Augen, daß ich lachen mußte. Und erſt wollt' ich ja nicht, aber da ſagte mir Paſtor Lämmerhirt, „ich ſollte mich nicht um mein Glück bringen". Da nahm ich ihn denn, und es thut mir auch nicht leid, denn er iſt gut gegen mich, und nun gar der Junge, Sie glauben nicht, wie er das Kind liebt. Da muß man denn ſchon ein Auge zudrücken."

„Das muß eine gute Frau immer," ſagte die Schorlemmer und hob in freundlicher Ermahnung ihren Zeigefinger. „Eine gute Frau muß die Augen immer aufhaben, aber ſie muß ſie auch zuzumachen verſtehen, je nachdem. Sie muß alles ſehen, aber ſie muß nicht alles ſehen wollen."

Die Krügersfrau, die nach Art der Dorfleute bei Sehen und Nichtſehen immer nur an Liebesgeſchichten dachte, mißverſtand die ſehr anders gemeinten Worte Tante Schorlemmers und antwortete lachend: „Ach, ſo 'was iſt es ja nicht; da käm' er mir auch recht."

„Nun, was iſt es denn?" fragte Renate neugierig.

„Ja, was iſt es, Fräuleinchen? Ich ſchäme mich faſt, davon zu ſprechen. Er ſchläft immer, und das ſoll nicht ſein. Des Abends, wenn die Gaſtſtube leer iſt, leſ' ich ihm eine Geſangbuchepiſtel vor, ſo bin ich groß gezogen, ſo war es bei meinem Vater ſelig und ſo war es auch auf dem Amt. Und wenn auf dem Amt auch keiner recht hinhörte, ſo thaten ſie doch ſo. Aber mein Kemnitz ſchläft. Eine Zeit lang hab' ich ihn leſen laſſen, bis ich ſah, daß es auch nicht ging. Er hat immer den Sandmann in den Augen."

„Das iſt aber doch nichts Schlimmes, meine liebe Frau Kemnitz," ſagte Renate.

„Doch, gnädiges Fräulein," erwiderte die Krügersfrau.

„Und wenn er blos ſchliefe, wenn er ſchläft; aber er ſchläft auch, wenn er wach iſt. Und das iſt das Allerſchlimmſte. Er vergißt alles, er hat gar keinen Merk. Sehen Sie, letztes Vogelſchießen, da hatten wir das Haus voll, alle Stuben, und ich war oben und unten, in Küche und in Keller, und wir verſchenkten einen halben Anker Wachholder. Ja, verſchenkt haben wir ihn, denn mein Kemnitz vergaß die Kreideſtriche und als er ſie zuletzt machte, ſo nach Gutdünken, weil er ſich vor mir fürchtete, da waren ſie falſch, und wir hätten noch Streit und böſe Nachrede gehabt, wenn ich nicht, als der Lärm eben anfing, dazu gekommen wäre. Da fuhr ich denn mit meinem Aermel über die ganze Rechnung hin und ſagte: „es iſt alles frei geweſen," und brachte jedem ein Extraglas, und that, als ob es mich freute, denn die Bauern ſind ſehr ſchwierige Leute. Aber in der Nacht hab' ich meine blutigen Thränen geweint."

Die Krügersfrau hatte ſich ſo hinein geſprochen, daß ihr noch in der Rückerinnerung wieder die Thränen in die Augen kamen, aber ſie fühlte auch zugleich, daß Reden und Ausſprechen der beſte Troſt ſei, und ſo fuhr ſie fort: „Und wenn es noch ſo wäre, wie den vorvorigen Sommer. Aber da haben wir ja jetzt den „rothen Krug", keine hundert Schritt vom Dorf, nach Taßdorf zu. Oſtern fing er an zu bauen, Pfingſten war alles unter Dach und Johanni zog er ein. Er heißt Bindemeier und iſt ein verdorbener Stellmacher; ein ſchlechter Menſch, der immer abbrennt und immer in Scheidung lebt. Er hat nun ſchon die dritte Frau; aber die Kinder ſind von der erſten, auch die Line, die morgen Hochzeit macht."

„Hochzeit, wen heirathet ſie denn?" fragte Renate.

„Einen Dahlwitzer Bauersſohn. Erſt ſollt' es ja nicht ſein. Der Alte drüben wollte nicht, denn er iſt geizig und hat den Bauernſtolz. Aber da ging ja die Line nach Dahlwitz und hat den Alten ſo mitbehext, daß er jetzt Stein und Bein ſchwört, wenn der Junge ſie nicht nähme, ſo wollt' er ſie ſelber nehmen, denn er iſt ein Wittwer."

„Iſt ſie denn ſo hübſch?"

„Nein, hübſch iſt ſie nicht; aber ſie hat ſo ein Weſen. Und von wem hat ſie's? Vom Vater hat ſie's. Und das iſt es ja eben. Denn ſehen Sie, Fräuleinchen, er hat blos die Schankgerechtigkeit und iſt gar kein richtiger Krüger, wiewohlen er den „rothen Krug" hat; aber das muß wahr ſein, das Krügern verſteht er. Und mein Kemnitz verſteht es nicht. Der kreidet gar nicht an und der andere doppelt. Und keiner, der in den rothen Krug kommt, merkt es, weil er jedem zum Munde redet und immer eine Geſchichte hat."

„Und möchten Sie tauſchen?" fragte jetzt Renate, „und einen Mann haben, wie den im rothen Krug?"

„Um Gottes willen nicht," erſchrak die Krügersfrau, „da hätt' ich ja keine ruhige Stunde mehr."

„Sehen Sie, da haben wir das Geſtändniß Ihres Glücks. Sie haben den Frieden des Gemüths, der das Beſte iſt. Laſſen Sie Ihren Mann nur ruhig ſchlafen; er iſt ein guter Mann, und das iſt gerade genug. Schläft er viel, ſo müſſen Sie viel wachen; das hebt ſich dann. Etwas fehlt immer, und irgendwo drückt der Schuh einen jeden; den einen hier, den andern da."

Die Krügersfrau ſeufzte: „Das hat mir Paſtor Lämmerhirt auch geſagt," und dabei erhob ſie ſich und ſchob die Teller zuſammen. Aber auf ihr erſtes Wort zurückkommend, ſetzte ſie hinzu: „ein ſchläfriger Mann iſt doch nicht gut, das laß ich mir nicht nehmen".

Und damit verließ ſie das Zimmer. —

„Weißt Du, an wen ich habe denken müſſen?" fragte Renate.

„Gewiß; an Maline.“

„Nur daß der junge Scharwenka nicht ſchläfrig iſt. Vielleicht zu wenig.“

„Da drückt der Schuh am andern Ende,“ ſchloß die Schorlemmer.

Renate nickte, und müde von den Anſtrengungen dieſer Tage warf ſie ſich auf ihr Bett, um eine Stunde zu ſchlafen. Die Schorlemmer deckte ſie mit einem Mantel zu und ging in das andere Zimmer hinüber. Hier ſetzte ſie ſich zu Häupten Lewins und begann an einem Strickzeug zu ſtricken, das ſie ſich von der Krügersfrau geborgt hatte, denn ihre Hände konnten nicht ruhen.

Als die Sonne ſchon im Sinken war, brachen Renate und die Schorlemmer auf, um einen Spaziergang zu machen, wozu die Luft und die Beleuchtung aufforderten. Sie gingen die nach Taßdorf führende Pappelallee hinunter, an dem „rothen Kruge“ vorbei, wo ſchon alles in hochzeitlicher Vorbereitung war. Keines ſprach; endlich ſagte die Schorlemmer, als ob ſie wiſſe, daß Renatens Gedanken denſelben Weg machten: „Und nun ſo weggenommen, ohne Vorbereitung und ohne Abendmahl, und nichts in Händen als ein franzöſiſches Buch. Darauf hin wird einem nicht aufgethan.“

Sie waren ſtehen geblieben und ſahen jetzt über einem dunkeln Waldſtreifen den Mond aufgehen, blaß und ſilbern.

„Dorthin liegt Guſe,“ ſagte Renate.

Die Schorlemmer bejahte.

„Ich glaube, ſie begraben ſie jetzt. Mir iſt, als hörte ich das Singen.

„Möge Gott ihrer Seele gnädig ſein!“

Und beide falteten die Hände und gingen in das Dorf zurück.

III.

„So ſpricht die Natur."

Die Nacht über hatten abwechſelnd die Krügersfrau und eine alte Frau aus dem Dorfe bei Lewin gewacht; nun war es neun Uhr früh, und Renate und die Schorlemmer ſaßen wieder an ſeinem Bette. Er ſchlief unruhiger als die Tage vorher, und einzelne, freilich nur halb verſtändliche Worte kamen von ſeinen Lippen. In dem Zimmer lag ein heller Morgenſchein, und das Eis ſchmolz von den Scheiben. Sonſt war nichts hörbar, als das Zwitſchern eines Zeiſigs und das Klappern von Tante Schorlemmers Nadeln. So verging eine halbe Stunde, während welcher die Frauen vor ſich hin oder auf den Kranken ſahen. Jetzt traf die Sonne ſein Geſicht, und Renate flüſterte: „Sieh, er träumt. Und etwas Freundliches muß es ſein." Und ehe die Schorlemmer antworten konnte, gingen draußen die Glocken, und Lewin erwachte. Sein erſter Blick fiel auf die Schweſter. Er erkannte ſie und ſagte: „Renate".

Dieſe war aufgeſprungen, nahm ihn in ihre Arme und rief einmal über das andere: „Mein lieber, lieber Lewin." Tante Schorlemmer ſtrickte weiter, aber ihre Lippen zuckten. Als Lewin ſie bemerkte, nickte er ihr zu und gab ihr die Hand.

Es war erſichtlich, daß er noch ſehr matt war. Sie legten ihm ein Kiſſen in den Rücken, ſo daß er mehr ſaß als lag, und ſein Auge lief nun im Zimmer umher, um ſich zurecht zu finden.

„Wo bin ich?“

Sie nannten ihm den Namen des Dorfes. Er ſchüttelte den Kopf, ſchien ſich aber zu beſinnen, und fragte dann: „Wo iſt Papa?“

„In Guſe.“

„In Guſe? Warum in Guſe?“

Renate und die Schorlemmer ſahen einander an und wußten nicht, was antworten. Aber Renate faßte ſich bald und ſagte ruhig:

„Tante Amélie iſt todt.“

„So, ſo ... wie alt war ſie?“

Es blieb bei der Frage, denn ſein Bewußtſein begann wieder zu ſchwinden, und einen Augenblick ſpäter lag er abermals in tiefem Schlaf. Und doch war er dem Leben wiedergegeben, er hatte geſprochen, und beide Frauen reichten ſich in freudiger Bewegung und wie zum Ausdruck ihres Dankes die Hand.

So war eine halbe Stunde vergangen, als die Krügersfrau in ſichtlicher Erregung eintrat. „Eben kommt der Zug,“ rief ſie, und vergaß, was ſie doch ſonſt immer that, ihre Stimme zu dämpfen. „Die Orgel ſpielt ſchon. Und die Jung'ſchen vom Amt ſind auch mit dabei. Schlimm genug. Nur die Alte nicht, die hält zu uns. Jott, Jott, ich zittre.“

„Aber ſo machen Sie doch, liebe Frau Kemnitz, daß Sie den Zug nicht verſäumen oder wenigſtens mit in die Kirche kommen,“ ſagte die Schorlemmer, und drängte die Krügersfrau gutmüthig auf die Thüre zu.

„Ich kann ja nicht,“ lamentirte dieſe. „Wir ſind ja Feindſchaft. Und die Leute würden mit Fingern auf uns zeigen und ſagen, daß wir ihnen das Glück wegwünſchten. Nein, das geht nicht."

„Ich möchte die Braut ſchon ſehen," ſagte Renate.

„Ach, Fräuleinchen, deshalb komm' ich ja eben. Hübſch iſt ſie nicht, aber wie ich Ihnen ſchon ſagte, ſie hat ſo 'was. Und dann erzählen Sie mir nachher, wie ſie ausſah. Jott, ich weiß nicht, was ich drum gäbe. Ja, Fräuleinchen, Sie müſſen die Braut ſehen und die liebe Tante Schorlemmer, wenn ich Sie ſo nennen darf, auch. Vier Augen ſehen mehr als zwei. Ach, da kommen ſie ſchon; das iſt die Muſik, und ich darf nicht einmal ans Fenſter. Und wenn ich auch dürfte, der Zug kömmt ja nicht vorbei. Und warum nicht? Blos weil ſie denken, wir haben ihnen Häckſel über den Weg geſtreut."

Renate ſah der Schorlemmer nach den Augen, ob ſie es auch recht ſände. „Geh nur, Kind," ſagte dieſe, „ich komme mit. In der Kirche ſein bringt nie Schaden. Du ſiehſt Dir die Braut an, und ich weiß ſchon, was ich zu thun habe."

Die Krügersfrau war hocherfreut, lief hin und her und bedankte ſich abwechſelnd bei der Schorlemmer und bei Renaten. Dann brachte ſie zwei dicke Porſt'ſche Geſangbücher, die in Sammet gebunden und mit Metallzwingen zugehalten waren, und verſprach einmal über das andere, bei dem Kranken bleiben zu wollen. „Hier hab ich was zu thun," ſchloß ſie, „und dabei vergeht mir die Zeit und iſt mir am wohlſten. Es ſoll ihn keine Fliege ſtören." Renate und die Schorlemmer aber nahmen ihre Mäntel um, ſahen noch einmal auf Lewin, der ruhig weiter ſchlief und verließen das Zimmer, während ſich die Krügersfrau an das Fußende des Bettes ſetzte.

Sie konnten noch nicht über die Straße ſein, als die Glocken zum dritten Mal zu läuten begannen. Endlich aber wurd' es ſtill. „Nun ſingen ſie," ſagte die Frau vor ſich hin. „Jott,

Jott, ich hätte ſie ſo gern geſehen; er ſoll ihr eine ſilberne Kette geſchenkt haben mit Schloß und Schieber. Er kann es; hat ſie doch den Alten mit in der Taſche. Ein freches Ding, und dabei rothes Haar und Sommerſproſſen. Aber ich will nichts geſagt haben; ſie ſteht jetzt vorm Altar. Und vielleicht iſt ſie nicht ſo ſchlimm. Jott, gib ihr Deinen Segen und uns auch. Denn auf Kemnitz iſt kein Verlaß. Und ich kann ja doch nicht alles alleine machen.“

Während ſie noch dieſen Stoßſeufzer betete, ſchlug Lewin, ohne vorher einen unruhigen Schlaf gezeigt zu haben, beide Augen auf und ſah die Krügersfrau freundlich an. Er war durch die letzte Stunde Schlaf ganz erſichtlich geſtärkt worden. „Wo iſt Renate?“ fragte er. „Ich meine das Fräulein.“

„In der Kirche, junger Herr. Und die liebe Tante Schorlemmer auch. Ich bin eigentlich Schuld, ich habe ſie fortgeſchickt; das heißt, ich habe ſie darum gebeten. Denn wir haben heute eine Trauung; die Line vom „rothen Krug“. Sie hat einen Bauersſohn weggeſchnappt, einen aus Dahlwitz. Na, ich gönn' es ihnen.“

So ſchwatzte ſie weiter.

Lewin hatte ſich inzwiſchen aufgerichtet und ſchien Antheil an allem zu nehmen. Wer ihn aber ſchärfer beobachtet hätte, hätte ſehen müſſen, daß er mehr auf das Gezwitſcher des Zeiſigs als auf das Geplauder der Krügersfrau hörte. Endlich wandte er ſich an dieſe und ſagte: „Ich habe Hunger“.

„Weiß ſchon,“ antwortete die Kemnitzen, und als ſie noch ein paar Fragen gethan hatte, wußte ſie ganz genau, was der Kranke wolle, und lief in die Küche. Hier brannte, wie herkömmlich, das Feuer auf dem Herd; ſonſt aber hatte ſie jegliches ſelbſt zu beſchaffen, da das Geſinde drüben in der Kirche war. Sie nahm eine Kaſſerolle vom Rauchfang, dann einen

Mörſer, und begann mit viel mehr Lärm als nöthig geweſen wäre, zu klappern und zu ſtoßen. Sie ſchien ſich in dieſem Lärmen zu gefallen. Als ſie nun aber durch die Küchenthür wahrnahm, daß Kemnitz ſchläfrig hinter einem Fenſterpfeiler hockte und auf die Dorfſtraße ſah, wo doch nichts zu ſehen war, rüttelte und ſchüttelte ſie ihn, zwang ihm ohne weiteres den Mörſer in die Hand, und rief ihm ärgerlich und auf plattdeutſch zu: „Stött en beten."

„Wat denn, Lene?"

„Rük et; ſunnſt brukſt Du't nich to weeten." Und hiermit war ſie ſchon wieder bis an die Küchenſchwelle. Kemnitz aber, in den verſchiedenen Pauſen, die er ſich gönnte, konnte deutlich hören, daß ſie ſich draußen an dem Tellerſchapp zu ſchaffen machte.

So war eine gute Zeit vergangen, als das wiederbeginnende Orgelſpiel anzeigte, daß die Ceremonie drüben zu Ende ſei. Die Kirchenthüren wurden geöffnet, und unter Vorantritt der Muſik ſetzte ſich der Hochzeitszug wieder in Bewegung. Mit unter den letzten, die die Kirche verließen, waren Renate und Tante Schorlemmer, die neben dem Orgelchor einen guten Platz gefunden hatten. Sie beſprachen Paſtor Lämmerhirts Rede, die der Schorlemmer nur wenig gefallen hatte. Renate dachte milder darüber. Als ſie den Krug erreichten, fuhr auch Doktor Leiſt wieder vor.

Dieſer war dem Zuge begegnet und in beſter Laune. „Das bedeutet Glück!" rief er den beiden Damen zu, und trat mit ihnen zugleich in den Flur. Das erſte, was ihnen hier begegnete, war die Krügersfrau in Perſon. Sie kam die Treppe herunter und hielt ein Brett in Händen, auf dem Teller und Löffel lagen.

„Wie geht es?" fragte Renate.

„Gut, Fräuleinchen."

„Iſt er wach?"

„Ja."

„Nun erzählt, liebe Frau," ſagte Doktor Leiſt. „Was hat es gegeben?"

„Nun, das gnädige Fräulein waren noch nicht lange fort, und der Prediger drüben konnte noch kaum angefangen haben, da ſchlug er die Augen auf. Ich meine der junge Herr."

„Und was ſagte er?"

„Er fragte nach dem gnädigen Fräulein, und als ich ihm alles erzählt hatte, auch von der Line und ihrer Hochzeit, da ſah er mich groß an und ſagte: „Ich habe Hunger." Und da dacht' ich ja nu gleich an alles, was uns Doktor Leiſt geſagt hatte, und fragte blos, was er haben wollte, und nannte ihm wohl zehnerlei. Es war aber immer nicht das Rechte, und er ſchüttelte den Kopf einmal über das andere und wurde verdrießlich. Zuletzt aber ſagte er: „Jetzt hab' ich's" Und was war es? Können Sie ſich's denken, Fräuleinchen, eine Suppe war es. Und noch dazu eine Bierſuppe. Und da fragt' ich ihn blos: „wie denn, junger Herr, mit Karwe oder mit Ingwer?" Und da lachte er ſtill vor ſich und ſagte: „mit Ingwer"."

„Mit Ingwer," widerholte der alte Leiſt. „Da haben wir die Geneſung. Es war ihm nicht gleichgiltig, ſo oder ſo. Nein, mit Ingwer. Ja, meine Damen, ſo ſpricht die Natur. Ich gratulire Ihnen und uns allen, und nun laſſen Sie uns den Kranken ſehen."

Sie ſtiegen nun wieder treppauf, und fanden Lewin aufrecht im Bette ſitzend. Er erkannte den Doktor; als er aber die Linke heben wollte, um ſie ihm zu reichen, ſank ſie matt auf das Bett zurück.

„Wie geht es, Lewin?"

„Ich denke, gut.“

„Ich denke, gut! Das iſt mir nicht gut genug. Wie ſchmeckte die Suppe?“

„Gut.“

„Das iſt recht. So muß es heißen. Nichts von Kopfweh?“

„Nein.“

Der Doktor nahm jetzt ſelber die Hand und zählte den Puls. Als er damit geendet hatte, ſah er, daß der Kranke vor Erſchöpfung wieder eingeſchlafen war. „Stören wir ihn nicht.“

So verließen ſie das Zimmer, und nahmen erſt draußen auf der Treppe das Geſpräch wieder auf. „Es geht alles wie es ſoll. Kriſis überſtanden; alle Zeichen der Geneſung da. Kein Fieber; nur matt, matt. Aber jede Stunde Schlaf bringt ihn um eine Woche weiter. Morgen wird er aufſtehen wollen, und übermorgen kann er reiſen.“

„Und wir?“

„Wir reiſen morgen ſchon und beſtellen ihm Quartier,“ antwortete der Doktor.

„Und ſchicken ihm Kriſt und den Planſchlitten.“

„Getroffen. Den wollt' ich eben empfehlen. Und einen tüchtigen Häckſelſack in den Rücken. Denn im Kreuz wird es wohl noch fehlen.“

Damit hatten ſie den Unterflur erreicht und ſtanden vor der Gaſtſtube, in der dem Doktor noch ein Warmbier vorgeſetzt werden ſollte. Aber er dankte, „denn er müſſe noch bis Reitwein“. Und als die Krügersfrau nichtsdeſtoweniger fortfuhr, in ihn zu bringen, ſchnitt er endlich jede weitere Verhandlung durch das eine Wort „Wöchnerin“ kategoriſch ab. Das half. Tante Schorlemmer wurde noch verlegener als Renate.

Unter dem Vorbau hielt bereits der Wagen des Alten.

Er ſchickte ſich eben an hinaufzuſteigen, als er ſeinen Fuß von dem Trittеiſen wieder zurückzog. „Der alte Leiſt wird alt; hätte die Hauptſache beinahe vergeſſen,“ und dabei begann er in den Tiefen ſeiner Manteltaſche herum zu ſuchen. Endlich fand er ein dickes rothledernes Notizbuch, das zugleich als chirurgiſches Beſteck diente, und nahm einen Brief heraus. „An Renate von Vitzewitz.“

Nun erſt ſtieg er auf. „Auf Wiederſehen in Hohen-Vietz.“ Renate und die Schorlemmer erwiderten ſeinen Gruß.

Der Brief aber war von Marie.

IV.

Geneſen.

Und es kam alles, wie Doktor Leiſt geſagt hatte. Am andern Morgen verlangte Lewin aufzuſtehen, und fühlte ſich trotz aller Mattigkeit doch kräftig genug das Zimmer zu verlaſſen, und unten unter dem Vorbau von Renate und Tante Schorlemmer Abſchied zu nehmen. Es war des Krügers Geſpann; Kemnitz ſelber fuhr. Er zeigte ſich quicker als ſeine Gewohnheit war, und als Renate auf ihn hinwies und der Krügersfrau ein gutgemeintes Wort über ſeine Raſchheit ins Ohr flüſterte, ſagte dieſe nicht ohne einen gewiſſen Stolz: „O, er kann ſchon. Aber er läßt es an ſich kommen. Und das iſt es eben." In der nächſten Minute nahmen beide Damen ihre Plätze; Kemnitz hakte das Schutzleder ein, und ſtieg nun auch ſeinerſeits über das Rad weg auf den Kutſcherſitz ohne Lehne. Noch ein Händedruck, und der Wagen verſchwand an der andern Seite der Kirche.

Lewin ging in ſein Zimmer zurück. Er hatte ſich mehr angeſtrengt, als ſeine Kräfte zuließen, und warf ſich jetzt angekleidet aufs Bett, nicht um zu ſchlafen, wohl aber um zu ruhen. Allerhand Bilder zogen an ihm vorüber, wechſelnd und phantaſtiſch, aber immer eines aus dem andern ſich geſtaltend. Er ſah Frau Hulens dunkle Küche und den kleinen Wachsſtock, den er in der Herdaſche mit ſo viel Mühe angezündet hatte, und aus dem Wachsſtock ward eine Kerze, und aus der Kerze wurden zwölf Kerzen, und alle zwölf brannten zu beiden Seiten eines Sarges, darin lag die Tante, die ſchwarze Wittwenhaube tief in die Stirn gerückt. Und neben dem Sarge ſtanden kleine Cypreſſenbäume, die wuchſen und wuchſen hoch wie Pappeln, und nun war es eine Pappelallee, und zwiſchen den Pappeln kam ein Wagen raſch herangefahren, dem lief er nach und wollte rufen, aber die Stimme verſagte.

Alles dies kam und ging, und kam wieder, ohne daß es ihn ernſtlich beunruhigt hätte. Ein Druck lag auf ihm, bleiern aber ſchmerzlos, und unter dem Einfluß einer beinahe ſüßen Betäubung wurde das Nächſtliegende wie in weite Ferne gerückt, und das Wirkliche zum Traum. Erregungen der Phantaſie, nichts weiter, und von Empfindungen nur eine: die Sehnſucht nach Hohen-Vietz.

Und nun war wieder ein Tag und eine Nacht vergangen; der helle Morgen ſchien in die Fenſter, und es mochte die zehnte Stunde ſein. Kriſt, der bald nach Mitternacht mit dem Planſchlitten und einer ganzen Winterausſtattung von Pelzröcken, Shawls und Filzſtiefeln eingetroffen war, war bereits im Stalle beſchäftigt, den beiden Braunen die Sielen und die Geläute aufzulegen, und die Krügersfrau ſtand in der Stallthür, eben ſo ſehr, um ſelbſt noch zu erzählen, wie um Hohen-Vietzer Neuigkeiten gegen ihre Bohlsdorfer einzutauſchen.

Lewin ſaß reiſefertig in ſeinem Zimmer, während dieſe Geſpräche geführt wurden. Er hatte ſchon einen Morgenſpaziergang gemacht, nicht ins Freie hinaus, nur in die Kirche hinüber, um noch einmal den Grabſteinſpruch zu leſen, den er längſt auswendig wußte. Seit einer halben Stunde war er von da zurück und hielt ein zuſammengefaltetes Blatt in Händen, deſſen Inhalt ihn zu beſchäftigen ſchien. Es war

Marie Kniehaſe's Brief, den er ſich am Tage vorher, im Momente von Renatens Abreiſe, von dieſer erbeten hatte. „Ich will ihn doch noch einmal überfliegen," ſagte er, beugte ſich gegen das Fenſter vor und las mit halblauter Stimme:

„Liebe Renate!

Deinen Brief habe ich geſtern Abend, wo Doktor Leiſt bei uns vorfuhr, erhalten. Um mit ihm noch perſönlich zu ſprechen, dazu war keine Zeit; er wollte bei der ſpäten Stunde gleich weiter. Ich las und lief dann in meiner Herzensfreude zum Paſtor, der kaum weniger freudig bewegt war als ich. Und doch iſt es etwas Trauriges. Du ſchreibſt: „Warum er Berlin verlaſſen hat?" und fügſt dann hinzu: „Darüber habe ich nur Vermuthungen, und auch dieſe kaum." Ach, meine liebe Renate, ich weiß es, und in Traum und Wachen habe ich dieſe Stunde kommen ſehen.

Hier iſt alles ſtill, viele Bauern und ihre Frauen ſind zum Begräbniß Deiner Tante hinüber. Denn ſie war doch auf ihre Art beliebt, und jeder ſprach von ihr. Auch Seidentopf iſt ſeit einer Stunde fort. Er will erſt nach Guſe, dann nach Küſtrin und Hohen-Zieſar, und wir erwarten ihn erſt am Schluß der Woche zurück. Welche ſeltſame Trauerverſammlung wird um den Sarg der Tante ſtehen! Bamme, Rutze, Doktor Faulſtich. Und denke Dir, auch Jeetze trauert. Es rührte mich faſt, als ich ihn heute ſah. Er hat ein paar ſchwarze Gamaſchen hervorgeſucht „noch von der gnädigen Frau her," ſagte er, und einen Flor.

Meine Gedanken ſind beſtändig bei Euch; ſie wandern von einem Giebelzimmer in das andere, und mir iſt immer als kennte ich das Dorf. Es iſt daſſelbe, von dem uns Lewin am erſten Feiertage erzählte, und ich ſehe noch alles vor mir: den Chriſtbaum mit der jungen hübſchen Krügersfrau und den Blondkopf, und dann die dunkle Kirche mit der Stehleiter am Altar und der kleinen Handlaterne. Und vor dem Altar liegt der Grabſtein mit dem ſchönen Spruch, den ich mir ſeitdem wohl hundert Mal vorgeſprochen habe. Mir iſt dann immer, als wüchſe ich und könnte fliegen."

Hier hielt Lewin einen Augenblick inne und wiederholte ſich die Worte: als wüchſe ich und könnte fliegen. „Wie gut ſie es trifft," ſetzte er hinzu. Dann nahm er das Blatt, das er aus der Hand gelegt hatte, wieder auf und las bis zu Ende.

„Gebe Gott, daß ſich des alten Leiſt Prophezeihungen erfüllen; er hat verſprochen, dieſe Zeilen wieder mit zurückzunehmen, und ich ſchicke ſie durch Hoppenmarieken nach Lebus. Sie wartet draußen und ſtößt mit ihrem Stock auf die Flurflieſen, ein Zeichen, daß ſie ungeduldig wird. Ich fürchte mich viel zu ſehr vor ihr, um ihre ſchlechte Laune noch wachſen zu laſſen. Und ſo lebe denn wohl, meine einzig geliebte Renate, mein Glück, mein Stolz und meine Zuverſicht. Grüße die Schorlemmer, und wenn Lewin die Augen aufſchlägt, ſo denke recht innig auch an mich. Dann fühl' ich es in meinem Herzen.

Deine Marie."

Lewin, als er zu Ende geleſen, erhob ſich und trat an den Zeiſigbauer, um dem Vögelchen, das ihm die langen Stunden des voraufgegangenen Tages ſo freundlich weggezwitſchert hatte, zu Dank und Abſchied ein Zuckerſtückchen zwiſchen die Stäbe zu ſtecken.

Er wollte ſich eben wieder ſetzen, als Kriſt eintrat, um zu melden, daß alles fertig und der Schlitten vorgefahren ſei. Zugleich bepackte er ſich mit der ganzen Winterausſtattung, die unangerührt auf der Bettdecke liegen geblieben war, und ſtapfte wieder treppab, während Lewin ihm folgte. Auf der Thürſchwelle blieb dieſer noch einmal ſtehen und ſah in das Zimmer zurück. Er war nicht erſchüttert, auch nicht eigentlich bewegt (die Nachwehen der Krankheit hielten ihn noch in ihren Banden), aber aller Apathie zum Trotz empfand er doch deutlich, was ihm die hier verbrachten Tage geweſen waren, und daß ein Leben hinter ihm verſank und ein anderes begann.

Unten ſtand die Krügersfrau. Kemnitz war noch nicht zurück, aber ihr Prachtſtück, den Blondkopf hielt ſie auf ihrem Arme. Sie konnte ſich zum Abſchiede nicht beſſer präſentiren, wußt' es auch, und lachte herzlich und gefallſüchtig, bis ihr Lewin die Hand reichte und Dankesworte ſprach, wobei ſie ſofort ebenſo leidenſchaftlich wie krampfhaft zu ſchluchzen begann. Denn trotzdem ſie auf dem Amte hochdeutſch erzogen, und im Konfirmandenunterricht bei Paſtor Lämmerhirt viel ſpruchfeſter geweſen war als ihre kleine Freundin, ſo hatte ſie ſich doch die naturkindliche Kraft bewahrt, in jedem paſſend erſcheinenden Moment einen Strom von Thränen vergießen zu können. Lewin, der dieſe Naturkraft von den Hohen-Vietzer Bauerfrauen her kannte, machte nicht mehr davon, als es werth war, ſtreichelte das Kind, das mit der Hand freundlich nach ihm haſchte, und ſtieg dann hinter den Pferden fort auf die Deichſel des Schlittens. „Und nun vorwärts, Kriſt." Dabei drückte er ſich bequem in die zu einer Rückenlehne feſt zuſammengepackten Strohbündel, und in raſchem Trabe ging es um die Kirche herum, an den nächſten Gehöften vorbei, in die ſonnenbeſchienene Landſchaft hinein.

Es war ein wundervoller Tag, friſch und doch nicht kalt; am Horizont ſtanden dunkle Streifen von Tannenwald, und dazwiſchen zeigten ſich die Spitzthürme verſchiedener Ortſchaften und Dörfer. Einige davon wurden paſſirt, und Kriſt, der hier allerlei Freundſchaft hatte, ſprach ein Wort oder hielt auch wohl an, um ſeine Pfeife wieder in Brand zu bringen. Lewin aber genoß der wundervollen Luft, und fühlte ſich mit jedem Athemzuge mehr und mehr geneſen; ſeine Nerven belebten ſich wieder, und der Druck ſchwand, der bis dahin auf ihm gelegen hatte. Immer freundlicher wurden die Bilder, er gedachte Seidentopfs, und es war ihm, als zöge er dem Frieden entgegen.

So vergingen die Stunden; ſchellenläutend trabten die Pferde dahin, und ſchon neigte ſich die Sonne zum Untergang.

Vier Uhr war vorüber, als ſie vor dem Dolgeliner Kruge hielten. Gerade gegenüber war die Pfarre. Lewin ſtieg ab, um drinnen in der Krugſtube einen Imbiß zu nehmen; Kriſt aber, nachdem er dem einen Braunen eine wollene Decke, dem andern einen alten Militärmantel aufgelegt hatte, ging über den Fahrdamm auf die andere Seite des Dorfes hinüber, wo gerade Paſtor Zabels kleiner Schlitten dicht vor dem Staketenzaune hielt. Der Pfarrknecht nahm die Leinen abwechſelnd in die linke und rechte Hand und ſtampfte ungeduldig den Schnee.

„n' Abend, Karges," ſagte Kriſt. „Wo wiſte henn?"

„Na'h Guſ'."

„Woto denn? Se is joa all unner de Ihrd'. Siet vörvörgeſtern."

„Joa. Awers de Schoolkinner hebben hüt' ihrſt ehren Dag. De ſüllen um Klocker ſöſſ ſpieſt wahren: Hirſ' und Swiensbroaten. Un jeed' een noch en Kringel för to Huus."

„Richtig, richtig, de Schoolkinner. Awers wat hätt' denn Dien Paſtor dabi to dohn?"

„Joa, wat hätt hi dabi to dohn? Ick weet et nich. He möt man ümmer mit dabi ſinn."

In dieſem Augenblicke trat Lewin wieder aus dem Krug auf die Straße. Kriſt, als er ſeinen jungen Herrn ſah, brach das Geſpräch raſch ab und kehrte zu den Pferden zurück. Hier nahm er den alten Kavalleriemantel vom Rücken des einen Braunen und hielt ihn ausgebreitet vor Lewin hin, zum Zeichen, daß dieſer, ehe er wieder einſteige, ihn anziehen müſſe. Lewin wollte aber nicht.

„Laß, Kriſt," ſagte er, „es iſt nicht kalt."

„Doch, junge Herr. De Sünn is all unner. Un ick ſüll Acht upp Se hebben, dat hebben ſe mi beed' ſeggt, ihrſt de een, un denn de anner. Un dat helpt nu nich."

„Laß nur. Ich werde ſchon ſagen, daß ich nicht gewollt habe."

„Ne, junge Herr, dat geiht nu nich anners. Mit unſ' Frölen, da mücht' et ja wull noch ſinn, awers bi de Oll'-Schorlemmern, doa hebb ick verſpeelt."

„Na, denn gib her," ſagte Lewin, und wickelte ſich in den bereitgehaltenen Mantel ein.

Es war ihm bald lieb, dem Andringen Kriſts nicht eigenſinnig widerſtanden zu haben; es wurde friſcher von Minute zu Minute, und die Wärme, die der dicke Mantel gab, that ihm wohl. Die Sterne zogen herauf; ein Gefühl ſüßen unnennbaren Wehs überkam ihn und ein Thränenſtrom brach aus ſeinen Augen, nicht reichlicher als ihn die gute Frau Kemnitz vor wenig Stunden erſt vergoſſen hatte, aber viel, viel heißer. Und doch bedeuteten ihm dieſe Thränen Glück und Geneſung. Er gedachte Mariens, und wie ſie beide ſo gleich empfänden. „Mir iſt dann, als wüchſe ich und könnte fliegen," wiederholte er aus ihrem Briefe, und ſah dabei zu den Sternen hinauf, die immer heller funkelten.

So ging die Fahrt. Die Braunen, die ſeit geſtern Abend zwölf Meilen gemacht hatten, fielen allmählich in Schritt, und erſt von Manſchnow aus, wo ſie den Stall zu wittern begannen, ſetzten ſie ſich wieder in Trab. Es ſchlug ſieben vom Hohen-Vietzer Thurm, als ſie der vorderſten Parkſpitze anſichtig wurden, und ehe der letzte Schlag ausgeklungen, hielt der Schlitten vor der Rampe des Wohnhauſes. Das erſte, was Lewin ſah, war der in Trümmern daliegende Saalanbau, und ſo wenig ihn damals die Nachricht von dem Feuer erſchüttert hatte, ſo groß war jetzt der Eindruck, den die Brandſtätte auf ihn machte. Und dieſer Eindruck wurde noch dadurch geſteigert, daß im Wohnhauſe ſelbſt alles in Schweigen und Dunkel lag.

Niemand ließ ſich ſehen. Kriſt knipſte mit der Peitſche, und die Braunen ſchüttelten ungeduldig ihr Schellengeläut. Endlich kam Licht, und Jeetze's hagere Geſtalt zeigte ſich hinter der Glasthüre. Er ſtellte den Leuchter etwas ſeitwärts, um die Flamme gegen den Zugwind zu ſchützen, und trat dann ins Freie, um ſeinem jungen Herrn bei dem Ausſteigen behilflich zu ſein.

„Guten Abend, Jeetze. Alles ausgeflogen?"

„Ja, junger Herr. Wir hatten Sie nicht ſo früh erwartet."

„Und wo iſt Papa?"

„Immer noch in Guſe."

„Und Renate?"

„Bei Müller Miekley. Uhlenhorſt iſt da, und da ſind ja nun die Luther'ſchen wieder zuſammen. Auch die von drüben; der Gehden'ſche Amtmann und der alte Oberförſter von Lietze-Göricke. Unſer Fräulein wollte erſt nicht mit; aber Tante Schorlemmer hat ihr keine Ruhe gelaſſen."

„So, ſo," ſagte Lewin in leiſer Verſtimmung.

„Soll ich ſie holen?"

„Nein, laß. Ich bin müde."

Damit traten ſie von der Halle her, in der dies Geſpräch geführt worden war, auf den Hinterflur des Hauſes, wo Hektor ſchon ſeinen jungen Herrn erwartete. Aber als ob er wiſſe, daß dieſer krank geweſen ſei, enthielt er ſich aller ſtürmiſchen Liebkoſungen. Still wedelnd ging er neben ihm her und leckte ihm nur immer wieder die Hand, während ſie die Treppe hinaufſtiegen.

In Lewins Zimmer war alles zu ſeinem Empfange bereit. Das leichte Federbett war halb zurückgeſchlagen, und die bunte Steppdecke lag zuſammengefaltet auf dem Stuhl daneben. Auf dem Sophatiſch ſtanden Maiblumen, das einzige, was das ſeit dem Tode der Frau von Vitzewitz vernachläſſigte Gewächshaus hergegeben hatte. Aber was ihnen Werth lieh, war das, daß es Lewins Lieblingsblumen waren. Er ſog ihren Duft ein, und ſagte mit bewegter Stimme: „Renate!“ während ſich ihm ein beglückendes Gefühl des Geborgenſeins in Heimat und treuer Liebe um das ſchwer geprüfte Herz legte.

Eine Stunde ſpäter öffnete Jeetze leiſe wieder die Thür. Das Licht brannte noch, und der Alte nahm es vom Tiſch, um es zu löſchen. Hektor, der auf ſeinem Rehfell lag, blinzelte mit dem einen Auge, aber rührte ſich nicht.

Und im nächſten Augenblicke war alles wieder ſtill.

V.

Letztwillige Beſtimmungen.

Der nächſte Abend ſah unſere Freunde wieder im Halbkreis um den Hohen-Vietzer Kamin her. Es war ſo ziemlich daſſelbe Bild wie am erſten Weihnachtsfeiertage, nur der Chriſtbaum fehlte, und mehr noch die Heiterkeit, die damals das Spiel mit den goldenen Nüſſen begleitet hatte. Die Schorlemmer ſtrickte wieder an ihrem Vließ, Renate, einen Crepſtreifen vor ſich, nähte an einer Trauerrüſche, und Lewin — immer noch unter der Nachwirkung ſeiner Krankheit oder doch der Anſtrengungen des geſtriges Tages — ſah abgeſpannt vor ſich hin und ſpielte gleichgültig mit einem Tannapfel, den er aus dem neben ihm ſtehenden Holzkorb genommen hatte. Nur Marie war bemüht, durch allerlei Fragen ein Geſpräch einzuleiten, aber es blieb bei kurzen Antworten.

Die kleine Uhr auf dem Kaminſims ſchlug acht. In dieſem Augenblick meldete Jeetze den Paſtor, der gleich darauf eintrat. Jeder bezeigte herzliche Freude, die ſich bei Renaten in allerhand kleinen Neckereien äußerte. Es ſei nicht gut, wenn der Hirt ſeine Herde verlaſſe; ſchon vier Stunden ſeien zu viel, und nun gar vier Tage! Nun ſei der Wolf eingebrochen: Uhlenhorſt in Perſon.

„Ich weiß,“ ſagte Seidentopf. „Und wer begab ſich freiwillig in die Gefahr? Wer war wieder mit dabei?“

„Natürlich wir. Aber wir ſind diesmal ungeſchädigt davon gekommen. Und nicht blos wir, auch der Zehden'ſche Amtmann ließ ihn im Stich, als er beſtändig wiederholte: „Wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen“. Er konnte ſchon in den Weihnachtstagen von dieſem Spruche nicht los, und nun wurd' es jedem zu viel. Er vergißt immer, daß er zu alten Soldaten ſpricht. Er iſt ein Lauenburger oder aus dem Eutinſchen, und wenn ich ihn ſo höre, ſo bedünkt es mich immer, als ob jede andere Provinz auch ein anderes Chriſtenthum hätte. Aber das führt uns in Streit; ich ſehe Tante Schorlemmer ſchon ungeduldig werden. Alſo nichts mehr davon. Und nun nehmen Sie Platz, theuerſter Paſtor, hier iſt Ihr Stuhl, zwiſchen Marie und mir. Und nun erzählen Sie.“

„Wovon?“

„Von all und jedem, aber zuerſt von Guſe, denn wir wiſſen ſo gut wie nichts. Papa war nur einmal hier, und das war, als wir noch in Bohlsdorf waren. Alſo bitte, alles iſt neu für uns. War es feierlich? War der Sarg offen oder geſchloſſen? Ach, ich hätte mich todt geängſtigt, ſo ſtundenlang neben dem offenen Sarge zu ſtehen. Wer hielt die Rede? Wer war da?“

„Alle, der ganze Freundeskreis: Bamme, Droſſelſtein, Krach, der Protzhagener Hauptmann in ſeiner alten Uniform vom Regiment Pirch, — keiner fehlte. Auch Faulſtich war da, mit einer Art Cantate, die, wenn Rippler ſeine Kompoſition beendet haben wird, am zweiten oder dritten Sonntag in der Guſer Kirche geſungen werden ſoll. Unſer Kirch-Göritzer Doktor hatte vorläufig die Textes-Strophen drucken laſſen und überreichte jedem von uns ein Blatt.“

„Eine Cantate,“ ſagte die Schorlemmer. „Und von Faulſtich! Das wird ein rechter Heidenſpuk geweſen ſein, von Anfang bis zu Ende. Nichts von Grab und Tod und noch weniger von Auferſtehung. Blos Unterwelt und Schatten und ein Dutzend griechiſcher Götternamen!“

„Doch nicht, liebe Schorlemmer,“ erwiderte Seidentopf. „Sie thuen ihm Unrecht. Es iſt nichts Chriſtliches, was er geſchrieben hat, aber auch nichts Anſtößiges. Dazu hat er zu viel Takt. Uebrigens hab' ich das Blatt mitgebracht und unſere Damen mögen entſcheiden.“ Damit nahm er ein ſchwarzgerändertes Papier aus der Bruſttaſche und gab es Lewin, der es apathiſch auseinander faltete und nach kurzem Beſinnen, ohne den Inhalt auch nur überflogen zu haben, weiter reichte.

„Lies Du, Renate.“ Und Renate las:

Am Grabe
der Gräfin **Amelie von Pudagla**,
geb. von **Vitzewitz**.

Die Du Niedres gemieden
In hohem Sinn,
Du biſt nun geſchieden;
Wohin, wohin?

Wohin? So klingen
Der Fragen viel;
Warum ſie löſen, bezwingen?
Du biſt am Ziel.

Das Beſte hienieden,
Du haſt es erreicht:
Du haſt den **Frieden**.
Sei Dir die Erde leicht.

Eine kurze Pauſe folgte. Dann ſagte die Schorlemmer: „Es iſt nicht anſtößig, weil es nicht ſpöttiſch iſt. Aber, theuerſter Paſtor, einem chriſtlichen Herzen gibt es doch Anſtoß genug. Er fragt: „wohin?“ und weiß die Antwort nicht. Gott ſei Dank, ich weiß ſie.“

Seidentopf, der einer von den Allerweltsadvokaten war und immer etwas zu vertheidigen fand, wollte auch diesmal zu Gunſten Faulſtichs eintreten, Renate aber, die mittlerweile wahrgenommen hatte, daß auch die Rückſeite der an Ausdehnung und Gläubigkeit gleich kurz gehaltenen Cantate mit Bleiſtiftzeilen überkritzelt war, ließ es zu keiner paſtoralen Entgegnung kommen und bemerkte nur, indem ſie mit ihrem Zeigefinger über das Gekritzel hinfuhr: „Ich wette, theuerſter Prediger, daß wir hier, auf der Rückſeite des Blattes, bereits Ihren kritiſchen Kommentar haben. Hab' ich recht?“

„Nein, liebe Renate,“ antwortete Seidentopf. „Ich bin überhaupt unkritiſch, wie Turgany verſichert. Auf manchem Gebiete vielleicht weniger als er annimmt, aber doch gewiß unkritiſch auf dem Gebiete der Cantate. Ich käme in Verlegenheit, wenn ich überhaupt nur feſtſtellen ſollte, was eine Cantate ſei.“

„Nun, wenn keinen Kommentar, was enthalten dieſe Zeilen dann?“

„Letztwillige Beſtimmungen der Guſer Tante. Nicht ihr eigentliches Teſtament, ein ſolches hat ſich überhaupt nicht vorgefunden, aber eine Art Begräbnißprogramm. Es fand ſich unter anderen Papieren auf ihrem Schreibtiſch, und ich habe mir, mit des Papas Erlaubniß und natürlich unter Weglaſſung einiger franzöſiſcher Einſchiebſel, in aller Eile eine Abſchrift davon genommen.“

„O, das müſſen wir hören,“ rief Renate mit Lebhaftigkeit. „Aber es iſt Augenpulver und gar nicht zu entziffern. Da müſſen Sie ſelber aushelfen.“

„Gern,“ erwiderte Seidentopf, „und um ſo lieber, als genau nach dem Inhalte dieſes Programms verfahren wurde. Eben dieſe Beſtimmungen ſind die beſte Beſchreibung, die ich Ihnen von dem Begräbniß ſelber geben kann.“

„Nun, ſo leſen Sie,“ bat Renate.

Lewin und Marie ſtimmten mit ein, und nur die Schorlemmer ſagte: „Was werden wir da wieder hören müſſen!“

Dann nahm Seidentopf das Blatt zurück und begann ohne weitere Säumniß oder Vorrede:

„Bei meinem Ableben einzuhaltende Beſtimmungen.

Ich fürchte den Tod. Aber dieſe Furcht hält mich nicht ab, ihm ins Geſicht zu ſehen. Er iſt das Unvermeidliche. Und ſo beſtimme ich, Amelie von Pudagla, geb. von Vitzewitz, in Nachſtehendem wie folgt:

Erſtens. Ich will in meiner Wittwentracht in einen Sarg von Cedernholz gelegt und ſodann aufgebahrt in die große Halle geſtellt werden, da wo der Faun ſteht. Dieſer muß ſich, ſo lang es dauert, an einem andern Orte behelfen.“

„Da, wo der Faun ſteht,“ wiederholte die Schorlemmer und klapperte mit ihren Nadeln.

Seidentopf fuhr fort:

„Zweitens. Den vierten Tag, bei Sonnenuntergang, will ich begraben werden, aber nicht in der Kirche, auch nicht in der angebauten Derfflingergruft, ſondern im Guſer Schloßpark, und zwar in dem kleinen Cedernhain, den ſie Neulibanon nennen.

Drittens. Es ſoll auf dem Wege vom Schloſſe bis in den Park, unter Vorantritt Kipplers, von allen Dorfkindern das Lied: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan“ geſungen werden. Aber nicht: „O Haupt voll Blut und Wunden“. Dies verbiete ich ausdrücklich.“

Alle ſchienen von dieſer Beſtimmung überraſcht und ſahen ſich unter einander an, ſchwiegen aber. Nur die Schorlemmer ſagte: „Mein Gott, was ihr das ſchöne Lied nur gethan hat! Ich hätte keine Ruh' im Grabe, wenn ich ſo 'was in meinem letzten Willen niedergeſchrieben hätte. Renate, Kind, daß Du mir dafür ſorgſt, daß das Lied geſungen wird. Ich meine bei mir.“

„Ich werd' es, liebe Schorlemmer. Aber hören wir weiter.“

„Viertens. Am Grabe ſoll der Prediger eine kurze Anſprache halten, und dabei ſoll er mich nicht loben wegen deſſen, was ich auf Erden geweſen bin oder gethan habe, vielmehr ſoll er nur ſagen, daß mir alles Verſteckte, Unklare und Erheuchelte all mein Lebtag zuwider geweſen iſt. Dies ſoll er ſagen nicht mir zum Ruhme, ſondern weil es die Wahrheit iſt.

Fünftens. Es ſoll ein Granitblock auf mein Grab gelegt und ſeiner Zeit eine Metalltafel mit folgender Grabinſchrift eingelegt werden:

L'éloge ou le blâme ne touchent plus celui
Qui repose dans l'éternité.
L'espérance embellit ma vie et m'accompagne en mourant.

Sechstens. Faulſtich, dem ich mein Miniaturbild mit der Rubineneinfaſſung hinterlaſſe, ſoll eine Cantate dichten und Rippler (der ein Douceur von zehn Dukaten empfängt) ſoll dieſe Cantate komponiren. Sie mag, je nach Befinden, am Grabe oder aber in der Guſer Kirche am dritten Sonntage nach meinem Begräbniß geſungen werden.

Siebentens. Am dritten Tage nach meiner Beiſetzung und dann alljährlich an meinem Todestage ſollen die Schulkinder geſpeiſt und zwölf Dorfarme neu gekleidet werden.

Achtens. Mit Ausführung dieſer Beſtimmungen betraue ich meinen Bruder Berndt von Vitzewitz, ehemals Major im Dragonerregiment von Knobelsdorff, Erbherr auf Hohen-Vietz."

Seidentopf, als er geleſen, faltete das Blatt wieder zuſammen und die Schorlemmer, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen, murmelte vor ſich hin: „Da kommt ſelbſt Faulſtich wieder zu Ehren."

Lewin lächelte. Er hatte ſich ſchon vorher von Paragraph zu Paragraph immer mehr erheitert und ſagte jetzt ruhig: „Du hatteſt immer Deinen kleinen Krieg mit der Tante drüben. So lange ſie lebte, war das gut; nun aber iſt ſie todt, das ändert viel und ich glaube, wir müſſen ſie ſchließlich gelten laſſen."

Die Schorlemmer ſchüttelte den Kopf.

„Du ſchüttelſt den Kopf," fuhr Lewin fort, „aber das überzeugt mich nicht. In allem, worin ſie uns mißfiel, hat ſie ſich jetzt an anderer Stelle zu verantworten; ſie weiß jetzt mehr als wir und iſt unſerem Urtheil in allem, was jenſeits liegt, entrückt. Unſere Meinung über ſie hat ſich nur noch auf das zu beſchränken, was ſie diesſeits war und bedeutete. Und das hatte ſein Gewicht. Gewiß, ihre Schwäche war der Glaube, aber ihre Stärke war der Muth. „Ich marchandire nicht," pflegte ſie zu ſagen. Und alles was wir eben gehört haben, führt uns den Beweis, daß ſie ſich bis zuletzt nicht handeln ließ und ſich und ihrem Unglauben treu zu bleiben verſtand."

Lewins blaſſes Geſicht hatte ſich, während er ſprach, geröthet. Als er jetzt ſchwieg, erklärte Seidentopf ſeine volle Zuſtimmung. Ein ſolches tapferes Bekenntniß des Unglaubens, alles Ausharren bis ins Angeſicht des Todes hinein, habe ſeinen Beifall und ſei ihm viel, viel lieber, als das Angſtchriſtenthum beiſpielsweiſe Baron Pehlemanns, der bei jedem Gichtanfall begierig nach der Bibel greife und ſie wieder zuklappe, wenn der Anfall vorüber ſei.

Niemand war überraſcht, ſolchen Aeußerungen aus dem Munde Seidentopfs zu begegnen. Auch die Schorlemmer nicht. Aber wenn ſie nicht überraſcht war, ſo war ſie doch noch weniger einverſtanden damit.

„Ausharren!" wiederholte ſie lebhaft, „wenn es ein ſolches geweſen wäre! Aber, theuerſter Paſtor, es war kein Ausharren und am wenigſten ein Ausharren bis in den Tod. Ich habe die Tante gekannt und las in ihrem Herzen. Das war ihr läſtig. Ein tapferes Bekenntniß des Unglaubens! Ach, wie Sie ſie verkennen. Sie ſchrieb das nieder, nicht in der Tapferkeit, ſondern in der Eitelkeit ihres Herzens und freute ſich der Vorſtellung, mit welch erſtaunten Augen das alles einſt nach ihrem Tode geleſen werden würde. Von Bamme, von Krach und vielleicht auch von dem langen Hauptmann. Aber der Tod war noch nicht da. Wär' er dageweſen, von Angeſicht zu Angeſicht, ſie hätte dieſe Zeilen nicht geſchrieben, deſſen bin ich gewiß. Sie hatte Muth, aber blos den Lebens-, nicht den Todesmuth."

Jeetze's Eintreten unterbrach das Geſpräch. Er erſchien mit einem Tablett, auf dem kleine bemalte Tellerchen und ein altmodiſcher ſilberner Obſtkorb ſtanden. Da niemand gewillt ſchien, den Platz am Kamin aufzugeben, ſo wurde das Tablett auf ein rundes mit Tulaer Arbeit ausgelegtes Tiſchchen geſtellt und dieſes Tiſchchen in den Halbkreis hineingeſchoben. Marie, deren Hände frei waren, machte die Wirthin und ſchälte das Obſt.

Allmählich, während der Teller von Hand zu Hand ging, begann das Geſpräch wieder, wandte ſich aber, da Friedensſchlüſſe, wie jeder wußte, nicht wohl möglich waren, anderen Gegenſtänden zu.

Natürlich behielt Seidentopf das Wort; war er doch, ſeines Aufenthaltes bei Graf Droſſelſtein ganz zu geſchweigen, unmittelbar nach dem Guſer Begräbniß einen Tag lang in Küſtrin geweſen und hatte während dieſes Tages vieles geſehen und noch mehr gehört. Ein beſonderes Intereſſe weckten ſeine Mittheilungen über die von Tag zu Tag ſich mehrenden Deſertionen, die freilich, wie Seidentopf hinzuſetzte, nicht überraſchen dürften, da die Hälfte der Garniſon aus Weſtphalen unter dem Kommando des Generals von Füllgraf beſtünde, eines alten Haudegens, der ſelber, wie man in der Bürgerſchaft wohl wiſſe, aus dem Konflikt zwiſchen ſeinem deutſchen Herzen und ſeinem franzöſiſchen Eide nicht heraus käme. Auch ſeine Leute wüßten es und gingen deshalb in ganzen Trupps auf und davon. Andere, die vorläufig noch aushielten, hätten ihm einen Vers an die Thüre geklebt, der habe gelautet:

Füllgraf biſt Du? Sage nein,
Fülle nicht des Feindes Reihn.
Führ uns. Vollgraf ſollſt Du ſein.

Der alte Füllgraf ſelber, ſchon um nicht perſönlich in Verdacht zu kommen, als ſympatiſire er mit den Unzufriedenen, habe bei General Fournier, ſeinem Ober-Kommandanten, Anzeige von dieſem Vorfalle gemacht und auf Unterſuchung angetragen, aber die Unterſuchung habe nichts ergeben und die Deſertionen hätten ſich nur gemehrt. Der letzte Trupp ſei ſiebzehn Mann ſtark geweſen und habe ſich auf Kirch-Göritz zu davon gemacht. Das ſei nun drei Tage. Auf dem „Hohen Cavalier" hätten ſie dann freilich die Allarmkanone abgefeuert, aber wozu? Die Bürger hätten gelacht und die Franzoſen auch. Denn dieſe hörten von nichts anderem mehr, als von „Volksbewaffnung“ und wären natürlich klug genug, einzuſehen, daß dieſelben Bauern, die jetzt einen Aufſtand vorhätten, nicht Luſt haben könnten, die Schergen zu ſpielen und Deſerteure zu fangen und abzuliefern.

Hier unterbrach Lewin den Paſtor, um ſich nach dem Stande der Landſturmorganiſation zu erkundigen, und erfuhr nun mit vielen Details, welche Fortſchritte die Volksbewaffnung im Laufe der letzten drei Wochen gemacht habe. Anfangs ſei Hohen-Vietz an der Spitze geweſen; die faſt achttägige Abweſenheit Berndts aber habe zu kleinen Hemmniſſen geführt, ſo daß jetzt Droſſelſtein voraus ſei und vor allem Rutze. Er wiſſe das von Bamme ſelbſt, mit dem er am Begräbnißtage einen Spaziergang durch den Guſer Park gemacht habe. Dieſer Spaziergang ſei überhaupt ſehr angenehm geweſen, denn es plaudere ſich gut mit dem Alten. Daß er nicht in die Groß-Quirlsdorfer Kirche zu bringen ſei, oder doch nur ausnahmsweiſe, das ſei ſeines Amtsbruders Sache. Der habe ihn mit ſeinem Schablonenchriſtenthum herausgepredigt. Und das Schablonenchriſtenthum ſei nicht beſſer als das Pehlemann'ſche Angſtchriſtenthum. Aber gleichviel, ſie ſeien in lebhaftem Geſpräch die große Rüſternallee hinaufgegangen und durch den Dohnenſtrich zurück, bis ſie wieder vor dem Schwanenhäuschen geſtanden hätten. Hier hätte Bamme nach dem Eckfenſter hinaufgeſehen und endlich vor ſich hingeſprochen:

„Sehen Sie, Seidentopf, es war doch eine merkwürdige Frau. Sie traf es immer, und auch mit dieſem Rutze. Ja, da reichen keine hundert Mal, daß ich ihr zugeſchworen, den ganzen Rutze'ſchen Verſtand in eine Haſelnuß einpacken zu wollen, aber ſie gab nicht nach und ſagte nur immer wieder: „Lieber Bamme, der Charakter entſcheidet“. Und ſie hat Recht gehabt. Geſtern war ich bei ihm in Protzhagen.

A la bonne heure. Was er da zuſammengebracht und eingexercirt hat, iſt unſere beſte Compagnie. Ein Triumph der Disziplin. Kerle, um den Teufel aus der Hölle zu jagen."

Ueber dieſes Bamme'ſche Citat kam Seidentopf nicht hinaus, denn es ſchlug eben neun, um welche Zeit er regelmäßig in ſeine Wohnung zurückzukehren liebte; außerdem gefiel ihm heute Lewins Ausſehen nicht. So brach er auf, von Marie begleitet, die denſelben Heimweg mit ihm hatte.

Als ſie den Hof paſſirt und auch das niedrige Vorderhaus, in dem Kriſt und der Gärtner wohnten, ſchon im Rücken hatten, ſagte Seidentopf: „Wie fandeſt Du Lewin? Mir gefiel er nicht. Keine dreimal, daß er das Wort nahm. Und wie ſpitz und abgeſpannt er ausſah."

„Er ſprach wenig," ſagte Marie. „Aber das darf uns nicht Wunder nehmen. Es war heute zu viel für ihn. Und die geſtrige Fahrt. Und nach allem, was er durchgemacht hat an Leib und Seele."

„So weißt Du, was es war?"

Marie nickte. „Es war, was ich vermuthete. Kathinka iſt fort. Doch was ſprech' ich Ihnen davon; Sie werden in Guſe davon gehört haben!"

„Ja, Vitzewitz nahm mich bei Seite und erzählte mir's; aber auch wenn er geſchwiegen hätte, ich hätt' es dem alten Ladalinski von der Stirn geleſen. Er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes."

„Sie war ſein Liebling, aller Menſchen Liebling. Und ich glaube faſt, ich beneidete ſie."

„Beneide ſie nicht, Marie," ſagte Seidentopf, indem er ihr die Hand reichte. „Du haſt das beſſere Theil erwählt: Demuth und den Frieden des Gemüthes. In ihm allein iſt Glück. Und nun: gute Nacht!"

Und damit trennten ſie ſich, und der Paſtor trat in den Flur ſeines Hauſes und gleich darauf in ſein Studirzimmer ein. Hier war alles dunkel, aber die Läden waren noch nicht geſchloſſen, und der Schnee und die Sterne draußen gaben gerade ſo viel Licht, als ihm lieb war. Er ſetzte ſich auf das kleine Lederſopha und ſah in den winterlich daliegenden Garten hinaus.

„Es kommt doch, wie es kommen ſoll," ſagte er. „Ich bin deſſen gewiß. Und jetzt mehr denn je. Kathinka fort. Das ging über alle Berechnung. Sie war die große Gefahr in meinem Exempel."

Er wollte dem noch weiter nachhängen, aber die großhaubige Haushälterin erſchien geräuſchvoll, ſtellte die kleine Studirlampe neben Beckmanns Geſchichte der Kurmark Brandenburg und ſchloß die Läden.

VI.

Ein Deserteur.

Um dieſelbe Stunde, wo Seidentopf und die Frauen im Herrenhauſe plauderten, plauderten auch die Bauern im Hohen-Vietzer Krug. Es waren unſere alten Freunde vom erſten Weihnachtsfeiertage her: Kümmritz und „Sahnepott", und Krull und Reetzke; aber auch Miekley, der damals den Diskurs über Tiegel-Schultze und den Schwedter Markgrafen durch ſein ſpätes Erſcheinen unterbrochen hatte, hatte heute ſchon ſeinen Platz am Tiſche. Der alte Scharwenka ging wie gewöhnlich auf und ab und machte den Wirth, während Schulze Kniehaſe dem Fenſter zu ſaß, wo der Küſtriner Anzeiger und die beiden Berliniſchen Zeitungen lagen.

Es traf ſich, daß heute Bauer Reetzke, der ſonſt mit Krull um die Wette ſchwieg, das Wort führte. Denn er war den Tag vorher in Küſtrin geweſen, wohin er, der Verproviantirung der Feſtung halber, ein Fuder Oderbruchheu abzuliefern gehabt hatte. Sein Bericht reichte zwei Tage weiter als der des Paſtors.

„Sie verproviantiren ſich alſo," ſagte Sahnepott. „Laß hören, Reetzke, wie ſteht es damit?"

„Je nachdem," ſagte dieſer. „Alle Speicher ſind voll, aber mit dem Schlachtvieh ſteht es ſchlecht. Das liebe Vieh hält nicht mehr bei ihnen aus und läuft ihnen weg. Vorletzte Nacht hundertundſiebzig Stück, alle von Tamſel und Quartſchen."

„Hundertundſiebzig Stück?" fragte Kümmritz.

„Ja, Kümmritz, wie ich Dir ſage. Vorgeſtern hatten ſie das Tamſeler Vieh zuſammengetrieben und vorvorgeſtern das von Quartſchen, und das ſtand ja nun auf dem „Gorin", keine tauſend Schritt vor der Stadt, und war paarweis zuſammengekoppelt. Sie hatten es auch eingehürdet und da, wo der Eingang war, ſtand eine Schildwacht. Aber nach eins ging der Mond unter, und als es wieder dämmerte und die Ablöſung kam, da ſahen ſie, daß alles Vieh fort war."

„Wie denn?"

„Es war ein Loch in der Hürde, und das hatte ſich das liebe Vieh zu Nutze gemacht. Erſt dachten die Franzoſen, die Bauern hätten es heimlich weggetrieben, aber es waren keine Fußſtapfen im Schnee, nur Klauenſpuren, die bis halben Wegs nach Tamſel gingen. Weiter wagten ſich die Franzoſen nicht, denn die Ruſſen ſind ſchon bis dicht heran; bei Blumberg haben ſie geſtern eine Patrouille weggefangen."

„Das liebe Vieh," ſagte Kümmritz, „das hat ſo ſeinen Inſtinkt und läuft den Franzoſen weg, aber die Weſtphalen bleiben und der alte Füllgraf auch. Und wenn es noch Weſtphalen wären! Aber es ſind Altmärkiſche, aus der Salzwedeler Gegend und von Stendal. Ich habe ſelber mit ein paar von ihnen geſprochen. Warum laufen ſie nicht weg? Warum deſertiren ſie nicht?"

„Sie deſertiren," ſagte Reetzke. „Vorige Woche vierzehn und dieſe Woche ſiebzehn Mann. Aber einen haben ſie wieder, einen blutjungen Menſchen; ſie brachten ihn ein, als ich mit meinem Fuder Heu vor dem großen Magazin hielt."

„Wer bracht' ihn ein?" fragte Scharwenka und ſetzte ſich mit an den Tiſch. „Unſere Neumärker drüben werden doch keinen Deſerteur einfangen?“

„Nein,“ fuhr Reetzke fort, „die Franzoſen brachten ihn ein; ſie hatten ihn in der Krampe gefangen genommen. Geſtern früh. Wißt Ihr denn nichts davon?“

„Nein, wir wiſſen von nichts. Laß hören, Reetzke,“ riefen mehrere durch einander, und auch Kniehaſe legte das Blatt aus der Hand.

„Nun,“ ſagte Reetzke, „es war ja ein Ueberfall, und die Franzoſen mußten Ferſengeld geben. Sie haben vier Todte gehabt.“

„Und in der Krampe?“ fragte Kniehaſe, der immer aufmerkſamer geworden war. „Und mit den Ruſſen war es?“

„Nein. Mit den Kirch-Göritzern. Handſchuhmacher Pfeiffer, der immer den linken Fuß nachzieht, und ſchon Anno ſechs den einen General in der Drewitzer Haide weggeputzt haben ſoll — ſie konnten es ihm aber nicht beweiſen — der war der Oberſte. Es iſt ein kräpſcher Kerl und ſchießt gut und war ſchon dreimal Schützenkönig.“

„Die Kirch-Göritzer!“ unterbrach Kümmritz. „Wer das gedacht hätte! Nun aber laß den Handſchuhmacher und ſeinen linken Fuß, und erzähle, was Du weißt. Laß Dir's nicht ſo brockenweiſe herausholen.“

„Nun, die ſiebzehn gingen alſo nach Kirch-Göritz und kamen ins Schützenhaus. Und da war ja nun Pfeiffer, der nie 'was zu thun hat, und ſteckte ſich auch gleich in ſeine Schützenuniform mit der Medaillenkette und begrüßte ſie und lobte ſie, denn er kann reden wie ein Daus. Und als ſie nun erzählt hatten, von wo ſie deſertirt wären, und daß jeden Morgen zwanzig Mann in die Krampe müßten, um den Werſt für die Faſchinen zu ſchneiden, da ſagte Pfeiffer: „Kinder, das gibt einen Coup.

Ich war mit bei den Schill'ſchen, und ich verſteh' es. Morgen früh alſo. Wer will mit?" Da meldeten ſich all die ſiebzehn Weſtphalen, denn das mußten ſie, wenn ſie nicht als ſchlechte Kerle daſtehen wollten, und von den Kirch-Göritzer Schützen traten auch noch elfe vor. Und Pfeiffer war der neunundzwanzigſte. So ſah er auch gerade aus."

Die Bauern lachten, denn ſie kannten ihn alle.

„Und nu kam ja der andere Morgen, das war geſtern früh, und ſie ſchlichen ſich dicht an der Oder hin, erſt an dem Entenfang und dann an den Pulvermühlen vorbei. Und ſo kamen ſie bis an die Stelle, wo die Franzoſen den Werft ſchnitten, und der Werft ſtand ſo hoch und ſo dicht, daß ſie ſich einander nicht ſehen konnten. Aber an einer Stelle war ein Gang, da drängten ſie ſich durch, einer hinter dem andern, und nun brachen ſie mit Hurrah vor, und Pfeiffer ſchoß ein altes Piſtol ab und die elf Göritzer Schützen gaben eine Salve in den Haufen hinein, daß gleich vier fielen, und die andern auf die Feſtung zu davonliefen. Jetzt nun die Weſtphalen hinterher; aber es war Glatteis und der vorderſte Weſtphälinger, der zwei von den Ausreißern dicht auf der Ferſe war, der glitt aus und fiel ſo, daß er nicht gleich wieder aufkonnte. Da drehten ſich die zwei nach ihm um und packten ihn und ſchleppten ihn mit ſich fort. Das war der blutjunge Menſch, den ich um die zehnte Stunde einbringen ſah. Und da ſagt' ich ſo bei mir, denn ich war neugierig geworden: „Reetzke," ſagt' ich, „Du wirſt nicht über Manſchnow fahren, Du fährſt über Kirch-Göritz. Und ſo fuhr ich über Kirch-Göritz. Aber, Du mein himmliſcher Vater, da war ja nu alles wie beſeſſen, und den Pfeiffer hatten ſie mit Punſch und Redensarten ganz toll gemacht. Und der hält ſich jetzt für Schill und Blücher all in eins."

„Das ſieht ihm ähnlich,“ ſagte Kümmritz, „ein Großmaul, das immer genau vorher weiß, wo was zu riskiren iſt und wo nich. Schade, daß das junge Blut die Zeche bezahlen muß. Aber ſo geht es immer: dieſer lahme Pfeiffer kriegt den Ruhm, und der arme Weſtphälinger wird die Kugel vor den Kopf kriegen.“

Sie ſprachen noch hin und her, und Sahnepott erſchöpfte ſich eben in Möglichkeiten, wie der Deſerteur in dem Momente, wo er ausglitt, doch vielleicht noch zu retten geweſen wäre, als der junge Scharwenka eintrat, der heute ebenfalls Heu- und Strohlieferungen nach Küſtrin hin gehabt hatte. Er trug noch hohe Stiefel, Flausrock und Pelzmütze, und begrüßte jeden einzelnen, war aber erſichtlich in großer Erregung.

„Setz Dich, Wenzlaff,“ ſagte der Alte. „Was bringſt Du? Du ſiehſt nicht aus wie gute Zeitung.“

Der junge Scharwenka fuhr mit der Hand über die Stirn und ſagte dann: „Sie haben ihn erſchoſſen; ich ſtand keine dreißig Schritt davon; ſie wollten, daß es jeder ſehen ſollte.“

„Den Deſerteur?“ fragten alle.

„So wißt Ihr ſchon davon?“

„Nein. Wir wußten nur, daß ſie geſtern einen Deſerteur eingebracht haben. Reetzke hat uns eben davon erzählt. Aber nun ſprich, wie war es?“

Der junge Scharwenka rückte zwiſchen Krull und Reetzke ein und ſagte dann: „Ich hatt' eben abgeliefert, aber den Schein hatt' ich noch nicht, denn der alte Füllgraf war nicht bei Weg', und als ich auf dem Magazin fragte, wie lang es wohl noch dauern könnte, da ſagte der Inſpektor: Die vierte Stunde würde wohl herankommen oder auch noch mehr. Und dabei ſchlug die Schloßuhr eben erſt zwölf. Aber was war zu machen, und ſo ſagt' ich zu Matthiſſen: „Na, Matthis, denn helpt et nich;

wi möten utſpann'n. Du weetſt ja, bi Kerkow'n upp'n Kietz. Föhr' man ümmer vörut. Ick kumm glieks na'h." Denn ich mußte noch zu Mencken mit heran wegen dem Kirſchfaß. Und dann ging ich über die Brücke. Und ich war noch keine zehn Minuten in der Ausſpannung, und ſtand mit dem alten Kerkow vor ſeinem Thorweg, und die Hühner pickten um uns her, da hörten wir trommeln, Gott, trommeln, wie ich's all mein Lebtag noch nicht gehört habe."

„Das macht, Wenzlaff," ſagte Kümmritz, „weil Du nicht bei den Soldaten geweſen biſt. Ich kenn' es. Ein Wirbel und dann alles ſtill, und dann wieder ein Wirbel. Es bedeutet nicht viel Gutes."

Der junge Scharwenka nickte und fuhr fort: „Und nun dauerte es auch gar nicht lange, da kamen ſie die Straße herauf. Erſt fünf Tambours und ebenſo viele Pfeifer; aber die Pfeifer ſpielten nicht. Und dann kam der junge Menſch. Jott, wie der ausſah. Nicht bang und nicht traurig, aber das war es eben, was mir einen Stich ins Herz gab, und als er mich ſtehen ſah und wohl ſehen mochte, wie mir das Mitleid in den Augen ſaß, da nahm er ſeine kleine Mütze ab und grüßte mich."

Die Bauern rückten alle näher; man hätt' ein Blatt in der Krugſtube fallen hören.

„Und dann kam ja der alte Füllgraf, ein paar Adjutanten neben ſich, und den Schluß machte das ganze Bataillon, dasſelbige Bataillon, von dem der junge Weſtphälinger deſertirt war. Aber es war nur noch ſchwach, keine vierhundert Mann. Da ſagte der alte Kerkow: „Kumm, Jungſchen-Scharwenka, da möten wi mit dabi ſinn." Und ich ging mit."

„Und doch heißt es: „Du ſollſt nicht voll Neugier in Deinem Herzen ſein, und nicht zu den Gaffern ſtehen," ſagte Miekley.

„Doch, Miekley," warf Kümmritz ein. „Doch, ſo was muß man ſehen; das macht einen Eindruck. Und man hütet ſich davor, oder man kriegt auch einen Haß gegen den Feind. Und beides iſt gut.“

„Und ſo ging es denn,“ fuhr der junge Scharwenka fort, „immer mit Trommelwirbel bis an die letzten Häuſer, und bei Raſchmacher Günzel bogen ſie links ein aufs freie Feld, da wo die Reperbahn iſt. „Halt!“ kommandirte der alte Füllgraf, und dann formirten ſie Quarré, aber die vierte Seite war offen und hier war das Grab. Ich ſtand mit Kerkow zwiſchen den Pappeln, und wir ſahen den Sand, der friſch aufgeworfen auf dem Schnee lag. Und mir zitterte das Herz, denn fünf Mann und ein Sergeant waren jetzt aus dem Quarré vorgetreten und ſie verbanden ihm die Augen mit ſeinem Taſchentuch. Ein altes blaues Tuch mit weißen Punkten. Und nun ſollt' er niederknien. Aber da mit eins riß er das Tuch wieder ab und trat auf den General zu, der keine zehn Schritt von ihm hielt, und ſagte 'was, was ich nicht hören konnte. Aber ich ſah, daß der alte Füllgraf nickte und mit der Hand über ſeine Augen fuhr. Und da war es, als ob dem jungen Menſchen leicht ums Herz geworden wäre, und er ſtellte ſich gerad' aufwärts hin und ſah lange gen Himmel, wohl eine Minute lang. Und nun war er fertig, und mit der linken Hand, in der er noch das blaue Tuch hielt, ſchlug er an ſeine Bruſt und rief: „Hierher, Kameraden, hier ſitzt das preußiſche Herz. Feuer!“ Und die Salve krachte, und im nächſten Augenblicke war alles vorbei. Der alte Füllgraf aber ritt heran und ſagte zu dem Kommando: „Gebt mir das Tuch.“ Aber der Todte hielt es ſo feſt, daß es Mühe machte. Dann ſchloſſen ſie wieder auf und rückten in Sektionen an uns vorbei. Jetzt ſpielten auch die Pfeifer, und ich merkte wohl, daß es etwas Luſtiges ſein ſollte. Aber mir war nicht luſtig ums Herz, als ich ſo hinterher ging. Es war erſt ein Uhr, und erſt um ſechs hab' ich meinen Schein gekriegt. Waren das fünf Stunden!"

Damit legte er den vom alten Füllgraf unterzeichneten Quittungsſchein auf den Tiſch. Jeder von den Bauern nahm das Blatt und ſah nach der Unterſchrift. Dann ſagte Sahnepott: „Und warum es gerade ſein eigenes Bataillon ſein mußte! Sie haben ja Franzoſen genug. Aber das iſt ſolch franzöſiſcher Kniff. Immer was Apartes. Und grauſam dazu."

„Sei doch ſtill, Sahnepott," ſagte Kümmritz verdrießlich. „Es kann nicht jeder in die Milchſchüſſel fallen. Du red'ſt wie Du's verſtehſt. Apartes! Dummes Zeug. Ein Deſerteur wird todtgeſchoſſen, das is in der ganzen Welt ſo. Bei Pirmaſens faßten wir auch einen, war auch ein hübſcher Junge. Aber was half's ihm? Krieg iſt Krieg."

Miekley wollte Sahnepott zuſtimmen, Kümmritz aber, der in Erregung war, ließ ihn nicht zu Worte kommen und ſagte nur: „Ich will nichts hören, Miekley. Du biſt in die Traktätchen gefallen, und das iſt das allerſchlimmſte. Uhlenhorſt will den Krieg abſchaffen, aber der Krieg wird Uhlenhorſten abſchaffen. Denn wenn wir erſt den Krieg haben, dann ſpricht er vor leeren Bänken. Und das kann jeden Tag kommen. Ich ſag' Euch, es geht los, und dann wollen wir uns wieder ſprechen. Der alte Groß-Quirlsdorf'ſche hat was vor, und den kenn' ich, mit dem iſt ſchlecht Kirſchen pflücken, und Uhlenhorſt wird ihn nicht anders machen. Landſturm oder nicht, er lieſt Euch die Kriegsartikel vor, und was nicht Stand hält bei der Fahne, das kommt vor's Kriegsgericht. Und was das bedeutet, das wißt Ihr."

Sahnepott und Miekley ſchüttelten den Kopf.

„Schüttelt nur; ich ſag' Euch, es wird ernſthaft; wir erleben was, und hier herum wird es am ſchlimmſten. Das hab' ich aus der alten Prophezeiung. Wißt Ihr, was die ſagt? Es werden rothe Reiter am Himmel ziehen, und die Menſchen werden ſo rar werden, wie die Störche Anno 57 rar waren, wo der große Sturm ſie verſchlagen hatte, daß man alle fünf Meilen nur einen ſah. Und ſo wie Gott damals ſeinen Gottesvogel geſchlagen hat, ſo wird er jetzt die Menſchen ſchlagen. Der Frieden aber ſoll bei Chorinchen geſchloſſen werden."

„Ja," ſagte Krull, „ich hab' es auch geleſen letzten Sonntag im Küſtrin'ſchen Anzeiger; 's war auf der letzten Seite, wo die kleinen Geſchichten ſtehen und die Räthſel."

„Und da ſteht auch heute die Antwort," ſagte Kniehaſe und trat vom Fenſter her an den Mitteltiſch heran. „Wollt Ihr's hören?"

„Ja," riefen alle.

„Nun denn: Antwort auf den Klagepropheten in Nummer fünf des Anzeigers."

„Und was ſchreibt er?"

„1812 wird viel Schnee fallen, und in Moskau wird ein großes Feuer ſein."

„Der macht ſich's bequem," brummte der alte Scharwenka, „der prophezeit ins Vergangene hinein."

„1813 aber," fuhr Kniehaſe zu leſen fort, „da wird eine Zeit kommen, wie noch keine war auf Erden. Da werden die alten Leute nicht zänkiſch und die jungen Mädchen nicht neugierig ſein. Die Doktors werden keine Geſchichten mehr erzählen, und die Richter nur bei Nacht ſchlafen. Und man wird nur im Herbſt Wein machen. Die Reichen werden menſchlich und die Bettler werden fleißig ſein. Und alle Leute deſſelben Standes werden ſich untereinander lieben."

Die Bauern lachten, und Kümmritz ſagte: „Auch ein

Prophet. Einer, der klagt, und ein anderer, der Spaß macht. Aber welcher iſt der rechte?“

„Immer der, der ernſt ſieht,“ meinte Miekley.

„Nein, Miekley,“ ſagte Kniehaſe, „immer der, der heiter ſieht. Die Welt geht nicht unter, und wir auch nicht.“

Alle waren einig, daß Kniehaſe Recht habe, ſonſt ſei es gar kein Leben mehr.

Ein paar von den Bauern ſchrieben ſich noch für ihre Frauen und Töchter die „neue Prophezeiung“ ab, Sahnepott aber nahm den jungen Schartwenka bei Seite und ließ ſich noch von dem Deſerteur erzählen. Denn er war derjenige im Kreiſe, der, weil er der ſchwachnervigſte war, auch am meiſten das romantiſche Bedürfniß hatte.

Und dann trennten ſie ſich.

VII.

Frau Hulen ſchreibt.

Am andern Morgen ſaßen die Geſchwiſter allein am Frühſtückstiſch; Berndt war noch immer nicht zurück, die Schorlemmer in der Wirthſchaft thätig. Lewin hatte ſich ſichtlich erholt, ſprach aber wenig, ſo daß Renate froh war, Hoppenmarieken unter der Auffahrt erſcheinen, und wie gewöhnlich durch Erhebung ihres Hakenſtockes andeuten zu ſehen, daß ſie Briefe bringe. Gleich darauf trat ſie denn auch ein, von der Schorlemmer begleitet, und legte Briefe und Zeitungen auf den Tiſch. „De een is von Faulſtichen,“ ſagte ſie, was ſie, da ſie nicht leſen konnte, dem Siegel oder irgend einem andern äußerlichen Zeichen entnommen haben mußte. Und ſie hatte Recht. Faulſtich ſchickte ſeine mehrerwähnte Cantate, und benutzte die Gelegenheit, da ſich nach Guſe hin keine mediſanten Briefe mehr richten ließen, den unter Handſchuhmacher Pfeiffer erfochtenen Sieg der Kirch-Göritzer, in einem ironiſch pomphaften Bulletin zu verherrlichen. Einzelne Verſe unter der Ueberſchrift „die Schlacht an der Krampe“, waren eingeſtreut. In dieſen hieß es:

„Und als ſie ſich den Muth geſchärft
An dem Lebenswaſſer von Danzig,
Durchbrachen ſie den rothen Werft,
Alle neunundzwanzig.

Und Göritz und ſein Vogel Greif
Kamen in Zorn und Eifer,
Da wurde König der Than von Feif',
Unſer Handſchuhmacher Pfeiffer."

Hoppenmarieken hatte dieſe Reime noch mit angehört, und dabei die Hände gefaltet, als ob es Geſangbuchverſe wären. Zuletzt aber, als ſie den Namen Pfeiffers hörte, fand ſie ſich zurecht und ſagte: „Joa, diſſ' Pfeiffer, diſſ' lütt' Humpelbeen. In Schullen ſäät he ümmer; nu wahrens em wull övern Kopp toſammenſloan."

Und damit griff ſie nach ihrer Kiepe und ſtapſte wieder aus dem Zimmer hinaus.

Lewin ſchob den Brief zurück, der ihn wenig angenehm berührt hatte. „Ganz Faulſtich; immer ein Auge für das Lächerliche, und weiter nichts. Kein Einſetzen ſeiner ſelbſt. Da bin ich doch ſchließlich mehr noch für Handſchuhmacher Pfeiffer. Aber laß ſehen, was der andere Brief bringt."

Dieſer „andere" war ein kleines, auf der Rückſeite mit einem Glaube-Liebe-Hoffnung-Petſchaft geſiegeltes Viereck, obenauf aber mit einer ziemlich langen hintereinander fortlaufenden Adreſſe verſehen, die ſich durch Rechtſchreibung gerade nicht auszeichnete. „Seiner Edelgeboren Herrn Lewin von Vitzewitz, zur Zeit in Hohen-Vietz bei Küſtrin; frei." Lewin glaubte die Schriftzüge oft geſehen zu haben und wußte doch nicht wo. Neugierig erbrach er das Siegel, um nach der Unterſchrift zu ſehen. „Von meiner alten Hulen!"

„O lies," ſagte Renate, und die Schorlemmer ſetzte hinzu: „Das wird uns beſſer gefallen."

„Wer weiß," meinte Lewin. Aber man hörte ſeiner Stimme an, daß er deſſelben Glaubens und ſeiner Sache ziemlich ſicher war. Und ſo las er:

„Lieber junger gnädiger Herr!

Es ſind jetzt recht ſchwere Zeiten, wie mir Fräulein Renate von Bohlsdorf her geſchrieben hat, damit ich doch wüßte, wo Sie wären. Und das war eine rechte Güte von dem lieben Fräulein.

Ja, ſchwere Zeiten ſind es, und ich mag gar nicht davon ſprechen. Aber das muß ich Ihnen als eine alte Frau doch ſagen, es war nichts für Sie. Ich hab' es gleich geſehen; ſie war wohl ſchlank wie eine Wespe, aber die ſtechen auch, und dann muß man Erde auflegen, daß der Schmerz vergeht. Und iſt es das Herz, dann iſt es ſchlimm. Ja, lieber junger Herr, ſo war es auch mit Ihnen, daß Ihnen Erde aufgelegt werden ſollte. Aber der liebe Gott wollt' es nicht und hat anders geholfen, ohne Tod und Sterben, und hat Sie zu einem rechten Glücke aufgehoben." Bis hierher hatte Lewin geleſen, aber jetzt flimmerte es ihm vor den Augen, und er ließ die Hand ſinken, in der er das Blatt hielt.

Renate nahm es, um ſtatt ſeiner zu leſen, und wiederholte leiſe: „Zu einem rechten Glücke aufgehoben." Dann fuhr ſie fort: „Das weiß ich ganz beſtimmt. Das hab' ich Ihnen angeſehen, denſelben Tag als Sie bei mir mietheten und gleich ſagten: „Das finde ich zu wenig, Frau Hulen," und mir aus freien Stücken zulegten. Ach, wer ſo ein Herz für die armen Leute hat, für den hat der liebe Gott auch ein Herz und läßt ihn nicht umkommen, und Sie haben es auch wohl erfahren, was wir letzten Sonntag wieder geſungen haben:

„Oft haſt du mich gelabet,
Mit Himmels Brot geſpeiſt,
Mit Troſt mich reich begabet —"

Ja, lieber junger Herr, das ſind rechte Troſtesworte, ſo recht für arme Leute geſchrieben. Und am Ende ſind wir alle arm, auch wenn wir reich ſind. Sie wiſſen ſchon warum.

Und dieſes alles hatt' ich Ihnen ſchreiben wollen, lieber Herr Lewin, wie ich Sie als alte Frau doch wohl nennen darf. Und wenn Sie wieder bei Wege ſind, da werden Sie doch wohl wieder bei der alten Hulen wohnen wollen. Das meinte das gnädige Fräulein auch. Und Sie kriegen ſolche Wohnung auch gar nicht wieder, denn es paßt alles. Der „grüne Baum", und die Singuhr, und die Kloſterkirche. Aber von der will ich weiter nicht reden, weil ſie ſo katholiſch ausſieht.

Bitte, grüßen Sie das gnädige Fräulein, die ſo gut iſt und an eine alte Frau gedacht hat, als welche ich hochgeneigteſt bin und verbleibe Ihre Wilhelmine Hulen, geb. Petermann."

Lewin wollte das Blatt zurücknehmen, aber Renate ſagte: „Nein, noch nicht. Es gibt noch eine lange Nachſchrift." Und ſie las weiter: „Ich muß Ihnen, junger Herr, doch auch noch vermelden, daß der Herr Rittmeiſter von Jürgaß fort iſt. Er war hier und fragte nach Ihnen. Und der ſpaßige kleine Hauptmann auch. Sie gehen beide nach Breslau, wohin jetzt alles geht. Denn der alte Lehweß hat doch Recht gehabt, und Preußen kommt wieder auf. Und morgen ſoll es in der Zeitung ſtehen. Aber die Menſchen wollen ja nicht warten, und das iſt ein Laufen und Trommeln, als hätten wir ſchon den Krieg. Und wer zu alt iſt oder zu ſchwach, der gibt was er hat oder er ſammelt. Die Potsdamer Kadetten haben vierzig Thaler geſammelt."

Renate lachte, denn dieſer erſten Nachſchrift, dicht an den Rand gekritzelt, folgte noch eine zweite. „Denken Sie ſich, junger Herr, der lahme Kellerjunge von nebenan will auch mit. Er ſagt, der König kann alles brauchen. Und vorgeſtern hab' ich mir im Völk'ſchen Saal den „Brand von Moskau" angeſehen. Gott, wie das ſo aufſchlug! Ich dachte, wir müßten alle mit verbrennen. Ihre Obige.“

Die Schorlemmer hatte mit einer Art Andacht dem Geplauder dieſes Briefes zugehört. „Das iſt eine gute Frau,“ ſagte ſie jetzt, und ſetzte dann hinzu: „Wir wollen ihr eine Kiſte ſchicken! — Nicht wahr, Renatchen?“ Und damit verließ ſie das Zimmer, um die Geſchwiſter allein zu laſſen.

Sie traf damit den Wunſch beider, zumal Renatens, die nach einer Weile des Bruders Hand ergriff und leiſe fragte: „Darf ich mit Dir ſprechen, Lewin?“ Dieſer nickte.

„Die Hulen hat Recht,“ begann Renate, „ſie hat es in ihrer Herzenseinfalt getroffen. Und nun höre mich an. Du biſt jetzt zwei Tage hier, und wir können nicht ſo neben einander hergehen, immer nur in ängſtlicher Vermeidung deſſen, was uns das Herz bedrückt. Du biſt verwundert, weil ich ſage „uns“. Aber es iſt ſo, denn ich bin bedrückt wie Du.“

Sie ſchwieg und hatte vor, von Kathinka zu ſprechen, aber der Name wollte ihr nicht über die Lippen, und ſo fuhr ſie fort: „Ach, ich habe ſie ſo geliebt, mehr als eine Schweſter. Sie hatte das vornehme Weſen, das ſo gefällt, und ſie hatte mir es angethan, mir und Dir und jedem. Ich muß noch an den Morgen denken, als Ihr nach Kirch-Göritz ginget, Du und Tubal, und die Tauben an das Fenſter kamen und ſich liebkoſend an ſie drängten, als ich kaum erſt den Riegel geöffnet hatte. Das verdroß mich damals. Aber ich hatte Unrecht. Es flog ihr eben alles zu. Auch die Tauben. Und auch Marie ging in ihr auf und verzehrte ſich in Bewunderung, ja, ſie verzehrte ſich, denn ihr blutete das Herz.“

Lewin, dem kein Wort entgangen war, lächelte und ſagte: „Wir hören gern das Lob von dem, was uns verloren ging. Sonderbar, indem es uns das Gefühl des Verluſtes ſteigert, tröſtet es uns. Aber Du darfſt auch tadeln, Renate, tadeln, ohne Furcht mir wehe zu thun. Denn ich wurde frei im Herzen, nicht durch eigene Kraft und kaum durch eigenen Willen, aber als ich vorgeſtern, in den hellen Wintertag hinein, hierher fuhr, da fühlt' ich, daß ein altes Leben von mir abfalle, und ein neues Leben beginne. Es klingt alles noch in mir nach, leiſe-ſchmerzlich, aber ich bin doch ein Geneſender."

„Ach, daß ich ſprechen könnte wie Du," ſagte Renate. „Dir liegen die trüben Tage zurück, meiner aber harren ſie noch. Und wenn ſie mir erſpart bleiben, ſo wird es doch immer ein Schweres ſein, was mich vor einem noch Schwereren bewahrt. Ich weiß es, daß es ſo kommen wird; ich fühl' es vorahnend in meinem Gemüthe."

Lewin wollte antworten, aber Renate fuhr in wachſender Erregung fort: „Es iſt ein dunkles Haus, und was ſie ſelbſt nicht haben, das können ſie niemand geben: Licht und Glück. Es war immer ihr Schickſal, Liebe zu wecken, aber nicht Vertrauen. Vertrauen, „die Mutter aller Liebe und ihr Kind". So las ich einmal, und es ergriff mich damals tief. Aber ich hab' es ſeitdem anders gefunden. Es gibt auch eine Liebe ohne Vertrauen, und ich heg' eine ſolche; Du weißt zu wem, und ich kann ſie nicht aus meinem Herzen reißen. Und deshalb werd' ich nicht glücklich ſein."

„Doch Renate, Du wirſt es. Glücklicher als ich."

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Tubal..."

„...Iſt ſeiner Schweſter Bruder," unterbrach ihn Renate in ſchmerzlicher Bewegung, „iſt Kathinkas Bruder."

VIII.

Hauptquartier Hohen-Vietz.

Ihr Geſpräch wurde durch das Vorfahren eines Wagens unterbrochen und Renate, die den Blick auf das Fenſter frei hatte, rief: „der Papa!“ Er war es und trat den Geſchwiſtern, die ſich raſch erhoben hatten, ſchon im Vorzimmer entgegen. Die Begegnung war herzlich; er küßte Renaten die Stirn und nahm dann Lewin bei beiden Händen, während er ihn zugleich bis an die Fenſterniſche zog.

„Laß ſehen,“ ſagte er und muſterte ihn von Kopf zu Fuß mit ſcharfem Auge. „Nun, ich leſe gute Zeitung; es war Dein erſter Schmerz, er thut am weheſten, aber er heilt auch am ſchnellſten. Junge Tage, kurzes Leid. Du wirſt auch noch die Kehrſeite davon kennen lernen. Und nun nichts mehr davon. Laßt uns Platz nehmen.“

Jeetze war eingetreten, um den Frühſtückstiſch zum zweiten Mal zu decken, und die Schorlemmer erſchien, um ihren Theil an der Freude des Wiederſehens zu haben. Denn ſo herrnhutiſch kühl ihr Herz auch ſchlug, ſo vergaß ſie doch dieſer Kühle, wenn, nach Tagen oder Wochen der Trennung, die Stimme des alten Vitzewitz zum erſten Male wieder hörbar wurde. Auch Hektor hatte ſich eingefunden, und ſo war alles beiſammen.

„Wie wir Dich erwartet haben, Papa!“ ſagte Renate.

„Nicht aus Liebe, denn davon liebſt Du nicht zu hören, aber aus Neugier. Wir wiſſen nichts oder ſo gut wie nichts. Erzähle! Wie ſtarb ſie?“

„Hat denn Seidentopf nicht davon geſprochen?“

„Ja und nein. Er ſprach von ihrem Begräbniß, aber nicht von ihrem Tod. Ich werde den Gedanken nicht los, daß es ein Schreck war, der ſie tödtete.“

„Und Du triffſt es. Der Tod muß ſie plötzlich überraſcht haben. Ich ſah ſie noch in der Stellung, in der ſie Eve denſelben Morgen gefunden hatte. Sie ſaß in dem großblümigen Lehnſtuhl zu Füßen ihres Bettes, ihre noch offenen Augen auf den Stehſpiegel gerichtet. Das Buch, in dem ſie geleſen, ein Band Diderot, war ihr entfallen und lag neben dem Stuhl.“

„Und wie war ſie gekleidet?“

„Schwarz. Eva war den Abend vorher von ihr fortgeſchickt worden; ſie wollte ſelbſt ihre Nachttoilette machen. Das war um elf. Um dieſe Stunde muß es geſchehen ſein oder nicht viel ſpäter.“

„Und ....“ Renate ſtockte.

„Ich weiß, was Du fragen willſt,“ fuhr Berndt fort. „Der Spiegel, als ich in das Schlafzimmer trat, hatte ſeinen grünen Vorhang. Aber Eve wurde roth, als ich darnach fragte und widerſprach ſich einmal über das andere. Das arme Ding; ich wollte nicht weiter in ſie bringen. Um ſo weniger, als ich ſicher bin, daß ſie's am Abend vorher vergeſſen hatte.

„Wer ein Geſpenſt groß zieht, den bringt es um,“ ſagte die Schorlemmer.

„Wir ſollen es nicht groß ziehen, aber wenn es da iſt ...“

„So ſollen wir ſeiner nicht achten. Dann ſchwindet es. Es kann Mißachtung nicht ertragen, denn es iſt eitel wie alle hölliſche Kreatur.“

Berndt lächelte, gab der Schorlemmer die Hand und ſagte: „Unſer alter Streit! Vielleicht, daß wir noch 'mal Frieden darüber ſchließen. Aber laſſen wir das. Was ich Euch noch zu ſagen habe, Kinder, hat einen beſſern Klang. Wir ſind reich! Und wenn Du Dich im Spiegel ſiehſt, Renate, ſo ſiehſt Du das Bild einer Erbtochter.“

„Ich wußt' es,“ triumphirte die Schorlemmer. „Ich hab' es Dir prophezeit, den Abend in Bohlsdorf, als Doktor Leiſt ſeinen erſten Beſuch machte.“

Renate wurde roth, denn ſie gedachte auch manches anderen noch, das die Schorlemmer damals geſagt hatte; Berndt aber, ohne des Zwiſchenfalls zu achten, fuhr fort: „Ein Teſtament iſt nicht da. , Von einem geſetzlichen Anſpruch der Pudaglas an Guſe kann keine Rede ſein. Es iſt Allod. So fällt es an mich, als an den nächſten Erben. Ich habe mit Ladalinski, den ich vorläufig das Intereſſe der Pudaglas zu vertreten bat, die Dinge durchgeſprochen; er weiß, in welchem Sinn ich mich glücklich ſchätzen würde, Wünſchen oder Anſprüchen des ihm ſo nahe verwandten Hauſes, vor allem aber ſeinen eigenen Wünſchen entgegenzukommen. Es berührt das alte Pläne der Tante. Ihr kennt ſie. Von dem Augenblicke an, meine theure Renate, wo Du gewählt haben wirſt, gehört Guſe Dir, ich bin nur Nutznießer und Verwalter. Im übrigen ſollen Dich dieſe Worte zu nichts beſtimmen, Deine Wahl iſt frei.“

Die Geſchwiſter ſchwiegen, und ſelbſt die Schorlemmer fand keinen Spruch, der ausgedrückt hätte, was in ihr vorging. Berndt ſchien es zufrieden, und während er nach ſeiner Gewohnheit dem neben ihm liegenden Hektor von den mit Fleiſch belegten Brotſchnitten zuwarf, die für ihn ſelbſt beſtimmt waren, fuhr er fort: „Und ſo wären wir denn reich, reich in dieſen allerärmſten Tagen. Und ſo gewiß Gott weiß, daß es mich nie nach irdiſchem Beſitz gedrängt hat, ſo gewiß iſt es auch, daß mich dieſer Beſitz jetzt freut. Ich fühle mich freier. Denn daß ich es Euch geſtehe, die Noth und Drangſale dieſer Zeit lagen ſchwer auf mir, ſchwerer als ich es vor Euch wahr haben mochte. Die niedergebrannte Scheune ..."

„... Die bauen wir nun wieder auf, Papa."

„Und den Saalanbau ..."

„... Den nicht," lachte Renate. „Dazu verſag' ich, als Erbtochter, die nöthigen Mittel. Nein, da machen wir klares Spiel und ziehen den Garten bis vor das Haus, ganz wie drüben in Hohen-Zieſar, und der Graf ſelber muß uns dabei behilflich ſein. Das iſt ja ſeine Paſſion. Ich bin für Reſeda und Levkojen, aber nur als Rabatteneinfaſſung, und aus der Mitte der Beete wachſen Malven auf. Zimmetfarbene und wie von Atlas, die lieb' ich am meiſten. Und die beiden Derfflingerkanonen ſchaffen wir von Guſe herüber, nur den Faun laſſen wir da, und auf den Damm ſtellen wir eine Sonnenuhr oder noch lieber eine große ſchwarze Glaskugel, drin ſich die Dorfſtraße ſpiegelt und Hoppenmarieken, wenn ſie vorübergeht."

„Das läßt ſich hören, Renate, und ich ſehe, daß Du Dich ſchnell in die beſſeren Tage hineinlebſt. Nur Deinem eigenen Schloß, als das ich Guſe vorläufig anſehe, darfſt Du, dem alten Hohen-Vietz zu Liebe, nichts entführen wollen und wenn es auch nur die zwei Derfflingerkanonen wären. Wer weiß übrigens, was davon übrig bleibt? Vorläufig ſind die Franzoſen drüben und nehmen mit, was ihnen gefällt. Wenigſtens wenn wir ihnen nicht auf die Finger ſehen. Komm, Lewin, daß wir darüber ſprechen."

* * *

Berndt erhob ſich, Lewin folgte. Sie gingen in das einfenſtrige Zimmer, darin Vater und Sohn zu Beginn unſerer

Erzählung ihr erſtes Geſpräch über Volksaufſtand und endliche Vernichtung der Fremdherrſchaft gehabt hatten. Es hatte ſich nichts geändert: hier das Sopha und dort das Bild, und an dem breiten Fenſterladen die Karte von Rußland mit ihren verſchiedenfarbigen Nadeln. Alles wie damals am erſten Weihnachtsfeiertrage.

Der alte Vitzewitz nahm Platz, ſtreckte ſeinen Fuß, wie er zu thun pflegte, auf den vor ſeinem Arbeitstiſche ſtehenden Schemel und ſagte: „Setze Dich, Lewin. Ehe wir von anderem ſprechen, noch ein Wort über Dich. Ich wollt' es vor den Frauen nicht ausſpinnen. Sie dürfen nicht zu viel davon hören; gleich ſchwillt ihnen der Kamm. Denn alle wollen herrſchen, und es freut ſie, daß ſie ſo viel Macht über uns haben. Darin ſind ſie ſich alle gleich und in einer ewigen ſtillen Verſchwörung gegen uns."

Lewin ſah vor ſich hin; Berndt nahm ſeine Hand und fuhr fort:

„Es läßt ſich leicht ſprechen über Schweres, das uns ſelber nicht mehr drückt oder vielleicht nie gedrückt hat. Ja, es iſt ſo; was Dich drückt, Lewin, iſt mir erſpart geblieben. Aber anderes, anderes! Ich weiß davon und weiß auch: leben heißt überwinden lernen. Den beweglichen Naturen, Naturen wie der deinigen, hat Gott es in ſolchen Kämpfen am leichteſten gemacht. Und ſo wußt' ich, daß Du's überwinden würdeſt. Was noch fehlt, bringt die Zeit und unſere Zeit raſcher als jede andere. Denn alles drängt nach Aktion, und Handeln iſt ſo gewiß das Beſte, wie Brüten das Schlimmſte iſt. Dieſe Tage werden Dich frei machen."

„Ich bin es, Papa. Als Du vorfuhrſt, hatt' ich mit Renaten ein Geſpräch darüber. Es liegt hinter mir. Was noch fehlt, iſt blos ein körperliches. Es waren ſchwere Krankheitstage und ſie wirken noch nach. Weiter nichts. Aber was iſt es mit Guſe? Du wollteſt davon erzählen.“

„Ja. Und ſo höre denn. Geſtern Nachmittag, ich war eben erſt aus der Kirche zurück, wo mir Rippler ſeine Kompoſition zu der Cantate vorläufig auf der Orgel vorgeſpielt hatte, als es im ganzen Dorfe hieß: die Franzoſen kommen. Und richtig, es war ſo. Eine Viertelſtunde ſpäter rückten hundert Mann ein und hielten vor dem Schloß. Sie waren von verſchiedenen Regimentern des Oudinot'ſchen Corps und führten eine Kriegskaſſe mit ſich. Als ich an ſie herantrat, begrüßte mich ihr Führer, ein ſchwarzer Italiener, der ſich Conte di Rombello nannte. Seiner Charge nach ein Kapitän. Er ſprach, um mich einzuſchüchtern, von dem „Hauptcorps“, das morgen nachrücken werde und forderte Quartier. Ich zeigte mich ſofort bereit (mir hätte nichts Lieberes paſſiren können) und lud ihn auf das Schloß, wo ich ihm unter den Zimmern deſſelben die Wahl freiſtellte. Er wählte das Spiegelzimmer, ein etwas ſonderbarer Geſchmack. Aber das iſt ſeine Sache. Hübſch iſt er, und ſo wird er ſich ſehen wollen. Die Kriegskaſſe ſteht in der Halle, die vorläufig zum Schutze der Gelder in eine Art Wachlokal umgeſchaffen worden iſt. In den Räumen daneben liegen dreißig Mann, ebenſo viele hab' ich in der alten Derfflingerkaſerne, den Reſt bei den Bauern untergebracht.“

„Und nun Dein Plan?“

„Der Trupp will morgen früh weiter. Was alſo geſchehen ſoll, muß raſch geſchehen. Bamme weiß davon; aber ich hab' es bei einer bloßen Meldung bewenden laſſen. Wir machen es mit dem, was wir hier zur Hand haben. Rechnen wir die Manſchnower und Gorgaſter mit hinzu, ſo haben wir hundert Mann. Damit zwingen wir's, denn ſie ſind matt wie die Fliegen, und der moraliſche Halt iſt längſt heraus. Dazu

Nacht und Ueberraſchung. Es kann nicht fehlen. Was vereinzelt bei den Bauern liegt, iſt froh, mit dem Leben davon zu kommen. So handelt ſich's nur um das Schloß. Vorn an der Sphinxenbrücke steht ein Doppelpoſten, den laſſen wir ſtehen. Wir paſſiren ſtatt deſſen den Graben, da wo das Schwanenhäuschen ſteht und dringen von hinten her ein. Kniehaſe muß das leiten. Ich für meine Perſon nehme den „Conte“ gefangen und Du und Wenzlaff ſind mit mir. Sind wir geſchickt, ſo darf es uns nicht einen Mann koſten. Die Kriegskaſſe bleibt unſer; das heißt bis auf weiteres. An dem Tage, wo ſich der König erklärt hat, ſchaffen wir ſie nach Berlin. Dort wird man ſie brauchen können, denn Geld iſt immer das knappſte im Lande Preußen.“

„Und die Gefangenen?“

„Es ſoll ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ich bin aus der Weißglühhitze heraus. Entſinne dich deſſen, was ich Dir ſchrieb: „wir wollen einen regelrechten Krieg haben“. Und ſo ſchicken wir denn die Gefangenen zu den Ruſſen. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß ſie dort gut gebettet wären. Und nun laß uns zu Kniehaſe gehen, daß wir alles Nähere mit ihm beſprechen. Um neun müſſen wir marſchfertig und um Mitternacht in Guſe ſein.“

Damit nahmen ſie Hut und Stock und ſchritten über den Hof hin auf die Dorfgaſſe zu.

* * *

Eine Stunde ſpäter kehrten Berndt und Lewin aus dem Schulzenhofe zurück, wo ſie mit Kniehaſe den „Coup“ noch einmal durchgeſprochen und alle zur Ausführung nöthigen Schritte verabredet hatten. Sie fanden Jeetzen in großer Aufregung, was Berndt zu der Frage veranlaßte: „Du trippelſt wieder, Jeetze, was iſt paſſirt?“

„Der Herr General iſt da."

„Bamme?"

„Ja; General von Bamme. Der gnädige Herr waren noch keine Viertelſtunde fort, als er vorritt auf ſeinem kleinen Shetländer. Der gnädige Herr wiſſen ſchon, auf dem iſabellfarbenen mit der ſchwarzen Mähne. Kriſt und ich haben ihn bei den Ponies untergebracht."

„Den Shetländer. Aber wo iſt der General?"

„Oben. Ich habe gleich einheizen müſſen, weil es klamm und kalt war. Er ſitzt in der Amtsſtube und hat ſeinen grauen Mantel anbehalten und die Pelzmütze auf."

Die beiden Vitzewitze ſtiegen nunmehr treppauf und fanden den General genau ſo, wie Jeetze ihn beſchrieben hatte. Vor ihm, auf dem ziemlich in der Mitte ſtehenden Arbeitstiſche, lag eine große, mit Tintenfaß und Papierſcheere feſtgehaltene Spezialkarte von Barnim und Lebus, auf der ſich der kleine, mit ſeinem Oberkörper weit vorgebeugte Mann mühſam zu orientiren ſuchte. Ein Verſuch, der ihm durch die dichte Tabakswolke, in der er ſteckte, nicht eben erleichtert wurde.

„Guten Tag, General."

„Guten Tag, Vitzewitz. Sie ſehen, ich habe mich hier eingerichtet ohne Meldung oder Anfrage. Sonſt nicht meine Gewohnheit. Aber Sie müſſen jetzt dem alten Bamme den „General" in Rechnung ſtellen und zwar zu ſeinen Gunſten. Mein altes Groß-Quirlsdorf liegt zu ſehr aus der Welt, und rund heraus, ich gedenke Hohen-Vietz zu meinem Hauptquartier zu machen. Anfangs war ich unſchlüſſig, ob ich nicht unſer gräfliches Hohen-Zieſar vorziehen ſollte; aber Hohen-Vietz iſt beſſer. Hier läuft die große Straße, und was von Küſtrin aus nach Weſten will, muß an Ihren Fenſtern vorbei."

„Ich freue mich, General, daß Sie die Wahl ſo und nicht anders getroffen haben."

„Und um die Wahrheit zu geſtehen," fuhr Bamme fort, „es iſt nicht blos wegen der Lage, es iſt auch Ihretwegen, Vitzewitz, daß ich mich hier und nicht in Hohen-Zieſar einquartirt habe. Sie ſind nun einmal die Seele von der Sache, haben alles geplant, ſind vom Metier und kennen das Lokal. Und das iſt die Hauptſache. Sehen Sie, da ſitz' ich hier über der Karte und ſpiele meinen eigenen Generalquartiermeiſter. Aber wie! Mehr als dreißig Mal bin ich in dieſer halben Stunde zwiſchen Küſtrin und Berlin hin und her gefahren, ohne auch nur drei richtige Wolfsgruben ausfindig gemacht zu haben.",

„Wolfsgruben?" fragte Berndt und ſah dem Alten verwundert ins Geſicht, während Lewin einen Stuhl an die Rückſeite des Tiſches ſchob, um wenigſtens von oben her auf die vor Bamme ausgebreitete Karte ſehen zu können.

„Ja, Wolfsgruben oder auch Fuchsfallen, wie Sie wollen. Und nun hören Sie mich an. Darin, daß etwas geſchehen muß, in dem Punkte ſind wir einig. Und auch darin, daß es die höchſte Zeit iſt. Die Marſchälle und Corpskommandanten ſind fort, alle die großen Namen, aber von den Kleinen ſtecken noch Hunderte zwiſchen Weichſel und Oder und die müſſen wir haben. Alſo „wegfangen" oder wenn Sie wollen Wegelagerung, Stellmeiſerei. Vor Worten darf man nicht erſchrecken, am wenigſten wir; etwas von unſerer Ahnen Blut und Metier wird uns doch wohl verblieben ſein. Ob man uns, was wir vorhaben, danken wird, ob wir gut damit fahren werden? Das iſt freilich die Frage. Ich zweifle faſt. Sie kennen meine Anſicht darüber. Das „auf eigene Hand thun" iſt hierlandes immer „suspect" geweſen, wie Gräfin Schweſter geſagt haben würde. Man mag uns oben nicht. Und ſie haben auch ganz recht, die Nürnberger Herren, denn man ſieht wohl, wo es anfängt, aber nicht, wo es endet.“

Bamme, der, wenn es die Frage „Hohenzollern contra Quitzow und Genoſſen“ galt, jedesmal zu labyrinthiſchen Excurſen weggeriſſen wurde, hatte auch heute wieder den Faden verloren, weshalb Vitzewitz ohne weiteres auf die ſchwebende Frage zurückgriff. „Alſo Wolfsgruben“.

Bamme lachte, zündete den kleinen Meerſchaum, der ihm während des Sprechens ausgegangen war, wieder an und ſagte: „Ja, Wolfsgruben, Vitzewitz, oder da das große Wort ſchon geſprochen wurde: Wegelagerungsetappen, Generalsfallen. Es iſt nicht nöthig, daß es immer Generale ſind. Wir nehmen auch Kompagniechefs. Alles was hineinfällt, iſt gut. Nur nicht wähleriſch. Da haben Sie die Sache. Aber wollen Sie glauben, Vitzewitz, daß ich auf dieſen zehn Meilen auch nur drei ſolche Generalsfallen hätte herausſpintiſiren können! Auf Ehre, nicht eine. Und warum nicht? Weil ich ein Havelländiſcher bin, und, zu meiner Schande ſei es geſagt, mich in vollen ſiebzehn Jahren in Barnim und Lebus nicht zurecht gefunden habe. Rathenow, Havelberg, da weiß ich Beſcheid, da kenn' ich Weg und Steg. Aber was kenn' ich hier? Hohen-Vietz und Hohen-Zieſar.“

„Und Guſe.“

„Ja, Guſe. Das wäre nun ſolche Falle geweſen. Aber weg ſind ſie.“

„Wer? was?“ rief Berndt.

„Alles! Die hundert Mann, der Conte und die Kriegskaſſe. Und das letzte iſt das Schlimmſte. Vor zwei Stunden, keine dreihundert Schritt vorm Dorf, paſſirte ich den ganzen Trupp, ihren Geldkaſten mitten in der Kolonne. Geſcheidte

Leute. Sie müſſen Wind gekriegt haben. Uebrigens ein entzückender ſchwarzer Kerl, dieſer Conte. Und' wie das ſchwatzte und parlierte! Ich hätt' ihn der Tante noch gegönnt; nichts für ungut, Vitzewitz." Berndt ſtampfte mit dem Fuße, nicht um der Tante, ſondern um des geſcheiterten Coups willen.

„Iſt es doch, als ob es nicht ſein ſollte," rief er. „Immer wieder verfehlt, immer wieder hinausgeſchoben. Sagen Sie ſelbſt, Bamme, in demſelben Augenblicke, in dem wir den Hirſch beſchleichen wollen, raſchelt es und er geht wieder ins Weite."

„Laſſen Sie ihn, Vitzewitz; die Tage wechſeln. Eine Karte verliert und die nächſte gewinnt. Uebrigens wett' ich ſechs Flaſchen Chateau d'Yquem gegen eine Chateau Krach, daß der Conte, trotz ſeiner wundervollen Augen, nicht drei Meilen weit kommt. Die Generalsfallen ſind zwar noch nicht fertig, aber mitunter machen ſie ſich von ſelbſt. Und was die Gelder angeht, ſo hab' ich den Troſt, wenn ein Armee-Corps herunter iſt, ſo iſt es ſeine Kriegskaſſe auch. Und dieſer arme Oudinot hat ſo recht eigentlich die Zeche bezahlen müſſen. Alſo begraben wir's."

„Wir werden es müſſen," ſagte Berndt. „Geh, Lewin, und ſage Kniehaſe, daß er die Mannſchaften läßt wo ſie ſind, vor allem die Manſchnower und Gorgaſter. Wir dürfen ſie nicht durch unnützes Hin- und Herziehen widerhaarig machen, ſonſt fehlen ſie, wenn wir ſie brauchen."

Und als dieſe Punkte regulirt und im Eifer über Neuzuverfolgendes der Guſer Fehlſchlag halb ſchon wieder vergeſſen war, trat Jeetze ein, um zu melden, daß das Diner angerichtet ſei.

IX.

Ein Aide-de-Camp.

Bamme zu Ehren war in der Halle gedeckt worden. Ein großes Kaminfeuer brannte, draußen fielen Flocken und die alten Vitzewitze ſahen aus ihren Rahmen verwundert auf den kleinen krähſtimmigen Mann hernieder, der einmal über das andere „Herr General“ genannt wurde. Zu ihren Zeiten hatten die Generale anders ausgeſehen. Vielleicht galt übrigens ihre Verwunderung mehr noch der reichen und ganz beſonderen Tafelausſtattung, als irgend etwas anderem; denn nicht nur brannten heute die ſchweren vierarmigen Silberleuchter, ſondern zwiſchen dieſen Leuchtern paradirte auch noch ein unverhältnißmäßig großer, die Donau mit all ihren Zuflüſſen darſtellender Rococoaufſatz, auf deſſen oberſter Spitze die Kaiſerin Maria Thereſia thronte. Das hatten die alten Perrücken-Vitzewitze ſeit vollen dreißig Jahren nicht geſehen, und ſelbſt unſer Berndt war bei ſeinem Eintritt in die Halle einen Augenblick wie betroffen geweſen. Renate aber, als ſie dieſem Blicke begegnet war, hatte mit dem Zeigefinger erſt auf ſich ſelbſt gewieſen und dann dem Vater in ſchelmiſcher Laune zugeflüſtert: „Ich, Papa, als Erbtochter von Guſe!“

Gleich darauf hatte man Platz genommen. Bamme zwiſchen Berndt und Renate, Lewin und die Schorlemmer ihnen gegenüber. Einer der geſtellten Stühle war leer geblieben, da der ebenfalls geladene Seidentopf noch in der letzten halben Stunde hatte abſagen laſſen. Der alte Koſſäthe Maltuſch nämlich lag ſeit letzter Nacht im Sterben und hatte nach dem Abendmahle verlangt. Von Seiten Bammes war unmittelbar nach Bekanntwerden dieſes Behinderungsgrundes allerhand wirres Zeug über Abendmahl und Mittagsmahl gemurmelt worden, aber ſo undeutlich und mit ſo ſchlechtem Gewiſſen, daß er ſelbſt von der Schorlemmer, die dergleichen nie durchgehen ließ, nicht hatte zur Verantwortung gezogen werden können.

Der alte Koſſäthe Maltuſch, nicht viel jünger als unſer Freund Jeſerich Kubalke, wohnte dreiviertel Stunden vom Dorf hart an der Hohen-Zieſar'ſchen Grenze, und war eigentlich ſchon auf einer Art Landzunge in die Droſſelſtein'ſche Feldmark hineingebaut. Das führte denn, nachdem auf dem Gebiete Maltuſch-Seidentopf-Kubalke mehrere Minuten lang geplänkelt worden war, alsbald ins Gräfliche hinüber und vom Gräflichen auf den Grafen ſelbſt. Alle waren einig in ſeinem Lobe; Renate ſprach mit beſonderer Wärme, und ſelbſt die Schorlemmer pries ſeinen „vor ihm ſelbſt verborgenen" chriſtlichen Sinn. „Hätt' er einen andern Verkehr gehabt," ſagte ſie, „und ſtatt in Zeiten des Abfalls in Zeiten der Erweckung gelebt, er wär' ein Mann geworden wie „unſer Graf".

„Danken wir Gott," erwiderte Bamme, „daß er geblieben iſt, wie Natur und Verhältniſſe ihn ſchufen. Ich habe nichts gegen den lauſitziſchen Grafen, den Sie, meine Verehrteſte, als „Ihren Grafen" zu bezeichnen lieben; aber ich erſchrecke, wenn ich mir unſeren Droſſelſtein, der, ſeine Tugenden in Ehren, ohnehin ſchon nicht zu den Alleroriginellſten gehört, als Zinzendorf den Zweiten vorſtelle. Es thut jeder gut, ſich auf ſeine eigenen Beine zu ſtellen, dieſe Beine mögen ſein wie ſie wollen. Wir haben die unſrigen, Zinzendorf hatte die ſeinigen. Wenn ich ſage die „unſrigen", ſo muß ich um Entſchuldigung bitten, weil ich mir wohl bewußt bin, meine berechtigten Eitelkeiten nicht gerade nach dieſer Seite hin ſuchen zu dürfen. Im übrigen bleibt es dabei: „das Traurigſte ſind die Doubletten". Woran iſt Prinz Heinrich geſcheitert? Die Gräfin drüben iſt todt, und ſo läßt ſich ohne Furcht vor einzubüßender Freundſchaft allenfalls eine Antwort auf dieſe Frage geben. Er iſt geſcheitert einfach an der Thatſache, daß er doch ſchließlich nichts anderes als „beinah ſein Bruder" war. Da lob' ich mir den alten Ferdinand, den Sie neulich, Vitzewitz, in ſeinem Johanniter-Palais beſucht haben. Der war nie etwas, Gott weiß es, aber er war doch wenigſtens er ſelbſt. Nein, meine Wertheſte, laſſen wir unſeren Hohen-Zieſar'ſchen Grafen wie er iſt. Das wird das beſte ſein für ihn und für uns. Er hat eben nur einen Fehler!"

„Und der wäre?" fragte Berndt.

„Er wird das Pregelwaſſer nicht los oder was daſſelbe ſagen will, er ſteckt zu tief in ſeinen oſtpreußiſchen Vorurtheilen. Achten Sie darauf, wenn er über politiſche Dinge ſpricht, ſpeziell in dieſen unſeren Tagen, wo ſie, nach ſeiner ehrlichſten Ueberzeugung, dort oben wieder befliſſen ſind, die Weltgeſchichte zu machen und Freiheit und Ordnung in Balance zu bringen. Ich kenn' ihn. In Oſtpreußen iſt die Mannhaftigkeit und in Königsberg iſt die Weisheit zu Hauſe. Daran iſt nicht zu rütteln, das iſt Paragraph eins. Alles was ſich in den anderen Provinzen findet, wird an dieſer Elle gemeſſen. Auch wir Märker paſſiren nur ſo obenhin. Er läßt uns gelten, aber blos als Rohmaterial. Wir werden abgerichtet für den Dienſt, für Armee und Verwaltung, aber aus uns ſelber ſind wir nichts und bedeuten wir nichts. Wir ſind unfrei, Werkzeuge, Hofſklaven, Hohenzollern'ſche Leibtrabanten."

Berndt lächelte.

„Ja, General,“ ſagte er, während er mit den Fingern der linken Hand leiſe auf dem Tiſchtuch trommelte, „bei Lichte beſehen, iſt es nicht ſo?“

„Nein, Vitzewitz, nein. Natürlich es gibt Ausnahmen, ein paar oder meinetwegen auch viele. Aber das reizt mich eben, daß man über die Pehlemanns, die Medewitz' und Rutzes, die nichts haben als Spieluhren, Gicht und Dummheit, daß man über dieſe die Vitzewitze und die Bammes vergißt. Hofadel! Bah! Der Jagdjunker von Otterſtädt, der den abgeleierten Spruch von: „Jochimken, Jochimken, höde di“ an ſeines gnädigen Herrn Kammerthüre ſchrieb, war auch bei Hofe. Leibtrabanten! Unſinn! Frondeurs ſind wir, alle oder doch die beſten von uns, und ab- und einſetzen, das wäre ſo unſere Paſſion, wenigſtens die meine. Wann waren die Bammes bei Hofe? Nie. Und die Vitzewitze nicht oft. Wir haben anno 95 nicht gefragt, und jetzt fragen wir wieder nicht. Man geht zuſammen, ſo lang' es paßt. Manus manum lavat. Wenn mir wohl wird, wird mir immer lateiniſch. Legitimität, Loyalität! Bah! Alles iſt Akkord und Pakt und gegenſeitiger Vortheil.“

„Und Eid,“ ſagte die Schorlemmer.

Bamme zuckte die Achſeln.

„Meine Gute,“ fuhr er geringſchätzig fort (denn er wußte, daß ihn die Schorlemmer nicht leiden konnte), „wenn es mit den Eiden ginge, ſo würden die Zinzendorfe die Welt regieren. Ich bezweifle, daß wir dabei gewönnen. Denken Sie ſich eine tugendhafte Weltgeſchichte. Wenigſtens ich für mein Theil möchte ſie nicht leſen. Es iſt mit den Eiden wie mit den Geſetzen, ſie ſind nur dazu da, um gebrochen zu werden. Wenigſtens die politiſchen; die Liebeseide nehm' ich natürlich aus.“

Und dabei wandte er ſich zu der neben ihm ſitzenden Renate und küßte ihr die Hand.

„Ich weiß, daß Sie ſcherzen,“ ſagte dieſe.

„Ach, meine Gnädigſte,“ fuhr Bamme fort, der auf ſeine Art eine Schwärmerei für Renaten hatte, „ich ſcherze nicht, ich verfalle nur in meinen alten Fehler, mir die Ohren nicht genau zu berechnen, vor denen ich ſpreche. Das alles waren Sätze für die Gräfin-Tante, nicht für die ſchöne Nichte. Ich war in dieſem Augenblicke in Guſe, nicht in Hohen-Vietz. Pardon!“

Schon während dieſe letzten Worte geſprochen wurden, war von der Dorfgaſſe her ein raſch ſich ſteigerndes Schellengeläute hörbar geworden und gleich darauf hielt ein Schlitten vor den Flachſtufen des Hauſes.

„Nach der Regel müßte das Droſſelſtein ſein,“ ſagte Bamme und erhob ſich halb von ſeinem Stuhl, um ſchärfer nach dem Vorplatz hinausſehen zu können. Es war aber nicht Droſſelſtein, vielmehr traten, zu nicht geringem Staunen Lewins, Hirſchfeldt, Grell und Tubal ein und wickelten ſich, während letzterer erſt zu Vorſtellung ſeiner beiden Reiſegefährten, dann zu Entſchuldigungen über ihr allſeitig unangemeldetes Erſcheinen ſchritt, aus ihren Shawls und Mänteln heraus.

Berndt, gaſtlich und zerſtreuungsbedürftig, gab ſeiner Freude über den unerwarteten Beſuch — eine Freude die, wie ſich leicht denken läßt, von dem „immer friſches Blut“ verlangenden Bamme getheilt wurde — den lebhafteſten Ausdruck; nichtsdeſtoweniger blieb eine kleine Verlegenheit, die ſich bei Lewin und Renaten und mehr noch bei Tubal hinter einem beſtändigen Hin- und Herfragen, ohne daß die Antwort abgewartet worden wäre, zu verſtecken ſuchte. Ja ſelbſt die Schorlemmer ließ ihre ſonſtige Ruhe vermiſſen.

Inzwiſchen waren Stühle gerückt worden, und da bei dem erſten Beſetzen der Tafel außer dem Seidentopf'ſchen Platz auch noch die Schmalſeiten oben und unten frei geblieben waren, ſo wurde das Tiſcharrangement keinen Augenblick ernſtlich geſtört. Es war die Rede davon, einige der Gänge raſch noch einmal wieder erſcheinen zu laſſen, alle Neuangekommenen aber lehnten auf das beſtimmteſte ab und erklärten nicht nur, unterwegs eine ſehr ſubſtantielle Mahlzeit eingenommen, ſondern auch, wie der Augenſchein zeige, für ihre Ankunft in Hohen-Vietz den denkbar glücklichſten Moment, den des Deſſerts, getroffen zu haben. Dem ſtimmte Bamme, der gerade Schwarzbrot und Biscuitſchnitten mit friſcher Butter zuſammenmörtelte, emphatiſch bei, und verſchwor ſich einmal über das andere, daß die Feinſchmecker aller Zeiten, von Lukull bis auf Friedrich den Großen, das eigentliche Diner immer nur als den Sockel der drei großen Deſſertgottheiten: Bachus, Momus und Pomona angeſehen hätten.

So phantaſirte der Alte weiter, deſſen guter Laune es denn auch vorzugsweiſe zuzuſchreiben war, daß das befangene Hin- und Herfragen der erſten Minuten einer ungezwungeneren Unterhaltung Platz zu machen begann. Jeder betheiligte ſich ſchließlich daran, insbeſondere Tubal, aus deſſen Mittheilungen unter anderem auch ihr eigentliches Reiſeziel erkennbar wurde. Sie befänden ſich, ſo verſicherte er, auf dem Wege nach Breslau, wo ſie dem durch Jürgaß und Bummcke gegebenen Beiſpiele zu folgen und in die daſelbſt ſich bildende Freiwilligenarmee einzutreten gedächten. Der Aufruf, von dem alle Welt ſpräche, ſei zwar noch nicht da, niemand bezweifele aber, daß er kommen werde („jede Stunde“ warf Berndt dazwiſchen) und ein geſtern von Jürgaß eingetroffener Brief gäbe bereits ein Bild des neu erwachten Lebens. So ſei neben anderem auch ein ſchleſiſcher Landſturm in Bildung begriffen. Alle Männer von achtzehn bis ſechzig Jahren, ſoweit ſie noch nicht Waffen trügen, ſollten herangezogen werden. Zweck dieſes Landſturms ſei, den Feind, wo er ſich in ſchwachen Detachements zeige, zu überfallen, Generale wegzufangen (Bamme ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch) und mit Fourageurs und Marodeurs kurzen Prozeß zu machen. Scharnhorſt leite das Ganze; Blücher ſei angekommen. Was aber am ſchwerſten wiege, der König ſelbſt, der bis dahin an einem kräftig-patriotiſchen Aufſchwung gezweifelt habe, ſei jetzt ſelber von Zuverſicht getragen. Und in dieſem neuen Glauben werd' er ſich befeſtigen, denn der Geiſt ſei überall derſelbe. Von allen Seiten ſtrömten Gaben herbei: Geld, Waffen, Equipirung; jeder gäbe, was er habe, und wer nichts habe, der gäbe ſich eben ſelbſt. Alles dies ſei dem Jürgaß'ſchen Schreiben entnommen. Er ſeinerſeits aber glaube noch hinzufügen zu ſollen, daß in den nächſten Tagen ſchon neuntauſend Freiwillige von Berlin nach Breslau abgehen würden."

Dieſe Mittheilungen, mit Jubel aufgenommen, ſchlugen den letzten Reſt von Verlegenheit, wenn ein ſolcher überhaupt noch da war, in die Flucht, namentlich bei Berndt, der ohnehin von Anfang an den Vorfall im Ladalinski'ſchen Hauſe nicht gerade von der allertragiſchſten Seite genommen hatte. Was war es denn ſchließlich? Mehr dem Eigenſinn, als der Ehre des alten Geheimraths war eine Niederlage bereitet worden. Bninski war Graf und reich, und Lewin — war jung. Der Ungar, dem nicht nur Bamme, ſondern die ganze Tafelrunde mehr und mehr zuzuſprechen begann, begann auch in gleichem Maße die gute Stimmung zu ſteigern, und Berndt, erfüllt von Plänen, deren Ausführung aus der Anweſenheit und dem Verbleib ſeiner Gäſte nur Vortheil ziehen konnte, richtete ſchließlich die Frage an Tubal: „Bis wie lange?"

„Bis morgen."

Das war nun freilich nicht das, was er zu hören gewünſcht hatte.

„Ihr müßt bleiben," rief er, „und uns zur Hand gehen. Mit dem Guſer Coup ſind wir ſitzen geblieben; dieſer Conte war klüger als ich ihn nahm und hat ſeinen Kopf rechtzeitig aus der Schlinge gezogen. Aber die nächſten Tage müſſen etwas bringen und wenn wir recta gegen „Baſtion Brandenburg" oder den „Hohen Cavalier" anſtürmen ſollten. Bamme und ich waren die erſten hier herum und exerzirten ſchon, als ſich jenſeits der Oder noch keine Hand rührte, und nun haben ſie drüben den kleinen Krieg comme il faut, während wir immer noch da ſitzen wie die Spittelweiber in der Nachmittagspredigt."

Ein ſtrafender Blick der Schorlemmer traf ihn, und Berndt, nachſichtig bis zur Schwäche gegen die rigoröſen Launen der alten Herrnhuterin, korrigirte ſich ſofort und ſagte ſeinen letzten Satz in anderer Form wiederholend: „Während wir immer noch ſtill ſitzen und unſere Hände in den Schooß legen. Aber das muß anders werden. Ueberall iſt man uns voraus, in Soldin, in Drieſen, in Landsberg. Und nicht genug daran, keine Stunde Wegs von hier ſchlagen dieſe Kirch-Göritzer ihre Krampenſchlacht, und ehe wir's uns verſehen, hat Faulſtich den pour le mérite. Sind wir dazu da, um vor Handſchuhmacher Pfeiffer die Segel zu ſtreichen? Wir, die wir zuerſt gekräht haben, zuerſt und am lauteſten. Sollen wir uns ſagen laſſen, daß wir blos geſpielt und mit Exercitium und Trommelſchlagen dem lieben Herrgott die Zeit geſtohlen hätten. Nein, ich haſſe nichts mehr als dieſe Soldatenſpielerei. Und warum? Weil ich Soldat war und das Ding ernſthaft anſehe. Ein Bürger, ein Bauer iſt nicht gebunden, die Waffe zu nehmen, aber wenn er ſie nimmt, muß er ſie brauchen, ſonſt iſt er ein Narr oder ein Prahler."

„Es iſt doch ein eigen Ding um den Ungar,“ ſchmunzelte Bamme und drehte ſeinen Schnurbart. „So läßt er uns beiſpielsweiſe die Rollen tauſchen. Sie, Vitzewitz, ſprechen wie Bamme, ſo muß ich denn wie Vitzewitz ſprechen. Das heißt ruhig und beſonnen. Nein, Freund, Sie gehen zu weit, vor allem zu weit gegen ſich ſelbſt. Zum Streiten gehören zwei, ſagt das Sprichwort. Und zum Batailliren auch. Erſt müſſen wir ſie haben, haben.“

„Nicht doch,“ unterbrach ihn Berndt, „verſtecken wir uns nicht hinter dieſem Satz. Der Feind iſt überall. Es braucht nur guten Willen und wir begegnen ihm. „Suchet, ſo werdet ihr finden.“ Ein Sprichwort iſt des anderen werth und meines iſt ſogar ein Spruch. Solche Trupps, wie die hundert Mann in Guſe, ſind jetzt auf jeder Straße. Wir erklären ſie gefangen, mehr iſt nicht nöthig. Es ſind Expeditionen (Du warſt ja dabei, Tubal), als ob wir Muſchwitz und Roſentreter aufſuchten, meine „franzöſiſchen Marodeurs“ von damals. Von Gefahr keine Rede, viel weniger als um unſerer Reputation willen zu wünſchen wäre. Aber das Blatt kann ſich wenden, neue Regimenter des Vizekönigs miſchen ſich ſchon mit den alten und unter allen Umſtänden, ſo oder ſo, Du bleibſt, Du und Deine Freunde!“

Tubal wechſelte zuſtimmende Blicke mit Hirſchfeldt.

„So bleiben wir denn,“ riefen beide, und Hirſchfeldt, indem er ſich gegen Berndt verneigte, ſetzte hinzu: „Der Aufruf iſt noch nicht da, und die Bildung der Freiwilligen-Corps hat kaum erſt begonnen. So verſäumen wir nicht viel. Iſt doch Hohen-Vietz ohnehin eine Etappe nach Schleſien; in drei Tagen ſind wir in Breslau, ſpäteſtens in vier. Ich für mein Theil ſtelle mich zu Dienſten, und unſer Freund Grell, bei allem Kriegseifer, der ihn beſeelt, wird ein Geſpräch über Hölderlin, zu dem ſich ihm hier die beſte Gelegenheit darbietet, auch nicht zu den verlorenen Stunden zählen. Ich bitte den Herrn General, über mich verfügen zu wollen.“

„Topp, Hirſchfeldt,“ ſagte dieſer. „Das nenn' ich eingefangen! Sie ſind mir willkommener als Sie wiſſen können. Es iſt nichts kleines für einen alten Zieten'ſchen, der blos reiten und die Augen aufmachen kann, einen „Aide-de-Camp“ um ſich zu haben, der ſich auf Karten und Liſten und aufs Schreiberhandwerk verſteht. Denn ganz ohne Federfuchſerei geht es nicht mehr in der Welt. Auf gute Kameradſchaft alſo!“

Und dabei klangen die Gläſer zuſammen.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter erhoben ſich alle von der Tafel und die beiden Damen, während der Reſt der Geſellſchaft das Eckzimmer aufſuchte, ſtiegen in das obere Stockwerk hinauf, um hier für die Plazirung ihrer Gäſte Sorge zu tragen. Sie kamen überein, den hölderlinſchwärmenden Grell bei Lewin, Tubal und Hirſchfeldt aber in dem nebenan gelegenen Zimmer unterzubringen. Alles dies war raſch geordnet, nur Bammes Unterbringung machte Schwierigkeiten. „Wo ſchaffen wir ihn hin?“ ſagte die Schorlemmer. „Ich mag ihn nicht auf unſerem Korridor haben. Er iſt anſtößig und ein Greuel.“

„Ich fürchte mich auch vor ihm,“ entgegnete Renate. „Das heißt ein wenig.“

„Und das iſt gut, daß Du Dich fürchteſt. Ich thue es auch, wenn Abneigung Furcht iſt. Er darf nicht nach oben, zehn Schritt von Deinem und meinem Zimmer. Vielleicht klingelt er, oder gewiß klingelt er und Maline muß ihm ein Glas Waſſer bringen.“

„Nun?“

„Nun?“ wiederholte die Schorlemmer. „Wie Du nur fragſt, Renate! Ich habe Dich doch zu fromm erzogen. Ein

Menſch wie Bamme trinkt nie Waſſer und klingelt immer und rechnet dabei auf dies und das.“

„Aber, liebe Schorlemmer . . . .“

„Ich habe mit den Angekoks gelebt,“ fuhr dieſe fort, „und die Grönländer, die auch klein ſind, gerade ſo klein wie dieſer Bamme, die waren auch alle in der Fleiſchesluſt. Meine liebe Renate, gewiß, man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen; aber ebenſo gewiß iſt es, man ſoll den Brunnen nicht erſt zudecken, wenn das Kind hineingefallen iſt. Und die Maline iſt ein Kind, ja, das iſt ſie mit all ihrer Klugheit. Denn was die Klugheit hilft, das verdirbt die Eitelkeit. Und mit den Eitlen hat er immer das leichteſte Spiel. Du weißt ſchon wer. Mir iſt, als hätten wir den Böſen im Hauſe.“

„Du nimmſt es ſchlimmer als es iſt,“ ſagte Renate. „Er hat keinen guten Ruf. Aber die Menſchen übertreiben, und alles in allem, er iſt ein alter Mann; er muß ſiebzig ſein oder darüber. Ich entſinne mich, daß die Tante von ihm ſagte: „Wenn wir die Sünde nicht fliehen, ſo flieht die Sünde doch ſchließlich uns“. Sie ſagte es franzöſiſch, aber das hörſt Du nicht gern.“

* * *

So ging oben auf dem Korridor das Geſpräch, und während es geführt wurde, plätſcherte der Gegenſtand all dieſer moraliſchen Aengſte nicht nur perſönlich in einem Meer von Behagen, ſondern wußte ſein eigenes Wohlgefühl auch ſeiner Umgebung mitzutheilen. Er war affabel und pikant wie gewöhnlich, durch Hirſchfeldts Bleiben aufrichtig erfreut, und verzichtete darauf, wichtigthueriſch den General zu ſpielen. Wußt' er doch, daß er ſich gehen laſſen konnte, ohne an Autorität etwas Erhebliches einzubüßen. Und wenn doch, ſo war er der Mann, ſich das Verlorengegangene jeden Augenblick zurückzuerobern. Mit

Hanſen-Grell, der ihm unter ſeinem etwas fremdklingenden Doppelnamen vorgeſtellt worden war, wußt' er anfänglich, theils um dieſes Namens, theils um ſeiner ſonderbar vorſtehenden Augen willen, nichts Rechtes anzufangen, ſöhnte ſich aber bald mit ihm aus und verſprach ihm beim Tarok — das unſer Gantzer'ſcher Kantorsſohn als Spielpartner im Graf Moltke'ſchen Hauſe bis zur Perfektion gelernt hatte — einmal über das andere die Groß-Quirlsdorfer Pfarre, „wenn er erſt ſeinen „jetzigen“ zu Tode geärgert oder nach Berlin hin weggelobt haben würde“. Denn dahin paſſe er und dahin müſſ' er. Patronat und Pfarre könnten eben nur bei Gleichartigkeit der Intereſſen mit und neben einander beſtehen und das beſte Bindemittel ſei und bleibe Tarok oder doch überhaupt die Karte.

Raſch verging der Abend. Bald nach neun Uhr wurde das Spiel abgebrochen, und alles zog ſich zurück, die jüngeren Männer in die Fremdenſtuben treppauf, der General in ſein Parterrezimmer, in das auch bei heftigem Klingeln nicht einzutreten, allen weiblichen Dienſtboten des Hauſes aufs ſchärfſte anbefohlen worden war.

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter war alles ſtill; nur in einer der oberen Korridorſtuben war noch Licht, und Renate und Marie plauderten von den Erlebniſſen des Tages: von Bamme und den ridikülen Befürchtungen der Schorlemmer, von Grell und ſeiner imponirenden Häßlichkeit, von Hirſchfeldt und ſeinem zerhauenen Geſicht.

„Narben iſt doch das ſchönſte,“ verſicherte Marie.

Und dann glitt das Geſpräch zu Tubal hinüber, deſſen Name ſehr bezeichnender Weiſe bis dahin noch nicht genannt worden war.

„Erzähle,“ ſagte Marie, „wie war er?“

„Er war befangen und vermied es, meinem Auge zu begegnen. Dabei ſprach er viel und haſtig, aber ich bemerkte wohl, daß ihm nur daran lag, ſich und uns über das Peinliche dieſes Wiederſehens hinweg zu helfen. Eine Zartheit, die mich rührte. Aber das iſt ſo Ladalinski'ſche Art. Sie haben alle jene Vornehmheit, die lieber ſich als andere verklagt. Und das Mindeſte zu ſagen, es iſt, als theilten ſie die Verantwortung für das was geſchehen. Deshalb war auch Tubal nicht mit in Guſe. Der alte Geheimrath bekannt' es mir ſchon, als wir uns in Bohlsdorf trafen."

Marie ſchüttelte den Kopf.

„Ich ſeh es anders," ſagte ſie. „Was Du Zartheit nennſt, iſt ihr Gewiſſen, und die Mitſchuld, deren ſie ſich leiſe zeihen, iſt keine eingebildete. Sie ſind ſich alle gleich und kennen nichts als den Augenblick. Er liebt Dich und iſt doch ſeiner eigenen Liebe nicht ſicher. Voller Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, begegnet er Dir mit Scheu. Vielleicht, daß er es Dir offen bekennen wird, um wenigſtens vor ſich ſelbſt einen Halt und etwas, das einer Rechtfertigung ähnlich ſieht, gewonnen zu haben."

„Ihr hattet immer Eure Fehde," ſagte Renate. „Wüßt' ich es nicht beſſer, ich könnte glauben, Du liebteſt ihn."

Und damit ſchieden die Freundinnen, und Maline kam, um Marie nach Hauſe zu begleiten.

* * *

Die letzten Worte dieſer Unterhaltung waren unter Lachen geſprochen worden, aber Renate, als ſie wieder allein war, lachte nicht mehr. Waren das nicht dieſelben Befürchtungen, die ſie ſelbſt erſt dieſen Morgen aufrichtig und doch in der Hoffnung auf Widerlegung gegen Lewin geäußert hatte? Und nun hörte ſie nichts als die Beſtätigung alles deſſen, was ihr ahnungsvoll das eigene Herz bedrückte. Hatte Marie Recht? Und ſchlimmer als das, hatte ſie ſelber Recht?

Sie hätte wohl noch weiter gefragt und gegrübelt, wenn nicht die Schorlemmer eingetreten wäre. Dieſe kam, um ihrem Lieblinge „Gute Nacht" zu ſagen. „Die Erbtochter iſt da," ſo ſchloß ſie, „nun werden auch bald die Hochzeitszüge kommen."

„Ach, liebe Schorlemmer," entgegnete Renate," es iſt mit Euch Herrnhutern ein eigen Ding. Ihr ſeid fromm, aber prophetiſch ſeid Ihr nicht."

„Das darfſt Du nicht ſagen, Renate. Wer den rechten Glauben hat, der ſieht auch das Rechte."

„Das Rechte, aber nicht immer das Richtige. Die Wirklichkeit der Dinge läßt Euch im Stich."

Die Schorlemmer lachte gutmüthig vor ſich hin.

„Das ſind ſo Sätze aus dem neuen Lewinſchen Katechismus," ſagte ſie. „Aber nichts mehr davon, mein Renatchen, für heute ſchlafe. Das wird wohl das Rechte und auch das Richtige ſein."

X.

Am Wermelin.

Lewin und Grell waren am früheſten auf, beſchloſſen aber das Erſcheinen der übrigen abzuwarten. Dies währte nicht lange. Schon nach Ablauf weniger Minuten hatte ſich alles in der Halle verſammelt, in der heute der Gäſte halber auch das Frühſtück genommen werden ſollte. Nur die Damen fehlten noch; Renate ließ ſich vorläufig entſchuldigen, während die Schorlemmer, voll inſtinktiver Abneigung gegen den alten General, einfach fortgeblieben war, ſich damit getröſtend, daß ihre Abweſenheit doch von niemandem, vielleicht mit Ausnahme Berndts, bemerkt werden würde. Und dieſer kannte den Grund. Jeetze trippelte geſchäftig hin und her, jede neue Bamme'ſche Zweideutigkeit mit leiſem Gekicher begleitend und ſtill in ſich hinein bekennend, daß er, als er letzte Woche die ſchwarzen Gamaſchen anlegte, an ſo heitere Hohen-Vietzer Tage gar nicht mehr geglaubt habe.

„War Hoppenmarieken ſchon hier?“ fragte Berndt.

Jeetze verneinte, der alte General aber, der, trotzdem er im Geheimen beſtändig mit ihr verglichen wurde, bis dahin nie von der Zwergin gehört hatte, fragte neugierig: „Hoppenmarieken? Wer iſt das?“

„Sie mag Ihnen ſelber antworten," ſagte Berndt. „Eben ſeh' ich ſie über den Hof kommen."

Und ſo war es. Ehe noch weitere Fragen geſtellt werden konnten — denn auch Grell und Hirſchfeldt waren aufmerkſam geworden — erſchien der Gegenſtand allgemeiner Neugier innerhalb der Glasthür und war nicht wenig überraſcht, an eben der Stelle, wo ſonſt nur die todten Vitzewitze von der Wand hernieder ſprachen, einer heiteren Geſellſchaft Lebendiger zu begegnen.

„Hier, General, haben Sie Hoppenmarieken," ſagte Berndt.

Und Lewin ſetzte hinzu: „Meine Freundin, nicht wahr, Marieken?"

„Hohoho," lachte die Zwergin und ſtellte die Kiepe vor ſich hin, in der ſie nun zu kramen begann, trotzdem alles, was ſie brauchte, obenauf lag.

„Briefe?" fragte Berndt.

„Nei, jnädge Herr, man blos de Berlinſche Awers hüt' ſteit et inn."

Und damit reichte ſie Berndt die Zeitung herüber.

„Ah, der Aufruf!"

„Joa, dat ſüll et ja woll ſinn. So ſeggte de Poſtminſch ook. Un een von de Küſtrin'ſche Börgers röpp mi na'h: „Nu geiht et los, Hoppenmarieken ...." Na, man too, mi ſall et recht ſinn. Un vorbi is et nu mit de lütten Franzoſen, dat's man kloar; ſe röwern joa all, un de oll' Genral ..."

„Füllgraf?"

„Ne, de anner, de öwerſte."

„Ah, General Fournier. Nun, was iſt es mit dem?"

„He wihr-giſtern bi Markgraf Hanſ' unnen. He ſülwſt, un ſiev or ſöß von ſine Genrals un Uffziers. All unnen in de Gruft."

„Und da haben ſie nach den vierundzwanzig Wispeln Dütchens geſucht, die der Markgraf mit ins Grab genommen haben ſoll?"

Hoppenmarieken nickte.

„Und wer hat es Dir erzählt?"

„Oll' Bäcker Mewes."

„Und was noch?"

„Nich veel, un ihrſt verſtünn ick em nich. Awers dunn lachte joa Mewes und knipſte mi und ſeggte: „Bis' doch ſünſten nich ſo dumm, Hoppenmarieken. Un nu paß' upp. De Ruſſ' is doa mit ſammt ſine Koſacken, un de hebben all' ehre groten Ballerbüſſen bi Quartſchen und Tamſel. Un dat weten jo nu de lütten Franzoſen ook, un wullen ſich nich ihrſt rutrükern loaten. Se trecken 'aff. Un wenn een afftrecken deiht, denn nümmt he mit, wa he kreegen kann. Un diſſentwegen wihren ſe giſtern bi Markgraf Hanſen unnen in ſine Gruſt. Awers ſe hebben nix fun'n."

„Das glaub' ich wohl," ſagte Bamme und ſetzte dann, an Vitzewitz ſich wendend, hinzu: „Markgraf Hans war ein Hohenzoller und die verſtehen's; die vergraben kein Pfund, am wenigſten vierundzwanzig Wispel Dütchen; die Hohenzollern wollen Zinſen haben. Das hätt' ich dem Küſtrin'ſchen General ſagen können. Aber freilich, er würd' es mir nicht geglaubt haben."

Hoppenmarieken, die kein Wort von dem allen verſtanden hatte, lachte nichtsdeſtoweniger, nickte dem alten General vertraulich zu und verließ dann ſalutirend und ihr übliches Kauderwelſch vor ſich hin ſprechend, die Halle.

„Ein Prachtexemplar," ſagte Bamme. „Hätt' ich einen kleinen fürſtlichen Hof, die ließ ich auf Hokuspokus abrichten, auf Tränkchen und Wahrſagerei."

„Da wäre Geld und Mühe weggeworfen," antwortete Berndt. „Sie verſteht es ohnehin ſchon."

„Deſto beſſer; aber nun den „Aufruf". Laſſen Sie hören, Bitzewitz." Und dieſer begann zu leſen.

Während der erſten zehn Zeilen blieb aller Aufmerkſamkeit gefeſſelt, bald aber ließ dieſe nach und mußte nachlaſſen, da man allerhand Halbheiten entdeckte und guten Grund hatte, ſich im ganzen arg enttäuſcht zu fühlen. Dieſes Gefühl war ſo ſtark, daß das Erſcheinen Schulze Kniehaſes, der noch vor Schluß der Vorleſung eintrat, kaum als eine Störung empfunden wurde.

„Setzen Sie ſich, Kniehaſe," ſagte Berndt. „Was bringen Sie?"

„Gute Zeitung, gnädiger Herr; wir haben ihn."

„Wen, den Vicekönig?"

„Nein, nicht ſo hoch hinaus, aber doch den italieniſchen Grafen. Eben war der Trebnitzer Verwalter bei mir; in ſeiner Kirche liegen die ganzen hundert Mann gefangen. Den Grafen haben ſie nach Selow gebracht, weil er einen Hieb über den Kopf hat."

„Erzählen Sie."

„Nun alſo: es muß ſo geſtern um die Mittagsſtunde geweſen ſein, als ſie durch Alt-Roſenthal kamen. Gleich dahinter fängt die Trebnitzer Heide an, rechts hohe Stämme, aber nach links hin eine Kuſſelſchonung, und der Kuſſelſchonung, ſo meinte der Verwalter, der trauten ſie nicht recht. Aber was half es, ſie mußten durch, weil ſie vor Dunkelwerden noch nach Johnsfelde wollten. Und ſo marſchirten ſie denn dicht aufgeſchloſſen und die Kriegskaſſe immer in ihrer Mitte bis an den kleinen See, der ſchon zwiſchen den Kuſſeln liegt und eigentlich blos ein Tümpel iſt, und den die Roſenthal'ſchen und die Trebnitzer den „Wermelin" nennen. Und da war es ja nun vorbei mit ihnen, denn dahinter ſteckten ſie ja gerade, und nun vorwärts, immer mit Hurrah, was die Franzoſen von Moskau her gar nicht mehr hören können. Und da warfen ſie die Gewehre weg und gaben ſich gefangen."

„Alle?"

„Bis auf den Grafen. Der riß eins der Gewehre wieder auf und ſchoß einen aus dem Sattel. Aber Tettenborn kam ihm von der Seite und hieb ihn über den Kopf, daß er niederſtürzte."

„Tettenborn?" fragten alle.

„Ja, Oberſt Tettenborn mit zwanzig Koſacken. Er war denſelben Morgen bei Zellin über die Oder gegangen. Jetzt iſt er in Selow, wohin er den Grafen abgeliefert hat. Und hat ihm auch ſeinen Degen wiedergegeben, weil er ſich als ein tapferer Offizier und Mann von Ehre gezeigt habe."

Bamme faßte ſich zuerſt. Er hatte, wie Berndt und alle anderen, bei Beginn der Erzählung von einer Barnim-Lebuſer Waffenthat zu hören geglaubt und war, als der Name Tettenborn fiel, einen Augenblick ernſtlich verſtimmt geweſen, die ganze geträumte Landſturmherrlichkeit auf ein neues Koſackenſtückchen hinauslaufen zu ſehen. Aber der alte General war nicht der Mann, irgend einem Aerger länger als zwei Minuten nachzuhängen, hatte vielmehr umgekehrt ein ausgeſprochenes Talent, auch das Aergerlichſte ſofort wieder von der guten Seite zu nehmen.

„Ziehen wir die Summe, Vitzewitz, ſo haben wir uns aus drei Gründen zu gratuliren: erſtens hab' ich Recht behalten (was in meinen Augen immer eine Hauptſache bleibt), zweitens haben wir den Conte ſammt ſeinen hundert Mann und drittens haben wir die Koſacken oder doch ihre Vorhut diesſeits der Oder. Aergerlich genug, denken Sie. Aber wie die Dinge liegen, bleibt uns nichts übrig, als mit jedem Winde zu ſegeln, auch mit dieſem Windbeutel von Tettenborn. Alſo keine Kopfhängerei, Vitzewitz. Etwas wird auch für uns noch übrig bleiben, und wenn es blos der Vicekönig wäre, nach dem Sie ſich bei Schulze Kniehaſe ſo theilnehmend erkundigt haben."

Das half, Berndt gewann ſeine gute Laune wieder, und eine Fahrt nach Hohen-Zieſar, welches letztere Bamme, trotz ſeiner vieljährigen Beziehungen zu Droſſelſtein, noch immer nicht kennen gelernt hatte, wurde verabredet. Der alte Vitzewitz entſchied ſich für eine vorgängige ſchriftliche Anmeldung und ging in ſein Arbeitskabinet hinüber, die nöthigen Zeilen zu ſchreiben.

Auch alle anderen erhoben ſich: Grell und Hirſchfeldt, um unter Lewins Führung das Dorf und die Kirche kennen zu lernen, der alte General, um bei Seidentopf einen Beſuch zu machen. „Ich muß mir ſeine Scherben 'mal wieder auf alte Bekannte hin anſehen und vielleicht auch ſeine Münzen. Trajan, Hadrian, Antoninus Pius. Weiter komm' ich nie. Sonderbar, daß ich immer gerade bei dem ſtecken bleibe."

Nur Tubal hatte ſich ausgeſchloſſen und ging in das Eckzimmer hinüber, wo er hoffen durfte, die Damen zu treffen. Oder doch wenigſtens ſeine Couſine. Und er hatte ſich nicht getäuſcht. Renate, mit einer Perlenſtickerei beſchäftigt, ſaß in der Nähe des Fenſters und zählte auf einem vor ihr liegenden Muſter die Stiche.

„Störe ich?"

„Nein, aber ich glaubte, die Herren ſeien ins Dorf gegangen und in die Kirche. Oder haſt Du, wie der alte General, eine Abneigung gegen Kirchen?"

„Ich zog es vor, zu bleiben. Darf ich einen Stuhl nehmen, Renate?"

Sie nickte zuſtimmend.

„Unſere Stunden hier ſind gezählt," fuhr er fort. „Hirſchfeldt wird ungeduldig, ihm brennt der Boden unter den Füßen, und was ich Dir zu ſagen habe, duldet keinen Aufſchub."

Renate gedachte des Geſprächs, das ſie mit dem alten Ladalinski in der Bohlsdorfer Kirche geführt hatte. Es lag ihr daran, es zu keiner Erklärung kommen zu laſſen, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht; ſo ging ſie, um Fragen zu verhüten, vor denen ſie bangte, ſelbſt zu Fragen über.

„Haſt Du Briefe?“ ſagte ſie. „Ich meine Briefe von Kathinka.“

„Nicht Briefe, aber flüchtige Zeilen. Ich empfing ſie vorgeſtern, den Tag vor unſerer Abreiſe.“

„Und von wo?“

„Von Myslowitz, einem Städtchen an der Grenze. Die Güter des Grafen ſind in der Nähe.“

„Darf ich wiſſen, was ſie ſchreibt?“

„Ich habe keine Geheimniſſe, Renate. Und hätt' ich ſie, ſo würd' es mich glücklich machen, ſie mit Dir theilen zu können.“

„Ich dürſte nie nach Geheimniſſen, aber ich bin voller Verlangen, von Kathinka zu hören. Bitte, lies.“

Und Tubal las:

„Myslowitz, 4. Februar.

Mein lieber Tubal!

Wir gehen morgen über Miechowitz und Nowa-Gora auf Bninskis Güter. Ein katholiſcher Geiſtlicher wird uns begleiten. Ich gedenke (Bninski wünſcht es) in unſere alte Kirche zurückzutreten. Es iſt nichts in mir, was mich daran hindern könnte; alles in allem gefällt mir das Römiſche beſſer als das Wittenbergiſche. Schreibe mir bald. Ich bin begierig, von Euch zu hören, von *allen*. Ich denke ſtündlich an Papa und jetzt oft auch an unſere Mutter. Du begreifſt. Bninski will nach Paris; er iſt, wie ich ihn mir gedacht, und ich bin glücklich, *ganz* glücklich. Freilich ein Reſt bleibt. Iſt es unſer Loos oder Menſchenloos überhaupt? Deine *Kathinka*.“

Eine Pauſe trat ein.

Dann ſagte Renate: „Und dieſe Zeilen ſollen Dich nun begleiten. Es iſt ſchön, ein liebes Wort mit hinauszunehmen. Aber nicht ein ſolches. Es klingt ſo trüb und traurig.“

„Ach, Renate, daß ich ein tröſtlicheres Wort mit mir nehmen könnte. Sprich es. Du weißt, was mich zu hören verlangt.“

Sie ſchwieg.

Tubal aber fuhr fort: „Ich weiß, warum Du ſchweigſt. Es fehlt uns etwas in den Herzen der Menſchen, das iſt unſer Verhängniß. Meinen Vater hat es getroffen und ihm am Leben gezehrt, und nun trifft es mich. Es iſt, als ob wir etwas verſcherzt hätten. Einen Augenblick ſchien es, daß es anders werden ſollte; da fällt nun dies in unſer Leben hinein. Und wieder iſt es hin. Altes und Neues zeugt gegen uns, und das „ja“, das ich zu hören verlange, will nicht über Deine Lippen.“

Da war nun das „Selbſtbekenntniß“, das Marie am Abend vorher erſt prophezeit hatte, und der leiſe Spott ihrer Worte klang ſchmerzlich in Renaten nach. Aber einen Augenblick nur, dann war es überwunden und alles, was ſich jemals zu Tubals Gunſten in ihrer Seele geregt, es war wieder da, doppelt da unter dem Einfluß eines tiefen Mitgefühls, das ſeine Worte geweckt hatten, und mit jener Offenheit und Heiterkeit, die den Zauber ihres Weſens ausmachte, ſagte ſie: „Höre mich, Tubal, ich will Dir nichts verſchweigen. Lewin und ich, wir haben es oft mit einander durchgeſprochen, auch geſtern erſt. Euer Loos iſt nicht das ſchlimmſte. Eines ward Euch verſagt, ein anderes ward Euch gegeben. Und dies andere ....“

Sie ſchwieg.

Er aber ergriff ihre Hand und rief, indem er ſie mit Küſſen bedeckte: „O dieſe Deine Hand, daß ich ſie halten dürfte mein Lebelang, immer, immer.“

„Ich werde ſie keinem andern reichen. Aber verlange von dieſer Stunde nicht mehr, und am wenigſten binde Dich. Ich, ich bin gebunden.“

„O ſage, daß Du mich liebſt, Renate. Sprich es, es hängt ſo viel an dieſem Wort.“

„Nein, nicht jetzt. Es ſind nicht Zeiten für Bund und Verlöbniß oder doch nicht für uns. Aber andere Zeiten kommen. Und haſt Du dann das eigene Herz geprüft und das meine vertrauen gelehrt, dann, ja dann!“

XI.

Hohen-Zieſar.

Der Ausflug zu Droſſelſtein war auf zwei Uhr feſtgeſetzt worden. Schon vorher hatten ſich Berndt und Bamme verabredet, den Weg ihrerſeits zu Pferde zurücklegen zu wollen. Der alte General auf ſeinem Shetländer. Ihnen geſellte ſich Tubal, der, nach dem Vormittagsgeſpräche, von einer ihm ſelber unerklärlichen Scheu befallen war, die Fahrt an Renatens Seite zu machen. Er ſchien unſicher, welchen Ton er anzuſchlagen habe. Oder war es ein anderes noch?

Die Reiter nahmen einen Vorſprung. Sie konnten indes den Stein vor Miekleys Mühle kaum paſſirt haben, als auch ſchon das Schlittengeſpann vorfuhr, das die Geſchwiſter ſammt Grell und Hirſchfeldt nach Hohen-Zieſar hinüberbringen ſollte. Jeetze ſtand mit Decken und Kiſſen bereit, Lewin nahm die Leinen, und einen Augenblick ſpäter zogen die Braunen an und trabten die ſtille Dorfgaſſe hinauf. Das Klingen der Glöckchen miſchte ſich mit der Heiterkeit unſerer Reiſenden, von denen Lewin auf der Pritſche ritt, während der auf einem bloßen Brettſtück untergebrachte Grell die beſtändige Verſicherung von der Bequemlichkeit ſeines Rückſitzes durch ein ebenſo beſtändiges Hin- und Herrutſchen widerlegte. Am plauderhafteſten war Renate. Sie fühlte ſich glücklicher denn ſeit lange. Daſſelbe

Zwiegeſpräch, das in Tubal verlegen nachwirkte, war ihr über Erwarten hinaus eine Quelle des Troſtes geworden. Was ſie dem alten Geheimrath in der Bohlsdorfer Kirche geſagt hatte: „Du pochſt nicht an die rechte Thür,“ das war damals wie zu jeder Zeit der Ausdruck ihres Herzens geweſen. So lange ſie Tubal liebte, hatte ſie auch der Zweifel begleitet, ob ihre Liebe von ihm erwidert werde, und dieſer Zweifel, quälender als alles andere, war nun von ihr genommen. Er liebte ſie. Was bedeutete daneben die Frage nach der Dauer, oder nach der Treue ſeines Gefühls? Was war, verglichen damit, die bloße Zukunftsfrage: „Werd' ich glücklich oder unglücklich ſein?“ Jetzt war ſie glücklich, und ein verbleibender Reſt von Furcht, der ſie leiſe durchſchauerte, ſteigerte nur das Hochgefühl des Augenblicks. Ihr war, als ſchreite ſie durch einen Wald, aus deſſen Tiefen es dunkel und bang-geheimnißvoll erklinge; aber was ihr die Nähe bot, das war Licht und Sonnenſchein und Jubiliren der Vögel. Lewin hatte Recht, der von helleren Tagen, und die Schorlemmer hatte Recht, die von lauter Hochzeitszügen geſprochen hatte. Marie war eine Schwarzſeherin, und ſie ſelber war es mit ihr. Aber das lag nun zurück; ſie war es geweſen.

Dieſe glückliche Stimmung zeigte ſich auch in der Unbefangenheit des Geſprächs, das ſich bald um den Grafen zu drehen begann.

„Iſt er mit den oſtpreußiſchen Droſſelſteins verwandt?“ fragte Hirſchfeldt.

„Gewiß; er gehört ihnen zu,“ antwortete Renate, „und es iſt ein glücklicher Zufall, daß wir ihn trotzdem in unſerer Provinz haben. Er erbte Hohen-Zieſar in den erſten Jahren ſeiner Ehe und bezog es, um in der Nähe des Hofes zu leben. Es war aus Rückſicht gegen ſeine junge Frau.“

„So iſt er verheirathet?“ fragte Hirſchfeldt weiter.

„Er war es. Die Gräfin ſtarb; erſt Abzehrung, zuletzt ein Blutſturz, der ſie tödtete. Sie war ſehr ſchön, eine Gräfin Lieven. Als ſie ſtarb, verbarg ſich der Graf vor der Welt; er war nur dann und wann in Dresden, und es hieß, daß er zum Katholizismus übertreten werde."

„Die Droſſelſteins zählen ſonſt zu den feſteſten Proteſtanten."

„Auch wohl der Graf. Aber es gibt Lagen — ſo wenigſtens ſagte die Tante, der ich auch die Verantwortung dafür zuſchiebe — wo der Proteſtantismus verſagt und der Katholizismus das Herz weicher bettet."

„Und in einer ſolchen Lage war der Graf?"

„Man behauptet es. Lewin mag Ihnen davon erzählen; es iſt eine romantiſche Geſchichte, und romantiſche Geſchichten ſind ſein Steckenpferd. Uebrigens alles in allem, ich glaube, was man ſich erzählt. Sie werden das Bild der Gräfin ſehen, und mögen dann ſelber urtheilen. Es hängt in dem Empfangszimmer: eine blaßblaue Robe, mit weißen Roſen beſetzt. Nur eine, dicht über dem Gürtel, iſt dunkelroth. Und das Bild wurde doch zwei Jahre vor ihrem Tode gemalt."

„Sonderbar," ſagte Grell, der ſich inzwiſchen auf ſeinem Rückſitz eingerichtet hatte.

„Ja, das iſt es. Aber es überraſcht in Hohen-Zieſar weniger als anderswo. Das Schloß iſt reich an Sonderbarkeiten, darunter Ausgegrabenes aus Herkulanum und Pompeji: Pincetten und Brochen, und denken Sie ſich eine Nagelſcheere. Der Graf war lange dort und hat alle dieſe Dinge mitgebracht."

„Und ich werde mich freuen, ſie kennen zu lernen," entgegnete Grell, „möchte jedoch der prophetiſch gemalten rothen Roſe den Vorzug vor allem anderen geben."

„Und darin haben Sie Recht," erwiderte Renate. „Und auch darin, daß Sie mich an mein verlorenes Thema mahnen. Die pompejaniſche Scheere ſchnitt mir den Faden entzwei. Aber wovon wollt' ich ſprechen? Ja, von ſonderbaren Bildern in Hohen-Zieſar. Nun, auch davon iſt die Hülle und Fülle da. So z. B. ein Bildniß der „weißen Frau“.

„Der weißen Frau!“ riefen Grell und Hirſchfeldt a tempo und mit einer Lebhaftigkeit, als ob ihnen dieſelbe bereits erſchienen wäre. Dann ſetzte Hirſchfeldt hinzu: „Aber ſeit wann laſſen ſich die Geſpenſter porträtiren?“

„Nein,“ lachte Renate. „So Pikantes darf ich Ihnen freilich nicht in Ausſicht ſtellen. Es iſt das Porträt eines ſchönen Hoffräuleins aus den letzten Regierungsjahren des großen Kurfürſten, Wangeline von Burgsdorff. Sie ſtarb jung und muß als „weiße Frau“ umgehen, um ihre Schuld im Tode zu büßen. Natürlich eine Liebesſchuld.“

Hirſchfeldt lächelte, Grell aber, der alles etwas pedantiſch nahm, wiederholte den Namen „Wangeline von Burgsdorff“ und ſetzte dann hinzu:

„Ich war der Anſicht, daß es eine Gräfin von Orlamünde ſei, auf der Plaſſenburg heimiſch, und wenn ich mich nicht irre, auch auf dem Bayreuther Schloß. Es iſt mir noch in Erinnerung, daß ich als Kind immer mit Gruſeln von den „vier Augen“ las, die „zwiſchen ſtänden“ und aus der Welt geſchafft werden müßten. Ich verſtand es nur halb, aber umſomehr erregte es meine Phantaſie. Und nun hör' ich einen anderen Namen: Wangeline von Burgsdorff“.

„Sie dürfen mich nicht examiniren,“ erwiderte Renate. „Wollen Sie mehr wiſſen, ſo muß das Haupt der Kaſtalia nachhelfen. Sage, Lewin, wie war es?“

Aber dieſer, ſtatt Auskunft zu geben, zeigte nur, während er die Leinen in ſeine Linke nahm, mit der Rechten auf das hinter Parkbäumen eben ſichtbar werdende Schloß und ſagte: „Der Graf ſelber mag uns antworten.“

Wenige Minuten ſpäter hielt der Schlitten auf der nach dem Garten zu gelegenen Rampe, wo Droſſelſtein ſeine junge Freundin bereits erwartete und ihr beim Ausſteigen die Hand reichte. So traten ſie durch eine Doppelthür in das Empfangszimmer ein. Hirſchfeldt und Grell folgten.

Das Empfangszimmer war ein großer quadratiſcher, faſt durch die ganze Tiefe des Hauſes gehender Saal, hinter dem nur noch ein ſchmaler Korridor lief. Der Korridor ſah auf den Innenhof, wie der Empfangsſaal auf Garten und Park. In dieſem Saale ließ ſich auf den erſten Blick erkennen, daß der Beſitzer von Hohen-Zieſar reich und vielgereiſt, und von gutem Geſchmack in den bildenden Künſten ſein müſſe. An der einen Wand hing ein großes Tableau, halb Architektur, halb Landſchaft, das alte oſtpreußiſche Schloß der Droſſelſteins darſtellend. Dieſem Tableau gegenüber befand ſich das Bild der verſtorbenen jungen Gräfin. Grell ſuchte die rothe Roſe und fand ſie. Er hatte ſich die Roſe noch röther und die Gräfin ſelbſt noch ſchöner gedacht, alſo eine doppelte Enttäuſchung, von der die zweite wahrſcheinlich nur eine Folge der erſten war. In allen Fenſterniſchen befanden ſich Orangeriekübel und Blumentiſche, während an den drei anderen Seiten des Saales Konſolen von ſchwarzem Marmor liefen. Auf dieſen ſtanden römiſche Kaiſer mit roth eingeſchriebenen Namen. Bamme, der ſchon eine Viertelſtunde lang da war, hatte zwei, drei davon geleſen: Geta, Karakalla, Alexander Severus, und war dann mit einem hingemurmelten „nicht zuviel auf einmal“ von der Konſolenreihe zurückgetreten; eine ziemlich dunkele Bemerkung, die ſich wahrſcheinlich auf ſeine verwandten numismatiſchen Vormittagsſtudien bei Seidentopf bezogen hatte.

Das Geſpräch war über Oberflächlichkeitsfragen noch kaum hinaus, als Droſſelſtein Renaten ſeinen Arm bot, um dieſe zu Tiſche zu führen. Eine zurückgeſchlagene Doppelportiere zeigte den Weg in das nebenan gelegene Eßzimmer. Hier brannten ſchon — die Gardinen waren geſchloſſen — zwei achteckige zierliche Kandelaber, und gaben Licht genug, das Zimmer in allen ſeinen Theilen erkennen zu laſſen. In die Stuckwände waren antike Moſaiken eingelaſſen, Darſtellungen von Wild, Geflügel, Fiſchen, während an der Decke die „Hochzeit der Pſyche" nach Giulio Romanos gleichnamigem Fresko im Palazzo del Tè zu Mantua eine für unſere damaligen Kunſtverhältniſſe bemerkenswerth gute Nachbildung gefunden hatte. Bamme ſah nichts von all dieſen Dingen, deſto mehr Grell, deſſen natürlicher Sinn dafür im Moltke'ſchen Palais ausgebildet worden war.

Renate hatte den Platz zwiſchen Droſſelſtein und Bamme. Dieſer, vielleicht von Jugend auf, jedenfalls aber ſeit den Tagen der Guſer Tafelrunde feſt an dem Satze haltend, daß Mediſiren das beſte Mittel zu Durchbrechung aller bloßen Unterhaltungspräliminarien ſei, warf ſich heute mit Ungeſtüm auf Seidentopf, den er ſchon mehrere Stunden früher, in der Hohen-Vietzer Pfarre, bei Vorführung des „Odinswagens" zum Opfer für die bevorſtehende Dinerkonverſation auserſehen hatte. Freilich mit ſchließlich ausbleibendem Erfolg; ausbleibend, weil er ſich, wie der Augenſchein lehrte, wieder einmal geirrt, oder um ihn ſelber zu citiren: „wieder einmal vor nicht ganz richtigen Ohren" geſprochen hatte. Droſſelſtein nämlich war zu vornehm, um überhaupt viel zu lachen, Lewin und Renate hatten den Juſtizrath über eben daſſelbe Thema beſſer und mit noch größerem Behagen peroriren und phantaſiren hören, und Berndt — ſonſt noch Art aller ernſter angelegten Naturen ein allerdankbarſtes Publikum für Scherz und Heiterkeiten — ſteckte doch gerade heute zu tief in ſeinen Plänen, um ſich an Bammes Excurſen über die ſechs vorgeblichen Odinsvögel ergötzen zu können. Er nahm vielmehr eine flüchtige Pauſe wahr, um mit einem kurzem „ad vocem Seidentopf“ dem ihm gegenüberſitzenden Droſſelſtein die Mittheilung zu machen, daß er, in ſeiner Eigenſchaft als Patron, die Verleſung des „Aufrufes“ von der Kanzel für nächſten Sonntag angeordnet habe.

Und nun rollte ſtatt des „Odinswagens“ das Thema „Aufruf“ eine Viertelſtunde lang friedlich über den Tiſch hin, bis von Seiten Droſſelſteins die mehr oder weniger provocirende Bemerkung gemacht wurde, daß er in dem Aufrufe das Oſtpreußiſche vermiſſe. Er fühle wohl, daß er durch ein ſolches Wort den Vorwurf einer gewiſſen Parteilichkeit auf ſich lade; der Geiſt der Provinzen ſei nun aber 'mal ein verſchiedener, und die Haltung des märkiſchen Adels, dem er dadurch nicht zu nahe zu treten gedenke, werde jedenfalls zu ſehr durch perſönliche Beziehungen beſtimmt. Davon wiſſe man ſich in ſeiner heimatlichen Provinz frei. „Ihr Stolz,“ ſo ſchloß er, indem er ſich gegen Vitzewitz und Bamme leiſe verneigte, „iſt die Loyalität, die Diskretion, die Reſerve; unſer Stolz iſt die Freiheit. Unter den Händen Dohnas oder Schöns oder Auerswalds hätte dieſer Aufruf eine andere Geſtalt gewonnen. Seine Tugend iſt die Vorſicht, er hat den Hofſtempel; was ihm fehlt, iſt die Sprache der Gradheit und Männlichkeit.“

Bamme wollte ſcharf antworten, bezwang ſich aber, um keine Störung aufkommen zu laſſen, und ſagte nur: „Sonderbar, je nordöſtlicher, deſto verpflichteter werden wir jetzt. Wir verdanken den Oſtpreußen viel, aber noch mehr, ſo ſcheint es, ſollen wir den Koſaken verdanken. Wir haben ſie ſeit geſtern diesſeits der Oder. Haben Sie ſchon von dem Ueberfall zwiſchen

Alt=Roſenthal und Trebnitz gehört? Hundert Mann gefangen. Es wird Aufſehen machen.“

Der Graf war noch ohne Nachricht. Er ließ ſich erzählen, folgte mit ſichtlichem Intereſſe den etwas ſtarkgefärbten Bamme'ſchen Schilderungen, und war nur ſchließlich überraſcht, ſich ohne weiteres „zu Herbeiführung nunmehriger gemeinſchaftlicher Operationen“ aufgefordert zu ſehen. Nicht mit Tettenborn, ſondern mit Tſchernitſcheff in Perſon.

„Sie müſſen ins Hauptquartier, Droſſelſtein,“ reſolvirte Bamme, „und zwar morgen ſchon. Unſer eigener Kopfbeſtand iſt in dieſem Augenblick beſſer, als er nach acht Tagen ſein wird. Jetzt hab' ich noch einen Aide=de=Camp; aber wie lange bin ich ſeiner ſicher? Jede Stunde kann er auf und davon fliegen. Alſo raſch. Es muß ein größerer Coup unternommen werden, und ich habe ſo meine Pläne. Aber dazu bedürfen wir der Ruſſen. Sie kennen ja Tſchernitſcheff und alles, was um ihn her iſt, von Ihren Petersburger Tagen her.“

Bamme, trotzdem er von den ſeiner Zeit umgehenden Gerüchten gehört haben mußte, ſprach doch von dieſen „Petersburger Tagen“ wie von einer lieben Erinnerung des Grafen, und würde noch tiefer in den etwas diffizilen Gegenſtand eingedrungen ſein, wenn nicht Droſſelſtein, durch raſches Acceptiren der Miſſion alles erledigt, und zu ſeiner weiteren Sicherheit an Renaten die Frage gerichtet hätte: „Wo nehmen wir den Kaffee?“

„Natürlich in der Galerie.“

„Dort, fürcht' ich, iſt es zu kalt.“

„Gleichviel. Die Herren haben die Pflicht, abgehärtet zu ſein, und ich ſtecke mich in Muff und Mantel.“

Droſſelſtein war es zufrieden, flüſterte gleich darauf dem hinter ſeinem Stuhle ſtehenden Diener einige Worte zu, und lenkte dann das Geſpräch auf Faulſtich und Rippler hinüber, deren gemeinſchaftliches Kantatenwerk als ein neutraler Boden für die Konverſation angeſehen werden konnte. Bamme — nachdem zuvor Ripplers Anſprüche auf den Titel eines „verkannten Genies“ unterſucht und mit Stimmengleichheit verneint und bejaht worden waren — ſprach bei dieſer Gelegenheit die Hoffnung aus, daß die Kürze des Textes durch die Kompoſition nicht wieder in Frage geſtellt werden möge.

Dieſer zugeſpitzte Satz bot einen guten Tafelſchluß. Droſſelſtein erhob ſich, und nachdem er ſeine Gäſte noch einige Minuten in dem Empfangszimmer feſtzuhalten gewußt hatte, bat er ſie, wie es Fräulein Renate befohlen habe, den Kaffee in der Galerie nehmen zu wollen.

XII.

Die weiße Frau.

Dieſe „Galerie“, nach Norden hin gelegen, zog ſich durch den ganzen linken Flügel des Schloſſes. Sie beſtand aus drei Sälen, von denen der vorderſte die Familienbilder enthielt, einige davon mit großer hiſtoriſcher Staffage. Die Gardinen waren auch hier geſchloſſen, ein Kaminfeuer brannte, und der Kaffeetiſch war inmitten des Saales ſervirt. Was aber mehr als alles dies das Auge der Eintretenden gefangen nahm, waren zwei auf hohen Tripoden ſtehende Silberſchalen, die, zu beiden Seiten des Kamins placirt, ihre blaßblauen Spritflammen in zwei leiſe zitternden Säulen aufſteigen ließen. Der Graf hatte dies angeordnet, um den kalten Raum raſcher zu erheizen, aber vielleicht mehr noch um des maleriſch-phantaſtiſchen Effektes willen. Und dieſer Effekt war erreicht. Es fehlte nicht an Beglückwünſchungen.

In weitem Halbkreiſe wurde Platz genommen und während noch der Kaffee herum gereicht wurde, zeigte Renate, die jetzt zwiſchen Grell und Hirſchfeldt ſaß, auf ein unmittelbar vor ihnen hängendes Bildniß in ganzer Figur, das im Schein der beiden blauen Flammen an geſpenſtigem Leben zu gewinnen ſchien.

„Das iſt ſie.“

Grell rückte ſeinen Stuhl zurück, um beſſer ſehen zu können und ſagte dann: „Ein ſchöner Kopf, aber unheimlich".

„Ich vermuthe," ſetzte Hirſchfeldt hinzu, „daß aus dem unheimlichen Ausdruck dieſer Augen die Sage ſelbſt entſtanden iſt; ſie fordern zu der Annahme heraus, daß ſie nicht dazu beſtimmt waren, ſich wie zwei gewöhnliche Augen im Tode zu ſchließen. Sie haben etwas, als müßten ſie wachen und endlos ſehen."

„In jeder alten Gallerie finden ſich ſolche Bilder," ſagte Berndt. „Sonderbarerweiſe ſind es immer Frauen und zwar junge und ſchöne Frauen."

„Ein ſehr lehrreicher Wink," bemerkte Bamme, „der aber unbeachtet bleiben wird, wie ſo viele andere. Uebrigens würd' ich dankbar ſein, über kurz oder lang zu hören, um was es ſich eigentlich handelt. Diejenigen unter uns, die das Glück hatten, an Fräulein Renatens Seite die Fahrt hierher zu machen, ſcheinen inzwiſchen in einen Geheimbund eingetreten zu ſein. Ich vermuthe, wenn Vermuthungen geſtattet ſind: Wangeline von Burgsdorff."

Droſſelſtein nickte.

„Dacht' es," fuhr Bamme fort. „Faulſtich hat mir vor Jahr und Tag davon erzählt, aber er kam über Andeutungen nicht hinaus. Ich möchte mehr davon wiſſen. Hören Sie, wie draußen die Rouleauxringe an den Scheiben klappern? Es muß windig geworden ſein. Das iſt ſo recht ein Ton für Geſpenſtergeſchichten. Da wir zwölf Uhr nicht haben können, ſo müſſen wir mit ſechs Uhr zufrieden ſein. Alſo Thema: Wangeline. Sie muß eine Großtante von Ihnen geweſen ſein, Droſſelſtein. Was war es mit ihr?"

„Eine kurze Geſchichte," ſagte dieſer. „Wangeline von Burgsdorff war Hoffräulein, und ſtand im Dienſt einer Herrin, die rückſichtslos und ehrgeizig dem aus erſter Ehe ſtammenden Erbprinzen die bekannte „vergiftete Orange“ zubeſtimmt, aber vorläufig nur ans Krankenlager geſtellt hatte. Da, von plötzlicher Reue befallen, beſchwor ſie das Fräulein, in das Zimmer des Kranken zurückzueilen, um dieſen zu retten, wenn überhaupt noch zu retten ſei. Und über die Korridore hin flog jetzt die leicht verhüllte Geſtalt Wangelinens, bis ein ihr plötzlich entgegentretender Kavalier, an dem ſie leidenſchaftlich hing, ihren flüchtigen Gang auf Augenblicke hemmte. Auf Augenblicke nur, aber lange genug, um den Tod des Prinzen zu verſchulden. Sie kam zu ſpät, und der Fluch traf ſie, das im Leben verſäumte Wort im Tode ſprechen zu müſſen. So geht ſie um und warnt.“

Dieſe kurzen Notizen, trotz ihrer Lücken und Dunkelheiten oder vielleicht auch um derſelben willen, hatten eines Eindrucks auf die Mehrzahl der Anweſenden nicht verfehlt. Nur Bamme ſchüttelte hiſtoriſch-kritiſch den Kopf und ſagte, während er die Taſſe aus der Hand ſetzte: „Pardon, Droſſelſtein, daß ich Ihnen widerſpreche. Aber es geſchieht wenigſtens nicht leichtſinnig. Sie wiſſen, ich habe ein paar Liebhabereien, früher waren es die jungen Frauen, jetzt ſind es die weißen, und alles, was von Peter Goldſchmidts „hölliſchem Morpheus“ an bis auf Rentſch „Brandenburgiſchen Cedernhain“ hinunter, über die weißen Frauen geſchrieben worden iſt, das hab' ich geleſen. Und ſiehe da, es iſt und bleibt die Orlamünderin. Ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß ſich Ihre Verwandten, die Burgsdorffs, eine neue weiße Frau creirt haben, blos aus Rancune, weil einer von ihnen und zwar niemand Geringeres als Ihr berühmter Konrad von Burgsdorff, weiland Günſtling des großen Kurfürſten, von der wirklichen weißen Frau, (meiner Orlamünderin) die Berliner Schloßtreppe hinuntergeworfen wurde. Dergleichen vergeſſen unſere märkiſchen Familien (die wegen mangelnder „Gradheit und Männlichkeit" natürlich alle tückiſch und rachſüchtig ſind) ſo gut wie nie, und ſo haben ſich denn die Burgsdorffs durch Aufſtellung einer Prätendentin zu revanchiren und dem altetablirten Spuk ein Paroli zu biegen geſucht."

Droſſelſtein preßte die Lippen zuſammen und ſagte piquirter als ſich mit ſeiner ſonſtigen Sprechweiſe vertrug: „Eh bien, General, wenn Sie den „hölliſchen Morpheus" geleſen haben, woran ich nicht im Geringſten zweifle, ſo verzicht' ich darauf, Ihre Meinungen zu widerlegen."

Bamme hörte die Gereiztheit ſehr wohl heraus, verneigte ſich aber, als ob nichts vorgefallen ſei und fuhr in demſelben Tone fort: „Es iſt wie ich ſage: Prätendentenſchaft aus Familienrancune. Nichtsdeſtoweniger, Droſſelſtein, wenn ich etwas für Ihre Wangeline thun kann, ſo rechnen Sie auf mich. Erſtens bin ich überhaupt für alles Stürzen und Abſetzen, das Einzige, was mir die Weltgeſchichte lesbar macht, und zweitens und hauptſächlichſt muß ich Ihnen einräumen, daß es meine alte Freundin, die Orlamünderin, ihrerſeits übertrieben hat. Sie verdient eine Dethroniſirung. Und warum? Weil ſie die Geſetze nicht hält. Und daran geht jede Dynaſtie zu Grunde; auch im Reiche der Geſpenſter."

Renate lachte und ſagte dann: „Aber, General, da gerathen Sie doch in einen argen Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Sie proklamiren erſt Ihre Vorliebe für alles Stürzen und Abſetzen, will ſagen, für alles Auflehnen gegen das gegebene Geſetz und im ſelben Augenblicke rechnen Sie es Ihrer armen Orlamünderin zum Schaden und Nachtheil an, die Geſetze „im Reiche der Geſpenſter" nicht gehalten zu haben. Wie wollen Sie da heraus?"

„Eine heikle Situation," replizirte Bamme. „So viel muß ich zugeben, meine Gnädigſte. Aber ich will es wenigſtens verſuchen, aus dem Dilemma herauszukommen. Sehen Sie, da hab' ich dieſen letzten Winter ein engliſches Trauerſpiel, den König Richard III. aufführen ſehen. Eine ſehr intereſſante Figur, tapfer, rückſichtslos und was die Hauptſache iſt, diaboliſch vergnügt. Nun, ich darf wohl ſagen, ich habe mich gefreut, ihn unter ſeinen Brüdern und Lords aufräumen und ſich die Krone aufſetzen zu ſehen; aber ich kann nicht behaupten, mich am Schluſſe des Stücks über die fatale Lage, in die er ſich durch ein halbes Dutzend allerliebſter Morde gebracht ſieht, im Geringſten gewundert zu haben. Mit anderen Worten, ich leſe gern von Stürzen und Abſetzen und gedenke bei dieſem Geſchmack zu bleiben, aber ich find' es andererſeits nur in der Ordnung — außerdem auch eine Steigerung meines Vergnügens — den Stürzer und Abſetzer ſchließlich ſelbſt an die Reihe kommen zu ſehen. Illegitimitäten ſind intereſſant, und von einem gewiſſen Standpunkte aus ſogar angenehm und begehrenswerth, aber ſie bleiben doch zuletzt ſie ſelbſt, das heißt Dinge, für die früher oder ſpäter gezahlt werden muß. Menſchen oder Geſpenſter, macht keinen Unterſchied."

„Und was ſind denn nun die „Illegitimitäten" oder die Ungehörigkeiten Ihrer armen Orlamünderin, zu deren Sturze Sie ſelber mitarbeiten wollen?"

„Zweierlei, meine Gnädigſte. Erſtens: ſie hält nicht das Haus, iſt vielmehr ein Wandergeſpenſt, eine ganz unſtatthafte Spezies. Sie ſpukt reihum und bereiſt alle alten und neuen Hohenzollernſchlöſſer: Plaſſenburg, Bayreuth, Berlin. Das ſcheint eine Kleinigkeit, iſt aber ein Kardinalverbrechen. Es gibt Reiſeprediger, aber keine Reiſegeſpenſter. Das iſt gegen die Konvention."

„Es mag gegen die Konvention ſein,“ antwortete Renate, „aber es iſt hübſch und gefällt mir um eben ſo viel beſſer, wie mir der Hund beſſer gefällt als die Katze. Ich ſtelle die Herrentreue höher als die Treue gegen das Haus.“

„Eine feine Doktorfrage,“ ſagte Bamme, „in der ich mich nicht gleich zurecht zu finden weiß.“

„Gut; aber Sie ſprachen von zweierlei. Was haben Sie weiter? Was war Ihr zweiter Anklagepunkt gegen die weiße Frau?“

„Etwas, wobei ich leider noch weniger auf Ihre Zuſtimmung rechnen darf, denn es iſt eine Bekleidungsfrage?“

„Doch erzählbar?“

„Durchaus; Seidentopf würde darüber predigen können.“

„Nun denn.“

„Nun denn. ‚Daſſelbe Ausdauern, das ich von meinen Geſpenſtern in Lokalfragen verlange, verlang' ich auch von ihnen in Toilettenfragen. Aber was zeigt ſich thatſächlich? Dieſelbe Libertinage. Dreihundert Jahre lang haben wir eine ſchlichte „weiße Frau“ gehabt, nonnenhaft mit Schleier und Skapulier. Das war in der Ordnung. Da geſchieht nun was? Hören Sie: Eines Tages, völlig unmotivirt, vervornehmt ſie ſich und beginnt eine Krauſe zu tragen. Schlimm genug; mais enfin immer noch une dame blanche. Da plötzlich vollzieht ſich das Unerhörte und als wolle ſie ſich über ſich ſelbſt und uns mocquiren, erſcheint ſie tout-à-fait in einer ſchwarzen Parure, mit Aſtrachanmuff und dito Pelzbeſatz. Und ſo haben wir denn jetzt eine „ſchwarze weiße Frau“. Das iſt das vorläufig letzte Stadium, wenigſtens in Bayreuth. Wie es in Berlin ſteht, muß erſt das nächſte Auftreten entſcheiden.“

„Und wie deuten Sie ſich das alles, iſt es ein wirklicher Spuk oder Täuſchung und Betrug?“

„Tauſendkünſtler und Geſpenſtergeſchichten-Erzähler, meine Gnädigſte, haben Erlaubniß, jede Aufklärung zu verweigern. Aber ich gebe ſie dennoch. Den Mondſchein und das wehende Handtuch außer Spiel gelaſſen, mögen Sie ſicher ſein, daß es von vier Fällen dreimal ein verdrießlicher Kaſtellan und das vierte Mal ein hübſches kleines Hoffräulein iſt, ein junges Blut . . . .“

In dieſem Augenblicke wurde Juſtizrath Turgany gemeldet.

„Sehr willkommen!“ ſagte Droſſelſtein und der Angemeldete trat ein.

XIII.

Der Plan auf Frankfurt.

„Wie ſtehen Sie zu der weißen Frau?“ rief Renate dem eintretenden Juſtizrath entgegen, der ſeinerſeits, ohne ſich verwirren zu laſſen, unter leichtem Gruß gegen die Frageſtellerin antwortete: „Gut, meine ſchöne Freundin. Ich ſtehe zu allen Frauen gut.“

„Auch zu den weißen?“

„Auch zu den weißen,“ wiederholte Turgany. „Ganz beſonders aber zu der Bayreutherin, die letzten Sommer wieder viel von ſich reden machte. Natürlich in den Zeitungen. Ich halte ſie für die patriotiſchſte Frau des Landes, ſeit ſie den großen Empereur zweimal aus ihrem Schloſſe hinausgeſpukt hat. „Ce maudit château“ waren ſeine höchſteigenen Worte. Aber vertagen wir das. Ich möchte zunächſt bitten, mich mit den beiden Herren ad latus Fräulein Renatens bekannt zu machen.“

Droſſelſtein ſtellte Grell und Hirſchfeldt vor, die alsbald nach einer kurzen, in Sprüngen geführten Unterhaltung überraſcht waren, den Juſtizrath in alle Geheimniſſe der letzten Kaſtaliaſitzung eingeweiht zu finden. Als ſie dieſer Ueberraſchung Ausdruck gaben, ſagte Turgany: „Sie vergeſſen, meine Herren, daß ein Juriſt verpflichtet iſt, Aug' und Ohr überall zu haben, zumal in Zeiten wie die jetzigen. Ich habe mich eben zu Ihrer Verwunderung über Calcar und die Seydlitz-Sporen verbreitet, aber was würden Sie ſagen, wenn ich Ihnen auch von den andern, hiſtoriſch beglaubigteren Sporen erzählen wollte, die ſeitens des Generals O'Donnell in der Kathedrale zu Tarragona aufgehängt wurden."

In ſolchen Andeutungen ging es weiter. Alle waren neugierig geworden, bis ſich zuletzt das Räthſel löſte. Himmerlich, ein jüngerer Studiengenoſſe Othegravens, ſtand in Korreſpondenz mit dieſem und ermangelte nie über die literariſchen Wochenvorgänge zu berichten. Von Othegraven kam es dann an Turgany.

Dieſer hatte Platz genommen, und während er noch, unter fortgeſetzten Aperçus, in denen er excellirte, ſeine Taſſe ausnippte, ſagte Droſſelſtein: „Und nun, Turgany, was verſchafft uns die Freude, Sie hier zu ſehen? Ich bin Erfahrungsmann genug, um Ihnen irgend etwas wie Geſchäfte von der Stirn zu leſen. Auch iſt mir Ihr Sprühfeuer verdächtig. Ich fürchte, die Douche kommt nach. Was iſt es? Etwas Juriſtiſches?"

„Nicht doch," entgegnete Turgany. „Höher hinaus. Politiſch-militäriſch."

„Das wäre," ſagte Droſſelſtein, und Berndt und Bamme horchten auf, ohne zunächſt an einen rechten Ernſt zu glauben.

Der Juſtizrath aber wiederholte: „Politiſch-militäriſch. Laſſen Sie mich gleich in medias res gehen. Ich darf es doch? Wir ſind unter uns?"

Droſſelſtein nickte.

„Nun denn," begann Turgany, „was mir zu ſagen obliegt, iſt kurz das: Wir haben ſeit drei Tagen den franzöſiſchen General Girard in unſerer Stadt, von der Armee des Vicekönigs, mit ihm zwei ſchwache Regimenter, keine zweitauſend Mann.“

„Kriegskaſſe?“ fragte Bamme.

„Nein, aber fünfzig Kanonen, bronzene Acht- und Zwölfpfünder. Und auch das iſt nicht zu verachten. Die Tage ſind vor der Thür, wo wir ſie werden brauchen können, brauchen in der richtigen Direktion, das heißt mit Front gegen Weſten. Der „Aufruf“ verſchweigt es, aber man muß zwiſchen den Zeilen leſen.“

Berndt und Bamme wechſelten Blicke des Einverſtändniſſes; Turgany fuhr fort:

„Alſo zweitauſend Mann und fünfzig Kanonen. Es fragt ſich, ob die Mittel da ſind, einen Ueberfall gegen dieſe feindlichen Streitkräfte zu wagen. Auf die Frankfurter Bürgerſchaft, oder doch auf einen ſtarken Bruchtheil derſelben, iſt mit Sicherheit zu rechnen. Und im Namen dieſer Bürgerſchaft bin ich hier. Othegraven, der an der Spitze ſteht, iſt entſchloſſen, mit zwölf Mann alten Soldaten, die ſich freiwillig gemeldet haben, den General Girard gefangen zu nehmen. Zugleich Stab und Adjutantur des Generals. Was die Beſatzung angeht, ſo befindet ſie ſich in der Dammvorſtadt, an der andern Seite der Oder. Alles liegt alſo daran, die Verbindung zwiſchen hüben und drüben zu ſtören. Das Aufeiſen des Fluſſes hat zu beiden Seiten der Brücke bereits begonnen; dieſe ſelbſt wird geopfert werden, wenn es die Umſtände fordern. Hier haben Sie, was unſererſeits geboten werden kann.“ Der Juſtizrath ſchwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Laſſen Sie mich noch ein paar Worte hinzuſetzen. Ihre Landſturmkräfte, ſoweit ich eingeweiht bin, reichen muthmaßlich für das Unternehmen aus, ſie werden aber ſicher ausreichen, wenn die Ruſſen, die nur drei Meilen von Frankfurt ſtehen, ihre Mitwirkung zuſagen.

Dieſe Mitwirkung würde ſich auf einen bloßen Scheinangriff gegen die Dammvorſtadt zu beſchränken haben und nur den Zweck verfolgen, die jenſeits liegenden zweitauſend Mann von einem Uebergangsverſuche auf das diesſeitige Flußufer abzuhalten. Ich war angewieſen, alles dies, behufs weiterer Veranlaſſung, zur Kenntniß unſeres nächſten Nachbars, des Herrn Grafen Droſſelſtein zu bringen; ein glücklicher Zufall aber hat es gefügt, daß ich dem Herrn General ſelbſt (und hierbei verneigte ſich Turgany gegen Bamme) ein Bild der Sachlage geben konnte."

Alles war ſehr ernſt geworden, und weder die klappernden Rouleauxringe, noch Wangeline ſelbſt konnten länger als Urſache des Fröſtelns gelten, das plötzlich über alle hinlief. Es war vielmehr das Bewußtſein, ſich auf einen Schlag vor eine Entſcheidung geſtellt zu ſehen; jeder erſchrak, und ſelbſt in Berndt und Bamme befehdete ſich das Gefühl einer ſchweren und gefahrvollen Verantwortung mit ihrer Freude darüber, daß nun endlich die Stunde gekommen ſei. Nach einer Weile ſagte Bamme:

„Hirſchfeldt, Sie haben mehr Krieg geſehen als ich, was antworten wir?"

Hirſchfeldt zuckte leiſe die Achſeln und begleitete dies Achſelzucken mit einer Handbewegung, die ſo gut Zuſtimmung wie Ablehnung ausdrücken konnte. Der alte General gewann dabei ſeine gute Laune wieder und ſagte: „So weit bin ich gerade auch: halber Weg zwiſchen ja und nein. Ihre ſpaniſche Kriegsführung, ſo viel ich davon weiß (leider wenig genug), iſt eine lange Kette von Beſchleichungen und Ueberrumpelungen geweſen. Ich wette, daß Sie dergleichen zu Dutzenden hinter ſich haben. Sie müſſen alſo davon wiſſen. Was halten Sie von Ueberfällen einer feindlichen Stadt? Denn als ſolche, verzeihen Sie, Juſtizrath, müſſen wir Ihr loyales Frankfurt um ſeiner feindlichen Beſatzung willen vorläufig anſehen.“

„Was ich zu ſagen habe,“ nahm jetzt Hirſchfeldt das Wort, „iſt kurz das. Alles hängt, die ruſſiſche Mitwirkung als ſicher angenommen, von der Beſchaffenheit eben dieſer feindlichen Beſatzung ab; iſt es eine gute Truppe, ſo geht es ſchlecht, iſt es eine ſchlechte Truppe, ſo geht es gut.“

„Dann wird es gut gehen,“ warf jetzt Bitzewitz dazwiſchen. „Und unter allen Umſtänden, wir dürfen dieſen Vogel nicht wieder aus den Händen laſſen, auch nicht auf die Gefahr hin, daß er uns kratzt und beißt. Aber er wird es nicht. Dieſe Regimenter ſind Rudera, wie die hundert Mann, die wir in Guſe hatten. Ein Hurrah, und ſie werfen die Gewehre weg. Alſo mit gutem Muthe vorwärts. Oder ſollen wir uns niedriger veranſchlagen, als die zwanzig Koſaken ſammt ihrem Tettenborn! Ich für meine Perſon acceptire den Plan, und antworte mit einem bedingungsloſen: „ja“.

Alles ſtimmte bei; ſelbſt Renate wurde für einen Augenblick von dem kriegeriſchen Geiſte ihres Hauſes erfaßt. „Ja, ja,“ klangen die Stimmen durcheinander. Endlich legte ſich die Aufregung, und nachdem Droſſelſtein ſein Verſprechen wiederholt und ſeinen Beſuch im ruſſiſchen Hauptquartier auf den andern Vormittag feſtgeſetzt hatte, erklärten ſich Berndt und Bamme bereit, unmittelbar nach Rückkehr des Grafen eine Frankfurter Rekognoszirungsfahrt antreten zu wollen. Bei Gelegenheit dieſer Fahrt ſollten dann mit Othegraven alle weiteren Verabredungen zu prompter gemeinſchaftlicher Aktion, an der übrigens Turgany perſönlich nicht theilnehmen zu wollen erklärte, getroffen werden.

Die Stimmung zu ſcherzhaftem Geplauder ließ ſich nicht wiederfinden, und ſo wurde denn zu verhältnißmäßig früher

Stunde aufgebrochen. Erſt fuhr der Schlitten vor; zehn Minuten ſpäter hoben ſich auch die Reiter in ihre Sättel. Der Thauwind, der während der Nachmittagsſtunden geweht, hatte nachgelaſſen, und es zog eine ſcharfe Luft von Oſten her; der Himmel klärte ſich wieder und die Sterne traten immer blitzender hervor.

Bamme ritt zwiſchen Berndt und Tubal. Es ging im Schritt, und der Shetländer hatte Mühe, ſich mit den beiden andern Reitern en ligne zu halten. Ein jeder hing ſeinen Betrachtungen nach; endlich ſagte Bamme: „Wer iſt dieſer Othegraven?“

„Ein Conrector,“ antwortete Berndt. „Etwas ſteif und pedantiſch, aber energiſch und muthig von Natur. Und hätt' er dieſen Muth nicht, ſo würd' er ihn aus ſeiner Begeiſterung ſchöpfen. Ein Mann von Ehre.“

„Sonderbar,“ ſagte Bamme. „Zu meiner Zeit waren die Conrectors anders. Wir hingen ihnen einen Papierzopf an, oder bemalten ihnen den Rücken, und ich entſinne mich nicht, daß es von irgend einem geheißen hätte: er ſei ein Mann von Ehre.“

Der Alte ſchwieg, ſchien aber ſeinen Gedanken weitergeſponnen zu haben, als er nach einer Weile fortfuhr: „Ihre Schweſter, die Gräfin, liebte von ſolchen Dingen zu ſprechen und ſah dann immer verdrießlich aus, weil ſie nicht recht wußte, ob ſie weinen oder lachen ſollte. „Das iſt der Wind, der von Weſten her weht.“ Es war franzöſiſch, das war das Gute daran, aber das Aufkommen der Roture ſtörte ſie wieder. Ich für mein Theil habe nichts gegen die Roture. Kann mir nicht helfen, mir bedeutet der Menſch die Hauptſache, und iſt dieſer ganz allgemeine homo, von dem ich als guter Lateiner wohl ſprechen darf, wirklich um einen

Kopf gewachſen, ſeitdem ſie drüben den armen König um eben ſo viel kürzer gemacht haben, ſo ſcheint mir die Sache nicht zu theuer bezahlt. Le jeu vaut la chandelle. Auch eine Guſer Reminiscenz. Ach, Vitzewitz, das dümmſte ſind doch die Vorurtheile. Wie gefiel Ihnen Droſſelſtein, als er heute wieder das oſtpreußiſche Regiſter zog?“

„Und noch dazu an falſcher Stelle,“ lachte Berndt. „Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht, von wem der Aufruf geſchrieben wurde. Staatsrath Hippel. Oſtpreußiſches pur sang. Aber ich wollte Droſſelſtein die Beſchämung erſparen. In unſeren Schwächen ſind wir am empfindlichſten, Sie, ich, jeder. Seien wir froh, daß wir ihn haben; er iſt doch der Sanspareil unſeres Kreiſes und von Kopf zu Fuß ein Edelmann. Die meiſten heißen blos ſo; er aber hat den Vorzug einer zu ſein.“

Bamme ſtimmte bei; damit brachen ſie das Geſpräch ab, und ſetzten ihre Pferde in Trab.

* * *

In Hohen-Vietz angekommen, hatten alle das Bedürfniß nach Ruhe und zogen ſich zurück, unter den erſten Hirſchfeldt und Tubal, die daſſelbe Zimmer inne hatten. Sie plauderten noch eine kleine Weile, dann wurde Hirſchfeldt ſtill. Er ſchlief. Nur Tubal wachte noch.

Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf, deren er nicht Herr werden konnte.

„Bin ich verlobt?“ fragte er ſich, als er endlich das Licht gelöſcht hatte. „Ich glaube ja. ... Da müßt' ich ja glücklich ſein! Und bin ich es? O gewiß, ich bin es, ich bin glücklich... Aber nicht glücklich genug; ich würde ſonſt jubeln, und nichts hören und ſehen als ſie. Und ſeh' ich ſie? Sonderbar, ich habe kein deutliches Bild von ihr. Kaum ein Bild überhaupt..... Und doch lieb' ich ſie. „Wer liebte ſie nicht!“ ſagte die Tante.... Ach, Glück, Glück. Hab' ich Dich? Und ich frage noch..... Undankbarer, der ich bin!“

So ſann er weiter. Immer ſchattenhafter zogen die Bilder an ihm vorüber, bis auch er entſchlief.

XIV.

Eingeſchloſſen.

Der nächſte Tag, ein Sonnabend, war ein Tag der Vorbereitungen. Bamme ſaß über Plänen und Karten, während Berndt in aller Frühe aufgebrochen war, um die fernerſtehenden Truppentheile heranzubeordern. Gleich nach drei Uhr war er von dieſem Ausfluge zurück. Als er wenige Minuten ſpäter in das Parterrezimmer des alten Generals eintrat, fand er dieſen in eifrigem Geſpräche mit Droſſelſtein, der eben über ſeine Sendung ins ruſſiſche Hauptquartier rapportirte. Tſchernitſcheff war ihm nicht nur mit ausgeſuchter Artigkeit entgegengekommen, ſondern hatte ſich auch dahin geäußert, daß er auf Vorſchläge wie dieſe, mit andern Worten auf Kooperation, recht eigentlich gerechnet habe. Nur dieſe verſpreche bei dem kleinen Kriege, der vorausſichtlich in den nächſten Wochen bevorſtände, die gewünſchten Erfolge. Der Ueberfall Frankfurts, wenn nur von allen Seiten rechtzeitig eingegriffen würde, böte geringere Schwierigkeiten, als es auf den erſten Blick erſcheinen möchte. Die franzöſiſchen Truppen ſeien decouragirt, unter allen Umſtänden aber erheiſche die Parkirung eines ſo bedeutenden Geſchützmaterials einen raſchen Verſuch. Er proponire deshalb die Nacht von Montag auf Dienstag und werde ſeinerſeits im Laufe des voraufgehenden Tages bis in die Kunersdorfer Gegend rücken, um von dort aus zu näher feſtzuſetzender Stunde die Dammvorſtadt angreifen zu laſſen, und zwar mit zweitauſend Mann Elitetruppen. Seines Eifers dürfe man ſich verſichert halten; er werde perſönlich zugegen ſein und den Angriff leiten.

So Droſſelſteins Bericht, dem Berndt und Bamme mit wachſendem Intereſſe gefolgt waren. Beide glaubten in dem guten Ausgange dieſer Miſſion das Unterpfand weiteren Gelingens erblicken zu dürfen und ſetzten die ſchon vorher geplante „Rekognoszirung gegen Frankfurt“ auf den nächſten Vormittag feſt. Zugleich dankten ſie dem Grafen für den diplomatiſchen Takt, mit dem er die Verhandlungen geführt habe, woran ſich dann die Bitte reihte, wenigſtens bis zu Tiſche bleiben zu wollen. Droſſelſtein indeſſen lehnte, Geſchäfte vorſchützend, ab und empfahl ſich, nachdem er noch einmal gebeten hatte, die Nacht von Montag auf Dienstag, „ſchon um den guten Willen Tſchernitſcheffs nicht zu verwirren“, zu Ausführung des Unternehmens im Auge behalten zu wollen.

Gegen Abend kam Seidentopf, und Jeetze wartete, daß der Kartentiſch befohlen werden würde. Die Tarokpartie fiel aber aus, ein Zeichen, daß die Generalspflichten ſchwer auf Bamme zu laſten begannen. Er ſelber ſcherzte darüber und ſuchte ſich durch Selbſtperſiflirung, die dann wieder mit Uebermüthigkeit wechſelte, die Laſt etwas leichter zu machen; aber er kam nicht weit damit, und nur als Berndt von der Heiligkeit des Sonntags zu ſprechen und zu Seidentopf gewandt einmal über das andere ein Bedauern auszudrücken begann, daß er, um der Frankfurter Rekognoszirungsfahrt willen, die Kirche, die Predigt und die Verleſung des Aufrufs verſäumen müſſe, regte ſich der alte Widerſpruchsgeiſt in ihm, und er fuhr mit einem in höchſter Stimmlage geſprochenen „ich für mein Theil verſäume nicht viel“ ſcharf und trocken dazwiſchen. Einige Minuten ſpäter zogen ſich alle zurück, nachdem man noch überein gekommen war, ſich am andern Morgen eine halbe Stunde früher als gewöhnlich am Frühſtückstiſche zu treffen.

* * *

Und nun war dieſer andere Morgen da, und die Glocken des Hohen-Vietzer Thurmes klangen durch die winterklare Luft. In dem Herrenhauſe war alles Leben und Bewegung; die einen rüſteten ſich zum Gange in die Kirche, die andern zu der Frankfurter Fahrt. Es fehlten nur noch zehn Minuten an zehn; Kriſt fuhr vor (wieder die Ponies) und erſt Berndt und Bamme, dann Hirſchfeldt und Grell beſtiegen das offene Gefährt. Nur Lewin und Tubal blieben zurück, vielleicht weil die Sitzplätze des Wagens nicht recht ausreichten, vielleicht auch, um an einem ſo wichtigen Tage wie der heutige, den herrſchaftlichen Chorſtuhl nicht unbeſetzt erſcheinen zu laſſen. Und jetzt begannen die Glocken zum dritten Mal zu läuten und während mit den Abfahrenden noch Grüße gewechſelt wurden, boten die beiden zurückbleibenden Freunde den ſchon zum Kirchgange bereitſtehenden Damen ihren Arm und ſchritten mit ihnen erſt durch die verödeten Gänge des Parkes, dann durch die Lindenallee bis zur Kirche hinauf. Die kleine Seitenpforte war verſchloſſen, ſo daß ſie heute den Haupteingang benutzen und durch den Thurm, wo die Bahre und die geſprungene Türkenglocke ſtand, in die Kirche eintreten mußten. Dieſe war ſchon gefüllt, da jeder in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Wort über Krieg und Frieden von der Kanzel geſprochen werden ſollte. Nur der Majorsſtuhl dicht vor dem Altar war leer wie immer.

Renate und die Schorlemmer gingen das Mittelſchiff hinauf, Lewin und Tubal folgten. Als ſie bis in die Mitte waren, bogen ſie nach rechts hin in einen Quergang ein, der erſt zu einem ſchmalen Treppchen und mit Hülfe deſſelben zu dem herrſchaftlichen Chore hinauf führte. Hier nahmen ſie Platz auf alten hochlehnigen Lehnſtühlen und ſtimmten in das Lied ein, das eben geſungen wurde. Lewin ſaß am meiſten zurück, Tubal unmittelbar hinter Renate und der Schorlemmer, ſo daß er zwiſchen ihnen hindurch den Blick auf das große Denkmal und ein paar der vorderſten Bankreihen frei hatte. Auf der zweitvorderſten Bank ſaß Schulze Kniehaſe ſammt Frau und Tochter. Marie hatte ſich mit Renaten leiſe begrüßt, aber ſeitdem von ihrem Geſangbuche nicht mehr aufgeblickt.

Es war ein ſchöner Tag; alles ſah hell aus, und dieſer Eindruck wuchs noch, als die lichte Geſtalt unſeres Seidentopf auf der Kanzel erſchien. Der Geſang ſchwieg und nur die Orgeltöne klangen noch leiſe nach, während alles ſich neigte, um, dem Vorgange des Geiſtlichen folgend, ein ſtilles Gebet zu ſprechen. Nun aber ging es wieder wie Leben durch die Verſammlung, aller Köpfe richteten ſich auf und Seidentopf, mit der Rechten ſein langes weißes Haar zurückſtreichend, begann: „Andächtige Gemeinde! Der Tag, den wir erſehnt haben, iſt gekommen. Vor Wochen und Monaten ſchon, als Gott auf den ruſſiſchen Schlachtfeldern ſein Zeichen gab, als edle und tapfere Heerführer, den Schein des Ungehorſams nicht fürchtend, im wahrhaften Sinn und Geiſt unſeres Königs zu handeln und den erſten entſcheidenden Schritt zur Abwerfung eines uns unerträglich gewordenen Joches zu thun wagten, ſchon damals wußten wir, daß dieſer erſehnte Tag kommen werde. Aber er war noch nicht da. Nun iſt er angebrochen. Der Uebergang von der Knechtſchaft in die Freiheit bereitet ſich vor. Der König hat geredet, das ungeduldig erwartete Wort, es iſt geſprochen worden. Jeder unter Euch kennt es, aber von dieſer Stelle aus ſei es noch einmal verkündet."

Und nun entfaltete unſer Freund das den Aufruf abſchriftlich enthaltende Blatt und las mit lauter und eindringlicher Stimme. Die Wärme ſeines Vortrags lieh auch den einfachſten Sätzen Bedeutung und Leben und eine Wirkung gab ſich zu erkennen, wie ſie bei dem Einzelleſen daheim niemand an ſich erfahren hatte. Beſonders waren es die Worte, die von der Vaterlandsliebe und der in Zeiten der Gefahr immer am lebhafteſten bewährten Anhänglichkeit an den König ſprachen, denen die Verſammlung mit ſichtlicher Bewegung folgte.

Und nun fuhr Seidentopf fort: „So, meine Freunde, hat der König geſprochen. Geſprochen wie noch nie zuvor, weil er noch nie zuvor in gleich hohem Maße das für einen König erhebendſte und beglückendſte Gefühl haben durfte, das Gefühl einer reinen und vollkommenen Uebereinſtimmung mit ſeines Volkes Wunſch. Ein heiliger Krieg iſt es, der beginnt, ein Krieg voll Hoffnung auf innerliche Befreiung, und ſo will ich denn ſprechen über die Worte des Propheten Jeremias im achtzehnten Kapitel: „Und plötzlich rede ich gegen ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotte, zerbreche und verderbe; wo ſich es aber bekehret von ſeiner Bosheit, dawider ich rede, ſo ſoll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun.“ Ja, meine Freunde, Gott war auch wider uns, daß er uns ausrotte, zerbreche und verderbe um unſerer Schuld und Sünde willen, denn dieſe Schuld war groß.“

Und nun begann er, rückwärts blickend, ſeiner Gemeinde das Bild unſerer Schuld zu malen. Unter eines großen Königs Regiment hätten wir raſch den Gipfel des Ruhmes erklommen, eines Ruhmes, der uns hochfahrend, ſorglos und bequem gemacht habe. Unredlicher Gewinn habe zum Ueberfluß unſer Gebiet vergrößert, bis die Hälfte unſeres Landes aus fremdem Volk beſtanden habe, derart, daß wir kaum noch gewußt hätten, ob wir Deutſche ſeien oder nicht. Und während von andern Völkern um hohe Güter des Lebens gekämpft worden ſei, hätten wir ſelbſtgerecht und ſelbſtſüchtig ſeitab geſtanden und des Glaubens gelebt, daß wir durch bloße Ruhe mächtiger und furchtbarer werden würden. So ſei der trotzig-übermüthigen Klugheit unſerer ſtaatlichen Jugend eine verzagte Klugheit auf dem Fuße gefolgt und mit dem Hinſchwinden unſeres Ruhmes ſei zuletzt auch unſere Ehre mehr und mehr ein Schattenbild geworden. Eine Flut von Eitelkeit und Verſchwendung habe die mühſamen Werke beſſerer Jahre zerſtört, bis es endlich über uns hereingebrochen ſei und der Herr, um mit den Worten des Propheten zu ſprechen, „wider uns geredet habe“, als gegen ein Volk, das er ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Ein zermalmendes Kriegsunglück, das noch in unſer aller Gedächtniß ſei, habe uns ſchließlich von unſerer falſchen Höhe in den Abgrund geworfen.

Hier machte Seidenkopf eine Pauſe. Dann aber ſich vorbeugend, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ein zermalmendes Kriegsunglück, ſagte ich. Aber ſchlimmer als dieſer Krieg war der Frieden, der folgte. Ich rede nicht von der äußerlichen Noth, die er mit ſich führte, ich rede von der traurigen Gewöhnung, die er ſchuf, das Unwürdige zu dulden. Eine Gewöhnung, die ſo weit ging, daß in vielen Gemüthern (nicht in den Euern, meine Freunde) der Wunſch und die Hoffnung auf einen beſſern und würdigeren Zuſtand verloren ging. In vielen war nur noch der Gedanke lebendig, wie man ſich dem fremden Joch am bequemſten fügen könne. Andere aber, die noch die Hoffnung auf eine beſſere Zeit nicht aufgeben wollten, worin gefielen ſie ſich, in was ſuchten ſie die Rettung? In Lug und Trug. Ihr Thun wurde Heuchelei und um die drohendſte Gefahr zu vermeiden, zeigten ſie Freundſchaft und baten um ſolche, wo ſie doch nur verachten und verabſcheuen konnten. Jene Schamloſigkeit war da, die um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintenanſetzt oder vergißt. So war unſer Zuſtand, meine Geliebten, und wir ſelber waren nach den Worten der Schrift „wie die Heiden in der Wüſte“. Das waren die zurückliegenden Tage unſerer Gefangenſchaft; aber danken wir dem Herrn: ein neuer Tag iſt da.“

Und nun begann er ſeiner Gemeinde zu zeigen, was dieſer „neue Tag“ erheiſche und bedeute: Rückkehr zur Wahrheit, Rückkehr zu dem Muthe, den die Wahrheit gibt. Er führte dies aus und nannte die „Wehrhaftigkeit des Volkes“, wie ſie durch den heute verleſenen Aufruf proklamirt worden ſei, eine Morgengabe, eine Gewähr beſſerer Zeiten. Im Gegenſatz zu Jahrzehnten, wo der Uebermuth des Soldaten den Muth für etwas ihm ausſchließlich Zuſtändiges gehalten habe, ſei der Muth jetzt eine Pflicht jedes Einzelnen geworden. Und dieſen Muth würden auch ſie zu bethätigen haben, jede Stunde könne ſie rufen, und käme ſie, ſo ſollten ſie ſich derſelben würdig zeigen.

Andächtig war die Gemeinde gefolgt. Auch Lewin hatte diesmal nicht Zeit gefunden, nach dem Rothkehlchen auszuſchauen, und nur Tubals Aufmerkſamkeit war bald abgeirrt und hatte zwiſchen dem großen Grabdenkmal und dem ſilbernen Altarkruzifix einen mechaniſchen Pendelgang gemacht, den die wunderlichſten Fragen begleitet hatten. „Wie viel hat das Grabdenkmal gekoſtet?“ „Wovon ſind die Meſſingleuchter ſo blank?“ „Welcher Vitzewitz hat das Kruzifix geſtiftet?“ und dann waren neue Fragen gekommen, um ſchließlich den erſten wieder Platz zu machen. Und woher das alles? Hatten die Seidentopf'ſchen Worte doch eines tieferen Tones entbehrt? O nein. Aber auf ihrem unausgeſetzten Gange zwiſchen dem Grabdenkmal und dem Kruzifix waren ſeine Blicke Marie begegnet. Das war es. Ihr Mund zuckte von Zeit zu Zeit und ihre großen dunkeln Augen erſchienen wie geſchloſſen, ſo tief lagen ſie unter dem Schatten ihrer Wimpern. Er ſah das blaſſe feingeſchnittene Profil, und ſah es, bis er nur noch ſah, und nichts mehr hörte als die vorwurfsvolle Stimme in ſeinem Innern, die leiſe ſeine Blicke begleitete.

* * *

Die Predigt hatte mittlerweile geſchloſſen, nur das Gebet war noch zu ſprechen und alles ſah erwartungsvoll zu der Kanzel auf, auch Marie. Sie fühlte wohl, daß Blicke von dem Chorſtuhl her ſie trafen, aber ſie hatte die Kraft, dieſer Blicke nicht zu achten oder doch in ihrer Seele ſich ihrer zu erwehren, denn ſie war reinen Gemüths und ohne Schein und Falſch.

Seidentopf aber betete: „Barmherziger Gott und Herr. Du haſt Großes an uns gethan, daß Du uns berufſt, um ein freies und würdiges Daſein zu kämpfen. Steh uns bei. Der Sieg kommt von Dir und mit Vertrauen iſt es, daß wir Heil und Segen für unſer Thun von Dir erflehen. Schütze den König, verleihe Weisheit und Kraft den Heerführern, Muth denen, die die Waffen tragen, treue Ausdauer aber allen, auch uns. Und wie das Glück des Krieges auch wechſeln möge, eines gib uns als ſeine letzte Segnung, gib uns Freiheit und Frieden."

Nun fiel wieder die Orgel ein, der letzte Vers wurde geſungen, und langſam erhoben ſich die Hohen-Vietzer und verließen die Kirche. Marie blieb zurück, um Renaten und die Schorlemmer zu begrüßen; dann ſchritten ſie gemeinſchaftlich den Mittelgang hinunter. Tubal und Lewin folgten.

Als alle den ſpitzbogigen Mauereinſchnitt erreicht hatten, der von der Seite her in den Thurm führte, bemerkte Marie, daß ſie das Geſangbuch ſehr wahrſcheinlich auf ihrem Sitzplatze habe liegen laſſen. Sie wollte umkehren, aber Tubal litt es nicht und ſchritt den Mittelgang wieder hinauf, um das vermißte Buch zu holen. Marie ſah ihm nach und wartete, während die andern durch das Außenportal ins Freie traten.

Das Buch war nicht da. Tubal, nachdem er erſt auf der Bank und dann am Fußboden hin und her geſucht hatte, richtete ſich endlich wieder auf und machte mit beiden Armen ein Zeichen, das die Vergeblichkeit ſeiner Bemühungen ausdrücken ſollte.

Marie rief ihm zu: „Da muß ich ſelber kommen,“ und ging nun ebenfalls das Kirchenſchiff hinauf. Aber in dieſem Augenblicke hatte ſich das Buch auch ſchon auf einem ſchmalen Brett unter der pultartigen Schrägung gefunden und Tubal hielt es triumphirend in die Höhe und ihr entgegen. Sie nahm es dankend aus ſeiner Hand, wandte ſich dann und ſchritt eilig wieder dem Ausgange zu; ehe ſie dieſen jedoch erreicht hatte, hörte ſie, daß von außen her zugeſchloſſen wurde. Der alte Kubalke, von ſeinem Orgelchor herabkommend, hatte nicht bemerkt, daß noch wer in der Kirche war.

Marie fuhr zuſammen, faßte ſich indeſſen raſch und ſagte: „Wir ſind eingeſchloſſen, bitte, pochen Sie ſchnell an die Thür.“

Auch Tubal war erſchrocken, aber anders als ſeine Gefährtin. Er fühlte ſich wie von einem elektriſchen Schlage getroffen.

„Wozu pochen, Marie,“ ſagte er, „der Alte würde uns doch nicht hören. Und ſo wären wir denn Gefangene.“

„Ja, aber in einer Kirche gefangen. Und auf alle Fälle, die Fenſter ſind nicht hoch ... und Renate wird unſere Abweſenheit bemerken.“

„Gewiß; aber hoffen wir, nicht zu früh.“

Marie hörte, wie ſeine Stimme zitterte.

„Gut,“ ſagte ſie, „ſo ſind wir denn Gefangene. Machen wir das Beſte davon und nutzen wir die Zeit. Es verlohnt ſich immer, zu lernen, und ich wette, Sie kennen unſere Kirche noch nicht. Niemand kennt ſie; jeder glaubt genug gethan zu haben, wenn er das große holländiſche Monument bewundert und den Namen des alten Matthias von Vitzewitz oder wohl gar den ſeiner tugendreichen Veronika von Beerfelde mühſam entziffert hat. Das heißt dann die Hohen-Vietzer Kirche kennen. Wir haben aber hier vielerlei."

Sie ſprach dies alles in beinahe heiterem Tone, ganz erſichtlich, um ihre Befangenheit zu verbergen, und als Tubal, ſtatt aller andern Antwort, ihr nur immer forſchender ins Auge ſah, ſetzte ſie raſcher und haſtiger hinzu: „Ich muß Ihnen das alles zeigen. So verlieren wir dieſe Minuten nicht. Von dem zerbrochenen Taufſtein, von dem die Leute ſagen, er ſei tauſend Jahre alt, will ich Ihnen nicht erſt erzählen, Sie glauben es doch nicht; aber hier rechts das Muttergottesbild, das müſſen Sie ſehen. Sehen Sie, die Maria hat ihr Chriſtkind aus den Händen fallen laſſen."

„Vielleicht weil ſie wieder freie Hand haben wollte."

„O nicht doch, das iſt Spott und gottlos. Und ich ſehe ſchon, es paßt ſo wenig für Sie, wie der tauſendjährige Taufſtein. Aber hier, das iſt etwas, das paßt für uns beide," und dabei zeigte ſie mit ihrer Hand auf einen alten, aufrecht ſtehenden Grabſtein, der in die Wandſtelle dicht neben dem Muttergottesbilde eingemauert war.

Tubal trat an den Stein heran und las: „Katharina von Gollmitz."

„Ja, das war ihr Name."

„Laſſen wir den Namen," ſagte Tubal, „was ſoll er uns? Was ſollen uns die Todten?"

„Doch, doch, Sie müſſen von ihr hören. Sie war die Freundin eines damaligen Fräulein von Vitzewitz, den

Vornamen hab ich vergeſſen, aber nehmen wir an, daß ſie Renate hieß.“

„Nicht Renate.“

„Ja, nehmen wir an, daß ſie Renate hieß. Und ihre Freundin, eben dieſe Katharina von Gollmitz, deren Grabſtein Sie hier vor uns ſehen, die ſtarb hier und wurde hier begraben. Aber das todte Fräulein von Gollmitz hatte Sehnſucht in ihre Heimat und wollte fort von hier und aus dem fremden Grabe wieder heraus.“

„Ich glaub' es nicht.“

„O, Sie müſſen es glauben, denn es iſt wahr und es weiß es jedes Kind hier. Und immer, wenn das Fräulein von Bitzewitz über dieſen Grabſtein hinſchritt, der damals noch mit den andern Steinen im Mittelgange lag, dann hörte ſie, wie die Freundin rief: „Renate, mach' auf!“

Tubal lächelte.

„Und ſo rufen auch wir jetzt; nicht wahr?“

„Nicht ich.“

„Doch, doch, Sie müſſen es auch rufen, denn ſo gemahnt uns der Grabſtein. Und alles, an das uns die Grabſteine mahnen, auch wenn ſie ſtumm ſind, das müſſen wir thun.“

„Ja; nur nicht heute, nur nicht in dieſer Minute. Wir leben, Marie.“

„Aber wie lange noch?“ antwortete dieſe.

Tubal ſtutzte. Es war etwas in ihrem Wort, das ihn getroffen hatte. Er entſchlug ſich indeſſen des Eindrucks wieder und ſagte nur: „Laſſen wir die Grabſteine.“

Und damit ſchritten ſie wieder in den Mittelgang der Kirche zurück.

Als ſie die vorderſten Bänke beinah erreicht hatten, unterbrach Tubal das lange Schweigen und ſagte mit weicherer

Stimme: Nicht wahr, Marie, wir wollen gute Kameraden ſein? Das Schickſal hat uns hier zuſammengeführt. Iſt es nicht, als ob wir einander gehören ſollten?"

„Nein, nicht wir .... Aber horch, ich höre Stimmen."

„Welche?"

„Ich weiß es nicht."

„Nicht unſere Stimmen, Marie, nicht Ihre, nicht die meine?"

„Nein, nein, Renatens."

Sie betonte den Namen und er fühlte wohl weshalb. Aber außer ſich ergriff er jetzt ihre Hand und ſagte mit raſch ſich ſteigernder Heftigkeit: „Renate und immer wieder Renate. Wozu, was ſoll es? Ich bitte Sie, nur jetzt nicht dieſen Namen; ich mag ihn nicht hören. Er will ſich zwiſchen uns ſtellen, aber er ſoll es nicht. Nein, nein, Marie!" Und er warf ſich nieder und umklammerte ſie, während er ſein glühendes Geſicht an ihrem Kleide barg. Einen Augenblick war es ihr, als ob ſie nach Hülfe rufen oder in der pochenden Angſt ihres Herzens das Altartuch erfaſſen ſollte, aber plötzlich von einem andern Gedanken durchblitzt, riß ſie die halb offene Thüre auf, die zu dem Majorsſtuhl führte und zeigte mit ihrer Rechten auf die Blutſtelle, die das Grauen aller derer war, die davon wußten.

Umſonſt.

„Und ob Leben und Sterben zwiſchen uns ſtünde," rief er, „ich laſſe Dich nicht, Marie .... ich will es ...."

Da wurd' es wirklich von außen her laut, der Schlüſſel drehte ſich im Schloß und gleich darauf erſchien der alte Jeſerich Kubalke und kam zwiſchen den Chorſtühlen langſam die Flieſen herauf.

„Nichts für ungut, junger Herr. Aber mit einundachtzig da hat man keine Augen mehr, und da hab' ich Sie denn eingeſchloſſen und gefangen geſetzt. Und zwei ſchmucke Gefangene, das muß ich ſagen. Ja, ja, Marie."

Beide hatten unter dieſer Begrüßung ihre Ruhe wieder gewonnen und erzählten nun dem Alten, daß ſie die Zeit ausgenutzt und die großen Grabſteine geleſen hätten, auch den von der Gollmitz.

„Auch den von der Gollmitz. Weiß ſchon, das war das Fräulein, das nicht hier bleiben wollte. Ja, das muß man leſen. Aber die jungen Leute thun's nicht und wenn ſie's thun, ſo denken ſie nichts dabei. Ja, die Grabſteine ...."

So plaudernd waren ſie wieder bei dem Ausgange der Kirche angekommen.

„Vater Kuballe," ſagte Marie, „wir haben denſelben Weg."

Tubal trat an ſie heran und bot ihr die Hand, wie zum Zeichen, daß Friede zwiſchen ihnen ſein ſolle. „Es war ein Traum, Marie. Nicht wahr?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

Dann nahm ſie den Arm des Alten, der die letzten Worte kaum gehört, am wenigſten beachtet hatte und ſtieg mit ihm einen der ſchmalen Pfade hinab, die von dem Kirchhügel aus auf die Mitte des Dorfes zuführten.

XV.

Die Rekognoszirungsfahrt.

Um eben dieſe Zeit trabten die Ponies über Hohen-Zieſar auf Frankfurt zu.

Hohen-Zieſar lag ein Beträchtliches abſeits der Straße; Berndt aber hatte den halbſtündigen Umweg nicht geſcheut, um — was am Tage vorher verſäumt worden war — Droſſelſtein zur Theilnahme an ihrer Frankfurter Rekognoszirungsfahrt aufzufordern. Freilich eine vergebliche Mühe, da der Graf, wie man erfuhr, Hohen-Zieſar ſchon in früher Stunde verlaſſen hatte. Und zwar ſehr wahrſcheinlich, um jenſeits der Oder einen zweiten Beſuch im ruſſiſchen Hauptquartier zu machen. Sicheres verlautete nicht; nur die Thatſache ſeiner Nichtanweſenheit blieb, und wurde von Berndt und Bamme mit ziemlich gleicher Befriedigung aufgenommen, da beide au fond du coeur wenig Luſt hatten, ſich in Sachen, die ſie beſſer verſtanden, von blos „höheren Geſichtspunkten" aus, drein reden zu laſſen.

Und ſo ging es, unter Empfehlungen an den Grafen, weiter in die klare Winterlandſchaft hinein. Die Ponies ſchienen das Verſäumniß einholen zu wollen, und ließen in ihrem Eifer erſt nach, als ſie dicht vor Podelzig wieder an die große Straße kamen. Im Dorfe ſelbſt erfuhren unſere Freunde, daß vor kaum einer halben Stunde die vorderſten Staffeln der am

Tage vorher heranbeorderten Bataillone eingetroffen ſeien, und gleich darauf wurden ſie verſchiedener Gruppen von Landſturmmännern gewahr, die, von Alt und Jung umſtanden, allerhand Fragen ſtellten und beantworteten. Einen Augenblick erwog Berndt, ob er abſteigen und zu den Leuten ſprechen ſolle; er unterließ es aber, um nicht abermals die wenigen noch bleibenden Tagesſtunden gekürzt zu ſehen.

Das nächſte Dorf war Cleſſin. Auch hier ließen ſich Unruhe und Erregung — der Aufruf war eben verleſen worden — deutlich erkennen, und nur in Clieſtow, in dem eben zu Mittag geläutet wurde, war alles ſtill. Hier ſaßen die Sperlinge zu Hunderten auf dem Fahrdamm, unſchlüſſig, ob ſie auffliegen ſollten oder nicht, und nichts als der ſonnenbeſchienene Rauch, der hell und gradlinig aus den Eſſen ſtieg, deutete auf Leben.

Und nun lag auch Clieſtow zurück. Der Weg ſtieg in leiſer Schrägung an und eine reizende Scenerie begann ſich mehr und mehr dem Auge darzuſtellen.

Ueber das weit nach rechts hin gebreitete Plateau waren zahlreiche Gehöfte ausgeſtreut, während nach links hin das ganz in der Tiefe liegende, nur von Kropfweiden eingefaßte Oderthal ſich ſchlängelte. Und in eben dieſer Tiefe, keine halbe Stunde mehr von unſeren Reiſenden entfernt, ſtieg jetzt auch das Ziel ihrer Fahrt, die Stadt ſelber herauf, deutlich erkennbar an dem gekupferten Hut der Oberkirche und den vielen goldenen Kugeln, die wie Butterblumenknospen das grüne Spitzdach umſtanden.

„Ich zähle ſieben Kirchen,“ ſagte Bamme, der aus einer Art Eigenſinn nie zuvor in Frankfurt geweſen war. „Es ſcheint eine große Stadt, größer als ich dachte.“

„Der eigentliche Kern iſt klein,“ antwortete Berndt. „Aber die Vorſtädte ſtrecken ſich weit hinaus. Sehen Sie drüben die Dammvorſtadt, faſt eine Stadt für ſich. Und dahinter Kunersdorf, blutigen Schlachten-Angedenkens. Hier auf unſerer Seite des Fluſſes ſind wir friedlicher. Die lange Häuſerlinie dort unten iſt die Lebuſer Vorſtadt; aber ich will Sie nicht vor der Zeit mit ſolchen Einzelheiten behelligen. Vom Spitzkrug aus haben wir das alles viel deutlicher und ſehen den Sottmeiers in die Schornſteine hinein."

„Den Sottmeiers?" fragte Bamme.

„Ja, hier dürfen wir ſie noch ſo nennen."

„Was iſt es damit?"

„Eine von den Neckereien und Fehden, wie ſie zwiſchen „Altſtadt" und „Neuſtadt" überall zu Hauſe ſind. Ob es paßt, iſt gleichgiltig, wenn es nur reizt und böſes Blut macht. Und das thut es. Ein altes Weib, nicht viel beſſer als eine Hexe, ſteckte vor hundert Jahren die ganze Vorſtadt hier unten in Brand. Sie hieß Wittwe Sottmeier und wurde mit ſechs oder ſieben ihrer Complicen auf den Scheiterhaufen geſtellt. Feuer für Feuer; das war damals noch die Regel. Seitdem werden alle Kietzer nach dem übelberufenen alten Weibe genannt, und heißen „Sottmeiers". Eine ſonderbare Logik, erſt den Schaden und dann den Schimpf. Aber ob logiſch oder nicht, es gefällt den Altſtädtern, und ſo bleibt's beim Alten."

Unter dieſen Geſprächen waren ſie bis an ein weißgetünchtes Wirthshaus mit hohem Strohdach gekommen, das, an der Spitze dreier hier zuſammentreffender Straßen gelegen, den Namen „Spitzkrug" führte. Es war dies der vorerwähnte Ausſichtspunkt, weshalb denn auch Vitzewitz halten ließ. Ein dreieckiger, durch die drei Straßen gebildeter Garten lag vor dem Hauſe; hier ſtellten ſich unſere Freunde auf und ſahen, über einen Heckzaun hinweg, auf das reliefartig vor ihnen liegende Bild. Bamme hatte den Blick überall, und erkannte gleich, daß dies der Punkt ſei, der für alle Fälle gehalten werden müſſe.

„Hier ſtellen wir unſere Soutiens,“ ſagte er. „Ueber den Spitzkrug geht unſer Rückzug. Die drei Wege hier laſſen uns die Wahl, und verwirren den Feind.“

„Warum Rückzug?“

Bamme lachte. „Ein geſicherter Rückzug iſt der halbe Sieg. Wer vorwärts will, muß mit dem Gedanken an ein mögliches rückwärts beginnen. Weiß ich, daß ich wieder heraus kann, ſo geh ich dem Beelzebub in ſeinem Allerheiligſten zu Leibe. Fragen Sie Hirſchfeldt, der kennt den Krieg.“

Während dieſer Worte hatte Bamme ſein Notizbuch genommen, und begann die verſchiedenen Straßen einzuzeichnen. Als er damit fertig war und nach dem Namen einer zu Füßen gelegenen kleinen Vorſtadtkirche gefragt hatte, ſagte er zu Vitzewitz: „Und dieſe Bergnaſe hier, die nach der Stadt zu vorſpringt?“

„Das iſt der Galgenberg.“

„So, ſo. Und die Straße, die von hier aus daran vorüber läuft?“

„Die Richtſtraße. Muthmaßlich, weil ſie von der Stadt her zur Richtſtätte führte. Ein Reſt von den drei Pfeilern iſt noch zwiſchen den Kirſchbäumen ſichtbar.“

„Laſſen wir die Pfeiler, Vitzewitz,“ ſagte Bamme. „Ich bin für eine geſicherte Rückzugslinie, aber wenn es ſein kann, an anderen Oertlichkeiten vorüber. Erſt die Sottmeiers und nun der Galgenberg und die Richtſtraße, das hat freilich alles ſeinen Zuſammenhang; aber ich bekenn' Ihnen offen, weniger Folgerichtigkeit und mehr Heiterkeit wäre mir lieber. Nomen et omen. Ich bin abhängig von ſolchen Sachen und geh' ihnen gern aus dem Wege. Brechen wir ab; ich habe mich orientirt."

Sie ſtiegen nun wieder auf und fuhren bergab in die Vorſtadt hinein, erſt an der kleinen Sankt Georgskirche und dann an dem gleichnamigen Spitale vorüber. Eine einzige lange Straße. So kamen ſie nach zehn Minuten bis an den Brückendamm, der, wo die Alt- oder Innenſtadt beginnt, wenigſtens damals noch über einen breiten, wenn auch ausgetrockneten Wallgraben hin auf das alte Lebuſer Thor zuführte. Unmittelbar vor dieſem Thore buchtete ſich der Brückendamm zu einem kleinen winkligen Platze aus, auf dem, in die Ecke geſchoben, ein paar zweiräderige aber ſtarkgebaute Karren ſtanden. Daneben lagen eiſerne Kanonenrohre, alle roſtig, ein paar zerbrochen, als ob ſie, von der Kunersdorfer Schlacht her, hier liegen geblieben wären. Bamme merkte ſich alles. Dann paſſirten ſie das gewölbte, noch aus den Zeiten der Stadtbefeſtigung herſtammende Thor, hinter dem ſich die große Thorwache befand. Der Poſten vorm Gewehr ſchritt auf und ab, ſah die Vorüberfahrenden neugierig freundlich an, und grüßte mit leichter Handbewegung.

„Ein Glück für ihn," ſagte Bamme, „daß er morgen Abend abgelöſt iſt, und nicht mehr an dieſer Stelle ſchildert. Ein hübſcher Junge, und grüßt uns ſo freundlich. Es wäre mir leid um ihn."

Hundert Schritte hinter der Thorwache zweigt nach links hin eine ſchmale Straße ab. Sie führt auf den Fluß zu, aber ehe ſie denſelben erreicht, erweitert ſie ſich zu einem Kirchplatze, auf dem ſich grau und thurmlos die älteſte Stadtkirche erhebt. Iſt man an dieſer vorbei, ſo gewahrt man ſogleich, wie der Platz ſich wieder verengt und abermals Straße wird. Aber nur zwei, drei Häuſer zu jeder Seite. Und dann iſt man am

Quai. In einem dieſer Häuſer wohnte Turgany. Berndt hatte die Zügel genommen und fuhr vor. Es war ein großes altes Eckhaus, mit vorſpringendem Erker und einem prächtigen Blick auf Platz und Bollwerk. Ein rechtes Ausſichtshaus. Berndt, als er angeordnet, daß Kriſt ausſpannen und entweder bis an den Spitzkrug, oder doch wenigſtens bis an einen alten, ſchon vorher am Ausgange der Lebuſer Vorſtadt gelegenen Gaſthofe zurückfahren ſolle, ſtieg mit Bamme die breite Steintreppe hinauf, während Grell und Hirſchfeldt folgten.

Der Juſtizrath empfing ſie herzlich und ſtellte Othegraven vor, der unruhiger noch als Turgany der Ankunft der Hohen-Vietzer Gäſte entgegengeſehen hatte. In der Nähe des Fenſters war ein Frühſtückstiſch ſervirt, an dem man Platz nahm und Artigkeitshalber einſtimmte, als ſeitens des Wirths das Ausbleiben Droſſelſteins bedauert wurde. Grell, ſeiner Gewohnheit nach, muſterte das Zimmer, das aus der Zeit ſtammte, wo Gothik und Renaiſſance ſich um die Herrſchaft geſtritten hatten. Der Erker war noch gothiſch, während die großen Wandflächen und inſonderheit die Stuckornamente ſchon auf Etablirung der Renaiſſance deuteten. Ebenſo der Ofen, der auf ſeinen grünglaſirten Kacheln die Geſchichte des Tobias darſtellte.

„Ein delikater Rauenthaler,“ ſagte Bamme, „werde mir ſeinerzeit die Adreſſe der Handlung ausbitten. Hoffentlich kein Geheimniß. Aber nun zu den Geſchäften, meine Herren. Carpe diem. Staunen Sie nicht, Vitzewitz, mich ſchon wieder auf den Schleichwegen der Klaſſicität zu betreffen. Umgang bildet, und man iſt ſeiner Geſellſchaft etwas ſchuldig. Aber nun Ihren Plan, Othegraven.“

Othegraven verbeugte ſich etwas ſteif und ſagte dann: „Es wird ſich, nachdem unſer Freund Turgany bereits die Ehre gehabt hat, Ihnen unſeren Ueberfallsplan vorlegen zu dürfen, im weſentlichen nur noch um Kenntnißnahme der Lokalität, wie um Feſtſetzungen hinſichtlich der Zeit handeln, immer vorausgeſetzt, daß nicht Ihrerſeits, Herr General, Aenderungen oder neue Vorſchläge beliebt werden. Unterbleiben dieſe — Bamme nickte — ſo werd' ich Altes mehr zu recapituliren, als dem Ihnen ſchon Bekannten erheblich Neues hinzuzufügen haben."

„Deſto beſſer. Viele Strähnen verwirren nur. Alſo repetiren wir unſer Exercitium."

„So bitte ich Sie denn, Herr General, an dies Erkerfenſter herantreten zu wollen. Auch die anderen Herren. Wir haben dann unſer Aktionsfeld vor uns, und das wenige, was überhaupt noch zu ſagen bleibt, läßt ſich wie auf einer aufgeſchlagenen Karte demonſtriren."

Alle hatten ſich erhoben und waren in den Erker eingetreten. Othegraven zeigte nach links hin. „Herr General wollen das dritte Haus am Platz bemerken, das größte, ſcharf an der Kirche vorbei."

„Ich ſehe; das mit den verſchnittenen Linden, und das Schilderhaus davor. Es ſieht aus wie ein Gaſthof."

„Sehr richtig. In dieſem Gaſthofe wohnen General Girard und ſein Stab. Auch drei oder vier Ordonnanzen. In demſelben Augenblick, in dem der erſte Schuß fällt, brechen wir, von der Kirche her, vor. Es ſind keine zwanzig Schritt. Ehe der General noch den Schlaf abgeſchüttelt hat, iſt er gefangen. Stab und Ordonnanzen mit ihm."

„Und dann?"

„Fünf Minuten ſpäter müſſen auch die Mannſchaften in unſeren Händen ſein, die hier in der Altſtadt herum einzeln oder zu zweien und dreien in Bürgerquartier liegen. Wir kennen die Häuſer und werden ſie vorher umſtellen. Für die prompte Durchführung dieſer Dinge hoff' ich mich verbürgen und Ihnen unmittelbar nach Ihrem Eintreffen auf dieſem Platze Meldung von dem Vollzogenen machen zu können. Das iſt der erſte Akt."

„Und dann?" wiederholte Bamme ſeine Frage.

„Und dann," antwortete der Conrector etwas ſpitz, „beginnt eben der zweite, Ihr Akt, Herr General. Denn unſere Bürgerſchaften ſind gewillt, ſich Ihrem Commando, von dem Augenblick Ihres Eintreffens an, in allen Punkten zu unterſtellen. Der Ruf eines entſchloſſenen Mannes geht Ihnen voraus, und Entſchloſſenheit iſt alles."

Bamme verbeugte ſich. Er war nicht unempfindlich gegen ſolche Huldigungen, am wenigſten, wenn ſie von Geſellſchaftskreiſen ausgingen, denen gegenüber er das Gefühl hatte, ſich aus dieſem oder jenem Grunde wiederherſtellen zu müſſen. Denn er wußte ſehr wohl, was ihm fehlte.

Othegraven fuhr fort: „Es wird ſich in dieſem zweiten Akte darum handeln, ob wir, will ſagen, Ihre Landſturmmänner und unſere Bürgerſchaften, in gemeinſchaftlicher Aktion im Stande ſind, uns der zweitauſend Mann Voltigeurs und Grenadiers zu erwehren, die ſammt ihren Regiments- und Bataillonschefs drüben in der Dammvorſtadt liegen, und unzweifelhaft von Beginn des Kampfes an eifrig bemüht ſein werden, den Uebergang in die Altſtadt zu forciren. Ein Leichtes ſoll es ihnen nicht werden. Die Brücke opfern wir, und für Aufeiſung des Stromes iſt geſorgt. Unſere Kietzer Fiſcher haben es an gutem Willen nicht fehlen laſſen; Tag und Nacht in den Kleidern; Seine Majeſtät der König ſoll davon erfahren. Nichtsdeſtoweniger, ohne beſſerem Urtheil vorgreifen zu wollen, ſcheint mir der Ausgang deſſen, was wir vorhaben, von dem Eintreffen oder Nichteintreffen der Ruſſen abzuhängen. Halten ſie Wort, ſo haben wir übermorgen früh eine franzöſiſche Brigade gefangen genommen, fünfzig Kanonen erbeutet und, was die Hauptſache iſt, der ganzen Provinz ein Zeichen, ein Beiſpiel gegeben. Laſſen uns umgekehrt die Ruſſen im Stich, ſo können wir uns gegen zweitauſend Mann nicht auf die Dauer halten. Denn es ſind ausgeruhte Soldaten, Reſerven, die nicht mit in Rußland waren. Ich bedaure noch einmal das Nichtzugegenſein des Herrn Grafen, getröſte mich indeſſen, daß er uns nur fehlt, um ſich durch einen zweiten Beſuch im Hauptquartiere Tſchernitſcheffs der ruſſiſchen Mitwirkung abermals zu verſichern."

„Sehr gut, Othegraven," ſagte Bamme. „Das nenn' ich den geborenen General-Quartiermeiſter, Schule Prinz Eugen oder doch wenigſtens Montecuculi. Nicht wahr, Hirſchfeldt? Und alles knapp und kurz. Alſo beſtens acceptirt. Es fehlt nur noch eine Kleinigkeit: die Ausführung. Aber Tſchernitſcheff oder nicht, es muß glücken; zum mindeſten dürfen wir keinen andern Gedanken mehr aufkommen laſſen. Wir haben A geſagt und müſſen B ſagen. Alles Kriegsſpiel iſt Würfelſpiel. Und wir knöcheln für eine gute Sache. Alea jacta est. Ich habe mein Latein wieder und meine gute Laune."

Dabei waren ſie vom Fenſter an den Tiſch zurückgetreten und nahmen wieder Platz. Aber keiner war in der Stimmung, das Frühſtück fortzuſetzen. Turgany traf es deshalb, als er ſagte: „Brechen wir auf, werthe Herren und Freunde. Mein Programm lautet: erſt Inſpizirung des diesſeitigen Oderquai, dann Brückenpaſſage, Dammvorſtadt, Herzog Leopold-Denkmal und franzöſiſcher Geſchützpark. Soweit gediehen, betracht' ich unſere fußgängeriſchen Aufgaben als gelöſt und ſtelle meinen Wagen für alles weitere zur Verfügung. Er wird uns am Geſchützpark oder doch in der Nähe deſſelben erwarten. Dann

Repaſſirung der Brücke, Kleiſt-Denkmal, und Rückkehr in meine Wohnung oder aber in die Lebuſer Vorſtadt, wohin Sie, wenn ich recht gehört, Ihren eigenen Wagen dirigirt haben."

Und damit brachen alle auf, um ihre Rekognoſzirung zu Fuß zu beginnen.

Von Turganys Wohnung bis an den Fluß waren kaum hundert Schritt. Eine ſonntägliche Stille herrſchte den Quai entlang, der in großen Abſtänden mit uralten Pappelweiden beſetzt war. Eingefroren im Eiſe lagen Oderkähne und größere Kielboote, die nach Stettin hin gehörten und hier vor der Zeit vom Winter überraſcht worden waren. Nach rechts hin lief die Brücke über den Fluß, zwanzig Joche oder mehr, zwiſchen denen unſere Freunde des großen, zum Brückenſchutz errichteten Eisbrechers anſichtig wurden. Alle Arbeit ruhte; die Glocken der Oberkirche gingen, und einzelne geputzte Frauen, die zur Nachmittagspredigt wollten, eilten an ihnen vorüber.

Bamme muſterte den Quai und die Pappelweiden bis rechts an die Brückenjoche hinauf und ſagte dann zu Berndt: „Voilà, Vitzewitz, unſer muthmaßliches champ de bataille." Dieſer nickte zuſtimmend in guter, beinahe heiterer Laune. Denn er war viel ruhiger als der Alte, weil er das, was ſie vorhatten, nicht als Abenteuer, ſondern als Pflicht und Aufgabe nahm.

So kamen ſie bis an die Brücke und gingen in die Dammvorſtadt hinüber. Die Welt hier ſchien nur noch aus Franzoſen zu beſtehen; einige, als ob draußen die Juniſonne ſchiene, balancirten auf den Querhölzern der offenſtehenden Fenſter, während ſich andere mit Bockſpringen vergnügten, oder ſich auf Flur und Diele mit Kindern und jungen Mädchen unterhielten. So namentlich auch vor dem großen Gaſthofe „Zum goldenen Löwen", hart an der Brücke, der in eine Kaſerne umgewandelt war. An der Ecke dieſes Gaſthofes vorbei bogen jetzt unſere Freunde nach links hin ein und wandten ſich dem großen Herzog Leopold-Denkmale zu, das ſie ſchon vorher, als ſie von Turganys Wohnung aus auf den Fluß zugeſchritten waren, in aller Deutlichkeit geſehen hatten. Es lag jener Stelle gerade gegenüber; nur der breite Fluß dazwiſchen.

Nun ſtanden ſie vor dieſem Denkmal, zu deſſen beiden Seiten — und zwar zwiſchen dem hochaufgeſtapelten Klafter- und Bretterholz eines hier befindlichen Holzhofes — vierzig bronzene Geſchütze zuſammengefahren waren. Der Anblick, der ſich ihnen bot, weckte ſehr verſchiedene Gedanken. Othegraven ſah mißtrauiſch auf die Bretter und Bohlen und ſann nach, wie ſie wegzuſchaffen wären, während Berndt und Bamme mit Befriedigung wahrnahmen, daß die Munitionskarren fehlten. So war man wenigſtens vor einem Mitſpielen der Artillerie geſichert.

Grell hatte ſich inzwiſchen mit ſeinem Intereſſe dem Denkmale ſelber zugewandt. Drei Frauengeſtalten trugen eine ſternenbekränzte Urne, am Sockel des Ganzen aber ſtanden folgende Worte: „Menſchenliebe, Standhaftigkeit, Beſcheidenheit — drei himmliſche Geſchwiſter — tragen Deinen Aſchenkrug, verewigter Leopold, und klagen mit der Göttin der Stadt, deren Bürger Du zu retten eilteſt, und klagen mit dem Obergott, in deſſen Wellen Du untergingſt, daß die Erde ihr Kleinod verloren hat.“

Bamme war ebenfalls herzugetreten und ſagte jetzt, während er auf die Urne zeigte: „Aſchenkrug. Wer's glaubt! Sieht es nicht aus wie eine Rieſenbowle? Und das ſoll es am Ende auch ſein. Ich wette, der Bildhauer — Ehre ſeinem Andenken — war ein Schalk und ſchrieb auf ſeine Art Geſchichte. Sie wiſſen doch, Vitzewitz?“

„Ich weiß,“ ſagte dieſer. „Aber es iſt widerlegt.“

„Schade," fuhr Bamme fort. „Die hübſcheſten Sachen in der Weltgeſchichte werden immer widerrufen oder widerlegt. Pitt ſtarb an einer Flaſche Burgunder; aber das war nicht groß genug für einen Rednerhelden oder meinetwegen auch Heldenredner, und ſo heißt es jetzt, er ſei an der Schlacht von Trafalgar geſtorben. Hätt' ich die Notiz von Rutze, ſo würd' ich an eine Verwechslung mit Nelſon glauben. Aber es ſteht in allen Büchern und Blättern. Apropos, Rutze. Seine Kompagnie iſt brillant, vielleicht die beſte. Nichts für ungut, Vitzewitz."

Während dieſe Worte gewechſelt wurden, war der franzöſiſche Poſten mit einem „pas permis, monsieur" an den emſig zeichnenden Grell herangetreten, hatte ſich jedoch jedes weiteren Einſpruchs begeben, als ihm unſer Hölderlinfreund ſeine mit komiſchem Ungeſchick abkonterfeiten drei Gottheiten gezeigt und dadurch die Lachluſt des kleinen Südfranzoſen erregt hatte.

Von der Brücke her kam ihnen jetzt das Turgany'ſche Fuhrwerk entgegen. Sie ſtiegen ein, behalfen ſich, ſo gut es ging, und erledigten ihr Programm — auch bei dem Ewald von Kleiſt-Denkmal einige Minuten verweilend — in der vorher feſtgeſetzten Reihenfolge. Darnach trennte man ſich, um Kriſt und die Ponies in der Lebuſer Vorſtadt aufzuſuchen. Ihre letzte Abmachung war dahin gegangen, daß die Landſturmbrigade nicht ſpäter als ein Uhr nachts von Montag auf Dienstag am Spitzkrug eintreffen ſolle. Ein Vertrauensmann Othegravens werde ſie daſelbſt erwarten.

* * *

Die kleine Sankt Georgskirche ſchlug eben fünf, als unſere Freunde am Ausgange der Lebuſer Vorſtadt eintrafen und vor einem hier befindlichen alten Wirthshauſe den Hohen-Vietzer Kaleſchwagen erkannten. Aber noch nicht angeſpannt.

Beinahe die Hälfte der „Wirthſchaft" wurde von einem ungewöhnlich großen Thorweg eingenommen, der durch die ganze Tiefe des Hauſes lief. Es dunkelte ſchon, und ſo hätte ſich von der gewölbten Einfahrt ſehr wahrſcheinlich nichts weiter als ein ſchwarzes Loch erkennen laſſen, wenn nicht in Höhe des Gewölbes eine Stalllaterne geſchaukelt hätte. Mit Hilfe dieſer gewahrte man drei Stufen, die nach links hin aus dem Thorweg in eine, ſo ſchien es, den ganzen Reſt des Gebäudes einnehmende Gaſtſtube führten. Alles andere lag im Quergebäude. In Front der Ausſpannung aber war anſcheinend noch ein zweiter Thorweg ſichtbar, ebenfalls mit einer Laterne. Sah man indeſſen ſchärfer zu, ſo gewahrte man, daß dieſer Thorweg gar kein Thorweg ſei, ſondern eine große Kapellenniſche, in deren Hintergrund ein bemaltes Kruzifix hing. Neben dieſem Kruzifix zwei weißgetünchte Heilige, die auf ihren bittend vorgeſtreckten Armen wohl ein halbes Dutzend vertrockneter Kränze trugen. Vitzewitz war in den Hof gegangen, um nach Kriſt und den Ponies zu ſehen; Bamme, von Grell und Hirſchfeldt begleitet, patrouillirte draußen auf und ab und wollte durchaus Näheres über die zwei „Thorwege" hören. Er ſah ſich deshalb um und gewahrte ſchließlich einen Menſchen, der auf einem der niedrigen Fenſterſimſe hockend, wie ein Schatten in der matt-erleuchteten Oeffnung ſaß.

„He, Sottmeier!"

Der Angerufene erhob ſich und kam auf Bamme zu. Es ließ ſich jetzt erkennen, daß er Hausknecht, Küfer und Marqueur, alles in einer Perſon war. Er trug eine grüne Friesſchürze. Sein eines Auge, das viel größer ausſah als das andere, hatte einen weißen Fleck, und dieſer weiße Fleck bohrte ſich immer auf den, mit dem er ſprach. Dazu ſtorres ſchwarzes Haar; alles häßlich und unheimlich.

„He, Freund,“ ſagte Bamme, dem die Luſt vergangen war, das Wort „Sottmeier“ zu wiederholen, „he, Freund, wie heißt Eure Ausſpannung?“

„Der letzte Heller.“

„Das iſt gut. Gefällt mir. Man hört ordentlich wie er ſpringt. Und hier nebenan der Thorweg mit dem Kruzifix und den zwei Nonnen, wie heißt der?“

„Auch der letzte Heller.“

„Wetter, das gefällt mir nicht; dieſer ewige „letzte Heller“, als ob es ſonſt nichts in der Welt gäbe. Das ſchmeckt ja wie Miſerere. Grell, wo will das hinaus? Mit dem Galgenberg haben wir angefangen, und mit dem letzten Heller hören wir auf. Zweimal der letzte Heller, auf Ehre, das iſt zu viel.“

Grell lachte. „Wir müſſen es uns auf das Beſte hin anſehen, Herr General. Es iſt eigentlich eine Feinheit, dieſe zwei „letzten Heller“ ſo dicht nebeneinander wie Himmel und Hölle. War es doch immer ſo. Der eine ließ ſein Letztes bei der Kirche, der andere bei der Kneipe. Es ſtammt alles noch aus den katholiſchen Zeiten her. Aber ich glaube nicht, daß es viel beſſer geworden iſt.“

„Ich auch nicht,“ ſagte Bamme, und damit ſchritt er auf die drei Stufen zu, die vom Thorweg aus nach der Gaſtſtube hinauf führten. Grell und Hirſchfeldt folgten. Einen Augenblick ſpäter trat auch Berndt ein, der, nach längerem Umhertappen in dem dunklen Stall, Kriſt auf einer Futterkiſte total verſchlafen vorgefunden und nicht ohne Mühe zum Anſpannen ſeiner Ponies veranlaßt hatte.

In der Gaſtſtube ſaßen einige Sottmeiers beim Dreikart. Bamme war nicht in der Laune, ſich populär zu machen; er ſuchte deshalb ein anderes, dahinter gelegenes Zimmer auf, in welchem er ein großes Billard vorfand, halbzerriſſen, aber die

Fetzen mit einer Stopfnadel nothdürftig wieder zuſammen genäht. Darüber hing eine blakende Lampe. „Sieht ſie nicht aus, als wäre ſie draußen den Nonnen fortgenommen," ſagte er zu Grell, und ſetzte dann, zu dem Hausknecht ſich wendend, hinzu: „Noch ein Licht."

Dieſer brachte zwei und wollte, da kein Tiſch da war, das eine auf den Queueſtänder, das andere auf das Brettchen eines neben dem Ofen ſtehenden hochbeinigen Kinderſtuhles ſetzen, Bamme befahl aber: „Nicht da; hierher, rechts und links neben die Karoline!" und ließ die Lichter mitten auf das Billard ſtellen.

Als dies geſchehen und die „grüne Friesſchürze" wieder verſchwunden war, ſagte der Alte: „Ich wette, er hat nicht eingeklinkt; riegeln wir zu; beſſer iſt beſſer. Wer die Menſchen kennt, mißtraut ihnen. Es riecht hier überhaupt nach Spelunke, und wo es nach Spelunke riecht, da riecht es auch nach Verrath."

Grell ſchob den Riegel vor und ſtellte ſich dann wieder neben Bamme, der mit immer komiſcher werdender Feierlichkeit fortfuhr:

„Eh wir in den Wagen ſteigen, meine Herren, will ich die Dispoſitionen für morgen auf den Tiſch zeichnen. Ein Stück Kreide, Hirſchfeldt. Alle große Schlachten ſind mit drei Linien gewonnen worden. Und dieſe drei Linien hab' ich auch für morgen in petto."

Hirſchfeldt hatte mittlerweile den alten Queueſtänder durchſucht und ein Stück Kreide gefunden. Er gab es an Bamme, der ſofort einen Kreis auf das Billardtuch malte und dieſen Kreis durch einen dicken Flußſtrich in links und rechts halbirte.

„Hier rechts," hob er an, „die Dammvorſtadt iſt Tſchernitſcheffs Sache; hol' ihn der Teufel, wenn er uns im Stiche läßt. Was wir zu thun haben, liegt links, hier an den drei Thoren."

Und nun begann er jedes der drei Thore durch einen kurzen Doppelſtrich zu bezeichnen, den er quer durch die Peripherie des Kreiſes zog.

Dann fuhr er mit ſteigendem Eifer fort: „Um ein Uhr halten wir am Spitzkrug und marſchiren auf drei Straßen gegen die drei Thore. Das iſt das Vorſpiel. Und nun das Stück ſelber. Wir nehmen die drei Thore, gleichviel mit Liſt oder Gewalt, und dringen in drei Strahlen auf den Kirchplatz vor. Da haben wir die drei ſtrategiſchen Linien. Kirchplatz iſt Rendezvous. Dort entſcheiden ſich die Dinge, ſo oder ſo. Hoffen wir alles, und fürchten wir nichts. Und damit baſta. Parole „Ziethen". Und wolle der alte Huſarenvater in Gnaden mit uns ſein."

Ein Lächeln ging über aller Züge, als ſie ſo den alten „Huſarenvater" wie Gott und ſeine Heiligen angerufen ſahen. Aber Bamme bemerkte nichts. Er öffnete nur das Fenſter, nahm eine Hand voll Schnee und wuſch damit ſeinen dreilinigen Angriffsplan wieder weg.

Draußen hielten jetzt die Ponies. Kriſt knipſte mit der Peitſche, und der ſtorrige Hausknecht, der mittlerweile ſeine Friesſchürze zu einem Dreieck zuſammengeſteckt hatte, drängte ſich an Bamme, um ihm beim Aufſteigen behilflich zu ſein.

„Verkehren Franzoſen hier?" fragte dieſer.

„Nicht viel."

„Nette Leute?"

„Na, ſo ſo. Wer ſie gerade leiden kann. Nicht ſchlimmer als unſere."

Während dieſes Geſpräches hatte ſich alles zurechtgerückt, und der Wagen fuhr langſam hügelan und auf den Spitzkrug zu.

„Galgengeſicht, dieſer Kerl," ſagte Bamme. „Vergeſſener Reſt von der Familie Sottmeier; irgend ein Wende, der nach hinten und vorne zugleich ſieht. Ein Schielkönig comme-il-faut. Hol ihn der Teufel. Ich wette, daß er gehorcht hat."

„Nicht doch," ſagte Vitzewitz und lachte. „Es iſt ein Dolgeliner. Sein Vater iſt Schmid. Es flog ihm ein Funken ins Auge."

Und damit ging es in raſchem Trab ins Bruch hinein und auf Hohen-Vietz zu, das ſie bei guter Zeit erreichten.

XVI.

Wen trifft es?

Um die achte Stunde — Berndt und ſeine Hohen-Vietzer Gäſte waren noch nicht zurück — ſaßen Renate, Tubal und Lewin in dem uns wohlbekannten Eckzimmer. Seidentopf, der zugeſagt hatte zu kommen, war ausgeblieben; Lewin ſchien zerſtreut; Tubal, befangener noch als am Tage ſeiner Ankunft, vermied es, dem Auge Renatens zu begegnen. So ſcheiterten alle Bemühungen dieſer letzteren, das ſich hinſchleppende Geſpräch in einen etwas lebhafteren Gang zu bringen, und jeder, wenn ein Wagen vorüberfuhr, athmete auf, in der Hoffnung, daß es die Ponies ſein möchten.

„Wo ſie nur bleiben?" ſagte jetzt Renate. „Den ganzen Tag über bin ich ein Gefühl der Sorge nicht los geworden; ich hatt' es in der Kirche ſchon, und dann, als ich bemerkte, daß Ihr eingeſchloſſen waret, Du und Marie. Ich ſagt' es auch der Schorlemmer. Willſt Du glauben, Tubal, daß ich mich an Mariens Stelle geängſtigt hätte. Die Mittagsſtunde hat ihren Spuk ſo gut wie Mitternacht."

Tubal, den jedes Wort traf, bückte ſich, um ein paar Tannäpfel in den Kamin zu werfen, und ſagte verlegen vor ſich hin: „Die Zeit verging uns raſch. Wir haben die Grabſteine geleſen."

„Die Grabſteine," wiederholte Renate. „Das hätte mir den Muth auch nicht gehoben. Aber Marie, glaub' ich, ſetzte ſich in den Majorsſtuhl und vergäße ſeine Schrecken, vorausgeſetzt, daß es ſein müßte. Denn im Grunde hat ſie das Grauen ſo gut wie ich, ſie hat nur mehr Kraft, ihre Furcht zu bezwingen."

Die Pendule ſchlug jetzt acht, und Renatens Beſorgniſſe wurden immer größer. „Haltet Ihr es für möglich," ſagte ſie, während ſie ſich erhob und voll Unruhe auf das Fenſter zuſchritt, „daß die Franzoſen von unſerem Vorhaben erfahren haben können? Unſer Landſturm iſt ſeit drei Tagen auf allen Straßen, und es gibt immer feile Kreaturen, die für Lohn oder Vortheil den Spion machen."

„Gewiß," ſagte Lewin. „Aber dieſe Spione können nicht mehr verrathen, als ſie ſelber wiſſen. Und was ſie wiſſen, das wiſſen die Franzoſen auch. Es iſt einfach das, daß ſich ein Wetter gegen ſie zuſammenzieht. Nicht blos hier, überall."

„Und nun dieſer Droſſelſtein'ſche Brief," fuhr Renate fort, die nur mit halbem Ohre zugehört hatte, „ich glaube nicht, daß er viel Gutes bringt. Es iſt mir, als läſ' ich ihn Zeile für Zeile. Abſage, Zweifel, irgend etwas . . .".

In dieſem Augenblicke fuhr der mit ſo viel Spannung erwartete Wagen über das Pflaſter des Hofes und hielt. „Da ſind ſie!" riefen alle, und ehe Renate Zeit gefunden hatte, die bis dahin im Hintergrunde des Zimmers ſtehende Aſtrallampe vor das Sopha zu ſtellen, traten unſere Frankfurter Reiſenden bereits ein. Die Schorlemmer und Jeetze folgten. Fragen über Fragen. Abendbrot wurde refuſirt, nur Thee befohlen, und weil alle mehr oder weniger ausgefroren waren, kam man überein, ſtatt am Sophatiſch, um den Kamin her Platz zu nehmen. Der Tagesbericht ſollte chronologiſch gegeben werden, kam aber nicht weit, da ſich, als des über Hohen-Zieſar genommenen Umweges gedacht wurde, Lewin und Renate ſofort des Droſſelſtein'ſchen Briefes entſannen, der in der Freude des Wiederſehens vergeſſen worden war.

Berndt erbrach den Brief, und las: „Nur wenige Worte, mein theurer Vitzewitz. Eben komme ich von jenſeits der Oder zurück, und erfahre, daß Sie mit dem General und zwei anderen Herren hier waren, um mich für Frankfurt abzuholen. Ich war, wie Sie gewiß vermuthet haben werden, inzwiſchen ein zweites Mal bei Tſchernitſcheff, den ich bereits auf dem Marſche traf. Er rückt heute noch bis auf zwei Meilen gegen Frankfurt vor. Seine Geſinnungen ſind unverändert die beſten. Er theilte mir zum Schluſſe mit, daß er an ſeinen unmittelbaren Chef, den Corpskommandanten Fürſten Wittgenſtein berichtet habe, und ſpäteſtens bis Morgen Mittag der Gutheißung der von ihm gethanen, beziehungsweiſe noch zu thuenden Schritte entgegenſähe. Tout à vous, Droſſelſtein.“

Ein jeder empfand die Zweideutigkeit dieſer Tſchernitſcheff'ſchen Zuſage, die nöthigenfalls auch Rückzug bedeuten konnte, keiner aber gab dieſer Empfindung Ausdruck, am wenigſten Bamme, der, um der ſchlechten Stimmung ein Ende zu machen, von allem Möglichen und Unmöglichen, von Othegraven und den Sottmeiers, von den beiden „letzten Hellern“, dem himmliſchen und dem hölliſchen, und ſchließlich auch von den zwei Nonnen „mit der blakenden ewigen Lampe“ zu peroriren begann. Zuletzt verſchwor er ſich, daß es ein gut geplantes Unternehmen ſei, vor allem klar in der Anlage; drei Linien concentriſch auf einen Punkt gerichtet, garantirten den Erfolg. Die Ruſſen ſeien gute Kameraden. Hierbei warf er einen Blick auf Vitzewitz, um zu ſehen, ob dieſer es ernſthaft oder ironiſch auffaſſen würde. Ja, ſie ſeien gute Kameraden, müßten es ſein, und es werde glücken. Wenn es aber nicht glücke, ſo ſei die Welt keinen Schuß Pulver werth, einſchließlich der ganzen göttlichen Gerechtigkeit, über die er ohnehin ſo ſeine Gedanken habe.

Alles ſah verlegen vor ſich hin, und die Schorlemmer flüſterte Renaten zu: „Wo will das hinaus;“ Bamme ſelbſt aber, immer neue Löffel voll Baſeler Kirſchwaſſer in die längſt geleerte Theetaſſe gießend, begann jetzt in ſeinem Aerger über Tſchernitſcheff — gegen den er klugheitshalber nichts ſagen durfte — die Schalen ſeines Zornes auf den „Tout à vous-Droſſelſtein“ auszuſchütten, der ſich mindeſtens zweierlei hätte ſparen können: erſtens den erneuten Beſuch im ruſſiſchen Hauptquartier, und zweitens dieſen Brief. Aber er gehöre ganz und gar zu den vornehmen Herren, die, weil ſie nichts beſſeres zu thun hätten, immer zwiſchen artigen Beſuchen und artigen Briefen hin- und her pendelten. Und das hieße dann Lebensart und Diplomatie.

Nach dieſem Trumpfe — denn er hielt es mit „guten Abgängen“ — erhob er ſich plötzlich, wünſchte gute Nacht und ging in ſein Zimmer hinüber. Berndt folgte ſeinem Beiſpiele, bald auch die andern, und ehe zehn Uhr heran war, war alles ſtill und dunkel im Haus.

* * *

Nur in den Hinterzimmern des Oberſtocks brannte noch Licht. Hier hatten ſichs die Freunde bequem gemacht, und genoſſen des Behagens, den eben beſchloſſenen Tag noch einmal durchzuplaudern. Auch des kommenden wurde dabei gedacht.

Tubal und Hirſchfeldt, wie ſeinerzeit erzählt, waren Schlafkameraden. Ihr Zimmer lag mehr der Treppe zu, jener mittleren Stube gegenüber, in der die drei jungen Mädchen an dem „Einbruchsabend“ in eine ſo tödtliche Angſt verſetzt worden waren. Schon an einem der vorausgegangenen Tage hatte man des kleinen Abenteuers ſammt des Nachſpiels mit Hoppenmarieken eingehender gedacht; heute kam man darauf zurück, und Tubal ſagte plötzlich: „Und nun, Hirſchfeldt, mit einem Sprunge, der von Hoppenmarieken aus eigentlich kein Sprung mehr iſt, wie gefällt Ihnen Bamme? Sie ſind heute den ganzen Tag über mit ihm zuſammen geweſen. Aber auch vor einer Stunde noch, unten am Kamine; hörten Sie's wohl? er mocquirte ſich über Droſſelſtein, und glaubte es zu dürfen. Und was iſt es am Ende? Diogenes in der Tonne, der ſich über Alexander ärgert. Ein bischen Cynismus, ein bischen Schabernack. Ich laſſe das Preußenthum gelten, aber dies ſäbelbeinige Märkerthum, das ſich am liebſten in einen Huſaren verkleidet, jeden Augenblick den alten Zieten ſpielen möchte, und nichts von ihm hat als die Häßlichkeit, das iſt mir verhaßt. Ja, die Häßlichkeit. Sehen Sie ſich dieſen Mann an, der für einen Typus dieſer Gegenden gelten kann, und dann beantworten Sie mir die Frage, ob ſich in der ganzen Gotteswelt, wenn Sie Kirgiſen und Kalmücken außer Spiel laſſen, etwas Aehnliches findet, wie dieſer „Typus Bamme?"

„Vielleicht nicht," antwortete Hirſchfeldt. „Aber ich kann mich darüber nicht entrüſten. Der „Typus Bamme", wie vieles an ihm auszuſetzen ſein mag, iſt wenigſtens ehrlich. Und je mehr in dieſem Lande geheuchelt wird, vielleicht auch um ſeiner Entſtehung und Geſchichte willen geheuchelt werden muß, deſto wohlthuender berühren mich Einzelfiguren, die, wenn Sie mir den Ausdruck zu Gute halten wollen, durch En detail-Ehrlichkeit die nationale En gros-Schuld zu tilgen trachten. Bewußt oder unbewußt iſt gleichgiltig."

Tubal hatte ſich in ſeinem Bette aufgerichtet und ſah verwundert zu dem Sprecher hinüber. Es war ihm, als ob er Bninski gehört hätte. Hirſchfeldt aber, während er die Lichtſchnuppe mit ſeinem Finger wegknipſte, fuhr in demſelben Gleichmuthstone fort: „Es verwundert Sie, Ladalinski, mich ſo ſprechen zu hören. Mich, einen Altpreußen. Aber es erklärt ſich leicht. Ich war lange draußen, und draußen lernt es ſich. Jeder, der zurückkommt, wird durch nichts ſo ſehr überraſcht, als durch den naiven Glauben, den er hier überall vorfindet, daß im Lande Preußen alles am beſten ſei. Das Große und das Kleine, das Ganze und das Einzelne. Am beſten, ſag' ich, und vor allem auch am ehrlichſten. Und doch liegt unſer ſchwacher und ſchwächſter Punkt gerade nach dieſer Seite hin. Welche Politik, die wir ſeit zwanzig Jahren gemacht! Lug und Trug, und wir mußten daran zu Grunde gehen. Denn gleichviel, Staat oder Perſon, wer wankt und ſchwankt, wer unzuverläſſig und unſtät iſt, wer Gelöbniſſe bricht, mit einem Worte, wer nicht Treue hält, der iſt des Todes. Und nun Gott befohlen. Löſchen wir das Licht und ſchlafen wir. Morgen ſind wir ſchlechter gebettet."

Er löſchte das Licht und ſah Altes und Neues an ſich vorüberziehen. Aber eines ſah er nicht: wie ſeine letzten Worte das Herz ſeines Schlafkameraden getroffen hatten.

* * *

In dem Zimmer nebenan plauderten Lewin und Grell.

„Morgen um dieſe Zeit ſind wir auf dem Marſch," ſagte Lewin. „Iſt Ihnen leicht ums Herz?"

„Nein," antwortete Grell. „Ich war nie im Feuer, und bin deshalb in Furcht, vielleicht Furcht zu zeigen. Auch iſt es ein eigen Ding mit den Vorahnungen."

„Glauben Sie daran?"

„Ja," bemerkte Grell. „Nicht jeder hat ſie; aber wir haben es von der Mutter her. Im Schleswig'ſchen iſt es häufig."

Eine kurze Pauſe folgte. Dann ſagte Lewin: „Ich mag nicht in Sie dringen, Grell, über Dinge zu ſprechen, von denen Sie vielleicht lieber ſchweigen. Aber eines möcht' ich doch ſagen dürfen: ich habe den Eindruck, als ob Sie das, was wir vorhaben, um einen Grad ernſthafter nähmen, als es genommen ſein will. Es iſt ein Coup, der entweder glückt oder nicht glückt; das iſt alles. Ueberraſchen wir den Feind, ſo gibt er ſich gefangen, überraſchen wir ihn nicht oder laſſen uns die Ruſſen im Stich, ſo ziehen wir uns zurück; aber im einen wie im anderen Falle, nennenswerthe Verluſte werden ſchwerlich zu verzeichnen ſein. Der Feind iſt eben eingeſchüchtert und wird ſich, ſelbſt wenn er unſern Angriff ſiegreich abſchlägt, auf bloße Defenſive beſchränken müſſen."

Grell lächelte. „Möglich, daß Sie Recht haben, Vitzewitz. Jedenfalls wünſch' ich es. Aber Sie kennen die Frühjahrsgewitter: ein Blitz aus heiterem Himmel, und dann iſt es wieder vorbei. Ein Schlag nur, aber er fordert jedesmal ſein Opfer. Und wer will ſagen, wer gefordert wird oder wen es trifft."

Beide ſchwiegen und hingen ernſten Gedanken nach. Dann ſagte Lewin, der dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben trachtete: „Haben Sie Kleiſts Grabmal beſucht? Es wirkt etwas zopfig mit ſeinem Schmetterling und ſeiner Inſchrift in drei Sprachen, und doch hab' ich immer einen tiefen Eindruck davon empfangen."

„Ja," beſtätigte Grell. „Aber der Eindruck, den ich vorher von dem Herzog Leopold-Denkmal empfing, war tiefer."

„Und weshalb?"

„Weil es mir noch deutlicher und entſchiedener meinen

Lieblingsſatz predigte, daß es erſt der Tod iſt, der uns unſer eigentliches Leben gibt. Auch hienieden ſchon. Wer würde von dem armen Herzoge noch wiſſen, wenn er ſein Leben einfach ausgelebt hätte bis auf den letzten Tag. Er unterbrach aber den Gang ſeiner Stunden und opferte ſich; und nun lebt er fort, weil er zu ſterben verſtand.“

„Es iſt unſer Thun, nicht unſer Tod, was uns ein ſchöneres Leben ſichert.“

„Aber doppelt geſichert iſt es uns, wenn es ein Thun im Tode iſt.“

XVII.

Die Revue.

Und nun kam der Tag, an dem es ſich entſcheiden ſollte.

Schon in aller Frühe war der alte General außer Bett geweſen, hatte nach Jeetze geklingelt und Hirſchfeldt rufen laſſen, der dann auch ſofort erſchienen und eine halbe Stunde ſpäter abgeritten war, um die ordre du jour an alle im halbmeiligen Umkreiſe ſtehenden Bataillone zu überbringen. Dieſe ordre du jour ging dahin, daß eben dieſe Bataillone Punkt zwölf behufs abzuhaltender Revue in unmittelbarer Nähe von Hohen-Vietz eintreffen, gleich nach der Revue in eben dieſem Dorfe Alarmquartiere beziehen und neun Uhr abends zum Abmarſche gegen Frankfurt bereit ſtehen ſollten.

Mit Abfaſſung dieſer Ordres hatte ſich Bamme während ſeiner ſchlafloſen Stunden beſchäftigt. Jetzt erſt, wo Hirſchfeldt unterwegs war, wurde der Alte ruhiger; es gab nun kein Zurück mehr, oder um ihn ſelber ſprechen zu laſſen, „die Zettel waren gedruckt und das Stück mußte wohl oder übel geſpielt werden“.

Er hatte ſeine Ruhe wieder, aber freilich nicht ſein Behagen. Denn ſo groß ſein Selbſtbewußtſein war, ſo groß war auch, ſelbſt unter gewöhnlichen Verhältniſſen, ſeine Selbſterkenntniß. Und nun gar heute! Er fühlte ſich der ihm zugefallenen Aufgabe nicht recht gewachſen, und geſtand ſich unverhohlen, daß er alles, was er an Gaben beſaß, nicht recht brauchen, und alles, was er nicht beſaß, in der Eile weder beſchaffen, noch durch Eifer und guten Willen erſetzen konnte.

* * *

Zur Abhaltung der Revue war ein großes Brachfeld ausgewählt worden, das zwiſchen dem Fichtenwäldchen und der Chauſſee lag, dicht neben dem Pflugacker, über den hin, am dritten oder vierten Weihnachtstage, die von ihrem Kirch-Göritzer Beſuche heimkehrenden Freunde ihren Wettlauf zur Rettung Hoppenmariekens gemacht hatten. Aber bis zwölf Uhr war noch eine lange Zeit, und jeder ſuchte ſie zu kürzen. Tubal und Lewin fuhren nach Reitwein hinüber, um ſich ein Grabmonument anzuſehen, das daſelbſt aufgeſtellt werden ſollte, der alte Vitzewitz traf „auf alle Fälle hin“ einige Anordnungen, und Grell ging in die Pfarre; ſo ſchien es in der That, als ob Bamme, der allein blieb, die ganze Pein des Abwartens und Stundenzählens am vollſten und ausſchließlichſten durchkoſten ſolle. Aber Kniehaſe half ihm aus der Verlegenheit, ihm meldend, daß von den Nachbargütern her einige Reitpferde zur Auswahl für den „Herrn General und ſeinen Adjutanten“ geſtellt worden ſeien. Sie ſtänden am Spritzenhauſe, zwiſchen dem Krug und dem Schulzenhof.

Unter dieſen Pferden war auch eine Fuchsſtute, die Droſſelſtein geſchickt hatte, ein ſchönes Thier, beinahe brandroth, das dem Alten außerordentlich gefiel. Dennoch war er in Zweifel, ob er ſich dafür entſcheiden ſollte.

„Die Fuchsſtute gefällt mir,“ ſagte er, „aber es hat ſein Mißliches damit. Eigentlich halt' ich es mit meinem kleinen Iſabellfarbenen, den Sie ja kennen; wir haben daſſelbe Maß und paſſen zuſammen. Was meinen Sie, Kniehaſe, nehm' ich den Shetländer, oder nehm' ich die Fuchsſtute?"

„Mit Permiſſion, Herr General," ſagte Kniehaſe, „wenn der Herr General mich fragen, der kleine Shetländer geht nicht. Ein General muß hoch ſitzen, höher als alle anderen; man muß ihn ſehen können wie die Fahne. Dies hier iſt das Generalspferd!" und damit gab er der Fuchsſtute einen Schlag auf die Kruppe.

„Gut, Kniehaſe, Sie ſind ein verſtändiger Mann. Alſo die Fuchsſtute für mich. Und feſtgeſattelt und die Steigbügel hochgeſchnallt, daß ſie nicht blos ſo nebenher läuten. Und nun noch eins, Kniehaſe; muß ich zu den Leuten ſprechen, muß ich ihnen eine Rede halten?"

„Ja, Herr General, das müſſen Sie ſchon, das geht nicht anders. Und immer ſcharf ins Gewiſſen, das haben ſie gern und die Alten ſagen dann: „der verſteht's". Und wer's verſteht, dem gehorchen ſie und dem folgen ſie und wenn's ihnen auch an Kopf und Kragen ginge. So kenn' ich unſere Leute, gut Beiſpiel iſt alles, gut Beiſpiel und Muth."

Bamme nickte.

„Und, Herr General," fuhr Kniehaſe fort, „eines wollt' ich mit Permiſſion noch gefragt haben: wollen der Herr General nicht eine Uniform anlegen? Es iſt immer gut, ſo zweierlei Tuch."

„Nein, Kniehaſe, Uniform und Uniform iſt ein Unterſchied. Ein alter Huſarenrock iſt nur gut unter ſeinesgleichen, jeder drückt dann ein Auge zu. Aber allein iſt er gefährlich und hat dann ſo ſeine Beinamen. Mantel und Pelzmütze, das muß ausreichen, und meine Karbatſche hier." Und dabei fuchtelte er mit einem dicken Fiſchbein, das ihm je nach Bedürfniß als Stock und Gerte diente, in der Luft umher.

Während dieſer Worte war die Fuchsſtute bei Seite geführt worden, mit ihr auch ein ſchöner Grauſchimmel, den man als Reſervepferd für Hirſchfeldt ausgeſucht hatte. So vergingen einige Minuten, dann ſagte Bamme, der mit dem Schulzen auf- und abgeſchritten war: „Wie ſpät iſt es, Kniehaſe?"

„Halb zwölf."

„Da haben wir noch eine halbe Stunde; wo bleib' ich ſo lange?"

„Der Herr Paſtor ſteht am Fenſter. Wollen der Herr General nicht bei ihm eintreten?"

„Nein, Kniehaſe, mir iſt nicht nach Seidentopf. Und die Todtentöpfe hab' ich geſtern erſt geſehen. Es iſt Schlackerwetter, und drüben iſt ja der Krug; wem gehört er doch?"

„Den Scharwenkas."

„Richtig, den Scharwenkas, böhmiſche Koloniſten."

„Ja, Herr General; aber alle Stuben ſind voll, von wegen der Revue, Bauern und Knechte. Wenn der Herr General mit in den Schulzenhof kommen wollten?"

„Gewiß, Kniehaſe, mir ſehr willkommen. Habe bei den Vitzewitzes allerlei gehört. Sollen eine ſchöne Tochter haben, einen wahren Ausbund."

„Pflegetochter, Herr General."

„Macht mir keinen Unterſchied. Die alte herrnhutſche Kucke drüben, die aus Furcht vor mir immer drei Sprüche auf der Zunge hat, hat uns geſtern von dem Töchterchen erzählt, ſo 'was von Hühnerhof und Schwanenei. Ich gebe nicht viel auf altes Weibergeſchwätz, aber ich bin doch neugierig, das Mirakel, das junge Schwänchen, kennen zu lernen."

Damit hatten ſie den Schulzenhof erreicht und traten nach links hin ein, wo Marie, die das Vorführen und Ausſuchen der ſchönen Pferde mit vielem Intereſſe beobachtet hatte, am

Fenſter ſaß. Sie ſtand jetzt auf, um das Zimmer zu verlaſſen; der alte General aber, während er ſie mit liſtigen Augen muſterte, ſagte: „Bitte, bleiben Sie, Sie ſollen mit mir zufrieden ſein.“

Und Marie blieb. Bamme nahm einen Stuhl und bemerkte zu dem Schulzen: „Bitte, Kniehaſe, ſagen Sie dem Rittmeiſter, daß er mich draußen auf der Chauſſee erwartet. Ich will von hier aus reiten, und laſſen Sie der Stute draußen noch eine Decke auflegen; ſie kommt von Droſſelſtein, wird alſo wohl verwöhnt ſein. Ihr Töchterchen erzählt mir unterdeſſen alte Geſchichten. Alte Geſchichten, die Sie ſchon kennen.“

Kniehaſe ging.

Marie, die nicht das Beſte von dem Alten wußte, blieb ziemlich ruhig, ruhiger als geſtern in der Kirche. Sie hörte bald heraus, daß er es gut mit ihr meinte, und daß Theilnahme und ſelbſt Reſpekt aus ſeinen Worten ſprachen.

„Ich bin ein alter Mann,“ begann er, „und plaudere gern. Am liebſten aber hab' ich Menſchen, die anders ſind als andere. Und dabei bin ich neugierig wie eine Nachtigall. Da müſſen Sie mir denn ſchon ein paar Fragen zu gute halten. Nicht wahr, Sie ſind kein Hohen-Vietzer Kind, nicht aus dem Bruch?“

„Nein, ich bin aus dem Sächſiſchen,“ ſagte Marie.

„Ah, aus Sachſen,“ fuhr Bamme fort. „Ich dacht' es beinah, es hat was auf ſich mit dem alten Reim. Und Sie verloren Ihre Eltern früh?“

„Ja, meine Mutter hab' ich kaum gekannt. Dann zog ich mit meinem Vater über Land; aber er kränkelte viel.“

„Sie zogen mit ihm, wie darf ich das verſtehen?“

„Wir zogen umher und gaben Vorſtellungen: Tanz und Deklamation und Zauberei. Erſt in kleinen Städten, dann in Dörfern; und hier ſtarb er. Er hat ſein Grab oben auf dem Kirchhof und der alte Jeſerich Kubalke, unſer Küſter und der Vater von der hübſchen Maline, hat ihm eine Grabſchrift geſchrieben."

„Und wie kam es dann?"

„Ich weinte herzlich, nicht um meiner Noth willen, denn ich hatte nicht das Gefühl davon, aber weil ich ihn ſo ſehr geliebt hatte. Noch jetzt häng' ich an ihm und träume von ihm. Sie ſehen mich an, Herr General, ſo freundlich, wie ich nicht gedacht hätte, daß Sie jemanden anſehen könnten. Und das gibt mir einen Muth, von meinem Vater zu ſprechen. Ach, die verachteten Menſchen, wenn ſie gut ſind, ſind es die beſten. Ich habe früh erfahren, wie wenig der Schein bedeutet. Und wie müſſen erſt unſere Herzen vor Gott liegen, der alles ſieht und alles weiß!"

Sie hatte das mit tiefer Bewegung geſprochen; jetzt ſchwieg ſie und ſah ein nervöſes Zucken um den Mund des Alten, der ſeinerſeits die Frage wiederholte:

„Und wie kam es dann?"

„Es kam dann, was Sie jetzt ſehen; die Kniehaſes nahmen mich in den Schulzenhof hinüber. Es war vor Weihnachten, und er baute mich ſeiner Frau auf, und ich war ihre Puppe. Ich hatt' es gut, zu gut, aber da war die verſtorbene gnädige Frau, die ſah es, und als ſie gewahr wurde, daß ich wild aufwuchs und zu ſehr meinen Willen hatte, da ſorgte ſie für das Rechte. Oder wenn's nicht das Rechte war, doch für das, was ſie für das Rechte hielt. Sie nahm mich in das Herrenhaus und da wurden wir zuſammen erzogen, Renate und ich, ich meine das Fräulein und ich. Wir waren in gleichem Alter und immer mit einander."

„Und mit Lewin?" fragte Bamme, den wieder die Luſt zu necken anwandelte.

„Ja, auch mit Lewin, bis er in die Stadt kam. Aber wir ſind gute Kameraden geblieben.“

„Und bleiben es auch wohl?“

„Ich hoff' es.“

Bei dieſer Wendung des Geſprächs war Kniehaſe wieder eingetreten, um zu melden, daß es Zeit ſei; drei von den Bataillonen ſeien ſchon auf dem Rendezvous am Wäldchen eingetroffen, und das vierte würde ſofort antreten. Das war eine willkommene Nachricht. Der alte General empfahl ſich, wickelte ſich draußen auf dem Flur in ſeinen Huſarenmantel und ſchwor einmal über das andere, während er mit unſicherer Hand an ſeinen Kragen-Oeſen herumneſtelte, daß er ſechs Pflegetöchter ins Haus nehmen wolle, wenn nur eine ſo geriethe wie dieſe kleine Fee. Denn eine Fee ſei ſie, trotzdem die richtigen Feen blaue Augen haben müßten. Und darnach hob er ſich in den Sattel, rückte ſich zurecht, und warf der am Fenſter ſtehenden Marie Kußhändchen zu, aber mehr freundlich als geckenhaft. Und gleich darauf ritt er ab. Ein ſonderbares Bild, der kleine Mann auf dem hohen brandrothen Pferde, in Mantel und Pelzmütze und die Steigbügel hoch geſchnallt.

Im übrigen war alles, wie Schulze Kniehaſe geſagt hatte, und als Bamme jetzt in Nähe des zur Revue beſtimmten Blachfeldes eintraf, ſah er, daß drei der Bataillone bereits regelrecht aufmarſchirt waren. Sie ſtanden hufeiſenförmig oder in einem Quarré, deſſen vordere Seite geöffnet war. In dieſem Augenblicke meldeten Droſſelſtein und Pitzewitz, daß auch Bataillon Lebus im Anmarſch ſei. Daſſelbe rapportirte Hirſchfeldt, und der kleine Mann wuchs ordentlich auf ſeinem hohen Pferde, als er ſich von den verſchiedenſten Seiten her ſo begrüßt und zum Mittelpunkt aller dienſtlichen Meldungen gemacht ſah.

Dieſe Meldungen waren kaum beendet, als man auch ſchon vom Dorfe her Trommelſchlag hörte und zwiſchen den Pappeln hin einer lang heranziehenden Kolonne gewahr wurde. Es waren unſre Lebuſer. Sie marſchirten in Abſtänden von hundertundfünfzig Schritt. Und jetzt waren die vorderſten deutlich erkennbar geworden: Kompagnie Lietzen-Dolgelin. Ein Alter mit einer Fahne, deren Stock in einem breiten Gurt ſteckte, ſchritt rüſtig voran, trotzdem ſein rechter Fuß etwas kürzer war als der linke.

„Wer iſt der Alte?" fragte Bamme den neben ihm haltenden Vitzewitz.

„Rentamtmann Rollhauſen von Lietzen. Hat noch unter Markgraf Karl gedient. Bei Kunersdorf Schuß durch die Hüfte."

„So, ſo. Und die Fahne, die der Alte führt? Roth und weiß. Hab' ich all mein Lebtag nicht geſehen."

„Das iſt die Komthureifahne mit dem achtſpitzigen Johanniterkreuz. Lietzen war Ordensgut."

Unter dieſem Geſpräche war „Lietzen-Dolgelin" bis dicht herangekommen und ſchwenkte rechts, um an den einen Flügel des offenen Quarrés zu rücken. Dadurch wurde die zunächſt kommende Kompagnie ſichtbar. Es war die von Hohen-Zieſar. Sie hatte die meiſte Muſik: zwei Trommler und zwei Pfeifer, und die ganze vorderſte Sektion beſtand aus lauter berittenen Mannſchaften: Verwalter und Meier von den verſchiedenen Gütern und Vorwerken des Grafen. Dieſer ſelbſt, als er ſeine Leute herankommen ſah, ſetzte ſich an ihre Front und führte ſie, die Degenſpitze neigend, an dem alten Bamme vorüber.

Jetzt kam Kompagnie Hohen-Vietz. Sie hatte das meiſte Anſehen und wurde von den anderen wie eine alte vornehme Familie behandelt. Das machte, weil ſie die hiſtoriſche war. Die Lietzner Komthureifahne mit dem achtſpitzigen Kreuz wollte nicht viel beſagen, denn ihr Fahnentuch war neu, keine dreißig Jahre alt; Kompagnie Hohen-Vietz aber hatte noch das ſiegreiche Kirchenbanner aus den Huſſitentagen her und vor allem die große Schwedentrommel, von der jedes Kind in den Bruchdörfern wußte, und die jetzt dumpf und eintönig ihren Marſch wirbelte. Es war der Schmied, der ſie trug, an einem breiten, mit Muſcheln beſetzten Lederbande, nicht viel ſchmäler als der Ledergurt eines Schlittengeläuts. Die Trommelwandung war blau, und der krauſe Mohrenkopf, der ſich in gelbem Schilde auf eben dieſer Wandung befand, war durch Seidentopf als der Kopf der Königin Chriſtine feſtgeſtellt worden.

Und nun kam Kompagnie Protzhagen, Hauptmann von Rutze am rechten Flügel, und ſtatt des Trommelſchlägers einen Horniſten in der Front. Dieſer, ein dicker kurzhalſiger Mann und ſeines Zeichens Protzhagener Kuhhirt, ſteckte wie verloren in den Windungen eines rieſigen Horns, von dem es hieß, daß es daſſelbe ſei, drin Junker Hans von Rutze vor hundertundfünfzig Jahren den Hals gebrochen habe. Es gab nur zwei Töne von ſich, einen tiefen und einen hohen, von denen der tiefe zum Angriffs- und der hohe zum Rückzugsſignal beſtimmt worden war. Die Kompagnie ſelbſt aber, nach wie vor die beſte, war in all ihren Gliedern mit Piken bewaffnet, eingedenk der hiſtoriſchen Thatſache, daß Euſebius von Rutze in der großen Schlacht bei Budapeſt mit einer Pikenierkompagnie das türkiſche Centrum durchbrochen hatte. Darauf hin hatte ſein Urenkel, unſer Hauptmann, allem Dreinreden Einzelner zum Trotz, auf Piken beſtanden, und Bamme — ſelber ein Freund der blanken Waffe und des Mann gegen Mann — war ihm gern zu Willen geweſen. Er ſah jetzt ſchmunzelnd auf Rutze, der, das ſechs Fuß lange Sponton in beiden Händen, gravitätiſch an ihm vorbeidefilirte, und wandte ſich zu Berndt: „Voilà, der Anmarſch der Protzhagener Gebirgsvölker. Sehen Sie, Vitzewitz, das Monſtrum in der blechernen Boa Conſtrictor. Das reine Horn von Uri."

Und damit ſchwenkten auch die Rutze'ſchen nach rechts hin ein.

Ihr Einſchwenken, wie das der letztgenannten Kompagnien überhaupt, hätte, wenn es en ligne erfolgt wäre, das bis dahin offene Quarré ſchließen müſſen, dadurch aber, daß ſie hinter einander, zu je zwei und zwei, am rechten und linken Flügel des Hufeiſens aufmarſchirten, war zwiſchen ihnen eine breite Gaſſe frei geblieben, durch die jetzt erſt Bamme und dann alle Bataillonskommandeure, die mit auf der Chauſſee gehalten hatten, in das Quarré einritten.

Die Barnim'ſchen Bataillone, zum Unterſchiede von den Lebuſiſchen, hatten viele kleine Kompagniefahnen mitgebracht, rothe Frieslappen, in die, wie ſich die Landſturmmänner ausdrückten, der „preußiſche Kuckuck" eingenäht worden war. Dieſe Fahnen ſenkten ſie jetzt, während zugleich alle Trommeln, große und kleine, gerührt wurden. Der alte General ſalutirte, ritt die Fronten ab und nahm dann ſeine Stellung inmitten des Quarrés, von ſeiner Suite und mehreren der Barnim'ſchen Fahnenträger umgeben. Der Moment war nun da, wo geſprochen werden mußte.

Bamme war nicht ängſtlich und wußte zu reden wie jeder, dem es gleichgültig iſt, ob ſeine Rede gefällt oder nicht.

„Leute!" begann er, „in Frankfurt ſind funfzig Kanonen und blos zweitauſend Franzoſen. Ein paar hundert mehr oder weniger thut nichts. Wir wollen ſie überrumpeln; wollt Ihr?"

„Ja, Herr General!"

„Gut, ich hab' es nicht anders von Euch erwartet. Denn was ſagte der alte Fritz? „Wenn ich Soldaten ſehen will,“ ſagte er, „ſo ſeh' ich das Regiment Itzenplitz.“ Und das andere Mal ſagte er: „Wenn ich Soldaten ſehen will, ſo ſeh' ich das Regiment Markgraf Karl.“ Ja, Leute, ſo ſagte der alte Fritz. Habt Ihr verſtanden, was ich meine?“

„Ja, Herr General.“

„Regiment Itzenplitz und Regiment Markgraf Karl, wo waren ſie zu Hauſe?“

„Hier, Herr General.“

„Richtig, hier in Barnim und Lebus. Kerls, ſollen wir ſchlechter ſein als unſere Väter waren? Sollen wir, wenn uns der alte Fritz anſieht, die Augen niederſchlagen?“

„Nein, nein!“

„Es wird nicht viel koſten; die Bürger helfen und die Ruſſen auch. Aber „wo Holz gehauen wird, fallen Spähne“. Ein paar von uns werden die Zeche bezahlen müſſen. Wollt Ihr?“

„Ja!“

„Ich wußt' es. Aber nun die Ohren ſteif. Wer ein Hundsfott iſt, kriegt die Kugel vor den Kopf. Ich bin ein ſpaßhafter Mann, aber wenn es ernſt wird, verſteh' ich keinen Spaß. Und nun vorwärts! Feldgeſchrei „Zieten!“ und Loſung „Hohen-Vietz!“ Das können ſie nicht nachplappern .... Und wißt ihr, wer ſie holen ſoll, ſie und ihren Kaiſer?“

„Ja, wir.“

„Nein, der „Kuckuck“ ſoll ſie holen,“ und dabei wies er auf die kleinen Kompagniefahnen der neben ihm ſtehenden Barnim'ſchen Fahnenträger.

Dieſe ſchwenkten jetzt wieder ihre rothen Frieslappen, alle Spielleute fielen ein und Bamme hatte die Genugthuung, ſeinen letzten Redetrumpf durch nicht enden wollende Hurrahs begleitet zu ſehen.

Als ſich der Lärm einigermaßen wieder gelegt hatte, ritt er grüßend aus dem Viereck auf die Chauſſee zurück. Die Bataillone brachen raſch in Sektionen ab und folgten ihm unter Trommelſchlag in das Dorf.

Auch das „Horn von Uri“ klang abwechſelnd mit ſeinem tiefen und ſeinem hohen Ton dazwiſchen.

XVIII.

Der Aufbruch.

Die Nachmittagsſtunden vergingen raſcher, als man erwartet hatte; ſämmtliche Kommandeure waren zu Tiſch geladen, und das Geſpräch mit ihnen kürzte die Zeit. Selbſt Bamme, als er erſt wahrnahm, daß es ſeinen Geſchichten und Anekdoten, aller preſſanten Lage zum Trotz, an einem aufmerkſamen und dankbaren Publikum nicht fehlte, kam über die gefürchteten Stunden in guter Laune hinweg.

Schon lange vor neun begannen ſich die Bataillone zu ſammeln und ſtanden nun das Dorf hinauf und hinunter: bei Mickleys Mühle die Vorhut, auf der Straßenerweiterung zwiſchen dem Krug und dem Schulzenhof die beiden Barnim'ſchen Bataillone, vor dem Herrenhauſe das Bataillon Lebus. Es war ziemlich dunkel, aber bei dem Lichterſchein, der von rechts und links her auf die Gaſſe fiel, ließen ſich die aus Piken und Gewehren zuſammengeſetzten Pyramiden deutlich erkennen. Vor den Häuſern ſtanden die Landſturmmänner im Geſpräch mit den Frauen und Mädchen, denn alles was Waffen tragen konnte, war in Reih und Glied.

Bamme hielt bei Mickleys Mühle neben einer Art Biwacksfeuer, das hier mitten auf dem Fahrdamme angezündet worden war. Die Pelzmütze tief ins Geſicht gerückt, den Huſarenſäbel über den grauen Mantel geſchnallt, gewährte er jetzt, angeglüht von dem Flammenſchein, auf ſeiner hochbeinigen rothen Fuchsſtute einen noch groteskeren Anblick, als bei ſeinem Ritte zur Revue. Neben ihm hielt Hirſchfeldt.

* * *

Und nun ſchlug es neun, und ehe noch der letzte Schlag verklungen war, hieß es: „An die Gewehre!“ Jeder, der das Kommando hörte, wußte von wem es kam. Dieſe ſcharfe Krähſtimme hatte nur einer. Die Landſturmmänner des zunächſtſtehenden Bataillons gehorchten augenblicklich und mit der Präziſion alter Soldaten, während Hirſchfeldt die Dorfgaſſe hinauf jagte, um den Befehl von Bataillon zu Bataillon zu bringen. Dann warf Bamme die Fuchsſtute links herum, nahm zwiſchen zwei Holzpfeilern, die den Eingang zum Mühlengehöft bildeten, Stellung und kommandirte: „Bataillon, Marſch!“ Die Tambours ſchlugen an und unter Hurrah ging es im Geſchwindſchritt an dem Alten vorbei, der immer, wenn ein neues Bataillon herankam, die Pelzmütze lüpfte, um wenigſtens die vorderſten Rotten zu begrüßen. Jetzt kam auch das Bataillon Lebus, das die Nachhut bildete; die Schwedentrommel lärmte und der Protzhagener Kuhhirt, mit dem Junker Hanſen-Horn, blies unabläſſig dazwiſchen. Es klang wie Feuerruf.

Vitzewitz und Droſſelſtein ließen im Vorbeimarſch präſentiren, und erſt als der letzte Mann ihres Nachhut-Bataillons vorüber war, gab auch Bamme ſeinen Platz zwiſchen den zwei Pfeilern auf und folgte an der Queue der Kolonne.

Eine halbe Stunde ſpäter war wieder alles ſtill in der Dorfgaſſe, und nur die Lichter brannten noch bis tief in die Nacht hinein; denn da war kein Haus, deſſen Inſaſſen nicht den Zug in Furcht und Hoffnung, mit Sorgen und Gebet begleitet hätten.

So war es auch in der Pfarre. Hier ſaßen Renate und die Schorlemmer, die gekommen waren, ſich Rath und Troſt zu holen. Wenigſtens galt dies von Renate. Die Schorlemmer hatte ſelber was ſie brauchte und nahm ihre Zuflucht lieber zu dem eiſernen Beſtand ihrer Lieder und Sprüche, die ſie, nicht ganz mit Unrecht, für heilskräftiger anſah, als alles, was ihr Seidentopf bieten konnte.

Beide (Renate wie die Schorlemmer) waren noch nicht lange zugegen, als auch Marie vom Schulzenhofe her eintrat. Man begrüßte ſich herzlich, aber es wollte kein rechtes Geſpräch aufkommen und nachdem einige gleichgültige Worte gewechſelt waren, ſahen alle ſchweigend vor ſich hin. Immer wieder im Laufe des Tages war verſichert worden, daß es ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach nur um ein leichtes Unternehmen handle, daß die Franzoſen demoraliſirt ſeien, und daß man angeſichts dieſer Thatſachen einen regelrechten oder gar hartnäckigen Widerſtand kaum zu gewärtigen habe; nichtsdeſtoweniger hatte Hirſchfeldts ernſte Miene und mehr noch Bammes inmitten aller Heiterkeit unverkennbar hervortretende Unruhe deutlicher geſprochen als alle jene hoffnungsreichen Verſicherungen. Die Gefahr ſollte geleugnet werden, aber ſie war da. So hing jeder allerlei trüben Gedanken nach, am meiſten aber Marie. Für Lewin fürchtete ſie nichts, es war ihr, als ob irgend ein Flammenſchild ihn ſchützen müſſe; aber Tubals gedachte ſie mit Zittern. War es eine Neigung, ihr ſelbſt zum Trotz? Nein. Es lag nur tief in ihrer Natur, an einen Ausgleich zu glauben, das Myſterium von Schuld und Sühne war ihr ins Herz geſchrieben, und ihre geſchäftige Phantaſie malte ihr dunkle Bilder, wechſelnd in der Scenerie, aber ihr Inhalt immer derſelbe.

So vergingen Minuten; das Schweigen wurde peinlich, um ſo peinlicher, als auch der ſanguiniſche Seidentopf, der ſeiner Natur nach immer mehr hoffte als fürchtete, an dieſem Schweigen theilnahm.

Endlich ſagte Renate: „Welchen Weg werden ſie nehmen? Ich habe den Papa zu fragen vergeſſen. Am Fluß hin iſt es näher, aber der Höhenweg iſt beſſer und nicht ſo triſt und öde."

„Soweit ich Bamme verſtanden habe," antwortete Seidentopf, „wollen ſie bei Reitwein oder doch ſpäteſtens bei Podelzig die Kolonne theilen und auf beiden Straßen vorgehen, die Barnim'ſchen unten an der Oder, unſer Bataillon und die Müncheberg'ſchen über das Plateau hin. Beim Spitzkrug treffen ſie dann wieder zuſammen. Hirſchfeldt hatte den Platz an der kleinen Georgenkirche vorgeſchlagen, aber Bamme beſtand auf dem Spitzkrug."

„Das glaub' ich," ſagte die Schorlemmer. „Er iſt immer mehr für Krug als Kirche. Und das iſt es, was mich ängſtigt und meine Hoffnung ſo niederdrückt."

Renate nahm die Hand der alten Freundin und ſagte: „Ich ſehe nicht ein, warum. Weißt Du doch nichts von ihm, als was die Leute ſagen."

„Und das iſt auch gerade genug. Was die Leute ſagen, iſt immer wahr, trotzdem die Welt voll Lüge iſt. Aber die Lüge läuft ſich todt, und was dann bleibt, das iſt die Wahrheit. Haſt Du je gehört, daß ſie von dem Grafen drüben etwas Böſes ſprechen? Nein, und warum nicht? Weil er ein reines Herz hat. Es hat ihm blos die Erweckung gefehlt und das Licht des Glaubens. Aber was dieſem garſtigen Bamme fehlt, das iſt nicht mehr und nicht weniger als alles, und was er dafür hat, das iſt Qualm und Rauch. Und er raucht auch immer (aus einer häßlichen kurzen Pfeife) und durch die ganze Stube hin liegt Aſche und Fidibus und Schwamm. Er hat uns

Löcher in die Dielen gebrannt, und überall ſieht es aus, als ob, ich will nicht ſagen wer, fünf Tage lang bei uns im Quartier gelegen hätte. Was ſoll Gutes davon kommen? O nein, Renatchen, was wir brauchen, das iſt die Hilfe Gottes. Der muß ſeine Engel ſchicken, daß ſie für uns ſtreiten; aber ſie können nicht ſtreiten an dieſes Mannes Seite, denn das Reine verträgt ſich nicht mit dem Unreinen."

„Liebe Schorlemmer," ſagte Marie, „Du thuſt ihm doch wohl Unrecht, er wird ſchwärzer gemalt als er iſt; das hat er mit ſeinem Vorbilde gemein. Er kam heute Vormittag in unſer Haus und ſetzte ſich zu mir und ſprach mit mir, wohl eine halbe Stunde lang. Ich fürchtete mich keinen Augenblick und jedenfalls ein gut Theil weniger als vor vielen anderen, die keine Bammes ſind. Er war ſehr artig und ſehr theilnehmend, und ich muß ſagen, ich habe nichts Häßliches aus ſeinem Munde gehört. Vielleicht, daß er früher anders war. Er iſt klug und kennt die Menſchen, und ich glaube, er weiß recht gut, was er ſagen darf und was nicht."

„Marie hat Recht," ſagte Seidentopf. „Und zudem, er hat noch eine große Tugend: er heuchelt nicht und macht ſich nicht beſſer als er iſt. Im Gegentheil, er legt ſich allerhand Tollheiten zu, denn das menſchliche Herz iſt wunderlich in ſeinen Eitelkeiten. Die meiſten ſuchen ihren Vortheil im Tugendſchein, er gefällt ſich im Schein der Sünde. Ich will nicht alles an ihm loben, aber wenn ich die Summe ſeiner Fehler ziehen ſollte, ſo würd' ich ſagen, er iſt eitel und gefallſüchtig und nicht feſt in Grundſätzen."

„Nicht feſt in Grundſätzen," brauſte jetzt die Schorlemmer auf. „Das nenn' ich denn doch Beſchönigung. Grundſätze? Er hat überhaupt keine, und das iſt das Schlimmſte. Denn wer keine Grundſätze hat, der iſt wie ein Raubthier oder eine Katze.

Und wie macht es die Katze? Jetzt ſchnurrt und ſpinnt ſie noch und wärmt ſich an der Ofenecke, aber im nächſten Augenblicke ſpringt ſie dem ſchlafenden Kind an die Kehle. „Sie hat es für eine Maus gehalten,“ ſagen dann die Leute, die für alles eine Entſchuldigung haben. Aber ich mag nichts davon wiſſen. Maus hin, Maus her, die kleine Unſchuld iſt todt.“

Renate und Marie wechſelten Blicke, die Schorlemmer aber, die, ſo gut ſie war, in ihrem Eifer oft aller Liebe vergaß, fuhr immer heftiger fort: „Und mit dieſem Manne ziehen ſie gegen die Mauern einer feſten Stadt, als ob er ein Mann Gottes und ein Auserwählter wäre. Er wird aber den dicken Mann von Protzhagen, dem ſie das alte Rutzenhorn um den Nacken gelegt haben, umſonſt blaſen laſſen, denn das alte Rutzenhorn iſt keine Poſaune und Bamme, Gott weiß es, iſt kein Joſua. Denn der hatte das Geſetz, das Gott dem Moſe gegeben, und wich nicht zur Rechten und nicht zur Linken. Und ſo blieb es in Iſrael, und wenn es arg wurde, weil ſie ſich mit den heidniſchen Völkern miſchten und den heidniſchen Göttern dienten, dann weckte Gott einen Gottesmann unter ihnen, der ſchlug dann die Moabiter und Amalekiter und viele andere noch. Und warum ſchlug er ſie? Weil ſein Auserwählter dem rechten Gotte diente und die Baalstempel ſtürzte. Aber dieſer Bamme, der nun auszieht, um unſere Feinde zu ſchlagen, der iſt ſelber ein Heidenkind und möchte jeden Tag dem Baal Tempel und Altäre bauen. Und was iſt ſein Baal? Das Spiel und der Trunk und die Fleiſchesluſt. Und deshalb ſage ich, er wird nicht wiederkehren wie Gideon ....“

„Aber vielleicht wie Jephta,“ ſcherzte Renate, „und ich werde ihm, wenn er ſiegreich heimkehrt, mit Pauken und Cymbeln entgegenziehen.“

Seidentopf und Marie vergaßen angeſichts dieſes Bildes auf Augenblicke wenigſtens den Ernſt ihrer Lage, Renate ſelbſt aber, während ſie die Hand der Alten nahm, ſetzte beſchwichtigend hinzu: „Sieh nicht ſo böſe darein, liebe Schorlemmer, aber es iſt nicht gut, wie Du ſprichſt. Sind wir doch hier in ſchwerer Stunde beiſammen, und die Liebſten, die wir haben, ſind ausgezogen, um dem Lande das Zeichen der Erhebung zu geben. Und was thuſt Du? Du malſt uns ſchwarze Bilder, als ob alles untergehen müßte um dieſes einen Mannes willen. Das iſt nicht recht, und ich kenne Dich nicht wieder. Um eines Guten willen übt Gott viel Gnade, ſo haſt Du mich früher gelehrt, aber er bereitet nicht um eines Schuldigen willen hundert Unſchuldigen ihr Verderben. Habe ich Recht, lieber Paſtor?“

„Ja und wieder ja,“ ſagte Seidentopf, „und es führt zu nichts, unſere Herzen immer bänger und ſchwerer zu machen, wo wir uns aufrichten ſollen. Der Eifer hat meine alte Freundin hingeriſſen. Wir haben all' einen Punkt, der eine dieſen, der andere jenen, wo wir, wenn wir am gerechteſten zu ſein vermeinen, am ungerechteſten werden. Und bei meiner Freundin heißt er: Bamme. Laſſen wir den Streit und das Trübeſehen und leſen wir ein Wort von der Allmacht und der Gnade Gottes.“

Marie war aufgeſtanden und holte von der Camera theologica her die große Augsburgſche mit den Eiſenzwingen und öffnete die Klammern. Der alte Seidentopf aber las den neunzigſten Pſalm: „Herr Gott, Du biſt unſere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Darnach erhoben ſich die Schorlemmer und Renate, um in das Herrenhaus zurückzukehren. Mit ihnen auch Marie, denn ſie wollten die Nacht zuſammenbleiben.

XIX.

Der Ueberfall.

Während in der Pfarre Seidentopf und die drei Frauen in dieſer Weiſe plauderten, rückten die Kompagnien auf Frankfurt zu. Einzelne Sterne, kaum hervorgekommen, hatten ſich ebenſo raſch wieder verſteckt und nur der Schnee, der lag, gab gerade Licht genug, um des Weges nicht zu fehlen. Schweigſam, in dunkler Kolonne ging der Marſch und wer hundert Schritte ſeitwärts geſtanden hätte, hätte nichts wahrgenommen als einen langen Schattenſtrich und dann und wann ein paar Funken aus den kurzen Pfeifen der Landſturmmänner. Die Krähen ſahen dem Zuge nach, verwundert, aber ohne ſich zu rühren und nur ein paar von ihnen flogen krächzend auf, um es am Wege hin den andern zu melden. Dabei ſenkte ſich das Gewölk immer tiefer, und jeder empfand es wie Schwüle, trotzdem eine kalte Luft ſtrich.

So kamen ſie bis Reitwein, wo noch überall Licht war. Viele von den Dörflern, auch hier meiſtens Frauen, waren bis auf den Fahrweg hinausgetreten, um ihre in der Kolonne befindlichen Angehörigen zu begrüßen, andere blieben in den Thüren ſtehen und wehten und winkten mit weißen Tüchern, was in dem Dunkel, das herrſchte, einen unheimlichen Eindruck machte.

Hinter dem Dorfe theilte ſich der Weg. Als die Kolonnenſpitze den Gabelpunkt erreicht hatte, ſchwenkten die Barnim'ſchen Bataillone, ganz wie es Seidentopf vermuthet hatte, nach links hin in die Niederung ab, während die andere Hälfte des Zuges auf dem Plateau hin weiter marſchirte. Bei dieſer zweiten Hälfte befand ſich, außer dem Kommandirenden und ſeinem Adjutanten, auch unſer Landſturm-Bataillon Lebus.

An der Spitze deſſelben, den vorderſten Rotten um fünfzig Schritte voraus, ritten Droſſelſtein und Vitzewitz. Sie kannten Weg und Steg und hatten auf Bammes ausdrücklichen Wunſch die Führung während des Marſches übernommen. Beiden war nicht plauderhaft zu Sinn; endlich aber, als die letzten Reitwein'ſchen Häuſer ſchon in Büchſenſchußentfernung hinter ihnen lagen, begann Droſſelſtein: „Ein Glück, daß wir Hirſchfeldt an der Seite des Generals haben. Er iſt kaltblütig und kennt den Krieg."

„Ja," beſtätigte Vitzewitz. „Und ein Glück um ſo mehr, als der Alte ſich ſelber mißtraut. Er war eitel genug, das Kommando, das wir ihm anboten und in Anbetracht aller Umſtände wohl oder übel anbieten mußten, auch wirklich anzunehmen; jetzt aber iſt er unſicher, weil er ſich ſeiner Aufgabe nicht gewachſen fühlt. Am liebſten würd' er es jedem Einzelnen ſagen, und ich rechne es ihm hoch an, daß er darauf verzichtet und ſich wenigſtens den Leuten gegenüber zum Schweigen zwingt. Er iſt kein Mann der ruhigen Ueberlegung und nur waghalſig für ſeine Perſon. Die Verantwortlichkeit drückt ihn. Dieſe Stunden ſind übrigens die ſchlimmſten. Iſt er erſt in Aktion, wird er ſich ſelber wiederfinden."

„Und dieſe Aktion, wie wird ſie ablaufen?" fragte der Graf.

„Ich hoffe gut; es wäre denn ...."

Droſſelſtein ſah ihn fragend an.

„Es wäre denn,“ wiederholte Vitzewitz, „daß uns die Ruſſen im Stich ließen.“

„Ich habe nicht nur Tſchernitſcheffs Zuſicherung, ich habe ſie, wie Sie wiſſen, geſtern zum zweiten Male empfangen. Er iſt kein Mann der Eiferſüchteleien.“

„Vielleicht nicht,“ antwortete Vitzewitz. „Aber ich kenne die Ruſſen, ſie ſind launenhaft und laſſen es an ſich kommen. Dabei haben ſie jene glatten geſellſchaftlichen Formen, die die Sache nur noch ſchlimmer machen. Sie verſprechen alles und wiſſen im Voraus, daß ſie das Verſprochene nicht halten werden, wenigſtens fühlen ſie ſich nicht in ihrem Gewiſſen gebunden. Es fehlt ihnen zweierlei: Ehrgefühl und Mitgefühl. Und Tſchernitſcheff iſt wie die anderen. Es iſt möglich, daß er kommt, aber es iſt andererſeits nicht unmöglich, daß er nicht kommt. Und das iſt es, was mir Furcht und Sorge macht.“

Droſſelſtein ſuchte zu widerlegen, aber ſeine Worte verriethen deutlich, daß er im Grunde ſeines Herzens Berndts Befürchtungen theilte.

* * *

In der nachrückenden Kolonne war nach wie vor alles ſtill. Schulze Kniehaſe führte den erſten Zug, Lewin den zweiten, Tubal den dritten. Zwiſchen dem zweiten und dritten Zuge ging Hanne Bogun. Bamme, ſeiner hohen Fuchsſtute mißtrauend, hatte auf ein Reſervepferd beſtanden, und der Scharwenka'ſche Hütejunge war auserſehen worden, den Shetländer am Zaume nachzuführen. In der ganzen Kolonne war er der einzige, dem es wirklich wohl ums Herze war. Eitel und ſeit dem Tage, wo die „Suche“ ſtattgefunden hatte, von einem immer wachſenden Dünkel gequält, war er auch jetzt wieder begierig, ſich hervorzuthun und zweifelte keinen Augenblick, daß ſich die Gelegenheit dazu finden würde. Schon ſein Aufzug deutete darauf hin; er trug eine Friesjacke und Leinwandhoſe wie gewöhnlich, aber über die Jacke war ein breiter Ledergurt geſchnallt, in den er einen Schlitz gemacht und ein langes, in der Mitte ausgeſchliſſenes Meſſer hineingeſteckt hatte. Der ganze Junge das Bild eines frechen Thunichtgut.

Tubal, den die Stille bedrückte, trat ein paar Schritte vor und ſagte zu dem Einarm: „Hanne, wie heißt das nächſte Dorf?“

„Podelzig.“

„Eine halbe Meile, nicht wahr?“

„Joa; awers de de Poſt 'meten hett.“

„Wie ſo?“

„De giwt immer ſien'n Swans noch to.“

„Und Podelzig iſt halber Weg bis Frankfurt?“

Hanne Bogun nickte.

„Höre, Hanne,“ fuhr Tubal fort, „wie war es doch damals, war nicht einer von den Rohrwerder'ſchen aus Podelzig?“

„Joa, Roſentreter.“

„Richtig, Muſchwitz und Roſentreter. Nun hab' ich ſie wieder. Muſchwitz, das war der mit der franzöſiſchen Uniform und dem Czako. Weißt Du noch?! Was iſt denn aus ihm geworden, und aus dem andern?“

„De ſitten beed' noch.“

„Und die hübſche Frau, die das Kind in dem Schlittenkaſten nachfuhr?“

„De ſitt ooch noch.“

„Arme Frau.“ — Hanne grinste.

„Dat's all nich ſo ſchlimm, junge Herr. Ryſſelmann kachelt in, un upp'n Rohrwerder doa wihr et man küll. Bi Winterdag wüll'n ſe all inſitten; awers wenn de Kalmus kümmt, denn is et wat anners, denn wüll'n ſe all wedder 'rut.“

Tubal fragte noch nach dem Spitzkrug und wie weit er vor der Stadt läge. Hanne Bogun wußte aber nichts davon; er war über Podelzig nicht hinausgekommen.

* * *

An der Queue der Kolonne ritten Bamme und Hirſchfeldt.

„Nun, Hirſchfeldt, wie iſt Ihnen?"

„Gut, Herr General."

„Freut mich. Ehrlich geſtanden, mir will es nicht glücken; ich bin nicht recht in meinem esse, alles kommt mir zu hochbeinig vor, beſonders meine Stute. Und ſolch Ueberfall iſt doch ein eigen Ding, ein Pferd wiehert, ein Hund blafft und alle Chancen ſind hin. Spielen Sie, Hirſchfeldt?"

„Ich habe geſpielt."

„Nun, dann wiſſen Sie, den einen Tag weiß man ganz genau, daß Treff ſieben gewinnen wird, und den andern Tag weiß man es nicht."

„Und ſolch ein Tag iſt heute?"

„Hol mich der Geier, ja. Sehen Sie die Krähen an, die hier oben ſitzen, ſie rühren ſich nicht einmal. Sie wiſſen, daß wir ihnen vor Angſt nichts thun werden. Kluge Thiere. Eben ritt ich die Kolonne herunter, Gott, wie das alles ſchleicht, ſo ſchwarz und ſtill, als ob dieſer Graben der Fluß in der Unterwelt wäre. Wie hieß er doch?"

„Styx."

„Richtig, Styx. Der reine Leichenzug. Und ich wette, den Kerls iſt auch ſo zu Muthe. Jeder wäre lieber zu Haus."

Hirſchfeldt lächelte.

„Es iſt immer ſo, General. Die beſte Truppe macht ein ſchief Geſicht, eh' es losgeht. Und nun gar bei Nacht. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, ſagt das Sprüchwort, und der Soldat iſt auch ein Menſch. Aber die Leute ſind gut. Die Pikenkompagnie unter dem hagern alten Herrn ....“

„Rutze.“

„... Dieſe Pikenkompagnie kann als Muſter gelten, und die Kompagnie Hohen-Vietz kommt ihr gleich. Sehen Sie ſolchen Mann wie dieſen Kniehaſe, ein Herz wie ein Kind und ein paar Arme wie ein Athlet. Ich habe mir heute bei der Revue jeden Einzelnen ſcharf angeſehen. Es wird alles in allem gut ablaufen, immer vorausgeſetzt ....“

„Nun?“

„Immer vorausgeſetzt, daß uns die Ruſſen nicht im Stiche laſſen.“

Bamme nickte und ſagte dann zuſtimmend: „Ich traue dem Tettenborn nicht. Flauſenmacher. Will ſich in die Zeitungen bringen. Berlin, Berlin. Alles dies hier iſt ihm zu wenig, macht nicht Aufſehen genug.“

Es war ganz erſichtlich, daß Bamme den ernſten und beinahe feierlichen Tſchernitſcheff mit dem etwas leichtfüßigen Tettenborn, der ſeit vollen drei Tagen auf dem Hohen-Barnim, zwiſchen Küſtrin und Berlin umherſchwärmte, verwechſelte. Hirſchfeldt war auch Willens, den Alten reſpektvollſt darüber aufzuklären, dieſer aber fuhr ohne Pauſe fort: „Sie glauben nicht, Hirſchfeldt, was ich an ſolchen Eitelkeiten alles habe ſcheitern ſehen! Und was noch ſchlimmer iſt als die Eitelkeiten, das ſind die Rivalitäten, doppelt und dreifach, wenn ſie ſich ein politiſches oder nationales Mäntelchen umhängen können. Und nun gar dieſe Ruſſen! Ich wette, daß uns jeder von ihnen eine Schlappe gönnt. Es liegt ihnen daran, der Welt und vielleicht auch ſich ſelber weiß zu machen, daß es ohne Koſaken nicht geht, und daß überall, wo dieſe Hilfe fehlt, eine

Niederlage ſicher iſt. Sie gefallen ſich in ihrer Befreierrolle, und um ſo mehr, je neuer ihnen die Rolle iſt.“

* * *

Unter ſolchen Geſprächen ſetzte ſich der Marſch der Kolonne fort und durch die Nacht hin hörte man nichts als den ſchweren Tritt der Landſturmmänner auf dem hartgefrorenen Schnee und von Zeit zu Zeit das Klappern ihrer Piken und Gewehre, wenn ſie dieſe von der einen Schulter auf die andere legten. Um zehn Uhr paſſirten ſie Podelzig, um elf die Lebuſer Schäferei. Von hier aus war es noch anderthalb Stunde; immer ſchwankender wurde der lange ſchattenhafte Zug, bis man es von der Oberkirche her Mitternacht ſchlagen hörte; einige Minuten ſpäter hielten alle am Spitzkrug. Die beiden Barnim'ſchen Bataillone waren ſchon da und ſtanden zu beiden Seiten des Wegs. Eine kurze Raſt war unerläßlich; Bamme ließ die Gewehre zuſammenſtellen und gleich darauf ſaßen die Landſturmmänner auf Zaunplanken und Chauſſeeſteinen und wickelten aus ihren Sacktüchern heraus, was ihnen Weib und Kind an Zehrung mit auf den Weg gegeben hatten. Kein Wort fiel; jeder fragte ſich ſtill, ob es wohl ſeine letzte Mahlzeit ſei.

Bamme war während dieſer Lagerſcene in den Spitzkrug eingetreten, in deſſen großem, aber niedrigen und ſpärlich erleuchteten Gaſtzimmer er den erwarteten Vertrauensmann der Frankfurter Bürgerſchaften bereits vorfand. Aus ſeinem Rapport ergab ſich, daß alle Häuſer am Nikolaikirchplatz mit Bürgerwehren beſetzt, in der alten Kirche ſelbſt aber die beſten Mannſchaften verſteckt ſeien, mit denen Othegraven den General Girard gefangen zu nehmen gedenke. All dies wurde mit Freude gehört; eine zweite Mittheilung indeſſen, dahin gehend, daß unten am Eingang in die Vorſtadt, keine hundert Schritt vom „letzten-Heller“ entfernt, eine franzöſiſche Schildwache ſtehe, war deſto unerfreulicher und nur angethan, ernſte Verlegenheiten zu bereiten. Was thun, wie ſollte man an dieſer Schildwache vorbei?

Der Spitzkrugwirth erbot ſich, noch einmal nachzuſehen. Bamme war es zufrieden und ließ inzwiſchen die Brigade wieder antreten. Er ſelbſt hielt am rechten Flügel, in Front des Bataillons Lebus. Nicht lange, ſo war der Wirth zurück und beſtätigte, daß ein franzöſiſcher Wachtpoſten vor dem Sankt Georgs-Hoſpitale ſchildere.

„Verdammt!“ ſagte Bamme, „dieſer Kerl iſt mir im Wege. Wir müſſen ihn beſchleichen und niederſtoßen. Freiwillige vor!“

Aber keiner rührte ſich. Nur Hanne Bogun trat aus Reih und Glied und ſah dem General entſchloſſen aber frech und widerwärtig ins Geſicht. Er hatte das lange Meſſer, das ihm bis dahin zur Seite gehangen hatte, mehr nach vorn hin in den Ledergurt geſchoben und hielt es mit ſeiner einen Hand umfaßt.

Bamme gab dem Jungen einen Jagdhieb und ſagte: „Nichts für Dich, Hanne,“ worauf dieſer grinſend zurücktrat, um wieder den Zaum des Shetländers zu nehmen, den er einen Augenblick abgegeben hatte.

Eine peinliche Pauſe folgte.

Endlich hörte man Kniehaſes Stimme vom rechten Flügel her: „Wenn es ſein muß, Herr General ....“

Und es lag etwas in dem Ton und Ausdruck dieſer Worte, das eines tiefen Eindrucks nicht verfehlte. Bamme, der mit unter dieſem Eindruck war, preßte ſeine Fuchsſtute dicht an die Schulter des athletiſchen alten Mannes und ſagte dann: „Nein, Kniehaſe, laſſen wir's. Es muß nicht ſein.“ Und damit fiel ein Stein von aller Bruſt. Ein Vorſchlag, der ſchon vorher gemacht worden war, wurde wieder aufgenommen und im Einklange damit beſchloſſen, die lange Vorſtadt ganz zu vermeiden, vielmehr dicht neben derſelben hin, im Schutze des ſogenannten „Doniſchberges“, eines mit Werft und Strauchwerk beſtandenen Hügelrückens, bis an die Altſtadt vorzudringen. Erſt hier, am Thore ſelbſt, ſollte dann coûte que coûte der Kampf aufgenommen werden.

Und ſofort jetzt, unter Belaſſung eines den Rückzug ſicher ſtellenden Bataillons am Spitzkruge, wurden alle nöthigen Kommandos für den Vormarſch gegeben. Die beiden Barnim'ſchen Bataillone ſetzten ſich über das Plateau hin in Bewegung, um die weiter ſüdlich gelegenen Thore zu gewinnen, während das Bataillon Lebus die mehrgenannte Hügelſtraße hinunter rückte. Dicht vor dem „letzten Heller“ bog es nach rechts hin ab und marſchirte zunächſt in aufgelöſter Ordnung, immer zwiſchen den Windungen des Doniſchberges hin, auf die ringförmige Esplanade zu, die den Kranz der Vorſtädte von der Altſtadt trennte.

Kompagnie Hohen-Vietz hatte die Tete. Als ſie den Platz am Graben erreicht und mit der Raſchheit alter Soldaten ſich wieder rangirt hatte, ſetzte ſich Vitzewitz an die Spitze der Seinen, zog den Degen und ritt im Galopp gegen die Dammbrücke vor, die, über den Graben weg, auf das alte Lebuſer Thor zuführte. Dieſes war geſchloſſen und durch das obere Gatter fielen einzelne Schüſſe. Kümmritz, der ſchon anno vierundneunzig als „Kugelfang“ gegolten hatte, erhielt einen Streifſchuß, gleich darauf einen zweiten, ohne daß ſeine gute Laune oder die der Zunächſtſtehenden geſtört worden wäre; jetzt aber ſtürzte der Sohn des alten Bauers Püſchel zuſammen, Kugel durch die Bruſt, und Vitzewitz, zurückprallend, murmelte vor ſich hin: „der erſte Todte“.

Alles ſtockte; Schreck und Rathloſigkeit. Es ging nicht weiter.

In dieſem Augenblicke jagte Bamme die lange Kolonne herauf, bis in die Front des Zuges, und mit ſeinem dicken Fiſchbein auf die zweiräderigen Karren zeigend, die nach rechts hin in der von ihm Tages zuvor ſchon wohlbemerkten Thorausbuchtung ſtanden, rief er Kniehaſe zu: „Vier Mann vor! Ich kenn' unſere Stadtthore; wurmſtichig wie Bierpfropfen. 'ran! Und weg mit dem Bettel!"

Und krach, da lag es, und unter Hurrah brachen jetzt unſere Vorderſten in Alt-Frankfurt ein. Alles vom Feinde floh in die Wache; nur der Poſten vorm Gewehr, ein Voltigeur mit einem Spitzbart, hielt noch aus, und Vitzewitz hob eben den Arm, um ihn in Revanche für den Todten, der draußen vor dem Gatterthore lag, niederzuhauen, als Hanne Bogun aalglatt an ihm vorbeiſchoß und den Voltigeur von der Seite her niederſtach.

„Petit crevé!" rief der tödtlich Getroffene und ſank zu Boden.

Der Reſt des Bataillons rückte nach, und als ſich in den nächſtfolgenden Minuten alles auf dem Brückendamm und zum Theil auch ſchon unter dem tiefen Thorgewölbe geſammelt hatte, gab Bamme Befehl, daß Kompagnie Hohen-Vietz, und zwar unter Befehl Kniehaſes, als zunächſt verfügbare Reſerve bei der von ihr erſtürmten Thorwache verbleiben, Vitzewitz ſelbſt aber (deſſen Raths er nicht entbehren mochte) ihn auf dem weiteren Vormarſch in die Stadt hinein begleiten ſolle. Ebenſo Hanne Bogun mit dem Shetländer.

Kaum daß dieſe Befehle gegeben waren, als ſich auch ſchon die lange Kolonne nach vornhin in Bewegung ſetzte: Kompagnie Hohen-Zieſar vorauf, dann Lietzen-Dolgelin, dann Rutze mit ſeinen Pikenieren. Als der letzte Mann vorüber war, warf Bamme ſeine Fuchsſtute herum, gab ihr die Sporen und ſetzte ſich en ligne mit Droſſelſtein, der mittlerweile ſchon das Gaſſengewirr der Innenſtadt erreicht hatte.

„Links ſchwenkt!“ Die Führer wiederholten das Kommando, und ohne daß irgend eine Stockung oder Unordnung ſtattgefunden hätte, defilirten alle drei Kompagnien auf den öden Kirchplatz, an deſſen einer Ecke das Turgany'ſche Haus gelegen war. Diesſeits war noch alles in Halbdunkel; kaum aber daß unſere Landſturmmänner an beiden Seiten der Kirche vorbei, den abwärts gelegenen Theil des Platzes erreicht hatten, als ſich ihren Blicken ein völlig verändertes Bild entgegenſtellte. Vor dem Gaſthofe mit den verſchnittenen Linden ſtanden zahlreiche Bürgerwehren, in allen Etagen ſchimmerte Licht, und ehe Bamme noch Zeit zu Ueberblick und Orientirung gefunden hatte, meldete Othegraven, daß General Girard und ſein Stab gefangen genommen und auf Ehrenwort in ihren Zimmern belaſſen worden ſeien. Nur eine ſchwache Abtheilung unter Major Rudelius habe die Bewachung des Hauſes und der Gefangenen übernommen.

Bamme nickte, lobte das Verhalten der Bürger und führte dann ſeine Kompagnien in die breite aber kurze Straße hinein, die, wie ſchon bei früherer Gelegenheit hervorgehoben, vom Kirchplatze her auf den Flußquai mündete. Und jetzt war dieſer Quai erreicht und ein Ausruf allgemeinen Erſtaunens wurde laut. An der anderen Seite des Fluſſes ſtanden der Holzhof und das Bohlenlager in Flammen, während nach rechts hin die Brücke brannte. Das Feuer drüben ſtieg hoch und hell in den Nachthimmel hinein, über der Brücke aber, die, des naſſen Holzes halber, mehr ſchwelte als brannte, lagen Rauch und Qualm in dichten Wolken, aus denen nur dann und wann eine dunkele Glut auflohte.

Der alte General kommandirte: „Halt!“ und ließ ſeinen rechten Flügel, die Droſſelſtein'ſchen, unmittelbar am Brückenaufgange Stellung nehmen. Hier hielt er auch in Perſon. Als er aber wahrnahm, daß er von dieſer Poſition aus nicht Umblick genug habe, ritt er auf die Brücke ſelbſt hinauf und poſtirte ſich in Nähe des Feuers, das ihm zugleich eine Art Deckung gewährte. Und nun überſah er die langen Linien von Freund und Feind.

Nach links hin die Seinen; ein Bild, das ein altes Soldatenherz wohl erfreuen konnte. Erſt die berittenen Mannſchaften von Hohen-Zieſar, dann die Komthureifahne von Lietzen-Dolgelin (achtſpitziges Kreuz im rothen Feld), dann Rutze mit niedergeſenktem Sponton und hinter dieſem die ſchmucken Uniformen der Frankfurter Bürgerſchützen, grün und goldbordirt — alles ſichtbar im hellen Feuerſchein des brennenden Holzhofes. In Front der langen Aufſtellung aber Droſſelſtein und Vitzewitz, als Unterbefehlshaber an beiden Flügeln.

Und ebenſo klar ſah er drüben den Feind. In Trupps von zehn und zwanzig Mann ſtanden die Voltigeurs am Ufer hin, erſichtlich ohne Führung. Aber dieſe ſollte nicht lange mehr auf ſich warten laſſen; Offiziere zu Pferde jagten am Quai hin auf und ab, aus dem Gaſſengewirr der Dammvorſtadt lärmten Trommeln und Hörner, und ehe zehn Minuten um waren, erſchienen geſchloſſene Grenadierkompagnien, an ihren hohen Bärenmützen deutlich erkennbar, und nahmen Stellung zwiſchen der Brücke und dem brennenden Holzhof, während die Voltigeurs allmählich die Böſchung hinabzuſteigen und einen Weg über das Eis hin zu gewinnen ſuchten. Mit vielem Geſchick avancirten ſie, je nach den Signalen ſich ſammelnd oder wieder trennend, und ſtutzten erſt, als ſie mitten auf dem Fluß der breiten Rinne gewahr wurden, die die Kietzer Fiſcher in das Eis gehauen hatten. An Ueberſpringen war nicht zu denken, dazu war die Rinne zu breit; ſo mußten ſie wieder zurück, um entweder Bretter herbeizuſchaffen oder weiter flußabwärts, wo das Aufeiſen muthmaßlich ein Ende hatte, den Uebergang zu verſuchen.

Bamme ſah dieſe Rückwärtsbewegung und freute ſich ihrer. Aber ſo viel ſie für den Augenblick bedeutete, ſo bedeutungslos war ſie, wenn die Hilfe ausblieb, auf die diesſeitig gerechnet war. Waren die Ruſſen in die Dammvorſtadt eingedrungen? Hatten ſich die Barnim'ſchen Bataillone der beiden andern Stadtthore bemächtigt? Bammes ſcharfes Ohr horchte nach rechts und links, aber kein Ton wurde laut, der ihm dieſe Frage bejaht hätte. Immer gewiſſer wurd' es ihm, daß er, wenn Tſchernitſcheff ausblieb, in dieſem ungleichen Kampfe unterliegen müſſe.

Das Bild, das ſich ihm mittlerweile darſtellte, konnte dieſer trüben Erwartung nur als Beſtätigung dienen. Die bis an die Rinne vorgedrungenen Voltigeurs waren kaum wieder am Ufer zurück, als ſie mit der dem franzöſiſchen Soldaten eigenen Raſchheit ſich in ihrer Lage zurecht zu finden und allerlei Hilfen auszukundſchaften wußten. Ohne Kommandos abzuwarten griffen ſie nach dem, was der Moment erheiſchte, und während einige zupackten, um ein paar der am Ufer liegenden Flachboote die Böſchung hinab und auf das Eis zu ſchieben, hatten ſich andere der an den Pappelweiden hin aufgeſtellten Bootshaken bemächtigt, mit denen ſie nun auf den brennenden Holzhof zuliefen und oben in die Bohlen- und Bretterlager einhakten, um dieſe niederzureißen. Es glückte. Viele dieſer Bretter waren erſt angeglimmt, und ſie raſch durch den Schnee ziehend, bis die Flämmchen erloſchen waren, ſchleppten ſie ſie jetzt über das Eis hin bis wieder in die Mitte des Fluſſes, wo denſelben Augenblick auch ein paar eben eingetroffene Flachboote raſch und geſchickt in die Waſſerrinne hinabgelaſſen wurden. In weniger als einer Viertelſtunde war die Pontonbrücke fertig, und über dieſelbe weg avancirten jetzt die Vorderſten, während ſich vom Ufer her immer größere Voltigeurtrupps und zuletzt auch geſchloſſene Grenadierkompagnieen in Bewegung ſetzten. En avant! Und dazwiſchen am Quai hin und auf dem Eiſe das Schmettern der Clairons.

Diesſeitig aller örtlichen Vortheile beraubt, mußte ſich's nun zeigen, wer der Stärkere ſei. Der erſte Anſturm, der ſich gegen die Frankfurter richtete, mißlang; aber ohne durch dieſes abermalige Scheitern in die geringſte Verwirrung zu gerathen, ſchoben ſich die franzöſiſchen Kolonnen einfach weiter links, wo mehrere neben einander liegende Holz- und Torfkähne ihnen eine vorzügliche Deckung gewährten. Um ſo vorzüglicher, als die Schiffsrumpfe gerade mannshoch waren, ſo daß die Angreifer kaum getroffen werden konnten.

Ueber dieſe Schiffsrumpfe hinweg entſpann ſich nun ein Feuergefecht, deſſen endlicher Ausgang um ſo weniger zweifelhaft ſein konnte, als die hier ſtehenden Pikeniere den Kampf nicht nur ohne Deckung führen, ſondern ſchlimmer als das, auch das feindliche Feuer aushalten mußten, ohne es ihrerſeits erwidern zu können. Der Muth der Rutze'ſchen ſah ſich hier auf eine harte Probe geſtellt. Sie kamen zuletzt ins Schwanken, und da Bitzewitz Anſtand nahm, ſich an die neben ihm ſtehenden Droſſelſtein'ſchen um Hilfe zu wenden, die bei der immer wachſenden Ausdehnung des Gefechts jeden Augenblick ſelbſt angegriffen werden konnten, entſchloß er ſich, auf eigene Verantwortung bis an die Thorwache zurückzureiten und ſeine daſelbſt unthätig haltenden Hohen-Vietzer heranzuholen.

Auch Bamme, von ſeiner Brückenſtellung aus, hatte die Rückwärtsbewegung der Rutze'ſchen Pikenmänner wahrgenommen und in voller Wuth auf ſie losjagend, rief er ihnen ſchon von weitem zu: „Still geſtanden! Gewehr zur Attacke rechts!" Und ſiehe da, ſie gehorchten wirklich, legten die Piken ein und gingen wieder bis halb an die Böſchung vor. Aber eben jetzt von links und rechts her einſchlagende Kugeln erneuerten nicht blos das Schwanken, ſondern ſteigerten es noch, und Bamme ſah im Nu, daß es unmöglich ſein werde, die Rutze'ſchen en ligne mit den übrigen Kompagnien zu halten. Nichtsdeſtoweniger warf er ſein Pferd herum, um wenigſtens einen Verſuch zu machen, die Weichenden von hinten her wieder vorzutreiben. Und hierbei traf er auf den Protzhagen'ſchen Horniſten, der ängſtlicher noch als alle anderen nach Deckung ſuchte.

„Ins drei Deibels Namen, Horn von Uri, blas!" rief er und hieb mit dem Fiſchbein auf den verwirrten Hornbläſer ein. Dieſer, der Macht des Kommandoworts gehorchend, ſchob, ohne zu wiſſen, was er that, ſein altes Rutzenhorn zurecht und begann zu blaſen, aber, in der Angſt ſeines Herzens, ſtatt des Angriffs- das Rückzugsſignal. In dieſem Augenblicke (ein Glück für den Protzhagen'ſchen) erhielt die rothe Fuchsſtute Bammes eine Kugel, ſo daß dieſe mitſammt ihrem Reiter zuſammenſtürzte. Aber mit merkwürdiger Raſchheit war der Alte wieder auf, beſtieg den Shetländer, den Hanne Bogun in Bereitſchaft gehalten hatte, und ſaß im nächſten Augenblicke wieder feſt im Sattel.

„Ah!" ſagte er, während er ſich behaglich zurechtrückte, und alles Zwanges los, den ihm das „Generalspferd" von Anfang an auferlegt hatte, hatte er nun endlich ſich ſelber wieder. Er ſchob das Fiſchbein unter den Sattel und zog den Huſarenſäbel, den er „anno 95" geſchworen hatte, nicht wieder ziehen zu wollen.

Er hatte ſich ſelber wieder, aber auch nichts mehr, denn die geſammte Lage war inzwiſchen nicht beſſer geworden. Die

Voltigeurs, immer weiter nach rechts ſich dehnend, hatten flußabwärts, an Stellen, wo das Aufeiſen ein Ende nahm, ihren Uebergang bewerkſtelligt und ſchickten ſich an, aus allen Nebengaſſen vorbrechend, unſere geſammte Aufſtellung von Seite und Rücken her zu nehmen. Und ſchlimmer als alles, auch die wenigen, diesſeits in Bürgerquartieren untergebrachten Franzoſen, die ſich bis dahin ruhig und verſteckt gehalten hatten, gewannen jetzt wieder Muth und ſchoſſen aus den Fenſtern ihrer Häuſer. Es waren namentlich die Droſſelſtein'ſchen, die von dieſem Fenſterfeuer arg betroffen wurden, und als gleich darauf, „pour combler le malheur“ wie der Graf vor ſich hinmurmelte, auch die drüben am „goldenen Löwen“ ſtehenden Grenadierabtheilungen ein Salvenfeuer mitten durch den Qualm und Rauch der brennenden Brücke hin abgaben, kam ein Schwanken in die ganze Linie.

Es ſtand in Wahrheit hoffnungslos; nichtsdeſtoweniger flackerte die Hoffnung noch einmal auf, als in eben dieſem bedrohteſten Augenblicke vom Kirchplatze her der feſte Tritt der heranmarſchirenden Hohen-Vietzer vernehmbar wurde.

„Hurrah, Kinder!“ rief Bamme, „das iſt die Schwedentrommel,“ und unter dem Jubel der Pikeniere, die momentan wieder zum Stehen gebracht worden waren, rückten jetzt unſere Freunde in die vorderſte Linie ein.

Berndt erkannte vom Sattel aus ſofort, daß ſich, eben jetzt, um die bis dahin ſiegreich verbliebenen Frankfurter Bürgerſchützen eine geſchickt angelegte Schleife zuſammenzuziehen begann, und in höchſter Erregung ſeinen drei vorderſten Sektionen zurufend: „Vorwärts! ... Nicht ſchießen, Bajonet!“ ſpornte er, bevor er noch wahrnehmen konnte, ob man ihm folge oder nicht, ſein Pferd mitten in den Knäuel hinein, gerade auf die Stelle zu, wo er den mit einem alten Kavalleriefäbel ſich nach links und rechts hin wie wahnſinnig vertheidigenden Conrector deutlich erkannt hatte. Aber freilich, eh' er noch an dieſen herankonnte, wär' er ſicherlich vom Pferde geriſſen und ein Opfer ſeines Muths und ſeiner Hilfebereitſchaft geworden, wenn ihm nicht ſeine Hohen-Vietzer dicht und mit Ungeſtüm gefolgt wären, ſo dicht, daß er inmitten aller Aufregung und Verwirrung dennoch jeden Einzelnen zu erkennen glaubte. Er ſah, daß Kniehaſes Stirn blutete, und daß Grell, der in dem wirren Durcheinander ſeine Kappe verloren hatte, von einem franzöſiſchen Offizier niedergehauen wurde. Dann aber umſchleierte ſich alles vor ſeinen Augen, Schüſſe fielen, franzöſiſche und deutſche Fluchwörter, und als er eine Minute ſpäter aus dem Knäuel wieder heraus war, mußte er wahrnehmen, daß all ihre Anſtrengungen nichts erreicht hatten, und daß es mißglückt war, Othegraven zu befreien. Wer außer Grell noch gefallen oder gefangen war, ließ ſich im Momente nicht mit Beſtimmtheit überſehen. Lewin wurde vermißt; aber er konnte zu den Verſprengten und Abgedrängten gehören, von denen ſich in jedem Augenblick verſchiedene wieder einfanden.

Nach dieſem allem konnt' es ſich nur noch darum handeln, möglichſt raſch und mit möglichſt wenig Verluſt aus der Frankfurter Falle wieder herauszukommen. Bamme gab Befehl erſt zum Abbrechen des Gefechtes, dann zum Rückzuge. Die Pikeniere rückten über den inzwiſchen leer und lichtlos gewordenen Platz, dann folgte Hohen-Zieſar, dann Lietzen-Dolgelin. Die Hohen-Vietzer, die noch den meiſten Halt hatten, deckten den Rückzug. Dieſer ging in Ordnung, bis die Spitze der Kolonne das alte Lebuſer Thor erreichte. Hier, von Flintenſchüſſen des wieder ins Gewehr getretenen franzöſiſchen Wachkommandos empfangen, geriethen die Vorderſten ins Schwanken und gleich darauf in eine Verwirrung, die ſich bald dem ganzen Zuge mittheilte und während des Marſches durch die Vorſtadt hin eher ſteigerte als minderte. Die lange Straße lag im Dunkel, hier Wagen, dort umgeſtülpte Fiſcherboote hemmten die Paſſage, und viele der ermüdeten Landſturmmänner glitten aus oder ſtürzten in die Goſſen und Löcher, an denen kein Mangel war.

„Licht!“ ſchrie Bamme, „verdammte Sottmeiers, ſtecken Häuſer an und wollen Lichter ſparen. Licht, ſag' ich, oder den rothen Hahn auf Euer Dach.“

Und dabei ſchlug er mit ſeinem Fiſchbein, zu dem er wieder ſeine Zuflucht genommen hatte, an die Hausthüren und Fenſterläden. Das half; einzelne Lichter erſchienen, und man ſah jetzt wenigſtens, wo man war. So ging es in ſchwankender Linie die nicht enden wollende Vorſtadt entlang, am Sankt Georgs-Hospitale vorbei, bis ſie zuletzt am „Letzten Heller“ hielten. Die Rotten wurden abgezählt; Lewin fehlte noch immer.

Das am Spitzkrug zurückgelaſſene Bataillon war ſchon vorher aus freiem Entſchluß bis an den Fuß des Berges hinabgeſtiegen.

Ein Troſt, aber auch der einzige.

Das Lämpchen brannte noch immer in der vergitterten Niſche und die beiden „Nonnen“ hielten nach wie vor ihre welken Kränze dem Gekreuzigten entgegen.

Bamme ſah eine Weile in die Niſche hinein und ſagte dann zu dem neben ihm ſtehenden Hirſchfeldt: „Hier, Hirſchfeldt, hier iſt unſer Platz, hier am letzten Heller. Hier wurd' es geplant und hier geht es zu Ende. Ich hatt' eine Ahnung davon. Der letzte Heller. Da haben wir ihn!“

XX.

Der andere Morgen.

In die Nacht und dann allmählich in den dämmernden Tag hinein war der Rückzug gegangen, die Kolonne während des Marſches immer kleiner werdend. Schon am Spitzkrug waren die Barnim'ſchen Bataillone, bei Reitwein die Kompagnien Hohen-Zieſar und Lietzen-Dolgelin abgeſchwenkt, und nur der verbleibende Reſt, darunter die Rutze'ſchen Pikeniere, rückte bis Hohen-Vietz.

Es ſchlug ſieben, als ſie bis dicht an Miekleys Mühle heran waren. Ein ſchwerer graugelber Nebel ſenkte ſich, und nur die vorderſten konnten das Gehöft erkennen. Dazu herrſchte peinliche Stille; die dicke Luft dämpfte den Ton, und es war, als ſchlichen ſie heran. Bamme fühlte das und wollte damit ein Ende machen. „Vorwärts, Hirſchfeldt," rief er, „vorwärts mit der ganzen Janitſcharenmuſik! Wir wollen nicht ohne Sang und Klang einrücken, als kämen wir recte von der Armenſünderbank. Zeigen wir unſer gutes Gewiſſen oder thuen wir wenigſtens ſo." Und durch den Nebel hin wirbelte die Hohen-Vietzer Trommel, und einzelne Töne des Rutze'ſchen Hornes fielen ein. Alles dumpf und trübe, und jedem, der es hörte, ging es durch Mark und Bein. Endlich hielten ſie. „Gewehr ab!" Es war der Platz zwiſchen dem Krug und dem Schulzenhof; in den Häuſern war Licht, aber niemand zeigte ſich auf der Straße. Berndt und Bamme hatten noch eine kurze Berathung wegen Unterbringung der Pikeniere; dann gab die Trommel das Signal, und alles rückte in die Quartiere ab. Ehe fünf Minuten um waren, waren nur noch unſere Freunde da, ſchweigſam und unſchlüſſig, was zu thun. Keinen drängte es, die Schwelle des Herrenhauſes wieder zu betreten, wußte doch jeder: Unglücksboten kommen immer zu früh. Endlich ſagte Berndt, indem er auf den Schulzenhof hinwies: „Ich habe noch ein Wort mit Kniehaſe zu ſprechen. Bitte, General, melden Sie mich bei meiner Tochter. Oder Tubal, Du.“

Bamme nahm Hirſchfeldts Arm, und Tubal folgte. So ſchritten ſie die Dorfgaſſe hinauf bis an das Herrenhaus. Jeetze ſtand in der Glasthür, und ſchien mit ſeinem verwunderten Blick nach dem alten und jungen Herrn zu fragen. „Noch im Dorf,“ ſagte Bamme, und ſetzte dann in halblautem Tone hinzu: „Kommen Sie, Hirſchfeldt, ich liebe keine Familienſcenen. Am wenigſten ſolche.“ Und damit ging er nach dem Korridor, der in ſein Zimmer führte. Nur Tubal blieb zurück. Was war zu thun? Sollte er bei Renaten eintreten? Er konnt' es nicht; ſo warf er ſich in einen alten neben dem Kamin ſtehenden Lehnſtuhl, in dem Jeetze die Nacht zugebracht hatte.

Berndt war nicht auf den Schulzenhof zugeſchritten; er hatte nur allein ſein wollen und folgte jetzt den Voraufgegangenen in kurzer Entfernung. Ihm ſchlug das Herz, und langſam, als ob er eine zu ſchwere Laſt trüge, ſchwankte er erſt an der Pfarre und dann an Bauer Püſchels großem Gehöft vorüber. Da drinnen war auch Trauer: der einzige Sohn gefallen.

Das nächſte Gehöft war das von Kallies. Zwiſchen beiden lief ein Liguſterzaun, und einige der dürren Zweige ſtreiften ihm das Geſicht, als er daran vorüberging. Er blieb ſtehen und ſann und horchte und griff dann in die Zweige hinein, um ſich zu halten, denn er fühlte, daß er dem Umfallen nahe ſei.

„Alles geſcheitert," ſagte er. „Und ich hab' es ſo gewollt. Geſcheitert, ganz und gar. Soll es mir ein Zeichen ſein? Ja. Aber ein Zeichen, daß wir unſer Liebſtes an ein Höchſtes ſetzen müſſen. Nichts anderes. Dies iſt keine Welt der Glattheiten. Alles hat ſeinen Preis, und wir müſſen ihn freudig zahlen, wenn er für die rechte Sache gefordert wird."

So ſprach er zu ſich ſelbſt. Aber inmitten dieſes Zuſpruchs, an dem er ſich aufzurichten gedachte, ergriff es ihn mit neuer und immer tieferer Herzensangſt, und ſich vor die Stirn ſchlagend, rief er jetzt: „Berndt, täuſche Dich nicht, belüge Dich nicht ſelbſt. Was war es? War es Vaterland und heilige Rache, oder war es Ehrgeiz und Eitelkeit? Lag bei Dir die Entſcheidung? Oder wollteſt Du glänzen? Wollteſt Du der erſte ſein? Stehe mir Rede, ich will es wiſſen; ich will die Wahrheit wiſſen."

Er ſchwieg eine Weile; dann ließ er den Zweig los, an dem er ſich gehalten hatte, und ſagte: „Ich weiß es nicht. Bah, es wird geweſen ſein, wie es immer war und immer iſt, ein bischen gut, ein bischen böſe. Arme kleine Menſchennatur! Und ich dachte mich doch größer und beſſer. Ja, ſich beſſer dünken, da liegt es; Hochmuth kommt vor dem Fall. Und nun welch ein Fall! Aber ich bin geſtraft, und dieſe Stunde bereitet mir meinen Lohn."

So war er bis auf den Hof ſeines Hauſes gekommen. In der Halle fand er Tubal, der erſchöpft von der Anſtrengung in Jeetzes Lehnſtuhl eingeſchlafen war. Neben ihm lag Hektor. Als dieſer ſeines Herrn anſichtig wurde, ſprang er auf und drängte ſich an ihn, aber ohne ſonſt ein Zeichen der Freude zu geben. Berndt ſtreichelte das kluge Thier, warf einen Blick voll ſtillen Neides auf den ſchlafenden Tubal, und ſchritt dann auf die Thür zu, die nach dem Eckzimmer führte. Er legte die Hand auf den Griff und zögerte noch einmal. Aber es mußte ſein. Nur die beiden Mädchen waren da. Renate flog ihm entgegen. „Mein einzig lieber Papa," rief ſie und hing an ſeinem Halſe. Dann ließ ſie von ihm ab, und fragte wie ſein Gewiſſen: „Wo iſt Lewin?"

Der alte Vitzewitz rang ein Wort zu finden. Endlich in einem Tone, in dem ſich der ganze Jammer ſeines eigenen Herzens ausſprach, ſagte er: „Ich weiß es nicht."

„Alſo gefangen, todt?"

„Nein, nicht todt, noch nicht."

Angſt und Zittern ergriffen Renaten, aber in demſelben Momente ſah ſie, daß Marie ſchwankte und wie leblos zu Boden ſtürzte. Berndt war von dem Anblick wie mitgetroffen. Ihm ſchwindelte unter dem Andrang alles deſſen, was auf ihn einſtürmte; endlich riß er ſich aus ſeiner Betäubung und zog die Klingel. Jeetze kam, gleich darauf auch die Schorlemmer; alles lief und rannte; er ſelber aber war geſchäftig, Marie wieder aufzurichten. Als ihm dies geglückt, ſah er, daß ſie aus einer Stirnwunde dicht neben der linken Schläfe blutete; ſie war auf den ſcharfvorſpringenden Kaminfuß gefallen. Endlich von ihrer Ohnmacht ſich wieder erholend, verlangte ſie nach dem Schulzenhofe gebracht zu werden, wozu ſich Maline weniger aus Mitleid als Neugier ſofort bereit erklärte. Durfte ſie doch hoffen, unten im Dorfe mehr zu hören als im Herrenhauſe, wo jeder ſich einſchloß und ſchwieg. Selbſt auf Bamme, trotzdem ſeine Clauſur aufgehört hatte, war nicht viel zu rechnen.

Als Berndt und Renate wieder allein waren, ſagte jener: „Was war es mit Marie? Ich hätte ſie für feſter gehalten."

Renate ſchwieg.

„Er iſt Dein Bruder,“ fuhr Berndt fort. „Und doch, Du trugſt es.“

Eine Pauſe folgte, während welcher Renate den Blick zu Boden ſenkte. Endlich antwortete ſie: „Sie liebt ihn.“

Der alte Vitzewitz, nach allem was er eben mit Augen geſehen hatte, ſchien eine Antwort wie dieſe erwartet zu haben und ſagte deshalb ruhig: „Und er — weiß er davon?“

„Nein.“

„Biſt Du deſſen gewiß?“

„Ja, ganz gewiß. Nie verrieth ſie ſich, weder mit Wort noch Blick. Und hätte ſie's, Lewin hätte kein Auge dafür gehabt; er war blind in ſeiner Liebe zu Kathinka.“

Berndt ſchritt im Zimmer auf und ab, und die widerſtreitendſten Empfindungen bekämpften ſich in ſeiner Bruſt. Einen Augenblick zuckte es ſpöttiſch um ſeinen Mund, daß des „ſtarken Mannes“ Kind in das alte Haus der Vitzewitze kommen ſolle, aber dann ſchwand aller Spott wieder, und die nächſtliegende Noth gewann allein Gewalt in ſeinem Herzen, die Noth um den einzigen Sohn. „Wie rette ich ihn?“ Und es war, als ob er vor ſich ſelber ein Gelübde thäte: „Gott, ich lege jeden Stolz zu Deinen Füßen; demüthige mich, ich will ſtill halten; alles, alles; nur erhalte mir ihn.“

Renate, während Berndt auf- und abgeſchritten war, war ihm mit den Augen gefolgt. Sie wußte genau, was in ſeiner Seele vorging, und ſagte jetzt: „Bitte, Papa, ſage mir alles. Was iſt es mit ihm? Verſchweige mir nichts!“

Er nahm ihre Hand. „Ich habe Dir nichts verſchwiegen, Kind. Dunkel und Ungewißheit iſt alles. Ich weiß nicht mehr als Du. Aber eines weiß ich nur zu gut: wir müſſen alles fürchten, alles, auch wenn in dieſem Augenblicke Gottes

Sonne noch über ihm ſcheint. Mit den Waffen in der Hand gefangen! Sie werden ihn vors Kriegsgericht bringen, und ..."

„Wie kam es?" unterbrach ihn Renate. „Sprich, ich möchte von ihm hören, mich an etwas aufrichten, und wenn es an nichts anderem wäre, als an dem eitlen Troſte gethaner Pflicht oder bewieſenen Muthes."

„Und dieſen Troſt kann ich Dir gewähren. Es war ein Handgemenge; ſie hatten Othegraven umzingelt, und wir wollten ihn frei machen. So ging es hinein in den Knäuel. Als wir wieder heraus waren, fehlte Lewin. Anfangs hofften wir noch, denn es fehlten viele, die ſich nach und nach wieder zu uns fanden; aber Lewin blieb aus. Kein Zweifel, er iſt gefangen."

„Und was thun wir?"

„Was uns allein noch bleibt: Gottes Barmherzigkeit anrufen. Mögen ihm alle guten Engel zur Seite ſtehen! Wir können nichts mehr." Und damit verließ er das Zimmer und ging in ſein Kabinet hinüber.

Hier war es kalt und unwirſch. Jeetze hatte zu heizen vergeſſen; dazu lag Staub auf Tiſch und Stühlen. Aber Berndt ſah es nicht oder glitt gleichgiltig mit dem Auge darüber hin, während er doch in dem Widerſtreit, der in ſolchen Momenten unſere Seele zu füllen pflegt, ſeinen Sinn auf andere, faſt noch gleichgiltigere Dinge richtete. Er ſah, daß an dem Schlüſſelbrett die Schlüſſel falſch hingen, und begann nun alles nach Nummer und Reihe zu ordnen. Dann ſchritt er auf das Fenſter zu und ſtarrte minutenlang auf die ruſſiſchen Karten und Pläne, die hier immer noch an den breiten Klappläden angeklebt waren. „Minsk, Smolensk, Bialyſtock". Und er wiederholte die Namen, auf- und abſchreitend, immer wieder und wieder. Endlich blieb er vor dem Bilde ſtehen, das über ſeinem Arbeitstiſche hing, und ſeine Augen füllten ſich mit

Thränen. „Geliebte," ſprach er vor ſich hin, „wie preiſ' ich Gott, daß Dir dieſe Stunde nach ſeinem gnädigen Rathſchluß erſpart geblieben iſt. Ach, daß ich wäre, wo Du biſt. Frieden allein iſt bei den Todten."

Er ließ ſich auf das Sopha nieder und begann ein Fröſteln zu fühlen. Da lag ſein Mantel, den Jeetze, ſtatt ihn anzuhängen, einfach über die Lehne geworfen hatte. Das traf ſich gut. Er zog ihn an ſich und wickelte ſich ein. „Minsk, Smolensk ..." aber nun ſchwand ihm das Bewußtſein, und er ſchlief.

* * *

Er ſchlief feſt und lange. Mittag war vorüber, als ihn ein Klopfen an der Thür weckte. Es war ſchon das dritte Mal. „Herein!" Jeetze meldete, daß der alte Ryſſelmann gekommen ſei.

„Laß ihn vor. Gleich."

Der alte Ryſſelmann trat ein, ſteif und geradlinig wie immer, das Haar nach hinten gekämmt, ſeinen Rohrſtock unterm Arm und das Gerichtsdienerblechſchild auf dem langen blauen Stehkragenrock. Er blieb an der Thür ſtehen und grüßte militäriſch; neben ihm Jeetze, der das Zimmer zu verlaſſen zögerte. „Bleib nur," ſagte Berndt, der das Zögern des Alten wohl verſtand, „Du willſt auch wiſſen wie es ſteht. Du liebſt ihn auch ... Ach, wer nicht?" Und dabei ſtrich er ſich leis und verſtohlen über Stirn und Augen. Dann erſt trat er auf den alten Gerichtsdiener zu und ſagte: „Nun, Ryſſelmann, was bringt Ihr?"

„'n Brief vom Herrn Juſtizrath."

„Gutes d'rin?"

Der Alte ſchwieg. Er konnte nicht ja ſagen, und das Nein wollte ihm nicht über die Lippen.

Berndt wog den Brief hin und her, den er ſich zu öffnen ſcheute, denn jetzt mußt' es ſich entſcheiden. Er muſterte den

Alten einmal, zweimal, und fand zuletzt, daß er alles in allem nicht ausſah wie einer, der eine Todesnachricht bringe. „Ich will den Brief leſen — aber allein. ... Und dann noch eins, Ryſſelmann; wißt Ihr...“

„Ja, gnädiger Herr, eins weiß ich.“

„Und?“

„Der junge Herr lebt.“

„Des alten Vitzewitz Händen entfiel der Brief, und ſeine Lippen flogen. Er konnte nicht ſprechen. Als er ſich wieder gefaßt hatte, trat er auf Jeetze zu, legte ſeine Hand auf des alten Dieners Schulter und ſagte, während er ihn in freudiger Erregung ſchüttelte: „Haſt Du's gehört, Alter? Er lebt! Und nun ſorge mir für Ryſſelmann. Er hat uns Gutes gebracht, bring' ihm wieder Gutes. Nein, bring' ihm das Beſte. Hier haſt Du den Schlüſſel; unten links, wo der ſpaniſche liegt. Hol' ihm eine Flaſche, mein alter Jeetze. Und Du ſollſt mittrinken. Haſt Du's gehört? Er lebt!“

Jeetze küßte ſeinem Herrn die Hand, und zitterte und zimperte hin und her. Dann ging er, während Ryſſelmann ihm folgte. Berndt, als er allein war, öffnete den Brief und überflog ihn. Es war, wie der alte Gerichtsdiener geſagt hatte. Er verließ nun ſelber das Kabinet, um ſich in das Eckzimmer zu den Frauen hinüber zu begeben. Er traf nur Renate, die bang und fragend auf ihn zueilte. „Noch iſt Hoffnung, Kind. Und nun rufe die Schorlemmer.“ Erſt als dieſe gekommen war, ſetzten ſie ſich um den runden Tiſch und Berndt las:

„Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß der Kampf dem Feinde zwei Gefangene in die Hände fallen ließ: Ihren Sohn und den Conrector Othegraven. Ihr Sohn wird im Laufe des Vormittags unter Eskorte nach Küſtrin geſchafft werden, Conrector Othegraven wurde bei Tagesanbruch am Lohhof erſchoſſen. Mir liegt nach dieſer kurzen vorgängigen Mittheilung nur noch ob, Ihnen über den Tod dieſes Tapferen zu berichten. Ich ſchlief ſeit kaum einer Stunde, als ich durch eine franzöſiſche Ordonnanz geweckt wurde, die mir anzuzeigen kam, daß einer der Gefangenen, der Conrector Othegraven, mich zu ſprechen wünſche. Ich kleidete mich raſch an, und der junge Soldat führte mich nach der alten Nikolaikirche hinüber, an deren Ausgängen franzöſiſche Doppelpoſten ſtanden. Innen ſah es ſcharf aus; auf einer Schütte Stroh lagen die Todten; der erſte, den ich ſah, war Kandidat Grell.

In der Sakriſtei traf ich Othegraven. Er ſaß in einem hochlehnigen alten Chorſtuhl, und die Thür ſtand offen, ſo daß er den Blick auf die Kanzel frei hatte. Er wies darauf hin und ſagte: „Sehen Sie, Turgany, hier hab' ich zum erſten Male gepredigt. Mein Text war: „Selig ſind die Friedfertigen". Und dies iſt nun das Ende. Das Kriegsgericht hat geſprochen, und binnen hier und einer Stunde iſt es mit mir vorbei." Ich nahm ſeine Hand, und da von Rettung oder Begnadigung keine Rede ſein konnte, ſo fragte ich nach ſeinem letzten Willen, und ob ihm das Scheiden ſchwer würde. Er verneinte es und ſetzte hinzu, daß er einmal geleſen habe, wie das Leben einem Gaſtmahl gleiche. Jeder habe den Wunſch auszudauern; aber wer in der Mitte des Mahles abgerufen würde, fühle bald nachher, daß er wenig verſäumt habe. Und das ſei wahr. Er für ſeinen Theil wünſche nur erſt über die Trommelwirbel und das Augenverbinden weg zu ſein; auch mißtraue er den Franzoſen und ihrem Schießen. „Sie thuen alles unordentlich, und den Hofer haben ſie maſſakrirt." Er hing dieſem Gedanken eine Weile nach und ſagte dann, ehe ich noch eine weitere Frage an ihn gerichtet hatte: „Ich habe niemand; meine kleine Sammlung fällt an Seidentopf, alles andere an das Hoſpital dieſer Kirche. Und nun wollen wir Abſchied nehmen, Turgany. Grüßen Sie dieſe tapfere Stadt, die mir ſo theuer geworden iſt, und ſagen Sie jedem, der es hören will, daß ich in der Hoffnung auf Jeſum Chriſtum, aber zugleich auch in dem feſten Glauben ſtürbe, mein Leben an eine gute Sache geſetzt zu haben. Ich habe gepredigt: „Selig ſind die Friedfertigen“, aber es iſt auch geboten, uns zu wehren und für unſer Leben und Geſetz zu ſtreiten.“

Und danach ſchieden wir. Für immer.

Eine Stunde ſpäter ward ich zu General Girard befohlen. Ein echter Franzos, menſchlich und von edler Geſinnung. „Ich konnt' es nicht ändern,“ empfing er mich. „Ein Aufſtand in unſerm Rücken und von ihm geleitet; er mußte ſterben. So will es das Geſetz des Krieges und unſere Sicherheit. Nach ſeinen Mitſchuldigen frag' ich nicht; Ihr Volk lehnt ſich jetzt wider uns auf, und wir müſſen ſehen, wie wir durchkommen.“ Und danach entließ er mich ſichtlich bewegt, nachdem er hinzugefügt hatte, daß der „Directeur adjoint“, wie er ihn nannte, „comme un vieux soldat“ geſtorben ſei.

Wir haben ihn dicht neben der Kirche, wo noch ein eingegittertes Stück von dem alten Kirchhof übrig iſt, begraben. Neben ihm Hanſen-Grell.

Ich ſchließe mit dem herzlichen Wunſche, daß der Transport Ihres Sohnes nach Küſtrin ein erſter Schritt zu ſeiner Begnadigung oder vielleicht auch zu ſeiner Befreiung ſein möge.

Turgany.“

Das erſte Gefühl, als Berndt den Brief aus der Hand legte, war das des tiefſten Dankes.

Renate umarmte und küßte den Vater, und der Schorlemmer, die nie weinte und ſtolz darauf war, fielen die Thränen auf die gefalteten welken Hände. Sie hatte kein Wort, und ſelbſt ihre Sprüche verſagten ihr.

Lewin lebte noch, noch alſo war Hoffnung. Aber eine rechte Freude wollte trotz alledem nicht aufkommen, und wenn alle bis dahin von dem Schrecken beherrſcht geweſen waren, ihn vielleicht ſchon verloren zu haben, ſo beherrſchte ſie jetzt die Furcht, ihn jeden Augenblick verlieren zu können.

So verging eine halbe Stunde; Renate hatte das Zimmer verlaſſen, um auf dem Schulzenhofe nach Marie, die Schorlemmer, um draußen nach der Wirthſchaft zu ſehen. Denn was auch geſchehen möge, das Herdfeuer brennt und mahnt uns an den Anſpruch und das Recht des alltäglichen Lebens. Berndt ſeinerſeits war allein geblieben; er ſann und plante, und verwarf wieder. Als die Stutzuhr eben zwei ſchlug, erſchien Jeetze und meldete, daß angerichtet ſei.

Wie gewöhnlich, ſeitdem Beſuch im Hauſe war, war in der Halle gedeckt worden. Bamme trat auf Vitzewitz zu, um ihm zu der „guten Zeitung“ zu gratuliren; aber es klang froſtig. Jeder konnte den Zweifel heraus hören, nicht an der Sache ſelbſt, aber an ihrem Werth. Man ſetzte ſich; Berndt fragte nach Marie, nach Kniehaſe, nach Ryſſelmann; bald aber hob er die Tafel auf, an der, aller Anſtrengungen unerachtet, nur wenig geſprochen worden war. Alles erſchien ihm wie Verſäumniß, ehe man nicht wenigſtens einen Plan verabredet hatte. Er zog ſich in ſein Arbeitskabinet zurück und ließ eine Viertelſtunde ſpäter die Herren bitten, ihm dahin folgen zu wollen.

In dem Zimmerchen war es inzwiſchen freundlicher geworden; ein Feuer brannte, und der alte Mantel, der über der Lehne gehangen hatte, hing jetzt am Riegel. Der General und Hirſchfeldt erſchienen zuerſt, nach ihnen Tubal. Alle drei zu plaziren würde bei der Enge des Raumes nicht leicht geweſen ſein, wenn nicht Bamme, der es warm liebte, dicht an den Ofen gerückt wäre. Hier ſaß er mit untergeſchlagenen Füßen und rauchte, mehr einem Götzenbilde als einem Menſchen ähnlich.

Jeetze kam und reichte Kaffee, nach dem jeder mehr oder weniger begierig war. Und wirklich, die Taſſen waren kaum geleert, als eine beſſere Stimmung Platz zu greifen begann. War denn die Lage wirklich ſo hoffnungslos? Nein. Berndt nahm das Wort und erklärte, daß er in der Furcht der Franzoſen, in ihrer muthmaßlichen Scheu vor einem zweiten zu ſtatuirenden Exempel, den beſten Theil ſeiner Hoffnung ſähe. „Girard oder Fournier," ſo ſchloß er, „macht keinen Unterſchied; ſie wiſſen, daß ihre Tage hier herum gezählt ſind, und werden ſich hüten, den ſchon ſtraffen Bogen noch weiter zu überſpannen."

Bamme wollte von dieſem Troſte nichts wiſſen; Hirſchfeldt widerſprach nicht geradezu, ſah aber alles wirkliche Heil nur in einem ſelbſtändigen Vorgehen. So lange der Hals in der Schlinge ſtecke, wiederholte er, ſei von Sicherheit keine Rede; ein Ungefähr, eine Laune, und die Schlinge ziehe ſich zu. „Können wir uns auf Turganys Brief verlaſſen (und ich glaube, daß wir es können), ſo treten die Küſtriner Herren nicht eher als morgen Mittag oder Nachmittag zuſammen. Selbſt wenn die Würfel ſchwarz fallen, woran leider nicht zu zweifeln, ſo haben wir vor übermorgen früh nichts zu befürchten. Füſilladen ſind Früh- und Morgenſache. Das iſt ſo alter Brauch. Was alſo unſererſeits zu geſchehen hat, muß dieſe Nacht geſchehen oder in der nächſtfolgenden. Dieſe Nacht — unmöglich, vorausgeſetzt, daß wir der Mitwirkung unſerer Leute dazu bedürfen. Auch die beſten halten ſolche Schlappe nicht aus. Alſo morgen; morgen Nacht."

Berndt und Bamme waren einverſtanden, auch damit, daß man es mit Liſt verſuchen wolle. Hoppenmarieken ſollte dabei helfen. Dieſe, wie Berndt ſehr wohl wußte, lebte mit der Küſtriner Garniſon auf dem allerbeſten Fuße; war ſie doch jedem einmal mit Kauf oder Kuppelei zu Dienſten geweſen. Weſtfalen oder Franzoſen machte dabei keinen Unterſchied, ja die letzteren hatten eine beſondere Vorliebe für ſie, und geſtatteten ihr, um ihrer groteſk-komiſchen Erſcheinung oder vielleicht auch um ihrer gemuthmaßten Geiſtesſchwäche willen überall hin Zutritt. Daß Hoppenmarieken ſelbſt, eitel und abenteuerſüchtig wie ſie war, gegen Uebernahme der ihr zugetheilten Rolle Bedenken erheben würde, daran war gar nicht zu denken; eine andere Frage blieb freilich, ob ihr auch in allen Stücken zu trauen ſei. Man ließ dies indeſſen fallen, und Berndt ſchickte nach dem Forſtacker, um ſie herbeiholen zu laſſen. Aber ſie war von ihrem gewöhnlichen Tagesmarſche noch nicht zurück. So wurde beſchloſſen, die Beſprechung mit ihr bis auf den andern Morgen zu vertagen. Bamme wollte dabei zugegen ſein.

Hiernach trennten ſich alle und zogen ſich auf ihr Zimmer zurück. Was noch zu thun war, waren Dinge, die ſich mit Kniehaſe beſſer als mit jedem anderen erledigen ließen; dieſer kam denn auch, beſchaffte und ordnete alles Nöthige, und war bei Dunkelwerden wieder auf dem Schulzenhofe.

Sein erſter Gang, als er wieder daheim war, war zu Marie, bei der er, ſeiner eignen Wunde wenig achtend, den größten Theil des Tages zugebracht hatte.

Er ſetzte ſich auch jetzt wieder an ihr Bett und horchte und fragte; ihr aber, als ſie dieſe vom herzlichſten Mitgefühl eingegebenen Fragen hörte, kam der ſtille Vorwurf zurück, in allen vorausgegangenen Stunden immer nur an Lewin und nicht ein einziges Mal an Ihn gedacht zu haben, an ihn, der jetzt ſo liebreich zu ihr ſprach, und vom erſten Tage an nur Güte und Nachſicht für ſie gehabt hatte. Sie klagte ſich ihrer Selbſtſucht an und vergoß bittere Thränen. Er aber wollte davon nichts wiſſen und wiederholte nur einmal über das andere: „Laß, Kind; das iſt die Jugend.“ Und dann beruhigte ſie ſich und ließ ſich wieder erzählen. Ach, wie ſchlug ihr das Herz höher, als ſie von Turganys Brief hörte: Othegraven war todt, aber Lewin lebte. Und das bedeutete alles! Dieſelbe Selbſtſucht, deren ſie ſich eben noch bezichtigt hatte, war wieder da. Und ſie wußte es kaum.

Ihre Stirn wurde gekühlt; der Blutverluſt aus der Wunde galt für ein gutes Zeichen, und ihr Befinden war nicht ſchlecht. Sie lächelte vor ſich hin, wenn Bammes und Rutzes und ihrer Haltung während des Straßenkampfes Erwähnung geſchah. Erſt gegen Abend ſtellte ſich Fieber ein und ſie begann nun leiſe vor ſich hin zu ſprechen: „Wenn nur Othegraven da wäre, . . . der würde helfen . . . mir zu Liebe.“ Und dann nannte ſie des alten Füllgraf Namen, und dann den des alten Küſtrin'ſchen Kaſtellans, der ein Vetter von den Kümmritzens war, und den ſie nun in ihren Phantaſien inſtändigſt bat, den „jungen Herrn“ in ſeinem Schloſſe verſtecken zu wollen, „mitten im großen Saal, da würd' ihn niemand ſuchen“.

So vergingen die Stunden, und die Bilder drehten ſich im Kreiſe. Aber eine Stunde nach Mitternacht ließ das Fieber nach, und ſie ſchlief ein.

XXI.

„Dat wüſten wi."

Es war noch nicht ſieben am andern Morgen, als Hoppenmarieken in ihrem gewöhnlichen Aufzuge die Dorfgaſſe herauf kam. In Front des Herrenhauſes bog ſie nach rechts hin ein und muſterte die lange dunkele Fenſtereihe. Nur in den zwei Eckfenſtern des erſten Stockes war Licht. „He is all bi Weg'," ſagte ſie und ſchritt auf die Glasthür des Hauſes zu.

Und ſie hatte recht geſehen. Berndt war ſchon ſeit einer Stunde auf und ſaß oben in ſeiner Amts- und Gerichtsſtube. Mit ihm Bamme, der, nach einem erſten Verſuche, ſich wieder in Nähe des ſtark überheizten und beinahe glühenden Ofens zu plaziren, ſchließlich ſeinen Rückzug auf das Fenſter hin hatte nehmen müſſen. Von dieſem aus ſah er jetzt Hoppenmarieken über den Hof kommen. Er war in einem Koſtüm, das, kaum minder auffällig als das der alten Forſtackerhexe, ſelbſt Berndt einen Augenblick in Erſtaunen geſetzt hatte: enger ſchwarzer Schlafrock von Sammetmancheſter, rother Wollſhawl und gelbe Fiſchſchuhe. Dazu die kurze Morgenpfeife.

Und nun klopfte es.

„Herein!"

Die Alte trat ein, blieb aber — mit ihrer Kiepe ſich an die Thürpfoſten lehnend — in reſpektvoller Entfernung von ihrem „gnädigen Herrn“ ſtehen, mehr aus Gewohnheit als aus Furcht, da ſie wohl gemerkt hatte, daß man ihrer bedürfe.

„Dag, gnäd'ger Herr,“ ſagte ſie mit ihrer tiefen und rauhen Stimme, und nickte, als Berndt ihren Gruß erwidert hatte, mit derſelben Vertraulichkeit auch nach der Fenſterecke hinüber. „Dag, Genral.“

„Kennſt Du mich denn?“ fragte dieſer, und blies behaglich ein paar Wölkchen aus ſeinem Meerſchaum.

„J, wat wihr ick denn unſ'n lütten Genral nich kennen? Ick wihr jo mit bi de Revü buten, un hebb' allens ſiehn: Rutzen un ſine Piken, un den dicken Protzhagen'ſchen mit ſine Füertut'. Jott, wi ſeeg de ut! Un denn Droſſelſtein'n ſine rote Voßſtut' mit de lange Been'. Ne, Genralken, dat wöhr nix för Se.“

„Da haſt Du Recht, Hoppenmarieken. Ich ſeh', Du haſt einen guten Blick, und das nächſte Mal werd' ich Dich fragen.“

Sie lachte.

„Dat dohn Se man, Genralken. De Dummen, ſo as wi ick, de ſinn ümmer de klökſten.“

Berndt ſah, daß er das Geſpräch unterbrechen müſſe, denn ſolche Vertraulichkeiten waren gerade das Letzte, was er brauchen konnte. „Stell Deine Kiepe hin, Marieken, und tritt hier an dieſen Tiſch. Hierher, daß ich Dich beſſer ſehen kann.“

Sie verlor einen Augenblick ihre ſichere Haltung, brummte allerhand unverſtändliches Zeug, und that dann wie ihr geheißen.

„Du weißt, Hoppenmarieken —“

„Ick weet.“

„Und Du weißt auch, daß ſie kurzen Prozeß machen. Der Conrector iſt erſchoſſen auf dem Lohhof, da wo die große Pappel ſteht. Ein Wunder, daß ſie Lewin noch aufgeſpart haben. Aber wie lange? Sie haben ihn nach Küſtrin gebracht, und wir müſſen ihn frei kriegen."

„Dat möten wi, dat möten wi."

„Und Du ſollſt helfen."

„Dat will ik."

„Gut, ſo ſteck dies Knäuel ein und ſpiel' es ihm heimlich zu. Er ſitzt auf Baſtion Brandenburg; Mencke hat mir's geſtern Abend geſchrieben. Uebereile nichts, laß Dir Zeit, und wenn es auch Mittag wird. Aber ſei ſchlau, ſo ſchlau wie Du ſein kannſt, wenn Du willſt, und vergiß nicht, es hängt Leben und Sterben dran."

„Ick weet, ik weet."

Der alte Vitzewitz ſchwieg eine Weile, während welcher Zeit Hoppenmarieken das Knäuel in ihre Kiepe packte; dann fuhr er fort: „Und nun tritt noch einmal hierher und paß auf und höre, was ich Dir zu ſagen habe."

Hoppenmarieken gehorchte.

„Hier, wo Du jetzt ſtehſt, hier hat Lewin für Dich gebeten, und weil er für Dich bat, und blos deshalb hab' ich Dich laufen laſſen. Sonſt ſäßeſt Du jetzt bei Waſſer und Brot. Und das ſchmeckt Dir nicht, denn Du haſt gern was Gutes."

„Jo, dat hebb' ik."

„Sprich nicht. Du ſollſt mich hören. Und ſo ſag' ich Dir denn: ſieh Dich vor. Ich habe viel Nachſicht und Geduld mit Dir gehabt und die Augen öfter zugemacht als Recht war, aber wenn Du wieder doppeltes Spiel ſpielſt, ſo ſei Dir Gott gnädig. Kobold, ich trete Dich unter die Füße und würge Dich mit dieſen meinen Händen."

Er hatte dieſe Drohung in innerſter Erregung geſprochen; aber ihre Wirkung auf Hoppenmarieken war nur gering. Sie ſchüttelte blos den Kopf, und ohne ſich im übrigen im geringſten eingeſchüchtert zu fühlen, wiederholte ſie nur immer: „Gnäd'ge Herr, de junge Herr!“ und ſalutirte dabei mit ihrem Hakenſtocke, zum Zeichen, daß man ſich auf ſie verlaſſen könne. Es war dies auch beſſer und bedeutete mehr, als wenn ſie bekräftigungshalber ihre Schwurfinger erhoben hätte. Dann griff ſie wieder nach der Kiepe, lehnte den Rath, der ihr noch gegeben wurde, „ſich womöglich an die Weſtfalen zu machen“, mit der Bemerkung ab: „Ne, ick geih to de lütten Franzoſen; de paſſen nich upp,“ und verließ einen Augenblick ſpäter das Zimmer.

Erſt als ſie zwiſchen den zwei Auffahrtspfeilern war, machte ſie noch einmal mit militäriſcher Promptheit Kehrt, und grüßte nach dem Eckfenſter hinauf. Wußte ſie doch ganz beſtimmt, daß der alte General ihr nachgeſehen habe. Dieſer lachte denn auch, nahm ſeinen kleinen Meerſchaum in die Linke und warf ihr mit der Rechten Kußfingerchen zu.

„'s bleibt doch ein Prachtexemplar, Vitzewitz,“ ſagte er. „Ich wollte, ich hätte ſo 'was in Groß-Quirlsdorf.“

Berndt ſchwieg und ſtützte den Kopf. Nach einer Weile ſagte er:

„Bamme, Sie ſind ein Menſchenkenner. War es nicht gewagt, unſer Spiel auf dieſe Karte zu ſetzen? Können wir ihr trauen?“

„Unbedingt.“

„Und warum? Weil ihr altes Hexenherz an Lewin hängt?“

„Vielleicht auch deshalb. Etwas muß das Herz haben. Und je weniger es hat, deſto feſter hängt es dran. Es ſtirbt dafür. Gut oder böſe macht keinen Unterſchied.“

Berndt nickte.

„Aber,“ fuhr Bamme fort, „das iſt es nicht, weshalb ich ihr traue. „Ich trau' ihr, weil ſie klug iſt. Wiſſen Sie, was ſie jetzt denkt?"

„Nun?"

„Die Franzoſen werden nicht ewig im Lande Lebus bleiben, aber die Vitzewitze noch lange."

„Und?"

„Und Bündniſſe ſchließt man nur mit Dauermächten. Auch wenn man Hoppenmarieken heißt."

XXII.

Im Weißkopf.

In denſelben Stunden, in denen der über Lewins Gefangenſchaft Auskunft gebende Brief den Weg von Frankfurt nach Hohen-Vietz hin machte, machte Lewin in Perſon den Weg von Frankfurt nach Küſtrin. Nur die Breite des Fluſſes lag zwiſchen ihnen, und der alte Ryſſelmann, wenn er ſchärfer zugeſehen hätte, hätte die franzöſiſchen Eskorte-Mannſchaften erkennen müſſen, die drüben am neumärkiſchen Ufer ihre Straße zogen. Es waren Voltigeurs, ausgeſuchte Leute, die man unter den Befehl eines alten, ſchon in Spanien gedienten Sergeanten geſtellt hatte. Und ſolche Vorſichtsmaßregeln waren mit gutem Grunde getroffen worden, denn hatten es die Ruſſen auch tags zuvor an gutem Willen und jedenfalls an Worthalten fehlen laſſen, ſo waren ſie doch in der Nähe, durchſchwärmten die Neumark und machten ſich recht eigentlich eine Aufgabe daraus, kleine feindliche Commandos wegzufangen. Das erheiſchte nur geringe Opfer und machte von ſich reden. Dieſer Sachlage waren ſich die Begleitmannſchaften auch voll bewußt und ließen es, um ſchlimmſten Falles nicht ohne Fürſprache zu ſein, an Aufmerkſamkeit gegen ihren Gefangenen nicht fehlen. Mußten ſie doch fürchten, jeden Augenblick ſelber Gefangene zu werden.

Aber ihre Befürchtungen erfüllten ſich nicht; die Koſaken, nach denen auch Lewin von Zeit zu Zeit ausgeſehen hatte, kreuzten nirgends ihren Weg, und nachdem um Mittag die Kirch-Göritzer ausgebauten Häuſer und bald darauf auch die Pulvermühlen von ihnen paſſirt worden waren, trafen ſie Punkt zwei vor der Feſtung ein und lieferten ihren Gefangenen auf dem alten Küſtriner Schloßhof ab. General Fournier d'Albe that ein paar Fragen, die trotz aller Kühle doch Theilnahme verriethen, muſterte die ſchlanke Geſtalt Lewins und gab dann Befehl, ihn auf dem „Weißkopf" unterzubringen.

Lewin erſchrak, als er dieſen Namen hörte.

Der „Weißkopf" war ein auf Baſtion Brandenburg ſtehender Rundthurm, eigentlich nur das mannshohe Fundament eines ſolchen, von dem die Sage ging, daß es zwei, drei Tage vor der Hinrichtung Kattes als Schaffot für dieſen aufgemauert worden ſei. Dies alles war nun freilich durch einige lebuſiſche Spezialhiſtoriker, darunter auch unſer Seidentopf, als nicht ſtichhaltig nachgewieſen worden; aber ſtichhaltig oder nicht, die bloßen Vorſtellungen, die ſich in Folge dieſer Sage an eben dieſe Oertlichkeit knüpften, reichten gerade hin, den Gedanken eines vor einem Kriegsgericht Stehenden eine ſehr trübe Richtung zu geben.

Und nach dieſem „Weißkopf" hin wurde Lewin nun wirklich abgeführt. Ein Gefreiter und zwei Mann nahmen ihn in ihre Mitte, und unſer Gefangener fürchtete ſchon den Reſt des Tages und vielleicht auch die Nacht in einem kellerartigen Gewahrſam zubringen zu müſſen, als er im Näherkommen zu ſeinem Troſte wahrnahm, daß auf dem mannshohen Unterbau des Thurmes noch ein nicht unfreundlich ausſehendes, aus Fachwerkwänden aufgeführtes Thurmhäuschen ſtand, an das ſich von außen her eine Holztreppe lehnte, acht oder zehn halb ausgebrochene Stufen.

Und vor dieſen Stufen hielt jetzt das Commando. Der Schlüſſel zu der kleinen eiſenbeſchlagenen Oberthür fehlte, fand ſich indes ſchließlich, als der Kaſtellan vom Schloß her herbeigeholt worden war, der nun öffnete und den Gefangenen eintreten ließ. Der Alte, ſo lange der Gefreite da war, zeigte ſich einſilbig und mürriſch genug; Lewin aber, aller mangelnden Menſchenkenntniß unerachtet, konnte doch leicht erkennen, daß dieſes einſilbig mürriſche Weſen nur äußerlich angenommen war. Er durfte ſich in der Folge und unter vier Augen mehr Entgegenkommen von dem Alten verſprechen. Vorläufig ſchloß dieſer wieder ab, ſchob zum Ueberfluß noch einen Riegel vor, und folgte dann dem abrückenden Wachcommando.

Und nun war unſer Gefangener in ſeinem Thurmzimmer allein.

Aber war es denn ein Zimmer? Die Manſardenſtuben der alten Hulen hatten ihn nicht verwöhnt, und doch waren es Palaſträume, verglichen mit dieſem Erſtenſtock-Zimmer im „Weißkopf". Es hatte fünf Schritt im Quadrat, und wenn er ſich aufrichtete, berührte ſeine Filzkappe die Decke. „Wie lebendig begraben!" ſagte er, und ſchritt auf das Fenſter zu, um wenigſtens friſche Luft einzulaſſen. Der rechte Flügel, den er zuerſt öffnete, hing nur in der oberen Haspe, ſo daß er ihn um des Windes willen, der wehte, raſch wieder ſchließen mußte; mit dem linken Flügel aber ging es beſſer, und er hakte das Oeſenſtäbchen ein, und ſah nun den Fluß und das Land hinauf, das als ein Bild winterlicher Schöne vor ihm lag. Und alles in dem Bilde kannte er, und alles war ihm wohl vertraut. Da nach links hin die weite Fläche mit den Weidenbüſchen am Ufer, das war die Krampe, wo die Kirch-Göritzer ihre Schlacht geſchlagen hatten, und dahinter, an den Kuſſeln erkennbar, lief der Hohlweg, den er, als er mit Tubal von

Dr. Faulſtich kam, bei halbem Dunkelwerden paſſirt hatte. Und nun gar nach rechts hin ins Bruch hinein! Da dehnten ſich, nur durch Pappelwege verbunden, die Gorgaſter und Neu-Manſchnower Gehöfte, und mitunter war es ihm, als ſähe er den Hohen-Vietzer Thurm und das Kreuz darauf, blitzend in der Nachmittagsſonne. Lange hing er dem Bilde nach, dann zog er den Fenſterflügel wieder heran, und durchmaß den engen Raum.

Fünf Schritt. In der Quere noch weniger, denn hier ſtand eine Bettlade. In dieſer lagen vier, fünf Bretter, und zu Füßen lehnte ein Binſenſtuhl, tief eingeſeſſen, mit einzelnen nach unten hängenden Halmen. Sonſt nichts; nur ein paar eingekratzte Herzen an der Wand, und vier, fünf Namen darunter. Franzöſiſche Namen. Alſo Neues, nichts Altes, nichts aus den Katte-Tagen her, und Lewin war ſo troſtbedürftig, daß er in dieſem geringfügigen Umſtand einen Troſt für ſeine bedrückte Seele fand.

Eine Stunde mochte vergangen ſein, als er wieder Tritte draußen hörte, und gleich darauf den Alten eintreten ſah, der inzwiſchen den Namen ſeines Gefangenen erfahren hatte, und nun kam, um ſich nach den Wünſchen des „Junkers" zu erkundigen. Der General, ſo verſchwor er ſich, habe alles erlaubt, und was er nicht erlaubt habe, darüber würden zwei Landsleute doch miteinander reden können. „Nicht wahr, Junkerchen? Und dann, Junkerchen, es wird nichts ſo heiß gegeſſen, wie es vom Feuer kommt. Und der letzte Troſt iſt immer, „einen Tod kann der Menſch blos ſterben".

„Ja," ſagte Lewin, „aber wann?"

„Ei noch lange nicht. Ihr Sand, Junkerchen, iſt noch nicht durchgelaufen. Bei Ihnen hat die Predigt erſt angefangen. Und der Sand muß durch, eher iſt es mit keinem nich vorbei."

Lewin dankte dem Alten für ſeinen Zuſpruch, und bat ihn um ein Nachteſſen, was es ſei, am liebſten eine Suppe. Aber nicht vor ſieben Uhr. Wenn er ein Buch habe, ſo ſolle er es ihm ſchicken; er wolle ſich ans Fenſter ſetzen, ſo lang' es noch Tag ſei, und ſich die Zeit mit Leſen vertreiben.

Der Alte verſprach alles, und nicht lange — die kleine Schloßthurmuhr ſchlug eben vier — ſo wurden draußen Stimmen laut, und ein Klappen wie von Holzpantinen ließ ſich auf den Treppenſtufen vernehmen. Gleich darauf öffnete ſich auch wieder die kleine Thür, und ein breitſchulteriger, allem Anſcheine nach auch rieſengroßer Chaſſeur à pied — der, vorn übergebückt, ſich abmühte, ein breit zuſammengeſchnürtes Bündel durch die zu ſchmale Thüröffnung hereinzuziehen — wurde von hinten her ſichtbar. Ein altes Weib, mit vielem Kupfer im Geſicht, ſtand noch auf den Stufen draußen und ſchob nach. Endlich war das Bündel durch, und der Chaſſeur machte jetzt Front und begrüßte den Gefangenen mit einem halb gut gelaunten, halb ſpöttiſchen: „Bon jour, camarade", in gleichem Tone hinzuſetzend: „Voici votre équipage!"

Lewin erwiderte den Gruß und muſterte den jetzt aufrecht vor ihm ſtehenden Chaſſeur, der in ſeiner ganzen Haltung und Ausſtaffirung als ein vollkommener Typus ſüdfranzöſiſcher Nonchalance gelten konnte. Sein Collet ſtand offen, während ſeine beiden Füße in großen, mit Stroh gefütterten Holzſchuhen ſteckten; offenbar ein gutmüthiger renommiſtiſcher Gascogner, der, um anderweitig dienſtfrei zu werden, den Kalfakterdienſt im Schloß übernommen hatte.

„Madame de Cognac," wandte er ſich jetzt an die noch immer auf der Treppe ſtehende Alte, „s'il vous plaît! Komme Sie herein, Madame, und knüppre Sie auf." Lewin lächelte. „Oui, monsieur; knüppre Sie auf; c'est tout-à-fait allemand.

O ich gelernt habe gut Deutſch. Moi. N'est-ce pas, Madame?"

Dieſe nickte.

„Vous voyez, Monsieur, notre marquise de Chaudeau a consenti."

Während dieſes Geſpräches war denn auch wirklich das Bündel aufgeknotet worden, und der Chaſſeur und ſeine Begleiterin mühten ſich jetzt gemeinſchaftlich ab, ein Lager für den Gefangenen herzuſtellen. Und nun waren ſie fertig damit: ein Strohſack, ein Seegraspfühl, und ein verſchoſſener Mantel mit Otterfellkragen, den der alte Kaſtellan, da Betten oder Decken im ganzen Schloß nicht mehr aufzutreiben geweſen waren, aus ſeinem eigenen Kleiderſchranke hergegeben hatte. In dem großen Bündel hatten ſich übrigens auch noch drei Bücher befunden, die jetzt von Seiten des Chaſſeurs unter affektirt reſpektvollen Verbeugungen und „avec les compliments de Monsieur le Châtelain" an Lewin überreicht wurden. „Et à sept heures le souper." Darnach klappten wieder die Pantinen auf der Treppe draußen, und das Kauderwelſch mit der Alten ſetzte ſich fort, bis es in dem Winde, der über Baſtion Brandenburg hinſtrich, verklungen war.

Lewin rückte den Stuhl ans Fenſter, um in die drei Bücher hineinzuſehen, die der Kaſtellan ihm geſchickt hatte. Zwei, ſchwarzgebunden mit citronengelbem Schnitt, waren, was ſich erwarten ließ, Bibel und Geſangbuch. Aber das dritte! Es war nur ein Büchelchen, zwei Pappdeckel mit marmorirtem Papier, an den Ecken abgeſtoßen. Und nun las er: „Bericht des Majors von Schack über des Lieutenants von Katte Dekapitation, 6. November 1730." Das hatte der Alte ſchlecht getroffen. Es überlief unſeren Gefangenen eiskalt, und er legte die Bibel darauf, daß er es nicht ſähe.

Lange, lange Stunden.

Er ging wieder auf und ab und zählte. „Erſt tauſend Schritt.“ Endlich ſchlug es ſieben. Es war ihm ein unangenehmer Gedanke, den Gascogner noch einmal eintreten zu ſehen, aber ſtatt ſeiner erſchien der alte Kaſtellan ſelbſt und brachte das Nachteſſen: eine Suppe aus Brotrinden und Hagebutten gekocht.

„Nun, Junkerchen, da haben Sie was Warmes. Das Brot, das haben die Franzoſen gebacken, aber die Hagebutten, die ſind aus Markgraf Hanſen ſeinen Küchengarten, und meine Lene, was meine Jüngſte iſt, die hat ſie ſelber gepflückt. Es war ein rechtes Hagebuttenjahr. Hören Sie, Junkerchen, auch für die Franzoſen; aber die haben die Hacheln gekriegt.“ Und dabei ſetzte der Alte den Suppentopf und eine Stalllaterne, in der ein Lichtſtümpſchen ſchwelte, vor Lewin nieder, und ſagte, während er ſchon halb in der Thüre ſtand: „Und nun Gott befohlen, Junkerchen. Es kommt, wie's kommt. Und blaſen Sie gleich aus; denn Licht darf nicht ſein. Es geht mir ſonſt an Kopp und Kragen. Hören Sie, gleich ausblaſen.“

Lewin hatte Hunger, und der würzige Duft that ſeinen Sinnen wohl. Aber er konnte nicht eſſen. Es war nicht der verzinnte Löffel, der ſo bitter ſchmeckte, es war die Todesfurcht, die ſich ihm auf die Zunge legte. Er ſtellte den Napf aus der Hand, löſchte das Licht und warf ſich auf das Bett. Im Liegen empfand er, daß ihn die Uhr drücke, und er nahm ſie heraus, um ſie neben ſich auf den Binſenſtuhl zu legen. Dann erſt wickelte er ſich in den Mantel, zog den Kragen bis unter das Kinn, und ſah von ſeinem Kiſſen aus auf die Sterne, die matt durch die kleinen Fenſterſcheiben zu ihm her flimmerten. „Und kann auf Sternen gehn,“ klang es in ſeiner Seele immer leiſer, immer ferner, und darüber ſchlief er ein.

Er ſchlief feſt, viele Stunden lang; der überanſtrengte

Körper verlangte ſein Recht. Aber gegen Morgen begann er zu träumen. Er ſah eine Schlittenfahrt und hörte das Läuten der Glocken, und als die Schlitten hielten, war es vor einem alten Rundbogenportal, durch das winterlich in Mäntel und Muffen gekleidete Paare in ein hochgewölbtes Schiff eintraten. An den Pfeilern hingen vertrocknete Kränze mit langen Bändern, die ſich im Zugwind bewegten, und zwiſchen dieſen Pfeilern hin ſchritten alle, unter denen auch die ſchöne Matuſchka war, auf den Altar der Kirche zu. Und als ſie nun dicht heran waren, begann die Orgel zu ſpielen. Aber in demſelben Augenblicke wandelte ſich das Bild, und die grauen Steinpfeiler wurden zu weißgetünchten Holzſäulen, um die grüne Guirlanden gewunden waren. Und auch die Frauen waren nicht mehr dieſelben, andere waren es, ſommerlich gekleidete mit Blumen im Haar, und alle folgten einem voranſchreitenden Paare, das er nicht erkennen konnte, denn er ſchritt hinterher, und erſt als er den Altar erreicht hatte, vor dem ein Grabſtein lag, ſah er, daß er es ſelber war, der an dieſer Stelle getraut werden ſollte. Aber er wußte nicht mit wem, denn die Braut war über und über in einen weißen Schleier gehüllt, und auf dem weißen Schleier leuchteten goldene Sterne.

Als nun aber die Orgel ſchwieg, und der Geiſtliche nach dem „Ja" fragte, da ſchlug die Braut den Schleier zurück, und ſtatt des „Ja", das ihm auf der Lippe war, ſagte er: „Marie".

Er hatte das Wort laut geſprochen und fuhr auf, als ob er eine ſchwindende Erſcheinung feſthalten wolle. Wo war er? Er ſah den Sternenhimmel und fühlte den von ſeinem eigenen Athem feucht und eiſig gewordenen Mantelkragen. Und allmählich ſtieg die ganze furchtbare Wirklichkeit vor ihm herauf, und er lauſchte, ob er nicht ſchon den Tritt eines ihn abholenden Wachkommandos hören könne. Wußte er doch, daß die Morgendämmerung die Zeit für ſolche Scenen ſei.

Aber was war die Stunde? Er griff nach der Uhr und ließ ſie repetiren. Fünf. Das war noch zu früh; es konnte nicht vor ſechs geſchehen. Alſo noch eine Stunde Leben, aber auch noch eine Stunde Tod, und er wünſchte ſich die Minuten weg, um Gewißheit zu haben. Das letzte, das Schreckliche konnte nicht ſo ſchrecklich ſein wie dieſe Qual. Er ſprang auf, öffnete das Fenſter und ſog begierig die Nachtluft ein, aber umſonſt; er ſah alles wie es kommen mußte, und rief Gott an, nicht mehr um ſein Leben, das war hin, ſondern um Kraft in ſeiner letzten Stunde. „Nur nicht gemein aus dieſem Leben gehen!“ Und dann ſah er wieder nach Hohen-Vietz hinüber, nach dem Fleckchen Erde, das ihm vor allem theuer war, und er winkte und grüßte mit der Hand. „Lebt wohl, all ihr Geliebten.“

In dieſem Augenblicke ſchoß ein Lichtſtrahl am öſtlichen Himmel auf und verſchwand wieder. Es war der erſte Bote, den der Tag ſendet, lange bevor er ſelber mit ſeinem goldnen Wagen heraufzieht. „Soll es mir ein Zeichen ſein?“

Und er wurde ruhiger.

Sechs Uhr. Der Tritt keines Wachkommandos wurde draußen hörbar, und ſo feſtigte ſich in ihm die Ueberzeugung, daß er wenigſtens dieſen Tag noch zu leben haben werde. Und ein Tag war viel; was konnte dieſer eine Tag nicht alles bringen? Und er ſprach wieder die Strophe vor ſich hin, die ſchon einmal in allertrübſter Stimmung ihn aufgerichtet hatte:

„Hoffe, harre; nicht vergebens
Zähleſt Du der Stunden Schlag.
Wechſel iſt das Loos des Lebens
Und es kommt ein andrer Tag.“

Ja, ja, hoffe, harre. Ein Tag noch, ein ganzer Tag noch! Und dieſer Tag lag jetzt vor ihm wie das Leben ſelbſt, und er ſah ihm entgegen, als ob er ihm eine Welt von Ereigniſſen bringen müſſe.

Was er ihm aber zunächſt brachte, war nur wieder der Chaſſeur, deſſen ohnehin unſoldatiſcher Aufzug durch einen an ſeinem linken Arm hängenden Deckelkorb noch geſteigert wurde. „Bon jour, Monsieur de Vietzewitz. Pardon, si ce n'est pas tout-à-fait correct. Mais votre nom, c'est un nom difficile.“

Lewin beſtätigte.

„Voici votre café. Un bon café, sans doute. Cela veut dire: de la chicorée. Mais qu'importe! c'est un café allemand.“

Unter dieſen und anderen Worten (denn er zählte zu den Schwatzhaften) hatte der Chaſſeur den Deckelkorb geöffnet, und den braunen Bunzlauer Topf auf das Fenſterbrett geſetzt, unterließ auch nicht Schwarzbrot und ein paar friſchgebackene Semmeln hinzuzulegen. Dann hing er ſtatt des Korbes die große Laterne, die vom Abend vorher noch da war, an ſeinen Arm, und empfahl ſich mit einem halb ſpöttiſchen: „votre serviteur.“

Lewin war froh wieder allein zu ſein, rückte den Stuhl an das Fenſter und nahm ſein Frühſtück. Es ſchmeckte leiblich, und als er damit geendigt, lehnte er ſich zurück und ſah, aufathmend und neu belebt, in den glühenden Sonnenball, der eben die vor ihm liegende Göritzer Kirchthurmſpitze vergoldete.

„Nun will ich leſen.“ Und damit nahm er die Bibel und ſchlug auf:

„Prophet Daniel!“ Ein Lächeln überflog ſeine Züge, und er ſagte vor ſich hin: „Nein, nicht Daniel. Jeder in meiner Lage bildet ſich ein, in der Löwengrube zu ſein.“ Und er blätterte weiter, bis er an die Makkabäer, und dann wieder zurück, bis er an das Buch der Richter kam. „Ja, das iſt ein hübſches Buch; friſch, muthig, das ſoll mich aufrichten!“

Und er begann zu leſen.

* * *

Aber ſeine Lektüre war noch nicht weit gediehen, als er ein Stapfen und Räuſpern hörte, und ſich aufrichtend Hoppenmarieken erkannte, die hart am Rande von Baſtion Brandenburg entlang kam. Keine zwölf Schritt von ihm entfernt. Sie ſah jetzt hinauf, hob den Stock mit ihrer Linken, und warf im ſelben Augenblick ein Knäuel, das ſie raſch aus dem Bruſttuch hervorgeholt hatte, in ſein Fenſter hinein. Zugleich mit dem Knäuel fielen ein paar Scheibenſplitter vor ihm nieder, und ehe er noch Zeit hatte, ſich von ſeiner Ueberraſchung zu erholen, war die Alte ſchon wieder fort. Er ſah ihr nach und bemerkte jetzt, daß ſie mit einem weiter abwärts ſtehenden Wachtpoſten ein Geſpräch begonnen hatte, natürlich in Zeichenſprache. Sie bot ihm aus ihrer Flaſche an, und als andere, von den nächſten Schilderhäuſern her, herzukamen, gab es Kapriolen und ſchallendes Gelächter, bis ſie ſchließlich mit ihrem Stock ſalutirte und um den Schloßflügel herum wieder auf die Stadt zuſchritt.

Jetzt erſt nahm Lewin das Knäuel auf. Es war nicht groß, wog aber ſchwer, und mußte mithin noch einen Inhalt haben. Er ſpaltete zunächſt von einem der in der Bettlade liegenden Bretter einen Span ab, und begann nun die nur ſtricknadeldicke aber ſehr feſte Hanfleine vorſichtig abzuwickeln, erſichtlich zu dem Zweck, daß er, wenn er überraſcht würde, beide Knäuel, das alte und das neue, mit Leichtigkeit verbergen könne. Und jetzt war er fertig und hielt ſorglich einen umnähten flachen Stein in Händen, an deſſen feſter Lederöſe das eine Hanfleinenende befeſtigt war. In derſelben Lederöſe ſteckte aber auch ein zuſammengerollter Papierſtreifen. Dieſen rollte er jetzt auseinander und las: „Wirf Schlag zwölf (Ablöſung iſt erſt um eins) dieſes Knäuel über das Baſtion; halte den Faden feſt und ſorge, daß er abläuft. Wenn er ſich ſtrafft, ziehe die Strickleine hinauf. Dann laß Dich hinab. Schlimmſten Falles ſpringe! Unten tiefer Schnee — und wir.“

Lewin verbarg das Zettelchen; es zerreißen, das konnte er nicht, denn er fühlte, daß er es wieder und immer wieder leſen werde. Dann aber ſank er, wo er ſtand, in die Knie und dankte Gott für die Rettung ſeines Lebens. Denn er zweifelte nicht mehr, daß er gerettet werden würde, und war feſt entſchloſſen, wenn alles andere ſcheiterte, den Sprung von dem Baſtion aus zu wagen. Sprang er fehl, ſo ſtarb er wenigſtens in den Händen der Seinen, und der Armeſündergang, ſammt dem Trommelwirbel und den verbundenen Augen, blieb ihm erſpart. Und vor dieſem Apparat erſchrak er am meiſten. „Der Tod iſt erträglich, aber die Exekution iſt unerträglich.“ Das bloße Wort widerte ihn an, und alles, was roh und häßlich iſt, ſtieg bei dem bloßen Klange desſelben in einer Reihe fratzenhafter Jahrmarktsbilder vor ihm auf.

Und dieſem Widerwärtigen, was auch kommen mochte, war er nun entronnen. Aber freilich, als der erſte Jubel ſeines Herzens vorüber war, fühlte er bald, daß er nur die Tyrannen gewechſelt habe, und daß das Horchen auf die Rettungsſtunde faſt ſo qualvoll ſei, wie das Horchen auf den Tod. Er durchmaß den engen Raum immer wieder, öffnete und ſchloß das Fenſter und überflog den Zettel, deſſen Inhalt er längſt auswendig wußte, zum zehnten und dann zum hundertſten Mal. Der Chaſſeur brachte das Mittageſſen; aber er bat ihn, alles wieder mit fortzunehmen; ihn verlangte nur nach Luft und Friſche, und wahrnehmend, daß vom Dache her lange Eiszapfen bis dicht an ſein Fenſter niederhingen, brach er ein paar davon ab und labte ſich an ihrer Kühle. Dann las er wieder und prüfte das Knäuel, und berechnete die Höhe des Baſtions. Und das letzte war immer, daß es nichts ſei, und daß jeder Sprung aus einer zweiten Etage viel, viel mehr bedeute. Und unten zehn Fuß Schnee! Es mußte glücken, und er vergaß unter dieſen Vorſtellungen faſt, daß ihm der Sprung überhaupt nur als Nothbehelf und letztes Mittel dienen ſollte.

Und nun war Mittag vorüber, und endlich auch der Nachmittag. Die Sonne ging unter, das Abendroth erblaßte, und der Tag ſchwand hin. Nur noch ſechs Stunden, bald nur noch fünf. Er zählte die Minuten.

Um ſieben Uhr kam der alte Kaſtellan. „Junkerchen, ſie ſitzen jetzt am grünen Tiſch; der alte General iſt auch da, ein „bon garçon“, wie der Tagedieb ſagt, den ſie mir als Kalfakter zugelegt haben.“

„Alſo Kriegsgericht über mich?“

„Ja, Junkerchen. Ich habe den großen Saal heizen müſſen. Das iſt der mit dem Balkon, wo Markgraf Hans über dem Kamin hängt, lebensgroß mit gelbledernen Stiefeln, und Sporen ſo lang wie meine Hand. Der wird ſich wundern.“

„Ich glaub's.“

„Und wenn der junge Herr noch einen Brief ſchreiben wollen, oder eine Beſtellung an den Papa ...“

„Steht es ſo, Kaſtellan?“

„Ich ſage nicht, daß es ſo ſteht; aber es kann ſo ſtehen. Ein Kriegsgericht iſt ein Kriegsgericht, und es hängt allewege an einem ſeidenen Faden. Ach, Junkerchen, unſer Beſtes iſt ſchon immer: geſattelt ſein.“

„Das iſt es,“ ſagte Lewin mechaniſch, während ſich ſeine Seele, der ihre Furcht noch einmal wiederkehrte, mit doppelter

Gewalt an das Leben klammerte. Aber der Alte ſah es nicht; er nahm den Deckelkorb, den der Chaſſeur zurückgelaſſen hatte, bot eine „Gute Nacht!“ und ließ ſeinen Gefangenen allein.

„Sie ſitzen alſo jetzt oben,“ ſagte dieſer, „und Markgraf Hans mag dreinſchauen wie er will, er wird mich vor ihrem Todeswort nicht retten. Es iſt mir, als ſprächen ſie es jetzt. Und ich fühle den Stich hier im Herzen. Aber ich will leben; Gott erbarme Dich meiner und ſei mit Deiner Gnade über mir. Laß ihr Wort zu Schanden werden.“ Und er faltete die Hände wieder und preßte ſeine heiße Stirn an die Scheiben.

Die Sterne zogen herauf, und er ſuchte die Bilder zuſammen, ſo viel er deren kannte. Aber im Gewölk verſchwanden ſie wieder. „Die Stunde rinnt auch durch den längſten Tag.“ Und nun endlich ſchlug es elf.

„Noch eine Stunde,“ murmelte er vor ſich hin, „und dieſe Qual hat ein Ende! So oder ſo.“

XXIII.

Die Befreiung.

Um dieſelbe Zeit, wo Lewin dieſe Worte ſprach, hielten zwei Schlitten vor dem Hohen-Vietzer Herrenhauſe. Der vorderſte war eine bloße Schleife, und ſah dem Planſchlitten ähnlich, in dem Lewin am Weihnachtsheiligabend ſeine Fahrt von Berlin nach Hohen-Vietz gemacht hatte, nur daß die Korbwände niedriger waren und der hohe Planbogen völlig fehlte. Statt dieſes Planbogens war ein Stück ſchwarze, nach beiden Seiten hin tief herabhängende Wachsleinwand über den Wagenkorb gelegt und mittels eingeſchnittener Löcher an den vier Speichen befeſtigt worden. In der Gabeldeichſel ging ein kleines ſtruppiges Bauernpferd, und Pachaly, die Leinen in der Hand, ſaß auf dem Vorderbrett. Das zweite Gefährt war ein gewöhnlicher aber ſehr großer Fahrſchlitten, den man ſich, um eben dieſer Größe willen, von Schulze Kniehaſe geborgt hatte. In dieſem Schlitten ſaßen ſechs Perſonen: Berndt und Hirſchfeldt im Fond, ihnen gegenüber auf dem Rückſitze Tubal und Kniehaſe, vorne Kriſt und der junge Scharwenka. Kriſt fuhr. Die Ponies waren eingeſpannt, aber ohne Geläut.

Was am meiſten überraſchen durfte, war, daß Bamme fehlte, und doch war eben dieſes Fehlen für jeden, der ihn genauer kannte, in voller Uebereinſtimmung mit ſeinem Charakter.

Die Frankfurter Affaire hatte weder innerlich ſeinen Muth gebrochen, noch ihn äußerlich kleinlaut gemacht; aber durch und durch von Spielervorſtellungen beherrſcht, erging er ſich ſeitdem in Verſicherungen, daß er keine „glückliche Hand" habe. „Ohne ihn werd' es beſſer gehen," verſicherte er einmal über das andere, und nur einen Augenblick lang, als der Schlitten mit der herabhängenden ſchwarzen Wachsleinwand vorgefahren war, war er in dieſer ſeiner Ueberzeugung erſchüttert worden. Und dabei hatte folgendes Zwiegeſpräch zwiſchen ihm und ſeinem neben ihm ſtehenden Aide-de-Camp ſtattgefunden.

„Was will nur der ſchwarze Kaſten, Hirſchfeldt? Schwarz und ſchräg und eine Zudecke darüber. Der reine Sarg. Soll mich wundern, wen ſie hineinlegen werden."

„Vielleicht mich."

„Nein, Sie nicht, Hirſchfeldt. Sie werden immer mit einem Prellſchuß oder einer Kugel ins dicke Fleiſch davon kommen..... Aber was iſt das nur, was dieſer Tölpel von Pachaly da heranſchleppt und in das Schlittenſtroh hineinpackt? Sehen Sie nur „ſechs Bretter und zwei Brettchen". Und jetzt zwei Grabſcheite und eine Strickleine. Was die ſoll, weiß ich allenfalls, aber all das andere! Grabſcheite und Bretter, und gerade ſechs. Es ſchmeckt ſo nach Begräbniß."

Hirſchfeldt, ſo kaltblütig er war, war doch ſchließlich durch dieſe Betrachtungen in eine wenig erbauliche Stimmung verſetzt worden, und nur um etwas zu ſagen, warf er hin: „Sie ſind abergläubiſch, General."

„Ja, das bin ich, Hirſchfeldt, und ich habe meine Freude daran. Nehmen Sie mir das bischen Aberglauben, ſo hab' ich gar nichts und falle zuſammen. Uebrigens geht es den meiſten Menſchen ſo, und wem es nicht ſo geht, deſto ſchlimmer. Sehen Sie die Schorlemmer. Die hat keinen Aberglauben. Aber was kommt dabei heraus? Eine Nußſchale voll Weisheit und ein Scheffel Langeweile. Und eine Dormeuſe darüber geſtülpt."

Bamme drehte ſich ſeinen Schnurbart und hatte das Gefühl, etwas apart Gutes geſagt zu haben. Aber ſeine ganze oratio pro domo war von Hirſchfeldt überhört worden, der mit ſeinen Vorſtellungen immer noch bei „Sarg" und „Begräbniß" aushielt, und endlich ſagte: „So glauben Sie, General, daß wir von Küſtrin her nicht viel anders heimkehren werden als von Frankfurt?"

„Doch, Hirſchfeldt. Ich bin nicht mit dabei, das iſt eins; und das zweite iſt, ſie paſſen nicht auf. Ich meine die Franzoſen. Ihr werdet ihn alſo frei kriegen; aber einen Einſatz koſtet's, ein Bein oder ein paar Rippen. Billiger habt Ihr's nicht. Vielleicht aber theurer. Und deshalb gefällt mir der Kaſten nicht."

So war das Geſpräch zwiſchen Bamme und Hirſchfeldt verlaufen; unmittelbar darauf hatten alle an der Expedition Theilnehmenden ihre Plätze eingenommen und fuhren in leichtem Trabe die Küſtriner Chauſſee hinauf. Als ſie bis an die Stelle gekommen waren, wo vor zwei Tagen erſt die „Revue" ſtattgefunden hatte, bogen ſie nach rechts hin ab, paſſirten das Fichtenwäldchen an ſeinem nördlichen Rande und hielten ſich nun ſcharf auf den Fluß zu. Die Wege waren hier ſchmal und meiſt verſchneit, ſo daß ſie Schritt fahren mußten. Und doch waren die Minuten berechnet. Berndt und Hirſchfeldt wurden ungeduldig. Endlich hatten ſie den Fluß vor ſich, erkannten trotz der Dunkelheit die inmitten des Eiſes abgeſteckte Fahrſtraße, und fuhren vorſichtig erſt die Böſchung hinunter und dann mit einer allmählichen Linksbiegung in die niedrige Kuſſelallee hinein. Und nun konnten ſie wieder traben. Es war aber auch hohe Zeit.

Noch war kein Wort geſprochen worden. Berndt, den das Schweigen bedrückte, wandte ſich an den ihm gegenüber ſitzenden Kniehaſe, deſſen noch verbundener Kopf in einer Pelzkappe ſteckte, und ſagte:

„Alles in Ordnung, Kniehaſe?"

„Ja, gnäd'ger Herr."

„Strick, Scheite, Bretter?"

„Alles da. Hab' es Pachaly'n in die Hand gezählt. Und auch die kleine Leiter und zwei Bund Stroh."

„Und Kümmritz?"

„Iſt um neun Uhr abgerückt auf die Manſchnower Mühle zu."

„Und Krull und Reetzke?"

„Stehen drüben zwiſchen Entenfang und Pulvermühlen."

„Gut. Und nun komme, was ſoll."

Einen Augenblick ſchwieg er, und ſeine Lippen ſprachen nur leiſe vor ſich hin. Dann aber, alle Sorge hinter ſich werfend, ſagte er: „Und nun ſchärfer zu, Kriſt, oder wir verpaſſen's. Sieh, Tubal, alles grau; der Himmel iſt mit uns, indem er ſich uns verbirgt."

Während ſie ſo ſprachen, hatten ſie ſich der Feſtung bis auf fünfhundert Schritt genähert, und in dem Dunkel, das herrſchte, ſtieg ein noch dunklerer Schatten auf: Baſtion Brandenburg. Daß ihr Herankommen von dem einen oder andern Wachtpoſten bemerkt worden wäre, war wenig glaubhaft, denn ihre niedrigen Fuhrwerke fuhren nicht nur im Schutze einer mannshohen, zu beiden Seiten des Weges aufgeſchaufelten Schneemauer, ſondern auch im Schatten der von zehn Schritt zu zehn Schritt ſtehenden Kuſſelpyramiden. Und im Schatten einer ſolchen hielten jetzt die Schlitten.

Die kleine Thurmuhr, von der Schloßkirche her, ſchlug halb. Das traf zu; ſo war es berechnet. Berndt war der erſte aus dem Schlitten heraus und ſchlich ſich jetzt über das Eis hin bis an die Feſtungswerke vor, gerade bis unter den „Weißkopf“. Als er heran war, ſah er, daß am Fuße des Baſtions alles tief verſchneit war; der Weſtwind hatte hier ganze Schneeberge zuſammengetrieben. Aber ſo hoch der Schnee lag, ſo war er doch zu locker und hatte nicht Tiefe genug. Es mußte alſo nachgeholfen werden. Dazu ſollten die mitgenommenen Bretter dienen, mit deren Hilfe man eine der zehn Schritt breiten und halb feſtgewordenen Schneemauern bis hart an das Baſtion vorzuſchieben gedachte. Sie traten deshalb an den einſpännigen Schlitten heran, den Bamme kurzweg, und vielleicht auch vorahnend, als „Sargſchlitten“ bezeichnet hatte, und wollten eben die zum Schieben beſtimmten Bretter hervorziehen, als ſich's in dem darüber gepackten Stroh zu regen und zu ſchütteln begann. Und ſiehe da, gleich darauf ſtand Hektor — wohl wiſſend, daß er viel gewagt habe — verlegen wedelnd an der Seite ſeines Herrn, verlegen, aber doch auch mit einem Ausdruck von Stolz und Freude, und ſeine klugen Augen ſchienen zu ſagen: „Hier bin ich; ich, Hektor, Freund meines Freundes Lewin. Ich weiß, daß es ernſt wird, und weil ich es weiß, will ich mit dabei ſein.“

Der ſich zuerſt faßte, war Berndt; er bückte ſich nur, um dem Schuldigen mit dem Zeigefinger zu drohen. Als er ſich dann wieder aufrichtete, richtete ſich auch der Hund auf und legte ſeine Vorderpfoten auf ſeines Herrn Schulter; ſo ſtanden ſie und ſahen einander an.

„Pſt, Hektor,“ flüſterte Berndt, und klopfte und ſtreichelte das treue Thier. Dieſer aber, als er ſich ſo zu Gnaden angenommen ſah, fuhr in leidenſchaftlicher Erregung in ſeines Herrn Bart und Haar umher, und nickte und wedelte nur immer wieder, um zu zeigen, daß er alles wohl verſtanden habe. Dann endlich ließ er ab von ihm.

Die Bretter waren inzwiſchen hervorgezogen worden und wurden nun von der einen Seite her eingeſtemmt. Aber es wollte mit dem Schieben nicht glücken. Das am Tage durchgeſickerte Schneewaſſer war unten mit der Flußdecke zuſammengefroren, und ſo mußten denn die Spaten herbeigeholt werden, um durch Abſtechen das Eis wieder zu löſen. Und nun endlich war es geſchehen, und die Maſſe ſetzte ſich in Bewegung, erſt langſam, dann immer raſcher, bis ſie zuletzt den weichen Schnee bei Seite drängte und am Fuße des Baſtions feſtſtand. Was der Weſtwind höher hinauf an die Schrägwand geweht hatte, das fiel jetzt herab, ein weiches Polſter über der Schneemauer bildend. Und nun kletterte der junge Scharwenka, der der flinkſte und geſchickteſte war, hinauf, und zog die Strickleine raſch nach ſich, während ſich die vier anderen zu beiden Seiten der Mauer niederkauerten. Kriſt hielt Hektor am Halsband; Pachaly war bei den Schlitten geblieben.

Alle ſahen erwartungsvoll nach der Uhr. Noch fünf Minuten. In jedem Augenblick konnt' es oben auf dem Schloß zum Schlagen einſetzen.

Und jetzt ſchlug es wirklich. Lewin riß das Fenſter auf, zählte bis zwölf, und im ſelben Augenblicke warf er das Knäuel, deſſen loſes Ende er um die linke Hand geſchlungen hatte, mit der Rechten über den Rand des Baſtions. Er hörte, wie es aufſchlug; und nun wickelte ſich's ab. Eine kleine Weile noch, dann ſah er, daß ſich die dünne Hanfleine zu ſtraffen anfing. Die Strickleine mußte alſo von den Freunden unten angeknotet worden ſein. Und nun begann er mit aller Kraft zu ziehen. Aber eben jetzt kam ein franzöſiſcher Wachtpoſten in Sicht, um ſeinen vorgeſchriebenen Weg von Eck zu Eck zu machen. Er war ſchon dicht heran; hielt er ſich in Nähe des Fenſters, ſo ging das Bajonnet unter der Leine weg, hielt er ſich aber mehr rechts am Rande des Baſtions hin, ſo traf er die Leine. Lewin war ſchon darauf gefaßt, ſie fallen laſſen zu müſſen, und dann blieb nur noch der Sprung. Aber der Poſten ſchritt, eine Melodie ſummend, hart an dem Unterbau des Weißkopfs vorbei.

Das Eck, an dem er wieder Kehrt machen mußte, lag hundertundfünfzig Schritt entfernt. Lewin berechnete ſich, daß er zwei Minuten habe. Alſo ſchnell. Er zog jetzt raſcher und heftiger noch als zuvor, und nun hielt er die Strickleine in ſeinen beiden Händen. Aber wo ſie befeſtigen? Das Fenſterkreuz war viel zu morſch, ſo ſchlang er ſie, da nichts Beſſeres da war, um den Fuß der Bettſtelle, und ſchob dieſe, um ihr mehr Halt zu geben, bis an den Fenſterpfeiler vor. Und nun hinaus. Draußen warf er ſich nieder, kroch bis an den Rand des Baſtions und packte den Strick. Und nun noch ein kurzes Stoßgebet, und dann vorwärts und hinab! Als er bis über die Mitte war, brach der Bettfuß, an dem oben die Leine befeſtigt war, ab oder ging aus den Fugen, aber es waren keine ſechs Ellen mehr, und ſo glitt er an der mit Schnee bedeckten Schrägung ohne Fährlichkeit hinunter. Die ganze Niederfahrt war nur um ein paar Sekunden beſchleunigt worden.

Er war gerettet, und ein ſeliges Gefühl wiedergewonnenen Lebens durchdrang ihn, als er ſich aus den lockeren Schneemaſſen heraus wühlte. Was noch an Gefahr da war, war keine Gefahr mehr; ein Schuß in die Nacht hinein hatte nicht viel zu bedeuten.

Und jetzt fiel wirklich der erſte Schuß. Ein Hurrah unten antwortete; alles ſchwenkte die Mützen, und Hektor, der ſich jetzt rühren durfte, ſprang an ſeinem jungen Herrn in die Höhe und fuhr ihm mit der Zunge liebkoſend und freudekeuchend über Hand und Geſicht. „Laß, laß!" Aber ehe er noch gehorchen konnte, krachte von oben her eine ganze Salve in das Dunkel hinein, und der Hund, deſſen Liebestreue ſeinen Herrn gedeckt hatte, brach zuſammen. Lewin ſtand unbeweglich und wußte nicht was thun; endlich riſſen Berndt und Hirſchfeldt ihn mit ſich fort. Alles ſtürzte den Schlitten zu, und nur Hektor zurückgelaſſen, lag winſelnd am Fuße des Baſtions.

„Nein," rief Tubal, „das ſoll nicht ſein." Und wieder umkehrend bückte er ſich und lud das treue Thier, das ſich vergeblich fortzuſchleppen trachtete, auf ſeine beiden Arme. Aber lange bevor er den nächſten Schlitten erreicht hatte, folgte der erſten Salve eine zweite, und Tubal, unterm Schulterblatt getroffen, taumelte und fiel.

„Fort, fort!" und zehn Hände griffen zu, und über den Schnee hin, ihn tragend und ziehend, erreichten ſie das Pachaly'ſche Gefährt und legten den Schwerverwundeten auf die Strohbündel nieder, Hektor ihm zu Füßen. So ging es zwiſchen den ſchwarzen Kuſſeln hin in die Nacht hinein. An Verfolgung war nicht zu denken. Hätte ſie ſtattgefunden, ſo wäre man mit Hilfe der aufgeſtellten Seitenkommandos ſtark genug geweſen, ihr zu begegnen.

* * *

Als ſie bis in Höhe von Gorgaſt waren, bogen ſie rechts aus ihrer Kiefernallee heraus und fuhren langſam die Böſchung des Ufers hinauf. Tubal hatte brennenden Durſt, und man gab ihm Schnee; ſo ging es weiter bis an die Manſchnower Mühle. Hier wurde der Weg immer holpriger, und Pachaly mußte des Verwundeten halber im Schritt fahren. Der andere Schlitten trabte voraus.

Berndt hatte die Leinen genommen. Als er zwiſchen den Pfeilern der Auffahrt hindurch wollte, ſcheuten die Ponies, und er ſah jetzt, daß Hoppenmarieken auf dem linken Prellſtein ſaß. Sie lehnte ſich wie gewöhnlich an ihre Kiepe und hielt den Hakenſtock in ihrer Hand. Aber ſie ſalutirte nicht — und rührte ſich nicht.

XXIV.

Salve caput.

Es war zwölf Stunden ſpäter; die helle Mittagsſonne ſtand über Hohen-Vietz, und es thaute von allen Dächern. Auch das Eis, das ſtumpf geworden an den Rädern von Miekleys Mühle hing, blitzte wieder durchſichtig und kryſtallen, und die Tauben ſaßen auf Kniehaſes langem Scheunenfirſt. Alles war licht und heiter, und ein erſtes Frühlingswehen ging durch die Natur.

Und in hellem Sonnenſcheine lag auch das Herrenhaus. Wer aber von der Auffahrt her einen Blick auf den Vorplatz und die lange Reihe der Fenſter geworfen hätte, der hätte doch wahrnehmen müſſen, daß es ein Trauerhaus ſei oder ſchlimmer als das, in jedem Augenblicke ein ſolches zu werden drohe. Ueber den Damm hin war eine dichte Strohlage gebreitet, und hinter den Scheiben wurde niemand ſichtbar. Auch nicht hinter der Glasthüre der Halle. Alles wie ausgeſtorben. Nur die Sperlinge waren guter Dinge; ſie ſaßen in Scharen auf dem ausgeſtreuten Stroh und pickten die verlorenen Körner. Ihr Zwitſchern war der einzige Ton, der in der tiefen Stille laut wurde.

Zwölf Stunden lagen zurück, und nur eine Minute vollen Glücks und höchſter Freude hatten ſie gebracht: die Minute, wo nach der erſten Begrüßung mit der Schweſter, das in Jubel und Thränen ausbrechende Wiederſehen zwiſchen Lewin und Marie auch zugleich ihr Verlöbniß bedeutet hatte. Und ein Verlöbniß, wie Menſchenaugen kein ſchöneres geſehen. Denn es war nur gekommen, was kommen ſollte; das Natürliche, das von Uranfang an Beſtimmte hatte ſich vollzogen, und Berndt ſelber, tief bewegt in ſeinem Herzen, hatte ſich des Glückes der Glücklichen gefreut.

Aber welch andere Minuten dann, als eine kleine Weile ſpäter der zweite Schlitten vorgefahren war, und Kriſt und Pachaly den auf Betten und Kiſſen gelegten Tubal langſam und leiſe treppauf getragen hatten. Und auch Hektor hatte mit hinauf gewollt; aber gleich an der erſten Treppenſtufe hatte ſeine Kraft verſagt, und er war den ſchmalen Küchenkorridor entlang bis an ſeine Binſenmatte zurückgekrochen. Da lag er nun und ſchob ſich näher an die warme Wandſtelle hinter dem Herde; denn ihn fror.

* * *

Um elf Uhr war Doktor Leiſt von Lebus gekommen. Er ſtieg — ſo geräuſchlos es ſeine Gewohnheit und ſeine Schneeſtiefel zuließen — in den oberen Stock hinauf und trat hier in das Krankenzimmer ein, in dem die Vorhänge, der prall auf die Fenſter ſtehenden Morgenſonne halber, dicht geſchloſſen waren. „Wir müſſen Licht haben,“ ſagte er, und ſchob eine der Gardinen bei Seite.

Nun erſt ſah er Tubal. Dieſer hatte heftige Schmerzen, ertrug aber ohne Zucken das Sondiren ſeiner Wunde, trotzdem eine „leichte Hand“ nicht gerade das war, worüber Doktor Leiſt Verfügung hatte.

„Brav, junger Herr, das nenn' ich tapfer ausgehalten.“

„Was iſt es?“ fragte Tubal.

„Ein häßlicher Fall; Perforation der Milz. Aber was iſt die Milz? Das Ueberflüſſigſte, was der Menſch hat. Es gibt welche, die ſie ſich ausſchneiden laſſen. Und Jugend überwindet alles. In vier Wochen ſetzen wir uns hier ans Fenſter, zählen die Dohlen auf dem Kirchendach und rauchen eine Pfeife Tabak. Sie rauchen doch, junger Herr?"

Tubal verneinte.

„Nun, dann ſpielen wir Patience oder Mariage."

„Patience."

Der alte Leiſt ſtreichelte dem Schwerverwundeten die Hand.

„Das iſt recht; immer Kopf oben und bei Laune geblieben. Gute Laune heilt und iſt das beſte Pflaſter."

Und darnach ſtieg er wieder treppab, um unten in Berndts Arbeitskabinet über den Befund ſeiner Unterſuchung zu berichten.

„Nun, Doktor?" fragte Vitzewitz.

Der alte Leiſt zuckte die Achſeln. „Er muß ſterben."

„Keine Rettung?"

„Nein; es war ein Schrägſchuß, und das ſind immer die ſchlimmſten. Alles durch: Lunge, Leber. Und zum Ueberfluß auch noch die Milz."

„Und wie lange dauert es noch?"

„Wenn's hoch kommt, bis dieſe Nacht. Es iſt heute ſein letzter Tag, und morgen hat er es hinter ſich. Wenn Sie ſeinem Vater, dem Geheimrath, noch Nachricht geben wollen, ſo iſt es höchſte Zeit. Freilich .... doch zu ſpät. Er trifft ihn nicht mehr, und wenn er Flügel der Morgenröthe nähme. Und das ſind die ſchnellſten, wenn ich meinen Pſalm recht verſtehe."

„Dann wollen wir es abwarten. Beſſer, er erfährt das Ganze als das Halbe."

Leiſt nickte.

„Ach, Doktor," fuhr Berndt fort, „welche Tage das! Um Lewin zu retten dieſer Preis! Wie ſoll ich dem Vater unter die Augen treten! Der einzige Sohn, nein, mehr .... das einzige Kind!"

Berndt ſtützte ſeinen Kopf in die Hand und ſagte dann nach einer Weile: „Was haben Sie verordnet?"

„Nichts."

„Und was geben wir ihm, wenn er etwas will?"

„Alles."

„Ich verſtehe. Und wann kommen Sie wieder? Am Nachmittag oder gegen Abend?"

„Ich bleibe," ſagte der Alte, und ging dann, da nichts mehr zu ſagen war, zu Bamme hinüber, den er von Guſe her kannte. Und das traf ſich gut für beide. Sie ſetzten ſich alsbald an den Ofen und rauchten ſich durch ein paar Stunden durch, unerſchöpflich in ihrem Diskurſe, der bei Tubal begann und bei Hoppenmarieken endete. Dieſe war am Morgen auf demſelben Prellſtein, auf dem Berndt ſie hatte ſitzen ſehen, todt vorgefunden worden. Ob erfroren oder vom Schlage getroffen, hatte ſich durch Pachaly, der auch dokterte, nicht feſtſtellen laſſen, und auch Leiſt bezeigte keine Luſt, den Urſachen ihres Ablebens wiſſenſchaftlich nachzuforſchen. Sie war todt, und das genügte. Von Zeit zu Zeit ging er treppauf, um dem Verwundeten, wenn dieſer über Schmerzen klagte, von ſeiner „Crocata" zu verabreichen, deren Ueberlegenheit über die „Simplex" er bei dieſer Veranlaſſung wieder in enthuſiaſtiſchen Ausdrücken pries, bis er — als es ihm endlich geglückt war, unter Anwendung dieſes Opiats einen ſchmerzensfreien Zuſtand herzuſtellen — auch für ſich perſönlich den Zeitpunkt für gekommen erachtete, wieder freier aufzutreten und ſich eines cafe au Cognac zu verſichern. Jeetze brachte das Verlangte, Bamme nahm

Theil, und immer ſeltner ein ernſtes Geſicht aufſetzend, einigten ſich ſchließlich beide dahin, im ganzen genommen ſeit längerer Zeit keinen ſo gemüthlichen Nachmittag verplaudert zu haben.

* * *

Und nun kam der Abend. In dem Eckzimmer war alles verſammelt, nur Renate hatte ſich zurückgezogen. Man ſprach über gleichgültige Dinge, als Jeetze, der ſich mit Lewin und der Schorlemmer in den Krankendienſt theilte, eintrat und meldete, daß der junge Herr Tubal nach dem Herrn Rittmeiſter verlangt habe.

Hirſchfeldt ging hinauf. Eine Lampe mit einem kleinen grünen Schirm brannte und gab ein ſpärliches Licht.

„Ich habe Sie bitten laſſen, Hirſchfeldt,“ ſagte Tubal. „Es iſt ſo dunkel, aber ein Stuhl wird ja wohl zu finden ſein. Bitte, hierher.“

Hirſchfeldt that wie ihm geheißen und ſetzte ſich an das Bett.

„Ich ſterbe, Freund. Cita mors ruit.“

Hirſchfeldt wollte antworten.

„Nein, keine Verſicherungen vom Gegentheil .... Ich fühle es, und wenn ich es nicht fühlte, ſo würd' ich es aus jedem Worte des alten Leiſt heraushören können. Er verſteht ſich ſchlecht auf Verſtellung und hat einen Gemüthlichkeitston, in dem die Sterbeglocken immer mitklingen. Und am Ende, was thut es? Früher oder ſpäter!“

„Sie regen ſich auf, Tubal,“ ſagte der Rittmeiſter. „Ich glaube, daß Ihnen der Alte die Wahrheit geſagt hat. Ihnen und uns.“

Der Kranke ſchüttelte den Kopf.

Hirſchfeldt aber fuhr fort: „Sie werden leben, und Sie wollen auch leben, Tubal. Es iſt niemand, der gern aus dieſer Welt ſcheidet. Nur die Müden ausgenommen.“

„Ich bin müde. Aber laſſen wir das. Ich habe nur noch wenig Stunden. Bitte, laſſen Sie mich trinken. Wein; dort. Der Alte hat es erlaubt, er hat alles erlaubt.“

Hirſchfeldt gab ihm.

„Und nun hören Sie mich. Ich habe zwei Wünſche. Sorgen Sie, daß ich in die Kirche hinaufgeſchafft werde, ſobald wie möglich. Ich will dort vor dem Altar ſtehen.“

Das Sprechen griff ihn ſichtlich an. Als er aber getrunken und das Glas wieder bei Seite geſetzt hatte, fuhr er in ruhigerem Tone fort: „Das iſt eins. Und nun das andere. Ich möchte hier beſtattet ſein. Aber nicht in der Gruft, in der ich vielleicht unruhig würde wie das Fräulein von Gollmitz, die wieder heraus wollte. Nein, feſt in Erde.“

Er ſchwieg eine Weile, und ſetzte dann unter ſchmerzlichem Lächeln hinzu: „Sie ſehen mich an, Hirſchfeldt, als ob ich im Fieber ſpräche. Nein, ich fiebere nicht. Aber das von dem Fräulein, das müſſen Sie ſich erzählen laſſen, von Renate oder von Marie. Ja, von Marie, die hat es mir erzählt. Alſo nicht in die Gruft. Und nun ſchicken Sie mir den Doktor, ich will mich noch einmal tröſten laſſen. Die Schmerzen kommen wieder, und ſein Opium iſt mein beſter Troſt.“

Hirſchfeldt ging, um den alten Leiſt hinaufzuſchicken. Dieſer verordnete dem Kranken eine neue Doſis von ſeiner „Crocata“, ſprach eingehend von „Anno zweiundneunzig“ und der Kanonade von Valmy, und ſchloß nicht blos mit der Verſicherung, daß in höchſtens ſechs Wochen alles wieder in Ordnung ſein würde, ſondern empfahl ihm auch aufs ernſthafteſte, bei der bevorſtehenden Reiſe nach Breslau, lieber in Sagan als in Sorau übernachten zu wollen. Er machte dies ſo gut und ſo geſchickt, daß Tubal einen Augenblick über ſeine wirkliche Lage getäuſcht wurde.

Aber nicht auf lange. Denn in der That, es ging raſch zu Ende, raſcher noch als der alte Doktor erwartet hatte. Um acht kam Seidentopf, und die Schorlemmer ging jetzt nach oben, um den Kranken zu fragen, ob er den „alten Freund des Hauſes“ vielleicht noch ſprechen wolle; ſie wollte nicht ſagen: „den Geiſtlichen“.

Tubal lächelte und verneinte, trotzdem er ein Troſtbedürfniß und eine rechte Sehnſucht nach Erhebung fühlte; aber er empfand auch, daß Seidentopf ihm nicht geben könne, wonach er verlangte.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtellten ſich Phantaſien ein: er ſprach von der Mutter Gottes, die das Jeſuskindlein habe fallen laſſen; dann bat er, daß ſie mit dem Trommeln und Blaſen aufhören möchten, und zuletzt richtete er ſich auf und ſagte: „Nein, nein, das ſoll nicht ſein; Hektor, das treue Thier.“

Aber plötzlich war es, als würd' er wieder klar; er verlangte zu trinken, und gleich darauf bat er die Schorlemmer, ihm Renate zu rufen.

„Und den Doktor?“

„Nein, den nicht. Er lügt mit jedem Wort, und ſeine Tropfen lügen auch. Ich will von beiden nicht mehr. Renate ſoll kommen.“ Und Renate kam.

Als ſie da war, war aus allem zu ſehen, daß er mit ihr allein ſein wollte, und die Schorlemmer verließ das Zimmer.

„Setze Dich zu mir, Renate,“ ſagte der Kranke. „Ich will Abſchied von Dir nehmen.“

Sie brach in krampfhaftes Weinen aus, warf ſich auf die Knie und barg ihr Haupt in die Kiſſen.

„Nicht doch; mach es mir nicht ſo ſchwer. Ach, Du weißt nicht wie ſchwer. Und Du ſollſt es auch nicht wiſſen. Nie, ich hoffe nie .... Ach, Renate, das Scheiden iſt doch bitterer als ich dachte, und nur eines iſt, das mich tröſtet: es war nichts Rechtes mit mir, und ich hätte Dich nicht glücklich gemacht."

Sie wollte antworten, aber er fuhr abwehrend fort: „Sage nichts, ſage nicht nein. Ich weiß es beſſer. Denn was gibt Glück uns und andern? Feſt ſein und ſtetig ſein, ſtetig ſein im Guten. Und wir waren immer unſtät, alle, alle. Auch mein Vater war es. Land, Glauben, Freunde gab er hin. Und warum? Einem Einfall zu Liebe. Und wir haben nichts Gutes davon gehabt."

„Verklage Dich nicht, mein Geliebter. Ach, Tubal, um was ſtirbſt Du jetzt? Um Lieb' und Treue willen. Ja, ja. Erſt galt es Lewin, und dann als er gerettet war, da dauerte Dich die arme Kreatur, die verlaſſen dalag und vor Schmerz und Jammer aufwinſelte, und Du ſtirbſt nun, weil Du Dich des treuen Thieres erbarmteſt."

„Ja, Mitleid hatt' ich! Das hatt' ich immer, Mitleid und Erbarmen. Und vielleicht auch, daß meiner ein Erbarmen harrt, um meines Erbarmens willen. Ich kann es brauchen; jeder kann es. Und in der letzten Stunde thut es wohl, etwas von dieſem Ankergrund zu haben .... Ich entſinne mich eines langen Liedes, das ich in der Predigerſtunde bei dem alten Oberkonſiſtorialrath lernen mußte; ich hatte keinen Sinn dafür, aber eine Strophe gefiel mir, die war ſchön."

„Welche? Sprich ſie, oder willſt Du, daß ich ſie ſpreche?"

„Es war etwas von Tod und Sterben und von Chriſti Beiſtand in der Scheideſtunde."

Renate hatte ſeine Hand genommen, und ſprach jetzt, ohne weiter zu fragen, mit leiſer aber feſter Stimme vor ſich hin:

„Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir,
Soll ich den Tod erleiden,
Tritt Du für mich herfür;
Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein,
Reiß mich aus meinen Aengſten
Kraft Deiner Angſt und Pein.“

Tubal hatte ſich aufgerichtet.

„Ja, das iſt es.“

Er ſchien noch weiter ſprechen zu wollen, ſank aber, immer matter werdend, in die Kiſſen zurück und begann unruhig und haſtig, wie die Sterbenden thun, an ſeiner Bettdecke herumzuzupfen. Dabei war es, als ob er in ſeiner Erinnerung nach etwas ſuche.

Endlich hatte er es und fuhr in abgeriſſenen Sätzen fort: „Es war noch früher, viel früher, und wir waren noch in der alten Kirche, da ſagte mir der Kaplan ein lateiniſches Lied vor. Und als Oſtern heran kam, da mußt' ich es herſagen vor meinem Vater und vor meiner Mutter und vor Graf Miekuſch. Und meine Mutter lachte, weil ſie das Lateiniſche nicht verſtand. Aber mein Vater war ernſt geworden und Graf Miekuſch auch.“

Er ſchwieg eine Weile, und Renate ſah bang auf ihn.

„Das iſt nun zwanzig Jahre,“ fuhr er fort, „oder noch länger, und ich hatt' es vergeſſen. Aber nun hab' ich es wieder:

Salve caput cruentatum
Totum spinis coronatum
Conquassatum, vulneratum
Facie sputis illita . . . .“

Er hatte ſich bei jeder neuen Zeile mehr und mehr erhoben, und ſtarrte mit einem Ausdruck, als ob er etwas ſähe, auf den Wandpfeiler zu Füßen ſeines Bettes. Und ein Lächeln, in dem Schmerz und Erlöſung mit einander kämpften, verklärte jetzt ſein Geſicht.

„Kathinka hatte recht .... aber nun iſt es zu ſpät .... Salve caput cruentatum ....“ Es waren ſeine letzten Worte.

Er ſank in die Kiſſen zurück, und ſeine Augen ſchloſſen ſich für immer.

XXV.

Die bei Plea.

In derſelben Stunde noch war ein reitender Bote nach Berlin hin abgegangen, um dem Vater, in einigen Zeilen Berndts, die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes zu überbringen. Kein Verſäumniß hatte ſtattgefunden. Nichtsdeſtoweniger ließ ſich das Eintreffen des alten Geheimraths vor nächſtem Abend nicht erwarten.

Am Morgen fanden ſich wie gewöhnlich alle Hausgenoſſen in dem Eckzimmer zuſammen, nur Renate fehlte, und Hirſchfeldt nahm jetzt Veranlaſſung, alles was ihm Tubal als ſeinen „letzten Willen“ ausgeſprochen hatte, zur Kenntniß Berndts zu bringen. Dieſer war einverſtanden damit, das Hinaufſchaffen des Todten in die Kirche ſo weit wie möglich zu beſchleunigen; was aber das Begräbniß angehe, ſo werde der alte Ladalinski darüber zu beſtimmen haben. Darnach trennte man ſich. Hirſchfeldt und Bamme ritten auf eine Stunde zu Droſſelſtein hinüber, und Lewin ging in die Pfarre, um all ſein' Freud' und Leid an dieſer Stelle auszuſchütten. Wußte er doch, daß er hier alles ſagen durfte, weil er für alles ein Verſtändniß fand. Und mehr als das: ein ſtilles Gemüth, das den Frieden geben konnte, den es ſelber hatte. Und nach dieſem Frieden ſehnte ſich ſein Herz.

Um zwei Uhr mittags fuhr ein großer Leiterwagen auf das Dorf zu, einer von denen, wie man ſie zur Erntezeit, mit Garben hoch beladen und einem „Baum“ darüber, in die vorn und hinten geöffneten Scheunenthore hineinſchwanken ſieht. Ein ſogenannter Ooſtwagen. Er kam von Küſtrin, und jeder Hohen-Vietzer, der ihm irgendwo begegnet wäre, hätte gewußt, daß es ein Kniehaſe'ſches Geſpann war, und ein Kniehaſe'ſcher Knecht, der fuhr. Dieſer ſaß auf einem etwas vorſtehenden Brett und hatte beide Füße auf die Deichſel geſetzt. Auf demſelben Brette, dicht hinter ihm, ſtanden zwei Särge, der eine ſchwarz mit weißem Beſchlag, der andere gelb und mit häßlicher blauer Verzierung. Der gelbe viel kleiner. An den ſchwarzen hatte ſich der Knecht angelehnt und rauchte.

„Hüh!“ und dabei gab er den Pferden einen Schlag. Als ſie bis an die Auffahrt gekommen waren, traten Kriſt und Pachaly, die ſchon warteten, vor, um den vorderſten Sarg abzuladen. Der Kniehaſe'ſche Knecht war ihnen dabei behülflich.

„Weke Stunn bringen'ſen 'rupp?“ fragte der Knecht, als er Kriſten in den oberen Griff des Sarges einfaſſen ſah.

„Hüt noch, glieks.“

„Un vörn Altar?“

„Joa, ſo ſeggen ſe.“

„Un woto vörn Altar? Dat's nich Mod' bi uns.“

„Ick weet nich. Et is en Pohl'ſcher. Un da möt' et woll ſo ſinn.“

Damit beruhigte ſich der Kniehaſe'ſche Knecht und fuhr mit dem gelben Sarge weiter die Dorfſtraße hinauf, an dem Schulzenhofe vorüber. Als er bei Miekleys Mühle war, bog er in den Forſtacker ein und hielt endlich vor Hoppenmariekens Haus. Hier ſtanden alte Weiber, die den gelben häßlichen Sarg in Empfang nahmen.

„Kuck," ſagte die eine, „geel un blu. Dat is ſo wat för Hoppenmarieken."

„Un ſo kleen as en Kinnerſark."

„Na, vun'ne Kinner wihr ſe nu groad' nich."

„Nei, awers de Düwel is ook mal kleen weſt. Un wat deiht et ehr, dat ſe 'ne Hehleriſch wihr? Se kümmt jo nu ook rupp, un ſe kulen ehr inn mang all de annern. Oll-Sidentopp wihr joa daför."

„Joa, he. He denkt ook, he kann allens."

Und damit brach das Geſpräch ab.

* * *

Im Herrenhauſe war inzwiſchen ein lebhaftes Treiben geweſen, auf und ab, aber wie auf Socken, und kein Wort wurde geſprochen. Um vier Uhr lag der Todte gebettet in ſeinem Sarge, und eine Stunde ſpäter trugen ihn ſechs Träger über den oberen Corridor hin und langſam die Treppe hinunter. Als ſie die letzten Stufen eben paſſirt hatten und über den Hinterflur fort, wo das Hausgeſinde ſtand, auf die Halle zu wollten, ſahen ſie ſich aufgehalten, denn Hektor lag mitten in ihrem Wege. Er hatte ſich von ſeiner Binſenmatte her bis an dieſe Stelle vorgeſchleppt, und mühte ſich jetzt, ſich aufzurichten. Aber umſonſt; er winſelte nur, und den Augen Berndts, der ſich bis dahin gehalten hatte, entſtürzten Thränen. So durchſchritten ſie das Haus, den Hof und bogen zuletzt in den oft genannten Hügelweg ein, der zur Kirche hinaufführte. Als ſie bis dicht heran waren, erglühte der Horizont im Widerſchein der eben untergegangenen Sonne. Der alte Kuballe ſchloß auf, und eine kleine Weile noch, ſo ſtand der Todte vor dem Altar.

* * *

Es war eben neun Uhr, als eine Chaiſe vor dem Herrenhauſe hielt, deren Ankunft, da das Stroh noch lag, von niemandem, am wenigſten von Jeetze, der ohnehin ſchlecht hörte, bemerkt worden war. Endlich ward es hell an den Fenſtern, und gleich darauf erſchien Lewin und trat an den Wagenſchlag, um dem alten Ladalinski, denn er war es, beim Ausſteigen behilflich zu ſein. Das Ausſehen des Geheimraths zeigte ſich wenig verändert; ſeine Haltung war gerade und aufrecht, Anzug und Haar geordnet. Er fragte nach Renate, die nicht zugegen war, und folgte dann Berndt in das Eckzimmer, in dem ein hohes Kaminfeuer brannte und der Theetiſch nach ruſſiſcher Art, wie der Gaſt es liebte, hergerichtet war. Bamme und Hirſchfeldt wollten ſich zurückziehen, wurden aber aufgefordert zu bleiben, ebenſo die Schorlemmer. Alle ſetzten ſich, Thee wurde gereicht und von der Fahrt geſprochen. Es ſei nicht möglich geweſen, Berlin vor Mittag zu verlaſſen; allerhand Anordnungen hätten den Moment der Abreiſe hinausgeſchoben.

Unter ſolchem Geplauder vergingen Minuten, ohne daß des Ereigniſſes, das den Geheimrath hierher geführt hatte, erwähnt worden wäre. Er bat um ein zweites Glas Thee, und erſt als er auch dieſes geleert und dabei den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſeine Weiterreiſe ſobald wie möglich antreten zu können, ſagte Berndt:

„Hab' ich recht verſtanden? Weiterreiſe?"

Der Geheimrath nickte.

„So werden Sie nicht unmittelbar nach Berlin zurückkehren?"

„Nein. Ich gedenke gleich von hier aus die Leiche meines Sohnes nach Bjalanowo überzuführen. Alle Ladalinskis ſtehen dort. Das Leben hat ſeine Forderungen, aber auch der Tod. Es liegt mir daran, im Sinne meines Sohnes zu handeln, der, wie mir wohl bewußt, dieſen Zug nach der Heimat hatte.“

Hirſchfeldt wollte berichtigen; Berndt aber, der den Eigenſinn Ladalinskis kannte und von mancher früheren Erfahrung her wußte, daß unbequeme Mittheilungen wohl das Gemüth ſeines Gaſtes beunruhigen, aber an ſeinen Entſchlüſſen nichts ändern konnten, ergriff deshalb ſtatt des Rittmeiſters das Wort und beeilte ſich, ohne Weiteres ſeine Zuſtimmung auszuſprechen. Hirſchfeldt errieth die Abſicht, und ſo wurde denn feſt geſtellt, daß um neun Uhr früh die Weiterreiſe ſtattfinden, und zur Ueberführung des Todten ein Schlitten, am beſten ein Planſchlitten, leicht und einſpännig, beſchafft werden ſolle. Alles regelte ſich raſch und kurz, und nun erſt ſagte der Geheimrath, indem er ſich erhob:

„Ich wünſche meinen Sohn zu ſehen.“

„Er ſteht in der Kirche oben,“ bemerkte Berndt. „Vor dem Altar. Es war ſein letzter Wunſch.“

„So will ich hinauf. Aber allein, Vitzewitz. Ich bitte nur um die Begleitung Ihres Küſters. Ein Alter, hoff' ich.“

Dies konnte bejaht werden, und das Geſpräch, das ſonſt ins Stocken gerathen wäre, wandte ſich jetzt mit Vorliebe und Ausführlichkeit dem Umſtande zu, daß es im ganzen Oderbruche kein Dorf gäbe, in dem die Leute ſo alt würden wie in Hohen-Vietz. Immer neue Beiſpiele wurden gefunden, erſt der alte Wendelin Pyterke, und dann Seidentopfs Amtsvorgänger, der ſeine diamantene Hochzeit gefeiert und drei Tage ſpäter einen kleinen Ururenkel getauft habe. Schwäche halber freilich habe er die Taufformel im Sitzen ſprechen müſſen. Und bei dieſem Amtsvorgänger und ſeinem Ururenkel — deſſen Exiſtenz übrigens, wie wenn es ſich um eine Unſchicklichkeit gehandelt hätte, von der Schorlemmer beſtritten wurde — verweilte das Geſpräch noch, als

Jeetze meldete, daß der alte Kubalke angekommen ſei und draußen warte.

Alle gingen ihm entgegen. Er ſtand in der Halle und hielt den Kirchenſchlüſſel und eine große Laterne in ſeiner linken Hand. Mit der rechten nahm er ſein Sammetkäpſel ab und grüßte.

„'s iſt ſchon ſpät, Papa," ſagte Ladalinski. „Mehr Bettzeit als Kirchenzeit. Aber Ihr wißt —"

Und damit verließen beide den Flur und traten in die mit allerhand Strauchwerk beſetzten Parkgänge hinaus. Lewin und Hirſchfeldt waren ihnen bis an die Hofthüre gefolgt. „Wie bei Plaa," ſagte jener, und ſetzte nach einer kurzen Pauſe hinzu: „aber dieſer Gang iſt ſchwerer."

Hirſchfeldt nickte ſtill, und beide kehrten in das Eckzimmer zurück.

Die beiden Alten ſtiegen inzwiſchen hügelan, Kubalke zwei, drei Schritt vorauf, um beſſer leuchten zu können, denn nur wenige Sterne ſchienen, und hier und dort waren Wurzeln über den Weg gewachſen. Als ſie halb hinauf waren, hielt er, bis der Geheimrath heran war, und ſagte: „Paſſen's Achtung, gnäd'ger Herr, hier iſt Glatteis." Und dann ins Plattdeutſche fallend, was ihm, trotzdem er Schulmeiſter war, aus Alter und Unachtſamkeit öfters paſſirte, ſchloß er ſeinen Satz: „De verdüwelten Jungens, ſe hebben hier 'ne Slidderboahn moakt. Un mihr as een. Se weeten nich, dat ook olle Lüd' in de Welt 'rummerlopen. Olle Lüd', as wie ick."

„Wir werden ſo weit nicht auseinander ſein," ſagte Ladalinski, dem die Weiſe, wie der Alte ſprach, angenehm im Ohre klang.

„Doch, doch," antwortete dieſer, und fuhr dann, ebenſo unwiſſentlich das Hochdeutſche wieder aufnehmend, fort: „Als ich ſo war wie der gnäd'ge Herr jetzt ſind, Mitte ſechzig oder ſo, da war meine Maline noch keine zehn Monat alt, und die Eve, die ja der gnäd'ge Herr auch kennen — drüben in Guſe, aber jetzt hab' ich ſie wieder bei mir, denn es iſt unſer Neſtküken — ja das Evelchen, das war noch gar nicht geboren."

„Da ſind Sie über achtzig, Papa?"

„Dreiundachtzig. Das heißt nächſten dreizehnten Auguſt."

„.... Und müſſen alſo ſpät geheirathet haben."

„Ja, gnäd'ger Herr, das hab' ich. Das heißt, es war die zweite Frau. Als ich das erſte Mal auf die Freite ging, das war drei Jahr eher, als wir die Ruſſen hier hatten, und ich war eben erſt ins Dorf gekommen .... Aber da ſind wir ſchon."

Und dabei trat er auf die Steinſtufen des tiefeingeſchnittenen Portals, und ſchloß die große Kirchenthür auf, die ſich nach innen hin öffnete. Sie paſſirten erſt den Thurm zwiſchen dem Stubbenholz und den alten katholiſchen Altarpuppen hin, die zuſammengefegt in der Ecke lagen, und ſchritten dann, an den Chorſtühlen vorbei, den breiten Mittelgang hinauf, auf Altar und Kanzel zu.

Als ſie bis an die vorderſte Stuhlreihe gekommen waren, wollte der Geheimrath nach links hin eintreten und ſich einen Augenblick ſetzen; denn er bedurfte der Sammlung. Aber der alte Kubalke zog ihn haſtig wieder zurück und ſagte: „Nicht da, gnäd'ger Herr; das iſt der Majorsſtuhl."

Der Geheimrath ſah ihn verwundert an.

„Nicht da, gnäd'ger Herr," wiederholte der Alte, „nicht da. Das war Anno 59, und ich ſeh' es noch wie heute. Sie brachten ihn von Kunersdorf her, Grenadiere von Regiment Itzenplitz, und hier legten ſie ihn nieder, hier auf dieſe Bank.

Aber er hatte das Leben ſatt. „Kinder, ich will ſterben,“ ſagte er, und riß ſich die Binden ab. Und da hat er ſich verblutet. Es war den 12. Auguſt, den Tag vor meinem Geburtstag.“

Bei dieſen Worten hatte der alte Kubalke den Geheimrath nach der andern Seite hinüber gezogen. Die vorderſte Chorſtuhlreihe war hier freilich geſchloſſen, aber in ihrer Front lief eine ſchmale Bank, auf der, wenn Konfirmation war, die Einſegnungskinder ihre Plätze hatten. Darauf ſetzten ſich jetzt die beiden Alten, und hatten nun die Bahre dicht vor ſich, keine drei Schritt ab.

Als ſie ſich eine Weile geruht, ſagte Ladalinski: „Nun, denk' ich, wollen wir den Deckel abnehmen.“

„Noch nicht, gnäd'ger Herr. Sie müſſen den jungen Herrn Sohn doch wenigſtens ſehen können. Und es iſt ja noch ſo dunkel. Ein lieber junger Herr. Erſt letzten Sonntag, da hab' ich ihn hier eingeſchloſſen mit Marie Kniehaſe; denn ich habe keine Augen mehr. Und als ich nach einer Viertelſtunde wiederkam, da ſtand er hier und hatte rothe Backen. Dicht neben dem Majorsſtuhl. Aber die Marie war noch röther. Ich will erſt die Lichter anſtecken, gnäd'ger Herr.“

Damit ging er auf den Altar zu, nahm die Wachslichter von den großen Meſſingleuchtern und zündete ſie an. Anfangs ſchien es, daß ſie wieder verlöſchen wollten, aber zuletzt brannten ſie, und der Alte, während er jetzt die Bahrdecke fortnahm und auf die Altarſtufen niederlegte, ſagte ruhig: „Nu, mit Gott, gnäd'ger Herr.“

Ladalinski hatte ſich erhoben und ſtellte ſich an die eine Schmalſeite des Sarges.

„Steh' ich zu Häupten, oder zu Füßen?“ fragte er.

„Zu Häupten.“

„Ich will doch lieber zu Füßen ſtehen.“

Darnach wechſelten ſie die Plätze, und hoben nun den Deckel ab, der alte Geheimrath mit krampfhaft geſchloſſenem Auge.

Und nun erſt ſah er auf den Sohn, feſt und lange, und fand zu ſeiner eigenen Ueberraſchung, daß ſein Herz immer ruhiger ſchlug. Was war es am Ende? Er war todt. Und er fühlte tief in ſeiner Seele, daß es nichts Schreckliches ſei, nein, nein, Freiheit und Erlöſung. Das Leben erſchien ihm ſo arm, der Tod ſo reich, und nur ein Gefühl beherrſchte ihn: „Ach, daß ich an dieſes Todten Stelle wäre.“

Er betete für ihn und für ſich ſelbſt; dann, während ihn alles traumhaft umwogte, ſtand er eine Minute noch und ſagte dann: „Nun, Papa, wollen wir wieder ſchließen.“

Der war es bereit, und ſie legten auch die Bahrdecke wieder über den Sarg, ein verſchoſſenes Stück Wollenzeug, das nur eben bis an die Tragbalken der Bahre reichte. Und ſiehe, das alte katholiſche Gefühl, wie es ſich erſt in Kathinka und dann zuletzt auch in Tubal geregt hatte, es wurde jetzt ebenſo in dem Herzen des alten Ladalinski wieder lebendig, und er ſagte, während er auf den Sarg und die ärmliche Decke deutete:

„Es ſieht ſo kahl aus. Was meint Ihr, ich möchte das Kruzifix nehmen und es obenauf legen. Oder glaubt Ihr, daß es Anſtoß gibt?“

„Nicht doch, gnäd'ger Herr. Das iſt ſo recht was für ein Kruzifix. Dafür iſt es ja da, für die Todten, die brauchen's. Hier unten geht es noch ſo; aber drüben, da fängt es an.“

Und ſo nahmen ſie das Kruzifix vom Altar, legten's auf die Sargdecke und ſetzten ſich wieder, der alte Kuballe aber fuhr in zutraulichem Tone fort: „Es iſt noch keine ſieben Jahre her, da hab' ich es auch vom Altar weggenommen. Denn da war die Löffelgarde hier und die Marodeurs; und auch den andern war nicht viel zu trauen, wenn es 'was Silbernes war. Und da ſagt' ich zu meiner Frau: „Frau, wo ſtecken wir's hin?" „Steck' es in den Bettſack," ſagte ſie, aber das wollt' ich ja nicht, und ſo ſteckt' ich es in mein Kopfkiſſen und legte mich und wollte darauf ſchlafen. Aber das war auch nicht das Rechte, und ich hatte keine Ruhe, und mir war es immer, als drückt' ich auf die Wunden meines Heilands und thät' ihm weh. Da ſtand ich denn auf und nahm es wieder heraus und hing es an den Spiegelpfeiler. „Mutter," ſagt' ich, „es iſt nicht nöthig, daß wir es verſtecken. Und wenn das Franzoſenzeug auch in unſere Kirchen einbricht, in ein armes Küſterhaus werden ſie nicht einbrechen. Da ſuchen ſie nichts. Und wenn ſie doch kommen, da wird Er ſich ſelber zu ſchützen und zu helfen wiſſen. Denn das haben wir hier herum erfahren, er läßt ſich nicht ſpotten. Auch in ſeinem Bilde nicht."

Der Geheimrath hatte bewegten Herzens zugehört. Ach, wie wohl ihm dieſe Sprache that und dieſer kindliche Glaube. Er nahm ſeines Begleiters Hand und ſagte: „Nun wollen wir wieder gehen."

Und beide ſtanden auf; der Alte löſchte die Lichter, und zwiſchen den Kirchenſtühlen hin ſchritten ſie wieder auf den Ausgang zu. Als ſie den Thurm eben paſſirten, ſchlug es zehn. Der Schlag der Glocke dicht über ihnen erfriſchte dem alten Ladalinski das Herz, und ſo traten ſie wieder ins Freie.

Es war noch dunkler geworden, die letzten Sterne fort, und Kubalke ging wieder voraus, bis ſie halben Weges an die Schlitterbahnſtelle kamen.

„Paſſen's Achtung, gnäd'ger Herr, hier iſt das Glatteis," ſagte der Alte wie beim Hinaufſteigen, und ſchien auch wieder von den „verdüwelten Jungens" ſprechen zu wollen. Aber Ladalinski kam ihm zuvor und ſagte, anknüpfend an ihr unterbrochenes Geſpräch: „Sie waren zweimal verheirathet, Papa? War es nicht ſo?“

„Ja, gnäd'ger Herr.“

„Und hatten auch Kinder von der erſten Frau?“

„'ne Tochter.“

„Und die lebt noch?“

„Nein, gnäd'ger Herr. Lange todt; geſtorben und verdorben. 's war ſo der Nachlaß von der Mutter her.“

Der alte Geheimrath ſah ihn fragend an.

„Ja, die Mutter. Das war ſo eine ſchmucke Perſon, und alles Mannsvolk lief ihr nach. Und da war auch ein Kandidat hier, und eines Sonntags, als ſich der alte Paſtor Lederhoſe, der hundert Jahr' alt wurde, den Fuß ausgerenkt hatte, da ſtand unſer Herr Kandidat auf der Kanzel und predigte, und Wendelin Pyterke, der damals unſer Schulze war, ſagte zu mir: „Höre, Kubalke, der verſteht's.“ Und er verſtand es auch. Aber was? Am Abend waren ſie beide fort. Ins Pommerſche, ſo nach Cammin oder Colberg zu. Und da wurd' er Salzinſpektor; aber es dauerte nicht lange, und es hat ein ſchlechtes Ende genommen.“

„Und die Tochter?“

„Die war bei mir, bis ſie ſiebzehn war; da flog ſie auch weg, und es war alles ebenſo. Wie ſich einer bettet, ſo liegt er. Aber nun iſt Gras drüber gewachſen.“

Bei dieſen Worten waren ſie wieder bis an die Rückſeite des Herrenhauſes gekommen, und der alte Kubalke klinkte die Hofthür auf. Auf dem matterleuchteten Hinterflur trafen ſie Zeetze.

„Gute Nacht, Papa!“ ſagte Ladalinski. „Haben auch manches erlebt.“

„Ja, gnäd'ger Herr. Aber Gras wächſt über alles.“

XXVI.

Zwei Begräbniſſe.

Um neun Uhr früh hatte Ladalinski ſeine Reiſe nach Bjalanowo hin fortſetzen wollen, und nachdem er ſich, als dieſe Stunde da war, im Hauſe verabſchiedet hatte, ſtieg er jetzt die winterlich kahle Nußbaumallee hinauf, um den vor dem Altar ſtehenden Sarg abzuholen. Mit ihm waren nur Berndt und Lewin. Neben ihnen her ſchwankte ein in Federn hängender Chaiſewagen, während ein nur mit einem einzigen Pferde beſpannter Planſchlitten um zehn oder zwanzig Schritt vorauf fuhr. Es war derſelbe, der ſchon die Fahrt nach „Baſtion Brandenburg“ mitgemacht, und von Bamme vorahnend den Namen „Sargſchlitten“ empfangen hatte. Pachaly ſaß wieder auf dem Deichſelbrett, alles wie drei Tage vorher, nur daß ſich auf dem hohen Kummet des Pferdes, in einem alten Stahlbügel aufgehängt, ein einziges Schlittenglöckchen hin- und herbewegte.

Nun war man oben; die Planſchleife fuhr unmittelbar bis an die Stufen des Portals, während der Chaiſewagen in einiger Entfernung halten blieb. Die Kirche ſtand auf; Pachaly trat mit ein, und einen Augenblick ſpäter erſchien auch der Ladalinski'ſche Diener. So ſchritten ſie den Mittelgang hinauf bis an den Altar; Berndt erkannte das Kruzifix und wußte wohl, wer es dahin gelegt hatte. Sie ſtellten ſich nun zu beiden Seiten des Sarges, ohne daß ein Wort geſprochen worden wäre; endlich ſagte der Geheimrath: „Nun tragt ihn hinaus.“ Und dabei nahm er das Kruzifix, um es wieder auf den Altar zu ſtellen, von dem er es genommen hatte. Aber der alte Witzewitz kam ihm zuvor und ſagte: „Nein, Ladalinski, nicht ſo, das iſt nun Ihre, mein Großvater hat es dieſer Kirche geſtiftet, und ich werde ein neues ſtiften. Nehmen Sie es, ich bitte Sie darum. Sie haben mir, wollentlich oder nicht, Ihren Sohn gegeben, und alles was ich Ihnen wiedergeben kann, iſt dieſes Kreuz. Ach, ich hab' es auch getragen.“

Ladalinskis Lippen zitterten; er konnte nicht ſprechen oder wollte nicht. Dann aber riß er in freudiger Erregung einen Streifen von der Bahrdecke, legte den Streifen, als ob es eine Schärpe wäre, um die Mitte des Sarges und ſchob das Kruzifix, das ſonſt keinen Halt gehabt hätte, in den ſchwarzen Schärpenknoten hinein. Darnach trat er bei Seite, und Pachaly und der Diener faßten nun die Bügel und trugen den Todten hinaus.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter bog der Schlitten, der ſich bis dahin auf der Höhe langſam fortbewegt hatte, nach links hin aus und fuhr, als er den Abhang glücklich hinunter war, zwiſchen den Uferweiden auf Frankfurt zu. Die Chaiſe folgte, und während ihr überdeckter Polſterſitz auf dem holprigen Wege hin und her ſchwankte, wurden Erinnerungen in dem Herzen des alten Ladalinski wach, und er mußte jener Reiſe gedenken, die ihn vor langer, langer Zeit und auf eben ſo verſchneiten Wegen nach Bjalanowo hin geführt hatte. Und doch wie anders damals! Eine Hochzeitsreiſe war es, und die reizendſte der Frauen — eben erſt die ſeine — ſchmiegte ſich unter übermüthigem Lachen an ſeine Seite; der Schnee ſtäubte, die Pferde flogen, und jeder neue Raſteplatz brachte neue Blumen und neue Huldigungen. Erfinderiſch war er geweſen, wie die Liebe ſelbſt. Und jetzt ſah er nichts vor ſich als den Schlitten, den die Uferweiden ſtreiften und der langſam auf eine Gruft zufuhr, die nicht mehr die ſeine war und an deren Thür er um Gaſtlichkeit bitten mußte für ſeinen Todten. Das war mehr als er tragen konnte. Scharf und leiſe klang das Glöckchen, und ſcharf und leiſe fielen ſeine Thränen.

* * *

Um dieſelbe Stunde, wo der alte Geheimrath, begleitet von Berndt und Lewin, zu der Kirche hinaufgeſtiegen war, war auch Bamme, nach Anlegung ſeines Huſarenrocks, aus dem Herrenhauſe getreten, hatte ſich aber nach faſt entgegengeſetzter Seite hin begeben. Es lag ihm daran, dem Begräbniß Hoppenmariekens, das im Laufe des Vormittags ſtattfinden ſollte, beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit er noch einen Blick auf dieſen Gegenſtand ſeines beſonderen Intereſſes zu thun hoffte. Als er in die Nähe des Heckenzaunes kam, der das Häuschen einfaßte, ſah er, daß allerhand Geſindel zu beiden Seiten des Weges Spalier gebildet hatte, zum Theil dieſelben alten Weiber, die geſtern dem Kniehaſe'ſchen Knecht beim Abladen des Sarges behilflich geweſen waren. Bamme grüßte und hörte nicht ohne Befriedigung, daß hinter ihm her geziſchelt wurde: „Dat is he; wi ſchnaakſch he utſieht". Darnach trat er in das offenſtehende Haus. Ein ſtarker Zug wehte, trotz dieſes Zuges aber war es warm, denn der Ofen puſtete und auf dem Flurherd brannten große Scheite, um die ſeltſamerweiſe mehrere Kochtöpfe geſtellt waren. Das hatten die Forſtackersleute gethan, die ſich auf Hoppenmariekens Koſten einen guten Tag machen wollten. Erben waren nicht da und Kniehaſe ſah ihnen durch die Finger.

Bamme hatte ſich 'was verſprochen, aber er fand doch mehr noch, als er erwartet hatte. Auf zwei Stühle, nach Art eines Reiſekoffers, war der offene Sarg geſtellt, und auf dem Rande des Sarges ſaß ein ſchwarzer Vogel, einem Raben ähnlich, nur viel kleiner. Als der Vogel den Eintretenden gewahr wurde, hüpfte er von dem einen Rande auf den andern hinüber und von dieſem auf den Sargdeckel, der mit ſeinen blitzblauen Beſchlägen auf zwei andern Stühlen lag. Es machte dies Platzwechſeln durchaus den Eindruck, als ob es aus Reſpekt gegen Bamme geſchähe, der es denn auch ſo nahm, und an den Vogel herantretend ihn belobigte. „Biſt ein braver Kerl, haſt Lebensart." Gleich darauf indeſſen entſann er ſich ſeines eigentlichen Zwecks, ſchob den am Wandpfeiler ſtehenden Tiſch, darin das Geſangbuch und die Karten lagen, bei Seite und probte ſich einen Platz aus, um die Todte bequem und in guter Beleuchtung betrachten zu können. Dieſe lag in Staat, und nichts war vergeſſen, was zu Hoppenmarieken gehörte. Das weiße Haar war unter das ſchwarze Kopftuch gebunden, die Zipfel ſtanden hoch nach oben, und ihre zwei dicken Waſſerſtiefel ſahen mit halber Sohle aus dem Sarge heraus. In ihrer Rechten hielt ſie den Hakenſtock, weil er aber zu lang geweſen war, war er in zwei Hälften zerbrochen worden, und das untere Stück lag nun daneben. Ihr Geſichtsausdruck hatte ſich wenig verändert; das Liſtige hatte der Tod fortgenommen, aber das Trotzige war geblieben. Bamme war entzückt; er drehte den Hakenſtock ein wenig zur Seite und ſagte dann vor ſich hin: „Zwergen-Biſchof", eine Bemerkung, zu der er ſich, in Ermangelung eines guten Publikums, vorläufig ſelber gratulirte. Dann ſah er in den Alkoven hinein, in dem ſich die großen Gundermannsbüſchel im Zugwinde hin- und herbewegten, und fand auch hier alles „ſuperbe".

Als er wieder in die Vorderſtube trat, war der ſchwarze Vogel auf den Rand des Sarges zurückgeflogen, und Bamme neugierig und verwundert, was das Thier da wolle, trat jetzt heran und ſah, daß es von der Todten in aller Wirklichkeit gefüttert wurde. Die Nachbarweiber hatten ihr nämlich Ebereſchenbeeren und Weizenkörner in die geöffnete linke Handfläche gelegt. Das war ſo Forſtackerpoeſie.

Bamme nickte und wollte wieder auf ſeinen Beobachtungspoſten zurückkehren, mußte ſich aber bald überzeugen, daß es mit dem Zauber dieſer Stunde zu Ende gehe.

Die Neugierde der Hoppenmarieke'ſchen Vögel, die zwiſchen ihren Gitterſtäben hindurch auf ihn und ſeinen rothen Huſarenrock niederblickten, hätte ſich vielleicht ertragen laſſen, aber das Gaffen der draußenſtehenden alten Weiber und Kinder, fing doch an unbequem und läſtig zu werden, ſo läſtig, daß er ſchließlich froh war, als ihm das Erſcheinen der Träger gemeldet wurde. Dieſe traten denn auch bald darauf ein, ſchloſſen den Sarg und ſetzten ſich auf den Kirchhof zu in Bewegung. Einer der Träger war Hanne Bogun, der den linken Vorderbügel gefaßt hatte, während rechts neben ihm ein lahmer Scheerenſchleifer ging, deſſen untere Beinſtellung ein gleichſchenkliges Dreieck bildete. „Das laß ich mir gefallen," ſagte Bamme, froh ſeinen Meiſter gefunden zu haben, und ſchloß ſich als erſter Leidtragender an, während der ganze „Forſtacker" in corpore folgte. Alles war heiter, die Kinder ſchneeballten ſich, und Kniehaſes Tauben flogen über dem Zuge hin, als würde Schneewittchen oder irgend eine Märchenprinzeß begraben.

So kamen ſie bis an das Kirchhofsportal. Die Träger, müde geworden, wechſelten hier ihre Plätze, und nur Hanne Bogun, weil er blos den rechten Arm hatte, blieb an der linken Seite des Sarges. Und nun zwiſchen den Gräbern hin ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, bis er am andern Ende des Kirchhofs hielt. Hier dicht an der Feldſteinmauer war ein Grab gegraben, an einer Stelle, wo zur Sommerzeit Diſteln und Schafgarbe wucherten und die Ziegen zu graſen pflegten. Neben dem Grabe ſtanden Seidentopf und Kniehaſe, und beiden gegenüber Berndt und Lewin, die nach dem Abſchiede von Ladalinski gleich auf dem Kirchhügel geblieben waren, weil ſie das Herankommen des Zuges bemerkt hatten. Von den Dörflern, ein paar Koſſäten und Büdner ausgenommen, war nur Miekley da, der das „ehrliche Begräbniß“ zwar ebenſo mißbilligte wie alle andern, aber doch durch zwei Dinge beſtimmt worden war, dieſe ſeine Mißbilligung nicht zu zeigen. Und zwar erſtens, um, wenn „etwas geſchähe“ — woran er nicht zweifelte — ſeinerſeits nichts verſäumt zu haben, und zweitens und hauptſächlichſt, um Uhlenhorſten, der ſich auf dem Mühlenhofe zu Mittag und Abend hatte anſagen laſſen, mit einer neuen „Seidentopferei“ unterhalten zu können.

Die Träger hatten ihre Laſt niedergeſtellt; nun ließen ſie den Sarg hinab, und Seidentopf, während alle Forſtackerkinder neugierig das Grab umdrängten, ſagte mit ſeiner klaren Stimme: „Empfehlen wir ihre Seele Gott. Es war kein chriſtliches Leben, das ſie geführt; aber ihr letzter Tag, ſo hoffe ich, hat vieles ausgeglichen. Sie hatte keinen Menſchen lieb, einen ausgenommen, und dieſen einen, der jetzt mit an ihrem Grabe ſteht, hat ſie gerettet, oder doch mit zu ſeiner Rettung geholfen. Ihre Liſt, die ſonſt ihr Böſes war, war hier ihr Gutes. Und wenn dieſes Gute nicht ſchwer genug wiegen ſollte, ſo wird die Barmherzigkeit Gottes hinzutreten, und in Gnaden geben was noch fehlt. Beten wir für ſie.“ Und dabei nahm er ſein Barett ab und ſprach das Vaterunſer, während zwei ſeitab ſtehende Forſtackerweiber kicherten.

„Jott, unſ' Oll-Seidentopp; ick weet nich, he beet't ook för allens. Allens ſall 'inn."

„Joa. Awers Hoppenmarieken beet't he nich 'rinn."

* * *

Zwei Stunden ſpäter ſaßen Uhlenhorſt und Mickley zu Tiſch; auch Kallies-Sahnepott war geladen worden. Es wurde ſchon die dritte Flaſche Graves aus dem Keller geholt, denn alle hielten auf ein „gutes Glas" und Uhlenhorſt zeigte ſich von Minute zu Minute beſſerer Laune. Begreiflich; denn der reiche Sägemüller ſägte heute nicht blos Stämme, ſondern auch Seidentopfen mitten durch. Als er zuletzt auch von Bammes Beſuch in Hoppenmariekens Wohnung berichtet hatte, ſagte Uhlenhorſt wichtig, und indem er ſich etwas vorbeugte: „Nichts natürlicher als das, es ſind Geſchwiſter".

Mickley, ſo ſehr er aus dem Munde des Kandidaten an Orakelſprüche gewöhnt war, erſchrak doch einigermaßen; Uhlenhorſt ſelbſt indeſſen fuhr in demſelben Tone fort: „Ich meine nicht von dieſer Welt. Aber ſie haben beide denſelben Vater und wurden beide an derſelben Stelle geboren. Wo? Das brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen."

Sahnepott hatte die Ohren geſpitzt (das war etwas für den Krug) und ehe fünf Minuten um waren, waren beide Bauern der Ueberzeugung, daß ihr Kandidat 'mal wieder den Seherblick gehabt und den Nagel auf den Kopf getroffen habe. „Ich kann mich irren," ſagte Uhlenhorſt, in einen Demuthston übergehend, „aber ich zweifle."

Und damit ſchloß das Geſpräch.

* * *

Zu Beginn des Nachmittags fuhr der Kaleſchewagen vor dem Herrenhauſe vor; die Ponies waren eingeſpannt; Bamme wollte 'mal wieder nach ſeinem Gut hinüber und nach den Rechten ſehen. „Es iſt mir von wegen des Paſtors, Vitzewitz," waren ſeine letzten Worte geweſen, als Berndt ihn aufgefordert hatte, noch ein paar Tage zu bleiben. „Ich muß ihn in der Furcht des Herrn halten, ſonſt wird er mir übermüthig, und erzählt meinen Groß-Quirlsdorfern von der Kanzel her, daß ſich Hoppenmarieken aus Liebe zu mir umgebracht habe. Natürlich alles sub rosa. Immer mit Bibelſtellen. Im alten Teſtament, ſo nur der gute Wille da iſt, findet ſich ſchließlich alles, was einer braucht." Und darnach hatte der Alte die Zügel genommen und war wie die wilde Jagd vom Hofe hinunter gefahren, erſt an dem Blachfeld und dann an dem Fichtenwäldchen vorbei, immer in der Richtung auf Küſtrin zu.

* * *

Das war um drei Uhr geweſen. Schon vor Dunkelwerden erſchien Kallies-Sahnepott im Krug, wo er ſich vorläufig mit Krüger Scharwenka behelfen mußte, denn von den andern Bauern war noch keiner da.

„Nun iſt ja der General auch fort," ſagte Sahnepott, und ſah ſo wichtig aus, als ob er wieder von „Tiegel-Schulzen" und dem Schwedter Markgrafen erzählen wollte. „Ich hab' ihn heute Nachmittag auf der brandrothen Fuchsſtute nach Frankfurt reiten ſehen. Er ritt über den Forſtacker. Es war ſo Klocker vier."

„Das kann nicht ſein, Sahnepott," erwiderte Scharwenka.

„Und warum nicht?"

„Erſtens weil die Fuchsſtute todt iſt; ich habe ſie ſelber fallen ſehen, keine zehn Schritt von der Pappel, wo ſie nachher den Conrector erſchoſſen haben, und dann zweitens, weil er heute Nachmittag (ich meine den General) in unſeres Alten Kaleſchwagen an mir vorbeigefahren iſt. So Klocker drei. Die

Ponies waren vorgeſpannt, und der Shetländer ging als Handpferd."

Kallies ſchüttelte den Kopf. „Du verſtehſt mich nich, Scharwenka. Das is es ja gerade, was ich meine. Nach Küſtrin hin in der Kaleſche und nach Frankfurt hin auf der Fuchsſtute. Du haſt Sie fallen ſehn. Gut. Aber todt oder nicht, macht keinen Unterſchied. So 'was kommt vor. Du mußt doch wiſſen, was es mit ihm is. Uhlenhorſt ..."

Hier brach das Geſpräch ab, weil andere Bauern eintraten, unter ihnen auch Kniehaſe, vor dem Kallies eine Scheu hatte. Ganz beſonders, wenn er ſich mit Uhlenhorſt'ſchen Federn ſchmücken und allerhand ſchabernack'ſche Conventikler Viſionen in Kurs ſetzen wollte.

XXVII.

„Und eine Prinzeſſin kommt ins Haus.“

Eine Woche war vergangen. Die Strohſchütten, die vor dem Hauſe lagen, waren weggeſchafft worden, aber alles ging leiſe, als wäre noch jemand da, der nicht geſtört werden dürfe. Renate hatte ſeit jenem Abend, wo wir ſie zuletzt ſahen, das obere Stock nicht mehr verlaſſen, und um ihretwillen war es, daß ſich der Ton des Hauſes dämpfte. Berndt arbeitete viel; im Erdgeſchoß, auf ſpezielles Geheiß der Schorlemmer, ſtanden zwei, drei Fenſter auf, um das „Bamme'ſche“ wieder hinauszulaſſen, und ſtatt Hoppenmariekens — von der es im Dorfe hieß, daß ſie drei Nächte lang auf ihrem Grabe geſeſſen habe — erſchienen abwechſelnd Kriſt und Hanne Bogun, um Briefe und Zeitungen auf den Tiſch zu legen. Es war eine rechte Jeetze-Zeit, alles ſtill und grau und mit ſchwarzen Gamaſchen; der alte Jeetze ſelbſt aber, der kaum noch Dienſt hatte, ſaß halbe Stunden lang neben der Binſenmatte und plauderte mit Hektor.

So vergingen die Tage. Marie kam oft Vormittags ſchon und ſtieg zu Renaten hinauf, um ihr vorzuleſen oder zu erzählen. Nur von Tubal ſprach ſie nicht. Darnach begab ſie ſich zu Lewin in das Eckzimmer hinunter, der ihrer ſchon wartete und ſie ſaßen dann am Kamin, oder in der tiefen Fenſterniſche und gedachten vergangener, ſtiller Tage, am liebſten des letzten Weihnachtsfeſtes und jenes ſchönen Plauderabends, wo ſie, den hohen Chriſtbaum zwiſchen ſich, über ſeine hohe Spitze hinweg, die goldenen Nüſſe geworfen und gefangen hatten. Von ihrem Glücke ſchwiegen ſie, denn ſie hatten eine Scheu, daß es fortfliegen könnte, wenn es genannt würde. Nur einmal kam es wie von ungefähr dazu. Das war an dem Tage, wo der Bohlsdorf'ſche Paſtor, auf einer Dienſtreiſe begriffen, bei ſeinem Hohen-Vietzer Amtsbruder vorgeſprochen und zugleich auch einen Beſuch auf dem Schulzenhofe gemacht hatte. Als Marie davon erzählte, ſagte Lewin: „Ach, Du weißt nicht, Marie, wie viel ich dieſem alten Bohlsdorf und ſeiner Kirche verdanke. Vor allem Dich. Dort begann ich zu geneſen, noch eh' ich wußte, daß ich krank war. Wie blind ich doch war und wie ſelbſtſüchtig! Aber nun hab' ich ſehen gelernt, und habe Dich, Dich, mein Glück und meine Goldſtern-Prinzeſſin."

Es war unmittelbar nach dieſen Worten, daß Berndt in das Zimmer trat, und das Erröthen Maries wahrnehmend, ihr lächelnd und mit väterlicher Zärtlichkeit die Stirn küßte. Sie ſah vor ſich nieder und zitterte vor Bewegung, denn ſie fühlte wohl, was ihr dieſer Augenblick bedeute. Gleich darauf verabſchiedete ſie ſich, um Vater und Sohn allein zu laſſen.

Als ſie gegangen war, ſagte Berndt: „Ich freue mich Eures Glücks, Lewin, trotzdem ich noch nicht weiß, was ich all den Vitzewitzes, die draußen in der Halle hängen, zu ſagen haben werde, wenn ich über kurz oder lang an anderer Stelle unter ihnen erſcheine. Aber ich werde noch manch anderes vor ihnen zu verantworten haben. Ungehorſam und Auflehnung ſtanden auch nicht in unſerem Hauskatechismus, und ich denke, eines reihet ſich dann ins andere, und das Kleine wird in dem Großen mit aufgehen. Und nun nichts mehr davon. Iſt es in den Sternen anders beſchloſſen, ſo wird eine franzöſiſche

Kugel mitſprechen. Gott verhüt' es! Haben wir Dich aber wieder, ſo haben wir auch Hochzeit. Und eines weiß ich, ſie wird uns freilich den Stammbaum, aber nicht die Profile verderben, nicht die Profile und nicht die Geſinnung. Und das Beides iſt das Beſte, was der Adel hat.“

* * *

Und abermals lagen Tage zurück, und Renate, die ſich in ihren einſamen Stunden, wenn nicht die Heiterkeit, ſo doch die Klarheit ihrer Seele zurückgewonnen hatte, ſaß wieder theilnehmend im Kreiſe der Ihrigen. Am andern Morgen ſollten Lewin und Hirſchfeldt nach Breslau hin aufbrechen. Sie waren in Vorbereitung für ihre Reiſe und packten eben an ihren Mantelſäcken, als ſie vom Eckfenſter her, zwiſchen den Pfeilern der Auffahrt, plötzlich eines Reiters gewahr wurden, der auf ſeinem Shetländer in den Hof einritt. Alſo Bamme. Alles lief ans Fenſter, und ſelbſt die Schorlemmer vergaß auf einen Augenblick ihre Abneigung. Denn ſie war ſtreitluſtig, und neue Fehden ſtanden jetzt in Ausſicht. Am erfreuteſten war Berndt, der es längſt aufgegeben hatte, ſich über die Schrullen und Eitelkeiten des Alten zu ereifern.

„Nun, Bamme,“ hob er an, als dieſer ſich geſetzt und ein Tablett mit Likören raſch hintereinander abſolvirt hatte, „wie war der Groß-Quirlsdorfer Befund? Dorf, Pfarre, Kanzel?“

„Gut, Vitzewitz, über Erwarten gut. Er hat eben ſeinen Frieden mit mir gemacht. Gleich am andern Tage war Kirche. Da mußte ſich's alſo zeigen, und neugierig wie ich bin, wartete ich nicht einmal das dritte Läuten ab. Das ſtrafte ſich nun freilich, denn das Orgelſpiel wollte kein Ende nehmen, und mir war ein paar Mal, als würde das ganze Geſangbuch durchgeſungen. Aber endlich kam er, und was glauben Sie, worüber er predigte? Ueber Saul und David predigte er. Und immer wieder hieß es: „Saul hat tauſend geſchlagen, aber David hat zehntauſend geſchlagen.“ Nun, Vitzewitz, wir wiſſen am beſten, daß wir unſerer Reputation dieſe Zehntauſend eigentlich noch ſchuldig ſind; aber enfin, der ewige kleine David, wer kennt' es am Ende ſein? Anfangs ſträubt' ich mich, bis ich mich ſchließlich drin ergab. Und ſo wiſſen Sie denn jetzt, meine Damen, und worauf ich ein beſonderes Gewicht lege, auch Sie, meine liebe Schorlemmer, wer eigentlich unter Ihrem Dache weilt. Ein neuer Beweis für den alten Satz, wer nur alt genug wird, wird alles.“

Das Geplauder ging noch weiter, und ehe Mittag heran war — das Diner ſollte nicht vor vier Uhr genommen werden — machte Bamme den Vorſchlag, zu Droſſelſtein hinüber zu reiten, um „Oſtpreußen mal wieder auf Herz und Nieren zu prüfen“.

Berndt war es zufrieden, und nach einigen Minuten wurden die Pferde vorgeführt.

Als ſie bei Mickleys Mühle vorüber waren, ſagte Berndt „Was ich Ihnen ſagen wollte, Bamme, wir haben ein Brautpaar im Hauſe.“

„Das wäre! Die Schorlemmer?“

„Nein.“

„Ich dachte, ſie hätte ſich den Seidentopf 'rangebetet. Mit Speck fängt man Mäuſe. Wittwer und Urnenſammler gehen ins Garn wie die Wachteln. Und nun gar dieſer Seidentopf. Sehen Sie ſich ſeinen Jubiläumsſchrank an; er hat alles aufgehoben, was ihm ſeine Selige geſchenkt hat. Und ſolch Kultus iſt immer gefährlich.“

Berndt lachte.

„Sie verlieben ſich in eine Ihrer Vorſtellungen, Bamme, wie gewöhnlich. Aber die Thatſachen ſind unerbittlich. Es liegt anders. Nicht Seidentopf.“

„Nun wer denn?“

„Lewin.“

„Gratulire! Aber das iſt erſt einer, ein halbes Paar. Wer noch?“

„Lewin und Marie Kniehaſe. Des Schulzen Kniehaſe Pflegetochter.“

Bamme riß den Shetländer herum, daß er im rechten Winkel zu Vitzewitz ſtand, und ſah dieſen aus ſeinen kleinen Augen mit allen Zeichen aufrichtigſten Erſtaunens an.

„Sie verwundern ſich?“ ſagte dieſer.

„Ja.“

„Und mißbilligen es?“

„Nein, Vitzewitz. Au contraire. Ich habe ſeit zehn Jahren, wenn ich das neunundzwanzigſte Bulletin und den großen Diebſtahl bei Krach ausnehme, nichts gehört, das mich ſo erfreut hätte als das. Das iſt das reizendſte Geſchöpf, und ich verlange nach dieſer Seite hin etwas, wie alle, die ſelber nicht viel einzuſetzen haben. Alſo nochmals: gratulor! Wetter, Vitzewitz, das gibt eine Raſſe.“

Berndt wollte antworten, aber der Alte, der ſich unerwartet einem Lieblingsthema gegenüber ſah, hatte wenig Luſt, das Wort ſo ſchnell wieder aus der Hand zu geben.

„Friſches Blut,“ fuhr er fort, „friſches Blut, Vitzewitz, das iſt die Hauptſache. Meine Anſichten ſind nicht von heute und geſtern, und Sie kennen ſie. Ich perhorreſzire dies ganze Vettern- und Muhmenprinzip, und am meiſten, wenn es ans Heirathen und Fortpflanzen geht. Ihre Schweſter, die Gräfin, dachte ebenſo, und ich habe ſie ſich mehr als einmal zu Grundſätzen bekennen hören, die ſelbſt mir imponirten. Ehre ihrem

Andenken! Es war eine ſuperbe Frau. Ja, Vitzewitz, wir müſſen mit dem alten Schlendrian aufräumen. Weg damit. Wie ging es bisher? Ein Zieten eine Bamme, ein Bamme eine Zieten. Und was kam ſchließlich dabei heraus? Das hier!" Und dabei ſchlug er mit dem Fiſchbeinſtock an ſeine hohen Stiefelſchäfte. „Ja, das hier," und ich bin nicht dumm genug, Vitzewitz, mich für ein Prachtexemplar der Menſchheit zu halten."

Berndt ſchwieg, weil er mehr hören wollte, und Bamme ließ auch nicht lange auf ſich warten.

„Wir ſind unter uns, Vitzewitz," fuhr er fort, „und können uns ohne Gefahr unſere Geſtändniſſe machen. Mitunter iſt es mir, als wären wir in einem Narrenhauſe großgezogen. Es iſt nichts mit den zweierlei Menſchen. Eines wenigſtens glaubten wir gepachtet zu haben: den Muth, und nun kommt dieſer Kakerlaken-Grell und ſtirbt wie ein Held mit dem Säbel in der Hand. Von dem Conrector ſprech' ich gar nicht erſt; ein ſolcher Tod kann einen alten Soldaten beſchämen. Und woher das alles? Sie wiſſen es. Von drüben; Weſtwind. Ich mache mir nichts aus dieſen Windbeuteln von Franzoſen, aber in all ihrem dummen Zeug ſteckt immer eine Priſe Wahrheit. Mit ihrer Brüderlichkeit wird es nicht viel werden, und mit der Freiheit auch nicht; aber mit dem, was ſie dazwiſchen geſtellt haben, hat es was auf ſich. Denn was heißt es am Ende anders als: Menſch iſt Menſch. Ich darf ſo ſprechen, Vitzewitz, denn die Bammes ſterben mit mir aus, ein Ereigniß, um das der Vorhang des Tempels nicht zerreißen wird, und nicht einmal ein Namensvetter iſt da, den ich in ſeinem Standesbewußtſein kränken oder ſchädigen könnte. Denn im Vertrauen geſagt, das Kränken fängt bei uns immer erſt mit der Schädigung an."

Damit waren ſie bis an die Parkmauer gekommen und hielten eine Minute ſpäter vor dem Droſſelſtein'ſchen Gartenſaal.

* * *

Während dieſes Geſpräch auf dem Wege nach Hohen-Zieſar hin geführt wurde, plauderten auch Renate und Marie, die ſich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen und auf dem großblümigen Sopha Platz genommen hatten. Lewin kam herzu, war aber erſichtlich zerſtreut, und ſaß ſchon minutenlang zwiſchen ihnen, ohne daß er Maries Hand genommen oder einen Blick für ſie gehabt hätte.

Marie ſelbſt, ihrer ganzen Natur nach unbefangen und anſpruchslos, ſchien es nicht zu bemerken; aber Renate ſagte: „Sonderbares Brautpaar Ihr, Ihr ſeid ja nicht einmal zärtlich."

„Gib uns nicht auf," lachte Marie, und Lewin ſetzte hinzu: „Wir waren zu lange Geſchwiſter. Aber es findet ſich wohl noch. Was meinſt Du, Marie?"

Und das Roth, das über ihre Wangen flog, überhob ſie jeder anderen Antwort.

* * *

Nach dieſem — es war wieder ein Sonnabend — gingen Lewin und Hirſchfeldt in die Pfarre, um von Seidentopf Abſchied zu nehmen. Sie fanden ihn über Bekmann, und nicht blos die Schrankthür ſeines arcus triumphalis ſtand weit offen, ſondern auch das Mittelbrett war vorgezogen, auf dem die drei Hauptſtücke der Sammlung ihren Platz hatten, und ſeit dem zweiten Weihnachtstage auch der Wagen Odins. Wer die Seidentopf'ſche Wocheneintheilung kannte, konnte durch dieſen Anblick nicht überraſcht werden. Er gehörte nämlich zu den klugen Predigern, die ſchon Freitags mit ihrer Predigt abſchließen, um dann den zwiſchenliegenden Tag zur Erfriſchung ihrer Seele verwenden zu können. Und was hätte ſich beſſer dazu geſchickt, als die ultima ratio Semnonum! Eine Störung bei dieſem Erfriſchungsprozeſſe galt denn auch im allgemeinen als unſtatthaft, aber heute, wo Lewin und Hirſchfeldt kamen, um ihm Lebewohl zu ſagen, konnte von einer ſolchen Störung nicht wohl die Rede ſein. Um neun Uhr früh, ſo hieß es im Laufe des Geſpräches, gedächten ſie nach Frankfurt hin aufzubrechen, um daſelbſt in der Mittagsſtunde ſchon mit Berliner Freunden zuſammen zu treffen. Es wurde dies alles nur leicht hingeworfen, Seidentopf aber verſtand ſehr wohl, daß mit Hilfe dieſer genauen Zeitangaben nur ihr Nichterſcheinen in der Kirche entſchuldigt werden ſollte. Es verdroß ihn ein wenig, hatte er doch die Empfindlichkeit aller Paſtoren; aber ſich ſchnell wieder faſſend, gab er ſeinen Wünſchen für Lewin einen allerherzlichſten Ausdruck. Dann wandte er ſich zu dem Rittmeiſter, um von den „zurückliegenden gemeinſchaftlich durchlebten Tagen“ zu ſprechen.

„Es waren ſtürmiſche Tage,“ ſo ſchloß er.

„Und doch Tage vor dem Sturm!“ antwortete Hirſchfeldt.

* * *

Und nun war es neun Uhr früh. Hektor hatte ſich mühſam bis an die Sandſteinſtufen geſchleppt, und zum letzten Mal in dieſem Buche fuhren die Ponies vor. Ihre Schellen klangen hell, und an Kriſts altem Hut mit der alten Kokarde flatterte heut' ein langes grünes Band. Seine Frau hatte roth nehmen wollen, aber er hatte auf grün beſtanden!

Und nun nichts mehr von Abſchied.

Ueber den Forſtacker hin flog der Schlitten, in dem Lewin und Hirſchfeldt ſaßen, an Hoppenmariekens Häuschen vorbei, und als ſie gleich darauf wieder hügelab und am Flußufer hinfuhren, rollte plötzlich ein Ton wie dumpfer Donner herauf und verhallte in weiter Ferne.

„Das Eis birſt," ſagte Hirſchfeldt. „Ein gutes Zeichen, unter dem wir ausziehen."

Und in demſelben Augenblicke begannen auch die Hohen-Vietzer Glocken zu klingen und beide Freunde wandten ſich unwillkürlich noch einmal zurück.

„Was bedeutet uns ihr Klang?" fragte Lewin.

„Eine Welt von Dingen: Krieg und Frieden und zuletzt auch Hochzeit; Hochzeit, der glücklichſten eine, und ich, ich bin mit unter den Gäſten."

„Sie ſprechen, Hirſchfeldt, als ob ſie's wüßten," antwortete Lewin bewegten Herzens.

„Ja, Vitzewitz, ich weiß es, ich ſeh' in die Zukunft."

* * *

An demſelben Sonntag Nachmittag ſaßen auch die Frauen in dem Eckzimmer, darin wir ihnen ſo oft begegnet. Ihre Thränen waren getrocknet, die Schorlemmer hatte ſich mit einem Kraftſpruch über Abſchied und Rührung hinweggeholfen und nur an Mariens langen ſchwarzen Wimpern hingen noch einzelne Tropfen.

Renate küßte ſie und ſagte: „Laß, Marie, denn Du mußt wiſſen, ich glaube an dreierlei."

„Das thun alle vernünftigen Menſchen," ſagte die Schorlemmer. „Das heißt alle Chriſten."

„Und zwar glaub' ich," fuhr Renate fort, „erſtens an den hundertjährigen Kalender, zweitens an Feuerbeſprechen und drittens an Sprüchwörter und Volksreime. Und weißt Du, an welchen ich am meiſten glaube!"

„Nun?"

„Und eine Prinzeſſin kommt ins Haus.“

Marie lächelte.

Die Schorlemmer aber ſagte: „Thorheit, ich will Euch einen beſſern Spruch ſagen.“

„Und?“

„Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“

XXVIII.

Aus Renatens Tagebuch.

Erzählungen ſchließen mit Verlobung oder Hochzeit. Aber ein Tagebuch, das ſich bis auf dieſen Tag im Hohen-Vietzer Herrenhauſe vorfindet und als ein theures Vermächtniß daſelbſt gehütet wird, gönnt uns noch einen Blick in die weitere Zukunft. Es ſind Blätter von Renatens Hand, und aus ihnen iſt es, daß ich das folgende entnehme.

* * *

„Lewin iſt zurück. Ich habe nur auf dieſen Tag gewartet, um, wie ich ſeit lange wollte, mit einem Tagebuche zu beginnen. Der Säbelhieb über die Stirn kleidet ihn gut; der weiche Zug, den er hatte, iſt nun fort; Marie findet es auch. Wie war ſie ſo glücklich! Und doch eben ſo ruhig wie ſie glücklich war. Und das freute mich am meiſten. Denn mir iſt nichts verhaßter als Lärm; und nun gar Lärm in Gefühlen! Es traf ſich ſonderbar, daß wir, eine Stunde vor Lewins Ankunft, den für Grell beſtimmten Grabſtein ausgepackt hatten. Ein kleiner Marmor. Es war nicht ohne Bewegung, daß wir Namen und Datum und die Hölderlin'ſchen Zeilen laſen. Jeetze wollte den Stein verſtecken, aber Maline ſagte: „Nein, nein, das bedeutet Glück," was natürlich meine gute Schorlemmer in Feuer und Flamme über die Unausrottbarkeit wendiſchen Aberglaubens brachte. (Lewin übernimmt Guſe; ſie werden dort als ein junges Paar leben. Es iſt am beſten ſo.)"

* * *

„Geſtern war Hochzeit. In Bohlsdorf. Lewin hatte darauf beſtanden; er wollte da getraut werden, wo ſich ſein Leben entſchieden habe. So fuhren wir in drei Wagen hinüber. Mit uns Droſſelſtein und Hirſchfeldt (der den Arm verloren hat, leider den rechten). Bamme war geheimnißvoll und erklärte, „ſein Brautgeſchenk vorläufig vergraben zu haben". Aber der Tag der Auferſtehung werde kommen. Die Schorlemmer über dieſen Ausdruck empört, wir anderen neugierig. Seidentopf hielt die Rede; nie hat er beſſer geſprochen; es iſt doch wahr, daß das Herz den Redner macht. Er nahm einen Bibeltext; aber eigentlich ſprach er über die Zeile: „Und kann auf Sternen gehen". Nach der Trauung nahmen wir einen Imbiß auf dem Amtshofe. Die junge Frau noch hübſcher geworden; wieder an Kathinka erinnert. Rückfahrt im offenen Wagen. Entzückend. Die Sommerfäden flogen und ſetzten ſich in Mariens grünen Kranz. Es war wie ein zweiter Brautſchleier. Bamme, der nur den volksthümlichen Namen dieſer Fäden kannte, ereiferte ſich über die „Ungalanterie des heurigen Septembers", beruhigte ſich aber, als ich ihm ſagte, daß dieſe Fäden auch „Mariengarn" heißen. Uebrigens haben Lämmerhirt und Seidentopf Brüderſchaft getrunken und wollen korreſpondiren. Lämmerhirt ſammelt auch Todtenköpfe, und iſt germaniſch. Alſo gegen Turgany."

* * *

„Heute haben wir unſeren lieben Seidentopf zur letzten Ruhe gebracht. Auch Lewin und Marie kamen von Guſe herüber, und die drei älteſten Kinder. Sie brachten große Kränze von Flieder mit, der in dieſem Jahre ſo ſchön in Guſe blüht. Paſtor Zabel von Dolgelin hielt die Grabrede; gutgemeint und alltäglich. Papa will es nicht wahr haben; aber er legt immer aus ſeinem Eigenen zu. Auch Turgany war da; ſehr bewegt. Er führte mich, als wir zurückgingen, und ſagte dann in ſeiner Art: „Nun kann ich dieſen Landestheil unangefochten für wendiſch erklären; aber ich thät es lieber nicht.“

* * *

„Brief von Kathinka (aus Paris). Theilnehmend, aber ſehr vornehm. Wir ſind ihr kleine Leute geworden. Sie kennt nur noch zweierlei: Polen und „die Kirche“.

* * *

„Wir waren geſtern in Guſe drüben, Papa, die Schorlemmer und ich. Als wir bei Tiſche ſaßen, wurde der Selower Gerichtsdirektor gemeldet, der ein auf dem dortigen Gerichte niedergelegtes Dokument in Perſon überbrachte. Aufſchrift: „An Frau Marie von Vitzewitz. Nach meinem Ableben zu Händen der Adreſſatin. Bamme, Generalmajor.“ Wir öffneten und laſen. Er hat Marie ſein ganzes Vermögen vermacht, alles in ſehr Bamme'ſchen Ausdrücken. Am Schluſſe ſtand: „Ich hab' es früh erfahren, wie wenig der Schein bedeutet.“ Marie entſann ſich, Aehnliches gegen ihn geäußert zu haben. Wir gratulirten alle; nur die Schorlemmer verlangte Zurückweiſung, „es ſei kein Segen daran“. Marie aber meinte, „dazu ſei ſie doch nicht fromm genug“, worüber wir alle herzlich lachten; zuletzt auch die Schorlemmer.“

* * *

„Und nun bin ich allein, ganz allein, und morgen wird Lewin, der nun Guſe verläßt, ſeinen Einzug in dies alte Hohen-Vietz halten, in das mir und ihm ſo theure Haus, in dem er geſegnet ſein möge wie bisher. Und er wird es, denn er bringt ſeinen guten Engel mit. Meine theure Marie. Sie hat die ſchwerſte Probe beſtanden, und das Glück hat ſie gelaſſen wie ſie war: demüthig, wahr und ſchlicht. Und ſo könnt' ich bleiben, und weiter leben mit und unter ihnen, aber ich mag doch nicht die Tante Schorlemmer ihres Hauſes ſein. Auch fehlen mir die Lieder und Sprüche. So will ich denn nach „Kloſter Lindow", unſerem alten Fräuleinsſtift. Da gehör' ich hin. Denn ich ſehne mich nach Einkehr bei mir ſelbſt und nach den ſtillen Werken der Barmherzigkeit. Und nur Eines iſt, das ich noch mehr erſehne. Es gibt eine verklärte Welt, mir ſagt es das Herz, und es zieht mich zu ihr hinauf."

Hier ſchließt das Tagebuch.

* * *

Auf einer ſchmalen Landzunge zwiſchen zwei märkiſchen Seen liegt das adlige Stift Lindow. Es ſind alte Kloſtergebäude: Kirche, Refektorium, alles in Trümmern, und um die Trümmer her ein ſtiller Park, der als Begräbnißplatz dient, oder ein Begräbnißplatz, der ſchon wieder Park geworden iſt. Blumenbeete, Grabſteine, Fliederbüſche und dazu Kinder aus der Stadt, die zwiſchen den Grabſteinen ſpielen.

Und auf einem dieſer Grabſteine ſtand ich und ſah in die niederſteigende Sonne, die dicht vor mir das Kloſter und die ſtillen Seeflächen vergoldete. Wie ſchön! Es war ein Blick in Licht und Frieden.

Im Scheiden erſt las ich den Namen, der auf dem Steine ſtand:

Renate von Vitzewitz.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In Bohlsdorf 1
II. Eine Begegnung 12
III. „So ſpricht die Natur“ 22
IV. Geneſen 30
V. Letztwillige Beſtimmungen 39
VI. Ein Deſerteur 51
VII. Frau Hulen ſchreibt 61
VIII. Hauptquartier Hohen-Vietz 67
IX. Ein Aide-de-Camp 78
X. Am Wermelin 92
XI. Hohen-Zieſar 101
XII. Die weiße Frau 110
XIII. Der Plan auf Frankfurt 117
XIV. Eingeſchloſſen 125
XV. Die Rekognoszierungsfahrt 138
XVI. Wen trifft es? 155
XVII. Die Revue 163
XVIII. Der Ausbruch 175
XIX. Der Ueberfall 182
XX. Der andere Morgen 200
XXI. „Dat möten wi“ 214
XXII. Im Weißkopf 219
XXIII. Die Befreiung 233
XXIV. Salve caput 242
XXV. Wie bei Plan 252
XXVI. Zwei Begräbniſſe 263
XXVII. „Und eine Prinzeſſin kommt ins Haus“ 272
XXVIII. Aus Renatens Tagebuch 282

Verlag von Wilhelm Hertz (Beſſerſche Buchhandlung)
in Berlin N.W., Marienſtraße 10.

Im Laufe der Jahre 1877 und 1878 erſchienen unter andern nachſtehende Werke:

**Jugenderinnerungen
eines alten Berliners**
von
Felix Eberty,
Profeſſor in Breslau.
1878. Preis elegant geheftet 7 ℳ, elegant gebunden 8 ℳ 25 ₰.

Goethe.
Vorleſungen gehalten an der Kgl. Univerſität zu Berlin
von
Herman Grimm.
1877. 2 Bände. Preis elegant geheftet 11 ℳ, gebunden 14 ℳ [illegible]

Fürſt Bismarck.
Sein politiſches Leben und Wirken
urkundlich in Thatſachen und des Fürſten eigenen Kundgebungen
dargeſtellt von
Ludwig Hahn.
1878. 2 Bände. Preis 12 ℳ, gebunden [illegible]

Giacomo Leopardi.
Deutſch von Paul Heyſe.
1878. 2 Bände. Eleganteſte Ausſtattung auf Büttenpapier. Preis geheftet 10 ℳ, in Liebhaber-Halbfranz gebunden 16 ℳ

**Portraits
aus dem neunzehnten Jahrhundert**
von
Julian [illegible]idt.
1878. Preis elegant geheftet 8 ℳ, gebunden 9 ℳ 25 ₰.
Inhalt: Lord Byron — Fürſt Pückler — Carlyle — Thackeray — G. Sand — Dickens — [illegible] — [illegible] — Rich. Wagner — [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] — J. [illegible] — [illegible] — [illegible].

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Fontane 63

15

CAMP-LIBRARY
DOUGLAS
Ungarn

Grete Minde

Nach einer altmärkiſchen Chronik

von

Theodor Fontane.

F1929.106

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung).
1880.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Weimar — Hof-Buchdruckerei.

1.

Das Hänfling-Neſt.

Weißt Du, Grete, wir haben ein Neſt in unſerm Garten, und ganz niedrig, und zwei Junge drin."

„Das wäre! Wo denn? Iſt es ein Fink oder eine Nachtigall?"

„Ich ſag' es nicht. Du mußt es rathen."

Dieſe Worte waren an einem überwachſenen Zaun, der zwei Nachbargärten von einander trennte, geſprochen worden. Die Sprechenden, ein Mädchen und ein Knabe, ließen ſich nur halb erkennen, denn ſo hoch ſie ſtanden, ſo waren die Himbeerbüſche hüben und drüben doch noch höher und wuchſen ihnen bis über die Bruſt.

„Bitte, Valtin", fuhr das Mädchen fort, „ſag' es mir."

„Rathe."

„Ich kann nicht. Und ich will auch nicht."

„Du könnteſt ſchon, wenn Du wollteſt. Sieh nur," und dabei wies er mit dem Zeigefinger auf einen kleinen Vogel, der eben über ihre Köpfe hinflog und ſich auf eine hohe Hanfſtaude niederſetzte.

„Sieh“, wiederholte Valtin.

„Ein Hänfling?“

„Gerathen.“

Der Vogel wiegte ſich eine Weile, zwitſcherte und flog dann wieder in den Garten zurück, in dem er ſein Neſt hatte. Die beiden Kinder folgten ihm neugierig mit ihren Augen.

„Denke Dir“, ſagte Grete, „ich habe noch kein Vogelneſt geſehen; blos die zwei Schwalbenneſter auf unſrem Flur. Und ein Schwalbenneſt iſt eigentlich gar kein Neſt.“

„Höre, Grete, ich glaube, da haſt Du Recht.“

„Ein richtiges Neſt, ich meine von einem Vogel, nicht ein Krähen- oder Storchenneſt, das muß ſo weich ſein, wie der Flachs von Reginens Wocken.“

„Und ſo iſt es auch. Komm' nur. Ich zeig' es Dir.“ Und dabei ſprang er vom Zaun in den Garten ſeines elterlichen Hauſes zurück.

„Ich darf nicht“, ſagte Grete.

„Du darfſt nicht?“

„Nein, ich ſoll nicht. Trud' iſt dawider.“

„Ach Trud', Trud'. Trud' iſt Deine Schwieger und eine Schwieger iſt nicht mehr als eine Schweſter. Wenn ich eine Schweſter hätte, die könnte den ganzen Tag verbieten, ich thät es doch. Schweſter iſt Schweſter. Spring'. Ich fange Dich.“

„Hole die Leiter."

„Nein, ſpring'."

Und ſie ſprang, und er fing ſie geſchickt in ſeinen Armen auf.

Jetzt erſt ſah man ihre Geſtalt. Es war ein halbwachſenes Mädchen, ſehr zart gebaut, und ihre feinen Linien, noch mehr das Oval und die Farbe ihres Geſichts, deuteten auf eine Fremde.

„Wie Du ſpringen kannſt", ſagte Valtin, der ſeinerſeits einen ächt märkiſchen Breitkopf und vorſpringende Backenknochen hatte. „Du fliegſt ja nur ſo. Und nun komm, nun will ich Dir das Neſt zeigen."

Er nahm ſie bei der Hand, und zwiſchen Gartenbeeten hin, auf denen Dill und Paſtinak in hohen Dolden ſtanden, führte er ſie bis in den Mittelgang, der weiter abwärts vor einer Geisblatt Laube endigte.

„Iſt es hier?"

„Nein, in dem Hollunder."

Und er bog ein paar Zweige zurück und wies ihr das Neſt.

Grete ſah neugierig hinein und wollte ſich damit zu ſchaffen machen, aber jetzt umkreiſte ſie der Vogel, und Valtin ſagte: „laß; er ängſtigt ſich. Es iſt wegen der Jungen; unſere Mütter ſind nicht ſo bang um uns."

„Ich habe keine Mutter", erwiderte Grete ſcharf.

„Ich weiß", ſagte Valtin, „aber ich vergeſſ' es immer wieder. Sieht ſie doch aus, als ob ſie Deine Mutter wäre, verſteht ſich Deine Stiefmutter. Höre, Grete, ſieh Dich vor. Hübſch iſt ſie, aber hübſch und bös. Und Du kennſt doch das Märchen vom Machandelboom?“

„Gewiß kenn ich das. Das iſt ja mein Lieblingsmärchen. Und Regine muß es mir immer wieder erzählen. Aber nun will ich zurück in unſeren Garten.“

„Nein, Du mußt noch bleiben. Ich freue mich immer, wenn ich Dich habe. Du biſt ſo hübſch. Und ich bin Dir ſo gut.“

„Ach, Narrethei. Was ſoll ich noch bei Dir?“

„Ich will Dich noch anſehen. Mir iſt immer ſo wohl und ſo weh, wenn ich Dich anſehe. Und weißt Du, Grete, wenn Du groß biſt, da mußt Du meine Braut werden.“

„Deine Braut?“

„Ja, meine Braut. Und dann heirath' ich Dich.“

„Und was machſt Du dann mit mir?“

„Dann ſtell' ich Dich immer auf dieſen Himbeerzaun und ſage „ſpring“; und dann ſpringſt Du und ich fange Dich auf, und . . .

„Und?“

„Und dann küſſ' ich Dich.“

Sie ſah ihn ſchelmiſch an und ſagte: „Wenn das wer hörte! Emrentz oder Trud' . . .“

„Ach Trud' und immer Trud'. Ich kann ſie nicht leiden. Und nun komm' und ſetz' Dich.“

Er hatte dieſe Worte vor dem Laubeneingang geſprochen, an deſſen rechter Seite eine Art Gartenbank war, ein kleiner niedriger Sitzplatz, den er ſich aus vier Pflöcken und einem darüber gelegten Brett ſelbſt zurechtgezimmert hatte. Er liebte den Platz, weil er ſein eigen war und nach dem Nachbargarten hinüber ſah. „Setz Dich," wiederholte er, und ſie that's und er rückte neben ſie. So verging eine Weile. Dann zog er einen Malvenſtock aus der Erde und malte Buchſtaben in den Sand.

„Lies," ſagte er. „Kannſt Du's?"

„Nein."

„Dann muß ich Dir ſagen, Grete, daß Du Deinen eignen Namen nicht leſen kannſt. Es ſind fünf Buchſtaben und es heißt Grete."

„Ach, griechiſch," lachte dieſe. „Nun merk' ich erſt; ich ſoll Dich bewundern. Hatt' es ganz vergeſſen. Du gehörſt ja zu den Sieben, die ſeit Oſtern zum alten Gigas gehen. Iſt er denn ſo ſtreng?"

„Ja und nein."

„Er ſieht einen ſo durch und durch. Und ſeine rothen Augen, die keine Wimpern haben . . ."

„Laß nur", beruhigte Valtin. „Gigas iſt gut. Es muß nur kein Calvin'ſcher ſein oder kein Kathol'ſcher. Da wird er gleich bös, und Feuer und Flamme."

„Ja, ſieh, das iſt es ja eben . . ."

Valtin malte mit dem Stocke weiter. Endlich ſagte er: „Iſt es den wahr, daß Deine Mutter eine Kathol'ſche war?"

„Gewiß war ſie's."

„Und wie kam ſie denn in's Land und in Euer Haus?"

„Das war als mein Vater in Brügge war, da ſind viele Span'ſche. Kennſt Du Brügge?"

„Freilich kenn' ich's. Das iſt ja die Stadt, wo ſie die beiden Grafen enthauptet haben."

„Nein, nein. Das verwechſelſt Du wieder. Du verwechſelſt auch immer. Weißt Du noch . . Ananias und Aeneas?! Aber das war damals, als Du noch nicht bei Gigas warſt . . . Ach, bei Gigas! Und nun ſoll ich auch hin, denn ich werde ja vierzehn, und Trud' iſt bei ihm geweſen, wegen Unterricht und Firmung, und hat es alles beſprochen . . . Aber ſieh, ihr habt ja noch Kirſchen an Eurem Baum. Und wie dunkel ſie ſind! Nur zwei. Die möcht' ich haben."

„Es iſt zu hoch oben; da können blos die Vögel hin. Aber laß ſehen, Gret', ich will ſie Dir doch holen, . . . wenn . . ."

„Wenn?"

„Wenn Du mir einen Kuß geben willſt. Eigentlich müßteſt Du's. Du biſt mir noch einen ſchuldig."

„Schuldig?"

„Ja. Von Sylveſter."

„Ach, das iſt lange her. Da war ich noch ein Kind."

„Lang oder kurz. Schuld iſt Schuld."

„Und bedenke, daß ich morgen zu Gigas komme . . ."

„Das iſt erſt morgen."

Und ehe ſie weiter antworten konnte, ſchwang er ſich in den Baum und kletterte raſch und geſchickt bis in die Spitze, die ſofort heftig zu ſchwanken begann.

„Um Gott, Du fällſt", rief ſie hinauf; er aber riß den Zweig ab, an dem die zwei Kirſchen hingen und ſtand im Nu wieder auf dem unterſten Haupt-Aſt, an dem er ſich jetzt, mit beiden Knieen einhakend, wagerecht entlang ſtreckte.

„Nun pflücke", rief er und hielt ihr den Zweig entgegen. „Nein, nein, nicht ſo. Mit dem Mund . . ."

Und ſie hob ſich auf die Fußſpitzen, um nach ſeinem Willen zu thun. Aber im ſelben Augenblicke ließ er die Kirſchen fallen, bückte ſich mit dem Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Das war zu viel. Erſchrocken ſchlug ſie nach ihm, und lief auf die Gartenleiter zu, die dicht an der Stelle ſtand, wo ſie das Geſpräch zwiſchen den Himbeerbüſchen gehabt hatten. Erſt als ſie die Sproſſen hinauf war, hatte ſich ihr Zorn wieder gelegt, und ſie wandte ſich und nickte dem noch immer verdutzt Daſtehenden freundlich zu. Dann bog ſie die Zweige von einander und ſprang leicht und gefällig in den Garten ihres eigenen Hauſes zurück.

2.

Trud und Emrentz.

In den Gärten war alles ſtill, und doch waren ſie belauſcht worden. Eine ſchöne, junge Frau, Frau Trud Minde, modiſch gekleidet, aber mit ſtrengen Zügen, war, während die Beiden noch plauderten, über den Hof gekommen und hatte ſich hinter einem Weinſpalier verſteckt, das den geräumigen, mit Gebäuden umſtandenen Minde'ſchen Hof von dem etwas niedriger gelegenen Garten trennte. Sechs Stufen führten hinunter. Nichts war ihr hier entgangen, und die widerſtreitendſten Gefühle, nur keine freundlichen, hatten ſich in ihrer Bruſt gekreuzt. Grete war noch ein Kind, ſo ſagte ſie ſich, und alles, was ſie von ihrem Verſteck aus geſehen hatte, war nichts als ein kindiſches Spiel. Es war nichts und es bedeutete nichts. Und doch, es war Liebe, die Liebe, nach der ſie ſich ſelber ſehnte, und an der ihr Leben arm war bis dieſen Tag. Sie war nun eines reichen Mannes ehelich Weib; aber nie, ſo weit ſie zurückdenken mochte, hatte ſie lachend und plaudernd auf einer Gartenbank geſeſſen, nie war ein friſches, junges Blut um ihretwillen in einen Baumwipfel geſtiegen und hatte ſie dann kindlich unſchuldig umarmt und geküßt. Das Blut ſtieg ihr zu Kopf, und Neid und Mißgunſt zehrten an ihrem Herzen.

Sie wartete, bis Grete wieder dieſſeits war, und ging dann raſchen Schrittes über den Hof auf Flur und Straße zu, um nebenan ihre Muhme Zernitz, des alten Rathsherrn Zernitz zweite Frau und Valtins Stiefmutter, aufzuſuchen. In der Thür des Nachbarhauſes traf ſie Valtin, der bei Seite trat, um ihr Platz zu machen. Denn ſie war in Staat, in hoher Stehkrauſe und goldener Kette.

„Guten Tag, Valtin. Iſt Emrentz zu Haus? Ich meine Deine Mutter."

„Ich denke, ja. Oben."

„Dann geh' hinauf und ſag' ihr, daß ich da bin."

„Geh' nur ſelbſt. Sie hat es nicht gern, wenn ich in ihre Stube komme."

Es klang etwas ſpöttiſch. Aber Trud', erregt wie ſie war, hatte deſſen nicht Acht und ging, an Valtin vorüber, in den erſten Stock hinauf, deſſen große Hinterſtube der gewöhnliche Aufenthalt der Frau Zernitz war. Das nach vorn zu gelegene Zimmer von gleicher Größe, das keine Sonne, dafür aber viele hohe Lehnſtühle und grün-verhangene Familienbilder hatte, war ihr zu triſt und öde. Zudem war es das Wohn- und Lieblingszimmer der erſten Frau Zernitz geweſen, einer ſteifen und langweiligen Frau, von der ſie lachend als von ihrer „Vorgängerin im Amt" zu ſprechen pflegte.

Trud', ohne zu klopfen, trat ein und war überraſcht von dem freundlichen Bilde, das ſich ihr darbot.

Alle drei Flügel des breiten Mittelfenſters ſtanden auf, die Sonne ſchien, und an dem offenen Fenſter vorbei ſchoſſen die Schwalben. Ueber die Kiſſen des Himmelbetts, deſſen hellblaue Vorhänge zurückgeſchlagen waren, waren Spitzentücher gebreitet, und vom Hofe herauf hörte man das Gackern der Hühner und das helle Krähen des Hahns.

„Ei, Trud'“, erhob ſich Emrentz und ſchritt von ihrem Fenſterplatz auf die Muhme zu, um dieſe zu begrüßen. „Zu ſo früher Stunde. Und ſchon in Staat! Laß doch ſehen. Ei das iſt ja das Kleid, das Du den Tag nach Deiner Hochzeit trugſt. Wie lange iſt es? Ach, als ich Dir damals gegenüber ſaß, und Zernitz neben mir, und die grauen Augen der guten, alten Frau Zernitz immer größer und immer böſer wurden, weil er mir ſeine Geſchichten erzählte, die kein Ende hatten, und immer ſo herzlich lachte, daß ich zuletzt auch lachen mußte, aber über ihn, da dacht' ich nicht, daß ich zwei Jahre ſpäter an dieſem Fenſter ſitzen und auch eine Frau Zernitz ſein würde.“

„Aber eine andere.“

„Gott ſei Dank, eine andere ... Komm', ſetz' Dich ... Und ich glaube, Zernitz denkt es auch. Denn Männer in zweiter Ehe, mußt Du wiſſen, das ſind die beſten. Das Erſt' iſt, daß ſie die erſte Frau vergeſſen, und das Zweit' iſt, daß ſie alles thun, was wir wollen. Und das iſt die Hauptſache. Ach Trud', es iſt zum lachen; ſie ſchämen ſich ordentlich und entſchuldigen ſich vor uns, ſchon eine erſte gehabt zu haben. Andre mögen anders ſein; aber für meinen alten Zernitz bürg' ich, und wäre nicht der Valtin . . .“

„Um den eben komm ich“, unterbrach Trud', die der Muhme nur mit halbem Ohre gefolgt war, „um eben Deinen Valtin. Höre, das hat ſich ja mit der Gret', als ob es Braut und Bräutigam wäre. Er muß aus dem Haus. Und ich denke, Du wirſt ihn miſſen können.“

„Laß doch. Es ſind ja Kinder.“

„Nein; es ſind nicht Kinder mehr. Valtin iſt ſechszehn oder wird's, und Gret' iſt über ihre Jahre, und hat's von der Mutter.“

„Nicht doch. Ich war ebenſo.“

„Das iſt Dein' Sach', Emrentz.“

„Und Dich verdrießt es“, lachte dieſe.

„Ja, mich verdrießt es; denn es giebt einen Anſtoß im Haus und in der Stadt. Und ich mag's und will's nicht. Du haſt einen leichten Sinn, Emrentz, und ſiehſt es nicht, weil Du zuviel in den Spiegel ſiehſt. Lache nur; ich weiß es wohl, er will es; alle Alten wollen's, und Du ſollſt Dich putzen und ſeine Puppe ſein. Aber ich, ich ſeh' um mich, und was ich eben geſehen hab' . . : Emrentz, mir ſchlägt noch das Herz. Ich komme von Gigas und ſuche Greten und will ihr ſagen, daß ſie ſich vorbereitet und ernſt wird in ihrem Gemüth, da find' ich ſie . . . nun rathe wo?

Im Garten zwiſchen den Himbeerbüſchen. Und wen mit ihr? Deinen Valtin . . .“

„Und er giebt ihr einen Kuß. Ach Trud’, ich hab’s ja mit angeſehn, alles, hier von meinem Fenſter, und mußt’ an alte Zeiten denken, und an den Sommer, wo ich auch dreizehn war und mit Hans Henſen Verſteckens ſpielte und eine geſchlagene Glockenſtunde hinter dem Rauchfang ſaß, Hand in Hand und immer nur in Sorge, daß wir zu früh gefunden, zu früh in unſerem Glücke geſtört werden könnten. Laß doch, Trud, und gönn’s ihnen. ’s iſt nichts mit alter Leute Zärtlichkeiten, und ich wollt’, ich ſtünde wieder, wie heute die Grete ſtand. Es war ſo hübſch und ich hatt’ eine Freude dran. Nun bin ich dreißig und er iſt doppelt ſo alt. Hätt’ ich noch vier Jahre gewartet, höre Trud’, ich glaube faſt, ich hätte beſſer zu dem Jungen als zu dem Alten gepaßt. Sieh nicht ſo bös drein, und bedenk’, es trifft’s nicht jeder ſo gut wie Du. Gleich zu gleich und jung zu jung.“

„Jung zu jung“! ſagte dieſe bitter. „Es geht ins dritte Jahr, und unſer Haus iſt öd und einſam.“

„Alt oder jung, wir müſſen uns eben ſchicken, Trud“; und dabei nahm Emrentz ihrer Muhme Arm und ſchritt mit ihr in dem geräumigen Zimmer auf und ab. „Mein Alter iſt zu jung, und Dein Junger iſt zu alt; und ſo haben wir’s gleich, trotzdem uns der Schuh an ganz verſchiedenen Stellen drückt. Nimm’s leicht, und wenn Du das Wort nicht leiden kannſt, ſo ſei wenigſtens billig und gerecht. Wie liegts denn? Höre Trud', ich denke, wir haben nicht viel eingeſetzt und dürfen nicht viel fordern. Hinein geheirathet haben wir uns. Und war's denn beſſer, als wir mit Fünfundzwanzig, oder war's noch ein Jahr mehr, auf dem Gardelegener Marktplatz ſaßen und gähnten und ſtrickten, und von unſrem Fenſter aus den Bauerfrauen die Eier in der Kiepe zählten? Jetzt kaufen wir ſie wenigſtens und leben einen guten Tag. Und das Sprichwort ſagt, man kann nicht alles haben. Was fehlt, fehlt. Aber Dir zehrt's am Herzen, daß Dir nichts Kleines in der Wiege ſchreit, und Du verſuchſt es nun mit Gigas und mit Predigt und Litanei. Aber das hilft zu nichts und hat noch keinem geholfen. Halte Dich an's Leben; ich thu's, und getröſte mich mit der Zukunft. Und wenn der alte Zernitz eine zweite Frau nahm, warum ſollt ich nicht einen zweiten Mann nehmen? Da haſt Du meine Weisheit, und warum es mir gedeiht. Lache mehr und bete weniger."

Es ſchien, daß Trud' antworten wollte, aber in dieſem Augenblick hörte man deutlich von der Straße her das Schmettern einer Trompete und dazwiſchen Paukenſchläge. Es kam immer näher, und Emrentz ſagte: „Komm', es müſſen die Puppenſpieler ſein. Ich ſah ſie ſchon geſtern auf dem Anger, als ich mit meinem Alten aus dem Lorenz-Wäldchen kam." Und danach gingen beide junge Frauen in das Frau Zernitz'ſche Vorderzimmer mit den hohen Lehnſtühlen und den verhangenen Familienbildern, und ſtellten ſich an ein's der Fenſter, das ſie raſch öffneten.

Und richtig, es waren die Puppenſpieler, zwei Männer und eine Frau, die, bunt und phantaſtiſch aufgeputzt, ihren Umritt hielten. Hunderte von Neugierigen drängten ihnen nach. Es war erſichtlich, daß ſie nicht hier, ſondern erſt weiter abwärts, an einem unmittelbar am Markte gelegenen Eckhauſe zu halten gedachten, als aber der zur Rechten Reitende, der lange, gelb und ſchwarzgeſtreifte Tricots und ein ſchwarzes, eng anliegendes Sammt- und Atlascollet trug, der beiden jungen Frauen gewahr wurde, hielt er ſein Pferd plötzlich an, und gab ein Zeichen, daß der die Pauke rührende, hagere Hanswurſt, deſſen weißes Hemd und ſpitze Filzmütze bereits der Jubel aller Kinder waren, einen Augenblick ſchweigen ſolle. Zugleich nahm er ſein Barett ab und grüßte mit ritterlichem Anſtand zu dem Fenſter des Zernitz'ſchen Hauſes hinauf. Und nun erſt begann er: „Heute Abend, ſieben Uhr, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, auf dem Rathhauſe hieſiger churfürſtlicher Stadt Tangermünde: Das jüngſte Gericht."

Dies Wort wurde, während der Schwarz- und Gelbgeſtreifte die Trompete hob, von einem ungeheuern Paukenſchlage begleitet.

„Das jüngſte Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, ſo von uns geſpielet worden vor Ihren chriſtlichen Majeſtäten, dem römiſchen Kaiſer und König, und dem Könige von Ungarn und Polen. Desgleichen vor allen Churfürſten und Fürſten deutſcher Nation. Worüber wir Zeugniſſe haben aller durchlauchtigſter Satisfaktion. Das jüngſte Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, mit Chriſtus und Maria, ſammt dem Lohn aller Guten und der Verdammniß aller Böſen. Dazu Beides, Engel und Teufel, und großes Feuerwerk, aber ohne Knall und Schießen und ſonſtige Fährlichkeit, um nicht denen ſchönen Frauen, ſo wir zu ſehen hoffen, irgendwie ſtörend oder mißfällig zu ſein."

Und nun wieder Paukenſchlag und Trompetenſtoß, und auf den Marktplatz zu nahm der Umritt ſeinen Fortgang, während der Puppenſpieler im Tricot noch einmal zu dem Zernitz'ſchen Hauſe hinauf grüßte. Auch die dunkelfarbige Frau, die zwiſchen den beiden anderen zu Pferde ſaß, verneigte ſich. Sie ſchien groß und ſtattlich, und trug ein Diadem mit langem ſchwarzem Schleier, in den zahlloſe Goldſternchen eingenäht waren.

„Gehſt Du heute," fragte Emerentz.

„Nein. Nicht heut und nicht morgen. Es widerſteht mir, Gott und Teufel als bloße Puppen zu ſehen. Das jüngſte Gericht iſt kein Spiel, und ich begreif unſ're Rathmannen nicht, und am wenigſten unſern alten Peter Guntz, der doch ſonſt ein chriſtlicher Mann iſt. Heiden und Türken ſind's. Sahſt Du die

Frau? Und wie der lange ſchwarze Schleier ihr vom Kopfe hing?"

„Ich gehe doch," lachte Emrentz.

Damit trennten ſich die Frauen, und Trud, unzufrieden über das Geſpräch und das Scheitern ihrer Pläne, kehrte noch übellauniger als ſie gekommen in das Minde'ſche Haus zurück.

5.

Das „jüngſte Gericht" und was weiter geſchah.

In jener Stille, wie ſie dem Minde'ſchen Hausweſen eigen war, verging der Tag; nur der Pfauhahn kreiſchte von ſeiner Stange, und aus dem Stallgebäude her hörte man das Stampfen eines Pferdes, eines ſchönen, flandriſchen Thieres, das der alte Minde, bei Gelegenheit ſeiner zweiten Heirath, aus den Niederlanden mit heimgebracht hatte. Das war nun fünfzehn Jahre; es war alt geworden wie ſein Herr, aber hatte beſſere Tage als dieſer.

Grete hatte gebeten, das Puppenſpiel im Rathhaus beſuchen zu dürfen, und es war ihr, allem Abmahnen Trud's ungeachtet, von ihrem Vater, dem alten Minde, geſtattet worden, nachdem dieſer in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Emrentz und Valtin und der alte Zernitz ſelbſt, dem Spiele beiwohnen würden. Lange vor ſieben Uhr hatte man Greten abgeholt, und in breiter Reihe, als ob ſie zuſammen gehörten, ſchritten jetzt alle gemeinſchaftlich auf das Rathhaus zu. Die Freitreppe, die hinauf führte, war mit Neugierigen beſetzt, auch mit ſolchen, die drinnen ihre Plätze hatten und nur wieder in's Freie getreten waren, um ſo lange wie möglich noch der friſchen Luft zu genießen. Denn in dem niedrig gewölbten Saale war es ſtickig, und kein anderes Licht fiel ein, als ein gedämpftes von Flur und Treppe her. In der zweiten Reihe waren ihnen, unter Beiſtand eines alten Stadt- und Rathsdieners einige Mittelplätze frei gehalten worden, auf denen ſie bequemlich Platz nahmen, erſt Zernitz ſelbſt und Emrentz, dann Valtin und Grete. Das war auch die Reihenfolge, in der ſie ſaßen. Grete war vom Anfang an nur Aug' und Ohr, und als Emrentz ihr aus einem Sandelkäſtchen allerhand Süßigkeiten bot, wie ſie damals Sitte waren überzuckerte Frucht und kleine Theriak-Kügelchen, dankte ſie und weigerte ſich, etwas zu nehmen. Valtin ſah es und flüſterte ihr zu: „Fürchteſt Du Dich?"

„Ja, Valtin. Bedenke, das jüngſte Gericht."

„Wie kannſt Du nur? Es ſind ja Puppen."

„Aber ſie bedeuten 'was, und ich weiß doch nicht, ob es recht iſt."

„Das hat Dir Trud' in's Gewiſſen gered't," lachte Emrentz, und Grete nickte.

„Glaub' ihr nicht; es iſt 'ne fromme Sach'. Und in Stendal haben ſie 's in der Kirchen geſpielt." Und dabei nahm Emrentz eine von den kandirten Früchten und drückte den Stengel in ihres Alten große Sommerſproſſen-Hand. Der aber nickte ihr zärtlich zu, denn er nahm es für Liebe.

Während dieſes Geſprächs hatte ſich der Saal auf allen Plätzen gefüllt. Viele ſtanden bis nach dem Ausgange zu, vor den Zernitzens aber ſaß der alte Peter Guntz, der ſchon zum vierten Male Burgemeiſter war, und den ſie um ſeiner Klugheit und Treue willen immer wieder wählten, trotzdem er ſchon an die Achtzig zählte. „Das iſt ja Grete Minde", ſagte er, als er des Kindes anſichtig wurde. „Sei brav, Gret'." Und dabei ſah er ſie mit ſeinen kleinen und tiefliegenden Augen freundlich an.

Und nun wurd' es ſtill, denn auf dem Rathhausthurme ſchlug es Sieben, und die Gardine, die bis dahin den Bühnenraum verdeckt hatte, wurde langſam zurückgezogen, Alles erſchien anfänglich in grauer Dämmerung, als ſich aber das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, ließ ſich die Herrichtung der Bühne deutlich erkennen. Sie war, der Breite nach, dreigetheilt, wobei ſich der treppenförmige Mittelraum etwas größer erwies, als die beiden Seitenräume, von denen der eine, mit der ſchmalen Thür, den Himmel, und der andre, mit der breiten Thür, die Hölle darſtellte. Engel und Teufel ſtanden oder hockten umher, jeder auf der ihm zuſtändigen Seite, während eine hagere Puppe, mit weißem Rock und trichterförmiger Filzmütze, die dem lebendigen Hanswurſt des Vormittagsrittes genau nachgebildet ſchien, zu Füßen der großen Mitteltreppe ſaß, deren Stufen zu Chriſtus und Maria hinaufführten. Was nur der Hagere hier ſollte? Grete fragte ſich's und wußte keine Antwort; allen Anderen aber war kein Zweifel, zu welchem Zweck er da war, und daß ihm oblag, Schergendienſte zu thun und die Sonderung in Gut und Böſe, nach einer ihm werdenden Ordre, oder vielleicht auch nach eigenem ſouveränem Ermeſſen durchzuführen. Und jetzt erhob ſich Chriſtus von ſeinem Thronſeſſel und gab mit der Rechten das Zeichen, daß das Gericht zu beginnen habe. Ein Donnerſchlag begleitete die Bewegung ſeiner Hand und die Erde that ſich auf, aus der nun, erſt langſam und ängſtlich, dann aber raſch und ungeduldig allerhand Geſtalten an's Licht drängten, die ſich, irgend einem berühmten Todtentanz entnommen, unſchwer als Papſt und Kaiſer, als Mönch und Ritter, und viel andere noch erkennen ließen. Ihr Haſten und Drängen entſprach aber nicht dem Willen des Weltenrichters, und auf ſeinen Wink eilte jetzt der ſonderbare Scherge herbei, drückte die Todten wieder zurück und ſchloß den Grabdeckel, auf den er ſich nun ſelber gravitätiſch ſetzte.

Nur zwei waren außerhalb geblieben, ein wohlbeleibter Abt mit einem rothen Kreuz auf der Bruſt und ein junges Mädchen, ein halbes Kind noch, in langem weißem Kleid und mit Blumen im Haar, von denen einzelne Blätter bei jeder Bewegung niederfielen. Grete ſtarrte hin; ihr war, als würde ſie ſelbſt vor Gottes Thron gerufen, und ihr Herz ſchlug und ihre zarte Geſtalt zitterte. Was wird' aus dem Kind'? Aber ihre bange Frage mußte ſich noch gedulden, denn der Abt hatte den Vortritt, und Chriſtus, in einem Ton, in dem unverkennbar etwas von Scherz und Laune mitklang, ſagte:

> Mönchlein, ſchau hin. Du haſt keine Wahl.
> Die ſchmale Pforte, Dir iſt ſie zu ſchmal.

Und im ſelben Augenblick ergriff ihn der Scherge und ſtieß ihn durch das breite Thor nach links hin, wo kleine Flammen von Zeit zu Zeit aus dem Boden aufſchlugen.

Und nun ſtand das Kind vor Chriſti Thron. Maria aber wandte ſich bittend an ihren Sohn und Heiland, und ſprach an ſeiner Statt:

> Dein Tag war kurz, Dein Herze war rein,
> Dafür iſt der Himmel Dein.
> Geh ein!
> Unter Engeln ſollſt Du ein Engel ſein.

Und Engel umfingen ſie, und es war ein Klingen wie von Harfen und leiſem Geſang. Und Grete drückte Valtins Hand. Unter allen Anweſenden aber herrſchte die gleiche Befriedigung, und der alte Zernitz flüſterte: „Hör', Emrentz, der verſteht's. Ich glaube jetzt, daß er vor Kaiſer und Reich geſpielt hat.“

Und das Spiel nahm ſeinen Fortgang.

⁂

Inzwiſchen, es hatte zu dunkeln begonnen, waren die Mindes in dem rechts neben der Flurthür gelegenen Unterzimmer verſammelt und nahmen an einem Tiſche, der nur zur Hälfte gedeckt war, ihre Abendmahlzeit ein. Der alte Jakob Minde hatte den Platz an der einen Schmalſeite des Tiſches, während Trud und Gerdt, ſeine Schwieger und ſein Sohn, an den Längsſeiten einander gegenüber ſaßen. Trud ſteif und aufrecht, Gerdt bequem und nachläſſig in Kleidung und Haltung. In allem der Gegenpart ſeines Weibes; auch ſeines Vaters, der trotz eines Zehrfiebers an dem er litt, aus einem ſtarken Gefühle deſſen, was ſich für ihn zieme, die Schwäche ſeines Körpers und ſeiner Jahre bezwang.

Es ſchien, daß Trud ihre ſchon Vormittags gegen Emrentz gemachten Bemerkungen über das Puppenſpiel eben wiederholt hatte, denn Jakob Minde, während er einzelne von den großen Himbeeren nahm, die, wie er es liebte, mit den Stielchen abgepflückt worden waren, ſagte: „Du biſt zu ſtreng, Trud, und Du biſt es, weil Du nur unſer Tangermündiſch Thun und Laſſen kennſt. Und in Alt-Gardelegen iſt es nicht anders. Aber draußen in der Welt, in den großen Ländern und Städten, da wagt ſich die Kunſt an alles Höchſte und Heiligſte, und ſie haben fromme und berühmte Meiſter, die nie andres gedacht und gedichtet und gemalt und gemeißelt haben, als die Glorie des Himmels und die Schreckniſſe der Hölle."

„Ich weiß davon, Vater", ſagte Trud ablehnend. „Ich habe ſolche Bilder in unſrer Gardelegner Kirche geſehn, aber ein Bild iſt etwas andres als eine Puppe."

„Bild oder Puppe", lächelte der Alte. „Sie wollen daſſelbe, und das macht ſie gleich."

„Und doch, Vater, mein' ich, iſt ein Unterſchied, ob ein frommer und berühmter Meiſter, wie Du ſagſt, eine Schilderei malt zur Ehre Gottes, oder ob ein unchriſtlicher Mann, mit einem Türkenweib und einem Pickelhäring, Gewinnes halber über Land zieht und mit ſeinem Spiel die Schenken füllt und die Kirchen leert."

„Ah, kommt es daher?" lachte Gerdt und ſtreckte ſich noch bequemer in ſeinem Stuhl. „Daher alſo. Warſt heut in der Pfarr', und da haben wir nun den Pfarrwind. Ja, das iſt Gigas; er bangt um ſich und ſeine Kanzel. Und nun gar das jüngſte Gericht! Das iſt ja ſein eigener Acker, den er am beſten ſelber pflügt. So wenigſtens glaubt er. Weiß es Gott, ich hab' ihn nie ſprechen hören, auch nicht bei Hochzeit und Kindelbier, ohne daß ein hölliſch Feuer aus irgend einem Ritz oder Ritzchen aufgeſchlagen wär'. Und nun kommt dieſer Puppenſpieler und thut's ihm zuvor und brennt uns ein wirklich Feuerwerk . . ."

Er konnte ſeinen Satz nicht enden, denn in eben dieſem Augenblicke hörten ſie, vom Marktplatze her, einen dumpfen Knall, der ſo heftig war, daß alles Geräth im Zimmer in ein Klirren und Zittern kam; und eh ſie noch einander fragen konnten, was es ſei, wiederholten ſich die Schläge, dreimal, viermal, aber ſchwächer. Trud erhob ſich, um auf die Straße zu ſehn, und ein dicker Qualm, der ſich in Höhe der gegenübergelegenen Häuſer hinzog, ließ keinen Zweifel, daß bei den Puppenſpielen ein Unglück geſchehen ſein müſſe. Flüchtig Vorübereilende beſtätigten es, und Trud, indem ſie ſich in's Zimmer zurückwandte, ſagte triumphirend: „Ich wußt' es: Gott läßt ſich nicht ſpotten." Auf Gerdt's blaſſem und gedunſenem Geſicht aber wechſelten Furcht und Verlegenheit, wodurch es nicht gewann, während der alte Minde ſein Käpſel abnahm und mit halblauter Stimme die Barmherzigkeit Gottes und den Beiſtand aller Heiligen anrief. Denn er war noch aus den katholiſchen Zeiten her. In einem Anfluge von Theilnahme war Trud, die ſonſt gern ihre herbe Seite herauskehrte, an den Alten herangetreten und hatte ihre Hand auf die Rückenlehne ſeines Stuhls gelegt, als ſie aber den Namen Gretens zum dritten Mal aus ſeinem Munde hörte, wandte ſie ſich wieder ab und ſchritt unruhig und übellaunig im Zimmer auf und nieder. Man ſah, daß ſie fremd in dieſem Hauſe war, und keine Gemeinſchaft mit den Mindes hatte.

Sie war eben wieder an's Fenſter getreten und ſah nach dem Marktplatze hin, als ſie plötzlich, inmitten einer Gruppe, Greten ſelbſt erkannte, die mit einem Stücke Zeug unter dem Kopf, auf einer Bahre herangetragen wurde. War ſie todt? Es war oft ihr Wunſch geweſen; aber dieſer Anblick erſchütterte ſie doch. „Gott, Grete!“ rief ſie und ſank in einen Stuhl.

Die Träger hatten mittlerweile die Bahre niedergeſetzt und trugen das ſchöne Kind, deſſen Arme ſchlaff herabhingen, von der Straße her in's Zimmer. „Hier“, ſagte Gerdt, als er die Leute verlegen und unſchlüſſig daſtehen ſah, und wies auf eine mit Kiſſen überdeckte Truhe. Und auf eben dieſe legten ſie jetzt die ſcheinbar Lebloſe nieder. Mit ihnen war auch die alte Regine, die Pflegerin Gretens, jammernd und weinend eingetreten, und beruhigte ſich erſt, als nach Beſprengen mit friſchem Waſſer ihr Liebling die Augen wieder aufſchlug.

„Wo bin ich?“ fragte Grete. „Ach . . . nicht in der Hölle!“

„Gott, mein ſüß Gretel“, zitterte Regine hin und her. „Was ſprichſt Du nur? Du biſt ja ein gutes und liebes Kind. Und ein gutes und liebes Kind, das kommt in den Himmel. Aber das iſt auch noch nicht, noch lange nicht. Du kommſt auch noch nicht in den Himmel. Du biſt noch bei uns. Gott ſei Dank, Gott ſei Dank. So ſieh doch, ſieh doch, ich bin ja Deine alte Regine.“

Die Träger ſtanden noch immer verlegen da, bis der alte Minde ſie bat, ihm zu erzählen, was vorgefallen ſei. Aber ſie wußten nicht viel, da ſie wegen des großen Andrangs nur draußen auf der Treppe geweſen waren. Sie hatten nur gehört, daß, gegen den Schluß hin, ein brennender Papierpfropfen in das mit Schwärmern und Feuerrädern angefüllte Vorrathsfaß des Puppenſpielers gefallen ſei, und daß es im ſelben Augenblick einen Schlag und gleich darauf ein furchtbar Menſchengedränge gegeben habe. In dem Gedräng aber ſeien zwei Frauen und ein ſechsjährig Kind elendiglich ums Leben gekommen.

Grete richtete ſich auf, erſichtlich um zu ſprechen und den Bericht nach ihrem eigenen Erlebniß zu vervollſtändigen; als ſie aber ihrer Schwieger anſichtig wurde, wandte ſie ſich ab und ſagte: „Nein, ich mag nicht.“

Trud wußte wohl, was es war. Sie nahm deshalb ihres Mannes Hand und ſagte: „Komm. Es iſt beſſer, Grete bleibt allein. Wir wollen in die Stadt gehen und ſehen wo Hülfe noth thut.“ Und damit gingen Beide.

Als ſie fort waren, wandte ſich Grete wieder, und ſagte, ohne daß es einer neuen Aufforderung bedurft hätte: „Ja, ſo war es. Der Hagre mit den Schlackerbeinen und der häßlichen, ſpitzen Filzmütze, bat Ihn eben, daß er ihm als einen Bringerlohn eine von den Seelen wieder freigeben ſolle, — da gab es einen Knall, und als ich mich umſah, ſah ich, daß alles nach der Thüre hindrängte. Denn da, wo das Spiel geweſen war, war alles Rauch und Qualm und Feuer. Und ich dachte, der letzte Tag ſei da. Und Emrentz hatte mich bei der Hand genommen und zog mich mit ſich fort. Aber mit einem Male war ich von ihr los und da ſtand ich nun und ſchrie, denn es war, als ob ſie mich erdrückten, und zuletzt hatt' ich nicht Luft und Athem mehr. Da packte mich Valtin von hinten her und riß mich aus dem Gedränge heraus und in den Saal zurück. Und ich meinte, daß er irre geworden, und ſo wollt' ich wieder in den Knäuel hinein. Er aber zwang mich auf eine Bank nieder und hielt mich mit beiden Händen feſt. „Willſt Du mich morden?" rief ich. ‚Nein, retten will ich Dich." Und ſo hielt er mich, bis er ſehen mochte, daß das Gedränge nachließ. Und nun erſt nahm er mich auf ſeinen Arm und trug mich über den Vorplatz und die Treppe hinunter, bis wir unten auf dem Marktplatz waren. Da ſchwanden mir die Sinne. Und was weiter geſchehen, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich ohne Valtin erdrückt oder verbrannt, oder vor Angſt geſtorben wäre."

Der alte Minde war an einen Schrank getreten, um von ſeinem Meliſſengeiſt, den er noch bei den Brügger Carmeliterinnen erſtanden hatte, ein paar Tropfen in ein Spitzglas mit Wein und Waſſer zu thun. Grete nahm es; und als eine halbe Stunde ſpäter Trud und Gerdt von ihrem Ausgange zurückkehrten, verſicherte ſie, kräftig genug zu ſein, um ohne Beiſtand in ihre hohe Giebelſtube hinaufſteigen zu können.

1.

Regine.

Dieſe Giebelſtube theilte ſie mit der alten Regine, die von lange her das Minde'ſche Hausweſen führte. Freilich, ſeit Trud da war, war es anders geworden, aber zu Niemandes rechter Zufriedenheit. Am wenigſten zur Zufriedenheit der alten Regine. Dieſe ſetzte ſich jetzt an das Bett ihres Lieblings, und Grete ſagte: „Weißt Du, Regine, Trud iſt böſe mit mir.“

Regine nickte.

„Und darum konnt' ich's nicht ſagen“, fuhr Grete fort, „ich meine das von dem Valtin und daß er mich aus dem Feuer herausgetragen; und ſie merkte wohl, was es war, und warum ich ſchwieg und mich abwandte. Denke nur, ich ſoll nicht mehr ſprechen mit ihm. Ja, ſo will ſie's; ich weiß es von ihm ſelbſt; er hat mir's heute geſagt. Und er hat es von der Emrentz. Aber die hat gelacht. Höre, Regine, der

Emrentz könnt' ich gut ſein. Wenn ich doch eine Mutter hätte wie *die*! Ach, meine Mutter! Glaubſt Du nicht, daß ſie mich lieb hätte?"

„Das hätte ſie", ſagte Regine und fuhr ſich mit der Hand über das Auge; „das hätte ſie. Jede Mutter hat ihr Kind lieb, und *Deine* Mutter, . . . ach, ich mag es gar nicht denken. Ja, mein Gretelchen, da hätten wir andre Tage, Du und ich. Und der Vater auch. Er iſt jetzt krank, und Trud iſt hart mit ihm und glaubt es nicht. Aber ich weiß es, und weiß ſchon, was ihm fehlt; ein Herz fehlt ihm, und das iſt es, was an ihm nagt und zehrt. Ja, Deine Mutter fehlt ihm, Gret'. Er war nicht mehr jung, als er ſie von Brügg' her in's Haus bracht', aber er liebte ſie ſo, und das mußt' er auch, denn ſie war wie ein Engel. Ja, ſo war ſie."

„Und wie ſah ſie aus? Sage mir's."

„Ach, Du weißt es ja. Wie Du. Nur hübſcher, ſo hübſch Du biſt. Denn es iſt, als ob Du das blaſſe Bild von ihr wärſt. Und ſo war es gleich den erſten Tag, als Dein Vater Dich auf den Arm nahm und ſagte: „ſieh' Gerdt, das iſt Deine Schweſter." Aber er wollte Dich nicht ſehn. Und als ich ihm zuredete und ſagte: „ſieh' doch nur ihre ſchwarzen Augen; die hat ſie von der Mutter," da lief er fort und ſagte: „von *ihrer* Mutter. Aber das iſt nicht meine."

„Und wie war denn *ſeine* Mutter? Haſt Du ſie noch gekannt?"

„O gewiß.“

„Und war ſie ſchöner?“

„Ach, was Du nur frägſt, Gretel. Schöner als Deine Mutter? Schöner war keine. 's war eine Stendal'ſche, weiter nichts, und der alte Zernitz, der ſie nicht leiden konnt', und immer über ſie lachte, wiewohlen ſie mit ſeiner eignen Frau zum Verwechſeln war, der ſagte: „Höre, Regine, ſieht ſie nicht aus wie der Stendal'ſche Roland?“ Und wahrhaftig, ſo ſah ſie auch aus, ſo ſteif und ſo lang und ſo feierlich. Und auch ſo ſchlohweis, denn ſie trug immer ſelbſtgebleichtes Linnen! Und warum trug ſie's? Weil ſie geizig war; und es ſollt' immer mehr und mehr werden. Denn ſie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, das kommt von ihr.“

„Und hatte ſie der Vater auch lieb?“

„Ich hab' ihm nicht in's Herz geſehen. Aber ich glaub's nicht recht. Denn ſieh, ſie hatte keine Liebe, und wer keine Liebe hat, der find't auch keine. Das iſt ſo Lauf der Welt, und es war juſt ſo, wie's mit der Trud iſt. Aber ein Unterſchied iſt doch. Denn unſre Trud, obwohlen ſie mir das gebrannte Herzeleid anthut, iſt doch hübſch und klug, und weiß was ſie will, und paßt in's Haus, und hat eine vornehme Art. Das haben ſo die Gardelegenſchen. Aber die Stendalſche, die hatt' es nicht und hat keinem was gegönnt, und paßte nicht in's Haus, und wäre nicht der Grabſtein mit der langen Inſchrift, es wüßte keiner mehr von ihr. Auch Gigas nicht. Und zu dem hielt ſie ſich doch und ging in die Beichte.“

„Und zu dem ſoll ich nun auch gehen, Regine; morgen ſchon. Trud iſt bei ihm geweſen, und das Spielen und Klettern ſoll nun ein End' haben, und ich ſoll vernünftig werden, ſo ſagen ſie. Aber ich fürchte mich vor Gigas. Er ſieht einen ſo durch und durch, und mir iſt immer, als mein' er, ich verſtecke 'was in meinem Herzen und ſei noch katholiſch von der Mutter her.“

„O, nicht doch, Gret'. Er hat Dich ja ſelber getauft. Und jeden Sonntag biſt Du zur Kirch' und ſingſt Dr. Lutheri Lieder, und ſingſt ſie, wie ſie Gigas nicht ſingen kann. Ich hör' immer Deine feine kleine Stimme. Nein, nein, laß nur und ängſt'ge Dich nicht. Er meint es gut. Und nun ſchlaf, und wenn Du von dem Puppenſpiele träumſt, ſo gib Acht, mein Gretel, und träume von der Seite, wo die Engel ſtehn.“

Und damit wollte ſie nebenan in ihre Kammer gehen. Aber ſie kehrte noch einmal um und ſagte: „Und weißt Du, Grete, der Valtin iſt doch ein guter Jung'. Alle Zernitzens ſind gut . . . Und von dem Valtin darfſt Du auch träumen. Ich erlaub es Dir, ich, Deine alte Regine.“

5.

Grete bei Gigas.

Es war den andern Vormittag und von Sanct Stephan ſchlug es eben zehn, als Trud und Grete die Lange Straße hinauf gingen. Trotz früher Stunde brannte die Sonne ſchon, und beide ſtanden unwillkürlich ſtill und athmeten auf, als ſie den ſchattigen Lindengang erreicht hatten, der, an der niedrigen Kirchhofsmauer entlang, auf das Prediger-Haus zulief. Auch dieſes Haus ſelber lag noch unter alten Linden verſteckt, in denen jetzt viele hunderte von Sperlingen zwitſcherten. Eine alte Magd, als die Glocke das Zeichen gegeben, kam ihnen von Hof oder Küche her entgegen, und wies, ohne gegrüßt oder gefragt zu haben, nach links hin auf die Studirſtube. Wußte ſie doch, daß Frau Trud immer willkommen war.

Es war ein ſehr geräumiges Zimmer, mit drei großen und hohen Fenſtern, ohne Vorhänge, wahrſcheinlich um das wenige Licht, das die Bäume zuließen, nicht noch mehr zu verkümmern. An den Wänden hin liefen hohe Regale mit hundert Bänden in braun und weißem Leder, während an einem vorſpringenden Pfeiler, gerade der Thür gegenüber, ein halblebensgroßes Crucifix hing, das auf einen langen, eichenen Arbeitstiſch herniederſah. Auf dieſem Tiſche, zwiſchen aufgeſchlagenen Büchern und zahlreichen Aktenſtößen, aber bis an die Crucifix-Wand zurückgeſchoben, erhob ſich ein zierliches, fünfſtufiges Ebenholztreppchen, das, in beabſichtigtem oder zufälligem Gegenſatz, oben einen Todtenkopf und unten um ſeinen Sockel her einen Kranz von rothen und weißen Roſen trug. Eigene Zucht. Zehn oder Zwölf, die das Zimmer mit ihrem Dufte füllten.

Gigas, als er die Thür gehen hörte, wandte ſich auf ſeinem Drehſchemel und erhob ſich, ſobald er Trud erkannte. „Ich bitt' Euch Platz zu nehmen, Frau Minde." Dabei ſchob er ihr einen Stuhl zu, und fuhr in ſeiner Rede fort: „Das iſt alſo Grete, von der Ihr mir erzählt habt, Eure Schwieger und Euer Kind. Denn Ihr tragt es auf dem Herzen, und ſein Wohl und Weh iſt auch das Eure. Und das ſchätz ich an Euch, Frau Minde. Denn der Teufel mit ſeinen Liſten geht immer um, am meiſten aber bei der Jugend, und von ihr gilt es doppelt: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.' Beteſt Du, Grete?"

„Ja, Herr."

„Oft?"

„Jeden Abend."

Er ſah, daß Grete zitterte und immer auf Trud blickte, aber nicht um Rath und Troſtes willen, ſondern aus Scham und Scheu. Und Gigas, der nicht nur das menſchliche Herz kannte, ſondern ſich aus erbitterten Glaubenskämpfen her auch einen Schatz ächter Liebe gerettet hatte, wandte ſich jetzt an Trud und ſagte: „Ich ſpräche gern allein mit dem Kind. So's Euch gefällt, Frau Minde, wartet auf mich in Hof oder Garten. Ihr wißt den Weg.“

Und damit erhob ſich Trud und verließ das Zimmer. Grete folgte mit dem Ohr und wurd' erſt ruhiger als ſie die ſchwere Hofthür in den Rollen gehn und wieder zuſchlagen hörte.

Auch Gigas hatte gewartet. Nun aber fuhr er fort: „Alſo jeden Abend beteſt Du, Grete. Das hör' ich gern. Aber *was* beteſt Du?“

„Ich bete die ſieben Bitten.“

„Das iſt gut. Aber was beteſt Du noch?“

„Ich bet' auch einen Spruch, den mich unſre alte Regine gelehrt hat.“

„Das iſt die Magd, die Dich großgezogen, eh' Deine Schwieger in's Haus kam?“

„Ja, Herr.“

„Und wie lautet der Spruch? Ich möcht' ihn wohl hören. Denn ſieh, Grete, das mußt Du wiſſen, ein für allemal, ſo wie wir beten, ſo ſind wir. Es iſt ſchon ein Zeichen, wie der Menſch zum Menſchen ſpricht, aber wie der Menſch zu Gott ſpricht, das entſcheidet über ihn. Da liegt es, gut oder böſe. Willſt

Du mir den Spruch ſagen? Du mußt Dich nicht fürchten vor mir. Sammle Dich und beſinne Dich. Sieh, ich will Dir auch eine Roſe ſchenken. Da. Und wie gut ſie Dir kleidet. Du gleicheſt Deiner Mutter, aber nicht in *allem*, denk' ich. Denn Du weißt doch, daß ſie ſich zu dem alten Glauben hielt. Und ſie mied mich, wenn ich in Euer Haus kam. Aber ich habe für ſie gebetet. Und nun ſage mir Deinen Spruch."

„Ich glaube, Herr, es iſt ein Lied."

„Auch das iſt gut. Spruch oder Lied. Aber beginne."

Und nun faltete Grete die Hände und ſagte, während ſie zu dem Alten aufſah:

Himmelwärts
Richte Gott mein ſündig Herz,
Laß der Kranken und der Armen
Mich in ihrer Noth erbarmen;
Was ich irdiſch gebe hin,
Iſt mir himmliſcher Gewinn.

Gigas lächelte. Die Lieblichkeit des Kindes ließ das Feuer, das ſonſt wohl auf ſeiner Stirne hoch aufgeſchlagen hätte, nicht übermächtig werden, und er ſagte nur: „Nein, Grete, das macht es nicht; darin erkenn' ich noch die Thorheit von den guten Werken. Lernen wir lieber einen andern Spruch. Denn ſieh, unſre guten Werke ſind nichts und bedeuten nichts, weil all unſer Thun ſündig iſt von Anfang an. Wir haben nichts als den Glauben, und nur Eines iſt, das ſühnet und Werth hat: der Gekreuzigte."

„Ja Herr . . . Ich weiß . . . Und ich hab' einen Splitter von ſeinem Kreuz." Und ſie zog in freudiger Erregung eine Goldkapſel aus ihrem Mieder.

Gigas war einen Augenblick zurückgetreten und ſeine rothen Augen ſchienen röther geworden. Aber er ſammelte ſich auch diesmal raſch wieder und nahm die Kapſel und betrachtete ſie. Sie hing an einem Kettchen. In das obere Kapſelſtück war eine Mutter Gottes in feinen Linien eingegraben, innerhalb aber lag ein rothes Seidenläppchen und in dieſem der Splitter. Der Alte knipſte das Deckelchen wieder zu und ſagte dann ruhig: „Es iſt Götzendienſt, Grete."

„Ein Andenken, Herr! Ein Andenken von meiner Mutter. Und es iſt alles, was ich von ihr hab'. Ich habe ſie nicht mehr gekannt, Ihr wißt es. Aber Regine hat mir das Kettchen umgehängt, als ich meinen zehnten Geburtstag hatte. So hat ſie's der Mutter verſprechen müſſen, und ſeitdem trag' ich es Tag und Nacht."

„Und ich will es Dir nicht nehmen, Grete, jetzt nicht. Aber ich denke, der Tag ſoll kommen, wo Du mir es geben wirſt. Denn verſtehe wohl: wir ſollen ſein Kreuz tragen, aber keinen Splitter von ſeinem Kreuz, und nicht auf unſerm Herzen ſoll es ruhen, ſondern in ihm. Und nun laß uns gute Freunde ſein. Ich ſehe, Du haſt einen offenen Sinn und biſt anders als ich dachte. Aber es geht noch um in Dir, und die Regine, mit der ich ſprechen will, hat nicht gebührlich geſorgt, den alten Spuk mit ſeinen Ränken und Liſten auszutreiben. Ich denke, Grete, wir wollen die Tenne rein fegen und die Spreu von dem Weizen ſondern. Du haſt das rechte Herz, aber noch nicht den rechten Glauben, und irrt der Glaube, ſo irrt auch das Herz. Und nun geh, Grete. Und die Gnade Gottes ſei mit Dir.“

Sie wollte ſeine Hand küſſen, aber er litt es nicht und begleitete ſie bis an die Stufen, die von der Diele her zu der Hausthür hinaufführten. Hier erſt wandt' er ſich wieder, und ging über Flur und Hof auf den Garten zu, wo Trud, inmitten eines Buchsbaumganges, in ſtattlicher Haltung auf und nieder ſchritt. Beide begrüßten einander, und die Magd, die von ihrem Küchenfenſter aus ſehen konnte, wie der Alte ſich aufrichtete und grader ging als gewöhnlich, verzog ihr Geſicht und murmelte vor ſich hin: „Nicht zu glauben! . . Und iſt ſo alt und ſo fromm!“ Und dabei kicherte ſie und ließ an ihrem Lachen erkennen, daß ſie den Gedanken in ihrer Seele weiter ſpann.

Trud und Gigas waren inzwiſchen den Garten hinaufgegangen und hielten vor einem runden Beet, das mit Ritterſporn und gelben Studentenblumen dicht beſetzt war. „Ich kann Euch nicht folgen, Frau Trud, in dem, was Ihr mir über das Kind geſagt habt,“ ſagte Gigas. „Ihr verkennt es. Es iſt ein verzagtes Herz und kein trotzig Herz. Ich ſah wie ſie zitterte, und der Spruch, den ſie ſagen ſollte, wollt' ihr nicht über die Lippen. Nein, es iſt ein gutes Kind und ein ſchönes Kind. Wie die Mutter.“

In Trud's Auge zuckte wieder ein gelber Strahl auf, denn ſie hörte nicht gern eines andern Lob, und in herbem Tone wiederholte ſie: „Wie die Mutter … Ich muß es glauben, daß ſie ſchön war. Ihr ſagt es und alle Welt ſagt es. Aber ich wollte, ſie wär' es weniger geweſen. Denn damit zwang ſie's und hat unſer Haus behext und in den alten Aberglauben zurückfallen laſſen. So fürcht' ich. Und daß ich's offen geſteh, ich traue dem alten Jacob Minde nicht und ich traue der Regine nicht. Und widerſtünd' es mir nicht, den Horcher und Späher im eigenen Haus zu machen, ich glaube, daß ich noch manches fänd' wie Bild und Splitter.“

„Saget das nicht, Frau Trud. Euren Vater, den alten Rathsherrn, kenn' ich von Beicht' und Abendmahl und hab' ihn allemal treu befunden. So das Unweſen aber im Mindeſchen Hauſe umginge, was Gott in ſeiner Gnade verhüten wolle, ſo müßt' ich Euch verklagen, Frau Trud, Euch, zu der ich mich alles Beſten verſehen habe. Denn Ihr beherrſchet das Haus. Euer Vater iſt alt und Euer Eheherr iſt ein Wachs in Eurer Hand, und Ihr wißt es wohl, aller Samen, der vom Unkraut fällt und wuchert, iſt ein Unheil und ſchädigt uns das Korn für unſre himmliſchen Scheuren.“

Sie hatten ihren Gang um das Rondel herum wieder aufgenommen, aus deſſen kleinen dreieckigen Beeten die junge Frau jetzt einzelne Blumen pflückte. Beide ſchwiegen. Endlich ſagte Trud: „Ich beherrſche das Haus, ſagt Ihr. Ja, ich beherrſch' es, und man gehorcht mir; aber es iſt ein todter Gehorſam, von dem das Herz nicht weiß. Das trotzt mir und geht ſeinen eigenen Weg."

„Aber Grete iſt ein Kind."

„Ja und nein. Ihr werdet ſie nun kennen lernen. Achtet auf ihr Auge. Jetzt ſchläft es und dann ſpringt es auf. Es iſt etwas Böſes in ihr."

„In uns allen, Frau Trud. Und nur zwei Dinge ſind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten, und die Liebe, die wir uns erziehn. Liebt Ihr das Kind?"

Und ſie ſenkte den Blick.

6.

Das Maienfeſt.

Ein Jahr beinah war vergangen und die Tangermünder feierten, wie herkömmlich, ihr Maienfeſt. Das geſchah abwechſelnd in dem einen oder andern jener Waldſtücke, die die Stadt in einem weiten Halbkreis umgaben. In dieſem Jahr aber war es im Lorenzwald, den die Bürger beſonders liebten, weil ſich eine Sage daran knüpfte, die Sage von der

Jungfrau Lorenz. Mit dieſer Sage aber verhielt es ſich ſo. Jungfrau Lorenz, ein Tangermünder Kind, hatte ſich in dem großen, flußabwärts gelegenen Waldſtück, das damals noch die Elbhaide hieß, verirrt, und als der Abend hereinbrach und noch immer kein Ausweg ſichtbar wurde, betete ſie zur Mutter Gottes, ihr beizuſtehen und ſich ihrer Noth zu erbarmen. Und als ſie ſo betete, da nahte ſich ihr ein Hirſch, ein hoher Elf-Ender, der legte ſich ihr zu Füßen und ſah ſie an, als ſpräch' er: „ich bin es, beſteige mich nur.“ Und ſie beſtieg muthig ſeinen Rücken, weil ſie fühlte, daß ihr die Mutter Gottes das ſchöne Thier in Erhörung ihres Gebetes geſchickt habe, und klammerte ſich an ſein Geweih. Der Hirſch aber trug ſie, zwiſchen den hohen Stämmen hin, aus der Tiefe des Waldes heraus, bis an das Thor und in die Mitte der Stadt. Da blieb er und ließ ſich fangen. Und die Stadt gab ihm ein eingebürdet Stück Weideland und hielt ihn in Schutz und Anſehen bis an ſeinen Tod. Und auch da noch ehrten ſie das fromme Thier, das der Mutter Gottes gedient hatte, und brachten ſein Geweih nach Sanct Nikolai und hingen es neben dem Altarpfeiler auf. Den Wald aber, aus dem er die Jungfrau hinausgetragen, nannten ſie den Lorenz-Wald.

Und dahin ging es heut. Die Gewerke zogen aus mit Muſik und Fahnenſchwenken, und die Schulkinder folgten, Mädchen und Knaben, und begrüßten den Mai. Und dabei ſangen ſie:

Habt ihr es nicht vernommen?
Der Lenz iſt angekommen!
Es ſagen's euch die Vögelein,
Es ſagen's euch die Blümelein,
Der Lenz iſt angekommen.

Ihr ſeht es an den Feldern,
Ihr ſeht es an den Wäldern;
Der Kukuk ruft, der Finke ſchlägt,
Es jubelt, was ſich froh bewegt,
Der Lenz iſt angekommen!

Und auch Trud' und Gerdt, als der Nachmittag da war, hatten in gutem Muthe die Stadt verlaſſen. Grete mit Reginen folgte. Draußen aber trafen ſie die Zernitzens, alt und jung, die ſich's auf mitgebrachten und umgeſtülpten Körben bequem gemacht und nun gar noch die Freud' und Genugthuung hatten, die jungen Mindes, mit denen ſie lieber als mit den andern Bürgersleuten verkehrten, an ihrer Seite Platz nehmen zu ſehen. Auch Valtin und Grete begrüßten ſich, und in Kurzem war alles Frohſinn und guter Laune, voran der alte Zernitz, der ſich, nach Abtretung ſeines Platzes an Trud', auf den Rain hin gelagert und ſein ſichtliches und immer wachſendes Gefallen daran hatte, der ſtattlichen, in vollem Staat erſchienenen jungen Frau, über ihre Schönheit allerlei Schönes zu ſagen. Und dieſe, hart und herbe wie ſie war, war doch Frau genug, ſich der Schmeichelrede zu freuen. Emrentz drohte mit Eiferſucht und lachte dazwiſchen, Gerdt ſummte vor ſich hin oder ſteckte Butterblumenſtielchen in einander, und inmitten von Scherz und Geplauder ſah ein Jeglicher auf die ſonnige Wieſe hinaus, wo ſich bunte Gruppen um Buden und Carouſſel drängten, Bürger nach der Taube ſchoſſen und Kinder ihren Ringelreihen tanzten. Ihr Singen klang von der großen Linde her herüber, an deren unterſten Zweigen rothe und gelbe Tücher hingen.

So mocht' eine Stunde vergangen ſein, als ſie, von der Stadt her, gebückt auf ſeinem flandriſchen Pferde, des alten Minde gewahr wurden. Inmitten ſeiner Einſamkeit war er plötzlich von einer tiefen Sehnſucht erfaßt worden, den Mai noch einmal mitzufeiern; und nun kam er den breiten Waldweg herauf, auf die Stelle zu, wo die Zernitzens und Mindes gemeinſchaftlich lagerten. Ein Diener ſchritt neben dem Pferde her und führte den Zügel. Was wollte der Alte? Wozu kam er? Und Trud' und Gerdt empfingen ihn mit kurzen, raſch herausgeſtoßenen Fragen, die mehr nach Mißſtimmung als nach Theilnahme klangen, und nur Grete freute ſich von Herzen und ſprang ihm entgegen. Und als nun Decken für ihn ausgebreitet lagen, ſtieg er ab und ſetzte ſich an einen guten Platz, der den Waldesſchatten über ſich und die ſonnenbeſchienene Lichtung vor ſich hatte. Grete pflückte Blumen und ſagte: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?“ Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen.“ Und ſie ſah ihn mit ihren großen Augen an und küßte ſtürmiſch ſeine welke Hand. Denn ſie wußte wohl, was er meinte.

Eine Störung war ſein Kommen geweſen, das empfanden Alle, vielleicht er ſelbſt. Der alte Zernitz zeigte ſich immer ſchweigſamer, Emrentz auch, und Trud', um wenigſtens zu ſprechen, und vielleicht auch um der beobachtenden Blicke Gretens überhoben zu ſein, ſagte zu dieſer: „Du ſollteſt unter die Linde gehen, Grete.“

„Und Valtin begleitet Dich“, ſetzte Emrentz hinzu.

Beide wurden roth, denn ſie waren keine Kinder mehr. Aber ſie ſchwiegen und gingen auf die Wieſe hinaus. „Sie wollen allein ſein“, ſagte Grete. „Seien wir's auch.“ Und an den Schau- und Spielbuden vorbei, nahmen ſie, kreuz und quer, ihren Weg auf die kleinen und großen Gruppen zu, die ſich bei Ringelſtechen und Taubenſchießen erluſtigten. Aber zu der Linde, wo die Kinder ſpielten, gingen ſie nicht.

Es war ſehr heiß, ſo daß ſie bald wieder den Schatten aufſuchten, und jenſeits der Lichtung angekommen, verfolgten ſie jetzt einen halbüberwachſenen Weg, der ſich immer tiefer in den Wald hineinzog. Es glühte ſchon in den Wipfeln, da flog eine Libelle vor ihnen her und Grete ſagte: „Sieh, eine Seejungfer. Wo die ſind, da muß auch Waſſer ſein. Ein Sumpf oder ein Teich. Ob ſchon die Teichroſen blühn? Ich liebe ſie ſo. Laß uns danach ſuchen.“

Und ſo gingen ſie weiter. Aber der Teich wollte nicht kommen, und plötzlich überfiel es Greten: „Wo ſind wir, Valtin? Ich glaube, wir haben uns verirrt.“

„Nicht doch. Ich höre ja noch Muſik.“

Und ſie blieben ſtehen und horchten.

Aber ob es eine Täuſchung geweſen war, oder ob die Muſik eben jetzt zu ſchweigen begann, gleichviel, Beide ſtrengten ſich vergeblich an, einen neuen Klang aufzufangen. Und es half auch zu nichts, als ſie das Ohr an die Erde legten.

„Weißt Du, Grete“, ſagte Valtin, „ich werd' hier hinaufſteigen. Das iſt ein hoher Baum, da hab' ich Ueberſicht, und es kann keine tauſend Schritt ſein.“ Und er ſchwang ſich hinauf und kletterte von Aſt zu Aſt, und Grete ſtand unten, und ein Gefühl des Alleinſeins durchzitterte ſie. Nun aber war er hoch oben. „Siehſt du 'was?“ rief ſie hinauf. „Nein. Es ſind hohe Bäume rundum. Aber laß nur, die Sonne muß uns den Weg zeigen; wo ſie niedergeht iſt Abend, und die Stadt liegt nach Mittag zu. Soviel weiß ich gewiß. Alſo da hinaus müſſen wir.“ Und gleich darauf war er wieder unten bei der ihn bang Erwartenden.

Sie ſchlugen nun die Wegrichtung ein, die Valtin von oben her mit der Hand bezeichnet hatte. Aber ſo ſehr ſie ſpähten und ſuchten, die Waldwieſe kam nicht, und Grete ſetzte ſich müd' und matt auf einen Baumſtumpf und begann leiſe vor ſich hin zu weinen.

„Meine ſüße Grete“, ſagte Valtin, „ſei doch nicht ſo bang.“ Und er umarmte ſie und küßte ſie herzlich. Und ſie litt es und ſchlug nicht mehr nach ihm, wie damals unter dem Kirſchbaum; nein, ein Gefühl unendlichen Glückes überkam ſie mitten in ihrer Angſt, und ſie ſagte nur: „Ich will nicht mehr weinen, Valtin. Du biſt ſo gut. Und wer gut iſt, dem zu Liebe geſchehen Zeichen und Wunder. Und ſiehe, deſſen bin ich gewiß, wenn wir zu Gott um ſeine Hülfe bitten, dann hilft er auch und führt uns aus dem Walde wieder in's Freie und wieder nach Haus. Gerade wie damals die Jungfer Lorenz. Denn wir ſind ja hier im Lorenzwald.“

„Ja, Grete, da ſind wir. Aber wenn der Hirſch käm' und es wirklich gut mit uns meinte, dann trüg' er uns an eine andre Stelle, denk' ich, und nicht nach Haus. Denn wir haben eigentlich kein Haus, Grete. Du nicht, und ich auch nicht. Emrentz iſt eine gute Frau, viel beſſer als Trud', und ich danke Gott alle Tage dafür; aber ſo ſie mir nichts zu Leide thut, ſo thut ſie mir auch nichts zu Liebe. Sie putzt ſich für ſich und für den Vater, und das iſt alles. Nein, Grete, nicht in die Stadt und nicht nach Haus, lieber weit, weit fort, in ein ſchönes Thal, von Bergen eingeſchloſſen, und oben weiß von Schnee und unten bunt von Blumen . . . .“

„Wo iſt das?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich hab' einmal in einem alten Buche davon geleſen und da wurde mir das Herz ſo weit. Zwiſchen hohen Felswänden liegt es, und der Sturm geht drüber hin und trifft es nie; und die Sonne ſcheint und die Wolken ziehen; und iſt kein Krieg und keine Krankheit; und die Menſchen die dort leben, lieben einander und werden alt und ſterben ohne Schmerz."

„Das iſt ſchön", ſagte Grete. „Und nun komm' und laß uns ſehn, ob wir's finden."

Und dabei lachten ſie Beid' und ſchritten wieder rüſtig vorwärts, denn die Schilderung von dem Thale hatte Greten erfriſcht und ihr ihren Muth und ihre Kraft zurückgegeben. Und eine kleine Strecke noch, da lichtete ſich's und wie Dämmerung lag es vor ihnen. Aber ſtatt der Waldwieſe war es ein Uferſtreifen, auf den ſie jetzt hinaustraten, und dicht vor ihnen blitzte der breite Strom. „Ich will ſehen, wohin er fließt", ſagte Valtin und warf einen Zweig hinein. „Nun weiß ich's. Dorthin müſſen wir." Und ſie ſchritten flußaufwärts neben einander her. Die Sterne kamen und ſpiegelten ſich, und nicht lange mehr, ſo hörten ſie das Schlagen der Glocken, und die Thurmſpitze von Sanct Stephan ſtieg in dunklen Umriſſen vor ihnen auf.

Es war neun Uhr, oder ſchon vorüber, als ſie das Mindeſche Haus erreichten. Valtin trat mit in das untre Zimmer, in dem ſich um dieſe Stunde nur noch Trud' und Gerdt befanden, und ſagte: „Hier iſt Grete.

Wir hatten uns verirrt. Aber ich bin Schuld." Und damit ging er wieder, während Grete verlegen in der Nähe der Thüre ſtehen blieb.

„Verirrt", ſagte jetzt Trud' und ihre Stimme zitterte. „Ja, verirrt. Ich denke, weil ihr's wolltet. Und wenn ihr's nicht wolltet, weil ihr ungehorſam war't, und nicht Zucht und Sitte kennt. Ihr ſolltet zu den Kindern gehen. Aber das war Euch zuwider. Und ſo ging es in den Wald. Ich werde mit Gigas ſprechen und mit Deinem Vater. Der ſoll mich hören. Denn ich will nicht üble Nachred' im Hauſ', ob er's gleich ſelber ſo gewollt hat. Gott ſei's geklagt. . .! Was bracht' er uns das fremde Blut in's Haus? Das fremde Blut und den fremden Glauben. Und arm wie das Heimchen unterm Herd."

In dieſem Augenblicke ſtand Grete vor Trud', und ihre bis dahin niedergeſchlagenen Augen blitzten in einem unheimlichen Feuer auf: „Was ſagſt Du da von fremd und arm? Arm! Ich habe mir's von Reginen erzählen laſſen. Sie kam aus einem Land, wo ſie glücklich war, und hier hat ſie geweint und ſich zurückgeſehnt, und vor Sehnſucht iſt ſie geſtorben. Arm! Wer war arm? Wer? Ich weiß es. Du warſt arm. Du!"

„Schweig", ſagte Gerdt.

„Ich ſchweige nicht. Was wollt Ihr? Ich bin nicht Euer Kind. Gott ſei Dank, daß ich's nicht bin. Ich bin Eure Schweſter. Und ich wollt', ich wär' auch das nicht. Auch das nicht. Verklagt mich. Geht hin, und erzählt ihm, was ich geſagt hab'; ich werd' ihm erzählen, was ich gehört hab', heute draußen im Wald und hundertmal hier in dieſem ſeinem Haus. O, ich hab' Euch ziſcheln hören. Und ich weiß alles, alles. Ihr wartet auf ſeinen Tod. Streitet nicht. Aber noch lebt er, und ſo lang er lebt, wird er mich ſchützen. Und iſt er todt, ſo ſchütz ich mich ſelbſt. Ja, ich ſchütze mich ſelbſt. Hörſt Du, Trud'." Und ſie ballte ihre kleinen Hände.

Trud', in ihrem Gewiſſen getroffen, erkannte, daß ſie zu weit gegangen, während Grete plötzlich aller Scheu los und ledig war, die ſie bis dahin vor ihrer Schwieger gehabt hatte. Sie hatte das Gefühl eines vollkommenen Sieges, und ſtieg, in der Freude darüber, in den zweiten Stock hinauf. Oben fand ſie Reginen und erzählte ihr alles, was unten geſchehen. „Kind, Kind, das thut nicht gut, das kann ſie Dir nicht vergeſſen." Aber Grete war übermüthig geworden und ſagte: „Sie fürchtet ſich vor mir. Laß ſehn; ich habe nun beſſere Tage."

7.

Jacob Minde's Tod.

Und wirklich, es war als ob Grete Recht behalten ſollte. Weder des Umherirrens im Walde, noch des heftigen Streites, der den Tag beſchloſſen, wurde von

Trud' irgend noch erwähnt; allem Anſcheine nach auch gegen Gigas nicht, der ſonſt kaum ermangelt haben würde, von dem graden Pfade des Rechts und von dem „Irrpfad in der Wildniß" zu ſprechen. Aber ſolche Predigt unterblieb, und die Sommermonate vergingen ruhiger, als irgend eine Zeit vorher. Aller Groll ſchien vergeſſen, und Grete, die nach Art leidenſchaftlicher Naturen, eben ſo raſch zu gewinnen als zu reizen war, gewöhnte ſich daran, in den Stunden, wo Gerdt außerhalb des Hauſes ſeinen Geſchäften nachging, in Trud's Schlafzimmer zu ſitzen und ihr vorzuplaudern oder vorzuleſen, was ſie beſonders liebte. Und wenn Regine den Kopf ſchüttelte, ſagte ſie nur: „Du biſt eiferſüchtig und kannſt ſie nicht leiden. Aber ſie meint es gut, und es war auch nicht recht, daß wir in den Wald gingen."

So kam der Einſegnungstag, Ende September, und den Sonntag darauf war Abendmahl, an dem alle Mitglieder des Hauſes theilnahmen. Alle zeigten ſich in gehobener Stimmung, der alte Jakob Minde aber, trotzdem er nur mit Mühe den Kirchgang gemacht hatte, war mittheilſamer denn ſeit lange, plauderte viel von ſeiner Jugend und ſeinem Alter, und ſprach auch abwechſelnd und ohne Scheu von Gerdt's und von Gretens Mutter, als ob kein Unterſchied wäre. Trud' und Gerdt ſahen dabei einander an, und was in ihren Blicken ſich ausgeſprochen hatte, das ſollte ſich andern Tags beſtätigen. Denn in aller Frühe ſchon lief es durch die Stadt, daß der alte Rathsherr auf den Tod liege, und als um die ſechſte Stunde der Schein der niedergehenden Sonne drüben an den Häuſerfronten glühte, bat er Reginen, daß ſie die Vorhänge zurückſchieben und die Kinder rufen ſolle. Und dieſe kamen und Grete nahm ſeine Hand und küßte ſie. Gleich danach aber winkte der Alte ſeine Schwieger zu ſich heran und ſagte: „Ich lege ſie Dir an's Herz, Trud. Erinnere Dich allezeit an die Mahnung des Propheten: ‚laß die Waiſen Gnade bei Dir finden.‘ Erinnere Dich daran und handle danach. Verſprich es mir und vergiß nicht dieſe Stunde.“ Trud' antwortete nicht, Grete aber warf ſich auf die Kniee und ſchluchzte und betete, und ehe ſie ihren Kopf wieder aufrichtete, war es ſtill geworden in dem kleinen Raum.

Am dritten Tage danach ſtand der alte Minde hochaufgebahrt in Sanct Stephan, der Tangermündiſchen Hauptkirche, die, nach Art mittelalterlicher Gotteshäuſer, hart am Rande der Stadt gelegen war. Auf dem Altar brannten die großen Kerzen und rings umher ſaßen die Rathmannen der Stadt, obenan der alte Peter Guntz, der nicht geglaubt hatte, ſeinen ſo viel jüngeren Freund überleben zu müſſen. Keiner fehlte; denn die Mindes waren das älteſte Geſchlecht und das vornehmſte, wirkliche Kaufherren, und ſeit Anbeginn im Rathe der Stadt. In nächſter Nähe des Sarges aber ſtanden die Leidtragenden. Gerdt ſah vor ſich hin, ſtumpf wie gewöhnlich, während Trud' und Grete, ſchwarz und in wollene Stoffe gekleidet, zum Zeichen ihrer tiefſten Trauer bis über Kinn und Mund hinauf hohe weiße Tücher trugen, die nur den Oberkopf frei ließen. Grete, kaum fünfzehn Jahr, ſah um vieles älter aus als ſie war, und alles Kindliche, das ihre Erſcheinung bis dahin gehabt hatte, ſchien mit dieſem Tage von ihr gewichen.

Die Orgel ſpielte, die Gemeinde ſang, und als beide ſchwiegen, trat Gigas aus der Sakriſtei und ſchritt auf die Altarſtufen zu. Er ſchien noch ernſter als gewöhnlich, und ſein Kopf mit dem ſpärlichen weißen Haar ſah unbeweglich über die hohe Radkrauſe hinweg. Und nun begann er. Erſt hart und herbe, wie faſt immer die Strenggläubigen, wenn ſie von Tod und Sterben ſprechen; als er aber das Allgemeine ließ und vom Tod überhaupt auf dieſen Todten kam, wurd' er warm und vergaß aller Herbigkeit. Er, deſſen ſtummes Antlitz hier ſpräche, ſo hob er mit immer eindringlicher werdender Stimme an, ſei ein Mann geweſen, wie wenige, denn er habe Beides gehabt, den Glauben und die Liebe. Da ſei keiner unter ihnen, an dem er ſeine Liebe nicht bethätigt habe; der Arme habe ſeine Mildthätigkeit, der Freund ſeine Hülfe, die Bürgerſchaft ſeinen Rath erfahren, und ſeine klugen und feinen Sitten ſeien es geweſen, die bis nach Lübeck und bis in die Niederlande hin das Anſehen der Stadt auf die jetzige Höhe gehoben hätten. Dies wüßten alle. Aber von ſeinem Glauben und ſeiner Glaubensfeſtigkeit wiſſe nur er. Und wenn ſchon jeder in Gefahr ſtehe, Unkraut unter ſeinem Weizen aufſchießen zu ſehen, ſo habe doch dieſe Gefahr keinem ſo nahe geſtanden wie dieſem Todten. Denn nicht nur, daß er eine Reihe von Jahren unter den Bekennern der alten Irrlehre gelebt, die bedrohlichſte Stunde für das Heil ſeiner Seele ſei die Stunde ſeiner zweiten Eheſchließung geweſen. Denn die Liebe zum Weibe, das ſei die größte Verſuchung in unſrer Liebe zu Gott. Aber er hab' ihr widerſtanden, und habe nicht um irdiſchen Friedens willen den ewigen Frieden verſäumt. In ſeinem Wandel ein Vorbild, werde ſich die ſelige Verheißung, die Chriſtus der Herr auf dem Berg am Galiläiſchen Meer gegeben, dreifach an ihm erfüllen. Sei er doch friedfertig und ſanftmüthig geweſen und reinen Herzens.

Und nun ſangen ſie wieder, während die Träger den Todten aufhoben und ihn das Mittelſchiff entlang aus der Kirche hinaus auf den Kirchhof trugen. Denn ein Grab im Freien war ſein letzter Wille geweſen. Draußen aber, unter alten Kaſtanienbäumen, deren Laub ſich herbſtlich zu färben anfing, ſetzten ſie den Sarg nieder, und als er hinabgelaſſen und das letzte Wort geſprochen war, kehrten alle heim, und Trud und Gerdt ſchritten langſam die Lange Straße hinunter, bis an das Mindeſche Haus, das nun ihre war. Nur Grete war geblieben und huſchte heimlich in die Kirche zurück und ſetzte ſich auf die Bahre, die noch an alter Stelle ſtand. Sie wollte beten, aber ſie konnte nicht, und ſah immer nur Trud', ſo herb und ſtreng wie ſie ſie früher geſehen hatte, und fühlte deutlich, wie ſich ihr das Herz dabei zuſammenſchnürte. Und eine Vorahnung überkam ſie wie Gewißheit, daß Regine doch wohl Recht gehabt haben könne. So ſaß ſie und ſtarrte vor ſich hin und fröſtelte. Und nun ſah ſie plötzlich auf und gewahrte, daß das Abendroth in den hohen Chorfenſtern ſtand und daß alles um ſie her wie in lichtem Feuer glühte: die Pfeiler, die Bilder und die hochaufgemauerten Grabſteine. Da war es ihr, als ſtünde die Kirche rings in Flammen, und von raſender Angſt erfaßt, verließ ſie den Platz, auf dem ſie geſeſſen und floh über den Kirchhof hin.

In den engen Gaſſen war es ſchon dunkel geworden, der rothe Schein, der ſie geängſtigt, ſchwand vor ihren Augen, und ihr Herz begann wieder ruhiger zu klopfen. Als ſie aber den Flur ihres Hauſes erreicht hatte, ſtieg ſie zu Reginen hinauf und umarmte ſie und küßte ſie, und ſagte: „Regine, nun bin ich ganz allein. Eine Waiſe!“

8.

Eine Ritterkette.

Eine Waiſe war ſie und ſie ſollt' es nun allzubald empfinden. Anfangs ging es, auch noch um die Chriſtzeit, als aber Oſtern heran kam, wurd' es anders im Haus, denn es geſchah, was nicht mehr erwartet war: Trud' genas eines Knäbleins. Da war nun die Freude groß und auch Grete freute ſich. Doch nicht lange. Bald mußte ſie wahrnehmen, daß das Neugeborene alles war und ſie nichts; Regine kochte den Brei, und ſie gab ihn. Daß ſie ſelber ein Herz habe und ein Glück verlange, daran dachte niemand; ſie war nur da um Andrer Glückes willen. Und das verbitterte ſie.

Ein Troſt war, daß ſie Valtin häufiger ſah. Denn Trud' hatte für nichts Sinn mehr, als für das Kind, und nur ſelten, wenn ſie ſich aus Laune oder Zufall auf ihr Hüteramt beſann, fiel ſie vorübergehend in ihre frühere Strenge zurück.

So vergingen die Tage, meiſt ohne Streit, aber noch mehr ohne Luſt und Freud', und als es jährig war, daß ſie den alten Minde von ſeinem Platz vor dem Altar auf den Kirchhof hinaus getragen hatten, ging Grete gen Sanct Stephan, um ſeiner an ſeinem Grabe zu gedenken.

Es war ein ſchöner Octobertag und die Kaſtanien lagen ausgeſtreut umher. Grete ſetzte ſich auf den Hügel, und das Bild des geliebten Todten ſtand wieder vor ihrer Seele, blaß und freundlich, und ſie hing ihm noch in ſüßer Trauer nach, als ſie ſich plötzlich bei Namen gerufen hörte. Sie ſah auf und erkannte Valtin. Er hatte ſie das Haus verlaſſen ſehen und war ihr nachgegangen.

„Wie geht es?" fragte Grete.

Valtin antwortete nicht gleich. Endlich ſagte er: „Ich mag nicht klagen, Grete, denn Dein eigen Herz iſt voll. Aber das muß wahr ſein, Emrenz iſt wie vertauſcht, und hat 'was gegen mich. Und erſt ſeit Kurzem. Denn, wie Du weißt, ich hatt' es nicht gut und hatt' es nicht ſchlecht. So hab' ich Dir oft geſagt und ſo war es. Aber ſeid ihr das Kleine habt, iſt es anders. Und jeden Tag wird es ſchlimmer. Es iſt ordentlich, als ob ſie's der Trud' nicht gönnte. Was meinſt Du?"

Grete ſchüttelte den Kopf. „Nein, das iſt es nicht. Ich weiß aber, was es iſt, und Trud' iſt wieder Schuld. Sie verredet Dich bei der Emrenz. Das iſt es."

„Verredet mich? Ei, da laß doch hören," ſagte Valtin.

„Ja, verredet Dich. Ich weiß es von der Regine. Die war in der Hinterſtub' oben und wiegte das Kind, als ſie Beid' am Fenſter ſaßen. Und da hörte ſie Dein Lob aus der Emrentz Mund und wie ſie ſagte: „Du ſei'ſt ein guter Jung' und machteſt ihr das Leben nicht ſchwer, was Du doch könnteſt, denn ſie ſei ja noch jung und Deine Stief." Aber das mißfiel unſrer Trud', und ſie nahm ihren ſpöttiſchen Ton an und fragte nur: ob ſie denn blind ſei? Und ob ſie nicht ſäh', wie Dir der Schalk im Nacken ſäße. Du lachteſt ja über ſie."

Valtins Augen waren immer größer geworden, aber Grete ſah es nicht und fuhr unverändert fort: „Und das glaube nur, Regine hört alles und ſieht alles. Und ſie ſah auch, wie ſich Emrentz verfärbte, erſt roth, und dann erdfahl im ganzen Geſicht. Und ſo bitterbös. Und dann hörte ſie, wie ſie der Trud' zuflüſterte: „Ich danke Dir, Trud', und ich will nun ein Auge darauf haben."

„Alſo daher!" ſagte Valtin. „Aber gut, daß ich es weiß. Ich will ſie zur Rede ſtellen, Eure Trud', wenn ich ihr auf Flur oder Treppe begegne. Mich verreden. Das iſt ſchlecht."

„Und unwahr dazu."

Valtin ſchwieg eine Weile. Dann nahm er Gretens Hand und ſagte beinah kleinlaut: „Nein, unwahr eigentlich nicht. Es iſt wahr, ich habe mich abgewandt, und hab' auch gelacht. Aber ich that's nicht in Böſem und wollt' ihr nicht wehe thun. Und das weiß die Trud auch. Und ſie weiß auch, daß ich der Emrentz nicht gram bin, nein, ganz und gar nicht, und daß ich mich eigentlich freue, daß er ſie gern hat, wenn ich auch ſo manchmal meine Gedanken darüber habe. Denn er iſt ein andrer Mann worden, und unſer Hans iſt ein ander Haus worden als vordem; und das alles dank' ich ihr. Eine Stief iſt freilich eine Stief, gewiß, das bleibt, und wenn ich da bin, iſt es gut, und wenn ich nicht da bin, iſt es noch beſſer; ich weiß es wohl, und es geht ihr nichts zu Herzen, wenn's nicht eine neue Mod' oder ein Putz oder eine Gaſterei iſt; aber eigentlich hab' ich ſie doch gern, und weißt Du, Gret', ich werde mit ihr ſprechen und nicht mit der Trud'. Ich bin jetzt achtzehn, und mit achtzehn, da darf man's. Und ich wette, ſie nimmt's gut auf und giebt mir einen Kuß und ruft den Vater und erzählt ihm alles und ſagt ihm alles, und ſagt ihm auch, daß er Schuld ſei, ja *er*, *er*, und daß ſie *mich* heirathen wolle, nächſtens ſchon, wenn er nicht anders würde, ganz anders. Und dann lacht er immer, weil er es gern hört. Aber ſie ſagt es noch lieber."

Grete, die, während er ſprach, eine Menge der umherliegenden Kaſtanien geſammelt und aufgezogen hatte, hing ſie ſich jetzt als Schnur um den Hals und ſagte: „Wie kleidet es mir?"

„Ach, Dir kleidet alles. Du weißt es ja, und alle Leute wiſſens. Und ſie ſagen auch, es ſei hart, daß

Du Dein Leben ſo vertrauern müßt. Immer ſo mit dem Kind . . .“

Grete ſeufzte. „Freilich, es iſt nichts Fein's; aber bei Tag iſt es ein Spielzeug, und dann ſieh, dann giebt mir's auch zu lachen, wenn ich ſo ſeh', wie ſie das Würmchen aufputzen und einen kleinen Prinzen aus ihm machen möchten. Denn Du mußt wiſſen, es iſt ein häßlich' Kind, und alles an ihm hat eine falſche Stell' und paßt nicht recht zuſamm', und ich ſeh' es in Gedanken ſchon groß, wie's dann auch ſo hin und herſchlänkert, grad' wie der Gerdt, und ſitzt immer krumm und eingeſunken, und ſtreckt die Beine weit, weit von ſich. Ach, es hat ſchon jetzt ſo lange dünne Beinchen. Wie die Spinn' an der Wand.“

„Und Trud'?“ fragte Valtin.

„Die ſieht nur, daß es ein hübſches Kind iſt, oder ſie thut doch ſo. Und dann fragt ſie mich: „Nicht wahr, Gret', es ſieht gut?“ Und wenn ich dann ſchweig' oder verlegen ſeh', dann redet ſie auf mich ein und dann heißt es: „Sieh doch nur den Mund; iſt er nicht klein? und hat auch nicht ſolchen Wulſt. Und ſeine Augen ſtehen nicht ſo vor.“ Aber es hilft ihr nichts, es iſt und bleibt der Gerdt, und iſt ihm wie aus dem Geſicht geſchnitten.“

Valtin ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Und das iſt alles was Du haſt?!“

„Ja und nein. Und Du mußt mich nicht bedauern.

Denn ich habe ja noch die Regine, die mir von alten Zeiten erzählt, und ich habe Gigas, der mir ſeine Blumen zeigt. Und dann hab' ich den Kirchhof. Und mitunter, wenn ich ein rechtes Glück hab', dann hab' ich Dich."

„Er ſah ſie zärtlich an und ſagte: „Du biſt ſo gut, und trägſt alles, und willſt nichts."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich will eigentlich viel, Valtin."

„Ich glaub's nicht."

„Doch, doch. Denn ſieh', Liebe will ich, und das iſt viel. Und ich kann kein Unrecht ſehn. Und wenn ich's ſeh', da gibt es mir einen Stich, hier gerad' in's Herz, und ich möchte dann weinen und ſchrein."

„Das iſt es ja, Grete. Darum biſt Du ja ſo gut." Und er nahm ihre Hand und drückte ſie und ſagte ihr, wie lieb er ſie habe. Und dann ſprach er leiſer und fragte ſie, ob ſie ſich nicht öfter ſehen könnten, ſo wie heut', und ſo ganz wie von ungefähr. Und dann nannt' er ihr die Plätze, wo's am eheſten ginge. Hier der Kirchhof ſei gut, aber eigentlich die Kirche drin, die ſei noch beſſer. Am beſten aber ſei die Burg, da ſei niemand und ſei alles ſo ſchön und ſo ſtill und der Blick ſo weit.

Grete war es zufrieden und ſie ſagten einander zu, daß ſie, ſo lange die ſchönen Herbſtestage dauerten, ſich allwöchentlich einmal oben auf der Burg treffen und miteinander plaudern wollten. Und als ſie das beſchloſſen, hing ihm Grete die Kaſtanienkette um, die ſie bis dahin getragen, und ſagte ihm, er ſei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für ſie fechten und ſterben müſſe. Und dabei lachten ſie. Gleich danach aber trennten ſie ſich, und gingen auf verſchiedenen Wegen, auf daß niemand ſie zuſammen ſähe, wieder in ihre Wohnung zurück.

9.

Auf der Burg.

Sie hielten Wort, und eine Woche ſpäter, während welcher Grete mehr als ſeit lang unter Truds Launen und einem Rückfall in ihre frühere Strenge gelitten hatte, trafen ſie ſich Nachmittags auf dem Kirchhof und gingen durch Thor und Vorſtadt erſt bis an die „Freiheit" und dann auf einem aufſteigenden Schlängelwege bis zur Burg ſelbſt hinauf. Hier, auf dem großen Außenhof, der zugleich als Wirthſchaftshof diente, war ein buntes und bewegtes Leben: im Taktſchlag klang es von der Tenne her, die Scheunenthore ſtanden offen und die Mädchen, die beim Flachsbrechen waren, ſangen über den Hof hin:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

„Ach Liebſter könnteſt Du ſchwimmen,
So ſchwimme doch her zu mir . . ."

Es klang ſo traurig. Aber die Geſichter der Mädchen lachten dabei.

„Hörſt Du", ſagte Valtin, „das gilt uns. Sieh nur die Hübſche mit dem Flachskopf. Sieht ſie nicht aus, als könnte ſie ſich ihr Brauthemd von ihrem eignen Wocken ſpinnen?" Grete ſchwieg. Ihr war ſo weh. Endlich ſagte ſie: „laß uns gehen, Valtin. Ich weiß nicht, was es iſt. Aber das fühl' ich, daß ich hier auch ſtehen und die Hände fleißig rühren und ſingen möcht'. Sieh nur, wie die Spreu von der Tenne fliegt. Es iſt alles ſo frei und luſtig hier, und wenn ich hier mitſtünd', ich glaube, da verwehte manches, was mich quält und drückt."

Valtin ſuchte nach einem Troſteswort, und ſie ſchritten, als er ſie wieder beruhigt, über einen wüſten Grasplatz, auf einen aufgemauerten und halbausgetrockneten Graben zu, der den großen, äußeren Burghof von dem kleinen, inneren trennte. Eine ſchmale Zugbrücke führte hinüber und ſie paſſirten ſie. Drinnen war alles ſtill: der Epheu wuchs hoch am Gemäuer auf und in der Mitte ſtand ein alter Nußbaum, deſſen weites Geäſt den halben Hofraum überdachte. Und um den ausgehölten Stamm her war eine Bank. Grete wollte ſich ſetzen; Valtin aber nahm ihre Hand und ſagte: „Nicht hier, Grete; es iſt zu ſtickig hier."

Und damit gingen ſie weiter, bis an den Fuß eines ſteilen, in die Raſenbettung eingeſchnittenen Treppchens, das oben auf einen breiten, von zwei Thürmen flankirten Wallgang mündete. Zwiſchen dieſen Thürmen aber lief eine dicke, niedrige Feldſteinmauer, die nur um ein paar Fuß höher war als der Wallgang ſelbſt. Und auf dieſe Mauer ſetzten ſie ſich und ſahen in die Landſchaft hinaus. Zu Füßen hatten ſie den breiten Strom und die ſchmale Tanger, die ſpitzwinklig in den Strom einmündete, drüben aber, am andern Ufer, dehnten ſich die Wieſen, und dahinter lag ein Schattenſtrich, aus deſſen Lichtungen hier und dort eine vom Abendroth übergoldete Kirchthurmſpitze hervorblickte. Der Himmel blau, die Luft friſch; Sommerfäden zogen, und in das Geläut der erſten heimwärts ziehenden Heerden miſchte ſich von weit her das Anſchlagen der Abendglocke.

„Ach, wie ſchön“, ſagte Grete. „Jahr und Tag, daß ich nicht hier oben war. Und mir iſt faſt, als hätt' ich es nie geſehen.“

„Das macht, daß wir einen ſo ſchönen Tag haben“, ſagte Valtin.

„Nein, das macht, daß es hier ſo friſch und ſo weit iſt, und zu Haus iſt es ſo dumpf und ſo eng. Da bin ich wie gefangen und eingemauert, eingemauert wie die Stendal'ſche Nonne, von der mir Regine ſo oft erzählt hat.“

„Und Du möchteſt fort.“

„Lieber heut als morgen. Entſinnſt Du Dich noch, Maifeſt vor'm Jahr, als wir uns verirrt hatten und auf den Hirſch warteten, der uns aus dem Walde hinaus-tragen ſollte!“

Valtin nickte.

„Sieh, da ſprachſt Du von einem Thal, das tief in Bergen läg', und der Sturm ginge drüber hin, und wäre kein Krieg und die Menſchen liebten einander. Und ich weiß, daß ich das Thal in Wachen und in Träumen ſah. Viele Wochen lang. Und ich ſehnte mich danach und wollte hin. Aber heute will ich nur noch fort, nur noch weg aus unſerm Haus. Wohin iſt gleich. Es ſchnürt mir die Bruſt zuſammen und ich habe keinen Athem mehr.“

„Aber Du haſt doch die Regine, Gret'. Und Gigas iſt gut mit Dir. Und dann ſieh, Ementz kann Dich leiden. Ich weiß es; ſie hat mir's ſelber geſagt, keine drei Tag' erſt, als ich mein' Ausſprach' mit ihr hatt'. Und dann, Grete, Du weißt ja, dann haſt Du mich.“

Sie blickte ſich ſcheu-verlegen um. Und als ſie ſah, daß ſie von niemand belauſcht wurden, trat ſie raſch auf ihn zu, ſtrich ihm das Haar aus der Stirn und ſagte: „Ja, Dich hab' ich. Und ohne Dich wär' ich ſchon todt.“

Valtin zitterte vor Bewegung. Er erkannte wohl, wie tief-unglücklich ſie ſei, und ſagte nur: „Was iſt es, Grete? Sag' es. Vielleicht, daß ich es mit Dir tragen kann. Was drückt Dich?"

„Das Leben."

„Das Leben?" Und er ſah ſie vorwurfsvoll an.

„Nein, nein. Vergiß es. Nicht das Leben. Aber der Tag drückt mich; jeder; heute, morgen, und der folgende wieder. Endlos, endlos. Und iſt kein Troſt und keine Hülfe."

„Der Tag", wiederholte Valtin vor ſich hin, und es war, als überleg' er's und muſtre die Reihe ſeiner eigenen Tage.

„Ja, der Tag", fuhr Grete fort. „Und jede Stund' iſt lang wie das Jahr. Kaum, daß ich den Morgenſchlaf aus den Augen hab', ſo heißt es: „Das Kind, das Kind." Und nun ſpring' ich auf und mache das Bad und mache den Brei. Und nun iſt das Bad viel zu heiß und der Brei viel zu kalt. Und dann wieder: „Das Kind und das Kind." Und an mir ſehen ſie vorbei, als wär' ich der Schatten an der Wand. Ach, ich weiß, es iſt eine Sünd', aber ich muß mir's herunterſprechen von der Seel', und wahr iſt es und bleibt es, ich haſſ' es. Und ſo kommt Mittag, und wir ſitzen an dem runden Tiſch, und ich ſpreche das Gebet. Sprech' es, und Niemand hört darauf. Und wenn ich das letzte Wort geſprochen, ſo heißt es: „Grete, ſich, ich glaub' es ſchreit." Und dann bring' ich es, und dann geht es reihum und dann ſoll ich eſſen mit dem Kind im Arm. Und wenn es hübſch wär'. Aber es iſt ſo häßlich, und ſieht mich an, als errieth es all' meine Gedanken. Ach, Valtin, das iſt mein Tag und mein' Nacht. Und ſo leb' ich. In meines Vaters Haus ohne Heimath! Unter Bruder und Schweſter, und ohne Liebe! Es tödtet mich, daß mich Niemand liebt. Ach, wie's mich danach verlangt! Nur ein Wort, nur ein einzig Wort." Und ſie warf ſich auf die Knie und legte den Kopf auf den Stein und weinte bitterlich.

„Es kommen andere Tage", ſagte Valtin. „Und wir wollen aushalten. Und wenn ſie nicht kommen, Eins mußt Du wiſſen, Gret', ich thu' alles, was Du willſt. Sage, daß ich hier hinunter ſpringe, ſo ſpring' ich, und ſage, daß Du fort willſt, ſo will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging'! Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht."

Grete war aufgeſprungen und ſagte: „Das hab' ich hören wollen. Das, das! Und nun kann ich wieder leben, weil ich dies Elend nicht mehr endlos ſeh'. Ich weiß nun, daß ich's ändern kann, jeden Tag und jede Stunde. Sieh mich nicht ſo an. Erſchrick nicht. Ich bin nicht ſo wild und unbändig, wie Du denkſt. Nein, ich will ſtill und ruhig ſein. Und wir wollen aushalten, wie Du ſagſt, und wollen hoffen und harren, bis wir groß ſind und unſer Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Valtin, ſo haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt. Und dann ſind wir glücklich. Ach, wie mir ſo leicht um's Herz geworden. Und nun komm, und laß uns gehn. Die Sonn' iſt unter und die letzten Heerden ſind eben herein."

Er war es zufrieden und ſie wandten ſich und gingen heimwärts, erſt unter dem Nußbaum hin und dann über die kleine Zugbrücke fort, die von dem inneren Burghof in den Außenhof führte. In dem Sumpfwaſſer unter ihnen ſtand das Rohr und wuchs hoch hinauf bis an das Brückengebälk. Ein paar blaue Dolden, blattlos und auf langen Stielen, blühten einſam dazwiſchen. Und nun waren ſie wieder jenſeits und ſahen, daß alle Arbeit in Hof und Tenne ſchwieg. Die Mädchen, die beim Flachsbrechen geweſen waren, hatten ſich mit den Knechten auf Bretter und Balken geſetzt, die hoch aufgeſchichtet an einem Hollunderzaune lagen und ſangen allerlei Lieder, Luſtiges und Schelmiſches, und neckten ſich untereinander. Als ſie aber des jungen Paares anſichtig wurden, brachen ſie plötzlich ab und nahmen wie von ſelber die Weiſe wieder auf, die ſie, eine Stunde vorher, bei Beider Kommen geſungen hatten:

„Ach Tochter, herzliebſte Tochter,
Allein ſollſt du nicht gehn,
Weck auf deine jüngſte Schweſter
Und laß ſie mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebſte Mutter,
Meine Schweſter iſt noch ein Kind,
Sie pflückt ja all' die Blumen,
Die auf grüner Heide ſind."

Valtin und Grete waren raſcher zugeſchritten und die letzten Worte des Liedes verklangen ihnen unklar und halbgehört. Aber die Weiſe traf noch ihr Ohr, als ſie das Burgthor ſchon lang im Rücken hatten.

10.

Zu Weihnachten.

„Ich kann nun wieder leben“, hatte Grete geſagt, und wirklich, das Leben wurd' ihr leichter ſeitdem. Ein beinah freudiger Trotz, dem ſie ſich, auch wenn ſie gehorchte, hingeben konnte, half ihr über alle Kränkungen hinweg. Sie gehorchte ja nur noch, weil ſie gehorchen wollte. Wollte ſie nicht mehr, ſo konnte ſie, wie ſie zu Valtin geſagt hatte, jeden Tag „dem Spiel ein Ende machen.“ Und wirklich, ein Spiel war es nur noch, oder ſie wußt' es doch in dieſem Lichte zu ſehen. Das gab ihr eine wunderbare Kraft, und wenn ſie dann ſpät Abends in ihre Giebelſtube hinaufſtieg, die ſie, ſeit das Kind unten aus der erſten Pflege war, wieder mit Reginen bewohnte, ſo gelang es ihr mit dieſer zu lachen und zu ſcherzen. Und wenn es dann hieß „aber nun ſchlafe, Gret',“ dann wickelte ſie ſich freilich in ihre Decken und ſchwieg, aber nur, um ſich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. Dabei ſah ſie ſich am liebſten am Bug oder Steuer eines Schiffes ſtehen, und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und ſie ſah dann hinauf, und alles war groß und weit und frei. Und zuletzt überkam es ſie wie Frieden inmitten aller Sehnſucht, ihr Trotz wurde Demuth, und an Stelle des böſen Engels, der ihren Tag beherrſcht hatte ſaß nun ihr guter Engel an ihrem Bett. Und wenn ſie dann andren Tags erwachte und hinunter ſah auf den Garten, und den Pfau auf ſeiner Stange kreiſchen hörte, dann fragte ſie ſich: „Biſt Du noch Du ſelbſt? Biſt Du noch unglücklich?“ Und mitunter wußte ſie's kaum. Aber freilich auch andere Tage kamen, wo ſie's wußte, nur allzu gut, und wo weder ihr guter noch ihr böſer Engel, weder ihre Demuth noch ihr Trotz ſie vor einem immer bitterer und leidenſchaftlicher aufgährenden Groll zu ſchützen wußte.

Ein ſolcher Tag, und der bitterſten einer, war der Weihnachtstag, an dem auch diesmal ein Chriſtbaum angezündet wurde. Aber nicht für Grete. Grete war ja groß, nein, nur für das Kleine, das denn auch nach den Lichtern haſchte und vor allem nach dem Goldſchaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s iſt Gerdt's Kind“, ſagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habſucht immer ein Abſcheu war; und ſie wandte ſich ihren eigenen Geſchenken zu. Es waren ihrer nicht allzu viele: Lebkuchen und Aepfel und Nüſſe, ſammt einem dicken Spangen Geſangbuch (trotzdem ſie ſchon zwei dergleichen hatte), auf deſſen Titelblatt in großen Buchſtaben und von Trud's eigener Hand geſchrieben war: Sprüche Salomonis, Kap. 16, Vers 18.

Sie kannte den Vers nicht, wußte aber, daß er ihr nichts Gutes bedeuten könne, und ſobald ſichs gab, war ſie treppauf, um in der großen Bibel nachzuſchlagen. Und nun las ſie: „Wer zu Grunde gehen ſoll, der wird ſtolz, und ſtolzer Muth kommt vor dem Fall.“

Es ſchien nicht, daß ſie verwirrt oder irgendwie betroffen war, ſie ſtrich nur, ſchnell entſchloſſen, die von Trud eingeſchriebene Zeile mit einer dicken Feder durch, blätterte haſtig in dem alten Teſtamente weiter, als ob ſie nach einer bekannten, aber ihrem Gedächtniß wieder halbentfallenen Stelle ſuche, und ſchrieb dann ihrerſeits die Prophetenſtelle darunter, die des alten Jakob Minde letzte Mahnung an Trud enthalten hatte: „Laſſe die Waiſen Gnade bei Dir finden.“ Und nun flog ſie wieder treppab und legte das Buch an ſeinen alten Platz. Trud aber hatte wohl bemerkt, was um ſie her vorgegangen, und als ſie mit Gerdt allein im Zimmer war, ſah ſie nach und ſagte, während ſie ſich verfärbte: „ſieh und lies!“ Und er nahm nun ſelber das Buch und las und lachte vor ſich hin, wie wenn er ſich ihrer Niederlage freue. Denn ſeine hämiſche Natur kannte nichts Lieb'res als den Aerger andrer Leute, ſeine Frau nicht ausgenommen. Zwiſchen dieſer aber und Greten unterblieb jedes Wort, und als der

Faſching kam, den die Stadt diesmal ausnahmsweiſe prächtig mit Aufzügen und allerlei Mummenſchanz feierte, ſchien der Zwiſchenfall vergeſſen. Und auch um Oſtern, als ſich alles zu dem herkömmlichen großen Kirchgang rüſtete, hütete ſich Trud wohl, nach dem Buche zu fragen. Wußte ſie doch, daß es Gret' unter dem Weißzeug ihrer Truhe verſteckt hatte. Denn ſie mecht' es nicht ſehen.

11.

Der Herr Churfürſt kommt.

Und nun war Hochſommerzeit (der längſte Tag ſchon um vier Wochen vorüber) und die Bürger, wenn ſie ſpät Abends aus dem Rathhauskeller heimgingen, verſicherten einander, was übrigens Niemand beſtritt, „daß die Tage ſchon wieder kürzer würden.“ Da kam an einem Mittewochen plötzlich die Nachricht in die Stadt, daß der allergnädigſte Herr Churfürſt einzutreffen und einen Tag und eine Nacht auf ſeiner Burg Tangermünde zuzubringen gedenke. Das gab ein großes Aufſehen, und noch mehr der Unruhe, weilen der Herr Churfürſt in eben jenen Tagen nicht blos von ſeinem lutheriſchen Glauben zum reformirten übergetreten, ſondern auch in Folge dieſes Uebertritts die Veranlaſſung zu großer Mißſtimmung und der Gegenſtand allerheftigſter Angriffe von Seiten der

Tangermündiſchen Spitzköpfe geworden war. Und nun kam er ſelbſt, und während Viele der nur zu begründeten Sorge lebten, um ihrer ungebührlichen und läſterlichen Rede willen zur Rechenſchaft gezogen zu werden, waren andere, ihres Glaubens und Gewiſſens halber, in tiefer und ernſter Bedrängniß. Unter ihnen Gigas. Und dieſe Bedrängniß wuchs noch, als ihm am Nachmittage vorerwähnten Mittewochens durch einen Herrn vom Hofe vermeldet wurde, daß Seine churfürſtliche Durchlaucht um die ſiebente Morgenſtunde zu Sanct Stephan vorzuſprechen und daſelbſt eine Frühpredigt zu hören gedächten. Wie dem hohen Herren begegnen? Dem Abtrünnigen, der vielleicht alles in Stadt und Land zu Abfall und Untreue heran zwingen wollte! Und ſo muthig Gigas war, es kam ihm doch ein Bangen und eine Schwachheit an. Aber er betete ſich durch, und als der andre Morgen da war, ſtieg er, ohne Menſchenfurcht, die kleine Kanzeltreppe hinauf und predigte über das Wort des Heilands: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt“. Und ſiehe da, die holzgeſchnitzte Taube des heiligen Geiſtes hatte nicht vergeblich über ihm geſchwebt, und der Herr Churfürſt, nachdem er entblößten Hauptes und „mit abſonderer Aufmerkſamkeit“ der Predigt gefolget war, hatte nach Schluß derſelben ihm danken und ihn zu weiterer Beſprechung auf ſeine Burg entbieten laſſen. Und hier nun, wie die Chroniſten melden, war Seine churfürſtliche Durchlaucht dem feſten und glaubenstreuen Manne nicht nur um einen Schritt oder zwei zu freundlicher Begrüßung entgegengegangen, ſondern hatte demſelben auch unter freiem Himmel und in Gegenwart vieler Herren vom Adel, an Eidesſtatt zugeſichert: „daß er ſeine von Gott ihm anbefohlenen Unterthanen bei dem Worte Lutheri Augsburgiſcher Confeſſion belaſſen, eines jeden Perſon auch in der Freiheit ſeines Glaubens und Gewiſſens ſchützen wolle, in eben jener Freiheit, um derentwillen er für Seine Perſon das Bekenntniß der beſtändig hadernden Lutheriſchen abgethan und den reformirten Glauben angenommen habe.“

Und als dieſe zu größerem Theile troſtreiche Rede, über deren ſchmerzlichen Ausklang Gigas klug hinwegzuhören verſtand, an Burgemeiſter und Rath überbracht worden war, waren Peter Guntz und die Rathmannen, dazu die Geiſtlichen und Rektores aller fünf Kirchen, auf der Burg erſchienen, um nach abgeſtattetem Dank und wiederholter Verſicherung unverbrüchlicher Treue, den Herrn Churfürſten um die Gunſt anzugehen, ihm ein feſtlich Mahl herrichten zu dürfen. Aber in der Halle ſeiner eigenen Burg, dieweilen ihre Rathhaus-Halle zu klein ſei, um die reiche Zahl der Gäſte zu faſſen. Und alles war angenommen worden und hatte die Stadt um ſo mehr erfreut und beglückt, als bei gnädiger Entlaſſung der Sprecher, unter denen ſich auch Gerdt in vorderſter Reihe befunden, ſeitens Sr. churf. Durchlaucht der

Hoffnung Ausdruck gegeben worden war, die ſittigen und ehrbaren Frauen der Stadt auf ſeiner Burg mit erſcheinen und an dem Feſtmahle theilnehmen zu ſehn.

Und nun war dieſes Mahl, unter freundlichem Beiſtand aller Dienerſchaften des hohen Herrn, in kürzeſter Friſt hergerichtet worden, und um die vierte Stunde bewegte ſich der Zug der Geladenen, Männer und Frauen, die Lange Straße hinab, zur Burg hinauf. Die kleineren Bürgerfrauen aber, die von der Feſtlichkeit ausgeſchloſſen waren, ſahen ihnen neidiſch und ſpöttiſch nach, und nicht zum wenigſten, als Trud und Emrentz an ihnen vorüberzogen. Denn beide waren abſonderlich reich und prächtig gekleidet, in Ketten und hohen Krauſen, und Emrentz, aller Julihitze zum Trotz, hatte ſich ihr mit Hermelinpelz beſetztes Mäntelchen nicht verſagen können. Trud's Kleid aber ſtand ſteif und feierlich um ſie her und bewegte ſich kaum, als ſie, zur Rechten ihrer Muhme, die Straße hinunterſchritt.

Und nun war Alles oben, das Mahl begann, und die gothiſchen Fenſter mit ihren kleinen, buntglaſigen und vielhundertfältig in Blei gefaßten Scheibchen ſtanden nach Fluß und Hof hin weit offen, und die Gäſte, ſo lang es drin ein Schweigen gab, hörten von den Zweigen des draußenſtehenden Nußbaums her das Jubiliren der Vögel. Aber nicht immer ſchwieg es drinnen, Trinkſpruch reihte ſich an Trinkſpruch, und wenn dann von der großen Empore herab, die zu Häupten des Churfürſten aufragte, die Stadtpfeifer einfielen und die Paukenwirbel über den Fluß hin und bis weit hinaus in die Landſchaft rollten, dann hielt der Fährmann ſein Boot an und die Koppelpferde horchten auf und ſahen verwundert nach der ſonſt ſo ſtillen Burg hinüber.

12.

Am Wendenſtein.

Um eben dieſe Zeit ſaß Grete daheim in der Hinterſtube des erſten Stocks. Trud's letztes Wort an ſie war geweſen: „Hüte das Kind". Und nun hütete ſie's. Es lag in einer Wiege von Roſenholz, ein Schleiertuch über dem Köpfchen, und durch Thür und Fenſter, die beide geöffnet waren, zog die Luft. Herabgelaſſene Vorhänge gaben Schatten, und nur ein paar Fliegen tanzten um den Thymianbuſch, der an der Decke des Zimmers hing. Es regte ſich nichts in dem weiten Hauſe.

Und doch war Jemand eingetreten: Valtin. Er hatte die Hausthür vorſichtig geöffnet, ſo daß die Glocke keinen Ton gegeben, und ſah ſich nun auf dem halb im Dämmer liegenden Flure neugierig um. Es war alles wie ſonſt: an dem vorderſten Querbalken ſaßen die zwei Schwalbenneſter und in den Niſchen ſtanden die Schränke, erſt die von Nußbaum, dann die von Kiehnenholz, bis dicht an die Hofthür hin. Die Hofthür ſelbſt aber ſtand auf; ein breiter Lichtſtreifen fiel ein und auf dem ſonnenbeſchienenen Hofe ſaßen die Tauben und ſpielten im Sand, oder ſchritten gurrend, und dabei ſtolz und zierlich ihre Köpfe drehend, an dem noch ſtolzeren Pfau vorüber. Und dahinten war das von Wein überwachſene Gitter, von dem aus die ſechs Treppenſtufen niederführten, und durch die offenen Stellen des Laubes hindurch ſah man die Malvenkronen und die Strauchſpitzen des tiefer gelegenen Gartens. Alles märchenhaft und wie verwunſchen, und leiſer noch als er in das Haus eingetreten war, ſtieg er jetzt die Stiege hinauf, bis er an der Schwelle der Hinterſtube hielt. Es ſchien, daß Grete ſchlief, und einen Augenblick war er in Zweifel, ob er bleiben oder wieder gehen ſolle. Aber zuletzt rief er ihren Namen und ſie ſah lächelnd auf. „Komm nur,“ ſagte ſie, „ich ſchlafe nicht. Ich hüte ja das Kind. Willſt Du's ſehen?“

„Nein“, ſagte er, „laß es. Sehen wir's an, ſo wecken wir's, und iſt es wach, ſo ſchreit es. Und es ſoll nicht wach ſein, und noch weniger ſoll es ſchreien, denn ich will Dich abholen. Alle Welt iſt draußen auf der Burg, und Du biſt hier allein, als wär'ſt Du die Magd im Haus oder die Kindermuhme. Komm, es ſieht uns Niemand. Wir gehen an den Gärten hin, und die Stadtmauer giebt uns Schatten. Und ſind wir erſt oben, da thun wir, als fänden wir uns. Sieh, ich bin ſo neugierig. Und Du biſt es auch, nicht wahr? Er iſt ja doch eigentlich unſer Landesherr. Und am End' iſt es ein Unrecht ihn nicht geſehen zu haben, wenn man ihn ſehen kann. Ich glaube, wir müſſen ihn ſehen, Grete. Was meinſt Du?"

Grete lachte. „Wie gut Du die Worte ſtellen kannſt. Sonſt heißt es immer, Eva ſei Schuld: aber heute nicht. Du bered'ſt mich, und ich ſoll thun, was ſie mir verboten."

„Ach, wer?"

„Nun, Du weißt es ja; Trud. Und da ſitz' ich nun hier und gehorche. Und dann iſt das Kleine ..."

„Laß nur. Es ſchläft ja. Und Regine hütet es ſo gut wie Du. Komm, und eh' das Feſt aus iſt, ſind wir wieder da. Und Du ſetzeſt Dich an Deinen alten Platz, und Niemand weiß es. Und die ſchlafenden Kinder haben ihren Engel."

„Nun gut, ich komm." Und dabei rief ſie nach der Regine, die neben dem Küchenherde ſaß, und ehe noch der Pfau draußen auf dem Hofe gekreiſcht und ſein Rad geſchlagen hatte, was er, wenn er Greten ſah, immer zu thun pflegte, waren ſie ſchon an ihm vorbei und zur Gartenpforte hinaus, und gingen im Schatten der Stadtmauer, ganz wie Valtin es gewollt hatte, bis an das Waſſerthor, und dann über die Tangerwieſen auf die Vorſtadt zu. Niemand begegnete ihnen hier; alles war wie ausgeſtorben; und erſt als ſie die „Freiheit" paſſirt und den äußeren Burghof erreicht hatten, ſahen ſie, daß hier die kleinen Leute ſammt ihrem Geſinde zu vielen Hunderten ſtanden und den Raum bis an die Zugbrücke hin ſo völlig füllten, daß an ein Hineinkommen in den inneren Burghof gar nicht zu denken war.

Und ſo ſchlug denn Valtin vor, wieder hügelabwärts zu ſteigen und drüben auf den Elbwieſen einen Spaziergang zu machen. Grete war es zufrieden und erſt als ſie den Fährmann angerufen und den Fluß gekreuzt hatten, wandten ſie ſich wieder, um nun unbehindert auf die goldig im Scheine der Spätnachmittags-Sonne daliegende Burg zurückzuſehen, und in die von drüben her herüberklingenden Lebehochs miteinzuſtimmen.

Aber bald waren ſie's müd', und ſie gingen tiefer in die hoch in Gras ſtehende, mit Ranunkeln und rothem Ampfer überſäte Wieſe hinein, bis ſie zuletzt an einen niedrigen mit Werft und Weiden beſetzten Erdwall kamen, der ſich quer durch die weite Wieſenlandſchaft zog. Auf der Höhe dieſes Walles lag ein Feldſtein von abſonderlicher Form und ſo dicht mit Flechten überwachſen, daß ſich ein paar halbverwitterte Schriftzeichen daran nur mühſam erkennen ließen. Und auf dieſen Feldſtein ſetzten ſie ſich.

„Was bedeutet der Stein?" fragte Grete.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Wendengrab."

„Wie denn?"

„Weißt Du denn nicht? Dies iſt ja das Feld, wo die große Tangerſchlacht war. Heiden und Chriſten. Und die Heiden ſiegten. Und zu beiden Seiten des Erdwalls, auf dem wir hier ſitzen, vor uns bis dicht an den Wald und hinter uns bis dicht an den Fluß, liegen ſie zu vielen Tauſenden.“

„Ich glaub' es nicht. Und wenn auch, ich mag nicht davon hören. Auch nicht, wenn die Chriſten geſiegt hätten . . . Aber ſieh, wie ſchön.“ Und dabei zeigte ſie mit der Hand auf die vor ihnen ausgebreitete Landſchaft, die ſie jetzt erſt, von dem hochgelegenen Stein aus, mit ihrem Blick umfaſſen konnten. Es war daſſelbe Bild, das ſie letzten Herbſt ſchon von der Burg und dem Gemäuer aus vor Augen gehabt hatten, nur die Dörfer, die damals mit nichts andrem, als ihren Kirchthurmſpitzen aus dem Schattenſtriche des Waldes hervorgeblickt, lagen heute klar und deutlich vor ihnen, und die Strohdächer mit ihren Storchenneſtern ließen ſich überall erkennen.

„Weißt Du, wie die Dörfer heißen?“ fragte Grete.

„Gewiß, weiß ich's. Das hier rechts iſt Buch, wo der Herr von Buch lebte, der einen Schatz in unſrer Tangermünder Kirche viele Jahre lang verborgen hielt, um ihn zuletzt als Löſegeld für ſeinen Herrn Markgrafen zu zahlen. Denn die Magdeburger hatten ihn gefangen genommen. Und er hieß Markgraf Otto. Otto mit dem Pfeil. Ein ſchöner Herr und ſehr ritterlich, und war ein Dichter und liebte die Frauen. Weißt Du davon?"

„Nein . . . Aber hier das Dorf mit dem blanken Wetterhahn?"

„Das iſt Fiſchbeck."

„Ach, das kenn' ich. Da wohnt ja der alte Pfarr . . . aber nun hab' ich ſeinen Namen vergeſſen. O, von dem weiß ich. Der war eines Fiſchbecker Bauern Sohn und ſollte ſeines Vaters Pferde hüten. Aber er wollt' es nicht und lief ihm fort, denn er wußt' es beſtimmt in ſeinem Herzen, daß er ein Geiſtlicher und ein frommer Mann werden müſſe. Und er wurd' es auch, und nun hütet er am ſelben Ort ſein Amt und ſeine Gemeinde. Und ſein Vater hat es noch erlebt."

„Aber Grete, woher weißt Du nur das alles? Die Geſchichte von der großen Tangerſchlacht und von dem Tangermünder Schatze, die weißt Du nicht, und die von dem Fiſchbecker Paſtor weißt Du ſo genau!"

Grete lachte. „Und weißt Du, wie lang ich ſie weiß? Seit geſtern. Und weißt Du von wem? Von Gigas."

„Das mußt Du mir erzählen."

„Freilich. Das will ich auch. Aber da muß ich weit ausholen."

„Thu's nur. Wir haben ja Zeit."

„Nun ſieh, Valtin, Du weißt, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken. Und Du weißt auch, um deshalb halt' ich's aus. Und immer Abends, wenn ich mit der Regine bin, leſ' ich von Kindern oder ſchönen Prinzeſſinnen, die vor einem böſen König oder einer böſen Königin geflohen ſind, und es giebt viele ſolche Geſchichten, und nicht blos in Märchenbüchern, viel, viel mehr als Du Dir denken kannſt, und mitunter iſt es mir, als wären alle Menſchen irgend einmal ihrem Elend entlaufen.“

Valtin ſchüttelte den Kopf.

„Du ſchüttelſt den Kopf. Und ſieh, das thu' ich auch. Oder doch von Zeit zu Zeit. Und ſo war es auch geſtern, denn ich hatte wieder einen Traum gehabt, wieder von Flucht, und es war als flög' ich und mir war im Fliegen ſo wohl und ſo leicht. Aber als ich aufwachte, war ich bedrückt und unruhig in meinem Gemüth. Und da dacht' ich, das ſoll ein Ende haben: du wirſt Gigas fragen, der ſoll dir ſagen, ob es etwas Böſes iſt, zu fliehen. Und ſo ging ich zu ihm, geſtern um die Mittagsſtunde, trotzdem ich wohl gehört hatte, daß er ſelber in Sorg' und Unruh' ſei.“

„Und wie fandeſt Du ihn?“

„Ich fand ihn in ſeinem Garten zwiſchen den Beeten, und wir gingen auf und ab, wie er's gern thut, und ſprachen vielerlei, und zuletzt auch von unſerm Herrn Churfürſten, der, wie wir ja ſchon wußten, eine Nacht und einen Tag auf ſeiner Tangermünder Burg zu verbleiben gedenke. Und als ich ſah, daß er ſich in ſeinem Gewiſſen ſorgte, gerade ſo wie ſich's Trud und Gerdt, als ſie von ihm ſprachen, in unſrem Hauſe ſchon zugeflüſtert hatten, da faßt' ich mir ein Herz und fragt' ihn: Was er wohl mein'? Ob Flucht allemalen ein bös und unrecht Ding ſei? Oder ob es nicht auch ein rechtmäßig und zuſtändig Beginnen ſein könne?"

„Und was antwortete er Dir?"

„Er ſchwieg eine ganze Weile. Als wir aber an die Bank kamen, die zu Ende des Mittelganges ſteht, ſagte er: „Setz' Dich, Gret'. Und nun ſage mir, wie kommſt Du zu ſolcher Frag'?" Aber ich gab ihm keine Antwort und wiederholte nur alles, und ſah ihn feſt dabei an. Und all das konnt' ich, ohne mich ihm zu verrathen, denn ich hatte wohl bemerkt, daß er an nichts als an den gnädigen und geſtrengen Herrn Churfürſten dachte, der genferiſch geworden, und daß er immer nur alles Fährliche vor Augen ſah, was ihm ſelber noch bevorſtehen könne. Und endlich nahm er meine Hand, und ſagte: „Ja, Grete, das iſt eine ſchwere Frag', und ich denke, wir müſſen zum Erſten allemal beten, daß wir nicht in Verſuchung fallen, und zum Zweiten, daß uns die Gnade Gottes überall, wo wir zweifelhaft und unſicher in unſrem Gemüthe ſind, den rechten Weg finden laſſe. Denn die richtigen Wege ſind oft wechſelvolle Wege, und wenn es heut unſre Pflicht iſt zu gehorchen und auszuharren, ſo kann es morgen unſre Pflicht ſein nicht zu gehorchen und uns durch Flucht einem ſchlimmen Anſinnen zu entziehn. Aber Eines gilt heut und immerdar: wir müſſen in unſrem Thun, ob wir nun fliehen oder ausharren, einem höheren Rufe Folge leiſten.“ Und nun erzählte er mir von dem Fiſchbeck'ſchen Paſtor und ſeiner Flucht.“

„Aber er muß Dir doch noch mehr erzählt haben?“

„Nein. Vielleicht daß er's gethan, aber der alte Peter Guntz kam und unterbrach uns. Und ich wußte ja nun auch, was ich wiſſen wollt' und daß auch eine Flucht das Rechte ſein könne. Und als ich heimging, zählt' ich mir her, wer alles geflohen ſei. Joſeph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus ſeinem Gefängniß.“

„Aber ein Engel des Herrn führte ſie“, ſagte Valtin. „Und ſie flohen um Gott und Glaubens willen.“

Es ſchien, daß dieſe Worte Greten in's Gewiſſen trafen, denn ſie ſchwieg. Endlich aber ſagte ſie: „Ja, um Gott und Glaubens willen. Aber auch um Lebens und Rechtes willen. Ich mag kein Unrecht ſehen, und auch keines leiden.“

„Du weißt aber, daß wir Geduld üben und unſere Feinde lieben ſollen.“

„Ja, ich weiß es; aber ich kann es nicht.“

„Weil Du nicht willſt.“

„Nein, ich will es nicht."

Und als ſie ſoweit geſprochen, wandten ſie ſich wieder und ſahen, daß der Sonnenball unter war und die Burgthürme bereits im Abendrothe glühten. „Es iſt Zeit, daß wir heimgehen", ſagte Valtin, „oder wir verpaſſen's, und Trud iſt eher zu Haus als wir."

„Laß ſie," ſagte Grete leicht. „Ich mag nicht mehr nach Haus. Mir iſt, als wäre dies mein letzter Tag, und als müßt' ich fort. Heute noch. Gleich. Willſt Du?"

Valtin ſah ſie bang und fragend an.

„Du willſt nicht? Sag's nur. Du fürchteſt Dich."

„Ich will, Grete. Ganz gewiß, ich will. Aber ich muß es einſehen, daß es nicht anders geht. Und hab' ich Dir's anders verſprochen, damals auf der Burg, als die Mädchen ſangen und die Sommerfäden zogen, ſo darfſt Du mich nicht beim Worte nehmen. Es war ein Unrecht."

Sie warf den Kopf, aber ſagte nichts, und nahm ſeinen Arm. Und ſo ſchritten ſie wieder auf die Fähre zu. Die Sterne waren bald herauf und ſpiegelten ſich in dem ſtillen Strom, während Mückenſchwärme wie Rauchſäulen über ihnen ſtanden. Oben auf der Burg ſchimmerten noch die Lichter, ſonſt aber war alles ſtill, und nur aus weiter Ferne her hörte man noch ein Singen, das mehr und mehr verklang. Es waren die kleinen Leute, die, ſammt ihrem Geſinde, vom Außenhofe her wieder in die Stadt zogen. Und dazu klatſchten eintönig die Ruderſchläge des Fährboots, und nun lief es auf, und Valtin und Grete ſprangen ans Ufer.

Die Stadt gedachten ſie ſoweit wie möglich zu meiden und nahmen ihren Weg an den Tangerwieſen hin, über die jetzt, mit ihnen zugleich, feuchte, weiße Nebel zogen. Die hohen Nachtkerzen ragten mit ihren Spitzen über die Nebelſtreifen fort und miſchten ihren Duft mit dem Dufte des Heues, das friſchgemäht zu beiden Seiten des Weges lag. Sie ſprachen nicht, und Valtin ſuchte nur den Fledermäuſen zu wehren, die, von dem alten Kirchengemäuer her, neben und über ihnen flatterten. So kamen ſie bis an das Waſſerthor und bogen in denſelben Zirkelgang ein, auf dem ſie gekommen waren, immer zwiſchen den Gärten und der Stadtmauer hin. Und nun hielten ſie vor der Mindeſchen Gartenpforte.

„Gute Nacht, Valtin“, ſagte Grete ruhig und beinah gleichgültig. Als dieſer aber ging ohne ſich umzuſehen, rief ſie noch einmal ſeinen Namen. Und er wandte ſich wieder und lief auf ſie zu. Und ſie umarmten ſich und küßten ſich. „Vergiß, Valtin, was ich geſagt hab'. Ich weiß, daß Du Dich nicht fürchteſt. Denn Du liebſt mich. Und die ſich lieben, die fürchten ſich nicht. Und nun noch Eines. Komm in einer halben Stund' in den Garten, in Euren, und wart' auf mich. Mir iſt ſo wunderlich, und ich muß Dich noch ſehen. Denn ſieh, ich weiß es, es geſchieht etwas; ich fühl' es ganz deutlich hier." Und dabei legte ſie die Hand auf's Herz und zitterte.

Und er verſprach es, und ſie trennten ſich.

13.

Flucht.

Die Pforte war nur angelehnt, und ſchon vom Garten aus ließ ſich's erkennen, daß Trud inzwiſchen ins Haus zurückgekehrt ſein müſſe. Die Fenſter-Vorhänge hingen noch herab und das raſch wechſelnde Schattenſpiel zeigte deutlich, daß ein Licht dahinter hin und her getragen wurde. Grete ſtieg nun die Stufen hinauf, die von dem Garten in den Hof führten, drückte das Gitter ins Schloß und fühlte ſich, über Flur und Treppe hin, bis an das Hinterzimmer des oberen Stocks. Die Thüre ſtand noch offen, wohl der Schwüle halber, und Grete ſah hinein. Was ſie ſah, war nur das Erwartete. Die Wiegendecke lag zurückgeſchlagen, und Trud, in allem Putz und Staat, den ſie bei der Feſtlichkeit getragen, mühte ſich in gebückter Stellung um das Kind, das ſtill dalag, und nur dann und wann in Krämpfen zuſammenzuckte. Ihre hohe Krauſe war zerdrückt, ihr Haar halb herabgefallen; ihren ſilbernen Hakengürtel aber, der ihr beim Aufnehmen und Niederlegen des Kindes hinderlich geweſen ſein mochte, hatte ſie von ſich gethan und über das Fußbrettchen der Wiege gehängt. Und jetzt richtete ſie ſich auf und ſah Greten vor ſich ſtehen.

„Ei, Grete. Schon da!“ ſagte ſie bitter, aber erſichtlich noch mit ihrer inneren Erregung kämpfend. „Wo warſt Du?“

„Fort.“

„Fort? Und ich hatt' es Dir doch verboten.“

„Verboten?“

„Ja! Und nun ſieh das Kind. Ein Wunder Gottes, wenn es uns am Leben bleibt. Und wenn es ſtirbt, ſo biſt Du Schuld.“

„Das darfſt Du nicht ſagen, Trud“, antwortete Grete ruhig, während es um ihren Mund zuckte. „Schilt mich. Schilt mich, daß ich ging, das darfſt Du, das magſt Du thun. Aber Du darfſt mich nicht ſchelten um des Kindes willen. An dem Kind iſt nichts verſäumt. Ich ließ es bei Reginen, und Regine, was ſag' ich, iſt dreißig Jahr im Haus. Und war Kindermuhme bei Gerd', und dann war ſie's bei mir, und hat mich groß gezogen.“

„Ja, das hat ſie. Aber wozu? Du weißt es und ich weiß es auch. Und die Stadt wird es bald genug erfahren ... Armes Ding Du! Aber 's iſt Erbſchaft.“

„Sage nicht das, Trud. Nichts von ihr. Ich will davon nicht hören.“

„Aber Du ſollſt es. Undankbare Kreatur!“

Grete lachte.

„Lache nur, Bettelkind! Denn das biſt Du. Nichts weiter. Eine fahrende Frau war ſie, und Keiner weiß, woher ſie kam. Aber jetzt kennen wir ſie, denn wir kennen Dich. Eine fremde Brut ſeid Ihr, und der Teufel ſieht Euch aus Euren ſchwarzen Augen.“

„Das lügſt Du.“

Trud aber, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, erhob ihre Hand und ſchlug nach ihr.

Grete war einen Schritt zurückgetreten, und es flimmerte ihr vor den Augen. Dann, ohne zu wiſſen was ſie that, griff ſie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel und ſchleuderte ihn der verhaßten Schwieger in's Geſicht. Dieſe, vor Schmerz aufſchreiend, wankte und hielt ſich mühſam an einem hinter ihr ſtehenden Tiſchchen, und Grete ſah nun, daß die ſcharfen Ecken des langen ſilbernen Gehänges Trud's Stirn oder Schläfe ſchwer verletzt haben mußten, denn ein Blutſtreifen rann über ihre linke Wange. Aber ſie ſchrack vor dieſem Anblick nicht zurück und hatte nichts als das doppelt ſelige Gefühl ihres befriedigten Haſſes und ihrer errungenen Freiheit. Ja, Freiheit! Sie war dieſes Haus nun los. Denn das ſtand feſt in ihrer Seele, daß ſie nicht länger bleiben könne. Fort. Gleich. Und ſie flog die Treppe hinab und über Flur und Hof in den Garten.

Da wuchſen wieder die Himbeerbüſche wie damals, wo ſie hier mit Valtin zwiſchen dem hohen Gezweig geſtanden und über den Hänfling und ſein Neſt geplaudert hatte; aber ihre verwilderte Seele dachte jener Stunden ſtillen Glückes nicht mehr. Sie kletterte nur raſch hinauf und horchte geſpannt, ob Valtin ſchon da ſei. Er war es noch nicht. Und ſo ſprang ſie vom Zaun in den Zernitz'ſchen Garten hinunter und verſteckte ſich in der Laube.

Denn daß er kommen würde, das wußte ſie.

Eine Viertelſtunde war vergangen, als Grete Schritte vom Hofe her hörte. Er war es und ſie lief ihm entgegen. „Valtin, mein einziger Valtin. Ach, daß Du nun da biſt! Es iſt gekommen, wie's kommen mußte.“ Und nun erzählte ſie was geſchehen. „Ich wußt' es. Alles, alles. Und ich muß nun fort. Dieſe Nacht noch. Willſt Du, Valtin?“

Sie waren, während Grete dieſe Worte ſprach, vorſichtshalber, um nicht geſehen zu werden, von dem Mittelſteige her auf die Schattenſeite des Gartens getreten, und Valtin ſagte nur: „Ja, Gret', ich will. Was es wird, ich weiß es nicht. Aber ich ſehe nun, Du mußt fort. Und das hab' ich mir geſchworen, ſo ich's nur einſeh', daß Du fortmußt, ſo will ich's auch, und will mit Dir. Und dann ſieh, ich bin ja doch eigentlich Schuld. Denn Du wollteſt nicht weg von dem Kind, und ich hab' Dich überredet und Dich trotzig gemacht und Dich gefragt, wer Dir's denn verbieten wolle?"

„Sage nicht nein", fuhr er fort, als er ſah, daß ſie den Kopf ſchüttelte. „Es iſt ſo. Und am Ende, was thut's? Du oder ich, es iſt all eins, wer die Schuld hat. Es mußte zuletzt doch ſo kommen, für Dich und für mich. Auch für mich. Glaub' es nur. Emrentz iſt nicht wie Trud, und wir leben jetzt eigentlich gut miteinander. Aber auf wie lang? Es iſt ein halber Frieden, und der Krieg ſteht immer vor der Thür. Eine Stief iſt eine Stief, dabei bleibt's. Und ſoviel ſie lacht, ſie hat doch kein Herz für mich, und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beſte."

„So willſt Du?"

„Ja, Grete."

„So laß uns gehen. In einer Stunde ſchon. Um elf wart' ich draußen ... Und nun eile Dich; denn mir brennt der Boden unter den Füßen."

Und damit trennten ſie ſich.

⁂

Als Grete gleich darauf wieder drüben in ihrem eigenen Garten war, huſchte ſie den Zaun entlang und an dem Weinſpalier vorbei bis auf den Hof. Hier aber befiel es ſie plötzlich, daß ſie, beim Eintreten in das Haus, vielleicht ihrem Bruder Gerdt begegnen könne, der, wenn gereizt, nach Art ſchwacher und abgeſpannter Naturen, alle Müdigkeit abthun und in Wuthausbrüche gerathen konnte. Wenn er ihr jetzt in den Weg trat? wenn er ſie mißhandelte? Sie zitterte bei dem Gedanken, und ſchlich ſo geräuſchlos wie möglich die Treppe hinauf. Als ſie bei der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers vorüber kam, hörte ſie, daß Trud und Gerdt miteinander ſprachen. „Sie muß aus dem Haus“, ſagte Trud, „ich mag die Hexe nicht länger um mich haben.“ „„Aber wohin mit ihr?““ fragte Gerdt. „Das findet ſich; wo ein Will' iſt, iſt auch ein Weg, — ſagt das Sprüchwort. Ich hab' an die Nonnen von Arendſee gedacht, das iſt nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört ſie hin. Denn ſie hat ein katholiſch Herz, trotz Gigas, und immer wenn ſie mit mir ſpricht, ſo ſucht ſie nach dem Kapſelchen mit dem Splitter, und hält es mit ihren beiden Händen feſt. Und ſchweigt ſie dann, ſo bewegen ſich ihre Lippen, und ich wollte ſchwören, daß ſie zur heiligen Jungfrau betet.“ Mehr konnte ſie nicht erlauſchen, denn das Kind, das bis dahin ruhig gelegen, begann wieder zu greinen, und Grete benutzte den Moment, und fühlte ſich vorſichtig weiter bis an das zweite Treppengeländer und in ihre Giebelſtube hinauf.

Der Mond ſchien auf die Dächer gegenüber, und ſein zurückfallender Schein gab gerade Licht genug, um alles deutlich erkennen zu laſſen. Die Thür zu der Kammer nebenan ſtand offen, und Regine ſaß eingeſchlafen am Fußende des Bettes. „'s iſt gut ſo“, ſagte Grete und öffnete Schrank und Truhe, nahm heraus, was ihr gut dünkte, band ein ſchwarzes Seidentuch um ihren Kopf, und verbarg unter ihrem Mieder ein kleines Perlenhalsband, das ihr, an ihrem Einſegnungstage, vom alten Jacob Minde geſchenkt worden war. Anderes hatte ſie nicht. Und nun war ſie fertig, und hielt ihr Bündel in Händen. Aber ſie konnte noch nicht fort. Nicht ſo. Und an der Schwelle der Kammerthür kniete ſie nieder und rief Gott um ſeinen Beiſtand an, auch um ſeine Verzeihung, wenn es ein Unrecht ſei, was ſie vorhabe. Und heiße Thränen begleiteten ihr Gebet. Dann erhob ſie ſich, und küßte Reginen, die ſchlaftrunken auffuhr und den Namen ihres Lieblings nannte; aber ehe ſie den Schlaf völlig abſchütteln und ſich wieder zurecht finden konnte, war Grete fort und glitt, mit ihrer Rechten ſich aufſtützend, die ſteilen Stufen der Oberſtiege hinunter. Und nun horchte ſie wieder. Das Kind wimmerte noch leis und die Wiege ging in heftiger Schaukelbewegung, während Trud, über das Kind gebeugt, raſch und ungeduldig ihre Wiegenlieder ſummte; Gerdt ſchwieg. Vielleicht, daß er ſchon ſchlief.

Und im nächſten Augenblicke war ſie treppab, über Hof und Garten, und hielt draußen an der Pforte.

Valtin wartete ſchon. Er hatte ſich zu dem Joppenrock, den er gewöhnlich trug, auch noch in eine dicke

Friesjacke gekleidet, und in dem wuchernden Graſe vor ihm lag eine ſchmale, hohe Leiter, wie man ſie um die Kirſchenzeit von außen her an die Bäume zu legen pflegt. Grete trat auf ihn zu und gab ihm die Hand. Der breite Schatten, der auf das Gras fiel, hinderte ſie die Leiter zu ſehen, deſto deutlicher aber ſah ſie ſeine winterliche Einkleidung. Und ſie lachte. Denn der Sinn für das Komiſche war ihr geblieben. Und Valtin lachte gutmüthig mit, und ſagte: „'s iſt für Dich, Grete, wenn Du frierſt. Die Nacht iſt kalt, auch eine Sommernacht." Und derweilen ſchlug es elf und die Glockenſchläge mahnten ſie wieder an das was ſie vor hatten. Valtin legte die Leiter an die Mauer und Grete ſtieg hinauf. Und im nächſten Augenblicke war er ſelber oben und zog die Leiter nach und ſtellte ſie nach außen. Und nun waren ſie frei. Sie ſahen ſich an und athmeten auf, und der Zauber des um ſie her liegenden Bildes, ließ ſie minutenlang ihres Leids und ihrer Gefahr vergeſſen. Die Nebel waren fortgezogen, ſilbergrüne Wieſen dehnten ſich hüben und drüben, und dazwiſchen flimmerte der Strom, über den der Mond eben ſeine Lichtbrücke baute. Nichts hörbar, als das Gemurmel des Waſſers und die Glocken, die von einigen Stadtkirchen her verſpätet nachſchlugen.

Beide hatten ſich angefaßt und eilten raſchen Schrittes auf den Fluß zu.

„Willſt Du hinüber?" fragte Grete.

„Nein, ich will nur einen Kahn los machen. Sie glauben dann, wir ſeien drüben.“

Und als ſie bald danach den losgebundenen Kahn inmitten des Stromes treiben ſahen, hielten ſie ſich wieder ſeitwärts, über die thauglitzernden Tangerwieſen hin, bogen in weitem Zirkel um den Burghügel herum, und mündeten endlich auf einen Feldweg ein, der, hart neben der großen Straße hin, auf den Lorenz Wald zuführte.

Als ſie ſeinen Rand beinah erreicht hatten, ſagte Grete: „Ich fürchte mich.“

„Vor dem Wald?“

„Nein. Vor Dir.“

Valtin lachte. „Ja, das iſt nun zu ſpät, Grete. Du mußt es nun nehmen, wie's fällt. Und wenn ich Dir Deinen kleinen Finger abſchneide, oder Dich todt drücke vor Haß oder Liebe, Du mußt es nun leiden.“

Er wollt' ihr zärtlich das Haar ſtreicheln, ſo weit es aus dem ſchwarzen Kopftuche hervor ſah, aber ſie machte ſich los von ihm und ſagte: „Laß. Ich weiß nicht was es iſt, aber ſo lange wir in dem Wald' ſind, Valtin, darfſt Du mich nicht zärtlich anſehen und mich nicht küſſen. Unter den Sternen hier, da ſieht uns Gott, aber in dem Walde drin iſt alles Nacht und Finſterniß. Und die Finſterniß iſt das Böſe. Ich weiß es wohl, daß es kindiſch iſt, denn wir gehören ja nun zuſammen in Leben und in Sterben, aber ich fühl' es ſo, wie ich Dir's ſag', und Du mußt mir zu Willen ſein. Verſprich es."

„Ich verſprech' es. Alles was Du willſt."

„Und hältſt es auch?"

„Und halt' es auch."

Und nun nahm ſie wieder ſeine Hand, und ſie ſchlugen den Weg ein, der ſie bis an die große Waldwieſe führte. Hier war es taghell faſt, und ſie zeigten einander die Stelle, wo der Maibaum damals geſtanden, und wo ſie ſelber, am Schattenrande der Lichtung hin, auf den umgeſtülpten Körben geſeſſen und dem Taubenſchießen und dem Tanz um die Linde her zugeſehen hatten. Und dann gingen ſie weiter waldeinwärts, immer einen breiten Fußpfad haltend, der ſich nur mitunter im Geſtrüpp zu verlieren ſchien.

Sie ſprachen wenig. Endlich ſagte Grete: „Wohin gehen wir?"

„Ins Lüneburg'ſche, denk' ich. Und dann weiter auf Lübeck zu. Da hab' ich Anhang."

„Und weißt Du den Weg?"

„Nein, Grete, den Weg nicht, aber die Richtung. Immer ſtromabwärts. Es kann nicht weiter ſein als fünf Stunden; dann haben wir die Grenze, die bei Neumühlen läuft. Und die Tangermünd'ſchen Stadtreiter, auch wenn ſie hinter uns her ſind, haben das Nachſehen."

„Glaubſt Du, daß ſie ſich eilen werden, uns wieder zurückzuholen?“

„Vielleicht.“

„Ja. Aber auch nichts weiter. Sie werden uns ziehen laſſen und froh ſein, daß wir fort ſind. Und wenn Dein Vater es anders will, ſo wird's ihm Emrentz ausreden. Und wenn nicht Emrentz, ſo doch Trud.“ Und nun erzählte ſie das Geſpräch zwiſchen Trud und Gerdt, das ſie von der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers aus belauſcht hatte.

So mochten ſie zwei Stunden gegangen ſein, und der Mond war eben unter, als Grete leiſe vor ſich hin ſagte: „Laß uns niederſitzen, Valtin. Meine Füße tragen mich nicht mehr.“ Und es war alles wie damals, wo ſie ſich als Kinder im Walde verirrt hatten. Er aber bat ſie, brav auszuhalten, bis ſie wieder an eine hellere Stelle kämen. Und ſiehe, jetzt war es wirklich, als ob ſich der Wald zu lichten begänne, die Stämme ſtanden in größeren Zwiſchenräumen, und Valtin ſagte: „Hier Grete, hier wollen wir ruh'n.“ Und todtmüde, wie ſie war, warf ſie ſich nieder, und ſtreckte ſich in's Moos. Und ſchon im nächſten Augenblicke ſchloſſen ſich ihre Wimpern. Er ſchob ihr ihr Reiſebündel als Kiſſen unter und deckte ſie leiſe mit ſeiner Winterjacke zu, von der er ſich ſelber nur ein Zipfelchen gönnte.

Und dann ſchlief er an ihrer Seite ein.

11.

Auf dem Floß.

Als ſie wieder erwachten, lag Alles um ſie her in hellem Sonnenſchein. Sie hatten dicht am Rande des großen Lorenz-Waldes geſchlafen, der hier mit einer vorſpringenden Ecke bis hart an den Strom trat, und der rothe Fingerhut ſtand in hohen Standen um ſie her. Ein paar ſeiner Blüthen hatte der Morgenwind auf Greten herabgeſchüttelt, und dieſe nahm eine derſelben und ſagte: „Was bedeutet es mir? Es iſt eine Märchenblume.“

„Ja; das iſt es. Und es bedeutet Dir, daß Du eine verwunſchene Prinzeſſin oder eine Hexe biſt.“

„Das darfſt Du nicht ſagen.“

„Und warum nicht?“

„Weil es Trud immer geſagt hat … Aber weißt Du, Valtin, daß ich Hunger habe?“

Und damit erhoben ſie ſich von ihrer Lagerſtatt, und gingen plaudernd immer am Waſſer hin, bis ſie weiter flußabwärts, wo der Waldvorſprung wieder einbog, an ein Fähr- oder Forſthaus kamen. Oder vielleicht auch war es beides. Anfangs wollten ſie gemeinſchaftlich eintreten, aber Valtin beſann ſich eines andern und ſagte: „Nein, bleib; es iſt beſſer, ich geh' allein.“ Und eine kleine Weile, ſo kam er mit Brot und Milch zurück und hielt, als er Gretens anſichtig wurde, die Hände ſchon von Weitem in die Höh', um zu zeigen, was er bringe, und ſie ſetzten ſich in's hohe Gras, den Fluß zu Füßen und den Morgenhimmel über ſich. „Wenn es uns immer ſo ſchmeckt . . .“ ſagte Valtin. Und Grete ſah ihn freundlich an und nickte.

Als ſie ſo ſaßen und mehr träumten als ſprachen, bemerkten ſie, daß mitten auf dem Strom ein großes Floß geſchwommen kam, lange zuſammengebolzte Stämme, auf denen ſich vier Perſonen deutlich erkennen ließen: drei Männer und eine Frau. Zwei von den Männern ſtanden vorn an der Spitze des Floſſes, während der Dritte, der ſeinen raſchen und kräftigen Bewegungen nach der Jüngſte zu ſein ſchien, das ungefüge Steuer führte. „Was meinſt Du“, ſagte Valtin, „wenn wir mitführen? Du biſt müde vom Gehen. Und mitten auf dem Strom, da ſucht uns Niemand.“

Grete ſchien zu ſchwanken; Valtin aber ſetzte hinzu: „Laß es uns verſuchen; ich ruf' hinüber, und halten ſie ſtill und machen ein Boot los, nun ſo nehmen wir's als ein Zeichen, daß es ſein ſoll.“ Und er ſprang auf und rief: „Hoiho“, ein Mal über das andere.

Die Flößer verriethen anfänglich wenig Luſt, auf dieſe Zurufe zu achten, als Valtin aber nicht abließ, machte der am Steuer Stehende den Kahn los, der hinter dem Floſſe herſchwamm, und war im nächſten Augenblicke mit ein paar Ruderſchlägen am dieſſeitigen Ufer.

„Hoiho! Was Hoiho?“

Valtin hörte nun wohl, daß es Wenden oder Böhmen waren, die bis Hamburg wollten, und trug ſein Anliegen vor, ſo gut es ging. Der Böhmake verſtand endlich und bedung ſich einen Lohn aus, der ſo gering war, daß ihn Valtin gleich als Angeld zahlte.

Und nun fuhren ſie nach dem Floß hinüber.

Als ſie neben demſelben anlegten, fanden ſich auch die beiden andern Männer ein, zu denen nun der Jüngere ſprach und ihnen das Geldſtück überreichte. Sie ſchienen's zufrieden, und der Aelteſte, ſchon ein Mann über Fünfzig, und allem Anſcheine nach der Führer, lüpfte ſeine viereckige, mit Pelz beſetzte Mütze, und bot Greten und gleich darauf auch Valtin ſeine Hand, um ihnen beim Hinaufſteigen auf das Floß behülflich zu ſein. Es war ziemlich an der Hinterſeite, nicht weit von dem großen Drehbalken, der als Steuer diente, und unſere beiden Flüchtlinge nahmen in Nähe deſſelben Platz. Alles gefiel ihnen, und Grete freute ſich, daß Valtin den Muth gehabt und die Flößer angerufen hatte; am beſten aber gefiel ihnen der Mann am Steuer, der lebhaft und luſtig war und ſich befliſſen zeigte, ſie zu zerſtreuen und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Er plauderte mit ihnen, ſo gut es ein paar Wörter zuließen, und war erfinderiſch in immer neuen Aufmerkſamkeiten.

Als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, ſah er, daß die vom Waſſer zurückgeworfenen Strahlen die jungen Leute blendeten und kaum daß er es wahrgenommen, als er auch ſchon das Steuer in Valtins Hand legte und ſich daran machte, mit Benutzung umherliegender Bretter, aus einem großen Stück Segelleinwand ein Zelt für ſeine Schutzbefohlenen aufzurichten. Sie ſetzten ſich unter das Dach und genoſſen nun erſt der eigenthümlichen Schönheit ihrer Fahrt. Am Ufer hin ſtand das hohe Schilf, und wenn dann das Floß den grünen Schilfgürtel ſtreifte, flogen die Waſſervögel in ganzen Völkern auf und fielen plätſchernd und ſchreiend an weiter flußabwärts gelegenen Stellen wieder ein. Der Himmel wölbte ſich immer blauer, und ein Mittagswind, der ſich aufgemacht hatte, ſtrich friſch an ihnen vorüber und kühlte die Tageshitze. Vorne, durch die ganze Länge des Floſſes von ihnen getrennt, ſtanden nach wie vor die beiden älteren Männer und angelten, ihre Haltung aber zeigte nur zu deutlich, daß ſie mit dem Ertrag ihres Fanges wenig zufrieden waren. Waren es doch immer nur kleine Fiſche, die, ſo oft ſie die Schnur zogen, in der Sonne hell aufblitzten. Jetzt aber gab es einen Freudenſchrei, und ein Breitfiſch ſo groß und ſchwer, daß die Schnur am Reißen war, flog mit einem Ruck an Bord. Das war es, worauf ſie gewartet hatten, und ſie ſchütteten nun die neben ihnen ſtehende Kufe mit ſammt ihrem Inhalt wieder aus, füllten ſie friſch mit Waſſer und trugen ihren großen Fang wie im Triumph auf die Mitte des Floſſes, wo ſchon ſeit einiger Zeit ein hell aufwirbelnder Küchenrauch die Vorbereitungen zu einer Mahlzeit anzudeuten ſchien. Und in der That hantirte hier emſig und lärmend ein junges Frauenzimmer umher, das mit ſeinen ſtechenden, kohlſchwarzen Augen wohl dann und wann zu den neuen Ankömmlingen flüchtig herüber geſehen, im Uebrigen aber durch ſeine ganze Haltung weder Freude noch Theilnahme bezeigt hatte.

Und immer weiter ging die Fahrt, und immer ſtiller wurde der Tag. Auch der Mann am Steuer ſchwieg jetzt, und Valtin und Grete hörten nichts mehr als das Gurgeln des Waſſers und das Gezirp im Rohr und dazwiſchen den Küchenlärm, in dem ſich das junge Frauenzimmer, je näher die Mahlzeit rückte, deſto mehr zu gefallen ſchien. Und jetzt nahm ſie einen blanken Teller, hielt ihn hoch, und ſchlug mit einem Quirl an die Außenſeite. Das war das Zeichen, und alle verſammelten ſich um die Feuerſtelle her. Nur Valtin und Grete waren zurückgeblieben; aber der Alte kam alsbald auf ſie zu, und nach kurzer Anſprache, von der ſie nichts verſtehen konnten, nahm er Greten an der Hand, und führte ſie, während er die gangbarſten und trockenſten Stellen ausſuchte, bis auf die Mitte des Floſſes.

Und jetzt erſt erkannten unſre Flüchtlinge, wie ſonderbar, aber auch wie zweckentſprechend, die hier befindliche Kochgelegenheit aufgebaut und eingerichtet war. Das ganze Floß, auf mehr als zehn Schritt im Quadrat, war wie mit einem dicken Raſen überdeckt, auf dem ſich wiederum, ebenfalls aus Raſenſtücken aufgeſchichtet, ein wohl drei Fuß hoher und unverhältnißmäßig breiter und geräumiger Herd erhob. In dieſen waren Löcher eingeſchnitten, und in den Löchern ſtanden Töpfe, um die mehrere kleine Feuer luſtig flackerten. Und nun ſetzten ſich die Männer in Front des Herdes, ſo daß ſie den Fluß hinunterſehen konnten, und nahmen ihr Mahl ein, das zunächſt aus einer Brühe mit Huhn und Hirſe, dann aber aus dem Breitfiſch, dem letzten Ertrag ihres Fanges beſtand. Alle ließen ſich's ſchmecken; und als Valtin, gegen den Schluß des Mahles hin, ſich über ihr Wohlleben verwunderte, lachte der Alte und beſchrieb einen Kreis mit ſeiner Rechten, als ob er andeuten wolle, daß ihm Ufer und Landſchaft, mit allem was darauf fleucht und kreucht, tributpflichtig ſeien.

Und nun war das Mahl beendet, und Valtin und Grete, nachdem ſie gedankt, erhoben ſich und ſuchten wieder ihr Zelt in Nähe des Steuers auf.

Sie mußten, an Neumühlen vorüber, ſchon meilenweit gefahren ſein und hätten ſich zu Jeglichem um ſie her beglückwünſchen können, wenn nicht das junge Frauenzimmer mit den blanken Flechten und den

UNIV.-BIBL. BERLIN

ſchwarzen Stechangen geweſen wäre. Valtin hatte nichts bemerkt, aber der ſchärfer ſehenden Grete war es nicht entgangen, daß ſie ſeit Mittag kein Auge von ihnen ließ und erſichtlich etwas gegen ſie vorhatte. Ob aus Eiferſucht oder Habſucht, ließ ſich nicht erkennen, aber etwas Gutes konnt' es nicht ſein, und als der Tag ſich neigte, rückte Grete näher und theilte Valtin ihre Beſorgniſſe mit. Dieſer ſchüttelte den Kopf und wollte davon nichts wiſſen, und ſiehe da, auch Grete vergaß es wieder, als ſich, gleich nach Sonnenuntergang, ein neues Leben auf dem Floſſe zu regen begann. Der Alte nahm eine Fiedel, und die Frauensperſon, die ſich mittlerweile geputzt und eine rothe Schürze angelegt hatte, führte mit dem jungen Burſchen einen böhmiſchen Tanz auf. Danach ſetzten ſie ſich an den Herd und ſangen Lieder, die der Alte mit ein paar Strichen auf der Fiedel begleitete.

Und nun kam die Dämmerung und die Sterne begannen matt zu flimmern. Das Floß ſelbſt hatte ſich hart an's Ufer gelegt, das hier, anfänglich flach, dreißig Schritte weiter landeinwärts eine hohe, ſteile Wandung zeigte. Es war noch hell genug, um die rothgelben Töne des fetten Lehmbodens erkennen zu können. Alles ſchwieg, und nur Grete, der ihr Verdacht wiedergekommen war, ſagte leiſe: „Valtin, ich habe doch Recht. Ich fürchte mich.“

„Glaubſt Du wirklich, daß es böſe Leute ſind?“

„Nicht eigentlich böſe Leute, aber ſie werden der

Verſuchung nicht widerſtehen können. Du haſt ihnen Geld gezeigt, und die Frau hat geſehen, daß ich Schmuck trage. Sie werden uns berauben wollen. Und ſetzeſt Du Dich zur Wehr, ſo iſt es unſer letzter Tag."

Valtin überlegte hin und her, und ſagte dann: „Ich fürcht', es iſt wie Du ſagſt. Und ſo müſſen wir wieder fliehen. Ach, immer fliehen! Auch noch auf der Flucht eine Flucht." Und er ſeufzte leiſe.

Grete hörte die Klage wohl heraus, aber ſie hörte zugleich auch, daß es kein Vorwurf war, und ſo nahm ſie ſeine Hand und ſah ihn bittend an. Kannte ſie doch ihre Macht über ihn. Und dieſe Macht blieb ihr auch diesmal treu, und alles war wieder gut.

Es traf ſich glücklich, daß das Floß mit eben dem Hinter-Eck, auf dem ihr Zelt ſtand, auf den Uferſand gefahren war. Sie theilten ſich's mit und kamen überein, auf das Segeltuch, das ſie den Tag über zu Häupten gehabt hatten, eine Silbermünze zu legen, und ſobald alles ſchliefe, mit einem einzigen Satz an's Ufer zu ſpringen. Wären ſie dann erſt die ſteile Lehmwand hinauf, ſo würde ſie niemand mehr verfolgen. Und wenn es geſchäh', ſo wär' es ohne Noth und Gefahr, denn Schiffsleute hätten einen ſchweren Gang und wären langſam zu Fuß.

Und während ſie ſo ſprachen, war der Mond aufgegangen. Das erſchreckte ſie vorübergehend. Aber es ſtanden auch Wolken am Himmel, und ſo warteten ſie, daß dieſe heraufziehen und den Mond überdecken möchten.

Und nun war es geſchehen. „Jetzt“, ſagte Valtin, und den Beiſtand des Himmels anrufend, ſprangen ſie vom Floß an's Ufer. Das ſeichte Waſſer, das hier um ein paar Binſen herſtand, klatſchte hoch auf; aber ſie hatten deſſen nicht Acht, und im nächſten Augenblicke die ſteile Lehmwand erkletternd, ſchritten ſie raſch über das Feld hin und in die Nacht hinein.

Niemand folgte.

15.

Drei Jahre ſpäter.

Drei Jahre waren ſeitdem vergangen, und wieder färbte der Herbſt die Blätter roth; allüberall in der Altmark, und nicht zum wenigſten in dem Städtchen Arendſee, deſſen endlos lange Straße, zugleich ſeine einzige, nach links hin aus Häuſern und Gärten, nach rechts hin aus Kloſtergebäuden und zwiſchenliegenden Heckenzäunen beſtand. Hinter einem dieſer Heckenzäune, der abwechſelnd von Dorn und Liguſter gebildet wurde, ließ ſich ein auf Säulen ruhender Kreuzgang erkennen, in deſſen quadratiſcher Mitte der Kloſterkirchhof lag, wild und verwahrloſt, aber in ſeiner Verwahrloſung nur um ſo ſchöner. Einige hochaufgemauerte Grabſteine ſchimmerten aus allerlei Herbſtesblumen und dichtem Graſe hervor, die meiſten aber verſteckten ſich im Schatten alter Birnbäume, deren ungeſtützte Zweige mit ihrer Laſt bis tief zu Boden hingen. Vorüberziehende Fremde würden ſich des Bildes gefreut haben, das eben jetzt, bei niedergehender Sonne, von abſonderer Schönheit war; ein paar Arendſee'ſche Bürger aber, Handwerker und Ackersleute zugleich, die mit ihrem Geſpann vom Felde hereinkamen, achteten des wohlbekannten Anblicks nicht und hielten erſt, als ſie ſchon dreißig Schritt über den Heckenzaun hinaus waren und an der andern Seite der Straße dreier hochbepackter Wagen anſichtig wurden, die hier, vor einer alten Ausſpannung mit tiefer Einfahrt, den ohnehin ſchmalen Weg beinah verſperrten.

„Süh, Kerſten, doa ſinn ſe all. Awers hüt wohrd et nig mihr.“

„Nei, hüt nich. Un weet'ſt all, Hanne, ſe ſpeelen joa nicht blot mihr mit Zocken un Puppen. Se kümmen joa nu ſülwer 'rut.“

„Joa; ſo hebb ick't ook hürt. Richt'ge Minſchen... Jott, wat man nich allens erlewen deiht!“

Und damit gingen ſie vorüber, weiter in die Stadt hinein.

Und es war ſo, wie die beiden Ackerbürger geſagt hatten. Puppenſpieler, die, wie's dazumalen aufkam, ihre Puppen zeitweilig im Kaſten ließen und an Stelle derſelben in eigener Perſon auftraten, waren an eben jenem Nachmittag in das Städtchen gekommen und hatten ſich's in der Ausſpannung, vor der ihre Wagen hielten, bequem gemacht. Da ſaßen ſie jetzt zu vier um den Tiſch der großen Schenkſtube herum, ihrem Aufputz und ihrer Redeweiſe nach, oberdeutſches Volk, und verthaten das Geld, das ihnen der Salzwedel'ſche Michaelismarkt eingebracht hatte. Denn von daher kamen ſie. Zwei derſelben alte Bekannte von uns. Der Schwarzhaarige, mit einer Narbe quer über der Stirn, war derſelbe, den wir an jenem hellen Juli-Vormittag, an dem unſere Geſchichte begann, an der Emrentz Fenſter vorüber ſeinen Umritt hatten machen ſehn, und der neben ihm, ja, das mußte, wenn nicht alles täuſchte, der Hagre, Schlackerbeinige mit dem weißen Hemd und der hohen Filzmütze ſein, der bei Tage die Pauke gerührt und am Abend, in ſeinem hölzernen Abbild wenigſtens, den Polizei-Schergen des „jüngſten Gerichtes“ gemacht hatte. Ja, ſie waren es wirklich, dieſelben fahrenden Leute, denn eben erſchien auch die große ſtattliche Frau, die damals, in halb ſpaniſch halb türkiſchem Aufzug, als Dritte zwiſchen ihnen zu Pferde geſeſſen. Auch heute war ſie verwunderlich genug gekleidet, trug aber, ſtatt des langen ſchwarzen Schleiers mit den Goldſternchen, ein ſcharlachrothes Manteltuch, das ſie, voll Majeſtät und nach Art eines Krönungsmantels, um ihre

Schultern gelegt hatte. „Ach, Zenobia“, riefen alle, und rückten zuſammen, um ihr am Tiſche Platz zu machen. Mit ihr zugleich war der Wirth eingetreten, ein paar Kannen im Arm, und überbot ſich alsbald in Raſchheit und Dienſtbefliſſenheit gegen ſeine Gäſte. Wußt' er doch, daß ſie mit vollem Beutel kamen, und außerdem Freibrief und gutes Zeugniß von aller Welt Obrigkeit aufzuweiſen hatten. Und was wollt' er mehr?

„Wirth“, rief der Schwarzhaarige, der auch heute wieder die Herrenrolle ſpielte, „die Salzwedel'ſchen haben mir gefallen. Die drehen den Schilling nicht erſt ängſtlich um. Zwei Mal geſpielt jeden Tag, erſt die Puppen und dann wir ſelber. Und immer voll und kein Apfel zur Erde. Ein luſtiges Volk; nicht wahr, Wirth? Und wie heißt doch der Spruch von den Salzwedel'ſchen? Ihr kennt ihn?“

„Ei, freilich; welcher Altmärk'ſche wird den nicht kennen. Ein guter Spruch, und er geht ſo:

De Stendal'ſchen drinken gerne Wien,
De Gardeleger wüll'n Junker ſien,
De Tangermünd'ſchen hebben Moth,
De Soltwedler awers, de hebben dat Goth.“

„Ja, das haben ſie, das haben ſie“, ſchrien Alle durcheinander und der Wirth wiederholte ſeinerſeits: „Ein guter Spruch, ihr Herren. Blos daß die Arendſee'ſchen drin vergeſſen ſind.“

„Ei, warum vergeſſen! Solch' Sprüchel iſt ja nicht wie's Vaterunſer, wo nichts zukann und nichts weg. Was ihm fehlt, das machen wir dazu. Könnt Ihr nicht einen Reim machen, Wirth? Ein Wirth muß Alles können, reimen und rechnen.“

„Ja, rechnen!“ fiel der Chorus ein.

„Aergert ihn nicht, ſonſt bringt er's nicht zu Stand'. Und ich ſeh's ihm an, daß er dran haſpelt. Habt Ihr's?“

„Ja.... De Stendal'ſchen drinken gerne Wien...“

„Nein, nein, das nicht. Das iſt ja die alte Leier. Wir wollen den neuen Reim hören, den Arendſee'ſchen.“ Und ſo ging es unter Lärmen und Schreien weiter, bis der Wirth eine Pauſe wahrnahm und in ſchelmiſchem Ernſt über den Tiſch hindeclamirte:

Un di Arendſee'ſchen, di hebben dat Stob,
Awers hebben fifteig'n Nonnen dato.

„Funfzehn Nonnen! Habt Ihr gehört? Aber woher denn Nonnen? Es giebt ja keine Nonnen mehr. Ich meine hier zu Land. Unten im Reich, da hat's ihrer noch genug. Nicht wahr, Zenobia? Aber hier! Alles aufgehoben, was ſie ‚ſäculariſiren‘ nennen. Habe mir's wohl gemerkt. Und das hat Euer vorvoriger Herr Churfürſt gethan, der Herr Joachim, den ich noch habe begraben ſehn. War das erſte Mal, daß mein Vater ſelig bis hier hinauf in's

Wittenberg'ſche kam. Anno 71, und ich war noch ein Kind."

„Ja, ſie ſind aufgehoben. Aber 's giebt ihrer doch noch, hier und überall im Land. Und obwohlen unſer alter Roggenſtroh alle Sonntage gegen ſie predigt, es hilft ihm nichts, ſie bleiben doch. Und warum bleiben ſie? Weil ſie den adligen Anhang haben. Und oben in Cölln an der Spree, na, das weiß man, da ſitzen auch die Junkerchen zu Rath und drücken ein Auge zu."

„Gut, gut. Meinetwegen. Laſſen wir die Junker und die Nonnen. Es muß auch Nonnen geben. Nicht wahr, Zenobia?"

Dieſe zog ihre rothe Drapirung nur noch feſter um ihre Schultern und ſchwieg in königlicher Würde weiter.

„Un hebben fifteig'n Nonnen dato! Wahrhaftig, Wirth, das habt Ihr gut gemacht, ſehr gut. Ihr könnt't uns die Stücke ſchreiben. Was meinſt, Nazerl, wir haben ſchon ſchlecht're gehabt! Aber ſingen wir; Du ſingſt vor, Matthes." Und der Angeredete, der ſeinem ſtarr und aufrecht ſtehenden rothen Haare, vor allem aber ſeinen linſengroßen Sommerſproſſen nach der einzig Plattdeutſche von der Geſellſchaft zu ſein ſchien, intonirte mit heiſerer Stimme: „Kaiſer Karolus ſien beſtet Peerd."

„Nicht doch, nicht doch," fuhr der mit der Narbe dazwiſchen, „das kann Zenobia nicht hören; das ſingen ja die Knechte. Sing' Du, Hinterlachr. Aber was Fein's und Zierlich's.“ Und Hinterlachr ſang:

In Bacharach am Rheine
Da hat mir's wohlgethan.
Die Wirthin war ſo feine,
So feine,
Und als wir ganz alleine . . .

„Ach dummes Zeug. Immer Weiber und Weiber. Aber ſie denken nicht dran; und am wenigſten, was eine richtige Wirthin iſt. Sie lachen Dich aus. Nazerl, mach' Du Dein' Sach'. Aber nichts von den Weibern; hörſt Du. Halt Dich an das!“ Und dabei ſchob er ihm eine friſche Kanne zu, die der Wirth eben herein gebracht hatte.

Und Nazerl hob an:

Der liebſte Buhle, den ich hab',
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzins Röcklein an
Und heißet Muskateller:
Hab' manche Nacht mit ihm verbracht,
Er hat mich immer glücklich 'macht, glücklich 'macht,
Und lehrt mich luſtig ſingen.“

„Das iſt recht. Der liebſte Buhle, den ich hab' . . . das gefällt mir. Der Natzi hat's getroffen. Was meinſt, Zenobia?“ Und alle wiederholten den Vers und ſtießen mit ihren Kannen und Bechern zuſammen.

„Ihr müßt nicht ſo lärmen,“ ſagte jetzt der, der mit ‚Bacharach am Rheine‘ ſo wenig durchgedrungen war. „Er liegt grad' über uns, und ich glaub', er macht es nicht lange mehr.“

Zenobia nickte.

So ging's unten her. Ueber ihnen aber, auf einer Schütte Stroh, drüber ein Laken gebreitet war, lag ein Kranker, ein Kiſſen unterm Kopf und mit ein paar Kleidungsſtücken zugedeckt. Neben ihm, auf einem Fußſchemel, ſaß eine junge Frau, blaß und fremd, und hielt mit ihrer Rechten den Henkel eines als Wiege dienenden Korbes, mit ihrer Linken die Hand des Kranken. Dieſer ſchien einen Augenblick geſchlafen zu haben, und als er jetzt die Augen wieder öffnete, beugte ſie ſich zu ihm nieder und fragte leiſe: „Wie iſt Dir?“

„Gut.“

„Ach, ſage nicht gut. Deine Stirn brennt, und ich ſeh' wie Deine Bruſt fliegt. Mein einzig lieber Valtin, vergieb mir, ſage mir, daß Du mir vergiebſt.“

„Was, Grete? Was ſoll ich Dir vergeben?“

„Was? was? Alles, Alles! Ich bin Schuld an Deinem Elend und nun bin ich Schuld an Deinem Tod. Aber ich wußt' es nicht anders und ich wollt' es nicht. Ich war ein Kind noch, und ſieh', ich liebte Dich ſo ſehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonſt wär' es anders gekommen, alles anders.“

„Laß es, Grete.“

„Nein, ich laß es nicht. Ich will mein Herz ausſchütten vor Dir. Ach, ſonſt beichten die Sterbenden, ich aber will *Dir* beichten, Dir.

Er lächelte. „Du haſt mir nichts zu beichten.“

„Doch, doch. Viel, viel mehr als Du glaubſt. Denn ſieh, ich habe nur an *mich* gedacht; das war es; da liegt meine Schuld. Es kommt alles von Gott, auch das Unrecht, das man uns anthut, und wir müſſen es tragen lernen. Das hat mir Gigas oft geſagt, ſo oft; aber ich *wollt'* es nicht tragen und hab' aufgebäumt in Haß und in Ungeduld. Und in meinem Haß und meiner Ungeduld hab ich Dich mit fortgezwungen, und habe Dich um Glück und Leben gebracht.“

Er ſchüttelte den Kopf und wiederholte nur leiſe: „Laß es, Grete. Du haſt mich nicht um das Glück gebracht. Es war nur anders, als andrer Leute Glück. Weißt Du noch, als wir auf dem Floß fuhren und das Schilf ſtreiften und die Waſſervögel aufflogen, ach, wie ſtand da der Himmel ſo blau und golden über uns und wie hell ſchien uns die Sonne! Ja, da waren wir glücklich. Und als wir dann auf Lübeck zogen und das Holſtenthor vor uns hatten, das uns mit ſeinen grünen und rothen Ziegeln anſah, und dann Muſik und Fahnenſchwenker auf uns zukamen, als ob man uns einen Einzug machen wolle, da lachten wir und waren froh in unſerem Herzen, denn wir nahmen es als ein gutes Zeichen und wußten nun, daß wir gute Tage haben würden. Und wir hatten ſie auch, und hätten ſie noch, denn fleißige Tage ſind gute Tage, wenn nicht der Streit gekommen wär', der Streit um viel und nichts .. Er dacht' eben, er dürf' es Dir anſinnen, weil wir arm waren und er reich, und eines Rathsherrn Sohn. Und da war es denn freilich aus .. Aber laß, Grete. Was wir gehabt haben, das haben wir gehabt. Und nun gieb mir das Kind, daß ich mich ſeiner freue."

Grete war aufgeſtanden, um ihm das Kind zu geben; eh' ſie's jedoch aufnehmen konnte, befiel ihn ein Stickhuſten, wohl von der Anſtrengung des Sprechens, und als der Anfall endlich vorüber war, lag er ſchweißgebadet da, matt und halbgeſchloſſenen Auges, wie ein Sterbender.

So vergingen Minuten, bis er ſich wieder erholt hatte und trinken zu wollen ſchien. Wenigſtens ſah er ſich um, als ſuch' er etwas. Und wirklich, neben ſeinem Lager ſtand ein Hafenglas, d'rin ihm aus Brodrinden und dünnem Eſſig ein Getränk gemacht worden war. Aber der Geſchmack widerſtand ihm, und er wies es zurück und ſagte: „Waſſer". Und Grete holte den Waſſerkrug herbei, der groß und unhandlich, und viel zu ſchwer war, um d'raus zu trinken, und als ſie noch unſchlüſſig daſtand und überlegte, wie ſie den Trunk ihm reichen ſolle, hob er ſich mühſam auf und ſagte lächelnd: „Aus Deiner Hand, Gret'; ein paar Tropfen blos. Ich brauche nicht viel.“ Und ſie that's und gab ihm. Als er aber getrunken, hielt ſie ſich nicht länger mehr und rief, während ſie halb im Gebet und halb in Verzweiflung ihre Hände gen Himmel ſtreckte: „Ach, daß ich leben muß! Valtin, mein einzig Geliebter, nimm mich mit Dir, mich und unſer Kind. Was hier noch war, warſt Du. Nun gehſt Du. Und wir ſind unnütz auf dieſer Welt.“

„Nein, Grete, nicht unnütz. Und Du mußt leben, leben um des Kindes willen. Auch wenn es Dir ſchwer wird. Und Du wirſt es, denn Du hatteſt immer einen tapfern und guten Muth. Ich weiß davon. Und nun hör' mich und thu' wie ich Dir ſage. Aber bücke Dich; bitt', denn es wird mir ſchwer.“

Und ſie rückte näher an ſein Kiſſen.

„Es muß etwas geſchehen“, fuhr er fort, „und Du kannſt nicht mehr bleiben mit den fahrenden Leuten unten. Ich mag ſie nicht ſchelten, denn ſie waren gut mit uns, aber ſie ſind doch anders als wir. Und Du mußt wieder eine Heimſtätt' haben und Herd und Haus, und Sitt' und Glauben. Und ſo verſprich' mir denn, mache Dich los hier, in Frieden und guten Worten, und zieh' wieder heim und ſage . . . und ſage . . . . daß ich ſchuld geweſen.“

Grete ſchüttelte heftig den Kopf. Ihm die Schuld zuzuſchieben, das erſchien ihr ſchwerer als Alles. Er aber legte ſtill ſeine Hand auf ihren Mund und wiederholte nur: „. . . daß ich ſchuld geweſen. Und wenn Du das geſagt haſt, Grete, dann ſag' auch, Du kämeſt, um wieder gut zu machen, was Du gethan, und ſie ſollten Dich halten als ihre Magd. Und Du wollteſt kein Glück mehr, nein, nur Ruh und Raſt. Und dann mußt Du niederknieen, nicht vor ihr, aber vor Deinem Bruder Gerdt. Und er wird Dich aufrichten . . . .“

„Ach, daß es käme, wie Du ſagſt! Aber ich kenn' ihn beſſer. Er wird mir droh'n und mich von ſeiner Schwelle weiſen, mich und das Kind, und wird uns böſe Namen geben.“

„Ich fürcht' es nicht. Aber wenn er härter iſt, als ich ihn ſchätze, dann geh' ihn an um Dein Erbe, das wird er Dir nicht weigern können. Und dann ſuche Dir einen ſtillen Platz und gründe Dir ein neues Heim und einen eigenen Herd. Thu's, Gret'. Ich weiß, Du haſt ein trotzig Gemüth; aber bezwinge Dich um des Kindes willen. Verſprich mir's. Willſt Du?“

„Ich will.“

Es ſchien, daß ſie noch weiter ſprechen wollt', aber in dieſem Augenblicke trat Zenobia ein und ſagte: „Denk', Gret', 's giebt noch a Spiel heut. Den ‚Sündfall‘ wollen's. Das Leutvolk laßt uns ka

Ruh nit. Aber a Sündfall' ohn' a Engel? Das geht halt nit. Und d'rum komm' i. Was meinſt, Gret'?"

Dieſe ſtarrte vor ſich hin.

„Geh'", ſagte Valtin. „Rücke den Korb dicht her zu mir und ſpiele den Engel. Und wenn die Stelle kommt, wo Du die Palme hebſt, dann denk' an mich."

Und ſie rückte den Korb näher an ſein Lager und beugte ſich über ihn. Er aber nahm noch einmal ihre Hand und ſagte: „Und nun leb' wohl, Gret', und vergiß es nicht. Ich höre jedes Wort. Geh'. Ich wart' auf Dich."

Und Grete ging und barg ihr Geſicht in beide Hände.

18.

Die Nonnen von Arendſee.

Am andern Morgen ging es in Arendſee von Mund zu Mund, daß einer von den Puppenſpielern über Nacht geſtorben ſei. An allen Ecken ſprach man davon, und alles war in Aufregung. Was mit ihm thun? Ein Sarg war beſchafft worden, das war in der Ordnung; aber wo ihn begraben, das blieb die Frage. War ihr Kirchhof ein Begräbnißplatz für fahrende Leute, von denen keiner wußte, wes Glaubens ſie ſeien, Chriſten oder Heiden! Oder vielleicht gar Türken. Und dabei dachte jeder an die Frau, die geſtern, vor Beginn des Spiels, ein langes rothes Tuch um die Schulter, am Eingange geſeſſen hatte.

Es war klar, daß nur der alte Prediger Roggenſtroh den Fall entſcheiden konnte; und ehe Mittag heran war, wußte jeder, daß er ihn entſchieden habe und wie. Grete ſelber hatte, neben einer eindringlichen Ermahnung, das Nein aus ſeinem Munde hören müſſen.

Da war nun große Noth und Trübſal, und es wurd' erſt wieder lichter um Gretens Herz, als ſich die Wirthin ihrer erbarmte und ihr anrieth, drüben in's Kloſter zu den Nonnen zu gehen, die würden ſchon Rath ſchaffen und ihr zu helfen wiſſen, wär' es auch nur, weil ſie den alten Roggenſtroh nicht leiden könnten. Sie ſolle nur Muth haben und nach der Domina fragen, oder, wenn die Domina krank ſei (denn ſie ſei ſehr alt) nach der Jlſe Schulenburg. Die habe das Herz auf dem rechten Fleck und ſei der Domina rechte Hand. Und wenn dieſe ſtürbe, dann würde ſie's.

Das waren rechte Troſtesworte, und als Grete der Wirthin dafür gedankt, machte ſie ſich auf, um drüben im Kloſter das ihr bezeichnete Haus aufzuſuchen. Ein paar halbwachſene Kinder, die vor dem Thor der Ausſpannung ſpielten, wollten ihr den Weg zeigen, aber ſie zog es vor allein zu ſein und ging auf die Stelle zu, wo der Heckenzaun und dahinter der Kreuzgang war. Als ſie hier, trotz allem Suchen, keinen Eingang finden konnte, preßte ſie ſich durch die Hecke hindurch und ſtand nun unmittelbar vor einer langen offenen Rundbogen-Reihe, zu der ein paar flache Sandſtein-Stufen von der Seite her hinaufführten. Drinnen an den Gewölbekappen befanden ſich halbverblaßte Bilder, von denen eines ſie feſſelte: Engelsgeſtalten, die ſchwebend einen Todten trugen. Und ſie ſah lange hinauf und ihre Lippen bewegten ſich. Dann aber ſtieg ſie, nach der andern Seite hin, die gleiche Zahl von Stufen wieder hinab und ſah ſich alsbald inmitten des Kloſterkirchhofes, der faſt noch wirrer um ſie her lag, als ſie beim erſten Anblick erwartet. Wo nicht die Birnbäume mit ihren tief herabhängenden Zweigen alles überdeckten, ſtanden Dill- und Fencheldolden, hoch in Samen geſchoſſen; dazwiſchen aber allerhand verſpätete Kräuter, Thymian und Rosmarin, und füllten die Luft mit ihrem würzigen Duft. Und ſie blieb ſtehen, duckte ſich und hob ſich wieder, und es war ihr, als ob dieſe wuchernde Gräberwildniß, dieſe Pfadloſigkeit unter Blumen, ſie mit einem geheimnißvollen Zauber umſpinne. Endlich hatte ſie das Ende des Kirchhofes erreicht, und ſie ſah zwiſchen den Bogen hindurch, die das Viereck auch nach dieſer Seite hin abſchloſſen, auf den in der Tiefe liegenden Kloſterſee, den nach links hin, ein paar hundert Schritt weiter abwärts, einige Häuſer umſtanden. Eines davon, das vorderſte, ſteckte ganz in Epheu und war bis in Mittelhöhe des Daches von fleiſchblättrigem und rothblühendem Hauslaub überdeckt. All das ließ ſich deutlich erkennen, und als Grete bis dicht heran war, ſah ſie, daß eine Magd auf dem Schwellſteine ſtand und den großen Meſſingklopfer putzte.

„Wer wohnt hier?“ fragte Grete.

„Das Fräulein von Jagow.“

„Iſt es eine von den Nonnen?“

Das Mädchen lachte. „Von den Nonnen? Wir haben keine Nonnen mehr. Es iſt die Domina.“

„Das iſt gut. Die ſuch' ich.“

Und das Mädchen, ohne weiter eine Frage zu thun, trat in den Flur zurück, um ihr den Weg frei zu machen, und wies auf eine Thür zur Linken. „Da.“

Und Grete öffnete.

Es war ein hohes, gothiſches, auf einem einzigen Mittelpfeiler ruhendes Zimmer, drin es ſchwer hielt ſich auf den erſten Blick zurecht zu finden, denn nur wenig Sonne fiel ein, und alles Licht, das herrſchte, ſchien von dem Feuer herzukommen, das in dem tiefen und völlig ſchmuckloſen Kamine brannte. Neben dieſem, einander gegenüber, ſaßen zwei Frauen, ſehr verſchieden an Jahren und Erſcheinung, zwiſchen ihnen aber lag ein großer, gelb und ſchwarz gefleckter Wolfshund, mit ſpitzem Kopf und langer Ruthe, der der Jüngeren nach den Augen ſah und wedelnd auf die Biſſen wartete, die dieſe ihm zuwarf. Er ließ ſich auch durch Gretens Eintreten nicht ſtören und gab ſeine Herrin erſt frei, als dieſe ſich nach der Thür hin wandte und in halblautem Tone fragte: „Wen ſuchſt Du, Kind?“

„Ich ſuche die Domina.“

„Das iſt ſie.“ Und dabei zeigte ſie nach dem Stuhl gegenüber.

Die Geſtalt, die hier bis dahin zuſammengekauert geſeſſen hatte, richtete ſich jetzt auf, und Grete ſah nun, daß es eine ſehr alte Dame war, aber mit ſcharfen Augen, aus denen noch Geiſt und Leben blitzte. Zugleich erhob ſich auch der Hund und legte ſeinen Kopf zutraulich an Gretens Hand, was ein gutes Vorurtheil für dieſe weckte. Denn „er kennt die Menſchen‘, ſagte die Domina.

Dieſe hatte mittlerweile Greten an ihren Stuhl herangewinkt.

„Wie heißt Du, Kind? Und was führt Dich her? Aber ſtelle Dich hier ins Licht, denn mein Ohr iſt mir nicht mehr zu Willen, und ich muß Dir's von den Lippen leſen.“

Und nun erzählte Grete, daß ſie zu den fahrenden Leuten gehöre, die geſtern in die Stadt gekommen ſeien, und daß einer von ihnen, der ihr nahe geſtanden, in dieſer Nacht geſtorben ſei. Und nun wüßten ſie nicht, wohin ihn begraben. Einen Sarg hätten ſie machen laſſen, aber ſie hätten kein Grab für ihn, kein Fleckchen Erde. Wohl ſei ſie bei dem alten Prediger geweſen und hab' ihn gebeten, aber der habe ſie hart angelaſſen und ihr den Kirchhof verſagt. Den Kirchhof und ein chriſtlich Begräbniß.

„Biſt Du chriſtlich?"

„Ja."

„Aber Du ſiehſt ſo fremd."

„Das macht, weil meine Mutter eine Span'ſche war."

„Eine Span'ſche? . . Und im alten Glauben?"

„Ja, Domina."

Die beiden Damen ſahen einander an, und die Domina ſagte: „Sieh', Ilſe, das hat ihr der Roggenſtroh von der Stirn' geleſen. Er ſieht doch ſchärfer, als wir denken. Aber es hilft ihm nichts, und wir wollen ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Er hat ſeinen Kirchhof und wir haben den unſren. Und auf unſrem, denk' ich, ſchläft ſich's beſſer."

„Ja, Domina."

„Sieh', Kind, das ſag' ich auch. Und ich warte nun ſchon manches Jahr und manchen Tag darauf. Aber der Tag will nicht kommen. Denn Du mußt wiſſen, ich werde fünf und neunzig, und war ſchon geboren und getauft, als der Wittenberg'ſche Doctor gen Worms ging und vor Kaiſer Carolus Quintus ſtand. Ja, Kind, ich habe viele Zeiten geſehen, und ſie waren nicht ſchlechter als unſre Zeiten ſind. Und morgen um die neunte Stunde, da komm nur herauf mit Deinem Todten, und da ſoll er ſein Grab haben. Ein Grab bei uns. Und nicht an ſchlechter Stell' und unter Unkraut; nein, wir wollen ihn unter einem Birnbaum begraben, oder, ſo Du's lieber haſt, unter einem Fliederbuſch. Hörſt Du. Verlaß Dich auf mich und auf dieſe hier. Denn die hier und ich, wir verſtehen einander, nicht wahr, Ilſe? Und wir wollen die Klosterglocke läuten laſſen, daß es der Roggenſtroh bis in ſeine Stube hört und nächſten Sonntag wieder gegen uns predigt, gegen uns und gegen den Antichriſt. Das thut er am liebſten, und wir hören es am liebſten. Und nun geh', Kind. Ich haſſe den Hochmuth und weiß nur das Eine, daß unſer All-Erbarmer für unſre Sünden geſtorben iſt und nicht für unſre Gerechtigkeit."

Und danach ging Grete und der Hund begleitete ſie bis an die Thür.

Als die beiden Frauen wieder allein waren, ſagte die Domina: „Unglücklich' Kind. Sie hat das Zeichen."

„Nicht doch; ſie hat ſchwarze Augen. Und die hab' ich auch."

„Ja, Ilſe. Aber Deine lachen und ihre brennen."

„Du ſiehſt zuviel, Domina."

„Und Du zu wenig. Alte Augen ſehen am beſten im Dunkeln. Und das Dunkelſte iſt die Zukunft."

* * *

Und ſo kam der andre Morgen.

Die neunte Stunde war noch nicht heran, als ganz Arendſee die Kloſterglocke läuten hörte. Und auch Roggenſtroh hörte ſie; das verdroß ihn. Aber, ob es ihn verdroß oder nicht, von der tiefen Einfahrt des Gaſthofes her ſetzte ſich ein ſeltſamer Zug in Bewegung, ein Begräbniß, wie die Stadt noch keines geſehen; denn die vier Puppenſpieler trugen den Sarg, der auf eine Leiter geſtellt worden war, und hinter ihnen her ging Grete, nur auf Zenobia geſtützt, die ſich heute von allem Roth entkleidet und ſtatt deſſen an ihren Spitzhut wieder ihren langen ſchwarzen Schleier mit den Goldſternchen befeſtigt hatte. Und dann kamen Kinder aus der Stadt, die vorderſten ernſt und traurig, die letzten ſpielend und lachend, und ſo ging es die Straße hinunter, in weitem Bogen um den Kirchhof herum, bis an die See-Seite, wo, von alter Zeit her, der Eingang war.

In Nähe dieſes Einganges, unter einem hohen Fliederbuſch, der mit ſeinen Zweigen bis in den Kreuzgang hineinwuchs, hatte der Kloſtergärtner das Grab gegraben. Und um das Grab her ſtanden die Nonnen von Arendſee: Barbara v. Rundſtedt, Adelheid v. Rademin, Mette v. Bülow, und viele andere noch, alle mit Spitzhauben und langen Chormänteln, und in ihrer Mitte die Domina, klein und gebückt, und neben ihr Ilſe v. Schulenburg, groß und ſtattlich. Und als nun der Zug heran war, öffnete ſich der

Kreis und mit Hülfe von Seilen und Bändern, die zur Hand waren, wurde der Sarg hinabgelaſſen. Und nun ſchwieg die Glocke und die Domina ſagte: „Sprich den Spruch, Ilſe.“ Und Ilſe trat bis dicht an das Grab und betete: „Unſre Schuld iſt groß, unſer Recht iſt klein, Die Gnade Gottes thut es allein.“ Und alle Nonnen wiederholten leiſe vor ſich hin: „Und die Gnade Gottes thut es allein.“ Danach warfen die Zunächſtſtehenden eine Hand voll Erde dem Todten nach und als ihr Kreis ſich gelichtet, drängten ſich die Kinder von außen her bis an den Rand des Grabes und ſtreuten Blumen über den untenſtehenden Sarg: Aſtern aller Farben und Arten, die ſie während der kurzen Ceremonie von den verwilderten Beeten gepflückt hatten.

Bald danach war nur noch Grete da, und ſah auf den Fliederbuſch, der beſtimmt ſchien, das Grab zu ſchützen. Ein Vogel flog auf und über ſie hin, und ſetzte ſich dann auf eine Hanfſtaude und wiegte ſich. „Ein Hänfling!“ ſagte ſie. Und die Bilder vergangener Tage ſtiegen vor ihr auf; ihr Schmerz löſte ſich, und ſie warf ſich nieder und weinte bitterlich.

Als ſie ſich erhob, ſah ſie, daß Ilſe, die mit den Andern gegangen war, zwiſchen den Rundbögen wieder herauf und auf ſie zu kam, allem Anſcheine nach, um ihr eine Botſchaft zu bringen. Und ſo war es. „Komm, Grete“, ſagte ſie, „die Domina will Dich ſprechen;“ und Beide gingen nun, außerhalb des Kreuzganges, zwiſchen dieſem und dem See-Ufer hin, und auf das epheu-umſponnene Haus mit dem hohen Dach und den rothblühenden Laubſtauden zu.

Es war ſchwül, trotzdem ſchon Octobertage waren, und die Domina, die nach Art alter Leute die Sonnenwärme liebte, hatte Tiſch und Stühle in Front ihres Hauſes bringen laſſen. Hier ſaß ſie vor dem dichten, dunklen Gerank, durch das von innen her der Wiederſchein des Kaminfeuers blitzte, und auf das Tiſchchen neben ihr waren Obſt und Lebkuchen geſtellt, Ulmer und Basler, und eine zierliche Deckelphiole mit Syrakuſer Wein.

Grete verneigte ſich.

„Ich habe Dich rufen laſſen", ſagte die Domina, „weil ich Dir helfen möchte, ſo gut ich kann. Es ſoll keiner ungetröſtet von unſrer Schwelle gehen. So haben es die Arendſee'ſchen von Anfang an gehalten, und ſo halten ſie's noch. Und auch Ilſe wird es ſo halten. Nicht wahr, Ilſe? . . . Und nun ſage mir, Kind, woher Du kommſt und wohin Du gehſt? Ich frag' es um Deinetwillen. Sage mir, was Du mir ſagen kannſt und ſagen willſt."

Und Grete ſagte nun alles, und ſagte zuletzt auch, daß ſie zurück zu den Ihren wolle, zu Bruder und Schweſter, um an ihrer Schwelle Verzeihung und Verſöhnung zu finden.

„Das iſt ein ſchwerer Gang."

Grete ſchwieg und ſah vor ſich hin. Endlich ſagte ſie: „Das iſt es. Aber ich hab' es ihm verſprochen. Und ich will es halten."

„Und wann willſt Du gehen?"

„Gleich."

„Das iſt gut. Ein guter Wille kann ſchwach werden, und wir müſſen das Gute thun, ſo lange wir noch Kraft haben und die Luſt dazu lebendig in uns iſt. Sonſt zwingen wir's nicht. Und nun gieb ihr einen Imbiß, Ilſe, und eine Zehrung für den Weg. Und noch eins, Grete: halt' an Dich, auch wenn es fehlſchlägt und wiſſe, daß Du hier eine Freiſtatt haſt. Und eine Freiſtatt iſt faſt ſo gut wie eine Heimſtatt. Und nun kniee nieder und höre mein Letztes und mein Beſtes: ‚Der Herr ſegne Dich und behüte Dich, und gebe Dir ſeinen Frieden.' Ja, ſeinen Frieden; den brauchen wir alle, aber Du Arme, Du brauchſt ihn doppelt. Und nun geh und eile Dich und laß von Dir hören."

Grete küßte der Alten die Hand und ging. Ilſe mit ihr. Als dieſe zurückkam und ihren vorigen Platz an der Epheuwand eingenommen hatte, ſagte die Domina: „Wir ſehen ſie nicht wieder."

„Und haſt ihr doch eine Freiſtatt geboten!"

„Weil wir das Unſre thun ſollen . . . Und die Wege Gottes ſind wunderbar . . . Aber ich ſah den Tod auf ihrer Stirn. Und hab' Acht, Ilſe, ſie lebt keinen dritten Tag mehr!"

17.

Wieder gen Tangermünde.

Grete war in weitem Umkreiſe bis an das Gaſthaus zurückgegangen, um hier von den Leuten, die's gut mit ihr und ihrem Todten gemeint hatten, Abſchied zu nehmen. Vor allem von Zenobia. Dann wickelte ſie das Kind, das dieſe bis dahin gewartet hatte, in den Kragen ihres Mantels, und ſchritt aus der Stadt hinaus, auf die große Straße zu, die von Arendſee nach Tangermünde führte. Hielt ſie ſich zu, das waren der Wirthin letzte Worte geweſen, ſo mußte ſie gegen die vierte Stund' an Ort und Stelle ſein.

Der Weg ging anfänglich über Wieſen. Es war ſchon alles herbſtlich; der rothe Ampfer, der ſonſt in breiten Streifen an dieſer Stelle blühte, ſtand längſt in Samen und die Vögel ſangen nicht mehr; aber der Himmel wölbte ſich blau und die Sommerfäden zogen, und mitunter war es ihr, als vergäße ſie alles Leids, das ſie drückte. Ein tiefer Frieden lag über der Natur. „Ach, ſtille Tage!“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin.

Nach den Wieſen kam Wald. Junge Tannen wechſelten mit alten Eichen, und überall da, wo dieſe ſtanden, war eine kräftigere Luft, die Grete begierig einſog. Denn es war immer ſchwüler geworden und die Sonne brannte.

Mittag mochte heran ſein, als ſie Raſt machte, weniger um ihret- als um des Kindes willen. Und ſie gab ihm zu trinken. Das war dicht am Rande des Waldes, wo zwiſchen anderem Laubholz auch ein paar alte Kaſtanien ihre Zweige weit vorſtreckten. Die Straße verbreiterte ſich hier auf eine kurze Strecke hin, und ſchuf einen ſichelförmigen Platz, an deſſen zurückgebogenſter Stelle halbgeſchälte Birkenſtämme lagen, hinter denen wieder ein Quell aus Moos und Stein hervorplätſcherte. Hier ſaß ſie jetzt, und um ſie her lagen abgefallene Kaſtanien, einzelne noch in ihren Stachelſchalen, die meiſten aber aus ihrer Hülle heraus und braun und glänzend. Und ſie bückte ſich, um einige von ihnen aufzuheben. Und als ſie ſo that, und ihrer immer mehr in ihren Schooß ſammelte, da ſah ſie ſich wieder auf ihres Vaters Grab und Valtin neben ſich, und ſie hing ihm die Kette um den Hals und nannt' ihn ihren Ritter. War es doch, als ob jede Stunde dieſes Tages Erinnerungen in ihr wecken ſollte, ſüß und ſchmerzlich zugleich. „Alles dahin,“ ſagte ſie. Und ſie ſtand auf und ſchüttete die Kaſtanien wieder in das Gras zu ihren Füßen.

Sie hing ihren Erinnerungen noch nach, als ſie das Klirren einer Kummetkette hörte und gleich darauf eines Gefährtes anſichtig wurde, das, von derſelben Seite her, von der auch ſie gekommen, um die Waldecke bog. Es war eine Schleiſe mit zwei kleinen Pferden davor, und ein Bauer vorn auf dem Häckſelſack. Auch hinter ihm lagen Säcke, muthmaßlich Korn, das er zu Markt oder in die Mühle fuhr. Grete trat an ihn heran, und frug, ob er ſie mitnehmen wolle? „Eine kleine Strecke nur!“

„Dat will ick jiern. Stejg man upp, Deern.“

Und Grete that's und ſetzte ſich neben ihn, und ſie fuhren ſtill in den Wald hinein. Endlich ſagte der Bauer: „Kümmſt vun Arendſee?“

„Ja,“ ſagte Grete.

Denn wihrſt ook in't Kloſter? Jott, de oll Domina! Fiefunneijentig. Na, lang kann't joa nich mihr woahren. Un denn kümmt unſ' Ilſ' 'ran. De wahrd et.“

„Kennt Ihr ſie?“

„I, wat wihr ick ſe nich kenn'? Ick bin joa vun Arnsdörp, wo ſe bührtig is. Un wat mien Voaders-Schweſter is, de wihr joa ehr' Amm'. Un achters het ſe ſe uppäppelt. Un de ſeggt ümmer: „Ilſ' is de beſt! Un ſo groot ſe is, ſo good is ſe. Un doaför wahrd ſe ook Domina.“

Und danach ſchwiegen ſie wieder, und nichts als ein paar blaue Fliegen ſummten um ſie her, und die Schleife malte weiter durch den Sand. Nur wenn dann und wann eine feſtere Stelle kam, wo Moos über den Weg gewachſen war, oder wo viel Kiefernadeln lagen, über die die Fuhre glatter hingleiten konnte, gab der Bauer einen Schlag mit ſeiner Leine und ließ die mageren Braunen etwas ſchneller gehn.

Und man hörte dann ſein Hüh und Hott, und das Klappern der Kette.

„Wo wiſten hen?“ nahm er endlich das Geſpräch wieder auf.

„Nach Tangermünd’.“

„Na’h Tangermünd’. Oh, doa wihr ick ook. Awers dat geiht nu all int dritt’ o’r vörte Joahr, as unſ’ Herr Kurförſt doa wihr un dat grote Foahnenſchwenken wihr, mit Aeten un Jubliren. Un allens boaben up de Burg. Joa, doa wihr ick ook, un ümmer mit damang. Awers man buten.“

Grete nickte, denn wie hätte ſie des Tages vergeſſen können! Und ſo plauderten ſie weiter und ſchwiegen noch öfter, bis eine Stelle kam, wo der Weg gabelte. „Hier möt’ ick rechts aff,“ ſagte der Bauer.

Und Grete ſtieg ab und wollt’ ihm eine kleine Münze geben. „Nei, nei, Deern, dat geiht nich. O’r biſt ne Fru?“

Sie wurde roth, aber er hatt’ es nicht Acht und bog nach rechts hin in den Feldweg ein.

Es war noch zwei Stunden Wegs, und Grete, die ſich von der Anſtrengung des Marſches erholt hatte, ſchritt wieder rüſtiger vorwärts. Auch die Schwüle ließ nach; ein Wind ging und kühlte die Luft und ihr die Stirn. Und ſie hatte wieder guten Muth und gefiel ſich darin, ſich ihr künftiges Leben auszumalen. Aber ſonderbar, ſie begann es immer vom andern Ende her, und je weiter es ab und in allerfernſte Zukunft hineinlag, deſto heller und lichter erſchien es ihr. Als aber zuletzt ihre Gedanken und Vorſtellungen auch auf das Nah- und Nächſtliegende kamen und ſie ſich in Gerdt's Haus eintreten und die Knie vor ihm beugen ſah, da wurd' ihr wieder ſo bang um's Herz und ſie hatte Mühe ſich zu halten. Und ſie nahm das Kind und küßte es. „Es muß ſein“, ſagte ſie, „und es ſoll ſein. Ich hab' es ihm verſprochen, und ich will es halten und will Demuth lernen. Ja, ich will um einen Platz an ſeinem Herde bitten, und will ſeine Magd ſein, und will mich vor ihm niederwerfen. Aber — und ihre Stimme zitterte — wenn ich mich niedergeworfen habe, ſo ſoll er mich auch wieder aufrichten. Weh' ihm und mir, wenn er mich am Boden liegen läßt.“ Und bei der bloßen Vorſtellung war es ihr, als drehe ſich ihr alles im Kopf und als ſchwänden ihr die Sinne.

Endlich hatte ſie ſich wiedergefunden und ging raſcheren Schrittes weiter, abwechſelnd in Furcht und Hoffnung, bis ſie plötzlich, aus dem Walde heraustretend, der Dächer und Thürme Tangermündens anſichtig wurde. Da ging Alles in ihr in alter Lieb' und Sehnſucht unter, und ſie grüßte mit der Hand hinüber. Das war Sanct Stephan, und die hohen Linden daneben, das waren die Kirchhofslinden. Lebte Gigas noch? Blühten noch die Roſen in ſeinem

Garten? Und ſie legte die Hand auf ihre Bruſt, und ſchluchzte, und ward erſt wieder ruhiger, als ſie die Goldkapſel fühlte, das Einzige, was ihr aus alten Tagen her geblieben war. Und ſie öffnete ſie, und ſchloß ſie wieder, und preßte ſie voll Inbrunſt an ihre Lippen.

18.

Grete bei Gerdt.

Unwillkürlich beſchleunigte ſich ihr Schritt, und binnen Kurzem hatte ſie die nur aus wenig Häuſern beſtehende Vorſtadt erreicht. Eins dieſer Häuſer, das ſich nach ſeinem bemalten und vergoldeten Schilde leicht als ein Herbergshaus erkennen ließ, lag in Nähe des Thores, und ſie trat hier ein, um eine Weile zu ruhen und ein paar Fragen zu ſtellen. Die Leute zeigten ſich ihr in allem zu Willen, und eh' eine Stunde vergangen war, war ſie fertig und ſtand gerüſtet da: die Kleider ausgeſtäubt und geglättet, und das während des langen Marſches wirr gewordene Haar wieder geordnet.

Es ſchlug eben fünf, als ſie, das Kind unterm Mantel, aus der Herbergsthüre trat. Draußen im Sande ſcharrten die Hühner ruhig weiter und nur der Hahn trat reſpektvoll bei Seit' und krähte dreimal, als ſie vorüberging. Ihr Schritt war leicht, leichter als ihr Herz, und wer ihr in's Auge geſehen hätte,

hätte ſehen müſſen, wie der Ausdruck darin beſtändig wechſelte. So paſſirte ſie das Thor, auch den Thorplatz dahinter, und als ſie jenſeits deſſelben den inneren Bann der Stadt erreicht hatte, war es ihr als wäre ſie gefangen und könne nicht mehr heraus. Aber ſie war nicht im Bann der Stadt, ſondern nur im Bann ihrer ſelbſt. Und nun ging ſie die große Mittelſtraße hinauf, an dem Rathhauſe vorüber, hinter deſſen durchbrochenen Giebelroſetten der Himmel wieder glühte, ſo roth und prächtig wie jenen Abend, wo Valtin ſie die Treppe hinunter in's Freie getragen und von jähem Tod errettet hatte. Errettet? Ach, daß ſie damals zerdrückt und zertreten worden wäre. Nun zertrat ſie dieſe Stunde! Aber ſie redete ſich zu, und ſchritt weiter in die Stadt hinein, bis ſie dem Minde'ſchen Hauſe gegenüber hielt. Es war nichts da, was ſie hätte ſtören oder überraſchen können. In allem derſelbe Anblick wie früher. Da waren noch die Niſchen, auf deren Steinplatten ſie, lang, lang eh Trud in's Haus kam, mit Valtin geſeſſen und geplaudert hatte, und dort oben die Giebelfenſter, die jetzt aufſtanden, um die Friſche des Abends einzulaſſen, das waren ihre Fenſter. Dahinter hatte ſie geträumt, geträumt ſo Vieles, ſo Wunderbares. Aber doch nicht das!

In dieſem Augenblicke ging drüben die Thür, und ein Knabe, drei- odrr vierjährig, lief auf die Stelle zu, wo Grete ſtand. Sie ſah wohl, wer es war, und wollt' ihn bei der Hand nehmen; aber er riß ſich los und huſchte bang und ängſtlich in eines der Nachbarhäuſer hinein. „So beginnt es“, ſagte ſie und ſchritt quer über den Damm und auf das Haus zu, deſſen Thür offen geblieben war. In dem Flure, trotzdem es ſchon dämmerte, ließ ſich alles deutlich erkennen: an den Wänden hin ſtanden die braunen Schränke, dahinter die weißen, und nur die Schwalbenneſter, die links und rechts an dem großen Querbalken geklebt hatten, waren abgeſtoßen. Man ſah nur noch die Rundung, wo ſie vordem geſeſſen. Das erſchreckte ſie mehr als alles andre. „Die Schwalben ſind nicht mehr heimiſch hier“, ſagte ſie, „das Haus iſt ungaſtlich geworden.“ Und nun klopfte ſie und trat ein.

Ihr Auge glitt unwillkürlich über die Wände hin, an denen ein paar von den Familienbildern fehlten, die früher dageweſen waren, auch das ihrer Mutter; aber der große Nußbaumtiſch ſtand noch am alten Platz, und an der einen Schmalſeite des Tiſches, den Kopf zurück, die Füße weit vor, ſaß Gerdt, und las. Es ſchien ein Actenſtück, deſſen Durchſicht ihm in ſeiner Rathsherren-Eigenſchaft obliegen mochte. Denn einer von den Mindes ſaß immer im Rathe der Stadt. Das war ſo ſeit hundert Jahren oder mehr.

Grete war an der Schwelle ſtehen geblieben, und erſt als ſie wahrnahm, daß Gerdt aufſah und die wenigen Bogen, die das Actenſtück bildeten, zur Seite legte, ſagte ſie: „Grüß Dich Gott, Gerdt. Ich bin Deine Schweſter Grete.“

„Ei, Grete“, ſagte der Angeredete, „biſt Du da! Wir haben uns lange nicht geſehen. Was machſt Du? Was führt Dich her?“

„Valtin iſt todt. . .“

„Iſt er? So!“

„Valtin iſt todt, und ich bin allein. Ich hab' ihm auf ſeinem Sterbebette verſprechen müſſen, Euch um Verzeihung zu bitten. Und da bin ich nun, und thu's, und bitte Dich um eine Heimſtatt und um einen Platz an Deinem Herd. Ich bin müde des Umherfahrens und will ſtill und ruhig werden. Ganz ſtill. Und ich will Euch dienen; das ſoll meine Buße ſein.“ Und ſie warf ſich, als ſie ſo geſprochen, mit einem heftigen Entſchluſſe vor ihm nieder, mehr raſch als reuig, und ſah ihn fragend und mit ſonderbarem Ausdruck an. Das Kind aber hielt ſie mit der Linken unter ihrem Mantel.

Gerdt war in ſeiner bequemen Lage geblieben und ſah an die Zimmerdecke hinauf. Endlich ſagte er: „Buße! Nein, Grete, Du biſt nicht bußfertig geworden. Ich kenne Dich beſſer, Dich und Deinen ſtolzen Sinn. Und in Deiner Stimme klingt nichts von Demuth. Aber auch wenn Du Demuth gelernt hätteſt, unſere Schweſter kann nicht unſre Magd ſein. Das verbietet uns das Herkommen und das Gerede der Leute.“

Grete war in ihrer knieenden Stellung verblieben und ſagte:

„Ich dacht' es wohl. Aber wenn ich es nicht ſein kann, ſo ſei es das Kind. Ich lieb' es und weil ich es ſo liebe, mehr als mein Leben, will ich mich von ihm trennen, und will's in andere Hände geben. In Eure Hände. Es wird nicht gut' und glückliche Tage haben, ich weiß ja welche, aber wenn es nicht in Glück aufwächſt, ſo wird es doch in Sitt' und Ehren aufwachſen. Und das ſoll es. Und ſo Ihr Euch ſeiner ſchämt, ſo thut es zu guten Leuten in Pfleg' und Zucht, daß es ihr Kind wird und mich vergißt, und nichts an ihm bleibt von Sünd' und Makel und von dem Flecken ſeiner Geburt. Erhöre mich, Gerdt; ſage ja, und Ihr ſollt mich nicht wiederſehen. Ich will fort, weit fort, und mir eine Stelle ſuchen, zum Leben und zum Sterben. Thu's! Ach, Lieb' und Haß haben mir die Sinne verwirrt und Vieles iſt geſchehen, das beſſer nicht geſchehen wäre. Aber es iſt nichts Böſes an dieſer meiner Hand. Hier lieg' ich; ich habe mich vor Dir niedergeworfen, nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, ſo hilf dem Kind.“

Gerdt ſah auf die knieende Frau, gleichgültig und mitleidslos, und ſagte, während er den Kopf hin und her wiegte:

„Ich mag ihm nicht Vater ſein und nicht Vormund und Berather. Du haſt es ſo gewollt, nun hab' es.

Es ſchickt ſich gut, daß Du's unterm Mantel trägſt, denn ein Mantelkind iſt es. Bei ſeinem vollen Namen will ich's nicht nennen."

Und er ließ ſie liegen und griff nach dem Actenbündel, als ob er der Störung müde ſei und wieder leſen wolle.

Grete war jetzt aufgeſprungen und ein Blick unendlichen Haſſes ſchoß aus ihren Augen. Aber ſie bezwang ſich noch und ſagte mit einer Stimme, die plötzlich tonlos und heiſer geworden war: „Es iſt gut ſo, Gerdt. Aber noch ein Wort. Du haſt mich nicht erhören wollen in meiner Noth, ſo höre mich denn in meinem Recht. Ich bin als eine Bittende gekommen, nicht als eine Bettlerin. Denn ich bin keine Bettlerin. Ich bin des reichen Jacob Minde Tochter. Und ſo will ich denn meine Erbe. Hörſt Du, Gerdt, mein Erbe."

Gerdt faltete die Bogen des Actenſtücks zuſammen, ſchlug damit in ſeine linke Hand und lachte: „Erbe! Woher Erbe, Grete? Was brachte Deine Mutter ein? Kennſt Du das Lied vom Sperling und der Haſelnuß? Erbe! Du haſt keins. Du haſt Dein Kind, das iſt alles. Verſuch' es bei den Zernitzens, ſprich bei dem Alten vor. Der Valtin hat ein Erbe. Und Emrentz denk' ich wird ſich freuen Dich zu ſehn."

„Iſt das Dein letztes Wort?"

„Ja, Grete."

„So gehab' Dich wohl, und Dein Lohn ſei wie Dein Erbarmen.“ Und damit wandte ſie ſich und ſchritt auf die Thür und den Flur zu. Als ſie draußen an dem Fenſter vorüber kam, ſah ſie noch einmal hinein, aber Gerdt, der abgewandt und in Gedanken da ſaß, bemerkte nichts.

Er ſah auch noch ſtarr vor ſich hin, als Trud eintrat und einen Doppelleuchter vor ihn auf den Tiſch ſtellte. Denn es dunkelte ſchon. Sie waren kein plaudrig Ehepaar, und die ſtummen Abende waren in ihrem Hauſe zu Hauſe; heut aber ſtellte Trud allerlei Fragen, und Gerdt, dem es unbehaglich war, erzählte ſchließlich von dem, was die letzte Stunde gebracht hatte. Ueber alles ging er raſch hinweg; nur als er an das Wort „Erbe“ kam, konnt' er davon nicht los und wiederholte ſich's zweimal, dreimal, und zwang ſich zu lachen.

Trud aber, als er ſo ſprach, war an das Fenſter getreten und klopfte mit ihren Nägeln an die Scheiben, wie ſie zu thun pflegte, wenn ſie zornig war. Endlich wandte ſie ſich wieder und ſagte: „Und was glaubſt Du, was nun geſchieht?“

„Was geſchieht? Ich weiß es nicht.“

„Aber ich weiß es. Meinſt Du, daß dieſe Hexe ſich an die Landſtraße ſetzen und Dir zu Liebe ſterben und verderben wird?! O, Gerdt, Gerdt, es kann nicht gut thun. Ich hätt's gedurft, vielleicht gedurft, denn wir waren uns fremd und feind von Anfang an. Aber Du! Du durfteſt es nicht. Ein Unheil giebt's! Und Du ſelber haſt es herauf beſchworen. Um guten Namens willen, ſagſt Du? Geh; ich kenn' Dich beſſer. Aus Geiz und Habſucht und um Beſitz und Goldes willen! Nichts weiter."

Er ſprang auf und wollte heftig antworten, denn ſo ſtumpf und gefügig er war, ſo zornmüthig war er, wenn an ſeinem Beſitz gerüttelt wurde. Trud aber, uneingeſchüchtert, ſchnitt ihm das Wort ab und ſagte: „Sprich nicht, Gerdt; ich leſe Dir das ſchlechte Gewiſſen von der Stirn herunter. Deine Mutter hat's eingebracht, ich weiß es. Aber als die Span'ſche, Gott ſei's geklagt, in unſer Haus kam, da hatte ſich's verdoppelt und aus eins war zwei geworden. Und ſo Du's anders ſagſt, ſo lügſt Du. Sie hat ein Erbe. Sieh nicht ſo täppiſch drein. Ich weiß es, und ſo ſie's nicht empfängt, ſo wollen wir ſehen, was von Deinem und Ihrem übrig bleibt. Lehre mich ſie kennen. Ich hab' ihr in die ſchwarzen Augen geſehen, öfter als Du. Gezähmt, ſagſt Du? Nie, nie." Und ſie zog ihren Knaben an ſich, der, während ſie ſprach, in's Zimmer getreten war.

„Ihr ſprecht von der Frau", ſagte das Kind. „Ich weiß. Sie hat mich bei der Hand nehmen wollen. Drüben. Aber ich habe mich vor ihr gefürchtet und von ihr losgeriſſen."

19.

Grete vor Peter Guntz.

Grete war allem Anſcheine nach ruhig aus dem Hauſe getreten; aber in ihrem Herzen jagte ſich's wie Sturm und hundert Pläne ſchoſſen in ihr auf und ſchwanden wieder, alle von dem einen Verlangen eingegeben, ihrem Haß und ihrer Rache genug zu thun. Und immer war es Gerdt, den ſie vor Augen hatte, nicht Trud; und auf ſeinen Schultern ſtand ein rothes Männlein mit einem rothen Hut und einer rothen vielgezackten Fahne, das wollt' er abſchütteln; aber er konnt' es nicht. Und ſie lachte vor ſich hin, ganz laut, und nur in ihrem Innern klang es leiſe: „Bin ich irr'?"

Unter ſolchen Bildern und Vorſtellungen war ſie grad' über den Rathhausplatz hinaus, als ſie plötzlich, wie von einem Lichtſcheine geblendet, ſich wieder umſah, und der halben Mondesſcheibe gewahr wurde, die ſtill und friedlich, als regiere ſie dieſe Stunde, über dem Giebelfelde des Rathhauſes ſtand. Und ſie ſah hinauf, und ihr war, als lege ſich ihr eine Hand beruhigend auf das Herz. „Es ſoll mir ein Zeichen ſein", ſagte ſie. „Vor den Rath will ich es bringen; der ſoll mich aufrichten . . . Nein, nicht aufrichten. Richten ſoll er. Ich will nicht Troſt und Gnade von

Menſchenmund und Menſchenhand, aber mein Recht will ich, mein Recht gegen ihn, der ſich und ſeiner Seelen Seligkeit dem Teufel verſchrieben hat. Denn der Geiz iſt der Teufel.“ Und ſie wiederholte ſich's, und grüßte mit ihrer Hand zu der Mondesſcheibe hinauf.

Dann aber wandte ſie ſich wieder und ging auf das Thor und die Vorſtadt zu.

Draußen angekommen, ſetzte ſie ſich zu den Gäſten, und ſprach mit ihnen und bat um etwas Milch. Als ihr dieſe gebracht worden, verabſchiedete ſie ſich raſch und ſtieg in die Bodenkammer hinauf, darin ihr die Wirthin ein Bett und eine Wiege geſtellt hatte. Und todtmüde von den Anſtrengungen des Tags warf ſie ſich nieder und ſchlief ein. Bis um Mitternacht, wo das Kind unruhig zu werden anfing. Sie hörte ſein Wimmern und nahm es auf, und als ſie's geſtillt und wieder eingewiegt, öffnete ſie das Fenſter, das den Blick auf die Vorſtadts-Gärten und dahinter auf weite, weite Stoppelfelder hatte. Der Mond war unter, aber die Sterne glitzerten in beinah' winterlicher Pracht, und ſie ſah hinauf in den goldenen Reigen und ſtreckte beide Hände danach aus. „Gott erbarme Dich mein!“ Und ſie kniete nieder und küßte das Kind. Und ihren Kopf auf dem Kiſſen und ihre rechte Hand über die Wiege gelegt, ſo fand ſie die Wirthin, als ſie bei Tagesanbruch eintrat, um ſie zu wecken.

Der Schlaf hatte ſie geſtärkt, und noch einmal fiel es wie Licht und Hoffnung in ihr umdunkeltes Gemüth, ja, ein friſcher Muth kam ihr, an den ſie ſelber nicht mehr geglaubt hatte. Jeder im Rathe kannte ſie ja, und der alte Peter Guntz war ihres Vaters Freund geweſen. Und Gerdt? der hatte keinen Anhang und keine Liebe. Das wußte ſie von alten und neuen Zeiten her. Und ſie nahm einen Imbiß und ſpielte mit dem Kind und plauderte mit der Wirthin, und auf Augenblicke war es, als vergäße ſie, was ſie hergeführt.

Aber nun ſchlug es elf von Sanct Stephan. Das war die Stunde, wo die Rathmannen zuſammen traten, und ſie brach auf und ſchritt raſch auf das Thor zu, und wie geſtern die Lange Straße hinauf.

Um das Rathhaus her war ein Gedränge. Marktfrauen boten feil, und ſie ſah dem Treiben zu. Ach, wie lange war es, daß ſie ſolchen Anblick nicht gehabt und ſich ſeiner gefreut hatte! Und ſie ging von Stand zu Stand und von Kram zu Kram, um das halbe Rathhaus herum, bis ſie zuletzt an die Rückwand kam, wo nur noch ein paar einzelne Scharren ſtanden. In Höhe dieſer war eine Steintafel in die Wand eingelaſſen, die ſie früher an dieſer Stelle nie bemerkt hatte. Und doch mußte ſie ſchon alt ſein, das ließ ſich an dem graugrünen Moos und den altmodiſchen Buchſtaben erkennen. Aber ſie waren noch deutlich zu leſen. Und ſie las:

Haſtu Gewalt, ſo richte recht,
Gott iſt Dein Herr und Du ſein Knecht;
Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben iſt hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor haſt 'richtet mich,
Alſo wird Gott auch richten Dich;
Hier haſtu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirſtu gerichtet in Ewigkeit.

„Wie ſchön!“ Und ſie las es immer wieder, bis ſie jedes Wort auswendig wußte. Dann aber ging ſie raſch um die zweite Hälfte des Rathhauſes herum, und ſtieg die Freitreppe hinauf, die, mit einer kleinen Biegung nach links, unmittelbar in den Sitzungsſaal führte.

Es war derſelbe Saal, in dem, zu Beginn unſrer Erzählung, die Puppenſpieler geſpielt und das verhängnißvolle Feuerwerk abgebrannt hatten. Aber ſtatt der vielen Bänke ſtand jetzt nur ein einziger langer Tiſch inmitten deſſelben, und um den Tiſch her, über den eine herunterhängende grüne Decke gebreitet war, ſaßen Burgemeiſter und Rath. Zuoberſt Peter Guntz, und zu beiden Seiten neben ihm: Caspar Helmreich, Joachim Lemm, Chriſtoph Thone, Jürgen Lindſtedt, und drei, vier andre noch. Nur Rathsherr Zernitz hatte ſich mit Krankheit entſchuldigen laſſen. An der andern Schmalſeite des Tiſches aber wiegte ſich Gerdt auf ſeinem Stuhl, daſſelbe Actenbündel in Händen, in dem er geſtern geleſen hatte.

Er verfärbte ſich jetzt und ſenkte den Blick, als er ſeine Schweſter eintreten ſah, und aus allem war erſichtlich, daß er eine Begegnung an dieſer Stelle nicht erwartet hatte. Grete ſah es und trat an den Tiſch und ſagte: „Grüß Euch Gott, Peter Guntz. Ihr kenn't mich nicht mehr; aber ich kenn' Euch. Ich bin Grete Minde, Jacob Minde's einzige Tochter.“

Alle ſahen betroffen auf, erſt auf Grete, dann auf Gerdt, und nur der alte Peter Guntz ſelbſt, der ſoviel geſehen und erlebt hatte, daß ihn nichts mehr verwunderſam bedünkte, zeigte keine Betroffenheit und ſagte freundlich: „Ich kenn' Dich wohl. Armes Kind. Was bringſt Du, Grete? Was führt Dich her?“

„Ich komm', um zu klagen wider meinen Bruder Gerdt, der mir mein Erbe weigert. Und deſſen denk' ich, hat er kein Recht. Ich kam in dieſe Stadt, um wieder gut zu machen, was ich gefehlt, und wollte dienen und arbeiten, und bitten und beten. Und das alles um dieſes meines Kindes willen. Aber Gerdt Minde hat mich von ſeiner Schwelle gewieſen; er mißtraut mir; und vielleicht, daß er's darf. Denn ich weiß es wohl, was ich war und was ich bin. Aber wenn ich kein Recht hab' an ſein brüderlich Herz, ſo hab' ich doch ein Recht an mein väterlich Gut. Und dazu, Peter Guntz, und ihr andern Herren vom Rath, ſollt ihr mir willfährig und behülflich ſein.“

Peter Guntz, als Grete geendet, wandte ſich an Gerdt und ſagte: „Ihr habt die Klage gehört, Rathsherr Minde. Iſt es, wie ſie ſagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen."

„Es iſt nicht, wie ſie ſagt", erhob ſich Gerdt von ſeinem Stuhl. „Ihre Mutter war einer armen Frauen Kind, Ihr wiſſet all' wes Landes und Glaubens, und kam ohne Mitgift in unſer Haus."

„Ich weiß."

„Ihr wißt es. Und doch ſoll ich ſprechen, wo mir zu ſchweigen ziemlicher wär'. Aber Euer Anſinnen läſſet mir keine Wahl. Und ſo höret denn. Jacob Minde, mein Vater, ſo klug er war, ſo wenig umſichtig war er. Und ſo zeigte ſich's von Jugend auf. Er hatte keine glückliche Hand in Geſchäften und ging doch gern in's Große, wie die Lübiſchen thun und die Flandriſchen. Aber das trug unſer Haus nicht. Und als ihm zwei Schiffe ſcheiterten, da war er ſelbſt am Scheitern. Und um dieſe Zeit war es, daß er meine Mutter heimführte, von Stendal her, Baldewin Rickhart's einzige Tochter. Und mit ihr kam ein Vermögen in unſer Haus. . ."

„Mit dem Euer Vater wirthſchaftete."

„Aber nicht zu Segen und Vortheil. Und ich habe mich mühen müſſen und muß es noch, um alte Mißwirthſchaft in neue Gutewirthſchaft zu verkehren, und alles was ich mein nenne bis dieſe Stunde, reicht nicht heran an das Eingebrachte von den Stendal'ſchen Rickhart's her."

„Und dies ſagt Ihr an Eides ſtatt, Rathsherr Minde!“

„Ja, Peter Guntz.“

„Dann, ſo ſich nicht Widerſpruch erhebt, weiſ' ich Dich ab mit Deiner Klage. Das iſt Tangermündiſch Recht. Aber eh' ich Dich, Grete Minde, die Du zu Spruch und Beiſtand uns angerufen haſt, aus dieſem unſerem Gericht entlaſſe, frag' ich Dich, Gerdt Minde, ob Du Dein Recht brauchen und behaupten, oder nicht aus chriſtlicher Barmherzigkeit von ihm ablaſſen willſt. Denn ſie, die hier vor Dir ſteht, iſt Deines Vaters Kind und Deine Schweſter.“

„Meines Vaters Kind, Peter Guntz, aber nicht meine Schweſter. Damit iſt es nun vorbei. Sie fuhr hoch, als ſie noch mit uns war; nun fährt ſie niedrig und ſteht vor Euch und mir, und birgt ihr Kind unterm Mantel. Fragt ſie, wo ſie's her hat? Am Wege hat ſie's geboren. Und ich habe nichts gemein mit Weibern, die zwiſchen Heck' und Graben ihr Feuer zünden und ihre Lagerſtatt beziehn. Unglück? Wer's glaubt. Sie hat's gewollt. Kein falſch Erbarmen, liebe Herren. Wie wir uns betten, ſo liegen wir.“

Grete, während ihr Bruder ſprach, hatte das Kind aus ihrem Mantel genommen und es feſt an ſich gepreßt. Jetzt hob ſie's in die Höh', wie zum Zeichen, daß ſie's nicht verheimlichen wolle. Und nun erſt ſchritt ſie dem Ausgange zu. Hier wandte ſie ſich noch einmal und ſagte ruhig und mit tonloſer Stimme:

Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben iſt hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor haſt 'richtet mich,
Alſo wird Gott auch richten Dich —

und verneigte ſich und ging.

Die Rathsherren, deren anfängliche Neugier und Theilnahme raſch hingeſchwunden war, ſahen ihr nach, einige hart und ſpöttiſch, andere gleichgültig.

Nur Peter Guntz war in Sorg' und Unruh' über das Urtel, das er hatte ſprechen müſſen. „Ein unbillig Recht, ein todtes Recht." Und er hob die Sitzung auf und ging ohne Gruß und Verneigung an Gerdt Münde vorüber.

20.

Hier haſtu gerichtet nur kleine Zeit, Dort wirſtu gerichtet in Ewigkeit.

Grete war die Treppe langſam hinabgeſtiegen. Das Markttreiben unten dauerte noch fort, aber ſie ſah es nicht mehr; und als ſie den Platz hinter ſich hatte, richtete ſie ſich auf, wie von einem wirr-phantaſtiſchen Hoheitsgefühl ergriffen. Sie war keine Bettlerin mehr, auch keine Bittende; nein; ihr gehörte dieſe Stadt, ihr. Und ſo ſchritt ſie die Straße hinunter auf das Thor zu.

Aber angeſichts des Thores bog ſie nach links hin in eine Scheunengaſſe und gleich dahinter in einen ſchmalen, grasüberwachſenen Weg ein, der, zwiſchen der Mauer und den Gärten hin, im Zirkel um die Stadt lief. Hier durfte ſie ſicher ſein, Niemandem zu begegnen, und als ſie bei der Minde'ſchen Gartenpforte war, blieb ſie ſtehen. Erinnerungen kamen ihr, Erinnerungen an ihn, der jetzt auf dem Kloſterkirchhof ſchlief, und ihr ſchönes Menſchenantlitz verklärte ſich noch einmal unter flüchtiger Einkehr in alte Zeit und altes Glück. Aber dann ſchwand es wieder, und jener ſtarr-unheimliche Zug war wieder da, der über die Trübungen ihrer Seele keinen Zweifel ließ. Es war ihr mehr auferlegt worden, als ſie tragen konnte, und das Zeichen, von dem die Domina geſprochen, heut hätt' es jeder geſehen. Und nun legte ſie die Hand auf die roſtige Klinke, drückte die Thür auf und zu, und ſah, ihren Vorſtellungen nachhängend, auf die hohen Dächer und Giebel, die von drei Seiten her das geſammte Hof- und Gartenviereck dieſes Stadttheils umſtanden. Einer dieſer Giebel war der Rathhausgiebel, jetzt ſchwarz und glaſig, und hinter dem Giebel ſtand ein dickes Gewölk. Zugleich fühlte ſie, daß eine ſchwere, feuchte Luft zog; Windſtöße fuhren dazwiſchen, und ſie hörte wie das Obſt von den Bäumen fiel. Ueber die Stadt hin aber, von Sanct Stephan her, flogen die Dohlen, unruhig als ob ſie nach einem andren Platze ſuchten und ihn nicht finden könnten. Grete ſah es alles. Und ſie ſog die feuchte Luft ein und ging weiter. Ihr war ſo frei.

Als ſie das zweite Mal ihren Zirkelgang gemacht und wieder das Thor und ſeinen inneren Vorplatz erreicht hatte, verlangte ſie's nach einer kurzen Raſt. Eine von den Scheunen, die mit dem Vorplatz grenzte, dünkte ihr am bequemſten dazu. Das Dach war ſchadhaft und die Lehmfüllung an vielen Stellen aus dem Fachwerk herausgeſchlagen. Und ſie bückte ſich und ſchlüpfte durch eines dieſer Löcher in die Scheune hinein. Dieſe war nur halb angefüllt, zumeiſt mit Stroh und Werg, und wo der Firſt eingedrückt war, hing die Dachung in langen Wiepen herunter. Sie ſetzte ſich in den Werg, als wolle ſie ſchlafen. Aber ſie ſchlief nicht, von Zeit zu Zeit vielmehr erhob ſie ſich, um unter das offene Dach zu treten, wo der Himmel finſter-wolkig und dann wieder in heller Tagesbläue hereinſah. Endlich aber blieb die Helle fort, und ſie wußte nun, daß es wirklich Abend geworden. Und darauf hatte ſie gewartet. Sie bückte ſich und tappte nach ihrem Bündel, das ſie bei Seite gelegt, und als ſie's gefunden und ſich wieder aufgerichtet hatte, gab es in dem Dunkel einen blaſſen, bläulichen Schein, wie wenn ſie einen langen Feuerfaden in ihrer Hand halte. Und nun ließ ſie den

Faden fallen, und kroch, ohne ſich umzuſehen, aus der Fachwerk-Oeffnung wieder in's Freie hinaus.

Wohin? In die Stadt? Dazu war es noch zu früh, und ſo ſuchte ſie nach einem ſchon vorher von ihr bemerkten, aus Ziegel und Feldſtein aufgemauerten Treppenſtück, das von der Innenſeite der Stadtmauer her, in einen alten, längſt abgetragenen Feſtungsthurm hinaufführte. Und jetzt hatte ſie das Treppenſtück gefunden. Es war ſchmal und bröcklich, und einige Stufen fehlten ganz; aber Grete, wie nachtwandelnd, ſtieg die ſonderbare Leiter mit Leichtigkeit hinauf, ſetzte ſich auf die loſen Steine und lehnte ſich an einen Berberitzenſtrauch, der hier oben auf der Mauer aufgewachſen war. So ſaß ſie und wartete; lange; aber es kam keine Ungeduld über ſie. Endlich drängte ſich ein ſchwarzer Qualm aus der Dachöffnung und im nächſten Augenblicke lief es in rothen Funken über den Firſt hin und alles Holz- und Sparrenwerk kniſterte auf, als ob Reiſig von den Flammen gefaßt worden wäre. Dazu wuchs der Wind, und wie aus einem zugigen Schlot heraus, fuhren jetzt die brennenden Wergflocken in die Luft. Einige fielen ſeitwärts auf die Nachbarſcheunen nieder, andre aber trieb der Nordweſter vorwärts auf die Stadt und eh eine Viertelſtunde um war, ſchlug an zwanzig Stellen das Feuer auf und von allen Kirchen her begann das Stürmen der Glocken. „Das iſt Sanct Stephan“, jubelte Grete, und dazwiſchen, in wirrem Wechſel, ſummte ſie Kinderlieder vor ſich hin und rief in ſchrillem Ton und mit erhobener Hand in die Stadt hinein; „Verlaß Dich nicht auf Dein' Gewalt.“ Und dann folgte ſie wieder den Glocken, nah und fern, und mühte ſich den Ton jeder einzelnen herauszuhören. Und wenn ihr Zweifel kamen, ſo ſtritt ſie mit ſich ſelbſt und ſprach zu Gunſten dieſer und jener, und wurde wie heftig in ihrem Streit. Endlich aber ſchwiegen alle, auch Sanct Stephan ſchwieg, und Grete, das Kind aufnehmend, das ſie neben ſich in das Mauergras gelegt hatte, ſagte: „Nun iſt es Zeit.“ Und ſicher, wie ſie die Treppe hinaufgeſtiegen, ſtieg ſie dieſelbe wieder hinab, und nahm ihren Weg, an den brennenden Scheunen entlang, auf die Hauptſtraße zu.

Hunderte, von Furcht um Gut und Leben gequält, rannten an ihr vorüber, aber niemand achtete der Frau, und ſo kam ſie bis an das Minde'ſche Haus und ſtellte ſich demſelben gegenüber, an eben die Stelle, wo ſie geſtern geſtanden hatte.

Gerdt konnte nicht zu Hauſe ſein, alles war dunkel; aber an einem der Fenſter erkannte ſie Trud und neben ihr den Knaben, der, auf einen Stuhl geſtiegen, in gleicher Höhe mit ſeiner Mutter ſtand. Beide wie Schattenbilder und allein. Das war es, was ſie wollte. Sie paſſirte ruhig den Damm, danach die Thür und den langen Flur, und trat zuletzt in die Küche, darin ſie jedes Winkelchen kannte. Hier nahm ſie von dem Brett, auf dem wie früher die Zinn- und Meſſingleuchter ſtanden, einen Blaker und fuhr damit in der Gluth-Aſche des Herdes umher. Und nun tropfte das Licht und brannte hell und groß, viel zu groß, als daß der Zugwind es wieder hätte löſchen können. Und ſo ging ſie den Flur zurück, bis vorn an die Thür und öffnete raſch und wandte ſich auf das Fenſter zu, von dem aus Trud und ihr Kind nach wie vor auf die Straße hinaus ſtarrten. Und jetzt ſtand ſie zwiſchen Beiden. „Um Gottes Barmherzigkeit willen", ſchrie Trud, und ſank bei dem Anblick der in vollem Irrſinn vor ihr Stehenden ohnmächtig in den Stuhl. Und dabei ließ ſie den Knaben los, den ſie bis dahin angſt- und ahnungsvoll an ihrer Hand gehalten hatte. „Komm", ſagte Grete, während ſie das Licht auf die Fenſterbrüſtung ſtellte. Und ſie riß den Knaben mit ſich fort, über Flur und Hof hin, und bis in den Garten hinein. Er ſchrie nicht mehr, er zitterte nur noch. Und nun warf ſie die Gartenthür wieder in's Schloß und eilte, den Knaben an ihrer Hand, ihr eigenes Kind unterm Mantel, an der Stadtmauer entlang auf Sanct Stephan zu. Hier, wie ſie's erwartet, hatte das Stürmen längſt aufgehört, Glöckner und Meßner waren fort, und unbehelligt und unaufgehalten ſtieg ſie vom Unterbau des Thurmes her in den Thurm ſelbſt hinauf: erſt eine Wendeltreppe, danach ein Geflecht von Leitern, das hoch oben in den Glockenſtuhl einmündete. Als die vorderſten Sproſſen kamen, wollte das Kind nicht weiter, aber ſie zwang es und ſchob es vor ſich her. Und nun war ſie ſelber oben und zog die letzte Leiter nach. Um ſie her hingen die großen Glocken, und ſummten leiſe, wenn ſie den Rand derſelben berührte. Und nun trat ſie raſch an die Schalllöcher, die nach der Stadtſeite hin lagen, und ſtieß die hölzernen Läden auf, die ſofort vom Winde gefaßt und an die Wand gepreßt wurden. Ein Feuermeer unten die ganze Stadt; Vernichtung an allen Ecken und Enden, und dazwiſchen ein Rennen und Schreien, und dann wieder die Stille des Todes. Und jetzt fielen einige der vom Winde heraufgewirbelten Feuerflocken auf das Schindeldach ihr zu Häupten nieder, und ſie ſah wie ſich vom Platz aus Aller Blicke nach der Höhe des Thurmes und nach ihr ſelber richteten. Unter denen aber, die hinaufwieſen, war auch Gerdt. Den hatte ſie mit ihrer ganzen Seele geſucht, und jetzt packte ſie ſeinen Knaben und hob ihn auf das Lukengebälk, daß er frei daſtand und im Wiederſcheine des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit geſehen werden konnte. Und Gerdt ſah ihn wirklich und brach in die Knie und ſchrie um Hülfe, und Alles um ihn her vergaß der eigenen Noth und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vorderſten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, ſtürzte die Schindeldecke praſſelnd zuſammen, und das Gebälk zerbrach, an dem die Glocken hingen, und Alles ging niederwärts in die Tiefe.

* * *

Den Tag danach ſaßen Ilſe Schulenburg und die Domina wieder an der Epheuwand ihres Hauſes, und alles war wie ſonſt. Die Fenſter ſtanden auf, und das Feuer brannte drinnen im Kamin, und der Spitzkopf des großen Wolfshundes ſah wieder wartend zu ſeiner Herrin auf. Von jenſeit des Sees aber klang die Glocke, die zu Mittag läutete.

Um dieſe Stunde war es, daß ein Bote vom altmärkiſchen Landeshauptmann, Achaz von der Schulenburg, gemeldet wurde, der, ein Großoheim Ilſens, das Kloſter zu ſchneller Hülfeleiſtung und zu Bethätigung ſeiner frommen und freundnachbarlichen Geſinnungen auffordern ließ. Ilſe ging dem Boten entgegen und gab ihm Antwort und Zuſage. Dann kehrte ſie zu der Domina zurück.

„Was war es?“ fragte dieſe.

„Ein Bote vom Landeshauptmann.“

„Gute Nachricht?“

„Nein, böſe. Tangermünde liegt in Aſche.“

„Und Grete?“

„Mit unter den Trümmern.“

„Armes Kind . . . Iſt heute der dritte Tag . . . Ich wuſſt' es . ."

So ging ihr Geſpräch.

* * *

Am Abend aber gaben die Puppenſpieler den „Sündenfall." Der Saal war gefüllt und der Beifall groß. Niemand achtete des Wechſels, der in Beſetzung der Rollen ſtattgefunden hatte.

Zenobia ſpielte den Engel.

◆◆◆

Im Verlag von **Wilhelm Hertz** (**Beſſerſche Buchhandlung**) in **Berlin** erſchienen nachſtehende Werke von

Theodor Fontane

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
3 Theile. Geheftet 22 *M*, gebunden 25 *M*

- I. Theil: Die Grafſchaft Ruppin. Geh. 8 *M*, geb. 9 *M*
- II. „ Oderland. Geh. 7 *M*, geb. 8 *M*
- III. „ Havelland. Geh. 7 *M*, geb. 8 *M*

Gedichte. Zweite verm. Auflage. Geh. 5 *M* 40 ₰, geb. 6 *M* 60 ₰

Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. 4 Bände. Elegant geh. 18 *M*, elegant gebunden 20 *M*

In eleganten Miniatur-Ausgaben, Ausſtattung ähnlich wie **Fontane, Grete Minde**, erſchienen:

Der Salamander.

Ein Tagebuch in Terzinen
von
Paul Heyſe.
Elegant gebunden ℳ 2,70.

Die Madonna im Oelwald.

Novelle in Verſen
von
Paul Heyſe.
Elegant gebunden ℳ 2,70.

L'Arrabbiata.

Novelle
von
Paul Heyſe.
Elegant gebunden ℳ 2,40.

Deutſche Inſchriften
an
Haus und Geräth.

Zur epigrammatiſchen Volkspoeſie.
Elegant gebunden ℳ 3,60.

Wahl- und Wappenſprüche.

Ein Beitrag zur Spruchpoeſie.
Elegant gebunden ℳ 2,80.

Ellernklipp

Nach einem Harzer Kirchenbuch

Theodor Fontane.

H. 1013. 13

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung).
1881.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

I.

Hilde kommt in des Haidereiters Haus.

In einem der nördlichen Harzthäler, in Nähe der Stelle, wo das Emmethal in das flache Vorland ausmündet, lagen in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Dorf und Schloß Emmerode; jenſeits des Dorfes aber, einige hundert Schritte weiter thalaufwärts, wurd ein einzelnſtehendes, hart in die Bergwand eingebautes Haus ſichtbar, das in ſeiner Front ein paar Steinſtufen und eine Vorlaube von wildem Wein und über der Thür ein Hirſchgeweih zeigte. Hier wohnte Baltzer Bocholt, ein Weſtfälinger, der in jungen Jahren in Kur-Trier als Soldat gedient hatte, ſpäterhin aber nach Emmerode gekommen und um ſeiner guten Führung willen erſt ein gräflicher Haidereiter und einige Jahre ſpäter, durch Heirath mit des alten Erbſchulzen Aleſwant einziger Tochter, ein über ſeinen Stand hinaus vermöglicher Mann geworden war. Er hatte nun Haus und Hof und

Amt und Frau, dazu den Reſpect in Dorf und Schloß, und ging ſtolz und aufrecht einher und freute ſich ſeines Glückes, bis er nach einer elfjährigen friedfertigen Ehe zum erſten Male den Unbeſtand alles Irdiſchen an ſich ſelbſt erfahren mußte. Die Frau ſtarb ihm plötzlich und ruhte jetzt — ſeit zwei Monaten erſt — an der Berglehne drüben, die, dreifach abgeſtuft, auf ihrer unterſten Stufe den von Mauer und Stechpalmen umfaßten Kirchhof, auf ihrer mittleren die kleine Capellenkirche zum Heiligen Geiſt und auf ihrer höchſten das zacken- und giebelreiche Schloß der alten Grafen von Emmerode trug.

Es war im September und der Haidereiter eben von Ilſeburg zurück, wohin er ſich, um ein eiſernes Gitter für das Grab ſeiner Frau zu beſtellen, in aller Frühe ſchon begeben hatte, als er Paſtor Sörgel's alte Doris über die Straße kommen und gleich darauf in den Flur ſeines Hauſes eintreten ſah.

„Nun, Doris, was giebt's?“

„'nen Brief vom Herrn Paſtor.“

Und der Haidereiter, der noch in ſeinem Staatsrock war und eben erſt Miene machte, den Hirſchfänger abzulegen, nahm ihr den Brief ab und las ihn, nachdem er ſich mit einem Anfluge von Wichtigkeit ans Fenſter geſtellt hatte. „Die Muthe Rochuſſen iſt dieſe Nacht geſtorben, und ihr Kind iſt bei mir. Ich wünſche mit Euch vertraulich darüber zu ſprechen und ſehe demnächſt Eurem Beſuch entgegen.“

Baltzer Bocholt klappte das Papier wieder zuſammen und ließ mit ſeinem „ergebenſten Empfehl“ zurückſagen, daß er ſich gleich die Ehre geben und vor Seiner Ehrwürden erſcheinen würde, bei welchem Titel, als ob ihr derſelbe mit gegolten hätte, Doris einen Dankesknix vor dem Haidereiter machte. Dieſer aber ſah ihr nach und beobachtete von ſeinem Fenſter aus, wie ſie, ſtatt über den Brückenſteg, über die ſechs Steine ging, die durch den Bach gelegt waren, und eine Minute ſpäter in dem Vorgarten der halb ſchon unter den Kirchhofsbäumen verſteckten Pfarre verſchwand.

Inzwiſchen hatte des Haidereiters Magd oder, um ihr ihre volle Ehre zu geben, die ſtattliche Perſon von über dreißig, die ſeit dem Tode der Frau dem Hausweſen vorſtand, ein Frühſtück aufgetragen. Aber Baltzer Bocholt ſetzte ſich nicht, weil ihn der Brief doch unruhig oder neugierig gemacht hatte, und keine halbe Stunde, ſo ging er auf die Pfarre zu, ſtrich gewohnheitsmäßig über das große runde Kratzeiſen hin, trotzdem ſeine Sohlen ſo ſauber und trocken waren wie der Weg, den er gekommen, und trat in den Flur.

Und gleich darauf auch in die Studirſtube des Paſtors Sörgel.

Er war oft in dieſer Stube geweſen, und der Friede, der darin weilte, hatte mehr als einmal zu ſeinem Herzen geſprochen. Aber doch nie ſo wie heute. Die Wanduhr ging, und die dicke Schwanenfeder kritzelte hörbar über das Papier; in die Nähe des

Fenſters aber war ein Schemelchen gerückt, auf dem ein Kind ſaß, das in einer großen Bilderbibel blätterte.

Der Alte legte die Feder nieder, reichte dem Haidereiter die Hand und ſagte zu dem Kinde: „Hilde, du kannſt nun in den Garten gehen und dir pflücken, was du willſt. Und kannſt auch die Bibel mitnehmen. Aber ſei vorſichtig und mache keinen Fleck.“

Das Kind that, wie ihm geheißen, und nur die Bibel ließ es zurück. Nicht aus Trotz, wohl aber aus Reſpect.

„Lieber Bocholt,“ nahm der Geiſtliche das Wort, als Hilde gegangen war, „ich hab' Euch rufen laſſen. Ihr wißt, was es mit der Muthe war, aber ich denke, wir geben ihr ein gutes und ordentliches Begräbniß und fragen nicht erſt lange.“

Baltzer nickte zuſtimmend.

„Aber,“ ſo fuhr der Alte fort, „da haben wir nun die Hilde. Wohin mit ihr? Ihr kennt die Gräfin und wißt, wie's drüben ſteht, oder ſagen wir, wie's im Herzen der Gnädigen ausſieht; ihr Stolz wird größer ſein als ihr Mitleid, und ſie wird ihre Hand abziehen und ſichs zurechtlegen in ihrem Gewiſſen. Denn es giebt immer Gründe für das, was wir wünſchen ... Aber Ihr, Baltzer Bocholt, Ihr wäret der Mann. Ihr könntet's! Und es wär' ein chriſtlich Werk.“

„Es fehlt die Frau, Herr Paſtor. Eben komm' ich von Ilſeburg und habe das Gitter beſtellt.“

„Es fehlt die Frau. Wohl. Aber ſie wird Euch nicht immer fehlen. Ihr ſeid noch rüſtig und werdet drüber hinkommen; und das weiß ich, es ſind ihrer viele . . .“

„Glaub's nicht, Ehrwürden.“

„Und wenn nicht, ſo ſeid Ihr der Mann, der mit einem Blick beſſer erzieht als drei Frauen... Aber ſeht nur,“ und er wies auf das Kind, das draußen zwiſchen den ſchon hoch in Samen geſchoſſenen Spargelbeeten ſtand und dem Spiel zweier Schmetterlinge mit den Augen folgte.

Der Haidereiter freute ſich erſichtlich des Anblicks und ſagte nach einer Weile: „Gut. Ich will es bedenken.“

„Und was Ihr beſchließt, das ſoll mir gelten; denn ich kenn' Euch und weiß, es wird das Rechte ſein. — Aber nun kommt, daß wir nach der Muthe ſehen.“

Und er klatſchte zweimal in die Hand und rief dem Kinde vom Fenſter aus zu: „Wir wollen gehen, Hilde! Nimm dein Tuch!“

Und gleich danach ſchritten alle Drei quer über das Thal auf einen langen und ziemlich hohen Heckenzaun zu, der, neben dem Gehöfte des Haidereiters anſteigend, erſt auf den Wieſen- und Weidegrund der „Sieben Morgen“ und dann immer höher hinauf auf eine weitgeſtreckte, mit Ginſter und Haidekraut beſtandene Hochfläche führte, die „Kunerts-Kamp“ hieß und nach hinten zu mit einem anſcheinend endloſen Tannenwalde ſchloß. An dem Punkte aber, wo Kamp und Wald ſich in einander ſchoben und ein Eck bildeten, ſtand das kleine weißgetünchte Haus der Muthe Rochuſſen, einer armen Holzſchlägerswittwe.

Hilde war eine gute Strecke zurückgeblieben, um Gräſer und Blumen zu pflücken, und erſt als Sörgel und der Haidereiter bis dicht an den Zaun heran waren, der das weiße Häuschen von drei Seiten her einfaßte, beeilte ſie ſich, wieder in die Nähe Beider zu kommen. Und nun ſchob ſie, die kleine Hand durch das Gitter zwängend, einen Holzriegel von innen her zurück und lief über den Hof hin auf die mit Tannenzweigen beſtreute, zugleich als Küche dienende Diele, daran die beiden einzigen Stuben des Hauſes gelegen waren. Und nun öffnete ſie die vorderſte derſelben und trat zurück, um die beiden Männer eintreten zu laſſen.

Dieſe blieben jedoch, einen Augenblick wenigſtens, wie betroffen ſtehen, denn was ſie ſahen, war mehr ein Begräbniß- als ein Sterbezimmer. Alles Unſchöne war wie vorweg aus dem Wege geräumt. Unter einer aus bunten Zeugſtücken ſauber zuſammengeſteppten Decke lag die Todte, das dunkle Haar geſcheitelt und eine Kette von Bernſteinkugeln um den Hals, daran ein flammendes Herz hing. Ihre Linke hielt die geſteppte Decke feſt und ließ für Jeden, der eintrat, gleich auf den erſten Blick einen Schlangenring am vierten Finger erkennen. Es war erſichtlich, daß ſie das Herannahen ihrer letzten Stunde gefühlt und das eitle Verlangen gehabt hatte, nach ihrem Tode noch eine Verwunderung und das Gerede der Leute zu wecken. Und ſo hatte ſie denn das Haus beſtellt, ſich gekleidet und geſchmückt und ſich dann niedergelegt und war geſtorben. Und ohne Kampf ſchien ſie hinübergegangen zu ſein, denn ſo herb ihre Züge waren, aus jedem ſprach es doch wie das Glück einer endlichen Erlöſung.

Und nun war auch Hilde herangetreten und hatte die Blumen, die ſie draußen auf der Haide gepflückt, über die Mutter ausgeſtreut. Und ſie kniete nieder und küßte die herabhängende Hand. Aber ſie weinte nicht und gab kein Zeichen tiefen Schmerzes. Es war vielmehr, als wiſſe ſie nichts Deutliches von Tod und Sterben, und als beide Männer immer noch ſchwiegen, erhob ſie ſich und ging auf den Platz hinaus, wo der Brunnen ſtand und ein paar Leinenſtücke zum Bleichen ausgeſpannt lagen.

Es war ſtickig in dem Zimmer, und Sörgel, den es von Anfang an nach friſcher Luft verlangt hatte, trat ans Fenſter, um zu öffnen. Und dabei wurd er auf dem Fenſterbrett und faſt zu Häupten der Todten eines zierlichen und mit Silber eingelegten Ebenholzkäſtchens anſichtig, das an dieſer ärmlichen Stelle beinahe mehr noch überraſchen mußte als der Schmuck, den die Holzſchlägerswittwe trug. In dem Käſtchen aber lag Alles, was dieſe hinterließ: ein

Goldgulden, ein Species, ein paar kleinere Münzen und daneben zwei ſilberne Trauringe, die ſie bei Lebzeiten getragen, aber in ihrer Sterbeſtunde von ſich gethan hatte.

„Das iſt ihr Trauring", ſagte Sörgel und legte den kleineren auf ſeine flache Hand. „Und das hier iſt der von dem Rochuſſen. Und ſind nun elf Jahre, daß ſie mit ihm unten vorm Altar ſtand. Ihr wißt ja, wie's kam und was es war; und ſollte was zugedeckt werden. Aber ſie hat nicht mit den beiden Ringen wie mit einer Lüge vor ihren Gott hintreten wollen, und iſt mir, als ob's eine Beichte wär' und ein Bekenntniß. Und nur hoffährtig iſt ſie geblieben bis an ihr Ende. Denn ſeht nur, von dem Schlangenringe hat ſie nicht laſſen wollen, den trägt ſie noch, auf daß Jeder ihn ſehe. Ja, Haidereiter, irr und verworren ſind unſeres Herzens Wege."

Der ſchwieg und ſah vor ſich hin. Sörgel aber fuhr fort:

„Und auch das hier — und er wies auf die Münzen — erzählt mir nur, was ich ſchon weiß. Sie hat nie gedarbt, arm, wie ſie war. Es geſchah eben, was geſchehen mußte, ſo lange noch wer da war, der den Finger aufheben und ſagen konnte: So und nicht anders. Aber das iſt nun vorbei ſeit heute Nacht, und die Gnädigſte drüben wird ſich nicht aus freien Stücken zu dem Enkelkinde bekennen wollen. Es war ihr immer ein Stachel im Fleiſch. Und ſo haben wir von Stund' an eine Waiſe mehr in der Gemeinde."

„Nicht doch," ſagte Baltzer. „Ich nehme das Kind, und es ſoll mit meinem Martin zuſammengehen. Ja, Paſtor, ich will ein Geſpann haben, damit fährt ſich's beſſer, und iſt dem Jungen gut. Und lieben wird er ſie ſchon, denn 's iſt ein feines Kind und hat die langen Wimpern und das helle Rothhaar — dasſelbe, das die drüben haben. Und wer den Todten Blumen ſtreut, der ſtreut ſie, denk' ich, auch wohl den Lebenden."

„Ich hoff' es," antwortete Sörgel.

Und danach riefen ſie Hilden und ſagten ihr, daß ſie nun Abſchied nehmen müſſe. Die war denn auch bereit und ſtutzte nicht, und nur auf der Schwelle wandte ſie ſich noch einmal und lief zurück, um der Todten die Hand zu ſtreicheln. Und nun erſt folgte ſie den beiden Männern und trat auch ihrerſeits und ohne Zeichen tieferer Bewegung ins Freie.

Der Paſtor gedachte ſeinen Weg wieder über Kunerts-Kamp und die Sieben-Morgen zu nehmen, genau ſo, wie ſie gekommen waren; als ihn aber der Haidereiter bedeutet hatte, es ſei näher über Diegel's Mühle, ſchlenderten ſie gemeinſchaftlich an einer tiefen Grenzfurche hin, die von dem kleinen weißen Haus aus bis an den Abfall des Berges führte. Hilde ging vor ihnen her und ſtemmte, wie ſie zu thun liebte, den rechten Arm in die Seite. Das gab ihr einen geraden Gang und machte, daß ſie größer ausſah, als ſie war. Die beiden Männer aber folgten ihr mit den Augen, und Baltzer ſagte lächelnd: „Ich werde ſie zu hüten haben.“

Eine kurze Strecke noch und die Grenzfurche bog nach links hin um eine kahle Felswand herum, in deren Front ſie ſich als mannsbreite Straße fortſetzte. Die Felswand ſelbſt aber hieß Ellernklipp. Ein mittelhoher Brombeerbuſch wuchs hier als einzige Schutzlehne hart am Abgrund hin, und der alte Sörgel, indem er ſich an dem Gezweige feſthielt, ſah in freudiger Bewegung in das Landſchaftsbild hinein, das ihm heut, unter dem Einfluß einer beſonderen Beleuchtung, als etwas Neues und Niegeſehenes erſchien. In den Fenſtern des Schloſſes ſtand die Vormittagsſonne, weiter unten blinkte der Wetterhahn auf der Schindelſpitze des Thurmes, und von rechts her, unter Erlen halb verborgen, flimmerte das Schieferdach von Diegel's Mühle herauf.

„Ich muß nun da hinein,“ ſagte der Haidereiter und zeigte halb rückwärts auf den Wald. „Und dies iſt der Weg, der nach der Mühle führt. Ehrwürden ſehen den Haſelbuſch, und wenn Sie den haben, ſchlängelt ſich's allmälig bergab. Aber immer rechts. Nach links hin geht's in den Elsbruch und iſt ſteil und abſchüſſig, und wer fehl tritt, iſt kein Halten mehr. Und du, Hilde, gehſt vorauf und ſuchſt Ehrwürden die beſten Stellen.“

Und ſie ging vorauf und wartete nur dann und wann, bis der Alte, den ſie führen ſollte, wieder heran war. In dieſem aber klang es nach, was der Haidereiter in der Muthe Haus oben geſprochen hatte: „Wer den Todten Blumen ſtreut, der ſtreut ſie, denk' ich, auch wohl den Lebenden." Und er wiederholte ſich jedes Wort. „Aber ich fürchte," fuhr er in leiſem Selbſtgeſpräche fort, „ſie kennt nicht gut und nicht bös, und darum hab' ich ſie zu dem Baltzer Bocholt gegeben. Der hat die Zucht und die Strenge, die das Träumen und das Herumfahren austreibt. Und wenn ſie Gutes ſieht, ſo wird ſie Gutes thun."

2.

Hilde ſpielt.

Hilde blieb in der Pfarre bis zum Begräbniß ihrer Mutter, am dritten Tag in aller Frühe. Man läutete nicht, und nur einige Neugierige waren gekommen, darunter auch Dienſtleute vom Schloß. Und als nun der alte Sörgel das Gebet geſprochen und der Todten eine Hand voll Erde nachgeworfen hatte, nahm Baltzer Bocholt das Kind an der Hand, um es in ſeine neue Heimſtätte hinüberzuführen. Auf dem Flur, in der Nähe der ſchmalen Treppe, ſtanden alle Zugehörige des Hauſes, und Baltzer, als er ſie ſtehen ſah, ſagte: „Das iſt gut, daß ihr da ſeid. Sieh, Hilde, dies iſt unſere Griſſel. Mit der wirſt du nun zuſammenleben und mußt ihr gehorchen in allen Stücken, als ob ich's ſelber wär'. Und dies iſt Jooſt, unſer Knecht, der meint es gut. Nicht wahr, Jooſt? Und laß dich nur aufs Pferd von ihm ſetzen, aber immer nur, wenn er Zeit hat, und darfſt ihn nicht ſtören bei ſeiner Arbeit. Und dies iſt unſer Martin; der ſoll nun dein Bruder ſein, und ihr ſollt euch lieb haben. Wollt ihr? Willſt du, Hilde?“

Dieſe nickte, während Martin ſchwieg und verlegen vor ſich niederſah. Baltzer aber hatte deſſen nicht Acht und fuhr fort: „Und nun gebt euch die Hand. So. Und jetzt einen Kuß. Und nun, Griſſel, führ' unſer neues Kind in ſeine Stube hinauf und zeig' ihm, wo es wohnt. Und zu Mittag ſehen wir uns wieder. Punkt zwölf, auf die Minute. Hörſt du! Denn ich bin ein alter Soldat und liebe Pünktlichkeit. Und nun Gott befohlen!“

Danach wandt er ſich und ging aus dem Flur in die Vorlaube, während Martin in den Hof lief und Griſſel und Hilde treppauf ſtiegen. Oben waren zwei Giebelſtuben, in deren einer Griſſel bis dahin allein gewohnt hatte. Die ſollte ſie jetzt mit Hilde theilen. Es war ein großer, weißgetünchter Raum, in dem aber ſo Vielerlei ſtand, daß er wenigſtens nicht kahl und kalt wirkte. Die Truhen und Schränke waren bunt geſtrichen, und in der Nähe des Fenſters hing eine Wanduhr, auf deren Zifferblatt ein goldgelber Hahn krähte. Der Pendel ging, ein paar große Fliegen ſummten und Griſſel ſagte: „Sieh, Hilde, hier müſſen wir uns nun vertragen. Werden wir? Ich denke doch. Du ſiehſt mir danach aus, als ob Jeder mit dir leben könnt' und wärſt ein gutes Kind und hätteſt keinen Eigenwillen. Und das iſt immer das Beſte, keinen eigenen Willen haben. Ich meine ſo für gewöhnlich, denn Mancher hat einen und muß einen haben. . . Und dies hier iſt deine Seite, dein Bett und dein Stuhl, und dieſer Rechen iſt für dich. Und es darf nichts umherliegen. Die Fenſter aber müſſen offen ſein, denn es lebt ſich beſſer in friſcher Luft, und ich weiß nicht, wer ſie wieder zugemacht hat. Gewiß unſer Jooſt; der denkt immer: je ſtickiger, je beſſer, und will Alles warm haben wie ſeinen Pferdeſtall."

Und während ſie ſo ſprach, hatte ſie das Fenſter aufgemacht und eingekettet und winkte Hilden, an dem anderen Fenſter ein Gleiches zu thun. Und Hilde that es, und ein Ausdruck von Glück überflog ihre Züge, ſo ſehr gefiel ihr, was ſie ſah. Unmittelbar unter ihrem Fenſter lag der Wirthſchaftshof, auf dem die Tauben von einem Dachfirſt zum anderen flogen; abwärts am Bach hin, in Entfernung weniger hundert Schritte, ſtieg der Rauch aus den Dächern des Dorfes, und immer weiter zu Thale dehnte ſich das weite, flache Vorland aus und blinkte ſonnenbeſchienen in allen Herbſtesfarben.

In all' das ſah Hilde hinein und ſagte, während ſie lang und tief aufathmete: „Hier will ich immer ſtehen. . . Ah! . . Es iſt ſo weit hier."

„Ei nun," lachte Griſſel, „das iſt gut, daß es dir gefällt. Aber du kannſt hier nicht immer ſtehen. Ein junges Ding wie du, das iſt nicht dazu da, bloß in die Welt zu gucken und zu warten, bis das Glück kommt oder der Bräutigam, was eigentlich ein und dasſelbe iſt. So wenigſtens glauben ſie. Nein, mein Hildechen, ein junges Ding muß arbeiten; denn bei der Arbeit vergehen einem die dummen Gedanken, und der Böſe kann nicht herein, der immer vor der Thür ſteht. . . Und nun komm und laß uns in die Küche gehen, daß wir ein Feuer machen und ihm ein Frühſtück bringen."

„Muß ich es ihm bringen?"

„Ja. Da wird er ſich freuen. Denn er hat dich gern und du gefällſt ihm. Oder fürchteſt du dich vor ihm?"

Sie ſchwieg und ſah vor ſich hin. Griſſel aber fuhr fort: ‚Er lacht nicht viel und ſieht aus, als ob er bloß brummen und beißen könnt'. Aber er iſt nicht ſo ſchlimm und hat es eigentlich gern, wenn Andere lachen. Lache nur und erzähl' ihm viel und ſei zuthulich, und du wirſt ſehen, er läßt ſich um den Finger wickeln. Und ſo ſind alle Mannsleut', und die, die ſo ſauertöpfiſch ausſehen, juſt am meiſten. Aber das verſtehſt du noch nicht. Oder verſtehſt du's? Höre, Hilde, du ſiehſt mir aus, als verſtändeſt du's."

Und dabei lachte Griſſel wieder, nahm ſie bei der Hand und führte ſie treppab in die Küche.

Hilde fand ſich ſchnell in Allem zurecht, und den dritten Tag, als Griſſel eben den Tiſch deckte, ſagte der Haidereiter, indem er ſich auf ſeinem Stuhle herumdrehte: „Nun, wie geht es: Ich meine mit der Hilde?“

„Wie ſoll es gehen! Gut geht es. Es iſt ein liebes Kind, ſtill und gehorſam.“

„Das freut mich,“ ſagte Baltzer, „daß ihr euch vertragt. Aber ich wußt' es. Sie hat ſo was Feines, und iſt Alles anders. Meinſt du nicht auch?“

„I freilich, mein' ich. Die Muthe war ja eine feine Perſon und eigentlich über ihren Stand. Und was ihr Mann war, ich meine den Jörge Rochuſſen — denn er ſoll ja doch wirklich ihr Mann geweſen ſein, und ſie reden ja von zwei Trauringen, die der alte Sörgel oben in einer Schachtel gefunden und mit in die Sacriſtei genommen hat — nu, der Jörge, der war ja kohlſchwarz und eigentlich noch ſchwärzer als die Muthe, bloß nicht ſo kraus. Und davon, denk' ich, hat unſer Hildechen das rothe Haar und iſt ſo was Feines.“

„Höre, Griſſel,“ entgegnete der Haidereiter, „ich kenne dich und weiß, wo das hinaus ſoll. Aber ich ſage dir, ich will davon nicht hören. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es muß nun todt ſein, ſo todt wie die Muthe. Die hat Alles mit ins Grab genommen, ich meine die Geſchichte von drüben, und das Kind iſt jetzt ehrlicher Leute Kind, unſer Kind, und du wirſt den Mund halten. Ich weiß auch, du kannſt es, wenn du willſt. Denn du biſt eine kluge Perſon, eine rechte Schulmeiſters- und Küſterstochter, und hörſt das Gras wachſen, gerade ſo wie der alte Melcher Harms oben, den du nicht leiden kannſt. Und warum nicht? danach frag' ich nicht, das iſt deine Sach'. Aber meine Sach' iſt, daß ich kein Gerede haben will, und ſoll Alles ſauber und rein ſein in meinem Haus. Und was geweſen iſt, iſt geweſen. Und dabei bleibt's. Hörſt du?“

Griſſel, während Baltzer ſo ſprach, hatte das Tiſchtuch immer wieder und wieder geglättet, trotzdem es längſt glatt lag, und ſagte nur: „Es iſt gut, ſie ſoll nichts hören davon, und im Dorfe redet ſich's todt. Aber ihr eigen Blut wird es ihr ſagen. Und ich merke ſchon ſo was.“

„Unſinn.“

„Ihr müßt ihr bloß nach den Augen ſehen, Baltzer, und wie ſie ſo zufallen am hellen lichten Tag. Und iſt immer müd' und thut nichts; aber mit eins richtet ſie ſich auf und ſteht kerzengrad' und iſt, als ob ihr die Guckerchen aus dem Kopf wollten. Und dann iſt es wieder vorbei. Ja, Baltzer, es wird nichts Leichtes ſein mit dem Kind.“

„Und was meinſt du, was geſchehen ſoll?“

„Allerlei, mein' ich. Ich meine, ſie muß in die Schul' und an die Arbeit. Es iſt ja zum Gotterbarmen mit ihr, und kann nichts und weiß nichts, und iſt wild aufgewachſen und will immer hinaus. Und wenn ſie nicht hinaus will, ſo will ſie ſchlafen."

„Ich habe ſelber ſchon an Schule gedacht," antwortete der Haidereiter. „Aber der alte Sörgel will es nicht und meint, es ſei noch zu früh, und hat erſt von Oſtern geſprochen. Und weil ich ja geſagt habe, ſo muß es bleiben."

Und es blieb ſo.

* * *

Ein milder Herbſt war, ſtille warme Tage bis tief in den October hinein, und das Vieh, das ſonſt früh in den Stall kam, wurde immer noch an des Haidereiters Hauſe vorübergetrieben, um oben auf den „Sieben-Morgen" ſeine Weide zu finden. Die Kühe hatten ein geſtimmtes Geläut, und Hilde, wenn ſie das Läuten von ferne hörte, lief ihnen entgegen und ſetzte ſich auf den Bankſtein in der offenen Vorlaube. Der melancholiſche Ton der Glocken durchzitterte ſie mit einer Sehnſucht weit hinaus, aber dieſe Sehnſucht in die Weite war ihr Glück. Und zuletzt kam der alte Melcher Harms, den ſie ſchon von früher her kannte, wo ſie noch oben auf Kunerts-Kamp zu Hauſe war. Er trug einen langen Leinenrock mit vielen Knöpfen, wie die Hirten zu tragen pflegen, und immer, wenn er ſeinen dreikrämpigen Hut abnahm, ſah man einen großen braunen Kamm, der ſein ſpärliches aber langes Haar nach hinten zu zuſammenhielt.

Und um dieſes Kammes willen war es, daß er bei den Dorfleuten etwas ſpöttiſch der Kamm-Melcher hieß. Aber Hilde hing an ihm, und allabendlich, wenn er heimkehrte, brachte er ihr einen Strauß mit, den er aus Haidekraut und ein paar verſpäteten Erdbeeren zuſammengebunden hatte. Dann nahm ſie ſeine Hand und that Fragen über Fragen, und erſt wenn ſie mitten im Dorf und die meiſten Kühe längſt im Stalle waren, entſann ſie ſich und ſchlenderte die Kreuz und Quer und von einem Ufer aufs andre bis an ihr Haus und die von wildem Wein überwachſene Vorlaube zurück. Da traf ſie ſich mit Martin, der ihr in Allem zu Willen war, ohne daß ſie ſelber einen rechten Willen gehabt hätte. Aber er errieth ihre Gedanken und handelte danach.

Und ſo wußt er denn auch bald, daß ſie nichts Lieberes that, als Boot und Flotte ſpielen, und in ſeinen freien Stunden ſaß er ſeitdem in der Geſchirr- und Hobelkammer, ſchnitt Schiffchen aus Holz- und Rindeſtücken und gab ihnen einen Maſt mit einem weißen Segel daran. Und dann ſetzten ſie die Schiffchen ein und ſahen ihnen nach. Die meiſten kenterten gleich und wurden ans Ufer geworfen, aber zwei hielten ſich bis weit hinaus, und ſie konnten ſie nicht bloß verfolgen, ſondern auch deutlich erkennen, wie ſie gerad auf den Sonnenball zufuhren, der zwiſchen dem niederhängenden Gezweige ſtand und die ſchäumenden Wellen vergoldete. „Sieh,“ ſagte Martin,

„das ſind wir; ich hab' unſere Namen drangeſteckt, und die ſcheitern nicht. Und wenn du's nicht glaubſt, ſo komm nur, wir wollen ſehen, ob ich nicht Recht habe." Und ſie liefen abwärts, um die gekenterten Schiffchen wieder aufzuſuchen und danach feſtzuſtellen, welche zwei noch flott waren; aber ſchon das zweite, das zwiſchen den Steinen lag, war der „Martin". Er nahm es und erſchrak. „Ach, Hilde, dann iſt es ein anderes Schiff, das mit dir fährt." Und eine Thräne ſtand in ſeinem Auge.

Hilde gab keine Antwort und ſah immer nur den beiden Segeln nach, die noch im Abendlichte glänzten, bis endlich das Licht und die Segel verſchwunden waren.

Unter ſolchem Spielen verging der Herbſt, und es war faſt, als ob der Wetterumſchlag nicht kommen wollte. Aber zuletzt kam er doch. Eines Abends hatten ſich Griſſel und Hilde niedergelegt und kurz vorm Einſchlafen beſchloſſen, am nächſten Tage die Winteräpfel von den Bäumen zu ſchütteln, da kam ihnen der Sturm zuvor, und noch ehe Mitternacht heran war, wachte Griſſel auf und ſah zu Hilde hinüber, ob ſie noch ſchliefe. Aber ſie ſaß ſchon auf, mit gefalteten Händen, und ſah in den Vollmond, der hell hereinſchien und die ganze Stube mit ſeinem weißen unheimlichen Lichte füllte. Dabei lief der Sturm, der ſein Heulen aufgegeben hatte, pfeifenden Tones und immer raſcher um das Haus her und zwängte ſich durch alle Ritzen. Und mit einem Male ward es ſtill. „Iſt es vorüber?“ fragte Hilde von ihrem Bett her. Aber ehe Griſſel noch antworten konnte, gab es ein Donnern in den Lüften, und Alles dröhnte und ſchütterte, und Griſſel, die ſonſt Muth hatte, rief mit ängſtlicher Stimme: „Duck di, Hilde. Dat is he.“ Und Hilde duckte ſich und wollte ſich unter die Kiſſen verſtecken, aber ſie konnte es nicht und ſprang auf und ſetzte ſich auf Griſſel's Bett und ſagte: „Was machen wir?“ — „Wir beten.“ — „Ich kann nicht.“ — „Dann ſprich es nach.“ Und Griſſel betete:

„Steh uns bei, Herr Jeſus Chriſt,
Wider Teufels Macht und Liſt;
Dein iſt die Kraft und Herrlichkeit
In Ewigkeit. Amen.“

Und „Amen“ zitterte Hilden's Stimme nach.

Als ſich am andern Morgen der Sturm gelegt hatte, kam die Regenzeit. Die dauerte zwei volle Wochen, und es klatſchte Tag und Nacht an die Fenſter, und die letzten Blätter fielen von den Bäumen und trieben in hundert kleinen Rinnen dem von dem losgewaſchenen Erdreich immer trüber werdenden Bache zu. Hilde ſtand an dem Giebelfenſter oben und fror. Und zuletzt warf ſie ſich aufs Bett, wickelte ſich ein und legte die Füße auf den Binſenſtuhl. Aber wenn ſie dann Griſſel auf der Treppe hörte, ſprang ſie raſch wieder auf, machte Bett und Decke wieder glatt, trat ans Fenſter und ſah in den Hof hinunter, wo die Hühner unterm Schuppendach ſaßen und Tiras ſeinen Kopf immer nur ſo weit vorſtreckte, wie der Dachvorſprung ſeiner Hütte reichte. Und dann fragte Griſſel: „Was machſt du, Hilde?“

„Ich friere.“

„Dann komm an den Herd.“

Und darauf wartete Hilde bloß und ging treppab und kauerte ſich unter den Herdbogen, wo das kleingemachte Holz lag, und wenn ſie da warm geworden, kroch ſie wieder heraus und ſetzte ſich auf den Hauklotz. Da hockte ſie ſtundenlang und ſah in das Feuer, in das von oben her aus dem Rauchfang einzelne Tropfen ziſchend niederfielen, und hörte, wie die Katze ſpann und wie die Sperlinge, die ſich naß und hungrig auf das Fenſterbrett geflüchtet hatten, ängſtlich und traurig zirpten und zwitſcherten. Dann jammerte ſie der Creatur, und ſie ſtand auf und öffnete das Fenſter und ſtreute Krumen. Und wenn einige zudringlich in die Küche hineinhuſchten, dann hielt ſie die Katze feſt, bis alle wieder über den Flur oder durch den Rauchfang hinaus ins Freie waren.

Das ging ſo wochenlang, bis eines Morgens der Regen fort war und die Sonne hell ins Fenſter blinkte. Denn über Nacht war Winter geworden. Und wie das Wetter, ſo hatte ſich auch die Hilde vertauſcht und war froh und friſch und aller Müdigkeit los und ledig. Und Martin ſagte: „Komm, ich geh' auf die Sieben-Morgen.“ Und nicht lange, ſo ſtiegen ſie den

Heckenzaun entlang auf ein Tümpelchen zu, das in der Sommerzeit eine Tränke für das Vieh war. Und weil es tief eingebettet und geſchützt vor dem Winde lag, war ſein Eis glatt, und Martin ſagte: „Nun hucke dich und faſſe meinen Rock." Und im nächſten Augenblicke fuhr er über die Spiegelfläche hin, und ſie glitt ihm nach und konnt es nicht müde werden, bis ihr zuletzt die klammen Finger verſagten. Aber noch auf dem Heimwege verſuchte ſie's immer wieder, und als Griſſel ihrer anſichtig wurde, wie ſie ſo friſch und rothbäckig war, rief ſie verwundert einmal über das andere: „Kind, Hilde, du biſt es ja gar nicht mehr!"

Und wieder eine Woche ſpäter, da trübte ſich der Himmel, ohne daß der Froſt erheblich gewichen wäre; und als Hilde den dritten Tag aufſah und wie gewöhnlich das Fenſter öffnete, ſiehe, da flog ſchon ein Schneeball über ſie weg und gleich darauf ein zweiter, und Martin rief hinauf: „Aber nun raſch; ich will dich Schlitten fahren." Und wirklich, ehe noch die Griſſel ein Nein oder Ja ſagen konnte, war ſchon die Schleife mit den vier Speichen heraus, und Hilde ſaß in dem Korbe, einen Häckſelſack unter den Füßen und einen Pferdefries über die Kniee; Martin und Jooſt aber ſpannten ſich vor, der eine rechts, der andere links, und im ſelben Augenblicke ging es vom Hof her in den Fahrweg hinunter und am Hauſe vorbei, ſo laut und ſo froh, daß Baltzer von ſeinem Tiſch aufſah und zur Griſſel ſagte: „Wie die Hilde luſtig ſein kann. Und du ſagſt immer, ſie ſei bloß müd' und matt und recke ſich und ſtrecke ſich. Da ſieh nur, wie das jubelt und lacht!"

„Ja," ſagte Griſſel, „das iſt, ſeit wir den Winter haben; und hat ordentlich rothe Backen und iſt wie vertauſcht. Und unſ' Martin auch, und immer hinterher, und Hildechen hier und Hildechen da. Ja, die Hilde! Sie weiß es nicht anders mehr und hat es mein Seel' vergeſſen, wo ſie herkommt und was es eigentlich mit ihr iſt. . . Aber das ſag' ich ſo bloß zwiſchen uns, Baltzer Bocholt."

Und des Haidereiters Stirn, die ſich ſchon gerunzelt hatte, glättete ſich wieder, und er ſagte ruhig und in beinahe freundlichem Tone: „Und wenn ſie's vergeſſen hat, deſto beſſer. Wir wollen es auch vergeſſen. . . Und das vergiß nicht!"

3.

Hilde hat einen Willen.

Hilde lebte ſich ein, und es waren glückliche helle Tage, ſo hell wie der Schnee, der draußen lag. Alle Morgen mußte Martin in die Schule, zweimal auch zu Sörgel, aber wenn er dann eine Stunde vor Eſſen wiederkam und ſeine Mappe mit der Schiefertafel in das Brotſchapp geſtellt hatte, ſo ging es mit der ihn ſchon erwartenden Hilde raſch in die Winterfreude hinaus, die jeden Tag eine andere wurde. Die größte aber war, als ſie ſich auf dem Hofe eine Schneehütte gebaut und die Höhle darin mit Stroh und Heu ausgepolſtert hatten. Da ſaßen ſie halbe Stunden lang, ſprachen kein Wort und hielten ſich nur bei den Händen. Und Martin ſagte, ſie ſeien verzaubert und ſäßen in ihrem Schloß, und der Rieſe draußen ließe Niemand ein. Dieſer Rieſe aber war ein Schneemann, dem Jooſt eine Perrücke von Hobelſpänen aufgeſetzt und anfänglich ein Schwert in die Hand gegeben hatte, bis einige Tage ſpäter aus dem Schwert ein Beſen und mit Hülfe dieſes Tauſches aus dem Rieſen ſelbſt ein Knecht Ruprecht geworden war. Das war um die Mitte December. Als aber bald danach die letzte Woche vor dem Feſt anbrach, da fingen auch die Heimlichkeiten an, und Martin war ſtundenlang fort, ohne daß Hilde gewußt hätte, wo. Und wenn ſie dann fragte, ſo hörte ſie nur, er ſei bei Sörgel oder bei Melcher Harms oder bei dem alten Drechsler Eickmeier, der in der Weihnachtszeit außer ſeinen Pfeifen und ſeinem Schwamm auch noch Bilderbogen verkaufte. Mehr aber konnte Niemand ſagen, und erſt am Heiligabende ſelbſt mußte der Geheimnißvollthuende von ſeinem Geheimniß laſſen, um ſich ebenſo der Zuſtimmung des Vaters wie der Hülfe Griſſel's zu verſichern. Und dieſe Letztere half denn auch wirklich und freute ſich, daß es etwas Schönes werden würde, worüber ihr keinen Augenblick ein Zweifel kam. Und als es nun dunkelte und drüben von der Kirche her die kleine Glocke zu läuten anfing, da war Alles fertig, und der Haidereiter ſelbſt führte Hilden in ſeine Stube, drin unter dem Chriſtbaum neben anderen Geſchenken auch die ganze Stadt Bethlehem mit all' ihren Hirten und Engeln aufgebaut worden war. Alles leuchtete hell, weil hinter dem geölten Papier eine ganze Zahl kleiner Lichter brannte; am hellſten aber leuchtete der Stern, der über dem Kripplein und dem Jeſuskinde ſtand. Hilde konnte ſich nicht ſatt ſehen daran, und als endlich der Lichterglanz in der Stadt Bethlehem erloſchen war, trat ſie vor den Haidereiter hin, um ihm für Alles, was ihr der heilige Chriſt beſchert hatte, zu danken.

„Und nun ſage mir," ſagte dieſer, „was hat dir am beſten gefallen?"

Sie wies auf die Stadt.

„Dacht' ich's doch!" lachte Baltzer Bocholt, „die Stadt! Aber die Stadt iſt nicht von mir, Hilde, die hat dir der Martin aufgebaut und hat ſeine Sparbüchſe geplündert. Und der alte Melcher Harms hat ihm geholfen, und Alles, was in Holz geſchnitzt iſt und auf vier Beinen ſteht, das iſt von ihm. Ja, das verſteht er. Aber der Martin hat doch das Beſte gethan, und wenn du wem danken willſt, ſo weißt du jetzt, wohin damit."

Und dabei wies er auf Martin, der ſcheu neben dem Ofen ſtand.

Hilden ſelbſt aber war alle Scheu geſchwunden, und ſie lief auf Martin zu und gab ihm einen herzhaften Kuß, ſo herzhaft, daß der alte Haidereiter ins Lachen kam und immer wiederholte: „Das iſt recht, Hilde, das iſt recht. Ihr ſollt euch lieb haben, ſo recht von Herzen, und wie Bruder und Schweſter. Ja, ſo will ich's, das hab' ich gern."

Und danach ging es zu Tiſch, und Alle ließen ſich den Weihnachtskarpfen ſchmecken und waren guter Dinge, nur Hilde nicht, die noch immer in fieberhafter Erregung nach dem dunkelgewordenen Bethlehem hinüberſah und endlich froh war, als ſie gute Nacht ſagen und in die Giebelſtube hinaufſteigen konnte. Hier ſtellte ſie, was ihr unten beſchert worden war, auf das oberſte Brett ihres Schrankes und ſagte zu Griſſel, während ſie den Binſenſtuhl an das Bett derſelben heranrückte: „Nun erzähle."

„Wovon, Kind?"

„Von der Jungfrau Maria."

„Und von dem Jeſuskindlein?"

„Ja. Von dem Kindlein auch. Aber am liebſten von der Jungfrau Maria. War es ſeine Mutter?"

„Ach, du Herr des Himmels!" entſetzte ſich Griſſel. „Haſt du denn nie gelernt: »Geboren von der Jungfrau Maria«? Kind, Kind! Ach, und deine Mutter, die Muthe, hat ſie dir denn nie das zweite Stück vorgeſagt? Wie? Sage!"

„Sie hat mir immer nur ein Lied vorgeſagt."

„Und wovon?"

„Von einem jungen Grafen."

„Und nichts von Gott und Chriſtus? Und weißt auch nicht, was Weihnachten iſt? Und biſt am Ende gar nicht getauft? Und da läßt der Paſtor dich umherlaufen, ſagt nichts und fragt nichts, und der Böſe geht um, und iſt Keiner, der ihm widerſtände, der nicht den Glauben hat an Jeſum Chriſtum, unſeren Herrn und Heiland. Ach, du mein armes Heidenkind! ... Aber nimm dir ein Tuch um und wickele dich ein, denn es iſt kalt, und dann höre zu, was ich dir ſagen will."

Und Griſſel erzählte nun von Joſeph und Maria und von Bethlehem, und wie das Chriſtkind allda geboren ſei.

„Von der Jungfrau Maria?"

„Ja, von der. Denn das Kind, das ſie gebar, das war nicht des Joſephs Kind, das war das Kind des heiligen Geiſtes."

Es war erſichtlich, daß Hilde nicht verſtand und verlegen war. Aber ſie wollte nicht weiter fragen und ſagte nur: „Und wie kam es dann?"

„Ei, dann kam es ſo, wie du's heute geſehen haſt und wie Martin und Jooſt es dir aufgebaut haben. Und meinetwegen auch der alte Melcher. Erſt kam der Stern und ſtand über dem Hauſe ſtill, und dann erſchienen die Hirten und zuletzt kamen die drei Könige von Morgenland und brachten Gold und Gaben und köſtliche Gewänder, und Alles war Licht und himmliſche Muſik, und der Himmel war offen und die Engel Gottes ſtiegen auf und nieder. Und es war Freud' im Himmel und auf Erden, denn unſer Heiland war geboren. Und dieſer Geburtstag unſeres Heilandes iſt unſer Weihnachtstag.“

Hilde's Augen waren immer größer geworden, und ſie ſagte jetzt: „Ah, das iſt ſchön und wird Einem ſo weit! Erzähle mir immer mehr. Ich ſeh' es Alles und höre die himmliſche Muſik, und dazwiſchen iſt es wie Glockenläuten. Ernſt und ſchwer. Und iſt immer derſelbe Ton . . .“

Indem aber hatte ſich Griſſel aufgerichtet, hielt ihre Hand ans Ohr und ſagte: „Hilde, Kind, was iſt das? . . . Immer ein Ton, freilich. Und immer derſelbe. . . Das iſt die Feuerglocke. . . Horch!“

Und ſie war aus dem Bett geſprungen, warf ihren Friesrock über und ſah hinaus. Aber im Dorfe war kein Feuerſchein, und ſo lief ſie nach der anderen Giebelſtube hinüber, wo Martin ſchlief, und riß das Fenſter auf. Und da ſah ſie die Gluth, nicht unten im Thal, aber oben, und wenn nicht Alles täuſchte, ſo mußt es auf Kunerts-Kamp ſein, hart am Walde, denn die Rückſeite von Ellernklipp ſtand angeglüht im Widerſchein. Und ſie flog treppab, um den Haidereiter zu wecken. Aber der ſtand ſchon auf der Diele, den Hirſchfänger an der Koppel, und rief ihr zu: „Meinen Hut; raſch! Verdammte Wirthſchaft! Wer hat den Hut vom Ständer genommen?“ — „Er hängt ja; weiß Gott, Baltzer, Ihr habt wieder Euren Koller und kein Aug' im Kopf. Hier.“ Und er riß ihr den Hut aus der Hand. In der Thür aber wandt er ſich noch einmal zurück und ſagte ſcharf und beſtimmt: „Und daß du mir das Haus hüteſt, Griſſel. Ich befehl' es. Ein Feuer wie das iſt kein Küchenfeuer. Und Hilde ſoll ins Bett. Und Martin auch.“

Damit war er die Treppenſtufen hinunter und ging auf Diegel's Mühle zu, von der er dann, als auf dem nächſten Wege, nach Ellernklipp hinauf wollte.

Mittlerweile war auch Hilde die Treppe herabgekommen und ſtellte ſich mit auf die zugige Diele, denn Vor- und Hinterthür ſtanden weit offen. Und nicht lange, ſo rollte von Emmerode her über den hartgetretenen Schnee die Dorfſpritze heran. Allerhand junges Volk hatte ſich vorgeſpannt, Andere ſchoben und Griſſel, die bis auf die Vortreppe hinausgetreten war, fragte: wo es ſei.

„Auf Kunerts-Kamp. Der Muthe Rochuſſen ihr Haus brennt.“

Und damit ging es weiter. Aber ehe noch die Spritze zwiſchen den Erlen verſchwunden war, erklärte Hilde, die jedes Wort gehört hatte, daß ſie gehen und das Feuer ſehen wolle.

„Du darfſt nicht.“

Aber ſie bat weiter, und als Griſſel unerbittlich blieb, ſagte ſie: „Gut, ſo geh' ich allein. Du wirſt mich doch nicht halten wollen?" Und damit lief ſie fort und kam erſt zurück und beruhigte ſich erſt wieder, als ihr die bang und ängſtlich nachſtürzende Griſſel einmal über das andere zugeſichert hatte, ſie nicht einſperren oder mit Gewalt feſthalten, ihr vielmehr in Allem zu Willen ſein zu wollen. Und wirklich, ſie hielt Wort; und als ſie die vor Erregung immer noch zitternde Hilde wohl verwahrt und in ihre Weihnachtspelzkappe geſteckt hatte, gingen ſie, rechts um das Haus biegend, einen mit lockerem Schnee gefüllten Graben hinauf, der unmittelbar neben dem Heckenzaun hin auf die Höhe zulief. Eine Zeit lang war es ihnen, als ob oben Alles erloſchen ſei, denn ſie ſahen keinen Schein mehr. Aber kaum daß der anfänglich tiefe Graben etwas flacher geworden war, ſo lag auch das Feuer vor ihnen, wie mit Händen zu greifen, und die Gluthmaſſe wirbelte immer heftiger in die Höhe. Hilde ſtand wie gebannt. Endlich aber ſagte ſie: „Komm, wir wollen näher."

Und damit hielten ſie ſich auf einen hohen Grenzſtein zu, der zwiſchen Kunerts-Kamp und den Sieben-Morgen lag und das verſchneite Haidekraut weit überragte. Auf den ſtellten ſie ſich und ſahen hinüber in die Flamme.

Die Spritze war ſchon da, trotzdem man ſie ſtückweiſe hatte herauftragen müſſen, aber Waſſer fehlte. Denn der Ziehbrunnen, der zu dem Hauſe gehörte, lag ſchon im Bereiche des Feuers, und Niemand konnte mehr heran. Es ſchien aber doch, als ob Waſſer von irgend woher erwartet werde, denn eine lange Kette hatte ſich bis Ellernklipp hin aufgeſtellt, und nur der Haidereiter achtete weit mehr auf das, was an der entgegengeſetzten Seite vorging, weil er vor Allem ſeinen Wald zu retten wünſchte. Der lag freilich noch gute hundert Schritte zurück, aber gerade da, wo die Muthe gewohnt hatte, ſchob er eine lange Spitze vor, deren vorderſtes Gezweig bereits bis über die Gartenzäunung hing. Es war klar, daß der Wald in äußerſter Gefahr ſchwebte, wenn es nicht gelang, einen breiten Zwiſchenraum zu ſchaffen, und Baltzer Bocholt, der wohl erkannte, daß er um des Ganzen willen einen Einſatz nicht ſcheuen dürfe, wies jetzt, als er ſeine Holzſchläger und Schindelſpeller um ſich verſammelt ſah, auf die Stelle hin, wo ſeiner Meinung nach der Schnitt gemacht und die vorſpringende Spitze von dem eigentlichen Gebreite des Waldes abgetrennt werden mußte. „Vorwärts!“ Und nicht lange, ſo hörte man den Schlag der Axt und das Krachen und Stürzen der Bäume, die, wenn kaum erſt halb angeſchlagen, an langen Stricken niedergeriſſen wurden. Und eine kleine Weile noch, ſo gab es auch Waſſer oder doch die Gelegenheit dazu, denn aus dem Thale herauf, von Diegel's Mühle her, erſchien eben jetzt eine Schlittenſchleiſe, die mit Schaufeln und Spaten, mit Eimern und Keſſeln und überhaupt mit Allem bepackt worden war, deſſen man unten in der Eile hatte habhaft werden können; und während einige der Leute ſofort ſich anſchickten, mit Stangen und Feuerhaken ein paar brennende Balken aus der Feuermaſſe herauszureißen, ſchleppten andere die Keſſel, große und kleine, vom Schlitten her in die Gluth und ſchippten den umherliegenden Schnee hinein. Und wieder andere waren, die hockten um die Keſſel her und trugen den Schnee, wenn er geſchmolzen, in Butten und Eimern an die nebenſtehende Spritze, deren erſter Strahl eben jetzt in die Gluthmaſſe niederfiel. Aber der Haidereiter, unſchwer erkennend, daß an der Muthe Haus wenig gelegen und noch weniger zu retten war, ſchrie mit lauter Stimme dazwiſchen: „Unſinn! hierher!“ und gehorſam ſeinem Commando, packten Alle, die zur Hand waren, nach der Spritzendeichſel und jagten über die verſchneiten Baumſtubben fort, bis ſie dicht an der Waldecke hielten, an eben jener bedrohteſten Stelle, wo der angeglühte Schnee bereits von den Zweigen zu tropfen anfing.

Und Hilde ſtarrte wie benommen in das mit jedem Augenblicke ſich neugeſtaltende Bild, das, alles ſonſtigen Wechſels ungeachtet, in drei feſt und unverändert bleibenden Farbenſtufen vor ihr lag: am weiteſten zurück die ſchwarze Schattenmaſſe des Waldes, vor dem Walde das Feuer und vor dem Feuer der Schnee.

Ueber dem Ganzen aber der Sternenhimmel.

Und ſie ſah hinauf, und die Engel ſtiegen auf und nieder. Und es war wieder ein Singen und Klingen, und die Wirklichkeit der Dinge ſchwand ihr hin in Bild und Traum.

Und ſo ſtand ſie noch, als ſie drüben ein Rufen und Schreien hörte, vor dem ihr Traum zerrann, und als ſie wieder hinblickte, ſah ſie, daß das brennende Haus in ein Wanken und Schwanken kam und im nächſten Augenblicke jäh zuſammenſtürzte.

Die Funken flogen himmelan und verloren ſich in den Sternen.

Eine Minute lang folgte ſie noch wie geblendet dem Schauſpiel, während ſie zugleich das in die Höhe gerichtete Auge mit ihrer Hand zu ſchützen ſuchte. Dann aber ließ ſie die Hand wieder fallen und ſagte: „Komm, Griſſel, mich friert. Und es iſt nun Alles vorbei.“

4.

Hilde kommt in die Schule.

Baltzer Bocholt hatte die Beiden wohl geſehen, aber er ſagte nichts, als er eine Stunde ſpäter heimkam, und ſchwieg auch am anderen Tage beim Frühſtück. Er ſah nur Hilden ſcharf an, und erſt als dieſe wieder fort war und Griſſel die Teller abräumte, von denen man die Morgenſuppe gegeſſen, warf er im Vorübergehen hin: „Ihr waret alſo doch da?“

„Ja. Die Hilde wollt' es, und als ich es ihr abſchlug und ihr ſagte, Ihr hättet es verboten, da lief ſie fort, wie ſie ging und ſtand. Und da mußt' ich ihr Alles verſprechen. Und ein wahres Glück noch, daß ich ſie wieder ins Haus brachte; ſie hätte ja den Tod gehabt ohne Mantel und dicke Schuhe. Und im Oſtwind und durch den Schnee."

„So, ſo," ſagte Baltzer und trommelte an die Scheiben. „Sie kann alſo auch ungehorſam ſein. Sieh, Griſſel, das gefällt mir. Der Menſch muß gehorchen, das iſt das Erſte, ſonſt taugt er nichts. Aber das Zweite iſt, er muß nicht gehorchen, ſonſt taugt er auch nichts. Wer immer gehorcht, das iſt ein fauler Knecht, und iſt ohne Luſt und Liebe und ohne Kraft und Muth. Aber wer eine rechte Luſt und Liebe hat, der hat auch einen Willen. Und wer einen Willen hat, der will auch mal anders, als Andere wollen."

So verging der Tag, ohne daß von dem Feuer geſprochen worden wäre, und erſt am Abend, als Griſſel und Hilde wieder auf ihrer Giebelſtube waren, ſagte Erſtere: „Biſt du traurig, Hilde?"

„Nein."

„Aber du ſprichſt nicht. Und es war doch euer Haus, und du wollteſt hin und es ſehen."

„Ja, ich wollt' es, als ich den rothen Himmel ſah."

„Und haſt auch keine Sehnſucht? Ich meine nach deiner Mutter. Oder hatteſt du ſie nicht lieb?"

„O ja, ich hatte ſie lieb. Aber ich bin doch nicht traurig.“

„Und warum nicht?“

„Ich weiß es nicht. Aber mir iſt, als wäre ſie nicht todt. Ich ſeh' ſie noch und höre ſie noch. Und dann hab' ich ja euch. Es iſt beſſer hier und nicht ſo ſtill und ſo kalt. Und du biſt ſo gut, und Martin ...“

„Und der Vater ...“

„Ja, der auch.“

⁂

Ohne weitere Zwiſchenfälle verlief der Winter, und als Oſtern, das in dieſem Jahre früh fiel, um eine Woche vorüber war, packte Martin nicht bloß ſeine Mappe, ſondern auch Hildens, und mit erwartungsvoller und beinahe feierlicher Miene gingen Beide neben dem Bach hin auf das mitten im Dorf gelegene Schulhaus zu, das ſchwarze Balken und weißgetünchte Lehmfelder und oben auf dem Dach eine kleine Glocke hatte. Die läutete eben, als ſie eintraten.

Hilde kam nach unten, denn ſie wußte nichts, und ſelbſt die Kleinen lachten mitunter. Auch ſchien es nicht, als ob ſie die lange Verſäumniß im Fluge nachholen werde, denn ſie war oft träge und abgeſpannt und machte Krikelkrakel im Rechnen und Schreiben, und nur im Leſen und Auswendiglernen war ſie gut. Und ſiehe da, das half ihr, und als kurz vor der Erntezeit eine Schulinſpection angemeldet wurde, mußte ſie die Fabel von der Grille und der Ameiſe vorleſen, was ihr neben der Zufriedenheit des Lehrers auch eine beſondere Belobigung des alten Sörgel eintrug.

Und was dieſen anging, ſo ſollte ſich's überhaupt jetzt zeigen, daß er des Kindes und ſeiner Zuſage nicht vergeſſen habe, denn er ſchrieb denſelben Tag noch ein Zettelchen, worin er dem Haidereiter vorſchlug, ihm jeden Dienstag und Freitag die Hilde herüberzuſchicken, und natürlich auch den Martin, damit er ihnen etwas aus der Bibel erzählen könne. Das geſchah denn auch, und die zwei Stunden beim alten Sörgel waren bald das, worauf ſich die Kinder am meiſten freuten. Es war Alles nach wie vor ſo ſtill und behaglich drüben, und der kleine Zeiſig, der in ſeinem Bauer zirpte, ſchien nur dazu da, zu zeigen, wie ſtill es war. Dazu lagen über die ganze Stube hin lange, von Tucheggen geflochtene Streifen, ſogenannte Läufer, alle weich genug, einen jeden Schritt zu dämpfen, auch den ſchwerſten, ſelbſt wenn der alte Sörgel nicht kniehohe Sammetſtiefel und bei rechter Kälte ſogar noch ein Paar Filzſchuhe darüber getragen hätte. Das erſte Mal, als er ſo kam, waren Martin und Hilde dicht am Lachen geweſen, aber der alte Herr, der wohl wußte, wie Kinder ſind, hatte nur mitgelächelt und im ſelben Augenblicke gefragt: „Nun, Hilde, ſage mir, wie hießen die zwölf Söhne Jakob's? ... Richtig... Und nun ſage mir, wie hieß ſein Schwiegervater? . . . Richtig. . . Und nun ſage mir, wie hieß ſeine Stiefgroßmutter?“ ... Auf dieſe letztere Frage war er nun, wie ſich denken läßt, einer Antwort nicht gewärtig geweſen; als aber Hilde mit aller Promptheit und Sicherheit ihm „Hagar“ geantwortet und noch hinzugeſetzt hatte: „Die meint Ihr, Paſtor Sörgel; es iſt aber eigentlich nicht richtig,“ — da war er ſchmunzelnd an einen nußbaumenen Eckſchrank herangetreten und hatte von dem oberſten Brett eine Meißener Suppenterrine herabgenommen, darin er ſeine Biscuits aufzubewahren liebte. „Da, Hilde, das haſt du dir ehrlich verdient. . . Und das hier, Martin, iſt für dich, damit dir das Herz nicht blutet.“

⁂

So ging es geraume Zeit, es war ſchon der zweite Winter, und da Sörgel eine Vorliebe für das alte Teſtament hatte — eine Vorliebe, die nur noch von ſeiner Abneigung gegen die Offenbarung Johannis übertroffen wurde —, ſo konnte es Keinen verwundern, die Kinder feſt in der alten bibliſchen Geſchichte zu ſehen, und zwar um ſo feſter, als ſie nicht bloß zuhören, ſondern auch alles friſch Gehörte ſofort wieder erzählen mußten.

In ihrem Wiſſen waren ſie gleich, aber in Auffaſſung und Urtheil zeigte ſich Hilde mehr und mehr überlegen, ſo ſehr, daß der alte Paſtor immer wieder in die vielleicht verwerfliche Neigung verfiel, ſie, wie damals mit der Hagarfrage, durch allerlei Doctorfragen in Verlegenheit zu bringen.

„Sage, Hilde," ſo hieß es eines Tages, „du kennſt ſo viele Frauen von Eva bis Eſther. Nun ſage mir, welche gefällt dir am beſten und welche am zweit- und drittbeſten? Und welche gefällt dir am ſchlechteſten? Gefällt dir Miriam? Oder gefällt dir Jephta's Tochter? Oder gefällt dir Bathſeba? Du ſchüttelſt den Kopf und willſt von des Uria Weib nichts wiſſen. Aber du darfſt es ihr nicht anrechnen, daß der König ihren Mann an die gefährliche Stelle ſchickte. Das that eben der König. Und ſie konnt' es nicht ändern. . . Oder gefällt dir Judith?"

„Auch *die* nicht. Judith am wenigſten."

„Warum?"

„Weil ſie den Holofernes mordete, liſtig und grauſam, und ſeinen Kopf in einen Sack ſteckte. Nein, ich mag kein Blut ſehen, an mir nicht und an Anderen nicht."

„Ich will es gelten laſſen. Aber wer ſoll es *dann* ſein, Hilde? Wer gefällt dir?"

„Ruth."

„Ruth," wiederholte Sörgel. „Eine gute Wahl. Aber du weißt doch, ſie war eine Wittwe."

So plauderte der Alte mit ſeinen Confirmanden, und wenn dann die Stunde vorüber war, ſchlenderten Martin und Hilde wieder heim, im Winter an dem Stachelginſter vorbei, der neben der Kirchhofsmauer hinlief, im Sommer über den Kirchhof ſelbſt, wo ſie hinter den Büſchen Verſtecken ſpielten. Oft aber wollte

Hilde nicht, ſondern blieb allein und ſetzte ſich abwärts auf eine Steinbank, wo der Quell aus dem Berge kam und wo Gartengeräthe ſtanden und große Gießkannen, um die Gräber damit zu begießen. Und von dieſer Bank aus ſah ſie, wie die Lichter einfielen und vor ihr tanzten und wie die Hummeln von einer hohen Staude zur anderen flogen: von dem Ritterſporn auf den rothen Fingerhut und von dem rothen auf den gelben. Den liebte ſie zumeiſt und freute ſich immer und zählte die Schwingungen, wenn er unter dem Anprall der dicken Hummeln ins Schaukeln und Schwanken kam. Und dann erhob ſie ſich und ging auf ihrer Mutter Grab zu, das nichts als ein paar Blumen und ein blaues Kreuz mit einem Dach und einer gelben Inſchrift hatte: „Erdmuthe Rochuſſen, geb. den 1. Mai 1735, geſt. den 30. Sept. 1767." Und immer, wenn ſie den Namen las und den Spruch darunter, ſtiegen ihrer Kindheit Bilder wieder vor ihr auf, und ſie ſah ſich wieder auf der Hofſchwelle ſitzen, und an der anderen Seite der Diele, der Vorderthür zu, ſaß ihre Mutter und ſchwieg und ſpann. Und dann hörte ſie ſich rufen: „Hilde!" ach, leiſe nur, und ſie lief auf die Mutter zu, die plötzlich wie verändert war und ihr das Haar ſtrich und fühlte, wie fein es ſei.

So waren die Bilder, denen ſie nachhing, und während ſie ſo ſann und träumte, pflückte ſie von den Grashalmen, die das Grab umſtanden, flocht einen

Kranz, hing ihn an das Dach und ging im Zickzack auf die höher gelegene Kirchhofsſtelle zu, wo die Gräflichen ihre Ruheſtätte hatten, eingehegt und eingegittert und von einem hohen Marmorkreuz überragt. Das leuchtete weithin, und ein Zeichen war darauf, das ſie nicht deuten konnte. Zu Füßen des Kreuzes aber lagen allerhand Steinplatten, einige von Schiefer, andere von Granit, auf deren einer in Goldbuchſtaben zu leſen war: „Adalbert Ulrich Graf von Emmerode, geb. am 1. Mai 1733, gefallen vor Prag am 6. Mai 1757.“ Und immer, wenn ſie dies ſah und las, gedachte ſie der vielen, vielen Tage, wo ſie mit ihrer Mutter an eben dieſer Stelle geſtanden hatte, manchmal in aller Frühe ſchon, wenn der Thau noch lag, und öfter noch bei Sonnenuntergang. Und niemals waren ſie geſtört worden, außer ein einzig Mal, wo die Gräfin unvermuthet und plötzlich am Gittereingang erſchienen war. Und das war ihr unvergeſſen geblieben, und mußt es wohl, denn ihre Mutter hatte ſie raſch und ängſtlich zurückgeriſſen und ſich und ſie hinter eine hohe Brombeerhecke verſteckt.

* * *

„Sie ſollen Geſchwiſter ſein,“ hatte Baltzer Bocholt geſagt; im Dorf aber hieß es nach wie vor, daß des Haidereiters Hilde der Muthe Kind ſei, der Muthe Rochuſſen, und eigentlich auch das nicht mal. Eine Mutter habe die Hilde freilich gehabt, gewiß, eine

Mutter habe Jeder, und das ſei denn auch die Muthe geweſen. Aber ob es die Muthe Rochuſſen geweſen, damals ſchon geweſen, das ſei doch noch ſehr die Frage. Das wüßten die drüben beſſer, die Lebendigen und die Todten.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der Haidereiter von ſolchem Gerede hörte, weil er aber ſtörriſch und eigenſinnig war, ſo war es ihm nur ein Grund mehr, die Hilde ſo recht zu ſeinem Lieblingskinde zu machen. Es war eigentlich nur Eines, was ihn an ihr verdroß: ihre Müdigkeit. Sie war ihm zu laſch, und wenn ſie ſo daſaß, den Kopf auf die Schulter gelehnt, ſo rief er ihr ärgerlich zu: „Kopf in die Höh', Hilde! Bei Tag' iſt Arbeitszeit und nicht Schlafenszeit; das lieb' ich nicht. Aber was ich noch weniger lieb' als das Schlafen, das iſt die Schläfrigkeit. Immer müde ſein, iſt Teufelswerk. Als ich ſo alt war wie du, braucht' ich gar nicht zu ſchlafen.“

Und ſolche Mahnung half denn auch einen Tag oder zwei, weil's ihr einen Ruck gab. Aber den dritten Tag war es wieder beim Alten, und er beſchloß, mit Sörgel darüber zu ſprechen.

Der indeſſen ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „Ich kann Euch nicht zuſtimmen, Haidereiter. Ihr habt ein volles und ſtarkes Blut und wollt Alles ſo voll und ſtark, als Ihr ſelber ſeid. Aber das Blut iſt verſchieden, und das Temperament iſt es auch. Ihr habt den choleriſchen Zug und die Hilde hat den melancholiſchen. Und daran iſt nichts zu ändern; das hat die Natur ſo gewollt, in der auch Gottes Wille lebendig iſt, und das müßt Ihr gehen laſſen. Seht, ich weiß noch den Tag, als die Muthe Rochuſſen eben geſtorben war und wir mit der Hilde hinaufgingen und dann wieder zurück über Ellernklipp und Diegel's Mühle. Da ſagt' ich mir: ‚Ein feines Kind; aber ſie träumt bloß und kennt nicht gut und nicht böſe.' Und ſo war es damals auch. Aber ſie hat es gelernt ſeitdem, und weil der gute Keim in ihr war, iſt nichts Niederes an ihr und in ihr und kein Lug und kein Trug. Und ich will Euch ſagen, woher all das Müde kommt, das Euch verdrießt; ſie hat eine Sehnſucht, und Sehnſucht zehrt, ſagt das Sprüchwort. Ja, Haidereiter, an wem was zehrt, der wird matt und müd'. Und ſeht, das iſt es."

Es ſchien, daß Baltzer Bocholt antworten wollte, Sörgel aber litt es nicht und fuhr in einer ihm ſonſt fremden Erregung fort: „Achtet nur, wie ſie wechſelt, und iſt mal roth und mal blaß und mal hell und mal trüb. Und ſeht, das iſt nicht Trägheit des Fleiſches, die ſich wegzwingen läßt, das iſt ein Geheimniß im Blut. Ihr wißt ja, woher das rothe Haar ſtammt und die langen Wimpern, und daher ſtammt auch das Blut. Und wie das Blut iſt, iſt auch die Seele."

Der Haidereiter war nicht überführt, aber er beſchloß doch, es gehen zu laſſen.

* * *

Und Hilde war nun vierzehn, und am Palmſonntage ſollte ſie mit Martin und den anderen Confirmanden eingeſegnet werden.

Es waren noch ſechs Wochen bis dahin, und als wieder eine bibliſche Geſchichtsſtunde war, ſagte Sörgel: „Ihr ſeid nun feſt im alten Teſtament, und die Hilde weiß es vorwärts und rückwärts. Aber den alten Bund, den hatten die Juden auch, und iſt nun Zeit, Kinder, daß wir uns um Jeſum Chriſtum, unſeren Herrn und Heiland, kümmern. Sage mir, Hilde, was du von ihm weißt?“

Hilde richtete ſich auf und ſäumte nicht, von Bethlehem und Chriſti Geburt eine gute Beſchreibung zu machen; und als er fragte, wo ſie das her habe, berichtete ſie von der erſten Weihnachtsbeſcherung in ihres Pflegevaters Haus und von der Krippe, die Martin aufgebaut, und zuletzt auch von dem Aufſchluß, den ihr Griſſel gegeben habe.

„Das iſt gut. Und ich ſehe wohl, die Griſſel iſt eine kluge Perſon und ein rechtes Küſters- und Schulmeiſterskind, dem es von Jugend auf Alles in succum et sanguinem gegangen iſt, das heißt: in Fleiſch und Blut. Und darauf kommt es an. Denn ſeht, Kinder, das Chriſtenthum will erfahren ſein, das iſt die Hauptſache; aber es muß freilich auch gelernt werden, dann hat man's wenn man's braucht. Etwas Schule brauchen wir Alle. Nicht wahr, Hilde?“

Hilde ſchwieg aus Reſpect, und der Alte fuhr fort: „Es muß auch gelernt werden, ſag' ich. Und ſo lernet mir denn die drei Stücke, darin ſteckt Alles. In den drei Stücken und in den zehn Geboten. Die gehören mit dazu, ſonſt wird uns in unſerem Glauben zu wohl, und wir vergeſſen um des Jenſeits willen, was wir dem Diesſeits ſchuldig ſind. Alſo die drei Hauptſtücke. Heut' iſt Dienstag, und nächſten Dienstag frag' ich euch danach. Da habt ihr ein volle Woche Zeit. Und nun geht und gehabt euch wohl, und Gott und ein gutes Gedächtniß ſeien mit euch."

Und nun war wieder Dienstag, und beide Katechumenen ſaßen wieder auf der kleinen Bank in der ſtillen Stube. Martin ſah tapfer und ſicher aus, aber Hilde ſchlug verlegen die Augen nieder.

„Alſo die drei Hauptſtücke," hob Sörgel an. „Nun laß hören, Hilde. Raſch und feſt. Aber nicht zu raſch."

„Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden."

„Gut. Alſo du glaubſt an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und nun gieb mir auch unſeres Dr. Luther's Erklärung und ſage mir: Was iſt das?"

„Ich glaube, daß mich Gott geſchaffen hat . . ." Hier ſtockte ſie und war wie mit Blut übergoſſen. Endlich aber ſagte ſie: „Weiter weiß ich es nicht."

„Ei, ei, Hilde. . . Haſt du denn nicht gelernt?"

„Ich habe gelernt... Aber ich kann es nicht lernen..."

„Und du wußteſt doch das Erſte.“

„Ja, das Erſte kann ich und das Zweite kann ich beinah'. Aber das Dritte kann ich nicht. Und ‚Was iſt das?‘ das kann ich gar nicht.“

Sörgel, der ſonſt immer einen Scherz hatte, ſagte nichts und ging in ſeinen Sammetſtiefeln auf und ab. Endlich blieb er vor Martin ſtehen, ſchlug ihn mit der Hand leiſe unters Kinn und ſagte: „Martin, du kannſt es. Nicht wahr?“

„Ja, Herr Prediger.“

„Ich dacht' es mir,“ antwortete Sörgel, und ein leiſer Spott umſpielte ſeine Züge. Dann aber ging er auf den Tiſch zu, wo die Bibel lag, und blätterte darin, Alles nur, um ſeiner Erregung Herr zu werden, und ſagte dann, indem er ſich wieder an Hilde wandte: „Höre, Hilde, der Tag deiner Einſegnung iſt nun vor der Thür, und wenn ich dich in die chriſtliche Gemeinſchaft einführen ſoll, ſo mußt du chriſtlich ſein. Ich will dich aber nicht mit dem Worte quälen, der Geiſt macht lebendig, und ſo ſage mir denn auf deine Weiſe, was iſt ein Chriſt?“

„Ein Chriſt iſt, wer an Chriſtum glaubt. Das heißt an Chriſtum als an den eingeborenen Sohn Gottes, der uns durch einen ſchuldloſen Tod aus unſerer Schuld erlöſet hat. Und darum heißt er der Erlöſer. Und wer an den Erlöſer und ſeinen Erlöſertod glaubt, der kommt in den Himmel, und wer nicht an ihn glaubt, der kommt in die Hölle.“

Der Alte lächelte bei dem Schlußworte dieſes Bekenntniſſes und ſagte: „Brav! Und ich will den wilden Schößling an deinem jungen Glaubensbaume nicht wegſchneiden. Aber muß es denn eine Hölle geben? Meinſt du, Hilde?“

„Ja, Herr Paſtor.“

„Und warum?“

„Weil es gut und böſe giebt, und ſchwarz und weiß, und Tag und Nacht.“

„Und von wem haſt du das?“

„Von Melcher Harms.“

„Ah, von dem!“ antwortete der Alte. „Ja, der thut es nicht anders. Und wir wollen es dabei laſſen, wenigſtens heute noch. Sind wir erſt älter, ſo findet ſich's, und wir reden noch darüber. . . Und für heute nur noch das: Martin ſoll den Glauben ſprechen und du ſollſt ihn nicht ſprechen. Aber ich denke, du haſt ihn, haſt ihn in deinem kleinen Herzen, und ich wollt', es hätt' ihn Jeder ſo.“

Und er ſtreichelte ſie liebevoll, als er ſo ſprach, und ſetzte mit ernſter Betonung hinzu: „Du haſt die zehn Gebote, Hilde. Die halte. Denn die haben Alles: den ewigen Gott und den Feiertag und du ſollſt Vater und Mutter ehren, und haben das Geſetz, das uns hält und ohne das wir ſchlimmer und ärmer ſind als die ärmſte Creatur. Ja, Kinder, wir haben viel hohe Bergesgipfel; aber der, auf dem Moſes ſtand, das iſt der höchſte. Der reichte bis in den

Himmel. . . Und nun ſagt mir zum Schluß, was heißt Sinai?"

„Der Berg des Lichts," fuhren Beide heraus.

„Gut. Und nun geht nach Haus und ſeid brav und liebet euch."

5.

Hilde wird eingeſegnet.

Und nun war die Woche vor Palmſonntag, wieder ein Dienstag, und die beiden Kinder hatten ihre letzte Stunde gehabt und wollten über den Kirchhof zurück. Aber es ging nicht, wie ſie bald ſehen mußten, denn überall ſtand Waſſer um die Gräber her, und der Wind, der ſeit Tagesanbruch wehte, hatte noch nicht Zeit gehabt, die Lachen und Tümpel wieder auszutrocknen. So gingen ſie draußen entlang, einen ſchmalen Weg hin, wo Steine lagen und zu beiden Seiten eine Stechpalmenhecke grünte. Hier pflückte ſich Hilde ein paar von den blanken Blättern, hielt ſie ſich vor und ſagte: „Sieh, Martin, wie hübſch es kleidet. Aber nächſten Sonntag — und das ſind bloß noch fünf Tage — da krieg' ich einen ordentlichen Strauß, mit Blumen aus dem Treibhaus oben. Denn Griſſel kennt den Gärtner und iſt noch Verwandtſchaft von ihr."

„Einen Strauß aus dem Glashaus oben," wiederholte Martin. „O, das iſt hübſch! Aber die Leute werden wieder ſagen: Ei, ſeht die Haidereiters mit ihrer Hilde; die möchten am liebſten eine Gräfin aus ihr machen.“

„Iſt es ſo, wie du ſagſt, dann will ich keinen Strauß.“

„Ach, du mußt dich nicht an das Gerede der Leute kehren.“

„Ich kehre mich aber daran und will nicht, daß ſie nach mir hinſehen und ziſcheln. Und wenn ich gar Einen ſehe, der mich beneidet, dann iſt's mir immer wie ein Stich und als fiele mir ein Tropfen Blut aus dem Herzen. Und iſt ganz heiß hier und thut ordentlich weh. Haſt du das auch?“

„Nein, ich hab' es nicht. Ich hab' es gern, wenn mich Einer beneidet.“

Und ſo plaudernd, waren ſie bis an die Birkenbrücke gekommen und blieben ſtehen, um das angeſchwollene Waſſer unter dem kleinen Holzjoche hinbrauſen zu ſehen. Allerhand braune Blätter und Rindenſtücke tanzten auf dem Giſcht umher, und die großen Steine, die ſonſt mit ihrer Oberhälfte trocken lagen, waren heute überſchäumt.

Hier ſtanden ſie lange, den Blick immer nach unten gerichtet, bis Martin wie von ungefähr aufſah und auf kaum hundert Schritte den Haidereiter in einem unſtäten Gange herankommen ſah. Er ging hart am Bache hin und trug ſein Gewehr am Riemen über die linke Schulter, ſeinen Hut aber nahm er oft ab und wiſchte ſich die Stirn mit ſeinem Sacktuch, was Alles darauf hindeutete, daß er in großer Erregung war.

„Sieh, der Vater," ſagte Martin und wollte ihm entgegeneilen. Aber Baltzer, als er deſſen gewahr wurde, winkte ihm heftig mit der Hand, zum Zeichen, daß er bleiben ſolle, wo er ſei, und ſchritt, ohne ſich weiter umzuſehen, raſch auf das Haus zu. Der braune Jagdhund, der ihm folgte, ſenkte den Kopf ins naſſe Gras und that auch, als ob er die Kinder nicht ſähe.

„Was iſt das?" ſagte Martin. „Komm."

Aber Hilde hielt ihn feſt und ſagte: „Nein, bleib'."

Und ſo blieben ſie noch und gingen endlich, ſtatt ins Haus, auf ihrem früheren Wege bis an die Kirchhofsmauer zurück. Da ſetzten ſie ſich auf eine niedrige Stelle, gerade da, wo die Stechpalmenhecke war, und ſprachen kein Wort.

Und nicht lange, ſo ſahen ſie, wie der Vater über die Brücke kam, und weil ſie ſich vor ihm fürchteten, traten ſie hinter die Hecke zurück, um nicht geſehen zu werden. Aber ſie ſelber ſahen ihn. Er hatte ſeinen Stutzhut auf und den Hirſchfänger umgeſchnallt, und aus Allem war erſichtlich, daß er aufs Schloß hinauf wollte. Beide ſahen ihm ängſtlich nach, und erſt als ſeine breite Geſtalt auf dem Schlängelwege verſchwunden war, kamen ſie wieder aus ihrem Verſteck hervor.

Auf der Diele trafen ſie Griſſel, die vor ſich hin ſprach und dem Hühnerhunde Brot einbrockte. Der aber ging immer nur um die Schüſſel herum und begnügte ſich, ein paar Fliegen zu fangen, die hin und her ſummten. Und dann ſchlich er auf das Rehfell zu, das neben der Hofthür lag, ſtreckte ſich aus und klappte verdrießlich mit den Ohren.

„Was iſt, Griſſel?“ fragte Martin.

„Was iſt? Er hat den Maus-Bugiſch über den Haufen geſchoſſen.“

„Todt?“

„Verſteht ſich. Er wird ihn doch nicht halb todtſchießen. Das iſt gegen die Regel. Dein Vater thut nichts Halbes.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ ſchrie Hilde, fiel in die Kniee und betete vor ſich hin: „Vater unſer, der du biſt im Himmel.“ Und in ihrer furchtbaren Angſt betete ſie weiter, bis die Stelle kam: „Unſer täglich Brot gieb uns heute.“

Da riß Griſſel ſie heftig auf und ſagte: „Was, täglich Brot! Als ob du's nicht hätteſt! Du haſt dein täglich Brot; und wenn du beten willſt, ſo bet' ums Rechte. Hier aber iſt nichts zu beten. Er wollte deinem Vater ans Leben, und iſt nun die dritte Woch', daß er's ihm zugeſchworen. Aber der war flinker und fragt nicht lang und ſpaßt nicht lang. Ja, das hat er noch von den Soldaten her. Und ich ſage dir, Hilde, das iſt nun mal nicht anders, und mußt dich dran gewöhnen. Denn du biſt hier in eines Haidereiters Haus, und da heißt es: er oder ich. Und wie ſteht es denn in der Bibel? Aug' um Auge und Zahn um Zahn.“

„Und liebet eure Feinde.“

„Ja, das ſteht auch drin. Und für den, der's kann, iſt es gut genug. Oder vielleicht auch beſſer oder vielleicht auch ganz gewiß; denn ich will mich nicht verſündigen an meinem Chriſtenglauben. Aber was ein richtiger Haidereiter iſt, der hält auf den alten Bund und aufs alte Teſtament. Und warum? Weil es ſchärfer iſt, und weil er's jeden Tag erfahren muß: Wer leben will, der muß ſcharf zufaſſen. . . Und nun komm, Hildechen, ich will dir ein Glas Wein geben, von dem ungerſchen, den du ſo gern haſt, und er wird nichts dagegen haben. 's iſt ja für dich. Und dann mußt du wiſſen, ſo was kommt auch nicht alle Tag'. . . Aber ſieh nur, da bringen ſie ihn ſchon.“ Und ſie wies vom Fenſter aus auf eine Stelle, wo der Buſchweg, der neben dem Bache hinlief, in den großen Fahrweg einbog. Aber Hilde, die wie geſtört war, wollte nichts ſehen und lief auf die Hofthür zu, wo der Hühnerhund lag, und bückte ſich und umarmte das Thier. Und der Hund, der wohl wußte, was es war, weimerte vor ſich hin und fuhr ihr mit der Zunge über Stirn und Geſicht.

Inzwiſchen waren Griſſel und Martin von der Stube her auf die Vortreppe gegangen und ſahen in aller Deutlichkeit, wie ſie den Wilderer auf der großen Straße herantrugen. Es waren ihrer vier, lauter

Holzſchläger; ſie hatten aus ein paar jungen Ellern eine Trage gemacht. Ueber den Todten ſelbſt aber waren Tannenzweige gebreitet. Und ſo gingen ſie vorüber und grüßten nicht.

„Sieh, Martin,“ ſagte Griſſel, „ſie grüßen uns nicht. Und ich weiß wohl, warum nicht. Weil ihnen Allen der Wilddieb im Leibe ſteckt. O, ich kenne ſie! Was Geſetz iſt, das wiſſen ſie nicht. Und ein Glück iſt es, daß wir es wiſſen. Und nun komm. . . Die Hilde kann kein Blut ſehen und hat ſich, als ob es der letzte Tag wäre. . . Aber es lernt ſich. . .“

Und damit gingen ſie wieder ins Haus.

* * *

Unter Sturm und Regen hatte die Woche begonnen und blieb auch ſo bis zuletzt, und wenn der Himmel einmal blau war, ſo ballte ſich raſch wieder ein neu Gewölk zuſammen und kam von den Bergen herunter und ging zu Thal. Und dabei war es kalt und Hilde fror.

Es war eine freudloſe Woche, freudlos und unruhig, und Jeder ging ſeinen Weg; aber ſo wenig dies Alles zu Palmſonntag paßte, ſo war es doch auch wieder ein Glück und half Hilden über die Pein fort, an der Seite des Vaters ſitzen und ihm in die Augen ſehen zu müſſen. Er war viel aus dem Haus, oben bei der Gräfin und dann wieder auf dem Ilſeburger Gericht, und wenn er ſpät Nachmittags zurückkehrte, ſchloß er ſich ein und wollte Niemand ſehen, auch Hilde nicht. Er war verbittert, weil ihm nicht entgehen konnte, daß ihm die Herren vom Gericht in der Bugiſch-Sache nur ein halbes Recht gaben, und weil ihn die Gräfin gefragt hatte: „Baltzer Bocholt, mußt' es denn ſein?“ Und er hatte bitter geantwortet: „Ob es mußte? Ja, Frau Gräfin, es mußte. Denn ich bin nicht bloß ein Mann im Dienſt, ich bin auch ein Chriſt und kenne das fünfte Gebot und weiß, was es heißt, eines Menſchen Blut auf der Seele haben.“ Und danach hatte die Gräfin eingelenkt und ihn wieder zu beruhigen geſucht. Aber die Kränkung war geblieben.

Und ſo kam Palmſonntag und Einſegnung heran, und ſchon in aller Frühe gingen die Glocken. Als es aber das zweite Mal zu läuten anfing, erſchien Baltzer Bocholt in der Thür ſeines Hauſes und ſah ernſt und feierlich aus und nahm ſeinen Hut ab und ſtrich ihn zwei-, dreimal mit dem einen ſeiner gemsledernen Handſchuhe. Denn er war ſich wohl bewußt, daß es auch ein wichtiger Gang für ihn war, und daß viele von den Emmerodern ebenſo dachten wie die Gräfin oben und ſich auch die Frage geſtellt hatten: ob es denn habe ſein müſſen? Er wußte dies Alles und ſtieg langſam und in Gedanken die Vortreppe nieder, und erſt jenſeits der Birkenbrücke ſah er ſich nach den Kindern um, die wenige Schritte hinter ihm folgten. In einiger Entfernung aber kam Griffel und weit zurück erſt Jooſt. Er hatte mit Griffel gehen wollen, die jedoch ärgerlich den Kopf geſchüttelt und ihm geſagt hatte: „Nei, Jooſt, hüt nich.“ Und er mußte ſich's gefallen laſſen; denn er war bloß eines Büdners Sohn und ſprach immer platt.

In der Kirche waren erſt wenige Plätze beſetzt, und nur die Orgel ſpielte ſchon. Und Baltzer Bocholt, als er eintrat, ging das Kirchenſchiff hinauf und nahm hier auf einer der beiden Bänke Platz, die für die nächſten Verwandten der Einſegnungskinder beſtimmt waren. Es war die nach rechts hin ſtehende Bank, und Martin und Hilde ſtellten ſich dicht davor, ganz nahe dem Altar, Alles, wie Sörgel es ihnen geſagt hatte.

Und hier hörte nun Hilde, wie ſich die Kirche hinter ihr füllte, und ſah auch mit halbem Auge, wie ſich die Reihe der neben ihr ſtehenden Kinder nach beiden Seiten hin verlängerte. Aber ſie rührte ſich nicht und blickte ſich nicht um. Und nun wurde geſungen; und als der Geſang endlich ſchwieg und Martin das Glaubensbekenntniß geſprochen hatte, richtete Sörgel ſeine Fragen an die Confirmanden. Aber Hilden frug er nicht, denn er ſah wohl, daß ſie todtblaß war und zitterte. Und nun gab er jedem Kinde ſeinen Spruch; an die vor ihm knieende Hilde aber trat er zuletzt heran und ſagte: „Laß dich nicht das Böſe überwinden, ſondern überwinde das Böſe mit Gutem.“ Und ſie wog jedes Wort in ihrem Herzen und kniete noch, als Alles ſchon vorüber war und jedes der Kinder ſich ſchon gewandt hatte, um Vater und Mutter zu begrüßen.

Ganz zuletzt auch wandte ſie ſich und ſah nun, daß ihr Vater auf ſeiner Bank allein ſaß.

Und ein ungeheueres Mitleid erfaßte ſie für den in ſeiner Ehre gekränkten Mann, und ſie vergaß ihrer Angſt und lief auf ihn zu und küßte ihn.

Von Stund' an aber wär er jeden Augenblick für ſie geſtorben. Denn er war ein ſtolzer Mann, und es fraß ihn an der Seele, daß man ihn ſitzen ließ, als ſäß er auf der Armenſünderbank.

Und indem er ſich höher aufrichtete, nahm er jetzt Hildens Arm und ging feſten Schrittes auf den Ausgang zu, zwiſchen den verdutzt daſtehenden Bauern und ihren Frauen mitten hindurch. Einige traten an die Seite und grüßten, und es war beinahe, als ob das, was Hilde gethan, die Herzen Aller umgeſtimmt und ihren Groll entwaffnet habe. Hinter ihnen her aber ging Martin und freute ſich, daß ſich die Schweſter ein Herz genommen.

Und auch Griſſel freute ſich, die noch von ihres Vaters Tagen her ihren Platz oben auf dem Orgelchor hatte. Manches aber freute ſie nicht, und ſie ſah dem Paare nach und ſprach in Platt vor ſich hin, wie ſie's zu thun liebte, wenn ſie mit ſich allein war: „J, kuck Eens. . . Unſ' Oll! . . . Un reckt ſich orntlich in de Hücht. . . Un nu goar unſ' Lütt-Hilde! Kuck, kuck. Seiht ſe nich ut, as ob ſe vun'n Altar käm'? Un fehlt man bloot noch de Kranz. Un am

End' kümmt de ook noch. . . Un worümm ſall he nich koamen?"

6.

Hilde ſchläft am Waldesrand.

Jahre waren ſeitdem vergangen, und im Dorfe gedachte Niemand mehr der Vorgänge jener Palmſonntagwoche, weder des erſchoſſenen Wilderers noch des Einſegnungstages. Auch Hilde hatte ſich in Griſſel's Spruch: „Er oder ich" allmälig zurechtgefunden, und nur jedesmal, wenn der Haidereiter erregt nach Hauſe kam, die Stirn kraus und das Auge mit Blut unterlaufen, befiel ſie wieder die Furcht jener Tage. Doch nie lange. Kaum daß ſeine Stirn wieder glatt und ſein Aerger vorüber war, war auch ihre Furcht vorüber, und nur eine Scheu blieb ihr zurück, über die ſie nicht weiter nachdachte, weil ſie ſie für natürlich hielt. War doch auch Martin ſcheu, ja, Griſſel ausgenommen, eigentlich Jeder; unter allen Umſtänden aber ſchloß dieſe Scheu die Heiterkeit des Hauſes nicht aus, und wenn in der Küche, wie jetzt öfters zu geſchehen pflegte, das Geſpräch auf des Haidereiters immer grauer werdenden Bart kam und Jooſt in ſeiner neckiſchen und dummſchlauen Weiſe hinwarf: „O Jemine, Griſſel, de Griſſel kümmt em in!" ſo vergaß ein Jeder des mehr oder minder auf ihm laſtenden Druckes und vergnügte ſich und lachte. Am herzlichſten aber lachte Hilde.

Die war jetzt überhaupt anders als in ihren Kinderjahren, und noch letzte Kirmes, als ſich Alles im Tanze drehte, hatte Sörgel zu dem neben ihm ſtehenden Baltzer geſagt: „Und nun ſeht einmal, Haidereiter, Alle ſind geſunder und blühender; aber die Hilde blüht.“ Und ſo dachte Jeder im Dorf, auch die, die's ihr neideten, und nur Griſſel, wenn ſie mit Jooſt ihren plattdeutſchen Discurs über Hilde hatte, fand ſeit Kurzem allerhand an ihr auszuſetzen. „Ick weet nich, Jooſt, dat Graf'ſche geiht ümmer mihr torügg, un unſ' Muthe kümmt ümmer mihr rut. Finnſte nich ook?“ Und ſo ging es weiter. Aber ſo gern ſie dieſes und Aehnliches ſagte, ſo hütete ſie ſich doch, es Baltzer hören zu laſſen, der ſeit einiger Zeit überhaupt darauf hielt, „daß ein Unterſchied ſei.“

Es waren jetzt zwei Jahre, daß zum erſten Male von dieſem „Unterſchied“ geſprochen worden war, und was die Veranlaſſung dazu gegeben hatte, das war im Sinn und Herzen des Haidereiters unvergeſſen geblieben.

Und konnt auch nicht anders ſein.

Ein ſehr heißer Julitag war es geweſen und Alles ausgeflogen, auch Hilde zu Melcher Harms auf die Sieben-Morgen hinauf, um mit ihm zu plaudern. Aber ihr Geſpräch, ſo leicht es ſonſt zu gehen pflegte, hatte heute geſtockt, weil eben die Hitze zu groß war, und Hilde war höher hinaufgeſtiegen, um da, wo Wald und Haide an einander grenzten, eine ſchattige

Stelle zu ſuchen. Und auch zu finden. Hier hatte ſie ſich niedergelegt, ſich's bequem gemacht und war eben eingeſchlafen, als der Haidereiter ſeines Weges kam und plötzlich gewahr wurde, daß ſein Hühnerhund ſtand. Es war nicht Jagdzeit, aber er nahm doch die Flinte von der Schulter und ſchlich leiſe heran, um zu ſehen, was es ſei. Da lag Hilde, den einen Arm unterm Kopf, und ſah geſchloſſenen Auges in den Himmel. Ihr Haar hatte ſich gelöſt und ihre Stirn war leiſe geröthet, und Alles drückte Frieden und doch zugleich ein geheimnißvolles Erwarten aus, als ſchwebe ſie, traumgetragen, einem unendlichen Glücke nach. Um ſie her aber ſummten ein paar Bienen, und die Sonne ſchien und das Haidekraut duftete. Da mußte Baltzer des Wortes wieder gedenken, das Sörgel letzten Herbſt erſt geſprochen hatte: „Die Hilde blüht"; und er wiederholte ſich's, hing das Gewehr über die Schulter und ſah andächtig und verworren dem Bilde zu, bis er ſich heimwärts wandte. Neben ihm her aber ging das Bild, und als eine Stunde ſpäter die Hilde nach Hauſe kam, vermied er es, ſie zu ſehen, wie wenn er etwas Unrechtes gethan und durch die zufällige Begegnung ihr Innerſtes belauſcht oder ihr Schamgefühl beleidigt habe. Dieſe Verwirrung und Unruhe blieben ihm auch, und er mußte ſich's zuletzt, alles Sträubens ungeachtet, in ſeinem Herzen bekennen: er habe ſie mit anderen Augen angeſehen als ſonſt. Ja, das war es. Und er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt. Aber zuletzt bezwang er's, und nur Zweierlei blieb ihm in der Seele zurück: einmal, daß die Hilde kein Kind mehr ſei, und zweitens und hauptſächlichſt, daß ſie ſein Kind nicht ſei. Dieſe zweite Wahrnehmung indeſſen ging Niemanden etwas an, und ſo war es denn lediglich um des erſten Punktes willen, daß er am folgenden Tage die Griſſel in ſeine Stube rief.

Dieſe hatte den Thürknopf in der Hand behalten und ſtand auf der Schwelle wie Jemand, der raſch wieder fort will; als ſie jedoch merkte, daß es ein Langes und Breites geben würde, kam ſie näher und ſtellte ſich mit ihrer Schulter bequem an den Ofen, während der Haidereiter in erſichtlicher Erregung auf- und abging. Endlich aber begann er: „Es iſt wegen der Hilde, daß ich mit dir ſprechen will. Ich denke, Griſſel, wir ſind einerlei Meinung und bleiben gute Freunde. Denn du biſt eine verſtändige Perſon ...“

„All' Fruenslüd ſinn unverſtännig.“

„Wer ſagt das?“

„Jooſt.“

„Jooſt iſt ein Narr,“ entgegnete Baltzer. Aber die kleine Zwiſchenbemerkung war ihm doch gelegen gekommen, und er fuhr nun freier fort: „Alſo wegen der Hilde. Sie iſt nun achtzehn, ſchon ein Viertel drüber, und iſt kein Kind mehr. Ich denke, ſie muß nun aus dem Müßiggang heraus und ſich dran gewöhnen, daß ſie was unter Pflicht und Obhut hat und nicht ſo hineinlebt in den Tag, immer bloß bei dem Alten oben, oder auf Kunerts-Kamp oder bei Sörgel drüben, der ſie verhätſchelt und verwöhnt. Das ſoll nicht ſein, und ich will's nicht. Sie muß alſo Arbeit haben, und die müſſen wir ihr geben. Da mein' ich denn, wir geben ihr die Milchwirthſchaft, das Leinenzeug und die Wäſche. . . Du verſtehſt?"

„Wohl. Ich verſteh'."

„Und alles Andere bleibt. Und iſt bloß noch das mit der Stub' oder der Kammer. Ihr waret immer zuſammen, und das war gut. Aber ich denke, wir laſſen ihr jetzt den Giebel oben allein, und du nimmſt unten die Kammer. Die neben der Küche, die hübſche gelbe, die letzten Herbſt erſt geſtrichen iſt; da haſt du's warm, und iſt auch bequemer für dich und brauchſt nicht immer treppauf und treppab. . . Du verſtehſt?"

„I, was werd' ich nicht verſtehen!"

„Und an nichts wird gerührt. Und iſt bloß, daß ſie jetzt achtzehn geworden und die Tochter vom Hauſe ſein muß. Und wenn ſie was ſagt, ſo muß es gelten, und wenn's auch der Jooſt wär', und muß gelten ohne Streit und Widerrede. Denn viele Köche verderben den Brei. Wobei mir die Küch' in den Sinn kommt, die doch immer die Hauptſache bleibt. Und da bleibſt du, da hat dir Keiner dreinzureden, Keiner, auch die Hilde nicht. Und ich werd' es ihr ernſthaft ſagen und ihr anbefehlen, daß Alles beim Alten bleibt. . . Du verſtehſt?"

„O wohl, ich verſteh'."

„Und das war es, Griſſel, was ich dir ſagen wollte. Vor Allem aber denk' ich, wir bleiben gute Freunde. Nicht wahr? . . . Und was haſt du denn für heut' Abend?"

„Ich dacht', 'nen Schlei."

„Ei, das iſt gut! Aber mit Dill, wie Du's immer machſt. Und nicht blau geſchreckt, wie die Hilde neulich. Aufgepaßt, ſag' ich, und laß dir nicht dreinreden! Es bleibt Alles, wie's iſt, und das Küchel ſoll nicht klüger ſein als die Henne.

7.

Hilde flicht eine Guirlande.

Beim Abendeſſen zeigte ſich Baltzer auffallend geſprächig, wie wenn er etwas gut machen wolle; Griſſel aber ſagte kein Wort und verblieb auch in ihrem Schweigen, als ſie mit Hilden in die Kammer hinaufgeſtiegen war. Es fiel indeſſen nicht auf — ſie hatte Launen —, und erſt am anderen Morgen, als es an ein Um- und Einrichten ging und der Haidereiter die Treppe hinaufrief: „Ja, Hilde, du ſollſt nun allein ſein!" wußte dieſe, was es mit der Griſſel und deren Schweigſamkeit auf ſich habe. Der ganze Hergang erfüllte ſie mit einem Zwieſpalt. Aus ihr ſelber heraus würd ihr der Gedanke ſolcher Trennung nie und nimmer gekommen ſein, am wenigſten als Wunſch; andererſeits war es ihr nicht unlieb, es ohne ihr Wiſſen und Zuthun geſchehen zu ſehen, und weil ihr Verſtellung und Lüge fremd und zuwider waren, ſo ſagte ſie nur: „Ich werde dich oft vermiſſen, Griſſel, ängſtlich und furchtſam, wie ich bin.“ Aber dieſe, die gerade zwei von den großen Einlegebrettern ihrer Bettlade zuſammenklappte, that, als habe ſie nichts gehört, commandirte vielmehr mit lauter Stimme weiter und knixte, wenn Jooſt nach dieſem oder jenem fragte, wie beſeſſen in die Welt hinein und ſagte: „Joa, mien leew Jooſt, ick weet et nich; doa möten wi dat Frölen froagen.“ Endlich aber hatte der Lärm ein Ende, wenn auch freilich nicht der Aerger, und als Griſſel eine Stunde ſpäter mit der Hand an die Küchenwand fühlte, neben der jetzt ihr Bett ſtand, ſagte ſie: „Föhl' moal, Jooſt; nei, hier, diſſe Stell'; hübſch woarm is et; un alle Morjen de Sünn dato. Na, frieren werd' ick joa nich.“

Und in ſolchen Spitzen und Spöttereien, die ſich abwechſelnd gegen Baltzer und gegen Hilde richteten, ging es den ganzen Tag, bis ſie ſich am Abend auf ihr Bett warf und wieder erboſt an der warmen Wand herumtaſtete, feſt entſchloſſen, ein halbes Jahr lang nicht zu ſprechen und dem „Frölen“ das Leben und die Herrſchaft ſo ſauer wie möglich zu machen.

Und es würd auch ſo gekommen ſein — an ihrem guten Willen gebrach es nicht — wenn es Hilden im entfernteſten eingefallen wäre, Befehl und Herrſchaft üben zu wollen. Aber ihrer Natur entſprach viel viel mehr eine Gleichgültigkeit dagegen, und dieſer ihr eigenthümliche Zug entwaffnete Griſſel's Zorn in ſo hohem Grade, daß ſie bei beſtimmter Gelegenheit zu Jooſt ſagte: „Hür', Jooſt, ick kann ehr doch nich gramm ſinn. He wull wat ut ehr moaken; awers ſe will joa nich. Un dat möt woahr ſinn, ſe hett wat Fines."

Und ſo klang es denn eine gute Weile zwiſchen den Beiden wieder ein, und es hätte vielleicht Beſtand gehabt und wäre ganz wieder eingeklungen, wenn nicht der Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen geweſen wäre, zu dem Hilde jetzt öfter noch als früher hinaufſtieg und länger noch als früher verweilte. Das verdroß Griſſeln, die's nicht ertragen konnte, ſich ſo bei Seite gedrängt und um den Ruhm ihrer Weisheit und ihrer alten Geſchichten gebracht zu ſehen, und als eines Tages unſere Hilde zu Martin, der es gleich weiter plauderte, geſagt hatte: „Sieh, Martin, die Griſſel gackert doch bloß wie die Hühner, aber unſer alter Melcher Harms oben, der iſt wie der Weih auf Kunerts-Kamp," da war es mit dem Einklingen ein für allemal vorbei geweſen, und Griſſel, als ſie davon gehört, hatte nur höhniſch gelacht und geſagt: „Joa, joa, as de Weih upp Kunerts-Kamp. De nümmt de Lütt-Kinner mit in de Hücht, un groad, wenn ſe glöwen: nu geiht et inn'n Heben, denn, perdautz lett he ſe wedder foall'n. Und doa liggen ſe."

Seit dem Tage lebten Griſſel und Hilde ſo neben einander hin, in einem halben Zuſtande, der nicht Krieg und nicht Frieden war, und wenn an Griſſel's Seele beſtändig etwas wie Neid und Eiferſucht zehrte, ſo wuchs in Hilde der Hang nach Einſamkeit, und ſie beglückwünſchte ſich täglich mehr als einmal, die Giebelſtube nicht mehr theilen zu müſſen. Und wenn dann Abend war, öffnete ſie das Fenſter und ſah hinaus, und eine müde, ſchmerzlich-ſüße Sehnſucht überkam ſie. Wonach? Wohin? Dort hin, wo das Glück war und die Liebe. Ja, die . . . Und Geſtalten kamen und zogen an ihr vorüber und grüßten ſie und fragten ſie; aber ſie waren es alle nicht. Und zuletzt kam Martin, — Martin, der drüben in der Kammer ſchlief und immer roth wurde, wenn der alte Sörgel in Scherz oder Ernſt ein Wort ſagte. War er es? Nein; ja . . . und dann wieder nein.

* * *

Und es war wieder Herbſt; die Berglehnen ſtanden in roth und gelb, und die Sommerfäden zogen wieder wie damals, wo Hilde vor nun gerade zehn Jahren ins Haus gekommen war. Aber es dachte Niemand mehr daran, auch Hilde nicht, die ſich heute, weil es des Haidereiters Geburtstag war, nicht nur in aller Frühe ſchon herausgemacht, ſondern auch in dem noch thaufeuchten Garten eine große Guirlande von Aſtern mit reichlichen Levkojen und Reſeda dazwiſchen, geflochten hatte. Die war nun fertig, und Hilde horchte vom Flur her, ob drinnen in der Stube noch Alles ruhig ſei. Wirklich, er ſchlief noch. Und ſo holte ſie leiſe einen Schemel, öffnete noch leiſer die Thür und hing den Guirlandenkranz an dem inneren Rahmen auf.

Nicht lange, ſo war auch der Haidereiter in Staat, und alle Hausinſaſſen erſchienen, um ihm ihre Glückwünſche zu bringen: erſt Griſſel mit einem Lebenslichte, dann Martin mit einer aus Tannäpfeln und Eichenborke zuſammengeklebten Eremitage, zuletzt aber Jooſt mit einem Händedruck und einem einfachen: „Ick möt doch ook.“ Und weiter kam er nicht, was auch Baltzer ſchon wußte.

Dieſer gehörte zu denen, die ſolche Huldigungen ebenſo ſehr fordern wie raſch wieder davon loszukommen wünſchen, und ſtotterte, bloß um etwas zu ſagen, ein mehrmals wiederholtes Bedauern heraus, daß er gerade heute nach Ilſeburg hinüber müſſe, wegen der Knappſchaft. Aber in der Dämmerſtunde komme er wieder, und dann wollten ſie ſich einen guten und frohen Tag machen. Einen recht luſtigen. Und er freue ſich ſehr darauf, was auch natürlich ſei. Denn es ſei ſein letzter Geburtstag, den er noch als ein Vierziger feiere; mit fünfzig aber ſei Spiel und Tanz vorbei. Und nachdem er dies und Aehnliches immer haſtiger und immer verlegener geſagt hatte, weil es ihm umgekehrt eigentlich lieb war, an ſolchem

Tage nicht zu Hauſe zu ſein, gab er Ordre, daß der kleine Jagdwagen vorfahren ſolle.

Ja, es war ihm lieb, an ſolchem Tage nicht zu Hauſe zu ſein, aber ſeinen Hausgenoſſen war es noch lieber. Immer, auch wenn er ſich freundlich zeigte, wurde ſeine Gegenwart als ein Druck empfunden, und wenn dies ſchon an gewöhnlichen Tagen der Fall war, ſo doppelt an ſolchen, die mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit gemüthlich verlaufen ſollten. Da war immer Noth und Verlegenheit, und als heute mit dem Glockenſchlage neun der kleine Jagdwagen vorfuhr und Baltzer im nächſten Augenblicke die Leinen in die Hand nahm, wurden alle Geſichter angeregter und zuverſichtlicher, und Jeder freute ſich nun wirklich auf den Abend.

Denn der Abend war kurz. Ein ganzer Tag aber war lang.

Und danach ging ein Jeder an ſeine Geſchäfte, die für Hilde nicht viel was Anderes als ein ſüßes Nichtsthun waren, auch jetzt nicht, wo „die Milchwirthſchaft, die Leinwand und die Wäſche", wie der Haidereiter bei jeder Gelegenheit aufzuzählen liebte, von ihr beſorgt oder doch wenigſtens beaufſichtigt werden ſollten. Und ſo ſetzte ſie ſich in die Vorlaube draußen und ſtreute Körner für all die Vögel aus, die noch in dem umſtehenden Buſchwerk trotz vorgerückter Jahreszeit ihre Neſter hatten. Als aber die Körner aufgepickt waren, legte ſie den Kopf zurück und ſah auf den wilden Wein ihr zu Häupten, von dem ſich einzelne Zweige losgelöſt hatten. Ihre rechte Hand hing herab, und eine Schwarzdroſſel, die zahmer war als ihre Genoſſen, hüpfte vom Gezweig auf die Bank und von der Bank auf die ſteinerne Tiſchplatte.

Martin war in den Wald gegangen, um bei den Holzknechten nach dem Rechten zu ſehen, Griſſel aber hatte ſich mitten in den Hof geſtellt und ſcheuerte, dem Geburtstag zu Ehren, ihre Keſſel. Ihr zur Seite ſtand Jooſt, einen großen Holzbock vor ſich, auf den er die Winterſielen gelegt hatte, und war emſig bemüht, unter abwechſelnder Anwendung von Federbart und Bürſtenſtummel das hart gewordene Leder einzuölen und wieder geſchmeidig zu machen.

Es ließ ſich erkennen, daß ſie wie gewöhnlich über Hilde ſprachen, und zwar nicht allzu freundlich, denn Griſſel unterbrach ſich öfters in ihrer Arbeit und guckte durch den Bretterzaun, um zu ſehen, ob der Gegenſtand ihres Geſpräches noch in der Vorlaube ſäße.

„Se kümmt noch nich," ſagte ſie. „Se ſitt noch. Un wenn ook nich, ſe hürt joa nich und ſeiht joa nich. Un is ümmer as inn Droom."

„Joa," beſtätigte Jooſt. „Un ick weet nich, wo't ehr ſitten deiht."

„Wo't ehr ſitten deiht? In de Ogen ſitt et ehr."

„Gott," entgegnete Jooſt, der wohl wußte, was Griſſel gern hörte, „ſe hett joa goar keen' un pliert man ümmer. Un ick weet nich, hett ſe ſe upp oder hett ſe ſe to.“

„Dat is et joa groad'. Un all ſünn', wo keen' een weten deiht, wo ſe hier ſinn un wo nich, de ſinn ſo un beheren dat Mannstüg. Un vunn't Mannstüg is een as de anner is, un jungſch o'r olſch is goar keen Unnerſchied. Un unſ' Martin is närrſch, un unſ' Oll' is närrſch, un Sörgel is ook närrſch. Un jed een kuckt ehr nah de Ogen, un jed een glöwt, he wihrd wat ſinn'n. Awers he ſinnt nix. Un du kuckſt ook ümmer.“

„Ick?“ ſagte Jooſt etwas verlegen. „J, nei. Glöwſt du? Doh ick?“

„Joa, du deihſt,“ wiederholte Griſſel. „Un nu hür', wat mi mien Oll-Großmutter all ümmer vorſeggen deih:

Flieroog un Junfernkinn,
Alle beed vun'n Düwel ſinn . . .“

„Düwel ſinn,“ wiederholte Jooſt.

„Un moakens ook de Oogen to,
De ſloapen nich, de dohn man ſo.“

„Joa, joa,“ lachte Jooſt. „Ick hebb ook all ſo wat hürt.“ Und ſetzte dann mit aller ihm möglichen Pfiffigkeit hinzu: „Na, denn möt ick man uppaſſen.“

„J, du nich,“ ſagte Griſſel. „Du biſt man ſimplig, un di dohn ſe nich veel. Awers anner Lüd. Un dat ſegg ick di: et is nich richtig mit em.“

„Mit unſ' Martin?“

„Mit em ook nich . . .“

Und Jooſt ſpitzte Mund und Ohren, um noch mehr zu hören. Aber in eben dieſem Augenblicke kam Melcher Harms den diesſeitigen Thalweg herauf, und Hilde, die ſchon von weit her das Läuten gehört hatte, ſprang raſcher, als ihr ſonſt eigen war, in den Hof und riß die Stallthür auf, aus der nun die Kühe heraustraten und ſich ohne Weiteres der vorüberziehenden Heerde anſchloſſen.

„Ich ſeh' Euch noch, Vater Melcher!“ rief ſie dem Alten zu.

Der aber wandte ſich und grüßte mit ſeinem Dreimaſter. Und als er den Hut abnahm, ſah man wieder den hohen Kamm, der das Haar nach hinten zu zuſammenſteckte.

Griſſel ſah es auch und brummte vor ſich hin: „Oll Kamm-Melcher! He denkt ook, he is ſo wat as unſ' Herrgott. Un wat is he? . . . He is ook man behert.“

8.

Hilde bei Melcher Harms.

Um Mittag aber ſchürzte ſich Hilde, nahm eine der großen, zugeſchrägten Milchkufen und ſchritt über ein in den ſteilen Raſen eingeſchnittenes Gartentreppchen erſt auf das Feld und dann auf die Sieben-Morgen zu, wo, wie ſie wußte, Melcher Harms ſeine Heerde weidete.

Der Alte, den ſeine ſiebzig Jahre mehr erhoben als niedergedrückt hatten, war — das Loos aller Conventikler — ebenſo ſehr der Spott wie der Neid des Dorfes. Und ein Räthſel dazu. Selbſt über ſeine Zugehörigkeit zu dieſer oder jener Secte wußte Niemand Beſtimmtes, und wenn er einerſeits unzweifelhaft unter dem Einfluß einer herrnhutiſchen und dann wieder einer geiſterſeheriſchen Strömung war, ſo war es doch ebenſo ſicher, daß er ſich unter Umſtänden von jedem derartigen Einfluſſe frei zu machen und ſeinen eigenen Eingebungen zu folgen liebte. Widerſprüche, die dadurch in ſein Leben und ſein Bekenntniß kamen, kümmerten ihn wenig, am wenigſten aber die Gräfin oben, die gerade um dieſer ſeiner Freiheit und anſcheinenden Willkürlichkeit willen an ſein Erleuchtet- und Erwecktſein glaubte.

Was Hildens Schritt in dieſem Augenblicke beflügelte, war freilich ein Anderes und wurzelte neben einem immer wachſenden Hange, den Alten ſeine Märchen und Geſchichten erzählen zu hören, einfach in einem lebhaften Gefühle des Dankes und der Liebe. Schon aus ihrem heute ſo freudig bewegten Gange ſprach dieſes Gefühl, und Jooſt, der ſein Sielenzeug eben über den heiß von der Mittagsſonne beſchienenen Zaun hing, ſah ihr nach und ſagte: „Süh moal. Mit eens wedder prall und drall.“

Und ihr leichter Schritt hielt an und verrieth nichts von Ermüdung. Aber der Weg mußte doch anſtrengender geweſen ſein als ſonſt, denn ſie war erhitzt, als ſie bei Melcher Harms oben ankam. Der ſaß auf einer großen Graswalze, ſein Strickzeug in der Hand, und ſagte: „Du kommſt wieder wegen der Milch, Hilde. Warum ſchickſt du nicht Mutter Rentſch oder die Chriſtel?“ Und dabei nahm er ein groß Stück wollenes Zeug, das ihm als Mantel diente, und warf es ihr über Kopf und Schulter; denn ſo heiß es auf dem Weg hinauf geweſen, ſo herbſtlich kühl war es oben am Waldrande hin, an dem die Heerde weidete.

Hilde ließ ſich die Vermummung gefallen, ſah ihn freundlich an und ſagte: „Die Milch? Ihr wißt ja, Vater Harms, es iſt nicht wegen der Milch, es iſt wegen Euch, daß ich komme. Der Vater iſt fort nach Ilſeburg, und erſt um die ſechſte Stunde will er wieder da ſein und einen frohen Tag haben. Denn er hat heute Geburtstag. Neunundvierzig. Und ich finde, es ſieht's ihm Keiner an.“

„Da haſt du Recht,“ antwortete der Alte. „Und ich will dir ſagen, woher es kommt. Er hat die Kraft. Und die Kraft hat er, weil er Gott hat und lebt nach ſeinen Geboten. Und wäre der da drüben nicht — und dabei wies er nach dem Pfarrhauſe hinüber, aus deſſen Dach eben ein friedlicher Rauch aufſtieg —, ſo hätt' ich ihn lang in unſerem Saal. Aber ich mag es dem Sörgel nicht anthun, obwohlen er auf dem Irrpfad iſt. Und kann kein Friede ſein zwiſchen ihm und mir.“

„Er hat aber die Liebe," ſagte Hilde.

„Ja, die hat er. Nicht die große, die hebt und heiligt und die nur gedeiht, wo der Boden des rechten Glaubens iſt; aber die kleine hat er, die heilt und hilft. Und weil er ſie hat und weil er das hat, was die Menſchen ein gutes Herz nennen, darum laſſ' ich ihn und decke ſeine Schwäche vor aller Welt nicht auf."

Unter dieſem Geſpräch hatte ſich Hilde wieder aus dem Stück Zeug herausgewickelt und warf es ein paar Schritte hinter ſich auf eine Stelle zu, die hoch in Gras ſtand, als ob ſie bei der letzten Heumaht vergeſſen wäre. Die vorderſten Bäume des Waldes traten bis dicht heran und bildeten ein Dach darüber.

„Es iſt keine gute Stelle," ſagte der Alte, während er ſich halb umwandte. „Da liegt der Heidenſtein. Und iſt ein Spuk dabei."

„Spuk!" lachte Hilde. „Spuk! Und Ihr glaubt daran, Vater Melcher? Ich nicht, und der alte Sörgel auch nicht. Und wenn er hörte, daß Ihr von Spuk ſprecht, ſo würd' er auch wohl von ‚Irrpfad' ſprechen. Aber von Eurem!"

„Ja, das würd' er," antwortete Melcher Harms. „Ein Jeder nach ſeinen Gaben. Und der Alte drüben iſt arm und dunkel. Am dunkelſten aber da, wo ſeine Vernunft und ſeine Weisheit anfängt und ſein Licht am hellen Tage brennt. Denn der halbe Glaube, der jetzt in die Welt gekommen iſt und mit ſeinem armen irdiſchen Licht Alles aufklären und erleuchten will und ſich heller dünkt als die Gnadenſonne, das iſt das unnütze Licht, das bei Tage brennt.“

„Aber, Vater Melcher, Ihr ſprecht von halbem Glauben und ſteht mit Eurem Spuk in dem, was ſchlimmer iſt, im Aberglauben.“

„Nein, Hilde. So gewiß ein Gott iſt — und ich hab' es dir oft geſagt, und du haſt es mir nachgeſprochen —, ſo gewiß auch iſt ein Teufel. Und ſie haben Beid' ihre Heerſcharen. Und nun höre wohl. An die lichten Heerſcharen, da glauben ſie, die Klugen und Selbſtgerechten, aber an die finſteren Heerſcharen, da glauben ſie nicht. Und ſind doch ſo ſicher da wie die lichten. Und thun beide, was über die Natur geht, über die Natur, ſo weit wir ſie verſtehen. Und thun es die guten Engel, ſo heißt es Wunder, und thun es die böſen Engel, ſo heißt es Spuk.“

„Und meint Ihr, daß auch die Gräfin drüben daran glaubt?“ entgegnete Hilde.

„Die glaubt daran, denn ſie hat davon an ihrem eigenen Haus erfahren. Aber auch das Wunder und die Gnade. Denn ihr Urahn, der war Kämmerling im Dienſte von Herzog Heinrich, von dem du wiſſen wirſt. Und als der Herzog Heinrich wiederkam aus dem gelobten Lande, und der Spuk und der Verſucher überwunden waren, da war Alles Wunder und Gnade. Wunder und Gnade durch viele Jahre hin.“

„O, erzählt mir davon! Und danach auch von dem Kämmerling."

Melcher Harms lächelte, daß ihr der Urahn der Gräfin ſo vor Allem am Herzen zu liegen ſchien, und begann dann, während er ſein Strickzeug wieder in die Hand nahm: „Es ſind nun ſchon viele hundert Jahre, und unſer Schloß drüben hatte noch keine Zacken und Giebel, da war Alles hier herum ein großes, großes Land, und der Herr in dem Lande war Herzog Heinrich. Das Land aber hieß, wie heute noch, das Braunſchweiger Land. Und als Kaiſer Rothbart auszog, um das Grab zu gewinnen, da zog auch der Herzog Heinrich mit ihm, und ſeine Herzogin Mechthildis ließ er zurück in ſeinem Schloß."

„Und auch den Kämmerling?"

„Auch den?"

„Und wie hieß der?"

„Einhart von Burckersrode. Der blieb bei der Herzogin und war ſchon alt. Herzog Heinrich aber fuhr mit dem Kaiſer flußabwärts viele, viele Wochen lang. Und auf Oſtern kamen ſie bis an eine große Stadt, die ſchon am Meere lag, und empfingen Geſchenke, ſo viel, daß ſich Jeder, der mit ihnen war, in Sammet und Seide kleiden konnte."

„In Sammet und Seide!" bewunderte Hilde.

„Und danach ſtiegen ſie wieder zu Schiff und fuhren dem gelobten Lande zu. Aber ſie fanden es nicht, und Alle ſtarben Hungers; und als die Noth am größten war, da ſenkte ſich ein Wundervogel herab den ſie Greif nennen, der hob den Herzog in ſeinen Fängen auf und trug ihn ans Ufer in ſein Neſt. Da waren viel junge Greife, die die Hälſe nach ihm reckten, aber er erſchlug ſie, groß und klein, und nahm eine Greifenklaue mit ſich. Die hängt im Dome bis dieſen Tag.“

„Ich weiß. Aber wie geht es weiter?“

„Und danach ſtieg unſer Herzog aus dem Greifenneſt und ſah ſich in einem tiefen Walde, darin ein Drachen und ein Löwe mit einander kämpften. Er aber ſtellte ſich zu dem Löwen und tödtete den Drachen. Und von Stund' an war ihm der Löwe treu und unterthan und trug ihm die Hirſch' und Rehe zu.

So zogen ſie mit einander eine lange Strecke Wegs; aber der Wald war endlos, und ſie kamen nicht heraus.

Da befiel den Herzog eine tiefe Trauer, zumal wenn er an ſein Land und ſeine Herzogin gedachte. Denn es ging nun ſchon in das ſiebente Jahr, daß er ausgezogen war. Und als er ſo lag, erſchien ihm der Verſucher und ſagte: »Geſtern Mittag iſt ein Anderer bei Dir eingezogen und will Wirthſchaft halten. Und er nimmt dein Weib und dein Land.« Und bei dieſen Worten grämte ſich der Herzog mehr noch als zuvor, denn er liebte die Herzogin; und er rang und betete, wie wir Alle thun, wenn wir in Noth und Bitterkeit des Herzens ſind, und rief Gott an um ſeine Hülfe und ſeinen Beiſtand. Und das Alles hörte der Verſucher und ſagte: »Du redeſt umſonſt zu deinem Gott; ich aber, ich werde dir helfen und dich bis in deine Stadt führen, heute noch, und dich ohne Schaden auf den Giersberg niederlegen. Danach aber werd' ich in dieſen Wald zurückkehren und auch deinen Löwen einholen. Und Alles, was du zu thun haſt, iſt, daß du zwiſcheninne nicht ſchlafen ſollſt; und ſchläfſt du nicht, ſo haſt du gewonnen, und ſchläfſt du doch, ſo haſt du verſpielt und biſt mein mit Leib und mit Seele.«

Darein willigte der Herzog, und der Verſucher ergriff ihn und trug ihn im Sturme durch die Luft."

In dieſem Augenblick aber zuckte Hilde heftig zuſammen, denn ein Windſtoß, als wär es der Sturm, von dem Melcher Harms eben geſprochen hatte, fuhr über die Stelle fort, wo ſie ſaßen, und die Schalen der Buchеckern, die bis dahin oben am Waldesrande hin gelegen hatten, tanzten an ihnen vorüber.

Und dann war es wieder ſtill, und der Alte, der des Zwiſchenfalles nur wenig geachtet hatte, nahm den Faden wieder auf und erzählte weiter: „Und ſiehe, der Verſucher hielt ſein Wort und legte den Herzog auf den Giersberg nieder und fuhr auch im Fluge wieder zurück, daß er den Löwen hole. Den Herzog aber überkam eine Todesmüdigkeit, und wiewohlen er wußte: »Wachet und betet«, ſo war ſeines Fleiſches Schwäche doch größer als ſeine Kraft, und er ſchlief ein. Feſt und ſchwer. Und als nun der Böſe mit dem Löwen abermals herankam und ſchon aus der Ferne den Herzog ſchlafen ſah, da wurd ihm wohl in ſeinem teufliſchen Herzen, und er freute ſich ſeines Sieges; aber der Löwe hatte ſeinen Herzog auch geſehen, und weil er den Schlafenden nicht als ſchlafend erkannte, wohl aber ihn ſchon geſtorben glaubte, ſo fing er an zu brüllen vor Schmerz über den Tod ſeines Herrn. Und von dieſem Gebrüll erwachte der Herzog und war gerettet, gerettet durch die Treue. Ja, Hilde, die rettet immer. Und Gott erhalte ſie dir, ſo du ſie haſt, und gebe ſie dir, ſo du ſie nicht haſt.“

Es war erſichtlich, daß er in gleichem Sinne noch weiter ſprechen wollte. Wie von ungefähr aber wurd in eben dieſem Augenblick ein Kniſtern hörbar, und als Beide ſich umblickten, ſahen ſie, daß Martin auf dem Heidenſteine ſtand und das Mantelſtück ihnen wie zu Gruß und Willkomm entgegenſchwenkte. „Hoiho!“ Und gleich danach ſprang er auf ſie zu, bot ihnen guten Tag und ſetzte ſich.

„Von wo kommſt du?“ fragte Hilde.

„Von woher ich immer komme. Von den Holzſchlägern. Es iſt jetzt da hin, daß ſie ſchlagen, keine fünfhundert Schritt hinter Ellernklipp. Und wenn Vater Harms den Wieſenſtrich nimmt, der zwiſchen dem Kamp und dem Walde läuft, dann iſt es zum Abrufen nah'.“

„Aber wie kamſt du nur auf den Stein?"

„Ich ſchlich mich 'ran und duckte mich."

Unter dieſem Geſpräche war Melcher Harms immer ernſter und unruhiger geworden. Hilde jedoch hatte ſeiner Unruhe nicht Acht und ſagte nur: „Ich will das Ende hören."

Und der Alte bezwang Alles, was von Furcht und Sorge während dieſer letzten Minuten über ihn gekommen war, und ſagte, während er ſich wieder zu Hilde wandte: „Die Treue ſeines Löwen alſo hatte den Herzog gerettet. Und ſo ging er bis vor das Schloß und hörte von der Halle her eine große Muſik von Trommeln und Pfeifen, und er wußte nun wohl, daß es eine Hochzeit ſei. Da nahm er einen Ring vom Finger, gab ihn dem alten Burckersrode — dem Kämmerling — und beſchwor ihn, daß er den Ring zur Herzogin Mechthildis hineintrage. Und als dieſe des Ringes anſichtig wurde, hob ſie ſich von der Tafel und ſagte: »Das iſt meines lieben Herrn Ring, und er iſt wieder da und iſt nicht todt, und ich will ihn ſehen und wieder die Seine ſein.« Und als ſie ſo geſprochen, führte man den Fremden, von dem der Ring kam, in die Halle des Schloſſes, und die Herzogin ſank vor ihm nieder und rief: »Ich danke Gott, daß er mein ſtill Gebet erhöret hat.« Und ſie lud ihn neben ſich, und Alle ſahen nun, daß es der Herzog war, und Jeder gedachte der alten Zeit; aber des falſchen Bräutigams, um deſſentwillen die

Hochzeitstafel angerichtet worden, gedachte Keiner mehr.“

Da jubelte Hilde, daß es ſo gut gekommen, und Melcher Harms freute ſich ihres Frohſinns und ſchloß: „Und ein fromm und herrlich Regiment begann all umher und konnte nicht anders ſein in ſeiner Nähe. Denn er war, wie Fürſten ſein ſollen: treu und tapfer und gnädig und gerecht. Und hatte den Glauben. Und als er ſiebzig alt war, da ließ er ſein Gemahl rufen und ſagte: »Meines Lebens Leben iſt nicht lange mehr, und ich befehle nun Leib und Seele Chriſto Jeſu, meinem lieben Herrn. Der wolle mein pflegen in Ewigkeit.« Und ſo ſtarb er, und das Land ging in Trauer, und in Trauer ging Mechthilde, ſein Gemahl. Aber der Löwe legte ſich auf ſeines Herrn Grab und nahm nicht Speiſe noch Trank. Und ſo lag er und regte ſich nicht, bis auch er geſtorben war.“

„Und das iſt da, wo noch heute der Löwe ſteht. Weißt du, Martin?“ Und Hilde dankte dem Alten und ſah nach dem Schloß hinüber, das eben jetzt im vollen Scheine der Nachmittagsſonne dalag. Ein Habicht ſchwebte ſtill und mit ausgebreitetem Flügelpaar darüber und ſchoß endlich in den finſteren Eichenwald nieder, der den alten Giebelbau drüben in ſeinen Armen hielt.

Und alle Drei ſahen's und hingen ihren Gedanken nach und hörten nichts als das nahe und ferne Heerdengeläut und dann und wann das Echo, wenn ein Schuß in den Bergen fiel.

Am ſtillſten aber war der Alte geworden, und Hilde, die gern wiſſen wollte, was es ſei, ſagte: „Geh' vorauf, Martin."

„Ihr wollt wieder allein ſein," lachte dieſer. „Aber wie du willſt. Nur verplaudere dich nicht und bleib nicht zu lang. Um die ſechſte Stunde will der Vater wieder da ſein. Du weißt, er hat es nicht gern, wenn wer fehlt. Und nun gar heut'."

Und damit lief er ſchräg über die Berglehne fort und auf die lange Buchenhecke zu, die zu des Haidereiters Hauſe herniederführte.

Beide ſahen ihm eine Weile nach. Dann ſagte Hilde: „Ihr habt etwas, Vater Harms. Und es iſt was mit dem Martin. Ich weiß wohl, Ihr ſeht Alles und habt nichts Gutes geſehen. Sagt mir, was es iſt."

Er ſchwieg und ſchien unſchlüſſig in ſich abzuwägen. Endlich nahm er Hildens Hand und ſagte: „Ja, du haſt Recht, es iſt was mit dem Martin. . . Er hat auf dem Heidenſtein gelegen."

„O, das hab' ich auch."

„Es iſt ein Opferſtein. Und ſie ſagen: wer darauf ſchläft, den opfern die finſteren Mächte."

„Ja, wer darauf ſchläft!"

„Aber ich denke, Kind, ich hab' es weggebetet."

„Könnt Ihr das, Vater Harms?"

„Nicht immer. Aber oft. Das Gebet kann viel, und du wirſt es noch erfahren. Aber erfahr' es nicht zu früh, Hilde. Denn ich muß es dir noch einmal ſagen, wir beten erſt, wenn wir im Unglück ſind. Und ich wünſche dir glückliche Tage. Ja, Kind, auch irdiſch Glück iſt ſüß."

Ueber Hilden ergoß es ſich blutroth, und es war ihr, als hab er in ihrem Herzen geleſen. „Ich muß mich nun eilen," ſagte ſie, während ſie ſich raſch erhob und, ohne ſich um die leer gebliebene Kufe zu kümmern, über die Wieſe hin bergab lief, immer in derſelben Richtung, die Martin vor ihr genommen hatte.

Der alte Melcher aber war nur noch ernſter und nachdenklicher geworden und redete halblaut und in abgeriſſenen Sätzen vor ſich hin: „Ich werd' es nicht wegbeten, und Keiner wird es. Ihr Blut iſt ihr Loos, und den Jungen reißt ſie mit hinein. Es geſchieht, was muß, und die Wunder die wir ſehen, ſind keine Wunder. . . Ewig und unwandelbar iſt das Geſetz."

9.

Des Haidereiters Geburtstag-Abend.

Es war eine Stunde ſpäter, und Martin und Hilde ſahen von der Vorlaube her, unter der ſie Platz genommen hatten, immer den Weg hinauf, auf dem der Vater zurückkommen mußte. Dabei traf ihr Blick, ſie mochten wollen oder nicht, auch auf den halb in einer Brombeerhecke verſteckten Backofen, vor dem Griſſel emſig beſchäftigt war und den eiſernen Vorſetzer abwechſelnd auf- und zuſchob. Jetzt aber ſchien ſie zufrieden mit dem Befund und zog auf einer breiten Holzſchippe die Bleche heraus, auf denen ſie die Geburtstagskuchen für den Abend gebacken hatte, einen Streußel- und einen Kronsbeerkuchen, welchen letzteren der Haidereiter allem anderen vorzog. Aber der Rand mußte braun ſein und am liebſten halb verbrannt. Eine Luftwelle trug den brenzlich-würzigen Duft herüber, und Martin ſagte: „Freuſt du dich auf den Abend?“

„O gewiß! So ſehr ich mich freuen kann.“

„So ſehr du dich freuen kannſt! Was heißt das? Du wirſt dich doch freuen können. Jeder Menſch kann ſich freuen.“

„Ja,“ wiederholte Hilde, „jeder Menſch kann ſich freuen, und ich auch. Und wenn ich ſage, ſo ſehr ich mich freuen kann, ſo mein' ich an *unſerem* Tiſch und in *unſerem* Haus.“

Als Hilde ſo geſprochen hatte, nahm Martin ihre Hand und ſeufzte: „Ja, das iſt es. Und daß ich's dir nur geſteh', ich hatte dich auch recht gut verſtanden. Ich wollt' es nur deutlicher hören. Ach, was iſt das für ein Leben! Ich möchte vergehen. Er meint es ja gut mit uns, mit mir vielleicht und mit dir gewiß... Ja, ja, Hilde, das darfſt du nicht beſtreiten: er zieht dich vor. Aber glaube nur ja nicht, daß es *das* iſt. Nein, nein, er ſoll dich verziehen; ich bin nicht böſe darüber und gönne dir Alles. Alles und dann immer noch was dazu. Nein, Hilde, das iſt es nicht. Sie ſollen dich lieben, Jeder, und verſteht ſich, am meiſten ich. . . Ach, ich glaub', ich ſterbe, ſo lieb hab' ich dich.“

Und dabei glitt er nieder und legte ſchluchzend den Kopf auf ihre Kniee.

Das aber gab ihr einen Schreck und eine Herzensangſt, und ſie bat und beſchwor ihn, abzulaſſen und wieder aufzuſtehen. „Ich hätte den Tod, wenn's die Griſſel ſäh'. Ach, ich kenne ſie; ſie war anders ſonſt; aber jetzt hat ſie nur ſpitze Reden für mich und iſt hämiſch und neidiſch, weil ihr ſo gut gegen mich ſeid und mir Alles zu Willen thut: der Vater und der alte Sörgel und der alte Melcher Harms oben. Ich bitte dich, Martin, ſteh' auf. . . Sieh, ſieh nur, jetzt hat ſie's geſehen!“

„Laß ſie. Mir gilt es gleich. Sie ſoll es ſehen. Jeder ſoll es ſehen. Und er auch.“

„Um Gotteswillen, nein, er nicht! Ich weiß nicht, Martin, was es iſt, aber er darf es nicht ſehen. Ich leſ' es ihm von der Stirn, er will es nicht. Er will, daß wir Geſchwiſter ſind, das mußt du doch auch wiſſen, und Bruder und Schweſter iſt ſein drittes Wort. Und was er ſonſt noch will, das weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß er mich immer ſo anſieht, als ob ich was Anderes wär' und was Apartes und Alles nicht gut genug für mich. Auch du nicht. Und letzten

Erntekranz, als er uns tanzen ſah, da hört' ich auch ſo was. Und iſt doch Alles Thorheit und Unverſtand und ſchafft mir bloß Neid und Mißgunſt. Und bedrückt mich bloß. Ja, das iſt es. Ach, Martin, ich bin ihm gut, weil er gut gegen mich iſt; aber ich weiß nicht, ich fürchte mich vor ihm."

„Und ich auch, Hilde. Ja, ja, das iſt es. Aber ich will mich nicht länger fürchten und ſchäme mich meiner Furcht. Denn vor ſeinem Vater ſoll man ſich nicht fürchten."

„Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren!"

„Ehren! wohl. Aber da liegt eben der Unterſchied. Ehren ſoll man ſie und Reſpect haben. Und wenn du das zuſammenthuſt, ſo haſt du die Ehrfurcht. Und die Ehrfurcht, die iſt gut. Aber bloß Furcht, das iſt falſch und ſchlecht und feig. Und ich will es nicht länger!"

„Ich glaube wohl, daß du Recht haſt. Aber übereile nichts. Und jedenfalls nicht heute. Du weißt ..."

In dieſem Augenblicke hörten ſie das Anſchlagen eines Hundes vom Dorfe her, und gleich darauf wurde der Jagdwagen zwiſchen den Zweigen des Weges ſichtbar. Es war alſo höchſte Zeit, abzubrechen, und Beide huſchten um ſo raſcher und ängſtlicher ins Haus, als ſie ſich nach dem eben geführten Geſpräch unfähig fühlten, eine rechte Freude bei des Vaters Ankunft zu zeigen. Und ſo fand ſich denn nur Jooſt ein und nahm die Leinen aus des Haidereiters Hand, während

Griſſel, die gerade Zucker und Zimmet über die Kuchen ſtreute, von ihrem Backofen her aufſah und grüßte. Freilich nur mit einem flüchtigen und vertraulichen Kopfnicken, wie Dienſtleute zu thun pflegen, die ſich daran gewöhnt haben, auch ihren Gruß innerhalb gewiſſer Grenzen zu halten.

Und nun kam der Abend, und um die ſiebente Stunde ſaß Alles um den runden Tiſch. Auf einem der Ständer aber ſtanden die Kuchen und der Ciderwein, auf den hin die Griſſel eine Reputation hatte, und Alles war feſtlich und gemüthlich, oder doch ſo gemüthlich, wie's in des Haidereiters Haus und unter der Controle ſeiner buſchigen Augenbrauen überhaupt ſein konnte. Der Ofen, in dem ein Reiſigfeuer brannte, gab eine gelinde Wärme, während doch gleichzeitig ein Luftzug durch die Fenſter kam und die Sterne mitſammt dem erleuchteten Schloß von drüben her hereinſahen. Alles war Frieden; die Lichter im Zimmer flackerten nur leiſe hin und her, und kleine Rauchſäulen ſtiegen auf und ſchlängelten ſich an der Decke hin.

Der Haidereiter war erſichtlich in beſter Laune von Ilſeburg zurückgekehrt und plauderte mit vielem Behagen von dem kleinen buckeligen Gerichtsſchreiber, deſſen Buckel nur noch von ſeiner Wichtigkeit übertroffen werde. Dazu bracht er auch eine Neuigkeit mit, und zwar die: daß die Preußen bald wieder einen Krieg haben würden; denn ohne Krieg könnten ſie nicht ſein. Und zuletzt kam er, wie gewöhnlich, auf die gnädige Gräfin, von der ein Gerede gehe, daß ſie katholiſch werden wolle. Darüber war nun die Griſſel natürlich außer ſich; aber ehe ſie noch ein paſſend-gemäßigtes Wort der Empörung finden konnte — denn der Haidereiter hielt auf Reſpect gegen die Herrſchaft — fuhr dieſer in eigenem Unmuth fort: „Und wer iſt ſchuld daran? Wer anders als dieſer alte Kamm-Melcher, der jeden Abend oben ſteckt und unſerem alten Sörgel über den Kopf weg ſeinen Miſchmaſch von Weisheit und Unſinn zum Beſten giebt. Verſteht ſich heimlich. Aber was iſt heimlich bei vornehmen Leuten? Und was iſt heimlich überhaupt? ‚Iſt auch noch ſo fein geſponnen, muß doch Alles an die Sonnen.‘ Und iſt auch ein Troſt und ein Glück, daß es ſo iſt. Denn alles Unrecht muß heraus. Und was ein rechtes Unrecht iſt, das will auch heraus und kann die Verborgenheit nicht aushalten. Und eines Tages tritt es ſelber vor und ſagt: hier bin ich. Ja, Kinder, ſo hab' ich's immer gefunden, auch bei den Soldaten ſchon, und ich entſinne mich . . . Aber ich ſehe wohl, ich hab' es ſchon erzählt und bin noch nicht alt genug, um immer bloß fürs Alte zu ſein und am wenigſten für alte Geſchichten. Aber für ein Altes bin ich, und am End' ihr auch — wenigſtens unſere Griſſel hier, denn die hat eine feine Zung' und eine ſpitze dazu, nicht wahr? Aber das thut nichts, wenn's hier nur ſtimmt und der Katechismus in Ordnung iſt und der Wandel und die gute Sitt' — aber was ich ſagen wollte, für ein Altes bin ich. Und hier iſt der Schlüſſel, Martin, und nun geh' und hol' eine von den weißgeſiegelten, ohne Zettel. Bah, Zettel! Zettel hin, Zettel her! Der Zettel macht's nicht, aber was drin iſt, das macht's. Und dafür ſteh' ich. Alſo von den weißgeſiegelten, Martin. Oder bringe lieber gleich zwei. Denn es wird Einem wohler und wärmer ums Herz, wenn man nicht gleich mit der Angſt anfängt: ‚Ei, du mein Mänsle, was wird? 's is halt ſchon wieder vorbei.' Nein, nein, was es auch ſei, man muß immer was Sicheres vor ſich haben, und der freie, ruhige Blick in die Zukunft, das iſt überhaupt das Beſte vom Leben. Und nun geh', Martin. Aber ſieh dich vor bei der drittletzten Stufe, die liegt nicht feſt, und zerſchlage mir nichts, denn ich bin abergläubiſch. Und an meinem Geburtstage ſoll mir kein Glas in Scherben gehen. Und auch keine Flaſche."

Martin ging und kam wieder und ſtellte die Flaſchen auf den Tiſch. Und mit einem langen Pfropfenzieher, an deſſen Griff eine Bürſte war, zog jetzt der Haidereiter den Kork aus der erſten Flaſche, putzte die Lackkrümelchen ſorgfältig weg und goß unter Schmunzeln und doch zugleich mit einer gewiſſen Feierlichkeit in alle vier Gläſer ein. Und nun nahm er ſeins, hielt es gegen das Licht und freute ſich, daß es wie kleine Geiſter darin auf- und niederſtieg.

„Auf ein glückliches Jahr!" Alle Gläſer klangen zuſammen, und Alle tranken aus. Nur Hilde nicht.

Aber darin verſah ſie's, und der Alte ſagte: „Wer nicht austrinkt, meint es nicht gut. Und du haſt bloß genippt, Hilde. Wer mein Liebling ſein will, muß austrinken; werde nur nicht roth, der Martin gönnt dir's und die Griſſel auch. Nicht wahr, Griſſel? . . . Und wißt ihr, wo der Wein herſtammt? Der ſtammt drüben vom Schloß und iſt noch vom ſeligen Grafen, von meinem gnädigen alten Herrn, der nun auch drüben unterm Stein liegt, lange vor der Zeit. Ja, daß ich's ſagen muß, lange vor der Zeit. Aber das mit dem jungen, das war ihm zu viel."

Er wollte behaglich weiter plaudern, aber er unterbrach ſich plötzlich, weil ihm einfiel, daß er ſich ſelber vorgeſetzt hatte, von dem Tode des jungen Grafen und überhaupt von dem jungen Grafen in Hilde's Gegenwart nie ſprechen zu wollen. Als er dieſe jedoch völlig unbefangen bleiben und nur neugierig Augen machen ſah, fuhr er auch ſeinerſeits in wiedergewonnener Unbefangenheit fort: „Ja, das mit dem jungen, das war ihm zu viel. Und als ihn die Halberſtädter anbrachten, immer mit Trommeln und Pfeifen — denn Anderes hatten ſie nicht, weil die richtige Muſik mit zu Felde war —, und es immer ſo wirbelte durch ganz Emmerode hin, an dem Kirchhof und dem Stachelginſter vorbei, bis an die Kirche, die ſchwarz ausgeſchlagen war, und brannten alle

Lichter, aber keine Geſangbuchsnummer an der Tafel und bloß die Orgel ſpielte, — da war es dem Alten doch zu viel, und er hat's nicht lange mehr gemacht. Aber das ſag' ich euch, das war ein Mann, der hätte das nicht geduldet mit dem Kamm-Melcher und mit dem Katholiſchthun, und hatte für Jeden ein Herz und eine Hand, und als mein Ehrentag war mit deiner Mutter, Martin, die nun auch drüben ſchläft und vor Gott beſtehen wird, weil ſie Gott im Herzen hatte, da war er noch friſch und gut bei Weg', und ich dachte: der wird achtzig. Und eben den Tag war es, da kam auch ein Flaſchenkorb mit Wein herüber und ein Zettel dran, auf dem war zu leſen: „Für den Hochzeiter und Haidereiter,' und darunter ſtand: ‚Auf gute Nachbarſchaft.' Ja, ‚Auf gute Nachbarſchaft' hatte der gute gnädige Herr geſchrieben und Alles eigene Handſchrift. Und von dem Wein iſt dieſer. Damals, an demſelben Tage noch, hab' ich den weißen Lack von der erſten Flaſche geklopft und heute von dieſer zweiten, und ich denke, Kinder, es ſoll nicht die letzte geweſen ſein."

Und Baltzer Bocholt, der, als er ſo ſprach, ohne Wiſſen und Wollen aufgeſtanden war, ſetzte ſich jetzt wieder und ſtrich ſich einmal über das andere den vollen Bart; denn es gefiel ihm wohl, was er geſagt hatte, und in der Eitelkeit ſeines Herzens und in dem frohen Blick in die Zukunft, den er ſich gönnte, vergaß er zum erſten Male, trotzdem er doch von ihr geſprochen und ihrer in Ehren gedacht hatte, nach dem Sopha hinzuſehen, über deſſen hoher Lehne das nur handgroße Paſtellbild ſeiner Seligen hing. Es rührte von einem Halberſtädter Zeichenlehrer her, der in den Ferien Alles abmalte, die Gegend und die Menſchen, am liebſten aber die Brautpaare. Und es war damals kurz vor der Hochzeit geweſen.

Ja, zum erſten Male heute hatte der Haidereiter nicht nach dem Bilde hinübergeſehen; aber er ſprach noch Vielerlei von Freud' und Leid und von Gutem und Schlimmem, und ſprach zuletzt auch von der großen Kränkung ſeines Lebens, davon, daß ihm die Gräfin, als es doch Zeit geweſen, den „Titul“ nicht gegeben habe. Denn ein Haidereiter ſei doch eigentlich nur was Kleines und Geringes und eigentlich bloß dazu da, Bettel- und Weibsvolk, das ſich Reiſig ſammelt, ins Priſon oder Spinnhaus zu bringen. Und das ſei nichts für einen alten Soldaten und einen „Richtigen aus dem Wald“, der ſeine Büchſe hab' und immer ins Blatt träfe, Menſch oder Thier. Aber das ſei's eben, das hab' ihn um die Reputation gebracht, daß er feſter und flinker geweſen als der Maus-Bugiſch, und das hab' ihm die Gräfin nicht verziehen.

Und er verbitterte ſich wieder darüber und ſchloß endlich: „Aber das weiß ich, Kinder, lebte der noch, der mir dieſen Wein ins Haus geſchickt hat und mir immer ein gnädiger Herr war, da wär' es Alles anders und gäbe keinen Haidereiter mehr, und ich hätte den

Titul. Und weiß es Gott, ich wollt' ihm Ehre machen, und ſollte keines Menſchen Schad' oder Schande ſein.“

Es hatte Hilden einen Stich gegeben, als des Maus-Bugiſch und jenes unheimlichen Tages wieder Erwähnung geſchehen war; Martin aber fühlte wie der Vater und vergaß für den Augenblick wenigſtens aller eigenen Kränkung und nickte und trank ihm zu.

Und ſo vergingen Stunden, und als endlich der Haidereiter, des Sprechens müde, ſich in den Stuhl zurückgelehnt und ſeinen Meerſchaum angezündet hatte, rief er Hilden zu, daß ſie was ſingen ſolle, was recht Hübſches und Trauriges, ſo was, wie ſie letzten Geburtstag mit dem Martin zuſammen geſungen habe: das „vom Junker von Falkenſtein“. Oder auch was Anderes. Und ſo ſangen ſie denn das Lied vom „eiferſüchtigen Knaben“, und Baltzer hörte ſo fromm und andächtig zu, als ob es aus einem Geſangbuch geweſen wär', und blies dabei ſeine Wolken in die Luft. Und auch Griſſel ſchien eine Weile lang ganz Ohr; als aber die Strophe kam:

Ich kann und mag nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſein,
Mein Herz iſt mir betrübet,
Feinslieb von wegen dein . . .

da ſtand ſie vom Tiſch auf und ging in die Küche hinaus, erſt um wieder Ordnung zu machen und danach auch um ihren Staat vom Boden zu holen. Denn der nächſte Tag war ein Sonntag, und ſie verſäumte nicht gern die Kirche; ſo wollt es der Haidereiter, und ſo war ſie's gewöhnt von Kindheit an.

In der Stube mittlerweile reihte ſich unabläſſig Vers an Vers, immer monotoner und immer trauriger, weil ſich die Kinder zugeblinkt hatten, es ihm recht traurig zu machen; und als gegen das Ende hin die Stelle kam:

Was zog er ihr vom Finger?
Ein rothes Goldringlein . . .

da ſahen ſie zu nicht geringer Freude, daß des Alten Kopf auf ſeiner linken Schulter ruhte. Wirklich, er war eingeſchlafen, müde von der Fahrt und dem Wein, am müdeſten aber von der Einförmigkeit ihres Geſanges; und weil ihnen nichts ferner lag, als ihn wecken zu wollen, ſo ſchlichen ſie ſich fort und drückten ſo geräuſchlos wie möglich die Thür ins Schloß. Auf der Diele draußen aber, um völlig ſicher zu gehen, thaten ſie noch ihre Schuhe von ſich und tappten ſich bis an die Treppe, wo ſie, bevor ſie hinaufſtiegen, einen Augenblick ſtehen blieben und horchten und kicherten.

Oben aber, gerade der Stelle gegenüber, wo die Treppe mündete, war ein Lattenverſchlag, und hier ſaß Griſſel all' die Zeit über und nahm aus einer großen Truhe, deren Deckel hoch aufgeklappt war, ihren Sonntagsſtaat heraus: Latz und Kopftuch und Rock und Mieder. Und ſie ſchien ganz in ihren Staat vertieft. Als ſie jedoch das Kichern unten hörte, blies ſie das Licht aus und duckte ſich bis an die Erde. Denn es war Mondſchein, und der Schatten, der ſtrichweiſe unter dem Dache hinlief, verdeckte ſie nur halb.

Und nun waren Martin und Hilde die Treppe hinauf und ſtanden unter einer Luke, durch die von oben her ein breiter Lichtſtreifen einfiel. Und hier war's, wo ſie ſich trennen und in ihre Giebelkammern nach rechts und links hin abbiegen mußten. Und ſie trennten ſich auch wirklich. In demſelben Augenblick aber, wo Martin an ſeiner Thür hielt und eben ſchon die Klinke faßte, wandt' er ſich und rief mit gedämpfter Stimme zweimal über die Diele hin: „Gute Nacht!" Und auch Hilde hatte ſich gewandt, als ob ſie's nicht anders erwartet habe, und wie vom ſelben Geiſte getrieben, liefen Beide wieder auf die Stelle zu, wo ſie vorher geſtanden und umklammerten ſich und küßten ſich. Eine kurze, ſelige Minute. Dann aber ſchreckte ſie Geräuſch von Flur oder Treppe her aus einander, und nur noch einmal klang es leiſe: „Gute Nacht!"

Und „Gute Nacht!" klang es ebenſo zurück.

10.

Sonntag früh.

Der Haidereiter war am anderen Morgen zeitig auf. Er liebte Sonntags früh eine ruhige Betrachtung und einen inſpicirenden Gartenſpaziergang, an dem er um ſo lieber feſthielt, als ihm die Woche die Gelegenheit dazu nicht gönnte. Das wußte Jeder im Haus, und natürlich auch Hilde, die, ſo wenig ſie ſich perſönlich aus Gartendienſt und Blumen machte, doch immer emſig befliſſen war, Alles fortzuſchaffen, was des geſtrengen Spaziergängers gute Laune hätte ſtören können.

Und ſo war es auch heut, und der Alte freute ſich der überall herrſchenden Ordnung. Die Wege waren geharkt, das Unkraut gejätet, und innerhalb der noch grünen Buchsbaumrabatten blühten ihm Aſtern und andere Herbſtblumen entgegen. Auf dem Levkojen- und Reſedabeet erkannt er wohl, daß es geplündert worden war, aber er wußte ja, weshalb, und lächelte nur und war der Unordnung eher froh als nicht. Und zuletzt kam er auch an ein kleines Rondeel, drin neben den rothſtenglichen Balſaminen allerhand Ritterſporn ſtand, und er pflückte davon und wollte ſich eine der blauen Blüthen ins Knopfloch ſtecken. Aber er beſann ſich eines Anderen wieder und warf ſie fort.

Indem war Griſſel aus dem Hof in den Garten gekommen und hatte dem Haidereiter kaum erſt ihren guten Tag geboten, als dieſer auch ſchon bemerkte, daß das aus dem Garten ins Feld führende Gatter bloß angelehnt und nicht geſchloſſen war. Das verdroß ihn oder war ihm wenigſtens nicht recht, und er warf im Geſpräch hin: ein Haidereiter habe viel Feindſchaft und dürfe das Geſindel nicht eigens noch einladen, ihm die Blumenbeete zu zertreten oder die Aepfel von den Bäumen zu ſtehlen. Und ſo ging es noch eine Weile fort. „Aber das iſt der Jooſt,“ ſchloß er endlich. „Der kann's nicht bequem genug haben und will ſich partout die fünfzig Schritte ſparen. Er ſoll's aber nicht. Er ſoll den großen Weg nehmen oder die Hecke.“

„'s iſt nicht der Jooſt,“ ſagte Griſſel. „Jooſt iſt ein Gewohnheitsthier und geht immer die große Straße.“

„Nun?“

„'s iſt unſere Hilde; die geht hier, wenn ſie nach den Sieben-Morgen will.“

„Und was hat ſie da?“

„Nun, da ſind ja doch unſere drei Küh oben; und wenn's ihr paßt, da ſetzt ſie die Butt' auf den Kopf und den Arm in die Hüft', und heidi geht's in die Höh'. Und ſie weiß wohl, es kleidet ihr, und das Mannsvolk ſieht ihr nach... O, ſie kann ſchon, wenn ſie will! Es muß ſich ihr bloß verlohnen. Und das muß wahr ſein, wenn ſie ſo geht, ſo prall und drall, iſt es gar nicht die Hilde mehr.“

All das hörte Baltzer nicht gern, und er ſah ſie ſcharf an. Aber ſie kannte ſeine Schwächen, und weil ſie ſie kannte, hatte ſie keine Furcht vor ihm. Und nun gar heute; wenn ſie ſich auch gefürchtet hätte, es brannt ihr zu Vieles auf der Seele, was herunter mußte. „Ja, Haidereiter, Ihr habt es ja ſelber ſo gewollt, als Ihr damals ein Frölen aus ihr machen wolltet und als ſie mit eins zu gut für die Griſſel war, obwohlen ich ehrlicher Leute Kind bin und einen richtigen Namen habe, was nicht Jeder von ſich ſagen kann. Ja, ja, Haidereiter, damals, als ſie mit eins die Kammer allein haben mußt' und ich in die Küche kam oder doch dicht daneben. Und das Alles mitten im Sommer und immer die warme Wand und die Sonne von vier Uhr Morgens. Und ſowie die Sonne da war, waren auch die Fliegen da und ſummten und brummten, und waren auch Stechfliegen dabei, weil es das Hoffenſter iſt, kleine, rothe, die giftig ſind und wo Einem die Hand abgenommen werden kann. Und ich habe keine Nacht geſchlafen.“

„Aber biſt doch nicht abgefallen,“ ſagte der Haidereiter in einem Tone, darin ſich gute und ſchlechte Laune die Wage hielten, und ſetzte dann, während er, ohne recht zu wiſſen, was er that, ein paar Samenkapſeln abbrach und die Körner in ſeine Hand ſchüttete, hinzu: „Und nun ſage mir, was ſoll das? Was meinſt du?“

„Was ich meine? daß Ihr ſelber ſchuld ſeid, Haidereiter, ſchuld mit Eurer neuen Einrichtung und mit Allem... Und du lieber Himmel, die Milchwirthſchaft! Ja, da hat ſich was mit Milchwirthſchaft und ich möchte wohl ſehen, wie's damit ſtünd' ohne die Rentſchen oder ohne die Chriſtel. Aber verſteht ſich, immer ſo gethan, als ob es was wär', und immer geklappert und immer unterwegs und immer auf die Sieben-Morgen. Und da ſitzen ſie.“

„Wer?“ fragte Baltzer, in dem der Aerger allmälig das Uebergewicht gewann.

„Wer? Nu, mein Gott, wer! Der alte Melcher ſitzt da, mit ſeinem Kamm unterm Hut und mit ſeinem Hochmuth unterm Hut. Und iſt auch gut, daß er ihn feſthält, er könnt' ihm ſonſt wegfliegen. Und iſt eine alte Geſchichte, daß die Conventikelſchen alle den großen Nagel haben, das hat mir ſchon mein Vater ſelig ins Gewiſſen gered't, und ſein letztes Wort war immer: »Und der Melcher Harms, das iſt der ſchlimmſte.« Ja, das iſt nun freilich ſchon eine kleine Ewigkeit, aber Kamm-Melcher hieß er auch ſchon, und bloß den Saal hatten ſie noch nicht und noch keine Freitagabend-Andacht, und der alte Graf war noch gut bei Weg und dachte noch an kein Sterben. Und war das Jahr vorher, eh' der preußiſche Krieg anfing. Aber du mein Gott, wenn mein Vater ſelig ihn jetzt ſo ſäh', immer mit Strumpf und Strickzeug und wie er ſo klein thut, als könnt' er kein Waſſer trüben, und dann Abends aufs Schloß in die kleine Capellenſtube mit dem fliegenden Engel — o, du mein Gott und Vater! und wenn er dann gar noch ſäh', wie ſie jeden geſchlagenen Freitag in den Saal geht und ſitzt da mit auf der Bank und weint und ſchluchzt, als ob ſie ſo wär' wie das arme Volk oder der alte Nagelſchmied Eſchwege, der immer vorſingt —

und er ſoll ihr auch das Abendmahl gegeben haben; aber das glaub' ich nicht, da wäre doch ein Blitz vom Himmel gekommen — o, du mein Gott und Vater, wenn er das noch geſehen und erlebt hätt', da würd' er noch ganz anders geſprochen haben! Und das ſoll auch nicht ſein, Baltzer. Aber Sörgel iſt zu gut und denkt bloß immer: es ſchadet nichts. Aber es ſchadet doch. Und von Ordnung iſt keine Rede mehr, und weiß kein Menſch mehr, ob er ein Hirt iſt oder ein Papſt. Und was Katholiſches hat er, das ſieht Jeder, und war auch mit nach'm Eichsfeld. Ihr müßt es ja ſelber wiſſen, Baltzer. Und was habt Ihr zuletzt davon? Was? Daß ſie mit katholiſch wird!"

„Hilde?"

„Ja, Hilde. Wer anders als Hilde. Denn den ganzen Tag iſt das Püppchen oben, wenn nicht gerad' Regen iſt oder Wind, und da prieſtert er ihr was vor und ſetzt ihr Raupen in'n Kopf und erzählt ihr vornehme Geſchichten von Schloß und Rittersleut', und wenn ſie dann wiederkommt, ſieht ſie ſich um, als ob ſie ſelber ſo was wär'. Und Martin auch immer mit dabei, wenn er aus'm Wald kommt, und muß ja dran vorüber, verſteht ſich, weil es der nächſte Weg iſt — und iſt eigentlich die Meile Siebenviertel — und da ſitzen ſie denn und haben ihr Convivchen oder ihr Conventikelchen oder wie Ihr's nennen wollt. Ja, Baltzer, der Martin auch. Aber mit dem hat's keine Noth nicht, der iſt ſeines Vaters Sohn und den wird der Alte nicht katholiſch kriegen. Und hört auch nicht recht zu, weil er immer bloß Hilden angafft, und iſt immer Brüderchen und Schweſterchen. Ja, ja, Baltzer, ſeht mich nur an! Und ich weiß noch den Tag, wo die Muthe geſtorben und begraben war und Hilde mit Euch herüberkam und Martin und ich und Jooſt auf der Diele ſtanden, dicht an der Treppe, wie Ihr da ſagtet: »Ihr ſollt euch lieb haben. Wollt ihr?« Und ſeht, Haidereiter, das iſt auf guten Boden gefallen. Und immer wie Bruder und Schweſter. Haha!“

Baltzer, während die Griſſel ſo ſprach, hatte ſich auf eine der kleinen Erdſtufen geſetzt, die zu dem Gatter hinaufführten, und riß einen breiten Grashalm aus, wand ihn um ſeinen Finger und warf ihn wieder fort. Er wiederholte das Spiel zwei-, dreimal und ſagte nach einer Weile: „Höre, Griſſel, du biſt eine hämiſche Perſon. Und ich habe dich für beſſer gehalten, als du biſt. Du haſt einen Haß gegen den alten Melcher, weil er, deinen Vater ſelig in Ehren, klüger iſt als drei Cantoren oder Schulmeiſter zuſammengenommen... Und was redeſt du da von den Kindern? Laß die Hilde! Wenn ihr der Melcher gefällt, ſo mag er ihr gefallen. Und ob er das Abendmahl giebt oder nicht, iſt all eins. Und wenn die Gräfin es gehen läßt, ſo müſſen wir's auch gehen laſſen. Katholiſch wird die Hilde nicht, und Keiner nicht, und was ich da geſtern bei der Flaſche geſagt habe, deſſen ſchäm' ich mich heut', und war nichts, als was die Leute ſagen, und was die ſagen, iſt immer Dummheit oder Lüge. Denn der alte Melcher — ob ich ihn leiden kann oder nicht, das iſt eine Sach' für ſich — iſt von den ſtrengen und den feſten Luther'ſchen und war letzte Woche nach Eisleben und nicht nach'm Eichsfeld. Und du, Griſſel, wenn du deinem Vater im Grabe keine Schande machen willſt, ſo ſchreibe dir das achte Gebot hinter die Ohren: Du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten!"

„O, das kenn' ich und halt' es auch!"

„Und das mit dem Martin," fuhr der Haidereiter fort, ohne der Unterbrechung zu achten, „das ſagſt du bloß, weil du mich ärgern willſt und weil du meinſt, daß ich mit der Hilde höher hinaus will. Ja, Griſſel, das will ich! Und darin haſt du Recht. Und iſt Keiner hier herum und bis Ilſeburg hin und das Amt mit eingerechnet, dem ich ſie gönne. Und auch dem Martin nicht. Er iſt ein Jung' und weiter nichts. Und daß er ſie lieb hat, iſt mir recht. Ich habe ſie auch lieb, und du haſt ſie wenigſtens lieb gehabt. Aber du biſt eine herrſchſüchtige Perſon, und von dem Tag an ..." er ſtockte, weil ihm plötzlich wieder das Bild von der Haide her vor die Seele trat und ihn verwirrte ... „ja, von dem Tag an, wo wir den Discurs über die Hilde hatten, haſt du ſie gequält und bered't und haſt ſie's entgelten laſſen, daß ich damals geſagt habe: »Wir wollen es ändern, und ſo ſoll es ſein.« Aber du bringſt ſie bei mir nicht heraus. Und das mit dem Martin iſt Kinderei.“

„Bruder und Schweſter!“ lachte ſein unerbittlicher Gegenpart und zeigte die großen weißen Zähne.

Von drüben her aber gingen jetzt die Glocken, und das Geſpräch brach ab, weil Jeder ſich noch für den Kirchgang zurechtzumachen hatte.

Griſſel half dem Alten in ſeinen Feſtrock und gab ihm Geſangbuch und gebügelten Hut. Und nun ging er vorauf, über Brück und Weg, dann an der Kirchhofsmauer entlang, und vermied es, ſich nach den Kindern umzuſehen, die zwiſchen dem Stachelginſter in einiger Entfernung folgten. Er wollte ſich in ſeine Ruhe und Zuverſicht wieder hineinleben.

Und mit dieſem Entſchluß trat er in die Kirche.

Sörgel hatte ſeinen guten Tag heut und ſprach eindringlich und aus der Fülle des Erlebten. Und des Haidereiters große Augen waren auch wirklich unabläſſig nach der Kanzel hin gerichtet, und wer ihn ſo beobachtete, hätte glauben müſſen, er verſchlänge jedes Wort.

Aber es war eine Täuſchung; ſeine Seele war wie geſchloſſen, und er hörte nichts von dem, was der Alte ſprach.

11.

Der Haidereiter horcht.

In der Kirche war es ihm nicht geglückt. Aber Baltzer Bocholt war eine willensſtarke Natur, und weil er's bezwingen wollte, ſo bezwang er's auch, und um ſo raſcher, als er trotz allem Aufmerken nichts ſah, was dem von Griſſel hingeworfenen Verdachte Nahrung gegeben hätte. Martin und Hilde ſprachen unbefangen mit einander, und wenn er ſie zufällig im Hof oder Garten traf oder bei Tiſch einen eindringenden Blick auf ſie richtete, ſo ſah er wohl jenen Anflug von Scheu, den zu ſehen er gewohnt war, aber kein Verlegenwerden und kein Erröthen. Griſſel hatte mal wieder überſcharf geſehen und mehr geſagt, als ſie verantworten konnte. Das war Alles.

So verging die halbe Woche bis Freitag, wo regelmäßig oben auf dem Schloß die Beamten und Verwalter ihren Rapport zu machen hatten. Das war ſchon zu des Grafen Zeiten ſo geweſen, und die Gräfin hatte nichts daran geändert. Immer um zehn begann es, und mit dem Glockenſchlage zwölf wurde geſchloſſen. Was bis dahin nicht erledigt war, blieb für das nächſte Mal. So war denn Jeder im Hauſe daran gewöhnt, den Haidereiter nicht vor ein Uhr zurückkommen zu ſehen, oft aber ſpäter, weil unmittelbar nach dem Rapport noch ein Imbiß genommen und ein vertraulicher Discurs geführt wurde, der oft beſſer war als Hin- und Herſchreiben und Botenläuferei.

Martin und Hilde hatten auch diesmal wieder dem Freitage mit Sehnſucht entgegengeſehen, weil er ſie, wenigſtens ſo lange der Vortrag oben dauerte, vor dem Erſcheinen des Vaters ſicher ſtellte. Jeden anderen Tag entbehrten ſie dieſes Gefühls der Sicherheit vor ihm, mußten es entbehren, denn wenn er auch weit in den Wald hinaus war, er konnte ſich anders beſonnen haben, war plötzlich wieder da und ſtand zwiſchen ihnen als wär er aus der Erde gewachſen.

An all das war aber heute nicht zu denken, und da Griſſel außerdem noch im Küchengarten zu thun hatte, wo ſie gemeinſchaftlich mit Jooſt die Saatbohnen abnahm, ſo ſaßen die Geſchwiſter auf ihrem Lieblingsplatz in Front des Hauſes und blickten auf den Bach, der heute brauſender und ſchäumender als gewöhnlich über die großen Steine hinſchoß. Denn die letzten Tage waren Regentage geweſen. Aber ſeit geſtern war Alles wieder hell und heiter, und ein paar gelbe Schmetterlinge, die der verſpätete Sommertag aus ihrem Schlupfwinkel hervorgelockt hatte, haſchten ſich in der ſonnigen Luft. Und um der Sonne willen ſtanden auch im Hauſe ſelbſt alle Thüren und Fenſter offen, und nur in des Haidereiters Stube, die gerade hinter ihnen, aber um ein paar

Stufen höher lag, waren die Vorhänge bis auf einen handbreiten Streifen, durch den die Luft zog, heruntergelaſſen.

Nun ſchlug es drüben vom Schloß her, und Martin und Hilde zählten die Schläge. „Elf," ſagte Martin. „Eine Stunde noch, und es iſt wieder vorbei; dann kann er jeden Augenblick wieder da ſein. Und ein Glück noch, daß wir ihn kommen ſehen. Er muß über die lichte Stelle weg, dicht neben der Kiesgrube, wo der alte Rennecke ſeine Geis eingehürdet hat. Siehſt du? Da. Und der blanke Beſchlag an ſeinem Hut iſt auch ein Glück und blitzt beinah' wie der Wetterhahn oben."

Und Hilde, die während dieſer Worte die Hand an ihre Stirn gelegt hatte, blickte nun auch auf den Punkt hin, auf den Martin immer noch mit dem Finger wies, und Beide gewahrten im Hinüberſehen in der That nichts als den eingehürdeten Grasplatz und die Geis, die hin und her ſprang, und die Lichter und Schatten, die mit einander ſpielten.

Aber hätten ſie fünf Minuten früher ihren Blick ebenſo ſcharf auf die Lichtung drüben gerichtet, ſo würden ſie den blanken Beſchlag an ihres Vaters Hut, von dem Martin eben geſprochen, wohl haben blitzen ſehen. Denn es war heute kein Vortrag geweſen, da die Gräfin krank war, und gerad als Beide die Glockenſchläge gezählt, hatte der Haidereiter ſchon das unten gelegene kleine Haus des Parkhüters paſſirt und ging im Geſpräch mit dem ihm ſeit lange befreundeten Ilſeburger Oberſteiger auf die große Straße zu. Hier aber verabſchiedeten ſie ſich, weil ſich ihre Wege trennten.

Das Geſpräch mit dem alten Freunde, der ihn unter Anderem gefragt hatte: warum er ſo vor der Zeit verſauern wolle? er ſolle ſich was Junges ins Haus und in die Ehe nehmen, das mache ſelber wieder jung, hatte doch eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt, und er dachte noch halb ärgerlich und halb vergnüglich darüber nach, als er keine zehn Schritte vor der Brücke ſtehen blieb und durch den Werft hin, der hier mannshoch den Weg einfaßte, Martins und Hildens anſichtig wurde. Sie hatte den Kopf müd und glücklich an ſeine Schulter gelehnt und ſchien aller Welt vergeſſen.

Baltzer Bocholt war nicht der Mann des Aufhorchens und Belauſchens, aber ebenſo gewiß ſtand ihm vor der Seele, daß dies der Augenblick ſei, der ihm Aufſchluß geben müſſe, ob Griſſel Recht gehabt oder nicht, und ſo ging er vorſichtig und immer ſich duckend auf die große Straße zurück, um von dieſer aus in einem weiten Bogen erſt bis an den Garten und dann an die Rückſeite ſeines Hauſes zu kommen. Und nun hielt er an dem Gatter und ſtieg die paar Erdſtufen hinunter, wo er letzten Sonntag das Geſpräch mit Griſſel gehabt hatte. Niemand, ſo ſchien es, ſah ihn, und einen Augenblick ſpäter war er durch die Hofthür in Flur und Stube hineingehuſcht und ſtand an dem herabgelaſſenen Vorhang, in deſſen Schutz er jedes Wort hörte, das die Beiden unten ſprachen.

„Und ich ſag' es ihm," ſagte Martin. „Und wenn er nein ſagt, was er eigentlich nicht darf, dann gehen wir in die weite Welt. Alle Beid'. Und du mußt nur Muth haben."

Hilde ſchwieg.

„Und weißt du, wo wir dann hingehen?" fuhr Martin fort. „Ich weiß es. Dann gehen wir zu dem preußiſchen König. Der kann immer Menſchen brauchen, weil er immer Krieg hat. Oder doch beinah'. Aber wenn der Krieg aus iſt, dann iſt Alles gut und hat Jeder gute Tage, weil er ſtreng iſt, aber auch gerecht. Und er ſieht Alles und weiß Alles, und wenn ein armer Mann kommt mit einem Brief in der Hand und ihn hoch hält, den läßt er gleich rufen und vor ſich kommen, und fragt ihn nach Allem; und wenn er merkt, daß ihm ein Unrecht geſchehen, dann läßt er die Reichen und Vornehmen einſperren. Und wenn's auch ein Graf iſt. Und jeden Armen macht er glücklich."

Aber Hilde ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein, nein, Martin; es iſt beſſer hier. Und ich will nicht, daß du Soldat wirſt. Und von der Griſſel weiß ich's ganz genau, ſie wohnen all' unterm Dach und frieren oder kommen um vor Hitze. Und ſie hungern auch.

Und wenn ſie nicht gehorchen, ſo werden ſie todt geſchoſſen. Und mancher auch, weil er bloß eingeſchlafen iſt. O nein, Martin, das iſt nichts für dich; das iſt ein Jammer, und wir müſſen warten und Geduld haben.“

„Ach, Hilde, ſage nur nicht das! Ich will auch nicht zu den Preußen, wenn du's nun mal nicht willſt; aber rede nicht von warten und Geduld. Immer Geduld und wieder Geduld. Ich kann es nicht mehr hören. Und immer bloß ſo verſtohlen ſich ſehen und nie ſich haben in Ruh' und ungeſtört; und ſo vielleicht Jahre noch. Ach, ich wüßte ſchon, wie du mir zu Ruhe helfen und das Herz wieder froh machen könnteſt! Und dann, Hilde, ja dann wollt' ich auch Geduld haben und warten. Ein Wort nur! Ein einziges! Sag' es... Verſprich mir ...“

„Ich kann's nicht!“

„Ach, du kannſt ſchon, ſo du nur willſt und mich lieb haſt! Es iſt ja ſo gut, als wären wir allein oben. Und alles ſchläft, und iſt Keiner, der uns ſieht oder hört. Und ich denke noch an letzten Sonnabend, als wir das Lied geſungen hatten und der Vater eingeſchlafen war. Weißt du noch? Aber du haſt es vergeſſen!“

„Wie du nur biſt! Ich hab' es nicht vergeſſen!“

Und er küßte ſie leidenſchaftlich und ſagte: „Sieh, Hilde, ſo will ich dich küſſen und drücken, ſo! Und du ſollſt jetzt nichts ſagen, kein Wort, nicke nur leiſe mit dem Kopf.. O, nun iſt Alles gut! Und ich komm'..“

„Um Gotteswillen, nein! Ich will Alles, was du willſt! Alles! Nur nicht unter dieſem Dach! Es wäre mein Tod. Ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich fürchte."

„Wovor? Vor mir?"

„Nein, vor ihm! Und er iſt überall. Und daß ich dir's nur geſteh', es iſt mir oft, als ob die Wände Ohren hätten und als wär' ein Auge beſtändig um mich und über mir, das Alles ſieht."

„Und das iſt auch! Aber vor dem Auge fürcht' ich mich nicht."

„Und ich auch nicht, Martin, auch wenn es ernſt und ſtreng ſieht. Aber das Auge, das ich ſeh', das iſt nicht Gottes Auge, das iſt ſeines und iſt finſter und glüht darin, auch wenn es freundlich ſieht. Fühle nur, wie mir das Herz ſchlägt und wie ich zittere ..."

„Weil du mir's verſprochen haſt ..."

„Was?"

„Daß wir uns ſehen... Nicht unter dieſem Dach, ängſtige dich nicht, aber unter Gottes freiem Himmel, oben auf Ellernklipp."

Sie ſchmiegte ſich an ihn, und ihre Seele wuchs in der Vorſtellung eines ſolchen Sichtreffens auf einſamer Klippe. Martin aber fuhr fort: „Oder lieber auf Kunerts-Kamp, da, wo deiner Mutter Haus ſtand... Und um ſechs iſt die Sonne weg, und da komm' ich und finde dich! Und vorher pflückſt du Beeren... Es giebt ihrer noch, und die rotheſten .."

Aber er brach ab, weil er vom Flur her Griſſels Stimme zu hören glaubte.

12.

Auf Ellernklipp.

Martin und Hilde, als ſie geſtört wurden, hatten ihren Weg über die Brücke genommen, wie wenn ſie zu Sörgel hinüber wollten. An der Kirchhofsmauer aber kehrten ſie wieder um und gingen auf die Steine zu, die durch den Bach gelegt waren und in ihrer Verlängerung gerad auf den Hof zuführten. Hier trafen ſie Griſſel, die ganz Geſchäftigkeit war, und hörten, wie ſie zu Jooſt ſagte: „Mach' flink. Et is all an twelven. Un he kann mit eens wedder doa ſinn.“

„J, he is joa all,“ antwortete Jooſt. „All lang. He käm joa ſo glieks nah elven, un ick ſoah em, as he de Grastrepp' runner koam. Un denn dicht ant Huus vorbi. Heſt em denn nich ſiehn? . . . Nei, nei, du künnſt joa nich. Du wihrſt joa noch mang de Stoakens.“

Hilden überlief es wie der Tod und es gab ihr nur einen halben Troſt als Griſſel unter Lachen antwortete: „Hür', Jooſt, Du biſt joa binoah as unſ' oll Jätefru is, de ſeiht ook Allens vorut, un man künn ſich orntlich grulen vor di. Na, en beten will ick noch töwen. Ick ſegg di, he kümmt nich vor twelven. Un an mi kümmt keen een vorbi, dat ick't nich weeten deih. Awers kuck eens in. Wenn he doa is, möt he joa doch in ſiene Stuv ſinn.“

Jooſt ging hinein und kam verblüfft wieder. „Nei, he is nich in. Un ook nich in Küch' un Keller... Awers mi wihr doch ſo.“

„Joa, mi wihr ſo,“ wiederholte Griſſel. „Di is ümmer ſo. Du heſt ümmer een Poar Ogen to veel in'n Kopp. Un denn oak moal wedder en Poar to wen'g.“

Unter dieſem Geſpräch, das ſich noch weiter fortſetzte, waren die Geſchwiſter vom Hof her in den Flur getreten, und Martin ging an den Rechen, wo die Jagdtaſchen und die Gewehre hingen. Er nahm eine der aus Hanfgarn geflochtenen Taſchen und flüſterte, während er die Schweſter an ſich zog: „Und nun vergiß nicht, Hilde. Du weißt doch: Ein Mann, ein Wort!“ Und danach rief er den Hund, der aber nicht kam, und ging auf Diegel's Mühle zu.

Hilde ſah ihm von der Treppe her nach.

Und nun wollte ſie ſich wieder auf die Steinbank ſetzen, aber ſie konnt es nicht, weil ihr alle Furcht und Angſt zurückkehrte, die Martins Zuverſicht auf wenig Augenblicke nur aus ihrem Herzen verbannt hatte. So ſchwankte ſie denn, wohin ſie gehen ſollte, und ſtieg endlich treppauf in ihre Kammer und öffnete Thür und Fenſter. Und wirklich, als erſt ein heftiger Luftzug ging, wurd ihr freier und die Bedrückung fiel von ihr ab.

* * *

Baltzer Bocholt war, als nicht Griſſel ſondern ein bloß zufälliges Geräuſch das Geſpräch der beiden Geſchwiſter unterbrochen hatte, vom Flur her auf den Vorplatz und gleich danach ins Freie hinausgetreten. Hier hielt er ſich, immer dem Laufe des Baches folgend, auf die Dorfgaſſe zu, bis er zuletzt, und ſchon jenſeits des Dorfes, an eine von einem großen Holzhof umgebene Schneidemühle kam. Er ſetzte ſich hier auf einen Stoß friſchgeſchnittener Bretter, die zum Trocknen aufgeſchichtet waren, und ſah in das Land hinein, das vor ihm weit ausgebreitet lag.

Und nun erſt, als er den Blick freier hatte, begann er ſeine Gedanken zu ſammeln und ſich zu fragen: „Was iſt zu thun?“ Und ein bitterer Zug umſpielte ſeinen Mund, und er ſagte: „Nichts! Nichts! ... Und was iſt denn auch geſchehen? Sie lieben ſich. Und warum ſollten ſie's nicht? Bloß um deshalb nicht, weil ich ein Narr war und einen närriſchen Plan hatte? Bloß um deshalb nicht, weil ſie Bruder und Schweſter ſein ſollten? Es iſt ihr gutes Recht. Laß ſie. Liebe ſteckt im Blut und muß auch Heimlichkeiten haben; das iſt ihr Liebſtes und Süßeſtes.“

Und als er ſo ſprach, klang's ihm wieder im Ohr, was ſie ſich zugeflüſtert hatten und daß ſie ſich oben treffen wollten, an derſelben Stelle faſt, wo ſie damals ſchlafend am Waldesrande gelegen hatte. Dicht bei der Muthe Rodhuſſen ihrem Haus. Und alles Blut ſtieg ihm wieder zu Kopf, und er wußt es ſelber nicht, ob es Zorn war oder Scham. Aber das wußt er: Eiferſucht ſah ihm ſtarr ins Geſicht und erfüllte ſeine ganze Seele. „Du haſt es nicht wiſſen wollen. Nun weißt du's."

Er hatte, während er ſo ſann und vor ſich hinſtarrte, mit ſeinem Stock allerhand Figuren in das Sägemehl gezeichnet, das über den ganzen Holzhof hin ausgeſchüttet lag; als er jetzt aber wahrnahm, daß er von der Mühle her beobachtet wurde, ſtand er auf, begrüßte ſich mit dem Sägemüller und ſprach mit ihm über dies und das: über die Gräfin und den preußiſchen König und über die ſchlechte Zeit. Und zuletzt auch über die Holzpreiſe, die jeden Tag niedriger gingen. Aber es war bloß Lippenwerk, und er wußte nicht, was er ſprach, und ſah unter all' ſeinem Reden immer nur nach dem Sägewerke hin, das in ſcharfem und ſchrillem Ton auf und nieder ging und in den eingeſpannten Baumſtamm einſchnitt. Es war ihm, als fühl' er's mit.

Und endlich brach er das Geſpräch ab, weil er weiter ins freie Feld hinaus wollte.

Die Luft ſtrich am Gebirge hin, das that ihm wohl, und während er ſo ſich ruhiger und auf Minuten auch weicher werden fühlte, kam ihm ein unendliches Bedürfniß nach Ausſprache, nach Rath und Troſt. Aber wohin? „Sörgel?" Nein. „Oder zu dem alten Melcher?" Nein. „Ich will zu den Todten gehen." Und in weitem Bogen ging er, ohne die

Stunden zu zählen, erſt um den Agneten- und dann um den Schloßberg herum, bis er zuletzt an den Kirchhof kam und eintrat.

Hier war Alles ſtill, und er hörte nichts als das entfernte Rauſchen des Baches und das Aufſchlagen der Tannenäpfel. Er ging an dem gräflichen Erbbegräbniß vorüber und ſah nach dem Kreuz hinauf, und Alles erſchien ihm ſo räthſelvoll und ungelöſt wie das Zeichen daran. Und nun bog er rechts in einen ſchmalen Gang ein, wo die Beamten und die Dienerſchaften ihren Ruheplatz hatten, und an dem vorletzten Grabe hielt er.

Er war ſeit lange nicht hier geweſen, und um das Gitter her hatte ſich ein dichter Epheu geſchlungen; aber nicht gehegt und gepflegt, ſondern wie Unkraut. Und ſo ſtanden auch die Blumen, ein wilder, halbverblühter Knäuel von Balſaminen und Ritterſporn. Und auch von Levkojen und Reſeda. Das waren dieſelben Blumen — und zu ſeiner eigenen Empörung drängte ſich's ihm wieder auf — die ſie vor wenig Tagen erſt von dem Gartenbeete drüben in ſeine Geburtstagsguirlande geflochten; und mit einem Male ſtand ſie ſelber wieder vor ihm und ſah ihn an. Er konnt ihr nicht entfliehen. Ach! um der heimgegangenen Frau willen, der er ſein äußeres Glück verdankte, war er hergekommen, ernſtlich gewillt eine ſtille Gemeinſchaft mit ihr zu haben, ihre Hand wieder zu fühlen und ihr freundlich Auge wieder zu ſehen. Und doch Alles umſonſt. Er ſah immer nur das Bild, das ſich zwiſchen ihn und die Todte ſtellte. „Weg!“ rief er und ſchlug mit der Hand nach dem Bilde. Doch es blieb. Und nun begann er gegen ſich ſelbſt zu wüthen, daß er auf dem Punkte ſteh, ein Schelm zu werden und ein langes und ehrliches Leben um einer Narrethei willen in die Schanze zu ſchlagen. „Ich muß heraus aus dem Elend!“ rief er. „Aber wo ſoll ich Hülfe finden, wenn auch dieſe Stelle ſie mir verſagt?“ Und er packte die Stäbe des Gitters und rüttelte daran.

„Oder ob ich mit der Griſſel ſpreche? ... Nein, ich muß es allein durchmachen und Alles vor mir ſelber beichten, bis ich's los und ledig bin... Aber was beichten? Und wozu? Was hab' ich gethan? Nichts, nichts! Mir iſt viel angethan, viel Weh und Leid, und wenn ich's in Eitelkeit heraufbeſchworen und in Schwäche großgezogen hab', ſo bleibt es doch wahr: Du mein Herr und Gott, deine Hand liegt ſchwer auf mir... Es wird nichts Gutes. Ich fühl' es... Es kann nicht. Ich habe wohl das Einſehen und das Auge, daß es beſſer wär', es wäre anders; aber weiter hab' ich nichts. Und ob die Schuld mein iſt oder nicht, und ob ich's verfahren hab' oder nicht, es muß bleiben, wie's iſt, und es muß gehen, wie's will.“

Er ließ die Stäbe los, an denen er ſich noch immer hielt, und ſetzte ſich auf das ſteinerne Fundament, drin das Gitter eingebleit war, und nahm ſeinen Hut und drehte ihn zwiſchen den Fingern, als ob er bete. Aber er betete nicht; er ſuchte nur nach Beſchäftigung und Ruhe für ſeine fliegenden Hände. Und es war auch, als helf' es ihm. „Ich hab' einmal geleſen," ſprach er nach einer Weile vor ſich hin, „oder war es Sörgel, der es mir ſagte, wenn wir die Beſinnung verlieren und nicht wiſſen, was wir thun ſollen, weil Hunderterlei zu thun iſt und mit eins auf uns einſtürmt, dann ſollen wir uns fragen: was iſt hier das Nächſtliegende? Und wenn wir das gefunden haben, ſo ſollen wir's thun als unſere nächſtliegende Pflicht. Und dabei werd' uns immer leichter und freier ums Herz werden; denn in dem Gefühl erfüllter Pflicht liege was Befreiendes... Ja, ſo war es. Und was iſt denn nun das Nächſtliegende? Meine nächſtliegende Pflicht iſt die des Vaters und Haushalters und Erziehers. Wohl iſt es ein Unglück, daß es in meinem alten Herzen anders ausſieht, als es drin ausſehen ſollt'. Aber das darf mich nicht hindern, dieſe Pflicht zu thun. Ich habe für Recht und Ordnung einzuſtehen und für Gebot und gute Sitte. Das iſt meine Pflicht. Und ſo muß ich ihr Gebahren und ihr Vorhaben ſtören."

Aber im ſelben Augenblick überſah er's beſſer und lachte bitter in ſich hinein: „Ordnung und gute Sitte. Hab' ich ſie denn gehalten? Aus aller Zucht des Leibes und der Seele bin ich heraus, und die gute

Sitte, von der ich ſprech', iſt Neid. Ich neid' es dem Jungen. Das iſt Alles. Ich neid' ihm das ſchöne, müde Geſchöpf, das müd' iſt, ich weiß nicht um was. Aber um was auch immer, es hat mich behext, die Griſſel hat Recht und ich komme nicht los davon."

Und ohne daß er die Pein aus ſeiner Seele weggeſchafft oder ſich ſchlüſſig gemacht hätte, was zu thun, erhob er ſich von dem Stein, auf dem er geſeſſen, und ſtieg an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofs über die hier halb zerbröckelte Mauer fort. Und nun hielt er ſich immer im hohen Graſe hin, das hier zu beiden Seiten des Weges ſtand, bis er ſich umſah und mit eins gewahr wurde, daß er nur noch hundert Schritte bis Diegel's Mühle habe. Da bog er ſcharf rechts ein und ſtieg einen mit Geröll angefüllten Hohlweg hinauf, der erſt auf das Kamp und gleich daneben auf Ellernklipp zulief, auf Ellernklipp, deſſen ſchrägliegende Tanne dunkel an dem gerötheten Abendhimmel ſtand.

Dahin zog es ihn, er wußte nicht warum; und als er bis an die ſchwindelhohe Stelle gekommen war, von der aus Sörgel damals in die vor ihm ausgebreitete Landſchaft geblickt hatte, traf er auf Martin. Und Jeder prallte zurück. Auch der Alte. Dann boten ſie ſich einen froſtigen guten Abend und ſtanden einander gegenüber. Rechts die Klippe, links der Abgrund. Und am Abgrunde hin nur der Brombeerſtrauch und ein paar Steine.

„Wo kommſt du her?“ fragte der Alte, dem raſch Alles wieder hinſchwand, was er an guten Vorſätzen in ſeiner Seele gefaßt haben mochte.

„Von den Holzknechten. Und ich hab' ihnen den Wochenlohn gezahlt.“

„Ei! Haſt du? Richtig; 's iſt ja Freitag heut' ... Und biſt ſonſt Keinem begegnet?“

„Nein.“

„Und auch der Hilde nicht?“

„Nein.“

„Und weißt auch nichts von ihr?“

„Ich denke, ſie wird zu Haus ſein oder bei dem Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen.“

„Oder auf Kunerts-Kamp! Oder bei der Muthe Rochuſſen Haus! Oder bei den rothen Beeren!“ Und er packte den unwillkürlich einen Schritt zurücktretenden Martin bei der Bruſt und ſchrie: „Wo haſt du ſie? Wo iſt ſie?“

„Laß mich los, Vater!“

„Antworte, Burſch!“

„Ich weiß es nicht! Ich will es nicht wiſſen! Ich bin ihr nicht zum Vormund geſetzt! Und nicht zum Hüter!“

„Nein! Ihr Hüter biſt du nicht! Aber ich will dir ſagen, was du biſt: ein Räuber, ein Dieb! Und ich will dir ſagen, wo du biſt: auf verbotener Fährte! Heraus mit der Sprache! Wo haſt du ſie? Sprich! Aber lüge nicht!“

„Ich lüge nicht!“

„Doch, doch! Lump, der du biſt …“ Und ſie rangen mit einander, bis der Alte, der ſonſt der Stärkere war, auf den Kiennadeln ausglitt und hart am Abgrunde niederſtürzte.

Martin erſchrak und rief in bittendem Tone: „Vater!“

Aber der Alte ſchäumte: „Der Teufel iſt dein Vater!“ Und außer ſich über die ſeinen Stolz demüthigende Lage, darin er ſich erblicken mußte, ſtieß er mit aller Gewalt gegen die Kniee des Sohnes, daß dieſer fiel, im Fallen ſich überſchlug und über einen der Steine hin in die Tiefe ſtürzte.

Baltzer ſtarrte kalt und mitleidslos ihm nach und horchte wie die Kuſſeln knackten und brachen. Einmal aber war's ihm, als riefe es aus der Tiefe herauf, und es klang ihm wie „Vater“.

Und nun erhob er ſich und ſah ſich um. Und ſah den Vollmond, der eben aufgegangen, eine blutrothe Scheibe, groß und fragend über dem ſchwarzen Strich der Tannen ſtand.

13.

Im Eisbruch.

Er ſtarrte lange hinein, lang und trotzig faſt; endlich aber wandt er ſich und ging geraden Wegs auf ſeine Wohnung zu. Das Feuer, das ihn verzehrt hatte, brannte nicht mehr, und das Gewiſſen hatte ſeine Stimme noch nicht erhoben; er war nur wie von einem unerträglichen Drucke befreit und wurd auch nicht verwirrt, als er Hilden an der Thürſchwelle ſtehen ſah. Umgekehrt, ein Gefühl der Eiferſucht regte ſich wieder, und er ſah ſie ſcharf an, als er an ihr vorüber in die Thür trat. Ihr Blick indeß begegnete ruhig dem ſeinen und gab ihm eine halbe Gewißheit, daß Alles, was geſchehen, ohne Noth geſchehen ſei. Aber er empfand eher Troſt als Reue darüber. War es doch nichts Vorübergehendes, was ihn gequält hatte, nein, eine Qual durchs Leben hin. Und die war er jetzt los.

Er legte Hut und Hirſchfänger ab, wechſelte den Rock und machte ſich's bequem. Und gleich danach nahm er ſeinen Meerſchaum aus dem Eckſpind heraus und trat an den Spiegeltiſch, um ſich aus einem dort ſtehenden Kaſten die Pfeife zu ſtopfen. Und Alles ohne Haſt und Unruh. Er war ſich aber des Spieles, das er vor ſich ſelber ſpielte, voll bewußt und ſagte. während er feſt in den Spiegel hineinblickte: „Bin ich doch wie der Trunkene, der die Diele hält, um ſich und Anderen weiß zu machen, er habe noch das Gleichgewicht... Und hab' ich's nicht?" fuhr er nach einer Weile fort. „Iſt dies nicht der Spiegel? Und iſt dies nicht mein Spiegelbild? Und ſeh' ich nicht aus wie ſonſt?... Oder doch beinahe. Wahrhaftig, ich habe ſchon ſchlimmer ausgeſehen."

Und dabei ging er über den Flur in die Küche.

„Gieb mir Feuer, Griſſel.“

Griſſel klopfte mit der Hand in der Aſche hin und her und nahm eine Kohle heraus.

„Du wirſt dich verbrennen.“

„Nicht doch. Ich hab' ja keine Haut wie die Hilde.“

Der Haidereiter überhörte, was Spott darin war, und ſagte: „Wo nur der Martin bleibt? Der Junge hat keinen Appell, und mir wär's wirklich recht, er ging' unter die Soldaten. Da lernt ſich's. Was meinſt du, Griſſel?“

„Ich? Ich meine nichts. Unter die Soldaten? Da müßt Ihr die Hilde fragen... Aber ſollen wir warten mit dem Abendeſſen?“

„O, nicht doch. Nicht warten. Er muß pünktlich ſein. Wenn's fertig iſt, ſo bringſt du's. Wir wollen eſſen.“

Und damit ging er wieder in ſeine Stube. Die Pfeife brannte nicht mehr, aber er ſchmauchte weiter und merkte nichts. Und wie konnt es auch anders ſein? In ſeinen Gedanken ſtieg er den Weg zurück, den er vor einer Stunde gekommen war, und nun war er oben, und die Mondesſcheibe ſtand wieder über dem ſchwarzen Waldſtreifen und ſah ihn an und fragte wieder. Und ein Fröſteln überlief ihn.

„Ihr ſchuddert ja ſo, Haidereiter,“ ſagte Griſſel, als ſie den Tiſch deckte.

„Ja . . . das Fenſter iſt offen und die Thür. Mach' zu. Warum klinkſt du nicht ein? Ich will den ewigen Zug nicht; die Fliegen ſind längſt weg; aber du ruhſt nicht eher, als bis ich die Gicht in Händ' und Füßen hab'." Und als Griſſel das Fenſter geſchloſſen hatte, ſetzte er hinzu: „Was eſſen wir zu Nacht? Eine Suppe?"

„Ja, Haidereiter, eine Zwetſchenſupp'. Und ich werd' einen Nordhäuſer einthun und ein paar Gewürznägelchen. Oder eine Zimmetſtang' . . ."

„Ah, das iſt gut, das thu'!" ſagte Bocholt. „Aber mache flink! Ich will allein ſein und früh zu Bett. Und lege mir einen heißen Stein an das Fußende."

Griſſel murmelte was vor ſich hin, weil ſie beſtimmt gegebene Befehle nicht gern hörte, widerſprach aber nicht und brachte die Suppe. Zugleich kam Hilde. Alle Drei ſetzten ſich an den Tiſch, und Bocholt ſagte: „Wir wollen beten."

Und Griſſel und Hilde falteten ſofort die Hände und warteten; denn gemeinhin ſprach er das Gebet. Aber heute ſah er vor ſich hin, und als Alles ſchwieg, rief er barſch: „Wird es? Bete, Hilde!"

Und Hilde betete: „Segn' uns, Vater, Speiſ' und Trank, Du giebſt den Segen und wir den Dank."

„Du ſprichſt es immer ſo leiſe, Hilde. Glaubſt du nicht dran?"

„Ich glaube dran."

„An was?"

„An Gottes Segen. Und an ſeine Gnade."

Der Haidereiter lächelte vor ſich hin: „Iſt das von Sörgel oder von dem Alten oben? ... Aber die Supp' iſt ſo heiß ..."

„Ihr hattet einen Froſt vorhin."

„Ja, vorhin. Aber jetzt iſt es vorbei. Geh', Hilde, mach' das Fenſter auf, alle beid'. Es iſt eine wahre Höllenhitze hier... Und wo nur der Martin bleibt? Ich möcht' etwas Kühles, 'ne Satte Milch ..."

Und Hilde wollte gehen, um die Milch zu holen. Aber er hatte ſich inzwiſchen eines Anderen beſonnen und ſagte: „Nein, laß nur. Es geht vorüber. Ich ärgere mich über den Jungen, das iſt Alles. Immer unpünktlich, und weiß doch, daß ich's nicht leiden kann."

„Es iſt heute Lohntag," antwortete Hilde. „Vielleicht daß er ſich bei den Holzknechten verſpätet hat. Ich denk' ... er kann jeden Augenblick kommen."

„Meinſt du?" ſagte der Haidereiter, und der Löffel flog ihm in der Hand, während er an Hilde vorbei nach der Thür ſah.

Aber es blieb Alles ſtill, und der Alte fand ſich wieder zurecht und erzählte von den Franzoſen und aus ſeiner Soldatenzeit. Und dann erzählte Griſſel eine Geſpenſtergeſchichte, „aber eine wahre".

„Dummheit," ſagte Baltzer und erhob ſich.

Und auch Griſſel und Hilde ſtanden auf und waren froh, als ſie das Zimmer verlaſſen konnten. Sie ſetzten ſich draußen an den Herd, um ſich in Möglichkeiten zu erſchöpfen, wo der Martin geblieben ſein könne.

„Der Alte läßt ihm zu wenig freie Hand,“ ſagte Griſſel, „und das ärgert ihn, und er will's ihm zeigen. Und hat auch Recht. Ich wett', er hat Geſellſchaft gefunden und iſt unten im Dorf. Es wird noch manchen ſcharfen Tanz geben. Aber er ſetzt es durch, und muß auch ſo ſein.“

Und damit trennten ſie ſich, und Hilde ging hinauf und hielt oben an der Treppe.

Die Thür zu Martin's Kammer ſtand weit offen, und ſie ſah, wie der Vollmond ins Fenſter ſchien, ernſter und größer als ſonſt, als ſuch er wen. Oder als woll er etwas ſagen.

Und von einer unendlichen Angſt ergriffen, wandte ſie ſich ab und lief in ihre Stube hinüber.

* *
*

Baltzer Bocholt athmete tief auf, als er allein war. Er hatte ſich bezwungen, ein paar Mal unter Daranſetzung ſeiner ganzen Kraft; nun endlich war er's los und konnte ſich gehen laſſen, ohne Furcht, durch eine Miene das Geſchehene zu verrathen. Er ſchritt auf und ab und fühlte von Minute zu Minute, wie's ihm freier und wohler um die Bruſt wurde. Doch mit eins überfiel's ihn wieder, und die Möglichkeit ſah ihm ſtarr ins Geſicht: er ſei nicht todt und könne wiederkommen. Und könne die Hand gegen ihn erheben zur Anklage vor Gott und Menſchen... Und dann wieder ſah er ihn in ſeinem Elend daliegen, nicht lebend und nicht todt, und ein Schauder natürlichen Mitgefühls ergriff ihn, nicht mit dem Sohn, aber mit der leidenden Creatur. Und es war ihm, als pack ihn wer und woll ihn würgen, und zuletzt trat er ans Fenſter und ſah in die Nacht hinaus und horchte, ob wer käme oder ob ſie wen brächten. Aber es kam Keiner und ſie brachten Keinen, und er hörte nur jedes Blatt, das vom Baume fiel, und weit aus der Ferne her das Stampfen und Klappern von Diegel's Mühle. Dort lag er, aber noch diesſeits, in dem vorderen Elsbruch, und indem er ſo hinſtarrte, ward ihm zu Sinn, als ſähe er jeden Stamm und dazwiſchen die Waſſerlachen. Und in jeder einzelnen ſpiegelte ſich der Mond. Und weil er des Bildes los ſein wollte, wandt er ſich ab und lenkte den Blick der anderen Seite zu. Da lag das Dorf und der Sternenhimmel darüber. Und als er hinaufſah in den ewigen Frieden, ſiehe, da war es ihm, als ſtiege der Engel des Friedens hernieder und ſegne jedes Haus. Und nun kam er das Thal herauf, in Mittelhöhe ſchwebend; aber als er ſich *ſeinem* Hauſe näherte, wich er aus und ſtieg höher und höher, bis er hoch über dem Elsbruche ſtand. Bis in die Sterne hinein. Und nun erſt ſenkte ſich der Engel wieder, immer tiefer, bis er zuletzt in den Wipfeln der Bäume ſchwand. Was wollt er da? Zu *wem* kam er? ... Er wußt es wohl ... jetzt loſch das Leben aus.

Und danach trat der Alte vom Fenſter zurück und warf ſich halb ausgekleidet aufs Bett, und war beruhigt und gequält zugleich, und ſeufzte und ſtöhnte, bis gegen Morgen der Schlaf kam.

Er ſchlief noch, als Jooſt an die halb offene Thür des Alkovens trat und hineinſah. „Wi em ſiene Boſt geiht; ümmer upp un dahl ...“ Und er ſtahl ſich wieder fort, um ihn noch weiter ſchlafen zu laſſen.

Eine Stunde ſpäter aber trafen ſich Alle bei der Morgenſuppe. Der Haidereiter hatte ſeine Ruhe wieder und aß und trank, und da weder Griſſel noch Hilde das Wort nahmen, begann er nach einer Weile „Länger geht's nicht; wir müſſen ihn ſuchen gehen. Aber wo?“

Da warf ſich Hilde vor ihm nieder und bekannte, zitternd vor Schuld und Reue, ſie hätten ſich oben auf Kunerts-Kamp geſehen, keine hundert Schritte von ihrer Mutter Haus, und die Sonne ſei gerad untergegangen. Und da hätten ſie geſeſſen und geſprochen und immer das Läuten von des alten Melcher's Heerde gehört. Und als es gedunkelt, hätten ſie ſich getrennt. Und ſie habe ſich nicht geängſtigt, weil ſie von den Sieben-Morgen her immer noch die Heerde gehört habe. Martin aber ſei durch den Wald gegangen und auf Diegel's Mühle zu.

„Wohl, wohl,“ ſagte der Alte, der ruhiger blieb, als Hilde gefürchtet. „Alſo durch den Wald und auf Diegel's Mühle zu. Das iſt recht. Da geht er immer und da müſſen wir ihn ſuchen.“

Und er wandte ſich ins Dorf, um erſt mit dem Schulzen und gleich danach auch mit dem Gerichtsboten zu ſprechen, und keine halbe Stunde, ſo waren Alt und Jung auf den Beinen, um nach des Haidereiters Martin zu ſuchen. Denn Alle hatten ihn gern und tadelten den Alten, daß er ihn zu ſtreng in der Zucht habe. Das wußt auch der Haidereiter. Und als ſie nun die Berglehne hinauf und bis oben an die Sieben-Morgen waren, trat einer von den Büdnern an den wie gewöhnlich auf ſeiner Graswalze ſitzenden Melcher Harms heran und ſagte: „Du ſeihſt joa Allens, Kamm-Melcher... Heſt em denn nich ſiehn?“ Und der Angeredete ſtrickte weiter und antwortete, während er mit halbem Blicke den Haidereiter ſtreifte:

„Woll. Ick hebb em ſiehn. Giſtern, as de Sünn eb'n unner wihr. Ihrſt up Kunerts-Kamp un denn upp Ellernklipp to.“

„Kommt, kommt!“ unterbrach Baltzer, dem das Wort Ellernklipp unheimlich zu hören war. Und er führte den Trupp über die Stelle weg, wo der Muthe Rochuſſen ihr Haus geſtanden, und ging erſt bis in die Tiefe des Waldes und zuletzt auf einem weiten Umweg um Diegel's Mühle und das Elsbruch herum.

Und war Keiner, der ſich gemeldet oder aus freiem Antriebe da hinein gewollt hätte, denn es war eine verrufene Stelle. Gegen Mittag aber waren Alle wieder zu Haus, und im Dorfe hieß es: er ſei weg und zu den Preußen gegangen. Und ſei nicht zu verwundern. Der Baltzer ſei zu ſtreng geweſen und wiſſ' es auch. Aber er wolle es nicht zeigen und zwinge ſich.

Und ſo verging der Tag, und auch in des Haidereiters Hauſe hieß es: er iſt weg und zu den Preußen gegangen.

Und der Alte widerſprach nicht.

Als aber der Abend nahte, kam es ihm doch in die Seele, daß er hin und ihn einſcharren müſſe. Sonſt habe der Todte keine Ruhe. Da, wo die Binſen um den kleinen Teich ſtehen, da mußt er liegen oder doch nicht weit davon. Der Boden war da freilich moorig, aber mitten im Moor waren kleine Sandhügel, und auf einem dieſer Sandhügel wollt er ihn begraben. Und heute noch. Gleich.

Er nahm eine Jagdtaſche vom Rechen und ging, als er ſich vergewiſſert hatte, daß Jooſt ins Dorf gegangen war, über den Hof in die Geſchirr- und Häckſelkammer, in deren einer Ecke allerlei Feld- und Gartengeräthe: Senſen und Harken und Spaten, bunt durch einander ſtanden. Er ſuchte darin umher, und als er endlich einen ihm paſſenden Spaten gefunden hatte, ſtieß er mit einem kräftigen Stoße das Eiſen unten ab und verbarg es in ſeiner Jagdtaſche. Gleich danach aber ging er in ſeine Stube zurück und wählte ſich unter ſeinen Stöcken einen aus, dem er's anſah, daß er als Stiel in das Spatenöhr paſſen würde. Und nun hing er ſein Gewehr über die Schulter, von dem er nicht gern ließ, und machte ſich auf den Weg.

Immer am Bach hin. Aber der Mond oben ließ nicht ab von ihm, und auch wo das Buſchwerk am dichteſten war, fielen Lichter und Schatten ein, über die ſein eigener ſich fortbewegte. Mitunter ſprang ein Eichkätzchen von einem Baum auf den anderen, und er fuhr zuſammen, wenn er das Knicken der Zweige hörte. Jetzt aber zogen dünne Nebel zwiſchen den Bäumen hin, und er wußte nun, daß er das Bruch unmittelbar vor ſich habe. Und wirklich, nur ein paar Schritte noch, ſo blinkte von rechts her die weiße Wand von Ellernklipp herüber. Die weiße Wand und ihr zu Häupten die dunkle Tanne. Da drunter war es. Und er nahm nun das Spateneiſen aus ſeiner Taſche heraus und ſteckte den Stock ins Oehr. Aber das Oehr war zu weit, und er wußte nicht, was thun. In ſeiner Haſt und Verwirrung riß er endlich ein Stück aus ſeinem Sacktuch heraus und wickelte den Fetzen um den Stock herum, bis dieſer feſt ſaß. Und nun wollt er weiter. Aber er ſtand wie angewurzelt. „Ich kann's nicht. . . Und wozu auch? 's iſt Moorgrund, und der giebt nach, und eines Tages hat er ſich ſelber begraben. Sie werden ihn nicht finden. . . Und wenn doch, ſo heißt es, er iſt verunglückt; ausgeglitten. Und war es nicht ſo? Oder wer hat es anders geſehen? Einer!“ Und er ſah in den Mond hinauf. „Aber der plaudert nicht.“

Und er zog das Spateneiſen wieder ab, that's in die Jagdtaſche und ging heim.

Als er über den Hof kam, ſah er, daß die Geſchirrkammer offen ſtand und Jooſt ärgerlich und brummend in ihr umherſuchte: „Wihr man nu wedder hier mang weſt is! Diß oll Diebstüg. Un man blot dat Iſen. Dat hebbens mitnoahmen, un de oll höltern Krück hebbens mi ſtoahn loaten.“

Baltzer that, als höre er nicht, und ging in ſeine Stube. Hier hing er die Taſche, ſtatt an den Rechen draußen, in ſeinen Schrank und ſchloß zu. Den anderen Tag aber wollt er das Spateneiſen wieder an ſeinen Platz bringen.

Und nun ging er auf und ab und malte ſich Bilder über Bilder in die Zukunft hinein. Aber er dachte auch jetzt noch ein gut Theil weniger an ſeine That als an ſein eigen Elend. Es war ihm unerträglich, daß er nicht mehr geradeaus ſehen und immer nur ſchweigen und horchen und auf der Lauer liegen ſollte. „Ei, Haidereiter, das iſt dein Leben nun! Immer in Bangen und immer in Lüge; raſtlos und ruhelos, und ſo bis zuletzt.“

Und er ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und ſah nach dem Gewehr hin und wollte darauf zuſchreiten. Aber die Kraft ſeiner Natur war erſchöpft, und er brach zuſammen. Und als Griſſel und Hilde gleich danach in die Stube traten, lag er ohnmächtig am Boden. Hilde glaubte nicht anders, als daß er todt ſei; Griſſel aber ſah, daß er noch Leben habe, und ſchickte zum alten „Kamm-Melcher."

„Es iſt vom Blut, Vater Melcher. Ihr müßt ihm die Ader ſchlagen."

Der aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein, 's iſt ein Fieber. Und wir dürfen's nicht ſtören. Er muß Ruhe haben und Luft und Schlaf, oder er ſtirbt."

Und ſie brachten ihn ins Bett, und Melcher wachte die Nacht und hörte die Phantaſien des Kranken.

Am anderen Tag aber kam der Ilſeburger Doctor, und Griſſel verſagte ſich's nicht, auf Melcher und ſeinen Eigenſinn zu ſchelten. „Und wenn er ſtirbt, ſo hat er ihn auf dem Gewiſſen."

„Er hat ihn gerettet," ſagte der alte Doctor. „Ein Tropfen Blut, und es war vorbei."

14.

Drei Jahre ſpäter.

Es war nun wieder Herbſt, der dritte, ſeitdem Baltzer Bocholt in ſeine ſchwere Krankheit gefallen war, und die Berglehnen hüben und drüben ſtanden wieder in Roth und Gelb, und die Sommerfäden zogen wieder, und der Rauch aus den Häuſern und Hütten ſtieg geradeauf in die klare, ſtille Luft.

Es hatte ſich nichts geändert im Thal, am wenigſten oben auf dem Schloß, und die Beamten und Verwalter kamen alle Freitage nach wie vor zum Rapport, und das Feuer brannte nach wie vor in der Halle bei Winter- und Sommerzeit. Auch die ſchwarze Wittwenhaube der Gräfin hatte noch dieſelbe tiefe Schnebbe wie vordem, und nur ihr Haar, das unter der Haube hervorſah, war um ein Weniges weißer und ſpärlicher geworden.

Und wie die Gräfin oben auf dem Schloß, ſo Sörgel unten in ſeiner Pfarre, der nach wie vor zu Luſt und Erbauung ſeiner Emmeroder predigte, trotzdem er nahe an achtzig war. Und wenn er ſo Sonntags auf ſeiner Kanzel ſtand und den Schwindel kommen fühlte, daran er ſeit Jahren litt, ſo wußt er raſch ein Ende zu finden und ſagte nur: „Der Friede Gottes, der beſſer iſt als alle Vernunft, ſei mit euch Allen!“ und gab nach der Orgel hin ein Zeichen. Und ehe eine Minute vorüber war, ſang die Gemeinde ihren letzten Vers, und war Keiner unter ihnen, der an dem Predigtabbruch einen ernſtlichen Anſtoß genommen hätte. Vielmehr ſchloß ihn Mancher in ſein Gebet ein und betete zu Gott, daß er ihnen den alten Sörgel, krank oder geſund, noch lange Zeit erhalten möge. Denn er war ein guter, chriſtlicher Mann, chriſtlich in ſeinem Gemüthe, wenn auch nicht immer in ſeinem Bekenntniß, und liebte ſeine Gemeinde, darin er über fünfzig Jahre getraut und getauft und mit all' ſeiner Aufklärung keinen nachweisbaren Schaden angerichtet hatte.

Und wie drinnen in Pfarr' und Kirche, ſo war auch draußen auf dem Kirchhof Alles beim Alten geblieben, und wenn ein Unterſchied gegen früher war, ſo war es der, daß die Stechpalmen etwas höher über die Feldſteinmauer hinausgewachſen und zwei Gräber etwas beſſer gepflegt waren als ſeit lange: das von Hilde's Mutter und das von des Haidereiters erſter Frau. Beide ſtanden wieder in Blumen, und während auf dem einen die Gitterknöpfe neu vergoldet waren, waren auf dem anderen die gelben Buchſtaben und das Dach über dem Holzkreuz erneuert worden.

In der That, nichts hatte ſich verändert, und wer in die Thalſchlucht einbog, der hörte wie früher das Klappern und Stampfen von Diegel's Mühle her und ſah wie früher die ſchrägliegende Tanne, die von Ellernklipp herab ihre Nadeln auf den ſchmalen, an der Felswand hinführenden Fußweg ſtreute. Nichts hatte Wandel oder Abweichung erfahren, auch das Einerlei des Herkommens nicht, und die Tage dreier Jahre, weil ſie ſo gleichmäßig geweſen, waren auch dem Gedächtniß gleichmäßig entſchwunden.

Alle, nur einen ausgenommen. Und wenn dieſer eine, was nicht ſelten geſchah, unter mancher Zuthat und Ausſchmückung in der Spinnſtube durchgeſprochen wurde, ſo hieß es von der einen Seite: wie ſchön ſie geweſen ſei und wie blaß. Aber Andere lachten bloß und beſtritten es und ſagten: ſie ſei nicht blaſſer geweſen als ſonſt. Und warum auch? Es ſei doch, trotz ſeiner fünfzig, ein Glück für ſie. Denn was habe ſie denn mitgebracht in die Ehe? Natürlich die langen Wimpern. Aber die Wimpern, du mein Gott, die hätten ja von Jugend auf die Mauſer gehabt, und neben einer fehlten immer zwei. Und dann das bischen rothe Haar. J nun, das möchte gehen. Aber woher habe ſie's denn? Von der Muthe nicht, die ſei ſchwarz geweſen; und von dem Rochuſſen erſt recht nicht, der ſei pechſchwarz geweſen und eigentlich überhaupt bloß ein Zigeuner.

Und ſo ging das Gerede und Gelach'. Aber an dem Tage, wo die Hochzeit ſtattgefunden hatte, da war es anders geweſen, und Alles hatte ſich herzugedrängt, um das Paar zu ſehen. Ueberall, an der Hecke hin, hatten ſie ſchon vom erſten Läuten an geſtanden, und in der Kirche hatte kein Apfel mehr zur Erde gekonnt. Und hatte nicht anders ſein können, denn auch viele Jlſeburger waren herübergekommen, und in dem gräflichen Chorſtuhl hatte nicht bloß die Gräfin geſeſſen, ſondern auch ihr Beſuch: Offiziere aus dem Preußiſchen und Sächſiſchen her, und darunter ein alter General mit bloß einem Auge und einem ſchwarzen Seidenfleck auf dem anderen. Und dann war der alte Sörgel von der Sacriſtei her erſchienen und hatte vor dem Altar ein kurzes Gebet geſprochen, ernſt und ſchön; aber eine kleine Weile, da war ihm das Zittern gekommen, an dem er noch mehr litt als an dem Schwindel, und ſie hatten ihm einen Stuhl bringen müſſen. Und weil er nun ſo niedrig ſaß, waren Baltzer Bocholt und Hilde niedergekniet, und ſo zu den Knieenden hatte der Alte geſprochen und ihnen die Traurede gehalten. Er hatte den Text dazu wohlweislich aus dem Buche Ruth genommen, weil er ſich der Vorliebe Hildens für das Weib des Boas aus früheren Tagen her ſehr wohl erinnert hatte. Der Text aber hatte gelautet: „Und Ruth ſprach zu Naemi: Laß mich aufs Feld gehen und Aehren leſen, dem nach, vor dem ich Gnade finde.“ So waren die Worte geweſen, über die der Alte geredet, eindringlich, liebevoll und kurz. Und als er zuletzt die Formel geſprochen und ſie zuſammengegeben, hatte ſich Hilde von der Bank erhoben, auf der ſie gekniet; aber Baltzer Bocholt war noch auf ſeinen Knieen geblieben und hatte ſich erſt aufgerichtet, als ihm Hilde zugeflüſtert, es ſei Zeit. Und danach hatte Jeder ſehen können, wie's ihm um den Mund gezuckt, Keiner aber deutlicher als der alte Melcher Harms, der all die Zeit über unterm Chorſtuhl der Gräfin geſtanden.

Und danach hatte man die Kirche verlaſſen, und alle Geladenen waren in das Hochzeitshaus hinübergegangen, um an dem Schmaus und der Freude des Tages theilzunehmen; an Melcher Harms aber, der ſeitens des Haidereiters nicht aufgefordert worden, war einer der gräflichen Diener mit der Weiſung herangetreten, daß ihn die Gräfin um die ſechste Stunde zu ſprechen wünſche.

Da hatte ſich der Alte verneigt. Und mit dem ſechsten Glockenſchlage war er erſchienen und durch die große Halle hin auf einen mit einem vergoldeten Gitter eingefaßten Balcon geführt worden, auf dem die Gräfin mit ihren Gäſten Platz genommen und eben ein angeregtes Geſpräch begonnen hatte. Zumeiſt mit dem alten General, der quer ſaß und mit ſeinem zugeklebten Auge — denn die Dinge dieſer Welt bedeuteten ihm nichts mehr — in die Landſchaft ſah. Als aber die Gräfin ihres Schützlings anſichtig geworden, hatte ſie ſich erhoben und ihn ihren Gäſten als ihren „beſten Freund“ vorgeſtellt, was bei den jungen Herren ein Lächeln und eine Verwunderung, bei dem alten General indeſſen, der ein Zinzendorf'ſcher war, eine freudige Zuſtimmung gefunden hatte.

„Setzt Euch, Melcher Harms. Hierher, bitte. Ich habe den Herren von Euch erzählt. Und der Herr General, der im Bekenntniß ſteht und an die Wunder und Wege Gottes glaubt, möcht' Euch kennen lernen und ein Wort von Euch vernehmen. Ihr waret in der Kirche heut' und habt den alten Sörgel gehört. Wie ſchien er Euch?“

„Er hat mir das Herz getroffen. Und das hat er, weil er die Liebe hat. In der ſteht er und wirket in Segen, obwohlen er den Quell des Glaubens vermiſſen läßt, um die, die wahrhaft dürſten, damit zu tränken. Er hat nur die zweite Liebe, die Menſchenliebe. . . Zumeiſt aber liebt er die Hilde, das liebe Kind, das nun heute ſeines Pflegevaters ehelich Weib geworden iſt. Und Gott gebe ſeinen Segen und thue das Füllhorn ſeiner Gnaden auf und woll' Alles zum Guten und Beſten wenden."

„Aber, Vater Melcher, das klingt ja faſt, als fürchtetet Ihr ein Gegentheil! Und ich denke doch, Alles liegt gut. Ich habe wohl reden hören von des Haidereiters Sohn und daß ſie den geliebt hätt' und nicht den Alten. Aber Ihr wißt, wir haben ihn in unſeren Amtsblättern aufrufen laſſen und danach in allen Gazetten, ohne daß er gekommen wär' oder ein Zeichen ſeines Lebens gegeben hätte. Und iſt nun todt befunden und erklärt. Oder glaubt Ihr, er werde wiederkommen?"

„Er wird nicht wiederkommen," antwortete Melcher, indem er ſeine Stimme hob. „Und wenn er wiederkommt, ſo kommt er, woher wir ihn nicht rufen können. Und kommt freiwillig, um noch zu ordnen, was zu ordnen iſt. Denn ewig und unwandelbar iſt das Geſetz!"

Alle horchten auf.

Die Gräfin aber entgegnete: „Ich weiß, Vater Melcher, daß Ihr an ſolche Erſcheinungen glaubt, und iſt nicht Ort und Stunde, dafür oder dawider zu ſtreiten. Und auch nicht darüber“ — und hier verbeugte ſich der alte General gegen die Gräfin — „ob nicht die Gnade mächtiger und unwandelbarer iſt als das Geſetz. Ueber all' das nicht heute. Heute nur das: Ihr wißt, daß er todt iſt?“

Der Alte bejahte.

„Nun denn, ſo ſeh' ich nicht, was Euch Furcht oder Sorge ſchafft. Oder mißtraut Ihr dem Manne? Daß er bei Jahren, iſt nicht vom Uebel. Es ſind nicht die ſchlechteſten Ehen, wo der Mann ſein Anſehen verdoppelt, weil er zugleich ein Vater und Erzieher iſt. Ich hab' umgekehrt mehr Ehen daran ſcheitern ſehen, daß dies Anſehen fehlte. Der Baltzer Bocholt aber hat das Anſehen; er iſt ein ehrenhafter Mann und wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben.“

Der Alte ſchwieg.

„Ihr ſchweigt. Wenn Ihr es anders wißt, ſo ſagt es. Ich hab' eine Theilnahme für das Kind. Ich meine für die junge Frau.“

„Nein, er wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben,“ wiederholte Melcher Harms die Worte der Gräfin. „Und doch iſt es ein Zwang.“

„Ihr müßt deutlicher ſprechen, Vater Melcher. Ihr ſeid zu vorſichtig in Eurer Rede.“

„Nun denn, Gräfin, ſie hat nie vergeſſen, was er an ihr gethan; aber zugleich auch iſt ſie die Furcht vor ihm nie los geworden. Und aus Furcht und

Dankbarkeit iſt es gekommen, und aus Furcht und Dankbarkeit hat ſie ja geſagt."

Unter dieſem Geſpräch hatte ſich die Theilnahme des alten Generals, dem in der That ein gut herrnhutiſch Herz in der Bruſt ſchlug, immer aufrichtiger dem „Erweckten von Emmerode" zugewandt; die Gräfin aber antwortete: „Sörgel und Ihr, Melcher Harms, ihr ſeid ihr Freund. Aber Ihr wißt doch, was die Leute ſagen: ſie lebe ſo müd' und matt in den Tag hinein; und ſtille Waſſer ſeien tief. Und ſei Keiner, dem ſie's nicht angethan. Und habe doch ſelber kein Herz und keine Liebe. Ja, lächelt nur! Ihr ſeht, ich habe meine Zuträgerſchaften. Aber ich mißtraue ſolchem Urtheil, und nun ſagt mir das Eure."

„Wer das Alles von der Hilde geſagt hat, der hat ſie gut genug gekannt. Aber er iſt auf halbem Wege ſtehen geblieben. Ja, Gräfin, es iſt eine ſehnſüchtige Natur, die Liebe will. Und daß ich's ſagen muß: auch irdiſche Liebe. Danach trachtete ſie durch Tag und Jahr und wartete darauf und wartet noch. Und iſt All' umſonſt, wie lang ſie warte. Denn ich ſeh' ihre Zukunft ſo klar wie die Tanne drüben auf Ellernklipp, und weil ſie's auf Erden nicht finden wird, ſo wird ſie's ſuchen lernen dort oben und wird ſich klären und in himmliſcher Liebe leben und ſterben. Und wird ein Engel ſein auf Erden. All' das ſeh' ich, und ſehe nichts mehr von ihrer Schuld und Schwäche. Ja, Gräfin, eine Gebenedeite wird ſie ſein, ſie, die heute nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe Gottes ihres Pflegevaters Frau geworden iſt. Und wird die Kraft haben, viel Manchen von uns frei zu beten, zumal auch Einen, den ich heute nicht nennen will."

Er hatte das Alles mit dem ganzen Leuchteblick eines echten Conventiklers geſprochen, der ſich ſeiner Prophetengabe voll bewußt iſt, und ſelbſt die jungen Herren, die ſich anfangs nur ſpöttiſche Bemerkungen über das „Orakel von Emmerode" zugeflüſtert hatten, waren ſtill geworden. Der alte General aber, als Melcher Harms jetzt aufſtand, ſtand mit ihm auf und gab ihm das Geleite durch Saal und Halle hin bis an die Wendeltreppe.

Die jungen Offiziere ihrerſeits hatten inzwiſchen ihren Uebermuth wiedergewonnen und zogen ſich, ungeſtört von der Gräfin, in eine Balconecke zurück, die jedem einzelnen einen Blick auf das Thal und das gegenüberliegende Haus des Haidereiters gönnte.

„Sieh, Lothar," ſagte der eine, „ſie ſtecken jetzt drüben die Lichter an."

„Aber ohne Hymens Fackel."

„Es wird ſo ſchlimm nicht ſein," entgegnete der erſte wieder. „L'appetit vient. . . Und nun gar die: blaß und rothblond, und matt und müde. Wir ſagen ‚languissant', und ich denke, wir wiſſen, was es meint."

„Aber languissant iſt irdiſch. Und du haſt doch gehört, mit dem Irdiſchen iſt es für ſie vorbei."

„Nicht doch. Er ſprach bloß von der Zukunft. Und wenn wir auf die warten, ich mein' auf die Zukunft, ſo wachſen wir uns auch noch in die himmliſche Liebe hinein. Beiläufig, wie denkſt du ſie dir?"

„Entbehrlich."

Und ſie lachten und mediſirten weiter.

In des Haidereiters Haus aber wuchs der feſtliche Lärm, und als ſpät nach Mitternacht Alles heimkehrte, war Keiner, der nicht verſichert hätte, daß dies die luſtigſte Hochzeit ſeit Menſchengedenken geweſen ſei.

„Und je luſtiger die Hochzeit, deſto glücklicher das Paar."

15.

Das kranke Kind.

Ja, das war der Tag, der unvergeſſen in Emmerode fortlebte, und nur einer war, der eine beinahe gleiche Theilnahme geweckt hatte, der, an dem es hieß: „Die Störche ziehen, aber in Bocholt's Haus iſt einer angekommen." Und ſo war es; Hilde war eines Kindes geneſen, eines Knäbleins mit ſpärlichem rothblondem Haar, und die weiſe Frau hatte geſagt: „Es wird nicht alt. Es iſt zu hübſch und zu durchſichtig und ſieht aus, als wüßt es Alles."

Und nur zu bald zeigte ſich's, daß die weiſe Frau richtig geſprochen, obſchon es anfänglich gedieh und runde rothe Backen hatte. Doch ehe noch ein Vierteljahr um war, konnte Jeder ſehen, daß es krank war, denn mit eins wurd es blaß, und ſeine Wimpern ſchloſſen ſich und das Athmen wurd ihm ſchwer. Und wenn dann der Anfall vorüber war, ſchlief es ein und nahm keine Nahrung und ſchlief viele Stunden lang, als wär es todt. Und dann kniete Hilde vor der Wiege nieder und ſeufzte leiſe: „Armes Kind,“ und küßte es, erſt ſtill und dann leidenſchaftlich; ach! ſie durft' es, ohne Furcht und Sorge, es aus dem Schlafe zu wecken. Das müde Kind ſchlief eben weiter. Und zuletzt kam Griſſel, die, ſeit das Kind da war, wieder zu Hilde hielt, und ſchickte die junge Frau hinaus, in Feld oder Garten, „daß ſie doch mal was Anderes ſäh' als das arme kranke Wurm“, und ſetzte ſich ſelbſt heran, auf einen Schemel oder eine Fußbank, und ſang ihr „Buküken von Halberſtadt“ mit ſolcher Gewalt über die Wiege hin, daß es immer war, als ob ſie dem Kinde was von ihrer eigenen Lebenskraft einſingen wollte. Und dabei ging die Wiege wie auf hoher See. Wenn dann aber ein neuer Anfall kam, ſo holte ſie heiße Tücher vom Ofen oder aus der Küche her und legte ſie auf den Leib des Kindes; denn ſie hatte ganz beſtimmte Heilmittel und ging davon aus, daß es ein „Reißen“ ſei; „Kinder hätten immer das Reißen, und ſei kein Unterſchied, ob in Kopf oder Zahn, oder Ohr oder Leib.“ Aber die heißen Tücher machten es nur ſchlimmer, und die heftigen Anfälle minderten ſich erſt, als Griſſel eines Tages mit dem alten Melcher Harms geſprochen und dieſer ihr geſagt hatte: ſie ſolle die heißen Tücher laſſen und ſtatt ihrer einen Doppel-Species oder einen großen Mansfelder Thaler auf die Herzgrube des Kindes legen. Und wenn er da drei Vaterunſer lang gelegen, dann ſolle ſie den Species oder den Mansfelder wieder fortnehmen und einen neuen hinlegen. Denn das Kind brauche Kühle, nicht aber Hitze.

Das half denn auch, wenigſtens auf Wochen hin, und der alte Melcher Harms würde vielleicht noch weiter geholfen und jedenfalls der Mutter ein Troſteswort geſprochen haben, wenn er nur hätte ins Haus kommen und das Kind ſehen dürfen. Aber das litt der Haidereiter nicht, und als Hilde ſich ein Herz nahm und es bei ſich bietender Gelegenheit in beſtimmten Worten von ihm erzwingen wollte, wurd er roth und ſah ſo bös aus wie früher, wenn ihm die Zornader ſchwoll. In allem Anderen aber war er ſtiller geworden und weniger ſtreng und ließ Vieles hingehen, und nur gegen den Melcher Harms, wie Hilde mit jedem Tage mehr erfahren mußte, verblieb ihm ein Groll, der um ſo tiefer ſaß, als er ſich mit dem miſchte, was er ſonſt nicht kannte: mit Furcht. Er muthmaßte nämlich, daß der Alte damals, als er an ſeinem Bette gewacht, allerlei von dem, was das Fieber auszuplaudern pflegt, gehört haben müſſe. Von dieſem Verdachte konnt er nicht los, und eines Tages, bald nach der Hochzeit, wurd es ihm wie zur Gewißheit.

An dieſem Tage war Melcher Harms wie gewöhnlich des Weges gekommen, ſeinen Spitz neben ſich und ſein Strickzeug in der Hand, und die Kühe des Haidereiters, als ſie das Läuten von fern her gehört, waren von ſelbſt aus der offenen Stallthür getreten und hatten ſich angeſchloſſen. Alles wie ſonſt. Und ſo war der Alte vorbeigezogen, mit einem Gruß gegen Hilde, die, blaſſer noch als gewöhnlich, an dem offenen Fenſter geſtanden hatte. Hinter dem Gehöft aber war er nicht nach rechts hin auf die Berglehne hinaufgebogen, ſondern hatte, weil die Sieben-Morgen ſchon abgeweidet waren, Alles weiter thalaufwärts, auf Diegel's Mühle zu, getrieben. Ueberall ſtand Unterholz, und der ſchmale verwachſene Weg hielt ihm von beiden Seiten her die Heerde zuſammen. Und ſo war er bis dicht an den Fuß von Ellernklipp herangekommen und hatte ſchon das Elsbruch oder doch die Vorläufer davon zu ſeiner Rechten, als ſein Spitz, ein altes abgeriſſenes Stück Zeug zwiſchen den Zähnen, aus dem Gebüſch herauskam und es zu Füßen ſeines Herrn niederlegte. Der bückte ſich, und weil er ſparſam ſein gelernt hatte, nahm er's auf und that es in ſeine Ledertaſche. Und ſiehe, es traf ſich, daß er auf der Stelle faſt einen Nutzen daraus ziehen ſollte. Denn als ſie wenige Minuten ſpäter aus dem Bruche wieder heraus waren und eben etwas lehnan an einem Plankenzaune vorbei wollten, wurde die vorderſte von des Haidereiters Kühen in die Planken hineingedrängt und riß ſich an einem roſtigen alten Nagel das Fleiſch dicht über dem Knöchel auf. Es blutete heftig, und Melcher, als er's ſah, legte den Leinenlappen, den ihm ſein Spitz aufgeſtöbert hatte, ſorglich um die Wunde herum.

So verging der Tag.

Als aber Jooſt am Abend in der Stallthür ſtand und beim Anblick der rückkehrenden Heerde gewahr wurde, daß die Braune, die die beſte Milchkuh war, lahm ging und bei jedem Schritt einknickte, rief er den Haidereiter, daß er käme und ſähe, was es ſei. Der kam denn auch und wickelte zunächſt den Verbandlappen wieder ab. Als er ihn aber in Händen hielt und ſah, daß es das Stück Sacktuch war, das er damals abgeriſſen und um den Spatenſtock gewickelt hatte, kam ihm ein Schwindel, und er fiel ohnmächtig an der Stallthür nieder. Und in der Nacht ſprach er wieder irr, und Alle glaubten, daß er einen Rückfall in die ſchwere Krankheit haben werde. Doch er überwand es, und eine Woche ſpäter ging er wieder in den Wald und hatte ſeinen Muth und ſeine Farbe wieder; nur dem Melcher Harms wich er aus, weil es bei ihm feſtſtand, er hab es ihm zeigen wollen. Darin aber ging er fehl. Alles war Zufall geweſen (wenn es einen Zufall giebt), und nur in dem Einen traf er's, daß der Alte, ſo wenig er einen beſtimmten Beweis in Händen hatte, vor ſich ſelber feſt überzeugt war: der Haidereiter wiſſe nicht bloß um Martin's Tod, ſondern ſei ſchuld daran.

Unter allen Umſtänden aber war es von dem Tag an, daß Baltzer Bocholt erklärt hatte, den Melcher Harms in ſeinem Hauſe nicht mehr ſehen zu wollen. Ja, ſein Groll war weiter gegangen und hatte von Hilde gefordert, daß ſie die Freundſchaft mit ihm fallen laſſe. Das paſſe ſich nicht für ſie. Die Gräfin oben, die dürfe das. Aber eines Haidereiters Frau, die müſſe ſich in ihrem Stand halten und dürfe nicht Freundſchaft haben mit einem Schäfer.

Und Hilde widerſprach nicht und unterwarf ſich in Allem.

Als aber das Kind kam und kränkelte, da ſchickte ſie doch die Griſſel heimlich hinauf und ließ fragen, und als es immer ſchlimmer ward und auch der Species und der große Mansfelder Thaler auf der Herzgrube nicht mehr helfen wollten, da faßte ſie ſich ein Herz und ſtieg ſelber hinauf auf die Sieben-Morgen und brachte dem Alten oben das Kind, daß er ſähe, was es ſei. Und er legte ſein Ohr an die Bruſt des Kindes und behorchte den Athem und wie das Herz ging. Und dann gab er es ihr zurück und ſagte: „Ja, Hilde, das Kind iſt krank.“

„Ach, was iſt es? Ihr ſeid ſo klug, Melcher Harms. Macht es mir wieder geſund. Ihr kennt alle Kräuter und habt ſo viele Mittel und Sprüche. Helft ihm doch. Seht, es iſt mein Ein und Alles. Und wenn es ſtirbt, ſo hab ich nichts mehr. Denn ich werde kein anderes haben. Und ich will auch kein anderes; nein, nein! Ach, weiß es Gott, ich habe mir auch dieſes nicht gewünſcht. Aber nun iſt es da und ſieht mich immer ſo ſtill und ſo traurig an, und nun möcht' ich doch, es bliebe mir. Und iſt mir mehr werth als die ganze Welt. Und mir iſt, als lebt' ich nur noch, daß ich ihm mit Thränen und Küſſen den Blick fortſchaffe. Ja, das möcht' ich, Melcher Harms. Und daß es mal lächelt und ohne Klag' und Vorwurf. Und iſt mir gleich, ob Ihr ihm Kräuter gebt oder ob Ihr es beſprecht. Ich will nur, daß es lebt und nicht mehr ſo traurig ſieht."

Er hatte der jungen Frau Hand genommen und ſagte: „Was ich wußte, Hilde, das hab' ich geſagt. Und da hilft kein Kraut, von dem ich weiß."

„Ach, ſo betet es geſund."

Er ſchüttelte den Kopf. „Du biſt noch jung. Wer aber alt iſt, der weiß, mit dem Beten iſt es ein eigen Ding und iſt nicht wohlgethan, es eigenſinnig von Gott abringen zu wollen. Er willfahrt uns, denn das Gebet iſt mächtig mitunter, aber er thut es widerwillig, und ich habe noch keinen Segen davon geſehen. Und darum mag ich's nicht. Und iſt was Gewaltſames dabei. Nein, Hilde, laß es. Aber irdiſch Wiſſen und irdiſche Mittel, die ſind erlaubt, und ſo rath' ich dir, verſuch' es mit dem alten Schliephake drüben und fahr' hinüber nach Ilſeburg. Der iſt klug und hat deinen Mann aus der großen Krankheit wieder aufgebracht. Und wenn wer helfen kann, ſo wird der helfen. Aber du mußt dich eilen und deinem Mann nicht ſagen, daß ich dir's gerathen habe, ſonſt ſagt er nein. Denn er mißtraut mir und glaubt, daß ich Uebles gegen ihn im Schilde führe. Darum nenn' ihm meinen Namen nicht. . . Du biſt ja 'ne Frau und wirſt dir zu helfen wiſſen."

Und ſie verſprach es lächelnd und ging. Und der Alte ſah ihr nach. Aber es war die Hilde nicht mehr, die, die Butt auf dem Kopf und die rechte Hand in die Seite geſtemmt, auf die Sieben-Morgen hinaufgeſtiegen war.

Elend war ſie, elend und lebensmüde wie das Kind, das ſie weinend an ihrem Buſen barg.

16.

Eine Fahrt nach Ilſeburg.

Hilde that nach des alten Melchers Rath, und es vergingen nicht drei Tage, ſo hielt der kleine Jagdwagen vor der Treppe des Hauſes, und Hilde ſtieg auf und ließ ſich das Kind reichen, das heute das Köpfchen faſt verdrießlich in die Kiſſen barg. Es war, als ob es wiſſe, was ihm dieſe Fahrt bedeute. Zuletzt erſchien auch der Haidereiter, ſchwang ſich über das Rad weg auf den Vorderſitz hinauf und nahm die Leinen aus Jooſt's Hand, der ſchon vorher das Büchsgewehr in den anderen Eckplatz geſtellt hatte. Denn in Ilſeburg war Freiſchießen, und Baltzer, der ſeit Jahr und Tag nicht hinübergekommen war, wollte mal wieder mit dabei ſein.

Und nun zogen die Pferde an, und Griſſel, die dem Fuhrwerke nachſah, ſagte zu Jooſt: „Oll Schliephake. . . Klook is he. . . Awers wat helpt et? He wahrd ook nich veel ut em moaken.“

„Worüm ſall he nich?“

„Wiel unſ' Lütt utgeiht as 'n Licht. . . Un weetſt, wat ick diſſe Nacht ſiehn heww?“

„Nei. Wohier ſall ick?“ antwortete Jooſt.

„'n Sarch wier et. . . Un ſtunn upp unſen Floor.“

„Un wihr leeg in?“

„Ick künn et nich recht ſiehn. Een witt Doog leeg dröver, un ick glöw', et wihr de Lütt. . . Un denn wihr et ook wedder ſo grot.“

„Se ſeggen joa, dat bedüt' ümmer wat Goods.“

„Joa, vör twelven.“

Und während ſie ſo ſprachen, fuhr der Wagen durchs Dorf und alsbald an einer hohen, etwas zurücktretenden Berglehne hin, über deren Tannenwald ein bläulicher Nebel lag. Aber zur anderen Seite der Straße dehnte ſich Alles in klarer Luft: Brach- und Stoppelfelder und dazwiſchen ein paar verſpätete Haferſtreifen. Und wo das Feld inmitten des Flachlandes leiſe wieder anſtieg, ſtanden ein paar Burgtrümmer und Schindelthürme.

Die Bocholt'ſchen Eheleute ſprachen nicht. Valtzer hatte mit den Pferden zu thun, die ſeit ein paar

Tagen nicht herausgekommen waren, und Hilde ſah auf das Kind und mühte ſich, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Umſonſt, es wollte nicht lächeln und wandte ſich unwirſch ab, als es merkte, daß es ſich durchaus freuen ſolle. So ging es unter den ſchwer tragenden Apfelbäumen hin, die von links und rechts her den Weg einfaßten und Hilden einmal über das andere mit einer Zweigſpitze ſtreiften. Einmal griff ſie danach, riß einen Apfel ab und hielt ihn dem Kinde hin. Und ſieh, es lächelte und ſtreckte die Hand danach. Und nun lächelte auch Hilde.

So ging die Fahrt, und als ſie den halben Weg hatten und den Berg hinauf waren, der hinter einem der alten Kloſterdörfer anſteigt, ſahen ſie das ſchöne Ilſeburg mit ſeinem Thurm und ſeinem Schloſſe vor ſich liegen, und an einem ausgeſtorbenen Kirchhof entlang, über deſſen eingefallene Gräber hin eine ganze Wildniß von Hollunder und Hagebuttenſträuchern wuchs, fuhren ſie durch ein ſeitwärts gelegenes Gatter in das Städtchen hinein.

In allen Straßen war Luſt und Leben, und Baltzer freute ſich von Herzen, mal unter Menſchen zu ſein und etwas Anderes zu ſehen als eine weinende Frau. Das mit dem Kinde hielt er für nicht ſo ſchlimm und entſann ſich mit einem gewiſſen Behagen, daß ihm in ſeinen jungen Jahren von ſeiner Mutter immer wieder und wieder erzählt worden war, er ſei klein und dürftig und überhaupt ein ſchwächliches Kind geweſen. Und ſo ſtand ihm denn feſt, daß ihm der alte Schliephake, den er von ſeiner großen Krankheit her ſchätzte, nicht bloß einen guten Rath, ſondern auch einen guten Troſt geben werde. Warum ſollt es denn auch ein ſchwächliches Kind ſein?

An der Ilſenbrücke war ein Wirthshaus mit einem an einem Arm hängenden Schilde, darauf ein goldener Ritter mit geſchloſſenem Viſir abgebildet war. Muthmaßlich ein alter Emmeroder Graf. An dieſem Wirthshauſe hielten ſie, ſtiegen ab und gingen nach einer kurzen Zwieſprach mit der Wirthin auf des Doctors Haus zu, das in nächſter Nähe gelegen war.

Sie fanden ihn in einer Hinterſtube, gerade damit beſchäftigt, über den Hof hin einen ganzen Regen von Gerſtenkörnern auszuſtreuen. Denn er war ein leidenſchaftlicher Tauben- und Hühnerzüchter, und wenn die zwei jungen Hähne, die den Hof beherrſchten, die Glucken und Küken nicht nahe genug heranließen, ſo griff er in eine neben ihm ſtehende Schüſſel mit Kartoffeln und Mohrrüben und warf die Stücke mit ſolcher Geſchicklichkeit nach den allzu Zudringlichen, daß ſie, kollernd und krähend, auf ein paar Augenblicke das Feld räumten. Er nannte das ſeinen „Schutz der Wittwen und Waiſen“ und verſchwor ſich hoch und theuer, daß die ganze Welt in derſelben Weiſe regiert werden müſſe.

Die Bocholt'ſchen Eheleute hatten nach einer halb herzlichen, halb verlegenen Begrüßung am Speiſetiſche

Platz genommen, und Hilde ſäumte nun nicht länger unter einem Strome von Thränen Alles vorzutragen, was ihr das Herz bedrückte. Baltzer wollte verbeſſernd dazwiſchen ſprechen, aber der Doctor wies ihn mit einer leiſen Handbewegung zurück und ſagte: „Nicht doch, Bocholt. Eine Mutter ſieht immer am beſten. Und jedenfalls beſſer als ein Vater." Und danach nahm er das Kind aus den Kiſſen und behorchte ſeinen Athem und den Schlag ſeines kleinen Herzens, ganz wie Melcher Harms es ſeinerzeit gethan hatte.

Das waren erwartungsvolle Minuten. Endlich aber gab er das Kind an Hilde zurück und ſagte: „Geht ins Freie mit ihm, liebe Frau. Die Luft iſt zu ſchwül und zu drückend hier. Und Luft iſt Alles für das Kind. Ich will aber doch etwas aufſchreiben, zur Erleichterung, und es Eurem Manne geben. . . Er kommt Euch dann nach."

All das klang ihr nicht gut und troſtreich, und ſie ſah wohl, daß er allerlei Dinge zu ſagen hatte, die ſie nicht hören ſollte. Sie ging aber, und als Schliephake, der ihr mit dem Ohre gefolgt war, die Hausthür ins Schloß fallen hörte, ſchob er ſeinen Stuhl näher an Baltzer heran und ſagte: „Ich wollt' erſt Eure Frau fort haben; Ihr aber, Bocholt, Ihr müßt es hören können. . . Es muß ſterben."

Baltzer Bocholt fuhr zuſammen und ſagte dann, indem ſeine Stimme ſtotterte: „Warum ſterben?"

„Weil es kein Leben hat. Es iſt welk, ſo welk, daß jede Stunde Leben ein Wunder iſt.“

Aber das gefiel dem Haidereiter nicht, der ein dünkelvoller Mann war und in ſeinem Dünkel auch auf ſeine Kraft und Kernigkeit große Stücke hielt. Und er antwortete mit ſichtlicher Verſtimmung: „Ich bin ein geſunder Mann, Doctor, und hab' eine junge Frau.“

Schliephake lächelte vor ſich hin und ſagte, während er ſeine Hand vertraulich auf des Haidereiters Knie legte: „Wohl, ich ſeh' ſchon, es mißfällt Euch, und Ihr hört nicht gern von dem welken Kind. Aber daß ich's Euch ſage, Baltzer Bocholt, mit unſerer Kraft iſt nichts gethan, und iſt nicht beſſer damit als mit unſerem Wiſſen. Alles iſt Stückwerk und nichts weiter.“

Er ſchwieg eine Weile. Als er aber wahrnahm, daß ihn der Haidereiter immer noch verwundert anſah, nahm er wieder das Wort und ſagte: „Ja, Baltzer Bocholt, Ihr ſtarrt mich an. Aber ſeht, unſere Stunden ſind nicht gleich, und an der Stunde hängt Alles. Und oft auch am Augenblick. Ihr ſeid ein rüſtiger Mann, und Eure fünfzig haben Euch noch nicht viel gethan. Es ſtimmt noch in Bruſt und Rückgrat, und von dem bischen Grau ſprech' ich nicht, das kleidet Euch. Aber wie ſteht es hier?“ und dabei ſtieß er leiſe mit dem Finger auf Baltzer Bocholt's Herz.

Der verfärbte ſich.

„Und," fuhr Schliephake fort, „wie ſteht es mit Eures Weibes Herz? Ihr ſollt mir die Frage nicht beantworten, und vielleicht auch könntet Ihr's nicht. Denn wer lieſt in anderer Leute Herzen und nun gar in eines Weibes Herz! Aber das will ich Euch ſagen: auf das Herz kommt es an; das Herz entſcheidet. Und wo Freude wohnt, da giebt es Leben, und wo Leid wohnt, da giebt es Tod. Und das Leid hat eine große Gevatterſchaft: Angſt und Noth und Kummer und Reu. Und wenn Ihr ſo feſte Rippen hättet wie der Halberſtädter Roland, und es zehrte was hier, ſo wär es nichts mit Eurer Kraft. Und an Jedem zehrt es mal, mal ſo mal ſo, und wandelt ihm die Kraft in Unkraft. Im Letzten freilich iſt Alles Geheimniß, es heiße nun Leben oder Tod. Aber das iſt gewiß, Eures Kindes Herz iſt krank, und es muß ſterben."

Ein Verdacht, ähnlich dem, den er gegen Melcher Harms hegte, ſchoß einen Augenblick in des Haidereiters Herzen auf. Aber er bezwang ſich raſch wieder und dankte dem Alten für ſeinen Rath, ſo ſchmerzlich ihm derſelbe geweſen. Und danach bat er ihn noch, ihm, wie er's vorgehabt, etwas für das Kind aufſchreiben zu wollen, wenn auch nur zum Schein und um der Frau willen. Und als er den Zettel in Händen hatte, ging er murmelnd und kopfſchüttelnd aus dem Hauſe, um Hilden aufzuſuchen.

Er war feſt entſchloſſen, ihr von dem angeblich hoffnungsloſen Zuſtande des Kindes nichts zu ſagen, und fand ſich um ſo leichter in dieſe Rolle hinein, als des alten Schliephake Wort ihn noch viel mehr verdroſſen als betrübt hatte. Wohl, er liebte das Kind; aber wenn es doch nicht leben konnte, ſo war es am beſten todt.

Er blieb nicht lange mit Hilde, ging vielmehr bald auf die Wieſe hinaus, wo das Freiſchießen ſchon im Gange war, und freute ſich, als er von der angeheiterten Geſellſchaft mit einem Hoch empfangen wurde. Hart am Scheibenſtande plätſcherte die Ilſe vorüber; am anderen Ufer aber ſtieg der Unterbau des alten Schloſſes auf, und von allen Seiten her ſchmetterte Muſik und klang aus den Bergen wieder.

„Nun, Haidereiter,“ rief ihm einer von den Ilſeburgern zu, „ſchießt für mich. Ich bin an der Reihe, ſo habt Ihr den erſten Schuß.“ Und er nahm es an. Aber die Kugel traf nur den Rand, und allerlei Stichelreden wurden laut, die den Alten in ſeiner Eitelkeit und Standesehre verdroſſen, ſo wenig böſe ſie gemeint waren. Und als auch ein zweiter Schuß wieder ein Fehlſchuß war oder doch nicht viel beſſer, verließ er auf Augenblicke den Schießſtand, um in der Budenreihe, die den Schützenplatz einfaßte, ſein Glück zu verſuchen. Er wollte dem Kinde ein Spielzeug gewinnen, oder vielleicht war auch ein Aberglaube dabei, und ſo warf er denn dreimal und zuletzt ſo heftig, daß der eine der drei Würfel über die Bande ſprang. Aber er blieb jedesmal unter zehn, und weil er nicht mit leeren Händen heimkehren wollte, wie wenn er des Kindes gar nicht gedacht hätte, ſo ſah er ſich gezwungen, Einiges von dem Spielzeug zu kaufen.

Und danach ging er auf einem Umwege wieder an den Schießſtand zurück.

Auf dieſem jedoch ſtellte man eben das Schießen ein, und er kam nur noch zu rechter Zeit, um ſich einem abziehenden Trupp Oſteroder, deren Wieſen und Aecker mit Emmerode grenzten, zu gemeinſchaftlicher Rückfahrt anzuſchließen, allerdings erſt nachdem man vorher noch in dem großen und langgebauten Erfriſchungszelt, an deſſen Flaggenſtange das braunſchweigiſche Roß flatterte, gevespert und natürlich auch einen guten Trunk genommen haben würde. Und nicht lange, ſo ſaßen ſie, Jung und Alt, um die langen, aufgenagelten Tiſche her und ſprachen dem Einbecker Biere zu, das in dieſem Zelt am beſten und friſcheſten zu haben und eben deshalb auch eines beſonderen Zuſpruchs ſicher war. Auch ein paar Ilſeburger, die mit dem Haidereiter Freundſchaft oder Gevatterſchaft hielten, hatten ſich eingefunden, und weil das gute Bier Allen die Zunge löſte, ſo gab es bald ein Erzählen von Krieg und Frieden und am meiſten von den hannoverſchen Rothröcken, die mit übers Waſſer müßten, ohne Recht und Ordnung. Und ſei 'ne Schand'. Aber zuletzt kamen Alle wieder auf das Nächſtliegende zurück und ſprachen von Diegel's

Mühle, die ja nun verkauft werden ſolle, nächſten Freitag ſchon, und auf ſiebentauſend Gulden werde ſie wohl kommen, oder noch höher, weil ja das ganze Elsbruch zugehöre, mitſammt dem Kamp oben und Ellernklipp.

All das hatte ſich bald an dieſen und bald an jenen gerichtet, als aber das Wort Ellernklipp fiel, beugte ſich einer von den Oſterodern vor und rief über den Tiſch hin: „Is et denn woahr, Haidereiter, wat ſe ſeggen?“

„Was?“ fragte dieſer.

„J, ſe ſeggen joa, et ſpökt upp Ellernklipp. Un ſchreegt un röppt.“

„Unſinn,“ preßte Baltzer heraus. „Und was ruft es denn?“

„Vader, röppt et. Nemmer man dat een.“

Und der Haidereiter, der eben den Krug erhoben hatte, ſetzte wieder ab.

„Ich denke, wir machen uns auf den Weg.“

Alle waren einverſtanden.

Und nachdem man noch verabredet hatte, ſich bei der oberen Schloßbrücke treffen und, weil Mondſchein ſei, den Weg durch die Berge nehmen zu wollen, trennte man ſich in Scherz und guter Laune.

Der Haidereiter aber ging erregt in die Stadt zurück, um Hilden und das Kind aus dem Wirthshauſe abzuholen.

17.

Wieder auf Ellernklipp.

Eine halbe Stunde ſpäter hielt Alles an verabredeter Stelle. Es waren Wagen und Fußgänger bunt durch einander, was aber ihre Kameradſchaft und ihr Zuſammenbleiben nicht ſtörte, da die Wege ſo ſchlecht und ſo ſteil waren, daß auch die Fuhrwerke nur im Schritt fahren konnten.

Ein Trupp Emmeroder, blutjunges Volk, auch einige Mädchen, eröffnete den Zug, und ſie ſangen, als ſie zwiſchen den Bäumen hin die Schlucht hinaufzogen:

Ich kann und mag nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſein,
Mein Herz iſt mir betrübet,
Feinslieb von wegen Dein . . .

Und Hilde mußte des Abends gedenken, wo ſie mit Martin das letzte Mal das Lied geſungen hatte. Das waren nun erſt drei Jahre; aber ihr war, als läge ein Leben dazwiſchen.

Am Ilſenſtein bog ihr Weg links ab, und man bewegte ſich immer langſamer, weil es immer mehr und mehr zu dunkeln begann und überall die Baumwurzeln über den Weg gewachſen waren. An vielen Stellen lagen auch Steine quer über, auf die dann die Vorderen aufmerkſam machten, wenn es nicht glücken wollte, ſie bei Seite zu ſchaffen. Und dann gab es freilich immer noch einen tüchtigen Stoß; aber die Wagen waren doch ſo feſt gebaut — Achſen und Rad aus gutem Harzer Holze — daß Alles glücklich aus der Schlucht heraus und bis an das Hohenſteiner Gaſthaus kam, wo der Weg, von alter Zeit her, in zwei Richtungen ging und alles Oſterodeſche nach rechts und alles Emmerodeſche nach links mußte.

Baltzer hielt hier und ſtieg ab, um einen Trunk zu nehmen; als er aber wahrnahm, daß Hilde bang und unruhig wurde und Geſellſchaft haben wollte, fuhr er, eh er noch ſein Krügel geleert, auf der großen Straße den Emmerodern nach, die ſchon an tauſend Schritte vorauf waren. Er ſah denn auch bald das Blitzen ihrer Windlichter wieder, die ſie von dem Hohenſteiner Gaſthaus her mitgenommen hatten, und war — indem er auf dem etwas beſſer gewordenen Wege die Pferde ſcharf antraben ließ — eben ſchon bis dicht an ſie heran, als es einen heftigen Ruck gab und Hilde von der einen Seite des Wagens auf die andere geſchleudert wurde. Das Rad war gebrochen, und nur mit Anſtrengung hatte ſie ſich, ihr Kind im Arm, an der Lehne des Vorderſitzes feſtgehalten.

Anfangs dachte man, ohne ſondere Mühe Rath und Hülfe ſchaffen zu können; waren doch Hände genug am Platz und auch bereit; als ſich aber herausſtellte, daß kein Schraubenzieher da war und überhaupt nicht mehr und nicht weniger als Alles fehlte, ſo kam man zu dem Entſchluſſe, daß der Haidereiter mit Frau und Kind den Reſt des Weges zu Fuß machen, ein paar von den Emmeroder Burſchen aber einen Baum und einen Strick aus einem abwärts gelegenen Kohlenmeiler herbeiſchaffen und über lang oder kurz mit dem nothdürftig wieder in Stand geſetzten Gefährt auf der großen Straße nachkommen ſollten.

Und ſo geſchah's; und nicht lange, ſo brach man wieder auf und ſetzte fröhlich und guter Dinge den Heimweg weiter fort, Hilde mit unter den Vorderſten, Bocholt aber im Nachtrab und in allerlei Geſpräch mit dem Sägemüller.

Es war ein Geſpräch, das ihn mehr als gewöhnlich in Anſpruch nahm, und ſo kam es, daß er einer ſtarken Biegung nicht achtete, die die Vorderſten des Zuges inzwiſchen gemacht hatten. Aber nun endlich ſah er's und fuhr zuſammen und ſagte: „Was ſoll das? Wohin gehen wir?“

„Upp Ellernklipp to. Is joa dat Nächſt'. Un groad' för Ji, Haidereiter.“

Dem aber war es, als drehe ſich ihm Alles im Kopf herum, und nur mit Mühe hielt er ſich an dem Gebüſche feſt, das neben dem Wege hinlief. „Iſt das ein Tag!“ Und dann fing er an zu lachen und waffnete ſich mit Trotz, vielleicht in einem Vorgefühl, daß er ihn brauchen werde.

Das Geſpräch war inzwiſchen wieder aufgenommen worden, aber er hörte nicht mehr; er ſtarrte nur noch vorwärts in die zerklüftete Wald- und Bergesmaſſe hinein, und mitunter, wenn eine offene Stelle kam, war es ihm, als ſäh er hoch oben den Schattenriß der ſchrägliegenden Tanne. Ja, die Vorderſten mußten ſchon daran vorüber ſein, und er tappte ſich langſam und vorſichtig ihnen nach. Und nun waren es keine zehn Schritte mehr, und er blieb ſtehen und horchte nach der Tiefe hin und ſagte zu dem dicht neben ihm gehenden Alten: „Ich glaub', es ruft. . . Habt Ihr nichts gehört, Sägemüller?“

„Nei. . .“

Baltzer lächelte vor ſich hin und wußte nun, was er wiſſen wollte, daß es eine Sinnestäuſchung geweſen und daß es nicht unten in dem Elsbruch, ſondern in ihm ſelber gerufen habe. Dennoch erſchrak er bis in ſeine tiefſte Seele hinein, als der Alte, der wieder hinabgehorcht hatte, mit einem Male ſagte: „Awers nu, Haidereiter. Joa. Nu hür' ick't. . . Et röppt.“

Und wirklich, es war, als rieſe was. Und als der Haidereiter in eben dieſem Augenblicke ſich umſah, ſah er, daß der Vollmond hinter dem Tannenwald aufſtieg. Und er ſchrie laut auf und ſagte, während er ſeine letzte Kraft zuſammenraffte: „Geht nur. Geht immer vorauf. Ich muß ſehen, was es giebt. Und ſagt meiner Frau, daß ich nachkomme. Geht.“

Und der Sägemüller, dem es unheimlich geworden war, ließ ihn allein und ging in raſchem Schritte den

Anderen nach, die ſchon, am Außenrande von Kunerts-Kamp hin, wieder abwärts ſtiegen.

Und an eben dieſem Gelände hin zog auch der Vortrupp, die Burſchen und Mädchen, die dicht hinter Ellernklipp ihre frühere Weiſe wieder aufgenommen hatten:

Er nahm aus ſeiner Taſchen
Ein Meſſer ſcharf und ſpitz . . .

Und nun ſchwieg das Lied und brach ab, denn ein Schuß fiel und hallte durch die Berge wider. Aber es war ja Jagdzeit und Beſuch auf dem Schloß, und in einem weinerlichen Tone ſangen ſie gleichgültig weiter:

Ach, reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter iſt mein Tod.

* * *

Auch Hilde hatte den Schuß gehört, ohne ſich viel darum zu kümmern, und ſang nur leiſe mit und freute ſich; denn das Kind auf ihrem Arme war eingeſchlafen und athmete ſo ſtill und ruhig, als ob es der erſte Tag ſeiner Geſundheit wär. „Ach, wenn es leben bliebe!“

Und ſo ſtiegen ſie gemeinſchaftlich die Berglehne hinunter, und Hilde horchte noch dem Geſange nach, als ſie ſich vor des Haidereiters Hauſe von ihrer Begleitung getrennt hatte. Gleich danach aber kam Griſſel und nahm das Kind und ließ ſich erzählen, und war wie gewöhnlich voll guter Lehren und wußte ganz genau, wie's hätte gemacht werden müſſen. Auch das mit dem Jagdwagen. Aber mit dem Alten, da ſei nichts mehr. Er ſei zu eigenſinnig und wolle immer mit dem Kopf durch die Wand.

Eine ganze Weile ging ſo das Geplauder, und Beide waren eigentlich froh, den Haidereiter nicht mit dabei zu haben. Endlich aber wurde Hilde doch ſtutzig und wunderte ſich, daß der Vater noch nicht da ſei. Denn ſie nannt ihn noch immer ſo. Griſſel aber wollte von Angſt und Sorge nichts wiſſen und ſagte nur: „Er hat den Schuß gehört, und da verſteht er keinen Spaß und ſieht, was es iſt. Es fängt ohnedies das Wildern wieder an, weil er's eine Weile hat gehen laſſen. Und das verdrießt ihn. Und gieb Acht, er macht's ein Ende.“

Hilde ließ es gelten. Als aber wieder eine Zeit um war, ſagte ſie: „Wir müſſen ihn ſuchen gehen. Und ſage nicht nein. Und wenn Niemand geht, ſo geh' ich ſelber. So furchtſam ich bin.“

Und all' das ſagte ſie ſo beſtimmt, daß der Griſſel auch der Gedanke kam, es könne was paſſirt ſein. Und ſo ging ſie zu Jooſt in den Stall, um ihn fortzuſchicken.

Der machte ſich auch auf den Weg, und der jungen Frau wurde wieder freier ums Herz, als ſie ſah, daß wenigſtens etwas geſchah. Aber ſie hätte doch keine Ruh und ging hin und her und ſah den Weg und das Gebüſch hinauf, von wo der Vater jeden Augenblick kommen mußte. Und wenn nicht er, ſo doch Jooſt.

Und ſo war ſie ſchon viele Male auf die Treppe hinausgetreten. Immer vergeblich. Aber jetzt klang es ihr wie Stimmen und war ihr, als ob ſie dicht an der Stelle, wo die zwei Silberpappeln ſtanden, einen Schatten und eine Bewegung ſähe. Und wirklich, es war ſo, und über eine lichte Stelle weg, auf die gerade das Mondlicht fiel, erkannte ſie vier oder fünf Geſtalten. Und es war ihr, als trügen ſie was. Und auf einen Schlag ſtand wieder der Tag vor ihrer Seele, wo ſie den Mans-Bugiſch auf eben dieſem Wege herangeſchleppt hatten, und eine furchtbare Angſt befiel ſie, daß ſich ihr das Grauen jenes Tages erneuern könne.

Sie wollte Gewißheit haben, je früher, je beſſer und ſchritt raſch und entſchloſſen die Stufen hinunter und dem Zug entgegen. Als aber Jooſt ihrer anſichtig wurde, ließ er halten und winkte, daß ſie von der Straße weggehe und wieder ins Haus zurücktrete.

Vergebens! Sie blieb angewurzelt ſtehen und wartete, bis Alles heran war.

Und nun nahm ſie die Tannenzweige fort, die die Träger über das Antlitz des Todten gedeckt hatten.

Es war Baltzer Bocholt, der ihr — ein paar Blutstropfen in ſeinem grauen Bart — ernſt und beinahe finſter entgegenſtarrte.

18.

Ewig und unwandelbar iſt das Geſetz.

Wochen waren vergangen.

Ein heller Octobertag lag über dem Land, die Sonne blitzte hoch im Blauen, und wer ins Thal kam und ſein Auge nicht bloß auf den Weg richtete, der freute ſich der Berglehnen, die jetzt ganz in Roth ſtanden, und der breiten Wieſenſtreifen dazwiſchen, die nach dem Nebel, der über Nacht gefallen, überall jetzt von Thau glitzerten.

Alles war hell und ſtill, am ſtillſten aber des Haidereiters Haus, das man bei ſeinen weit offen ſtehenden Thüren und Fenſtern für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht das Auffliegen der Tauben und das Gackern der Hühner und dazwiſchen ein tactmäßiges Schlagen und Klopfen das Gegentheil verrathen hätte. Das Schlagen und Klopfen aber rührte von Jooſt und Griſſel her, die die Kiſſen des hochlehnigen Sophas aus der guten Stube von ihrem Sommerſtaube zu reinigen trachteten. Und daneben lagen Leinwandkappen, die für den langen Winter darüber gezogen werden ſollten, — für den langen Winter und vielleicht für länger noch.

Ja, es waren unſere plauderhaften alten Freunde, die ſich übrigens heute, ſo lange ſie bei dem lauten und lärmenden Theil ihrer Arbeit waren, eines vollkommenen Schweigens befleißigten. Immer aber, wenn wieder eine der Kappen übergezogen wurde, benutzte Griſſel den ſtillen Moment, um das vorher unterbrochene Geſpräch an beſtimmter Stelle wieder aufzunehmen, ein Geſpräch, das ſich ſelbſtverſtändlich um die letzten drei Wochen: um den Tod des Haidereiters und ſeines noch in derſelben Nacht ihm nachgeſtorbenen Kindes drehte. Wohl auch um das Gerede der Leute darüber, ja darüber zumeiſt, und wer von dem Garten oder dem Heckenzaune her ihrem Geſpräch hätte folgen können, der hätte bald heraushören müſſen, daß es vorzugsweiſe „die getrennten Grabſtellen“ waren, was alle Welt in Verwunderung geſetzt hatte. Dem alten Haidereiter nämlich, von dem es in Sörgel's Leichenrede geheißen hatte, daß er im Kampf erſchoſſen worden ſei, hatte man ſein Grab an einer neuen, etwas bergan gelegenen Stelle gegeben, während das Kind innerhalb des Bocholt'ſchen Grabgitters mit den neuvergoldeten Kugelknöpfen, an der Seite der erſten Frau begraben worden war. Ueber dieſe Verwunderlichkeit hatte man im Dorfe, wie ſich denken läßt, nicht weggekonnt, und Jooſt, der immer mit der Mehrheit ging, meinte denn auch genau das, was die Leute meinten, und verſicherte: Hilde habe ihn, den Alten, ſeiner erſten nicht gegönnt, und wenn ſie nun ſtürbe, dann käme ſie neben ihn. . . Und das Kind, das kleine, kranke Wurm, na, du mein Gott, das hätte ſie ſo hingelegt, wo's ſei, da oder da, und hätte doch auch ſo thun müſſen, als ob Alles in Richtigkeit und ein Herz und eine Seele wäre. Verſteht ſich. Und nichts von Eiferſucht oder ſo.

Dies war unzweifelhaft eine von Jooſt's längſten Auseinanderſetzungen, und als er fertig war und ſich ſelber anſtaunte, ſo lange geſprochen zu haben, ſtieß ihn Griſſel mit dem Ausklopfer vor die Bruſt und ſagte: „Biſt un bliewſt en Schoap un redſt allens nah. 't is joa dumm Tüg. Geih doch hen un kuck di dat Gitter an. Doa wihr joa keen Platz mihr in, för'n utwaſſ'nen Minſchen 'wiß nich, un ſülwſt unſ' lütt Worm hebbens ook man eben noch intwängt.“

„Joa, awers worüm? Doa wihr joa Platz noog bien Ollen. He is joa de ihrſt, de doa liggen deiht. Un worüm liggen ſe nich toſoam, de Oll un de Lütt?“

Griſſel ſchüttelte den Kopf, um auszudrücken, daß er noch dümmer wär, als ſie gedacht, und ſagte dann: „Ick weet nich, Jooſt, biſt nu ſo lang all int Huus un weetſt nich, dat ſe ümmer 'n Grul för em hett. Ick will nich groadto ſeggen, ſe freugt ſich, dat he dod is. Ne, ſo wat will ick nich ſeggen. Un ick weet et ook nich. Awers dat weet ick, et paßt ehr, dat he ſo'n beten aff liggt un dat ſe nich ümmer an em vorbi möt, wenn ſe dat Lütt beſooken will. Gott, lütt wihr et joa man un ümmer Wehdoag. Awers et wihr doch Allens, wat ſe hett. Un is ook hüt noch allens, wat ſe hett. Un jeden Dag ſitt ſe joa doa un kuckt un weent.“

„Joa, joa, dat deiht ſe,“ bekräftigte Jooſt, der ſchon wieder anfing, umgeſtimmt zu werden.

„Un ſien ihrſte Fru,“ fuhr Griſſel fort, die der Unterbrechung nicht achtete, „dat weet ſe woll, de deiht ehr nich veel. Un dorüm hebben ſe dat lütte Worm in dat ſmoale Gitter mit intwängt. Awers wenn dat lütte Graff mit Oll-Baltzern ſien in eens wihr o'r ook man dichte bi, denn hett ſe joa den Olſchen ümmer mit vor Oogen hett. Un dat wull ſe nich.“

Und nun begann das Klopfen wieder. Aber Jooſt wollte noch mehr hören und hielt nach ein paar Schlägen wieder an und ſagte: „Un wat meenſte, Griſſel? Ob ſe woll wedder friegt?“

„Friegt? Verſteiht ſich, friegt ſe. Wat wahrd ſe nich wedder friegen? Hett joa nich Kinn un nich Kaaks. Un keen Anhang nich. Un dat hübſche Huus dato. Un kann ook nich ümmer ſitten un ween'n. Dat is nu man ſo förihrſt. Awers dat giwt ſich. Un denn moakt ſe wedder de Oogen upp un to, groad as ne Klapp, un wutſch is wedder Een in.“

Jooſt ſah Griſſel dummpfiffig an und ſagte: „Joa, joa, dat ſall woll ſinn. Awers ſe ſeggen joa: de Tweet leewt nich lang un hett ümmer ſiene Noot.“

De Tweet? Joa, dat's recht:

De Tweet hett ümmer ſiene Noot,
Is hüte rot un morgen doot,
Awers de Dritt is wedder goot!“

„De Dritt'? Jhrſt kümmt doch de Tweet. Se hett doch ihrſt Een', un unſ' Oll-Baltzer wihr doch de Jhrſt.“

„Na, na,“ lachte Griſſel, „ick weet nich. Tweet o'r Dritt. Un ick denk, et is de Dritt, de nu kümmt.“

* * *

Es kam Niemand des Weges, und noch weniger horchte wer vom Gatter oder Heckenzaun her, und doch hätte gerade ſie, von der die Rede war, aus dem öfteren Hinüberzeigen nach dem Kirchhof und aus allerhand anderen Handbewegungen einen Theil des Geſpräches unſchwer errathen können, denn ſie kam eben vom Schloß her und paſſirte die Lichtung, von der aus man, wie das ganze Thal, ſo vor Allem auch das Haidereiterhaus überſah. Aber Hilde, trotzdem ſie Jooſt und Griſſel in aller Deutlichkeit erkannte, war in ihrem Gemüth weit ab von der Frage: „Wovon ſprechen ſie?“ und vielmehr noch von der ängſtlichen Erwägung: „Sprechen ſie vielleicht von dir?“ Jn ihr klangen noch die Troſtesworte nach, die, ſeitens der alten Gräfin oben, eben an ſie gerichtet worden waren, und dem Eindruck davon mit ganzer Seele hingegeben, ſah ſie zwar Alles um ſich her, aber ohne ſich irgend etwas davon zum Bewußtſein zu bringen. Am Kirchhofe vorüber, über den ſie nur einen Augenblick lang ihr Auge gleiten ließ, eilte ſie — trotzdem ihr Eile nicht frommte; denn ihre Tage waren lang — auf das Haus zu, darin ſie verwaiſt vor Jahren eingetreten und darin ſie nun wieder eine Waiſe war. Auch eine Wittwe. Aber das empfand ſie nicht. Sie war in ihrem Gemüth nur eine Waiſe. Nichts erfreute ſie mehr, und in ſtillem Lebensüberdruß hing ſie Bildern nach, die nicht mehr, wie früher, in vor ihr ausgebreiteter Ferne, ſondern nur noch rückwärts in ihrer Vergangenheit lagen. Ihr Leben war ein Sinnen und Brüten, eine krankhafte Pflege der Einſamkeit geworden, und ſelbſt ihre Freunde, ſowohl der drüben in der Pfarre wie der oben auf den Sieben-Morgen, mißfielen ihr oder verſagten ihr doch in der Erfaſſung und freudigen Umklammerung deſſen, was ihre Seele mit immer größerer Luſt erſehnte: Friede, Schauen und Verſöhnung. An immer erneuten Verſuchen, im Geſpräche mit ihnen wie ehemals Troſt und Erhebung zu finden, hatte ſie's anfänglich nicht fehlen laſſen, aber aller Wohlmeinendheit der beiden Alten ungeachtet war ſie mit dieſen Verſuchen an jedem Tage mehr geſcheitert: bei Sörgel, weil er für Alles ein und dasſelbe Wort zu haben anfing, bei Melcher Harms, weil er ſeiner Conventiklernatur nach am liebſten in Andeutungen und räthſelvollen Sätzen ſprach und in Momenten, wo ſie dringender, fordernder und leidenſchaftlicher wurde, ihr mal auf mal nur von Demuth und Unterwerfung predigte. Denn er war ſtrenger geworden und wiederholte mit Vorliebe ſeinen

Spruch von der Ewigkeit und Unwandelbarkeit des Geſetzes. Ach, ſie demüthigte ſich und unterwarf ſich auch, aber eben deshalb, weil ſie Demuth und Unterwerfung übte, wußte ſie von ſich ſelbſt, daß es nicht die Staffeln zur Himmelsleiter waren. Oder wenigſtens nicht für ſie. Das Kreuztragen — und nur das und immer wieder — drückte ſie dem Staube zu; was ihr helfen konnte, war allein der Blick nach oben und der Hinweis auf Freiheit, Weite, Licht.

* * *

In dieſer Noth und Armuth hätte ſie verkommen müſſen, wenn nicht die Gräfin geweſen wäre. Die hatte ſeit dem Tage, wo Hilde das erſte Mal oben auf dem Schloſſe geweſen, eine Liebe für ſie gefaßt, und allwöchentlich ſchickte ſie nach ihr, um eine Plauderſtunde mit ihr zu haben. Und da wußte ſie ſo vertraulich zu ſprechen und ſo liebevoll zu fragen, daß Hilde jede Scheu vor ihr verlor und ihr Alles ſagte, was in ihrem Herzen war: Gutes und Schlechtes, Furcht und Hoffnung. Und die Aufrichtigkeit dieſer Beichte rührte der Gräfin Herz, und wenn Hilde ſie verlaſſen hatte, ſah ſie der langſam in den Thalweg Niederſteigenden nach und ſagte: „So ſind die Wege Gottes. Eine Trübſal brachte dies Kind in unſer Haus. Und nun iſt es mein Glück und meiner Tage Licht.“

Unter ſolchen Beſuchen kam Weihnachten heran, und auf dem Schloſſe war Beſcherung, zu der auch

Hilde geladen war. Und ſiehe da, noch eh es dunkelte, ſtieg ſie den Schlängelweg zwiſchen den kahlen, aber dicht bereiſten Bäumen hinauf und trat in die kleine gothiſche Vorhalle, darin alle Gäſte, während die Gräfin den Aufbau leitete, bereits verſammelt waren. Und nicht lange, ſo wurde das Zeichen gegeben, die Thüren öffneten ſich und in langem Zuge ging es in den hohen und auf granitnen Pfeilern ruhenden Saal, der einen wundervollen Anblick bot. Inmitten desſelben erhob ſich ein mächtiger, aber dunkler und nur mit goldenen und ſilbernen Nüſſen überdeckter Weihnachtsbaum, eine mehr als zehn Fuß hohe Tanne, während alles Licht, das den Saal füllte, von einer Krippe herkam, die mitſammt dem weißgedeckten Beſcherungstiſch, auf dem ſie ſtand, in die Front der hohen Balconthür gerückt worden war. Unmittelbar darüber aber ſah man in halbem Dämmer die Wolken ziehen.

Unter den Gäſten waren wieder einige der jungen Offiziere, die damals auf dem Balcon geſeſſen und die Melcher Harms'ſchen Bemerkungen über Hilde mit allerlei kleinen und großen Bosheiten begleitet hatten. Auch heute verſäumten ſie nicht, an einem ſo dankbaren Thema ſich neu zu divertiren, und muſterten aus einer verdeckten Aufſtellung her, die ſie genommen, die junge Frau, die ſich ihrerſeits anſpruchslos zurückhielt, aber keine Spur von Verlegenheit zeigte.

„Die Trauer kleidet ihr," ſagte der eine.

„Trauer kleidet immer. Und die hübſcheſte Braut verblaßt vor einer hübſchen Wittwe. Woran es nur liegt?"

„Eben an der Trauer. Es iſt das doppelt Verbotene. . . ‚Himmliſche Liebe', prophezeite der alte Schäfer damals. Ob er wohl Recht behält?"

„Ich glaube faſt. Sie ſähe ſonſt verlegener aus."

Unter Scherzen und Wendungen wie dieſe ging das Geſpräch, eine halbe Stunde ſpäter aber war Alles ſtill geworden. In dem Kamin fielen die Scheite zuſammen, und Hilde, die wohl wußte, daß die Gräfin ihr gern zuhörte, plauderte von ihrem erſten Weihnachtsabend in des Haidereiters Haus und von der Krippe, die Martin ihr damals aufgebaut habe. Und wie glücklich und wie benommen ſie geweſen ſei, denn ſie habe den Lobgeſang der Engel mit leibhaftigem Ohre zu hören geglaubt.

Und als ſie ſo ſprach, loſchen die Lichter aus, und es dunkelte durch den Saal.

Aber in demſelben Augenblicke faſt zerſtreute ſich draußen das Gewölk, das in endlos langem Zuge vorübergezogen war, und im tiefen Blau des Himmels erſchien ein Stern und ſandte ſein friedlich Licht auf die Stelle, wo die Beiden ſtanden.

„Unſer Stern," ſagte die Gräfin und wies hinauf.

* * *

Und von Stund an wandelte ſich Hildens Herz; alle Schwermuth fiel von ihr ab, und die Freude, ſo viel ſie davon jemals beſeſſen hatte, blühte wieder in ihr auf. Eine Sehnſucht freilich blieb ihr; aber dieſe Sehnſucht beſchwerte nicht mehr ihren Sinn, ſondern hob ihn empor, und ſie, die müd und matt geweſen war ihr Leben lang, ſie wurde jetzt ſtark und friſch und froh, und ein tiefes Verlangen erfaßte ſie, zu thun und zu ſchaffen, zu helfen und zu heilen. Und in werkthätiger Liebe begründete ſie zum zweiten Mal ihr Haus.

All' das erlebte Sörgel noch. Aber die rechte Schaffensluſt erwuchs ihr doch erſt, als der Alte zu ſeinen Vätern verſammelt und ſtatt ſeiner ein „Frommer" in die Pfarre gekommen war, der, trotzdem er Vorſtelkamm hieß und zu den Strenggläubigſten zählte, doch zugleich in ſolcher Freudigkeit und Milde des Glaubens ſtand, daß er ſelbſt Griſſel entwaffnet und zu der Anerkennung hingeriſſen hatte: „Hür', Jooſt, *de* verſteiht et. De is Sörgel un Melcher all in een."

An ihn ſchloß ſie ſich in einer mit jedem Tage wachſenden Hingebung und Begeiſterung an, und von ihm auch war es, daß ſie den Zuſammenhang alles Geſchehenen in Erfahrung brachte: *wie* der Haidereiter geſtorben und vielleicht auch um *was*. Und als er geſchloſſen hatte, war ſie wohl erſchüttert geweſen, aber doch nicht niedergeworfen, denn ihr ahnendes Gemüth hatte längſt davon gewußt, auch ohne Gewißheit zu haben.

Und ſo war es auch nicht infolge dieſer Aufſchlüſſe, daß ſie noch in demſelben Frühſommer ſtarb. Ihr neues Leben, das nur Arbeit und Opfer und eine ſchließlich bis zur Leidenſchaft geſteigerte Wonne der Entſagung gekannt, hatte ſie wohl auf kurze Zeit hin in anſcheinender Friſche wieder aufblühen laſſen, aber dieſe Friſche war eine Täuſchung geweſen. Ein Fieber kam, das ihre Kräfte raſch wegzehrte, raſcher noch, als irgendwer geglaubt, ſie ſelber ausgenommen; und als Griſſel auch den letzten Tag noch mit einem verſteckten „Reißen" zu tröſten ſuchte, lächelte ſie nur und ſagte: „Laß. Ich weiß Alles. . . Und ich ſterbe gern."

Das war ihr Abſchiedswort geweſen.

Ueber ihr Begräbniß aber hatte ſie längſt vorher Feſtſetzungen getroffen, und ſie begruben ſie neben der erſten Frau, deren Grabſtelle ſchon vorher erweitert worden war, ſo daß das Kind jetzt zwiſchen ihnen lag. Und gaben ihr einen Stein, darauf ſtand, wie ſie's dem neuen Geiſtlichen ans Herz gelegt hatte, kein Name, „weil ſie von Geburt an keinen gehabt und den ‚anderen' nicht wolle." Statt deſſen aber wurde der Spruch eingegraben: „Ewig und unwandelbar iſt das Geſetz!" Umſonſt, daß ſie gebeten worden war, einen hoffnungsreicheren und chriſtlicheren Spruch, einen Spruch von der Gnade und Liebe Gottes wählen zu wollen — mit einem Eigenſinne, der ihr ſonſt fremd war, hatte ſie darauf beſtanden, unter immer erneuter Betonung, daß ſie perſönlich die Liebe Gottes erfahren und ſeiner Gnade ſicher ſei, der Spruch auf ihrem Grab' aber zu den Ueberlebenden ſprechen und dieſen eine Mahnung ſein ſolle. Hinzukommen mochte, daß ſie damit eine Schuld an den alten Melcher Harms abzutragen gedachte, dem ſie zuletzt völlig entfremdet worden war und dem ſie ſich nichtsdeſtoweniger all' ſeiner Selbſtgerechtigkeit ungeachtet, für dieſes und jenes Leben verpflichtet fühlte.

Ihr Begräbniß war ein großes Ereigniß, wie's einſt ihre Hochzeit geweſen war, und am ſelben Tage noch trug der Geiſtliche die Daten ihres Lebens und Sterbens in das Kirchenbuch ein.

Da ſtehen ſie, mahnend wie der Spruch auf ihrem Grabe.

Aber Beides überdauernd, ragt über Diegel's Mühle die weiße Felswand auf und auf ihrer Höhe die weit vorgebeugte Tanne von Ellernklipp.

L'Adultera.

L'Adultera.

Novelle

von

Theodor Fontane.

F1929.101

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1882.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

1. Commercienrath Van der Straaten.

Der Commercienrath Van der Straaten, Große Petriſtraße 4, war einer der vollgiltigſten Financiers der Hauptſtadt, eine Thatſache, die dadurch wenig alterirt wurde, daß er mehr eines geſchäftlichen als eines perſönlichen Anſehens genoß. An der Börſe galt er bedingungslos, in der Geſellſchaft nur bedingungsweiſe. Es hatte dies, wenn man herum horchte, ſeinen Grund zu ſehr weſentlichem Theile darin, daß er zu wenig „draußen“ geweſen war und die Gelegenheit verſäumt hatte, ſich einen allgemein giltigen Weltſchliff oder auch nur die ſeiner Lebensſtellung entſprechenden Allüren anzueignen. Einige neuerdings erſt unternommene Reiſen nach Paris und Italien, die übrigens niemals über ein paar Wochen hinaus ausgedehnt worden waren, hatten an dieſem Thatbeſtande nichts Erhebliches ändern können und ihm jedenfalls ebenſo ſeinen ſpecifiſch localen Stempel wie ſeine Vorliebe für draſtiſche Sprüchwörter und heimiſche „geflügelte Worte“ von der derberen Obſervanz gelaſſen. Er pflegte, um ihn ſelber mit einer ſeiner Lieblingswendungen einzuführen, „aus ſeinem Herzen keine Mördergrube zu machen,“ und hatte ſich, als reicher Leute Kind, von Jugend auf daran gewöhnt, Alles zu thun und zu ſagen, was zu thun und zu ſagen er luſtig war. Er haßte zweierlei: ſich zu geniren und ſich zu ändern. Nicht als ob er ſich in der Theorie für beſſerungs-unbedürftig gehalten hätte, keineswegs, er beſtritt nur in der Praxis eine beſondere Benöthigung dazu. Die meiſten Menſchen, ſo hieß es dann wohl in ſeinen jederzeit gern gegebenen Auseinanderſetzungen, ſeien einfach erbärmlich und ſo grundſchlecht, daß er, verglichen mit ihnen, an einer wahren Engelgrenze ſtehe. Er ſähe mithin nicht ein, warum er an ſich arbeiten und ſich Unbequemlichkeiten machen ſolle. Zudem könne man jeden Tag an jedem beliebigen Conventiller oder Predigtamtscandidaten erkennen, daß es doch zu nichts führe. Es ſei eben immer die alte Geſchichte, und um den Teufel auszutreiben, werde Beelzebub citirt. Er zög' es deshalb vor, Alles beim Alten zu belaſſen. Und wenn er ſo geſprochen, ſah er ſich ſelbſtzufrieden um und ſchloß behaglich und gebildet: „O rühret, rühret nicht daran,“ denn er liebte das Einſtreuen lyriſcher Stellen, ganz beſonders ſolcher, die ſeinem echt-berliniſchen Hange zum bequem Gefühlvollen einen Ausdruck gaben. Daß er eben dieſen Hang auch wieder ironiſirte, verſteht ſich von ſelbſt.

Van der Straaten, wie hiernach zu bemeſſen, war eine ſentimental-humoriſtiſche Natur, deren Berolinismen und Cynismen nichts weiter waren, als etwas wilde Schößlinge ſeines Unabhängigkeitsgefühls und einer immer ungetrübten Laune. Und in der That, es gab nichts in der Welt, zu dem er allezeit ſo beſtändig aufgelegt geweſen wäre, wie zu Bonmots und ſcherzhaften Repartis, ein Zug ſeines Weſens, der ſich ſchon bei Vorſtellungen in der Geſellſchaft zu zeigen pflegte. Denn die bei dieſen und ähnlichen Gelegenheiten nie ausbleibende Frage nach ſeinen näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Gutzkow'ſchen Vanderſtraaten, ward er nicht müde, prompt und beinahe paragraphenweiſe dahin zu beantworten, daß er jede Verwandtſchaft mit dem von der Bühne her ſo bekannt gewordenen Manaſſe Vanderſtraaten ablehnen müſſe, 1. weil er ſeinen Namen nicht einwortig ſondern dreiwortig ſchreibe, 2. weil er trotz ſeines Vornamens Ezechiel, nicht blos überhaupt getauft worden ſei, ſondern auch das nicht jedem Preußen zu Theil werdende Glück gehabt habe, durch einen evangeliſchen Biſchof, und zwar durch den alten Biſchof Roß, in die chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen zu ſein, und 3. und letztens weil er ſeit längerer Zeit des Vorzugs genieße, die Honneurs ſeines Hauſes nicht durch eine Judith, ſondern durch eine Melanie machen laſſen zu können, durch eine Melanie, die, zu weiterem Unterſchiede, nicht ſeine Tochter, ſondern ſeine „Gemahlin“ ſei. Und dies

Wort ſprach er dann mit einer gewiſſen Feierlichkeit, in der Scherz und Ernſt geſchickt zuſammenklangen.

Aber der Ernſt überwog, wenigſtens in ſeinem Herzen. Und es konnte nicht anders ſein, denn die junge Frau war faſt noch mehr ſein Stolz als ſein Glück. Aelteſte Tochter Jean de Caparoux', eines Adligen aus der franzöſiſchen Schweiz, der als Generalconſul eine lange Reihe von Jahren in der norddeutſchen Hauptſtadt gelebt hatte, war ſie ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauſes großgezogen und in all ihren Anlagen auf's Glücklichſte herangebildet worden. Ihre heitere Grazie war faſt noch größer als ihr Eſprit und ihre Liebenswürdigkeit noch größer als Beides. Alle Vorzüge franzöſiſchen Weſens erſchienen in ihr vereinigt. Ob auch die Schwächen? Es verlautete nichts darüber. Ihr Vater ſtarb früh, und ſtatt eines gemuthmaßten großen Vermögens, fanden ſich nur Debets über Debets. Und um dieſe Zeit war es denn auch, daß der zweiundvierzigjährige Van der Straaten um die ſiebzehnjährige Melanie warb und ihre Hand erhielt. Einige Freunde beider Häuſer ermangelten ſelbſtverſtändlich nicht, allerhand Trübes zu prophezeien. Aber ſie ſchienen im Unrecht bleiben zu ſollen. Zehn glückliche Jahre, glücklich für beide Theile, waren ſeitdem vergangen, Melanie lebte wie die Prinzeß im Märchen, und Van der Straaten ſeinerſeits trug mit freudiger Ergebung ſeinen Necknamen „Ezel“, in den die junge Frau den langathmigen und etwas ſuſpecten „Ezechiel“ umgewandelt hatte. Nichts fehlte. Auch Kinder waren da: zwei Töchter, die jüngere des Vaters, die ältere der Mutter Ebenbild, groß und ſchlank und mit herabfallendem, dunklem Haar. Aber während die Augen der Mutter immer lachten, waren die der Tochter ernſt und ſchwermüthig, als ſähen ſie in die Zukunft.

II. L'Adultera.

Die Wintermonate pflegten die Van der Straatens in ihrer Stadtwohnung zuzubringen, die, trotzdem ſie altmodiſch war, doch an Comfort nichts vermiſſen ließ. Jedenfalls aber bot ſie für das geſellſchaftliche Treiben der Saiſon eine größere Bequemlichkeit, als die ſpreeabwärts am Nordweſtrande des Thiergartens gelegene Villa.

Der erſte Subſcriptionsball war geweſen, vor zwei Tagen, und Van der Straaten und Frau nahmen wie gewöhnlich in dem hochpaneelirten Wohn- und Arbeitszimmer des Erſteren ihr gemeinſchaftliches Frühſtück ein. Von dem beinah unmittelbar vor ihrem Fenſter aufragenden Petri-Kirchthurme herab ſchlug es eben Neun und die kleine franzöſiſche Stutzuhr ſecundirte pünktlich, lief aber in ihrer Haſt und Eile den dumpfen und langſamen Schlägen, die von draußen her laut wurden, weit voraus. Alles athmete Behagen, am meiſten der Hausherr ſelbſt, der, in einen Schaukelſtuhl gelehnt und die Morgenzeitung in der Hand, abwechſelnd ſeinen Kaffee und den Subſcriptions-

Ball-Bericht einſchlürfte. Nur dann und wann ließ er ſeine Hand mit der Zeitung ſinken und lachte.

„Was lachſt Du wieder, Ezel," ſagte Melanie, während ſie mit ihrem linken Morgenſchuh kokettiſch hin und her klappte. „Was lachſt Du wieder? Ich wette die Robe, die Du mir heute noch kaufen wirſt, gegen Dein häßliches, rothes und mir zum Tort wieder ſchief umgeknotetes Halstuch, daß Du nichts gefunden haſt als ein paar Zweideutigkeiten."

„Er ſchreibt zu gut," antwortete Van der Straaten, ohne den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufzunehmen. „Und was mich am meiſten freut, ſie nimmt es Alles für Ernſt."

„Wer denn?"

„Nun wer! Die Maywald, Deine Rivalin. Und nun höre. Oder lies es ſelbſt."

„Nein, ich mag nicht. Ich liebe nicht dieſe Berichte mit ausgeſchnittenen Kleidern und Anfangsbuchſtaben."

„Und warum nicht? Weil Du noch nicht an der Reihe warſt. Ja, Lanni, er geht ſtolz an Dir vorüber."

„Ich würd' es mir auch verbitten."

„Verbitten! Was heißt verbitten? Ich verſtehe Dich nicht. Oder glaubſt Du vielleicht, daß geweſene Generalconſulstöchter in veſtaliſch-prieſterlicher Unnahbarkeit durch's Leben ſchreiten oder ſacroſanct ſind wie Botſchafter und Ambaſſaden! Ich will Dir ein Sprüchwort ſagen, das Ihr in Genf nicht haben werdet . . ."

„Und das wäre?“

„Sieht doch die Katz den Kaiſer an. Und ich ſage Dir, Lanni, was man anſehen darf, das darf man auch beſchreiben. Oder verlangſt Du, daß ich ihn fordern ſollte? Piſtolen und zehn Schritt Barriere.“

Melanie lachte. „Nein Ezel, ich ſtürbe, wenn Du mir todtgeſchoſſen würdeſt.“

„Höre, dies ſollteſt Du Dir doch überlegen. Das Beſte, was einer jungen Frau wie Dir paſſiren kann, iſt doch immer die Wittwenſchaft, oder „le Veuvage“, wie meine Pariſer Wirthin mir einmal über das andere zu verſichern pflegte. Beiläufig, meine beſte Reiſe-Reminiscenz. Und dabei hätteſt Du ſie ſehen ſollen, die kleine, corpulente, ſchwarze Madame . . .“

„Ich ſehne mich nicht danach. Ich will lieber wiſſen, wie alt ſie war.“

„Fünfzig. Die Liebe fällt nicht immer auf ein Roſenblatt . . .“

„Nun, da mag es Dir und ihr verziehen ſein.“

Und dabei ſtand Melanie von ihrem hochlehnigen Stuhl auf, legte den Canevas bei Seite, an dem ſie geſtickt hatte, und trat an das große Mittelfenſter.

Unten bewegte ſich das bunte Treiben eines Markttages, dem die junge Frau gern zuzuſehen pflegte. Was ſie daran am meiſten feſſelte, waren die Gegenſätze. Dicht an der Kirchenthür, an einem kleinen, niedrigen Tiſche, ſaß; ein Mütterchen, das ausgelaſſenen Honig in großen und kleinen Gläſern verkaufte, die mit ausgezacktem Papier und einem rothen Wollfaden zugebunden waren. Ihr zunächſt erhob ſich eine Wildhändlerbude, deren ſechs aufgehängte Haſen mit traurigen Geſichtern zu Melanie hinüberſahen, während in Front der Bude (das erfrorene Geſicht in einer Caputze) ein kleines Mädchen auf und ab lief und ihre Schäfchen, wie zur Weihnachtszeit, an die Vorübergehenden feilbot. Ueber dem Ganzen aber lag ein grauer Himmel, und ein paar Flocken federten und tanzten, und wenn ſie niederfielen, wurden ſie vom Luftzuge neu gefaßt und wieder in die Höhe gewirbelt.

Etwas wie Sehnſucht überkam Melanie beim Anblick dieſes Flockentanzes, als müſſe es ſchön ſein, ſo zu ſteigen und zu fallen und dann wieder zu ſteigen, und eben wollte ſie ſich vom Fenſter her in's Zimmer zurückwenden, um in leichtem Scherze, ganz wie ſie's liebte, ſich und ihre Sehnſuchtsanwandlung zu perſifliren, als ſie, von der Brüderſtraße her, eines jener langen und auf niedrigen Rädern gehenden Gefährte vorfahren ſah, die die hauptſtädtiſchen Bewohner Rollwagen nennen. Es konnte das Exemplar, das eben hielt, als ein Muſterſtück ſeiner Gattung gelten, denn nichts fehlte. Nach hinten zu war der zum Abladen dienende Doppelbaum in vorſchriftsmäßigem rechten Winkel aufgerichtet, vorn ſtand der Kutſcher mit Vollbart und Lederſchurz, und in der Mitte lief ein kleiner Baſtard von Spitz und Rattenfänger hin und her, und bellte Jeden an, der nur irgendwie Miene machte, ſich auf fünf Schritte dem Wagen zu nähern. Er hatte kaum noch ein Recht zu dieſen Aeußerungen übertriebener Wachſamkeit, denn auf dem ganzen langen Wagenbrette lag nur noch ein einziges Colli, das der Rollkutſcher jetzt zwiſchen ſeine zwei Rieſenhände nahm und in den Hausflur hineintrug, als ob es eine Pappſchachtel wäre.

Van der Straaten hatte mittlerweile ſeine Lectüre beendet und war an ein unmittelbar neben dem Eckfenſter ſtehendes Pult getreten, an dem er zu ſchreiben pflegte.

„Wie ſchön dieſe Leute ſind," ſagte Melanie. „Und ſo ſtark. Und dieſer wundervolle Bart! So denk' ich mir Simſon."

„Ich nicht," entgegnete Van der Straaten trocken.

„Oder Wieland den Schmid."

„Schon eher. Und über kurz oder lang denk' ich, wird dieſe Sache ſpruchreif ſein. Denn ich wette zehn gegen eins, daß ihn der „Meiſter" in irgend etwas Zukünftigem bereits unterm Hammer hat. Oder ſagen wir auf dem Ambos. Es klingt etwas vornehmer."

„Ich muß Dich bitten, Ezel . . . . Du weißt . . ."

Aber ehe ſie ſchließen konnte, wurde geklopft, und einer der jungen Contoriſten erſchien in der Thür, um ſeinem Chef, unter gleichzeitiger Verbeugung gegen Melanie, einen Frachtbrief einzuhändigen, auf dem in großen

Buchſtaben und in italieniſcher Sprache vermerkt war: „zu eigenen Händen des Empfängers“.

Van der Straaten las und war ſofort wie elektriſirt. „Ah, von Salviati! ... Das iſt hübſch, das iſt ſchön ... Gleich die Kiſte heraufſchaffen! ... Und Du bleibſt, Melanie ... Hat er doch Wort gehalten ... Freut mich, freut mich wirklich. Und Dich wird es auch freuen. Etwas Venezianiſches, Lanni.. Du warſt ſo gern in Venedig.“

Und während er in derartig kurzen Sätzen immer weiter perorirte, hatte er aus einem Kaſten ſeines Arbeitstiſches ein Stemmeiſen herausgenommen und hantirte damit, als die Kiſte hereingebracht worden war, ſo vertraut und ſo geſchickt, als ob es ein Korkzieher oder irgend ein anderes Werkzeug alltäglicher Benutzung geweſen wäre. Mit Leichtigkeit hob er den Deckel ab und ſetzte das daran angeſchraubte Bild auf ein großes ſtaffeleiartiges Geſtell, das er ſchon vorher aus einer der Zimmerecken an's Fenſter geſchoben hatte. Der junge Commis hatte ſich inzwiſchen wieder entfernt, Van der Straaten aber, während er Melanie mit einer gewiſſen Feierlichkeit vor das Bild führte, ſagte: „Nun Lanni, wie findeſt Du's? ... Ich will Dir übrigens zu Hilfe kommen .... Ein Tintoretto.“

„Copie?“

„Freilich,“ ſtotterte Van der Straaten etwas verlegen. „Originale werden nicht hergegeben. Und würden auch meine Mittel überſteigen. Dennoch dächt' ich ...“

Melanie hatte mittlerweile die Hauptfiguren des Bildes mit ihrem Lorgnon gemuſtert und ſagte jetzt: „Ah, l'Adultera! . . . Jetzt erkenn' ich's. Aber daß Du gerade das wählen mußteſt! Es iſt eigentlich ein gefährliches Bild, faſt ſo gefährlich wie der Spruch . . . Wie heißt er doch?"

„Wer unter Euch ohne Sünde iſt . . ."

„Richtig. Und ich kann mir nicht helfen, es liegt ſo was Ermuthigendes darin. Und dieſer Schelm von Tintoretto hat es auch ganz in dieſem Sinne genommen. Sieh nur! . . . Geweint hat ſie . . Gewiß . . Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder geſagt hat, wie ſchlecht ſie ſei. Und nun glaubt ſie's auch, oder will es wenigſtens glauben. Aber ihr Herz wehrt ſich dagegen und kann es nicht finden . . . Und daß ich Dir's geſtehe, ſie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es iſt ſo viel Unſchuld in ihrer Schuld . . . Und Alles wie vorherbeſtimmt."

Melanie, während ſie ſo ſprach, war ernſter geworden und von dem Bilde zurückgetreten. Nun aber fragte ſie: „Haſt Du ſchon einen Platz dafür?"

„Ja, hier." Und er wies auf eine Wandſtelle neben ſeinem Schreibpult.

„Ich dachte," fuhr Melanie fort, „Du würdeſt es in die Galerie ſchicken. Und offen geſtanden, es wird ſich an dieſem Pfeiler etwas ſonderbar ausnehmen. Es wird . . . .“

„Unterbrich Dich nicht.“

„Es wird den Witz herausfordern und die Bosheit, und ich höre ſchon Reiff und Duquede mediſiren, vielleicht auf Deine Koſten und gewiß auf meine.“

Van der Straaten hatte ſeinen Arm auf das Pult gelehnt und lächelte.

„Du lächelſt, und ſonſt lachſt Du doch, mehr als gut iſt und namentlich lauter als gut iſt. Es ſteckt etwas dahinter. Sage, was haſt Du gegen mich? Ich weiß recht gut, Du biſt nicht ſo harmlos, wie Du Dich ſtellſt. Und ich weiß auch, daß es wunderliche Gemüthlichkeiten giebt. Ich habe mal von einem ruſſiſchen Fürſten geleſen, ich glaube Suboff war ſein Name. Eigentlich waren es zwei, zwei Brüder. Die ſpielten Karten und dann ermordeten ſie den Kaiſer Paul und dann ſpielten ſie wieder Karten. Ich glaube beinah, Du könnteſt auch ſo 'was! Und alles mit gutem Gewiſſen und gutem Schlaf.“

„Alſo darum König Ezel!“ lachte Van der Straaten.

„O nein. Nicht darum. Als ich Dich ſo hieß, war ich noch ein halbes Kind. Und ich kannte Dich damals noch nicht. Jetzt aber kenn' ich Dich und weiß nur nicht, ob es etwas ſehr Gutes oder etwas ſehr Schlimmes iſt, was in Dir ſteckt . . Aber nun komm. Unſer Kaffee iſt kalt geworden.“

Und ſie gab ihren Platz am Fenſter auf, ſetzte ſich wieder auf ihren hochlehnigen Stuhl und nahm Nadel und Cannevas und that ein paar raſche Stiche. Zugleich aber ließ ſie kein Auge von ihm, denn ſie wollte wiſſen, was in ſeiner Seele vorging.

Und er wollt' es auch nicht länger verbergen. War er doch ohnehin, aller Freundſchaft unerachtet, ohne Freund und Vertrauten, und ſo trieb es ihn denn, angeſichts dieſes Bildes einmal aus ſich herauszugehn.

„Ich habe Dich nie mit Eiferſucht gequält, Lanni."

„Und ich habe Dir nie Veranlaſſung dazu gegeben."

„Nein. Aber heute roth und morgen todt. Das heißt, Alles wechſelt im Leben. Und ſieh, als wir letzten Sommer in Venedig waren, und ich dies Bild ſah, da ſtand es auf einmal Alles deutlich vor mir. Und da war es denn auch, daß ich Salviati bat, mir das Bild copiren zu laſſen. Ich will es vor Augen haben, ſo als Memento mori, wie die Capuziner, die ſonſt nicht mein Geſchmack ſind. Denn ſieh, Lanni, auch in ihrer Furcht unterſcheiden ſich die Menſchen. Da ſind welche, die halten es mit dem Vogel Strauß und ſtecken den Kopf in den Sand und wollen nichts wiſſen. Aber andere haben eine Neigung, ihr Geſchick immer vor ſich zu ſehen und ſich mit ihm einzuleben. Sie wiſſen genau, den und den Tag ſterb' ich, und ſie laſſen ſich einen Sarg machen und betrachten ihn fleißig. Und die beſtändige

Vorſtellung des Todes nimmt auch dem Tode ſchließlich ſeine Schrecken. Und ſieh, Lanni, ſo will ich es auch machen, und das Bild ſoll mir dazu helfen . . . . Denn es iſt erblich in unſerm Hauſ' . . . und ſo gewiß dieſer Zeiger . . .“

„Aber Ezel,“ unterbrach ihn Melanie, „was haſt Du nur? Ich bitte Dich, wo ſoll das hinaus? Wenn Du die Dinge ſo ſiehſt, ſo weiß ich nicht, warum Du mich nicht heut oder morgen einmauern läßt.“

„An dergleichen hab' ich auch ſchon gedacht. Und ich bekenne, „Melanie die Nonne“ klänge nicht übel, und es ließe ſich eine Ballade darauf machen. Aber es hilft zu nichts. Denn Du glaubſt gar nicht, was Liebende bei gutem Willen Alles durchſetzen. Und ſie haben immer guten Willen.“

„O, ich glaub es ſchon.“

„Nun ſiehſt Du,“ lachte Van der Straaten, den dieſe ſcherzhafte Wendung plötzlich wieder zu heiterer Laune ſtimmte. „So hör' ich Dich gern.“ Und zur Belohnung: das Bild ſoll nicht an den Eckpfeiler, ſondern wirklich in die Gallerie. Verlaß Dich darauf. Und um Dir nichts zu verſchweigen, ich hab' auch über all das ſo meine wechſelnden und widerſtreitenden Gedanken, und mitunter denk' ich: ich ſterbe vielleicht drüber hin. Und das wäre das Beſte. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es iſt nichts Neues. Aber die trivialſten Sätze ſind immer die richtigſten.

„Dann vergiß auch nicht den, daß man den Teufel nicht an die Wand malen ſoll!"

Er nickte. „Da haſt Du recht. Und wir wollen's auch nicht, und wollen dieſe Stunde vergeſſen. Ganz und gar. Und wenn ich Dich je wieder daran erinnere, ſo ſei's im Geiſte des Friedens und zum Zeichen der Verſöhnung. Lache nicht. Es kommt, was kommen ſoll. Und wie ſagteſt Du doch? Es ſei ſo viel Unſchuld in ihrer Schuld. . ."

„. . . Und vorher beſtimmt, ſagt' ich. Prädeſtinirt! . . Aber vorher beſtimmt iſt heute, daß wir ausfahren, und das iſt die Hauptſache. Denn ich brauche die Robe viel, viel nöthiger als Du den Tintoretto brauchſt. Und ich war eigentlich eine Thörin und ein Kindskopf, daß ich alles ſo bitter ernſthaft genommen und Dir jedes Wort geglaubt habe! Du haſt das Bild haben wollen, c'est tout. Und nun gehab Dich wohl, mein Dänenprinz, mein Träumer. Sein oder nicht ſein . . . Variationen von Ezechiel Van der Straaten!"

Und ſie ſtand auf und lachte, und ſtieg die kleine durchbrochene Treppe hinauf, die, von Van der Straatens Zimmer aus, in die Schlafzimmer des zweiten Stockes führte.

III. Logirbeſuch.

Van der Straaten, um es zu wiederholen, bewegte ſich gern in dem Gegenſatze von derb und gefühlvoll, überhaupt in Gegenſätzen, und ſo war es wenig verwunderlich, daß das vor dem Tintoretto geführte Geſpräch in ſeinem Herzen nicht allzu lange nachtönte. Freilich auch nicht in dem ſeiner Frau. Nur ſo lang es geführt worden war, war Melanie wirklich überraſcht geweſen, nicht um des ſentimentalen Tones Willen, den ſie kannte, ſondern weil alles eine viel perſönlichere Richtung nahm als bei früheren Gelegenheiten. Aber nun war es vorüber. Das Bild erhielt ſeinen Platz in der Galerie, man ſah es nicht mehr, und Van der Straaten, wenn er ihm zufällig begegnete, lächelte nur in beinah heiterer Reſignation. Er beſaß eben ganz den fataliſtiſchen Zug der Humoriſten, der ſich verdoppelt, wenn ſie nebenher auch noch Lebemänner ſind.

Es war eine belebte Saiſon geweſen: aber Oſtern, trotzdem es ſpät fiel, lag ſchon wieder zurück, und die Wochen waren wieder da, wo herkömmlich die Frage verhandelt zu werden pflegte: „Wann ziehen wir hinaus?“

„Bald,“ ſagte Melanie, die bereits die Tage zählte. „Aber die „geſtrengen Herren“ waren noch nicht da.“

„Die regieren nicht lange.“

„Zugeſtanden,“ lachte Van der Straaten. „Und um ſo lieber, als ich nur ſo meine Hausherrſchaft garantirt finde. Wenigſtens mittelbar. Und immer noch beſſer ſchwach regieren, als gar nicht.“

Dieſe Worte waren an einem der letzten Apriltage beim Frühſtück gewechſelt worden, und es mochte Mittag ſein, als der Commercienrath von ſeinem Contor aus die Frau Commercienräthin bitten ließ, mit ihrer Ausfahrt eine Viertelſtunde warten zu wollen, weil er ihr zuvor eine Mittheilung zu machen habe. Melanie ließ zurückſagen, „daß ſie ſich freuen würde, ihn zu ſehen, und rechne danach auf ſeine Begleitung.“

In Courtoiſien dieſer Art, denen übrigens auch ein gelegentlicher Revers nicht fehlte, hatten ſich die Van der Straatens ſeit Jahren eingelebt, namentlich er, der nach ſeiner eignen Verſicherung „dem adligen Hauſe de Caparoux einiges Ritterdienſtliche ſchuldig zu ſein glaubte“ und zu dieſem Ritterdienſtlichen in erſter Reihe Pünktlichkeit und Nichtwartenlaſſen zählte.

So erſchien er denn auch heute, bald nach erfolgter Anmeldung, im Zimmer ſeiner Frau.

Dieſes Zimmer entſprach in ſeinen räumlichen Verhältniſſen ganz dem ihres Gatten, war aber um vieles heller und heiterer, einmal weil die hohe Paneelirung, aber mehr noch weil die vielen nachgedunkelten Bilder fehlten. Statt dieſer vielen, war nur ein einziges da: das Portrait Melanie's in ganzer Figur, ein wogendes Kornfeld im Hintergrund und ſie ſelber eben beſchäftigt ein paar Mohnblumen an ihren Hut zu ſtecken. Die Wände, wo ſie frei waren, zeigten eine weiße Seidentapete, tief in den Fenſterniſchen erhoben ſich Hyazinthen-Eſtraden und vor einer derſelben, auf einem zierlichen Marmortiſche, ſtand ein blitzblankes Bauer, drin ein grauer Kakadu, der eigentliche Tyrann des Hauſes, ſein von der Dienerſchaft gleichmäßig gehaßtes und beneidetes Daſein führte. Melanie ſprach eben mit ihm, als Ezechiel in einer gewiſſen humoriſtiſchen Aufgeregtheit eintrat und ſeine Frau, nach vorgängiger reſpectvoller Verneigung gegen den Kakadu, bis an ihren Sophaplatz zurückführte. Dann ſchob er einen Fauteuil heran und ſetzte ſich neben ſie.

Die Feierlichkeit, mit der all dies geſchah, machte Melanie lachen.

„Iſt es doch, als ob Du Dich auf eine ganz beſondere Beichte vorzubereiten hätteſt. Ich will es Dir aber leicht machen. Iſt es etwas Altes? Etwas aus Deiner dunklen Vergangenheit . . .?“

„Nein, Lanni, es iſt etwas Gegenwärtiges.“

„Nun, da will ich doch abwarten und mich zu keinem Generalpardon hinreißen laſſen. Und nun ſage, was iſt es?“

„Eine Bagatelle.“

„Was Deine Verlegenheit beſtreitet.“

„Und doch eine Bagatelle. Wir werden einen Beſuch empfangen, oder vielmehr einen Gaſt, oder wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen Dauer-Gaſt. Alſo kurz und gut, denn was hilft es, es muß heraus: einen neuen Hausgenoſſen.“

Melanie, die bis dahin ein Chocoladenbiscuit, das noch auf dem Teller lag, zerkrümelt hatte, legte jetzt ihren Zeigefinger auf Van der Straatens Hand und ſagte: „Und das nennſt Du eine Bagatelle? Du weißt recht gut, daß es etwas ſehr Ernſthaftes iſt. Ich habe nicht den Vorzug, ein Kind dieſer Eurer Stadt zu ſein, bin aber doch lange genug in Eurer exquiſiten Mitte geweſen, um zu wiſſen, was es mit einem „Logirbeſuch“ auf ſich hat. Schon das Wort, das ſich ſonſt nirgends findet, kann einen ängſtlich machen. Und was iſt ein Logirbeſuch gegen eine neue Hausgenoſſenſchaft . . . Iſt es eine Dame?“

„Nein, ein Herr.“

„Ein Herr. Ich bitte Dich, Ezel . . . .“

„Ein Volontair, älteſter Sohn eines mir befreundeten Frankfurter Hauſes. War in Paris und London, ſelbſtverſtändlich, und kommt eben jetzt von New-York, um hier am Ort eine Filiale zu gründen. Vorher aber will er in unſerem Hauſe die Sitte dieſes Landes kennen lernen, oder ſag' ich lieber wieder kennen lernen, weil er ſie draußen halb vergeſſen hat. Es iſt ein beſonderer Vertrauensact. Ich bin überdies dem Vater verpflichtet und bitte Dich herzlich, mir eine Verlegenheit erſparen zu wollen. Ich denke, wir geben ihm die zwei leer ſtehenden Zimmer auf dem linken Corridor."

„Und zwingen ihn alſo, einen Sommer lang auf die Flieſen unſeres Hofes und auf Chriſtels Geraniumtöpfe hinunter zu ſehen."

„Es kann nicht die Rede davon ſein, mehr zu geben als man hat. Und er ſelbſt wird es am wenigſten erwarten. Alle Perſonen, die viel in der Welt umher waren, pflegen am gleichgiltigſten gegen derlei Dinge zu ſein. Unſer Hof bietet freilich nicht viel; aber was hätt' er Beſſeres in der Front? Ein Stück Kirchengitter mit Fliederbuſch, und an Markttagen die Haſenbude."

„Eh bien, Ezel. Faisons le jeu. Ich hoffe, daß nichts Schlimmes dahinter lauert, keine Conſpirationen, keine Pläne, die Du mir verſchweigſt. Denn Du biſt eine verſteckte Natur. Und wenn es Deine Geheimniſſe nicht ſtört, ſo möcht' ich ſchließlich wenigſtens den Namen unſeres neuen Hausgenoſſen hören."

„Ebenezer Rubehn . . ."

„Ebenezer Rubehn,“ wiederholte Melanie langſam und jede Silbe betonend. „Ich bekenne Dir offen, daß mir etwas Chriſtlich-Germaniſches lieber geweſen wäre. Viel lieber. Als ob wir an Deinem Ezechiel nicht ſchon gerade genug hätten! Und nun Ebenezer. Ebenezer Rubehn! Ich bitte Dich, was ſoll dieſer Accent grave, dieſer Ton auf der letzten Silbe? Suſpect, im höchſten Grade ſuſpect!“

„Du mußt wiſſen, er ſchreibt ſich mit einem h.“

„Mit einem h! Du wirſt doch nicht verlangen, daß ich dies h für ächt und urſprünglich nehmen ſoll? Einſchiebſel, verſuchte Leugnung des Thatſächlichen, abſichtliche Verſchleierung, hinter der ich nichts deſto weniger alle zwölf Söhne Jacobs ſtehen ſehe. Und er ſelber als Flügelmann.“

„Und doch irrſt Du, Lanni. Wie ſtand es denn mit Rubens? Ich meine mit dem großen Peter Paul? Nun, der hatte freilich ein s. Aber was dem s recht iſt, iſt dem h billig. Und kurz und gut, er iſt getauft. Ob durch einen Biſchof, ſtehe dahin; ich weiß es nicht und wünſch' es nicht, denn ich möcht' etwas vor ihm voraus haben. Aber allen Ernſtes, Du thuſt ihm Unrecht. Er iſt nicht blos chriſtlich, er iſt auch proteſtantiſch, ſo gut wie Du und ich. Und wenn Du noch zweifelſt, ſo laſſe Dich durch den Augenſchein überzeugen.“

Und hierbei verſuchte Van der Straaten aus einem kleinen gelben Couvert, das er ſchon bereit hielt, eine Viſitenkarten-Photographie herauszunehmen. Aber Melanie litt es nicht und ſagte nur in immer wachſender Heiterkeit: „Sagteſt Du nicht New-York? Sagteſt Du nicht London? Ich war auf einen Gentleman gefaßt, auf einen Mann von Welt, und nun ſchickt er ſein Bildniß, als ob es ſich um ein Rendezvous handelte. Krugs Garten, mit einer Verlobung im Hintergrund.“

„Und doch iſt er unſchuldig. Glaube mir. Ich wollte ſicher gehen, um Deinetwillen ſicher gehen, und deshalb ſchrieb ich an den alten Goeſchen, Firma Goeſchen, Goldſchmidt und Co.: discreter alter Herr. Und daher ſtammt es. Ich bin Schuld, nicht er, wahr und wahrhaftig, und wenn Du mir das Wort geſtatteſt, ſogar „auf Ehre“.

Melanie nahm das Couvert und warf einen flüchtigen Blick auf das eingeſchloſſene Bild. Ihre Züge veränderten ſich plötzlich und ſie ſagte: „Ah, der gefällt mir. Er hat etwas Diſtinguirtes: Offizier in Civil oder Geſandtſchafts-Attaché! Das lieb' ich. Und nun gar ein Bändchen. Iſt es die Ehrenlegion?“

„Nein, Du kannſt es näher ſuchen. Er ſtand bei den fünften Dragonern und hat für Chartres und Poupry das Kreuz empfangen.“

„Iſt das eine Schlacht von Deiner Erfindung?“

„Nein. Dergleichen kommt vor, und als freie

Schweizerin ſollteſt Du wiſſen, daß fremde Sprachen nicht immer gebührende Rückſicht auf die verpönten Klangformen einer anderen nehmen. Ja, Lanni, ich bin mitunter beſſer als mein Ruf."

„Und wann dürfen wir unſeren neuen Hausfreund erwarten?"

„Hausgenoſſen," verbeſſerte Van der Straaten. „Es iſt nicht nöthig, ihn, mit Rückſicht auf ſeine militairiſche Charge, ſo Hals über Kopf avanciren zu laſſen. Uebrigens iſt er verlobt, oder ſo gut wie verlobt."

„Schade."

„Schade? Warum?"

„Weil Verlobte meiſtens langweilig ſind. Sind ſie beiſammen, ſo ſind ſie zärtlich, bedrückend zärtlich für ihre Umgebung, und ſind ſie getrennt, ſo ſchreiben ſie ſich Briefe oder bereiten ſich in ihrem Gemüthe darauf vor. Und der Bräutigam iſt immer der ſchlimmere von beiden. Und will man ſich gar in ihn verlieben, ſo heißt das nicht mehr und nicht weniger, als zwei Lebenskreiſe ſtören."

„Zwei?"

„Ja, Bräutigam und Braut."

„Ich hätte drei gezählt," lachte Van der Straaten. „Aber ſo ſeid Ihr. Ich wette, Du haſt den Dritten in Gnaden vergeſſen. Ehemänner zählen überhaupt nicht mit. Und wenn ſie ſich darüber wundern, ſo machen ſie ſich ridicül. Ich werde mich übrigens davor hüten, den

Mohren der Weltgeſchichte, das ſeid Ihr, weiß waſchen zu wollen. Apropos, kennſt Du das Bild die Mohrenwäſche?"

„Ach, Ezel, Du weißt ja, ich kenne keine Bilder. Und am wenigſten alte."

„Süße Simplicitas aus dem Hauſe de Caparoux," jubelte Van der Straaten, der nie glücklicher war, wie wenn Melanie ſich eine Blöße gab oder auch klugerweiſe nur ſo that. „Altes Bild! Es iſt nicht älter als ich."

„Nun, dann iſt es gerade alt genug."

„Braviſſimo. Sieh, ſo hab ich Dich gern. Uebermüthig und boshaft. Und nun ſage, was beginnen wir, wohin gondeln wir?"

„Ich bitte Dich, Ezel, nur keine Berolinismen. Du haſt mir doch geſtern erſt . . ."

„Und ich halt' es auch. Aber wenn mir wohl um's Herze wird, da bricht es wieder durch. Und jetzt komm, wir wollen zu Haas und uns einen Teppich anſehen . . . „Gerade alt genug" . . . Vorzüglich, vorzüglich. Und nun ſage Papchen, wie heißt die ſchönſte Frau im Land?"

„Melanie."

„Und die liebſte, die klügſte, die beſte Frau?"

„Melanie, Melanie."

„Gut, gut . . . Und nun gehab' Dich wohl, Du Menſchenkenner!"

IV. Der engere Zirkel.

Die „drei geſtrengen Herren“ waren ganz ausnahmsweiſe ſtreng geweſen, aber nicht zu Verdruß beider Van der Straatens, die vielmehr nun erſt wußten, daß der Winter all ſeine Pfeile verſchoſſen und unweigerlich und ohne weitere Widerſtandsmöglichkeit ſeinen Rückzug angetreten habe. Nun erſt konnte man freien Herzens hinaus, hinaus ohne Sorge vor froſtigen Vormittagen, oder gar vor Eingeſchneitwerden über Nacht. Alles freute ſich auf den Umzug, auch die Kinder, am meiſten aber Van der Straaten, der, um ihn ſelber ſprechen zu laſſen, „unter allen vorkommenden Geburtsſcenen einzig und allein der des Frühlings beizuwohnen liebte“. Vorher aber ſollte noch ein kleines Abſchieds-Diner ſtattfinden und zwar unter ausſchließlicher Heranziehung des dem Hauſe zunächſt ſtehenden Kreiſes.

Es war das, übrigens von mehr verwandtſchaftlicher als befreundeter Seite her, in erſter Reihe der in der Alſenſtraße wohnende Major v. Gryczinski, ein noch junger Offizier mit abſtehendem, engliſch gekräuſeltem Backenbart und klugen blauen Augen, der vor etwa drei Jahren die reizende Jacobine de Caparoux heimgeführt hatte, eine jüngere Schweſter Melanie's und nicht voll ſo ſchön wie dieſe, aber rothblond, was in den Augen Einiger das Gleichgewicht zwiſchen beiden wiederherſtellte. Gryczinski war Generalſtäbler und hielt, wie jeder dieſes Standes, an dem Glauben feſt, daß es in der ganzen Welt nicht zwei ſo grundverſchiedene Farben gäbe, wie das allgemeine preußiſche Militair-Roth und das Generalſtabs-Roth. Daß er den Strebern zugehörte, war eine ſelbſtverſtändliche Sache, wohl aber verdient es, in Rückſicht gegen den Ernſt der Hiſtorie, ſchon an dieſer Stelle hervorgehoben zu werden, daß er, alles Streberthums unerachtet, in allen nicht zu verlockenden Fällen ein beſcheidenes Maß von Rückſichtsnahme gelten ließ und den Kampf um's Daſein nicht abſolut als einen Uebergang über die Bereſina betrachtete. Wie ſein großer Chef war er ein Schweiger, unterſchied ſich aber von ihm durch ein beſtändiges, jeden Sprecher ermuthigendes Lächeln, das er, alle nutzloſe Parteinahme klug vermeidend, über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig ſcheinen ließ.

Gryczinski, wie ſchon angedeutet, war mehr Verwandter als Freund des Hauſes. Unter dieſen letzteren konnte der Baron Duquede, Legationsrath a. D., als der angeſehenſte gelten. Er war über ſechzig, hatte bereits unter Van der Straatens Vater dem damals ausgedehnteren Kreiſe des Hauſes angehört und durfte ſich, wie um anderer Qualitäten ſo auch ſchon um ſeiner Jahre willen, ſeinem hervorſtechendſten Charakterzuge, dem des Abſprechens, Verkleinerns und Verneinens ungehindert hingeben. Daß er, in Folge davon, den Beinamen „Herr Negationsrath“ erhalten hatte, hatte ſelbſtverſtändlich ſeine milzſüchtige Krakehlerei nicht zu beſſern vermocht. Er empörte ſich eigentlich über alles, am meiſten über Bismarck, von dem er ſeit 66, dem Jahre ſeiner eigenen Dienſtentlaſſung, unaufhörlich verſicherte, „daß er überſchätzt werde“. Von einer beinah gleichen Empörung war er gegen das zum Franzöſiren geneigte Berlinerthum erfüllt, das ihn, um ſeines „qu“ willen, als einen Colonie-Franzoſen anſah und ſeinen altmärkiſchen Adelsnamen nach der Analogie von Admiral Duquesne auszuſprechen pflegte. „Was er ſich gefallen laſſen könne,“ hatte Melanie hingeworfen, von welchem Tag' an eine ſtille Gegnerſchaft zwiſchen beiden herrſchte.

Dem Legationsrath an Jahren und Anſehn am nächſten ſtand Polizeirath Reiff, ein kleiner behäbiger Herr mit rothen und glänzenden Backenknochen, auch Feinſchmecker und Geſchichtenerzähler, der, ſo lange die Damen bei Tiſche waren, kein Waſſer trüben zu können ſchien, im Moment ihres Verſchwindens aber in Anekdoten excellirte, wie ſie, nach Zahl und Inhalt, immer nur einem Polizeirath zu Gebote ſtehn. Selbſt Van der Straaten, deſſen

Talente doch nach derſelben Seite hin lagen, erging ſich dann in lautem und mitunter ſelbſt ſtürmiſchem Beifall, oder zwinkerte ſeinen Tiſchnachbarn ſeine neidloſe Bewunderung zu.

Dieſe Tiſchnachbarn waren in der Regel zwei Maler: der Landſchafter **Arnold Gabler**, ebenfalls, wie Reiff und der Legationsrath, ein Erbſtück aus des Vaters Tagen her, und **Elimar Schulze**, Porträt- und Genremaler, der ſich erſt in den letzten Jahren angefunden hatte. Seine Zugehörigkeit zu der vorgeſchilderten Tafelrunde baſirte zumeiſt auf dem Umſtande, daß er nur ein halber Maler, zur andern Hälfte aber Muſiker und enthuſiaſtiſcher Wagnerianer war, auf welchen „Titul" hin, wie Van der Straaten ſich ausdrückte, Melanie ſeine Aufnahme betrieben und durchgeſetzt hatte. Die bei dieſer Gelegenheit abgegebene Bemerkung ihres Eheherrn, „daß er gegen den Aufzunehmenden nichts einzuwenden habe, wenn er einfach übertreten und ſeine Zugehörigkeit zu der alleinſeligmachenden Muſik offen und ehrlich ausſprechen wolle", war von dem immer gut gelaunten Elimar mit der Bitte beantwortet worden, „ihm dieſen Schritt erlaſſen zu wollen und zwar einfach deshalb, weil doch ſchließlich nur das Gegentheil von dem Gewünſchten dabei herauskommen würde. Denn während er jetzt als Maler allgemein für einen Muſiker gehalten werde, werd' er als Muſiker ſicherlich für einen Maler gehalten und dadurch vom Standpunkte des Herrn Commercienraths aus, in die relativ höhere Rangſtufe wieder hinaufgeſchoben werden".

Dieſem Verwandten- und Freundeskreiſe waren die zu heute ſieben Uhr Geladenen entnommen. Denn Van der Straaten liebte die Spät-Diners und erging ſich mitunter in nicht üblen Bemerkungen über den gewaltigen Unterſchied zwiſchen einer um vier Uhr künſtlich hergeſtellten, und einer um ſieben Uhr natürlich erwachſenen Dunkelheit. Eine künſtliche Vier-Uhr-Dunkelheit ſei nicht beſſer als ein junger Wein, den man in einen Rauchfang gehängt und mit Spinnweb umwickelt habe, um ihn alt und ehrwürdig erſcheinen zu laſſen. Aber eine feine Zunge ſchmecke den jungen Wein und ein feines Nervenſyſtem ſchmecke die junge Dunkelheit heraus. Bemerkungen, die namentlich in ihrer „das feine Nervenſyſtem" betonenden Schlußwendung, von Melanie regelmäßig mit einem allerherzlichſten Lachen begleitet wurden.

Das Van der Straaten'ſche Stadthaus — wodurch es ſich, neben anderem, von der mit allem Comfort ausgeſtatteten Thiergarten-Villa unterſchied — hatte keinen eigentlichen Speiſeſaal, und die zwei großen und vier kleinen Diners, die ſich über den Winter hin vertheilten, mußten in dem erſten, als Entrée dienenden Zimmer der großen Gemäldegalerie gegeben werden. Es griff dieſer Theil der Galerie noch aus dem rechten Seitenflügel in das Vorderhaus über, und lag unmittelbar hinter Melanie's

Zimmer, aus dem denn auch, ſobald die breiten Flügelthüren ſich öffneten, der Eintritt ſtattfand.

Und wie gewöhnlich, ſo auch heute. Van der Straaten nahm den Arm ſeiner blonden Schwägerin, Duquede den Melanie's, während die vier anderen Herren paarweiſe folgten, eine herkömmliche Form des Aufmarſches, bei der der Major eben ſo geſchickt zwiſchen den beiden Malern zu wechſeln, als den Polizeirath zu vermeiden wußte. Denn ſo bereit und ergeben er war, die Geſchichten Reiffs bei Tag oder Nacht über ſich ergehen zu laſſen, ſo konnt' er ſich doch nicht entſchließen, ihm ebenbürtig den Arm zu bieten. Er ſtand vielmehr ganz in den Anſchauungen ſeines Standes und bekannte ſich, mit einem durch perſönliches Fühlen unterſtützten Nachdruck, zu dem alten Gegenſatze von Militär und Polizei.

Jeder der Eintretenden war an dieſer Stelle zu Haus und hatte keine Veranlaſſung mehr zum Staunen und Bewundern. Wer aber zum erſten Male hier eintrat, der wurde ſicherlich durch eine Schönheit überraſcht, die gerade darin ihren Grund hatte, daß der als Speiſeſaal dienende Raum kein eigentlicher Speiſeſaal war. Ein reichgegliederter Kronleuchter von franzöſiſcher Bronce warf ſeine Lichter auf eine von guter italieniſcher Hand herrührende prächtig eingerahmte Copie der Veroneſiſchen „Hochzeit zu Cana“, die von Uneingeweihten auch wohl ohne Weiteres für das Original genommen wurde, während daneben zwei Still leben in faſt noch größeren und reicheren Barockrahmen hingen. Es waren, von einiger vegetabiliſcher Zuthat abgeſehen, Hummer, Lachs und blaue Makrelen, über deren abſolute Naturwahrheit ſich Van der Straaten in der ein für allemal gemünzten Bewunderungsformel ausließ: „es werd' ihm, als ob er taſchentuchlos über den Cöllniſchen Fiſchmarkt gehe.“

Nach hinten zu ſtand das Buffet, und daneben war die Thür, die mit der im Erdgeſchoß gelegenen Küche bequeme Verbindung hielt.

V. Bei Tiſch.

„Nehmen wir Platz,“ ſagte Van der Straaten. „Meine Frau hat mich aller Placirungs-Mühen überhoben und Karten gelegt.“

Und dabei nahm er eine derſelben in die Hand und ließ ſein von Natur gutes und durch vieles Sehen kunſtgeübtes Auge darüber hingleiten. „Ah, ah, ſehr gut. Das iſt Tells Geſchoß. Gratulire, Elimar. Allerliebſt, allerliebſt. Natürlich Amor, der ſchießt. Daß ihr Maler doch über dieſen ewigen Schützen nicht wegkommen könnt.“

„Gegen deſſen Abſchaffung oder Dienſtentlaſſung wir auch feierlich proteſtiren würden,“ ſagte die rothblonde Schweſter.

Alle hatten ſich inzwiſchen placirt, und es ergab ſich, daß Melanie bei der von ihr getroffenen Anordnung vom Herkömmlichen abgewichen war. Van der Straaten ſaß zwiſchen Schwägerin und Frau, ihm gegenüber der Major, von Gabler und Elimar flankirt, an den Schmalſeiten aber Polizeirath Reiff und Legationsrath Duquede.

Die Suppe war eben genommen und der im commercienräthlichen Hauſe von alter Zeit her berühmte Monteſiascone gerade herumgereicht, als Van der Straaten ſich über den Tich hin zu ſeinem Schwager wandte.

„Gryczinski, Major und Schwager,“ hob er leicht und mit überlegener Vertraulichkeit an, „binnen heut und drei Monaten haben wir Krieg. Ich bitte Dich, ſage nicht nein, wolle mir nicht widerſprechen. Ihr, die Ihr's ſchließlich machen müßt, erfahrt es erfahrungsmäßig immer am ſpäteſten. Im Juni haben wir die Sache wieder fertig oder wenigſtens eingerührt. Es zählt jetzt zu den ſogenannten berechtigten Eigenthümlichkeiten preußiſcher Politik, allen Geheimräthen, wozu, in allem was Carlsbad und Teplitz angeht auch die Commercienräthe gehören, ihre Brunnen- und Badekur zu verderben. Helgoland mit eingeſchloſſen. Ich wiederhole Dir, in zwei Monaten haben wir die Sache fertig und in drei haben wir den Krieg. Irgend was Benedettihaftes wird ſich doch am Ende finden laſſen, und Ems liegt unter Umſtänden überall in der Welt.“

Gryczinski zwirbelte mit der Linken an der breiteſten Stelle ſeines Backenbartes und ſagte: „Schwager, Du ſtehſt zu ſehr unter Börſengerüchten, um nicht zu ſagen unter dem Einfluß der Börſenſpeculation. Ich verſichere Dich, es iſt kein Wölkchen am Horizont, und wenn wir zur Zeit wirklich einen Kriegsplan ausarbeiten, ſo betrifft er höchſtens die hypothetiſche Beſtimmung der Stelle, wo Rußland und England zuſammenſtoßen und ihre große Schlacht ſchlagen werden.“

Beide Damen, die von der entſchiedenſten Friedenspartei waren, die brünette, weil ſie nicht gern das Vermögen, die blonde, weil ſie nicht gern den Mann einbüßen wollte, jubelten dem Sprecher zu, während der Polizeirath, immer kleiner werdend, bemerkte: „Bitte dem Herrn Major meine gehorſamſte Zuſtimmung ausſprechen zu dürfen und zwar von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe.“ Wobei geſagt werden muß, daß er mit Vorliebe von ſeinem Gemüthe ſprach. „Ueberhaupt,“ fuhr er fort, „nichts falſcher und irriger, als ſich Seine Durchlaucht den Fürſten, einen in Wahrheit friedliebenden Mann, als einen Kanonier mit ewig brennender Lunte vorzuſtellen, jeden Augenblick bereit das Kruppſche Monſtre-Geſchütz eines europäiſchen Krieges auf gut Glück hin abzufeuern. Ich ſage, nichts falſcher und irriger als das. Hazardiren iſt die Luſt derer, die nichts beſitzen, weder Vermögen noch Ruhm. Und der Fürſt beſitzt beides. Ich wette, daß er nicht Luſt hat, ſeinen hochaufgeſpeicherten Doppelſchatz immer wieder auf die Kriegskarte zu ſetzen. Er gewann 64 (nur eine Kleinigkeit), doublirte 66 und triplirte 70, aber er wird ſich hüten, ſich auf ein six-le-va einzulaſſen. Er iſt ein ſehr beleſener Mann und kennt ohne Zweifel das Märchen vom „Fiſcher un ſine Fru . . .“

„ . . . Deſſen pikante Schlußwendung uns unſer polizeiräthlicher Freund hoffentlich nicht vorenthalten will,“ bemerkte Van der Straaten, in dem ſich der Uebermuth der Tafelſtimmung bereits zu regen begann.

Aber der Polizeirath, während er ſich wie zur Gewährleiſtung jeder Sicherheit gegen die Damen hin verneigte, ließ das Märchen und ſeine notoriſche Schlußzeile fallen und ſagte nur: „Wer alles gewinnen will, verliert alles. Und das Glück iſt noch launenhafter als die Damen. Ja, meine Damen, als die Damen. Denn die Launenhaftigkeit, ich lebe ſelbſt in einer glücklichen Ehe, iſt das Vorrecht und der Zauber ihres Geſchlechts. Der Fürſt hat Glück gehabt, aber gerade weil er es gehabt hat . . .“

„ . . Wird er ſich hüten, es zu verſuchen,“ ſchloß, mit ironiſcher Emphaſe der Legationsrath. „Aber wenn er es dennoch thäte? He? Der Fürſt hat Glück gehabt, verſichert uns unſer Freund Reiff mit polizeiräthlich unſchuldiger Miene. Glück gehabt! Allerdings. Und zwar kein einfaches und gewöhnliches, ſondern ein ſtupendes, ein nie dageweſenes Glück. Eines, das in ſeiner koloſſalen Größe den Mann ſelber wegfrißt und verſchlingt. Und ſo wenig ich geneigt bin, ihm dies Glück zu mißgönnen, ich kenne keine Mißgunſt, ſo reizt es mich doch, einen Heroen-Cultus an dieſes Glück geknüpft zu ſehen. Er wird überſchätzt, ſag' ich. Glauben Sie mir, er hat etwas Plagiatoriſches. Es mögen ſich Erklärungen finden laſſen, meinetwegen auch Entſchuldigungen, eines aber bleibt: er wird überſchätzt. Ja, meine Freunde, den Heroencultus haben wir und den Göttercultus werden wir haben. Bildſäulen und Denkmäler ſind bereits da, und die Tempel werden kommen. Und in einem dieſer Tempel wird ſein Bildniß ſein, und Göttin Fortuna ihm zu Füßen. Aber man wird es nicht den Fortuna-Tempel nennen, ſondern den Glückstempel. Ja, den Glückstempel, denn es wird darin geſpielt, und unſer vorſichtiger Freund Reiff hat es mit ſeinem six-le-va, das über kurz oder lang kommen wird, beſſer getroffen, als er weiß. Alles Spiel und Glück, ſag' ich, und daneben ein unendlicher Mangel an Erleuchtung, an Gedanken und vor allem an großen ſchöpferiſchen Ideen.“

„Aber lieber Legationsrath,“ unterbrach hier Van der Straaten, „es liegen doch einige Kleinigkeiten vor: Exmittirung Oeſterreichs, Ausbau des deutſchen Reichs ..“

„.. Ecraſirung Frankreichs und Dethroniſirung des Papſtes! Pah, Van der Straaten, ich kenne die ganze Litanei. Wem aber haben wir dafür zu danken, wenn überhaupt dafür zu danken iſt? Wem? Einer ihm feindlichen Partei, feindlich ihm und mir, einer Partei, der er ihren Schlachtruf genommen hat. Er hat etwas Plagiatoriſches, ſag ich, er hat ſich die Gedanken anderer einfach angeeignet, gute und ſchlechte, und ſie mit Hülfe reichlich vorhandener Mittel in Thaten umgeſetzt. Das konnte ſchließlich jeder, jeder von uns: Gabler, Elimar, Du, ich, Reiff ....“

„Ich möchte doch bitten . .“

„In Thaten umgeſetzt,“ wiederholte Duquede. „Ein Umſatz- und Wechſelgeſchäft, das ich haſſe, ſo lange nicht der ſelbſteigne Gedanke dahinter ſteht. Aber Thaten mit gar keiner oder mit erheuchelter oder mit erborgter Idee haben etwas Rohes und Brutales, etwas Dſchingiskhanartiges. Und ich wiederhole, ich haſſe ſolche Thaten. Am meiſten aber haſſ' ich ſie, wenn ſie die Begriffe verwirren und die Gegenſätze mengen, und wenn wir es erleben müſſen, daß ſich hinter den altehrwürdigen Formen unſeres ſtaatserhaltenden Princips, hinter der Maske des Conſervatismus, ein revolutionärer Radicalismus birgt. Ich ſage Dir, Van der Straaten, er ſegelt unter falſcher Flagge. Und eines ſeiner einſchlägigſten Mittel iſt der beſtändige Flaggenwechſel. Aber ich hab ihn erkannt und weiß, was ſeine eigentliche Flagge iſt . . . .“

„Nennen . .“

„Die ſchwarze“.

„Die Piratenflagge?“

„Ja. Und Sie werden deſſen über kurz oder lang alle gewahr werden. Ich ſage Dir, Van der Straaten, und Ihnen Elimar und Ihnen Reiff, der Sie's morgen in Ihr ſchwarzes Buch eintragen können, meinetwegen, denn ich bin ein altmärkiſcher Edelmann und habe den Dienſt dieſes mir widerſtrebenden Eigennützlings längſt quittirt, ich ſag es jedem, alt oder jung: ſehen Sie ſich vor. Ich warne

Sie vor Täuſchung, vor allem aber vor Ueberſchätzung dieſes falſchen Ritters, dieſes Glücks-Tempelherrn, an den die blöde Menge glaubt, weil er die Jeſuiten aus dem Lande geſchafft hat. Aber wie ſteht es damit? Die Böſen ſind wir los, der Böſe iſt geblieben.“

Gryczinski hatte mit vornehmem Lächeln zugehört, Van der Straaten indeß, der, trotzdem er eigentlich ein Bismarck-Schwärmer war, in ſeiner Eigenſchaft als kritikſüchtiger Berliner nichts Reizenderes kannte, als Größen-Niedermetzelung und Generalnivellirung, immer vorausgeſetzt, daß er ſelber als einſam überragender Bergkegel übrig blieb, grüßte zu Duquede hinüber und rief einem der Diener zu, dem Legationsrath, der ſich geopfert habe, noch einmal von der letzten Schüſſel zu präſentiren.

„Eine ſpaniſche Zwiebel, Duquede. Nimm. Das iſt etwas für Dich. Scharf, ſcharf. Ich mache mir nicht viel aus Spanien, aber um zweierlei beneid' ich es: um ſeine Zwiebeln und um ſeinen Murillo.“

„Ueberraſcht mich,“ ſagte Gabler. „Und am meiſten überraſcht mich die Dir entſchlüpfte Murillo- will alſo ſagen Madonnen-Bewundrung.“

„Nicht entſchlüpft, Arnold, nicht entſchlüpft. Ich unterſcheide nämlich, wie Du wiſſen ſollteſt, kalte und warme Madonnen. Die kalten ſind mir allerdings verhaßt, aber die warmen hab' ich deſto lieber. A la bonne heure, die berauſchen mich, und ich fühl' es in allen Fingerſpitzen, als ob es elfer Rheinwein wäre. Und zu dieſen glühenden und ſprühenden zähl' ich all dieſe ſpaniſchen Immaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondſichel ſteht, und um ihr dunkles Gewand her leuchten goldene Wolken und Engelsköpfe. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und ſo blickt ſie brünſtig oder ſagen wir lieber inbrünſtig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brütofen von Heiligkeit.“

„In einem Brütofen von Heiligkeit,“ wiederholte der Polizeirath, in deſſen Augen es heimlich und verſtohlen zu zwinkern begann. „In einem Brütofen! O, das iſt magnifique, das iſt herrlich, und eine Andeutung, die jeder von uns nach dem Maße ſeiner Erkenntniß interpretiren und weiterſpinnen kann.“

Beide junge Frauen, einigermaßen überraſcht, ihren ſonſt ſo zurückhaltenden Freund auf dieſer Meſſerſchneide balanciren zu ſehen, trafen ſich mit ihren Blicken und Melanie raſch erkennend, daß es ſich jeden Moment um eine jener Kataſtrophen handeln könne, wie ſie bei den commercienräthlichen Diners eben nicht allzu ſelten waren, ſuchte vor Allem von dem heiklen Murillo-Thema loszukommen, was, bei Van der Straatens Eigenſinn, allerdings nur durch eine geſchickte Diverſion geſchehen konnte. Und ſolche gelang denn auch momentan, indem Melanie mit anſcheinender Unbefangenheit bemerkte: „Van der Straaten wird mich auslachen, in Bild- und

Malerfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber ich muß ihm offen bekennen, daß ich mich, wenn ſeine gewagte Madonnen-Eintheilung überhaupt acceptirt werden ſoll, ohne Weiteres für eine von ihm ignorirte Mittel-Gruppe, nämlich für die temperirten entſcheiden würde. Die Tizianiſchen ſcheinen mir dieſe wohlthuend gemäßigte Temperatur zu haben. Ich lieb' ihn überhaupt."

„Ich auch, Melanie. Brav brav. Ich hab es immer geſagt, daß ich noch einen Kunſtprofeſſor in Dir großziehe. Nicht wahr, Arnold, ich hab' es geſagt? Beſchwör' es. Eine Schwur-Bibel iſt nicht da, aber wir haben Reiff, und ein Polizeirath iſt immer noch ebenſo gut wie ein Evangelium. Du lachſt, Schwager; natürlich; Ihr merkt es nicht, aber wir. Uebrigens hat Reiff ein leeres Glas. Und Elimar auch. Friedrich, alter Pomuchelskopf, ſteh nicht in Liebesgedanken. Allons enfants. Wo bleibt der Mouet? Flink, ſag' ich. Bei den Gebeinen des unſterblichen Roller, ich' lieb' es nicht, meinen Champagner in den letzten fünf Minuten in kümmerlicher Renommage ſchäumen zu ſehen. Und noch dazu in dieſen vermaledeiten Spitzgläſern, mit denen ich nächſtens kurzen Prozeß machen werde. Das ſind Rechnungsraths- aber nicht Commercienraths-Gläſer. Uebrigens mit dem Tizian haſt Du doch Unrecht. Das heißt halb. Er verſteht ſich auf alles Mögliche, nur nicht auf Madonnen. Auf Frau Venus verſteht er ſich. Das iſt ſeine Sache. Fleiſch, Fleiſch. Und immer lauert irgendwo der kleine liebe Bogenſchütze. Pardon, Elimar, ich bin nicht für Maſſen-Amors auf Tiſchkarten, aber für den Einzel-Amor bin ich, und ganz beſonders für den des Tizianiſchen rothen Ruhebetts mit zurückgezogener grüner Damaſtgardine. Ja, meine Herrſchaften, da gehört er hin, und immer iſt er wieder reizend, ob er ihr zu Häupten oder zu Füßen ſitzt, ob er hinter dem Bett oder der Gardine hervorkuckt, ob er ſeinen Bogen eben geſpannt oder eben abgeſchoſſen hat. Und was iſt vorzuziehen? Eine feine Frage, Reiff. Ich denke mir, wenn er ihn ſpannt . . . Und dieſe ruhende linke Hand mit dem ewigen Spitzentaſchentuch. O, ſuperbe. Ja, Melanie, den Tag will ich Deine Bekehrung feiern, wo Du mir zugeſtehſt: Suum cuique, dem Tizian die Venus und dem Murillo die Madonna.“

„Ich fürchte, Van der Straaten, da wirſt Du lange zu warten haben, und am längſten auf meine Murillo-Bekehrung. Denn dieſe gelben Dunſtwolken, aus denen etwas inbrünſtig Gläubiges in ſeeliſch-ſinnlicher Verzückung aufſteigt, ſind mir unheimlich. Es hat die Grenze des Bezaubernden überſchritten und ſtatt des Bezaubernden find' ich etwas Behexendes darin.“

Gryczinski nickte leiſe der Schwägerin zu, während jetzt Elimar das Glas erhob und um Erlaubniß bat, nach dem eben gehörten Wort einer echt deutſchen Frau, („Franzöſin“ ſchrie Van der Straaten dazwiſchen) auf das Wohl der ſchönen und liebenswürdigen Dame des Hauſes anſtoßen zu dürfen. Und die Gläſer klangen zuſammen. Aber in ihren Zuſammenklang miſchte ſich für die ſchärfer Hörenden ſchon etwas wie Zittern und Mißaccord, und ehe noch das allgemeine Lächeln verflogen war (das des Polizeiraths hielt ſich am längſten) brach Van der Straaten durch alle bis dahin mühſam eingehaltenen Gehege durch und debutirte 'mal wieder ganz als er ſelbſt. Er ſei, ſo hob er an, leider nicht in der Lage, der für die „Frau Commercienräthin" gewiß höchſt werthvollen Zuſtimmung ſeines Freundes Elimar Schulze (wobei er Vor- und Zunamen gleich ironiſch betonte) ſeinerſeits zuſtimmen zu können. Es gäbe freilich einen Gegenſatz von Bezauberung und Behexung, aber manches in der Welt gelte für Behexung was Bezauberung und noch mehr gelte für Bezauberung was Behexung ſei. Und er bitte ſagen zu dürfen, daß er es ſeinerſeits mit der Conſequenz halte und mit Farbe bekennen, und nicht mit heute ſo und morgen ſo. Am verdrießlichſten aber ſei ihm zweierlei Maß.

Er hielt hier einen Augenblick inne und war vielleicht überhaupt gewillt, es bei dieſen Allgemeinſätzen bewenden zu laſſen. Aber die junge Gryczinska, die ſich, nach Art aller Schwägerinnen etwas herausnehmen durfte, ſah ihn jetzt, in plötzlich wiedererwachtem Muthe keck und zuverſichtlich an, und bat ihn aus ſeinen Orakelſprüchen heraus und zu beſtimmteren Erklärungen übergehn zu wollen.

„O gewiß, meine Gnädigſte," ſagte der jetzt immer hitziger werdende Van der Straaten. „O gewiß, mein geliebtes Rothblond. Ich ſtehe zu Befehl und will aus allem Orakuloſen und Mirakuloſen heraus, und will in die Trompete blaſen, daß Ihr aus Eurer Dämmerung und meinetwegen auch aus Eurer Götterdämmrung erwachen ſollt', als ob die Feuerwehr vorüber führe."

„Ah," ſagte Melanie, die jetzt auch ihrerſeits alle Ruhe zu verlieren begann. „Alſo da hinaus ſoll es."

„Ja, ſüßer Engel, da hinaus. Da. Ihr ſtellt Euch ſtolz und gemüthlich auf die Höhen aller Kunſt und zieht als reine Casta diva am Himmel entlang, als ob Ihr von Ozon und Keuſchheit leben wolltet. Und wer iſt Euer Abgott? Der Ritter von Bayreuth, ein Behexer wie es nur je einen gegeben hat. Und an dieſen Tannhäuſer und Venusberg-Mann ſetzt Ihr, als ob Ihr wenigſtens die Voggenhuber wäret, Eurer Seelen Seeligkeit und ſingt und ſpielt ihn Morgens, Mittags und Abends. Oder dreimal täglich, wie auf Euren Pillenſchachteln ſteht. Und Euer Elimar immer mit. Und ſein ewiger Sammtrock wird ihn auch nicht retten. Nicht ihn und nicht Euch. Oder wollt Ihr mir das Alles als himmliſchen Zauber credenzen? Ich ſag' Euch, fauler Zauber. Und das iſt es, was ich zweierlei Maß genannt habe. Den Murillo-Zauber möchtet Ihr zu Hexerei ſtempeln und die Wagner-Hexerei möchtet Ihr in Zauber verwandeln.

Ich aber ſag' Euch, es liegt umgekehrt, und wenn es nicht umgekehrt liegt, ſo ſollt Ihr mir wenigſtens keinen Unterſchied machen. Denn es iſt ſchließlich Alles ganz egal und mit Permiſſion zu ſagen alles Jacke . . .“

Der aus der vergleichendſten Kleiderſprache genommene Berolinismus, mit dem er ſeinen Satz abzuſchließen gedachte, wurd auch wirklich geſprochen, aber er verklang in einem Getöſe, das der Major durch einen geſchickt combinirten Angriff von Gläſerklopfen und Stuhlrücken in Scene zu ſetzen gewußt hatte. Zugleich begann er: „Meine verehrten Freunde, das Wort Hexenmeiſter iſt gefallen. Ein vorzügliches Wort! So laſſen wir ſie denn leben, Alle dieſe Tannhäuſer, wobei ſich Jeder das Seine denken mag. Ich trinke auf das Wohl der Hexenmeiſter. Denn alle Kunſt iſt Hexerei. Rechten wir nicht mit dem Wort. Was ſind Worte? Schall und Rauch. Stoßen wir an. Hoch, hoch.“

Und mit einer wohlgemeinten Kraftanſtrengung, in der jetzt jeder zitternde Ton fehlte, wurde zugeſtimmt, namentlich auch von Seiten der beiden Maler, und kaum Einer war da, der nicht an eine glücklich beſeitigte Gefahr geglaubt hätte. Aber mit Unrecht. Van der Straaten, abſolut unerzogen, konnte, vielleicht weil er dies Manco fühlte, nichts ſo wenig ertragen, als auf Unerzogenheiten aufmerkſam gemacht zu werden: er vergaß ſich dann ganz und gar, und der Dünkel des reichen Mannes, der gewohnt war zu helfen, nach allen Seiten hin zu helfen, ſtieg ihm dann zu Kopf und ſchlug in Wellen über ihm zuſammen. Und ſo auch jetzt. Er erhob ſich und ſagte: „Coupirungen ſind etwas Wundervolles. Keine Frage. Ich beiſpielsweiſe coupire Coupons. Ein inferiores Geſchäft, das unter Umſtänden nichtsdeſtoweniger einen Anſpruch darauf giebt, gegen Wort- und Rede-Coupirungen geſichert zu ſein, namentlich gegen ſolche, die reprimandiren und erziehen wollen. Ich bin erzogen."

Er hatte mit vor Erregung zitternder Stimme geſprochen, aber mit zugekniffenem Auge feſt zu dem Major hinübergeſehen. Dieſer, ein vollkommener Weltmann, lächelte vor ſich hin, und blinkte nur leiſe den beiden Damen zu, daß ſie ſich beruhigen möchten. Dann ergriff er ſein Glas ein zweites Mal, gab ſeinen Zügen, ohne ſich ſonderlich anzuſtrengen, einen freundlichen Ausdruck und ſagte zu Van der Straaten: „Es iſt ſoviel von Coupiren geſprochen worden; coupiren wir auch das. Ich lebe der feſten Ueberzeugung . . ."

In eben dieſem Augenblicke ſprang der Pfropfen von einer der im Weinkühler ſtehenden Flaſchen und Gryczinski, raſch den Vortheil erſpähend, den er aus dieſem Zwiſchenfalle ziehen konnte, brach inmitten des Satzes ab und ſagte nur, während er, unter leiſer Verbeugung, ſeines Schwagers Glas füllte: „Friede ſei ihr erſt Geläute!"

Solchem Appell zu widerſtehen, war Van der Straaten der letzte. „Mein lieber Gryczinski,“ hob er in plötzlich erwachter Sentimentalität an, „wir verſtehen uns, wir haben uns immer verſtanden. Gieb mir Deine Hand. Lacrymae Chriſti, Friedrich. Raſch. Das Beſte daran iſt freilich der Name. Aber er hat ihn nun 'mal. Jeder hat nun mal das Seine, der Eine Dies, der Andre Das.“

„Allerdings,“ lachte Gabler.

„Ach Arnold, Du überſchätzt das. Glaube mir, der Selige hatte Recht. Gold iſt nur Chimäre. Und Elimar würd' es mir beſtätigen, wenn es nicht ein Satz aus einer überwundenen Oper wäre. Ich muß ſagen, leider überwunden. Denn ich liebe Nonnen, die tanzen. Aber da kommt die Flaſche. Laß nur Staub und Spinnweb. Sie muß in ihrer ganzen unabgeputzten Heiligkeit verbleiben. Lacrymae Chriſti. Wie das klingt!“

Und die frühere Heiterkeit kehrte wieder oder ſchien wenigſtens wiederzukehren, und als Van der Straaten fortfuhr, in wahren Ungeheuerlichkeiten über Chriſtusthränen, Erlöſerblut und Verſöhnungswein zu ſprechen, durfte Melanie ſchließlich die Bemerkung wagen: „Du vergißt, Ezel, daß der Polizeirath katholiſch iſt.“

„Ich bitte recht ſehr,“ ſagte Reiff, als ob er auf etwas Unerlaubtem ertappt worden wäre.

Van der Straaten aber verſchwor ſich hoch und theuer, daß ein vierzig Jahre lang treu geleiſteter Sicherheitsdienſt über alles confeſſionelle Plus oder Minus hinaus entſcheidend ſein und vor dem Richterſtuhle der Ewigkeit angerechnet werden müſſe. Und als bald darauf die Gläſer abermals gefüllt und geleert worden waren, rückte Melanie den Stuhl, und man erhob ſich, um im Nebenzimmer den Kaffee zu nehmen.

VI. Auf dem Heimwege.

Die Kaffeeſtunde verlief ohne Zwiſchenfall, und es war bereits gegen zehn, als der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren ſei. Dieſe Meldung galt dem Gryczinski'ſchen Paare, das, an den Diner-Tagen, ſeine Heimfahrt in der ihm bei dieſer Gelegenheit ein- für allemal zur Verfügung geſtellten commercienräthlichen Equipage zu machen pflegte. Mäntel und Hüte wurden gebracht, und die ſchöne Jacobine, Hals und Kopf in ein weißes Filet-Tuch gehüllt, ſtand alsbald in der Mitte des Kreiſes und wartete lachend und geduldig auf die beiden Maler, denen Gryczinski noch im letzten Augenblicke die Mitfahrt angeboten hatte. Das Parlamentiren darüber wollte kein Ende nehmen, und erſt als man unten am Wagenſchlage ſtand, entſchied ſich's und Gabler placirte ſich nunmehr ohne Weiteres auf den Rückſitz, während Elimar mit einem kräftigen Turnerſchwunge ſeinen Platz auf dem Bocke nahm, angeblich aus Rückſicht gegen die Wagen-Inſaſſen, in Wahrheit aus eigener Bequemlichkeit und Neugier.

Er ſehnte ſich nämlich nach einem Geſpräche mit dem Kutſcher.

Dieſer, auch noch ein Erbſtück aus des alten Van der Straaten Zeiten her, führte den unkutſcherlichen Namen Emil, der jedoch ſeit lange ſeinen Verhältniſſen angepaßt und in ein plattdeutſches „Ehm" abgekürzt worden war. Mit um ſo größerem Recht, als er wirklich in Fritz Reuter'ſchen Gegenden das Licht der Welt erblickt und ſich bis dieſen Tag, neben ſeinem Berliner Jargon, einen Reſt heimathlicher Sprache conſervirt hatte. Elimar, einer ſeiner Bevorzugten, nahm gleich im erſten Momente des Zurechtrückens ein mehrklappiges Lederfutteral heraus, ſteckte dem Alten eine der obenaufliegenden Cigarren zu und ſagte vertraulich: „für'n Rückweg, Ehm."

Dieſer fuhr mit der Rechten dankend an ſeinen Kutſcherhut und damit waren die Präliminarien geſchloſſen.

Als ſie bald darauf bei der Normaluhr auf dem Spittelmarkte vorüber kamen und in eine der ſchlechtgepflaſterten Seitenſtraßen einbogen, hielt Elimar den erſehnten Zeitpunkt für gekommen und ſagte:

„Iſt denn der neue Herr ſchon da?"

„Der Frankfurtſche? Ne, noch nich, Herr Schulze."

„Na, dann muß er aber doch bald . . ."

„I, woll. Bald muß er. Ich denke, ſo nächſte Woche. Un de Stuben ſind ooch all tapzirt. Jott, ſe duhn ja, wie wenn't en Prinz wär', erſt der Herr un nu ooch de Jnädge. Un Chriſtel meent, he ſall man en Jüdſcher ſinn.“

„Aber reich. Und Offizier. Das heißt bei der Landwehr oder ſo.“

„Is et möglich?“

„Und er ſoll auch ſingen.“

„Ja, ſingen wird er woll.“

Elimar war eitel genug, an dieſer letzteren Aeußerung Anſtoß zu nehmen und da ſich's gerade traf, daß in eben dieſem Augenblicke der Wagen aus dem Wallſtraßen-Portal auf den abendlich-ſtillen Opernplatz einbog, ſo gab er das Geſpräch um ſo lieber auf, als er nicht wollte, daß dasſelbe von den Inſaſſen des Wagens verſtanden würde.

Von Seiten dieſer war bis dahin kein Wort gewechſelt worden, nicht aus Verſtimmung, ſondern nur aus Rückſicht gegen die junge Frau, die, herzlich froh über den zur Hälfte frei gebliebenen Rückſitz, ihre kleinen Füße gegen das Polſterkiſſen geſtemmt und ſich bequem in den Fond des Wagens zurückgelehnt hatte. Sie war gleich beim Einſteigen erſichtlich müde geweſen, hatte, wie zur Entſchuldigung, etwas von Champagner und Kopfweh geſprochen, das Filet-Tuch dabei höher gezogen und ihre Augen geſchloſſen. Erſt als ſie zwiſchen dem Palais und dem Friedrichsmonumente hinfuhren, richtete ſie ſich wieder auf, weil ſie jenen Allerloyalſten zugehörte, die ſich ſchon beglückt fühlen, einen bloßen Schattenriß an dem herabgelaſſenen Vorhange des Eckfenſters geſehn zu haben. Und wirklich ſie ſah ihn und gab in ihrer reizenden, halb kindlich, halb koketten Weiſe, der Freude darüber Ausdruck.

Ihr Geplauder hatte noch nicht geendet, als der Wagen am Brandenburger Thore hielt. Im Nu waren beide Maler, deren Weg hier abzweigte, von ihren Plätzen herunter und empfahlen ſich dankend dem liebenswürdigen Paare, das nun ſeinerſeits durch die breite Schräg-Allee auf das Siegesdenkmal und die dahinter gelegene Alſenſtraße zufuhr.

Als ſie mitten auf dem von bunten Lichtern überſtrahlten Platze waren, ſchmiegte ſich die ſchöne junge Frau zärtlich an ihren Gatten und ſagte: „War das ein Tag, Otto. Ich habe Dich bewundert.“

„Es wurde mir leichter, als Du denkſt. Ich ſpiele mit ihm. Er iſt ein altes Kind.“

„Und Melanie! .... Glaube mir, ſie fühlt es. Und ſie thut mir leid. Du lächelſt ſo. Dir nicht?“

„Ja und nein, ma chère. Man hat eben nichts umſonſt in der Welt. Sie hat eine Villa und eine Bildergalerie ....“

„Aus der ſie ſich nichts macht. Du weißt ja, wie wenig ſie daran hängt ....“

„Und hat zwei reizende Kinder ....“

„Um die ich ſie faſt beneide.“

„Nun, ſiehſt Du,“ lachte der Major. „Ein Jeder hat die Kunſt zu lernen, ſich zu beſcheiden und einzuſchränken. Wär' ich mein Schwager, ſo würd' ich ſagen . . . .“

Aber ſie ſchloß ihm den Mund mit einem Kuß, und im nächſten Augenblicke hielt der Wagen.

* * *

Die beiden Räthe, der Legations- und der Polizeirath, waren an der Ecke des Petri-Platzes in eine Droſchke geſtiegen, um bis an das Potsdamer Thor zu fahren. Von hier aus wollten ſie den Reſt des Weges, um der friſchen Abendluft willen, zu Fuß machen. In Wahrheit aber hielten ſie blos zu dem Satze, „daß man im Kleinen ſparen müſſe, um ſich im Großen legitimiren zu können,“ wobei leider nur zu bedauern blieb, daß ihnen die „großen Gelegenheiten“ entweder nie gekommen, oder regelmäßig von ihnen verſäumt worden waren.

Unterwegs, ſo lange die Fahrt dauerte, war kein Wort gewechſelt worden, und erſt beim Ausſteigen hatte, bei der nun nöthig werdenden Diviſion von 2 in 6, ein Geſpräch begonnen, das alle Parteien zufrieden geſtellt zu haben ſchien. Nur nicht den Kutſcher. Beide Räthe hüteten ſich deshalb auch, ſich nach dem letzeren umzuſehen, vor allem Duquede, der, außerdem noch ein abgeſchworener Feind aller Platzübergänge mit Eiſenbahnſchienen und Pferdebahn-Geklingel, überhaupt erſt wieder in Ruhe kam, als er die ſchon friſch in Knospen ſtehende Bellevueſtraße glücklich erreicht hatte.

Reiſſ folgte, ſchob ſich artig und reſpectvoll an die linke Seite des Legationsrathes und ſagte plötzlich und unvermittelt:

„Es war doch wieder eine recht peinliche Geſchichte heute. Finden Sie nicht? Und ehrlich geſtanden, ich begreif' ihn nicht. Er iſt doch nun Fünfzig und drüber und ſollte ſich die Hörner abgelaufen haben. Aber er iſt und bleibt ein Durchgänger."

„Ja," ſagte Duquede, der einen Augenblick ſtill ſtand, um Athem zu ſchöpfen, „etwas Durchgängeriſches hat er. Aber, lieber Freund, warum ſoll er es nicht haben? Ich taxir' ihn auf eine Million, ſeine Bilder ungerechnet, und ich ſehe nicht ein, warum einer in ſeinem eigenen Hauſ' und an ſeinem eigenen Tiſch' nicht ſprechen ſoll, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Ich bekenn' Ihnen offen, Reiſſ, ich freue mich immer, wenn er mal ſo zwiſchenfährt. Der Alte war auch ſo, nur viel ſchlimmer, und es hieß ſchon damals, vor vierzig Jahren: „Es ſei doch ein ſonderbares Haus und man könne eigentlich nicht hingehen." Aber uneigentlich ging Alles hin. Und ſo war es, und ſo iſt es geblieben."

„Es fehlt ihm aber doch wirklich an Bildung und Erziehung."

„Ach, ich bitte Sie, Reiſſ, gehen Sie mir mit Bildung und Erziehung. Das ſind ſo zwei ganz moderne Wörter, die der „Große Mann“ aufgebracht haben könnte, ſo ſehr haſſ' ich ſie. Bildung und Erziehung. Erſtlich iſt es in der Regel nicht viel damit, und wenn es 'mal was iſt, dann iſt es auch noch nichts. Glauben Sie mir, es wird überſchätzt. Und kommt auch nur bei uns vor. Und warum? Weil wir nichts Beſſeres haben. Wer gar nichts hat, der iſt gebildet. Wer aber ſo viel hat, wie Van der Straaten, der braucht all die Dummheiten nicht. Er hat einen guten Verſtand und einen guten Witz, und was noch mehr ſagen will, einen guten Credit. Bildung, Bildung. Es iſt zum Lachen.“

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben, Duquede. Ja, wenn es geblieben wäre, wie früher. Junggeſellen-Wirthſchaft. Aber nun hat er die junge Frau geheirathet, jung und ſchön und klug . . .“

„Nu, nu, Reiſſ. Nur nicht extravagant. Es iſt damit nicht ſo weit her, wie Sie glauben; ſie iſt 'ne Fremde, franzöſiſche Schweiz, und an allem Fremden verkucken ſich die Berliner. Das iſt wie Amen in der Kirche. Sie hat ſo ein bischen Genfer Chic. Aber was will das am Ende ſagen? Alles was die Genfer haben, iſt doch auch blos aus zweiter Hand. Und nun gar klug. Ich bitte Sie, was heißt klug? Er iſt viel klüger. Oder glauben Sie, daß es auf 'ne franzöſiſche Vocabel ankommt? oder auf den Erlkönig? Ich gebe zu, ſie hat ein paar niedliche Manierchen und weiß ſich unter Umſtänden ein Air zu geben. Aber es iſt nicht viel dahinter, alles Firlefanz, und wird koloſſal überſchätzt.“

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben,“ wiederholte der Polizeirath. „Und dann iſt ſie doch ſchließlich von Familie.“

Duquede lachte. „Nein, Reiff, das iſt ſie nun ſchließlich nicht. Und ich ſag' Ihnen, da haben wir den Punkt, auf den ich keinen Spaß verſtehe. Caparoux. Es klingt nach 'was. Zugeſtanden. Aber was heißt es denn am Ende? Rothkapp oder Rothkäppchen. Das iſt ein Märchenname, aber kein Adelsname. Ich habe mich darum gekümmert und nachgeſchlagen. Und im Vertrauen, Reiff, es giebt gar keine de Caparoux.“

„Aber bedenken Sie doch den Major! Er hat alle Sorten Stolz und wird ſich doch ſchwerlich eine Mesalliance nachſagen laſſen wollen.“

„Ich kenn' ihn beſſer. Er iſt ein Streber. Oder ſagen wir einfach, er iſt ein Generalſtäbler. Ich haſſe die ganze Geſellſchaft, und glauben Sie mir, Reiff, ich weiß warum. Unſre Generalſtäbler werden überſchätzt, koloſſal überſchätzt.“

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben,“ ließ ſich der Polizeirath ein drittes Mal vernehmen. „Bedenken Sie blos, was Stoffel geſagt hat. Und nachher kam es auch ſo. Aber ich will nur von Gryczinski ſprechen.

Wie liebenswürdig benahm er ſich heute wieder! Wie liebenswürdig und wie vornehm.“

„Ah, bah, vornehm. Ich bilde mir auch ein zu wiſſen was vornehm iſt. Und ich ſag Ihnen, Reiff, Vornehmheit iſt anders. Vornehm! Ein Schlaukopf iſt er und weiter nichts. Oder glauben Sie, daß er die kleine Rothblondine mit den ewigen Schmachtaugen geheirathet hat, weil ſie Caparoux hieß, oder meinetwegen auch de Caparoux? Er hat ſie geheirathet, weil ſie die Schweſter ihrer Schweſter iſt. Du himmliſcher Vater, daß ich einem Polizeirath ſolche Lection halten muß.“

Der Polizeirath, deſſen Schwachheiten nach der erotiſchen Seite hin lagen, las aus dieſen andeutenden Worten ein Liebesverhältniß zwiſchen dem Major und Melanie heraus und ſah den langen hageren Duquede von der Seite her betroffen an.

Dieſer aber lachte und ſagte: „Nicht ſo, Reiff, nicht ſo; Carrièremacher ſind immer nur Courmacher. Nichts weiter. Es giebt heutzutage Perſonen (und auch das verdanken wir unſrem großen Reichsbaumeiſter, der die ſoliden Werkleute fallen läßt oder bei Seite ſchiebt), es giebt, ſag ich, heutzutage Perſonen, denen alles blos Mittel zum Zweck iſt. Auch die Liebe. Und zu dieſen Perſonen gehört auch unſer Freund, der Major. Ich hätte nicht ſagen ſollen, er hat die Kleine geheirathet, weil ſie die Schweſter ihrer Schweſter iſt, ſondern weil ſie die

Schwägerin ihres Schwagers iſt. Er braucht dieſen Schwager, und ich ſag' Ihnen, Reiff, denn ich kenne den Ton und die Strömung oben, es giebt Weniges, was nach oben hin ſo empfiehlt wie das. Ein Schwager-Commercienrath iſt nicht viel weniger werth, als ein Schwiegervater-Commercienrath und rangirt wenigſtens gleich dahinter. Unter allen Umſtänden aber ſind Commercienräthe wie conſolidirte Fonds, auf die jeden Augenblick gezogen werden kann. Es iſt immer Deckung da."

„Sie wollen alſo ſagen . . ."

„Ich will gar nichts ſagen, Reiff . . . Ich meine nur ſo."

Und damit waren ſie bis an die Bendlerſtraße gekommen, wo beide ſich trennten. Reiff ging auf die Von der Heydt-Brücke zu, während Duquede ſeinen Weg in gerader Richtung fortſetzte.

Er wohnte dicht an der Hofjäger-Allee, ſehr hoch, aber in einem ſehr vornehmen Hauſe.

VII. Ebenezer Rubehn.

Wenige Tage ſpäter hatte Melanie das Stadthaus verlaſſen und die Thiergarten-Villa bezogen. Van der Straaten ſelbſt machte dieſen Umzug nicht mit und war, ſo ſehr er die Villa liebte, doch immer erſt vom September ab andauernd draußen. Und auch das nur, weil er ein noch leidenſchaftlicherer Obſtzüchter als Bilderſammler war. Bis dahin erſchien er nur jeden dritten Tag als Gaſt und verſicherte dabei jedem, der es hören wollte, daß dies die ſtundenweis ihm nachgezahlten Flitterwochen ſeiner Ehe ſeien. Melanie hütete ſich wohl, zu widerſprechen, war vielmehr die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und genoß in den zwiſchenliegenden Tagen das Glück ihrer Freiheit. Und dieſes Glück war um vieles größer, als man, ihrer Stellung nach, die ſo dominirend und ſo frei ſchien, hätte glauben ſollen. Denn ſie dominirte nur, weil ſie ſich zu zwingen verſtand; aber dieſes Zwanges los und ledig zu ſein, blieb doch ihr Wunſch, ihr beſtändiges, ſtilles Verlangen. Und das erfüllten ihr die Sommertage. Da hatte ſie Ruhe vor ſeinen Liebesbeweiſen und ſeinen Ungenirtheiten, nicht immer, aber doch meiſt, und das Bewußtſein davon gab ihr ein unendliches Wohlgefühl.

Und dieſes Wohlgefühl ſteigerte ſich noch in dem entzückenden und beinah ungeſtörten Stillleben, deſſen ſie draußen genoß. Wohl liebte ſie Stadt und Geſellſchaft und den Ton der großen Welt, aber wenn die Schwalben wieder zwitſcherten, und der Flieder wieder zu knospen begann, da zog ſie's doch in die Park-Einſamkeit hinaus, die wiederum kaum eine Einſamkeit war, denn neben der Natur, deren Sprache ſie wohl verſtand, hatte ſie Bücher und Muſik, und — die Kinder. Die Kinder, die ſie während der Saiſon oft tagelang nicht ſah und an deren Aufwachſen und Lernen ſie draußen in der Villa den regſten Antheil nahm. Ja, ſie half ſelber nach, in den Sprachen, vor allem im Franzöſiſchen, und durchblätterte mit ihnen Atlas und hiſtoriſche Bilderbücher. Und an alles knüpfte ſie Geſchichten, die ſie dem Gedächtniß der Kinder einzuprägen wußte. Denn ſie war geſcheidt und hatte die Gabe, von allem, worüber ſie ſprach, ein klares und anſchauliches Bild zu geben.

Es waren glückliche ſtille Tage.

Möglich dennoch, daß es zu ſtille Tage geweſen wären, wenn das tiefſte Bedürfniß der Frauennatur: das Plauderbedürfniß, unbefriedigt geblieben wäre. Aber dafür war geſorgt. Wie faſt alle reichen Häuſer, hatten auch die

Van der Straatens einen Anhang ganz-alter und halb-alter Damen, die zu Weihnachten beſchenkt und im Laufe des Jahres zu Kaffees und Landpartien eingeladen wurden. Es waren ihrer ſieben oder acht, unter denen jedoch zwei durch eine beſonders intime Stellung hervorragten, und zwar das kleine verwachſene Fräulein Friederike von Sawatzki und das ſtattlich hochaufgeſchoſſene Clavier- und Singe-Fräulein: Anaſtaſia Schmidt. Ihrer apart bevorzugten Stellung entſprach es denn auch, daß ſie jeden zweiten Oſterfeiertag durch Van der Straaten in Perſon befragt wurden, ob ſie ſich entſchließen könnten, ſeiner Frau während der Sommermonate draußen in der Villa Geſellſchaft zu leiſten, eine Frage, die jedesmal mit einer Verbeugung und einem freundlichen „ja“ beantwortet wurde. Aber doch nicht zu freundlich, denn man wollte nicht verrathen, daß die Frage erwartet war.

Und beide Damen waren auch in dieſem Jahre, wie herkömmlich, als Dames d'honneur inſtallirt worden, hatten den Umzug mitgemacht, und erſchienen jeden Morgen auf der Veranda, um gegen neun Uhr mit den Kindern das erſte und um zwölf mit Melanie das zweite Frühſtück zu nehmen.

Auch heute wieder.

Es mochte ſchon gegen eins ſein und das Frühſtück war beendet. Aber der Tiſch noch nicht abgedeckt. Ein leiſer Luftzug, der ging und ſich verſtärkte, weil alle Thüren und Fenſter offen ſtanden, bewegte das rothgemuſterte Tiſchtuch und von dem am andern Ende des Corridors gelegenen Muſikzimmer her, hörte man ein Stück der Cramer'ſchen Clavierſchule, deſſen mangelhaften Takt in Ordnung zu bringen, Fräulein Anaſtaſia Schmidt ſich anſtrengte. „Eins zwei, eins zwei.“ Aber Niemand achtete dieſer Anſtrengungen, am wenigſten Melanie, die neben Fräulein Riekchen, wie man ſie gewöhnlich hieß, in einem Gartenſtuhle ſaß und dann und wann von ihrer Handarbeit aufſah, um das reizende Parkbild unmittelbar um ſie her, trotzdem ſie jeden kleinſten Zug darin kannte, auf ſich wirken zu laſſen.

Es war ſelbſtverſtändlich die ſchönſte Stelle der ganzen Anlage. Denn von hundert Gäſten, die kamen, begnügten ſich neunundneunzig damit, den Park von hier aus zu betrachten und zu beurtheilen. Am Ende des Hauptganges, zwiſchen den eben ergrünenden Bäumen hin, ſah man das Zittern und Flimmern des vorüber ziehenden Stromes, aus der Mitte der überall eingeſtreuten Raſenflächen aber erhoben ſich Aloën und Bosquets und Glaskugeln und Baſſins. Eines der kleineren plätſcherte, während auf der Einfaſſung des großen ein Pfauhahn ſaß und die Mittagsſonne mit ſeinem Gefieder einzufangen ſchien. Tauben und Perlhühner waren bis in unmittelbare Nähe der Veranda gekommen, von der aus Riekchen ihnen eben Krumen ſtreute.

„Du gewöhnſt ſie zu ſehr an dieſen Platz," ſagte Melanie. „Und wir werden einen Krieg mit Van der Straaten haben."

„Ich ſecht' ihn ſchon aus," entgegnete die Kleine.

„Ja, Du darfſt es Dir wenigſtens zutrauen. Und wirklich, Riekchen, ich könnte jaloux werden, ſo ſehr bevorzugt er Dich. Ich glaube, Du biſt der einzige Menſch, der ihm alles ſagen darf, und ſo viel ich weiß, iſt er noch nie heftig gegen Dich geworden. Ob ihm Dein alter Adel imponirt? Sage mir Deinen vollen Namen und Titel. Ich hör' es ſo gern und vergeß es immer wieder."

„Aloyſia Friederike Sawat von Sawatzki, genannt Sattler von der Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloſter Himmelpfort in der Uckermark."

„Wunderſchön," ſagte Melanie. „Wenn ich doch ſo heißen könnte! Und Du kannſt es glauben, Riekchen, das iſt es, was einen Eindruck auf ihn macht."

Alles das war in herzlicher Heiterkeit geſagt und von Riekchen auch ſo beantwortet worden. Jetzt aber rückte dieſe den Stuhl näher an Melanie heran, nahm die Hand der jungen Frau und ſagte: „Eigentlich ſollt' ich böſe ſein, daß Du Deinen Spott mit mir haſt. Aber wer könnte Dir böſe ſein!"

„Ich ſpotte nicht," entgegnete Melanie. „Du mußt doch ſelber finden, daß er Dich artiger und rückſichtsvoller behandelt, als jeden andren Menſchen."

„Ja,“ ſagte jetzt das arme Fräulein und ihre Stimme zitterte vor Bewegung. „Er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat, ein viel beſſeres als mancher denkt und vielleicht auch als Du ſelber denkſt. Und er iſt auch gar nicht ſo rückſichtslos. Er kann nur nicht leiden, daß man ihn ſtört oder herausfordert, ich meine ſolche, die's eigentlich nicht ſollten oder dürften. Sieh, Kind, dann beherrſcht er ſich nicht länger, aber nicht weil er's nicht könnte, nein, weil er nicht will. Und er braucht es auch nicht zu wollen. Und wenn man gerecht ſein will, er kann es auch nicht wollen. Denn er iſt reich, und alle reichen Leute lernen die Menſchen von ihrer ſchlechteſten Seite kennen. Alles überſtürzt ſich, erſt in Dienſtfertigkeit und hinterher in Undank. Und Undank ernten, iſt eine ſchlechte Schule für Zartheit und Liebe. Und deshalb glauben die Reichen an nichts Edles und Aufrichtiges in der Welt. Aber das ſag' ich Dir und muß ich Dir immer wieder ſagen, Dein Van der Straaten iſt beſſer als mancher denkt und als Du ſelber denkſt.“

Es entſtand eine kleine Pauſe, nicht ganz ohne Verlegenheit, dann nickte Melanie freundlich dem alten Fräulein zu und ſagte: „Sprich nur weiter. Ich höre Dich gerne ſo.“

„Und ich will auch,“ ſagte dieſe. „Sieh, ich habe Dir ſchon geſagt, er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat. Aber das iſt es noch nicht alles. Er iſt auch ſo freundlich gegen mich, weil er mitleidig iſt. Und mitleidig ſein, iſt noch viel mehr als blos gütig ſein und iſt eigentlich das Beſte, was die Menſchen haben. Er lacht auch immer, wenn er meinen langen Namen hört, gerade ſo wie Du, aber ich hab' es gern, ihn ſo lachen zu hören, denn ich höre wohl heraus, was er dabei denkt und fühlt."

„Und was fühlt er denn?"

„Er fühlt den Gegenſatz zwiſchen dem Anſpruch meines Namens und dem was ich bin: arm und alt und einſam, und ein bloßes Figürchen. Und wenn ich ſage Figürchen, ſo beſchönige ich noch und ſchmeichle noch mir ſelbſt."

Melanie hatte das Battiſttuch an's Auge gedrückt und ſagte: „Du haſt Recht. Du haſt immer Recht. Aber wo nur Anaſtaſia bleibt, die Stunde nimmt ja gar kein Ende. Sie quält mir die Liddy viel zu ſehr, und das Ende vom Lied iſt, daß ſie dem Kind' einen Widerwillen beibringt. Und dann iſt es vorbei. Denn ohne Lieb' und ohne Luſt iſt nichts in der Welt. Auch nicht einmal in der Muſik . . . Aber da kommt ja Teichgräber und will uns einen Beſuch anmelden. Ich bin außer mir. Hätte viel lieber noch mit Dir weiter geplaudert."

In eben dieſem Augenblicke war der alte Parkhüter, der ſich vergeblich nach einem von der Hausdienerſchaft umgeſehen hatte, bis an die Veranda herangetreten und überreichte eine Karte.

Melanie las: „Ebenezer Rubehn (Firma Jakob

Rubehn und Söhne) Lieutenant in der Reſerve des 5. Dragoner-Regiments . . .“

„Ah, ſehr willkommen . . . Ich laſſe bitten . . .“ Und während ſich der Alte wieder entfernte, fuhr Melanie gegen das kleine Fräulein in übermüthiger Laune fort: „Auch wieder einer. Und noch dazu aus der Reſerve! Mir widerwärtig, dieſer ewige Lieutenant. Es giebt gar keine Menſchen mehr.“

Und ſehr wahrſcheinlich, daß ſie dieſe Betrachtungen fortgeſetzt hätte, wenn nicht auf dem Kiesweg ein Knirſchen hörbar geworden wäre, das über das raſche Näherkommen des Beſuchs keinen Zweifel ließ. Und wirklich, im nächſten Augenblicke ſtand der Angemeldete vor der Veranda und verneigte ſich gegen beide Damen.

Melanie hatte ſich erhoben und war ihm einen Schritt entgegen gegangen. „Ich freue mich, Sie zu ſehen. Erlauben Sie mir, Sie zunächſt mit meiner lieben Freundin und Hausgenoſſin bekannt machen zu dürfen . . . . Herr Ebenezer Rubehn, . . . Fräulein Friederike von Sawatzki!“

Ein flüchtiges Erſtaunen ſpiegelte ſich erſichtlich in Rubehns Zügen, das, wenn Melanie richtig interpretirte, mehr noch dem kleinen verwachſenen Fräulein, als ihr ſelber galt. Ebenezer war indeſſen Weltmann genug, um ſeines Erſtaunens raſch wieder Herr zu werden, und ſich ein zweites Mal gegen die Freundin hin verneigend, bat er um

Entſchuldigung, ſeinen Beſuch auf der Villa bis heute hinausgeſchoben zu haben.

Melanie ging leicht darüber hin, ihrerſeits bittend, die Gemüthlichkeit dieſes ländlichen Empfanges und vor allem eines unabgeräumten Frühſtückstiſches entſchuldigen zu wollen. „Mais à la guerre, comme à la guerre, eine kriegeriſche Wendung, an die mir's im Uebrigen ferne liegt, ernſthafte Kriegsgeſpräche knüpfen zu wollen.“

„Gegen die Sie ſich vielmehr unter allen Umſtänden geſichert haben möchten,“ lachte Rubehn. „Aber fürchten Sie nichts. Ich weiß, daß ſich Damen für das Capitel Krieg nur ſo lange begeiſtern, als es Verwundete zu pflegen giebt. Von dem Augenblick an, wo der letzte Kranke das Lazareth verläßt, iſt es mit dem Kriegseifer vorbei. Und wie die Frauen in allem Recht haben, ſo auch hierin. Es iſt das Traurigſte von der Welt, immer wieder eine Durchſchnittsheldengeſchichte von zweifelhaftem Werth und noch zweifelhafterer Wahrheit hören zu müſſen, aber es iſt das Schönſte, was es giebt, zu helfen und zu heilen.“

Melanie hatte, während er ſprach, ihre Handarbeit in den Schooß gelegt und ihn feſt und freundlich angeſehen. „Ei, das lob' ich und hör' ich gern. Aber wer mit ſo warmer Empfindung von dem Hoſpitaldienſt und dem Helfen und Heilen, das uns ſo wohl kleidet, zu ſprechen verſteht, der hat dieſe Wohlthat wohl an ſich ſelbſt erfahren.

Und ſo plaudern Sie mir denn wider Willen, nach fünf Minuten ſchon, Ihre Geheimniſſe aus. Verſuchen Sie nicht, mich zu widerlegen, Sie würden ſcheitern damit, und da Sie die Frauenherzen ſo gut zu kennen ſcheinen, ſo werden Sie natürlich auch unſere zwei ſtärkſten Seiten kennen: unſeren Eigenſinn und unſer Räthſelrathen. Wir errathen Alles . . . .“

„Und immer richtig?“

„Nicht immer, aber meiſt. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie Berlin finden, unſere gute Stadt, und unſer Haus, und ob Sie das Zutrauen zu ſich haben, in Ihrem Hofkerker, dem eigentlich nur noch die Gitterſtäbe fehlen, nicht melancholiſch zu werden. Aber wir hatten nichts Beſſeres. Und wo nichts iſt, hat, wie das Sprichwort ſagt . . .“

„O, Sie beſchämen mich, meine gnädigſte Frau. Jetzt erſt, nach meinem Eintreffen, weiß ich, wie groß das Opfer iſt, das Sie mir gebracht haben. Und ich darf füglich ſagen, daß ich bei beſſerer Kenntniß . . .“

Aber er ſprach nicht aus und horchte plötzlich nach dem Hauſe hin, aus dem eben (die Muſikſtunde hatte ſchon vorher geſchloſſen) ein virtuoſes und in jeder feinſten Nüancirung erkennbares Spiel bis auf die Veranda herausklang. Es war „Wotans Abſchied“ und Rubehn erſchien ſo hingeriſſen, daß es ihm Anſtrengung koſtete, ſich loszumachen und das Geſpräch wieder aufzunehmen. Endlich aber fand er ſich zurück und ſagte, während er ſich abermals gegen Rickchen verneigte: „Pardon, meine Gnädigſte. Hatt' ich recht gehört? Fräulein von Sawatzki?“

Das Fräulein nickte.

„Mit einem jungen Offizier dieſes Namens war ich einen Sommer über in Wildbad-Gaſtein zuſammen. Unmittelbar nach dem Kriege. Ein liebenswürdiger, junger Cavalier. Vielleicht ein Anverwandter . . .?“

„Ein Vetter,“ ſagte Fräulein Rickchen. „Es giebt nur wenige meines Namens und wir ſind alle verwandt. Ich freue mich aus Ihrem Munde von ihm zu hören. Er wurde noch in dem Nachſpiel des Krieges verwundet, faſt am letzten Tage. Bei Pontarlier. Und ſehr ſchwer. Ich habe lange nicht von ihm gehört. Hat er ſich erholt?“

„Ich glaube ſagen zu dürfen, vollkommen. Er thut wieder Dienſt im Regiment, wovon ich mich, ganz neuerdings erſt, durch einen glücklichen Zufall überzeugen konnte . . . Aber, mein gnädigſtes Fräulein, wir werden unſer Thema fallen laſſen müſſen. Die gnädige Frau lächelt bereits und bewundert die Geſchicklichkeit, mit der ich, unter Heranziehung Ihres Herrn Vetters, in das Kriegsabenteuer und all ſeine Conſequenzen einzumünden trachte. Darf ich alſo vorſchlagen, lieber dem wundervollen Spiele zuzuhören, das . . O, wie ſchade; jetzt bricht es ab . .“

Er ſchwieg, und erſt als es drinnen ſtill blieb, fuhr er in einer ihm ſonſt fremden, aber in dieſem Augenblicke völlig aufrichtigen Emphaſe fort: „O, meine gnädigſte Frau, welch ein Zaubergarten, in dem Sie leben. Ein Pfau, der ſich ſonnt, und Tauben, ſo zahm und ſo zahllos, als wäre dieſe Veranda der Marcusplatz oder die Inſel Cypern in Perſon! Und dieſer plätſchernde Strahl, und nun gar dieſes Lied . . . In der That, wenn nicht auch der aufrichtigſte Beifall unſtatthaft und zudringlich ſein könnte . . .“

Er unterbrach ſich, denn vom Corridore her waren eben Schritte hörbar geworden und Melanie ſagte mit einer halben Wendung: „Ah, Anaſtaſia! Du kommſt gerade zu guter Zeit, um den Dank und die Bewunderung unſeres lieben Gaſtes und neuen Hausgenoſſen allerperſönlichſt in Empfang zu nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie miteinander bekannt mache: Herr Ebenezer Rubehn, Fräulein Anaſtaſia Schmidt . . .“ „Und hier meine Tochter Lydia,“ ſetzte Melanie hinzu, nach dem ſchönen Kinde hinzeigend, das, auf der Thürſchwelle, neben dem Muſikfräulein ſtehen geblieben war und den Fremden ernſt und beinah feindſelig muſterte.

Rubehn bemerkte den Blick. Aber es war ein Kind, und ſo wandt' er ſich ohne Weiteres gegen Anaſtaſia, um ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihr Spiel und die Richtung ihres Geſchmackes zu ſagen.

Dieſe verbeugte ſich, während Melanie, der kein

Wort entgangen war, auf's lebhafteſte fortfuhr: „Ei, da dürfen wir Sie, wenn ich recht verſtanden habe, wohl gar zu den Unſeren zählen? Anaſtaſia, das träfe ſich gut! Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Rubehn, daß wir hier in zwei Lagern ſtehen und daß ſich das Van der Straaten'ſche Haus, das nun auch das Ihrige ſein wird, in bilderſchwärmende Montecchi und muſikſchwärmende Capuletti theilt. Ich, tout à fait Capulet und Julia. Doch mit untragiſchem Ausgang. Und ich füge zum Ueberfluß hinzu, daß wir, Anaſtaſia und ich, jener kleinen Gemeinde zugehören, deren Namen und Mittelpunkt ich Ihnen nicht zu nennen brauche. Nur eines will ich auf der Stelle wiſſen. Und ich betrachte das als mein weibliches Neugiersrecht. Welcher ſeiner Arbeiten erkennen Sie den höchſten Preis zu? Worin erſcheint er Ihnen am bedeutendſten oder doch am eigenartigſten?“

„In den Meiſterſingern.“

„Zugeſtanden. Und nun ſind wir einig, und bei nächſter Gelegenheit können wir Van der Straaten und Gabler, und vor Allem den langen und langweiligen Legationsrath in die Luft ſprengen. Den langen Duquede. O, der ſteigt wie ein Raketenſtock. Nicht wahr, Anaſtaſia?“

Rubehn hatte ſeinen Hut genommen. Aber Melanie, die durch die ganze Begegnung ungewöhnlich erfreut und angeregt war, fuhr in wachſendem Eifer fort: „Alles das ſind erſt Namen. Eine Woche noch oder zwei und Sie werden unſere kleine Welt kennen gelernt haben. Ich wünſche, daß Sie die Gelegenheit dazu nicht hinausſchieben. Unſere Veranda hat für heute die Repräſentation des Hauſes übernehmen müſſen. Erinnern Sie ſich, daß wir auch einen Flügel haben und verſuchen Sie bald und oft, ob er Ihnen paßt. Au revoir."

Er küßte der ſchönen Frau die Hand und unter gemeſſener Verbeugung gegen Riekchen und Anaſtaſia verließ er die Damen. Ueber Lydia ſah er fort.

Aber dieſe nicht über ihn.

„Du ſiehſt ihm nach," ſagte Melanie. „Hat er Dir gefallen?"

„Nein."

Alle lachten. Aber Lydia ging in das Haus zurück und in ihrem großen Auge ſtand eine Thräne.

VIII. Auf der Stralauer Wieſe.

Nach dem erſten Beſuche Rubehns waren Wochen vergangen, und der günſtige Eindruck, den er auf die Damen gemacht hatte, war im Steigen geblieben, wie das Wetterglas. Jeden zweiten, dritten Tag erſchien er in Geſellſchaft Van der Straatens, der ſeinerſeits an der allgemeinen Vorliebe für den neuen Hausgenoſſen theilnahm, und nie vergaß, ihm einen Platz anzubieten, wenn er ſelber in ſeinem hochrädrigen Cabriolet hinausfuhr. Ein wolkenloſer Himmel ſtand in jenen Wochen über der Villa, drin es mehr Lachen und Plaudern, mehr Mediſiren und Muſiciren gab, als ſeit lange. Mit dem Muſiciren vermochte ſich Van der Straaten freilich auch jetzt nicht auszuſöhnen, und es fehlte nicht an Wünſchen wie der, „mit von der Schiffsmannſchaft des fliegenden Holländers zu ſein“, aber im Grunde genommen war er mit dem „anſpruchsvollen Lärm“ um vieles zufriedener, als er einräumen wollte, weil der von nun an in eine neue, geſteigerte Phaſe tretende Wagner-Cultus ihm einen unerſchöpflichen Stoff für ſeine Lieblingsformen der Unterhaltung bot. Siegfried und Brunhilde, Triſtan und Iſolde, welche dankbaren Tummelfelder! Und es konnte, wenn er in Veranlaſſung dieſer Themata ſeinem Renner die Zügel ſchießen ließ, mitunter zweifelhaft erſcheinen, ob die Muſicirenden am Flügel oder er und ſein Uebermuth die Glücklicheren waren.

Und ſo war Hochſommer gekommen und faſt ſchon vorüber, als an einem wundervollen Auguſt-Nachmittage Van der Straaten den Vorſchlag einer Land- und Waſſer-Partie machte. „Rubehn iſt jetzt ein rundes Vierteljahr in unſerer Stadt und hat nichts geſehen, als was zwiſchen unſerem Comtoir und dieſer unſerer Villa liegt. Er muß aber endlich unſere landſchaftlichen Schätze, will ſagen unſere Waſſerflächen und Stromufer kennen lernen, erhabene Wunder der Natur, neben denen die ganze herausgepuffte Main- und Rhein-Herrlichkeit verſchwindet. Alſo Treptow und Stralow, und zwar raſch, denn in acht Tagen haben wir den Stralauer Fiſchzug, der an und für ſich zwar ein liebliches Feſt der Maien, im Uebrigen aber etwas derb und nicht allzu günſtig für Wieſewachs und friſchen Raſen iſt. Und ſo proponir' ich denn eine Fahrt auf morgen Nachmittag. Angenommen?“

Ein wahrer Jubel begleitete den Schluß der Anſprache, Melanie ſprang auf, um ihm einen Kuß zu geben, und Fräulein Riekchen erzählte, daß es nun gerade dreiunddreißig Jahre ſei, ſeit ſie zum letzten Mal in Treptow geweſen, an einem großen Dobremontſchen Feuerwerkstage, — derſelbe Dobremont, der nachher mit ſeinem ganzen Laboratorium in die Luft geflogen. „Und in die Luft geflogen warum? Weil die Leute, die mit dem Feuer ſpielen, immer zu ſicher ſind und immer die Gefahr vergeſſen. Ja, Melanie, Du lachſt. Aber, es iſt ſo, immer die Gefahr vergeſſen.“

Es wurde nun gleich zu den nöthigen Verabredungen geſchritten, und man kam überein, am anderen Tage zu Mittag in die Stadt zu fahren, daſelbſt ein kleines Gabelfrühſtück einzunehmen und gleich danach die Partie beginnen zu laſſen: die drei Damen im Wagen, Van der Straaten und Rubehn entweder zu Fuß oder zu Schiff. Alles regelte ſich raſch und nur die Frage, wer noch aufzufordern ſei, ſchien auf kleine Schwierigkeiten ſtoßen zu ſollen.

„Gryczinski's?“ fragte Van der Straaten und war zufrieden, als alles ſchwieg. Denn ſo ſehr er an der rothblonden Schwägerin hing, in der er, um ihres anſchmiegenden Weſens willen, ein kleines Frauenideal verehrte, ſo wenig lag ihm an dem Major, deſſen ſuperiore Haltung ihn bedrückte.

„Nun denn, Duquede?“ fuhr Van der Straaten fort und hielt das Crayon an die Lippe, mit dem er eventuell den Namen des Legationsrathes notiren wollte.

„Nein,“ ſagte Melanie. „Duquede nicht. Und ſo verhaßt mir der ewige Vergleich vom „Mehlthau“ iſt, ſo giebt es doch für Duquede keinen andern. Er würde von Stralow aus beweiſen, daß Treptow, und von Treptow aus beweiſen, daß Stralow überſchätzt werde, und zu Feſtſtellung dieſes Satzes brauchen wir weder einen Legationsrath a. D., noch einen Altmärkiſchen von Adel.“

„Gut, ich bin es zufrieden,“ erwiederte Van der Straaten. „Aber Reiff?“

„Ja, Reiff,“ hieß es erfreut. Alle drei Damen klatſchten in die Hände und Melanie ſetzte hinzu: „Er iſt artig und manierlich und kein Spielverderber und trägt einem die Sachen. Und dann, weil ihn alle kennen, iſt es immer, als führe man unter Escorte, und alles grüßt ſo verbindlich, und mitunter iſt es mir ſchon geweſen, als ob die Brandenburger Thorwache „heraus“ rufen müſſe.“

„Ach, das iſt ja nicht um des alten Reiff willen,“ ſagte Anaſtaſia, die nicht gern eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, ſich durch eine kleine Schmeichelei zu inſinuiren. „Das iſt um Deinetwillen. Sie haben Dich für eine Prinzeſſin gehalten.“

„Ich bitte nicht abzuſchweifen,“ unterbrach Van der Straaten, „am wenigſten im Dienſt weiblicher Eitelkeiten, die ſich, nach dem Principe von Zug um Zug, bis in's Ungeheuerliche ſteigern könnten. Ich habe Reiff notirt, und Arnold und Elimar verſtehen ſich von ſelbſt. Eine Waſſerfahrt ohne Geſang iſt ein Unding. Dies wird ſelbſt von mir zugeſtanden. Und nun frag' ich, wer hat noch weitre Vorſchläge zu machen? Niemand? Gut. So bleibt es bei Reiff und Arnold und Elimar, und ich werde ſie per Rohrpoſt avertiren. Fünf Uhr. Und daß wir ſie draußen bei Löbbekes erwarten."

Am andern Tage war alles Erregung und Bewegung auf der Villa, viel, viel mehr als ob es ſich um eine Reiſe nach Teplitz oder Carlsbad gehandelt hätte. Natürlich, eine Fahrt nach Stralow war ja das ungewöhnlichere. Die Kinder ſollten mit, es ſei Platz genug auf dem Wagen, aber Lydia war nicht zu bewegen und erklärte beſtimmt, ſie wolle nicht. Da mußte denn, wenn man keine Scene haben wollte, nachgegeben werden, und auch die jüngere Schweſter blieb, da ſie ſich daran gewöhnt hatte, dem Beiſpiele der ältern in all und jedem zu folgen.

In der Stadt wurde, wie verabredet, ein Gabelfrühſtück genommen und zwar in Van der Straatens Zimmer. Er wollt' es ſo jagd- und reiſemäßig wie möglich haben und war in beſter Laune. Dieſe wurd' auch nicht geſtört, als in demſelben Augenblicke, wo man ſich geſetzt hatte, ein Abſagebrief Reiffs eintraf. Der Polizeirath ſchrieb: „Chef eben confidentiell mit mir geſprochen. Reiſe heute noch. Elf Uhr funfzig. Eine Sache, die ſich der Mittheilung entzieht. Dein Reiff.

Pſiſer. Ich bitte der ſchönen Frau die Hand küſſen und ihr ſagen zu dürfen, daß ich untröſtlich bin . . .“

Van der Straaten fiel in einen heftigen Krampfhuſten, weil er, unter dem Leſen, unklugerweiſe von ſeinem Sherry genippt hatte. Nichtsdeſtoweniger ſprach er unter Huſten und Lachen weiter und erging ſich in Vorſtellungen Reiff'ſcher Großthaten. „In politiſcher Miſſion. Wundervoll. O lieb Vaterland, kannſt ruhig ſein. Aber einen kenn' ich, der noch ruhiger ſein darf: er, der Unglückliche, den er ſucht. Oder ſag' ich gleich rundweg: der Attentäter, dem er ſich an die Ferſen heftet. Denn um etwas Staatsſtreichlich-Hochverrätheriſches muß es ſich doch am Ende handeln, wenn man einen Mann wie Reiff allerperſönlichſt in den Sattel ſetzt. Nicht war Sattlerchen von der Hölle? Und heut Abend noch! Die reine Ballade. „Wir ſatteln nur um Mitternacht.“ O, Lenore! O Reiff, Reiff.“ Und er lachte convulſiviſch weiter.

Auch Arnold und Elimar, die man nach Verabredung draußen treffen wollte, wurden nicht geſchont, bis endlich die Pendule vier ſchlug und zur Eile mahnte. Der Wagen wartete ſchon und die Damen ſtiegen ein und nahmen ihre Plätze: Fräulein Riekchen neben Melanie, Anaſtaſia auf dem Rückſitz. Und mit ihren Fächern und Sonnenſchirmen grüßend, ging es über Platz und Straßen fort, erſt auf die Frankfurter Linden und zuletzt auf das Stralauer Thor zu.

Van der Straaten und Rubehn folgten eine Viertelſtunde ſpäter in einer Droſchke zweiter Klaſſe, die man „Aechtheits“ halber gewählt hatte, ſtiegen aber unmittelbar vor der Stadt aus, um nunmehr an den Flußwieſen hin den Reſt des Weges zu Fuß zu machen.

⁂

Es ſchlug fünf, als unſre Fußgänger das Dorf erreichten und in Mitte deſſelben Ehms anſichtig wurden, der mit ſeinem Wagen, etwas ausgebogen, zur Linken hielt und den ohnehin wohlgepflegten Trakehnern einen vollen Futterſack eben auf die Krippe gelegt hatte. Gegenüber ſtand ein kleines Haus, wie das Pfefferkuchenhaus im Märchen, bräunlich und appetitlich, und ſo niedrig, daß man bequem die Hand auf die Dachrinne legen konnte. Dieſer Niedrigkeit entſprach denn auch die kaum mannshohe Thür, über der, auf einem waſſerblauen Schilde, „Löbbeke's Kaffehaus“ zu leſen war. In Front des Hauſes aber ſtanden drei, vier verſchnittene Lindenbäume, die den Bürgerſteig von dem Straßendamme trennten, auf welchem letzteren Hunderte von Sperlingen hüpften und zwitſcherten und die verlorenen Körner aufpickten.

„Dies iſt das Ship-Hôtel von Stralow,“ ſagte Van der Straaten im Cicerone-Ton und war eben Willens in das Kaffeehaus einzutreten, als Ehm über den Damm kam und ihm halb dienſtlich halb vertraulich vermeldete, „daß die Damens ſchon vorauf ſeien, nach der Wieſe hin. Und die Herren Malers auch. Und hätten beide ſchon vorher gewartet und gleich den Tritt runter gemacht und Alles. Erſt Herr Gabler und dann Herr Schulze. Und an der Würfelbude hätten ſie Strippenballons und Gummibälle gekauft. Und auch Reifen und eine kleine Trommel und Allerhand noch. Und einen Jungen hätten ſie mitgenommen, der hätte die Reifen und Stöcke tragen müſſen. Und Herr Elimar immer vorauf. Das heißt mit 'ner Harmonika."

„Um Gottes Willen," rief Van der Straaten, „Ziehharmonika?"

„Nein, Herr Commercienrath. Wie'ne Maultrommel."

„Gott ſei Dank! . . Und nun kommen Sie, Rubehn. Und Du, Ehm, Du warteſt nicht auf uns und läßt Dir geben . . Hörſt Du?"

Ehm hatte dabei ſeinen Hut abgenommen. In ſeinen Zügen aber war deutlich zu leſen: ich werde warten.

Am Ausgange des Dorfes lag ein prächtiger Wieſenplan und dehnte ſich bis an die Kirchhofsmauer hin. In Nähe dieſer hatten ſich die drei Damen gelagert und plauderten mit Gabler, während Elimar einen ſeiner großen Gummibälle monſieurherkulesartig über Arm und Schulter laufen ließ.

Van der Straaten und Rubehn hörten ſchon von Ferne her das Bravoklatſchen und klatſchten lebhaft mit. Und nun erſt wurde man ihrer anſichtig, und Melanie ſprang auf und warf ihrem Gatten, wie zur Begrüßung, einen der großen Bälle zu. Aber ſie hatte nicht richtig gezielt, der Ball ging ſeitwärts und Rubehn fing ihn auf. Im nächſten Augenblicke begrüßte man ſich und die junge Frau ſagte: „Sie ſind geſchickt. Sie wiſſen den Ball im Fluge zu faſſen.“

„Ich wollt', es wäre das Glück.“

„Vielleicht iſt es das Glück.“

Van der Straaten, der es hörte, verbat ſich alle derartig intrikaten Wortſpielereien, widrigenfalls er an die Braut telegraphiren oder vielleicht auch Reiff in confidentieller Miſſion abſchicken werde. Worauf Rubehn ihn zum hundertſten Male beſchwor, endlich von der „ewigen Braut“ ablaſſen zu wollen, die wenigſtens vorläufig noch im Bereiche der Träume ſei. Van der Straaten aber machte ſein kluges Geſicht und verſicherte, „daß er es beſſer wiſſe“.

Danach kehrte man an die Lagerſtelle zurück, die ſich nun raſch in einen Spielplatz verwandelte. Die Reifen, die Bälle flogen, und da die Damen ein raſches Wechſeln im Spiele liebten, ſo ging man, innerhalb anderthalb Stunden, auch noch durch Blindekuh und Gänſedieb und „Bäumchen, Bäumchen, verwechſelt euch.“ Das Letztere fand am meiſten Gnade, beſonders bei Van der Straaten, dem es eine herzliche Freude war, das ſcharfgeſchnittene Profil Rieckchens mit ihren freundlichen und doch zugleich etwas ſtechenden Augen um die Baumſtämme herumgucken zu ſehen. Denn ſie hatte, wie die meiſten Verwachſenen, ein Eulengeſicht.

Und ſo ging es weiter, bis die Sonne zum Rückzug mahnte. Harmonika-Schulze führte wieder und neben ihm marſchirte Gabler, der das Trommelchen ganz nach Art eines Tambourins behandelte. Er ſchlug es mit den Knöcheln, warf es hoch und fing es wieder. Danach folgte das Van der Straaten'ſche Paar, dann Rubehn und Fräulein Riekchen, während Anaſtaſia träumeriſch und Blumen pflückend den Nachtrab bildete. Sie hing ſüßen Fragen und Vorſtellungen nach, denn Elimar hatte beim Blindekuh, als er ſie haſchte, Worte fallen laſſen, die nicht mißdeutet werden konnten. Er hätte denn ein ſchändlicher und zweizüngiger Lügner ſein müſſen. Und das war er nicht . . Wer ſo rein und kindlich an der Tête dieſes Zuges gehen und die Harmonika blaſen konnte, konnte kein Verräther ſein.

Und ſie bückte ſich wieder, um (zum wie vielſten Male!) an einer Wieſenranunkel die Blätter und die Chancen ihres Glücks zu zählen.

IX. Löbbekes Kaffeehaus.

Vor Löbbeke's Kaffeehaus hatte ſich innerhalb der letzten zwei Stunden nichts verändert, mit alleiniger Ausnahme der Sperlinge, die jetzt, ſtatt auf dem Straßendamm, in den verſchnittenen Linden ſaßen und quirilirten. Aber niemand achtete dieſer Muſik, am wenigſten Van der Straaten, der eben Melanies Arm in den Elimars gelegt und ſich ſelbſt an die Spitze des Zuges geſetzt hatte. „Attention!“ rief er und bückte ſich, um ſich ohne Fährlichkeit durch das niedrige Thürjoch hindurch zu zwängen.

Und Alles folgte ſeinem Rath und Beiſpiel.

Drinnen waren ein paar abſteigende Stufen, weil der Flur um ein Erhebliches niedriger lag, als die Straße draußen, weshalb denn auch den Eintretenden eine dumpfe Kellerluft entgegenkam, von der es ſchwer zu ſagen war, ob ſie durch ihren bierſäuerlichen Gehalt mehr gewann oder verlor. In der Mitte des Flurs ſah man nach rechts hin eine Niſche mit Herd und Rauchfang, einer kleinen Schiffsküche nicht unähnlich, während von links her ein Schanktiſch um mehrere Fuß vorſprang. Dahinter ein ſogenanntes „Schapp", in dem oben Teller und Taſſen und unten allerhand ausgebuchtete Likörflaſchen ſtanden. Zwiſchen Tiſch und Schapp aber thronte die Herrin dieſer Dominien, eine große, ſtarke Blondine von Mitte Dreißig, die man ohne Weiteres als eine Schönheit hätte hinnehmen müſſen, wenn nicht ihre Augen geweſen wären. Und doch waren es eigentlich ſchöne Augen, an denen in Wahrheit nichts auszuſetzen war, als daß ſie ſich daran gewöhnt hatten, alle Männer in zwei Klaſſen zu theilen, in ſolche, denen ſie zuzwinkerten: „wir treffen uns noch" und in ſolche, denen ſie ſpöttiſch nachriefen: „wir kennen Euch beſſer". Alles aber, was in dieſe zwei Klaſſen nicht hineinpaßte, war nur Gegenſtand für Mitleid und Achſelzucken.

Es muß leider geſagt werden, daß auch Van der Straaten von dieſem Achſelzucken betroffen wurde. Nicht ſeiner Jahre halber, im Gegentheil, ſie wußte Jahre zu ſchätzen, nein, einzig und allein weil er von alter Zeit her die Schwäche hatte, ſich à tout prix populär machen zu wollen. Und das war der Blondine das Verächtlichſte von allem.

Am Ausgange des Flurs zeigte ſich eine noch niedrigere Hofthür und dahinter kam ein Garten, drin, um kümmerliche Bäume herum, ein Dutzend grüngeſtrichene

Tiſche mit ſchrägangelehnten Stühlen von derſelben Farbe ſtanden. Rechts lief eine Kegelbahn, deren vorderſtes unſichtbares Stück ſehr wahrſcheinlich bis an die Straße reichte. Van der Straaten wies ironiſchen Tons auf all dieſe Herrlichkeiten hin, verbreitete ſich über die Vorzüge anſpruchslos gebliebener Nationalitäten und ſtieg dann eine kleine Schrägung nieder, die, von dem Sommergarten aus, auf einen großen, am Spree-Ufer ſich hinziehenden und nach Art eines Treibhauſes angelegten Glas-Balcon führte. An einer der offenen Stellen deſſelben rückte die Geſellſchaft zwei, drei Tiſche zuſammen und hatte nun einen ſchmalen, zerbrechlichen Waſſerſteg und links davon ein feſtgeankertes, aber ſchon dem Nachbarhauſe zugehöriges Floß vor ſich, an das die kleinen Spreedampfer anzulegen pflegten.

Rubehn erhielt ohne Weiteres den beſten Platz angewieſen, um als Fremder den Blick auf die Stadt frei zu haben, die flußabwärts, im roth- und golddurchglühten Dunſt eines heißen Sommertages dalag. Elimar und Gabler aber waren auf den Waſſerſteg hinausgetreten. Alles freute ſich des Bildes, und Van der Straaten ſagte: „Sieh, Melanie. Die Schloßkuppel. Sieht ſie nicht aus wie Santa Maria Saluta?“

„Salutè“, verbeſſerte Melanie, mit Accentuirung der letzten Silbe.

„Gut, gut. Alſo Salutè,“ wiederholte Van der

Straaten, indem er jetzt auch ſeinerſeits das e betonte. „Meinetwegen. Ich prätendire nicht, der alte Sprachen-Cardinal zu ſein, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Salus salutis, vierte Declination, oder dritte, das genügt mir vollkommen. Und Salutà oder Salutè macht mir keinen Unterſchied. Freilich muß ich ſagen, ſo wenig zuverläſſig die lieben Italiener in allem ſind, ſo wenig ſind ſie's auch in ihren Endſilben. Mal à mal e. Aber laſſen wir die Sprachſtudien und ſtudiren wir lieber die Speiſekarte. Die Speiſekarte, die hier natürlich von Mund zu Mund vermittelt wird, eine Thatſache, bei der ich mich jeder blonden Erinnerung entſchlage. Nicht wahr, Anaſtaſia? He?“

„Der Herr Commercienrath belieben zu ſcherzen,“ antwortete Anaſtaſia piquirt. „Ich glaube nicht, daß ſich eine Speiſekarte von Mund zu Mund vermitteln läßt.“

„Es käm' auf einen Verſuch an, und ich für meinen Theil wollte mich zu Löſung der Aufgabe verpflichten. Aber erſt wenn Luna herauf iſt und ihr Antlitz wieder keuſch hinter Wolkenſchleiern birgt. Bis dahin muß es bleiben und bis dahin ſei Friede zwiſchen uns. Und nun, Arnold, ernenn' ich Dich, in Deiner Eigenſchaft als Gabler, zum Erbküchenmeiſter und lege vertrauensvoll unſer leibliches Wohl in Deine Hände.“

„Was ich dankbarſt acceptire,“ bemerkte dieſer, „immer vorausgeſetzt, daß Du mir, um mit unſrem leider abweſenden Freunde Gryczinski zu ſprechen, einige Directiven ertheilen willſt."

„Gerne, gerne," ſagte Van der Straaten.

„Nun denn, ſo beginne."

„Gut. So proponir' ich Aal und Gurkenſalat ... Zugeſtanden?"

„Ja," ſtimmte der Chorus ein.

„Und danach Hühnchen und neue Kartoffeln ... Zugeſtanden?"

„Ja."

„Bliebe nur noch die Frage des Getränks. Unter Umſtänden wichtig genug. Ich hätte der Löſung derſelben, mit Unterſtützung Ehms und unſres Wagenkaſtens, vorgreifen können, aber ich verabſcheue Landpartien mit mitgeſchlepptem Weinkeller. Erſtens kränkt man die Leute, bei denen man doch gewiſſermaßen immer noch zu Gaſte geht, und zweitens bleibt man in dem Kreiſe des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus will. Wozu macht man Partien? Wozu? frag' ich. Nicht um es beſſer zu haben, ſondern um es anders zu haben, um die Sitten und Gewohnheiten anderer Menſchen und nebenher auch die Localſpenden ihrer Dorf- und Gauſchaften kennen zu lernen. Und da wir hier nicht im Lande Canaan weilen, wo Kaleb die große Traube trug, ſo ſtimm' ich für das landesübliche Product dieſer Gegenden, für eine kühle Blonde. Kein Geld kein Schweizer; keine

Weiße kein Stralow. Ich wette, daß ſelbſt Gryczinski nie beſſere Richtſchnuren gegeben hat. Und nun geh Arnold. Und für Anaſtaſia einen Aniſette . . . . Kühle Blonde! Ob wohl unſere Blondine zwiſchen Tiſch und Schapp in dieſe Kategorie fällt?“

Elimar hatte mittlerweile dem Schauſpiele der untergehenden Sonne zugeſehn und auf dem gebrechlichen Waſſerſtege, nach Art eines Turners, der zum Hochſprung anſetzt, ſeine Knie gebogen und wieder angeſtrafft. Alles mechaniſch und gedankenlos. Plötzlich aber, während er noch ſo hin und her wippte, knackte das Brett und brach, und nur der Geiſtesgegenwart, mit der er nach einem der Pfähle griff, mocht' er es zuſchreiben, daß er nicht in das gerad' an dieſer Dampfſchiff-Anlegeſtelle ſehr tiefe Waſſer niederſtürzte. Die Damen ſchrien laut auf, und Anaſtaſia zitterte noch, als der durch ſich ſelbſt Gerettete mit einem gewiſſen Siegeslächeln erſchien, das unter den ſich jagenden Vorwürfen von „Tollkühnheit“ und „Gleichgiltigkeit gegen die Gefühle ſeiner Mitmenſchen“ eher wuchs als ſchwand.

Ein Zwiſchenfall wie dieſer konnte ſich natürlich nicht ereignen, ohne von einer Fülle von Commentaren und Hypotheſen begleitet zu werden, in denen die Wörter „wenn“ und „was“ die Hauptrolle ſpielten und endlos wiederkehrten. Was würde geſchehen ſein, wenn Elimar den Pfahl nicht rechtzeitig ergriffen hätte? Was wenn er trotzdem hineingefallen, endlich was, wenn er nicht zufällig ein guter Schwimmer geweſen wäre?

Melanie, die längſt ihr Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, behauptete, daß Van der Straaten unter allen Umſtänden hätte nachſpringen müſſen, und zwar erſtens als Urheber der Partie, zweitens als reſoluter Mann und drittens als Commercienrath, von denen, allen hiſtoriſchen Aufzeichnungen nach, noch keiner ertrunken wäre. Selbſt bei der Sündfluth nicht.

Van der Straaten liebte nichts mehr, als ſolche Neckereien ſeiner Frau, verwahrte ſich aber, unter Dank für das ihm zugetraute Heldenthum, gegen alle daraus zu ziehenden Conſequenzen. Er halte weder zu der alten Firma Leander, noch zu der neuen des Capitain Boyton, bekenne ſich vielmehr, in allem was Heroismus angehe, ganz zu der Schule ſeines Freundes Heine, der, bei jeder Gelegenheit, ſeiner äußerſten Abneigung gegen tragiſche Manieren einen ehrlichen und unumwundenen Ausdruck gegeben habe.

„Aber,“ entgegnete Melanie, „tragiſche Manieren ſind doch nun 'mal gerade das, was wir Frauen von Euch verlangen.“

„Ah, bah! Tragiſche Manieren!“ ſagte Van der Straaten. „Luſtige Manieren verlangt ihr und einen jungen Fant, der euch beim Zwirnwickeln die Docke hält und auf ein Fußkiſſen niederkniet, darauf ſonderbarerweiſe jedesmal ein kleines Hündchen geſtickt iſt. Muthmaßlich als Symbol der Treue. Und dann ſeufzt er, der Adorante, der betende Knabe, und macht Augen und verſichert Euch ſeiner innigſten Theilnahme. Denn Ihr müßtet unglücklich ſein. Und nun wieder Seufzen und Pauſe. Freilich, freilich, Ihr hättet einen guten Mann, (alle Männer ſeien gut) aber enfin, ein Mann müſſe nicht blos gut ſein, ein Mann müſſe ſeine Frau verſtehen. Darauf komm' es an, ſonſt ſei die Ehe niedrig, ſo niedrig, mehr als niedrig. Und dann ſeufzt er zum dritten Mal. Und wenn der Zwirn endlich abgewickelt iſt, was natürlich ſo lange wie möglich dauert, ſo glaubt Ihr es auch. Denn jede von Euch iſt wenigſtens für einen indiſchen Prinzen oder für einen Schah von Perſien geboren. Allein ſchon wegen der Teppiche."

Melanie hatte während dieſer echt Van der Straaten'ſchen Expectoration ihren Kopf gewiegt und erwiderte ſchnippiſch und mit einem Anfluge von Hochmuth: „Ich weiß nicht, Ezel, warum Du beſtändig von Zwirn ſprichſt. Ich wickle Seide."

Sehr wahrſcheinlich, daß es dieſer Bemerkung an einer ſpitzen Replik nicht gefehlt hätte, wenn nicht eben jetzt eine dralle, kurzärmelige Magd erſchienen und auf Augenblicke hin der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geworden wäre. Schon um des virtuoſen Puffs und Knalls willen, womit ſie, wie zum Debüt, ihr Tiſchtuch auseinander ſchlug. Und ſehr bald nach ihr erſchienen denn auch die dampfenden Schüſſeln und die hohen Weißbierſtangen, und ſelbſt der Aniſette für Anaſtaſia war nicht vergeſſen. Aber es waren ihrer mehrere, da ſich der lebens- und geſellſchaftsfluge Gabler der allgemeinen Damen-Stellung zur Aniſette-Frage rechtzeitig erinnert hatte. Und in der That, er mußte lächeln (und Van der Straaten mit ihm), als er gleich nach dem Erſcheinen des Tabletts auch Riekchen nippen und ihre Eulenaugen immer größer und freundlicher werden ſah.

Inzwiſchen war es dämmerig geworden und mit der Dämmerung kam die Kühle. Gabler und Elimar erhoben ſich, um aus dem Wagen eine Welt von Decken und Tüchern heran zu ſchleppen, und Melanie, nachdem ſie den ſchwarz und weiß gſtreiften Burnus umgenommen und die Kapuze cokett in die Höhe geſchlagen hatte, ſah reizender aus, als zuvor. Eine der Seidenpuſcheln hing ihr in die Stirn und bewegte ſich hin und her, wenn ſie ſprach, oder dem Geſpräche der Andern lebhaft folgte. Und dieſes Geſpräch, das ſich bis dahin mediſirend um die Gryczinskis und vor allem auch um den Polizeirath und die neue, catilinariſche Verſchwörung gedreht hatte, fing endlich an ſich näher liegenden und zugleich auch harmloſeren Thematas zuzuwenden, beiſpielsweiſe wie hell der „Wagen“ am Himmel ſtünde.

„Faſt ſo hell wie der große Bär,“ ſchaltete Riekchen ein, die nicht feſt in der Himmelskunde war. Und nun entſann man ſich, daß dies gerade die Sternſchnuppen-Nächte wären, auf welche Mittheilung hin Van der Straaten nicht nur die fallenden Sterne zu zählen anfing, ſondern ſich ſchließlich auch bis zu dem Satze ſteigerte, „daß Alles in der Welt eigentlich nur des Fallens wegen da ſei: die Sterne, die Engel, und nur die Frauen nicht.“

Melanie zuckte zuſammen, aber Niemand ſah es, am wenigſten Van der Straaten, und nachdem noch eine ganze Weile gezählt und geſtritten und der Abend inzwiſchen immer kälter geworden war, einigte man ſich dahin, daß es zur Bekämpfung dieſer Polarzuſtände nur ein einzig erdenkbares Mittel gäbe: eine Glühweinbowle. Van der Straaten ſelbſt machte den Vorſchlag und definirte: „Glühwein iſt diejenige Form des Weines, in der der Wein nichts und das Gewürznägelchen alles bedeutet,“ auf welche Definition hin es gewagt und die Beſtellung gemacht wurde. Und ſiehe da, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ſchon, erſchien auch die blonde Wirthin in Perſon, um die Bowle vorſorglich inmitten des Tiſches niederzuſetzen.

Und nun nahm ſie den Deckel ab und freute ſich unter Lachen all der aufrichtig dankbaren „Ach's,“ womit ihre Gäſte den warmen und erquicklichen Dampf einſogen. Ein reizender blonder Junge war mit ihr gekommen und hielt ſich an der Schürze der Mutter feſt.

„Ihre?“ fragte Van der Straaten mit verbindlicher Handbewegung.

„Na, wen ſonſt,“ antwortete die Blondine nüchtern und ſuchte mit Rubehn über den Tiſch hin ein paar Blicke zu wechſeln. Als es aber mißlang, ergriff ſie die blonden Locken ihres Jungen, ſpielte damit und ſagte: „Komm, Pauleken. Die Herrſchaften ſind lieber alleine.“

Elimar ſah ihr betroffen nach und rieb ſich die Stirn. Endlich rief er: „Gott ſei Dank, nun hab' ich's. Ich wußte doch, ich hatte ſie ſchon geſehn. Irgendwo. Triumphzug des Germanicus; Thusnelda, wie ſie leibt und lebt.“

„Ich kann es nicht finden,“ erwiederte Van der Straaten, der ein Piloty Schwärmer war. „Und es ſtimmt auch nicht in Verhältniſſen und Leibes Umfängen, immer vorausgeſetzt, daß man von ſolchen Dingen in Gegenwart unſerer Damen ſprechen darf. Aber Anaſtaſia wird es verzeihen, und um den Hauptunterſchied noch einmal zu betonen, bei Piloty giebt ſich Thumelicus noch als ein Werdender, während wir ihn hier bereits an der Schürze ſeiner Mutter hatten. An der weißeſten Schürze, die mir je vorgekommen iſt. Aber ſei weiß wie Schnee und weißer noch. Ach, die Verleumdung trifft Dich doch.“

Dieſe zwei Reimzeilen waren in einer abſichtlich ſpöttiſchen Singſangmanier von ihm geſprochen worden, und Rubehn, dem es mißfiel, wandte ſich ab und blickte nach links hin auf den von Lichtern überblitzten Strom. Melanie ſah es und das Blut ſchoß ihr zu Kopf, wie nie zuvor. Ihres Gatten Art und Redeweiſe hatte ſie, durch all die Jahre hin, viel hunderte von Malen in Verlegenheit gebracht, auch wohl in bittere Verlegenheiten, aber dabei war es geblieben. Heute zum erſten Male ſchämte ſie ſich ſeiner.

Van der Straaten indeß bemerkte nichts von dieſer Verſtimmung und klammerte ſich nur immer feſter an ſeinen Thusnelda-Stoff, in der an und für ſich ganz richtigen Erkenntniß, etwas Beſſeres für ſeine Special-Anſprüche nicht finden zu können.

„Ich frage jeden, ob dies eine Thusnelda iſt? Höher hinauf, meine Freunde. Göttin Aphrodite, die Venus dieſer Gegenden, Venus Spreavenſis, friſch aus demſelben Waſſer geſtiegen, das uns eben erſt unſern theuren Elimar zu rauben trachtete. Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll. Aus der Spree geſtiegen, ſag' ich. Aber ſo mich nicht alles täuſcht, haben wir hier mehr, meine Freunde. Wir haben hier, wenn ich richtig beobachtet oder ſagen wir wenn ich richtig geahnt habe, eine Vermählung von Modernem und Antikem: Venus Spreavenſis und Venus Kallipygos. Ein gewagtes Wort, ich räum' es ein. Aber in Griechiſch und Muſik darf man alles ſagen. Nicht wahr, Anaſtaſia? Nicht wahr, Elimar? Außerdem entſinn' ich mich, zu meiner Rechtfertigung, eines wundervollen Kallipygos-Epigramms . . . Nein, nicht Epigramms . . . Wie heißt etwas Zweizeiliges, was ſich nicht reimt . . .“

„Diſtichon.“

„Richtig. Alſo ich entſinne mich eines Diſtichons . . bah, da hab' ich es vergeſſen . . . Melanie, wie war es doch? Du ſagteſt es damals ſo gut und lachteſt ſo herzlich. Und nun haſt Du's auch vergeſſen. Oder willſt Du's blos vergeſſen haben?... Ich bitte Dich . . . Ich haſſe das . . . Beſinne Dich. Es war etwas von Pfirſichpflaum und ich ſagte noch ‚man fühl' ihn ordentlich.‘ Und Du fand'ſt es auch und ſtimmteſt mit ein . . . Aber die Gläſer ſind ja leer . . .“

„Und ich denke, wir laſſen ſie leer,“ ſagte Melanie ſcharf und wechſelte die Farbe, während ſie mechaniſch ihren Sonnenſchirm auf- und zumachte. „Ich denke, wir laſſen ſie leer. Es iſt ohnehin Glühwein. Und wenn wir noch hinüber wollen, ſo wird es Zeit ſein, hohe Zeit,“ und ſie betonte das Wort.

„Ich bin es zufrieden,“ entgegnete Van der Straaten, aber in einem Tone, der nur allzu deutlich erkennen ließ, daß ſeine gute Stimmung in ihr Gegentheil umzuſchlagen begann. „Ich bin es zufrieden und bedauere nur, allem Anſcheine nach, wieder einmal Anſtoß gegeben und das adlige Haus de Caparoux in ſeinen höheren Aſpirationen verſchnupft zu haben. Es iſt immer das alte Lied, das ich nicht gerne höre. Wenn ich es aber hören will, ſo lad' ich mir meinen Schwager-Major zu Tiſche, der iſt erſter Kammerherr am Throne des Anſtands und der Langenweile. Heute fehlt er hier und ich hätte gern darauf verzichtet, ihn durch ſeine Frau Schwägerin erſetzt zu ſehen. Ich haſſe Prüderien und jene Prätenſionen höherer Sittlichkeit, hinter denen nichts ſteckt. Im günſtigſten Falle nichts ſteckt. Ich darf das ſagen und jedenfalls will ich es ſagen, und was ich geſagt habe, das habe ich geſagt."

Es antwortete Niemand. Ein ſchwacher Verſuch Gablers wieder einzulenken, mißlang, und in ziemlich geſchäftsmäßigem, wenn auch freilich wieder ruhiger gewordenem Tone wurden alle noch nöthigen Verabredungen zur Ueberfahrt nach Treptow in zwei kleinen Booten getroffen: Ehm aber ſollte, mit Benutzung der nächſten Brücke, die Herrſchaften am andern Ufer erwarten. Alles ſtimmte zu, mit Ausnahme von Fräulein Riekchen, die verlegen erklärte, „daß Bootſchaukeln, von klein auf, ihr Tod geweſen ſei." Worauf ſich Van der Straaten in einem Anfalle von Ritterlichkeit erbot, mit ihr in der Glaslaube zurückbleiben und das Anlegen des nächſten, vom „Eierhäuschen" her erwarteten Dampfſchiffes abpaſſen zu wollen.

X. Wohin treiben wir?

Es währte nicht lange, ſo ſteuerten von einer dunklen, etwas weiter flußaufwärts gelegenen Uferſtelle her, zwei Jollen auf das Floß zu, jede mit einer Stocklaterne vorn an Bord. In der kleineren ſaß derſelbe Junge, der ſchon am Nachmittage die Reifen auf die Kirchhofs-Wieſe hinaus getragen hatte, während die größere Jolle, leer und blos angekettet, im Fahrwaſſer der anderen nachſchwamm. Es gab einen hübſchen Anblick, und kaum daß die beiden Fahrzeuge lagen, ſo ſtiegen auch, vom Floß aus, die ſchon ungeduldig Wartenden ein: Rubehn und Melanie in das kleinere, die beiden Maler und Anaſtaſia in das größere Boot, eine Vertheilung, die ſich wie von ſelber machte, weil Elimar und Gabler gute Kahnfahrer waren und jeder anderweitigen Führung entbehren konnten. Sie nahmen denn auch die Tête und der Junge mit der kleineren Jolle folgte.

Van der Straaten ſah ihnen eine Weile nach und ſagte dann zu dem Fräulein: „Es iſt mir ganz lieb, Rieckchen, daß wir zurückgeblieben ſind und auf das Dampfſchiff warten müſſen. Ich habe Sie ſchon immer fragen wollen, wie gefällt Ihnen unſer neuer Hausgenoſſe? Sie ſprechen nicht viel, und wer nicht viel ſpricht, der beobachtet gut.“

„O, er gefällt mir.“

„Und mir gefällt es, Rieckchen, daß er Ihnen gefällt. Nur das „o“ beklag' ich, denn es hebt ein gut Theil Lob wieder auf, und „o, er gefällt mir,“ iſt eigentlich nicht viel beſſer, als „o, er gefällt mir nicht. Sie ſehen, ich laſſe Sie nicht wieder los. Alſo nur immer tapfer mit der Sprache heraus. Warum nur o? Woran liegt es? Wo fehlt es? Mißtrauen Sie ſeinen Dragonerreſervelieutenants-Allüren? Iſt er Ihnen zu cavaliermäßig oder zu wenig? Iſt er Ihnen zu laut oder zu ſtill, zu beſcheiden oder zu ſtolz, zu warm oder zu kalt?“

„Damit möchten Sie's getroffen haben.“

„Womit?“

„Mit dem zu kalt. Ja, er iſt mir zu kalt. Als ich ihn das erſte Mal ſah, hatt' ich einen guten Eindruck, obgleich nicht voll ſo gut wie Anaſtaſia. Natürlich nicht. Anaſtaſia ſingt und iſt excentriſch und will einen Mann haben.“

„Will jede.“

„Ich auch?“ lachte die Kleine.

„Wer weiß, Rieckchen.“

„ . . . Alſo das erſte war: er gefiel mir. Es war in der Veranda, gleich nach dem zweiten Frühſtück, wir hatten eben die blauen Milchſatten zurückgeſchoben, und es iſt mir, als wär' es geſtern geweſen. Da kam der alte Teichgräber und brachte ſeine Karte. Und dann kam er ſelbſt. Nun er hat etwas Diſtinguirtes und man ſieht auf den erſten Blick, daß er die kleine Noth des Lebens nicht kennen gelernt hat. Und das iſt immer hübſch und das Hübſche davon ſoll ihm unbenommen ſein. Er hat aber auch etwas Reſervirtes. Und wenn ich ſage 'was Reſervirtes, ſo hab ich noch ſehr wenig geſagt. Denn Reſervirtſein iſt gut und ſchicklich. Er übertreibt es aber. Anfangs glaubt' ich, es ſei die kleine geſellſchaftliche Scheu, die jeden ziert, auch den Mann von Welt, und er werd' es ablegen. Aber bald konnt' ich ſehen, daß es nicht Scheu war. Nein, ganz im Gegentheil. Es iſt Selbſtbewußtſein. Er hat etwas amerikaniſch Sicheres. Und ſo ſicher er iſt, ſo kalt iſt er auch."

„Ja Rielchen, er war zu lange drüben, und drüben iſt nicht der Platz, um Beſcheidenheit und warme Gefühle zu lernen."

„Sie ſind auch nicht zu lernen. Aber man kann ſie leider verlernen."

„Verlernen?" lachte Van der Straaten. „Ich bitte Sie, Rielchen, er iſt ja ein Frankfurter!"

* * *

Während dieſes Geſpräch in dem Glasſalon geführt wurde, ſteuerten die beiden Boote der Mitte des Stromes zu. Auf dem größeren war Scherz und Lachen, aber auf dem kleineren, das folgte, ſchwieg alles und Melanie beugte ſich über den Rand und ließ das Waſſer durch ihre Finger plätſchern.

„Iſt es immer nur das Waſſer, dem ſie die Hand reichen, Freundin?“

„Es kühlt. Und ich hab' es ſo heiß.“

„So legen Sie den Bournus ab“ . . . Und er erhob ſich um ihr behilflich zu ſein.

„Nein,“ ſagte ſie heftig und abwehrend. „Mich friert.“ Und er ſah nun, daß ſie wirklich fröſtelnd zuſammenzuckte.

Und wieder fuhren ſie ſchweigend dem andern Boote nach und horchten auf die Lieder, die von dorther herüberklangen. Erſt war es „Long, long, ago“ und immer wenn der Refrain kam, ſummte Melanie die Zeile mit. Und nun lachten ſie drüben, und neue Lieder wurden intonirt und eben ſo raſch wieder verworfen, bis man ſich endlich über eines geeinigt zu haben ſchien. „O ſäh ich auf der Haide dort.“ Und wirklich, ſie hielten aus und ſangen alle Strophen durch. Aber Melanie ſang nicht leiſe mehr mit, um nicht durch ein Zittern ihrer Simme ihre Bewegung zu verrathen.

Und nun waren ſie mitten auf dem Strom, außer Hörweite von den Vorausfahrenden, und der Junge, der ſie beide fuhr, zog mit einem Ruck die Ruder ein und legte ſich bequem in's Boot nieder und ließ es treiben.

„Er ſieht auch zu den Sternen auf," ſagte Rubehn.

„Und zählt, wie viele fallen," lachte Melanie bitter. „Aber Sie dürfen mich nicht ſo verwundert anſehen, lieber Freund, als ob ich etwas Beſonderes geſagt hätte. Das iſt ja, wie Sie wiſſen, oder wenigſtens ſeit heute wiſſen müſſen, der Ton unſres Hauſes. Ein bischen ſpitz, ein bischen zweideutig und immer unpaſſend. Ich befleißige mich der Ausdrucksweiſe meines Mannes. Aber freilich ich bleibe hinter ihm zurück. Er iſt eben unerreichbar und weiß ſo wundervoll alles zu treffen, was kränkt und bloßſtellt und beſchämt."

„Sie dürfen ſich nicht verbittern."

„Ich verbittere mich nicht. Aber ich bin verbittert. Und weil ich es bin und es los ſein möchte, deshalb ſprech ich ſo. Van der Straaten . . ."

„Iſt anders als andre. Aber er liebt Sie, glaub' ich . . . Und er iſt gut."

„Und er iſt gut," wiederholte Melanie heftig und in beinahe krampfhafter Heiterkeit. „Alle Männer ſind gut! . . Und nun fehlt nur noch der Zwirnwickel und das Fußkiſſen mit dem Symbol der Treue darauf, ſo haben wir alles wieder beiſammen. O Freund, wie konnten Sie nur das ſagen, und um ihn zu rechtfertigen ſo ganz in ſeinen Ton verfallen!"

UNIV BIBL BERLIN

„Ich würde durch jeden Ton Anſtoß gegeben haben.“

„Vielleicht . . . Oder ſagen wir lieber gewiß. Denn es war zu viel, dieſer ewige Hinweis auf Dinge, die nur unter vier Augen gehören, und das kaum. Aber er kennt kein Geheimniß, weil ihm nichts des Geheimniſſes werth dünkt. Weil ihm nichts heilig iſt. Und wer anders denkt, iſt ſcheinheilig oder lächerlich. Und das vor Ihnen . . .“

Er nahm ihre Hand und fühlte, daß ſie fieberte.

Die Sterne aber funkelten und ſpiegelten ſich und tanzten um ſie her, und das Boot ſchaukelte leis und trieb im Strom und in Melanie's Herzen erklang es immer lauter: wohin treiben wir?

Und ſieh, es war, als ob der Bootsjunge von derſelben Frage beunruhigt worden wäre, denn er ſprang plötzlich auf und ſah ſich um, und wahrnehmend, daß ſie weit über die rechte Stelle hinaus waren, griff er jetzt mit beiden Rudern ein und warf die Jolle nach links herum, um ſo ſchnell wie möglich aus der Strömung heraus und dem andern Ufer wieder näher zu kommen. Und ſieh, es gelang ihm auch, und ehe fünf Minuten um waren, erkannte man die von zahlloſen Lichtern erhellten Baumgruppen des Treptower Parks, und Rubehn und Melanie hörten Anaſtaſia's Lachen auf dem vorauffahrenden Boot. Und nun ſchwieg das Lachen und das Singen begann wieder. Aber es war ein andres Lied und über das Waſſer hin klang es „Rothtraut, Schön-Rothtraut,“ erſt laut und jubelnd, bis es ſchwermüthig in die Worte verklang: „Schweig ſtille, mein Herze.“

„Schweig ſtille, mein Herze,“ wiederholte Rubehn und ſagte leiſe „ſoll es?“

Melanie antwortete nicht. Das Boot aber lief an's Ufer, an dem Elimar und Arnold ſchon in aller Dienſtbefliſſenheit warteten. Und gleich darauf kam auch das Dampfſchiff, und Riekchen und Van der Straaten ſtiegen aus. Er heiter und geſprächig.

Und er nahm Melanie's Arm und ſchien die Scene, die den Abend geſtört hatte, vollkommen vergeſſen zu haben.

XI. Zum Miniſter.

„Wohin treiben wir?“ hatte es in Melanie's Herzen gefragt und die Frage war ihr unvergeſſen geblieben. Aber der fieberhaften Erregung jener Stunde hatte ſie ſich entſchlagen, und in den Tagen, die folgten, war ihr die Herrſchaft über ſich ſelbſt zurückgekehrt.

Und dieſe Herrſchaft blieb ihr auch, und ſie zuckte nur einen Augenblick zuſammen, als ſie, nach Ablauf einer Woche, Rubehn am Gitter draußen halten und gleich darauf auf die Veranda zukommen ſah. Sie ging ihm wie gewöhnlich einen Schritt entgegen und ſagte: „Wie ich mich freue, Sie wieder zu ſehen! Sonſt ſahen wir Sie jeden dritten Tag, und Sie haben diesmal eine Woche vergehen laſſen, faſt eine Woche. Aber die Strafe folgt Ihnen auf dem Fuße. Sie treffen nur Anaſtaſia und mich. Unſer Riekchen, das Sie ja zu ſchätzen wiſſen (wenn auch freilich nicht genug), hat uns auf einen ganzen Monat verlaſſen und erzieht ſieben kleine Vettern auf dem Lande. Lauter

Jungen und lauter Sawatzki's, und in ihren übermüthigſten Stunden auch muthmaßlich lauter Sattler von der Hölle.“

„Sagen wir lieber gewiß. Und dazu Rielchen als Präceptor und Regente. Muß das eine Zügelführung ſein!“

„O, Sie verkennen ſie; ſie weiß ſich in Reſpect zu ſetzen.“

„Und doch möcht' ich die Verzweiflung des Gärtners über zertretene Rabatten und die des Förſters über angerichteten Wildſchaden nicht mit Augen ſehn. Denn ein kleiner Junker ſchießt Alles, was kreucht und fleucht. Und nun gar ſieben. Aber ich vergeſſe, mich meines Auftrags zu entledigen. Van der Straaten ... Ihr Herr Gemahl .. bittet, ihn zu Tiſche nicht erwarten zu wollen. Er iſt zum Miniſter befohlen und zwar in Sachen einer Enquête. Freilich erſt morgen. Aber heute hat er das Vorſpiel: das Diner. Sie wiſſen, meine gnädigſte Frau, es giebt jetzt nur noch Enquêten.“

„Es giebt nur noch Enquêten, aber es giebt keine gnädigſte Frauen mehr. Wenigſtens nicht hier und am wenigſten zwiſchen uns. Eine Gnädigſte bin ich überhaupt nur bei Gryczinski's. Ich bin Ihre gute Freundin und weiter nichts. Nicht wahr?“ Und ſie gab ihm ihre Hand, die er nahm und küßte. „Und ich will nicht,“ fuhr ſie fort, „daß wir dieſe ſechs Tage nur gelebt haben, um unſre Freundſchaft um eben ſo viele Wochen zurück zu datiren. Alſo nichts mehr von einer „gnädigſten Frau“.“

Und dabei zwang ſie ſich, ihn anzuſehen. Aber ihr Herz ſchlug und ihre Stimme zitterte bei der Erinnerung an den Abend, der nur zu deutlich vor ihrer Seele ſtand.

„Ja, lieber Freund,“ nahm ſie nach einer kurzen Pauſe wieder das Wort, „ich mußte das zwiſchen uns klar machen. Und da wir einmal beim Klarmachen ſind, ſo muß auch noch ein Andres heraus, auch etwas Perſönliches und Difficiles. Ich muß Ihnen nämlich endlich einen Namen geben. Denn Sie haben eigentlich keinen Namen, oder wenigſtens keinen, der zu brauchen wäre.“

„Ich dächte doch ...“ ſagte Rubehn mit einem leiſen Anfluge von Verlegenheit und Mißſtimmung.

„Ich dächte doch,“ wiederholte Melanie und lachte. „Daß doch auch die Klugen und Klügſten auf dieſen Punkt hin immer empfindlich ſind! Aber ich bitte Sie, ſich aller Empfindlichkeiten entſchlagen zu wollen. Sie ſollen ſelbſt entſcheiden. Beantworten Sie mir auf Pflicht und Gewiſſen die Frage: ob Ebenezer ein Name iſt? Ich meine ein Name für's Haus, für's Geplauder, für die Cauſerie, die doch nun mal unſer Beſtes iſt! Ebenezer! O Sie dürfen nicht ſo bös ausſehen. Ebenezer iſt ein Name für einen Hohenprieſter oder für einen, der's werden will, und ich ſeh' ihn ordentlich, wie er das Opfermeſſer ſchwingt. Und ſehen Sie, davor ſchaudert mir. Ebenezer iſt au fond nicht beſſer als Aaron. Und es iſt auch nichts daraus zu machen. Aus Ezechiel hab ich mir einen Ezel glücklich condenſirt. Aber Ebenezer!"

Anaſtaſia weidete ſich an Rubehns Verlegenheit und ſagte dann: „Ich wüßte ſchon eine Hilfe."

„O, die weiß ich auch. Und ich könnte ſogar alles in einen allgemeinen und faſt nach Grammatik klingenden Satz bringen. Und dieſer Satz würde ſein: Um- und Rückformung des abſtruſen Familiennamens Rubehn in den alten, mir immer lieb geweſenen Vornamen Ruben."

„Und das wollt' ich auch ſagen," eiferte Anaſtaſia.

„Aber ich hab es' geſagt."

Und in dieſem Prioritäts-Streite ſcherzte ſich Melanie mehr und mehr in den Ton alter Unbefangenheit hinein und fuhr endlich, gegen Rubehn gewendet, fort: „Und wiſſen Sie, lieber Freund, daß mir dieſe Namensgebung wirklich etwas bedeutet? Ruben, um es zu wiederholen, war mir von jeher der Sympathiſchſte von den Zwölfen. Er hatte das Hochherzige, das ſich immer bei dem Aelteſten findet, einfach weil er der Aelteſte iſt. Denken Sie nach, ob ich nicht Recht habe. Die natürliche Herrſcherſtellung des Erſtgeborenen ſichert ihn vor Mesquinerie und Intrigue."

„Jeder Erſtgeborene wird Ihnen für dieſe Verherrlichung dankbar ſein müſſen, und jeder Ruben erſt recht. Und doch geſteh ich Ihnen offen, ich hätt' unter den Zwölfen eine andere Wahl getroffen."

„Aber gewiß keine beſſere. Und ich hoff' es Ihnen beweiſen zu können. Ueber die ſechs Halb-Legitimen iſt weiter kein Wort zu verlieren; Sie nicken, ſind alſo einverſtanden. Und ſo nehmen wir denn, als erſtes Betrachtungsobject, die Neſtküken der Familie, die Mutterſöhnchen. Es wird ſo viel von ihnen gemacht, aber Sie werden mir zuſtimmen, daß die ſpätere egyptiſche Excellenz nicht ſo ganz ohne Noth in die Ciſterne geſteckt worden iſt. Er war einfach ein enfant terrible. Und nun gar der Jüngſte! Verwöhnt und verzogen. Ich habe ſelbſt ein Jüngſtes und weiß etwas davon zu ſagen . . . Und ſo bleiben uns denn wirklich nur die vier alten Grognards von der Lea her. Wohl, ſie haben alle vier ihre Meriten. Aber doch iſt ein Unterſchied. In dem Levi ſpukt ſchon der Levit, und in dem Juda das Königthum, — ein Stückchen Illoyalität, das ſie mir als freier Schweizerin zu gute halten müſſen. Und ſo ſehen wir uns denn vor den Reſt geſtellt, vor die beiden letzten, die natürlich die beiden erſten ſind. Eh bien, ich will nicht mäkeln und feilſchen und will dem Simeon laſſen, was ihm zukommt. Er war ein Charakter und als ſolcher wollt' er dem Jungen an's Leben. Charaktere ſind nie für halbe Maßregeln. Aber da trat Ruben dazwiſchen, *mein* Ruben, und rettete den Jungen, weil er des alten Vaters gedachte. Denn er war gefühlvoll und mitleidig und hochherzig. Und was Schwäche war, darüber ſag' ich nichts. Er hatte die Fehler ſeiner Tugenden, wie wir alle. Das war es und weiter nichts.

Und deshalb Ruben und immer wieder Ruben. Und kein Appell und kein Refus. Anaſtaſia brich einen Tauf und Krönungszweig ab, da von der Eſche drüben. Wir können ſie dann die Ruben-Eſche nennen."

Und dieſes ſcherzhafte Geplauder würde ſich muthmaßlich noch fortgeſetzt haben, wenn nicht in eben dieſem Augenblicke der wohlbekannte, zweirädrige Gig ſichtbar geworden wäre, von deſſen thurmhohem Sitze herab Van der Straaten über das Gitter weg mit der Peitſche ſalutirte. Und nun hielt das Gefährt, und der Enquêten-Commercienrath erſchien in der Veranda, ſtrahlend von Glück und freudiger Erregung. Er küßte Melanie die Stirn und verſicherte einmal über das andere, daß er ſich's nicht habe verſagen wollen, die freie halbe Stunde bis zum miniſteriellen Diner au sein de sa famille zu verbringen.

Und nun nahm er Platz und rief in das Haus hinein: „Liddi, Liddi. Raſch. Antreten. Immer flink. Und Heth auch; das Stiefkind, die Kleine, die vernachläſſigt wird, weil ſie mir ähnlich ſieht . . ."

„Und von der ich eben erzählt habe, daß ſie grenzenlos verwöhnt würde."

Die Kinder waren inzwiſchen erſchienen, und der glückliche Vater nahm ein elegantes Tütchen mit papierenem Spitzenbeſatz aus der Taſche und hielt es Lydia hin. Dieſe nahm's und gab es an die Kleine weiter. „Da Heth."

„Magſt Du nicht?" fragte Van der Straaten. „Sieh doch erſt nach. Es ſind ja Pralinés. Und noch dazu von Sarotti.“

Aber Lydia ſah mit einem Streifblick zu Rubehn hinüber und ſagte: „Tüten ſind für Kinder. Ich mag nicht.“

Alles lachte, ſelbſt Rubehn, trotzdem er wohl fühlte, daß er der Grund dieſer Ablehnung war. Van der Straaten indeß nahm die kleine Heth auf den Schooß und ſagte: „Du biſt Deines Vaters Kind. Ohne Faxen und Haberei. Lydia ſpielt ſchon die de Caparoux.“

„Laß ſie,“ ſagte Melanie.

„Ich werde ſie laſſen müſſen. Und ſonderbar zu ſagen, ich haſſe die Vornehmheits-Allüren eigentlich nur für mich ſelbſt. In meiner Familie ſind ſie mir ganz recht, wenigſtens gelegentlich, abgeſehen davon, daß ſich auch für meine Perſon allerhand Wandlungen vorbereiten. Denn in meiner Eigenſchaft als Mitglied einer Enquêten-Commiſſion hab' ich die Verpflichtung höherer geſellſchaftlicher Formen übernommen, und geht das ſo weiter, Melanie, ſo hältſt Du zwiſchen heut und ſechs Wochen einen halben Oberceremonienmeiſter in Deinen Händen. In den Sechswochenſchaften hat ja von Uranfang an etwas myſteriös Bedeutungsvolles geſchlummert.“

„Eine Wendung, lieber Van der Straaten, die mir vorläufig nur wieder zeigt, wie weitab Du noch von Deiner neuen Charge biſt.“

„Allerdings, allerdings,“ lachte Van der Straaten. „Gut Ding will Weile haben, und Rom wurde nicht an einem Tage gebaut. Und nun ſage mir, denn ich habe nur noch zehn Minuten, wie Du dieſen Nachmittag zu verbringen und unſern Freund Rubehn zu divertiren gedenkſt. Verzeih die Frage. Aber ich kenne Deine mitunter ängſtliche Gleichgiltigkeit gegen Tiſch- und Tafelfreuden und berechne mir in der Eile, daß Deine Bohnen und Hammelcotelettes, auch wenn die Bohnen ziepſig und die Cotelettes zähe ſind, nicht gut über eine halbe Stunde hinaus ausgedehnt werden können. Auch nicht unter Heranziehung eines Deſſerts von Erdbeeren und Stilton-Käſe. Und ſo ſorg' ich mich denn um Euch, und zwar um ſo mehr, als Ihr nicht die geringſte Chance habt, mich vor neun Uhr wieder hier zu ſehn.“

„Aengſtige Dich nicht,“ entgegnete Melanie. „Es iſt keine Frage, daß wir Dich ſchmerzlich entbehren werden. Du wirſt uns fehlen, Du mußt uns fehlen. Denn wer könnt' uns, um nur Eines zu nennen, den Hochflug Deiner bilderreichen Einbildungskraft erſetzen. Kaum, daß wir ihr zu folgen verſtehn. Und doch verbürg' ich mich für Unterbringung dieſer armen, verlorenen Stunden, die Dir ſo viel Sorge machen. Und Du ſollſt ſogar das Programm wiſſen.“

„Da wär' ich neugierig.“

„Erſt ſingen wir.“

„Triſtan?“

„Nein. Und Anaſtaſia begleitet. Und dann haben wir unſer Diner oder doch das, was dafür aufkommen muß. Und es wird ſich ſchon machen. Denn immer, wenn Du nicht da biſt, ſuchen wir uns durch einen beſſeren Tiſch und ein paar eingeſchobene ſüße Speiſen zu tröſten.“

„Glaub's, glaub's. Und dann?“

„Dann hab' ich vor, unſern lieben Freund, den ich Dir übrigens, nach einem allerjüngſten Uebereinkommen, als Rubehn mit dem geſtrichenen h, alſo ſchlechtweg als unſern Freund Ruben vorſtelle, mit den Schätzen und Schönheiten unſrer Villa bekannt zu machen. Er iſt eine Legion von Malen, wenn auch immer noch nicht oft genug, unſer lieber Gaſt geweſen und kennt trotzalledem nichts von dieſer ganzen Herrlichkeit, als unſer Eß- und Muſikzimmer und hier draußen die Veranda mit dem kreiſchenden Pfau, der ihm natürlich ein Greuel iſt. Aber er ſoll heute noch in ſeinem halb freireichsſtädtiſchen und halb überſeeiſchen Hochmuthe gedemüthigt werden. Ich habe vor mit Deinem Obſtgarten zu beginnen und dem Obſtgarten das Palmenhaus und dem Palmenhauſe das Aquarium folgen zu laſſen.“

„Ein gutes Programm, das mich nur hinſichtlich ſeiner letzten Nummer etwas erſchreckt oder wenigſtens zur Vorſicht mahnen läßt. Sie müſſen nämlich wiſſen, Rubehn, was wir letzten Sommer in dieſer erbärmlichen Glaskaſten-Sammlung, die den ſtolzen Namen Aquarium führt, ſchaudernd ſelbſt erlebt haben. Nicht mehr und nicht weniger als einen Ausbruch, Eruption, und ich höre noch Anaſtaſia's Aufſchrei und werd' ihn hören bis an's Ende meiner Tage. Denken Sie ſich, eine der großen Glasſcheiben platzt, Urſache unbekannt, wahrſcheinlich aber weil Gryczinski ſeinem Füſilierſäbel eine falſche Directive gegeben, und ſiehe da, ehe wir drei zählen können, ſteht unſer ganzer Aquariumflur nicht nur handhoch unter Waſſer, ſondern auch alle Schrecken der Tiefe zappeln um uns her, und ein großer Hecht umſchnopert Melanie's Fußtaille mit allerſichtlichſter Vernachläſſigung Tante Riekchens. Offenbar alſo ein Kenner. Und in einem Anfalle wahnſinniger Eiferſucht hab' ich ihn ſchlachten laſſen und ſeine Leber höchſteigenhändig verzehrt."

Anaſtaſia beſtätigte die Zutreffendheit der Schilderung, und ſelbſt Melanie, die ſeit längerer Zeit ähnlichen Excurſen ihres Gatten mit nur zu ſichtlichem Widerſtreben folgte, nahm heute wieder an der allgemeinen Heiterkeit Theil. Sie hatte ſich ſchon vorher in dem mit Rubehn geführten Geſpräche derartig heraufgeſchraubt, daß ſie wie geiſtig trunken und beinahe gleichgiltig gegen Erwägungen und Rückſichten war, die ſie noch ganz vor Kurzem gequält hatten. Sie ſah wieder alles von der lachenden Seite, ſelbſt das Gewagteſte, und faßte, ohne ſich Rechenſchaft davon zu geben, den Entſchluß, mit der ganzen nervöſen Feinfühligkeit dieſer letzten Wochen ein- für allemal brechen und wieder keck und unbefangen in die Welt hinein leben zu wollen.

Van der Straaten aber, überglücklich, mit ſeinem Aquariums-Hecht einen guten Abgang gefunden zu haben, griff nach Hut und Handſchuh und verſprach, auf Eile dringen zu wollen, ſoweit ſich, einem Miniſter gegenüber, überhaupt auf irgend etwas dringen laſſe.

Das waren ſeine letzten Worte. Gleich darauf hörte man das Knirſchen der Räder und empfing von außen her, über das Parkgitter hin, einen abſichtlich übertriebenen Feierlichkeits-Gruß, in dem ſich die ganze Bedeutung eines Mannes ausdrücken ſollte, der zum Miniſter fährt. Noch dazu zum Finanzminiſter, der eigentlich immer ein Doppelminiſter iſt.

XII. Unter Palmen.

Die Nachmittagſtunden vergingen, wie's Melanie geplant und Van der Straaten gebilligt hatte. Dem anderthalbſtündigen Muſiciren folgte das kleine Diner, opulenter als gedacht, und die Sonne ſtand eben noch über den Bosquets, als man ſich erhob, um draußen im „Orchard" ein zweites Deſſert von den Bäumen zu pflücken.

Dieſer für allerhand Obſt-Culturen beſtimmte Theil des Parkes, lief, an ſonnigſter Stelle, neben dem Fluß entlang und beſtand aus einem anſcheinend endloſen Kieswege, der nach der Spree hin offen, nach der Parkſeite hin aber von Spalierwänden eingefaßt war. An dieſen Spalieren, in kunſtvollſter Weiſe behandelt und jeder einzelne Zweig gehegt und gepflegt, reiften die feinſten Obſtarten, während kaum minder feine Sorten an nebenher laufenden niederen Brettergeſtellen, etwa nach Art großer Ananas-Erdbeeren, gezogen wurden.

Melanie hatte Rubehns Arm genommen, Anaſtaſia folgte langſam und in wachſenden Abſtänden; Heth aber auf ihrem Velocipède begleitete die Mama, bald weit voraus, bald dicht neben ihr, und wandte ſich dann wieder, ohne die geringſte Ahnung davon, daß ihre rückſeitige Drapirung in ein immer komiſcheres und ungenirteres Fliegen und Flattern kam. Melanie, wenn Heth die Wendung machte, ſuchte jedesmal durch ein lebhafteres Sprechen über die kleine Verlegenheit hinweg zu kommen, bis Rubehn endlich ihre Hand nahm und ſagte: „Laſſen wir doch das Kind. Es iſt ja glücklich, beneidenswerth glücklich. Und Sie ſehen, Freundin, ich lache nicht einmal."

„Sie haben Recht," entgegnete Melanie. „Thorheit und nichts weiter. Unſere Scham iſt unſere Schuld. Und eigentlich iſt es rührend und entzückend zugleich." Und als der kleine Wildfang in eben dieſem Augenblicke wieder heranrollte, commandirte ſie ſelbſt: „Rechts um. Und nicht zu nah an die Spree! Sehen Sie nur, wie ſie hinfliegt. So lange die Welt ſteht, hat keine Reiterei mit ſo fliegenden Fahnen angegriffen."

Unter ſolchem Geſpräch waren ſie bis an die Stelle gekommen, wo, von der Parkſeite her, ein breiter avenueartiger Weg in den langen und ſchmalen Spaliergang einmündete. Hier, im Centrum der ganzen Anlage, erhoben ſich denn auch, nach dem Vorbilde der berühmten engliſchen Gärten in Kew, ein paar hohe, glasgekuppelte Palmenhäuſer, an deren eines ſich ein altmodiſches Treibhaus anlehnte, das, früher der Herrſchaft zugehörig, inzwiſchen mit all ſeinen Blattpflanzen und Topfgewächſen in die Hände des alten Gärtners übergegangen und die Grundlage zum Betrieb eines ſehr einträglichen Privat-Geſchäftes geworden war. Unmittelbar neben dem Treibhauſe hatte der Gärtner ſeine Wohnung, ein nur zweifenſtriges und ganz von Ephen überwachſenes Häuschen, über das ein alter, ſchrägſtehender Akazienbaum ſeine Zweige breitete. Zwei, drei Steinſtufen führten bis in den Flur und neben dieſen Stufen ſtand eine Bank, deren Rücklehne von dem Ephen mit überwachſen war.

„Setzen wir uns,“ ſagte Melanie. „Immer vorausgeſetzt, daß wir dürfen. Denn unſer alter Freund hier, iſt nicht immer guter Laune. Nicht wahr, Kagelmann?“

Dieſe Worte hatten ſich an einen kleinen und ziemlich häßlichen Mann gerichtet, der, wiewohl kahlköpfig (was übrigens die Sommermütze verdeckte) nichtsdeſtoweniger an beiden Schläfen ein paar lange glatte Haarſträhnen hatte, die bis tief auf die Schulter niederhingen. Alles an ihm war außer Verhältniß, und ſo kam es, daß, ſeiner Kleinheit unerachtet, oder vielleicht auch um dieſer willen, alles zu groß an ihm erſchien: die Naſe, die Ohren, die Hände. Und eigentlich auch die Augen. Aber dieſe ſah man nur, wenn er, was öfters geſchah, die ganz verblakte Hornbrille abnahm. Er war eine typiſche Gärtnerfigur: unfreundlich, grob und habſüchtig, vor allem auch ſeinem Wohlthäter, dem Commercienrath gegenüber, und nur wenn er die

„Frau Räthin“ ſah, erwies er ſich auffallend verbindlich und guter Laune.

So nahm er denn auch heute das ſcherzhaft hingeworfene „wenn wir dürfen“ in beſter Stimmung auf und ſagte, während er mit der Rechten (in der er einen kleinen Aurikeltopf hielt) ſeine großſchirmige Mütze nach hinten ſchob: „Jott, Frau Räthin, ob Sie dürfen! Solche Frau! Solche Frau wie Sie, darf allens. Un warum? Weil Ihnen allens kleid't. Un wen alles kleidt, der darf doch alles. Uf's kleiden kommt's an. S' giebt welche, die ſagen, die Blumen machen dumm und ſimplig. Aber daß es uff's Kleiden ankommt, ſo viel lernt man bei de Blumens.“

„Immer mein galanter Kagelmann,“ lachte Melanie. „Man merkt doch den Unverheiratheten, den Junggeſellen. Und doch iſt es Unrecht, Kagelmann, daß Sie ſo geblieben ſind. Ich meine, ſo ledig. Ein Mann wie Sie, ſo friſch und ſo geſund, und ein ſo gutes Geſchäft. Und reich dazu. Die Leute ſagen ja, Sie hätten ein Rittergut. Aber ich will es nicht wiſſen, Kagelmann. Ich reſpectire Geheimniſſe. Nur das iſt wahr, Ihr Epheuhaus iſt zu klein, immer vorausgeſetzt, daß Sie ſich noch 'mal anders beſinnen.“

„Ja, kleen is es man. Aber vor mir is es jroß genug, das heißt vor mir alleine. Sonſt . . . Aber ich bin ja nu all ſechszig.“

„Sechszig. Mein Gott, ſechszig. Sechszig iſt ja gar kein Alter.“

„Ne,“ ſagte Kagelmann. „En Alter is es eijentlich noch nich. Un es jeht ooch allens noch. Un janz jut. Un es ſchmeckt ooch noch, un die Gebrüder Beneckens dragen einen ooch noch. Aber viel mehr is es ooch nich. Un wen ſoll man denn am Ende nehmen? Sehen Se, Frau Räthin, die ſo vor mir paſſen, die gefallen mir nich, un die mir gefallen, die paſſen wieder nich — Ich wäre ſo vor dreißig oder ſo drum rum. Dreißig is jut, un dreißig zu dreißig, das ſtimmt ooch. Aber ſechszig in dreißig jeht nich. Un da ſagt denn die Frau: borg ich mir einen.“

Melanie lachte.

Kagelmann aber fuhr fort: „Ach, Frau Commercienräthin, Sie hören ſo was nich, un glauben jar nich, wie die Welt is un was allens paſſirt. Da war hier einer drüben bei Flatows, Cohn und Flatow, großes Ledergeſchäft, (un ſie ſollen's ja von Amerika kriegen, na, mir es es jleich,) un war ooch en Gärtner, un war woll ſo ſechsundfufzig. Oder vielleicht ooch erſt fünfundfufzig. Un der nahm ſich ja nu ſo'n Madamchen, ſo von'n Jahrer dreißig, un war ne Wittib, un immer janz ſchwarz, un ne hübſche Perſon, un ſaß immer ins mittelſte Zelt, Nummer 4, wo Kaiſer Wilhelm ſteht, un wo immer die Muſik is mit Clavier un Flöte. Ja, Du mein Jott, was hat er gehabt? Jar nichts hat er gehabt. Un da ſitzt er nu mit ſeine drei Würmer, und Madamchen is weg.

Un mit wen is ſe weg? Mit'n Gelbſchnabel, un hatte noch keene zwanzig uff'n Rücken, un Teichgräber ſagt, er wär' erſt achtzehn geweſen. Un möglich is es. Aber ein fixer, kleiner Kerl war es, ſo was Italien'ſches, un war doch blos aus Rathnow. Aber en paar Ogen! Ich ſag Ihnen, Frau Commercienräthin, wie'n Feuerwerk, un es war orntlich, als ob's man ſo praſſelte."

„Ja, das iſt traurig für den Mann," lachte Melanie. „Aber doch am traurigſten für die Frau. Denn wenn einer *ſolche* Augen hat . . ."

„Un ſo was is jetzt alle Tage," ſchloß der Alte, der auf die Zwiſchenbemerkung nicht geachtet hatte und wieder bei ſeinen Töpfen zu ſtellen und zu kramen anfing.

Aber Melanie ließ ihm keine Ruh. „Alle Tage," ſagte ſie. „Natürlich, alle Tage. Natürlich, alles kommt vor. Aber das darf einen doch nicht abhalten. Sonſt könnte ja keiner mehr heirathen und es gäbe gar kein Leben und keine Menſchen mehr. Denn ein kleiner fixer Gärtnerburſche, nu, mein Gott, der find't ſich zuletzt überall."

„Ja, Frau Commercienräthin, das is ſchon richtig. Aber mitunter findt't er ſich immer und mitunter find't er ſich blos manchmal. Heirathen! Nu ja, hübſch muß es ja ſind, ſonſt dhäten es nich ſo Viele. Aber beſſer is beſſer. Un ich denke, lieber bewahrt als beklagt."

In dieſem Augenblicke wurde, von der Hauptallee her ein Einſpänner ſichtbar und hielt, indem er eine Biegung machte, vor der Bank, auf der Rubehn und Melanie Platz genommen hatten. Es war ein auf niedrigen Rädern gehendes Fuhrwerk, das den Geſchäftsverkehr des kleinen Privat-Treibhauſes mit der Stadt vermittelte.

Kagelmann that ein paar Fragen an den vorn auf dem Deichſelbrette ſitzenden Kutſcher, und nachdem er noch einen andern Arbeiter herbeigerufen hatte, fingen alle drei an, die Palmen-Kübel abzuladen, die, trotzdem ſie nur von mäßiger Größe waren, den Rand des Wagenkaſtens weit überragten und mit ihren dunklen Kronen, ſchon von Fern her, den Eindruck prächtig wehender Federbüſche gemacht hatten.

Alle drei waren ein paar Minuten lang emſig bei der Arbeit, als aber ſchließlich Alles abgeladen war, wandte ſich Kagelmann wieder an ſeine gnädige Frau und ſagte, während er die zwei größten und ſchönſten Palmen mit ſeinen Händen patſchelte: „Ja, Frau Räthin, das ſind nu ſo meine Stammhalter, ſo meine zwei Säulen von's Geſchäft. Un immer unterwegs, wie'n Landbriefträger. Man blos noch unterwegſer. Denn der hat doch'n Sonntag oder Kirchenzeit. Aber meine Palmen nich. Un ich freue mir immer orntlich, wenn mal'n Stillſtand is und ich allens mal wieder ſo zu ſehen kriege. So wie heute. Denn mitunter ſeh ich meine Palmen die janze Woche nich.“

„Aber warum nicht?“

„Jott, Frau Räthin, Palme paßt immer. Un is kein

Unterſchied ob Trauung oder Begräbniß. Und manche taufen auch ſchon mit Palme. Und wenn ich ſage Palme, na, ſo kann ich auch ſagen Lorbeer oder Lebensbaum oder was wir Thuja nennen. Aber Palme, verſteht ſich, is immer das Feinſte. Un is blos man ein Metier, das is jrade ſo, janz akkurat eben ſo bei Leben und Sterben. Und is doch immer daſſelbe.“

„Ah, ich verſteh,“ ſagte Melanie. „Der Tiſchler.“

„Nein, Frau Räthin, der Tiſchler nich. Er is woll auch immer mit dabei, das is ſchon richtig, aber's is doch nich immer daſſelbe. Denn ein Sarg is keine Wiege nich und eine Wiege is kein Sarg nich. Un was en richtiges Himmelbett is, un davon will ich jar nich erſt reden . . .“

„Aber Kagelmann, wenn es nicht der Tiſchler iſt, wer denn?“

„Der Domchor, Frau Räthin. Der is auch immer mit dabei un is immer daſſelbe. Jrade ſo wie bei mir. Un er hat auch ſo ſeine zwei Stammhalter, ſeine zwei Säulen von's Geſchäft: „'s is beſtimmt in Gottes Rath“ oder „Wie ſie ſo ſanft ruhn.“ Un es paßt immer un macht keinen Unterſchied, ob einer abreiſt oder ob einer begraben wird. Un grün is grün, un is jrade ſo wie Lebensbaum und Palme.“

„Und doch Kagelmann, wenn Sie nun mal heirathen und ſelber Hochzeit machen (aber nicht hier in Ihrem Epheuhauſe; das iſt zu klein) dann ſollen Sie doch Beides haben: Geſang und Palme. Und was für Palmen! Das verſprech ich Ihnen. Denn ohne Palmen und Geſang iſt es nicht feierlich genug. Und aufs Feierliche kommt es an. Und dann gehen wir in das große Treibhaus, bis dicht an die Kuppel, und machen einen wundervollen Altar unter der allerſchönſten Palme. Und da ſollen Sie getraut werden. Und oben in der Kuppel wollen wir ſtehn und ein ſchönes Lied ſingen, einen Choral, ich und Fräulein Anaſtaſia, und Herr Rubehn hier und Herr Elimar Schulze, den Sie ja auch kennen. Und dabei ſoll Ihnen zu Muthe ſein, als ob Sie ſchon im Himmel wären und hörten die Engel ſingen."

„Glaub ich, Frau Räthin. Glaub ich."

„Und zu vorläufigem Dank für all dieſe kommenden Herrlichkeiten, ſollen Sie, liebſter Kagelmann, uns jetzt in das Palmenhaus führen. Denn ich weiß nicht Beſcheid und kenne die Namen nicht, und der fremde Herr hier, der ein paar mal um die Welt herum gefahren iſt und die Palmen ſo zu ſagen an der Quelle ſtudirt hat, will einmal ſehen, was wir haben und nicht haben."

Eigentlich kam alles Dieſes dem Alten ſo wenig gelegen wie möglich, weil er ſeine Kübel und Blumentöpfe noch vor Dunkelwerden in das kleine Treibhaus hineinſchaffen wollte. Er bezwang ſich aber, ſchob ſeine Mütze, wie zum Zeichen der Zuſtimmung, wieder nach hinten und ſagte: „Frau Räthin haben blos zu befehlen."

Und nun gingen ſie zwiſchen langen und niedrigen Backſteinöfen hin, den blos mannsbreiten Mittelgang hinauf, bis an die Stelle, wo dieſer Mittelgang in das große Palmenhaus einmündete. Wenige Schritte noch und ſie befanden ſich wie am Eingang eines Tropenwaldes und der mächtige Glasbau wölbte ſich über ihnen. Hier ſtanden die Prachtexemplare der Van der Straaten'ſchen Sammlung: Palmen, Dracäen, Rieſenfarren, und eine Wendeltreppe ſchlängelte ſich hinauf, erſt bis in die Kuppel und dann um dieſe ſelbſt herum und in einer der hohen Emporen des Langſchiffes weiter.

Unterwegs war nicht geſprochen worden.

Als ſie jetzt unter der hohen Wölbung hielten, entſann ſich Kagelmann, etwas Wichtiges vergeſſen zu haben. Eigentlich aber wollt' er nur zurück und ſagte: „Frau Räthin wiſſen ja nu Beſcheid un kennen die Galerie. Da wo der kleine Tiſch is un die kleinen Stühle, das is der beſte Platz, un is wie ne Laube, un janz dicht. Un da ſitzt ooch immer der Herr Commercienrath. Un keiner ſieht ihn. Un das hat er am liebſten.“ Und danach verabſchiedete ſich der Alte, wandte ſich aber noch einmal um, um zu fragen, „ob er das Fräulein ſchicken ſolle?“

„Gewiß, Kagelmann. Wir warten.“

Und als ſie nun allein waren, nahm Rubehn den Vortritt und ſtieg hinauf und eilte ſich, als er oben war, der noch auf der Wendeltreppe ſtehenden Melanie die Hand zu reichen. Und nun gingen ſie weiter über die kleinen, klirrenden Eiſenbrettchen hin, die hier als Dielen lagen, bis ſie zu der von Kagelmann beſchriebenen Stelle kamen, beſſer beſchrieben, als er ſelber wiſſen mochte. Wirklich, es war eine phantaſtiſch aus Blattkronen gebildete Laube, feſt geſchloſſen, und überall an den Gurten und Ribben der Wölbung hin rankten ſich Orchideen, die die ganze Kuppel mit ihrem Duft erfüllten. Es athmete ſich wonnig aber ſchwer in dieſer dichten Laube; dabei war es, als ob hundert Geheimniſſe ſprächen, und Melanie fühlte, wie dieſer berauſchende Duft ihre Nerven hinſchwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Friſche bedürfen, um ſelber friſch zu ſein. Ueber ein Schneefeld hin, bei raſcher Fahrt und ſcharfem Oſt, — da wär' ihr der heitere Sinn, der tapfere Muth ihrer Seele wiedergekommen, aber dieſe weiche, ſchlaffe Luft machte ſie ſelber weich und ſchlaff, und die Rüſtung ihres Geiſtes lockerte ſich und löſte ſich und fiel.

„Anaſtaſia wird uns nicht finden.“

„Ich vermiſſe ſie nicht.“

„Und doch will ich nach ihr rufen.“

„Ich vermiſſe ſie nicht,“ wiederholte Rubehn und ſeine Stimme zitterte. „Ich vermiſſe nur das Lied, das ſie damals ſang, als wir im Boot über den Strom fuhren. Und nun rathe.“

„Long, long ago . . ."

Er ſchüttelte den Kopf.

„O ſäh ich auf der Haide dort . . ."

„Auch das nicht, Melanie."

„Rothtraut," ſagte ſie leiſ'.

Und nun wollte ſie ſich erheben. Aber er litt es nicht und kniete nieder und hielt ſie feſt, und ſie flüſterten Worte, ſo heiß und ſo ſüß, wie die Luft, die ſie athmeten.

Endlich aber war die Dämmerung gekommen und breite Schatten fielen in die Kuppel. Und als alles immer noch ſtill blieb, ſtiegen ſie die Treppe hinab und tappten ſich durch ein Gewirr von Palmen, erſt bis in den Mittelgang und dann in's Freie zurück.

Draußen fanden ſie Anaſtaſia.

„Wo Du nur bliebſt!" fragte Melanie befangen. „Ich habe mich geängſtigt um Dich und mich. Ja, es iſt ſo. Frage nur. Und nun hab ich Kopfweh."

Anaſtaſia nahm unter Lachen den Arm der Freundin und ſagte nur: „Und Du wunderſt Dich über Kopfweh! Man wandelt nicht ungeſtraft unter Palmen."

Melanie wurde roth bis an die Schläfe. Aber die Dunkelheit half es ihr verbergen. Und ſo ſchritten ſie der Villa zu, darin ſchon die Lichter brannten.

Alle Thüren und Fenſter ſtanden auf, und von den friſch gemähten Wieſen her kam eine balſamiſche Luft. Anaſtaſia ſetzte ſich an den Flügel und ſang und neckte ſich mit Rubehn, der bemüht war, auf ihren Ton einzugehen. Aber Melanie ſah vor ſich hin und ſchwieg und war weit fort. Auf hoher See. Und in ihrem Herzen klang es wieder: Wohin treiben wir?!

Eine Stunde ſpäter erſchien Van der Straaten und rief ihnen ſchon vom Corridor her in Spott und guter Laune zu: „Ah, die Gemeinde der Heiligen! Ich würde fürchten zu ſtören. Aber ich bringe gute Zeitung.“

Und als alles ſich erhob und entweder wirklich neugierig war oder ſich wenigſtens das Anſehen davon gab, fuhr er in ſeinem Berichte fort: „Excellenz ſehr gnädig. Alles ſondirt und abgemacht. Was noch ausſteht, iſt Form und Bagatelle. Oder Sitzung und Schreiberei. Melanie, wir haben heut einen guten Schritt vorwärts gethan. Ich verrathe weiter nichts. Aber das glaub' ich ſagen zu dürfen: von dieſem Tag an datirt ſich eine neue Aera des Hauſes Van der Straaten.“

XIII. Weihnachten.

Die nächſten Tage, die viel Beſuch brachten, ſtellten den unbefangenen Ton früherer Wochen anſcheinend wieder her, und was von Befangenheit blieb, wurde, die Freundin abgerechnet, von Niemandem bemerkt, am wenigſten von Van der Straaten, der mehr denn je ſeinen kleinen und großen Eitelkeiten nachhing.

Und ſo näherte ſich der Herbſt und der Park wurde ſchöner, je mehr ſich ſeine Blätter färbten, bis gegen Ende September der Zeitpunkt wieder da war, der, nach altem Herkommen, dem Aufenthalt in der Villa draußen ein Ende machte.

Schon in den unmittelbar vorausgehenden Tagen war Rubehn nicht mehr erſchienen, weil allernächſt liegende Pflichten ihn an die Stadt gefeſſelt hatten. Ein jüngerer Bruder von ihm, von einem alten Procuriſten des Hauſes begleitet, war zu raſcher Etablirung des Zweiggeſchäfts herübergekommen, und ihren gemeinſchaftlichen Anſtrengungen gelang es denn auch wirklich, in den erſten

Octobertagen eine Filiale des großen Frankfurter Bankhauſes in's Leben zu rufen.

Van der Straaten nahm an all dieſen Hergängen den größten Antheil und ſah es als ein gutes Zeichen und eine Gewähr geſchäftskundiger Leitung an, daß Rubehns Beſuche ſeltener wurden und in den Novemberwochen beinahe ganz aufhörten. In der That erſchien unſer neuer „Filial-Chef", wie der Commercienrath ihn zu nennen beliebte, nur noch an den kleinen und kleinſten Geſellſchaftstagen, und hätte wohl auch an dieſen am liebſten gefehlt. Denn es konnt' ihm nicht entgehen, und entging ihm auch wirklich nicht, daß ihm von Reiff und Duquede, ganz beſonders aber von Gryczinski, mit einer vornehm ablehnenden Kühle begegnet wurde. Die ſchöne Jacobine ſuchte freilich durch halbverſtohlene Freundlichkeiten Alles wieder ins Gleiche zu bringen und beſchwor ihn, ihres Schwagers Haus doch nicht ganz zu vernachläſſigen, um ihretwillen nicht und um Melanie's willen nicht, aber jedesmal, wenn ſie den Namen nannte, ſchlug ſie doch verlegen die Augen nieder und brach raſch und ängſtlich ab, weil ihr Gryczinski ſehr beſtimmte Weiſungen gegeben hatte, jedwedes Geſpräch mit Rubehn entweder ganz zu vermeiden, oder doch auf wenige Worte zu beſchränken.

Um vieles heiterer geſtalteten ſich die kleinen Reunions, wenn die Gryczinski's fehlten und ſtatt ihrer blos die beiden Maler und Fräulein Anaſtaſia zugegen waren.

Dann wurde wieder geſcherzt und gelacht, wie damals in dem Stralauer Kaffeehaus, und Van der Straaten, der mittlerweile von Beſuchen, ſogar von häufigen Beſuchen gehört hatte, die Rubehn in Anaſtaſia's Wohnung gemacht haben ſolle, hing in Ausnutzung dieſer ihm hinterbrachten Thatſache ſeiner alten Neigung nach, alle dabei Betheiligten in's Komiſche zu ziehen und zum Gegenſtande ſeiner Schraubereien zu machen. Er ſähe nicht ein, wenigſtens für ſeine Perſon nicht, warum er ſich eines reinen und auf muſikaliſcher Glaubenseinigkeit aufgebauten Verhältniſſes nicht aufrichtig freuen ſolle, ja die Freude darüber würd' ihm einfach als Pflicht erſcheinen, wenn er nicht andererſeits den alten Satz wieder bewahrheitet fände, daß jedes neue Recht immer nur unter Kränkung alter Rechte geboren werden könne. Das neue Recht (wie der Fall hier läge) ſei durch ſeinen Freund Rubehn, das alte Recht durch ſeinen Freund Elimar vertreten, und wenn er dieſem letzteren auch gerne zugeſtehe, daß er in vielen Stücken er ſelbſt geblieben, ja bei Tiſche ſogar als eine Potenzirung ſeiner ſelbſt zu erachten ſei, ſo läge doch gerade hierin die nicht wegzuleugnende Gefahr. Denn er wiſſe wohl, daß dieſes Plus an Verzehrung einen furchtbaren Gleichſchritt mit Elimars innerem verzehrenden Feuer halte. Wes Namens aber dieſes Feuer ſei, ob Liebe, Haß oder Eiferſucht, das wiſſe nur der, der in den Abgrund ſieht.

In dieſer Weiſe ziſchten und platzten die reichlich umhergeworfenen Van der Straaten'ſchen Schwärmer, von deren Sprühfunken ſonderbarer Weiſe diejenigen am wenigſten berührt wurden, auf die ſie berechnet waren. Es lag eben alles anders, als der commercienräthliche Feuerwerker annahm. Elimar, der ſich auf der Stralauer Partie, weit über Wunſch und Willen hinaus engagirt hatte, hatte durch Rubehns anſcheinende Rivalität eine Freiheit wieder gewonnen, an der ihm viel, viel mehr als an Anaſtaſia's Liebe gelegen war, und dieſe ſelbſt wiederum vergaß ihr eigenes, offenbar im Niedergange begriffenes Glück in dem Wonnegefühl, ein anderes hochintereſſantes Verhältniß unter ihren Augen und ihrem Schutze heranwachſen zu ſehen. Sie ſchwelgte mit jedem Tage mehr in der Rolle der Confidenten und weit über das gewöhnliche Maß hinaus mit dem alten Evahange nach dem Heimlichen und Verbotenen ausgerüſtet, zählte ſie dieſe Winterwochen nicht nur zu den angeregteſten ihres an Anregungen ſo reichen Lebens, ſondern erfreute ſich nebenher auch noch des unbeſchreiblichen Vergnügens, den ihr au fond unbequemen und widerſtrebenden Van der Straaten gerade dann am herzlichſten belachen zu können, wenn dieſer ſich in ſeiner Sultanslaune gemüßigt fühlte, ſie zum Gegenſtand allgemeiner und natürlich auch ſeiner eigenen Lachluſt zu machen.

In der That, unſer commercienräthlicher Freund hätte bei mehr Aufmerkſamkeit und weniger Eigenliebe ſtutzig werden und über das Lächeln und den Gleichmuth Anaſtaſia's den eigenen Gleichmuth verlieren müſſen; er gab ſich aber umgekehrt einer Vertrauensſeligkeit hin, für die, bei ſeinem ſonſt ſoupçonnöſen und peſſimiſtiſchen Charakter, jeder Schlüſſel gefehlt haben würde, wenn er nicht unter Umſtänden, und auch jetzt wieder, der Mann völlig entgegengeſetzter Voreingenommenheiten geweſen wäre. In ſeiner Scharfſicht oft überſichtig und Dinge ſehend, die gar nicht da waren, überſah er eben ſo oft andere, die klar zu Tage lagen. Er ſtand in der abergläubiſchen Furcht, in ſeinem Glücke von einem vernichtenden Schlage bedroht zu ſein, aber nicht heut und nicht morgen, und je beſtimmter und unausbleiblicher er dieſen Schlag von der Zukunft erwartete, deſto ſicherer und ſorgloſer erſchien ihm die Gegenwart. Und am wenigſten ſah er ſie von der Seite her gefährdet, von der aus die Gefahr ſo nahe lag und von jedem Andern erkannt worden wäre. Doch auch hier wiederum ſtand er im Bann einer vorgefaßten Meinung und zwar eines künſtlich conſtruirten Rubehn, der mit dem wirklichen eine ganz oberflächliche Verwandtſchaft, aber in der That auch nur dieſe hatte. Was ſah er in ihm? Nichts als ein Frankfurter Patrizierkind, eine ganz und gar auf Anſtand und Hausehre geſtellte Natur, die zwar in jugendliche Thorheiten verfallen, aber einen Vertrauens- und Hausfriedensbruch nie und nimmer begehen könne. Zum Ueberfluſſe war er verlobt und um ſo verlobter, je mehr er es beſtritt. Und Abends beim Thee, wenn Anaſtaſia zugegen und das Verlobungs-Thema 'mal wieder an der Reihe war, hieß es vertraulich und gut gelaunt: „Ihr Weiber hört ja das Gras wachſen und nun gar erſt das Gras! Ich wäre doch neugierig zu hören, an wen er ſich verthan hat. Eine Vermuthung hab' ich und wette zehn gegen eins, an eine Freiin vom deutſchen Uradel, etwa wie Schreck von Schreckenſtein oder Sattler von der Hölle.“ Und dann widerſprachen beide Damen, aber doch ſo klug und ſo vorſichtig, daß ihr Widerſpruch, anſtatt irgend etwas zu beweiſen, eben nur dazu diente, Van der Straaten in ſeiner vorgefaßten Meinung immer feſter zu machen.

Und ſo kam Heiligabend und im erſten Saale der Bildergalerie waren all' unſre Freunde, mit Ausnahme Rubehns, um den brennenden Baum her verſammelt. Elimar und Gabler hatten es ſich nicht nehmen laſſen, auch ihrerſeits zu der reichen Beſcheerung beizuſteuern: ein rieſiges Puppenhaus, drei Stock hoch, und im Souterrain eine Waſchküche mit Herd und Keſſel und Rolle. Und zwar eine altmodiſche Rolle mit Steinkaſten und Mangelholz. Und ſie rollte wirklich. Und es unterlag alsbald keinem Zweifel, daß das Puppenhaus den Triumph des Abends bildete und beide Kinder waren ſelig. Sogar Lydia that ihre Vornehmheits-Allüren bei Seit' und ließ ſich von Elimar in die Luft werfen und wieder fangen. Denn er war auch Turner und Akrobat. Und ſelbſt Melanie lachte mit und ſchien ſich des Glücks der Andern zu freuen oder es gar zu theilen. Wer aber ſchärfer zugeſehen hätte, der hätte wohl wahrgenommen, daß ſie ſich bezwang, und mitunter war es, als habe ſie geweint. Etwas unendlich Weiches und Wehmüthiges lag in dem Ausdruck ihrer Augen, und der Polizeirath ſagte zu Duquede: „Sehen Sie, Freund, iſt ſie nicht ſchöner denn je?“

„Blaß und angegriffen,“ ſagte dieſer. „Es giebt Leute, die blaß und angegriffen immer ſchön finden. Ich nicht. Sie wird überhaupt überſchätzt, in allem, und am meiſten in ihrer Schönheit.“

An den Aufbau ſchloß ſich wie gewöhnlich ein Souper und man endete mit einem ſchwediſchen Punſch. Alles war heiter und guter Dinge. Melanie belebte ſich wieder, gewann auch wieder friſchere Farben, und als ſie Riekchen und Anaſtaſia, die bis zuletzt geblieben waren, bis an die Treppe geleitete, rief ſie dem kleinen Fräulein mit ihrer freundlichen und herzgewinnenden Stimme nach: „Und ſieh Dich vor, Riekchen. Chriſtel ſagt mir eben, es glatteiſt.“ Und dabei bückte ſie ſich über das Geländer und grüßte mit der Hand.

„O, ich falle nicht,“ rief die Kleine zurück. „Kleine Leute fallen überhaupt nicht. Und am wenigſten „wenn ſie vorn und hinten gut balanciren.“

Aber Melanie hörte nichts mehr von dem, was

Rückchen ſagte. Der Blick über das Geländer hatte ſie ſchwindlig gemacht, und ſie wäre gefallen, wenn ſie nicht Van der Straaten aufgefangen und in ihr Zimmer zurückgetragen hätte. Er wollte klingeln und nach dem Arzte ſchicken. Aber ſie bat ihn, es zu laſſen. Es ſei nichts, oder doch nichts Ernſtes, oder doch nichts, wobei der Arzt ihr helfen könne.

Und dann ſagte ſie, was es ſei.

XIV. Entſchluß.

Erſt den dritten Tag danach hatte ſich Melanie hinreichend erholt, um in der Alſenſtraße, wo ſie ſeit Wochen nicht geweſen war, einen Beſuch machen zu können. Vorher aber wollte ſie bei der Madame Guichard, einer vor Kurzem erſt etablirten Franzöſin, vorſprechen, deren Confections und künſtliche Blumen ihr durch Anaſtaſia gerühmt worden waren. Van der Straaten rieth ihr, weil ſie noch angegriffen ſei, lieber den Wagen zu nehmen, aber Melanie beſtand darauf, alles zu Fuß abmachen zu wollen. Und ſo kleidete ſie ſich in ihr diesjähriges Weihnachtsgeſchenk, einen Nerz-Pelz und ein Caſtorhütchen mit Straußenfeder, und war eben auf dem letzten Treppenabſatz, als ihr Rubehn begegnete, der inzwiſchen von ihrem Unwohlſein gehört hatte und nun kam, um nach ihrem Befinden zu fragen.

„Ah, wie gut daß Sie kommen," ſagte Melanie. „Nun hab' ich Begleitung auf meinem Gange. Van der Straaten wollte mir ſeinen Wagen aufzwingen, aber ich ſehne mich nach Luft und Bewegung. Ach, unbeſchreiblich . . . Mir iſt ſo bang und ſchwer . . .“

Und dann unterbrach ſie ſich und ſetzte raſch hinzu: „Geben Sie mir Ihren Arm. Ich will zu meiner Schweſter. Aber vorher will ich Ballblumen kaufen und dahin ſollen Sie mich begleiten. Eine halbe Stunde nur. Und dann geb' ich Sie frei, ganz frei.“

„Das dürfen Sie nicht, Melanie. Das werden Sie nicht.“

„Doch.“

„Ich will aber nicht freigegeben ſein.“

Melanie lachte. „So ſeid ihr. Tyranniſch und eigenmächtig auch noch in eurer Huld, auch dann noch, wenn ihr uns dienen wollt. Aber kommen Sie. Sie ſollen mir die Blumen ausſuchen helfen. Ich vertraue ganz Ihrem Geſchmack. Granatblüthen; nicht wahr?“

Und ſo gingen ſie die große Petriſtraße hinunter und vom Platz aus durch ein Gewirr kleiner Gaſſen, bis ſie, hart an der Jägerſtraße, das Geſchäft der Madame Guichard entdeckten, einen kleinen Laden, in deſſen Schaufenſter ein Theil ihrer franzöſiſchen Blumen ausgebreitet lag.

Und nun traten ſie ein. Einige Cartons wurden ihnen gezeigt und ehe noch viele Worte gewechſelt waren, war auch ſchon die Wahl getroffen. In der That, Rubehn hatte ſich für eine Granatblüthen-Garnitur entſchieden und eine Directrice, die mit zugegen war, verſprach alles zu ſchicken. Melanie ſelbſt aber gab der Franzöſin ihre Karte. Dieſe verſuchte den langen Titel und Namen zu bewältigen, und ein Lächeln flog erſt über ihr Geſicht, als ſie das „née de Caparoux“ las. Ihre nicht hübſchen Züge verklärten ſich plötzlich, und es war mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Glück und Wehmuth, daß ſie ſagte: „Madame est Française! . . . Ah, notre belle France.“

Dieſer kleine Zwiſchenfall war an Melanie nicht gleichgiltig vorübergangen, und als ſie draußen ihres Freundes Arm nahm, ſagte ſie: „Hörten Sie's wohl? Ah, notre belle France! Wie das ſo ſehnſüchtig klang. Ja, ſie hat ein Heimweh. Und alle haben wir's. Aber wohin? wonach? . . . Nach unſrem Glück . . . Nach unſrem Glück! Das Niemand kennt und Niemand ſieht. Wie heißt es doch in dem Schubert'ſchen Liede?“

„Da, wo Du nicht biſt, iſt das Glück.“

„Da, wo Du nicht biſt,“ wiederholte Melanie.

Rubehn war bewegt und ſah ihr unwillkürlich nach den Augen. Aber er wandte ſich wieder, weil er die Thräne nicht ſehen wollte, die darin glänzte.

Vor dem großen Platz, in den die Straße mündet, trennten ſie ſich. Er, für ſein Theil, hätte ſie gern weiter begleitet, aber ſie wollt' es nicht und ſagte leiſe: „Nein Rubehn, es war der Begleitung ſchon zuviel. Wir wollen die böſen Zungen nicht vor der Zeit herausfordern. Die böſen Zungen, von denen ich eigentlich kein Recht habe zu ſprechen. Adieu." Und ſie wandte ſich noch einmal und grüßte mit leichter Bewegung ihrer Hand.

Er ſah ihr nach, und ein Gefühl von Schreck und ungeheurer Verantwortlichkeit über ein durch ihn geſtörtes Glück überkam ihn und erfüllte plötzlich ſein ganzes Herz. Was ſoll werden? fragte er ſich. Aber dann wurde der Ausdruck ſeiner Züge wieder milder und heitrer, und er ſagte vor ſich hin: „Ich bin nicht der Narr, der von Engeln ſpricht. Sie war keiner und iſt keiner. Gewiß nicht. Aber ein freundlich Menſchenbild iſt ſie, ſo freundlich, wie nur je eines über dieſe arme Erde gegangen iſt . . . Und ich liebe ſie, viel, viel mehr, als ich geglaubt habe, viel, viel mehr, als ich je geglaubt hätte, daß ich lieben könnte. Muth, Melanie, nur Muth. Es werden ſchwere Tage kommen, und ich ſehe ſie ſchon zu Deinen Häupten ſtehen. Aber mir iſt auch, als klär' es ſich dahinter. O, nur Muth, Muth!"

* * *

Eine halbe Woche danach war Sylveſter und auf dem kleinen Balle, den Gryczinski's gaben, war Melanie die Schönſte. Jacobine trat zurück und gönnte der älteren Schweſter ihre Triumphe. „Superbes Weib. Aegyptiſche Königstochter," ſchnarrte Rittmeiſter von Schnabel, der wegen ſeiner eminenten Ulanen-Figur aus der Provinz in die Reſidenz verſetzt worden war und von dem Gryczinski zu ſagen pflegte: „Der geborene Prinzeſſinnentänzer. Nur ſchade, daß es keine Prinzeſſinnen mehr giebt.“

Aber Schnabel war nicht der einzige Melanie-Bewunderer. In der letzten Fenſterniſche ſtand eine ganze Gruppe von jungen Offizieren: Wensky von den Ohlauer kaffeebraunen Huſaren, enragirter Sportsman und Steeple-Chaſe-Reiter (Oberſchenkel dreimal an derſelben Stelle gebrochen), neben ihm Ingenieur-Hauptmann Stiffelius, berühmter Rechner, mager und trocken wie ſeine Gleichungen, und zwiſchen beiden Lieutenant Tigris, kleiner, kräpſcher Füſilier-Offizier vom Regiment Jauche-Belzig, der aus Gründen, die Niemand kannte, mehrere Jahre lang der Pariſer Geſandtſchaft attachirt geweſen war und ſich ſeit dem für einen Halbfranzoſen, Libertin und Frauenmarder hielt. Junge Mädchen waren ihm „ridikül“. Er ſchob eben, trotzdem er wahre Luchsaugen hatte, ſein an einem kurzen Seidenbande hängendes Pince-nez zurecht und ſagte: „Wensky, Sie ſind ja ſo gut wie zu Haus hier, und eigentlich Hahn im Korbe. Wer iſt denn dieſer Prachtkopf mit den Granatblüthen? Ich könnte ſchwören, ſie ſchon geſehen zu haben. Aber wo? Halb die Herzogin von Mouchy und halb die Beauffremont. Un teint de lys et de rose, et tout à fait distinguée.“

„Sie treffen es gut genug, mon cher Tigris,“ lachte Wensky „'s iſt die Schweſter unſrer Gryczinska, eine geborne de Caparoux.“

„Drum, drum auch. Jeder Zoll eine Franzöſin. Ich konnte mich nicht irren. Und wie ſie lacht.“

Ja, Melanie lachte wirklich. Aber wer ſie die folgenden Tage geſehen hätte, der hätte die Beauté jenes Ballabends in ihr nicht wieder erkannt, am wenigſten wär' er ihrem Lachen begegnet. Sie lag leidend und abgehärmt, uneins mit ſich und der Welt, auf dem Sopha und las ein Buch, und wenn ſie's geleſen hatte, ſo durchblätterte ſie's wieder, um ſich einigermaßen zurückzurufen was ſie geleſen. Ihre Gedanken ſchweiften ab. Rubehn kam, um nach ihr zu fragen, aber ſie nahm ihn nicht an und grollte mit ihm wie mit jedem. Und ihr wurde nur leichter um's Herz, wenn ſie weinen konnte.

So vergingen ein paar Wochen, und als ſie wieder aufſtand und ſprach, und wieder nach den Kindern und dem Haushalte ſah, ſchärfer und eindringlicher als ſonſt, war ihr der energiſche Muth ihrer früheren Tage zurückgekehrt, aber nicht die Stimmung. Sie war reizbar, heftig, bitter. Und was ſchlimmer, auch capriciös. Van der Straaten unternahm einen Feldzug gegen dieſen vielköpfigen Feind und im Einzelnen nicht ohne Glück, aber in der Hauptſache griff er fehl, und während er ihrer Reizbarkeit klugerweiſe mit Nachgiebigkeit begegnete, war er, ihrer Caprice gegenüber, unklugerweiſe darauf aus, ſie durch Zärtlichkeit beſiegen zu wollen. Und das entſchied über ihn und ſie. Jeder Tag wurd' ihr qualvoller, und die ſonſt ſo ſtolze und ſiegesſichere Frau, die mit dem Manne, deſſen Spielzeug ſie zu ſein ſchien und zu ſein vorgab, durch viele Jahre hin immer nur ihrerſeits geſpielt hatte, ſie ſchrak jetzt zuſammen und gerieth in ein nervöſes Zittern, wenn ſie von fern her ſeinen Schritt auf dem Corridore hörte. Was wollte er? Um was kam er? Und dann war es ihr, als müſſe ſie fliehen und aus dem Fenſter ſpringen. Und kam er dann wirklich und nahm ihre Hand, um ſie zu küſſen, ſo ſagte ſie: „Geh. Ich bitte Dich. Ich bin am liebſten allein.“

Und wenn ſie dann allein war, ſo ſtürzte ſie fort, oft ohne Ziel, öfter noch in Anaſtaſiens ſtille, zurückgelegene Wohnung, und wenn dann der Erwartete kam, dann brach alle Noth ihres Herzens in bittre Thränen aus und ſie ſchluchzte und jammerte, daß ſie dieſes Lügenſpiel nicht mehr ertragen könne. „Steh mir bei, hilf mir, Ruben, oder Du ſiehſt mich nicht lange mehr. Ich muß fort, fort, wenn ich nicht ſterben ſoll vor Scham und Gram.“

Und er war mit erſchüttert und ſagte: „Sprich nicht ſo, Melanie. Sprich nicht, als ob ich nicht alles wollte, was Du willſt. Ich habe Dein Glück geſtört (wenn es ein Glück war) und ich will es wieder aufbauen. Ueberall in der Welt, wie Du willſt und wo Du willſt. Jede Stunde, jeden Tag.“

Und dann bauten ſie Luftſchlöſſer und träumten und hatten eine lachende Zukunft um ſich her. Aber auch wirkliche Pläne wurden laut und ſie trennten ſich unter glücklichen Thränen.

XV. Die Vernezobres.

Und was geplant worden war, das war Flucht. Den letzten Tag im Januar wollten ſie ſich an einem der Bahnhöfe treffen, in früher Morgenſtunde, und dann fahren weit, weit in die Welt hinein, nach Süden zu, über die Alpen. „Ja, über die Alpen," hatte Melanie geſagt und aufgeathmet, und es war ihr dabei geweſen, als wär' erſt ein neues Leben für ſie gewonnen, wenn der große Wall der Berge trennend und ſchützend hinter ihr läge. Und auch darüber war geſprochen worden, was zu geſchehen habe, wenn Van der Straaten ihr Vorhaben etwa hindern wolle. „Das wird er nicht," hatte Melanie geſagt. „Und warum nicht? Er iſt nicht immer der Mann der zarten Rückſichtsnahmen und liebt es mitunter, die Welt und ihr Gerede zu brüskiren." „Und doch wird er ſich's erſparen, ſich und uns. Und wenn Du wieder fragſt, warum? Weil er mich liebt. Ich hab' es ihm freilich ſchlecht gedankt. Ach, Ruben, Freund, was ſind wir in unſerem Thun und Wollen! Undank, Untreue . . . mir ſo verhaßt! Und doch . . . ich thät' es wieder, alles, alles. Und ich will es nicht anders, als es iſt.“

So vergingen die Januarwochen. Und nun war es die Nacht vor dem feſtgeſetzten Tage. Melanie hatte ſich zu früher Stunde niedergelegt und ihrer alten Dienerin befohlen, ſie Punkt drei zu wecken. Auf dieſe konnte ſie ſich unbedingt verlaſſen, trotzdem Chriſtel ihren Dienſtjahren, aber freilich auch nur dieſen nach, zu jenen Erbſtücken des Hauſes gehörte, die ſich unter Duquede's Führung in einer ſtillen Oppoſition gegen Melanie gefielen.

Und kaum daß es drei geſchlagen, ſo war Chriſtel da, fand aber ihre Herrin ſchon auf und konnte derſelben nur noch beim Ankleiden behilflich ſein. Und auch das war nicht viel, denn es zitterten ihr die Hände, und ſie hatte, wie ſie ſich ausdrückte, „einen Flimmer vor den Augen.“ Endlich aber war doch alles fertig, der feſte Lederſtiefel ſaß, und Melanie ſagte: „So iſt's gut, Chriſtel. Und nun gieb die Handtaſche her, daß wir packen können.“

Chriſtel holte die Taſche, die dicht am Fenſter auf einer Spiegelconſole ſtand, und öffnete das Schloß. „Hier, das thu hinein. Ich hab' alles aufgeſchrieben.“ Und Melanie riß, als ſie dies ſagte, ein Blatt aus ihrem Notizbuch und gab es der Alten. Dieſe hielt den Zettel neben das Licht und las und ſchüttelte den Kopf.

„Ach meine gute, liebe Frau, das iſt ja gar nichts … Ach meine liebe, gute Frau, Sie ſind ja …"

„So verwöhnt, willſt Du ſagen. Ja Chriſtel, das bin ich. Aber Verwöhnung iſt kein Glück. Ihr habt hier ein Sprichwort: „wenig mit Liebe". Und die Leute lachen darüber. Aber über das Wahrſte wird immer gelacht. Und dann, wir gehen ja nicht aus der Welt. Wir reiſen blos. Und auf Reiſen heißt es: Leicht Gepäck. Und ſage ſelbſt, Chriſtel, ich kann doch nicht mit einem Rieſenkoffer aus dem Hauſe gehen. Da fehlte blos noch der Schmuck und die Caſſette."

Melanie hatte, während ſie ſo ſprach, ihre Hände dicht über das halb niedergebrannte Feuer gehalten. Denn es war kalt und ſie fröſtelte. Jetzt ſetzte ſie ſich in einen nebenſtehenden Fauteuil und ſah abwechſelnd in die glühenden Kohlen und dann wieder auf Chriſtel, die das Wenige, was aufgeſchrieben war, in die Taſche that und immer leiſe vor ſich hinſprach und weinte. Und nun war alles hinein, und ſie drückte den Bügel in's Schloß und ſtellte die Taſche vor Melanie nieder.

So verging eine Weile. Keiner ſprach. Endlich aber trat Chriſtel von hinten her an ihre junge Herrin heran und ſagte: „Jott, liebe, jnädige Frau, muß es denn … Bleiben Sie doch. Ich bin ja blos ſolche alte, dumme Perſon. Aber die Dummen ſind oft gar nicht ſo dumm. Und ich ſag Ihnen, meine liebe Jnädigſte, Sie jlauben jar nich, woran ſich der Menſch alles jewöhnen kann. Jott, der Menſch jewöhnt ſich an alles. Und wenn man reich iſt und hat ſo viel, da kann man auch viel aushalten. Un vor mir wollt' ich woll einſtehn. Un wie jeht es denn? Un wie leben denn die Menſchen? In jedes Haus is'n Geſpenſt, ſagen ſie jetzt, un das is ſo'ne neumodſche Redensart! Aber wahr is es. Und in manches Haus ſind zweie, un rumoren, daß man's bei hellen, lichten Dage hören kann. Un ſo war es auch bei Vernezobres. Ich bin ja nu fufzig und dreiundzwanzig hier. Un ſieben vorher bei Vernezobres. Un war auch Commercienrath un alles ebenſo. Das heißt beinah."

„Und wie war es denn?" lächelte Melanie.

„Jott, wie war es? Wie's immer is. Sie war dreißig un er war fufzig. Un ſie war ſehr hübſch. Drall un blond, ſagten die Leute. Na, un er? Ich will jar nich ſagen, was die Leute von ihm alles geſagt haben. Aber viel Jutes war es nich . . . Un natürlich, da war ja denn auch ein Baumeiſter, das heißt eigentlich kein richtiger Baumeiſter, blos einer der immer Brücken baut vor Eiſenbahnen un ſo, un immer mit'n Gitter un ſchräge Löcher, wo man durchkucken kann. Un der war ja nu da un wie'n Wieſel, un immer mit in's Concert un nach Saatwinkel oder Pichelsberg, un immer's Jaquet über'n Arm, un Fächer un Sonnenſchirm, un immer Erdbeeren geſucht un immer verirrt un nie da, wenn die Herrſchaften wieder nach Hauſe wollten. Un unſer Herr, der ängſtigte ſich un dacht' immer, es wäre was paſſirt. Un was die andern waren, na, die tuſchelten."

„Und trennten ſie ſich? Oder blieben ſie zuſammen? Ich meine die Vernezobres," fragte Melanie, die mit halber Aufmerkſamkeit zugehört hatte.

„Natürlich blieben ſie. Mal hört' ich, weil ich nebenan war, daß er ſagte: „Hulda, das geht nicht." Denn ſie hieß wirklich Hulda. Und er wollt' ihr Vorwürfe machen. Aber da kam er ihr jrade recht. Un ſie drehte den Spieß um un ſagte: was er nur wolle? Sie wolle fort. Un ſie liebe ihn, das heißt den andern, un ihn liebe ſie nicht. Un ſie dächte gar nicht dran, ihn zu lieben. Und es wär eijentlich blos zum Lachen. Und ſo ging es weiter und ſie lachte wirklich. Un ich ſag Ihnen, da wurd' er wie'n Ohrwurm und ſagte blos: „ſie ſollte ſich's doch überlegen." Un ſo kam es denn auch, un als Ende Mai war, da kam ja der Vernezobre'ſche Doktor, ſo'n richtiger, der alles janz genau wußte, der ſagte, „ſie müßte nachs Bad," wovon ich aber den Namen immer vergeſſe, weil da der Wellenſchlag am ſtärkſten iſt. Un das war ja nu damals, als ſie jrade die große Hängebrücke bauten, un die Leute ſagten, er könnt es alles am beſten ausrechnen. Un was unſer Commercienrath war, der kam immer blos Sonnabends. Un die Woche hatten ſie frei. Un als Ende

Auguſt war, oder ſo, da kam ſie wieder und war ganz friſch un munter un hatte orntlich rothe Backen, un cajolirte ihn. Und von ihm war gar keine Rede mehr.“

Melanie hatte, während Chriſtel ſprach, ein paar Holzſcheite auf die Kohlen geworfen, ſo daß es wieder praſſelte, und ſagte: „Du meinſt es gut. Aber ſo geht es nicht. Ich bin doch anders. Und wenn ich's nicht bin, ſo bild' ich es mir wenigſtens ein.“

„Jott,“ ſagte Chriſtel, „en bischen anders is es immer. Un ſie war auch blos von Neu-Cölln an's Waſſer, un die Singuhr immer jrade gegenüber. Aber die war nich Schuld mit „Ueb' immer Treu und Redlichkeit.“

„Ach, meine gute Chriſtel, Treu und Redlichkeit! Danach drängt es jeden, jeden, der nicht ganz ſchlecht iſt. Aber weißt Du, man kann auch treu ſein, wenn man untreu iſt. Treuer als in der Treue.“

„Jott, liebe Jnädigſte, ſagen Se doch ſo was nich. Ich verſteh es eigentlich nich. Un das muß ich Ihnen ſagen, wenn einer ſo was ſagt un ich verſteh es nicht, denn is es immer ſchlimm. Un Sie ſagen, Sie ſind anders. Ja, das is ſchon richtig, un wenn es auch nich janz richtig is, ſo is es doch halb richtig. Un was die Hauptſache is, das is, meine liebe Jnädigſte, die hat eijentlich das liebe kleine Herz auf'n rechten Fleck, un is immer für helfen und geben, un immer für die armen Leute. Un was die Vernezobern war, na, die putzte ſich blos, un war immer vor'n Stehſpiegel, der alles noch hübſcher machte, und ſah aus wie's Modejournal und war eijentlich dumm. Wie'n Haubenſtock, ſagten die Leute. Un war auch nich ſo was Vornehmes, wie meine liebe Jnädigſte, un blos aus ne' Färberei, türkiſchroth. Aber das muß ich Ihnen ſagen, Ihrer is doch auch anders als der Vernezobern Ihrer war, un hat ſich gar nich, un red't immer frei weg, un kann keinen was abſchlagen. Un zu Weihnachten immer alles doppelt."

Melanie nickte.

„Nu, ſehen Sie, meine liebe Jnädigſte, das is hübſch, daß Sie mir zunicken, un wenn Sie mir immer wieder zunicken, dann kann es auch alles noch wieder werden un wir packen alles wieder aus, un Sie legen ſich in's Bett un ſchlafen bis an'n hellen lichten Tag. Un Klocker zwölfe bring ich Ihnen Ihren Kaffee un Ihre Chokolade, alles gleich auf ein Brett, un wenn ich Ihnen dann erzähle, daß wir hier geſeſſen und was wir alles geſprochen haben, dann is es Ihnen wie'n Traum. Denn dabei bleib ich, er is eijentlich auch ein juter Mann, ein ſehr juter, un blos ein bischen ſonderbar. Und ſonderbar is nichts Schlimmes. Und ein reicher Mann wird es doch wohl am Ende dürfen! Un wenn ich reich wäre, ich wäre noch viel ſonderbarer. Un daß er immer ſo ſpricht un ſolche

Redensarten macht, als hätt' er keine Bildung nich un wäre von'n Wedding oder ſo, ja, Du himmliſche Güte, warum ſoll er nich? warum ſoll er nich ſo reden, wenn es ihm Spaß macht? er is nu 'mal für's Berlinſche. Aber is er denn nich einer? Und am Ende . . .

XVI. Abſchied.

Chriſtel unterbrach ſich und zog ſich erſchrocken in die Nebenſtube zurück, denn Van der Straaten war eingetreten. Er war noch in demſelben Geſellſchaftsanzug, in dem er, eine Stunde nach Mitternacht, nach Hauſe gekommen war und ſeine überwachten Züge zeigten Aufregung und Ermattung. Von welcher Seite her er Mittheilung über Melanie's Vorhaben erhalten hatte, blieb unaufgeklärt. Aus allem war nur erſichtlich, daß er ſich gelobt hatte, die Dinge ruhig gehen zu laſſen. Und wenn er dennoch kam, ſo geſchah es nicht, um gewaltſam zu hindern, ſondern nur um Vorſtellungen zu machen, um zu bitten. Es kam nicht der empörte Mann, ſondern der liebende.

Er ſchob einen Fauteuil an das Feuer, ließ ſich nieder, ſo daß er jetzt Melanie gegenüber ſaß, und ſagte leicht und geſchäftsmäßig: „Du willſt fort, Melanie?"

„Ja, Ezel."

„Warum?"

„Weil ich einen andern liebe."

„Das iſt kein Grund."

„Doch."

„Und ich ſage Dir, es geht vorüber, Lanni. Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhaßteſten iſt euch das eigentliche, das höchſte Glück, das Ruhe bedeutet. Ihr ſeid auf die Unruhe geſtellt. Ein bischen ſchlechtes Gewiſſen habt ihr lieber als ein gutes, das nicht prickelt, und unter allen Sprüchwörtern iſt euch das vom „beſten Ruhekiſſen" am langweiligſten und am lächerlichſten. Ihr wollt garnicht ruhen. Es ſoll euch immer was kribbeln und zwicken, und ihr habt den überſpannt ſinnlichen oder meinetwegen auch den heroiſchen Zug, daß ihr dem Schmerz die ſüße Seite abzugewinnen wißt."

„Es iſt möglich, daß Du Recht haſt, Ezel. Aber je mehr Du Recht haſt, je mehr rechtfertigſt Du mich und mein Vorhaben. Iſt es wirklich, wie Du ſagſt, ſo wären wir geborene Hazardeurs, und Va banque ſpielen ſo recht eigentlich unſere Natur. Und natürlich auch die meinige."

Er hörte ſie gern in dieſer Weiſe ſprechen, es klang ihm wie aus guter, alter Zeit her, und er ſagte, während er den Fauteuil vertraulich näher rückte: „Laß uns nicht ſpießbürgerlich ſein, Lanni. Sie ſagen, ich wär ein Bourgeois, und es mag ſein. Aber ein Spießbürger bin ich nicht.

Und wenn ich die Dinge des Lebens nicht ſehr groß und nicht ſehr ideal nehme, ſo nehm' ich ſie doch auch nicht klein und eng. Ich bitte Dich, übereile nichts. Meine Courſe ſtehen jetzt niedrig, aber ſie werden wieder ſteigen. Ich bin nicht Geck genug, mir einzubilden, daß Du ſchönes und liebenswürdiges Geſchöpf, verwöhnt und ausgezeichnet von den Klügſten und Beſten, daß Du mich aus purer Neigung oder gar aus Liebesſchwärmerei genommen hätteſt. Du haſt mich genommen, weil Du noch jung warſt und noch keinen liebteſt, und in Deinem witzigen und geſunden Sinn einſehen mochteſt, daß die jungen Attachés auch keine Helden und Halbgötter wären. Und weil die Firma Van der Straaten einen guten Klang hatte. Alſo nichts von Liebe. Aber Du haſt auch nichts gegen mich gehabt und haſt mich nicht ganz alltäglich gefunden und haſt mit mir geplaudert und gelacht und geſcherzt. Und dann hatten wir die Kinder, die doch ſchließlich reizende Kinder ſind, zugeſtanden Dein Verdienſt, und Du haſt endlich an die zehn Jahr in der Vorſtellung und Erfahrung gelebt, daß es nicht zu den ſchlimmſten Dingen zählt, eine junge, bequem gebettete Frau zu ſein und der Augapfel ihres Mannes, eine junge, verwöhnte Frau, die thun und laſſen kann, was ſie will, und als Gegenleiſtung nichts andres einzuſetzen braucht, als ein freundliches Geſicht, wenn es ihr grade paßt. Und ſieh, Melanie, weiter will ich auch jetzt nichts, oder ſag ich lieber, will ich auch in Zukunft nicht. Denn in dieſem Augenblick erſcheint Dir auch das Wenige, was ich fordere, noch als zu viel. Aber es wird wieder anders, muß wieder anders werden. Und ich wiederhole Dir, ein Minimum iſt mir genug. Ich will keine Leidenſchaft. Ich will nicht, daß Du mich anſehen ſollſt, als ob ich Leone Leoni wär' oder irgend in anderer großer Romanheld, dem zu Liebe die Weiber Giftbecher trinken wie Mandelmilch und lächelnd ſterben, blos um ihn noch einmal lächeln zu ſehen. Ich bin nicht Leone Leoni, bin blos deutſch und von holländiſcher Abſtraction, wodurch das Deutſche nicht beſſer wird, und habe die mir abſtammlich zukommenden hohen Backenknochen. Ich bewege mich nicht in Illuſionen, am wenigſten über meinen äußeren Menſchen, und ich verlange keine Liebes-Großthaten von Dir. Auch nicht einmal Entſagungen. Entſagungen machen ſich zuletzt von ſelbſt, und das ſind die beſten. Die beſten, weil es die freiwilligen und eben deshalb auch die dauerhaften und zuverläſſigen ſind. Uebereile nichts. Es wird ſich alles wieder zurechtrücken."

Er war aufgeſtanden und hatte die Lehne des Fauteuils genommen, auf der er ſich jetzt hin und her wiegte. „Und nun noch eins, Lanni," fuhr er fort, „ich bin nicht der Mann der Rückſichtsnahmen und haſſe dieſe langweiligen „Regards" auf nichts und wieder nichts. Aber dennoch ſag' ich Dir, nimm Rückſicht auf Dich ſelbſt. Es iſt nicht gut, immer nur an das zu denken, was die Leute ſagen, aber es iſt noch weniger gut, garnicht daran zu denken. Ich hab es an mir ſelbſt erfahren. Und nun überlege. Wenn Du jetzt gehſt ... Du weißt, was ich meine. Du kannſt jetzt nicht gehen; nicht jetzt."

„Eben deshalb geh ich, Ezel," antwortete ſie leiſe. „Es ſoll klar zwiſchen uns werden. Ich habe dieſe ſchnöde Lüge ſatt."

Er hatte jedes Wort begierig eingeſogen, wie man in entſcheidenden Momenten auch das hören will, was einem den Tod giebt. Und nun war es geſprochen. Er ließ den Stuhl wieder nieder und warf ſich hinein, und einen Augenblick war es ihm, als ſchwänden ihm die Sinne. Aber er erholte ſich raſch wieder, rieb ſich Stirn und Schläfe und ſagte: „Gut. Auch das. Ich will es verwinden. Laß uns mit einander reden. Auch darüber reden. Du ſiehſt, ich leide; mehr als all mein Lebtag. Aber ich weiß auch, es iſt ſo Lauf der Welt und ich habe kein Recht, Dir Moral zu predigen. Was liegt nicht alles hinter mir! ... Es mußte ſo kommen, mußte nach dem Van der Straaten'ſchen Hausgeſetz (warum ſollen wir nicht auch ein Hausgeſetz haben) und ich glaube faſt, ich wußt' es von Jugend auf." Und nach einer Weile fuhr er fort: „Es giebt ein Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen langſam" und ſieh, als ich noch ein kleiner Junge war, hört' ich's oft von unſerer alten Kindermuhme und mir wurd' immer ſo bange dabei. Es war wohl eine Vorahnung. Nun bin ich zwiſchen den zwei Steinen, und mir iſt als würd' ich zermahlen und zermalmt . . ."

„Zermahlen?" Er ſchlug mit der rechten in die linke Hand und wiederholte noch einmal und in plötzlich verändertem Tone: „Zermahlen! Es hat eigentlich etwas Komiſches. Und wahrhaftig, hol' die Peſt alle feigen Memmen. Ich will mich nicht länger damit quälen. Und ich ärgere mich über mich ſelbſt und meine Haberei und Thuerei. Bah, die Nachmittagsprediger der Weltgeſchichte machen zuviel davon, und wir ſind dumm genug und plappern es ihnen nach. Und immer mit Vergeſſen allereigenſter Herrlichkeit, und immer mit Vergeſſen wie's war und iſt und ſein wird. Oder war es beſſer in den Tagen meines Pathen Ezechiel? Oder als Adam grub und Eva ſpann? Iſt nicht das ganze alte Teſtament ein Senſationsroman? Dreidoppelte Geheimniſſe von Paris! Und ich ſage Dir, Lanni, gemeſſen an dem, ſind wir die reinen Lämmchen, weiß wie Schnee. Waiſenkinder. Und ſo höre mich denn. Es ſoll Niemand davon wiſſen, und ich will es halten, als ob es mein eigen wäre. Deine iſt es ja, und das iſt die Hauptſache. Denn ſo Du's nicht übel nimmſt, ich liebe Dich und will Dich behalten. Bleib. Es ſoll nichts ſein. Soll nicht. Aber bleibe."

Melanie war, als er zu ſprechen begann, tief erſchüttert geweſen, aber er ſelbſt hatte, je weiter er kam, dieſes Gefühl wieder weggeſprochen. Es war eben immer daſſelbe Lied. Alles, was er ſagte, kam aus einem Herzen voll Gütigkeit und Nachſicht, aber die Form, in die ſich dieſe Nachſicht kleidete, verletzte wieder. Er behandelte das, was vorgefallen, aller Erſchütterung unerachtet doch bagatellmäßig obenhin und mit einem ſtarken Anfluge von cyniſchem Humor. Es war wohlgemeint, und die von ihm geliebte Frau ſollte, ſeinem Wunſche nach, den Vortheil davon ziehn. Aber ihre vornehmere Natur ſträubte ſich innerlichſt gegen eine ſolche Behandlungsweiſe. Das Geſchehene, das wußte ſie, war ihre Verurtheilung vor der Welt, war ihre Demüthigung, aber es war doch auch zugleich ihr Stolz, dies Einſetzen ihrer Exiſtenz, dies rückhaltloſe Bekenntniß ihrer Neigung. Und nun plötzlich ſollt' es nichts ſein, oder doch nicht viel mehr als nichts, etwas ganz Alltägliches, über das ſich hinwegſehn und hinweggehen laſſe. Das widerſtand ihr. Und ſie fühlte deutlich, daß das Geſchehene verzeihlicher war, als ſeine Stellung zu dem Geſchehenen. Er hatte keinen Gott und keinen Glauben, und es blieb nur das Eine zu ſeiner Entſchuldigung übrig: daß ſein Wunſch, ihr goldne Brücken zu bauen, ſein Verlangen nach Ausgleich um jeden Preis, ihn anders hatte ſprechen laſſen, als er in ſeinem Herzen dachte. Ja, ſo war es. Aber wenn es ſo war, ſo konnte ſie dies Gnadengeſchenk nicht annehmen. Jedenfalls wollte ſie's nicht.

„Du meinſt es gut, Ezel," ſagte ſie. „Aber es kann nicht ſein. Es hat eben Alles ſeine natürliche Conſequenz, und die, die hier ſpricht, die ſcheidet uns. Ich weiß wohl, daß auch Anderes geſchieht, jeden Tag, und es iſt noch keine halbe Stunde, daß mir Chriſtel davon vorgeplaudert hat. Aber einem Jeden iſt das Geſetz in's Herz geſchrieben, und danach fühl' ich, ich muß fort. Du liebſt mich, und deshalb willſt Du darüber hinſehen. Aber Du darfſt es nicht und Du kannſt es auch nicht. Denn Du biſt nicht jede Stunde derſelbe, keiner von uns. Und keiner kann vergeſſen. Erinnerungen aber ſind mächtig, und Fleck iſt Fleck, und Schuld iſt Schuld."

Sie ſchwieg einen Augenblick und bog ſich rechts nach dem Kamin hin, um ein paar Kohlenſtückchen in die jetzt hellbrennende Flamme zu werfen. Aber plötzlich, als ob ihr ein ganz neuer Gedanke gekommen, ſagte ſie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres früheren Weſens: „Ach, Ezel, ich ſpreche von Schuld und wieder Schuld, und es muß beinah klingen, als ſehnt' ich mich danach, eine büßende Magdalena zu ſein. Ich ſchäme mich ordentlich der großen Worte. Aber freilich, es giebt keine Lebenslagen, in denen man aus der Selbſttäuſchung und dem Komödienſpiele herauskäme. Wie ſteht es denn eigentlich? Ich will fort, nicht aus Schuld, ſondern aus Stolz, und will fort, um mich vor mir ſelber wieder herzuſtellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller

Lüge haftet; ich will wieder klare Verhältniſſe ſehen und will wieder die Augen aufſchlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von Dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu meinem Thun bekenne. Das wird ein groß Gerede geben, und die Tugendhaften und Selbſtgerechten werden es mir nicht verzeihn. Aber die Welt beſteht nicht aus lauter Tugendhaften und Selbſtgerechten, ſie beſteht auch aus Menſchen, die Menſchliches menſchlich anſehen. Und auf die hoff' ich, die brauch ich. Und vor allem brauch ich mich ſelbſt. Ich will wieder in Frieden mit mir ſelber leben und wenn nicht in Frieden, ſo doch wenigſtens ohne Zwieſpalt und zweierlei Geſicht."

Es ſchien, daß Van der Straaten antworten wollte, aber ſie litt es nicht und ſagte: „Sage nicht nein. Es iſt ſo und nicht anders. Ich will den Kopf wieder hochhalten und mich wieder fühlen lernen. Alles iſt eitel Selbſtgerechtigkeit. Und ich weiß auch, es wäre beſſer und ſelbſtſuchtsloſer, ich bezwänge mich und bliebe, freilich immer vorausgeſetzt, ich könnte mit einer Einkehr bei mir ſelbſt beginnen. Mit Einkehr und mit Reue. Aber das kann ich nicht. Ich habe nur ein ganz äußerliches Schuldbewußtſein, und wo mein Kopf ſich unterwirft, da proteſtirt mein Herz. Ich nenn' es ſelber ein ſtörriſches Herz und ich verſuche keine Rechtfertigung. Aber es wird nicht anders durch mein Schelten und Schmähen. Und ſieh, ſo hilft mir denn Eines nur und reißt mich Eines nur aus mir heraus: ein ganz neues Leben und in ihm das, was das erſte vermiſſen ließ: Treue. Laß mich gehen. Ich will nichts beſchönigen, aber das laß mich ſagen: es trifft ſich gut, daß das Geſetz, das uns ſcheidet und mein eignes ſelbſtiſches Verlangen zuſammenfallen.“

Er hatte ſich erhoben, um ihre Hand zu nehmen, und ſie ließ es geſchehen. Als er ſich aber niederbeugen und ihr die Stirn küſſen wollte, wehrte ſie's und ſchüttelte den Kopf. „Nein, Ezel, nicht ſo. Nichts mehr zwiſchen uns, was ſtört und verwirrt und quält und ängſtigt, und immer nur erſchweren und nichts mehr ändern kann . . . Ich werd' erwartet. Und ich will mein neues Leben nicht mit einer Unpünktlichkeit beginnen. Unpünktlich ſein, iſt unordentlich ſein. Und davor hab ich mich zu hüten. Es ſoll Ordnung in mein Leben kommen, Ordnung und Einheit. Und nun leb wohl und vergiß.“

Er hatte ſie gewähren laſſen, und ſie nahm die kleine Reiſetaſche, die neben ihr ſtand, und ging. Als ſie bis an die Tapetenthür gekommen war, die zu der Kinderſchlafſtube führte, blieb ſie ſtehen und ſah ſich noch einmal um. Er nahm es als ein gutes Zeichen und ſagte: „Du willſt die Kinder ſehen!“

Es war das Wort, das ſie gefürchtet hatte, das Wort, das in ihr ſelber ſprach. Und ihre Augen wurden groß, und es flog um ihren Mund, und ſie hatte nicht die Kraft ein „Nein“ zu ſagen. Aber ſie bezwang ſich und ſchüttelte nur den Kopf und ging auf Thür und Flur zu.

Draußen ſtand Chriſtel, ein Licht in der Hand, um ihrer Herrin das Täſchchen abzunehmen und ſie die beiden Treppen hinabzubegleiten. Aber Melanie wies es zurück und ſagte: „laß Chriſtel, ich muß nun meinen Weg allein finden“. Und auf der zweiten Treppe, die dunkel war, begann ſie wirklich zu ſuchen und zu tappen.

„Es beginnt früh,“ ſagte ſie.

Das Haus war ſchon auf, und draußen blies ein kalter Wind von der Brüderſtraße her, über den Platz weg, und der Schnee federte leicht in der Luft. Sie mußte dabei des Tages denken, nun beinah jährig, wo der Rollwagen vor ihrem Hauſe hielt, und wo die Flocken auch wirbelten wie heut, und die kindiſche Sehnſucht über ſie kam, zu ſteigen und zu fallen wie ſie.

Und nun hielt ſie ſich auf die Brücke zu, die nach dem Spittelmarkte führt, und ſah nichts als den Laternenanſtecker ihres Reviers, der mit ſeiner langen ſchmalen Leiter immer vor ihr her lief und wenn er oben ſtand, halb neugierig und halb pfiffig auf ſie niederſah und nicht recht wußte, was er aus ihr machen ſollte.

Jenſeits der Brücke kam eine Droſchke langſam auf ſie zu. Der Kutſcher ſchlief, und das Pferd eigentlich auch, und da nichts Beſſeres in Sicht war, ſo zupfte ſie den immer noch Verſchlafenen an ſeinem Mantel und ſtieg endlich ein und nannt' ihm den Bahnhof. Und es war auch, als ob er ſie verſtanden und zugeſtimmt habe. Kaum aber, daß ſie ſaß, ſo wandt' er ſich auf dem Bock um und brummelte durch das kleine Guckloch: „er ſei Nachtdroſchke, un janz klamm, un von Klock elwe nichts in'n Leib. Un er wolle jetzt nach Hauſe.“ Da mußte ſie ſich auf's Bitten legen, bis er endlich nachgab. Und nun ſchlug er auf das arme Thier los und holprig ging es die lange Straße hinunter.

Sie warf ſich zurück und ſtemmte die Füße gegen den Rückſitz, aber die Kiſſen waren feucht und kalt, und das eben erlöſchende Lämpchen füllte die Droſchke mit einem trüben Qualm. Ihre Schläfe fühlten mehr und mehr einen Druck und ihr wurde weh und widrig in der elenden Armeleute-Luft. Endlich ließ ſie die Fenſter nieder und freute ſich des friſchen Windes, der durchzog. Und freute ſich auch des erwachenden Lebens der Stadt, und jeden Bäckerjungen, der trällernd und pfeifend und ſeinen Korb mit Backwaaren hoch auf dem Kopf an ihr vorüberzog, hätte ſie grüßen mögen. Es war doch ein heiterer Ton, an dem ſich ihre Niedergedrücktheit aufrichten konnte.

Sie waren jetzt bis an die letzte Querſtraße gekommen, und in fortgeſetztem und immer nervöſer werdendem Hinausſehen erſchien es ihr, als ob alle Fuhrwerke, die denſelben Weg hatten, ihr eignes elendes Gefährt in wachſender Eil' überholten. Erſt einige, dann viele. Sie klopfte, rief. Aber alles umſonſt. Und zuletzt war es ihr, als läg' es an ihr, und als verſagten ihr die Kräfte, und als ſollte ſie die letzte ſein und käme nicht mehr mit, heute nicht und morgen nicht, und nie mehr. Und ein Gefühl unendlichen Elends überkam ſie. „Muth, Muth,“ rief ſie ſich zu und raffte ſich zuſammen und zog ihre Füße von dem Rückſitzkiſſen und richtete ſich auf. Und ſieh, ihr wurde beſſer. Mit ihrer äußeren Haltung kam ihr auch die innere zurück.

Und nun endlich hielt die Droſchke und weil weder oben noch auch vorne bei dem Kutſcher etwas von Gepäckſtücken ſichtbar war, war auch Niemand da, der ſich dienſtbar gezeigt und den Droſchkenſchlag geöffnet hätte. Sie mußt' es von innen her ſelber thun und ſah ſich um und ſuchte. „Wenn er nicht da wäre!“ Doch ſie hatte nicht Zeit, es auszudenken. Im nächſten Augenblicke ſchon trat von einem der Auffahrtspfeiler her Rubehn an ſie heran und bot ihr die Hand, um ihr beim Ausſteigen behilflich zu ſein. Ihr Fuß ſtand eben auf dem mit Stroh umwickelten Tritt und ſie lehnte den Kopf an ſeine Schulter und flüſterte: „Gott ſei Dank! Ach, war das eine Stunde! Sei gut, einzig Geliebter, und lehre ſie mich vergeſſen.“

Und er hob die geliebte Laſt und ſetzte ſie nieder, und nahm ihren Arm und das Täſchchen, und ſo ſchritten ſie die Treppe hinauf, die zu dem Perron und dem ſchon haltenden Zuge führte.

XVII. Della Salute.

„Nach Süden!“ Und in kurzen, oft mehrtägig unterbrochenen Fahrten, wie ſie Melanie's erſchütterte Geſundheit unerläßlich machte, ging es über den Brenner, bis ſie gegen Ende Februar in Rom eintrafen, um daſelbſt das Oſterfeſt abzuwarten und „Nachrichten aus der Heimath“. Es war ein abſichtlich indifferentes Wort, das ſie wählten, während es ſich doch in Wahrheit um Mittheilungen handelte, die für ihr Leben entſcheidend waren, und die länger ausblieben als erwünſcht. Aber endlich waren ſie da, dieſe „Nachrichten aus der Heimath“, und der nächſte Morgen bereits ſah Beide vor dem Eingang einer kleinen engliſchen Kapelle, deren alten Reverend ſie ſchon vorher kennen gelernt und durch ſeine Milde dazu beſtimmt, in's Vertrauen gezogen hatten. Auch ein paar Freunde waren zugegen, und unmittelbar nach der kirchlichen Handlung brach man auf, um, nach monatelangem Eingeſchloſſenſein in der Stadt, einmal außerhalb ihrer Mauern aufathmen und ſich der Crocus- und Veilchenpracht in Villa d'Eſte freuen zu können. Und Alles freute ſich wirklich, am meiſten aber Melanie. Sie war glücklich, unendlich glücklich. Alles was ihr das Herz bedrückt hatte, war wie mit einem Schlage von ihr genommen und ſie lachte wieder, wie ſie ſeit lange nicht mehr gelacht hatte, kindlich und harmlos. Ach, wem dies Lachen wurde, dem bleibt es, und wenn es ſchwand, ſo kehrt es wieder. Und es überdauert alle Schuld und baut uns die Brücken vorwärts und rückwärts in eine beſſere Zeit.

Wohl, es war ihr ſo frei geworden an dieſem Tag, aber ſie wollt' es noch freier haben, und als ſie, bei Dunkelwerden, in ihre Wohnung zurückkehrte, drin die treffliche römiſche Wirthin außer dem hohen Kaminfeuer auch ſchon die dreidochtige Lampe angezündet hatte, beſchloß ſie, denſelben Abend noch an ihre Schweſter Jacobine zu ſchreiben, allerlei Fragen zu thun und nebenher von ihrem Glück und ihrer Reiſe zu plaudern.

Und ſie that es und ſchrieb.

Meine liebe Jacobine. Heute war ein rechter Feſtestag und was mehr iſt, auch ein glücklicher Tag, und ich möchte meinem Danke ſo gern einen Ausdruck geben. Und da ſchreib' ich denn. Und an wen lieber, als an Dich, Du mein geliebtes Schweſterherz. Oder willſt Du das Wort nicht mehr hören? Oder darfſt Du nicht?

Ich ſchreibe Dir dieſe Zeilen in der Via Catena, einer kleinen Querſtraße, die nach dem Tiber hin führt, und wenn ich die Straße hinunterſehe, ſo blinken mir, vom andern Ufer her, ein paar Lichter entgegen. Und dieſe Lichter kommen von der Farneſina, der berühmten Villa, drin Amor und Pſyche ſo zu ſagen aus allen Fenſterkappen ſehen. Aber ich ſollte nicht ſo ſcherzhaft über derlei Dinge ſprechen, und ich könnt' es auch nicht, wenn wir heute nicht in der Capelle geweſen wären. Endlich endlich! Und weißt Du, wer mit unter den Zeugen war? Unſer Hauptmann von Brauſewetter, Dein alter Tänzer von Dachrödens her. Und lieb und gut und ohne Hoffarth. Und wenn man in der Acht iſt, die noch ſchlimmer iſt als das Unglück, ſo hat man ein Auge dafür, und das Bild, Du weißt ſchon, über das ich damals ſo viel geſpottet und geſcherzt habe, es will mir nicht aus dem Sinn. Immer daſſelbe „Steinige, ſteinige“. Und die Stimme ſchweigt, die vor den Phariſäern das himmliſche Wort ſprach.

Aber nichts mehr davon, ich plaudre lieber.

Wir reiſten in kleinen Tagereiſen und ich war anfänglich abgeſpannt und freudlos, und wenn ich eine Freude zeigte, ſo war es nur um Rubens willen. Denn er that mir ſo leid. Eine weinerliche Frau! Ach, das iſt das ſchlimmſte, was es giebt. Und gar erſt auf Reiſen. Und ſo ging es eine ganze Woche lang, bis wir in die Berge kamen. Da wurd' es beſſer, und als wir neben dem ſchäumenden Inn hinfuhren und an demſelben Nachmittage noch in Innsbruck ein wundervolles Quartier fanden, da fiel es von mir ab und ich konnte wieder aufathmen. Und als Ruben ſah, daß mir Alles ſo wohlthat und mich erquickte, da blieb er noch den folgenden Tag und beſuchte mit mir alle Kirchen und Schlöſſer und zuletzt auch die Kirche, wo Kaiſer Max begraben liegt. Es iſt derſelbe von der Martinswand her, und derſelbe auch, der zu Luthers Zeiten lebte. Freilich ſchon als ein ſehr alter Herr. Und es iſt auch der, den Anaſtaſius Grün als „Letzten Ritter“ gefeiert hat, worin er vielleicht etwas zu weit gegangen iſt. Ich glaube nämlich nicht, daß er der letzte Ritter war. Er war überhaupt zu ſtark und zu corpulent für einen Ritter, und ohne Dir ſchmeicheln zu wollen, find' ich, daß Gryczinski ritterlicher iſt. Sonderbarerweiſe fühl' ich mich überhaupt eingepreußter als ich dachte, ſo daß mir auch das Bildniß Andreas Hofers wenig gefallen hat. Er trägt einen Tyroler Spruch-Gürtel um den Leib und wurde zu Mantua, wie Du vielleicht gehört haben wirſt, erſchoſſen. Manche tadeln es, daß er ſich geängſtigt haben ſoll. Ich für mein Theil habe nie begreifen können, wie man es tadeln will, nicht gern erſchoſſen zu werden.

Und dann gingen wir über den Brenner, der ganz in Schnee lag, und es ſah wundervoll aus, wie wir an derſelben Bergwand, an der unſer Zug emporkletterte, zwei, drei andre Züge tief unter uns ſahen, ſo winzig und unſcheinbar wie die Futterkäſtchen an einem Zeiſigbauer. Und denſelben Abend noch waren wir in Verona. Das vorige Mal, als ich dort war, hatt' ich es nur paſſirt, jetzt aber blieben wir einen Tag, weil mir Ruben das altrömiſche Theater zeigen wollte, das ſich hier befindet. Es war ein kalter Tag und mich fror in dem eiſigen Winde, der ging, aber ich freue mich doch es geſehen zu haben. Wie beſchreib ich es Dir nur? Du mußt Dir das Opernhaus denken, aber nicht an einem gewöhnlichen Tage, ſondern an einem Subſcriptionsball-Abend, und an der Stelle, wo die Muſik iſt, rundet es ſich auch noch. Es iſt nämlich ganz eiförmig und amphitheatraliſch, und der Himmel als Dach darüber, und ich würd' es Alles ſehr viel mehr noch genoſſen haben, wenn ich mich nicht hätte verleiten laſſen, in einem benachbarten Reſtaurant ein Salami-Frühſtück zu nehmen, das mir um ein Erhebliches zu national war.

Die Woche darauf kamen wir nach Florenz, und wenn ich Duquede wäre, ſo würd' ich ſagen: es wird überſchätzt. Es iſt voller Engländer und Bilder, und mit den Bildern wird man nicht fertig. Und dann haben ſie die „Caſcinen“, etwas wie unſre Thiergarten- oder Hofjäger-Allee, worauf ſie ſehr ſtolz ſind, und man ſieht auch wirklich Fuhrwerke mit ſechs und zwölf und ſogar mit vierundzwanzig Pferden. Aber ich habe ſie nicht geſehen und will Dich durch Zahlenangaben nicht beirren. Ueber den Arno führt eine Budenbrücke, nach Art des Rialto, und wenn Du von den vielen Kirchen und Klöſtern abſehen willſt, ſo gilt der alte Herzogspalaſt als die Hauptſehenswürdigkeit der Stadt. Und am ſchönſten finden ſie den kleinen Thurm, der aus der Mitte des Palaſtes aufwächſt, nicht viel anders als ein Schornſtein mit einem Kranz und einer Galerie darum. Es ſoll aber ſehr originell gedacht ſein. Und zuletzt findet man es auch. Und in der Nähe befindet ſich eine lange ſchmale Gaſſe, die neben der Hauptſtraße herläuft und in der beſtändig Wachteln am Spieß gebraten werden. Und Alles riecht nach Fett, und dazwiſchen Lärm und Blumen und aufgethürmter Käſe, ſo daß man nicht weiß, wo man bleiben und ob man ſich mehr entſetzen oder freuen ſoll. Aber zuletzt freut man ſich, und es iſt eigentlich das Hübſcheſte, was ich auf meiner ganzen Reiſe geſehen habe. Natürlich Rom ausgenommen. Und nun bin ich in Rom.

Aber Herzens-Jacobine, davon kann ich Dir heute nicht ſchreiben, denn ich bin ſchon auf dem vierten Blatt und Ruben wird ungeduldig und wirft aus ſeiner dunklen Ecke Confetti nach mir, trotzdem wir den Carneval längſt hinter uns haben. Und ſo brech' ich denn ab und thue nur noch ein paar Fragen.

Freilich, jetzt wo ich die Fragen ſtellen will, wollen ſie mir nicht recht aus der Feder und Du mußt ſie errathen. Räthſel ſind es nicht. In Deiner Antwort ſei ſchonend, aber verſchweige nichts. Ich muß das Unangenehme, das Schmerzliche tragen lernen. Es iſt nicht anders. Ueber all das geb ich mich keinen Illuſionen hin. Wer in die Mühle geht, wird weiß. Und die Welt wird ſchlimmere Vergleiche wählen. Ich möchte nur, daß bei meiner Verurtheilung über die „mildernden Umſtände“ nicht ganz hinweg gegangen würde. Denn ſieh, ich konnte nicht anders. Und ich habe nur noch den einen Wunſch, daß es mir vergönnt ſein möchte, dies zu beweiſen. Aber dieſer Wunſch wird mir verſagt bleiben und ich werd' allen Troſt in meinem Glück und alles Glück in meiner Zurückgezogenheit ſuchen und finden müſſen. Und das werd' ich. Ich habe genug von dem Geräuſch des Lebens gehabt und ich ſehne mich nach Einkehr und Stille. Die hab' ich hier. Ach, wie ſchön iſt dieſe Stadt, und mitunter iſt es mir, als wär' es wahr und als käm' uns jedes Heil und jeder Troſt aus Rom und nur aus Rom. Es iſt ein ſeliges Wandeln an dieſem Ort, ein Sehen und Hören als wie im Traum.

Und nun meine ſüße Jacobine, lebe wohl und ſchreibe recht, recht viel und recht ausführlich. Es intereſſirt mich alles, und ich ſehne mich nach Nachricht, vor allem nach Nachricht . . . . . Aber Du weißt es ja. Nichts mehr davon. Immer die Deine.

Melanie R.

Der Brief wurde noch denſelben Abend zur Poſt gegeben, in dem dunklen Gefühl, daß eine raſche Beförderung auch eine raſche Antwort erzwingen könne. Aber dieſe Antwort blieb aus, und die darin liegende Kränkung würde ſehr ſchmerzlich empfunden worden ſein, wenn nicht Melanie, wenige Tage nach Abſendung des Briefes, in ihre frühere Melancholie zurückverfallen wäre. Sie glaubte beſtimmt, daß ſie ſterben werde, verſuchte zu lächeln und brach doch plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Denn ſie hing am Leben und genoß inmitten ihres Schmerzes ein unendliches Glück: die Nähe des geliebten Mannes.

Und ſie hatte wohl Recht, ſich dieſes Glückes zu freuen. Denn alle Tugenden Rubehns zeigten ſich um ſo heller, je trüber die Tage waren. Er kannte nur Rückſicht; keine Mißſtimmung, keine Klage wurde laut, und über das Vornehme ſeiner Natur wurde die Zurückhaltung darin vergeſſen.

Und ſo vergingen trübe Wochen.

Ein deutſcher Arzt endlich, den man zu Rathe zog, erklärte, daß vor allem das Stillſitzen vermieden, dagegen umgekehrt für beſtändig neue Eindrücke geſorgt werden müſſe. Mit anderen Worten, das was er vorſchlug, war ein beſtändiger Orts- und Luftwechſel. Ein ſolch' tagtägliches Hin und Her ſei freilich ſelber ein Uebel, aber ein kleineres, und jedenfalls das einzige Mittel, der inneren Ruheloſigkeit abzuhelfen.

Und ſo wurden denn neue Reiſepläne geſchmiedet und von der Kranken apathiſch angenommen.

In kurzen Etappen, unter gefliſſentlicher Vermeidung von Eiſenbahn und großen Straßen, ging es, durch Umbrien, immer höher hinauf an der Oſtküſte hin, bis ſich plötzlich herausſtellte, daß man nur noch zehn Meilen von Venedig entfernt ſei. Und ſiehe, da kam ihr ein tiefes und ſehnſüchtiges Verlangen, ihrer Stunde dort warten zu wollen. Und ſie war plötzlich wie verändert und lachte wieder und ſagte: „Della Salute! Weißt Du noch? . . . Es heimelt mich an, es erquickt mich: das Wohl, das Heil! O, komm. Dahin wollen wir.“

Und ſie gingen, und dort war es, wo die bange Stunde kam. Und einen Tag lang wußte der Zeiger nicht, wohin er ſich zu ſtellen habe, ob auf Leben oder Tod. Als aber am Abend, von über dem Waſſer her, ein wunderbares Läuten begann, und die todtmatte Frau auf ihre Frage „von wo“ die Antwort empfing „von Della Salute“, da richtete ſie ſich auf und ſagte: „Nun weiß ich, daß ich leben werde.“

XVIII. Wieder daheim.

Und ihre Hoffnung hatte ſie nicht getrogen. Sie genas und erſt als die Herbſttage kamen, und das Gedeihen des Kindes und vor allem auch ihr eigenes Wohlbefinden einen Aufbruch geſtattete, verließen ſie die Stadt, an die ſie ſich durch ernſte und heitere Stunden auf's innigſte gekettet fühlten und gingen in die Schweiz, um in dem lieblichſten der Thäler, in dem Thale „zwiſchen den Seen“ eine neue vorläufige Raſt zu ſuchen.

Und ſie lebten hier glücklich-ſtille Wochen, und erſt als ein ſcharfer Nordweſt vom Thuner See nach dem Brienzer hinüber fuhr und den Tag darauf der Schnee ſo dicht fiel, daß nicht nur die „Jungfrau“ ſondern auch jede kleinſte Kuppe verſchneit und vereiſt in's Thal hernieder ſah, ſagte Melanie: „Nun iſt es Zeit. Es kleidet nicht jeden Menſchen das Alter und nicht jede Landſchaft der Schnee. Der Winter iſt in dieſem Thale nicht zu Haus oder paßt wenigſtens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder da hin, wo man ſich mit ihm eingelebt hat und ihn verſteht.“

„Ich glaube gar,“ lachte Rubehn, „Du ſehnſt Dich nach der Rouſſeau-Inſel!“

„Ja,“ ſagte ſie. „Und nach viel anderem noch. Sieh, in drei Stunden könnt ich von hier aus in Genf ſein und das Haus wiederſehen, darin ich geboren wurde. Aber ich habe keine Sehnſucht danach. Es zieht mich nach dem Norden hin und ich empfind' ihn mehr und mehr als meine Herzensheimath. Und was auch dazwiſchen liegt, er muß es bleiben.“

⁂

Und an einem milden Decembertage waren Rubehn und Melanie wieder in der Hauptſtadt eingetroffen und mit ihnen die Breni oder „das Brenel“, eine derbe ſchweizeriſche Magd, die ſie, während ihres Aufenthalts in Interlaken, zur Abwartung des Kindes angenommen hatten. Eine vorzügliche Wahl. Am Bahnhof aber waren ſie von Rubehns jüngerem Bruder empfangen und in ihre Wohnung eingeführt worden: eine reizende Manſarde dicht am Weſtende des Thiergartens, ebenſo reich wie geſchmackvoll eingerichtet, und beinah Wand an Wand mit Duquede. „Sollen wir gute Nachbarſchaft mit ihm halten?“ hatten ſie ſich im Augenblick ihres Eintretens unter gegenſeitiger Heiterkeit gefragt.

Melanie war ſehr glücklich über Wohnung und Einrichtung, überhaupt über Alles, und gleich am anderen Vormittage ſetzte ſie ſich, als ſie allein war, in eine der tiefen Fenſterniſchen und ſah auf die bereiften Bäume des Parks und auf ein paar Eichkätzchen, die ſich haſchten und von Aſt zu Aſt ſprangen. Wie oft hatte ſie dem zugeſehen, wenn ſie mit Liddi und Heth durch den Thiergarten gefahren war! Es ſtand plötzlich Alles wieder vor ihr, und ſie fühlte, daß ein Schatten auf die heiteren Bilder ihrer Seele fiel.

Endlich aber zog es auch ſie hinaus, und ſie wollte die Stadt wieder ſehen, die Stadt und bekannte Menſchen. Aber wen? Sie konnte nur bei der Freundin, bei dem Muſikfräulein vorſprechen. Und ſie that es auch, ohne daß ſie ſchließlich eine Freude davon gehabt hätte. Anaſtaſia kam ihr vertraulich und beinah überheblich entgegen und in begreiflicher Verſtimmung darüber kehrte Melanie nach Hauſe zurück. Auch hier war nicht alles, wie es ſein ſollte, das Vrenel in ſchlechter Laune, die Zimmer überheizt, und ihre Heiterkeit kam ihr erſt wieder, als ſie Rubehns Stimme draußen auf dem Vorflur hörte.

Und nun trat er ein.

Es war um die Theeſtunde, das Waſſer brodelte ſchon und ſie nahm des geliebten Mannes Arm und ſchritt plaudernd mit ihm über den dicken, türkiſchen Teppich hin. Aber er litt von der Hitze, die ſie mit ihrem Taſchentuche vergeblich fortzufächeln bemüht war. „Und nun ſind wir im Norden!“ lachte er. „Und nun ſage, haben wir im Süden je ſo was von Gluth und Samum auszuhalten gehabt?“

„O doch, Ruben. Entſinnſt Du Dich noch, als wir das erſte Mal nach dem Lido hinausfuhren? Ich wenigſtens vergeß es nicht. All mein Lebtag hab ich mich nicht ſo geängſtigt, wie damals auf dem Schiff: erſt die Schwüle und dann der Sturm. Und dazwiſchen das Blitzen. Und wenn es noch ein Blitzen geweſen wäre! Aber wie feurige Laken fiel es vom Himmel. Und Du warſt ſo ruhig.“

„Das bin ich immer, Herz, oder ſuch' es wenigſtens zu ſein. Mit unſerer Unruhe wird nichts geändert und noch weniger gebeſſert.“

„Ich weiß doch nicht, ob Du Recht haſt. In unſerer Angſt und Sorge beten wir, auch wir, die wir's in unſeren guten Tagen an uns kommen laſſen. Und das verſöhnt die Götter. Denn ſie wollen, daß wir uns in unſerer Kleinheit und Hilfsbedürftigkeit fühlen lernen. Und haben ſie nicht Recht?“

„Ich weiß nur, daß Du Recht haſt. Immer. Und Dir zu Liebe ſollen auch die Götter Recht haben. Biſt Du zufrieden damit?“

„Ja und nein. Was Liebe darin iſt, iſt gut, oder ich hör' es wenigſtens gern. Aber ...“

„Laſſen wir das „aber“ und nehmen wir lieber unſeren Thee, der uns ohnehin ſchon erwartet. Und er hilft auch immer und gegen Alles, und wird uns auch aus dieſer afrikaniſchen Hitze helfen. Um aber ſicher zu gehen, will ich doch lieber noch das Fenſter öffnen." Und er that's, und unter dem halb aufgezogenen Rouleau hin zog eine milde Nachtluft ein.

„Wie mild und weich," ſagte Melanie.

„Zu weich," entgegnete Rubehn. „Und wir werden uns auf kältere Luftſtröme gefaßt machen müſſen."

XIX. Incognito.

Melanie war froh wieder daheim zu ſein.

Was ſich ihr nothwendig entgegen ſtellen mußte, das überſah ſie nicht, und die Furcht, der Rubehn Ausdruck gegeben hatte, war auch ihre Furcht. Aber ſie war doch andrerſeits ſanguiniſchen Gemüths genug, um der Hoffnung zu leben, ſie werd' es überwinden. Und warum ſollte ſie's nicht? Was geſchehen, erſchien ihr, der Geſellſchaft gegenüber, ſo gut wie ausgeglichen; allem Schicklichen war genügt, alle Formen waren erfüllt, und ſo gewärtigte ſie nicht einer Strenge zu begegnen, zu der die Welt in der Regel nur greift, wenn ſie's zu müſſen glaubt, vielleicht einfach in dem Bewußtſein davon, daß, wer in einem Glashauſe wohnt, nicht mit Steinen werfen ſoll.

Melanie gewärtigte keines Rigorismus. Nichtsdeſtoweniger ſtimmte ſie dem Vorſchlage bei, wenigſtens während der nächſten Wochen noch ein Incognito bewahren und erſt von Neujahr an die nöthigſten Beſuche machen zu wollen.

So war es denn natürlich, daß man den Weihnachtsabend im engſten Zirkel verbrachte. Nur Anaſtaſia, Rubehns Bruder und der alte Frankfurter Procuriſt, ein verſteifter und ſchweigſamer Junggeſelle, dem ſich erſt beim dritten Schoppen die Zunge zu löſen pflegte, waren erſchienen, um die Lichter am Chriſtbaum brennen zu ſehen. Und als ſie brannten, wurd' auch das Anninettchen herbeigeholt, und Melanie nahm das Kind auf den Arm und ſpielte mit ihm und hielt es hoch. Und das Kind ſchien glücklich und lachte und griff nach den Lichtern.

Und glücklich waren Alle, beſonders auch Rubehn, und wer ihn an dieſem Abende geſehen hätte, der hätte nichts von Behagen und Gemüthlichkeit an ihm vermißt. Alles Amerikaniſche war abgeſtreift.

In dem Nebenzimmer war inzwiſchen ein kleines Mahl ſervirt worden, und als einleitend erſt durch Anaſtaſia und danach auch durch den jüngeren Rubehn ein paar ſcherzhafte Geſundheiten ausgebracht worden waren, erhob ſich zuletzt auch der alte Procuriſt, um „aus vollem Glas und vollem Herzen“ einen Schluß-Toaſt zu proponiren. Das Beſte des Lebens, das wiſſ' er aus eigner Erfahrung, ſei das Incognito. Alles was ſich auf den Markt oder auf die Straße ſtelle, das tauge nichts, oder habe doch nur Alltagswerth; das, was wirklich Werth habe, das ziehe ſich zurück, das berge ſich in Stille, das verſtecke ſich. Die lieblichſte Blume, darüber könne kein Zweifel ſein, ſei das Veilchen, und die poetiſchſte Frucht, darüber könne wiederum kein Zweifel ſein, ſei die Walderdbeere. Beide verſteckten ſich aber, beide ließen ſich ſuchen, beide lebten ſo zu ſagen incognito. Und ſomit laſſe er das Incognito leben, oder die Incognitos, denn Singular oder Plural ſei ihm durchaus gleichgiltig:

Das oder die,
Ein volles Glas für Melanie,
Die oder das,
Für Ebenezer ein volles Glas.

Und danach fing er an zu ſingen.

Erſt zu ſpäter Stunde trennte man ſich und Anaſtaſia verſprach, am andern Tage zu Tiſch wieder zu kommen; abermals einen Tag ſpäter aber (Rubehn war eben in die Stadt gegangen) erſchien das Vrenel, um in ihrem Schweizer Deutſch und zugleich in ſichtlicher Erregung den Polizeirath Reiff zu melden. Und ſie beruhigte ſich erſt wieder, als ihre junge Herrin antwortete: „Ah, ſehr willkommen. Ich laſſe bitten, einzutreten.“

Melanie ging dem Angemeldeten entgegen. Er war ganz unverändert: derſelbe Glanz im Geſicht, derſelbe ſchwarze Frack, dieſelbe weiße Weſte.

„Welche Freude, Sie wieder zu ſehen, lieber Reiff,“ ſagte Melanie und wies mit der Rechten auf einen neben ihr ſtehenden Fauteuil. „Sie waren immer mein guter Freund, und ich denke, Sie bleiben es.“

Reiſſ verſicherte etwas von unveränderter Devotion und that Fragen über Fragen. Endlich aber ließ er durch Zufall oder Abſicht auch den Namen Van der Straatens fallen.

Melanie blieb unbefangen und ſagte nur: „Den Namen dürfen Sie nicht nennen, lieber Reiſſ, wenigſtens jetzt nicht. Nicht als ob er mir unfreundliche Bilder weckte. Nein, o nein. Wäre das, ſo dürften Sie's. Aber gerade weil mir der Name nichts Unfreundliches zurückruft, weil ich nur weiß, ihm, der ihn trägt, wehe gethan zu haben, ſo quält und peinigt er mich. Er mahnt mich an ein Unrecht, das dadurch nicht kleiner wird, daß ich es in meinem Herzen nicht recht als Unrecht empfinde. Alſo nichts von ihm. Und auch nichts ....“ Und ſie ſchwieg und fuhr erſt nach einer Weile fort: „Ich habe nun mein Glück, ein wirkliches Glück; mais il faut payer pour tout et deux fois pour notre bonheur.“

Der Polizeirath ſtotterte eine verlegene Zuſtimmung, weil er nicht recht verſtanden hatte.

„Wir aber, lieber Reiſſ,“ nahm Melanie wieder das Wort, „wir müſſen einen neutralen Boden finden. Und das werden wir. Das zählt ja zu den Vorzügen der großen Stadt. Es giebt immer hundert Dinge, worüber ſich plaudern läßt. Und nicht blos um Worte zu machen, nein, auch mit dem Herzen. Nicht wahr? Und ich rechne darauf, Sie wiederzuſehen.“

Und bald danach empfahl ſich Reiff, um die Droſchke, darin er gekommen war, nicht allzu lange warten zu laſſen. Melanie aber ſah ihm nach und freute ſich, als er wenige Häuſer entfernt dem aus der Stadt zurückkommenden Rubehn begegnete. Beide grüßten einander.

„Reiff war hier,“ ſagte Rubehn, als er einen Augenblick ſpäter eintrat. „Wie fandeſt Du ihn?“

„Unverändert. Aber verlegener als ein Polizeirath ſein ſollte.“

„Schlechtes Gewiſſen. Er hat Dich aushorchen wollen.“

„Glaubſt Du?“

„Zweifellos. Einer iſt wie der andre. Nur ihre Manieren ſind verſchieden. Und Reiff hat die Harmloſigkeits-Allüren. Aber vor dieſer Species muß man doppelt auf der Hut ſein. Und ſo lächerlich es iſt, ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß wir morgen in's ſchwarze Buch kommen.“

„Du thuſt ihm Unrecht. Er hat ein Attachement für mich. Oder iſt es meinerſeits blos Eitelkeit und Einbildung?“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber dieſe guten Herren, ... ihr beſter Freund, ihr leiblicher Bruder, iſt nie ſicher vor ihnen. Und wenn man ſich darüber erſtaunt oder beklagt, ſo heißt es ironiſch und achſelzuckend: c'est mon métier“.

* * *

Eine Woche ſpäter hatte das neue Jahr begonnen und der Zeitpunkt war da, wo das junge Paar aus ſeinem Incognito heraustreten wollte. Wenigſtens Melanie. Sie war noch immer nicht bei Jacobine geweſen, und wiewohl ſie ſich, in Erinnerung an den unbeantwortet gebliebenen Brief, nicht viel gutes von dieſem Beſuche verſprechen konnte, ſo mußt' er doch auf jede Gefahr hin gemacht werden. Sie mußte Gewißheit haben, wie ſich die Gryczinskis ſtellen wollten.

Und ſo fuhr ſie denn nach der Alſenſtraße.

Schwereren Herzens als ſonſt ſtieg ſie die mit Teppich belegte Treppe hinauf und klingelte. Und bald konnte ſie hinter der Corridor-Glaswand ein Hin- und Herhuſchen erkennen. Endlich aber wurde geöffnet.

„Ah, Emmy. Iſt meine Schweſter zu Haus?"

„Nein, Frau Commercien . . . Ach, wie die gnädige Frau bedauern wird! Aber Frau von Heyſing waren hier und haben die gnädige Frau zu dem großen Bilde abgeholt. Ich glaube „die Fackeln des Nero".

„Und der Herr Major?"

„Ich weiß es nicht," ſagte das Mädchen verlegen. „Er wollte fort. Aber ich will doch lieber erſt . . ."

„O nein, Emmy, laſſen Sie's. Es iſt gut ſo. Sagen Sie meiner Schweſter, oder der gnädigen Frau, daß ich da war. Oder beſſer, nehmen Sie meine Karte . . ."

Danach grüßte Melanie kurz und ging.

Auf der Treppe ſagte ſie leiſe vor ſich hin. „Das
iſt er. Sie iſt ein gutes Kind und liebt mich.“ Und
dann legte ſie die Hand auf's Herz und lächelte: „Schweig
ſtille, mein Herze.“

Rubehn, als er von dem Ausfall des Beſuches hörte
war wenig überraſcht, und noch weniger als am ander
Morgen ein Brief eintraf, deſſen zierlich verſchlungene
J. v. G. über die Abſenderin keinen Zweifel laſſen konnt
Wirklich, es waren Zeilen von Jacobine. Sie ſchrieb

„Meine liebe Melanie. Wie hab' ich es bedauert
daß wir uns verfehlen mußten. Und nach ſo lange
Zeit! Und nachdem ich Deinen lieben, langen Brief un
beantwortet gelaſſen habe! Er war ſo reizend, und ſelb
Gryczinski, der doch ſo kritiſch iſt und Alles immer au
Dispoſition hin anſieht, war eigentlich entzückt. Un
nur an der einen Stelle nahm er Anſtoß, daß alles He
und aller Troſt nach wie vor aus Rom kommen ſoll
Das verdroß ihn, und er meinte, daß man dergleiche
auch nicht im Scherze ſagen dürfe. Und meine Ve
theidigung ließ er nicht gelten. Die meiſten Gryczinsk
ſind nämlich noch katholiſch, und ich denke mir, daß er ſ
ſtreng und empfindlich iſt, weil er es perſönlich los ſei
und von ſich abwälzen möchte. Denn ſie ſind immer no
ſehr difficil oben, und Gryczinski, wie Du weißt, iſt z
klug, als daß er etwas wollen ſollte, was man obe
nicht will. Aber es ändert ſich vielleicht wieder. Un

ich bekenne Dir offen, mir wär' es recht, und ich für mein Theil hätte nichts dagegen, ſie ſprächen erſt wieder von etwas andrem. Iſt es denn am Ende wirklich ſo wichtig und eine ſo brennende Frage? Und wär' es nicht wegen der vielen Todten und Verwundeten, ſo wünſcht' ich mir einen neuen Krieg. (Es heißt übrigens, ſie rechneten ſchon wieder an einem.) Und hätten wir den Krieg, ſo wären wir die ganze Frage los und Gryczinski wäre Oberſtlieutenant. Denn er iſt der Dritte. Und ein paar von den alten Generälen, oder wenigſtens von den ganz alten, werden doch wohl endlich abgehen müſſen.

Aber ich ſchwatze von Krieg und Frieden und von Gryczinski und von mir, und vergeſſe ganz nach Dir und nach Deinem Befinden zu fragen. Ich bin überzeugt, daß es Dir gut geht und daß Du mit dem Wechſel in allen weſentlichen Stücken zufrieden biſt. Er iſt reich und jung, und bei Deinen Lebensanſchauungen, mein' ich, kann es Dich nicht unglücklich machen, daß er unbetitelt iſt. Und am Ende, wer jung iſt, hofft auch noch. Und Frankfurt iſt ja jetzt preußiſch. Und da findet es ſich wohl noch.

Ach, meine liebe Melanie, wie gerne wär' ich ſelbſt gekommen, und hätte nach allem Großen und Kleinen geſehen, ja, auch nach allem Kleinen, und wem es eigentlich ähnlich iſt. Aber er hat es mir verboten und hat auch dem Diener geſagt, „daß wir nie zu Hauſe ſind." Und Du weißt, daß ich nicht den Muth habe, ihm zu widerſprechen. Ich meine, wirklich zu widerſprechen. Denn etwas widerſprochen hab' ich ihm. Aber da fuhr er mich an und ſagte: „Das unterbleibt. Ich habe nicht Luſt um ſolcher Allotria willen bei Seite geſchoben zu werden. Und ſieh Dich vor, Jacobine. Du biſt ein entzückendes kleines Weib (er ſagte wirklich ſo), aber Ihr ſeid wie die Zwillinge, wie die Druv-Aepfel und es ſpukt Dir auch ſo was im Blut. Ich bin aber nicht Van der Straaten und führe keine Generoſitätskomödien auf. Am wenigſten auf meine Koſten." Und dabei warf er mir de haut en bas eine Kußhand zu und ging aus dem Zimmer.

Und was that ich? Ach, meine liebe Melanie, nichts. Ich habe nicht einmal geweint. Und nur erſchrocken war ich. Denn ich fühle, daß er Recht hat und daß eine ſonderbare Neugier in mir ſteckt. Und darin treffen es die Bibelleute, wenn ſie ſo vieles auf unſere Neugier ſchieben . . . Elimar, der freilich nicht mit zu den Bibelleuten gehört, ſagte mal zu mir: „Das Hübſcheſte ſei doch das Vergleichenkönnen". Er meinte, glaub ich, in der Kunſt. Aber die Frage beſchäftigt mich ſeitdem, und ich glaube kaum, daß es ſich auf die Kunſt beſchränkt. Uebrigens hat Gryczinski noch in dieſem Winter oder doch im Frühjahr eine kleine Generalſtabsreiſe vor. Und dann ſeh ich Dich. Und wenn er wiederkommt, ſo beicht' ich ihm Alles. Ich kann es dann. Er iſt dann immer ſo zärtlich. Und ein Blaubart iſt er überhaupt nicht. Und bis dahin Deine

Jacobine.

Melanie ließ das Blatt fallen und Rubehn nahm es auf. Er las nun auch und ſagte: „Ja, Herz, das ſind die Tage, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht. Ach, und ſie beginnen erſt. Aber laß, laß. Es rennt ſich Alles todt und am eheſten das.“

Und er ging an den Flügel und ſpielte laut und mit einem Anfluge heiterer Uebertreibung: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm beſchützt ich Dich, beſchützt ich Dich“.

Und dann erhob er ſich wieder und küßte ſie, und ſagte: „cheer up, dear!“

XX. Liddi.

„Cheer up, dear,“ hatte Rubehn Melanie zugerufen und ſie wollte dem Zurufe folgen. Aber es glückte nicht, konnte nicht glücken, denn jeder neue Tag brachte neue Kränkungen. Niemand war für ſie zu Haus, ihr Gruß wurde nicht erwidert, und ehe der Winter um war, wußte ſie, daß man ſie, nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen, in den Bann gethan habe. Sie war todt für die Geſellſchaft, und die tiefe Niedergedrücktheit ihres Gemüths hätte ſie zur Verzweiflung geführt, wenn ihr nicht Rubehn in dieſer Bedrängniß zur Seite geſtanden hätte. Nicht nur in herzlicher Liebe, nein vor allem auch in jener heitren Ruhe, die ſich der Umgebung entweder mitzutheilen oder wenigſtens nicht ohne ſtillen Einfluß auf ſie zu bleiben pflegt. „Ich kenne das, Melanie. Wenn es in London etwas ganz Apartes giebt, ſo heißt es „it is a nine days wonder“, und mit dieſen neun Tagen iſt das höchſte Maß von Erregungs-Andauer ausgedrückt. Das iſt in London. Hier dauert es etwas länger, weil wir etwas kleiner ſind. Aber das Geſetz bleibt daſſelbe. Jedes Wetter tobt ſich aus. Eines Tages haben wir wieder den Regenbogen und das Feſt der Verſöhnung."

„Die Geſellſchaft iſt unverſöhnlich."

„Im Gegentheil. Zu Gerichte ſitzen, iſt ihr eigentlich unbequem. Sie weiß ſchon warum. Und ſo wartet ſie nur auf das Zeichen, um das große Hinrichtungsſchwert wieder in die Scheide zu ſtecken."

„Aber dazu muß etwas geſchehen."

„Und das wird. Es bleibt ſelten aus und in den milderen Fällen eigentlich nie. Wir haben einen Eindruck gemacht und müſſen ehrlich bemüht ſein, einen andern zu machen. Einen entgegengeſetzten. Aber auf demſelben Gebiete . . . Du verſtehſt?"

Sie nickte, nahm ſeine Hand und ſagte: „Und ich ſchwöre Dir's, ich will. Und wo die Schuld lag, ſoll auch die Sühne liegen. Oder ſag' ich lieber, der Ausgleich. Auch das iſt ein Geſetz, ſo hoff' ich. Und das ſchönſte von allen. Es braucht nicht alles Tragödie zu ſein."

In dieſem Augenblicke wurde durch den Diener eine Karte hereingegeben: „Friederike Sawat v. Sawatzki, genannt Sattler v. d. Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloſter Himmelpfort in der Uckermark".

„O, laß uns allein, Rubehn," bat Melanie, während ſie ſich erhob und der alten Dame bis auf den Vorflur entgegenging. „Ach, mein liebes Riekchen! Wie mich das freut, daß Du kommſt, daß Du da biſt. Und wie ſchwer es Dir geworden ſein muß ... Ich meine nicht blos die drei Treppen ... Ein halbes Stiftsfräulein und jeden Sonntag in Sanct Matthaei! Aber die Frommen, wenn ſie's wirklich ſind, ſind immer noch die beſten. Und ſind gar nicht ſo ſchlimm. Und nun ſetze Dich, mein einziges, liebes Rieckchen, meine liebe, alte Freundin!“

Und während ſie ſo ſprach, war ſie bemüht, ihr beim Ablegen behilflich zu ſein und das Seidenmäntelchen an einen Haken zu hängen, an den die Kleine nicht heranreichen konnte.

„Meine liebe, alte Freundin,“ wiederholte Melanie. „Ja, das warſt Du, Rieckchen, das biſt Du geweſen. Eine rechte Freundin, die mir immer zum Guten gerathen und nie zum Munde geſprochen hat. Aber es hat nicht geholfen, und ich habe nie begriffen, wie man Grundſätze haben kann oder Principien, was eigentlich daſſelbe meint, aber mir immer noch ſchwerer und unnöthiger vorgekommen iſt. Ich hab immer nur gethan, was ich wollte, was mir gefiel, wie mir gerade zu Muthe war. Und ich kann es auch ſo ſchrecklich nicht finden. Auch jetzt noch nicht. Aber gefährlich iſt es, ſo viel räum' ich ein, und ich will es anders zu machen ſuchen. Will es lernen. Ganz beſtimmt. Und nun erzähle. Mir brennen hundert Fragen auf der Seele.“

Rieckchen war verlegen eingetreten und auch verlegen geblieben, jetzt aber ſagte ſie, während ſie die Augen niederſchlug und dann wieder freundlich und feſt auf Melanie richtete: „Habe doch 'mal ſehen wollen . . . Und ich bin auch nicht hinter ſeinem Rücken hier. Er weiß es und hat mir zugeredet.“

Melanie flogen die Lippen. „Iſt er erbittert? Sag', ich will es hören. Aus Deinem Munde kann ich alles hören. In den Weihnachtstagen war Reiff hier. Da mocht' ich es nicht. Es iſt doch ein Unterſchied, wer ſpricht. Ob die Neugier oder das Herz. Sag', iſt er erbittert?“

Die Kleine bewegte den Kopf hin und her und ſagte: „Wie denn! Erbittert! Wär' er erbittert, ſo wär' ich nicht hier. Er war unglücklich und iſt es noch. Und es zehrt und nagt an ihm. Aber ſeine Ruhe hat er wieder. Das heißt, ſo vor den Menſchen. Und dabei bleibt es, denn er war Dir ſehr gut, Melanie, ſo gut er nur einem Menſchen ſein konnte. Und Du warſt ſein Stolz, und er freute ſich, wenn er Dich ſah.“

Melanie nickte.

„Sieh, Herzenskind, Du haſt nicht anders gekonnt, weil Du das andre nicht gelernt hatteſt, das andre, worauf es ankommt, und weil Du nicht wußteſt, was der Ernſt des Lebens iſt. Und Anaſtaſia ſang wohl immer: „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß“ und Elimar drehte dann das Blatt um. Aber ſingen und erleben iſt ein Unterſchied. Und Du haſt das Thränenbrot nicht gegeſſen und Anaſtaſia hat es nicht gegeſſen, und Elimar auch nicht. Und ſo kam es, daß Du nur gethan haſt, was Dir gefiel oder wie Dir zu Muthe war. Und dann biſt Du von den Kindern fortgegangen, von den lieben Kindern, die ſo hübſch und ſo fein ſind, und haſt ſie nicht einmal ſehen wollen. Haſt Dein eigen Fleiſch und Blut verleugnet. Ach, mein armes, liebes Herz, das kannſt Du vor Gott und Menſchen nicht verantworten."

Es war, als ob die Kleine noch weiter ſprechen wollte. Aber Melanie war aufgeſprungen und ſagte: „Nein, Riekchen, an dieſer Stelle hört es auf. Hier thuſt Du mir Unrecht. Sieh, Du kennſt mich ſo gut und ſo lange ſchon, und faſt war ich ſelber noch ein Kind, als ich in's Haus kam. Aber das Eine mußt Du mir laſſen: ich habe nie gelogen und geheuchelt, und hab umgekehrt einen wahren Haß gehabt, mich beſſer zu machen als ich bin. Und dieſen Haß hab ich noch. Und ſo ſag' ich Dir denn, das mit den Kindern, mit meiner ſüßen kleinen Heth, die wie der Vater ausſieht und doch gerade ſo lacht und ſo fahrig iſt wie die Frau Mama, nein, Riekchen, das mit den Kindern, das trifft mich nicht."

„Und biſt doch ohne Blick und Abſchied gegangen."

„Ja, das bin ich, und ich weiß es wohl, manch' andre hätt' es nicht gethan. Aber wenn man auf etwas an und für ſich Trauriges ſtolz ſein darf, ſo bin ich ſtolz darauf. Ich wollte gehn, das ſtand feſt. Und wenn ich die Kinder ſah, ſo konnt' ich nicht gehn. Und ſo hatt' ich denn meine Wahl zu treffen. Ich mag eine falſche Wahl getroffen haben, in den Augen der Welt hab ich es gewiß, aber es war wenigſtens ein klares Spiel und offen und ehrlich. Wer aus der Ehe fortläuft und aus keinem andern Grund als aus Liebe zu einem andern Manne, der begiebt ſich des Rechts, nebenher auch noch die zärtliche Mutter zu ſpielen. Und das iſt die Wahrheit. Ich bin ohne Blick und ohne Abſchied gegangen, weil es mir widerſtand, Unheiliges und Heiliges durch einander zu werfen. Ich wollte keine ſentimentale Verwirrung. Es ſteht mir nicht zu, mich meiner Tugend zu berühmen. Aber eines hab ich wenigſtens, Rieckchen: ich habe keine Nerven für das was paßt und nicht paßt."

„Und möchteſt Du jetzt ſie ſehen?"

„Heute lieber als morgen. Jeden Augenblick. Bringſt Du ſie?"

„Nein, nein, Melanie, Du biſt zu raſch. Aber ich habe mir einen Plan ausgedacht. Und wenn er glückt, ſo laß ich wieder von mir hören. Und ich komm' entweder oder ich ſchreibe oder Jacobine ſchreibt. Denn Jacobine muß uns dabei helfen. Und nun Gott befohlen, meine liebe, liebe Melanie. Laß nur die Leute. Du biſt doch ein liebes Kind. Leicht, leicht, aber das Herz ſitzt an der richtigen Stelle. Und nun Gott befohlen, mein Schatz."

Und ſie ging und weigerte ſich das Mäntelchen anzuziehn, weil ſie gerne raſch abbrechen wollte. Aber eine Treppe tiefer blieb ſie ſtehn und half ſich mit einiger Mühe ſelbſt in die kleinen Aermel hinein.

* * *

Melanie war überaus glücklich über dieſen Beſuch, zugleich ſehnſüchtig erwartungsvoll, und mitunter war es ihr, als träte das Kleine, das nebenan in der Wiege lag, neben dieſer Sehnſucht zurück. Gehörte ſie doch ganz zu jenen Naturen, in deren Herzen Eines immer den Vorrang behauptet.

Und ſo vergingen Wochen, und Oſtern war ſchon nahe heran, als endlich ein Billet abgegeben wurde, dem ſie's anſah, daß es ihr gute Botſchaft bringe. Es war von der Schweſter, und Jacobine ſchrieb:

„Meine liebe Melanie! Wir ſind allein, und geſegnet ſeien die Landesvermeſſungen! Es ſind das, wie Du vielleicht weißt, die hohen, dreibeinigen Geſtelle, die man, wenn man mit der Eiſenbahn fährt, überall deutlich erkennen kann und wo die Mitfahrenden im Coupé jedesmal fragen: „mein Gott, was iſt das?" Und es iſt auch nicht zu verwundern, denn es ſieht eigentlich aus wie ein Malerſtuhl, nur daß der Maler ſehr groß ſein müßte. Noch größer und langbeiniger als Gabler. Und erſt in vierzehn Tagen kommt er zurück, worauf ich mich ſehr, ſehr freue und eigentlich ſchon Sehnſucht habe. Denn er hat doch entſchieden das, was uns Frauen gefällt. Und früher hat er Dir auch gefallen, ja Herz, das kannſt Du nicht leugnen, und ich war mitunter eiferſüchtig, weil Du klüger biſt als ich, und das haben ſie gern. Aber weshalb ich eigentlich ſchreibe! Riekchen war hier und hat es mir an's Herz gelegt, und ſo denk' ich, wir ſäumen keinen Augenblick länger und Du kommſt morgen um die Mittagsſtunde. Da werden ſie hier ſein und Riekchen auch. Aber wir haben nichts geſagt und ſie ſollen überraſcht werden. Und ich bin glücklich, meine Hand zu ſo was Rührendem bieten zu können. Denn ich denke mir, Mutterliebe bleibt doch das ſchönſte . . . Ach, meine liebe Melanie! . . . . Aber ich ſchweige, Gryczinski's drittes Wort iſt ja, daß es im Leben darauf ankomme, ſeine Gefühle zu beherrſchen . . . Ich weiß doch nicht, ob er Recht hat. Und nun lebe wohl. Immer Deine

J. v. G."

Melanie war nach Empfang dieſer Zeilen in einer Aufregung, die ſie weder verbergen konnte noch wollte. So fand ſie Rubehn und gerieth in wirkliche Sorge, weil er aus Erfahrung wußte, daß ſolchen Ueberreizungen immer ein Rückſchlag und ſolchen hochgeſpannten Erwartungen immer eine Enttäuſchung zu folgen pflegt. Er ſuchte ſie zu zerſtreuen und abzuziehen, und war endlich froh, als der andere Morgen da war.

Es war ein klarer Tag und eine milde Luft, und nur ein paar weiße Wölkchen ſchwammen oben im Blau. Melanie verließ das Haus noch vor der verabredeten Stunde, um ihren Weg nach der Alſenſtraße hin anzutreten. Ach, wie wohl ihr dieſe Luft that! Und ſie blieb öfters ſtehen, um ſie begierig einzuſaugen und ſich an den ſtillen Bildern erwachenden Lebens und einer hier und da ſchon knoſpenden Natur zu freuen. Alle Hecken zeigten einen grünen Saum und an den geharkten Stellen, wo man das abgefallene Laub an die Seite gekehrt hatte, keimten bereits die grünen Blättchen des Gundermann und einmal war es ihr, als ſchöſſ' eine Schwalbe mit ſchrillem aber heiterem Ton an ihr vorüber. Und ſo paſſirte ſie den Thiergarten in ſeiner ganzen Breite, bis ſie zuletzt den kleinen, der Alſenſtraße unmittelbar vorgelegenen Platz erreicht hatte, den ſie den „kleinen Königsplatz“ nennen. Hier ſetzte ſie ſich auf eine Bank und fächelte ſich mit ihrem Tuch und hörte deutlich, wie ihr das Herz ſchlug.

„In welche Wirrniß gerathen wir, ſowie wir die Straße des Hergebrachten verlaſſen und abweichen von Regel und Geſetz. Es nutzt uns nichts, daß wir uns ſelber frei ſprechen. Die Welt iſt doch ſtärker als wir und beſiegt uns ſchließlich in unſerem eigenen Herzen. Ich glaubte recht zu thun, als ich ohne Blick und Abſchied von meinen Kindern ging, ich wollte kein Rührſpiel; entweder oder, dacht' ich. Und ich glaub auch noch, daß ich recht gedacht habe. Aber was hilft es mir? Was iſt das Ende? Eine Mutter, die ſich vor ihren Kindern fürchtet.“

Dies Wort richtete ſie wieder auf. Ein trotziger Stolz, der neben aller Weichheit in ihrer Natur lag, regte ſich wieder und ſie ging raſch auf das Gryczinski'ſche Haus zu.

Die Portiersleute, Mann und Frau, und zwei halberwachſene Töchter, mußten ſchon auf dem Hintertreppenwege von dem bevorſtehenden Ereigniſſe gehört haben, denn ſie hatten ſich in die halbgeöffnete Souterrain-Thür poſtirt und guckten einander über die Köpfe fort. Melanie ſah es und ſagte vor ſich hin: „A nine-days wonder! Ich bin eine Sehenswürdigkeit geworden. Es war mir immer das Schrecklichſte.“

Und nun ſtieg ſie hinauf und klingelte. Rieckchen war ſchon da, die Schweſtern küßten ſich und ſagten ſich Freundlichkeiten über ihr gegenſeitiges Ausſehen. Und alles verrieth Aufregung und Freude.

Das Wohn- und Empfangzimmer, in das man jetzt eintrat, war ein großer und luſtiger, aber im Verhältniß zu ſeiner Tiefe nur ſchmaler Raum, deſſen zwei große Fenſter (ohne Pfeiler dazwiſchen) einen niſchenartigen Ausbau bildeten. Etwas Feierliches herrſchte vor, und die rothen, von beiden Seiten her halb zugezogenen Gardinen gaben ein gedämpftes, wundervolles Licht, das auf den weißen Tapeten reflectirte. Nach hinten zu der Fenſterniſche gegenüber, bemerkte man eine hohe Thür, die nach dem dahinter gelegenen Eßzimmer führte.

Melanie nahm auf einem kleinen Sopha neben dem Fenſter Platz, die beiden anderen Damen mit ihr, und Jacobine verſuchte nach ihrer Art eine Plauderei. Denn ſie war ohne jede tiefere Bewegung und betrachtete das Ganze vom Standpunkt einer dramatiſchen Matinée. Riekchen aber, die wohl wahrnahm, daß die Blicke Melanies immer nur nach der einen Stelle hin gerichtet waren, unterbrach endlich das Geſpräch und ſagte: Laß, Binchen. Ich werde ſie nun holen."

Eine peinliche Stille trat ein, Jacobine wußte nichts mehr zu ſagen und war herzlich froh, als eben jetzt vom Platze her die Muſik eines vorüberziehenden Garde-Regiments hörbar wurde. Sie ſtand auf, ſtellte ſich zwiſchen die Gardinen, und ſah nach rechts hinaus . . . „es ſind die Ulanen," ſagte ſie. „Willſt Du nicht auch . . ." Aber ehe ſie noch ihren Satz beenden konnte, ging die große Flügelthür auf und Riekchen, mit den beiden Kindern an der Hand, trat ein.

Die Muſik draußen verklang.

Melanie hatte ſich raſch erhoben und war den verwundert und beinah' erſchrocken daſtehenden Kindern entgegengegangen. Als ſie aber ſah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch ſie ſtehen und ein Gefühl ungeheurer Angſt überkam ſie. Nur mit Mühe brachte ſie die Worte heraus: „Heth, mein ſüßer, kleiner Liebling . . . Komm . . . Kennſt Du Deine Mutter nicht mehr?“

Und ihre ganze Kraft zuſammen nehmend, hatte ſie ſich bis dicht an die Thüre vorbewegt und bückte ſich, um Heth mit beiden Händen in die Höhe zu heben. Aber Lydia warf ihr einen Blick bitteren Haſſes zu, riß das Kind am Achſelbande zurück und ſagte: „Wir haben keine Mutter mehr.“

Und dabei zog und zwang ſie die halbwiderſtrebende Kleine mit ſich fort und zu der halb offen gebliebenen Thür hinaus.

Melanie war ohnmächtig zuſammengeſunken.

Eine halbe Stunde ſpäter hatte ſie ſich ſoweit wieder erholt, daß ſie zurückfahren konnte. Jede Begleitung war von ihr abgelehnt worden. Riekchens Weisheiten und Jacobinens Albernheiten mußten ihr in ihrer Stimmung gleich unerträglich erſcheinen.

Als ſie fort war, ſagte Jacobine zu Riekchen: „Es hat doch einen rechten Eindruck auf mich gemacht. Und Gryczinski darf gar nichts davon erfahren. Er iſt ohnehin gegen Kinder. Und er würde mir doch nur ſagen: „Da ſiehſt Du, was dabei heraus kommt. Undank und Unnatur.“

XXI. In der Nicolaikirche.

Es ſchlug Zwei von dem kleinen Hofthürmchen des Nachbarhauſes, als Melanie wieder in ihre Wohnung eintrat. Das Herz war ihr zum Zerſpringen, und ſie ſehnte ſich nach Ausſprache. Dann, das wußte ſie, kamen ihr die Thränen und in den Thränen Troſt.

Aber Ruben blieb heute länger aus als gewöhnlich und zu den anderen Aengſten ihres Herzens geſellte ſich auch noch das Bangen und Sorgen um den geliebten Mann. Endlich kam er; es war ſchon Spätnachmittag und die drüben hinter dem kahlen Gezweig niederſteigende Sonne warf eine Fülle greller Lichter durch die kleinen Manſarden-Fenſter. Aber es war kalt und unheimlich, und Melanie ſagte, während ſie dem Eintrenden entgegenging: „Du bringſt ſo viel Kälte mit, Ruben. Ach, und ich ſehne mich nach Licht und Wärme.“

„Wie Du nur biſt,“ entgegnete Ruben in ſichtlicher Zerſtreutheit, während er doch ſeine gewöhnliche Heiterkeit zu zeigen trachtete. „Wie Du nur biſt! Ich ſehe nichts als Licht, ein wahrer embarras de richesse, auf jedem Sophakiſſen und jeder Stuhllehne, und das Ofenblech flimmert und ſchimmert, als ob es Goldblech wäre. Und Du ſehnſt Dich nach Licht! Ich bitte Dich, mich blendet's, und ich wollt', es wäre weniger oder wäre fort."

„Du wirſt nicht lange darauf zu warten haben."

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er ſtehen und ſagte theilnehmend: „Ich vergeſſe nach der Hauptſache zu fragen. Verzeihe. Du warſt bei Jacobine. Wie lief es ab? Ich fürchte, nicht gut. Ich leſe ſo was aus Deinen Augen. Und ich hatt' auch eine Ahnung davon, gleich heute früh, als ich in die Stadt fuhr. Es war kein glücklicher Tag."

„Auch für Dich nicht?"

„Nicht der Rede werth. A shadow of a shadow."

Er hatte ſich in den zunächſtſtehenden Fauteuil niedergelaſſen und griff mechaniſch nach einem Album, das auf dem Sophatiſche lag. Seiner oft ausgeſprochenen Anſicht nach war dies die niedrigſte Form aller geiſtigen Beſchäftigung, und ſo durft' es nicht überraſchen, daß er während des Blätterns über das Buch fortſah und wiederholentlich fragte: „Wie war es? Ich bin begierig zu hören."

Aber ſie konnte nur zu gut erkennen, daß er nicht begierig war zu hören, und ſo ſehr es ſie nach Ausſprache verlangt hatte, ſo ſchwer wurd' es ihr jetzt, ein Wort zu

UNIV. BIBL. BERLIN

ſagen, und ſie verwirrte ſich mehr als einmal, als ſie, um ihm zu willfahren, von der tiefen Demüthigung erzählte, die ſie von ihrem eigenen Kinde hatte hinnehmen müſſen.

Ruben war aufgeſtanden und verſuchte ſie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn Einer einen Spruch herbetet.

„Und das iſt Alles, was Du mir zu ſagen haſt?“ fragte ſie. „Ruben, mein Einziger, ſoll ich auch Dich verlieren?!“ Und ſie ſtellte ſich vor ihn hin und ſah ihn ſtarr an.

„O, ſprich nicht ſo. Verlieren! Wir können uns nicht verlieren. Nicht wahr, Melanie, wir können uns nicht verlieren?“ Und hierbei wurde ſeine Stimme momentan inniger und weicher. „Und was die Kinder angeht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „nun, die Kinder ſind eben Kinder. Und eh' ſie groß ſind, iſt viel Waſſer den Rhein hinuntergelaufen. Und dann darfſt Du nicht vergeſſen, es waren nicht gerade die glänzendſten metteurs en scène, die es in die Hand nahmen. Unſer Rieckchen iſt lieb und gut, und Du haſt ſie gern, zu gern vielleicht; aber auch Du wirſt nicht behaupten wollen, daß die Stifts-Anwärterin auf Kloſter Himmelpfort an die Pforten ewiger Weisheit geklopft habe. Jedenfalls iſt ihr nicht aufgemacht worden. Und Jacobine! Pardon, ſie hat etwas von einer Prinzeſſin, aber von einer, die die Lämmer hütet.“

„Ach, Ruben,“ ſagte Melanie, „Du ſagſt ſo Vieles durcheinander. Aber das rechte Wort ſagſt Du nicht. Du ſagſt nichts, was mich aufrichten, mich vor mir ſelbſt wieder herſtellen könnte. Mein eigen Kind hat mir den Rücken gekehrt. Und daß es noch ein Kind iſt, das gerade iſt das Vernichtende. Das richtet mich.“

Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Du nimmſt es zu ſchwer. Und glaubſt Du denn, daß Mütter und Väter außerhalb aller Kritik ſtehen?“

„Wenigſtens außerhalb der ihrer Kinder.“

„Auch der nicht. Im Gegentheil, die Kinder ſitzen überall zu Gericht, ſtill und unerbittlich. Und Lydia war immer ein kleiner Großinquiſitor, wenigſtens genferiſchen Schlages, und an ihr läßt ſich die Rückſchlagstheorie ſtudiren. Ihr Urahne muß mitgeſtimmt haben, als man Servet verbrannte. Mich hätte ſie gern mit auf dem Holzſtoß geſehen, ſo viel ſteht feſt. Und nun, laß uns ſchweigen davon. Ich muß noch in die Stadt.“

„Ich bitte Dich, was iſt? Was giebt's?“

„Eine Conferenz. Und es wird ſich nicht vermeiden laſſen, daß wir nach ihrem Abſchluß zuſammen bleiben. Aengſtige Dich nicht und vor allem erwarte mich nicht. Ich haſſe junge Frauen, die beſtändig am Fenſter paſſen „ob er noch nicht kommt“ und mit dem Wächter unten auf Du und Du ſtehen, nur, um immer eine Heil-Ablieferungs-Garantie zu haben. Ich perhorrescire das. Und das Beſte wird ſein, Du gehſt früh zu Bett und ſchläfſt es aus. Und wenn wir uns morgen früh wiederſehen, wirſt Du mir vielleicht zuſtimmen, daß Lydia Beſcheidenheit lernen muß und daß zehnjährige dumme Dinger, Fräulein Liddi mit eingeſchloſſen, nicht dazu da ſind, ſich zu Sittenrichterinnen ihrer eigenen Frau Mama aufzuwerfen.“

„Ach, Ruben, das ſagſt Du nur ſo. Du fühlſt es anders und biſt zu klug und zu gerecht, als daß Du nicht wiſſen ſollteſt, das Kind hat Recht.“

„Es mag Recht haben. Aber ich auch. Und jedenfalls giebt es Ernſteres als das. Und nun Gott befohlen.“

Und er nahm ſeinen Hut und ging.

Melanie wachte noch, als Rubehn wieder nach Hauſe kam. Aber erſt am andern Morgen fragte ſie nach der Conferenz und bemühte ſich darüber zu ſcherzen. Er ſeinerſeits antwortete in gleichem Ton und war wie geſtern erſichtlich bemüht, mit Hilfe lebhaften Sprechens einen Schirm aufzurichten, hinter dem er, was eigentlich in ihm vorging, verbergen konnte.

So vergingen Tage. Seine Lebhaftigkeit wuchs, aber mit ihr auch ſeine Zerſtreutheit, und es kam vor, daß er mehrere Male daſſelbe fragte. Melanie ſchüttelte den Kopf und ſagte: „ich bitte Dich, Ruben, wo biſt Du? ſprich.“ Aber er verſicherte nur, „es ſei nichts, und ſie forſche, wo nichts zu forſchen ſei. Zerſtreutheit wäre ein Erbſtück in der Familie, kein gutes, aber es ſei einmal da, und ſie müſſe ſich damit einleben und daran gewöhnen.“

Und dann ging er, und ſie fühlte ſich freier, wenn er ging. Denn das rechte Wort wurde nicht geſprochen und er, der die Laſt ihrer Einſamkeit verringern ſollte, verdoppelte ſie nur durch ſeine Gegenwart.

Und nun war Oſtern. Anaſtaſia ſprach am Oſterſonntag auf eine halbe Stunde vor, aber Melanie war froh, als das Geſpräch ein Ende nahm und die mehr und mehr unbequem werdende Freundin wieder ging. Und ſo kam auch der zweite Feſttag, unfeſtlich und unfreundlich wie der erſte, und als Rubehn über Mittag erklärte, „daß er abermals eine Verabredung habe," konnte ſie's in ihrer Herzensangſt nicht länger ertragen und ſie beſchloß in die Kirche zu gehen und eine Predigt zu hören. Aber wohin? Sie kannte Prediger nur von Taufen und Hochzeiten her, wo ſie, neben frommen und nicht frommen, manch liebes Mal bei Tiſch geſeſſen und beim nach Hauſe kommen immer verſichert hatte: „Geht mir doch mit Eurem Pfaffenhaß. Ich habe mich mein Lebtag nicht ſo gut unterhalten, wie heute mit Paſtor Käpſel. Iſt das ein reizender alter Herr! Und ſo humoriſtiſch und beinahe witzig. Und ſchenkt einem immer ein und ſtößt an und trinkt ſelber mit, und ſagt einem verbindliche Sachen. Ich begreif' Euch nicht. Er iſt doch intereſſanter als Reiff oder gar Duquede."

Aber nun eine Predigt! Es war ſeit ihrem Einſegnungstage, daß ſie keine mehr gehört hatte.

Endlich entſann ſie ſich, daß ihr Chriſtel von Abendgottesdienſten erzählt hatte. Wo doch? In der Nicolaikirche. Richtig. Es war weit, aber deſto beſſer. Sie hatte ſo viel Zeit übrig und die Bewegung in der friſchen Luft war ſeit Wochen ihr einziges Labſal. So machte ſie ſich auf den Weg und als ſie die große Petriſtraße paſſirte, ſah ſie zu den erleuchteten Fenſtern des erſten Stockes auf. Aber ihre Fenſter waren dunkel und auch keine Blumen davor. Und ſie ging raſcher und ſah ſich um, als verfolge ſie wer, und bog endlich in den Nicolaikirchhof ein.

Und nun in die Kirche ſelbſt.

Ein paar Lichter brannten im Mittelſchiff, aber Melanie ging an der Schattenſeite der Pfeiler hin, bis ſie der alten reichgeſchmückten Kanzel gerad' gegenüber war. Hier waren Bänke geſtellt, nur drei oder vier, und auf den Bänken ſaßen Waiſenhauskinder, lauter Mädchen, in blauen Kleidern und weißen Bruſttüchern, und dazwiſchen alte Frauen, das graue Haar unter einer ſchwarzen Kopfbinde verſteckt, und die meiſten einen Stock in Händen oder eine Krücke neben ſich.

Melanie ſetzte ſich auf die letzte Bank und ſah, wie die kleinen Mädchen kicherten und ſich anſtießen und immer nach ihr hinſahen und nicht begreifen konnten, daß eine ſo feine Dame zu ſolchem Gottesdienſte käme. Denn es war ein Armen-Gottesdienſt und deshalb brannten auch die Lichter ſo ſpärlich. Und nun ſchwieg Lied und Orgel, und ein kleiner Mann erſchien auf der Kanzel, deſſen ſie ſich von ein paar großen und überſchwänglichen Bourgeois-Begräbniſſen her, ſehr wohl entſann, und von dem ſie mehr als einmal in ihrer übermüthigen Laune verſichert hatte, „er ſpräche ſchon vorweg im Grabſtein-Stil. Nur nicht ſo kurz." Aber heute ſprach er kurz und pries auch keinen, am wenigſten überſchwänglich, und war nur müd und angegriffen, denn es war der zweite Feiertag Abend. Und ſo kam es, daß ſie nichts Rechtes für ihr Herz finden konnte, bis es zuletzt hieß: „Und nun, andächtige Gemeinde, wollen wir den vorletzten Vers unſres Oſter-Liedes ſingen." Und in demſelben Augenblicke ſummte wieder die Orgel und zitterte, wie wenn ſie ſich erſt ein Herz faſſen oder einen Anlauf nehmen müſſe, und als es endlich voll und mächtig an dem hohen Gewölbe hinklang und die Spittelfrauen mit ihren zittrigen Stimmen einfielen, rückten zwei von den kleinen Mädchen halb ſchüchtern an Melanie heran und gaben ihr ihr Geſangbuch und zeigten auf die Stelle. Und ſie ſang mit:

Du lebſt, du biſt in Nacht mein Licht,
Mein Troſt in Noth und Plagen,
Du weißt, was alles mir gebricht,
Du wirſt mir's nicht verſagen. .

Und bei der letzten Zeile reichte ſie den Kindern das Buch zurück und dankte freundlich und wandte ſich ab, um ihre Bewegung zu verbergen. Dann aber murmelte ſie Worte, die ein Gebet vorſtellen ſollten, und es vor dem Ohre deſſen, der die Regungen unſeres Herzens hört, auch wohl waren, und verließ die Kirche ſo ſtill und ſeitab, wie ſie gekommen war.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand ſie Rubehn an ſeinem Arbeitstiſche vor. Er las einen Brief, den er, als ſie eintrat, bei Seite ſchob. Und er ging ihr entgegen und nahm ihre Hand und führte ſie nach ihrem Sophaplatz.

„Du warſt fort?“ ſagte er, während er ſich wieder ſetzte.

„Ja, Freund. In der Stadt . . . In der Kirche.“

„In der Kirche! Was haſt Du da geſucht?“

„Troſt.“

Er ſchwieg und ſeufzte ſchwer. Und ſie ſah nun, daß der Augenblick da war, wo ſich's entſcheiden müſſe. Und ſie ſprang auf und lief auf ihn zu und warf ſich vor ihm nieder und legte beide Arme auf ſeine Knie: „Sage mir, was es iſt? Habe Mitleid mit mir, mit meinem armen Herzen. Sieh, die Menſchen haben mich aufgegeben und meine Kinder haben ſich von mir abgewandt. Ach, ſo ſchwer es war, ich hätt' es tragen können. Aber daß Du Dich abwendeſt von mir, das trag ich nicht.“

„Ich wende mich nicht ab von Dir.“

„Nicht mit Deinem Auge, wiewohl es mich nicht mehr ſieht, aber mit Deinem Herzen. Sprich, mein Einziger, was iſt es? Es iſt nicht Eiferſucht, was mich quält. Ich könnte keine Stunde leben mehr, wär' es das. Aber ein anderes iſt es, was mich ängſtigt, ein anderes, nicht viel Beſſeres: ich habe Deine Liebe nicht mehr. Das iſt mir klar, und unklar iſt mir nur das Eine, wodurch ich ſie verſcherzt. Iſt es der Bann, unter dem ich lebe und den Du mit zu tragen haſt? Oder iſt es, daß ich ſo wenig Licht und Sonnenſchein in Dein Leben gebracht und unſere Einſamkeit auch noch in Betrübſamkeit verwandelt habe? Oder iſt es, daß Du mir mißtrauſt? Iſt es der Gedanke an das alte „heute Dir und morgen mir." O ſprich. Ich will Dich nicht leiden ſehen. Ich werde weniger unglücklich ſein, wenn ich Dich glücklich weiß. Auch getrennt von Dir. Ich will gehen, jede Stunde. Verlang' es und ich thu es. Aber reiße mich aus dieſer Ungewißheit. Sage mir, was es iſt, was Dich drückt, was Dir das Leben vergällt und verbittert. Sage mir's. Sprich."

Er fuhr ſich über Stirn und Auge, dann nahm er den bei Seite geſchobenen Brief und ſagte: „Lies."

Melanie faltete das Blatt auseinander. Es waren Zeilen vom alten Rubehn, deſſen Handſchrift ſie ſehr wohl kannte. Und nun las ſie: „Frankfurt, Oſterſonntag. Ausgleich geſcheitert. Arrangire was ſich arrangiren läßt. In ſpäteſtens acht Tagen muß ich unſere Zahlungseinſtellung ausſprechen. M. R. . . ."

In Rubehns Mienen ließ ſich, als ſie las, erkennen, daß er einer neuen Erſchütterung gewärtig war. Aber wie ſehr hatte er ſie verkannt, ſie, die viel, viel mehr war, als ein blos verwöhnter Liebling der Geſellſchaft, und eh ihm noch Zeit blieb über ſeinen Irrthum nachzudenken, hatte ſie ſich ſchon in einem wahren Freudenjubel erhoben und ihn umarmt und geküßt und wieder umarmt.

„O, nur das! ... O, nun wird Alles wieder gut .... Und was Eurem Hauſe Unglück bedeutet, mir bedeutet es Glück, und nun weiß ich es, es kommt Alles wieder in Schick und Richtung, weit über all mein Hoffen und Erwarten hinaus ... Als ich damals ging, und das letzte Geſpräch mit ihm hatte, ſieh, da ſprach ich von den Menſchlichen unter den Menſchen. Und es iſt mir, als wär es geſtern geweſen. Und auf dieſe Menſchlichen baut' ich meine Zukunft und rechnete darauf, daß ſie's verſöhnen würde: ich liebte Dich! Aber es war ein Fehler, und auch die Menſchlichen haben mich im Stich gelaſſen. Und jetzt muß ich ſagen, ſie hatten Recht. Denn die Liebe thut es nicht und die Treue thut es auch nicht. Ich meine die Werkeltagstreue, die nichts Beſſeres kann, als ſich vor Untreue bewahren. Es iſt eben nicht viel, treu zu ſein, wo man liebt und wo die Sonne ſcheint und das Leben bequem geht und kein Opfer fordert. Nein, nein, die bloße Treue thut es nicht.

Aber die bewährte Treue, die thut es. Und nun kann ich mich bewähren und will es und werd' es, und nun kommt meine Zeit. Ich will nun zeigen, was ich kann, und will zeigen, daß alles Geſchehene nur geſchah, weil es geſchehen mußte, weil ich Dich liebte, nicht aber weil ich leicht und übermüthig in den Tag hineinlebte und nur darauf aus war, ein bequemes Leben in einem noch bequemeren fortzuſetzen."

Er ſah ſie glücklich an und der Ausdruck des Selbſtſuchtsloſen in Wort und Miene riß ihn aus der tiefen Niedergedrücktheit ſeiner Seele heraus. Er hoffte nun ſelber wieder, aber Bangen und Zweifel liefen nebenher, und er ſagte bewegt: „Ach, meine liebe Melanie, Du warſt immer ein Kind und Du biſt es auch in dieſem Augenblicke noch. Ein verwöhntes und ein gutes, aber doch ein Kind. Sieh, von Deinem erſten Athemzuge an, haſt Du keine Noth gekannt, ach, was ſprech' ich von Noth, nie, ſo lange Du lebſt, iſt Dir ein Wunſch unerfüllt geblieben. Und Du haſt gelebt wie im Märchen von „Tiſchlein decke dich" und das Tiſchlein hat ſich Dir gedeckt, mit Allem was Du wollteſt, mit Allem was das Leben hat, auch mit Schmeicheleien und Liebkoſungen. Und Du biſt geliebkoſt worden wie ein King-Charles-Hündchen mit einem blauen Band und einem Glöckchen daran. Und Alles was Du gethan haſt, das haſt Du ſpielend gethan. Ja, Melanie, ſpielend. Und nun willſt Du auch ſpielend entbehren lernen und denkſt: es findet ſich. Oder denkſt auch wohl, es ſei hübſch und apart und ſchwärmſt für die Poetenhütte, die Raum hat für ein glücklich liebend Paar, oder wenigſtens haben ſoll. Ach es lieſt ſich erbaulich von dem blankgeſcheuerten Eßtiſch und dem Maienbuſch in jeder Ecke und von dem Zeiſig, der ſich das Futternäpfchen ſelber heranzieht. Und es iſt ſchon richtig: die gemalte Dürftigkeit ſieht gerade ſo gut aus, wie der gemalte Reichthum. Aber wenn es aufhört Bild und Vorſtellung zu ſein und wenn es Wirklichkeit und Regel wird, dann iſt Armuth ein bitteres Brot, und Muß eine harte Nuß."

Es war umſonſt. Sie ſchüttelte nur den Kopf immer wieder, und ſagte dann in jener einſchmeichelnden Weiſe, der ſo ſchwer zu widerſtehen war: „Nein, nein, Du haſt Unrecht. Und es liegt Alles anders, ganz anders. Ich hab einmal in einem Buche geleſen, und nicht in einem ſchlechten Buche, die Kinder, die Narren und die Poeten, die hätten immer Recht. Vielleicht überhaupt, aber von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß. Und ich bin eigentlich alles Drei's, und daraus magſt Du ſchließen, wie ſehr ich Recht habe. Dreifach Recht. „Ich will ſpielend entbehren lernen," ſagſt Du. Ja, Lieber, das will ich, das iſt es, um was es ſich handelt. Und Du glaubſt einfach, ich könn' es nicht. Ich kann es aber, ich kann es ganz gewiß, ſo gewiß ich dieſen Finger aufhebe, und ich will Dir auch ſagen, warum ich es kann. Den einen Grund haſt Du ſchon errathen: weil ich es mir ſo romantiſch denke, ſo hübſch und apart. Gut, gut. Aber Du hätteſt auch ſagen können, weil ich andere Vorſtellungen von Glück habe. Mir iſt das Glück etwas anderes als ein Titel oder eine Kleiderpuppe. Hier iſt es, oder nirgends. Und ſo dacht' ich und fühlt' ich immer, und ſo war ich immer und ſo bin ich noch. Aber wenn es auch anders mit mir ſtünde, wenn ich auch an dem Flitter des Daſeins hinge, ſo würd' ich doch die Kraft haben, ihm zu entſagen. Ein Gefühl iſt immer das herrſchende, und ſeiner Liebe zu Liebe kann man Alles, Alles. Wir Frauen wenigſtens. Und ich gewiß. Ich habe ſo Vieles freudig hingeopfert und ich ſollte nicht einen Teppich opfern können! Oder einen Verticot! Ach, einen Verticot!" und ſie lachte herzlich. „Entſinnſt Du Dich noch, als Du ſagteſt: „Alles ſei jetzt Enquête." Das war damals. Aber die Welt iſt inzwiſchen fortgeſchritten und jetzt iſt alles Verticot!"

Er war nicht überzeugt, ſeine praktiſch-patriziſche Natur glaubte nicht an die Dauer ſolcher Erregungen, aber er ſagte doch: „Es ſei. Verſuchen wir's. Alſo ein neues Leben, Melanie!"

„Ein neues Leben! Und das Erſte iſt, wir geben dieſe Wohnung auf und ſuchen uns eine beſcheidenere Stelle. Manſarde klingt freilich anſpruchslos genug, aber dieſer

Trumeau und dieſe Broncen ſind um ſo anſpruchsvoller. Ich habe nichts gelernt und das iſt gut, denn wie die meiſten, die nichts gelernt haben, weiß ich allerlei. Und mit Touſſaint L'Ouverture fangen wir an, nein, nein, mit Touſſaint-Langenſcheidt, und in acht Tagen oder doch ſpäteſtens in vier Wochen geb' ich meine erſte Stunde. Wozu bin ich eine Genferin! Und nun ſage: Willſt Du? Glaubſt Du?"

„Ja."

„Topp."

Und ſie ſchlug in ſeine Hand und zog ihn unter Lachen und Scherzen in das Nebenzimmer, wo das Vrenel in Abweſenheit des Dieners eben den Theetiſch arrangirt hatte.

Und ſie hatten an dieſem Unglückstage wieder einen erſten glücklichen Tag.

XXII. Verſöhnt.

Und Melanie nahm es ernſt mit jedem Worte, das ſie geſagt hatte. Sie hatte dabei ganz ihre Friſche wieder und eh ein Monat um war, war die modern und elegant eingerichtete Wohnung gegen eine ſchlichtere vertauſcht und das Stundengeben hatte begonnen. Ihre Kenntniß des Franzöſiſchen und beinahe mehr noch ihr glänzendes muſikaliſches, auch nach der techniſchen Seite hin vollkommen ausgebildetes Talent, hatten es ihr leicht gemacht, eine Stellung zu gewinnen, und zwar in ein paar großen, ſchleſiſchen Häuſern, die gerade vornehm genug waren, den Tagesklatſch ignoriren zu können.

Und bald ſollte es ſich herausſtellen, wie nöthig dieſe raſchen und reſoluten Schritte geweſen waren, denn der Zuſammenſturz erfolgte jäher als erwartet und jede Form der Einſchränkung erwies ſich als geboten, wenn nicht mit der finanziellen Reputation des großen Hauſes auch die bürgerliche verloren gehen ſollte. Jede neue Nachricht, von Frankfurt her, beſtätigte dies und Ruben, der anfangs nur allzu geneigt geweſen war, den Eifer Melanie's für eine bloße Opfer-Caprice zu nehmen, ſah ſich alsbald gezwungen, ihrem Beiſpiele zu folgen. Er trat als amerikaniſcher Correſpondent in ein Bankhaus ein, zunächſt mit nur geringem Gehalt, und war überraſcht und glücklich zugleich, die berühmte Poeten-Weisheit von der „kleinſten Hütte“ ſchließlich an ſich ſelber in Erfüllung gehn zu ſehn.

Und nun folgten idylliſche Wochen, und jeden neuen Morgen, wenn ſie von der Wilmersdorfer Feldmark her am Rande des Thiergartens hin ihren Weg nahmen und an ihrer alten Wohnung vorüber kamen, ſahen ſie zu der eleganten Manſarde hinauf und athmeten freier, wenn ſie der zurückliegenden ſchweren und ſorgenreichen Tage gedachten. Und dann bogen ſie plaudernd in die ſchmalen, ſchattigen Gänge des Parkes ein, bis ſie zuletzt unter der ſchräg liegenden Hängeweide fort, die zwiſchen dem Königsdenkmal und der Louiſeninſel ſteht und hier beinahe den Weg ſperrt, in die breite Thiergartenſtraße wieder einmündeten. Den ſchräg liegenden Baum aber nannten ſie ſcherzhaft ihren Zoll- und Schlagbaum, weil ſich dicht hinter demſelben ein Leiermann poſtirt hatte, dem ſie Tag um Tag ihren Wegezoll entrichten mußten. Er kannte ſie ſchon, und während er die große Mehrheit, als wären es Steuerdefraudanten, mit einem zornig-verächtlichen Blicke verfolgte, zog er vor unſerem jungen Paare regelmäßig ſeine Militärmütze. Ganz aber konnt' er ſich auch ihnen gegenüber nicht zwingen und verleugnen, und als ſie den ſchon Pflicht gewordenen Zoll eines Tages vergeſſen oder vielleicht auch abſichtlich nicht entrichtet hatten, hörten ſie, daß er die Kurbel in Wuth und Heftigkeit noch dreimal drehte und dann ſo jäh und plötzlich abbrach, daß ihnen ein paar unfertige Töne wie Knurr- und Scheltworte nachklangen. Melanie ſagte: „Wir dürfen es mit Niemand verderben, Ruben; Freundſchaft iſt heuer rar." Und ſie wandte ſich wieder um und ging auf den Alten zu und gab ihm. Aber er dankte nicht, weil er noch immer in halber Empörung war.

Und ſo verging der Sommer und der Herbſt kam, und als das Laub ſich zu färben und an den Ahorn- und Platanenbäumen auch ſchon abzufallen begann, da hatte ſich bei denen, die Tag um Tag unter dieſen Bäumen hinſchritten, manches geändert und zwar zum Guten geändert. Wohl hieß es auch jetzt noch, wenn ſie den alten Invaliden unter ihrerſeits devotem Gruße paſſirten, „daß ſie der neuen Freundſchaften noch nicht ſicher genug ſeien, um die bewährten alten aufgeben zu können", aber dieſe neuen Freundſchaften waren doch wenigſtens in ihren Anfängen da. Man kümmerte ſich wieder um ſie, ließ ſie geſellſchaftlich wieder aufleben, und ſelbſt ſolche, die bei dem Zuſammenbrechen der Rubehn'ſchen Finanz-Herrlichkeit nur Schadenfreude gehabt und je nach ihrer claſſiſchen oder chriſtlichen Bildung und Beanlagung von

„Nemeſis“ oder „Finger Gottes“ geſprochen hatten, bequemten ſich jetzt, ſich mit dem hübſchen Paare zu verſöhnen, „das ſo glücklich und ſo geſcheidt ſei, und nie klage und ſich ſo liebe“. Ja, ſich ſo liebe. Das war es, was doch ſchließlich den Ausſchlag gab, und wenn vorher ihre Neigung nur Neid und Zweifel geweckt hatte, ſo ſchlug jetzt die Stimmung in ihr Gegentheil um. Und nicht zu verwundern! War es doch ein und daſſelbe Gefühl, was bei Verurtheilung und Begnadigung zu Gerichte ſaß, und wenn es Anfangs eine ſenſationelle Befriedigung gewährt hatte, ſich in Indignation zu ſtürzen, ſo war es jetzt eine kaum geringere Freude, von den „Inſéparables“ ſprechen und über ihre „treue Liebe“ ſentimentaliſiren zu können. Eine kleine Zahl Eſoteriſcher aber führte den ganzen Fall auf die Wahlverwandtſchaften zurück und ſtellte wiſſenſchaftlich feſt, daß einfach ſeitens des ſtärkeren und deshalb berechtigteren Elements das ſchwächere verdrängt worden ſei. Das Naturgeſetzliche habe wieder 'mal geſiegt. Und hiermit ſah ſich denn auch der einen Winter lang auf den Schild gehobene Van der Straaten abgefunden und theilte das Schickſal aller Saiſon-Lieblinge, noch ſchneller vergeſſen als erhoben zu werden. Ja der Spott und die Bosheit begannen jetzt ihre Pfeile gegen ihn zu richten, und wenn des Falles ausnahmsweiſe noch gedacht wurde, ſo hieß es: „Er hat es nicht anders gewollt. Wie kam er nur dazu?

Sie war ſiebzehn! Allerdings, er ſoll einmal ein lion geweſen ſein. Nun gut. Aber wenn dem „Löwen“ zu wohl wird . . . .“ Und dann lachten ſie und freuten ſich, daß es ſo gekommen, wie es gekommen.

Ob Van der Straaten von dieſen und ähnlichen Aeußerungen hörte? Vielleicht. Aber es bedeutete ihm nichts. Er hatte ſich ſelbſt zu ſkeptiſch und unerbittlich durchforſcht, als daß er über die Wandlungen in dem Geſchmacke der Geſellſchaft, über ihr Götzen-ſchaffen und Götzen-ſtürzen auch nur einen Augenblick erſtaunt geweſen wäre. Und ſo durfte denn von ihm geſagt werden, „er hörte, was man ſprach, auch wenn er es nicht hörte.“ Weg über das Urtheil der Menſchen, galt ihm nur eines eben ſo wenig oder noch weniger: ihr Mitleid. Er war immer eine ſelbſtändige Natur geweſen, frei und feſt, und ſo war er geblieben. Und auch derſelbe geblieben in ſeiner Nachſicht und Milde.

Und der Tag kam, wo ſich's zeigen und auch Melanie davon erfahren ſollte.

Es war ſchon Ausgangs October und nur wenig gelbes und rothes Laub hing noch an den halb kahl gewordenen Bäumen. Das Meiſte lag abgeweht in den Gängen und wurde, wo's trocken war, zuſammengeharkt, denn ſeit geſtern hatte ſich das Wetter wieder geändert und nach langen Sturm- und Regentagen ſchien eine wundervolle Herbſtesſonne. Vielleicht die letzte dieſes Jahres.

Und auch Aninettchen wurde hinausgeſchickt und blieb heute länger fort als erwartet, bis endlich um die vierte Stunde die Magd in großer Aufregung heimkam und in ihrem ſchweren Schweizer-Deutſch über ein eben gehabtes Erlebniß berichtete. Sie hab' auf der Bank g'ſeſſe, wo die vier Löwe das Brückle halte, und hätt' ebe g'ſagt: „Sich, Aninettle, des iſch der alt Weiberſommer, der will Di einſpinne, aber der hat Di no lang nit," un das Aninettl hab' grad g'juchzt un lacht un n'am Ohrring g'langt, do wäre zwei Herre über die Brück komme, ſo gute funfzig, aber ſchon auf der Wipp, und einer hätt g'ſagt, e langer Spindelbein: „Schau des Silberkettle; des iſch e Schweizerin; un i wett, des iſch e Kind vom Schweizer G'ſandte." Aber do hat der andre g'ſagt: „nei, des kann nit ſein; den Schweizer G'ſandte, den kenn i, un der hat kein Kind un kein Kegel . . ." Un do hat er z'mir g'ſagt: „ah nu, wem g'hört das Kind?" Un da hab i g'ſagt: „dem Herr Rubehn, un's iſch e Mädle, un heißt Aninettl." Un do hab i g'ſehn, daß er ſich verfärbt hat und hat wegg'ſchaut. Aber nit lang, da hat er ſich wieder umg'wandt und hat g'ſagt: „'s iſch d' Mutter, und lacht auch ſo, un hat dieſelbe ſchwarze Haar'. Es iſch e ſchön's Kindle. Findſcht nit au?" Aber er hat's nit finde wolle und hat nur g'ſagt: „Uebertax es nit. Es giebt mehr ſo. Un's iſcht e Kind aus 'm Dutzend."

Jo, ſo hat er g'ſagt, der garſtige Spindelbein: „'s' giebt mehr ſo, un 's iſcht e Kind aus 'm Dutzend." Aber der gute Herre, der hat's Pätſchle g'nomme un hat's g'ſtreichelt. Un hat mi g'lobt, deß i ſo brav un g'ſcheidt ſei. Jo, ſo hat er g'ſagt. Und dann ſind ſie gange".

All das hatte ſeines Eindrucks nicht verfehlt und Melanie war während der Tage, die folgten, immer wieder auf dieſe Begegnung zurückgekommen. Immer wieder und wieder hatte die Vreni jedes Kleinſte nennen und beſchreiben müſſen, und ſo war es durch Wochen hin geblieben, bis endlich in den großen und kleinen Vorbereitungen zum Feſte der ganze Vorfall vergeſſen worden war.

Und nun war das Feſt ſelber da, der heilige Abend, zu dem auch diesmal Rubehns jüngerer Bruder und der alte Procuriſt, die ſich zur Rückkehr nach Frankfurt nicht hatten entſchließen können, geladen waren. Auch Anaſtaſia.

Melanie, die noch vor Eintreffen ihres Beſuchs allerlei Wirthſchaftliches anzuordnen hatte, war ganz Aufregung und erſchrak ordentlich, als ſie gleich nach Dunkelwerden und lange vor der feſtgeſetzten Stunde die Klingel gehen hörte. Wenn das ſchon die Gäſte wären! Oder auch nur einer von ihnen. Aber ihre Beſorgniß währte nicht lange, denn ſie hörte draußen ein Fragen und Parlamentiren und gleich darauf erſchien das Vrenel und trug eine mittelgroße Kiſte herein, auf der, ohne weitere Adreſſe, blos das eine Wort „Julklapp“ zu leſen war.

„Iſt es denn für uns, Vreni?“ fragte Melanie.

„I denk ſchon. I hab' ihm g'ſagt: „'s iſch der Herr Rubehn, der hier wohnt. Un die Frau Rubehn.“ Un do hat er g'ſagt: „'s iſch ſchon recht; des iſch der Nam'.“ Un do hab' i's g'nomme.“

Melanie ſchüttelte den Kopf und ging in Rubehn's Stube, wo man ſich nun gemeinſchaftlich an das Oeffnen der Kiſte machte. Nichts fehlte von den gewöhnlichen Julklapps-Zuthaten und erſt als man unten am Boden eines großen Gravenſteiner Apfels gewahr wurde, ſagte Melanie: „Gieb Acht. Hierin ſteckt es.“ Aber es ließ ſich nichts erkennen, und ſchon wollte ſie den Gravenſteiner, wie alles andere, bei Seite legen, als ſich durch eine zufällige Bewegung ihrer Hand die geſchickt zuſammengepaßten Hälften des Apfels auseinander ſchoben. „Ah, voila.“ Und wirklich, an Stelle des Kernhauſes, das herausgeſchnitten war, lag ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen. Sie nahm es, entfernte langſam und erwartungsvoll eine Hülle nach der andern und hielt zuletzt ein kleines Medaillon in Händen, einfach ohne Prunk und Zierrath. Und nun drückte ſie's an der Feder auf und ſah ein Bildchen und erkannt' es und es entfiel ihrer Hand. Es war, en miniature, der Tintoretto, den ſie damals ſo lachend und übermüthig betrachtet und für deſſen Hauptfigur ſie nur die Worte gehabt hatte: „Sieh, Ezel, ſie hat geweint. Aber iſt es nicht, als begriffe ſie kaum ihre Schuld?“

Ach, ſie fühlte jetzt, daß das alles auch für ſie ſelbſt geſprochen war, und ſie nahm das ihrer Hand entfallene Bildchen wieder auf und gab es an Ruben und erröthete.

Dieſer ſpielte damit hin und her und ſagte dann, während er die Feder wieder zuknipſte: „King Ezel in all his glories! Immer derſelbe. Wohlwollend und ungeſchickt. Ich werd' es tragen. Als Uhrgehäng, als Berloque.“

„Nein, ich. Ach, Du weißt nicht, wie viel es mir bedeutet. Und es ſoll mich erinnern und mahnen . . . jede Stunde . . .“

„Meinetwegen. Aber nimm es nicht tragiſcher als nöthig und grüble nicht zuviel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne.“

„Du biſt hochmüthig, Ruben.“

„Nein.“

„Nun gut. Dann biſt Du ſtolz.“

„Ja, das bin ich, meine ſüße Melanie. Das bin ich. Aber auf was? Auf wen?“

Und ſie umarmten ſich und küßten ſich, und eine Stunde ſpäter brannten ihnen die Weihnachtslichter in einem ungetrübten Glanz.

Theodor
Fontane:

Schach von Wuthenow

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich

Schach von Wuthenow.

Erzählung
aus der Zeit des Regiments Gensdarmes

von

Theodor Fontane.

F 1929. 98

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. Hofbuchhändler.
1883.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Inhalt.

Seite

1. Kapitel: Im Salon der Frau von Carayon . . . 1
2. Kapitel: „Die Weihe der Kraft“ 12
3. Kapitel: Bei Sala Tarone 22
4. Kapitel: In Tempelhof 34
5. Kapitel: Victoire v. Carayon an Liſette v. Perbandt 61
6. Kapitel: Bei Prinz Louis 68
7. Kapitel: Ein neuer Gaſt 81
8. Kapitel: Schach und Victoire 98
9. Kapitel: Schach zieht ſich zurück 111
10. Kapitel: „Es muß etwas geſchehn“ 117
11. Kapitel: Die Schlittenfahrt 126
12. Kapitel: Schach bei Frau von Carayon 131
13. Kapitel: „Le choix du Schach“ 139
14. Kapitel: In Wuthenow am See 151
15. Kapitel: Die Schachs und die Carayons 171

16. Kapitel: Frau von Carayon und der alte Köckritz .
17. Kapitel: Schach in Charlottenburg . . . . . .
18. Kapitel: Fata Morgana . . . .
19. Kapitel: Die Hochzeit . . . .
20. Kapitel: Bülow an Sander . . . .
21. Kapitel: Victoire von Schach an Liſette von Perbandt

Seite
181
194
203
210
219
224

I. Kapitel.

Im Salon der Frau v. Carayon.

In dem Salon der in der Behrenſtraße wohnenden Frau v. Carayon und ihrer Tochter Victoire waren an ihrem gewöhnlichen Empfangsabend einige Freunde verſammelt, aber freilich wenige nur, da die große Hitze des Tages auch die treueſten Anhänger des Zirkels ins Freie gelockt hatte. Von den Offizieren des Regiments Gensdarmes, die ſelten an einem dieſer Abende fehlten, war nur einer erſchienen, ein Herr v. Alvensleben, und hatte neben der ſchönen Frau vom Hauſe Platz genommen unter gleichzeitigem ſcherzhaftem Bedauern darüber, daß gerade der fehle, dem dieſer Platz in Wahrheit gebühre.

Beiden gegenüber, an der der Mitte des Zimmers zugekehrten Tiſchſeite, ſaßen zwei Herren in Civil, die, ſeit wenig Wochen erſt heimiſch in dieſem Kreiſe, ſich nichtsdeſtoweniger bereits eine dominierende Stellung innerhalb desſelben errungen hatten. Am entſchiedenſten der um einige Jahre jüngere von beiden, ein ehemaliger Stabskapitän, der, nach einem abenteuernden Leben in England und den Unionsſtaaten in die Heimat zurückgekehrt, allgemein als das Haupt jener militäriſchen Frondeurs angeſehen wurde, die damals die politiſche Meinung der Hauptſtadt machten, beziehungsweiſe terroriſierten. Sein Name war v. Bülow. Nonchalance gehörte mit zur Genialität, und ſo focht er denn, beide Füße weit vorgeſtreckt und die linke Hand in der Hoſentaſche, mit ſeiner Rechten in der Luft umher, um durch lebhafte Geſtikulationen ſeinem Kathedervortrage Nachdruck zu geben. Er konnte, wie ſeine Freunde ſagten, nur ſprechen um Vortrag zu halten, und — er ſprach eigentlich immer. Der ſtarke Herr neben ihm war der Verleger ſeiner Schriften, Herr Daniel Sander, im Übrigen aber ſein vollkommener Widerpart, wenigſtens in allem was Erſcheinung anging. Ein ſchwarzer Vollbart umrahmte ſein Geſicht, das ebenſoviel Behagen wie Sarkasmus ausdrückte, während ihm der in der Taille knapp anſchließende Rock von niederländiſchem Tuche ſein Embonpoint zuſammenſchnürte. Was den Gegenſatz vollendete, war die feinſte weiße Wäſche, worin Bülow keineswegs excellierte.

Das Geſpräch, das eben geführt wurde, ſchien ſich um die kurz vorher beendete Haugwitzſche Miſſion zu drehen, die, nach Bülows Anſicht, nicht nur ein wünſchenswertes Einvernehmen zwiſchen Preußen und Frankreich wieder hergeſtellt, ſondern uns auch den Beſitz von Hannover noch als „Morgengabe“ mit eingetragen habe. Frau v. Carayon aber bemängelte dieſe „Morgengabe“, weil man nicht gut geben oder verſchenken könne, was man nicht habe, bei welchem Worte die bis dahin unbemerkt am Theetiſch beſchäftigt geweſene Tochter Victoire der Mutter einen zärtlichen Blick zuwarf, während Alvensleben der ſchönen Frau die Hand küßte.

„Ihrer Zuſtimmung, lieber Alvensleben,“ nahm Frau v. Carayon das Wort, „war ich ſicher. Aber ſehen Sie, wie minos- und rhadamantusartig unſer Freund Bülow daſitzt. Er brütet mal wieder Sturm, Victoire, reiche Herrn v. Bülow von den Karlsbader Oblaten. Es iſt, glaub' ich, das Einzige, was er von Oeſterreich gelten läßt. Inzwiſchen unterhält uns Herr Sander von unſeren Fortſchritten in der neuen Provinz. Ich fürchte nur, daß ſie nicht groß ſind.“

„Oder ſagen wir lieber, gar nicht exiſtieren,“ erwiderte Sander. „Alles was zum welfiſchen Löwen oder zum ſpringenden Roß hält, will ſich nicht preußiſch regieren laſſen. Und ich verdenk es Keinem.

Für die Polen reichten wir allenfalls aus. Aber die Hannoveraner ſind feine Leute."

„Ja, das ſind ſie," beſtätigte Frau v. Carayon, während ſie gleich danach hinzufügte: „Vielleicht auch etwas hochmütig."

„Etwas!" lachte Bülow. „O, meine Gnädigſte, wer doch allzeit einer ähnlichen Milde begegnete. Glauben Sie mir, ich kenne die Hannoveraner ſeit lange, hab ihnen in meiner Altmärker-Eigenſchaft ſo zu ſagen von Jugend auf über den Zaun gekuckt, und darf Ihnen danach verſichern, daß alles das, was mir England ſo zuwider macht, in dieſem welfiſchen Stammlande doppelt anzutreffen iſt. Ich gönn' ihnen deshalb die Zuchtrute, die wir ihnen bringen. Unſere preußiſche Wirtſchaft iſt erbärmlich, und Mirabeau hatte Recht, den geprieſenen Staat Friedrichs des Großen mit einer Frucht zu vergleichen, die ſchon faul ſei, bevor ſie noch reif geworden, aber faul oder nicht, *Eines* haben wir wenigſtens: ein Gefühl davon, daß die Welt in dieſen letzten funfzehn Jahren einen Schritt vorwärts gemacht hat, und daß ſich die großen Geſchicke derſelben nicht notwendig zwiſchen Ruthe und Rotte vollziehen müſſen. In Hannover aber glaubt man immer noch an eine Spezialaufgabe Kalenbergs und der Lüneburger Haide. Nomen et omen. Es iſt der Sitz der Stagnation, eine Brutſtätte der Vorurteile. *Wir* wiſſen wenigſtens, daß wir nichts taugen, und in dieſer Erkenntnis iſt die Möglichkeit der Beſſerung gegeben. Im Einzelnen bleiben wir hinter ihnen zurück, zugegeben, aber im Ganzen ſind wir ihnen voraus, und darin ſteckt ein Anſpruch und ein Recht, die wir geltend machen müſſen. Daß wir, trotz Sander, in Polen eigentlich geſcheitert ſind, beweiſt nichts; der Staat ſtrengte ſich nicht an und hielt ſeine Steuereinnehmer gerade für gut genug, um die Kultur nach Oſten zu tragen. In ſoweit mit Recht, als ſelbſt ein Steuereinnehmer die Ordnung vertritt, wenn auch freilich von der unangenehmen Seite.“

Victoire, die von dem Augenblick an, wo Polen mit ins Geſpräch gezogen worden war, ihren Platz am Theetiſch aufgegeben hatte, drohte jetzt zu dem Sprecher hinüber und ſagte: „Sie müſſen wiſſen, Herr v. Bülow, daß ich die Polen liebe, ſogar de tout mon coeur.“ Und dabei beugte ſie ſich aus dem Schatten in den Lichtſchein der Lampe vor, in deſſen Helle man jetzt deutlich erkennen konnte, daß ihr feines Profil, das einſt dem der Mutter geglichen haben mochte, durch zahlreiche Blatternarben aber um ſeine frühere Schönheit gekommen war.

Jeder mußt' es ſehen, und der Einzige, der es nicht ſah, oder, wenn er es ſah, als abſolut gleichgiltig betrachtete, war Bülow. Er wiederholte nur: „o ja, die Polen. Es ſind die beſten Mazurkatänzer, und darum lieben Sie ſie.“

„Nicht doch. Ich liebe ſie, weil ſie ritterlich und unglücklich ſind.“

„Auch das. Es läßt ſich dergleichen ſagen. Und um dies ihr Unglück könnte man ſie beinah beneiden, denn es trägt ihnen die Sympathien aller Damenherzen ein. In Fraueneroberungen haben ſie, von alter Zeit her, die glänzendſte Kriegsgeſchichte.“

„Und wer rettete . .“

„Sie kennen meine ketzeriſchen Anſichten über Rettungen. Und nun gar Wien! Es wurde gerettet. Allerdings. Aber wozu? Meine Phantaſie ſchwelgt ordentlich in der Vorſtellung, eine Favoritſultanin in der Krypta der Kapuziner ſtehen zu ſehen. Vielleicht da, wo jetzt Maria Thereſia ſteht. Etwas vom Islam iſt bei dieſen Hahndel- und Faſahndelmännern immer zu Hauſe geweſen, und Europa hätt' ein bischen mehr von Serail- oder Haremwirtſchaft ohne großen Schaden ertragen . .“

Ein eintretender Diener meldete den Rittmeiſter v. Schach, und ein Schimmer freudiger Überraſchung überflog beide Damen, als der Angemeldete gleich darnach eintrat. Er küßte der Frau v. Carayon die Hand, verneigte ſich gegen Victoire, und begrüßte dann Alvensleben mit Herzlichkeit, Bülow und Sander aber mit Zurückhaltung.

„Ich fürchte, Herrn v. Bülow unterbrochen zu haben . . .“

„Ein allerdings unvermeidlicher Fall,“ antwortete Sander und rückte ſeinen Stuhl zur Seite. Man lachte, Bülow ſelbſt ſtimmte mit ein, und nur an Schachs mehr als gewöhnlicher Zurückhaltung ließ ſich erkennen, daß er entweder unter dem Eindruck eines ihm perſönlich unangenehmen Ereigniſſes oder aber einer politiſch unerfreulichen Nachricht in den Salon eingetreten ſein müſſe.

„Was bringen Sie, lieber Schach? Sie ſind präokkupiert. Sind neue Stürme . . .“

„Nicht das, gnädigſte Frau, nicht das. Ich komme von der Gräfin Haugwitz, bei der ich um ſo häufiger verweile, je mehr ich mich von dem Grafen und ſeiner Politik zurückziehe. Die Gräfin weiß es und billigt mein Benehmen. Eben begannen wir ein Geſpräch, als ſich draußen vor dem Palais eine Volksmaſſe zu ſammeln begann, erſt Hunderte, dann Tauſende. Dabei wuchs der Lärm und zuletzt ward ein Stein geworfen und flog an dem Tiſch vorbei, daran wir ſaßen. Ein Haar breit und die Gräfin wurde getroffen. Wovon ſie aber wirklich getroffen wurde, das waren die Worte, die Verwünſchungen, die heraufklangen. Endlich erſchien der Graf ſelbſt. Er war vollkommen gefaßt und verleugnete keinen Augenblick den Kavalier. Es währte jedoch lang', eh' die Straße geſäubert werden konnte. Sind wir bereits dahin gekommen? Emeute, Krawall. Und das im Lande Preußen, unter den Augen Seiner Majeſtät."

„Und ſpeziell uns wird man für dieſe Geſchehniſſe verantwortlich machen," unterbrach Alvensleben, „ſpeziell uns von den Gensdarmes. Man weiß, daß wir dieſe Liebedienerei gegen Frankreich mißbilligen, von der wir ſchließlich nichts haben als geſtohlene Provinzen. Alle Welt weiß, wie wir dazu ſtehen, auch bei Hofe weiß mans, und man wird nicht ſäumen, uns dieſe Zuſammenrottung in die Schuh zu ſchieben."

„Ein Anblick für Götter," ſagte Sander. „Das Regiment Gensdarmes unter Anklage von Hochverrat und Krawall."

„Und nicht mit Unrecht," fuhr Bülow in jetzt wirklicher Erregung dazwiſchen. „Nicht mit Unrecht, ſag' ich. Und das witzeln Sie nicht fort, Sander. Warum führen die Herren, die jeden Tag klüger ſein wollen, als der König und ſeine Miniſter, warum führen ſie dieſe Sprache? Warum politiſieren ſie? Ob eine Truppe politiſieren darf, ſtehe dahin, aber wenn ſie politiſiert, ſo politiſiere ſie wenigſtens richtig. Endlich ſind wir jetzt auf dem rechten Weg, endlich ſtehen wir da, wo wir von Anfang an hätten ſtehen ſollen, endlich hat Seine Majeſtät den Vorſtellungen der Vernunft Gehör gegeben und was geſchieht? Unſere Herren Offiziere, deren drittes Wort der König und ihre Loyalität iſt, und denen doch immer nur wohl wird, wenn es nach Rußland und Juchten und recht wenig nach Freiheit riecht, unſere Herren Offiziere, ſag' ich, gefallen ſich plötzlich in einer ebenſo naiven wie gefährlichen Oppoſitionsluſt, und fordern durch ihr keckes Thun und ihre noch keckeren Worte den Zorn des kaum beſänftigten Imperators heraus. Dergleichen verpflanzt ſich dann leicht auf die Gaſſe. Die Herren vom Regiment Gensdarmes werden freilich den Stein nicht ſelber heben, der ſchließlich bis an den Theetiſch der Gräfin fliegt, aber ſie ſind doch die moraliſchen Urheber dieſes Krawalles, ſie haben die Stimmung dazu gemacht."

„Nein, dieſe Stimmung war da."

„Gut. Vielleicht war ſie da. Aber wenn ſie da war, ſo galt es, ſie zu bekämpfen, nicht aber ſie zu nähren. Nähren wir ſie, ſo beſchleunigen wir unſern Untergang. Der Kaiſer wartet nur auf eine Gelegenheit, wir ſind mit vielen Poſten in ſein Schuldbuch eingetragen, und zählt er erſt die Summe, ſo ſind wir verloren."

„Glaubs nicht," antwortete Schach. „Ich vermag Ihnen nicht zu folgen, Herr v. Bülow."

„Was ich beklage."

„Ich deſto weniger. Es trifft ſich bequem für Sie, daß Sie mich und meine Kameraden über Landes- und Königstreue belehren und aufklären dürfen, denn die Grundſätze, zu denen Sie ſich bekennen, ſind momentan obenauf. Wir ſtehen jetzt nach Ihrem Wunſch und allerhöchſtem Willen am Tiſche Frankreichs und leſen die Broſamen auf, die von des Kaiſers Tiſche fallen. Aber auf wie lange? Der Staat Friedrichs des Großen muß ſich wieder auf ſich ſelbſt beſinnen.“

„So ers nur thäte,“ replizierte Bülow. „Aber das verſäumt er eben. Iſt dies Schwanken, dies immer noch halbe Stehen zu Rußland und Öſterreich, das uns dem Empereur entfremdet, iſt das Fridericianiſche Politik? Ich frage Sie?“

„Sie mißverſtehen mich.“

„So bitt ich, mich aus dem Mißverſtändnis zu reißen.“

„Was ich wenigſtens verſuchen will . . Übrigens wollen Sie mich mißverſtehen, Herr v. Bülow. Ich bekämpfe nicht das franzöſiſche Bündnis, weil es ein Bündnis iſt, auch nicht deshalb, weil es nach Art aller Bündniſſe darauf aus iſt, unſere Kraft zu dieſem oder jenem Zweck zu doublieren. O, nein; wie könnt' ich? Allianzen ſind Mittel, deren jede Politik bedarf; auch der große König hat ſich dieſer Mittel bedient und innerhalb dieſer Mittel beſtändig gewechſelt. Aber nicht gewechſelt hat er in ſeinem Endzweck. Dieſer war unverrückt: ein ſtarkes und ſelbſtändiges Preußen. Und nun frag' ich Sie, Herr

v. Bülow, iſt das, was uns Graf Haugwitz heimgebracht hat, und was ſich Ihrer Zuſtimmung ſo ſehr erfreut, iſt das ein ſtarkes und ſelbſtändiges Preußen? Sie haben mich gefragt, nun frag ich Sie.“

2. Kapitel.

„Die Weihe der Kraft."

Bülow, deſſen Züge den Ausdruck einer äußerſten Überheblichkeit anzunehmen begannen, wollte replizieren, aber Frau v. Carayon unterbrach und ſagte: „Lernen wir etwas aus der Politik unſerer Tage: wo nicht Friede ſein kann, da ſei wenigſtens Waffenſtillſtand. Auch hier . . Und nun raten Sie, lieber Alvensleben, wer heute hier war, uns ſeinen Beſuch zu machen? Eine Berühmtheit. Und von der Rahel Lewin uns zugewieſen."

„Alſo der Prinz," ſagte Alvensleben.

„O nein, berühmter, oder doch wenigſtens tagesberühmter. Der Prinz iſt eine etablierte Celebrität, und Celebritäten, die zehn Jahre gedauert haben, ſind keine mehr . . Ich will Ihnen übrigens zu Hilfe kommen, es geht ins Litterariſche hinüber, und ſo möcht' ich denn auch annehmen, daß uns Herr Sander das Rätſel löſen wird."

„Ich will es wenigſtens verſuchen, gnädigſte Frau, wobei mir Ihr Zutrauen vielleicht eine gewiſſe Weihekraft, oder ſagen wirs lieber rund heraus, eine gewiſſe ‚Weihe der Kraft' verleihen wird."

„O vorzüglich. Ja, Zacharias Werner war hier. Leider waren wir aus, und ſo ſind wir denn um den uns zugedachten Beſuch gekommen. Ich hab es ſehr bedauert."

„Sie ſollten ſich umgekehrt beglückwünſchen, einer Enttäuſchung entgangen zu ſein" nahm Bülow das Wort. „Es iſt ſelten, daß die Dichter der Vorſtellung entſprechen, die wir uns von ihnen machen. Wir erwarten einen Olympier, einen Nektar- und Ambroſia-mann, und ſehen ſtatt deſſen einen Gourmand einen Putenbraten verzehren; wir erwarten Mitteilungen aus ſeiner geheimſten Zwieſprach mit den Göttern und hören ihn von ſeinem letzten Orden erzählen oder wohl gar die allergnädigſten Worte zitieren, die Sereniſſimus über das jüngſte Kind ſeiner Muſe geäußert hat. Vielleicht auch Sereniſſima, was immer das denkbar Albernſte bedeutet".

„Aber doch ſchließlich nichts Alberneres, als das Urteil ſolcher, die den Vorzug haben, in einem

Stall oder einer Scheune geboren zu ſein," ſagte Schach ſpitz.

„Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern, mein ſehr verehrter Herr v. Schach, auch auf dieſem Gebiete widerſprechen. Der Unterſchied, den Sie bezweifeln, iſt wenigſtens nach meinen Erfahrungen thatſächlich vorhanden, und zwar, wie Sie mir zu wiederholen geſtatten wollen, zu Nicht-Gunſten von Sereniſſimus. In der Welt der kleinen Leute ſteht das Urteil an und für ſich nicht höher, aber die verlegene Beſcheidenheit, darin ſich's kleidet und das ſtotternde Schlechte-Gewiſſen, womit es zu Tage tritt, haben allemal etwas Verſöhnendes. Und nun ſpricht der Fürſt! Er iſt der Geſetzgeber ſeines Landes in all und jedem, in Großem und Kleinem, alſo natürlich auch in Äſtheticis. Wer über Leben und Tod entſcheidet, ſollte der nicht auch über ein Gedichtchen entſcheiden können? Ah, bah! Er mag ſprechen was er will, es ſind immer Tafeln direkt vom Sinai. Ich habe ſolche zehn Gebote mehr als einmal verkünden hören, und weiß ſeitdem was es heißt: regarder dans le Néant."

„Und doch ſtimm' ich der Mama bei," bemerkte Victoire, der daran lag das Geſpräch auf ſeinen Anfang, auf das Stück und ſeinen Dichter alſo zurückzuführen. „Es wäre mir wirklich eine Freude geweſen, den ‚tagesberühmten Herrn', wie Mama ihn einſchränkend genannt hat, kennen zu lernen. Sie vergeſſen, Herr von Bülow, daß wir Frauen ſind, und daß wir als ſolche ein Recht haben, neugierig zu ſein. An einer Berühmtheit wenig Gefallen zu finden, iſt ſchließlich immer noch beſſer, als ſie garnicht geſehen zu haben."

„Und wir werden ihn in der That nicht mehr ſehen, in aller Beſtimmtheit nicht," fügte Frau v. Carayon hinzu. „Er verläßt Berlin in den nächſten Tagen ſchon und war überhaupt nur hier, um den erſten Proben ſeines Stückes beizuwohnen."

„Was alſo heißt" warf Alvensleben ein „daß an der Aufführung ſelbſt nicht länger mehr zu zweifeln iſt."

„Ich glaube, nein. Man hat den Hof dafür zu gewinnen oder wenigſtens alle beigebrachten Bedenken niederzuſchlagen gewußt."

„Was ich unbegreiflich finde," fuhr Alvensleben fort. „Ich habe das Stück geleſen. Er will Luther verherrlichen, und der Pferdefuß des Jeſuitismus guckt überall unter dem ſchwarzen Doktormantel hervor. Am rätſelhafteſten aber iſt es mir, daß ſich Iffland dafür intereſſiert, Iffland ein Freimaurer."

„Woraus ich einfach ſchließen möchte, daß er die Hauptrolle hat," erwiderte Sander. „Unſere Prinzipien dauern gerade ſo lange, bis ſie mit unſern Leidenſchaften oder Eitelkeiten in Konflikt geraten und ziehen dann jedesmal den kürzeren. Er wird den Luther ſpielen wollen. Und das entſcheidet."

„Ich bekenne, daß es mir widerſtrebt,“ ſagte Victoire, „die Geſtalt Luthers auf der Bühne zu ſehen. Oder geh' ich darin zu weit?“

Es war Alvensleben, an den ſich die Frage gerichtet hatte. „Zu weit? O, meine teuerſte Victoire, gewiß nicht. Sie ſprechen mir ganz aus dem Herzen. Es ſind meine früheſten Erinnerungen, daß ich in unſerer Dorfkirche ſaß, und mein alter Vater neben mir, der alle Geſangbuchsverſe mitſang. Und links neben dem Altar, da hing unſer Martin Luther in ganzer Figur, die Bibel im Arm, die Rechte darauf gelegt, ein lebensvolles Bild, und ſah zu mir herüber. Ich darf ſagen, daß dies ernſte Mannesgeſicht an manchem Sonntage beſſer und eindringlicher zu mir gepredigt hat als unſer alter Kluckhuhn, der zwar dieſelben hohen Backenknochen und dieſelben weißen Päſſchen hatte wie der Reformator, aber auch weiter nichts. Und dieſen Gottesmann, nach dem wir uns nennen und unterſcheiden, und zu dem ich nie anders als in Ehrfurcht und Andacht aufgeſchaut habe, den will ich nicht aus den Kouliſſen oder aus einer Hinterthür treten ſehen. Auch nicht, wenn Iffland ihn giebt, den ich übrigens ſchätze, nicht blos als Künſtler, ſondern auch als Mann von Grundſätzen und guter preußiſcher Geſinnung.“

„Pectus facit oratorem,“ verſicherte Sander und Victoire jubelte. Bülow aber, der nicht gern neue

Götter neben ſich duldete, warf ſich in ſeinen Stuhl zurück und ſagte, während er ſein Kinn und ſeinen Spitzbart ſtrich: „Es wird Sie nicht überraſchen, mich im Diſſens zu finden.“

„O, gewiß nicht,“ lachte Sander.

„Nur dagegen möcht’ ich mich verwahren, als ob ich durch einen ſolchen Diſſens irgendwie den Anwalt dieſes pfäffiſchen Zacharias Werner zu machen gedächte, der mir in ſeinen myſtiſch-romantiſchen Tendenzen einfach zuwider iſt. Ich bin Niemandes Anwalt. . . .“

„Auch nicht Luthers?“ fragte Schach ironiſch.

„Auch nicht Luthers!“

„Ein Glück, daß er deſſen entbehren kann. . . . .“

„Aber auf wie lange?“ fuhr Bülow ſich aufrichtend fort. „Glauben Sie mir, Herr v. Schach, auch er iſt in der Decadence, wie ſo viel anderes mit ihm, und über ein Kleines wird keine Generalanwaltſchaft der Welt ihn halten können.“

„Ich habe Napoleon von einer ‚Epiſode Preußen‘ ſprechen hören,“ erwiderte Schach. „Wollen uns die Herren Neuerer, und Herr v. Bülow an ihrer Spitze, vielleicht auch mit einer ‚Epiſode Luther‘ beglücken?“

„Es iſt ſo. Sie treffen es. Übrigens ſind nicht wir es, die dies Epiſodentum ſchaffen wollen. Dergleichen ſchafft nicht der Einzelne, die Geſchichte ſchafft es. Und dabei wird ſich ein wunderbarer Zuſammenhang zwiſchen der Epiſode Preußen und der Epiſode

Luther herausſtellen. Es heißt auch da wieder: ‚Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich will Dir ſagen, wer Du biſt.‘ Ich bekenne, daß ich die Tage Preußens gezählt glaube, und ‚wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach.‘ Ich überlaſſ' es Ihnen, die Rollen dabei zu verteilen. Die Zuſammenhänge zwiſchen Staat und Kirche werden nicht genugſam gewürdigt; jeder Staat iſt in gewiſſem Sinne zugleich auch ein Kirchenſtaat; er ſchließt eine Ehe mit der Kirche, und ſoll dieſe Ehe glücklich ſein, ſo müſſen beide zu einander paſſen. In Preußen paſſen ſie zu einander. Und warum? Weil beide gleich dürftig angelegt, gleich eng geraten ſind. Es ſind Kleinexiſtenzen, beide beſtimmt in etwas Größerem auf- oder unterzugehen. Und zwar bald. Hannibal ante portas.“

„Ich glaubte Sie dahin verſtanden zu haben,“ erwiderte Schach, „daß uns Graf Haugwitz nicht den Untergang, wohl aber die Rettung und den Frieden gebracht habe.“

„Das hat er. Aber er kann unſer Geſchick nicht wenden, wenigſtens auf die Dauer nicht. Dies Geſchick heißt Einverleibung in das Univerſelle. Der nationale wie der konfeſſionelle Standpunkt ſind hinſchwindende Dinge, vor allem aber iſt es der preußiſche Standpunkt und ſein alter ego der lutheriſche. Beide ſind künſtliche Größen. Ich frage, was bedeuten ſie? welche Miſſionen erfüllen ſie? Sie ziehen Wechſel aufeinander, ſie ſind ſich gegenſeitig Zweck und Aufgabe, das iſt alles. Und das ſoll eine Weltrolle ſein! Was hat Preußen der Welt geleiſtet? Was find' ich, wenn ich nachrechne? Die Großen Blauen König Friedrich Wilhelms I., den eiſernen Ladeſtock, den Zopf, und jene wundervolle Moral, die den Satz erfunden hat, ‚ich hab' ihn an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefreſſen?‘“

„Gut, gut. Aber Luther . .“

„Nun wohl denn, es geht eine Sage, daß mit dem Manne von Wittenberg die Freiheit in die Welt gekommen ſei, und beſchränkte Hiſtoriker haben es dem norddeutſchen Volke ſo lange verſichert, bis mans geglaubt hat. Aber was hat er denn in Wahrheit in die Welt gebracht? Unduldſamkeit und Hexenprozeſſe, Nüchternheit und Langeweile. Das iſt kein Kitt für Jahrtauſende. Jener Weltmonarchie, der nur noch die letzte Spitze fehlt, wird auch eine Weltkirche folgen, denn wie die kleinen Dinge ſich finden und im Zuſammenhange ſtehen, ſo die großen noch viel mehr. Ich werde mir den Bühnen-Luther nicht anſehen, weil er mir in dieſes Herren Zacharias Werner Verzerrung einfach ein Ding iſt, das mich ärgert; aber ihn nicht anſehen, weil es Anſtoß gebe, weil es *Entheiligung* ſei, das iſt mehr als ich faſſen kann.“

„Und wir, lieber Bülow," unterbrach Frau v. Carayon, „wir werden ihn uns anſehen, trotzdem es uns Anſtoß giebt. Victoire hat Recht, und wenn bei Iffland die Eitelkeit ſtärker ſein darf als das Prinzip, ſo bei uns die Neugier. Ich hoffe, Herr v. Schach und Sie, lieber Alvensleben, werden uns begleiten. Übrigens ſind ein paar der eingelegten Lieder nicht übel. Wir erhielten ſie geſtern. Victoire, Du könnteſt uns das ein' oder andere davon ſingen."

„Ich habe ſie kaum durchgeſpielt."

„O, dann bitt' ich um ſo mehr," bemerkte Schach. „Alle Salonvirtuoſität iſt mir verhaßt. Aber was ich in der Kunſt liebe, das iſt ein ſolches poetiſches Suchen und Tappen."

Bülow lächelte vor ſich hin und ſchien ſagen zu wollen: „Ein jeder nach ſeinen Mitteln."

Schach aber führte Victoiren an das Klavier, und dieſe ſang, während er begleitete.

Die Blüte, ſie ſchläft ſo leis und lind
Wohl in der Wiege von Schnee;
Einlullt ſie der Winter „Schlaf ein geſchwind
Du blühendes Kind"
Und das Kind es weint und verſchläft ſein Weh
Und hernieder ſteigen aus duftiger Höh
Die Schweſtern und lieben und blühn . .

Eine kleine Pauſe trat ein, und Frau v. Carayon fragte: „Nun, Herr Sander, wie beſteht es vor Ihrer

Kritik?" „Es muß ſehr ſchön ſein," antwortete dieſer. „Ich verſteh es nicht. Aber hören wir weiter. Die Blüte, die vorläufig noch ſchläft, wird doch wohl mal erwachen."

Und kommt der Mai dann wieder ſo lind,
Dann bricht er die Wiege von Schnee,
Er ſchüttelt die Blüte „Wach' auf geſchwind
Du welkendes Kind."
Und es hebt die Äuglein, es thut ihm weh
Und ſteigt hinauf in die leuchtende Höh
Wo ſtrahlend die Brüderlein blühn.

Ein lebhafter Beifall blieb nicht aus. Aber er galt ausſchließlich Victoiren und der Kompoſition, und als ſchließlich auch der Text an die Reihe kam, bekannte ſich Alles zu Sanders ketzeriſchen Anſichten.

Nur Bülow ſchwieg. Er hatte, wie die meiſten mit Staatenuntergang beſchäftigten Frondeurs, auch ſeine ſchwachen Seiten, und eine davon war durch das Lied getroffen worden. An dem halbumwölkten Himmel draußen funkelten ein paar Sterne, die Mondſichel ſtand dazwiſchen, und er wiederholte, während er durch die Scheiben der hohen Balkonthür hinaufblickte: „wo ſtrahlend die Brüderlein blühn."

Wider Wiſſen und Willen, war er ein Kind ſeiner Zeit, und romantiſierte.

Noch ein zweites und drittes Lied wurde geſungen, aber das Urteil blieb dasſelbe. Dann trennte man ſich zu nicht allzu ſpäter Stunde.

3. Kapitel.

Bei Sala Tarone.

Die Turmuhren auf dem Gensdarmenmarkt ſchlugen elf, als die Gäſte der Frau v. Carayon auf die Behrenſtraße hinaustraten und nach links einbiegend auf die Linden zuſchritten. Der Mond hatte ſich verſchleiert, und die Regenfeuchte, die bereits in der Luft lag und auf Wetterumſchlag deutete, that allen wohl. An der Ecke der Linden empfahl ſich Schach, allerhand Dienſtliches vorſchützend, während Alvensleben, Bülow und Sander übereinkamen, noch eine Stunde zu plaudern.

„Aber wo?" fragte Bülow, der im Ganzen nicht wähleriſch war, aber doch einen Abſcheu gegen Lokale hatte, darin ihm „Aufpaſſer und Kellner die Kehle zuſchnürten."

„Aber wo?“ wiederholte Sander. „Sieh, das Gute liegt ſo nah,“ und wies dabei auf einen Eckladen, über dem in mäßig großen Buchſtaben zu leſen ſtand: Italiener-, Wein- und Delikateſſen-Handlung von Sala Tarone. Da ſchon geſchloſſen war, klopfte man an die Hausthür, an deren einer Seite ſich ein Einſchnitt mit einer Klappe befand. Und wirklich, gleich darauf öffnete ſichs von innen, ein Kopf erſchien am Kuckloch, und als Alvenslebens Uniform über den Charakter der etwas ſpäten Gäſte beruhigt hatte, drehte ſich innen der Schlüſſel im Schloß, und alle drei traten ein. Aber der Luftzug, der ging, löſchte den Blaker aus, den der Küfer in Händen hielt, und nur eine ganz im Hintergrunde, dicht über der Hofthür ſchweelende Laterne, gab gerade noch Licht genug, um das Gefährliche der Paſſage kenntlich zu machen.

„Ich bitte Sie, Bülow, was ſagen Sie zu dieſem Defilé,“ brummte Sander, ſich immer dünner machend, und wirklich hieß es auf der Hut ſein, denn in Front der zu beiden Seiten liegenden Öl- und Weinfäſſer, ſtanden Zitronen- und Apfelſinenkiſten, deren Deckel nach vorn hin aufgeklappt waren. „Achtung,“ ſagte der Küfer. „Is hier allens voll Pinnen und Nägel. Habe mir geſtern erſt einen eingetreten.“

„Alſo auch ſpaniſche Reiter . . O, Bülow! In ſolche Lage bringt einen ein militäriſcher Verlag.“

Dieſer Sanderſche Schmerzensſchrei ſtellte die Heiterkeit wieder her, und unter Tappen und Taſten war man endlich bis in Nähe der Hofthür gekommen, wo, nach rechts hin, einige der Fäſſer weniger dicht nebeneinander lagen. Hier zwängte man ſich denn auch durch, und gelangte mit Hilfe von vier oder fünf ſteilen Stufen in eine mäßig große Hinterſtube, die gelb geſtrichen und halbverblakt und nach Art aller „Frühſtücksſtuben" um Mitternacht am vollſten war. Überall, an niedrigen Panelen hin, ſtanden lange, längſt eingeſeſſene Lederſophas, mit kleinen und großen Tiſchen davor, und nur eine Stelle war da, wo dieſes Mobiliar fehlte. Hier ſtand vielmehr ein mit Käſten und Realen überbautes Pult, vor welchem einer der Repräſentanten der Firma tagaus tagein auf einem Drehſchemel ritt, und ſeine Befehle (gewöhnlich nur ein Wort) in einen unmittelbar neben dem Pult befindlichen Keller hinunterrief, deſſen Fallthür immer offen ſtand.

Unſere drei Freunde hatten in einer dem Kellerloch ſchräg gegenüber gelegenen Ecke Platz genommen, und Sander, der grad lange genug Verleger war, um ſich auf lukulliſche Feinheiten zu verſtehen, überflog eben die Wein- und Speiſekarte. Dieſe war in ruſſiſch Leder gebunden, roch aber nach Hummer. Es ſchien nicht, daß unſer Lukull gefunden hatte, was ihm gefiel; er ſchob alſo die Karte wieder fort und ſagte: „Das Geringſte, was ich von einem ſolchen hundstäglichen April erwarten kann, ſind Maikräuter, Asperula odorata Linnéi. Denn ich hab auch Botaniſches verlegt. Von dem Vorhandenſein friſcher Apfelſinen haben wir uns draußen mit Gefahr unſeres Lebens überzeugt, und für den Moſel bürgt uns die Firma.“

Der Herr am Pult rührte ſich nicht, aber man ſah deutlich, daß er mit ſeinem Rücken zuſtimmte, Bülow und Alvensleben thaten desgleichen, und Sander reſolvierte kurz: „Alſo Maibowle.“

Das Wort war abſichtlich laut und mit der Betonung einer Ordre geſprochen worden, und im ſelben Augenblicke ſcholl es auch ſchon vom Drehſtuhl her in das Kellerloch hinunter „Fritz!“ Ein zunächſt nur mit halber Figur aus der Verſenkung auftauchender, dicker und kurzhalſiger Junge, wurde, wie wenn auf eine Feder gedrückt worden wäre, ſofort ſichtbar, überſprang dienſteifrig, indem er die Hand aufſetzte, die letzten zwei, drei Stufen und ſtand im Nu vor Sander, den er, allem Anſcheine nach, am beſten kannte.

„Sagen Sie, Fritz, wie verhält ſich die Firma Sala Tarone zur Maibowle?“

„Gut. Sehr gut.“

„Aber wir haben erſt April, und ſo ſehr ich im allgemeinen der Mann der Surrogate bin, ſo haſſ' ich doch eins: die Toncabohne. Die Toncabohne gehört in die Schnupfſtabaksdoſe, nicht in die Maibowle. Verſtanden?“

„Zu dienen, Herr Sander.“

„Gut denn. Alſo Maikräuter. Und nicht lange ziehen laſſen. Waldmeiſter iſt nicht Kamillenthee. Der Moſel, ſagen wir ein Zeltlinger oder ein Brauneberger, wird langſam über die Büſchel gegoſſen; das genügt. Apfelſinenſchnitten als bloßes Ornament. Eine Scheibe zuviel macht Kopfweh. Und nicht zu ſüß, und eine Cliquot extra. Extra, ſag ich. Beſſer iſt beſſer.“

Damit war die Beſtellung beendet und ehe 10 Minuten um waren, erſchien die Bowle, darauf nicht mehr als drei oder vier Waldmeiſterblättchen ſchwammen, nur gerade genug, den Beweis der Ächtheit zu führen.

„Sehen Sie, Fritz, das gefällt mir. Auf mancher Maibowle ſchwimmt es wie Entengrütze. Und das iſt ſchrecklich. Ich denke, wir werden Freunde bleiben. Und nun grüne Gläſer.“

Alvensleben lachte. „Grüne?“

„Ja. Was ſich dagegen ſagen läßt, lieber Alvensleben, weiß ich und laß es gelten. Es iſt in der That eine Frage, die mich ſeit länger beſchäftigt, und die, neben anderen, in die Reihe jener Zwieſpalte gehört, die ſich, wir mögen es anfangen wie wir wollen, durch unſer Leben hinziehen. Die Farbe des Weins geht verloren, aber die Farbe des Frühlings wird gewonnen, und mit ihr das feſtliche Geſamtkolorit. Und dies erſcheint mir als der wichtigere Punkt. Unſer Eſſen und Trinken, ſo weit es nicht der gemeinen Lebensnotdurft dient, muß mehr und mehr zur ſymboliſchen Handlung werden, und ich begreife Zeiten des ſpäteren Mittelalters, in denen der Tafelaufſatz und die Fruchtſchalen mehr bedeuteten, als das Mahl ſelbſt.“

„Wie gut Ihnen das kleidet, Sander,“ lachte Bülow. „Und doch dank ich Gott, Ihre Kapaunenrechnung nicht bezahlen zu müſſen.“

„Die Sie ſchließlich doch bezahlen.“

„Ah, das erſte Mal, daß ich einen dankbaren Verleger in Ihnen entdecke. Stoßen wir an .. Aber alle Welt, da ſteigt ja der lange Noſtitz aus der Verſenkung. Sehen Sie, Sander, er nimmt gar kein Ende . .“

Wirklich, es war Noſtitz, der, unter Benutzung eines geheimen Eingangs, eben die Kellertreppe hinaufſtolperte, Noſtitz von den Gensdarmes, der längſte Lieutenant der Armee, der, trotzdem er aus dem Sächſiſchen ſtammte, ſeiner 6 Fuß 3 Zoll halber ſo ziemlich ohne Widerrede beim Elite-Regiment Gendarmes eingeſtellt und mit einem verbliebenen kleinen Reſte von Antagonismus mittlerweile längſt fertig geworden war. Ein tollkühner Reiter und ein noch tollkühnerer Kour- und Schuldenmacher, war er ſeit lang ein Allerbeliebteſter im Regiment, ſo beliebt, daß ihn ſich der „Prinz“, der kein andrer war als Prinz Louis, bei Gelegenheit der vorjährigen Mobiliſierung, zum Adjutanten erbeten hatte.

Neugierig, woher er komme, ſtürmte man mit Fragen auf ihn ein, aber erſt als er ſich in dem Lederſopha zurecht gerückt hatte, gab er Antwort auf all das, was man ihn fragte. „Woher ich komme? Warum ich bei den Carayons geſchwänzt habe? Nun, weil ich in Franzöſiſch-Buchholz nachſehen wollte, ob die Störche ſchon wieder da ſind, ob der Kuckuck ſchon wieder ſchreit, und ob die Schulmeiſters Tochter noch ſo lange flachsblonde Flechten hat, wie voriges Jahr. Ein reizendes Kind. Ich laſſe mir immer die Kirche von ihr zeigen, und wir ſteigen dann in den Turm hinauf, weil ich eine Paſſion für alte Glockeninſchriften habe. Sie glauben gar nicht, was ſich in ſolchem Turme Alles entziffern läßt. Ich zähle das zu meinen glücklichſten und lehrreichſten Stunden.“

„Und eine Blondine, ſagten Sie. Dann freilich erklärt ſich alles. Denn neben einer Prinzeſſin Flachshaar kann unſer Fräulein Victoire nicht beſtehn. Und nicht einmal die ſchöne Mama, die ſchön iſt, aber doch am Ende brünett. Und blond geht immer vor ſchwarz.“

„Ich möchte das nicht geradezu zum Axiom erheben,“ fuhr Noſtitz fort. „Es hängt doch alles noch von Nebenumſtänden ab, die hier freilich ebenfalls zu Gunſten meiner Freundin ſprechen. Die ſchöne Mama, wie Sie ſie nennen, wird 37, bei welcher Addition ich wahrſcheinlich galant genug bin, ihr ihre vier Ehejahre halb ſtatt doppelt zu rechnen. Aber das iſt Schachs Sache, der über kurz oder lang in der Lage ſein wird, ihren Taufſchein um ſeine Geheimniſſe zu befragen.“

„Wie das?“ fragte Bülow.

„Wie das?“ wiederholte Noſtitz. „Was doch die Gelehrten, und wenn es gelehrte Militärs wären, für ſchlechte Beobachter ſind. Iſt Ihnen denn das Verhältnis zwiſchen Beiden entgangen? Ein ziemlich vorgeſchrittenes, glaub' ich. C'est le premier pas, qui coûte . . .“

„Sie drücken ſich etwas dunkel aus, Noſtitz.“

„Sonſt nicht gerade mein Fehler.“

„Ich meinerſeits glaube Sie zu verſtehn,“ unterbrach Alvensleben. „Aber Sie täuſchen ſich, Noſtitz, wenn Sie daraus auf eine Partie ſchließen. Schach iſt eine ſehr eigenartige Natur, die, was man auch an ihr ausſetzen mag, wenigſtens manche pſychologiſche Probleme ſtellt. Ich habe beiſpielsweiſe keinen Menſchen kennen gelernt, bei dem alles ſo ganz und gar auf das Äſthetiſche zurückzuführen wäre, womit es vielleicht in einem gewiſſen Zuſammenhange ſteht, daß er überſpannte Vorſtellungen von Intaktheit und Ehe hat.

Wenigſtens von einer Ehe, wie er ſie zu ſchließen wünſcht. Und ſo bin ich denn wie von meinem Leben überzeugt, er wird niemals eine Witwe heiraten, auch die ſchönſte nicht. Könnt' aber hierüber noch irgend ein Zweifel ſein, ſo würd' ihn ein Umſtand beſeitigen, und dieſer eine Umſtand heißt: „Victoire."

„Wie das?"

„Wie ſchon ſo mancher Heiratsplan an einer unrepräſentablen Mutter geſcheitert iſt, ſo würd er hier an einer unrepräſentablen Tochter ſcheitern. Er fühlt ſich durch ihre mangelnde Schönheit geradezu geniert, und erſchrickt vor dem Gedanken, ſeine Normalität, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit ihrer Unnormalität in irgend welche Verbindung gebracht zu ſehen. Er iſt krankhaft abhängig, abhängig bis zur Schwäche, von dem Urteile der Menſchen, ſpeziell ſeiner Standesgenoſſen, und würde ſich jederzeit außer Stande fühlen, irgend einer Prinzeſſin oder auch nur einer hochgeſtellten Dame, Victoiren als ſeine Tochter vorzuſtellen."

„Möglich. Aber dergleichen läßt ſich vermeiden."

„Doch ſchwer. Sie zurückzuſetzen, oder ganz einfach als Aſchenbrödel zu behandeln, das widerſtreitet ſeinem feinen Sinn, dazu hat er das Herz zu ſehr auf dem rechten Fleck. Auch würde Frau v. Carayon das einfach nicht dulden. Denn ſo gewiß ſie Schach liebt, ſo gewiß liebt ſie Victoire, ja, ſie liebt dieſe noch um ein gut Teil mehr. Es iſt ein abſolut ideales Verhältnis zwiſchen Mutter und Tochter, und gerade dies Verhältnis iſt es, was mir das Haus ſo wert gemacht hat und noch macht.“

„Alſo begraben wir die Partie,“ ſagte Bülow. „Mir perſönlich zu beſondrer Genugthuung und Freude, denn ich ſchwärme für dieſe Frau. Sie hat den ganzen Zauber des Wahren und Natürlichen, und ſelbſt ihre Schwächen ſind reizend und liebenswürdig. Und daneben dieſer Schach! Er mag ſeine Meriten haben, meinetwegen, aber mir iſt er nichts als ein Pedant und Wichtigthuer, und zugleich die Verkörperung jener preußiſchen Beſchränktheit, die nur drei Glaubensartikel hat: erſtes Hauptſtück „die Welt ruht nicht ſichrer auf den Schultern des Atlas, als der preußiſche Staat auf den Schultern der preußiſchen Armee“, zweites Hauptſtück „der preußiſche Infanterieangriff iſt unwiderſtehlich“, und drittens und letztens „eine Schlacht iſt nie verloren, ſo lange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat“. Oder natürlich auch das Regiment Gensdarmes. Denn ſie ſind Geſchwiſter, Zwillingsbrüder. Ich verabſcheue ſolche Redensarten, und der Tag iſt nahe, wo die Welt die Hohlheit ſolcher Rodomontaden erkennen wird.“

„Und doch unterſchätzen Sie Schach. Er iſt immerhin einer unſerer Beſten.“

„Um ſo ſchlimmer.“

„Einer unſrer Beſten, ſag ich, und wirklich ein Guter. Er ſpielt nicht blos den Ritterlichen, er iſt es auch. Natürlich auf ſeine Weiſe. Jedenfalls trägt er ein ehrliches Geſicht und keine Maske".

„Alvensleben hat Recht," beſtätigte Noſtitz. „Ich nicht habeviel für ihn übrig, aber das iſt wahr, alles an ihm iſt echt, auch ſeine ſteife Vornehmheit, ſo langweilig und ſo beleidigend ich ſie finde. Und darin unterſcheidet er ſich von uns. Er iſt immer er ſelbſt, gleichviel ob er in den Salon tritt, oder vorm Spiegel ſteht, oder beim Zubettegehn ſich ſeine ſaffranfarbenen Nachthandſchuh anzieht. Sander, der ihn nicht liebt ſoll entſcheiden und das letzte Wort über ihn haben."

„Es iſt keine drei Tage," hob dieſer an, „daß ich in der Haude und Spenerſchen geleſen, der Kaiſer von Braſilien habe den Heiligen Antonius zum Obriſtlieutenant befördert und ſeinen Kriegsminiſter angewieſen, beſagtem Heiligen die Löhnung bis auf Weiteres gut zu ſchreiben. Welche Gutſchreibung mir einen noch größeren Eindruck gemacht hat, als die Beförderung. Aber gleichviel. In Tagen derartiger Ernennungen und Beförderungen, wird es nicht auffallen, wenn ich die Gefühle dieſer Stunde, zugleich aber den von mir geforderten Entſcheid und Richterſpruch, in die Worte zuſammenfaſſe: Seine Majeſtät der Rittmeiſter von Schach, er lebe hoch."

„O, vorzüglich Sander," ſagte Bülow, „damit haben Sies getroffen. Die ganze Lächerlichkeit auf einen Schlag. Der kleine Mann in den großen Stiefeln! Aber meinetwegen, er lebe!"

„Da haben wir denn zum Überfluß auch noch die Sprache von „Sr. Majeſtät getreuſter Oppoſition," antwortete Sander, und erhob ſich. „Und nun Fritz, die Rechnung. Erlauben die Herren, daß ich das Geſchäftliche arrangiere."

„In beſten Händen," ſagte Noſtitz.

Und fünf Minuten ſpäter traten alle wieder ins Freie. Der Staub wirbelte vom Thor her die Linden herauf, augenſcheinlich war ein ſtarkes Gewitter im Anzug, und die erſten großen Tropfen fielen bereits.

„Hâtez-vous."

Und Jeder folgte der Weiſung und mühte ſich, ſo raſch wie möglich und auf nächſtem Wege ſeine Wohnung zu erreichen.

4. Kapitel.

In Tempelhof.

Der nächſte Morgen ſah Frau von Carayon und Tochter in demſelben Eckzimmer, in dem ſie den Abend vorher ihre Freunde bei ſich empfangen hatten. Beide liebten das Zimmer, und gaben ihm auf Koſten aller andern den Vorzug. Es hatte drei hohe Fenſter, von denen die beiden unter einander im rechten Winkel ſtehenden auf die Behren- und Charlottenſtraße ſahen, während das dritte, thürartige, das ganze, breit abgeſtumpfte Eck einnahm, und auf einen mit einem vergoldeten Rokoko-Gitter eingefaßten Balkon hinausführte. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, ſtand dieſe Balkonthür offen, und geſtattete, von beinah jeder Stelle des Zimmers aus, einen Blick auf das benachbarte Straßentreiben, das, der ariſtokratiſchen Gegend unerachtet, zu mancher Zeit ein beſonders belebtes war, am meiſten um die Zeit der Frühjahrsparaden, wo nicht blos die berühmten alten Infanterieregimenter der Berliner Garniſon, ſondern, was für die Carayons wichtiger war, auch die Regimenter der Garde du Corps und Gensdarmes unter dem Klang ihrer ſilbernen Trompeten an dem Hauſe vorüberzogen. Bei ſolcher Gelegenheit (wo ſich dann ſelbſtverſtändlich die Augen der Herrn Offiziers zu dem Balkon hinaufrichteten) hatte das Eckzimmer erſt ſeinen eigentlichen Werth, und hätte gegen kein anderes vertauſcht werden können.

Aber es war auch an ſtillen Tagen ein reizendes Zimmer, vornehm und gemütlich zugleich. Hier lag der türkiſche Teppich, der noch die glänzenden, faſt ein halbes Menſchenalter zurückliegenden Petersburger Tage des Hauſes Carayon geſehen hatte, hier ſtand die malachitne Stutzuhr, ein Geſchenk der Kaiſerin Katharina, und hier paradierte vor allem auch der große, reich vergoldete Trumeau, der der ſchönen Frau täglich aufs Neue verſichern mußte, daß ſie noch eine ſchöne Frau ſei. Victoire ließ zwar keine Gelegenheit vorübergehn, die Mutter über dieſen wichtigen Punkt zu beruhigen, aber Frau von Carayon war doch klug genug, es ſich jeden Morgen durch ihr von ihr ſelbſt zu kontrolierendes Spiegelbild neu beſtätigen zu laſſen.

Ob ihr Blick in ſolchem Momente zu dem Bilde des mit einem roten Ordensband in ganzer Figur über dem Sopha hängenden Herrn v. Carayon hinüberglitt, oder ob ſich ihr ein ſtattlicheres Bild vor die Seele ſtellte, war für Niemanden zweifelhaft, der die häuslichen Verhältniſſe nur einigermaßen kannte. Denn Herr v. Carayon war ein kleiner, ſchwarzer Koloniefranzoſe geweſen, der außer einigen in der Nähe von Bordeaux lebenden vornehmen Carayons und einer ihn mit Stolz erfüllenden Zugehörigkeit zur Legation, nichts Erhebliches in die Ehe mitgebracht hatte. Am wenigſten aber männliche Schönheit.

Es ſchlug elf, erſt draußen, dann in dem Eckzimmer, in welchem beide Damen an einem Tapiſſerierahmen beſchäftigt waren. Die Balkonthür war weit auf, denn trotz des Regens, der bis an den Morgen gedauert hatte, ſtand die Sonne ſchon wieder hell am Himmel und erzeugte ſo ziemlich dieſelbe Schwüle, die ſchon den Tag vorher geherrſcht hatte. Victoire blickte von ihrer Arbeit auf und erkannte den Schach'ſchen kleinen Groom, der mit Stulpenſtiefeln und zwei Farben am Hut, von denen ſie zu ſagen liebte, daß es die Schach'ſchen „Landesfarben" ſeien, die Charlottenſtraße heraufkam.

„O ſieh nur," ſagte Victoire „da kommt Schachs kleiner Ned. Und wie wichtig er wieder thut! Aber er wird auch zu ſehr verwöhnt, und immer mehr eine Puppe. Was er nur bringen mag?"

Ihre Neugier ſollte nicht lange unbefriedigt bleiben. Schon einen Augenblick ſpäter hörten beide die Klingel gehn, und ein alter Diener in Gamaſchen, der noch die vornehmen Petersburger Tage miterlebt hatte, trat ein, um auf einem ſilbernen Tellerchen ein Billet zu überreichen. Victoire nahm es. Es war an Frau von Carayon adreſſiert.

„An Dich Mama."

„Lies nur," ſagte dieſe.

„Nein, Du ſelbſt; ich hab eine Scheu vor Geheimniſſen."

„Närrin," lachte die Mutter und erbrach das Billet und las: „Meine gnädigſte Frau. Der Regen der vorigen Nacht hat nicht nur die Wege gebeſſert, ſondern auch die Luft. Alles in allem ein ſo ſchöner Tag, wie ſie der April uns Hyperboreern nur ſelten gewährt. Ich werde 4 Uhr mit meinem Wagen vor Ihrer Wohnung halten, um Sie und Fräulein Victoire zu einer Spazierfahrt abzuholen. Über das Ziel erwarte ich Ihre Befehle. Wiſſen Sie doch wie glücklich ich bin, Ihnen gehorchen zu können. Bitte Beſcheid durch den Überbringer. Er iſt gerade firm genug im Deutſchen, um ein „ja" oder „nein" nicht zu verwechſeln. Unter Gruß und Empfehlungen an meine liebe Freundin Victoire (die zu größerer Sicherheit vielleicht eine Zeile ſchreibt) Ihr Schach.“

„Nun, Victoire, was laſſen wir ſagen . . ?“

„Aber Du kannſt doch nicht ernſthaft fragen, Mama?“

„Nun denn alſo ‚ja‘.“

Victoire hatte ſich mittlerweile bereits an den Schreibtiſch geſetzt, und ihre Feder kritzelte: „Herzlichſt acceptiert, trotzdem die Ziele vorläufig im Dunkeln bleiben. Aber iſt der Entſcheidungsmoment erſt da, ſo wird er uns auch das Richtige wählen laſſen.“

Frau von Carayon las über Victoires Schulter fort. „Es klingt ſo vieldeutig,“ ſagte ſie.

„So will ich ein bloßes Ja ſchreiben, und Du kontraſignierſt.“

„Nein; laß es nur.“

Und Victoire ſchloß das Blatt, und gab es dem draußen wartendem Groom.

Als ſie vom Flur her in das Zimmer zurückkehrte, fand ſie die Mama nachdenklich. „Ich liebe ſolche Pikanterien nicht, und am wenigſten ſolche Rätſelſätze.“

„Du dürfteſt ſie auch nicht ſchreiben. Aber ich? Ich darf alles. Und nun höre mich. Es muß etwas geſchehen, Mama. Die Leute reden ſo viel, auch ſchon zu mir, und da Schach immer noch ſchweigt und Du nicht ſprechen darfſt, ſo muß ich es thun ſtatt Eurer und Euch verheiraten. Alles in der Welt kehrt ſich einmal um. Sonſt verheiraten Mütter ihre Tochter, hier liegt es anders, und ich verheirate Dich. Er liebt Dich und Du liebſt ihn. In den Jahren ſeid ihr gleich, und ihr werdet das ſchönſte Paar ſein, das ſeit Menſchengedenken im fränzöſiſchen Dom oder in der Dreiſaltigkeitskirche getraut wurde. Du ſiehſt, ich laſſe Dir wenigſtens hinſichtlich der Prediger und der Kirche die Wahl; mehr kann ich nicht thun in dieſer Sache. Daß Du mich mit in die Ehe bringſt, iſt nicht gut, aber auch nicht ſchlimm. Wo viel Licht iſt, iſt viel Schatten."

Frau von Carayons Auge wurde feucht. „Ach meine ſüße Victoire, Du ſiehſt es anders, als es liegt. Ich will Dich nicht mit Bekenntniſſen überraſchen, und in bloßen Andeutungen zu ſprechen, wie Du gelegentlich liebſt, widerſtreitet mir. Ich mag auch nicht philoſophieren. Aber das laß Dir ſagen, es liegt alles vorgezeichnet in uns, und was Urſach ſcheint, iſt meiſt ſchon wieder Wirkung und Folge. Glaube mir, Deine kleine Hand wird das Band nicht knüpfen, das Du knüpfen möchteſt. Es geht nicht, es kann nicht ſein. Ich weiß es beſſer. Und warum auch? Zuletzt lieb' ich doch eigentlich nur Dich."

Ihr Geſpräch wurde durch das Erſcheinen einer alten Dame, Schweſter des verſtorbenen Herrn von Carayon, unterbrochen, die jeden Dienſtag ein für allemal zu Mittag geladen war, und unter „zu Mittag" pünktlicherweiſe zwölf Uhr verſtand, trotzdem ſie wußte, daß bei den Carayons erſt um drei Uhr gegeſſen wurde. Tante Marguerite, das war ihr Name, war noch eine echte Koloniefranzöſin, d. h. eine alte Dame, die das damalige, ſich faſt ausſchließlich im Dativ bewegende Berliniſch mit geprüntem Munde ſprach, das ü dem i vorzog, entweder „Kürſchen" aß, oder in die „Kürche" ging, und ihre Rede ſelbſtverſtändlich mit franzöſiſchen Einſchiebſeln und Anredefloskeln garnierte. Sauber und altmodiſch gekleidet, trug ſie Sommer und Winter denſelben kleinen Seidenmantel, und hatte jene halbe Verwachſenheit, die damals bei den alten Koloniedamen ſo allgemein war, daß Victoire einmal als Kind gefragt hatte: „Wie kommt es nur, liebe Mama, daß faſt alle Tanten ſo ‚ich weiß nicht wie' ſind?" Und dabei hatte ſie eine hohe Schulter gemacht. Zu dem Seidenmantel Tante Margueritens gehörten auch noch ein Paar ſeidene Handſchuhe, die ſie ganz beſonders in Ehren hielt, und immer erſt auf dem oberſten Treppenabſatz anzog. Ihre Mitteilungen, an denen ſies nie fehlen ließ, entbehrten all und jedes Intereſſes, am meiſten aber dann, wenn ſie, was ſie ſehr liebte, von hohen und höchſten Perſonen ſprach. Ihre Spezialität waren die kleinen Prinzeſſinnen der königlichen Familie: la petite princesse Charlotte, et la petite princesse Alexandrine, die ſie gelegentlich in den Zimmern einer ihr befreundeten franzöſiſchen Erzieherin ſah, und mit denen ſie ſich derartig liiert fühlte, daß, als eines Tages die Brandenburger Thorwache beim Vorüberfahren von la princesse Alexandrine verſäumt hatte, rechtzeitig ins Gewehr zu treten und die Trommel zu rühren, ſie nicht nur das allgemeine Gefühl der Empörung teilte, ſondern das Ereignis überhaupt anſah, als ob Berlin ein Erdbeben gehabt habe.

Das war das Tantchen, das eben eintrat.

Frau von Carayon ging ihr entgegen und hieß ſie herzlich willkommen, herzlicher als ſonſt wohl, und das einfach deshalb, weil durch ihr Erſcheinen ein Geſpräch unterbrochen worden war, das ſelbſt fallen zu laſſen, ſie nicht mehr die Kraft gehabt hatte. Tante Marguerite fühlte ſofort heraus, wie günſtig heute die Dinge für ſie lagen, und begann denn auch in demſelben Augenblicke, wo ſie ſich geſetzt und die Seidenhandſchuh in ihren Pompadour geſteckt hatte, ſich dem hohen Adel königlicher Reſidenzien zuzuwenden, diesmal mit Umgehung der „Allerhöchſten Herrſchaften“. Ihre Mitteilungen aus der Adelsſphäre waren ihren Hofanekdoten in der Regel weit vorzuziehn, und hätten ein für allemal paſſieren können, wenn ſie nicht die Schwäche gehabt hätte, die doch immerhin wichtige Perſonalfrage mit einer äußerſten Geringſchätzung zu behandeln. Mit andern Worten, ſie verwechſelte beſtändig die Namen, und wenn ſie von einer Escapade der Baronin Stieglitz erzählte, ſo durfte man ſicher ſein, daß ſie die Gräfin Taube gemeint hatte. Solche Neuigkeiten eröffneten denn auch das heutige Geſpräch, Neuigkeiten, unter denen die, „daß der Rittmeiſter von Schenk vom Regiment Garde du Corps der Prinzeſſin von Croy eine Serenade gebracht habe“ die weitaus wichtigſte war, ganz beſonders als ſich nach einigem Hin- und Herfragen herausſtellte, daß der Rittmeiſter von Schenk in den Rittmeiſter von Schach, das Regiment Garde du Corps in das Regiment Gensdarmes, und die Prinzeſſin von Croy in die Prinzeſſin von Carolath zu transponieren ſei. Solche Richtigſtellungen wurden von Seiten der Tante jedesmal ohne jede Spur von Verlegenheit entgegengenommen, und ſolche Verlegenheit kam ihr denn auch heute nicht, als ihr, zum Schluß ihrer Geſchichte, mitgeteilt wurde, daß der Rittmeiſter von Schenk alias Schach noch im Laufe dieſes Nachmittags erwartet werde, da man eine Fahrt über Land mit ihm verabredet habe. Vollkommener Kavalier wie er ſei, werde er ſich ſicherlich freuen, eine liebe Verwandte des Hauſes an dieſer Ausfahrt mit teilnehmen zu ſehen. Eine Bemerkung, die von Tante Marguerite ſehr wohlwollend aufgenommen und von einem unwillkürlichen Zupfen an ihrem Taftkleide begleitet wurde.

Um Punkt drei war man zu Tiſche gegangen und um Punkt vier — l'exactitude est la politesse des rois, würde Bülow geſagt haben — erſchien eine zurückgeſchlagene Halbchaiſe vor der Thür in der Behrenſtraße. Schach, der ſelbſt fuhr, wollte die Zügel dem Groom geben, beide Carayons aber grüßten ſchon reiſefertig vom Balkon her, und waren im nächſten Moment mit einer ganzen Ausſtattung von Tüchern, Sonnen- und Regenſchirmen unten am Wagenſchlag. Mit ihnen auch Tante Marguerite, die nunmehr vorgeſtellt und von Schach mit einer ihm eigentümlichen Miſchung von Artigkeit und Grandezza begrüßt wurde.

„Und nun das dunkle Ziel, Fräulein Victoire".

„Nehmen wir Tempelhof," ſagte dieſe.

„Gut gewählt. Nur Pardon, es iſt das undunkelſte Ziel von der Welt. Namentlich heute. Sonne und wieder Sonne."

In raſchem Trabe ging es, die Friedrichsſtraße hinunter, erſt auf das Rondel und das Halleſche Thor zu, bis der tiefe Sandweg, der zum Kreuzberg hinaufführte, zu langſamerem Fahren nötigte. Schach glaubte ſich entſchuldigen zu müſſen, aber Victoire, die rückwärts ſaß und in halber Wendung bequem mit ihm ſprechen konnte, war, als echtes Stadtkind, aufrichtig entzückt über all und jedes, was ſie zu beiden Seiten des Weges ſah, und wurde nicht müde Fragen zu ſtellen und ihn durch das Intereſſe, das ſie zeigte, zu beruhigen. Am meiſten amüſierten ſie die ſeltſam ausgeſtopften Alt-Weiber-Geſtalten, die zwiſchen den Sträuchern und Gartenbeeten umher ſtanden, und entweder eine Strohhutkiepe trugen oder mit ihren hundert Papilloten im Winde flatterten und klapperten.

Endlich war man den Abhang hinauf, und über den feſten Lehmweg hin, der zwiſchen den Pappeln lief, trabte man jetzt wieder raſcher auf Tempelhof zu. Neben der Straße ſtiegen Drachen auf, Schwalben ſchoſſen hin und her, und am Horizonte blitzten die Kirchthürme der nächſtgelegenen Dörfer.

Tante Marguerite, die, bei dem Winde der ging, beſtändig bemüht war, ihren kleinen Mantelkragen in Ordnung zu halten, übernahm es nichtsdeſtoweniger den Führer zu machen, und ſetzte dabei beide Carayonſche Damen ebenſo ſehr durch ihre Namensverwechſelungen, wie durch Entdeckung gar nicht vorhandener Ähnlichkeiten in Erſtaunen.

„Sieh, liebe Victoire, dieſer Wülmersdörfer Kürchthürm! Ähnelt er nicht unſrer Dorotheenſtädtſchen Kürche?“

Victoire ſchwieg.

„Ich meine nicht um ſeiner Spitze, liebe Victoire, nein, um ſeinem Corps de Logis.“

Beide Damen erſchraken. Es geſchah aber was gewöhnlich geſchieht, das nämlich, daß alles das was die Näherſtehenden in Verlegenheit bringt, von den Fernerſtehenden entweder überhört oder aber mit Gleichgiltigkeit aufgenommen wird. Und nun gar Schach! Er hatte viel zu lang in der Welt alter Prinzeſſinnen und Hofdamen gelebt, um noch durch irgend ein Dummheits- oder Nicht-Bildungszeichen in ein beſondres Erſtaunen geſetzt werden zu können. Er lächelte nur, und benutzte das Wort „Dorotheenſtädtſche Kirche", das gefallen war, um Frau v. Carayon zu fragen „ob ſie ſchon von dem Denkmal Kenntnis genommen habe, das in ebengenannter Kirche, ſeitens des hochſeligen Königs ſeinem Sohne dem Grafen von der Mark errichtet worden ſei?"

Mutter und Tochter verneinten. Tante Marguerite jedoch, die nicht gerne zugeſtand, etwas nicht zu wiſſen oder wohl gar nicht geſehen zu haben, bemerkte ganz ins allgemeine hin: „Ach, der liebe, kleine Prinz. Daß er ſo früh ſterben mußte. Wie jämmerlich. Und ähnelte doch ſeiner hochſeligen Frau Mutter um beiden Augen."

Einen Augenblick war es, als ob der in ſeinem Legitimitätsgefühle ſtark verletzte Schach antworten und den „von ſeiner hochſeligen Mutter" gebornen „lieben kleinen Prinzen" aufs ſchmählichſte dethroniſieren wollte, raſch aber überſah er die Lächerlichkeit ſolcher Idee, wies alſo lieber, um doch wenigſtens etwas zu thun, auf das eben ſichtbar werdende grüne Kuppeldach des Charlottenburger Schloſſes hin, und bog im nächſten Augenblick in die große, mit alten Linden bepflanzte Dorfgaſſe von Tempelhof ein.

Gleich das zweite Haus war ein Gaſthaus. Er gab dem Groom die Zügel und ſprang ab, um den Damen beim Ausſteigen behilflich zu ſein. Aber nur Frau von Carayon und Victoire nahmen die Hilfe dankbar an, während Tante Marguerite verbindlich ablehnte „weil ſie gefunden habe, daß man ſich auf ſeinen eigenen Händen immer am beſten verlaſſen könne“.

Der ſchöne Tag hatte viele Gäſte hinausgelockt, und der von einem Staketenzaun eingefaßte Vorplatz war denn auch an allen ſeinen Tiſchen beſetzt. Das gab eine kleine Verlegenheit. Als man aber eben ſchlüſſig geworden war, in dem Hintergarten, unter einem halboffenen Kegelbahnhäuschen, den Kaffee zu nehmen, ward einer der Ecktiſche frei, ſo daß man in Front des Hauſes, mit dem Blick auf die Dorfſtraße, verbleiben konnte. Das geſchah denn auch, und es traf ſich, daß es der hübſcheſte Tiſch war. Aus ſeiner Mitte wuchs ein Ahorn auf und wenn es auch, ein paar Spitzen abgerechnet, ihm vorläufig noch an allem Laubſchmucke fehlte, ſo ſaßen doch ſchon die Vögel in ſeinen Zweigen und zwitſcherten. Und nicht das blos ſah man; Equipagen hielten in der Mitte der Dorfſtraße, die Stadtkutſcher plauderten, und Bauern und Knechte, die mit Pflug und Egge vom Felde herein kamen, zogen an der Wagenreihe vorüber. Zuletzt kam eine Heerde, die der Schäferſpitz von rechts und links her zuſammenhielt, und dazwiſchen hörte man die Betglocke, die läutete. Denn es war eben die ſechſte Stunde.

Die Carayons, ſo verwöhnte Stadtkinder ſie waren, oder vielleicht auch weil ſies waren, enthuſiasmierten ſich über all und jedes, und jubelten, als Schach einen Abendſpaziergang in die Tempelhofer Kirche zur Sprache brachte. Sonnenuntergang ſei die ſchönſte Stunde. Tante Marguerite freilich, die ſich „vor dem unvernünftigen Viehe“ fürchtete, wäre lieber am Kaffeetiſche zurückgeblieben, als ihr aber der zu weiterer Beruhigung herbeigerufene Wirt aufs eindringlichſte verſichert hatte, „daß ſie ſich um den Bullen nicht zu fürchten brauche,“ nahm ſie Victoirens Arm und trat mit dieſer auf die Dorfſtraße hinaus, während Schach und Frau v. Carayon folgten. Alles, was noch an dem Staketenzaune ſaß, ſah ihnen nach.

„Es iſt nichts ſo fein geſponnen,“ ſagte Frau v. Carayon und lachte.

Schach ſah ſie fragend an.

„Ja lieber Freund, ich weiß alles. Und niemand

Geringeres als Tante Marguerite hat uns heute Mittag davon erzählt.“

„Wovon?“

„Von der Serenade. Die Carolath iſt eine Dame von Welt, und vor allem eine Fürſtin. Und Sie wiſſen doch, was Ihnen nachgeſagt wird, ‚daß Sie der garſtigſten princesse vor der ſchönſten bougeoise den Vorzug geben würden.‘ Jeder garſtigen Prinzeß ſag ich. Aber zum Überfluß iſt die Carolath auch noch ſchön. Un teint de lys et de rose. Sie werden mich eiferſüchtig machen.“

Schach küßte der ſchönen Frau die Hand. „Tante Marguerite hat Ihnen richtig berichtet, und Sie ſollen nun alles hören. Auch das Kleinſte. Denn, wenn es mir, wie zugeſtanden, eine Freude gewährt, einen ſolchen Abend unter meinen Erlebniſſen zu haben, ſo gewährt es mir doch eine noch größere Freude, mit meiner ſchönen Freundin darüber plaudern zu können. Ihre Plaiſanterien, die ſo kritiſch und doch zugleich ſo voll guten Herzens ſind, machen mir erſt alles lieb und wert. Lächeln Sie nicht. Ach, daß ich Ihnen alles ſagen könnte. Theure Joſephine, Sie ſind mir das Ideal einer Frau: klug und doch ohne Gelehrſamkeit und Dünkel, eſpritvoll und doch ohne Mocquanterie. Die Huldigungen, die mein Herz darbringt, gelten nach wie vor nur Ihnen, Ihnen, der Liebenswürdigſten und Beſten. Und das iſt Ihr höchſter

Reiz, meine teure Freundin, daß Sie nicht einmal wiſſen, wie gut Sie ſind und welch ſtille Macht Sie über mich üben.“

Er hatte faſt mit Bewegung geſprochen, und das Auge der ſchönen Frau leuchtete, während ihre Hand in der ſeinen zitterte. Raſch aber nahm ſie den ſcherzhaften Ton wieder auf und ſagte: „Wie gut Sie zu ſprechen verſtehen. Wiſſen Sie wohl, ſo gut ſpricht man nur aus der Verſchuldung heraus.“

„Oder aus dem Herzen. Aber laſſen wirs bei der Verſchuldung, die nach Sühne verlangt. Und zunächſt nach Beichte. Deshalb kam ich geſtern. Ich hatte vergeſſen, daß Ihr Empfangsabend war, und erſchrak faſt, als ich Bülow ſah und dieſen aufgedunſenen Roturier, den Sander. Wie kommt er nur in Ihre Geſellſchaft?“

„Er iſt der Schatten Bülows.“

„Ein ſonderbarer Schatten, der dreimal ſchwerer wiegt als der Gegenſtand, der ihn wirft. Ein wahres Mammuth. Nur ſeine Frau ſoll ihn noch übertreffen, weshalb ich neulich ſpöttiſch erzählen hörte, ‚Sander, wenn er ſeine Brunnenpromenade vorhabe, gehe nur dreimal um ſeine Frau herum.‘ Und dieſer Mann Bülows Schatten! Wenn Sie lieber ſagten, ſein Sancho Panſa . .“

„So nehmen Sie Bülow ſelbſt als Don Quixote?“

„Ja, meine Gnädigſte . . Sie wiſſen, daß es mir im allgemeinen widerſteht, zu mediſieren, aber dies iſt au fond nicht mediſieren, iſt eher Schmeichelei. Der gute Ritter von La Mancha war ein ehrlicher Enthuſiaſt, und nun frag ich Sie, teuerſte Freundin, läßt ſich von Bülow dasſelbe ſagen? Enthuſiaſt! Er iſt excentriſch, nichts weiter, und das Feuer, das in ihm brennt, iſt einfach das einer infernalen Eigenliebe."

„Sie verkennen ihn, lieber Schach. Er iſt verbittert, gewiß; aber ich fürchte, daß er ein Recht hat, es zu ſein."

„Wer an krankhafter Überſchätzung leidet, wird immer tauſend Gründe haben, verbittert zu ſein. Er zieht von Geſellſchaft zu Geſellſchaft, und predigt die billigſte der Weisheiten, die Weisheit post festum. Lächerlich. An allem, was uns das letzte Jahr an Demütigungen gebracht hat, iſt, wenn man ihn hört, nicht der Übermut oder die Kraft unſerer Feinde ſchuld, o nein, dieſer Kraft würde man mit einer größeren Kraft unſchwer haben begegnen können, wenn man ſich unſrer Talente, will alſo ſagen, der Talente Bülows rechtzeitig verſichert hätte. Das unterließ die Welt, und daran geht ſie zu Grunde. So geht es endlos weiter. Darum Ulm und darum Auſterlitz. Alles hätt ein andres Anſehen gewonnen, ſich anders zugetragen, wenn dieſem korſiſchen Thron- und Kronenräuber, dieſem Engel der Finſternis, der ſich Bonaparte nennt, die Lichtgeſtalt Bülows auf dem Schlachtfeld entgegengetreten wäre. Mir widerwärtig. Ich haſſe ſolche Fanfaronaden. Er ſpricht von Braunſchweig und Hohenlohe wie von lächerlichen Größen, ich aber halte zu dem fridericianiſchen Satze, daß die Welt nicht ſichrer auf den Schultern des Atlas ruht, als Preußen auf den Schultern ſeiner Armee.“

Während dieſes Geſpräch zwiſchen Schach und Frau von Carayon geführt wurde, war das ihnen voranſchreitende Paar bis an eine Wegſtelle gekommen, von der aus ein Fußpfad über ein friſch gepflügtes Ackerfeld hin ſich abzweigte.

„Das iſt die Kirche,“ ſagte das Tantchen und zeigte mit ihrem Paraſol auf ein neugedecktes Turmdach, deſſen Roth aus allerlei Geſtrüpp und Gezweig hervorſchimmerte. Victoire beſtätigte, was ſich ohnehin nicht beſtreiten ließ, und wandte ſich gleich danach nach rückwärts, um die Mama durch eine Kopf- und Handbewegung zu fragen, ob man den hier abzweigenden Fußpfad einſchlagen wolle? Frau von Carayon nickte zuſtimmend, und Tante und Nichte ſchritten in der angedeuteten Richtung weiter. Überall aus dem braunen Acker ſtiegen Lerchen auf, die hier, noch ehe die Saat heraus war, ſchon ihr Furchenneſt gebaut hatten, ganz zuletzt aber kam ein Stück brachliegendes Feld, das bis an die Kirchhofsmauer lief, und, außer einer ſpärlichen Grasnarbe, nichts aufwies, als einen trichterförmigen Tümpel, in dem ein Unkenpaar muſizierte, während der Rand des Tümpels in hohen Binſen ſtand.

„Sieh, Victoire, das ſind Binſen."

„Ja, liebe Tante."

„Kannſt Du Dir denken, ma chère, daß, als ich jung war, die Binſen als kleine Nachtlichter gebraucht wurden, und auch wirklich ganz ruhig auf einem Glaſe ſchwammen, wenn man krank war oder auch bloß nicht ſchlafen konnte. . ."

„Gewiß," ſagte Victoire. „Jetzt nimmt man Wachsfädchen, die man zerſchneidet, und in ein Kartenſtückchen ſteckt."

„Ganz recht, mein Engelchen. Aber früher waren es Binſen, des jones. Und ſie brannten auch. Und deshalb erzähl' ich es Dir. Denn ſie müſſen doch ein natürliches Fett gehabt haben, ich möchte ſagen etwas Kienenes."

„Es iſt wohl möglich," antwortete Victoire, die der Tante nie widerſprach, und horchte, während ſie dies ſagte, nach dem Tümpel hin, in dem das Muſizieren der Unken immer lauter wurde. Gleich danach aber ſah ſie, daß ein halberwachſenes Mädchen von der Kirche her im vollem Lauf auf ſie zukam und mit einem zottigen weißen Spitz ſich neckte, der bellend und beißend an der Kleinen empor ſprang. Dabei warf die Kleine, mitten im Lauf, einen an einem Strick und einem Klöppel hängenden Kirchenſchlüſſel in die Luft, und fing ihn ſo geſchickt wieder auf, daß weder der Schlüſſel noch der Klöppel ihr weh thun konnte. Zuletzt aber blieb ſie ſtehn und hielt die linke Hand vor die Augen, weil die niedergehende Sonne ſie blendete.

„Biſt Du die Küſterstochter?“ fragte Victoire.

„Ja,“ ſagte das Kind.

„Dann bitte, gieb uns den Schlüſſel oder komm mit uns und ſchließ uns die Kirche wieder auf. Wir möchten ſie gerne ſehen, wir und die Herrſchaften da.“

„Gerne,“ ſagte das Kind und lief wieder vorauf, überkletterte die Kirchhofsmauer und verſchwand alsbald hinter den Haſelnuß- und Hagebuttenſträuchern, die hier ſo reichlich ſtanden, daß ſie, trotzdem ſie noch kahl waren, eine dichte Hecke bildeten.

Das Tantchen und Victoire folgten ihr und ſtiegen langſam über verfallene Gräber weg, die der Frühling noch nirgends mit ſeiner Hand berührt hatte; nirgends zeigte ſich ein Blatt, und nur unmittelbar neben der Kirche war eine ſchattig-feuchte Stelle wie mit Veilchen überdeckt. Victoire bückte ſich, um haſtig davon zu pflücken, und als Schach und Frau von Carayon im nächſten Augenblick den eigentlichen Hauptweg des Kirchhofes heraufkamen, ging ihnen Victoire entgegen und gab der Mutter die Veilchen.

Die Kleine hatte mittlerweile ſchon aufgeſchloſſen und ſaß wartend auf dem Schwellſtein; als aber beide Paare heran waren, erhob ſie ſich raſch und trat, allen vorauf, in die Kirche, deren Chorſtühle faſt ſo ſchräg ſtanden, wie die Grabkreuze draußen. Alles wirkte kümmerlich und zerfallen, der eben ſinkende Sonnenball aber, der hinter den nach Abend zu gelegenen Fenſtern ſtand, übergoß die Wände mit einem rötlichen Schimmer und erneuerte, für Augenblicke wenigſtens, die längſt blind gewordene Vergoldung der alten Altarheiligen, die hier noch, aus der katholiſchen Zeit her, ihr Daſein friſteten. Es konnte nicht ausbleiben, daß das genferiſch reformierte Tantchen aufrichtig erſchrak, als ſie dieſer „Götzen“ anſichtig wurde, Schach aber, der unter ſeine Liebhabereien auch die Genealogie zählte, fragte bei der Kleinen an, ob nicht vielleicht alte Grabſteine da wären?

„Einer iſt da,“ ſagte die Kleine. „Dieſer hier,“ und wies auf ein abgetretenes aber doch noch deutlich erkennbares Steinbild, das aufrecht in einen Pfeiler, dicht neben dem Altar, eingemauert war. Es war erſichtlich ein Reiteroberſt.

„Und wer iſt es?“ fragte Schach.

„Ein Tempelritter,“ erwiderte das Kind „und hieß der Ritter von Tempelhof. Und dieſen Grabſtein ließ er ſchon bei Lebzeiten machen, weil er wollte, daß er ihm ähnlich werden ſollte.“

Hier nickte das Tantchen zuſtimmend, weil das

Ähnlichkeitsbedürfniß des angeblichen Ritters von Tempelhof eine verwandte Saite in ihrem Herzen traf.

„Und er baute dieſe Kirche,“ fuhr die Kleine fort „und baute zuletzt auch das Dorf, und nannt es Tempelhof, weil er ſelber Tempelhof hieß. Und die Berliner ſagen „Templow“. Aber es iſt falſch.“

All das nahmen die Damen in Andacht hin, und nur Schach, der neugierig geworden war, fragte weiter „ob ſie nicht das ein oder andre noch aus den Lebzeiten des Ritters wiſſe?“

„Nein, aus ſeinen Lebzeiten nicht. Aber nachher.“

Alle horchten auf, am meiſten das ſofort einen leiſen Gruſel verſpürende Tantchen, die Kleine hingegen fuhr in ruhigem Tone fort: „Ob es alles ſo wahr iſt, wie die Leute ſagen, das weiß ich nicht. Aber der alte Koſſäthe Maltuſch hat es noch mit erlebt.“

„Aber was denn, Kind?“

„Er lag hier vor dem Altar über hundert Jahre, bis es ihn ärgerte, daß die Bauern und Einſegnungskinder immer auf ihm herumſtanden, und ihm das Geſicht abſchurrten, wenn ſie zum Abendmahl gingen. Und der alte Maltuſch, der jetzt ins 90ſte geht, hat mir und meinem Vater erzählt, er hab es noch mit ſeinen eigenen Ohren gehört, daß es mitunter ſo gepoltert und gerollt hätte, wie wenn es drüben über Schmargendorf donnert.“

„Wohl möglich."

„Aber ſie verſtanden nicht, was das Poltern und Rollen bedeutete" fuhr die Kleine fort. „Und ſo ging es bis das Jahr, wo der ruſſiſche General, deſſen Namen ich immer vergeſſe, hier auf dem Tempelhofer Felde lag. Da kam einen Sonnabend der vorige Küſter und wollte die Singezahlen wegwiſchen und neue für den Sonntag anſchreiben. Und nahm auch ſchon das Kreideſtück. Aber da ſah er mit einem Male, daß die Zahlen ſchon weggewiſcht und neue Geſangbuchzahlen und auch die Zahlen von einem Bibelſpruch, Kapitel und Vers, mit angeſchrieben waren. Alles altmodiſch und undeutlich, und nur ſo grade noch zu leſen. Und als ſie nachſchlugen, da fanden ſie: ‚Du ſollſt Deinen Todten in Ehren halten und ihn nicht ſchädigen an ſeinem Antlitz.' Und nun wußten ſie, wer die Zahlen geſchrieben, und nahmen den Stein auf, und mauerten ihn in dieſen Pfeiler."

„Ich finde doch," ſagte Tante Marguerite, die, je ſchrecklicher ſie ſich vor Geſpenſtern fürchtete, deſto lebhafter ihr Vorhandenſein beſtritt, „ich finde doch, die Regierung ſollte mehr gegen dem Aberglauben thun." Und dabei wandte ſie ſich ängſtlich von dem unheimlichen Steinbild ab, und ging mit Frau von Carayon, die, was Geſpenſterfurcht anging, mit dem Tantchen wetteifern konnte, wieder dem Ausgange zu.

Schach folgte mit Victoire, der er den Arm gereicht hatte.

„War es wirklich ein Tempelritter?“ fragte dieſe. „Meine Tempelritter-Kenntnis beſchränkt ſich freilich nur auf den einen im ‚Nathan,‘ aber wenn unſre Bühne die Koſtümfrage nicht zu willkürlich behandelt hat, ſo müſſen die Tempelritter durchaus anders ausgeſehen haben. Hab ich Recht?“

„Immer Recht, meine liebe Victoire.“ Und der Ton dieſer Worte traf ihr Herz und zitterte darin nach, ohne daß ſich Schach deſſen bewußt geweſen wäre.

„Wohl. Aber wenn kein Templer, was dann?“ fragte ſie weiter und ſah ihn zutraulich und doch verlegen an.

„Ein Reiteroberſt aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Oder vielleicht auch erſt aus den Tagen von Fehrbellin. Ich las ſogar ſeinen Namen: Achim v. Haake.“

„So halten Sie die ganze Geſchichte für ein Märchen?“

„Nicht eigentlich das, oder wenigſtens nicht in allem. Es iſt erwieſen, daß wir Templer in dieſem Lande hatten, und die Kirche hier mit ihren vorgotiſchen Formen mag ſehr wohl bis in jene Templertage zurückreichen. So viel iſt glaubhaft.“

„Ich höre ſo gern von dieſem Orden.“

„Auch ich. Er iſt von der ſtrafenden Hand Gottes am ſchwerſten heimgeſucht worden und eben deshalb auch der poetiſchſte und intereſſanteſte. Sie wiſſen, was ihm vorgeworfen wird: Götzendienſt, Verleugnung Chriſti, Laſter aller Art. Und ich fürchte mit Recht. Aber groß wie ſeine Schuld, ſo groß war auch ſeine Sühne, ganz deſſen zu geſchweigen, daß auch hier wieder der unſchuldig Überlebende die Schuld voraufgegangener Geſchlechter zu büßen hatte. Das Los und Schickſal aller Erſcheinungen, die ſich, auch da noch wo ſie fehlen und irren, dem Alltäglichen entziehn. Und ſo ſehen wir denn den ſchuldbeladenen Orden, all ſeiner Unrühmlichkeiten unerachtet, ſchließlich in einem wiedergewonnenen Glorienſchein zu Grunde gehen. Es war der Neid, der ihn tötete, der Neid und der Eigennutz, und ſchuldig oder nicht, mich überwältigt ſeine Größe.“

Victoire lächelte. „Wer ſie ſo hörte, lieber Schach, könnte meinen, einen nachgebornen Templer in Ihnen zu ſehen. Und doch war es ein mönchiſcher Orden, und mönchiſch war auch ſein Gelübde. Hätten Sies vermocht als Templer zu leben und zu ſterben?“

„Ja.“

„Vielleicht verlockt durch das Kleid, das noch kleidſamer war, als die Supra-Weſte der Gensdarmes.“

„Nicht durch das Kleid, Victoire. Sie verkennen mich. Glauben Sie mir, es lebt etwas in mir, das mich vor keinem Gelübde zurückſchrecken läßt.“

„Um es zu halten?“

Aber eh er noch antworten konnte, fuhr ſie raſch in wieder ſcherzhafter werdendem Tone fort: „Ich glaube Philipp le Bel hat den Orden auf dem Gewiſſen. Sonderbar, daß alle hiſtoriſchen Perſonen, die den Beinamen des ‚Schönen‘ führen, mir unſympathiſch ſind. Und ich hoffe, nicht aus Neid. Aber die Schönheit, das muß wahr ſein, macht ſelbſtiſch, und wer ſelbſtiſch iſt, iſt undankbar und treulos.“

Schach ſuchte zu widerlegen. Er wußte, daß ſich Victoirens Worte, ſo ſehr ſie Piquanterien und Andeutungen liebte, ganz unmöglich gegen ihn gerichtet haben konnten. Und darin traf ers auch. Es war alles nur jeu d'esprit, eine Nachgiebigkeit gegen ihren Hang zu philoſophieren. Und doch, alles was ſie geſagt hatte, ſo gewiß es abſichtslos geſagt worden war, ſo gewiß war es doch auch aus einer dunklen Ahnung heraus geſprochen worden.

Als ihr Streit ſchwieg, hatte man den Dorfeingang erreicht, und Schach hielt, um auf Frau von Carayon und Tante Marguerite, die ſich beide verſäumt hatten, zu warten.

Als ſie heran waren, bot er der Frau von Carayon den Arm, und führte dieſe bis an das Gaſthaus zurück.

Victoire ſah ihnen betroffen nach, und ſann nach über den Tauſch, den Schach mit keinem Worte der Entſchuldigung begleitet hatte. „Was war das?“ Und ſie verfärbte ſich, als ſie ſich, aus einem plötzlichen Argwohn heraus, die ſelbſtgeſtellte Frage beantwortet hatte.

Von einem Wiederplatznehmen vor dem Gaſthauſe war keine Rede mehr, und man gab es um ſo leichter und lieber auf, als es inzwiſchen kühl geworden und der Wind, der den ganzen Tag über geweht hatte, nach Nordweſten hin umgeſprungen war.

Tante Marguerite bat ſich den Rückſitz aus, „um nicht gegen dem Winde zu fahren.“

Niemand widerſprach. So nahm ſie denn den erbetenen Platz, und während jeder in Schweigen überdachte, was ihm der Nachmittag gebracht hatte, ging es in immer raſcherer Fahrt wieder auf die Stadt zurück.

Dieſe lage ſchon in Dämmer als man bis an den Abhang der Kreuzberghöhe gekommen war und nur die beiden Gensdarmentürme ragten noch mit ihren Kuppeln aus dem graublauen Nebel empor.

5. Kapitel.

Victoire v. Carayon an Liſette v. Perbandt.

Berlin, den 3. Mai. Ma chère Lisette.

Wie froh war ich, endlich von Dir zu hören, und ſo Gutes. Nicht als ob ich es anders erwartet hätte; wenige Männer hab ich kennen gelernt, die mir ſo ganz eine Garantie des Glückes zu bieten ſcheinen, wie der Deinige. Geſund, wohlwollend, anſpruchslos, und von jenem ſchönen Wiſſens- und Bildungsmaß, das ein gleich gefährliches Zuviel und Zuwenig vermeidet. Wobei ein „Zuviel" das vielleicht noch gefährlichere iſt. Denn junge Frauen ſind nur zu geneigt, die Forderung zu ſtellen „Du ſollſt keine andren Götter haben neben mir." Ich ſehe das beinah täglich bei Rombergs, und Marie weiß es ihrem klugen und liebenswürdigen Gatten wenig Dank, daß er über Politik und franzöſiſche Zeitungen die Viſiten und Toiletten vergißt.

Was mir allein eine Sorge machte, war Deine neue maſuriſche Heimat, ein Stück Land, das ich mir immer als einen einzigen großen Wald mit hundert Seen und Sümpfen vorgeſtellt habe. Da dacht ich denn, dieſe neue Heimat könne Dich leicht in ein melancholiſches Träumen verſetzen, das dann immer der Anfang zu Heimweh oder wohl gar zu Trauer und Thränen iſt. Und davor, ſo hab ich mir ſagen laſſen, erſchrecken die Männer. Aber ich ſehe zu meiner herzlichen Freude, daß Du auch dieſer Gefahr entgangen biſt, und daß die Birken, die Dein Schloß umſtehn, grüne Pfingſtmaien und keine Trauerbirken ſind. A propos über das Birkenwaſſer mußt Du mir gelegentlich ſchreiben. Es gehört zu den Dingen, die mich immer neugierig gemacht haben, und die kennen zu lernen mir bis dieſen Augenblick verſagt geblieben iſt.

Und nun ſoll ich Dir über uns berichten. Du frägſt teilnehmend nach all und jedem, und verlangſt ſogar von Tante Margueritens neueſter Prinzeſſin und neueſter Namensverwechslung zu hören. Ich könnte Dir gerade davon erzählen, denn es ſind keine drei Tage, daß wir (wenigſtens von dieſen Verwechslungen) ein gerüttelt und geſchüttelt Maß gehabt haben.

Es war auf einer Spazierfahrt, die Herr von Schach mit uns machte, nach Tempelhof, und zu der auch das Tantchen aufgefordert werden mußte, weil es ihr Tag war. Du weißt, daß wir ſie jeden Dienſtag als Gaſt in unſrem Hauſe ſehn. Sie war denn auch mit uns in der „Kürche“, wo ſie, beim Anblick einiger Heiligenbilder aus der katholiſchen Zeit her, nicht nur beſtändig auf Ausrottung des Aberglaubens drang, ſondern ſich mit eben dieſem Anliegen auch regelmäßig an Schach wandte, wie wenn dieſer im Konſiſtorium ſäße. Und da leg ich denn (weil ich nun mal die Tugend oder Untugend habe, mir alles gleich leibhaftig vorzuſtellen) während des Schreibens die Feder hin, um mich erſt herzlich auszulachen. Au fond freilich iſt es viel weniger lächerlich, als es im erſten Augenblick erſcheint. Er hat etwas konſiſtorialrätlich Feierliches, und wenn mich nicht alles täuſcht, ſo iſt es gerade dies Feierliche, was Bülow ſo ſehr gegen ihn einnimmt. Viel, viel mehr als der Unterſchied der Meinungen.

Und beinah klingt es, als ob ich mich in meiner Schilderung Bülow anſchlöſſe. Wirklich, wüßteſt Dus nicht beſſer, Du würdeſt dieſer Charakteriſtik unſres Freundes nicht entnehmen können, wie ſehr ich ihn ſchätze. Ja, mehr denn je, trotzdem es an manchem Schmerzlichen nicht fehlt. Aber in meiner Lage lernt man milde ſein, ſich tröſten, verzeihn. Hätt ich es nicht gelernt, wie könnt ich leben, ich, die ich ſo gern lebe! Eine Schwäche, die (wie ich einmal geleſen) alle diejenigen haben ſollen, von denen man es am wenigſten begreift.

Aber ich ſprach von manchem Schmerzlichen, und es drängt mich, Dir davon zu erzählen.

Es war erſt geſtern auf unſrer Spazierfahrt. Als wir den Gang aus dem Dorf in die Kirche machten, führte Schach Mama. Nicht zufällig, es war arrangiert, und zwar durch mich. Ich ließ beide zurück, weil ich eine Ausſprache (Du weißt welche) zwiſchen beiden herbeiführen wollte. Solche ſtillen Abende, wo man über Feld ſchreitet, und nichts hört als das Anſchlagen der Abendglocke, heben uns über kleine Rückſichten fort und machen uns freier. Und ſind wir erſt das, ſo findet ſich auch das rechte Wort. Was zwiſchen ihnen geſprochen wurde, weiß ich nicht, jedenfalls nicht das, was geſprochen werden ſollte. Zuletzt traten wir in die Kirche, die vom Abendrot wie durchglüht war, alles gewann Leben, und es war unvergeßlich ſchön. Auf dem Heimwege tauſchte Schach, und führte mich. Er ſprach ſehr anziehend, und in einem Tone, der mir ebenſo wohlthat, als er mich überraſchte. Jedes Wort iſt mir noch in der Erinnerung geblieben, und giebt mir zu denken. Aber was geſchah? Als wir wieder am Eingange des Dorfes waren, wurd er ſchweigſamer, und wartete auf die Mama. Dann bot er ihr den Arm, und ſo gingen ſie durch das Dorf nach dem Gaſthauſe zurück, wo die Wagen hielten und viele Leute verſammelt waren. Es gab mir einen Stich durchs Herz, denn ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß es ihm peinlich geweſen ſei, mit mir und an meinem Arm unter den Gäſten zu erſcheinen. In ſeiner Eitelkeit, von der ich ihn nicht freiſprechen kann, iſt es ihm unmöglich, ſich über das Gerede der Leute hinwegzuſetzen, und ein ſpöttiſches Lächeln verſtimmt ihn auf eine Woche. So ſelbſtbewußt er iſt, ſo ſchwach und abhängig iſt er in dieſem einen Punkte. Vor niemandem in der Welt, auch vor der Mama nicht, würd ich ein ſolches Bekenntnis ablegen, aber Dir gegenüber mußt ich es. Hab ich Unrecht, ſo ſage mir, daß mein Unglück mich mißtrauiſch gemacht habe, ſo halte mir eine Strafpredigt in allerſtrengſten Worten, und ſei verſichert, daß ich ſie mit dankbarem Auge leſen werde. Denn all ſeiner Eitelkeit unerachtet, ſchätz ich ihn wie keinen andern. Es iſt ein Satz, daß Männer nicht eitel ſein dürfen, weil Eitelkeit lächerlich mache. Mir ſcheint dies übertrieben. Iſt aber der Satz dennoch richtig, ſo bedeutet Schach eine Ausnahme. Ich haſſe das Wort „ritterlich“ und habe doch kein anderes für ihn. Eines iſt er vielleicht noch mehr, diskret, imponierend, oder doch voll natürlichen Anſehns, und ſollte ſich mir das erfüllen, was ich um der Mama und auch um meinetwillen wünſche, ſo würd es mir nicht ſchwer werden, mich in eine Reſpektsſtellung zu ihm hinein zu finden.

Und dazu noch eins. Du haſt ihn nie für ſehr geſcheidt gehalten, und ich meinerſeits habe nur ſchüchtern widerſprochen. Er hat aber doch die beſte Geſcheitheit, die mittlere, dazu die des redlichen Mannes. Ich empfinde dies jedesmal, wenn er ſeine Fehde mit Bülow führt. So ſehr ihm dieſer überlegen iſt, ſo ſehr ſteht er doch hinter ihm zurück. Dabei fällt mir mitunter auf, wie der Groll, der ſich in unſerm Freunde regt, ihm eine gewiſſe Schlagfertigkeit, ja, ſelbſt Esprit verleiht. Geſtern hat er Sander, deſſen Perſönlichkeit Du kennſt, den Bülowſchen Sancho Panſa genannt. Die weiteren Schlußfolgerungen ergeben ſich von ſelbſt, und ich find es nicht übel.

Sanders Publikationen machen mehr von ſich reden, denn je; die Zeit unterſtützt das Intereſſe für eine lediglich polemiſche Litteratur. Außer von Bülow ſind auch Aufſätze von Maſſenbach und Phull erſchienen, die von den Eingeweihten als etwas Beſonderes und nie Dageweſenes ausgeprieſen werden. Alles richtet ſich gegen Öſterreich, und beweiſt aufs neue, daß wer den Schaden hat, für den Spott nicht ſorgen darf. Schach iſt empört über dies anmaßliche Beſſerwiſſen, wie ers nennt, und wendet ſich wieder ſeinen alten Liebhabereien zu, Kupferſtichen und Rennpferden.

Sein kleiner Groom wird immer kleiner. Was bei den Chineſinnen die kleinen Füße ſind, ſind bei den Grooms die kleinen Proportionen überhaupt. Ich meinerſeits verhalte mich ablehnend gegen beide, ganz beſonders aber gegen die chineſiſch eingeſchnürten Füßchen, und bin umgekehrt froh, in einem bequemen Pantoffel zu ſtecken. Führen, ſchwingen werd ich ihn nie; das überlaſſ ich meiner teuren Liſette. Thu es mit der Milde, die Dir eigen iſt. Empfiehl mich Deinem teuren Manne, der nur den einen Fehler hat, Dich mir entführt zu haben. Mama grüßt und küßt ihren Liebling, ich aber lege Dir den Wunſch ans Herz, vergiß in der Fülle des Glücks, die Dir zu Teil wurde, nicht ganz Deine, wie Du weißt auf ein bloßes Pflichtteil des Glückes geſetzte Victoire.

6. Kapitel.

Bei Prinz Louis.

An demſelben Abend, an dem Victoire von Carayon ihren Brief an Liſette von Perbandt ſchrieb, empfing Schach in ſeiner in der Wilhelmſtraße gelegenen Wohnung ein Einladungsbillet von der Hand des Prinzen Louis.

Es lautete:

„Lieber Schach. Ich bin erſt ſeit drei Tagen hier im Moabiter Land und dürſte bereits nach Beſuch und Geſpräch. Eine Viertelmeile von der Hauptſtadt, hat man ſchon die Hauptſtadt nicht mehr und verlangt nach ihr. Darf ich für morgen auf Sie rechnen? Bülow und ſein verlegeriſcher Anhang haben zugeſagt, auch Maſſenbach und Phull. Alſo lauter Oppoſition, die mich erquickt, auch wenn ich ſie bekämpfe. Von

Ihrem Regiment werden Sie noch Noſtiz und Alvensleben treffen. Im Interimsrock und um 5 Uhr. Ihr **Louis**, Prinz v. Pr."

Um die feſtgeſetzte Stunde fuhr Schach, nachdem er Alvensleben und Noſtiz abgeholt hatte, vor der prinzlichen Villa vor. Dieſe lag am rechten Flußufer, umgeben von Wieſen und Werftweiden, und hatte die Front, über die Spree fort, auf die Weſtliſière des Tiergartens. Anfahrt und Aufgang waren von der Rückſeite her. Eine breite, mit Teppich belegte Treppe führte bis auf ein Podium und von dieſem auf einen Vorflur, auf dem die Gäſte vom Prinzen empfangen wurden. Bülow und Sander waren bereits da, Maſſenbach und Phull dagegen hatten ſich entſchuldigen laſſen. Schach war es zufrieden, fand ſchon Bülow mehr als genug, und trug kein Verlangen die Zahl der Genialitätsleute verſtärkt zu ſehen. Es war heller Tag noch, aber in dem Speiſeſaal, in den ſie von dem Veſtibul aus eintraten, brannten bereits die Lichter und waren (übrigens bei offenſtehenden Fenſtern) die Jalouſien geſchloſſen. Zu dieſem künſtlich hergeſtellten Licht, in das ſich von außen her ein Tagesſchimmer miſchte, ſtimmte das Feuer, in dem in der Mitte des Saales befindlichen Kamine. Vor eben dieſem, ihm den Rücken zukehrend, ſaß der Prinz, und ſah, zwiſchen den offenſtehenden Jalouſiebrettchen hindurch, auf die Bäume des Tiergartens.

„Ich bitte fürlieb zu nehmen," begann er, als die Tafelrunde ſich arrangiert hatte. „Wir ſind hier auf dem Lande; das muß als Entſchuldigung dienen, für alles was fehlt. ‚A la guerre, comme à la guerre.‘ Maſſenbach, unſer Gourmé, muß übrigens etwas derart geahnt, reſpektive gefürchtet haben. Was mich auch nicht überraſchen würde. Heißt es doch, lieber Sander, Ihr guter Tiſch habe mehr noch als Ihr guter Verlag die Freundſchaft zwiſchen ihnen beſiegelt."

„Ein Satz, dem ich kaum zu widerſprechen wage, Königliche Hoheit."

„Und doch müßten Sies eigentlich. Ihr ganzer Verlag hat keine Spur von jenem ‚laisser passer‘, das das Vorrecht, ja, die Pflicht aller geſättigten Leute iſt. Ihre Genies (Pardon, Bülow) ſchreiben alle wie Hungrige. Meinetwegen. Unſre Paradeleute geb ich Ihnen Preis, aber daß Sie mir auch die Öſterreicher ſo ſchlecht behandeln, das mißfällt mir."

„Bin ich es, Königliche Hoheit? Ich, für meine Perſon, habe nicht die Prätenſion höherer Strategie. Nebenher freilich, möcht ich, ſo zu ſagen aus meinem Verlage heraus, die Frage ſtellen dürfen: „war Ulm etwas Kluges?"

„Ach, mein lieber Sander, was iſt klug? Wir Preußen bilden uns beſtändig ein, es zu ſein; und wiſſen Sie, was Napoleon über unſre vorjährige thüringiſche Aufſtellung geſagt hat? Noſtitz, wiederholen Sies!.. Er will nicht. Nun, ſo muß ich es ſelber thun. ‚Ah, ces Prussiens‘ hieß es, ‚ils sont encore plus stupides, que les Autrichiens‘. Da haben Sie Kritik über unſere vielgeprieſene Klugheit, noch dazu Kritik von einer allerberufenſten Seite her. Und hätt ers damit getroffen, ſo müßten wir uns ſchließlich zu dem Frieden noch beglückwünſchen, den uns Haugwitz erſchachert hat. Ja, erſchachert. Erſchachert, indem er für ein Mitbringſel unſre Ehre preisgab. Was ſollen wir mit Hannover? Es iſt der Brocken, an dem der preußiſche Adler erſticken wird.“

„Ich habe zu der Schluck- und Verdauungskraft unſres preußiſchen Adlers ein beſſeres Vertrauen,“ erwiderte Bülow. „Gerade das kann er und verſteht er von alten Zeiten her. Indeſſen darüber mag ſich ſtreiten laſſen; worüber ſich aber nicht ſtreiten läßt, das iſt der Friede, den uns Haugwitz gebracht hat. Wir brauchen ihn wie das tägliche Brot und mußten ihn haben, ſo lieb uns unſer Leben iſt. Königliche Hoheit haben freilich einen Haß gegen den armen Haugwitz, der mich inſoweit überraſcht, als dieſer Lombard, der doch die Seele des Ganzen iſt, von jeher Gnade vor Eurer Königl. Hoheit Augen gefunden hat.“

„Ah, Lombard! Den Lombard nehm ich nicht ernſthaft, und ſtell ihm außerdem noch in Rechnung, daß er ein halber Franzoſe iſt. Dazu hat er eine Form des Witzes, die mich entwaffnet. Sie wiſſen doch, ſein Vater war Friſeur und ſeiner Frau Vater ein Barbier. Und nun kommt eben dieſe Frau, die nicht nur eitel iſt bis zum Närriſchwerden, ſondern auch noch ſchlechte franzöſiſche Verſe macht, und fragt ihn, was ſchöner ſei: ‚L'hirondelle frise la surface des eaux' oder ‚l'hirondelle rase la surface des eaux?' Und was antwortet er? ‚Ich ſehe keinen Unterſchied, meine Teure; l'hirondelle frise huldigt meinem Vater und l'hirondelle rase dem Deinigen.' In dieſem Bonmot haben Sie den ganzen Lombard. Was mich aber perſönlich angeht, ſo bekenn ich Ihnen offen, daß ich einer ſo witzigen Selbſtperſiflage nicht widerſtehen kann. Er iſt ein Poliſſon, kein Charakter."

„Vielleicht, daß ſich ein Gleiches auch von Haugwitz ſagen ließe, zum Guten wie zum Schlimmen Und wirklich, ich geb Eurer K. Hoheit den Mann preis. Aber nicht ſeine Politik. Seine Politik iſt gut, denn ſie rechnet mit gegebenen Größen. Und Eure K. Hoheit wiſſen das beſſer als ich. Wie ſteht es denn in Wahrheit mit unſren Kräften? Wir leben von der Hand in den Mund und warum? weil der Staat Friedrichs des Großen nicht ein Land mit einer Armee, ſondern eine Armee mit einem Lande iſt. Unſer Land iſt nur Standquartier und Verpflegungsmagazin. In ſich ſelber entbehrt es aller großen Reſſourcen. Siegen wir, ſo geht es; aber Kriege führen dürfen nur ſolche Länder, die Niederlagen ertragen können. Das können wir nicht. Iſt die Armee hin, ſo iſt alles hin. Und wie ſchnell eine Armee hin ſein kann, das hat uns Auſterlitz gezeigt. Ein Hauch kann uns töten, gerad auch uns. ‚Er blies, und die Armada zerſtob in alle vier Winde.‘ Afflavit Deus et dissipati sunt.“

„Herr v. Bülow,“ unterbrach hier Schach, „möge mir eine Bemerkung verzeihn. Er wird doch, denk ich, in dem Höllenbrodem, der jetzt über die Welt weht, nicht den Odem Gottes erkennen wollen, nicht den, der die Armada zerblies.“

„Doch, Herr v. Schach. Oder glauben Sie wirklich, daß der Odem Gottes im Spezialdienſte des Proteſtantismus, oder gar Preußens und ſeiner Armee ſteht?“

„Ich hoffe, ja.“

„Und ich fürchte, nein.“ Wir haben die ‚propreſte Armee‘, das iſt alles. Aber mit der ‚Propretät‘ gewinnt man keine Schlachten. Erinnern ſich Königliche Hoheit der Worte des großen Königs, als General Lehwald ihm ſeine dreimal geſchlagenen Regimenter in Parade vorführte? ‚Propre Leute‘ hieß es. ‚Da ſeh' Er meine. Sehen aus wie die Grasdeibel, aber beißen.‘ Ich fürchte, wir haben jetzt zu viel Lehwaldſche Regimenter und zu wenig altenfritzige. Der Geiſt iſt heraus, alles iſt Dreſſur und Spielerei geworden. Giebt es doch Offiziere, die, der bloßen Prallheit und Drallheit halber, ihren Uniformrock direkt auf dem Leibe tragen. Alles Unnatur. Selbſt das Marſchieren-können, dieſe ganz gewöhnliche Fähigkeit des Menſchen, die Beine zu ſetzen, iſt uns in dem ewigen Paradeſchritt verloren gegangen. Und Marſchieren-können iſt jetzt die erſte Bedingung des Erfolges. Alle modernen Schlachten ſind mit den Beinen gewonnen worden.“

„Und mit Gold“ unterbrach hier der Prinz. „Ihr großer Empereur, lieber Bülow, hat eine Vorliebe für kleine Mittel. Ja, für allerkleinſte. Daß er lügt, iſt ſicher. Aber er iſt auch ein Meiſter in der Kunſt der Beſtechung. Und wer hat uns die Augen darüber geöffnet? Er ſelber. Leſen Sie, was er unmittelbar vor der Auſterlitzer Bataille ſagte. ‚Soldaten‘ hieß es, ‚der Feind wird marſchieren und unſre Flanke zu gewinnen ſuchen; bei dieſer Marſchbewegung aber wird er die ſeinige preisgeben. Wir werden uns auf dieſe ſeine Flanke werfen, und ihn ſchlagen und vernichten.‘ Und genau ſo verlief die Schlacht. Es iſt unmöglich, daß er aus der bloßen Aufſtellung der Öſterreicher auch ſchon ihren Schlachtplan erraten haben könnte.“

Man ſchwieg. Da dies Schweigen aber dem lebhaften Prinzen um vieles peinlicher war als

Widerſpruch, ſo wandt er ſich direkt an Bülow und ſagte: „Widerlegen Sie mich.“

„Königliche Hoheit befehlen und ſo gehorch ich denn. Der Kaiſer wußte genau was geſchehen werde, konnt es wiſſen, weil er ſich die Frage ‚was thut hier die Mittelmäßigkeit‘ in vorausberechnender Weiſe nicht blos geſtellt, ſondern auch beantwortet hatte. Die höchſte Dummheit, wie zuzugeſtehen iſt, entzieht ſich ebenſo der Berechnung wie die höchſte Klugheit, — das iſt eine von den großen Seiten der echten und unverfälſchten Stupidität. Aber jene ‚Mittelklugen‘, die gerade klug genug ſind, um von der Luſt ‚es auch einmal mit etwas Geiſtreichem zu probieren‘, angewandelt zu werden, dieſe Mittelklugen ſind allemal am leichteſten zu berechnen. Und warum? Weil ſie jederzeit nur die Mode mitmachen und heute kopieren, was ſie geſtern ſahn. Und das alles wußte der Kaiſer. Hic haeret. Er hat ſich nie glänzender bewährt, als in dieſer Auſterlitzer Aktion, auch im Nebenſächlichen nicht, auch nicht in jenen Impromptus und witzigen Einfällen auf dem Gebiete des Grauſigen, die ſo recht eigentlich das Kennzeichen des Genies ſind.“

„Ein Beiſpiel.“

„Eines für hundert. Als das Centrum ſchon durchbrochen war, hatte ſich ein Teil der ruſſiſchen Garde, vier Bataillone, nach ebenſo viel gefrornen Teichen hin zurückgezogen, und eine franzöſiſche

Batterie fuhr auf, um mit Kartätſchen in die Bataillone hineinzufeuern. In dieſem Augenblick erſchien der Empereur. Er überblickte ſofort das Beſondere der Lage. ‚Wozu hier ein ſich Abmühen en détail?‘ Und er befahl mit Vollkugeln auf das Eis zu ſchießen. Eine Minute ſpäter und das Eis barſt und brach, und alle vier Bataillone gingen en carré in die moraſtige Tiefe. Solche vom Moment eingegebenen Blitze hat nur immer das Genie. Die Ruſſen werden ſich jetzt vornehmen, es bei nächſter Gelegenheit ebenſo zu machen, aber wenn Kutuſow auf Eis wartet, wird er plötzlich in Waſſer oder Feuer ſtecken. Öſterreichiſch-ruſſiſche Tapferkeit in Ehren, nur nicht ihr Ingenium. Irgendwo heißt es: ‚In meinem Wolfstorniſter, Regt ſich des Teufels Küſter, Ein *Kobold*, heißt ‚Genie‘ — nun, in dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Torniſter iſt dieſer ‚Kobold und Teufelsküſter‘ nie und nimmer zu Hauſe geweſen. Und um dies Manko zu kaſſieren, bedient man ſich der alten, elenden Troſtgründe: Beſtechung und Verräterei. Jedem Beſiegten wird es ſchwer, den Grund ſeiner Niederlagen an der einzig richtigen Stelle, nämlich *in ſich ſelbſt* zu ſuchen, und auch Kaiſer Alexander, mein ich, verzichtet auf ein ſolches Nachforſchen am recht eigentlichſten Platz.“

„Und wer wollt ihm darüber zürnen?“ antwortete Schach. „Er that das ſeine, ja mehr. Als die Höhe ſchon verloren und doch andrerſeits die Möglichkeit einer Wiederherſtellung der Schlacht noch nicht geſchwunden war, ging er klingenden Spiels an der Spitze neuer Regimenter vor; ſein Pferd ward ihm unter dem Leibe erſchoſſen, er beſtieg ein zweites, und eine halbe Stunde lang ſchwankte die Schlacht. Wahre Wunder der Tapferkeit wurden verrichtet, und die Franzoſen ſelbſt haben es in enthuſiaſtiſchen Ausdrücken anerkannt.“

Der Prinz, der, bei der vorjährigen Berliner Anweſenheit des unausgeſetzt als deliciae generis humani geprieſenen Kaiſers, keinen allzu günſtigen Eindruck von ihm empfangen hatte, fand es einigermaßen unbequem, den „liebenswürdigſten der Menſchen“ auch noch zum „heldiſchſten“ erhoben zu ſehen. Er lächelte deshalb und ſagte: „Seine kaiſerliche Majeſtät in Ehren, ſo ſcheint es mir doch, lieber Schach, als ob Sie franzöſiſchen Zeitungsberichten mehr Gewicht beilegten, als ihnen beizulegen iſt. Die Franzoſen ſind kluge Leute. Je mehr Rühmens ſie von ihrem Gegner machen, deſto größer wird ihr eigner Ruhm, und dabei ſchweig ich noch von allen möglichen politiſchen Gründen, die jetzt ſicherlich mitſprechen. ‚Man ſoll ſeinem Feinde goldene Brücken bauen‘, ſagt das Sprichwort, und ſagt es mit Recht, denn, wer heute mein Feind war, kann morgen mein Verbündeter ſein. Und in der That, es ſpukt ſchon dergleichen, ja, wenn ich recht unterrichtet bin, ſo verhandelt man bereits über eine neue Teilung der Welt, will ſagen über die Wiederherſtellung eines morgenländiſchen und abendländiſchen Kaiſertums. Aber laſſen wir Dinge, die noch in der Luft ſchweben, und erklären wir uns das dem Heldenkaiſer geſpendete Lob lieber einfach aus dem Rechnungsſatze: ‚wenn der unterlegene ruſſiſche Mut einen vollen Centner wog, ſo wog der ſiegreich franzöſiſche natürlich zwei.‘“

Schach, der, ſeit Kaiſer Alexanders Beſuch in Berlin, das Andreaskreuz trug, biß ſich auf die Lippen und wollte replizieren. Aber Bülow kam ihm zuvor und bemerkte: „Gegen ‚unter dem Leibe erſchoſſene Kaiſerpferde‘ bin ich überhaupt immer mißtrauiſch. Und nun gar hier. All dieſe Lobeserhebungen müſſen Seine Majeſtät ſehr in Verlegenheit gebracht haben, denn es giebt ihrer zu viele, die das Gegenteil bezeugen können. Er iſt der ‚gute Kaiſer‘ und damit Baſta.“

„Sie ſprechen das ſo ſpöttiſch, Herr v. Bülow,“ antwortete Schach. „Und doch frag ich Sie, giebt es einen ſchöneren Titel?“

„O gewiß giebt es den. Ein wirklich großer Mann wird nicht um ſeiner Güte willen gefeiert und noch weniger danach benannt. Er wird umgekehrt ein Gegenſtand beſtändiger Verleumdungen ſein. Denn das Gemeine, das überall vorherrſcht, liebt nur das, was ihm gleicht. Brenkenhof, der, trotz ſeiner Paradoxien, mehr geleſen werden ſollte, als er geleſen wird, behauptet geradezu, ‚daß in unſerm Zeitalter die beſten Menſchen die ſchlechteſte Reputation haben müßten‘. Der gute Kaiſer! Ich bitte Sie. Welche Augen wohl König Friedrich gemacht haben würde, wenn man ihn den ‚guten Friedrich‘ genannt hätte.“

„Bravo, Bülow,“ ſagte der Prinz, und grüßte mit dem Glaſe hinüber. „Das iſt mir aus der Seele geſprochen.“

Aber es hätte dieſes Zuſpruches nicht bedurft. „Alle Könige,“ fuhr Bülow in wachſendem Eifer fort, „die den Beinamen des ‚guten‘ führen, ſind ſolche, die das ihnen anvertraute Reich zu Grabe getragen oder doch bis an den Rand der Revolution gebracht haben. Der letzte König von Polen war auch ein ſogenannter ‚guter‘. In der Regel haben ſolche Fürſtlichkeiten einen großen Harem und einen kleinen Verſtand. Und geht es in den Krieg, ſo muß irgend eine Kleopatra mit ihnen, gleichviel mit oder ohne Schlange.“

„Sie meinen doch nicht, Herr von Bülow,“ entgegnete Schach, „durch Auslaſſungen wie dieſe, den Kaiſer Alexander charakteriſiert zu haben.“

„Wenigſtens annähernd.“

„Da wär ich doch neugierig.“

„Es iſt zu dieſem Behufe nur nötig, ſich den letzten Beſuch des Kaiſers in Berlin und Potsdam zurückzurufen. Um was handelte ſichs? Nun, anerkanntermaßen um nichts Kleines und Alltägliches, um Abſchluß eines Bündniſſes auf Leben und Tod, und wirklich, bei Fackellicht trat man in die Gruft Friedrichs des Großen, um ſich, über dem Sarge desſelben, eine halbmyſtiſche Blutsfreundſchaft zuzuſchwören. Und was geſchah unmittelbar danach? Ehe drei Tage vorüber waren, wußte man, daß der aus der Gruft Friedrichs des Großen glücklich wieder ans Tageslicht geſtiegene Kaiſer, die fünf anerkannteſten beautés des Hofes in eben ſo viele Schönheitskategorien gebracht habe: beauté coquette und beauté triviale, beauté céleste und beauté du diable, und endlich fünftens ‚beauté, qui inspire seul du vrai sentiment‘. Wobei wohl jeden die Neugier angewandelt haben mag, das Allerhöchſte ‚vrai sentiment‘ kennen zu lernen.“

7. Kapitel.

Ein neuer Gaſt.

All dieſe Sprünge Bülows hatten die Heiterkeit des Prinzen erregt, der denn auch eben mit einem ihm bequem liegenden Capriccio über beauté céleste und beauté du diable beginnen wollte, als er, vom Korridor her, unter dem halbzurückgeſchlagenen Portièrenteppich, einen ihm wohlbekannten kleinen Herrn von unverkennbaren Künſtlerallüren erſcheinen und gleich danach eintreten ſah.

„Ah, Duſſek, das iſt brav,“ begrüßte ihn der Prinz. „Mieux vaut tard que jamais. Rücken Sie ein. Hier. Und nun bitt ich alles was an Süßigkeiten noch da iſt, in den Bereich unſres Künſtlerfreundes bringen zu wollen. Sie finden noch tutti quanti, lieber Duſſek. Keine Einwendungen. Aber was trinken Sie? Sie haben die Wahl. Aſti, Monteſiascone, Tokayer."

„Irgend einen Ungar."

„Herben?"

Duſſek lächelte.

„Thörichte Frage," korrigierte ſich der Prinz und fuhr in geſteigerter guter Laune fort: „Aber nun, Duſſek, erzählen Sie. Theaterleute haben, die Tugend ſelber ausgenommen, allerlei Tugenden, und unter dieſen auch die der Mitteilſamkeit. Sie bleiben einem auf die Frage ‚was Neues‘ ſelten eine Antwort ſchuldig."

„Und auch heute nicht, Königliche Hoheit," antwortete Duſſek, der, nachdem er genippt hatte, eben ſein Bärtchen putzte.

„Nun, ſo laſſen Sie hören. Was ſchwimmt obenauf?"

„Die ganze Stadt iſt in Aufregung. Verſteht ſich, wenn ich ſage, ‚die ganze Stadt‘, ſo mein ich das Theater."

„Das Theater iſt die Stadt. Sie ſind alſo gerechtfertigt. Und nun weiter."

„Königliche Hoheit befehlen. Nun denn, wir ſind in unſrem Haupt und Führer empfindlich gekränkt worden und haben denn auch aus eben dieſem Grunde nicht viel weniger als eine kleine Theateremeute gehabt.

Das alſo, hieß es, ſeien die neuen Zeiten, das ſei das bürgerliche Regiment, das ſei der Reſpekt vor den preußiſchen ‚belles lettres et beaux arts.‘ Eine ‚Huldigung der Künſte‘ laſſe man ſich gefallen, aber eine Huldigung gegen die Künſte, die ſei ſo fern wie je.“

„Lieber Duſſek,“ unterbrach der Prinz, „Ihre Reflexionen in Ehren. Aber da Sie gerade von Kunſt ſprechen, ſo muß ich Sie bitten, die Kunſt der Retardierung nicht übertreiben zu wollen. Wenn es alſo möglich iſt, Thatſachen. Um was handelt es ſich?“

„Iffland iſt geſcheitert. Er wird den Orden, von dem die Rede war, nicht erhalten.“

Alles lachte, Sander am herzlichſten, und Noſtitz ſkandierte: „Parturiunt montes nascetur ridiculus mus.“

Aber Duſſek war in wirklicher Erregung, und dieſe wuchs noch unter der Heiterkeit ſeiner Zuhörer. Am meiſten verdroß ihn Sander. „Sie lachen, Sander. Und doch trifft es in dieſem Kreiſe nur Sie und mich. Denn gegen wen anders iſt die Spitze gerichtet, als gegen das Bürgertum überhaupt.“

Der Prinz reichte dem Sprecher über den Tiſch hin die Hand. „Recht, lieber Duſſek. Ich liebe ſolch Eintreten. Erzählen Sie. Wie kam es?“

„Vor allem ganz unerwartet. Wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Königliche Hoheit wiſſen, daß ſeit lange von einer Dekorierung die Rede war, und wir freuten uns, alles Künſtlerneides vergeſſend, als ob wir den Orden mitempfangen und mittragen ſollten. In der That, alles ließ ſich gut an, und die ‚Weihe der Kraft,‘ für deren Aufführung der Hof ſich intereſſiert, ſollte den Anſtoß und zugleich die ſpezielle Gelegenheit geben. Iffland iſt Maçon (auch das ließ uns hoffen), die Loge nahm es energiſch in die Hand, und die Königin war gewonnen. Und nun doch geſcheitert. Eine kleine Sache, werden Sie ſagen; aber nein, meine Herren, es iſt eine große Sache. Dergleichen iſt immer der Strohhalm, an dem man ſieht, woher der Wind weht. Und er weht bei uns nach wie vor von der alten Seite her. Chi va piano va sano, ſagt das Sprichwort. Aber im Lande Preußen heißt es ‚pianissimo.‘

„Geſcheitert, ſagten Sie, Duſſek. Aber geſcheitert woran?“

„An dem Einfluß der Hofgeneralität. Ich habe Rüchels Namen nennen hören. Er hat den Gelehrten geſpielt und darauf hingewieſen, wie niedrig das Hiſtrionentum immer und ewig in der Welt geſtanden habe, mit alleiniger Ausnahme der neroniſchen Zeiten. Und die könnten doch kein Vorbild ſein. Das half. Denn welcher allerchriſtlichſte König will Nero ſein oder auch nur ſeinen Namen hören. Und ſo wiſſen wir denn, daß die Sache vorläufig ad acta verwieſen iſt. Die Königin iſt chagriniert, und an dieſem Allerhöchſten Chagrin müſſen wir uns vorläufig genügen laſſen. Neue Zeit und alte Vorurteile."

„Lieber Kapellmeiſter," ſagte Bülow, „ich ſehe zu meinem Bedauern, daß Ihre Reflexionen Ihren Empfindungen weit vorauf ſind. Übrigens iſt das das Allgemeine. Sie ſprechen von Vorurteilen, in denen wir ſtecken, und ſtecken ſelber drin. Sie, ſamt ihrem ganzen Bürgertum, das keinen neuen freien Geſellſchaftszuſtand ſchaffen, ſondern ſich nur eitel und eiferſüchtig in die bevorzugten alten Klaſſen einreihen will. Aber damit ſchaffen Sies nicht. An die Stelle der Eiferſüchtelei, die jetzt das Herz unſres dritten Standes verzehrt, muß eine Gleichgiltigkeit gegen alle dieſe Kindereien treten, die ſich einfach überlebt haben. Wer Geſpenſter wirklich ignoriert, für den giebt es keine mehr, und wer Orden ingnoriert, der arbeitet an ihrer Ausrottung. Und dadurch an Ausrottung einer wahren Epidemie . ."

„Wie Herr von Bülow umgekehrt an Errichtung eines neuen Königreichs Utopien arbeitet," unterbrach Sander. „Ich meinerſeits nehme vorläufig an, daß die Krankheit, von der er ſpricht, in der Richtung von Oſten nach Weſten immer weiter wachſen, aber nicht umgekehrt in der Richtung von Weſten nach Oſten hin abſterben wird. Im Geiſte ſeh ich vielmehr immer neue Multiplikationen, und das Erblühen einer Ordens-Flora mit 24 Klaſſen wie das Linnéſche Syſtem.“

Alle traten auf die Seite Sanders, am entſchiedenſten der Prinz. Es müſſe durchaus etwas in der menſchlichen Natur ſtecken, das, wie beiſpielsweiſe der Hang zu Schmuck und Putz, ſich auch zu dieſer Form der Quincaillerie hingezogen fühle. „Ja,“ ſo fuhr er fort, „es giebt kaum einen Grad der Klugheit, der davor ſchützt. Sie werden doch alle Kalkreuth für einen klugen Mann halten, ja mehr, für einen Mann, der, wie wenige, von dem ‚Alles iſt eitel‘ unſres Thuns und Trachtens durchdrungen ſein muß. Und doch, als er den roten Adler erhielt, während er den ſchwarzen erwartet hatte, warf er ihn wütend ins Schubfach und ſchrie: ‚Da liege, bis du ſchwarz wirſt.‘ Eine Farbenänderung, die ſich denn auch mittlerweiſe vollzogen hat.

„Es iſt mit Kalkreuth ein eigen Ding,“ erwiderte Bülow, „und offen geſtanden, ein andrer unſrer Generäle, der geſagt haben ſoll: ‚ich gäbe den ſchwarzen drum, wenn ich den roten wieder los wäre,‘ gefällt mir noch beſſer. Übrigens bin ich minder ſtreng, als es den Anſchein hat. Es giebt auch Auszeichnungen, die nicht als Auszeichnung anſehn zu wollen, einfach Beſchränktheit oder niedrige Geſinnung wäre. Admiral Sidney Smith, berühmter Verteidiger von St. Jean d'Acre und Verächter aller Orden, legte doch Wert auf ein Schauſtück, das ihm der Biſchof von Acre mit den Worten überreicht hatte: ‚Wir empfingen dieſes Schauſtück aus den Händen König Richards Coeur de Lion, und geben es, nach ſechshundert Jahren, einem ſeiner Landsleute zurück, der, heldenmütig wie er, unſre Stadt verteidigt hat.‘ Und ein Elender und Narr, ſetz ich hinzu, der ſich einer ſolchen Auszeichnung nicht zu freuen verſteht.“

„Schätze mich glücklich, ein ſolches Wort aus Ihrem Munde zu hören,“ erwiderte der Prinz. „Es beſtärkt mich in meinen Gefühlen für Sie, lieber Bülow, und iſt mir, Pardon, ein neuer Beweis, daß der Teufel nicht halb ſo ſchwarz iſt, als er gemalt wird.“

Der Prinz wollte weiter ſprechen. Als aber in eben dieſem Augenblick einer der Diener an ihn heran trat und ihm zuflüſterte, daß der Rauchtiſch arrangiert und der Kaffee ſerviert ſei, hob er die Tafel auf, und führte ſeine Gäſte, während er Bülows Arm nahm, auf den an den Eßſaal angebauten Balkon. Eine große, blau und weiß geſtreifte Marquiſe, deren Ringe luſtig im Winde klapperten, war ſchon vorher herabgelaſſen worden, und unter ihren weit niederhängenden Frangen hinweg, ſah man, flußaufwärts, auf die halb im Nebel liegenden Türme der Stadt, flußabwärts aber auf die Charlottenburger Parkbäume, hinter deren eben ergrünendem Gezweige die Sonne niederging. Jeder blickte ſchweigend in das anmutige Landſchaftsbild hinaus, und erſt als die Dämmrung angebrochen und eine hohe Sinumbralampe gebracht worden war, nahm man Platz und ſetzte die holländiſchen Pfeifen in Brand, unter denen jeder nach Gefallen wählte. Duſſek allein, weil er die Muſikpaſſion des Prinzen kannte, war phantaſierend an dem im Eßſaale ſtehenden Flügel zurückgeblieben, und ſah nur, wenn er den Kopf zur Seite wandte, die jetzt draußen wieder lebhafter plaudernden Tiſchgenoſſen und ebenſo die Lichtfunken, die von Zeit zu Zeit aus ihren Thonpfeifen aufflogen.

Das Geſpräch hatte das Ordensthema nicht wieder aufgenommen, wohl aber ſich der erſten Veranlaſſung desſelben, alſo Iffland und dem in Sicht ſtehenden neuen Schauſpiele zugewandt, bei welcher Gelegenheit Alvensleben bemerkte, „daß er einige der in den Text eingeſtreuten Geſangsſtücke während dieſer letzten Tage kennen gelernt habe. Gemeinſchaftlich mit Schach. Und zwar im Salon der liebenswürdigen Frau v. Carayon und ihrer Tochter Victoire. Dieſe habe geſungen und Schach begleitet.“

„Die Carayons,“ nahm der Prinz das Wort. „Ich höre keinen Namen jetzt öfter als den. Meine teure Freundin Pauline, hat mir ſchon früher von beiden Damen erzählt, und neuerdings auch die Rahel. Alles vereinigt ſich, mich neugierig zu machen und Anknüpfungen zu ſuchen, die ſich, mein ich, unſchwer werden finden laſſen. Entſinn ich mich doch des ſchönen Fräuleins vom Maſſowſchen Kinderballe her, der, nach Art aller Kinderbälle, des Vorzugs genoß, eine ganz beſondre Schauſtellung erwachſener und voll erblühter Schönheiten zu ſein. Und wenn ich ſage, ‚voll erblühter‘, ſo ſag ich noch wenig. In der That, an keinem Ort und zu keiner Zeit hab ich je ſo ſchöne Dreißigerinnen auftreten ſehen, als auf Kinderbällen. Es iſt, als ob die Nähe der bewußt oder unbewußt auf Umſturz ſinnenden Jugend, alles, was heute noch herrſcht, doppelt und dreifach anſpornte, ſein Übergewicht geltend zu machen, ein Übergewicht, das vielleicht morgen ſchon nicht mehr vorhanden iſt. Aber gleichviel, meine Herren, es wird ſich ein für allemal ſagen laſſen, daß Kinderbälle nur für Erwachſene da ſind, und dieſer intereſſanten Erſcheinung in ihren Urſachen nachzugehen, wäre ſo recht eigentlich ein Thema für unſren Gentz. Ihr philoſophiſcher Freund Buchholtz, lieber Sander, iſt mir zu ſolchem Spiele nicht graziös genug. Übrigens nichts für ungut; er iſt Ihr Freund."

„Aber doch nicht ſo," lachte Sander, „daß ich nicht jeden Augenblick bereit wäre, ihn Eurer Königlichen Hoheit zu opfern. Und wie mir bei dieſer Gelegenheit geſtattet ſein mag, hinzuzuſetzen, nicht bloß aus einem allerſpeziellſten, ſondern auch noch aus einem ganz allgemeinen Grunde. Denn wenn die Kinderbälle, nach Anſicht und Erfahrung Euer Königlichen Hoheit, eigentlich am beſten ohne Kinder beſtehen, ſo die Freundſchaften am beſten ohne Freunde. Die Surrogate bedeuten überhaupt alles im Leben, und ſind recht eigentlich die letzte Weisheitseſſenz."

„Es muß ſehr gut mit Ihnen ſtehn, lieber Sander," entgegnete der Prinz, „daß Sie ſich zu ſolchen Ungeheuerlichkeiten offen bekennen können. Mais revenons à notre belle Victoire. Sie war unter den jungen Damen, die durch lebende Bilder das Feſt damals einleiteten, und ſtellte, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, eine Hebe dar, die dem Zeus eine Schale reichte. Ja, ſo war es, und indem ich davon ſpreche, tritt mir das Bild wieder deutlich vor die Seele. Sie war kaum fünfzehn, und von jener Taille, die jeden Augenblick zu zerbrechen ſcheint. Aber ſie zerbrechen nie. ‚Comme un ange', ſagte der alte Graf Neale, der neben mir ſtand, und mich durch eine Begeiſtrung langweilte, die mir einfach als eine Karrikatur der meinigen erſchien. Es wäre mir eine Freude, die Bekanntſchaft der Damen erneuern zu können."

„Eure Königliche Hoheit würden das Fräulein Victoire nicht wieder erkennen," ſagte Schach, dem der Ton, in dem der Prinz ſprach, wenig angenehm war.

„Gleich nach dem Maſſowſchen Balle wurde ſie von den Blattern befallen, und nur wie durch ein Wunder gerettet. Ein gewiſſer Reiz der Erſcheinung iſt ihr freilich geblieben, aber es ſind immer nur Momente, wo die ſeltene Liebenswürdigkeit ihrer Natur einen Schönheitsſchleier über ſie wirft, und den Zauber ihrer früheren Tage wiederherzuſtellen ſcheint."

„Alſo restitutio in integrum," ſagte Sander.

Alles lachte.

„Wenn Sie ſo wollen, ja," antwortete Schach in einem ſpitzen Tone, während er ſich ironiſch gegen Sander verbeugte.

Der Prinz bemerkte die Verſtimmung und wollte ſie coupieren. „Es hilft Ihnen nichts, lieber Schach. Sie ſprechen, als ob Sie mich abſchrecken wollten. Aber weit gefehlt. Ich bitte Sie, was iſt Schönheit? Einer der allervagueſten Begriffe. Muß ich Sie an die fünf Kategorien erinnern, die wir in erſter Reihe Sr. Majeſtät dem Kaiſer Alexander und in zweiter unſrem Freunde Bülow verdanken? Alles iſt ſchön und nichts. Ich perſönlich würde der beauté du diable jederzeit den Vorzug geben, will alſo ſagen einer Erſcheinungsform, die ſich mit der des ci-devant ſchönen Fräuleins von Carayon einigermaßen decken würde."

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden," entgegnete Noſtitz, „aber es bleibt mir doch zweifelhaft, ob K. H.

die Kennzeichen der beauté du diable an Fräulein Victoire wahrnehmen würden. Das Fräulein hat einen witzig-elegiſchen Ton, was auf den erſten Blick als ein Widerſpruch erſcheint, und doch keiner iſt, unter allen Umſtänden aber als ihr charakteriſtiſcher Zug gelten kann. Meinen Sie nicht auch, Alvensleben?“

Alvensleben beſtätigte.

Der Prinz indeſſen, der ein ſich Einbohren in Fragen über die Maaßen liebte, fuhr, indem er ſich dieſer Neigung auch heute wieder hingab, immer lebhafter werdend fort: „Elegiſch“ ſagen Sie, „witzig-elegiſch; ich wüßte nicht, was einer beauté du diable beſſer anſtehn könnte. Sie faſſen den Begriff offenbar zu eng, meine Herren. Alles was Ihnen dabei vorſchwebt, iſt nur eine Spielart der alleralltäglichſten Schönheitsform, der beauté coquette: das Näschen ein wenig mehr geſtubſt, der Teint ein wenig dunkler, das Temperament ein wenig raſcher, die Manieren ein wenig kühner und rückſichtsloſer. Aber damit erſchöpfen Sie die höhere Form der beauté du diable keineswegs. Dieſe hat etwas Weltumfaſſendes, das über eine bloße Teint- und Raſſenfrage weit hinausgeht. Ganz wie die Katholiſche Kirche. Dieſe wie jene ſind auf ein Innerliches geſtellt, und das Innerliche, das in unſerer Frage den Ausſchlag giebt, heißt Energie, Feuer, Leidenſchaft.“

Noſtitz und Sander lächelten und nickten.

„Ja, meine Herren, ich gehe weiter und wiederhole ‚was iſt Schönheit?‘ Schönheit, bah! Es kann nicht nur auf die gewöhnlichen Schönheitsformen verzichtet werden ihr Fehlen kann ſogar einen allerdirekteſten Vorzug bedeuten. In der That, lieber Schach, ich habe wunderbare Niederlagen und noch wunderbarere Siege geſehn. Es iſt auch in der Liebe wie bei Morgarten und Sempach, die ſchönen Ritter werden geſchlagen und die häßlichen Bauern triumphieren. Glauben Sie mir, das Herz entſcheidet, nur das Herz. Wer liebt, wer die Kraft der Liebe hat, iſt auch liebenswürdig, und es wäre grauſam, wenn es anders wäre. Gehen Sie die Reihe der eigenen Erfahrungen durch. Was iſt alltäglicher, als eine ſchöne Frau durch eine nicht ſchöne Geliebte verdrängt zu ſehn! Und nicht etwa nach dem Satze toujours perdrix. O nein, es hat dies viel tiefre Zuſammenhänge. Das Langweiligſte von der Welt iſt die lymphatiſch-phlegmatiſche beauté, die beauté par excellence. Sie kränkelt hier, ſie kränkelt da, ich will nicht ſagen immer und notwendig, aber doch in der Mehrzahl der Fälle, während meine beauté du diable die Trägerin einer allervollkommenſten Geſundheit iſt, jener Geſundheit, die zuletzt alles bedeutet und gleichwertig iſt mit höchſtem Reiz. Und nun frag ich Sie, meine Herrn, wer hätte mehr davon als die Natur, die durch die größten und gewaltigſten Läuterungsprozeſſe wie durch ein Fegefeuer gegangen iſt. Ein paar Grübchen in der Wange ſind das Reizendſte von der Welt, das hat ſchon bei den Römern und Griechen gegolten, und ich bin nicht ungalant und unlogiſch genug, um einer Grübchen-Vielheit einen Reſpekt und eine Huldigung zu verſagen, die der Einheit oder dem Pärchen von Alters her gebührt. Das paradoxe ‚le laid c'est le beau‘ hat ſeine vollkommne Berechtigung, und es heißt nichts andres, als daß ſich hinter dem anſcheinend Häßlichen eine höhere Form der Schönheit verbirgt. Wäre meine teure Pauline hier, wie ſies leider nicht iſt, ſie würde mir zuſtimmen, offen und nachdrücklich, ohne durch perſönliche Schickſale captiviert zu ſein.“

Der Prinz ſchwieg. Es war erſichtlich, daß er auf einen allſeitigen Ausdruck des Bedauerns wartete, Frau Pauline, die gelegentlich die Honneurs des Hauſes machte, heute nicht anweſend zu ſehn. Als aber Niemand das Schweigen brach, fuhr er fort: „Es fehlen uns die Frauen, und damit dem Wein und unſrem Leben der Schaum. Ich nehme meinen Wunſch wieder auf und wiederhole, daß es mich glücklich machen würde, die Carayon'ſchen Damen in dem Salon meiner Freundin empfangen zu dürfen. Ich zähle darauf, daß diejenigen Herren, die dem Kreiſe der Frau von Carayon angehören, ſich zum Interpreten meiner Wünſche machen. Sie Schach, oder auch Sie, lieber Alvensleben.“

Beide verneigten ſich.

„Alles in allem wird es das Beſte ſein, meine Freundin Pauline nimmt es perſönlich in die Hand. Ich denke, ſie wird den Carayon'ſchen Damen einen erſten Beſuch machen, und ich ſehe Stunden eines angeregteſten geiſtigen Austauſches entgegen.“

Die peinliche Stille, womit auch dieſe Schlußworte hingenommen wurden, würde noch fühlbarer geweſen ſein, wenn nicht Duſſek in eben dieſem Moment auf den Balkon hinausgetreten wäre. „Wie ſchön“, rief er und wies mit der Hand auf den weſtlichen, bis hoch hinauf in einem glühgelben Lichte ſtehenden Horizont.

Alle waren mit ihm an die Brüſtung des Balkons getreten, und ſahen flußabwärts in den Abendhimmel hinein. Vor dem gelben Lichtſtreifen ſtanden ſchwarz und ſchweigend die hohen Pappeln und ſelbſt die Schloßkuppel wirkte nur noch als Schattenriß.

Einen jeden der Gäſte berührte dieſe Schönheit. Am ſchönſten aber war der Anblick zahlloſer Schwäne, die, während man in den Abendhimmel ſah, vom Charlottenburger Park her in langer Reihe herankamen. Andre lagen ſchon in Front. Es war erſichtlich, daß die ganze Flottille durch irgend was bis in die Nähe der Villa gelockt ſein mußte, denn ſobald ſie die Höhe derſelben erreicht hatte, ſchwenkten ſie wie militäriſch ein und verlängerten die Front derer, die hier ſchon ſtill und regungslos und die Schnäbel unter dem Gefieder verborgen, wie vor Anker lagen. Nur das Rohr bewegte ſich leis in ihrem Rücken. So verging eine geraume Zeit. Endlich aber erſchien einer in unmittelbarer Nähe des Balkons, und reckte den Hals, als ob er etwas ſagen wollte.

„Wem gilt es?“ fragte Sander. „Dem Prinzen oder Duſſek oder der Sinumbralampe.“

„Natürlich dem Prinzen,“ antwortete Duſſek.

„Und warum?“

„Weil er nicht blos Prinz iſt, ſondern auch Duſſek und ‚sine umbra‘.“

Alles lachte (der Prinz mit), während Sander allerförmlichſt „zum Hofkapellmeiſter“ gratulierte. „Und wenn unſer Freund,“ ſo ſchloß er, „in Zukunft wieder Strohalme ſammelt, um an ihnen zu ſehen, „woher der Wind weht,“ ſo wird dieſer Wind ihm allemal aus dem Lande geheiligter Traditionen und nicht mehr aus dem Lande der Vorurteile zu kommen ſcheinen.“

Als Sander noch ſo ſprach, ſetzte ſich die Schwanenflotille, die wohl durch die Duſſekſche Muſik herbeigelockt ſein mußte, wieder in Bewegung, und ſegelte flußabwärts, wie ſie bis dahin flußaufwärts gekommen war. Nur der Schwan, der den Obman gemacht, erſchien noch einmal, als ob er ſeinen Dank wiederholen und ſich in ceremoniellſter Weiſe verabſchieden wolle.

Dann aber nahm auch er die Mitte des Fluſſes, und folgte den übrigen, deren Tête ſchon unter dem Schatten der Parkbäume verſchwunden war.

8. Kapitel.

Schach und Victoire.

Es war kurz nach dieſem Diner beim Prinzen, daß in Berlin bekannt wurde, der König werde noch vor Schluß der Woche von Potsdam herüberkommen, um auf dem Tempelhofer Felde eine große Revue zu halten. Die Nachricht davon weckte diesmal ein mehr als gewöhnliches Intereſſe, weil die geſamte Bevölkerung nicht nur dem Frieden mißtraute, den Haugwitz mit heimgebracht hatte, ſondern auch mehr und mehr der Überzeugung lebte, daß im Letzten immer nur unſre eigene Kraft auch unſre Sicherheit bez. unſre Rettung ſein werde. Welch andre Kraft aber hatten wir als die Armee, die Armee, die, was Erſcheinung und Schulung anging, immer noch die friedericianiſche war.

In ſolcher Stimmung ſah man dem Revuetage, der ein Sonnabend war, entgegen.

Das Bild, das die Stadt vom frühen Morgen an darbot, entſprach der Aufregung, die herrſchte. Tauſende ſtrömten hinaus, und bedeckten vom Halleſchen Thor an die berganſteigende Straße, zu deren beiden Seiten ſich die „Knapphänſe“, dieſe bekannten Zivilmarketender, mit ihren Körben und Flaſchen etabliert hatten. Bald danach erſchienen auch die Equipagen der vornehmen Welt, unter dieſen die Schachs, die für den heutigen Tag den Carayonſchen Damen zur Dispoſition geſtellt worden war. Im ſelben Wagen mit ihnen befand ſich ein alter Herr v. d. Recke, früher Offizier, der, als naher Anverwandter Schachs, die Honneurs und zugleich den militäriſchen Interpreten machte. Frau v. Carayon trug ein ſtahlgraues Seidenkleid und eine Mantille von gleicher Farbe, während von Victoirens breitrandigem Italienerhut ein blauer Schleier im Winde flatterte. Neben dem Kutſcher ſaß der Groom und erfreute ſich der Huld beider Damen, ganz beſonders auch der ziemlich willkürlich accentuierten engliſchen Worte, die Victoire von Zeit zu Zeit an ihn richtete.

Für elf Uhr war das Eintreffen des Königs angemeldet worden, aber lange vorher ſchon erſchienen die zur Revue befohlenen, altberühmten Infanterieregimenter Alt Lariſch, v. Arnim und Möllendorff, ihre Janitſcharenmuſik vorauf. Ihnen folgte die Kavallerie: Garde du Corps, Gensdarmes und Leibhuſaren, bis ganz zuletzt in einer immer dicker werdenden Staubwolke die Sechs- und Zwölfpfünder heranraſſelten und klapperten, die zum Teil ſchon bei Prag und Leuthen und neuerdings wieder bei Valmy und Pirmaſens gedonnert hatten. Enthuſiaſtiſcher Jubel begleitete den Anmarſch, und wahrlich, wer ſie ſo heranziehen ſah, dem mußte das Herz in patriotiſch ſtolzer Erregung höher ſchlagen. Auch die Carayons teilten das allgemeine Gefühl, und nahmen es als bloße Verſtimmung oder Altersängſtlichkeit, als der alte Herr v. d. Recke ſich vorbog und mit bewegter Stimme ſagte: „Prägen wir uns dieſen Anblick ein, meine Damen. Denn glauben Sie der Vorahnung eines alten Mannes, wir werden dieſe Pracht nicht wiederſehen. Es iſt die Abſchiedsrevue der friedericianiſchen Armee.“

* * *

Victoire hatte ſich auf dem Tempelhofer Felde leicht erkältet und blieb in ihrer Wohnung zurück, als die Mama gegen Abend ins Schauſpiel fuhr, ein Vergnügen, das ſie jederzeit geliebt hatte, zu keiner Zeit aber mehr als damals, wo ſich zu der künſtleriſchen Anregung auch noch etwas von wohlthuender politiſcher

Emotion geſellte. Wallenſtein, die Jungfrau, Tell, erſchienen gelegentlich, am häufigſten aber Holbergs „politiſcher Zinngießer“, der, wie Publikum und Direktion gemeinſchaftlich fühlen mochten, um ein Erhebliches beſſer als die hohe Schillerſche Muſe zu lärmenden Demonſtrationen geeignet war.

Victoire war allein. Ihr that die Ruhe wohl, und in einen türkiſchen Shawl gehüllt, lag ſie träumend auf dem Sopha, vor ihr ein Brief, den ſie kurz vor ihrer Vormittagsausfahrt empfangen und in jenem Augenblicke nur flüchtig geleſen hatte. Deſto langſamer und aufmerkſamer freilich, als ſie von der Revue wieder zurückgekommen war.

Es war ein Brief von Liſette.

Sie nahm ihn auch jetzt wieder zur Hand, und las eine Stelle, die ſie ſchon vorher mit einem Bleiſtiftsſtrich bezeichnet hatte: „. . Du mußt wiſſen, meine liebe Victoire, daß ich, Pardon für dies offne Geſtändnis, mancher Äußerung in Deinem letzten Briefe keinen vollen Glauben ſchenke. Du ſuchſt Dich und mich zu täuſchen, wenn Du ſchreibſt, daß Du Dich in ein Reſpektsverhältnis zu S. hineindenkſt. Er würde ſelber lächeln, wenn er davon hörte. Daß Du Dich plötzlich ſo verletzt fühlen, ja, verzeihe, ſo piquiert werden konnteſt, als er den Arm Deiner Mama nahm, verrät Dich, und giebt mir allerlei zu denken, wie denn auch andres noch, was Du ſpeziell in dieſer

Veranlaſſung ſchreibſt. Ich lerne Dich plötzlich von einer Seite kennen, von der ich Dich noch nicht kannte, von der argwöhniſchen nähmlich. Und nun, meine teure Victoire, hab ein freundliches Ohr für das, was ich Dir in Bezug auf dieſen wichtigen Punkt zu ſagen habe. Bin ich doch die ältere. Du darfſt Dich ein für allemal nicht in ein Mißtrauen gegen Perſonen hineinleben, die durchaus den entgegengeſetzten Anſpruch erheben dürfen. Und zu dieſen Perſonen, mein ich, gehört Schach. Ich finde, je mehr ich den Fall überlege, daß Du ganz einfach vor einer Alternative ſtehſt, und entweder Deine gute Meinung über S., oder aber Dein Mißtrauen gegen ihn fallen laſſen mußt. Er ſei Kavalier, ſchreibſt Du mir, „ja, das Ritterliche,“ fügſt Du hinzu, „ſei ſo recht eigentlich ſeine Natur,“ und im ſelben Augenblicke, wo Du dies ſchreibſt, bezichtigt ihn Dein Argwohn einer Handelsweiſe, die, träfe ſie zu, das Unritterlichſte von der Welt ſein würde. Solche Widerſprüche giebt es nicht. Man iſt entweder ein Mann von Ehre, oder man iſt es nicht. Im Übrigen, meine teure Victoire, ſei gutes Mutes, und halte Dich ein für allemal verſichert, Dir lügt der Spiegel. Es iſt nur Eines, um deſſentwillen wir Frauen leben, wir leben, um uns ein Herz zu gewinnen, aber wodurch wir es gewinnen, iſt gleichgiltig.“

Victoire faltete das Blatt wieder zuſammen. „Es

UNIV.BIBL. BERLIN

rät und tröſtet ſich leicht aus einem vollen Beſitz heraus; ſie hat alles und nun iſt ſie großmütig. Arme Worte, die von des Reichen Tiſche fallen."

Und ſie bedeckte beide Augen mit ihren Händen.

In dieſem Augenblick hörte ſie die Klingel gehen, und gleich danach ein zweites Mal, ohne daß jemand von der Dienerſchaft gekommen wäre. Hatten es Beate und der alte Jannaſch überhört? Oder waren ſie fort? Eine Neugier überkam ſie. Sie ging alſo leiſe bis an die Thür und ſah auf den Vorflur hinaus. Es war Schach. Einen Augenblick ſchwankte ſie, was zu thun ſei, dann aber öffnete ſie die Glasthür und bat ihn einzutreten.

„Sie klingelten ſo leiſe. Beate wird es überhört haben."

„Ich komme nur, um nach dem Befinden der Damen zu fragen. Es war ein prächtiges Paradewetter, kühl und ſonnig, aber der Wind ging doch ziemlich ſcharf . ."

„Und Sie ſehen mich unter ſeinen Opfern. Ich fiebre, nicht gerade heftig, aber wenigſtens ſo, daß ich das Theater aufgeben mußte. Der Shawl (in den ich bitte, mich wieder einwickeln zu dürfen) und dieſe Tiſane, von der Beate wahre Wunder erwartet, werden mir wahrſcheinlich zuträglicher ſein, als Wallenſteins Tod. Mama wollte mir anfänglich Geſellſchaft leiſten. Aber Sie kennen ihre Paſſion für alles, was Schauſpiel heißt, und ſo hab ich ſie fortgeſchickt. Freilich auch aus Selbſtſucht; denn daß ich es geſtehe, mich verlangte nach Ruhe."

„Die nun mein Erſcheinen doch wiederum ſtört. Aber nicht auf lange, nur gerade lange genug, um mich eines Auftrags zu entledigen, einer Anfrage, mit der ich übrigens leichtmöglicherweiſe zu ſpät komme, wenn Alvensleben ſchon geſprochen haben ſollte."

„Was ich nicht glaube, vorausgeſetzt, daß es nicht Dinge ſind, die Mama für gut befunden hat, ſelbſt vor mir als Geheimnis zu behandeln"

„Ein ſehr unwahrſcheinlicher Fall. Denn es iſt ein Auftrag, der ſich an Mutter und Tochter gleichzeitig richtet. Wir hatten ein Diner beim Prinzen, cercle intime, zuletzt natürlich auch Duſſek. Er ſprach vom Theater (von was andrem ſollt er) und brachte ſogar Bülow zum Schweigen, was vielleicht eine That war."

„Aber Sie mediſieren ja, lieber Schach."

„Ich verkehre lange genug im Salon der Frau v. Carayon, um wenigſtens in den Elementen dieſer Kunſt unterrichtet zu ſein."

„Immer ſchlimmer, immer größere Ketzereien. Ich werde Sie vor das Großinquiſitoriat der Mama bringen. Und wenigſtens der Tortur einer Sittenpredigt ſollen Sie nicht entgehen."

„Ich wüßte keine liebere Strafe."

„Sie nehmen es zu leicht .. Aber nun der Prinz ..“

„Er will Sie ſehen, beide, Mutter und Tochter. Frau Pauline, die, wie Sie vielleicht wiſſen, den Zirkel des Prinzen macht, ſoll Ihnen eine Einladung überbringen.“

„Der zu gehorchen, Mutter und Tochter ſich zu beſondrer Ehre rechnen werden.“

„Was mich nicht wenig überraſcht. Und Sie können, meine teure Victoire, dies kaum im Ernſte geſprochen haben. Der Prinz iſt mir ein gnädger Herr, und ich lieb ihn de tout mon coeur. Es bedarf keiner Worte darüber. Aber er iſt ein Licht mit einem reichlichen Schatten, oder, wenn Sie mir den Vergleich geſtatten wollen, ein Licht, das mit einem Räuber brennt. Alles in allem, er hat den zweifelhaften Vorzug ſo vieler Fürſtlichkeiten, in Kriegs- und in Liebesabenteuern gleich hervorragend zu ſein, oder es noch runder heraus zu ſagen, er iſt abwechſelnd ein Helden- und ein Debauchenprinz. Dabei grundſatzlos und rückſichtslos, ſogar ohne Rückſicht auf den Schein. Was vielleicht das Allerſchlimmſte iſt. Sie kennen ſeine Beziehungen zu Frau Pauline?“

„Ja.“

„Und ...“

„Ich billige ſie nicht. Aber ſie nicht billigen, iſt etwas andres als ſie verurteilen. Mama hat mich gelehrt, mich über derlei Dinge nicht zu kümmern und zu grämen. Und hat ſie nicht Recht? Ich frage Sie, lieber Schach, was würd aus uns, ganz ſpeziell aus uns zwei Frauen, wenn wir uns innerhalb unſrer Umgangs- und Geſellſchaftsſphäre zu Sittenrichtern aufwerfen und Männlein und Weiblein auf die Korrektheit ihres Wandels hin prüfen wollten? Etwa durch eine Waſſer- und Feuerprobe. Die Geſellſchaft iſt ſouverän. Was ſie gelten läßt, gilt, was ſie verwirft, iſt verwerflich. Außerdem liegt hier alles exzeptionell. Der Prinz iſt ein Prinz, Frau von Carayon iſt eine Witwe, und ich . . bin ich.“

„Und bei dieſem Entſcheide ſoll es bleiben, Victoire?“

„Ja. Die Götter balancieren. Und wie mir Liſette Perbandt eben ſchreibt: ‚wem genommen wird, dem wird auch gegeben‘. In meinem Falle liegt der Tauſch etwas ſchmerzlich, und ich wünſchte wohl, ihn nicht gemacht zu haben. Aber andrerſeits geh ich nicht blind an dem eingetauſchtem Guten vorüber, und freue mich meiner Freiheit. Wovor andre meines Alters und Geſchlechts erſchrecken, das darf ich. An dem Abende bei Maſſows, wo man mir zuerſt huldigte, war ich, ohne mir deſſen bewußt zu ſein, eine Sklavin. Oder doch abhängig von hundert Dingen. Jetzt bin ich frei.“

Schach ſah verwundert auf die Sprecherin.

Manches, was der Prinz über ſie geſagt hatte, ging ihm durch den Kopf. Waren das Überzeugungen oder Einfälle? War es Fieber? Ihre Wangen hatten ſich gerötet, und ein aufblitzendes Feuer in ihrem Auge traf ihn mit dem Ausdruck einer trotzigen Entſchloſſenheit. Er verſuchte jedoch ſich in den leichten Ton, in dem ihr Geſpräch begonnen hatte, zurückzufinden, und ſagte: „Meine teure Victoire ſcherzt. Ich möchte wetten, es iſt ein Band Rouſſeau, was da vor ihr liegt, und ihre Phantaſie geht mit dem Dichter.“

„Nein, es iſt nicht Rouſſeau. Es iſt ein anderer, der mich mehr intereſſiert.“

„Und wer, wenn ich neugierig ſein darf?“

„Mirabeau.“

„Und warum mehr?“

„Weil er mir näher ſteht. Und das Allerperſönlichſte beſtimmt immer unſer Urteil. Oder doch faſt immer. Er iſt mein Gefährte, mein ſpezieller Leidensgenoß. Unter Schmeicheleien wuchs er auf. ‚Ah, das ſchöne Kind,‘ hieß es tagein, tagaus. Und dann eines Tags war alles hin, hin wie . . wie . .“

„Nein, Victoire, Sie ſollen das Wort nicht ausſprechen.“

„Ich will es aber, und würde den Namen meines Gefährten und Leidensgenoſſen zu meinem eigenen machen, wenn ich es könnte. Victoire

Mirabeau de Carayon, oder ſagen wir Mirabelle de Carayon, das klingt ſchön und ungezwungen, und wenn ichs recht überſetze, ſo heißt es Wunderhold.“

Und dabei lachte ſie voll Uebermut und Bitterkeit. Aber die Bitterkeit klang vor.

„Sie dürfen ſo nicht lachen, Victoire, nicht ſo. Das kleidet Ihnen nicht, das verhäßlicht Sie. Ja, werfen Sie nur die Lippen, — verhäßlicht Sie. Der Prinz hatte doch Recht, als er enthuſiaſtiſch von Ihnen ſprach. Armes Geſetz der Form und der Farbe. Was allein gilt, iſt das ewig Eine, daß ſich die Seele den Körper ſchafft oder ihn durchleuchtet und verklärt.“

Victoirens Lippen flogen, ihre Sicherheit verließ ſie, und ein Froſt ſchüttelte ſie. Sie zog den Shawl höher hinauf, und Schach nahm ihre Hand, die eiskalt war, denn alles Blut drängte nach ihrem Herzen.

„Victoire, Sie thun ſich Unrecht; Sie wüten nutzlos gegen ſich ſelbſt, und ſind um nichts beſſer als der Schwarzſeher, der nach allem Trüben ſucht und an Gottes hellem Sonnenlicht vorüber ſieht. Ich beſchwöre Sie, faſſen Sie ſich und glauben Sie wieder an Ihr Anrecht auf Leben und Liebe. War ich denn blind? In dem bittren Wort, in dem Sie ſich demütigen wollten, in eben dieſem Worte haben Sies getroffen, ein für allemal. Alles iſt Märchen und Wunder an Ihnen; ja Mirabelle, ja Wunderhold!“

Ach, das waren die Worte, nach denen ihr Herz gebangt hatte, während es ſich in Trotz zu waffnen ſuchte.

Und nun hörte ſie ſie willenlos und ſchwieg in einer ſüßen Betäubung.

* * *

Die Zimmeruhr ſchlug neun und die Turmuhr draußen antwortete. Victoire, die den Schlägen gefolgt war, ſtrich das Haar zurück, und trat ans Fenſter und ſah auf die Straße.

„Was erregt Dich?“

„Ich meinte, daß ich den Wagen gehört hätte.“

„Du hörſt zu fein.“

Aber ſie ſchüttelte den Kopf, und im ſelben Augenblicke fuhr der Wagen der Frau von Carayon vor.

„Verlaſſen Sie mich . . Bitte.“

„Bis auf morgen.“

Und ohne zu wiſſen, ob es ihm glücken werde, der Begegnung mit Frau von Carayon auszuweichen, empfahl er ſich raſch und huſchte durch Vorzimmer und Korridor.

Alles war ſtill und dunkel unten, und nur von der Mitte des Hausflurs her, fiel ein Lichtſchimmer bis in Nähe der oberſten Stufen. Aber das Glück war ihm hold. Ein breiter Pfeiler, der bis dicht an die Treppenbrüſtung vorſprang, teilte den ſchmalen Vorflur in zwei Hälften, und hinter dieſen Pfeiler trat er und wartete.

Victoire ſtand in der Glasthür und empfing die Mama.

„Du kommſt ſo früh. Ach, und wie hab ich Dich erwartet!“

Schach hörte jedes Wort. „Erſt die Schuld und dann die Lüge“, klang es in ihm. „Das alte Lied.“

Aber die Spitze ſeiner Worte richtete ſich gegen ihn und nicht gegen Victoire.

Dann trat er aus ſeinem Verſteck hervor und ſchritt raſch und geräuſchlos die Treppe hinunter.

9. Kapitel.

Schach zieht ſich zurück.

Bis auf morgen,“ war Schachs Abſchiedswort geweſen, aber er kam nicht. Auch am zweiten und dritten Tage nicht. Victoire ſuchte ſichs zurechtzulegen, und wenn es nicht glücken wollte, nahm ſie Liſettens Brief und las immer wieder die Stelle, die ſie längſt auswendig wußte. „Du darfſt Dich, ein für allemal, nicht in ein Mißtrauen gegen Perſonen hineinleben, die durchaus den entgegengeſetzten Anſpruch erheben dürfen. Und zu dieſen Perſonen, mein ich, gehört Schach. Ich finde, je mehr ich den Fall überlege, daß Du ganz einfach vor einer Alternative ſtehſt, und entweder Deine gute Meinung über S., oder aber Dein Mißtrauen gegen ihn fallen laſſen mußt.“ Ja, Liſette hatte Recht und doch blieb ihr eine Furcht im Gemüte. „Wenn doch alles nur . .“ Und es übergoß ſie mit Blut.

Endlich am vierten Tage kam er. Aber es traf ſich, daß ſie kurz vorher in die Stadt gegangen war. Als ſie zurückkehrte, hörte ſie von ſeinem Beſuch; er ſei ſehr liebenswürdig geweſen, habe zwei-, dreimal nach ihr gefragt, und ein Bouquet für ſie zurückgelaſſen. Es waren Veilchen und Roſen, die das Zimmer mit ihrem Dufte füllten. Victoire, während ihr die Mama von dem Beſuche vorplauderte, bemühte ſich, einen leichten und übermütigen Ton anzuſchlagen, aber ihr Herz war zu voll von widerſtreitenden Gefühlen, und ſie zog ſich zurück, um ſich in zugleich glücklichen und bangen Thränen auszuweinen.

Inzwiſchen war der Tag herangekommen, wo die „Weihe der Kraft“ gegeben werden ſollte. Schach ſchickte ſeinen Diener und ließ anfragen, ob die Damen der Vorſtellung beizuwohnen gedächten? Es war eine bloße Form, denn er wußte, daß es ſo ſein werde.

Im Theater waren alle Plätze beſetzt. Schach ſaß den Carayons gegenüber und grüßte mit großer Artigkeit. Aber bei dieſem Gruße blieb es, und er kam nicht in ihre Loge hinüber, eine Zurückhaltung, über die Frau von Carayon kaum weniger betroffen war, als Victoire. Der Streit indeſſen, den das hinſichtlich des Stücks in zwei Lager geteilte Publikum führte, war ſo heftig und aufregend, daß beide Damen ebenfalls mit hingeriſſen wurden und momentan wenigſtens alles Perſönliche vergaßen. Erſt auf dem Heimwege kehrte die Verwunderung über Schachs Benehmen zurück.

Am andern Vormittage ließ er ſich melden. Frau von Carayon war erfreut, Victoire jedoch, die ſchärfer ſah, empfand ein tiefes Unbehagen. Er hatte ganz erſichtlich dieſen Tag abgewartet, um einen bequemen Plauderſtoff zu haben und mit Hilfe desſelben über die Peinlichkeit eines erſten Wiederſehens mit ihr leichter hinwegzukommen. Er küßte der Frau von Carayon die Hand und wandte ſich dann gegen Victoiren, um dieſer ſein Bedauern auszuſprechen, ſie bei ſeinem letzten Beſuche verfehlt zu haben. Man entfremde ſich faſt, anſtatt ſich feſter anzugehören. Er ſprach dies ſo, daß ihr ein Zweifel blieb, ob er es mit tieferer Bedeutung oder aus bloßer Verlegenheit geſagt habe. Sie ſann darüber nach, aber ehe ſie zum Abſchluß kommen konnte, wandte ſich das Geſpräch dem Stücke zu.

„Wie finden Sies?“ fragte Frau von Carayon.

„Ich liebe nicht Komödien,“ antwortete Schach, „die fünf Stunden ſpielen. Ich wünſche Vergnügen oder Erholung im Theater, aber keine Strapaze.“

„Zugeſtanden. Aber dies iſt etwas Äußerliches, und beiläufig ein Mißſtand, dem eheſtens abgeholfen ſein wird. Iffland ſelbſt iſt mit erheblichen Kürzungen einverſtanden. Ich will Ihr Urteil über das Stück."

„Es hat mich nicht befriedigt."

„Und warum nicht?"

„Weil es alles auf den Kopf ſtellt. Solchen Luther hat es Gott ſei Dank nie gegeben, und wenn ein ſolcher je käme, ſo würd er uns einfach dahin zurückführen, von wo der echte Luther uns ſeinerzeit wegführte. Jede Zeile widerſtreitet dem Geiſt und Jahrhundert der Reformation; alles iſt Jeſuitismus oder Myſticismus, und treibt ein unerlaubtes und beinah kindiſches Spiel mit Wahrheit und Geſchichte. Nichts paßt. Ich wurde beſtändig an das Bild Albrecht Dürers erinnert, wo Pilatus mit Piſtolenhalftern reitet oder an ein ebenſo bekanntes Altarblatt in Soeſt, wo ſtatt des Oſterlamms ein weſtfäliſcher Schinken in der Schüſſel liegt. In dieſem ſein-wollenden Lutherſtück aber liegt ein allerpfäffiſchſter Pfaff in der Schüſſel. Es iſt ein Anachronismus von Anfang bis Ende."

„Gut. Das iſt Luther. Aber ich wiederhole, das Stück?"

„Luther iſt das Stück. Das andre bedeutet nichts. Oder ſoll ich mich für Katharina von Bora begeiſtern, für eine Nonne, die ſchließlich keine war".

Victoire ſenkte den Blick und ihre Hand zitterte. Schach ſah es, und über ſeinen faux pas erſchreckend, ſprach er jetzt haſtig und in ſich überſtürzender Weiſe von einer Parodie, die vorbereitet werde, von einem angekündigten Proteſte der lutheriſchen Geiſtlichkeit, vom Hofe, von Iffland, vom Dichter ſelbſt, und ſchloß endlich mit einer übertriebenen Lobpreiſung der eingelegten Lieder und Kompoſitionen. Er hoffe, daß Fräulein Victoire noch den Abend in Erinnerung habe, wo er dieſe Lieder am Klavier begleiten durfte.

All dies wurde ſehr freundlich geſprochen, aber ſo freundlich es klang, ſo fremd klang es auch, und Victoire hörte mit feinem Ohr heraus, daß es nicht die Sprache war, die ſie fordern durfte. Sie war bemüht ihm unbefangen zu antworten, aber es blieb ein äußerliches Geſpräch bis er ging.

Den Tag nach dieſem Beſuche kam Tante Marguerite. Sie hatte bei Hofe von dem ſchönen Stücke gehört, „das ſo ſchön ſei, wie noch gar keins,“ und ſo wollte ſies gerne ſehn. Frau von Carayon war ihr zu Willen, nahm ſie mit in die zweite Vorſtellung, und da wirklich ſehr gekürzt worden war, blieb auch noch Zeit daheim eine halbe Stunde zu plaudern.

„Nun Tante Marguerite,“ fragte Victoire, „wie hat es Dir gefallen?“

„Gut, liebe Victoire. Denn es berührt doch den Hauptpunkt in unſrer gereinigten Kürche.“

„Welchen meinſt Du, liebe Tante.“

„Nun den von der chrüſtlichen Ehe.“

Victoire zwang ſich ernſthaft zu bleiben und ſagte dann: „Ich dachte, dieſer Hauptpunkt-in unſrer Kirche läge doch noch in etwas andrem, alſo z. B. in der Lehre vom Abendmahl.“

„O nein, meine liebe Victoire, das weiß ich ganz genau. Mit oder ohne Wein, das macht keinen ſo großen Unterſchied; aber ob unſre prédicateurs in einer ſittlich getrauten Ehe leben oder nicht, das, mein Engelchen, iſt von einer würklichen importance.“

„Und ich finde, Tante Marguerite hat ganz Recht,“ ſagte Frau von Carayon.

„Und das iſt es auch,“ fuhr die gegen alles Erwarten Belobigte fort, „was das Stück will, und was man um ſo deutlicher ſieht, als die Bethmann würklich eine ſehr hübſche Frau iſt. Oder doch zum wenigſtens viel hübſcher, als ſie würklich war. Ich meine die Nonne. Was aber nichts ſchadet, denn er war auch kein hübſcher Mann, und lange nicht ſo hübſch als er. Ja werde nur rot, meine liebe Victoire, ſo viel weiß ich auch.“

Frau von Carayon lachte herzlich.

„Und das muß wahr ſein, unſer Herr Rittmeiſter von Schach iſt würklich ein ſehr angenehmer Mann, und ich denke noch ümmer an Tempelhof und den aufrechtſtehenden Ritter . . Und wißt Ihr denn, in Wülmersdorf ſoll auch einer ſein, und auch ebenſo weggeſchubbert. Und von wem ich es habe? Nun? Von la petite Princesse Charlotte.“

10. Kapitel.

„Es muß etwas geſchehn.“

Die „Weihe der Kraft“ wurde nach wie vor gegeben, und Berlin hörte nicht auf in zwei Lager geteilt zu ſein. Alles was myſtiſch-romantiſch war, war für, alles was freiſinnig war, gegen das Stück. Selbſt im Hauſe Carayon ſetzte ſich dieſe Fehde fort, und während die Mama teils um des Hofes, teils um ihrer eignen „Gefühle“ willen überſchwänglich mitſchwärmte, fühlte ſich Victoire von dieſen Sentimentalitäten abgeſtoßen. Sie fand alles unwahr und unecht, und verſicherte, daß Schach in jedem ſeiner Worte Recht gehabt habe.

Dieſer kam jetzt von Zeit zu Zeit, aber doch immer nur, wenn er ſicher ſein durfte, Victoiren in Geſellſchaft der Mutter zu treffen. Er bewegte ſich wieder viel in den „großen Häuſern", und legte, wie Noſtitz ſpottete, den Radziwills und Carolaths zu, was er den Carayons entzog. Auch Alvensleben ſcherzte darüber, und ſelbſt Victoire verſuchte, den gleichen Ton zu treffen. Aber ohne daß es ihr glücken wollte. Sie träumte ſo hin, und nur eigentlich traurig war ſie nicht. Noch weniger unglücklich.

Unter denen, die ſich mit dem Stück, alſo mit der Tagesfrage beſchäftigten, waren auch die Offiziere vom Regiment Gensdarmes, obſchon ihnen nicht einfiel, ſich ernſthaft auf ein Für oder Wider einzulaſſen. Sie ſahen alles ausſchließlich auf ſeine komiſche Seite hin an, und fanden in der Auflöſung eines Nonnenkloſters, in Katharina von Boras „neunjähriger Pflegetochter" und endlich in dem beſtändig Flöte ſpielenden Luther, einen unerſchöpflichen Stoff für ihren Spott und Übermut.

Ihr Lieblingsverſammlungsort in jenen Tagen war die Wachtſtube des Regiments, wo die jüngeren Kameraden den dienſtthuenden Offizier zu beſuchen und ſich bis in die Nacht hinein zu divertieren pflegten. Unter den Geſprächen, die man in Veranlaſſung der neuen Komödie hier führte, kamen Spöttereien wie die vorgenannten kaum noch von der Tagesordnung, und als einer der Kameraden daran erinnerte, daß das neuerdings von ſeiner früheren Höhe herabgeſtiegene Regiment eine Art patriotiſche Pflicht habe, ſich mal wieder „als es ſelbſt" zu zeigen, brach ein ungeheurer Jubel aus, an deſſen Schluß alle einig waren „daß etwas geſchehen müſſe." Daß es ſich dabei lediglich um eine Traveſtie der „Weihe der Kraft", etwa durch eine Maskerade, handeln könne, ſtand von vornherein feſt, und nur über das „wie" gingen die Meinungen noch auseinander. In Folge davon beſchloß man, ein paar Tage ſpäter eine neue Zuſammenkunft abzuhalten, in der, nach Anhörung einiger Vorſchläge, der eigentliche Plan fixiert werden ſollte.

Raſch hatte ſichs herumgeſprochen, und als Tag und Stunde da waren, waren einige zwanzig Kameraden in dem vorerwähnten Lokal erſchienen: Itzenplitz, Jürgaß und Britzke, Billerbeck und Diricke, Graf Haeſeler, Graf Herzberg, v. Rochow, v. Putlitz, ein Kracht, ein Klitzing, und nicht zum letzten ein ſchon älterer Lieutenant von Zieten, ein kleines, häßliches und ſäbelbeiniges Kerlchen, das durch entfernte Vetterſchaft mit dem berühmten General und beinahe mehr noch durch eine keck in die Welt hineinkrähende Stimme zu balanciren wußte, was ihm an ſonſtigen Tugenden abging. Auch Noſtitz und Alvensleben waren erſchienen. Schach fehlte.

„Wer präſidiert?" fragte Klitzing.

„Nur zwei Möglichkeiten," antwortete Diricke. „Der längſte oder der kürzeſte. Will alſo ſagen, Noſtitz oder Zieten."

„Roſtitz, Roſtitz,“ riefen alle durcheinander, und der ſo durch Akklamation Gewählte nahm auf einem ausgebuchteten Gartenſtuhle Platz. Flaſchen und Gläſer ſtanden die lange Tafel entlang.

„Rede halten! Aſſemblée nationale. .“

Roſtitz ließ den Lärm eine Weile dauern, und klopfte dann erſt mit dem ihm als Zeichen ſeiner Würde zur Seite liegenden Pallaſch auf den Tiſch.

„Silentium, Silentium.“

„Kameraden vom Regiment Gensdarmes, Erben eines alten Ruhmes auf dem Felde militäriſcher und geſellſchaftlicher Ehre (denn wir haben nicht nur der Schlacht die Richtung, wir haben auch der Geſellſchaft den Ton gegeben), Kameraden, ſag ich, wir ſind ſchlüſſig geworden: es muß etwas geſchehn!“

„Ja, ja. Es muß etwas geſchehn.“

„Und neu geweiht durch die ‚Weihe der Kraft‘, haben wir, dem alten Luther und uns ſelber zu Liebe, beſchloſſen, einen Aufzug zu bewerkſtelligen, von dem die ſpäteſten Geſchlechter noch melden ſollen. Es muß etwas Großes werden! Erinnern wir uns, wer nicht vorſchreitet, der ſchreitet zurück. Ein Aufzug alſo. So viel ſteht feſt. Aber Weſen und Charakter dieſes Aufzuges bleibt noch zu fixieren, und zu dieſem Behufe haben wir uns hier verſammelt. Ich bin bereit, Ihre Vorſchläge der Reihe nach entgegen zu nehmen. Wer Vorſchläge zu machen hat, melde ſich.“

Unter denen, die ſich meldeten, war auch Lieutenant von Zieten.

„Ich gebe den Lieutenant von Zieten das Wort.“

Dieſer erhob ſich und ſagte, während er ſich leicht auf der Stuhllehne wiegte: „Was ich vorzuſchlagen habe, heißt Schlittenfahrt.“

Alle ſahen einander an, Einige lachten.

„Im Juli?“

„Im Juli,“ wiederholte Zieten. „Unter den Linden wird Salz geſtreut, und über dieſen Schnee hin, geht unſre Fahrt. Erſt ein paar aufgelöſte Nonnen; in dem großen Hauptſchlitten aber, der die Mitte des Zuges bildet, paradieren Luther und ſein Famulus, jeder mit einer Flöte, während Katharinchen auf der Pritſche reitet. Ad libitum mit Fackel oder Schlittenpeitſche. Vorreiter eröffnen den Zug. Koſtüme werden dem Theater entnommen oder angefertigt. Ich habe geſprochen.“

Ein ungeheurer Lärm antwortete, bis der Ruhe gebietende Noſtitz endlich durchdrang. „Ich nehme dieſen Lärm einfach als Zuſtimmung, und beglückwünſche Kamerad Zieten, mit einem einzigen und erſten Meiſterſchuß gleich ins Schwarze getroffen zu haben. Alſo Schlittenfahrt. Angenommen?“

„Ja, ja.“

„So bleibt nur noch Rollenverteilung. Wer giebt den Luther?“

„Schach.“

„Er wird ablehnen.“

„Nicht doch,“ krähte Zieten, der gegen den ſchönen, ihm bei mehr als einer Gelegenheit vorgezogenen Schach eine Spezialmalice hegte: „wie kann man Schach ſo verkennen! Ich kenn ihn beſſer. Er wird es freilich eine halbe Stunde lang beklagen, ſich hohe Backenknochen auflegen und ſein Normal-Oval in eine bäuriſche tête carrée verwandeln zu müſſen. Aber ſchließlich wird er Eitelkeit gegen Eitelkeit ſetzen, und ſeinen Lohn darin finden, auf 24 Stunden der Held des Tages zu ſein.“

Ehe Zieten noch ausgeſprochen hatte, war von der Wache her ein Gefreiter eingetreten, um ein an Noſtitz adreſſiertes Schreiben abzugeben.“

„Ah, lupus in fabula.“

„Von Schach?“

„Ja!“

„Leſen, leſen!“

Und Noſtitz erbrach den Brief und las. „Ich bitte Sie, lieber Noſtitz, bei der mutmaßlich in eben dieſem Augenblicke ſtattfindenden Verſammlung unſrer jungen Offiziere, meinen Vermittler und wenn nötig, auch meinen Anwalt machen zu wollen. Ich habe das Zirkular erhalten, und war anfänglich gewillt zu kommen. Inzwiſchen aber iſt mir mittgeteilt worden, um was es ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach handeln wird, und dieſe Mitteilung hat meinen Entſchluß geändert. Es iſt Ihnen kein Geheimnis, daß all das, was man vorhat, meinem Gefühl widerſtreitet, und ſo werden Sie ſich mit Leichtigkeit herausrechnen können, wie viel oder wie wenig ich (dem ſchon ein Bühnen-Luther contre coeur war) für einen Mummenſchanz-Luther übrig habe. Daß wir dieſen Mummenſchanz in eine Zeit verlegen, die nicht einmal eine Faſtnachtsfreiheit in Anſpruch nehmen darf, beſſert ſicherlich nichts. Jüngeren Kameraden ſoll aber durch dieſe meine Stellung zur Sache kein Zwang auferlegt werden, und jedenfalls darf man ſich meiner Diskretion verſichert halten. Ich bin nicht das Gewiſſen des Regiments, noch weniger ſein Aufpaſſer. Ihr Schach."

„Ich wußt es," ſagte Noſtitz in aller Ruhe, während er das Schachſche Billet an dem ihm zunächſt ſtehenden Lichte verbrannte. „Kamerad Zieten iſt größer in Vorſchlägen und Phantaſtik, als in Menſchenkenntnis. Er will mir antworten, ſeh ich, aber ich kann ihm nicht nachgeben, denn in dieſem Augenblicke heißt es ausſchließlich: wer ſpielt den Luther? Ich bringe den Reformator unter den Hammer. Der Meiſtbietende hat ihn. Zum Erſten, Zweiten und zum . . . . Dritten. Niemand? So bleibt mir nichts übrig als Ernennung. Alvensleben, Sie."

Dieſer ſchüttelte den Kopf. „Ich ſtehe dazu wie

Schach; machen Sie das Spiel, ich bin kein Spielverderber, aber ich ſpiele perſönlich nicht mit. Kann nicht und will nicht. Es ſteckt mir dazu zu viel Katechismus Lutheri im Leibe.“

Noſtitz wollte nicht gleich nachgeben. „Alles zu ſeiner Zeit,“ nahm er das Wort „und wenn der Ernſt ſeinen Tag hat, ſo hat der Scherz wenigſtens ſeine Stunde. Sie nehmen alles zu gewiſſenhaſt, zu feierlich, zu pedantiſch. Auch darin wie Schach. Keinerlei Ding iſt an ſich gut oder bös. Erinnern Sie ſich, daß wir den alten Luther nicht verhöhnen wollen, im Gegenteil, wir wollen ihn rächen. Was verhöhnt werden ſoll, iſt das Stück, iſt die Lutherkarrikatur, iſt der Reformator in falſchem Licht und an falſcher Stelle. Wir ſind Strafgericht, Inſtanz aller oberſter Sittlichkeit. Thuen Sies. Sie dürfen uns nicht im Stiche laſſen oder es fällt alles in den Brunnen.“

Andere ſprachen in gleichem Sinn. Aber Alvensleben blieb feſt, und eine kleine Verſtimmung ſchwand erſt, als ſich unerwartet (und eben deshalb von allgemeinſtem Jubel begrüßt) der junge Graf Herzberg erhob, um ſich für die Lutherrolle zu melden.

Alles was danach noch zu ordnen war, ordnete ſich raſch, und ehe zehn Minuten um waren, waren bereits die Hauptrollen verteilt: Graf Herzberg den Luther, Diricke den Famulus, Noſtitz, wegen ſeiner koloſſalen Größe, die Katharina von Bora. Der

Reſt wurd einfach als Nonnenmaterial eingeſchrieben, und nur Zieten, dem man ſich beſonders verpflichtet fühlte, rückte zur Äbtiſſin auf. Er erklärte denn auch ſofort, auf ſeinem Schlittenſitz ein „jeu entrieren“ oder mit dem Kloſtervogt eine Partie Mariage ſpielen zu wollen. Ein neuer Jubel brach aus, und nachdem noch in aller Kürze der nächſte Montag für die Maskerade feſtgeſetzt, alles Ausplaudern aber aufs ſtrengſte verboten worden war, ſchloß Noſtitz die Sitzung.

In der Thür drehte ſich Diricke noch einmal um, und fragte: „Aber wenns regnet?“

„Es darf nicht regnen.“

„Und was wird aus dem Salz?“

„C'est pour les demostiques.“

„Et pour la canaille,“ ſchloß der jüngſte Cornet.

11. Kapitel.

Die Schlittenfahrt.

Schweigen war gelobt worden, und es blieb auch wirklich verſchwiegen. Ein vielleicht einzig daſtehender Fall. Wohl erzählte man ſich in der Stadt, daß die Gensdarmes „etwas vorhätten“ und mal wieder über einem jener tollen Streiche brüteten, um derentwillen ſie vor andern Regimentern einen Ruf hatten, aber man erfuhr weder worauf die Tollheit hinauslaufen werde, noch auch für welchen Tag ſie geplant ſei. Selbſt die Carayonſchen Damen, an deren letztem Empfangsabende weder Schach noch Alvensleben erſchienen waren, waren ohne Mitteilung geblieben, und ſo brach denn die berühmte „Sommer-Schlittenfahrt“ über Näher- und Fernerſtehende gleichmäßig überraſchend herein.

In einem der in der Nähe der Mittel- und Dorotheenſtraße gelegenen Stallgebäude hatte man ſich bei Dunkelwerden verſammelt, und ein Dutzend prachtvoll gekleideter und von Fackelträgern begleiteter Vorreiter voraus, ganz alſo wie Zieten es proponiert hatte, ſchoß man mit dem Glockenſchlage neun an dem Akademiegebäude vorüber auf die Linden zu, jagte weiter abwärts erſt in die Wilhelms-, dann aber umkehrend in die Behren- und Charlottenſtraße hinein und wiederholte dieſe Fahrt um das ebenbezeichnete Linden-Quarré herum in einer immer geſteigerten Eile.

Als der Zug das erſte Mal an dem Carayonſchen Hauſe vorüberkam und das Licht der voraufreitenden Fackeln grell in alle Scheiben der Bel-Etage fiel, eilte Frau von Carayon, die ſich zufällig allein befand, erſchreckt ans Fenſter und ſah auf die Straße hinaus. Aber ſtatt des Rufes „Feuer", den ſie zu hören erwartete, hörte ſie nur, wie mitten im Winter, ein Knallen großer Hetz- und Schlittenpeitſchen mit Schellengeläut dazwiſchen, und ehe ſie ſich zurecht zu finden im Stande war, war alles ſchon wieder vorüber und ließ ſie verwirrt und fragend und in einer halben Betäubung zurück. In ſolchem Zuſtande war es, daß Victoire ſie fand.

„Um Gotteswillen, Mama, was iſt?"

Aber ehe Frau von Carayon antworten konnte, war die Spitze der Maskerade zum zweiten Male heran, und Mutter und Tochter, die jetzt raſch und zu beſſrer Orientierung von ihrem Eckzimmer aus auf den Balkon hinausgetreten waren, waren von dieſem Augenblick an nicht länger mehr in Zweifel, was das Ganze bedeute. Verhöhnung, gleichviel auf wen und was. Erſt unzüchtige Nonnen, mit einer Hexe von Aebtiſſin an der Spitze, johlend, trinkend und Karte ſpielend, und in der Mitte des Zuges ein auf Rollen laufender und in der Fülle ſeiner Vergoldung augenſcheinlich als Triumphwagen gedachter Hauptſchlitten, in dem Luther ſamt Famulus und auf der Pritſche Katharina von Bora ſaß. An der rieſigen Geſtalt erkannten ſie Noſtitz. Aber wer war der auf dem Vorderſitz? fragte ſich Victoire. Wer verbarg ſich hinter dieſer Luther-Maske? War er es? Nein, es war unmöglich. Und doch, auch wenn er es nicht war, er war doch immer ein Mitſchuldiger in dieſem widerlichen Spiele, das er gutgeheißen oder wenigſtens nicht gehindert hatte. Welche verkommne Welt, wie pietätlos, wie bar aller Schicklichkeit! Wie ſchaal und ekel. Ein Gefühl unendlichen Wehs ergriff ſie, das Schöne verzerrt und das Reine durch den Schlamm gezogen zu ſehen. Und warum? Um einen Tag lang von ſich reden zu machen, um einer kleinlichen Eitelkeit willen. Und das war die Sphäre, darin ſie gedacht und gelacht, und gelebt und gewebt, und darin ſie nach Liebe verlangt, und ach das Schlimmſte von allem an Liebe geglaubt hatte!

„Laß uns gehen," ſagte ſie, während ſie den Arm der Mutter nahm, und wandte ſich, um in das Zimmer zurückzukehren. Aber ehe ſies erreichen konnte, wurde ſie wie von einer Ohnmacht überraſcht, und ſank auf der Schwelle des Balkons nieder.

Die Mama zog die Klingel, Beate kam, und beide trugen ſie bis an das Sofa, wo ſie gleich danach von einem heftigen Bruſtkrampfe befallen wurde. Sie ſchluchzte, richtete ſich auf, ſank wieder in die Kiſſen, und als die Mutter ihr Stirn und Schläfe mit kölniſchem Waſſer waſchen wollte, ſtieß ſie ſie heftig zurück. Aber im nächſten Augenblick riß ſie der Mama das Flacon aus der Hand und goß es ſich über Hals und Nacken. „Ich bin mir zuwider, zuwider wie die Welt. In meiner Krankheit damals, hab ich Gott um mein Leben gebeten . . Aber wir ſollen nicht um unſer Leben bitten . . Gott weiß am beſten, was uns frommt. Und wenn er uns zu ſich hinaufziehen will, ſo ſollen wir nicht bitten: laß uns noch . . O, wie ſchmerzlich ich das fühle! Nun leb ich . . Aber wie, wie!"

Frau von Carayon kniete neben dem Sofa nieder und ſprach ihr zu. Denſelben Augenblick aber ſchoß der Schlittenzug zum dritten Mal an dem Hauſe vorüber, und wieder war es, als ob ſich ſchwarze phantaſtiſche Geſtalten in dem glühroten Scheine jagten und haſchten. „Iſt es nicht wie die Hölle?“ ſagte Victoire, während ſie nach dem Schattenſpiel an der Decke zeigte.

Frau von Carayon ſchickte Beaten, um den Arzt rufen zu laſſen. In Wahrheit aber lag ihr weniger an dem Arzt, als an einem Alleinſein und einer Ausſprache mit dem geliebten Kinde.

„Was iſt Dir? Und wie Du nur fliegſt und zitterſt. Und ſiehſt ſo ſtarr. Ich erkenne meine heitre Victoire nicht mehr. Überlege, Kind, was iſt denn geſchehen? Ein toller Streich mehr, einer unter vielen, und ich weiß Zeiten, wo Du dieſen Übermut mehr belacht als beklagt hätteſt. Es iſt etwas andres, was Dich quält und drückt; ich ſeh es ſeit Tagen ſchon. Aber Du verſchweigſt mirs, Du haſt ein Geheimnis. Ich beſchwöre Dich, Victoire, ſprich. Du darfſt es. Es ſei, was es ſei.“

Victoire ſchlang ihren Arm um Frau von Carayons Hals, und ein Strom von Thränen entquoll ihrem Auge.

„Beſte Mutter!“

Und ſie zog ſie feſter an ſich, und küßte ſie und beichtete ihr alles.

* * *

12. Kapitel.

Schach bei Frau von Carayon.

Am andern Vormittage ſaß Frau von Carayon am Bette der Tochter und ſagte, während dieſe zärtlich und mit einem wiedergewonnenen ruhig-glücklichen Ausdruck zu der Mutter aufblickte: „Habe Vertrauen, Kind. Ich kenn ihn ſo lange Zeit. Er iſt ſchwach und eitel nach Art aller ſchönen Männer, aber von einem nicht gewöhnlichen Rechtsgefühl und einer untadligen Geſinnung.“

In dieſem Augenblicke wurde Rittmeiſter von Schach gemeldet, und der alte Jannaſch ſetzte hinzu, „daß er ihn in den Salon geführt habe“.

Frau von Carayon nickte zuſtimmend.

„Ich wußte, das er kommen würde,“ ſagte Victoire.

„Weil Dus geträumt?"

„Nein, nicht geträumt; ich beobachte nur und rechne. Seit einiger Zeit weiß ich im voraus, an welchem Tag und bei welcher Gelegenheit er erſcheinen wird. Er kommt immer, wenn etwas geſchehen iſt oder eine Neuigkeit vorliegt, über die ſich bequem ſprechen läßt. Er geht einer intimen Unterhaltung mit mir aus dem Wege. So kam er nach der Aufführung des Stücks, und heute kommt er nach der Aufführung der Schlittenfahrt. Ich bin doch begierig, ob er mit dabei war. War ers, ſo ſag ihm, wie ſehr es mich verletzt hat. Oder ſag es lieber nicht".

Frau von Carayon war bewegt. „Ach, meine ſüße Victoire, Du biſt zu gut, viel zu gut. Er verdient es nicht; keiner." Und ſie ſtreichelte die Tochter und ging über den Korridor fort in den Salon, wo Schach ihrer wartete.

Dieſer ſchien weniger befangen als ſonſt und verbeugte ſich ihr die Hand zu küſſen, was ſie freundlich geſchehen ließ. Und doch war ihr Benehmen verändert. Sie wies mit einem Ceremoniell, das ihr ſonſt fremd war, auf einen der zur Seite ſtehenden japaniſchen Stühle, ſchob ſich ein Fußkiſſen heran, und nahm ihrerſeits auf dem Sofa Platz.

„Ich komme, nach dem Befinden der Damen zu fragen und zugleich in Erfahrung zu bringen, ob die geſtrige Maskerade Gnade vor Ihren Augen gefunden hat oder nicht.“

„Offen geſtanden, nein. Ich, für meine Perſon, fand es wenig paſſend, und Victoire fühlte ſich beinah widerwärtig davon berührt.“

„Ein Gefühl, das ich teile.“

„So waren Sie nicht mit von der Partie?“

„Sicherlich nicht. Und es überraſcht mich, es noch erſt verſichern zu müſſen. Sie kennen ja meine Stellung zu dieſer Frage, meine teure Joſephine, kennen ſie ſeit jenem Abend, wo wir zuerſt über das Stück und ſeinen Verfaſſer ſprachen. Was ich damals äußerte, gilt ebenſo noch heut. Ernſte Dinge fordern auch eine ernſte Behandlung, und es freut mich aufrichtig, Victoiren auf meiner Seite zu ſehen. Iſt ſie zu Haus?“

„Zu Bett.“

„Ich hoffe nichts Ernſtliches.“

„Ja und nein. Die Nachwirkungen eines Bruſt- und Weinkrampfes, von dem ſie geſtern Abend befallen wurde.“

„Mutmaßlich infolge dieſer Maskeradentollheit. Ich beklag es von ganzem Herzen.“

„Und doch bin ich eben dieſer Tollheit zu Danke verpflichtet. In dem Degoût über die Mummerei, deren Zeuge ſie ſein mußte, löſte ſich ihr die Zunge;

ſie brach ihr langes Schweigen, und vertraute mir ein Geheimnis an, ein Geheimnis, das Sie kennen."

Schach, der ſich doppelt ſchuldig fühlte, war wie mit Blut übergoſſen.

„Lieber Schach," fuhr Frau von Carayon fort, während ſie jetzt ſeine Hand nahm und ihn aus ihren klugen Augen freundlich aber feſt anſah: „lieber Schach, ich bin nicht albern genug, Ihnen eine Szene zu machen oder gar eine Sittenpredigt zu halten; zu den Dingen, die mir am meiſten verhaßt ſind, gehört auch Tugendſchwätzerei. Ich habe von Jugend auf in der Welt gelebt, kenne die Welt, und habe manches an meinem eignen Herzen erfahren. Und wär ich heuchleriſch genug, es vor mir und andern verbergen zu wollen, wie könnt ich es vor Ihnen?"

Sie ſchwieg einen Augenblick, während ſie mit ihrem Battiſttuch ihre Stirn berührte. Dann nahm ſie das Wort wieder auf und ſetzte hinzu: „Freilich es giebt ihrer, und nun gar unter uns Frauen, die den Spruch von der Linken, die nicht wiſſen ſoll was die Rechte thut, dahin deuten, daß das Heute nicht wiſſen ſoll, was das Geſtern that. Oder wohl gar das Vorgeſtern! Ich aber gehöre nicht zu dieſen Virtuoſinnen des Vergeſſens. Ich leugne nichts, will es nicht, mag es nicht. Und nun verurteilen Sie mich, wenn Sie können."

Er war erſichtlich getroffen, als ſie ſo ſprach, und ſeine ganze Haltung zeigte, welche Gewalt ſie noch immer über ihn ausübte.

„Lieber Schach," fuhr ſie fort, „Sie ſehen, ich gebe mich Ihrem Urteil preis. Aber wenn ich mich auch bedingungslos einer jeden Verteidigung oder Anwaltſchaft für Joſephine von Carayon enthalte, für Joſephine (Verzeihung, Sie haben eben ſelbſt den alten Namen wieder heraufbeſchworen) ſo darf ich doch nicht darauf verzichten, der Anwalt der Frau von Carayon zu ſein, ihres Hauſes und ihres Namens."

Es ſchien, daß Schach unterbrechen wollte. Sie ließ es aber nicht zu. „Noch einen Augenblick. Ich werde gleich geſagt haben, was ich zu ſagen habe. Victoire hat mich gebeten, über alles zu ſchweigen, nichts zu verraten, auch Ihnen nicht, und nichts zu verlangen. Zur Sühne für eine halbe Schuld (und ich rechne hoch, wenn ich von einer halben Schuld ſpreche) will ſie die ganze tragen, auch vor der Welt, und will ſich in jenem romantiſchen Zuge, der ihr eigen iſt, aus ihrem Unglück ein Glück erziehen. Sie gefällt ſich in dem Hochgefühl des Opfers, in einem ſüßen Hinſterben für den, den ſie liebt, und für das, was ſie lieben wird. Aber ſo ſchwach ich in meiner Liebe zu Victoire bin, ſo bin ich doch nicht ſchwach genug, ihr in dieſer Großmutskomödie zu willen zu ſein. Ich gehöre der Geſellſchaft an, deren Bedingungen ich erfülle, deren Geſetzen ich mich unterwerſe; daraufhin bin ich erzogen, und ich habe nicht Luſt einer Opfermarotte meiner einzig geliebten Tochter zur Liebe, meine geſellſchaftliche Stellung mit zum Opfer zu bringen. Mit andern Worten, ich habe nicht Luſt ins Kloſter zu gehen oder die dem Irdiſchen entrückte Säulenheilige zu ſpielen, auch nicht um Victoirens willen. Und ſo muß ich denn auf Legitimiſierung des Geſchehenen dringen. Dies, mein Herr Rittmeiſter, war es, was ich Ihnen zu ſagen hatte.“

Schach, der inzwiſchen Gelegenheit gefunden hatte ſich wieder zu ſammeln, erwiderte, „daß er wohl wiſſe, wie jegliches Ding im Leben ſeine natürliche Konſequenz habe. Und ſolcher Konſequenz gedenk er ſich nicht zu entziehen. Wenn ihm das, was er jetzt wiſſe, bereits früher bekannt geworden ſei, würd er um eben die Schritte, die Frau von Cayron jetzt fordere, ſeinerſeits aus freien Stücken gebeten haben. Er habe den Wunſch gehabt, unverheiratet zu bleiben, und von einer ſolchen langgehegten Vorſtellung Abſchied zu nehmen, ſchaffe momentan eine gewiſſe Verwirrung. Aber er fühle mit nicht mindrer Gewißheit, daß er ſich zu dem Tage zu beglückwünſchen habe, der binnen kurzem dieſen Wechſel in ſein Leben bringen werde. Victoire ſei der Mutter Tochter, das ſei die beſte Gewähr ſeiner Zukunft, die Verheißung eines wirklichen Glücks.“

All dies wurde ſehr artig und verbindlich geſprochen, aber doch zugleich auch mit einer bemerkenswerten Kühle.

Dies empfand Frau von Carayon in einer ihr nicht nur ſchmerzlichen, ſondern ſie geradezu verletzenden Weiſe; das, was ſie gehört hatte, war weder die Sprache der Liebe noch der Schuld, und als Schach ſchwieg, erwiederte ſie ſpitz: „Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Worte, Herr von Schach, ganz beſonders auch für das, was ſich darin an meine Perſon richtete. Daß Ihr ‚ja‘ rückhaltloſer und ungeſuchter hätte klingen können, empfinden Sie wohl am eignen Herzen. Aber gleichviel, mir genügt das ‚Ja‘. Denn wonach dürſt ich denn am Ende? Nach einer Trauung im Dom und einer Galahochzeit. Ich will mich einmal wieder in gelbem Atlas ſehn, der mir kleidet, und haben wir dann erſt unſren Fackeltanz getanzt und Victoirens Strumpfband zerſchnitten — denn ein wenig prinzeßlich werden wirs doch wohl halten müſſen, ſchon um Tante Margueritens willen — nun ſo geb ich Ihnen charte blanche, Sie ſind dann wieder frei, frei wie der Vogel in der Luft, in Thun und Laſſen, in Haß und Liebe, denn es iſt dann einfach geſchehen, was geſchehen mußte.“

Schach ſchwieg.

„Ich nehme vorläufig ein ſtilles Verlöbnis an. Über alles andre werden wir uns leicht verſtändigen.

Wenn es ſein muß, ſchriftlich. Aber die Kranke wartet jetzt auf mich, und ſo verzeihen Sie."

Frau von Carayon erhob ſich und gleich danach verabſchiedete ſich Schach in aller Förmlichkeit, ohne daß weiter ein Wort zwiſchen ihnen geſprochen worden wäre.

13. Kapitel.

„Le choix du Schach.“

In beinah offner Gegnerſchaft hatte man ſich getrennt. Aber es ging alles beſſer, als nach dieſer gereizten Unterhaltung erwartet werden konnte, wozu ſehr weſentlich ein Brief beitrug, den Schach andern Tags an Frau von Carayon ſchrieb. Er bekannte ſich darin in allem Freimut ſchuldig, ſchützte, wie ſchon während des Geſprächs ſelbſt, Überraſchung und Verwirrung vor, und traf in all dieſen Erklärungen einen wärmeren Ton, eine herzlichere Sprache. Ja, ſein Rechtsgefühl, dem er ein Genüge thun wollte, ließ ihn vielleicht mehr ſagen, als zu ſagen gut und klug war. Er ſprach von ſeiner Liebe zu Victoiren und vermied abſichtlich oder zufällig all jene Verſicherungen von Reſpekt und

Wertſchätzung, die ſo bitter wehe thun, wo das einfache Geſtändnis einer herzlichen Neigung gefordert wird. Victoire ſog jedes Wort ein, und als die Mama ſchließlich den Brief aus der Hand legte, ſah dieſe letztre nicht ohne Bewegung, wie zwei Minuten Glück ausgereicht hatten, ihrem armen Kinde die Hoffnung, und mit dieſer Hoffnung auch die verlorene Friſche zurückzugeben. Die Kranke ſtrahlte, fühlte ſich wie geneſen, und Frau von Carayon ſagte: „wie hübſch Du biſt, Victoire."

Schach empfing am ſelben Tage noch ein Antwortsbillet, das ihm unumwunden die herzliche Freude ſeiner alten Freundin ausdrückte. Manches Bittre, was ſie geſagt habe, mög er vergeſſen; ſie habe ſich, lebhaft wie ſie ſei, hinreißen laſſen. Im Übrigen ſei noch nichts Ernſtliches und Erhebliches verſäumt, und wenn, dem Sprichworte nach, aus Freude Leid erblühe, ſo kehre ſichs auch wohl um. Sie ſehe wieder hell in die Zukunft und hoffe wieder. Was ſie perſönlich zum Opfer bringe, bringe ſie gern, wenn dies Opfer die Bedingung für das Glück ihrer Tochter ſei.

Schach, als er das Billet geleſen, wog es hin und her, und war erſichtlich von einer gemiſchten Empfindung. Er hatte ſich, als er in ſeinem Briefe von Victoire ſprach, einem ihr nicht leicht von irgendwem zu verſagenden, freundlich-herzlichen Gefühl überlaſſen, und dieſem Gefühle (deſſen entſann er ſich) einen beſonders lebhaften Ausdruck gegeben. Aber das, woran ihn das Billet ſeiner Freundin jetzt aufs neue gemahnte, das war *mehr*, das hieß einfach Hochzeit, Ehe, Worte, deren bloßer Klang ihn von alter Zeit her erſchreckte. Hochzeit! Und Hochzeit mit *wem*? Mit einer Schönheit, die, wie der Prinz ſich auszudrücken beliebt hatte, „durch ein Fegefeuer gegangen war.“ „Aber,“ ſo fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „ich ſtehe nicht auf dem Standpunkte des Prinzen, ich ſchwärme nicht für ‚Läuterungsprozeſſe‘, hinſichtlich deren nicht feſtſteht, ob der Verluſt nicht größer iſt als der Gewinn, und wenn ich mich auch perſönlich zu dieſem Standpunkte bekehren könnte, ſo bekehr ich doch nicht die Welt. . . Ich bin rettungslos dem Spott und Witz der Kameraden verfallen, und das Ridikül einer allerglücklichſten ‚Land-Ehe‘, die wie das Veilchen im Verborgnen blüht, liegt in einem wahren Muſterexemplare vor mir. Ich ſehe genau, wies kommt: ich quittiere den Dienſt, übernehme wieder Wuthenow, ackre, melioriere, ziehe Raps oder Rübſen, und befleißige mich einer allerehelichſten Treue. Welch Leben, welche Zukunft! An *einem* Sonntage Predigt, am *andern* Evangelium oder Epiſtel, und dazwiſchen Whiſt en trois, immer mit demſelben Paſtor. Und dann kommt einmal ein Prinz in die nächſte Stadt, vielleicht Prinz Louis in Perſon, und wechſelt die Pferde, während ich erſchienen bin um am Thor oder am Gaſthof ihm aufzuwarten. Und er muſtert mich und meinen altmodiſchen Rock, und frägt mich: ‚wie mirs gehe?‘ Und dabei drückt jede ſeiner Mienen aus: ‚O Gott, was doch drei Jahr aus einem Menſchen machen können.‘ Drei Jahr . . Und vielleicht werden es dreißig.“

Er war in ſeinem Zimmer auf und abgegangen, und blieb vor einer Spiegelkonſole ſtehn, auf der der Brief lag, den er während des Sprechens beiſeite gelegt hatte. Zwei, dreimal hob er ihn auf und ließ ihn wieder fallen. „Mein Schickſal. Ja, ‚der Moment entſcheidet.‘ Ich entſinne mich noch, ſo ſchrieb ſie damals. Wußte ſie, was kommen würde? Wollte ſies? O pfui, Schach, verunglimpfe nicht das ſüße Geſchöpf. Alle Schuld liegt bei Dir. Deine Schuld iſt Dein Schickſal. Und ich will ſie tragen.“

Er klingelte, gab dem Diener einige Weiſungen, und ging zu den Carayons.

Es war, als ob er ſich durch das Selbſtgeſpräch, das er geführt, von dem Drucke, der auf ihm laſtete, frei gemacht habe. Seine Sprache der alten Freundin gegenüber war jetzt natürlich, beinah herzlich, und ohne daß auch nur eine kleinſte Wolke das wiederhergeſtellte Vertrauen der Frau von Carayon getrübt hätte, beſprachen beide was zu thun ſei. Schach zeigte ſich einverſtanden mit allem: in einer Woche Verlobung, und nach drei Wochen die Hochzeit. Unmittelbar nach der Hochzeit aber ſollte das junge Paar eine Reiſe nach Italien antreten, und nicht vor Ablauf eines Jahres in die Heimat zurückkehren, Schach nach der Hauptſtadt, Victoire nach Wuthenow, dem alten Familiengute, das ihr, von einem früheren Beſuche her (als Schachs Mutter noch lebte) in dankbarer und freundlicher Erinnerung war. Und war auch das Gut inzwiſchen in Pacht gegeben, ſo war doch nach das Schloß da, ſtand frei zur Verfügung, und konnte jeden Augenblick bezogen werden.

Nach Feſtſetzungen wie dieſe, trennte man ſich. Ein Sonnenſchein lag über dem Hauſe Carayon, und Victoire vergaß aller Betrübnis die vorausgegangen war.

Auch Schach legte ſichs zurecht. Italien wiederzuſehen, war ihm ſeit ſeinem erſten, erſt um wenige Jahre zurückliegenden Aufenthalte daſelbſt, ein brennender Wunſch geblieben; der erfüllte ſich nun; und kehrten ſie dann zurück, ſo ließ ſich ohne Schwierigkeit auch aus der geplanten doppelten Wirtſchaftsführung allerlei Nutzen und Vorteil ziehen. Victoire hing an Landleben und Stille. Von Zeit zu Zeit nahm er dann Urlaub und fuhr oder ritt hinüber. Und dann gingen ſie durch die Felder und plauderten. O, ſie plauderte ja ſo gut, und war einfach und espritvoll zugleich. Und nach abermals einem Jahr, oder einem zweiten und dritten, je nun, da hatte ſichs verblutet, da war es tot und vergeſſen. Die Welt vergißt ſo leicht, und die Geſellſchaft noch leichter. Und dann hielt man ſeinen Einzug in das Eckhaus am Wilhelmsplatz und freute ſich beiderſeits der Rückkehr in Verhältniſſe, die doch ſchließlich nicht blos ſeine, ſondern auch ihre Heimat bedeuteten. Alles war überſtanden und das Lebensſchiff an der Klippe des Lächerlichen nicht geſcheitert.

Armer Schach! Es war anders in den Sternen geſchrieben.

Die Woche, die bis zur Verlobungsanzeige vergehen ſollte, war noch nicht um, als ihm ein Brief mit voller Titelaufſchrift und einem großen roten Siegel ins Haus geſchickt wurde. Den erſten Augenblick hielt ers für ein amtliches Schreiben (vielleicht eine Beſtallung) und zögerte mit dem Öffnen, um die Vorfreude der Erwartung nicht abzukürzen. Aber woher kam es? von wem? Er prüfte neugierig das Siegel und erkannte nun leicht, daß es überhaupt kein Siegel, ſondern ein Gemmenabdruck ſei. Sonderbar. Und nun erbrach ers und ein Bild fiel ihm entgegen, eine radierte Skizze mit der Unterſchrift: Le choix du Schach. Er wiederholte ſich das Wort, ohne ſich in ihm oder dem Bilde ſelbſt zurecht finden zu können und empfand nur ganz allgemein und aufs Unbeſtimmte hin etwas von Angriff und Gefahr.

Und wirklich, als er ſich orientiert hatte, ſah er, daß ſein erſtes Gefühl ein richtiges geweſen war. Unter einem Thronhimmel ſaß der perſiſche Schach, erkennbar an ſeiner hohen Lammfellmütze, während an der unterſten Thronſtufe zwei weibliche Geſtalten ſtanden und des Augenblicks harrten, wo der von ſeiner Höhe her kalt und vornehm Dreinſchauende ſeine Wahl zwiſchen ihnen getroffen haben würde. Der perſiſche Schach aber war einfach unſer Schach und zwar in allerfrappanteſter Porträtähnlichkeit, während die beiden ihn fragend anblickenden, und um vieles flüchtiger ſkizzierten Frauenköpfe, wenigſtens ähnlich genug waren, um Frau von Carayon und Victoire mit aller Leichtigkeit erkennen zu laſſen. Alſo nicht mehr und nicht weniger als eine Karrikatur. Sein Verhältnis zu den Carayons hatte ſich in der Stadt herumgeſprochen und einer ſeiner Neider und Gegner, deren er nur zu viele hatte, hatte die Gelegenheit ergriffen, ſeinem boshaften Gelüſt ein Genüge zu thun.

Schach zitterte vor Scham und Zorn, alles Blut ſtieg ihm zu Kopf, und es war ihm, als würd er vom Schlage getroffen.

Einem natürlichen Verlangen nach Luft und Bewegung folgend, oder vielleicht auch von der Ahnung erfüllt, daß der letzte Pfeil noch nicht abgeſchoſſen ſei, nahm er Hut und Degen, um einen Spaziergang zu machen. Begegnungen und Geplauder ſollten ihn zerſtreuen, ihm ſeine Ruhe wiedergeben. Was war es denn ſchließlich? Ein kleinlicher Akt der Rache.

Die Friſche draußen that ihm wohl; er atmete freier und hatte ſeine gute Laune faſt ſchon wiedergewonnen, als er vom Wilhelmsplatz her in die Linden einbiegend, auf die ſchattigere Seite der Straße hinüberging, um hier ein paar Bekannte, die des Wegs kamen, anzuſprechen. Sie vermieden aber ein Geſpräch und wurden ſichtlich verlegen. Auch Zieten kam, grüßte nonchalant und wenn nicht alles täuſchte ſogar mit hämiſcher Miene. Schach ſah ihm nach, und ſann und überlegte noch, was die Suffiſance des einen und die verlegenen Geſichter der andern bedeutet haben mochten, als er, einige Hundert Schritte weiter aufwärts, einer ungewöhnlich großen Menſchenmenge gewahr wurde, die vor einem kleinen Bilderladen ſtand. Einige lachten, andre ſchwatzten, alle jedoch ſchienen zu fragen „was es eigentlich ſei?“ Schach ging im Bogen um die Zuſchauermenge herum, warf einen Blick über ihre Köpfe weg, und wußte genug. An dem Mittelfenſter hing dieſelbe Karrikatur, und der abſichtlich niedrig normierte Preis war mit Rotſtift groß darunter geſchrieben.

Alſo eine Verſchwörung.

Schach hatte nicht die Kraft mehr ſeinen Spaziergang fortzuſetzen, und kehrte in ſeine Wohnung zurück.

Um Mittag empfing Sander ein Billet von Bülow: „Lieber Sander. Eben erhalt ich eine Karrikatur, die man auf Schach und die Carayonſchen Damen gemacht hat. In Zweifel darüber, ob Sie dieſelbe ſchon kennen, ſchließ ich ſie dieſen Zeilen bei. Bitte, ſuchen Sie dem Urſprunge nachzugehn. Sie wiſſen ja alles, und hören das Berliner Gras wachſen. Ich meinſeits bin empört. Nicht Schachs halber, der dieſen ‚Schach von Perſien‘ einigermaßen verdient (denn er iſt wirklich ſo was), aber der Carayons halber. Die liebenswürdige Victoire! So bloßgeſtellt zu werden. Alles Schlechte nehmen wir uns von den Franzoſen an, und an ihrem Guten, wohin auch die Gentilezza gehört, gehen wir vorüber. Ihr B.“

Sander warf nur einen flüchtigen Blick auf das Bild, das er kannte, ſetzte ſich an ſein Pult und antwortete: „Mon Général! Ich brauche dem Urſprunge nicht nachzugehen, er iſt mir nachgegangen. Vor etwa vier, fünf Tagen erſchien ein Herr in meinem Kontor und befragte mich, ob ich mich dazu verſtehen würde, den Vertrieb einiger Zeichnungen in die Hand zu nehmen. Als ich ſah, um was es ſich handelte, lehnt ich ab. Es waren drei Blätter, darunter auch le choix du Schach. Der bei mir erſchienene Herr gerierte ſich als ein Fremder, aber er ſprach, alles gekünſtelten Radebrechens unerachtet, das Deutſche ſo gut, daß ich ſeine Fremdheit für bloße Maske halten mußte. Perſonen aus dem Prinz R.ſchen Kreiſe, nehmen Anſtoß an ſeinem Gelieble mit der Prinzeſſin, und ſtecken vermutlich dahinter. Irr ich aber in dieſer Annahme, ſo wird mit einer Art von Sicherheit auf Kameraden ſeines Regiments zu ſchließen ſein. Er iſt nichts weniger als beliebt. Wer den Aparten ſpielt, iſt es nie. Die Sache möchte hingehn, wenn nicht, wie Sie ſehr richtig hervorheben, die Carayons mit hineingezogen wären. Um ihretwillen beklag ich den Streich, deſſen Gehäſſigkeit ſich in dieſem einem Bilde ſchwerlich erſchöpft haben wird. Auch die beiden andern, deren ich Eingangs erwähnte, werden mutmaßlich folgen. Alles in dieſem anonymen Angriff iſt klug berechnet, und klug berechnet iſt auch der Einfall, das Gift nicht gleich auf einmal zu geben. Es wird ſeine Wirkung nicht verfehlen, und nur auf das ‚wie‘ haben wir zu warten. Tout à vous. S.“

In der That, die Beſorgnis, die Sander in dieſen Zeilen an Bülow ausgeſprochen hatte, ſollte ſich nur als zu gerechtfertigt erweiſen. Intermittierend wie das Fieber, erſchienen in zweitägigen Pauſen auch die beiden andern Blätter, und wurden, wie das erſte, von jedem Vorübergehenden gekauft oder wenigſtens begafft und beſprochen. Die Frage Schach-Carayon war über Nacht zu einer cause celèbre geworden, trotzdem das neubegierige Publikum nur die Hälfte wußte. Schach, ſo hieß es, habe ſich von der ſchönen Mutter ab- und der unſchönen Tochter zugewandt. Über das Motiv erging man ſich in allerlei Mutmaßungen, ohne dabei das Richtige zu treffen.

Schach empfing auch die beiden andern Blätter unter Kouvert. Das Siegel blieb dasſelbe. Blatt 2 hieß „La gazza ladra“ oder die „diebiſche Schach-Elſter“, und ſtellte eine Elſter dar, die, zwei Ringe von ungleichem Werte muſternd, den unſcheinbareren aus der Schmuckſchale nimmt.

Am weitaus verletzendſten aber berührte das den Salon der Frau von Carayon als Szenerie nehmende dritte Blatt. Auf dem Tiſche ſtand ein Schachbrett, deſſen Figuren, wie nach einem verloren gegangenen Spiel und wie um die Niederlage zu beſiegeln, umgeworfen waren. Daneben ſaß Victoire, gut getroffen, und ihr zu Füßen kniete Schach, wieder in der perſiſchen Mütze des erſten Bildes. Aber diesmal bezipfelt und eingedrückt. Und darunter ſtand: „Schach — matt.“

Der Zweck dieſer wiederholten Angriffe wurde nur zu gut erreicht. Schach ließ ſich krank melden, ſah niemand und bat um Urlaub, der ihm auch umgehend von ſeinem Chef, dem Oberſten von Schwerin, gewährt wurde.

So kam es, daß er am ſelben Tag, an dem, nach gegenſeitigem Abkommen, ſeine Verlobung mit Victoire veröffentlicht werden ſollte, Berlin verließ. Er ging auf ſein Gut, ohne ſich von den Carayons (deren Haus er all die Zeit über nicht betreten hatte) verabſchiedet zu haben.

14. Kapitel.

In Wuthenow am See.

Es ſchlug Mitternacht, als Schach in Wuthenow eintraf, an deſſen entgegengeſetzter Seite das auf einem Hügel erbaute, den Ruppiner See nach rechts und links hin überblickende Schloß Wuthenow lag. In den Häuſern und Hütten war alles längſt in tiefem Schlaf, und nur aus den Ställen her hörte man noch das Stampfen eines Pferds oder das halblaute Brüllen einer Kuh.

Schach paſſierte das Dorf und bog am Ausgang in einen ſchmalen Feldweg ein, der, allmählich anſteigend, auf den Schloßhügel hinauf führte. Rechts lagen die Bäume des Außenparks, links eine gemähte Wieſe, deren Heugeruch die Luft erfüllte. Das Schloß ſelbſt aber war nichts als ein alter, weißgetünchter und von einer ſchwarzgeteerten Balkenlage durchzogener Fachwerkbau, dem erſt Schachs Mutter, die „verſtorbene Gnädige“, durch ein Doppeldach, einen Blitzableiter und eine prächtige, nach dem Muſter von Sansſouci hergerichtete Terraſſe, das Anſehen allernüchternſter Tagtäglichkeit genommen hatte. Jetzt freilich, unter dem Sternenſchein, lag alles da wie das Schloß im Märchen, und Schach hielt öfters an und ſah hinauf, augenſcheinlich betroffen von der Schönheit des Bildes.

Endlich war er oben und ritt auf das Einfahrtsthor zu, das ſich in einem flachen Bogen zwiſchen dem Giebel des Schloſſes und einem danebenſtehenden Geſindehauſe wölbte. Vom Hof her vernahm er im ſelben Augenblick ein Bellen und Knurren und hörte, wie der Hund wütend aus ſeiner Hütte fuhr und mit ſeiner Kette nach rechts und links hin an der Holzwandung umherſchrammte.

„Kuſch Dich, Hektor.“ Und das Tier, die Stimme ſeines Herrn erkennend, begann jetzt vor Freude zu heulen und zu winſeln, und abwechſelnd auf die Hütte hinauf- und wieder hinunterzuſpringen.

Vor dem Geſindehauſe ſtand ein Wallnußbaum mit weitem Gezweige. Schach ſtieg ab, ſchlang den Zügel um den Aſt, und klopfte halblaut an einen der Fenſterläden. Aber erſt als er das zweite Mal gepocht hatte, wurd es lebendig drinnen, und er hörte von dem Alkoven her eine halb verſchlafene Stimme: „Wat is?"

„Ich, Kriſt."

„Jott, Mutter, dat's joa de junge Herr."

„Joa, dat is hei. Steih man upp un mach flink."

Schach hörte jedes Wort und rief gutmütig in die Stube hinein, während er den nur angelegten Laden halb öffnete: „Laß Dir Zeit, Alter."

Aber der Alte war ſchon aus dem Bette heraus, und ſagte nur immer, während er hin und her ſuchte: „Glieks, junge Herr, glieks. Man noch en beten".

Und wirklich nicht lange, ſo ſah Schach einen Schwefelfaden brennen, und hörte, daß eine Laternenthür auf- und wieder zugeknipſt wurde. Richtig, ein erſter Lichtſchein blitzte jetzt durch die Scheiben, und ein paar Holzpantinen klappten über den Lehmflur hin. Und nun wurde der Riegel zurückgeſchoben, und Kriſt, der in aller Eile nichts als ein leinenes Beinkleid übergezogen hatte, ſtand vor ſeinem jungen Herrn. Er hatte, vor manchem Jahr und Tag, als der alte „Gnädge-Herr" geſtorben war, den durch dieſen Todesfall erledigten Ehren- und Reſpektstitel auf ſeinen jungen Herrn übertragen wollen, aber dieſer, der mit Kriſt das erſte Waſſerhuhn geſchoſſen und die erſte Bootfahrt über den See gemacht hatte, hatte von dem neuen Titel nichts wiſſen wollen.

„Jott, junge Herr, ſunſt ſchrewens doch ümmer ihrſt, o'r ſchicken uns Baarſch'en o'r den kleenen ingliſchen Kierl. Un nu keen Wort nich. Awers ick wußt' et joa, as de Poggen hüt Oabend mit ehr Gequoak nich to Enn' koam' künn'n. ‚Jei, jei, Mutter,' ſeggt ick, ‚dat bedüt' wat.' Awers as de Fruenslüd' ſinn! Wat ſeggt ſe? ‚Wat ſall et bedüden?' ſeggt ſe, ‚Regen bedüt et. Un dat's man gaud. Denn unſ' Tüffeln bruken't.'

„Ja, ja,“ ſagte Schach, der nur mit halbem Ohr hingehört hatte, während der Alte die kleine Thür aufſchloß, die von der Giebelſeite her ins Schloß führte. „Ja, ja. Regen iſt gut. Aber geh nur voraus.“

Kriſt that wie ſein junger Herr ihm geheißen, und beide gingen nun einen mit Flieſen gedeckten ſchmalen Korridor entlang. Erſt in der Mitte verbreiterte ſich dieſer und bildete nach links hin eine geräumige Treppenhalle, während nach rechts hin eine mit Goldleiſten und Rokokoverzierungen reich ausgelegte Doppelthür in einen Gartenſalon führte, der als Wohn- und Empfangszimmer der verſtorbenen Frau Generalin von Schach, einer ſehr vornehmen und ſehr ſtolzen alten Dame gedient hatte. Hierher richteten ſich denn auch die Schritte beider, und als Kriſt die halb verquollene Thür nicht ohne Müh und Anſtrengung geöffnet hatte, trat man ein.

Unter dem Vielen, was an Kunſt- und Erinnerungsgegenſtänden in dieſem Gartenſalon umherſtand, war auch ein bronzener Doppelleuchter, den Schach ſelber, vor drei Jahren erſt, von ſeiner italieniſchen Reiſe mit nach Hauſe gebracht und ſeiner Mutter verehrt hatte. Dieſen Leuchter nahm jetzt Kriſt vom Kamin und zündete die beiden Wachslichter an, die ſeit lange ſchon in den Leuchtertellern ſteckten, und ihrerzeit der verſtorbenen Gnädigen zum Siegeln ihrer Briefe gedient hatten. Die Gnädige ſelbſt aber war erſt ſeit einem Jahre tot, und da Schach, von jener Zeit an, nicht wieder hier geweſen war, ſo hatte noch alles den alten Platz. Ein paar kleine Sofas ſtanden wie früher an den Schmalſeiten einander gegenüber, während zwei größere die Mitte der Längswand einnahmen und nichts als die vergoldete Rokoko-Doppelthür zwiſchen ſich hatten. Auch der runde Roſenholztiſch (ein Stolz der Generalin) und die große Marmorſchale, darin alabaſterne Weintrauben und Orangen und ein Pinienapfel lagen, ſtanden unverändert an ihrem Platz. In dem ganzen Zimmer aber, das ſeit lange nicht gelüftet war, war eine ſtickige Schwüle.

„Mach ein Fenſter auf," ſagte Schach. „Und dann gieb mir eine Decke. Die da."

„Wullen's ſich denn hier hen leggen, junge Herr?"

„Ja, Kriſt. Ich habe ſchon ſchlechter gelegen."

„Ick weet. Jott, wenn de oll jnädge Herr uns doavunn vertellen deih! Ümmer ſo platſch in'n Kalkmodder 'rin. Nei, nei, dat wihr nix för mi. „Jott, jnädge Herr,' ſeggt ick denn ümmer, ‚ick gloob de Huut geit em runner'. Awers denn lachte joa de oll jnädge Herr ümmer, un ſeggte: ‚Nei, Kriſt, unſ' Huut ſitt faſt.'

Während der Alte noch ſo ſprach und vergangener Zeiten gedachte, griff er zugleich doch nach einem breiten, aus Rohr geflochtenen Ausklopfer, der in einer Kaminecke ſtand, und verſuchte damit das eine Sofa, das ſich Schach als Lagerſtätt ausgewählt hatte, wenigſtens aus dem Gröbſten herauszubringen. Aber der dichte Staub, der aufſtieg, zeigte nur das Vergebliche ſolcher Bemühungen, und Schach ſagte mit einem Anfluge von guter Laune: „Störe den Staub nicht in ſeinem Frieden." Und erſt als ers geſprochen hatte, fiel ihm der Doppelſinn darin auf, und er gedachte der Eltern, die drunten in der Dorfkirche in großen Kupferſärgen und mit einem aufgelöteten Kruzifix darauf, in der alten Gruft der Familie ſtanden.

Aber er hing dem Bilde nicht weiter nach und warf ſich aufs Sofa. „Meinem Schimmel gieb ein Stück Brod und einen Eimer Waſſer; dann hält er aus bis morgen. Und nun ſtelle das Licht ans Fenſter und laß es brennen. . . Nein, nicht da, nicht ans offene; an das daneben. Und nun gute Nacht, Kriſt. Und ſchließe von außen zu, daß ſie mich nicht wegtragen.“

„Ih, ſe wihren doch nich . .“

Und Schach hörte bald danach die Pantinen, wie ſie den Korridor hinunterklappten. Ehe Kriſt aber die Giebelthür noch erreicht, und von außen her zugeſchloſſen haben konnte, legte ſichs ſchon ſchwer und bleiern auf ſeines Herrn überreiztes Gehirn.

Freilich nicht auf lang. Aller auf ihm laſtenden Schwere zum Trotz, empfand er deutlich, daß etwas über ihn hinſumme, ihn ſtreife und kitzle, und als ein ſich Drehen und Wenden und ſelbſt ein unwillkürliches und halbverſchlafenes Umherſchlagen mit der Hand nichts helfen wolle, riß er ſich endlich auf und zwang ſich ins Wachen zurück. Und nun ſah er, was es war. Die beiden eben verſchweelenden Lichter, die mit ihrem Qualme die ſchon ſtickige Luft noch ſtickiger gemacht hatten, hatten allerlei Getier vom Garten her in das Zimmer gelockt, und nur über Art und Beſchaffenheit deſſelben war noch ein Zweifel. Einen Augenblick dacht er an Fledermäuſe; ſehr bald aber mußt er ſich überzeugen, daß es einfach rieſige Motten und Nachtſchmetterlinge waren, die zu ganzen Dutzenden in dem Saale hin und her flogen, an die Scheiben ſtießen und vergeblich das offne Fenſter wieder zu finden ſuchten.

Er raffte nun die Decke zuſammen und ſchlug mehrmals durch die Luft, um die Störenfriede wieder hinauszujagen. Aber das unter dieſem Jagen und Schlagen immer nur ängſtlicher werdende Geziefer, ſchien ſich zu verdoppeln, und ſummte nur dichter und lauter als vorher um ihn herum. An Schlaf war nicht mehr zu denken, und ſo trat er denn ans offne Fenſter und ſprang hinaus, um, draußen umhergehend, den Morgen abzuwarten.

Er ſah nach der Uhr. Halb zwei. Die dicht vor dem Salon gelegene Gartenanlage beſtand aus einem Rondeel mit Sonnenuhr, um das herum, in meiſt dreieckigen und von Buchsbaum eingefaßten Beeten, allerlei Sommerblumen blühten: Reſeda und Ritterſporn, und Lilien und Levkojen. Man ſah leicht, daß eine ordnende Hand hier neuerdings gefehlt hatte, trotzdem Kriſt zu ſeinen vielfachen Ämtern auch das eines Gärtners zählte; die Zeit indeß, die ſeit dem Tode der Gnädigen vergangen war, war andrerſeits eine viel zu kurze noch, um ſchon zu vollſtändiger Verwilderung geführt zu haben. Alles hatte nur erſt den Charakter eines wuchernden Blühens angenommen, und ein ſchwerer und doch zugleich auch erquicklicher Levkojenduft lag über den Beeten, den Schach in immer volleren Zügen einſog.

Er umſchritt das Rondeel, einmal, zehnmal, und balancierte, während er einen Fuß vor den andern ſetzte, zwiſchen den nur handbreiten Stegen hin. Er wollte dabei ſeine Geſchicklichkeit proben und die Zeit mit guter Manier hinter ſich bringen. Aber dieſe Zeit wollte nicht ſchwinden, und als er wieder nach der Uhr ſah, war erſt eine Viertelſtunde vergangen.

Er gab nun die Blumen auf und ſchritt auf einen der beiden Laubengänge zu, die den großen Parkgarten flankierten und von der Höhe bis faſt an den Fuß des Schloßhügels herniederſtiegen. An mancher Stelle waren die Gänge nach obenhin überwachſen, an andern aber offen, und es unterhielt ihn eine Weile den abwechſelnd zwiſchen Dunkel und Licht liegenden Raum in Schritten auszumeſſen. Ein paarmal erweiterte ſich der Gang zu Niſchen und Tempelrundungen, in denen allerhand Sandſteinfiguren ſtanden: Götter und Göttinnen, an denen er früher viele hundertmale vorübergegangen war, ohne ſich auch nur im geringſten um ſie zu kümmern oder ihrer Bedeutung nachzuforſchen; heut aber blieb er ſtehn und freute ſich beſonders aller derer, denen die Köpfe fehlten, weil ſie die dunkelſten und unverſtändlichſten waren, und ſich am ſchwerſten erraten ließen. Endlich war er den Laubengang hinunter, ſtieg ihn wieder hinauf und wieder hinunter, und ſtand nun am Dorfausgang und hörte daß es zwei ſchlug. Oder bedeuteten die beiden Schläge halb? War es halb drei? Nein, es war erſt zwei.

Er gab es auf, das Auf und Nieder ſeiner

Promenade noch weiter fortzuſetzen und beſchrieb lieber einen Halbkreis um den Fuß des Schloßhügels herum, bis er in Front des Schloſſes ſelber war. Und nun ſah er hinauf, und ſah die große Terraſſe, die von Orangeriekübeln und Cypreſſenpyramiden eingefaßt, bis dicht an den See hinunterführte. Nur ein ſchmal Stück Wieſe lag noch dazwiſchen, und auf eben dieſer Wieſe ſtand eine uralte Eiche, deren Schatten Schach jetzt umſchritt, einmal, vielemal, als würd er in ihrem Bann gehalten. Es war erſichtlich, daß ihn der Kreis, in dem er ging, an einen andern Kreis gemahnte, denn er murmelte vor ſich hin: könnt' ich heraus!

Das Waſſer, das hier ſo verhältnismäßig nah an die Schloßterraſſe herantrat, war ein bloßer toter Arm des Sees, nicht der See ſelbſt. Auf dieſen See hinauszufahren aber, war in ſeinen Knabenjahren immer ſeine höchſte Wonne geweſen.

„Iſt ein Boot da, ſo fahr ich." Und er ſchritt auf den Schilfgürtel zu, der die tief einmündende Bucht von drei Seiten her einfaßte. Nirgends ſchien ein Zugang. Schließlich indeß fand er einen überwachſenen Steg, an deſſen Ende das große Sommerboot lag, das ſeine Mama viele Jahre lang benutzt hatte, wenn ſie nach Karwe hinüberfuhr, um den Kneſebecks einen Beſuch zu machen. Auch Ruder und Stangen fanden ſich, während der flache Boden des Boots, um einen trockenen Fuß zu haben, mit hochaufgeſchüttetem Binſenſtroh überdeckt war. Schach ſprang hinein, löſte die Kette vom Pflock und ſtieß ab. Irgend welche Ruderkünſte zu zeigen, war ihm vor der Hand noch unmöglich, denn das Waſſer war ſo ſeicht und ſchmal, daß er bei jedem Schlage das Schilf getroffen haben würde. Bald aber verbreiterte ſich's und er konnte nun die Ruder einlegen. Eine tiefe Stille herrſchte; der Tag war noch nicht wach, und Schach hörte nichts als ein leiſes Wehen und Rauſchen, und den Ton des Waſſers, das ſich gluckſend an dem Schilfgürtel brach. Endlich aber war er in dem großen und eigentlichen See, durch den der Rhin fließt, und die Stelle, wo der Strom ging, ließ ſich an einem Gekräuſel der ſonſt ſpiegelglatten Fläche deutlich erkennen. In dieſe Strömung bog er jetzt ein, gab dem Boote die rechte Richtung, legte ſich und die Ruder ins Binſenſtroh, und fühlte ſofort wie das Treiben und ein leiſes Schaukeln begann.

Immer blaſſer wurden die Sterne, der Himmel rötete ſich im Oſten und er ſchlief ein.

Als er erwachte, war das mit dem Strom gehende Boot ſchon weit über die Stelle hinaus, wo der tote Arm des Sees nach Wuthenow hin abbog. Er nahm alſo die Ruder wieder in die Hand und legte ſich mit aller Kraft ein, um aus der Strömung heraus und an die verpaßte Stelle zurückzukommen, und freute ſich der Anſtrengung dies ihm koſtete.

Der Tag war inzwiſchen angebrochen. Über dem Firſt des Wuthenower Herrenhauſes hing die Sonne, während drüben am andern Ufer die Wolken im Wiederſchein glühten und die Waldſtreifen ihren Schatten in den See warfen. Auf dem See ſelbſt aber begann es ſich zu regen, und ein die Morgenbriſe benutzender Torfkahn glitt mit ausgeſpanntem Segel an Schach vorüber. Ein Fröſteln überlief dieſen. Aber dies Fröſteln that ihm wohl, denn er fühlte deutlich, wie der Druck, der auf ihm laſtete, ſich dabei minderte. „Nahm er es nicht zu ſchwer? Was war es denn am Ende? Bosheit und Übelwollen. Und wer kann ſich *dem* entziehn! Es kommt und geht. Eine Woche noch, und die Bosheit hat ſich ausgelebt.“ Aber während er ſo ſich tröſtete, zogen auch wieder andre Bilder herauf, und er ſah ſich in einem Kutſchwagen bei den prinzlichen Herrſchaften vorfahren, um ihnen Victoire von Carayon als ſeine Braut vorzuſtellen. Und er hörte deutlich, wie die alte Prinzeß Ferdinand ihrer Tochter, der ſchönen Radiziwill, zuflüſterte: „Est-elle riche?“ „Sans doute.“ „Ah, je comprends.“

Unter ſo wechſelnden Bildern und Betrachtungen bog er wieder in die kurz vorher ſo ſtille Bucht ein, in deren Schilf jetzt ein buntes und bewegtes Leben herrſchte. Die darin niſtenden Vögel kreiſchten oder gurrten, ein paar Kibitze flogen auf, und eine Wildente, die ſich neugierig umſah, tauchte nieder, als das

Boot plötzlich in Sicht kam. Eine Minute ſpäter, und Schach hielt wieder am Steg, ſchlang die Kette feſt um den Pflock, und ſtieg unter Vermeidung jedes Umwegs die Terraſſe hinauf, auf deren oberſtem Abſatz er Kriſts Frau, der alten Mutter Kreepſchen begegnete, die ſchon auf war, um ihrer Ziege das erſte Grünfutter zu bringen.

„Tag, Mutter Kreepſchen.“

Die Alte ſchrak zuſammen, ihren drinnen im Gartenſalon vermuteten jungen Herrn (um deſſentwillen ſie die Hühner nicht aus dem Stall gelaſſen hatte, bloß damit ihr Gackern ihn nicht im Schlafe ſtören ſollte) jetzt von der Frontſeite des Schloſſes her auf ſich zukommen zu ſehn.

„Jott, junge Herr. Wo kümmens denn her?“

„Ich konnte nicht ſchlafen, Mutter Kreepſchen.“

„Wat wihr denn los? Hätt et wedder ſpökt?“

„Beinah. Mücken und Motten warens. Ich hatte das Licht brennen laſſen. Und der eine Fenſterflügel war auf.“

„Awers worümm hebbens denn dat Licht nich utpuuſt? Dat weet doch jed-een, wo Licht is, doa ſinn ook ümmer Gnitzen un Motten. Ick weet nich! Un mien oll Kreepſch, he woahrd ook ümmer dümmſcher. Jei, jei. Un nich en Oog to.“

„Doch, Mutter Kreepſchen. Ich habe geſchlafen, im Boot, und ganz gut und ganz feſt. Aber jetzt frier ich. Und wenns Feuer brennt, dann bringt Ihr mir wohl was Warmes. Nicht wahr? 'Ne Suppe oder 'nen Kaffe."

„Jott, et brennt joa all lang, junge Herr; Füer is ümmer dat ihrſt. Verſteiht ſich, verſteiht ſich, wat Warm's. Un ick bring et ook glieks; man blot de oll Zick, de geiht för. Se jloben joar nich, junge Herr, wie ſchabernakſch ſo'n oll' Zick' is. De weet, as ob ſe 'ne Uhr in'n Kopp hätt, ob et ſeif is o'r ſöſſ. Un wenn't ſöſſ' is, denn wohrd ſe falſch. Un kumm ick denn un will ehr melken, joa, wat jloben ſe woll, wat ſe denn deiht? Denn ſtött ſe mi. Un ümmer hier in't Krüz, dicht bi de Hüſt'. Un worümm? Wiel ſe weet, dat ick doa miene Wehdag' hebben deih. Awers nu kummen's man ihrſt in unſ' Stuw, un ſetten ſich en beten dahl. Mien oll Kreepſch is joa nu groad bie't Pierd und ſchütt't em wat in. Awers keen Viertelſtunn mihr, junge Herr, denn hebben's ehren Koffe. Un ook wat dato. De oll Semmelfru von Herzberg wihr joa all hier."

Unter dieſen Worten war Schach in Kreepſchens gute Stube getreten. Alles darin war ſauber und rein, nur die Luft nicht. Ein eigentümlicher Geruch herrſchte vor, der von einem Pfeffer- und Koriander-Mixtum herrührte, das die Kreepſchen als Mottenvertreibungsmittel in die Sophaecken geſteckt hatte. Schach öffnete deshalb das Fenſter, kettelte den Haken ein, und war nun erſt im Stande, ſich all der Kleinigkeiten zu freun, die die „gute Stube“ ſchmückten. Über dem Sopha hingen zwei kleine Kalenderbildchen, Anekdoten aus dem Leben des Großen Königs darſtellend, „Du, du“ ſtand unter dem einen, und „Bon soir, Messieurs“ unter dem andern. Um die Bilderchen und ihre Goldborte herum hingen zwei dicke Immortellenkränze mit ſchwarzen und weißen Schleifen daran, während auf dem kleinen, niedrigen Ofen eine Vaſe mit Zittergras ſtand. Das Hauptſchmuckſtück aber war ein Schilderhäuschen mit rotem Dach, in dem früher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Eichkätzchen gehauſt und ſeinen Futterwagen an der Kette herangezogen hatte. Jetzt war es leer, und der Wagen hatte ſtille Tage.

Schach war eben mit ſeiner Muſterung fertig, als ihm auch ſchon gemeldet wurde: „daß drüben alles klar ſei“.

Und wirklich, als er in den Gartenſalon eintrat, der ihm ein Nachtlager ſo beharrlich verweigert hatte, war er überraſcht, was Ordnungsſinn und ein paar freundliche Hände mittlerweile daraus gemacht hatten. Thür und Fenſter ſtanden auf, die Morgenſonne füllte den Raum mit Licht und aller Staub war von Tiſch und Sopha verſchwunden. Einen Augenblick ſpäter erſchien auch ſchon Kriſts Frau mit dem Kaffe, die Semmeln in einen Korb gelegt, und als Schach eben den Deckel von der kleinen Meißner Kanne heben wollte, klangen vom Dorfe her die Kirchenglocken herauf.

„Was iſt denn das?" fragte Schach. „Es kann ja kaum ſieben ſein."

„Juſtement ſieben, junge Herr."

„Aber ſonſt war es doch erſt um elf. Und um zwölfe dann Predigt."

„Joa, ſo wihr et. Awers nu nich mihr. Un ümmer den dritt'n Sünndag is et anners. Twee Sünndag', wenn de Radenslebenſche kümmt, denn is't um twölwen, wiel he joa ihrſt in Radensleben preeſtern deiht, awers den dritten Sünndag, wenn de oll Ruppinſche röwer kümmt, denn is et all um achten. Un ümmer, wenn uns oll Kriwitz von ſine Thurmluk' ut unſen Ollſchen von dröwen abſtötten ſeiht, denn treckt he joa ſien Klock. Und dat's ümmer um ſeb'n."

„Wie heißt denn jetzt der Ruppinſche?"

„Na, wie ſall he heten? He heet ümmer noch ſo. Is joa ümmer noch de oll Bienengräber."

„Bei dem bin ich ja eingeſegnet. War immer ein ſehr guter Mann."

„Joa, dat is he. Man blot, he hett keene Teihn mihr, ook nich een', un nu brummelt un mummelt he ümmerto, un keen Minſch verſteiht em."

„Das iſt gewiß nicht ſo ſchlimm, Mutter Kreepſchen. Aber die Leute haben immer was auszuſetzen. Und nun gar erſt die Bauern! Ich will hingehen und mal wieder nachſehen, was mir der alte Bienengräber zu ſagen hat, mir und den andern. Hat er denn noch in ſeiner Stube das große Hufeiſen, dran ein Zehnpfundgewicht hing? Das hab ich mir immer angeſehn, wenn ich nicht aufpaßte."

„Dat woahrd he woll noch hebben. De Jungens paſſen joa all nich upp."

Und nun ging ſie, um ihren jungen Herrn nicht länger zu ſtören, und verſprach ihm ein Geſangbuch zu bringen.

Schach hatte guten Appetit und ließ ſich die Herzberger Semmeln ſchmecken. Denn ſeit er Berlin verlaſſen, war noch kein Biſſen über ſeine Lippen gekommen. Endlich aber ſtand er auf, um in die Gartenthür zu treten und ſah von hier aus über das Rondeel und die Buchsbaumrabatten und weiter dahinter über die Baumwipfel des Parkes fort, bis ſein Auge ſchließlich auf einem ſonnenbeſchienenen Storchenpaar ausruhte, das unten, am Fuße des Hügels, über eine mit Ampfer und Ranunkel rot und gelb gemuſterte Wieſe hinſchritt.

Er verfiel im Anblicke dieſes Bildes in allerlei Betrachtungen; aber es läutete gerade zum dritten Mal, und ſo ging er denn ins Dorf hinunter, um, von dem herrſchaftlichen Chorſtuhl aus zu hören, „was ihm der alte Bienengräber zu ſagen habe."

Bienengräber ſprach gut genug, ſo recht aus dem Herzen und der Erfahrung heraus, und als der letzte Vers geſungen und die Kirche wieder leer war, wollte Schach auch wirklich in die Sakriſtei gehen, dem Alten danken für manches gute Wort aus längſt vergangener Zeit her, und ihn in ſeinem Boot über den See hin zurückbegleiten. Unterwegs aber wollt er ihm alles ſagen, ihm beichten, und ſeinen Rat erbitten. Er würde ſchon Antwort wiſſen. Das Alter ſei allemal weiſe, und wenn nicht von Weisheits-, ſo doch bloß ſchon von Alters wegen. „Aber,“ unterbrach er ſich mitten in dieſem Vorſatze, „was ſoll mir ſchließlich ſeine Antwort? hab ich dieſe Antwort nicht ſchon vorweg? hab ich ſie nicht in mir ſelbſt? Kenn ich nicht die Gebote? Was mir fehlt, iſt bloß die Luſt, ihnen zu gehorchen.“

Und während er ſo vor ſich hinredete, ließ er den Plan eines Zwiegeſprächs fallen, und ſtieg den Schloßberg wieder hinauf.

Er hatte von dem Gottesdienſt in der Kirche nichts abgehandelt, und doch ſchlug es erſt zehn, als er wieder oben anlangte.

Hier ging er jetzt durch alle Zimmer, einmal, zweimal, und ſah ſich die Bilder aller der Schachs an, die zerſtreut und in Gruppen an den Wänden umherhingen. Alle waren in hohen Stellungen in der Armee geweſen, alle trugen ſie den Schwarzen

Adler oder den Pour le Merite. Das hier war der General, der bei Malplaquet die große Redoute nahm, und das hier war das Bild ſeines eigenen Großvaters, des Oberſten im Regiment Itzenplitz, der den Hochkirchner Kirchhof mit 400 Mann eine Stunde lang gehalten hatte. Schließlich fiel er, zerhauen und zerſchoſſen, wie alle die, die mit ihm waren. Und dazwiſchen hingen die Frauen, einige ſchön, am ſchönſten aber ſeine Mutter.

Als er wieder in dem Gartenſalon war, ſchlug es zwölf. Er warf ſich in die Sopha-Ecke, legte die Hand über Aug und Stirn und zählte die Schläge. „Zwölf. Jetzt bin ich zwölf Stunden hier, und mir iſt als wären es zwölf Jahre. . Wie wird es ſein? Alltags die Kreepſchen, und Sonntags Bienengräber oder der Radenslebenſche, was keinen Unterſchied macht. Einer wie der andre. Gute Leute, verſteht ſich, alle gut . . Und dann geh ich mit Victoire durch den Garten, und aus dem Park auf die Wieſe, dieſelbe Wieſe, die wir vom Schloß aus immer und ewig und ewig und immer ſehn, und auf der der Ampfer und die Ranunkeln blühn. Und dazwiſchen ſpazieren die Störche. Vielleicht ſind wir allein; aber vielleicht läuft auch ein kleiner Dreijähriger neben uns her und ſingt in einem fort: ‚Adebaar, Du Beſter, bring mir eine Schweſter.‘ Und meine Schloßherrin errötet und wünſcht ſich das Schweſterchen auch. Und endlich ſind elf Jahre herum, und wir halten an der ‚erſten Station,‘ an der erſten Station, die die ‚ſtroherne Hochzeit‘ heißt. Ein ſonderbares Wort. Und dann iſt auch allmählich die Zeit da, ſich malen zu laſſen, malen zu laſſen für die Galerie. Denn wir dürfen doch am Ende nicht fehlen! Und zwiſchen die Generäle rück ich dann als Rittmeiſter ein, und zwiſchen die ſchönen Frauen kommt Victoire. Vorher aber hab ich eine Konferenz mit dem Maler und ſag ihm: ‚Ich rechne darauf, daß Sie den Ausdruck zu treffen wiſſen. Die Seele macht ähnlich.‘ Oder ſoll ich ihm geradezu ſagen: ‚machen Sies gnädig‘ . . . Nein, nein!“

15. Kapitel.

Die Schachs und die Carayons.

Was immer geſchieht, geſchah auch diesmal: die Carayons erfuhren nichts von dem, was die halbe Stadt wußte. Dienſtag, wie gewöhnlich, erſchien Tante Marguerite, fand Victoiren „um dem Kinn etwas ſpitz“ und warf im Laufe der Tiſchunterhaltung hin: „Wißt Ihr denn ſchon, es ſollen ja Karrikatüren erſchienen ſein?“

Aber dabei blieb es, da Tante Marguerite jenen alten Geſellſchaftsdamen zuzählte, die nur immer von allem „gehört haben“, und als Victoire fragte: „was denn, liebe Tante?“ wiederholte ſie nur: „Karrikatüren, liebes Kind. Ich weiß es ganz genau.“ Und damit ließ man den Geſprächsgegenſtand fallen.

Es war gewiß ein Glück für Mutter und Tochter, daß ſie von den Spott- und Zerrbildern, deren Gegenſtand ſie waren, nichts in Erfahrung brachten; aber für den Drittbeteiligten, für Schach, war es ebenſo gewiß ein Unglück und eine Quelle neuer Zerwürfniſſe. Hätte Frau von Carayon, als deren ſchönſter Herzenszug ein tiefes Mitgefühl gelten konnte, nur die kleinſte Vorſtellung von all dem Leid gehabt, das, die ganze Zeit über, über ihren Freund ausgeſchüttet worden war, ſo würde ſie von der ihm geſtellten Forderung zwar nicht Abſtand genommen, aber ihm doch Aufſchub gewährt und Troſt und Teilnahme geſpendet haben; ohne jede Kenntnis jedoch von dem, was inzwiſchen vorgefallen war, aigrierte ſie ſich gegen Schach immer mehr und erging ſich von dem Augenblick an, wo ſie von ſeinem Rückzug nach Wuthenow erfuhr, über ſeinen „Wort- und Treubruch“ als den ſie es anſah, in den heftigſten und unſchmeichelhafteſten Ausdrücken.

Es war ſehr bald, daß ſie von dieſem Rückzuge hörte. Denſelben Abend noch, an dem Schach ſeinen Urlaub angetreten hatte, ließ ſich Alvensleben bei den Carayons melden. Victoire, der jede Geſellſchaft peinlich war, zog ſich zurück, Frau von Carayon aber ließ bitten und empfing ihn mit beſondrer Herzlichkeit.

„Daß ich Ihnen ſagen könnte, lieber Alvensleben, wie ſehr ich mich freue, Sie nach ſo vielen Wochen einmal wieder zu ſehen. Eine Welt von Dingen hat ſich ſeitdem zugetragen. Und ein Glück, daß Sie ſtandhaft blieben, als man Ihnen den Luther aufzwingen wollte. Das hätte mir Ihr Bild ein für allemal verdorben.“

„Und doch, meine Gnädigſte, ſchwankt' ich einen Augenblick, ob ich ablehnen ſollte.“

„Und weshalb?“

„Weil unſer beiderſeitiger Freund unmittelbar vorher abgelehnt hatte. Nachgerade widerſteht es mir, immer wieder und wieder in ſeine Fußtapfen zu treten. Giebt es ihrer doch ohnehin ſchon genug, die mich einfach als ſeinen Abklatſch bezeichnen, an der Spitze Zieten, der mir erſt neulich wieder zurief: ‚Hüten Sie ſich, Alvensleben, daß Sie nicht als Schach II. in die Rang- und Quartierliſte kommen‘.“

„Was nicht zu befürchten ſteht. Sie ſind eben doch anders.“

„Aber nicht beſſer.“

„Wer weiß.“

„Ein Zweifel, der mich aus dem Munde meiner ſchönen Frau von Carayon einigermaßen überraſcht, und unſrem verwöhnten Freunde, wenn er davon hörte, ſeine Wuthenower Tage vielleicht verleiden würde.“

„Seine Wuthenower Tage?“

„Ja, meine Gnädigſte. Mit unbeſtimmtem Urlaub.

Und Sie wiſſen nicht davon? Er wird ſich doch nicht ohne vorgängigen Abſchied von Ihnen in ſein altes Seeſchloß zurückgezogen haben, von dem Noſtitz neulich behauptete, daß es halb Wurmfraß und halb Romantik ſei.“

„Und doch iſt es geſchehen. Er iſt launenhaft, wie Sie wiſſen.“ Sie wollte mehr ſagen, aber es gelang ihr, ſich zu bezwingen und das Geſpräch über allerhand Tagesneuigkeiten fortzuſetzen, bei welcher Gelegenheit Alvensleben zu ſeiner Beruhigung wahrnahm, daß ſie von der Haupttagesneuigkeit, von dem Erſcheinen der Bilder, nicht das Geringſte wußte. Wirklich, es war der Frau von Carayon auch in der zwiſchenliegenden halben Woche nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, etwas Näheres über das von dem Tantchen Angedeutete hören zu wollen.

Endlich empfahl ſich Alvensleben, und Frau von Carayon, alles Zwanges nunmehr los und ledig, eilte, während Thränen ihren Augen entſtürzten, in Victoirens Zimmer, um ihr die Mitteilung von Schachs Flucht zu machen. Denn eine Flucht war es.

Victoire folgte jedem Wort. Aber ob es nun ihre Hoffnung und Zuverſicht oder umgekehrt ihre Reſignation war, gleichviel, ſie blieb ruhig.

„Ich bitte Dich, urteile nicht zu früh. Ein Brief von ihm wird eintreffen und über alles Aufklärung geben. Laß es uns abwarten; Du wirſt ſehn, daß

Du Deinem Verdacht und Deiner Verſtimmung gegen ihn mehr nachgegeben haſt, als recht und billig war.“

Aber Frau von Carayon wollte ſich nicht umſtimmen laſſen.

„Ich kannt ihn ſchon, als Du noch ein Kind warſt. Nur zur gut. Er iſt eitel und hochfahrend, und die prinzlichen Höfe haben ihn vollends überſchraubt. Er verfällt mehr und mehr ins Ridiküle. Glaube mir, er will Einfluß haben und zieht ſich im Stillen irgend einen politiſchen oder gar ſtaatsmänniſchen Ehrgeiz groß. Was mich aber am meiſten verdrießt, iſt das, er hat ſich auch plötzlich auf ſeinen Obotritenadel beſonnen, und fängt an ſein Schach- oder Schachentum für etwas ganz Beſondres in der Weltgeſchichte zu halten.“

„Und thut damit nicht mehr, als was alle thun. . Und die Schachs ſind doch wirklich eine alte Familie.“

„Daran mag er denken und das Pfauenrad ſchlagen, wenn er über ſeinen Wuthnower Hühnerhof hingeht. Und ſolche Hühnerhöfe giebt es hier überall. Aber was ſoll uns das? Oder zum wenigſten was ſoll es Dir? An mir hätt er vorbeiſtolzieren und der bürgerlichen Generalpächterstochter, der kleinen Roturière, den Rücken kehren können. Aber Du Victoire, Du; Du biſt nicht blos meine Tochter, Du biſt auch Deines Vaters Tochter, Du biſt eine Carayon!

Victoire ſah die Mama mit einem Anfluge ſchelmiſcher Verwunderung an.

„Ja, lache nur, Kind, lache laut, ich verüble Dirs nicht. Haſt Du mich doch ſelber oft genug über dieſe Dinge lachen ſehen. Aber, meine ſüße Victoire, die Stunden ſind nicht gleich, und heute bitt ich Deinem Vater ab und dank ihm von Herzen, weil er mir in ſeinem Adelsſtolze, mit dem er mich zur Verzweiflung gebracht und aus ſeiner Nähe hinweg gelangweilt hat, eine willkommene Waffe gegen dieſen mir unerträglichen Dünkel in die Hand giebt. Schach, Schach! Was iſt Schach? Ich kenn ihre Geſchichte nicht und will ſie nicht kennen, aber ich wette dieſe meine Broche gegen eine Stecknadel, daß Du, wenn Du das ganze Geſchlecht auf die Tenne wirfſt, da, wo der Wind am ſchärfſten geht, daß nichts übrig bleibt, ſag ich, als ein halbes Dutzend Oberſten und Rittmeiſter, alle devoteſt erſtorben und alle mit einer Pontaknaſe. Lehre mich dieſe Leute kennen!“

„Aber, Mama . .“

„Und nun die Carayons! Es iſt wahr, ihre Wiege hat nicht an der Havel und nicht einmal an der Spree geſtanden, und weder im Brandenburger noch im Havelberger Dom iſt je geläutet worden, wenn einer von ihnen kam oder ging. Oh, ces pauvres gens, ces malheureux Carayons! Sie hatten ihre Schlöſſer, beiläufig wirkliche Schlöſſer, ſo bloß armſelig an der Gironde hin, waren bloß Girondins und Deines Vaters leibliche Vettern fielen unter der Guillotine, weil ſie treu und frei zugleich waren und uneingeſchüchtert durch das Geſchrei des Berges für das Leben ihres Königs geſtimmt hatten.“

Immer verwunderter folgte Victoire.

„Aber,“ fuhr Frau von Carayon fort, „ich will nicht von Jüngſtgeſchehenem ſprechen, will nicht ſprechen von *heute*. Denn ich weiß wohl, das von Heuteſein iſt immer ein Verbrechen in den Augen derer, die ſchon geſtern da waren, gleichviel *wie*. Nein, ich will von alten Zeiten ſprechen, von Zeiten, als der erſte Schach ins Land und an den Ruppiner See kam, und einen Wall und Graben zog, und eine lateiniſche Meſſe hörte, von der er nichts verſtand. Eben damals zogen die Carayons, ces pauvres et malheureux Carayons, mit vor Jeruſalem und eroberten es und befreiten es. Und als ſie heimkamen, da kamen Sänger an ihren Hof, und ſie ſangen ſelbſt, und als Victoire de Carayon (ja ſie hieß auch Victoire) ſich dem großen Grafen von Luſignan vermählte, deſſen erlauchter Bruder Großprior des hohen Ordens vom Spital und endlich König von Cypern war, da waren wir mit einem Königshauſe verſippt und verſchwägert, mit den Luſignans, aus deren großem Hauſe die ſchöne Meluſine kam, unglücklichen aber Gott ſei Dank unproſaiſchen Angedenkens. Und von uns Carayons, die wir ganz andere Dinge geſehn haben, will ſich dieſer Schach abwenden und ſich hochmütig zurückziehn? Unſrer will er ſich ſchämen? Er, Schach. Will er es als Schach, oder will er es als Grundherr von Wuthenow? Ah, bah! Was iſt es denn mit beiden? Schach iſt ein blauer Rock mit einem roten Kragen, und Wuthenow iſt eine Lehmkathe.“

„Mama, glaube mir, Du thuſt ihm Unrecht. Ich ſuch es nach einen andern Seite hin. Und da find ich es auch.“

Frau von Carayon beugte ſich zu Victoire nieder und küßte ſie leidenſchaftlich. „Ach, wie gut Du biſt, viel viel beſſer, als Deine Mama. Und nur Eines iſt gut an ihr, daß ſie Dich liebt. Er aber ſollte Dich auch lieben! Schon um Deiner Demut willen.“

Victoire lächelte.

„Nein, nicht ſo. Der Glaube, daß Du verarmt und ausgeſchieden ſeieſt, beherrſcht Dich mit der Macht einer fixen Idee. Du biſt nicht ſo verarmt. Und auch er . .“

Sie ſtockte.

„Sieh, Du warſt ein ſchönes Kind, und Alvensleben hat mir erzählt, in welch enthuſiaſtiſchen Worten der Prinz erſt neulich wieder von Deiner Schönheit auf dem Maſſowſchen Balle geſprochen habe. Das iſt nicht hin, davon blieb Dir, und jeder muß es finden, der ihm liebevoll in Deinen Zügen nachzugehen den Sinn und das Herz hat. Und wenn wer dazu verpflichtet iſt, ſo iſt ers! Aber er ſträubt ſich, denn ſo hautain er iſt, ſo konventionell iſt er. Ein kleiner ängſtlicher Aufmerker. Er hört auf das, was die Leute ſagen, und wenn das ein Mann thut (wir müſſen's), ſo heiß ich das Feigheit und lacheté. Aber er ſoll mir Rede ſtehn. Ich habe meinen Plan jetzt fertig und will ihn demütigen, ſo gewiß er uns demütigen wollte."

Frau von Carayon kehrte nach dieſem Zwiegeſpräch in das Eckzimmer zurück, ſetzte ſich an Victoirens kleinen Schreibtiſch und ſchrieb.

„Einer Mitteilung Herrn von Alvensleben entnehm ich, daß Sie, mein Herr von Schach, heute, Sonnabend Abend, Berlin verlaſſen und ſich für einen Landaufenthalt in Wuthenow entſchieden haben. Ich habe keine Veranlaſſung Ihnen dieſen Landaufenthalt zu mißgönnen oder Ihre Berechtigung dazu zu beſtreiten, muß aber Ihrem Rechte das meiner Tochter gegenüberſtellen. Und ſo geſtatten Sie mir denn, Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß die Veröffentlichung des Verlöbniſſes für morgen, Sonntag, zwiſchen uns verabredet worden iſt. Auf dieſe Veröffentlichung beſteh ich auch heute noch. Iſt ſie bis Mittwoch früh nicht erfolgt, erfolgen meinerſeits andre, durchaus ſelbſtändige Schritte. So ſehr dies meiner Natur widerſpricht (Victoirens ganz zu geſchweigen, die von dieſem meinem Schreiben nichts weiß und nur bemüht ſein würde, mich daran zu hindern), ſo laſſen mir doch die Verhältniſſe, die Sie, das Mindeſte zu ſagen, nur zu gut kennen, keine Wahl. Alſo bis auf Mittwoch! Joſephine von Carayon.“

Sie ſiegelte den Brief und übergab ihn perſönlich einem Boten mit der Weiſung, ſich bei Tagesanbruch nach Wuthenow hin auf den Weg zu machen.

Auf Antwort zu warten, war ihm eigens unterſagt worden.

16. Kapitel.

Frau von Carayon und der alte Köckritz.

Der Mittwoch kam und ging, ohne daß ein Brief Schachs oder gar die geforderte Verlobungsankündigung erſchienen wäre. Frau von Carayon hatte dies nicht anders erwartet und ihre Vorbereitungen darauf hin getroffen.

Am Donnerſtag früh hielt ein Wagen vor ihrem Hauſe, der ſie nach Potsdam hinüber führen ſollte, wo ſich der König ſeit einigen Wochen aufhielt. Sie hatte vor, einen Fußfall zu thun, ihm den ihr widerfahrenen Affront vorzuſtellen und ſeinen Beiſtand anzurufen. Daß es in des Königs Macht ſtehen werde, dieſen Beiſtand zu gewähren und einen Ausgleich herbeizuführen, war ihr außer Zweifel. Auch über die Mittel und Wege, ſich Sr. Majeſtät zu nähern, hatte ſie nachgedacht, und mit gutem Erfolge. Sie kannte den Generaladjutanten von Köckritz, der vor dreißig Jahren und länger, als ein junger Lieutenant oder Stabskapitän, in ihrem elterlichen Hauſe verkehrt und der „kleinen Joſephine", dem allgemeinen Verzuge, manche Bonbonnière geſchenkt hatte. Der war jetzt Liebling des Königs, einflußreichſte Perſon ſeiner nächſten Umgebung, und durch ihn, zu dem ſie wenigſtens in oberflächlichen Beziehungen geblieben war, hoffte ſie ſich einer Audienz verſichert halten zu dürfen.

Um die Mittagsſtunde war Frau von Carayon drüben, ſtieg im „Einſiedler" ab, ordnete ihre Toilette, und begab ſich ſofort ins Schloß. Aber hier mußte ſie von einem zufällig die Freitreppe herabkommenden Kammerherrn in Erfahrung bringen, daß Seine Majeſtät Potsdam bereits wieder verlaſſen und ſich zur Begrüßung Ihrer Majeſtät der Königin, die Tags darauf aus Bad Pyrmont zurückzukehren gedenke, nach Paretz begeben habe, wo man, frei vom Zwange des Hofes, eine Woche lang in glücklicher Zurückgezogenheit zu verleben gedenke.

Das war nun freilich eine böſe Nachricht. Wer ſich zu einem peinlichen Gange (und wenn es der „hochnotpeinlichſte" wäre) anſchickt und mit Sehnſucht auf das Schreckensende wartet, für den iſt nichts härter als Vertagung. Nur raſch, raſch! Eine kurze Strecke geht es, aber dann verſagen die Nerven.

Schweren Herzens, und geängſtigt durch die Vorſtellung, daß ihr dieſer Fehlſchlag vielleicht einen Fehlſchlag überhaupt bedeute, kehrte Frau von Carayon in das Gaſthaus zurück. An eine Fahrt nach Paretz hinaus war für heute nicht mehr zu denken, um ſo weniger, als zu ſo ſpäter Nachmittagszeit unmöglich noch eine Audienz erbeten werden konnte. So denn alſo warten bis morgen! Sie nahm ein kleines Diner, ſetzte ſich wenigſtens zu Tiſch, und ſchien entſchloſſen, die langen langen Stunden in Einſamkeit auf ihrem Zimmer zu verbringen. Aber die Gedanken und Bilder, die vor ihr aufſtiegen und vor allem die feierlichen Anſprachen, die ſie ſich zum hundertſten Male wiederholte, ſo lange wiederholte, bis ſie zuletzt fühlte, ſie werde, wenn der Augenblick da ſei, kein einziges Wort hervorbringen können, — alles das gab ihr zuletzt den geſunden Entſchluß ein, ſich gewaltſam aus ihren Grübeleien herauszureißen und in den Straßen und Umgebungen der Stadt umherzufahren. Ein Lohndiener erſchien denn auch, um ihr ſeine Dienſte zur Verfügung zu ſtellen, und um die ſechſte Stunde hielt eine mittel-elegante Miethschaiſe vor dem Gaſthauſe, da ſich das von Berlin her benutzte Gefährt, nach ſeiner halbtägigen Anſtrengung im Sommerſand, als durchaus ruhebedürftig herausgeſtellt hatte.

„Wohin befehlen, gnädige Frau?

„Ich überlaß es Ihnen. Nur keine Schlöſſer, oder doch ſo wenig wie möglich; aber Park und Garten, und Waſſer und Wieſen.“

„Ah, je comprends,“ radebrechte der Lohndiener, der ſich daran gewöhnt hatte, ſeine Fremden ein für allemal als Halbfranzoſen zu nehmen, oder vielleicht auch dem franzöſiſchen Namen der Frau von Carayon einige Berückſichtigung ſchuldig zu ſein glaubte. „Je comprends.“ Und er gab dem in einem alten Treſſenhut auf dem Bock ſitzenden Kutſcher Ordre, zunächſt in den „Neuen Garten“ zu fahren.

In dem „Neuen Garten“ war es wie tot, und eine dunkle, melancholiſche Cypreſſenallee ſchien gar kein Ende nehmen zu wollen. Endlich lenkte man nach rechts hin in einen neben einem See hinlaufenden Weg ein, deſſen einreihig gepflanzte Bäume mit ihrem weit ausgeſtreckten und niederhängenden Gezweige den Waſſerſpiegel berührten. In dem Gitterwerke der Blätter aber glomm und glitzerte die niedergehende Sonne. Frau von Carayon vergaß über dieſe Schönheit all ihr Leid, und fühlte ſich dem Zauber derſelben erſt wieder entriſſen, als der Wagen aus dem Uferweg abermals in den großen Mittelgang einbog, und gleich danach vor einem aus Backſtein aufgeführten, im Übrigen aber mit Gold und Marmor reich geſchmücktem Hauſe hielt.

„Wem gehört es?“

„Dem König.“

„Und wie heißt es?“

„Das Marmor-Palais.“

„Ah das Marmor-Palais. Das iſt alſo das Palais . . .“

„Zu dienen, gnädige Frau. Das iſt das Palais, in dem weiland Seine Majeſtät König Friedrich Wilhelm der Zweite ſeiner langen und ſchmerzlichen Waſſerſucht allerhöchſt erlag. Und ſteht auch noch alles ebenſo, wies damals geſtanden hat. Ich kenne das Zimmer ganz genau, wo der gute gnädige Herr immer ‚den Lebensgas‘ trank, den ihm der Geheimrat Hufeland in einem kleinen Ballon ans Bett bringen ließ oder vielleicht auch bloß in einer Kalbsblaſe. Wollen die gnädige Frau das Zimmer ſehn? Es iſt freilich ſchon ſpät. Aber ich kenne den Kammerdiener, und er thut es, denk ich, auf meinen Empfehl . . verſteht ſich . . Und iſt auch dasſelbe kleine Zimmer, worin ſich eine Figur von der Frau Rietz oder wie manche ſagen von der Mamſell Encken oder der Gräfin Lichtenau befindet, das heißt, nur eine kleine Figur, ſo bloß bis an die Hüften oder noch weniger.“

Frau von Carayon dankte. Sie war bei dem Gange, der ihr für morgen bevorſtand, nicht in der Laune, das Allerheiligſte der Rietz oder auch nur ihre Porträtbüſte kennen lernen zu wollen. Sie ſprach alſo den Wunſch aus, immer weiter in den Park hineinzufahren, und ließ erſt umkehren, als ſchon die Sonne nieder war und ein kühlerer Luftton den Abend ankündigte. Wirklich, es ſchlug neun, als man auf der Rückfahrt an der Garniſonkirche vorüberkam, und ehe noch das Glockenſpiel ſeinen Choral ausgeſpielt hatte, hielt der Wagen wieder vor dem „Einſiedler".

Die Fahrt hatte ſie gekräftigt und ihr ihren Mut zurückgegeben. Dazu kam eine wohlthuende Müdigkeit, und ſie ſchlief beſſer als ſeit lange. Selbſt was ſie träumte, war hell und licht.

Am andern Morgen erſchien, wie verabredet, ihre nun wieder ausgeruhte Berliner Equipage vor dem Hotel; da ſie jedoch allen Grund hatte, der Kenntnis und Umſicht ihres eigenen Kutſchers zu mißtrauen, engagierte ſie, wie zur Aushilfe, denſelben Lohndiener wieder, der ſich geſtern, aller kleinen Eigenheiten ſeines Standes unerachtet, ſo vorzüglich bewährt hatte. Das gelang ihm denn auch heute wieder. Er wußte von jedem Dorf und Luſtſchloß, an dem man vorüber kam, zu berichten, am meiſten von Marquardt, aus deſſen Parke, zu wenigſtens vorübergehendem Intereſſe der Frau von Carayon, jenes Gartenhäuschen hervorſchimmerte, darin unter Zuthun und Anleitung des Generals von Biſchofswerder, dem „dicken Könige" (wie ſich der immer konfidentieller werdende Cicerone jetzt ohne weiteres ausdrückte) die Geiſter erſchienen waren.

Eine Viertelmeile hinter Marquardt hatte man die „Wublitz“, einen von Mummeln überblühten Havelarm zu paſſieren, dann folgten Äcker und Wieſengründe, die hoch in Gras und Blumen ſtanden, und ehe noch die Mittagsſtunde heran war, war ein Brückenſteg und alsbald auch ein offenſtehendes Gitterthor erreicht, das den Paretzer Parkeingang bildete.

Frau von Carayon, die ſich ganz als Bittſtellerin empfand, ließ in dem ihr eigenen, feinen Gefühl an dieſer Stelle halten und ſtieg aus, um den Reſt des Weges zu Fuß zu machen. Es war nur eine kleine, ſonnenbeſchienene Strecke noch, aber gerade das Sonnenlicht war ihr peinlich, und ſo hielt ſie ſich denn ſeitwärts unter den Bäumen hin, um nicht vor der Zeit geſehen zu werden.

Endlich indes war ſie bis an die Sandſteinſtufen des Schloſſes heran und ſchritt ſie tapfer hinauf. Die Nähe der Gefahr hatte ihr einen Teil ihrer natürlichen Entſchloſſenheit zurückgegeben.

„Ich wünſchte den General von Köckritz zu ſprechen,“ wandte ſie ſich an einen im Veſtibül anweſenden Lakaien, der ſich gleich beim Eintritt der ſchönen Dame von ſeinem Sitz erhoben hatte.

„Wen hab ich dem Herrn General zu melden?“

„Frau von Carayon.“

Der Lakai verneigte ſich und kam mit der Antwort zurück: „Der Herr General laſſe bitten in das Vorzimmer einzutreten.“

Frau von Carayon hatte nicht lange zu warten. General von Köckritz, von dem die Sage ging, daß er außer ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu ſeinem Könige keine weitere Paſſion als eine Pfeife Tabak und einen Rubber Whiſt habe, trat ihr von ſeinem Arbeitszimmer her entgegen, entſann ſich ſofort der alten Zeit und bat ſie mit verbindlichſter Handbewegung Platz zu nehmen. Sein ganzes Weſens hatte ſo ſehr den Ausdruck des Gütigen und Vertrauenerweckenden, daß die Frage nach ſeiner Klugheit nur ſehr wenig daneben bedeutete. Namentlich für ſolche, die wie Frau von Carayon mit einem Anliegen kamen. Und das ſind bei Hofe die meiſten. Er beſtätigte durchaus die Lehre, daß eine wohlwollende Fürſtenumgebung einer geiſtreichen immer weit vorzuziehen iſt. Nur freilich ſollen dieſe fürſtlichen Privatdiener nicht auch Staatsdiener ſein und nicht mitbeſtimmen und mitregieren wollen.

General von Köckritz hatte ſich ſo geſetzt, daß ihn Frau von Carayon im Profil hatte. Sein Kopf ſteckte halb in einem überaus hohen und ſteifen Uniformkragen, aus dem nach vorn hin ein Jabot quoll, während nach hinten ein kleiner ſauber behandelter Zopf fiel. Dieſer ſchien ein eigenes Leben zu führen, und bewegte ſich leicht und mit einer gewiſſen Koketterie hin und her, auch wenn an dem Manne ſelbſt nicht die geringſte Bewegung wahrzunehmen war.

Frau von Carayon, ohne den Ernſt ihrer Lage zu vergeſſen, erheiterte ſich doch offenbar an dieſem eigentümlich neckiſchen Spiel, und erſt einmal ins Heitre gekommen, erſchien ihr das, was ihr oblag, um vieles leichter und bezwingbarer, und befähigte ſie, mit Freimut über all und jedes zu ſprechen, auch über das, was man als den „delikaten Punkt“ in ihrer oder ihrer Tochter Angelegenheit bezeichnen konnte.

Der General hatte nicht nur aufmerkſam, ſondern auch teilnahmevoll zugehört, und ſagte, als Frau von Carayon ſchwieg: „Ja, meine gnädigſte Frau, das ſind ſehr fatale Sachen, Sachen, von denen S. Majeſtät nicht zu hören liebt, weshalb ich im allgemeinen darüber zu ſchweigen pflege, wohlverſtanden ſo lange nicht Abhilfe zu ſchaffen und überhaupt nichts zu beſſern iſt. Hier aber iſt zu beſſern, und ich würde meine Pflicht verſäumen und Seiner Majeſtät einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn ich ihm einen Fall wie den Ihrigen vorenthalten oder da Sie ſelber gekommen ſind Ihre Sache vorzutragen, Sie, meine gnädigſte Frau, durch künſtlich erfundene

Schwierigkeiten an ſolchem Vortrage behindern wollte. Denn ſolche Schwierigkeiten ſind allemalen erfundene Schwierigkeiten in einem Lande wie das unſre, wo von alter Zeit her die Fürſten und Könige das Recht ihres Volkes wollen, und nicht geſonnen ſind, der Forderung eines ſolchen Rechtes bequem aus dem Wege zu gehen. Am allerwenigſten aber mein Allergnädigſter König und Herr, der ein ſtarkes Gefühl für das Ebenmäßige des Rechts und eben deshalb einen wahren Widerwillen und rechten Herzensabſcheu gegen alle diejenigen hat, die ſich, wie manche Herren Offiziers, inſonderheit aber die ſonſt ſo braven und tapfren Offiziers von Dero Regiment Gensdarmes, aus einem ſchlechten Dünkel allerlei Narretei zu permittieren geneigt ſind, und es für angemeſſen und löblich oder doch zum mindeſten für nicht unſtatthaft halten, das Glück und den Ruf Andrer ihrem Übermut und ihrer ſchlechten moralité zu opfern.“

Frau von Carayons Augen füllten ſich mit Thränen. „Que vous êtes bon, mon chèr General.“

„Nicht ich, meine teure Frau. Aber mein Allergnädigſter König und Herr, der iſt gut. Und ich denke, Sie ſollen den Beweis dieſer ſeiner Herzensgüte bald in Händen halten, trotzdem wir heut einen ſchlimmen oder ſagen wir lieber einen ſchwierigen Tag haben. Denn wie Sie vielleicht ſchon in Erfahrung gebracht haben, der König erwartet in wenig

Stunden die Königin zurück, und um nicht geſtört zu werden in der Freude des Wiederſehns, deshalb befindet er ſich hier, deshalb iſt er hierher gegangen nach Paretz. Und nun läuft ihm in dies Idyll ein Rechtsfall und eine Streitſache nach. Und eine Streitſache von ſo delikater Natur. Ja, wirklich ein Schabernack iſt es, und ein rechtes Schnippchen, das ihm die Laune der Frau Fortuna ſchlägt. Er will ſich ſeines Liebesglückes freuen (Sie wiſſen wie ſehr er die Königin liebt) und in demſelben Augenblicke faſt, der ihm ſein Liebesglück bringen ſoll, hört er eine Geſchichte von unglücklicher Liebe. Das verſtimmt ihn. Aber er iſt zu gütig, um dieſer Verſtimmung nicht Herr zu werden, und treffen wirs nur einigermaßen leidlich, ſo müſſen wir uns aus eben dieſem Zuſammentreffen auch noch einen beſonderen Vorteil zu ziehen wiſſen. Denn das eigne Glück, das er erwartet, wird ihn nur noch geneigter machen als ſonſt, das getrübte Glück andrer wieder herzuſtellen. Ich kenn ihn ganz in ſeinem Rechtsgefühl und in der Güte ſeines Herzens. Und ſo geh ich denn, meine teure Frau, Sie bei dem Könige zu melden."

Er hielt aber plötzlich wie nachdenkend inne, wandte ſich noch einmal wieder und ſetzte hinzu: „Irr ich nicht, ſo hat er ſich eben in den Park begeben. Ich kenne ſeinen Lieblingsplatz. Laſſen Sie mich alſo ſehen. In wenig Minuten bring ich Ihnen Antwort, ob er Sie hören will oder nicht. Und nun noch einmal, ſeien Sie gutes Mutes. Sie dürfen es.“

Und damit nahm er Hut und Stock, und trat durch eine kleine Seitentür unmittelbar in den Park hinaus.

In dem Empfangszimmer, in dem Frau von Carayon zurückgeblieben war, hingen allerlei Buntdruckbilder, wie ſie damals von England her in der Mode waren: Engelsköpfe von Joſua Reynolds, Landſchaften von Gainsborough, auch ein paar Nachbildungen italieniſcher Meiſterwerke, darunter eine büßende Magdalena. War es die von Correggio? Das wundervoll tiefblau getönte Tuch, das die Büßende halb verhüllte, feſſelte Frau von Carayons Aufmerkſamkeit, und ſie trat heran, um ſich über den Maler zu vergewiſſern. Aber ehe ſie noch ſeinen Namen entziffern konnte, kehrte der alte General zurück, und bat ſeinen Schützling ihm zu folgen.

Und ſo traten ſie denn in den Park, drin eine tiefe Stille herrſchte. Zwiſchen Birken und Edeltannen hin ſchlängelte ſich der Weg und führte bis an eine künſtliche, von Moos und Epheu überwachſene Felswand, in deren Front (der alte Köckritz war jetzt zurückgeblieben) der König auf einer Steinbank ſaß.

Er erhob ſich, als er die ſchöne Frau ſich nähern ſah, und trat ihr ernſt und freundlich entgegen. Frau von Carayon wollte ſich auf ein Knie niederlaſſen, der

König aber litt es nicht, nahm ſie vielmehr aufrichtend bei der Hand, und ſagte: „Frau von Carayon? Mir ſehr wohl bekannt . . Erinnre Kinderball . . ſchöne Tochter . . Damals . .“

Er ſchwieg einen Augenblick, entweder in Verlegenheit über das ihm entſchlüpfte letzte Wort, oder aber aus Mitgefühl mit der tiefen Bewegung der unglücklichen und beinah zitternd vor ihm ſtehenden Mutter, und fuhr dann fort: „Köckeritz mir eben Andeutungen gemacht . . Sehr fatal . . Aber bitte . . ſich ſetzen, meine Gnädigſte . . Mut . . Und nun ſprechen Sie.“

17. Kapitel.

Schach in Charlottenburg.

Eine Woche ſpäter hatten König und Königin Paretz wieder verlaſſen, und ſchon am Tage danach ritt Rittmeiſter von Schach in Veranlaſſung eines ihm in Schloß Wuthenow übergebenen Kabinetsſchreibens nach Charlottenburg hinaus, wohin inzwiſchen der Hof überſiedelt war. Er nahm ſeinen Weg durchs Brandenburger Thor und die große Tiergartenallee, links hinter ihm Ordonnanz Baarſch, ein mit einem ganzen Linſengericht von Sommerſproſſen überdeckter Rotkopf mit übrigens noch röterem Backenbart, auf welchen roten und etwas abſtehenden Bart hin Zieten zu verſichern pflegte, „daß man auch dieſen Baarſch an ſeinen Floſſen erkennen könne.“ Wuthenower Kind und ſeines Gutsherrn und Rittmeiſters ehemaliger Spielgefährte, war er dieſem und allem, was Schach hieß, ſelbſtverſtändlich in unbedingten Treuen ergeben.

Es war vier Uhr Nachmittags und der Verkehr nicht groß, trotzdem die Sonne ſchien und ein erquickender Wind wehte. Nur wenige Reiter begegneten ihnen, unter dieſen auch ein paar Offiziere von Schachs Regiment. Schach erwiderte ihren Gruß, paſſierte den Landwehrgraben und ritt bald danach in die breite Charlottenburger Hauptſtraße mit ihren Sommerhäuſern und Vorgärten ein.

Am türkiſchen Zelt, das ſonſt wohl ſein Ziel zu ſein pflegte, wollte ſein Pferd einbiegen; er zwang es aber weiter und hielt erſt bei dem Morelliſchen Kaffeehauſe, das ihm heute für den Gang, den er vorhatte, bequemer gelegen war. Er ſchwang ſich aus dem Sattel, gab der Ordonnanz den Zügel und ging ohne Verſäumnis auf das Schloß zu. Hier trat er nach Paſſierung eines öden und von der Juliſonne längſt verbrannten Grasvierecks erſt in ein geräumiges Treppenhaus und bald danach in einen ſchmalen Korridor ein, an deſſen Wänden in anſcheinend überlebensgroßen Porträts die glotzäugigen blauen Rieſen König Friedrich Wilhelms I. paradierten. Am Ende dieſes Ganges aber traf er einen Kammerdiener, der ihn, nach vorgängiger Meldung, in das Arbeitskabinet des Königs führte.

Dieſer ſtand an einem Pult, auf dem Karten ausgebreitet lagen, ein paar Pläne der Auſterlitzer Schlacht. Er wandte ſich ſofort, trat auf Schach zu, und ſagte: „Habe Sie rufen laſſen, lieber Schach . . Die Carayon; fatale Sache. Spiele nicht gern den Moraliſten und Splitterrichter; mir verhaßt; auch meine Verirrungen. Aber in Verirrungen nicht ſtecken bleiben; wieder gut machen. Übrigens nicht recht begreife. Schöne Frau, die Mutter; mir ſehr gefallen; kluge Frau.“

Schach verneigte ſich.

„Und die Tochter! Weiß wohl, weiß; armes Kind . . Aber enfin, müſſen ſie doch charmant gefunden haben. Und was man einmal charmant gefunden, findet man, wenn man nur will, auch wieder. Aber das iſt Ihre Sache, geht mich nichts an. Was mich angeht, das iſt die honnêteté. Die verlang ich und um dieſer honnêteté willen verlang ich Ihre Heirat mit dem Fräulein von Carayon. Oder Sie müßten denn Ihren Abſchied nehmen und den Dienſt quittieren wollen.“

Schach ſchwieg, verriet aber durch Haltung und Miene, daß ihm dies das Schmerzlichſte ſein würde.

„Nun denn bleiben alſo; ſchöner Mann; liebe das. Aber Remedur muß geſchafft werden, und bald, und gleich. Übrigens alte Familie, die Carayons, und wird Ihren Fräulein Töchtern (Pardon, lieber

Schach)) die Stiftsanwartſchaft auf Marienfließ oder Heiligengrabe nicht verderben. Abgemacht alſo. Rechne darauf, dringe darauf. Und werden wir Meldung machen."

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät."

„Und noch eines; habe mit der Königin darüber geſprochen; will Sie ſehn; Frauenlaune. Werden ſie drüben in der Orangerie treffen. . Dank Ihnen."

Schach war gnädig entlaſſen, verbeugte ſich und ging den Korridor hinunter auf das am entgegengeſetzten Flügel des Schloſſes gelegene große Glas- und Gewächshaus zu, von dem der König geſprochen hatte.

Die Königin aber war noch nicht da, vielleicht noch im Park. So trat er denn in dieſen hinaus und ſchritt auf einem Flieſengange zwiſchen einer Menge hier aufgeſtellter römiſcher Kaiſer auf und ab, von denen ihn einige faunartig anzulächeln ſchienen. Endlich ſah er die Königin von der Fährbrücke her auf ſich zukommen, eine Hofdame mit ihr, allem Anſcheine nach das jüngere Fräulein von Viereck. Er ging beiden Damen entgegen, und trat in gemeſſener Entfernung bei Seit, um die militäriſchen Honneurs zu machen. Das Hoffräulein aber blieb um einige Schritte zurück.

„Ich freue mich Sie zu ſehen, Herr von Schach. Sie kommen vom Könige."

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“

„Es iſt etwas gewagt,“ fuhr die Königin fort, „daß ich Sie habe bitten laſſen. Aber der König, der anfänglich dagegen war und mich darüber verſpottete, hat es ſchließlich geſtattet. Ich bin eben eine Frau, und es wäre hart, wenn ich mich meiner Frauenart entſchlagen müßte, nur weil ich eine Königin bin. Als Frau aber intereſſiert mich alles, was unſer Geſchlecht angeht, und was ging uns näher an als eine ſolche question d'amour.“

„Majeſtät ſind ſo gnädig.“

„Nicht gegen Sie, lieber Schach. Es iſt um des Fräuleins willen . . Der König hat mir alles erzählt, und Köckritz hat von dem Seinen hinzugethan. Es war denſelben Tag, als ich von Pyrmont wieder in Paretz eintraf, und ich kann Ihnen kaum ausſprechen, wie groß meine Teilnahme mit dem Fräulein war. Und nun wollen Sie, gerade Sie, dem lieben Kinde dieſe Teilnahme verſagen und mit dieſer Teilnahme zugleich ſein Recht. Das iſt unmöglich. Ich kenne Sie ſo lange Zeit und habe Sie jederzeit als einen Kavalier und Mann von Ehre befunden. Und dabei, denk ich, belaſſen wirs. Ich habe von den Spottbildern gehört, die publiziert worden ſind, und dieſe Bilder, ſo nehm ich an, haben Sie verwirrt und Ihnen Ihr ruhiges Urteil genommen. Ich begreife das, weiß ich doch aus allereigenſter Erfahrung, wie weh dergleichen thut und wie der giftige Pfeil uns nicht bloß in unſerem Gemüte verwundet, ſondern auch verwandelt und nicht verwandelt zum Beſſeren. Aber wie dem auch ſei, Sie mußten ſich auf ſich ſelbſt beſinnen, und damit zugleich auch auf das, was Pflicht und Ehre von Ihnen fordern.“

Schach ſchwieg.

„Und Sie werden es,“ fuhr die Königin immer lebhafter werdend fort, „und werden ſich als einen Reuigen und Bußfertigen zeigen. Es kann Ihnen nicht ſchwer werden, denn ſelbſt aus der Anklage gegen Sie, ſo verſicherte mir der König, habe noch immer ein Ton der Zuneigung geſprochen. Seien Sie deſſen gedenk, wenn Ihr Entſchluß je wieder ins Schwanken kommen ſollte, was ich nicht fürchte. Wüßt ich doch kaum etwas, was mir in dieſem Augenblicke ſo lieb wäre, wie die Schlichtung dieſes Streits und der Bund zweier Herzen, die mir für einander beſtimmt erſcheinen. Auch durch eine recht eigentliche Liebe. Denn Sie werden doch, hoff ich, nicht in Abrede ſtellen wollen, daß es ein geheimnisvoller Zug war, was Sie zu dieſem lieben und einſt ſo ſchönen Kinde hinführte. Das Gegenteil anzunehmen, widerſtreitet mir. Und nun eilen Sie heim, und machen Sie glücklich und werden Sie glücklich. Meine Wünſche begleiten Sie, Sie Beide. Sie werden ſich zurückziehen, ſo lang es die Verhältniſſe gebieten; unter allen Umſtänden aber erwart ich, daß Sie mir Ihre Familienereigniſſe melden, und den Namen Ihrer Königin als erſte Taufpatin in Ihr Wuthenower Kirchenbuch eintragen laſſen. Und nun Gott befohlen.“

Ein Gruß und eine freundliche Handbewegung begleiteten dieſe Worte; Schach aber, als er ſich kurz vor der Gartenfront noch einmal umſah, ſah, wie beide Damen in einem Seitenweg einbogen und auf eine ſchattigere, mehr der Spree zu gelegene Partie des Parkes zuſchritten.

Er ſelbſt ſaß eine Viertelſtunde ſpäter wieder im Sattel; Ordonnanz Baarſch folgte.

Die gnädigen Worte beider Majeſtäten hatten eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt; trotzdem war er nur getroffen, in nichts aber umgeſtimmt worden. Er wußte, was er dem König ſchuldig ſei: Gehorſam! Aber ſein Herz widerſtritt, und ſo galt es denn für ihn, etwas ausfindig zu machen, was Gehorſam und Ungehorſam in ſich vereinigte, was dem Befehle ſeines Königs und dem Befehle ſeiner eigenen Natur gleichmäßig entſprach. Und dafür gab es nur einen Weg. Ein Gedanke, den er ſchon in Wuthenow gefaßt hatte, kam ihm jetzt wieder und reifte raſch zum Entſchluß, und je feſter er ihn werden fühlte, deſto mehr fand er ſich in ſeine frühere gute Haltung und Ruhe zurück. „Leben,“ ſprach er vor ſich hin. „Was iſt leben? Eine Frage von Minuten, eine Differenz von heut auf morgen." Und er fühlte ſich, nach Tagen ſchweren Druckes, zum erſten Male wieder leicht und frei.

Als er, heimreitend, bis an die Wegſtelle gekommen war, wo eine alte Kaſtanienallee nach dem Kurfürſtendamm hin abzweigte, bog er in dieſe Allee ein, winkte Baarſch an ſich heran und ſagte, während er den Zügel fallen ließ und die linke Hand auf die Kruppe ſeines Pferdes ſtemmte: „Sage Baarſch, was hälſt Du eigentlich von heiraten?"

„Jott, Herr Rittmeiſter, wat ſoll ich davon halten? Mein Vater ſelig ſagte man ümmer: heiraten is gut, aber nich heiraten is noch beſſer."

„Ja, das mag er wohl geſagt haben. Aber wenn ich nun heirate, Baarſch?"

„Ach, Herr Rittmeiſter werden doch nich!"

„Ja, wer weiß . . Iſt es denn ein ſolches Malheur?"

„Jott, Herr Rittmeiſter, vor *Ihnen* grade nich, aber vor *mir* . ."

„Wie das?"

„Weil ich mit Untroſſizier Czepanski gewett't hab, es würd' *doch* nichts. Un wer verliert, muß die ganze Corporalſchaft freihalten."

„Aber woher wußtet Ihr denn davon?"

„I Jott, des munkelt ja nu all lang. Un wie nu vorige Woch ooch noch die Bilders kamen . ."

„Ah, ſo . . Nu ſage, Baarſch, wie ſteht es denn eigentlich mit der Wette? Hoch?"

„I nu, 's jeht, Herr Rittmeiſter. 'Ne Cottbuſſer un'n Kümmel. Aber vor jed' een."

„Nu, Baarſch, Du ſollſt dabei nicht zu Schaden kommen. Ich werde die Wette bezahlen."

Und danach ſchwieg er und murmelte nur noch vor ſich hin „et payer les pots cassés."

UNIV. BIB. BERLIN

18. Kapitel.

Fata Morgana.

Schach war zu guter Stunde wieder heim, und noch denſelben Abend ſchrieb er ein Billet an Frau von Carayon, in dem er in anſcheinend aufrichtigen Worten um ſeines Benehmens willen um Entſchuldigung bat. Ein Kabinetsſchreiben, das er vorgeſtern in Wuthenow empfangen habe, hab ihn heute Nachmittag nach Charlottenburg hinausgeführt, wo König und Königin ihn an das, was ſeine Pflicht ſei, gemahnt hätten. Er bedaure, ſolche Mahnung verſchuldet zu haben, finde den Schritt, den Frau von Carayon gethan, gerechtfertigt, und bäte morgen im Laufe des Vormittags ſich beiden Damen vorſtellen zu dürfen, um ihnen ſein Bedauern über dieſe neuen Verſäumniſſe perſönlich zu wiederholen.

In einer Nachſchrift, die länger als der Brief ſelbſt war, war hinzugefügt, „daß er durch eine Kriſis gegangen ſei; dieſe Kriſis aber liege jetzt hinter ihm, und er hoffe ſagen zu dürfen, ein Grund an ihm oder ſeinem Rechtsgefühle zu zweifeln, werde nicht wiederkehren. Er lebe nur noch dem einen Wunſch und Gedanken, alles was geſchehen ſei, durch Geſetzlichkeit auszugleichen. Über ein Mehr leg er ſich vorläufig Schweigen auf.“

Dies Billet, das der kleine Groom überbrachte, wurde, trotz der ſchon vorgerückten Stunde, von Frau von Carayon auf der Stelle beantwortet. Sie freue ſich, in ſeinen Zeilen einer ſo verſöhnlichen Sprache zu begegnen. Über alles, was ſeinem Briefe nach als ein nunmehr Zurückliegendes anzuſehen ſei, werd es am beſten ſein zu ſchweigen; auch ſie fühle, daß ſie ruhiger und rückſichtsvoller hätte handeln ſollen, ſie habe ſich hinreißen laſſen, und nur das Eine werd ihr vielleicht zur Entſchuldigung dienen dürfen, daß ſie von jenen hämiſchen Angriffen in Wort und Bild, die ſein Benehmen im Laufe der letzten Woche beſtimmt zu haben ſchienen, erſt ſeit zwei Tagen Kenntnis habe. Hätte ſie dieſe Kenntnis früher gehabt, ſo würde ſie vieles milder beurteilt, jedenfalls aber eine abwartende Haltung ihm und ſeinem Schweigen gegenüber eingenommen haben. Sie hoffe jetzt, daß alles wieder einklingen werde. Victoirens große Liebe (nur zu groß) und ſeine eigene Geſinnung, die, wie ſie ſich überzeugt halte, wohl ſchwanken aber nie dauernd erſchüttert werden könne, gäben ihr die Gewähr einer friedlichen und wenn ihre Bitten Erhörung fänden auch einer glücklichen Zukunft.

Am andern Vormittage wurde Schach bei Frau von Carayon gemeldet. Sie ging ihm entgegen, und das ſich ſofort entſpinnende Geſpräch verriet auf beiden Seiten weniger Verlegenheit, als nach dem Vorgefallenen hätte vorausgeſetzt werden ſollen. Und doch erklärte ſichs auch wieder. Alles was geſchehen war, ſo ſchmerzlich es hüben und drüben berührt hatte, war doch ſchließlich von jeder der beiden Parteien verſtanden worden, und wo Verſtändnis iſt, iſt auch Verzeihung oder wenigſtens die Möglichkeit einer ſolchen. Alles hatte ſich in natürlicher Konſequenz aus den Verhältniſſen heraus entwickelt, und weder die Flucht, die Schach bewerkſtelligt, noch die Klage, die Frau von Carayon an oberſter Stelle geführt hatte, hatten Übelwollen oder Gehäſſigkeit ausdrücken ſollen.

Als das Geſpräch einen Augenblick zu ſtocken begann, erſchien Victoire. Sie ſah ſehr gut aus, nicht abgehärmt, vielmehr friſcher als ſonſt. Er trat ihr entgegen, nicht kalt und ceremoniös, ſondern herzlich, und der Ausdruck einer innigen und aufrichtigen Teilnahme, womit er auf ſie ſah und ihr die Hand reichte, beſiegelte den Frieden. Es war kein Zweifel, er war ergriffen, und während Victoire vor Freude ſtrahlte, füllten Thränen das Auge der Mutter.

Es war der beſte Moment, das Eiſen zu ſchmieden. Sie bat alſo Schach, der ſich ſchon erhoben hatte, ſeinen Platz noch einmal auf einen kurzen Augenblick einnehmen zu wollen, um gemeinſchaftlich mit ihm die nötigſten Feſtſetzungen zu treffen. Was ſie zu ſagen habe, ſeien nur wenige Worte. So viel ſei gewiß, Zeit ſei verſäumt worden, und dieſe Verſäumnis wieder einzubringen, empfehle ſich wohl zunächſt. Ihre langjährige freundſchaftliche Beziehung zum alten Konſiſtorialrat Bocquet, der ſie ſelber getraut und Victoiren eingeſegnet habe, böte dazu die beſte Gelegenheit. Es werde leicht ſein, an die Stelle des herkömmlichen dreimaligen Aufgebots ein einmaliges zu ſetzen; das müſſe nächſten Sonntag geſchehen, und am Freitage der nächſten Woche — denn die Freitage, die gemeinhin für Unglückstage gölten, hätte ſie perſönlich von der durchaus entgegengeſetzten Seite kennen gelernt — werde dann die Hochzeit zu folgen haben. Und zwar in ihrer eignen Wohnung, da ſie Hochzeiten in einem Hotel oder Gaſthauſe von ganzer Seele haſſe. Was dann weiter zu geſchehen habe, das ſtehe bei dem jungen Paare; ſie ſei neugierig, ob Venedig über Wuthenow oder Wuthenow über Venedig den Sieg davon tragen werde. Die

Lagunen hätten ſie gemeinſam und die Gondel auch, und nur um Eines müſſe ſie bitten, daß der kleine Brückenſteg unterm Schilf, an dem die Gondel liege, nie zur Seufzerbrücke erhoben werde.

So ging das Geplauder, und ſo verging der Beſuch.

Am Sonntage, wie verabredet, erfolgte das Aufgebot, und der Freitag, an dem die Hochzeit ſtattfinden ſollte, rückte heran. Alles im Carayonſchen Hauſe war Aufregung, am aufgeregteſten Tante Marguerite, die jetzt täglich erſchien, und durch ihre naive Glückſeligkeit alles Unbequeme balancierte, das ſonſt unzertrennlich von ihrem Erſcheinen war.

Abends kam Schach. Er war heitrer und in ſeinem Urteile milder als ſonſt, und vermied nur in ebenſo bemerkenswerter wie zum Glück unbemerkt bleibender Weiſe von der Hochzeit und den Vorbereitungen dazu zu ſprechen. Wurd er gefragt, ob er dies oder jenes wünſche, ſo bat er mit einer Art von Empreſſement, „ganz nach eigenem Dafürhalten verfahren zu wollen; er kenne den Takt und guten Geſchmack der Damen und wiſſe, daß ohne ſein Raten und Zuthun alles am beſten entſchieden werden würde; wenn ihm dabei manches dunkel und geheimnisvoll bleibe, ſo ſei dies ein Vorteil mehr für ihn, hab er doch von Jugend auf eine Neigung gehabt, ſich überraſchen zu laſſen.“

Unter ſolchen Ausflüchten entzog er ſich jedem Geplauder, das, wie Tante Marguerite ſich ausdrückte, „den Ehrentag en vue hatte," war aber um ſo plauderhafter, wenn das Geſpräch auf die Reiſetage nach der Hochzeit hinüberlenkte. Denn Venedig, aller halben Widerrede der Frau von Carayon zum Trotz, hatte doch ſchließlich über Wuthenow geſiegt, und Schach, wenn die Rede darauf kam, hing mit einer ihm ſonſt völlig fremden Phantaſtik allen erdenklichen Reiſeplänen und Reiſebildern nach. Er wollte nach Sizilien hinüber und die Sireneninſeln paſſieren, „ob frei oder an den Maſt gebunden, überlaß er Victoiren und ihrem Vertrauen." Und dann wollten ſie nach Malta. Nicht um Maltas willen, o nein. Aber auf dem Wege dahin, ſei die Stelle, wo der geheimnisvolle ſchwarze Weltteil in Luftbildern und Spiegelungen ein allererſtes Mal zu dem in Nebel und Schnee gebornen Hyperboreer ſpräche. Das ſei die Stelle, wo die bilderreiche Fee wohne, die ſtumme Sirene, die mit dem Zauber ihrer Farbe faſt noch verführeriſcher locke als die ſingende. Beſtändig wechſelnd ſeien die Szenen und Geſtalten ihrer Laterna magica, und während eben noch ein ermüdeter Zug über den gelben Sand ziehe, dehne ſichs plötzlich wie grüne Triften und unter der ſchattengebenden Palme ſäße die Schaar der Männer, die Köpfe gebeugt und alle Pfeifen in Brand, und ſchwarz und braune Mädchen, ihre Flechten gelöſt und wie zum Tanze geſchürzt, erhüben die Becken und ſchlügen das Tambourin. Und mitunter ſeis, als lach es. Und dann ſchwieg es und ſchwänd es wieder. Und dieſe Spiegelung aus der geheimnisvollen Ferne, das ſei das Ziel!

Und Victoire jubelte, hingeriſſen von der Lebhaftigkeit ſeiner Schilderung.

Aber im ſelben Augenblick überkam es ſie bang und düſter, und in ihrer Seele rief eine Stimme: Fata Morgana.

* * *

19. Kapitel.

Die Hochzeit.

Die Trauung hatte ſtattgefunden und um die vierte Stunde verſammelten ſich die zur Hochzeit Geladenen in dem nach dem Hofe hinaus gelegenen großen Eſſaale, der für gewöhnlich als ein bloßes unbequemes Anhängſel der Carayonſchen Wohnung angeſehen und ſeit einer ganzen Reihe von Jahren heute zum erſtenmale wieder in Gebrauch genommen wurde. Dies erſchien thunlich, trotzdem die Zahl der Gäſte keine große war. Der alte Konſiſtorialrat Bocquet hatte ſich bewegen laſſen, dem Mahle mit beizuwohnen, und ſaß, dem Brautpaare gegenüber, neben der Frau von Carayon; unter den anderweit Geladenen aber waren, außer dem Tantchen und einigen alten Freunden aus der Generalfinanzpächterzeit her, in erſter Reihe Noſtitz, Alvensleben und Sander zu nennen. Auf letzteren hatte Schach, aller ſonſtigen, auch bei Feſtſtellung der Einladungsliſte beobachteten Indifferenz unerachtet, mit beſonderem Nachdruck beſtanden, weil ihm inzwiſchen das rückſichtsvolle Benehmen desſelben bei Gelegenheit des Verlagsantrages der drei Bilder bekannt geworden war, ein Benehmen, das er um ſo höher anſchlug, als er es von *dieſer* Seite her nicht erwartet hatte. Bülow, Schachs alter Gegner, war nicht mehr in Berlin, und hätte wohl auch gefehlt, wenn er noch dageweſen wäre.

Die Tafelſtimmung verharrte bis zum erſten Trinkſpruch in der herkömmlichen Feierlichkeit; als indeſſen der alte Konſiſtorialrat geſprochen und in einem dreigeteilten und als „hiſtoriſcher Rückblick“ zu bezeichnenden Toaſt, erſt des großväterlichen Generalfinanzpächterhauſes, dann der Trauung der Frau von Carayon und drittens (und zwar unter Citierung des ihr mit auf den Lebensweg gegebenen Bibelſpruches) der Konfirmation Victoirens gedacht, endlich aber mit einem halb ehrbaren, halb ſcherzhaften Hinweis auf den „egyptiſchen Wundervogel, in deſſen verheißungsvolle Nähe man ſich begeben wolle“ geſchloſſen hatte, war das Zeichen zu einer Wandlung der Stimmung gegeben. Alles gab ſich einer ungezwungenen Heiterkeit hin, an der ſogar Victoire teilnahm, und nicht zum wenigſten, als ſich ſchließlich auch das zu Ehren des Tages in einem grasgrünen Seidenkleid und einem hohen Schildpattkamme erſchienene Tantchen erhob, um einen zweiten Toaſt auf das Brautpaar auszubringen. Ihr verſchämtes Klopfen mit dem Deſſertmeſſer an die Waſſerkaraffe war eine Zeitlang unbemerkt geblieben, und kam erſt zur Geltung, als Frau von Carayon erklärte: Tante Marguerite wünſche zu ſprechen.

Dieſe verneigte ſich denn auch zum Zeichen der Zuſtimmung, und begann ihre Rede mit viel mehr Selbſtbewußtſein, als man nach ihrer anfänglichen Schüchternheit erwarten durfte. „Der Herr Konſiſtorialrat hat ſo ſchön und ſo lange geſprochen, und ich ähnle nur dem Weibe Ruth, das über dem Felde geht und Ähren ſammelt, was auch der Text war, worüber am letzten Sonntag in der kleinen Melonenkürche gepredigt wurde, die wieder ſehr leer war, ich glaube nicht mehr als ölf oder zwölf. Aber als Tante der lieben Braut, in welcher Beziehung ich wohl die älteſte bin, erheb ich dieſes Glas, um noch einmal auf dem Wohle des jungen Paares zu trinken.“

Und danach ſetzte ſie ſich wieder, um die Huldigungen der Geſellſchaft entgegenzunehmen. Schach verſuchte der alten Dame die Hand zu küſſen, was ſie jedoch wehrte, wogegen ſie Victoirens Umarmung mit allerlei kleinen Liebkoſungen und zugleich mit der

Verſicherung erwiderte: „ſie hab es alles vorher gewußt, von dem Nachmittag an, wo ſie die Fahrt nach Tempelhof und den Gang nach der Kürche gemacht hätten. Denn ſie hab es wohl geſehen, daß Victoire neben dem großen für die Mama beſtimmten Veilchenſtrauß auch noch einen kleinen Strauß in der Hand gehalten hätte, den habe ſie dem lieben Bräutigam, dem Herrn von Schach, in der Kürchenthüre präſentieren wollen. Aber als er dann gekommen ſei, habe ſie das kleine Bouquet wieder weggeworfen, und es ſei dicht neben der Thür auf ein Kindergrab gefallen, was immer etwas bedeute, und auch diesmal etwas bedeutet habe. Denn ſo ſehr ſie gegen dem Aberglauben ſei, ſo glaube ſie doch an Sympathie, natürlich bei abnehmendem Mond. Und der ganze Nachmittag ſtehe noch ſo deutlich vor ihr, als wär es geſtern geweſen, und wenn manche ſo thäten, als wiſſe man nichts, ſo hätte man doch auch ſeine zwei geſunden Augen, und wiſſe recht gut wo die beſten Kürſchen hingen.“ In dieſen Satz vertiefte ſie ſich immer mehr, ohne daß die Bedeutung desſelben dadurch klarer geworden wäre.

Nach Tante Margueritens Toaſt löſte ſich die Tafelreihe; jeder verließ ſeinen Platz, um abwechſelnd hier oder dort eine Gaſtrolle geben zu können, und als bald danach auch die großen Joſtyſchen Deviſenbonbons umhergereicht und allerlei Sprüche wie beiſpielsweiſe „Liebe, wunderbare Fee, Selbſt dein Wehe thut nicht weh“, aller kleinen und undeutlichen Schrift unerachtet, entziffert und verleſen worden waren, erhob man ſich von der Tafel. Alvensleben führte Frau von Carayon, Sander Tante Marguerite, bei welcher Gelegenheit, und zwar über das Ruth-Thema, von Seiten Sanders allerlei kleine Neckereien verübt wurden, Neckereien, die der Tante ſo ſehr gefielen, daß ſie Victoiren, als der Kaffee ſerviert wurde, zuflüſterte: „Charmanter Herr. Und ſo galant. Und ſo bedeutungsvoll.“

Schach ſprach viel mit Sander, erkundigte ſich nach Bülow, „der ihm zwar nie ſympathiſch, aber trotz all ſeiner Schrullen immer ein Gegenſtand des Intereſſes geweſen ſei“ und bat Sander, ihm, bei ſich darbietender Gelegenheit, dies ausdrücken zu wollen. In allem was er ſagte, ſprach ſich Freundlichkeit und ein Hang nach Verſöhnung aus.

In dieſem Hange nach Verſöhnung ſtand er aber nicht allein da, ſondern begegnete ſich darin mit Frau von Carayon. Als ihm dieſe perſönlich eine zweite Taſſe präſentierte, ſagte ſie, während er den Zucker aus der Schale nahm: „Auf ein Wort, lieber Schach. Aber im Nebenzimmer.“

Und ſie ging ihm dahin vorauf.

„Lieber Schach,“ begann ſie, hier auf einem großgeblümten Kanapee Platz nehmend, von dem aus beide mit Hilfe der offenſtehenden Flügelthür einen Blick auf das Eckzimmer hin frei hatten, „es ſind dies unſere letzten Minuten, und ich möchte mir, ehe wir Abſchied von einander nehmen, noch manches von der Seele herunterſprechen. Ich will nicht mit meinem Alter kokettieren, aber ein Jahr iſt eine lange Zeit, und wer weiß, ob wir uns wiederſehen. Über Victoire kein Wort. Sie wird Ihnen keine trübe Stunde machen; ſie liebt Sie zu ſehr, um es zu können oder zu wollen. Und Sie, lieber Schach, werden ſich dieſer Liebe würdig zeigen. Sie werden ihr nicht wehe thun, dieſem ſüßen Geſchöpf, das nur Demut und Hingebung iſt. Es iſt unmöglich. Und ſo verlang ich denn kein Verſprechen von Ihnen. Ich weiß im Voraus, ich hab es.“

Schach ſah vor ſich hin, als Frau von Carayon dieſe Worte ſprach, und tröpfelte, während er die Taſſe mit der Linken hielt, den Kaffee langſam aus dem zierlichen kleinen Löffel.

„Ich habe ſeit unſrer Verſöhnung,“ fuhr ſie fort, „mein Vertrauen wieder. Aber dies Vertrauen, wie mein Brief Ihnen ſchon ausſprach, war in Tagen, die nun glücklicherweiſe hinter uns liegen, um vieles mehr als ich es für möglich gehalten hätte, von mir gewichen, und in dieſen Tagen hab ich harte Worte gegen Sie gebraucht, harte Worte, wenn ich mit Victoiren ſprach, und noch härtere, wenn ich mit mir allein war. Ich habe Sie kleinlich und hochmütig, eitel und beſtimmbar geſcholten, und habe Sie, was das Schlimmſte war, der Undankbarkeit und der lâcheté geziehen. All das beklag ich jetzt, und ſchäme mich einer Stimmung, die mich unſre Vergangenheit ſo vergeſſen laſſen konnte."

Sie ſchwieg einen Augenblick. Aber als Schach antworten wollte, litt ſies nicht und ſagte: „Nur ein Wort noch. Alles was ich in jenen Tagen geſagt und gedacht habe, bedrückte mich, und verlangte nach dieſer Beichte. Nun erſt iſt alles wieder klar zwiſchen uns, und ich kann Ihnen wieder frei ins Auge ſehen. Aber nun genug. Kommen Sie. Man wird uns ohnehin ſchon vermißt haben."

Und ſie nahm ſeinen Arm und ſcherzte: „Nicht wahr? On revient toujours à ses premiers amours. Und ein Glück, daß ich es Ihnen lachend ausſprechen kann, und in einem Momente reiner und ganzer Freude."

Victoire trat Schach und ihrer Mama von dem Eckzimmer her entgegen, und ſagte: „Nun, was war es?"

„Eine Liebeserklärung."

„Ich dacht es. Und ein Glück, Schach, daß wir morgen reiſen. Nicht wahr? Ich möchte der Welt um keinen Preis das Bild einer eiferſüchtigen Tochter geben."

Und Mutter und Tochter nahmen auf dem Sofa Platz, wo ſich Alvensleben und Noſtitz ihnen geſellten.

In dieſem Augenblick wurde Schach der Wagen gemeldet, und es war als ob er ſich bei dieſer Meldung verfärbe. Frau von Carayon ſah es auch. Er ſammelte ſich aber raſch wieder, empfahl ſich, und trat in den Korridor hinaus, wo der kleine Groom mit Mantel und Hut auf ihn wartete. Victoire war ihm bis an die Treppe hinaus gefolgt, auf der noch vom Hof her ein halber Tagesſchein flimmerte,

„Bis auf morgen,“ ſagte Schach, und trennte ſich raſch und ging.

Aber Victoire beugte ſich weit über das Geländer vor und wiederholte leiſe: „Bis auf morgen. Hörſt Du? . Wo ſind wir morgen?“

Und ſiehe, der ſüße Klang ihrer Stimme verfehlte ſeines Eindrucks nicht, auch in dieſem Augenblicke nicht. Er ſprang die Stufen wieder hinauf, umarmte ſie, wie wenn er Abſchied nehmen wolle für immer, und küßte ſie.

„Auf Wiederſehn, Mirabelle.“

Und nachhorchend hörte ſie noch ſeinen Schritt auf dem Flur. Dann fiel die Hausthür ins Schloß, und der Wagen rollte die Straße hinunter.

Auf dem Bocke ſaßen Ordonnanz Baarſch und der Groom, von denen jener ſichs eigens ausbedungen hatte, ſeinen Rittmeiſter und Gutsherrn an dieſem ſeinem

Ehrentage fahren zu dürfen. Was denn auch ohne weiteres bewilligt worden war. Als der Wagen aus der Behren- in die Wilhelmsſtraße einbog, gab es einen Ruck oder Schlag, ohne daß ein Stoß von unten her verſpürt worden wäre.

„Damm," ſagte der Groom. „What's that?"

„Wat et is? Wat ſoll et ſind, Kleener? En Steen is et; en doter Feldwebel."

„Oh no, Baarſch. Nich stone. 't was something . . dear me . . like shooting."

„Schuting? Na nu."

„Yes; pistol-shooting . ."

Aber der Satz kam nicht mehr zu Ende, denn der Wagen hielt vor Schachs Wohnung, und der Groom ſprang in Angſt und Eile vom Bock, um ſeinem Herrn beim Ausſteigen behilflich zu ſein. Er öffnete den Wagenſchlag, ein dichter Qualm ſchlug ihm entgegen, und Schach ſaß aufrecht in der Ecke, nur wenig zurückgelehnt. Auf dem Teppich zu ſeinen Füßen lag das Piſtol. Entſetzt warf der Kleine den Schlag wieder ins Schloß und jammerte: „Heavens, he is dead."

Die Wirtsleute wurden alarmiert, und ſo trugen ſie den Toten in ſeine Wohnung hinauf.

Baarſch fluchte und flennte, und ſchob alles auf die „Menſchheit", weil ers aufs Heiraten zu ſchieben nicht den Mut hatte. Denn er war eine diplomatiſche Natur wie alle Bauern.

20. Kapitel.

Bülow an Sander.

Königsberg, 14. Sept. 1806. „. . . Sie ſchreiben mir, lieber Sander, auch von Schach. Das rein Thatſächliche wußt ich ſchon, die Königsberger Zeitung hatte der Sache kurz erwähnt, aber erſt Ihrem Briefe verdank ich die Aufklärung, ſo weit ſie gegeben werden kann. Sie kennen meine Neigung (und dieſer folg ich auch heut), aus dem Einzelnen aufs Ganze zu ſchließen, aber freilich auch umgekehrt aus dem Ganzen aufs Einzelne, was mit dem Generaliſieren zuſammenhängt. Es mag das ſein Mißliches haben und mich oft zu weit führen. Indeſſen wenn jemals eine Berechtigung dazu vorlag, ſo hier, und ſpeziell *Sie* werden es begreiflich finden, daß mich dieſer Schach-Fall, der nur ein Symptom iſt, um eben ſeiner ſymptomatiſchen Bedeutung willen aufs ernſteſte beſchäftigt. Er iſt durchaus Zeiterſcheinung, aber wohlverſtanden mit lokaler Begrenzung, ein in ſeinen Urſachen ganz abnormer Fall, der ſich in dieſer Art und Weiſe nur in Seiner Königlichen Majeſtät von Preußen Haupt- und Reſidenzſtadt, oder, wenn über dieſe hinaus, immer nur in den Reihen unſrer nachgeborenen fridericianiſchen Armee zutragen konnte, einer Armee, die ſtatt der Ehre nur noch den Dünkel, und ſtatt der Seele nur noch ein Uhrwerk hat — ein Uhrwerk, das bald genug abgelaufen ſein wird. Der große König hat dieſen ſchlimmen Zuſtand der Dinge vorbereitet, aber daß er ſo ſchlimm werden konnte, dazu mußten ſich die großen Königsaugen erſt ſchließen, vor denen bekanntermaßen jeder mehr erbangte, als vor Schlacht und Tot.

Ich habe lange genug dieſer Armee angehört, um zu wiſſen, ‚daß Ehre‘ das dritte Wort in ihr iſt; eine Tänzerin iſt charmant ‚auf Ehre‘, eine Schimmelſtute magnifique ‚auf Ehre‘, ja, mir ſind Wucherer empfohlen und vorgeſtellt worden, die ſüperb ‚auf Ehre‘ waren. Und dies beſtändige Sprechen von Ehre, von einer falſchen Ehre, hat die Begriffe verwirrt und die richtige Ehre tot gemacht.

All das ſpiegelt ſich auch in dieſem Schach-Fall, in Schach ſelbſt, der, all ſeiner Fehler unerachtet, immer noch einer der beſten war.

Wie lag es denn? Ein Offizier verkehrt in einem adligen Hauſe; die Mutter gefällt ihm, und an einem ſchönen Maitage gefällt ihm auch die Tochter, vielleicht, oder ſagen wir lieber ſehr wahrſcheinlich, weil ihm Prinz Louis eine halbe Woche vorher einen Vortrag über „beauté du diable“ gehalten hat. Aber gleichviel, ſie gefällt ihm, und die Natur zieht ihre Konſequenzen. Was, unter ſo gegebenen Verhältniſſen, wäre nun wohl einfacher und natürlicher geweſen, als Ausgleich durch einen Eheſchluß, durch eine Verbindung, die weder gegen den äußeren Vorteil, noch gegen irgend ein Vorurteil verſtoßen hätte. Was aber geſchieht? Er flieht nach Wuthenow, einfach weil das holde Geſchöpf, um das ſichs handelt, ein paar Grübchen mehr in der Wange hat, als gerade modiſch oder herkömmlich iſt, und weil dieſe „paar Grübchen zuviel“ unſren glatten und wie mit Schachtelhalm polierten Schach auf vier Wochen in eine von ſeinen Feinden bewitzelte Stellung hätten bringen können. Er flieht alſo, ſag ich, löſt ſich feige von Pflicht und Wort, und als ihn ſchließlich, um ihn ſelber ſprechen zu laſſen, „ſein „Allergnädigſter König und Herr“ an Pflicht und Wort erinnert und ſtrikten Gehorſam fordert, da gehorcht er, aber nur, um im Momente des Gehorchens den Gehorſam in einer allerbrüskeſten Weiſe zu brechen. Er kann nun mal Zietens ſpöttiſchen Blick nicht ertragen, noch viel weniger einen neuen

Anſturm von Karrikaturen, und in Angſt geſetzt durch einen Schatten, eine Erbſenblaſe, greift er zu dem alten Auskunftsmittel der Verzweifelten: un peu de poudre.

Da haben Sie das Weſen der falſchen Ehre. Sie macht uns abhängig von dem Schwankendſten und Willkürlichſten, was es giebt, von dem auf Triebſand aufgebauten Urteile der Geſellſchaft, und veranlaßt uns, die heiligſten Gebote, die ſchönſten und natürlichſten Regungen eben dieſem Geſellſchaftsgötzen zum Opfer zu bringen. Und dieſem Kultus einer falſchen Ehre, die nichts iſt als Eitelkeit und Verſchrobenheit, iſt denn auch Schach erlegen, und Größeres als er wird folgen. Erinnern Sie ſich dieſer Worte. Wir haben wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand geſteckt, um nicht zu hören und nicht zu ſehen. Aber dieſe Straußenvorſicht hat noch nie gerettet. Als es mit der Mingdynaſtie zur Neige ging und die ſiegreichen Mandſchuheere ſchon in die Palaſtgärten von Peking eingedrungen waren, erſchienen immer noch Boten und Abgeſandte, die dem Kaiſer von Siegen und wieder Siegen meldeten, weil es gegen ‚den Ton‘ der guten Geſellſchaft und des Hofes war, von Niederlagen zu ſprechen. O, dieſer gute Ton! Eine Stunde ſpäter war ein Reich zertrümmert und ein Thron geſtürzt. Und warum? weil alles Geſchraubte zur Lüge führt und alle Lüge zum Tod.

Entſinnen Sie ſich des Abends in Frau von

Carayons Salon, wo bei dem Thema ‚Hannibal ante portas‘ Ähnliches über meine Lippen kam? Schach tadelte mich damals als unpatriotiſch. Unpatriotiſch! Die Warner ſind noch immer bei dieſem Namen genannt worden. Und nun! Was ich damals als etwas blos Wahrſcheinliches vor Augen hatte, jetzt iſt es thatſächlich da. Der Krieg iſt erklärt. Und was das bedeutet, ſteht in aller Deutlichkeit vor meiner Seele. Wir werden an derſelben Welt des Scheins zugrunde gehn, an der Schach zugrunde gegangen iſt. Ihr Bülow.

Nachſchrift. Dohna (früher bei der Garde du Corps), mit dem ich eben über die Schachſche Sache geſprochen habe, hat eine Lesart, die mich an frühere Noſtitzſche Mitteilungen erinnerte. Schach habe die Mutter geliebt, was ihn, in einer Ehe mit der Tochter, in ſeltſam peinliche Herzenskonflikte geführt haben würde. Schreiben Sie mir doch darüber. Ich perſönlich find es pikant, aber nicht zutreffend. Schachs Eitelkeit hat ihn zeitlebens bei voller Herzenskühle gehalten, und ſeine Vorſtellungen von Ehre (hier ausnahmsweiſe die richtige) würden ihn außerdem, wenn er die Ehe mit der Tochter wirklich geſchloſſen hätte, vor jedem faux pas geſichert haben. B.

21. Kapitel.

Victoire von Schach an Liſette von Perbandt.

Rom, 18. Auguſt 1807. Ma chère Lisette. Daß ich Dir ſagen könnte, wie gerührt ich war über ſo liebe Zeilen! Aus dem Elend des Krieges, aus Kränkungen und Verluſten heraus, haſt Du mich mit Zeichen alter, unveränderter Freundſchaft überſchüttet und mir meine Verſäumniſſe nicht zum Üblen gedeutet.

Mama wollte mehr als einmal ſchreiben, aber ich ſelber bat ſie, damit zu warten.

Ach, meine teure Liſette, Du nimmſt Teil an meinem Schickſal, und glaubſt der Zeitpunkt ſei nun da, mich gegen Dich auszuſprechen. Und Du haſt Recht. Ich will es thun, ſo gut ichs kann.

„Wie ſich das alles erklärt?“ fragſt Du und ſetzeſt hinzu: „Du ſtündeſt vor einem Rätſel, das ſich Dir nicht löſen wolle.“ Meine liebe Liſette, wie löſen ſich die Rätſel? Nie. Ein Reſt von Dunklem und Unaufgeklärtem bleibt, und in die letzten und geheimſten Triebfedern andrer oder auch nur unſrer eignen Handlungsweiſe hineinzublicken, iſt uns verſagt. Er ſei, ſo verſichern die Leute, der ſchöne Schach geweſen, und ich, das Mindeſte zu ſagen, die nicht-ſchöne Victoire, — das habe den Spott herausgefordert, und dieſem Spotte Trotz zu bieten, dazu hab er nicht die Kraft gehabt. Und ſo ſei er denn aus Furcht vor dem Leben in den Tod gegangen.

So ſagt die Welt, und in vielem wird es zutreffen. Schrieb er mir doch ähnliches und verklagte ſich darüber. Aber wie die Welt ſtrenger geweſen iſt, als nötig, ſo vielleicht auch er ſelbſt. Ich ſeh es in einem andern Licht. Er wußte ſehr wohl, daß aller Spott der Welt ſchließlich erlahmt und erliſcht, und war im Übrigen auch Manns genug, dieſen Spott zu bekämpfen, im Fall er nicht erlahmen und nicht erlöſchen wollte. Nein, er fürchtete ſich nicht vor dieſem Kampf, oder wenigſtens nicht ſo, wie vermutet wird; aber eine kluge Stimme, die die Stimme ſeiner eigenſten und innerſten Natur war, rief ihm beſtändig zu, daß er dieſen Kampf umſonſt kämpfen, und daß er, wenn auch ſiegreich gegen die Welt, nicht ſiegreich gegen ſich ſelber ſein würde. Das war es. Er gehörte durchaus, und mehr als irgendwer, den ich kennen gelernt habe, zu den Männern, die nicht für die Ehe geſchaffen ſind. Ich erzählte Dir ſchon, bei früherer Gelegenheit, von einem Ausfluge nach Tempelhof, der überhaupt in mehr als einer Beziehung einen Wendepunkt für uns bedeutete. Heimkehrend aus der Kirche, ſprachen wir über Ordensritter und Ordensregeln, und der ungeſucht ernſte Ton, mit dem er, trotz meiner Neckereien, den Gegenſtand behandelte, zeigte mir deutlich, welchen Idealen er nachhing. Und unter dieſen Idealen — all ſeiner Liaiſons unerachtet, oder vielleicht auch um dieſer Liaiſons willen — war ſicherlich nicht die Ehe. Noch jetzt darf ich Dir verſichern, und die Sehnſucht meines Herzens ändert nichts an dieſer Erkenntnis, daß es mir ſchwer, ja faſt unmöglich iſt, ihn mir au sein de sa famille vorzuſtellen. Ein Kardinal (ich ſeh ihrer hier täglich) läßt ſich eben nicht als Ehemann denken. Und Schach auch nicht.

Da haſt Du mein Bekenntnis, und ähnliches muß er ſelber gedacht und empfunden haben, wenn er auch freilich in ſeinem Abſchiedsbriefe darüber ſchwieg. Er war ſeiner ganzen Natur nach auf Repräſentation und Geltendmachung einer gewiſſen Grandezza geſtellt, auf mehr äußerliche Dinge, woraus Du ſehen magſt, daß ich ihn nicht überſchätze. Wirklich, wenn ich ihn in ſeinen Fehden mit Bülow immer wieder und wieder unterliegen ſah, ſo fühlt ich nur zu deutlich, daß er weder ein Mann von hervorragender geiſtiger Bedeutung, noch von ſuperiorem Charakter ſei; zugegeben das alles; und doch war er andererſeits durchaus befähigt, innerhalb enggezogener Kreiſe zu glänzen und zu herrſchen. Er war wie dazu beſtimmt, der Halbgott eines prinzlichen Hofes zu ſein, und würde dieſe Beſtimmung, Du darfſt darüber nicht lachen, nicht bloß zu ſeiner perſönlichen Freude, ſondern auch zum Glück und Segen andrer, ja vieler anderer, erfüllt haben. Denn er war ein guter Menſch, und auch klug genug, um immer das Gute zu wollen. An dieſer Laufbahn als ein prinzlicher Liebling und Plenipotentiaire, hätt ich ihn verhindert, ja, hätt ihn, bei meinen anſpruchsloſen Gewohnheiten, aus all und jeder Karrière herausgeriſſen und ihn nach Wuthenow hingezwungen, um mit mir ein Spargelbeet anzulegen oder der Kluckhenne die Küchelchen wegzunehmen. Davor erſchrak er. Er ſah ein kleines und beſchränktes Leben vor ſich, und war, ich will nicht ſagen auf ein großes geſtellt, aber doch auf ein ſolches, das ihm als groß erſchien.

Über meine Nichtſchönheit wär er hinweggekommen. Ich hab' ihm, ich zögre faſt es niederzuſchreiben, nicht eigentlich mißfallen, und vielleicht hat er mich wirklich geliebt. Befrag ich ſeine letzten, an mich gerichteten Zeilen, ſo wär es in Wahrheit ſo. Doch ich mißtraue dieſem ſüßen Wort. Denn er war voll Weichheit und Mitgefühl, und alles Weh, was er mir bereitet hat, durch ſein Leben und ſein Sterben, er wollt es ausgleichen, ſo weit es auszugleichen war.

Alles Weh! Ach wie ſo fremd und ſtrafend mich dieſes Wort anſieht! Nein, meine liebe Liſette, nichts von Weh. Ich hatte früh reſigniert, und vermeinte kein Anrecht an jenes Schönſte zu haben, was das Leben hat. Und nun hab ich es gehabt. Liebe. Wie mich das erhebt und durchzittert, und alles Weh in Wonne verkehrt. Da liegt das Kind und ſchlägt eben die blauen Augen auf. Seine Augen. Nein, Liſette, viel Schweres iſt mir auferlegt worden, aber es federt leicht in die Luft, gewogen neben meinem Glück.

Das Kleine, Dein Pathchen, war krank bis auf den Tod, und nur durch ein Wunder iſt es mir erhalten geblieben.

Und davon muß ich Dir erzählen.

Als der Arzt nicht mehr Hilfe wußte, ging ich mit unſerer Wirtin (einer ächten alten Römerin in ihrem Stolz und ihrer Herzensgüte) nach der Kirche Araceli hinauf, einem neben dem Kapitol gelegenen alten Rundbogenbau, wo ſie den ‚Bambino,‘ das Chriſtkind, aufbewahren, eine hölzerne Wickelpuppe mit großen Glasaugen und einem ganzen Diadem von Ringen, wie ſie dem Chriſtkind, um ſeiner geſpendeten Hilfe willen, von unzähligen Müttern verehrt worden ſind. Ich bracht ihm einen Ring mit, noch eh ich ſeiner Fürſprache ſicher war, und dieſes Zutrauen muß den Bambino gerührt haben. Denn ſieh, er half. Eine Kriſis kam unmittelbar, und der Dottore verkündigte ſein ‚va bene'; die Wirtin aber lächelte, wie wenn ſie ſelber das Wunder verrichtet hätte.

Und dabei kommt mir die Frage, was wohl Tante Marguerite, wenn ſie davon hörte, zu all dem ‚Aberglauben' ſagen würde? Sie würde mich vor der ‚alten Kürche' warnen, und mit mehr Grund, als ſie weiß.

Denn nicht nur alt iſt Araceli, ſondern auch troſtreich und labevoll, und kühl und ſchön.

Sein Schönſtes aber iſt ſein Name, der ‚Altar des Himmels' bedeutet. Und auf dieſem Altar ſteigt tagtäglich das Opfer meines Dankes auf."

Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig

Graf Petöfy.

Roman

von

Theodor Fontane.

Erſter Band.

⁂

F1929.76

Dresden.

Verlag von F. W. Steffens.

[1884]

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Alle Rechte vorbehalten.

Dresden.
Druck von Fr. Tittel Nachfolger (Kerzſch & Kanath).

Graf Petöfy.

Erſtes Kapitel.

In einer der Querſtraßen, die vom „Graben“ her auf den Joſephsplatz und die Auguſtinerſtraße zu führen, ſtand das in den Prinz Eugen-Tagen erbaute Stadthaus der Grafen von Petöfy mit ſeinem Doppeldach und ſeinen zwei vorſpringenden Flügeln. Ein altmodiſches Hochparterre, dazwiſchen ein Hof und ein etwas vernachläſſigtes, den ganzen Bau nach vornhin abſchließendes Eiſengitter. Ging man an einem dunklen Tage hart an dieſem Eiſengitter vorüber und ſah durch ſeine roſtigen Stäbe hin auf den mit Kies beſtreuten Vorhof, ſo gewann man den Eindruck, daß hier Alles längſt todt und ausgeſtorben ſei; trat man aber umgekehrt auf das Trottoir der andern Straßenſeite hinüber, ſo bemerkte man an allerlei kleinen Zeichen und nicht zum wenigſten an einem gedämpften Lichtſchimmer, der Abends durch die nicht ganz zugezogenen Gardinen fiel, daß wenn nicht der ganze Bau, ſo doch die zwei vorſpringenden Flügel deſſelben bewohnt ſein mußten.

Und ſo war es auch.

Die beiden letzten Petöſy's, Graf Adam und ſeine Schweſter Judith, eine ſeit vielen Jahren verwittwete Gräfin von Gundolskirchen, bewohnten das Palais in getrennter Wirthſchaftsführung und benutzten in Gemeinſchaftlichkeit nur die dem Corps de Logis angehörigen Repräſentationsräume.

Die „Geſellſchaft", die ſich in dieſen Räumen zu verſammeln pflegte, war, je nachdem der Bruder oder die Schweſter „invitirt" hatte, von ſehr verſchiedenem Gepräge.

Beide Geſchwiſter gefielen ſich nämlich in einem ausgeſprochenen Protegiren, aber während die Protektion des Grafen der Kunſt galt, galt die der Gräfin der Kirche, weßhalb es weder ausbleiben noch überraſchen konnte, daß ſich in denſelben Empfangsräumen eine ſehr verſchiedene Geſellſchaftselite: die Wolter und der Kardinal von Schwarzenberg, abwechſelnd bewegte. Nur ſelten, daß man eine Vereinigung beider Elemente wagte.

Graf und Gräfin waren jeder zu ſeinem Theil ebenſo voll Hingebung wie voll Wohlwollen, und doch hätt' es keiner allzu ſcharfen Beobachtung bedurft, um wahrzunehmen, daß die Protektion, in der ſie ſich ergingen, etwas von einer noblen Paſſion an ſich trug. Sie fühlten eine gewiſſe Leere, wollten ſie ſtandesmäßig ausfüllen und trafen darnach unter dem, was ihnen zur Hand war, ihre Wahl.

Aber dieſer Entſtehung ihrer Paſſion waren ſich Beide ſeit lange nicht mehr bewußt und ſtanden vielmehr in Aufrichtigkeit und gutem Glauben jeder an ſeinem Platz.

Zweites Kapitel

Es war Ende Januar, einer jener unfreundlichen Tage, wo der Himmel nicht weiß, ob er nebeln oder nieſeln ſoll. Grau zogen die Wolken über die Dächer hin, und die ſtille Straße, darin das Petöfy'ſche Palais gelegen war, war noch ſtiller als gewöhnlich. Aber vor dem Palais ſelber herrſchte Leben, und nicht nur Azaleen, Rhododendren und andere hohe Topfgewächſe, ſondern auch allerlei Käſten und Futterale mit Muſikinſtrumenten und endlich Körbe, darin kunſtvoll aufgethürmtes Gebäck die ſchrägſtehenden Deckel wie zur Seite geſchoben hatte, wurden abgeladen.

Kein Zweifel, der alte Graf gab heute ſein Winterfeſt.

Inzwiſchen war die zwölfte Stunde herangekommen, das Gewölk zog ab, der Himmel begann zu blauen und als angeſichts dieſer erfreulichen Zeichen ein in der Nähe wohnender Taubenzüchter ein Volk Tauben in die Luft ſteigen ließ, um den bevorſtehenden Wetterumſchlag aller Welt zu verkünden, fuhr vor dem Petöfy'ſchen Palais ein elegantes Kabriolet vor. In dem Hauſe gegenüber aber, in deſſen erſtem Stock ein großes Putz- und Konfektionsgeſchäft war, erſchienen ſofort drei, vier Mädchenköpfe, junge Demoiſelles, am Fenſter und ſahen neugierig auf den jungen Offizier, der eben die Zügel in die Hand ſeines Dieners legte.

„Ah, der Herr Neffe, Graf Egon!“ rief eines der jungen Mädchen. „Und wie ihm der Attila ſitzt! Ein Huſar iſt doch das Schönſte.“

Niemand widerſprach, entweder, weil man derſelben Anſicht war, oder vielleicht auch, weil die Sprecherin ein- für allemal als Autorität in derlei Dingen einſchließlich aller Angelegenheiten des Hauſes Petöfy galt; der junge Kavalier aber, der zu dieſer Bemerkung über die Vorzüge von Huſarenthum und Attila Veranlaſſung gegeben hatte, wandte ſich ſeinerſeits vom Gitter her raſch auf das Portal zu, vor deſſen Eingang ein pechſchwarzer Walache ſtand, ein Ideal von einem Thürhüter, groß und dick und mit zwei Schnurrbärten, von denen der eine, der kleinere, wie ein Dachreiter auf dem andern ſaß.

„Noch zu Haus?“ fragte der als Graf Egon und Neffe des Hauſes bezeichnete junge Offizier und ſtieg, als der Walache gravitätiſch ſein „Ja“ genickt hatte, die breite, nur wenig Stufen zählende Marmortreppe hinauf.

Ein langer Korridor lief auf das Frontzimmer zu, das von Graf Adam bewohnt wurde. Niemand erſchien, um zu melden, auch Andras nicht, der erſt ſechzehnjährige Groom und Liebling, der ſeit Kurzem an des erkrankten Kammerdieners Stelle den perſönlichen Dienſt beim Grafen hatte.

So trat der Neffe denn unangemeldet ein, ſtreckte ſich ohne Weiteres, den Oheim bei der Toilette vermuthend, in einen Schaukelſtuhl und muſterte das Zimmer, das er von lang her kannte, doch ſo genau zu betrachten nie zuvor Gelegenheit gehabt hatte. Der Charakter ſeines Bewohners ſprach ſich in Allem aus und verrieth gleichmäßig den Militär, wie den Junggeſellen und Theaterhabitué. Vor dem Fenſter ſtand ein beinahe mannshohes Bauer mit einem Kakadu darin, während im Uebrigen alle Wände mit einer ganzen Galerie von Bühnengrößen, unter denen die Rachel den Ehrenplatz einnahm, überdeckt waren. Ebenſo lagen Albums umher, auf deren einem in großer Golddruckaufſchrift „Collection of beauties" zu leſen war.

Egon begann eben darin zu blättern, als er den kleinen, ſtaffeleiartigen, immer das Neueſte tragenden Ständer eines aquarellirten Blattes gewahr wurde. Neugierig trat er heran und ſah nun, daß es die Wolter als Meſſaline war in jenem verführeriſchen Moment, wo ſie den Sohn des Paetus auf einem Blumenlager empfängt.

Egon war noch in Bewunderung vertieft, als der alte Graf eintrat und den Neffen in einem eleganten Viſitenanzuge, den er augenſcheinlich eben erſt angelegt hatte, begrüßte.

„Nun, Egon, zufrieden mit dem Bilde?"

„Süperb!"

„Mein' ich auch. Makart hat ſich hier ſelbſt übertroffen. Ich ziehe dieſe Skizze ſeinen größeren Bildern vor. Ueberhaupt in dem, was Künſtler Ausführung nennen, geht ſo viel von der Hauptſache verloren. Was der Moment ſchafft, iſt immer das Beſte. Byron hatte ganz Recht, ſich mit einem Tiger zu vergleichen, der Alles gleich im erſten Sprunge packen müſſe. Gleich oder gar nicht. So liegt es.“

„Die Fachleute denken meiſt anders darüber,“ entgegnete der Neffe, der die Vorliebe des Oheims für Kunſtgeſpräche kannte. „Hört man ſie, ſo ſollte man glauben, ſkizziren könne Jeder und Ideen haben ſei ſo ziemlich das Trivialſte von der Welt. Aber laſſen wir das. Ich komme, nach Deinen Befehlen zu fragen. Es wird heute getanzt werden. Für den Fall, daß Du noch Aufträge haſt, ſteh' ich mit meiner ganzen Zeit zu Dienſten. Ich habe mich beurlaubt und bitte Dich, über mich zu verfügen.“

„Obligirt, Egon. Aber es iſt Alles im Gange, die Cotillonüberraſchungen mit eingeſchloſſen, und das Eine, was noch fehlt, muß ich ſelber beſchaffen, oder ſag' ich lieber in Ordnung bringen. Eben deshalb ſiehſt Du mich bereits geſtiefelt und geſpornt. Es handelt ſich um die reizende Franz, die heute, Pardon, wenn ich etwas übertreibe, die Königin unſeres Feſtes ſein ſoll.“

„Sagen wir die Nouveauté.“

„Gut, auch das. ‚Nouveauté‘: nicht übel. Und um dieſe Nouveauté ſoll ich kommen, weil es der unbedeutenden kleinen Stiglmayr, die gerade ſo hausbacken iſt, wie ihr Name, beliebt hat, ſich einen Katarrh anzuſchaffen oder eine Migräne. Nun ſoll die Franz ſtatt ihrer ſpielen. Lies. Es iſt zum Raſendwerden. Du ſiehſt mich auf dem Wege zu ihr. Es wird ſich doch unter den zwanzig jungen und alten Damen irgend eine Vertretung finden laſſen, ohne gerade die Franz für dieſe Rolle heranzuziehen. Wirklich, ſo mal à propos wie möglich! Denn gerade heute hatt' ich vor, ſie Deiner Tante Judith vorzuſtellen, woran mir, offen geſtanden, liegt.

Den Reſt überlaſſ' ich ſchließlich der Frau ſelbſt, ihrer Klugheit und ihrer Anmuth."

„Anmuth?"

„Ja; ſo ſagt' ich. Ueberraſcht Dich das Wort?"

„Einigermaßen. Um anmuthig zu ſein, iſt ſie nicht mehr jung genug. Es giebt eine Frauenanmuth von vierzig, aber keine Mädchenanmuth von ſechsundzwanzig."

„Du gehſt höher hinauf, als die Galanterie geſtattet, oder meinetwegen auch weiter zurück."

„Und ich meinerſeits fürchte nur, daß das Kirchenbuch noch weiter zurückgeht."

„O, nichts davon. Es giebt nichts Gröblicheres als Kirchenbücher. Aber alt oder jung, ich habe ſie gern und mag ſie für mein Feſt nicht entbehren, am wenigſten heut. Scheitert Alles, ſo muß ſie noch nach der Vorſtellung erſcheinen. Das dumme Ding von Luſtſpiel, das gegeben wird, kann doch höchſtens vier Akte haben, vielleicht nur drei; gegen Neun iſt Alles aus und das Fräulein hat noch vollauf Zeit zur Toilette."

„Wird aber angegriffen ſein."

„Um deſto beſſer. Ich habe das beobachtet. Unſere Theaterdamen ſind nie reizender, als unmittelbar nach dem Spiel. Sie haben dann noch etwas von dem künſtleriſchen Hochflug und ſind doch zugleich leiſe fatiguirt von der Anſtrengung. Dieſer Kampf iſt entzündend. Un peu languissant. Aber wem ſag' ich das?"

Egon wollte ſich mit Rückſicht auf die Viſite, die der Oheim noch vorhatte, von ſeinem Platz erheben, der alte Graf aber hielt ihn zurück und ſagte:

„Noch ein Wort, ehe ich Dich fortlaſſe. Du kennſt

Tante Judith beſſer als ich. — Geſchwiſter kennen ſich eigentlich überhaupt nicht, — wogegen Du des Vorzugs genießeſt, nur ihr Neffe zu ſein, und ſo ſage mir denn, glaubſt Du, daß wir der Tante die Franz plauſibel machen, oder mit anderen Worten, daß ich ihr zumuthen darf, ſie bei nächſter Gelegenheit in ihren petit cercle zu ziehen? Haben wir Chancen oder nicht? Judith iſt im Ganzen genommen ohne Standesvorurtheile, was ich gerecht genug bin ihr als eine der wenigen Segnungen ihrer ſtrengen Kirchlichkeit in Rechnung zu ſtellen. Jedenfalls bin ich mitunter überraſcht, ſie ſo zu ſehen, wie ſie iſt. Aber eine Schauſpielerin! Und nun gar noch eine ſolche! Ja, wenn es eine Tragödin wäre, Volumnia oder Arria oder mindeſtens die alte Galotti. Das Fach der Heldenmütter iſt wenn nicht geradezu ſakroſankt, ſo doch immer mehr oder weniger zuläſſig, eine Reſpektabilitätsflagge, die das Fahrzeug deckt. Aber Liebhaberin, Soubrette! Soubrette, die reine Piratenflagge!“

„Doch wen ſoll ſie rauben?“

„Vielleicht mich,“ lachte der Oheim und fuhr dann fort: „Es giebt keine Thorheit, deren ſie mich nicht für fähig hält. Sie würde ſchließlich jede verzeihen, aber die tollſte hält ſie für möglich. Sie ſieht in mir einen ewigen Jüngling und beweiſt mir, daß mein Leben eine Kette von Jugendthorheiten ſei, ja, ſie hat ſich, glaub' ich, in den Kopf geſetzt, eine Jugendthorheit werde auch mein Leben beſchließen. Zuletzt wär' es nicht das Schlimmſte. Jedenfalls gut ungariſch, und am Ende ſtirbt ſich's beſſer jugendlich als ältlich.“

In dieſem Augenblick hörte man Militärmuſik, und der alte Graf erhob ſich. „Ein Uhr. Es iſt die höchſte Zeit. Und nun mache der Tante drüben Deinen Beſuch und ſondire.

Du mußt ſehen, aus des Fräuleins Namen einigen Nutzen zu ziehen. ‚Franziska Franz' — man kann kaum öſterreichiſcher aus der Taufe gehoben ſein. Iſt es nicht, als flattere der Doppeladler direkt über Einem? Ich vertraue ganz Deiner Klugheit. Und erzähl' ihr auch, vielleicht käme Liſzt; das macht ſie guter Laune. Alles, was Pio nono mit der Hand geſtreift hat, iſt geſegnet ein für alle mal. Ich perſönlich ziehe die Wolter vor."

Und ſo ſprechend, gingen ſie den Korridor hinunter bis an die Marmortreppe, wo man ſich raſch trennte, der alte Graf, um dem Fräulein, Graf Egon aber, um der Tante ſeinen Beſuch zu machen. Alles, was er eben gehört hatte, ging ihm durch den Kopf, ohne daß es ihn geradezu verſtimmt hätte, denn er liebte den Oheim wirklich und verzieh ihm gern und leicht ſeinen dann und wann etwas excentriſch auftretenden Theaterenthuſiasmus. Aber wenn dieſer Enthuſiasmus auch noch größer und ſeine Liebe zum Oheim geringer geweſen wäre, — der Onkel war eben ein „Erbonkel" und mußte darauf hin um ſo vorſichtiger behandelt werden, als das durch die Tante repräſentirte Gundolskirchen'ſche Vermögen ohnehin in einer ſteten Gefahr war, von der Familie fort- und irgend einem kirchlichen Orden, ſehr wahrſcheinlich dem der Liguorianer, zuzufallen.

Drittes Kapitel.

So verging der Vormittag.

Am Abend war das Feſt, die junge Schauſpielerin erſchien und wurde der Gräfin Judith vorgeſtellt.

Aber ehe dieſe Vorſtellung ſtattfinden konnte, hatte ſich ein Zwiſchenfall ereignet, der, wenn nicht das Feſt ſelbſt, ſo doch die Stimmung deſſelben ernſthaft in Frage geſtellt hatte.

Zu neun Uhr war geladen worden, und der alte Graf wartete ſchon der erſten Gäſte, namentlich aber Judith's, als Egon in Begleitung zweier Freunde, der Grafen Pejevics und Coronini, erzherzogliche Adjutanten wie er, im Feſtſaal erſchien und in ſichtlicher Erregung auf den Oheim zuſchritt. Dieſer begrüßte die Herren mit der ihm eigenen Artigkeit, nahm aber an ihrer Haltung ſehr bald wahr, daß etwas geſchehen ſein müſſe.

„Was giebt es, Egon?"

„Gablenz . . ." Er ſtockte.

„Nur heraus. Ich ahne."

„Hat ſich erſchoſſen. Eben hatten wir das Telegramm. Ich wollte nicht, daß Dir unvorbereitet und inmitten Deiner Gäſte die Nachricht käme."

Die beiden jungen Grafen beſtätigten die Mittheilung.

Es war in einer kleinen, aus Lorbeer und Palmen arrangirten Niſche, wo man das kurze Geſpräch geführt hatte.

Der alte Graf antwortete nicht, ſtützte ſich nur auf einen Marmortiſch, der hier ſammt ein paar Stühlen ſtand, und machte dann eine Handbewegung, in der er die Herren aufforderte, ſich zu ſetzen. Gleich darnach aber nahm er ſelber Platz und ſah, während er an ſeinem weißen Bart drehte, ſtumm vor ſich hin. Es war augenſcheinlich, daß er mit ſeinen Gedanken abweſend war und momentan ſeiner Beſucher vergaß.

„Er war Dir lieb und werth," nahm Egon, dem die Situation peinlich zu werden anfing, endlich das Wort.

Aber der Graf verharrte noch immer in ſeinem Schweigen. Erſt nach einer Weile war es, als ob er erwache. „Lieb und werth, ſagteſt Du, wohl, aber das ſagt nicht genug. Er war mein Freund, das ſagt mehr." Und dabei flogen ihm die Lippen. „Ich weiß, es wird viel gegen ihn geſagt werden, und es iſt viel gegen ihn zu ſagen, oder doch Manches. Aber gegen wen *nicht*? Er war ein vollkommener Kavalier und hielt es mit dem Wort: ‚Ich marchandire nicht.' Und an dem Feſthalten an dieſem Wort iſt er zu Grunde gegangen. Hätt' er mit dem Ehrenpunkte marchandiren können, er lebte noch."

„Unter allen Umſtänden ein beklagenswerther Ausgang," antwortete Graf Coronini, dem die Vertheidigung in ihrem Ueberſchwang und zum Theil auch in einer Verkennung des Thatſächlichen offenbar mißfiel. „Ein beklagenswerther Ausgang und um ſo beklagenswerther, als der Zweck, um deſſentwillen ſo gehandelt wurde, nicht erreicht wird. In gewollter Wahrung ſeiner Ehre hat er ſie nur auf's Neue bloßgeſtellt."

Ein ſcharfer Blick, der den jungen Grafen traf und in nicht geringe Verlegenheit brachte, ſchoß in dieſem Augenblick aus dem von Natur ſchon etwas gerötheten Auge des alten Petöfy. Zugleich aber nahm dieſer wieder das Wort und ſagte: „Graf Coronini, Pardon, aber dem Ernſte ſolcher Fragen iſt mit Alltagsbetrachtungen und einer landläufigen Moral nicht beizukommen. Ich bin mit Ihrem Vater, dem Grafen, jung geweſen, ein halb Jahrhundert liegt dazwiſchen, und ſo müſſen Sie mir, einem alten Grognard, dieſe Sprache zugute halten. Es iſt ein tiefes und ſchönes Wort, das Wort von der ſüßen Gewohnheit des Daſeins; Alles, was lebt, hängt auch am Leben, und nur Der geht, der gehen muß. Unter den vielen Bücherweisheitsſätzen, die mir von Grund aus zuwider ſind, ſteht der von der beſonderen Feiglingſchaft Derer, die das Piſtol in die Hand nehmen, obenan. Nach dem bischen Lebensweisheit, das ich mir anzueignen in der Lage war, hört das Piſtol auf, wo die Feigheit anfängt, und hört die Feigheit auf, wo das Piſtol anfängt. Wer es in die Hand nimmt, iſt durch ſchwere Kämpfe gegangen. Achtung vor dem Unglück! Und nun gar der

Ehrenpunkt; die Ehre! Jeder, der überhaupt davon hat, weiß allein, wo ſie für ihn liegt oder nicht liegt. Bitten wir Gott insgeſammt, daß der Kelch der Erniedrigung, welchen Inhalts er auch ſein möge, gnädiglich an uns vorüber gehe; wenn er aber doch kommt und Der, der ihn trinken ſoll, ihn nicht trinken mag und gewaltſam und für immer ſeine Lippen dagegen ſchließt, ſo denk' ich, wir reſpektiren den Todten und ſein Thun."

Graf Coronini, den eine glückliche Leichtlebigkeit auszeichnete, ſprach in gewinnendſter Weiſe ſein Bedauern über das ihm entſchlüpfte Wort aus, und als wenige Minuten ſpäter unter einem raſchen Zuſtrome der Saal ſich zu füllen begann, zeigte ſich's, daß der kleine Disput ein Glück für den Verlauf des Feſtes geweſen war. Der alte Graf, eine durchaus nervöſe Natur, hatte ſich in ſeiner Philippica gegen Graf Coronini nicht nar den aufſteigenden Groll, ſondern vor Allem auch die voraufgegangene ſchmerzliche Bewegung von der Seele herunter geredet und ließ nun als Wirth bis zum letzten Geigenſtriche nichts von ſeiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit vermiſſen.

* * *

Seit jener Soirée war eine volle Woche vergangen, und ſelbſt die jungen Demoiſelles in dem gegenübergelegenen Konfektionsgeſchäfte hatten den anfänglich unerſchöpflich ſcheinenden Geſprächsgegenſtand als erledigt außer Kurs geſetzt, um ſich in ihrer Eigenſchaft als Chorus des Hauſes Petöfy neuen intrikaten Fragen zuzuwenden.

Es war Abend, nicht mehr ganz früh, und der Gaskronleuchter, der mit ſeinen Milchglasglocken über dem Arbeitstiſche hing, brannte ſchon ſeit Stunden.

„Ich weiß etwas," ſagte Reſi, die heute wie gewöhnlich den Chorführer machte.

„Was?"

„Die Franz iſt heute bei der alten Gräfin drüben. Ganz intim. Kleiner Cirkel. Bei dem Grafen in der Soirée neulich, nun, das war nicht viel. Aber bei der Gräfin, die ſo fromm iſt, das bedeutet etwas. Was wohl Pater Feßler dazu ſagen mag?"

„Ja, der," unterbrach eine Kleine, nach innenhin Verwachſene, von der Reſi mit Vorliebe zu ſagen pflegte, der liebe Gott hab' ihr eine Stufe in's Kleid genäht. „Ja, der, der Feßler! Ein ſchöner Mann, dem könnt' ich Alles beichten. Und es übergruſelt mich ordentlich, wenn ich bloß daran denke."

„Du?" lachten Alle. „Du? Was beichteſt Du denn?"

Als aber die Heiterkeit ſich wieder gelegt hatte, ſagte eine Dritte: „Ja, der Feßler! Sage, Reſi, Du hörſt ja das Gras drüben wachſen, wie kommt der nur in's Petöfi'ſche Haus? Er iſt ja doch ein Steyrer und drüben iſt Alles ungriſch."

„O, nicht doch," antwortete die Gefragte. „Nicht Alles; nur halb. Auf der linken Seite, wo der Graf wohnt, da freilich iſt Alles ungriſch, aber auf der rechten, wo die Gräfin wohnt, iſt Alles deutſch. Und der Graf und die Gräfin ſind auch immer im Krieg."

„Aber ſie ſind doch Geſchwiſter, oder ſind ſie nicht?"

„Gewiß ſind ſie. Graf Adam und Gräfin Judith und die Gräfin Eveline, die die ſchönſte war und nun todt iſt, die waren Geſchwiſter. Und waren alle Drei rabiat ungriſch und die beiden jungen Gräfinnen am meiſten. Ich weiß es von dem alten Koloman Czagy, des Grafen Kammerdiener, der jetzt krank auf Schloß Arpa liegt, weil er die Gelbſucht hat, er ſoll ganz abgemagert ſein und ausſehen wie eine Citrone. Ja, von dem weiß ich es. Als dann aber die Gräfin Judith den alten Gundolskirchen und die Gräfin Eveline den ſchönen Asperg heirathete, den Vater von dem jungen Grafen, da war es mit dem Rabiatiſchen und dem Ungriſchen vorbei ‚Nix mehr Magyar.' Und Beide wurden gut ſteyriſch. Und von daher ſchreibt ſich auch der Feßler."

⁂

Pater Feßler, als dies Geſpräch geführt wurde, ſaß bereits drüben in dem kleinen Salon der Gräfin, in dem mehrere Lampen brannten, aber alle mit einem durch Bilderſchirme gedämpften Licht. Dieſe Lichtſchirme waren eine Specialität des Salons und ſpielten eine Rolle darin, inſonderheit einer, der auf der einen Seite die Corregio'ſche Nacht und auf der andern die büßende Magdalena von Carlo Dolci zeigte. Alles machte den Eindruck von Behagen und Stille. Dicke Teppiche lagen ausgebreitet, und ein feiner Parfüm wie von Ambra war in der Luft. Er ſchien von einem Lämpchen zu kommen, das auf einem Ecktiſch ſtand und mit einer kleinen blauen Flamme brannte. Darüber hing der Gundolskirchen'ſche Lieblingsheilige, der heilige Florian.

Es ſchien, daß der Pater eben aufbrechen wollte. Die Gräfin hielt ihn aber zurück und ſagte: „Nein, lieber Freund, Sie müſſen noch bleiben und den Thee mit uns nehmen. Es liegt mir daran. Und doch andererſeits . . .“

Er verbeugte ſich, um ſeine Zuſtimmung auszudrücken.

„Und doch andererſeits,“ wiederholte die Gräfin, „bin ich in einiger Sorge vor Ihrer Kritik. Es entgeht Ihnen nichts und ich fürchte, Sie werden Allerlei ſehen und hören müſſen, was Sie, das Mindeſte zu ſagen, nur wenig angenehm berühren kann. Denn um was wird es ſich handeln? Um Rivalitäten und Theaterintriguen. Aber ich konnt' es meinem Bruder, dem Grafen, nicht abſchlagen und mocht' auch nicht.“

Feßler ſchien hier unterbrechen zu wollen, aber die Gräfin fuhr fort: „Und dann iſt ſie Lutheranin oder Calviniſtin, oder was weiß ich, und wird alſo ſehr wahrſcheinlich an der ewig wiederkehrenden proteſtantiſchen Ungezogenheit kranken, ihre ketzeriſchen Naivitäten in einem Tone vorzutragen, als ob ein Appell unmöglich ſei.“

„Laſſen wir ſie, meine Gnädigſte,“ ſagte der Pater. „Ich für meine Perſon habe nichts lieber als dieſen Ton und vergnüge mich immer wieder, die verloren gegangenen oder doch in Abfall gerathenen Kinder unſerer Kirche von kirchlichen Dingen reden zu hören, von Dingen alſo, die ſie nicht verſtehen und doch auch wieder ſehr gut verſtehen. Es iſt immer unterhaltlich und lehrreich. Und am unterhaltlichſten und lehrreichſten erſcheinen mir allemal dieſe Preußen in ihrer rechthaberiſchen Ausgeſprochenheit und ihrem ehrlichen Glauben an eine preußiſche Verheißung mit dem alten Fritzen als Gott oder wenigſtens als Nationalheiligen.

Ich habe viel gegen ſie zu ſagen und nehme ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, als unſere geſchworenen und allerechteſten Feinde, zugleich aber doch als ſolche, denen gegenüber mir das ſonſt ſo ſchwierige ‚Liebet eure Feinde‘ nie ſonderlich ſchwer geworden iſt. Sie haben etwas Anregendes und überhaupt Manches vor uns voraus. Und darunter ſogar Großes.“

„Und das wäre?“

„Beiſpielsweiſe die Freiheit. Nicht die politiſche, die nicht viel, und auch nicht die ſoziale, die noch weniger bedeutet, aber die innerliche. Sie prüfen die Dinge, ſind kritiſch und leben ſelbſtſtändig aus ſich heraus. Und das iſt ein Heilsweg; ja, laſſen Sie mich hinzuſetzen: unter richtiger Vorausſetzung der einzige Weg, der zum Heile führt.“

Die Gräfin ſah ihn verwundert an, Feßler aber fuhr fort: „Sie ſind überraſcht, gnädigſte Gräfin, und doch bin ich Ihrer ſchließlichen Zuſtimmung ſicher. Es giebt eine höchſte Lebensform und dieſe höchſte Lebensform heißt: ‚in Freiheit zu dienen‘. Das Dienen aus bloßem Zwang heraus iſt todt und erſt aus einem ſelbſtgewollten, weil als unerläßlich erkannten Verzicht auf die Freiheit erblüht uns der echte, welterlöſende Glauben. Aber um auf die Freiheit verzichten zu können, dazu muß man ſie vorher haben. Sie haben iſt das Erſte, ſich ihrer begeben, das Zweite. Den erſten Schritt hat der Proteſtantismus gethan. Vermag er auch den zweiten Schritt zu thun, den Schritt zu Rückkehr und freiwilliger Unterordnung unter das Geſetz, ſo haben wir in ihm das Ideal. In hoc signo vinces. Da liegt die Zukunft, das Geheimniß einer höher potenzirten Welt.“

Als die Gräfin eben antworten wollte, wurde der als Portière dienende Teppich zurückgeſchlagen, und die junge Dame, die zu dieſem Geſpräche wenigſtens mittelbar die Veranlaſſung gegeben hatte, trat ein und ſchritt raſch und mit einem leiſen Anfluge von Verlegenheit auf die Gräfin zu. Dieſe hatte ſich erhoben und bot ihr die Hand, die die junge Schauſpielerin mit Devotion küßte. Dann verneigte ſie ſich gegen den Geiſtlichen, der ſich mit erhoben hatte, während die Gräfin vorſtellte: „Pater Feßler, — Fräulein Franziska Franz.“

„Ich erwarte ſeit einer halben Stunde ſchon meinen Bruder, den Grafen,“ fuhr die Gräfin fort, während ſie die junge Dame neben ſich einlud. „Er iſt ſonſt die Pünktlichkeit ſelbſt. Bis zu ſeinem Erſcheinen, liebes Fräulein, werden wir uns alſo mit Pater Feßler einzurichten haben. Glücklicherweiſe ſind Sie lange genug in Wien, um zu wiſſen, daß die Jeſuiten, um das Schrecklichſte vorweg zu nehmen, aller Schrecklichkeit ungeachtet, doch ſehr umgängliche Leute ſind. Und die Liguorianer eifern ihnen wenigſtens nach. Nicht wahr, Pater Feßler?“

Dieſer lächelte, während Franziska nicht zögerte, das Wort „umgänglich“, das ihr ſehr apropos ausgeſprochen worden war, geſchickt aufzugreifen, um nun ihrerſeits daran anknüpfend die „Tugend der Umgänglichkeit“ als eine ſpezifiſch wieneriſche zu preiſen.

„Ich hör' es gern,“ erwiderte die Gräfin, „daß Ihnen unſer Wien gefällt. Es iſt nicht immer ſo. Das norddeutſche Weſen iſt doch ſehr anders.“

„Sehr anders,“ wiederholte die junge Schauſpielerin. „Gewiß. Aber vielleicht liegt gerade hierin der Grund, daß ſich das Norddeutſche zu dem Wieneriſchen hingezogen fühlt, denn das Wieneriſche hat neben dem Vorzuge der Umgänglichkeit auch noch andere Vorzüge, die das in den Schatten ſtellen, was gelegentlich mit zu viel Güte gegen uns als unſere beſondere Tugend betrachtet wird. Wir empfinden tief das Unausreichende des bloß Angelernten. Eine Sehnſucht nach dem Einfacheren, Natürlicheren regt ſich beſtändig in uns, und dieſe Sehnſucht iſt vielleicht unſer Beſtes.“

Ein freundlicher Blick Feßler's, der mit ſeinem Ohre heraushörte, das all' das, wenn nicht ſelbſtſtändig gedacht und gefühlt, ſo doch wenigſtens aufrichtig nachempfunden war, ſtreifte die Künſtlerin, die nunmehr ihrerſeits durch dieſen Blick ermuthigt in ihrem Thema fortfuhr:

„Und dieſe ſich in gefällige Formen kleidende Natürlichkeit, die Wien ſo zweifellos vor uns voraus hat, woher kommt ſie? Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo ſpricht die Kirche dabei mit, die ja von alten Zeiten her die Formen des Lebens beſtimmte, die Kirche ſammt den Dienern der Kirche. Pater Feßler wolle mir nach einer nur nach Minuten zählenden Bekanntſchaft eine ſolche Liebeserklärung in Ueberfallsform freundlichſt zugute halten. Aber dabei muß es auf jede Gefahr hin bleiben, außer Ihrer ſchönen Kaiſerin hat Wien nichts, das mich ſo ſympathiſch berührte, wie ſeine Geiſtlichkeit, Jeſuiten und Liguorianer mit eingeſchloſſen.“

Viertes Kapitel.

Das Erſcheinen des alten Grafen, der ſich lebhaft und beinahe haſtig entſchuldigte, die Stunde ſo ſchlecht gehalten zu haben, unterbrach das Geſpräch. Graf Egon war mit ihm. Eine Vorſtellung fand nicht ſtatt: man kannte ſich bereits von der Soirée her.

„O, nichts von Entſchuldigungen!“ ſagte die Gräfin, als beide Herren ihre Plätze genommen hatten. „Wir haben Dich, um die Wahrheit zu geſtehen, nicht vermißt, auch Egon nicht, am wenigſten in dieſer letzten Minute, wo wir in der bevorzugten Lage waren, Confessions entgegennehmen zu können. Und Du weißt ja, Bruder, wie viel uns Confessions bedeuten! Unſer lieber Gaſt ſprach nämlich mit Vorliebe von Wien und nicht bloß von Wien, ſondern auch von Liguorianerpatres, was Dich vielleicht am meiſten überraſchen wird. Ob auch erfreuen?“

„Mich erfreut Alles, was unſere liebe Freundin ſagt oder thut, und ſelbſt Feßler wird mir in dieſem Falle zuſtimmen.“

Dieſer nickte.

Die junge Schauſpielerin aber warf einen Blick auf Egon, deſſen Gegenwart ſie befangen zu machen ſchien, und ſagte dann, während ſie den leichten Ton ihres voraufgegangenen Geplauders wieder zu gewinnen trachtete:

„Faſt muß ich fürchten, mich mit meinen Confessions in's Komiſche geſtellt zu haben. Aber mein Rollenfach, das das Naive wenigſtens ſtreift, mag mich entſchuldigen. Unſer Beruf giebt uns ſchließlich unſern Ton und unſere Haltung.“

„Und wenn nun das Naive vielleicht Ihre Naturanlage wäre?“ ſcherzte der alte Graf.

„Das iſt es leider nicht. Ich bilde mir wenigſtens ein, überlegend und beinahe berechnend zu ſein, eine nüchterne norddeutſche Natur. Und wenn ſich mir meine Wünſche erfüllen, ſo werd' ich eine Kaufmannsfrau.“

„Das werden Sie nie,“ warf Egon kurz und mit großer Beſtimmtheit ein. „Angenommen ſelbſt, meine Gnädigſte, das Sie's in Ihrer Charakteraufrechnung in jedem Einzelpunkte getroffen hätten, in der Summa: ‚Kaufmannsfrau‘ ſicherlich nicht.“

„In der Summa ſicherlich nicht,“ wiederholte der alte Graf. „Egon ſpricht, als ob er einen Zahlkellner reprimandiren wollte. Summa, Facit, Addition. Ich bitte Dich, von welcher Welt ziehſt Du den Vorhang! O dieſe moderne Jugend! Etwas unſelig Geſchäftliches iſt in Sprache, Bilder und Anſchauungen eingedrungen. Ein Unglück, das ſich unſere Jugend dem Theater ſo ſehr entfremdet.“

Feßler lächelte.

„Sie lächeln, Feßler, und wollen andeuten, alles moderne Weltenunglück, das in Ihren Augen natürlich ſehr anders ausſieht, als in den meinigen, komme von etwas ganz Anderem her. Aber glauben Sie mir, die Kirche thut es nicht, und unter allen Umſtänden läßt ſich auf dem ihrem Szepter unterſtellten Gebiete jede Stunde gründlich und erfolgreich nachexerzieren. Nur bei der Kunſt heißt es: ‚Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr', während es doch zum Fromm- und Chriſtlichwerden eigentlich nie zu ſpät iſt."

„Und doch empfiehlt es ſich, vor Thoresſchluß damit anzufangen."

Alles lachte, nicht zum wenigſten der alte Graf, der in übermüthiger Laune fortfuhr: „Vor Thoresſchluß ſagen Sie, Feßler. Bah, in dieſen heiligen Hallen, in denen man die Rache nicht kennt und kaum die Sünde, kann von ‚vor Thoresſchluß' überhaupt nie die Rede ſein. Ja, Judith. Ein Gefühl, als ob in Deinem Salon tagaus tagein celebrirt werde, kann ich nie los werden, und daran iſt neben Anderem die kleine Ambralampe ſchuld, der ich mich beſtändig verſucht fühle, das Lebenslicht auszublaſen. Aber ſie ſteht ja direct unterm Schutz des Gundolskirchen'ſchen Spezialheiligen, und ſo bin ich mir nie ſicher, ob ich ſie nicht allen Ernſtes als eine halbe ewige Lampe anzuſehen habe."

Das Eintreten eines Dieners unterbrach ihn: Couverts wurden gelegt und Gläſer geſtellt, ohne daß im Uebrigen die Plätze gewechſelt worden wären. Auch eine Zeitung kam, und während Franziska mit dem Pater, Egon aber mit der Tante ſprach, that der alte Graf einen Blick in das Wochenrepertoire.

„Seh' ich recht, man hat den Zriny wieder hervorgeſucht, beiläufig nicht die ſchlechteſte Wahl. Et voilà mes amis, die Helene Zriny. Aber wiſſen Sie, meine Gnädigſte, daß ich Ihnen ernſtlich zürne, mir gerade das verſchwiegen zu haben, mir, Ihrem Verehrer und Freunde!"

„Vielleicht aus Sorge."

„Wie das?"

„Ich bange mich vor der Rolle."

„Dann freilich ſind Sie verloren. Denn Sie werden dann das nicht treffen, was in dieſer Rolle das Meiſte bedeutet: das Nationale. Sich fürchten iſt das Unungriſch von der Welt. Aber Sie werden ſich nicht fürchten, und wenn Ihnen doch vielleicht ein paar Anwandlungen kommen, ſo wird der Elan Ihres Talents groß genug ſein, Ihr Temperament zu zwingen und ſiegreich mit fortzureißen. O, daß Sie Magyarin wären!"

„Ungefähr das Schmeichelhafteſte, mein liebes Fräulein," unterbrach hier lächelnd die Gräfin, „das Ihnen im Hauſe Petöfy geſagt werden kann. Denn mein Bruder erklärt Sie damit auf halbem Wege für würdig, eine Magyarin zu ſein, er würde ſonſt die Thatſache, daß Sie's nicht ſind, nicht ſo lebhaft beklagen. Und dabei ſind Sie muthmaßlich ohne jede Vorſtellung von dem Vollgewicht einer ſolchen Ehrenbezeugung und kennen überhaupt nichts von Ungarn als den Attila unſerer Huſaren."

„O doch, doch:- das Fräulein kennt und weiß mehr, viel mehr, und ſie ſoll uns ſelber ſagen, was ſie von Ungarn weiß."

„Es iſt nicht viel und wohl eigentlich zu wenig, wenn ich bedenke, daß ich nun ſchon in's dritte Jahr eine Wienerin bin, und außerdem hinzurechne, daß Wien, ich möchte ſagen, die Vorhalle von Ungarn iſt, die Tempelſtufe."

Der Liguorianer, ein ausgeſprochener Steyrer, freute ſich des kleinen Spottes, und Egon kaum minder. Der alte Graf aber gab ſich das Anſehen, als nähme er's ernſthaft und ſagte: „Vorhalle, Tempelſtufe; davon dürfen unſere Wiener nichts hören, die ſich das Herz der Welt bedünken. Im Uebrigen ſchuldet uns das Fräulein immer noch ihren Bericht über Ungarn und ich kann ihr ein Examen rigorosum auf dieſen Punkt hin nicht erſparen, ſchon weil ich Recht behalten möchte."

„Nun, ich gebe gern, was ich weiß," entgegnete das Fräulein, „und ich unterſcheide deutlich zwei Grade der Erkenntniß: einen romantiſchen und einen lyriſchen. Das ſind freilich keine rechten Unterſcheidungen, denn die Romantik kann lyriſch und die Lyrik kann romantiſch ſein; aber ich bitte nichtsdeſtoweniger, es gelten zu laſſen."

„O gewiß," ſagte die Gräfin. „Alſo das Romantiſche."

„Ja, damit fing es an. Es war, als ich noch ein Kind war und auf unſerem Kirchplatze, gerade vor unſerer Thür, alljährlich zweimal die Jahrmarktsbuden ſtanden: Buden mit Naſchwerk und Pfefferkuchen und dazwiſchen allerlei Bänkelſänger und Leiermänner. Und immer wo ſolch ein Leiermann ſtand, ſtand auch eine buntbemalte Leinewand, auf der eine Geſchichte, meiſt in zwölf Bilderfeldern, abgebildet war. Auf dem erſten Bilde lag die Welt allemal in bürgerlichem Frieden, und eine junge Mutter beugte ſich über ein Wiegenkind; auf einem der Mittelbilder trat dann in gebotener dramatiſcher Steigerung ein ſchwarzer, bärtiger Mann aus einem Waldesdunkel hervor und an die junge, zufällig des Weges kommende Mutter heran, während auf dem zwölften und letzten Bilde Mal für Mal ein Gerüſt aufgeſchlagen war mit einem niedrigen Stuhl darauf, und auf eben dieſem Stuhle ſaß der bärtige Mann aus dem Waldesdunkel. Aber jetzt mit verbundenen Augen und einem Rothmantel mit dem Schwerte hinter ſich. Und wenn ich dann dem Liede, das dazu geſungen wurde, begierig und angſtvoll zuhörte, ſo vernahm ich jedesmal, das ſei geſchehen im ſchönen Ungarlande zwiſchen Stuhlweißenburg und Debreczin, und ich darf wohl ſagen, ich kenne bis dieſe Stunde keine Stadt und keinen Namen, die mir ſo mit Schreck und Gruſel imprägnirt erſchienen, wie dieſe beiden."

„Ei, das beklag' ich, meine Gnädigſte," ſagte der Graf. „Da wird unſer altes Schloß Arpa darauf verzichten müſſen, Sie je in ſeinen Mauern zu ſehen, denn Stuhlweißenburg iſt unſere nächſte große Stadt."

„O, ich hab' es auch überwunden. Und Ungarn ſelbſt hat es mich überwinden gelehrt."

„Mit Hülfe der zweiten Epoche?"

„Ja, die Gnädigſte Gräfin errathen es: mit Hülfe der zweiten Epoche. Da war ich in einer Penſion. Aber ich war ſchon faſt erwachſen und in Vorbereitung auf das, was aus mir werden ſollte. Da hatten wir von Zeit zu Zeit auch Deklamirübungen, und bei ſolcher Gelegenheit war es, daß eine Mitſchülerin von mir ein Lied von Lenau vortrug."

„Ah, von Niembſch!"

„Ich kannte Lenau ſchon. Er iſt überhaupt ſehr beliebt in Norddeutſchland, und den ‚Teich, den regungsloſen', in den der Mond ſeine ‚bleichen Roſen' flicht, kennt jedes dreizehnjährige Mädchen und jubelt in ihrem kleinen Herzen, wenn die berühmte Stelle von dem ‚ſüßen Dein gedenken, kommt, am meiſten aber, wenn ſie zum Schluß erfährt, daß dies ſüße Dein Gedenken auch ein ‚ſtilles Nachtgebet' geweſen ſei."

Feßler lächelte vor ſich hin, und auch die Gräfin, die nach Art aller vornehmen alten Damen eine Vorliebe für kleine Gewagtheiten hatte, war ganz enchantirt und nickte dem Bruder zu.

„Wohl, ich kannt' ihn alſo," nahm Franziska wieder das Wort. „Aber ſpeziell das Gedicht, das an jenem Tage deklamirt wurde, das kannt' ich nicht, und als es zu Ende war, war ich ſo hingeriſſen, daß ich auf die Mitſchülerin zuſtürzte und ſie umarmte und küßte, was mir beiläufig einen nachträglichen Verweis zuzog."

„Und wie hieß es?"

„Ich weiß es nicht mehr ſicher, aber ich glaube faſt, es hieß ‚Nach Süden'. Und vielleicht erkennen Sie's, wenn ich Ihnen den Inhalt in aller Kürze ſkizzirte."

„Wir bitten darum."

„Es leitet ſich mit einer Gewitterſchilderung ein und die halb ſchon wieder von Licht durchglühten Wolken ziehen ſüdwärts auf Ungarn zu. Der Dichter ſelbſt aber folgt dem Zuge dieſer Wolken und begleitet ihr Südwärtsziehen mit dem ſehnſuchtsvollen Ausrufe: „Ja, nach Süden ſteht mein Herz!"

„Und nun?"

„Und nun, auf dem dunklen Hintergrunde der Wolken erwächſt ihm fatamorganaartig ein Heimathsbild: ein Waldthal und ein Mühlbach, und an dem rauſchenden Mühlbach erblickt er die Geliebte, die, ſein eigenes Sehnſuchtsgefühl erwidernd, im Verlangen nach ihm ausſieht und Wind und

Wellen um ihn befragt. Aber Wind und Welle ziehen weiter und weigern ihr die Antwort und das Lied ſelbſt verklingt in der wunderbaren Strophe:

‚Dunkler wird der Tag und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit, —
Hörbar rauſcht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einſamkeit.‘“

„Ah, das iſt ſchön,“ ſagte der alte Graf, „und ich klage mich an, es nicht gekannt zu haben. Er war ein Freund unſeres Hauſes und ſpeziell das enfant gâté meiner Mutter, die ſich, wenn das Geſpräch auf ihn kam, jedesmal ihres ganzen Albionſtolzes entſchlug, womit ſie ſonſt ſtärker, allerdings auch berechtigter als Lady Milford umgürtet war und nicht müde wurde, zu verſichern, ‚daß ſie die ganze großbritanniſche Lyrik um eines einzigen Lenau'ſchen Gedichtes willen hingebe‘. Ja, Feßler, das war unſer altes Wien, an das ich doch oft mit herzlicher Freude zurückdenke. Da wurde noch Vieles verziehen, was jetzt unverzeihlich dünkt, und beiſpielsweiſe mit dem lieben Gott auf dem Kriegsfuß zu ſtehen, galt noch einfach für intereſſant. Auch unſer guter Lenau verſtand ſich darauf, aber es war au fond nicht böſe gemeint, und aller atheiſtiſchen Rodomontaden unerachtet, ſpukte doch eigentlich das Kirchliche darin vor. Er kam nur nicht voll damit zurecht und ſtarb zu früh. Und zudem der verdammte Poetenehrgeiz! Unter allen Umſtänden aber ſind wir ihm zu Dank verpflichtet, uns das auf dem Wege zwiſchen Stuhlweißenburg und Debreczin faſt ſchon verloren gegangene Herz unſerer lieben Freundin in einer zweiten ungriſchen Epoche zurückerobert zu haben. In einer zweiten ungriſchen Epoche, nach der wir hoffentlich ſehr bald eine noch ſchönere dritte zu verzeichnen haben werden.“

„Ich glaube, daß ſie für mich bereits begonnen hat.“

Eine kleine Stutzuhr ſchlug eben Zehn und die junge Schauſpielerin erhob ſich. Egon bat, ſie begleiten zu dürfen. Sie nahm das Anerbieten an ganz nach Art einer Dame, die ſolcher Huldigungen und Dienſte gewöhnt iſt, und verabſchiedete ſich, wie ſie gekommen, mit einem Handkuß bei der Gräfin, während ſie ſich gegen Feßler verneigte.

Der alte Graf aber geleitete ſie bis in das Vorzimmer und half ihr hier ſich in ein Spitzentuch hüllen, das ſie kleidſam um Kopf und Hals trug. Dann in den Salon der Schweſter zurückkehrend, ließ er ſich in einen Fauteuil in aller Bequemlichkeit nieder und ſagte: „Nun, Judith, wie findeſt Du ſie?“

„Charmant.“

„Und?“

„Und pointirt.“

„Und?“

„Ich weiß nichts weiter zu ſagen. Aber fragen wir Feßler.“

„Und klug,“ fügte dieſer hinzu, während er wie zerſtreut mit einer an der Tiſchdecke herabhängenden Seidenpuſchel ſpielte. „Wir werden allerhand von ihr lernen können.“

„Lernen! Ein Liguorianervater und lernen! Und da ſpricht man noch von dem Hochmuth der Kirche.

* * *

Es hatte mittlerweile geſchneit, und ein paar Hausdiener fegten eben den Schnee beiſeite. Egon reichte Franziska den Arm, war aber erſichtlich in Verlegenheit, wie das Geſpräch beginnen, und ſo hatten ſie denn ſchon den Vorhof und das Gitter paſſirt, als er endlich das Wort nahm.

„Ein trübſeliges Wetter,“ begann er. „Nun wieder Schnee. Der Wind dreht ſich in Einem fort. Ich mache mir nichts aus dem Winter.“

„O, da denk' ich doch anders. Ich liebe den Winter, nur muß er wirklich ein Winter ſein. Es iſt damit wie mit den Menſchen: auf Beſtändigkeit kommt es an. Mit einem launenhaften Winter, der heute ſo iſt und morgen ſo, mit dem iſt nichts anzufangen, aber ein echter und zuverläſſiger Winter, der ſich einrichtet, als woll' er nie wieder gehen, der iſt ſchön, wie der ſchönſte Sommer. Doch das wiſſen ſie hier nicht. Einen Schneeſturm haben ſie wohl, aber die ſtille, feſte Kälte, die Brücken baut und trägt und hält, die fehlt ihnen.“

Egon antwortete nicht; es ſchien nur, daß er überlegte, was ſie mit dem Allem gemeint haben könne. Denn obwohl ſie ſich ſelbſt für berechnend ausgegeben hatte, ſo hielt er ſie doch für noch viel berechnender, als ſie war. Erſt als ſie bei dem hellerleuchteten und noch voll beſetzten Café Daum vorüberkamen, wies er darauf hin und ſagte:

„Das Theater muß eben aus ſein. Ich wette, daß in dieſem Augenblicke Dutzende von Pfeilen geſpitzt und abgeſchoſſen werden. Ein Glück, daß ſie vorbeifliegen.“

„Ach, ſolche Pfeile fliegen nie vorbei, wenigſtens nie ganz, und die ſpitzigſten am wenigſten.“

„Aber ſie tödten nicht, ſo lange ſie nicht vergiftet ſind.“

„Die ganz ſpitzen ſind immer vergiftet. Das läßt ſich an jedem Mückenſtiche ſtudiren.“

„Aber Gott ſei Dank auch die Ungefährlichkeit.“

„Nur leider nicht die Schmerzloſigkeit, und wenn ihrer viele kommen, ſo hat man ein Fieber und eine ſchlafloſe Nacht.“

„Und ſo ſpricht ein Liebling des Publikums, ein Verzug, ein Glückskind?“

„Viel Feind', viel Ehr'. Aber auch viel Ehre, viel Feind'. Und ein Glückskind! Nun ja: vielleicht. Aber an jedes Glück hängt ſich ein Unglück.“

„Umgekehrt, ein Glück kommt nie allein.“

Unter ſo zugeſpitzter Rede waren ſie bis an den Kärnthnerring und die Schwarzenbergbrücke gekommen und gingen nun auf die Saleſinergaſſe zu, deren vorderſtes Eckhaus Franziska bewohnte. Das eine Fenſter war hell erleuchtet und ſchickte ſein Licht ihnen entgegen über den Platz hin.

„Und was, wenn die Frage nicht zudringlich iſt, finden Sie nun daheim, meine Gnädigſte?“ nahm Egon das Geſpräch wieder auf.

„O, das Beſte, was man finden kann: ein Feuer im Kamin und ein Paar warme Schuhe.“

„Einigermaßen genügſam.“

„Und dazu Lieb' und Treue und ein Geplauder von der Heimat.“

„Und wer gewährt Ihnen das?“

„Mein zweites und mein beſſeres Ich, meine Freundin und Dienerin zugleich. Und wenn ſie nicht gleichen Alters mit mir und ſehr ſtreng und ſehr tugendhaft wäre, ſo würd' ich ſie Ihnen kurzweg als die Amme der italieniſchen

Komödie vorſtellen. Aber Eins iſt ſie gewiß: in jeder Sorge mein Troſt und in jeder unklaren Sache mein gutes Gewiſſen.“

„Beneidenswerth!“

„Ei, das mein' ich auch . . . Aber hier ſind wir am Ziel, Graf Egon.“ Und die Glocke ziehend und ihm dankend ſtieg ſie raſch die Stufen hinauf.

* * *

Auf der dritten Treppe wurde ſie von ihrer Dienerin empfangen und trat gleich darnach in den Vorflur, wo ſie die Schneeſtäubchen von ihrem Mantel abſchüttelte. „War Niemand da, Hannah? Nein? Nun, deſto beſſer, und nun bringe mir den Thee.“

„Ja, darauf iſt heute nicht mehr gerechnet, Schatz. Ich habe keinen Tropfen Rahm im Hauſe.“

„Thut nichts, dann nehmen wir einen Tropfen Kirſchwaſſer. Irgend was wird doch da ſein. Aber eile Dich. Ich hab' es ſo kalt.“

Und eine Viertelſtunde ſpäter ſaß Franziska zurückgelehnt in einem Schaukelſtuhl und ſah in die Kaminflamme, während Hannah ihr den Thee bot und ſich neben ſie ſetzte.

„Hier, noch ein Oblatenbrod,“ ſagte dieſe; „glücklich gerettet. Und nun erzähle.“

„Ja, das iſt leicht geſagt, Hannah. Erzähle! Aber was? Eigentlich weiß ich ſelber nichts, und woher ſollt' es auch kommen? Eine Gräfin kann Einem doch nicht gleich ihre Lebensgeſchichte zum Beſten geben.“

„Iſt auch nicht nöthig und will ich auch nicht wiſſen. Nur ein bischen von Allem oder doch von der Hauptſache. Nimm alſo wenigſtens einen Anlauf und ſage mir, wer da war und wie ſie hießen."

„Nun gut. Alſo da war zunächſt die Gräfin ſelbſt, von der die Karte kam, und dann ihr Bruder, der alte Graf. Nun, den kennſt Du. Du haſt ihn ja neulich ſelber geſehen und geſprochen und könnteſt mir eigentlich ſagen, ob er Dir gefallen hat. Was denkſt Du von ihm? Was ſagſt Du?"

„Dreierlei."

„Gut; nenn' es."

„Er iſt alt und möchte gern jung ſein, er ſpielt den Weltmann und iſt eigentlich bloß ein Wiener, und drittens und letztens: er glaubt, daß ſich alle Weiber um ihn reißen, und wird doch eigentlich nur genasführt."

„Er gefällt Dir alſo nicht?"

„O doch. Er gefällt mir ſchon."

„Ein Geck kann Einem nicht gefallen."

„Er iſt auch kein Geck. Mitunter ſtreift er daran oder ſteht auch ſchon mitten drin. Denn er hat all' die Narrheiten eines alten Junggeſellen und Theaterenthuſiaſten. Aber ganz zuletzt iſt er doch wieder anders. Ich glaube, daß er ein ſehr gutes und braves und ſogar ein edles Herz hat. Er iſt vornehmer und beſſer als irgend einer der jungen und namentlich der alten Herren, die Dir einen Beſuch gemacht haben."

„Sieh', das freut mich, daß Du das ſagſt. Und in ſeinem eigenen Hotel oder in dem ſeiner Schweſter iſt er noch viel liebenswürdiger als hier. Denn hier fühlt er die Verpflichtung, mir nach Art alter Herren den Hof zu machen, in ſeinem Hauſe dagegen fühlt er nur die Verpflichtung, artig zu ſein. Und das iſt für unſereins ſchließlich mehr. Du weißt ja, wie man gewöhnlich mit uns ſpricht. Und nun will ich Dir auch ſagen, wer die beiden Anderen in der Geſellſchaft waren. Der Eine war ein Liguorianerpater, ein Fünfziger, groß und ſtattlich, und der Andere, nun, der Andere, das war ein junger Graf, Graf Egon, ein Neffe des alten, ich glaube, ſehr hübſch und Adjutant bei Erzherzog Rainer."

„Und hat Dir natürlich am beſten gefallen?"

„Nein, nicht das. Er hat mir nur nicht mißfallen; das iſt Alles, was ich ſagen kann. Er hat etwas von dem mir unerträglichen ‚Von oben herab', und wenn ich mich entſcheiden und jedem Einzelnen einen Rang in meinem Herzen anweiſen ſollte, ſo würd' ich die Gräfin obenan ſtellen und dann den Pater. O, ſie waren Beide charmant und dabei ſo klug und verbindlich, wie nur vornehme Katholiken ſein können. Schon ihre Stimmen . . ."

„Ja, ſie haben eine verführeriſche Stimme, Fränzl! Ich weiß davon. Aber das darfſt Du mir nicht anthun und Deinem Paſtor-Vater im Grabe nicht, ſo lau und flau er war, daß Du zu viel auf dieſe Stimme hörſt . . . Nur auf meine mußt Du hören, wenigſtens jetzt, in dieſem Augenblick, und die mahnt Dich, daß es auf Mitternacht geht und morgen um zehn Uhr Probe iſt. Mach' alſo, Du mußt ausſchlafen."

„Aber erſt noch unſern Spaziergang, ſonſt ſchlaf' ich überhaupt nicht. Und außerdem bin ich abergläubiſch."

Hannah brachte Mantel und Kappe, wickelte Franziska darin ein, und nun ſtiegen Herrin und Dienerin eine nur wenige Stufen zählende Treppe hinauf, die vom dritten Stock aus direkt auf das Flachdach des Hauſes führte. Hier ſtanden den Sommer über allerhand Kübel und Topfgewächſe, jetzt aber ſah man nichts als ein paar Bretterlagen und einen Berg Schnee, den der Wind nach der einen Seite hin zuſammengefegt hatte.

Sie gingen ein paarmal auf und ab und ſahen auf die Stadt, auf deren verſchneite Dächer das Mondlicht fiel. Aus der Ferne her hörte man das Läuten einzelner Schlitten, aller eigentliche Lärm aber ſchien erſtickt unter dem weißen Tuch.

Und nun traten ſie bis an die Brüſtung, wo der zuſammengewehte Schnee lag, und ſahen in den Winterhimmel hinauf, der in wundervoller Pracht über ihnen glitzerte.

„Sieh', das iſt der große Bär. Und da ſind wir zu Haus, da liegt unſere Jugend, unſere Kindheit. Ach, Hannah, es war doch unſere ſchönſte Zeit, als wir noch Abends in den Thurm gingen und die Betglocke läuteten und die Grabſteine der alten Paſtoren anſtarrten, die mit ihren Ringkragen an den Wänden umherſtanden. Und wenn uns dann der Glockenſtrick aus der Hand fuhr und mit einem Mal in die Höhe ſchnellte, ſieh', da war mir's immer, als hätte ſich der Gottſeibeiuns über unſer Läuten gebost und den Strick uns weggezogen."

„Ach, rede nicht ſo, Fränzl: wenn Du ſo ſprichſt, dann überdenkſt Du jedesmal etwas Tolles oder Thörichtes."

„Aber diesmal nicht. Ich überdenke gar nichts. Ich habe nur mit einem Mal eine ſchmerzliche Sehnſucht nach dem Kirchenplatz hin, wo wir ſpielten und uns auf die Holzſtämme ſetzten und Geſchichten erzählten. Und von fernher hörten wir dann das Meer, das draußen rauſchte. Mir iſt's, als hört' ich's noch."

„Willſt Du zurück?"

Franziska ſchüttelte den Kopf. „Nein, nicht zurück. Eine Sehnſucht iſt etwas Anderes als der Wunſch, es wieder haben zu wollen. Was ſollt' ich auch da? Mit einer Schauſpielerin iſt es ein eigen Ding. Im Petöfy'ſchen Hauſe gilt ſie viel oder vielleicht viel, aber im Hauſe vom Bäckermeiſter Utpatel, auf deſſen Bank wir immer ſaßen und Butterblumenſtengel zuſammenſteckten, in deſſen Hauſe gilt ſie wenig oder nichts. Nein, Hannah, nicht zurück! Aber zurück oder nicht, die Liebe bleibt, und einen Gruß wollen wir wenigſtens in die Heimath hinüberſchicken."

Und ſie nahm eine Handvoll Schnee vom Boden und warf ihn nach Norden zu. Der Nachtwind aber, der ging, zerſtäubte den Ball wieder und trug die Kryſtallchen blinkend durch die Luft.

Fünftes Kapitel.

Einige Wochen lang ſetzte ſich der Verkehr Franziska's mit dem Petöfy'ſchen Hauſe fort, dann aber brach er etwas auffällig ab, und ſelbſt die Beſuche, die der Graf noch eine Zeitlang in dem Eckhauſe der Saleſinergaſſe gemacht hatte, hörten auf. Es hieß, was auch zutraf, er ſei verreiſt, und erſt von Paris aus gab er wieder ein Lebenszeichen und entſchuldigte ſich in den verbindlichſten Worten ſeiner plötzlichen Abreiſe halber. Aber ſo verbindlich dieſe Worte waren, ſo waren ſie doch kühler als gewöhnlich oder wenigſtens befangener.

Franziska fühlte das heraus, war indeſſen an derartig wechſelnde Vorgänge zu ſehr gewöhnt, um ein beſonderes Gewicht darauf zu legen.

Anders in dem engeren Cirkel, der ſich nach wie vor an jedem dritten Abend im Salon der Gräfin verſammelte. Hier wurde nicht blos dem Ausbleiben des Fräuleins, ſondern weit mehr noch der Abreiſe des Grafen eine gewiſſe Bedeutung beigelegt, bei welcher Gelegenheit man nicht unterließ, ſich die ſeltſamſten Dinge zuzuflüſtern. Der alte Graf ſei regelrecht verliebt oder intereſſire ſich wenigſtens bis zur Thorheit für das junge Fräulein, und ſo ſei denn die ganze Pariſer Reiſe nichts weiter als eine Flucht. Die Gräfin habe mit Rückſicht auf den eigenſinnigen Charakter des Grafen anfänglich ſeiner Reiſe widerſprochen, natürlich nur in der Abſicht, ihn durch ſolchen Widerſpruch in ſeinem Plane deſto feſter zu machen. Andere dagegen wollten von dem Allem nichts wiſſen und hoben ihrerſeits hervor, daß die „jours de fête“ für den alten Grafen vorüber ſeien; ſie begegneten aber nur dem Spott aller mediſanten Klub- und Kaſinohabitués, die nicht müde wurden, auf den ſiebzigjährigen Goethe, ja zuletzt ſogar auf König Sigurd Ring hinzuweiſen, der noch mit neunzig Jahren in Leidenſchaft verfallen und auf die Freite gezogen ſei. Der Graf aber ſei Vollblutungar und könne mehr.

Ein Echo dieſer Geſpräche würde zweifellos auch bis zu Franziska hinauf gedrungen ſein, wenn dieſe nicht durch ein nervöſes Fieber, in das ſie bald nach der Abreiſe des Grafen verfiel, vor allem derartigen Gerede bewahrt geblieben wäre. Sie lag wochenlang in jenem apathiſchen Dämmerzuſtande, der der Begleiter und faſt auch der Freund dieſer Krankheit iſt, und als endlich dieſer Zuſtand geſchwunden und ihr ein wenigſtens umſchleiertes Intereſſe für die Dinge des Lebens zurückgekehrt war, da waren viele Wochen vergangen und beinahe heiße Sommertage da, trotzdem erſt Frühling im Kalender ſtand.

Am letzten Apriltage ſaß Franziska an ihrem Fenſter und ſah zum erſten Male wieder auf das bunte Treiben der Stadt unten, und ſiehe da, noch ehe die Mitte des Mai heran war, war ſie ſchon in einem jener reizend gelegenen, in weitem Halbkreiſe die Hauptſtadt nach Süden hin umziehenden Villendörfer einquartiert und genoß hier die Wonne der Rekonvalescenz. Es hatte ſich dabei ſo glücklich getroffen, daß eine befreundete Kollegin — und zwar um ſo befreundeter, als ſie das Fach der hohen Tragödie kultivirte — mit ihr in die Sommerfriſche gegangen war, einer Molkenkur halber, die ſie ſich unter Hinweis auf ihr „total erſchöpftes Organ" vom Theaterarzt hatte verordnen laſſen. Eine Verordnung, in die dieſer lächelnd, aber doch zugleich auch mit der Bemerkung gewilligt hatte: „Wollte Gott, Fräulein Phemi, daß ich mich annähernd Ihres Organs erfreute."

Natürlich war auch Honnah mit draußen, und alle Drei bewohnten ein halbes Parterre, das nach der Rückſeite hin einen einfachen Garten mit Kaiſerkronen und Feuerlilien, in Front aber eine durch Glasfenſter und Leinwandwände geſchützte Veranda hatte. Schräg gegenüber von ihnen befand ſich ein großes, mit Oleanderbäumen umſtelltes Hotel und zwiſchen hüben und drüben lief ein chauſſirter Straßendamm, auf dem, die heißen Mittagsſtunden abgerechnet, ein beſtändiges Fahren war. Denn der Ort war nicht nur Eiſenbahnſtation, ſondern von alter Zeit her auch Knotenpunkt vieler Straßen, die von hier aus ſtrahlenförmig in die ſteyriſchen Vorberge hineinführten, ein entzückendes Hügelland, über das hinweg, ſobald die Sonne zu ſinken begann, das Hochgebirg in blauem Dämmer aufragte.

Heute jedoch war der Abend noch fern und beide Freundinnen ſaßen Frühnachmittags in der Veranda, deren Glasfenſter man ausgehoben hatte, weil es nach einer kurzen Regenzeit in den letzten Tagen wieder ſehr warm geworden war. Auf einem hart an der Brüſtung ſtehenden Tiſche lagen Muſter, Decken und Wollknäuel umher, und die Tapiſſerienadel beider Damen, welche Letzteren an einer großen Stickerei beſchäftigt ſchienen, ging hurtig hin und her. Dabei war eine rechte Nachmittagsſtille, nichts wach und nur aus dem Garten kamen ein paar gelbe Schmetterlinge, haſchten ſich und flogen dann weiter die Straße hinunter. Franziska ſah ihnen nach, bis ſie ſchließlich über die Dächer hin verſchwanden, und war noch in ihrem Sehen und Sinnen verloren, als vom Flur her ein reizender Blondkopf erſchien, ein etwa zehnjähriges Mädchen, das an ihnen vorüber in Haſt und Sturm auf die Straße zulief, einen Tonnenreifen vor ſich, den es mit dem Handgriff eines allem Anſcheine nach ſehr eleganten Fächers ſchlug. An dem Reifen ſelbſt waren kleine Blechſtücke befeſtigt, und bei jedem Schlage gab es einen Klang, als ob ein Tambourin oder Kinderjanitſchar geſchüttelt würde.

„Lyſinka,“ rief die Tragödin und lachte. „Sieh' nur, Franziska, ſie hat meinen beſten Fächer genommen, ein Geſchenk von Graf Pejevics von der letzten Redoute her. Ein wahres Prachtſtück, ich meine den Fächer. Und nun hantirt der Unhold damit, als ob es ein Trommelſtock wäre . . Lyſinka!“

Aber die Kleine hörte nicht mehr, ſondern jagte ſchon die chauſſirte Straße weiter hinauf und auf das große mit Oleanderbäumen umſtellte Hotel zu, vor dem eben ein paar gelbe Reiſewagen mit zurückgeſchlagenem Verdeck hielten. Man ſah ordentlich, wie das ſchwarze Leder in der Sonne brannte, während ein paar Hühner, die ſich vom Hofe her eingefunden hatten, die Körner aufpickten, die zerſtreut umherlagen. Hier machte Lyſinka Halt, ſah ſich inmitten der pickenden Hühner einen Augenblick um und jagte dann in geſchickter Biegung und die Veranda, wo Phemi und Franziska ſaßen, auf's Neue paſſirend, nach der andern Seite hin die Straße hinunter.

„Ein reizendes Kind!" ſagte Franziska. „Du mußt es ſehr lieben. Thuſt Du?"

„Gewiß thu' ich's. Oder glaubſt Du, daß der hohe Styl der Tragödie dergleichen ausſchließt? Auch Medea . . ."

„Nichts von der. Ich will von Medea nichts wiſſen. Ich will nur wiſſen . . ."

„Ein Geheimniß."

„Unter Schauſpielerinnen giebt es keine Geheimniſſe. Das ſollteſt Du wiſſen, Phemi. Zudem hab' ich Dir Alles aus meinem Leben erzählt, Abenteuer und Nichtabenteuer."

„Nun gut; ſo rathe."

„Gräflich? Hochariſtokratie?"

„Höher."

„Ah, ich ſeh' ſchon, Du willſt Dich auf einen Erzherzog hin ausſpielen. Aber ehe ich Dir das glaube . . ."

Hannah's Erſcheinen machte hier dem Geſpräch ein Ende. Sie kam mit einem großen Tablett, das ſie vorläufig auf die rechtwinklige Brüſtung der Veranda ſetzte, legte dann ſorglich ein Tuch und arrangirte den Kaffeetiſch.

„Und nun, Hannah, Juwel unſerer Krone," hob Phemi wieder an, „ſchaff' uns auch etwas Krausgebackenes oder einen Napfkuchen, oder um auch in Oeslau gut wieneriſch zu bleiben, einen Gugelhupf. Denn Du mußt wiſſen, ich habe heute den Lammbraten vorübergehen laſſen — er hat immer ſo etwas Ungeborenes — und ſo klingt es denn in den Tiefen meiner Seele: ‚Was du vom Lamm zu Mittag ausgeſchlagen, bringt nur der Gugelhupf zurück‘. O, ein himmliſches Wort, bei dem ich ordentlich fühle, wie's hier mithupft. Und nun geh', Hanning, geh'; ich habe ein drittes Haus von hier etwas appetitlich Braunes im Schaufenſter ſtehen ſehen, heute früh, als wir von der Promenade kamen, und die leere Straße ſieht mir nicht darnach aus, als ob ſich Oeslau mittlerweile daran vergriffen haben könnte . . . Hier mein letzter Fünfguldenſchein!“

„Ach, Fräulein Phemi, wenn Sie nur nicht immer vergeſſen wollten, daß wir Krachzeiten haben.“

„Unſereins hat nie Krach, Hannah. Uebrigens wecke keine traurigen Gedanken in mir, denn ſchließlich und auf einem Umwege bin ich doch daran betheiligt. Und nun geh', ehe es zu ſpät iſt. Wir leben zwar in einer gedankenarmen Zeit, aber die Noth einer Oeslauer Kaffeeſtunde macht auch den Aermſten erfinderiſch. Alſo vite, vite!“

Hannah ging. Als ſie fort war, beugte ſich Franziska vor und ſagte: „Du kannſt Dir gratuliren und ſtolz ſein, Phemi, bei Hannah in ſolcher Gunſt zu ſtehen. Eigentlich hält ſie nicht viel von uns. Ihr Vater war Todtengräber und davon iſt ihr 'was geblieben. Und am meiſten wundert es mich, daß ſie mit dem Blondkopf ſo gut ſteht, mit der Lyſinka. Sie hat ordentlich einen Narren an dem Kind und erklärt es rund heraus für einen Engel. Und das geht doch ſchlechterdings nicht, oder das ganze Kapitel von der Erbſünde . . .“

„Nichts davon! Um darüber zu ſprechen, muß man ſo ſtudirt ſein, wie Du. Das Alles iſt nicht mein' Sach'. Aber wenn Du Dich über die Hannah wunderſt, weil ſie trotz all' ihrer Tugend an dem Kinde hängt und dem Kinde nicht die Mutter und der Mutter nicht das Kind anrechnet, ſo zeigſt Du nur, wie wenig Du die Menſchen kennſt. Und biſt doch an die Vierundzwanzig."

„Eben geweſen," lachte Franziska.

„Nun, ſiehſt Du! Freilich, ich könnte Deine Mutter ſein, oder wenn nicht geradezu Deine Mutter, ſo doch Deine Stiefmutter . . ."

„Dazu biſt Du wieder zu gut und verwöhnſt mich zu ſehr."

„Alſo Deine Mutter. Und nun höre. Was ich Dir hinſichtlich Deiner Hannah und ganz ſpeziell hinſichtlich ihrer Liebe zu dem Kinde zu ſagen habe, das heißt einfach . . ."

„Nun?"

„Das heißt einfach: es lebt ſich am Beſten mit der Tugend."

„Das hat einen Doppelſinn."

„Ich wollt' ihm den Doppelſinn nicht geben und ſtünde mir auch ſchlecht an. Es ſoll nur heißen: es lebt ſich am Leichteſten und am Bequemſten mit guten und unſchuldigen Leuten. An Tadel oder Vorwurf ihrerſeits iſt nie zu denken. Im Prinzipe ſind ſie ſtreng und ſtreng auch gegen ſich ſelbſt. Aber was von anders Geartetem an ſie herantritt, dagegen ſind ſie mild, und es iſt faſt, als freuten ſie ſich, eine Bekanntſchaft damit zu machen. Es ſoll ſich ja, wie die Katholiken ſagen, das Heilige durch Handauflegen fort pflanzen etwa nach Art eines elektriſchen Stroms, und ſo ſtrömt auch vielleicht ein kleiner, prickelnder Strom des Unheiligen von unſereinem aus. Jeder nach ſeinen Mitteln und Kräften.“

„Ach, Phemi, wie Du nur redeſt! Du biſt ja gar nicht ſo.“

„Man kann ſich nicht unheilig genug machen. Eine durchgängeriſche Demuth iſt das letzte Mittel, ſich wenigſtens einen Schimmer aus der ewigen Strahlenkrone zu retten . . . Aber um's Himmelswillen, Fränzl, ſieh' Dich um, da kommt ja Graf Egon.“

Franziska hatte ſich vorgebeugt und erkannte nun auch ihrerſeits den Grafen, der eben drüben aus dem Hotel getreten war und noch einmal zurückſah, um nach einem Balkon hinauf zu grüßen, der am ganzen erſten Stock entlang lief und durch Holzpfeiler getragen wurde. Sein Gruß ſelbſt aber galt einer alten Dame, der Gräfin.

Egon war allein, nur von einer Ulmer Dogge begleitet, einem prächtigen Thier, das augenſcheinlich ungeduldig ſeinem Herrn auf der chauſſirten Straße bis an die Veranda hin vorauflief. Einen Augenblick ſpäter aber war auch der junge Graf heran und gewahrte die beiden Damen, die ſich anſcheinend in ihre Tapiſſerie vertieft hatten. Er fuhr ganz erſichtlich zuſammen, als ob ihm die Begegnung mit ihnen mehr ein Schreck, als eine Freude geweſen wäre, fand ſich aber raſch wieder zurecht und trat an die Brüſtung heran, um Beide mit aller Courtoiſie zu begrüßen.

Phemi hatte ſich zum Gegengruß erhoben und überſtürzte den Grafen ſofort mit einer Fragefluth, die keine

Dämme kennen zu wollen ſchien, am wenigſten aber den der Diskretion. Endlich ſchwieg ſie.

„Meine Gnädigſte," lächelte Graf Egon, „Alles zu beantworten, müßt' ich den letzten Zug abwarten können, was mir leider verſagt iſt. Aber ein Anfang ließe ſich wenigſtens machen, immer vorausgeſetzt, daß Sie geneigt ſind, mir einen Platz an Ihrem Kaffeetiſche zu gönnen."

Er voltigirte, während er dies ſagte, leicht über die Brüſtung hin und ſetzte ſich in einen Gartenſtuhl, den er ſelber aus einer Ecke herangeſchoben.

„Ehe ich aber beginne," fuhr er fort, „denn Fragen ſind einer Gegenfrage werth, bitte ich, mir ſagen zu wollen, was Sie nach dieſem Erdenwinkel geführt hat?"

„Ich war krank," antwortete Franziska, „viele Wochen lang, und die ſtillen Tage hier ſollen mich wieder geſund machen."

All' dies war in einem durchaus ruhigen Tone geſprochen, und doch klang ungewollt und ungewußt etwas wie Vorwurf darin. Egon gerieth denn auch in eine leiſe Verwirrung, an der die Sprecherin erſt erkannte, welche Bedeutung er ihren Worten gegeben hatte. Sie fuhr daher raſch und mit ſo viel Unbefangenheit wie möglich fort: „Es iſt erquicklich, die reine Luft hier zu genießen, am erquicklichſten aber iſt doch die geiſtige, darin ich lebe. Wenn ich nicht irre, hat irgend ein alter oder neuer Philoſoph ausgeſprochen, es mache nichts ſo geſund wie Heiterkeit, und die Wahrheit dieſes Satzes hab' ich hier an mir ſelbſt erfahren. Denn Sie müſſen wiſſen, Graf Egon, es giebt nichts Heitereres und Vergnügteres als eine Tragödin. Nicht wahr, Phemi?"

Dieſe patſchelte die Hand, die Franziska, während ſie ſo ſprach, ihr gegeben hatte, zugleich aber nahm ſie ſelber das Wort und ſagte: „Was das für Anwandlungen ſind! Ich bitte Dich, ich ſoll mich nicht auf das Archidukale hin ausſpielen und Du ſpielſt Dich auf das Sentimentale hin aus. Und nun wirſt Du ſchließlich noch roth und ſcheinſt als ‚Naive‘ nicht einmal zu wiſſen, daß mit Hülfe ſolcher Anſpielungen nie und nimmer das Geringſte verrathen wird. Und wenn Graf Egon auch rathen wollte bis an den jüngſten Tag, er erriethe doch nicht, um was es ſich hier handelt.“

„Ich fürchte wirklich, nein.“

„Nun, ſiehſt Du. Zudem ſoll man an den kleinen Freuden des Lebens nicht ohne Noth vorübergehen, das verübeln Einem die Schickſalsmächte, von denen ich ſchon von Metier wegen zu reden weiß. Und zu dieſen kleinen Freuden des Lebens gehört es auch, in Geheimniſſen und Anſpielungen zu ſprechen. Einige ſagen freilich, es ſei ein ſchlechter Ton und nicht artig. Aber was iſt artig? Eine Beſchäftigung für arme Leute.“

„Gut es mag ſo ſein, aber Du haſt umgekehrt eine zu ſtark ausgeprägte Neigung, Dich unter Ignorirung der armen Leute mit Deinen Königinnen zu verwechſeln. Iſt es nicht ſo, Graf Egon?“

„Im Gegentheil, meine Gnädigſte. Bedaure, widerſprechen zu müſſen. Ich meinerſeits bin immer nur überraſcht, unſere Freundin in ſo genialer Weiſe die Rollengebiete wechſeln und aus der Sprache der Königinnen in die der echteſten Weiblichkeit übergehen zu ſehen.“

„Eine Genialität,“ lachte Phemi, „die ſie muthmaßlich überſchätzen. Immer, mit Ausnahme der Paſtoren, iſt es einem Jeden ein Liebes und Leichtes, aus dem Aufgeſteiften in das Natürliche zu verfallen. Erinnern Sie ſich der mythologiſchen Gottheiten, und wie begierig dieſelben allezeit waren, aus ihrer Göttlichkeit herauszutreten. Und nun gar erſt die Götter und Göttinnen dieſer Welt! Als Hofmann ſollten Sie wiſſen und wiſſen es auch, wie ſchwer arme junge Königinnen an ihrem Hermelin zu tragen haben. Da haben wir beiſpielsweiſe die Königin Anna von England, allerdings nur in einem hiſtoriſch angekränkelten Stück. Aber gleichviel, die Figur ſoll echt ſein. Und nun beobachten Sie, woran hängt ſich dieſer Königin Anna königliches Herz? An einen Fähnrich. Dabei verwechſelt ſie die zwölf Millionen Staatsſchulden mit den Todten bei Malplaquet. Zwölf Millionen Todte! Viel, ſehr viel; aber am Ende warum nicht? Ihr Fähnrich blieb ihr ja, und ſo rollt ihr die Zahl ſo gemüthlich von der Lippe, wie wenn's eine Bagatelle wäre. Da haben Sie Königinnen! So ſehen wirkliche Königinnen aus, und einer armen Sklavin gleich mir, die nur die Königinnen ſpielt, ſollt' es ſchwer werden, aus der Szepter- und Kronenſprache herauszufallen? Und noch dazu hier, hier in Oeslau. Hier bin ich Menſch, hier will ich menſchlich fühlen, ja, Graf, auch dann noch, wenn Sie ſammt Franziska superior über mich lächeln, weil ich muthmaßlich wieder einmal falſch zitirt habe, was aber Ihre gerechte Strafe dafür ſein mag, daß wir immer noch nicht wiſſen, um was ſich's handelt und um was Sie hier waren. Und nun dring' ich allen Ernſtes auf eine Generalbeichte."

„Die wir ſicherlich längſt hätten, Phemi, wenn Du dem Grafen nur einen Zoll breit Raum zum Niederknieen gegönnt hätteſt.“

Egon verneigte ſich zuſtimmend und erzählte nun in Kürze, daß die Tante ſeit etwa acht Tagen hier in Oeslau ſei, drüben im Hotel. Er ſei gekommen, ihr Briefe zu bringen, darunter auch Briefe von Graf Adam.

„Und wie geht es dem Grafen?“ fragte Franziska.

„Gut. So nehm' ich wenigſtens an. Es geht ihm überall gut, wo ſich eine große Oper und eine opera comique vorfindet. Freilich fehlt ihm das napoleoniſche Regiment, und die Regierung im ſchwarzen Frack iſt nicht gerade ſein Ideal. Er liebt das Bunte, darin ganz Ungar, aber zuletzt bleibt doch Paris Paris und ſpottet jeder Kleiderfrage. Mit der Viardot hat er die Freundſchaft erneuert und mit der Sarah Bernhardt dinirt, ein Diner, von dem ſich mindeſtens eine Woche lang in enthuſiaſtiſcher Erinnerung zehren läßt. Mitte Juni will er nach Trouville, wenn nicht nach Biarritz, er iſt aber unberechenbar und hält eigentlich jeden Tag für verloren, den er, etwa Schloß Arpa abgerechnet, außerhalb Wien zubringt.“

In dieſem Augenblick hörte man aus der Ferne her den Pfiff einer Lokomotive. „Das iſt mein Zug, meine Damen, und ich muß eilen.“

„O, Sie haben noch ſieben Minuten.“

Und er ſetzte ſich wirklich wieder. Aber die Dogge, die ſich all' die Zeit über vor die kleine Verandathür gelagert und den Kopf zwiſchen die Pfoten geſteckt hatte, gab jetzt ſo ſichtlich Zeichen von Ungeduld und ſchlechter Laune, daß ihr Herr unter ſcherzhaftem Hinweis auf den malcontenten Begleiter ſich wieder erhob.

„Ein ſchönes Thier!“ ſagte Phemi. „Faſt zu ſchade . . .“

„Für ſein Coupé?“ ergänzte lachend der Graf. „Gewiß. Und würd' es auch ſehr übel nehmen, ſich darin untergebracht zu ſehen, denn er ſteckt ganz und gar in Standesvorurtheilen. Ich muß es eben mit dem Schaffner verſuchen. Mißglückt es, ſo macht er die vier Meilen zu Fuß. Apropos, ich darf doch der Tante von Ihrem Hierſein melden? **Au revoir.**“

Und er ging raſch die Straße hinunter, an deren nahem Ausgange das Bahnhofsgebäude gelegen war. Eben fuhr der Zug ein. Eine Minute darnach aber gab die Glocke ſchon wieder das Abfahrtszeichen, und beide Damen ſahen nur noch die weiße Dampfwolke, die ſich verflüchtigend über die letzten Häuſer hinzog.

Weder Phemi noch Franziska ſprach. Jede hing ihren Gedanken nach.

Sechstes Kapitel.

Graf Egon hielt Wort, und ſchon den zweiten Tag darnach, als beide Freundinnen von einem Mittagsſpaziergang zurückkehrten, fanden ſie zwei Karten vor, die von einem Lohndiener abgegeben, während die Gräfin ſelber in einem zurückgeſchlagenen Wagen vor der Veranda gehalten hatte. Phemi drehte die für ſie beſtimmte Karte hin und her und las mit Betonung jeder einzelnen Sylbe: ‚Reichsgräfin Judith von Gundolskirchen, geborene Gräfin Petöfy'. Wundervoll, und kommt in der Schale, wenn ich erſt wieder in Wien bin, obenauf. An Grafen iſt kein Mangel bei mir, aber Gräfinnen ſind deſto ſeltener. Glaube mir, Fränzl, dergleichen iſt nicht nur hübſch, ſondern auch nützlich, und man muß jede gute Briſe benützen ... Und in einem Wagen ſagteſt Du, Hannah?"

„Ja, in einem Wagen," beſtätigte Hannah. „Und es war eigentlich nur ein Hotelwagen von drüben, aber Alles herrſchaftlich zurecht gemacht und der Kutſcher mit Handſchuhen. Er ſah ſo feierlich aus, daß mir das Lachen ankam. Und dazu der lange Sepp als Lohndiener und einen Frack an. Und Alles bloß für uns, Fräulein Phemi, wirklich bloß für uns. Denn an der nächſten Ecke ſah ich ſie Kehrt machen und ehe ich noch bis hundert zählen konnte, hielten ſie ſchon wieder vor dem ‚König von Ungarn‘.“

Franziska war mehr beſtürzt als erfreut. Allerdings waren ihr die Winterabende bei der Gräfin in durchaus freundlicher Erinnerung, aber die Beziehungen von damals wieder aufgenommen zu ſehen, entſprach wenig ihren Wünſchen,

Am andern Tage geben beide Damen in Abweſenheit der Gräfin ihre Gegenkarten ab, und Franziska lebte der Hoffnung, daß es dabei ſein Bewenden haben werde. Darin irrte ſie jedoch, und ſchon derſelbe Tag war dazu beſtimmt eine perſönliche Begegnung herbeizuführen.

Es kam dies ſo:

Zu den kleinen Zerſtreuungen Franziska's und Phemi's gehörte namentlich auch der Bahnhofsbeſuch, wo ſie zu promeniren und das bunte Treiben der ankommenden und abgehenden Züge zu beobachten pflegten. Auch heute hatten ſie ſich eingefunden und bogen eben aus den Anlagen in den parallel mit der Bahn laufenden Kiesweg ein, als Franziska der Gräfin anſichtig wurde, die von ihrer Kammerjungfer gefolgt, auf dem Perron auf- und abging und ebenfalls den von Wien kommenden Vieruhrzug abzuwarten ſchien. Es fehlten nur noch einige Minuten. Ein Sichvermeidenwollen wäre wenig ſchicklich, außerdem auch undurchführbar geweſen, und ſo trat denn Franziska an die Gräfin heran und bat nach den erſten Begrüßungsworten, ihr ihre Freundin

Euphemia La Grange vorſtellen zu dürfen. Die Gräfin reichte dem Fräulein die Hand und ſprach ihr Bedauern aus, den ihr zugedachten Beſuch der beiden Damen verfehlt zu haben, zugleich Franziska verſichernd, wie ſehr ſie ſich freue, die ſo plötzlich unterbrochene Winterbekanntſchaft in dieſen ſchönen Maitagen erneuern zu können.

„Ich habe von Ihrer andauernden Krankheit gehört," fuhr ſie fort, „und muß mich anklagen, mich dabei ſo ſäumig und anſcheinend theilnahmlos gezeigt zu haben. Aber ich war gut unterrichtet, erſt durch meinen Bruder und ſpäter durch meinen Neffen, Grafen Egon. Und nun bitt' ich die Damen, einen Platz für mich ſuchen oder wenigſtens die Promenade wieder aufnehmen zu wollen, denn meine Füße verſagen mir im Stehen den Dienſt und mahnen mich an die lange Reihe meiner Jahre."

Dabei ſchritt ſie den Damen voran auf ein Tempelchen zu, das auf einem künſtlich aufgeworfenen Hügel inmitten der Anlagen errichtet war. Ehe ſie jedoch die Stufen deſſelben erreichen konnte, hörte ſie ſchon das Herannahen des Zuges und entſchuldigte ſich nun, das eben erſt begonnene Geſpräch auch ſchon wieder abbrechen zu müſſen, aber ſie ſei hier, um einen lieben Freund zu begrüßen, den ſein Weg von Wien aus nach Wiener-Neuſtadt führe. „Sie kennen ihn ja, mein liebes Fräulein," ſetzte ſie hinzu, „Pater Feßler, ein eifriger Verehrer von Ihnen und als ſolcher oft der Gegenſtand unſerer Neckereien. So Sie mir geſtatten, bring' ich ihm Grüße von Ihnen." Und damit empfahl ſie ſich und ging, von ihrer Jungfer gefolgt, auf den Perron zurück.

Euphemia ſah ihr nach und ſagte: „Charmante alte Dame, jeder Zoll eine Gräfin. Ich glaube zwar, troß aller Liebenswürdigkeit, ſehr ſtolz. Aber es iſt mit dem Stolz wie mit der Tugend, worüber ich Dir erſt neulich einen kleinen Vortrag gehalten habe; weißt Du noch? Und ſieh', Alles, was ich Dir damals von der Tugend und den Tugendhaften ſagte, das paßt auch auf die Stolzen. Ich leg' ihre Karte noch mehr obenauf . . . Aber wer iſt nur der Pater Feßler?“

„Ueberzeuge Dich ſelbſt; eben iſt er ausgeſtiegen und ſpricht mit der Gräfin.“

„Ein ſchöner Mann.“

„Und ſehr angenehm im Umgang.“

„Er wird Dich am Ende noch bekehren.“

„Zweifle.“

„Wer weiß? Eine geborene Predigerstochter und gewordene Liebhaberin und Soubrette, nimm mir's nicht übel, Fränzl, aus ſolchen Zuthaten kann Alles werden.“

* * *

Seit dieſer Begegnung hatte ſich ein Verkehr zwiſchen hüben und drüben entwickelt, der ſich indeſſen auf bloße Begrüßungen beſchränken zu wollen ſchien. Jeden Morgen, wenn beide jungen Damen auf ihrer Veranda ſaßen und Phemi die Zeitung ſtudirte — denn ſie war eine Politikerin, ungemein für Freiheit und noch mehr für Ariſtokratie — erſchien die Gräfin auf ihrem Balkon, anſcheinend um nach dem Wetter, in Wahrheit aber, um nach den jungen Damen zu ſehen, und wenn dann dieſe ſich erhoben, um ihren

Reſpekt zu bezeugen, ſo nickte ſie Beiden ihren Morgengruß zu, bevor ſie ſich wieder in ihre Zimmer oder am liebſten auf einen nach hinten zu gelegenen Gartenbalkon zurückzog.

Aber dabei blieb es.

„Es wird nicht viel,“ ſagte Phemi, die ſich über dies Halbverhältniß ärgerte. „Wir kommen nicht von der Stelle mit ihr, und am Ende wär' es beſſer geweſen, wenigſtens für mich, Graf Egon hätte mir dies Oeslauer Idyll und die Ruhe meiner Seele nicht geſtört. Ach, es war ſo ſtill hier, Franziska, ſo konflikt- und tragödienlos, und wenn ich vielleicht doch noch Medea war, ſo war es Medea während der Freundſchaftsſchließung mit Kreuſa, die Zeit vor der Eiferſucht und den unliebſamen Gefühlen überhaupt. Wirklich, ich war wie Fridolin in der Ballade ſo ſanft und rein und natürlich auch glücklich, aber ſeitdem dieſer Maledetto von Egon hier war, iſt eine totale Gemüthsveränderung mit mir vorgegangen. Ich habe meine Fridolinrolle vertauſcht und könnte mich jeden Augenblick an's Spinnrad ſetzen. Meine Ruh' iſt hin, mein Herz iſt ſchwer. Wirklich, Schatz, ich werde täglich nervöſer, und wenn nicht bald etwas geſchieht, ſo reiſ' ich ab.“

„Ich weiß, Du wirſt bleiben, Phemi; Du haſt ein Zeugniß auf Molkenkur und mußt nun aushalten. Alles ſtraft ſich und am meiſten das Lügen ... Aber da kommt ja der lange Sepp von drüben, und wenn ich ſein Zwinkern und ſeine Wichtigkeit recht verſtehe, ſo bringt er uns eine Botſchaft.“

Und wirklich, er kam von der Gräfin und übergab ein an Franziska gerichtetes Billet. Es lautete:

„Vielleicht iſt es den Damen genehm, an einer Partie theilzunehmen, die wir heute Nachmittag in die Berge machen wollen. Mein Neffe Egon und mit ihm der junge Graf Pejevics, der Fräulein Phemi zu kennen vorgiebt, ſind mit dem letzten Bahnzuge hier angekommen und rechnen auf ein Ja der beiden Damen. Am meiſten aber Ihre Judith v. G.“

Eine kurze Nachſchrift, in der es hieß: „Nicht ſpäter als Drei,“ war hinzugefügt, und der Bote brachte die Nachricht zurück, daß ſich beide Damen zu feſtgeſetzter Stunde die Ehre geben würden.

Und wirklich um Punkt Drei ſchritten ſie dem „König von Ungarn“ zu, vor deſſen Freitreppe der heute jeder Galavorrichtung entkleidete Hotelwagen bereits hielt. Auch die Gräfin war ſchon da, ſtellte die Herren und Damen einander vor, trotzdem dieſe ſich von kurz oder lang her bereits kannten, und bat, als ſie deſſen gewahr wurde, ihrer Zerſtreutheit halber um Entſchuldigung. Endlich aber wandte man ſich der wichtigen Frage zu, wie hinſichtlich des Gehens und Fahrens die Rollen zu vertheilen ſeien und entſchied ſich nach längerer Debatte dahin, daß die Gräfin und Graf Egon in der Serpentine den Berg hinauffahren, die beiden Damen aber in Begleitung von Graf Pejevics einen näheren Fußweg einſchlagen ſollten. Oben auf dem Berge werde man ſich dann ziemlich a tempo treffen. Und nun trennte man ſich, und die wenigſtens auf Augenblicke noch zurückbleibende Jugend ſah dem mit Egon und der alten Gräfin langſam dahinfahrenden Wagen nach.

„Ich ſollte nun wohl Ihren Führer machen,“ hob Graf Pejevics an, „aber obſchon Generalſtäbler, erkenn' ich mich doch unfähig dazu. Sie müſſen helfen, meine Damen, und mir die nöthigen Direktiven geben. Ein ganz beſonderes Vertrauen aber hab' ich zu der Strategie von Fräulein Phemi La Grange."

Phemi war es zufrieden und ſchlug vor, einen etwas abſeits gelegenen Zickzackweg zu benützen, einmal, weil es dabei was Tüchtiges zu ſteigen und zu klettern gebe, was doch immer die Hauptſache bleibe, vor Allem aber, weil man vorher einen großen Wieſengrund, einen vollkommenen Wurſtelprater, zu paſſiren habe, bei deſſen Anblick man ſich 'mal wieder wieneriſch fühlen, ja vielleicht ſogar ein paar Kolleginnen in ihren Geheimniſſen der Kunſt und des Lebens belauſchen könne.

Niemand widerſprach, und ſo traten ſie denn aus einem bloß aus Remiſen und Stallgebäuden beſtehenden Gäßchen, das ſich dicht hinter dem Hotel hinzog, auf einen aufſteigenden Ackerſtreifen hinaus und wurden hier alsbald einer querlaufenden Senkung gewahr, in der ſich ein Schützenplatz etablirt hatte. Die Schützen ihrerſeits waren auch ſchon fleißig am Werk, aber das anderweite Feſt- und Jahrmarkttreiben ruhte noch oder befand ſich doch höchſtens in einer verſchwiegenen Vorbereitung für den Abend. Selbſt der Mann in der Würfelbude nickte, denn Niemand in der heißen Nachmittagsſtunde war da, der ſein Glück hätte verſuchen mögen. So war das Budentreiben, das in dieſem Augenblick eigentlich kein Treiben war.

Aber der von Phemi beliebte Weg lief auch nur eine kurze Strecke lang in Front dieſer Buden hin und bog vielmehr nach fünfzig Schritten ſchon an einem mehrſtöckigen Carouſſel vorbei, deſſen Fahnen jetzt ſchlaff in der Luft herabhingen, in einen hinter der Budenreihe hinlaufenden Seitenweg ein.

„Ah, hier fängt es an,“ ſagte Phemi, während ſie ſich voll augenſcheinlicher Befriedigung umblickte. „Hier ſind wir hinter den Couliſſen.“

Und wirklich, es war, wie ſie ſagte. Der den langen Degen verſchluckende Spanier, der magere Feuerkönig, der Herkules, der ſich den Ambos auf die Bruſt packen, und der Pyramidenmann, der ſich ſeine drei Kinder auf die Schultern ſtellen läßt, — Alle traten Einem hier in ſchöner Menſchlichkeit entgegen, am menſchlichſten aber, wie ſelbſtverſtändlich, die Frauen, die ſich, während ſie wuſchen und plätteten oder ein Kleidungsſtück mit einem neuen Flitter beſetzten, zu gleicher Zeit ihren zum Theil weitgehendſten Mutterpflichten unterzogen. Es war nichts Schlimmes, was dabei zu Tage trat; da man indeß nicht wiſſen konnte, was vielleicht noch komme, ſo waren beide Damen und ſogar Phemi doch ſchließlich froh, als ſie die „Wohnungswagen“ hinter ſich und ſtatt ihrer die nun beginnende Reihe der Gepäckwagen zur Seite hatten. Es fehlte hier an all' und jedem Beängſtigenden und an Stelle davon traten Genrebilder von durchaus harmloſem Charakter. In einer an vier Ketten hängenden Schoßkelle ſchlief eine Hundefamilie, während auf dem Rand einer großen Trommel ein ältlicher und etwas fadenſcheiniger Rabe ſaß, in Betreff deſſen es zweifelhaft blieb, ob er ſich bloß zufällig hier eingefunden, oder aber den Rang eines wirklichen Mitgliedes der Truppe habe. Phemi war natürlich der letzteren Anſicht und betheuerte wiederholt, daß ein Schützenplatz ohne Wahrſagerei gar nicht möglich und die vorhin geſehene ſchwarze Frau mit dem Kind an der Bruſt aller Wahrſcheinlichkeit nach die Lenormand dieſes Kreiſes geweſen ſei. Sie habe durchaus auch die Requiſiten dazu gehabt: einen ſtechenden Blick und einen falſchen Scheitel. Und das Dritte ſei eben dieſer Rabe. Uebrigens käme die Wahrſagerei wieder in Mode, was auch gut und erklärlich ſei, denn je freier der Menſch werde, deſto nöthiger werd' ihm der Hokuspokus.

Graf Pejevics, der gerade vornehm genug war, um ungeſtraft liberaliſiren zu können, wollte demgemäß widerſprechen, aber Phemi ging mit Hilfe von Spiritismus und Amerikanismus, zwiſchen denen ſie gleichzeitig auch allerlei natürliche Zuſammenhänge finden wollte, ſofort zu Beweiſen über und zeigte ſich dabei ſo beredt und zeitungsbeleſen, daß man den anſteigenden Thalweg bereits halb hinauf war, als der Anblick des jetzt in gleicher Höhe mit ihnen fahrenden Hotelwagens ihren Vortrag momentan unterbrach.

„Ah, die Gräfin!“ Und ſie grüßte mit ihrem Tuch über die tiefe, mit Tannen beſetzte Schlucht hinweg.

„Phemi!“ ſagte Franziska.

Phemi nahm aber den Tadel, der ſich darin ausdrückte, nicht an und ſagte nur lachend: „Ich weiß ſchon, was ich thu'. Frage nur Graf Pejevics. Man muß die vornehmen Leute nicht immer daran erinnern, daß ſie vornehm ſind.“ Und dabei winkte ſie ruhig weiter. „Uebrigens laß Dir ſagen, Schatz, daß das Alles nur uraltes Sommerfriſchen- und Badevorrecht iſt. In der Stadt rückt ſich's leicht wieder zurecht.“

Eine Viertelſtunde ſpäter waren unſere drei Fußgänger glücklich oben, und als gleich darnach auch der Wagen erſchien, hatte Phemi bereits einen Platz gefunden, der jeden erdenkbaren Vorzug in ſich vereinigte: temperirte Sonne, Schutz vor Wind und Zug und einen wundervollen Blick in die Landſchaft.

„Wie ſchön!“ ſagte die Gräfin und Franziska gab ihr ein Mäntelchen um, während Egon ein Kiſſen aus dem Wagen und Graf Pejevics eine Fußbank herbeiholte. „Hier bleiben wir, nicht wahr, und ſchonen unſere Kräfte? Wenn man das Gute hat, muß man das Beſſere nicht auf allerlei Gefahr hin haben wollen. Und nun, Egon, mache den Wirth; oder beſſer noch, Fräulein Phemi. Zu der hab' ich ein Vertrauen und bin ganz ſicher, daß ſie nicht bloß den artigſten und raſcheſten Kellner, ſondern auch den beſten und friſcheſten Kuchen für uns entdecken wird.“

Und nun kamen heitere Stunden oben auf dem Ausſichtspunkte, ſchön und heiter auch für Franziska, die das Berg- und Burgenpanorama noch nicht kannte, darunter Schlöſſer und Thürme, die ſeit der Türkenzeit in Trümmern lagen. Am meiſten intereſſirte ſie die Ruine von Schloß Merkenſtein, und Graf Egon, der landeskundig war, erzählte von einer räthſelvollen Buchſtabeninſchrift „O. H. I. N. N.“, die ſich bis dieſen Tag an dem ſtehen gebliebenen Portal der Burgruine befinde. Phemi, die ſich mitunter auf die Wiſſenſchaftlichkeit hin ausſpielte, wollte die Bedeutung davon für ihr Leben gern errathen und ruhte nicht eher, bis ihr Egon die Buchſtaben in's Notizbuch geſchrieben und ſchließlich als alles Rathen umſonſt geblieben, die Verſicherung gegeben hatte, daß nur der Wiener Witz bis dato die Deutung dafür gefunden habe.

„Welche?“ fragte das Fräulein neugierig.

„Oeſterreich Hinkt Immer Noch Nach.“

Und nun gab es ein norddeutſch übermüthiges Lachen von Seiten der beiden jungen Damen, das erſt ſchwieg, als ſie halb erſchrocken einen ſpöttiſch ſuperioren Zug um den Mund der beiden Grafen ſpielen ſahen. Aber Phemi witzelte raſch die kleine Verſtimmung fort, und Graf Pejevics, der erſt wenige Tage wieder aus England zurück war, wohin er ſich der Rennen halber begeben hatte, wurde jetzt eindringlich gebeten, über ſeine Reiſe zu berichten, ganz beſonders auch von Seiten der alten Gräfin.

„Ich bin halb von engliſcher Extraktion,“ ſagte dieſe. „Meine Mutter war eine Howard und meiner Mutter Mutter eine Talbot.“

„Eine Talbot!“ wiederholte Phemi mit einem beinahe komiſch wirkenden Ernſte, dem man es deutlich anhörte, daß die halbe „Jungfrau von Orleans“ an ihrem inneren Auge vorüberzog.

„Aber trotz dieſer nahen und nächſten Beziehungen,“ fuhr die Gräfin fort, „war ich nie dort. Ich hab' eine Scheu vor der Ueberfahrt und höre jedesmal zu meinem Troſte, daß es keinen ſchlimmeren ‚Pas‘ geben ſoll als den Pas de Calais. Indeſſen, wenn ich auch niemals dort war, ich höre doch gern davon. Alles iſt intereſſant und eigenartig und zeigt uns das Leben von einer neuen Seite. Wie fanden Sie London?“

„Vor Allem ohne Londoner und beinahe auch ohne Engländer. Es iſt daſſelbe wie mit Wien, wie mit allen großen Städten. Sie werden zum Rendezvous für die Provinzen oder die Welt überhaupt. In London iſt Alles ‚irish‘ und ‚scotch‘, und wollte man die Deutſchen zählen ſo fände man wahrſcheinlich mehr als in unſerem guten

Wien. Im Uebrigen, um auch das noch zu ſagen, ich kann mich mit einer Lebensweiſe nicht befreunden, die den Tag mit Speck und Ei beginnt und ihn mit Cognac abſchließt. Kardinal Antonelli ſoll denn auch ausgerufen haben: ‚Ich mag kein Volk, das vierzig Sekten und eine Sauce hat.‘ Er hätte nach meinen Erfahrungen auch noch hinzuſetzen können: Alles ſei ſchwer und maſſig in dieſem Lande, ſogar die Träume. Wenigſtens ſpreche ſie ſelber von plumpudding dreams.“

Es fehlte, wie ſich denken läßt, nicht an Oppoſition dagegen, am meiſten von Seiten Phemi's, die nicht müde wurde, vom Großen Freibrief an, über Milton und Shakeſpeare weg bis zu Scott und Thackeray hin Alles zu loben und zu preiſen. Egon und Graf Pejevics amüſirten ſich erſichtlich und ſtimmten mit ein oder widerſprachen auch, je nach Laune.

So ſchwanden die Stunden, und erſt als die Sonne geſunken und ſtatt ihrer die Mondſichel ſichtbar geworden war, erhob man ſich, um den Rückweg anzutreten.

Auch die Gräfin zog jetzt vor zu gehen und ſprach nur den Wunſch aus, daß der am wenigſten abſchüſſige Weg eingeſchlagen würde. Graf Pejevics bot ihr den Arm, und Phemi plauderte nebenher, während Egon mit Franziska folgte.

Man ging anfänglich ſehr vorſichtig, vorſichtiger noch als nöthig; als man aber die Kuppe paſſirt und die breiteren Gelände gewonnen hatte, machte ſich's, daß man nicht nur in aller Bequemlichkeit, ſondern auch in einem beflügelten Marſchtempo marſchiren konnte. Denn das bunte Treiben auf dem Schützenplatz unten hatte mittlerweile begonnen, und die feſten Takte von Trommel und Pauke drangen bis hoch an den Abhang hinauf. Um jedes Carouſſel her waren Lichter und Lampions, und inmitten eines eingefriedigten Platzes, auf dem trotz der Mondhelle noch viele Pechfackeln brannten, erkannte man nicht nur Pierrot und Harlekin, ſondern hörte ganz deutlich auch das Gelächter, das die Kapriolen und Witze Beider begleitete.

„Wir kommen gerade zu guter Zeit,“ wandte ſich Egon an ſeine Begleiterin. „Und ich freue mich darauf. Können Sie ſich denken, daß ich ein wirkliches Vergnügen an dieſen Dingen habe?“

„Gewiß,“ antwortete Franziska, „das dürfen Sie, das iſt Ihr gutes Recht. Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ſo würd' ich es auch haben. Aber unſereins iſt doch mehr oder weniger genirt und empfindet leicht eine Verwandtſchaft h'raus, die ſchließlich bedenklich iſt.“

„Sie ſcherzen,“ ſagte der Graf, „oder wenn es wirklich Ihr Ernſt iſt, ſo möcht' ich faſt von Empfindelei ſprechen dürfen.“

„Empfindelei vielleicht. Aber Scherz, nein. Ich nehm' es ganz ernſthaft. Auch glaub' ich kaum, daß ich damit vereinzelt daſtehe.“

„Phemi?“ lachte der Graf.

„Nein, Phemi nicht. Aber Andere, wobei mir eine kleine, daſſelbe Gefühl ausdrückende Lenaugeſchichte wieder in Erinnerung kommt, die mir Bauernfeld letzten Winter erzählte.“

„Darf ich ſie wiſſen?“

„Gewiß. Ich habe die Namen und näheren Umſtände vergeſſen, aber gleichviel. In irgend einem Wiener Reſtaurant, in dem Lenau verkehrte, befand ſich eine junge Perſon, die nicht bloß die Gäſte bediente, ſondern auch Verſe machte. Dieſe Verſe nun wurden bei beſtimmter Gelegenheit an Lenau gegeben, der ſie las und ſofort in eine befangene Stellung zu der neu entdeckten Dichterin gerieth. Alles, was ſie geſchrieben hatte, war unter mittelmäßig, aber ſich auch fernerhin von ihr bedienen zu laſſen, erſchien ihm nichtsdeſtoweniger unmöglich oder doch im höchſten Grade peinlich. Er ſah in ihr die Kollegin, die Mitſchweſter und wußte ſich ſchließlich nicht anders zu helfen, als daß er fortblieb. Es hat das, als mir Bauernfeld davon ſprach, einen großen Eindruck auf mich gemacht, und ich würd' es einen feinen und liebenswürdigen Zug an Lenau nennen, wenn ich mir nicht ſelber damit eine Schmeichelei ſagte."

„Die Sie ſich mit gutem Gewiſſen ſagen dürfen," antwortete der Graf und nahm einen Augenblick ihre Hand. „Uebrigens freut es mich aufrichtig, Sie ſo lenaubegeiſtert zu finden. Heute ſchon zum zweiten Male."

„Wie das? Zum zweiten Male?"

„Nun, meine Gnädigſte, Sie werden doch allen Ernſtes nicht glauben wollen, daß ich das ſchöne ‚Nach Süden'-Lied, wie Sie's damals nannten, und ſeine Schlußſtrophe vergeſſen haben könnte?"

„Welches?"

„‚Hörbar rauſcht die Zeit vorüber an des Mädchens Einſamkeit' . . . Ich glaube, ſo hieß es. Es hat mich damals in ſeiner melancholiſchen Schönheit eigenthümlich ergriffen und war der erſte Plauderabend bei der Tante. Nur Feßler war zugegen und draußen Schnee gefallen. Entſinnen Sie ſich noch?"

Franziska war betroffen, aber es gelang ihr, ihre Verlegenheit zu verbergen, und in einem immer lebhafter werdenden Geſpräche ſchritten Beide die Berglehne hinunter und auf die Budengaſſe zu.

„Sollten wir nicht lieber einen Umweg machen?“

„O, nicht doch,“ antwortete die Gräfin, an die ſich ſeitens Franzika's dieſe Frage gerichtet hatte. „Mein Leben verläuft viel zu ſtill und einſam, als daß es mir nicht eine Freude ſein ſollte, von ungefähr unter Menſchen zu kommen. Ich ſuch' es nicht auf, aber wenn es ſich giebt, ſo heiß' ich es jedesmal willkommen.“

Und ſo mündete man denn wirklich in das bunte Feſt- und Jahrmarkttreiben ein.

Eine Menge großer Schaubuden war da, Panoramen, an denen ſie, dem Menſchenzuge folgend, raſch vorübergingen, bis ihnen zuletzt ein kleines Zelt auffiel, über deſſen Eingang in Transparent die Worte ſtanden: „Einzige Verkündigung der Wahrheit“ und darunter in kleiner Schrift: „Fünfzig Kreuzer“.

„Ah!“ ſagte Phemi, „da muß ich hinein. Oft iſt mir die Wahrheit umſonſt geſagt worden, aber ſie war auch darnach. Nichts iſt umſonſt, nicht einmal die Wahrheit.“

Und ſie ſchickte ſich wirklich an, in das Zelt einzutreten. Aber Franziska zog ſie wie mit Gewalt zurück und ſagte: „Du bleibſt!“

Eine momentane Verlegenheit trat ein und ſchwand erſt wieder, als man aus der Budengaſſe heraus war.

„Ich war überraſcht, Sie ſo heftig zu ſehen,“ nahm endlich Egon das Geſpräch wieder auf. „So heftig und ſo beſtimmt.“

„Und noch dazu gegen Phemi," ſetzte Franziska lachend hinzu. „Phemi ſelbſt aber wird mir am eheſten verzeihen. Ich konnte nicht anders und habe nun 'mal einen tiefen Widerwillen dagegen. Unſer ganzes Leben iſt eine Kette von Gnaden, aber als der Gnaden größte bedünkt mich doch die, daß wir nicht wiſſen und nicht wiſſen ſollen, was der nächſte Morgen uns bringt. Und weil wir's nicht wiſſen ſollen, ſollen wir's auch nicht wiſſen wollen."

„Auch nicht einmal im Scherz, im Spiel?"

„Auch nicht einmal im Spiel. Denn es iſt ein Spiel mit Dingen, die nicht zum Spielen da ſind. Ich muß es wiederholen, ich haſſe jede Neugier, die den Schleier von dem uns gnädig Verborgenen wegreißen will; aber am meiſten widerſtreitet mir doch die Neugier, die nicht einmal ernſthaft gemeint iſt. Es giebt der tückiſchen Mächte genug und ihre liſtig lauernde Feindſchaft auch noch durch Spiel und Spott herausfordern zu wollen, thut nie gut und iſt der Anfang vom Ende."

Der Graf ſchwieg.

Bald darnach aber trennte man ſich vor Phemi's und Franziska's Veranda, bis wohin die Gräfin in Artigkeit gegen die jungen Damen dieſe begleitet hatte.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen ſaßen beide Freundinnen eine halbe Stunde früher als ſonſt in der Veranda, deren Leinwandvorhänge nach der einen Seite hin halb zurückgezogen waren, während gegenüber, wo die Vorhänge fehlten, eine Hängematte hing, in der ſich Luſinka ſchaukelte.

Sie war in ein Bilderbuch vertieft und überließ deshalb, ohne wie ſonſt wohl zuzuhorchen, die beiden Damen ihrem Geſpräche, das ſich ſelbſtverſtändlich um die Partie vom Tage vorher drehte. Dann aber entſtand eine Pauſe, bis Franziska plötzlich und mit einiger Befangenheit fragte: „Sagteſt Du nicht, daß die Belmonti geſchrieben habe?“

„Ja.“

„Und daß ſie ſich Luſinka zurückerbeten?“

„Ja.“

„Und willſt Du nicht darauf eingehen? Offen geſtanden, ich glaube, daß die Belmonti Recht hat und daß Du dieſe Ferien länger ausdehnſt, als dem Kinde gut iſt.“

Phemi lachte herzlich, dann aber ſagte ſie: „Ja, Fränzl, es hilft Dir nichts, Du mußt nun ſchon deutlicher mit der Sprache heraus. Denn Du wirſt mir doch nicht wirklich und ernſthaft einreden wollen, daß Du Lyſinka's halber Erziehungsſorgen hätteſt. Ich würde glauben, Du wollteſt ſie los ſein, wenn ich nicht umgekehrt wüßte, daß Du ſie faſt ſo gern haſt wie Hannah. Alſo beichte.“

Franziska ſah verlegen vor ſich hin, und Phemi, der ihre Verlegenheit leid that, ſetzte deshalb ohne Weiteres hinzu: „Nun, laß nur, ich brauche Deine Beichte nicht und will Dir ſagen, was es iſt. Sieh', ich bin lange nicht ſo geſcheidt wie Du, hab' aber beſſere Augen und ſehe gleich, wie's ſteht und im Herzen ausſieht. Auch in Deinem. Und deshalb weiß ich, es kommt Alles nur daher, weil Du wieder Reputationsanfälle haſt und einfach fürchteſt, die ‚Nichte‘ könnte Dich über kurz oder lang in Verlegenheit bringen, die ‚Nichte‘, die mir wie aus dem Geſicht geſchnitten iſt und an deren Nichtenſchaft deshalb Niemand glaubt.“

„Sieh',“ fuhr ſie fort, „Du biſt ein ſo guter Kerl, daß ich Dir nichts übel nehme, ſchon lange nicht. Empfindeleien ſind ohnehin nicht meine Spezialität, und ſo begnüg' ich mich denn in dieſer Dir Sorge machenden Lyſinkaſache mit dem geflügelten Wort: ‚Es iſt mein Kind, es bleibt mein Kind, ihr gebt mir nichts dazu‘, noch dazu klaſſiſches Citat. Und ſogar vom alten Goethe, der immer Recht hatte.“

„Nicht immer.“

„Aber doch in ſolchen Dingen. Er verſtand ſich zu gut darauf. Jedenfalls hab' ich vor, mich nach dieſem Spruche zu richten und Madame Belmonti noch eine Weile warten oder meinetwegen auch ſich ängſtigen zu laſſen.“

Franziska ſchwieg. Endlich ſagte ſie: „Verzeih', Phemi, daß ich davon ſprach. Es war nicht recht. Aber ich dachte, man könne nicht gleichzeitig zwei Dinge wollen, die ſich einander ausſchließen. Es liegt Dir ſelber an dem Umgange mit drüben und muß auch ſo ſein, denn es iſt eine herrliche Frau, dieſe alte Gräſin, ganz von jener Feinheit, Nachſicht und Milde, die, wie Du mit Recht ſagteſt, immer nur bei den Frommen und Vornehmen zu finden iſt. Aber man darf ihr umgekehrt, auch nicht zu viel zumuthen, und wenn wir wirklich einen auch nur oberflächlichen Verkehr mit ihr unterhalten wollen, ſo müſſen doch Fragen ausgeſchloſſen ſein, die, wenn ſie wie zufällig in Gegenwart Graf Egon's zur Sprache kämen, unzweifelhaft zu Verlegenheiten und hinterher zu Witzeleien und allerhand Mediſance führen würden."

„Du biſt ein Kindskopf," lachte Phemi. „Lehre mich doch die vornehme Welt kennen. Ich ſtecke länger darin und will Dir ſagen, wie's liegt. Auch die Beſten nehmen uns bloß ſo hin. Sie laſſen ſich's gefallen, daß wir ihnen die Zeit vertreiben, und ſind auch wohl dankbar dafür, aber von unſerer Tugend und Sitte zu hören, iſt ihnen nur langweilig. Denn ſie glauben nicht daran, und weil ſie nicht daran glauben, erſcheint ihnen unſer Tugendanſpruch einfach prätentiös. Wir ſollen nicht bloß thatſächlich anders ſein wie ſie, nein, ſie wollen ſich dieſes Unterſchiedes auch bewußt werden. Und ſo glaube mir denn, es wird ihnen gar nicht ſchwer, uns zu pardonniren, aber uns zu reſpektiren, iſt ihnen läſtig und unbequem. Du haſt keine Vorſtellung davon, in wie vielerlei Kleider ſich der menſchliche Hochmuth ſteckt. Und auch die Gräſin drüben, ſo ſehr ich ſie verehre, wird ſchließlich keine Ausnahme machen . . . Aber ſieh' nur, wer iſt denn der alte Herr, der ſich drüben im Hotel eben über die Balkonbrüſtung lehnt und hieher lorgnettirt, als kenn' er uns? Iſt das nicht?“

Und im ſelben Augenblick erkannten Beide den alten Grafen und erwiderten ſeinen Gruß.

Wirklich, er war es, und ehe ſich beide Damen noch in ihren Verwunderungen und Mittheilungen erſchöpft hatten, erſchien er bereits in Perſon, um ihnen einen Morgenbeſuch zu machen. Er war unbefangen, auch Franziska gegenüber, und lächelte nur, als Phemi genau ſo, wie ſie damals Egon beſtürmt hatte, halb in wirklicher und mehr noch in erkünſtelter Neugier mit hundert Fragen auf ihn einzudringen begann. Es habe verlautet, wenn auch nur gerüchtweiſe, daß er den Sommer in Trouville zubringen werde; ſtatt deſſen habe, wie der Augenſchein lehre, Wien oder doch Deslau geſiegt, woraus ſie den Schluß ziehe, daß das entkaiſerte Frankreich auch zugleich ein entzaubertes Frankreich für ihn geweſen ſei.

Der Graf in ſeiner Antwort ſchwankte zwiſchen Zugeben und Beſtreiten und verſteckte dabei den eigentlichen und wahren Grund ſeiner Rückkehr hinter allerlei Scheingründen, in deren übermüthiger und etwas grotesker Ausmalung er ſich gefiel. Es ſei wirklich ſein Plan geweſen, während der heißen Monate nach Trouville zu gehen, aber weil die Saiſon erſt Mitte Juli beginne, habe er zu viel Zeit gehabt, ſich in ſeiner Phantaſie mit dem Badeſtrand und ſeinen Bildern zu beſchäftigen, eine Beſchäftigung, an der ſchließlich die ganze Reiſe geſcheitert ſei; was übrigens Niemanden in Verwunderung ſetzen werde, der das Uebergewicht der Vorſtellung über die Wirklichkeit irgend einmal an ſich ſelbſt erfahren habe. Das **fait accompli** bedeute gemeinhin nicht viel, aber in der Erwartung der Dinge liege Himmel und Hölle. Das habe ſich ihm in den Tagen ſeiner Phantaſiebeſchäftigung mit dem Trouviller Badeſtrand auch wieder recht fühlbar gemacht. Er habe nichts gegen Urzuſtändlichkeiten, und das Letzte, woran er kranke, ſei Prüderie, ja das Paradieſiſche, das Mittelafrikaniſche, das Mythologiſche, gleichviel, welcher Ausdruck ſeitens der Damen bevorzugt werde, werde niemals von ihm beanſtandet werden; aber er haſſe die Miſchgattungen und müſſe ſtatt ihrer auf Einheit und Reinheit des Styles dringen. Jeder ehrlich gemeinte Verſuch, das alte Theatervorhangthema: Neptun und Arion ſammt dem ganzen Corps de Ballet der Weltmeere zu neuem, wirklichen Leben erblühen zu laſſen, dürfe ſeiner Zuſtimmung ein- für allemal ſicher ſein, aber verſchämte Halbzuſtände, Zuſtände, die nicht Fiſch und nicht Vogel ſeien, hätten dieſe ſeine Zuſtimmung mit gleicher Entſchiedenheit nicht. Und ſo dürfe er ſich denn allerdings berühmen, ausſchließlich unter der Wucht äſthetiſcher Bedenken einen fluchtartigen Rückzug aus Frankreich angetreten zu haben.

Während er ſo ſprach, war Lyſinka neugierig aus ihrer Hängematte herausgekrochen und ſtellte ſich ohne jede Spur von Verlegenheit mit an den Tiſch, ganz ſo, wie verwöhnte Kinder zu thun pflegen. Ihr Auge ging dabei beſtändig umher und ſah jeden Einzelnen wie fragend und doch auch wieder halb verſtändnißvoll an. Es war erſichtlich, daß ſie dem alten Grafen, der unwillkürlich ſeine Hand über ihr langes blondes Haar hingleiten ließ, ungemein gefiel; ehe er aber eine Frage zu thun im Stande war, ſagte Phemi, die mit

Franziska's aufſteigender Verlegenheit ein Mitleid haben mochte: „Das war nun alſo Trouville, Herr Graf. Und nun Paris, Paris, von dem ich ſo gerne höre, das mein Ideal und meine Sehnſucht war von Kindheit an und das ich ſchon um meiner Kunſt willen ſo gern geſehen und befragt und ſtudirt hätte. Ja, wirklich, um meiner Kunſt willen. Eine reizende junge Kollegin von mir, natürlich Liebhaberin, phantaſirte neulich ſogar von der Heiligkeit ihrer Kunſt. Es war komiſcher als Tewele. Doch ich verirre mich von der Hauptſache von Paris, über das wir, nicht wahr, Fränzl, um ſo lieber berichten hören, als uns Graf Pejevics geſtern erſt von London erzählt hat."

„Und wie fand er London?"

„Er klagte, daß Alles zu ſchwer ſei, ſogar die Träume."

„Je nun," lachte der Graf, „die ſind heuer auch in Frankreich gerade ſchwer genug. Es ſind Rüſtungs- und Waffenträume, Vierundzwanzigpfünder mit der Aufſchrift ‚Revanche'. Ja, die Franzoſen ſind und bleiben Kinder. Aber ſo ſchwer, ihre Träume ſind, ſo leicht iſt ihr Leben nach wie vor, und ich habe keinen Unterſchied entdecken können zwiſchen ſonſt und jetzt. Das entkaiſerte Frankreich, um Fräulein Phemi's Wort zu wiederholen, iſt nicht entzaubert. Und warum nicht entzaubert? Weil es zu den Vorzügen oder meinetwegen auch zu den Schwächen dieſes Volkes gehört, im ſteten Wechſel der Dinge ſich ſelbſt immer gleich zu bleiben. Ich habe es nun unter einem halben Dutzend widerſtreitender Regierungen im Weſentlichen ohne jede Veränderung geſehen und möchte mich faſt verwetten, daß es auch daſſelbe war, als die Tricoteuſen um die Guillotine herum ſaßen und ſchnupften und plauderten und Strümpfe ſtrickten. Es iſt ein Phantaſievolk, dem der Schein der Dinge vollſtändig das Weſen der Dinge bedeutet, ein Vorſtellungs- und Schauſtellungsvolk, mit einem Wort, ein Theatervolk.“

„Wie die Wiener?“

„O nicht doch, meine Gnädigſte. Die Wiener ſind ein Vergnügungsvolk und gehen in's Theater, um unter Lachen und Weinen ſich etwas vormachen zu laſſen, aber auch der Paſſionirteſte fühlt ſich ſchließlich auf ſeinem Parket- oder Parterreplatz immer noch wie zu Gaſt. Anders der Franzoſe. Der iſt da zu Hauſe, füllt die Hälfte ſeines Daſeins mit Fiktionen aus, und wie die Stücke ſein Leben beſtimmen, ſo beſtimmt das Leben ſeine Stücke. Jedes iſt Fortſetzung und Konſequenz des andern, und als letztes Reſultat haben wir dann auch ſelbſtverſtändlich ein mit Theater geſättigtes Leben und ein mit Leben geſättigtes Theater. Alſo Realismus! Auf der Bühne gewiß, aber auch weitergehend in der Kunſt überhaupt. Welche Luſt, ein franzöſiſches Schlachtenbild zu ſehen, auf dem die Säbel nicht angeklebt ſind, ſondern wirklich geſchwungen werden. Elan auch da, Leben und Wirklichkeit. Und nun gar erſt der Roman!“

„Ah, Sue; Balzac.“

„Ueberholt.“

„Flaubert?“

„Ueberholt.“

„Nun, wer denn?“

„Eine neue Größe. Zola. Emile Zola.“

„Was ſehr unfranzöſiſch klingt.“

„Und es auch iſt. Italiener von Abſtammung, wie die meiſten berühmten Franzoſen.“

„Und was will er?"

„Ja, das iſt ſchwer zu ſagen, meine Gnädigſte, weil er ſehr Vieles will und dieß Viele zu gleicher Zeit. Er hat jedenfalls ſeine ‚Wahlverwandtſchaften' geleſen und ſieht in dem, was wir das Seeliſche zu nennen gewohnt ſind, alſo zu meinem lebhaften Bedauern auch in der ganzen Machtſphäre der Liebe nur ſehr äußerliche, ſehr natürliche Prozeſſe. Die Blutmiſchung ſpielt eine Rolle von Bedeutung und natürlich auch die Nerven. Aber das iſt nicht die Hauptſache. Bis jetzt war es, wenn ich mich nicht irre, das Auge, was in dem bekannten und entſcheidenden großen Romanmomente den Ausſchlag zu geben hatte: der neue Romancier mit dem italieniſchen Namen aber geht weit, weit darüber hinaus und zieht nicht mehr und nicht weniger als die Geſammtheit aller Sinne heran. Gambettiſtiſche Levé en masse, wenn Sie wollen. Es hat unleugbar Manches für ſich, und ich breche nur ab, ſo gern ich fortführe, weil das Thema zu delikat und voll ganz beſonderer Schwierigkeiten iſt. Einer ſeiner Romane heißt beiſpielsweiſe ‚Der Bauch von Paris'."

„Ah," ſagte Phemi. „Sehr intereſſant. Das verſpricht etwas. Und das Neueſte?"

„Das Neueſte? Nun, das las ich in dem Feuilleton einer Zeitung, und der Titel lautete, ſo mir recht iſt: „La faute de l'Abbé Mouret". Der Herr Verfaſſer beſchwört darin den Sündenfall, alſo ein immerhin intereſſantes Thema, noch einmal herauf und läßt ihn ſich in einem modernen Blumenurwald vollziehen, dem er in offenbar gewolltem Anklang an das altehrwürdige Paradies den Namen ‚Paradou' gegeben hat."

„Und wie führt ſich Adam ein?"

„Vollkommen dezent."

„Auch vor dem Fall?"

„Auch da, meine Gnädigſte. Denn der Adam, um den es ſich in dem Romane handelt, iſt eben kein wirklicher Adam ſondern in jedem Sinn ein Koſtüm Adam und in Wahrheit niemand Anderes, als der Abbé Mouret ſelbſt, ein ſchöner und liebenswürdiger junger Herr, der ſich, wie's einem Abbé geziemt', mit Händen und Füßen ſträubt und wehrt und die Frucht vom Baume der Erkenntniß mit ihrer von Minute zu Minute röther und verführeriſcher werdenden Backe gern wegbeten möchte. Doch umſonſt. Er fällt!"

„Natürlich."

„Natürlich?" wiederholte Franziska. „Warum natürlich? Ich verlange, daß Gebete helfen . . . Und wie ſtraft ſich ſeine Schuld?"

„Er geht leer aus."

„Comme toujours. Und Eva?"

„Stirbt. Aber ſelbſtverſtändlich nicht auf dem herkömmlichen Wege, ſondern trägt ſich höchſt eigenhändig ihr Sterbelager aus der Geſammtflora des Paradoux zuſammen, ſchläft ein und chloroformirt ſich mit Blumenduft zu Tode."

„Das möcht' ich aber doch wirklich leſen."

„Ein Entſchluß, in dem ich Sie nur beſtärken kann. Und ſeien Sie verſichert, daß jede Seite Sie feſſeln wird, aller Einwendungen unſerer kritiſchen Freundin unerachtet. Ueber das Anfechtbare hilft ſchließlich die fremde Sprache hinweg. Ich werde mich mühen, Ihnen die Blätter zu verſchaffen. Und nun laſſen Sie mich meinen erſten, ohnehin über Gebühr ausgedehnten Beſuch raſch abbrechen. Auf gute Nachbarſchaft, meine Damen. Bis Morgen."

Und damit erhob er ſich, um ſeinen Morgenſpaziergang in der Richtung auf den Bahnhof hin fortzuſetzen. Als er eben die Veranda paſſirt hatte, lief ihm Lyſinka, die draußen Federball ſpielte, nach, nahm ſeine Hand und ſagte: „Guten Tag. Ich werde Dich begleiten.“

Franziska war es nicht recht, aber Phemi lachte nur und ſagte: „Sieh' doch, er freut ſich, das Kind an der Hand zu haben. Ach, Fränzl, Du glaubſt gar nicht, wie gleichgültig Legitimitätsfragen ſind. Natürlich den Erbſchaftspunkt abgerechnet.“

Achtes Kapitel.

In derſelben halben Stunde ſaß die Gräfin drüben vor einem an ihrem Balkonfenſter ſtehenden Schreibtiſch, um einen Brief an Feßler zu richten. Aber das entzückende Bild, das ſich vor ihr ausbreitete, machte, daß ſie die Feder, die ſie vor einer Weile ſchon zur Hand genommen hatte, wieder niederlegte. Hoch über die mit Wein und Laubholz beſetzten Berge hin zog ein ſilberglänzendes Gewölk, während unten im Thale ſchon die mit jedem Augenblicke bedrücklicher werdende Hitze des Tages lag. Ein Fähnlein, das die Schützenplatzſtelle bezeichnete, hing ſchlaff am Maſt herab und regte ſich immer nur, wenn ein Luftzug ging. Plötzlich aber klang ein Paukenſchlag vereinzelt und wie zufällig herüber, und die Gräfin, ihrem Sinnen dadurch entriſſen, nahm die Feder wieder auf und ſchrieb:

„Lieber Freund!

„In meinem Leben hier hat ſich ſeit voriger Woche Manches geändert und ſeit geſtern iſt es ein Saus und

Braus. In aller Frühe kam Egon Asperg und mit ihm der junge Pejevics, der, wie Sie vielleicht wiſſen, einige Wochen der Rennen halber in England war. Ich freute mich aufrichtig und beſchloß, den Tag in aller Heiterkeit mit ihnen zu verbringen, würd' aber damit geſcheitert ſein, wenn ich nicht die beiden jungen Damen, deren ich neulich ſchon Ihnen gegenüber Erwähnung that, als Hülfstruppe hätte heranziehen können. Ein paar junge Schauſpielerinnen intereſſiren eben lebhafter als eine Tante von beinahe Siebenzig. Und heute mehr denn je. Denn die Dinge, die für uns das Leben ausmachen, erſcheinen mir in den Herzen der gegenwärtigen Generation um noch Vieles erſtorbener als in dem der vorigen. Mein Bruder hat wenigſtens noch Spott für dieſe Dinge, Graf Egon aber nur Schweigen und Gleichgültigkeit. Indeſſen ich will nicht anklagen, ſondern berichten.

„Ein Ausflug in die Berge ward alſo verabredet. Egon und ich zu Wagen, alles Andere zu Fuß, ſo brachen wir in zwei Partieen auf, um oben auf der Kuppe von Heiligenkreuz wieder zuſammenzutreffen. Die beiden jungen Damen waren allerliebſt, was Sie, der Sie der jüngeren von Anfang an Ihre Sympathieen entgegenbrachten, nicht überraſchen wird. Ich meinerſeits möchte faſt der älteren, dem Fräulein Phemi, wie ſie kurzweg genannt wird, den Vorzug geben. In Fräulein Franz ſteckt allerdings ein bedeutenderer Fonds, aber eben weil ſie bedeutender iſt, iſt ſie zugleich auch minder bequem und ſtellt uns, als übe ſie Kritik, unter eine beſtändige Kontrole. Wie ganz anders dagegen das ältere Fräulein! Von einer gewinnenden Offenheit und Schelmerei, vergißt ſie, die Worte zu wägen, oder will es vielleicht auch nicht und überhebt uns dadurch der Nothwendigkeit, auf uns ſelber in jedem Augenblick ängſtlich achten zu müſſen. Auf uns achten iſt freilich Pflicht, aber ängſtlich auf uns achten, wird leicht zur Pein.

„Gegen neun Uhr waren wir von unſerer Partie zurück, Egon und Graf Pejevics verließen mich gegen Zehn, und ich hoffte, die nächſten vierundzwanzig Stunden in einer vollkommenen Ruhe, nach der ich mich ſehnte, zubringen zu können, da wirbelte heute mit dem Früheſten mein Bruder, Graf Adam, in mein Zimmer und meine Stille hinein. Auf wie lange, ſteht dahin. Er ſprach anfangs von einem halben Tag nur, aber ſeine Pläne haben ſich raſch geändert. Sehr begreiflich. Er iſt eben drüben bei den jungen Damen, was Ihnen genug ſagt, und gönnt mir durch dieſen ſeinen Beſuch die Muße zu dieſen Zeilen an Sie.

„Ja, daß ich es Ihnen geſtehe, mein lieber Freund, ich bin in Sorgen, in denſelben Sorgen, die mich dieſen Winter erfüllten und deren äußere Veranlaſſung Sie ſo gut kennen, wie die tiefere Charakterbegründung. Und dies Letztere wiegt am ſchwerſten. Er hat es verſäumt, ſich zu rechter Zeit ſeiner Jahre bewußt zu werden, iſt der ewig Jugendliche geblieben, unſtät und raſtlos, und hat zum Ueberfluß auch noch eine Neigung ausgebildet, gegen all' das anzuſtreben und unter Umſtänden auch anzuſtürmen, was er ‚Vorurtheile des Standes und der Geſellſchaft' nennt. In ewiger Fehde hab' ich dieſe ſeine Raſtloſigkeit bekämpft, und doch fühl' ich jetzt, daß gerade ſie das Korrektiv und der Schutz ſeines Lebens war, ſo ſehr, daß ich ſeit Kurzem oder doch ſeit heute vor dem Moment bange, der dieſer ſeiner Raſtloſigkeit ein Ende machen und ihn umgekehrt mit einer plötzlichen Sehnſucht nach einem Ruhehafen erfüllen könnte. Denn er wird auch dabei wieder, um das Mindeſte zu ſagen, unherkömmlich verfahren und ſeinem Thun den Stempel des Aparten und Adoleszenten aufdrücken. Es entſpricht das ſeiner Eitelkeit, von der ich ihn trotz all' ſeiner Vorzüge nicht freiſprechen kann. Und alle dieſe Dinge, fürcht' ich, ſind nahe, ſehr nahe. Der Umſtand, daß er in dem Momente ſeiner Rückkehr nach hier eben das vorfand, was er, als er nach Paris ging, zu fliehen gedachte, wird nicht ohne Wirkung auf ſein Gemüth und ſeine Handlungsweiſe bleiben. Denn er iſt abergläubiſch und glaubt an Zeichen. Er iſt jetzt ſicher, daß ihm ein ſolches Zeichen gegeben wurde.

„Schreiben Sie mir, lieber Freund, wie Sie ſich perſönlich zu dieſer Frage ſtellen und ſeien Sie dabei rückhaltlos offen. Ich habe zu lange gelebt und zu viel vom Leben geſehen, um mich ſchließlich nicht in Allem zurechtfinden zu können. Es verwundert mich nichts mehr oder nur Weniges noch. Zudem geſchieht nur, was geſchehen ſoll, und unerſchütterlich bleibt mir der Glaube, daß Denen, die Gott lieb hat, alle Dinge zum Beſten dienen. Vor Allem auch die Prüfungen. Ich verharre, lieber Freund, als Ihre herzlich ergebene

Judith von G.“

„Nachſchrift. Im Begriff, die vorſtehenden Zeilen zu convertiren, kommt Ihr Brief, auf den ich mich beeile, wenigſtens in einer kurzen Nachſchrift noch Antwort zu geben. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß für die total verwaiste Gemeinde von Amrathskirchen etwas geſchehen muß, um ſo mehr, als unſere Regierung ſolcher doch naheliegenden Pflichten ſich überhoben glaubt. Es fehlt ihr niemals an Mitteln, wenn es neue Regimenter oder Uniformen, aber immer an Mitteln, wenn es eine Kirche gilt. Und doch iſt Oeſterreich auf ihr erwachſen. **Felix Austria nube.** Gewiß: aber jeder andern Vermählung ging die mit der Kirche voraus. Ich vertraue, daß die Zeiten nahe ſind, wo ſich die Machthaber dieſer Thatſache wieder erinnern werden. Es iſt das Verderben unſerer Tage, daß wir, losgelöſt vom Göttlichen, Alles aus unſerer Kraft und Weisheit herausgeſtalten, Alles uns ſelbſt und nicht der ewigen Gnade verdanken wollen. Es giebt keine neue Weisheit, und Der iſt der Weiſeſte, der dieß weiß und darnach handelt. Ich bitte Sie, fünfhundert Gulden für mich zeichnen und meinen Namen an die Spitze der Liſte ſtellen zu wollen. Mit mehr öffentlich herauszutreten, erſcheint mir nicht thunlich, aber es iſt mir recht, wenn wir unter der Hand die Summe verdoppeln.

J. v. G.“

Neuntes Kapitel.

Phemi war am letzten Tag ihrer nie begonnenen Kur und zwar unter Citirung einer gefühlvollen Stelle von Oeslau nach Wien zurückgekehrt, aber das Leben auf der Veranda blieb unverändert dasſelbe: der alte Graf erſchien täglich, um ſeinen Beſuch zu machen, und nur die Gräfin zeigte ſich wieder etwas zurückhaltender.

Franziska, ſo ſehr ſie von Anfang an und mehr noch bei Wiederaufnahme der Bekanntſchaft zu der liebenswürdigen alten Dame ſich hingezogen gefühlt hatte, nahm nichtsdeſtoweniger dieſe Wandlung wie ſchon *die* während der Wintermonate leicht und ruhig hin und fand ſich darein, ohne der Urſache irgendwie neugierig nachzuforſchen. Es erſchien ihr von alter Zeit her, als das Vorrecht vornehmer Leute, launenhaft zu ſein und auf Sonne bedeckten Himmel und auf bedeckten Himmel wieder Sonne folgen zu laſſen.

Dieſer Zeitpunkt von „wieder Sonne“ kam denn auch raſcher noch als erwartet und war das Reſultat eines

Pater Feßler'ſchen Briefes, an deſſen Schluſſe ſich folgende Worte fanden:

„Alles in Allem, meine gnädigſte Gräfin, würde der Eintritt deſſen, was Ihnen als ſorgenvolle Möglichkeit vorſchwebt, nicht gerade das Schlimmſte bedeuten und zwar deshalb nicht, weil es Befürchtungen abſchlöſſe, die beſtändig in Sicht zu haben beinahe unerfreulicher und jedenfalls beunruhigender iſt, als ſie ſich erfüllen zu ſehen. Es rechnet ſich eben beſſer mit Thatſachen, als mit Möglichkeiten. Außerdem, ſo mich nicht Alles täuſcht, iſt die Wahl in mehr als einem Stück gut getroffen, und die Seele der jungen Dame von einer Legirung, aus der eine Glocke werden kann, die klingt.“

Bei der Abhängigkeit, in der die Gräfin ſeit ſo manchem Tag und Jahr von ihrem Beichtvater ſtand, ſchuf dieſer Brief einen beinahe ſofortigen Stimmungsumſchlag und ſtellte Franziska gegenüber den Ton freundlichen Entgegenkommens wieder her, der ſeitens der alten Dame bis zu dem Eintreffen Graf Adam's geherrſcht hatte. Ja, ſie war dieſer Wandlung inſoweit geradezu froh, als ſie ſich überhaupt ungleich mehr durch Pflichterwägungen und Klugheitsrückſichten als durch den Zug ihres Herzens zu Zurückhaltung und Kühle hatte beſtimmen laſſen. Dabei hing ſie, Nächſtliegendes überſpringend, allerlei Lieblingsplänen, am meiſten aber dem ihr ein beſonderes Wohlgefühl ſchaffenden Gedanken einer Konverſion nach. Und dieſes Wohlgefühl ſteigerte ſich noch, als eine halbe Woche ſpäter Pater Feßler ſelber in Oeslau eintraf, um, wie ſeine Sommergewohnheit war, große Fußpartieen in die Berge zu machen „aus Naturſchwärmerei.“

wie die Gräfin „aus dem Wunſche, wieder ſchlanker zu werden," wie der Graf behauptete.

Regelmäßig auf dieſen Partieen ſah ſich der Pater von Graf Adam, der ſelber noch ein guter „Steiger" war, begleitet, und während ſie ſo halbe Tage lang in den Bergen umherkletterten, war Franziska drüben bei der Gräfin und mühte ſich, ihr durch Vorleſen oder Plauderei die Stunden der Einſamkeit zu verkürzen.

* *

Ein ſolcher Tag war auch heute wieder. Der Lehnſtuhl der alten Dame war, als der Sonnenball eben zu ſinken anfing, auf den Balkon geſchoben worden, und von den Bergen her klang die Veſperglocke.

Beide horchten hinüber und ſahen dabei ſtill auf den Glutſtreifen, der noch über den Tannen hing. Als aber die Glocke eine Weile ſchwieg, ſagte die Gräfin: „Iſt es nicht ſchön? All' das habt ihr nicht in eurem proteſtantiſchen Rebellande."

„Doch, gnädigſte Gräfin, wir haben es auch. Wir nennen es nur anders."

„Und das wäre?"

„Wir nennen es die ‚Betglocke läuten', und ich habe ſelber unzähligemal an dem Glockenſeil gezogen. Ueberhaupt möcht' ich doch ſagen dürfen, wir ſind nicht voll ſo heidniſch, wie die gnädigſte Gräfin glauben. Wir haben auch den Gekreuzigten, und jede Kirche hat ſein Bild, zu dem wir andächtig aufblicken."

Die Gräſin lächelte halb ungläubig, aber doch halb auch wie freudig überraſcht und ſagte dann: „Ich habe mir erzählen laſſen, in euren Kirchen hinge nur immer der Wittenbergiſche Doktor, den ihr den Reformator und Wiederherſteller der reinen Lehre nennt, und in mancher Gemeinde ginge man noch einen Schritt weiter und verehre bloß den preußiſchen König. Ich meine den König Friedrich den Zweiten. Und man hat mir ſogar geſagt — ich zögere freilich es nachzuſprechen — es gäbe Bilder, auf denen er wie Gott ſelber im Himmel ſäße mit ſeinen Generalen rund um ſich her, und jeder Preuße glaube mehr oder weniger ernſthaft, daß ſein großer König von dort aus regiere bloß in der Abſicht, ſein Land immer größer zu machen.“

„Ja, ſolche Bilder giebt es, gnädigſte Gräfin, aber doch nicht in unſeren Kirchen. In unſeren Kirchen haben wir außer dem Chriſtusbilde, von dem ich ſchon ſprach, nur Kriegsdenkmünzen und große ſchwarze Holztafeln, auf denen mit weißer Schrift die Namen Derer ſtehen, die für König und Vaterland geſtorben ſind. Und wenn uns die Predigt oder das oft ſehr vielſtrophige Lied, das geſungen wird, zu lange dauert, ſo leſen wir dieſe Namen, und es iſt dann mitunter ein Glück, daß ſie da ſind.“

„Und keine Jungfrau Maria?“

Franziska lächelte.

„Sie lächeln, mein liebes Fräulein, und haben ein Recht, es zu thun. Es iſt wirklich ein großes Unrecht, daß wir ſo wenig von einander wiſſen und uns gegenſeitig verurtheilen ohne Kenntniß deſſen, das wir zum Gegenſtand unſerer Herzensfeindſchaft machen. Ich habe mitunter ein rechtes Verlangen, aus dieſer Unkenntniß herauszukommen, und Sie, liebe Franziska, ſollen mir dazu helfen. Sie müſſen mir alle norddeutſchen Sitten und Gebräuche ſchildern und wenn das Erzählte nicht aus der proteſtantiſchen Kirche ſein kann, nun dann ſo laſſen Sie's aus dem proteſtantiſchen Leben ſein. Aus dem Leben kann ich dann Rückſchlüſſe ziehen auf den Glauben, weil das Leben ein Kind des Glaubens iſt. Ich denke mir, meine liebe Franziska, wir beginnen am beſten gleich, oder Sie geben mir, wenn nicht mehr, ſo doch wenigſtens einen Vorſchmack. Erzählen Sie mir von Ihrer Stadt an der Oſtſee. War es nicht an der Oſtſee?"

Franziska nickte.

„Nun denn, da muß ja die Stelle ganz in der Nähe ſein, wo der König von Thule ſeinen Becher in's Meer geworfen. Ohne die Ballade wüßt' ich nichts davon, und ſo hat auch das allerweltlichſte Gedicht immer noch ſein Gutes. Ich denke mir Ihre kleine Stadt auf einer Sandbank gelegen und immer in Gefahr, vom Meere verſchlungen zu werden. Iſt es ſo?"

Franziska hatte mit ihrer Antwort auf die verſchiedenen Fragen und Wünſche der Gräfin eben begonnen, als Graf Adam und Feßler eintraten und nach kurzer Begrüßung der Damen ihre Stühle bis ebenfalls an die Balkonthür rückten.

„Stören wir?"

„O, nicht doch," ſagte die Gräfin. „Im Gegentheil, wie gerufen. Unſere liebe Freundin war eben im Begriff, mir etwas von ihrer nordiſchen Heimat vorzuplaudern, einer kleinen Hafen- oder Badeſtadt an der Ausmündung der Oder."

„Ah, an der Oder,“ wiederholte Feßler. „Ein gut katholiſcher Strom.“

„Ja,“ warf Franziska raſch ein. „Aber doch nur zu Beginn, nur in der Enge des Gebirges. Sobald er in's Freie tritt, wird er proteſtantiſch und immer proteſtantiſcher, je mehr er ſich dem freien Meere nähert.“

„Um endlich darin unterzugehen,“ ſchloß Feßler mit übrigens verbindlicher Handbewegung.

„O nur keine Neckereien auf dieſem Gebiet,“ beſchwor der Graf. „Ich plaidire für Schluß dieſer Kriegsführung und will lieber von dem Oſtſeeſtädtchen hören, darin unſere Freundin das Licht der Welt erblickte. Das intereſſirt mich mehr. Ich denk' es mir wie Vineta, poetiſch, gruſelig und ewig gefährdet. Hab' ich Recht?“

„Je nach der Jahreszeit, wo ſie den Fuß auf unſere Schwelle ſetzen. Kommen Sie zur Sommerzeit, ſo ſieht es aus wie dies Oeslau, nur noch bunter und aparter und eigentlich auch noch hübſcher und heiterer.“

„Das iſt unmöglich.“

„O, Sie ſollen ſelbſt entſcheiden. Da haben wir zunächſt unſern Strom, deſſen breite Waſſerfülle ſchon die Nähe des Meeres ahnen läßt. Und keine tauſend Schritte vor ſeiner Mündung da wächſt die Stadt auf und zieht ſich einreihig an einem Pfahlwerk entlang, an deſſen ſteil abfallender Waſſerſeite die Schiffe liegen, groß und klein, mit ihren vergoldeten Namen am Spiegel und einer über lebensgroßen, in Holz geſchnittenen Figur am Bug. Auf dem breiten Damm aber, der dem Schlängellaufe des Fluſſes folgt, bewegen ſich Handel und Verkehr wie unter einem Walde ſpalierbildender Maſte. Denn zu beiden Seiten erheben ſich dieſe Maſte, ſowohl auf den Schiffen- wie vor den Häuſern gegenüber.“

„Und wie ſind dieſe Häuſer?“

„Oft ſo niedrig, daß man die Hand auf's Dach legen kann. Aber immer friſch geweißt. Und auf dem hohen Dache, das meiſt dreimal höher iſt als das eigentliche Haus, auf dieſem Dach erhebt ſich ein Giebel und auf dem Giebel eine Flaggenſtange, daran ein langes ſchmales Band oder auch eine ſich bauſchende Flagge weht. Und keine Flagge dieſelbe; denn in jedem dieſer Häuſer hat ein anderes Land ſeinen Sitz und ſeinen Schutz und während über dem einen der öſterreichiſche Doppeladler flattert, flattert über dem andern der türkiſche Halbmond oder der chineſiſche Drache. Es giebt nichts Bunteres und Lachenderes als das Flaggen einer ſolchen Hafen- und Handelsſtadt. Und je kleiner, deſto mehr. Denn gerade dieſe Kleinheit unterſtützt den Effekt. Ueberall da, wo hohe gothiſche Giebel in ihrem finſtern hiſtoriſchen Ernſt aufragen, da verſchwindet der heitere Flaggenſchmuck in dem umherliegenden Dunkel: in den kleinen und kaum hundert Jahre alten Städten aber, die keine Geſchichte haben und in ihrer Kleinheit und Sauberkeit faſt ausſehen, als wären ſie geſtern erſt aus der Spielſchachtel genommen, in ihnen iſt die Flagge die Hauptſache, das flatternde Band am Hut, das dem Ganzen erſt Anſehen und Charakter giebt.“

„Und wie geht nun das Leben in ſolcher Flaggenſtadt?“

„So heiter wie die Flaggen, die drüber wehen. Ach, mir ſchlägt das Herz, wenn ich an die Tage zurückdenke, wo wir, Hannah und ich, mit Mappen unterm Arm von der Schule her den Weg nach Hauſe machten. Es war immer ein weiter Weg und ging am Strom entlang, an dem die Schiffe ſchräg oder auch wohl mit ihrem Rumpfe nach oben lagen, um ſie deſto bequemer mit Werg ausſtopfen und die Fugen mit Schiffstheer ausgießen zu können. Am Bollwerk hin aber und um geſchwärzte, dreibeinige Grapen herum hockten Arbeiter und alte Matroſen und unterhielten das Feuer oder rührten in dem brodelnden Pech, deſſen Qualm die Luft erfüllte."

„Hätte mir's appetitlicher gewünſcht."

„Auch derlei gab es. Denn nicht überall wurde kalfatert, und viele Schiffe waren da, darauf außer dem Schiffshund nur noch ein Koch und ein Junge die lange Winterwache hielten. Und auch die hantirten um die Mittagsſtunde, nach Art der Anderen, um ein Uferfeuer her. Aber ſtatt des Grapen waren nur zwei Ziegelſteine da mit einer Bratpfanne darauf, in die jedesmal, wenn wir vorübergingen, eben Kartoffeln und Speck und große Zwiebelſtücke hineingeſchnitten wurden. Und nun zog der Braſen davon durch die Luft. Ach, welche Wonne! Vor nichts in meinem Leben hab' ich je wieder mit ſo viel Begehrlichkeit geſtanden und die beſte Mahlzeit hatt' ich drum hingegeben, wenn ich mich auf der Stelle bei dieſem primitiven Gerichte hätte mit niederhocken und zu Gaſte laden können."

„Glaub's," lachte der alte Graf. „Kommt mir doch bei der bloßen Beſchreibung ein kleines Gelüſt darnach. Aber das iſt Alles Idyll und Genre: wo bleibt Vineta? Wo bleibt der Schrecken der Elemente?"

„Auch der kam gelegentlich, aber immer erſt um die Novemberzeit. Und wir ſaßen dann, ohne der Gefahr zu gedenken, oder vielleicht auch uns getröſtend, daß ſie gerade diesmal nicht kommen werde, ſtill um unſern Arbeitstiſch her und überlegten, den Griffel oder die Feder aus der Hand legend, was wir uns wohl zum Chriſtfeſt wünſchen ſollten. Und wenn wir dann einen Scheffel Wünſche durchberathen hatten, dann hieß es: „Zu Bett!“ und wir nahmen die Weihnachtsbilder, wie wir ſie von früheſter Kindheit an kannten, mit in unſern Traum und ſahen die Krippe mit dem Kindlein und den Stern überm Haus. Und auch Joſeph und die Jungfrau Maria.“

„Und die Jungfrau Maria,“ wiederholte die Gräfin und lächelte. „Aus euren Kirchen habt ihr ſie verbannt aber an eurem Heerde lebt ſie fort. O, ſie ſtirbt nicht aus, die Gebenedeite!“

„Laſſen wir die Jungfrau,“ ſagte der alte Graf, „ich dürſte jetzt nach Vineta.“

„Nun, denn alſo, wir nahmen die Bilder mit in unſern Traum und ſahen den Himmel offen und die Engelſchaaren herniederſteigen. Aber mit einem Male gab's einen unheimlichen Stoß uns zu Häupten, ein Rütteln und Schütteln begann und wir fuhren aus unſerem Kinderſchlaf in die Höhe und ſahen erſchreckt und blaß einander an, denn wir wußten nun, daß der Nordweſter doch gekommen ſei, derſelbe gefürchtete Nordweſter, von dem wir gehofft hatten, er werde diesmal wenigſtens an uns vorübergehen, und von dem uns die Kindermuhme von Jugend auf erzählt hatte: der könn' uns wegſchwemmen und eines Tages werd' er's auch, denn er ſei der eigentliche Herr hier, und wir lebten nur von ſeiner Gnade, und wenn er wolle, ſo wär' es mit uns vorbei. Ja, dann beteten wir, aber wir wußten nicht, was wir ſagten, denn wir dachten nicht an Gott und Glauben, ſondern bloß an unſere Noth und Gefahr, und unſere Seele war nichts als Angſt und Aufhorchen auf den Sturm. O, noch jetzt überrieſelt's mich, wenn ich an jene Schreckensnächte denke. Die vom Firſt abgeriſſenen Hohlſteine klinkerten über das Dach hin, in dem Rauchfang ging ein Geheul, alle Läden und Thüren klappten oder klapperten, und wenn dann mit eins eine Pauſe kam, ſo war es am ſchlimmſten und zitterten wir am meiſten, denn dann hörten wir durch das tiefe Schweigen hin das Gebrauſe des Meeres draußen, das an die Dünen und Dämme ſchlug und die großen eingerammten Steine wie Kieſel aus der Weſtermoole wuſch. Am Bollwerk aber trotz der Ziegel und Fahnenſtangen, die niederſtürzten, war Alles Geſchäftigkeit, und wir ſahen durch unſere Giebelfenſterſcheibe, deren kleine Gardine wir ängſtlich zurückgeſtreift hatten, wie ſie drunten die Schiffe feſter an die Pfähle banden, aber doch zugleich auch die Boote von Bord her an's Ufer brachten, um eine letzte Rettung zu haben für den Fall, daß es zum Schlimmſten käme. Denn der Nordweſter ſtaute nicht nur den Strom zurück, ſondern trieb auch das Fluthwaſſer mit ſolcher Gewalt von draußen her in den Strom hinein, daß es am Kai hin oft nur noch zollbreit unter der oberſten Balkenlage ſtand. Und einmal — ich ſeh' es, als ob es geſtern geweſen wäre — ſtieg es drüber hinaus und im Nu war die niedriger liegende Stadt ein See von einem Punkte zum andern und in unſern Flur hinein ſtürzte die Welle. Da ſchrieen wir auf, denn nun erfüllte ſich unſer Schickſal und wir mußten untergehen, wie Vineta untergegangen war."

„Aber der Herr, der den Winden gebietet ...“

„Gebot ihnen auch diesmal wieder und was in der Nacht unſer Entſetzen geweſen war, das war Tags darauf unſere Luſt und unſere Wonne. Die flott gemachten Boote fuhren jetzt hin und her: unſer Nachbar, der Bäcker, landete mit ſeinen Wecken und Semmeln, und als es Tag geworden und ein klarer blauer Himmel über der Stadt war, waren wir glücklich, uns zu Schiff abholen und zu Schiff in die Schule fahren zu können. Und glücklich wie wir, war die ganze Stadt. Ueber Tonnen und Bretter hin ging der Verkehr, bis nach abermals einer Woche die große Sintflut verlaufen und ein dichter Schnee gefallen war.

„Und unter Schellengeläute ging's nun durch die verſchneite Stadt hin, über deren Schneedächern die Wimpel und Flaggen jetzt wieder flatterten und beinahe luſtiger noch flatterten, als um Johannistag und die Sommerzeit.“

Zehntes Kapitel.

An dieſe Schilderungen hatte ſich noch eine ziemlich lebhafte Plauderei zwiſchen Feßler und Franziska geknüpft. Er ließ ſich aus dem Geſellſchaftsleben der kleinen norddeutſchen Stadt erzählen und that Fragen über Fragen. Am meiſten intereſſirten ihn die Bilder aus dem lutheriſchen Pfarrhauſe: der reiche Kinderſegen, das Whiſtſpiel und die Paſtoralkonferenzen. Alles begegnete ſowohl von ſeiner wie von der Gräfin Seite der unverkennbarſten Theilnahme, jede Miene verrieth es, und nur Graf Adam, der doch ſonſt der lauteſte Bewunderer ſolcher Schilderungen und Geſpräche zu ſein pflegte, war auffallend ſtill geworden. Er ſann offenbar anderen Fragen und Dingen nach, antwortete zerſtreut und ſpielte mit der Gardinenquaſte, die neben ſeinem Stuhle herabhing. Er war deshalb auch einverſtanden damit, daß man früher aufbrach als gewöhnlich, und gefiel ſich weder in Neckerei noch

Widerſpruch, als Feßler um die Ehre bat, Franziska bis an ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Ja, er lächelte kaum und zog ſich, als Beide gingen, in ſein Zimmer zurück, das unmittelbar über dem Salon ſeiner Schweſter gelegen war.

Dieſe war daran gewöhnt, die nervöſe Lebhaftigkeit ihres Bruders ohne beſondere Veranlaſſung in ihr Gegentheil umſchlagen zu ſehen, und verwunderte ſich deshalb erſt, als er am nächſten Morgen ohne weitere Grundangabe ſein Ausbleiben beim Frühſtück entſchuldigen ließ. Zugleich hörte ſie, daß er in ſeinem Zimmer auf und abſchritt, wie Jemand, der von einer ſchweren inneren Unruhe gequält wird. Was mocht' es ſein? Was war vorgefallen, daß ihn hätte verſtimmen können? Sie ſann darüber noch nach, als der alte Graf in ihren Salon eintrat, eleganter gekleidet als gewöhnlich und überhaupt in einer Haltung wie Jemand, der zur Audienz erſcheint oder einen ernſthaften Vortrag halten will.

Er ging auf die Schweſter zu, begrüßte ſie mit beſonderer Artigkeit und nahm einen Stuhl. Aber er kippte mit demſelben nur hin und her, während er ſich über die hohe Lehne deſſelben vorbeugte.

„Habe mit Dir zu ſprechen, Judith. Biſt Du bei Laune?“

Die Gräfin war erſichtlich unruhig geworden. „Ich glaube, Du weißt, Adam, daß ich das nicht kenne, was man Laune nennt. Aber vor allen Dingen bitt' ich Dich, Platz zu nehmen.“

„Nein, nicht Platz nehmen: ich kann dann nicht ſprechen; es wird dann Alles wie Staatsaktion. Laß mich hier ſtehen oder noch lieber auf- und abgehen: der Teppich wird ohnehin Sorge dafür tragen, es nicht allzu ſtörend für Dich zu machen. Und nun iſt es wohl das Beſte, mit der Thür in's Haus zu fallen: ich habe vor, mich zu verheirathen.“

Judith erſchrak heftig, aber ſie war doch andererſeits auch ſo vorbereitet darauf, daß es ihr gelang, ihre Ruhe raſch wieder zu gewinnen. Und ſo ſagte ſie denn: „Warum ſollteſt Du nicht? Es war einſt der Wunſch meines Lebens.“

„Einſt,“ wiederholte der Graf mit einem Anfluge von Bitterkeit oder doch Ironie.

Die Gräfin aber achtete des ironiſchen Tones nicht und fuhr ihrerſeits einfach fort: „Und wen? Aber wozu frag' ich noch?“

„Und wie ſtellſt Du Dich zu meiner Wahl?“

„Nun, ſie hat Chic.“

„Und Du Mißtrauen?“

„Nein. Ich habe ſogar eine Vorliebe für ſie.“

„Gut. Dann bin ich Deiner ſchließlichen Zuſtimmung ſicher, obſchon ich, um offen zu ſein, vom Allerweltsſtandpunkt aus, mancherlei Schwierigkeiten und Hinderniſſe keinen Augenblick verkenne: Geburt und Stand und Konfeſſion.“

„Ja,“ ſagte Judith, „das trennt euch, Geburt und Stand und Konfeſſion. Aber, mein lieber Adam, was euch eigentlich trennt, das haſt Du nicht genannt. Geburt und Stand ſagteſt Du. Nun wohl, in kleinen Verhältniſſen bedeuten ſie viel und ſchaffen vielleicht unüberſteigliche Schwierigkeiten; aber das Haus Petöfy darf ſich freier bewegen, und in dem Augenblicke, wo das Ja geſprochen iſt, iſt auch ausgeglichen, was Geburt und Stand vermiſſen ließen.“

Er war erſichtlich erfreut, ſie ſo ſprechen zu hören, und nickte zuſtimmend.

„Alſo nicht das," fuhr die Gräfin fort. „Und auch die Konfeſſionsfrage nicht, die Frage nach der Rechtgläubigkeit, die mich viel weniger ängſtigt, als Du vielleicht glaubſt. Ich habe das Vertrauen zu der Macht unſerer Kirche, der Macht meiner Gebete zu geſchweigen, daß ſie den mir wünſchenswerthen Ausgleich, wenn nicht ſchaffen muß, ſo doch ſchaffen kann. Aber Eines kann ſie nicht ausgleichen: den Unterſchied der Jahre."

„Welches Wunder auch ungefordert bleibt."

„Und doch wäre es gut, es vollzöge ſich. Ich wollte Du wäreſt weniger blind, oder es ſchärfte ſich doch Dein Auge."

„Blind?" nahm er jetzt erregt und mit einem Anfluge von Ueberlegenheit das Wort. „Blind. Bin ich es denn? Du verkennſt mich beſtändig, Judith, indem Du meine Fehler entweder übertreibſt oder ſie vielleicht auch in aller Aufrichtigkeit größer ſiehſt, als ſie ſind. Sieh', ich habe lange den Eitelkeiten dieſer Welt gelebt und dabei Vieles nicht geſehen, was ich nicht ſehen wollte. Wer aber ſein Auge ſchließt, iſt noch nicht blind. Ich weiß genau, was ſiebenzig Jahre bedeuten, und daß ſie der Cypreſſe näher ſtehen als der Roſenlaube. Der Sproſſer im Fliederbuſch hat für mich ausgeſchlagen. Ich weiß das. Glaube mir, Judith. Und weil ich es weiß, ſo bitt' ich Dich aufrichtig, erſpar' es mir, mich in meinen alten Tagen noch auf irgendwelchem Liebesweg oder wohl gar in Erwartung ausſtehender Zärtlichkeiten ertappen zu wollen. Laß Dir ſagen, wie's liegt. Ich habe das Einſamkeitsleben ſatt und habe vor Allem auch die Mittel ſatt, die ſonſt dazu dienen mußten, dieſer Einſamkeit Herr zu werden. Es iſt mir klar geworden, daß man die Leere nicht mit Leerheiten ausfüllen oder gar heilen kann, und ſo ſteh' ich denn vor einem neuen und nach einer ſehr entgegengeſetzten Seite hin liegenden Ausfüllverſuche. Du haſt es gut gehabt und haſt unter Feßler's Aſſiſtenz Dein Lebensmanna in der Kirche gefunden, und etwas von wirklicher Himmelsfreude hat Dein irdiſch Daſein durchleuchtet. Ich weiß wohl und weiß es alles Ernſtes, daß dergleichen ein Glück iſt; aber ich hobe nicht das Talent dafür und muß mich mit etwas Irdiſcherem und Alltäglicherem behelfen. Jeder ſucht das Glück auf ſeine Weiſe . . ."

„Und findet es doch nur da, wo es wirklich liegt . . ."

„Ich bitte Dich, Judith, nicht das; nichts aus dieſem Tone . . . Begreiflicherweiſe liegt es mir ſehr fern, Dich gerad' in dieſem Augenblicke herausfordern zu wollen, denn ich bedarf Deiner Unterſtützung, aber was Du da für mich haſt und mir hinwirfſt, das ſind Münzen, die der Bettler aufſucht, nicht ich. Es giebt nichts, das mich ſo nervös machte, wie Gemeinplätze, darüber, um ihre Dürftigkeit zu verbergen, irgend ein Segen mit irgend einem Aplomb ausgeſprochen wurde. Viel, viel mehr als derartig abſtändige Chriſtlichkeiten bedeuten mir in dieſem Augenblick ein paar heidniſche Gottheiten dritten Ranges, kleine Göttinnen, in Betreff deren ich nicht einmal weiß, ob ſie mythologiſch verbürgt und nicht vielleicht bloß Geſchöpfe meiner eigenen Erfindung und Ernennung ſind."

„Und die wären?"

„Erſt die Göttin der Zerſtreuung, dann die der Beſchwichtigung und Einlullung und endlich die der Plauderei. Das wären ſo drei, die meiner Noth am meiſten entſprechen und mir vielleicht aufhelfen würden. Glaube mir, Judith, ich ſehne mich nach Raſt und Ruhe ſeit Jahren ſchon, aber jedesmal, wenn ich ſie zu haben vermeinte, ſummt mir eine Fliege durch's Zimmer und ſtörte mich. Und ſieh', dieſen Störenfried meiner Ruhe, der in beſtändiger Metamorphoſe heute dieſe und morgen jene Geſtalt annimmt, dieſe böſe Fee möcht' ich mir durch eine gute Fee verſcheuchen, am liebſten aber wegplaudern laſſen. Und das kann Niemand beſſer als ſie. Sie hat den guten Verſtand der Norddeutſchen und übt die Kunſt der Erzählung und Cauſerie wie keine Zweite. War es nicht geſtern erſt, als gingen wir mit ihr an dem Bollwerk entlang und ſähen die Giebel und Maſtſpitzen und die hereinbrechende Flut! Und dazu welche Stimme! Mein Ohr horcht auf jedes Wort, das ſie ſpricht, und Du mußt Dir's vorſtellen, als hätt' ich eine beſtändige Sehnſucht nach einer Melodie."

Die Gräfin lächelte. „Weißt Du, wie Du ſprichſt, Adam? Ganz nach Art eines Prinzen, der einen Vorleſer oder, wenn's hoch kommt, einen Celloſpieler ſucht."

Und doch ſuch' ich weder den Einen noch den Andern, und der Fehler in Deinem Vergleiche, Judith, iſt einfach der, daß Du den tiefen und geheimnißvollen Unterſchied überſiehſt, der in dem Gegenſatz der Geſchlechter liegt. Auch für den noch, der mit Hülfe ſeiner Jahre mit dem kleinen, pausbackigen Gott und ſeinem Gefolge längſt abgeſchloſſen hat. Ein klug ſchwatzender Vorleſer, den ich herbeiklingle, wäre mir rund heraus ein Greuel, eine Gräfin Petöfy aber, die mir ein Romankapitel vorlieſt oder ein Chopinſches Notturno vorſpielt, der küſſ' ich die Hand."

„Und wie glaubſt Du nun, daß ſich Franziska zu ſolchem Antrage ſtellen wird?"

„Das ſollſt Du von ihr erfahren. Eben deshalb mache ich Dich zu meiner Vertrauten.“

„Und wenn ſie nun Ja ſagt, was glaubſt Du, daß daraus wird?“

„Mein Glück.“

„Erkauft durch das ihre. Denn junges Blut will junges Blut, und was ſie Dir bringt, iſt ein Opfer.“

„Ein Opfer? Wer verlangt das? Ich nicht. Du verkennſt mich beſtändig, auch hier wieder, auch wieder in dieſem Punkte; denn Alles, was Dir bloß egoiſtiſche Laune dünkt, iſt ein Kalkül, der auch das Recht des Andern ſcharf mit in Berechnung zieht. Opfer! Es ſoll umgekehrt ein Verhältniß werden, das ſich auf vollkommener Freiheit aufbaut, ein Ehepakt, der ſtatt der Verklauſulirungsparagraphen ein einziges weißes Blatt hat. Carte blanche. Ja, Judith, laß mich das Wort wiederholen. Wir ſind unter uns und dürfen uns vielleicht um unſerer Stellung und unſerer Jahre willen geſtehen, daß wir über Alltagsbegriffe, die ſchließlich doch immer nur Lüge verdecken, einigermaßen hinaus ſind.“

Judith lächelte.

Der alte Graf aber überſah es oder nahm es auch wohl als Zuſtimmung und fuhr deßhalb, immer lebhafter werdend, fort: „Ich habe mich zu Feierlichkeitsbetrachtungen angeſichts dieſer Dinge nie heraufſchrauben können. Es hänge die Welt daran, verſichern Einige mit Emphaſe, was mir immer nur ein Beweis ſein würde, daß die Welt an etwas ſehr Inferiorem hängt. Rund heraus, all’ das ſind Erwägungen und Betrachtungen aus der Sphäre von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher. In der Oberſphäre der

Geſellſchaft beſtimmt die Politik und unter Umſtänden auch die bloße Lebenspolitik, die Heirathen und Bündniſſe, Bündniſſe, bei deren Abſchluß es noch jederzeit ferne gelegen hat, dem Herzen ſeine Wege vorſchreiben zu wollen.“

„Aber doch der Pflicht.“

„Nun wohl, der Pflicht. Aber was iſt Pflicht? Was wir ſo kurzweg als Pflicht bezeichnen, zerfällt wieder in Einzelpflichten, in Betreff deren es Sache des Uebereinkommens bleibt, welche gelten ſollen und welche nicht. Ich habe nicht vor, auf alle zu verzichten, aber doch auf viele. Weiß ich doch, daß ſie jung iſt. Und ſie ſoll jung ſein und Freude haben und jede Stunde genießen. Oder glaubſt Du, daß ich jemals Luſt bezeigen könnte, zu den Traditionen der eingemauerten Nonne zurückzukehren? Umgekehrt, es würde mich glücklich machen, ſie von unſeren beſten Kavalieren umworben und unſer altes Schloß Arpa zum Minnehof à la Wartburg erhoben zu ſehen. Ja, Judith, meine Phantaſie ſchwelgt in ſolchen Bildern und Vorſtellungen. Ich höre ſchon den Marſch aus dem Tannhäuſer und ſehe Perczel oder gar den alten Szabó ſich als Wolfram von Eſchenbach vor ihr verbeugen. Ein heiteres Leben will ich um mich haben, ein Leben voll Kunſt, voll Huldigung und Liebesfreude. Was daneben zu wahren bleibt, das heißt Decorum. Nichts weiter. Anſtoß geben oder geben ſehen iſt mir gleich unerträglich; mais c'est tout. Diskretion alſo, Decorum, Dehors.“

„Und mit dieſen Vollmachten ausgerüſtet ſoll ich die Frage thun und die Verhandlungen führen?“

„Ja. Willſt Du's?“

UNIV. BIB. BERLIN

„Ich will es, weil ich es wollen muß und weil mein Widerſpruch in Deinen Entſchließungen nichts ändern würde, Gegentheils. Widerſpruch hat Dich immer nur gereizt und Dich eigenwilliger gemacht in dem, was Du wollteſt. Alſo noch einmal, ich will. Ich weiß auch ſehr wohl, es ſind ſolche Verbindungen, wie ſie Dir in dieſem Augenblick als ein Ideal vorzuſchweben ſcheinen, jederzeit geſchloſſen worden; die Kirche verbietet ſie nicht. Die Kirche betont nur die Heiligkeit der Ehe, nicht das Glück der Ehe. Was ich Dir alſo noch zu ſagen habe, kommt nicht aus Prinzip oder Dogma, ſondern einzig und allein aus dem Herzen einer Schweſter, die Dich liebt. Und als ſolche rufe ich Dir zu: gehe nicht dieſen Weg, halte vielmehr inne, wenn Du noch innehalten kannſt. Ich prophezeie Dir . . .“

„Ich glaube nicht an Prophezeiungen.“

„Nun denn, ſo ſollen ſie Dir auch nicht werden, und nur einem Worte noch öffne Dein Ohr und Deine Seele. Sieh', Du theilſt die Pflicht in Pflichten und die Pflichten ſelbſt wieder in ſolche, die Dir je nach Gefallen unerläßlich oder aber auch erläßlich erſcheinen. Und zu den unerläßlichen rechneſt Du vor Allem die Diskretion und das Decorum und die Dehors. Aber das ſind vage Begriffe. Wo ziehſt Du ſcharf die Grenze zwiſchen dem, was ſtatthaft und unſtatthaft iſt? Was liegt innerhalb Deiner ‚Dehors‘ und was liegt außerhalb?“

Es war erſichtlich, daß er hier unterbrechen wollte. Judith aber nahm ſeine Hand und fuhr, immer eindringlicher werdend, fort: „Und zu dem einem Worte, Bruder, noch ein zweites. Du glaubſt allerperſönlichſt Deiner wenigſtens ſicher zu ſein, ſicher in dem, was Du Drüberſtehen und

Anſchauungsfreiheit und Vorurtheilsloſigkeit nennſt. Aber auch darin irrſt Du. Du biſt weder Deines Herzens, noch Deiner Meinungen ſicher, und was Dir heut ein Nichts bedeutet, kann Dir morgen eine Welt bedeuten. Schwankend iſt Alles, und feſt allein iſt Gottes Gebot. Auch das ungeſprochene, das ſtill und ſtumm in der Natur der Dinge liegt. Ich beſchwöre Dich, Bruder, überleg' es. Es leitet mich nur die Liebe zu Dir."

„Und der alte Erziehungshang."

„Ein Wort, aus dem ich ſehe, daß es zu ſpät iſt und daß Du's unabänderlich willſt. Und ſo werd' ich denn das Geſpräch mit Franziska haben. Aber nicht hier; erſt wenn wir Alle wieder in Wien ſind."

Er war es zufrieden, nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer, indem er ihr zerſtreut einige Worte des Dankes ſagte.

Sie ſah ihm nach und griff in ihrer Angſt und Unruhe nach einem Andachtsbuch, um darin zu leſen. Aber es wollte nicht gelingen.

„In welche Lagen uns doch das Leben führt! Ich eine Freiwerberin. Und in einer Sache, die mich betrübt und erſchreckt!"

Elftes Kapitel.

Eine Woche ſpäter hatte man ſich wieder in dem alten Petöfy'ſchen Palais eingerichtet und ſchon den Tag darauf empfing der Graf durch Andras, der den Verkehr zwiſchen den beiden Flügeln unterhielt, einige Zeilen, in denen ihm Judith in aller Kürze mittheilte, daß ſie Franziska geſprochen habe. Dieſelbe ſei dem Anſchein nach nicht allzu ſehr überraſcht oder doch wenigſtens vollkommen ruhig geweſen und erwarte ſeinen Beſuch.

Es war elf Uhr, als ihm dieſe Zeilen zu Händen kamen und vor Ablauf einer Stunde ſchon war er auf dem Wege nach der Saleſianergaſſe. Das Leben in der Ringſtraße kam ihm heute noch heiterer vor als gewöhnlich, und das Haus ſelbſt, das in mittäglichem Sonnenſchein dalag, ſchien ihm, als er von der Innenſtadt her in die Vorſtadt einbog, nur Glück und Freude bedeuten zu ſollen.

Oben traf er Hannah, die mit einem Anfluge von Verlegenheit ihn einzutreten bat. Das Fräulein ſei zur Probe, müſſe jedoch ſehr bald wieder da ſein.

Das Zimmer, in das er von Hannah geführt worden, war daſſelbe, in welchem Franziſka nach ihrem erſten Plauderabend bei der Gräfin eine Schilderung des cercle intime verſucht hatte. Nichts darin, das im geringſten an ein Boudoir erinnert hätte, vielmehr herrſchte ſtatt alles ruſſiſch Patchoulihaften, das ſonſt wohl den Zimmereinrichtungen junger Schauſpielerinnen eigen zu ſein pflegt, eine norddeutſche Schlichtheit und Ordnung und eine beinahe holländiſche Sauberkeit vor. Auf dem Sophatiſche ſtand eine Marmorſchale mit Weinlaub und Erdbeeren darin und daneben ein Schmuckſtänderchen, das hier wie zufällig oder vielleicht auch in der Haſt einer etwas zu ſpät beendeten Toilette ſtehen geblieben war. Ein Kettenarmband lag auf dem Tiſche daneben, an dem Ständerchen ſelbſt aber hing ein einfaches, nur aus zwei Golddrähten zuſammengelegtes Ringelchen, das ſtatt eines Steins nichts als eine Goldplatte mit einem emaillirten Vergißmeinnicht zeigte.

Der Graf hing eben noch ſeinen Betrachtungen über das Ringelchen nach, das augenſcheinlich ein Geſchenk aus der Schul- oder Konfirmandenzeit her war, als Franziſka durch eine Seitenthür eintrat und ihn, unter Ausdruck ihres Bedauerns über eine Verſpätung auf der Probe, mit leichter Handbewegung aufforderte, ſeinen Platz auf dem Fauteuil wieder einzunehmen.

Er ſeinerſeits hatte ſich einige Worte zurechtgelegt, Worte, darin ſich der „Graf“ und der „Liebhaber“ ziemlich genau die Wage hielten. Aber ihr Erſcheinen änderte ſofort ſeinen Entſchluß und ließ ihn umgekehrt empfinden, daß es gerathen ſein würde, das erſte Wort ihr zu laſſen.

Auch Franziska ſchien es von dieſer Seite her anzuſehen und das „erſte Wort“ als ihr gutes Recht in Anſpruch zu nehmen. Sie ſagte deßhalb, während ſie ſich auf das Sopha niederließ: „Ihr Vertrauen zu meinen Erzählungskünſten, Graf . . .“

Er drohte ſcherzhaft mit dem Finger, aber Franziska ließ ſich nicht ſtören und fuhr in leichtem und beinahe übermüthigem Tone fort:

„Ja, Graf, wir Frauen bleiben immer dieſelben und wollen ſchließlich um unſeres Ichs willen adorirt werden. Und nur um unſeres Ichs willen. Darin bin ich wie andere. Statt deſſen erſcheint Graf Petöfy mit einem allerſchmeichelhafteſten Antrage, der aber alles Schmeichelhaften unerachtet doch ſchließlich auf nichts Anderes hinausläuft, als darauf, eine Märchenerzählerin, eine Redefrau haben zu wollen, etwa wie Louis Napoleon einen Redeminiſter hatte. Werbung um eine Plaudertaſche. Vielleicht der einzige Fall in der Weltgeſchichte, die nach dem Maße meiner allerdings vorwiegend aus dem hiſtoriſchen Luſtſpiel herſtammenden Geſchichtskenntniß immer nur das Umgekehrte zu verzeichnen hatte. Nämlich: **mulier taceat** . . .“

„. . . **in ecclesia**,“ lachte der Graf. „Und zwar nur **in ecclesia**. Sie dürfen nicht halb zitiren, Franziska. Gleichviel indeß, ich weiß nun Alles: Sie würden anders zu mir ſprechen, wenn Sie vorhätten, mir mit einem ‚Nein‘ entgegenzutreten. Ich bin unendlich glücklich darüber, und wenn Sie das Ohr für die Stimme des Herzens haben — und Sie haben dieß Ohr — ſo wird es Ihnen auch geſagt haben, daß ich, um Ihre Worte zu wiederholen, keine Redefrau, keine Plaudertaſche will, die mir Geſchichten erzählt und mich abwechſelnd durch Drolerieen und Anekdoten unterhält. Allerdings will ich unterhalten ſein, aber auch das Unterhaltlichſte, das Beſte, das Sie mir aus Ihrer Gaben Fülle zu bieten im Stande ſind, wenn ich es loslöſte von Ihnen, von Ihrer Perſon, ſo wäre das Beſte das Beſte nicht mehr. Der Zauber Ihrer Rede ſind ſchließlich doch Sie ſelbſt. Und ſo komme ich denn noch einmal mit dieſen meinen ausgeſtreckten Händen und bitte Sie, dem, was mir vom Leben noch bleibt, einen Inhalt und mit dem Inhalt einen Glanz, ein Glück und eine Freude geben zu wollen."

Es ſchien, daß Franziſka nach einer Antwort ſuchte, der alte Graf aber fuhr fort:

„Ich leſe deutlich, was in Ihrer Seele vorgeht. ‚O dieſer Selbſtling, der im Grunde nur einen gefälligen Ton für ſein Ohr oder ein ſich einſchmeichelndes Bild für ſein Auge ſucht und doch zugleich einen Lebenseinſatz fordert, ein Leben und ein Herz'. Aber nein, Franziſka, kein Herz oder doch nicht das, was die Welt, die Jugend, ein Herz zu nennen beliebt. Ein Anderes, das nichts weiter bedeutet als Sympathie. Meine Wünſche, deſſen bin ich gewiß, halten ſich innerhalb des Erfüllbaren. Worauf bin ich aus? Ich kann keine trüben Geſichter ſehen und liebe Licht und Lachen und Eſprit und Witz. Das iſt Alles und nur darauf bin ich aus. In meiner Jugend galt ein Champagnerleben als ein Ideal. Aber auch das iſt mir zu ſchwer. Es giebt eine Luft, unter deren Einathmung die Freude kommt und heitere Bilder aus der Seele ſprießen. Nach der Luft dürſt' ich, und ich habe ſie, wenn ich in Ihrer Nähe bin. Um dieſe

Nähe werb' ich, Franziska, nicht um mehr. Sie ſollen frei ſein und die Grenzen Ihrer Freiheit ſelber ziehen; Ihr feiner Sinn iſt mir Bürge, daß Sie ſie richtig ziehen werden.“

Franziska lächelte leiſe vor ſich hin, und eine Verlegenheit, die ſie, während ſie ſich ähnlicher Worte der Gräfin erinnerte, wenigſtens momentan beſchlichen hatte, fiel raſch wieder von ihr ab. „Ich glaube, Graf,“ ſagte ſie, mit Gefliſſentlichkeit einen halb ſcherzhaften Ton anſchlagend, „Sie verkennen mein Geſchlecht. Ich ſehe Schwierigkeiten, aber ich ſehe ſie nicht da, wo Sie ſie ſehen. Unſer Erbtheil iſt Neugier, nichts weiter, und was ſich aus der ewig beargwohnten Welt der Gefühle mit einmiſcht, das wiegt nach meiner Erfahrung nicht allzu ſchwer. Ich kenne die Skala dieſer Gefühle, habe die Mittelgrade ſelbſt durchmeſſen und bin ohne rechten Glauben an die Hoch- und Siedegrade der Leidenſchaft. Alſo nicht das, Graf . . . Und auch nicht die Kunſt. Es gab freilich einmal eine Zeit, in der ich ehrlich und aufrichtig des Glaubens war, ohne Kunſt nicht leben zu können. Aber auch das liegt hinter mir. Um in dieſem Glauben zu verharren, dazu muß man eine Thörin oder ein Genie ſein. Und ich bin weder das Eine noch das Andere.“

„Und doch . . .“

„Nein, kein ‚Doch‘; nur einfach ein Geſtändniß meiner Furcht. Ich fürchte mich vor dem kleinen Kriege, der meiner harrt, vor dem Neid auf der einen und dem Hochmuth auf der andern Seite, vor den Kränkungen und Nadelſtichen, die mir nicht erſpart bleiben werden.“

„Und ich meinerſeits wüßte Niemand, der ſich zu dieſen

Nadelſtichen verſucht fühlen könnte, Niemand. Und kämen ſie doch, nun ſo giebt es Mittel, ihnen zu begegnen. Das mag meine Sorge ſein. Friſch auf denn, Franziska, Muth und Hoffnung! In mein altes Schloß Arpa ſoll wieder das Leben einziehen, und das Ungarn der Wirklichkeit ſoll Sie das Ungarn Ihrer Kinderphantaſie, ſo denk' ich, für immer vergeſſen laſſen.“

Zwölftes Kapitel.

Als der Graf ſich erhoben und in herzlicher Weiſe verabſchiedet hatte, trat Franziska vom Sopha her an's Fenſter. Die friſch eindringende Luft that ihr wohl und ſie ſetzte ſich an die Brüſtung und ſah auf das Straßentreiben. Aber an ihrem inneren Auge zogen ſehr andere Bilder vorüber: ein Schloß und ein See, Freitreppen und Korridore, Jagdzüge, Wald und Steppen und dazu Kavaliere mit ihren Damen, die flüſterten und kicherten. Und ihre Blicke maßen ſich, und ſie begegnete dem Hochmuth, den man für ſie hatte, mit gleich hochmüthiger Miene.

Sie hing ſolchen Bildern noch nach, als Hannah von der Thür her auf ſie zukam, ihr zutraulich das Haar zurückſtrich und dann ſagte: „So ſoll es nun alſo doch ſein.“

„Haſt Du gehorcht?“

„Nein. Ich horche nie. Mein Vater ſelig litt es nicht und ſagte, das ſei von den kleinen Sünden eine der großen.

Was nicht für einen geſprochen wird, das darf man auch nicht hören und wiſſen wollen. Ich ſah den Grafen, als er ging, und las es ihm von der Stirn."

„Und was ſagſt Du?"

„Ja, Fränzl, was ſoll ich ſagen?"

„Alles, was Du denkſt."

„Nun, ich denke Vielerlei."

„Halte mit nichts zurück. Daß Du's nicht billigſt, das ſeh' ich, und ſo kannſt Du gleich mit dem ‚Warum' anfangen. Oder ſind der Gründe ſo viele?"

„Ja, viele ſind es, Fränzl."

„Offen geſtanden, das iſt mir lieb; denn viele ſind nicht ſo ſchlimm wie einer. Viele bringen ſich unter einander um, und was dann übrig bleibt, bedeutet nicht viel. Alſo nenne ſie nur; je mehr je beſſer."

„Er iſt alt und Du biſt jung."

„Gut."

„Er iſt ungriſch-wieneriſch und Du biſt preußiſch-pommeriſch."

„Gut."

„Er iſt katholiſch und Du biſt proteſtantiſch."

„Gut."

„Er iſt ein Graf und Du biſt eine Schauſpielerin."

Franziska nickte. „Wohl, Hannah. Alles wahr. Aber zuletzt trifft doch das zu, was ich Dir eben ſchon geſagt habe. Sage ſelbſt. Er iſt gerade Wiener genug, um den Katholiken, und auch wieder Ungar genug, um den Wiener in Ordnung zu halten. Und ſo bleibt denn wirklich nichts übrig, als ein alter Graf und eine junge Schauſpielerin."

„Und glaubſt Du, daß die gut zu einander paſſen?"

„Ich will es nicht als Regel aufſtellen. Aber es giebt Ausnahmen, und unter den Ausnahmen iſt es eine der gewöhnlichſten und der zuläſſigſten. Und erklärt ſich auch. Im Allgemeinen, darin haſt Du ja Recht, gehört zu einem Grafen eine Gräfin; wer wollte das beſtreiten? Aber wenn es keine Gräfin ſein kann, ſo kommt nach der Gräfin gleich die Schauſpielerin, weil ſie, Dir darf ich das ſagen, der Gräfin am nächſten ſteht. Denn worauf kommt es in der ſogenannten Oberſchicht an? Doch immer nur darauf, daß man eine Schleppe tragen und einen Handſchuh mit einigem Chik aus- und anziehen kann. Und ſieh', das gerade lernen wir aus dem Grunde. So Vieles im Leben iſt ohnehin nur Komödienſpiel, und wer dieß Spiel mit all' ſeinen großen und kleinen Künſten ſchon von Metier wegen kennt, der hat einen Pas vor den Anderen voraus und überträgt es leicht von der Bühne her in's Leben."

„Ich will es gelten laſſen, Fränzl. Aber dann bleibt immer noch alt und jung."

„Hältſt Du das für ſo ſchlimm?"

„Nein. Oder wenigſtens nicht immer. Ich könnt' es. Aber man muß ſeiner ſicher ſein."

„Ich glaube, meiner ſicher zu ſein. Und über dieſen Punkt, über den ich jetzt ſo viel hören muß, auch von Dir, muß ich Dir' mal ein ernſtes Wort ſagen. Aber Du mußt auch aufmerkſam ſein. Denn ich weiß wohl, wenn Dir etwas nicht paßt, ſo haſt Du Wachs in den Ohren und antworteſt, ohne gehört zu haben."

„Sprich nur; ich höre ſchon."

„Ob ich meiner ſicher ſei! Ja, liebe Hannah, wer iſt ſchließlich ſeiner ſicher, ganz ſicher? Aber ſicher oder nicht, Du darfſt mir nicht immer mit Betrachtungen und einer Angſt und Sorge kommen, als ob ich Sechzehn wäre, mit anderen Worten alſo, Du darfſt nicht ſprechen, gerade Du nicht, als ob ich wenn nicht direkt in Paſſionen ſteckte, ſo ſie doch jeden Tag zu gewärtigen hätte. Du mußt ſchließlich am beſten wiſſen, wie's ſteht. Oder müßteſt es wenigſtens wiſſen. Ein- für allemal alſo, ich habe keine großen Paſſionen, ganz gewiß nicht, und wenn ich ſie vor Jahr und Tag vielleicht hatte — vielleicht ſag' ich, denn ich habe nicht Luſt und Muth, jedes Bagatellgefühl für eine große Paſſion auszugeben — ſo liegen ſie hinter mir."

„Du mußt Dich nicht ſo hineinreden, Franziſka; das zeigt nur, daß ich doch vielleicht Recht habe. Wenn aber auch nicht, denn wer ſieht in's Herz, ſo hab' ich doch in dem Einen Recht, um das ſich's hier überhaupt nur handelt. Es iſt etwas mit dem Jung und Alt, und dabei bleibt es. Und nun gar in der Ehe."

„Gewiß iſt es 'was damit. Aber aus einem ganz andern Grunde, wie Du glaubſt."

„Und der wäre?"

„Weil die Jahre, wenn ſie doppelt und dreifach auftreten, auch das Maß der Unfreiheit verdoppeln und verdreifachen, jener Unfreiheit, in die man ſich ohnehin in jeder Ehe begiebt. Und da liegt es. Nur da. Früher, als ich noch in meines Vaters Hauſe war, hab' ich viele Traureden mit angehört, und immer war es daſſelbe Thema: ‚Begrabt euer eigen Ich.' Immer Unterordnung, immer Opfer um des Andern willen. Davor, meine liebe Hannah, erſchreck' ich. Zu dem Grafen konnt ich in dieſem Sinn nicht ſprechen und ſprach ihm deßhalb von Kränkungen und Nadelſtichen, die meiner vielleicht harren würden und gewiß auch harren werden, aber der eigentliche Grund iſt doch der, den ich Dir eben genannt habe, die Freiheitsfrage. Jetzt beherrſch' ich ihn. Ob ich ihn als Gräfin auch noch beherrſchen werde, dünkt mir zweifelhaft, ohne daß ich deßhalb an einen Oger oder Blaubart denke. Durchaus nicht. Er iſt innerlich viel zu fein und vornehm und nebenher auch viel zu ſehr von mir eingenommen, um jemals den launenhaften Tyrannen zu ſpielen: er wird mir immer zuliebe leben und meine Wünſche belauſchen und erfüllen. Aber je mehr er das thut, je weniger frei werd' ich ſein und mich auch meinerſeits ſchicken müſſen. Ich weiß wohl, daß man das ſoll. Aber ob ich's auch immer können werde? Nimm eine Kleinigkeit. Du weißt, ich liebe Nelken, und hätt' ich mir nicht eben erſt all' und jede Paſſion abgeſprochen, ſo hätt' ich nicht übel Luſt, mir eine regelrechte Nelkenpaſſion zuzuſchreiben. Und nun ſtelle Dir vor, daß er vielleicht Nelken nicht leiden oder wenigſtens den Geruch davon nicht ertragen kann. Was würde geſchehen? Ich würde natürlich ſofort auf meine Lieblingsblume verzichten, aber doch zugleich den Wunſch und das Verlangen darnach nie mehr los werden. Und ſo könnt' es ſich ereignen, daß ich aus Sehnſucht nach einer Blume krank und unglücklich würde. Lache nicht, ſolche Thorheiten kommen vor. Alles in Allem, ich bin zu lange meinen eigenen Weg gegangen; Unterordnung und Ehe ſind immer ſchwer, aber ſie werden ſchwerer, wenn zu der eheherrlichen Autorität auch noch die der Jahre kommt."

„Und warum willſt Du's, wenn Du ſo denkſt? Warum thuſt Du's?"

„Weil unſer Herz ein komplizirtes Ding iſt, ein Ding mit vielen und oft widerſtreitenden Wünſchen, und weil die Freiheit, ſo hoch ich ſie ſtelle, doch ſchließlich nicht Alles in der Welt bedeutet. Es giebt eben auch Anderes noch, Dinge, die gelegentlich noch mehr bedeuten oder wenigſtens bedeuten können.“

„Ja, bei gewöhnlichen Leuten.“

„Auch bei ſehr nicht-gewöhnlichen. Umgekehrt; je höher hinauf, je mehr hab' ich Recht. Oder glaubſt Du beiſpielsweiſe, daß es leicht ſei, der Freund eines Prinzen oder Erzherzogs zu ſein? Du ſchüttelſt den Kopf. Nun gut, alſo nicht leicht. Und nun ſieh' Dir den Grafen Pejevics an, den Du ja kennſt und gern haſt und der mir ganz wundervoll hieher paßt, wie gerufen. Wie ſteht es nun mit dem Grafen? Er iſt ein großer Magnatenſohn, einer der Allerreichſten und Vornehmſten, alſo natürlich auch der Freieſten, und wenn er auf ſeine Güter geht, ſo küßt ihm Alles den Rockſchoß und, wenn er will, auch die Steigbügel. Und doch iſt er hier und ſpielt den Erzherzogsadjutanten und Galopin. Und warum das Alles? Einfach, weil die Abhängigkeit von einem Erzherzog ihm ſchließlich doch noch mehr bedeutet als ſeine ganze Magnatenfreiheit, Rockſchoß- und Steigbügelkuß mit eingeſchloſſen. Und ähnlich ergeht es mir. Offen geſtanden, ich hätt' es vor Kurzem noch nicht gedacht und mich anders taxirt. Aber tritt erſt 'mal die Verſuchung an uns heran, ſo merken wir bald, daß wir nicht anders ſind als Andere; die Weltluſt reißt uns hin und nicht zum wenigſten der Ehrgeiz. Ja, der Ehrgeiz iſt ein großer Verſucher.“

„Aber nicht der größte.“

„Welcher andere?“

„Sag' es Dir ſelbſt.“

In dieſem Augenblick hörten Beide, daß draußen die Glocke gezogen wurde, zweimal, aber nicht ſtark, und Hannah ging, um nachzuſehen. Ein Diener gab ohne weitere Bemerkung ein Bouquet ab, in das eine Karte geſteckt war. Auf der Karte ſelbſt aber ſtand: „Egon Graf Aſperg.“

Franziſka wurde roth. Wußte der junge Graf ſchon von dem Geſchehenen? Oder war es ein Spiel des Zufalls?

Dreizehntes Kapitel.

Die Nachricht von einer ſtattgehabten Verlobung zwiſchen dem Grafen und Franziska machte viel von ſich reden; als aber einen Monat ſpäter erſt in der Auguſtiner- und dann in der proteſtantiſchen Kirche der Gumpendorferſtraße die Doppeltrauung ſtattgefunden hatte, beruhigte man ſich um ſo raſcher, als Alles, was von mediſanten Bonmots in Kurs geſetzt werden konnte, ſchon in den Tagen vorher verausgabt worden war. Unter allen Umſtänden kam nichts davon zur Kenntniß des gräflichen Paares, das ſich unmittelbar nach der Trauung, nur in Begleitung von Andras und Joſephinen, einem neu engagirten und echt wieneriſchen Kammermädchen, zu mehrwöchentlichem Aufenthalte nach Oberitalien begeben hatte. Von dort aus ſollte dann die Rückreiſe direkt nach Schloß Arpa hin angetreten werden, wohin Hannah in Begleitung einiger anderen Dienerſchaften ſchon gleich nach der Hochzeit aufgebrochen war. Franziska hatte ſich ſchwer von ihr getrennt, aber gerade bei der Vertraulichkeit, die zwiſchen ihnen herrſchte, dieſe Trennung doch auch wieder als nöthig angeſehen.

Der Aufenthalt in Oberitalien begann am Gardaſee, woran ſich dann ein Beſuch von Venedig ſchloß, von Venedig, das Franziska noch viel ſchöner fand, als ſie gedacht und geträumt hatte. Nichtsdeſtoweniger war ſie, nachdem ſie zehn Tage lang alles Gefrorene durchgekoſtet und eine Legion von Erbſendüten an die Markusplatztauben verfüttert hatte, am elften Tage froh, den Aufenthalt abgebrochen zu ſehen, und zwar um ſo mehr, als der Graf Willens war, auf der Rückreiſe noch Etappen zu machen, vor Allem in Verona, das vor länger als einem halben Jahrhundert ſein Garniſonsort und der Schauplatz ſeiner erſten Triumphe geweſen war. Franziska hatte lachend eingewilligt, aber doch nur unter dem Zugeſtändniß, daß ihr das Haus und Grab der Julia Capulet gezeigt werde, „weil Liebesgeſchichten mit tragiſchem Ausgange nun 'mal ihre Paſſion ſeien." Und nach dieſem Programm war die Rückfahrt auch wirklich angetreten und ausgeführt worden, erſt in kleinen, oft unterbrochenen Tagereiſen, bis man endlich, von Station Botzen aus den Eilzug benützend, in zwölfſtündiger Fahrt die Südſpitze des großen Arpaſees erreicht hatte. Hier an der Südſpitze lag Nagy-Vaſar, ein Flecken, von dem aus dreimal täglich ein Dampfſchiff bis zu dem am Nordufer des Sees und zugleich zu Füßen von Schloß Arpa gelegenen Städtchens Szegenihaza ging.

Das Schiff hatte ſich eben in Bewegung geſetzt, denn die Abfahrtszeit, zwei Uhr, war ſchon vorüber; als aber der auf ſeiner Kommandobrücke ſtehende Kapitän des Schiffes des Grafen anſichtig wurde, gab er Contredampf, legte noch einmal an und empfing reſpektvoll die Herrſchaften. Franziska ſah auf der Stelle, wie beliebt der Graf war und welches Anſehen er bei Hoch und Niedrig genoß.

Es war ein glühheißer Tag, aber das ausgeſpannte Zeltdach und mehr noch der Wind, der ging, ließen die Hitze nicht unangenehm empfinden. Am wenigſten empfand ſie Franziska, die nicht müde wurde, die prächtigen Bilder, die der See bot, in ſich aufzunehmen. Wohl war der Gardaſee ſchöner geweſen, aber Alles intereſſirte ſie hier mehr, weil ſie berufen war, zu dem Allem in eine nähere Beziehung zu treten. Der alte Graf las nicht eigentlich, was in ihrer Seele vorging, aber er freute ſich doch lebhaft ihrer aufrichtigen und ganz unverkennbaren Theilnahme.

„Nun glaub' ich,“ hob er an, „wird es an der Zeit für mich ſein, den Cicerone zu machen. Sieh', das da drüben iſt Szent-Görgey. Und dieß hier unten am Abhang mit den zwei Windmühlen, das iſt Mihalifalva.“

„Mihalifalva! Wie ſchön das klingt!“

„Und iſt doch das Proſaiſchſte von der Welt. Was meinſt Du wohl, was ſich hinter dieſem Mihalifalva verbirgt? Mihalifalva heißt Michelsdorf. Alles hier herum iſt **falva**, ſehr natürlich, denn **falva** heißt Dorf. Und damit haſt Du den Schlüſſel, der Dir den ganzen poetiſchen Zauber aufſchließt. Das da mit dem Schindelthurm iſt Iwanifalva. Wundervoll, denkſt Du. Nicht wahr? Aber bei Lichte beſehen heißt es Hansdorf.“

Unter allerlei Fragen, die Franziska that, wurde der Graf immer beredter und begleitete die Namen der umherliegenden Dörfer und Städte bald auch mit Anekdoten, unter denen einige nicht nur pikant genug, ſondern auch ganz darauf berechnet waren, Franziska die Geſellſchaftskreiſe kennen zu lernen, in die ſie nun binnen Kurzem eintreten ſollte.

Gegen Sechs legte das Dampfſchiff an der weit vorgebauten Landungsbrücke von Szegenihaza an, das Endſtation und für die Nordhälfte des Sees genau daſſelbe wie Nagy-Vaſar für die Südhälfte war. Etwas landeinwärts erhob ſich Schloß Arpa ſteil und mächtig und überblickte den See.

„Sieh'," ſagte der Graf und wies hinauf.

Andras und Joſephine blieben des Gepäckes halber zurück, und in einem leichten Korbwagen, deſſen Trittbrett ſich nur handhoch über der Erde befand, fuhren jetzt Graf und Gräfin von der Landungsbrücke her auf das Schloß zu. Die Sonne ſtand hinter einem alten, halb abgebrochenen Steinthurm, an dem anſcheinend zwei nach außen hin an einem Balken oder einer Welle hängende Glocken gezogen wurden und ſich ſchattenhaft hin und her bewegten, während ihr immer mächtiger werdender Klang die Luft erfüllte. Der Weg war wie eine Tenne, zu beiden Seiten ſtand der Mais über mannshoch und dazwiſchen dehnten ſich große Beete mit Waſſermelonen, die durch einen vom Schloßberg herabkommenden Bach bewäſſert wurden. Im Fluge ging es daran vorüber, die kleinen Pferde ſchüttelten ihre Mähnen, und in das tiefe Geläut der Glocken klang der Ton ihrer Glöckchen.

Aber nun kam die Steigung und die Pferde fielen wie von ſelbſt aus dem Trab in den Schritt. Auch das Läuten oben wurde ſchwächer und ſchwieg endlich ganz, ſo daß der Graf den Kutſcher auf Ungriſch fragte, was es ſei. Bevor dieſer aber antworten konnte, begann das Läuten wieder; es waren indeß nicht zwei Glocken mehr, die gingen, ſondern nur eine.

Franziska ihrerſeits hatte bei der Fülle von Bildern, die ſich ihr boten, des Zwiſchenfalles nicht Acht. Alle hundert Schritte waren Laubguirlanden gezogen, an denen die Petöfy'ſchen Farben flatterten, und auf einzelnen Felsvorſprüngen ſtanden Männer und Frauen und ſchwenkten ihre Tücher und Hüte. So kamen ſie bis an das Thor und fuhren unter ſeinem Wappenſtein fort in den Schloßhof ein.

Der Graf ſprang aus dem Wagen, bot Franziska den Arm und führte ſie von der Rampe her in die große dunkle Flurhalle. Hier hatten zahlreiche Dienerſchaften Spalier gebildet und grüßten und knixten, während Graf und Gräfin an ihnen vorüber in den oberen Stock hinaufſtiegen, in dem eine Reihe Zimmer für Franziska hergerichtet war. Der Graf, wie wenn ſie ſein Gaſt geweſen wäre, verneigte ſich vor der Entré-thür und ſagte mit einem ihm ſonſt uneigenen Ernſte: „Geſegnet ſei Dein Ein- und Ausgang! . . . Ich ſchicke Dir nun Hannah . . . Sie hat ſich, ſeh' ich, nicht vordrängen wollen, aber Du wirſt ihrer bedürfen.“ Und nach dieſen Worten empfahl er ſich und ging in das Erdgeſchoß zurück, wo die von ihm bewohnten Räume gerade unter den ihrigen lagen.

In Franziska's Zimmer dämmerte das Licht des ſcheidenden Tages. Was ſie zunächſt ſah, war ein Muttergottesbild über ihrem Schreibtiſch. Es gab ihr im erſten Augenblick einen Schreck und als Hannah gleich darnach eintrat, ging ſie raſch auf dieſe zu und umarmte ſie.

Hannah ihrerſeits machte ſich los, um ihrer Freundin, die ſie jetzt verlegen und doch zugleich auch mit einem Anfluge von Schelmerei „ihre liebe Gräfin“ nannte, die Hand zu küſſen. Aber Franziska ſchloß ihr den Mund und ſagte: „Was Gräfin! Gräfin bin ich vor den Leuten. Hier bin ich Deine Franziska. Wie's war, ſo bleibt es . . . Gott, liebe, liebe Hannah, wie Du mir gefehlt haſt! Jede Stunde. Sieh', der Graf iſt ſo gut gegen mich, zu gut . . . Aber erſt nimm mir den Mantel ab und dieß noch, und nun gieb mir ein Glas Waſſer, damit will ich anfangen im ſchönen Ungarland. Ich bin ſo benommen, ſo verſchmachtet . . . ſo, das hat mich erquickt . . . verſchmachtet von der Hitze, von dem vielen Sehen und der Aufregung und Fremdheit. Sieh' doch nur.“ Und ſie wies auf das Muttergottesbild.

„Ich mußt' es laſſen, Fränzl, und auch den Roſenkranz, den ſie dem kleinen Chriſtus über den Arm gehängt haben. Aber das große weiße Lilienbouquet, das drunter ſtand, das hab' ich dem alten Gärtner wieder abdisputirt und ihm geſagt, die Gräfin kriege Kopfweh.“

„Da haſt Du recht gethan. Und nun geh' voran und zeige mir die Räume, darin ich wohnen ſoll.“

Es waren nur wenige Zimmer. An das Wohnzimmer, darin ſich Beide zunächſt befanden, ſchloß ſich ein Toiletten- und Schlafzimmer. Dann aber kam ein Treppchen, nur drei, vier Stufen, das zu Hannah's Gelaß, einem eingebauten Alkoven, hinaufführte.

„Das iſt nun alſo mein neues Heim,“ ſagte Franziska. „Weißt Du, Hannah, es gefällt mir und gefällt mir auch namentlich um deshalb, weil es nicht größer iſt, als es iſt: nicht ſo endlos. Und nun zeige mir auch, was wir nach der andern Seite hin haben. Oder ſage mir's wenigſtens.“

„Da haben wir erſt den Saal mit dem großen Balkon und hinter dem Saal ein Billardzimmer und die Bibliothek. Und hinter der Bibliothek die Bildergalerie.“

Hier wurde Hannah durch das Eintreten eines alten und kränklich ausſehenden Dieners unterbrochen, der mit vieler Förmlichkeit meldete, daß der Graf die Frau Gräfin erwarte, ſo's der Frau Gräfin genehm ſei . . . Auf der Veranda.

„Wer war der Alte?“ fragte Franziska.

„Das war Herr Koloman Czagy, des Grafen erſter Kammerdiener. Er kränkelt ſeit einiger Zeit und war deßhalb letzten Winter nicht mit in Wien, ſonſt hätten wir ſeine Bekanntſchaft ſchon früher machen müſſen. Ja, Herr Koloman iſt mit dem Grafen jung geweſen und gilt faſt noch mehr als der Andras.“

„Ah, ich verſteh'. Aber unter allen Umſtänden will ich den Grafen, ſeinen Herrn, nicht warten laſſen! Arrangire mir nur das Haar ein wenig, es iſt ſo zerzauſt vom Wind, und erzähle mir dabei. Du mußt ja während dieſer drei Wochen eine ganze Welt von Dingen erlebt haben und wenn ich Dich ſo ſtehen ſehe, kommſt Du mir ſchon halb ungriſch vor. Bring' mir nur ein paar Worte bei, daß ich wenigſtens ‚Guten Tag‘ oder ‚Wie geht es Ihnen?‘ ſagen kann. Ich will dem Grafen eine Freude machen. Er iſt ſo dankbar für Kleinigkeiten.“

* * *

Der Thee ward auf der Veranda genommen und dabei lebhaft und in heiterem Tone geplaudert.

„Ich hoffe, daß nichts fehlt,“ ſagte der Graf.

„Im Gegentheil,“ ſcherzte Franziska. „Mehr iſt da, als ich erwarten durfte, ſelbſt eine Mutter Gottes über dem Schreibtiſch.“

Er lachte.

„Ja, Fränzl, ohne das thun wir's halt nit, und a biſſel für's Haus iſt auch in alle Wege gut, wie Riechſalz oder Meliſſengeiſt. Ehe man's ſich verſieht, braucht man's und fragt nicht lang, ob es aus einer Kloſterapotheke ſtammt oder aus einer andern. Konfeſſion! Bah, das bedeutet nicht viel. Es giebt ſo Vieles, was drüber ſteht und ſich unmittelbar an den Menſchen wendet, er ſei ſo oder ſo. Sieh', ich glaub' eigentlich nichts und überlaß es meiner Schweſter-Gräfin, mich aus dem Fegfeuer oder auch noch von wo andersher frei zu beten, aber unſere ſchwache Natur iſt doch ſchließlich immer ſtärker als unſer ſtärkſter Unglaube, der au fond bloß renommirt und keine Courage hat, das weiß ich von mir ſelbſt, und ſowie was auf dem Spiele ſteht, oder auch bloß eine Gicht oder ein Zwicken kommt, ſo ſchiel ich nach meinem heiligen Stephan hinüber, der über meinem Schreibtiſch ſteht, gerad' ſo wie das Muttergottesbild über dem Deinen, und ſage: ‚Nun hut' Dich und ſput' Dich, Stephanerl, und thu' was für einen Magyar und ehrlichen Chriſtenmenſchen.‘ Und ſieh', Fränzl, ich denke mir, ſo was ſteckt in Jedem und am End' auch in einer kleinen, lieben Ketzerſeele.“

So ging das Geſpräch, ganz wie der Graf es liebte, pointirt und an Klippen hin, aber ſo munter und gut gelaunt es zu ſein trachtete, der Ton voller Unbefangenheit wollte doch nicht aufkommen. Ihn beſchäftigte die Frage, wie ſie ſich in dieſer ihr fremden Welt wohl zurecht finden werde, während ſie von der Sorge beherrſcht blieb, daß eine tiefe Verlegenheit, die ſie fühlte, ſich doch vielleicht in ihrem Auge verrathen haben möchte.

Der Abend brach endlich herein, und ein kühlerer Luftſtrom kam vom See her, aber es war kein Wind, die Lampe flackerte nicht, und der lang herabhängende Schleier derſelben bewegte ſich nur, wenn ſich einer der Nachtſchmetterlinge darin verfing. Endlich wurde der Mond über dem Gebirge ſichtbar und ſtand ſo licht und klar da, wie wenn er den Frieden beſiegeln wolle, der drunten ausgebreitet lag. Franziska blickte ſtill und tief aufathmend hinauf, und auch der Graf ſchwieg, als er ſah, wie das Bild ſie berührte.

Dann erhob ſie ſich und bot ihm eine gute Nacht.

* * *

Oben fand ſie Hannah, die die Fenſter geöffnet hatte.

„Wonach ſiehſt Du?“

„Nach dem Gießbach, der hier links vom Schloßberg kommt. Er ſickert jetzt bloß ſo hin und wartet auf die Regenzeit. Da ſoll's dann eine Pracht ſein.“

„Iſt aber doch beſſer ſo. Der Regen macht immer trüb und ſperrt Alles ein. Ich bin für Sonne, Licht und freie Bewegung, nur freilich heute nicht mehr. Es war doch ein anſtrengender Tag, der mich müde gemacht hat. Komm', kleide mich aus und erzähle mir; ich hab' ohnehin noch allerlei Fragen. Sage, ſpukt es hier?“

„Ich habe noch nichts geſehen.“

„Das beruhigt mich nicht ganz. An Dich können ſie nicht heran, Du biſt wie das leibhaftige Vaterunſer. Aber jedes alte Schloß hat nun 'mal einen Spuk. Ich weiß es aus unſerer Gegend, und es wird hier nicht anders ſein. Auf jede hundert Jahre kommt ein Geſpenſt."

„Aber wie Du nur ſprichſt. Da müßten wir hier ja zwei haben."

„Und haben wir gewiß auch."

„Ein ſchwarzes und ein weißes," lachte Hannah. „Und Du willſt eine Proteſtantin ſein und eine Paſtorstochter? Nein, das hat mir mein Vater ſelig mit dem Stock ausgetrieben. Und ich dank' es ihm noch. Das iſt ſo für Wilde. So wie hier."

„Wilde? Das darfſt Du nicht ſagen: ich werde Dich beim Grafen verklagen. In Ungarn iſt Alles gut und hohe Kultur. Aber nun geh', ich werde ſehen, was ich träume, was man in der erſten Nacht träumt, das bedeutet was."

„Schlafe nur überhaupt, das bedeutet Dir das Beſte."

Damit trennten ſie ſich, und nur die Thüren bis zu Hannah's Schlafzimmer hin ſollten offen bleiben. Franziska hörte noch, wie Hannah die Stufen zu dem Alkoven hinauf ſtieg; dann wurd' es ſtill.

Aber nicht auf lange. Rechtshin, im Gebirge, mocht' es gewittert haben, und heftige Windſtöße, die jetzt über den See kamen, umlärmten das Schloß ſo heftig, daß Franziska trotz aller Müdigkeit davon geweckt wurde. Was ſie beſonders erſchreckte, war ein Raſſeln wie von Eiſenſtäben, und ſo ſtand ſie denn auf und trat in den ihrem Wohnzimmer vorgelegenen großen Saal ein, um hier nach der Urſache zu ſehen. Alsbald bemerkte ſie, daß es ein weit vorgebauter alter Balkon ſei, deſſen vom Winde gerütteltes Gitterwerk ſolchen unheimlichen Ton gab. Ihre Beängſtigung ſchwand jetzt, aber zu noch weiterer Beruhigung ging ſie doch bis zu Hannah's Alkoven und horchte hier auf das Athemholen der feſt und ruhig Schlafenden.

„Ein gutes Gewiſſen,“ ſagte ſie. „Warum bang' ich mich? Ich war doch ſonſt nicht ſo furchtſam.“

Und ſie tappte ſich wieder zurück und ſchlief endlich ein.

Vierzehntes Kapitel.

Franziska war früh wach, ſetzte ſich an das offene Fenſter und ſah auf den See hinaus, den von rechts her hohe Berge, von links her Hügelzüge mit Dörfern und Weingärten einfaßten. Einer aus der Reihe dieſer Hügel aber, der höchſte, war der Schloßberg, deſſen ſteiler Abfall ihn, in der Front wenigſtens, noch höher und ſtattlicher erſcheinen ließ, als er war. Er bezeichnete genau die Stelle, wo die Hügellandſchaft in das gebirgige Terrain überzugehen anfing. Am Fuße wand ſich ein Bach, und Franziska, die gerne ſehen wollte, woher er komme, bemerkte, nachdem ſie ſeinen Lauf auch nach aufwärts hin verfolgt hatte, daß es derſelbe von der Schloßberghöhe herabkommende Gießbach ſei, nach dem Hannah am Abend vorher ausgeſchaut hatte.

Sobald ſie ſich in dem Allem zurecht gefunden, wandte ſie ſich wieder in das Zimmer zurück, um ſich hier allmälig und mußevoll mit dem Raum vertraut zu machen, darin ſie nun leben ſollte. Die Möbel waren alt, aber wohl erhalten, und jedes Stück intereſſirte ſie, zumeiſt eine Rokokokommode, die mit Schildpatt und großen goldenen Griffen reich ausgeſtattet war. Ueber dieſer Kommode befand ſich eine Bücheretagère von Nußbaumholz, auf deren oberſtem Bord allerlei Meißner und chineſiſches Porzellan ſtand, links und rechts zwei kleine Pagoden. Sie ſetzte dieſelben in Bewegung und ſah ihrem gravitätiſchen Kopfnicken zu. Dann aber nahm ſie neugierig einige Bände.

„Was mag man nur früher hier geleſen haben?“

Es waren deutſche, franzöſiſche, namentlich aber engliſche Bücher in bunteſter Reihenfolge. Werther's Leiden und Thomas a Kempis' Nachfolge Chriſti ſtanden friedlich neben einander; dann kamen die Canterbury Tales in einer illuſtrirten Prachtausgabe, zuletzt aber Rouſſeau, mehrere Bände. Nichts war da, was auf einen beſtimmten Geſchmack hingedeutet hätte, nur auf jene literariſch gebildete Theilnahme, wie ſie während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Mode war.

Um neun Uhr wurde das Frühſtück genommen, und Franziska begab ſich auf die Veranda. Der Graf, als er ſie kommen ſah, warf die Morgencigarette fort, legte die Zeitung aus der Hand und erhob ſich aus ſeinem Schaukelſtuhl, um die neue Schloßherrin zu begrüßen. Sie trug ein Morgenkleid von weißem Kaſchmir und empfing Schmeicheleien und Huldigungen von Seiten des Grafen, der einen ausgebildeten Sinn für Toilettendinge hatte. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber und keinen Augenblick im Zweifel, welcher

Ton anzuſchlagen ſei, begann ſie von ihrer ausgeſtandenen Angſt und Unruhe zu berichten.

„Und nun ſage mir, Petöfy, habt ihr wirklich keine Geſpenſter?“

„Nein, Fränzl, in dem einen Stücke ſind wir durchaus modern. Ein paarmal hat uns der Toldy dergleichen aufreden wollen; aber es kam nicht. Ich vermuthe, aus Reſpekt vor meinen Piſtolen.“

„Und doch glaub' ich an Spuk und dergleichen.“

„Ich auch. Aber es muß was vorausgegangen ſein, und dieß alte Schloß Arpa, ſoweit ich ſeine Geſchichte zurückverfolgen kann, iſt einfach nur aus Stein und Mörtel aufgebaut worden und iſt nichts dazwiſchen. Und ſieh', wo die Dinge ſo ſchlicht und alltäglich liegen, da fehlen die Vorbedingungen für den Spuk. Ich möchte ſagen, die Petöfy's haben der Geſpenſterwelt nicht genug zu Gefallen gethan und ſich viel zu ſehr als proſaiſch ordentliche Leute gerirt.“

„... So daß ich alſo behaupten darf, in eine durchaus reſpektable Familie gekommen zu ſein.“

„Darfſt Du,“ lachte der Graf. „Und wirklich, ein paar Kleinigkeiten, ein paar ‚ſehr läßliche Sünden‘ abgerechnet, wie Schweſter Judith ſagen würde, ſind wir über das Hausbackenſte nicht hinausgekommen. Eigentlich nie. Mein Urgroßvater ließ ſich anfänglich gut an und entführte von Brüſſel her eine Comteſſe Damremont, aber es hielt nicht nicht lange vor, er heirathete ſie gleich nach der Entführung und ſtrich alſo die Schuld aus ſeinem Schuldbuche wieder aus. Darnach kam mein Großvater, der in der Struenſeezeit als Geſandter in Kopenhagen einen Grafen Schimmelmann im Duell über den Haufen ſchoß. Aber das iſt auch Alles."

„Und am End' auch gerade genug."

„Vielleicht. Nur nicht genug, um Dir oder mir oder irgend wem anders durch Erſcheinung einer **Dame blanche** die Nachtruhe zu ſtören. Und nun erlaube mir, Dir von dieſer Lachsforelle vorzulegen, eine Delikateſſe, neben der ſelbſt die Felchen im Bodenſee verſchwinden. Natürlich Spezialität von Schloß Arpa. Aber nun Pardon, wenn ich Dich ſchon verlaſſe; meine Leute graben mir im Park einen arteſiſchen Brunnen und ſind ſchon, glaub' ich, über den Mittelpunkt der Erde hinaus. Alles, was Magyar iſt, iſt eigenſinnig und will ſein Ziel und Glück allemal da finden, wo er's zu ſuchen angefangen hat. Und wenn's eine Hand breit daneben liegt, ſo läßt er's liegen.

„Was mir, beiläufig, gefällt. Man muß das Glück zu zwingen wiſſen."

„Gewiß, aber ſeine Launen auch zu reſpektiren verſtehen. Und nun **au revoir.**"

Auch Franziſka erhob ſich und ging in ihr Zimmer zurück.

Oben fand ſie Joſephinen. „Ach, laß es heut, Joſephine; Hannah ſoll kommen."

Joſephine knixte verdroſſen und einigermaßen pikirt darüber, ſich durch eine Rivalin verdrängt zu ſehen, gleich darnach aber erſchien Hannah mit dem Toilettenmantel und ſtellte ſich hinter den Stuhl ihrer Herrin.

„Weißt Du, Hannah, mir iſt, als hätt' ich Dich fünf Jahre lang nicht geſehen, und doch iſt es, laß mich rechnen, erſt neunzehn Tage, daß wir von Wien nach Italien abreiſten. Ich hätte Dich ſo gerne mitgehabt. Und dann dacht' ich auch wieder, es ſei beſſer ſo."

„Das war es auch."

„Vielleicht. Aber jede Stunde haſt Du mir gefehlt."

„Und doch ſoll es in Italien ſo wunderſchön ſein und ſo viel zu ſehen, daß man gar nicht weiß, wie man damit zu Ende kommt."

„Das iſt es ja, Hannah, und eben deßhalb iſt es am Beſten, man fängt gar nicht erſt an. Du haſt keine Vorſtellung, wie müd' ich immer war. Und dabei mußt' ich in Einem fort bewundern und Alles ſchön finden und glücklich ſein."

„Ja, glücklich ſein; warſt Du's denn nicht?"

„O, gewiß war ich's. Er iſt ja ſo gut gegen mich und überſchüttet mich mit Aufmerkſamkeiten und Freundlichkeiten. Und auch mit Geſchenken. Aber ſieh', es iſt ein Unglück, ich hänge nicht an Geſchenken; ich finde ſie beſchwerlich und langweilig. Und nun denke Dir, immer Ketten und Gehänge, daraus man ſich nichts macht, und zehntauſend Bilder, die man nicht verſteht."

„Zehntauſend?"

„Oder ſage die Hälfte, meinetwegen, aber das macht gar keinen Unterſchied. Einer von den berühmten Malern hat das ‚Paradies' gemalt, auf dem tauſend Figuren ſind; ich glaube, ſo viele kommen gar nicht in's Paradies hinein. Der Graf war auch der Meinung und freute ſich, als ich's ſagte, denn ich muß es Dir wiederholen, er iſt von einer beſtändigen Güte gegen mich und findet Alles hübſch und reizend, was ich ſage, ſo daß es mich geradezu beſchämt. Aber während ich das von dem Paradieſe ſo ſcherzhaft und zu ſeiner wirklichen Erheiterung hinſagte, war er doch zugleich auch ein wenig ärgerlich auf mich, und warum? Weil es wie Kritik klang und er in Einem fort immer nur Bewunderung, immer nur Kunſtbewunderung von mir verlangte.“

„Du biſt doch aber ſelbſt eine Künſtlerin.“

„Eben weil ich es bin oder es zu ſein mir wenigſtens einbilde, gerade deßhalb bin ich ſo ſehr gegen Ueberſpanntheiten auf dieſem Gebiet. Immer nur Die, die von Kunſt wenig wiſſen und verſtehen, finden Alles himmliſch und göttlich. Auch der Graf hat mehr Begeiſterung als Verſtändniß. Erinnere Dich nur, genau genommen, wußt' er auch vom Theater nicht viel, trotzdem er die Wolter elfmal als Meſſaline geſehen hatte. Das ſieht wie Studium aus, bedeutet aber wenig oder nichts. Er kennt eigentlich nur Perſonen, die ihm gefallen, und ſolche, die ihm mißfallen. Und das nennt er dann Kunſt und Kritik! Und nun gar Bilder . . . Aber ſtelle Dich hierher, daß ich den Blick auf den See frei habe . . . Nun, alſo Bilder, ſagt' ich. Ja, was that er? Er nannte die Namen, und dieſe Namen gingen ihm glatt genug über die Lippen, denn er ſpricht recht gut italieniſch. Aber das iſt auch Alles. Und weil er zufällig viele Jahre lang in Verona geſtanden hat, ſo ſprach er am liebſten . . . Aber kennſt Du Paul Veroneſe?“

„Gott, Franziska, wir ſind doch aus einem gebildeten Lande.“

„Nun gut alſo. Da hätteſt Du nun hören ſollen, was er mir Alles vorſchwärmte von Kolorit und paſtos und ſatten Farben. Ja, Du lachſt, aber wirklich von ſatten Farben. Und das Alles, wenn man elend und hungrig iſt und kaum noch ſtehen kann, denn ſie haben nirgends Stühle.

bloß Bilder und immer wieder Bilder. Ach, da hieß es dann ſich zuſammennehmen, und mir war oft das Weinen nahe. Und doch iſt er ſo gut, und ich muß und will ihm zuliebe leben, auch in kleinen Dingen. Denn an kleinen Dingen hängt ja das Glück und in der Ehe erſt recht. Und ich bin doch nun in der Ehe."

„Verſteht ſich, biſt Du."

Franziſka erröthete. Dann faßte ſie ſich wieder und ſagte: „Ja, Hannah, da haſt Du mir gefehlt und bei hundert anderen Gelegenheiten. Denn die Joſephine dalberte nur immer, erſt mit dem Zimmerkellner und dann mit dem Andras, trotzdem er noch ein halbes Kind iſt und erſt ſechzehn wird . . . Aber, o Gott, was ſchwatz' ich da von Venedig und Joſephinen, all' das bedeutet ja nichts und nur das bedeutet was, wie Dir's ergangen iſt, Dir, meiner lieben Hannah. Denn darin ſpiegelt ſich mein eigenes Leben und wie mir's in Zukunft ergehen wird. Und nun ſage mir, wie die Leute hier ſind. Alles, was Du mir geſtern erzählt haſt, war lange nicht genug und nur ſo nothdürftig drüber hin. Ich will aber Alles wiſſen, Alles, ob ſie freundlich und entgegenkommend ſind oder zurückhaltend, offen oder verſchlagen, gewitzt oder abergläubiſch, mit einem Wort, gut oder böſe. Verſchweige mir nichts. Und nun ſprich und ſtelle ſie mir vor, Einen nach dem Andern, als ob ſie leibhaftig vor mir ſtünden."

„Alſo der alte Czagy . . ."

Franziſka nickte.

„Der iſt der Erſte, daran iſt kein Zweifel. Er hat mehr Einfluß, als alle Anderen zuſammengenommen. Aber wichtiger für Dich iſt doch eigentlich der kleine Kaplan."

„Ein Kaplan? Hier im Schloß?"

„Nein, unten in der Stadt. In Szegenihaza. Wenn Du das Glas nimmſt, kannſt Du ſein Haus ſehen."

„Und dann?"

„Nun, dann haben wir noch den Toldy, den alten Toldy."

„O, den kenn' ich. Das iſt des Andras Vater."

„Ja. Aber außer dem Andras hat er noch elf andere Kinder. ‚Je mehr Magyar, je mehr Freiheit', iſt einer von ſeinen Sätzen und Glaubensartikeln."

„Alſo wohl überſpannt?"

„Ich weiß es nicht ſicher. Nur das weiß ich, er war Honvedfähnrich und hat einen Hieb über den Kopf von Anno Neunundvierzig her. Es kann alſo wohl ſein. Iſt immer ungriſch rabiat und haßt Alles, was kaiſerlich iſt. Aber ehrlich und kreuzbrav und kann erzählen und Geige ſpielen und hat nicht bloß den Garten und das Treibhaus unter ſich, ſondern auch die Galerie. Da weiß er gut Beſcheid und kennt jeden Petöfy."

„Gut. Aber als ich geſtern hier ankam, hab' ich nicht Drei, ſondern Dreißig geſehen oder doch nicht viel weniger. Ich erſchrak ordentlich. Ein paar ſahen aus wie Zigeuner."

„Und ſind es auch, und ſind eigentlich Alle wie Zigeuner oder Mäuſefallenhändler. Alle ſchlank und braun und langes Haar und gutmüthig und lachen immer. Aber ich trau' Keinem nicht. Wutſch, iſt ein Löffel weg. Es iſt Alles wie in einer Verſchwörung."

Fünfzehntes Kapitel.

Bald darnach war die Toilette beendet, und Franziska, während ſich Hannah noch im Zimmer um ſie her zu thun machte, nahm auf gut Glück eins der Bücher vom Bücherbord und ſetzte ſich in das Niſchenfenſter, um zu leſen. Aber ſie war zerſtreut, der Sinn ſtand ihr nach anderen Dingen, und ſo legte ſie das Buch wieder beiſeite und ſagte:

„Es geht nicht, Hannah. Ich möchte lieber etwas ſehen, den Park oder den Garten. Sage, was bedeutet der große Saal hier nebenan, der jetzt wahrſcheinlich zu ſeiner eigenen Verwunderung nichts weiter iſt, als ein Entrée zu meinem Zimmer.“

„Das iſt der Eßſaal aus der Türken- oder der Prinz Eugen-Zeit her, wo der Neubau des Schloſſes eben fertig geworden war. Und Toldy zeigte mir auch die Stelle, wo Prinz Eugen leibhaftig geſeſſen hat.“

„O, das intereſſirt mich. Prinz Eugen! Komm', das will ich ſehen. Du mußt mich überhaupt im Schloſſe hier umherführen und mir Alles ſagen, was Du weißt. Ich habe dann auch Stoff für den Grafen und kann ihm Konverſation machen. Er hat es ſo gern. Bis jetzt kenn' ich ja nur meine drei Zimmer."

Unter dieſen Worten war Franziska von Hannah gefolgt in den großen Saal eingetreten. Dieſer lief durch die ganze Schloßtiefe, weßhalb er auch zwei Balkone hatte, von denen der eine weit über den See hin in's Land hinaus ſah, während ſich der andere mit einem Blick auf den Schloßhof begnügen mußte. Hohe Glasthüren führten auf beide hinaus. Der Saal ſelbſt war von hellgelbem, polirtem Stuck, deßgleichen der Plafond, an deſſen vier Ecken ebenſoviel Engel in den Saal herniederhingen und in die Tuba blieſen.

Franziska ſah hinauf und ſagte: „Die Wahrheit zu geſtehen, Hannah, ich freue mich, dieſe vier Engel nicht beſtändig über mir zu haben. Sie blaſen den Petöfy'ſchen Ruhm in die Welt hinaus, und das iſt gut, aber unter ihnen zu ſitzen, iſt gefährlich. Zeige mir lieber, wo Prinz Eugen geſeſſen hat."

„Ich weiß nur, was ich von Toldy weiß: der Prinz habe die Balkonthür gerade im Rücken gehabt."

„Welche?"

„Die dort, die nach dem Hofe hin."

Und nun ſuchten Beide die Stelle, wo der Prinz nothwendig geſeſſen haben müſſe, lachten, als ſie ſie gefunden hatten oder doch gefunden zu haben glaubten, und traten endlich wie zum Lohn für ihre Mühe durch die Glasthür auf den Balkon hinaus.

Aber nicht auf lange. Die Vormittagsſonne fiel von der Seite her blendend auf den Schloßhof und zwang ſie, wieder zurückzutreten, um im Schatten der Thürpfeiler beſſer ſehen zu können."

„Ah, das iſt ſchön," ſagte Franziska, während ſie den Hof mit ihrem Lorgnon muſterte. „Du haſt mir nur von Türkenzeit und von zweihundert Jahren erzählt, aber das, was hier drüben ſteht, iſt ja viel, viel älter. Und daß es ſo dicht eingeſponnen daliegt, das lieb' ich am meiſten. Sieh' doch nur hier, eine pure Wildniß." Und dabei wies ſie nach rechts hin auf ein niedriges und halb zerbröckeltes Mauerſtück, das in ſeiner Front von Weinlaub halb überwuchert war, während von der Rückſeite her allerlei Hollunder- und Ebereſchenbäume mit ihren ſchwarzen und rothen Beeren in den inneren Schloßhof hineinwuchſen. „Und dieß hier," fuhr ſie fort, „dieß hier mit dem niedrigen Rundbogen, das muß die Kapelle ſein, vielleicht nicht mehr im Gebrauch, aber doch in alter Zeit geweſen, viele hundert Jahre zurück. Verſteht ſich, da ſind ja die zwei Niſchen, wo die Heiligen geſtanden haben und der überhängende Thurm. Und ſieh' nur, da iſt auch das Glockenſeil . . . Ach, Hannah, es bleibt dabei, das waren doch unſere beſten Tage, wie wir noch mit dem Kirchenſchlüſſel in den Thurm gingen und an dem Glockenſeil zogen und den Abend einläuteten."

Franziska, während ſie ſo ſprach, war wieder auf den Balkon hinausgetreten, und ſchützte ſich jetzt, ſo gut es ging, mit der Hand gegen die Sonne. Dabei ſah ſie nach dem Glockenthurm hinauf, der im Weſentlichen nichts war, als eine vom Giebel her vorgeſchobene Holzwelle mit einem hölzernen Schrägdach darüber. Auf dem Wellbaum aber, ganz wie ſegelreffende Matroſen auf einer Raae liegen, lagen ein paar Arbeiter und zogen ein ſtarkes Tau durch eine der Glockenöſen, während ein paar andere von Dach und Giebel her ihre Kameraden bei der Hantirung unterſtützten. Und wirklich nicht lange mehr, ſo ſah Franziſka, wie ſich die größere Glocke zu ſenken begann, langſam und allmälig bis ſie das ſtarke Bohlenbrett einer mit vier kleinen Pferden beſpannten Schleife berührte, die mittlerweile von dem Thorbogen her unter den Thurm gefahren war.

Alles ging lautlos von Statten, ohne daß irgend einer der Schloßbewohner durch Neugier herbeigelockt worden wäre, vielleicht weil die Sonne ſo glühend heiß auf den Hof fiel. Endlich aber erkannte Franziſka den Kutſcher, der ſie geſtern vom Dampfſchiff her abgeholt hatte.

„Was giebt es?“ fragte ſie hinunter.

„Kaput, Gräfin gnädigſte.“

„Geſtern?“

„Geſtern,“ klang es zurück. Und ehe ſie weiter fragen konnte, ſetzte ſich der Zug auch ſchon in Bewegung und bog vom Hof her in den Schlängelweg ein, den man unter dem Portal hin noch eine Strecke weit verfolgen konnte.

Franziſka war blaß geworden und zitterte. „Haſt Du's gehört?“

„Was?“

„Du fragſt noch?“ Als man zu meinem Einzuge läutete . . .“

„. . . Hatte die Glocke ſchon einen Sprung. Das iſt es und weiter nichts. Glaube mir, ich verſteh' mich auf Glocken, und wenn Du durchaus was von Zeichen und

Auslegung haben willſt, ſo ſag' ich Dir, es heißt: ‚Alles, was hier nichts taugt oder einen Sprung hat, das muß jetzt an's Licht und offenbar werden. Ein neues Leben unter der neuen Gräfin!' Ja, Fränzl, das heißt es."

„Ach, Hannah, das ſagſt Du ſo, weil Du mir anſiehſt, daß es mir einen Stich in's Herz gegeben hat, und weil Du mich tröſten willſt. Aber Du redeſt es mir nicht fort. Es giebt eben Zeichen und Träume."

„Für die, die daran glauben. Ich habe meinen lutheriſchen Katechismus und das Geſangbuch. Und das iſt beſſer als Traumbuch und Aberglauben."

* * *

Eine Stunde ſpäter war der Graf zurück und ließ fragen, ob die Gräfin eine Spazierfahrt mit ihm machen und darnach die Bildergalerie beſichtigen wolle. Der alte Toldy habe ſchon Ordre, die Vorhänge zurückzuziehen und für Luft und Licht zu ſorgen.

Franziska war froh — an ein „Nein" war ohnehin nicht zu denken — und in halb wiedergewonnener guter Laune beſtieg ſie gleich darnach den Korbwagen, in dem ſie ſchon geſtern die Fahrt vom Dampfſchiff bis zum Schloſſe gemacht hatte. Der Graf fuhr ſelbſt, war ſehr aufgeräumt und fragte viel und raſch, ſchwieg aber beharrlich über den Zwiſchenfall, trotzdem die Geräthſchaften und Taue noch umher lagen, deren man ſich bei dem Herabholen der Glocke bedient hatte.

Der Park war eine Schöpfung aus des Großvaters Tagen her und überdeckte den halben Schloßberg, der nach rückwärts hin ebenſo ſanft und allmälig wie nach vorne hin ſteil und plölich abfiel. Auf der allmälig abfallenden Seite waren fünf große Teraſſen angelegt, die zunächſt durch Treppenſtufen, aber nebenher auch durch in der Serpentine gebaute Fahrwege miteinander Verbindung hielten. Innerhalb dieſer Wege ging jetzt die Fahrt. Auf der zweiten Teraſſe befand ſich die Stelle, wo der arteſiſche Brunnen gegraben wurde, dann kamen geſpannte Teiche mit Hängewaiden, bis endlich eine ſchon ganz am Fuße des Berges gelegene Hütten- und Häuſerreihe folgte, darin Alles wohnte, was man trotz ſeiner Zugehörigkeit zu Haus und Herrſchaft oben im Schloß nicht haben wollte: Slowaken und Walachen und der alte Zigeunerkönig Hanka, der von hier aus ſeinen meiſt auf der Wanderſchaft begriffenen, ziemlich zahlreichen Clan regierte. Zuverläſſig war nur Klaus Ambronn, ein deutſcher Schmied aus den Rheinlanden her, der, ſoweit es ging, nach dem Rechten ſah und das Amt eines Vogts oder Schultheißen verwaltete.

Der Graf freute ſich der Theilnahme, die Franziska ſichtlich bewies und die noch wuchs, als ſie wahrnahm, daß unter des Schloßherrn Paſſionen auch die Parkpaſſion eine Rolle ſpielte. Geſchickt raffte ſie zuſammen, was ihr von Sansſouci, Wörlitz und dem Dresdener Großen Garten her noch in Erinnerung war, und zog allergewagteſte Parellelen, die jedoch dadurch eher gewannen als verloren, indem ſie dem Grafen, was er ſehr liebte, Gelegenheit zu Berichtigungen und Erklärungen boten.

Ausgangs der Hütten- und Häuſerreihe ſtand eine Gruftkapelle, wenig über hundert Jahre alt, durch deren Gitterſtäbe Franziska die großen Metallſärge ſtehen und eine, ſo ſchien es, von der Wölbung herunterhängende Lampe mit mattem Schimmer brennen ſah. Sie wollte fragen, was es ſei, bezwang ſich aber und ſchwieg und beglückwünſchte ſich gleich darnach zu dieſem Schweigen, als ſie von der Kapelle her in einen entzückenden Wieſengrund einbogen, darin ein von einem Nachbarberge herabkommender Bach ſchäumte. Zahlreiche Birkenbrücken führten von einem Ufer auf's andere hinüber und herüber und an eben dieſem Bache hin ging jetzt eine halbe Stunde lang die Fahrt, bis der Graf, eine Kurve nach rückwärts hin beſchreibend, einen breiten Plantanenweg erreichte, der in ſeiner Verlängerung allmälig wieder auf die Schloßhöhe hinauf führte.

Franziska war ſehr glücklich. Namentlich die Wieſengrundpartie hatte ſie wirklich erquickt, und ein leiſes Unbehagen kam ihr erſt wieder, als ſie bei der Rückkehr in den Schloßhof des Glockenthurms und der offenen Dachſtelle darüber anſichtig wurde. Doch es ging raſcher vorüber, als ſie dachte, vielleicht weil ihr Hannah's Bild wieder in Erinnerung kam. „Ja, dieſe Bibel- und Geſangbuchleute," ſagte ſie, „ſie ſind doch beneidenswerth und nicht bloß beſſer, ſondern auch klüger als wir. Wirklich, es verlohnte ſich nicht, eine Stunde zu leben, wenn ein Menſchenloos daran hinge, ob eine Glocke ſpringt oder nicht."

Sechzehntes Kapitel.

Der alte Toldy, der den Gärtner inzwiſchen abgelegt und den Galeriediener angezogen hatte, wartete ſchon auf der Rampe. Mit ihm Andras.

„Alles in Ordnung, Toldy?“ fragte der Graf.

Toldy nickte.

„Gut. Aber wir wollen nicht hier hinauf, nicht die große Treppe; ich will der Gräfin den alten Thurm zeigen.“

Unter dieſen Worten nahm er Franziſka's Arm und führte ſie, während Andras vorauslief und Toldy folgte, bis an einen alten, an den neueren Schloßbau ſich anlehnenden Eck- und Feldſteinthurm, in dem eine Wendeltreppe zwei Stock hoch hinaufſtieg. Alles Licht kam durch ſchmale, nur handbreite Scharten, die von fünf Schritt zu fünf Schritt das dicke Mauerwerk durchbrachen. An einer dieſer Oeffnungen hielt der Graf und wies auf die Landſchaft, die ſich gerade von hier aus in einer beſonderen

Schönheit zeigte: weithin ſichtbar flimmerte der See, rechts daneben aber ſtieg ein hoher und ſcharf profilirter Felskegel auf, der „der Biſchof" hieß, weil man den Stab und die Biſchofsmütze deutlich erkennen zu können glaubte.

Wieder einige Stufen höher war an Stelle der Scharten eine niedrige, mit dem Neubau Verbindung haltende Spitzbogenthür, und hier ſtand Andras, um durch eine tunnelartige Paſſage hin den Weg zu zeigen. Der Graf bückte ſich und reichte von rückwärts her Franziska die Hand.

Als dieſe glücklich aus dem Defilé heraus war, war ſie frappirt von der Anmuth des unmittelbar dahinter gelegenen Zimmers, das in dieſem Augenblicke nach der eben paſſirten Enge beinahe geräumig wirkte, trotzdem es nur ein einziges, erkerartig vorſpringendes Fenſter, ein ſogenanntes bow-window, hatte. Dieß Zimmer hieß das Howardkabinet und enthielt ausſchließlich Landſchaften, die der engliſchen Mutter des Grafen, der ſchönen Arabella Howard, bei Gelegenheit einer Erbſchaft zugefallen waren. Einige dieſer Landſchaften waren von Gainsborough, andere von Everdingen oder doch aus ſeiner Schule. Franziska, trotz Allem, was ſie vor wenig Stunden erſt über Galeriebeſuch geſagt und geklagt hatte, hatte doch Verſtändniß für Bilder und erkannte leicht, daß es ſich hier um etwas Beſonderes und Hervorragendes handle, was eine ſorgliche Muſterung nicht nur verlohne, ſondern ſogar fordere; der Graf aber verrieth augenſcheinlich Ungeduld und wollte weiter, weil er ſich auf den Eindruck freute, den der Ahnenſaal auf Franziska machen würde.

Dieſe Freude blieb ihm aber aus, denn im ſelben Augenblick, wo man unter Zurückſchlagung einer Portière von dem

Kabinet her in den Bilder- und Ahnenſaal eingetreten war, erſchien auch ſchon Herr Koloman Czagy mit der Meldung, daß Beſuch gekommen ſei.

„Wer?“ frag'e der Graf ungehalten und beinahe barſch.

„Oberſt Szabó mit Baron Perczel und Graf Devaviany.“

„Ah, Szabó,“ rekolligirte ſich der Graf. „Unſere mediſanteſte Zunge! Die Herren ſind offenbar neugierig, Dich kennen zu lernen und warten auf den Augenblick, um mit ihrer Klatſch- und Lügenpoſt um unſern See herumfahren zu können. Aber meinetwegen. Komm', laß uns abbrechen, Fränzl; ich werde Dich vorſtellen.“

„Iſt es ſo Dein beſtimmter Wunſch und Wille?“

„Wille? Was Wille? Der Deine gilt; Du beſtimmſt.“

„Dann zieh' ich es vor, hier zu bleiben und die Neugier der drei Herren noch ein Weniges warten zu laſſen.“

„Einverſtanden. Man ſoll es den Klatſchbaſen beiderlei Geſchlechts nicht allzu bequem machen. Und nun ſieh' Dich um in der Galerie. Toldy kennt ſie beſſer als ich.“

Damit ging er, und Franziska blieb mit Toldy zurück. Dieſer, ſo wenig er von Bildern verſtand, war doch in dem Einen ein guter und geſchulter Galeriediener, daß er ſich die ſchwere Kunſt, „nicht zu ſtören,“ all' ſeiner ſonſtigen Plauderhaftigkeit zum Trotz angeeignet hatte. Klug hielt er ſich zurück, auch heute wieder, immer abwartend, ob Franziska nach ihm verlangen würde.

Dieſe trat ohne Weiteres an eine der Längswände heran, an der ſich in ſtattlicher Reihe die lebensgroßen Bilder der Familie Petöfy befanden. Ueber Alles, was noch Rüſtung und hohe Reiterſtiefel trug, ging ſie ſchnell hinweg und verrieth erſt Aufmerkſamkeit, als ſie bei Bildniſſen angekommen war, die dieſem Jahrhundert angehörten. Alle hatten Inſchriften, entweder unmittelbar auf der Unterleiſte des Goldrahmens, oder aber auf kleinen Täfelchen, die, ſo ſchien es, neuerdings erſt angehängt worden waren. Eine Rothblondine mit einem Rembrandthut und einer Straußenfeder darauf feſſelte ſie ganz beſonders. Sie zweifelte keinen Augenblick, wer es ſei, befragte aber doch das Täfelchen und las: „Arabella Howard, geb. 9. März 1785 auf Arundel Caſtle, Suſſex; vermählt 21. März 1803 mit Graf Michael Petöfy; geſt. 11. Februar 1837 auf Schloß Arpa."

Des Grafen Mutter alſo, wie ſie gedacht hatte. Das Bild ſchien bereits Jahr und Tag vor der Verheirathung, trotzdem dieſe ſchon mit achtzehn Jahren ſtattgefunden hatte, gemalt worden zu ſein und ließ die Lady jugendlicher als ihre zwei Töchter erſcheinen, unter denen nur die Züge der jüngeren an die der Mutter erinnerten. „Eveline Gräfin Petöfy, geb. 10. November 1816, vermählt mit Graf Aribert Asperg 1841, geſt. den 13. Auguſt 1845 zu Wien." Das Täfelchen trug einen Flor, und Franziska ſagte, während ſie die beiden letzten Zahlen verglich: „Ein kurzes Glück, wenn es ein Glück war."

Das letzte Bild, das in der Reihe hing, war das des Grafen, etwa vor zehn Jahren erſt gemalt. Er trug Frack und Ordensſtern; das Haar war noch voll, aber ſchon beinahe weiß.

Zwiſchen dieſem Bild und dem abſchließenden Eckpfeiler war noch ein Platz frei. Franziska blickte feſt auf die leere Stelle, bis ſie ſich ſelbſt zu ſehen und das Täfelchen zu leſen glaubte. „Franziska Franz, geboren . . .“ Und ein banges Gefühl überkam ſie plötzlich, wie wenn ſie hier doch nur eine Fremde ſei, nur durch Laune geduldet und zugelaſſen. Aber dieß Gefühl währte nicht lange. Sie hatte zu viel von vornehmer Welt geſehen, um ſich durch bloße Namen auf länger als einen Augenblick imponiren zu laſſen. Und ſo wandte ſie ſich von den Ahnenbildern fort und trat an die Längswand gegenüber.

Hier befanden ſich große Tableaux mit viel Roth und Gelb, über deren Roth und Gelb noch mehr Grau ſchwebte. „Schlachtenbilder alſo.“ Gleich das erſte — die Täfelchen fehlten hier — war unverkennbar ein Bild aus der Zeit der Türkenkriege: Halbmond und Roßſchweife füllten das Feld, und in der Mitte ſprang eine Feſtung in die Luft.

„Zriny,“ ſagte ſie lächelnd. Aber mit dieſem Zrinybilde, mit dem das Türkiſche begann, ſchloß es auch wieder, und was weiter kam, waren neuere Schlachten, die nicht weiter zurückgingen als bis Groß-Aſpern oder Marengo. Sie ſah flüchtig drüber hin und ſammelte ſich erſt wieder, als ſie bei dem letzten angekommen war, auf dem ſich zwei feindliche Heere gegenüberſtanden, von denen das eine, ſo ſchien es, eben die Waffen geſtreckt hatte. Die Waffen lagen aber nicht am Boden, ſondern waren zu Pyramiden zuſammengeſtellt, an denen bunt und maleriſch Czakos, Säbel und Patrontaſchen hingen. Im Vordergrunde blickten einige der gefangenen Führer finſter ſchmerzlich zur Erde, während ſich auf den Geſichtern der Soldaten abwechſelnd Wuth und Verzweiflung ſpiegelten. Was war es? Auch hier fehlte das Täfelchen, aber in dem Rahmen ſelbſt war eingeſchrieben: „Vilagos, 13. Auguſt 1849.“

Siebenzehntes Kapitel.

Dieſe Kapitulation von Vilagos war augenſcheinlich das beſte Galeriebild, aber ſich in dem, was Porträt darauf war, zurecht zu finden, wollte Franziska trotz aller Anſtrengung nicht gelingen. Und ſo ſah ſie ſich ſchließlich doch gezwungen, Toldy heranzuwinken. Für dieſen ein lang erſehnter Moment.

„Ich finde mich nicht zurecht, Toldy,“ ſagte ſie. „Hier links, ſo viel erkenn' ich an den grünen Uniformen, iſt Alles ruſſiſch und das hier ſeid ihr. Aber ich kenne Niemand. Wer iſt Der hier, der Graubart?“

„Iſt Kiß; General.“

„Todt?“

„Todt. Piff, paff!“ Und er hob beide Arme, wie zum Gewehranſchlag.

„Und Der hier?“

„Iſt Nagy Sandor; General.“

„Todt?“

„Todt.“ Aber ſtatt der Bewegung des Gewehranſchlages machte er jetzt die des Gehenktwerdens. „Und,“ fuhr er nunmehr, ohne weitere Fragen abzuwarten, in immer lebhafter werdendem Tempo fort, „hier Leiningen, General: todt. Und hier Aulich, General; todt. Und hier Rüdiger, General; aber ruſſiſcher General. Und hier Görgey, Hund.“

„Das darfſt Du nicht ſagen, Toldy.“

„Darf ich ſagen, Gräfin gnädigſte. Görgey Verräther, und Verräther . . . Hund.“ Und dabei funkelten ihm die alten Augen und ein ungriſch unverſtändlicher Redeſtrom kam von ſeinen Lippen, dem Franziska nichtsdeſtoweniger mit Hülfe zahlreich eingeſtreuter Namen entnehmen konnte, daß vom Grafen Ludwig Batthiany, ganz beſonders aber von den Galgenexekutionen vor Arad die Rede war.

Als er endlich ſchwieg, dankte ſie dem Alten, ohne ſeinen Haß gegen Oeſterreich und Görgey noch irgendwie weiter rektifiziren zu wollen, und verließ den Bilderſaal, um unter Vermeidung der Wendeltreppe durch das Billardzimmer in ihre Wohnräume zurückzukehren.

* * *

Als ſie dieſe betrat, heimelte ſie das überaus Behagliche darin an, aber die Fahrt und mehr noch die Galerie hatten ſie müde gemacht, und ſo ſtreckte ſie ſich auf eine dem Fenſter gegenüberſtehende Chaiſelongue und ſchlief ein.

Als ſie wieder erwachte ſtand Hannah in der Thür.

„Ich wollte Dich nicht ſtören, denn Du brauchſt Schlaf; aber der Graf ſchickt eben ſchon zum zweiten Male: die Herren würden zu Tiſche bleiben. Er erwartet Dich alſo."

Franziska fühlte ſich wenig angenehm von dieſer Meldung berührt und erſchrak faſt. Es war ihr nicht zu Sinn, eine Konverſation mit ungriſchen Edelleuten zu führen, mit Kavalieren, deren Ton und Ausdrucksweiſe ſie von ihren Wiener Tagen her nur zu gut kannte. Mit wachem Auge weiter zu träumen, wäre ihr das ungleich Liebere geweſen. Es galt aber, ſich dieſer Stimmung ſo raſch wie möglich zu entreißen, und ſo ſetzte ſie ſich an den Spiegel, um ihrer Toilette den Abſchluß zu geben.

„Gieb mir noch das venetianiſche Collier, Hannah; ich glaube, der Graf freut ſich, wenn ich es trage. So. Und nun noch den Fächer. Ach, Hannah, ich wollte, ich ſäß' erſt wieder an dieſem Tiſch hier und hätte nichts um mich und nichts über mir als die Mutter Gottes und den kleinen Chriſtus, der mir den Roſenkranz entgegenhält. Ich wollt' ihn lieber zwölfmal abbeten, als von Oberſt Szabô zwölf Artigkeiten hören. Ich empfinde doch nur Gêne dabei."

„Sei nur erſt im Feuer, ſo kommt Dir der Muth. Es iſt gerade wie beim Theater."

„Ja, Du haſt Recht, ganz ſo. Sie ſind auch wirklich nur gekommen, mich als Gräfin auftreten zu ſehen. Und haben nebenher noch das Vergnügen, ſelbſt mitſpielen zu dürfen."

⁂

Vorſtellung und Begegnung waren ganz ſo verlaufen, wie Hannah prophezeit hatte. Nach Ueberwindung einer erſten Sehen war Franziska geſprächig geworden, und bei Schluß der Tafel ſtand es außer Frage, daß man ſich gegenſeitig gefallen hatte. Nur Eines war ihr unbequem geweſen: ein gewiſſes Uebermaß von Zurückhaltung und Reſpektsbezeugung, das augenſcheinlich vorher verabredet worden war. Aber ſie war andererſeits zu klug und zu billig denkend, um nicht den Unmuth darüber verhältnißmäßig leicht zu verwinden. „Die goldene Mitte zu halten iſt unter allen Umſtänden ſchwer, und die vornehme Welt kann es am wenigſten. Es dünkt ihr das Bequemſte, ſich in Extremen zu bewegen.“

Der Kaffee war nicht auf der Veranda, ſondern auf der oberſten Parkterraſſe genommen worden, von der aus ſich das Landſchaftsbild weniger großartig als in der Front, aber dafür auch um ſo lieblicher präſentirte. Das, was voll künſtleriſchen Sinnes von Seiten des Grafen an dieſer Stelle geſchehen war, ſteigerte nur dieſen Eindruck und ſo konnte es denn kaum ausbleiben, daß Huldigungen über Huldigungen gegen ihn laut wurden, am meiſten im Hinblick auf den Teich und die Trauerweiden, über die mehrere hohe dunkle Cypreſſen von der untern Terraſſe her hinwegragten. In der That, es war ein entzückendes Bild und der Abend ohne Luftzug und ohne Schwüle. Nur dann und wann kam von den Roſenbeeten her ein leiſer Hauch herüber.

* * *

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als die drei Herren aufbrachen. Ihr Wagen verfolgte von Terraſſe zu Terraſſe denſelben Schlängelweg, den Graf und Gräfin auf ihrer Vormittagsfahrt innegehalten hatten, und Beide ſahen jetzt dem im ſchnellſten Trabe dahinjagenden Gefährte nach, bis es die letzte Biegung bei der Gruftkapelle gemacht und ſich in dem Wieſengrunde, darin es bereits dunkelte, verloren hatte. Aber noch in dem Dunkel verfolgten ſie die Spur.

Als Franziska nach einer Weile wieder Platz genommen, nahm der Graf ihre Hand und ſagte:

„Du haſt Dich tapfer gehalten, Fränzl, und auf den alten Szabó kannſt Du nun rechnen. Devaviany bedeutet nicht viel, er iſt von alter Zeit her ein Narr und denkt an nichts, als an ſeine Handſchuhe. Sahſt Du wohl, wie kokett er ſie ſtrich und ſtreichelte? Bleibt alſo nur noch Perczel. Und der iſt bon garçon. Szabó allein gilt; er hat den Ruf und Ruhm, den alle Spötter haben, nicht vor Gott, aber doch in der Geſellſchaft und zumal in der unſrigen. Und weil ich nun 'mal von der Geſellſchaft ſpreche, ſo laß mich auch gleich von unſerem Leben ſprechen, das halt kein Leben ſein kann wie bei Veſour oder Very. So viel ſteht leider feſt. Es hilft aber nichts, Fränzl, und auf ein bischen Einſamkeit und Langeweile wirſt Du Dich ſchon gefaßt machen müſſen. Ich kann's nicht aus der Welt ſchaffen.“

„Und ſollſt Du auch nicht, Petöfy. Es iſt mir ſo recht, wie's iſt. Daß ich Dir's nur geſtehe, mich erquickt dieſe Stille geradezu.“

„Gewiß, ſo lange Dir noch der Lärm der großen Stadt im Ohre klingt. Aber iſt der erſt 'mal verklungen, ganz verklungen, ſo verlangſt Du auch wieder darnach. Gieb Acht, ich weiß das. Und ſo hab' ich mir's denn überlegt, wie wir's machen wollen, um die große Leere nicht aufkommen zu laſſen oder ſie doch wenigſtens hinauszuſchieben. Denn zuletzt kommt ſie doch. Und nun höre. Mit unſerem Schloß hier biſt Du ſo gut wie fertig und wenn nicht heute, ſo doch morgen. Man kann eben nicht immer auf den See ſehen, ſo ſchön er iſt, und außer dieſer Terraſſe, die Dir den Blick in den Park und die niedergehende Sonne gönnt — ſieh' nur, wie ſie da zwiſchen den Cypreſſen hängt — haſt Du nichts hier als den alten Thurm und die Bibliothek und die Bildergalerie. Vielleicht noch das Billard. Spielſt Du?"

„Nein."

„Alſo Beweis mehr, wie nöthig uns ein Programm iſt."

„So gieb es."

„Ich denke mir alſo, wir haben ein gemeinſchaftliches Frühſtück ein- für allemal und Du plauderſt mir dabei vor, was Du die Stunden vorher geträumt haſt. Gute Träume kommen einem Senſationskapitel am nächſten; übrigens brauchen ſie nicht wahr zu ſein, nur hübſch und unterhaltlich. Und dann entlaſſ' ich Dich in Gnaden, und Du biſt frei bis zu Tiſch. Aber ſo leicht das klingt, ſo ſchwer wiegt es, denn es iſt eine lange, lange Zeit, und unſer Beſuch heute hat uns nur zufällig mit einer Ausnahme debütiren laſſen. Alſo frei bis zu Tiſch, bis Sechs. Dann ſpeiſen wir, und gleich darnach beginnt unſer eigentlicher Tag, oder ſag' ich lieber der meinige. Nach Tiſch haben wir dann noch eine Fahrt etwa wie heute früh, und unterwegs erzählſt Du mir dieß und das und giebſt mir eine Quinteſſenz aus der Plauderecke der Zeitung."

„Auch vom Theater?"

„Ei, gewiß. Das iſt ja gerade das Beſte, Fränzl, das iſt die Hauptſach'. Es war mir ſchon recht heute, daß der Geck von Devaviany meiner lieben kleinen Gräfin die Ehre gegönnt und über ſeine neueſten Couliſſenconnaiſſancen — denn er wechſelt jede dritte Woche — geſchwiegen hat, aber wenn wir unter uns ſind, Fränzl, und in dem Korbwägelchen über die Wieſe fliegen, ei, dann will ich auch hören, was mir Spaß macht, von dem Speidel und dem Spitzer und dem Herrn von Dingelſtedt und dem Herrn von Laube. Verſteht ſich. Und will auch hören, ob uns der Strakoſch wieder ein neu Genie präparirt, oder ob uns der Herr von Wilbrandt eine neue römiſche Kaiſerin appetitlich zurecht macht. Ja, Fränzl, davon will ich hören. Und dann nehmen wir unſern Thee, wär's auch nur, weil ich die kleine blaue Flamme ſo gerne ſeh', viel lieber als die bei Schweſter Judith, und nach dem Thee, nun, da ſpielen wir ein Schach oder noch lieber ein Piquet. Aber Du darfſt nicht betrügen und nicht vierzehn Buben anſagen, wenn Du ſie nicht haſt. Und wenn dann Vollmond iſt oder auch nur die Sichel über der Terraſſe ſteht, dann laß ich den Hanka kommen und den Toldy, — denn wenn wir ſie Beide haben, dann überbieten ſie ſich und will jeder der Erſte ſein, — und dann haben wir einen Czardas und ſehen zu, wie ſich das junge Volk im Kreiſe dreht."

„Und ich tanze mit."

„Tanzt Gräfin mit," lachte der Graf. „O gewiß, das paßt. Und der Andras weiß ſich zu ſchicken. Iſt Magyar."

„Und bei ſolchem Leben, Petöfy, willſt Du mir noch von Einſamkeit und Langeweile ſprechen? Das iſt ja wie aus dem Märchen."

„Ja, Fränzl, wie aus dem Märchen. Freilich. Aber ein Märchenleben iſt kein Leben. Es fehlt was darin."

„Und das wäre?"

„Die Menſchen."

„Ich entbehre ſie nicht."

„Jetzt nicht, heute nicht. Aber es wechſelt Alles. Und ein Tag iſt kurz und ein Tag iſt lang."

Achtzehntes Kapitel.

Der andere Morgen ſah Beide wieder auf der Veranda.

„Nun, Fränzl, immer im Programm. Paragraph eins: wie haſt Du geſchlafen? Paragraph zwei: was haſt Du geträumt?“

„Es war leider etwas wirr. Ich ſah Szabô, den alten Oberſten, in einer Geſellſchaft ſchöner Damen, die ſogleich neugierig einen Kreis um ihn ſchloſſen. Und dabei ſagte mir eine Stimme, daß von *mir* geſprochen werden würde, weßhalb ich in eine Fenſterniſche trat, um beſſer horchen zu können, was unſchicklich iſt, aber in drei Vierteln aller Luſtſpiele wird gehorcht, und ſo mußt Du mir's verzeihen, wenn ich von der lieben alten Gewohnheit nicht gleich laſſen kann. Wenigſtens im Traume nicht.“

„Und ſollſt auch nicht. Bleibe, wie Du biſt. Aber weiter, weiter. Du horchteſt alſo.“

„Ja, wenigſtens eine Weile. Sehr bald indeß ſchlich ich mich wieder näher und ſah nun, daß aus dem Kreiſe ſchöner Frauen ein Kreis alter Militärs geworden war, alle mit dicken goldenen Epauletten, und nur Szabó ſchien unverändert. Als ich aber ſchärfer zuſah, war es Szabó nicht mehr, ſondern Görgey.“

„Du haſt das Bild in der Galerie geſehen, und ſo kam es in Deinen Traum. Oder iſt Alles bloß Dichtung?“

„Dichtung und Wahrheit. Ich hab' es mir etwas zurecht gemacht, um eine Brücke zu finden.“

„Eine Brücke? Wohin? Wozu?“

„Zu Fragen, die wie politiſche Fragen ausſehen und doch ſchließlich keine ſind, ſondern nur allerperſönlichſte Fragen und Lebensfragen dazu.“

„Da bin ich doch neugierig. Alſo.“

„Nun, ſieh', ich habe Dich für wieneriſch und gut kaiſerlich gehalten, und ſehe plötzlich, ſeit ich hier bin, daß es doch ſehr anders mit Dir liegt. Ich athme hier nicht bloß ungriſche Luft, ſondern bin auch ſonſt noch in einer ungriſchen Atmoſphäre. Darüber mußt Du mich aufklären und mich einweihen in die letzten und beſten Intereſſen Deines Herzens. Und daß ich eine Fremde bin, erleichtert es Dir und mir. Ich bin eben als Fremde nicht öſterreichiſch und nicht habsburgiſch, und wenn es ſich darum handelt, ungriſch zu ſein oder ungriſch zu werden, ſo liegt nichts in mir, was mich daran hinderte. Nimm mich alſo als das vielzitirte weiße Blatt, auf das, wenigſtens politiſch, noch eine ganze Welt von Weisheit geſchrieben werden kann. Allen Ernſtes, ich proponire, daß wir auch die Politik auf unſer Programm ſetzen und daß ich, was daſſelbe ſagen will, in meinem täglichen Zeitungsrapport nicht gebunden bin, bei der Schratt oder der Frank ein für allemal ſtehen zu bleiben. Ich kenne Dich zu gut, als daß ich glauben ſollte, Du hielteſt Theaterdinge für Weltbegebenheiten. Es tödtet Dir nur ein paar müßige Stunden weg, und Gräfin Judith täuſcht ſich, wenn ſie glaubt, daß das wirklich Dein Leben und Deine Welt ſei. Hab' ich Unrecht? Und iſt es zudringlich, wenn ich darüber ein Wort zu hören wünſche?"

„Nein, Fränzl, iſt nicht zudringlich. Und biſt auch viel zu klug, um es zu ſein. Ich freue mich, daß Du fragſt, und beinahe mehr noch, Dir unumwunden antworten zu können. Aber womit beginn' ich? Gleichviel! In dem, was Du hier geſehen haſt, haſt Du richtig geſehen; es iſt Alles gut ungriſch, und mein altes Herz empfindet es als ein Glück und eine Gnade, daß es ſo ſein darf und daß Alles gekommen iſt, wie's kam. Es hätt' eben auch anders kommen können, und dann weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Jedenfalls kein Glücklicher, der ich jetzt bin und jetzt mehr denn je."

Bei dieſen Worten nahm er Franziska's Hand und fuhr dann fort, während er ſie mit beſonderer Freundlichkeit anblickte: „Sieh', Fränzl, meine Jugend und meine beſten Mannesjahre fallen noch in eine Zeit, darin es Fragen wie dieſe gar nicht gab. Unſer altes Oeſterreich war ſo bunt, wie's auch heute noch iſt, aber die Farben vertrugen ſich unter einander. Ein Jeder hing mit Leib und Leben am Kaiſerhaus, und weil das Kaiſerhaus gut wieneriſch war und wir Alle mit, ſo wunderte ſich Keiner darüber, daß die ganze bunte Landkarte von Wien aus regiert wurde. Das war ſo Herkommen, immer ſo geweſen. Und nun vollends in der Armee; da hätt' ich Den ſehen wollen, der mir etwas gegen Deinen Namensvetter, den Franzl, oder auch nur gegen das Ferdinandl geſagt hätt', obwohlen das Ferdinandl ein ſchwaches Manndl war. Aber ich verliere mich."

„O nein, nein. Nur weiter. Ich höre."

„Nun alſo, ſo war's, und es hätt' auch ohne Schaden ſo bleiben können, wenigſtens für mich, der ich kein Politiker war und auch eigentlich bis dieſe Stunde nicht bin. Aber eines Tages, ‚wie der Frühling kommt', ſo ſagen die Einen, oder ‚wie der Dieb in der Nacht kommt', ſo ſagen die Anderen, eines Tages waren andere Zeiten angebrochen, und das Feuer, das wir bis dahin, wenn's irgendwo 'mal brannte, mit unſeren Militärſtiefeln leicht ausgetreten hatten, das brannte jetzt durch ganz Oeſterreich hin, am meiſten aber hier, und ehe Du drei Vaterunſer beten kannſt, war unſer Ungarland wie verkehrt oder meinetwegen auch wie verhext, und auf jeder Fahne ſtand und flatterte: ‚Lieber ungriſch ſterben, als kaiſerlich verderben'. Auf jeder Fahne ſtand es, ſag' ich und in jedem Herzen dazu. Ja, Fränzl, wir hatten eine Revolution, und Revolutionszeit iſt ſchwere Zeit, und mehr als Einer iſt an ihr zu Grunde gegangen. Laß Dir's von Toldy, der mit dabei war, erzählen, wie ſie die Sieben am Feſtungsthore von Arad gehängt haben, gehängt um was? Bloß weil ſie's Ungarland mehr geliebt, als den Eid, dem ſie dem Kaiſer geſchworen."

„Und Du, Petöfy?"

„Nun, ich, ich that das, was ſonſt immer als das Schlechteſte gilt und meiſt auch iſt, ich wählte nicht Links und nicht Rechts. Aber dießmal war es doch das Beſte. Mußt' es auch ſein. Denn ſieh', Fränzl, wenn Einer ein richtiges Herz hat und thut dann das, was das Herz ihm ſagt, das iſt immer das Richtige, komme, was mag. Und ſo trat ich denn vor ihn hin, vor meinen Kaiſer und Herrn, der dazumalen nicht in Wien, ſondern auf Schloß Innsbruck war, und bat ihn um meine gnädigſte Demiſſion. ‚Ich habe,‘ ſo ſagt' ich ihm, ‚eh' ich Eurer Majeſtät ſchwur, Ungarn geſchworen; das iſt der ewige Blutſchwur, den Jeder ſeinem Lande ſchwört, dem Stück Erde, darauf er geboren. Hier mein Degen! Ich hab' ihn *für* Oeſterreich geführt und ich kann und will ihn nicht *gegen* Oeſterreich führen. Aber auch nicht im Kriege gegen mein Land und ſeine Fahnen. Und nun verurtheilen mich Eure Majeſtät, wenn es ſo ſein muß.‘ Eine Wolke lag da wohl auf ſeiner Stirn, aber er gab mir doch den Degen zurück und entließ mich in Gnaden, und was nebenher Ungnade war und blieb, das diktirte die Politik, aber nicht ſein edles Herz. Ich ging in's Ausland, in alle Welt. Und nun kennſt Du den alten Petöfy, der aller Zeiten Wandlungen unerachtet geblieben iſt, was er war: gut kaiſerlich und gut wieneriſch, aber freilich auch gut ungriſch. Und wenn es zum Letzten geht, gut ungriſch über Alles. Biſt Du zufrieden?"

„Zufrieden und dankbar. Ich kenne nun die Richtung, in der ich zu gehen, und den Ton, den ich anzuſchlagen habe. Von Ueberzeugungen, ſo viel bleibt, ſoll man nicht laſſen, aber wo ſie fehlen und fehlen dürfen, da ſoll man ſich den Ueberzeugungen Anderer anbequemen. Ich glaube, das iſt Pflicht überhaupt und die meinige noch im Beſonderen, denn darin täuſchſt Du Dich, Petöfy, die bloße Cauſerie reicht nicht aus für unſer Leben, ebenſowenig wie das beſte Feuilleton für eine Zeitung ausreicht; es muß noch etwas Ernſthaftes hinzukommen, ſonſt wird das Scherzhafte bald ſchal und abſtändig. Ich beginne morgen ungriſch, und ſind wir im nächſten Sommer wieder hier, ſo leſe ich Dir den Peſti Hirlap in der Urſprache vor, oder wohl gar Jokai's neueſten Roman."

„Im nächſten Sommer," wiederholte Petöfy. „Wer weiß, was dann iſt. In meinen Jahren hat man gelernt, nach Tagen zu rechnen, und nimmt den Tag, als ob er das Leben wäre."

Beide ſchwiegen. Ein leiſer Zugwind ging und hob ein paar welke Blätter in die Luft, von denen eines auf Petöfy's Hand niederfiel. Er nahm es und ſagte: „Sieh' die Beſtätigung. Es wird Herbſt."

„Aber nicht Winter. Und von Herbſt bis Winter iſt eine lange Zeit."

Ende des erſten Bandes.

Empfehlenswerthe Geſchenk- und Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage

von **F. W. Steffens** in **Dresden.**

Alcott. Die junge Mutter oder die Behandlung der Kinder und ihre Erziehung zur phyſiſchen und ſittlichen Geſundheit vom erſten Kindesalter bis zur Reife. **Pendant zu Ammon's Mutterpflichten.** Hoch elegant in ganz Leinen gebunden. Preis: M. 3,25.

Braunfels, Ed. Hofgeſchichten aus drei Jahrhunderten. Hiſtoriſche Novellen. ff. broſch. M. 4,50.

Urtheile der Preſſe.

Hinter dem Pſeudonym des Verfaſſers obigen Werkes verbirgt ſich eine in literariſchen Kreiſen wohl renommirte Perſönlichkeit, welche bereits auf anderen Gebieten der Literatur bedeutende Erfolge zu verzeichnen hat. Dieſes neueſte Werk des Verfaſſers, eine Sammlung niedlicher, kleiner Novellen mit hiſtoriſchem Hintergrund, welche ein getreues Spiegelbild des Hoflebens im 16., 17. und 18. Jahrhundert abgiebt, wird in weiten Kreiſen Intereſſe erregen.

Norddeutſche Allgem. Zeitung.

Dieſe kleinen Novellen, ſechs an der Zahl, welche uns Epiſoden aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert mittheilen, ſind flott erzählt und leſen ſich angenehm.

Frankfurter Zeitung.

Eine Sammlung kleiner Novellen mit hiſtoriſchem Hintergrund. Der Herr Verfaſſer hat Geſchichte und Cultur des betreffenden Zeitabſchnittes hinreichend ſtudirt, um jeder Erzählung Colorit zu geben. Die Stoffe ſind gut gewählt. Poſt.

Novelliſtiſche Kleinigkeiten von momentanem Werthe. Man lieſt ſie mit Vergnügen und ſchlägt das Buch mit Befriedigung zu. Sie ſind fließend erzählt; literariſches Zuckerwerk, gedruckte Bonbons von feinem Geſchmack und ohne ſchädliche Nachwirkung.

Deutſche Zeitung.

Es ſind ſechs ſehr unterhaltende und durch Stoff wie Behandlung feſſelnde Novellen, welche der pſeudonyme Verfaſſer darbietet. Alle dieſe Novellen ſind Spiegelbilder des europäiſchen Hoflebens im 16., 17. und 18. Jahrhundert, die in weiten Leſerkreiſen Intereſſe zu erregen, geeignet ſind.

Hausfreund.

Dieſe kleinen Intriguen und Liebesgeſchichten bieten eine leichte, unterhaltende Lectüre dar, die dem Leſer eine angenehme Zerſtreuung gewährt.

Allgem. Moden-Zeitung.

Groſſe, Julius. Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in 4 Büchern. Elegant broſch. M. 5.

Urtheile der Preſſe.

Unter den Dichtern, welche nach Platen's Wort, durch ſtets fortſchreitende mächtige Bildung der Manier ſich entziehen, nimmt Julius Groſſe eine hervorragende Stellung ein. Jedes neue von ſeinen ſo verſchieden gearteten Werken zeigt ihn auf der Höhe ſeiner Aufgabe und die vollkommene Beherrſchung weit auseinanderliegender Kunſtformen beeinträchtigt nirgends jenen Hauch elementarer Wärme und Kraft, welche dem Kunſtwerke erſt Seele verleiht. Im „bürgerlichen Demetrius" hat der Dichter den gewagten, aber weſentlich geglückten Verſuch gemacht, jenes große tragiſche Problem, welches einen Schiller abwechſelnd angelockt und abgeſchreckt hat, auf den Boden des Alltagslebens zu verpflanzen. Die Handlung iſt muſterhaft geführt, die Charaktere, aus denen ſie ſich entwickelt, ſind nicht weniger muſterhaft gezeichnet. Nur die Löſung befriedigt nicht ganz. Es ſcheint faſt, als habe der Dichter ſeinem Publikum zu wenig zugetraut. Der Held des Stückes hat, durch die

Thränen eines liebenden Weibes erweicht, ſich entſchloſſen, den Betrug, welchen er als ſolchen erkannt hat, weiter zu ſpielen. „Von dieſem Augenblick an, wo Detlef's Lebensgeſchick die tragiſche Höhe erreicht hatte, war ſein eigener Untergang im ethiſchen Sinne nur mehr eine Frage der Zeit.“ Dieſen Untergang erwarten wir nun mitzuerleben, in der Darſtellung eines Dichters, welchem die pſychologiſche Feinheit, wie die tragiſche Kunſt eigen iſt, ohne deren Beſitz Der, welcher das Problem anrührt, von ihm erdrückt wird. Aber wir ſehen uns darin getäuſcht. Daß ich den jüngſten Groſſe'ſchen Roman trotz dieſer Ausſtellungen für ein vorzügliches, höchſt empfehlenswerthes Werk halte, hat der feinfühlige Leſer ſchon empfunden. Solche Forderungen, wie ſie hier ausgeſprochen ſind, erhebt man nur bei einem Dichter von Gottes Gnaden. Saale Zeitung.

Unſer berühmter Landsmann hat uns mit einer neuen, vollwerthigen Gabe aus dem reichen Schatze ſeines echt dichteriſchen Könnens beſchenkt. Der hochverehrte Dichter hat ſehr genau gewußt, was er that, als er dieſem Roman die Worte vorausſchickte: „Das Recht der Dramatiſirung behält ſich der Autor vor,“ — denn faſt unbezwinglich wandelt Jeden, der ſelbſt die Feder führt und mit mehr oder minder Glück für das Theater geſchrieben hat, die Luſt an, ſich dieſen „brillanten Stoff“ zu eigen zu machen und aus ihm ein Drama zu geſtalten, daß unter allen Umſtänden die Zuhörer packen müßte bis zum letzten Augenblick . . . . Gleich dem Föhn weht und ſtürmt es uns aus dieſer neueſten Schöpfung Julius Greſſe's entgegen, uns unaufhaltſam mit ſich fortreißend, bis wir endlich, tief aufathmend, das Buch aus der Hand legen und uns ſagen müſſen, daß wir wieder einmal unter dem Banne eines echten, gottbegnadeten Dichters geſtanden haben. Hier iſt eine ſolche Meiſterſchaft der Sprache, eine ſo überwältigende Kraft des Gefühls und eine ſo lebensvolle Gruppirung der einzelnen Figuren, daß wir dem Dichter für dieſe neue, reiche Spende auf das Innigſte dankbar ſein müſſen, ihm der ſchon ſo viel Schönes, ja zum Theil Großes geſchaffen und den in der That ein voller Hauch der Claſſicität umweht.

Thüringer Zeitung.

Dieſe Publication ſteht auf der Höhe der Zeit und trägt allen den Anforderungen Rechnung, welche man an einen klaſſiſchen modernen Roman ſtellt. Das Werk verdient daher unſere warme Empfehlung.
Tageblatt Hannover.

Die Vorzüge, die jedes Werk des hochgeſchätzten Dichters hat, dem wir ſo viele herrliche und zu den ſchönſten und tiefſinnigſten Leiſtungen unſerer Poeſie zählende Werke verdanken, brauchen wir nicht erſt in's Licht zu ſetzen.
Deutſche Literatur-Zeitung.

Groſſe's „Demetrius" iſt aus dem vollen Leben der Gegenwart geſchöpft, deſſen mannigfache Gegenſätze und tragiſche Verwickelungen der Autor mit feiner Beobachtung und geſchickter Geſtaltungsgabe zu verwerthen verſteht.
Norddeutſche Allgem. Zeitung.

Die Kataſtrophe iſt glaubhaft eingeleitet und wirkungsvoll zugeſpitzt, die Darſtellung lebendig; die Hauptcharactere wiſſen unſer Intereſſe zu gewinnen und feſtzuhalten. Das Buch wird ſich mit Recht viel Freunde erwerben.
Allgemeine Hausfrauen-Zeitung.

Der reiche und gut erfundene, keineswegs nachgebildete Stoff, iſt mit Talent und Geiſt, mit mehr als gewöhnlicher Darſtellungskraft und unfehlbar ſicherer Beherrſchung der Mittel verwendet. Bei zutreffender ſcharfer Zeichnung der Charactere und lebensvoller Schilderung der Verhältniſſe und der einzelnen Situationen geht ein echt dramatiſcher Zug durch das Ganze.
Anzeiger, Dresden.

Bei der hohen dichteriſchen Anlage, die den Autor von jeher in allen ſeinen Werken auszeichnete, war etwas Bedeutendes wohl zu erwarten. Das Werk iſt überaus ſpannend und intereſſant.
Tageblatt, Caſſel.

Der Autor hat in dieſem Roman den breitgetretenen Weg der Allgemeinheit verlaſſen und ſich einen außergewöhnlichen

Pfad gebahnt, um zum Ziele zu gelangen. Gerade hierdurch aber wird das Intereſſe des Leſers ſo angeregt, daß die ſtets wachſende Spannung bis zum Schluß anhält.

Halliſche Zeitung.

In der Entwirrung anſcheinend unlösbarer Conflicte zeigt ſich die geübte Hand des lebens- und ſeelenkundigen Autors. Die auftretenden Perſonen ſind alle von plaſtiſcher Wahrhaftigkeit, nerv und blutvolle Menſchen, die uns weniger Sympathie als Intereſſe abgewinnen. Dramatiſch bearbeitet würde der Roman ein ſehr effectvolles Bühnenſtück geben.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Der Reichthum an klar gezeichneten Characteren, die Feſtigkeit, mit welcher der Stoff aufgebaut iſt und die Gewiſſenhaftigkeit der Ausführung machen den Roman zu einem der am meiſten leſenswerthen von allen, welche in der letzten Zeit erſchienen ſind. Man fühlt den „Dichter" heraus und das iſt heute, wo die deutſche Romanliteratur mit erſchreckender Schnelligkeit dem geiſtigen Bankerott entgegen eilt, ein großer Vorzug.

Deutſche Roman-Zeitung.

Dem Roman iſt nur das wärmſte Lob nachzuſagen.

Tageblatt, Prag.

Köhler, Heinrich. Novellen-Mappe. Salon-Novellen. Sehr elegant broſch. M. 5.

Urtheile der Preſſe.

Der Verfaſſer der „Novellen-Mappe" iſt dem großen Publikum längſt kein Fremder mehr. Als Mitarbeiter hervorragender Journale, als Autor ſo mancher feinſinnigen und gemüthvollen, ſtets von einem geſunden Humor durchwehten Dichtung, hat er ſeinen Ruf in der Literatur ſeit Langem begründet. Die zu einem niedlichen Bande vereinigten fünf Novellen, welche uns heute vorliegen, zeigen uns Köhler's liebenswürdiges Talent wieder im hellſten Lichte. Durchaus moderne

Menſchen und Verhältniſſe, mit einem geiſtvollen Dialog und feiner Beobachtung des Lebens gepaart, tiefe Ideen und echt ſittliche Tendenz, machen das Buch zu einem ſehr leſenswerthen und erheben es über das Niveau des Alltäglichen.

Anzeiger, Dresden.

Der in der literariſchen Welt gut beleumundete Verfaſſer verfügt über ein höchſt angenehm ſich äußerndes und fein componirendes Erzählungstalent; er iſt einer der Glücklichen, die alle ihnen begegnenden und auffallenden geiſtigen und perſönlichen Lebenserſcheinungen gewandt und treffend, mit poetiſcher Anfärbung und ſelbſt nicht ohne Ausflüge ſeines Humors auf das Papier zu übertragen vermögen, in einer gefälligen und gebildete Leſer wohlthuend berührenden Form. Das Glatte und Saubere daran rechtfertigt den Titel „Salon-Novellen“, doch liegt darin keineswegs die Widmung an leſeeifrige Frauen; es findet ſich in den Novellen auch Kraft und Stoff für ein Männerpublikum. Eine beſondere Beſprechung der einzelnen Novellen würde zu weit führen; überdies ſind alle gleich gut und das hier niedergelegte zuſtimmende Urtheil reicht vollkommen aus zur Empfehlung an gebildete Leſer.

Hamburger Nachrichten.

Lindau, Paul. Aus der Hauptſtadt. Neue Feuilletons. Hochfein br. M. 3.

Urtheile der Preſſe.

Dieſe Aufſätze behandeln ſehr verſchiedene Stoffgebiete: bildende Kunſt, Literatur, Theater, Gerichtsſaal. Sie ſind, wie von dieſem Autor nicht anders zu erwarten, durchweg unterhaltend und intereſſant geſchrieben und geben ein bewegtes Bild des hauptſtädtiſchen Lebens. Lindau hat es verſtanden, dieſen von den Ereigniſſen des Tages hervorgerufenen Productionen durch Anmuth des Stils und Reichthum des Inhalts einen nicht mit dem Tage ſchwindenden Werth zu verleihen, welcher die

Sammlung als einen in leichter Form gebotenen willkommenen Beitrag zur Zeitgeſchichte ſehr empfehlenswerth macht.

Neueſte Nachrichten, München.

Paul Lindau iſt als geiſtreicher, pikanter Feuilletoniſt und Kritiker als eleganter Styliſt ſeit langen Jahren bekannt. So hat denn auch dieſe Sammlung, welche die verſchiedenſten Perſönlichkeiten und Dinge behandelt und ſich auf künſtleriſchem, literariſchem, politiſchem und ſocialem Gebiete bewegt, raſch einen großen Leſerkreis gefunden und binnen Kurzem eine fünfte Auflage erlebt. Die mit Gewandheit und Eſprit ſkizzirten Perſönlichkeiten gehören zumeiſt der Kunſt und Literatur an. Den größten Raum in dem Bande nehmen die Abhandlungen über neue Erſcheinungen im Bühnenleben der Reichshauptſtadt ein. Dieſe Theater-Feuilletons ſind ſo treffend, mit ſo vieler Friſche und Anmuth geſchrieben, daß ſie auch auf den dieſen Kreiſen Fernſtehenden eine ſehr anregende Wirkung ausüben. Zum Schluß führt uns Paul Lindau noch in den Gerichtsſaal.

Allgemeine Moden-Zeitung.

Wir haben uns ſehr gefreut, dieſe Feuilletons des ausgezeichneten Eſſayiſten zu einem Buche vereinigt und zugänglich gemacht zu ſehen. Ueber die Theater verſteht Lindau wohl muſtergiltig zu plaudern, beſonders ſcheinen uns ſeine Bemerkungen über das „Deutſche Theater“ ſehr beherzigenswerth. In dem Gerichtsſaal ſind die beiden Aufſehen erregenden Verhandlungen gegen Sobbe und Dickhoff meiſterhaft geſchildert. Man durchlebt beim Leſen des Buches die Zeit noch einmal und freut ſich, das Wiſſenswerthe in ſchöner Form vereinigt zu ſehen. Wir empfehlen das Werk zur fleißigen Lectüre und ſind ſicher, das Jeder daran Gefallen finden wird.

Mittheilungen des Vereins für die Geſchichte Berlins.

Paul Lindau, deſſen bedeutende Begabung für das Feuilleton wohl außer Frage ſteht, hat ſoeben im Verlage von F. W. Steffens, Dresden, eine neue Sammlung Feuilletons unter dem Titel: „Aus der Hauptſtadt,“ erſcheinen laſſen, welche ſich, wie ihre Vorgängerinnen, durch eleganten Styl und

ebenſo treffende, wie geiſtreiche Bemerkungen auszeichnet. Das Buch, welches eine Fülle hochintereſſanter Abhandlungen über die neueſten Erſcheinungen und Vorgänge auf künſtleriſchem, literariſchem und ſocial-politiſchem Gebiete enthält, wird gewiß eine Lieblingslectüre der vornehmen und gebildeten Kreiſe werden.
Tageblatt, Hannover.

Paul Lindau iſt noch immer einer der intereſſanteſten Plauderer; nebenbei ſind die Briefe ein hübſches Stück Zeitgeſchichte.
Breslauer Zeitung.

Das Buch enthält eine reiche Fülle intereſſanter Abhandlungen, die uns ein Bild von dem Leben der deutſchen Reichshauptſtadt geben. Pikante Einfälle, geiſtreiche Bemerkungen und eleganter Styl erheben die Artikel Lindau's auf das Niveau des Ungewöhnlichen.
Würtemberg. Landes-Zeitung.

Das ſcharfe Auge Lindau's für alles Actuelle, ſeine lebendige Auffaſſung des Lebens iſt ungetrübt geblieben. Er iſt noch immer der alte amüſante Cauſeur, nur ein wenig ernſter, als zur Zeit der goldenen Rückſichtsloſigkeiten.
Magazin für Literatur.

Es iſt längſt bekannt und in beiden Hemiſphären gewürdigt, wie geiſtreich Paul Lindau über Alles und Jedes, wenn's noth thut auch über Nichts, zu plaudern verſteht. So wird denn auch dieſes neueſte Werk Lindau's um ſo gewiſſer Anklang finden, als es von Todten Rich. Wagner, Berth. Auerbach, Ernſt Dohm, Ed. Lasker und Erneſtine Wegner, von Lebenden Reinhold Begas, Waſil Wereſchagin, Graf St. Vallier und Baron de Courcel behandelt, uns ſodann „durch die Theater," die „Kunſtausſtellungen" und ſchließlich ſogar den „Gerichtsſaal" Berlin's mit ſicherer und geübter Hand führt. Gewiß eine Reihe von Themen, ganz geeignet, die Vielſeitigkeit des bekannteſten der deutſchen Feuilletoniſten in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen.

Herold, Milwaukee.
[Staat Wisconſin] (Nordamerika).

Wenn ihrer Natur nach weſentlich für den Moment der Veröffentlichung beſtimmte feuilletoniſtiſche Artikel einer Zeitung demnächſt in beſonderer Sammlung dem Publikum dargeboten werden, ſo liegt in dieſem Umſtande ſchon die Anerkennung, daß der Werth jener Artikel über das Tagesintereſſe hinausgeht. Wenn aber eine ſolche Collection, wie es mit den vorliegenden Briefen Paul Lindau's der Fall iſt, eine fünfte Auflage nothwendig macht, ſo iſt das gewiß eine äußerſt ſeltene, anerkennende Auszeichnung, die aber dieſem geiſt- und talentvollen Schriftſteller für ſeine Briefe aus der Hauptſtadt — die gewiß ihre Freunde in noch weiteren Kreiſen finden werden — mit vollem Recht gebührt.

Norddeutſche Allgemeine Zeitung.

Wir haben eine neue Sammlung von Aufſätzen des Grandſeigneurs unter den deutſchen Feuilletoniſten, Paul Lindau, vor uns. Sie enthalten in elegantem Styl treffende und geiſtreiche Abhandlungen über die neueſten Erſcheinungen und Vorgänge auf künſtleriſchem, literariſchem und ſocial-politiſchem Gebiete und eignen ſich zur Vorzugslectüre für vornehme und gebildete Kreiſe.

Tageblatt, Prag.

Reinhardt, Carl. Naturgeſchichte der weißen Sclaven. 2 Bde. Fein cart. M. 2.

Urtheile der Preſſe.

Der bekannte Humoriſt „Carl Reinhardt“ gleich gewandt als Zeichner und Schriftſteller hat in zwei Bändchen eine „Naturgeſchichte der weißen Sclaven“ herausgegeben, die mit ergötzlichen Bildern reich verſehen iſt. Die beiden hübſch ausgeſtatteten Bändchen mögen empfohlen ſein.

Hannoverſcher Courier.

Von Carl Reinhardt, einem unſerer bedeutendſten Humoriſten, liegt uns ſein Werk „Naturgeſchichte der weißen Sclaven“ bereits in 3. Auflage vor. Reinhardt, welcher ſich durch ſeine

allbekannten und beliebten Schöpfungen, wir erinnern bei dieſer Gelegenheit nur an das überaus luſtige Bild „Der Löwe kommt", zahlreiche Freunde und Verehrer erworben hat, bietet auch in dieſem Werkchen auf dem Gebiete des Humors und der Satyre ganz vorzügliches. Sein nie verſagender Witz, ſeine geiſtreichen Einfälle, durch höchſt drollige Zeichnungen noch bedeutend unterſtützt, werden ſelbſt dem ärgſten Hypochonder ein Lächeln abnöthigen.
Tageblatt, Prag.

So langathmig der Titel, ſo kurzweilig die Schrift, welche verſchiedene Typen der modernen Geſellſchaft in ſatyriſcher Weiſe behandelt. Die Uebertreibung iſt das Recht des Satyrikers und ſo iſt es zu entſchuldigen, wenn der Autor hier und da allzu heftig die Geißel ſchwingt; in vielen Fällen wird man zugeſtehen, daß die von ihm getroffenen Sitten und Gewohnheiten die Verſpottung wohl verdienen. Die dem Werke beigegebenen Illuſtrationen erläutern recht drollig den Inhalt
Voſſiſche Zeitung.

Der zeichnende Humoriſt, deſſen Bild „Der Löwe kommt", Millionen von Menſchen Lachen gemacht hat und welches heute noch eben ſo anregend iſt, wie am Tage ſeines Erſcheinens, hat in der „Naturgeſchichte der weißen Sclaven," in welchem der Verfaſſer viel Witz und Laune im Text wie in den Illuſtrationen an den Tag legt, das Geſetz der Menſchheit, daß dieſe ihr Brot im Schweiße ihres Angeſichts eſſen ſoll, ſehr treffend an der Sclaverei der verſchiedenen Stände und geſellſchaftlichen Poſitionen gezeigt. Da ſind beſprochen der Eiſenſclave (Soldatenleben), die Silberſclaven, Tinteſclaven, Kneip-, Kunſt-, Ehe-, Lehr- und Modeſclaven ꝛc. Die mit ergötzlichen Bildern reich verſehene dritte Auflage kann warm empfohlen werden.
Pommerſche Zeitung.

Telmann, Konr. Im Hochland. Novellen. ff. broſch. M. 1,50.

Urtheile der Preſſe.

Unter unſeren heutigen Novelliſten nimmt **Konrad Telmann** längſt eine hervorragende Stellung ein. Auch dieſe, äußerſt feſſelnd geſchriebenen, in der Form vollendeten Novellen, welche tief ergreifende Conflicte behandeln, zeigen alle Vorzüge des beliebten Autors: Klarheit der Sprache, warme Empfindung und zuweilen eine ſolche Größe der Auffaſſung, wie man ſie nicht eben häufig finden dürfte. Tageblatt, Hannover.

Der hochbegabte und wegen ſeiner liebenswürdigen Erzählungskunſt gern geleſene Novelliſt Konrad Telmann hat ſoeben die fünfte Folge ſeiner Novellen herausgegeben. „Im Hochland" heißt der Titel der in dem Bande vereinigten vier Geſchichten. Die Oertlichkeiten, wo die erzählten Ereigniſſe vorgehen, liegen in den deutſchen und ſchweizer Hochgebirgen. Sie ſind alle an Ort und Stelle geſchrieben; von daher iſt ohne Zweifel die Treue in den Naturſchilderungen und der ſie durchwehende friſche Hauch. Telmann's lebhaftes Temperament ergeht ſich gern in der Erfindung und Schilderung ſeeliſcher Conflicte, die nur warm fühlende Naturen erleben. Auch dieſe Novellen erzählen derartige Herzensſtürme, welche pſychologiſch von dem Dichter begründet werden. Sämmtlich ſtellen ſie dem Verfaſſer ein gutes Zeugniß aus; einzelne erſcheinen uns dichteriſch wie künſtleriſch beſonders werthvoll.

Hamburger Nachrichten.

Varia

aus dem Verlage

von J. W. Steffens in Dresden.

Barth, Karl. Porzellanmarken und Monogramme, über 200 verſchiedene Nummern. Elegant ausgeſtattet in Etui. M. 2,10.

Ein billiger und zuverläſſiger Führer durch die Porzellan- und Gefäßſammlungen großer Städte, wie Berlin, Brüſſel, Dresden, München, Paris, Wien ꝛc. Für Antiquitäten-Händler und Sammler von höchſtem Intereſſe.

Breitſchwert. Simſon, oder Leben, Thaten und Ende eines altteſtamentariſchen Burſchen. Ein komiſches Heldengedicht mit vielen Holzſchnitten. Entziffert aus einem in den Ruinen von Ascalon ausgegrabenen Manuſcript M. — 30 Pf.

☛ Billig und ſehr originell. ☚

Kraft. Lohntabellen nach 100theiligem Münzſyſtem in drei Währungen M. — 40 Pf.

Empfohlen vom Königl. Bayr. Miniſterium des Inneren und der Großherzogl. Badiſchen Ober Direction für Waſſer- und Straßenbau. — Höchſt praktiſch für Bauunternehmer, Fabrikanten, Landwirthe, überhaupt für alle, welche Tagelohn auszahlen.

Kriegsartikel für das Deutſche Heer. M. — 15 Pf.

Für jeden deutſchen Soldaten unentbehrlich.

Löſſler, J. Thèmes de la grammaire de Borel. Schlüſſel zu Borel's franzöſiſcher Grammatik. M. 1,50.

Riedheim, Freiherr von. Aphorismen über Reitunterricht und Pferdekunde. Elegant carton., mit vielen Holzſchnitten. M. 1,60.

Für Freunde des Sports, für Militärs, Hufſchmiede, Schüler von Veterinärſchulen ꝛc. iſt dieſes Werkchen von größter Wichtigkeit.

Riffert, Jul. Parzival. Wolfram von Eſchenbach's Heldengedicht, für die Jugend bearbeitet; mit 6 Tonbildern von F. W. Heine. Elegant cart. M. 3.

Urtheile der Preſſe.

Es gehört mit zu den Verdienſten Richard Wagner's die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf die Kunſtdichtungen des Mittelalters, namentlich auch auf Wolfram von Eſchenbach's „Parzival“ gelenkt zu haben. Um nun auch die reifere Jugend [illegible]ten dieſer tiefſinnigen Dichtung einzuführen, hat

Dr. J. Riffert eine Bearbeitung herausgegeben, die volle Beachtung verdient. Das hübſch ausgeſtattete, mit vielen Illuſtrationen von F. W. Heine geſchmückte Buch, eignet ſich ſeines unterhaltenden wie belehrenden Inhalts wegen vortrefflich zum Weihnachtsgeſchenk für die heranwachſende Jugend.

Leipziger Illuſtrirte Zeitung.

Seit Richard Wagner den Parzifal — ſein Schwanenlied — geſchaffen, ſpricht alle Welt vom Gralkönig. Dieſer Stoff hat zwei der genialſten Männer deutſcher Nation zu freudigem Schaffen begeiſtert: einen der größten Dichter der mittelhochdeutſchen claſſiſchen Periode, Wolfram von Eſchenbach, und den bedeutendſten Tondichter unſerer Tage. Die Kunſtdichtung Wolfram's nun in paſſender Form der reiferen Jugend zugänglich zu machen, hat der bekannte Schriftſteller Dr. J. Riffert unternommen. Die naive Fabel dieſes Rittergedichtes: die Entwickelung eines Menſchenlebens vom Inſtinctiv-Natürlichen zum Bewußt-Sittlichen, und die reine verſtändnißvolle Durchführung dieſer Idee, welche uns in Wolfram's Dichtung ergreift, hat Riffert auch in ſeiner Proſa-Erzählung nach Möglichkeit feſtgehalten.

Allgemeine Moden-Zeitung.

Riffert's „Parzival“ iſt ein vorzügliches Buch für die heranwachſende Jugend beiderlei Geſchlechts. Seines ebenſo unterhaltenden wie belehrenden Inhaltes wegen iſt dieſes Werk zu Feſt- und Gelegenheitsgeſchenken, ſowie für Schülerbibliotheken und Schulprämien geeignet, wie kein zweites. ☞ Von allen tonangebenden Zeitungen und Journalen überaus günſtig recenſirt und von unſeren bedeutendſten Pädagogen ſehr empfohlen. ☜

Zur freundlichen Beachtung!

Sämmtliche hier angeführte Artikel ſind in jeder Buchhandlung vorräthig oder durch dieſelbe in kürzeſter Zeit zu beziehen. Nach Orten, wo keine Buchhandlung beſteht, liefert gegen vorherige Einſendung des Betrages incl. Porto die

Verlagsbuchhandlung von **F. W. Steffens** in **Dresden.**

Graf Petöfy.

Roman

von

Theodor Fontane.

Zweiter Band.

[illegible] 92

Dresden.
Verlag von F. W. Steffens.

Alle Rechte vorbehalten.

Dresden.
Druck von Fr. Tittel Nachfolger (Kretz & Kunath).

Graf Petöfy.

UNIVERSITATS BIBLIOTHEK
BERLIN

Erſtes Kapitel.

Es waren Wochen vergangen und das Leben auf Schloß Arpa geſtaltete ſich ganz nach Wunſch. Franziska hatte wirklich mit ungriſchen Studien begonnen, und tagtäglich kam der kleine, den Unterricht leitende Geiſtliche von Szegenihaza herauf. Es war ein rundes und behagliches Männlein und verrieth den früheren Kloſtermönch unter Anderem auch darin, daß er einem immer für ihn bereitſtehenden Frühſtücke ſowohl vor wie nach dem Unterricht lebhaft und geräuſchvoll zuſprach, bei welcher Gelegenheit er die Fragen ſeiner Kirche heiter und humoriſtiſch, aber doch zugleich auch mit vielem Takt und ohne ſeiner Stellung etwas zu vergeben, zu behandeln wußte. Franziska zog oft Parallelen zwiſchen dieſem Ton und dem, der ihr noch aus dem elterlichen Hauſe her erinnerlich war, ein Ton, der trotz etwas perſönlich Freiem im Auftreten ihres Vaters in Gegenwart von Amtsbrüdern immer etwas ſchwerfällig Wichtigthueriſches und, was das Schlimmſte war, auch etwas Salbungsvolles gehabt hatte.

Neben dem kleinen Geiſtlichen war es beſonders der alte Toldy, zu dem ſie ſich mehr und mehr hingezogen fühlte. Beinahe täglich beſuchte ſie ſein kleines, hinter einer Weinlaube verſtecktes Wohnhaus, „die Gärtnerei“, darin ſeit einem Jahre die Mutter fehlte, kümmerte ſich um die jüngeren Kinder und half dem Hausweſen auf, das etwas im Argen lag. Traf ſie den Alten ſelbſt, ſo wurde ſie nicht müde, ſich aus ſeiner Honvedzeit und von den Heldenkämpfen des Jahres 1849 erzählen zu laſſen und dabei ruhig hinzunehmen, daß jede dieſer Erzählungen mit einer Flut ungriſcher Verwünſchungen endigte. Nur einmal unterbrach ſie dieſen Redeſtrom, um ihm wie damals in der Bildergalerie begreiflich zu machen, in Ungarn wären ſie Patrioten, in Wien aber Verräther geweſen, und auf Verrätherei ſtünde der Tod überall in der Welt, — Auseinanderſetzungen, die für ihn natürlich ohne Beweiskraft und durchaus in den Wind geſprochen waren. „Ungar liebt Vatterland, und wer liebt Vatterland, iſt Held.“ Und gleich darnach wie zur Bekräftigung dieſes Satzes war er in's Rezitiren gekommen und hatte ſein Leib- und Lieblingslied angeſtimmt: „Es ſtehen Sieben vor Arads Thor.“

Solcher Lieder aus der Revolutionszeit kannte Toldy ſehr viele, daneben aber auch alte Lieder, die ſchon im Volksmunde lebendig waren, als von Schloß Arpa, dem neuen Schloß Arpa, noch kein Stein auf dem andern ſtand. Ja, ſeines neunundvierziger Enthuſiasmus unbeſchadet, hielt er an dieſem uralten Liederſchatze faſt noch feſter als an dem neuen, und tagtäglich, wenn er in der

Mittags- oder Abendſtunde nach Hauſe kam und ſich's unter der Laube bequem gemacht hatte, ließ er ſeine Kinder dieſe volksthümlichen Weiſen ſingen und begleitete den Geſang derſelben auf der Geige. Denn er war, wie ſchon der Graf, als er mit Franziska das Programm entwarf, in aller Kürze bemerkt hatte, ein vorzüglicher Geiger und ſtand in dieſer ſeiner Kunſt nur um ein Geringes hinter dem unten im Dorfe wohnenden Zigeunerkönig Hanka zurück.

Einmal traf es ſich, daß Franziska hinzukam, als die Kinder ſo mehrſtimmig ſangen, und wie gefangen genommen von der einſchmeichelnden und zugleich doch ſo ſchwermüthigen Melodie, blieb ſie hinter einer Buchsbaumhecke ſtehen und horchte, bis der Geſang zu Ende war. Nun erſt gab ſie ihren Verſteckplatz auf und ſchritt auf das Gärtnerhaus zu, vor dem im Halbſchatten der nach vorne hin offenen Weinlaube die zwei älteſten und zwei jüngeren Töchter Toldy's ſaßen, jene mit dem Aufziehen von Paprikaſchoten, dieſe mit dem Aushöhlen kleiner Kürbiſſe beſchäftigt. Toldy ſelbſt hielt noch die Geige in der Hand. Alles erhob ſich, als man die Gräfin kommen ſah, und die beiden jüngeren Kinder, die Franziska's Lieblinge waren, eilten ihr entgegen, um ihr das Kleid zu küſſen.

„Ich habe zugehört, Toldy. Das war ja wunderſchön, aber ſo traurig. Iſt es wirklich ſo traurig, oder habt ihr es nur ſo geſungen?"

„Iſt traurig, Gräfin."

„Und was iſt es denn?"

„Iſt Lied von Barcſai."

„Barcſai? Wer war das? Ein berühmter Räuber? Oder auch piff, paff?"

„Nix, piſſ, paſſ. Barcſai Freund.“

„Freund? Von wem?“

Aber Toldy ſchwieg nur und fuhr mit dem Zeigefinger wie zum Stoß durch die Luft, augenſcheinlich um auszudrücken, daß Barcſai erſtochen worden ſei.

„Erſtochen? Wer hat ihn erſtochen?“

„Graf.“

„Welcher Graf?“

„Graf . . . Nix Name.“

Franziska lachte. „Der arme Graf. Da hat Barcſai mehr Glück gehabt, der hat doch wenigſtens einen Namen. Aber weißt Du wohl, Toldy, daß ich das Lied haben möchte.“

Sie ſprach das ſo hin und war deßhalb einigermaßen überraſcht, eine Minute ſpäter den alten Toldy, der das bloß hingeworfene Wort als einen Befehl genommen hatte, mit einem mittlerweile hervorgeſuchten Blatt erſcheinen zu ſehen.

„Iſt Barcſai.“

Sie nahm das Blatt und ſah, daß es ein echter Jahrmarktsdruckbogen war mit einem noch viel echteren Jahrmarktsbilde darauf: eine mit Strohkränzen umwickelte Frau, ſchon ganz in Flammen ſtehend.

Franziska fuhr zuſammen. Aber ihre Neugier überwog doch, und ſo ſagte ſie: „Habe Dank, Toldy. Morgen ſchaff' ich's Dir zurück oder bring' es ſelbſt. Ich will es nur überſetzen und dem Herrn Curatus vorlegen, bei dem ich ungriſch lerne. Du weißt doch davon?“

Und damit erhob ſie ſich und kehrte durch den Park in's Schloß zurück.

Es lag ihr wirklich daran, den kleinen Geiſtlichen in Verwunderung zu ſetzen, und raſch erkennend, daß ihr wenigſtens der Anfang der Ballade, der aus lauter Alltagsworten beſtand, nirgends Schwierigkeiten machen würde, ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch und ſchrieb, ohne daß ſie das Wörterbuch zu Rathe gezogen hätte:

„Vater, Vater, lieber, guter Vater,
Meine liebe Mutter liebt Barcſai.'

‚Hörſt du, Weib, was unſer Kind da plaudert?'

‚Hör' wohl, was es plaudert, liebſter Gatte,
Thöricht iſt es. Weiß nicht, was es redet.'

Und er eilt von hinnen, fort auf Tolna,
Ging die Hälfte Weges, — kam dann wieder.

‚Oeffne, Weib, die Thüre, öffne, Gattin!'

‚Ja, ich öffne, öffne ſchon, mein Gatte,
Laß den Rock nur um den Leib mich werfen,
Laß die Linnenſchürze nur mich umthun,
Laß die rothen Stiefel nur mich anzieh'n.'

Aber Jener ſprengte ſchon die Thüre."

Hier legte Franziska die Feder nieder und überflog das Wenige, was noch folgte. Wo das ſprachliche Verſtändniß einen Augenblick verſagte, half ihr das Bild nur zu gut nach, und ſo wußte ſie zum Schluß, daß das unglückſelige Weib, „weil es den Barcſai geliebt", bei einem durch den Gatten veranſtalteten Rachegaſtmahl dieſem und ſeinen Gäſten als brennende Fackel gedient hatte.

Sie ſchob entſetzt das Blatt beiſeite.

In dieſem Augenblick aber meldete der alte Czagy, daß der Graf die Frau Gräfin zum Thee bitten laſſe. Sie ließ ihm ihr Erſcheinen zurückſagen, und als ſie ſich gleich darnach in einem kurzen Geſpräche mit Hannah wieder geſammelt hatte, kam ihr plötzlich der Einfall, ob es ſich nicht empfehlen würde, das ganze Vorkommniß in's Scherzhafte zu ziehen und dem Grafen eine humoriſtiſche Szene daraus zu machen. Wirklich, es war ein vorzüglicher Stoff, aber ſie fühlte doch allzu deutlich, daß es mißglücken werde. So gab ſie denn den Plan wieder auf und begnügte ſich damit, bei der Theeplauderei von Toldy zu ſprechen und von der kleinen Mariſchka, die mit jedem Tage reizender und drolliger werde.

Zweites Kapitel.

Der Curatus, der am andern Vormittage wie gewöhnlich zum Unterricht kam, war mit der Uebertragung zufrieden und erheiterte ſich an Franziska's Entſetzen über den Inhalt der Ballade. Dabei nahm er zugleich Veranlaſſung, den Literarhiſtoriker zu ſpielen. Barcſai ſei Lieblingsballade von alter Zeit her und ſeinem Stoffe nach nicht ſchrecklicher als andere. Das ſei nun 'mal Balladenrecht, wenigſtens in Ungarn. Es gäbe kaum ein altes Volkslied, darin nicht Verrath und Untreue vorkämen, denn das Lied ſpiegle das Leben. Allerdings verlange das Volksgefühl hinterher auch Sühne, ja, ſei dabei ziemlich ſtreng und geſtatte meiſt nur die Wahl zwiſchen Eingemauert- und Angezündetwerden. Aber das Letztere werde bevorzugt, weil es bunter und lebendiger ſei.

So ging das Geplauder, und alle Schreckniſſe der Barcſaiballade waren aus ihrer Seele weggeſcherzt, als der

Graf ſie gleich nach Ablauf der Unterrichtsſtunde zur Spazierfahrt abholte.

Dieſe Spazierfahrten, die meiſt in die Berge hinein, aber auch wohl um die nördlichen Buchtungen des See's gingen, blieben Franziska's beſondere Freude, was nicht überraſchen durfte. Der Graf war auf dieſen Fahrten am geſprächigſten und plauderte dann viel von ſeinen Kinder- und Jugendjahren, von ſeiner geſchwiſterlichen Liebe zu Gräfin Judith und wie ſchön und reizend ſie geweſen ſei, bis endlich der alte Gundolskirchen, ein hausbackener Steyermärker, einer von Denen, die mit Reiterſtiefeln zur Welt kommen, an die Stelle der ihr angeborenen magyariſchen Grazie die deutſche Würde vulgo Schwerfälligkeit geſetzt habe, den Reſt habe dann die Kirche gethan.

Allemal, wenn das Geſpräch dieſe Richtung nahm, nahm Franziska wahr, daß es dem Grafen in der Neigung lag, über die kirchlich und zugleich ſchwerfälligdeutſch gewordene Schweſter Judith in einen ſpöttiſchen Ton zu verfallen, aber ebenſowenig entging ihr, daß es dieſem ſpöttiſchen Ton an Unbefangenheit gebrach. So viel er ſich dagegen ſträuben mochte, die Schweſter hatte doch das, was ihm fehlte: Klarheit und Einheit. Sie war jede Stunde dieſelbe, während er auf jedem Gebiete ſchwankte. Selbſt ſein prononcirt ungriſcher Patriotismus, ſo voll und ehrlich er war, war doch ſchließlich nicht ganz das, wofür er ihn ausgab, und ſo kamen ihm ſelbſt zum Trotz immer wieder Stunden, in denen er empfand, ohne Hof und Hauptſtadt eigentlich nicht exiſtiren zu können. Es ging eben ein Bruch durch ſein Leben und ſeine Denkweiſe.

Wochen vergingen. Eine beſondere Freude war ihm die Vorliebe, mit der Franziska ihren Studien oblag, und nur ein Schatten lagerte ſich über dieſe glückliche Zeit: allerlei Herrenbeſuch aus der Nachbarſchaft kam, oft mehr, als lieb und bequem war, aber die Damen blieben aus und ließen mit jedem Tage deutlicher erkennen, daß man die Mesalliance betonen wolle. Der Graf ärgerte ſich heftig und begann den Beſuchern, ja ſelbſt Szakö gegenüber, eine große Kühle zu zeigen, und ließ ſich dann im Geſpräche mit Franziska, wenn der Beſuch endlich fort war, bis zu Bitterkeiten und Drohungen hinreißen. Er ſei nicht gewohnt, einen ſolchen Affront zu dulden; ob man ihn etwa zwingen wolle, ſich an die Reviſion der ungriſchen Stammbäume zu machen? Er habe lange genug gelebt, um das Wunderbarſte darüber berichten zu können. In dieſer erregten Sprache ging es weiter. Aber ſo heftig er war, ſo wurd' es doch ſchließlich Franziska nie ſchwer, die Zornesfalte wieder wegzudisputiren. „Laß, Petöfy, Du zwingſt mich ſonſt, Dir einen Curſus über vornehme Welt zu halten! Ich will Dir erzählen, wie's kommt. Eines Tages ſind wir in Peſt, und ein Erzherzog oder vielleicht die Kaiſerin ſelbſt ladet uns in ihre Circel. Andraſſy reicht mir den Arm, und Prinzeſſin Giſela geht eine Viertelſtunde lang in irgend einem Poetenſteig oder noch beſſer auf einer freien Parkwieſe, wo wir hundert Zuſchauer haben, mit mir ſpazieren. Sieh', ich biete jede Wette, den andern Vormittag weiß ich mich vor Beſuch, auch vor Damenbeſuch, nicht mehr zu retten."

Es war eines Morgens im September, als dieß Geſpräch geführt wurde. Franziska zog ſich gleich darnach in ihre Zimmer zurück und klingelte nach Joſephinen. Dieſe war meiſtens guter Laune, hatte Neuigkeiten und erhielt jeden Tag einen langen und zärtlichen Brief von ihrem Wiener Bräutigam, was ſie freilich nicht hinderte, ſich von dem halben Schloß Arpa den Hof machen zu laſſen. Dieſes beſtändige Kokettiren, und noch dazu nach allen Seiten hin, berührte Franziska wenig angenehm, aber der Wiener Brief und die Luſt und Ungenirtheit, womit ſeitens der Empfängerin der Inhalt deſſelben jedesmal zum Beſten gegeben wurde, ließen ſie doch über Manches hinwegſehen und brachten es zuwege, daß die Toiletteſtunde keineswegs zu den ſchlimmſten des Tages zählte.

„Nun, Joſephine, was ſchreibt er heute?“

„Kein Brief gekommen.“

„Aber die Zeitungen ſind doch ſchon da. Vielleicht iſt er Dir untreu geworden.“

„O nicht doch, gnädigſte Gräfin, das kann nicht ſein. Ich hab' einen Charme von Klein auf, und wer den Charme hat, von dem kann Keiner wieder los.“

„Er könnt' aber doch gehört haben, daß Du hier herumkokettirſt und ſogar mit dem Andras Dein Weſen treibſt.“

„Mag er. Da wird er bloß eiferſüchtig, und mit der Eiferſucht wächſt der Charme. Das weiß ich. Uebrigens brauchen wir heute keine Briefe, gnädigſte Gräfin, denn wir haben genug mit uns ſelber zu thun. Iſt ja ſeit geſtern Abend, als wäre der Böſe los im Gebirg und auf dem See.“

„Was giebt es denn?“

„Ein Wildſchwein hat dem Förſtersſohn von Szent-Görgey die Seit' aufgeriſſen; liegt auf den Tod. Und auf dem See geſtern Abend, als die Fähre von Nagy Körös nach Mihaliſalva hinüber wollt', iſt das Boot umgekippt, und ihrer Elf ſind ertrunken. Und der Elfte war der Kaplan, das heißt ein junger Kaplan, hübſch und blaß, der einem Kranken die Sterbeſakramente bringen wollt'. Und hat das Allerheiligſte hoch in der Hand gehalten, immer über dem Waſſer. Aber es hat ihn auch nicht retten gekonnt."

„Ich begreife nicht, daß mir der Graf nicht davon geſprochen hat."

„Es kommt eben erſt auf's Schloß, und der Herr Graf wiſſen es noch keine Viertelſtund'. Es iſt das Neueſte."

Drittes Kapitel.

Die Nachricht von dem Unglück auf dem See hatte Franziska wirklich erſchüttert, aber Joſephinen, als ſie nach einer halben Stunde das Zimmer wieder verließ, war es nichtsdeſtoweniger gelungen, das Gleichgewicht in ihrer Herrin Seele wenigſtens ſo weit wieder herzuſtellen, daß alle vorerzählten Ereigniſſe nur noch nachwirkten, als ob ſie ſich im vorigen Jahrhundert oder weit weg in einem überſeeiſchen Lande zugetragen hätten. In keinem Falle nahm Franziska Veranlaſſung, ihre Tagesordnung dadurch ſtören zu laſſen, die für heut einfach lautete: Brief an Gräfin Judith.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft hatte ſie bereits an dieſe geſchrieben, aber doch nur wenige Zeilen, Zeilen, auf die weder eine Antwort erwartet noch eingetroffen war. So lag denn eine wirkliche Schreibepflicht vor.

„Schon ſeit einigen Tagen, meine gnädigſte Gräfin, war ich Willens, meiner erſten Benachrichtigung von hier einen längeren Brief folgen zu laſſen, ſah mich aber immer wieder an der Ausführung meines Vorhabens verhindert.

„Auch der heutige Tag ſchien mich durch ein ſchweres Unglück auf unſerem See, das dem Geiſtlichen von Kaan Förös das Leben koſtete — ſelbſt das Allerheiligſte verſank in die Tiefe — meinem Vorhaben abermals untreu machen zu wollen. Ich entreiße mich aber der dadurch hervorgerufenen Stimmung und ſchreibe.

„Vierzig Tage ſind es heute, daß ich auf Schloß Arpa bin, und die lange kurze Zeit liegt hinter mir wie ein Traum. Die Güte des Grafen gegen mich iſt grenzenlos, ſeine Nachſicht rührend, ſeine Meinung von mir beſchämend. Er findet, daß mir nicht ausreichend gehuldigt wird, und zürnt darüber mit der Nachbarſchaft, die ſich ſeiner Anſicht nach mehr als ſtatthaft zurückhält; es gelingt mir aber immer wieder, einen Ausbruch ſeiner Empfindlichkeit zu hindern und ihm den gegenwärtigen Zuſtand als einen erklärlichen, entſchuldbaren und ſehr wahrſcheinlich auch vorübergehenden darzuſtellen.

„Ich habe mich nun hier völlig eingelebt und ſo mag es mir geſtattet ſein, Ihnen, meine gnädigſte Gräfin, ein Bild dieſes Lebens zu geben.

„Den Morgen verbring' ich mit Petöfy; dann folgen viele Stunden, in denen ich mir allein gehöre. Das Zimmer, das ich bewohne — das zweifenſterige neben dem großen Eßſaal — gönnt mir einen Blick über den See, deſſen Schönheit mich immer wieder entzückt. Anfänglich jeden Tag und jetzt jeden zweiten Tag kommt der Herr

Curatus von Szegenihaza herauf und giebt mir eine Sprachſtunde (magyariſch), die ſehr oft eine Doppelſtunde wird. Geſcheidt und fromm, dabei perſönlich ohne jedweden Anſpruch, gehört er ganz jenen ſelbſtſuchtloſen und aller Eitelkeit entkleideten Geiſtlichen zu, denen man in Ihrer Kirche häufiger begegnet als in der unſrigen. Ich disputire mit ihm beinahe mehr, als ich konjugire, woraus mir der Vortheil wird, im Ungriſchlernen auch zugleich die katholiſche Kirche kennen zu lernen, von der ich offen geſtanden bis dahin ſehr unausreichende Begriffe hatte.

„Neben dem Geiſtlichen iſt es der alte Toldy, der meine Zeit am meiſten in Anſpruch nimmt. Er lebt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, und unter den Gegenſtänden ſeiner Adoration ſteht Comteſſe Judith obenan. Ein wahres Kreuz könnte mir ſein bei jeder Gelegenheit hervortretendes Magyarenthum ſein, wenn nicht die Naivität, mit der ſich daſſelbe giebt, etwas Verſöhnendes und oft etwas geradezu Rührendes hätte. So nehm' ich ihn denn als Type, folg' ihm liebevoll auch in ſeinen Schwächen und vervollſtändige durch mein Geplauder mit ihm die Sprachſtudien, zu denen der Geiſtliche von Szegenihaza die Fundamente legt. Meine Fortſchritte ſetzen mich beinahe ſelbſt in Verwunderung, aber mehr noch, als ſie mich verwundern, beglücken ſie mich. Denn ich gehöre nun dieſem Lande mit meinem Herzen, und wenn vielleicht nicht voll mit meinem Herzen, ſo doch mit meinen Entſchlüſſen an und will das ganz ſein, was zu ſein ich mir an jenem mir unvergeßlichen Tage vornahm, der mir zuerſt Ihr ſchönes Herz und Ihre wohlwollenden Geſinnungen für mich offenbarte. Nach dem nur kurzen Diner, ſechs Uhr, folgen Fahrten über Land, ein paarmal auch ſchon über den See. Das ſchönſte Wetter hat uns bis jetzt begünſtigt; nicht einmal ein Gewitter zog in den heißen Tagen herauf. Den Thee nehmen wir abwechſelnd auf der Plattform in Front des Schloſſes oder auf der oberſten Gartenterraſſe, die ſich mehr und mehr in einen Blumengarten verwandelt hat. Ich erzähle dann, was ich von Joſephine gehört oder auch in den Zeitungen geleſen habe, wobei mich immer wieder die ſchöne Milde des Grafen überraſcht und ein Gerechtigkeitsſinn, der, ſo möcht' ich annehmen, auch Sie, gnädigſte Gräfin, in Erſtaunen ſetzen würde. Denn er iſt doch anders, als Sie vermeinen, anders in dieſem und manchem andern Punkte. Wohl zeigt er ſich unruhig und unbefriedigt und ſucht die Ruhe nicht da, wo ſie vielleicht einzig und allein zu finden iſt, aber er ſucht ſie doch und nicht bloß in dem, was man Zerſtreuungen nennt. Er birgt vielmehr umgekehrt einen Schatz von Gemüth in ſeinem Herzen, und daß er nur ſelten und immer nur flüchtig und andeutungsweiſe davon ſpricht, iſt mir ein Beweis mehr von ſeiner tiefer angelegten Natur. Erſt geſtern Abend auf unſerer Spazierfahrt bei Sonnenuntergang, was er beſonders liebt, überraſchte mich wieder ein Wort von ihm. Die Sonne ſtand ſchon unter dem Horizont, aber in dem zurückgebliebenen Glutſcheine ſpiegelte ſich noch von unten her ihr Schattenbild. Er wies darauf hin und ſagte: ‚Sieh', Franziſka, das iſt das Leben oder doch ſein Ausgang. Wenn die Sonne fort iſt, bleibt uns ihr Bild noch eine Weile zurück, aber ein Schattenbild nur, und auch das iſt kurz.' In dieſer Weiſe ſpricht er öfter zu mir und verräth darin einen Anflug von Reſignation, der mich betrübt. In allem Andern aber bin ich glücklich und unzweifelhaft um Vieles glücklicher, als ich zu hoffen wagte. Gute Sterne haben bisher über meinem Leben auf Schloß Arpa geſtanden und von dem, was ich fürchtete, hat ſich nichts erfüllt. Ich fürchtete mich vor Unfreiheit, auch vor Unfreiheit in kleinen Dingen, aber in Wahrheit bin ich freier geworden. Wie viel ſchöner iſt dieß Leben als das, das abgeſchloſſen hinter mir liegt, und in dem Eines war, das mich ſtets empörte: das Sichbewerbenmüſſen um Gunſt und Liebe. Hier hab' ich Beides als ein freies Geſchenk.

„Anfang Dezember will Petöfy wieder nach Wien zurück. Ich freue mich darauf und auch nicht. Das laute, großſtädtiſche Leben hat einen unendlichen Reiz für mich gehabt und hat ihn vielleicht noch, aber ich möchte nur Zuſchauer darin ſein und nur leben und erleben laſſen. Selbſt wieder eine Rolle darin zu ſpielen, widerſtrebt meinem innerſten Herzenszuge. Mir will es ſcheinen, daß ich wenn nicht für die Stille, ſo doch für die Kontemplation geboren und in dem, was mir zurückliegt, in einem Irrthum befangen geweſen bin. Ich habe noch eine Sehnſucht, aber dieſe Sehnſucht iſt nicht die Welt. Oder irrt' ich auch darin wieder? Schließen Sie mich in Ihre Gebete ein. Ihre Ihnen dankbar und herzlich ergebene

Franziska Petöfy."

Viertes Kapitel.

Abermals waren Wochen vergangen und in Ablöſung der ſonnigen Tage, die ſeit Anfang Auguſt über Schloß Arpa geſtanden, hatten ſich Regentage eingeſtellt. „Es regnet wie auf dem Szekler Landtage,“ ſagte Franziska ſcherzhaft, und als der Graf nach der Bedeutung davon fragte, rezitirte ſie zu ſeiner nicht geringen Erheiterung das gleichnamige Chamiſſo'ſche Gedicht.

„Ei, da muß ich aus einem norddeutſchen Gedicht erfahren, wie's auf dem Szekler Landtag ausſieht,“ lachte der Graf und jedesmal, wenn er Franziska begegnete, wies er auf die Waſſer, die draußen nach wie vor niederſtrömten, und wiederholte die Refrainzeile: „Der Regen regnet immer noch.“

Als es mit dieſem Wetter anfing, verſuchten Beide zunächſt noch ihre Spazierfahrten fortzuſetzen, am dritten Tag aber waren die Wege bereits ſo grundlos geworden, daß man es aufgeben mußte. Nichts blieb ihnen als eine Promenade durch die Gewächshäuſer und ein tagtägliches fleißiges Billardſpiel, das Franziska wenigſtens im Anfang ſichtlich bemüht war zu lernen. Aber weder das Eine noch das Andere konnt' ihr eine rechte Freude ſchaffen, in den Treibhäuſern war es zu waſſerſchwül, und das Billardſpiel ärgerte ſie, weil es ihr nicht gelang, es im Umſehen zu bemeiſtern. In Allem, was ſie that, wollte ſie raſche Reſultate ſehen. Nichtsdeſtoweniger hielt man ſich bei Stimmung und fand immer neue Mittel, um ein ſich anmeldendes Unbehagen aus dem Felde zu ſchlagen. In allen Kaminen brannten rieſige Feuer, der kleine Geiſtliche, wenn er zur Unterrichtsſtunde kam, ward über den halben Tag hin feſtgehalten, und die kaum dreijährige Mariſchka, Toldy's Jüngſte, ſah ihren Geburtstag gefeiert, als ob ſie wenigſtens eine Prinzeß geweſen wäre. Zweimal gab es auch Tanz. Zigeuner, denen man bei dem Unwetter einen Unterſchlupf in einer Schloßbaracke gegönnt hatte, ſpielten zum Dank dafür ihre Czardas (Hanka ſelber war mit heraufgekommen), und Graf und Gräfin ſaßen all' die Zeit über in der großen Halle, darin ſich die Dienſtleute verſammelt hatten, und ſahen dem Treiben zu. Selbſt Joſephine tanzte mit, unter den Klängen der Muſik ſich einer Exkluſivität entſchlagend, auf die ſie ſonſt nur in ihren intimſten Privatverhältniſſen zu verzichten pflegte.

So ging es anderthalb Wochen, und man hätte ſich in neue gute Tage, die doch endlich anbrechen mußten, hinüber gerettet, wenn nicht Krankheit gekommen wäre. Erſt erkrankte Hannah und den Tag darauf auch der Graf.

Franziska nahm es nicht allzu ſchwer damit oder gab ſich wenigſtens das Anſehen davon, und als Hannah ſie wegen der doppelten Krankenpflege bedauern wollte, ſagte ſie: „Hannah, ich begreife Dich nicht. Wie Du nur ſo thöricht ſein und Alles ſo falſch anſehen kannſt! Du thuſt mir leid und der Graf thut mir leid, aber ſprich nur nicht von Mitleid mit mir. Mir konnt' eben nichts Beſſeres geſchehen als eure Krankheit. Ich bin doch nun das Billardſpiel los und die Promenaden im Treibhaus und kann mich ſtatt deſſen mit etwas Vernünftigem beſchäftigen, alſo zum Beiſpiel, ob eure Zudecke ſich verſchoben hat, oder ob ihr vielleicht heimlich ein Buch habt, aus dem ihr leſen wollt und nicht ſollt. Glaube mir, Hannah, ich ſchwärme geradezu für Barmherzige Schweſterſchaft oder, wenn Dir das zu katholiſch klingt, für Diakoniſſenthum; wenigſtens hier. Der Graf wollt' es mir auch abdisputiren und einige meiner Krankenpflegepflichten in die Küche verweiſen, die Kathis und Nanis hätten ohnehin nichts zu thun, aber ich hab ihn bekehrt und ihm rund heraus geſagt, erſt käme ich und dann die Kathis, und ich hätte nicht Luſt, mir eine ſo gute Gelegenheit zum Zeitvertreib entgehen zu laſſen. Und ſieh', Kind, ſo liegt es wirklich. Ich gönne Dir alle mögliche Geſundheit, weil ich weiß, daß Du Krankheit nicht leiden kannſt, aber wenn ich ein bischen egoiſtiſcher wäre, ſo wünſcht' ich Dir jeden Tag einen furchtbaren Wadenkrampf, ſo furchtbar und ſo heftig, daß ich Dich ganz in Senfpflaſter einwickeln müßte. Das kenn ich Alles noch von meiner ſeligen Mutter her, und war eigentlich ſchlimm genug, aber mitunter war es auch eine wahre Wonne, wenn's Einen ſo in die Augen biß, bis die Thränen kamen."

„Male den Teufel nicht an die Wand."

„Wegen des Krampfes oder wegen der Thränen.“

„Vielleicht wegen Beidem. Ich hab' es nicht gern, wenn Du ſo ſprichſt, Franziska. Bedenke doch, ich kenne Dich von Klein auf und weiß nur zu gut, daß Dir ganz anders um's Herz iſt. Es geht etwas in Dir vor, und Du willſt es nur nicht aufkommen laſſen.“

„Ach, Du biſt eine Thörin. Aber laſſen wir's. Ich will nun fort und nach Deinem Leidensgefährten ſehen, er wird ſonſt ungeduldig. Hier ſtell' ich Dir die Medizin her und das abgebrauſte Brauſepulver. Und nun haſt Du Alles, was Du brauchſt, zur Hand. Oder ſoll ich Dir lieber noch die Joſephine ſchicken?“

„O nein.“

Und nach dieſem Zwiegeſpräch ging ſie treppab. In dem Zimmer unten lag der Graf auf einem Feldbett, nur mit einem Militärmantel zugedeckt. Er hatte ſo ſeine Vorſtellungen von dem, was ſich für einen Soldaten gezieme, wohin vor Allem auch ein künſtlich genährtes Entſetzen vor dem Federbett gehörte. Nichts als das Ticktack der Uhr unterbrach die Stille. Die ſchweren Damaſtvorhänge der Fenſter waren geſchloſſen, und nur vom Tiſch her, auf dem eine mit einem Schleier verhangene Lampe ſtand, fiel ein mattes Licht auf das Lager des Kranken.

„Ei, das iſt hübſch, daß Du kommſt, Fränzl. Ich habe die Minuten gezählt. Es iſt ſo leer und öde hier, ſo leer und öde für mich ſchon, und wie muß es erſt für Dich ſein! O dieſer Regen! ‚Es regnet, regnet immer noch.‘ Vorzüglich! Ich kann dieſe Zeile von eurem franzöſiſch-preußiſchen Dichter gar nicht los werden. Aber nun ſetz' Dich und nimm den Lampenſchleier fort, ich will Dich deutlicher ſehen können. Oder laß ihn doch lieber, ich komme ſonſt auch in eine helle Beleuchtung, und ein Kranker präſentirt ſich am beſten im Halbdunkel, wenn er ſich überhaupt präſentirt. Ein vermaledeites Wetter! Und dreimal vermaledeit dieſe Neuralgie! Hier in der Hüfte ſitzt es. Sie nannten es Iſchias, die Herren Doktoren, aber das iſt mir gleich, ſie könnten es auch Inferno genannt haben oder geradezu Hölle. Judith, wenn ſie davon hörte, würde ſagen, es ſpuke vor. Aber es kann nicht Jeder in den Himmel kommen. Dazu muß man eben einen Beichtvater haben wie Feßler, der fromm genug iſt, einen Lucifer loszubeten. Glaubſt Du nicht auch? Apropos, iſt ein Brief von Judith gekommen?“

„Nein.“

„Ich finde, ſie läßt lange damit warten, und doch giebt es Situationen, in denen man umgehend ſchreiben muß oder doch in derſelben Woche noch. Und nun ſind es über zwei.“

„Die Gräfin kann krank ſein wie Du.“

„Kaum. Wer ſich jeden Tag ſo rein beichtet wie Judith, bei dem gedeiht keine Neuralgie. ‚Krankheit wächst nur auf dem Beet der Sünde‘, ſagen die Frommen, und vielleicht haben ſie Recht. Unter allen Umſtänden halten ſie ſich deſſen gewiß, ſo lange ſie nicht perſönlich in die Zwickmühle genommen werden, und nur Eines iſt mir noch gewiſſer, daß Du hier ſeit vierzehn Tagen ein elendes und triſtes Leben führſt und daß mit dieſem Elend und dieſer Triſtheit ein Ende gemacht werden muß. Ja, Fränzl, ein Ende gemacht, und wenn ich die Ziegler auf Gaſtrollen, etwa ‚Medea‘ zweimal täglich, oder euren Bismarck auf eine Bärenjagd in den Karpathen einladen ſollte, — gleichviel.

wir müſſen heraus aus dieſer Dumpfheit, in die kein Licht und keine Freude dringt.“

„Ich bitte Dich, Petöfy, denk' an Dich und nicht an mich. Ich habe gute Tage.“

„Gute Tage? Graue Tage haſt Du.“

„Nein, gute Tage, ſag' ich. Und wenn ſie nebenher grau ſind, ſo laß ſie; die grauen ſind nicht die ſchlimmſten. Nichts iſt ſchwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.“

„Iſt ſchon recht. Aber es hat's ein Mann geſagt, und ihr, ihr empfindet anders; ihr ſeid für Gegenſätze, könnt ſchwarz ertragen, aber nicht grau, Tod und Unglück, aber nicht Langeweile. Kenne das und habe mir auch ſchon einen Plan ausgedacht. Sobald ich die Hand wieder rühren kann, ſchreib' ich an Phemi.“

„Nein, Petöfy. Das unterlaß. Ich bitte Dich darum.“

„Aber ihr ſtimmtet doch ſo gut zuſammen, und ſo mich nicht Alles täuſcht, hatteſt Du wirklich ein Herz für ſie.“

„Hatt' ich auch und hab' ich noch. Ich bin ihr ganz aufrichtig zugethan, und wenn ſie meiner je bedürfen ſollte — ſie wird es nicht, ſie weiß eben für ſich ſelbſt zu ſorgen — ſo werd' ich mich vor der Lächerlichkeit und vor der Undankbarkeit hüten, ihr gegenüber die Fremde herauskehren zu wollen oder wohl gar die Gräfin. Ich bin deſſen überhaupt nicht fähig. Ich weiß das. Aber ebenſo gewiß weiß ich auch, daß ich keine Veranlaſſung habe, dieſe Beziehungen ohne Noth wieder anzuknüpfen. Ich bin nun aus dem Kreiſe heraus und wünſche mich nicht wieder hinein. Am wenigſten aber wünſche ich, ein zweilebiges Leben zu führen, ein zweilebiges, das nach meiner Meinung nicht viel beſſer iſt als keins."

Er hatte den Kopf anfangs mißmuthig hin und her gewiegt, aber dieſe Mißlaune ging raſch wieder in eine freundlichere Stimmung über. „Und ſo ſoll es denn immer Hannah ſein! Hannah und immer wieder Hannah. Weißt Du, Fränzl, ich bewundere Deine Genügſamkeit und daß ihr euch nicht ausplaudert."

„O, wir können uns nicht ausplaudern, weil wir, was Dich vielleicht überraſchen wird, eigentlich überhaupt wenig plaudern."

„Je nun, was thut ihr denn?"

„Wir verſtehen uns."

„Das iſt freilich viel."

„Beinahe Alles."

„Nun gut. Aber iſt ſie nicht etwas zu nüchtern, oder doch wenigſtens nüchtern überhaupt?"

„Immer nur da, wo ſie's ſein darf, wo Nüchternheit ausreicht oder hingehört. Ich möchte ſagen: nüchtern für alle Tage."

„Und Feiertags?"

„Iſt ſie voll Muth und Leidenſchaft und liebt mich ſo, daß ſie jeden Augenblick für mich ſterben würde."

„Das glaubſt Du?"

„Nein, ich weiß es und weiß es ſeit lange, ſeit meinem zehnten Jahr, da fing' es an. Und wie ſie ſich damals gezeigt hat, ſo zeigt ſie ſich noch. Ich bin ihrer ſo ſicher, wie daß ich lebe, ja, mein Zutrauen zu ihr iſt grenzenlos. Sieh', um Dir nur ein Beiſpiel zu geben, ich ängſtige mich beim Gewitter, aber in ihrer Gegenwart fällt alle Furcht von mir ab. Es iſt mir dann, als ſtünde mein Schutzgeiſt neben mir. Eigentlich könnt' ich Dir von ihr erzählen, von ihr und meiner Kinderzeit. Aber ſage mir, wenn der Anfall kommt und die Schmerzen; ich weiß, Du biſt dann am liebſten allein."

„Erzähle nur; ich höre. Kinderzeit iſt ohnehin unſere beſte Zeit und die lehrreichſte dazu. Da leben wir noch ſo recht eigentlich und zeigen uns, wie wir ſind. In dem, was nachher kommt, iſt ſo viel Zurechtgemachtes. Auch im Guten."

„Avis au lecteur."

„O nicht doch, Fränzl, ich haſſe das, ich haſſe das Hinterrücksſprechen in Winken und Andeutungen. Aber Du wollteſt mir von Hannah erzählen, und wie ſie zuerſt Dein Champion wurde, Dein Ritter ohne Furcht und Tadel. War es nicht ſo?"

„Ja. Du darfſt es ſo nennen, denn es gab etwas von einer regelrechten Schlacht, und Blut floß. — Aber es iſt kalt geworden. Erlaube mir alſo, daß ich zunächſt für Feuer ſorge, ſoweit die paar Kohlen dazu reichen, und vor Allem dieſen Schirm beiſeite ſchiebe. Das Halbdunkel hier iſt nur gut für Geſpenſtergeſchichten, und die wären das Letzte, was ich erzählen möchte."

„Gieb Deiner Geſchichte jede Beleuchtung, die Du für gut hältſt, vor Allem aber gieb die Geſchichte."

„Nun, alſo Hannah's Vater war Küſter an der Kirche, wo der meinige Prediger war . . ."

„Ich entſinne mich . . ."

„Er war aber nicht bloß Küſter, ſondern auch Todtengräber, was ihm in meinen Augen noch ein beſonderes Anſehen gab. Er hatte langes weißes Haar, viel weißer, als es ſeinen Jahren nach hätte ſein müſſen, und ſah eigentlich immer aus, als ob er irgend Einem das letzte Gebet ſprechen wolle. Trotz allem Grauen aber, das mir ſein Ernſt und ſeine Hagerkeit einflößten, hatt' ich ihn gern oder doch nicht ungern, weil mir Alles an ihm apart vorkam und nicht zum wenigſten ſeine Wohnung, die dicht neben dem Kirchhofsgitter lag und eigentlich gerade ſo wirkte, wie der alte Stedingk ſelber. Denn das war ſein Name, Tordeſon Stedingk, und es hieß, daß er von den ſchwediſchen Stedingks herſtamme. Sommers ſtanden immer friſch angeſtrichene Bahren, die trocknen ſollten, um ſein Haus her, Grund genug zu Gruſel und Angſt, am meiſten aber ängſtigte mich ein kleines Gärtchen, das von Buchsbaum eingefaßt war und darin nur immer Studentenblumen blühten. Einmal ſah er mich und rief mich heran, um mir eine dieſer gelben Blumen zu geben, aber ich war wie ſtarr vor Schreck und ſchüttelte nur den Kopf. Als ich mich endlich wieder erholt hatte, lief ich fort und hatte dabei das Gefühl, als ob mich irgend wer an den Hacken hatte."

„Das wird aber doch eine Geſpenſtergeſchichte."

„Nein, nein. Ich verirre mich bloß und krame mehr aus, als zu meiner Geſchichte gehört, Alles nur, weil die Bilder von alter Zeit her wieder lebendig werden und ſo mächtig auf mich einſtürmen, daß ich mich ihrer nicht ganz erwehren kann."

Und ſie tupfte, während ſie ſo ſprach, mit ihrem Taſchentuch über die Stirn hin und fuhr dann fort:

„Unſer eigentlicher Spielplatz war ein großer Grasplatz um die Kirche her, auf dem Bauholz und allerlei Stämme lagen, die, wenn der Herbſt kam, geſchnitten werden ſollten, Kiefern und Tannen und auch wohl Birken- und Eſchenholz, in der Mitte des Platzes aber war ein Tümpel, durch den die Jungen, die gute Stelzenläufer waren, immer durchmarſchirten, was mich ſo mit Neid und Entzücken erfüllte, daß ich's auch zu lernen anfing und nicht eher zufrieden war, als bis ich mit Allem um die Wette mitten im Waſſer ſtehen und auf einer Stelze balanciren und mit der andern präſentiren konnte. Du kannſt Dir denken, welche Wonne das war."

Petöfy nickte ſeine Zuſtimmung.

„Aber," fuhr Franziska fort, „was war der Kirchplatz im Vergleich zu dem Kirchhof, der dicht daneben lag und über deſſen niedrige Mauer weg die Hagebuttenſträucher bis in die Straße hineinwuchſen. An dem Kirchhofe hing unſer ganzes Herz. Eigentlich war es kein rechter Kirchhof mehr, denn was ſtarb, wurde ſeit Jahr und Tag ſchon vor's Thor hinausgetragen und auf einem abgeſteckten und ummauerten Stück Haideland begraben, einzelne Familien in der Stadt aber hatten noch ein Anrecht an den alten Kirchhof, und ſo kam es, daß immer noch von Zeit zu Zeit auf ihm beerdigt wurde. Das war denn allemal ein Feſttag für uns, und wenn am Abend vorher, ſo gegen Sonnenuntergang, der alte Stedingk aus ſeiner Hofthür trat und ſich an's Graben machte, ſo fehlte Keiner von uns, weil Jeder neugierig war, ihn das Grab aufſchütten zu ſehen. Und einmal hatten wir auch wieder ſo geſtanden und zugeſehen, und als er zuletzt fertig war, unſer ſchon draußen auf dem Kirchplatz begonnenes Spiel auf dem Kirchhof drinnen wieder aufgenommen. Es hieß: ‚Hirſch und Jäger‘ — ich weiß nicht, ob ihr das Spiel hier auch habt — der ſtärkſte Junge, wie ſich denken läßt, war allemal ‚der Hirſch‘, der aufgeſtöbert oder auch in ſeinem Verſteck überraſcht, umſtellt und zur Kapitulation gezwungen werden mußte. Dieſer ſtärkſte Junge nun, der damals mit uns ſpielte, hieß Willy Thompſon und war eines reichen Schiffsrheders Sohn, deſſen Familie von Inverneß oder Aberdeen herüber gekommen war. Denn in der kleinen Stadt war Alles ſchottiſch oder ſchwediſch, weil der Handel dahin ging. Nun, dieſer Willy war eigentlich ein blondes Prachtſtück, trotzdem er übermüthig und hochfahrend und ein vollkommener Tyrann war, der uns in Schrecken und blindem Gehorſam hielt. Wenn ein Streit ausbrach, ſo ſtand Alles auf ſeiner Seite, bloß aus Furcht vor ihm, und daß ihm irgendwer widerſprochen hätte, kam eigentlich gar nicht vor.“

Der alte Graf richtete ſich auf, erſichtlich immer intereſſirter, weil er bei dieſer Schilderung die Bilder ſeiner eigenen Jugend wieder vor ſich aufſteigen ſah.

„Und ſo war es auch an dem Abend,“ fuhr Franziska fort, „von dem ich erzähle. Kaum daß unſer blonder Tyrann ausgeflogen und in ſeinem Verſteck untergekrochen war, ſo war auch ſchon Alles hinter ihn her, hierhin, dorthin, und während er ſonſt darauf rechnen durfte, nie gefunden zu werden, und dann ganz zuletzt wie gutwillig zum Vorſchein kam, um uns zu verhöhnen und auszulachen, ſo hatten wir ihn heut in fünf Minuten ſchon. In einer der Kirchhofsecken ſtand nämlich in ſchräger Stellung ein gußeiſernes Monument, und in dem dreieckigen Winkel der da durch gebildet wurde, ſaß er und war nun gefangen. Unter einem ungeheuren Jubel holten wir ihn hervor, um ihn über den Kirchhof hin bis an die Anſchlagſtelle zurückzuführen. Als wir aber bis an die friſch gegrabene Grube gekommen waren, riß er ſich plötzlich los, packte mich, die ich ihn beſonders verhöhnt haben mochte, beim Zopf und ſchrie: „Franze, Du biſt ſchuld; Du haſt geguckt, Du haſt mich verrathen.‘ Ich ſah, wie wüthend er war, und legte mich auf's Verſichern meiner Unſchuld, aber er wurde nur immer wüthender und ſchrie: ‚Bekenn' es, ſag' es, dann ſchenk' ich's Dir; ſonſt, ſonſt …‘ und nun fing er an zu ſchwören: ‚ſonſt werf' ich Dich hier in's Grab.‘ In meiner namenloſen Angſt fiel ich vor ihm auf's Knie, gerad' als ob ſich's um mein Leben gehandelt hätte, und wirklich, ich glaub' auch, ich hätt' es nicht überlebt. Aber er wollte von nichts hören und wiſſen und zerrte mich auch wirklich ſchon auf die Stelle zu, wo mitten in dem eben aufgeworfenen Sandhaufen das große Grabſcheit des alten Stedingk wie ein Kreuz im Zwielicht aufragte. Von den anderen Jungen hatte aber keiner den Muth für mich einzutreten; als er jetzt aber oben ſtand und mich unerbittlich nach ſich zog, ſprang Hannah vor und ſagte: ‚Laß ſie los!‘ Er aber lachte bloß, und es war auch zum Lachen, denn Hannah, die jetzt ſo derb und geſund ausſieht, war damals ein blaſſes und ſchwächliches Kind und ſo mondſcheinen, daß man ſie durch und durch ſehen konnte. ‚Laß ſie loß!‘ rief ſie noch einmal und legte die Hand auf die Grabſcheitkrücke. ‚Dummes Ding, Du ſollſt mit hinein.‘ — ‚Laß ſie los!‘ rief ſie zum dritten Mal, während ihr die Augen wie aus dem Kopfe traten und als er noch immer nicht abließ und mich weiter zerrte, riß ſie plötzlich das Grabſcheit aus der Erde heraus und ſtieß es ihm mit ſolcher Gewalt vor die Bruſt, daß er rückwärts taumelte. Voll Geiſtesgegenwart griff er im Fallen noch nach einem Hagebuttenſtrauch und hielt ſich feſt, während ihm zu unſer Aller Entſetzen das Blut über die Turnjacke floß; denn das nach oben hin ausgleitende Grabſcheit hatte mit einer ſeiner ſcharfen Ecken ihm das Kinn bis an die Lippe hin aufgeſchnitten. Und ſo hielt er ſich eine Weile noch, bis er zuletzt ohnmächtig vor Schmerz und Blutverluſt in denſelben Hagebuttenſtrauch hineinfiel, der ihn vor dem Niederſtürzen in's Grab bewahrt hatte. ‚Blut beſiegelt', ſagt das Sprüchwort, und das Blut, das an dieſem Tage floß, Petöfy, hat Hannah's und meine Freundſchaft für's Leben beſiegelt."

„Aber was wurd' aus dem Jungen, dem zweiten Helden der Geſchichte?"

„Nun, den haben wir vor drei Jahren in Leipzig mit dem ganz zerhauenen Geſicht eines alten Korpsburſchen wieder geſehen. Er ließ ſich bei mir melden, als ich dort zu Gaſtſpiel war, war sans phrase reizend, und als er endlich auch Hannah's anſichtig wurde, brach er in einen wahren Höllenjubel aus und rief einmal über das andere: ‚Sieh', Hannah, es iſt immer ſo weiter gegangen. Aber die hier," und dabei wies er auf die Narbe am Kinn, „iſt doch die beſte.'"

Der Graf war ernſt geworden und ſagte: „Fränzl ich könnte Dich um Deine Hannah beneiden, wenn beneiden meine Sache wär'. Aber das iſt gewiß, ſie iſt ein Schatz für Dich, den Du feſthalten mußt."

„Das will ich auch. Aber zunächſt will ich nachſehen, ob ſie nichts verſäumt und keine Thorheiten begangen hat. Denn ſobald ſie krank iſt, iſt ſie, was Medizin angeht, voll Ungehorſam und Unvernunft.“

„Ein Beweis mehr für ihre Vernünftigkeit. Ich werde ſchließlich auch noch ein Hannahſchwärmer werden.“

Fünftes Kapitel.

Hannah ſchlief feſt und athmete ruhig. Das Fieber hatte ſichtlich nachgelaſſen, und leiſe, wie ſie gekommen war, verließ Franziska, die wohl wußte, daß dieſer Schlaf die Geneſung bedeute, den Alkoven wieder, um in ihrem Wohnzimmer vor dem Kamin Platz zu nehmen.

Das Feuer darin war halb niedergebrannt, aber über dem Kamin befand ſich ein Ofen, der ſeine Heizung von außen her empfing und trotz vorgerückter Stunde noch eine behagliche Temperatur ausſtrömte, was nicht überraſchen durfte, denn der erſt beim Beginn der Regentage zum Vorſchein gekommene ſchnauzbärtige Slowake, dem das Heizungsdepartement unterſtellt war, pflegte lieber zu viel als zu wenig zu thun.

Es war noch nicht ſpät, und Franziska nahm auf gut Glück ein Buch vom Bücherbord. Es war ein Band von Rouſſeau, die „Confeſſions,“ und ſie ſah im Durchblättern, daß wenigſtens auf den erſten fünfzig Seiten viele dünne Bleiſtiftſtrichelchen an den Rand gemacht worden waren. Die Leſerin indeß, ſehr wahrſcheinlich die Mutter des Grafen, ſchien ſich im Weiterleſen immer ablehnender gegen den Autor verhalten zu haben, denn der Strichelchen, die ganz unzweifelhaft Zuſtimmung ausdrücken ſollten, wurden immer weniger und der Fragezeichen immer mehr. In der Mitte des Buches aber lag ein weißes, goldgerändertes Blatt mit einem Spruch darauf und dieſer Spruch ſelbſt lautete: „Vor Jedem ſteht ein Bild deß, was er werden ſoll. So lang er das nicht iſt, iſt nicht ſein Friede voll.“ Franziska ſtutzte. „Wie ſchlicht,“ ſagte ſie, „wie nüchtern faſt! Und doch bewegt es mich. Und warum? Iſt es, weil ich das ‚Bild deſſen, was ich werden ſoll,‘ ahnungsvoll bereits vor mir ſehe, oder iſt es umgekehrt, weil ich es nicht ſehe? Sonderbar.“

Sie legte das Buch wieder aus der Hand, gab ihren Platz vor dem Kamin auf und ſetzte ſich in die Fenſterniſche. Wenn nicht Alles täuſchte, ſo mußte ſich das Wetter zum Guten geändert haben; nur kalt ſchien es geworden zu ſein, denn die Scheiben beſchlugen ſich und die Tropfen zogen Rinnen über das Glas. „Ich muß doch ſehen,“ ſagte ſie neugierig und erhob ſich halb von ihrem Sitz, um den Fenſterflügel zu öffnen.

Wirklich, der Regen hatte nachgelaſſen und nur ein Nebel, der aus der halbüberſchwemmten Landſchaft aufſtieg, lagerte noch zwiſchen Schloß und See. Seine Dichtigkeit hinderte den Schall, und nichts von Lärm und Leben drang von unten herauf, bis mit einem Male, wenn auch ſchwach und gedämpft nur, die Glocke des ſich eben nähernden

Dampfſchiffes vernehmbar wurde. Sie freute ſich des Tons und ſuchte begierig nach dem Schiff, aber nach mehreren Minuten erſt ſah ſie, daß ein dunkelrother Schimmer allmälig und wie mühevoll durch den Nebel brach. Das war das Laternenlicht vorn am Bugſpriet, und nun wuchs es und wurde ein Feuerauge. Sie konnte den Blick nicht davon abwenden und hatte das Gefühl dabei, daß das noch unſichtbare Schiff ihr etwas bringen müſſe. Was? Nun, zum mindeſten ein Zeichen aus der Welt.

Endlich ſchwieg das Läuten und ſie hörte nur noch den Pfiff und das Ziſchen des Dampfes, der abgelaſſen wurde.

Sie ſchloß das Fenſter wieder. Joſephine kam, um ihr beim Auskleiden behilflich zu ſein, aber Franziska ſchickte ſie wieder fort, weil ihr daran lag, ſich ungeſtört ihren Gedanken und Träumereien überlaſſen zu können. Alte Bilder zogen herauf und mit ihnen ein Gefühl unendlicher Sehnſucht. Wonach? Wohin? In ihre Kindheitstage zurück? War ſie glücklicher geweſen, als ſie mit Hannah auf dem Kirchplatze geſeſſen und hinaufgeſehen und die Sterne gezählt hatte? Nein. Unbefriedigt damals wie heute. „Und ſo haben wir denn nichts ſicher, als ein ewig ungeſtilltes Verlangen?“

Immer leidenſchaftlicher und fiebriger drängten ſich ihr die Fragen, bis ſie zuletzt ermattet einſchlief. Aber nicht lange, ſo war ſie wieder wach, warf einen Plaid über und trat auf den Balkon hinaus, auf denſelben Gitterbalkon, auf dem ſie ſchon einmal, damals von Angſt und Schreck wie heute von Unruhe gepeinigt, geſtanden hatte. Der Nebel war fort, eine ſcharfe Luft zog vom Gebirge her, und ſie ſog die Kühle begierig ein. Ueber einem der bewaldeten Vorberge ſtand die Mondesſichel und an ihr vorüber zogen die Reſte der Regenwolken endlos und in fliegender Haſt. Alles war längſt ſtill in Schloß und Stadt, nur ein dumpfes Donnern und Brauſen traf ihr Ohr, und als ſie hinhorchte, woher es komme, ſah ſie, daß es der unter den tagelangen Regengüſſen angeſchwollene Bergbach war, der ihr zur Linken über die Klippenwand hin in die Tiefe ſchoß. Die ganze Waſſermaſſe lag in Nacht und Dunkel, und nur immer auf Augenblicke, wenn die Sichel drüben ihr Licht herüberſchickte, leuchtete der Schaum auf. Aber unausgeſetzt hörte ſie von der Klippenwand her das eintönig mächtige Rauſchen und dazu klang es plötzlich und erinnerungsvoll in ihrer Seele:

„Hörbar rauſcht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einſamkeit.“

Es waren dieſelben Worte, die damals an jenem erſten Abend in Gräfin Judith's engerem Kreiſe den alten Grafen entzückt und vielleicht über ihr und ſein Leben entſchieden hatten.

Sechstes Kapitel.

Franziska hatte nach der unruhigen Nacht länger geſchlafen als gewöhnlich, ſo daß, als ſie zu ſpäter Stunde erwachte, die Sonne bereits hell in's Zimmer ſchien. Alles war wie verändert und ihre melancholiſche Stimmung wie mit dem Regen fortgezogen.

Auch die beiden Kranken hatten ſich erholt und gingen unter dem Einfluß des Wetterumſchlags ihrer Geneſung erſichtlich entgegen. Der Graf ſaß aufrecht in ſeinem Feldbett, und Thür und Fenſter waren geöffnet, um dem Licht überall Zutritt zu gönnen. Franziska verſäumte nicht, von der ſo vortheilhaft veränderten Situation auch ihrerſeits Nutzen zu ziehen und über das Schiff und das Feuerauge zu berichten, die ſie beide bis in ihren Traum hinein verfolgt hätten. Uebrigens ſei ſie ſicher, daß ihr das Schiff eine Neuigkeit gebracht habe.

„Hat es auch, Fränzl, einen Brief von Judith. Sie kommt und Egon auch, und Beide warten nur noch auf beſſere Tage.“

Franziska, während der Graf dieſe Worte ſprach, ſah vor ſich hin und wechſelte die Farbe.

„Du freuſt Dich nicht?“

„O doch, ich freue mich. Und wie könnt' ich auch anders, als mich freuen? Du weißt, wie ſehr ich die Gräfin verehre, ja wie ſehr ich ſie liebe; Wochen und Tage, die ſie mir hätte vergällen können, hat ſie mir zu den unvergeßlich glücklichſten gemacht. Ich freue mich wirklich und aufrichtig, und wenn ich doch vielleicht einen Augenblick erſchrak, ſo geſchah es in dem Gedanken, aus dieſer mir lieb gewordenen Stille plötzlich und unerwartet herausgeriſſen zu werden.“

Er ſah ſie ſcharf an, aber ſie hatte durchaus die Herrſchaft über ſich zurückgewonnen und begegnete ruhig ſeinem Blick.

„Im Uebrigen,“ nahm der Graf wieder das Wort, während er unter Papieren umherſuchte, die neben ihm auf dem Tiſch lagen, „im Uebrigen hat der Brief an mich auch eine Einlage. Da! Schweſter Judith ſcheint ſich wie gewöhnlich nicht ganz kurz gefaßt zu haben. Im Briefeſchreiben iſt ſie noch ganz die Dame des vorigen Jahrhunderts, obſchon ſie dem unſrigen angehört und ſich ſogar den Tag von Auſterlitz als ihren Geburtstag auserſehen hat. Beiläufig die wenigſt patriotiſche That ihres Lebens.“

Franziska hatte den Brief genommen, augenſcheinlich in der Abſicht, ihn auf ihrem Zimmer in aller Muße zu leſen, aber Petöfy war andern Sinnes und fuhr fort: „Ich bin neugierig zu hören, was ſie Dir ſchreibt. Es werden keine Staatsgeheimniſſe ſein, überflieg' es alſo und laß mich wiſſen, was ich wiſſen darf. Nur die Ueberſchrift möcht' ich mit eigenen Augen ſehen . . . ‚Liebe Gräfin . . .' Ah, das iſt gut; und nun lies.“

Franziska nahm den Brief zurück und las:

„Ich bin noch altmodiſch genug, meine liebe Franziska, Briefe durch Einlage zu ſchicken; in meiner Jugend that man dieß oft und gern, jetzt lächelt man darüber. Jede neue Zeit dünkt ſich eben klüger, als die vorausgegangene. So war es von jeher, und ich entſinne mich, über Vieles gelacht zu haben, was meine Mutter, trotzdem ſie doch manches Freiere von England her mit herüber gebracht hatte, noch als einen Gegenſtand von beſonderer Wichtigkeit anſah.“

„Alltagsbetrachtung!“ unterbrach der Graf. „Aber laß uns weiter hören.“

„Ich freue mich, daß Dein Leben auf Schloß Arpa Dich ſo glücklich macht, und find' es klug, daß Du das Ungriſche ſo gleichſam von verſchiedenen Seiten her in Angriff nimmſt. Aber wenn Du den Rath einer alten Frau nicht verſchmähſt, ſo gehe darin nicht zu weit. Es wird das Klügſte für Dich ſein, deutſch zu bleiben und das Ungriſche nur ſo weit gelten zu laſſen, ſoweit es gelten muß. Alles, was in Deinem neuen Leben an Dich herantritt, mußt Du freundlich anſehen und ein Wort der Anerkennung dafür haben, auch ſelbſt gegen beſſeres Wiſſen, aber Du darfſt nicht ſelbſt ungriſch ſein oder werden wollen. Es wird Einem ein ſolches Opfer in den ſeltenſten Fällen gedankt. Und kann auch kaum. Denn ſo gewiß ein Sichſelbſtvergeſſen unſer Schönſtes iſt, ſo geziemt ſich dieß Selbſtvergeſſen doch immer nur im Sinn und Dienſte des chriſtlichen Ideals. Wir ſollen unſer Ich opfern um der erlöſenden Liebe willen, das iſt etwas Großes, aber wir ſollen uns, unſer Volk und unſere Sprache nicht aufgeben, bloß um einer andern in gleicher Selbſtſucht und Selbſtgerechtigkeit befangenen Nationalität willen."

„Und doch hat ſie's gethan. Aber fahre fort."

„All' das iſt weder nach Gottes Gebot, noch nach dem Geſetz der Klugheit, und ich lebe der Ueberzeugung, daß der Herr Curatus von Szegenihaza dieſe meine Meinung theilen wird. Wär' es anders, ſo wär' er mehr ungriſch als chriſtlich, was ich nach dem Bilde, das ich in früherer Zeit von ihm empfangen habe, nicht glaube. Der Unglücksfall auf dem See hat mich tief erſchüttert, am meiſten aber, daß die Gegenwart des Allerheiligſten das Unglück nicht abwenden konnte. Vielleicht daß um Eines Schuld und Miſſethat willen ſo viel Unſchuldige den Tod miterleiden mußten."

„Judith hat eine Neigung," warf hier der Graf ein, „an den einfachſten Erklärungen vorüberzugehen und immer nach wenigſtens einem Geheimniß zu ſuchen, wenn es ein Wunder nicht ſein kann. Das Fährboot kenterte, weil es überladen und der Fährmann betrunken war. C'est tout. Aber laß mich auch den Schluß hören."

„Durch Graf Adam wirſt Du, noch ehe Du dieſe Zeilen liest, von unſerer Abſicht eines kurzen Herbſtaufenthalts auf Schloß Arpa vernommen haben. Wenn ich ſage, von ‚unſerer Abſicht', ſo heißt das, Egon begleitet mich. Er wünſcht an den Wolfsjagden theilzunehmen, die der alte Graf Pejevics in der Umgegend von Schloß Falcavar und auf ſeinen Gütern überhaupt abzuhalten gedenkt. Auch der junge Graf, den Du ja kennſt, wird, wenn er Urlaub erhält, bei den Jagden zugegen ſein. Ich freue mich ſehr auf dieſen Aufenthalt, den erſten wieder ſeit nun gerade zehn Jahren. Wohl iſt es wahr, die Stätten unſerer Jugend bleiben uns allzeit theuer und wir hängen daran mit der Kraft einer erſten Liebe.

„Sage dem Pfarrer meinen Gruß, ebenſo dem alten Toldy. Sowie der Regen nachläßt, den wir hier unausgeſetzt ſeit faſt zwei Wochen gehabt haben, brechen wir auf. Ein Telegramm meldet euch zuvor noch Beſtimmtes und wenn nicht die Stunde, ſo doch den Tag unſerer Ankunft. In herzlicher Ergebenheit

Deine

Judith v. Gundolskirchen,
geb. Gräfin Petöfy.“

Franziska legte den Brief aus der Hand und ſagte: „Wie liebenswürdig!“ Und am liebenswürdigſten da, wo ſie mich tadelt. Ich glaube, daß ſie Recht hat und daß es in der That eine Gefahr in ſich birgt, ſich irgendwo gewaltſam einbürgern zu wollen. Ich muß Alles mehr abwarten lernen. Das aber überraſcht mich doch, und Du ſelbſt, Petöfy, ſchienſt etwas derart andeuten zu wollen, die Gräfin, Deine Schweſter, ſo wenig ungriſch zu ſehen, trotzdem ſie doch ihrer ungriſchen Jugendtage mit Vorliebe zu gedenken ſcheint. Iſt ſie deutſch geworden ihrem deutſchen Eheherrn oder einfach ihrem deutſchen Namen zuliebe?“

„Weder das Eine noch das Andere. Kirchliche Leute haben eben die Kirche. Die bedeutet ihnen Heimath und

Vaterland und nur die. Die Nationalitäten ſind ihnen nichts und empfangen ihre Schätzung erſt aus der Frage, wie weit ſie der Kirche dienen oder nicht. Uebrigens iſt Judith nach Art aller Langſamen und Schwerfälligen auch raſcher Entſchlüſſe, ja vollkommener Ueberhaſtungen fähig, und da wir, wie der Augenſchein, Gott ſei Dank, zeigt, ſeit ſechs Stunden ein anderes Wetter haben, ſo können wir ſie nach ſechsmal ſechs Stunden erwarten. Ich werde mich alſo von heut an in Papier Fayard wickeln und mit meinem Reſt von Hüftweh wenigſtens ſo weit aufzuräumen ſuchen, um die Häuſer Gundolskirchen und Asperg auf gut ungriſch empfangen zu können."

Siebentes Kapitel.

Den dritten Tag darnach kam ein Telegramm: „Wir treffen mit dem Mittagsdampfer ein; Egon.“ Und wenn ſchon in den Tagen vorher ein Lüften und Klopfen, ein Schieben und Stellen geweſen war, ſo verdoppelte ſich jetzt der Einrichtungseifer. Für Gräfin Judith wurden die Zimmer beſtimmt, die neben denen ihres Bruders gelegen waren, während für Egon, wie ſchon bei manchem früheren Beſuche, wieder die kleine Thurmſtube hergerichtet wurde, womit der in ſeinem unteren Theile nur ein Treppenhaus bildende alte Schloßthurm nach oben hin abſchloß. Egon, wenn er hier wohnte, ſtieg dann oft und gern auf die Plattform hinauf und erfreute ſich von dieſer aus der wunderbar ſchönen Ausſicht über den See. Der alte Graf behandelte dieß als „deutſche Romantik“ und ſpottete dar über, obſchon er ſelbſt in Dinge verfallen konnte, die viel romantiſcher waren.

Und nun brach der Tag an, wo ſie kommen ſollten. Franziska war früh auf, nahm noch einmal bis in die Thurmſtube hinauf eine Muſterung vor und ſtand eben auf dem Punkte, durch den großen Eßſaal in ihre Zimmer zurückzukehren, als ſie Hannah's anſichtig wurde, die von dem der alten Kapelle gegenüber gelegenen Balkon her irgend einem auf dem Schloßhofe ſtattfindenden Vorgange neugierig zuzuſehen ſchien.

„Was haſt Du?“ fragte ſie, Hannah aber winkte nur halb geheimnißvoll, ſo ſtill wie möglich heranzutreten, und als Franziska dieſem Winke folgte, ſah ſie, daß eine Taube bemüht war, ein großes Wollknäuel abzuwickeln, das mitten auf dem Schloßhof lag und von einem der Mägde verloren ſein mußte. Das Thierchen, eine Kropftaube, pickte beſtändig daran herum und ruhte nicht eher, als bis es einen wohl zwanzig Fuß langen Faden abgewickelt hatte, mit dem es nun, während das unten liegende Knäuel ſich abwechſelnd hob und wieder fiel, auf eine dicht neben dem Glockenſtuhl befindliche Maueröffnung zuflog. Es war ganz erſichtlich, daß es den unten von ungefähr gemachten Fund benutzen wollte, ſich oben ein Neſt zu bauen, und als Hannah wahrnahm, daß Alles beinahe abgewickelt war, ſchickte ſie ſich an, an das alte Knäuel ein neues anzubinden, bloß um ſich zu vergewiſſern, wie lange das Thier wohl in ſeinem Fleiße verharren würde. Franziska litt es aber nicht und ſagte: „Du darfſt es dem, der ſein Neſt bauen will, nicht zu ſchwer machen.“

„Ich mach' es ihm nicht ſchwerer, als er ſich's ſelber macht. Dieſer Kröpfer kann ja den Faden, wenn er will, jeden Augenblick wieder fallen laſſen."

Es war nur ein kleiner und unbedeutender Hergang, und doch haftete das Bild davon in Franziska's Seele. „Trieb!" ſagte ſie. „Wohl nichts weiter als Trieb. Aber er bedeutet Arbeit und Mühe um Lebens und Liebe willen."

Und ſie hing dieſen und ähnlichen Betrachtungen noch eine Weile nach.

Aber die Mittagsſtunde war nahe heran, und der Graf ließ ſagen, daß der Wagen in einer Viertelſtunde vorfahren werde. Da galt es denn, ſich zu eilen. Sie wußte, wie ſehr er auf Pünktlichkeit hielt, und trat eine Minute vor der Zeit in ſein Zimmer in leichtem Hut und ſchwarz und weiß geſtreiftem Burnus, darin er ſie mit Vorliebe ſah. Die Kapuze mit der Quaſte daran und mehr noch der ſeidenglänzende Stoff, der im Winde bauſchte, kleideten ſie in der That vorzüglich. Ein zweiter, leerer Wagen, ebenfalls zweiſitzig, folgte. Den Bergweg hinunter ging es in einem mäßigen Trab, unten aber jagten die Pferde durch die Tümpel hindurch, die hier noch überallhin von der Regenzeit her ſtanden. Der Mais ragte hoch auf, ſo hoch, daß auf eine ganze Strecke hin der Ausblick gehindert war, kaum indeß, daß ihr Wagen die Maisplantage hinter ſich hatte, ſo ward auch ſchon der Dampfer ſichtbar, der auf die Anlegeſtelle zuſteuerte.

„Raſch, raſch!" rief der Graf, indem er dem Kutſcher einen Schlag auf die Schulter gab und auf das immer näher kommende Schiff deutete, deſſen unausgeſetztes Läuten eine ganze Welt von Ankömmlingen erwarten ließ. Aber nur wenige Paſſagiere ſtanden unter dem ausgeſpannten Dach, deſſen roth eingefaßte Borte luſtig hin und herflatterte. Franziska glaubte die Gräfin ſchon von fern her erkannt zu haben und wies auf eine ſtattliche Geſtalt in ſchwarzer Robe; der alte Graf aber, der ſchärfer ſah, lachte herzlich, daß ſie den Geiſtlichen von Nagy-Vaſar, „der freilich noch ſchwärzer als Schweſter Judith ſei,“ mit dieſer verwechſelt habe.

Faſt im ſelben Augenblick, wo der Wagen hielt, hielt auch der Dampfer.

Egon im Jagdrock und ſteyriſchem Hut, ſprang an's Ufer, umarmte den Oheim und küßte Franziska die Hand. Er ſchien in ausgiebigſter Laune, freilich auf Koſten der alten Gräfin, die noch immer nicht ſichtbar wurde. Die Tante habe ſich zu Beginn der Fahrt auf Deck befunden und bei den gleichgültigſten Stellen im heißeſten Sonnenbrande tapfer ausgehalten, im Moment aber, wo der See breit und ſchön geworden ſei, habe ſie ſich in die Kajüte zurückgezogen, nicht um zu ſchlafen, was er gelten laſſe, ſondern um eines ſeekranken Kanarienvogels willen, der ſeit etwa zwei Monaten mit Feßler die Herrſchaft theile. „Mais voilà.“ Und nun wies er auf die Tante, die mit dem Vogelbauer in der Hand eben die Kajüttentreppe heraufkam und gleich darnach auch die kleine Rollbrücke paſſirte, die man inzwiſchen von der Landungsſtelle her auf das Schiffsdeck geſchoben hatte.

Die Begrüßung war herzlich, weniger mit dem Bruder, als mit Franziska, deren Handkuß ſie mit einem Kuß auf die Stirn erwiderte. „Wie gut Dir die Luft von Schloß

Arpa bekommen iſt! Vortrefflich. Du ſiehſt beſſer und friſcher aus als in Oeslau. Und das waren doch auch ſchöne Tage. Nicht wahr? Hörſt Du noch dann und wann von dem reizenden Fräulein Phemi?"

Unter ſolchem Geſpräch und Geplauder hatte man von der Landungsbrücke her den Punkt erreicht, wo die beiden Wagen hielten. Franziska nahm im erſten neben der Gräfin Platz, Egon aber im zweiten neben dem alten Grafen. Und im Fluge ging es nun auf Schloß Arpa zu.

„Nun, meine liebe kleine Gräfin," ſagte Judith, während ſie die Quaſte, die beſtändig hin und her flog, in Franziska's Kapuze zurückſtopfte, „nun ſage mir: come sta? Wie lebt ſich's mit dieſem Ungeheuer von Bruder, mit dieſem Infidèle, mit dieſem Ueberbleibſel aus dem Nachlaſſe des Herrn von Voltaire? Du haſt mir geſchrieben, Du ſeiſt glücklich und Dein Teint und Deine klaren Augen ſcheinen es mir beſtätigen zu wollen, aber, meine theure Franziska, Briefe lügen und Teint und Augen auch. Aber was nicht lügt, das iſt die Stimme, und ſo ſage mir denn, denn ſo ſchön und ſo frei fahren wir nicht wieder in die Welt hinein, ſage mir alſo: biſt Du glücklich?"

Franziska nahm Judiths Hand und küßte ſie. Dann ſagte ſie, während ſie zu der Gräfin aufſah und ihre Hand, die ſich wie Wohlwollen anfühlte, feſt in der ihrigen behielt: „Ich habe mehr Glück gewonnen, als ich erwartete. Der Graf liebt mich und iſt edel und gerecht. Ob ich glück bin? Ich weiß es nicht, gnädigſte Gräfin, aber ich hoff' es. Vielleicht kann man glücklich ſein, wenn man es ſein will, und ich hab' einmal geleſen, man könne das Glück auch lernen. Das hat mir gefallen. Und wirklich es muß Mittel dazu geben."

„Ja, das Gebet. Und vor Allem das eine: ‚Führ' uns nicht in Verſuchung'."

Auch in dem Wagen, der folgte, ging das Geſpräch. Etwas von dem Schlammwaſſer ſpritzte gegen Egon's Hut, der ihn abnahm, um ihn wieder zu ſäubern. „Sieh', gerad' an den Gemsbart," ſagte der Oheim. „Und ſo ſtraft Dich denn der erſte magyariſche Tümpel für Dein unmagyariſch Herz. In allem Ernſt, Egon, Du kannſt in dem Gemsbarthute nicht zu dem alten Pejevics fahren, der, weil er eigentlich kein Magyar iſt, ſelbſtverſtändlich den Doppelmagyaren ſpielt. Aber gleichviel, Deine Mutter war eine Petöfy, das vergißt man Dir nicht, und fordert einen Reiherbuſch oder eine Adlerfeder von Dir, ſo lange Du hier biſt. Du kennſt unſere kleinen Schwächen."

„Und unterwerfe mich ihnen. Am wenigſten aber möcht' ich mir die Jagd und die Stimmung auf Schloß Falcavar verderben. Weißt Du, wer zugegen ſein wird? Natürlich Szabó."

„Der gewiß und ſehr wahrſcheinlich auch Perczel-Devaviany zweifelhaft. Familienmalheur. Im Uebrigen ſteh' ich mit der Nachbarſchaft auf einem Grollfuß und weiß eigentlich ſo gut wie nichts. Man beliebt nämlich, meine Gräfin nicht gräflich genug zu finden, oder bemängelt ihren Stammbaum. Ich bin aber nicht gewohnt, mir Vorſchriften machen oder wohl gar alte Vorurtheilsalbernheiten als ebenſoviel Weisheit aufdrängen zu laſſen."

„Und ſo lebt Ihr denn ziemlich einſam?"

„Nein und ja. Jedenfalls einſam genug, um ſich eines lieben Beſuches doppelt zu freuen."

Und damit fuhr ihr Wagen unter dem Portal fort in den Schloßhof ein.

Achtes Kapitel.

Seit jenem Ankunftstage war eine geraume Zeit, über drei Wochen vergangen und Egon längſt wieder von den großen Jagden im Pejevics'ſchen Schloſſe zurück. Man war mitten im October und ſprach bereits von Abreiſe, das wundervolle Wetter aber, das jetzt ausgleichen zu wollen ſchien, was der Regen vorher verſchuldet hatte, ſchob den Termin immer wieder hinaus. Auch war es mit dem Aufbruch ein gut Theil weniger ernſthaft gemeint, als es den Anſchein hatte, wenigſtens von Seiten Egon's, der nicht müde wurde, das „ſich in der Ellipſe bewegende Leben oder, was daſſelbe ſagen wolle, das Leben mit dem Doppelmittelpunkte zweier Tanten“ als eine neue und höchſte Daſeinsform zu proklamiren.

Mit Franziska ſtand er überhaupt auf dem Neckfuß; und verſicherte, daß ſie gleich vom erſten Augenblick an ihn in ihrer neuen Eigenſchaft als „Magyarin“ enttäuſcht habe.

Schon am Dampfſchiff hab' es begonnen. Er habe ſie nämlich auf einem Raſſepferd erwartet, im Reitkleid, mit wehendem Schleier und engliſcher Gerte, ſtatt deſſen ſei ſie wohlverwahrt in einem Korbwagen herangekommen, ganz wie proteſtantiſche kleine Comteſſen, die zum Religionsunterricht oder zum Kinderball in die Stadt gefahren werden. Ja, ſo hab' es begonnen, und was er ſeitdem hier erlebt habe, habe ſeine Verwunderung und ſeine Betrübniß nur geſteigert und ihn mehr und mehr erkennen laſſen, auf wie falſchen Wegen ſie wandle. Sie wolle magyariſch ſein oder doch wenigſtens werden und fange das Magyariſche mit der Korrektheit an, während ſie's umgekehrt mit der Unkorrektheit verſuchen müſſe. Korrektheit, und noch dazu ſolche, zu der man durch Grammatik und die kleine Kirchengröße von Szegenihaza herangebildet werde, ſei durchaus alltäglich, und was alltäglich ſei, ſei nicht ungriſch. In Ungarn müſſe das Leben in der Attake genommen werden. Und er wette, daß ſie, richtig geleitet, den Muth und die Geſchicklichkeit und vielleicht auch ſchon ein Stück Vorbildung dazu beſäße. Die richtige Leitung aber habe gefehlt. Das Nächſte ſei, den kleinen Geiſtlichen unten auf Urlaub zu ſchicken, für den Reſt hoff' er ſich perſönlich verbürgen zu können.

Egon, wenn er ſo neckte, durfte der Zuſtimmung des alten Grafen jedesmal ſicher ſein, der nur noch hinzuzufügen liebte: Franziska habe zu viel von des Goldſchmieds Töchterlein mit Gebetbuch und Trippelſchritt; ſie ſei nicht bloß deutſch, ſie ſei ſogar ſchwäbiſch. Nur Gräfin Judith opponirte, wenn ſo geſprochen wurde, ſchüttelte den Kopf und wollte von Steeplechaſe nichts wiſſen. Franziska ſei mehr auf die Betrachtung, als auf die Durchlebung der Dinge geſtellt und werde den Geiſtlichen, wenn er ausbleibe, gewiß ſchmerzlich vermiſſen; ſie ſäh' es durchaus als ihre Pflicht an, um Franziska's willen in dieſem Sinne zu ſprechen. In Wahrheit aber ſprach ſie nur deßhalb mit ſo viel Wärme für das Weitererſcheinen des Herrn Curatus, weil ſie perſönlich nichts lieber hatte, als Plaudereien über Beichtgang und den Stand der Sittlichkeit in der Gemeinde.

Franziska, wenn der Kampf der Parteien in dieſer Weiſe tobte, horchte dankbar lächelnd dem Lobe zu, das ihr von der alten Gräfin geſpendet wurde, war aber doch zu jung, als daß ſie nicht die bald in Angriff genommenen Lektionen im Sattel denen in der Grammatik vorgezogen hätte. Mitunter ſchloß ſich der alte Graf an, meiſt aber war es Andras, der das junge Paar in die Berge hinein begleitete.

Während dieſer Ausflüge war es denn auch, daß ſich Egon und Franziska recht eigentlich erſt kennen und ein Gefallen an einander finden lernten. In der raſch durchtrabten Plaine ſprachen ſie wenig, aber in das Schluchten- und Waldeswirrwarr einbiegend, wo zwiſchen Geſtrüpp und Unterholz hin der Weg erſt gebahnt werden mußte, wurde ihr Geſpräch lebhaft.

Egon zeigte ſich dann ſehr anders als im Kreiſe daheim. Er ließ den ſpöttiſchen Ton fallen, ſprach ernſt und einfach und vermied Fragen, die für ihn ohnehin ſo gut wie beantwortet waren. Er ſah deutlich, daß Franziska vor einer Aufgabe ſtand, die ſchließlich ihre Kraft überſteigen würde. Sie gab ſich freilich kühl. Aber war ſie's? Er hegte Zweifel und ſah ſich eines Tages in dieſen ſeinen Zweifeln beſtärkt. In einem benachbarten adligen Hauſe nämlich hatte ſich ganz vor Kurzem erſt ein Entführungsroman abgeſpielt, in dem eine Schwägerin Graf Devaviani's die Schuldige, nach Anſicht Andrer aber und zwar mit Rückſicht auf ihren ſittenverdorbenen und grundſchlechten Eheherrn die Heldin war. Auch Franziska trat für die Verklagte mit lebhaften Worten ein, und als Egon, übrigens mehr aus Ueberlegung als aus Ueberzeugung ihr widerſprach, wurde ſie mit jedem Momente heftiger und erregter. Einer der ihr feſtſtehenden Grund- und Lebensſätze ſei der von der Gegenſeitigkeit der Pflichten, und die Forderung, eine gewohnheitsmäßige Pflichtuntreue mit unerſchütterlicher Pflichttreue beantworten zu ſollen, empöre ſie geradezu, ja mehr, ſie fühle ganz deutlich, daß ſie durch Verrath und Untreue, denen ſie wie ſelbſtverſtändlich hingeopfert werden ſolle, zu den extremſten Dingen hingeriſſen werden könne. Dank und Pietät, ohne die die Welt roh und gemein ſei, ſeien ihr, ſo hoffe ſie wenigſtens, tief in's Herz geſchrieben, aber ebenſo tief berge ſie den leidenſchaftlichen Hang nach Wiedervergeltung in ihrem Gemüth, und wenn ſie zurückblicke, ſo gäb' es für ſie kein Gefühl, in dem ihre Phantaſie ſo geſchwelgt habe, wie in dem befriedigter Rache.

Egon, während ſie ſo ſprach, hatte ſie von der Seite her ſcharf beobachtet und hielt ſich von dem Augenblick an mehr noch als vorher überzeugt, daß die Kühle, die ſie zeigte, nur Täuſchung ſei.

Sein Intereſſe wuchs aber, je mehr ihn dieſe Frage beſchäftigte.

Neuntes Kapitel.

Auch die Beziehungen, die Franziska zur alten Gräfin unterhielt, geſtalteten ſich, ſoweit eine Steigerung überhaupt noch möglich war, immer freundlicher und erfuhren durch kleine, halb ſcherzhafte Meinungsverſchiedenheiten keine Schädigung, weil man ſich in ernſthaften Dingen einig wußte. Dieß trat ſchon an einem der erſten Tage hervor, wo Gräfin Judith, ihre Scheu gegen Treppenſteigen überwindend, einen ſpeziellen, allerdings auch wohl von Neugier, diktirten Anſtandsbeſuch bei Franziska gemacht und eine herzliche Plauderſtunde mit dieſer gehabt hatte. Gleich beim Eintritt war ſie froh überraſcht geweſen, dem Muttergottesbilde wieder zu begegnen, das ſie ſich ſehr wohl entſann, in den Tagen ihrer Kindheit an eben dieſer Stelle geſehen zu haben. Und wirklich, nur der Roſenkranz am Arm des Chriſtkindes war neu hinzugekommen. Franziska, die raſch bemerkte, was im Gemüthe der alten Gräfin vorging, ſchob ihr einen bequemen Seſſel heran, ſetzte ſie ſorglich hinein und ſagte dann erklärend und in einem gedämpften Tone: ſie habe ſich wohl gedacht, daß ihr das Muttergottesbild eine beſonders liebe Erinnerung ſein werde, weßhalb ſie denn auch eine Weile geſchwankt habe, ob ſie's nicht von der Konſole herabnehmen und unten im Schlafzimmer der Gräfin aufſtellen ſolle. Aber ſie woll' es nur geſtehen, ſie habe ſich ihrerſeits nicht davon trennen mögen. Denn das Muttergottesbild ſei das Erſte geweſen, von dem ſie hier auf Schloß Arpa begrüßt worden ſei, noch früher als von Hannah, und ſo ſehr ſie ſich im erſten Augenblick als Proteſtantin über dieſen Gruß verwundert und beinahe erſchreckt habe, ſo ſei's ihr doch am andern Tage ſchon geweſen, als wüchſe das kleine Niſchendach und nehme ſie mit unter ſeinen Schutz.

Von all' dieſem, als Franziska ſo ſprach, war der guten Gräfin Herz ſo ganz getroffen worden, daß ſie bewegt geantwortet hatte: Franziska habe recht gethan, das Bild an alter Stelle zu laſſen; man ſolle, nach dem Sprüchwort, alte Bäume nicht verpflanzen, aber alte Heiligenbilder auch nicht, und ſo hoffe ſie ſich keiner Sünde ſchuldig zu machen, wenn ſie rund heraus ausſpreche, die Heiligen ſegneten überall, aber da, wo ſie gerade ſtünden und ſchon von alter Zeit her geſtanden, da hätten ſie doppelte Macht und noch ganz beſondere Wurzeln ihrer Kraft. Und dieſer Kraft bedürfe der Eine mehr als der Andere. Franziska ſei jung, und ein junges Herz, eben weil es jung ſei, brauche zwiefach Troſt und Beiſtand. Ein altes finde ſich ſchon eher zurecht. Und darnach hatte man das Geſpräch fallen laſſen, das nichtsdeſtoweniger oder vielleicht gerade, weil man es ſtill nachwirken ließ, das gute Verhältniß zwiſchen Beiden noch um ein Erhebliches befeſtigt und auch wohl Hoffnungen in dem Herzen der alten Gräfin angeregt hatte. Denn ſie war nach wie vor nicht frei von dem Hange nach Bekehrung und hielt es mit dem Fiſchzuge Petri. Schon in Wien hatte ſie mit Feßler die Möglichkeit eines Uebertritts erwogen und an dem Tage, der dem vorerwähnten Geſpräche mit Franziska folgte, dieſen Punkt auch brieflich wieder aufgenommen. Aber erſt einem zweiten kleinem Ereigniſſe war es vorbehalten, ſie hinſichtlich ihrer Konverſionspläne mit voller, wenn auch freilich abermals mißverſtandener Hoffnung zu erfüllen. Das Ereigniß ſelbſt aber war das folgende.

Schon bald nach Egon's und der alten Gräfin Ankunft auf Schloß Arpa war von einem Beſuch unten in der Gruftkapelle geſprochen worden, immer jedoch hatte ſich's wieder zerſchlagen, bis endlich ſeitens des alten Grafen, ſo wenig ihm perſönlich an dieſem Kapellenbeſuche lag, ein Trumpf darauf geſetzt worden war. „Fahren oder Gehen“ ſtand allein noch zur Frage. Schweſter Judith, die ſich vor dem Bergab und mehr noch vor der raſchen Zickzackbewegung fürchtete, entſchied ſich für Gehen mit dreimaliger Raſt und zwar erſt bei Toldy, dann bei den Hängeweiden und zuletzt bei Schmied Ambronn unten, in deſſen Verwahrſam ſich auch der Gitterſchlüſſel befand. Unten angekommen ſetzte man ſich auf eine zwiſchen zwei Pappeln ſtehende Bank gerade der Schmiede gegenüber, und ſah dem Schmied, der eben ein Pferd beſchlug, bei ſeiner Hantirung zu. Tante Judith war entzückt. „Sieh' Franziska, das hab' ich nun ſeit fünfzig Jahren nicht mehr geſehen, ſeit meinen Mädchentagen nicht. Wo hat man nur immer ſeine Augen? Nie da, wo man ſie haben ſollte. Man achtet ſo viel auf Schlechtes und Häßliches im Leben und auf das Gute nicht. Sieh' doch nur das Eiſen, womit er den Huf abſtößt, und das Sprühfeuer auf dem Heerd.“

Der Schmied, als er die Herrſchaften erſcheinen ſah, hatte ſich bei ſeiner Arbeit unterbrechen wollen, war aber dem Widerſpruche des Grafen begegnet. „Habe lange genug in Deutſchland gelebt, mein lieber Ambronn, um euer Sprüchwort zu kennen: ‚Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt‘. Alſo nur erſt fertig hier. Wir haben Zeit und die Todten auch. Uebrigens ſeht nur, wie Gräfin Judith Euch zuſieht: ſie verſchlingt Euch faſt, ſo gut gefallt Ihr ihr. Und iſt nicht der ſchlimmſte Geſchmack, den ſie hat. Nicht wahr, Judith? Aber dafür müßt Ihr ſorgen, Ambronn, daß der Jung' am Blasbalg ſeine Schuldigkeit thut und daß die Funken immer höher fliegen. Haben wir die, ſo haben wir Alles und es kann dann ſo lange dauern, wie's will. Iſt dann, als ob wir Feuerwerk hätten.“

Der Schmied, der vornehme Leute ſehr gut kannte, beeilte ſich nichtsdeſtoweniger, und ehe zehn Minuten um waren, erſchien er mit dem Schlüſſel und bog, vorangehend, auf den kleinen Platz ein, auf dem die Kapelle gelegen war.

Es war ein Grasplatz mit zwei runden Aſterbeeten und einem Kiesweg dazwiſchen; mitten auf dem Kiesweg aber ſtand eine Sonnenuhr. Egon wies darauf hin, als er mit Franziska vorüber ging. „Für wen?“

Und nun ſtieg der Schmied die Steinſtufen hinauf und öffnete die große Gitterthür, dieſelbe, durch die Franziska gleich am erſten Ausfahrtstage mit dem Grafen einen Blick geworfen und das Flimmern der ewigen Lampe geſehen hatte.

Drinnen ſah es etwas vernachläſſigt aus, der Graf war eben kein Kapellenbeſucher. Und nun gar eine Gruftkapelle! Staub und Spinnwebe lagerten über Allem, und der unausgeſetzt aufſteigende Qualm der ewigen Lampe hatte das ſteife byzantiniſche Marienbild, das an der Wand dahinter aufragte, halb überblakt. Die ſtrengen Züge ſchienen noch ſtrenger geworden, und nur das Chriſtkind, das nach der Weltkugel griff, lächelte.

Franziska konnte ſich von dem Bilde nicht trennen und ſah andächtig und bewegt hinauf, während Egon, der zum erſten Male hier war, ziemlich abgeſpannt an den Särgen hinſchritt und ſie wiederholentlich zählte, trotzdem zur Feſtſtellung ihrer Zahl ein einziger Blick genügte. Nur auf dem letzten Sarge lag ein Kranz, aber verwelkt, weil er nur einmal alljährlich erneuert wurde.

Der alte Graf ſchien nicht viel intereſſirter als Egon, am läſtigſten aber war ihm das Anſtandsſchweigen, die gezwungene Rückſicht auf Gebete, die, Judith abgerechnet, muthmaßlich von Keinem geſprochen wurden. Endlich trat er in die Lücke, die noch zwiſchen dem letzten Sarg und dem Wandpfeiler war, und ſagte: „Sieh', Judith, zwei Plätze noch, für Dich und für mich. Kommt noch wer, ſo müſſen wir zuſammenrücken. Die Petöfys haben es an Politeſſe nie fehlen laſſen.“

Franziska gab es einen Stich, als er ſo ſprach. Gehörte ſie nicht hierher? Ueberkam ihn plötzlich eine Standes- und Hochmuthslaune? Nein, unmöglich. Wenn er ſich eben halb ſcherzhaft ſeiner Politeſſe berühmt hatte, ſo wußte ſie, daß er Eines beſaß, das ungleich höher ſtand: Edelſinn und ein innerſtes Widerſtreben, Anderer Gefühle zu verletzen. Aber wenn es nicht Hochmuthslaune war, was war es dann? War es, daß er ſie zart und rückſichtsvoll in ihrer Eigenſchaft als Proteſtantin nicht ohne Weiteres an die katholiſche Stelle hin einladen wollte? Sie kam zu keinem Abſchluß und ging ernſt und ſinnend neben der alten Gräfin her, die, halb durch ihre Wünſche, halb durch ihre Correſpondenz mit Feßler präokkupirt, all' dieſem Ernſt und Sinnen eine andere Deutung gab und an die Möglichkeit dachte, daß der Moment vor dem verblaßten Marienbilde doch vielleicht ein Erweckungsmoment geweſen ſein könne.

* * *

Unter denſelben Pauſen, die man beim Hinabſteigen gemacht hatte, ſtieg man auch wieder bergan und war eben bei dem Teich und ſeinen Hängeweiden angekommen, als man etwas höher hinauf ein Schluchzen, Lärmen und Lamentiren hörte, das, wenn nicht Alles täuſchte, von der Stelle herkam, wo hinter dem langen Weingange die Gärtnerei gelegen war. Und wirklich, als man ſich mit ſo viel Raſchheit, wie das Aſthma der alten Gräfin nur irgendwie zuließ, jener Vorlaube genähert hatte, vor der Franziska damals an dem Barcſaitage mit ſo viel Devotion und Liebe von Seiten der Toldy'ſchen Kinder empfangen worden war ſah man, daß ſich hier etwas Ungewöhnliches ereignet haben müſſe, denn nicht nur lief Toldy wie von der Tarantel geſtochen auf und ab, auch die beiden älteſten Töchter ſtarrten, den Kopf auf die Hand geſtützt, in Traurigkeit vor ſich hin, während vier Kleinere, von denen keines über ſieben zählte, bald an dem Rock des Vaters, bald an Kleid oder Schürze der beiden älteren Schweſtern hingen und jenes Wehgeſchrei fortſetzten, das man ſchon auf Mittelhöhe des Abhanges gehört hatte. Franziska, die für alles Toldy'ſche voll wirklicher Zärtlichkeit war, eilte, wie ſie den Jammer ſah, allen Anderen vorauf, den beiden älteſten Mädchen entgegen, aber ehe ſie noch eine Frage ſtellen konnte, hatte ſich Toldy ſelbſt ſchon vor dem Grafen in die Kniee geworfen und überfluthete dieſen mit einem Redeſtrom, in dem Mariſchka das dritte Wort war. Mariſchka ſei fort, Mariſchka habe drunten auf der Wieſe geſpielt mit Stellmacher Szekeli's großer Aranka, die ſchon in's zwölfte Jahr geh', und mit Zſoldo's kleinem Görgeli, der noch kleiner ſei als Mariſchka. Und mit Eins ſei von der Seite her ein böſes altes Weib mit einem rothen Tuch um den Kopf aus dem Erlenbuſch herausgeſprungen und hätte die Mariſchka gepackt und weggezerrt. Und das Kind habe nicht einmal geſchrieen, ſo todangſt ſei es geweſen. Und der kleine Görgeli ſage, ſie hätten's in einen Sack geſteckt. Aber das ſei nicht wahr, das ſei bloß aus dem Märchen, wo die Kinder immer in einen Sack geſteckt würden, nein, das glaub' er nicht; aber weg ſei die Mariſchka, und er müſſe ſie wieder haben, denn Mariſchka ſei das Neſthühnchen und ein Engelchen, und er ſolle nur die Gräfin gnädigſte fragen, die wiſſ' es auch, daß es ein Engelchen ſei.

So ging es noch eine gute Weile, während die Kinder ebenfalls niederknieten und ihre Händchen falteten und jämmerlich weiter weinten und ſchluchzten. Es war rührend, die Liebe der kinderreichen Familie zu dem verlorengegangenen Liebling zu ſehen, aber in das Rührende miſchte ſich freilich auch ein Beiſatz von Komiſchem, der, wenn nicht von Judith und Franziska, ſo doch von Egon und dem alten Grafen empfunden wurde.

„Ja, Toldy", ſagte dieſer endlich, „ich will thun, was Du willſt, aber Du mußt mir ſagen, was und wie. Gegen wen haſt Du Verdacht? Wohin ſind ſie gegangen? Und wen nehmen wir mit?"

„Istem Magyar, ich weiß: der Hanka muß helfen. So wir haben Hanka, haben wir auch Mariſchla. Hanka iſt König. Aber Hanka hat Haß gegen Toldy, zweimal, erſt Haß wegen dem Spiel," — und er machte die Bewegung eines Geigenſtrichs — „und dann Haß, weil Toldy geſagt hat — aber Toldy hat es nicht geſagt — das letzte Feuer, das ſei von ihm, von dem Hanka geweſen. Aber wenn Graf ſagen: ‚Hanka, hilf!' dann hilft Hanka und vergißt Haß. Denn Hanka liebt Graf und fürchtet Graf."

Einem ſolchen Appell an Hülfe war natürlich nicht zu widerſtehen, und ſo wurde denn, als man das Schloß erreicht hatte, ſofort an „König Hanka" geſchickt, der alsbald auch zurückſagen ließ: er wiſſe nichts weiter, als daß drei Lager am großen See ſeien; an alle drei woll' er ſchicken und alle drei ſeinen Willen wiſſen laſſen. Aber es werde ſich Keiner zu dem Kindesdiebſtahl aus freien Stücken bekennen wollen, und ſo werde man's doch ſuchen müſſen, bis man's finde. Aber finden werde man's.

Nach Eingang dieſer Nachricht beruhigten ſich all' Parteien, am meiſten Andras, der ſich von Anfang an ziemlich kühl gezeigt und im Gegenſatz zu dem Reſt der Familie zu Hannah, die ſeine Vertraute war, dahin ausgeſprochen hatte, daß das Toldy'ſche Haus überhaupt auf zu viel Augen ſtehe. Was aber die Mariſchka beträfe, ſo ſei ſie wohl ein Verzug, aber kein Engel. Ein Punkt, über den zu ſprechen er um ſo geeigneter war, als er ſelber ungebührlich verzogen wurde.

* * *

Ja, man beruhigte ſich, und Egon, als die Theeſtunde da war, ſtand bereits an dem Punkt, Alles von der heiteren Seite zu nehmen. Zugleich ſprach er gegen Franziska, die dabei zuſtimmend nickte, die Hoffnung aus, ſie werde die für den andern Tag anberaumte große Suche mitmachen, immer vorausgeſetzt, daß ſich bis dahin nicht Alles wieder geregelt habe, was freilich das Wahrſcheinlichſte ſei. Denn das ganze Geſindel hänge zuſammen, und nachdem König Hanka ſeinen Ukas nunmehr erlaſſen habe, werde ſich das „Engelchen“ am andern Morgen auf Toldy's Thürſchwelle vorfinden.

Aber dieß erfüllte ſich nicht, und als um die zehnte Stunde noch immer an keine Mariſchka zu denken war, brach man in zwei ſtarken Trupps auf, von denen der alte Graf die für das linke, Graf Egon die für das rechte Seeufer beſtimmte Kolonne führte. Bei der erſteren war auch Toldy, bei der zweiten aber Andras und Franziska, welch' Letztere trotz alles Abmahnens der alten Gräfin ihrer Neugier und einem kleinen in ihr aufſteigenden Abenteuerhange nicht hatte widerſtehen können. Unten in Szegenihaza ſchloß ſich dem Egon'ſchen Trupp auch noch der kleine geiſtliche Herr an, anſcheinend um dem Ganzen eine höhere Weihe zu geben, in Wahrheit aber aus Vorliebe für die junge Gräfin und in dankerfüllter Erinnerung an die Stunden und Tage, die ſein armes, kleines Leben einen Sommer lang beglückt hatten.

Egon hieß ihn willkommen, und in jagdgerechtem Abſuchen immer wieder von der Peripherie der Gehölze her bis in das Innere vordringend, ritt man von Dorf zu Dorf, auch ſonſt noch auf jede Kleinigkeit achtend. Aber die Sonne ſtand ſchon ziemlich tief, ohne daß man einer Spur des Kindes begegnet wäre. Franziska hing den Kopf, während Egon in wirklicher oder erkünſtelter Verſtimmung über den Schuft von Hanka herfiel, der bloß große Worte gemacht habe, ſehr wahrſcheinlich aber mit im Komplot ſei. Das ganze Vergnügen ſei wie Dachsgraben ohne Dachs, und Alles in Allem habe der Junge, der Andras, ganz Recht, wenn er von zu vielen Geſchwiſtern im Hauſe Toldy ſpreche.

Bei ſolchem Geplauder waren ſie bis in die Nähe der Südſpitze des Sees gekommen, als ſie plötzlich einige hundert Schritte hinter ſich ein Rufen hörten und in raſchem Sichwenden Andras erkannten, der, eine Strecke Weges zurückgeblieben, in ſeiner Linken etwas in die Höhe zu halten ſchien. Gleich darnach aber hörten ſie, daß er Mariſchka's kleine Schuhe auf dem Grabenrande gefunden habe, ganz ſo wie hingeſtellt, um leicht und bequem geſehen zu werden; dieß ſei der eine, den andern aber hab' er ſtehen laſſen, um die Stelle nicht zu verpaſſen; er wette jetzt ſeinen Kopf, hier würden ſie die Mariſchka finden, todt oder lebendig. Alle waren derſelben Meinung und umſtellten, als ihr Trupp heran war, eine von Diſteln, Gras und Haidekraut überwachſene Gemarkung, auf der ſie nun abermals wie zum

Keſſeltreiben vorgingen. Und ſiehe da, was man vermuthet hatte, traf ein, und zwiſchen hohem Farnkraut, ein Tuch unterm Kopfe, lag das Kind und ſchlief. Auch ein Weniges von Brod war ihm in die Taſche geſteckt worden. Alles jubelte, ſogar Egon, und Jeder bedauerte, daß der alte Toldy, weil bei der andern Kolonne, ſein Glück nicht gleich erfahren könne. Zwei, drei Schloßleute brachen denn auch auf, ihn an der andern Seeſeite zu ſuchen, der Reſt aber legte das übermüdete Kind, das ruhig weiter ſchlief, in einen Korb und machte Kehrt, um nunmehr unter Führung des Geiſtlichen an demſelben Ufer hin, an dem man gekommen war, den Rückweg anzutreten.

Dieß war ein mehr als dreiſtündiger Weg, den die vom langen Ritt ſich ohnehin ermüdet fühlende Franziska nicht auch noch im Sattel zurückzulegen wünſchte, weßhalb ſie vorſchlug, lieber in der einmal eingeſchlagenen Richtung bis zu dem nahen Nagy-Baſar hin weiterreiten und von dort aus das letzte Dampfſchiff zur Heimfahrt benutzen zu wollen. Andras ſolle ſie Beide begleiten.

Egon war mit dem Vorſchlage zufrieden, und ſo ritten ſie denn auf den Flecken und ſeine Dampfſchiffſtelle zu.

Zehntes Kapitel.

Es ſchlug eben Sechs in den umliegenden Dörſern, als Egon und Franziska, nur von Andras begleitet, auf Nagy-Baſar zuritten. Was ſie nach rechts und links hin vor ſich hatten, waren Aecker und Wieſen, und nur dann und wann unterbrach ein mit Tannen untermiſchtes Birkengehölz die ſich bis an den See hin dehnende Plaine. Der Weg konnte keine halbe Stunde mehr ſein, und ſo mußten ſie das um ſieben Uhr abgehende Boot noch bei guter Zeit erreichen, auch wenn ſie nur Schritt ritten.

Aber gleich das erſte Gehölz, das ſie zu paſſiren hatten, gab ihnen einen Aufenthalt, indem ſie ziemlich in der Mitte deſſelben einen Feuerſchein zwiſchen den Bäumen hin wahrnahmen und allerlei Stimmen zu hören glaubten. Es ſchien ein Streit.

„Wir müſſen hinein und ſehen, was es iſt," rief Egon, ſein Pferd raſch herumwerfend, während ihm Andras und Franziska durch die weißen Birkenſtämme hin folgten. Aber ſie fanden nichts und kehrten endlich nach längerem Suchen auf die große Straße zurück.

„Ich hoffte ſchon," ſagte Egon, „daß wir dem Toldy noch ein zweites, ein Pflegekind mitbringen könnten."

„Deſſen er ſich in dem Glück über das eigene Kind auch wahrſcheinlich gefreut haben würde."

„Ganz unzweifelhaft. Denn zu den vielen Unerklärlichkeiten des Daſeins gehört auch die, woher die gewöhnlichen Leute, die ſogenannten Enterbten der Geſellſchaft, ihre Zärtlichkeit nehmen."

„Ich dächte, daher, woher Andere ſie gemeinhin auch nehmen oder doch nehmen ſollten, aus dem Herzen."

„Gewiß. Aber wo die Noth des Lebens nicht bloß mitſpricht, ſondern oft geradezu mitſchreit, erſcheint es mir immer räthſelhaft, daß die Stimme des Herzens überhaupt noch gehört wird. Eine meiſtens doch nur leiſe Stimme."

„Warum leiſe? Sie kann auch laut ſein. Aber freilich, ich wundere mich nicht, Sie dieſe Sprache führen zu hören. War Ihnen doch die ganze Suche von Anfang an nur ein Sport."

Egon biß ſich auf die Lippen und ſagte mit einem Tone, darin eine gewiſſe Schärfe lag: „Vielleicht." Aber raſch wieder einlenkend, fuhr er fort: „Ich begreife Sie nicht, Franziska. Welche Vorwürfe! Sie werden ſich doch, Pardon, nicht auf das Gefühlvolle hin inſzeniren wollen! Gerade Sie. Das iſt ganz unmöglich. Ich möchte nicht gern über dieſen Punkt eine Meinungsverſchiedenheit oder auch nur Unklarheit zwiſchen uns herrſchen ſehen, und ſo laſſen Sie mich Ihnen denn ſagen, daß es in meinen Augen nichts Trivialeres giebt als Sentimentalitäten. Und darin, denk' ich, ſtimmen wir zuſammen. Ich gönne dem Geſammthauſe Toldy ſein Glück und ſein Geſchluchze, denn alle dieſe Menſchen, die Weiber natürlich voran, haben eine merkwürdige Gabe, zu jeder ihnen beliebigen Zeit in einen Strom von Thränen ausbrechen zu können, aber offen geſtanden, ich habe kein Vertrauen zu der Aufrichtigkeit und noch viel, viel weniger zu der Tiefe ſolcher Gefühlseffervescenz."

„Effervescenz!" wiederholte ſie. „Welche Welt von Gleichgültigkeit drückt ſich in dieſem einen Fremdwort aus! Und dieſe Gleichgültigkeit haben Sie für das Höchſte. Denn das iſt es, wenigſtens unter den irdiſchen Dingen. Ich kenne dieſe Leute, dieſe ſogenannten ‚Enterbten‘, und wenn ich mir nun ausmale, wie der alte Toldy das Kind in die Höhe hebt und es küßt und umhalst, und wie's dann reihum geht und Jeder es halten und wieder haben will, ſo wird es mir heiß und kalt um's Herz, und ich beklage geradezu, nicht Zeuge davon ſein zu können. Wie leer iſt Anderer Leben dagegen!"

„Anderer?"

„Oder ſagen wir unſer, Ihres,‘ meines. Ich habe nicht gelernt, aus meinem Herzen ein Geheimniß zu machen, und will es auch als Gräfin Petöfy nicht lernen."

„Ich erkenne Sie nicht wieder, Franziska."

„Weil Sie mich nie gekannt haben . . . Aber wir werden uns in Trab ſetzen müſſen, Egon, oder wir verfehlen das Schiff."

Andras wurde herangerufen, um über die beſte Richtung

Auskunft zu geben, ehe er aber noch antworten konnte, hörten alle Drei ſchon das erſte Läuten vom Dampfſchiff her. „**Allez!**“ und in einer raſcheren Gangart ging es jetzt über einen Feldweg und gleich darnach in ſchräger Richtung über eine Wieſe hin, um mit Hülfe dieſer Schräglinie die Hälfte des Weges abzuſchneiden. Aber in der Mitte der Wieſe war eine Sumpfſtrecke, darin die Pferde ſo tief einſanken, daß ſie Kehrt machen und die Hauptſtraße wieder aufſuchen mußten.

Endlich trotz alledem hatten ſie Nagy-Baſar erreicht und jagten nun, um das Verſäumte wieder einzuholen, die lange, winklige Gaſſe hinauf auf den See zu, von woher eben das dritte Läuten herüberklang. Aber ehe ſie noch die letzte Biegung gemacht hatten, löſte ſich das Schiff ſchon vom Bollwerk und war bereits in voller Fahrt, als ſie die Landungsbrücke zwei Minuten zu ſpät erreichten. Andras, im ganzen Stolz eines gräflichen Dieners, rief dem Kapitän ein ziemlich befehlshaberiſches „Halt!“ nach und erwartete nicht anders, als daß der Reſpekt vor ſeinem Grafen allerhand Wunder wirken werde. Dieß Wunder aber blieb aus, da Kapitän und Schiffsleute weder Egon noch Franziska erkannten, und ſo ſetzte das Boot denn ſeine Fahrt ruhig fort, während ſich das an der Anlegeſtelle herumſtehende Volk ſeiner kleinen Schadenfreude hingab und kicherte.

„**Que faire?**“ fragte Egon, der ſich raſch vom Pferde geſchwungen hatte. „Wir werden uns in der nächſten Schenke wohl oder übel einquartieren oder vielleicht beſſer noch bis Mihaliſalva reiten müſſen. Da finden wir etwas, das einem Gaſthof ähnlich ſieht.“

Auch Franziska war aus dem Sattel geſtiegen. „Ich denke, wir nehmen ein Segelboot und verſuchen es mit einer Fahrt über den See . . . Sagt, Leute, wie lange fahren wir bis Szegenihaza?“

Dieſe Frage hatte ſich an eine Gruppe von Perſonen gerichtet, die bis dahin in dem Ausdruck ihrer Schadenfreude voran geweſen waren, jetzt aber bei der Ausſicht auf Lohn und Verdienſt mit einem Male ſehr ernſt und reſpektvoll wurden.

„Zwei Stunden,“ ſagte der Eine. „Drei,“ verbeſſerte der Andere. So ging es hin und her, bis man ſich dahin einigte, daß es in dritthalb Stunden zu machen ſei, wenn man ein kleines, leichtes Boot, ein Segel und zwei gute Ruderer nähme. Der Wind ſei nicht ungünſtig, Südweſt, und die Sterne zögen immer heller herauf.

Alles Volk, das zur Hand war, war denn auch ſofort bereit, ein auf den Strand gezogenes Boot wieder flott zu machen, Egon aber nahm Franziska's Hand und ſagte: „Franziska, Sie nehmen die Sache von der romantiſchen Seite. Faſt iſt es, als trügen Sie Verlangen nach einem Abenteuer. Aber erinnern Sie ſich, daß Abenteuer und Gefahr Geſchwiſterkinder ſind. Ich habe Manches von dieſem See gehört und muß Ihnen ſagen, daß Sie Beides haben können, Abenteuer und Gefahr.“

„Beides?“ ſcherzte ſie. „Nun, dann um ſo beſſer. Uebrigens vergeſſen Sie, daß ich aus einer Seeſtadt bin. Und weil ich es bin, weiß ich mit aller nur möglichen Sicherheit, daß es gerad' umgekehrt liegt und daß keine Gefahr im Anzug iſt. Schiffersleute ſind die ſorglichſten und beinahe ängſtlichſten Leute von der Welt, und wenn ein

Bootführer mir ſagt: ‚heute fahr' ich', ſo fahr' ich mit ihm, wohin er will, und wenn es in einer Nußſchale wäre."

„Gut, ich bin es zufrieden. Unter allen Umſtänden würd' es mir ſchlecht anſtehen, noch weiter abmahnen zu wollen. Alſo wir fahren!"

Andras hatte, während dies Geſpräch geführt wurde, die drei Pferde bei dem Schenkwirth untergebracht. Als er zurückkam, ſchwamm das Boot ſchon und abermals eine Minute ſpäter löſte ſich's unter dem Zurufen der Menge von dem Brückenpfahl ab, an dem man es kurz vor dem Einſteigen zu größerer Bequemlichkeit angekettet hatte. Jeder hatte ſeinen Platz: Andras am Steuer, Egon und Franziska dicht vor ihm; von den beiden Schiffsleuten aber, denen man ſich anvertraut hatte, hielt der eine die Segelleine, während der andere bequem ausgeſtreckt am Boden lag und ſeinen wollhaarigen Mohrenkopf gegen die Kielſpitze lehnte. Nichtsdeſtoweniger war er erſichtlich die Hauptperſon und gab durch kurze Bewegungen mit ſeiner Stummelpfeife dem gegenüberſitzenden Andras an, ob er mehr nach rechts oder nach links hin ſteuern ſolle.

Die Fahrt war entzückend, keine Welle ging, und Egon und Franziska, die den Blick auf den anſcheinend in endloſer Ausdehnung vor ihnen liegenden See frei hatten, konnten noch eine Zeitlang die durchglühte Rauchwolke des ihnen vorausfahrenden Dampfſchiffs erkennen. Endlich aber ſchwanden Schiff und Glutſchein und von Licht war nichts mehr ſichtbar als die Pünktchen in den Hüttenfenſtern am Ufer. Andras begann ein Lied, unſicher erſt und befangen; als aber gleich darnach ſein Gegenpart am Kiel und wieder einen Augenblick ſpäter auch der Mann am Segel einzufallen und

Egon im Takte Bravo zu klatſchen begann, wurde das Singen immer kräftiger und voller und klang melodiſch in die Nacht hinein.

Egon nahm Franziska's Hand und ſagte: „Wie ſchön!"

„Romantiſch," neckte dieſe. „Zuletzt behalt' ich doch Recht mit unſerer Fahrt."

Aber immer einſamer ward es. Die letzten Lichtfünkchen am Ufer erloſchen und nur die Sterne glühten noch über ihnen.

So war eine Stunde wohl vergangen, und ſie mußten eben den Punkt erreicht haben, wo zwiſchen zwei Bergmaſſen das Wetterloch und ſehr wahrſcheinlich in Folge beſtändig kreiſender Luftſtrömungen eine von den Schiffern gefürchtete Trichterbewegung, ein Strudel, auf dem See war. Egon wußte von dieſen Strudeln und ihrer Gefahr, aber auch wenn er nicht davon gewußt hätte, würd' ihn die plötzlich veränderte Haltung der beiden Bootsleute darauf aufmerkſam gemacht haben. Der Jüngere, der bis dahin die Segelleine gehalten hatte, reffte plötzlich ein, während der Andere ſeine Pfeife beiſeite warf und raſch aufſprang, um dem Andern bei ſeiner Arbeit behülflich zu ſein. Ihr Singen hatte ſchon vorher aufgehört. Und nun nahmen Beide die großen Ruder zur Hand und griffen mit einer Anſtrengung ein, die deutlich erkennen ließ, daß man entweder den Kours ändern oder einen immer ſtärker werdenden Widerſtand beſiegen wolle.

Franziska hatte all' deſſen nicht Acht und ſah nur auf die blinkenden Tropfen, die vom Ruder fielen. Sie war müde geworden und bedauerte nichts weiter, als daß das Singen aufgehört habe. Plötzlich aber überlief es ſie fröſtelnd und fiebrig und ſie ſagte leiſe vor ſich hin: „Mich friert.“

Wirklich, es kam eiskalt vom Gebirge her, während zugleich hoch oben in der Luft ein feines Getön, ein unheimliches Pfeifen anhob. Und als Egon jetzt hinausſah, ſah er, daß die Sterne fort waren. Er ſchwieg indeß und fragte nur Den mit dem Mohrenkopf, ob er nicht eine Decke für die Gräfin habe. Der nickte, gab dem Andern ſein Ruder mit in die Hand und kam gleich darnach mit zwei Decken zurück, die bis dahin in der Nähe des Steuers unter einem Stück Segeltuch gelegen hatten. Franziska ſtand auf und wollte ſich darin einhüllen, aber ſie hatte nicht mehr Kraft genug und ſtreckte ſich endlich auf Egon's Bitten am Boden des Bootes hin aus, auf dem man ihr eine Kopflage zurecht gemacht hatte. Dann nahm Egon die Decken und deckte ſie zu.

Es war höchſte Zeit, denn kaum daß ſie ſo lag, ſo kam es auch ſchon wie eine Spirale die Luft herunter und hob das Waſſer ſammt dem Boot in die Höhe, als ob ein Kork gezogen würde. Dazu wuchs das unheimliche Gepfeif, und als Egon jetzt unwillkürlich dem wenigſtens anſcheinend aus der Höhe niederſteigenden Tone nach, oben hin folgte, ſah er, daß die Sterne wieder da waren. Aber ſie ſtanden jetzt an einem wunderbar durchglühten Himmel, und ihr Licht, das eine Stunde vorher noch ſo ſtill und friedlich auf die Welt herabgeblickt hatte, ſah jetzt auf ſie nieder, als ob es Unheil und Untergang bedeute.

„Mich friert,“ wiederholte Franziska, während ſie mit der Hand auf ihre Schläfe wies; Egon aber, ohne ſich zu beſinnen, riß jetzt den langen blauen Schleier von dem neben

liegenden Reithut und wand ihn um ihre Stirn, und
freundlich matte Blick, der ihn traf, verrieth ihm, daß
s mit dieſem Dienſte getroffen habe.

Die Bootsleute hatten mittlerweile die Ruder einge-
gen, und Egon, der eine Hoffnung daran knüpfen mochte,
gte: „Sind wir heraus?“

Aber Keiner antwortete.

„Soll ich helfen?“ fuhr er fort. „Wenn Ihr müde
d, ich verſteh's. Und Andras verſteht es auch.“

Aber ſie ſchwiegen weiter.

„Hört doch. Ich ſeh', ihr habt noch zwei andere Ruder;
bt ſie nur her. Vier können mehr als Zwei. Wir wollen
it anfaſſen.“

Alles ſtill.

„Basseremtete!“ rief jetzt Egon im Zorn. „Sprecht.
ch will Antwort haben. Wir kommen nicht von der Stelle.
rehen uns bloß und müſſen doch am Ende heraus.“

„Müſſen?“ wiederholte der Aeltere nur, während er
ächelnd ſeine Pfeife nahm und damit ſpielte.

Franziska war bis dahin halb apathiſch dem Geſpräche
gefolgt. Sie ſah nun, wie's ſtand, und Egon die Hand
reichend, ſagte ſie: „Verzeih'! Ich bin ſchuld.“

„Woran?“

„An unſerem Tod.“

„Wir leben.“

„Aber wie lange noch? Und es iſt auch das Beſte ſo.
Wenigſtens das Beſte für mich. Der Tod löſt alles Wirrniß,
das ich heraufbeſchworen habe. Was ſollt' ich noch
hier? Ich ſterbe gern, Egon, und gerade ſo, ſo. Das
Glück bleibt mir treu bis zuletzt . . . Aber Du?“

„Nein, nein, Franziska. Es kann nicht ſein; nicht ſo. Wir leben noch, müſſen leben.“ Und er ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

In dieſem Augenblicke ſchwieg das Pfeifen und Singen oben in der Luft und ſtatt ſeiner gab es einen ſchweren, dumpfen Schlag, wie wenn ein Segel im Winde hin und her klappt. Und dabei legte ſich das Boot auf die Seite, ſo weit und ſo tief, daß es kentern zu wollen ſchien; aber als es wieder ſtand, griffen beide Bootsleute mit ihren Rudern ein, und Alle fühlten jetzt, auch Franziska, daß ſie dem Tod entronnen und aus dem Trichter heraus ſeien.

Egon hatte das Steuer genommen.

„Wohin?“ rief er. Aber Der, der den Führer machte, wies nur auf ein Inſelchen, das ſie jetzt, keine hundert Schritte mehr entfernt, aus dem Wogenſchwall aufragen ſahen. Es war ein Schieferfelſen mit angeſpültem Schlick und Sand, an deſſen Abhang die Möven ihre Neſter hatten. Aber keine war zu ſehen, alle ſteckten in ihren Felſenlöchern, und nur ein Fiſchreiher, ſo ſchien es, ſtand auf der kahlen Höhe und hielt Umſchau.

„Wohin?“ wiederholte Egon ſeine Frage.

Doch ſtatt aller Antwort kam dießmal ein Wellenſtoß und warf das Boot auf den Strand.

Alles ſprang in die Brandung, und durch Schaum und Giſcht hin watete man auf das Vorland zu, das zwiſchen dem Felſen und dem See lag. Allen voran Franziska, der mit der Hoffnung auf Leben auch die Luſt am Leben wieder gekommen war, und als ſie jetzt aus Tod und Brandung heraus mit einem Male wieder den trockenen Sand unter ihren Füßen knirſchen fühlte, warf ſie ſich nieder und griff in den Sand hinein, als ob ſie das Leben ſelbſt mit aller Kraft auf's Neu erfaſſen wolle. Dabei ſprach ſie Dankesworte vor ſich hin und weinte und ſchluchzte, bis ihr Weinen und Schluchzen endlich ſchwieg.

„Komm'!" bat Egon.

Aber ſie hörte nicht mehr, und als er ſie vom Boden emporhob, ſah er, daß ſie beſinnungslos war und eine Ohnmacht ihr Leben in Banden hielt.

„Iſt eine Hütte da?"

„Ja. Da, wo der Rauch zieht."

Und ſich unter einander ablöſend, trugen ſie ſie die roh in den Felſen gehauenen Stufen hinauf, bis man oben vor der Fährhütte hielt.

Elftes Kapitel.

Die Inſel, darauf das Boot aufgelaufen war, lag nur in geringer Entfernung vom Oſtufer des Sees, ſo daß, als der Sturm eine Stunde ſpäter nachgelaſſen hatte, von Seiten Egon's beſchloſſen werden konnte, Botſchaft an den alten Grafen zu ſenden. Ein zwölfjähriger Junge, der den See wie ſein Vaterunſer kannte, war auch zu der Botſchaft bereit, ſetzte glücklich über und traf um zwei Uhr Nachts auf dem Schloß oben ein. Er fand noch Alles wach und übergab an Graf Adam einen Zettel, den Egon geſchrieben hatte. Dieſer lautete: „Gerettet. Franziska matt und erſchöpft. Bei Tagesanbruch fahren wir mit der Fähre bis Szent Görgey, wo wir einen Wagen erwarten.
Egon."

Der Graf, als er geleſen, gab den Zettel an Judith. Dieſe war in äußerſter Erregung, ſah in Allem nur Wunder und Gebetserhörung und verſprach, eine Kirchenſchenkung zu machen, während ihr Bruder das Rettungswunder auf die zwei Bootsleute ſchob und ſich dahin entſchied, es dieſen zugute kommen zu laſſen.

„Im Uebrigen,“ ſchloß er, „da wir nun Egon und Franziska geborgen wiſſen, wollen wir auch uns ſelber bergen. Etwas Schlaf iſt immer gut, es fehlt uns ſonſt an Kraft, uns morgen unſerer Geretteten zu freuen. Denn eine Freude mit müden Augen iſt nur halbe Freude. Alſo gute Nacht.“

Am andern Morgen regte ſich bis zu verhältnißmäßig ſpäter Stunde nichts im Schloß, und zehn Uhr war längſt vorüber, als man ſich endlich beim Frühſtück traf und nach vorausgegangener herzlicher Begrüßung an ein Fragen und Erzählen ging.

Franziska hatte das Wort und ſprach lebhaft und anziehend, aber obſchon ſie hinter ihrem Erzählerrenommée nicht eigentlich zurückblieb, ſo blieb doch Vieles in ihrem Vortrage dunkel und lückenhaft und gewann erſt wieder Leben und Unbefangenheit, als ſie mit gewohnter Vorliebe für die Kleinmalerei zur Schilderung des Fährhauſes und ſeiner Inſaſſen überging. Alle Geſchichten ihrer Kindertage ſeien ihr in demſelben Augenblick wieder lebendig geworden, wo ſie ſich beim Erwachen aus ihrer Ohnmacht in dem aus Feldſtein und Raſenſtücken aufgebauten Fährhauſe mitſammt der alten Fährhaushexe vorgefunden habe. Wirklich, Alles ſei halb Märchen, halb Walter Scott geweſen. Aber kein Kaffee der Welt hab' ihr je ſo geſchmeckt, wie dieſer Fährhaus- und Hexenkaffee, was ſchließlich auch wieder nicht zu verwundern und jedenfalls kein Mirakel ſei. Denn die Lage, darin man ſich gerade befinde, beſtimme nicht nur unſer Thun, ſondern auch unſeren Geſchmack, und während ihr, um nur ein Beiſpiel zu geben, bis dahin Blak und Torfqualm der Inbegriff alles Läſtigen und Widerlichen geweſen ſei, denke ſie jetzt mit Dankbarkeit an die Blak- und Torfqualmwolke zurück, aus der ihr in eben dieſer Fährhütte das Leben neu niedergeſtiegen ſei.

„Das Glück kommt immer in der Wolke,“ lachte der alte Graf, „und wer es nicht aus der Mythologie weiß, nun der weiß es aus den Bildergalerieen. Und Du darfſt darüber nicht verlegen werden, Franziska, denn ich wage die Behauptung und erhebe ſie hiermit zum Dogma: ‚Alles, was noch gemalt werden kann, iſt auch noch ſalonfähig.‘ Und dabei bleibt es, auch wenn Schweſter Judith mir Blicke zuwirft, als ob ſie den großen Bann über mich verhängen wolle. Sie vergißt eben ganz und gar, daß wir dem frohen Ereigniß, das ſich zugetragen, auch ein Dankopfer zu bringen haben, und das meine beſteht in etwas Uebermuth und guter Laune. Jeder nach ſeinen Kräften. Judith freilich wird auf der Rettungsinſel lieber eine Kapelle bauen und eine heilige Franziska darin aufſtellen laſſen, immer vorausgeſetzt, daß es eine ſolche giebt. Vorläufig aber ſtell' ich ernſtlich zur Frage: wer fährt mit? In einer Stunde nämlich muß ich auf drei Tage zur Gerichtsſitzung nach Gruz, dieſem verdammteſten aller verdammten Neſter, das keinen Pflaſterſtein und auf tauſend Mäuler in Bauſch und Bogen dreitauſend Rüſſel hat. Eins zu drei. Aber was ſag' ich, eins zu drei? Wer eine Gerichtsſitzung mitmacht, der rechnet ſich noch ganz andere Prozentſätze heraus. Doch das beiſeite. Was meint ihr, Egon, Franziska? Ihr könntet mich bis Mihalifalva begleiten und mir bei der Gelegenheit als erſte Wallfahrer eure Rettungsinſel zeigen.“

Egon und Franziska ſchwiegen unſchlüſſig. Judith aber war mit großer Entſchiedenheit dagegen. Es ſei beſſer, des Jüngſtvergangenen in Andacht und Stille zu gedenken, als ſpöttiſch und perſiflirend aus dem Inſelchen eine Pilgerſtätte zu machen.

Der Graf lachte, war es aber zufrieden und brach allein auf, um an dem ſo wenig ſchmeichelhaft von ihm geſchilderten Komitatsort einer dreitägigen Gerichtsſitzung beizuwohnen.

Zwölftes Kapitel.

Eintönig waren die drei Tage vergangen: Egon und Franziska mieden ſich und trafen ſich nur bei Tiſch und beim Thee, und während der Stunden, wo ſonſt ſo lebhaft geplaudert zu werden pflegte, war es jetzt ſtill, als ob man ſich nichts zu ſagen habe. Judith hatte deſſen am erſten Tage nicht Acht, am zweiten aber bemerkte ſie's und am dritten ſprach ſie's unumwunden aus. Nun beſannen ſich Egon und Franziska wieder und nahmen ein Geſpräch auf, lebhaft, pointirt und überhaupt anſcheinend wie früher. Aber es lachte Niemand. Die Worte, die gewechſelt wurden, entbehrten aller Unbefangenheit.

Am vierten Tage früh kam ein Telegramm aus Graz, worin der Graf meldete, daß er ſtatt am Vormittage, wie gewollt, erſt ſpät am Abend eintreffen werde.

Das Blatt ging von Hand zu Hand, ohne daß eine Bemerkung gemacht worden wäre; dann aber zog ſich Franziska zurück und ſah, oben in ihrem Zimmer angekommen, in das Kaminfeuer, das luſtig flackerte. Hannah erſchien aus dem Nebenzimmer, um ein Scheit aufzulegen, eigentlich aber, weil ſie ſah, daß ihre Herrin und Freundin bedrückt war und ſprechen wollte.

„Setze Dich auf das Kiſſen hier,“ ſagte Franziska nach einer Weile. „So; hier. Und nun bleib' und erzähle mir etwas Hübſches, etwas Freundliches, etwas Troſtreiches. Ich brauch' es ſo ſehr. Ich habe Sehnſucht nach Wien, nach Welt und Menſchen und wollte, wir wären erſt fort von hier.“

„Ich wollt' es auch, aber glaubſt Du, daß es hilft?“

„Was?“

„Daß wir hier fortgehen. Ich meine, Fränzl, es muß hier anfangen.“ Und dabei wies ſie mit dem Finger auf Franziska's Herz.

Dieſe ſchwieg und ſah vor ſich hin.

„Ja, Fränzl, Du mußt wieder einen Willen haben; konnteſt Dich doch ſonſt bezwingen. Aber die langen Regentage ſind ſchuld, da fing es an. Und das Zweite war, daß ſie die Mariſchka wegſtahlen, und das Dritte, daß das Dampfſchiff fort war. Ach, an Derlei hängt es immer, und in ſo kleine Haken hakt der Teufel am liebſten ein. Ich ſorge mich jetzt vor dem, was kommt. Denn ſieh Dich vor, Fränzel, ich verſteh' mich auf Augen, und ein ſo gutes Herz er hat, ſo heißes Blut hat er. Er iſt ein Feuertopf und fällt erſt 'mal ein Funke hinein, ſo haben wir ein Gepraſſel und einen Krach und Knall. Ich beſchwöre Dich, haſt Du mir nichts zu ſagen, nicht ein kleines Wort, das mich beruhigen könnte?“

Franziska ſchüttelte den Kopf.

„Fränzl, Gräfin,“ fuhr Hannah fort, „ich begreiſe Dich nicht. Du weißt, ich war damals dagegen, in Oeslau ſchon und dann in Wien. Aber als Du's durchaus wollteſt, da begab ich mich und dachte bei mir: ‚Nun, ſie muß es am Ende wiſſen, was ihr Herz kann und nicht kann.‘ Und Du berühmteſt Dich auch. Und nun endet es ſo. Bezwinge Dich und denke, Du biſt noch jung. Ich will Dich nicht mit Tugendrederei quälen; ach Gott, Tugend! Aber ſei klug und bedenke, was Phemi Dir immer ſagte: ‚Bis Dreißig iſt es nichts.‘ Und ſieh', ehe Du Dreißig biſt, bis dahin iſt noch lang und ändert ſich vielleicht viel. Du mußt nur warten können.“

„Ich glaube wohl, daß Du Recht haſt, Hannah, aber es iſt nun einfach zu ſpät. Und dann, dann . . . Aber ich will mich nicht bergen und flüchten dahinter; es wäre kleinlich und unedel gegen ihn und vielleicht Schlimmeres noch. Alſo laſſen wir's. Ich fühle meine Schwäche, mein Unrecht, und ich bekenne mich dazu.“

* * *

Als Hannah und Franziska ſo ſprachen, war Egon erſt in den Park und dann über die breite Dorfwieſe fort in die Berge gegangen. Heute zu Fuß.

Es war derſelbe Weg, den er in den erſten Wochen ſeiner Anweſenheit faſt alltäglich mit Franziska gemacht und auf dem ihm das Geſpräch über den Entführungsroman in der Devaviani'ſchen Familie zum erſten Mal einen beſtimmten Blick in Franziska's leidenſchaftliche Natur gegönnt hatte. Hoch oben, am Waldſaume hin, lag Tannen und Birkenholz in Klaftern aufgeſchichtet, und müde vom Steigen nahm er auf einer dieſer Klaftern Platz. Er ſah vor ſich hin, zeichnete Figuren in den Sand und überdachte ſeine Lage.

„Was thun? Ich habe nur zwei Wege: weiter treiben oder Rückzug. Und der eine Weg iſt um nichts beſſer als der andere. Weiter treiben und auf Geheimniß hoffen, — eine Hoffnung, die jedesmal trügt. Denn alles dunkel Verſchwiegene wächst ſich an's Licht, heut oder morgen. Alſo Rückzug, oder was daſſelbe ſagen will: Rückfall in die Gewiſſenhaftigkeit, in eine Gewiſſenhaftigkeit an die Niemand glaubt und am wenigſten Die, der man damit zu ſagen ſcheint: ‚Ich bin gewiſſenhafter als Du.‘ Die Weiber haben dieß Rückzugsrecht, nicht wir. Unſer Rückzug iſt allemal Erkühlung oder Feigheit oder Ueberdruß. Oder wird doch ſo gedeutet. Alſo nur weiter! Wer ehrlich ſein will, muß mit Ehrlichkeit anfangen.“

Der Weg, auf dem er aufgeſtiegen war und auf den er jetzt von der Höhe her zurückſah, lief wie ein Faden zwiſchen den Waldwieſen hin, und ein Wäſſerchen, das halb in Binſen ſtand, ſchlängelte ſich nebenher. In den Binſen aber ging der Wind, denn ſeit dem Sturm auf dem See war wieder ein Wetterumſchlag eingetreten, und grauſchwarze Wolken, aus denen dann und wann ein Regenſchauer niederfiel, zogen endlos vom Gebirg her über das Schloß hin. Auch in dieſem Augenblicke wieder lag der Glockenthurm in ſolchem Gewölk, und ein fahler Lichtſchein, der von der entgegengeſetzten Seite her auf die graue Wand fiel, ſteigerte nur das Unheimliche des Anblicks. Um ihn her die Stelle, wo das Holz aufgeklaftert lag, war windgeſchützt, aber aus dem Walde kam dann und wann ein Luftſtrom und ſchüttelte von dem überhängenden Gezweig einige Tropfen auf ihn nieder. Alles in Nähe und Ferne war wie in eine große Trübe gekleidet.

Er erhob ſich endlich, um ſeinen Rückweg anzutreten, wollte jedoch den Schlängelpfad, auf dem er gekommen war, nicht wieder einſchlagen und zog es vor, weglos über eine den ſteilen Abhang bedeckende Wieſe hinabzuſteigen. Dieſe Wieſe war aber glatter und abſchüſſiger, als er dachte, ſo daß er ſich, um nicht auszugleiten, an allerlei Gebüſch, Weißdorn und Hagroſen, feſthalten mußte, die den ganzen Abhang hinauf und hinab gepflanzt waren oder auch wohl ſich ſelber gepflanzt hatten. An einem dieſer Büſche blühte noch eine verſpätete Roſe; die brach er und nahm ſie mit ſich, einen Augenblick von der Hoffnung und faſt auch von dem Glauben erfüllt, ein Unterpfand künftigen Glückes in ihr empfangen zu haben.

Aber welches war das Glück?

Und nun ſprang er über den Binſenbach fort und hielt wieder die große Straße, bis er zuletzt an ein tieferes Waſſer kam, das an ſeinem Uferrande von Werſt und Weiden überwachſen war. Es hieß, daß erſt ganz vor Kurzem Einer an dieſer Stelle gefunden worden ſei, halb verſchlammt und begraben und nur die rechte Hand ausgeſtreckt nach dem niederhängenden Gezweig. Und Keiner wußte, war es Unthat oder ein Unglück.

In weitem Bogen ging er um das verſchlammte Waſſer herum, aber als er's im Rücken hatte, war ihm doch, als ſolg' ihm wer.

Er blieb ſtehen, da ſtond der Andere auch.

Und es überlief ihn eiskalt.

Erſt nach einer Weile nahm er wahr, daß es der Wiederhall ſeiner eigenen Schritte geweſen, was er unheimlich und geſpenſtiſch neben und hinter ſich gehabt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf war ſpät Abends, wie ſein Telegramm gemeldet, wieder auf Schloß Arpa eingetroffen, aber erſt am andern Morgen begrüßte man ſich. Er war ſehr heiter und aufgeräumt und erzählte von allerlei Zwiſchenfällen. Ein feiner Sinn für das Komiſche, der ihn auszeichnete, gab all' ſeinen Schilderungen Kolorit und Leben.

„Aber nun will ich wiſſen,“ fuhr er fort, „was inzwiſchen hier vorgegangen iſt, hier und draußen in der Welt. Denn ich habe ſeit vier Tagen kein Zeitungsblatt in der Hand gehabt und weiß nicht einmal, ob Gambetta mittlerweile ſeine Revanche genommen hat oder nicht. Ich vermuthe, nicht, aber es wäre mir lieb, die Beſtätigung zu hören. Und zwar möcht' ich ſie, wenn es ſein kann, von Schweſter Judith hören. Ja, Judith ſoll leſen, hält ſie doch ohnehin ſeit einer Viertelſtunde das Zeitungsblatt in der

Hand und wartet darauf, daß ich ſchweigen ſoll. Ich habe mich zwar in meinem Redeſtrom durch ihre ſtille Kritik nicht ſtören laſſen, aber doch beſtändig gefühlt, daß ſie mit ihrer Ungeduld und ihrer Trauermiene meinem ganzen Gruzer Komitatsvortrage das Mark ausgeſogen hat. So denn zur Strafe, Judith, lies und fange mit Frankreich an. Es iſt immer noch das Intereſſanteſte. Selbſt ihr Gezänk iſt voller Leben.“

Er ſprach weiter und ſchien es mit ſeinem Verlangen, etwas aus der Welt hören zu wollen, nicht allzu dringlich gemeint zu haben. Endlich aber entſann er ſich wieder und ſagte: „Nun, was haſt Du gefunden? Gieb uns die Quinteſſenz.“

„Ich habe nichts gefunden, Adam. All' dieſe Zänkereien, die Dich intereſſiren, intereſſiren mich nicht, und was *mich* wiederum intereſſirt, das ſind Anekdoten und Notizen, über die Du ſpöttiſch hingehſt.“

„Es käme doch auf einen Verſuch an. Ich bin ſchließlich auch der Mann der Anekdote.“

„Nun denn, im Hoſpitale zu Charenton, ſo berichtet hier die ‚Augsburgerin‘, iſt hundertunddrei Jahre alt ein Menſch geſtorben, den man allgemein den Glasmenſchen nannte.“

„Sonderbar. Ein l'homme de fer iſt mir auf meinen Weltfahrten irgendwo vorgeſtellt worden, ich glaub' in Straßburg. Aber ein l'homme de verre iſt mir neu. Warum hieß er ſo?“

„Weil er ſich ſelber einbildete, von Glas zu ſein.“

„Alſo durchſichtig?“

„Ja."

„Sagt die Notiz nichts weiter? Du biſt ſo einſilbig, Judith. Ich möchte mehr wiſſen. Wie verbracht er ſein Leben?"

„Er lebte korrekt."

„Nur in der Ordnung. Wer von Glas iſt, hat die Verpflichtung, korrekt zu leben; er kann ja jeden Augenblick in ſeinem Triebwerk kontrolirt werden. Was meinſt Du, Franziſka?"

Dieſe ſenkte den Blick, überwand ſich aber und ſagte: „Die Seele, mein' ich, bleibt unſichtbar."

„Ja, die Seele. Aber es wäre ſchon immer was, das Herz arbeiten zu ſehen."

„Es iſt das ſo nöthig nicht," ſagte Judith. „Alles hat ſeinen Wiederſchein, und auch das Herz ſpiegelt ſich. Wir ſind alle viel mehr Glasmenſchen, als Du glaubſt, Bruder. Und es iſt ſchließlich auch ein Glück, daß es ſo iſt."

„Aber ein größeres noch, daß es als Regel nicht ſo iſt. Nur der Irrthum iſt das Leben."

„Oder die Wahrheit."

„Ach, die Wahrheit? Glaube mir, Judith, die Welt bleibt ewig in der alten Pilatusfrage ſtecken."

Egon, als dieß Geſpräch ſchwieg, trat auf die Veranda. Dann kam er zurück und entſchuldigte ſich für den Tag, er habe eine Verabredung; Faſanenjagd mit Szabó. Nach ihm erhob ſich auch Franziſka, der der Boden unter den Füßen brannte. War dieß Alles Zufall, oder war es mehr? Sie ging auf ihr Zimmer, froh, aus dem Kreuzfeuer heraus zu ſein.

Nur Graf Adam und Gräfin Judith blieben, Jeder anſcheinend in ſeine Lectüre vertieft. Aber die Gräfin war es nicht, und als eine kleine Weile vergangen war, legte ſie die Zeitung nieder und ſagte: „Haſt Du noch nicht an Aufbruch gedacht, Adam? Ich meine nach Wien. Die Tage werden kurz . . .“

„Und Dir zu lang,“ unterbrach der Graf. „Der kleine Mann unten iſt freilich kein Pater Feßler: aber Pardon, Judith, ſo ſteht nicht Jeder zu dieſer Sache. Was ſollen wir jetzt in Wien? Es iſt noch um einen Monat zu früh, und verlängern wir die Saiſon um dieſe vier Herbſteswochen, ſo nehmen die Frühjahrswochen kein Ende. Zudem bin ich einigermaßen Gewohnheitsmenſch und treffe nicht gern vor dem zweiten December in Wien ein. Alſo wenn Du willſt, auch ein Mann des zweiten December.“

„Ich würde mich nie ſo nennen, Adam, auch im Scherz nicht. Und nun gar Du, der im Aberglauben ſteckt. Aber was ich Dir ſagen wollte: Du verfällſt zu ſehr in Deinen alten Fehler.“

Und der nennt ſich?“

„Ein liebenswürdiger Egoiſt zu ſein. Ehedem durfteſt Du das. Aber Du biſt heute nicht mehr Der, der Du vor einem Jahre warſt, und haſt heute kein Recht mehr, ſo bongré malgré von Deinem gewohnheitsmäßigen zweiten Dezember zu ſprechen.“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„O, Du verſtehſt mich ſehr gut: ich ſeh’ es an dem Zucken um Deinen Mund. Aber ich kann Alles, was ich zu ſagen habe, Dir ſchließlich in einem einzigen Worte ſagen und dieß eine Wort iſt ein Name.“

„Hat ſie geklagt?“

„Mit keiner Miene; ſolche Naturen klagen nicht. Aber ob ſie nun geklagt hat oder nicht, das bleibt beſtehen: Du mutheſt ihr mehr zu, als ſie tragen kann. Und wenn ich vorher von Wien ſprach und von unſerer Abreiſe dahin, ſo heißt das einfach: ſie muß aus dieſer Einſamkeit heraus.“

„Einſamkeit. Was heißt Einſamkeit? Ich hab' es in ihre Wahl geſtellt, ob ſie Beſuch haben wolle oder nicht, und hab' ihr beiſpielsweiſe von Phemi geſprochen. Sie hat es aber abgelehnt. Das war, ehe ihr kam't, ja, ehe wir wußten, daß ihr kommen würdet. Nun ſeid ihr ſeit einem Monat hier, und jeder Tag iſt ſo bunt wie das Laub im Park draußen und ſo plapperhaft wie ein Elſterneſt. Iſt das Einſamkeit? Du biſt hier. Egon iſt hier., und zum Ueberfluß et pour combler le bonheur, ſorgt auch noch der Himmel für entführte Kinder, für Schiffbruch und Abenteuer.“

„Eben deßhalb,“ unterbrach hier die Gräfin und verließ langſam das Zimmer. Es war faſt, als ob ſie darauf gerechnet habe, von ihm zurückgerufen zu werden.

Aber ſeine Verwirrung war zu groß, ſo groß, daß er in Schweigen verharrte. Sein Auge röthete ſich, wie es ſtets geſchah, wenn ihn ein Gegenſtand erregte; dann warf er die Cigarrette durch die Balkonthür, nahm ein Buch, das auf dem Nebentiſche lag, und blätterte mit dem Finger über den Rand hin, wie wenn man über ein Spiel Karten fährt. Er war bis in's Tiefſte getroffen. Aber ſeine vertrauensſelige Natur überwand es wieder, und indem er eine Spalte der Zeitung, aus der Judith vorgeleſen hatte, mit dem Auge durchlief, ohne ſich im geringſten um den Inhalt zu kümmern, ſprach er vor ſich hin: „Es iſt Judith, wie ſie leibt und lebt, und ich werde ſie nicht ändern. Die hellſte Seele von der Welt und dabei paſſionirte Schwarzſeherin. Ueberall geheimnißt ſie was hinein. Das hat ſie ſich von den Pfaffen angenommen, die ſich nichts vorſtellen können ohne Dunkel, Komplot und Intrigue. Welche Widerſprüche leben doch in unſerer Natur: ſie ſelbſt hat nie den kleinſten Höllenfaden geſponnen, und wenn der Himmel der Hölle Preis wäre, ſie würde dieſen Faden nicht ſpinnen können. Aber weil ſie von Jugend auf gehört hat, es gebe dergleichen in der Welt, ſo ſieht ſie's nun überall. Uebrigens iſt es leicht, Rath zu ſchaffen. Egon hat ſich eben verabſchiedet, und ſo paßt es für heute nicht; aber was heute nicht paßt, paßt morgen, und morgen mit dem Früheſten werd' ich ihn ſtellen und ihm rund heraus erzählen, was der Tante Judith auf der Seele brennt."

Er wiegte ſich, als er ſo ſann, in dem Schaukelſtuhle hin und her und ging dabei das Geſpräch, das er mit Judith gehabt hatte, noch einmal durch. „Wie verlief es doch? Ich hatte von Egon geſprochen. Aber Egon war nicht das letzte Wort . . . Schiffbruch und Abenteuer ſagte ich und dann antwortete ſie: ‚eben deßhalb.'"

Er ſprang auf und ſchlug ſich vor die Stirn. „Wenn . . ." Aber er wurde ſeiner Erregung abermals Herr. „Unſinn! Es iſt Judith; c'est tout. Woher will ſie's wiſſen? Als ob ſie mit im Boot oder wohl gar mit in dem räucherigen Fährhaus geweſen wäre. Sie braucht Geſchichten und macht ſie ſich, das iſt Alles und am Ende warum nicht? Die Menſchen machen ſich ihre Götter, warum ſollen ſie ſich nicht auch ihre Geſchichten machen?

Bedürfniß und Angebot, das alte Lied. Uebrigens freu' ich mich auf das Geſicht, das Egon . . ."

In dieſem Augenblicke trat Andras ein, um den Frühſtückstiſch abzuräumen. „Der weiß es," ſchoß es dem Grafen durch den Kopf, und ehe er noch einen beſtimmten Plan faſſen oder zu reiferer Ueberlegung kommen konnte, fuhr es ſchon aus ihm heraus: „Andras, mein Junge, ich habe Dich ſo gut wie noch nicht geſehen, ſeit Du mit auf dem See warſt. Haſt Dich tapfer und brav gehalten, hat mir die Gräfin erzählt, und Graf Egon . . ."

Der Junge lächelte.

„Sieh', das hör' ich gern, Andras, und Du kannſt Dir auch etwas wünſchen, jetzt gleich oder wenn Du 'mal groß biſt und eine Braut haſt, hier oder in Wien. Aber hübſch muß ſie ſein, hörſt Du! Biſt ja ſelber ein hübſcher Jung'. Und dann heiratheſt Du ſie . . ."

„Will nicht, Graf."

„Will nicht. Was heißt will nicht? Du wirſt ſchon wollen. Und dann kommen wir Alle zu Deiner Hochzeit, ich und die Gräfin und Graf Egon. Ja, die Gräfin und Graf Egon auch; die gehören ja jetzt zuſammen, weil ſie zuſammen in dem Boot und in der Gefahr waren. Und Gefahr ſchließt die Menſchen zuſammen, das weiß ich . . . Und Du haſt nichts auf dem Herzen? Und haſt mir nichts zu ſagen, Andras?"

„Nein, Herr."

„Und weißt nichts?"

„Nein, Herr."

„Und willſt auch nichts wiſſen?"

Andras hatte ſein „Nein, Herr," ſchon ein drittes Mal auf der Zunge, beſann ſich aber raſch und ſagte, während er ſich vor dem Grafen aufrichtete: „Was, Herr?"

In dem Tone lag etwas, was den Grafen beſchämte.

„Nichts," ſagte dieſer ruhiger. „Es iſt gut ſo. Wir gehen in dieſer Woche noch nach Wien. Und Du mit."

Vierzehntes Kapitel.

Eine Woche ſpäter war man wieder in Wien.

Der Graf hatte noch am ſelben Tage, wo ſein Geſpräch mit Judith ſtattgefunden, ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, als Reiſemarſchall vorausgehen und im Stadtpalais, in dem man inzwiſchen eine Reihe neuer Zimmer eingerichtet hatte, nach dem Rechten ſehen zu wollen, in Wahrheit aber lag ihm nur daran, ein Zuſammenſein mit Egon in demſelben Coupé zu vermeiden. Er fühlte deutlich, daß er den rechten Ton nicht treffen, auch vielleicht der ihm eigenen Neigung zu Sarkasmen nicht immer widerſtehen werde, was, wenn unberechtigt, einfach beleidigen, und wenn berechtigt, als ein Auskunftsmittel in Altweibermanier erſcheinen mußte. Dem Einen aber wie dem Andern wollt' er ſich entziehen. In Wien ließen ſich dann die Begegnungen einſchränken, wenn ſich dieß, was doch immer noch in Zweifel lag, überhaupt als wünſchenswerth herausſtellen ſollte. Die Zerſtreuungen der großen Stadt waren jedenfalls das beſte Mittel, ihm einen freieren Blick und ein eigenes ſelbſtſtändiges Urtheil zurückzugeben.

Wirklich, dieſe Zerſtreuungen übten auch ihre Wirkung auf ihn, und ſie konnten es um ſo leichter, als ſich ſeinem anſcheinend nur oberflächlich, in Wahrheit aber ſcharf beobachtenden Auge nichts zeigte, was dem in ſeiner Seele wachgerufenen Argwohn irgend welche Nahrung hätte bieten können. Egon, wenn er Abends im Salon der alten Gräfin erſchien, war ernſter und ſchweigſamer als gewöhnlich, aber in ſeinem Benehmen gegen Franziska ließ ſich weder eine beſondere Zurückhaltung, noch auch eine beſondere Vertraulichkeit entdecken. Und ſo durft' es denn nicht Wunder nehmen, daß dem alten Oheim wenn nicht ein volles Vertrauen, ſo doch ein gewiſſer ſeeliſcher Mittelzuſtand zurückkehrte, der gerade hoffnungsreich genug war, ihn zur Eröffnung der Saiſon eine muſikaliſche Soirée mit ſich anſchließender Ballfeſtlichkeit veranſtalten zu laſſen, eine Reunion, zu der außer der Künſtler- und Gelehrtenwelt auch alle diejenigen Perſonen der Ariſtokratie geladen worden waren, auf deren Erſcheinen man mit Sicherheit rechnen durfte.

Man hatte nur noch drei Tage. Da jedoch alle Vorbereitungen längſt getroffen worden, ſo waren gerade dieſe Tage freie Tage, die denn der Graf auch vorhatte, ſo gut alt-wieneriſch wie möglich zu verbringen. Im Theater alſo. Das Gaſtſpiel eines ausgezeichneten norddeutſchen Künſtlers, der zugleich ein beſonderer Liebling des Grafen war, forderte noch beſonders dazu auf.

„Ich habe für heute Abend zu der Vorſtellung unſeres alten Freundes eine Loge genommen," ſagte der Graf, als er Franziſka beim zweiten Frühſtück begrüßte. „Wir werden ihn, nachdem wir die ‚Partie Piquet‘ und leider auch die ‚beiden Klingsberge‘ verſäumt haben, wenigſtens in einer neuen Rolle ſehen."

„Und in welcher?" fragte Franziſka.

„Als Herzog von Chevreuſe: ein Scribe'ſches oder Dumas'ſches Stück mit gleichgültigem Titel und gerade ſchon wieder alt genug, um als neu gelten zu können. Ich entſinne mich, es in den letzten Louis Philipp-Tagen in Paris geſehen zu haben, habe jedoch keine Ahnung mehr, was es iſt."

„Seinem Titel nach ſehr wahrſcheinlich eines jener franzöſiſchen Memoirenſtücke, die nie ſchlecht und nie gut ſind und mir immer ein **horreur** waren. In meiner Erinnerung haben ſie nicht bloß alle dieſelbe Phyſiognomie, ſondern auch dieſelben Perſonen: einen König und eine Königin, eine merkwürdig naive Prinzeſſin, ein paar Herzoge mit pomphaften Namen einſchließlich irgend einer Maintenon oder Pompadour und dazwiſchen einen Perin oder Figaro, der Alles einfädelt oder nasführt, oder wohl gar einen Narciß, der der ganzen Grandſeigneurſchaft die haarſträubendſten Sottiſen ſagt."

„Schau', Fränzl," entgegnete der Graf, der dieſen Ton liebte, „Du haſt ja Deine gute Laune wieder. Ich ſehe nun, daß es Zeit war, aus unſerem alten Dohlenneſt aufzubrechen: die Wiener Luft athmet ſich doch beſſer und legt ſich Dir weicher um's Herz, nicht wahr? Ich hab' übrigens die Loge links genommen, die größere, denn ich rechne nicht bloß auf Egon, der ſich angeſagt hat, ſondern auch auf Judith.

Sie muß durchaus einmal heraus und nicht immer nur Feßler ſehen und von der heiligen Genoſeva hören."

Und wirklich, die gute Gräfin, in der ſich aller Frömmigkeit unerachtet doch dann und wann noch die Wienerin alter Tage regte, hatte ſich beſtimmen laſſen, der Vorſtellung beizuwohnen und eine kleine Zeit nach Beginn derſelben erſchien man allerſeits und nahm die Plätze: Gräfin Judith und Franziska vorn, dahinter der alte Graf ſammt Egon und Graf Pejevics, welcher letztere ſich ihnen im Foyer erſt angeſchloſſen und den eigenen Platz im Stiche gelaſſen hatte. Zu Beginn des Stückes wandte ſich Franziska mehrfach um und ſchien, während ſie Petöfy freundlich zunickte, fragen zu wollen: „Iſt es nicht genau das, was ich Dir im Voraus erzählt habe?" Bald aber wurde ſie befangen und unruhig, und als die große Szene kam, in der der alte Herzog in altfranzöſiſcher Ritterlichkeit immer noch Worte des Vertrauens an den Galan ſeiner jungen und bereits in Schuld verſtrickten Herzogin richtet, ſtieg ihr das Blut derart zu Kopf, daß es ſie momentan wie Schwindel und Ohnmacht überkam. Aber es ſchwand wieder und die tiefe Bewegung ihres Herzens war zuletzt doch größer als alle Furcht und Verlegenheit, und eine Thräne fiel auf den Handſchuh ihrer auf der Brüſtung ruhenden linken Hand. Der alte Graf, in deſſen Herzen der Inhalt des Stückes alle Zweifel und Bitterniſſe der letzten Wochen wieder lebendig werden ließ, war in kaum geringerer Erregung, aber er bezwang ſich und bewahrte gute Haltung bis zuletzt.

„Es erſcheint mir outrirt," ſagte Judith, die nach dem Fallen des Vorhangs noch wie herkömmlich in der Loge blieb, um ſich die großen Waſſer draußen erſt verlaufen zu laſſen. „Wirklich, Adam, ich find' es übertrieben."

„Ich auch," lachte dieſer in einer ihm plötzlich und beinah ungezwungen zurückkehrenden guten Laune. Von Grund aus nervös und allem Komiſchen zugänglich, entſproß ihm aus der Alltagsbetrachtung ſeiner Schweſter eine Fülle wirklicher Heiterkeit. Im Uebrigen aber enthielt er ſich jedes Eingehens auf das Stück und begnügte ſich damit, das Spiel des Gaſtes, den er in anderen Rollen ſo hoch ſtellte, ziemlich ſcharf zu kritiſiren. Er iſt doch nur groß im Genre. Das Tragiſche verſagt ihm. Auch hätt' ich ihn ſeiner Maske nach eher für einen portugieſiſchen Granden aus der Pombalzeit als für einen franzöſiſchen Grandſeigneur gehalten."

Einen Augenblick ſpäter erhob man ſich und kehrte gemeinſchaftlich in das Petöfy'ſche Palais zurück, wo der Thee wie gewöhnlich im Zimmer der alten Gräfin genommen werden ſollte. Feßler wartete ſchon der Heimkehrenden und empfing die Gräfin mit einem Scherzworte.

„Rückfall in alte Thorheiten," erwiderte dieſe nicht ganz frei von Verlegenheit. „Und wiſſen Sie, Feßler, womit mein Bruder mein Gewiſſen zu beſchwichtigen geſucht hat? Mit dem ſakrilegiſchen Satz: ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren."

„Es kommt auf den Pfarrer an," entgegnete der Liguorianer und nahm gut gelaunt und unter Verneigung gegen Graf Adam ſeinen Platz am Tiſch, auf den eben die Converts gelegt und die Gläſer geſtellt wurden.

Das ſich entſpinnende Geſpräch behandelte natürlich den Herzog von Chevreuſe, und Egon kam in die peinliche

Lage, den Inhalt des Stücks vor Feßler ſkizziren zu müſſen. Er that es aber in guter Haltung, und auch Franziska, die ſich wieder zurecht gefunden hatte, blieb anſcheinend unbefangen.

Es war nur Claret aufgeſtellt worden, und Egon, ſeit lange daran gewöhnt, im Salon der Tante den Wirth zu machen, nahm eben eine der Flaſchen, um ſelber den Kork zu ziehen. Es gelang ihm aber, wie der Zufall eben ſein Spiel treibt, nicht ohne Kraftanſtrengung, und als er die Flaſche wieder niederſetzte, ſah die Tante, daß er an dem Ringfinger der linken Hand blutete.

„Was haſt Du?“ fragte die Gräfin.

Und es ſtellte ſich nun heraus, daß ein kleines, dünnes Ringelchen, das er halb verſteckt unter einem großen Türkisringe trug, in Folge der Anſtrengung zerbrochen und mit einer ſeiner Spitzen ihm in das Fleiſch eingedrungen war. Er zog das Ringelchen ab und ſchob es, ſo gut es ging, auf den Ringfinger der andern Hand, der Oheim aber erkannte ſofort, daß es der kleine Ring mit dem Emaillevergißmeinnicht war, der damals in Franzika's Zimmer an dem Schmuckſtänderchen gehangen und ihn um ſeiner Einfachheit willen ſo ſehr frappirt hatte.

„Wie Du nur bluteſt,“ ſagte er, während er noch immer auf den Ring ſah. Und ſolch' Ringelchen! Man ſollte nicht glauben, daß es ſo tief verletzen könne. Wo ſtammt es nur her? Alles in Allem kann es weder aus den Kronjuwelen der Petöfy's noch aus denen der Asperg's kommen.“

„Ich trag' ihn noch von der École militaire her,“ ſtotterte Egon. „Es war unſer Verbindungszeichen.“

„Ah, Verbindungszeichen. Wohl, wohl; das gewöhnliche Loos der Ringe. Nun, hoffentlich nichts Hochverrätheriſches. Unter allen Umſtänden aber nehmt euch in Acht, ihr jungen Leute. Wir ſind noch nicht ſo heraus aus der alten Zeit, als Manche glauben: es findet ſich immer noch 'mal ein Spitzel, der uns auf die Finger ſieht.“

Und damit kehrte das Geſpräch auf allerlei Theaterdinge zurück.

UNIV BIBL BERLIN

Fünfzehntes Kapitel.

Er ſah nun klar und nur in dem Einem ſah er nicht klar, was zu thun ſei. Sollte er ſich den lächerlichen Herzog zum Muſter nehmen, über den Judith in ihrem einfachen Ausſpruch: „Ich find' es aber doch übertrieben,“ erbarmungslos zu Gericht geſeſſen hatte? Nein, es ging nicht .. Und überhaupt, was war denn geſchehen? Es war nur geſchehen, was geſchehen mußte. War er nicht allezeit ſo ſtolz geweſen auf ſeine Kenntniß von Welt und Menſchen, vor Allem auch auf ſein Freiſein von Vorurtheilen in dem, was er den natürlichen Gang der Dinge nannte? Was gab ihm jetzt ein Recht zu der Annahme, daß ihm zuliebe dieſer natürliche Gang der Dinge ſich in ſein Gegentheil verkehren werde?

In ſolche Betrachtungen vertieft, die beſtändig zu Selbſtanklagen wurden, ſchritt er, als er von Schweſter Judith in den andern Flügel zurückgekehrt war, auf dem

Teppich ſeines Zimmers auf und ab. Er öffnete das Fenſter und ſah, während ein gedämpfter Lärm von der innern Stadt her herüberſcholl, auf die ſtille Straße hinunter. Ein offener Wagen, in dem ein junges Paar ſaß, rollte vorüber und das Licht der Gaslaterne fiel auf eine zarte Geſtalt, Mädchen oder Frau, die ſich müd und glücklich an die Schulter des Geliebten lehnte.

„Sie ſind jung und lieben einander. Und das iſt das Natürliche. Narr, der ich war, als ich mir ein Etwas ausdachte, das halb von der Sultanin Scheherezade, aber halb auch von der heiligen Eliſabeth abſtammen ſollte; Dame von Welt, aber auch Nonne, weiblicher Esprit fort, aber in Klauſur. Im Einfachſten hab' ich mich verrechnet . . . Es giebt wohl Vögelchen, die winterlang das Bauer nicht verlaſſen und nicht fortfliegen, auch wenn ihre Gefängnißthür offen ſteht. Gewiß. Aber wenn der Frühling gekommen iſt und es draußen lockt und ruft, dann regt ſich's doch, dann ſiegt doch der Hang und Drang im Herzen und frei ſein in der Luft hoch oben und ſich jagen und ſchwingen und zwitſchern, das iſt dann mehr. Ich wußt' es wohl, aber ich vergaß es, weil ich's vergeſſen wollte.“

So ſprach er vor ſich hin und trat dann vom Fenſter her wieder an ſeinen Arbeitstiſch zurück, auf dem in geſchnitztem Rahmen eine Photographie Franziska's ſtand. Er nahm ſie von der kleinen Staffelei. „Das war damals, als wir in Riva waren; ich entſinne mich noch des Tages. Und wie klug und ruhig ſie mich anblickt.“

„Aber darf ſie's nicht?“ unterbrach er ſich plötzlich, und unter ihrem ruhigen Blicke ſchien ihm ſelber etwas wie Ruhe wiederzukommen. „Was weiß ich am Ende?

Was hab' ich in Händen? Ich habe nichts als den Ring, auf den hin ich den Schwiegerſohn des alten Brabantio ſpielen könnte. Soll ich's? Soll ich aus dem Taſchentuch eine Ringſzene machen und ihr ſtatt des entſetzlichen ‚the handkerchief' das etwas beſſer klingende ‚the ring, the ring' zurufen? Es giebt hundert Ringe, hunderttauſend, und der Boden, auf dem ich ſteh', iſt recht eigentlich der Fruchtboden aller böſen Einbildungen."

Und ſo fuhr er fort, ſeinen Verdacht gefliſſentlich einzulullen und Alles, was ihm eben noch als Beweis gegolten hatte, wieder wegzubeweiſen.

In aller Frühe war er auf und fand ſich pünktlich um neun Uhr beim Frühſtück ein; aber Franziska fehlte noch und ſtatt ihrer erſchien Hannah und meldete: die Gräfin ließe ſich entſchuldigen, auch für den Tag; aber zum Thee werde ſie drüben bei Gräfin Judith ſein und hoffe den Grafen dort zu treffen.

„Was iſt es, Hannah?"

„Ein Fieber. Sie hat kein Auge zugethan."

„Ein Fieber. Iſt das Alles? Ich finde die Gräfin ſeit Kurzem ſo verändert. Was meinſt Du?"

„Verändert? Vielleicht . . . Ich weiß es nicht."

„Ich weiß es nicht," wiederholte der Graf, als Hannah gegangen war. Und damit brach Alles, was er mühſam von ſich wegbewieſen hatte, wieder über ihn herein und ließ ſein ganzes Troſtgebäude zuſammenſtürzen. „Ich weiß es nicht," wahrlich, es klang faſt, als ob ich Franziska ſelber darum befragen ſolle. Soll ich es? Sie würde ſich mir unterwerfen und nichts leugnen und ihre Schuld auf ſich nehmen . . . Aber ach, was ſchwatz' ich nur! Ihre Schuld?

Schuld, Schuld! Daß das häßlich anmaßliche Wort mir immer wieder auf die Lippe tritt, daß ich es nur zu denken wage! Hab' ich ihr nicht ſelber im Voraus den Ablaßzettel in die Hand gegeben? Bin ich nicht das Kind, das etwas wieder fordert, das es zuvor weggeſchenkt hat? Bin ich nicht der Gläubiger, der bis ultimo warten will und am dritten Tage ſchon nach Zahlung verlangt? Und wenn ich den Ausgang aus dem Wirrſal nicht finden kann oder wenigſtens nicht den, der in's Lichte führt, wer iſt ſchuld? Wer? Ich, ich allein. An mir iſt es, die Konſequenzen eines falſchen Exempels auf mich zu nehmen, und ich will es und werd' es."

So ſtürmten Fragen und Betrachtungen auf ihn ein, aber nach einer Weile fuhr er ruhiger fort: „Eine der läſtigſten Erſcheinungen in Leben und Geſellſchaft iſt mir immer der Störenfried geweſen; ich mag ſeine Rolle nicht ſpielen. Und zudem, was iſt der Einzelne? Nichts. Und nun gar der Einzelne, wenn er gelebt hat und ſeine Tage hinter ihm liegen. Es kann auch ein Glück ſein, ein letztes und höchſtes, dem Glück Anderer die Wege zu bereiten."

Er rief Andras, ließ ſich ankleiden und ging in die Stadt, um inmitten ihres bunten Treibens den Tag zu verbringen. Er freute ſich an Allem und war in der Stimmung, wie Jemand, der aus einer ſchönen Gegend ſcheidet und im Abſchiede ſich das Bild derſelben noch einmal feſt und warm in's Herz prägen will. Er ſah in Sankt Stephan hinein, wo man eben ein Hochamt celebrirte, ging dann den Kohlmarkt hinunter und trat in die Kirche der Auguſtiner, zu der das Haus Petöſy von alter Zeit her hielt. Ein paar Lichter brannten, ein Wiſpern und Murmeln ging, und er ſah ſtill auf die Stelle vor dem Altar und gedachte des Tages, des Tages ſeiner Vermählung, an dem er das letzte Mal hier geſtanden hatte. Dann verließ er die Kirche wieder, nahm ſein Diner, las eine Zeitung und vergnügte ſich eine Weile vor der „Burg“, wo die Vorſtellung eben begonnen haben mußte. Danach ging er wieder auf ſein Palais zu, denn die Stunde war nahe, wo man ſich bei Schweſter Judith zu verſammeln pflegte.

Wirklich, Franziſka war da. Sie ſaß neben Feßler und plauderte mit ihm in jenem neckiſchen Tone, der von ihrer erſten Begegnung an zwiſchen ihnen beibehalten war und namentlich dem Pater ein erſichtliches Behagen weckte. Zur andern Seite hatte Graf Pejevics Platz genommen und nur Egon fehlte, was Feßler veranlaßte, nach dem „Jüngſtverwundeten der kaiſerlichen Armee“ zu fragen, aber zugleich auch nach dem „mitlädirten Inkulpaten, dem kleinen Ringe“. — Fragen, an die ſich dann wie von ſelbſt ein Geſpräch über Ringe und Ringinſchriften anſchloß, zu dem Jeder nach Kräften, am meiſten aber Graf Pejevics beiſteuerte, der ein Numismatiker war und durch allerlei Kurioſitäten und Niedlichkeiten überraſchte. Nur Feßler hatte geſchwiegen, bis er zuletzt, nach ſeiner Lieblingsdeviſe befragt, unter Lächeln bemerkte, daß es ſonderbarerweiſe der Ring oder Petſchaftsſpruch eines Proteſtanten ſei, der ihm unter Allem, was er auf dieſem Gebiete kenne, den nachhaltigſten Eindruck gemacht habe.

„Eines Proteſtanten?“ fragte Judith neugierig „Weſſen?“

„Thomas Carlyle's.“

„Und der Spruch ſelbſt?“

„Entſage!“

Niemand antwortete. Nur Franziska ſagte: „Wie ſchön!“ Und eine momentane Stille folgte.

„Kannſt Du's?“ fragte der alte Graf leiſe, während er ſich zu Franziska niederbeugte.

Sie ſah eine Weile vor ſich hin. Dann hob ſie das Auge wieder und ſah ihn ſtill und ruhig an, und etwas wie Wehmuth und Bitte lag in ihrem Blick.

Sechszehntes Kapitel

Er war durch dieſen Blick entwaffnet, zugleich in ſeinem Herzen bewegt und nahm Franziska's Hand und küßte ſie, dann raſch aufbrechend ſprach er von Briefen, die noch zu ſchreiben ſeien, und ging in den andern Flügel hinüber. Hier nahm er an ſeinem Schreibtiſch Platz, erhob ſich aber bald wieder, um auf und ab ſchreitend erſt ruhiger in ſeinem Gemüthe zu werden.

„Es war ein Bekenntniß, wie ſie mich ſo anſah und mit ihren klugen Augen ihr zu verzeihen bat. Aber was ſoll ich ihr verzeihen? Immer die thörichte alte Frage. Nichts, nichts. Während ich ſie beſtändig warnte, das Leben nicht als Märchen zu nehmen, hatt' ich mir doch meinerſeits ein Märchen ausgedacht, und ihr guter Wille, mir zu Willen zu ſein, beſtärkte mich in dem Glauben an eine Märchenmöglichkeit. Ja, ihr guter Wille, mir zu Willen zu ſein! Das war es; ſie hat mich einfach verwöhnt. Hätte ſie mir von Anfang an geſagt: ‚Aber Eines muß ſein, Petöfy, darauf dring' ich; wir bleiben in Wien, unter Menſchen, und ich vergrabe mich nicht in eine Schloßeinſamkeit; ich muß Verehrer und Anbeter um mich haben, die mir ſchöne Dinge ſagen und die mich heut in das Konzert und morgen in die Oper begleiten.' — ja, hätte ſie ſich von Anfang an auf ſolch' freien und allerfreieſten Ton geſtellt, auf einen Geſellſchafts- und Lebensfuß, auf den ſie ſich ſtellen durfte, ſo hätte mir ihre Plauderei genügt, und ihr Bonſens und der Sonnenſchein ihrer ewig guten Laune wären mein Glück geweſen. Das war es, was ich damals in Oeslau wollte. Statt deſſen hatte ſie's beſſer mit mir im Sinn. . Wohl, ich wäre glücklicher geworden, wenn ſie dieß Beſſere nie gewollt und, ſtatt auf ihr Recht und ihre Freiheit zu verzichten, ſich umgekehrt von Anfang an auf ihr Recht und ihre Freiheit geſtellt hätte. Gewiß, gewiß. Aber ſoll ich den Entrüſteten ſpielen, bloß weil ſie ſich freiwillig höher eingeſchätzt hat, als ihr Vermögen war?!"

Er ſtellte ſich vor den Kamin und warf ein Scheit in die halb erloſchene Flamme. „Mein Kalkül war falſch, und Judith hatte Recht. Das iſt Alles. Es thut nie gut, ſich in künſtliche Situationen hineinzubegeben und ſich auszurechnen, wie's kommen müſſe. Die Rechnung ſtimmt nie. Wir kennen uns nie ganz aus und über Nacht ſind wir Andere geworden, ſchlechter oder beſſer. Schlimm, wenn wir uns ſchlechter finden, aber oft ſchlimmer noch, wenn beſſer. Es giebt dann ein Wirrſal, draus kein Entrinnen iſt, und daß wir, ſie wie ich, das Leben ernſthafter zu nehmen anfingen als es geplant war, das entſcheidet nun über mich und vielleicht auch über ſie."

Von der Flamme fort ſah er jetzt in die Höhe, wo dicht über dem Kamin, ja mit dem breiten Goldrahmen die Kaminkonſole berührend ein Bild hing, ſein Bild, im Attila und das Ordensband über der Bruſt. Typiſch der Kavalier. Und er lächelte. „Ja, was ich wollte, war eine Kavalierslaune, von der ich ſchließlich einſehen muß, daß ſie nicht der Schlüſſel war, der überall hin ſchließt. Aber für das, was ich noch vorhabe, für das, was noch zu thun übrig bleibt, dafür paßt ſie; nur nicht Umkehr oder die Blame der Unkonſequenz, und wenn es von alter Zeit her als ein Höchſtes gegolten hat, Anderen zuliebe zu leben, ſo kann es unmöglich ein Niedriges ſein, denſelben Zweck und Ziel auch 'mal von der andern Seite her beikommen zu wollen. Auf den Zweck kommt es an, der entſcheidet, der heiligt. Alter Grundſatz der Kirche. Wie ſich wohl Feßler dazu ſtellen wird?“

Er ſetzte ſich jetzt nieder und ſchrieb eine Stunde lang, anſcheinend Geſchäftliches, das er ſchließlich unterſiegelte. Dann nahm er einen Briefbogen, warf raſch einige Zeilen hin, überflog noch einmal den Inhalt und verſchloß beide Schriftſtücke.

Den andern Morgen war er früher als gewöhnlich auf und klingelte. „Bringe das Frühſtück, Andras. In einer Stunde will ich ausreiten.“

Im Palais war Alles noch ſtill, als der Graf ſich in den Sattel hob und zunächſt über den Joſephsplatz auf den Kärnthnerring und die Schwarzenbergbrücke zuritt. Andras folgte. Das Eckhaus der Saleſinergaſſe, darin Franziska gewohnt hatte, lag in einem grauen Novembernebel; er ſah hinauf, aber die Fenſter der oberen Etage waren unerkennbar. „Ich ſoll es nicht ſehen. Alles hat ſeine Bedeutung.“ Auf dem Heumarkt, am Fluß und ſeiner Brücke hin herrſchte ſchon das lebhafte Treiben, das hier allmorgendlich anzutreffen iſt, aber es hatte nichts von ſeiner gewohnten Buntheit, und die Geſtalten ſchoben ſich wie Schatten aneinander vorüber. „Iſt es doch, als ob es ein Unterweltsjahrmarkt wär'. Und hätte doch mein altes Wien gerne noch 'mal in Luſt und Farbe geſehen.“

An der Tegethoffbrücke bog er wieder ein und lenkte ſein Pferd am Stadtpark hin auf die große Franz-Joſephskaſerne zu, die grau verſchleiert wie eine Wolkenburg daſtand. Vom Kaſernenhofe her klangen Trommeln und Hörner, aber dumpf wie Nothſignale.

So ritt er durch die Leopoldſtadt bis in den Prater.

Als er draußen war, fiel der Nebel ſo ſtark, daß es ſich einen Augenblick anließ, als ob die Sonne hervorkommen wolle. Doch es blieb bei dem guten Willen und nur der Blick in die Landſchaft war frei geworden. Er ritt an Plätzen vorbei, daran ſich hundert Erinnerungen für ihn knüpften, bis er zuletzt auf eine künſtlich aufgeworfene Höhe gekommen war, von der aus man einen Wieſengrund überſah, eine Niederung mit Tümpeln und Waſſerlachen und ein paar ſchmalen Sandſtreifen dazwiſchen. Eine der Lachen hatte Zufluß aus einem Graben und das Waſſer ſtieg in Folge davon ſo raſch, daß es nicht bloß die Sandſtreifen, ſondern zugleich auch eine hier eingeniſtete zahlreiche Kolonie von Feldmäuſen mit Ueberſchwemmung und Untergang bedrohte. Zu hundert und aber hundert kamen ſie von links und rechts her aus ihren Löchern hervor, um ſich auf eine höher gelegene Stelle hin zu retten. Aber kaum daß ſie ſich hier geſammelt hatten, ſo ſchoß auch ſchon von einer daneben ſtehenden und in ihrer ganzen obern Hälfte mit Neſtern überdeckten Pappel allerlei Krähenvolk auf die geflüchteten Mäuſe nieder und fuhr mit ihnen als gute Beute davon.

Der alte Graf hatte ſein Pferd angehalten, um dem ſonderbaren Schauſpiele zuzuſehen. „Ueberall daſſelbe: keine Flucht vor dem, was einmal beſchloſſen.“

Er ritt weiter in den Prater hinein und eine halbe Stunde ſpäter an dem Liechtenſtein'ſchen Garten vorüber heimwärts auf ſein Palais zu.

Es war elf Uhr, als er hier wieder eintraf und das Pferd abgab. Er ſprach mit dem Thürhüter, der wie gewöhnlich am Eingang in das Veſtibül ſtand, und erkundigte ſich, ob die großen Topfgewächſe ſchon angekommen ſeien.

„Alles da.“

„Gut. Aber ich will es doch ſehen. Komm'. Oder nein, bleib'; Andras ſoll mich begleiten.“

Und er ſtieg in den oberen Stock hinauf, in dem für das heute ſtattfindende Feſt Alles bereits in Geſchäftigkeit war.

„Es wird Niemand erſcheinen,“ ſprach er vor ſich hin. „Aber ich will die Stelle doch ſehen, wo Graf und Gräfin Petöfy die Saiſon eröffnen und ihren erſten Ball geben wollten. Und will mir auch die Palmen und ſogar die Lebensbäume betrachten, die nun wohl eine Woche lang im Hauſe bleiben und mir dann von hier aus bei den Auguſtinern ihren letzten Liebesdienſt leiſten werden.“

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war er eingetreten und ſah auf den erſten Blick und mit beſonderer Befriedigung, daß Aufſtellung und Anordnung genau ſo waren, wie letzten Winter, als Franziska zum erſten Male hier erſchien. Auch die grüne Niſche war wieder arrangirt, in der er damals, als die Nachricht von Gablenz' Tode kam, mit Egon und Graf Coronini geſeſſen und des jungen Rittmeiſters unliebſame Bemerkungen ſo ſcharf zurückgewieſen hatte. Jedes ſeiner eigenen Worte kam ihm wieder in Erinnerung, und er lächelte: „War es eine Vorahnung? Jedenfalls iſt es mir lieb, damals nicht anders geſprochen zu haben.“

Er ging vom Saal her den langen Korridor hinunter. Als er die Zimmerreihe paſſirte, darin Franziska jetzt wohnte, traf er Hannah.

„Iſt die Gräfin zu Haus?“

„Nein. Eben fort; ſie braucht noch Einiges für den Abend.“

„Es iſt gut ſo. Wenn Du ſie ſiehſt, ſag' ihr, daß ich nach ihr gefragt. Aber vergiß es nicht.“

Er gab ihr die Hand, was ihr auffiel. Dann ging er auf ſein Zimmer zu, darin Andras eben das Fenſter ſchloß.

„Ich bin für Niemand zu ſprechen, Andras. Für Niemand. Und dieſen Brief gieb an die Gräfin, wenn ſie zurück iſt. Und nun geh'. Ich will allein ſein.“

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Woche darnach, nachdem ſeitens der Kirche ſein gewaltſamer Tod auf einen Anfall von Melancholie gedeutet worden war, war Todtenfeier bei den Auguſtinern, und das Wappen der Petöfy's ſtand zu Häupten des Katafalks, darüber die ſchwarze Sammetdecke mit dem Silberkreuz ausgebreitet lag. Im Halbkreis um den Altar her aber ſaßen außer den nächſten Angehörigen auch entferntere Leidtragende der Familien Asperg und Gundolskirchen, während das ganze Schiff der Kirche von Uniformen blitzte. Daneben viel Volks. Denn der Heimgegangene hatte die Werke der Barmherzigkeit allezeit geübt und war ein Chriſt in ſeinem Thun geweſen, wie ſehr es ſein Wort auch beſtritten haben mochte. Viele waren ſelbſtverſtändlich nur aus Neugier gekommen und erzählten im Flüſtertone, was ſie von ſeinem Tode gehört hatten: er habe zurückgelehnt in ſeinem Schreibſtuhl geſeſſen, auf den erſten Blick ohne Zeichen äußerer Verletzung oder überhaupt deſſen, was geſchehen ſei, denn er habe ſich nach innen hin verblutet.

Auch über das, was ſeinen Tod verſchuldet, wurde gemuthmaßt: es habe ſich um ein Hofamt gehandelt, das eben vakant geworden und in früherer Zeit immer bei den Petöfy's geweſen ſei, der Kaiſer aber hab' es nicht gewollt, entweder wegen der jungen Gräfin oder noch von Neunundvierzig und der Revolution her. Und das habe der alte Graf nicht verwinden können. So ging das Geſpräch. Alles ſchwieg aber vom ſelben Augenblick an, wo Pater Feßler vor dem Altar erſchien und mit der ihm eigenen, beinah kirchenfürſtlichen Würde die Celebrirung des Todtenamtes begann. Die Reſponſorien klangen und die Kerzen auf den mit Flor umwundenen Leuchtern brannten dunkler noch als gewöhnlich in dem Weihrauchgewölk das über ihnen lag.

Eine Stunde ſpäter leerte ſich die Kirche wieder, und die Dienerſchaften des Grafen trugen den Sarg zu vorläufiger Unterkunft in eine der Seitenkapellen.

Es war zu verhältnißmäßig früher Stunde, daß die Feier ſtattgefunden hatte; die nächſten Leidtragenden kehrten in das Palais Petöfy zur Gräfin Judith zurück, während die junge Gräfin ohne Säumen nach Schloß Arpa hin aufbrach, in deſſen Gruftkapelle der alte Graf am drittfolgenden Tage beigeſetzt werden ſollte.

Die Fahrt währte nur wenige Stunden, und die verſchleierte Nachmittagsſonne ſtand noch über den Bergen, als Franziska bei Nagy-Baſar den Schnellzug verließ und unmittelbar darnach das Schiff beſtieg.

Ein Jeder an Bord wußte von dem Tode des Grafen, und die Flagge wehte von Halbmaſt.

Als das Schiff an der Landungsbrücke von Szegenihaza angelegt hatte, war die Sonne ſchon geſunken, und Franziska nahm allein Platz in dem ihrer harrenden Wagen. Ach, wie verändert Alles ſeit jenem Julitage, wo ſie hier zum erſten Male, den blauen Himmel über ſich, über die ſonnige Fläche hingeflogen war. Auf den Feldern ſtanden heut überall Tümpel und Lachen, und durch den aufgeweichten Boden hin ging es langſam und oft im Schritt auf das Schloß zu, deſſen Umriſſe ſich im Nebel und Zwielicht kaum noch erkennen ließen. Alles war öde und abgeſtorben, und nichts als ein Reſt von gelbem Laube hing noch an den Bäumen, die hie und da neben dem Wege ſtanden. Dabei tiefe Stille, nur dann und wann unterbrochen, wenn ein paar Krähen aufflogen.

Und nun hatte der Wagen den Punkt erreicht, wo der Weg in Schlängellinie bergan zu ſteigen begann. Als ſie bis zur halben Höhe hinauf waren, hielt ihr Gefährt, und Franziska ſah, als ſie ſich vorbeugte, daß man nicht weiter konnte, weil ein ſchwerer, ebenfalls bergan fahrender Laſtwagen die Paſſage ſo gut wie geſperrt hielt.

„Was iſt es?“ fragte ſie den Kutſcher, als das Gezänk mit dem Vordermann einen Augenblick ſchwieg.

„Is Glocke, Gräfin gnädigſte,“ antwortete der Kutſcher und rief dem Andern zu, daß er links bis an den Rand hin ausbiegen und die Felſen- oder Innenſeite freigeben ſolle. Mühſam geſchah es, und einen Augenblick ſpäter fuhr Franziska dicht an dem Wagen und ſeiner mit einem ſchwarzen Segeltuch überdeckten Laſt vorüber.

⁂

Im Schloſſe fand ſie's wohnlicher, als ſie zu hoffen gewagt hatte; den zweiten Tag, wie verabredet, kam Gräfin Judith und am dritten Tage ſtand der letzte Petöfy vor dem Altar unten in der Gruftkapelle. Die Ceremonie wiederholte ſich hier wie bei den Auguſtinern, nur mit dem Unterſchiede, daß ſtatt des ſtattlichen Feßler der kleine Pfarrer von Szegenihaza die Todtenmeſſe las und an Stelle der vornehmen Welt nur Dienerſchaften und Tagelöhner um den Altar mit dem großen, verblakten Marienbilde her verſammelt waren. In Front aber ſaßen die beiden Gräfinnen ſelbſt, den Blick auf den mit neuen Kränzen geſchmückten Sarg gerichtet. Auch Hannah war in einem faſt bis an's Kinn reichenden Trauerkleide anweſend und ſah ernſt und theilnahmvoll vor ſich hin, immer aber, wenn wieder unverſtändliche lateiniſche Sätze geſprochen und das Weihrauchfaß geſchwenkt wurde, lag etwas wie Verdrießlichkeit und Ueberhebung auf ihrem Geſicht. Endlich ſchloß die Feier. Alles kehrte zu ſeinem Tagewerk zurück, und nur die Glocken oben klangen noch über Land und See hin.

Es waren aber wieder zwei, die geläutet wurden.

* * *

Franziska hatte ſich bald darnach in ihre Zimmer zurückgezogen und blickte, nachdem ſie lange vergeblich ſich zu beſchäftigen und in einem Andachtsbuche zu leſen verſucht hatte, zu der Niſche mit dem Baldachin hinauf, von woher ihr das Chriſtkind den kleinen Arm entgegenſtreckte. Sie nahm den daran hängenden Roſenkranz und ließ die Perlen deſſelben eine nach der andern durch ihre Finger gleiten. Da war es ihr, als ob hinter ihr die Thür ging, und Hannah's anſichtig werdend, ſteckte ſie, wie von einer leiſer Verlegenheit erfaßt, den Roſenkranz in den Gürtel, in der Hoffnung, daß ſeine Perlen auf dem ſchwarzen Kleide vielleicht weniger ſichtbar ſein würden.

Aber Hannah ſah es doch und ſagte: „Laß nur. Ich hab' es mir lange gedacht. Es kommt nun doch ſo.“

„Vielleicht. Aber denke Dich in meine Lage. Kannſt Du mir böſe ſein?“

Hannah ſchüttelte den Kopf.

„Du biſt mir alſo nicht böſe. Nun das iſt gut, aber es iſt mir nicht genug. Ich will auch Deine Gutheißung. Und wenn Du mir die nicht geben kannſt, ſo will ich wenigſtens, daß Du ſagſt: „Ich glaube ſelbſt, es geht nicht anders.“

„Sieh',“ fuhr Franziska fort, als Hannah immer noch ſchwieg, „Du biſt ſo geſcheidt und mußt einſehen, daß Alles ſein Geſetz und ſeine natürliche Folge hat. Ich bin nun Gräfin Petöfy, ja, ſeitdem ich dieß ſchwarze Kleid trage, mehr als vorher. Es war nicht nöthig, daß ich's wurde; vielleicht wär' es beſſer geweſen, ich wurd' es nicht. Aber ich bin es jetzt und kann den Schritt nicht rückwärts thun. Dieß Schloß iſt mein und ſein Beſitzantritt, wie Du weißt, an keine Bedingung geknüpft; ich hab' es zu freiem Eigenthum. ‚Alſo wieder 'mal eine „Freiheit“‘ wirſt Du ſagen. Aber dieſe Freiheit wenigſtens will ich zu gebrauchen verſtehen, und nur das ſoll geſchehen, was mir ziemt.“

„Und glaubſt Du wirklich, daß Dir als Erſtes geziemt, einen Roſenkranz, wenn auch verſchämt, an Deinen Gürtel zu ſtecken?“

„Ja, Hannah. Ich will nun Pflichten leben. Es ſoll dieß nicht blos mein Witthum, es ſoll auch mein Wirkungskreis ſein, und ich kann hier nicht wirken als eine Fremde. Was dieſer Leute Sinnen und Trachten ausmacht, muß auch mein Sinnen und Trachten ausmachen; wir müſſen Eins ſein in dieſen Dingen, ſonſt geht es nicht.“

Hannah antwortete nicht.

„Sprich. Was denkſt Du?“

„Was ich denke? Nun, Franziska, Gräfin, da Du's durchaus wiſſen willſt, was ich denke, ſo will ich Dir's auch ſagen. Ich denk' an meinen Vater ſelig, den ich eines Abends, als er dachte, ich ſchliefe ſchon, in ſeinem Halbplatt zu meiner Mutter ſagen hörte: ‚Hür, Olling, mit un's oll Paſter Franzen is dat nich veel. Hüt is he ſo un morjen is he ſo.‘ Und als meine Mutter nun widerſprach und zum Guten reden wollte, da wurd er ärgerlich und ſagte: ‚Nei, nei, Mutter, bis ſtill: dat verſteihſt Du nich; ick awer, ick kenn' en. Un wenn morjen de Franzos o'r de Ruſſ' kümmt un uns vörprieſtern deiht, „mit unſ' Herrn Chriſtus wihr dat man nix un de heil'ge Niklas de wihr Allens“, denn prieſtert oll Franzen övermorjen: „un de heil'ge Niklas is Allens“.‘ Und ſieh', Franziska, das haſt Du von Deinem Vater ſelig geerbt. Aber ich will nicht, daß ſich meiner im Grabe 'rumdreht. I, da ging' ich ja lieber bis an der Welt Ende. Weiß wohl, Manchem is es blos wenig. Aber Manchem is es auch viel.“

„Und ſo willſt Du fort?“

„Nein. Ich hab' Dich nun 'mal in mein Herz geſchloſſen, und weil ich Dich liebe, bleib ich. Aber bei meinem lutheriſchen Katechismus bleib ich auch.“

* * *

Am andern Morgen trafen ſich die beiden Gräfinnen, und Gräfin Judith erzählte, ſie habe Feßler um ſeinen Beſuch auf Schloß Arpa gebeten, in der Vorausſetzung, daß Franziska dieſen Schritt billigen werde.

Franziska küßte die Hand der alten Gräfin und ſagte: „Nie werd' ich Schritte mißbilligen, die Gräfin Judith gethan hat oder zu thun für gut findet.“

Beide Damen ſprachen dann noch über Vieles, was zu regeln und anzuordnen ſei, zuletzt aber ſagte Judith: „Ich ſtimme dem zu, meine liebe Franziska, daß Du Dich zurückziehen und der Betrachtung und den guten Werken leben willſt. Aber Du biſt noch jung und der Zug in die Welt hinein iſt mächtig. Und ſo denk' ich denn, wir rechnen vorläufig noch mit der Welt, die ſo vielen Zauber hat. Ich habe Dein Vertrauen gewonnen, faſt Deine Beichte; jede Scheidewand zwiſchen uns iſt gefallen, und unſer Fühlen und Denken gehört einander. Iſt es nicht ſo? Nun denn, ſo geſtatte mir ſchon heute die Frage: Wirſt Du Egon Deine Hand reichen?“

„Ich wünſche, daß er ſie nicht fordert, aber wenn er ſie fordert: nein.“

„Es klingt etwas Herbes in Deiner Antwort. Verdient er es?“

„Nein. Aber wir ſind allemal hart gegen Die, die ſchuld ſind an unſerer Schuld. Und um ſo härter, je ſchuldiger wir uns ſelber fühlen.“

„Und wer ſoll Dich ſchützen?“

„Ich denke ſie, die ſchon ſo viele Gräfinnen Petöfy beſchützt hat.“

Und ſie wies auf die Niſche, daraus das Bild der Maria niederblickte.

Ende des zweiten Bandes.

Hervorragende

Geſchenk- u. Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage

von **F. W. Steffens** in **Dresden.**

Alcott, Dr. med.

Die junge Mutter

oder die Behandlung der Kinder und ihre Erziehung zur phyſiſchen und ſittlichen Geſundheit vom erſten Kindesalter bis zur Reiſe.

☞ **Pendant zu Ammon's Mutterpflichten.** ☜

Hoch elegant gebunden. M. 3,25.

Eduard Braunfels.

Hofgeſchichten
aus drei Jahrhunderten.

Hiſtoriſche Novellen.

Fein broſchirt. M. 1,50.

Julius Groſſe.

Ein bürgerlicher Demetrius.

Roman in 4 Büchern.

Elegant broſchirt. M. 5.

Heinrich Köhler.

Moderne Gegenſätze.

Roman. 2 Bände.

Fein broſchirt. M. 9.

Heinrich Köhler.

Novellen-Mappe.

Salon-Novellen.

Fein broſch. M. 5.

Paul Lindau.

Aus der Hauptſtadt.

Neue Feuilletons.

Fein broſchirt. M. 3.

Carl Reinhardt.

Naturgeſchichte
der weißen Sclaven.

2 Bände mit Holzſchnitten.

Fein cartonnirt. M. 2.

Julius Riffert.

Parzival
Wolfram von Eſchenbach's Heldengedicht.
Für die Jugend bearbeitet mit Illuſtrationen von
F. W. Heine.
Hoch elegant cartonnirt. M. 3.

Konrad Telmann.

Im Hochland.
Novellen.
Fein broſchirt. M. 1,50.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Chriſtian Friedrich Scherenberg

und das literariſche Berlin

von 1840 bis 1860.

Von

Theodor Fontane.

Biblioth.
Universitatis
Lipsiensis
1895

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung).
1885.

Chriſtian Friedrich Scherenberg.

Chriſtian Friedrich Scherenberg

und

5130

das literariſche Berlin

von 1840 bis 1860.

Von

Theodor Fontane.

Biblioth.
Universitatis
Lipsiensis
1895

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung).
1885.

Erſtes Kapitel.

Scherenbergs Jugend von 1798 bis 1818.

Chriſtian Friedrich Scherenberg wurde den 5. Mai 1798 zu Stettin geboren, wo ſein Vater, der erſt ſpäter nach Swinemünde hin überſiedelte, zu jener Zeit als Kaufmann lebte.

Chriſtian Friedrich war der zweite Sohn und beſuchte gemeinſchaftlich mit ſeinem älteren Bruder Theodor das Stettiner Gymnaſium, bis er zu Beginn des Jahres 1813 nach dem benachbarten Städtchen Stepnitz kam, um hier behufs Erlangung einer „currenten Handſchrift“ in die Schreibſtube eines Advokaten geſteckt zu werden.

Die Nachrichten aus jener Zeit fließen nur ſehr ſpärlich und beſchränken ſich auf drei kleine Briefe des ſchon genannten älteren Bruders Theodor, der unmittelbar nach dem „Aufruf“ als Freiwilliger eintrat und mit ſechszehn Jahren den Feldzug von anno 13 bis zur Schlacht von Dennewitz (wo er blieb) mitmachte.

Der erſte dieſer drei Briefe, nur etwa zwölf Zeilen, trägt das Datum: Stettin, den 2. Februar 1813, und behandelt von Anfang bis Ende das alte Kinderbrief-Thema vom ſchreiben und nichtſchreiben. „Es wäre wohl meine Pflicht geweſen, Dir gleich nach Empfang Deines lieben Briefes zu ſchreiben, aber ich verſchob es mit Fleiß, um Dir einen recht langen Brief zu ſchreiben. Und ſo habe ich drei Wochen gewartet. Allein länger kann ich und will ich nicht warten, weil Du ſonſt glauben könnteſt, ich wollte Dir überhaupt nicht ſchreiben.“ Es werden dann noch einige Namen genannt und Grüße beſtellt und dann iſt er fertig.

Die beiden andern Briefe ſind bereits aus Marſch- oder Standquartieren datirt und frappiren durch einen darin zu Tage tretenden Gegenſatz von Kinderſinn und Kriegesernſt. „Ich bin jetzt Soldat und werde deshalb nicht lang ſchreiben, ſondern nur kurz. Daß ich unter die Freiwilligen gegangen bin, wirſt Du ſchon wiſſen. Ich ſtehe jetzt in Genthin am Plaueſchen Kanal, eine Meile von der Elbe. Grüße Onkel und Tante. Vielleicht lebe ich morgen nicht mehr und bin dann bei Mutter im Himmel. Wenn ich aber doch noch lebe, ſo ſchreibe ich Dir. Schicke Deinen Brief an Tante Lilli, die wird ihn mir ſchicken. Lebe wohl.“ Und der andre: „Schreibe mir doch, wie es Dir in Stepnitz gefällt und ob Du Vater und die Geſchwiſter in Stettin beſucht haſt. Und ſchreibe dann auch an Direktor Müller in Treptow, daß er mir den blauen Rock ſchickt, den ihm der freiwillige Jäger in Verwahrung gegeben hat. Und ſchreibe dann auch an Onkel und Großvater in Swinemünde, damit ſie wiſſen, wo ich bin. Ich ſtehe jetzt in Pechau, eine halbe Meile von Magdeburg, von wo wir täglich Streifereien nach der Feſtung hin machen. Wenn Du mir nicht ſchreibſt, ſo ſchreibe ich auch nicht. Dein Bruder Eduard Theodor Scherenberg."

Alle drei Briefe, wahrſcheinlich Einlagen, ſind einfach „an Bruder Fritz" adreſſirt und laſſen uns nach der biographiſchen Seite hin als Wichtigſtes das erfahren, daß unſer Chriſtian Friedrich im Frühjahr 13 noch in Stepnitz, der Großvater Scherenberg in Swinemünde, der Vater aber nach wie vor in Stettin lebte.

Doch nicht auf lange mehr. Anno 14, unmittelbar wohl nach Uebergabe der bis dahin von den Franzoſen vertheidigten Feſtung, überſiedelte der Vater Scherenberg ebenfalls nach Swinemünde hin und ließ nur ſeinen Sohn Fritz, der inzwiſchen aus der Stepnitzer Advokatenſtube wieder in Stettin eingetroffen war, auf dem ſchon vorher daſelbſt beſuchten Gymnaſium zurück, um noch ein paar Klaſſen durchzumachen und in den Wiſſenſchaften Verſäumtes nachzuholen. Daß ſich unſer Chriſtian Friedrich bei dieſer Gelegenheit durch Fleiß und Betragen ausgezeichnet habe, geht aus einem von ſeinem Vater unterm 9. Oktober 1815 an ihn gerichteten Briefe nicht hervor. Vielmehr entrollt dieſer Brief nur ein Bild der väterlich finanziellen Verlegenheiten, die damals, als eine Folge der vorausgegangenen Kriegsnöthe, die Regel bildeten und von denen ſich beſonders auch die Stettiner und Swinemünder Kaufleute betroffen ſahen.

„Ich habe, mein lieber Fritz," ſo heißt es in dieſem Schreiben des Vaters, „die Beantwortung Deines letzten Briefes bis heute hinausgeſchoben, weil ich durch die Strandung eines fremden Schiffes 2 Meilen von hier, eine Zeit lang ziemlich beſchäftigt war. Du kannſt das Tuch zu dem Ueberrock, den Du brauchſt, bey den Herren Kannengießer und Brunn entnehmen und dieſen Herren ſagen, daß ſie den Betrag auf meine Rechnung ſchreiben ſollen. Wollen ſie Dir nicht aufs Wort glauben, ſo zeige nur dieſen Brief vor und ſie werden ſich nicht länger weigern. In Anſehung der Miethe für die Stube ſo wie für Holz zur Heizung mußt du verſuchen, ob Du das Geld dazu nicht von Deinem Onkel oder von Herrn Weyer für meine Rechnung bekommen kannſt. Mir würde das ſehr lieb ſeyn, weil ich von beiden noch zu fordern habe. Die beiden gefärbten Hüte hab' ich bekommen. Es iſt aber verdammt viel, was Du dafür bezahlt haſt; ſonſt gab man 4 Groſchen für's Auffärben. Die 12 Gr., die Du für Onkel Chriſtian ausgelegt haſt, will er Dir ſchicken, die für mich ausgelegten kannſt Du Dir ebenfalls von Herrn Weyer auszahlen laſſen. Es fällt mir dabey noch ein, daß mir letzterer verſprochen hat, kleine Zahlungen für mich machen zu wollen. Er wird ſich alſo nicht weigern, ſowohl dieſe kleine Summe wie Holzgeld und Miethe zu bezahlen. Du darfſt ihn nur daran erinnern. Wie's inzwiſchen mit dem Examen abgelaufen iſt, worüber ich dringend etwas zu hören wünſche, wirſt Du mir wohl mit Nächſtem anzeigen. Lebewohl. Dein treu geſinnter Vater Theodor Scherenberg."

* * *

Wie der Ausgang des „Examens" war, nach welchem ſich der Vater am Schluſſe ſeines Briefes angelegentlich erkundigt, erfahren wir nicht, die Correſpondenz zwiſchen Vater und Sohn bricht vielmehr plötzlich ab und knüpft erſt 1818 wieder an.

Um dieſe Zeit war unſer Chriſtian Friedrich ſchon Jahr und Tag in Berlin, woſelbſt er ſich, nachdem er es eine Zeit lang mit dem Kaufmannsſtande verſucht haben mochte, dichtend und ſchauſpielernd auf eine Künſtlerlaufbahn vorbereitete. Seine Wohnung, eine Manſardenſtube, befand ſich in der Niederwallſtraße 11, der Alten Leipziger Straße ſchräg gegenüber, unmittelbar neben der jetzigen ſtädtiſchen Gewerbeſchule, die damals noch das Lokal der „Teerbuſcheſchen Reſſource" mit einem mäßig großen und dicht hinter dem Hauſe gelegenen Garten war. Auch das Haus Nr. 11 beſaß einen Garten mit ein paar hohen Pappelweiden, in deren einer unſer Scherenberg ſtundenlang ſaß und ſich im Takte hin und her wiegte, wenn an Concerttagen aus dem Nachbar-Garten der Reſſource die Töne herüberklangen. Auf dieſem primitiven Schaukelſtuhle, „dem Himmel ſo nah wie möglich," war es, daß viele ſeiner Jugend-Arbeiten entſtanden.

Welche Perſonen damals ſeinen Umgang bildeten, hab' ich aus dem aus jener Zeit her nur ſpärlich vorliegenden Briefmateriale nicht erſehen können, doch werden es aller Wahrſcheinlichkeit nach mitſtrebende junge Dichterlinge mit Genialitäts-Allüren und neben ihnen einige beſcheidener geartete Elemente geweſen ſein, denen die Rolle zufiel, andächtiges Publikum zu ſpielen, alſo zu huldigen und zu bewundern. Einer aus der misera plebs dieſer „zweiten Reihe", der ſich mit Didier unterzeichnet, ſchrieb denn auch, als es ſich bei beſtimmter Gelegenheit um ein Polterabend-Gedicht handelte, devoteſt das Folgende: „Was mich perſönlich angeht, mein lieber Scherenberg, ſo bin ich in meiner Eigenſchaft als Alltagsmenſch abſolut außer Stande, dergleichen Arbeiten an's Licht zu fördern, dazu gehören Leute wie Du, weshalb ich mir gleich vornahm, mich in meiner Noth und Verlegenheit an Dich zu wenden. Aber um Gottes willen nichts Großes und Langes, nur etwas Kleines und Kurzes, wie's für mich paßt."

Junge Dichterlinge ſammt Anhang bildeten alſo, wie ſchon hervorgehoben, ſehr wahrſcheinlich den erſten Berliner Umgang unſeres Scherenberg, und ich füge hinzu „noch wahrſcheinlicher junge Schauſpieler und ſolche, die's werden wollten". Denn neben dem dichteriſchen Herzenszuge ging ein faſt noch leidenſchaftlicheres Verlangen her, als darſtellender Künſtler zu glänzen. Er ſah ſich dabei durch einen Stettiner Freund angeſpornt und die Briefe, die zwiſchen ihnen gewechſelt wurden, nachdem ein gemeinſchaftlicher Verſuch „in Berlin engagirt zu werden“ geſcheitert war, gönnen uns einen vorzüglichen Einblick in die Hoffnungen und Beſtrebungen der beiden Freunde. Der Freund aber, der nicht müde wurde, „zu weiteren Verſuchen auf der Bühne, wenn auch nöthigenfalls über die Bannmeile von Berlin hinaus“ zu drängen, war niemand Geringeres als Friedrich Wilhelm Porth, der ſpäter vielgefeierte „alte Porth“ des Dresdener Hoftheaters, damals, 1818, einfacher Kanzleiaſſiſtent in Stettin, und ein von eben dieſem Freunde herrührender Brief, in dem der ganze theatraliſche Welt- und Menſchenverachtungston eines jungen Bühnenaſpiranten aus jeder Zeile ſpricht, ſtehe denn auch hier, ebenſo zur Kennzeichnung der Situation wie der beiden Freunde. Selbſt ein paar orthographiſche Schnitzer laß ich ſtehen, weil ſie charakteriſtiſch ſind.

„Deinen letzten lieben Brief, mein lieber Scherenberg, habe ich erhalten und daraus zu meiner Freude manch Gutes und zu meinem Leide viel Böſes erſehen. Du haſt Recht, wenn Du in Deinem Briefe ſchreibſt, daß in Erwiederung unſerer Höflichkeit uns Höflichkeiten in Menge zugekommen ſind, aber Höflichkeiten, die nichts bedeuten, und Du wirſt auch darin das Richtige getroffen haben, daß dieſe Herren uns nur deshalb unterdrücken wollen, weil ihnen nicht entgangen iſt, daß aus uns etwas werden kann. Sie fürchten einfach, durch uns zu verlieren, durch uns in den Schatten geſtellt zu werden, und ſie haben im Grunde

Recht. Denn wie ich bemerkt habe, will das Berliner Publikum ſtets etwas Neues haben.

Ach man thut im Grunde doch gar nichts zur Abhülfe der dramatiſchen Künſtler, nicht einmal dem komiſchen Talente will man ſo recht von Herzen wohl, man will nur ſchneidige Füße und helle Kehlen haben und, wie Du bemerkt haben wirſt, hat Dir Graf Brühl gefragt, ob Du ſingen kannſt?

Mit heimlichem Aerger und Groll habe ich die Stelle in Deinem Briefe geleſen, wo Du dem Grafen ein Luſtſpiel abgegeben haſt, welches er aber nicht einmal des Leſens gewürdigt hat. Sie wollen uns nicht wohl, das kannſt Du aus allen Handlungen, Hinhaltungen und Worten dieſer Kerls ſehen. Ich ſelbſt habe mich aufs neue vor ungefähr anderthalb Monaten an den Grafen um Anſtellung gewandt und hat mir dieſer in vier Reihen geantwortet, „daß mir alle ſeine Empfehlungen zu Gebote ſtänden, meine Anſtellung aber bey dem dortigen Theater ganz unmöglich ſey.“ Denke Dir die Freude, wenn wir angeſtellt worden wären und eben ſolche Späßchen wie K. Blume, von dem Du mir ſchreibſt, ausführen könnten. Aber für uns iſt kein Spaß und keine Freude, wir ſind und bleiben verdammt!“

Er variirt dies Thema der „Verdammniß“ mit breitem Behagen und fährt dann fort:

„Was Du für uns thun willſt, mein lieber Scherenberg, das thue bald, d. h. ſchreibe ſofort an mehrere Theater für uns Drey, für Dich, Schmidt und für mich, damit wir Drey unſere Fortſchritte ſelbſt beobachten und beurtheilen können. Es wäre göttlich, wenn wir Drey, als ein brüderliches Kleeblatt, vereint die ehrenvolle Künſtlerbahn beträten! Du der Held und erſte Liebhaber, Schmidt der feine Komiker, ich der Intriguant. Im Geiſte ſeh' ich ſchon uns Drey, Hand in Hand, alle Freude und alles Unglück tragen, wie einſt vor uns die drey würdigen Künſtler: Iffland, Beck und Beil.

Du rufſt mir Muth zu. Ja, Muth habe ich und ſollte es durch die Hölle gehen! An Schmidt habe ich Deinen Gruß beſtellt. Er iſt mein Freund ſchon längſt und neulich hab' ich einen beſonders traulichen Abend mit ihm verlebt. Er iſt ein guter Menſch, im höchſten Grade ſchlau und witzig und thut einem gern etwas zu Gefallen, wenn man ihn darum bittet. Kurz und gut, er iſt ein prächtiger Kamerad und ich wünſchte wohl, daß wir Drey zuſammen unſere Bahn beträten."

Schmidt wird noch eine Weile weiter gelobt. Dann aber ſchließt er:

„Meine Arbeit auf der Kanzlei wird zum 1. Januar 1819 aufhören, ich bin dann brodlos und ſehe mich alſo gezwungen, entweder zum Militair überzugehen oder raſch zu unſerem Ziele zu ſchreiten. Ich überlaſſe Deiner Leitung Alles und hoffe nur, Du wirſt von der Idee abſtehen, ſpeciell bei dem Berliner Theater angeſtellt zu werden.

Geſchähe es auch, was würde das helfen; wir hätten doch kein freies Feld und man würde auf alle mögliche Weiſe ſuchen uns zu unterdrücken. Und bekämen wir wirklich einmal eine anſtändige Rolle, ſo würde man's ſo einrichten, daß wir noch zu unſerer Anſtrengung und Mühe ausgelacht würden.

Dummheit und Eigendünkel kommt durch die Welt, davon kann ich Dir ein wirkliches Beiſpiel geben. Du kennſt das Schaaf den Märtens; er iſt jetzt von H. Krampe, welcher Direktor in Neu-Strelitz geworden, engagirt. Dieſer Märtens war neulich hier und Du kannſt Dir ſeine Aufgeblaſenheit denken; er war ſogar ſo keck, mich zu fragen „ob ich denn nicht bald nach Berlin gehen würde, um dort zu ſpielen?“ Ich trumpfte ihn aber nicht ſchlecht ab.

Unſer Stettiner Theater wird nächſtens unter Leitung ſeines jetzigen Direktors Schröder eröffnet werden. Der liebe Gott weis, was für Hackmack herkommen wird. Brauchbare Genies fehlen überall und hier erſt recht.

Vom dicken Schmidt einen herzlichen Gruß. Auch er läßt Dir ſagen, Du möchteſt bald etwas für uns thun. Thu alſo, was Du kannſt und nimm die Verſicherung der innigſten Freundſchaft und ewigſten Treue Deines Unglücksgefährten Fr. Wilh. Porth.“

* * *

Porth hatte ſeinen Freund Scherenberg in dieſem Schreibebriefe aufgefordert, ſich ſpeciell um das Berliner

Theater nicht weiter mehr zu kümmern und „die Kerls, bei denen doch nichts zu holen ſei“ laufen zu laſſen. Der allezeit kluge Scherenberg aber verdoppelte nur ſeinen Eifer, in irgend welche gute Beziehungen zu dem Königlichen Theater zu treten und ließ zu dieſem Behufe ſeine Schauſpieleranſprüche fallen, um ſich ſtatt deſſen als Schauſpiel-Dichter einzuführen. Und wirklich, es gelang ihm einige ſeiner dramatiſchen Arbeiten dem berühmten Schauſpieler und Regiſſeur Pius Alexander Wolff überreichen zu dürfen, welcher letztere die Stücke nicht nur las, ſondern ſich auch durch Inhalt und Behandlung derartig angezogen fühlte, daß er ſie dem jungen Poeten mit einem Briefe zurückſandte, darin es hieß: „alles ſei dichteriſch talentvoll aber freilich dramatiſch unbrauchbar; erſt ein Vertrautſein mit den praktiſchen Anforderungen des Theaters werde ſein dichteriſches Talent auch für die Bühne nutzbar machen. Ein ſolches Vertrautſein aber erwürbe man ſich am eheſten als darſtellender Künſtler. Er wiſſe, daß ſeine (Scherenberg's) auf eben dieſes Ziel hin gerichteten Anſtrengungen geſcheitert ſeien, aber was ſich am Berliner Hof-Theater verboten habe, werde ſich an einem Provinzial-Theater unſchwer ermöglichen laſſen. Auf ſeine (P. A. Wolff's) Unterſtützung könne er dabei rechnen.“

Unſer Chriſtian Friedrich war, bei Empfang dieſer Zeilen, wie berauſcht von Glück und Freude. Was er nur je gehofft und erſehnt hatte, das ſah er jetzt vor ſich: erſt Schauſpieler, dann Schauſpieldichter und vielleicht Beides zugleich. Und in einer überglücklichen Stimmung ſchrieb er ſofort an ſeinen Vater.

Dieſer indeß, der die Hoffnung den Sohn in die Kaufmanns-Carrière zurückkehren zu ſehen, noch nicht ganz aufgegeben haben mochte, war durch die betreffende Mittheilung wenig erfreut, wenn auch andrerſeits viel zu klug einen Widerſtand zu verſuchen, von dem er ſehr wohl wußte, daß er die Luſt des Sohnes nur ſchärfen und ſteigern würde. So gab er denn widerſtrebend nach und antwortete: „Was zum Schluſſe Deine beſonderen Angelegenheiten angeht, ſo muß ich mich für heut auf die Mittheilung beſchränken, daß ich Dich in Deinem Vorhaben gewähren laſſen will. Du magſt alſo Deine bisherige Laufbahn (es iſt unklar, welche Laufbahn der Vater hier meint) verlaſſen und die beabſichtigte wählen. Sollteſt Du aber mit dieſer Deiner Wahl nicht höhere und edlere Abſichten verbinden und nur darauf ausgehen, ein ungebundenes Leben führen zu wollen, ſo würde ich Dich auf immer verabſcheuen und meine Hand ganz von Dir abziehen. Strenge Dich alſo an, um ſowohl in moraliſcher Hinſicht, wie in Betreff der Kunſt ein ehrenvolles Mitglied dieſes Standes zu werden. Nur dadurch kannſt Du meinen gerechten Unwillen verſöhnen. Die Mutter und Geſchwiſter grüßen Dich, ich aber lebe der Hoffnung, daß Du mich von jetzt an nicht mehr wirſt bereuen laſſen, wenn ich mich wie ſonſt nenne Deinen Dich liebenden Vater Th. Scherenberg.“

Unſer Chriſtian Friedrich las aus dieſem Briefe natürlich nicht die Mahnungen und Bedenken, ſondern nur das heraus, was ihm zu paß kam und gab ſich der Vorſtellung einer unausbleiblichen Künſtlergröße hin. Nebenher verthat er ungebührlich viel Geld und ſah ſich ſeinem ſelbſtiſchen Glück erſt entriſſen, als der über ſchlechte Wirthſchaft und noch häßlichere Rückſichtsloſigkeit entrüſtete Vater ſeiner Empörung in mehreren Briefen Ausdruck gab. Uebrigens immer noch in jener eigenthümlich maßvollen und abwägenden Weiſe, die wie ſpäter den Sohn Scherenberg, ſo damals den Vater Scherenberg auszeichnete.

„Swinemünde, den 12. Oktober 1818. Du thuſt mir ſehr Unrecht, mein Sohn, und giebſt Dich auch darin wieder Deinen exaltirten Ideen hin, wenn Du in meinem Benehmen gegen Dich Kälte findeſt. Wäre dies der Fall, dann überließ' ich Dich ganz Deinem ſelbſterwählten Schickſal und zöge meine Hilfe zurück. Ich habe bis jetzt in Bezug auf Dich immer nur mein väterliches Gefühl und nicht meinen Verſtand befragt, verlange aber nicht, daß ich ſo vieles in Deinem Thun, das ich im Grunde meines Herzens tadle, in Worten billigen ſoll. Ich ſage Dir im Gegentheil noch einmal mit dem Ernſt eines Vaters, laß Dein ganzes Beſtreben dahin gerichtet ſein, daß Du durch Deine jetzigen und künftigen Handlungen wieder gut machſt, was Du vorher gegen mich verſchuldet. Ich habe heute Herrn Korth gebeten, die Umſtände zu prüfen und wenn es ſein muß Dir einen Vorſchuß von 100 Thalern zu machen.

Du haſt dann 190 Thaler innerhalb 9 Monat erhalten und ich überlaſſe es Deiner eigenen Ueberlegung, wie lange Du glaubſt, daß ich bei 6 Kindern (die doch alle gleiche Rechte mit Dir haben) dies aushalten kann. Ehe Deine Exiſtenz nicht ſo begründet iſt, daß ich und Deine Verwandten ſich mit Recht darüber freuen können, ehe verlange nicht, daß ich billigen ſoll, was Du thateſt. Gebe Gott, daß ich mich bald aus ganzer Seele in Briefen an Dich unterſchreiben kann, als Dein Dich liebender Vater Theodor Scherenberg."

Und am 26. Oktober. „Mein Sohn. Am 12. ſchrieb ich an Herrn Korth, daß er Dir 100 Thaler auszahlen ſolle, weshalb ich mich wundere, daß Dein Brief vom 17. weder des Geldes noch meines Briefes an Dich, den ich mit einlegte, Erwähnung thut. Korth weiß aber vielleicht nicht einmal, wo Du zu finden biſt, wenn Du — wie ich faſt vermuthe — verſäumt haben ſollteſt, ihm einen Beſuch zu machen. Ich würde darin wieder einen fatalen und mich ungemein betrübenden Beweis von Egoismus erkennen, denn in meinen Augen iſt der zu verachten, dem alles gleichgültig iſt, was nicht auf ſein werthes Ich Bezug hat und der nur ſolche Connexionen unterhält, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln oder aus denen er Vortheil ziehen kann. Meine Zeit erlaubt nicht für diesmal auf den Inhalt Deines Schreibens ausführlicher zu antworten, ich ſage daher weiter nichts, als beweiſe mir endlich durch Handlungen, daß Du meine Liebe wieder in dem Maaße zu verdienen trachteſt, wie Du ſie früher beſeſſen haſt."

So klang es in verſchiedenen Briefen von Hauſe her. Kein Zweifel, daß die „ſelbſtiſchen Rückſichtsloſigkeiten" eine mildere Beurtheilung erfahren hätten, wenn die Situation des Sohnes inzwiſchen eine beſſere geworden oder überhaupt von der Stelle gerückt wäre. Dies war aber nicht der Fall. Umgekehrt, während die Forderungen und Anſprüche dieſelben blieben, blieben die pomphaft angekündigten Leiſtungen nach wie vor aus und ein Bruch hätte ſich vollziehen müſſen, wenn nicht in höchſter Bedrängniß die Rettung gekommen wäre.

Zweites Kapitel.

Scherenberg in Magdeburg von 1818 bis 1838.

Die Rettung, die kam, war die, daß Empfehlungen, an denen es Pius Alexander Wolff ſeinem Verſprechen gemäß nicht hatte fehlen laſſen, endlich doch ihre Wirkung äußerten und unſerem Chriſtian Friedrich ein Engagement am Magdeburger Stadttheater verſchafften, bei welch letzterem er Neujahr oder Oſtern 1819 eintrat, um ſich im Liebhaberfach zu verſuchen.

Wie ſich das Leben des um dieſe Zeit erſt Zwanzigjährigen in ſeinem neuen Berufe geſtaltete, darüber ſind keine beſtimmten Mittheilungen zu machen, weil uns Briefe wie Tradition gleichmäßig im Stiche laſſen. Wir werden indeß kaum irre gehn, wenn wir ſein damaliges Leben mit den Zügen ausſtatten, die ſolche beginnende Künſtlerexiſtenz allerorten kennzeichnen: ein Geringes von Gage, Ruhm und Befriedigung, aber ein gerüttelt und geſchüttelt Maaß von Einbildungen, Schulden und Liebſchaften. Im Uebrigen iſt uns nicht einmal bekannt geworden, in welchen Rollen er auftrat, noch weniger, in welchen er gefiel oder mißfiel.

So gingen die Dinge dritthalb Jahre lang, bis unſer jugendlicher Liebhaber 1821 im Hauſe der Familie Kühnau das Pflegekind derſelben, Caroline Hoffmann, kennen lernte. Dieſe war friſch, hübſch und lebhaften Temperaments und ſo folgte denn der Bekanntſchaft eine Verlobung und der Verlobung die Verheirathung. Die Braut war 17, er 23 Jahre. Man gefiel ſich, wie ſich junge Leute zu gefallen pflegen, ohne daß von einer tieferen Uebereinſtimmung irgendwie die Rede geweſen wäre.

Nichts deſto weniger war das Nächſte, was auf Seiten unſeres Chriſtian Friedrich beſchloſſen wurde: Rücktritt aus der Schauſpieler-Laufbahn. „Ich will nun ein ordentlicher Menſch werden“ ſchrieb er an die Seinen, und gab in demſelben Briefe zu verſtehen, daß er eventuell nicht abgeneigt ſei, ſich mit dem früher von ihm verſchmähten Kaufmannsſtande wieder auszuſöhnen.

Und dies war gewiß ernſthaft gemeint. Denn etwas Kaufmänniſches lag ihm im Blut und begleitete ſein Thun und Handeln, allem ſogenannten „Unpraktiſchen“ zum Trotz, bis an ſein Lebensende. Bei welcher Gelegenheit es mir und zwar zu freundlicher Beachtung unſerer Völkerpſychologen geſtattet ſein mag, auf die Thatſache hinzuweiſen, daß ich dieſem in den verſchiedenſten Masken und Mäntelchen auftretenden kaufmänniſchen Zuge bei der großen Mehrzahl aller aus der baltiſchen Handelsſphäre herſtammenden Poeten begegnet bin. So beiſpielsweiſe bei Friedrich Eggers, welcher letztere ſich jahrzehntelang bei jeder der vielen Concurrenzen betheiligte, wie ſie damals in der literariſchen Geſellſchaft „Tunnel" in Mode waren und nie ein Hehl daraus machte, daß dieſe ſeine Betheiligung lediglich um des in einer kleinen Geldſumme beſtehenden Dichter-Preiſes willen geſchehe. Dabei war er, wie ſich ſeine zahlreichen Schüler und Verehrer erinnern werden, eine ganz aufrichtig aufs Ideale gerichtete Natur, die nur einfach das Hanſeaten-Blut in den Adern (er war Roſtocker) nie ganz überwunden hatte. Vielleicht auch nicht überwinden wollte.

Genau ſo ſtand es mit Scherenberg, bei dem einfach Stettin an die Stelle von Roſtock trat. Auch er hatte den kaufmänniſchen Zug und verfuhr ſpeciell bei Concurrenzen und Preisausſchreibungen in vollſter Uebereinſtimmung mit dem Prinzip, nach dem Friedrich Eggers handelte. Daß dies bei Beiden ein ganzes Leben lang überſehen werden konnte, hat einfach darin ſeinen Grund, daß es ſich immer nur um Bagatellen oder mit anderen Worten um Anſtrengungen handelte, bei denen „nichts herauskam." Es iſt aber falſch, dieſen auf Gewinn gerichteten Zug immer nur an einer Milliarde nachweiſen zu wollen; vielleicht erweiſt er ſich umgekehrt im Kleinen als tieferliegend und charakteriſtiſcher.

Alſo Scherenberg gedachte Kaufmann zu werden, und ein mir aus dem Oktober 1822 vorliegender Brief eines jüngeren Bruders, an den unſer Chriſtian Friedrich entſprechende Vorſchläge gerichtet haben mochte, zieht denn auch wirklich die Chancen eines zu gründenden Compagnie-Geſchäfts in Erwägung. Eh aber in dieſer Angelegenheit ein Entſchluß gefaßt werden konnte, trat ein Zwiſchenfall ein, der unſeren Dichter ſeine kaufmänniſchen Pläne wieder aufgeben ließ.

Und dieſer Zwiſchenfall entwickelte ſich ſpeciell aus dem Leben, das er damals führte.

Scherenberg, aller gefaßten guten Abſichten unerachtet, hatte ſeine Ehe nicht gerade mit Idyll und Häuslichkeit begonnen und zog es vielmehr vor, an einer geiſtvoll belebten Table d'hôte zu ſitzen, an der ſich die damaligen Esprits-forts von Magdeburg, ihrer Mehrzahl nach Aſſeſſoren und Offiziere, zu verſammeln pflegten. Hier erwies er ſich von einer ſo bezaubernden Unterhaltungsgabe, daß es der Hôtelier in ſeinem Intereſſe fand, dem brillanten Cauſeur ein Tiſch-Abonnement anzubieten, das auf den dafür zu zahlenden Preis hin angeſehen, eigentlich nur noch eine ſymboliſche Bedeutung hatte. Scherenberg ließ ſich das Anerbieten gefallen und wurde mehr noch als vorher der Anziehungs- und Mittelpunkt der Wirthstafel.

Und an eben dieſer Tafel war es denn auch, daß ſich, bald nach ſeiner Verheirathung, auf etwa zehn Jahre hin ſein Leben entſchied und zwar durch eine zufällig über Tiſch hin angeknüpfte Bekanntſchaft mit einigen im Dienſte der ſogenannten „Donatoires“ ſtehenden Perſönlichkeiten.

Dieſe „Donataires“ waren Fremde, denen, in der napoleoniſchen Zeit, unter Zuſtimmung der preußiſchen Regierung ehemalige Domainen als Geſchenk überwieſen worden waren und die ſich nun, in natürlicher Folge dieſer Ueberweiſung, auch nach Wiederherſtellung der alten politiſchen Zuſtände, nach wie vor als rechtmäßige Poſſeſſoren jener Domainen anſahen. Die preußiſche Regierung aber ſtellte ſich anders zu dem in Frage kommenden Rechtspunkt und verweigerte Zahlung, welche Weigerung, als der Gegenpart endlich klagbar wurde, jenen großen Rechtsſtreit herbeiführte, der unter dem Namen des „Donataire-Prozeſſes“ eine gewiſſe Notorität erlangt hat.

Advokaten eben dieſer Donataires waren es nun, die, wie ſchon angedeutet, unſren Chriſtian Friedrich an der Wirthstafel kennen lernten und entzückt von ſeinem Geiſt und ſeiner Redegewandtheit, auf der Stelle darüber einig waren, daß er eine Kraft repräſentire, die man, wenn irgend möglich, bemüht ſein müſſe, für die Sache der Donataires zu gewinnen. Und wirklich, darauf abzielende Schritte geſchahen am ſelben Tage noch, und Scherenberg, alle flüchtig gehegten Kaufmannspläne wieder aufgebend, trat ohne langes Beſinnen als Secretair in den fremdländiſchen Dienſt. Ueber das relativ Unpatriotiſche darin, kam er um ſo leichter hinweg, als er ſich ohne jede künſtliche Zurechtlegung ſagen durfte, daß die gegen Preußen Prozeſſirenden allerdings Fremde, ſonſt aber durchaus in ihrem Rechte ſeien. Er hütete ſich vor Ueber-Patriotismus und that klug und weiſe darum, denn es gab damals wie heut nicht allzuviel Perſonen im Lande Preußen, die Luſt gehabt hätten, einem eine beſtändig geforderte „Geſinnungstüchtigkeit“ im Erfüllungs- und Leiſtungsfall auch wirklich zu danken.

Unſer Scherenberg nahm alſo an und trat damit, 25 Jahre alt, in einen Zeitabſchnitt ein, der, wenn nicht ſeine glücklichſte Lebensepoche, ſo doch ſicherlich eine ſeiner glücklichſten geweſen iſt. Seine Thätigkeit erwies ſich auch im Alltagsdienſt als nicht unintereſſant, am intereſſanteſten aber wurde ſie durch Reiſen und Abweſenheit von Hauſe. Da ſah er die Welt, lebte mit den Bevollmächtigten, deren Aſſiſtent er war, auf großem Fuß und genoß zu dem allem noch des Vorzugs, ein ohnehin ſchon auskömmliches Gehalt verdoppelt und verdreifacht zu ſehn.

So gingen die Dinge, bis der Prozeß ſein Ende fand. Dies war im Jahre 32. Das geſammte Perſonal ward entlaſſen und unſer Scherenberg ſah ſich aufs Neue der Frage gegenüber: was thun? Und wie gewöhnlich in derlei Nöthen, griff er auch diesmal wieder auf das Kaufmänniſche zurück und wurde „Lieferant“ für die Magdeburger Garniſon- und Lazarethverwaltung, mit der er durch mehrere Jahre hin auf einem guten Fuße geſtanden zu haben ſcheint. Von der nicht unbedeutenden Proviſion, die das Beſchaffen von allerhand Einrichtungsgegenſtänden, namentlich aber Betten ihm gewährte, beſtritt er ſeinen Unterhalt und würde dies ziemlich proſaiſche Kaufmanns- und Kommiſſionsleben ſehr wahrſcheinlich bis an das Ende ſeiner Tage fortgeſetzt haben, wenn nicht eheliche Zerwürfniſſe dem Allen ein plötzliches Ende bereitet hätten.

Einem eigenhändigen Schreiben Scherenbergs entnehm' ich über die nun hereinbrechende Kataſtrophe das Folgende:

„Meine Verheirathung war ein übereilter und unkluger Schritt geweſen. Ich ſah ſehr bald wie's ſtand und ſuchte nachzuhelfen ſo gut es ging, will ſagen ich mühte mich eine Frau, der es an innerer und faſt auch an äußerer Bildung gebrach, zu mir heranzuziehen. Aber dieſe meine Mühe ſchuf im Grunde genommen nichts als Abneigung hüben und drüben, deren Färbung ihrerſeits Tücke, meinerſeits Verachtung war. Wir mieden uns. Als ſich indeſſen in Folge meiner oft lang andauernden und zu gleicher Zeit ſehr einträglichen geſchäftlichen Ausflüge meine geſammten äußerlichen Verhältniſſe zu verbeſſern anfingen, wurde momentan auch meine häusliche Stellung eine beſſere. Meine Frau, was ſonſt auch ihr fehlen mochte, hatte wenigſtens Sinn für Erſcheinung und verſtand es von dem Augenblick an, wo die Mittel dazu da waren, etwas äußerlich Gefälliges aus ſich zu machen. Die Wahrnehmung davon erfüllte mich mit neuer Hoffnung (ach, das Herz hofft nur zu gern) und ſo näherten wir uns wieder. Aber freilich nur um uns bald darauf ferner zu ſtehn als je vorher. Anfang der dreißiger Jahre war der mehrerwähnte Prozeß abgewickelt. Ich kaufte mir von meinen Erſparniſſen und einer väterlichen Beiſteuer ein Grundſtück, richtete das Haus entſprechend ein und gedachte nunmehr meine bis dahin zurückgelegten geiſtigen Arbeiten mit Ruhe wieder aufzunehmen. So der Plan. Aber im Augenblicke ſeiner Verwirklichung war auch der Zeitpunkt da, der mich nur zu ſehr erkennen laſſen ſollte, wie thöricht es iſt, an Aeußerlichkeiten Hoffnungen auf das Unveräußerliche zu knüpfen. Meine Frau, zu deren Umwandlung ich mich im Stillen beglückwünſcht hatte, hatte für die geſellſchaftlich gewonnene Form alles hingegeben, was ihr an innerem Gehalte, ſo viel oder ſo wenig es ſein mochte, jemals eigen geweſen war. Uebergeh' ich, was geſchehen. Ich wühle nicht gern in meiner Wunde. Zu viel lag vor, um es hinzunehmen, zu wenig um klagbar zu werden, da jeder, deſſen ich als Zeuge vor Gericht bedurft hätte, die Rache dieſer ränkevollen Frau fürchtete. So ließ ich ihr denn meine ganze, mir ſo ſauer gewordene Habe zur Verwaltung und wanderte, nachdem ich ein desfalſiges Abkommen mit ihr getroffen hatte, nach Berlin. Aber dieſe Trennung ſchaffte mir nur zeitweilig Ruhe; die Peinigungen ſetzten ſich fort und trieben mich aufs Aeußerſte. Gelernt hab' ich in jenen Tagen, was dulden und ertragen heißt, wenn man eine moraliſche Mesalliance geſchloſſen hat. Ich kenne kein Leid mehr, das mir dieſe Frau nicht zugefügt hätte."

So Scherenberg in einem Briefe vom Jahre 43.

Als ich ſieben Jahre ſpäter über eben dieſe Dinge mit ihm ſprach, war er viel milder geworden und hatte jenes weitgehende Billigkeitsgefühl gewonnen, das ihn, ein paar Ausnahmen abgerechnet, in ſeinem ſpäteren Leben ſo ſehr auszeichnete. Mit einer Schilderung der beinah tragikomiſchen Scene beginnend, die zur Entdeckung der mannigfachſten Ungehörigkeiten führte, fuhr er fort: „Es war eine furchtbare Zeit für mich, ſo viel ſteht feſt. Aber wenn ich jetzt auf eben dieſe Zeit zurückblicke, ſo komm' ich doch zu keinem rechten Groll mehr und alles was von Vorwürfen übrig bleibt, richtet ſich gegen mich ſelbſt. Ich beging einen großen Fehler als ich einen Bund für's Leben ſchloß, den ich nie hätte ſchließen ſollen, aber ich beging einen viel größeren, als ich, nach geſchloſſenem Bunde, nichts that, um den begangenen Fehler einigermaßen auszugleichen. Im Gegentheil, ich beſiegelte mein Unrecht dadurch, daß ich mich wochenlang um meine Frau gar nicht kümmerte. Während ich in anregender und heiterer Geſellſchaft war und mir's wohl ſein ließ, ließ ich eine junge vierundzwanzigjährige Frau zu Haus, unbekümmert darum, ob ihr die Tage daheim unterhaltlich oder langweilig vergingen. Nichts von Aufmerkſamkeit oder Huldigungen, immer nur Gleichgültigkeit und Abweiſung! Und ſo mußte denn endlich kommen, was kam."

Ob er wirklich ſo fühlte, mag' ich nicht zu behaupten und zwar um ſo weniger, als Vieles darin in einem direkten Widerſpruche zu dem von ihm Niedergeſchriebenen ſteht. Aber andererſeits entſprach eine ſolche Sprache der Verſöhnlichkeit ganz und gar ſeinem Weſen. Abwägung, Maß, Ruhe waren die Dinge, denen ſeine wohlgeordnete Natur immer wieder zuſtrebte.

Drittes Kapitel.

Scherenberg in der Bendlerſtraße von 1838 bis 1840.

Wann die „private Trennung“ der Eheleute ſtattfand, iſt nicht beſtimmt erſichtlich, wahrſcheinlich Oſtern 1838. Um dieſelbe Zeit überſiedelte Scherenberg mit ſeinen Kindern nach Berlin und bezog eine Wohnung in dem bekannten kleinen Eckhauſe der Thiergartenſtraße, das nach dem Thiergarten hin einen kleinen Poſamentierladen und nach der Bendlerſtraße hin eine kleine Conditorei hat.

Unſeres Dichters Wohnung lag im erſten Stock, aber dieſe „Bel-Etage“ beſtand aus nichts als aus zwei geweißten Stuben, in denen es, als der Winter kam, bitterlich kalt wurde. Zum Heizen hatte man nur das Reiſig, das die Kinder in dem angrenzenden Thiergarten ſammelten, dem man ohnehin, aus Sommer- und Herbſttagen her, für Champignons und Steinpilze verpflichtet war.

In dieſer ſeiner Bendlerſtraßen-Wohnung (das Haus iſt unverändert geblieben) ſaß unſer Dichter tagein tagaus und ſchrieb Dramen über Dramen, Trauer- und Luſtſpiele, die bis dieſen Tag unangerührt alſo ſelbſtverſtändlich auch unaufgeführt in Schrank und Koffer liegen. Eine bittere Kälte drang von Thür und Fenſter her auf ihn ein, aber glücklich in ſeinem Schaffen, das ihm Licht und Lebenswärme gab, entſchlug er ſich aller Klagen und verlor die Haltung eines Gentleman ſo wenig, daß ſich um eben dieſe Zeit einer ſeiner Anverwandten von Stettin oder Swinemünde her ganz ernſthaft nach ſeinen „Erfolgen“ erkundigte, die man, ſo ſcheint es, als ſelbſtverſtändlich anſah. „Mehr als einmal, mein lieber Fritz, habe ich in den Literatur- und kritiſchen Blättern geſucht, weil ich hörte, daß Du ſchriftſtellerteſt, bin aber Deinem Namen nie begegnet, muthmaßlich weil Du pſeudonym oder anonym aufgetreten biſt. Bitte, lüfte die Maske Deinem nahen Verwandten gegenüber.“

Aber weder von „pſeudonym“ noch „anonym“ durfte die Rede ſein und das Nichtgenanntwerden ſeines Namens hatte ſehr andere Gründe. Niemand kümmerte ſich um das, was der abſolut Unbekannte ſchrieb, und der Ertrag ſeiner Feder beſchränkte ſich auf das, was Bittſchriften und Eingaben, am meiſten aber bogenweiſes Abſchreiben ihm einbrachten. Das eine wie das andere gab denn einen kleinen Erlös, aus dem er ſeine Bedürfniſſe: Tabak und Kaffee, die zugleich ſein Luxus waren, beſtreiten konnte. Was aber die Familie zuſammenhielt und vor den bitterſten Entbehrungen, ja recht eigentlich vor dem Hunger ſchützte, das waren Unterrichts- und Nachhilfeſtunden, die von dem armen Poeten an die Kinder umwohnender Gärtnersleute gegeben und nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen ausſchließlich mit Cerealien, oder minder euphemiſtiſch ausgedrückt mit Kartoffeln honorirt wurden. Und noch dazu nach allerknappſtem Maaß. Eine Metze pro Stunde war ſchon viel und bei ſchlechter Laune der Gärtnersleute blieb die Zahlung auch wohl ganz aus.

Und ſolche ſchlechte Laune herrſchte mal wieder, als in der Oſterwoche der Sonnabend bereits da war, ohne daß der ſeit längerer Zeit fällige Cerealien-Tribut entrichtet worden wäre. Die Kinder entſchlugen ſich der Sorge darüber, einfach der Ueberzeugung lebend, die Zahlung ſei diesmal mit Vorbedacht hinausgeſchoben worden, um ihr den Charakter einer beſonderen Oſterfreude geben zu können und unterhielten nur darüber einen Zweifel, ob ſich die geſammte Gärtnerei durch einen knuſperigen Kalbsbraten incluſive rückſtändiger Kartoffeln oder aber durch einen großen Napfkuchen legitimiren werde. So vergingen erwartungsvolle, wenn auch freilich ſchon von einem gewiſſen Bangen angekränkelte Oſterſamſtag-Stunden. Endlich (es dämmerte bereits) erſchien der beſte Schüler und trug etwas unter einem Tuch, ein Anblick, der das ganze Haus, den Vater mit eingeſchloſſen, in freudiger Hoffnung erzittern machte. Von allen Seiten umringte man den Jungen, der dann ſchließlich auch das Tuch zurückziehend, ein kleines

Bauer mit grünen Stäbchen und einer Lerche darin an Scherenberg überreichte. Dieſe Lerche war ein Geſchenk, das der gutmüthige Junge ſeinem Lehrer aus perſönlicher Dankbarkeit darbrachte, ſeitens der Eltern aber war weder an rückſtändige Stundenzahlung noch an einen Oſterkuchen gedacht worden. Nur mit Mühe bewahrte man Haltung, im ſelben Augenblick aber wo der Junge gegangen war, brach auch ſchon die geſammte Kinderſchaar, die ſich ſo jäh um ihre Feſt- und Oſterfreude betrogen ſah, in allerbitterſte Thränen aus. Der Vater, ſelber troſtesbedürftig, tröſtete ſo gut es ging, und ſchrieb dann, als er in Oſtermorgenfrühe die Lerche wieder in Wald und Feld hinausgetragen, eines ſeiner ſchönſten und tiefempfundenſten Gedichte, daraus ich hier die folgenden drei Strophen als eine Probe Scherenberg'ſcher Dichtung gebe:

Vor mir erglomm die Morgenröthe,
Geläute wehte nah und fern,
Mir war's, wir träten zum Gebete
Hin vor das Angeſicht des Herrn.

„Du, Vöglein, ſingſt, das iſt das Deine"
Hub leiſe ich zur Lerche an,
„Ich geb' Dich frei, das iſt das Meine,
Ein Jeder bete wie er kann."

Und wie Gott über Land und Meere
Aufthut die weite Segenshand,
So that auch ich zu ſeiner Ehre
Auf meine ſchwache Menſchenhand.

Und ſiehe da, die Lerche ſtieg in den Himmel auf, ſich der Freiheit freuend, die der in Noth und Bande geſchlagene Poet ihr zurückgegeben hatte, das wieder mit heimgenommene Bauer aber behielt er zur Erinnerung an dieſen Tag und erhob das daran befindliche Waſſernäpſchen, eine kleine graue Kruke, zu ſeinem Schreibzeug und Dichter-Tintenfaß, aus dem er ſeine Dichtungen bis an ſein Lebensende mit einer ſich immer gleich bleibenden Freudigkeit und Friſche niedergeſchrieben hat.

Viertes Kapitel.

Scherenberg tritt in den „Tunnel.“ 1840.

Die Bedrängniſſe jener Zeit ſchufen ſelbſtverſtändlich nur ſehr ausnahmsweiſe Gedichte wie „Mein Oſtermorgen“, aber was ſie reichlich ſchufen, waren Anekdoten, von denen einige ſich bis auf dieſen Tag erhalten haben und eine Stelle hier finden mögen.

Unſer Chriſtian Friedrich war, wenn nicht ein nachgeborener Jean Paul, ſo doch wenigſtens eine nachgeborene Jean Paul'ſche Figur, und ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß die meiſten der von ihm curſirenden Anekdoten einen gemeinſamen Zug haben: den einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen Aeußerlichkeiten. Innerlich von einem allerfeinſten Ehrgefühl, zugleich in hohem Maße takt- und rückſichtsvoll, war er doch andererſeits „unängſtlich“ und jedenfalls frei von jenem Conventionalismus, der uns Alle viel viel mehr in Banden hält, als wir wiſſen. Immer geneigt, innerhalb ſeiner beſcheidenen Sphäre Dienſte zu thun oder Hülfe zu leiſten, nahm er auch ſeinerſeits Dienſtleiſtungen und Hülfe gern entgegen, ohne ſich dadurch in ſeinem Gewiſſen bedrückt zu fühlen. Er verſtand zu danken und dieſer Dank erhielt ſeine Seele frei. Vielleicht kam auch die Vorſtellung hinzu, daß er einen bloßen „Zehnten“ empfange, der, wie ſonſt an eine geiſtliche, ſo jetzt an eine geiſtige Macht entrichtet werde. Kaufmänniſch und idealiſtiſch zugleich, war ihm Beſitz viel, ſehr viel, und auch wieder nichts; er ſehnte ſich danach und warf ihn doch andrerſeits gleichmüthig fort, ſobald ein höheres in ihm laut werdendes Geſetz ein ſolches Opfer forderte. Trat dieſer Fall ein, ſo war ihm das Opfer kein Opfer mehr, ſondern einfach ein Gebot ſeiner Natur. So ließ er, wie wir geſehen haben, all ſein irdiſch Gut ohne Zaudern und Bekümmerniß in Händen ſeiner Frau zurück, einfach weil er es gegen den Werth einer für ihn ſchwerer ins Gewicht fallenden, ehrenvollen Freiheit abwog.

Aber ich wollte nicht über den Dichter reflektiren, ſondern Anekdotiſches aus ſeinem Leben erzählen.

Einmal, bei Gelegenheit einer kleinen Reunion, ward ihm ein Sopha, das dem wohlhabenden Freunde, bei dem er den Abend verplauderte, nicht mehr recht gefallen mochte, zum Geſchenk angeboten. „Ich ſchick' es Dir morgen.“ Und damit wandte ſich das Geſpräch wieder einem anderen Thema zu. Scherenberg aber, als ſich die kleine Geſellſchaft bald darauf trennte, nahm ebenſo zur Verwunderung wie zur Erheiterung aller Anweſenden das zweiſitzige Sopha nach Art eines Gipsfigurenbrettes auf den Kopf und trug es in ſeine glücklicherweiſe ziemlich nahe gelegene Wohnung hinüber. Sein Gedanke war wohl: beſſer iſt beſſer. Möglich auch, daß ſich etwas von Originalitäts-Haſcherei mit einmiſchte. Sein Ruf, ihm Vorſchub leiſtend, ging ſtark nach dieſer Seite hin, weshalb er es für klug und weiſe halten mochte, das Feuer, an dem er ſich wärmte, nicht ausgehen zu laſſen.

Wichtiger war das Folgende.

Bei beſtimmter Gelegenheit in einen höheren Anſtandszirkel geladen, ſah er beim Ankleiden, daß ſeine „Geſellſchafts-Stiefel“ einen kleinen Spalt auf dem Oberleder hatten und in dieſer Verfaſſung abſolut unſalonfähig ſeien. Er beſchloß alſo mit ſchwarzem Siegellack nachzuhelfen und ſchickte ſein Töchterchen in den ſchräg unter ſeiner Wohnung gelegenen Eckladen, in welchem man der Kleinen auch wirklich das gab, um was ſie bat: ein Siegellackſtückchen. Als die Kleine jedoch das Bröckelchen in Händen hielt, fing ſie, ſtatt den Laden jetzt zu verlaſſen, vorerſt bitterlich an zu weinen, weil es *rother* war, den man ihr gegeben hatte. Natürlich ließ man es an Zuſpruch und Inquirirung nicht fehlen, bis ſie, immer wieder gefragt „weshalb ſie denn ſo *ſehr* traurig ſei“, die Hausſituation zu ſchildern und rund heraus zu erzählen begann, warum es nothwendig ſchwarzer ſein müſſe.

Dieſe Geſchichte, ſo klein ſie war, war doch beſtimmt, in unſeres Dichters Leben eine Rolle zu ſpielen, indem ſie zwiſchen ihm und dem Eckladen eine Freundſchaft herſtellte, die, viele Jahre lang andauernd, eine Glücks- und Freudenquelle für beide Theile wurde: für Scherenberg und für den „Eckladen“. In dieſem letzteren nämlich verſah damals ein Bruderpaar den kaufmänniſchen Dienſt, die Gebrüder Hollmach, junge Leute von 18 oder 20 Jahren, die ſehr bald eine ſchwärmeriſche Liebe zu dem armen, in ihren Augen aber unendlich reichen und hoch bevorzugten Poeten faßten. Dieſer ſeinerſeits gab ihnen Unterricht in Sprachen und Briefſtil und ſaß allabendlich, wenn das Geſchäft nachließ, vor dem großen Contobuch, bequem auf einem Drehſchemel reitend, der gelegentlich auch wohl zum allerdirekteſten Dichterſitz wurde, wenn der aus dem Thiergarten heimkehrende Poet, wie Ibykus „des Gottes voll“, in ſeinem Schaffensdrange die Treppe zu ſeiner Wohnung nicht erſt hinaufſteigen wollte. Dann bot ſich ihm der Eckladen mal auf mal als eine bequem gelegene Station oder Etappe dar, auf der er im Fluge niederſchrieb, was ihm feurig durch Herz und Seele ging, und eines der bei ſolcher Gelegenheit raſch vom Drehſchemel her in das Hollmach'ſche Contobuch eingetragenen Gedichte befindet ſich bis dieſen Tag in meinem Beſitz. Es iſt der Entwurf zu dem ſchönen Gedichte „Thorwaldſen's Tod“, das ſich in der

Gitterung der roth und blauen Contobuchlinien ſonderbar genug ausnimmt.

Dieſe Vorkommniſſe von anekdotiſchem Gepräge gehören aber nicht alle jenem erſten Zeitabſchnitt an, der der Ueberſiedlung Scherenbergs von Magdeburg nach Berlin hin unmittelbar folgte, weshalb ich zuvörderſt auf das Jahr 1840 und zwar auf ein ganz beſtimmtes Ereigniß deſſelben zurück zu greifen habe, das auserſehen war, einen Wandel in dem Leben unſeres Dichters zu ſchaffen.

Dies Ereigniß war ſein Bekanntwerden mit dem damaligen Hofſchauſpieler Louis Schneider, bei dem er ſich auf gut Glück hin einführte, natürlich unter gleichzeitiger Ueberreichung einiger Dramen und lyriſchen Gedichte.

Schneider, ſonſt überaus brüsk und ablehnend in ſolchen Fällen, enthuſiasmirte ſich ſofort für unſern damals zweiundvierzigjährigen Poeten und forderte denſelben auf, ihn am nächſten Sonntag in eine Dichtergeſellſchaft zu begleiten, in der er ihn vorſtellen und, ſeine Zuſtimmung vorausgeſetzt, bei nächſter Gelegenheit zum Mitgliede vorſchlagen werde.

Dieſe Dichtergeſellſchaft aber war der „Tunnel“.

* * *

Der Tunnel, oder mit ſeinem proſaiſcheren Namen der „Berliner Sonntagsverein“, war 1827 durch den damals in Berlin lebenden Witzling M. G. Saphir gegründet worden. Letzterer, in den ewigen Fehden, die zu führen ihm oblag, erwies ſich moraliſch und faſt auch phyſiſch einer Leibwache dringend bedürftig, welchen Doppeldienſt der Tunnel ihm leiſten ſollte. Zugleich aber war ihm in ſeiner Eigenſchaft als Redacteur der „Schnellpoſt" an einem Stamme junger Mitarbeiter gelegen, die, weil jung und unberühmt, in ihrer Unberühmtheit froh waren, unter einer gefürchteten Flagge ſich mitgefürchtet zu ſehn, und nie daran dachten, durch Honorar-Anſprüche läſtig zu werden.

Alſo lauter „Werdende" waren es, die der Tunnel allſonntäglich in ſeiner Rauchhöhle verſammelte: Studenten, Auskultatoren, junge Kaufleute, zu denen ſich, unter Beihilfe des von Anfang an mit Saphir liirten und beſtändig die Werbetrommel rührenden Louis Schneider, alsbald auch noch Schauſpieler und Offiziere geſellten, junge Lieutenants, die, wie ſpäter mit Vorliebe dilettirende Maler, ſo damals mit Vorliebe dilettirende Dichter waren. Um ſpeziell die Zeit aber, wo Scherenberg eintrat, 13 Jahre nach der Saphir'ſchen Gründung, hatte die Geſellſchaft ihren urſprünglichen Charakter bereits ſtark verändert und ſich aus einem Vereine dichtender Dilettanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Auch jetzt noch herrſchten die „Amateurs" vor, gehörten aber doch meiſtens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunſt entweder in die wirkliche Kunſt übergeht oder aber durch entgegenkommendes Verſtändniß ihr oft beſſer dient als der fachmäßige Betrieb.

Und ſo beſtand denn der Tunnel, während der hier zunächſt zur Sprache kommenden Zeit von 40 bis 45 — die man vielleicht als „erſte Scherenberg-Epoche“ bezeichnen darf — neben einer Menge blos Corona bildender Statiſten, aus folgenden Hauptmitgliedern, deren noms de guerre ich parenthetiſch beifüge.

Aſſeſſoren und Offiziere.

Aſſeſſor Loewe (Puffendorf) z. Z. Geh. Oberfinanzrath in Berlin; Aſſeſſor Jacobi (Wilh. Müller) z. Z. Geh. Reg.-Rath in Marienwerder; Aſſeſſor Dr. Streber (Feuerbach) ſpäter in Coſta Rica; Aſſeſſor Heinrich von Mühler (Cocceji); Aſſeſſor Dr. Heinrich Friedberg (Canning); Aſſeſſor Wilhelm von Merckel (Immermann); Aſſeſſor Graf Hermann Henkel von Donnersmarck (Ulrich von Hutten); Aſſeſſor von Bülow (Taſſo) ſpäter Generalconſul in Smyrna; Aſſeſſor Dr. Erich (Cujacius); Aſſeſſor Ribbeck (Matthiſſon) ſpäter vortragender Rath und Direktor im Miniſterium des Innern; Collegien-Aſſeſſor Baron Budberg (Puſchkin); von Beaulieu-Marconnay (Boileau); Major Bleſſon (Carnot) Adjutant Blüchers und Militairſchriftſteller, ſpäter, 1848, Commandeur der Berliner Bürgerwehr; von Glümer (Archenholtz) damals zur Kriegsakademie commandirt, ſpäter, 1870, Generallieutenant und Commandeur der badiſchen Diviſion;

Woldemar von **Loos** (Platen) Premierlieutenant im 2. Garde-Regiment; Hermann von **Etzel** (Xenophon) Sec.-Lieutenant im Garde-Schützen-Bataillon; Bernhard von **Lepel** (Schenkendorff) Sec.-Lieutenant im Kaiſer Franz-Regiment.

Berufs-Schriftſteller, Dichter und Künſtler.

Dr. **Rudolf Löwenſtein** (Spinoza) der eben damals mit ſeinem Volkslied gewordenen „Freifrau von Droſte Viſchering" im Tunnel debütirt hatte; Dr. **Bernhardi** (Leiſewitz) ein Neffe Ludwig Tiecks und guter Literarhiſtoriker; Dr. **Wollheim da Fonſeca** (Byron) ſpäter nach Hamburg überſiedelt, jetzt wieder in Berlin; Dr. **Schweitzer** (Weißflog) ſpäter nach Wien hin überſiedelt und Chefredacteur der amtlichen „Wiener Zeitung"; Dr. **Werner Hahn** (Carteſius) ſpäter, im Gegenſatze zum „Bismarck-Hahn", der „Edda-Hahn" geheißen; **Heinrich Smidt** (G. A. Bürger) See-Novelliſt, „deutſcher Marryat"; Dr. **Otto Gildemeiſter** (Camoëns) ſpäter Senator und Bürgermeiſter in Bremen; Moritz Graf **Strachwitz** (Goetz von Berlichingen); **Emanuel Geibel** (Bertrand de Born) der dem Tunnel leider nur einen Winter lang angehörte; **Louis Schneider** (Campe) königl. Hofſchauſpieler, ſpäter Geh. Hofrath und Vorleſer König Friedrich Wilhelms IV.; **Truhn** (Mozart) Componiſt und Muſikſchriftſteller; **Kücken** (Haydn) Liedercomponiſt; Prof. Theodor **Hoſemann** (Hogarth) Genremaler, bekannt durch ſeine humoriſtiſchen, an Glasbrenner erinnernden oder vielleicht auch durch Glasbrenner angeregten Darſtellungen aus dem Berliner Leben.

Aus verſchiedenen Berufsklaſſen.

Kaufmann **Leſſer** (Petrarca) der, wie ſein Beiname ſchon andeutet, viel aus dem Italieniſchen überſetzte; C. von **Rappard** (Robert Burns) damals Beſitzer der Rauen'ſchen Kohlenbergwerke bei Fürſtenwalde, ſpäter in Interlaken; Dr. **Adolf Löwenſtein** (Hufeland), Vetter Rudolf Löwenſtein's, als Geh. Sanitätsrath verſtorben: Dr. **Siegmund Stern** (Collin) ſpäter Schuldirector in Frankfurt a. M. und Gründer der Reform-Judenſchaft; Dr. **Scherer** (Novalis) Naturforſcher, überſiedelte nach Norwegen; Dr. **Lasker** (Haller), Vetter von Eduard Lasker.

Alles in Allem eine ſtattliche Zahl, hinſichtlich welcher ich für diejenigen, die den einen oder anderen Namen darin vermiſſen ſollten, nur noch hinzuzufügen habe, daß es ſich in Vorſtehendem ausſchließlich um die Mitglieder einer ganz beſtimmten Epoche handelt. Weiterhin werden andere Namen folgen.

Das alſo war der Tunnel, in den ſich unſer Scherenberg Ende November 1840 eingeführt ſah. Er konnt' es, Pardon für den Berolinismus, nicht „forſcher" treffen:

Heinrich von **Mühler** war Vorſitzender,
Heinrich **Friedberg** Schriftführer,

und ſo ſtand er denn, der arme Bendlerſtraßen-Poet, angeſichts zweier Miniſter in spe.

Nach Verleſung des Protokolls nahm L. Schneider, der im Tunnel den bezeichnenden Beinamen „Campe der Caraibe" führte, das Wort und theilte der Verſammlung mit der ihm eigenen, halb ſonoren halb ſtentorhaften Stimme mit, „daß ein von ihm eingeführter Gaſt einige Sachen vorzuleſen wünſche". Die Zuſtimmung wurde ſofort gegeben und Scherenberg las nun vier Gedichte: Der Feind, Der geſtrandete Sclavenhändler, Der Leuchtthurmwächter und Fiſchers Heimbucht, die ſämmtlich einen vollſtändigen Erfolg erzielten.

Es war ein glänzendes Debut.

Am nächſten Sonntag, den 5. December, erſchien er wieder, kam aber, trotz des glücklichen Eindrucks, den ſeine Perſönlichkeit ſowohl wie ſeine Dichtungsweiſe gemacht hatte, nicht zum Vortrag, da dieſer 5. December gerade der Tag des alljährlich zu feiernden Stiftungsfeſtes war. Die Haupt-Feſtnummer an dieſem Tage beſtand aus einer langen Reihe ſorglich überſetzter Volks- und Nationallieder, die, wie das „Marlborough s'en va-t-en guerre", die Marſeillaiſe, die Riego-Hymne, Rule Britannia, „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt" und viel andre noch, eines Theils durch den damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehenden Seydelmann recitirt, andren Theils durch die gefeierten Opernſänger Eichberger, Fiſcher und Böttcher geſungen wurden.

Dieſem Feſt-Tunnel vom 5. December 1840 folgte nicht ſehr viel ſpäter (am 17. Januar 1841) ein alles Geſchäftliche regelnder, ſogenannter Deliberations-Tunnel, an welchem Tage ſich unſer Scherenberg denn auch feierlich und zwar unter dem Namen Cook aufgenommen ſah, welchen Namen er von jenem 17. Januar an noch 40 Jahre lang zu Stolz und Freude des Tunnels getragen hat.

Binnen Kurzem war er ausgeſprochener Liebling, trotzdem er gerade damals eine Concurrenz allerhervorragendſter Kräfte zu beſtehen hatte. Otto Gildemeiſter trug allſonntäglich ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Baron Budberg ſeine kaum minder gelungenen aus dem Ruſſiſchen vor, während der eben von einem längeren Aufenthalt in Süd-Italien zurückgekehrte B. v. Lepel durch Dichtungen wie „Ganganelli“ und die „Wittwe von Capri“, Geibel durch „Sigurds Brautfahrt“ und Strachwitz durch Rolf Düring und den „gefangenen Admiral“ die Tunnelherzen zu ſtürmiſchem Beifall hinriß.

Aber ſo ſchwerwiegend dieſe Concurrenz war, Cook, wie ſchon angedeutet, erhielt ſich nichts deſto weniger in der Gunſt ſeiner raſch erworbenen Freunde, ja nicht wenige waren da, die der Scherenberg'ſchen Muſe vor der der beiden großen Mitbewerber, Geibel und Strachwitz, den Vorzug gaben. Sie fanden alles reifer, phraſenloſer, männlicher, und wirklich, überblickt man, was Scherenberg damals producirte, ſo kann man ſchwanken, ob ihm nicht in Wahrheit der Platz vor den Dichtungen jener Beiden gebührt, mit alleiniger Ausnahme von Strachwitz' „Herz von Douglas“, das ich zu jenen epochemachenden Gedichten à la Lenore zähle, von denen jede Literatur überhaupt nur ein paar Nummern aufzuweiſen hat.

Aber wenn Scherenberg auch hinter dieſer einen glänzenden Dichtung zurückbleiben mochte, die Geſammtheit deſſen, was er damals ſchuf, war von ſolcher Originalität und Friſche, daß es keinen Vergleich und keine Mitbewerbung zu ſcheuen hatte und Dichtungen wie: Der letzte Maurenkönig und der Polarfahrer im Binnenmeer, wie Baumwaldes-Nacht und Thierwaldes-Nacht, wie die ſchwarze Wiege, die Menagerie, Bruder Stromus, der Thürmer, das Zechlied der ſpaniſchen Fremdenlegion und der verlorene Sohn, ſind auch von ihm ſelber nie mehr übertroffen und nur ſelten noch erreicht worden. Einige der hier genannten ſtell' ich ſehr hoch, am höchſten den „verlorenen Sohn“, darin er, wie's der echte Dichter ſoll, ein perſönliches Erlebniß zu erſchütterndem Ausdruck brachte.

Das Erlebniß ſelbſt aber war das Folgende.

Sein Sohn, Seemann, hatte bei noch ſehr jungen Jahren eine große Fahrt gemacht und war auf der Rückreiſe bis Glasgow oder Leith gekommen. Von hier aus ſchrieb er, „daß er Geld brauche“, keine ganz kleine Summe, wenn man die Verhältniſſe des Hauſes in Rechnung zog. Der Alte machte nichts deſto weniger das Geld flüſſig, wahrſcheinlich unter Tranſetzung des Letzten, was ihm geblieben, und erwartete nun die Rückkehr des Sohnes. Aber wer nicht kam, war dieſer, und was ſtatt ſeiner eintraf, war ein Brief, in dem er bekannte, das geſammte Geld verbracht, verſpielt zu haben und mithin zu ſeiner Auslöſung einer zweiten Sendung benöthigt ſei. Scherenberg war wie vom Schlage getroffen und vielleicht um ſo mächtiger erſchüttert und niedergeworfen, als er der Tage gedenken mochte, wo ſein eignes in Selbſtſucht und Eitelkeit verſtricktes Thun ihn zu gleicher oder wenigſtens ähnlicher Rückſichtsloſigkeit hingeriſſen hatte. Das gab nun den Schlüſſel zum Verſtändniß des Geſchehenen, aber freilich auch den doppelten „Stachel im Gemüth“ und die drei mittleren Strophen aus dem damals gedichteten „Der verlorene Sohn“ mögen hier ebenſo zur Kennzeichnung ſeines Leids wie ſeines Lieds eine Stelle finden.

In der Nacht, in der Nacht, der ſingenden Nacht!
Da flimmert der Saal, da ſchäumt der Pokal;
Ich tanze für zwei und trinke für drei,
Je wilder der Sprung, je heißer der Trunk,
Was kann ich dafür, ich bin noch jung,
    Juchhei!
Herum, herunter, herum.
Die Leben glühen, die Funken ſprühen,
Die Kerzen ſich drehn, im Sturme wehn
    Die Stunden vorbei.
Auf die Nacht, auf die Nacht, lieb Jungfer ſein,
Da wollen wir beide beiſammen ſein,
    Juchhei!

So lang' wir zu zwei, hält unſere Treu,
Und wenn wir auseinander gehn,
So haben wir uns nicht geſehn —
Vorbei!

Und dann:

In der Nacht, in der Nacht, der klingenden Nacht,
Wo's grinſt und ſtiert und grimmt und giert,
Und bleich und ſtumm,
Als ginge der Tod im Saale um —
Zum Tiſch, zum Tiſch, zum grünen Tiſch,
Wo's lockt und rollt
Das glänzende Silber, das glühende Gold.
„Ich war kaum Vogel, nun bin ich Fiſch,“
Verjubelt die Glut, iſt kalt mein Blut.
Mein Sang iſt der Klang,
Mein Lied iſt das Gold,
Va banque!
Juchhei!
Die Taſchen ſind voll „noch mehr, noch mehr“,
Gewagt, gewonnen,
Es ſteht,
La bête!
Vorbei!
Gewonnen, zerronnen.

Und zum dritten:

Die Taſchen ſind leer. Und ſind ſie leer,
Herzvater, Herzmutter, ſie ſchicken mehr.
Sie ſparen und ſcharren und kratzen zu Haus,
Und weinen zu ihrem Vergnügen,
Ich nehme die Gelder zum Briefe heraus
Und laſſe die Thränen drin liegen.

Juchhei!
Der Eine erwirbt, der Andre verdirbt,
Und jeder dran ſtirbt.
Vorbei!
Im Sturme, im Sturme wird's durchgebracht
Das Herz, das Leben, die Liebe!
Wir leben geſchwinde, wir Herren der Nacht,
Wir Schwelger, wir Spieler, — wir Diebe.

Es giebt nicht viel lyriſche Dichtungen, weder in unſerer noch in einer anderen Literatur, die darüber hinausgingen. Alles iſt echt, knapp, tief und von einer aller Formgewagtheiten ſpottenden großen Leidenſchaft. Wer dem unerachtet in einem ſolchen, in jeder Zeile den Stempel des Genies tragenden Gedichte die Fehler und Fehlerchen nachrechnen und mit Schulmeiſterweisheit an unverſtandenen Schönheiten herummäkeln will, mit dem iſt nicht zu ſtreiten.

Fünftes Kapitel.

Scherenberg im Heinrich Friedberg'ſchen Hauſe bis 1845.

Es waren Dichtungen wie dieſe („Der verlorne Sohn“), die, wenigſtens im Tunnel, den Verfaſſer mit einem Nimbus umgaben, mit einem Nimbus, der unter dem Einfluß einer faſt an Asceſe grenzenden Zurückhaltung und Ungeſellſchaftlichkeit nur noch wuchs.

Einem Schriftſtücke, das viele Jahre ſpäter abgefaßt und zu Nutz und Frommen Scherenbergs dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt ward, entnehm ich über dieſen asceticſchen und faſt auch miſanthropiſchen Abſchnitt im Leben unſeres Dichters das Folgende: „. . . Gleich die erſten Sachen, die Scherenberg im Tunnel vorlas, erregten das größte Aufſehen, denn ſo Vieles man auch an der Form ausſetzen durfte, ein gewaltiges Talent ſprach doch aus Allem. Die Bewunderung, die er fand, that dem Dichter offenbar wohl, der Menſch aber hielt ſich ſcheu zurück und verſchwand immer aus dem Kreiſe, ſo wie er ſein Penſum geleſen hatte, ja lehnte jede perſönliche Annäherung ab.“

Dies ging durch mehrere Jahre hin. Da kam ein Wandel, und der Herr Verfaſſer, aus deſſen Schriftſtück ich das Vorſtehende citirt habe, fährt an betreffender Stelle fort: „Unter denen, die ſich vergebens um ihn bemühten, war auch ich, bis er allmählich anfing, in meinen all ſeiner Sprödigkeit unerachtet immer erneuten Bemühungen mehr zu ſehen als zudringliche Neugier. Er gab ſich alſo ſchließlich gefangen und kam in mein Haus, wo das Eis nunmehr raſch hinſchmolz.“

Das Haus, von dem hier die Rede, war das des Aſſeſſors Heinrich Friedberg (jetzigen Juſtizminiſters), das von 1840 bis 45 den geſellſchaftlichen Mittelpunkt der Tunnel-Ariſtokratie, ſowohl der Geburt wie des Geiſtes bildete. Sonderbarerweiſe fiel dies damals zuſammen und die durch Lebensſtellung Bevorzugten — unter denen ich hier nur Strachwitz, Budberg, Mühler und W. v. Merckel und aus der militairiſchen Sphäre Lepel, Glümer und Woldemar v. Loos namhaft machen möchte — waren, mit vielleicht alleiniger Ausnahme von Gildemeiſter und Rud. Löwenſtein, auch die Talentvolleren und geiſtig Bedeutenderen.

In dieſem ariſtokratiſchen Kreiſe nun, in dem ſich all ſonntäglich nach Schluß des Tunnels die Tunnel-Debatte fortſetzte, ward unſer Scherenberg allmählich heimiſch und litt es, daß man ſich ernſthaft und werkthätig mit der Frage beſchäftigte: „was zu thun und wodurch ihm zu helfen ſei.“

Das Erſte war, daß man ihm eine Stellung im Journal- und Zeitungsdienſt zu verſchaffen ſuchte. Dies wäre nun heute bei Scherenberg's Wiſſen und Talenten eine Kleinigkeit geweſen, hielt aber damals herzlich ſchwer. Die Redakteure hatten im Weſentlichen alles ſelber zu machen, und was hier und da von Stellungen außerdem noch exiſtirte, war beſetzt. Alſo Schwierigkeiten wohin man ſah. Aber demohnerachtet ſcheiterten die Bemühungen (bei denen man ſich übrigens nach Möglichkeit auch der Unterſtützung des Tunnel Gros zu verſichern ſuchte) nicht ganz, und ſo gelang es beiſpielsweis unter Major Bleſſon's Zuthun, eine Corrector-Stellung an einem militairiſchen Journal ausfindig zu machen oder vielleicht auch eigens für Scherenberg zu gründen. Um dieſelbe Zeit empfahl ihn L. Schneider an Both's Bühnen-Repertoire, das ſich denn auch, und zwar ausſchließlich auf dieſe Empfehlung hin, bereit erklärte, franzöſiſche Stücke von unſerem Dichter überſetzen zu laſſen.

Scherenberg ſelbſt, als er von all dieſen Schritten hörte, war ebenſo dankerfüllt wie hocherfreut und verſprach ſelbſtverſtändlich allerpromptеſte Dienſtleiſtung. Aber ſehr bald zeigte ſich's, daß ſeine dichteriſch und vielleicht auch egoiſtiſch ungebundene Natur, die jeden Augenblick nur ſich ſelber leben wollte, ſolchen Zwang nicht ertragen konnte.

Die Correcturen wurden unregelmäßig gemacht, während das Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen, einen erſten Verſuch abgerechnet, ganz unterblieb. So ſchien denn die liebevoll geplante Hilfe durch eigene Schuld des Dichters zu keiner wirklichen Hilfe werden zu ſollen.

Aber das große Kind Scherenberg hatte nach Art aller Kinder ſeine gute Fee, die nicht müde wurde für ihn zu ſorgen und an ſeiner Statt emſig arbeitete, während er ſchlief oder träumte. Dieſe gute Fee half, ohne daß Scherenberg davon wußte, ließ ſich ſtatt ſeiner die Correcturen und franzöſiſchen Stücke ſchicken und im ſelben Augenblicke, wo man auf zwei Redaktionen anfing, über den ſäumigen Dichter, „der als echter Poet natürlich zu nichts Praktiſchem zu brauchen ſei“, höchſt ungehalten zu werden, ſah man ſich plötzlich durch eine nie dageweſene, ganz unſcherenbergſche Promptheit überraſcht. Ohne Druckfehler präſentirte ſich die militairiſche Zeitung und in Both's Bühnen-Repertoire, Band XII und XIII, erſchienen raſch hintereinander fort das fünfaktige „Fräulein von St. Cyr“, der „Ehemann auf dem Lande“ und der „Vicomte von Letorières“, Ueberſetzungen, von denen der nominelle Ueberſetzer überhaupt erſt erfuhr, als ihm das Honorar gebracht und die Honorar-Quittung zur Unterzeichnung vorgelegt wurde.

Scherenberg, ſo leicht er Dinge nahm, vor denen der Ehrbarkeits- und Durchſchnitts-Philiſter zuſammenzuſchaudern pflegt, fühlte doch ſchließlich heraus, „daß das ſo nicht weiter gehe," weshalb er bei beſtimmter Gelegenheit die drei vorgenannten Stücke zuſammen binden ließ und auf das Titelblatt folgende Verſe ſchrieb:

An Frau A. F.

Mein nur der Name. Doch was ſonſt wir leſen,
Und was das Stück in deutſcher Sprache ſpricht,
Das, ſchöne Frau, iſt Dein geweſen,
Und ſelbſt die Correktur beſorgt' ich nicht.

Verzeih, daß ich's ſo rundheraus hier ſage,
Gebot der Wahrheit iſt's, was aus mir ſpricht:
Ob's Deinen oder meinen Namen trage,
Dir iſt es gleich, doch mir, mir iſt es nicht.

Wär's minder gut, vielleicht daß gleich mir's wäre,
Allein es iſt nun leider einmal gut;
Nun muß ich tragen fremde Ehre,
Und dazu, Freundin, hab' ich nicht den Muth.

C. F. Scherenberg.

In dieſen Zeilen haben wir den ganzen Scherenberg: geiſtreich, gefühlvoll, verbindlich, und die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die ſich, von jener Zeit an, durch faſt ein Menſchenalter hin, an beinahe alle Mitglieder des Friedberg'ſchen Hauſes richteten, — alle tragen ſie denſelben Stempel. Aus der reichen Fülle derſelben aber ſtehe hier nur das eine, das unſer Hauspoet im Namen des ihm ebenfalls befreundeten Stadtraths Eduard Friedberg (Bruder des Miniſters) als Gratulationscarmen zum 3. Februar 1844 abfaßte.

Onkel Eduard
an ſeinen einjährigen Neffen Paul bei Ueberreichung eines Erd-Globus.

Mein Paul, ich gratulir: ein Jahr iſt Dein.
Jetzt biſt Du in der Welt erſt da,
Da läßt vor Eins ſich ja nicht ſein,
Vor Eins iſt Null hier ja.

Und daß Dir's klar noch mehr,
Daß Du nicht da geweſen biſt,
Bring' ich Dir heut die Welt erſt her;
Guck, Kind, ob ſie bekannt Dir iſt?

Er führt nun das Thema noch weiter aus, ſpielt geiſtreich mit Worten und führt dann fort:

Sie dreht ſich alſo (iſt mal hier mal dort)
In zween Angeln: Süd und Nord.

Sie dreht ſich; dreh Dich auch mein Sohn,
Man muß ſich drehn und wenden,
Sonſt dreht man uns hier ſchon
Und wohl an mehr als zween Enden.

Du ſiehſt die beiden Pole hier,
Hier draußen, ober- unterwärts,
Doch Deine Pole ſind in Dir,
Sie heißen: Geiſt und Herz.

Wer ſich in dieſen Angeln hält,
Dem's immer wie 'nem Stehauf geht,
Wie man ihn auf den Kopf auch ſtellt,
Er immer wieder auf den Füßen ſteht.

Die Welt geht fort, o gehe mit, mein Sohn,
Wer ſtehen bleibt, der geht zurück hier ſchon,
Doch wenn du gehſt, ſo denke dran:
Die Welt geht immer eine Sonnenbahn.

Ihr ew'ger Weg geht nach dem Licht,
Das, guter Paul, vergeſſe nicht.

* * *

Demſelben Ton des humoriſtiſch Espritvollen begegnen wir auch in der Correſpondenz, die Scherenberg von jener Zeit an mit ſeiner „guten Fee" führte. Mitunter wird das Geiſtreiche zum Hypergeiſtreichen, ein Fehler, den Scherenberg auch in ſeinen Dichtungen nie los geworden iſt; aber unſer gegenwärtiger Geſchmack darf an dieſen ewigen Pointen und Piquanterien nicht allzu viel Anſtoß nehmen. In der Epoche, die mit 48 und dann vollſtändig mit 64 abſchloß, ſchrieb man ſo.

Dieſe geiſtreichen Briefe ſtammen meiſt aus Tagen, die „la Belle Fée" zwei, drei Sommer lang mit ihrem älteſten Sohne Paul in dem benachbarten Freienwalde zubrachte, und wenigſtens ein paar Auszüge daraus mögen an dieſer Stelle geſtattet ſein.

„. . . Gebe der Himmel, meine Gnädige, daß Sie jenſeits der Oder einen Sonntag hatten, wie wir ihn dieſſeits erlebten: wir waren in Tegel und feierten am 24. September unſern Sommertunnel. Alſo genau ein Vierteljahr zu ſpät, was ſehr wahrſcheinlich auf mein Conto kommt. Bin ich doch zeitlebens ein Retardeur geweſen . . Eine Eskorte von zwei Mann Cavallerie geleitete uns. Der Maler Hoſemann, der bis dahin immer nur Sonntagsreiter zu malen pflegte, ritt geſtern ſo zu ſagen eins ſeiner eigenen Bilder. Und ſo gut ſeine gemalten Bilder ſind, ſo war ſein lebendes Bild doch noch beſſer. Natur bleibt Natur. Der andere Reiter war ein Herr v. St. Paul. Don Quixote ein Pfuſcher dagegen! Ich hatte für den Mond bange, der uns auf dem Heimwege mit ſeiner blaſſen Leuchte vorwandelte, denn die Welt hatte nichts, was nicht umgeritten werden konnte. Die Haideläufer werden überall Windbruch zu ſehen vermeinen, und doch regte ſich kein Lüftchen und in allen Wipfeln war Ruh. Und dabei welcher Tabak und welch' Geſang! Vierraden iſt ausverkauft und Kalliope hat geweint. Alle Noten einmal durch den Kopf geſtrichen und dreimal durch den Hals. Aber laſſen wir Tegel und Sommertunnel und frag' ich lieber „was macht Paulchen?" Hat ſeine Sprache neue Erfindungen gemacht? Erfindungen ſind Kindern leichter als das Erlernen des Vorhandenen und bis zu gewiſſen Jahren ſind ſie alle Genies . ."

Das Jahr darauf, ebenfalls nach Freienwalde gerichtet: „Der Menſch iſt doch ein wunderlicher Menſch," ſagte ich ſchon neulich zu Ihrem Herrn Gemahl, als wir unter einem und demſelben Regenſchirm gingen und natürlich beide naß wurden. Denn alle halben Maßregeln bringen einen unter die Traufe. Ja, der Menſch iſt ein wunderlicher Menſch, und man könnte, wenn man ein Menſchenleben anſieht, von einem humoriſtiſchen oder noch beſſer von einem ironiſchen Gedanken Gottes ſprechen, wenn der Begriff der Ironie ſich mit dem Begriff vom lieben Gotte vertrüge. Da ſenkt er in unſere Bruſt ein auf Erinnerung und Hoffen geſtelltes Leben und wirft uns damit in die Gegenwart, um uns dieſe genießen zu laſſen. Du lieber Gott! Was da iſt, iſt nicht für uns da, und nur immer das iſt da, was einmal war oder ſein wird; die beſte liebenswürdigſte Gegenwart vernachläſſigen wir, und nur wenn ſie hin iſt, dann vermiſſen wir ſie ... Das Trauerſpiel der Seele beginnt ſchon, wenn wir verlieren ſollen, und je näher des Verluſtes Tag, je höher der Werth deſſen, was uns bald entſchwunden ſein wird. Und das Luſtigſte und Traurigſte dabei iſt, daß ſich die Sache beſtändig wiederholt. Sie, meine Gnädigſte, werden wiederkommen und alle die ſich jetzt ſtundenlang über verſäumte Minuten anklagen, über Minuten, die ſie hätten in Ihrer Nähe verbringen können, alle dieſe werden ungebeſſert ſein und wieder koſtbare Minuten verſäumen ... Was macht Paul? Ich hoffe das Beſte zu hören, denn je länger die Bewegung in freier Luft andauert, deſto wohler wird er werden. Aber halt, da gerath' ich in Conflict mit unſrem Intereſſe, dem Intereſſe der hier Zurückgebliebenen, und lege die Mutterliebe in die Gegenſchaale unſrer Wünſche."

Gleich da nach.

„Es iſt ein ſchönes Bewußtſein, ſein Wort gehalten zu haben, aber Ihnen gegenüber auch etwas ſehr Leichtes.

Ihnen gegenüber iſt Verſprechungen erfüllen Egoismus und ſie *nicht* erfüllen Entſagung. Vergeben Sie mir, daß ich über alte Geſchichten ſpreche, Sie vergeben mir ja ſo oft, und wenn Sie mir nicht mehr zu vergeben hätten, ach, welch Recht hätt' ich dann überhaupt noch an Sie? Meine Freunde pflegen mir, im Fall ich mich entſchuldigen will, immer zuzurufen „das ſei gar keine Entſchuldigung." Vielleicht haben ſie Recht, aber meine Entſchuldigungen ſind nun mal ſolche, daß ſie mich nicht entſchuldigen. Meine Freunde verurtheilen mich deshalb, Sie dagegen lächeln und vergeben mir, weil Ihnen gerade darin meine Entſchuldigung liegt. Was macht Paul? Ach, ſolch Junge badet ſich vollſtändig in ſeinen Wünſchen, in *erfüllten* Wünſchen, und das nenn' ich eine Badekur! Was Kindern ausnahmsweiſe mal nicht erfüllt wird, wird vergeſſen und vergeſſene Wünſche ſind keine mehr."

Und zu dem bald darauf ſtattfindenden Geburtstage: „Was wünſch' ich Ihnen, meine gnädigſte Frau? Wenn ich Ihnen Glück wünſche, ſo wünſch' ich es zugleich all Ihren Lieben, denn Ihr Leben lebt doch nur im Leben Anderer und allein Glücklich-ſein-können iſt kein Begriff für Sie."

Wie kaum verſichert zu werden braucht, lief, neben dieſer Correſpondenz mit der Freundin, eine gleich lebhafte mit dem Freunde, mit Friedberg ſelbſt, einher. Dieſe Freundesbriefe weichen inhaltlich von den an die „gute Fee" gerichteten erheblich ab, ſind ihnen aber in Ton und Vortragsweiſe nahe verwandt: immer iſt es der geiſtreiche, knappe, pointenliebende Jean Paulianer, der ſpricht. Ich gehe deshalb über dieſe ſehr umfangreiche, zum Theil nach Paris hin geführte Correſpondenz hinweg, und beſchränke mich am Schluſſe dieſes Kapitels auf Hervorhebung zweier überaus wichtiger, wenn auch freilich in ihrer Zuſammenſtellung etwas ſonderbar wirkender Dienſte, die Friedberg damals in die Lage kam, dem Freunde leiſten zu können. Er ſetzte nämlich erſt Scherenberg's juriſtiſche Scheidung und nach Abwickelung dieſer ſchwierigen Angelegenheit die faſt noch ſchwierigere Herausgabe der Scherenberg'ſchen Gedichte durch, Schwierigkeiten, die theils in den Verhältniſſen, theils in Scherenberg's Charakter lagen. „Eine wunderliche Scheu,“ ſo heißt es in dem mehrcitirten Berichte an König Friedrich Wilhelm IV., „hielt unſeren Dichter durch viele Jahre hin davon ab, irgend etwas von ſeinen Arbeiten zu veröffentlichen.“

Aber Friedberg wußte ſich ſchließlich, halb durch Zwang und halb durch Zureden, des nöthigen Materials zu bemächtigen, das nun einmal in ſeinen Händen, raſch zum Drucke vorbereitet ward.

Und wirklich, um Weihnachten 1844, erſchien auf citronengelbem Papier ein 150 Seiten ſtarkes Bändchen, das den Titel führte „Gedichte von Chriſtian Friedrich Scherenberg“ und den erſten Schritt zu dem Ruhme bildete, der nun bald ſeiner harrte.

Sechſtes Kapitel.

Vom Erſcheinen der Scherenberg'ſchen Gedichte bis zum Erſcheinen von Waterloo. Von 1845 bis 49.

Die Gedichte, trotz der vordatirten Jahreszahl 1845, erſchienen, wie hervorgehoben, Weihnachten 44, was ſich aus nachſtehendem, an Scherenberg gerichteten Briefe des Verlegers Th. Chr. Fr. Enslin mit Sicherheit ergiebt.

„Berlin, den 12. Dezember 1844. Ew. Wohlgeboren beehre ich mich ergebenſt anzuzeigen, daß nunmehr der Buchbinder alle Exemplare Ihrer „Gedichte", im Ganzen 738, an mich abgeliefert hat. Da mir hiervon 500 zukommen, ſo haben Sie nach den bereits empfangenen 125 noch 113 zu erhalten, welche Sie gefälligſt bei mir abholen laſſen wollen. Dabei gebe ich Ihnen aber ergebenſt anheim, ob Sie es nicht billig finden, daß Sie mir eine kleine Anzahl über 500 überlaſſen, weil es unumgänglich iſt, daß ich, um die Sache auch äußerlich zu pouſſiren, viele verſchenken muß. Indeſſen ſtell' ich dies nicht als eine Forderung auf.

„Zugleich lege ich Ihnen hier eine Quittung bei, gegen deren Rückſendung mit Ihrer Unterſchrift Sie gefälligſt den Kaufpreis von 75 Thaler von mir in Empfang nehmen laſſen wollen.

„Eine Anzeige in den hieſigen Zeitungen wird in den nächſten Tagen erſcheinen, doch freilich nur eben Titel, Verleger und Preis. Zu pomphaften Anzeigen kann ſich meine Buchhändlernatur, die noch aus der alten Schule ſtammt, weder erheben noch erniedrigen, ſondern ich denke bei all meinen Unternehmungen wie Luther „iſt's Gottes Werk ſo wird's beſtehn, iſt's Menſchenwerk, wird's untergehn". Da man aber gleichwohl den Leuten den Weg des Lichts oft zeigen muß, ſo wird es mir ganz lieb ſein, wenn diejenigen Ihrer Freunde, die Zeitungseinfluß haben, das Erſcheinen Ihrer Gedichte zur Kenntniß des Publikums bringen und namentlich den Abdruck einiger Probeſtücke veranlaſſen wollten. Empfangen Sie die Verſicherung meiner vollkommenſten Hochachtung. Th. Chr. Friedr. Enslin."

So der zur Charakteriſirung damaliger Verhältniſſe nicht unintereſſante Brief des Verlegers.

Wenn ich ſeinen Inhalt recht verſtehe, ſo hatte Friedberg, unter bloßer Aſſiſtenz von Enslin, indem er ſich von dieſem in Nebenſächlichem berathen ließ, die ganze Auflage von 738 auf ſeine (Friedberg's) Koſten drucken laſſen und lieferte von dieſen 738 Exemplaren 500 an Enslin ab, der nun 75 Thaler dafür an Scherenberg zahlte. So gering die Summe war, ſo war es doch ein Riſiko, denn der Abſatz von 500 Exemplaren blieb um ſo zweifelhafter, als, ganz abgeſehen von dem damaligen abſoluten Nichtgekanntſein des Dichters, auch die von Enslin mit ſo vielem Applomb in den Vordergrund geſtellten und ſogar mit einem Lutherſpruch ausſtaffirten „Principien der alten Schule" ziemlich fadenſcheinig zu werden anfingen.

Es ging denn auch ſehr mäßig mit dem Verkauf, was ein Vierteljahr nach Erſcheinen des Büchelchens dem derzeitigen Secretair des Tunnels, Wilhelm von Merckel, Veranlaſſung gab, eine ſcherzhafte Kritik über die Scherenberg'ſchen Gedichte „vom Publikum-Standpunkt aus" zu ſchreiben, worin er den Geſchmack der Allerwelts- und Durchſchnittsleute geiſtvoll perſifflirte.

Der Abſatz alſo war gering und blieb im Weſentlichen Vereins- und Coterieſache. Nur einzelne neue Freunde wurden dem Dichter gewonnen, unter denen der damalige Gouverneur von Berlin, Generalfeldmarſchall von Müffling, und der als Adjutant und Retter Blücher's aus der Schlacht bei Ligny her bekannte General v. Noſtitz die wichtigſten waren. Die Bekanntſchaft mit dieſem letzteren veranlaßte Scherenberg ſich um die Kriegsliteratur der Befreiungskriege, ſpeciell der Campagne von 1815 zu kümmern, aus welchen Studien das erſte Scherenberg'ſche Schlachten-Epos „Ligny" reſultirte. September 1845 war es fertig. Aber erſt am 9. November las es der Dichter vor dem geſpannt aufhorchenden Tunnel.

Vor dem geſpannt aufhorchenden Tunnel, aber nicht vor einem entzückten. Alles war ſo nie dageweſen, daß die, wie ſich von ſelbſt verſteht, im Conventionalismus ſteckende Majorität, aus der abſolut neuen Dichtung nichts Rechtes zu machen wußte. Zweifel und Verlegenheit herrſchten vor und fanden in dem am nächſten Sonntage zur Verleſung kommenden Sitzungs-Protokoll einen witzigen Ausdruck.

Es hieß darin: „Ein Exposé dieſer wild dahinbrauſenden Schlachtendichtung zu geben, iſt um ſo ſchwieriger, als der Teufel den Verſen auf den Takt paſſen mag, wenn ſie bald Carré formiren, bald Bayonnetattaquen machen, bald unter bald über die Batterien gerathen, bald ſteigen, bald fallen, bald übergeraſſelt werden, bald deutſch bald franzöſiſch Hurrah ſchreien, und bis an die Knöchel in Blut und bis über die Ohren im Rauche ſtecken. Am ſchwierigſten aber iſt ſolch Exposé für Ihren endesunterzeichneten Schriftführer, der, wegen zu kleiner Statur allezeit militairfrei geblieben, niemals Pulver gerochen hat und bei dem zwölfſtündigen Gekrach der Dichtung eigentlich nur immer das Maul aufzuſperren (ſchon um nicht taub zu werden) und ſich in ein möglichſt coupirtes, der franzöſiſchen Cavallerie unzugängliches Kornfeld zurückzuziehen hatte. Von dieſer ſeiner geduckten Poſition aus, erinnert er ſich lediglich einer erbitterten Fehde darüber, ob aus der Schlacht ein Gedicht oder aus dem Gedicht eine Schlacht geworden ſei, eine Schlacht zu deren Lieferung der Dichter alle Rüſtkammern und Zeughäuſer der Sprache geplündert habe. Noch bevor aber dieſe Fehde beglichen war, kommandirte der Dichter ſein Gedicht in die Rocktaſche zurück und rief mit Blücher: ‚Geſchlagen aber nicht überwunden.' Unſer Campe, vulgo L. Schneider, der zu den wenigen unbedingten Enthuſiaſten des Abends gehörte, beantragte das Gedicht noch einmal zu hören, ward aber mit ſeinem Verlangen kurz abgewieſen, „da nicht jeder die primitive Kraft habe, dieſelbe Schlacht an einem Tage zweimal zu ſchlagen."

So das von W. v. Merckel abgefaßte Protokoll, in dem ſich, wenn nicht Tadel, ſo doch Verlegenheit hinter ſcherzhaften Wendungen zu verbergen ſucht.

Aber dies Tunnel-Urtheil wurde durch das Urtheil anderer Kreiſe mehr balancirt als ratificirt und ſo geringes Aufſehen die „Gedichte" das Jahr vorher gemacht hatten, ſo großes machte vergleichsweiſe „Ligny", als es, unter L. Schneider's Vermittelung, im Sommer 1846 im Intelligenzblatt-Verlage von A. W. Hayn, in großem Schulheft-Format und den wenigſtens jedem Berliner bekannten Intelligenzblatt-Typen erſchien. Es war alſo weder der Ruhm der Firma noch ſonſt ein Aeußerliches, was dem Büchelchen Vorſchub leiſtete, vielmehr hatte daſſelbe für ſich ſelber zu ſorgen. Und that es auch.

Am entzückteſten war man in Offizierkreiſen, und einigen militairiſchen Zeitſchriften — ein vielleicht nie dageweſener Fall — fiel die Rolle zu, das was dichteriſche Fachgenoſſen bis dahin ungewürdigt gelaſſen hatten, in die

Literatur einzuführen. Den Reigen eröffnete die von Major Bleſſon und General von Maliszewski redigirte Militair-Literaturzeitung, die folgende nicht nur überaus anerkennende, ſondern auch trefflich geſchriebene Kritik brachte:

„Mozart erbot ſich einſt eine Zeitung in Muſik zu ſetzen. Wir wiſſen nicht, ob es geſchehen iſt, wenn ſich aber der Dichter dieſes „Ligny“ erbieten ſollte, die Stadtchronik von Teupitz oder Treuenbrietzen in ein Epos umzuwandeln, ſo würden wir die glänzende Löſung dieſer Aufgabe keinen Augenblick bezweifeln. Ein Gedicht, oder auch nur ein Referat darüber, in den Spalten einer Militair-Literatur-Zeitung! Wie wunderſam. Allerdings haben wir ſchon in einem früheren Jahrgange von einer Art von „Militair-Poeſie“ geſprochen und dieſe Dichtungsart an zwei Fällen zu demonſtriren geſucht. Aber von ſolcher „Militair-Poeſie“ kann dieſem Ligny gegenüber gar nicht die Rede ſein. Ligny ſchließt ſich keinem vorhandenen Verſuch an, ſondern pflanzt ſelbſtſtändig ein Panier auf, um das wir gern einen recht zahlreichen Nachwuchs verſammelt ſähen. Der Dichter hat weder ein Soldatengedicht, noch ein Kriegergedicht, er hat im Gegentheil zum erſten Male ein Kriegsgedicht im vollſten Sinne des Worts geſchaffen, das fertig gerüſtet wie Minerva, mit einem Male ſeinem Haupt entſprang und gleich beim erſten Erſcheinen mit dem Verſuch auch das errungene Ziel zeigt.

„Der Schilderung einer Schlacht anders als in ſtreng militairiſcher Form ſind wir entſchieden abhold und verwerfen deshalb Bilder, Tableaux, wie ſie Niemeyer in ſeinem Heldenbuche giebt. Es giebt nichts, was ſich jeder poetiſchen Einkleidung ſo ſehr weigert, wie die militairiſch wahre Schilderung einer Schlacht und zwar einer beſtimmten Schlacht, denn daß man in blos allgemeinen Umriſſen die großen und bei allen Schlachten gleichen Hauptmomente durch die poetiſche Form anſchaulich machen und vergegenwärtigen kann, das hat ſchon Schiller bewieſen. Aber den ſpröden Stoff der Terrainbeſchreibung, dazu die taktiſchen Verhältniſſe und die leider unumgängliche Nomenklatur vollſtändig unpoetiſcher techniſcher Benennungen mit der großartigſten Naturanſchauung, mit dem Conflikt der höchſten menſchlichen Leidenſchaften, dem Zuſammenſtoß der Maſſen und der Großthat des Einzelnen zu verſchmelzen, keinem dieſer Elemente das Uebergewicht, allen das gleiche Recht zu geben, — das hat unſres Wiſſens noch niemand oder wenn doch vielleicht, ſo jedenfalls vergebens verſucht.

„Der Erſte, dem dies gelungen, völlig gelungen, iſt Scherenberg in ſeinem Ligny!

„Das Gedicht iſt als Ausdruck „freieſter Verehrung" dem General-Lieutenant v. Noſtitz gewidmet ja wendet ſich ſo an den rechten Mann, deſſen Name in jedem Preußenherzen auf das Engſte mit dem ſeines Blüchers und ſeiner Lignyſchlacht verbunden iſt."

Der „Soldatenfreund“ nahm alsbald ebenfalls das Wort, andere Fachblätter desgleichen, und nachdem ſo, wie ſchon hervorgehoben, von militairiſcher Seite mit Energie vorgearbeitet war, folgten die bis dahin ſäumigen politiſchen und belletriſtiſchen Blätter nach.

Eine Berliner Zeitung brachte nachſtehende Beſprechung:

„Es tritt uns hier ein Dichter entgegen, welcher etwas Anderes gelernt hat, als verſificiren, ein echter Dichter, der da weiß, daß ihm ein epiſcher Stoff im innerſten *Detail* bekannt ſein muß, wenn es ihm gelingen ſoll, ihn poetiſch zu bezwingen. Denn eine Schlacht ins Allgemeine hinein in fünffüßigen Jamben zu beſchreiben, iſt keine Kunſt in einer Zeit der großen Worte und Phraſen, aber es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, dieſe oder jene beſtimmte Schlacht in Verſen darzuſtellen. Und eben das hat Scherenberg vermocht. Wir können nur wünſchen, daß ihm Muße werde, uns in Zukunft Aehnliches zu bieten, Dichtungen, die *unendlich viel mehr nationalen Gehalt haben*, als die jetzt modiſchen, höchſt bedenklichen „Glaubensbekenntniſſe“ mit ihrem ätzenden Haß gegen das Beſtehende.“

Scherenberg hatte nun, wonach er ein Lebenlang gerungen hatte: nicht Ruhm (der kam erſt) aber doch das Zugeſtändniß ein Dichter zu ſein und nicht auf einem Irrpfade zu wandeln, der Kraft und Leben nutzlos verzehre.

* * *

Noch war der Ruhm nicht da, ſo ſagt ich, aber er ſprang in's Daſein, als drei Jahre ſpäter im Sommer 1849, die Fortſetzung von Ligny, das große Schlachten-Epos „Waterloo“ erſchien, abermals in dem A. W. Hayn'ſchen Verlage, demſelben Format und denſelben Typen.

Indeſſen wenn dies Aeußerliche ſchon bei „Ligny“ gleichgültig geweſen war, ſo vollends bei „Waterloo“, deſſen Erſcheinen weiteſte Kreiſe ſofort mit einem Enthuſiasmus erfüllte, wie wir ihn ſonſt nur Angeſichts der Schaubühne zu ſehen gewohnt ſind. Auch die literariſche Kritik, im Gegenſatz zur militairiſchen, ließ diesmal nicht lang auf ſich warten und ſchon am 9. Oktober eben genannten Jahres, alſo verhältnißmäßig kurze Zeit nach Publicirung des neuen Epos, hieß es in den Brockhaus'ſchen Blättern für literariſche Unterhaltung: „Es gehört das Erſcheinen dieſer Scherenberg'ſchen Dichtung zu den erfreulichſten Zeichen der Zeit, weil es ein tiefes Gefühl der Nationalität bekundet. Der Dichter, ein klaſſich gebildeter Jüngling, iſt Handlungsdiener in Berlin, ohne alles Vermögen, und ſoll dies Gedicht zuerſt auf Krämerdüten geſchrieben haben. Die Geſammtheit der erſten Auflage, wie wir vernehmen, iſt bereits vergriffen und öffentliche Vorleſungen werden den Erfolg noch ſteigern. Der Rhetor Schramm wurde von den Garde-Offizieren nach Potsdam berufen, um ihnen das Epos zu recitiren. Danach ging er nach Stettin zu gleichem Zweck. Das Heldengedicht reiht ſich würdig dem Beſten aller Zeiten und Völker an, namentlich auch dem

„Verlorenen Paradieſe“ Miltons, mit welchem es neben Anderem auch darin übereinſtimmt, daß der Charakter, den man am meiſten haſſen ſollte, der anziehendſte der Dichtung iſt: Satan der Höllenfürſt. Dem entſprechend iſt in dem Scherenberg'ſchen „Waterloo“ Napoleon der Held, der die meiſte Theilnahme weckt, ein Komet in ſeinem Untergange.“

Dreiviertel in dieſem Berichte war falſch (der 50jährige, der längſt Großvater war, ein „klaſſiſch gebildeter Jüngling“) aber in Einem, in der Hauptſache, hatte der Referent doch Recht: ein neuer Dichter war erſtanden.

Siebentes Kapitel.

Scherenbergs „Waterloo" bei Hofe. — Des Dichters fortgeſetzte Beziehungen zur militairiſchen Welt. Feldmarſchall v. Müffling und ſein Waterloo-Brief.

„Waterloo," von Anfang an den Beifall des großen Publikums gewinnend, wuchs, wie ſchon angedeutet, mit ſeinem Erfolge weit über „Ligny" hinaus, ſeinen Haupt-Erfolg aber errang es, wie dieſes, abermals in der Oberſchicht der Geſellſchaft, wo man ſich der Dichtung nicht blos als ſolcher freute, ſondern ſehr bald auch erkannte, daß ſie zur Wiederbelebung des patriotiſchen Sinnes praktiſch-politiſch verwendet werden könne. Scherenberg ließ dies gern geſchehen, weil ihm, wie jedem Dichter, ſeine Dichtungen, nicht aber politiſche Streit- und Parteifragen am Herzen lagen, und ſo kam es, daß der nicht nur nach wie vor in einer geweißten Stube lebende, ſondern zum Ueberfluß auch noch allem Geſellſchaftlichem und namentlich allem höfiſch Ceremoniellem tief abgeneigte Poet in intime, wenn auch zunächſt noch unperſönlich verbleibende Beziehungen zum Hofe trat.

Dieſe Beziehungen erfolgten ſchon einige Monate vor Publikation der Waterloo-Dichtung und wurden durch L. Schneider vermittelt, der, im Spätſommer 48 ſeine Vorleſer-Laufbahn auf Sansſouci beginnend, allen poetiſchen Tunnel-Stoff heranzog, um nach Möglichkeit mit literariſchen Novitäten vor dem Könige debütiren zu können. Unter dieſen Novitäten war denn auch das eben beendete, damals noch ungedruckte „Waterloo," das, wie dem klugen L. Schneider ſofort einleuchtete, wie geſchaffen war, um in ſo ſchwerer Zeit und an ſolchem Orte vorgeleſen zu werden. Das geſchah denn auch und der König war entzückt.

Eine Reihe Briefe, die Schneider in freudiger Erregung über dieſen großen Erfolg an Scherenberg richtete, ſind charakteriſtiſch nach mehr als einer Seite hin und geben uns einen guten Einblick in die damaligen Verhältniſſe:

Potsdam, Breite Straße 34.

Lieber Freund. Geſtern Abend iſt es mir gelungen, Dein Waterloo dem Könige, der Königin und dem engſten Familienzirkel vorzuleſen, oben in Sansſouci, in den Zimmern Friedrichs des Großen. Zwei Stunden hab' ich geleſen, ſo daß mir der Hals noch weh thut. Der Eindruck war ein ſehr günſtiger. Zum Beweiſe diene Dir das, daß das Eſſen eine halbe Stunde warten mußte, bis ich fertig war. Morgen komme ich nach Berlin und Nachmittag 6 Uhr findeſt du mich bei Bleſſon, wo ich mit dir verabreden kann, welch' Nutzen ſich aus dieſem Erfolge für Dich ziehen läßt. Ueberlege es Dir im Voraus mit Deiner Frau (Scherenberg hatte ſich inzwiſchen zum zweiten Male verheirathet), Frauen ſehen in ſolchen Dingen weiter als wir Männer. Einſtweilen will der König Auskunft über folgende Stelle:

> Nachſchifft Britannia
> Auf mehr denn hundert ſchimmernden Paläſten,
> Hoch ſchäumt der Grund, die Kuppel fliegt und um
> Die Säule donnernd weht der Wände Marmor,
> Als würd ꝛc.

Wer iſt die Kuppel? Wer die Säule? Wer donnert? Und was ſind das für Marmorwände? Bringe mir darüber Beſcheid.*) Ohne Redensarten, aber mit der That

Dein Campe.

Potsdam, 23. Oktober 48. Vivat, mein alter Freund! So eben hat mir S. Majeſtät geſagt, daß er Dein Waterloo, ſo wie diejenigen Gedichte, welche noch nicht gedruckt ſind, auf ſeine Koſten drucken laſſen will. Die ganze Auflage ſoll dann Dir gehören, damit Du aus dem Verkaufe derſelben einen Gewinn ziehen kannſt. Auch ohne Dedikation wird dir dann die Ueberreichung einiger Exemplare bei Hofe von Nutzen ſein. Ich habe ſofort an Hayn geſchrieben, daß er ſich am Donnerſtag bei Dir einfinden ſoll, um Manuſcript zu holen. Ich bitte Dich herzlich, ſchmiede das Eiſen ſo lange es warm iſt und verzögere nichts. Dergleichen Glücksfälle ſind nicht immer herbeizuführen. Waterloo wird ungefähr vier Bogen geben und „Die ſchwarzen Künſte," „Der Hahnſchrei," „Der verlorne Sohn" oder was Du ſonſt noch vorräthig haſt, vielleicht einen Bogen. So hab ich es wenigſtens von einem Sachverſtändigen überſchlagen laſſen. Willſt Du ſchon vor Donnerſtag ſelbſt zu Hayn gehen und mit ihm über die Sache ſprechen, ſo iſt das noch beſſer. Je eher ich dem Könige und den Prinzen ein Exemplar überreichen kann, deſto günſtiger iſt es für Dich. Auch Humboldt hat es mir verſichert, daß er gern alles mögliche für Dich thun würde. Prinz Karl hat den Wunſch ausgeſprochen, daß Du auch die Namen der preußiſchen Generale Ziethen und Pfuel irgendwo nennen möchteſt. Willſt Du mich in den nächſten Tagen ſprechen, ſo biſt du hiermit feierlich zu Tiſche geladen. Noch einmal bitte ich Dich um Deiner Zukunft willen, ergreife Frau Fortuna beim Schopf. Bei den Ereigniſſen, die kommen können, iſt Eile nöthig. Wie ſtets

---

*) Dieſe Fragen, die der König ſtellte, ſind intereſſant und wiewohl ſie ſich, mit alleiniger Ausnahme der „Kuppel," alle leicht beantworten laſſen, zeigen ſie doch an einer Anzahl wahrer Muſterbeiſpiele die Schwächen der Scherenberg'ſchen Dichtungsweiſe. Geiſtreichigkeit hindert beſtändig den natürlichen Ausdruck. Säule: Maſt; Marmorwände: Segel; der „Donnerer" iſt der Wind, der ſich in die Segel ſetzt. Die fliegende „Kuppel" aber iſt wahrſcheinlich der Bug des Schiffs, ſo zu ſagen eine umgefallene, horizontal liegende Kuppel.

Dein Campe.

Berlin, Meinhardts Hotel. Mein lieber alter Cool. Mit herzlicher Freude zeige ich Dir an, daß ich geſtern Deinen „Old Blücher“ auf Sansſouci vorgeleſen habe. Machte große Wirkung. Auch die Königin zugegen. Der König befahl mir nach der Vorleſung: „Sagen Sie Herrn Scherenberg, daß wir uns Beide ſchönſtens bei ihm bedanken; er hat mir und meiner Frau ſchon viel Freude gemacht.“ Beim Vorleſen mußte ich natürlich die eine etwas kitzliche Blücher-Stelle weglaſſen, gab das Manuſkript aber an S. M., um ihn die Worte perſönlich leſen zu laſſen. Ein Wunſch, den ich nicht übel finde, wurde laut. Er betrifft jene Scene, wo die beiden berühmteſten Boxer Englands vor ſein Bett kommen, um ſich ihm zu Ehren blutrünſtig zu ſchlagen. Hier fiele die Schlußzeile beſſer fort. Aber gleichviel, das Eiſen iſt warm und es ſoll am Schmieden nicht fehlen, ſorge nur für friſche Kohlen, damit es warm bleibt. Bedenke, was Du jetzt thuſt, thuſt Du für Dein ganzes Leben. Nachher kannſt Du faulenzen, ſo viel Du willſt. Wie ſtets herzlich und treu Dein Campe.

Potsdam, 11. Februar 1849. Mein theurer Freund. Deine „Zueignung an die Armee,“ die Deinem Waterloo vorgedruckt werden ſoll, habe ich geſtern Sr. M. dem Könige vorgeleſen. Mehrere Generale waren zugegen. Die Anerkennung war allgemein und der König läßt Dir ein herzliches Bravo ſagen. Auch Deine Varianten habe ich ihm vorgelegt, doch war er mit der älteren Faſſung meiſtens mehr einverſtanden als mit der neuen. Namentlich zieht er das urſprüngliche „Mit grauem Haar und dem verblichenen Band" der neueren Form „Mit dem Kanonen-Erz am Ordensband" weit vor. Auch über den Schluß wurde lebhaft hin und her debattirt und meinte der König, daß er beſſer wie folgt lauten würde:

So werf ich denn
Dies Lied, mein Lied in Eurer Fahne Falten,
Die alte Treu in Jung-Germania.
Nur drauf. Und ob ſich Oſt ob Weſt erhebet,
Es geht, ſo wahr ein Gott im Himmel lebet.

Thue nun, was Dir als Dichter recht und zuläſſig ſcheint. Vor allem aber beeile die Sache, damit wir das Buch noch vor Eröffnung der Kammer haben. Wer weiß, ob ich Dir nachher noch einen günſtigen Augenblick verſchaffen kann. Uebrigens findeſt Du mich jeden Sonnabend von 5 bis 7 in Meinhardts Hotel. Wie ſtets

Dein Schneider.

Und einige Zeit ſpäter: Potsdam, Breite Straße 34. Am Sonnabend findet hier im Caſino zum Beſten der Familien einberufener Landwehrmänner eine Vorleſung ſtatt, in der ich mehrere Deiner Gedichte zum Vortrag bringen werde. König und Königin haben Ihr Erſcheinen zugeſagt; die Geſellſchaft wird alſo eine ſehr glänzende ſein, und was ich thun kann, um Deinen Gedichten, ſpeciell auch Deinem von allen Seiten her verlangten „Waterloo" gerecht zu werden, das wird geſchehen. Willſt Du dazu herüberkommen, ſo bitt' ich Dich, um 3 Uhr, wo wir zu Tiſche gehen, mein Gaſt zu ſein. Der letzte Zug von hier geht um 10 Uhr ab, ſo daß Du bis zum Schluß der Vorleſung bleiben könnteſt. Wie ſtets Dein Dir aufrichtig ergebener L. Schneider.

So die Schneider'ſchen Briefe, wie ſie, bald nach Antritt ſeines Vorleſer-Amtes, in der politiſch bewegteſten Zeit geſchrieben wurden.

* * *

Das Intereſſe, das der Hof an Scherenberg und ſeinem Waterloo nahm, beſchränkte ſich aber, wie ſchon angedeutet, nicht blos auf König und Königin, ſondern war bei der ganzen königlichen Familie ſo ziemlich daſſelbe, wie zahlreiche prinzliche Briefe, die mir vorliegen, urkundlich bezeugen. Am lebhafteſten war dies Intereſſe ſelbſtverſtändlich bei dem Prinzen von Preußen, dem jetzigen Kaiſer, der denn auch, unterm 4. März 1849, als der Dichter ihm das eben erſchienene „Waterloo" mit einem Widmungsſchreiben überſandt hatte, folgende Dankeszeilen an Scherenberg richtete:

„Mit beſtem Dank und größter Freude habe ich Ihr wunderbar ſchönes Gedicht Waterloo, mein lieber Herr Scherenberg, empfangen. Es enthält ſo viel patriotiſche Anklänge neben ſeinem dichteriſchen Werthe, daß ſein Erſcheinen in dieſem Augenblicke doppelt erfreulich iſt. Um Ihnen einen Beweis meines Anerkenntniſſes zu geben, ſende ich Ihnen eine von mir anonym gefertigte kleine Schrift, die der Augenblick gebar und die für Sie nur deshalb lesbar erſcheint, weil ſie nicht ganz ohne preußiſchen Patriotismus, ſonſt aber freilich, im Contraſt zu Ihrer Dichtung, in ſehr trockner Proſa niedergeſchrieben iſt.

Ihr Prinz von Preußen."

Dieſe zufällig auch bei A. W. Hayn erſchienene „kleine Schrift", deren das prinzliche Schreiben erwähnt, war, ohne Rückſicht auf den erlauchten Verfaſſer, in der herkömmlichen A. W. Hayn'ſchen Form und Ausſtattung, genau ſo wie „Waterloo," gedruckt worden und betitelte ſich „Bemerkungen zu dem Geſetzentwurf über die deutſche Wehrverfaſſung", ein Schriftchen, worin wir bereits dem Ideengange begegnen, der ſpäter zur Armee-Reorganiſation und durch eben dieſe zu den drei ſiegreichen Kriegen von 64, 66 und 70 führte.

* * *

Daß die geſammte militairiſche Welt dem bei Hofe herrſchenden Scherenberg-Enthuſiasmus folgte, braucht nicht erſt verſichert zu werden, noch weniger, daß alte Freunde, wie Müffling und Noſtitz, in ihrer früheren Zuſtimmung verharrten.

So ſchrieb beiſpielsweiſe **Müffling** unterm 8. April 1849 von **Erfurt** aus:

„Welche große innige Freude haben Sie mir gemacht, mein werther, ſehr geehrter Herr Scherenberg! Als mir beim Oeffnen Ihres Schreibens vom 15. März der Titel „Waterloo“ mit großen Buchſtaben entgegen trat, — ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte. War es möglich, in einer Zeit, wie ſie uns das Jahr 1848 bot, mit der Freiheit und Ruhe des Geiſtes zu arbeiten, deren ein ſolcher Gegenſtand erfordert? Es war gut, daß ich die Antwort bereits in der Hand hatte und wünſche Ihnen Glück dazu! Aber noch mehr, — denn ich will nicht bergen, daß mich die erſte Leſung nicht allein in große Aufregung verſetzte, ſondern daß ich das Buch oft ſinken laſſen, ja lange Pauſen machen mußte, um, über dem Drange: mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, nicht ſchwindlig zu werden. Der Reichthum der Gedanken, der großartigen Bilder, die kühnen Griffe verlangten ihre Rechte. Beim Studio der Geſchichte der Schlacht hat es Ihnen nicht entgehen können, daß manche Urtheile zur Oeffentlichkeit gedrungen ſind, welche Tadel auf den einen oder den andern Feldherrn werfen oder das Verhältniß zwiſchen beiden trüben. Gottlob, Sie ſind nicht an der Klippe geſcheitert, ja Sie haben ſie mit einer Zartheit umſchifft, welche die höchſte Anerkennung verdient. Um *einen* Gedanken hab' ich Sie wahrhaft beneidet, und gebe Ihnen deshalb Facta, die Sie nicht wiſſen können. Als die Schlacht beendet war, ritt

Wellington nach Waterloo zurück, um (wie er mir ſagte) einen Courier an den König der Niederlande zu ſenden, dem er die gute Nachricht von dem Gewinnſt der Schlacht ſobald als möglich zu ſenden die Verbindlichkeit habe. Ich ritt mit Blücher weiter bis Gemappe und erhielt von dieſem den Auftrag, dem Herzoge zu eröffnen: er, Blücher, werde die Schlacht „Belle-Alliance“ nennen und hoffe, der Herzog werde daſſelbe thun. Um Mitternacht traf ich beim Herzog ein, und nachdem die wichtigſten Bewegungen für den nächſten Tag verabredet waren, richtete ich meinen Auftrag aus. Der Herzog ſchien mir durch den Gedanken angenehm überraſcht, ſah jedoch vor ſich nieder und antwortete mir nicht, und am andern Morgen hieß die Schlacht in der ganzen engliſchen Armee Waterloo. Mir that das leid. Das preußiſche Hauptquartier war zornentbrannt und hat es dem Wellington nie vergeben können. Ich wendete in meinem Kopfe alle Gründe hin und her, welche für Wellington, der mit großer und wahrhaft rührender Dankbarkeit von den Dienſten ſeines edlen Freundes und der tapferen preußiſchen Armee ſprach, beſtimmend geweſen ſein mochten, dieſen Wunſch nicht zu erfüllen, der abgeſchlagen mehr als ſchmerzen, kränken konnte. Aber ich ſuchte midi à quatorze heures. Drei Stunden vor meiner Ankunft war ein Courier abgefertigt, der, wie ſchon hervorgehoben, dem König der Niederlande zuvörderſt Meldung machend, von dieſem aus die Nachricht weiter nach England ſchaffte. Bis dahin hatte der Herzog ſeine Schlachten ſtets nach *ſeinem* Hauptquartier genannt — das Wort Waterloo war alſo geſprochen. So viel ich jedoch weiß, hatte der Herzog in den wenigen Zeilen ſeiner erſten Meldung den Herzog von Athowl (er ſchreibt ſo; jetzt ſchreibt man Atholl) und Lord Caſtlereagh gebeten: auf ein Dankvotum des engliſchen Parlaments für die preußiſche Armee anzutragen. Unübertrefflich habe ich daher ihre Worte S. 68. gefunden: „Die Schlacht heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle Alliance, *der* Tag kann mehr als *einen* Namen tragen.“ — Und nun noch Eines. Keine der vielen hieſigen Buchhandlungen hat „Waterloo;“ ich hab's daher übernommen, einigen Freunden Ihre Gedichte zu verſchaffen und erſuche Sie, mir 6 Exemplare als ein Packet (Beilage zu einem Brief) zu ſenden. In dem Briefe ſind Sie wohl ſo freundlich, mir etwas von Ihrem Ergehen zu ſagen, und ob Sie Ihre Stellung beim Königlichen Miniſterio noch haben? Und nun Kraft, Geſundheit und Freiheit des Geiſtes, als Wünſche Ihres alten Freundes *Müffling.*

Ganz unzweifelhaft ein ſehr liebenswürdiger und intereſſanter Brief. Aber der alte Herr, der ihn ſchrieb und ſchon Anno 45 bei Gelegenheit des erſten Erſcheinens der Scherenberg'ſchen Gedichte ſein Handexemplar mit Papier hatte durchſchießen laſſen „um Verbeſſerungen darin anzubringen,“ würde dem Dichter offenbar wohler gethan haben, wenn er ihm, ſtatt einer ganz *außerhalb des Poetiſchen* liegenden Anerkennung — wohin man doch die Verſicherung „es in der Streitfrage: Waterloo-Belle-Alliance divinatoriſch richtig getroffen zu haben" wird rechnen müſſen — lieber die Klarheit der Compoſition, die Lebendigkeit der Anſchauung oder die Gewalt der Sprache gerühmt hätte. Davon findet ſich aber, einen einzigen Satz abgerechnet, eigentlich herzlich wenig in dem Briefe, der denn auch, all ſeiner Liebenswürdigkeit unerachtet, vorwiegend den Eindruck macht, um jener vanitas vanitatum willen geſchrieben zu ſein, die man vielleicht als Alte-Generals-Eitelkeit bezeichnen darf.

Und wie ſich Müffling zu Waterloo ſtellte, ſo die ganze Generalswelt: jeder ſuchte ſich oder doch mindeſtens die Namen und Tendenzen heraus, an denen ihm perſönlich gelegen war.

Alle diejenigen dagegen, die „Waterloo" ausſchließlich als Dichtung würdigten, gehörten ſonderbarerweiſe mehr dem liberalen als dem altpreußiſch-militairiſchen Lager an.

Ich komme weiterhin auf dieſen Punkt zurück.

Achtes Kapitel.

Scherenberg und ſeine Rhapſoden.

Scherenberg entbehrte nie des Glückes, ſich durch eine Schaar begeiſterter Freunde gefolgt und gefördert zu ſehen und ſo gewiß es iſt, daß er die Fundamente ſeines Ruhmes ſelber legte, ſo kann doch ebenſo wenig beſtritten werden, daß jene Freunde nie verſäumten, dieſen Ruhm wie Tubabläſer in die Welt hinaus zu blaſen.

Solche Tubabläſer waren nun vor allem die gleichzeitig mit Scherenberg (und recht eigentlich durch ihn) in die Mode kommenden Rhetoren, an deren Spitze der Rhetor Julius Schramm ſtand. In der That, was L. Schneider für unſern Dichter bei Hofe war, war Julius Schramm für ihn beim Publikum. Beide ſorgten ehrlich und enthuſiaſtiſch für ihren Abgott, aber freilich auch — für ſich ſelbſt.

Julius Schramm, damals ein Vierziger, war Schauſpieler an den verſchiedenſten deutſchen Bühnen geweſen, zuletzt, wenn ich recht berichtet bin, in Hamburg. Er hatte Scherenberg'ſche Schickſale gehabt und ſich wie dieſer von ſeiner Ehefrau getrennt. Als ein ſolcher „Separirter" kam er nach Berlin, eigentlich mit nichts anderm ausgerüſtet als einem ſonoren Organ, das er mit Stolz ſeine „Cremoneſer Geige" nannte. Dies eine Wort war charakteriſtiſch für ihn. Er ſprach beſtändig in einem hohlen Pathos und erinnerte lebhaft an den Shakeſpeare'ſchen Fähnrich Piſtol. Einfache Rede war ihm verhaßt, weshalb er beſtändig Bilder wählte, die ſich mehr durch Kühnheit als durch Correctheit oder auch nur Verſtändlichkeit auszeichneten. Unnatur war ihm längſt zur Natur geworden, und in volltönenden Kraftworten umherzuplantſchen, bildete beinah mehr noch ſein Vergnügen als ſein Metier.

Dies alles kennzeichnet aber nur die komiſche Seite des Mannes, über die zu lächeln und zu ſpotten er Freunden und Bekannten gern überließ. Ja, mitunter ging er weiter und perſifflirte ſich ſelbſt. Mußte nun dies ſchon mit ihm ausſöhnen, ſo ſein eigentlicher Charakter noch viel mehr. Er war grundgütig, zuverläſſig, gefällig, ſo recht ein Helden- und Treuherzigkeits-Spieler aus der alten Zeit, der vollkommene Roller redivivus aus den Schillerſchen Räubern. Was aber ſeinen eigentlichen Zauber ausmachte, war, daß er bei grenzenloſer Eitelkeit doch auch wieder unendlich beſcheiden war. Selbſt Nebenbuhler ließ er ſich gefallen und wenn er je den Intriguanten geſpielt hat, ſo gewiß nur auf der Bühne, weshalb ich ihn, all ſeiner Ridikülismen unerachtet, doch zu den beſten und bravſten Kerlen zählen muß, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind.

Der Tunnel mit ſeinen Vorzügen und Schwächen war ſo recht ein Unterſchlupf für Geiſter wie Schramm, der ſich denn auch ohne viel Schwierigkeiten als Mitglied aufgenommen ſah und um ſeiner tiefen Klageſtimme willen den Namen „Hiob" erhielt. Er bürgerte ſich raſch ein, und wenn ſchon er nie Liebling oder Verzug wurde wie Scherenberg, ſo war er doch allerſeits wohlgelitten und eine Zeit lang, als das Rhetor-Weſen oder -Unweſen auf ſeiner Höhe ſtand, ſogar umſchwärmt und umworben.

Dies alſo war der Mann, der ſich, um in ſeiner eigenen Sprache zu reden, zum Scherenberg-Apoſtel aufwarf und auszog „alle Heiden zu lehren und zu bekehren" oder in etwas proſaiſcherer Wendung „um Scherenberg in die Maſſen zu ſchleudern." Aber dies waren nur einige wenige ſeiner Ausdrucksformen. Er war ſelbſtverſtändlich auch „Pflüger, um den widerſpänſtigen Acker weich und fruchtbar zu machen", „Sämann, um die Saat echter Dichtung und Geſinnung in die Herzen zu ſtreuen", „Poſaune Joſuas um die Jericho-Mauern der Gleichgiltigkeit niederzublaſen ꝛc." Ja, wie hinzugeſetzt werden muß, dieſe Sprechweiſe hatte für ſchwache Seelen etwas geradezu anſteckend Verführeriſches (wie der Londoner slang oder das Pariſer Argot) und als er im Kadettenhauſe zu Potsdam erſt Ligny, dann Waterloo geleſen hatte, brachte die Spenerſche Zeitung einen Bericht, in dem es hieß „Herr Schramm ſei der Sonnenſtrahl geweſen, der die Memnonsſäule Scherenberg zum Klingen gebracht habe.“ Man konnte hier ſagen, der unbekannt gebliebene Schüler habe ſeinen Meiſter übertroffen.

Wahrſcheinlich ſollen Schramms erſte rhetoriſche Verſuche ſchon in eine frühere Zeit, aber erſt Anno 49, unmittelbar nach dem Erſcheinen von Waterloo, kam ſein Rhapſodenthum in Flor und im Mai genannten Jahres ſchrieb er von Braunſchweig aus: „Lieber Cook. Ich fand hier, nachdem ich mein Wanderſchiff von Bremen nach Braunſchweig bugſirt hatte, bereits einen gut beackerten Boden vor, um Euer Saatkorn auszuſtreuen. Und wenn ich als Sämann meine Schuldigkeit an dieſer Stelle gethan habe, ſo werd' ich von hier aus meine Schritte weiterlenken, das ſchwör' ich Euch bei meiner Begeiſterung, die dauerhaft und unſterblich iſt. Ja, nach dem Beiſpiele des umherirrenden Ahasver, will ich wandern und wandern und will das beſcheidene Fußwerk ſein, das Euren Ruhm von Ort zu Ort trägt, überall hin, wo die Klänge meines Dichterheros zufällig noch nicht in die Tiefe der Menſchenbruſt eingedrungen ſind.“

Die hier vorſtehend citirte Stelle zählt zu den ächteſten: ein Aufeinanderthürmen trivialer und abſurder Vergleiche.

„Daß Ihr Euch Eures Rhapſoden,“ ſo fährt er dann in demſelben Briefe fort, „nicht zu ſchämen braucht, das wißt Ihr, und zu meiner Freude werden die bei Hayn und Enslin unzweifelhaft einlaufenden Beſtellzettel Zeugniß dafür ablegen, in welcher Art und mit welchem Erfolg ich hier für Euch wirkſam geweſen bin. Wie ſich von ſelbſt verſteht, lag mir daran, Euer „Waterloo“ vor allem auch dem Braunſchweiger Landesvater, dem Sohne des bei Quatrebras gefallenen, in Eurem Gedichte verherrlichten Welfenherzogs vorzuleſen, beſagter Landesvater aber hat mich durch den General Lübeck (an den ich mich gewandt hatte) dahin beſcheiden laſſen, „daß ihm die Pietät gegen ſeinen bei Quatrebras gefallenen Vater zu ſeinem Leidweſen verbiete, ſich eine Dichtung, in der dieſes Ereigniſſes Erwähnung geſchähe, vortragen zu laſſen.“ In der That, Sereniſſimus ſcheint in eigenthümlichen Vorſtellungen von Pietät befangen, wie mir geſtattet ſein mag allerunterthänigſt zu bemerken.“

Auf eben dieſen „Refus“, der ihn beſonders piquirt zu haben ſcheint, kommt er bald danach in einem zweiten Briefe zurück. „Ich habe hier leider 12 Tage vertrödelt, weil ich der Hoffnung lebte, dem Herzoge das Gedicht a la camera vorleſen zu können, er hat mich aber von Schloß Blankenburg aus, wo er zur Zeit reſidirt, durch den Adjutanten vom Dienſt wiſſen laſſen, daß Pietät gegen ſeinen Vater ihm ein Anhören der Dichtung unmöglich mache.“ Sollte man's glauben! Nun bon, verfluchte Kerls und liebe Getreue! (Citat aus einem Scherenberg'ſchen Gedicht.) Was mir der Herzog verſagt hat: Gehör und Beifall, das hab' ich wenigſtens bei ſeinem Braunſchweiger Volke gefunden. Nicht zu verwundern. Euer Waterloo, mein lieber Cook, iſt ein Gedicht ohne Gleichen! Eine während der letzten

Tage hier eingetroffene Marſch-Ordre hat mir leider zehn Braunſchweigiſche Offiziere nach Schleswig-Holſtein hin entführt. Aber andere Verehrer bleiben. Unter ihnen ein 80jähriger Dichtergreis, der Conſiſtorial-Senior Dr. Roemer, ein Freund Seckendorf's (wahrſcheinlich iſt Schenkendorf gemeint) der für Waterloo ſchwärmt und mir geſtern in Ernſt und Scherz ſagte: „Welch' Glück für mich, ein ſolches Gedicht in meiner Jugend nicht gekannt zu haben, entgegengeſetzten Falls hätt' ich nie eine Zeile geſchrieben."

Dieſen erſten Briefen aus Braunſchweig folgen andre, die von Kiel, Lübeck und Altona her, aber auch aus thüringiſchen, weſtfäliſchen und ſelbſt rheiniſchen Städten datirt ſind. In einem derſelben iſt er wieder ganz er ſelbſt und übertrifft ſich in kühnen und kühnſten Bildern. Einleitend beklagt er den Dichter wegen der ihm (Scherenberg) obliegenden Dienſtlichkeiten und fährt dann fort: „Das Leben ſpielt wunderbar und zu dem Wunderbarſten gehört es, daß ein Vollbluthengſt edelſter Race wie Du, ſolche Klepper-Dienſte leiſten muß... Aber Klepper oder nicht, Du wirſt wenigſtens geritten, tagtäglich, unerbittlich, und zwar durch mich. Und Dein Reiter iſt ein König und hat das Reiten gelernt wie weiland der, der auf dem Roſſe Bucephalus feſt und ſiegreich im Sattel ſaß. Ja mein Klepper!.. Klepper? Wer lacht da?"

Bald darnach war er in Stettin, wo neben der altpreußiſchen Strömung eine ſtark demokratiſche herging. Und auch hier für Scherenberg Terrain zu erobern, war ſein beſonderer Stolz. „Ich habe geſtern Waterloo geleſen und den Erfolg erkennſt Du, wenn Du den Bericht einer demokratiſchen Zeitung, den ich bei ſchließe, durchlieſeſt. Ich füge zu Weiterem hinzu, daß derſelbe Herr, der dieſe Zeilen geſchrieben hat (der Redacteur ſelbſt), nach der Vorleſung zu mir herantrat und mit Wärme ſagte: „Gratulor. Ich bedauere Alle, die nicht zugegen geweſen ſind.“ Das that wohl. Dich aber bitt' ich herzlich, umgehend Exemplare zu ſchicken: es iſt „periculum in Morea.“ Kann ich vielleicht auch auf etwas Neues rechnen? Antworte raſch, denn die Zeit drängt. Mein Wanderſtab iſt bereits bekränzt und die Fahnen von Waterloo, gefolgt von dem Gros d'Armée der Kinder Deiner Muſe, gaukeln bereits einem neuen Ziele zu.. Damit will ich ſchließen: ich fühle daß ich gut d. h. wirklich gut nur immer dann leſe, wenn ich Dich leſe, und ſo leſ' ich denn immer Dich, wenn ich vorhabe mich ſelber zur Geltung zu bringen. Hab' ich Dich, ſo hab ich auch Beifall, Erfolg, Begeiſterung. Dein treues Menſchenkind Julius Schramm, Rhetor.“

Der gute Schramm! Er hatte, während er ſo ſchrieb, keine Vorſtellung davon, daß ihm von Kennern und Eingeweihten nicht nur die Kunſt des Vortrags überhaupt, ſondern ganz ſpeciell auch das Vorleſe-Talent für Scherenbergſche Dichtungen abſolut abgeſprochen wurde. Keine drei Wochen nachdem er vorſtehende Zeilen geſchrieben, erſchien Palleske, Schramms ſiegreicher Concurrent, ebenfalls in Stettin und ſchrieb von dort aus an Scherenberg. „Ich habe hier geſtern zum erſten Mal Ihr „Waterloo" vorgeleſen und muß Ihnen mittheilen, daß es tief ergriffen hat. Herr Julius Schramm, der ſich Rhetor nennt (ihn ſelbſt in Ehren, aber er lieſt ſchauderhaft) wird fernerhin keine Lorbeeren mehr an dieſer Stelle zu pflücken haben."

Ich glaube, daß Palleske mit ſeinem „ſchauderhaft" vollkommen im Rechte war und daß nur allenfalls noch zwiſchen L. Schneider und Schramm ein Wettſtreit über die Frage, „wer denn eigentlich wohl der ſchlechtere Vorleſer ſei", ſtattfinden konnte. Trotz alledem aber bleibt es Thatſache, daß Schramm nicht nur perſönlich die größten Erfolge mit Scherenberg erzielt, ſondern auch mehr als irgend wer anders zur Popularität des Dichters und zum Abſatze ſeiner Dichtungen beigetragen hat. Seine „Cremoneſer Geige" war eben derart geſtimmt, daß das Naturohr des großen Publikums ihrem Klange nicht leicht widerſtehen konnte.

* * *

Neuntes Kapitel.

Scherenberg und ſeine zweite Tunnel-Epoche. Neue Namen, neue Freunde.

Die Zeit, die dem Erſcheinen von „Waterloo“ mehr oder weniger unmittelbar folgte, war, wie wir in den voraufgehenden Kapiteln gezeigt haben, ebenſo die Zeit von Scherenbergs Bekanntwerden bei Hofe, wie von ſeinem feſteren Fußfaſſen im Publikum. Jenes, um auch das zu recapituliren, vermittelte L. Schneider, dieſes J. Schramm. Aber die Wurzelſtätte ſeiner Kraft, wo herzliches Entgegenkommen, Anerkennung und Freundſchaft ihn unausgeſetzt zu neuem Schaffen anregten, dieſe Stätte blieb doch nach wie vor der Tunnel.

Und ſo wenden wir uns dieſem wieder zu.

Der Tunnel von 49 bis 52, welchen Abſchnitt wir vielleicht als „zweite Scherenberg-Epoche“ bezeichnen dürfen, war nicht der Tunnel der erſten 40er Jahre mehr.

Die Zuſammenſetzung hatte ſich geändert, und von dem, was Scherenberg bei ſeinem Eintritt vorgefunden, exiſtirte nur noch ein ſchwacher Reſt, alles Andere dagegen war zerſtreut und zerſtoben. Streber ſtrebte jenſeits des Oceans (in Coſta Rica) neuem Glück und neuen Abenteuern zu, Baron Budberg war nach Kurland oder Petersburg, Otto Gildemeiſter aber, ſein ſiegreicher Rival auf dem Gebiete der Ueberſetzungskunſt, nach Bremen hin zurückgekehrt, während W. v. Loos, inzwiſchen zum Hauptmann im 2. Garde-Regiment aufgerückt, ſeit Jahr und Tag ſchon unſerer Pariſer Geſandtſchaft als Militair-Attaché zugehörte. Die beiden ſchleſiſchen Grafen waren todt: Graf Hermann Henkel 1846 auf einem ſeiner Güter, Graf Strachwitz das Jahr darauf auf ſeiner Rückreiſe von Italien in Wien geſtorben. Nur ein alter Diener hatte den einſam Dahingeſchiedenen auf ſeinem letzten Gange begleitet. Geibel, einem Rufe des König Max folgend, ſtand auf dem Punkte nach München, H. Friedberg, zum Oberſtaatsanwalt avancirt, nach Greifswald hin zu überſiedeln, während H. v. Mühler, „der Kindereien müde“ ſich anſchickte, ſeine luftige, durch zwanzig Jahre hin bewohnte Poeten-Manſarde mit dem ſolider fundamentirten Hochparterre der Politik zu vertauſchen. Solcher Art waren die Veränderungen im Sonntagsverein und von alten, in Betracht kommenden Elementen war eigentlich nichts mehr vorhanden als W. v. Merckel, B. v. Lepel und Heinrich Smidt. Denn auch Rud. Löwenſtein, dem die Sache „zu reaktionär“ zu werden anfing, zog ſich zurück.

Aber eine neue Generation war herangewachſen, mit Namen die nicht ſchlechteren Klang hatten als die der voraufgegangenen Epoche. Darunter befanden ſich, um nur einige Kategorien zu nennen: Dr. Adolf Widmann und Heinrich von Orelli; Paul Heyſe, Franz Kugler und Felix Dahn; Friedrich Eggers, Alfred Woltmann und Hermann Weiß (der „Coſtüm-Weiß“); George Heſekiel und Franz Broemel, endlich aber Hugo von Blomberg und Fedor von Köppen, zu denen noch auf dem Gebiete der bildenden Künſte, Richard Lucae, ſpäter Direktor der Bau-Akademie, Prof. Adolf Menzel, Prof. Drake, Wilh. Wolff (der „Thierwolf“), der ältere Maler Ewald und der Hiſtorienmaler Prof. Stilke kamen. Aus der Reihe der Muſiker: Oberkapellmeiſter Taubert.

In Rangſtreitigkeiten hier einzutreten, kann nicht Aufgabe ſein, die Wichtigſten unter den Genannten aber, ſoweit unſer Scherenberg mit ſeinem Leben und Dichten in Betracht kommt, waren unbedingt Adolf Widmann und Heinrich v. Orelli.

Von beiden deshalb ein ausführlicheres Wort an dieſer Stelle.

Zehntes Kapitel.

Dr. Adolf Widmann.

Christoph Adolf Friedrich Widmann wurde den 7. Mai 1818 im Württembergiſchen und zwar im Pfarrhauſe zu Maichingen geboren. Seine Mutter (Caroline Knaus) war aus Vaichingen, ſo daß man ſagen darf: ein Schwabe von Kopf zu Fuß.

A. Widmann war erſt ein Jahr alt, als der Vater auf ſeiner Pfarre ſtarb und die Mutter zunächſt nach Leonberg und von dort aus nach Stuttgart überſiedelte. Hochgeſtellte Verwandte wünſchten aus W. einen Theologen zu machen, er ſelber aber empfand nur Neigung für das Studium der Staatswiſſenſchaften und wurde von dem Gedanken: einſt akademiſcher Lehrer auf dieſem Gebiete zu ſein, ſchon damals vollkommen beherrſcht. Kaum 18 Jahre alt ging er mit dem Zeugniß der Reife nach Tübingen, bald darnach nach Heidelberg und Zürich, woſelbſt er ſich (in Zürich) zu den Geſinnungsgenoſſen des excentriſchen, eben damals einen Kreuzzug gegen den Radikalismus predigenden Friedrich Rohmer hielt, über den ich in einem mir vorliegenden Briefe folgende Schilderung finde: „Rohmer, der in jener Zeit einen großen Einfluß auf W. ausübte, war in erſter Reihe Bohéme, Lumpacivagabundus und Pumpgenie, dann erſt Phantaſt und Ideologe. Ohne Selbſtzucht, ohne jedes Gleichgewicht, gefiel er ſich darin von einer Weltherrſchaft unter einer Dynaſtie Rohmer zu träumen. Sein nächſtes Ziel indeß war um einen Grad beſcheidner und lief darauf hinaus, die Schweizer-Republik zu ſtürzen und ſich als König Rohmer I. zu ſtabiliren. Im Uebrigen war er, all' dieſer Unſinnigkeiten unerachtet (oder vielleicht auch um derſelben willen) im hohen Maße faſcinirend und ganz dazu angethan, begeiſterungsfähige, noch nicht ausgereifte Jünglinge hinzureißen.“*)

So der Brief, bei deſſen Citirung ich eingedenk vieler perſönlicher Erlebniſſe hier einſchalten möchte, daß man ſich damals, alſo um die Wende der 30er und 40er Jahre, ganz allgemein in derartigen Phantaſtereien bewegte. Wenigſtens im Kreiſe der ſtudirenden Jugend, deren esprits forts ſich nicht blos als „Titaniden“ anſahen, ſondern auch ſo nannten. Eine naive Großmannsſucht exiſtirte, neben der ſich die Renommiſtereien von heute, die ſich bekanntermaßen nur immer auf Auflagen und Honorare beziehen, unendlich kleinlich und unbedeutend ausnehmen. Wirklich, der um die genannte Zeit ſpukende, geiſtige Hochmuth kannte keine Grenzen und in meinem damaligen nächſten Umgangskreiſe befanden ſich zahlreiche Perſonen, die ſich daran gewöhnt hatten, als Macchiavell oder Ceſar Borgia, als Luther oder Huß, als Cromwell oder ſelbſt als Ziska vorgeſtellt zu werden. Solche Vergleiche, zu denen neben andrem auch die ſchreckliche Bilderſprache verführte, wie ſie durch Anaſtaſius Grün, Karl Beck und Freiligrath eingeführt worden war, waren unter den tonangebenden Genies gäng und gebe, wobei dieſe meiſtens ſehr gut, die Fürſten und Könige dagegen immer ſehr ſchlecht fortkamen. Letztere hatten in der Regel nur die Wahl zwiſchen Tiberius und Nero, wenn ſie nicht, wie Friedrich Wilhelm IV., zu Karl Stuart (alſo mit Ausſicht auf Decapitation) „begnadigt wurden.“ Religionsgründerei war Lieblingsbeſchäftigung und jeder hatte ſeinen kleinen Vorrath von Dogmen in der Taſche. Freilich ſie waren auch danach. Chriſtus ward als Schlafkamerad oder älterer überholter College behandelt. Am häufigſten waren ſelbſtverſtändlich die jungen Goethes und Napoleons, wobei mir ein Tiſchgeſpräch in Erinnerung kommt, in welchem Bruno Bauer zu ſeinem Tiſchnachbar ſagte: „Ja, wir Bauers ſind eigentlich eine merkwürdige Familie, darin ſich die Züge der Familie Bonaparte wiederholen; mein Bruder Egbert iſt Louis Bonaparte, ich (Bruno) bin Lucian, Edgar aber iſt Napoleon ſelbſt. Er ſieht ihm auch äußerlich ähnlich.“ Der, zudem er dies ſagte, war George Heſekiel. Wer noch Faucher gekannt hat, wird ſich erinnern, wie dieſer, aller ſonſtigen Klugheit unerachtet, beſtändig in ähnlichem Sinne ſprach. Ob's immer ernſthaft und nicht oft auch rein ſchalkhaft gemeint war, iſt ſchwer zu ſagen; meiſtens hielt ſichs wohl entre deux und ging aus einem noch mit der Tieck'ſchen Ironie zuſammenhängenden Verlangen hervor, „dem, mit dem man gerade plauderte, nach Möglichkeit fühlbar zu machen, wie dumm er ſei.“ Der andere freilich zahlte mit gleicher Münze zurück. Die großen politiſchen Ereigniſſe haben all dieſen Hochmuths-Unſinn, von dem man ſich heutzutage kaum noch eine Vorſtellung machen kann, Gott ſei Dank weggefegt und die Malaria von damals mit einer friſchen Briſe vertauſcht. Unſer derzeitiger Schwindel, ſo wenig ich ihn loben will, repräſentirt vergleichsweis einen Fortſchritt, eine Geſundheit und eine Liebenswürdigkeit.

---

*) „Eine gewiſſe Verwandſchaft mit Laſſalle“ ſo hebt der Briefſchreiber an anderer Stelle hervor „war unzweifelhaft da, zeigte ſich aber mehr in Uebereinſtimmung ihrer Schwächen und Fehler. In allem Guten und Tüchtigen ſtand Rohmer weit hinter Laſſalle zurück, ja war in Wiſſen und Productivität einfach ein Pygmäe neben ihm. Maßloſer Ehrgeiz und ein demagogiſcher, alles auf- und umwühlender Trieb war das, was ſie gemeinſam hatten.“

Aber kehren wir zu Widmann und ſeiner Züricher Studienzeit zurück, während welcher er als Wichtigſtes — wichtiger noch als ſeine Beziehungen zu Rohmer — eine für's Leben andauernde Freundſchaft mit H. v. Orelli ſchloß. Er verblieb in der Schweiz bis Sommer 1842 und ging dann nach Freiburg in Baden. Eine glänzende Frucht dieſes Aufenthaltes und der daſelbſt neu begonnenen ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien war das ideenreiche, zugleich des Verfaſſers Selbſtſtändigkeit betonende Buch über „das Volk und die Parteien“ Heilbronn 1843 bei Drechsler, in deſſen Vorwort er ausſprach: „Was ich vom Freunde (Friedrich Rohmer) empfangen, iſt durch Müh und Arbeit mein Eigen geworden und ich dünke mich nunmehr Mannes genug, um allein und auf mich ſelbſt geſtellt, dafür eintreten zu können.“

Die Publikation machte nicht nur im nächſten Kreiſe, ſondern ganz beſonders auch in Norddeutſchland Aufſehen, und der Blick des eben damals an die Spitze des preußiſchen Miniſteriums des Innern berufenen Grafen Adolf Heinrich von Arnim-Boytzenburg — dem in dem Geheimrath Mathis eine gleich feine Natur zur Seite ſtand — richtete ſich auf den Verfaſſer des Buches. Der Wunſch entſtand, Widmann nach Berlin zu ziehen und Emanuel Geibel vermittelte. Dieſer, aus zurückliegenden Heidelberger Tagen her mit W. nahe befreundet, ſchrieb am 4. April 1844: „Ich bitte Dich, lieber Freund, ohne Zögern auf einen Antrag einzugehen, der, während er Dir eine ſchöne Wirkſamkeit gewährt, Deiner Ueberzeugung auf keinerlei Weiſe zu nahe treten wird.“

Und Widmann nahm an.

Er hatte die politiſchen und ſocialen Erſcheinungen der Literatur in täglichem Ueberblick ins Auge zu faſſen, andererſeits aber die Maßregeln der Regierung klarzulegen bez. zu vertheidigen, ſo weit es ſich mit ſeinen öffentlich ausgeſprochenen Grundſätzen vertrug. Voll Eifer ging er ans Werk, und eine Zeit regſten politiſchen Schaffens, namentlich unausgeſetzter Thätigkeit in Zeitungen, Journalen und Brochuren nahm ihren Anfang. Dennoch ſtellten ſich ihm, wenn auch freilich nicht von Seiten des Miniſters ſelbſt, allerlei Schwierigkeiten in den Weg, betreffs deren eine mit Widmann intim befreundete Perſönlichkeit in ſpäterer Zeit ſchrieb: „Er hätte ſich in dieſer ſeiner Stellung nicht nur wohl fühlen können, ſondern auch wohl fühlen *müſſen*, wenn er nicht bei jedem ſeiner Projekte das Hinderniß einer kleinlich meſſenden, hoch von ihrer Würde durchdrungenen und doch zugleich wieder rathloſen Bureaukratie zu überwinden gehabt hätte.“ Worte, deren Werth und Bedeutung mir um ſo zweifelhafter dünkt, je mehr mir die Kunſt des Regierens (und ſpeciell im Lande Preußen) in einer klugen, wenn auch beſtändig gemodelten Aufrechthaltung der Traditionen, ſtatt in Geltendmachung neuer und gelegentlich widerſpruchsvoller Prinzipien zu liegen ſcheint.

Aber laſſen wir den Streit über dieſe ſchwierige Frage.

Widmann's damalige politiſche Grundſätze gipfelten in Herſtellung einer „ſtändiſchen Verfaſſung“ und in gleichzeitiger geſetzlicher Regelung aller begründeten Anſprüche des vierten Standes, hinſichtlich deſſen er ausſprach, „*daß man nie zur Ruhe kommen werde, wenn man die ſocialen*

Forderungen des vierten Standes einer zufälligen Entwicklung überlaſſe.“ Nebenherlaufend wurde das dogmatiſch conſtitutionelle Prinzip mit Nachdruck, ja faſt mit Leidenſchaft von ihm bekämpft, ebenſo nachdrücklich wie der Radikalismus, der gerade damals in Südweſtdeutſchland ſeine Blüthen trieb, Was W. wollte, war ein als rocher de bronze ſtabilirtes Königthum, aber nicht in Form einer ſchlechtweg abſolutiſtiſchen Gewalt, ſondern als Hort der Volksfreiheit und Vermittler der ſocialen Gegenſätze. Solchem Königthum mußte dann ächteſte Liebe zum deutſchen Vaterland entſprießen, und in ſolcher Liebe ſah er das große Heilmittel gegen alle Schwarmgeiſterei, wie ſie damals ihr Weſen trieb.

Eine dem Gegenſtande nach allen Seiten hin gerecht werdende Widmann-Biographie an dieſer Stelle zu geben, liegt außerhalb meiner Aufgabe, weshalb ich mich in Nachſtehendem auf ein paar weitere Notizen aus ſeinem Leben beſchränke. Herbſt 48 ging er, nachdem er ſich kurz vorher mit einer geiſtreichen und liebenswürdigen Dame, einer Nichte des Profeſſors Neander, vermählt hatte, nach Jena. Hier hielt er Vorleſungen über die „Geſchichte der geſellſchaftlichen Umwälzungen,“ die viel Anfechtung aber auch viel Zuſtimmung erfuhren und bald danach in einem noch heute leſenswerthen Buche „die Geſetze der ſocialen Bewegung“ einem größern Publikum zugänglich gemacht wurden. Er blieb mit längeren Unterbrechungen, wie ſie durch große Reiſen veranlaßt wurden (Reiſen die ſich über Italien und

Spanien bis nach Nord-Afrika hin ausdehnten) über zwölf Jahre lang in Jena, von welcher ihm liebgewordenen Stadt er erſt im Sommer 61 nach Berlin zurückkehrte.

„Das geiſtloſe Reaktionsweſen aber," ſo ſchreibt der ſchon vorerwähnte Freund, „das hier mittlerweile Platz gegriffen hatte, ſtieß die geſunde Natur Widmann's ab, der, begierig nach neuer geiſtiger Nahrung, dieſe neue Nahrung in einem kleinen Kreiſe tüchtiger Kräfte fand: in der Freimaurerei. Schon 1844 war er in den Orden eingetreten, aber erſt jetzt, zwanzig Jahre ſpäter, wurd' er Maçon im Geiſt und in der Wahrheit. Auch hier wieder richtete ſich ſein Streben auf Herſtellung einer von der Menge wenig beachteten Baſis, und es gelang ihm den tiefen Gehalt ehrwürdiger Ueberlieferungen klarzulegen und verzagenden Herzen einen neuen feſten Halt zu geben. In der That darf geſagt werden, daß er durch ſein Auftreten und ſeine Bemühungen ein neues nachhaltiges Intereſſe für die hiſtoriſche Grundlage des Ordens wachzurufen wußte. Auf dieſem Gebiete hat Widmann am ſegensreichſten gewirkt, ſich die Herzen vieler Menſchen gewonnen und ein dauerndes Andenken hinterlaſſen."

So der Freund.

Am 26. Mai 1878 ſtarb er „nicht ergeben, ſondern im Kampfe des ſich gegen den Tod mächtig aufbäumenden Lebens."

Von 1866 ab bis an ſeinen Tod war er Meiſter der St. Johannis-Loge zur Beſtändigkeit.

So viel über den äußeren Gang ſeines Lebens. Sein literariſches Schaffen war bedeutend und erſtreckte ſich über faſt alle Gebiete der Dichtkunſt. Er veröffentlichte zwei Romane „Der Tannhäuſer“*) und „Der Bruder aus

---

*) Der „Tannhäuſer“ iſt nicht A. Widmanns beſtes, wohl aber ſein intereſſanteſtes und wichtigſtes Buch. *Fritz*, der Held desſelben, iſt *Friedrich Rohmer*, um den ſich andere Mitglieder des Rohmerſchen Kreiſes gruppiren. Alle Portraits. Marcell iſt Widmann, Heinrich v. Ekkert iſt Orelli. Ganz ächt und nach der Natur gezeichnet ſind auch die Beſtrebungen und Geſpräche. Man lernt aus ihnen die „Himmelsſtürmer“ von damals wie aus keiner andern mir bekannt gewordenen Schilderung kennen. Und darin wurzelt die culturhiſtoriſche, weil zeitſchildernde Bedeutung des Buches. Widmann ſelbſt ſchreibt in der Vorrede: „Wir ſind überſättigt von ſocialen Romanen, wie einſt von Ritter- und Räubergeſchichten, und doch mangelt uns eine innere Geſchichte des neuen Titanenthums, welches unſerer 48er politiſchen Erhebung voranging, ebenſo kühn und ebenſo verworren, wie einſt dem Aufſchwung unſerer Literatur, aber noch unbemerkter, geheimnißvoller, noch mehr an die Erde geſchmiedet, mit noch dunkleren Schatten.“ Und am Schluſſe wendet er ſich an die *Moraliſten*, an alle die, die vielleicht geneigt ſein könnten, ſich „von dem irrenden aber ſuchenden Geiſte jener Zeit der Anläufe verächtlich abzuwenden“ und ruft ihnen zu, diejenigen, die als Märtyrer im Vorhofe einer großen Zeit fielen, nicht ins Tollhaus oder in die Verbrecher-Colonie verweiſen zu wollen . . „Was wird eure fadenſcheinige Moral ſagen wenn der verlorne Sohn der Gegenwart einſt in einer neuen Bewegung den Weg zu ſeinem Volke findet, und die Gräber der Opfer, die vor ihm und wegen ihm gefallen, mit Blumen ſchmückt?“

Auch dies Vorwort ein Zeitbild in jeder Zeile.

Ungarn“ beide 1850 und 1852 im Verlage von Franz Duncker erſchienen. Außerdem vier Dramen: Nauſikaa, Don Juan de Maranna, Kaiſer und Kanzler und Sarah Haßfurter. Die Nauſikaa ward in Coburg, der Don Juan in Stuttgart angenommen, den größten Erfolg aber errang er mit Sarah Haßfurter, einem fünfaktigen bürgerlichen Drama, das in Wiesbaden und im königlichen Reſidenztheater in München verſchiedentlich aufgeführt wurde. Sein Beſtes indeß ſind unzweifelhaft ſeine bei Franz Duncker unter dem Titel „Am warmen Ofen“ und „Für ſtille Abende“ erſchienenen Novellen, acht oder zehn an der Zahl. Einige derſelben, ſo namentlich „Die katholiſche Mühle“ in dem erſtgenannten Bande, können als Muſterſtücke der Erzählungskunſt gelten. Alles in allem eine reiche literariſche Thätigkeit, auf die wenigſtens flüchtig hier hinzuweiſen um ſo gebotener erſchien, als unſere Nachſchlagebücher dieſes hervorragenden und innerhalb der Freimaurerwelt epochemachenden Talentes nirgends Erwähnung thun.

⁂

Aus der Reihe der Urtheile, die mir über ihn vorliegen, ſtehe hier zur Vervollſtändigung deſſen, was ſchon geſagt wurde, noch das folgende: „Widmann, an deſſen Wiege die Muſen und Grazien ſtanden und ihn verhätſchelten, war in erſter Reihe Poet, und ſein Leben, ſo bevorzugt und glücklich es war, wäre doch glücklicher geweſen, wenn er ſich begnügt hätte, das zu bleiben, wofür ihn die Natur beſtimmt hatte. Der „Schneit" aber, der ihm mitgegeben war, zog ihn beſtändig ins praktiſch-politiſche Leben hinein, um innerhalb desſelben mit rathen und thaten zu dürfen. Er war dazu inſoweit nicht unberufen, als er in großen Fragen oft etwas Hellſeheriſches hatte. Man vergleiche beiſpielsweiſe die Seite 95 geſperrt gedruckte Stelle betreffs des „vierten Standes." Nichts deſto weniger harrten ſeiner Enttäuſchungen über Enttäuſchungen. Er dürſtete nach Erfolg, Einfluß und Macht, ohne ſie zu finden, und wenn er ſie fand, fand er das ihm werdende Maß zu klein. Erſt in ſeiner letzten (freimaureriſchen) Lebensepoche, ward ihm eine reiche Befriedigung. Er wußte durch ſeine bedeutſamen Reden alles mit ſich fortzureißen und ſah in ſolchem Momente den Traum ſeiner Jugend erfüllt. Dieſer blieb lebenslang derſelbe: die Seelen der Menſchen zu lenken, ihren Willen zu beſtimmen. Etwas von der Rohmer'ſchen Schule, darin er herangewachſen war, bezeugte ſich in ihm bis zuletzt, aber ihre Ziele waren andere geworden und hatten aufgehört eng und eitel zu ſein. Er war nicht zur Askeſe geboren und bedurfte, trotz ſeines Hanges zu poetiſch-philoſophiſchem Sich-Einſpinnen, nebenher der Welt und ihres erfriſchenden Hauches. Er war eben ein Weltmann. Aber wenn er, was er liebte, gelegentlich von Reichthümern fabelte, ſo geſchah dies niemals um der Reichthümer und der damit verbundenen Genüſſe, ſondern immer nur um des Einfluſſes willen. Bezeichnend iſt denn auch eine ſeinerzeit viel erzählte Replik von ihm. Als ein in nahen Beziehungen zur Loge ſtehender Finanzmann ihn fragte: „Haben Sie, mein hochverehrter Herr Doctor, wohl eine Vorſtellung von dem Vergnügen, täglich einige tauſend Thaler an der Börſe zu gewinnen?“ antwortete Widmann mit der Gegenfrage: „Haben Sie, mein hochverehrter Herr Commerzienrath, wohl eine Vorſtellung von dem Vergnügen, ſich täglich die Liebe einiger tauſend Menſchen zu gewinnen?“

* * *

So viel über Widmann, hinſichtlich deſſen uns nur noch erübrigt, auf ſeinen 1845 ſtattfindenden Eintritt in den Tunnel und ſeine ſich daraus entwickelnde Freundſchaft zu Scherenberg hinzuweiſen.

Sein Eintritt in den Tunnel erfolgte zufällig an demſelben Tage, wo „Ligny“ zum erſten Male zum Vortrag kam und führte ſofort zu herzlichen, wenn auch immer von einer gewiſſen Reſerve begleiteten Beziehungen. Forſcht man dem Grunde dieſer Reſerve nach, ſo findet er ſich darin, daß Widmann in ſeiner Anerkennung Scherenberg's mehr dem *dichteriſchen Darſteller ſeines*, d. h. *des Widmannſchen politiſchen Ideals*, („eines freien Volksthums unter einem ſtarken Königthum“) als dem Dichter sans phrase ſeine Huldigungen darbrachte, welche mit Cautelen und Einſchränkungen ausgerüſtete Bewunderungsſprache von Scherenberg ſehr bald als ſolche herausgefühlt und auch ſeinerſeits mit einem gewiſſen „eingeſchränkten Gefühle“ beantwortet wurde.*)

---

*) Lieſt man die Briefe, die Widmann an Scherenberg richtete, ſo wird einem dies „eingeſchränkte Gefühl“ nur allzu begreiflich. Scherenberg war im Tunnel von Anfang an daran gewöhnt worden, Mittelpunkt und Hauptſache zu ſein, was ihm der ſich ſelber als Hauptſache fühlende Widmann ganz unmöglich einräumen konnte. Staatsmannſchaft ging doch ſchließlich vor Jambenſturm und ſo klingt denn, aller Huldigungen und Verbindlichkeiten unerachtet, ein Ton von Ueberlegenheit, ein gewiſſes de haut en bas durch alle Widmannſchen Briefe hindurch. „Franz Dunker hat Ihnen hoffentlich meine Erzählungen zukommen laſſen. Es liegt mir daran, außer den Recenſionen, die Tante Voß und National-Ztg. bereits gebracht haben, auch in irgend einem Hauptblatt der anderen Partei (wahrſcheinlich iſt die Kreuz-Zeitung gemeint) eine eingehende Recenſion erſcheinen zu ſehn. Ich bin überzeugt, daß einer der Freunde (da Sie perſönlich zu pommerſch bequem ſind) gern eine Recenſion ſchreiben wird. Aber Sie müſſen dieſelbe unterbringen. An dieſem Liebesdienſte liegt mir viel. Und ebenſoviel liegt mir an einer ich möchte faſt ſagen „Wiederausſöhnung“ mit dem Tunnel. Ich habe zu dieſem Behufe mein Buch der Bibliothek des Tunnels durch Kugler einverleiben laſſen und ſchmeichelhaft dazu geſchrieben. Wenn Sie davon hören, ſo ſchlagen Sie ſich auf meine Seite. Die Herren ſollen inskünftige nicht mehr über meinen Hochmuth zu klagen haben; ich werde ſehr beſcheiden ſein, vorausgeſetzt, daß ſie mich anerkennen.“ Dies war das, um was es ſich für W., als er die Feder in die Hand nahm, eigentlich handelte. Sehr richtig aber erkennend, daß er doch auch ſeinerſeits etwas thun müſſe, gab er ſich einen Ruck und ſchloß nun in aller Kürze: „Duncker beklagt ſich übrigens ſehr, daß von ihren herrlichen Romanzen nichts zu erhalten ſei. Iſt denn der weiſe Scherenberg ein Thor geworden, daß er plötzlich glaubt, nur mit lauter großen Büchern ſeinen Weg machen zu können!“

Hierin trat auch kein Wechſel ein, vielmehr blieb ihr freundlich reſervirtes Verhältniß unverändert daſſelbe, bis Widmann im Herbſt 1848 von Berlin nach Jena hin überſiedelte. Man ſchied in guter Stimmung, aber doch ohne tieferes Bedauern, denn alles anſcheinend intimeren Verkehrs unerachtet, war ihr Zuſammengehen mehr eine Verſtandes- als eine Herzenspartie geweſen.

Eine ſolche ſchloß ſich für Scherenberg erſt, als in demſelben Winter noch, 1848 auf 49, an Stelle des eben ausſcheidenden Widmannn, der beſte Freund desſelben in den Tunnel eintrat.

Elftes Kapitel.

Heinrich v. Orelli.

Dieſer Widmann'ſche Freund, zu dem unſer Scherenberg in ein wirkliches Herzensverhältniß wie ſonſt nur noch zu Heinrich Friedberg trat, war H. v. Orelli.

Heinrich v. Orelli, den 22. Oktober 1815 als einziger Sohn des Oberrichters Johann Heinrich v. Orelli zu Zürich geboren, widmete ſich auf Wunſch des Vaters, der einen praktiſchen Politiker aus ihm herauszubilden gedachte, juriſtiſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien. Zunächſt in ſeiner Vaterſtadt Zürich, dann aber von 1836 an in Göttingen.

Hier in Göttingen trat er in Beziehungen zu Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, ganz beſonders zu letzterem, worüber ein Brief aus dem November 1836 berichtet: „Das erſte Colleg, lieber Papa, das ich täglich höre, iſt das von Gervinus. Dieſer ſtürzt herein, ein großer, wunderſchöner Mann, und beginnt ſeine Vorleſung über neue deutſche Literatur. Obſchon er für Göttingen wenig Zuhörer hat (wir ſind nur 30) ſo iſt er doch ausgeſprochenermaßen ein „Hauptħahn,“ und der Erziehungsrath unſerer guten Stadt Zürich hat einen lächerlichen Streich begangen, als er ſich dieſen Mann entgehen ließ. Nicht ſowohl ſein Vortrag als ſeine merkwürdig geiſtreiche Darſtellung und ſein umfaſſender Blick ſind es, die mich täglich mehr an ihn feſſeln. Dazu welche ungeheure Gelehrſamkeit, die ſich, ohne Prunk und ohne Pedanterie, frei und ungezwungen aus ihm heraus entwickelt.“

Orelli verkehrte viel in dem Gervinus'ſchen Hauſe, welche Beziehungen andauerten, bis ſich die ſogenannten „Sieben,“ will alſo ſagen die Profeſſoren Albrecht, Dahlmann, Ewald, Jakob und Wilhelm Grimm, W. Weber und Gervinus, um ihrer aus Verfaſſungsgründen erhobenen Oppoſition willen, aus Göttingen vertrieben ſahen. Orelli nahm an dieſer Oppoſition, bez. dem daraus entſtehenden Conflicte — dem man in jener Stagnationsepoche die Wichtigkeit eines ausbrechenden Krieges beilegte, — den größten Antheil und ſchrieb unterm 15. Dezember 1837 folgenden, in der Ueberſchwänglichkeit ſeiner Gefühle höchſt merkwürdigen Brief an ſeinen Vater: „Faſſe dieſen Brief mit reiner Hand an, denn Gervinus hat ihn getragen (der Göttingen verlaſſende Gervinus nahm den Brief perſönlich nach Kaſſel mit, weil man ihn der Poſt nicht anvertrauen mochte). So eben komme ich von G.; er muß mit Dahlmann und Jakob Grimm, der die deutſche Sprache gefunden, in drei Tagen Göttingen verlaſſen. Während ich bei Gervinus war, trat ſeine reizende junge Frau ein und ſetzte ſich neben ihn. Er umarmte ſie und ſagte: „Liebes Frauli, Du mußt jetzt auch mit.“ Dann wandte er ſich an mich, und ſetzte hinzu: „Denken Sie ſich, mein Frauli ſoll die Hauptanſtifterin geweſen ſein.“ Ich hätte Beiden um den Hals fallen mögen. O wie leben ſie in meinem Herzen, die beiden herrlichen Seelen! Gervinus ſchien abgeſpannt und erklärte, daß ihm die ganze Sache ekelhaft geworden ſei, ganz beſonders durch die Haltung der ſich auf die Seite der Regierung ſtellenden Collegen . . Ich war Willens, morgen im Hörſaal auf einen großen Bogen folgende Worte zu ſchreiben: „Recht hilft nicht, wie wir ſehen. Alſo Gewalt!“ Als ich aber auf die Straße trat und hunderte von Landdrogonern ſah, die man überall hin poſtirt hatte, blieb mir nichts übrig als die wüthende Fauſt vor die Stirn zu ſchlagen. O, dieſe Deutſchen! Ich kam nach Göttingen, verehrte ſie wie Halbgötter, und jetzt, jetzt! Wenn Gervinus, der nach Italien will, auf der Hin- oder Rückreiſe nach Zürich kommen ſollte, ſo bewirthe ihn wie einen Gott. Laſſ' ihn ja in keinem Wirthshauſe wohnen, ſei ſein Freund und ſei offen und gemüthvoll. O wüßtet Ihr, was er mir iſt und immer war, von Anfang an! Seine Frau iſt ein Engel. Und Sie, Großväterchen, ſeien Sie mir nicht böſe, daß ich gegen den König bin. Er hat, weiß Gott, Unrecht. Und wenn ich es beweiſen ſoll, ſo weiſe ich auf die ſieben Heiligen, die jetzt aus dem hannöverſchen Lande gejagt werden. O, wenn Sie hier wären, Großväterchen, ſo faßten Sie ihr päpſtliches Schwert und den Dolch vor Ingrimm. Wenn Sie mir einen Neujahrsſegen geben wollen, ſo heben Sie die Hände gen Himmel und flehen Sie zu Gott: „Gott gieb meinem Enkel Gnade, daß er ſein Leibliches und Geiſtiges nur für die Wahrheit und nur für die Volksfreiheit gebrauche.“ Vater, Du laßt mich dann nach Berlin gehen, wo ich Savignys Füße küſſen will. Zum Letzten aber, lächelt nicht über mich; die Dinge liegen zu ernſthaft. Ach, um uns und über uns iſt Sturm, aber die Stürme ſind nicht das ewige Gericht; da donnert ein anderer als König Ernſt. Dein H. v. O. Nachſchrift. Eben hat man ſcharf auf uns eingehauen. Ein Bekannter von mir iſt verwundet; mit ihm mehre andere.“

Kurze Zeit nach Abfaſſung dieſes Briefes verließ Orelli Göttingen und ging nach Berlin, um hier, wenn nicht „Savignys Füße zu küſſen,“ ſo doch wenigſtens zu Savignys Füßen zu ſitzen.

Ueber dieſen erſten Berliner Aufenthalt (1838) erfuhr ich das Folgende: „Nach Schweizer Eigenart verkehrte H. v. O. wenigſtens damals zumeiſt mit Landsleuten, unter denen Heinrich Meyer und Hottinger die bedeutendſten waren. Dieſe Landsleute wohnten faſt alle in der Mittelſtraße, in dem für Chambregarniſten und ſpeziell für Schweizer Studenten eingerichteten Hauſe des Cichorienfabrikanten Voigt. Sie ſimpelten da ſo hin, ſaßen im Café Suiſſe, politiſirten viel, und blickten auf die preußiſchen „abſolutiſtiſch regierten" Commilitonen verächtlich herab, jeder ſein Cantönli-Dorf als den Omphalos der Erde betrachtend."

Dieſer erſte Studienaufenthalt in Berlin währte kaum ein Jahr, an deſſen Schluß H. v. O. eine Stellung als Geſandſchaftsſekretair in Genf annahm. Von hier aus ging er nach Paris, dabei weniger ſeinen eigenen Sympathien als einem Wunſche des Vaters und der im Kreiſe der Schweizer Patrizierſöhne herrſchenden Sitte nachgebend. Seine Pariſer Tage ſchloſſen erſt im Herbſt 44 ab, um welche Zeit er nach Berlin zurückging, „um ſich nunmehr ganz einer freien Gelehrten-Laufbahn zu widmen." Jedem Fach- und Brodſtudium wich er aus, vor allem dem juriſtiſchen, gegen das er ſein Lebelang voll tiefer Abneigung blieb, vielleicht nur weil ihm des Vaters Wunſch und Wille die Juriſterei durch Jahre hin aufgezwängt hatte. Staatsdienſt innerhalb enger Anſchauungen und Genoſſenſchaften, über die ſein freiheitlicher Sinn längſt hinausgewachſen war, widerſtand ihm von Natur, und widerſtand ihm um ſo mehr, je mehr er norddeutſch empfand und ſpeciell an Berlin mit allen Faſern ſeines Herzens hing. Der Vater, als er dies wahrnahm, drang auf Rückkehr, um perſönlich daheim ſeinen Einfluß üben zu können, aber alle dahin abzielenden Bemühungen waren umſonſt. Der Sohn opponirte, trotzdem er die Berechtigung deſſen zugab, was der Vater erſt als Wunſch und dann als Forderung ausſprach. Es entwickelten ſich hieraus ſehr ſchwere Conflikte, die ſchließlich dahin führten, daß der ſeine Feſtigkeit bis zum Ungehorſam treibende Sohn auf ſchmale Rationen geſetzt und großen materiellen Einſchränkungen unterworfen wurde.

Bewußtſein ſeines Rechtes ließ ihn aber auf dem einmal eingeſchlagenen Wege beharren, wobei Fleiß und Studium ihn redlich unterſtützten. Seine, wie wir wiſſen ſchon von Zürich her datirenden Beziehungen zu Widmann, nahm er, als dieſer beinahe gleichzeitig mit ihm in Berlin eintraf, wieder auf und lebte ſich jetzt mehr und mehr in einen vorwiegend aus Norddeutſchen gebildeten Kreis ein, dem von ſchweizeriſchen Landsleuten nur Gottfried Keller angehörte. Nur bedingungsweis ſah er ſich zu dieſem, deſſen Talent er völlig würdigte, hingezogen, da manche Radikalismen in Weſen und Anſchauungen des damals ſeine Laufbahn erſt Beginnenden, dem Züricher Patrizierſohne mißfällig waren. Ueber den Kreis ſelbſt vernehm' ich brieflich das Folgende: „Jeden Dienſtag Abend verſammelten wir uns in der Matthäikirchſtraße (dicht neben dem Büchſelſchen Pfarrhaus) in der Wohnung des Geheimen-Kanzleiraths March, eines einfachen, lieben, verſtändigen Mannes, und ließen es uns bei einer Taſſe Thee wohl ſein. Auch einen Gaſt durfte man einführen. Das ſchuf Abende, die denen, die daran theilnehmen durften, unvergeßlich ſind. Es waren ganz exoteriſche Unterhaltungen über alle Fragen auf dem Gebiete der Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft und Politik.

Alles Schulmäßige, Doktrinäre, Pedantiſche war ausgeſchloſſen. Jeder, der etwas vorlegen wollte, durfte einer eingehenden und gerechten Kritik ſicher ſein."

Orelli war ſehr thätig um dieſe Zeit und ſchrieb, vielleicht durch Widmann dazu veranlaßt, ein umfangreiches, 1846 in der Stuhr'ſchen Buchhandlung zu Potsdam erſchienenes Werk: „Das Weſen des Jeſuiten-Ordens." In der Vorrede heißt es: „Der Zweck dieſer Schrift iſt ein Proteſt gegen den Jeſuitenorden, welche Proteſtation einzig und allein auf dem natürlichen Widerwillen gegen ein Inſtitut beruht, das auf das einfache Gemüth einen zwieſpältigen Eindruck macht und ihn machen muß, weil es, wie nachgewieſen werden ſoll, mit ſich ſelber in Widerſpruch ſteht."

Das aus 22 Kapiteln beſtehende Buch iſt ein Werk ungewöhnlichen Wiſſens und Fleißes, und lag ganz nach der Richtung hin, die H. v. O. ſchon damals eingeſchlagen hatte. Dieſe Richtung wird man am beſten vielleicht als eine mit Bewußtſein und Ausſchließlichkeit auf „große Fragen gerichtete" bezeichnen dürfen, die nichts ſo ſehr verſchmähte, als ſich „mit Kleinigkeiten abzugeben." Irgend ein volks- oder ſtaatenbeglückendes, am liebſten aber ein welterlöſendes Wort mußte geſprochen werden. Damit verquickte ſich ein Hang zum Geheimnißvollen, ein höchſt ſonderbarer, aus äußerſter Verſtandesſchärfe herausgeborner Myſticismus, in Betreff deſſen man ſagen durfte: allzu ſcharf macht ſchartig.

H. v. O., um es zu wiederholen, war zu der uns hier beſchäftigenden Epoche (Mitte der 40er Jahre) überaus thätig, aber weder damals noch ſpäter von einem ſpecifiſch literariſchen Ehrgeiz erfüllt. Seine Ziele lagen darüber hinaus, weshalb es ſchließlich nicht überraſchen darf, auf verhältnißmäßig nur wenige Publikationen aus ſeiner Feder hinweiſen zu können. Mit Vorliebe ſchrieb er Aufſätze, Kritiken und Brochüren, bei deren Veröffentlichung es ſeiner Gewohnheit entſprach, kleine Blätter und kleine Buchhändler zu bevorzugen. Berechtigtes Selbſtgefühl und Abneigung, einer berühmten Firma gegenüber vielleicht noch gute Worte geben zu ſollen, mochten dabei mitwirken.

Orelli war das reinſte Bild eines ausſchließlich ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinen Ideen lebenden Mannes, eines freien Privatgelehrten, und gehörte die lange Zeit über, während welcher er unter uns lebte, zu den „Stillen im Lande,“ faſt auch in der landläufigen chriſtlichen Parteibedeutung. Denn er war nicht nur eine ethiſche, ſondern auch eine tief religiöſe Natur.

* * *

H. v. Orelli's Wirken und Name ſind über einen kleinen Kreis hinaus nicht bekannt geworden und doch war er, bei körperlicher Unſcheinbarkeit, eine eben ſo tapfre wie vornehme Schweizernatur, ein Mann deſſen Grundgeſcheitheit nur noch von ſeiner Grundgütigkeit übertroffen wurde, derart, daß wer ihn näher kennen lernte, beſtändig in Zweifel blieb, ob nicht ſein ſchönes und in aller Stille die Werke chriſtlicher Barmherzigkeit übendes Herz noch höher zu ſtellen ſei, als ſein durch ebenſo umfaſſendes wie tiefes Wiſſen ausgezeichneter Geiſt. Perſönlich abſolut bedürfnißlos, war er generös bis zur Hinopferung und gänzlichen Drangebung eigner Intereſſen. Und wirklich, er wäre makellos, und wie „sans peur“ ſo auch „sans reproche“ geweſen, wenn ihn nicht — in dieſem einen Punkte der menſchlichen Schwachheit ſeinen Tribut zollend — ein gewiſſer Hochmuth bis an ſein Lebensende gefangen gehalten hätte.

Dieſer eine Punkt wird uns auch weiterhin noch (S. 120) bei O.'s Eintritt in den Tunnel zu beſchäftigen haben. Hier ſtehe nur das noch, was mir ein Freund über ihn ſchrieb.

„Orelli war Polyhiſtor, aber Polyhiſtor in des Wortes ſchönſter Bedeutung. Es iſt keine Mythe, wenn ich hervorhebe, daß er die Wiſſenſchaft von zwei ganzen Fakultäten, der philoſophiſchen und der theologiſchen, umfaßte. Das ſcheinbar Uebertriebene hierin fällt unter der Erwägung fort, daß er ſich vom Jahre 44 an bis zu ſeinem 1880 erfolgten Hinſcheiden ununterbrochen den ernſteſten wiſſenſchaftlichen Studien widmen konnte, mit Hülfe der ihm von Gott gnädigſt beſchiedenen Muße. Durch gewiſſenhafteſte Benützung dieſer Muße ward es ihm möglich, nicht nur die philoſophiſchen Syſteme, ſondern auch das ganze Gebiet der römiſch griechiſchen Literatur zu beherrſchen, und beiſpielsweiſe die griechiſchen Kirchenväter in der Urſprache zu leſen. Nach dem Tode ſeiner ausgezeichneten Gattin, vertiefte er ſich in die Schriften des alten und neuen Teſtamentes, zu welchem Zweck er noch in den letzten Lebensjahren die hebräiſche Sprache lernte. Die Schöpfungen der engliſchen und franzöſiſchen, der italieniſchen und ſpaniſchen Literatur waren ihm geläufig, ſelbſtverſtändlich auch die der geſammten deutſchen Literatur.

Als die Naturwiſſenſchaften bei uns Blüthe zu treiben begannen, warf er ſich mit ſeiner ganzen Energie auf das Studium derſelben wohl ein Jahrzehnt lang.

Aber alle dieſe mannigfachen, vielumfaſſenden Studien hatten nur den einen höchſten Zweck, ihn in der wahren Gottes-Erkenntniß, fern von jeder Dogmatik und Caſuiſtik, zu fördern, ihn weiter zu führen in der Erforſchung der Wahrheit an ſich. Alle geiſtigen Schätze, die er in ſich aufnahm, aſſimilirte er ſich, es blieb keine unverdaute Maſſe, er durchdrang ſie. Er verhielt ſich nie blos receptiv, ſondern ſtets produktiv, und jedes Buch, das er las, erzeugte in ihm wieder ein Buch oder doch wenigſtens die Ideen dazu. Ich war, als ich Anfang der 50er Jahre Homer- und Plato-Studien mit ihm trieb, erſtaunt welch einen Reichthum von Ideen er entfaltete, wie viel neue von uns andern ungeahnte Gedanken er aus dem Autor heraus- oder vielleicht auch in ihn hineinlas.

Wenn man ſich in ſeiner Geſellſchaft befand, war man ſicher, nie in Verlegenheit über irgend einen Punkt des Wiſſens kommen zu können, man hatte eine Encyclopädie bei ſich, die Auskunft gab. Und allemal zuverläſſig.

Aber auch in die geſammte Kunſtwelt ſuchte er einzudringen, ganz beſonders in die Muſik, in die Schöpfungen

Bibl. Univers. Lips.

der berühmteſten Meiſter. Er hatte dieſelben in Paris 1840 bis 44 ſtudirt und war ein ſo vorzüglicher Kenner der musica seria et sacra, daß er einer Concert-Aufführung immer mit der Partitur in der Hand zu folgen pflegte.

Seine Formen freilich, gleich viel um welchen Gegenſtand es ſich handeln mochte, waren eckig, und die tiefen Gedanken entrangen ſich nur ſchwer ſeinem Innern. Es fehlten ihm alle Organe, die nach außen hin dem Menſchen Geltung zu verſchaffen geeignet ſind, ſei's in der Schrift, ſei's in der Unterhaltung. Es klang alles faſt paradox, ſchroff, die Verbindungen und Uebergänge fehlten. In ſeinem Geiſte war alles wohl vermittelt, für den Hörer und Leſer aber erſchien das, was er ſagte, ſprunghaft. Daher war er nicht angethan, eine Schule zu bilden, wozu er ſonſt wohl das Zeug gehabt hätte. Desgleichen liegt hierin der Grund oder doch einer der Gründe, weshalb ſo wenig Schriften von ihm im Druck erſchienen ſind. Wer ihn aber begriff, und ſich nicht von vornherein durch eine gewiſſe Schroffheit abgeſtoßen fühlte, der gerieth unter ſeinen Bann, der konnte nie mehr von ihm laſſen, der ſchwor auf ihn. Seine geiſtige Veranlagung war eminent. Er drang in das Centrum der Dinge vor, nichts bei ihm war Flitter, Alles Weſen und Wahrheit. Wie die Sünde haßte er den falſchen Schein.

Ich hob ſchon hervor, daß es ihm an allen Organen gefehlt habe, ſich nach außen hin Geltung und Einfluß zu verſchaffen, was er wohl gewünſcht hätte, trotzdem er die Maſſen-Erfolge kritiſch anſah und zu dem Satze hielt:

Stultorum Deus eventus. Das Ausbleiben jeden Erfolges aber nagte doch bitter an ſeinem Leben und trieb ihn, der ohnehin dazu neigte, verſtimmt und menſchenſcheu in die Einſamkeit. „Man verſteht mich doch nit.“ Außer in ſeinem engſten, ihn beglückenden Familienkreiſe, blieb er nur noch mit einigen alten Freunden in Verbindung, aber es waren ſchließlich ihrer nur wenige noch; denn der Tod hatte ſeine Ernte gehalten. 1872 verlor er auch ſeine Frau, eine Berlinerin, der er mit großer und verehrungsvoller Liebe zugethan geweſen war und deren Grab er von dem Tage an, wo ſich's über ihr ſchloß, bis an ſein Lebensende täglich beſuchte. Das lag ſo in ſeiner Natur. Ernſt wie er das Leben nahm, nahm er auch den Tod.“

Er ſelbſt ſtarb den 5. Juli 1880 und ward auf dem Philippus-Apoſtelkirchhof begraben. Unſere Stadt, darin er ein Menſchenalter hindurch in Müh und Kampf, aber auch in ſeltenem Glück gelebt hatte, war ſeine Heimath geworden.

Zwölftes Kapitel.

Dr. A. Widmann und H. v. Orelli.

(Eine Parallele von Freundeshand.)*)

„. . . Sie fordern von mir, Verehrteſter, eine Parallele zwiſchen Widmann und Orelli, oder ein Hervorheben der Punkte, worin ſie verwandt und worin ſie verſchieden waren. Ich komme gern Ihrer Aufforderung nach.

Orelli war durchaus ein philoſophiſch-kritiſcher Kopf, ganz im Gegenſatze zu Widmann, der durch und durch Poet war. In Orelli Schwerfälligkeit der Form, in Widmann höchſte Formvollendung, ohne welche Vollendung er Dichtungen wie das Schauſpiel „Nauſikaa“ und die „Geſchichten am warmen Ofen“ nie geſchaffen haben würde. Dazu war Widmann durch und durch Symboliker, und ſchwerlich geh' ich in die Irre, wenn ich ſeiner Virtuoſität in der Symbolik, ſeine bahnbrechende Wirkſamkeit innerhalb der Maurerei zuſchreibe. Orelli ſeinerſeits war nicht Maurer, ja perhorrescirte die Maurerei, wenn nicht ihrem Weſen, ſo doch ihrer Form nach. Und doch leb' ich der Ueberzeugung, daß Widmann, nachdem er auf politiſchem und poetiſchem Gebiete nicht den Erfolg und die Anerkennung gefunden hatte, die ſeinem Reichthum an Phantaſie und Geſtaltungskraft entſprach, in ganz andere Richtungen als die der Maurerei gedrängt worden wäre, wenn ihn nicht des Freundes Geiſt ethiſch-religiös durchdrungen hätte. H. v. Orelli war eben jedem ſeiner Freunde der Compaß, der die Richtung zum wahren Ziele wies.

---

*) Dr. Ludwig Schwerin (in Berlin), dem ich, wie für die vorſtehende Parallele, ſo für das Meiſte, was ich im 10. und 11. Kapitel über Widmann und Orelli geſagt habe, zu lebhaftem Danke verpflichtet bin.

Eine größere Verſchiedenheit als zwiſchen Widmann und Orelli läßt ſich kaum denken. Allerdings waren beide von hohen idealen Zielen getragen, das war das ihnen Gemeinſame, ſonſt aber lag der Grund ihrer Uebereinſtimmung faſt ausſchließlich in der Negative.

Beide haßten alles Schablonenhafte in Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft; Beide, trotz conſervativer Allüren, würden nie auf der rechten Seite einer politiſchen Verſammlung geſeſſen haben; ihre Politik war orelli-widmanniſch. Dabei will ich nicht unerwähnt laſſen, daß Widmann von einem ſeltenen politiſchen Inſtinkt war, von einer gewiſſen Inſpiration. Ich habe zwei untrügliche Beweiſe dafür. Gleichwohl glaube ich, daß er, wenn zur Verwaltung berufen, viele Mißgriffe gemacht haben würde. Item, ihre Uebereinſtimmung lag in einem gewiſſen oppoſitionellen Zuge des Geiſtes, in einem vornehmen Sich-abwenden von der landläufigen ſogenannten „öffentlichen Meinung.“ Voll tiefer Liebe und Herzensgüte waren Beide. Orelli die völlige Hingabe an ſeine Freunde, ganz ſelbſtlos, ganz bedürfnißlos, voll des tiefſten Mitgefühls und Mitleids für ſeine Mitmenſchen, voll Sehnſucht Hülfe zu bringen. Man mußte ſich hüten, ihm mitzutheilen, daß irgendwo Noth vorhanden ſei, den andern Tag ſtand er gewiß hilfeſpendend an der Thür des Elends. Er war von tiefſter Religioſität, aber durchaus unkirchlich und voll Haß gegen die Pfaffen.

Wenn ich beide Männer gewiſſen griechiſchen Schulen zutheilen ſollte, ſo würde ich Widmann, dieſen Mann des friſchen und fröhlichen Lebens, unbedingt unter die Schule des Epikur ſubſumiren. Orelli dagegen trug die Stoa, war tiefernſt und nur in ſeine Studien und Aufgaben verſenkt, wobei freilich geſagt werden muß, daß ſein Stoicismus keineswegs in ſeiner Natur begründet lag, ſondern umgekehrt ein Anerzogenes und Erarbeitetes war. Er hatte die tiefſte Empfindung vom Leben und rang beſtändig danach, ſich mit ſeinen religiöſen und ethiſchen Anſchauungen in Einklang zu bringen. Was er ſelbſt einſt von Dante ſagte, daß ſich derſelbe des Menſchlichen bis ins Derb-Sinnliche hinein jederzeit bewußt geweſen ſei, aber auch beſtändig danach gerungen habe, ſich durch alle Mittel: durch Humor und Philoſophie, durch Religion und Poeſie davon zu befreien, das gilt ganz auch von ihm ſelber.

Auch in einem ſtarken Selbſtbewußtſein waren ſich beide Freunde verwandt, aber auch hierin wieder verſchieden. Der Hochmuth Orelli's (nur von dieſem will ich an dieſer Stelle ſprechen) war in ſeinen jungen Jahren nichts als das Ueberſprudeln eines reichen, an Ideen- und Gedanken-Hypertrophie leidenden, oder wohl richtiger noch dadurch geſegneten Jünglings. Er war choleriſchen Temperaments und konnte ſchroff und zornig ſein, wenn ihm Aufgeblaſenheit, Hohlheit, Unwahrheit entgegen traten. Möglich, daß er darin weiter ging, als recht und zuläſſig war, aber aus eigner Wahrnehmung darf ich verſichern, daß ſich ſein beſtändiges Ringen darauf richtete, dieſen Feind zu beſiegen und neben der Liebe, die ſein Herz umſchloß, auch Demuth zu gewinnen."

Dreizehntes Kapitel.

H. v. Orelli's Auftreten im Tunnel und ſeine Beziehungen zu Scherenberg.

Freilich zu der uns hier beſchäftigenden Zeit war dieſe „Demuth“ im Herzen unſeres Orelli noch nicht gewonnen, und der Hang zu herrſchen und andere Geiſter ſich unterthänig zu machen, ſtak ihm noch tief im Blut. Was ſich beiſpielsweiſe jeden Sonntag im Tunnel bethätigte.

Januar 1849 war er in dieſen eingetreten und ſah ſich bald im Vollbeſitz der eben frei gewordenen Widmann'ſchen Erbſchaft. Scherenberg ſpeziell ging ſo zu ſagen aus der Hand des einen Freundes in die des andern über und wenn ſich unſer Poet ſchon durch Widmann umſchmeichelt geſehen hatte, ſo jetzt doppelt und dreifach durch Orelli, der ihn einfach als einen Dichter von höchſtem Rang anſah und bedingungslos (nicht wie W. einer politiſchen Doktrin halber) auf ſeinen kritiſchen Schild hob. Alles unter dem Schildſpruch „Apoll iſt groß und Scherenberg iſt ſein Prophet.“

Von Anfang an gab er dieſer Bewunderung rückhaltloſeſten Ausdruck, gleichzeitig den Ruhm unſeres Dichters auf einer ganz neuen Baſis aufbauend. Wenn dieſe bis dahin nichts als ein enthuſiaſtiſches „Sentiment“ geweſen war, ſo traten jetzt Verſtand und äſthetiſches Geſetz hinzu, um allſonntäglich mit einem ſtarken Aufwande von Einſicht und Scharfſinn zu beweiſen, „daß von einer anderen Dichtung als der Scherenberg'ſchen überhaupt keine Rede ſein könne, am wenigſten im Tunnel.“ Ein Proteſt dagegen war nicht wohl möglich, weil es ſich zufällig traf, daß der „Verein“, bei ſeiner in den letzten Jahren erfahrenen und an anderer Stelle von uns geſchilderten Umgeſtaltung, zwar nicht an dichteriſchen, deſto mehr aber an kritiſchen Kräften eingebüßt hatte. Mühler, Friedberg, Streber, vor allem W. v. Loos waren brillante Kritiker geweſen, als deren Erſatz jetzt nur etwa Kugler, Friedrich Eggers und P. Heyſe genannt werden konnten: Kugler, der zu ſcheu, Eggers, der zu weich und Heyſe, der zu jung war. So kam es, daß Orelli zeitweilig die geſammte Kritik an ſich riß. Er „decretirte“ nur, wies auf ſeine Tafeln hin, als hab' er ſie recte vom Sinai geholt, und lächelte vornehm ſuperior über die, die ſich dann und wann ein Herz faßten und ſtotternd und confus gegen ihn zu Felde zogen. Die meiſten freilich begnügten ſich damit, die Fauſt in der Taſche zu machen. Daß er immer Recht gehabt habe, wird ſich ſchwerlich behaupten laſſen; er war viel zu doktrinär, um in Kunſtdingen ein für allemal das letzte Wort ſprechen zu können, aber was immer auch ſeine Mängel und Grenzen ſein mochten, er blieb unzweifelhaft der geſchulte Geiſt, der überlegene Charakter, deſſen ſchneidiges, aus der Fülle des Wiſſens und der Vergleiche geſchöpftes Urtheil ſich um ſo wirkſamer zeigte, je mehr ein ſtarkes, wenn auch nicht immer im rein Schönheitlichen wurzelndes Gefühl ſein Urtheil unterſtützte. Nie fehlte dem, was er ſagte, der Bruſtton der Ueberzeugung. Das Maß der dabei zu Tage tretenden Liebenswürdigkeit erwies ſich, wie ſchon angedeutet, als ziemlich gering, aber was immer wieder mit dieſem Manco verſöhnte, war, daß alle ſeine Bemühungen und Anſtrengungen, gleichviel in welche Form ſie ſich kleiden mochten, dem alten Tunnel-Lieblinge galten, den gefeiert zu ſehen, jedem — auch dem, auf deſſen Koſten es ging, — eine Genugthuung und Freude ſchuf.

In der That, Orelli machte ſich Scherenberg zum Lebenszweck und lieh ſeiner Paſſion für ihn nicht nur mündlich im Tunnel, ſondern auch in eſſayartigen Briefen Ausdruck, aus deren Inhalt ich hier, unter gelegentlichen Kürzungen, das Folgende mittheile.

Erſter Brief.

„Geſtern Abend noch, mein hochverehrter Herr Scherenberg, und dann heute Morgen habe ich mich fortwährend mit Ihren Gedichten beſchäftigt und ſage Ihnen für Ihr Geſchenk den wärmſten Dank! — Aber Sie müſſen mir es ſchon nicht übel nehmen, daß ich mir den Genuß und die Erhebung, die mir Ihre poetiſche Herrlichkeit verſchaffen ſollte, nicht durch die Reihenfolge verkümmern mochte, in welcher jetzt die Gedichte ſtehen. Ich ſchuf Ihre Sammlung ganz um. Vielleicht finden Sie die Ordnung, wie ich ſie für mich brauche, eines aufmerkſamen Blickes werth.“

Nun folgen die Zahlen, die durch Seiten-Umſtellung die neue Ordnung der Dinge zeigen ſollen. Dann fährt er fort:

„Die Sachen ſelbſt gehören zu dem Größten, was ich überhaupt kenne. Einige Gedichte jedoch, die Ihnen vielleicht lieb ſind, ſtören mich in einem ganz unbefangenen Genuſſe, weshalb ich die nachſtehenden (und nun folgen wieder Zahlen) einfach weglaſſen würde. Dieſe von mir bezeichneten ſcheinen noch unausgeboren!

Ihr H. v. Crelli.“

Zweiter Brief.

Der zweite Brief, aus erheblich ſpäterer Zeit, ward in Scherenberg's eigener Wohnung geſchrieben, als dieſer eine Sommerreiſe nach Swinemünde*) hin angetreten und ſeinen

---

*) Eine ſolche Reiſe wurde ſeitens unſeres Scherenberg faſt alljährlich nach Swinemünde hin angetreten, an welchem Ort er dann im Hauſe ſeiner innig von ihm geliebten und ſeit Mitte der 30er Jahre mit dem Kaufmann Auguſt Schoeneberg glücklich verheiratheten Halbſchweſter Emilie lebte. Schön und blond, heiter und unbefangen, dazu von einem gewiſſen lyriſchen Seelenzuge, war ſie das Ideal einer deutſchen Frau, jeden durch ihre Herzensgüte beglückend,

Freund (Orelli) ſo zu ſagen als Schloßwart oder Majordomus eingeſetzt hatte. Der Brief, der ſich weniger mit Scherenberg als mit allgemein aeſthetiſchen Fragen beſchäftigt, iſt bemerkenswerth durch die darin niedergelegten Anſichten über Kunſt überhaupt.

„Lieber Freund. Ich bewohne nun alſo Ihre Zimmer und erkenne, daß Sie keine thränenreiche Saat darin zurückgelaſſen haben; noch ſind wenigſtens keine Schmerzen und

---

keinen aber mehr als ihren Lieblingsbruder Chriſtian Friedrich (unſeren Scherenberg), deſſen zurückliegende ſchwere Lebensſchickſale ſie beklagte, während ſie ſeinen Charakter und ſein Genie bewunderte. Jeder war des Andern Stolz und Freude. Dieſe herzlichen Beziehungen zu der (im November 1859 verſtorbenen) Schweſter übertrugen ſich ſpäter auch auf die nach Berlin hin überſiedelten Kinder und Schwiegerkinder derſelben, die Sommerreiſen aber unterblieben von dem ebengenannten Zeitpunkt 1859 an, trotzdem es in Swinemünde noch wie vor an Scherenbergſcher Verwandtſchaft nicht fehlte, was die Vorführung einer Art Stammtafel an dieſer Stelle rechtfertigen mag.

Johann Theodor Scherenberg, der in unſerem 1. Kapitel mehrfach genannte Vater unſeres Chriſtian Friedrich, war zweimal verheirathet.

Aus Johann Theodors erſter Ehe mit Auguſte Couriol, Tochter einer in Stettin lebenden franzöſiſchen Refugié-Familie, wurden folgende Kinder geboren: 1. Eduard Theodor, mit ſechszehn Jahren in der Schlacht bei Dennewitz gefallen; 2. Chriſtian Friedrich (unſer Scherenberg); 3. Auguſt Scherenberg, Kaufmann, geſtorben in Swinemünde; 4. Heinrich Scherenberg, Kaufmann, geſtorben in Swinemünde; 5. Julius Scherenberg, Kaufmann, geſtorben in Swinemünde; 6. Auguſte Scherenberg, verheirathet nach Anklam

Leiden aufgegangen, ſondern eitel Frieden und Liebe und Harmloſigkeit. Ihre Bücher habe ich durchſtöbert, Leſſing's Dramaturgie iſt bereits durchgeleſen, ebenſo Georg Forſter's Anſichten vom Niederrhein, wovon Sie einen defekten Band beſitzen. Das Krokodil, das auf dem Küchenbrett lag, iſt bereits bis zu Ende aufgezehrt. Des Morgens ſteh ich als Vulkan unter dem Rauchfang mit friedlicher Kaffeebereitung beſchäftigt, und laſſe mir Ihre Cigarren wohl ſchmecken. Beim Anziehen blicke ich oft in den kleinen Spiegel, den

---

bin an den Prediger Kretſchmer, einen Vetter des Hiſtorienmalers und Profeſſors H. Kretſchmer in Berlin.

Aus Johann Theodors zweiter Ehe mit der ebenfalls der franzöſiſchen Colonie zu Stettin entſtammten Henriette Villaret, wurden folgende Kinder geboren: 1. Emilie Scherenberg (geſt. 1859) verheirathet an den Kaufmann Auguſt Schoeneberg in Swinemünde; 2. Eduard Scherenberg, Kaufmann, geſtorben 1882 in Stettin; 3. Albert Scherenberg, Kaufmann, geſtorben 1857 in Lagos an der afrikaniſchen Weſtküſte, woſelbſt er eine Commandite ſeines in Spanien und Südamerika geführten Geſchäftes gründen wollte; 4. Hermann Scherenberg, Portrait- und Genremaler; lebt in Berlin.

Alles in allem, wie dieſe kurzen Angaben zeigen, eine von Anfang an auf Speculation und künſtleriſche Phantaſie geſtellte Familie, welche Beſonderheit ſich vor allem auch in der jüngeren Generation und zwar ſpeziell in den Kindern des vorgenannten Julius Scherenberg (geſt. 1864 zu Swinemünde) wiederfindet. Dieſe Kinder ſind: Guſtav Scherenberg, früher Schauſpieler, jetzt Direktor des Victoria-Theaters; Paul Scherenberg, Adlatus des älteren Bruders Guſtav; Ernſt Scherenberg, Dichter und Schriftſteller, bis vor Kurzem Redakteur der Elberfelder Zeitung; Marie Scherenberg, Malerin.

Fräulein Guſtchen in der Küche hängen hat. So geht es Tag für Tag. Meine Schrift (über Scherenberg ſelbſt, ſpäter erſchienen) iſt unter langwierigen, unumgänglichen Forſchungen ein wenig ins Stocken gerathen. Aber ich fürchte mich nicht, ich werde ans Ziel gelangen.

Ich halte nämlich, lieber Herr Scherenberg, alles, was man in Büchern oder in Ausſprüchen von Leuten über die Bedeutung der Kunſt findet, für Schwätzerei. Nun ſuche ich *das*, was *unwiderleglich* das Weſen und den Werth der Kunſt ausmacht, alſo das Ziel derſelben. Ich kann nie ruhen, bis ich den letzten Grund von einer Sache gefunden habe, und das verzögert meine Arbeiten, wie ich wohl einſehe; aber ich glaube, dies bildet zugleich das eigenthümliche Merkmal, wodurch ich mich von Andern unterſcheide. Denn die Meiſten begnügen ſich mit dem flachen Geträtſch, *ich* ſuche nur das *Lebensprincip* der Verhältniſſe. Ihr Waterloo und die ganze Kunſt intereſſirt mich nur inſoweit, als ich darin *einen friſchen Quell des Lebens* entdecke. So frage, ſuche, forſche ich und wandere mit Ariſtoteles und Auguſtinus im Kopfe, vom Innern ins Innere, bis auf den innerſten Grund.

Leſſing's Dramaturgie, von der ich ſchon ſprach, habe ich wieder mit Vergnügen geleſen. Das Wichtigſte, wichtiger als das Aeſthetiſche, iſt darin *die Anregung der wahrſten Empfindungen im Menſchen.* Das Aeſthetiſche und die Erklärungen des Ariſtoteles ſind vortrefflich und hübſch, bleiben aber problematiſch. Jene Anregung hingegen iſt und wirkt poſitiv, und ich ſchlage mich in meiner Selbſtbetrachtung, ſowie im Behandeln der Verhältniſſe überall auf die Seite des Poſitiven. Denn dieſes allein geſtaltet das Leben. Alle Kunſt und Wiſſenſchaft, alle Politik, Selbſterkenntniß und Religion ſind lächerlich, wenn ſie nichts Poſitives zu Stande bringen und bewirken. Und ſo wird denn all meine Thätigkeit darauf gerichtet ſein, das Poſitive der Dinge an den Tag zu kehren. Ich kritiſire nicht die Unächtheit der bibliſchen Bücher; ſind ſie poſitiv und leiſten ſie, was ſie verſprechen, ſo iſt es mir ganz gleichgültig, ob ſie ächt oder unächt ſind. Und ſo mit Allem. Ich glaube, das heißt das Leben beim Kerne erfaſſen; es iſt das Tiefſte, was dem Menſchen zu erreichen möglich iſt, und ſchneidet alle Grübelei ab. Nehmen Sie mir daher auch bei meiner Arbeit nicht übel, wenn ich die Zeit für nichts, die Sache aber für alles halte. Elende Scribenten haben wir genug, einen guten wollen wir gewähren laſſen. Ich grüße Sie und Ihre Familie herzlich und küſſe Ihren kleinen blondköpfigen Hampelmann auf die weiße Stirne.

Ihr H. v. Orelli."

Dritter Brief.

Der dritte Brief Orelli's, der ſehr wahrſcheinlich derſelben Zeit angehört, verbreitet ſich über ähnliche Fragen wie der zweite, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht das „Poſitive", ſondern das Wiſſen betont. Orelli giebt Scherenberg zu verſtehen, daß er (Scherenberg) zwar ein bedeutender Dichter, aber doch mehr oder weniger ein ungebildeter Menſch ſei, woran ſich dann die Forderung knüpft, ſich von dieſer Unbildung frei zu machen. Um dieſe Forderung in ihrer Abſonderlichkeit voll zu würdigen, muß man gegenwärtig haben, daß Scherenberg, als er dieſen Brief empfing, das fünfzigſte Lebensjahr längſt überſchritten hatte, ſeines Ruhms und der Thatſache ganz zu geſchweigen, daß er, neben ſeinem Talent, auch über ein großes poſitives Wiſſen verfügte, wenn auch freilich nicht über ein gelehrtes à la Orelli. Der Brief ſelbſt aber lautete:

„Die Vorleſung des geſtrigen Stückes (der Titel wird nicht genannt) hat mich, mein lieber Scherenberg, mal wieder auf das hingewieſen, was Ihnen ein fortwährendes Hinderniß iſt. Es iſt der Maßſtab, der Ihnen fehlt. Maßſtab beruht auf Vergleichung, und wie vortrefflich und geſund auch der eigne innere Maßſtab ſein mag, er erhält doch immer erſt das Bewußtſein von ſich ſelbſt, ſeine Sicherheit und Grundlage, wenn er ſich mit andern Maßſtäben bis ins Detail meſſen lernt. Dieſes Detail erlangt man in den Vorgängern. Sie wiſſen, daß Widmann ſelbſt, dem Niemand einen innern wahren Maßſtab abſprechen wird, doch manches Mal wankt und nicht mit der unerſchütterlichen Sicherheit urtheilt, die zur eigenen Beruhigung und Befriedigung nothwendig iſt. Wenn er dies thut, ſo beſtätigt er das, was er öfters von ſich ſelbſt bekennt, ‚daß er nicht genug geleſen und ſtudirt habe.‘ Sie wiſſen, daß St. Paul's Urtheilsmangel, wo derſelbe auftritt, lediglich auf dem Mangel an gründlichen Studien beruht. Anderſeits kann ich nicht umhin, von mir ſelbſt zu behaupten, daß die Sicherheit des Urtheils, die ich bereits erlangt habe und noch erlangen werde, faſt lediglich auf unabläſſigen eindringlichen Studien beruht. Fragen Sie einmal Nagiller (ein ſüddeutſcher Muſiker), wie der ſeine Vorgänger ſtudirt hat! Mit welchem Feuer wird Ihnen dieſer Naturſohn, wenn irgend Einer, davon ſprechen!

Alſo, lieber, beſter Scherenberg, gehen Sie ans Werk und ſollte es Ihnen auch neue Opfer koſten. Wenn die Kunſt wirklich Ihre Braut iſt, um deretwillen Sie dem Getriebe der Welt und dem Gebahren des Geſchmeißes und der Alltagsmenſchen den Rücken kehren wollen, ſo ſtudiren Sie doch ja Ihre Vorgänger, nehmen Sie das Erbtheil, das ſchöne Erbtheil aller großen Menſchen über ſich, und ſtreben Sie danach, Ihre Vorgänger zu erkennen und auf ihren Grundlagen, deren ſich Keiner ohne ſeinen ewigen Schaden entäußern kann, mit fortzubauen.

Sollten Sie etwa meinen hierauf beſchränkten Fleiß für Improduktivitäts-Anzeichen anſehen, ſo nehmen Sie jene Poeten zum Vorbilde, die, wie beiſpielsweiſe Sophokles, hundert große Stücke geſchrieben haben und doch unabläſſig und bis an ihr Ende ihre Vorgänger in ſich aufnahmen. Auch dürfte es mit meiner eignen Improduktivität eine eigne Bewandtniß haben. So viel für den Augenblick. Es koſtet einen Entſchluß und feſten Willen, wirklichen Beruf und ein ewiges Ziel in ſich zu bewahren.

Ihr v. *Orelli*.“

Vierter Brief.

Der *vierte* Brief beſchäftigt ſich wie der vorige, diesmal aber unter Titelnennung, mit einem Scherenberg'ſchen Luſtſpiel, dem „*Küchenball*“, das kurz vorher, in einem Freundeskreiſe, von dem einen beſonderen Werth auf gerade dieſes Stück legenden Dichter vorgeleſen worden war. Orelli aber will von dieſem „beſonderen Werth“ nichts wiſſen und ſchreibt ihm bei der Gelegenheit einen kritiſchen Eſſay, der hier trotz ſeiner Ausführlichkeit (oder auch um derſelben willen) eine Stelle beanſpruchen darf. Und zwar um ſo mehr vielleicht, als ein ſpäteres, den Dichtungen Scherenbergs ſich zuwendendes Kapitel nur das nöthigſte bringen und auf Scherenberg den *Dramatiker* überhaupt nicht eingehen wird.

„Mein lieber Scherenberg. In der Vorausſetzung, daß Sie mich für das gelten laſſen, was ich bin, theile ich Ihnen meine Meinung über das jüngſt von Ihnen vorgeleſene Werk mit, nämlich über Ihren „Küchenball“. Sie wiſſen, daß ein kranker Löwe immer noch Löwenkraft, tauſend Mäuſe aber immer nur Mäuſekraft beſitzen. Die Abſpannung, in welcher ich mich an dem Abende befand, wo Sie mir Ihre Produktion mitzutheilen die Güte hatten, verhinderte mich trotz alledem nicht, die innere Wahrheit oder Unwahrheit, das Gelungene und das Verfehlte, das Schöne und das Geſchmackloſe darin aufzufaſſen: ſie verhinderte mich nur, alles aufzufangen und dem Einzelnen genügend zu folgen. Indeſſen genügte meine Dispoſition doch ſo weit, daß ich gegenwärtig meine Auffaſſung Ihres Stücks ausreichend zu motiviren vermag, gerade genug, um nicht in den Fehler Ihrer übrigen Lober oder Tadler zu verfallen.

Dieſe hochmüthige Sprache tritt allemal dann bei mir hervor, wenn ich den Schaden ermeſſe, welchen unbefugte Menſchen anrichten, die nicht bedenken, daß unter den Operationen des Verſtandes Loben oder Tadeln das Allerſchwierigſte iſt. Die Fähigkeit zu Lob und Tadel kann kein Menſch erwerben. Darum thut es dem Einſichtigen wohl, wenn er Jemanden findet, der ſeine Leiſtungen in Wahrheit zu loben und zu tadeln verſteht, da er ſolch Lob, ſolchen Tadel für einen Strahl von Oben, und den, der derlei ſpendet, für einen Engel vom Himmel anſehen kann. Noch gewiſſer aber iſt es, daß falſches Lob und falſcher Tadel ein Ausfluß des Irrthums, der Impietät, kurz der Hölle oder des Satans iſt.“

Er führt dies noch weiter aus und fährt dann fort:

„Lieber Freund, ich habe mir mein Leben ſauer genug gemacht, da ich das Richteramt, welches unverkennbar in mich gelegt iſt, in Ernſt und Fleiß ausgebildet und ſtets in Wahrheit ausgeübt habe. Dieſe feierliche Art, womit ich mich Ihnen dieſes Mal gebe, deutet darauf hin, daß es ein Ihnen beſonders werthes Werk betrifft, welches ich anzutaſten wage. Sie mögen daraus erſehen, daß mir die Pietät auch jetzt inne wohnt, indem ich eine Produktion, ein Erzeugniß Ihres Lebens zu beurtheilen verſuche. Nicht obenhin, nicht als ein Amüſement, als einen augenblicklichen Genuß es betrachtend, wie Ihre nächſten Bekannten es thun, gehe ich daran, Ihr Luſtſpiel für das zu erklären, wozu mich mein Geiſt nöthigt, ich ſehe darin ein in heiligen, freudigen Stunden niedergelegtes Vermächtniß Ihres beſten Selbſts, welches unſanft, ſelbſt ſanft zu berühren einen tiefen Eindruck auf Sie machen muß. Allein weil ich Ihr ganzes Weſen, den geſammten Menſchen und Schöpfer in Ihnen noch höher ſtelle, als ein einzelnes und ſogar ſüßes Produkt deſſelben, darum benutze ich die ſeltene Freiheit, welche der Umgang mit höheren Naturen verſtattet, zu der unbefangenſten Aeußerung, die ich als ſolche auch gut verantworten kann. Lieber Scherenberg, ich halte Ihren „Küchenball“ für ein verfehltes Werk. Laſſen Sie mich dieſen Ausſpruch rechtfertigen!

Was giebt wohl den Shakeſpeare'ſchen Stücken jenen Charakter der Behäbigkeit, des Ruhens auf ſich ſelbſt, des feſten Ankerns, der behaglichen Breite und Ausführlichkeit, wenn es nicht der volle Ausdruck, das volle Ausprägen der innern Welt iſt, welche der Dichter ſchaffen will? Nur wenn die innere Harmonie zwiſchen dem in der bloßen

Phantaſie ſchwebenden Stoffe und der Darſtellung deſſelben zum Vorſchein kommt, ſo daß man nicht mehr daran denkt, wie anders oder beſſer er im Kopfe des Dichters als Phantaſiebild geglänzt haben möge, nur dann wird jene nothwendige Behäbigkeit, jenes breite ſolide Daſtehen erreicht werden können. So iſt mir denn beſonders aufgefallen, daß die von mir angehörte Darſtellung, oder mit andern Worten, daß das Werk ſelbſt durchaus abweicht von der Erzählung, dem Phantaſiebilde, welches Sie uns einſt früher mündlich mittheilten. Vor allem gilt dies von der Figur Ihres Stromers, der in Ihrer Phantaſie als ein ganz Anderer, und zwar als der Aechte erſcheint, gegenüber der gleichnamigen Figur in Ihrem Luſtſpiel. Das ächteſte Luſtſpiel in Holberg'ſcher Art ließe ſich hervorbringen mit der Darſtellung eines ſolchen Stromers. Das herrliche Lied ‚Hitze, Hitze', welches das bravſte Stromergedicht iſt, gehört Ihrem innern wahren Stromer an. Dagegen der nüchterne, kalte Anzug dem Luſtſpielſtromer. Lieber Dichter! Die Figur eines Stromers, wie ſie mir im Leben öfter begegnet iſt, erwärmt ſogleich durch ihren Anblick, ſchafft Zuneigung; es iſt einem wohl bei ihr, behaglich. Sagen Sie mir, wo hätte irgend einmal ein Stromer weiße Hoſen und Frack und heraushängenden Tabacksbeutel getragen? Ich kann Ihnen wohl ſagen, daß ich mit ächten Stromern intimen Umgang gehabt habe zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern; es waren in der Reihenfolge meiner Bekanntſchaft verkommene Schauſpieler, liederliche

Muſikanten oder ein vom Schickſal mühſelig umhergetriebener, immer fideler, wenn auch immer auf Fortuna verdrießlicher Handwerksburſche. Aber niemals hätte je einer die Kleidung getragen, die Sie Ihrem Stromer geben. Geſtehen Sie offen, daß Ihr Luſtſpielſtromer darin von Ihrem Phantaſieſtromer ſich unterſcheidet, daß jener nur eine Louis Schneider'ſche Theaterfigur iſt, die durch die unglückliche Zugabe des Berliner Weſens in der That einen widerlichen Eindruck hervorbringt. Es iſt wohl die allerunglücklichſte Wahl, einen Berliner Fanten zum Stromer zu machen; das wäre ein Stromer, wie ihn einer unſerer Komiker auf dem Theater wohl ſpielen möchte, nicht aber ein Stromer, der Ihrem Namen zur Ehre gereicht. Viel eher würde doch ein ehemaliger Berliner Eckenſteher einen Stromer abgeben. Ein gebildeter oder gebildet ſcheinender Berliner wird nie ein Stromer ſein können. Einen Stromer muß man aus einer kleinen thüringiſchen, baieriſchen, württembergiſchen Stadt hervorgehen laſſen. Es dürfte eine Ausnahme ſein, daß eine Reſidenznatur, wie Ihr Luſtſpielſtromer es iſt, im Land umherſtreift und nicht vielmehr in der Stadt ſelbſt nach Abenteuern ſucht.“

Der Briefſchreiber, nachdem er ſich immer mehr in das Weſen des „ächten Stromers“ vertieft hat, läßt zuletzt das Thema fallen und fährt dann fort:

„Wenn mir nun aber Ihre Darſtellung eines Stromers durchaus verfehlt, kalt, nüchtern erſcheint, ſo finde ich den ſelben Charakter, denſelben verfehlten, kalten, nüchternen Eindruck in der ganzen Haltung des Stücks, welches wie von einem dürren, kalten, trockenen Winde dahingejagt wird.

Es iſt das außerordentlich Geiſtreiche der Pointirungen, welches Sie ſelbſt für Ihr Stück einnimmt, aber den aufrichtigen, den unbefangenen, von nichts beſtochenen Zuhörer völlig leer läßt. Ihre Szenerie iſt gleich Anfangs — muthmaßlich veranlaßt durch das Beſtreben der Bühnengerechtigkeit und den Wunſch, das Stück auf dem Theater zu ſehen — eine völlig nüchterne Theaterſzenerie. In Ihrem Stücke ſpielen die Figuren zu ſehr auf den Brettern, die blos das Theater, nicht aber die Welt bedeuten. Daher kommt es, daß Ihrem Luſtſpiele jene Behäbigkeit Shakeſpeares, Holberg's, Goethe's fehlt. Sie verweiſen immer darauf, wie ſich das Stück auf dem Theater machen würde, aber dies thuen Sie nur, weil Sie ſelbſt fühlen, daß das von Ihnen Gegebene den Zuhörer unbefriedigt und leer läßt. Es iſt alſo gewiß nicht meine Ermüdung oder Abſpannung, ſondern es iſt Ihr eigenes innerſtes Gefühl, welches den wahrſten Richterſpruch über Ihr Stück fällt. Sollten Sie damit zunächſt ſchöne Hoffnungen abſchneiden, ſo thun Sie es nur wacker, indem Sie den ganzen Stromer ſo umarbeiten, wie es Ihr Phantaſieſtromer verlangt.

Sehen Sie, mein lieber Scherenberg, ich weiß jetzt recht gut und es liegt klar auf dem heitern Grunde meines Gemüths, warum Sie ſich oft ſo lange winden und ſträuben, gewiſſe Produktionen Widmann und mir vorzuleſen! Es ſind immer ſolche, von denen Sie ſelbſt ſpüren, daß ſie nicht klappen, nicht bei uns einſchlagen werden. Allein beſorgen Sie von uns nichts Böſes! Hoffen Sie von uns nur Gutes! Ich für mein Theil (und zwar ganz entſchieden ſeit der Vergleichung mit dem jüngſt vernommenen Luſtſpiel „Der Nachbar") werde alles thun, den von Ihnen eingeſchlagenen Weg im Dramatiſchen zu untergraben, denn der iſt durchaus verkehrt. So lange es Ihnen nicht gelingt, in ſhakeſpeariſch breiter Weiſe die Zuſtände Ihrer Perſonen auszuführen, ſo daß Szenerie und alles Andere daraus hervorgeht, ſo lange werde ich auch behaupten, daß Ihre Meiſterſchaft auf den Kriegsgedichten, vor allem auf jenem epiſchen Liede von der „Schlacht bei Ligny" beruht, und nicht auf Ihren dramatiſchen Erzeugniſſen, wie Sie hingegen anzunehmen ſich gewöhnt haben.

Es ſollte mich in der Seele ſchmerzen, wenn Sie das hier Geſagte verletzte. Weil Sie mich aber kennen und deshalb wiſſen, wie ſehr ich eine gute Kraft auch vollkommen verwendet ſehen möchte, darum bin ich guten Muths und ſehe einer Zuſammenkunft mit Ihnen freudig entgegen.

Was ich von den Urtheilen der Uebrigen halte und worauf ſich dieſelben gründen, das will ich Ihnen mündlich auseinanderſetzen. Wie immer unwandelbar Ihr v. Orelli."

So lauten einige jener „Literatur-Briefe", die H. v. Orelli von 49 bis 52 an Scherenberg richtete, Briefe, die nach keiner Seite hin eines Commentars bedürfen, weil ihre Schwächen und Vorzüge gleich deutlich zu Tage treten. Auch die Schwächen! Aller bewundernden Scherenberg-Liebe zum Trotz, klingt beſtändig ein Ton gelehrter, weltweisheitlicher, auch in Kunſtſachen alles beſſer wiſſender Ueberheblichkeit durch, ein Ton, gegen den gelegentlich zu proteſtiren, aus dem weiten Tunnel- und Freundeskreiſe nur einer den Muth hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Lieutenant von Saint-Paul und ſeine Beziehungen zu Scherenberg.

Dieſer Eine (beiläufig mir ſympathiſchſte), der den Muth einer gelegentlichen Auflehnung gegen Orelli hatte, war der Lieutenant oder Hauptmann v. Saint-Paul, Genie pur sang, ächteſter Repräſentant einer ſeit 48 ausgeſtorbenen Menſchen-Race.

St. Paul, aus einer preußiſchen Militärfamilie ſtammend, war in ſeiner Jugend ſelber Offizier geweſen, nahm aber ſeinen Abſchied aus Gründen, die mir nicht bekannt geworden ſind und wurde während der 40er Jahre Cenſor in Köln, ausgeſprochenermaßen zu dem Zwecke, die radikale von Becker, Marx ꝛc. redigirte Rheiniſche Zeitung todt zu machen. Er war aber wegen eigner politiſcher Freiſinnigkeit die dazu denkbar ungeeignetſte Perſönlichkeit, weshalb Graf Fritz Eulenburg, der ſpätere Miniſter des Innern, von

Berlin her abdeputirt wurde, lediglich um den in ſeinem Dienſte viel zu ſchlaffen Cenſor zu kontroliren, beziehungsweiſe zu ſchärferem Vorgehen anzuſpornen. Aber auch das verſagte. St. Paul und Fritz Eulenburg ſaßen fleißig beim Schoppen und ihr liebſter Genoſſe dabei war der Redakteur der Rheiniſchen Zeitung. Relata refero.

Wie lange St. Paul ſein Cenſoramt verwaltete, weiß ich nicht. wahrſcheinlich bis Ende 47, um welche Zeit etwa er nach Berlin zurückkehrte. Was er hier trieb, entſprach einigermaßen der Thätigkeit, aus der er in Köln abgelöſt worden war: er ward Lektor auf dem Polizeipräſidium, bis er auch aus dieſer Stellung wieder entfernt wurde. Dienſt und Amtspflicht, vor allem aber pünktlich regelmäßige Thätigkeit, waren ihm fremde Dinge.

Auf welche Art ſich ſeine Bekanntſchaft mit Scherenberg, Widmann und Orelli machte, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können; vielleicht war er Gallopin in der offiziellen Preſſe, der Widmann, ſo lang er im Miniſterium des Innern arbeitete, ſeine Kräfte lieh.

Im Winter 49 auf 50 war es, daß Lieutenant St. Paul, nach einer voraufgegangenen zufälligen Begegnung im Tunnel, mich häufiger beſuchte. Was ihn dazu veranlaßte, kann ich nur muthmaßen. Sehr wahrſcheinlich war es bittere Noth und Bedrängniß, um deretwillen er eine Zeitlang allabendlich mit einer Regelmäßigkeit an meine Thür klopfte, wie des Morgens die Sperlinge an mein Fenſter. Er fror und war hungrig. Ich ſeh' ihn noch deutlich vor mir in ſeinem engen abgetragenen Sommerrock, den Kragen in die Höh' geklappt, wie er ſich an den Ofen ſtellte, die Hände rieb und ſchubberte. Dann machte ich Grog oder Thee und wir plauderten eine Stunde lang zuſammen. Bei dieſem Geplauder war er immer verlegen, was ich mir bei dem Gefühl von Superiorität, das er hatte und haben durfte, nur ſo deuten kann, daß er mich ganz als bon enfant nahm und den rechten Ton für ſolche Kinder nicht finden konnte. Mein eigen Leben, das dem ſeinen nahe verwandt und doch wiederum grundverſchieden davon war, mocht' ihm zu denken geben und während er Theilnahme von mir forderte, lieh er mir im Stillen vielleicht die ſeine. Denn all ſeiner Verkommenheit unerachtet, war er klug und fein und nicht ohne Herzensgüte. Von Cynismen, auf deren Gebiet er ſich des Rufes der Meiſterſchaft erfreute, hab' ich niemals etwas aus ſeinem Munde gehört; er war vielmehr umgekehrt immer gewählt im Ausdruck und voll eigenthümlicher Diplomatie. Wenn er ſich dann äußerlich und innerlich gewärmt hatte, bat er mich, ihm etwas Geld zu leihen und nannte dabei regelmäßig eine ſo minime Summe, daß ſelbſt meine Mittel dafür ausreichten. Und dann brach er auf. Alles in allem, wenn ich mir ſein Bild zurückrufe, hab' ich einen wehmüthigen Eindruck von ihm: eine reich angelegte Natur, eine ſchöne, frühzeitig proſtituirte Menſchenſeele.

Den Sommer darauf war er wie verſchollen und als ich nach ihm fragte, vernahm ich, daß er ſeine frühere

Militärſchaft wieder hervorſuchend, als Compagniechef in die ſchleswig-holſteinſche Armee getreten ſei. Wirklich, es war ſo. Bald danach kam der Tag von Idſtedt, den er im echteſten St. Paul-Stil mitmachte. Seine Compagnie zum Angriff vorführend, ſprang er vor die Front, um gegen den Feind hin eine unanſtändige Geberde zu machen. Im ſelben Augenblick ward er von einer däniſchen Kugel in den Rücken getroffen. Er lag dann monatelang im Lazareth zu Rendsburg und ſchickte von ſeinem Schmerzenslager ein Schächtelchen mit verſchiedenen aus ſeiner Wunde herausgenommenen Knochenſplittern nach Berlin hin an die Freunde. Dies Schächtelchen trug die Aufſchrift: „Reliquien von Sankt Paul. Euer Saint-Paul.“ So blieb er derſelbe bis zuletzt.

Endlich geheilt entlaſſen, kam er nach Berlin zurück, aber ſein Körper war zu deſtruirt, um die Folgen einer ſo ſchweren Verwundung überdauern zu können. Er war dem Tode näher als er wußte, nahm indeſſen literariſche Beſchäftigungen wieder auf und ſchrieb an einem „Hamlet“ wie alle dieſe Genies, die's ohne Fauſt oder Don Juan oder den Dänenprinzen nie thun mochten, weil ſie von allen dreien etwas an und in ſich hatten. Winter 52 auf 53 traf ein Brief Widmanns an Scherenberg von Jena her ein, in dem es am Schluſſe hieß: „Was macht denn der verlorene Sohn St. Paul? Er hütet wohl ſich ſelbſt als das größte ſeiner . . nun ſagen wir als das größte ſeiner Ferkel. Ich laſſe ihm guten Appetit zu den Träbern wünſchen und möchte ſeinen ‚Hamlet‘ leſen.“

Als dieſer Brief anlangte, war der, dem das bittere Wort galt, eben geſtorben.*)

Einer ſeiner näheren Freunde ſchrieb mir noch neuerdings über ihn: „Ich theile ganz Ihre ſpezielle Sympathie für St. Paul. Er war allerdings verlumpt, aber ein entzückender Kerl von au fond nobler und namentlich humaner Geſinnung, nur ſollte keiner was davon merken. Er verſtellte ſich ad majorem cynismi gloriam. Im Jahre 52 bezog er, als mein unmittelbarer Nachfolger, eine Chambregarniwohnung und enthuſiasmirte die Wirthin und deren Kinder. Er war die Leutſeligkeit ſelbſt und voll geſunden Humors.“

* * *

So war Lieutenant v. St. Paul, dem ich nun in dreien ſeiner an Scherenberg gerichteten Briefe das Wort gebe. Brief 1. und 2. ſind im Frühjahr 49, ein Jahr alſo vor ſeinem Eintritt in die ſchleswig-holſteiniſche Armee geſchrieben.

Hausvogtei, 13. März. Lieber Scherenberg. Nur zwei Worte an Dich, von denen Niemand etwas wiſſen darf, ſo wahr Du mein Freund biſt. Du biſt der Einzige, dem ich mich in dieſer Lage decouvriren kann. Ich bin hier in der Hausvogtei wegen einer Schuld im Perſonal-Arreſt. Bis jetzt weiß Niemand davon, auch nicht meine Eltern. Ich habe die Hoffnung, morgen wieder loszukommen, bin aber für den Augenblick in der größten Noth, da ich keinen Pfennig Geld habe, nicht einmal um Papier zu meiner Korreſpondenz mit dem Gläubiger anzuſchaffen, und die Beamten ſind Harpagons die nichts umſonſt thun. Bitte, bringe mir doch 1 Thaler hierher, den Du vorher in einer Kaſſenanweiſung in ein Couvert legen und dann hier in der Hausvoigtei (am Schinkenplatz) unter meiner Adreſſe abgeben mußt. Du brauchſt nur nach dem Stadtvogtei-Inſpektor Stephan zu fragen. Ich ſetze kein Wort hinzu und zweifle keinen Augenblick, daß Du mir ſogleich die Bitte erfüllen wirſt. Du mußt aber das Billet ſelbſt hier abgeben. Dein Freund

---

*) Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg zählte zwei St. Pauls unter ſeinen Opfern, zwei Brüder: der eine war der Oberſtlieutenant v. St. Paul (früher Major im Alexander-Regiment) der vor Fridericia durch eine Kanonenkugel fiel, der andere war der unſere, der den Folgen ſeiner Idſtedter Verwundung erlag.

St. Paul."

Und eine Woche ſpäter.

„Berlin, Neue Königſtraße 58. Sonnabend Mittag. Alter Freund, meine Erlöſungsſtunde hat heute nach einer faſt fünfwöchentlichen Klauſur geſchlagen. Meine Gläubiger haben ſich mit der Garantie meines Bruders, meine Schulden bezahlen zu wollen, zufrieden erklärt.

Vielleicht tritt jetzt, nach vielen Stürmen, eine Windſtille für mich ein, und ich komme ſchließlich auf meine eigentliche Beſtimmung zurück. An den Kern konnten alle dieſe Externa nicht herankommen, Geiſt und Gemüth ſind friſch und alle Püffe haben nur dazu gedient, den Hochmuthsteufel und manchen andern dummen Teufel hoffentlich radikal aus mir auszutreiben. Ich habe großes Verlangen nach Dir, lieber Bruder, und möchte mit Dir manches beſprechen.

Vielleicht können die Thiergartenſpaziergänge noch einmal beginnen; ich würde Dir manche Anregung und manchen Stoff liefern können, vielleicht jetzt mehr als vordem. Vorgeſtern habe ich — und hinter den Gittern will das etwas ſagen — einige Reime gemacht und lege ſie Dir hier bei. Du ſiehſt, die Katze läßt das Mauſen nicht und der Poet in mir läßt ſich nicht todt machen. Ich rechne mit Beſtimmtheit darauf, daß Du mich morgen in meiner obengenannten Wohnung aufſuchſt. Aus begreiflichen Gründen mag ich nicht gerade jetzt nach Deiner Wohnung kommen. Kannſt Du jedoch nicht, ſo ſchreibe mir eine Zeile und gieb mir ein Rendez-vous an, wo wir uns treffen können, etwa bei den Zelten oder ſonſt wo im Thiergarten. Erfülle die Bitte Deines Freundes St. Paul."

So die zwei erſten Briefe, die ſich mit dem Briefſchreiber ſelbſt und ſeiner Miſere beſchäftigen.

* * *

Wichtiger aber, weil über die Charaktere der drei Freunde: Scherenberg, Widmann und Orelli (beſonders über den des letzteren) Aufſchluß gebend, iſt der dritte Brief, der voll Zerknirſchung und doch zugleich auch in dem Gefühle geſchrieben wurde: „So ſchlimm Ihr mich machen mögt, ich bin der Schlimmſte nicht. Fegt lieber vor eurer eignen Thür.“

Der Brief ſelbſt aber lautet:

„Orelli, mein lieber Scherenberg, hat mich geſtern geradezu mißhandelt und mir zugleich einen Zug von Dir mitgetheilt, der mir den ſchmerzlichen Beweis liefert, daß ich mich über Dich getäuſcht habe. Die Sache iſt die: Ich war vorgeſtern Abend bei O. Er ſprach von dem Entwickelungsgange, den er genommen und von ſeiner Miſſion. Ich hörte mit der Theilnahme zu, die man jedem ernſten Streben zollt. Nachdem er lange geſprochen, ſagte ich ihm ‚mein Gang ſei ein anderer geweſen‘ und ſetzte hinzu: ‚Gott habe mir vielen Glauben mit in die Wiege gelegt, vielleicht mehr als ihm; um ſo verdienſtlicher aber ſei ſein Kampf.‘ Genug, ich meinte damit, meine Werke hielten nicht Strich mit meinem Glauben; ich demüthigte mich innerlich vor ihm, obgleich ich nicht zu beurtheilen vermag, wie weit es mit ſeiner Reinheit gediehen iſt.

„Das alles war vorgeſtern bei Orelli ſelbſt.

„Geſtern nun waren wir zuſammen in den Zelten. Plötzlich nimmt das Geſpräch eine andere Wendung, bei der er mir ſagt: ‚Sie haben keine Spur von Liebe in ſich. Sie ſind ein ganz eitler Menſch, ſonſt hätten Sie mir geſtern nicht geſagt, Sie hätten mehr Glauben, als ich. Sie haben das offenbar nur gethan, um mich zu ärgern!‘ Das hieß denn doch einfach, mich todtſchlagen, das hieß mich zum Scheuſal machen. Denn was iſt ein Menſch ohne Liebe! Gram über eine ſolche tiefe Verkennung machte mich warm und ich drang auf Beweiſe. Da ſagte er mir: ‚Sie ſind ganz ſchlecht und durchaus lügenhaft; Sie haben an Scherenberg einen Brief geſchrieben, den er mir gezeigt hat und ihm ein Gedicht mitgeſchickt, blos um ihm etwas vor zu machen.‘ Ich ſagte hierzu kein Wort und bemerkte mir, daß mir Verſtellung, Pfiffigkeiten und krumme Wege fremd ſeien; was ich Dir geſchrieben, ſei wahr geweſen und das beigeſchloſſene Gedicht hätt' ich den Abend vorher im Finſtern und im Gefängniß gemacht. Orelli ließ ſich aber nicht abbringen und fuhr fort: ‚er, Du, Widmann und viele andere hielten mich für weiter nichts als einen Schauſpieler, alles was ich ſchriebe wäre Selbſtbeſpieglung und Eitelkeit.‘ Als ich ihn darauf fragte, was ihn und die Freunde veranlaſſen könne, mit einem ſo verworfenen Menſchen umzugehen, gab er mir zur Antwort: ‚Ihr wüßtet alle recht gut, was ihr an mir hättet; ihr nehmet mich eben einfach als einen Schauſpieler.‘ Alſo Schauſpieler und immer wieder Schauſpieler! Ach, mein lieber Scherenberg, willſt Du Dich nicht abſichtlich dagegen verſchließen, ſo mußt Du, gerade Du doch wiſſen, wie's mit meiner Schauſpielerei ſteht. Du biſt lange mit mir umgegangen, lange bevor wir Orelli kennen lernten, und wirfſt mir das Zeugniß aus ſtellen, daß mich nie die Dinge dieſer Welt, ſondern im tiefſten Herzensgrunde nur immer das Ein und Alles beſchäftigt hat und daß ich allezeit ein Suchender geweſen. Erinnere Dich an unſer früheres tägliches Zuſammenſein. Haſt Du jemals ein Schwanken, eine Untreue im Geiſt an mir bemerkt? Iſt das mit dem Briefe ſo, wie mir Orelli geſagt, ſo zeigt ſich darin etwas von niedriger Geſinnung, auch an Dir. Orelli war ruhig geſtern, ich heftig; er wußte ſich viel damit und ſagte mir's. Aber der Henker iſt auch ruhig, wenn er rädert.

Ich bin vielleicht der unter Euch, der, meines Wollens ungeachtet, am tiefſten im Irdiſchen ſteckt, aber was ſpeziell Orelli betrifft, der hat ſicher einen ſchweren Kampf zu kämpfen und hat viel, ſehr viel zu überwinden. Er richtet hart, er ſieht nicht mit dem Blick der Liebe, des Vertrauens in die Menſchen, und erträgt unter uns allen am wenigſten die Wahrheit. Weder Du noch ich können ihm ſagen, was wir wollen und wie wir's doch einem ganz freien Menſchen gegenüber zu thun in der Lage ſein müßten; aber wir thun es nicht, um Verſtimmung zu vermeiden. Er trägt noch ein ungeheures Stück Welt mit ſich herum. ‚Dahin hab' ich es wenigſtens gebracht', ſagte er noch geſtern zu mir, ‚daß ſich im Tunnel jeder vor mir beugt; wenn ich ſpreche, wird alles ſtill.' Und dergleichen mehr. Du weißt, wie mißlich es ſein würde, darauf irgend etwas erwidern und ihm klaren Wein einſchenken zu wollen. Und was bei ihm ſuperfin iſt, iſt bei Widmann einfach wahnſinnige Eitelkeit.

Erinnere Dich, als er zu uns ſagte: „Wenn ich wollte, könnt' ich morgen Oberpräſident ſein.“ Als ob das übrigens etwas wäre! Wahrhaftig, es wär' eine Grauſamkeit geweſen, ihm darauf ernſthaft zu erwidern. Aber laſſen wir Widmann. Auch Orelli iſt noch lange nicht ſo weit wie er glaubt, ſonſt müßte er unbefangener in die Menſchen ſehen. So warf er mir geſtern beiſpielsweiſe vor, „daß ich mit den Menſchen herzlos ſpielte“. Ich hatte nämlich mit dem Kellner über Politik geſprochen und ihn gefragt, „ob er zu den Rothen gehöre“, bei welcher Gelegenheit ich das Kriegsgericht mit ſeinen Urtheilen über rothe Federn lächerlich machte. Nun, ob das klug und paſſend war, kann fraglich ſein, aber daß man mit Kellnern eben ſo gut über Politik ſprechen kann, wie mit Orelli, ſollt' ich doch meinen. Daß dies in der Form des Humors geſchah — was kann ich dafür? Orelli meint aber, ich hätte einen böſen Humor, einen Humor, der nur die Menſchen kränken und verſpotten wolle, lediglich zu dem Zweck, um meiner Eitelkeit eine Fete zu geben. Haſt auch Du das Gutmüthige meines Humors nicht erkannt, ſo will ich glauben, daß ich böſe bin und will wirklich daran arbeiten, um in Zukunft mit mehr Nüchternheit zu ſprechen. Ich weiß aber, daß mir hierin Unrecht geſchieht und weiß auch, daß ich nie gekränkt habe, wo ich nur einigermaßen Verſtändniß für dieſe meine Form des Ausdrucks fand. Und dies Verſtändniß findet man im Volke mehr als die Schulweisheit glaubt. Orelli erkennt aber in der Natur eines andern nichts Originelles und Gegebenes an. Lebewohl! Dein St. Paul.“

Dieſer Brief St. Paul's überhebt mich der Aufgabe, meinerſeits noch charakteriſierend aufzutreten, ſei's in Bezug auf Widmann und Orelli (deren ſchwache Punkte hier richtig erkannt und betont werden), ſei's mit Bezug auf St. Paul ſelbſt.

Wenn hinſichtlich dieſes Letzteren noch etwas geſagt werden ſollte, ſo würd' es im Weſentlichen auf das hinauslaufen, was ich im Eingang zum zehnten Kapitel, und zwar anknüpfend an die Geſtalt Friedrich Rohmers, über die „Titaniden" der 30er und 40er Jahre geſagt habe. Neben dem Hange, Religionen zu ſtiften und ein erneuter und verbeſſerter Chriſtus zu ſein, liefen Cynismus und Debaucherie. Meiſt bei denſelben Perſonen. Alle „Titaniden" gefielen ſich in den kraſſeſten Gegenſätzen. Nur ein Beiſpiel. Ludwig Buhl, wenn er halbe Stunden lang für Abſchaffung der Ehe plaidirt und das Heil künftiger Generationen an Bedingungen geknüpft hatte, die ſich mit Rückſicht auf den Sittlichkeitsparagraphen auch nicht einmal andeutungsweiſe hier wiedergeben laſſen, unterbrach ſich oft inmitten ſolcher Ungeheuerlichkeiten, um ſeinen Zuhörern mit plötzlicher Herzensbewegung zu verſichern, „daß ein lautrer Wandel und Sittenreinheit doch ſchließlich das Einzige ſeien, was das Leben werth und ſchön mache."

Ganz dieſer Gruppe zugehörig war auch St. Paul; er wälzte ſich, wie Widmann in einem vorcitirten Briefe ſchrieb, „in den Träbern" und enthuſiasmirte ſich doch gleichzeitig für Herz, Askeſe und Liebe.

Und Beides war echt.

Fünfzehntes Kapitel.

Meine perſönlichen Beziehungen zu Scherenberg.

Um meine perſönlichen Beziehungen zu Scherenberg zu ſchildern, hab' ich zunächſt auf das Jahr 1844 zurückzugreifen. Um dieſe Zeit trat ich in den Tunnel und machte ſeine Bekanntſchaft. Strachwitz hatte kurz vorher Berlin verlaſſen, Geibel ſein Zelt unter uns noch nicht aufgeſchlagen, und ſo war denn Cook, wie ſeiner Zeit erzählt, der unbeſtrittene Tunnel-Herrſcher und um ſo mehr vielleicht, als er dieſe Herrſchaft nie geltend machte, wovor ihn ebenſo ſeine Klugheit wie ſeine Herzensgüte bewahrte.

Das Wohlwollen, das er Jedermann bezeugte, kam auch mir zu Gute; waren doch Neid und Spott Dinge, die ſeiner edlen Natur durchaus fern lagen. Allen jüngeren Mitſtrebenden gegenüber, erwies er ſich verbindlich und anerkennend, und erleichterte ſpeziell auch mir mein Heimiſchwerden und Wurzelfaſſen in der Geſellſchaft.

Daß ich ihm dafür aus ganzem Herzen gedankt hätte, kann ich leider nicht ſagen, ich blieb kühl und darf mir doch andererſeits keinen Vorwurf daraus machen, damals ſolche Kühle gezeigt und mich nur zögernd (wenn überhaupt) vor ſeinen Triumphwagen geſpannt zu haben. Rund heraus, ich konnte der Bewunderung nicht folgen, die dem „Lieblinge" von allen Seiten her gezollt wurde, bei welcher Gelegenheit ich übrigens bemerken möchte, daß es auch ſpäter Eintretenden, unter ihnen namentlich Paul Heyſe, nicht beſſer erging. Es war eben nöthig den ganzen Scherenberg zu kennen, um ihm und ſeinem Talente gerecht zu werden. Sah man ſich aber umgekehrt auf Einzelnes angewieſen, auf Einzelnes, das oft ſehr zu wünſchen übrig ließ, ſo rieb man ſich die Stirn und kam in eine leiſe Verſtimmung, ſich fragend, „ob es einem ſelber oder aber den anderen an Urtheil gebräche?"

So war und blieb meine Stimmung durch drei Jahre hin, von 44 bis 46, um welche Zeit Scherenberg in der That nur ſehr Mäßiges leiſtete. Seine guten und bedeutenden Sachen waren entweder ſchon vorher geſchrieben oder folgten in einer ſpäteren Epoche nach, während er in der Mitte der 40er Jahre in einer Art Mauſerung begriffen war, die für den Tunnel nur Nebenſächliches abfallen ließ. Ich habe denn auch noch deutlich in Erinnerung, daß ich mich zum Entſetzen einiger ſeiner Enthuſiaſten auf einem Tunnel-Heimwege dahin äußerte „der ſentimentale Scherenberg ſei mir einfach zu ſentimental, und was nun gar den humoriſtiſchen angehe, ſo ſei das nach dieſer Seite hin von ihm Geleiſtete, eigentlich nur Beobachter an der Spree-

Poeſie. Das in ſeinem Humor alles feiner und espritvoller appretirt werde, dies zu beſtreiten, falle mir nicht ein, aber ich würde dieſer Appretur nicht froh. Alle ſeine Geiſtreichigkeiten kämen mir hypergeiſtreich vor und gereichten mehr dem umgänglich unterhaltenden Menſchen als dem Poeten, mehr ſeiner Converſation und Geſellſchaftlichkeit als ſeiner Dichtung zur Ehre."

So damals.

Und die Wahrheit zu geſtehen, denk' ich über die jener Zwiſchenzeit angehörigen Hervorbringungen ſeiner Muſe heute noch eben ſo. Meine Belehrung kam erſt, als ich ſein Ligny und Waterloo, ganz beſonders aber die groß und leidenſchaftlich empfundenen Dichtungen ſeiner früheren Epoche kennen lernte. Das ſtand aber noch weit aus und bevor dieſe Zeit da war, ſah ich mich in meinen Zweifeln eher beſtärkt als herabgemindert, wozu noch ganz beſonders eine Begegnung beitrug, von der ich in Nachſtehendem erzählen möchte.

* * *

Winter 45 auf 46 war es, daß ich unſren Dichter nicht blos mehr im Tunnel, ſondern auch in Geſellſchaften traf. Unter anderen bei B. v. Lepel. Dieſer war um die genannte Zeit Offizier im Franz-Regiment und bewohnte zwei Zimmer in der jetzt ohne Weitres als Spukhaus zu bezeichnenden alten Franz-Kaſerne, vor der einem freilich auch damals ſchon ein leiſer Gruſel befiel, wenn man, bei zufälliger Paſſirung der Neuen Friedrichſtraße, zu dem furchtbaren alten Adler über dem Eingangs-Portal hinaufſah. Unmittelbar links neben dieſem Adler, ſo daß man vom Fenſter aus die Flügel deſſelben packen konnte, lagen Lepel's Zimmer, die, wie herkömmlich, von einem Offiziersburſchen in Ordnung gehalten wurden. Der 45er Burſche hieß „König", der 46er „Volk", was immer beſpöttelt und auf ein verſtecktes Gothanerthum — das übrigens ſeinem Namen nach damals noch gar nicht exiſtirte — gedeutet wurde. Die Burſchen hatten keinen leichten Dienſt, was daher kam, daß das Lepel'ſche Wohnzimmer nicht blos eine Lieutenantsſtube, ſondern auch ein Duodezmuſeum war, in dem ſich ſo ziemlich alles beiſammen befand, was der Bewohner deſſelben von ſeinen verſchiedenen italieniſchen Reiſen mit heim gebracht hatte. Vor dem von Epheuwänden flankirten Trumeau ſtand ein Tiſchchen mit der „Venus von Medici", zu deren Seiten rechts und links, wie Drachen zu Füßen einer Heiligen, zwei rieſige Haarbürſten lagen. In ſolchen über alles Conventionelle ſich kühn hinwegſetzenden Zuſammenſtellungen, bewegte ſich die ganze Zimmereinrichtung und während ein Ajax von der Ofenecke her auf ein grüngeblümtes Schlafſopha niederſah, ſah ein auf niedriger Conſole ſtehender Faun zu dem Amor und Pſyche-Relief hinauf, das ſich friesartig über dem Klaviere hinzog. Alte Piſtolen, Theebüchſen und Eau de Cologne-Flaſchen vollendeten das Arrangement.

Und doch, wie viel glückliche Stunden hab' ich in dieſer ganz nach Künſtler- und Poetenart ausgeſtatteten Kaſernenſtube zugebracht, in der nicht blos Mitternacht, ſondern oft auch der nächſte Morgen herangewacht wurde.

Schon die Vorbereitungen zu dieſen Plauderabenden waren ganz apart. Aus der mittleren Stadt von einem Beſuch oder einem gemeinſamen Spaziergange heimkehrend, wurden in der Königsſtraße von dem liebenswürdigſten der Wirthe kleine Leckerbiſſen allerperſönlichſt eingekauft, um daheim die Tugend der Gaſtlichkeit bis zum Extrem üben zu können. Erleichtert wurden ihm dieſe ſonſt läſtigen Einkaufsproceduren dadurch, daß er, weil ſelber ein Italianiſſimus, mit der geſammten, aus dem Engadin ſtammenden Schweizerconditorei-Welt auf einem geſchäftlich-freundſchaftlichen Fuße lebte, vor allem mit „Courtin neben der Poſt" und einem in demſelben Hauſe befindlichen Italiener, aus deſſen Laden Sardinen, Feigen und Datteln und last not least, eine feinſte Sorte von Peccoblüthen entnommen wurde. Denn wir verſtanden uns bereits auf Thee, was in dem damaligen Berlin nicht viel weniger bedeutete, wie Verſe machen können. Der große Militairmantel mit ſeinen zwei Taſchen ermöglichte das Unterbringen all' dieſer Herrlichkeiten und um die neunte Stunde traten wir von der dunklen und von wer weiß wie viel Grenadierſohlen längſt abgelaufenen Treppe her in das vordere Zimmer ein, wo die Lampen und Lichter ſchon brannten, und auf einem weißgedeckten Tiſch eine Rubinglas-Schale mit einem aufgethürmten Zuckerberge ſtand.

Und nun fielen wir in die bequemen aber niedrigen Fauteuils, und während Ajax von ſeiner Ofenecke, der tanzende Faun aber von ſeiner Conſole her auf uns niederſah, wurd' ein Akt aus Niccolinis Arnoldo da Brescia oder ein Geſang aus dem Inferno geleſen, wenn wir nicht unſren eignen Terzinen, an denen nie Mangel war, vor denen des großen Florentiners den Vorzug gaben. So ging es bis Mitternacht. Ueberkam mich dann eine plötzliche Müdigkeit, ſo wurde der Thee zunächſt nur ſtärker gemacht, bis ſich, wenn auch das verſagte, der nicht blos gegen alle Schwachheit gefeite, ſondern zum Ueberfluß auch noch mit allen möglichen Talenten ausgerüſtete Wirth am Klaviere niederließ, um hier, unter Ziehung des Pedals, mir ins Gewiſſen hinein zu citiren: „Wo biſt Du, Fauſt, des Stimme mir erklang" und damit unerbittlich fortzufahren, bis ich bei dem fortiſſimo vorgetragenen Schlußzuruf: „Ein furchtſam weggekrümmter Wurm" aus meiner Schlaftrunkenheit wieder auffuhr.

So verliefen die Zuſammenkünfte wenn wir allein waren, aber öfter noch waren es Geſellſchaftsabende, zu denen, außer einigen Regiments-Kameraden, auch eine Tunnel-Elite geladen zu werden pflegte. Denn Lepel rivaliſirte damals mit dem Friedberg'ſchen Hauſe darin, daß er die talentvolleren Vereinsmitglieder nach ſtattgehabter Sitzung auch noch geſellſchaftlich um ſich verſammelte.

Neben dem jüngeren Gaudy, der ſpäter (1866) als Oberſtlieutenant im Franz-Regiment bei Alt-Rognitz fiel, waren es vorzugsweiſe Werner Hahn, Boßhart, Widmann und Orelli, deren nähere Bekanntſchaft ich um jene Zeit machte, während ich andere, die nicht dem Tunnel als ſolchem, wohl aber dem damaligen literariſchen Berlin angehörten, überhaupt erſt in dieſem Lepel'ſchen Kreiſe kennen lernte.

Zu dieſen Letztern gehörte Baron A. v. Sternberg, der, eben damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehend, als Berliner Novelliſt eine Rolle ſpielte. Nicht mit Unrecht. Ja, ſein Talent war derart, daß er bei mehr Anſtrengung und weniger Depravirtheit etwas Hervorragendes hätte leiſten müſſen. Sein Dünkel freilich war grenzenlos und wurde dadurch nicht acceptabler, daß er ihn ſtark durch die ariſtokratiſche Küpe gezogen hatte. Von Seiten Lepels, mit dem er ſehr gut ſtand, waren wiederholentlich Verſuche gemacht worden, ihn für den Tunnel zu gewinnen, was Sternberg aber jedesmal mit dem Bemerken abgelehnt hatte: „Nein, lieber Lepel. Und um was auch? Ich bin jetzt wohl oder übel ein gefeierter, jedenfalls ein gern geleſener und gut bezahlter Schriftſteller. Welche Veranlaſſung könnt' ich haben, mir in Ihrem berühmten Tunnel durch einen jungen Studenten oder Commis (denn auch derlei haben Sie ja) mit bewährter deutſcher Biedermannsmiene verſichern zu laſſen, daß meine Novellen nichts taugten. Ich liebe dergleichen nicht. Aber auch, wenn ich perſönlich darüber hinſehen wollte, Buchhändler X. oder Y. würde ſchwerlich ein Gleiches thun, ſondern höchſt wahrſcheinlich auf den Einfall kommen, mir meine Honorare beſchneiden zu wollen. Und nach der Seite hin bin ich empfindlich.“ In dieſem Tone ſprach er gern, und ich ſelber — freilich nicht ohne Schuld — fiel einmal ſeinem Sarkasmus als Opfer, als ich ihm über den Tiſch hin von einem jungen Schriftſteller erzählte, „der mir am Tage zuvor mit einem dicken Manuſkript, ‚alſo ſehr wahrſcheinlich mit einem Roman‘ unterm Arm, in der Friedrichſtraße begegnet ſei.“ Sternberg fühlte den Lyriker-Hochmuth ſofort heraus und replicirte mit ſchneidendem Hohn: „es können ſchließlich auch lyriſche Gedichte geweſen ſein.“

Aber zurück zu Lepel und ſeinen Abenden.

An einem dieſer Abende war es, daß ich, wie ſchon angedeutet, in eine gewiſſe geſellſchaftliche Beziehung zu Scherenberg trat, der durch den gerade damals in Berlin anweſenden Geibel aufgefordert worden war, eins ſeiner Luſtſpiele vorleſen zu wollen, „am beſten bei Lepel in der Kaſerne.“ Was denn auch ohne Weiteres acceptirt worden war.

Und nun ſaßen wir 8½ Uhr zu Dritt zuſammen: Geibel, Lepel und ich, und warteten auf den Vorleſer. Er ſchien uns aber in infinitum weiter warten laſſen zu wollen. Endlich gegen 10 Uhr kam er zu Fuß von der Bendlerſtraße her angewirbelt und entſchuldigte ſich damit, daß er mit der Umarbeitung des Stückes, trotzdem er ſich ſchon geſtern daran gemacht habe, nicht eher fertig geworden ſei. Ja, das Stück ſei ſein Schmerzenskind, oder doch das

Kind ſeiner beſonderen Müh und Sorge, denn dieſe letzte Bearbeitung ſei bereits die vierzehnte. Geibel lachte herzlich. Ob er's glaubte, weiß ich nicht. Gleichviel, alles was der ſo ſpät Erſchienene ſagte, wurde in einer nervöſen Erregung geſprochen, während welcher er ſein Manuſkript immer wieder auf- und zurollte. Von Behaglichkeit keine Rede. „Nun aber anfangen" kommandirte Lepel. Und die Venus von Medici ſammt ihren zwei borſtigen Schildhaltern vom Spiegeltiſch herabnehmend, erhob er dieſen, mit zwei Leuchtern darauf, zum Vorleſertiſch.

Und wirklich, keine drei Minuten mehr, ſo hatte Scherenberg, der ſonſt der Mann der Einleitungen und Commentare war, ſeine Vorleſung begonnen und jagte ventre à terre durch alle fünf Luſtſpielakte hin. Ich glaube nicht, daß es länger als eine Stunde dauerte. Als er fertig war, ſahen wir uns an und wußten nicht was wir ſagen ſollten, denn alles, was wir gehört hatten, erſchien uns als ein abſolutes Nichts. Der ganze Witz, wenn ich die Sache noch recht im Gedächtniß habe, lief darauf hinaus, daß die Hauptperſon beſtändig die Verſicherung abgab: „ich heiße anders", was einmal über das andere zu ſonderbaren Mißverſtändniſſen führte, weil der Betreffende wirklich „Anders" hieß. Mit anderen Worten, ein höchſt kümmerlicher Kalauer war zum Drehpunkt eines fünfaktigen Stückes gemacht! Unſere Verlegenheit wäre grenzenlos geweſen, wenn uns nicht Scherenberg ſelbſt aus ihr befreit hätte. Sein Manuſkript raſch wieder zuſammen rollend, ſchwor er hoch und theuer, auf der Stelle wieder nach Hauſe zu müſſen und brach auch wirklich auf, ohne an dem kleinen Souper, das folgte, theilgenommen zu haben. Lepel machte den Verſuch, alles „auf Genialität" hin auslegen zu wollen, was ihm dem unendlich gütigen und von allen Menſchen immer das Beſte glaubenden Geibel gegenüber, auch ſehr wahrſcheinlich gelang, ich meinerſeits aber ſprach ziemlich ungenirt von „Verrücktheit" und „Komödiantenkram."

Auch dieſer Abend alſo hatte mich weder dem Menſchen noch dem Dichter näher geführt. Eher das Gegentheil. Und ſo blieb es noch Jahre lang, bis der Winter 49 auf 50 endlich Wandel ſchaffte.

* * *

Zu dieſer Zeit bereitete Scherenberg die zweite Auflage ſeiner Gedichte vor, die, faſt um das Doppelte vermehrt, nicht mehr bei Enslin, ſondern wie Ligny und Waterloo bei A. W. Hayn erſcheinen ſollte. Von Anfang an, oder mit anderen Worten ſo lang er dem Tunnel angehörte, hatte ſich unſer Poet daran gewöhnt, alles was von ſeinen Dichtungen in die Druckerei ging, entweder Friedberg oder W. v. Loos zur letzten Begutachtung bezw. zur Correctur vorzulegen, und weil ſich's traf, daß im Winter 49 auf 50 H. Friedberg als Oberſtaatsanwalt in Greifswald, W. v. Loos aber als Militair-Attaché bei der Pariſer Geſandtſchaft fungirte, ſo fragte Scherenberg bei mir an, ob wir nicht die Durchſicht und „letzte Feile" der der Sammlung neu einzuverleibenden Gedichte gemeinſchaftlich vornehmen wollten? Ob er dabei wirklich ein Vertrauen zu meinem kritiſchen Gefühl oder blos die nur zu berechtigte Vorſtellung hatte, daß es „wenn nichts helfen, ſo doch ſchließlich auch nichts ſchaden könne" mag dahingeſtellt bleiben, jedenfalls ging ich damals mit großer Freudigkeit auf den mir ſchmeichelhaften Vorſchlag ein und kam dadurch in die glückliche Lage, Scherenberg ein paar Wochen lang täglich bei mir erſcheinen zu ſehen.. Auf eine pointiliöſe Durchſicht der Geſammtheit der neu aufzunehmenden Gedichte wurde von vornherein verzichtet, dafür aber alle Kraft und Zeit auf einige derſelben, und zwar inſonderheit auf das lange Schlußgedicht: „Abu Abdallah el Zogoibi, der letzte Mauren-König" concentrirt. Daſſelbe zählt zu Scherenberg's ſchönſten Arbeiten und wird, wenn überhaupt, nur von ganz Wenigem noch übertroffen, was er geſchrieben hat. Ich darf ihm dies Zeugniß hier ausſtellen, ohne damit einen heimlichen Kratzfuß gegen mich ſelbſt zu machen, denn die damals von mir bei Seite gelegten und jetzt einen Erinnerungsſchatz für mich bildenden Correcturbogen laſſen mich nur zu deutlich erkennen, wie vollkommen überflüſſig, wenn nicht geradezu ſchädlich, all die „Verbeſſerungen" geweſen ſind, die während der Durchſicht durch mich beliebt und ſeitens des ſuperioren und über mein Beſſerwiſſen vielleicht lächelnden Dichters acceptirt wurden.

Dieſe zunächſt dem Maurenkönig Abu Abdallah, aber doch auch anderen Dichtungen geltenden Correcturen, die wir abwechſelnd Vor- und Nachmittags auf einem hochlehnigen und ſuffligen Chambre-garni-Sopha, bei ſehr mäßigem Mokka und verſteht ſich in eine rieſige Tabaksdampfwolke gehüllt, vornahmen, veränderten ſehr raſch meine Stellung zu Scherenberg, deſſen beſte Sachen ich nun erſt einſah, und führten dahin, mich aus einem Antagoniſten in einen aufrichtigen, wenn auch noch immer nicht unbedingten Verehrer umzuwandeln. Aus welcher Umwandlung dann wiederum reſultirte, daß ich, als es ſich bald danach um eine Scherenberg-Biographie für die damalige Preußiſche (Adler-) Zeitung handelte, mit Abfaſſung derſelben betraut wurde. Den Stoff dazu konnt' und wollt' ich nur perſönlichen Mittheilungen des Dichters ſelbſt entnehmen, der mir denn auch auf längeren und kürzeren Spaziergängen, am häufigſten aber in meiner intenſiv proſaiſch zwiſchen Charité und Thierarzneiſchule gelegenen Wohnung allerlei Schilderungen aus ſeinem Leben machte, dabei mit Vorliebe bei ſeinen Magdeburger Tagen, dem Donatair-Prozeß und ſeiner zu weſentlichem Theile durch ſeine Schuld unglücklichen erſten Ehe verweilend. Alles oder doch das meiſte, was ich in dem entſprechenden Kapitel über dieſe Dinge mitgetheilt habe, ſtammt aus ſolchen, im Frühjahr 1850 mit ihm geführten Geſprächen. Er war dabei vorſichtig und offen zugleich und überraſchte mich mehr als einmal durch die Thatſache, daß er mir Dinge mittheilte, die vielleicht beſſer verſchwiegen und dann wieder Dinge verſchwieg, die vielleicht beſſer erzählt worden wären.

Wie die nach dieſem Material damals von mir entworfene Lebensſkizze den Dichter berührt hat, hab' ich nie gehört, doch kann der Eindruck kein allzuſchlechter geweſen ſein, weil er mir nicht nur ſeine Freundſchaft erhielt, ſondern mir bald danach auch einen beſonderen Beweis derſelben gab. Er vermittelte nämlich, als es ſich in eben jenem Sommer um die Herausgabe meiner erſten patriotiſchen Gedichte handelte, meine perſönliche Bekanntſchaft mit dem damals auf ſeiner Verlegerhöhe ſtehenden A. W. Hayn, an den ich ſchon vorher durch L. Schneider brieflich empfohlen worden war.

* * *

Der Tag, der zu dieſer perſönlichen Bekanntſchaft führte, ſteht mir noch deutlich vor der Seele. Scherenberg, der, von mir aus gerechnet, auf halbem Wege wohnte, hatte mich gebeten, ihn von ſeiner Bendlerſtraßen-Ecke her abzuholen, und ſo pilgerten wir an einem heißen Sonntag Vormittage nach Schöneberg hinaus, wo Hayn eine Sommerwohnung hatte.

Die lange Potsdamer Straße, die damals in ihrer Langweiligkeit und Oede wo möglich noch länger war als jetzt, wollte kein Ende nehmen und um ſo weniger, als das Geſpräch zwiſchen uns beſtändig ſtockte. Scherenberg, ſonſt ein Causeur comme-il-faut, ſchwieg ſich aus, und war, obſchon er mir das Anerbieten meiner perſönlichen Einführung bei Hayn aus freien Stücken gemacht hatte, ganz erſichtlich verlegen, ſei es, weil er meiner Haltung oder der Hayns mißtraute. So ſtill neben einander hertrottend, kamen wir endlich an, und traten, als man uns geſagt hatte „daß der Herr Kommiſſionsrath in ſeinem Pavillon ſei“ von dem ſchattigen Flur her in einen halb herrſchaftlichen, halb bäuerlichen Garten, von dem ich (vielleicht irrthümlich) nur noch die Vorſtellung einer grandioſen Anhäufung von Feuerlilien und Kaiſerkronen bewahrt habe. Hayn ſelber, wie hier vorausgreifend bemerkt werden mag, war ein Gemiſch von beiden.

Und nun hielten wir vor einem Gartenhäuschen, in deſſen offenſtehende Thür die Sonne nicht nur grell einfiel, ſondern auch eine ganz im Hintergrunde ſtehende Geſtalt von der einen Seite her beleuchtete. Dieſe Geſtalt war A. W. Hayn. Er hatte, wie nicht geleugnet werden ſoll, etwas in ſeiner Art Imponirendes und erinnerte mich lebhaft an die Generäle mit Pontac-Naſen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I., deren Portraits man bis dieſe Stunde noch im Feldmarſchallsſaale des Lichterfelder Cadettencorps bewundern kann. Dieſer Eindruck des generalhaft Imponirenden erlitt auch weder durch den langen Schlafrock den er trug, noch durch eine neben ihm ſtehende Weißbierſtange ſonderlichen Abbruch, vielmehr überwand ſeine Perſönlichkeit all dieſe Bourgeois-Attribute leicht und ſiegreich und ſchuf den momentan aufſteigenden Hang zum Lachen immer wieder in ein aufrichtiges Angſtgefühl oder doch mindeſtens in den Wunſch um, aus dieſem Löwenzwinger erſt wieder heil heraus zu ſein. Er war eben der typiſche Cholericus mit Anlehnung an Apoplexie, lauter Dinge, denen ich, als Bittſteller, weder Troſt noch Behagen entnehmen konnte.

Was nun geſprochen wurde, hab' ich im Einzelnen vergeſſen, trotzdem es ſich um die Herausgabe meiner erſten Gedichte handelte; ſo viel aber iſt mir mit Sicherheit in Erinnerung geblieben, daß mein Name nur ſehr ſelten, der Scherenbergs dagegen in einem fort und allemal in einem baßtiefen Bewunderungston genannt wurde. Nie war ich mir kleiner vorgekommen; ich ſchämte mich auf der Welt zu ſein. Endlich aber wurden wir entlaſſen: ich de haut en bas, Scherenberg unter erneuten Huldigungen.

Auf dem Heimwege gelang es uns, mittels Rekapitulirung einiger orakelhafter Sätze, wenigſtens ſo viel feſtzuſtellen, daß ich aufgefordert worden war, an die Verlagshandlung zu ſchreiben und unter Einſendung des Manuſkripts mein „Anliegen und meine Honorarbedingungen“ vorzutragen. Und demgemäß verfuhr ich denn auch, ſiegelte meine zu jener Zeit die beſcheidene Zahl acht nicht überſteigenden patriotiſchen Gedichte (von denen die Mehrzahl kurz vorher im L. Schneider'ſchen Soldatenfreund abgedruckt worden war) ein, und fügte, wie mir aufgetragen, meinem Begleitbriefe meine Honorarforderung bei. Dieſe belief ſich auf acht Louisdor.

Statt erwarteter brieflicher Antwort, erſchien zwei Tage ſpäter ein Abgeſandter der Handlung in Perſon, der ſich beauftragt erklärte, die Sache mündlich mit mir zu regeln.

Ich ſehe noch den merkwürdigen „coup d'oeil de l'aigle“, mit dem dieſer Abgeſandte ſchon von der Thür her meine Zimmer-Einrichtung muſterte, dabei ſofort erkennend, daß es im vorliegenden Falle gefahrlos ſein würde, die Honorarforderung einfach auf die Hälfte herabzuſetzen. Er hatte ſich denn auch nicht getäuſcht, und nach gegenſeitiger Anlächlung, er ſpöttiſch, ich verächtlich, nahm ich ſeine vier Louisdor in Empfang. Sie brannten mir aber doch in der Hand.

Eine halbe Woche ſpäter fand ſich Scherenberg bei mir ein, um anzufragen „wie's ſtehe?“ Und ſiehe da, die Vier-Louisdor-Geſchichte war kaum erzählt, als ein Briefträger eintrat und mit der bekannten, der Wichtigkeit des Moments entſprechenden Feierlichkeit einen Geldbrief bei mir abgab, deſſen Aufſchrift mich den Abſender unſchwer errathen ließ: L. Schneider. Und wirklich, ſo war es. Der Brief ſelbſt aber lautete: „Von den acht patriotiſchen Gedichten, die Sie, lieber Lafontaine, die Freundlichkeit hatten, auf meinen Wunſch und vor einiger Zeit ſchon an mich gelangen zu laſſen, ſind ſechs und zwar der alte Derfflinger, der alte Ziethen und der alte Deſſauer, ſowie Schwerin, Seydlitz und Keith mit zuſammen 280 Zeilen im Soldatenfreunde zum Abdruck gekommen. Da das Honorar, das der Soldatenfreund zahlt, einen halben Groſchen pro Zeile beträgt, ſo bitte ich im Beifolgenden Ihnen die Summe von 4 Thaler 20 Groſchen als Geſammtbetrag überſenden zu dürfen. Ihr herzlich ergebener Campe de Caraïbe, vulgo L. Schneider.

Ich ſchob Scherenberg den Brief hin und ſagte: „Sehen Sie, Cook, ſo hängt Gewicht ſich an Gewicht. Zweimal in einer Woche das große Loos. Wahrhaftig, ich werde ſchließlich noch ein Rothſchild oder irgend ein anderer General-Geldſcheſſelmeiſter werden.“

Es ſollte heiter und aufgeräumt klingen, klang aber wohl recht bitter, denn Scherenberg, der auf den Punkt hin mehr als irgendwer erfahren hatte, ſagte, während er mich liebevoll ſtreichelte: „Ja, lieber Freund, das iſt nun mal nicht anders. Das iſt unſer Weg. Wir müſſen uns wohl oder übel mit unſerm Schiller und der „Theilung der Erde“ tröſten. Und wenn es zum Schlimmſten kommt, immer wieder Schiller: Reſignation. „Auch ich war in Arkadien geboren.“

Sechzehntes Kapitel.

Scherenberg als Bibliothekar-Aſſiſtent im Kriegs-Miniſterium oder „auf der Steh- und Ruhmes-Leiter“ zugleich.

„Und wenn es zum Schlimmſten kommt: Reſignation.“

So klangen Scherenberg's Troſtesworte, Worte, zu denen ihm ſein eigenes Leben nur zu viel Grund gab. Auch damals noch, auf ſeiner relativen Höhe. Denn ſo reich er an Ehren und Auszeichnungen war, ſo reich war er nach wie vor an Armuth und Entbehrungen. Er litt, als er mir jene Worte zurief, ſelber unter dem Drucke ſchwerer, ja ſchwerſter Unbilden und konnte ſich von dieſem Drucke nicht frei machen, weil er eines kleinen, ihm ausgeſetzten Gehaltes für ſein täglich Brot durchaus bedurfte.

Dies kleine Gehalt bezog er in ſeiner Eigenſchaft als Bibliothekar-Aſſiſtent im Kriegsminiſterium. Welche Pflichten ihm hier oblagen, darüber ſchrieb er bei ſpäterer Gelegenheit das Folgende. „. . . Ich ſoll mich über das Amt verbreiten, das ich im Kriegsminiſterium bekleide, ſo wollen Sie's, lieber Freund, in Ihrem eben empfangenen Briefe. Wohlan, ich folge dieſer Ihrer Aufforderung und bemerke nur im Voraus und zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen, daß alles, was ich zu klagen habe, weder das Kriegsminiſterium als ſolches, noch den Kriegsminiſter in Perſon trifft, ſondern ganz andere Leute, die mit Beiden in einem loſen und beinahe ließe ſich ſagen, in einem rein zufälligen Zuſammenhange ſtehen. Aber verfahr' ich chronologiſch. Ich weiß nur, daß ſich der ſelige Feldmarſchall Müffling, nachdem er 1845 die Bekanntſchaft meiner Gedichte gemacht hatte, wohlwollend auch meiner Perſon annahm und Schritte beim Könige that, in Folge deren ich bei dem ihm (Müffling) folgenden und nun ebenfalls ſeligen Feldmarſchall Boyen, damals Kriegsminiſter, mit einer monatlichen Remuneration von 20 Thalern angeſtellt oder richtiger wohl untergebracht wurde. Meine Funktionen liefen darauf hinaus, die neueſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Militärliteratur durchzuſehen und dem Kriegsminiſter an jedem Donnerſtage darüber zu referiren. Dies geſchah abwechſelnd ſchriftlich und mündlich, und wenn mündlich, allemal ſo, daß ich nach dem Vortrage bei Excellenz dinirte. Das waren gute Tage, die ſich noch verbeſſerten, als mir eines Tages, nach Boyens Abgange, durch den ihm folgenden Kriegsminiſter von Strotha verbotenus erklärt wurde, „daß er den Flederwiſch meines Pegaſus nicht mehr mit Aktenſtaub belaſten, mich alſo zu meinem Heile für vogelfrei erklären wolle." So ging es bis Anno 50, wo die Zuſammenſtellung einer Kriegsminiſterial-Bibliothek angeordnet und eben dieſer Bibliothek in der Perſon eines alten Tunnelgenoſſen, Heinrich Smidt, ein Bibliothekar beſtellt wurde. Dieſem Ober-Bibliothekar ward ich als Unter-Bibliothekar beigegeben, in welcher Eigenſchaft ich viele Monate lang nur dazu da war, meinem mir vorgeſetzten Freunde die Titel aller vorhandenen Bücher behufs Anfertigung eines Katalogs in die Feder zu diktiren. Als aber die letzten Titel geleſen und eingetragen waren, war es abſolut unmöglich für meinen Dienſteifer eine neue Thätigkeit zu finden, die ſich vielmehr von nun an darauf beſchränkte, fünf Stunden lang im Kriegsminiſterialgebäude zu ſitzen und zu ſchwitzen, ohne daß irgendwer einen Vortheil davon gehabt hätte, meinen Freund H. Smidt ausgenommen, der ſich, mit jedem Tage dienſtlicher geberdend, an meiner Verzweiflung und Langeweile geradezu weidete."

So Scherenberg.

Und wirklich, die Schilderungen, die dieſe Zeilen von ſeiner damaligen Lage geben, machen ſich, nach dem was ich ſelber erlebte, keiner Uebertreibung ſchuldig.

Bei dieſem perſönlichen Erlebniß aber möcht' ich einen Augenblick verweilen dürfen.

An einem heißen Sommertage, wenige Minuten vor Schluß der Dienſtſtunden, erſchien ich, ich glaube durch Scherenberg ſelbſt dazu veranlaßt, im Kriegsminiſterium, um entweder ein Buch zu holen oder eine Frage zu ſtellen. Ich erwartete nun nicht mehr und nicht weniger als in einen großen kühlen Raum mit offenen Fenſtern und herabgelaſſenen Jalouſieen einzutreten und an der kühlſten und behaglichſten Stelle zwei Tunnelgenoſſen in einem intimen Geplauder oder vielleicht auch bei gemeinſchaftlicher leichter Arbeit vorzufinden. Aber was fand ich? An einem großen Bureautiſche ſaß H. Smidt und begrüßte mich, während er in einer Regiſtrande blätterte, mit einer Feierlichkeit, als ob er ſeit der letzten Tunnelſitzung, in der ich noch ſehr menſchlich mit ihm geſprochen hatte, zum Cardinal oder Großinquiſitor herangewachſen wäre. Dieſe Feierlichkeit indeß war nur erſtes Stadium ſeines Unmuths und ſein immer rother werdendes Geſicht ſchien ernſteren Tadel über amtliche Störung ausdrücken zu wollen, als ich gleich darauf nach Scherenberg, oder, wie leider noch wahrſcheinlicher, nach „Cook“ fragte. Was er antwortete, weiß ich nicht mehr, wohl aber ſeh' ich noch in aller Deutlichkeit ſeinen dicken Zeigefinger vor mir, der ſich in Schräglinie nach dem im Schatten liegenden Hintergrunde richtete, allwo ich gleich danach meines lieben, alten Scherenberg anſichtig wurde. Freilich nicht zu ebner Erde. Der berühmte Dichter von Waterloo ſtand vielmehr auf einer hohen ſchmalen Leiter, die bis faſt an die Decke des Zimmers ging und hatte hier ſeine mit kurzen Leinwand-Aermeln angethanen Arme ſo gut es ging auf ein Repoſitorium gelegt, deſſen zurückgeſchobene Bücher ihm nunmehr ein kleines Actionsfeld für ſeine Schreiberei gönnten. So wenigſtens ſchloß ich aus der Feder, die er in Händen hielt. Er grüßte mich lächelnd von ſeiner Götterhöhe her und ſtieg dann nieder, nachdem er vorher noch einen in das Repoſitorium eingebohrten Dintenſtecher zugeſchraubt und die zurückgeſchobenen Bücher wieder in die vordere Reihe gerückt hatte. Kaum daß er unten war, ſchlug es draußen drei. Die Stunde der Freiheit hatte ſomit begonnen, ſelbſt H. Smidt fand ſich ins Menſchliche zurück, und in guter Laune gingen Scherenberg und ich eine Minute ſpäter auf den Leipziger Platz und die Potsdamer Straße zu.

„Aber lieber Cook," hob ich an, „was machten Sie nur da oben auf der Leiter? Das iſt ja das reine Seiltänzer- und Akrobatenthum. Und Sie ſind doch über 50?"

„Bin ich. Aber die Leiter iſt trotzdem meine Rettung. Seit mein Freund und Tunnelbruder zugleich auch mein Vorgeſetzter iſt, ſind meine ſchönen Tage von Aranjuez vorüber und ich darf ſagen, meine kriegsminiſterielle Monats-Remuneration wird mir ſauer gemacht. Der gute Smidt hat einmal verſichern hören, daß ein Beamter ohne Pünktlichkeit und Bureauſtunden undenkbar ſei. Und dieſer ſeiner Anſchauung fall' ich nun zum Opfer."

Ich war von dieſer Erklärung begreiflicherweiſe nur halb befriedigt und fragte deshalb weiter, „warum er denn nicht wenigſtens *unten* arbeite?" Worauf er lächelnd fortfuhr: „Seit wir mit der Bibliothek-Aufſtellung fertig ſind, iſt abſolut nichts zu thun und in dies abſolute Nichts haben wir uns ſeit Jahr und Tag zu theilen. H. Smidt indeſſen iſt arbeitserfinderiſch, auch für mich, und ſo liegt mir denn nach ſeinen Anweiſungen ob, an einem Tage die Bücher der Oberregion von rechts nach links und am andern Tage von links nach rechts hin aufzuſtellen. Er verlangt nicht, daß ich mich damit abhaſte, ja ſein Ideal geht eher nach der entgegengeſetzten Seite hin; er verlangt nur Anweſenheit und den Schein der Thätigkeit. Zu dieſem Zweck muß ich immer auf dem qui vive ſein, blos der vagen Möglichkeit halber, daß ein hoher Vorgeſetzter einmal eintreten könnte. Schein und wieder Schein. Und nun gar an dem großen Büreautiſch meine poetiſchen Allotria vor aller Welt Augen treiben zu dürfen, das hat er mir rundweg abgeſchlagen. Sie ſehen, daß ich ſchließlich noch froh ſein muß, auf einer Leiterſproſſe hoch oben mein Dichterheim etabliren zu können. Und ich bin's auch. Nur mitunter verſagt mir die gute Laune, trotzdem das Ganze nicht ohne Humor iſt. Hohe Staatsbeamte haben mich auf Roſen betten wollen und mein Tunnelbruder legt mich auf den Roſt.“

So Scherenberg, als er auf ſeiner Höhe ſtand, und Liebling des Königs, des Hofes und des Publikums war.

Siebenzehntes Kapitel.

Scherenberg wird legendariſch. Die Zeit in der Lützower Wegſtraße. Freundſchaft mit Drake.

Ja, Scherenberg litt ſchwer unter Unwürdigkeiten, wie die geſchilderten, aber ſeiner Elaſticität und Philoſophie gelang es immer wieder darüber hinwegzukommen, und was nichts deſto weniger von Bedrücklichem verblieb (und es war deſſen ein gutes Theil) das wurde durch eine Fülle von Huldigungen und Ehren, die ſich tagtäglich auf ihn niederließen, wenn nicht ausgeglichen, ſo doch gemindert.

Wirklich, er ſah ſich mit Auszeichnungen überſchüttet, und während er — von dem Erniedrigenden der Stehleiterkomödie ganz abgeſehen — nach wie vor um ſein täglich Brot zu kämpfen hatte, war er doch gleichzeitig eine Berühmtheit und in einem immer wachſenden Grade der Gegenſtand auszeichnender Theilnahme. Verlagsanerbietungen drängten ſich förmlich und Rhetoren, die, wie Pilze, von heut auf Morgen aus der Erde ſproſſen und es auf ihren

Fahrten in die Provinz dem guten Schramm gleich thun wollten, überſchwemmten ihn mit Briefen, in denen er um „etwas Neues" gebeten wurde. Junge Dichter (alle Bataillen des Vaterlandes kamen eine Zeitlang in Gefahr in fünffüßigen Jamben beſungen zu werden) widmeten ihm in pomphaften Anſprachen ihre Erſtlingswerke, wenn ſie's nicht vorzogen, ſich durch eine von ihm erbetene Vorrede beim Publikum einführen zu laſſen.*) Zugleich umgab ihn eine geſchloſſene Phalanx von Schuldirektoren nach Art einer heiligen Schaar oder griffen auch wohl ſelbſt zur Leier, wenn er (wie dies auch nach Waterloo noch mehrfach geſchah) der Welt ein neues Schlachtenepos geſchenkt hatte. Hunderte von Sonetten entſtanden, alle dem Dichtermeiſter huldigend, und in einer Stettiner Zeitung erſchien ſogar ein längerer Eſſay, der den Titel führte: „Chriſtian Friedrich Scherenberg, der pommerſche Shakeſpeare." Wirklich, Kritik und Literarhiſtorie wetteiferten mit dem Publikum in Anerkennung, und die damals in ein paar Erſtlings-Exemplaren auftretenden und ſeitdem ſo populär gewordenen „Wanderprofeſſoren" erklärten ihn in ihren Vorträgen als die bedeutendſte Dichtererſcheinung der neueren Zeit. So hieß es beiſpielsweis in einer im Hotel de Ruſſie von Robert Prutz gehaltenen Vorleſung: „ . . . Alle die Vorgenannten aber überſtrahlt Chriſtian Friedrich Scherenberg, kein Dichter der Reaktion, wozu Parteigezänk ihn hat ſtempeln wollen, ſondern ein wahrer gottbegnadeter Poet. In ſeinen Schlachtenbildern, vor allem in Waterloo, wies er muthig auf die Großthaten des preußiſchen Heeres hin und überbrückte die Kluft, die ſich zwiſchen dem bewaffneten und unbewaffneten Volke gebildet hatte. Schon die Form war etwas vollſtändig Neues: dem kräftigen Schritt des von ihm gefeierten Heeres entſprach in reimloſen Jamben der kurze, knappe Gedanke. Wenn er ſich anſcheinend oder vielleicht auch wirklich in die Stille des Lebens zurückgezogen hat, wird ſein Name doch unvergeßlich bleiben, weil er eine der Säulen, auf denen der preußiſche Staat ruht, in erneutem Glanze wieder aufgerichtet hat.“

---

*) Er ſagte bei ſolcher Gelegenheit nie „nein" und ſchrieb dann meiſtens eine Vorrede, kurz, geiſtreich, apart. So beiſpielsweis: „Ich verzichte darauf, das Buch als einen Ausbund aller Tugenden zu preiſen; Ueberlob iſt ſchlimmer als Uebertadel, denn übertriebener Tadel fällt einfach auf den Tadler zurück, während übertriebenes Lob den Geprieſenen lächerlich macht."

Mußte ſolch Lob ſchon aus dem Munde von Robert Prutz überraſchen, ſo war es noch überraſchlicher, den eben erſt durch Karl Schurz aus ſeiner Gefangenſchaft befreiten Gottfried Kinkel in London dieſelbe begeiſterte Sprache führen zu hören. Alles Bittere vergeſſend, das ihm, in der Form einer Zuchthaus-Begnadigung, das offizielle Preußen angethan hatte, hielt er mit ſeiner Bewunderung für den Dichter eines ſpecifiſchen Preußenthums, als welcher Scherenberg wenigſtens angeſehen wurde, nicht zurück, und nannte den Verfaſſer von Waterloo den bedeutendſten und eigentlichſten Dichter unſerer Epoche.

So Kinkel.

Aber dem Scherenbergſchen Ruhme war noch ein höherer Grad vorbehalten, und dieſer höhere Grad war erreicht, als er, mit Hülfe halb ſagenhafter Ausſtaffirungen, eine nicht blos populäre, ſondern geradezu myſtiſch-legendare Perſönlichkeit geworden war. Im Dunkeln tappende Reporter wurden mit Hülfe dieſes Dunkels zu beſonderen Verbreitern ſeines Ruhms, indem das ſagenhaft Unglaubliche, das ſie meldeten, ein ſenſationelles Intereſſe hatte. „Scherenberg,“ ſo hieß es in einer dieſer biographiſchen Notizen, „iſt ein Sonderling, ein Naturmenſch von urſprünglich bäuerlicher Abſtammung.*) Er verſchmäht den Frack und zieht einen groben Rock und eine geflickte Jacke weit vor. Er iſt ſehr ſtolz auf ſeine Armuth. In den Wochentagen ſchreibt er Gedichte, Sonnabends aber geht er gravitätiſch auf den Markt, kauft Höchſtſelbſt ſeinen Bedarf an Kartoffeln, Kohl und Fleiſch ein und trägt die Eßwaaren in einem großen Handkorbe nach Haus. Er nennt ſeine Armuth das einzige Mittel, ſich Unabhängigkeit und Freiheit zu bewahren und hat darum auch eine Penſion zurückgewieſen, die der König von Preußen ihm geben wollte.“ So klang es Tag um Tag*) und dies tägliche Genanntwerden in den Zeitungen hatte ſchließlich auch zur Folge, daß ſein Ruhm bis nach England hinüber drang, wo die Bänkelſänger und Volksballadendichter von Seven-Dials (es war grad' um die Krimkrieg-Zeit), in ihren Spottliedern auf Deutſchland unſeres Dichters Namen alsbald in überraſchlichſter Weiſe zu verwerthen anfingen. So hieß es in einem dieſer Gedichte:

---

*) Hierin traf es der Notizenſchreiber richtiger als in anderem. In der That ſtammen die Scherenberge von einer weſtfäliſchen Bauernfamilie, wie ſich einem bis ins Jahr 1477 zurückreichenden Geſchlechts-Regiſter entnehmen läßt. Die Familie beſaß danach in genanntem Jahre den Lieper Hof im Amte Schwelm, was neuerdings Beſtätigung fand, als ſich Ernſt Scherenberg (damals Redakteur der Elberfelder Zeitung) mit dem Elberfelder Geſchichtsverein und bald danach mit dem gegenwärtigen Beſitzer des vorgenannten Bauernhofes in Ver-

Gott laß es den Türken wohlergehn
Und alle Ruſſen verkommen,
Und die auch, die uns das Recht verdrehn
Und des Czaren Partei genommen;

---

bindung ſetzte. Durch Letzteren wurden ihm Schriftſtücke zur Verfügung geſtellt, aus welchen ſich mit Sicherheit ergab, daß ein Johann Scherenberg um die Mitte des 17. Jahrhunderts nach Stettin hin überſiedelt ſei. Dieſer Johann, von dem der pommerſch-kaufmänniſche Zweig der Familie herſtammt, hat dann erſichtlich einen möglichſt weit (bis 1477) zurückgehenden Auszug aus dem Schwelmer Kirchenbuche für ſich und die Seinen anfertigen laſſen, welcher Auszug nun ein Geſchlechtsregiſter der Scherenberge repräſentirt. Wenige bürgerliche Familien werden im Stande ſein, ihren Stammbaum ſo weit hinauf verfolgen zu können.

*) Die Grundlage zu all dieſem Nonſens bildete wohl eine ſchon früher von uns mitgetheilte, gleich nach Publizirung von „Ligny“ in den Brockhaus'ſchen „Blättern für literariſche Unterhaltung“ erſchienene Notiz, in der Scherenberg als ein „Ladenjüngling, der ſeine Schlachten-Dichtungen auf Düten niederſchriebe“, geſchildert war.

Am ſchlimmſten aber, bei Tag und Nacht
Komm's über den Koburg-Schwindel,
Ueber Würtemberg, über Scherenberg
Und all das deutſche Geſindel.

Woraus ganz erſichtlich, daß der betreffende Bänkelſänger unſeren Scherenberg, und zwar nach der Analogie von Würtemberg, für einen deutſchen Bundesſtaat genommen hatte

Scherenberg, wenn er von ſolchen Dingen hörte, hatte ſeiner Freude kein Hehl und lächelte, weil er den Werth dieſer und jeder Popularität ſehr wohl kannte; zugleich aber war er klug genug, nicht mehr darin zu ſehen, als es war. Er wußte, daß Weiterſchaffen des Künſtlers beſte Freude ſei, zugleich ſein einziger wahrer Lohn, und ſo hing er denn um dieſe Zeit, und zwar fleißiger als je zuvor, ſeiner Arbeit nach. Große Pläne — darunter ein Koloſſal-Epos, deſſen Held Friedrich II. war — beſchäftigten ihn, und bei dem ſtill-beſcheidenen aber zugleich ſchaffensfreudigen Leben, das er, wenn er aus der Kriegsminiſterial-Bibliothek wieder daheim war, von Anno 50 ab durch mehrere Jahre hin führte, möcht' ich jetzt einen Augenblick verweilen dürfen.

Er wohnte damals in der Lützower-Wegſtraße, zwiſchen ſeinen größeren Arbeiten mit Abfaſſung von Ottaverimen beſchäftigt, die den Text zu Adolf Menzels Darſtellung des „Feſtes der weißen Roſe“ bilden ſollten. An Beſuch von jüngeren Poeten war kein Mangel, und unter denen, die kamen, um den Dichter und Meiſter kennen zu lernen, war auch Schmidt-Weißenfels, dem wir eine Schilderung aus jener Zeit her verdanken. „Es war 1853", ſo ſchreibt dieſer, „als ich bei Scherenberg eingeführt wurde. Seine Wohnung, Lützower Wegſtraße, dicht bei der Potsdamer, war höchſt einfach. In einem allerkleinſten Zimmer ſaß er bei der Arbeit, in patriarchaliſchem Schlafrock mit großen Filzpariſern, um die Hüften einen Gurt, in welchem, in einem primitiven Gehänge, die lange Pfeife ruhte, damit ſie weder läſtig und unbequem an den Zähnen ziehen konnte, noch auch die Hand zum Abſetzen vom Mund in Anſpruch nahm. Brettergeſtelle voll Bücher, Zeitungen und Scripturen thürmten ſich um ihn her, vor ihm aber ſtand ein Glas mit einem immer brennenden Nachtlicht, während Fidibuſſe zum Anzünden daneben lagen. Ein Philoſoph und Gelehrter. Sein Geſicht war durchleuchtet von Freundlichkeit, dazu dünnes, blondes Haar und milde, gütige, kluge Augen. Sein ſonores Organ erinnerte an den ehemaligen Schauſpieler. Zu perſönlicher Befriedigung ſaß er Tag und Nacht bei ſeinen Arbeiten und dichtete dieſelben unzählige Male um. Er erwog jedes Wort, um es beim leiſeſten Zweifel ſofort wieder zu verändern, beſſerte unausgeſetzt an Reim und Rhythmus, und war immer noch nicht zufrieden damit. Daſſelbe wiederholte ſich dann bei den Correkturen. Er lebte ſpartaniſch und war nicht bloß bedürfnißlos, ſondern auch abgehärtet gegen Froſt und Hitze. Sein Schreibtiſch ſtand ſommerlang am offenen Fenſter, und wenn's nicht zu kalt war, auch den Winter über."

Dies beſtändige Bedürfniß nach friſcher Luft, ſo förderlich es für Teint und Geſundheit ſein mochte, barg aber freilich auch Gefahren in ſich, deren einer er, bei beſtimmter Gelegenheit, auf dem Punkte ſtand zum Opfer zu fallen. Oder doch wenigſtens ſeine Dichtung. Er ſaß nämlich wieder einmal in „friſcheſter Luft“ eben mit Abſchrift der für das „Feſt der weißen Roſe“ beſtimmten Ottaverime beſchäftigt, als ein etwas zu haſtig eintretender Beſuch einen ſolchen Zugwind anrichtete, daß die ganze „weiße Roſe“, Concept und Abſchrift, in die Straße hinaus wirbelte. Wohl an die zwanzig Blätter. Entſetzt fuhr der in dieſem Augenblick all ſeine ſonſtige Haltung einbüßende Dichter in die Höh' und ſtürzte mit fliegendem Schlafrock über die Treppe fort auf die Straße hinunter, ſeinem dahinflatternden Schatze nach. Und ſiehe da, ſeiner großen Beliebtheit mocht' er es zu danken haben, daß die Lützower Straßenjugend nicht allzu viel davon machte, vielmehr, unter dienſtfertigem Jubel, ſeiner Jagd auf die Blätter ſich anſchloß, bis alle wieder eingefangen waren.

All das war im Sommer 53, um welche Zeit ſich der Scherenberg'ſche Freundeskreis abermals erweiterte, darunter Bildhauer Profeſſor **Drake**, der von jetzt an ein ähnlicher Mittelpunkt wurde, wie ſeiner Zeit Friedberg. An jedem ſchönen Nachmittage trafen ſich die dieſem Kreiſe Zugehörigen, unter denen Leo Goldammer, Staatsanwalt Roſenberg und die Profeſſoren Lüderitz und Biermann die treueſten und ausdauerndſten waren, vor dem bekannten, in der Bellevue-

Allee gelegenen Drake'ſchen Atelier, um von hier aus ihre Spaziergänge durch den Thiergarten anzutreten. In der Regel dehnten ſie dieſelben bis zu der ebenſo gaſtlichen wie reizenden March'ſchen Villa zwiſchen Moabit und Charlottenburg aus, wo dann ein Veſperimbiß genommen oder auch wohl der Abend verplaudert wurde.

Und um eben dieſe Zeit war es denn auch, daß Drake, trotz aller auf ihm laſtenden Arbeit (darunter beiſpielsweis ein Friedrichs-Denkmal für Colberg) eine Scherenberg-Statuette modellirte, von der meines Wiſſens nur ſehr wenig Nachbildungen in den Handel gekommen ſind. Eine dieſer Nachbildungen ward Eigenthum Heinrich Friedbergs, und führte gleich damals zu folgendem Qui pro quo.

Friedberg, der ſchon in Greifswald, woſelbſt er, wie wir wiſſen, als Oberſtaatsanwalt fungirte, von der durch Drake gefertigten Statuette gehört haben mochte, hatte natürlich bei ſeiner nächſten Anweſenheit in Berlin nichts Eiligeres zu thun, als in Begleitung unſeres Dichters ein Exemplar der Statuette zu kaufen, dabei ſich dahin äußernd, „daß ihn nur noch die Verpackungsfrage beunruhige". „Nichts leichter als das" entgegnete Scherenberg. „Ich werde mit Drake ſelbſt darüber ſprechen, der ſchickt dann Einen zu Dir, der's verſteht." Und ſo geſchah's und andern Tages früh erſchien ein breitſchultriger rothblonder Mann von gegen fünfzig, der, Nägel und Kiſte gleich mitbringend, im Umſehen die Verpackung beſorgte. Dann aber trat er mit der Meldung davon an Friedberg heran und empfing von dieſem neben einem freundlichen Dank einen Thaler. Der Beſchenkte wog den Thaler eine Weile hin und her und ſagte dann, während er ihn ſchmunzelnd einſteckte: „Danke ſchön; den heb' ich mir auf.“

Es war Drake ſelbſt geweſen, den Friedberg zufällig nie vorher geſehen hatte.

Von dem Tag an aber waren ſie Freunde.

Achtzehntes Kapitel.

Scherenberg wird mißmuthig. Verſtimmungen gegen Schramm, Heſekiel und A. W. Hayn.

Um es zu wiederholen, Anerkennung, Freundſchaft und häusliches Glück (Scherenberg war ſeit dem Sommer 47 zum zweiten Male verheirathet)[*] wetteiferten um dieſe Zeit unſerm Dichter die Quälereien einer im Gegenſatz zu den wohlwollenden Intentionen der kriegsminiſteriellen Oberleitung immer unwürdiger werdenden dienſtlichen Stellung minder fühlbar zu machen. Aber wenn das Zuſammenwirken ausgleichender Faktoren auch von zeitweilig gutem

---

[*] Mit Henriette Henſchler. „Meine zweite Mutter“, ſo heißt es in einem mir vorliegenden Briefe der Tochter „war die ſelbſtſuchtsloſeſte Frau von der Welt, ganz ihrer Pflicht lebend, ſparſam und hochherzig zugleich, immer lieb und gut. Sie war das Glück meines Vaters und mein eigenes, und alles, was ich bin und habe, verdanke ich ihr.“

Erfolge begleitet war, ſo hielten dieſe guten Erfolge doch nicht an. Vielmehr geſchah das, was immer zu geſchehen pflegt: Auch Scherenberg, all ſeiner Klugheit unerachtet, gewöhnte ſich daran, das Gute, das das Leben ihm bot, als etwas ſelbſtverſtändliches hinzunehmen, während ſeine Geduld den täglichen kleinen Unbilden gegenüber erlahmte. Sein Unmuth gegen ſeinen Vorgeſetzten H. Smidt war in einem beſtändigen Wachſen begriffen und äußerte ſich, wie geſprächsweiſe, ſo gelegentlich auch in Briefen an die Freunde: „.. Das dicke Marſchland (H. Smidt war aus den holſteiniſchen Marſchen gebürtig) hat mal wieder ſeinen Schatten auf meine lichten Tage geworfen. Unglaublich, ein Schock Bücher hat er geſchrieben, und doch immer noch Tinte genug übrig, um mir meinen Pfingſtſonntag zu bekleckſen . . . . Zwei, dreimal hab' ich ihm alles geſagt, aber er hat alles wieder vergeſſen, denn er behandelt anderer Leute Worte mit einer Indifferenz, als ob es ſich um ſeine eigenen Werke handelte. Am Sonntag beſuchte er mich mit ſeinem Orden, um mich zur Mitwirkung bei Herausgabe ſeiner Marine-Lieder einzuladen. Ein ſchrecklicher Gedanke.“

So hieß es brieflich über H. Smidt.

Aber auch andre waren da, die ſeine Poeten-Reizbarkeit nicht zur Ruhe kommen ließen: Julius Schramm, George Heſekiel, A. W. Hayn, alſo ſämmtlich „alte Freunde“. Mit Keinem war er zufrieden, „alle ſchädigten ihn, alle dachten nur an ſich, während ſie doch vorgaben, an ihn zu denken.“ Auch mit Schneider war er höchſt unzufrieden, aber nur die geſtörten Beziehungen zu den drei Vorgenannten ſollen uns in dieſem Kapitel beſchäftigen.

Am beſten machte ſich's immer noch mit Schramm, der, ſeine Provinzial-Siegeszüge fortſetzend, täglich entweder „neues Futter" oder ein „neues Bataillon" oder eine „neue Fahne" verlangte. Wirklich, Schramm's guter Wille, wieviel auch von Menſchlichkeiten mit drunterlaufen mochte, war ganz zweifellos, ebenſo zweifellos wie der äußere Vortheil, den Scherenberg aus des Rhetor's Auftreten zog. Gegen dieſe Wahrnehmung ſich zu verſchließen, war ganz unmöglich. Nebenher aber lief ein Gefühl von Scham. Schramm, ein ſo guter Kerl er war, war doch derart beſchränkt, daß Scherenberg nur zu deutlich ſah, wie er mit jedem Tage mehr in eine ſich vorbereitende Lächerlichkeits-Kataſtrophe ſeines Rhapſoden mit hineingezogen würde. Daß er, dieſer Erkenntniß unerachtet, ſeinem Ruhmesapoſtel kein „stop" zurufen durfte, vielmehr umgekehrt gezwungen war ſich für ſeine „Jericho-Poſaune" auch noch dankbar zu zeigen, ſchärfte nur ſeinen Aerger und Unmuth.

Und doch war die Schramm-Verdrießlichkeit, wie ſchon angedeutet, die kleinſte.

Viel verdrießlicher geſtaltete ſich ſein Verhältniß zu Heſekiel. Dieſer (wenigſtens damals) immer in übermüthigſter Diner-Stimmung, hatte ſich in einem Kreiſe verlagsdurſtiger Buchhändler zu dem Worte hinreißen laſſen: „Scherenberg? den, meine Herren, den können ſie billiger haben," ein Wort, das unſerm dadurch geſchädigten Dichter hinterbracht und von dieſem, wie natürlich, ſehr übel vermerkt worden war. Hatte derſelbe doch gerade genug vom Kaufmann an und in ſich, um auf dieſen Punkt hin keinen Spaß zu verſtehen. Der letzte Grund ihres Antagonismus aber lag tiefer und wurzelte, neben einem ſtarken Divergiren in Politik- und Lebensfragen, vor allem auch in abweichenden Anſichten auf *äſthetiſchem* Gebiet, wobei geſagt werden muß, daß eine letzte Gemeinſchaftlichkeit in ihren *Zielen* die Sachlage nur noch verſchlimmerte. Beide waren patriotiſche Dichter, die das Wort „Preußen" auf ihre Fahne geſchrieben hatten, während aber der auf dem Kothurn einherſchreitende Schlachten-Epiker mitleidig auf den Bänkelſänger Heſekiel herabſah, lebte dieſer der feſten Ueberzeugung, mit ſeinen „neuen Liedern gedruckt in dieſem Jahr" der pomphaften Herrlichkeit der Scherenberg'ſchen Muſe weit überlegen zu ſein. Und dieſer Ueberzeugung lag ein gut Theil Berechtigung zu Grunde.

Mit Heſekiel ſtand es ſchlimm, viel ſchlimmer als mit Schramm, am ſchlimmſten aber ſtand es mit *Hahn*, in Betreff deſſen es dem Freundeskreiſe gelungen war, in des argloſen Othello-Scherenberg Seele den Schwefelbrand des Mißtrauens zu werfen. Angeblich Eingeweihteſte begannen ihm vorzurechnen, daß der Waterloo-Conſum in den Provinzen ein enormer geweſen ſei, mithin durch erbärmliche drei- oder auch fünftauſend Exemplare ganz unmöglich gedeckt ſein könne, woraus ſich denn alles Weitere von ſelber ergebe. Hahn habe beim „Intelligenzblatt" intelligenter rechnen gelernt als zuläſſig und ſei zudem abſolut incorrigible, weil er ganz ernſthaft die Vorſtellung unterhalte, daß die Dichtkunſt nur bei ſchwacher Nahrung gedeihe.

So flüſterte man Scherenberg zu, der, weil man die Beweiſe ſchuldig blieb und wie gewöhnlich in ſolchen Fällen auch ſchuldig bleiben mußte, gerade klug und weiſe genug war, ſich vor übereilten Schritten zu hüten, aber doch andererſeits aus Unbehagen und Verſtimmung gar nicht mehr herauskam, ſobald A. W. Hayns Name nur genannt wurde. Dazu kam noch, daß beſtändig Verlagsanträge viel berühmterer Firmen bei ihm eintrafen, die begreiflicherweiſe mit den geſchilderten Vortheilen eines Rückzuges von A. W. Hayn ihm auch den Wunſch danach nahe legten. In einem dieſer Anträge klang die Lockſtimme wie folgt: „Im Falle Sie, mein hochverehrter Herr Scherenberg, durch irgendwelche Verpflichtungen oder Rückſichten gebunden ſein ſollten, trete ich ſelbſtverſtändlich ohne Weiteres zurück. Iſt dem aber nicht ſo, ſo darf ich wohl auf ein paar Vortheile hindeuten, die Ihnen aus einer Verbindung mit mir erwachſen würden. Bisher ſind Ihre Dichtungen, theils durch Schuld des Verlegers, theils aber auch dadurch, daß man ſie zu Parteizwecken auszubeuten ſuchte, lange nicht ſo bekannt geworden, wie man erwarten ſollte. Ich habe dies an mir ſelbſt erfahren, der ich durch Jahre hin keine Zeile von Ihnen geleſen, weil ich Ihre Dichtungen einfach für Partei-Dichtungen anſah. Wenn dies mir paſſiren konnte, der ich inmitten der Literatur lebe, ſo mögen Sie ſich herausrechnen, wie es in anderen Schichten in dieſer Beziehung ausſieht. Geben Sie mir Ihr neues Friedrichs-Gedicht, ſo wird es ſich, weil ſich in dieſem Falle der Blick eines unbefangenen Publikums darauf richten wird, ſofort zu dem herausarbeiten, was es iſt: zu einem Nationalwerke. Auch für eine Ausſtattung, eine wirkliche, würd' ich Sorge tragen; die, die Ihre Dichtungen bisher gefunden haben, war kaum ſo zu nennen."

Ein jedes Wort in dieſem Briefe war klug berechnet, beſonders auch darin, daß der Schreiber deſſelben, an dem eigentlichen Mißtrauenspunkte klug vorübergehend, den Hauptaccent auf ganz andere Dinge legte. Hayn verſtehe nichts von buchhändleriſchem Betrieb und noch weniger von Ausſtattung. Das klang ganz harmlos. Ferner, er habe keinen Geſchmack und ſei Werkzeug abſolutiſtiſcher Beſtrebungen, alſo „Reaktionär," ein Wort, bei dem unſern Scherenberg einfach eine Gänſehaut überlief. Denn in allen Stücken hanſeatiſch, will alſo ſagen kaufmänniſch und idealiſtiſch zugleich, war er es auch darin, daß er vor dem bloßen Worte „Reaktion" erſchauderte.

Das wußten auch die Freunde, die, übrigens bona fide, die Conſpiration gegen A. W. Hayn ins Werk geſetzt hatten.

Neunzehntes Capitel.

Die Conſpiration gegen L. Schneider. Schneider geſtürzt. Noch einmal H. Friedberg und Graf Bismarck-Bohlen.

Und ſiehe da, die bona fide-Conſpiration glückte zuletzt und Scherenberg kam von Hayn los. Aber wovon er nicht loskam, wenigſtens zunächſt nicht, das war L. Schneider, der vielmehr umgekehrt bei der 1852 erfolgenden Publikation von „Leuthen“ ſeine 49er Waterloo-Paſſion mit ungeſchwächten Kräften wieder aufnahm und von der im Scherenberg'ſchen Lager und was ſchlimmer war auch im Scherenberg'ſchen Herzen gegen ihn herrſchenden Animoſität nicht die geringſte Vorſtellung hatte, wovon mancherlei Briefe Zeugniß ablegen. Ich gebe deren einige.

Potsdam, 12. März 1852. Habe Dank für „Leuthen“ und die Freude, die Du mir damit gemacht haſt. Ich bereite mich ſehr gewiſſenhaft auf den Vortrag vor und hoſſe Dir Ehre zu machen. Einige Punkte, wahrſcheinlich Schreibfehler, ſind mir dunkel und erheiſchen ein Zwiegeſpräch. Ebenſo wichtig iſt es aber auch, daß ich nun beſtimmt Deine Wünſche kennen lerne. Nach faſt drei Jahren bietet ſich mir zum erſten Male wieder Gelegenheit für Dich zu ſprechen. Sage mir alſo, was ich für Dich thun kann und mache keine Redensarten. Vivat poeta laureatus!“

Dies war unmittelbar nach Empfang des Leuthen-Manuſcripts geſchrieben. Zwei Monate ſpäter empfing Schneider ein gedrucktes Exemplar und antwortete unterm 12. Mai.

„Leuthen, in ſeiner neuen Geſtalt, enthält weſentliche Verbeſſerungen. Wie gern hätt’ ich Dir ſchon über die Aufnahme des Gedichts bei Sr. Majeſtät geſchrieben, aber ſeit dem 30. März, wo ich das erſte Drittel las, hat Se. Majeſtät die Fortſetzung nicht befohlen, trotzdem ich es jedesmal auf das Programm ſetzte. Mißfallen kann es dem Könige nicht haben, dazu iſt er ein zu geiſtreicher Herr und Dein Werk zu vortrefflich. Es muß alſo irgend ein anderer Grund da ſein, den ich bis dato nicht erfahren konnte. An meinem Leſen kann es auch nicht gelegen haben, denn gerade Leuthen leſe ich beſſer als irgend etwas anderes und habe auch anderweitig große Wirkung damit hervorgebracht. Schicke nur Exemplare an den König und ſämmtliche Prinzen. Apropos, wie hängt es zuſammen, daß Du Dein

Gedicht bei Franz Duncker ſtatt bei Hayn haſt erſcheinen laſſen? Wie ſtets und immer

Dein L. Schneider.

Und eine Woche ſpäter. „Potsdam, den 19. Mai 52. Auf Sonnenſchein folgt Regen, aber auf Regen auch Sonnenſchein. Höre. Da ich weder wußte, noch jetzt weiß, was Se. Majeſtät veranlaßt haben konnte, ſich Leuthen nur bis zum erſten Drittel vorleſen zu laſſen, ſo ſteckte ich mich hinter eine Hofdame der Kaiſerin von Rußland, was zur Folge hatte, daß die hohe Frau vorgeſtern Abend das Gedicht vorzuleſen befahl. Ich las wieder nur bis zu der mehrerwähnten Abbruchsſtelle, die Wirkung war aber ſo groß geweſen, daß für geſtern Abend die Fortſetzung befohlen wurde. Die Geſellſchaft dabei die denkbar glänzendſte, ſo waren beiſpielsweiſe Großfürſt und Großfürſtin Conſtantin zugegen. Ich kam bis zu den Worten: „Und eine halbe Stunde Dezemberlicht vergeht." Wirkung abermals außerordentlich. Ich habe den König nie ſo bewegt geſehn. Nächſt ihm war der Prinz von Preußen am tiefſten ergriffen. Heut Abend leſe ich den Schluß. Eine vollſtändige Schilderung dieſes Triumphs behalt' ich mir für unſer nächſtes Beiſammenſein vor. Schicke die bewußten Exemplare. Sei nicht ſaumſelig. Was von meiner Seite geſchehen kann, ſoll geſchehn.

Dein Campe.

Und endlich am 13. Juli. „Mein theurer Freund. Eben hat Se. Majeſtät mir 20 Stück Friedrichsd'or für Dich eingehändigt, woran ich zugleich noch die Mittheilung knüpfe, daß, während der letzten Rheinreiſe des Königs, und zwar auf dem zwiſchen Coblenz und Bingen fahrenden Dampfſchiffe, vor allen Generalen des Rheiniſchen Armee-Corps abermals eine Vorleſung Deines Leuthen ſtattgefunden hat. Erfahre ferner, daß alles Mögliche geſchehn iſt, um Dein Verhältniß zum Kriegsminiſterium zu regeln und zwar ganz nach Deinen Wünſchen. In alter Treue

Dein Campe der Caraibe."

So klingen alle Briefe, die Schneider damals ſchrieb, und es iſt ganz unmöglich, etwas anderes wie Liebe, Freundſchaft und Enthuſiasmus herauszuleſen. In der That, wenn Schneider, der ſonſt kein Mann überſchwänglicher oder auch nur mäßiger Gefühle war, jemals einen Menſchen geliebt und angeſchwärmt hat, ſo iſt es Scherenberg geweſen. Aber dieſer, wie ſchon in unſerm vorigen Capitel geſagt wurde, war in der erſten Hälfte der 50er Jahre ganz in Händen von Perſonen, denen Schneider politiſch wie perſönlich ein Greuel war. Sie verfuhren dabei, um auch das zu wiederholen, durchaus aufrichtig, aber nichtsdeſtoweniger irrig, und hatten im Beſonderen und ganz vorzugsweiſe darin Unrecht, immer wieder auf frühere, längſt abgethane Schneider'ſche Briefe zurückzugreifen, aus denen ſeiner Zeit, aller Hilfebereitſchafts-Verſicherungen unerachtet, allerdings etwas vom Pferdefuß des Egoismus hervorgeguckt hatte. Namentlich einer, noch aus der 48er Zeit her, erſchien ſuſpekt: „. . . Und nun laß mich wiſſen,“ ſo hieß es darin, „was Du unter den gegenwärtigen Verhältniſſen mit Deinem Waterloo vorhaſt? Kannſt Du Dir, Deinem Buchhändler gegenüber, er ſei wer er ſei, das Recht eines vorgängigen Abdrucks in den Monatsheften meines „neuen Soldatenfreundes“ reſerviren, ſo, glaube ich, thuſt Du Deiner Dichtung und Dir ſelbſt einen Vortheil, weil ich ſeit Kurzem dieſe Monatshefte nicht mehr für Preußen allein, ſondern für alle deutſchen Heere beſtimme, weshalb dieſelben in einer großen Auflage verbreitet werden. Wie die Zeiten jetzt laufen, wäre Dein Gedicht vollſtändig verloren, wenn es als gewöhnlicher Verlagsartikel erſchiene, denn kein Menſch lieſt jetzt Verſe. Ich biete Dir daher in Deinem Intereſſe die Hand.“

Die letzten zwei Sätze waren es, worauf, neben der nicht wegzuleugnenden Thatſache von der Erfolgloſigkeit aller Schneider'ſchen Anſtrengungen, lächelnd immer wieder hingewieſen wurde, ſodaß Scherenberg, der ohnehin nicht zu den Feſteſten zählte und nach Art aller vertrauensſeligen Menſchen eine ſtarke Soupçon-Ader hatte, ſchließlich L. Schneider fallen ließ, und dieſe Thatſache zum Gaudium der Freunde durch einen Spottvers beſiegelte. Dieſer Vers aber lautete:

Ich hatt' mal einen Schneider,
Der ſchnitt ſich ſeine Kleider
Aus meinem Zeug, o weh.
Ich merkt' es leider, leider
Ach viel zu ſpät. Nun, Schneider,
Ade, Ade, Ade.

Scherenberg, dieſer feſten Ueberzeugung bin und bleib' ich, hatte mit dieſem Verdacht abſolut Unrecht und belaſtete ſich, wenn nicht durch ſein Thun ſo doch wenigſtens durch ſeine Gefühle, mit geradezu ſchwerem Undank. Andererſeits aber muß, um es zu wiederholen, eingeräumt werden — und in dieſem Punkte wurzelte die Macht der gegneriſch geſinnten Fremde — daß alles Zuſagemachen von Seiten Schneider's in einem Zeitraume von ſechs Jahren zu nichts Rechtem geführt hatte. Waterloo war auf Königs Koſten gedruckt und dem Dichter von Leuthen für dieſe letztere Dichtung ein Geſchenk von 20 Friedrichsd'or bewilligt worden. Das war Alles, ein Alles, von dem füglich geſagt werden durfte, daß es ein „Weniges" ſei.

Das wurde denn auch redlich geſagt, und da man, durch alle Zeit hin, nie die Geberlaune des Königs, ſondern immer nur den Muth oder den guten Willen deſſen angezweifelt hatte, der berufen war, dieſe Geberlaune wach zu rufen und wirkſam zu machen, ſo beſchloß man endlich im Scherenberg'ſchen Freundeskreiſe, ſich über Schneiders Kopf weg unmittelbar an die Gnade Sr. Majeſtät zu wenden. Ob dieſer Plan von dem immer noch in

Greifswald oberſtaatsanwaltenden Friedberg ausging oder ihm nur zur Zuſtimmung unterbreitet wurde, gleichviel, H. Friedberg nahm die Sache perſönlich in die Hand und hatte das Glück, den damaligen Flügeladjutanten Grafen von Bismarck-Bohlen, einen aufrichtigen Verehrer Scherenbergs, für dieſen intereſſiren zu können. Der Graf ſchrieb an Friedberg: „Im Intereſſe Ihres Freundes und Schützlings Scherenberg, bitte ich Sie, verehrteſter Herr Oberſtaatsanwalt, mir über ſeine Vergangenheit wie über das, was Sie und die Ihrigen für ihn gethan haben, in allgemeinen Umriſſen ein Bild geben zu wollen, da es mir ſchwer wird aus den ziemlich aphoriſtiſchen Aeußerungen unſeres intereſſanten Freundes etwas Ganzes herauszuſtoppeln oder doch Etwas, das zu ſchriftlicher Mittheilung geeignet iſt. Ich hoffe durch eine Eingabe an geeigneter Stelle den Anlaß geben zu können, daß er für einige Zeit aus ſeiner bedrängten Lage geriſſen wird."

So Graf Bismarck-Bohlen am 30. April 1854.

Bald darauf war derſelbe nicht nur im Beſitz eines ausführlichen Friedberg'ſchen Berichtes, den ich, an mehr als einer Stelle, dieſem Buche zu Grunde gelegt habe, ſondern gleichzeitig auch in Poſſeß einer halb humoriſtiſch gefärbten Beilage Scherenberg's ſelbſt, worin dieſer ſeine Stellung im Kriegsminiſterium ſchilderte, — Berichte, deren endliches Reſultat aus zwei Briefen erſichtlich wird, die Graf Bismarck-Bohlen, einen Monat ſpäter, einerſeits an Friedberg, andererſeits an Scherenberg richtete.

In dem erſteren hieß es:

„Zunächſt, mein verehrteſter Herr Oberſtaatsanwalt, Ihnen meinen verbindlichſten Dank ſagend für Ihren höchſt intereſſanten Bericht über unſern Scherenberg, kann ich Ihnen zu meiner großen Freude auch ſchon ein günſtiges Reſultat mittheilen. Auf meinen an Se. Majeſtät eingereichten Bericht bin ich heute dahin beſchieden worden, daß unſer Scherenberg für drei aufeinander folgende Jahre jährlich 300 Thaler aus dem Königlichen Dispoſitionsfond beziehen wird.“

Und an Scherenberg ſelbſt am ſelben Tage:

„Beiliegenden Brief des Kabinetsraths Illaire erlaube ich mir, Ihnen, mein verehrteſter Herr Scherenberg, zur Kenntniß zu überſenden, aus dem Sie die gnädigen Abſichten Sr. Majeſtät erſehen können. Ich freue mich unbeſchreiblich, Ihnen dieſe gute Nachricht mittheilen zu können. Ihr treu ergebener Bismarck-Bohlen.“

Das gab nun, wie ſich denken läßt, einen Triumph im Scherenberg'ſchen Freundeskreiſe: Schneider war beſiegt, geſchlagen. Eine Sache, die, wie man ihn zu nennen liebte, der „geſchwollene Vorleſer Sr. Majeſtät“ trotz aller Geſchwollenheit in ſechs Jahren nicht durchzuſetzen im Stande geweſen war, war, als man die Dinge richtig einleitete, durch Graf Bismarck-Bohlen in weniger als ſechs Wochen durchgekämpft worden, und der Beweis ſchien nunmehr erbracht, „daß es an Schneider gelegen haben müſſe.“

Nur Friedberg ſah es in einem andern Lichte oder war zu glücklich über den endlichen Sieg, um einem andern Gefühle als dem des Dankes Raum zu geben. Und ſo ſchrieb er denn unterm 7. Juli 1854 von Greifswald aus an Graf Bismarck-Bohlen: „Wenn mir ſelbſt etwas Gutes begegnet wäre, könnt' ich mich nicht mehr darüber freuen, als daß unſerm Scherenberg etwas Gutes zu Theil geworden iſt. Ihnen, Herr Graf, der Sie die Königliche Gnade ſo menſchenfreundlich vermittelt haben, gebührt dabei nicht der kleinſte Theil des Dankes und da mir ſo um's Herz iſt, als ob ich ſelbſt an dieſer Gnade Theil hätte, ſo müſſen Sie mir ſchon erlauben, auch meinerſeits Ihnen innig danken zu dürfen. In vorzüglicher Hochachtung

H. Friedberg."

Und ähnlich wie Friedberg empfand auch Scherenberg ſelbſt. Er nahm in ſeinem Herzen nicht Theil an dem Triumph über den, der ſo viel gewollt und ſo wenig gekonnt hatte. Was durft' es ihm auch bedeuten, ob Schneider unterlegen war oder nicht! Er ſelber war frei, frei von Dienſtſtunden, frei von Stehleiter und — frei von H. Smidt.

Und dies war die Hauptſache.

Zwanzigſtes Kapitel.

Neue Huldigungen und Erfolge. Freundſchaft mit Ferdinand Laſſalle.

Das Unglück kommt „in Bataillonen", aber mitunter auch das Glück, und derſelbe Herbſt 54, der ihm die Königliche Gnadenbewilligung ſammt der Befreiung aus Aegypterland, H. Smidt als Vogt, gebracht hatte, bracht' ihm auch Honorare der mannigfachſten Art, dazu neue Huldigungen, Invitationen und Freundſchaften. Eh' ich aber die Reihe dieſer Glücksfälle näher bezeichne, ſtehe hier zunächſt ein Wort über den in den letzten Kapiteln oftgenannten H. Smidt.

Heinrich Smidt (geſtorben am 13. Oktober 1867) war, alles in allem, nicht halb ſo ſchlimm, als nach den verſchiedenen über ihn gemachten und von mir citirten Aeußerungen unſeres Scherenberg angenommen werden könnte. Mit Letztrem in einem dienſtlichen Verhältniß zu leben, hatte ganz zweifellos ebenfalls ſeine Laſt und ſeine Qual, und als dies dienſtliche

Verhältniß ſich endlich löſte, war nicht nur Scherenberg glücklich, ſondern H. Smidt auch. Das Unglück war, daß Beide vor denſelben Wagen geſpannt waren, an dem nun Scherenberg nicht nur nicht mitzog, ſondern ſich auch noch eigenſinnig niederwarf und ſeinem Partner das Ziehen erſchwerte. Wirklich, was von unſerem Poeten in ſeinem Verhältniß zu ſeiner erſten Frau geſagt werden mußte, „daß es ſchwer zu beſtimmen ſei, wo die größre Schuld gelegen habe,“ das gilt auch von ſeinem Verhältniß zu H. Smidt. Scherenberg war ganz Genie, dem die preußiſche Rangliſte ſammt Staatshandbuch abſolut garnichts, Smidt dagegen ganz Pedant und Subalternphiliſter, dem ſie das Höchſte bedeutete, mehr als Heiliger Gral oder Bundeslade. Scherenberg eminent geiſtreich und gedankenvoll, H. Smidt eng und beſchränkt. Aber ſo beſchränkt er war, ſo war er doch auf ſeinem Gebiete begabt, ſehr begabt, und hatte, während einer auf dem Meere verbrachten Jugend, das bekannte ſeemänniſche „Fadenſpinnen“ bis zur Perfektion gelernt. Er ſchrieb ſeine Romane hintereinander weg, ohne Beſinnen, Anzweifeln oder Corrigiren, was er auch alles nicht nöthig hatte. Neben Heſekiel (aber dieſem noch überlegen) war er das größte rein erzähleriſche Talent, das ich kennen gelernt habe, weshalb er ſich, wenn er heute, ſtatt vor einem Menſchenalter, gelebt hätte, in fünf oder zehn Jahren ein Vermögen erworben haben würde. Von Natur eher beſcheiden als hochfahrend, fiel es ihm nicht ein, ſich Scherenberg an die Seite ſetzen zu wollen, aber wenn dieſer Alles, was er that oder richtiger nicht that, mit „Dichterthum“ entſchuldigte, ſo durfte ſich ſchließlich das Gefühl in ihm regen: „Nu, nu, man hat doch auch ſeine Ader!“ Er bewohnte viele Jahre lang das kleine und niedrige Bäckerhaus Krauſenſtraße 76, an deſſen Krahn und Winde bis dieſen Tag noch die Mehlſäcke in die Höhe gezogen werden. Die nur 7 Fuß hohen Zimmer wirkten wie Schiffscajüten und ſchiffscajütenartig war auch das Leben, das ſich darin abſpielte. Nie hab' ich einen ſolchen Conſum von Speiſ' und Trank, vor allem von Grog und Macaroni je wieder geſehen.

* * *

Aber zurück zu der Reihe der Glücksfälle, zu den Honoraren und Huldigungen, den Invitationen und Freundſchaften, die ſich, wie ſchon hervorgehoben, mehr oder weniger unmittelbar an die Königliche Gnadenbewilligung anſchloſſen.

Die Honorare, die ſich einſtellten, waren, vom damaligen Poetenſtandpunkte aus angeſehen, ziemlich beträchtlich und beliefen ſich auf 1000 Thaler oder mehr, was darin ſeinen Grund hatte, daß um eben dieſe Zeit, 54 auf 55, das Erſcheinen eines neuen Schlachten-Epos mit dem Erſcheinen neuer Auflagen, ſowohl einerſeits der „Gedichte", wie andererſeits von Ligny, Leuthen und Waterloo zuſammenfiel. Das neue Schlachten-Epos war „Abukir", das beiläufig mehr gelobt als geleſen wurde, vielleicht weil das ſpecifiſch Patriotiſche, das man ſich bei Scherenberg zu ſuchen und zu finden gewöhnt hatte, darin zurücktrat.

Neben den eigentlichen Honoraren aber, die dieſe Zeit vergleichsweiſe reichlich brachte, wurden ihm auch noch „Ehrenſolde" zu Theil, womit Geſchenke bezeichnet werden ſollen, die nicht von buchhändleriſcher, ſondern, mehr huldigend, von fürſtlicher Seite her kamen.

Unter dieſen Ehrenſolden ſtand der für die Verſe zum Feſt der „weißen Roſe“ obenan, ein Feſt, über das hier in aller Kürze das Folgende geſagt ſein möge: Sommer 1829 war die Kaiſerin von Rußland, ehemalige Prinzeſſin Charlotte von Preußen, auf Beſuch am Berliner Hoflager eingetroffen, bei welcher Gelegenheit ſie nicht nur einem großen „Turnier im Neuen Palais“ beigewohnt, ſondern auch den Siegespreis in Geſtalt einer weißen Roſe vertheilt hatte. Weshalb das Feſt (ein Seitenſtück zu dem Lalla-Rookh-Feſt der erſten 20er Jahre) das Feſt der weißen Roſe genannt worden war. Soviel über das zurückliegend Hiſtoriſche. Jetzt, nach Ablauf von 25 Jahren, war, in Erinnerung an jene glänzende Feſtlichkeit ein Album geſtiftet und der Kaiſerin im Juni 1854 überreicht worden. Es beſtand aus fünf Aquarellen: Einreiten in den Hof des Neuen Palais, Carouſſel-Reiten, lebende Bilder im Schloßtheater, Ball im Grottenſaal und Vertheilung der Preiſe, — zu welchen fünf von Adolf Menzel herrührenden Blättern Scherenberg die Texte geſchrieben hatte. Welcher Art die den beiden Künſtlern zu Theil werdenden Ehrenſolde waren, ob mehr ruſſiſch oder preußiſch, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können. Hoffentlich ruſſiſch.

Aber zu den Honoraren und Ehrenſolden geſellten ſich auch noch Huldigungen, unter denen hier die ſchmeichelhafteſte als erſte genannt werden möge: Scherenberg kam an den Hof, an dem er bis dahin nur ein gefeierter Name geweſen war. Ob L. Schneider dies perſönliche Debut des Freundes all die Zeit über abſichtlich gehindert hatte, wie damals von mehr als einer Seite gemuthmaßt wurde, ſtehe dahin, gleichviel am 18. Dezember 54 empfing unſer Poet ein Schreiben aus Charlottenburg, das wie folgt lautete: „Seine Majeſtät ſind durch Ihr poetiſches Feſtgeſchenk freudig überraſcht geweſen (wahrſcheinlich iſt „Abukir" gemeint) und wollen perſönlich Gelegenheit nehmen, Ihnen dafür zu danken, wenn Sie, wie für die nächſte Zeit geplant iſt, Ihre Dichtung im hieſigen Schloſſe vorleſen werden. An welchem Tage, das bedarf freilich noch weiterer Rückſprache. Damit Sie aber am Königlichen Theetiſch auch ein bekanntes Geſicht wiederfinden, hat Se. Majeſtät mich für dieſen Abend eingeladen. Ihr treu ergebener

Bismarck-Bohlen."

Die Sache zog ſich übrigens über Erwarten in die Länge, bis endlich am 17. Januar 55 abermals ein Billet eintraf, in dem es hieß: „Um dreiviertel auf acht, mein lieber Herr Scherenberg, erwarte ich Sie hier in Charlottenburg. Leider kann ich Sie nicht abholen, da ich mich im Dienſt befinde. Dagegen wird Ihnen mein im Flügel des Schloſſes liegendes Zimmer zu Gebote ſtehen, wo Sie es ſich in jeder Weiſe bequem machen können. Alſo auf Wiederſehn, mit friſcher Stimme und ſtoiſchem Gleichmuth!

Ihr Bismarck-Bohlen."

Und Scherenberg erſchien wirklich und hielt ſeinen erſten Vortrag, dem dann andere, die ganze Saiſon hindurch, folgten, über welche Hof-Vorleſungszeit ich ihn mehr als einmal habe ſprechen hören, freilich immer nur in der ihm eigenthümlichen Weiſe, die beſtändig das Nebenſächliche ſtatt des Hauptſächlichen, das Vorſpiel ſtatt der eigentlichen Aufführung betonte. Das Vorſpiel aber war in dem uns hier beſchäftigenden Falle mal auf mal das im Graf Bismarck'ſchen Zimmer voraufgehende Plauder-Halbſtündchen, während deſſen geſcherzt und geraucht, und ſchließlich die Rauche-Miſſethat (denn der König haßte den Tabak) mittelſt einer Eau de Cologne-Taufe wieder geſühnt wurde. Solche humoriſtiſchen Scenen prägten ſich ihm tiefer ein, als der „hiſtoriſche Moment" der folgte. Glanz übte keinen Reiz und keinen Zauber auf ihn. Er war eben eine durchaus auf's Genrehafte geſtellte Natur.

Aber nicht nur der preußiſche Hof, mit dem König an der Spitze, war unſerm Dichter huldvoll zugethan, auch andere deutſche Fürſtlichkeiten zeigten ſich ihm geneigt, vor allem König Ludwig von Baiern, der um eben dieſe Zeit, oder doch nicht viel ſpäter, folgende charakteriſtiſche Zeilen an ihn richtete:

„Herr Scherenberg! In dem Verfaſſer der Schlachten von Waterloo und Abukir habe ich einen rühmlich ausgezeichneten Dichter kennen gelernt. Wir ſind in dieſe Schlachten verſetzt, wir ſehen, wir hören ſie, wir kämpfen ſie mit. Und doch nicht beſchreibend nur, nein dichteriſch ſind ſie aufgefaßt! Nächſtens werde ich Leuthen leſen, in welcher Schlacht Teutſche gegen Teutſche ſtritten. Möchte dieſes ſich nie mehr ereignen! Möchten alle Teutſchen immer vereint ſtehen wie ein Mann! Seine Anerkennung wiederholt Ihr Sie zu ſchätzen wiſſender Ludwig.“

Dieſes Handſchreiben mit der Adreſſe „Herrn Scherenberg, Dichter in Berlin,“ hatte bei kleinſtem Format ein rieſengroßes Siegel, ſodaß es mehr einem alten Siegelabdruck, dem man rundum einen kleinen Papierrand gelaſſen, als einem Briefe glich.

Und ſiehe da, zu den Fürſtlichkeiten der hier in Rede ſtehenden Epoche gehörte ſchließlich auch ein Anti-Fürſt, der, trotz dieſes „Anti“, nicht bloß ein Potentat und Machthaber ſein wollte, ſondern auch thatſächlich einer war: Ferdinand Laſſalle.

* * *

Ferdinand Laſſalle war in der zweiten Hälfte der 50er Jahre nach Berlin gekommen und bezog eine Wohnung in der Potsdamer Straße, nahe dem Hauſe Franz Dunckers, zu dem er, als dem Verleger ſeines Herakleitos, ſofort in freundſchaftliche Beziehungen trat. Aber die Potsdamer Straße wurde bald aufgegeben, um, ſtatt in ihr, in der benachbarten Bellevueſtraße Nr. 13 eine Parterrewohnung zu beziehen, in deren geſchmackvollen Räumen: einem Arbeitskabinet, einem Eßſaal, einem pompejaniſchen Zimmer und einem angebauten Glas- und Blumen-Pavillon ſich nunmehr ein halbes Jahrzehnt lang ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil unſerer damaligen Geſellſchafts- und Geiſtes-Elite zuſammenfand. Ob ſolche Verſammlungen, in denen der Reſpekt vor dem „Esprit“ alle Rang- und Standes-Verſchiedenheiten ausglich, heute noch möglich wären, ſtehe dahin. Wie begreiflich wechſelte die Geſellſchaft mehrfach in ihrer Zuſammenſetzung, einen Stamm aber bildeten folgende: Fürſt Pückler-Muskau, Geheimrath Profeſſor Boeckh, Profeſſor Michelet, General von Pfuel, Baron Korff von den Garde-Dragonern, Gräfin Hatzfeld, Ludmilla Aſſing, Bibliothekar Dr. Prietzel, Aſſeſſor Hirſemenzel (beide Schul- und Studienkameraden Laſſalle's aus ſeiner Breslauer Zeit her), Oberbürgermeiſter Ziegler, Hofrath Friedrich Foerſter, Dr. Schoenberg, junger Nationalökonom, Franz Duncker und Frau, Georg Bleibtreu und Frau, Ernſt Dohm und Frau, Ludwig Pietſch und Reinhold Begas. Rivalitäten exiſtirten ſo wenig wie Rangſtreitigkeiten, und nur dem Fürſten Pückler, wenn er erſchien, fiel wie von ſelber das Wort zu, nicht weil er Fürſt, ſondern einfach weil er Pückler war und an Witz und eminenter Gabe der Unterhaltung auch die beſten noch überragte.

Dies war der Kreis in den ſich unſer Scherenberg eines Tages eingeführt ſah, vielleicht durch Georg Bleibtreu, noch wahrſcheinlicher durch Franz Duncker. Die Beziehungen geſtalteten ſich ſofort intim, was bei der erobernden Perſönlichkeit des einen und der ſtill gewinnenden des andern kaum überraſchen konnte. Man ſah ſich oft, namentlich an den ſogenannten „kleinen Abenden“, deren einer ſich zu einem ganz beſonderen Triumphe für unſeren Dichter geſtaltete.

Laſſalle lag krank an einer nicht ungefährlichen Knöchelentzündung, zu deren Heilung in erſter Reihe gehörte, daß er ſich ruhig verhalten und wochenlang bei ſehr hoher Temperatur auf einer Chaiſelongue zubringen mußte. Die Langeweile verzehrte den leidenſchaftlichen, an Thätigkeit und Anregung gewöhnten Mann und ſo ſchrieb er Brief über Brief, „daß man ihn beſuchen und unterhalten ſolle.“ Solcher Brief traf auch bei Scherenberg ein, der in kurzen Zeilen inſtändigſt gebeten wurde, „doch ja zu kommen und etwas Neues mitzubringen.“ Natürlich erfolgte Zuſage, von einigen anderen auch, und ſo verſammelte man ſich denn um 8 Uhr Abends in dem mit allerlei Bildern aus der franzöſiſchen Revolutionszeit geſchmückten „blauen Salon“, der hoch und geräumig, aber der Kur halber von ſehr hoher Temperatur war. Laſſalle lag auf ſeinem Ruhebett, von dem aus er mit gewohnter Meiſterſchaft den Wirth machte. Der Vorleſertiſch ſtand da, die Lichter brannten, und Scherenberg nahm Platz. Es war Cercle intime: Franz Duncker und Frau, Bleibtreu und Frau, Dr. Prietzel, Friedrich Foerſter, Ludmilla Aſſing.

Und nun las Scherenberg einzelne Stellen aus ſeinem „Franklin“ vor, grandioſe Schilderungen von Eis und wieder Eis, mit einem glitzernden Sternenhimmel darüber, und allen war es, als ob es von Minute zu Minute friſcher und kühler um ſie her würde. „Köſtlich,“ rief Laſſalle. „Mein

Scherenberg, wie ſchön, wie herrlich. Seien Sie von Herzen dafür bedankt! Und welche Freundlichkeit gegen mich gerade dieſe Scenerie zu wählen, dies Polar-Meer. Ein beſſeres Eis iſt mir nie präſentirt worden und keines hat mir je ſo geſchmeckt. Nur weiter, weiter.“ Und ein neuer Geſang hob an und riß Wirth wie Gäſte zu neuem Entzücken hin. Denn Scherenberg hatte ſeinen guten Tag und las vorzüglich.

Ihr Verhältniß, um es zu wiederholen, war voll Entgegenkommen und ſelbſt auf Seiten unſres in Gefühlsſachen immer etwas nüchternen Scherenberg von ſo hervortretender Herzlichkeit, daß er, als die Nachricht von Laſſalle's plötzlichem Tode kam, ſich tagelang nicht beruhigen konnte.

* * *

Das war im Herbſt 64.

Aber auch ſchon lange vorher, Ende der 50er Jahre, zeigte ſich bei Scherenberg dieſe Paſſion und während L. Schneider bei Hofe las und der etwas bornirte, nach wie vor mit „Waterloo“ durch die Welt ziehende Schramm ſeine „Cremoneſer Geige“ zu Ehren ſeines Dichter-Heros erklingen ließ, ſaß eben dieſer Dichter-Heros in dem für Perſonen der Art immer nur Spott habenden „Cercle intime“ des geſellſchafts-ſtürzenden Sozialdemokraten und wehrte kaum lächelnd ab, wenn über die „beiden Dümmlinge“, wie man Schramm und Schneider zu nennen pflegte, gewitzelt wurde.

Natürlich iſt gegen ein ſolches „Auf zwei Schultern tragen“ allerlei zu ſagen und auch thatſächlich geſagt worden. Aber dieſe Halbheit und Zweideutigkeit, die ſich durch Scherenberg's ganzes Leben zieht, konnte nach Lage der Sache nicht wohl ausbleiben. Sie war nicht ſeine Wahl, ſondern das Reſultat der Verhältniſſe. Völlig unbefangen und jedenfalls keiner Partei zu Liebe und zu Leide ſeine Dichtungen ſchaffend, ſah er, wie ſich conſervative Kreiſe derſelben bemächtigten. Hätt' er dagegen proteſtiren ſollen? Es wäre närriſch geweſen. Vor allem auch unklug. Und ſo ließ er es denn geſchehen. Aber das freie Herz blieb, und in der oberſten Sphäre der Geſellſchaft iſt ihm, ſo viel ich weiß, dieſe Doppelſtellung auch nie zum Schlimmen hin angerechnet worden.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Glück und Niedergang. Der 70. Geburtstag. Hohenfriedberg und ein Brief aus Windſor-Caſtle.

Das Jahr 54, mit allem Guten, was es unſerm Dichter gebracht hatte, hatte die Sorge, die bis dahin die Begleiterin ſeines Ruhmes geweſen war, von ſeiner Seite verſcheucht und behaglichere Tage für ihn anbrechen laſſen. Er ſah ſich fürder nicht nur geliebt und gefeiert, ſondern endlich auch geborgen, und genoß dankbar, was ihm das Leben an ſeinem Ausgange beſcheeren zu wollen ſchien: das Glück.

Aber freilich, wenn es, wie wir zu Beginn unſeres vorigen Kapitels ausſprachen, ein Erfahrungsſatz iſt, daß das „Glück nicht allein kommt," ſo ſtellt ſich ihm ein zweiter ebenbürtig an die Seite: „das Glück hat keine Dauer."

Und auch das ſollte Scherenberg an ſich erfahren.

Eine kleine Weile ging's ungetrübt, bald aber zeigte ſich ein Wölkchen am Horizont und begann, indem es immer höher und größer heraufzog, ſich ſchließlich über den halben

Himmel hin zu lagern. Ja, die Sorge, die den Ruhm begleitet hatte, war geſchwunden, aber faſt ſchien es, als wäre der Ruhm der Sorge liebſtes Kind geweſen und nun mit der Sorge fortgezogen. Wirklich, die Begeiſterungsflamme, die, durch ein Jahrzehnt hin, ſo hoch geloht hatte, ſank mit faſt überraſchender Schnelle.

Woran lag es?

An mancherlei.

Die politiſchen Verhältniſſe, die von jenem 10. März 1856 an, wo Hans von Rochow's Kugel Herrn v. Hinkeldey zu Boden ſtreckte rapid eine neue Geſtalt anzunehmen begannen, waren der Dichtung überhaupt nicht günſtig, am wenigſten aber einer Reactionsdichtung, wofür die Scherenberg'ſche genommen wurde, trotzdem ſie's nicht war. Zu dieſen ſpezifiſch preußiſchen Vorgängen kamen andere hinzu, die, trotzdem ſie ſich draußen auf dem Welttheater abſpielten, uns daheim in eine beſtändige Mitleidenſchaft zogen. In der Krim hatte das Kriegsſpiel begonnen, in Indien und China ſetzte ſich's fort, und die Schilderungen vom „Todtenritt bei Balaklawa“, vom Sturm auf Malakoff und Delhi fingen an, der nach wie vor im fünffüßigen Jambus auftretenden Beſchreibung weit zurückliegender Schlachten ſiegreiche Concurrenz zu machen. Ueber all dies hinaus aber begann eine große, tiefgreifende Geſchmackswandlung in ganz Deutſchland ſich vorzubereiten und mit dem Erſcheinen von Freytag's Soll und Haben, welcher Roman ſo recht eigentlich den „Griff ins volle Menſchenleben“ für uns bedeutete, war der entſcheidende Schritt gethan. Man wollte Gegenwart, nicht Vergangenheit, Wirklichkeit nicht Schein, Proſa nicht Vers. Am wenigſten aber wollte man Rhetorik. Eine Zeit brach an, in der, nach jahrzehntelanger lyriſcher und lyriſch-epiſcher Ueberproduktion, im Ganzen genommen wenig Verſe geſchrieben und noch weniger gekauft und geleſen wurden. Mit anderen Worten, es vollzog ſich der große Umſchwung, der dem Realismus zum Siege verhalf.

Aber wenn dieſer allgemeine Geſchmacksumſchwung auch ausgeblieben wäre, der Umſchwung in Bezug auf Scherenberg wäre doch gekommen, weil er kommen mußte. Man begann eben die Mängel ſeiner Dichtungsweiſe zu fühlen, und ſehr richtig ſchrieb Schmidt-Weißenfels: „Das Intereſſe des Publikums mußte ſich nicht nur überhaupt, ſondern verhältnißmäßig auch raſch an der poetiſchen Einſeitigkeit dieſer Schlachten-Epen erſchöpfen." In der That, man war plötzlich bataillenmüde geworden, oder doch müde der poetiſchen Beſchreibung derſelben, und da das viel Bedeutendere, was unſer Dichter theils vorher theils nebenher geſchrieben hatte, nie recht ins Publikum eingedrungen war, ſo war ſo zu ſagen nichts da, was dem „bergab" mit Erfolg hätte wehren können. Scherenberg war Waterloo-Leuthen, und Waterloo-Leuthen hatte man genug.

Eine Zeitlang ſchloß er die Augen dagegen und wollte den Niedergang nicht ſehn, aber vom Tage der Regentſchaft und ſicherlich vom Sterbetage Friedrich Wilhelms IV. an, ließ ſich die Thatſache nicht mehr verkennen, auch für ihn nicht. Die bald danach anbrechende „Konfliktszeit" geſtaltete ſich vollends als denkbar unglücklichſte für einen preußiſchen Schlachten-Epiker. Alles was zur Oppoſition ſtand, ließ ſich ungern an Armee-Großthaten erinnern, die doch ſchließlich nur dazu dienen konnten, einer nicht gewollten Armee-Verdoppelung Vorſchub zu leiſten. Und ſo darf man denn ſagen, „politiſche Verhältniſſe hatten Scherenberg gehoben, und politiſche Verhältniſſe ließen ihn wieder ſinken."

Der 64er Krieg gab ihm freilich noch einmal Gelegenheit, ſich in Prologen und Widmungsgedichten zu legitimiren, und dem hinſchmelzenden Kreiſe ſeiner Verehrer zu zeigen, „daß er noch da ſei," ſonſt aber trat er mit jedem Tage mehr und mehr zurück, und zählte bereits zu den Halbvergeſſenen, als das Erſcheinen von „Hohenfriedberg" im Herbſt 1868 den alten Glanz ſeines Namens noch einmal erneuerte. Seinen Haupterfolg übrigens errang er auch diesmal wieder bei Hofe, ſpeziell beim Kronprinzen in Perſon, dem er ſich, unter gleichzeitiger Einſendung ſeiner Dichtung, in einem echt Scherenberg'ſchen Schreiben genaht hatte. Dies Schreiben ſelbſt aber lautete: „Euer Königlichen Hoheit nahe ich mich ehrerbietigſt mit einem Liede. Sein Name iſt Hohenfriedberg, und damit iſt einem Preußenherzen wohl alles geſagt. Gemahnt doch jene märchenhafte Friedrichsſchlacht uns an die noch wunderbarere von 1866. Auch damals erfüllte die Luft das Feldgeſchrei „nieder mit Preußen" und auch damals verhallte es mit einem „rette ſich wer kann.“ Mir hatte geahnt, es würde kommen, wie es kam, und ſo ſang ich mein Friedrichslied ſchon vor dem Großtage Königgrätz. Mein ſchlichter Sang will den Todten ihr Recht an die Erinnerung geben, und ſo flechte ich ihr Blatt in den Kranz der Lebendigen. Indem ich mein Lied in die Hände des Helden von Königgrätz lege, wolle die Huld deſſelben ihm freundlich den Werth der Annahme verleihen. In tiefſter Ehrfurcht Euer Königlichen Hoheit unterthänigſter C. F. Scherenberg.“

Der Kronprinz nahm die Dichtung wie gewünſcht entgegen und antwortete von Windſor-Caſtle aus unterm 21. November 1868 „Ich habe die neue Dichtung, welche Sie mir zu überſenden die Freundlichkeit hatten, mit lebhaftem Intereſſe und derſelben Befriedigung geleſen, welche Ihre dichteriſchen Erzeugniſſe ſtets in mir erweckt haben. Die Kronprinzeſſin, Meine Gemahlin, theilt mit mir den Wunſch, Ihnen einen thatſächlichen Beweis der Anerkennung für Ihr ſchönes Talent (das in der Begeiſterung für den Ruhm und die Größe unſeres Landes ſo manche Blüthe getrieben) und mit und in dieſer Anerkennung zugleich ein Zeichen Unſrer perſönlichen Theilnahme zu geben. Wir bitten Sie um die Erlaubniß, fortan einen Theil der Sorgen, welche unſeren vaterländiſchen Dichtern leider nur ſelten erſpart zu werden pflegen, durch Ausſetzung eines Jahresgehalts von Ihnen nehmen zu dürfen, und haben die nöthigen

Anweiſungen ertheilt, um Sie mit den Einzelheiten dieſer Unſerer Abſicht bekannt zu machen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen."

Das in dieſem huldvollen Schreiben bewilligte Jahrgehalt belief ſich auf 300 Thaler, woran ſich zwei Monate ſpäter, im Januar 69, unter Wiederaufnahme deſſen, was ihm ſchon vierzehn Jahre früher durch König Friedrich Wilhelm IV. ausgeſetzt worden war, eine weitere Bewilligung von 500 Thalern aus dem königlichen Schatullenfonds anſchloß. Es waren Bewilligungen auf Lebenszeit und entſprachen in ihrer Geſammtheit einer ganz anſehnlichen Penſion.

Er ſah ſich mithin abermals in ſeiner äußeren Lebenslage verbeſſert.

Freilich, jenes ſeit lange ſchmerzlich vermißte Hochgefühl „ein Liebling weiteſter Kreiſe zu ſein und als Dichter ſeiner Nation genannt und gefeiert zu werden" das konnten ihm dieſe Gnadenbeweiſe nicht zurückerobern, nicht wiedergeben, aber ſie ſtimmten ihn nichtsdeſtoweniger zu Dank und Freude.

War er doch ohnehin allmählich in jenen Lebensabſchnitt eingetreten, wo die Ruhe das Glück zu bedeuten beginnt.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ausgang. Schloßprediger Frege. Der letzte Verluſt (der „Tunnel") und der letzte Freund.

Scherenberg war 70, als ſeine letzte Dichtung „Hohenfriedberg" erſchien, die, mit Hilfe der ſich daran knüpfenden Gnadenbezeugungen, wie ſchon angedeutet, Veranlaſſung wurde, daß auf ſeinen kampfesreichen Lebenstag ein friedlich ſtiller Abend folgte. Still von außen und ſtill im Gemüth. Er gab die Welt auf, in der er nach dem Zerſtieben*) und Hinſterben der alten Freunde keinen rechten Boden mehr fand, und bezog ein am äußerſten Ende der Potsdamer Straße gelegenes Haus, von dem ſich wenigſtens damals ſagen ließ, daß es zwiſchen Kirchhöfen und Gärten ſtand. Zu dieſen Gärten zählte vor allem auch der ihm ſchräg gegenüber gelegene botaniſche, darin ſchon Chamiſſo — der einzige moderne Dichter, der mit Scherenberg eine Verwandtſchaft zeigt — den Reſt ſeines Lebens verlebt und verträumt hatte.

---

*) Unter dieſen „Zerſtobenen", oder mit andern Worten unter den alten Freunden, die Berlin verlaſſen hatten, ſtand der ſeinerzeit dem 2. Garde-Regiment angehörige Major Adolf von Clauſewitz (im Tunnel „Caeſar") obenan. Scherenberg, ſonſt kein Briefſchreiber, unterhielt mit ihm eine lebhafte Correſpondenz, und folgte ſogar zweimal, 1869 und 1872, einer Clauſewitz'ſchen Einladung nach dem bei Itzehoe gelegenen Gute Neuhof hin. Hier, wo Frau von Clauſewitz

Und dieſe neue Wohnung, die nun bezogen wurde, läßt mich auf unſeres Dichters Heimſtätten überhaupt zurückblicken. Es waren dies in dem langen Zeitraum von 44 Jahren, während welcher er unter uns lebte, nur vier, an welch kleinem Umſtande ſich jenes bequem Stationäre zeigt, das ihm, wie den meiſten Poeten, eigen war. Nur nicht wechſeln, nur nicht aus dem Hergebrachten heraus. Alle Neuerung ward einfach als eine Störung empfunden. Und inſoweit war er ein Conſervativer, allen ſonſtigen liberalen Allüren zum Trotz. Eine Staatsverfaſſung konnte

---

(eine geborene Brzezinska und verwittwete Gräfin Dyhrn) mit ihrem Gemahl in Gaſtfreundſchaft und Aufmerkſamkeiten aller Art wetteiferte, verlebte unſer alter Poet höchſt glückliche Tage, Tage, deren er bis an ſein Lebensende mit beſonderer Freude gedachte. — Adolf von Clauſewitz ſtarb am 23. Oktober 1880. So ſchön wie ſein Leben geweſen war, war auch ſein Tod. Unter herzlichem Lachen über eine komiſche Bemerkung ſeines Urenkels traf ihn ein Herzſchlag. Seine jetzt in Berlin lebende Wittwe verblieb in alter Freundſchaft und Liebe gegen Scherenberg und die Seinen.

geändert werden, warum nicht? Es ging ihn nichts an. Aber ein Rock, eine Wohnung? Nein, und wieder nein. Oder doch ſo ſelten wie möglich.

Seine vier Wohnungen aber waren die folgenden:

Erſt: Bendlerſtraße 2, Ecke der Thiergartenſtraße. Von 1838 bis 50.

Dann: Grabenſtraße 28 in einem Gartenhäuschen, das dem damals Stadtrath Sommer'ſchen (ſpäter Reichenheim'ſchen) und mehrere Jahre lang von Geheimerath Schönlein miethweiſe bewohnten Grundſtücke Thiergartenſtraße 19 zugehörte. Hier lebte Scherenberg von 1850 bis 52.

Dann: Lützower Wegſtraße 1 in dem damals Lotterie-Direktor Seeger'ſchen Hauſe (jetzt Lützow-Straße 93). Von 1852 bis 60.

Endlich: Potsdamerſtraße 82, in Nähe des botaniſchen Gartens. Von 1860 bis zu ſeinem Tode.

* * *

Und wie der Wohnungen, ſo mag hier, zur Ergänzung deſſen was ſchon S. 122—24 über die Scherenberg'ſche Familie, ſpeciell aber über die Geſchwiſter unſeres Chriſtian Friedrich geſagt ward, auch noch der Kinder unſeres Poeten gedacht werden, deren bisher nur einmal Erwähnung geſchah und zwar in jenem bedrängten Momente, wo, ſtatt des erwarteten Oſterkuchens, die Lerche mit dem Vogelbauer ins Haus kam. Scherenberg, wie ſchon in Kürze hervorgehoben, war zweimal verheirathet. Aus ſeiner 1821 geſchloſſenen erſten Ehe mit Karoline Hofmann waren ihm vier Kinder geboren worden:

Theodor Scherenberg. Früh geſtorben.

Caroline Scherenberg. Geboren 1822. Verheirathete ſich an den Generaldirektor der Magdeburger Lebensverſicherungs-Geſellſchaft Rob. Königsdörffer. Starb 1848. Einer ihrer Söhne war längere Zeit Conſul in Liberia.

Julius Scherenberg. Geboren 1827. Schiffsbaumeiſter in der kaiſerlichen Marine. Lebt in Wilhelmshaven.

Auguſte Scherenberg. Geboren 1838. Unſeres Dichters Begleiterin und Pflegerin durch die zweite Hälfte ſeines Lebens. Lebt unverheirathet in Berlin.

Aus ſeiner 1847 geſchloſſenen **zweiten** Ehe mit Henriette Heuſchler wurd' ihm am 17. Mai 1848 eine Tochter geboren: **Marie Scherenberg.**

Von dieſen Kindern waren in der mit dem Jahre 68 beginnenden „ſtillen Zeit“ nur noch die beiden Töchter, **Auguſte** und **Marie**, um ihn her, von denen jene die Martha, dieſe, wie's ihr Name wollte, die Marie des Hauſes war. Gemeinſchaftlich aber waren ihre Bemühungen, dem Einſiedlerleben, das nun begonnen hatte, den Charakter des Idylls zu geben. Scherenberg ſelbſt war längſt zum alternden Fauſt geworden, der ſeine Freude darin fand, einen Baum am Spalier zu ziehen und der untergehenden Sonne nachzublicken. Gartenarbeit und Blumenzucht wurden ſeine Lieblingsbeſchäftigung, und bis tief in die Sommernacht hinein ſaß er auf ſeinem Balkon und hörte den Nachtigallen zu, die vom Botaniſchen Garten her herüberſchlugen.

Freilich war er auch jetzt noch nicht ohne all und jeden Verkehr, der Kreis indeß, der ihn umgab und erheiterte, ſah doch ſehr anders aus als vordem. Ein beſonderer Freund ward ihm der ſeinerzeit mit Recht als Original geltende Schöneberger Schloßprediger Frege, noch intimer aber geſtaltete ſich ſein Verhältniß zu Paſtor Ernſt aus Dramburg in Pommern, einem alten Emeritus, der, Anfangs der 70er Jahre nach Berlin hin überſiedelnd, in dem Scherenberg'ſchen Hauſe Wohnung genommen hatte. Scherenberg hieß ihn vom erſten Tag an immer nur ſeinen Primroſe (Name des alten Paſtors im Vicar of Wakefield) und genoß das Kleinſtädtiſche, das ſich in dieſem Emeritus wie verkörpert hatte, mit einer Art von Gourmandiſe. Hundertmal ließ er ſich neben andrem von ihm erzählen, wie er, à la Fritz Reuter, „zu ſeiner Frau gekommen ſei,“ welche Geſchichte, ſo langweilig ſie war, durch allerhand Angewohnheiten des Erzählers einen unausgeſetzten Reiz für Scherenberg's äſthetiſche Zunge behielt. Unter dieſen Angewohnheiten war auch die, daß er (der Emeritus) jede Geſchichte mit der Bemerkung abſchloß, „ich möchte nur noch hinzufügen dürfen.“ Wenn's aber ſchlechterdings nichts mehr hinzuzufügen gab, ſo gefiel er ſich darin, das ſchon Gemeldete lediglich mit einem andern gleichwerthigen Ausdruck zu wiederholen. „Ich habe geſtern Abend bis 12 Uhr gearbeitet, ich möchte nur noch hinzufügen dürfen bis Mitternacht“ oder „Eben bin ich dem Kaiſer begegnet, ich möchte nur noch hinzufügen dürfen Sr. Majeſtät.“ Scherenberg hatte die herzlichſte Freude daran, einen vollkommenen Kunſtgenuß, und wenn er den Emeritus, einigermaßen verbindlich, ſeinen „Primroſe“ nannte, ſo war ihm dieſer doch viel, viel mehr noch ſein „Friedensrichter Schaal.“

Der literariſchen Beziehungen wurden immer weniger. Plaudereien mit Frege, der ſelber Verſe machte, deckten nothdürftig das Bedürfniß, und ein Feſttag war es, wenn Leo Goldammer kam und von der Welt da draußen und ſpeciell vom lieben alten Tunnel erzählte. Für dieſen, ſo ſehr er die Beſuche deſſelben auch einſchränken mochte, behielt unſer Dichter ein Herz, und wenn der dritte Dezember kam, an dem nach wie vor, in Wahrung alter Sitte, der „Merckel-Preis“ vertheilt wurde, ſo war er gewiß unter den Gäſten und Preisbewerbern. Daß ihn, bei dieſer Preisbewerbung, auch jetzt noch der materielle Gewinn gelockt haben ſollte, wird ſich kaum annehmen laſſen, die Tage, wo der Doppel-Friedrichsd'or eine Lebensfrage für ihn bedeutet hatte, lagen eben weit zurück. Aber wie der alte Zieten in ſeinem 80. Jahre noch mit zu Felde wollte, weil er ſich einen preußiſchen Sieg ohne ſein Mitdabeiſein nicht recht denken konnte, ſo war auch in Scherenberg's Augen ein Tunnel-Stiftungsfeſt ohne Scherenberg nicht recht denkbar, und der unzählige Male von ihm gewonnene Preis au fond nur dazu da, nach wie vor von ihm gewonnen zu werden. Und wirklich, wie der alte Fritz den alten Zieten nicht kränken mochte, ſo mocht' auch der alte Tunnel ſeinem alten Scherenberg nicht wehe thun und ließ ihn ruhig weiter gewinnen. Kam aber mal ein Ausnahmefall, ſo gab's eine Verſtimmung.

Und ſolche Verſtimmung, wenn auch freilich in etwas anderer Veranlaſſung, war es denn auch, die ſeiner noch ganz am Schluß ſeiner Tage harrte. Was mit folgendem Vorfalle zuſammenhing.

Am 3. Dezember 1877 war unter Betheiligung vieler „alter Herren", die zum Theil aus weiteſten Entfernungen, von Köln, Königsberg und Marienwerder her herbeigekommen waren, das fünfzigjährige Beſtehen des Tunnels feſtlich begangen worden, bei welcher Gelegenheit der nach wie vor als Liebling daſtehende Scherenberg einen hübſchen, immer noch geiſtſprühenden Feſtgruß nach der Melodie des Deſſauer Marſches gedichtet und wie ſich denken läßt einen großen Triumph gefeiert hatte. Je größer aber dieſer Triumph geweſen war, deſto ſchmerzlicher empfand er, was folgte. Der 5. Mai 78 (ſo daß nur wenige Monate dazwiſchen lagen) brachte ſeinen 80. Geburtstag, und der nur zu Verwöhnte gab ſich ſelbſtverſtändlich der Ueberzeugung hin, daß der Tunnel dieſes Tages gedenken und ihm durch eine Deputation ſeine Glückwünſche ſchicken würde. Dies unterblieb, ſicherlich nicht aus Mangel an Pietät und gutem Willen, ſondern lediglich aus Verſehen. Aber Verſehen oder nicht, Scherenberg fand es unverzeihlich — und von ſeinem Standpunkt aus vielleicht mit Recht — und ſtrich von Stund an auch den geliebten alten Tunnel.

Auch der alſo fiel ab und wurd' in das große Verluſtconto geſchrieben, das ſich, ſchon vorher nicht leer, nun mehr und mehr zu füllen begann. Bereits 1871 war ihm ſeine Lieblingstochter Marie geſtorben und auf dem Schöneberger Kirchhof begraben worden, der von nun an ſein Lieblingsplatz wurde*). Das Glück dieſes Beſuches genoß er allein, und nur einer war, der daran theilnehmen durfte, der große Kirchhofskettenhund, der von ſeiner Hütte her die Gräber bewachte. Mit dem ſchloß er die letzte Freundſchaft und kam nie von Haus, ohne dem letzten treuen Kameraden ein mit Fleiſch belegtes Butterbrod mitzubringen. Aber das Thier vergalt es ihm auch und richtete ſich jedesmal hoch in die Höh', wenn es ihn kommen ſah, nicht eher ruhend, bis es ihm freudewinſelnd die Pfoten auf die Schultern gelegt hatte. Das that dann dem alten Scherenberg wohl, denn er hatte die Liebe zur Creatur, nach Art aller gutgearteten Menſchen.

1871 war ihm die Tochter geſtorben, 1881 im Frühjahr ſtarb ihm die Frau. Sie wurde neben die Tochter gebettet und der Begräbnißplatz eingegittert, er ſelber aber hegte von jenem Tag an nur noch den einen Wunſch, bald auch da zu ruhn, wo die beiden ihm Voraufgegangenen ihre Ruheſtätte gefunden hatten. Nicht nur das Gewirr, auch der Wunſch des Lebens lag hinter ihm. Er blieb aber umgänglich*) und menſchenfreundlich, denn dies war ſein eigentlichſter Zug, den er nur mit dem Leben ſelbſt verlieren konnte.

---

*) Am Grabe der Tochter hatte Schloßprediger Frege geſprochen, was Scherenberg veranlaßte, dem Alten ein Honorar zu ſchicken. Der aber bracht' es ihm wieder und ſagte: „Scherenberg, was machen Sie nur für Unſinn. Geben Sie mir Ihre Gedichte, das iſt beſſer. Und ſchreiben Sie mir was Hübſches hinein."

Während dieſer letzten Monate ſah ich ihn noch öfter und freute mich immer, wenn er ſo daſtand und mit klugem Auge zuſah, wie der Beton geſchüttet oder das Asphalt-Pflaſter gelegt wurde. Dann begrüßten wir uns und gingen bis zur nächſten Straßenecke zuſammen, während ich, von der Seite her, den ſchönen Kopf betrachtete. Die Klarheit darin war faſt ſchon Verklärung geworden und es erquickte mich jedesmal eine kleine Wegſtrecke neben einem guten Menſchen einhergehen zu können. Es giebt ihrer nicht allzu viele. Wir ſprachen dann von alten Zeiten, aber doch auch von der Zukunft, von der er, ſonſt ſo wunſchlos geworden, Eines immer noch mit einer Art Leidenſchaft erhoffte: „Franklin“, ſeine große Polar- und Eismeer-Dichtung beenden zu können. Er wurde dann mittheilſam, beinah haſtig, und man ſah ihm an, daß ihn Zweifel darüber quälten.

---

*) In herzlichſten Beziehungen, wie hier einzuſchalten bleibt, blieb er vor allem zu ſeinem Bruder Hermann, desgleichen zu den Kindern und Schwiegerkindern ſeiner, wie mehrerwähnt, ſchon 1859 verſtorbenen und bis dahin an den Kaufmann Auguſt Schoeneberg in Swinemünde verheirathet geweſenen Schweſter Emilie. (Vgl. die Anmerkung auf S. 122.) Die Kinder dieſer Ehe waren: Otto Schoeneberg, Doktor und praktiſcher Arzt in Berlin, Auguſt Schoeneberg, Major im 19. Feld-Artillerie-Regiment zu Torgau, Anna Schoeneberg († 1876) vermählt mit General Rautenberg. An dieſen Letztren ſchrieb unſer Scherenberg noch ein Jahr vor ſeinem Tode: „Daß Du Dich wohl genug fühlſt, um meine Achtzig auch als Dir „verbürgt“ anzuſehen, freut mich. Jedenfalls wird das Vaterland mehr Gewinn davon haben, als von den Achtzig eines armen Mannes, der nun bereits ſeit einem Vierteljahrhundert im Eismeer erfroren feſtſitzt.“ Andere Briefe ſchlagen denſelben Ton an. Die glücklichſten Stunden ſeines letzten Jahrzehnts aber erblühten unſerem Scherenberg im Hauſe ſeines ſchon vorgenannten Neffen, des Dr. Otto Schoeneberg, der, in ſeinen Aufmerkſamkeiten für den Oheim mit der Liebe wetteiferte, die ſeine zu früh verſtorbene Mutter für den Lieblingsbruder gehegt hatte.

Und dieſe Zweifel waren nur zu gerechtfertigt: ſeine letzte große Arbeit blieb unvollendet.

Aber eh' ich mich ſeinem Heimgange zuwende, ſprech' ich zuvor über ſeinen Charakter und die Merkmale ſeiner Dichtung.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Scherenberg's Charakter.

Ein Bild von Scherenberg's Charakter zu geben, iſt nicht gerade leicht, denn dieſer Charakter war doch complicirter als ſeine Bewunderer und Freunde ſeinerzeit wahr haben wollten. Dieſe nahmen ihn als ein geniales Kind, und Friedberg, der ihn beſſer gekannt als irgendwer — aber ihn auch liebevoller und nachſichtiger anſah als irgendwer — ſchrieb über ihn im Jahre 54 das Folgende: „Scherenberg bedurfte von jeher in allen äußern, oft mit einer bis ins Barocke gehenden Genialität von ihm behandelten Dingen, einer gewiſſen hausbackenen Vormundſchaft, damit er nicht anſtoße, wie er denn überhaupt nicht nach den für die meiſten geltenden Regeln, ſondern als ein ganz abſonderliches Menſchenkind beurtheilt werden muß. Wer ſich dazu nicht entſchließen kann, wird ihm leicht Unrecht und noch eher wehe thun. Und doch verdient er die zarteſte Liebe, eine Liebe, wie man ſie einem Kinde ſchenkt. Denn Scherenberg iſt wirklich ein Kind geblieben! Zwar ein Kind mit grauen Haaren, aber doch mit all der Unſchuld, Güte und Herzenseinfalt eines wirklichen Kindes.“

So Friedberg, dem ſich alle Zeitungen und Journale, die ſpäter ein Urtheil über unſern Dichter zu geben verſuchten, im Weſentlichen angeſchloſſen haben. „Wie ſein Geſicht durchleuchtet und ſeine ganze Haltung voll Wohlwollen war,“ ſo heißt es in einem dieſer Berichte, „ſo war er auch in ſeinem Innerſten ein ſelten guter Menſch.“ Und an anderer Stelle: „Scherenberg, in einer Art Gegenſatz zu dem Pathos, mit dem er ſeine Schlachten zu ſchildern wußte, war ſo voller Milde, Freundlichkeit und Herzensgüte, daß man im perſönlichen Verkehr mit ihm etwas wie Licht und Wärme, die von ihm ausgingen, zu fühlen glaubte.“

Zum Schluß aber ſteh' aus der Citatenfülle, die hier zu geben wäre, noch das folgende:

„Von ſeiner zu Beginn der 50er Jahre ziemlich unbeſtrittenen Dichtergröße möcht' ich ſagen dürfen, daß er ſie zu nicht geringem Theile ſeinem reinen Wandel und der ſittlichen Integrität ſeines Charakters verdankte. Es war, wie man zu ſagen pflegt, kein Unthätchen an ihm, und wie auf ſeinem Rocke kein Stäubchen lag, ſo auch nicht auf ſeiner Seele. Was ſich daneben von Streberſchaft in ſeinem Leben gezeigt haben mag, kam in den Mitteln, die der Verwirklichung dieſer Strebungen dienen ſollten, über kleine

Hausmittel nie hinaus und unterſchied ſich gründlich von dem Vorgehen unſerer der Gründerzeit entſtammten Vabanque-Poeten, die, ſo wenig ſie ſonſt mit den alten Germanen gemein haben mögen, ihnen doch darin durchaus gleichen, daß ſie zuletzt ſich ſelbſt und ihre Freiheit auf's Spiel ſetzen und nichts kennen als Gewinn oder Tod.“

* * *

So die Stimmen über Scherenberg, Stimmen, denen ich zunächſt zuzuſtimmen habe, denn was darin geſagt wird, iſt in allen Stücken die Wahrheit. Aber es iſt nicht die ganze Wahrheit, vielmehr fehlen Züge darin, die doch nicht fehlen dürfen. So liebenswürdig er war, und ſo gewiß dieſe ſeine Liebenswürdigkeit auch noch ſeine Fehler durchdrang und ſie verzeihlich, wenn nicht gar anziehend erſcheinen ließ, ſo muß doch zugeſtanden werden, daß er einerſeits einen kraſſen Egoismus und andererſeits eine gewiſſe Schauſpielerei nie ganz los geworden iſt.

Bei beiden Punkten möcht' ich einen Augenblick verweilen dürfen.

Er war, wie ſchon in einem der erſten Kapitel hervorgehoben, eine nach ihrer Art ihren Vortheil ſcharf ins Auge faſſende Natur, die rückſichtslos ihre Ziele verfolgte, ſo groß oder ſo klein das jedesmalige Ziel ſein mochte. Hätt' es ſich dabei lediglich um den bekannten Poeten-Egoismus gehandelt, der etwa derſelbe wie der der Erfinder und Entdecker iſt, ſo wäre darüber hinzugehen, weil dies eine Form des Egoismus iſt, die mit dem endlichen Triumph der Sache zuſammenfällt. Ohne dieſe Selbſtſucht würde die Welt auf ihre größten Kulturfortſchritte verzichten müſſen. Arkwright, als er Frau und Kinder hungern ließ, war ein Egoiſt, aber das Endreſultat dieſes Egoismus war die Arkwright'ſche Maſchine, die der engliſchen Induſtriewelt hunderte von Millionairen geſchaffen hat. Die rückſichtsloſe Bethätigung des Ich, in dem, was dies Ich erſtrebt, kann nicht bloß eine Größe, ſondern, darüber hinaus, auch noch ein Recht und eine Pflicht ſein. Aber Scherenberg hatte nicht bloß dieſen Erfinder- und Entdecker-Egoismus, er war Egoiſt überhaupt, und erklärte ſein Ich als ſouverän, auch in Dingen, die mit ſeiner Poeterei nicht das Geringſte zu ſchaffen hatten. Alles was ihm von Anwandlungen kam, drang auf Erfüllung. Er hatte ſeiner ganzen Natur nach wenig Wünſche, wenn es ihm aber einfiel Wünſche zu hegen, ſo mußten ſie reſpektirt werden. Er konnte ſich nichts verſagen, ja hielt es, im Bewußtſein ſeiner Allgemein-Beſcheidenheit, vielleicht nicht einmal für nöthig, auch nur den Verſuch dazu zu machen. An Kleinigkeiten läßt ſich dergleichen immer am beſten zeigen, und ſo mag es mir denn geſtattet ſein, hier eine Haus- und Familienſcene zu ſchildern, wie ſie ſich, mit kleinen Abweichungen, beinahe täglich wiederholte.

Gegen 4 Uhr früh wurd' er wach, dehnte ſich dann im Bett und gab Zeichen von Mißbehagen und Unruhe, bis die Tochter durch die halb offene Thür hin fragte: „Du ſchläfſt wieder nicht, Papa?“

„Nein."

„Willſt Du was?"

„Nein. Vielleicht wenn ich etwas Kaffee haben könnte. Doch wozu? Laß nur. Steh nicht auf."

Die Tochter, wie ſich denken läßt, ſtand doch auf und machte nicht nur Kaffee, ſondern ging auch treppab, um ihm, aus dem gegenüber gelegenen Bäckerladen, ein paar friſche Semmeln zu holen.

Und nun nahm das Geſpräch ſeinen Fortgang.

„Ach, Kind, Du biſt doch wieder aufgeſtanden."

„Ich thu' es ja gern, Papa. Und was iſt es denn auch? Wenn ich mir dagegen die armen Leute vorſtelle, die unten mit der Pickart das Eis aufhauen und den Schnee fortſchippen müſſen. Und iſt erſt halb fünf."

„Freilich, freilich . . . Weißt Du 'was, Guſte, Du könnteſt ihnen 4 Groſchen 'runterbringen, daß Sie ſich 'was Warmes kaufen. Du haſt Recht. Das arme Volk. Es iſt ein Jammer."

Und nun ging die Tochter, um den Schneeſchippern die 4 Groſchen zu bringen. Und woher das alles? Ihn wandelte plötzlich die Laune an, daß es doch etwas Hübſches ſein müſſe „wohlzuthun und mitzutheilen" wie's in der Bibel heißt, und um den armen Leuten unten eine Freude, vor allem aber ſich ſelber das Behagen einer geleiſteten Wohlthat zu machen, mußte die Tochter bei zehn Grad Kälte zum zweiten Mal auf die Straße, blos damit

„Väterchen“ im Gefühl geleiſteter Menſchenfreundlichkeit behaglich weiter ſchlafen könne.

Dieſe Form eines ebenſo naiven wie rückſichtsloſen Egoismus zieht ſich durch ſein ganzes Leben hin, und wer die voraufgehenden Kapitel, inſonderheit das zweite: „Das Leben in Magdeburg“ noch in Erinnerung hat, dem kann kein Zweifel darüber ſein, daß dieſer liebenswürdigſte der Menſchen zugleich auch ein Allerſelbſtſüchtigſter war.

Unter Poeten leider die Regel.

In Bezug auf dieſe Selbſtſuchtsfrage werd' ich ſelbſt in dem kleinen Kreiſe der Scherenberg-Enthuſiaſten auf nicht allzu lebhaften Widerſpruch ſtoßen. Anders aber verhält es ſich mit der Frage nach ſeiner Schauſpielerei. Doch glaub' ich auch hier meiner Sache ziemlich ſicher zu ſein.

Friedberg ſpricht von einer „ans Barocke ſtreifenden Genialität“, und mit Recht. Aber die Frage drängt ſich auf: „war dieſe barocke Genialität immer echt?“ Nein. Alle dieſe Dinge waren vielfach berechnet und gewollt, nicht in dem Sinne, daß er ſich das Barocke direkt herausgeklügelt hätte, nein, der Unterſchied zwiſchen ihm und der Majorität der Menſchen beſtand lediglich darin, daß er Einfälle, die das Hirn Andrer auch aufſchießen läßt, nicht als Unkraut wegwarf, ſondern als Zierpflanzen groß zog, einfach weil er wußte, daß es einen Werth habe, vor aller Welt als „Original“ zu gelten. Einzelne der von ihm erzählten Anekdoten tragen den Stempel davon an der Stirn. Er beſchränkte ſich aber nicht auf Originalität-Inſcenirung, ſondern zeigte ſein Komödienſpiel*) auch anderweit, ſo beiſpielsweis in einer ganz merkwürdigen Geſchicklichkeit, mit der er, während er anſcheinend leichte Converſation machte, für ſeinen Ruhm und ſein Anſehn zu ſorgen wußte. Die Kunſt des „wie von ungefähr Eintröpfelnlaſſens“ verſtand er geradezu meiſterhaft und wenn ich, Anfang der 50er Jahre, Thiergartenſpaziergänge mit ihm machte, während welcher ich vielleicht über Sybel, Heyſe, Geibel und den gerade damals in München gegründeten Dichter und Gelehrten-Hof plauderte, ſo durft' ich ſicher ſein, parenthetiſch in Erfahrung zu bringen, daß irgend ein König oder Prinz einen neuen Huldigungsbrief an ihn gerichtet oder irgend ein berühmter Verleger ſich um ihn beworben habe. Dergleichen thun wir Alle, weshalb ich mich, wenn dies und Aehnliches blos Ausdruck einer Durchſchnitts-Eitelkeit geweſen wäre, ſicherlich gehütet haben würde, viel Weſens davon zu machen, Scherenberg aber ſpielte ſich beſtändig auf den hoch darüberſtehenden Ride si sapis-Mann, auf den Philoſophen und Karthäuſermönch hin aus, dem dieſe Beſtrebungen gleichgiltig oder lächerlich ſeien. Und dies war keineswegs der Fall.

---

*) Ich verwahre mich an dieſer Stelle nachdrücklichſt dagegen, als ob mit dem Worte „Komödienſpiel“ etwas beſonders Schlimmes geſagt ſein ſollte. „Welch bedeutender Menſch,“ ſo ſchreibt H. Heine, „wäre nicht ein Bischen Charlatan? Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer charlataniſchen Zuthat.“ Und ſchon König Friedrich Wilhelm I. ſagte: „Wir ſpielen alle Komödie, nur die Rollen ſind verſchieden.“ Der, zu dem er es ſagte, nahm es freilich übel. Es war aber auch ein humorloſer Profeſſor.

Manche die dies leſen, werden über meine Bemerkungen den Kopf ſchütteln und im Gegenſatze dazu von unſeres Dichters großer Beſcheidenheit zu ſprechen wiſſen, worauf ich einfach erwidere, daß er, wie jeder kluge Menſch, im Letzten unzweifelhaft auch beſcheiden war. Aber ebenſo zweifellos iſt es mir, daß er die Beſcheidenheit, ähnlich wie die Zerſtreutheit, die Vergeßlichkeit, die Gleichgültigkeit, vielfach auch als bloße Rolle ſpielte. Ja ſelbſt die Unpünktlichkeit gehört hierher. Letztere freilich lag ihm zu bequem, als daß er ſie blos hätte ſpielen ſollen.

Alles in Allem, es fanden ſich in ſeiner freundlich-vornehmen und zugleich harmloſen Natur auch Unharmloſigkeiten in Menge. Wenn ihre Zahl aber auch noch größer geweſen wäre, er war und blieb doch ein herrlicher und entzückender Mann, der liebenswürdigſten einer, und keinen hab ich gekannt, der in ſeiner keuſchen und lichtvollen Perſönlichkeit ſo den Eindruck des Echt-Germaniſchen, ſo den der direkteſten Abſtammung von Gott Balder gemacht hätte, wie er.

Zum Schluß aber mögen hier ein paar Zeilen ſtehen, die mir Leo Goldammer, einer ſeiner Vertrauteſten, über ihn ſchrieb. „Sie fragen mich nach Scherenberg! Meine Bekanntſchaft mit ihm, den ich meinen Meiſter, Freund und Bruder nennen durfte, datirt vom 18. März her.

Eigentliche, commentmäßige Brüderſchaft haben wir nie geſchloſſen, aber er nannte mich ſehr bald ſchon Du, was ich meinerſeits nicht zu erwidern wagte, bis er mir einmal ſagte: „Ich glaube, Du hältſt Dich für zu gut, mich zu duzen.“ Da flog ich ihm an den Hals . . . . Dieſer Mann war das größte Glück, durch das mein Lebensgang erhellt wurde.“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Scherenberg's Dichtungen.

Scherenbergs Dichtungen erſchienen in folgender Reihenfolge:

Gedichte; 1. Auflage bei Th. Fr. Chr. Enslin, Berlin 1845; 2., 3. und 4. Auflage (1869) bei A. W. Hayn, Berlin.

Ligny; 1. Auflage 1846; 4. Auflage 1870, Berlin, A. W. Hayn.

Waterloo; 1. Auflage 1849; 6. Auflage 1869, Berlin, A. W. Hayn.

[Fr. v. Holtzendorff, wie ich hier einſchalten möchte, war durch „Waterloo“ ſo begeiſtert, daß er es ins Engliſche überſetzte (1853) und nach London ging, um daſelbſt einen Verleger zu ſuchen. Bunſen, an den er Empfehlungen hatte, war ihm dabei mit Rath und That behilflich. Aber es mißlang aus zwei Gründen, einmal weil der dem alten Blücher in der Waterloo-Dichtung zugetheilte Ruhmesantheil die Engländer verletzte, ſodann weil man fürchtete, daß das alliirte Frankreich (es war kurz vor Ausbruch des Krimkrieges) an der Wiederbelebung erlöſchender Erinnerungen Anſtoß nehmen könnte. Welch feiner buchhändleriſcher Inſtinkt, oder, was freilich noch wahrſcheinlicher, welch glücklich erdachter Ablehnungsgrund! Scherenberg ſowohl, wie F. v. Holtzendorff, hatten große Hoffnung auf dieſe Uebertragung ins Engliſche geſetzt.]

Leuthen; 1. Auflage 1852; 3. Auflage 1869, Berlin, Franz Duncker.

Abukir; 1. Auflage 1854; 2. Auflage 1855, Berlin, Franz Duncker.

Hohenfriedberg; 1869, Berlin, Franz Duncker.

Von der Publikation ſeiner nachgelaſſenen großen Dichtung „Franklin" iſt vielfach die Rede geweſen, ohne daß ſich dieſelbe bisher verwirklicht hätte. Die Beſchäftigung damit — denn „Hohenfriedberg" gehörte, wenigſtens im erſten Entwurf, einer früheren Zeit an — füllte die letzten 25 Jahre ſeines Lebens beinahe vollſtändig aus, was ſchließlich im Kreiſe der Freunde zu dem Scherzwort führte: „Scherenberg ſei mit eingefroren, und die Recherchen der Aufſuchungs-Expedition hätten ſich nicht bloß auf Franklin, ſondern auch auf ſeinen Dichter zu richten." In der That, er thürmte ganze Berge von Manuſkript um ſich her auf, ſo daß, als einmal aufgeräumt wurde, mit ſeiner ausdrücklichen Bewilligung „elf Körbe voll Eismeer“ auf den Boden getragen wurden.

Und wie ſein „Franklin“, ſo wurden auch ſeine Dramen umſonſt geſchrieben. Nichts davon iſt an das Licht der Welt und noch weniger an das der Lampen getreten.

* * *

Seine Produktionskraft war enorm und ſah ſich nur noch von ſeinem Fleiß übertroffen. Er ſaß, wie Firduſi, beſtändig am „Webſtuhl der Dichtung“ und die ſechs kleinen Bände, die von ihm vorliegen, geben, wie ſchon angedeutet, auch nicht annähernd eine Vorſtellung von der reichen Fülle deſſen, was er ſchuf.

Und wie waren nun Werth und Charakter ſeiner Dichtung überhaupt?

Ich laſſe zunächſt einen Anonymus ſprechen, der ſich in ſeinem Urtheile, wenn auch thatſächlich etwas zu ſtreng verfahrend, augenſcheinlich der Unparteilichkeit befleißigt.

„Es hat etwas Wehmüthiges,“ ſo ſchreibt derſelbe, „lange Jahre hindurch ein Talent ſich abmühen zu ſehen, ohne daß es dieſem gelingt, aus jener verborgenen Sphäre, wo es für Fleiß und guten Willen keine Kränze giebt und zwölf immer ein Dutzend ausmachen, zur individuellen Geltung hindurchzu dringen. Solche Stiefkinder des Glücks ſcheinen dazu geboren zu ſein, ſich nie von Herzen freuen zu dürfen, ſelbſt dann nicht, wenn der Ruhm ſich entſchließt, ſie zu gutem Ende noch nachträglich an ſeinen Tiſch zu laden. Die lange Dunkelheit läßt ſie das plötzlich in ihre Manſard dringende Licht faſt als Schmerz empfinden. Noch vi trauriger aber iſt es, wenn das Glück dieſe verſpätet Zahlung wieder zurückfordert und ſich darin gefällt, de reichen Mann nochmals als Bettler vor ſich erſcheinen z laſſen. Das berührt dann wie frevelhafte Laune und we ihr unterliegt, hat wohl Anſpruch an unſere Theilnahme Ein ſolches Opfer des Schickſals iſt Chr. Friedric Scherenberg, der Dichter des Waterloo, mit dem da Glück ein ſchnödes Spiel trieb, indem es ihn bis zu Mittagshöhe des Lebens verachtete, dann auf einmal, wi zur Probe, hätſchelte und ſchließlich als unbrauchbare Material bei Seite warf.“

So die Einleitung.

Der Anonymus fährt dann fort: „Die Anſtrengunge des Dichters gingen ſtets nach einer ganz beſtimmten Richtung, von der wir uns längſt entfernt haben. Wir anerkennen die Kriegslyrik der Befreiungsjahre wie des letzte franzöſiſchen Krieges, wir verſtehen die politiſche Lyrik de vierziger Jahre, weil aus ihnen der geſchichtliche Geiſt jene Zeiten vernehmlich zu uns ſpricht. Was der einzelne ſan und kündete, lebte gleichzeitig in der Bruſt der ganze Nation. Scherenbergs Poeſie dagegen iſt nicht lyriſch, ſonder epiſch, nicht politiſch ſondern rein militäriſch. Zu Lyrik fehlt ihr jeder Duft und Schmelz, die Innigkeit de Gefühls, die Muſik der Sprache, und um nach der politiſchen Seite hin unſeren Forderungen zu genügen, dazu mangelt es dem Dichter wieder an tieferem Geiſt und Verſtändniß. Als Scherenberg ſein Waterloo erſcheinen ließ, war gerade das „tolle Jahr“ ins Land gezogen und man darf ſagen, zwiſchen dem Schreibtiſche des Dichters und der Bühne der Geſchichte gab es keinen Zuſammenhang. Vielmehr muß die Verherrlichung militairiſcher Erfolge in einer Epoche des Bürgerkriegs als ſehr wenig zeitgemäß angeſehen werden. Die Gegenwart wollte ſich nicht im Anſchauen des Vergangenen beruhigen, ſondern drängte mit aller Macht in die Zukunft. Scherenberg's Schickſal war es aber, ſich nie von einer Zeitſchwinge tragen zu laſſen, und nur ein einziges Mal gelang es ihm und zwar durch die brennenden Farben, mit denen er ſein erſtes Schlachtengemälde ausführte, Aufſehen zu machen und ſich von dem Banne zu befreien, der auf ſeinem Leben zu laſten ſchien, von dem Bann und Schickſal: „im Haine der deutſchen Literatur wie Goethe's Veilchen in ſich gebückt und unbekannt zu bleiben.“

„Und doch,“ ſo beginnt der Kritiker ſein ſtrenges Urtheil zu modeln, „die Perſönlichkeit des Mannes war bedeutend, eine Perſönlichkeit, die in ſeiner Kunſt nur unvollkommen zum Ausdruck kam. In einer Zeit, in der man das Publikum faſt nur mit ſüßen Lebkuchen nährte, ſetzte Scherenberg den ganzen Schwung einer mächtigen, hinreißenden Begeiſterung ein. Sein „Waterloo“ und Redwitz' „Amaranth“ fallen auf daſſelbe Jahr (1849), aber die Dichtungen ſtehen ſich gegenüber wie Pulverdampf und Weihrauch, wie geſundes

Gottvertrauen und ſüßliche Frömmelei, wie männlicher Muth und weibliche Sentimentalität. Unſere Literatur drohte gänzlich zu verſimpeln, es mußte wieder ein großer Zug in ſie hineinkommen, eine Kraft, die — wenn nur überhaupt ihren Namen verdienend — im Uebrigen roh und unkünſtleriſch ſein durfte. Nun wollen wir nicht ſagen, daß Scherenberg allein dieſen Umſchwung zuwege gebracht habe, ganz beſtimmt aber hat er mit „Waterloo“ Theil daran genommen. Indem ſeine Muſe mit ganzen Regimentern, mit Hurrahruf und Kanonendonner vorrückte, blieb eine Menge literariſcher Nippſachen unbeachtet, die ſich ſonſt hervorgedrängt hätte.

„Freilich“, ſo heißt es weiter, „was für ein langer mühſeliger Weg bis zu dieſem erſten und einzigen großen Erfolg! Scherenberg hatte das 50. Jahr ſchon überſchritten, als er anfing genannt zu werden. Bis dahin gab es für ihn nur drückende Sorgen aller Art: Sorgen um das liebe Leben, das ſich mit dem bloßen lyriſchen Erwerb nicht einverſtanden erklären wollte, Sorgen um eine geiſtige Durchbildung, mit der es bei ſo kümmerlicher Exiſtenz nur langſam vorwärts ging und die doch, in Anbetracht deſſen, was er zu erreichen hoffte, nicht vernachläſſigt werden durfte. Das bunte, wechſelvolle Leben, das er führen mußte, gab ihm niemals den idylliſchen Frieden*) ohne den ein Dichter nicht exiſtiren kann. Als Handlungsdiener gab er 1845 ein Bändchen Gedichte heraus, das aber, nur von dieſem zu jenem Freunde wandernd, ohne rechten Erfolg beim großen Publikum blieb. Erſt als des Autors Name durch ſein

---

*) Gerade den „idylliſchen Frieden“ hatte er wie ſelten ein Sterblicher. Ueberhaupt, viele Stellen dieſer Kritik — ſo ſehr ſie ſich, um es zu wiederholen, der Unparteilichkeit befleißigt — zeigen doch zu gelegentlichem Nachtheile derſelben, daß der Herr Verfaſſer unſeren

---

Dichter nicht gekannt und mehr oder weniger unter dem Einfluſſe der alten Scherenberg-Legende: „Ladenjüngling,“ „auf Tüten geſchrieben,“ „ungebildet“ ꝛc. geſtanden hat. Das Alles iſt nun aber nicht nur thatſächlich falſch, ſondern führt auch (und das iſt das Schlimmere) zu einer falſchen, unſeren Dichter ſchädigenden Beurtheilung ſeiner Poeſien. Goethe durfte ſagen: „Was ſoll all der Schmerz und Luſt“ — ich möcht' es aber nicht Jedem rathen, ein Gleiches zu thun. Was dem Hoch- und Höchſt-Potenzirten zur Tugend angerechnet wird, und mit Recht, das dient umgekehrt leicht dazu, den niedrigen Bildungs- und Geſchmacksgrad eines „unter Durchſchnitt“ Stehenden zu beweiſen. Scherenberg war nun aber, ganz im Gegenſatz zu der landläufigen Annahme, durchaus nicht „unter Durchſchnitt“. Im Gegentheil, er war überaus geſcheidt, eminent geiſtreich, in hohem Maße beleſen, und hat ſich mit „Bildungs-Aengſten“ nie abgegeben, weil zu ſolchen Aengſten gar keine Veranlaſſung für ihn vorlag. Er überſah vielmehr die große Mehrzahl der ſeinen Umgang bildenden Menſchen, trotzdem es eine Elite war, mit der er verkehrte. Und wie er Bildungs-Aengſte nicht kannte, ſo auch, aller Sorgen unerachtet, nicht Lebens-Aengſte. Zwei Jahre lang, von 1838 bis 40, lebte er von Thiergartenpilzen und einer Art Bettelbrod, aber auch in dieſer furchtbaren Zeit verlor er nie die Haltung. Er war eben, trotz aller ihm anhaftenden und in unſerem vorigen Kapitel ausführlicher erwähnten Schwächen, in erſter Reihe grundvornehm, frei, Dichter und Philoſoph, und ich habe ihn nie den Kopf hängen ſehen. Hätte das Bild eines ſolchen Mannes vor der Seele des Kritikers geſtanden, ſo würde ſich manches in ſeiner Auffaſſung vielleicht günſtiger geſtaltet haben.

Waterloo bekannter wurde, war eine günſtige Rückwirkung auf ſeine Lyrik zu verſpüren.

„Sehen wir dieſe „Gedichte“ heute nach einem Vierteljahrhundert an, ſo wecken Sie weder unſeren Haß noch unſere Liebe. Es fehlt ihnen vor allem der ſüße Zauber, der den Leſer bezwingt und ihn alles um ſich her vergeſſen lehrt. Scherenberg mußte hier der Form Zugeſtändniſſe machen, die ganz wider den Strich ſeiner Begabung gingen. Wenn er ſeiner Phantaſie freien Lauf laſſen konnte, unbehindert durch die Geſetze der Metrik und des Reimes, fühlte er ſich wohl, wenn er ſie anerkennen mußte, war er verlegen und beengt. Dem künſtleriſch erzogenen Poeten iſt die Form Nothwendigkeit und ihre Schwierigkeiten zu beſiegen iſt ihm ein Vergnügen. Aber auch mit den Stoffen ſelbſt findet ſich Scherenberg nicht immer zurecht. Poeten wie Anaſtaſius Grün, Karl Beck, Emanuel Geibel haben die Eiſenbahn beſungen; jene beiden ſahen in ihr eine Manifeſtation des Zeitgeiſtes, der freiheitsbrauſend vorwärts eilt, dieſer läßt im „Mythus vom Dampf“ den Titanen ſich gegen das von den Menſchen ihm auferlegte Joch ſträuben und ihnen mit Untergang drohen. Aber wie man auch das Thema faſſen möge, man darf es keinesfalls blos ſentimental und unter Anrufung der alten Poſtwagenpoeſie betrachten. Der moderne Menſch hat hier die Pflicht modern zu empfinden und den großen Zuſammenhang herauszufühlen, in den die Eiſenbahn die Menſchen bringt. Scherenberg bleibt aber vor dem großen Gegenſtande klein und dürftig. Beſſer geht es mit ſeinen Balladen, in denen ſich ſein epiſches Talent bereits anmeldet und die oft einen düſtern unheimlichen Ton anſchlagen. Am Erfreulichſten nimmt ſich jedoch ſein Talent auf dem Gebiete des Humors aus, der dann ſpäter, in friſcherer und derberer Geſtalt, in ſeine großen Schlacht-Epen übergegangen iſt.

„Endlich nach Enttäuſchungen und Entbehrungen aller Art kam der ſchon erwähnte Lichtblick, das Jahr 1849, das ihm ſein „Waterloo" ſchenkte. Man las und lobte das Gedicht, fand es von echter Begeiſterung inſpirirt, und Friedrich Wilhelm IV., dem die Rhetorik wohlthat, nahm ſich des Autors an und gab ihm eine Bibliothekarſtellung im Kriegsminiſterium. So viel über das Aeußerliche.

„Was war nun die Grundlage dieſes plötzlichen Ruhmes? Vor Allem der große Wurf, der Zug zum Monumentalen. Mit ſtarker Hand war eine Anzahl von Figuren wie aus Granit herausgehauen; zwar gebrach es überall an einer letzten Feile, dieſes oder Jenes war ſchief gerathen oder wohl gar verunglückt, aber dem Ganzen konnte man einen Grad von Erhabenheit nicht abſprechen. Dabei ſchien ſich der Fehler der Formloſigkeit an vielen Stellen in einen Vorzug zu verwandeln, denn er ließ dem Auf- und Abwogen der Bilder den freieſten Spielraum. Scherenberg hat ſich in ſeinem erſten Schlachten-Epos eine eigenthümliche Art von fünffüßigen Jamben gebildet, mit denen er losſtürmt wie ein Feldherr mit ſeinen Soldaten. Aber ſobald er in Hitze geräth, löſt ſich bei ihm alles zur reinſten Willfür auf, die Verſe purzeln durcheinander, beſchädigen ſich gegenſeitig, ſtehen auf dem Kopf und bilden ein wildes Durcheinander, das keinen andern Zweck als das in großen Zügen entworfene militäriſche Bild hat. So kommt ein Wand-, ein Frescobild zu Stande, dem man innerhalb der Grenzen, die ſeine Mängel ihm ziehen, Bedeutſamkeit und Wahrheit nicht abſprechen kann. Es finden ſich Schilderungen im „Waterloo", bei denen man das Dröhnen des Bodens, die Erſchütterung der Luft zu hören, das Aufmarſchiren der Regimenter zu ſehen, den Pulverdampf zu riechen glaubt. Wer Scenen, wie beiſpielsweiſe den Reiterkampf auf Mont St. Jean lieſt, wird den Eindruck haben, als ob die Buchſtaben ſich aufrichteten, um ſich direkt in die Dinge zu verwandeln, die mit ihrer Hilfe erzählt werden ſollen. Aus eben dieſen Stellen erhellt auf das Unwiderleglichſte, daß in Scherenberg eine dichteriſche Phantaſie ſtak, die er nicht künſtlich zu ſchüren brauchte. Leider aber ſtockte ſie ganze Seiten lang, um, wie bei allen Naturen, die keine künſtleriſche Ueberzeugung, ſondern nur einen glücklichen Inſtinkt haben, den trockenſten Auseinanderſetzungen Platz zu machen. Dann kam wieder eine Reihe kühner Metaphern, und in dieſem ungleichen Tempo leſen ſich alle Scherenberg'ſchen Epen zu Ende, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich alle guten Eigenſchaften, die man in Waterloo hervorheben kann, in den folgenden Dichtungen in bloßer Verdünnung vorfinden. Leuthen und Hohenfriedberg ſind überwiegend gereimte Chroniken, höchſtens daß in „Abukir" ein friſcher Ton durch die Schilderungen des Meeres hineinkam. Die letzten Sachen, bei denen nicht nur die Phantaſie, ſondern auch die Sprache verknöchert war, ſchrieb er bereits als Greis. Wenn ihm früher Wortbildungen gelangen, die mitunter bezaubernd wirkten, obwohl ſie ſich in keinem Wörterbuch der deutſchen Sprache fanden, ſo ward er jetzt manierirt und gequält. So leſen wir beiſpielsweis in Hohenfriedberg: Fuchtelaufſchmeißer, Windſchwert, Sehgewehr, Todtenraſchſchrittsſchwadron und viel Aehnliches noch. Außerdem machte die Manier techniſche Ausdrücke zu gebrauchen und die Verſe mit Fremdwörtern zu ſpicken, die letzten Arbeiten Scherenberg's ſehr ſchwer lesbar.

„Aber nicht nach den Fehlern allein wird man dieſen Dichter beurtheilen dürfen. Einmal, in Waterloo, miſchten ſich die Elemente in ihm derartig, daß man einen künſtleriſchen Eindruck empfängt, nur leider daß ſich ſeine Phantaſie darin erſchöpft zu haben ſchien und immer mehr im Kampfe mit einem unentwickelten Geſchmack und einer ungeläuterten Form unterlag, die nun 'mal die ſchädigenden Beigaben der Muſe dieſes Dichters ſind.“

* * *

Vieles in dem vorſtehend Citirten iſt zutreffend, und wenn Scherenberg nichts geſchrieben hätte, wie ſeine Schlachten-Epen, ſo würde ſich gegen dieſe kritiſche Stimme nicht allzu viel Einſpruch erheben laſſen. Der Hauptaccent bei Scherenberg iſt aber auf ſeine Gedichte zu legen, auf ſeine Gedichte, die der Anonymus im Einzelnen zwar anerkennend, im Ganzen aber doch als etwas Nebenſächliches erwähnt. Und in dieſem wichtigen Punkte weiche ich vornehmlich von ihm ab. Er ſucht unſeres Scherenberg's Talent nicht da, wo's recht eigentlich liegt. Waterloo, ſo grandioſe Stellen es aufweiſt (wohin ich namentlich die ſituationsſchildernde Einleitung rechne)*), ſchuf ihm, alles in allem, doch blos

---

*) Dieſe berühmte, ſeinerzeit vielcitirte „Einleitung“ lautet:

»Jacta est alea« — Entweder, oder“
Spricht der gefang'ne Cäſar der Franzoſen
Auf Elba, ſeinem gnadenreichen Kerker,
Steht auf, ſchlägt um die Schulter ſeinen Purpur,
Tritt über die geſchmeid'ge Wogenwand
Hinweg an Bord der Inconſtantia,
Vertrauend ihrem Segel ſeine Sterne,
Durchſchifft den ſalz'gen Rubikon und ſteuert
In San Juan, den Port nach Wüſtenfahrt,
Berühret Frankreich, ſeine alte Erde,
Wächſt, ein Antäus, Haupt um Haupt von Schritt
Zu Schritt, wirft ſeinem horſtverwieſ'nen Adler
Den Purpur auf die roſt'gen Schwingen, der,
Durchzuckt vom Strahle ſeines alten Gottes,
Kreiſt auf, hebt wolkenhoch beſeelten Fittich
Und trägt vor ſeinem Donnerer den Blitz,
Sein flatternd Trikolor von Thurm zu Thurme,
Bis auf die Thürme fort der „Notre-Dame.“

Nach der Seite „poetiſcher Situationsſchilderung“ können dieſe Zeilen nicht leicht übertroffen werden, aber doch, auch hier wieder, immer mit der Einſchränkung, daß das Erfaſſen der Situation als einen Tagesruhm, ſeine *Gedichte* dagegen werden bleiben, all ihrer Mängel unerachtet, und in Nachſtehendem wird mir der Verſuch eines Nachweiſes obliegen, worin denn eigentlich die beſondere Schönheit oder richtiger noch die nachhaltige *Bedeutung* dieſer Gedichte zu ſuchen iſt.

Die Bedeutung der Scherenberg'ſchen Gedichte liegt ganz einfach in ihrer *Originalität*, die ſo groß iſt, daß wir gar keine Poeten haben, auch die größten mit eingerechnet, die nach dieſer einen Seite hin ihm gleichkämen oder ihn wohl gar überträfen, ein Ausſpruch, in dem man ſich — gleichviel nun, ob unter Zuſtimmung oder nicht — wenigſtens zurechtfinden wird, wenn ich hinzufüge, daß ich beiſpielsweis die zwei berühmteſten Balladen unſerer Literatur: den „Erlkönig" und die „Lenore" *nicht* als abſolut originale Schöpfungen anſehe. Beide ſind unendlich ſchön, aber doch voll Anlehnung an eine beſtimmte nordiſche Balladenform, die längſt vor ihnen exiſtirte, ſo daß ſie zwar als

---

ſolcher um vieles bedeutender iſt, als der poetiſche Ausdruck dafür. Das »Jacta est alea« zu Beginn, das antäushafte Wachſen des „Empereur" von dem Augenblick an, wo ſein Fuß den Boden Frankreichs wieder berührt, das Voraufſtiegen des „horſtverwieſ'nen" Adlers von Thurm zu Thurme bis auf die Thürme von Notre-Dame, — das alles iſt ſchön und groß, aber inmitten all dieſer Schönheit und Größe ſtören doch wieder jene Geiſtreichigkeiten, die Scherenberg's Dichtung überall hin begleiten und zum Theil nicht recht paſſen, zum Theil unverſtändlich ſind. (Vgl. S. 68 König Friedrich Wilhelms IV. Aeußerungen über ähnliche Scherenberg'ſche Dunkelheiten.)

höchſte Blüthen ihrer Art und Gattung, aber nicht als neue Gattung ſelbſt daſtehen. Es war dergleichen ſchon vorher da, wenn auch von minderer Schönheit und Tiefe. Das Weſen der Scherenberg'ſchen Gedichte beſteht nun aber, im Gegenſatze dazu, gerade darin, daß ſie gar keine Verbindung mit etwas vorher Dageweſenen aufweiſen, und gleichſam losgelöſt von der Ueberlieferung, in Inhalt und Form (jedenfalls in letzterer) die Welt, die wir Poeſie nennen, ſo zu ſagen von Neuem aufzubauen anfangen. Der Leſer leſe Dichtungen wie „Der verlorene Sohn“, wie „Bruder Stromus“, „Aprilfroſt“, „Zeit und Volk“ ꝛc. und ſtelle ſich dann vor die Frage: „ob ihn dieſe Dichtungen an etwas je vorher Geleſenes erinnern?“ Ich bin ſicher, daß er ſich die Frage mit einem nein beantworten wird. Originelle Dichtungen ſind nun freilich noch lange nicht ſchöne Dichtungen, und dem Grundweſen der Kunſt nach, wird das blos Originelle hinter dem Schönen immer zurückzuſtehen haben. Gewiß. Und ich bin der Letzte, der an dieſem Fundamentalſatze zu rütteln und zu rühren gedenkt. Andererſeits aber krankt unſre Literatur — wie jede moderne Literatur — ſo ſchwer und ſo chroniſch werdend an der Doublettenkrankheit, daß wir, glaub' ich, an einem Punkt angelangt ſind, wo ſich das Originale, wenigſtens vorübergehend, als gleichberechtigt neben das Schöne ſtellen darf. In Kunſt und Leben gilt daſſelbe Geſetz, und wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, ſo werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel wie. Zunächſt muß wieder was da ſein, ein Stoff in Rohform, aus dem ſich weiter formen läßt. So haben die mehr oder weniger tabula rasa vorfindenden Quattrocentiſten den Stoff geſchaffen für das Vollendete, das nach ihnen kam, und die Welt, nachdem jene Stoffſpender ſchon halb vergeſſen waren, hat ſich nachträglich zur Dankbarkeit auch gegen ſie bekehrt. Ein ſolcher neue Stoffe ſpendender und neue Wege bahnender Künſtlergenius war auch Scherenberg. Und nach dieſer einen Seite hin liegt ſeine bis zur Stunde noch lange nicht zur Genüge gewürdigte Bedeutung.

* * *

Der Einzige, der, von Anfang an, dieſe mit der Frage „ſchön oder nicht ſchön“ in kaum irgend welcher Verbindung ſtehende Bedeutung Scherenberg's erkannte, war **H. von Orelli**.

Derſelbe ſchrieb ſchon 1860 in einer damals veröffentlichten Broſchüre: „Scherenberg's Dichtung iſt durch einen Ernſt charakteriſirt, der ſich von all jenen Freuden der Geſelligkeit und Liebe fernhält, womit andere Poeten ihre Schöpfungen auszuſtatten pflegen. Zugleich zeugen ſeine Gedichte von einer einzig daſtehenden Unbefangenheit des Schaffens. In der That, unſeres Dichters eigentlichſte Größe beruht auf der abſichtsloſen Wahl ſeiner Gegenſtände. Seine bald perlende, bald ſtammelnde Form voller Härten, ſein Naturalismus, dem gegenüber *jede gewähltere Form des Südens leicht als erkünſtelter Unſinn erſcheint*, verbunden mit einer künſtleriſchen Phantaſie, die die ſtarrſten Verhältniſſe der trocknen Wirklichkeit mit einem lebendigen Athem beſeelt, ergeben einen eigenthümlichen, einer allertiefſten Quelle entſtrömenden Dichterberuf. Scherenberg, entſchiedener noch als Goethe, kennt kein anderes Ziel, als *das*, „dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben,“ und wenn Gervinus die neueren Poeten mit der Aeußerung höhnte, „ſeit unſerer klaſſiſchen Periode habe es keiner mehr gewagt, auf den Ocean hinauszufahren,“ ſo können wir auf Scherenberg verweiſen, der die hohe See mit eigner Kraft und ſicherer Kunde befährt.“

So H. v. Orelli.*)

---

*) In einer Anmerkung möcht' ich hier, um ihrer geiſtreich behandelten Anthitheſe willen, auch noch eine Parallele geben dürfen, die H. v. Orelli zwiſchen Scherenberg und *Jean Paul* zieht. „Ein Naturaliſt wie Scherenberg wechſelt in ſeiner Vortragsweiſe nicht nach dem Gegenſtande an ſich, ſondern nach den *Eindrücken*, die der Gegenſtand in ihm hervorruft. Und dem Charakter dieſer Manier nach, zählt Scherenberg zu den tiefſten Humoriſten, ganz wie *Jean Paul*, der, an einer hergebrachten künſtleriſchen Form gemeſſen, ganz elend und klein erſcheinen müßte, während er uns groß entgegentritt, ſobald wir nach dem Grund ſeiner unkünſtleriſchen Zerſplitterung forſchen . . . Scherenberg und Jean Paul ſind beide *Originale*, die ſich ihre Friſche bis ins höhere Alter hinein bewahrt haben. Beide bringen das Große und das Kleine in ſchneidenden Contraſt und

Ein Wort noch unbedingterer Huldigung aber möge den Schluß dieſer kritiſchen Betrachtung machen. „Ich, für meine Perſon," ſo ſchreibt mir ein durch Jahrzehnte hin dem Widmann-Orelli'ſchen Kreiſe zugehöriger Freund, „halte Scherenberg — auch die großen Leute des vorigen Jahrhunderts mit eingerechnet — für den bedeutendſten epiſchen Dichter deutſcher Nation, ſowohl nach Inhalt wie nach Form, trotzdem ich wohl weiß, wie ſehr er um der Schwerfälligkeit und Holprigkeit eben dieſer letztern willen, getadelt worden iſt. Seine Compoſition iſt großartig, voll eines hohen geſunden Pathos, die Ausdrucksweiſe kühn, originell, ſchwunghaft, voll ſeltſamer Bilder, neuer Wortbildungen und Wortzuſammenſetzungen. Ueber allem aber und dies ſcheint mir das Höchſte, ruht eine weihevolle

---

erheben einzelne und zufällige Züge zu tiefſter Bedeutung; beide leiden an Preſſungen und Häufungen, an einem Mangel des Geſchmacks, und verſteigen ſich in der Offenſive nicht über die harmloſe Satire. Sonſt aber bilden ſie, nach ihren übrigen Eigenſchaften, wieder den Gegenſatz ihrer verſchiedenen Zeiten. Die künſtleriſche Compoſition und die Plaſtik ſind Scherenberg's größte Vorzüge und Jean Paul's größte Mängel: jener bewegt ſich am leichteſten auf der großen Bühne der Völker, dieſer in der kleinen Alltagswelt des Einzelnen. Scherenberg bedient ſich ſtets der rhythmiſchen Form, während ſie Jean Paul mit gleicher Regelmäßigkeit vermeidet, jener erwartet alles von den Kräften und neigt ſich zum Peſſimismus, dieſer alles von den Ideen und bleibt Optimiſt. Endlich, während Scherenberg ſich an die Männer wendet und meiſtens einer männlichen Kühle begegnet, wendet ſich Jean Paul an die Frauen, die für ihn ſchwärmten."

Stimmung, ja ſein Ernſt und ſeine Würde ſteigern ſich bis zur Erhabenheit. Wie tief und ergreifend beiſpielsweiſe die Schlußworte ſeines Waterloo:

„Und heilig iſt das Unglück!
Wenn Götter ſtrafen, weine der Menſch und lerne.
Nicht Fabel iſt es, nur Vergangenheit,
Und was geſchah kann wiederum geſchehn.“

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Scherenberg's Tod und Begräbniß.

Kehren wir in unſerm letzten Kapitel zu Scherenberg's Lebens-Ausgang zurück.

Schon Ende der 70er Jahre war er von kleinen Schlaganfällen heimgeſucht worden, aber er erholte ſich immer wieder und ſchrieb noch, Oktober 80, in ſeinem ihm immer treubleibenden guten Humor:

> Anklopfte bei mir Vetter Hain;
> Da rief ich unverfroren ſtatt ‚herein‘
> „A biſſel warten noch mit dem Beſuche.“
> „„Noch warten?““ brummte der. „„Laut Kirchenbuche
> Sind Wohlgeboren über achtzig doch!““
> „Ja leider!“ ſeufzt' ich, „aber's macht ſich noch.“

Ja, ‚es machte ſich noch‘, ſeine gute Natur verhalf ſich und ihm immer wieder zum Siege, bis ihn endlich, am 1. September 81, ſeine letzte Krankheit befiel. Der Wunſch der Seinen, ihm die beſtmögliche Pflege zu geben, veranlaßte ſeine Ueberführung nach dem „Aſyl Schweizerhof“ bei Zehlendorf, deſſen ärztlicher Leiter, Doktor Lehr, nicht nur dem Dichter perſönlich, ſondern auch der Familie deſſelben befreundet war.*)

Brieflichen Mittheilungen entnehm' ich über dieſe ſeine Zehlendorfer Tage das folgende: „Während der letzten Woche ſeines Lebens befand er ſich in Zehlendorf bei Dr. Lehr, woſelbſt er von den Damen des Hauſes, die eine große Liebe für ihn hatten, auf's Herzlichſte gepflegt wurde. Sein Zuſtand war nicht derart, daß er das Bett zu hüten gehabt hätte. Viele Stunden unruhig im Zimmer auf und abſchreitend, war er in ſeinem Geiſte nur noch mit zwei Fragen beſchäftigt: „ob er ſeinen Franklin beenden und ob er aus ſeiner Zehlendorfer Krankenſtube noch einmal in ſeine Berliner Arbeitsſtube zurückkehren werde?“ Wog die Sorge vor, daß der „Franklin“, der durch zwei Decennien hin den Inhalt ſeines Denkens und Dichtens ausgemacht hatte, doch wohl unvollendet bleiben könne, ſo wuchs ſein Unbehagen und er rief dann nach dieſem oder jenem Freunde, dem er ſeine Dichtung anvertrauen oder ſeinen darauf bezüglichen „letzten Willen“ nach Art eines teſtirenden Millionärs mittheilen wollte. „Leo Goldammer ſoll kommen“ hieß es dann. Aber wenn gleich danach der betreffende Brief geſchrieben wurde, ſo hieß es wieder: „Nein, er ſoll nicht kommen.“ Er hing offenbar noch am Leben, wenn auch nur um ſeiner Dichtung willen und mochte den Gedanken nicht aufgeben, alles ſelber noch zum Abſchluß zu bringen. In dieſem Zuſtande verblieb er auch bis zuletzt und erſt als er ſich legen mußte, kam das Gefühl der Hoffnungsloſigkeit über ihn. Zugleich das eines nahen Todes. Seine Tochter, die die Nacht über an ſeinem Bette gewacht hatte, hatte ſich in das Nebenzimmer zurückgezogen und ſtatt ihrer waren die Damen des Lehr'ſchen Hauſes um ihn beſchäftigt. „Glauben Sie noch, liebe Freundin, daß ich nach Berlin zurückkehren werde?“ „Gewiß, lieber Scherenberg.“ „Niemals.“ Das war ſein letztes Wort. Es war von dieſem Augenblick an, als ob ſich Schleier um ihn legten; er hob nur müde noch die Wimpern und eine Stunde ſpäter war er todt.“

---

*) Scherenberg verkehrte bei Dr. Lehr ſchon ſeit Anfang der 60er Jahre, zu welcher Zeit er aufgefordert worden war, einige Vorleſungen im „Aſyl Schweizerhof“ zu halten. Dieſer Aufforderung gern nachkommend, wurd' er binnen Kurzem der Liebling aller alten und jungen Damen des „Aſyls“, bei denen denn auch die Scherenberg-Soireen alsbald als beſondere Feſttage galten. Dr. Lehr ſelbſt nahm an der allgemeinen Freude Theil, verſäumte nie ſeinen Wagen zu ſchicken (der auch für die Rückfahrt bereit ſtand) und beglückte durch dieſe Freundlichkeit nicht nur den Dichter, ſondern beinah mehr noch deſſen Familie, die nun auch ihren gelegentlichen „Sommerausflug“, ihre „Landparthie“ hatte.

Das war am 9. September früh. Am 11. erfolgte der Condukt nach dem Schöneberger Kirchhofe, woſelbſt er in der Leichenhalle bis zum Begräbnißtage niedergeſetzt wurde.

Die Nachricht von ſeinem Hinſcheiden hatte ſich in der

Stadt ſchnell verbreitet und bildete hier das Geſpräch verſchiedener Kreiſe. Seine „große Zeit“ lag freilich um beinah 30 Jahre zurück und die junge Generation wußte kaum noch von ihm, aber alle die, die vordem, erfaßt und hingeriſſen von der Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, den „Ziethenritt“ mitgemacht und die Reiterſchlacht bei Mont St. Jean mitgeſchlagen hatten, alle dieſe legten Trauer an.

Unter ſeinen begeiſtertſten Verehrern — eine Verehrung, die vielleicht mehr noch dem Menſchen wie dem Dichter gegolten hatte — war von Anfang an auch Franz Duncker geweſen. Dieſer war jetzt in einem Thüringer Bade zur Kur, unterbrach die Kur aber ſofort und eilte mit dem Spätzuge nach Berlin, woſelbſt er nunmehr in Erfahrung brachte, daß der Todte, von Zehlendorf aus, nicht in ſeine Potsdamerſtraßenwohnung, ſondern direkt nach der Schöneberger Leichenhalle gebracht worden ſei. Trotz vorgerückter Stunde, mocht' er ſich's nicht verſagen, den Freund noch einmal zu ſehen und begab ſich zu dieſem Behufe zu dem auch ihm bekannten Schloßprediger Frege, um von dieſem die Erlaubniß zum Eintritt in die Leichenhalle zu erbitten. Frege war es zufrieden und beide machten ſich alsbald auf den Weg. Ihrem nächtlichen Gange ſchloß ſich der Todtengräber an, und ſo gingen ſie, mit Windlichtern in der Hand, über den mitternächtigen Kirchhof auf die Leichenhalle zu. Die Schrauben waren in den Sarg ſchon eingelaſſen, was neuen Aufenthalt gab, als aber der Deckel geöffnet und abgehoben war, ſah Duncker, alter Zeiten gedenkend, dem

Todten lang und bewegt ins Antlitz und gab ihm dann zum Abſchiede die Hand. Worauf der Sarg wieder geſchloſſen wurde.

* * *

Spätnachmittag am folgenden Tage war das Begräbniß. Nicht allzu Viele waren dazu erſchienen, und doch ließ ſich kaum ſagen, daß wer gefehlt hätte. Das Häuflein war eben klein geworden. Als der Sarg dann hinabgeſenkt und der Kreis um das Grab her geſchloſſen war, rief der alte Frege (ſelbſt ein Achtziger) dem todten Freunde die letzten Worte nach. Er entwarf das Bild eines Lebens, „das köſtlich geweſen, weil es Müh' und Arbeit geweſen," und als er, abſchließend, den Segen ſprach, ſtand der Gluthball der Sonne tief am Horizont und umſtrahlte den Sprecher und die kleine Gemeinde. Dann ſpendete jeder ſeinen Kranz und ſeine Hand voll Erde.

Das Geplauder auf dem Heimwege galt dem Todten und war ein freudiges und dankbares Gedenken an den, den alle geliebt.

* * *

Das war am 12. September 1881.

Den Sommer darauf ging ich hinaus, um mir die Stätte zu ſuchen, wo der Todte, meiner Erinnerung nach, liegen mußte. Gräber aber ſind wie Wellen, von denen eine der anderen gleicht, ſo daß ich mich in der Grünhügelwelt nicht recht orientiren konnte. Zum Ueberfluß war auch niemand da, den ich hätte fragen können. Endlich fand ich eine Jätefrau neben einem alten Röhrbrunnen, um den herum zahlreiche Gießkannen ſtanden. Denn es waren heiße Tage geweſen.

„Tag Mutterchen. Sagen Sie, wiſſen Sie nicht, wo der alte Scherenberg liegt?“

„J wat wehrd' ick nich.“

„Na, das iſt ſchön. Ich ſuch' hier ſchon lange 'rum und kann ihn nicht finden. Und war doch mit bei ſeinem Begräbniß. Aber man wird auch ſchon ſo taprig.“

Unter ſolchem Geſpräche waren wir ſchließlich bis vor ein Eiſengitter gekommen. Auf das wies die Alte jetzt und ſagte: „Doa liggt he.“

Und damit ließ ſie mich allein und ging. Denn die Kirchhofsleute haben in ihrem Beruf einen feinen Geſchäftstakt ausgebildet.

Es waren drei Gräber da, ſämmtlich unter Taxus, Flieder und Lebensbaum, aber nur eins der drei hatte Tafel und Inſchrift: „Marie Scherenberg. Geb. den 17. Mai 1848, geſt. den 1. Mai 1871.“ Und darunter „Auf Wiederſehn.“ Er hatte nicht mehr allzu lang auf die Erfüllung dieſes ſeines Wunſches zu warten gehabt.

Sein eigen Grab iſt ohne Bild und Schmuck geblieben, vielleicht weil er's ſo gewollt. Er war bis dahin gekommen, wo man bei Jeglichem fragt „wozu?“

Neben dem Gitter war auch ſeine Lieblingsbank, auf der ich nun einen Augenblick Platz nahm. Als ich aber wieder aufbrach und an dem Brunnen vorüberkam, trat ich noch einmal an die Jätefrau heran, um ihr zu danken.

„Kennen Sie denn auch die Tochter?"

„I wat wehrd' ik nich . . Se kümmt joa nu ook all, un ſitt juſtement doa, wo de Oll ſunſt ſeeten hett."

Und danach ging ich weiter, den Eſchen- und Cypreſſengang hinauf, bis zu der Stelle, wo am Ausgang des Friedhofes der Friedens-Engel ſteht.

Und in ſeinem Schutze ließ ich den Kirchhof und des Freundes Grab.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Scherenbergs Jugend von 1798 bis 1818 1

Zweites Kapitel. Scherenberg in Magdeburg von 1818 bis 1838 16

Drittes Kapitel. Scherenberg in der Bendler-Straße von 1838 bis 1840 25

Viertes Kapitel. Scherenberg tritt in den „Tunnel.“ 1840 30

Fünftes Kapitel. Scherenberg im Heinrich Friedbergſchen Hauſe bis 1845 45

Sechstes Kapitel. Vom Erſcheinen der Scherenbergſchen Gedichte bis zum Erſcheinen von Waterloo. Von 1845 bis 1849 56

Siebentes Kapitel. Scherenbergs „Waterloo“ bei Hofe. — Des Dichters fortgeſetzte Beziehungen zur militäriſchen Welt Feldmarſchall v. Müffling und ſein Waterloo-Brief . . . 66

Seite
Achtes Kapitel. Scherenberg und ſeine Rhapſoden . . . 78
Neuntes Kapitel. Scherenberg und ſeine zweite Tunnel-Epoche. Neue Namen, neue Freunde 86
Zehntes Kapitel. Dr. Adolph Widmann 89
Elftes Kapitel. Heinrich von Orelli 103
Zwölftes Kapitel. Dr. A. Widmann und H. v. Orelli. (Eine Parallele von Freundeshand) 115
Dreizehntes Kapitel. H. v. Orellis Auftreten im Tunnel und ſeine Beziehungen zu Scherenberg 119
Vierzehntes Kapitel. Lieutenant v. Saint-Paul und ſeine Beziehungen zu Scherenberg 137
Fünfzehntes Kapitel. Meine perſönlichen Beziehungen zu Scherenberg 149
Sechszehntes Kapitel. Scherenberg als Bibliothekar-Aſſiſtent im Kriegs-Miniſterium oder „auf der Steh- und Ruhmesleiter“ zugleich 166
Siebenzehntes Kapitel. Scherenberg wird legendariſch. Die Zeit in der Lützower-Wegſtraße. Freundſchaft mit Drake 172
Achtzehntes Kapitel. Scherenberg wird mißmuthig. Verſtimmungen gegen Schramm, Heſekiel und A. W. Hayn . 182
Neunzehntes Kapitel. Die Conſpiration gegen L. Schneider. Schneider geſtürzt. Noch einmal H. Friedberg und Graf Bismarck-Bohlen 188
Zwanzigſtes Kapitel. Neue Huldigungen und Erfolge. Freundſchaft mit Ferdinand Laſſalle 197
Einundzwanzigſtes Kapitel. Glück und Niedergang. Der 70. Geburtstag. Hohenfriedberg und ein Brief aus Windſor-Caſtle 208

Seite
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Ausgang. Schloßprediger Frege. Der letzte Verluſt (der „Tunnel“) und der letzte Freund 214
Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Scherenbergs Charakter . 224
Vierundzwanzigſtes Kapitel. Scherenbergs Dichtungen . 233
Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Scherenbergs Tod und Begräbniß 251

* * *

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Grote'ſche Samlung
von Werken
zeitgenöſſiſcher Schriftſteller
C. R.

Unterm Birnbaum.

Von

Theodor Fontane.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1885.

Grote'ſche Sammlung

von

Werken zeitgenöſſiſcher Schriftſteller.

Bis jetzt erſchienen:

Otto Glagau, Fritz Reuter und ſeine Dichtungen. Neue umgearbeitete Auflage mit Illuſtrationen, Porträts und einer autographiſchen Beilage.

Julius Wolff, Till Eulenſpiegel redivivus. Ein Schelmenlied. Mit Illuſtrationen. Sechzehnte Auflage.

Julius Wolff, Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure. Mit Illuſtrationen von P. Grot Johann. Fünfundzwanzigſte Auflage.

Wilhelm Raabe, Horacker. Mit Illuſtrationen von P. Grot Johann. Dritte Auflage.

Friedrich Bodenſtedt, Theater. (Kaiſer Paul. — Wandlungen.)

Anaſtaſius Grün, In der Veranda. Eine dichteriſche Nachleſe. Dritte Auflage.

Julius Wolff, Schauſpiele. (Kambyſes. — Die Junggeſellenſteuer.)

Carl Siebel's Dichtungen. Geſammelt von ſeinen Freunden. Herausgegeben von Emil Rittershaus.

Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgaſſe. Neue Ausgabe, mit Illuſtrationen von Ernſt Boſch. Vierte Auflage.

Julius Wolff, Der wilde Jäger. Eine Weidmannsmär. Zweiundzwanzigſte Auflage.

Hermann Lingg, Schlußſteine. Neue Gedichte.

Julius Wolff, Tannhäuſer. Ein Minneſang. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Zehnte Auflage.

Julius Wolff, Singuf. Rattenfängerlieder. Vierte Auflage.

Julius Groſſe, Gedichte. Mit einer Zuſchrift von Paul Heyſe.

Julius Wolff, Der Sülfmeiſter. Eine alte Stadtgeſchichte. Zwei Bände. Sechſte Auflage.

A. von der Elbe, Der Bürgermeiſterthurm. Eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. Zwei Bände.

Julius Wolff, Der Raubgraf. Eine Geſchichte aus dem Harzgau. Fünfte Auflage.

Julius Groſſe, Der getreue Eckart. Roman in zwölf Büchern. Zwei Bände.

Theodor Fontane, Unterm Birnbaum.

Grote'ſche Sammlung

von

Werken zeitgenöſſiſcher Schriftſteller.

Dreiundzwanzigſter Band.

Theodor Fontane, Unterm Birnbaum.

Unterm Birnbaum.

◆

Von

Theodor Fontane.

⁂

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1885.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Überſetzungsrecht vorbehalten.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Unterm Birnbaum.

◆

I.

Vor dem in dem großen und reichen Oderbruchdorfe Tſchechin um Michaeli 20 eröffneten Gaſthaus und Materialwaarengeſchäft von Abel Hradſcheck (ſo ſtand auf einem über der Thür angebrachten Schilde) wurden Säcke, vom Hausflur her, auf einen mit zwei magern Schimmeln beſpannten Bauerwagen geladen. Einige von den Säcken waren nicht gut gebunden oder hatten kleine Löcher und Ritzen, und ſo ſah man denn an dem, was herausfiel, daß es Rapsſäcke waren. Auf der Straße neben dem Wagen aber ſtand Abel Hradſcheck ſelbſt und agte zu dem eben vom Rad her auf die Deichſel ſteigenden Knecht: „Und nun vorwärts, Jakob, und grüße mir Oelmüller Quaas. Und ſag' ihm, bis Ende der Woche müßt' ich das Oel haben, Leiſt in Wriezen warte ſchon. Und wenn Quaas nicht da iſt, ſo beſtelle der Frau meinen Gruß und ſei hübſch manierlich. Du weißt ja Beſcheid. Und weißt auch, Kätzchen hält auf Komplimente."

Der als Jakob Angeredete nickte nur ſtatt aller Antwort, ſetzte ſich auf den vorderſten Rapsſack und trieb beide Schimmel mit einem ſchläfrigen „Hüh“ an, wenn überhaupt von Antreiben die Rede ſein konnte. Und nun klapperte der Wagen nach rechts hin den Fahrweg hinunter, erſt auf das Bauer Orth'ſche Gehöft ſammt ſeiner Windmühle (womit das Dorf nach der Frankfurter Seite hin abſchloß) und dann auf die weiter draußen am Oderbruch-Damm gelegene Oelmühle zu. Hradſcheck ſah dem Wagen nach, bis er verſchwunden war, und trat nun erſt in den Hausflur zurück. Dieſer war breit und tief und theilte ſich in zwei Hälften, die durch ein paar Holzſäulen und zwei dazwiſchen ausgeſpannte Hängematten von einander getrennt waren. Nur in der Mitte hatte man einen Durchgang gelaſſen. An dem Vorflur lag nach rechts hin das Wohnzimmer, zu dem eine Stufe hinaufführte, nach links hin aber der Laden, in den man durch ein großes, faſt die halbe Wand einnehmendes Schiebefenſter hineinſehen konnte. Früher war hier die Verkaufsſtelle geweſen, bis ſich die zum Vornehmthun geneigte Frau Hradſcheck das Herumtrampeln auf ihrem Flur verbeten und auf Durchbruch einer richtigen Ladenthür, alſo von der Straße her, gedrungen hatte. Seitdem zeigte dieſer Vorflur eine gewiſſe Herrſchaftlichkeit, während der nach dem Garten hinausführende Hinterflur ganz dem Geſchäft gehörte. Säcke, Citronen- und Apfelſinenkiſten ſtanden hier an der einen Wand entlang, während an der andern übereinandergeſchichtete Fäſſer lagen, Oelfäſſer, deren ſtattliche Reihe nur durch eine zum Keller hinunterführende Fallthür unterbrochen war. Ein ſorglich vorgelegter Keil hielt nach rechts und links hin die Fäſſer in Ordnung, ſo daß die untere

Reihe durch den Druck der obenaufliegenden nicht ins Rollen kommen konnte.

So war der Flur. Hradſcheck ſelbſt aber, der eben die ſchmale, zwiſchen den Kiſten und Oelfäſſern freigelaſſene Gaſſe paſſirte, ſchloß, halb ärgerlich halb lachend, die trotz ſeines Verbotes mal wieder offenſtehende Fallthür und ſagte: „Dieſer Junge, der Ede. Wann wird er ſeine fünf Sinne beiſammen haben!“

Und damit trat er vom Flur her in den Garten.

Hier war es ſchon herbſtlich, nur noch Aſtern und Reſeda blühten zwiſchen den Buchsbaumrabatten, und eine Hummel umſummte den Stamm eines alten Birnbaums, der mitten im Garten hart neben dem breiten Mittelſteige ſtand. Ein paar Möhrenbeete, die ſich, ſammt einem ſchmalen mit Kartoffeln beſetzten Ackerſtreifen, an eben dieſer Stelle durch eine Spargel-Anlage hinzogen, waren ſchon wieder umgegraben, eine friſche Luft ging, und eine ſchwarzgelbe, der nebenanwohnenden Wittwe Jeſchke zugehörige Katze ſchlich, muthmaßlich auf der Sperlingsſuche, durch die ſchon hoch in Samen ſtehenden Spargelbeete.

Hradſcheck aber hatte deſſen nicht Acht. Er ging vielmehr rechnend und wägend zwiſchen den Rabatten hin und kam erſt zu Betrachtung und Bewußtſein, als er, am Ende des Gartens angekommen, ſich umſah und nun die Rückſeite ſeines Hauſes vor ſich hatte. Da lag es, ſauber und freundlich, links die ſich von der Straße her bis in den Garten hineinziehende Kegelbahn, rechts der Hof ſammt dem Küchenhaus, das er erſt neuerdings an den

Laden angebaut hatte. Der kaum vom Winde bewegte Rauch ſtieg ſonnenbeſchienen auf und gab ein Bild von Glück und Frieden. Und das alles war ſein! Aber wie lange noch? Er ſann ängſtlich nach und fuhr aus ſeinem Sinnen erſt auf, als er, ein paar Schritte von ſich entfernt, eine große, durch ihre Schwere und Reife ſich von ſelbſt ablöſende Malvaſierbirne mit eigenthümlich dumpfem Ton aufklatſchen hörte. Denn ſie war nicht auf den harten Mittelſteig, ſondern auf eins der umgegrabenen Möhrenbeete gefallen. Hradſcheck ging darauf zu, bückte ſich und hatte die Birne kaum aufgehoben, als er ſich von der Seite her angerufen hörte:

„Dag, Hradſcheck. Joa, et wahrd nu Tied. De Malveſieren kümmen all von ſülwſt."

Er wandte ſich bei dieſem Anruf und ſah, daß ſeine Nachbarin, die Jeſchke, deren kleines, etwas zurückgebautes Haus den Blick auf ſeinen Garten hatte, von drüben her über den Himbeerzaun kuckte.

„Ja, Mutter Jeſchke, 's wird Zeit," ſagte Hradſcheck. „Aber wer ſoll die Birnen abnehmen? Freilich wenn Ihre Line hier wäre, die könnte helfen. Aber man hat ja keinen Menſchen und muß alles ſelbſt machen."

„Na, Se hebben joa doch den Jungen, den Ede."

„Ja, den hab' ich. Aber der pflückt blos für ſich."

„Dat ſall woll ſien," lachte die Alte. „Een in't Töppken, een in't Kröppken."

Und damit humpelte ſie wieder nach ihrem Hauſe zurück, während auch Hradſcheck wieder vom Garten her in den Flur trat.

Hier ſah er jetzt nachdenklich auf die Stelle, wo vor einer halben Stunde noch die Rapsſäcke geſtanden hatten, und in ſeinem Auge lag etwas, als wünſch' er, ſie ſtünden noch am ſelben Fleck oder es wären neue ſtatt ihrer aus dem Boden gewachſen. Er zählte dann die Fäſſerreihe, rief, im Vorübergehen, einen kurzen Befehl in den Laden hinein und trat gleich danach in ſeine gegenüber gelegene Wohnſtube.

Dieſe machte neben ihrem wohnlichen zugleich einen eigenthümlichen Eindruck, und zwar, weil alles in ihr um vieles beſſer und eleganter war, als ſich's für einen Krämer und Dorfmaterialiſten ſchickte. Die zwei kleinen Sophas waren mit einem hellblauen Atlasſtoff bezogen, und an dem Spiegelpfeiler ſtand ein ſchmaler Trumeau, weißlackirt und mit Goldleiſte. Ja, das in einem Mahagoni-Rahmen über dem kleinen Klavier hängende Bild (allem Anſcheine nach ein Stich nach Claude Lorrain) war ein Sonnenuntergang mit Tempeltrümmern und antiker Staffage, ſo daß man ſich füglich fragen durfte, wie das alles hierherkomme? Paſſend war eigentlich nur ein Stehpult mit einem Gitter-Aufſatz und einem Kuckloch darüber, mit Hilfe deſſen man, über den Flur weg, auf das große Schiebefenſter ſehen konnte.

Hradſcheck legte die Birne vor ſich hin und blätterte das Kontobuch durch, das aufgeſchlagen auf dem Pulte lag. Um ihn her war alles ſtill, und nur aus der halboffenſtehenden Hinterſtube vernahm er den Schlag einer Schwarzwälder Uhr.

Es war faſt, als ob das Ticktack ihn ſtöre, wenigſtens ging er auf die Thür zu, anſcheinend um ſie zu ſchließen; als er indeß hineinſah, nahm er überraſcht wahr, daß ſeine Frau in der Hinterſtube ſaß, wie gewöhnlich ſchwarz aber ſorglich gekleidet, ganz wie Jemand, der ſich auf Figurmachen und Toilettendinge verſteht. Sie flocht eifrig an einem Kranz, während ein zweiter, ſchon fertiger an einer Stuhllehne hing.

„Du hier, Urſel! Und Kränze! Wer hat denn Geburtstag?"

„Niemand. Es iſt nicht Geburtstag. Es iſt blos Sterbetag, Sterbetag Deiner Kinder. Aber Du vergißt alles. Blos Dich nicht."

„Ach, Urſel, laß doch. Ich habe meinen Kopf voll Wunder. Du mußt mir nicht Vorwürfe machen. Und dann die Kinder. Nun ja, ſie ſind todt, aber ich kann nicht trauern und klagen, daß ſie's ſind. Umgekehrt, es iſt ein Glück."

„Ich verſtehe Dich nicht."

„Und iſt nur zu gut zu verſtehn. Ich weiß nicht aus noch ein und habe Sorgen über Sorgen."

„Worüber? Weil Du nichts Rechtes zu thun haſt und nicht weißt, wie Du den Tag hinbringen ſollſt. Hinbringen ſag' ich, denn ich will Dich nicht kränken und von Zeit todtſchlagen ſprechen. Aber ſage ſelbſt, wenn drüben die Weinſtube voll iſt, dann fehlt Dir nichts. Ach, das verdammte Spiel, das ewige Knöcheln und Tempeln. Und wenn Du noch glücklich ſpielteſt! Ja, Hradſcheck, das muß ich Dir ſagen, wenn Du ſpielen willſt, ſo ſpiele wenigſtens glücklich. Aber ein Wirth, der nicht glücklich ſpielt, muß davon bleiben, ſonſt ſpielt er ſich von Haus und Hof. Und dazu das Trinken, immer der ſchwere Ungar, bis in die Nacht hinein.“

Er antwortete nicht, und erſt nach einer Weile nahm er den Kranz, der über der Stuhllehne hing, und ſagte: „Hübſch. Alles, was Du machſt, hat Schick. Ach, Urſel, ich wollte, Du hätteſt beſſere Tage.“

Dabei trat er freundlich an ſie heran und ſtreichelte ſie mit ſeiner weißen, fleiſchigen Hand.

Sie ließ ihn auch gewähren, und als ſie, wie beſchwichtigt durch ſeine Liebkoſungen, von ihrer Arbeit aufſah, ſah man, daß es ihrer Zeit eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſein mußte, ja, ſie war es beinah noch. Aber man ſah auch, daß ſie viel erlebt hatte, Glück und Unglück, Lieb' und Leid, und durch allerlei ſchwere Schulen gegangen war. Er und ſie machten ein hübſches Paar und waren gleichaltrig, Anfang vierzig, und ihre Sprech- und Verkehrsweiſe ließ erkennen, daß es eine Neigung geweſen ſein mußte, was ſie vor länger oder kürzer zuſammengeführt hatte.

Der herbe Zug, den ſie bei Beginn des Geſprächs gezeigt, wich denn auch mehr und mehr, und endlich fragte ſie: „Wo drückt es wieder? Eben haſt Du den Raps weggeſchickt, und wenn Leiſt das Oel hat, haſt Du das Geld. Er iſt prompt auf die Minute.“

„Ja, das iſt er. Aber ich habe nichts davon, alles iſt blos Abſchlag und Zins. Ich ſtecke tief drin und leider am tiefſten bei Leiſt ſelbſt. Und dann kommt die Krakauer

Geſchichte, der Reiſende von Olszewski-Goldſchmidt und Sohn. Er kann jeden Tag da ſein.“

Hradſcheck zählte noch anderes auf, aber ohne daß es einen tieferen Eindruck auf ſeine Frau gemacht hätte. Vielmehr ſagte ſie langſam und mit gedehnter Stimme: „Ja, Würfelſpiel und Vogelſtellen . . .“

„Ach, immer Spiel und wieder Spiel! Glaube mir, Urſel, es iſt nicht ſo ſchlimm damit und jedenfalls mach' ich mir nichts d'raus. Und am wenigſten aus dem Lotto; 's iſt alles Thorheit und weggeworfen Geld, ich weiß es, und doch hab' ich wieder ein Loos genommen. Und warum? Weil ich heraus will, weil ich heraus muß, weil ich uns retten möchte.“

„So, ſo,“ ſagte ſie, während ſie mechaniſch an dem Kranze weiter flocht und vor ſich hin ſah, als überlege ſie, was wohl zu thun ſei.

„Soll ich Dich auf den Kirchhof begleiten,“ frug er, als ihn ihr Schweigen zu bedrücken anfing. „Ich thu's gern, Urſel.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

„Weil, wer den Todten einen Kranz bringen will, wenigſtens an ſie gedacht haben muß.“

Und damit erhob ſie ſich und verließ das Haus, um nach dem Kirchhof zu gehen.

Hradſcheck ſah ihr nach, die Dorfſtraße hinauf, auf deren rothen Dächern die Herbſtſonne flimmerte. Dann trat er wieder an ſein Pult und blätterte.

II.

Eine Woche war ſeit jenem Tage vergangen, aber das Spielglück, das ſich bei Hradſcheck einſtellen ſollte, blieb aus und das Lottoglück auch. Trotz alledem gab er das Warten nicht auf, und da gerade Lotterie-Ziehzeit war, kam das Viertelloos gar nicht mehr von ſeinem Pult. Es ſtand hier auf einem Ständerchen, ganz nach Art eines Fetiſch, zu dem er nicht müde wurde, reſpektvoll und beinah mit Andacht aufzublicken. Alle Morgen ſah er in der Zeitung die Gewinn-Nummern durch, aber die ſeine fand er nicht, trotzdem ſie unter ihren fünf Zahlen drei Sieben hatte und mit ſieben dividirt glatt aufging. Seine Frau, die wohl wahrnahm, daß er litt, ſprach ihm nach ihrer Art zu, nüchtern aber nicht unfreundlich, und drang in ihn, „daß er den Lotteriezettel wenigſtens vom Ständer herunternehmen möge, das verdröſſe den Himmel nur und wer dergleichen thäte, kriege ſtatt Rettung und Hilfe den Teufel und ſeine Sippſchaft ins Haus. Das Loos müſſe weg. Wenn er wirklich beten wolle, ſo habe ſie was Beſſeres für ihn, ein Marienbild, das der Biſchof von Hildesheim geweiht und ihr bei der Firmelung geſchenkt habe.“

Davon wollte nun aber der beſtändig zwiſchen Aber- und Unglauben hin und her ſchwankende Hradſcheck nichts wiſſen. „Geh mir doch mit dem Bild, Urſel. Und wenn ich auch wollte, denke nur, welche Beſcheerung ich hätte, wenn's Einer merkte. Die Bauern würden lachen von einem Dorfende bis ans andere, ſelbſt Orth und Igel, die ſonſt keine Miene verziehen. Und mit der Paſtor-Freundſchaft wär's auch vorbei. Daß er zu Dir hält, iſt doch blos, weil er Dir den katholiſchen Unſinn ausgetrieben und einen Platz im Himmel, ja vielleicht an ſeiner Seite gewonnen hat. Denn mit meinem Anſpruch auf Himmel iſt's nicht weit her.“

Und ſo blieb denn das Loos auf dem Ständer, und erſt als die Ziehung vorüber war, zerriß es Hradſcheck und ſtreute die Schnitzel in den Wind. Er war aber auch jetzt noch, all ſeinem ſpöttiſch-überlegenen Gerede zum Trotz, ſo ſchwach und abergläubiſch, daß er den Schnitzeln in ihrem Fluge nachſah, und als er wahrnahm, daß einige die Straße hinauf bis an die Kirche geweht wurden und dort erſt niederfielen, war er in ſeinem Gemüthe beruhigt und ſagte: „Das bringt Glück.“

Zugleich hing er wieder allerlei Gedanken und Vorſtellungen nach, wie ſie ſeiner Phantaſie jetzt häufiger kamen. Aber er hatte noch Kraft genug, das Netz, das ihm dieſe Gedanken und Vorſtellungen überwerfen wollten, wieder zu zerreißen.

„Es geht nicht.“

Und als im ſelben Augenblick das Bild des Reiſenden, deſſen Anmeldung er jetzt täglich erwarten mußte, vor ſeine Seele trat, trat er erſchreckt zurück und wiederholte nur ſo vor ſich hin: „Es geht nicht.“

* * *

So war Mitte Oktober heran gekommen.

Im Laden gab's viel zu thun, aber mitunter war doch ruhige Zeit, und dann ging Hradſcheck abwechſelnd in den Hof, um Holz zu ſpellen, oder in den Garten, um eine gute Sorte Tiſchkartoffeln aus der Erde zu nehmen. Denn er war ein Feinſchmecker. Als aber die Kartoffeln heraus waren, fing er an, den ſchmalen Streifen Land, darauf ſie geſtanden, umzugraben. Ueberhaupt wurde Graben und Gartenarbeit mehr und mehr ſeine Luſt, und die mit dem Spaten in der Hand verbrachten Stunden waren eigentlich ſeine glücklichſten.

Und ſo beim Graben war er auch heute wieder, als die Jeſchke, wie gewöhnlich, an die die beiden Gärten verbindende Heckenthür kam und ihm zuſah, trotzdem es noch früh am Tage war.

„De Tüffeln ſinn joa nu rut, Hradſcheck.“

„Ja, Mutter Jeſchke, ſeit vorgeſtern. Und war diesmal 'ne wahre Freude; mitunter zwanzig an einem Buſch und alle groß und geſund.“

„Joa, joa, wenn een's Glück hebben ſall. Na, Se hebben't, Hradſcheck. Se hebben Glück bi de Tüffeln un bi de Malveſieren ook. J, Se möten joa woll 'n Scheffel runnerpflückt hebb'n.“

„O mehr, Mutter Jeſchke, viel mehr.“

„Na, bereden Se't nich, Hradſcheck. Nei, nei. Man ſall nix bereden. Dat ſien Glück nich.“

Und damit ließ ſie den Nachbar ſtehn und humpelte wieder auf ihr Haus zu.

Hradſcheck aber ſah ihr ärgerlich und verlegen nach. Und er hatte wohl Grund dazu. War doch die Jeſchke, ſo freundlich und zuthulich ſie that, eine ſchlimme Nachbarſchaft und quackſalberte nicht blos, ſondern machte auch ſympathetiſche Kuren, beſprach Blut und wußte, wer ſterben würde. Sie ſah dann die Nacht vorher einen Sarg vor dem Sterbehauſe ſtehn. Und es hieß auch, „ſie wiſſe, wie man ſich unſichtbar machen könne“, was, als Hradſcheck ſie ſeinerzeit danach gefragt hatte, halb von ihr beſtritten und dann halb auch wieder zugeſtanden war. „Sie wiſſe es nicht; aber das wiſſe ſie, daß friſch ausgelaſſenes Lamm-Talg gut ſei, verſteht ſich von einem ungeborenen Lamm und als Licht über einen rothen Wollfaden gezogen; am beſten aber ſei Farrnkrautſamen in die Schuhe oder Stiefel geſchüttet.“ Und dann hatte ſie herzlich gelacht, worin Hradſcheck natürlich einſtimmte. Trotz dieſes Lachens aber war ihm jedes Wort, als ob es ein Evangelium wär', in Erinnerung geblieben, vor allem das „ungeborne Lamm“ und der „Farrnkrautſamen“. Er glaubte nichts davon und auch wieder alles, und wenn er, ſeiner ſonſtigen Entſchloſſenheit unerachtet, ſchon vorher eine Furcht vor der alten Hexe gehabt hatte, ſo nach dem Geſpräch über das ſich Unſichtbarmachen noch viel mehr.

* * *

Und ſolche Furcht beſchlich ihn auch heute wieder, als er ſie, nach dem Morgengeplauder über die „Tüffeln“ und die „Malveſieren“, in ihrem Hauſe verſchwinden ſah. Er wiederholte ſich jedes ihrer Worte: „Wenn een's Glück hebben ſall. Na, Se hebben't joa, Hradſcheck. Awers bereden Se't nich.“ Ja, ſo waren ihre Worte geweſen. Und was war mit dem allem gemeint? Was ſollte dies ewige Reden von Glück und wieder Glück? War es Neid oder wußte ſie's beſſer? Hatte ſie doch vielleicht mit ihrem Hokuspokus ihm in die Karten gekuckt?

Während er noch ſo ſann, nahm er den Spaten wieder zur Hand und begann rüſtig weiter zu graben. Er warf dabei ziemlich viel Erde heraus und war keine fünf Schritt mehr von dem alten Birnbaum, auf den der Ackerſtreifen zulief, entfernt, als er auf etwas ſtieß, das unter dem Schnitt des Eiſens zerbrach und augenſcheinlich weder Wurzel noch Stein war. Er grub alſo vorſichtig weiter und ſah alsbald, daß er auf Arm und Schulter eines hier verſcharrten Todten geſtoßen war. Auch Zeugreſte kamen zu Tage, zerſchliſſen und gebräunt, aber immer noch farbig und wohlerhalten genug, um erkennen zu laſſen, daß es ein Soldat geweſen ſein müſſe.

Wie kam der hierher?

Hradſcheck ſtützte ſich auf die Krücke ſeines Grabſcheits und überlegte. „Soll ich es zur Anzeige bringen? Nein. Es macht blos Geklätſch. Und Keiner mag einkehren, wo man einen Todten unterm Birnbaum gefunden hat. Alſo beſſer nicht. Er kann hier weiter liegen.“

Und damit warf er den Armknochen, den er ausgegraben, in die Grube zurück und ſchüttete dieſe wieder zu. Während dieſes Zuſchüttens aber hing er all jenen Gedanken und Vorſtellungen nach, wie ſie ſeit Wochen ihm immer häufiger kamen: Kamen und gingen. Heut aber gingen ſie nicht, ſondern wurden Pläne, die Beſitz von ihm nahmen und ihn, ihm ſelbſt zum Trotz, an die Stelle bannten, auf der er ſtand. Was er hier zu thun hatte, war gethan, es gab nichts mehr zu graben und zu ſchütten, aber immer noch hielt er das Grabſcheit in der Hand und ſah ſich um, als ob er bei böſer That ertappt worden wäre. Und faſt war es ſo. Denn unheimlich verzerrte Geſtalten (und eine davon er ſelbſt) umdrängten ihn ſo faßbar und leibhaftig, daß er ſich wohl fragen durfte, ob nicht Andere da wären, die dieſe Geſtalten auch ſähen. Und er lugte wirklich nach der Zaunſtelle hinüber. Gott ſei Dank, die Jeſchke war nicht da. Aber freilich, wenn ſie ſich unſichtbar machen und ſogar Todte ſehen konnte, Todte, die noch nicht todt waren, warum ſollte ſie nicht die Geſtalten ſehn, die jetzt vor ſeiner Seele ſtanden? Ein Grauen überlief ihn, nicht vor der That, nein, aber bei dem Gedanken, daß das, was erſt That werden ſollte, vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon erkannt und verrathen war. Er zitterte, bis er, ſich plötzlich aufraffend, den Spaten wieder in den Boden ſtieß.

„Unſinn. Ein dummes altes Weib, das gerade klug genug iſt, noch Dümmere hinter's Licht zu führen. Aber ich will mich ihrer ſchon wehren, ihrer und ihrer ganzen Todtenkuckerei. Was iſt es denn? Nichts. Sie ſieht einen Sarg an der Thür ſtehn, und dann ſtirbt Einer. Ja, ſie ſagt es, aber ſagt es immer erſt, wenn Einer todt iſt oder keinen Athem mehr hat oder das Waſſer ihm ſchon an's Herz ſtößt. Ja, dann kann ich auch prophezeihn. Alte Hexe, Du ſollſt mir nicht weiter Sorge machen. Aber Urſel! Wie bring' ich's der bei? Da liegt der Stein. Und wiſſen muß ſie's. Es müſſen zwei ſein . ."

Und er ſchwieg. Bald aber fuhr er entſchloſſen fort: „Ah, bah, es wird ſich finden, weil ſich's finden muß. Noth kennt kein Gebot. Und was ſagte ſie neulich, als ich das Geſpräch mit ihr hatte? ‚Nur nicht arm ſein . . Armuth iſt das Schlimmſte.' Daran halt' ich ſie; damit zwing' ich ſie. Sie muß wollen."

Und ſo ſprechend, ging er, das Grabſcheit gewehrüber nehmend, wieder auf das Haus zu.

III.

Als Hradſcheck bis an den Schwellſtein gekommen war, nahm er das Grabſcheit von der Schulter, lehnte die Krücke gegen das am Hauſe ſich hinziehende Weinſpalier und wuſch ſich die Hände, ſaubrer Mann der er war, in einem Kübel, drin die Dachtrauſe mündete. Danach trat er in den Flur und ging auf ſein Wohnzimmer zu.

Hier traf er Urſel. Dieſe ſaß vor einem Nähtiſch am Fenſter und war, trotz der frühen Stunde, ſchon wieder in Toilette, ja noch ſorglicher und geputzter als an dem Tage, wo ſie die Kränze für die Kinder geflochten hatte. Das hochanſchließende Kleid, das ſie trug, war auch heute ſchlicht und dunkelfarbig (ſie wußte, daß Schwarz ſie kleidete), der blanke Ledergürtel aber wurde durch eine Bronzeſchnalle von auffälliger Größe zuſammengehalten, während in ihren Ohrringen lange birnenförmige Bummeln von venetianiſcher Perlenmaſſe hingen. Sie wirkten anſpruchsvoll und ſtörten mehr als ſie ſchmückten. Aber für dergleichen gebrach es ihr an Wahrnehmung, wie denn auch der mit Schildpatt ausgelegte Nähtiſch, trotz all ſeiner Eleganz, zu den beiden hellblauen Atlas-Sophas nicht recht paſſen wollte. Noch weniger zu dem weißen Trumeau. Links neben ihr, auf dem Fenſterbrett, ſtand ein Arbeitskäſtchen, darin ſie, gerade als Hradſcheck eintrat, nach einem Faden ſuchte. Sie ließ ſich dabei nicht ſtören und ſah erſt auf, als der Eintretende, halb ſcherzhaft, aber doch mit einem Anfluge von Tadel ſagte: „Nun, Urſel, ſchon in Staat? Und nichts zu thun mehr in der Küche?“

„Weil es fertig werden muß.“

„Was?“

„Das hier.“ Und dabei hielt ſie Hradſcheck ein Sammtkäpſel hin, an dem ſie gerade nähte. „Wenig mit Liebe.“

„Für mich?“

„Nein. Dazu biſt Du nicht fromm und, was Du lieber hören wirſt, auch nicht alt genug.“

„Alſo für den Paſtor?“

„Gerathen.“

„Für den Paſtor. Nun gut. Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft, und die Freundſchaft mit einem Paſtor kann man doppelt brauchen. Es giebt einem ſolch Anſehen. Und ich habe mir auch vorgenommen, ihn wieder öfter zu beſuchen und mit Ede Sonntags umſchichtig in die Kirche zu gehen.“

„Das thu nur; er hat ſich ſchon gewundert.“

„Und hat auch Recht. Denn ich bin ihm eigentlich verſchuldet. Und iſt noch dazu der Einzige, dem ich gern verſchuldet bin. Ja, Du ſiehſt mich an, Urſel. Aber es iſt ſo. Hat er Dich nicht auf den rechten Weg gebracht?

Sage ſelbſt. Wenn Eccelius nicht war, ſo ſteckteſt Du noch in dem alten Unſinn.“

„Sprich nicht ſo. Was weißt Du davon? Ihr habt ja gar keine Religion. Und Eccelius eigentlich auch nicht. Aber er iſt ein guter Mann, eine Seele von Mann, und meint es gut mit mir und aller Welt. Und hat mir zum Herzen geſprochen.“

„Ja, das verſteht er; das hat er in der Loge gelernt. Er rührt einen zu Thränen. Und nun gar erſt die Weiber.“

„Und dann halt' ich zu ihm,“ fuhr Urſel fort, ohne der Unterbrechung zu achten, „weil er ein gebildeter Mann iſt. Ein guter Mann, und ein gebildeter Mann. Und offen geſtanden, daran bin ich gewöhnt.“

Hradſcheck lachte. „Gebildet, Urſel, das iſt Dein drittes Wort. Ich weiß ſchon. Und dann kommt der Göttinger Student, der Dir einen Ring geſchenkt hat, als Du vierzehn Jahr alt warſt (er wird wohl nicht echt geweſen ſein), und dann kommt vieles nicht oder doch manches nicht ... verfärbe Dich nur nicht gleich wieder ... und zuletzt kommt der Hildesheimer Biſchof. Das iſt Dein höchſter Trumpf, und was Vornehmeres giebt es in der ganzen Welt nicht. Ich weiß es ſeit lange. Vornehm, vornehm. Ach, ich rede nicht gern davon, aber Deine Vornehmheit iſt mir theuer zu ſtehn gekommen.“

Urſel legte das Sammtkäpſel aus der Hand, ſteckte die Nadel hinein und ſagte, während ſie ſich mit halber Wendung von ihm ab und dem Fenſter zukehrte: „Höre, Hradſcheck, wenn Du gute Tage mit mir haben willſt, ſo ſprich nicht ſo. Haſt Du Sorgen, ſo will ich ſie mittragen, aber Du darfſt mich nicht dafür verantwortlich machen, daß ſie da ſind. Was ich Dir hundert Mal geſagt habe, das muß ich Dir wieder ſagen. Du biſt kein guter Kaufmann, denn Du haſt das Kaufmänniſche nicht gelernt, und Du biſt kein guter Wirth, denn Du ſpielſt ſchlecht oder doch nicht mit Glück und trinkſt nebenher Deinen eigenen Wein aus. Und was da nach drüben geht, nach Neu-Lewin hin, oder wenigſtens gegangen iſt (und dabei wies ſie mit der Hand nach dem Nachbardorfe), davon will ich nicht reden, ſchon gar nicht, ſchon lange nicht. Aber das darf ich Dir ſagen, Hradſcheck, ſo ſteht es mit Dir. Und anſtatt Dich zu Deinem Unrecht zu bekennen, ſprichſt Du von meinen Kindereien und von dem hochwürdigen Biſchof, dem Du nicht werth biſt die Schuhriemen zu löſen. Und wirfſt mir dabei meine Bildung vor."

„Nein, Urſel."

„Oder daß ich's ein bischen hübſch oder, wie Du ſagſt, vornehm haben möchte."

„Ja, das."

„Alſo doch. Nun aber ſage mir, was hab' ich gethan? Ich habe mich in den erſten Jahren eingeſchränkt und in der Küche geſtanden und gebacken und gebraten, und des Nachts an der Wiege geſeſſen. Ich bin nicht aus dem Haus gekommen, ſo daß die Leute darüber geredet haben, die dumme Gans draußen in der Oelmühle natürlich an der Spitze (Du haſt es mir ſelbſt erzählt), und habe jeden Abend vor einem leeren Kleiderſchrank geſtanden und die hölzernen Riegel gezählt. Und ſo ſieben Jahre, bis die Kinder ſtarben, und erſt als ſie todt waren und ich nichts hatte, daran ich mein Herz hängen konnte, da hab' ich gedacht, nun gut, nun will ich es wenigſtens hübſch haben und eine Kaufmannsfrau ſein, ſo wie man ſich in meiner Gegend eine Kaufmannsfrau vorſtellt. Und als dann der Konkurs auf Schloß Hoppenrade kam, da hab' ich Dich gebeten, dies Biſchen hier anzuſchaffen, und das haſt Du gethan und ich habe mich dafür bedankt. Und war auch blos in der Ordnung. Denn Dank muß ſein, und ein gebildeter Menſch weiß es und wird ihm nicht ſchwer. Aber all das, worüber jetzt ſo viel geredet wird, als ob es wunder was wäre, ja, was iſt es denn groß? Eigentlich iſt es doch nur altmodiſch, und die Seide reißt ſchon, trotzdem ich ſie hüte wie meinen Augapfel. Und wegen dieſer paar Sachen ſtöhnſt Du und hörſt nicht auf zu klagen und verſpotteſt mich wegen meiner Bildung und Feinheit, wie Du zu ſagen beliebſt. Freilich bin ich feiner als die Leute hier, in meiner Gegend iſt man feiner. Willſt Du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich nicht wie die Pute, die Quaas bin, die ‚mir‘ und ‚mich‘ verwechſelt und eigentlich noch in den Friesrock gehört und Liebſchaftenhaben für Bildung hält und ſich ‚Kätzchen‘ nennen läßt, obſchon ſie blos eine Katze iſt und eine falſche dazu? Ja, mein lieber Hradſcheck, wenn Du mir daraus einen Vorwurf machen willſt, dann hätteſt Du mich nicht nehmen ſollen, das wäre dann das Klügſte geweſen. Beſinne Dich. Ich bin Dir nicht nachgelaufen, im Gegentheil, Du wollteſt mich partout und haſt mich beſchworen um mein ‚ja‘. Das kannſt Du nicht beſtreiten. Nein, das kannſt Du nicht, Hradſcheck. Und nun dies ewige ‚vornehm‘ und wieder ‚vornehm‘. Und warum? Blos weil ich einen Trumeau wollte, den man wollen muß, wenn man ein bischen auf ſich hält. Und für einen Spottpreis iſt er fortgegangen.“

„Du ſagſt Spottpreis, Urſel. Ja, was iſt Spottpreis? Auch Spottpreiſe können zu hoch ſein. Ich hatte damals nichts und hab' es von geborgtem Gelde kaufen müſſen.“

„Das hätteſt Du nicht thun ſollen, Abel, das hätteſt Du mir ſagen müſſen. Aber da genirte ſich der werthe Herr Gemahl und mußte ſich auch geniren. Denn warum war kein Geld da? Wegen der Perſon drüben. Alte Liebe roſtet nicht. Verſteht ſich.“

„Ach Urſel, was ſoll das! Es nutzt uns nichts, uns unſere Vergangenheit vorzuwerfen.“

„Was meinſt Du damit? Was heißt Vergangenheit?“

„Wie kannſt Du nur fragen? Aber ich weiß ſchon, das iſt das alte Lied, das iſt Weiberart. Ihr ſtreitet Eurem eignen Liebhaber die Liebſchaft ab. Urſel, ich hätte Dich für klüger gehalten. So ſei doch nicht ſo kurz von Gedächtniß. Wie lag es denn? Wie fand ich Dich damals, als Du wieder nach Hauſe kamſt, krank und elend und mit dem Stecken in der Hand, und als der Alte Dich nicht aufnehmen wollte mit Deinem Kind und Du dann zufrieden warſt mit einer Schütte Stroh unterm Dach? Urſel, da hab' ich Dich geſehn, und weil ich Mitleid mit Dir hatte, nein, nein, erzürne Dich nicht wieder . . weil ich Dich liebte, weil ich vernarrt in Dich war, da hab' ich Dich bei der Hand genommen, und wir ſind hierher gegangen, und der Alte drüben, dem Du das Käpſel da nähſt, hat uns zuſammengethan. Es thut mir nicht leid, Urſel, denn Du weißt, daß ich in meiner Neigung und Liebe zu

Dir der Alte bin, aber Du darfſt Dich auch nicht aufs hohe Pferd ſetzen, wenn ich vor Sorgen nicht aus noch ein weiß, und darfſt mir nicht Vorwürfe machen wegen der Reſe drüben in Neu-Lewin. Was da hinging, glaube mir, das war nicht viel und eigentlich nicht der Rede werth. Und nun iſt ſie lange todt und unter der Erde. Nein, Urſel, daher ſtammt es nicht, und ich ſchwöre Dir's, das alles hätt' ich gekonnt, aber der verdammte Hochmuth, daß es mit uns was ſein ſollte, das hat es gemacht, das iſt es. Du wollteſt hoch hinaus und was Apartes haben, damit ſie ſich wundern ſollten. Und was haben wir nun davon? Da ſtehen die Sachen, und das Bauernvolk lacht uns aus."

„Sie beneiden uns."

„Nun gut, vielleicht oder wenigſtens ſo lang es vorhält. Aber wenn das alles eines ſchönen Tages fort iſt?"

„Das darf nicht ſein."

„Die Gerichte fragen nicht lange."

„Das darf nicht ſein, ſag' ich. Alles andre. Nein, Hradſcheck, das darfſt Du mir nicht anthun, da nehm' ich mir das Leben und geh' in die Oder, gleich auf der Stelle. Was Jammer und Elend iſt, das weiß ich, das hab' ich erfahren. Aber gerade deßhalb, gerade deßhalb. Ich bin jetzt aus dem Jammer heraus, Gott ſei Dank, und ich will nicht wieder hinein. Du ſagſt, ſie lachen über uns, nein, ſie lachen nicht; aber wenn uns was paſſirte, dann würden ſie lachen. Und daß dann ‚Kätzchen' ihren Spaß haben und ſich über uns luſtig machen ſollte, oder gar die gute Mietzel, die noch immer in ihrem ſchwarzen Kopftuch ſteckt und nicht mal weiß, wie man einen Hut oder eine Haube manierlich aufſetzt, das trüg' ich nicht, da möcht' ich gleich todt umfallen. Nein, nein, Hradſcheck, wie ich Dir ſchon neulich ſagte, nur nicht arm. Armuth iſt das Schlimmſte, ſchlimmer als Tod, ſchlimmer als . ."

Er nickte. „So denk' ich auch, Urſel. Nur nicht arm. Aber komm' in den Garten! Die Wände hier haben Ohren."

Und ſo gingen ſie hinaus. Draußen aber nahm ſie ſeinen Arm, hing ſich, wie zärtlich, an ihn und plauderte, während ſie den Mittelſteig des Gartens auf und ab ſchritten. Er ſeinerſeits ſchwieg und überlegte, bis er mit einem Male ſtehen blieb und, das Wort nehmend, auf die wieder zugeſchüttete Stelle neben dem Birnbaum wies. Und nun wurden Urſel's Augen immer größer, als er raſch und lebhaft alles, was geſchehen müſſe, herzuzählen und auseinander zu ſetzen begann.

„Es geht nicht. Schlag' es Dir aus dem Sinn. Es iſt nichts ſo fein geſponnen . ."

Er aber ließ nicht ab, und endlich ſah man, daß er ihren Widerſtand beſiegt hatte. Sie nickte, ſchwieg, und Beide gingen auf das Haus zu.

IV.

Der Oktober ging auf die Neige, trotzdem aber waren noch ſchöne warme Tage, ſo daß man ſich im Freien aufhalten und die Hradſcheck'ſche Kegelbahn benutzen konnte. Dieſe war in der ganzen Gegend berühmt, weil ſie nicht nur ein gutes wagerechtes Laufbrett, ſondern auch ein bequemes Kegelhäuschen und in dieſem zwei von aller Welt bewunderte buntglaſige Kuckfenſter hatte. Das gelbe ſah auf den Garten hinaus, das blaue dagegen auf die Dorfſtraße ſammt dem dahinter ſich hinziehenden Oderdamm, über den hinweg dann und wann der Fluß ſelbſt aufblitzte. Drüben am andern Ufer aber gewahrte man einen langen Schattenſtrich: die neumärkiſche Haide.

Es war halb vier, und die Kugeln rollten ſchon ſeit einer Stunde. Der zugleich Kellnerdienſte verrichtende Ladenjunge lief hin und her, mal Kaffee, mal einen Kognak bringend, am öfteſten aber neugeſtopfte Thonpfeifen, aus denen die Bauern rauchten und die Wölkchen in die klare Herbſtluft hineinblieſen. Es waren ihrer fünf, zwei aus dem benachbarten Kienitz herübergekommen, der Reſt echte Tſchechiner: Oelmüller Quaas, Bauer Mietzel und Bauer Kunicke. Hradſcheck, der, von Berufs wegen, mit dem

Schreib- und Rechenweſen am beſten Beſcheid wußte, ſaß vor einer großen ſchwarzen Tafel, die die Form eines Notenpultes hatte.

„Kunicke ſteht wieder am beſten.“ „Natürlich, gegen den kann keiner.“ „Dreimal acht um den König.“ Und nun begann ein ſich Ueberbieten in Kegelwitzen. „Er kann hexen,“ hieß es. „Er hockt mit der Jeſchke zuſammen.“ „Er ſpielt mit falſchen Karten.“ „Wer ſo viel Glück hat, muß Strafe zahlen.“ Der, der das von den „falſchen Karten“ geſagt hatte, war Bauer Mietzel, des Oelmüllers Nachbar, ein kleines aufgetrocknetes Männchen, das mehr einem Leineweber als einem Bauern glich. War aber doch ein richtiger Bauer, in deſſen Familie nur von alter Zeit her der Schwind war.

„Wer ſchiebt?“

„Hradſcheck.“

Dieſer kletterte jetzt von ſeinem Schreiberſitz und wartete gerad' auf ſeine die Lattenrinne langſam herunter kommende Lieblingskugel, als der Landpoſtbote durch ein auf die Straße führendes Thürchen eintrat und einen großen Brief an ihn abgab; Hradſcheck nahm den Brief in die Linke, packte die Kugel mit der Rechten und ſetzte ſie kräftig auf, zugleich mit Spannung dem Lauf derſelben folgend.

„Sechs!“ ſchrie der Kegeljunge, verbeſſerte ſich aber ſofort, als nach einigem Wackeln und Beſinnen noch ein ſiebenter Kegel umfiel.

„Sieben alſo!“ triumphirte Hradſcheck, der ſich bei dem Wurf augenſcheinlich was gedacht hatte.

„Sieben geht,“ fuhr er fort. „Sieben iſt gut. Kunicke, ſchiebe für mich und ſchreib' an. Will nur das Porto zahlen."

Und damit nahm er den Briefträger unterm Arm und ging mit ihm von der Gartenſeite her ins Haus.

Das Kegeln ſetzte ſich mittlerweile fort, wer aber Spiel und Gäſte vergeſſen zu haben ſchien, war Hradſcheck. Kunicke hatte ſchon zum dritten Male ſtatt ſeiner geſchoben, und ſo wurde man endlich ungeduldig und riß heftig an einem Klingeldraht, der nach dem Laden hineinführte.

Der Junge kam auch.

„Hradſcheck ſoll wieder antreten, Ede. Wir warten ja. Mach' flink!"

Und ſieh, gleich darnach erſchien auch der Gerufene, hochroth und aufgeregt, aber, allem Anſcheine nach, mehr in heiterer als verdrießlicher Erregung. Er entſchuldigte ſich kurz, daß er habe warten laſſen, und nahm dann ohne Weiteres eine Kugel, um zu ſchieben.

„Aber Du biſt ja gar nicht dran!" ſchrie Kunicke. „Himmelwetter, was iſt denn los? Und wie der Kerl ausſieht! Entweder is ihm eine Schwiegermutter geſtorben oder er hat das große Loos gewonnen."

Hradſcheck lachte.

„Nu, ſo rede doch. Oder ſollſt Du nach Berlin kommen und ein paar neue Rapspreſſen einrichten? Haſt ja neulich unſerm Quaas erſt vorgerechnet, daß er nichts von der Oel-Preſſe verſtünde."

„Hab' ich, und iſt auch ſo. Nichts für ungut, Ihr Herren, aber der Bauer klebt immer am Alten."

„Und die Gaſtwirthe ſind immer fürs Neue. Blos daß nicht viel dabei heraus kommt."

„Wer weiß!"

„Wer weiß? Höre, Hradſcheck, ich fange wirklich an zu glauben . . Oder is es 'ne Erbſchaft?"

„Is ſo was. Aber nicht der Rede werth."

„Und von woher denn?"

„Von meiner Frau Schweſter."

„Biſt doch ein Glückskind. Ewig ſind ihm die gebratnen Tauben ins Maul geflogen. Und aus dem Hildesheim'ſchen, ſagſt Du?"

„Ja, da ſo 'rum."

„Na, da wird Reetzke drüben froh ſein. Er war ſchon ungeduldig."

„Weiß; er wollte klagen. Die Neu-Lewiner ſind immer ängſtlich und Pfennigſuchſer und können nicht warten. Aber er wird's nu wohl lernen und ſich anders beſinnen. Mehr ſag' ich nicht und paßt ſich auch nicht. Man ſoll den Mund nicht voll nehmen. Und was iſt am Ende ſolch bischen Geld?"

„Geld iſt nie ein bischen. Wie viel Nullen hat's denn?"

„Ach, Kinder, redet doch nicht von Nullen. Das Beſte iſt, daß es nicht viel Wirthſchaft macht und daß meine Frau nicht erſt nach Hildesheim braucht. Solche weite Reiſe, da geht ja gleich die Hälfte drauf. Oder vielleicht auch das Ganze."

„War es denn ſchon in dem Brief?"

„J, bewahre. Blos die Anzeige von meinem Schwager, und daß das Geld in Berlin gehoben werden kann. Ich ſchicke morgen meine Frau. Sie verſauert hier ohnehin."

„Verſteht ſich," ſagte Mietzel, der ſich immer ärgerte, wenn von dem „Verſauern" der Frau Hradſcheck die Rede war. „Verſteht ſich, laß ſie nur reiſen; Berlin, das iſt ſo was für die Frau Baronin. Und vielleicht bringt ſie Dir gleich wieder ein Atlasſopha mit. Oder 'nen Trumeau. So heißt es ja wohl? Bei ſo was Feinem muß unſerein immer erſt fragen. Der Bauer iſt ja zu dumm."

* * *

Frau Hradſcheck reiſte wirklich ab, um die geerbte Summe von Berlin zu holen, was ſchon im Voraus das Gerede der ebenſo neidiſchen wie reichen Bauernfrauen weckte, vor allen der Frau Quaas, die ſich, ihrer gekrauſten blonden Haare halber, ganz einfach für eine Schönheit hielt und aus dem Umſtande, daß ſie 20 Jahre jünger war als ihr Mann, ihr Recht zu faſt eben ſo vielen Liebſchaften herleitete. Was gut ausſah, war ihr ein Dorn im Auge, zumeiſt aber die Hradſcheck, die nicht nur ſtattlicher und klüger war als ſie ſelbſt, ſondern zum Ueberfluß auch noch in Verdacht ſtand (wenn auch freilich mit Unrecht), den älteſten Kantorsſohn — einen wegen Demagogie relegirten Thunichtgut, der nun bei dem Vater auf der Bärenhaut lag — zu Spottverſen auf die Tſchechiner und ganz beſonders auf die gute Frau Quaas angeſtiftet zu haben. Es war eine lange Reimerei, drin jeder was wegkriegte. Der erſte Vers aber lautete:

Woytaſch hat den Schulzen-Stock,
Kunicke 'nen langen Rock,
Mietzel iſt ein Hobelſpahn,
Quaas hat keinem was gethan,
Nicht mal ſeiner eignen Frau,
Kätzchen weiß es ganz genau.
Miau, miau.

Dergleichen konnte nicht verziehen werden, am wenigſten ſolcher Bettelperſon wie dieſer hergelaufenen Frau Hradſcheck, die nun mal für die Schuldige galt. Das ſtand bei Kätzchen feſt.

„Ich wette,“ ſagte ſie zur Mietzel, als dieſe denſelben Abend noch, an dem die Hradſcheck abgereiſt war, auf der Oelmühle vorſprach, „ich wette, daß ſie mit einem Sammthut und einer Straußenfeder wiederkommt. Sie kann ſich nie genug thun, dieſe zierige Perſon, trotz ihrer vierzig. Und alles blos, weil ſie ‚Swein‘ ſagt und nicht ‚ſwitzen‘ kann, auch wenn ſie drei Kannen Fliederthee getrunken. Sie ſagt aber nicht Fliederthee, ſie ſagt Hollunder. Und das ſoll denn was ſein. Ach, liebe Mietzel, es iſt zum Lachen.“

„Ja, ja!“ ſtimmte die Mietzel ein, ſchien aber geneigt, die größere Schuld auf Hradſcheck zu ſchieben, der ſich einbilde, Wunder was Feines geheirathet zu haben. Und ſei doch blos 'ne Kattolſche geweſen und vielleicht auch 'ne Springerin; wenigſtens habe ſie ſo was munkeln hören. „Und überhaupt, der gute Hradſcheck,“ fuhr ſie fort, „er ſoll doch nur ſtill ſein. In Neu-Lewin reden ſie nicht viel Gutes von ihm. Die Reſe hat er ſitzen laſſen. Und mit eins war ſie weg und keiner weiß wie und warum.

Und war auch von Ausgraben die Rede, bis unſer alter Woytaſch 'rüber fuhr und alles wieder ſtill machte. Natürlich, er will keinen Lärm haben und is 'ne Suſe. Zu Hauſe darf er ohnehin nicht reden. Oder ob er der Hradſchecken nach den Augen ſieht? Sie hat ſo was. Und ich ſage blos, wenn wir alles hergelaufene Volk ins Dorf kriegen, ſo haben wir nächſtens auch die Zigeuner hier und Frau Woytaſch kann ſich dann nach 'nem Schwiegerſohn umſehn. Zeit wird es mit der Rike; dreißig is ſie ja ſchon."

So ging gleich am erſten Tage das Geklatſch. Als aber eine halbe Woche ſpäter die Hradſcheck gerade ſo wieder kam, wie ſie gegangen war, das heißt ohne Sammthut und Straußenfeder, und noch ebenſo grüßte, ja womöglich noch artiger als vorher, da trat ein Umſchlag ein, und man fing an, ſie gelten zu laſſen und ſich einzureden, daß die Erbſchaft ſie verändert habe.

„Man ſieht doch gleich," ſagte die Quaas, „daß ſie jetzt was haben. Sonſt ſollte das immer was ſein, und ſie logen einen grauſam an, und war eigentlich nicht zum Aushalten. Aber geſtern war ſie anders und ſagte ganz klein und beſcheiden, daß es nur wenig ſei."

„Wie viel mag es denn wohl ſein?" unterbrach hier die Mietzel. „Ich denke mir ſo tauſend Thaler."

„O mehr, viel mehr. Wenn es nicht mehr wäre, wäre ſie nicht ſo; da zierte ſie ſich ruhig weiter. Nein, liebe Mietzel, da hat man denn doch ſo ſeine Zeichen, und denken Sie ſich, als ich ſie geſtern frug, ‚ob es ihr nicht ängſtlich geweſen wäre, ſo ganz allein mit dem vielen Geld‘, da ſagte ſie: ‚nein, es wär' ihr nicht ängſtlich geweſen, denn ſie habe nur wenig mitgebracht, eigentlich nicht der Rede werth. Das Meiſte habe ſie bei dem Kaufmann in Berlin gleich ſtehen laſſen.‘ Ich weiß ganz beſtimmt, ſie ſagte: das Meiſte. So wenig kann es alſo nicht ſein.“

* * *

Unterredungen, wie dieſe, wurden ein paar Wochen lang in jedem Tſchechiner Hauſe geführt, ohne daß man mit Hilfe derſelben im Geringſten weiter gekommen wäre, weßhalb man ſich ſchließlich hinter den Poſtboten ſteckte. Dieſer aber war entweder ſchweigſam oder wußte nichts, und erſt Mitte November erfuhr man von ihm, daß er neuerdings einen rekommandirten Brief bei den Hradſchecks abgegeben habe.

„Von woher denn?“

„Aus Krakau.“

Man überlegte ſich's, ob das in irgend einer Beziehung zur Erbſchaft ſtehen könne, fand aber nichts.

Und war auch nichts zu finden. Denn der eingeſchriebene Brief lautete:

„Krakau, den 9. November 1831.

Herrn Abel Hradſcheck in Tſchechin. Oderbruch.

Ew. Wohlgeboren bringen wir hiermit zu ganz ergebenſter Kenntniß, daß unſer Reiſender, Herr Szulski, wie alljährlich ſo auch in dieſem Jahre wieder, in der letzten Novemberwoche, bei Ihnen eintreffen und Ihre weitern geneigten Aufträge in Empfang nehmen wird. Zugleich aber gewärtigen wir, daß Sie, hochgeehrter Herr, bei dieſer

Gelegenheit Veranlaſſung nehmen wollen, unſre ſeit drei Jahren anſtehende Forderung zu begleichen. Wir rechnen um ſo beſtimmter darauf, als es uns, durch die politiſchen Verhältniſſe des Landes und den Rückſchlag derſelben auf unſer Geſchäft, unmöglich gemacht wird, einen ferneren Kredit zu bewilligen. Genehmigen Sie die Verſicherung unſerer Ergebenheit.

Olszewski-Goldſchmidt & Sohn."

Hradſcheck, als er dieſen Brief empfangen hatte, hatte nicht geſäumt, auch ſeine Frau mit dem Inhalte deſſelben bekannt zu machen. Dieſe blieb anſcheinend ruhig, nur um ihre Lippen flog ein nervöſes Zittern.

„Wo willſt Du's hernehmen, Abel? Und doch muß es geſchafft werden. Und ihm eingehändigt werden . . . Und zwar vor Zeugen. Willſt Du's borgen?"

Er ſchwieg.

„Bei Kunicke?"

„Nein. Geht nicht. Das ſieht aus nach Verlegenheit. Und die darf es nach der Erbſchaftsgeſchichte nicht mehr geben. Und giebt's auch nicht. Ich glaube, daß ich's ſchaffe."

„Gut. Aber wie?"

„Bis zum 30. hab' ich noch die Feuerkaſſengelder."

„Die reichen nicht."

„Nein. Aber doch beinah. Und den Reſt deck' ich mit einem kleinen Wechſel. Ein großer geht nicht, aber ein kleiner iſt gut und eigentlich beſſer als baar."

Sie nickte.

Dann trennte man ſich, ohne daß weiter ein Wort gewechſelt worden wäre.

Was zwiſchen ihnen zu ſagen war, war geſagt und jedem ſeine Rolle zugetheilt. Nur fanden ſie ſich ſehr verſchieden hinein, wie ſchon die nächſte Minute zeigen ſollte.

Hradſcheck, voll Beherrſchung über ſich ſelbſt, ging in den Laden, der gerade voll hübſcher Bauernmädchen war, und zupfte hier der einen am Buſentuch, während er der andern die Schürzenbänder aufband. Einer Alten aber gab er einen Kuß. „Einen Kuß in Ehren darf niemand wehren — nich wahr, Mutter Schickedanz?“

Mutter Schickedanz lachte.

Der Frau Hradſcheck aber fehlten die guten Nerven, deren ihr Gatte ſich rühmen konnte. Sie ging in ihr Schlafzimmer, ſah in den Garten und überſchlug ihr Leben. Dabei murmelte ſie halb unverſtändliche Worte vor ſich hin und ſchien, den Bewegungen ihrer Hand nach, einen Roſenkranz abzubeten. Aber es half alles nichts. Ihr Athem blieb ſchwer, und ſie riß endlich das Fenſter auf, um die friſche Luft einzufangen.

So vergingen Stunden. Und als Mittag kam, kamen nur Hradſcheck und Ede zu Tiſch.

V.

Es war Ende November, als an einem naßkalten Abende der von der Krakauer Firma angekündigte Reiſende vor Hradſcheck's Gaſthof vorfuhr. Er kam von Küſtrin und hatte ſich um ein paar Stunden verſpätet, weil die vom Regen aufgeweichten Bruchwege beinah unpaſſirbar geweſen waren, am meiſten im Dorfe ſelbſt. Noch die letzten dreihundert Schritt von der Orth'ſchen Windmühle her hatten ein gut Stück Zeit gekoſtet, weil das ermüdete Pferd mitunter ſtehen blieb und trotz allem Fluchen nicht weiter wollte. Jetzt aber hielt der Reiſende vor der Ladenthür, durch deren trübe Scheiben ein Lichtſchein auf den Damm fiel, und knipſte mit der Peitſche.

„Halloh; Wirthſchaft!“

Eine Weile verging, ohne daß wer kam. Endlich erſchien der Ladenjunge, lief aber, als er den Tritt heruntergeklappt hatte, gleich wieder weg, „weil er den Knecht, den Jakob, rufen wolle.“

„Gut, gut. Aber flink . . . Is das ein Hundewetter!“

Unter ſolchen und ähnlichen Ausrufungen ſchlug der jetzt wieder allein gelaſſene Reiſende das Schutzleder zurück, hing den Zügel in den freigewordenen Haken und kletterte, halb erſtarrt und unter Vermeidung des Tritts, dem er nicht recht zu trauen ſchien, über das Rad weg auf eine leidlich trockene, grad' vor dem Laden-Eingange durch Aufſchüttung von Müll und Schutt hergerichtete Stelle. Wolfsſchur und Pelzmütze hatten ihm Kopf und Leib geſchützt, aber die Füße waren wie todt, und er ſtampfte hin und her, um wieder Leben ins Blut zu bringen.

Und jetzt erſchien auch Jakob, der den Reiſenden ſchon von früher her kannte.

„Jott, Herr Szulski, bi ſo'n Wetter! Un ſo'ne Weg'! J, doa kümmt joa keen Düwel nich."

„Aber ich," lachte Szulski.

„Joa, blot Se, Herr Szulski. Na, nu geihen's man in de Stuw'. Un dat Felliſen beſorg' ick. Un will ook glieks en beten wat inböten. Ick weet joa: de Giebelſtuw, de geele, de noah de Kegelboahn to."

Während er noch ſo ſprach, hatte Jakob den Koffer auf die Schulter genommen und ging, dem Reiſenden vorauf, auf die Treppe zu; als er aber ſah, daß Szulski, ſtatt nach links hin in den Laden, nach rechts hin in das Hradſcheck'ſche Wohnzimmer eintreten wollte, wandt' er ſich wieder und ſagte: „Nei, nich doa, Herr Szulski. Hradſcheck is in de Wienſtuw . . . Se weeten joa."

„Sind denn Gäſte da?"

„Verſteiht ſich. Wat arme Lüd' ſinn, na, de bliewen to Huus, awers Oll-Kunicke kümmt, un denn kümmt Orth ook. Un wenn Orth kümmt, denn kümmt ook Quaas un Mietzel. Geihen's man in. Se tempeln all wedder.“

* * *

Eine Stunde ſpäter war der Reiſende, Herr Szulski, der eigentlich ein einfacher Schulz aus Beuthen in Oberſchleſien war und den National-Polen erſt mit dem polniſchen Sammtrock ſammt Schnüren und Knebelknöpfen angezogen hatte, der Mittelpunkt der kleinen, auch heute wieder in der Weinſtube verſammelten Tafelrunde. Das Geſchäftliche war in Gegenwart von Quaas und Kunicke raſch abgemacht und die hochaufgelaufene Schuldſumme, ganz wie gewollt, durch Baarzahlung und kleine Wechſel beglichen worden, was dem Pſeudo-Polen, der eine ſo raſche Regulirung kaum erwartet haben mochte, Veranlaſſung gab, einiges von dem von ſeiner Firma gelieferten Muſter bringen zu laſſen.

„Ich kenne die Jahrgänge, meine Herren, und bitt' um die Ehr'.“

Die Bauern ſtutzten einen Augenblick, ſich ſo zu Gaſte geladen zu ſehen, aber ſich raſch erinnernd, daß einige von ihnen bis ganz vor Kurzem noch zu den Kunden der Krakauer Firma gehört hatten, ſahen ſie das Anerbieten ſchließlich als einen bloßen Geſchäftsakt an, den man ſich gefallen laſſen könne. Was aber den Ausſchlag gab, war, daß man durchaus von dem eben beendigten polniſchen Aufſtand hören wollte, von Diebitſch und Paskewitſch, und vor allem, ob es nicht bald wieder losgehe.

Szulski, wenn irgendwer, mußte davon wiſſen, jeder

Als er das vorige Mal in ihrer Mitte weilte, konnte es ein paar Wochen vor Ausbruch der Inſurrektion geweſen. Alles, was er damals als nahe bevorſtehend prophezeit hatte, war eingetroffen und lag jetzt zurück, Oſtrolenka war geſchlagen und Warſchau geſtürmt, welchem Sturme der zufällig in der Hauptſtadt anweſende Szulski zum Mindeſten als Augenzeuge, vielleicht auch als Mitkämpfer (er ließ dies vorſichtig im Dunkel) beigewohnt hatte. Das alles traf ſich trefflich für unſere Tſchechiner, und Szulski, der als guter Weinreiſender natürlich auch ein guter Erzähler war, ſchwelgte förmlich in Schilderung der polniſchen Heldenthaten, wie nicht minder in Schilderung der Grauſamkeiten, deren ſich die Ruſſen ſchuldig gemacht hatten. Eine Haus-Erſtürmung in der Dlugaſtraße, juſt da, wo dieſe mit ihren zwei ſchmalen Ausläufern die Weichſel berührt, war dabei ſein Paradepferd.

„Wie hieß die Straße?“ fragte Mietzel, der nach Art aller verquienten Leute bei Kriegsgeſchichten immer hochroth wurde.

„Dlugaſtraße,“ wiederholte Szulski mit einer gewiſſen gekünſtelten Ruhe. „Dluga, Herr Mietzel. Und das Eckhaus, um das es ſich in meiner Geſchichte handelt, ſtand dicht an der Weichſel, der Vorſtadt Praga grad' gegenüber, und war von unſeren Akademikern und Polytechnikern beſetzt, das heißt von den Wenigen, die von ihnen noch übrig waren, denn die meiſten lagen längſt draußen auf dem Ehrenfelde. Gleichviel indeß, was von ihnen noch lebte, das ſteckte jetzt in dem vier Etagen hohen Hauſe, klimmt Treppe zu Treppe bis unters Dach. Auf dem abgedeckten Dach aber befanden ſich Frauen und Kinder, die ſich hier hinter Balkenlagen verſchanzt und mit herangeſchleppten Steinen bewaffnet hatten. Als nun die Ruſſen, es war das Regiment Kaluga, bis dicht heran waren, rührten ſie die Trommel zum Angriff. Und ſo ſtürmten ſie dreimal, immer umſonſt, immer mit ſchwerem Verluſt, ſo dicht fiel der Steinhagel auf ſie nieder. Aber das vierte Mal kamen ſie bis an die verrammelte Thür, ſtießen ſie mit Kolben ein und ſprangen die Treppe hinauf. Immer höher zogen ſich unſere Tapferen zurück, bis ſie zuletzt, mit den Frauen und Kindern und im bunten Durcheinander mit dieſen, auf dem abgedeckten Dache ſtanden. Da ſah ich jeden Einzelnen ſo deutlich vor mir, wie ich Sie jetzt ſehe, Bauer Mietzel" — dieſer fuhr zurück — „denn ich hatte meine Wohnung in dem Hauſe gegenüber und ſah, wie ſie die Konfederatka ſchwenkten, und hörte, wie ſie unſer Lied ſangen: ‚Noch iſt Polen nicht verloren.' Und bei meiner Ehre, hier, an dieſer Stelle, hätten ſie ſich trotz aller Uebermacht des Feindes gehalten, wenn nicht plötzlich, von der Seite her, ein Hämmern und Schlagen hörbar geworden wäre, ein Hämmern und Schlagen ſag' ich, wie von Aexten und Beilen."

„Wie? Was? Von Aexten und Beilen?" wiederholte Mietzel, dem ſein bischen Haar nachgerade zu Berge ſtand. „Was war es?"

„Ja, was war es? Vom Nachbarhauſe her ging man vor; jetzt war ein Loch da, jetzt eine Breſche, und durch die Breſche hin drang das ruſſiſche Regiment auf den

Dachboden vor. Was ich da geſehen habe, ſpottet jeder Beſchreibung. Wer einfach niedergeſchoſſen wurde, konnte von Glück ſagen, die meiſten aber wurden durch einen Bajonettſtoß auf die Straße geſchleudert. Es war ein Graus, meine Herren. Eine Frau wartete das Maſſacre, ja, vielleicht Schimpf und Entehrung (denn dergleichen iſt vorgekommen) nicht erſt ab; ſie nahm ihre beiden Kinder an die Hand und ſtürzte ſich mit ihnen in den Fluß."

„Alle Wetter," ſagte Kunicke, „das iſt ſtark! Ich habe doch auch ein Stück Krieg mitgemacht und weiß wohl, wo man Holz fällt, fallen Spähne. So war es bei Möckern, und ich ſehe noch unſren alten Kroſigk, wie der den Marinekaptän über den Haufen ſtach, und wie dann das Kolbenſchlagen losging, bis alle dalagen. Aber Frauen und Kinder! Alle Wetter, Szulski, das iſt ſcharf. Is es denn auch wahr?"

„Ob es wahr iſt? Verzeihung, ich bin kein Aufſchneider, Herr Kunicke. Kein Pole ſchneidet auf, das verachtet er. Und ich auch. Aber was ich geſehn habe, das hab' ich geſehn, und eine Thatſache bleibt eine Thatſache, ſie ſei wie ſie ſei. Die Dame, die da herunter ſprang (und ich ſchwör' Ihnen, meine Herren, es war eine Dame), war eine ſchöne Frau, keine 36, und ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, ich hätt' ihr was Beſſres gewünſcht, als dieſe naßkalte Weichſel."

Kunicke ſchmunzelte, während der neben anderen Schwächen und Leiden auch an einer Liebesader leidende Mietzel nicht umhin konnte, ſeiner nervöſen Erregtheit plötzlich eine ganz neue Richtung zu geben. Szulski ſelbſt aber war viel zu ſehr von ſich und ſeiner Geſchichte durchdrungen, um nebenher noch zu Zweideutigkeiten Zeit zu haben, und fuhr, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort: „Eine ſchöne Frau, ſag' ich, und hingemordet. Und was das Schlimmſte dabei, nicht hingemordet durch den Feind, nein, durch uns ſelbſt; hingemordet, weil wir verrathen waren. Hätte man uns freie Hand gelaſſen, kein Ruſſe wäre je über die Weichſel gekommen. Das Volk war gut, Bürger und Bauer waren gut, alles einig, alles da mit Gut und Blut. Aber der Adel! Der Adel hat uns um dreißig Silberlinge verſchachert, bloß weil er an ſein Geld und ſeine Güter dachte. Und wenn der Menſch erſt an ſein Geld denkt, iſt er verloren.“

„Kann ich nicht zugeben,“ ſagte Kunicke. „Jeder denkt an ſein Geld. Alle Wetter, Szulski, das ſollt' unſrem Hradſcheck ſchon gefallen, wenn der Reiſende von Olszewski-Goldſchmidt und Sohn alle November hier vorſpräch' und nie an Geld dächte. Nicht wahr, Hradſcheck, da ließe ſich bald auf einen grünen Zweig kommen und brauchte keine Schweſter oder Schwägerin zu ſterben und keine Erbſchaft ausgezahlt zu werden.“

„Ah, Erbſchaft,“ wiederholte Szulski. „So, ſo; daher. Nun, gratulire. Habe neulich auch einen Brocken geerbt und in Lemberg angelegt. Lemberg iſt beſſer als Krakau. Ja, das muß wahr ſein, Erbſchaft iſt die beſte Art zu Gelde zu kommen, die beſte und eigentlich auch die anſtändigſte . . .“

„Und namentlich auch die leichteſte,“ beſtätigte Kunicke. „Ja, das liebe Geld. Und wenn's viel iſt, das heißt ſehr viel, dann darf man auch dran denken! Nicht wahr, Szulski?"

„Natürlich," lachte dieſer. „Natürlich, wenn's viel iſt. Aber, Bauer Kunicke, denken und denken iſt ein Unterſchied. Man muß wiſſen, daß man's hat, ſoviel iſt richtig, das iſt gut und ein angenehmes Gefühl und ſtört nicht . . . „

„Nein, nein, ſtört nicht."

„Aber, meine Herren, ich muß es wiederholen, denken und denken iſt ein Unterſchied. An Geld immer denken, bei Tag und bei Nacht, das iſt ſoviel, wie ſich immer drum ängſtigen. Und ängſtigen ſoll man ſich nicht. Wer auf Reiſen iſt und immer an ſeine Frau denkt, der ängſtigt ſich um ſeine Frau."

„Freilich," ſchrie Kunicke. „Quaas ängſtigt ſich auch immer."

Alle lachten unbändig, und nur Szulski ſelbſt, der auch darin durchaus Anekdoten- und Geſchichten-Erzähler von Fach war, daß er ſich nicht gern unterbrechen ließ, fuhr mit allem erdenklichen Ernſte fort: „Und wie mit der Frau, meine Herren, ſo mit dem Geld. Nur nicht ängſtlich; haben muß man's, aber man muß nicht ewig daran denken. Oft muß ich lachen, wenn ich ſo ſehe, wie der oder jener im Poſtwagen oder an der Table d'hôte mit einem Male nach ſeiner Brieftaſche faßt, ‚ob er's auch noch hat'. Und dann athmet er auf und iſt ganz roth geworden. Das iſt immer lächerlich und ſchadet blos. Und auch das Einnähen hilft nichts, das iſt ebenſo dumm. Iſt der Rock weg, iſt auch das Geld weg. Aber was man auf ſeinem Leibe hat, das hat man. All die andern Vorſichten ſind Unſinn."

„Recht ſo," ſagte Hradſcheck. „So mach' ich's auch. Aber wir ſind bei dem Geld und dem Einnähen ganz von Polen abgekommen. Iſt es denn wahr, Szulski, daß ſie Diebitſchen vergiftet haben?"

„Verſteht ſich, es iſt wahr."

„Und die Geſchichte mit den elf Talglichten auch? Auch wahr?"

„Alles wahr," wiederholte Szulski. „Daran iſt kein Zweifel. Und es kam ſo. Conſtantin wollte die Polen ärgern, weil ſie geſagt hatten, die Ruſſen fräßen bloß Talg. Und da ließ er, als er eines Tages elf Polen eingeladen hatte, zum Deſſert elf Talglichte herumreichen, das zwölfte aber war von Marzipan und natürlich für ihn. Und verſteht ſich nahm er immer zuerſt, dafür war er Großfürſt und Vicekönig. Aber das eine Mal vergriff er ſich doch und da hat er's runter würgen müſſen."

„Wird nicht ſehr glatt gegangen ſein."

„Gewiß nicht . . . Aber, Ihr Herren, kennt Ihr denn ſchon das neue Polenlied, das ſie jetzt ſingen?"

„Denkſt Du daran — —"

„Nein, das iſt alt. Ein neues."

„Und heißt?"

„Die letzten Zehn vom vierten Regiment . . . Wollt Ihr's hören? Soll ich es ſingen?"

„Freilich."

„Aber Ihr müßt einfallen . . ."

„Verſteht ſich, verſteht ſich."

Und nun ſang Szulski, nachdem er ſich geräuſpert hatte:

Zu Warſchau ſchwuren tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe ſei gethan,
Tambour ſchlag' an, zum Blachfeld laßt uns ziehen,
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein viertes Regiment.

„Einfallen! Chorus." „Weiter, Szulski, weiter."

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſrer Seite dort wir ſtürzen ſahn,
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen
Und um die Heimath ewig iſt's gethan;
Herr Gott im Himmel, ſchenk' ein gnädig End'
Uns letzten Zehn vom vierten Regiment.

Chorus:

„Uns letzten Zehn vom vierten Regiment."

Alles jubelte. Dem alten Quaas aber traten ſeine ſchon von Natur vorſtehenden Augen immer mehr aus dem Kopf.

„Wenn ihn jetzt ſeine Frau ſähe," rief Kunicke.

„Da hätt' er Oberwaſſer."

„Ja, ja."

Und nun ſtieß man an und ließ die Polen leben. Nur Kunicke, der an anno 13 dachte, weigerte ſich und trank auf die Ruſſen. Und zuletzt auch auf Quaas und Kätzchen.

Mietzel aber war ganz übermüthig und halb wie verdreht geworden und ſang, als er Kätzchens Namen hörte, mit einem Male:

„Nicht mal ſeiner eignen Frau,
Kätzchen weiß es ganz genau.
Miau.“

Quaas ſah verlegen vor ſich hin. Niemand indeſſen dachte mehr an Uebelnehmen.

Und nun wurde der Ladenjunge gerufen, um neue Flaſchen zu bringen.

VI.

So ging es bis Mitternacht. Der ſchräg gegenüber wohnende Kunicke wollte noch bleiben und machte ſpitze Reden, daß Szulski, der ſchon ein paarmal zum Aufbruch gemahnt, ſo müde ſei. Der aber ließ ſich weder durch Spott noch gute Worte länger zurück halten; „er müſſe morgen um neun in Frankfurt ſein.“ Und damit nahm er den bereitſtehenden Leuchter, um in ſeine Giebelſtube hinaufzuſteigen. Nur als er die Thürklinke ſchon in der Hand hatte, wandt' er ſich noch einmal und ſagte zu Hradſcheck: „Alſo vier Uhr, Hradſcheck. Um fünf muß ich weg. Und verſteht ſich, ein Kaffee. Guten Abend, Ihr Herren. Allerſeits wohl zu ruhn!“

* * *

Auch die Bauern gingen; ein ſtarker Regen fiel und alle fluchten über das ſcheußliche Wetter. Aber keine Stunde mehr, ſo ſchlug es um, der Regen ließ nach und ein heftiger Südoſt fegte ſtatt ſeiner über das Bruch hin. Seine Heftigkeit wuchs von Minute zu Minute, ſo daß allerlei Schaden an Häuſern und Dächern angerichtet wurde, nirgends aber mehr als an dem Hauſe der alten Jeſchke, das grad' in dem Windſtrome lag, der, von der andern Seite der Straße her, zwiſchen Kunicke's Stall und Scheune mitten durchfuhr. Klappernd kamen die Ziegel vom Dachfirſt herunter und ſchlugen mit einem dumpfen Geklatſch in den aufgeweichten Boden.

„Dat's joa groad', as ob de Bös kümmt," ſagte die Alte und richtete ſich in die Höh', wie wenn ſie aufſtehen wolle. Das Herausklettern aus dem hochſtelligen Bett aber ſchien ihr zu viel Mühe zu machen, und ſo klopfte ſie nur das Kopfkiſſen wieder auf und verſuchte weiter zu ſchlafen. Freilich umſonſt. Der Lärm draußen und die wachſende Furcht, ihren ohnehin ſchadhaften Schornſtein in die Stube hinabſtürzen zu ſehn, ließen ſie mit ihrem Verſuche nicht weit kommen, und ſo ſtand ſie ſchließlich doch auf und tappte ſich an den Herd hin, um hier an einem bischen Aſchengluth einen Schwefelfaden und dann das Licht anzuzünden. Zugleich warf ſie reichlich Kienäpfel auf, an denen ſie nie Mangel litt, ſeit ſie letzten Herbſt dem vierjährigen Jungen von Förſter Rothnagel, drüben in der neumärkiſchen Haide, das freiwillige Hinken wegkurirt hatte.

Das Licht und die Wärme thaten ihr wohl, und als es ein paar Minuten ſpäter in dem immer bereit ſtehenden Kaffeetopfe zu dampfen und zu brodeln anfing, hockte ſie neben dem Herde nieder und vergaß über ihrem Behagen den Sturm, der draußen heulte. Mit einem Mal aber gab es einen Krach, als bräche was zuſammen, ein Baum oder ein Strauchwerk, und ſo ging ſie denn mit dem Licht ans Fenſter und, weil das Licht hier blendete, vom Fenſter her in die Küche, wo ſie den obern Thürladen raſch aufſchlug, um zu ſehn, was es ſei. Richtig, ein Theil des Gartenzauns war umgeworfen, und als ſie das niedergelegte Stück nach links hin bis an das Kegelhäuschen verfolgte, ſah ſie, zwiſchen den Pfoſten der Lattenrinne hindurch, daß in dem Hradſcheck'ſchen Hauſe noch Licht war. Es flimmerte hin und her, mal hier, mal da, ſo daß ſie nicht recht ſehen konnte, woher es kam, ob aus dem Kellerloch unten oder aus dem dicht darüber gelegenen Fenſter der Weinſtube.

„Mien Jott, ſupen ſe noch?" fragte die Jeſchke vor ſich hin. „Na, Kunicke is et kumpaſel. Un dann ſeggt he hinnerher, dat Wedder wihr Schull un he künn nich anners."

Unter dieſer Betrachtung ſchloß ſie den Thürladen wieder und ging an ihre Herdſtätte zurück. Aber ihr Hang zu ſpioniren ließ ihr keine Ruh, und trotzdem der Wind immer ſtärker geworden war, ſuchte ſie doch die Küche wieder auf und öffnete den Laden noch einmal, in der Hoffnung 'was zu ſehen. Eine Weile ſtand ſie ſo, ohne daß etwas geſchehen wäre, bis ſie, als ſie ſich ſchon zurückziehn wollte, drüben plötzlich die Hradſcheck'ſche Gartenthür auffliegen und Hradſcheck ſelbſt in der Thüröffnung erſcheinen ſah. Etwas Dunkles, das er ſchon vorher herangeſchafft haben mußte, lag neben ihm. Er war in ſichtlicher Erregung und ſah geſpannt nach ihrem Hauſe hinüber. Und dann war's ihr doch wieder, als ob er wolle, daß man ihn ſähe. Denn wozu ſonſt das Licht, in deſſen Flackerſchein er daſtand? Er hielt es immer noch vor ſich, es mit der Hand ſchützend, und ſchien zu ſchwanken, wohin damit. Endlich aber mußt' er eine geborgene Stelle gefunden haben, denn das Licht ſelbſt war weg und ſtatt ſeiner nur noch ein Schein da, viel zu ſchwach, um den nach wie vor in der Thüröffnung liegenden dunklen Gegenſtand erkennen zu laſſen. Was war es? Eine Truhe? Nein. Dazu war es nicht lang genug. Oder ein Korb, eine Kiſte? Nein, auch das nicht.

„Wat he man hett?" murmelte ſie vor ſich hin.

Aber ehe ſie ſich, aus ihren Muthmaßungen heraus, ihre Frage noch beantworten konnte, ſah ſie, wie der ihr auf Minuten aus dem Auge gekommene Hradſcheck von der Thür her in den Garten trat und mit einem Spaten in der Hand raſch auf den Birnbaum zuſchritt. Hier grub er eifrig und mit ſichtlicher Haſt und mußte ſchon ein gut Theil Erde herausgeworfen haben, als er mit einem Male das Graben aufgab und ſich aufs Neue nach allen Seiten hin umſah. Aber auch jetzt wieder (ſo wenigſtens ſchien es ihr) mehr in Spannung als in Angſt und Sorge.

„Wat he man hett?" wiederholte ſie.

Dann ſah ſie, daß er das Loch raſch wieder zuſchüttete. Noch einen Augenblick und die Gartenthür ſchloß ſich und alles war wieder dunkel.

„Hm," brummte die Jeſchke. „Dat's joa binoah, as ob he een' abmurkſt hett'. Na, ſo dull wahrd et joa woll nich ſinn . . . Nei, nei, denn wihr dat Licht nich. Awers ick tru em nich. Un ehr tru ick ook nich.“

Und damit ging ſie wieder bis an ihr Bett und kletterte hinein.

Aber ein rechter Schlaf wollt' ihr nicht mehr kommen, und in ihrem halbwachen Zuſtande ſah ſie beſtändig das Flimmern im Kellerloch und dann den Lichtſchein, der in den Garten fiel, und dann wieder Hradſcheck, wie er unter dem Baume ſtand und grub.

VII.

Um vier Uhr ſtieg der Knecht die Stiege hinauf, um Szulski zu wecken. Er fand aber die Stube verſchloſſen, weshalb er ſich begnügte zu klopfen und durch das Schlüſſelloch hineinzurufen: „Is vier, Herr Szulski; ſteihn's upp." Er horchte noch eine Weile hinein, und als alles ruhig blieb, riß er an der klapprigen Thürklinke hin und her und wiederholte: „Steihn's upp, Herr Szulski, is Tied; ick ſpann nu an." Und danach ging er wieder treppab und durch den Laden in die Küche, wo die Hradſcheck'ſche Magd, eine gutmüthige Perſon mit krauſem Haar und vielen Sommerſproſſen, noch halb verſchlafen am Herde ſtand und Feuer machte.

„Na, Malecken, ook all rut? Wat ſeggſt Du dato? Klock vieren. Is doch Menſchenſchinnerei. Worümm nich um ſöſſ? Um ſöſſ wihr ook noch Tied. Na, nu koch' uns man en beten wat mit."

Und damit wollt' er von der Küche her in den Hof hinaus. Aber der Wind riß ihm die Thür aus der Hand und ſchlug ſie mit Gekrach wieder zu.

„Jott, Jakob, ick hebb mi ſo verfiert. Dat künn joa 'nen Doden uppwecken."

„Sall ook, Male. He hett joa 'nen Dodenſloap. Nu wahrd he woll uppſtoahn."

Eine halbe Stunde ſpäter hielt der Einſpänner vor der Hausthür und Jakob, dem die Hände vom Leinehalten ſchon ganz klamm waren, ſah ungeduldig in den Flur hinein, ob der Reiſende noch nicht komme.

Der aber war immer noch nicht zu ſehen, und ſtatt ſeiner erſchien nur Hradſcheck und ſagte: „Geh hinauf, Jakob, und ſieh nach, was es iſt. Er iſt am Ende wieder eingeſchlafen. Und ſag' ihm auch, ſein Kaffee würde kalt . . . Aber nein, laß nur; bleib. Er wird ſchon kommen.“

Und richtig, er kam auch und ſtieg, während Hradſcheck ſo ſprach, gerade die nicht allzuhohe Treppe hinunter. Dieſe lag noch in Dunkel, aber ein Lichtſchimmer vom Laden her ließ die Geſtalt des Fremden doch einigermaßen deutlich erkennen. Er hielt ſich am Geländer feſt und ging mit beſonderer Langſamkeit und Vorſicht, als ob ihm der große Pelz unbequem und beſchwerlich ſei. Nun aber war er unten, und Jakob, der alles neugierig verfolgte, was vorging, ſah, wie Hradſcheck auf ihn zuſchritt und ihn mit vieler Artigkeit vom Flur her in die Wohnſtube hinein komplimentirte, wo der Kaffee ſchon ſeit einer Viertelſtunde wartete.

„Na, nu wahrd et joa woll wihr'n,“ tröſtete ſich der draußen immer ungeduldiger Werdende. „Kümmt Tied, kümmt Roath.“ Und wirklich, ehe fünf Minuten um waren, erſchien das Paar wieder auf dem Flur und trat von dieſem her auf die Straße, wo der verbindliche Hradſcheck nunmehr raſch auf den Wagen zuſchritt und den Tritt herunter ließ, während der Reiſende, trotzdem ihm die Pelzmütze tief genug im Geſicht ſaß, auch noch den Kragen ſeiner Wolfsſchur in die Höhe klappte.

„Das iſt recht," ſagte Hradſcheck. „Beſſer bewahrt, als beklagt. Und nun mach flink, Jakob, und hole den Koffer."

Dieſer that auch wie befohlen, und als er mit dem Mantelſack wieder unten war, ſaß der Reiſende ſchon im Wagen und hatte den von ihm als Trinkgeld beſtimmten Gulden vor ſich auf das Spritzleder gelegt. Ohne was zu ſagen, wies er darauf hin und nickte nur, als Jakob ſich bedankte. Dann nahm er die Leine ziemlich ungeſchickt in die Hand, woran wohl die großen Pelzhandſchuhe ſchuld ſein mochten, und fuhr auf das Orth'ſche Gehöft und die ſchattenhaft am Dorfausgange ſtehende Mühle zu. Dieſe ging nicht; der Wind wehte zu heftig.

Hradſcheck ſah dem auf dem ſchlechten Wege langſam ſich fortbewegenden Fuhrwerk eine Weile nach, ſein Kopf war unbedeckt und ſein ſpärlich blondes Haar flog ihm um die Stirn. Es war aber, als ob die Kühlung ihn erquicke. Als er wieder in den Flur trat, fand er Jakob, der ſich das Guldenſtück anſah.

„Gefällt Dir wohl? Einen Gulden giebt nicht jeder. Ein feiner Herr!"

„Dat ſall woll ſien. Awers worümm he man ſo ſtill wihr? He ſeggte joa keen Wuhrt nich."

„Nein, er hatte wohl noch nicht ausgeſchlafen," lachte Hradſcheck. „Is ja erſt fünf."

„Verſteiht ſich. Klock feiv red' ick ook nich veel."

VIII.

Der Wind hielt an, aber der Himmel klärte ſich, und bei hellem Sonnenſchein fuhr um Mittag ein Jagdwagen vor dem Tſchechiner Gaſthauſe vor. Es war der Friedrichsauer Amtsrath; Trakehner Rapphengſte, der Kutſcher in Livrée. Hradſcheck erſchien in der Ladenthür und grüßte reſpektvoll, faſt devot.

„Tag, lieber Hradſcheck; bringen Sie mir einen ‚Luſt‘ oder lieber gleich zwei; mein Kutſcher wird auch nichts dagegen haben. Nicht wahr, Johann? Eine wahre Hundekälte. Und dabei dieſe Sonne.“

Hradſcheck verbeugte ſich und rief in den Laden hinein: „Zwei Pfefferminz, Ede; raſch!“ und wandte ſich dann mit der Frage zurück, womit er ſonſt noch dienen könne?

„Mir mit nichts, lieber Hradſcheck, aber andren Leuten. Oder wenigſtens der Obrigkeit. Da liegt ein Fuhrwerk unten in der Oder, wahrſcheinlich fehlgefahren und in der Dunkelheit vom Damm geſtürzt.“

„Wo, Herr Amtsrath?“

„Hier gleich. Keine tauſend Schritt hinter Orth's Mühle.“

„Gott im Himmel, iſt es möglich! Aber wollen der Herr Amtsrath nicht bei Schulze Woytaſch mit vorfahren?“

„Kann nicht, Hradſcheck; iſt mir zu ſehr aus der Richt. Der Reitweiner Graf erwartet mich und habe mich ſchon verſpätet. Und zu helfen iſt ohnehin nicht mehr, ſoviel hab' ich geſehn. Aber alles muß doch ſeinen Schick haben, auch Tod und Unglück. Adieu . . . Vorwärts!“

Und damit gab er dem Kutſcher einen Tipp auf die Schulter, der ſeine Trakehner wieder antrieb und wenigſtens einen Verſuch machte, trotz der grundloſen Wege das Verſäumte nach Möglichkeit wieder einzubringen.

* *
*

Hradſcheck machte gleich Lärm und ſchickte Jakob zu Schulze Woytaſch, während er ſelbſt zu Kunicke hinüber ging, der eben ſeinen Mittagsſchlaf hielt.

„Stör' Dich nicht gern um dieſe Zeit, Kunicke; Schlaf iſt mir allemal heilig, und nun gar Deiner! Aber es hilft nichts, wir müſſen hinaus. Der Friedrichsauer Amtsrath war eben da und ſagte mir, daß ein Fuhrwerk in der Oder liege. Mein Gott, wenn es Szulski wäre!“

„Wird wohl,“ gähnte Kunicke, dem der Schlaf noch in allen Gliedern ſteckte, „wird wohl . . . Aber er wollte ja nicht hören, als ich ihm geſtern Abend ſagte: ‚nicht ſo früh, Szulski, nicht ſo früh . . .‘ Denke doch blos voriges Jahr, wie die Poſt 'runter fiel und der arme Kerl von Poſtillon gleich mauſetodt. Und der kannte doch unſern

Damm! Und nu ſolch Pohlſcher, ſolch Bruder Krakauer. Na, wir werden ja ſehn."

Inzwiſchen hatte ſich Kunicke zurecht gemacht und war erſt in hohe Bruchſtiefel und dann in einen dicken graugrünen Flausrock hineingefahren. Und nun nahm er ſeine Mütze vom Riegel und einen Pikenſtock aus der Ecke.

„Komm!"

Damit traten er und Hradſcheck vom Flur her auf die Treppenrampe hinaus.

Der Wind blies immer ſtärker, und als Beide, ſo gut es ging, von oben her ſich umſahen, ſahen ſie, daß Schulze Woytaſch, der ſchon anderweitig von dem Unglück gehört haben mußte, die Dorfſtraße herunter kam. Er hatte ſeine Ponies, brillante kleine Traber, einſpannen laſſen und fuhr, aller Polizeiregel zum Trotz, über den aufgeſchütteten Gangweg hin, was er ſich als Dorfobrigkeit ſchon erlauben konnte. Zudem durft' er ſich mit Dringlichkeit entſchuldigen. Als er dicht an Kunicke's Rampe heran war, hielt er und rief Beiden zu: „Wollt auch hinaus? Natürlich. Immer aufſteigen. Aber raſch." Und im nächſten Augenblicke ging es auf dem aufgeſchütteten Wege in vollem Trabe weiter, auf Orth's Gehöft und die Mühle zu. Hradſcheck ſaß vorn neben dem Kutſcher, Kunicke neben dem Schulzen. Das war ſo Regel und Ordnung, denn ein Bauerngut geht vor Gaſthaus und Kramladen.

Gleich hinter der Mühle begann die langſam und allmählich zum Damm anſteigende Schrägung. Oben war der Weg etwas beſſer, aber immer noch ſchlecht genug, ſo daß es ſich empfahl, dicht am Dammrand entlang zu fahren.

wo, wegen des weniger aufgeweichten Bodens, die Räder auch weniger tief einſchnitten.

„Paß Achtung,“ ſagte Woytaſch, „ſonſt liegen wir auch unten.“

Und der Kutſcher, dem ſelber ängſtlich ſein mochte, lenkte ſofort auf die Mitte des Damms hinüber, trotzdem er hier langſamer fahren mußte.

Sah man von der Fährlichkeit der Situation ab, ſo war es eine wundervolle Fahrt und das ſich weithin darbietende Bild von einer gewiſſen Großartigkeit. Rechtshin grüne Winterſaat, ſo weit das Auge reichte, nur mit einzelnen Tümpeln, Häuſern und Pappelweiden dazwiſchen, zur Linken aber die von Regengüſſen hoch angeſchwollene Oder, mehr ein Haff jetzt als ein Strom. Wüthend kam der Südoſt vom jenſeitigen Ufer herüber und trieb die graugelben Wellen mit ſolcher Gewalt an den Damm, daß es wie eine Brandung war. Und in eben dieſer Brandung ſtanden gekröpfte Weiden, nur noch den häßlichen Kopf über dem Waſſer, während, auf der neumärkiſchen Seite, der blauſchwarze Strich einer Kiefernwaldung in grellem, unheimlichem Sonnenſcheine dalag.

Bis dahin war außer des Schulzen Anruf an den Kutſcher kein Wort laut geworden, jetzt aber ſagte Hradſcheck, indem er ſich zu den beiden hinter ihm Sitzenden umdrehte: „Der Wind wird ihn runter geweht haben.“

„Unſinn!“ lachte Woytaſch, „Ihr müßt doch ſehn, Hradſcheck, der Wind kommt ja von da, von drüben. Wenn der ſchuld wäre, läg' er hier rechts vom Damm und nicht nach links hin in der Oder . . . Aber ſeht nur, da wanken ja ſchon welche herum und halten ſich die Hüte feſt. Fahr' zu, daß wir nicht die Letzten ſind."

Und eine Minute darauf hielten ſie gerad an der Stelle, wo das Unglück ſich zugetragen hatte. Wirklich, Orth war ſchon da, mit ihm ein paar ſeiner Mühlknechte, desgleichen Mietzel und Quaas, deren ausgebaute Gehöfte ganz in der Nähe lagen. Alles begrüßte ſich und kletterte dann gemeinſchaftlich den Damm hinunter, um unten genau zu ſehen, wie's ſtünde. Die Böſchung war glatt, aber man hielt ſich an dem Werſt und Weidengeſtrüpp, das überall ſtand. Unten angekommen, ſah man beſtätigt, was von Anfang an niemand bezweifelt hatte: Szulski's Einſpänner lag wie gekentert im Waſſer, das Verdeck nach unten, die Räder nach oben; von dem Pferde ſah man nur dann und wann ein von den Wellen überſchäumtes Stück Hintertheil, während die Scheere, darin es eingeſpannt geweſen, wie ein Wahrzeichen aus dem Strom aufragte. Den Mantelſack hatten die Wellen an den Damm geſpült und nur von Szulski ſelbſt ließ ſich nichts entdecken.

„Er iſt nach Kienitz hin weggeſchwemmt," ſagte Schulze Woytaſch. „Aber weit weg kann er nicht ſein; die Brandung geht ja ſchräg gegen den Damm."

Und dabei marſchirte man truppweiſe weiter, von Geſtrüpp zu Geſtrüpp, und durchſuchte jede Stelle.

„Der Pelz muß doch oben auf ſchwimmen."

„Ja, der Pelz," lachte Kunicke. „Wenn's blos der Pelz wär'. Aber der Pohlſche ſteckt ja drin."

Es war der Kunicke'ſche Trupp, der ſo plauderte, ganz wie bei Dachsgraben und Hühnerjagd, während der den andern Trupp führende Hradſcheck mit einem Male rief: „Ah, da iſt ja ſeine Mütze!“

Wirklich, Szulski's Pelzmütze hing an dem kurzen Geäſt einer Kropfweide.

„Nun, haben wir die,“ fuhr Hradſcheck fort, „ſo werden wir ihn auch ſelber bald haben.“

„Wenn wir nur ein Boot hätten. Aber es kann hier nicht tief ſein, und wir müſſen immer peilen und Grund ſuchen.“

Und ſo geſchah's auch. Aber alles Meſſen und Peilen half nichts und es blieb bei der Mütze, die der eine der beiden Müllerknechte mittlerweile mit einem Haken herangeholt hatte. Zugleich wurde der Wind immer ſchneidender und kälter, ſo daß Kunicke, der noch von Möckern und Montmirail her einen Rheumatismus hatte, keine Luſt mehr zur Fortſetzung verſpürte. Schulze Woytaſch auch nicht.

„Ich werde Gensdarm Geelhaar nach Kienitz und Güſtebieſe ſchicken,“ ſagte dieſer. „Irgendwo muß er doch antreiben. Und dann wollen wir ihm ein ordentliches Begräbniß machen. Nicht wahr, Hradſcheck? Die Hälfte kann die Gemeinde geben.“

„Und die andre Hälfte geben wir,“ ſetzte Kunicke hinzu. „Denn wir ſind doch eigentlich ein bischen ſchuld. Oder eigentlich ganz gehörig. Er war geſtern Abend verdammt fißlig und man bloß noch ſo ſo. War er denn wohl kattolſch?“

„Natürlich war er,“ ſagte Woytaſch. „Wenn einer Szulski heißt und aus Krakau kommt, iſt er kattolſch. Aber das ſchad't nichts. Ich bin für Aufklärung. Der alte Fritze war auch für Aufklärung. Jeder nach ſeiner Façon . . .“

„Verſteht ſich,“ ſagte Kunicke. „Verſteht ſich. Und dann am Ende, wir wiſſen auch nicht, das heißt, ich meine, ſo ganz beſtimmt wiſſen wir nicht, ob er ein Kattolſcher war oder nich. Un was man nich weiß, macht einen nich heiß. Nicht wahr, Quaas?“

„Nein, nein. Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß. Und Quaaſen auch nicht.“

Alle lachten und ſelbſt Hradſcheck, der bis dahin eine würdige Zurückhaltung gezeigt hatte, ſtimmte mit ein.

IX.

Der Todte fand ſich nicht, der Wagen aber, den man mühevoll aus dem Waſſer herausgeholt hatte, wurde nach dem Dorf geſchafft und in Kunicke's große Scheune geſtellt. Da ſtand er nun ſchon zwei Wochen, um entweder abgeholt oder auf Antrag der Krakauer Firma verſteigert zu werden.

Im Dorfe gab es inzwiſchen viel Gerede, das aller Orten darauf hinauslief: „es ſei was paſſirt und es ſtimme nicht mit den Hradſchecks. Hradſcheck ſei freilich ein feiner Vogel und Spaßmacher und könne Witzchen und Geſchichten erzählen, aber er hab' es hinter den Ohren, und was die Frau Hradſcheck angehe, die vor Vornehmheit nicht ſprechen könne, ſo wiſſe jeder, ſtille Waſſer ſeien tief. Kurzum es ſei Beiden nicht recht zu traun und der Pohlſche werde wohl ganz wo anders liegen, als in der Oder." Zum Ueberfluß griff auch noch unſer Freund, der Kantorsſohn, der ſich jedes Skandals mit Vorliebe bemächtigte, in die Saiten ſeiner Leier, und allabendlich, wenn die Knechte, mit denen er auf Du und Du ſtand, vom Kruge her durchs Dorf zogen, ſangen ſie nach bekannter Melodie:

Morgenroth!
Abel ſchlug den Kain todt.
Geſtern noch bei vollen Flaſchen,
Morgens ausgeleerte Taſchen
Und ein kühles, kühles Gra-ab.

All dies kam zuletzt auch dem Küſtriner Gericht zu Ohren, und wiewohl es nicht viel beſſer als Klatſch war, dem alles Beweiskräftige fehlte, ſo ſah ſich der Vorſitzende des Gerichts, Juſtizrath Vowinkel, doch veranlaßt, an ſeinen Duz- und Logenbruder Eccelius einige Fragen zu richten und dabei Erkundigungen über das Vorleben der Hradſchecks einzuziehen.

Das war am 7. December, und noch am ſelben Tage ſchrieb Eccelius zurück:

„Lieber Bruder. Es iſt mir ſehr willkommen, in dieſer Sache das Wort nehmen und Zeugniß zu Gunſten der beiden Hradſchecks ablegen zu können. Man verleumdet ſie, weil man ſie beneidet, beſonders die Frau. Du kennſt unſere Brücher; ſie ſind hochfahrend und ſteigern ihren Dünkel bis zum Haß gegen alles, was ſich ihnen gleich oder wohl gar überlegen glaubt. Aber ad rem. Er, Hradſcheck, iſt kleiner Leute Kind aus Neu-Lewin und, wie ſein Name bezeugt, von böhmiſcher Extraktion. Du weißt, daß Neu-Lewin in den 80er Jahren mit böhmiſchen Koloniſten beſetzt wurde. Doch dies beiläufig. Unſres Hradſcheck Vater war Zimmermann, der, nach Art ſolcher Leute, den Sohn für daſſelbe Handwerk beſtimmte. Und unſer Hradſcheck ſoll denn auch wirklich als Zimmermann gewandert und in Berlin beſchäftigt geweſen ſein. Aber es mißfiel ihm, und ſo fing er, als er vor etwa 15 Jahren nach Neu-Lewin zurückkehrte, mit einem Kramgeſchäft an, das ihm auch glückte, bis er, um eines ihm unbequem werdenden ‚Verhältniſſes‘ willen, den Laden aufgab und den Entſchluß faßte nach Amerika zu gehen. Und zwar über Holland. Er kam aber nur bis ins Hannöverſche, wo er, in der Nähe von Hildesheim, alſo katholiſche Gegend, in einer großen gaſthausartigen Dorfherberge Quartier nahm. Hier traf es ſich, daß an demſelben Tage die ſeit Jahr und Tag in der Welt umhergezogene Tochter des Hauſes, krank und elend von ihren Fahrten und Abenteuern — ſie war muthmaßlich Schauſpielerin geweſen — zurückkam und eine furchtbare Scene mit ihrem Vater hatte, der ihr nicht nur die böſeſten Namen gab, ſondern ihr auch Zuflucht und Aufnahme verweigerte. Hradſcheck, von dem Unglück und wahrſcheinlich mehr noch von dem eigenartigen und gewinnenden Weſen der jungen Frau gerührt, ergriff Partei für ſie, hielt um ihre Hand an, was dem Vater wie der ganzen Familie nur gelegen kam, und heirathete ſie, nachdem er ſeinen Auswanderungsplan aufgegeben hatte. Bald danach, um Martini herum, überſiedelten Beide hierher, nach Tſchechin, und ſchon am erſten Advents-Sonntage kam die junge Frau zu mir und ſagte, daß ſie ſich zur Landeskirche halten und evangeliſch getraut ſein wolle. Was denn auch geſchah und damals (es geht jetzt ins zehnte Jahr) einen großen Eindruck auf die Bauern machte. Daß der kleine Gott mit dem Bogen und Pfeil in dem Leben Beider eine Rolle geſpielt hat, iſt mir unzweifelhaft, ebenſo daß Beide ſeinen Verſuchungen unterlegen ſind. Auch ſonſt noch, wie nicht beſtritten werden ſoll, bleiben einige dunkle Punkte, trotzdem es an anſcheinend offenen Bekenntniſſen nie gefehlt hat. Aber wie dem auch ſein möge, mir liegt es pflichtmäßig ob zu bezeugen, daß es wohlanſtändige Leute ſind, die, ſo lang ich ſie kenne, ſich gut gehalten und allzeit in einer chriſtlichen Ehe gelebt haben. Einzelnes, was ihm, nach der entgegengeſetzten Seite hin, vor längrer oder kürzrer Zeit nachgeſagt wurde, mag auf ſich beruhn, um ſo mehr als mir Sittenſtolz und Tugendrichterei von Grund aus verhaßt ſind. Die Frau hat meine beſondere Sympathie. Daß ſie den alten Aberglauben abgeſchworen, hat ſie mir, wie Du begreifen wirſt, von Anfang an lieb und werth gemacht."

Die Wirkung dieſes Eccelius'ſchen Briefes war, daß das Küſtriner Gericht die Sache vorläufig fallen ließ; als demſelben aber zur Kenntniß kam, „daß Nachtwächter Mewiſſen, nach neuerdings vor Schulze Woytaſch gemachten Ausſagen, an jenem Tage, wo das Unglück ſich ereignete, ſo zwiſchen fünf und ſechs (um die Zeit alſo, wo das Wetter am tollſten geweſen) die Frau Hradſcheck zwiſchen den Pappeln an der Mühle geſehn haben wollte, ganz ſo wie wenn ſie halb verbieſtert vom Damm her käme," — da waren die Verdachtsgründe gegen Hradſcheck und ſeine Frau doch wieder ſo gewachſen, daß das Gericht einzuſchreiten beſchloß. Aber freilich auch jetzt noch unter Vermeidung jedes Eclats, weshalb Vowinkel an Eccelius, dem er ohnehin noch einen Dankesbrief ſchuldete, die folgenden Zeilen richtete:

„Habe Dank, lieber Bruder, für Deinen ausführlichen

Brief vom 7. d. M., dem ich, ſoweit er ein Urtheil abgiebt, in meinem Herzen zuſtimme. Hradſcheck iſt ein durchaus netter Kerl, weit über ſeinen Stand hinaus, und Du wirſt Dich entſinnen, daß er letzten Winter ſogar in Vorſchlag war und zwar auf meinen ſpeciellen Antrag. Das alles ſteht feſt. Aber zu meinem Bedauern will die Geſchichte mit dem Polen nicht aus der Welt, ja, die Verdachtsgründe haben ſich gemehrt, ſeit neuerdings auch euer Mewiſſen geſprochen hat. Andrerſeits freilich iſt immer noch zu wenig Subſtanz da, um ohne Weiteres eine Verhaftung eintreten zu laſſen, weßhalb ich vorhabe, die Hradſcheck'ſchen Dienſtleute, die doch ſchließlich alles am beſten wiſſen müſſen, zu vernehmen und von ihrer Ausſage mein weiteres Thun oder Nichtthun abhängig zu machen. Unter allen Umſtänden aber wollen wir alles, was Aufſehn machen könnte, nach Möglichkeit vermeiden. Ich treffe morgen gegen 2 in Tſchechin ein, fahre gleich bei Dir vor und bitte Dich Sorge zu tragen, daß ich den Knecht Jakob ſammt den beiden andern Perſonen, deren Namen ich vergeſſen, in Deinem Hauſe vorfinde.“

* * *

So des Juſtizraths Brief. Er ſelbſt hielt zu feſtgeſetzter Zeit vor dem Pfarrhaus und trat in den Flur, auf dem die drei vorgeforderten Dienſtleute ſchon ſtanden. Vowinkel grüßte ſie, ſprach, in der Abſicht ihnen Muth zu machen, ein paar freundliche Worte zu jedem und ging dann, nachdem er ſich aus ſeinem Mantel herausgewickelt, auf Eccelius' Studirſtube zu, darin nicht nur der große ſchwarze Kachelofen, ſondern auch der wohlarrangirte Kaffeetiſch jeden Eintretenden überaus anheimelnd berühren mußte. Dies war denn auch bei Bowinkel der Fall. Er wies lachend darauf hin und ſagte: „Vortrefflich, Freund. Höchſt einladend. Aber ich denke, wir laſſen das bis nachher. Erſt das Geſchäftliche. Das Beſte wird ſein, Du ſtellſt die Fragen und ich begnüge mich mit der Beiſitzer-Rolle. Sie werden Dir unbefangner antworten als mir." Dabei nahm er in einem neben dem Ofen ſtehenden hohen Lehnſtuhle Platz, während Eccelius, auf den Flur hinaus, nach Ede rief und ſich's nun erſt, nach Erledigung aller Präliminarien, an ſeinem mächtigen Schreibtiſche bequem machte, deſſen großes, zwiſchen einem Sand- und einem Tintenfaß ſtehendes Alabaſterkreuz ihn von hinten her überragte.

Der Gerufene war inzwiſchen eingetreten und blieb an der Thür ſtehn. Er hatte ſichtlich ſein Beſtes gethan, um einen manierlichen Menſchen aus ſich zu machen, aber nur mit ſchwachem Erfolg. Sein brandrothes Haar lag großentheils blank an den Schläfen, während ihm das Wenige, was ihm ſonſt noch verblieben war, nach Art einer Spitzflamme zu Häupten ſtand. Am ſchlimmſten aber waren ſeine winterlichen Hände, die, wie eine Welt für ſich, aus dem überall zu kurz gewordenen Einſegnungsrock hervorſahen.

„Ede," ſagte der Paſtor freundlich, „Du ſollſt über Hradſcheck und den Polen ausſagen, was Du weißt."

Der Junge ſchwieg und zitterte.

„Warum ſagſt Du nichts? warum zitterſt Du?"

„Ick jrul' mi ſo."

„Vor wem? Vor uns?"

Ede ſchüttelte mit dem Kopf.

„Nun, vor wem denn?"

„Vor Hradſchecken . . ."

Eccelius, der alles zu Gunſten der Hradſchecks gewendet zu ſehen wünſchte, war mit dieſer Ausſage wenig zufrieden, nahm ſich aber zuſammen und ſagte: „Vor Hradſcheck. Warum vor Hradſcheck? Was iſt mit ihm? Behandelt er Dich ſchlecht?"

„Nei."

„Nu wie denn?"

„Jck weet nich . . . He is ſo anners."

„Nu gut. Anders. Aber das iſt nicht genug, Ede. Du mußt uns mehr ſagen. Worin iſt er anders? Was thut er? Trinkt er? Oder flucht er? Oder iſt er in Angſt?"

„Nei."

„Nu wie denn? Was denn?"

„Jck weet nich . . . He is ſo anners."

Es war erſichtlich, daß aus dem eingeſchüchterten Jungen nichts weiter herauszubringen ſein würde, weßhalb Bowinkel dem Freunde zublinkte, die Sache fallen zu laſſen. Dieſer brach denn auch wirklich ab und ſagte: „Nun, es iſt gut, Ede. Geh. Und ſchicke die Male herein."

Dieſe kam und war in ihrem Kopf- und Bruſttuch, das ſie heute wie ſonntäglich angelegt hatte, kaum wieder zu erkennen. Sie ſah klar aus den Augen, war unbefangen und erklärte, nachdem Eccelius ſeine Frage geſtellt hatte, daß ſie nichts wiſſe. Sie habe Szulski gar nicht geſehn,

„un ihrſt um Klocker vier oder noch en beten danoah“ wäre Hradſcheck an ihre Kammerthür gekommen und hätte geſagt, daß ſie raſch aufſtehn und Kaffee kochen ſolle. Das habe ſie denn auch gethan, und grad als ſie den Kien geſpalten, ſei Jakob gekommen und hab' ihr ſo im Vorübergehn geſagt, „daß er den Pohlſchen geweckt habe; der Pohlſche hab' aber 'nen Dodenſchlaf gehabt und habe gar nich geantwortet. Und da hab' er an die Dhür gebullert.“

All das erzählte Male hintereinander fort, und als der Paſtor zum Schluſſe frug, ob ſie nicht noch weiter was wiſſe, ſagte ſie: „Nein, weiter wiſſe ſie nichts, oder man blos noch das Eine, daß die Kanne, wie ſie das Kaffeegeſchirr herausgeholt habe, beinah noch ganz voll geweſen ſei. Und ſei doch ein gräuliches Wetter geweſen und kalt und naß. Und wenn ſonſt einer des Morgens abreiſe, ſo tränk' er mehrſtens oder eigentlich immer die Kanne leer, un von Zucker übrig laſſen wär' gar keine Rede nich. Und manche nähmen ihn auch mit. Aber der Pohlſche hätte keine drei Schluck getrunken, und ſei eigentlich alles noch ſo geweſen, wie ſie's reingebracht habe. Weiter wiſſe ſie nichts.“

Danach ging ſie, und der Dritte, der nun kam, war Jakob.

„Nun, Jakob, wie war es?“ fragte Eccelius; „Du weißt, um was es ſich handelt. Was Du Malen und mir ſchon vorher geſagt haſt, brauchſt Du nicht zu wiederholen. Du haſt ihn geweckt und er hat nicht geantwortet. Dann iſt er die Treppe herunter gekommen und Du haſt geſehn, daß er ſich an dem Geländer feſthielt, als ob ihm das Gehn in dem Pelz ſchwer würde. Nicht wahr, ſo war es?“

„Joa, Herr Paſtor.“

„Und weiter nichts?“

„Nei, wider nix. Un wihr man blot noch, dat he ſo'n beten lütt utſoah, un . . . .“

„Und was?“

„Un dat he ſo ſtill wihr un ſeggte keen Wuhrd nich. Un as ick to em ſeggen deih: ‚Na Adjes, Herr Szulski,‘ doa wihr he wedder ſo bummsſtill un nickte man blot ſo.“

Nach dieſer Ausſage trat auch Jakob ab und die Pfarrköchin brachte den Kaffee. Vowinkel nahm eine der Taſſen und ſagte, während er ſich an das Fenſterbrett lehnte: „Ja, Freund, die Sache ſteht doch ſchlimmer, als Du wahr haben möchteſt, und faſt auch ſchlimmer als ich erwartete.“

„Mag ſein,“ erwiderte der Paſtor. „Nach meinem Gefühl indeß, das ich ſelbſtverſtändlich Deiner beſſeren Erfahrung unterordne, bedeuten all dieſe Dinge gar nichts oder herzlich wenig. Der Junge, wie Du geſehn haſt, konnte vor Angſt kaum ſprechen, und aus der Köchin Ausſage war doch eigentlich nur das Eine feſtzuſtellen, daß es Menſchen giebt, die viel, und andre, die wenig Kaffee trinken.“

„Aber Jakob!“

Eccelius lachte. „Ja Jakob. ‚He wihr en beten to lütt‘, das war das eine, ‚un he wihr en beten to ſtill‘. das war das andre. Willſt Du daraus einen Strick für die Hradſcheck's drehn?“

„Ich will es nicht, aber ich fürchte, daß ich es muß. Jedenfalls haben ſich die Verdachtsgründe durch das, was ich eben gehört habe, mehr gemehrt als gemindert, und ein Verfahren gegen den ſo mannigfach Belaſteten kann nicht länger mehr hinausgeſchoben werden. Er muß in Haft, wär' es auch nur um einer Verdunklung des Thatbeſtandes vorzubeugen.“

„Und die Frau?“

„Kann bleiben. Ueberhaupt werd' ich mich auf das Nöthigſte beſchränken, und um auch jetzt noch alles Aufſehen zu vermeiden, hab' ich vor, ihn auf meinem Wagen, als ob es ſich um eine Spazierfahrt handelte, mit nach Küſtrin zu nehmen.“

„Und wenn er nun ſchuldig iſt, wie Du beinah glaubſt oder wenigſtens für möglich hältſt? Iſt Dir eine ſolche Nachbarſchaft nicht einigermaßen ängſtlich?“

Vowinkel lachte. „Man ſieht, Eccelius, daß Du kein Kriminaliſt biſt. Schuld und Muth vertragen ſich ſchlecht zuſammen. Alle Schuld lähmt.“

„Nicht immer.“

„Nein, nicht immer. Aber doch meiſt. Und allemal da, wo das Geſetz ſchon über ihr iſt.“

X.

Die Verhaftung Hradſcheck's erfolgte zehn Tage vor Weihnachten. Jetzt war Mitte Januar, aber die Küſtriner Unterſuchung rückte nicht von der Stelle, weßhalb es in Tſchechin und den Nachbardörfern hieß: „Hradſcheck werde mit Nächſtem wieder entlaſſen werden, weil nichts gegen ihn vorliege.“ Ja, man begann auf das Gericht und den Gerichtsdirektor zu ſchelten, wobei ſich's ſelbſtverſtändlich traf, daß alle die, die vorher am leidenſchaftlichſten von einer Hinrichtung geträumt hatten, jetzt in Tadeln und Schmähen mit gutem Beiſpiel vorangingen.

Vowinkel hatte viel zu dulden; kein Zweifel. Am ausgiebigſten in Schmähungen aber war man gegen die Zeugen, und der Angriffe gegen dieſe wären noch viel mehr geweſen, wenn man nicht gleichzeitig über ſie gelacht hätte. Der dumme Ladenjunge, der Ede, ſo verſicherte man ſich gegenſeitig, könne doch nicht für voll angeſehen werden und die Male mit ihren Sommerſproſſen und ihrem nicht ausgetrunkenen Kaffee womöglich noch weniger. Daß man bei den Hradſchecks oft einen wunderbaren Kaffee kriege, das wiſſe jeder, und wenn alle die, die das durchgetrichterte Cichorienzeug ſtehn ließen, auf Mord und Todtſchlag hin verklagt und eingezogen werden ſollten, ſo ſäße bald das halbe Bruch hinter Schloß und Riegel. „Aber Jakob und der alte Mewiſſen?“ hieß es dann wohl. Indeß auch von dieſen Beiden wollte die plötzlich zu Gunſten Hradſcheck's umgeſtimmte Majorität nichts wiſſen. Der duſſlige Jakob, von dem jetzt ſo viel gemacht werde, ja, was hab' er denn eigentlich beigebracht? Doch nichts weiter, als das ewige „He wihr ſo'n beten ſtill.“ Aber du lieber Himmel, wer habe denn Luſt, um Klock fünf und bei ſteifem Südoſt einen langen Schnack zu machen? Und nun gar der alte Mewiſſen, der, ſo lang er lebe, den Himmel für einen Dudelſack angeſehen habe? Wahrhaftig, der könne viel ſagen, eh' man's zu glauben brauche. „Mit einem karrirten Tuch über dem Kopf. Und wenn's kein karrirtes Tuch geweſen, dann ſei's eine Pferdedecke geweſen.“ O, du himmliſche Güte! Mit einer Pferdedecke! Die Hradſcheck mit einer Pferdedecke! Giebt es Pferdedecken ohne Flöhe? Nein. Und nun gar dieſe ſchnippſche Priſe, die ſich ewig mit ihrem türkiſchen Shawl herumziert und noch ötepotöter is als die Reitweinſche Gräfin!

So ging das Gerede, das ſich, an und für ſich ſchon günſtig genug für Hradſcheck, in Folge kleiner Vorkommniſſe mit jedem neuen Tage günſtiger geſtaltete. Darunter war eins von beſondrer Wirkung. Und zwar das folgende. Heilig Abend war ein Brief Hradſcheck's bei Eccelius eingetroffen, worin es hieß: „es ging' ihm gut, weßhalb er ſich auch freuen würde, wenn ſeine Frau zum Feſt herüberkommen und eine Viertelſtunde mit ihm plaudern wolle; Bowinkel hab' es eigens geſtattet, verſteht ſich in Gegenwart von Zeugen." So die briefliche Mittheilung, auf welche Frau Hradſcheck, als ſie durch Eccelius davon gehört, dieſem letzteren ſofort geantwortet hatte: „ſie werde dieſe Reiſe nicht machen, weil ſie nicht wiſſe, wie ſie ſich ihrem Manne gegenüber zu benehmen habe. Wenn er ſchuldig ſei, ſo ſei ſie für immer von ihm geſchieden, einmal um ihrer ſelbſt, aber mehr noch um ihrer Familie willen. Sie wolle daher lieber zum Abendmahl gehn und ihre Sache vor Gott tragen und bei der Gelegenheit den Himmel inſtändigſt bitten, ihres Mannes Unſchuld recht bald an den Tag zu bringen." So was hörten die Tſchechiner gern, die ſämmtlich höchſt unfromm waren, aber nach Art der meiſten Unfrommen einen ungeheuren Reſpekt vor Jedem hatten, der „lieber zum Abendmahl gehn und ſeine Sache vor Gott tragen", als nach Küſtrin hin reiſen wollte.

Kurzum, alles ſtand gut, und es hätte ſich von einer totalen „Rückeroberung" des dem Inhaftirten anfangs durchaus abgeneigten Dorfes ſprechen laſſen, wenn nicht ein Unerſchütterlicher geweſen wäre, der, ſobald Hradſcheck's Unſchuld behauptet wurde, regelmäßig verſicherte: „Hradſcheck? Den kenn' ich. Der muß ans Meſſer."

Dieſer Unerſchütterliche war niemand Geringeres als Gensdarm Geelhaar, eine ſehr wichtige Perſon im Dorf, auf deren Autorität hin die Mehrheit ſofort geſchworen hätte, wenn ihr nicht ſeine bittre Feindſchaft gegen Hradſcheck und die kleinliche Veranlaſſung dazu bekannt geweſen wäre. Geelhaar, guter Gensdarm, aber noch beſſerer Saufaus, war, um Kognaks und Rums willen, durch viele Jahre hin ein Intimus bei Hradſcheck geweſen, bis dieſer eines Tages, des ewigen Gratis-Einſchenkens müde, mit mehr Uebermuth als Klugheit geſagt hatte: „Hören Sie, Geelhar, Rum iſt gut. Aber Rum kann einen auch 'rum bringen.“ Auf welche Provokation hin (Hradſcheck liebte dergleichen Witze) der ſich nun plötzlich aufs hohe Pferd ſetzende Geelhaar mit hochrothem Geſicht geantwortet hatte: „Gewiß, Herr Hradſcheck. Was kann einen nich alles 'rumbringen? Den einen dies, den andern das. Und mit Ihnen, mein lieber Herr, is auch noch nicht aller Tage Abend.“

Von der aus dieſem Zwiegeſpräch entſtandenen Feindſchaft wußte das ganze Dorf, und ſo kam es, daß man nicht viel darauf gab und im Weſentlichen blos lachte, wenn Geelhaar zum hundertſten Male verſicherte: „Der? Der muß ans Meſſer.“

⁂

„Der muß ans Meſſer,“ ſagte Geelhaar, aber in Tſchechin hieß es mit jedem Tage mehr: „Er kommt wieder frei.“

Und „he kümmt wedder 'rut,“ hieß es auch im Hauſe der alten Jeſchke, wo die blonde Nichte, die Line — dieſelbe, nach der Hradſcheck bei ſeinen Gartenbegegnungen mit der Alten immer zu fragen pflegte — ſeit Weihnachten zum Beſuch war und an einer Ausſtattung, wenn auch freilich nicht an ihrer eigenen, arbeitete. Sie war eine hervorragend kluge Perſon, die, trotzdem ſie noch keine 27 zählte, ſich in den verſchiedenſten Lebensſtellungen immer mit Glück verſucht hatte: früh ſchon als Kinder- und Hausmädchen, dann als Nähterin und ſchließlich als Pfarrköchin in einem neumärkiſchen Dorf, in welch letztrer Eigenſchaft ſie nicht nur ſämmtliche Betſtunden mitgemacht, ſondern ſich auch durch einen exemplariſch ſittlichen Lebenswandel ausgezeichnet hatte. Denn ſie gehörte zu denen, die, wenn engagirt, innerhalb ihres Engagements alles Geforderte leiſten, auch Gebet, Tugend und Treue.

Solcher Forderungen entſchlug ſich nun freilich die Jeſchke, die vielmehr, wenn ſie den Faden von ihrem Wocken ſpann, immer nur Geſchichten von begünſtigten und genasführten Liebhabern hören wollte, beſonders von einem **Küſtriner** Fourage-Beamten, der drei Stunden lang im Schnee hatte warten müſſen. Noch dazu vergeblich. All das freute die Jeſchke ganz ungemein, die dann regelmäßig hinzuſetzte: „Joa, Line, ſo wihr ick ook. Awers moak et man nich to dull.“ Und dann antwortete dieſe: „Wie werd ich denn, Mutter Jeſchke!“ Denn ſie nannte ſie nie Tante, weil ſie ſich der nahen Verwandtſchaft mit der alten Hexe ſchämen mochte.

Plaudern war Beider Luſt. Und plaudernd ſaßen beide Weibſen auch heute wieder.

Es war ein ziemlich kalter Tag und draußen lag fußhoher Schnee. Drinnen aber war es behaglich, das Rothkehlchen zwitſcherte, die Wanduhr ging in ſtarkem Schlag und der Kachelofen that das Seine. Dem Ofen zunächſt aber hockte die Jeſchke, während Line weitab an dem ganz mit Eisblumen überdeckten Fenſter ſaß und ſich ein Kuckloch gepuſtet hatte, durch das ſie nun bequem ſehen konnte, was auf der Straße vorging.

„Da kommt ja Gensdarm Geelhaar,“ ſagte ſie. „Grad über den Damm. Er muß drüben bei Kunicke geweſen ſein. Verſteht ſich, Kunicke frühſtückt um dieſe Zeit. Und ſieht auch ſo roth aus. Was er nur will? Er wird am Ende der armen Frau, der Hradſchecken, einen Beſuch machen wollen. Is ja ſchon vier Wochen Strohwittwe.“

„Nei, nei,“ lachte die Alte. „Dat deiht he nich. Dem is joa ſien ejen all to veel, ſo lütt ſe is. Ne, ne, den kenn ick. Geelhaar is man blot noch för ſo.“

Und dabei machte ſie die Bewegung des aus der Flaſchetrinkens.

„Haſt Recht,“ ſagte Line. „Sieh, er kommt grad auf unſer Haus zu.“

Und wirklich, unter dieſem Geſpräch, wie's die Jeſchke mit ihrer Nichte geführt hatte, war Geelhaar von der Dorfſtraße her in einen ſchmalen, blos mannsbreiten Gang eingetreten, der, an der Hradſcheck'ſchen Kegelbahn entlang, in den Garten der alten Jeſchke führte.

Von hier aus war auch der Eingang in das Häuschen der Alten, das mit ſeinem Giebel nach der Straße ſtand.

„Guten Tag, Mutter Jeſchke,“ ſagte der Gensdarm. „Ah, und guten Tag, Lineken. Oder ich muß jetzt wohl ſagen Mamſell Linchen.“

Line, die den ſtattlichen Geelhaar (er hatte bei den Gardekürаſſieren gedient), aller deſpektirlichen Andeutungen der Alten ungeachtet, keineswegs aus ihrer Liſte geſtrichen hatte, ſtemmte ſofort den linken Fuß gegen einen ihr gegenüberſtehenden Binſenſtuhl und ſah ihn zwinkernd über das große Stück Leinwand hin an, das ſie, wie wenn ſie's abmeſſen wollte, mit einem energiſchen Ruck und Puff vor ſich ausſpannte.

Die Wirkung dieſer kleinen Künſte blieb auch nicht aus. So wenigſtens ſchien es Linen. Die Jeſchke dagegen wußt' es beſſer, und als Geelhaar auf ihre mit Vorbedacht in Hochdeutſch geſprochene Frage, „was ihr denn eigentlich die Ehre verſchaffe," mit einem ſcherzhaft gemeinten Fingerzeig auf Line geantwortet hatte, lachte ſie nur und ſagte:

„Nei, nei, Herr Gensdarm. Ick weet ſchon, ick weet ſchon . . . Awers nu ſetten's ſich ihrſt . . . Joa, diſſ' Hradſcheck . . . he kümmt joa nu wedder rut."

„Ja, Mutter Jeſchke," wiederholte Geelhaar, „he kümmt nu wedder rut. Das heißt, er kommt wieder 'raus, wenn er nich drin bleibt."

„Woll, woll. Wenn he nicht drin bliewt. Awers worümm ſall he drin bliewen? Keen een hett joa wat ſiehn, un keen een hett joa wat utfunn'n. Un Se ook nich, Geelhaar."

„Nein," ſagte der Gensdarm. „Ich auch nich. Aber es wird ſich ſchon was finden oder doch finden laſſen, und dazu müſſen Sie helfen, Mutter Jeſchke. Ja, ja. So viel weiß ich, die Hradſcheck hat ſchon lange keinen Schlaf mehr und iſt immer treppauf und treppab. Und wenn die Leute ſagen, es ſei Gram, weil ſie ſich um den Mann gräme, ſo ſag ich: Unſinn, er is nich ſo und ſie is nich ſo."

„Nei, nei,“ wiederholte die Jeſchke. „He is nich ſo un ſe is nich ſo. De Hradſchecks, nei, de ſinn nich ſo.“

„Keinen ordentlichen Schlaf alſo,“ fuhr Geelhaar fort, „nich bei Tag und auch nich bei Nacht, und wankt immer ſo 'rum, und is mal im Hof und mal im Garten. Das hab' ich von der Male . . . Hören Sie, Mutter Jeſchke, wenn ich ſo mal Nachtens hier auf Poſten ſtehen könnte! Das wäre ſo was. Line bleibt mit auf, und wir ſetzen uns dann ans Fenſter und wachen und kucken. Nich wahr, Line?“

Line, die ſchon vorher das Weißzeug bei Seite gelegt und ihren blonden Zopf halb aufgeflochten hatte, ſchlug jetzt mit dem loſen Büſchel über ihre linke Hand und ſagte: „Will es mir noch überlegen, Herr Geelhaar. Ein armes Mädchen hat nichts als ſeinen Ruf.“

Und dabei lachte ſie.

„Kümmen's man, Geelhaar,“ tröſtete die Jeſchke, trotzdem Troſt eigentlich nicht nöthig war. „Kümmen's man. Ick geih to Bett. Wat doa to ſiehn is, ick meen hier buten, dat hebb' ick ſiehn, dat weet ick all. Un is ümmer dat Sülwigte.“

„Dat Sülwigte?“

„Joa. Nu nich mihr. Awers as noch keen Snee wihr. Doa . . .“

„Da. Was denn?“

„Doa wihr ſe Nachtens ümmer ſo 'rümm hier.“

„So, ſo,“ ſagte der Gensdarm und that vorſichtig allerlei weitere Fragen. Und da ſich die Jeſchke von guten Beziehungen zur Dorfpolizei nur Vortheile verſprechen konnte, ſo wurde ſie trotz aller ſonſtigen Zurückhaltung immer mittheilſamer und erzählte dem Gensdarmen Neues und Altes, namentlich auch das, was ſie damals, in der ſtürmiſchen November-Nacht, von ihrer Küchenthür aus beobachtet hatte. Hradſcheck habe lang da geſtanden, ein flackrig Licht in der Hand. „Un wihr binoah ſo, as ob he wull, dat man em ſeihn ſull.“ Und dann hab' er einen Spaten genommen und ſei bis an den Birnbaum gegangen. Und da hab' er ein Loch gegraben. An der Gartenthür aber habe was geſtanden wie ein Koffer oder Korb oder eine Kiſte. Was? das habe ſie nicht genau ſehen können. Und dann hab' er das Loch wieder zugeſchüttet.

Geelhaar, der ſich bis dahin, allem Dienſteifer zum Trotz, ebenſo ſehr mit Line wie mit Hradſcheck beſchäftigt hatte, ja, vielleicht mehr noch Courmacher als Beamter geweſen war, war unter dieſem Bericht ſehr ernſthaft geworden und ſagte, während er mit Wichtigkeitsmiene ſeinen gedunſenen Kopf hin und her wiegte: „Ja, Mutter Jeſchke, das thut mir leid. Aber es wird Euch Ungelegenheiten machen.“

„Wat? wat, Geelhaar?“

„Ungelegenheiten, weil Ihr damit ſo ſpät herauskommt.“

„Joa, Geelhaar, wat ſall dat? wat mienens mit ‚to ſpät‘? Et hett mi joa keener nich froagt. Un Se ook nich. Un wat weet ick denn ook? Ick weet joa nix. Ick weet joa joar nix.“

„Ihr wißt genug, Mutter Jeſchke.“

„Nei, nei, Geelhaar. Ick weet joar nix.“

„Das iſt gerade genug, daß einer Nachts in ſeinem Garten ein Loch gräbt und wieder zuſchüttet.“

„Joa, Geelhaar, ick weet nich, awers jed' een möt doch in ſien ejen Goarden en Loch buddeln künn'.“

„Freilich. Aber nicht um Mitternacht und nicht bei ſolchem Wetter.“

„Na, rieden's mi man nich rin. Un moaken Se't good mit mi . . . Line, Line, ſegg doch ook wat.“

Und wirklich, Line trat in Folge dieſer Aufforderung an den Gensdarmen heran und ſagte, tief aufathmend, wie wenn ſie mit einer plötzlichen und mächtigen Sinnen-Erregung zu kämpfen hätte: „Laß nur, Mutter Jeſchke. Herr Geelhaar wird ſchon wiſſen, was er zu thun hat. Und wir werden es auch wiſſen. Das verſteht ſich doch von ſelbſt. Nicht wahr, Herr Geelhaar?“

Dieſer nickte zutraulich und ſagte mit plötzlich verändertem und wieder freundlicher werdendem Tone: „Werde ſchon machen, Mamſell Line. Schulze Woytaſch läßt ja, Gott ſei Dank, mit ſich reden und Bowinkel auch. Hauptſach' is, daß wir den Fuchs überhaupt ins Eiſen kriegen. Un is dann am Ende gleich, wann wir ihn haben und ob ihm der Balg heut oder morgen abgezogen wird.“

XI.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter kam — und zwar auf die Meldung hin, die Geelhaar, gleich nach ſeinem Geſpräche mit der Jeſchke, bei der Behörde gemacht hatte — von Küſtrin her ein offener Wagen, in dem, außer dem Kutſcher, der Juſtizrath und Hradſcheck ſaßen. Die Luft ging ſcharf und die Sonne blendete, weßhalb Vowinkel, um ſich gegen Beides zu ſchützen, ſeinen Mantel aufgeklappt, der Kutſcher aber ſeinen Kopf bis an Naſ' und Ohren in den Pelzkragen hineingezogen hatte. Nur Hradſcheck ſaß frei da, Luft und Licht, deren er ſeit länger als vier Wochen entbehrt hatte, begierig einſaugend. Der Wagen fuhr auf der Dammhöhe, von der aus ſich das unten liegende Dorf bequem überblicken und beinah jedes einzelne Haus in aller Deutlichkeit erkennen ließ. Das da, mit dem ſchwarzen, theergeſtrichenen Gebälk, war das Schulhaus und das gelbe, mit dem gläſernen Ausſichtsthurm, mußte Kunicke's ſein, Kunicke's „Villa", wie die Tſchechiner es ſpöttiſch nannten. Das niedrige, grad gegenüber aber, das war ſeine, das ſah er an dem Birnbaum, deſſen ſchwarzes Gezweig über die mit Schnee bedeckte

Dachfläche wegragte. Vowinkel bemerkte wohl, wie Hradſcheck ſich unwillkürlich auf ſeinem Sitze hob, aber nichts von Beſorgniß drückte ſich in ſeinen Mienen und Bewegungen aus, ſondern nur Freude, ſeine Heimſtätte wieder zu ſehen.

Im Dorfe ſelbſt ſchien man der Ankunft des juſtizräthlichen Wagens ſchon entgegen geſehen zu haben. Auf dem Vorplatz der Igel'ſchen Brett- und Schneidemühle, die man, wenn man von der Küſtriner Seite her kam, als erſtes Gehöft zu paſſiren hatte (gerade ſo wie das Orth'ſche nach der Frankfurter Seite hin), ſtand der alte Brett- und Schneidemüller und fegte mit einem kurzen ſtorrigen Beſen den Schnee von der oberſten Bretterlage fort, anſcheinend aufs Eifrigſte mit dieſer ſeiner Arbeit beſchäftigt, in Wahrheit aber nur begierig, den herankommenden Hradſcheck eher als irgend ein anderer im Dorf geſehen zu haben. Denn Schneidemüller Igel, oder der „Schneidigel", wie man ihn kurzweg und in der Regel mit abſichtlich undeutlicher Ausſprache nannte, war ein Topfkucker. Aber ſo topfkuckrig er war, ſo ſtolz und hochmüthig war er auch, und ſo wandt' er ſich in demſelben Augenblicke, wo der Wagen an ihm vorüberfuhr, raſch wieder auf ſein Haus zu, blos um nicht grüßen zu müſſen. Hier nahm er, um ſeine Neugier, deren er ſich ſchämen mochte, vor niemandem zu verrathen, Hut und Stock mit beſonderer Langſamkeit vom Riegel und folgte dann dem Wagen, den er übrigens bald danach ſchon vor dem Hradſcheck'ſchen Hauſe vorfahren ſah.

Frau Hradſcheck war nicht da. Statt ihrer übernahm es Kunicke, den ſie darum gebeten haben mochte, den Wirth und ſo zu ſagen die Honneurs des Hauſes zu machen. Er führte denn auch den Juſtizrath vom Flur her in den Laden und von dieſem in die dahinter befindliche Weinſtube, wo man einen Imbiß bereit geſtellt hatte. Vowinkel nahm aber, unter vorläufiger freundlicher Ablehnung, nur ein kleines Glas Portwein und trat dann in den Garten hinaus, wo ſich bereits alles, was zur Dorfobrigkeit gehörte, verſammelt hatte: Schulze Woytaſch, Gensdarm Geelhaar, Nachtwächter Mewiſſen und drei bäuerliche Gerichtsmänner. Geelhaar, der, zur Feier des Tages, ſeinen Staats-Czako mit dem armslangen ſchwarzen Lampenputzer aufgeſetzt hatte, ragte, mit Hilfe dieſer Paradezuthaten, um faſt drei Haupteslängen über den Reſt aller Anweſenden hinaus. Das war der innere Zirkel. Im weitern Umkreis aber ſtanden die, die blos aus Neugier ſich eingefunden hatten, darunter der ſchon ſtark gefrühſtückte Kantorsſohn und Dorfdichter, während einige zwanzig eben aus der Schule herangekommene Jungens mit ihren Klapp-Pantinen auf das Kegelhaus geklettert waren, um von hier aus Zeuge zu ſein, was wohl bei der Sache herauskommen würde. Vorläufig indeß begnügten ſie ſich damit, Schneebälle zu machen, mit denen ſie nach den großen und kleinen Mädchen warfen, die hinter dem Gartenzaun der alten Jeſchke ſtanden. Alles plapperte, lachte, reckte den Hals, und wäre nicht Hradſcheck ſelbſt geweſen, der, die Blicke ſeiner alten Freunde vermeidend, ernſt und ſchweigend vor ſich hinſah, ſo hätte man glauben können, es ſei Kirmeß oder eine winterliche Jahrmarktsſcene.

Die Gerichtsmänner flüſterten und ſteckten die Köpfe zuſammen, während Woytaſch und Geelhaar ſich umſahen. Es ſchien noch etwas zu fehlen, was auch zutraf. Als aber bald danach der alte Todtengräber Wonnekamp mit noch zwei von ſeinen Leuten erſchien, rückte man näher an den Birnbaum heran und begann den Schnee, der hier lag, fortzuſchippen. Das ging leicht genug, bis ſtatt des Schnees die gefrorne Erde kam, wo nun die Pickaxt aushelfen mußte. Der Froſt indeſſen war nicht tief in die Erde gedrungen, und ſo konnte man den Spaten nicht nur bald wieder zur Hand nehmen, ſondern kam auch raſcher vorwärts, als man anfangs gehofft hatte. Die herausgeworfenen Schollen und Lehmſtücke wurden immer größer, je weicher der Boden wurde, bis mit einem Male der alte Todtengräber einem der Arbeiter in den Arm fiel und mit der ſeinem Stande zuſtändigen Ruhe ſagte: „Nu giw mi moal; nu kümmt wat.“ Dabei nahm er ihm das Grabſcheit ohne weiteres aus der Hand und fing ſelber an zu graben. Aber erſichtlich mit großer Vorſicht. Alles drängte vor und wollte ſehn. Und ſiehe da, nicht lange, ſo war ein Todter aufgedeckt, der zu großem Theile noch in Kleiderreſten ſteckte. Die Bewegung wuchs, und aller Augen richteten ſich auf Hradſcheck, der, noch wie vor, vor ſich hin ſah und nur dann und wann einen ſcheuen Seitenblick in die Grube that.

„Nu hebben ſe'n,“ lief ein Gemurmel den Gartenzaun entlang, unklar laſſend, ob man Hradſcheck oder den Todten meine; die Jungens auf dem Kegelhäuschen aber reckten ihre Hälſe noch mehr als vorher, trotzdem ſie weder nah noch hoch genug ſtanden, um irgend 'was ſehn zu können.

Eine Pauſe trat ein. Dann nahm der Juſtizrath des Angeklagten Arm und ſagte, während er ihn dicht an die Grube führte: „Nun, Hradſcheck, was ſagen Sie?“

Dieſer verzog keine Miene, faltete die Hände wie zum Gebet und ſagte dann feſt und feierlich: „Ich ſage, daß dieſer Todte meine Unſchuld bezeugen wird.“

Und während er ſo ſprach, ſah er zu dem alten Todtengräber hinüber, der den Blick auch verſtand und, ohne weitere Fragen abzuwarten, geſchäftsmäßig ſagte: „Ja, der hier liegt, liegt hier ſchon lang. Ich denke zwanzig Jahre. Und der Pohlſche, der es ſein ſoll, is noch keine zehn Wochen todt.“

Und ſiehe da, kaum daß dieſe Worte geſprochen waren, ſo war ihr Inhalt auch ſchon bewieſen und jeder ſchämte ſich, ſo wenig kaltes Blut und ſo wenig Umſicht und Ueberlegung gehabt zu haben. In einem gewiſſen Entdeckungseifer waren alle wie blind geweſen und hatten unbeachtet gelaſſen, daß ein Schädel, um ein richtiger Schädel zu werden, auch ſein Stück Zeit verlangt und daß die Todten ihre Verſchiedenheiten und ihre Grade haben, gerade ſo gut wie die Lebendigen.

Am verlegenſten war der Juſtizrath. Aber er ſammelte ſich raſch und ſagte: „Todtengräber Wonnekamp hat Recht. Das iſt nicht der Todte, den wir ſuchen. Und wenn er zwanzig Jahre in der Erde liegt, was ich keinen Augenblick bezweifle, ſo kann Hradſcheck an dieſem Todten keine Schuld haben. Und kann auch von einer früheren Schuld keine Rede ſein. Denn Hradſcheck iſt erſt im zehnten Jahr in dieſem Dorf. Das alles iſt jetzt erwieſen. Trotz alledem bleiben ein paar dunkle Punkte, worüber Aufklärung gegeben werden muß. Ich lebe der Zuverſicht, daß es an dieſer Aufklärung nicht fehlen wird, aber ehe ſie gegeben iſt, darf ich Sie, Herr Hradſcheck, nicht aus der Unterſuchung entlaſſen. Es wird ſich dabei, was ich als eine weitere Hoffnung hier ausſpreche, nur noch um Stunden und höchſtens um Tage handeln."

Und damit nahm er Kunicke's Arm und ging in die Weinſtube zurück, woſelbſt er nunmehr, in Geſellſchaft von Woytaſch und den Gerichtsmännern, dem für ihn ſervirten Frühſtücke tapfer zuſprach. Auch Hradſcheck ward aufgefordert, ſich zu ſetzen und einen Imbiß zu nehmen. Er lehnte jedoch ab und ſagte, daß er mit ſeiner Mahlzeit lieber warten wolle, bis er im Küſtriner Gefängniß ſei.

So waren ſeine Worte.

Und dieſe Worte gefielen den Bauern ungemein. „Er will nicht an ſeinem eignen Tiſch zu Gaſte ſitzen und das Brot, das er gebacken, nicht als Gnadenbrot eſſen. Da hat er Recht. Das möcht' ich auch nicht."

So hieß es und ſo dachten die Meiſten.

Aber freilich nicht alle.

Gensdarm Geelhaar ging an dem Zaun entlang, über den, ſammt andrem Weibervolk, auch Mutter Jeſchke weggekuckt hatte. Natürlich auch Line.

Geelhaar tippte dieſer mit dem Finger auf den Dutt und ſagte: „Nu Line, was macht der Zopf?“

„Meiner?“ lachte dieſe. „Hörens, Herr Gensdarm, jetzt kommt Ihrer an die Reih'.“

„Wird ſo ſchlimm nicht werden, Lineken . . . Und Mutter Jeſchke, was ſagt die dazu?“

„Joa, wat ſall ſe ſeggen? He is nu wedder 'rut. Awers he kümmt ook woll wedder 'rin.“

XII.

Eine Woche war vergangen, in der die Tſchechiner viel erlebt hatten. Das Wichtigſte war: Hradſcheck, nachdem er noch ein Küſtriner Schlußverhör durchgemacht hatte, war wieder da. Schlicht und unbefangen, ohne Lücken und Widerſprüche, waren die Dunkelheiten aufgeklärt worden, ſo daß an ſeiner Unſchuld nicht länger zu zweifeln war. Es ſeien ihm, ſo hieß es in ſeiner vor Vowinkel gemachten Ausſage, durch Unachtſamkeit, deren er ſich ſelber zu zeihen habe, mehrere große Speckſeiten verdorben, und dieſe möglichſt unbemerkt im Garten zu vergraben, hab' er an jenem Tage vorgehabt. Er ſei denn auch, gleich nachdem ſeine Gäſte die Weinſtube verlaſſen hätten, ans Werk gegangen und habe, genau ſo wie's die Jeſchke geſehn und erzählt, an dem alten Birnbaum ein Loch zu graben verſucht; als er aber erkannt habe, daß da was verſcharrt liege, ja, dem Anſcheine nach ein Todter, hab' ihn eine furchtbare Angſt gepackt, in Folge deren er nicht weiter gegraben, ſondern das Loch raſch wieder zugeſchüttet habe. Der Koffer, den die Jeſchke geſehen haben wolle, das ſeien eben jene Speckſeiten geweſen, die, dicht übereinander gepackt, an der Gartenthür gelegen hätten. „Aber wozu die Heimlichkeit und die Nacht?" hatte Bowinkel nach dieſer Erklärung etwas ſpitz gefragt, worauf Hradſcheck, in ſeiner Erzählung fortfahrend, ohne Verlegenheit und Unruhe geantwortet hatte: „Zu dieſer Heimlichkeit ſeien für ihn zwei Gründe geweſen. Erſtens hab' er ſich die Vorwürfe ſeiner Frau, die nur zu geneigt ſei, von ſeiner Unachtſamkeit in Geſchäftsdingen zu ſprechen, erſparen wollen. Und er dürfe wohl hinzuſetzen, wer verheirathet ſei, der kenne das und wiſſe nur zu gut, wie gerne man ſich ſolchen Anklagen und Streitſcenen entziehe. Der zweite Grund aber ſei noch wichtiger geweſen: die Rückſicht auf die Kundſchaft. Die Bauern, wie der Herr Juſtizrath ja wiſſe, ſeien die ſchwierigſten Leute von der Welt, ewig voll Mißtrauen, und wenn ſie derlei Dinge, wie Schinken und Speck, auch freilich nicht in ſeinem Laden zu kaufen pflegten, weil ſie ja genug davon im eignen Rauch hätten, ſo zögen ſie doch gleich Schlüſſe vom einen aufs andre. Dergleichen hab' er mehr als einmal durchgemacht und dann wochenlang aller Ecken und Enden hören müſſen, er paſſe nicht auf. Ja, noch letzten Herbſt, als ihm ganz ohne ſeine Schuld eine Tonne Heringe thranig geworden ſei, habe Schneidigel überall im Dorfe geputſcht und unter anderm zu Quaas und Kunicke geſagt: „Uns wird er damit nicht kommen; aber die kleinen Leute, die, die . . ."

Der Juſtizrath hatte hierbei gelächelt und zuſtimmend genickt, weil er die Bauern faſt ſo gut wie Hradſcheck kannte, ſo daß, nach Erledigung auch dieſes Punktes, eigentlich nichts übrig geblieben war als die Frage, „was denn nun, unter ſo bewandten Umſtänden, aus dem durchaus zu beſeitigenden Speck geworden ſei?“ Welche Frage jedoch nur dazu beigetragen hatte, Hradſcheck's Unſchuld vollends ins Licht zu ſtellen. „Er habe die Speckſeiten an demſelben Morgen noch an einer anderen Gartenſtelle verſcharrt; gleich nach Szulski's Abreiſe.“ „Nun, wir werden ja ſehn,“ hatte Vowinkel hierauf geantwortet und einen ſeiner Gerichtsdiener abgeſchickt, um ſich in Tſchechin ſelbſt über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſer Ausſage zu vergewiſſern. Und als ſich nun in kürzeſter Friſt alles beſtätigt oder mit anderen Worten der vergrabene Speck wirklich an der von Hradſcheck angegebenen Stelle gefunden hatte, hatte man das Verfahren eingeſtellt, und an demſelben Nachmittage noch war der unter ſo ſchwerem Verdacht Geſtandene nach Tſchechin zurückgekehrt und in einer ſtattlichen Küſtriner Miethschaiſe vor ſeinem Hauſe vorgefahren. Ede, ganz verblüfft, hatte nur noch Zeit gefunden, in die Wohnſtube, darin ſich Frau Hradſcheck befand, hineinzurufen: „Der Herr, der Herr . . .“, worauf Hradſcheck ſelbſt mit der ihm eigenen Jovialität und unter dem Zurufe: „Nun Ede, wie geht's?“ in den Flur ſeines Hauſes eingetreten, aber freilich im ſelben Augenblick auch wieder mit einem erſchreckten „Was is, Frau?“ zurückgefahren war. Ein Ausruf, den er wohl thun durfte. Denn gealtert, die Augen tief eingeſunken und die Haut wie Pergament, ſo war ihm Urſel unter der Thür entgegengetreten.

* * *

Hradſcheck war da, das war das eine Tſchechiner Ereigniß. Aber das andere ſtand kaum dahinter zurück: Eccelius hatte, den Sonntag darauf, über Sacharja 7, Vers 9 und 10 gepredigt, welche Stelle lautete: „So ſpricht der Herr Zebaoth: Richtet recht, und ein Jeglicher beweiſe an ſeinem Bruder Güte und Barmherzigkeit. Und thuet nicht Unrecht den Fremdlingen und denke keiner wider ſeinen Bruder etwas Arges in ſeinem Herzen.“ Schon bei Leſung des Textes und der ſich daran knüpfenden Einleitungsbetrachtung hatten die Bauern aufgehorcht; als aber der Paſtor das Allgemeine fallen ließ und, ohne Namen zu nennen, den Hradſcheck'ſchen Fall zu ſchildern und die Trüglichkeit des Scheines nachzuweiſen begann, da gab ſich eine Bewegung kund, wie ſie ſeit dem Sonntag (es ging nun ins fünfte Jahr), an welchem Eccelius auf die ſchweren ſittlichen Vergehen eines als Bräutigam vor dem Altar ſtehenden reichen Bauernſohnes hingewieſen und ihn zu beſſerem Lebenswandel ermahnt hatte, nicht mehr dageweſen war. Beide Hradſchecks waren in der Kirche zugegen und folgten jedem Worte des Geiſtlichen, der heute viel Bibelſprüche citirte, mehr noch als gewöhnlich.

Es war unausbleiblich, daß dieſe Rechtfertigungsrede zugleich zur Anklage gegen alle diejenigen wurde, die ſich in der Hradſcheck-Sache ſo wenig freundnachbarlich benommen und durch allerhand Zuträgereien entweder ihr Uebelwollen oder doch zum mindeſten ihre Leichtfertigkeit und Unüberlegtheit gezeigt hatten. Wer in erſter Reihe damit gemeint war, konnte nicht zweifelhaft ſein, und vieler Augen, nur nicht die der Bauern, die, wie herkömmlich, keine Miene verzogen, richteten ſich auf die mitſammt ihrem „Lincken“ auf der vorletzten Bank ſitzende Mutter Jeſchke, der Kanzel grad’ gegenüber, dicht unter der Orgel. Line, ſonſt ein Muſter von Nichtverlegenwerden, wußte doch heute nicht wohin und verwünſchte die alte Hexe, neben der ſie das Kreuzfeuer ſo vieler Augen aushalten mußte. Mutter Jeſchke ſelbſt aber nickte nur leiſe mit dem Kopf, wie wenn ſie jedes Wort billige, das Eccelius geſprochen, und ſang, als die Predigt aus war, den Schlußvers ruhig mit. Ja ſie blieb ſelbſt unbefangen, als ſie draußen, an den zu beiden Seiten des Kirchhofweges ſtehenden Frauen vorbeihumpelnd, erſt die vorwurfsvollen Blicke der Aelteren und dann das Kichern der Jüngeren über ſich ergehen laſſen mußte.

Zu Hauſe ſagte Line: „Das war eine ſchöne Geſchichte, Mutter Jeſchke. Hätte mir die Augen aus dem Kopf ſchämen können.“

„Bis doch ſünnſt nicht ſo.“

„Ach was, ſünnſt. Hat er Recht oder nicht? Ich meine, der Alte drüben?“

„Ick weet nich, Line,“ beſchwichtigte die Jeſchke. „He möt et joa weeten.“

XIII.

„We möt et joa weeten,“ hatte die Jeſchke geſagt und damit ausgeſprochen, wie ſie wirklich zu der Sache ſtand. Sie mißtraute Hradſcheck nach wie vor; aber der Umſtand, daß Eccelius von der Kanzel her eine Rechtfertigungsrede für ihn gehalten hatte, war doch nicht ohne Eindruck auf ſie geblieben und veranlaßte ſie, ſich einigermaßen zweifelvoll gegen ihren eigenen Argwohn zu ſtellen. Sie hatte Reſpekt vor Eccelius, trotzdem ſie kaum weniger als eine richtige alte Hexe war und die heiligen Handlungen der Kirche ganz nach Art ihrer ſympathetiſchen Kuren anſah. Alles, was in der Welt wirkte, war Sympathie, Beſprechung, Spuk, aber dieſer Spuk hatte doch zwei Quellen, und der weiße Spuk war ſtärker als der ſchwarze. Demgemäß unterwarf ſie ſich auch (und zumal wenn er von Altar oder Kanzel her ſprach) dem den weißen Spuk vertretenden Eccelius, ihm ſo zu ſagen die ſichrere Bezugsquelle zugeſtehend. Unter allen Umſtänden aber ſuchte ſie mit Hradſcheck wieder auf einen guten Fuß zu kommen, weil ihr der Werth einer guten Nachbarſchaft einleuchtete. Hradſcheck ſeinerſeits, ſtatt den

Empfindlichen zu ſpielen, wie manch anderer gethan hätte, kam ihr dabei auf halbem Wege entgegen und war überhaupt von ſo viel Unbefangenheit, daß, ehe noch die Faſtelabend-Pfannkuchen gebacken wurden, die ganze Szulski-Geſchichte ſo gut wie vergeſſen war. Nur Sonntags im Kruge kam ſie noch dann und wann zur Sprache.

„Wenn man wenigſtens de Pelz wedder in die Hücht käm ...“

„Na, Du wührſt doch den Pohlſchen ſien' Pelz nich antrecken wulln?“

„Nich antrecken? Worümm nich? Dat de Pohlſche drinn wihr, dat deiht em nix. Un mi ook nich. Un wat ſünnſt noch drin wihr, na, dat wahrd nu joa woll rut ſinn.“

„Joa, joa. Dat wahrd nu joa woll rut ſinn.“

Und dann lachte man und wechſelte das Thema.

Solche Scherze bildeten die Regel, und nur ſelten war es, daß irgend wer ernſthaft auf den Fall zu ſprechen kam und bei der Gelegenheit ſeine Verwunderung ausdrückte, daß die Leiche noch immer nicht angetrieben ſei. Dann aber hieß es, „der Todte lieg' im Schlick, und der Schlick gäbe nichts heraus, oder doch erſt nach fünfzig Jahren, wenn das angeſchwemmte Vorland Acker geworden ſei. Dann würd' er mal beim Pflügen gefunden werden, gerad ſo wie der Franzoſe gefunden wär'“.

Ja, gerade ſo wie der Franzoſe, der jetzt überhaupt die Hauptſache war, viel mehr als der mit ſeinem Fuhrwerk verunglückte Reiſende, was eigentlich auch nicht Wunder nehmen konnte. Denn Unglücksfälle wie der

Szulski'ſche waren häufig, oder wenigſtens nicht ſelten, während der verſcharrte Franzos unterm Birnbaum alles Zeug dazu hatte, die Fantaſie der Tſchechiner in Bewegung zu ſetzen. Allerlei Geſchichten wurden ausgeſponnen, auch Liebesgeſchichten, in deren einer es hieß, daß Anno 13 ein in eine hübſche Tſchechinerin verliebter Franzoſe beinah täglich von Küſtrin her nach Tſchechin gekommen ſei, bis ihn ein Nebenbuhler erſchlagen und verſcharrt habe. Dieſe Geſchichte ließen ſich auch die Mägde nicht nehmen, trotzdem ſich ältere Leute ſehr wohl entſannen, daß man einen Chaſſeur- oder nach andrer Meinung einen Voltigeur-Korporal einfach wegen zu ſcharfer Fouragirung bei Seite gebracht und ſtill gemacht habe. Dieſe Beſſerwiſſenden drangen aber mit ihrer Proſa-Geſchichte nicht durch, und unter allen Umſtänden blieb der Franzoſe Held und Mittelpunkt der Unterhaltung.

All das kam unſrem Hradſcheck zu ſtatten. Aber was ihm noch mehr zu ſtatten kam, war das, daß er denſelben „Franzoſen unterm Birnbaum“ nicht blos zur Wiederherſtellung, ſondern ſogar zu glänzender Aufbeſſerung ſeiner Reputation zu benutzen verſtand.

Und das kam ſo.

Nicht allzu lange nach ſeiner Entlaſſung aus der Unterſuchungshaft war in einer Kirchen-Gemeinderathsſitzung, der Eccelius in Perſon präſidirte, davon die Rede geweſen, dem Franzoſen auf dem Kirchhof ein chriſtliches Begräbniß zu gönnen. „Der Franzoſe ſei zwar,“ ſo hatte ſich der den Antrag ſtellende Kunicke geäußert, „ſehr wahrſcheinlich ein Katholſcher geweſen, aber man dürfe das ſo genau nicht nehmen; die Katholſchen ſeien bei Licht beſehen auch Chriſten, und wenn einer ſchon ſo lang in der Erde gelegen habe, dann ſei's eigentlich gleich, ob er den gereinigten Glauben gehabt habe oder nicht.“ Eccelius hatte dieſer echt Kunicke'ſchen Rede, wenn auch ſelbſtverſtändlich unter Lächeln, zugeſtimmt, und die Sache war ſchon als angenommen und erledigt betrachtet worden, als ſich Hradſcheck noch im letzten Augenblick zum Worte gemeldet hatte. „Wenn der Herr Prediger das Begräbniß auf dem Kirchhofe, der, als ein richtiger chriſtlicher Gottesacker, jedem Chriſten, evangeliſch oder katholiſch, etwas durchaus Heiliges ſein müſſe, für angemeſſen oder gar für pflichtmäßig halte, ſo könne es ihm nicht einfallen, ein Wort dagegen ſagen zu wollen; wenn es aber nicht ganz ſo liege, mit andern Worten, wenn ein Begräbniß daſelbſt nicht abſolut pflichtmäßig ſei, ſo ſpräch' er hiermit den Wunſch aus, den Franzoſen in ſeinem Garten behalten zu dürfen. Der Franzoſe ſei ſo zu ſagen ſein Schutzpatron geworden, und kein Tag ginge hin, ohne daß er deſſelben in Dankbarkeit und Liebe gedenke. Das ſei das, was er nicht umhin gekonnt habe hier auszuſprechen, und er ſetze nur noch hinzu, daß er, gewünſchten Falles, die Stelle mit einem Gitter verſehen oder mit einem Buchsbaum umziehn wolle.“ Die ganze Rede hatte Hradſcheck mit bewegter und die Dankbarkeitsſtelle ſogar mit zitternder Stimme geſprochen, was eine große Wirkung auf die Bauern gemacht hatte.

„Biſt ein braver Kerl,“ hatte der, wie alle Frühſtücker, leicht zum Weinen geneigte Kunicke geſagt und eine Viertelſtunde ſpäter, als er Woytaſch und Eccelius bis vor das Pfarrhaus begleitete, mit Nachdruck hinzugeſetzt: „Un wenn's noch ein Ruſſe wär'! Aber das is ihm alles eins, Ruſſ' oder Franzos. Der Franzos hat ihm geholfen und nu hilft er ihm wieder und läßt ihn eingittern. Oder doch wenigſtens eine Rabatte ziehen. Und wenn es ein Gitter wird, ſo hat er's nicht unter zwanzig Thaler. Und da rechne ich noch keinen Anſtrich und keine Vergoldung.“

⁂

Das alles war Mitte März geweſen, und vier Wochen ſpäter, als die Schwalben zum erſten Male wieder durch die Dorfgaſſe hinſchoſſen, um ſich anzumelden und zugleich Umſchau nach den alten Menſchen und Plätzen zu halten, hatte Hradſcheck ein Zwiegeſpräch mit Zimmermeiſter Buggenhagen, dem er bei der Gelegenheit eine Planzeichnung vorlegte.

„Sehen Sie, Buggenhagen, das Haus iſt überall zu klein, überall iſt angebaut und angeklebt, die Küche dicht neben dem Laden, und für die Fremden iſt nichts da, wie die zwei Giebelſtuben oben. Das iſt zu wenig, ich will alſo ein Stock aufſetzen. Was meinen Sie? Wird der Unterbau ein Stockwerk aushalten?“

„Was wird er nicht!“ ſagte Buggenhagen. „Natürlich Fachwerk!“

„Natürlich Fachwerk!“ wiederholte Hradſcheck. „Auch ſchon der Koſten wegen. Alle Welt thut jetzt immer, als ob meine Frau zum mindeſten ein Rittergut geerbt hätte.

Ja, hat ſich was mit Rittergut. Erbärmliche tauſend Thaler.“

„Na, na.“

„Nun, ſagen wir zwei,“ lachte Hradſcheck. „Aber mehr nicht, auf Ehre. Und daß davon keine Seide zu ſpinnen iſt, das wiſſen Sie. Keine Seide zu ſpinnen und auch keine Paläſte zu bauen. Alſo ſo billig wie möglich, Buggenhagen. Ich denke, wir nehmen Lehm als Füllung. Stein iſt zu ſchwer und zu theuer, und was wir dadurch ſparen, das laſſen wir der Einrichtung zu Gute kommen. Ein paar Oefen mit weißen Kacheln, nicht wahr? Ich habe ſchon an Feilner geſchrieben und angefragt. Und natürlich alles Tapete! Sieht immer nach ’was aus und kann die Welt nicht koſten. Ich denke, weiße; das iſt am ſauberſten und zugleich das Billigſte.“

Buggenhagen hatte zugeſtimmt und gleich nach Oſtern mit dem Umbau begonnen.

Und nicht allzu lange, das Wetter hatte den Bau begünſtigt, ſo war das Haus, das nun einen aufgeſetzten Stock hatte, wieder unter Dach. Aber es war das alte Dach, die nämlichen alten Steine, denn Hradſcheck wurde nicht müde, Sparſamkeit zu fordern und immer wieder zu betonen, „daß er nach wie vor ein armer Mann ſei.“

Vier Wochen ſpäter ſtanden auch die Feilner’ſchen Oefen, und nur hinſichtlich der Tapete waren andere Beſchlüſſe gefaßt und ſtatt der weißen ein paar buntfarbige gewählt worden.

* * *

Anfangs, ſo lange das Dach-Abdecken dauerte, hatte Hradſcheck in augenſcheinlicher Nervoſität immer zur Eile angetrieben, und erſt als die rechts nach der Kegelbahn hin gelegene Giebelwand eingeriſſen und ſtatt der Stuben oben nur noch das Balken- und Sparrenwerk ſichtbar war, hatte ſich ſeine Haſt und Unruhe gelegt und Aufgeräumtheit und gute Laune waren an Stelle derſelben getreten. In dieſer guten Laune war und blieb er auch, und nur ein einziger Tag war geweſen, der ihm dieſelbe geſtört hatte.

„Was meinen Sie, Buggenhagen,“ hatte Hradſcheck eines Tages geſagt, als er eine aus dem Keller heraufgeholte Flaſche mit Portwein aufzog. „Was meinen Sie, ließe ſich nicht der Keller etwas höher wölben? Natürlich nicht der ganze Keller. Um Gottes willen nicht, da blieb am Ende kein Stein auf dem andern, und Laden und Wein- und Wohnſtube, kurzum alles müßte verändert und auf einen andern Leiſten gebracht werden. Das geht nicht. Aber es wäre ſchon viel gewonnen, wenn wir das Mittelſtück, das grad unter dem Flur hinläuft, etwas höher legen könnten. Ob die Diele dadurch um zwei Fuß niedriger wird, iſt ziemlich gleichgültig; denn die Fäſſer, die da liegen, haben immer noch Spielraum genug, auch nach oben hin, und ſtoßen nicht gleich an die Decke.“

Buggenhagen widerſprach nie, theils aus Klugheit, theils aus Gleichgültigkeit, und das Einzige, was er ſich dann und wann erlaubte, waren halbe Vorſchläge, hinſichtlich deren es ihm gleich war, ob ſie gutgeheißen oder verworfen wurden. Und ſo verfuhr er auch diesmal wieder und ſagte: „Verſteht ſich, Hradſcheck. Es geht. Warum ſoll es nicht gehn? Es geht alles. Und der Keller iſt auch wirklich nicht hoch genug (ich glaube keine fünftehalb Fuß) und die Fenſter viel zu klein und zu niedrig; alles wird ſtockig und multrig. Muß alſo gemacht werden. Aber warum gleich wölben? Warum nicht lieber ausſchachten? Wenn wir zehn Fuhren Erde 'raus nehmen, haben wir überall fünf Fuß im ganzen Keller und kein Menſch ſtößt ſich mehr die kahle Platte. Nach oben hin wölben macht blos Koſten und Umſtände. Wir können eben ſo gut nach unten gehn.“

Hradſcheck, als Buggenhagen ſo ſprach, hatte die Farbe gewechſelt und ſich momentan gefragt, „ob das alles vielleicht was zu bedeuten habe?“ Bald aber von des Sprechenden Unbefangenheit überzeugt, war ihm ſeine Ruhe zurückgekehrt.

„Wenn ich mir's recht überlege, Buggenhagen, ſo laſſen wir's. Wir müſſen auch an das Grundwaſſer denken. Und iſt es ſo lange ſo gegangen, ſo kann's auch noch weiter ſo gehn. Und am Ende, wer kommt denn in den Keller? Ede. Und der hat noch lange keine fünf Fuß.“

⁂

Das war einige Zeit vor Beginn der Manöver geweſen, und wenn es ein paar Tage lang ärgerlich und verſtimmend nachgewirkt hatte, ſo verſchwand es raſch wieder, als Anfang September die Truppenmärſche begannen und die Schwedter Dragoner als Einquartierung ins Dorf kamen. Das Haus voller Gäſte zu haben, war überhaupt Hradſcheck's Vergnügen, und der liebſte Beſuch waren ihm Rittmeiſter und Lieutenants, die nicht nur ihre Flaſche tranken, ſondern auch allerlei wußten und den Mund auf dem rechten Fleck hatten. Einige verſchworen ſich, daß ein Krieg ganz nahe ſei. Kaiſer Nikolaus, Gott ſei Dank, ſei höchſt unzufrieden mit der neuen franzöſiſchen Wirthſchaft, und der unſichere Paſſagier, der Louis Philipp, der doch eigentlich blos ein Waſchlappen und halber Cretin ſei, ſolle mit ſeiner ganzen Konſtitution wieder bei Seite geſchoben und ſtatt ſeiner eine bourboniſche Regentſchaft eingeſetzt oder vielleicht auch der vertriebene Karl X. wieder zurückgeholt werden, was eigentlich das Beſte ſei. Kaiſer Nikolaus habe Recht, überhaupt immer Recht. Konſtitution ſei Unſinn und das ganze Bürgerkönigthum die reine Phraſendreſcherei.

Wenn ſo das Geſpräch ging, ging unſerm Hradſcheck das Herz auf, trotzdem er eigentlich für Freiheit und Revolution war. Wenn es aber Revolution nicht ſein konnte, ſo war er auch für Tyrannei. Blos gepfeffert mußte ſie ſein. Aufregung, Blut, Todtſchießen, — wer ihm das leiſtete, war ſein Freund, und ſo kam es, daß er über Louis Philipp mit zu Gerichte ſaß, als ob er die hyperloyale Geſinnung ſeiner Gäſte getheilt hätte. Nur von Ede ſah er ſich noch übertroffen, und wenn dieſer durch die Weinſtube ging und ein neues Beefſteak oder eine neue Flaſche brachte, ſo lag allemal ein dümmliches Lachen auf ſeinem Geſicht, wie wenn er ſagen wollte: „Recht ſo, 'runter mit ihm; alles muß um einen Kopf kürzer gemacht werden.“ Ein paar blutjunge Lieutenants, die dieſe komiſche Raſerei wahrnahmen, amüſirten ſich herzlich über ihn und ließen ihn mittrinken, was alsbald dahin führte, daß der für gewöhnlich ſo ſchüchterne Junge ganz aus ſeiner Reſerve heraustrat und ſich gelegentlich ſelbſt mit dem ſonſt ſo gefürchteten Hradſcheck auf einen halben Unterhaltungsfuß ſtellte.

„Da, Herr,“ rief er eines Tages, als er gerade mit einem Korbe voll Flaſchen wieder aus dem Keller heraufkam. „Da, Herr; das hab' ich eben unten gefunden.“ Und damit ſchob er Hradſcheck einen ſchwarzüberſponnenen Knebelknopf zu. „Sind ſolche, wie der Pohlſche an ſeinem Rock hatte.“

Hradſcheck war kreideweiß geworden und ſtotterte: „Ja, haſt Recht, Ede. Das ſind ſolche. Haſt Recht. Das heißt, die von dem Pohlſchen, die waren größer. Solche kleinen wie die, die hatte Hermannchen, unſ' Lütt-Hermann, an ſeinem Pelzrock. Weißt Du noch? Aber nein, da warſt Du noch gar nicht hier. Bring' ihn meiner Frau; vergiß nicht. Oder gieb ihn mir lieber wieder; ich will ihn ihr ſelber bringen.“

Ede ging, und die zunächſt ſitzenden Offiziere, die Hradſcheck's Erregung wahrgenommen hatten, aber nicht recht wußten, was ſie daraus machen ſollten, ſtanden auf und wandten ſich einem Geſpräch mit andren Kameraden zu.

* * *

Auch Hradſcheck erhob ſich. Er hatte den Knebelknopf zu ſich geſteckt und ging in den Garten, ärgerlich gegen den Jungen, am ärgerlichſten aber gegen ſich ſelbſt.

„Gut, daß es Fremde waren, und noch dazu ſolche, die blos an Mädchen und Pferde denken. War's einer von uns hier, und wenn auch blos der Oelgötze, der Quaas, ſo hatt' ich die ganze Geſchichte wieder über den Hals. Aufpaſſen, Hradſcheck, aufpaſſen. Und das verdammte Zuſammenfahren und ſich Verfärben! Kalt Blut, oder es giebt ein Unglück."

So vor ſich hinſprechend, war er, den Blick zu Boden gerichtet, ſchon ein paarmal in dem Mittelgang auf und ab geſchritten. Als er jetzt wieder aufſah, ſah er, daß die Jeſchke hinter dem Himbeerzaune ſtand und ein paar verſpätete Beeren pflückte.

„Die alte Hexe. Sie lauert wieder."

Aber trotzalledem ging er auf ſie zu, gab ihr die Hand und ſagte: „Nu, Mutter Jeſchke, wie geht's? Lange nicht geſehn. Auch Einquartierung?"

„Nei, Hradſcheck."

„Oder is Line wieder da?"

„Nei, Lineken ook nich. De is joa jitzt in Küſtrin."

„Bei wem denn?"

„Bi School-Inſpekters. Un doa will ſe nich weg . . . Hüren's, Hradſcheck, ick glöw, de School-Inſpekters ſinn ook man ſo . . . Awers wat hebben Se denn? Se ſehn joa janz geel ut. Un hier ſo 'ne Falt'. O, Se möten ſich nich ärgern, Hradſcheck."

„Ja, Mutter Jeſchke, das ſagen Sie wohl. Aber man muß ſich ärgern. Da ſind nun die jungen Offiziere. Na, die gehen bald wieder und ſind auch am Ende ſo ſchlimm nicht und eigentlich nette Herrchen und immer fidel. Aber der Ecke, dieſer Ecke! Da hat der Junge geſtern wieder ein halbes Faß Oel auslaufen laſſen. Das iſt doch über den Spaß. Wo ſoll man denn das Geld ſchließlich hernehmen? Und dann die Plackerei treppauf, treppab, und die ſchmalen Kellerſtufen halb abgerutſcht. Es iſt zum Halsbrechen."

„Na, Se hebben joa doch nu Buggenhagen bi ſich. De künn joa doch ne nije Trepp moaken."

„Ach, der, der. Mit dem iſt auch nichts; ärgert mich auch. Sollte mir da den Keller höher legen. Aber er will nicht und hat allerhand Ausreden. Oder vielleicht verſteht er's auch nicht. Ich werde mal den Küſtriner Maurermeiſter kommen laſſen, der jetzt an den Kaſematten herumflickt. Kaſematten und Keller iſt ja beinah daſſelbe. Der muß Rath ſchaffen. Und bald. Denn der Keller iſt eigentlich gar kein richtiger Keller; is blos ein Loch, wo man ſich den Kopf ſtößt."

„Joa, joa. De Wienſtuw' ſitt em to ſihr upp'n Nacken."

„Freilich. Und die ganze Geſchichte hat nicht Luſt und nicht Licht. Und warum nicht? Weil kein richtiges Fenſter da iſt. Alles zu klein und zu niedrig. Alles zu dicht zuſammen."

„Woll, woll," ſtimmte die Jeſchke zu. „Jott, ick weet noch, as de Pohlſche hier wihr und dat Licht ümmer ſo blinzeln deih. Joa, wo wihr dat Licht? Wihr et in de Stuw' o'r wihr et in'n Keller? Ick weet et nich."

Alles klang ſo pfiffig und hämiſch, und es lag offen zu Tage, daß ſie ſich an ihres Nachbarn Verlegenheit weiden wollte. Diesmal aber hatte ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht und die Verlegenheit blieb ſchließlich auf ihrer Seite. War doch Hradſcheck ſeit lange ſchon Willens, ihr gegenüber, bei ſich bietender Gelegenheit, mal einen andern Ton anzuſchlagen. Und ſo ſah er ſie denn jetzt mit ſeinen durchdringenden Augen ſcharf an und ſagte, ſie plötzlich in der dritten Perſon anredend: „Jeſchken, ich weiß, wo ſie hin will. Aber weiß ſie denn auch, was eine Verleumdungsklage iſt? Ich erfahre alles, was ſie ſo herumſchwatzt; aber ſeh' ſie ſich vor, ſonſt kriegt ſie's mit dem Küſtriner Gericht zu thun; ſie iſt 'ne alte Hexe, das weiß jeder, und der Juſtizrath weiß es auch. Und er wartet blos noch auf eine Gelegenheit."

Die Alte fuhr erſchreckt zuſammen. „Ick meen' joa man, Hradſcheck, ick meen' joa man . . . Se weeten doch, en beten Spoaß möt ſinn."

„Nun gut. Ein bischen Spaß mag ſein. Aber wenn ich Euch rathen kann, Mutter Jeſchke, nicht zu viel. Hört Ihr wohl, nicht zu viel."

Und damit ging er wieder auf das Haus zu.

XIV.

Aengſtigungen und Aergerniſſe wie die vorgeſchilderten kamen dann und wann vor, aber im Ganzen, um es zu wiederholen, war die Bauzeit eine glückliche Zeit für unſern Hradſcheck geweſen. Der Laden war nie leer, die Kundſchaft wuchs, und das dem Grundſtück zugehörige, draußen an der Neu-Lewiner Straße gelegene Stück Ackerland gab in dieſem Sommer einen beſonders guten Ertrag. Daſſelbe galt auch von dem Garten hinterm Haus; alles gedieh darin, der Spargel prachtvoll, dicke Stangen mit gelbweißen Köpfen, und die Paſtinak- und Dill-Beete ſtanden hoch in Dolden. Am meiſten aber that der alte Birnbaum, der ſich mehr als ſeit Jahren anſtrengte. „Dat 's de Franzos“, ſagten die Knechte Sonntags im Krug, „de deiht wat för em,“ und als die Pflückenszeit gekommen, rief Kunicke, der ſich gerade zum Kegeln eingefunden hatte: „Hör', Hradſcheck, Du könnteſt uns mal ein paar von Deinen Franzoſenbirnen bringen.“ Franzoſenbirnen! Das Wort wurde ſehr bewundert, lief raſch von Mund zu Mund, und ehe drei Tage vergangen waren, ſprach kein Menſch mehr von Hradſcheck's „Malvaſieren", ſondern blos noch von den „Franzoſenbirnen". Hradſcheck ſelbſt aber freute ſich des Wortes, weil er daran erkannte, daß man, trotz aller Stichelreden der alten Jeſchke, mehr und mehr anfing, die Vorkommniſſe des letzten Winters von der ſcherzhaften Seite zu nehmen.

Ja, die Sommer- und Baumonate brachten lichtvolle Tage für Hradſcheck, und ſie hätten noch mehr Licht und noch weniger Schatten gehabt, wenn nicht Urſel geweſen wäre. Die füllte, während alles andre glatt und gut ging, ſeine Seele mit Mitleid und Sorge, mit Mitleid, weil er ſie liebte (wenigſtens auf ſeine Weiſe), mit Sorge, weil ſie dann und wann ganz wunderliche Dinge redete. Zum Glück hatte ſie nicht das Bedürfniß Umgang zu pflegen und Menſchen zu ſehn, lebte vielmehr eingezogener denn je, und begnügte ſich damit, Sonntags in die Kirche zu gehn. Ihre ſonſt tiefliegenden Augen ſprangen dann aus dem Kopf, ſo begierig folgte ſie jedem Wort, das von der Kanzel her laut wurde, das Wort aber, auf das ſie wartete, das kam nicht. In ihrer Sehnſucht ging ſie dann, nach der Predigt, zu dem guten, ihr immer gleichmäßig geneigt bleibenden Eccelius hinüber, um, ſo weit es ging, Herz und Seele vor ihm auszuſchütten und etwas von Befreiung oder Erlöſung zu hören; aber Seelſorge war nicht ſeine ſtarke Seite, noch weniger ſeine Paſſion, und wenn ſie ſich der Sünde geziehn und in Selbſtanklagen erſchöpft hatte, nahm er lächelnd ihre Hand und ſagte: „Liebe Frau Hradſcheck, wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben ſollen. Sie haben eine Neigung ſich zu peinigen, was ich mißbillige. Sich ewig anklagen iſt oft Dünkel und Eitelkeit. Wir haben Chriſtum und ſeinen Wandel als Vorbild, dem wir im Gefühl unſrer Schwäche demüthig nachſtreben ſollen. Aber wahren wir uns vor Selbſtgerechtigkeit, vor allem vor der, die ſich in Zerknirſchung äußert. Das iſt die Hauptſache.“ Wenn er das trocken-geſchäftsmäßig, ohne Pathos und ſelbſt ohne jede Spur von Salbung geſagt hatte, ließ er die Sache ſofort wieder fallen und fragte, zu natürlicheren und ihm wichtiger dünkenden Dingen übergehend, „wie weit der Bau ſei?“ Denn er wollte nächſtes Frühjahr auch bauen. Und wenn dann die Hradſcheck, um ihm zu Willen zu ſein, von allen möglichen Kleinigkeiten, am liebſten und eingehendſten aber von den Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen ihrem Mann und Zimmermeiſter Buggenhagen geplaudert hatte, rieb er ſich ſchmunzelnd und vor ſich hinnickend die Hand und ſagte raſch und in augenſcheinlicher Furcht, das Seelengeſpräch wieder aufgenommen zu ſehn: „Und nun, liebe Frau Hradſcheck, muß ich Ihnen meine Nelken zeigen.“

* * *

Um Johanni wußte ganz Tſchechin, daß die Hradſcheck es nicht lange mehr machen werde. Keinem entging es. Nur ſie ſelber ſah es ſo ſchlimm nicht an und wollte von keinem Doktor hören. „Sie wiſſen ja doch nichts. Und dann der Wagen und das viele Geld.“ Auf das Letztere, das „viele Geld“, kam ſie jetzt überhaupt mit Vorliebe zu ſprechen, fand alles unnöthig oder zu theuer, und während ſie noch das Jahr vorher für ein Polyſander-Fortepiano geweſen war, um es, wenn nicht der Amtsräthin in

Friedrichsau, ſo doch wenigſtens der Domänenpächterin auf Schloß Solikant gleich zu thun, ſo war ſie jetzt ſparſam bis zum Geiz. Hradſcheck ließ ſie gewähren, und nur einmal, als ſie gerade beim Schotenpalen war, nahm er ſich ein Herz und ſagte: „Was iſt das nur jetzt, Urſel? Du ringſt Dir ja jeden Dreier von der Seele.“ Sie ſchwieg, drehte die Schüſſel hin und her und palte weiter. Als er aber ſtehen blieb und auf Antwort zu warten ſchien, ſagte ſie, während ſie die Schüſſel raſch und heftig bei Seite ſetzte: „Soll es alles umſonſt geweſen ſein? Oder willſt Du . . .“ Weiter kam ſie nicht. Ein Herzkrampf, daran ſie jetzt häufiger litt, überfiel ſie wieder, und Hradſcheck ſprang zu, um ihr zu helfen.

Ihre Wirthſchaft beſorgte ſie pünktlich und alles ging am Schnürchen, wie vordem. Aber Intereſſe hatte ſie nur für eins, und das Eine war der Bau. Sie wollt' ihn, darin Hradſcheck's Eifer noch übertreffend, in möglichſter Schnelle beendet ſehn, und ſo ſparſam ſie ſonſt geworden war, ſo war ſie doch gegen keine Mehrausgabe, die Beſchleunigung und raſcheres Zuſtandekommen verſprach. Einmal ſagte ſie: „Wenn ich nur erſt oben bin. Oben werd' ich auch wieder Schlaf haben. Und wenn ich erſt wieder ſchlafe, werd' ich auch wieder geſund werden.“ Er wollte ſie beruhigen und ſtrich ihr mit der Hand über Stirn und Haar. Aber ſie wich ſeiner Zärtlichkeit aus und kam in ein heftiges Zittern. Ueberhaupt war es jetzt öfter ſo, wie wenn ſie ſich vor ihm fürchte. 'mal ſagte ſie leiſe: „Wenn er nur nicht ſo glatt und glau wär'. Er iſt ſo munter und ſpricht ſo viel und kann alles. Ihn ficht nichts an . . . Und die drüben in Neu-Lewin war auch mit einem Male weg." Solche Stimmungen kamen ihr von Zeit zu Zeit, aber ſie waren flüchtig und vergingen wieder.

* * *

Und nun waren die letzten Auguſttage.

„Morgen, Urſel, iſt alles fertig."

Und wirklich, als der andre Tag da war, bot ihr Hradſcheck mit einer gewiſſen freundlichen Feierlichkeit den Arm, um ſie treppauf in eine der neuen Stuben zu führen. Es war die, die nach der Kegelbahn hinauslag, jetzt die hübſcheſte, hellblau tapezirt und an der Decke gemalt: ein Kranz von Blüthen und Früchten, um den Tauben flogen und pickten. Auch das Bett war ſchon heraufgeſchafft und ſtand an der Mittelwand, genau da, wo früher die Bettwand der alten Giebel- und Logirſtube geweſen war.

Hradſcheck erwartete Dank und gute Worte zu hören. Aber die Kranke ſagte nur: „Hier? Hier, Abel?"

„Es ſind neue Steine," ſtotterte Hradſcheck.

Urſel indeß war ſchon von der Thürſchwelle wieder zurückgetreten und ging den Gang entlang, nach der andern Giebelſeite hinüber, wo ſich ein gleich großes, auf den Hof hinausſehendes Zimmer befand. Sie trat an das Fenſter und öffnete; Küchenrauch, mehr anheimelnd als ſtörend, kam ihr von der Seite her entgegen und eine Henne mit ihren Küchelchen zog unten vorüber; Jakob aber, der holzſägend in Front einer offnen Remiſe ſtand, neckte ſich mit Male, die beim Brunnen Wäſche ſpülte.

„Hier will ich bleiben.“

Und Hradſcheck, der durch den Auftritt mehr erſchüttert als verdroſſen war, war einverſtanden und ließ alles, was ſich von Einrichtungsgegenſtänden in der hellblau tapezirten und für Urſel beſtimmten Stube befand, nach der andern Seite hinüberbringen.

* * *

Und ſiehe da, Frau Hradſcheck erholte ſich wirklich und ſogar raſcher, als ſie ſelbſt zu hoffen gewagt hatte. Schlaf kam, der ſcharfe Zug um ihren Mund wich, und als die ſchon erwähnten Manövertage mit ihrer Dragoner-Einquartierung kamen, hatte ſich ihr Ausſehn und ihre Stimmung derart verbeſſert, daß ſie gelegentlich die Wirthin machen und mit den Offizieren plaudern konnte. Das Hagere, Hektiſche gab ihr, bei der guten Toilette, die ſie zu machen verſtand, etwas Diſtinguirtes, und ein alter Eskadronchef, der ſie mit erſtaunlicher Ritterlichkeit umcourte, ſagte, wenn er ihr beim Frühſtück nachſah und mit beiden Händen den langen blonden Schnurrbart drehte: „Famoſes Weib. Auf Ehre. Wie die nur hierher kommt?“ Und dann gab er ſeiner Bewunderung auch Hradſcheck gegenüber Ausdruck, worauf dieſer nicht wenig geſchmeichelt antwortete: „Ja, Herr Rittmeiſter, Glück muß der Menſch haben! Mancher kriegt's im Schlaf.“

Und dann lachte der Eskadronchef und ſtieß mit ihm an.

* * *

Das alles war Mitte September.

Aber das Wohlbefinden, ſo raſch es gekommen, ſo raſch ging es auch wieder, und ehe noch das Erntefeſt heran war, waren die Kräfte ſchon ſo geſchwunden, daß die Kranke die Treppe kaum noch hinunter konnte. Sie blieb deßhalb oben, ſah auf den Hof und machte ſich, um doch etwas zu thun, mit der Neu-Einrichtung ſämmtlicher Oberzimmer zu ſchaffen. Nur die Giebelſtube, nach der Kegelbahn hin, vermied ſie.

Hradſcheck, der immer noch an die Möglichkeit einer Wiederherſtellung gedacht hatte, ſah jetzt auch, wie's ſtand, und als der heimlich zu Rathe gezogene Doktor Oelze von Abzehrung und Nervenſchwindſucht geſprochen, machte ſich Hradſcheck auf ihr Hinſcheiden gefaßt. Daß er darauf gewartet hätte, konnte nicht wohl geſagt werden; im Gegentheil, er blieb ſeiner alten Neigung treu, war überaus rückſichtsvoll und klagte nie, daß ihm die Frau fehle. Er wollt' auch von keiner andern Hilfe wiſſen und ordnete ſelber alles an, was in der Wirthſchaft zu thun nöthig war. Vieles that er ſelbſt. „Is doch ein Mordskerl,“ ſagte Kunicke. „Was er will, kann er. Ich glaub', er kann auch einen Haſen abziehn und Sülze kochen.“

An dem Abend, wo Kunicke ſo geſprochen, hatte die Sitzung in der Weinſtube wieder ziemlich lange gedauert, und Hradſcheck war noch keine halbe Stunde zu Bett, als Male, die jetzt oben bei der Kranken ſchlief, treppab kam und an ſeine Thür klopfte.

„Herr Hradſcheck, ſteihn's upp. De Fru ſchickt mi. Se ſülln ruppkoamen.“

Und nun ſaß er oben an ihrem Bett und ſagte: „Soll ich nach Küſtrin ſchicken, Urſel? Soll Oelze kommen? Der Weg iſt gut. In drei Stunden iſt er hier.“

„In drei Stunden . . .“

„Oder ſoll Eccelius kommen?“

„Nein,“ ſagte ſie, während ſie ſich mühvoll aufrichtete, „es geht nicht. Wenn ich es nehme, ſo ſag' ich es.“

Er ſchüttelte verdrießlich den Kopf.

„Und ſag' ich es nicht, ſo eſſ' ich mir ſelber das Gericht.“

„Ach, laß doch das, Urſel. Was ſoll das? Daran denkt ja keiner. Und ich am wenigſten. Er ſoll blos kommen und mit Dir ſprechen. Er meint es gut mit Dir und kann Dir einen Spruch ſagen.“

Es war, als ob ſie ſich's überlege. Mit einem Mal aber ſagte ſie: „Selig ſind die Friedfertigen; ſelig ſind die reines Herzens ſind; ſelig ſind die Sanftmüthigen. All die kommen in Abraham's Schoß. Aber wohin kommen wir?“

„Ich bitte Dich, Urſel, ſprich nicht ſo. Frage nicht ſo. Und wozu? Du biſt noch nicht ſoweit, noch lange nicht. Es geht alles wieder vorüber. Du lebſt und wirſt wieder eine geſunde Frau werden.“

Es klang aber alles nur an ihr hin, und Gedanken nachhängend, die ſchon über den Tod hinausgingen, ſagte ſie: „Verſchloſſen . . . Und was aufſchließt, das iſt der Glaube. Den hab ich nicht . . . Aber is noch ein Andres, das aufſchließt, das ſind die guten Werke . . . Hörſt Du.

Du mußt ohne Namen nach Krakau ſchreiben, an den Biſchof oder an ſeinen Vikar. Und mußt bitten, daß ſie Seelenmeſſen leſen laſſen . . . Nicht für mich. Aber Du weißt ſchon . . . Und laß den Brief in Frankfurt aufgeben. Hier geht es nicht und auch nicht in Küſtrin. Ich habe mir's abgeſpart dies letzte halbe Jahr, und Du findeſt es eingewickelt in meinem Wäſchſchrank unter dem Damaſt-Tiſchtuch. Ja, Hradſcheck, das war es, wenn Du dachteſt, ich ſei geizig geworden. Willſt Du?"

„Freilich will ich. Aber es wird Nachfrage geben."

„Nein. Das verſtehſt Du nicht. Das iſt Geheimniß. Und ſie gönnen einer armen Seele die Ruh!"

„Ach, Urſel, Du ſprichſt ſo viel von Ruh' und bangſt Dich und ängſtigſt Dich, ob Du ſie finden wirſt. Weißt Du, was ich denke?"

„Nein."

„Ich denke, leben iſt leben, und todt iſt todt. Und wir ſind Erde, und Erde wird wieder Erde. Das Andre haben ſich die Pfaffen ausgedacht. Spiegelfechterei ſag' ich, weiter nichts. Glaube mir, die Todten haben Ruhe."

„Weißt Du das ſo gewiß, Abel?"

Er nickte.

„Nun, ich ſage Dir, die Todten ſtehen wieder auf . . ."

„Am jüngſten Tag."

„Aber es giebt ihrer auch, die warten nicht ſo lange."

Hradſcheck erſchrak heftig und drang in ſie, mehr zu ſagen. Aber ſie war ſchon in die Kiſſen zurückgeſunken und ihre Hand, der ſeinigen ſich entziehend, griff nur noch krampfhaft in das Deckbett. Dann wurde ſie ruhiger, legte die Hand aufs Herz und murmelte Worte, die Hradſcheck nicht verſtand.

„Urſel,“ rief er, „Urſel!“

Aber ſie hörte nicht mehr.

XV.

Das war in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag geweſen, den letzten Tag im September. Als am andern Morgen zur Kirche geläutet wurde, ſtanden die Fenſter in der Stube weit offen, die weißen Gardinen bewegten ſich hin und her, und alle, die vorüberkamen, ſahen nach der Giebelſtube hinauf und wußten nun, daß die Hradſcheck geſtorben ſei. Schulze Woytaſch fuhr vor, ausſprechend, was er ſich bei gleichen Veranlaſſungen zu ſagen gewöhnt hatte, „daß ihr nun wohl ſei“ und „daß ſie vor ihnen allen einen guten Schritt voraushabe“. Danach trank er, wie jeden Sonntag vor der Predigt, ein kleines Glas Madeira zur Stärkung und machte dann die kurze Strecke bis zur Kirche hin zu Fuß. Auch Kunicke kam und drückte Hradſcheck verſtändnißvoll die Hand, das Auge gerade verſchwommen genug, um die Vorſtellung einer Thräne zu wecken. Desgleichen ſprachen auch der Oelmüller und gleich nach ihm Bauer Mietzel vor welch letztrer ſich bei Todesfällen immer der „Vorzüge ſeiner Kränklichkeit von Jugend auf“ zu berühmen pflegte. Das that er auch heute wieder.

„Ja, Hradſcheck, der Menſch denkt und Gott lenkt. Ich piepe nun ſchon ſo lang; aber es geht immer noch.“

Auch noch andre kamen und ſagten ein Wort. Die meiſten indeſſen gingen ohne Theilnahmsbezeigung vorüber und ſtellten Betrachtungen an, die ſich mit der Todten in nur wenig freundlicher Weiſe beſchäftigten.

„Ick weet nich,“ ſagte der eine, „wat Hradſcheck an ehr hebben deih. Man blot, dat ſe'n beten ſcheel wihr.“

„Joa,“ lachte der Andre. „Dat wihr ſe. Un am Enn', ſo wat künn he hier ook hebb'n.“

„Un denn dat hannüverſche Geld. Jhrſt ſchmeet ſe't weg, un mit eens fung ſe to knuſern an.“

In dieſer Weiſe ging das Geſpräch einiger ältrer Leute; das junge Weiberzeug aber beſchränkte ſich auf die eine Frage: „Weck' een he nu woll frigen deiht?“.

Auf Mittwoch vier Uhr war das Begräbniß angeſetzt, und viel Neugierige ſtanden ſchon vorher in einem weiten Halbkreis um das Trauerhaus herum. Es waren meiſt Mägde, die ſchwatzten und kicherten, und nur einige waren ernſt, darunter die Zwillings-Enkelinnen einer armen alten Wittwe, welche letztre, wenn Wäſche bei den Hradſchecks war, allemal mitwuſch. Dieſe Zwillinge waren in ihren ſchwarzen, von der Frau Hradſcheck herrührenden Einſegnungskleidern erſchienen und weinten furchtbar, was ſich noch ſteigerte, als ſie bemerkten, daß ſie durch ihr Geheul und Geſchluchze der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit wurden. Dabei gingen jetzt die Glocken in einem fort, und alles drängte dichter zuſammen und wollte ſehn. Als es nun aber zum dritten Mal ausgeläutet hatte, kam Leben in die drin und draußen Verſammelten, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Vorn die von Kantor Graumann geführte Schuljugend, die, wie herkömmlich, den Choral „Jeſus meine Zuverſicht“ ſang; nach ihr erſchien der von ſechs Trägern getragene Sarg; dann Eccelius und Hradſcheck; dahinter die Bauernſchaft in ſchwarzen Ueberröcken und hohen ſchwarzen Hüten, und endlich all die Neugierigen, die bis dahin das Haus umſtanden hatten. Es war ein wunderſchöner Tag, friſche Herbſtluft bei klarblauem Himmel. Aber die würdevoll vor ſich hinblickende Dorfhonoratiorenſchaft achtete des blauen Himmels nicht, und nur Bauer Mietzel, der noch Heu draußen hatte, das er am andern Tag einfahren wollte, ſchielte mit halbem Auge hinauf. Da ſah er, wie von der andern Oderſeite her ein Weih über den Strom kam und auf den Tſchechiner Kirchthurm zuflog. Und er ſtieß den neben ihm gehenden Oelmüller an und ſagte: „Süh, Quaas, doa is he wedder.“

„Wihr denn?“

„De Weih. Weetſt noch?“

„Nei.“

„Dunn, as dat mit Szulski wihr. Ick ſegg' Di, de Weih, de weet wat.“

Als ſie ſo ſprachen, bog die Spitze des Zuges auf den Kirchhof ein, an deſſen höchſter Stelle, dicht neben dem Thurm, das Grab gegraben war. Hier ſetzte man den Sarg auf darüber gelegte Balken, und als ſich der Kreis gleich danach geſchloſſen hatte, trat Eccelius vor, um die Grabrede zu halten. Er rühmte von der Todten, daß ſie, den ihr anerzogenen Aberglauben abſchüttelnd, nach freier Wahl und eignem Entſchluß den Weg des Lichtes gegangen ſei, was nur der wiſſen und bezeugen könne, der ihr ſo nah geſtanden habe wie er. Und wie ſie das Licht und die reine Lehre geliebt habe, ſo habe ſie nicht minder das Recht geliebt, was ſich zu keiner Zeit ſchöner und glänzender gezeigt, als in jenen ſchweren Tagen, die der ſelig Entſchlafenen nach dem Rathſchluſſe Gottes auferlegt worden ſeien. Damals, als er ihr nicht ohne Mühe das Zugeſtändniß erwirkt habe, den, an dem ihr Herz und ihre Seele hing, wiederſehn zu dürfen, wenn auch freilich nur vor Zeugen und auf eine kurze halbe Stunde, da habe ſie die wohl jedem hier in der Erinnerung gebliebenen Worte geſprochen: „Nein, nicht jetzt; es iſt beſſer, daß ich warte. Wenn er unſchuldig iſt, ſo werd' ich ihn wiederſehn, früher oder ſpäter; wenn er aber ſchuldig iſt, ſo will ich ihn nicht wiederſehn." Er freue ſich, daß er dieſe Worte, hier am Grabe der Heimgegangenen, ihr zu Ruhm und Ehre, wiederholen könne. Ja, ſie habe ſich allezeit bewährt in ihrem Glauben und ihrem Rechtsgefühl. Aber vor allem auch in ihrer Liebe. Mit Bangen habe ſie die Stunden gezählt, in ſchlafloſen Nächten ihre Kräfte verzehrend, und als endlich die Stunde der Befreiung gekommen ſei, da ſei ſie zuſammengebrochen. Sie ſei das Opfer arger, damals herrſchender Mißverſtändniſſe, das ſei zweifellos, und alle die, die dieſe Mißverſtändniſſe geſchürt und genährt hätten, anſtatt ſie zu beſeitigen, die hätten eine ſchwere Verantwortung auf ihre Seele geladen. Ja, dieſer frühe Tod, er müſſe das wiederholen, ſei das Werk derer, die das

Gebot unbeachtet gelaſſen hätten: „Du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider Deinen Nächſten.“

Und als er dieſes ſagte, ſah er ſcharf nach einem entblätterten Hagebuttenſtrauch hinüber, unter deſſen rothen Früchten die Jeſchke ſtand und dem Vorgange, wie ſchon damals in der Kirche, mehr neugierig als verlegen folgte.

Gleich danach aber ſchloß Eccelius ſeine Rede, gab einen Wink, den Sarg hinab zu laſſen, und ſprach dann den Segen. Dann kamen die drei Hände voll Erde, mit ſich anſchließendem Schmerzblick und Händeſchütteln, und ehe noch der am Horizont ſchwebende Sonnenball völlig unter war, war das Grab geſchloſſen und mit Aſterkränzen überdeckt.

Eine halbe Stunde ſpäter, es dämmerte ſchon, war Eccelius wieder in ſeiner Studirſtube, das Sammetkäppſel auf dem Kopf, das ihm Frau Hradſcheck vor gerade Jahresfriſt geſtickt hatte. Die Bauern aber ſaßen in der Weinſtube, Hradſcheck zwiſchen ihnen, und faßten alles, was ſie an Troſt zu ſpenden hatten, in die Worte zuſammen: „Immer Courage, Hradſcheck! Der alte Gott lebt noch“ — welchen Troſt- und Weisheitsſprüchen ſich allerlei Wiederverheirathungsgeſchichten beinah unmittelbar anſchloſſen. Eine davon, die beſte, handelte von einem alten Hauptmann v. Rohr, der vier Frauen gehabt und beim Hinſcheiden jeder Einzelnen mit einer gewiſſen trotzigen Entſchloſſenheit geſagt hatte: „Nimmt Gott, ſo nehm' ich wieder.“ Hradſcheck hörte dem allem ruhig und kopfnickend zu, war aber doch froh, die Tafelrunde heute früher als ſonſt aufbrechen zu ſehn. Er begleitete Kunicke bis an die

Ladenthür und ſtieg dann, er wußte ſelbſt nicht warum, in die Stube hinauf, in der Urſel geſtorben war. Hier nahm er Platz an ihrem Bett und ſtarrte vor ſich hin, während allerlei Schatten an Wand und Decke vorüberzogen.

Als er eine Viertelſtunde ſo geſeſſen, verließ er das Zimmer wieder und ſah, im Vorübergehen, daß die nach rechts hin gelegene Giebelſtube halb offenſtand, dieſelbe Stube, drin die Verſtorbene nach vollendetem Umbau zu wohnen und zu ſchlafen ſo beſtimmt verweigert hatte.

„Was machſt Du hier, Male?“ fragte Hradſcheck.

„Wat ick moak? Ick treck em ſien Bett öwer.“

„Wem?“

„Is joa wihr ankoamen. Wedder een mit'n Pelz.“

„So, ſo,“ ſagte Hradſcheck und ſtieg die Treppe langſam hinunter.

„Wedder een . . . wedder een . . . Immer noch nicht vergeſſen.“

XVI.

Frau Hradſcheck war nun unter der Erde, Male hatte das Umſchlagetuch gekriegt, auf das ihre Wünſche ſich ſchon lange gerichtet hatten, und alles wäre gut geweſen, wenn nicht der letzte Wille der Verſtorbenen geweſen wäre: die Geldſendung an den Krakauer Biſchof um der zu leſenden Seelenmeſſen willen. Das machte Hradſcheck Sorge, nicht wegen des Geldes, davon hätt' er ſich leicht getrennt, einmal weil Sparen und Knauſern überhaupt nicht in ſeiner Natur lag, vor allem aber weil er das ſeiner Frau gegebene Verſprechen gern zu halten wünſchte, ſchon aus abergläubiſcher Furcht. Das Geld alſo war es nicht, und wenn er trotzdem in Schwanken und Säumniß verfiel, ſo war es, weil er nicht ſelber dazu beitragen wollte, die kaum begrabene Geſchichte vielleicht wieder ans Licht zu ziehn. Urſel hatte freilich von Beichtgeheimniß und Aehnlichem geſprochen, er mißtraute jedoch ſolcher Sicherheit, am meiſten aber dem ohne Namensunterſchrift in Frankfurt aufzugebenden Briefe.

In dieſer Verlegenheit beſchloß er endlich, Eccelius zu Rathe zu ziehn und dieſem die halbe Wahrheit zu ſagen, und wenn nicht die halbe, ſo doch wenigſtens ſo viel, wie zu ſeiner Gewiſſens-Beſchwichtigung gerade nöthig war. Urſel, ſo begann er, habe zu ſeinem allertiefſten Bedauern ernſte katholiſche Rückfälle gehabt und ihm beiſpielsweis in ihrer letzten Stunde noch eine Summe Geldes behändigt, um Seelenmeſſen für ſie leſen zu laſſen (der, dem es eigentlich galt, wurde hier unterſchlagen). Er, Hradſcheck, hab' ihr auch, um ihr das Sterben leichter zu machen, alles verſprochen, ſein proteſtantiſches Gewiſſen aber ſträube ſich jetzt dagegen, ihr das Verſprochene wörtlich und in all und jedem Stücke zu halten, weßhalb er anfrage, ob er das Geld wirklich an die Katholſchen aushändigen oder nicht lieber nach Berlin reiſen und ein marmornes oder vielleicht auch gußeiſernes Grabkreuz, wie ſie jetzt Mode ſeien, beſtellen ſolle.

Eccelius zögerte keinen Augenblick mit der Antwort und ſagte genau das, was Hradſcheck zu hören wünſchte. Verſprechungen, die man einem Sterbenden gäbe, ſeien natürlich bindend, das erheiſche die Pietät, das ſei die Regel. Aber jede Regel habe bekanntlich ihren Ausnahmefall, und wenn das einem Sterbenden gegebene Verſprechen falſch und ſündhaft ſei, ſo hebe das Erkennen dieſer Sündhaftigkeit das Verſprechen wieder auf. Das ſei nicht blos Recht, das ſei ſogar Pflicht. Die ganze Sache, wie Hradſcheck ſie geſchildert, gehöre zu ſeinen ſchmerzlichſten Erfahrungen. Er habe große Stücke von der Verſtorbenen gehalten und allezeit einen Stolz darein geſetzt, ſie für die gereinigte Lehre gewonnen zu haben. Daß er ſich darin geirrt oder doch wenigſtens halb geirrt habe, ſei, neben anderem, auch perſönlich kränkend für ihn, was er nicht leugnen wolle. Dieſe perſönliche Kränkung indeß ſei nicht das, was ſein eben gegebenes Urtheil beſtimmt habe. Hradſcheck ſolle getroſt bei ſeinem Plane bleiben und nach Berlin reiſen, um das Kreuz zu beſtellen. Ein Kreuz und ein guter Spruch zu Häupten der Verſtorbenen werde derſelben genügen, dem Kirchhof aber ein Schmuck und eine Herzensfreude für jeden ſein, der Sonntags daran vorüberginge.

* * *

Es war Ende Oktober geweſen, daß Eccelius und Hradſcheck dies Geſpräch geführt hatten, und als nun Frühling kam und der ganze Tſchechiner Kirchhof, ſo kahl auch ſeine Bäume noch waren, in Schneeglöckchen und Veilchen ſtand, erſchien das gußeiſerne Kreuz, das Hradſcheck mit vieler Wichtigkeit und nach langer und minutiöſer Berathung auf der königlichen Eiſengießerei beſtellt hatte. Zugleich mit dem Kreuze traf ein Steinmetz mit zwei Geſellen ein, Leute, die das Aufrichten und Einlöthen aus dem Grunde verſtanden, und nachdem die Dorfjugend ein paar Stunden zugeſehen hatte, wie das Blei geſchmolzen und in das Sockelloch eingegoſſen wurde, ſtand das Kreuz da mit Spruch und Inſchrift, und viele Neugierige kamen, um die goldblanken Verzierungen zu ſehn: unten ein Engel, die Fackel ſenkend, und oben ein Schmetterling. All das wurde von Alt und Jung bewundert. Einige laſen auch die Inſchrift: „Urſula Vincentia Hradſcheck, geb. zu Hickede bei Hildesheim im Hannöverſchen den 29. März 1790, geſt. den 30. September 1832.“ Und darunter Evang. Matthäi 6, V. 14. Auf der Rückſeite des Kreuzes aber ſtand ein muthmaßlich von Eccelius ſelbſt herrührender Spruch, darin er ſeinem Stolz, aber freilich auch ſeinem Schmerz Ausdruck gegeben hatte. Dieſer Spruch lautete: „Wir wandelten in Finſterniß, bis wir das Licht ſahen. Aber die Finſterniß blieb, und es fiel ein Schatten auf unſren Weg.“

* * *

Unter denen, die ſich das Kreuz gleich am Tage der Errichtung angeſehen hatten, waren auch Gensdarm Geelhaar und Mutter Jeſchke geweſen. Sie hatten denſelben Heimweg und gingen nun gemeinſchaftlich die Dorfſtraße hinunter, Geelhaar etwas verlegen, weil er den zu ſeiner eignen Würdigkeit ſchlecht paſſenden Ruf der Jeſchke beſſer als irgend wer anders kannte. Seine Neugier überwand aber ſeine Verlegenheit, und ſo blieb er denn an der Seite der Alten und ſagte:

„Hübſch is es. Un der Schmetterling ſo natürlich; beinah wie'n Citronenvogel. Aber ich begreiſe Hradſcheck nich, daß er ſie ſo dicht an dem Thurm begraben hat. Was ſoll ſie da? Warum nicht bei den Kindern? Eine Mutter muß doch da liegen, wo die Kinder liegen.“

„Woll, woll, Geelhaar. Awers Hradſcheck is klook. Un he weet ümmer, wat he deiht.“

„Gewiß weiß er das. Er iſt klug. Aber gerade weil er klug iſt . . .“

„Joa, joa.“

„Nu was denn?“

Und der ſechs Fuß hohe Mann beugte ſich zu der alten Hexe nieder, weil er wohl merkte, daß ſie was ſagen wollte.

„Was denn, Mutter Jeſchke?“ wiederholte er ſeine Frage.

„Joa, Geelhaar, wat ſall ick ſeggen? Eccelius möt et weten. Un de hett nu ook wedder de Inſchrift moakt. Awers een is, de weet ümmer noch en beten mihr.“

„Und wer is das? Line?“

„Ne, Line nich. Awers Hradſcheck ſülwſten. Hradſcheck, de will de Kinnings und de Fru nich toſoamen hebb'n. Nich ſo upp enen Hümpel.“

„Nun gut, gut. Aber warum nicht, Mutter Jeſchke?“

„Nu, he denkt, wenn't los geiht.“

Und nun blieb ſie ſtehn und ſetzte dem halb verwundert, halb entſetzt aufhorchenden Geelhaar auseinander, daß die Hradſcheck an dem Tage, „wo's los gehe“, doch natürlich nach ihren Kindern greifen würde, vorausgeſetzt, daß ſie ſie zur Hand habe. „Un dat wull de oll Hradſcheck nich.“

„Aber, Mutter Jeſchke, glaubt Ihr denn an ſo was?“

„Joa, Geelhaar, worümm nich? Worümm ſall ick an ſo wat nich glöwen?“

XVII.

Als das Kreuz aufgerichtet ſtand, es war Nachmittag geworden, kam auch Hradſcheck, ſonntäglich und wie zum Kirchgange gekleidet, und die Neugierigen, an denen den ganzen Tag über, auch als Geelhaar und die Jeſchke längſt fort waren, kein Mangel blieb, ſahen, daß er den Spruch las und die Hände faltete. Das gefiel ihnen ausnehmend, am meiſten aber gefiel ihnen, daß er das theure Kreuz überhaupt beſtellt hatte. Denn Geld ausgeben (und noch dazu viel Geld) war das, was den Tſchechinern als echten Bauern am meiſten imponirte. Hradſcheck verweilte wohl eine Viertelſtunde, pflückte Veilchen, die neben dem Grabhügel aufſproſſen, und ging dann in ſeine Wohnung zurück.

Als es dunkel geworden war, kam Ede mit Licht, fand aber die Thür von innen verriegelt, und als er nun auf die Straße ging, um wie gewöhnlich die Fenſterladen von außen zu ſchließen, ſah er, daß Hradſcheck, eine kleine Lampe mit grünem Klappſchirm vor ſich, auf dem Sopha ſaß und den Kopf ſtützte. So verging der Abend. Auch am andern Tage blieb er auf ſeiner Stube, nahm kaum einen Imbiß, las und ſchrieb, und ließ das Geſchäft gehn, wie's gehen wollte.

„Hür', Jakob," ſagte Male, „dat's joa grad' as ob ſe nu ihrſt dod wihr. Süh doch, wie heh doa ſitt. He kann doch nu nich wedder anfang'n."

„Ne," ſagte Jakob, „dat kann he nich."

Und Ede, der hinzukam und heute gerade ſeinen hochdeutſchen Tag hatte, ſtimmte bei, freilich mit der Einſchränkung, daß er auch von der vorausgegangenen „erſten Trauer" nicht viel wiſſen wollte.

„Wieder anfangen! Ja, was heißt wieder anfangen? Damals war es auch man ſo ſo. Drei Tag' und nich länger. Und paß auf, Male, diesmal knappſt er noch was ab."

Und wirklich, Ede, der aller Dummheit unerachtet ſeinen Herrn gut kannte, behielt Recht, und ehe noch der dritte Tag um war, ließ Hradſcheck die Träumerei fallen und nahm das geſellige Leben wieder auf, das er ſchon während der zurückliegenden Wintermonate geführt hatte. Dazu gehörte, daß er alle vierzehn Tage nach Frankfurt und alle vier Wochen auch mal nach Berlin fuhr, wo er ſich, nach Erledigung ſeiner kaufmänniſchen Geſchäfte, kein anderes Vergnügen als einen Theaterabend gönnte. Deßhalb ſtieg er auch regelmäßig in dem an der Ecke von Hohen-Steinweg und Königsſtraße gelegenen „Gaſthofe zum Kronprinzen" ab, von dem aus er bis zu dem damals in Blüthe ſtehenden Königsſtädtiſchen Theater nur ein paar hundert Schritte hatte. War er dann wieder in Tſchechin zurück, ſo gab er den Freunden und Stammgäſten in der Weinſtube, zu denen jetzt auch Schulze Woytaſch gehörte, nicht blos Scenen aus dem Angely'ſchen „Feſt der Handwerker“ und Holtei's „Altem Feldherrn“ und den „Wienern in Berlin“ zum Beſten, ſondern ſang ihnen auch allerlei Lieder und Arien vor: „War's vielleicht um eins, war's vielleicht um zwei, war's vielleicht drei oder vier.“ Und dann wieder: „In Berlin, ſagt er, mußt Du ſein, ſagt er, immer ſein; ſagt er ꝛc.“ Denn er beſaß eine gute Tenorſtimme. Beſonderes Glück aber, weit über die Singſpiel-Arien hinaus, machte er mit dem Leierkaſtenlied von „Herrn Schmidt und ſeinen ſieben heirathsluſtigen Töchtern“, deſſen erſte Strophe lautete:

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt denn Julchen mit?
„Ein Schleier und ein Federhut,
Das kleidet Julchen gar zu gut.“

Dies Lied von Herrn Schmidt und ſeinen Töchtern war das Entzücken Kunicke's, das verſtand ſich von ſelbſt, aber auch Schulze Woytaſch verſicherte jedem, der es hören wollte: „Für Hradſcheck iſt mir nicht bange; der kann ja jeden Tag aufs Theater. Ich habe Beckmann geſehn; nu ja, Beckmann is gut, aber Hradſcheck is beſſer; er hat noch ſo was, ja wie ſoll ich ſagen, er hat noch ſo was, was Beckmann nicht hat.“

Hradſcheck gewöhnte ſich an ſolchen Beifall, und wenn es ſich auch gelegentlich traf, daß er bei ſeinem Berliner Aufenthalte, während deſſen er allemal eine goldene Brille trug, keine Novität geſehen hatte, ſo kam er doch nie mit leeren Händen zurück, weil er ſich nicht eher zufrieden gab, als bis er an den Schaufenſtern der Buchläden irgend 'was

Komiſches und unbändig Witziges ausgefunden hatte. Das hielt auch nie ſchwer, denn es war gerade die „Glaßbrenner- oder Brennglas-Zeit", und wenn es ſolche Glaßbrenner-Geſchichten nicht ſein konnten, nun, ſo waren es Sammlungen alter und neuer Anekdoten, die damals in kleinen dürftigen Viergroſchen-Büchelchen unter allerhand Namen und Titeln, ſo beiſpielsweiſe als „Brauſepulver", feilgeboten wurden. Ja dieſe Büchelchen fanden bei den Tſchechinern einen ganz beſondern Beifall, weil die darin erzählten Geſchichten immer kurz waren und nie lange auf die Pointe warten ließen, und wenn das Geſpräch mal ſtockte, ſo hatte Kunicke den Stammwitz: „Hradſcheck, ein Brauſepulver."

* * *

Es war Anfang Oktober, als Hradſcheck wieder mal in Berlin war, diesmal auf mehrere Tage, während er ſonſt immer den dritten Tag ſchon wieder nach Hauſe kam. Ede, der mittlerweile das Geſchäft verſah, paßte gut auf den Dienſt, und nur in der Stunde von 1 bis 2, wo ſich kaum ein Menſch im Laden ſehen ließ, gefiel er ſich darin, den Herrn zu ſpielen und, ganz ſo wie Hradſcheck zu thun pflegte, mit auf den Rücken gelegten Händen im Garten auf und ab zu gehen. Das that er auch heute wieder, zugleich aber rief er nach Jakob und trug ihm auf, und zwar in ziemlich befehlshaberiſchem Tone, daß er einen neuen Reifen um die Waſſertonne legen ſolle. Dann ſah er nach den Staarkäſten am Birnbaum und zog einen Zweig zu ſich herab, um noch eine der nachgereiften „Franzoſenbirnen“ zu pflücken. Es war ein Prachtexemplar, in das er ſofort einbiß. Als er aber den Zweig wieder los ließ, ſah er, daß die Jeſchke drüben am Zaune ſtand.

„Dag, Ede.“

„Dag, Mutter Jeſchke.“

„Na, ſchmeckt et?“

„I worümm nich? Is joa 'ne Malvaſier.“

„Joa. Vördem wihr et 'ne Malveſier. Awers nu . . .“

„Nu is et 'ne ‚Franzoſenbeer‘. Ick weet woll. Awers dat's joa all een.“

„Joa, wer weet, Ede. Doa is nu ſo wat mang. Heſte noch nix maarkt?“

Der Junge ließ erſchreckt die Birne fallen, das alte Weib aber bückte ſich danach und ſagte: „Ick meen' joa nich de Beer'. Ick meen ſünnſten.“

„Wat denn? Wo denn?“

„Na, ſo 'rümm um't Huus.“

„Nei, Mutter Jeſchke.“

„Un ook nich unnen in'n Keller? Heſt' noch nix ſiehn o'r hürt?“

„Nei, Mutter Jeſchke. Man blot . . .“

„Un grappſcht ook nich?“

Der Junge war ganz blaß geworden.

„Joa, Mutter Jeſchke, mal wihr mi ſo. Mal wihr mi ſo, as hüll mi wat an de Hacken. Joa, ick glöw, et grappſcht.“

Die Jeſchke ſah ihren Zweck erreicht und lenkte deßhalb geſchickt wieder ein. „Ede, Du biſt ne Bangbüchs. Ick hebb' joa man ſpoaßt. Is joa man all dumm Tüg.“

Und damit ging ſie wieder auf ihr Haus zu und ließ den Jungen ſtehn.

* * *

Drei Tage danach war Hradſcheck wieder aus Berlin zurück, in vergnüglicherer Stimmung als ſeit lange, denn er hatte nicht nur alles Geſchäftliche glücklich erledigt, ſondern auch die Bekanntſchaft einer jungen Dame gemacht, die ſich ſeiner Perſon wie ſeinen Heirathsplänen geneigt gezeigt hatte. Dieſe junge Dame war die Tochter aus einem Deſtillationsgeſchäft, groß und ſtark, mit etwas hervortretenden, immer lachenden Augen, eine Vollblut-Berlinerin. „Forſch und fidel“ war ihre Loſung, der auch ihre Lieblingsredensart: „Ach, das iſt ja zum Todtlachen“ entſprach. Aber dies war nur ſo für alle Tage. Wurd' ihr dann wohliger ums Herz, ſo wurden es auch ihre Redewendungen, und ſie ſagte dann: „I da muß ja 'ne alte Wand wackeln“, oder „Das iſt ja gleich, um einen Puckel zu kriegen.“ Ihr Schönſtes waren Landpartieen einſchließlich geſellſchaftlicher Spiele wie Zeck oder Plumpſack, dazu ſaure Milch mit Schwarzbrot und Heimfahrt mit Stocklaternen und Geſang: „Ein freies Leben führen wir“, „Friſch auf, Kameraden“, „Lützow's wilde verwegene Jagd“ und „Steh' ich in finſtrer Mitternacht“. In Folge welcher ausgeſprochenen Vorliebe ſie ſich in den Kopf geſetzt hatte, nur aufs Land hinaus heirathen zu wollen. Und darüber war ſie 30 Jahr alt geworden, alles blos aus Eigenſinn und Widerſpenſtigkeit. Ihren Namen „Editha“ aber hatte die Mutter in Dittchen abgekürzt.

So die Bekanntſchaft, die Hradſcheck während ſeines letzten Berliner Aufenthaltes gemacht hatte. Mit Editha ſelbſt war er ſo gut wie einig und nur die Eltern hatten noch kleine Bedenken. Aber was bedeutete das? Der Vater war ohnehin daran gewöhnt nicht gefragt zu werden, und die Mutter, die nur wegen der neun Meilen Entfernung noch einigermaßen ſchwankte, wäre keine richtige Mutter geweſen, wenn ſie nicht ſchließlich auch hätte Schwiegermutter ſein wollen.

Alſo Hradſcheck war in beſter Stimmung, und ein Ausdruck derſelben war es, daß er diesmal mit einem beſonders großen Vorrath von Berliner Witzlitteratur nach Tſchechin zurückkehrte, darunter eine komiſche Romanze, die letzten Sonntag erſt vom Hofſchauſpieler Rüthling im Koncertſaale des königlichen Schauſpielhauſes vorgetragen worden war und zwar in einer Matinée, der, neben der ganzen haute volée von Berlin, auch Hradſcheck und Editha beigewohnt hatten. Dieſe Romanze behandelte die berühmte Geſchichte vom Eckenſteher, der einen armen Apothekerlehrling, „weil das Räucherkerzchen partout nicht ſtehn wolle“, Schlag Mitternacht aus dem Schlaf klingelte, welche Geſchichte damals nicht blos die ganze vornehme Welt, ſondern beſonders auch unſern auf alle Berliner Witze ganz wie verſeſſenen Hradſcheck derart hingenommen hatte, daß er die Zeit, ſie ſeinem Tſchechiner Convivium vorzuleſen, kaum erwarten konnte. Nun aber war es ſo weit, und er feierte Triumphe, die faſt noch größer waren, als er zu hoffen gewagt hatte. Kunicke brüllte vor Lachen und bot den dreifachen Preis, wenn ihm Hradſcheck das Büchelchen ablaſſen wolle. „Das müſſ' er ſeiner Frau vorleſen, wenn er nach Hauſe komme, dieſe Nacht noch; ſo was ſei noch gar nicht dageweſen." Und dann ſagte Schulze Woytaſch: „Ja, die Berliner! Ich weiß nicht! Und wenn mir einer tauſend Thaler gäbe, ſo was könnt' ich nich machen. Es ſind doch verflixte Kerls."

Die „Romanze vom Eckenſteher" indeß, ſo glänzend ihr Vortrag abgelaufen war, war doch nur Vorſpiel und Plänkelei geweſen, darin Hradſcheck ſein beſtes Pulver noch nicht verſchoſſen hatte. Sein Beſtes, oder doch das, was er perſönlich dafür hielt, kam erſt nach und war die Geſchichte von einem der politiſchen Polizei zugetheilten Gensdarmen, der einen unter Verdacht des Hochverraths ſtehenden und in der Kurſtraße wohnenden badiſchen Studenten Namens Haitzinger ausfindig machen ſollte, was ihm auch gelang und einige Zeit danach zu der amtlichen Meldung führte, daß er den pp. Haitzinger, der übrigens Blümchen heiße, gefunden habe, trotzdem derſelbe nicht in der Kurſtraße, ſondern auf dem Spittelmarkt wohnhaft und nicht badiſcher Student, ſondern ein ſächſiſcher Leineweber ſei. „Und nun, Ihr Herren und Freunde," ſchloß Hradſcheck ſeine Geſchichte, „dieſer ausbündig geſcheite Gensdarm, wie hieß er? Natürlich Geelhaar, nicht wahr? Aber nein, Ihr Herren, fehlgeſchoſſen, er hieß bloß Müller II. Ich habe mich genau danach erkundigt, ſonſt hätt' ich bis an mein Lebensende geſchworen, daß er Geelhaar geheißen haben müſſe."

Kunicke ſchüttelte ſich und wollte von keinem andern Namen als Geelhaar wiſſen, und als man ſich endlich ausgetobt und ausgejubelt hatte (nur Woytaſch, als Dorfobrigkeit, ſah etwas mißbilligend drein), ſagte Quaas: „Kinder, ſo was haben wir nicht alle Tage, denn Hradſcheck kommt nicht alle Tage von Berlin. Ich denke deßhalb, wir machen noch eine Bowle: drei Moſel, eine Rheinwein, eine Burgunder. Und nicht zu ſüß. Sonſt haben wir morgen Kopfweh. Es iſt erſt halb zwölf, fehlen noch fünf Minuten. Und wenn wir uns 'ran halten, machen wir um Mitternacht die Nagelprobe.“

„Bravo!“ ſtimmte man ein. „Aber nicht zu früh; Mitternacht iſt zu früh.“

Und Hradſcheck erhob ſich, um Ede, der verſchlafen im Laden auf einem vorgezogenen Zuckerkaſten ſaß, in den Keller zu ſchicken und die fünf Flaſchen heraufholen zu laſſen. „Und paß auf, Ede; der Burgunder liegt durcheinander, rother und weißer, der mit dem grünen Lack iſt es.“

Ede rieb ſich den Schlaf aus den Augen, nahm Licht und Korb und hob die Fallthür auf, die zwiſchen den übereinander gepackten Oelfäſſern, und zwar an der einzig frei gebliebenen Stelle, vom Flur her in den Keller führte.

Nach ein paar Minuten war er wieder oben und klopfte vom Laden her an die Thür, zum Zeichen, daß alles da ſei.

„Gleich,“ rief der wie gewöhnlich mitten in einem Vortrage ſteckende Hradſcheck, „gleich“, und trat erſt, als er ſeinen Satz beendet hatte, von der Weinſtube her in den Laden. Hier ſchob er ſich eine ſchon vorher aus der Küche heranbeorderte Terrine bequem zurecht und griff nach dem Korkzieher, um die Flaſchen aufzuziehn. Als er aber den Burgunder in die Hand nahm, gab er dem Jungen, halb ärgerlich halb gutmüthig, einen Tipp auf die Schulter und ſagte: „Biſt ein Döskopp, Ede. Mit grünem Lack, hab' ich Dir geſagt. Und das iſt gelber. Geh und hol' 'ne richtige Flaſche. Wer's nich im Kopp hat, muß es in den Beinen haben."

Ede rührte ſich nicht.

„Nun, Junge, wird es? Mach flink."

„Ick geih nich."

„Du gehſt nich? warum nich?"

„Et ſpökt."

„Wo?"

„Unnen . . . Unnen in'n Keller."

„Junge, biſt Du verrückt? Ich glaube, Dir ſteckt ſchon der Mitternachtsgruſel im Leibe. Rufe Jakob. Oder nein, der is ſchon zu Bett; rufe Male, die ſoll kommen und Dich beſchämen. Aber laß nur."

Und dabei ging er ſelber bis an die Küchenthür und rief hinaus: „Male".

Die Gerufene kam.

„Geh in den Keller, Male."

„Nei, Herr Hradſcheck, ick geih nich."

„Auch Du nich. Warum nich?"

„Et ſpökt."

„Ins Dreideibels Namen, was ſoll der Unſinn?"

Und er verſuchte zu lachen. Aber er hielt ſich dabei nur mit Müh' auf den Beinen, denn ihn ſchwindelte. Zu gleicher Zeit empfand er deutlich, daß er kein Zeichen von Schwäche geben dürfe, vielmehr umgekehrt bemüht ſein müſſe, die Weigerung der Beiden ins Komiſche zu ziehn, und ſo riß er denn die Thür zur Weinſtube weit auf und rief hinein: „Eine Neuigkeit, Kunicke . . .“

„Nu, was giebt's?“

„Unten ſpukt es. Ede will nicht mehr in den Keller und Male natürlich auch nicht. Es ſieht ſchlecht aus mit unſrer Bowle. Wer kommt mit? Wenn zwei kommen, ſpukt es nicht mehr.“

„Wir alle,“ ſchrie Kunicke. „Wir alle. Das giebt einen Hauptſpaß. Aber Ede muß auch mit.“

Und bei dieſen Worten eines der zur Hand ſtehenden Lichter nehmend, zogen ſie — mit Ausnahme von Woytaſch, dem das Ganze mißhagte — brabbelnd und plärrend und in einer Art Proceſſion, als ob einer begraben würde, von der Weinſtube her durch Laden und Flur, und ſtiegen langſam und immer einer nach dem andern die Stufen der Kellertreppe hinunter.

„Alle Wetter, is das ein Loch!“ ſagte Quaas, als er ſich unten umkuckte. „Hier kann einem ja gruslig werden. Nimm nur gleich ein paar mehr mit, Hradſcheck. Das hilft. Je mehr Fidelité, je weniger Spuk.“

Und bei ſolchem Geſpräch, in das Hradſcheck einſtimmte, packten ſie den Korb voll und ſtiegen die Kellertreppe wieder hinauf. Oben aber warf Kunicke, der ſchon ſtark angeheitert war, die ſchwere Fallthür zu, daß es durch das ganze Haus hin dröhnte.

„So, nu ſitzt er drin."

„Wer?"

„Na wer? Der Spuk."

Alles lachte; das Trinken ging weiter, und Mitternacht war lange vorüber, als man ſich trennte.

XVIII.

Hradſcheck, ſonſt mäßig, hatte mit den andern um die Wette getrunken, blos um eine ruhige Nacht zu haben. Das war ihm auch geglückt, und er ſchlief nicht nur feſt, ſondern auch weit über ſeine gewöhnliche Stunde hinaus. Erſt um acht Uhr war er auf. Male brachte den Kaffee, die Sonne ſchien ins Zimmer, und die Sperlinge, die das aus den Häckſelſäcken gefallene Futterkorn aufpickten, flogen, als ſie damit fertig waren, aufs Fenſterbrett und meldeten ſich. Ihre Zwitſchertöne hatten etwas Heitres und Zutrauliches, das dem Hausherrn, der ihnen reichlich Semmelkrume zuwarf, unendlich wohl that, ja, faſt war's ihm, als ob er ihren Morgengruß verſtände: „Schöner Tag heute, Herr Hradſcheck; friſche Luft; alles leicht nehmen!“

Er beendete ſein Frühſtück und ging in den Garten. Zwiſchen den Buchsbaum-Rabatten ſtand viel Ritterſporn, halb noch in Blüthe, halb ſchon in Samenkapſeln, und er brach eine der Kapſeln ab und ſtreute die ſchwarzen Körnchen in ſeine Handfläche. Dabei fiel ihm, wie von ungefähr, ein, was ihm Mutter Jeſchke vor Jahr und

Tag einmal über Farrnkrautſamen und Sich-unſichtbarmachen geſagt hatte. „Farrnkrautſamen in die Schuh geſtreut . . .“ Aber er mocht' es nicht ausdenken und ſagte, während er ſich auf eine neuerdings um den Birnbaum herum angebrachte Bank ſetzte: „Farrnkrautſamen! Nun fehlt blos noch das Licht vom ungebornen Lamm. Alles Altweiberſchwatz. Und wahrhaftig, ich werde noch ſelber ein altes Weib . . . Aber da kommt ſie . . .“

Wirklich, als er ſo vor ſich hinredete, kam die Jeſchke zwiſchen den Spargelbeeten auf ihn zu.

„Dag, Hradſcheck. Wie geiht et? Se kümmen joa goar nich mihr.“

„Ja, Mutter Jeſchke, wo ſoll die Zeit herkommen? Man hat eben zu thun. Und der Ede wird immer dummer. Aber ſetzen Sie ſich. Hierher. Hier iſt Sonne.“

„Nei, loatens man, Hradſcheck, loatens man. Ick ſitt ſchon ſo veel. Awers Se möten ſitten bliewen.“ Und dabei malte ſie mit ihrem Stock allerlei Figuren in den Sand.

Hradſcheck ſah ihr zu, ohne ſeinerſeits das Wort zu nehmen, und ſo fuhr ſie nach einer Pauſe fort: „Joa, veel to dohn is woll. Wihr joa giſtern wedder Klock een. Kunicke kunn woll wedder nich los koamen? Den kenn' ick. Na, ſien Vader, de oll Kunicke, wihr ook ſo. Man blot noch en beten mihr.“

„Ja,“ lachte Hradſcheck, „ſpät war es. Un denken Sie ſich, Mutter Jeſchke, Klock zwölf oder ſo herum ſind wir noch fünf Mann hoch in den Keller geſtiegen. Und warum? Weil der Ede nicht mehr wollte.“

„Nu, ſüh eens. Un worümm wull he nich?“

„Weil's unten ſpuke. Der Junge war wie verdreht mit ſeinem ewigen ‚et ſpökt‘ und ‚et grappſcht‘. Und weil er dabei blieb und wir unſre Bowle doch haben wollten, ſo ſind wir am Ende ſelber gegangen."

„Nu, ſüh eens," wiederholte die Alte. „Hätten em ſalln 'ne Muulſchell gewen."

„Wollt' ich auch. Aber als er ſo daſtand und zitterte, da konnt' ich nicht. Und dann dacht' ich auch . . ."

„Ach wat, Hradſcheck, is joa all dumm Tüg . . . Un wenn et wat is, na, denn möt' et de Franzos ſinn."

„Der Franzoſe?"

„Joa, de Franzos. Kuckens moal; de Ihrd geiht hier ſo'n beten dahl. He moak woll en beten rutſcht ſinn."

„Rutſcht ſinn", wiederholte Hradſcheck und lachte mit der Alten um die Wette. „Ja, der Franzos iſt gerutſcht. Alles gut. Aber wenn ich nur den Jungen erſt wieder in Ordnung hätt'. Der macht mir das ganze Dorf rebelliſch. Und wie die Leute ſind, wenn ſie von Spuk hören, da wird ihnen ungemüthlich. Und dann kommt zuletzt auch die dumme Geſchichte wieder zur Sprache. Sie wiſſen ja . . ."

„Woll, woll, ick weet."

„Und dann, Mutter Jeſchke, Spuk iſt Unſinn. Natürlich. Aber es giebt doch welche . . ."

„Joa, joa."

„Es giebt doch welche, die ſagen: Spuk iſt nicht Unſinn. Wer hat nu Recht? Nu mal heraus mit der Sprache."

Der Alten entging nicht, in welcher Pein und Beklemmung Hradſcheck war, weshalb ſie, wie ſie ſtets zu thun pflegte, mit einem „ja" antwortete, das ebenſo gut ein „nein", und mit einem „nein", das ebenſo gut ein „ja" ſein konnte.

„Mien leew Hradſcheck," begann ſie, „Se wullen wat weten von mi. Joa, wat weet ick? Spök! Gewen moak et joa woll ſo wat. Un am Enn' ook wedder nich. Un ick ſegg' ümmer: wihr ſich jrult, för den is et wat, und wihr ſich nich jrult, för den is et nix."

Hradſcheck, der mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit gefolgt war, nickte zuſtimmend, während die ſich plötzlich neben ihn ſetzende Alte mit wachſender Vertraulichkeit fortfuhr: „Ick will Se wat ſeggen, Hradſcheck. Man möt man blot Kuraſch hebben. Un Se hebben joa. Wat is Spök? Spök, dat's grad ſo, as wenn de Müüſ' knabbern. Wihr ümmer hinhürt, na, de ſlöppt nich; wihr awers ſo bi ſich ſeggen deiht: ‚na, worümm ſolln ſe nich knabbern', de ſlöppt."

Und bei dieſen Worten erhob ſie ſich raſch wieder und ging, zwiſchen den Beeten hin, auf ihre Wohnung zu. Mit einem Mal aber blieb ſie ſtehn und wandte ſich wieder, wie wenn ſie 'was vergeſſen habe. „Hürens, Hradſcheck, wat ick Se noch ſeggen wull, unſ' Line kümmt ook wedder. Se hett giſtern ſchrewen. Wat mienens? De wihr ſo wat för Se."

„Geht nicht, Mutter Jeſchke. Was würden die Leute ſagen? Un is auch eben erſt ein Jahr."

„Woll. Awers ſe kümmt ook ihrſt um Martini 'rümm . . . Und denn, Hradſcheck, Se bruken ſe joa nich glieks to frijen."

XIX.

„De Franzos is rutſcht,“ hatte die Jeſchke geſagt und war dabei wieder ſo ſonderbar vertraulich geweſen, alles mit Abſicht und Berechnung. Denn wenn das Geſpräch auch noch nachwirkte, darin ihr, vor länger als einem Jahr, ihr ſonſt ſo gefügiger Nachbar mit einer Verläumdungsklage gedroht hatte, ſo konnte ſie, trotz alledem, von der Angewohnheit nicht laſſen, in dunklen Andeutungen zu ſprechen, als wiſſe ſie was und halte nur zurück.

„Verdammt!“ murmelte Hradſcheck vor ſich hin. „Und dazu der Ede mit ſeiner ewigen Angſt.“

Er ſah deutlich die ganze Geſchichte wieder lebendig werden, und ein Schwindel ergriff ihn, wenn er an all das dachte, was bei dieſem Stande der Dinge jeder Tag bringen konnte.

„Das geht ſo nicht weiter. Er muß weg. Aber wohin?“

Und bei dieſen Worten ging Hradſcheck auf und ab und überlegte.

„Wohin? Es heißt, er liege in der Oder. Und dahin muß er . . . je eher je lieber . . . Heute noch.

Aber ich wollte, dies Stück Arbeit wäre gethan. Damals ging es, das Meſſer ſaß mir an der Kehle. Aber jetzt! Wahrhaftig, das Einbetten war nicht ſo ſchlimm, als es das Umbetten iſt.“

Und von Angſt und Unruhe getrieben, ging er auf den Kirchhof und trat an das Grab ſeiner Frau. Da war der Engel mit der Fackel und er las die Inſchrift. Aber ſeine Gedanken konnten von dem, was er vorhatte, nicht los, und als er wieder zurück war, ſtand es feſt: „Ja, heute noch . . . Was du thun willſt, thue bald.“

Und dabei ſann er nach, wie's geſchehn müſſe.

„Wenn ich nur etwas Farrnkraut hätt'. Aber wo giebt es Farrnkraut hier? Hier wächſt ja blos Gras und Gerſte, weiter nichts, und ich kann doch nicht zehn Meilen in der Welt herumkutſchiren, blos um mit einem großen Buſch Farrnkraut wieder nach Hauſe zu kommen. Und warum auch? Unſinn iſt es doch.“

Er ſprach noch ſo weiter. Endlich aber entſann er ſich, in dem benachbarten Guſower Park einen ganzen Wald von Farrnkraut geſehn zu haben. Und ſo rief er denn in den Hof hinaus und ließ anſpannen.

Um Mittag kam er zurück, und vor ihm, auf dem Rückſitz des Wagens, lag ein rieſiger Farrnkrautbuſch. Er kratzte die Samenkörnchen ab und that ſie ſorglich in eine Papierkapſel und die Kapſel in ein Schubfach. Dann ging er noch einmal alles durch, was er brauchte, trug das Grabſcheit, das für gewöhnlich neben der Gartenthür ſtand, in den Keller hinunter und war wie verwandelt, als er mit dieſen Vorbereitungen fertig war.

Er pfiff und trällerte vor ſich hin und ging in den Laden.

„Ede, Du kannſt heute Nachmittag ausgehn. In Guſow iſt Jahrmarkt mit Karouſſel und ſind auch Kunſtreiter da, das heißt Seiltänzer. Ich hab' heute Vormittag das Seil ſpannen ſehn. Und vor acht brauchſt Du nicht wieder hier zu ſein. Da nimm, das iſt für Dich, und nun amüſire Dich gut. Und is auch 'ne Waffelbude da, mit Eierbier und Punſch. Aber hübſch mäßig, nich zu viel; hörſt Du, keine Dummheiten machen."

Ede ſtrahlte vor Glück, machte ſich auf den Weg und war Punkt acht wieder da. Zugleich mit ihm kamen die Stammgäſte, die, wie gewöhnlich, ihren Platz in der Weinſtube nahmen. Einige hatten ſchon erfahren, daß Hradſcheck am Vormittag in Guſow geweſen und mit einem großen Buſch Farrnkraut zurückgekommen ſei.

„Was Du nur mit dem Farrnkraut willſt?" fragte Kunicke.

„Anpflanzen."

„Das wuchert ja. Wenn das drei Jahr in Deinem Garten ſteht, weißt Du vor Unkraut nicht mehr, wo du hin ſollſt."

„Das ſoll es auch. Ich will einen hohen Zaun davon ziehn. Und je raſcher es wächſt, deſto beſſer."

„Na, ſieh Dich vor damit. Das iſt wie die Waſſerpeſt; wo ſich das mal eingeniſtet hat, iſt kein Auskommen mehr. Und vertreibt Dich am Ende von Haus und Hof."

Alles lachte, bis man zuletzt auf die Kunſtreiter zu ſprechen kam und an Hradſcheck die Frage richtete, was er denn eigentlich von ihnen geſehen habe?

„Blos das Seil. Aber Ede, der heute Nachmittag da war, der wird wohl Augen gemacht haben.“

Und nun erzählte Hradſcheck des Breiteren, daß der, dem die Truppe jetzt gehöre, des alten Kolter Schwiegerſohn ſei, ja, die Frau deſſelben nenne ſich noch immer nach dem Vater und habe den Namen ihres Mannes gar nicht angenommen.

Er ſagte das alles ſo hin, wie wenn er die Kolters ganz genau kenne, was den Oelmüller zu verſchiedenen Fragen über die berühmte Seiltänzerfamilie veranlaßte. Denn Springer und Kunſtreiter waren Quaaſens unentwegte Paſſion, ſeit er als zwanzigjähriger Junge mal auf dem Punkte geſtanden hatte, mit einer Kunſtreiterin auf und davon zu gehn. Seine Mutter jedoch hatte Wind davon gekriegt und ihn nicht blos in den Milchkeller geſperrt, ſondern auch den Direktor der Truppe gegen ein erhebliches Geldgeſchenk veranlaßt, die „gefährliche Perſon“ bis nach Reppen hin vorauszuſchicken. All das, wie ſich denken läßt, gab auch heute wieder Veranlaſſung zu vielfachen Neckereien und um ſo mehr, als Quaas ohnehin des Vorzugs genoß, Stichblatt der Tafelrunde zu ſein.

„Aber was is das mit Kolter?“ fragte Kunicke. „Du wollteſt von ihm erzählen, Hradſcheck. Is es ein Reiter oder ein Springer?“

„Blos ein Springer. Aber was für einer!“

Und nun fing Hradſcheck an, eine ſeiner Hauptgeſchichten zum Beſten zu geben, die vom alten Kolter nämlich, der Anno 14 ſchon ſehr berühmt und mit in Wien auf dem Kongreß geweſen ſei.

„Was, was? Mit auf dem Kongreß?“

„Verſteht ſich. Und warum nicht?“

„Auf dem Kongreß alſo.“

Und da habe denn, ſo fuhr Hradſcheck fort, der König von Preußen zum Kaiſer von Rußland geſagt: „Höre, Bruderherz, was Du von Deinem Stigliſcheck auch ſagen magſt, Kolter iſt doch beſſer, Parole d'honneur, Kolter iſt der erſte Springer der Welt, und was ihm auch paſſiren mag, er wird ſich immer zu helfen wiſſen.“ Und als nun der Kaiſer von Rußland das beſtritten, da hätten ſie gewettet, und wäre blos die Bedingung geweſen, daß nichts vorher geſagt werden ſolle. Das hätten ſie denn auch gehalten. Und als nun Kolter halb ſchon das zwiſchen zwei Thürmen ausgeſpannte Seil hinter ſich gehabt habe, da ſei mit einem Male, von der andern Seite her, ein andrer Seiltänzer auf ihn losgekommen, das ſei Stigliſcheck geweſen, und keine Minute mehr, da hätten ſie ſich gegenüber geſtanden und der Ruſſe, was ihm auch keiner verdenken könne, habe blos geſagt: „Alles perdu, Bruder: Du verloren, ich verloren.“ Aber Kolter habe nur gelacht und ihm was ins Ohr geflüſtert, einige ſagen einen frommen Spruch, andre aber ſagen das Gegentheil, und ſei dann mit großer Anſtrengung und Geſchicklichkeit zehn Schritte rückwärts gegangen, während der andre ſich niedergehuckt habe. Und nun habe Kolter einen Anlauf genommen und ſei mit eins, zwei, drei über den andern weggeſprungen. Da ſei denn ein furchtbares Beifallklatſchen geweſen und einige hätten laut geweint und immer wieder und wieder geſagt, „das ſei mehr als Napoleon“. Und der Kaiſer von Rußland habe ſeine Wette verloren und auch wirklich bezahlt.

„Wird er wohl, wird er wohl,“ ſagte Kunicke. „Der Ruſſe bezahlt immer. Hat's ja . . . Bravo, Hradſcheck; bravo!“

So war Hradſcheck mit Beifall belohnt worden und hatte von Viertelſtunde zu Viertelſtunde noch vieles Andre zum Beſten gegeben, bis endlich um elf die Stammgäſte das Haus verließen.

* * *

Ede war ſchon zu Bett geſchickt und in dem weiten Hauſe herrſchte Todesſtille. Hradſcheck ſchritt auf und ab in ſeiner Stube, mußte ſich aber ſetzen, denn der Aufregungen dieſes Tages waren ſo viele geweſen, daß er ſich, trotz feſter Nerven, einer Ohnmacht nahe fühlte. So lang er drüben Geſchichten erzählt hatte, munterer und heiterer, ſo wenigſtens ſchien es, als je zuvor, war kein Tropfen Wein über ſeine Lippen gekommen, jetzt aber nahm er Kognak und Waſſer und fühlte, wie Kraft und Entſchloſſenheit ihm raſch wiederkehrten. Er ging auf das Schubfach zu, drin er das Kapſelchen verſteckt hatte, zog gleich danach ſeine Schuh' aus und pulverte von dem Farnkrautſamen hinein.

„So!“

Und nun ſtand er wieder in ſeinen Schuhen und lachte.

„Will doch mal die Probe machen! Wenn ich jetzt unſichtbar bin, muß ich mich auch ſelber nicht ſehen können.“

Und das Licht zur Hand nehmend, trat er vor den ſchmalen Trumeau mit dem weißlackirten Rahmen und ſah hinein und nickte ſeinem Spiegelbilde zu. „Guten Tag, Abel Hradſcheck. Wahrhaftig, wenn alles ſo viel hilft, wie der Farrnkrautſamen, ſo werd' ich nicht weit kommen und blos noch das angenehme Gefühl haben, ein Narr geweſen zu ſein und ein Dummkopf, den ein altes Weib genasführt hat. Die verdammte Hexe! Warum lebt ſie? Wäre ſie weg, ſo hätt' ich längſt Ruh' und brauchte dieſen Unſinn nicht. Und brauchte nicht . . ." Ein Gruſel überlief ihn, denn das Furchtbare, was er vorhatte, ſtand mit einem Male wieder vor ſeiner Seele. Raſch aber bezwang er ſich. „Eins kommt aus dem andern. Wer A ſagt, muß B ſagen."

Und als er ſo geſprochen und ſich wieder zurecht gerückt hatte, ging er auf einen kleinen Eckſchrank zu und nahm ein Laternchen heraus, das er ſich ſchon vorher durch Ueberkleben mit Papier in eine Art Blendlaterne umgewandelt hatte. Die Alte drüben ſollte den Lichtſchimmer nicht wieder ſehn und ihn nicht zum wievielſten Male mit ihrem „ick weet nich, Hradſcheck, wihr et in de Stuw or wihrt et in'n Keller" in Wuth und Verzweiflung bringen. Und nun zündete er das Licht an, knipſte die Laternenthür wieder zu und trat raſch entſchloſſen auf den Flur hinaus. Was er brauchte, darunter auch ein Stück alter Teppich, aus langen Tuchſtreifen geflochten, lag längſt unten in Bereitſchaft.

„Vorwärts, Hradſchreck!"

Und zwiſchen den großen Oelfäſſern hin ging er bis an den Kellereingang, hob die Fallthür auf und ſtieg langſam und vorſichtig die Stufen hinunter. Als er aber unten war, ſah er, daß die Laterne, trotz der angebrachten Verblendung, viel zu viel Licht gab und nach oben hin, wie aus einem Schlot, einen hellen Schein warf. Das durfte nicht ſein, und ſo ſtieg er die Treppe wieder hinauf, blieb aber in halber Höhe ſtehn und griff blos nach einem ihm in aller Bequemlichkeit zur Hand liegenden Brett, das hier an das nächſtliegende Oelfaß herangeſchoben war, um die ganze Reihe der Fäſſer am Rollen zu verhindern. Es war nur ſchmal, aber doch gerade breit genug, um unten das Kellerfenſter zu ſchließen.

„Nun mag ſie ſich drüben die Augen ausgucken. Meinetwegen. Durch ein Brett wird ſie ja wohl nicht ſehn können. Ein Brett iſt beſſer als Farrnkrautſamen . . .“

Und damit ſchloß er die Fallthür und ſtieg wieder die Stufen hinunter.

XX.

Ede war früh auf und bediente ſeine Kunden. Dann und wann ſah er nach der kleinen im Nebenzimmer hängenden Uhr, die ſchon auf ein Viertel nach acht zeigte.

„Wo der Alte nur bleibt?“

Ede durfte die Frage ſchon thun, denn für gewöhnlich erſchien Hradſcheck mit dem Glockenſchlage ſieben, wünſchte guten Morgen und öffnete die nach der Küche führende kleine Thür, was für die Köchin allemal das Zeichen war, daß ſie den Kaffee bringen ſolle. Heut aber ließ ſich kein Hradſcheck ſehn, und als es nah an neun heran war, ſteckte ſtatt ſeiner nur Male den Kopf in den Laden hinein und ſagte:

„Wo he man bliewt, Ede?“

„Weet nich.“

„Ick will geihn un en beten an ſine Dhör bullern.“

„Joa, dat dhu man.“

Und wirklich, Male ging, um ihn zu wecken. Aber ſie kam in großer Aufregung wieder. „He is nich doa, nich in de Vör- un ook nich in de Hinner-Stuw. Allens open un keene Dhör to.“

„Un ſien Bett?“ fragte Ede.

„Allens glatt un ungeknüllt. He's goar nich in weſt.“

Ede kam nun auch in Unruhe. Was war zu thun? Er, wie Male, hatten ein unbeſtimmtes Gefühl, daß etwas ganz Abſonderliches geſchehen ſein müſſe, worin ſie ſich durch den ſchließlich ebenfalls erſcheinenden Jakob nur noch beſtärkt ſahen. Nach einigem Berathen kam man überein, daß Jakob zu Kunicke hinübergehn und wegen des Abends vorher anfragen ſolle; Kunicke müſſ' es wiſſen, der ſei immer der Letzte. Male dagegen ſolle raſch nach dem Krug laufen, wo Gensdarm Geelhaar um dieſe Stunde zu frühſtücken und der alten Krüger'ſchen, die manchen Sturm erlebt hatte, ſchöne Dinge zu ſagen pflegte. Das geſchah denn auch alles, und keine Viertelſtunde, ſo ſah man Geelhaar die Dorfſtraße herunter kommen, mit ihm Schulze Woytaſch, der ſich, einer abzuhaltenden Verſammlung halber, zufällig ebenfalls im Kruge befunden hatte. Vor Hradſcheck's Thür trafen Beide mit Kunicke zuſammen. Man begrüßte ſich ſtumm und überſchritt mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Schwelle.

Drin im Hauſe hatte ſich mittlerweile die Scene verändert.

Ede, der noch eine Zeit lang in allen Ecken und Winkeln umhergeſucht hatte, ſtand jetzt, als die Gruppe ſich näherte, mitten auf dem Flur und wies auf ein großes Oelfaß, das um ein Geringes vorgerollt war, nur zwei Fingerbreit, nur bis an den großen Eiſenring, aber doch gerade weit genug, um die Fallthür zu ſchließen.

„Doa ſitt he in,“ ſchrie der Junge.

„Schrei' nicht ſo!" fuhr ihn Schulze Woytaſch an. Und Kunicke ſetzte mit mehr Derbheit, aber auch mit größerer Gemüthlichkeit hinzu: „Halt's Maul, Junge."

Dieſer jedoch war nicht zur Ruh zu bringen, und ſein bischen Schläfenhaar immer mehr in die Höh' ſchiebend, fuhr er in demſelben Weinertone fort: „Ick weet allens. Dat's de Spök. De Spök hett noah em grappſcht. Un denn wull he 'rut un kunn nich."

Um dieſe Zeit war auch Eccelius aus der Pfarre herüber gekommen, leichenblaß und ſo von Ahnungen geängſtigt, daß er, als man das Faß jetzt zurückgeſchoben und die Fallthür geöffnet hatte, nicht mit hinunterſteigen mochte, ſondern erſt in den Laden und gleich darnach auf die Dorfgaſſe hinaus trat.

Geelhaar und Schulze Woytaſch, ſchon von Amtswegen auf beſſre Nerven geſtellt, hatten inzwiſchen ihren Abſtieg bewerkſtelligt, während Kunicke, mit einem Licht in der Hand, von oben her in den Keller hineinleuchtete. Da nicht viele Stufen waren, ſo konnt' er das Nächſte bequem ſehn: unten lag Hradſcheck, allem Anſcheine nach todt, ein Grabſcheit in der Hand, die zerbrochene Laterne daneben. Unſer alter Anno-Dreizehner ſah ſich bei dieſem Anblick ſeiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit entriſſen, erholte ſich aber und kroch, unten angekommen, in Gemeinſchaft mit Geelhaar und Woytaſch auf die Stelle zu, wo hinter einem Lattenverſchlage der Weinkeller war. Die Thür ſtand auf, etwas Erde war aufgegraben, und man ſah Arm und Hand eines hier Verſcharrten. Alles andre war noch verdeckt. Aber freilich, was ſichtbar war, war gerade genug, um alles Geſchehene klar zu legen.

Keiner ſprach ein Wort, und mit einem ſcheuen Seitenblick auf den entſeelt am Boden Liegenden ſtiegen alle drei die Treppe wieder hinauf.

Auch oben, wo ſich Eccelius ihnen wieder geſellte, blieb es bei wenig Worten, was ſchließlich nicht Wunder nehmen konnte. Waren doch alle, mit alleiniger Ausnahme von Geelhaar, viel zu befreundet mit Hradſcheck geweſen, als daß ein Geſpräch über ihn anders als peinlich hätte verlaufen können. Peinlich und mit Vorwürfen gegen ſich ſelbſt gemiſcht. Warum hatte man bei der gerichtlichen Unterſuchung nicht beſſer aufgepaßt, nicht ſchärfer geſehn? Warum hatte man ſich hinters Licht führen laſſen?

Nur das Nöthigſte wurde feſtgeſtellt. Dann verließ man das durch ſo viele Jahre hin mit Vorliebe beſuchte Haus, das nun für jeden ein Haus des Schreckens geworden war. Kunicke ſchritt quer über den Damm auf ſeine Wohnung, Eccelius auf ſeine Pfarre zu. Woytaſch war mit ihm.

„Das Küſtriner Gericht,“ hob Eccelius an, „wird nur wenig noch zu ſagen haben. Alles iſt klar und doch iſt nichts bewieſen. Er ſteht vor einem höheren Richter.“

Woytaſch nickte. „Höchſtens noch, was aus der Erbſchaft wird,“ bemerkte dieſer und ſah vor ſich hin. „Er hat keine Verwandte hier herum und die Frau, ſo mir recht is, auch nich. Vielleicht, daß es der Pohlſche wiederkriegt. Aber das werden die Tſchechiner nich wollen.“

Eccelius erwiderte: „Das alles macht mir keine Sorge. Was mir Sorge macht, iſt blos das: wie kriegen wir ihn unter die Erde und wo. Sollen wir ihn unter die guten Leute legen, das geht nicht, das leiden die Bauern nicht und machen uns eine Kirchhofs-Revolte. Und was das Schlimmſte iſt, haben auch Recht dabei. Und ſein Feld wird auch keiner dazu hergeben wollen. Eine ſolche Stelle mag niemand auf ſeinem ehrlichen Acker haben.“

„Ich denke,“ ſagte der Schulze, „wir bringen ihn auf den Kirchhof. Bewieſen iſt am Ende nichts. Im Garten liegt der Franzos, und im Keller liegt der Pohlſche. Wer will ſagen, wer ihn da hingelegt hat? Keiner weiß es, nicht einmal die Jeſchke. Schließlich iſt alles blos Verdacht. Auf den Kirchhof muß er alſo. Aber ſeitab, wo die Neſſeln ſtehn und der Schutt liegt.“

„Und das Grab der Frau?“ fragte Eccelius. „Was wird aus dem? Und aus dem Kreuz?“

„Das werden ſie wohl umreißen, da kenn' ich meine Tſchechiner. Und dann müſſen wir thun, Herr Paſtor, als ſähen wir's nicht. Kirchhofsordnung iſt gut, aber der Menſch verlangt auch ſeine Ordnung.“

„Brav, Schulze Woytaſch!“ ſagte Eccelius und gab ihm die Hand. „Immer 's Herz auf dem rechten Fleck!“

* * *

Geelhaar war im Hradſcheck'ſchen Hauſe zurückgeblieben. Er hatte den Polizei-Kehrmichnichtdran und machte nicht viel von der Sache. Was war es denn auch groß? Ein Fall mehr. Darüber ging die Welt noch lange nicht aus den Fugen. Und ſo ging er denn in den Laden, legte die Hand auf Ede's Kopf und ſagte: „Hör', Ede, das war heut ein bischen ſcharf. So zwei Dodige gleich Morgens um neun! Na, ſchenk' mal 'was ein. Was nehmen wir denn?"

„Na, 'nen Rum, Herr Geelhaar."

„Nei, Rum is mir heute zu ſchwach. Gieb erſt 'nen Kognak. Und dann ein' Rum."

Ede ſchenkte mit zitternder Hand ein. Geelhaar's Hand aber war um ſo ſicherer. Als er ein paar Gläſer geleert hatte, ging er in den Garten und ſpazierte drin auf und ab, als ob nun alles ſein wäre. Das ganze Grundſtück erſchien ihm wie herrenloſer Beſitz, drin man ſich ungenirt ergehen könne.

Die Jeſchke, wie ſich denken läßt, ließ auch nicht lang auf ſich warten. Sie wußte ſchon alles und ſah mal wieder über den Zaun.

„Dag, Geelhaar."

„Dag, Mutter Jeſchke . . . Nu, was macht Line?"

„De kümmt to Martini. Se brukt ſich joa nu nich mihr to jrulen."

„Vor Hradſcheck?" lachte Geelhaar.

„Joa. Vor Hradſcheck. Awers nu ſitt he joa faſt."

„Das thut er. Und gefangen in ſeiner eigenen Falle."

„Joa, joa. De oll Voß! Nu kümmt he nich wedder rut. Fien wihr he. Awers to fien, loat man ſien!"

* * *

Was noch geſchehen mußte, geſchah ſtill und raſch, und ſchon um die neunte Stunde des folgenden Tages trug Eccelius nachſtehende Notiz in das Tſchechiner Kirchenbuch ein:

„Heute, den 3. Oktober, früh vor Tagesanbruch, wurde der Kaufmann und Gaſthofsbeſitzer Abel Hradſcheck ohne Sang und Klang in den hieſigen Kirchhofsacker gelegt. Nur Schulze Woytaſch, Gensdarm Geelhaar und Bauer Kunicke wohnten dem ſtillen Begräbnißakte bei. Der Todte, ſo nicht alle Zeichen trügen, wurde von der Hand Gottes getroffen, nachdem es ihm gelungen war, den ſchon früher gegen ihn wach gewordenen Verdacht durch eine beſondere Klugheit wieder zu beſchwichtigen. Er verfing ſich aber ſchließlich in ſeiner Liſt und grub ſich, mit dem Grabſcheit in der Hand, in demſelben Augenblicke ſein Grab, in dem er hoffen durfte, ſein Verbrechen für immer aus der Welt geſchafft zu ſehn. Und bezeugte dadurch auf's Neue die Spruchweisheit: ‚Es iſt nichts ſo fein geſponnen, 's kommt doch alles an die Sonnen.‘“

Neue Prachtwerke:

Shakeſpeare-Gallerie.

Fünfzehn Bilder
von
Ad. Menzel, C. u. F. Piloty, Ed. Grützner, P. Thumann u. A.
Mit begleitendem Text von Dr. M. Ehrlich.
Preis in eleg. Einbande 15 Mark.

Das Buch
von der

Königin Luiſe.

Von
Dr. Georg Horn.
Mit neun Photographien, Porträts und zeitgeſchichtlichen Abbildungen im Text.
Dritte, verbeſſerte Auflage.
Prachtausgabe in Folio.
Preis 20 Mark.

Julius Wolff's
Aventiure

Der Rattenfänger von Hameln.

Illuſtrirt von
Paul Thumann.
Folioformat. In Prachtband gebunden 25 Mark.

Bodenſtedt's

Album deutſcher Kunſt u. Dichtung.

Sechſte vollſtändig umgeſtaltete Auflage.

Mit Randzeichnungen, zahlreichen Textilluſtrationen und 6 Heliogravüren.
Preis in Prachtband 12 Mark.

Tegnér's

Frithjofsſage.

Ueberſetzt von **G. Mohnike.**
Illuſtrirt von
Ernſt Roeber.
Preis gebunden 12 Mark.

Tennyſon's

Enoch Arden.

Illuſtrirt von
Paul Thumann.
Dritte, verbeſſerte Auflage.
Folioformat. In Prachtbd. geb. 10 M.

Voſſen's Luiſe.

Ein ländliches Idyll in drei Geſängen.

Mit 6 Bildern von Arthur v. Ramberg u. P. Thumann.
Folioformat in eleg. Einband mit Goldſchnitt.
Preis 12 Mark.

Goethe's

Hermann und Dorothea.

Mit 8 Bildern nach Arthur von Ramberg.
Folioformat, in elegantem Einband mit Goldſchnitt. Preis 12 Mark.

Berlin.

G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.

Fünf Schlösser.

Altes und Neues

aus

Mark Brandenburg.

Von

Theodor Fontane.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1889.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BERLIN

E 1962. 1656

Vorwort.

Fünf Schlöſſer! Fünf Herrenſitze wäre vielleicht die richtigere Bezeichnung geweſen, aber unſere Mark, die von jeher wenig wirkliche Schlöſſer beſaß, hat auf dieſem wie auf jedem Gebiet, immer den Muth der ausgleichenden höheren Titulatur gehabt und ſo mag denn auch dieſem märkiſchen Buche ſein vielleicht anfechtbarer, weil zu hoch greifender Titel zu gute gehalten werden. Nur Plane war wohl wirklich ein Schloß.

Das Buch einfach als eine Fortſetzung meiner „Wanderungen“ zu bezeichnen oder gar in dieſe direkt einzureihen, iſt mit allem Vorbedacht von mir vermieden worden, da, trotz leicht erkennbarer Verwandtſchaft, doch auch erhebliche Verſchiedenheiten zu Tage treten. Zu den Wanderungen wird wirklich gewandert, und wie häufig ich das Ränzel abthun und den Wanderſtab aus der Hand legen mag, um die Geſchichte von Ort oder Perſon erſt zu hören und dann weiter zu erzählen, immer bin ich unterwegs, immer in Bewegung und am liebſten ohne vorgeſchriebene Marſchroute, ganz nach Luſt und Laune. Das alles liegt hier anders und wenn ich meine Wanderungen vielleicht als Plaudereien oder Feuilletons bezeichnen darf, ſo ſind dieſe „Fünf Schlöſſer“ eben ſo viele hiſtoriſche Spezialarbeiten, Eſſays, bei deren Niederſchreibung ich um reicherer Stoffeinheimſung und noch häufiger um beſſeren Kolorits willen, eine beſtimmte Fahrt oder Reiſe machte, nicht eine Wanderung.

Zu meiner beſonderen Freude hat ein glücklicher Zufall es ſo gefügt, daß die zu verſchiedenen Zeiten und ohne

Rückſicht auf ein Ganzes entſtandenen Einzelarbeiten, in ihrer Geſammtheit ſchließlich doch ein Zuſammenhängendes bilden, eine genau durch fünf Jahrhunderte hin fortlaufende Geſchichte von Mark Brandenburg, die, mit dem Tode Kaiſer Karls IV. beginnend, mit dem Tode des Prinzen Carl und ſeines berühmteren Sohnes (Friedrich Karl) ſchließt und an keinem Abſchnitt unſerer Hiſtorie, weder an der joachimiſchen noch an der friedericianiſchen Zeit, weder an den Tagen des Großen Kurfürſten noch des Soldatenkönigs, am wenigſten aber an den Kämpfen und Geſtaltungen unſerer eigenen Tage völlig achtlos vorüber geht. Freilich nicht jeder Abſchnitt, mit vielleicht alleiniger Ausnahme des erſten (der Quitzowzeit), kommt zu ſeinem Recht, aber doch immerhin zur Erwähnung, und wenn ſich auf dem Gebiete der eigentlichen Landesgeſchichte ſicherlich breiteſte Lücken finden, ſo finden ſich dafür auch Mittheilungen und Beiträge, die vielleicht geeignet ſind, auf dem Gebiete der Culturhiſtorie vorhandene Lücken zu ſchließen.

Vielen Gönnern und Freunden — und nicht zum letzten der bei meinen vielen Anfragen nie läſſig oder ungeduldig werdenden Lehrerſchaft von Wilsnack und Umgegend — bin ich für ihre freundliche Mitarbeit zu lebhaftem Danke verpflichtet, am meiſten freilich den Familien Knyphauſen (auf Lützburg in Oſtfriesland) und Eulenburg, ohne deren Hülfe die Kapitel Hoppenrade und Liebenberg nicht geſchrieben werden konnten. — Alle von mir benutzten Bücher ſind, meines Wiſſens, im Texte genannt worden, mit alleiniger Ausnahme (weshalb ich es hier nachhole) des E. Handtmannſchen Buches „Neue Sagen aus Mark Brandenburg“, einer trefflichſten Sagenſammlung, der ich, in dem Quitzöwel-Abſchnitt, den Stoff zur Geſchichte von „Quitzow dem Judenklemmer“ und überhaupt alles auf die Eldenburg Bezügliche entnommen habe.

Berlin, 20. September 1888.

Th. F.

Inhaltsverzeichniß.

Quitzöwel.

Seite

1. Kapitel. Dietrich und Johann v. Quitzow im väterlichen Hauſe bis 1385 3

2. Kapitel. Dietrich und Johann v. Quitzow bis zum Tode des Vaters. 1395 14

3. Kapitel. Dietrich und Johann v. Quitzow verheirathen ſich 1394 und 1400. 20

4. Kapitel. Die Quitzows auf ihrer Höhe. 1410 26

5. Kapitel. Dietrich und Johann v. Quitzow zur Taufe bei Caſpar Gans v. Putlitz in Tangermünde. Der Wendepunkt. 33

6. Kapitel. Burggraf Friedrich kommt ins Land, um ſich huldigen zu laſſen „zu ſeinem Gelde". Die Quitzows lehnen ſich auf und rufen die Pommern in's Land 41

7. Kapitel. Die Schlacht am Cremmer Damm am 24. Oktober 1412 44

8. Kapitel. Friedrichs Diplomatie. Bündniſſe mit Magdeburg und Sachſen. Anſcheinende Begleichung der Streitfrage. Huldigung und erneute Provokationen 49

9. Kapitel. Der Kampf gegen die Quitzows wird aufgenommen und endigt mit ihrer Niederwerfung. Frieſack und Plaue fallen 54

10. Kapitel. Ausgang der Quitzows. Caſpar Gans zu Putlitz verſöhnt ſich mit dem Burggrafen (nunmehr Kurfürſten) und ficht mit bei Ketzer-Angermünde. Das Quitzow'ſche Erbe 61

11. Kapitel. Das Lied von der „Eroberung von Ketzer-Angermünde". Einiges über die Balladendichtung jener Zeit 67

12. Kapitel. Die Quitzow's und ihr Recht oder Unrecht 73

13. Kapitel. Dietrich v. Quitzow auf Rühſtädt, von Landsknechten erſchlagen am 25. Oktober 1593 87

14. Kapitel. Die Eldenburger Quitzows. Quitzow der „Judenklemmer", ſein Sohn und ſein Enkel 95

15. Kapitel. Die Johannisnacht in der Kirche zu Seedorf 106

Seite

Plaue a. H.

1. Kapitel. Plaue von 1414–1620. (Kurfürstliche Zeit und Zeit der Saldern und Arnims) 109
2. Kapitel. Plaue von 1620–1765 (Die v. Görne-Zeit) 112
3. Kapitel. Plaue von 1765–1793. (v. Anhalt'sche Zeit) 118
4. Kapitel. Plaue von 1793–1839 (v. Lauer-Münchhofen'sche Zeit) 127
5. Kapitel. Plaue von 1839 bis jetzt (Graf Königsmarck'sche Zeit) 129
6. Kapitel. Schloß Plaue gegenüber 138
Carl Ferdinand Wiesike 139
7. Kapitel. Rückblick 154

Hoppenrade.

1. Kapitel. Erster Besuch in Hoppenrade. Die Legende von der Krautentochter 157
2. Kapitel. Wer war die Krautentochter? Und was war das Krauten-Erbe? 163
3. Kapitel. Wie die Mutter der Krautentochter ihre Tochter erzog, und wer diese Mutter war 171
4. Kapitel. Die Krautentochter wird Frau v. Elliot. 174
5. Kapitel. Die Krautentochter (nunmehr Frau v. Elliot) führt eine unglückliche Ehe 180
6. Kapitel. Die Krautentochter wird Ursach eines Duells zwiſchen Mr. Elliot und Baron Knyphauſen 186
7. Kapitel. Was nach dem Duell geſchah 192
8. Kapitel. Die Krautentochter wird in zweiter (heimlicher) Ehe Baronin Knyphauſen 197
9. Kapitel. Die Krautentochter, nunmehr Baronin Knyphauſen, reiſt nach Lützburg. Es wird ein Sohn geboren. Baron Knyphauſen wird krank und ſtirbt 206
10. Kapitel. Die Krautentochter wird Frau v. Arnſtedt 214
11. Kapitel. Die Krautentochter kommt in ſchweres Leid 220
12. Kapitel. Die Krautentochter ſtirbt 223
13. Kapitel. Der Krautentochter Deſcendenz 230
14. Kapitel. Hoppenrade von 1819 bis jetzt. 234
Anhang. Fähnrich v. Arnſtedt 241
Emil v. Arnſtedt, enthauptet am 25. April 1837 . . 243

Liebenberg.

1. Kapitel. Liebenberg bis zum Beſitzantritt der Hertefelds 1652 . 269
2. Kapitel. Liebenberg unter den 3 erſten Hertefelds von 1652–1790.
Jobſt Gerhard v. Hertefeld von 1652–59 . . . 271

Seite

Oberjägermeiſter Samuel v. Hertefeld (nach einem 19jährigen Interregnum) von 1678—1730 . . 273

Kammerherr Ludwig Caſimir v. Hertefeld bis 1790 275

Kapitel. Liebenberg unter Friedrich Leopold v. Hertefeld 1790—1816 277

Die Plünderung Liebenbergs 1806 291

Kapitel. Liebenberg unter Karl v. Hertefeld 1816—67 313

Kapitel. Liebenberg unter den Eulenburgs von 1867 bis jetzt . 344

Graf Philipp zu Eulenburg, Oberſtlieutenant und Schloßhauptmann zu Hubertusſtock 347

Kapitel. Liebenberg (das gegenwärtige); ſein Schloß und ſeine Bilder, ſeine Kunſt- und Erinnerungsſchätze 352

Dreilinden

Kapitel. Erſter Beſuch in Dreilinden 372

Kapitel. Dreilinden, hiſtoriſch-topographiſch 374

Vorwerk Neu-Zehlendorf 374

Jagdbegang Dreilinden 376

Kapitel. Dreilinden im Sonnenſchein 379

Kapitel. Wie Prinz Friedrich Karl in Dreilinden lebte . . . 391

Kapitel. Wie Prinz Friedrich Karl in Dreilinden Gaſtlichkeit übte 399

Kapitel. Dreilinden im Schnee 410

Kapitel. Prinz Friedrich Karl im Schloſſe zu Berlin 412

Kapitel. Des Prinzen Friedrich Karl Orientreiſe im Winter 1882 auf 1883 417

Von Berlin bis Kairo 418

In Kairo 419

Nilfahrt von Kairo bis zum 1. Katarakt und wieder zurück 422

Ueber den Sinai 429

Im heiligen Lande 433

In Phönizien und Syrien 435

Von Damaskus nach Palmyra und zurück nach Beirut 438

Von Beirut nach Livorno 442

Von Livorno bis Dreilinden 443

Kapitel. Des Prinzen Friedrich Karl letzte Tage. Tod. Begräbniß. Charakter 445

Kapitel. Dreilindens Umgebung 453

Benick's Grab 453

Kleiſt's Grab 454

Die Kirche zu Stolpe 457

Die Peter-Paulskirche zu Nikolskoe 462

Quitzöwel.

1. Kapitel.

Dietrich und Johann v. Quitzow im väterlichen Hauſe bis 1385.

Ganz in der Nähe der Einmündung der Havel in die Elbe, zwei Stunden unterhalb Havelberg, liegt Dorf Quitzöwel. Erſteigt man, um Umſchau zu halten, den Thurm der wenigſtens an ihrem Giebel noch gothiſchen alten Kirche, ſo gewahrt man, nach Norden hin, das reiche, früher zu Biſthum Havelberg gehörige Dorf Legde (jenſeits deſſelben die Wilsnacker Wunderblutkirche), während, nach Süden zu, die Rauchfahnen auf und ab fahrender Schleppdampfer die Stelle bezeichnen, wo hinter dem hohen Elbdamm, und deshalb unſichtbar, die Elbe ſelbſt ihren Lauf nimmt. So weit der Blick in die Ferne. Zu Füßen des uns Umſchau gönnenden Thurmes aber ſteigt ein aus Wieſen und Eichengruppen maleriſch zuſammengeſtellter Park und aus eben dieſem Park ein Herrenhaus auf: das gegenwärtige Schloß Quitzöwel. Das iſt die Stelle, wo die Stammburg der berühmten Quitzow-Familie ſtand. Ueberbleibſel der alten Umfaſſungsmauern werden noch gelegentlich in großen Steinblöcken ausgegraben und ein bis heute dem modernen Schloſſe verbliebenes Stück Wallgraben erinnert an alte, längſt zurückliegende Burgtage. Sonſt verlautet nichts von Beſchaffenheit und Umfang der urſprünglich hier gelegenen Quitzowſtätte, während wir über alle diejenigen, die während der ſogenannten „Quitzowzeit“ dieſe Stätte bewohnten, verhältnißmäßig gut unterrichtet ſind. Einer der intereſſanteſten Abſchnitte der märkiſchen Geſchichte, vielleicht der intereſſanteſte, hat in einem Mitlebenden, dem Kleriker Engelbert Wuſterwitz, einen Chroniſten gefunden und unſere beſten Special-Hiſtoriker, wie Raumer, Riedel, Klöden, haben das uns von Wuſterwitz Ueberlieferte durch Heranziehung urkundlichen Materials bereichert und berichtigt. Wenn trotzdem hier abermals der Verſuch einer Darſtellung der Quitzow-Epoche gemacht wird, ſo geſchieht es nicht, weil Neues vorläge, Neues, das vom Standpunkte der Forſchung aus dazu auffordern könnte, ſondern lediglich in der Abſicht, den in kleinen und was ſchlimmer, in oft unterſchiedsloſen Details erſtickenden Stoff überſichtlicher zu geſtalten und durch größere Klarheit und Konzentration ſeine dramatiſche Wirkung zu ſteigern. Erſt in den Schlußkapiteln dieſes Aufſatzes werd' ich in der angenehmen Lage ſein, meinen Leſern auch minder bekannt Gewordenes, weil einer andern ſpäteren Epoche Zugehöriges, aus dem berühmten Quitzow-Hauſe zur Kenntniß zu bringen.

* * *

Wann die Quitzows, deren im Jahre 1295 zuerſt Erwähnung geſchieht, Dorf und Haus Quitzöwel in ihren Beſitz brachten, iſt nicht mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen geweſen, ebenſowenig wie die Namen und Reihenfolge der Beſitzer bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Wir wiſſen nur, daß, als Kaiſer Karl IV. um die Mitte der 70er Jahre nach Mark Brandenburg kam, Köne v. Quitzow, ein „alter und hoflicher Reuter" wie der Chroniſt ſich ausdrückt, auf Burg Quitzöwel ſaß. Das Anſehen, das er genoß, ſo groß es war, war ein rein perſönliches und erwuchs ihm weder durch ſeinen keineswegs ausgedehnten Beſitz, noch durch ſeine Geburt. Die Familie zählte zu den Ritterbürtigen, nicht aber zu den „Edlen", ſtand vielmehr in Lehnsabhängigkeit vom Hauſe Putlitz, das ſeinerſeits wieder bei den Mecklenburgiſchen Herzögen zu Lehn ging. In die vielen Fehden ebenſo der Herzöge wie der Putlitze, ſah ſich Köne v. Quitzow als mittel- und unmittelbarer Lehnsträger beſtändig hineingezogen, dabei „der Noth, aber ſehr wahrſcheinlich auch dem eigenen Triebe gehorchend." Mannigfach begegnen wir ſeinem

Namen in Urkunden und Chroniken, die die Kämpfe jener Zeit beſchreiben, aber ſo viel und oft er zu Kampf und Fehde draußen ſein mochte, ſo viel war er doch auch daheim auf ſeinem Quitzöwelſchen Hauſe, drin ihm, zu Beginn unſerer Erzählung, zwei Knaben und eine Tochter heranwuchſen, Dietrich, Johann und Mathilde, von denen Dietrich 1366, Johann 1370, die Tochter aber, die ſich ſpäter einem v. Veltheim auf Schloß Harpke vermählte, wahrſcheinlich zwiſchen 1366 und 70 geboren war. Der Geburt zweier jüngerer Söhne werden wir in einem folgenden Kapitel Erwähnung thun.

So war, ſo weit die Familie mitſpricht, der Quitzöweler Hausbeſtand um 1375, ein Hausſtand, der ſich immer nur auf Wochen und Tage hin erweiterte, wenn die benachbarte Vetterſchaft aus Stavenow, Rühſtädt und Kleetzke zu Begehung einer Familienfeier oder auch wohl zu gemeinſchaftlichem Kriegszuge vorſprach. Mit ihnen kamen dann die Putlitze, zwei Brüder, Achim und Buſſo, deren ohnehin intime Beziehungen zum Quitzöweler Hauſe noch wuchſen, als ſich zwiſchen Buſſo v. Putlitz' älteſtem Sohne Kaspar Gans und den beiden Quitzowſchen Söhnen eine Freundſchaft herausbildete, von der ſchon hier geſagt werden mag, daß ſie, durch, vier Jahrzehnte hin, alles Glück und Unglück des Lebens ſiegreich überdauerte. Zunächſt nahm das vielfache Beiſammenſein der Knaben, wobei Quitzöwel die bevorzugte Stätte blieb, den Charakter einer gemeinſchaftlichen Erziehung an, der es, unter den Plaudereien alter Burgknechte, nicht an Anregungen für die Phantaſie fehlte. Dicht vor'm Dorfausgange lagen die Segeberge, wo die diesſeits der Elbe noch in Macht und Unabhängigkeit verbliebenen Wendenſtämme den um 1056 über die Elbe vordringenden Sachſen eine große Schlacht geliefert und den Markgrafen Wilhelm, den Führer der Sachſen, beſiegt und erſchlagen hatten. Seine Leiche war nicht gefunden worden und Kaiſer Heinrich III. hatte ſich ſowohl den Tod des Freundes, wie den Niedergang ſeiner Sache derart zu Herzen genommen, daß er darüber ſtarb. Aber ſchon im nächſten Jahre war ein neues Sachſenheer über die Elbe gegangen und am Abhange derſelben Berge, wo man das Jahr zuvor geſtritten, war nun zum zweiten Male gekämpft und den Bergen ſelbſt, auf denen man jetzt geſiegt hatte, der Name der „Sieg-“ oder Seegeberge gegeben worden. Ausgepflügte Schwerter- und Panzerſtücke bewahrheiteten das Erzählte.

Das waren zurückliegende, gelegentlich auch wohl mit Sagenhaftem ausgeſchmückte Vorgänge; was aber die Gemüther mächtiger erregte, das war, wenn fahrende Leute des Weges kamen und nach Sitte der Zeit, in Liedern und Balladen, allerlei Geſchehniſſe berichteten, die ſich fern und nah, ja nicht ſelten in unmittelbarſter Nähe, zugetragen hatten. Unter dieſen Vorgängen ſtand damals ein Kampf obenan, der zwiſchen den ſogenannten Harzgrafen und den Stendalern ausgefochten worden war. Einer der Wernigeröder Grafen, dazu die Grafen von Regenſtein und von Egeln, hatten ſich mit Buſſo v. Alvensleben auf Erxleben und zugleich auch mit Gebhard v. Rundſtede, der den Führer machte, zu einem Streifzug nach der Altmark hin verbunden, der denn auch wirklich am 3. November 1372 gegen die zur Altmark gehörigen Dörfer Schäpelitz, Badingen, Deetz und Garlipp unternommen wurde. Der Zug war ſehr ſtark, gegen 500 Mann, ſo daß die ſich zum Widerſtande zu ſchwach fühlenden Dörfer die Hülfe der Stendaler anriefen, die denn auch gewährt wurde. Sie kamen. An ihrer Spitze ſtand Werner von Calve, Bürger oder vielleicht auch Bürgermeiſter der Stadt. Bei Deetz traf er auf den Feind, der ſich hier, ſammt dem zahlreich geraubten Vieh, hinter einem Berge gelagert hatte. Sofort ging er zum Angriff über, die Grafen in die Flucht ſchlagend, wobei Buſſo v. Alvensleben auf Seite der Gräflichen und leider auch Werner von Calve auf Seite der Stendaler fiel. Das Lied aber, eines der ſchönſten aus der Zeit, lautete:

Herr Buſſo von Erxleben ſich vermaß
Wohl auf dem Hauſe, da er ſaß:
„Wär' ich fünfhundert ſtarke,
Ich wollte ſo viele Kühe wegholen
Wohl aus der alten Marke.

„Wüßt' ich, wer uns Fuhrmann wollte ſein
In die alte Marke hinein,
Ein Pferd wollt' ich ihm geben.“
„„Ein Pferd möcht' ich verdienen,““
Sprach da Gebhard von Rundſtede.

„„Ich will Euch führen in ein voll Land,
Das iſt unberaubt und unverbrannt,
Da iſt wohl viel zu nehmen.
Wir haben viel ſtarke Gewappnete,
Wer ſollte da das uns wehren?““

Zu der Hagemühle zogen ſie hin,
Bading war ihre von Anbeginn,
Dazu auch Schäpelitze.
Vor Klöden zogen ſie vorbei, —
Sie zogen nach Garlippe.

Das ward der Bading'ſche Schulze gewahr,
Er ritt nach Stendal vor das Thor:
„Wohl auf ihr Bürger alle,
Wollt ihr nichts weiter dazu thun,
Bleibt uns keine Kuh im Stalle.“

Die Bürger von Stendal waren ſo ſtolz,
Sie zogen nach Deetz wohl hinter das Holz,
Daß man keinen vorzeit erſchaue.
Das beweinte ſehr Herrn Buſſo's Weib
Und ſo manche ſtolze Fraue.

Von ihrer wahrſcheinlich hochgelegenen Stellung aus ſahen die Stendaler unter ihrem Werner v. Calve, daß die Harzgrafen ſammt dem geraubten Vieh an einem Hügelabhang auf der Feldmark von Klinke lagen und ohne Raſt oder Ruhe zu nehmen, packten ſie den Feind . .

. . Und ehe der Tag zum Abend ging,
Mußte der die Beute laſſen.

Sie ſchlugen Herrn Buſſo auf den Kopf,
Dazu auf ſeinen Waffenrock
Und auf ſeine Pickelhaube.
Da machte manch ſtolz Gewappneter
Sich flüchtig aus dem Staube.

Werner von Calve, der gute Mann,
Er ritt die Feinde ſelber an,
Er griff wohl nach dem Schwerte.
„Wer nun ein ehrlicher Mann will ſein,
Der ſteche gut in die Pferde.“

Werner von Calve war in der Mitten,
Er ward wohl durch und durch geritten,
Das war der größte Schade,
Den die von Stendal haben genommen, —
Gott gebe ihm ſeine Gnade.

Bänkelſänger und fahrende Leute, die ſolche Geſänge vortrugen, zogen viel durchs Land, denn die Zeit zeitigte beſtändig dergleichen, weil man, im Gegenſatz zu der gewöhnlichen Annahme, *mehr* erlebte wie heut zu Tage, wo ſich das Daſein ausſchließlich in große Politik und kleines und kleinſtes Haus- und Privatleben theilt. Damals aber gab es noch etwas Dazwiſchenliegendes, das nicht groß und nicht klein war, das war der nie ruhende Kampf der Stadt- und Adelsgruppen unter- und gegeneinander. Dazu das reiche kirchliche Leben. Alles ſprach zu Gemüth und Phantaſie. Verſuch' ich beiſpielsweis in Nachſtehendem aufzuzählen, was man auf Burg Quitzöwel in einem Zeitraume von 10 Jahren und zwar im Umkreiſe weniger Meilen erlebte.

1375 weilte Kaiſer Karl IV. faſt beſtändig in dem nahegelegenen *Tangermünde*, das er befliſſen war in einen Kaiſerhof umzugeſtalten. Ein Schloß entſtand und eine Kapelle, deren Edelſteinpracht an's Märchenhafte ſtreifte. Mehr als einmal war man von Quitzöwel aus drüben, um den fortſchreitenden Bau zu verfolgen und anzuſtaunen und wenn dann Dietrich und Johann, und Kaspar Gans mit ihnen, wieder daheim und ihre Herzen und Sinne von dem Erſchauten erfüllt waren, ſo ſpielten ſie, des Reiches Herrlichkeit unter ſich theilend, Kaiſer und König. „Und ſo kindiſch dieſe Spiele waren, ſie riefen doch allerlei Ideen von Macht und Größe wach, die Wurzel ſchlugen und fortwuchſen.“

1378 ſtarb der Kaiſer und das ganze Land trauerte, zumeiſt aber Altmark und Priegnitz, denen der Heimgegangene durch alles das, was er für Tangermünde gethan hatte, vielfach eine Quelle des Wohlſtandes geworden war. Das Jahr darauf erſchien der 17jährige Sigismund in der ihm zugefallenen Markgrafſchaft Brandenburg, um Eid und Huldigung in Empfang zu nehmen und den Städten und Ständen ihre Privilegien zu beſtätigen. Am 17. März war er in Salzwedel, am 27. zu Tangermünde. Von allen Seiten her ſtrömte man daſelbſt zuſammen und unter denen, die, zujubelnd, auf dem Markt- und Rathhausplatze der Stadt ſtanden, waren auch die Quitzowſchen Junker, ahnungslos, daß ſie beſtimmt waren, ſich dereinſt der Majeſtät eben dieſes Sigismund gegenüber zu ſtellen. Und abermals ein Jahr und Berlin ging in Flammen auf: das Rathhaus, die Marien- und Nikolaikirche brannten nieder, und ein lateiniſches Diſtichon ging von-Mund zu Mund, das in Ueberſetzung lautete:

> Am Tiburtiustag verheerte, Berlin, dich ein Feuer
> Und in Aſche verſenkt, trauert der Städte Zier.

Das war 1380 am 11. Auguſt. Im ſelben Jahre ſtand ein Komet am Himmel und predigte Krieg. Und der Krieg kam uyd auch die Priegnitz ſah ihn.

Am 4. März 1381 zog ein v. Baſſewitz vor Kyritz und beſtürmte die Stadt. Und ſiehe da, ſchon waren die Mauern erſtiegen, als ſich die Bürgerſchaft noch einmal zu verzweifelter Gegenwehr zuſammenthat und in einem Ausfall den Feind zurückſchlug und beſiegte. Dieſer aber getröſtete ſich, „daß ein Engel auf der Mauer geſtanden und irdiſche Kraft und Tapferkeit zu Schanden gemacht habe.“ *)

---

*) Dies 1381er Ereigniß fällt in der Ueberlieferung mit einem gerade 30 Jahre ſpäter ſtattfindenden, ebenfalls von einem v. Baſſewitz unternommenen Angriff auf Kyritz zuſammen. Dieſer zweite v. Baſſewitz, der des 1381 ſeitens der Bürgerſchaft ſo tapfer abgeſchlagenen Sturmes gedenken mochte, beſchloß diesmal mittelſt eines unterirdiſchen Ganges in die Stadt einzudringen. Es traf ſich aber, daß ein ſchwerer Verbrecher im Stadtthurme ſaß, der hörte das Wühlen und Klopfen und ließ dem Bürgermeiſter melden, daß er ihm

Das Jahr darauf brachte gleiche Streif- und Raubzüge, die ſich diesmal aber gegen das nur zwei Meilen von Quitzöwel entfernte Perleberg richteten. Auch waren es keine Baſſewitze, ſondern etwelche Königsmarks (deren einer damals Landvogt der Priegnitz war), von denen die Stadt „gehuldet“ wurde, wie der Chroniſt ſich ausdrückt.

1383 ſtarb Herzog Heinrich von Mecklenburg auf ſeinem Schloſſe zu Schwerin. Er wurde betrauert als ein großer Verfolger der Räuber und Diebe, „deren er manche ſelber hängete, damit er ſie von ihren Tagen brächte“, Worte, die die Junker auf Quitzöwel in der noch Unbedrohtheit ihrer Hälſe lächelnd nachſprachen.

All' das waren Vorgänge zwiſchen 1375 und 85, das eigentliche große Geſchehniß jener Zeit aber, inſonderheit, ſoweit die Priegnitz mitſpricht, war doch die Zerſtörung Wilsnacks und der Aufbau der Wilsnacker Wunderblutkirche. Sehen wir, wie ſich Beides zutrug.

1383 am 16. Auguſt ſteckte Heinrich v. Bülow — ganz nach Art der Baſſewitz und Königsmarck, deren Fehde ſich gegen Kyritz und Perleberg gerichtet hatte — Dorf Wilsnack in Brand, bei welcher Gelegenheit auch das Kirchlein ausbrannte. Der Prieſter des Dorfes aber grub einige Zeit danach im Schutt umher, um das eine oder andere vielleicht noch zu retten und fand auch in einer Vertiefung des ſteinernen Altars eine Hoſtienbüchſe, deren drei geweihte Hoſtien weder verbrannt noch verkohlt, ſondern wie mit Blut

---

etwas Wichtiges entdecken wolle, wenn man ihm das Leben ſchenke. Das wurde zugeſtanden. Und nun erzählte der Gefangene von dem Wühlen und Graben, das er in der Tiefe gehört habe. Zur Sicherheit ließ man eine Trommel bringen und ſtreute Erbſen darauf. Da begannen dieſe hin und her zu ſpringen von der Erſchütterung, die die unterirdiſche Arbeit verurſachte. Nun war man ſicher und als bald danach der v. Baſſewitz, ſtatt in der Kirche, wie ſein Plan geweſen war, auf offenem Marktplatz zu Tage ſtieg, wurd' er gefangen genommen, entwaffnet und mit ſeinem eigenen Schwerte hingerichtet. Schwert und Panzer aber befinden ſich bis dieſen Tag im Rathhauſe, während die Stadt ſelbſt alljährlich am Montage nach Invocavit ihr doppeltes Baſſewitzfeſt feiert.

gefärbt waren.*) Er machte davon Anzeige nach Havelberg hin und der Biſchof Dietrich Mann kam, um ſich über das Mitgetheilte zu vergewiſſern. Er fand alles beſtätigt; auch der Erzbiſchof von Magdeburg ſtimmte zu, ſo daß ſchon 1384, ein Jahr nach dem Brande, das Wallfahrten begann. Als bald danach Johann v. Wepelitz, an Dietrich Mann's Stelle, den Havelberger Biſchofsſtuhl beſtieg, war das „Heilige Blut von Wilsnack" ſchon in der ganzen chriſtlichen Welt berühmt. Es kamen Pilger nicht nur aus der Mark und allen Theilen Deutſchlands, auch aus Schweden, Dänemark, Norwegen, Polen und Ungarn. Die Ungarn kamen alle Jahr an 400 Mann ſtark und unterhielten ein Wachslicht von ſolcher Größe, daß es oben von dem hochgelegenen Orgelchor her angeſteckt werden mußte. Der Andrang war ſo groß, daß die durch den Dorfbrand verarmten Bauern ſich als Gaſtwirthe wieder aufthaten, Handwerker geſellten ſich ihnen, um für das Sorge zu tragen, was die Tauſende von Pilgern brauchten und ſo wuchs die Stätte derart, daß man ihr Wall und Mauern und ein Stadtrecht gab. Allerlei Mittel dienten ebenſo zur Bereicherung der Wilsnacker Kirche, wie des Havelberger Stifts überhaupt. Eines dieſer Mittel war die Sündenwage. Jeder wußte mehr oder weniger genau, wieviel er wog; das war ſein einfach leiblich Gewicht. Ergab ſich nun, daß das Aufſetzen einer entſprechenden Anzahl von Steinen außer Stande war, das Gleichgewicht der Wage herzuſtellen, ſo rührte das von der Sündenſchwere her, deren Extragewicht durch allerlei Gaben balancirt werden mußte. Waren es Reiche, ſo traf es ſich immer ſo, daß dieſe Sünden-Extraſchwere ganz beſonders groß war. Unter der Wage nämlich befand ſich ein unſichtbar in das Kellergewölbe hinabführender Draht, mit deſſen Hilfe man die Wage nachgiebig oder widerſpenſtig machte. Der Zweck rechtfertigte die pia fraus. Eine vielleicht noch größere Einnahmequelle bildeten die „bleiernen Hoſtien", die man als „Pilgerzeichen vom Heiligen Blut" in Wilsnack kaufen konnte. Der Ertrag, der hieraus floß, war ſo groß, daß nicht nur die Wilsnacker Wunderblutkirche, ſondern auch eine Prachtkapelle zu Wittſtock (wo der Biſchof meiſt reſidirte) davon beſtritten werden konnte, des gleichzeitigen Dom-Umbaus zu Havelberg ganz zu geſchweigen. Täuſchungen, wie die mit der Sündenwage, liefen beſtändig mit unter und in ihrem Gefolge ſelbſtverſtändlich auch Mißhelligkeiten und Verlegenheiten aller Art. Ein böhmiſcher Graf, der eine lahme Hand hatte, weihte geneſungshalber dem Wunderblut eine ſilberne Hand, ohne daß die Weihgabe helfen wollte. Trotzdem wurde gepredigt, die ſilberne Hand habe geholfen, welcher Lug und Trug freilich auf der Stelle beſtraft wurde. Denn der Kranke, den man irrthümlich abgereiſt glaubte, hatte Wilsnack noch nicht verlaſſen und hob, als er die Lüge hörte, ſeine lahme Hand auf, um ſie dem Volk unter Verwünſchungen zu zeigen.

---

*) Dieſe 3 Wunderbluthoſtien blieben der Wilsnacker Kirche bis 1552 erhalten, in welchem Jahre ſie der erſte lutheriſche Geiſtliche Johann Ellefeld als Teufelswerk und papiſtiſchen Unfug verbrannte. Von ſeinem Standpunkt aus mit Recht; heute freilich würden uns die drei Hoſtien als „hiſtoriſches Curioſum" aufrichtig intereſſiren. Zugleich mit ihnen (den Hoſtien) iſt vieles aus der alten Wunderblutzeit zerſtört worden, anderes dagegen hat ſich bis in unſere Tage hinein gerettet, darunter ein etwa 20 Fuß hoher Leuchter, der das Opferlicht der ungriſchen Pilger zu tragen pflegte, die holzgeſchnitzte buntfarbige Statue des Biſchofs Wepelitz, die Sündenwage, vor allem das ausgebrannte Kirchlein ſelbſt, deſſen, bei der Zerſtörung von 1383 ſtehengebliebene Feldſteinwände, beim Bau der Neukirche mit in dieſe hineingezogen und zur „Wunderblutkapelle" hergerichtet wurden. Alle dieſe Dinge ſind hiſtoriſch intereſſant, ohne künſtleriſche Bedeutung beanſpruchen zu können. Von künſtleriſcher Bedeutung iſt nur eins: ein kleiner bronzener Klappaltar (Beſtimmung unbekannt), hinſichtlich deſſen Profeſſor Bergau darauf drang, daß er aus der Kirche, darin er ſich befand, in die Sakriſtei genommen werde, weil ſonſt der Tag zu berechnen ſei, wo dies bemerkenswerthe Kunſtwerk, Rarität und Bijou zugleich, der Leidenſchaft eines Kunſtenthuſiaſten zum Opfer fallen müſſe.

Aber ſolche Verlegenheiten, ſo viel ihrer ſein mochten, erfuhren immer raſch ihren Ausgleich. Ein v. Wenckſtern auf Lenzerwiſche hatte das Wunderblut verſpottet und erblindete. Zitternd kam er, ſeine Sünde zu beichten und ſeinen erneueten Glauben zu bekennen und in derſelben Stunde kehrte dem Reumüthigen das Augenlicht zurück. Unter allen Umſtänden aber, und das war die Hauptſache, ſetzten ſich die Wallfahrten fort, die, ſoweit ſie von Süden und Weſten kamen, an Burg Quitzöwel vorüber mußten und das Ihrige dazu beitrugen, das ohnehin bewegte Leben daſelbſt immer bunter und anregender zu geſtalten. Am meiſten für die beiden Söhne Dietrich und Johann.

2. Kapitel.

Dietrich und Johann v. Quitzow bis zum Tode des Vaters. 1395.

1385 wurde den beiden Quitzow'ſchen Junkern ein Bruder geboren (noch nicht der jüngſte), der in der Taufe den Namen Conrad empfing. Sein Leben war zu friedlichem Verlaufe beſtimmt und endete doch tragiſch wie das ſeiner Brüder. Wir kommen in einem ſpäteren Kapitel darauf zurück.

Den Sommer und Herbſt genannten Jahres 1385 verbrachten Dietrich und Johann v. Quitzow, von denen jener jetzt 19, dieſer 15 Jahre zählte, zu großem Theil auf Schloß Wittenberge, wo ſich ihr Spiel- und Jugendgenoſſe, der etwas ältere Caspar Gans zu Putlitz, eben damals um die Gunſt eines ſchönen Fräulein v. Reſtorf auf Haus Garſedow bewarb. Freilich vergeblich. Sie war bereits verlobt. Im November waren beide Brüder wieder in Quitzöwel daheim und wenige Wochen ſpäter, zu Beginn der Adventzeit, trafen auch die Rühſtädter und Kleetzkeſchen Oheime zu gemeinſchaftlicher Begehung des Chriſtfeſtes bei Köne v. Quitzow ein. Mit ihnen zugleich erſchienen Johann v. Wepelitz (damals noch nicht Biſchof), Otto v. Rohr und Claus v. Möllendorf, was aber dem feſtlichen Beiſammenſein eine ganz beſondere Kurzweil und Anregung zu geben verſprach, war, daß ſich auch fahrendes Volk von zwei Seiten her eingefunden und zu gemeinſchaftlichem Spiel in der großen Halle zuſammengethan hatte. Da gab es denn einen wahren Wetteifer und Sängerkrieg. Einer aus dem Halberſtädtiſchen ſang ein neues Harzgrafenlied, ein Lied auf Graf Dietrich v. Wernigerode, der, wegen ſeiner Räubereien und Viehdiebſtähle, von den Magdeburgern bekriegt und nach erfolgter Gefangennahme nicht nur enthauptet, ſondern zu beſonderer Erniedrigung auch noch an den Füßen gehenkt worden war. Der, der dieſe Reime rezitirte, war derſelbe, der, zehn Jahre früher, das andere ſchöne Harzgrafenlied von Buſſo v. Alvensleben nach Burg Quitzöwel gebracht hatte, heut aber, ſo ſehr auch das neue Lied anſprach, unterlag er doch einem gleichzeitig mit ihm eingetroffenen Spielmann aus dem Lübiſchen, der in einer reimloſen und halb dithyrambiſchen Ballade von den von den Schweden und Dänen und zumeiſt von der Hanſa gefürchteten Seeräubern erzählte, die, ſeit Jahr und Tag, die Nord- und Oſtſee befuhren und um der „Viktualien“ willen, womit ſie das belagerte Stockholm eine Zeitlang verproviantirt hatten, die Viktualien- oder Vitalienbrüder hießen. Andere nannten ſie die „Likedeeler“ oder Gleichtheiler, weil ihr Raub, wenn er vertheilt wurde, zu gleichen Theilen ging. Während des letzten Sommers aber, und das war der eigentliche Inhalt der Ballade, hatten ſie gegen ein hochbordiges Orlogſchiff der Stralſunder, das ſie mit mehreren ihrer kleinen Schiffe tollkühn anzugreifen verſuchten, unterlegen, und einige Hundert von ihnen waren gefangen genommen worden. Und nun entſtand die Frage, wohin mit ihnen? Auf dem Orlogſchiffe, ſo groß es war, hatte man nicht Ketten und Stöcke genug, um ſie zu ſchließen, und die Gefangenen andererſeits bei freier Bewegung zu belaſſen, verbot ſich, weil man ſich wohl entſann, wie die Vitalienbrüder, bei ſehr ähnlichen Gelegenheiten, die ſchlafende Schiffsmannſchaft überfallen und erwürgt hatten. So kam man denn zu dem Entſchluß, ihnen gegenüber daſſelbe Mittel anzuwenden, das ſie ſelbſt einſt in einem ſiegreich gegen die Dänen geführten Kriege, zur Marterung ihrer Gefangenen erdacht hatten. Man nahm alſo Tonnen, deren das Schiff mehrere Hunderte hatte, ſchlug den unteren Boden aus und ſchnitt in den oberen Deckel ein Loch, gerade groß genug, daß ein Menſch den Kopf durchſtecken konnte. Danach preßte man den Vitalienbruder in die Tonne hinein (nur mit dem Kopfe draußen) und ſchlug nun die Tonne von unten wieder zu. So wurden alle Gefangenen auf Achterdeck aufgeſtapelt und nach Stralſund abgeführt, wo man ſie herausnahm, freilich nur um ihnen am ſelben Tage noch in ſummariſchem Verfahren die Köpfe vom Rumpf zu ſchlagen.

Alle, die dem Vortrage dieſer Ballade gefolgt waren, entſetzten ſich über die den Seeräubern angethane Marter, ganz überſehend, daß es nur das abenteuerlich Neue, das grotesk Ungewöhnliche war, was ſie ſo ſtark beeinflußte, während das, was ſich tagtäglich um ſie her zutrug, verhältnißmäßig wenig beachtet wurde, nicht weil es des Schrecklichen, wohl aber weil es des Grotesken und Abenteuerlichen entbehrte. Deſſen war die Belagerung, Erſtürmung und „Auspochung" des nur fünf Meilen von Quitzöwel gelegenen Rathenow ein gerade damals geführter ſprechender Beweis. Wuſterwitz berichtet darüber: „Um eben dieſe Zeit aber war es, daß von Seiten des perſönlich abweſenden Erzbiſchofs Albrecht zu Magdeburg, des Fürſten Sigismund zu Anhalt und des Herrn Johann, Grafen zu Querfurt, die Stadt Rathenow, deren Mauern übel verwahret waren (dabei ganz der mehr als muthmaßlichen Verrätherei des Johann v. Tresckow zu geſchweigen) überfallen und eingenommen wurde. Worauf denn von den Kriegsgurgeln großer Uebermuth mit Verunehrung ehrlicher Frauen und Jungfrauen und viel andere Bosheit begangen worden iſt. Bald nach Einnahme der Stadt aber haben alle Bürgersleute dem noch in Magdeburg weilenden Herrn Erzbiſchof — der ihnen mittlerweile den Friedrich v. Alvensleben zum Hauptmann verordnet hatte — ſchwören und huldigen müſſen. Und nunmehro, nach geſchehener Huldigung, als die ſich ſicher fühlenden armen Leute das hervorgeholt, was ſie bis dahin verſteckt hatten, hat Fürſt Sigismund von Anhalt in Abweſenheit des Erzbiſchofs, aber nicht ohne ſeinen Rath und Willen, ein öffentliches Gebot ausgehen laſſen, daß jeder Bürger, der den Eid geleiſtet und durch ſeinen Eid in Pflicht genommen ſei, mit Waff und Wehr dem Erzbiſchof auf ſeinem

Wege nach Rathenow entgegen ziehen ſolle, weil er (der Erzbiſchof) fürchte, von märkiſchem Kriegsvolk unterwegs überfallen zu werden. Und als nach dieſem Gebote verfahren worden und die mit Waff und Wehr Ausgerüſteten aus dem Stadtthore heraus waren, hat man das Thor hinter ihnen geſchloſſen und keinen wieder zur Stadt hineingelaſſen, ja man hat ihnen ihre Weiber und Kinder nachgetrieben und alle ſtracks von Rathenow hinwegziehen heißen. Ach, da hat man ein großes Jammern und viel Wehklage gehört, denn nicht nur Betagte, ſondern auch Kranke ſind mit ihren Kindern in den harten und kalten Winter hinausgeſtoßen worden. Und keinem Hungrigen iſt ein Bißlein Brot und keinem Durſtigen ein Tränklein Waſſer geworden; und ſo ſind die Meiſten verblichen und nur wenige haben ſich durchgeſchlagen und Freunde gefunden zu Troſt und Hülfe. Mit eins aber iſt der Herr Erzbiſchof, wie man lange voraus verkündigt hatte, wirklich in die Stadt Rathenow gekommen und was noch von Eſſen und Trinken übrig geweſen iſt, das iſt aufgegeſſen und ausgetrunken und zuletzt aus den leeren Fäſſern ein großes Freudenfeuer gemacht worden. Und des Herrn Markgrafen zu Brandenburg Wappen hat man beſudelt und mit Hohn und Schmach von allen Tafeln gelöſchet.“

Das waren Elendsbilder aus der nächſten Nähe der Burg und wenn das Bild der in die Schiffstonnen eingeſetzten Vitalienbrüder auch mehr zur Einbildungskraft der Quitzöwler geſprochen und in ihren Herzen eine lebhaftere Mißbilligung hervorgerufen haben mochte, ſo läßt ſich doch annehmen, daß es den unter alltäglicheren Formen aus Rathenow Vertriebenen, ſo weit ſie hülfeſuchend anklopften, an Mitleid und Theilnahme bei der Bewohnerſchaft der Burg nicht gefehlt haben wird. Aber Mitleid und Theilnahme waren nicht die Dinge, denen ſich die Quitzowſchen, auch wenn ſie gewollt hätten, auf die Dauer hingeben durften, am wenigſten Köne von Quitzow, deſſen ſpätere Lebensjahre, beinah mehr noch als die voraufgegangenen, ihn zu Bewährung kriegeriſcher That und Geſinnung aufforderten.

Am meiſten, als das Jahr 1391 einen ſpeziellen Quitzowkrieg und zwar mit den Herzögen von Lauenburg und Lüneburg brachte.

Was Veranlaſſung zu dieſer Fehde bot, hüllt ſich in Dunkel und mag auch im Dunkel bleiben. Es genügt für uns, daß Lüneburg mit einem Einfall in die Altmark und mit der Wegnahme verſchiedener feſter Plätze begann. Und kaum, daß Schnackenburg und Gartow (das waren die Namen der feſten Plätze) genommen waren, als auch ſchon der Lauenburger Herzog Erich ebenfalls auf dem Plan erſchien, um ſich nach erfolgter Vereinigung mit den Lüneburgern, von der Altmark her gegen den älteren Johann von Quitzow, einen Bruder Köne von Quitzow's, auf Schloß Kleetzke, zu wenden. Alles, was Quitzow hieß, kam jetzt herbei, dieſe feſteſte Burg der Familie gegen die Doppelmacht der beiden Herzöge zu ſchützen, und nur Köne von Quitzow blieb aus, ein momentan überraſchendes Ausbleiben, deſſen Veranlaſſung indeß ſehr bald offenbar werden ſollte. Denn als die Bedrängniß der Kleetzker Burgleute, die, ſich Luft zu ſchaffen, eben einen Ausfall planten, den höchſten Grad erreicht hatte, zeigte ſich unerwartet ein Trupp Ritter und Reiſiger im Rücken der Lauenburg-Lüneburger und brachte dieſen, in ihr Lager einbrechend, eine Niederlage bei, deren Folge das Abſtehen von einer Fortſetzung der Belagerung war. Die zum Entſatz Herbeigeeilten aber waren die Quitzöwler geweſen: Köne von Quitzow, ſammt Dietrich und Johann, die ſich hier zum erſten Mal an der Seite des Vaters bewährten. An die 50 Gefangene wurden eingebracht und Tags darauf war Tedeum, wobei der alte Burgherr erſt ſeinem Gott und bei dem ſich anſchließenden Feſtmahle der geſammten Vetterſchaft dankte. Der eigentliche Held des Tages aber war Köne von Quitzow, der mit dieſer Befreiung von Burg Kleetzke nicht nur die letzte, ſondern auch die beſte kriegeriſche That ſeines Lebens gethan hatte.

Der Reſt ſeiner Tage verlief ebenſo friedlich wie häuslich und was ſich von noch zu Nennendem ereignete, war recht eigentlich ein Hausereigniß: im Sommer 1392 ward ihm abermals ein Sohn geboren, der vierte, der in der Taufe den Namen Henning empfing. 26 Jahre nach Dietrich, 22 nach Johann geboren, ſah er ſich in die nun bald beginnenden Wirren und Kämpfe der eigentlichen Quitzowzeit nicht mit hineingezogen und überlebte den Ruhm und Niedergang ſeines Hauſes.

Als er drei Jahr alt war, ſtarb der Vater: Köne von Quitzow, „der hofliche alte Reuter“.

Und Hennings Brüder: Dietrich und Johann waren von Stund an die Häupter der Familie.

3. Kapitel.

Dietrich und Johann v. Quitzow verheirathen ſich. 1394 und 1400.

Köne v. Quitzow ſtarb 1395. Ein Jahr vorher war es ihm noch vergönnt geweſen, die Hochzeit ſeines Sohnes Dietrich mitzufeiern, der ſich am Montage nach Mariä Heimſuchung, den 6. Juli 1394, mit Eliſabeth Schenck v. Landsberg, Tochter des Schencken v. Landsberg auf Schloß Teupitz vermählte. Dies umfangreiche Schloß, an der Grenze von Mark und Lauſitz, würde zu feſtlicher Begehung der Hochzeit vollkommen ausgereicht haben, Rückſichten aber, die man auf den ausſchließlich in der Priegnitz begüterten Anhang der Quitzow-Familie nehmen zu müſſen glaubte, beſtimmten den Vater der Braut, den alten Apitz v. Schenck, die Hochzeit ſtatt auf Schloß Teupitz lieber in Berlin ſtattfinden zu laſſen und zwar um ſo mehr, als der Bräutigam, Dietrich v. Quitzow, den Wunſch ausgedrückt hatte, die Trauung durch den ihm und ſeiner Familie ſeit lange befreundeten Berliner Propſt Ortwyn an Sankt Nikolai vollzogen zu ſehen.

Schon am Sonnabend den 4. Juli hatte ſich die zahlreiche Verwandtſchaft ſammt vielen anſehnlichen Freunden, geiſtlichen wie weltlichen Herren, in Berlin eingefunden. Von Seiten der Quitzow-Familie waren es: Kuno v. Quitzow auf Kleetzke, Wedego v. Quitzow auf Rühſtädt, Claus v. Quitzow auf Stavenow und Lüdeke v. Quitzow, Propſt zu Havelberg, zu denen ſich, um nur die hervorragendſten zu nennen, der Havelberger Biſchof Johann v. Wepelitz, ferner der Spiel- und Jugendgenoſſe der Quitzow'ſchen Brüder Caspar Gans zu Putlitz, ſo wie Hans v. Rohr auf Schloß Meyenburg, Mathias Sternebeck und Hinrik Grumbkow geſellten. In gleicher oder noch größerer Zahl war der Anhang der Schencken v. Landsberg erſchienen, unter ihnen Heinrich und Hans v. Schenck, Oheime der Braut, Conrad Abt von Zinna, Lippold v. Bredow, Hauptmann der Mark, Otto v. Kittlitz, Herr zu Baruth, Hans v. Biberſtein, Herr zu Storkow und Beeskow und viele andere.

Der Brautvater, Apitz v. Schenck, hatte gemeinſchaftlich mit den lauſitziſchen Herren, in einem guten und geräumigen Gaſthofe Quartier genommen, da die Zimmer deſſelben aber trotz ihrer Zahl und Geräumigkeit nicht ausreichten, ſo war, für den eigentlichen Hochzeitstag, noch ein großes, in Nähe des Heiligengeiſthoſpitals gelegenes Haus in der Spandauerſtraße gemiethet worden. Der abendliche, das Feſt abſchließende Tanz ſollte dann, altem Herkommen gemäß, auf dem Rathhauſe gehalten werden. Ebenſo lieferte das Rathhaus die nöthigen Tiſchgeräthſchaften. Allerdings beſtand auch um dieſe Zeit ſchon eine Verordnung, die dem immer mehr überhand nehmenden Aufwand entgegentreten ſollte, dieſe Verordnung aber hatte nur für die Bürgerſchaft Geltung, während die höheren Stände davon ausgenommen waren. Jedenfalls ſäumte Herr Apitz v. Schenck nicht, von dieſem Recht der Ausnahme Gebrauch zu machen. Alles war durch ihn aufs glänzendſte hergerichtet worden und ſchon am Sonntag Abend erſchienen, wie zur Vorfeier, die Brautjungfern in den Zimmern Eliſabeths v. Schenck, um daſelbſt von ihr bewirthet zu werden. Damit war die Feier eingeleitet. Eine Art Polterabend.

Am folgenden Tage begann das eigentliche Feſt und währte von Morgens 7 bis Abends 11, alſo durch ſechszehn Stunden hin in unausgeſetzter Folge. Woraus ſich ſchließen läßt, daß die Luſt- und Vergnügungskräfte damals um nichts ſchwächer waren als heutzutage.

Begleiten wir das Paar und ſeine Gäſte durch den Tag hin.

Um 7 Uhr früh begrüßte Dietrich v. Quitzow ſeine Braut, um ihr ein Paar Schuh und Pantoffeln zu überreichen. Dann ſchritt man, nach Sitte der Zeit, zum „Brautbade“, welchem feſtlich arrangirten Zuge (das Badehaus war auf dem Krögel) alle zur Hochzeit Geladenen ſich anſchloſſen. Voran die Stadtpfeifer mit Zinken und Schalmeien, mit Zimbel und Geige. Vor dem Zuge her bewegte ſich die Straßenjugend, aber auch Pickelhäringe waren da, die Geſichter ſchnitten, Kobolz ſchoſſen, Rad ſchlugen und jedes alte Mütterchen, das ihnen begegnete, umarmten. So ging es durch die Spandauerſtraße hin. In dem Badehauſe, das ſich in zwei große Räume theilte, badeten alle, dann kehrte man, nach einem in dem Obergeſchoß eingenommenen Frühmahl, nach dem Brauthauſe zurück, wo nun Braut und Bräutigam für die Trauung gekleidet wurden. Als dies geſchehen, gab Dietrich ſeiner Braut den Brautkranz, ein Geflecht aus Rosmarin, das man mit Goldſchnur und Goldblättchen geziert hatte. Mit dieſem Kranze wurde die Braut geſchmückt und empfing nun ein Bund Schlüſſel als Zeichen ihrer von heut an zu übernehmenden hausmütterlichen Würde. Hierauf wurden vier Wachskerzen angezündet und von vier Gäſten gehalten, zugleich aber füllte man einen Becher mit Wein, den Dietrich ſeiner Braut zu kredenzen hatte. Dieſe leerte den Becher bis zur Hälfte, verneigte ſich dann und gab ihn an Dietrich zurück, der ihn ſeinerſeits bis auf den letzten Tropfen austrank. Alle Gäſte wurden während dieſer Ceremonie mit Sträußen und Kränzen bedacht und da dieſe Kränze meiſt aus Würzkräutern beſtanden, ſo verbreiteten ſie Wohlgeruch durch alle Zimmer.

Und nun ſchickte man ſich zum Kirchgange an. Es war 3 Uhr geworden und der Weg bis zur Nicolaikirche nicht weit, um aber der Schauluſt der Menge zu genügen, machte man einen weiten Umweg und ſo kam es, daß der hochzeitliche Zug erſt um 4 Uhr vor der Nicolaikirche hielt. Die Trauung verrichtete hier, wie feſtgeſetzt, Propſt Ortwyn und als Braut und Bräutigam ihm ihre Namen angegeben und die Frage „ob ſie ſich gegenſeitig als Mann und Frau begehrten“ mit „ja“ beantwortet hatten, ſprach er: „Ego conjungo vos in matrimonio, in nomine Dei patris, filioque et spiritu sancti. Amen.“ Dann ſegnete er den Trauring ein, beſprengte ihn über Kreuz mit Weihwaſſer und überreichte ihn Dietrich, der nun den Ring an den Ringfinger der linken Hand ſeiner Braut ſteckte. Darauf folgte zunächſt ein Gebet, dann Anrede an Brautpaar und Verſammlung und hierauf erſt die Brautmeſſe, die von den Lehrern, die damals „Schulgeſellen“ hießen, geſungen wurde. Dann kehrte man, es war mittlerweile 5 Uhr geworden, in derſelben Ordnung, wie man gekommen, nach dem Gaſthauſe zurück, von dem aus man ſich, nach ſtattgehabter Einſegnung des Brautbettes (eine Ceremonie, die die Eheſchließung erſt perfekt machte) nach dem in nächſter Nähe gelegenen Hochzeitshauſe begab.

Hier waren 18 Tiſche zu je zehn Perſonen gedeckt, darunter ein Trompeter- und Pfeifertiſch, zwei Kindertiſche, zwei Mägdetiſche, zwei Jungferntiſche. In der Mitte der Haupttafel ſaß das Brautpaar, umgeben von ſeinen nächſten Anverwandten. Die „Schulgeſellen“, die ſchon während der Trauung die Brautmeſſe geſungen hatten, hatten jetzt das Geſchäft der Vorſchneider und Zerleger. Poſſenreißer waren unter die Spielleute vertheilt und immer, wenn die Muſik ſchwieg, ſuchten ſie die Pauſen durch Geſichterſchneiden, Verrenkungen und Witzreden zu füllen. Unter beſtändigem Zutrinken wurden Geſundheiten ausgebracht und um dieſe Zeit, wo die Herzen fröhlicher geſtimmt und zum Geben geneigt waren, erſchienen auch die, denen es nach einem Trinkgeld oder Geſchenk verlangte. Zunächſt kamen die Köche, dann der Bratenmeiſter mit einer Schüſſel, auf welcher, atrappenartig, ein Braten lag. Eigentlich aber war es eine große Ledertaſche, drin jeder der Gäſte ſeine Gabe hineinthat. Dem Bratenmeiſter folgte der Kellermeiſter mit einem großen Humpen, der zu gleichem Zwecke reihum ging. Und dann kamen die Bratenwender, der Schenk, die Schüſſelwäſcherinnen und endlich die große Büchſe für die Armen.

Um 7 Uhr hatte man abgegeſſen und erhob ſich von den Tafeln, ſich nunmehro nach dem Rathhauſe zu begeben und in dem großen Saale daſelbſt zu tanzen. Es war des Jubels kein Ende. Ganz zuletzt aber wurde, nach alter Sitte, der Braut das Strumpfband abgetanzt und zerſchnitten unter die Gäſte vertheilt.

Erſt um 11 Uhr Nachts begleitete man das junge Paar in Prozeſſion nach ſeinem Gaſthauſe zurück.

* * *

Das war 1394.

Sechs Jahre ſpäter folgte Johann v. Quitzow dem Beiſpiele ſeines älteren Bruders Dietrich und vermählte ſich mit Agnes v. Bredow, Tochter Lippolds v. Bredow, Hauptmanns und Verweſers der Mittelmark. Es durfte damals heißen: Felix Quitzowia nube. Die Bekanntſchaft mit der reichen, ebenſo durch Beſitz wie politiſches Anſehen hervorragenden Bredow-Familie, hatte ſich auf der Hochzeit Dietrichs eingeleitet und war ſeitdem fortgeſetzt worden, inſonderheit ſeit 1397, wo beide Brüder einen mehrtägigen Beſuch auf dem damals von Lippold v. Bredow bewohnten Schloß Neuſtadt an der Doſſe gemacht hatten. Als ſie von dieſem Beſuche heimkehrten, ſtand es bei Johann feſt, um die noch jugendliche Tochter des Hauſes werben und in der Bredow-Familie ſelbſt feſten Fuß faſſen zu wollen, worin er ſich durch ſeinen Bruder Dietrich, dem nichts wünſchenswerther erſchien, als eine derartige Verſchwägerung, von Anfang an unterſtützt ſah. Auch auf Bredow'ſcher Seite zeigte man ſich einer Verbindung mit dem mehr und mehr zu Macht und Geltung kommenden Quitzow'ſchen Hauſe geneigt. Wann die förmliche Verlobung ſtattfand, wird nicht gemeldet, dagegen wiſſen wir, daß im Auguſt 1400 die Hochzeit in Stadt Brandenburg gefeiert wurde. Die Gäſte waren zu großem Theil dieſelben, wie ſechs Jahre früher bei der Dietrich v. Quitzow'ſchen Vermählung, nur die lauſitziſchen Elemente fehlten und wurden durch verſchiedene havelländiſche Familien, unter denen, außer den Bredow's ſelbſt, die Rochow's und Stechow's obenan ſtanden, erſetzt. Die ſich über mehrere Tage hin ausdehnenden Feſtlichkeiten entſprachen im Weſentlichen dem, was wir bei Gelegenheit von Dietrich v. Quitzow's Hochzeit ſchilderten und nur in der Mitgift zeigte ſich ein Unterſchied. Dieſe war zunächſt auf eine hohe Geldſumme feſtgeſetzt worden, als aber die Zahlung derſelben an allerlei Schwierigkeiten ſcheiterte, ſah ſich Lippold v. Bredow bewogen, ſeinem Schwiegerſohne das von Anfang an von dieſem bezogene Schloß Plaue zu vollem Beſitz zu bewilligen. Ueber die Thatſache, daß dieſe Bewilligung mit vielleicht zweifelhaftem Rechte geſchah, weil der Erzbiſchof von Magdeburg ſich als rechtmäßigen Herrn des Schloſſes betrachtete, geh' ich hier hinweg, weil das Hineinziehen oder gar die Betonung ſolcher nebenherlaufenden, wenn auch relativ wichtigen Dinge, den Ueberblick über den ohnehin an Zerſplitterung und unausgeſetzten Zickzackbewegungen leidenden Quitzowſtoff beſtändig aufs Neue ſtört. Es kann uns genügen, daß Lippold v. Bredow Schloß Plaue thatſächlich abtrat und daß Johann v. Quitzow, unmittelbar nach der Hochzeit, wenn auch damals noch nicht als Schloßherr, ſeinen Einzug in daſſelbe hielt.

Dieſer Einzug im Sommer 1400 in Schloß Plaue, das von jenem Tag an noch 14 Jahre lang von den Quitzow's gehalten wurde, war der entſcheidende Moment im Leben der beiden Brüder und führte, wie zunächſt zu Macht und Größe derſelben, ſo ſchließlich zu Beider Demüthigung und Untergang.

4. Kapitel.

Die Quitzows auf ihrer Höhe. 1410.

Der Einzug in Schloß Plaue war der entſcheidende Moment im Leben der Quitzows. So ſchloß unſer voriges Kapitel. Dietrich, der ältere, der bedeutendere, jedenfalls der politiſch-planvollere der beiden Brüder, kehrte von Brandenburg bezw. von Schloß Plaue nach Quitzöwel zurück und auf dieſer Rückfahrt mochten ſich ihm zum erſten Male Gedanken und Wünſche, die bis dahin ein bloßes Spiel ſeiner Phantaſie gebildet hatten, als zu verwirklichende vor die Seele ſtellen. Und nach Lage der Sache mit gutem Grunde. Denn er durfte ſich mehr oder weniger ſchon damals neben ſeinem perſönlichen auch ein politiſch-militäriſches Uebergewicht zuſchreiben, ein Uebergewicht, das politiſch in ſeiner Günſtlingsſtellung zu Markgraf Jobſt von Mähren*), dem damaligen Landesherrn der Mark (deſſen beſtändiger Geldverlegenheiten er ſich allzeit hülfreich erbarmte), militäriſch aber zu nicht unweſentlichem Theil in der ſtrategiſchen Beſchaffenheit der ihm zur Verfügung ſtehenden feſten Punkte ſeinen Grund hatte. Zog man nämlich eine Schräglinie durch die Mark, ſo war er es, der die beiden Flügel und mit dieſen zugleich auch das Centrum in Händen hielt. Freilich war nur ein Bruchtheil davon ſein eigen, aber der Einfluß, den er im Weſten (Priegnitz) auf die geſammte Quitzowſche Vetterſchaft ſammt Caspar Gans zu Putlitz, im Oſten (Lauſitz) auf die Schencken von Landsberg und ihren Anhang, im Centrum (Plane mit Havelland) auf ſeinen Bruder Johann und die reich begüterten Bredows übte, war ſo groß, daß er dieſe bundesgenöſſiſche Kraft ſeiner eigenen ohne Weiteres zurechnen konnte. Das that er denn auch, und weil ſich kein Fehler in ſeine Berechnung einmiſchte, ſo begann jetzt von 1400—1410 eine Periode beiſpielloſer und ſo weit man Kleines mit Großem vergleichen darf, an die napoleoniſche Zeit*) erinnernder Erfolge. Dieſe zehn Jahre heißen die Quitzowzeit und bilden ein wenigſtens zunächſt noch des tragiſchen Ausgangs entbehrendes Drama, darin folgende Mitſpieler auftraten:

---

*) Jobſt von Mähren, Neffe Kaiſer Karls IV. und Vetter von König Wenzel und König Sigismund, war 1388 in den Beſitz der ihm vom König Sigismund um Geldes willen abgetretenen Mark Brandenburg gekommen. Jobſt war nun Landesherr, erſchien aber nur ſelten in der Mark und ließ dieſe durch Statthalter oder Landesverweſer, die man ſpöttiſch „Landesverwüſter“ nannte, regieren. Unter dieſen waren Lippold v. Bredow, Hauptmann der Mittelmark — und in Vertretung deſſelben zeitweilig Johann v. Quitzow — ferner Herzog Johann von Mecklenburg, Graf Günther von Schwarzburg, Herzog Swantibor von Pommern und Caspar Gans zu Putlitz, Hauptmann der Altmark und Priegnitz, die wichtigſten. Jobſt's Intereſſe für die Mark beſchränkte ſich darauf, möglichſt viel Geld aus ihr herauszuziehen und alle diejenigen Perſonen, die, wie die Quitzows (beſonders aber Dietrich) bereit und in der Lage waren, ihm, gegen Pfand, in ſeinem Geiz oder ſeiner Geldbenöthigung zu Dienſten zu ſein, waren ihm die liebſten.

Albert, Erzbiſchof von Magdeburg (bis 1403);

---

*) Solche Parallelen zu ziehen, iſt immer ein mißliches Thun, das leicht ins Komiſche fällt. Er läßt ſich aber, wenn man über die freilich ſehr verſchiedenen Macht- und Größenverhältniſſe hinwegzuſehen vermag, von einer geradezu frappirenden Aehnlichkeit ſprechen, in Charakteren, Daten und Zahlen, in Anfang und Ende. Von 1391 bis 1414 die Quitzow-Tragödie, von 1793 bis 1814 die Napoleon-Tragödie. Folgendes ſind die Hauptdaten aus der Quitzowzeit: 1391 erſte Waffenthat vor Schloß Kleetzke, 1394 Vermählung mit Eliſabeth v. Schenck, 1400 Vermählung mit Agnes v. Bredow und Einzug (als Gaſt) in Schloß Plane, 1401 Beſitznahme von Schloß Plane, 1406 Eroberung von Saarmund und Köpenick, 1409 Erwerbung von Schloß Frieſack, 1410—12 erſte Zeichen des Niedergangs; Bündniſſe zum Sturz beider Brüder, 1414 wirklicher Sturz. Was dieſelben Zahlen, unter ſelbſtverſtändlicher Zurechnung von 400, innerhalb der napoleoniſchen Aera bedeuten, iſt bekannt. Auch das Waterloo-Nachſpiel, der Verſuch das Verlorene zurück zu gewinnen, findet ſich in veränderter und doch ähnlicher Geſtalt bei Dietrich v. Quitzow.

Günther von Schwarzburg, Erzbiſchof von Magdeburg von 1403 ab;

Johann und Ulrich, Herzöge von Mecklenburg-Stargard und Statthalter (1401) in Mark Brandenburg;

Günther, Graf von Schwarzburg, Vater des Magdeburgiſchen Erzbiſchofs und Statthalter (1403) in Mark Brandenburg;

Swantibor, Herzog von Pommern-Stettin und Statthalter (1409) in Mark Brandenburg ſammt ſeinen Söhnen Otto und Kaſimir;

Barnim und Wratislaw, Herzöge von Pommern-Wolgaſt;

Rudolph und Albert, Herzöge zu Sachſen;

Ulrich und Günther, Grafen zu Lindow und Ruppin;

Henning von Bredow, Biſchof zu Brandenburg;

Heinrich Stich, Abt zu Kloſter Lehnin.

Eine lange Reihe ſich um die beiden Hauptgeſtalten gruppirender Perſonen! Träfe ſich's nun ſo, daß dieſe Dramatis personae unausgeſetzt und ausſchließlich *an der Seite* der Quitzows oder aber umgekehrt unausgeſetzt und ausſchließlich *gegen* dieſelben gekämpft hätten, ſo würde ſich in der Erzählung dieſer Kämpfe, trotz ihrer großen und verwirrenden Aehnlichkeit untereinander, doch mit Hülfe von Scheidungs- und Gruppirungskunſt, etwas wie Klarheit herſtellen laſſen, da ſich's aber leider ſo trifft, daß die geſammte Reihe der vorſtehend aufgeführten weltlichen und geiſtlichen Machthaber, je nach Vortheil und Sachlage, Bundesgenoſſen oder Widerſacher, will alſo ſagen heute *quitzowſch* und morgen *antiquitzowſch* waren, ſo haben wir in der Geſchichte dieſer endloſen Ueberfälle, Belagerungen, Erſtürmungen und Plünderungen ein derartig wirres Durcheinander, einen ſolchen Rattenkönig von Verſchlingungen, daß die Löſung derſelben zwar nicht als ein abſolut unmögliches, aber doch jedenfalls als ein ſehr ſchwieriges und ſehr undankbares Unternehmen anzuſehen iſt. Undankbar, weil auch im Falle des Gelingens eine Geduldsprobe für den Leſer. Denn wer kennt nicht aus eigener Erfahrung die Schreckniſſe jener aus hundert Vettern- und Enkelnamen zuſammengeſetzten Prozeß- und Familiengeſchichten, in denen ſich alle Kalenderheiligen und alle Geburtstage bis zur Großmutter hinauf ein Rendezvous geben! Aber eine ſolche mit Namen und Daten geſpickte Familienprozeßverwirrung iſt eine Kleinigkeit neben der Quitzowkampfverwirrung von 1400 bis 1410, weshalb ich — unluſtig in ein Labyrinth hinabzuſteigen, „von dannen keine Wiederkehr“ — mich an dieſer Stelle darauf beſchränke, die Reſultate dieſer zehnjährigen Anſtrengungen einſchließlich alles durch Erbſchaft, Heirath und Verpfändung Erworbenen aufzuzählen. Am Schluſſe des Jahres 1410 hatten die Quitzows folgende Städte, Schlöſſer und Burgen inne:

Quitzöwel, Rühſtädt, Stavenow, Kleetzke, priegnitziſcher Erbſitz;
Schloß Teupitz, in Händen des Schwiegervaters Schenck v. Landsberg;
Schloß Cremmen in Händen des Schwiegervaters Lippold v. Bredow (ebenſo Schloß Neuſtadt an der Doſſe);
Schloß Bötzow (jetzt Oranienburg), 1402 gemeinſchaftlich mit den Pommern erobert;
Stadt Straußberg auf dem Barnim, 1402 gemeinſchaftlich mit den Pommern erobert;
Schloß Plaue a. d. Havel, 1400 bezw. 1404 als Heirathsgut erworben;
Schloß Saarmund, 1406 erobert;
Schloß Koepenick, 1406 erobert;
Stadt Rathenow, 1408 von Jobſt v. Mähren erkauft oder als Pfandobjekt erhalten;
Schloß Frieſack 1409 für die Summe von 2000 Schock böhmiſcher Groſchen erkauft;
Schloß Hohenwalde, zwiſchen Frankfurt und Müllroſe, von Conrad v. Quitzow erworben;
Schloß Beuthen, durch Johann v. Quitzow mittelſt kluger Machinationen in Beſitz gebracht.

Irrthümlichen Ueberlieferungen folgend, wird ſogar von „vierundzwanzig Burgen und Schlöſſern“ geſprochen, die die Quitzow's um 1410 beſeſſen haben ſollen. Das iſt aber übertrieben. Indeſſen auch das hier Aufgezählte repräſentirt einen Machtzuſtand, der anderweitig, auf dem weiten Gebiete zwiſchen Oder und Elbe, wenigſtens damals nicht anzutreffen war und erklärt zur Genüge, daß die hervorragendſten weltlichen und geiſtlichen Fürſten Norddeutſchlands in eine gewiſſe Nothlage geriethen, in der ſie ſich vor dem Trotz und der Energie dieſer märkiſchen Edelleute beugen mußten.

Es iſt Wuſterwitz, deſſen Chronik wir gerade hierüber die allerintereſſanteſten Mittheilungen verdanken. Er ſchreibt: „. . . Um dieſe Zeit war es, daß Dietrich v. Quitzow, auf daß er ja nicht zu Ruh und Frieden käme, den Herzögen Rudolph und Albert zu Sachſen „abzuſagen“ für gut fand. Und was als das Schlimmſte dabei gelten konnte: beide löbliche Herzöge haben ſich ſolch ungerechten Leuten gegenüber zu jeder Nachgiebigkeit bereit gezeigt und an den Landeshauptmann in Mark Brandenburg geſchrieben und ſich allenthalben zu Recht erboten, ſo die Quitzows begründete Klage wider ſie hätten. Landeshauptmann über die Mark aber iſt in genanntem Jahre (1409) der Herzog Swantibor von Pommern-Stettin geweſen und hat beſagter Herzog von Pommern-Stettin mit großer Müh und Arbeit ſowohl den Adel wie die Städte der Mark zu Berlin verſammelt und zu ſolcher Verſammlung auch den Dietrich v. Quitzow berufen und ihm vorgehalten und gerathen, daß er die Gerechtigkeitserbietung der Herzöge zu Sachſen annehmen ſolle. Dietrich v. Quitzow aber, als ein Feind und Widerſacher aller Gerechtigkeit und alles Friedens, hat ſolch Erbieten und ſolche Worte nur veracht't und verlacht.“

In dieſem Tone klagt Wuſterwitz weiter, zu Gunſten der ſächſiſchen Herzöge hinzuſetzend, daß der anſcheinende Kleinmuth derſelben nicht blos in der Unzulänglichkeit ihrer Machtmittel, worüber ſogar Zweifel geſtattet ſeien, ſondern vor allem in ihrer großen Güte (um ihre Leute vor Schaden zu bewahren) und in ihrem geſetzlichen Sinne den eigentlichen und ausſchlaggebenden Grund gehabt habe. Denn die Herzöge hätter ſehr wohl gewußt, daß eines Landes Obrigkeit nicht allein mit den Waffen, ſondern auch durch Klugheit und Geſetzlichkeit gezieret ſein ſolle, weshalb ſie der Klugheit und Geſetzlichkeit zu genügen, zuvörderſt allerlei Bündniſſe nachgeſucht und vor allem die märkiſchen Städte, die zumeiſt unter den Quitzow's gelitten, zu gemeinſchaftlichen Vorgehen aufgefordert hätten.

„Es iſt aber aus Furcht vor den Quitzowen“, ſo fährt er fort, „in der ganzen Mark Brandenburg keine Stadt gefunden worden, die ſich mächtig genug gefühlt hätte, den Herzögen zu Sachſen zu Beiſtand und Hülfe zur Seite zu treten. Denn alle Städte ſind mit Quitzowſchen Schlöſſern ſammt vielen feſten Plätzen ihres Anhangs derart umgeben geweſen, daß die Bürgersleute kaum gewagt haben, bei Gefahr ihres Leibes und Lebens, vor den Thoren ihrer Stadt ſpazieren zu gehen. Ueberall hat die Hinterliſt gelauert und ſo die Bürger und Bauern im Felde gearbeitet haben, haben die Quitzowſchen die Leute gefangen genommen und ihnen dabei vorgehalten, daß man ſie blos vorläufig, um dieſer oder jener Urſach willen, zu Pfand geſetzt habe. Denn in Auslegungen und Wortſtreitigkeiten ſind ſie jederzeit von einer geſchwinden und wunderbaren Klugheit geweſen, ſo daß ſie Bosheit in Einſicht verwandelt und die Gerechtigkeit von der Ehre abgeſchieden haben.“

Unter den Städten, die zu der genannten Zeit den Muth eines Bündniſſes wider die Quitzow's nicht aufzubringen vermochten, waren auch die Schweſterſtädte Berlin und Kölln, die durch alle voraufgehenden Jahre hin, und zwar im Gegenſatze zu den meiſten anderen Bürgerſchaften der Mark, um die Gunſt der mächtigen Familie gebuhlt hatten. Endlich aber, am 3. September 1410, hatte Dietrich v. Quitzow, vielleicht der ewigen Rückſichtnahme, vielleicht auch kleiner Gegenforderungen und Nadelſtiche müde, durch Ueberfall und Viehwegtreibung den Berliniſchen gezeigt, daß ihr Wohlwollen und ihre Freundſchaft ihm wenig, ihre Furcht aber viel bedeute, was unſern mindeſtens ebenſo von berliniſchem als Quitzow'ſchen Antagonismus erfüllten Dom-Brandenburger (Wuſterwitz) zu nachſtehender, ganz erſichtlich von einer gewiſſen Schadenfreude diktirten Philippika hinriß: „Und nun, Ihr Berliniſchen, jetzt endlich ſeht Ihr's, welch ſchöne Vergeltung Euch eure mannigfaltigen Wohlthaten gebracht haben. Als die Quitzow'ſchen, zuſammt dem Grafen zu Lindow, das Schloß Bötzow gewonnen hatten, ei, wie haben da die Berliniſchen prakticiret und Anſchläge gemacht, daß die Quitzow's wieder zu der Hauptmannſchaft in Mark Brandenburg erhoben werden möchten. Ja, wie haben ſie da die Quitzows hofiret und traktiret? Da hat man geſehen, wie ſie dieſen Dietrich v. Quitzow zu glänzenden Banquetten geladen und ihm zu Ehren den Tiſch mit ſchönen Frauen und Saitenſpiel gezieret haben. Und wer ihn nicht hat können zu Gaſte laden, iſt nicht mehr unter die Reichen gezählt und von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen worden.*) Item, es iſt nicht genugſam zu ſagen, wie man ihn, eben dieſen Dietrich v. Quitzow, mit Laternen, Fackeln und Freudengeſängen zu ſeiner Herberge geführt und ihm einen Abendtanz mit ſchönen Jungfrauen und Weibern gehalten, desgleichen ihn mit welſchem Wein verehret und beſchenket hat. Und nun, Ihr Berliniſchen, was iſt davon kommen? Ohne daß er euch abgeſagt hätte, hat er euch das Vieh weggetrieben und Etliche von euren Leuten getödtet und verwundet und 16 Namhaftige gefangen genommen. Und den Nicolaus Wyns, der doch aus einem eurer beſten und altgeſeſſenen Geſchlechter geweſen, den hat er als einen öffentlichen Räuber und Dieb behandeln und ihn mit den Füßen in eiſerne Feſſeln legen laſſen."

So Wuſterwitz aus dem Jahre 1410.

Das Quitzow-Anſehen ſtand auf ſeiner Höhe.

---

*) Der Eindruck, den man von dieſer überaus lebendigen Schilderung empfängt, iſt der, als ob es ſich um Dinge von heut, um moderne Menſchen und Vorgänge handle. So würde Bismarck anno 1866 und 1870 empfangen, umworben und bis zum Abgöttiſchen gefeiert worden ſein, wenn er nicht, im Gegenſatze zu Dietrich v. Quitzow (der ſich erſt ſpät und zwar in genanntem Jahre 1410 zum Anti-Berliner ausbildete) von Anfang an ein Gefühl ſtarker und nicht einmal ausſchließlich politiſcher Gegnerſchaft gegen die Hauptſtadt gehabt und gezeigt hätte. Gleichviel, damals wie heut etwas Nervöſes und Excentriſches. Ja, man iſt geradezu frappirt, die Berlinerinnen des 15. Jahrhunderts den Berlinnerinnen des 19. Jahrhunderts ſo ähnlich zu ſehn. Oder war es immer und allerorten ſo?

5. Kapitel.

Dietrich und Johann v. Quitzow zur Taufe bei Caspar Gans v. Putlitz zu Tangermünde. Der Wendepunkt.

So war die Machtſtellung der Quitzow's, als im ſelben Jahre noch (1410) ein die Familie ſchmerzlich und unerwartet treffendes Ereigniß, den Wechſel der Dinge theils einleitete, theils für die Zukunft verkündete. Was dieſem ſchmerzlichen Ereigniß unmittelbar voranſging, waren beſondere Feſt- und Freudentage geweſen, zwei Taufen, von denen die eine zu Frieſack im Dietrich v. Quitzow'ſchen Hauſe, die andere zu Tangermünde bei dem ſo nahe befreundeten Caspar Gans zu Putlitz gefeiert worden war.

Die Quitzow'ſche Taufe, womit die Reihe der Feſtlichkeiten begann, fand, wie herkömmlich, ſechs Wochen nach der Geburt des Kindes ſtatt. Das war am 5. Auguſt. Schon drei Tage vorher hatten ſich die Geladenen auf Schloß Frieſack verſammelt, unter ihnen die beiden Schwiegerväter der Quitzow-Familie: Schenck v. Landsberg auf Teupitz und Lippold v. Bredow auf Neuſtadt a. D., bezw. Cremmen, dazu der Biſchof Henning v. Bredow, Bertram v. Bredow auf Bredow, Hans v. Torgau, Heinrich v. Stechow, Albrecht v. Uchtenhagen und Werner und Pape v. Holzendorf. Was aber der Feier eine beſondere Weihe gab, war, daß ſich bei dieſer Gelegenheit die vier Quitzow'ſchen Brüder, alſo einerſeits Dietrich und Johann, andererſeits Conrad und Henning, aller Wahrſcheinlichkeit nach auf Jahre hin zum letzten Male zuſammenfanden. Es war nämlich beſchloſſene Sache, daß unmittelbar nach Schluß dieſer Frieſacker Taufe, der eben erſt von der Havelberger Domſchule kommende, nicht mehr als 17 Jahr zählende Henning v. Quitzow eine Studienreiſe nach Paris antreten ſollte. Den 3. Auguſt war Kirchgang. Um 10 Uhr Vormittags ſetzte ſich der Zug in Bewegung, voraus Spielleute mit Geigen, Zinken und Schalmeien, wobei der Baßgeiger ſein großes Inſtrument guitarrenartig an einem Bande trug. Dann folgten die Frauen, in deren Mitte Frau Eliſabeth v. Quitzow ging. In gleicher Ordnung kehrte man ins Schloß zurück, wo den Tag darauf ein verſpätetes Mittel-Kindelbier und am 5. die Taufe ſelbſt ſammt dem eigentlichen Kindelbier abgehalten wurde. Die Herrichtung der Feſttafel entſprach dem Glanz des Hauſes, trotzdem aber befleißigte man ſich einer ſonſt nicht üblichen Mäßigkeit, weil die bei Caspar Gans ausſtehende Taufe faſt im unmittelbaren Anſchluß an die Frieſacker Tage gefeiert werden ſollte.

Schon am 7. Auguſt brach man denn auch nach Schloß Tangermünde hin auf. Es waren dieſelben Gäſte wie zu Frieſack, ein überaus glänzender Zug, der in ſeinem Glanze nicht an die Noth des Landes gemahnte. Bewaffnete Knechte ritten vorauf; dann folgten die Ritter und Edelleute mit denjenigen Damen, die zu Pferde geſtiegen waren, während die, die nicht Luſt zum Reiten gezeigt hatten, die Fahrt zu Wagen machten. Daran ſchloſſen ſich die Zofen und Mägde, bis abermals bewaffnete Knechte dem Ganzen einen Abſchluß gaben. Im vorderen wie hinteren Zuge wehte das ſchräggetheilte Quitzow'ſche Banner, im rothen Felde ein weißer und im weißen Felde ein rother Stern. Rathenow war halber Weg. Bei Fiſchbeck erreichte man die Elbe, zugleich die Stelle, von der aus eine von jenſeits gekommene Fähre die Taufgäſte nach dem anderen Ufer hinüberbringen ſollte. Schloß Tangermünde ragte im Abendhimmel auf. Alles war feſtlich und die Fähre ſelbſt auf's Reichſte mit Blumen geſchmückt, ja, drüben am Ufer ſtanden Putlitzſche Trompeter und Pauker, die die Gäſte ſchon von fernher mit ihren Fanfaren begrüßten. Aber die Zahl derer, die hinüber wollten, war für die Fähre viel zu groß und viermal mußte ſie den Fluß kreuzen, eh alle drüben waren. Nun ging es auf das jüngſt erſt von Kaiſer Karl IV. erbaute Schloß Tangermünde zu, wo ſich die havelländiſchen Gäſte mit denen aus der Altmark und Priegnitz vereinigten. Am nächſten Tage folgte der Tauſakt in der von prächtigem Geſtein funkelnden Schloßkapelle, woran ſich, unmittelbar faſt, ein ausgewähltes Mahl ſchloß. Die dabei, nach Sitte der Zeit, vorzugsweiſe zur Verwendung kommenden Gewürze waren Pfeffer und Saffran. Ein anderer charakteriſtiſcher Zug der damaligen Kochkunſt beſtand darin, nichts zu verſchmähen und alle Thiertheile: Köpfe, Füße, Zunge, Hirn, Lunge, Leber, Nieren, Gekröſe gleichmäßig in Delikateſſen umzuwandeln. Dazu die Schaugerichte: thurmartige Kuchen aus Paſtetenteig, in die man lebendige Vögel hineinſetzte, die dann beim Oeffnen wegflogen. Als das Gratias geſprochen war, erhob man ſich und traf Anſtalten zum Tanz. Den Beginn machte der von zwölf Paaren getanzte Zwölfmonatstanz; dann kam der polniſche Tanz, der Kapriolentanz, der Drehtanz, der Taubentanz. Den Schluß aber bildete der Todtentanz, der ſehr beliebt war und wobei man durch's Loos entſchied, wer den Todten zu ſpielen habe. Das Loos traf Conrad v. Quitzow von Schloß Hohenwalde. Der erſchrak, weil er ſchon während der Reiſe von Todesahnungen erfüllt geweſen war. Es galt aber, von dieſem Erſchrockenſein nichts zu zeigen und als er eine kurze Zeit getanzt hatte, fiel er, wie's das Spiel erheiſchte, mitten im Saal um und ſpielte den Todten. Und nun ſchwieg auch die luſtige Muſik und ein dumpfer Trauergeſang erſcholl, während deſſen die Damen an den Todten herantraten und ihn küßten. Als er den Kuß auch der letzten empfangen hatte, ſtand er wieder auf und der Drehtanz begann in aller Luſtigkeit von Neuem.

Damit ſchloß die Feier und weil das Doppelfeſt alle Theilnehmer ermüdet haben mochte, rüſteten ſie ſich am andern Morgen bereits zur Abreiſe. Ziemlich früh ſchon erreichte man die Fähre, die, wie drei Tage zuvor, mit Laub und Blumen geſchmückt war. Ebenſo gebot es ſich auch heute wieder, den Uebergang in Gruppen zu machen und nur das „wie“ blieb noch feſtzuſtellen. Endlich entſchied man ſich dahin, auch bei dieſem die Rückkehr einleitenden Uebergange dieſelbe

Reihenfolge wie beim Heranzug innehalten zu wollen: zunächſt alſo die voraufreitenden Knechte, dann die Frauen und Ritter, danach die Zofen und Dienerſchaften und ſchließlich die Nachtrabs Knechte, die ſchon auf der Herfahrt den Abſchluß gebildet hatten. Eben dieſen Nachtrab ſollte Johann von Quitzow, den voraufreitenden Trupp aber der ältere Bruder führen.

Und nach dieſem Abkommen wurde verfahren.

Der ganze Vortrupp, vierundzwanzig reitende gewappnete Knechte, ritten auf die Fähre hinauf und als ſie Stand und Ordnung genommen, erſchien Dietrich v. Quitzow, dem ſich, im letzten Augenblicke, ſein Schwager Albrecht v. Schenck und gleich danach auch ſein Bruder Conrad v. Quitzow (der Hohenwalder) anſchloß. Die Fähre ging tief und hatte nur wenig Bord. Es war außerdem windig, ſo daß ſich die gelben Wogen der Elbe mächtig heran wälzten. In der That ſcheint es, als ob man ein Einſehen von dem Gefahrvollen einer ſolchen Ueberlaſtung gehabt habe; die Fährleute jedoch verſicherten einmal über das andere, daß nichts zu fürchten ſei und ſo ſtieß man denn unter Zuruf und Tücherwinken der vorläufig noch am altmärkiſchen Ufer Verbleibenden ab. Alles war guter Dinge, welche frohe Stimmung noch wuchs, als die von Caspar Gans auch heute wieder bis an die Fährſtelle beorderten Trompeter ihre Abſchiedsweiſen anſtimmten. Ein jäher Aufſchrei aber, der vom Fährboot ausgehend, im ſelben Augenblick auch unter den am Ufer Zurückgebliebenen erſcholl, übertönte plötzlich die Fanfaren und als dieſe ſchwiegen, ſah man von der altmärkiſchen Seite her das Sinken der Fähre: das Waſſer ſchlug über Bord und ehe noch an Rettung zu denken oder wohl gat nach anderen Booten auszuſchauen war, verſank die Fähre vor aller Augen. Sowohl Dietrich v. Quitzow wie ſein Schwager Albrecht von Schenck warfen ſich voll Geiſtesgegenwart auf ihre Pferde und hatten Kraft und Geſchicklichkeit genug, ſich bis ans havelländiſche Ufer zu retten, alles andere aber ging zu Grunde: die ganze Knechteſchaar und mit ihnen

Conrad v. Quitzow, der den Abend vorher ſo widerſtrebend und ahnungsvoll den Todtentanz getanzt hatte. Vergebens, daß man nach ſeiner Leiche ſuchte; viele der mit ihm Ertrunkenen wurden gefunden, er nicht, und unter Schmerz und Grauen beſchloß man die Taufreiſe, die ſo froh und unter ſo glänzenden Ausſichten begonnen hatte. Daheim wurden dem „guten Quitzow", der ſich, im Gegenſatze zu ſeinen Brüdern, einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit erfreute, zahlreiche Seelenmeſſen geleſen und vielfach beklagte man den Ausgang. Aber andere waren da, die kaum ein Gefühl des Triumphes zurückhalten konnten und in dem grauenhaften Ereigniſſe das erſte Zeichen ſahen, daß ſich der Himmel gegen die Quitzows wenden wolle. Wuſterwitz war unter denen, die dieſes Glaubens lebten. Und ihr Glaube war der richtige; die Taufreiſe nach Tangermünde war der Wendepunkt im Leben der Quitzows und trotz großer politiſcher wie militäriſcher Erfolge, deren ſie ſich gelegentlich noch zu rühmen hatten, ging es von dieſem Tag an mit ihrem Glücke bergab.

Was dieſen Niedergang und Fall der Familie herbeiführte, lag ganz außerhalb ihrer Verſchuldung, wenn von einer ſolchen (ich komme weiterhin auf dieſe Frage zurück) überhaupt die Rede ſein kann. Es lag einfach ſo: das Eintreten beſtimmter politiſcher Ereigniſſe hatte das Heraufkommen der Familie, ja deren Glanz ermöglicht, und das Eintreten anderer politiſcher Ereigniſſe ließ dieſen Glanz wieder hinſchwinden. Das bedeutſamſte dieſer Ereigniſſe war der Tod des mehrgenannten Markgrafen Jobſt von Mähren. Er ſtarb den 16. Januar 1411 auf ſeinem Schloſſe zu Brünn, einige ſagen durch Gift, und König Sigismund, der 1388, um Geldes willen, die Mark Brandenburg ſeinem Vetter Jobſt überlaſſen hatte, ſah ſich nun abermals im Erbbeſitze des in genanntem Jahre von ihm abgetretenen Landes.

Hieraus erwuchs der Wechſel der Dinge.

Schon die bloße Thatſache, daß Jobſt nicht mehr war, war gleichbedeutend mit Halbirung des Anſehns der Quitzow-Familie, die, ganz abgeſehen von dem äußerlichen Machtzuwachs, der ihr aus dem das Jobſt'ſche Regiment kennzeichnenden Verkauf von Schlöſſern und Städten erwachſen war, beſonders auch in der ausgeſprochenen Wohlgewogenheit des Markgrafen eine ſtarke moraliſche Stütze gehabt hatte. Denn ein ſo ſchlechter Regent Jobſt geweſen, er war und blieb doch immer Landesherr, deſſen Autorität dem, der ſeiner Gunſt ſich rühmen durfte, zweifellos ein beſtimmtes Maß von Schutz und Deckung gab, ein Maß von Schutz und Deckung, das nun plötzlich fehlte.

Jobſt war nicht mehr. Dieſe Thatſache war ausreichend, die Quitzow's in ihrer Machtfülle zu ſchädigen. Was aber dieſe Schädigung aller Wahrſcheinlichkeit nach verdoppeln mußte, war das, daß König Sigismund (inzwiſchen auch zum Kaiſer erwählt) unmittelbar nach Wiederinbeſitznahme der ſchon in ſeinen jungen Jahren, von 1385 bis 88, von ihm regierten Mark, ſich dahin ausſprach: „nunmehro für eben dieſe Mark auch etwas thun und die gerechten Beſchwerden derſelben, die ſich zu gutem Theile gegen die Quitzow's und ihren Anhang richteten, abſtellen zu wollen.“

So König Sigismund, der, als er ſich in dieſem Sinne geäußert, auch nicht länger ſäumte, den Herrn Wend von Ilenburg — einen Ahnherrn der jetzigen Grafen zu Eulenburg — nach Berlin zu ſchicken und zwar mit der ausdrücklichen Weiſung: ebendaſelbſt, unter Rath und Beihülfe des Propſtes Johann v. Waldow, den Adel und die Städte behufs Entgegennahme ſeines (Sigismunds) Willens um ſich zu verſammeln. Adel und Städte verſammelten ſich denn auch wirklich am Sonntage Lätare zu Berlin und wurden, wie Wuſterwitz berichtet, „einzeln und inſonderheit gefragt, ob ſie Herrn Sigismund als einen rechten Erbherrn der Mark erkennen und annehmen wollten. Worauf ſie ſämmtlich und einmüthiglich erklärten, daß ſie keinen andern Erbherrn wüßten, als den hochgedachten König in Ungarn, welcher Erklärung ſie nicht unterließen den Ausdruck freudiger Ueberzeugung hinzuzufügen, daß nunmehr durch ſein löbliches Regiment die ſo lang in Erregung, Krieg und Unruhe verſtrickte Mark wieder zu Ruhe, Frieden und gutem Zuſtand kommen würde.“

Bei dieſer Erklärung verfuhren Städte wie Stände, ſelbſt die Quitzow's und ihre Partei mit eingerechnet, aller Wahrſcheinlichkeit nach vollkommen aufrichtig, letztere davon ausgehend, daß der König, der es ſo wohl mit ſeinem märkiſchen Erblande zu meinen ſcheine, nun entweder in Perſon kommen oder aber einen Landesverweſer aus dem Lande ſelbſt, will ſagen aus der Quitzow-Partei wählen und ernennen werde. Jedenfalls war man nach dem Erſcheinen Wends von Ilenburg voll Hoffnung und guter Dinge, weshalb am Schluſſe der Berliner Verſammlung beſtimmt wurde, bald thunlichſt eine Geſandſchaft nach Ofen, wo ſich König Sigismund aufhielt, ſchicken zu wollen, um dem Könige, nachdem er ihre Privilegien, Gerechtigkeiten und alte löbliche Gewohnheiten mit ſeinen Siegeln und Briefen beſtätigt haben würde“, die Huldigung zu thun.

Zu dieſem Huldigungsakte kam es denn auch, bei welcher Gelegenheit König Sigismund bemerkte: „daß er zuvor des Reiches Sachen erledigen, dann aber in Perſon kommen und ſehen wolle, wie's ſtände. Bis dahin gedenke er zu gleichem Zweck einen ſeiner Herren zu ſchicken, der mit Rath und Vorſicht bemüht ſein ſolle, die Mark zu gutem Weſen zu bringen.“

Das etwa waren die Worte, mit denen die märkiſche Geſandſchaft aus Ungarn nach Mark Brandenburg zurückkehrte, Worte, die, ſo wohlgemeint ſie ſein mochten, gegen den Schluß hin doch alle die Hoffnungen umſtießen, die man bis dahin gehegt hatte. Denn eben dieſe Schlußworte ließen keinen Zweifel darüber, daß man an oberſter Stelle gewillt war, die Landesverweſerſchaft abermals in fremde Fürſtenhände zu legen. Dem ſich zu unterwerfen, war man aber auf Seiten der Quitzows wenig geneigt und hielt mit einer offenen Erklärung in dieſem Sinne wohl nur deshalb zurück, weil man der Anſicht und Erwartung leben mochte, mit dem „neuen fremden Herrn“, wenn er überhaupt erſcheinen ſollte, gerade ſo gut und ſo leicht fertig werden zu können, wie mit den Mecklenburgiſchen, Pommerſchen und

Schwarzburgiſchen Fürſten, die's bis dahin mit der Verweſerſchaft der Mark verſucht hatten.

Und in der That, die nächſten Monate ſchienen dieſer Anſchauung und der ihr entſprechenden Politik ſtiller Auflehnung Recht geben zu ſollen, denn es geſchah nichts, was den ernſten Entſchluß des Königs, nun auch wirklich einen Wandel zum Beſſern hin zu ſchaffen, ausgedrückt hätte.

6. Kapitel.

Burggraf Friedrich kommt in's Land, um ſich huldigen zu laſſen „zu ſeinem Gelde“. Die Quitzows lehnen ſich auf und rufen die Pommern in's Land.

Plötzlich indeß änderte ſich die Lage. Der Herr, der „mit weiſem Rathe helfen und die Mark zu gutem Weſen bringen ſollte“, hatte ſich gefunden und die Quitzows ſollten deſſen zum Schaden ihrer ſelbſt und ihrer hochfliegenden Pläne (deren Verwirklichung ihnen nahe dünken mochte) ſehr bald gewahr werden. Der Herr „mit weiſem Rath“ aber war niemand anders als Friedrich Burggraf zu Nürnberg. Anfang Juni brach er aus ſeinen fränkiſchen Landen auf, war am 16. in Blankenburg am Harz und hielt am 22. ſeinen Einzug in Stadt Brandenburg. Am 24., St. Johannistag, waren Adel und Städte bereits in Neuſtadt Brandenburg um ihn verſammelt, um aus ſeinem Munde zu hören, daß er, Friedrich Burggraf zu Nürnberg, durch König Sigismund zum oberſten Verweſer und Hauptmann der Mark ernannt worden und gekommen ſei, „ſich zu der in kaiſerlichen Briefen ausdrücklich benannten Summe von 100000 ungariſchen Goldgulden huldigen zu laſſen“ und zwar unter der entſprechend und gleichzeitig von Seiten des Landes zu leiſtenden Zuſage, „von ihm, dem Burggrafen, nicht abweichen zu wollen, bis dieſe Summe von hunderttauſend Goldgulden ihm und ſeinen Erben ganz vergenüget und bezahlet ſei.“*)

---

*) Es ſind das die 100000 Goldgulden, die zu der Annahme geführt haben, Burggraf Friedrich ſei lediglich auf eine Summe vorgeſtreckten

Worauf alle Städte, ſowie viele vom Adel die Huldigung leiſteten.

„Etliche vom Adel aber" — ſo läßt ſich Wuſterwitz in ſeiner Chronik weiter vernehmen — „etliche vom Adel

---

Geldes hin, alſo wenn man ſo will als Pfandleiher in den Beſitz der Mark gekommen. Das iſt aber nicht richtig, wenigſtens nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Hunderttauſend Goldgulden wurden allerdings, als eine Schuld Sigismunds an Friedrich, auf die Mark Brandenburg eingetragen, aber dieſe Summe war nicht ein zuvor empfangenes Darlehn, ſondern um modern zu ſprechen „ein nicht ausgezahltes Gehalt ſammt Repräſentationskoſten". Sigismund, einſehend, daß die Landeseinnahmen kein Aequivalent für die zu gewärtigenden Dienſte des neuen Landesverweſers, inſonderheit aber nicht ausreichend zur Beſtreitung eines Hofhalts ſein würden, bewilligte dem Burggrafen eine Zubuße von 100 000 Gulden und weil er (Sigismund) ſich außer Stande ſah, dies aus freien Stücken Bewilligte ſofort baar auszuzahlen, ſo ließ er dieſe Zuſchußſumme, ganz ſo wie wenn es geborgte hunderttauſend Goldgulden geweſen wären, auf die Mark eintragen. Die Mark wurde „Pfand" und ging ſchließlich, als nicht eingelöſtes Pfand, in den Beſitz des Burggrafen über. Riedel, in ſeinem ausgezeichneten Buche „Zehn Jahre aus der Geſchichte der Ahnherrn des Preußiſchen Königshauſes" hat dies alles in muſterhafter Weiſe klargelegt und für hiſtoriſche Korrektheit Sorge getragen, aber ſo dankbar wir ihm für dieſe Korrektheit ſein müſſen und ſo gewiß es zuzugeſtehen iſt, daß zwiſchen einem „geleiſteten Darlehn" und einem „nicht empfangenen Gehalt" — trotzdem beides eine Schuld repräſentirt — immerhin noch ein Unterſchied obwaltet, ſo bin ich doch ganz außer Stande, mich in der Geſinnung zurecht zu finden, die Riedel bei dieſer Gelegenheit zum Ausdruck bringt. Er behandelt die Frage mit einem Nachdruck und einer Feierlichkeit, als ob er, mit Hülfe dieſer ſeiner Aufklärungen, das Hohenzollernthum von einem Makel befreit und die Vorgeſchichte deſſelben von etwas Krämerhaftem und Geldgeſchäftlichem gereinigt hätte. Das iſt aber offenbar zu weit gegangen. Es kann, meinem Ermeſſen nach, für die Hohenzollern, die ſeitdem ihre Legitimation über jeden Zweifel hinaus nachgewieſen haben, ziemlich gleichgültig ſein, wie ſie damals zur Mark gekommen ſind, ſo oder ſo. Sollte dies aber beſtritten werden können, ſo doch ſchwerlich das, daß es, nach der moraliſchen oder, wenn man ſo will, nach der Feinheitsſeite hin, abſolut bedeutungslos iſt, ob die 100 000 Goldgulden von 1412 ein vom Burggrafen geleiſteteter Vorſchuß oder ein ihm verſprochener und nicht ausgezahlter Zuſchuß waren. Das ſonſt ſo hervorragende, von der größten Sachkenntniß getragene Riedelſche Buch hat einen ſchwachen Punkt in dieſer hier und da geradezu ſtörend hervortretenden Hyperloyalität, auf die wir in einem ſpäteren Kapitel, wo ſich's über das Recht oder Unrecht der Quitzows handelt, noch ausführlicher zurückkommen.

aber und zwar an der Spitze Dietrich und Johann v. Quitzow, Wichard v. Rochow und Achim v. Bredow mitſammt ihrem Anhange, ſind, weil ſie ſich vorher mit einem Eide dazu verbunden hatten, zurückgetreten, haben die Huldigung, die ſie vorher in Berlin und Ofen dem Könige geleiſtet, dem Burggrafen als ſeinem Vertreter und Verweſer verweigert und haben dabei verächtlich geſprochen: „Es iſt ein Tand von Nürrenberg. Wir wollen zuvor zu unſrem richtigen Erbherrn dem Könige von Ungarn ſchicken und auf dieſe Weiſe mit Ehren thun, was wir wollen.“

Damit war der Fehdehandſchuh hingeworfen.

Aber die Quitzow's, die wohl wußten, daß Thaten beſſer als Worte ſprechen, hatten nicht vor, es bei dieſer ablehnenden Erklärung bewenden zu laſſen, benutzten vielmehr ihren weitreichenden Einfluß, die beiden Herzöge von Pommern-Stettin: Otto und Caſimir in die Mark zu rufen, um durch ſolche Befehdung des ihnen aufgedrungenen „neuen Herrn“ dieſem den Aufenthalt in der Mark zu verleiden und ihn zur Rückkehr in ſeine fränkiſchen Lande zu bewegen.

Dieſem Rufe leiſteten die Pommern auch wirklich Folge, was Veranlaſſung zu einem an und für ſich kleinen, aber durch Nebenumſtände berühmt gewordenen Rencontre gab.

7. Kapitel.

Die Schlacht am Cremmer Damm am 24. Oktober 1412.

Dieſelbe fand bei Cremmen ſtatt und führt den Namen der „Schlacht am Cremmer-Damm“. Sicherlich war es keine Schlacht in unſerm Sinne, kaum ein Gefecht, und die Verluſte, ſo weit die Zahl mitſpricht, werden hüben und drüben ſehr unbedeutend geweſen ſein, dennoch lebt das Ereigniß friſcher in der Erinnerung fort, als manche große Schlacht, die Brandenburg-Preußen ſeitdem geſchlagen hat. In dieſer Beziehung ſtellt ſich das am Cremmer-Damm erfolgte Rencontre dem Tage von Fehrbellin zur Seite, während es, auf das Taktiſch-Strategiſche hin angeſehen — wenn ſo große Worte bei ſo kleinen Vorgängen überhaupt gebraucht werden dürfen — einem 78 Jahre früher an genau derſeben Stelle mit genau demſelben Feinde ſtattgehabten Kampfe gleicht, der ebenfalls den Namen einer Schlacht am Cremmer-Damm führt. Es giebt alſo zwei Schlachten dieſes Namens:

eine (die frühere), die 1334 zwiſchen Herzog Barnim von Pommern und Markgraf Ludwig von Brandenburg,

und eine zweite (die unſere), die 1412 zwiſchen den Pommernherzögen Otto und Caſimir und Burggraf Friedrich ausgefochten wurde.

* * *

Die voraufgegangene Schlacht von 1334 genießt des Vorzugs, in einer ſchönen und charakteriſtiſchen Volksballade behandelt zu ſein, die hier mitzutheilen ich mir aus verſchiedenen Gründen nicht verſagen möchte.

Die erſte Schlacht am Cremmer-Damm.

(Zwiſchen Herzog Barnim von Pommern und Markgraf Ludwig
von Brandenburg 1334.)

Als Herzog Barnim, der kleine Mann,
(Um mit Markgraf Ludwig zu ſechten)
Kam bis an den Cremmer-Damm heran,
Sprach er zu Rittern und Knechten:

„Das Cremmer Luch iſt ein garſtig Loch,
Und den Feind daraus zu vertreiben,
Ich denke, Leute, wir laſſens noch
Und wollen dieſſeits bleiben.

Wir ſchreiben aus eine große Steur,
Und wer ſich nicht will bequemen,
Den zwingen wir mit Waſſer und Feur
Und wollen das Vieh ihm nehmen.“

Der Rath gefiel den Pommern all
Und vergner und an den Ecken
Gruben ſie haſtig Graben und Wall,
Dahinter ſich zu verſtecken . .

Hier wechſelt nun die Scene, das Lied ſpringt von drüben nach hüben oder, was daſſelbe ſagen will, von der pommerſchen nach der märkiſchen Seite hinüber und fährt fort:

Markgraf Ludwig, der tapfere Held,
Drüben ſah man ihn reiten,
Er dachte, „die Pommern ſtehen im Feld
Und werden den Damm überſchreiten.“

Als aber keiner ſich's unterwand,
Ließ er ſeinen Trompeter kommen
Und ſagte: „Nimm Deine Trompet in die Hand
Und blaſ' bis ſie's drüben vernommen.

„Und ſage dem Herzog Barnim an,
Ich hätte groß Verlangen,
Ihn und ſeine Ritter, Mann für Mann,
Hier dieſſeits zu empfangen.

„Und wenn es hier dieſſeits ihm nicht behagt,
So wollt' ich ihm verſprechen,
Auch auf dem Luch-Damm unverzagt
Eine Lanze mit ihm zu brechen.“

Drauf der Herzog: er woll' ihm Rede ſtehn,
Nicht-kommen das dünk' ihm Sünde,
Sie wollten ſich treffen und wollten ſehn,
Wer das Spiel am beſten verſtünde.

Nun hebt der Kampf an, und ſcheint den Pommern den Sieg verbürgen zu wollen, als dieſe jedoch vordringen, um ihren Erfolg auszubeuten, büßen ſie dieſen wieder ein und werden zum Rückzuge gezwungen. Im Lied aber heißt es weiter:

Vom Graben ging's auf den Damm hinauf,
Drauf ſtanden dicht die Märker,
Die wehrten ſich einzeln und zu Hauf,
Aber Herzog Barnim war ſtärker.

Die Märkiſchen konnten nicht beſtahn,
Das Luch war ihr Verderben,
Und viele mußten da liegen gahn
Und ohne Wunde ſterben.

Und mälig wichen ſie Schritt für Schritt,
Vor Cremmen weiter zu fechten,
Die Pommern folgten im feſten Tritt,
Die Ritter mitſammt den Knechten.

Aber vor Cremmen hielt man an
Und mußte draußen bleiben,
Die Märkiſchen ſtanden da Mann für Mann
Und waren nicht zu vertreiben.

Sie ſchoſſen hinunter aus Thurm und Thor
In das pommerſche Gedränge,
Dann drängten ſie ſelber wieder vor,
Todte gab es die Menge.

Da ſprach Schwerin: „Das thut kein gut,
Laßt uns den Damm erfaſſen,
Oder wir müſſen unſer Blut
Hier alle vor Cremmen laſſen.“

So zogen ſie wieder dem Damme zu,
Heimwärts ohne Schimpf und Schade,
Zuletzt ging auch der Krieg zu Ruh, —
Gott geb' uns ſeine Gnade.

⁂

Ganz im Einklange mit der Schilderung, die die vorſtehende Volksballade von dem *erſten* Kampfe bei Cremmen giebt, verlief auch der *zweite*, der unſere. Dieſſeit des Dammes, in Stadt und Schloß Cremmen, ſtanden die Märkiſchen unter Führung oder vielleicht auch nur in Gemeinſchaft mit einer Anzahl fränkiſcher Ritter, die den Burggrafen Friedrich aus ſeinem Erblande her in die Mark begleitet hatten; drüben, jenſeits des Dammes, aber ſtanden die Herzöge von Stettin. Und genau wie zu Herzog Barnims Zeiten drangen die Pommern auch heute wieder auf dem durch das ſogenannte „Luch“ ſich hinziehenden Cremmer Damm vor und errangen inſoweit einen Vortheil, als die Märker, trotz des Verſuches dazu, dies Vordringen nicht hindern konnten. Als aber, nach dieſem erſten unzweifelhaften Erfolge der beiden Herzöge, der Sieg perfekt gemacht und Stadt und Schloß Cremmen mit ſtürmender Hand genommen werden ſollte, verſagte den Pommern die Kraft zu dieſem Abſchluß der Aktion, weshalb ſie ſich genöthigt ſahen, über den von ihnen eroberten Damm ihren Rückzug anzutreten. So der Verlauf der kleinen Bataille, genau ſo wie 1334. Das Ganze hatte den Charakter eines Brücken-Gefechtes gehabt, eines Gefechtes in einem Defilé. Das Luch als ſolches zu paſſiren oder durch Flankenbewegungen zum erweiterten Kampfplatz zu machen, verbot ſich und ſo ſchob man ſich denn auf dem Damm hin und her, immer nur mit der Spitze Fühlung habend. Dieſe Spitze bildeten auf märkiſcher Seite die fränkiſchen Ritter und dieſe waren es auch, die den Preis des Tages zu zahlen hatten. Einer derſelben, *Kraft v. Lentersheim*, ward vom Damm her in das Luch abgedrängt und verſank in demſelben, eine Verſion, die mir wahrſcheinlicher dünkt als eine zweite, nach der er, ſchwer verwundet, in ein benachbartes Dorf geſchafft und in der Kirche daſelbſt beſtattet ſein ſoll.

Die beiden anderen Ritter, die fielen, waren Ritter *Philipp von Utenhoven* und *Graf Johannes von Hohenlohe*. Beide (beſonders der letztere) dem Burggrafen naheſtehend, wurden von Cremmen aus nach Berlin geſchafft und in der Franziskanerkloſterkirche daſelbſt, die ſo zu ſagen markgräfliche Hofkirche war, beigeſetzt. Ihre Grabſteine ſind verſchwunden, aber ein dem Grafen Hohenlohe geltendes Wandbild, das, ſo läßt ſich annehmen, der Burggraf ſelbſt dem Gedächtniß dieſes ſeines Getreuen ſtiftete, hat ſich bis dieſen Tag in beſagter Kirche, neben der Orgel erhalten und giebt nicht nur Zeugniß, wie der Burggraf den erſten auf märkiſcher Erde für Haus Hohenzollern Gefallenen ehrte, ſondern gleichzeitig auch eine gute Vorſtellung von der Bildniß- und Geſchichtsmalerei jener Epoche, wenn auch freilich nicht innerhalb unſerer Mark, der ſolche Kunſtübung fremd war. Es iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eines Nürnberger Meiſters Arbeit, ein vergleichsweiſe wohlgelungenes Bild, auf dem wir einen jugendlichen Ritter in ſchwarzer Rüſtung und weißem Pelzmantel erblicken, der vor dem Heilande kniet und wehmüthig das blaſſe, überaus traurige Haupt zu dem Erlöſer erhebt. Chriſtus ſelbſt ſteht mit den Emblemen ſeiner Schmach, mit Geißel, Dornenkrone und dem Yſopſtabe vor dem Ritter, aus des Heilandes Wunden aber ergießen ſich fünf Blutſtröme in den Kelch des heiligen Abendmahls. Darüber ein Helm mit dem Adlerſchmuck und ein Wappenſchild mit zwei Leoparden. Um das Ganze herum zieht ſich die Legende: „Anno Domini 1412 am St. Columbanus Abend verſchied der hochgeborne Graf Johannes v. Hohenlohe, dem Gott genade. Amen.“

Friedrich konnte ſich in ſeiner Trauer nicht genug thun und ließ, außer dem vorbeſchriebenen Kirchenbilde, noch ein Kreuz am Cremmer-Damm ſelbſt errichten, an eben der Stelle, wo Graf Hohenlohe gefallen war. Zweimal wurde das Kreuz ſeitdem erneuert: erſt unter dem Großen Kurfürſten (mit der dem unhiſtoriſchen Sinn jener Zeit entſprechenden Angabe, daß hier „ein brandenburgiſcher General“ gefallen ſei), dann unter Friedrich Wilhelm IV.

8. Kapitel.

Friedrichs Diplomatie. Bündniſſe mit Magdeburg und Sachſen. Anſcheinende Begleichung der Streitfrage. Huldigung und erneute Provokationen.

Friedrich hatte der Schlacht am Cremmer-Damm nicht beigewohnt, ebenſo waren die Quitzows, „die intellektuellen Urheber“ des Pommern-Einfalls, nicht zugegen geweſen. Frühere Geſchichtsſchreiber laſſen freilich, im Widerſpruch dazu, beide Brüder unmittelbar an der Seite der Pommernherzöge dem Kampfe beiwohnen, Riedel aber, und nach ihm alle Neueren, haben das Nichtſtichhaltige dieſer Annahme dargethan. Die Quitzows handelten klüger und warteten in einer ihnen durch Schloß Frieſack und Schloß Plaue gegebenen Flanken- und Rückenſtellung den Ausgang ab, um, wenn alles gut ging, durch ein nachträgliches Eingreifen die burggräfliche Sache raſch zu vollem Ende führen, im Falle des Mißlingens aber ſich als ſchuldlos und unbetheiligt hinſtellen zu können. In gleicher Weiſe verfuhr die ganze märkiſche „Fronde“, die, wohl wiſſend was auf dem Spiele ſtand, konſequent an ihrem negativen Verhalten feſthielt. Sie begnügte ſich damit, den Burggrafen als nicht vorhanden anzuſehen, hütete ſich aber, ihn durch offene Feindſeligkeit zur Anwendung von Gewaltmaßregeln heraus zu fordern. Man ließ es an Liſt auf beiden Seiten nicht fehlen, diplomatiſirte hüben und drüben, und während die „Renitenten“ eine friedfertige Geſinnung und in Einzelfällen ſogar eine freundſchaftliche Haltung heuchelten, gab ſich Friedrich ſeinerſeits das Anſehen, an dieſe Friedfertigkeit zu glauben. Er ging darin ſo weit, die Quitzows zu Gaſte zu laden, und obgleich er ihre wahre Geſinnung ſehr wohl kannte, mag er doch nicht ohne Hoffnung auf einen allmähligen Wandel der Dinge geweſen ſein und wenigſtens eine Zeit lang an die Möglichkeit gedacht haben, ihre Herzen durch Entgegenkommen gewinnen zu können.

Darin ſah er ſich nun freilich getäuſcht, und als ihm dies feſtſtand, entſchloß er ſich, wie Wuſterwitz ſchreibt, „als ein gütiger Beſchützer und Beſchirmer ſeiner Unterthanen einen großen Muth zu faſſen und mit Rath frommer Herrn zu bedenken, wie der Mark zu helfen ſei. Da fand er denn, daß Freundſchaft und Vereinigung mit den benachbarten Fürſten und Herren am eheſten geeignet ſein würde. dieſe Hülfe zu ſchaffen und einen feſten Zaun der Beſchirmung um die Mark zu ziehen.“

Und von dieſem Augenblick an wurde dann auch alles Nöthige zum Abſchluſſe ſolcher hülfeſchaffenden Bündniſſe gethan, unter welchen Bündniſſen das mit Mecklenburg, inſonderheit aber das mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg und dem Herzoge Rudolph zu Sachſen obenan ſtand.

Dieſe trotz aller Heimlichkeit ſehr bald bekannt werdenden Vorgänge, blieben nicht ohne Wirkung auf die Mitglieder der „Fronde“, die, raſch erkennend, gegen wen ſich das alles richtete, momentan nachzugeben beſchloſſen, um zunächſt beſſer Wetter abzuwarten. In der That erſchienen ſie bald danach vor dem Burggrafen, um ihm die bis dahin verweigerte Huldigung zu leiſten, und ſchoben durch dieſen am 4. April 1413 in Berlin vollzogenen Akt freiwilliger Unterwerfung die ſchon damals drohende Kataſtrophe um faſt Jahresfriſt hinaus. Aber der Hang nach eigenem freien Ermeſſen zu handeln und ein obrigkeitliches Regiment nur inſoweit gelten zu laſſen als es ihnen zu Willen war, ſteckte den Quitzows zu tief im Blut, als daß ſie ſich deſſelben auf die Dauer und einem blos äußerlichen Unterwerfungsakte zu Liebe hätten entſchlagen können. „Wir haben nun den Rechtszuſtand anerkannt und ſind, nachdem wir dem Nürnberger gehuldigt, keine Rebellen mehr gegen König Sigismund und ſeinen Willen. Aber wie wir des Königs Recht gewahrt haben, ſo wollen wir nun auch das unſere wahren und das unſere heißt: „Recht der Abſagung und freien Fehde.“ So mochten ihre Gedanken gehen und ſchon innerhalb der nächſten Tage geſchahen Dinge, die dieſer Anſchauung vom Rechte freier Fehdeführung Ausdruck gaben.

Sehen wir wie.

Unter den vielen Landesſchlöſſern, die während der Jobſt'ſchen Herrſchaft „in Verſatz“ gegeben waren, war auch Schloß Trebbin, ein „Raubſchloß“ wie Wuſterwitz es nennt, das um die Zeit, als der Burggraf in's Land kam, von drei Brüdern v. Maltitz gehalten wurde. Bei Gelegenheit der „Auslöſungen“, die nun begannen, ja ſich recht eigentlich als erſte Pflicht des neuen Statthalters herausſtellten, kam auch Schloß Trebbin an die Reihe, deſſen derzeitige Beſitzer jedoch die Herausgabe des Schloſſes gegen Rückempfang der Pfandſumme verweigerten, vielleicht weil ſie den Quitzows nahe ſtanden und Hülfe von ihnen erwarten mochten. All dies wurde Veranlaſſung, daß Burggraf Friedrich, dem ſich auf dieſem Zuge die geſammte „renitente“ Partei, die Quitzows miteingerechnet, anſchloß, am 23. April 1413 vor dem „Raubneſt“ erſchien und es nach zweitägiger Belagerung einnahm.

Solch Erfolg durfte den Burggrafen mit Genugthuung erfüllen. Aber dieſe Genugthuung war von kürzeſter Dauer und ehe noch der Abzug angeordnet war, zogen die Quitzowſchen, ohne ſich um den Burggrafen zu kümmern oder ihm auch nur Kenntniß davon zu geben, aus dem Trebbiner Lager ab, um weiter ſüdlich in das zunächſt unter dem Abt von Zinna, mittelbar aber unter dem Erzbiſchof von Magdeburg ſtehende Dorf Hennickendorf einzubrechen. Mit den beiden Quitzows waren Wilkin v. Arnim, Achim und Mathias v. Bredow, Werner und Albrecht v. Holzendorf, Wichard v. Rochow, Ebeling und Henning v. Krummenſee, Claus v. Kannenberg, Henning v. Stechow, Ludwig Sparr und Herrmann v. Bardeleben. In Hennickendorf nahm man den Bewohnern ihr Hab und Gut und trieb das Vieh nach Schloß Beuthen, um es daſelbſt in Sicherheit zu bringen. Als, wie ſich denken läßt, Beſchwerden über dieſe vom Zaun gebrochene Fehde beim Burggrafen einliefen und der Abt von Zinna Genugthuung für das Geſchehene forderte, rächte man ſich auf Seiten der Verklagten (denen ſich inzwiſchen auch Caspar Gans zu Putlitz angeſchloſſen) einfach dadurch, daß man von Neuem in's Zinna'ſche zog und die Kloſterdörfer Bardenitz, Pechül, Mehlsdorf, Felgentreu, Frankenfelde und Frankenföhrde rein ausplünderte. Die Bauern wurden drangſalirt und weggeſchleppt und andere, darunter der Frankenföhrder Schulmeiſter, erſchlagen. Auf den Hülferuf der heimgeſuchten Orte raffte der Zinna'ſche Kloſtervogt alles zuſammen, was ſich von Mannſchaft in der Eile zuſammenraffen ließ, und jagte damit den Quitzowſchen nach, aber der Widerſtand, den dieſe leiſteten, war ſo ſtark, daß viele der Verfolger auf dem Platze blieben und der Vogt mit ſeinen drei Brüdern gefangen genommen wurde. Die Sieger ſetzten darauf unbehindert ihren Heimzug fort und brachten die Beute nach Schloß Golzow.

All dies war im Mai. Gleich danach kam abermals Zuzug aus der Priegnitz, welchen Zuzug die gerade hier ihren ſtärkſten Einfluß übenden Quitzows veranlaßt haben mochten. Unter denen, die kamen, waren folgende:

die von Rohr zu Freienſtein, Neuburg, Neuhauſen und Schrepkow;
die v. Möllendorf zu Wittenberge, Kumloſen, Krampfer und Abbendorf;
die v. Königsmark zu Fretzdorf;
ferner die v. Reſtorf, v. Sack, v. Hundeneſt, von der Weide, v. Karſtädt und v. Wartenberg.

Auch aus der Altmark kamen Freunde: Matthias v. Jagow, Ludolf und Gebhard v. Alvensleben, Klaus v. Kläden, Bernd und Werner v. d. Schulenburg, während andere, die nicht ſelber mit dabei ſein wollten (unter ihnen der Betzendorfer Schulenburg), wenigſtens ihre Pferde ſchickten. Dabei war die Zahl der Knechte ſo groß, daß allein Gebhard v. Alvensleben mit 16 Gewappneten erſchien.

Es muß dahin geſtellt bleiben, ob durch das Zuſammenziehen einer ſo bedeutenden Macht, wie man ſie zum „Auspochen“ einiger Ortſchaften ſicherlich nicht brauchte, nicht vielleicht eine Demonſtration gegen den Burggrafen beabſichtigt wurde. Da letzterer aber ein Zuſammentreffen mit der Schaar vorſichtig vermied, ſo begnügte ſich die „Fronde“ mit erneuten Einfällen in's Magdeburgiſche.

Parey wurde geplündert und verlor 3000 Stück Schafvieh und 360 Kühe.

So ging es monatelang unausgeſetzt weiter, bis, im Spätherbſt, ein abermaliger und durch beſondere Kühnheit ausgezeichneter Raubzug in's Jerichow'ſche den Wandel der Dinge wenigſtens einleitete. Hans von Quitzow, von dem Verlangen erfüllt, den Magdeburgiſchen Erzbiſchof für Schädigungen abzuſtrafen, die dieſer dem Wichard v. Rochow und mit ihm der ganzen Zauche zugefügt hatte, zog, vom Havelland aus, auf Ferchland zu, woſelbſt er am 30. November auf die von dem magdeburgiſchen Hauptmann Peter v. Kotze und dem Jägermeiſter Gebhard v. Plotho geführten erzſtiftlichen Mannſchaften ſtieß. Die Begegnung fand an dem kleinen Stremme-Fluſſe ſtatt und der ſich hier entſpinnende Kampf endete ſo glücklich für Hans v. Quitzow, daß alle Magdeburgiſchen, ſoweit ſie nicht fielen, in ſeine Gefangenſchaft geriethen. Unter den Gefangenen waren auch die beiden Führer, die nach Schloß Plaue gebracht und durch üble Behandlung und allerlei Peinigung zu Zahlung eines ungewöhnlich hohen Löſegeldes: 1600 Schock böhmiſche Groſchen, veranlaßt wurden.

Erzbiſchof Günther, als er von dieſer Niederlage hörte, war von tiefſtem Unmuth erfüllt und gab dieſem Unmuth in einem an Burggraf Friedrich gerichteten Schreiben Ausdruck, in dem er, alle Drangſalirungen, die gegenwärtigen wie die früheren aufzählend, auf Abſtellung dieſer ebenſo der Ordnung wie der Freundnachbarlichkeit hohnſprechenden Zuſtände drang.

9. Kapitel.

Der Kampf gegen die Quitzows wird aufgenommen und endigt mit ihrer Niederwerfung. Frieſack und Plaue fallen.

Aller Unmuth aber, den das erzbiſchöfliche Schreiben ausſprach, wurde von dem Burggrafen nur zu ſehr getheilt, der ſich überdies der Erkenntniß nicht länger verſchließen konnte, daß er, bei fortgeſetztem ruhigen Gewährenlaſſen, dem Vorwurfe der Schwäche, ja vielleicht dem Verdachte der Zweideutigkeit und des geheimen Einverſtändniſſes mit den Friedensbrechern nicht entgehen werde. Dies alles erzielte, daß man auf erzbiſchöflicher wie burggräflicher Seite raſch einig wurde, die längſt vorhergefaßten Bündnißbeſchlüſſe (deren dritter Haupttheilnehmer der mehrgenannte Herzog Rudolf zu Sachſen war) in Kraft treten zu laſſen, und als wenige Wochen ſpäter, am 14. Januar 1414, auch noch ein kaiſerliches Schreiben eintraf, das die vier Führer der Fronde: die beiden Quitzows, ſowie Caspar Gans zu Putlitz und Wichard v. Rochow auf Golzow in die Oberacht erklärte, ſo ſchritt man ſeitens der Verbündeten mit einer für die damaligen Zeitverhältniſſe frappirenden Schnelligkeit zur Ausführung ihrer Pläne. Der Erzbiſchof wollte Revanche nehmen, der Burggraf Ordnung ſtiften. In vier Kolonnen, deren Zuſammenſetzung, wie vieles andere, ſchon bei früheren Zuſammenkünften feſtgeſtellt und geregelt war, brach man gegen die vier Hauptſchlöſſer der Quitzows und ihres Anhanges auf.

Gegen das von Wichard v. Rochow vertheidigte Schloß Golzow rückte Herzog Rudolf von Sachſen von Belzig aus. 5. Februar 1414.

Gegen Schloß Benthen, darin der Quitzowſche Hauptmann Götz v. Predöhl (nicht Goswin v. Brederlow, wie Wuſterwitz irrthümlich ſchreibt) befehligte, rückte Johann v. Torgau mit Bürgern von Jüterbogk, Treuenbrietzen und Belitz, ſowie mit Mannſchaften der Klöſter Lehnin und Zinna. 6. Februar.

Gegen Schloß Frieſack, das Dietrich v. Quitzow vertheidigte, rückte Burggraf Friedrich in Perſon; ferner Balthaſar Fürſt zu Wenden, Ulrich Graf zu Lindow und Ruppin, Herr Johann v. Bieberſtein und Ritter Otto Pflug. 6. Februar.

Gegen Schloß Plaue, das Johann v. Quitzow vertheidigte, rückte Günther von Schwarzburg, Erzbiſchof zu Magdeburg, mit ſeinem Kriegsvolk. 7. Februar.

Schloß Golzow fiel zuerſt (7. Februar) bei welcher Gelegenheit Wuſterwitz ſchreibt: „Als nun Richard v. Rochow ſah, daß er's nicht halten könne, hat er, mit den Seinen, einen Strick am Hals und die Frauen in weißen Badekitteln, unter tiefem und dehmüthigem Fußfall ſein Schloß abgetreten, auf daß er ſeine Güter davon haben möchte.“

Den 10. fiel Frieſack, nachdem die „große Büchſe“ die Mauern des Schloſſes niedergelegt und Dietrich v. Quitzow ſeine Flucht bewerkſtelligt hatte. Den 26. Februar fiel Plaue, woran ſich ein paar Tage ſpäter auch die Kapitulation von Benthen ſchloß. Jn drei Wochen war der Widerſtand gebrochen, Dietrich v. Quitzow flüchtig, Johann v. Quitzow gefangen.

Näheres wird Seitens des Chroniſten nicht berichtet. Nur über Belagerung und Eroberung von Schloß Plaue giebt er ein paar Einzelheiten.

„Als nun Johann von Quitzow“, ſo ſchreibt er, „vernommen, daß Schloß Frieſack, darauf ſein Bruder wohnte, gewonnen und eingenommen ſei, zugleich aber wahrnahm, daß die dicken Mauern des Schloſſes Plaue, darauf ſeine

Zuverſicht ſtund, durch die „große Büchſe",*) die man von Frieſack herangeſchafft hatte, zerſchoſſen ſeien, nahm er Montags nach Matthias Apoſtoli (26. Februar) die Flucht mit ſeinem Bruder Henning, Studenten von Paris, und einem Knechte Dietrich Schwalbe genannt, in Meinung zu entrinnen. Aber die Bürger von Alt- und Neuſtadt Brandenburg, die auf der anderen Seite des Schloſſes über der Havel waren und daſelbſt mit ihren Büchſen Stand genommen hatten, als ſie ſahen, daß Johann v. Quitzow flüchtig war, folgten ſie ihm, um ihn zu greifen. Derowegen verließ er ſein Roß und lief zu Fuß, in Meinung, ſich alſo beſſer verſtehlen und verbergen zu können; aber die Knechte Heinrichs von Schwarzburg, Bruder des Erzbiſchofs von Magdeburg, haben ihn aufgeſpürt und mit den anderen beiden gefangen genommen und in der Kirche zu Plaue, darin der Erzbiſchof zu Magdeburg ſeine Küche hatte, in den Stock geſetzt. . . Die aber auf dem Schloſſe zurückgeblieben, als ſie ſahen, daß ſie's in keinerlei Wege halten könnten, baten um Frieden und übergaben das Schloß zu Gnaden des Herrn Burggrafen, auf daß ſie frei und ſicher abziehen möchten. Und hat in weiterer Folge der Herr Burggraf das Schloß auch eingenommen und allda (wie man ſagt) 700 Seiten Speck ohne alle anderen Viktualien von Fleiſch, Wein, Bier und Meth vorgefunden."

So Wuſterwitz. Es giebt aber, neben dieſer Wuſterwitzſchen Lesart, auch noch andere Lesarten über den Fall von Plaue*), namentlich was die Flucht und Ergreifung Johann v. Quitzows angeht; da Wuſterwitz aber nicht nur als Zeitgenoſſe, ſondern in ſeiner Eigenſchaft als Brandenburger Kind auch faſt als Augenzeuge ſchreibt, ſo darf man ſeine Mittheilungen als die glaubwürdigſten anſehen.

---

*) Daß man ſich bei Niederlegung der Mauern von Frieſack und Plaue ſolcher „großen Büchſe" bedient, iſt wohl ſicher, aber einer beſtimmten Namensgebung dieſer großen Büchſe, wie beiſpielsweiſe „faule Grethe", begegnet man bei gleichzeitigen Geſchichtsſchreibern nicht. Im Beſitze der Braunſchweiger, ſo viel weiß man, befand ſich eine große Büchſe mit Namen „die faule Metze", welche im Jahre 1411, als der Erzbiſchof Günther von Magdeburg mit den Herzögen Bernd und Heinrich von Braunſchweig-Lüneburg, die Edlen von Schwicheldt wegen ihrer Raubthaten in der feſten Harzburg belagerte, ausgezeichnete Dienſte leiſtete. Vielleicht brachte der Erzbiſchof von Magdeburg dieſe Büchſe mit und die „faule Metze" vor Harzburg und die „faule Grethe" vor Plaue ſind ein und daſſelbe Geſchütz. Metze (von Margarethe) und Grethe ſind ohnehin dieſelben Namen.

In drei Wochen, wie ſchon hervorgehoben, war der Widerſtand der Quitzows gebrochen, ein Ereigniß von ſolcher Bedeutung und Tragweite, daß es nicht verwundern darf, daſſelbe, ähnlich wie die Schlacht am Cremmer-Damm, in einer Ballade gefeiert zu ſehen. Nicolaus Uppſchlacht, Bürger zu Brandenburg, war der Verfaſſer dieſer Ballade. Sie ſelbſt aber lautet:

Und Chriſt im Himmel erbarmte ſich,
Da gab er zum Troſt uns männiglich
Unſeren Markgraf Friederich,
Einen Fürſten lobeſamen.

---

*) Nach einer dieſer Lesarten, die die magdeburgiſche Schöppenchronik giebt, entkamen Hans und Henning v. Quitzow unbemerkt und verbargen ſich in dem hohen Rohr an der Havel, ja, dem älteren Bruder konnte ſogar ſein Hengſt durch ſeinen Knecht Lüdeke Schwalbe (Wuſterwitz nennt ihn Dietrich) nachgebracht werden. Aber, ſo heißt es weiter, als Hans v. Quitzow ſich aus dem Rohr erhob und nach dem Zügel des Hengſtes griff, ſcheute dieſer, warf den Kopf und entlief. Dies ſah der Schulze von Schmitsdorf (einem magdeburgiſchen Dorfe), der mit im Belagerungsheer vor Plaue ſtand, und eilte mit einigen Leuten auf die Stelle zu. Beide Quitzows, Johann und Henning, ſammt dem Knechte, der das Pferd gebracht hatte, ſuchten ſich durch Ducken im Rohr und dann durch Flucht zu retten, aber ſie verirrten ſich in dem Havelbruch und wurden gefangen genommen. (Einer dritten Lesart zufolge, die ſich in Peter Beckers Chronik von Zerbſt findet, bewerkſtelligte Hans v. Quitzow ſeine Flucht dadurch, daß er, zur Nachtzeit einen Kahn beſteigend, die Havel auf Pritzerbe zu hinunterglitt. Aber der Erzbiſchof hatte die Havel an beiden Ufern mit Wachpoſten beſetzen laſſen. Dieſe ſahen den Kahn, bemächtigten ſich deſſelben und führten Hans v. Quitzow als Gefangenen ins magdeburgiſche Lager.) Unter den verſchiedenen Lesarten iſt dieſe dritte die wenigſt glaubhafte. Sehr wahrſcheinlich war die Havel zugefroren und Hans v. Quitzow entkam, zunächſt wenigſtens, gerade dadurch, daß er dieſen Umſtand benutzte.

Das iſt ein Fürſt von ſolcher Art:
In ihm ſind Kraft und Muth gepaart;
Ob Laien oder wohlgelahrt,
Alle preiſen ſeinen Namen.

Zu loben ihn uns wohl anſteht,
Ihn, den ſo lange die Mark erfleht;
Gott ſelber in ſeiner Majeſtät
Hat ihn uns erwecket.

Seit Kaiſer Karl zu Prag uns ſtarb,
Das Land verkam, das Land verdarb,
Bis Friedrich unſ're Mark erwarb,
Das hat die Räuber erſchrecket.

Und die ihm wollten widerſtehn,
Wie der Kuckuk waren ſie anzuſehn,
Er war der Adler, ſie waren die Krähn,
Er zerſtäubte ſie geſchwinde.

Nach dieſem Vorgeſange, der ſich huldigend an die Perſon Friedrichs wendet, beginnt das eigentlich Hiſtoriſche.

Die Quitzowſchen ſchwuren einen Eid:
„Wir machen ihm das Land zu leid"
Und dazu waren ſie wohl bereit
Mit ihrem Ingeſinde.

„Was ſoll der Nürrenberger Tand?
Ein Spielzeug nur in unſ'rer Hand,
Wir ſind die Herren in dieſem Land
Und wollen es beweiſen.

„Und regnet's Fürſten noch ein Jahr,
Das macht nicht Furcht uns und Gefahr
Er ſoll uns krümmen nicht ein Haar,
Nach Hauſe ſoll er reiſen.

„Und kommt zu Fuß er oder Pferd,
Mit Büchſe, Tartſchen oder Schwert,
Uns dünkt es keinen Heller werth,
Er muß dem Land entſagen.

„Und will er nicht, es thut nicht gut,
Wir ſtehen muthig ſeinem Muth,
Zehn Schlöſſer ſind in unſ'rer Hut,
Er ſoll uns nicht verjagen."

Und nachdem ſo die Quitzowſchen in ihrem Trotz und ihrer Auflehnung eingeführt ſind, führt uns das Lied zu den verbündeten Fürſtlichkeiten und ihrer beginnenden Aktion hinüber.

Als das die Fürſtenſchaft vernahm,
In Haſten alles zuſammenkam,
Einem jeden wär' es Schimpf und Scham,
    Wär' er nicht gekommen.

Der Biſchof von Magdeburg war zu Hand,
Günther von Schwarzburg iſt er genannt,
Nach Plaue hat er ſich gewandt
    Und die „Grethe" mitgenommen.

Dann zog heran ein Sachſen-Hauf,
Herzog Rudolf allen vorauf,
Nach Golzow nahm er Ziel und Lauf
    Und ſtellte ſich vor die Veſte.

Da ließ er ſchwenken ſeine Fahn':
„Ich denke, raſch iſt gut gethan,
Laßt uns an ein Stürmen gahn
    Und jeder thue das Beſte."

Burggraf Friedrich aber vor Frieſack zog,
Der Graben war tief, die Mauer war hoch,
Aber die Franken ſtürmten doch,
    Alle wollten ſie Ritter werden.

Ein Hagel von Pfeilen ſie flugs empfing,
Da ſchützte nicht Schiene, nicht Panzerring,
Mancher Pfeil bis in das Herze ging
    Und Viele ſanken zur Erden.

Pfeile fliegen und Kugel und Stein,
Da riefen die Franken: „Tritt für uns ein,
Maria, woll' uns gnädig ſein,
    Auf daß der Hochmuth erliege."

Die heilige Jungfrau, ſie war es gewillt,
Sie lieh den Stürmenden ihren Schild,
Ein jeder ſah ihr Himmelsbild,
    Und ſo ſchritten ſie zum Siege

Das Wetter war kraus und ungeſtalt,
Es regnete, ſchneite und war kalt,
Die Schlöſſer kamen in unſre Gewalt,
    Weil Gott im Himmel es wollte.

Frieſack, Plaue, Rathenow,
Und Golzow und Beuthen ebenſo,
Sie huldigen Friedrich. Und alle ſind froh,
Daß Recht Recht bleiben ſollte.

Die Fürſten lenkten heimwärts ein,
Desgleichen die Städte, groß und klein;
Viele waren geſchoſſen durch Hüft und Bein
Und hinkten nach Haus an Krücken.

Und nun folgt wieder ein frommer und vor dem neuen Fürſten ſich abermals verneigender Nachgeſang.

Ach, reicher Gott, den Fürſten gut,
Nimm ihn gnädig in Deine Hut
Und woll' ihn durch Dein heilig Blut
Erquicken und beglücken.

Auch ſeiner edlen Fraue zart,
Sei'n Deine Gnaden aufgeſpart,
Dann ſind allbeide wohlbewahrt
In Deinem Himmel droben.

In Deinem Himmel, nach dem wir ſchau'n,
Auf den wir all in Hoffnung bau'n,
Um willen Unſ'rer lieben Frau'n,
Die wir rühmen und preiſen und loben.

⁂

Er aber, der dieſen Reigen erfand,
Niklas Uppſchlacht wird er genannt,
In Brandenburg iſt er wohlbekannt,
Er pries den Fürſten mit Fleiße.

So das Lied, deſſen Verfaſſer, Niclas Uppſchlacht, als der erſte hohenzollernſche Hofdichter angeſehen werden darf. Worin ſein Lohn beſtanden, wird nicht erzählt. Jedenfalls wird derſelbe hinter dem Ehrenſolde Tennyſon's, der für ſeinen neueſten Hymnus auf das 50jährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria 10 000 Lſtr. erhalten haben ſoll, erheblich zurückgeblieben ſein. Denn für 10 000 Lſtr. kaufte man damals die ganze Mark Brandenburg, Uppſchlacht miteingeſchlachtet.

10. Kapitel.

Ausgang der Quitzows. Caspar Gans zu Putlitz verſöhnt ſich mit dem Burggrafen (nunmehr Kurfürſten) und ficht mit bei Ketzer-Angermünde. Das Quitzow'ſche Erbe.

Die märkiſche „Fronde“ war beſiegt.

Was noch erübrigt, iſt ein kurzer Bericht über die Lebensausgänge beider Brüder.

Dietrich v. Quitzow, landesflüchtig, ſetzte ſeinen Widerſtand trotz alledem nach Möglichkeit fort und gefiel ſich darin, dem neuen Machthaber in Mark Brandenburg an den benachbarten Fürſtenhöfen: Pommern-Stettin, Mecklenburg-Stargard und Erzbisthum Magdeburg allerlei Feinde zu wecken, was ihm bei ſeiner Klugheit und mehr noch in Folge der nie ſchlummernden Eiferſüchteleien auch gelang. Bei den Fehden, die ſich daraus entſpannen, ward er regelmäßig mit der Führung der aufgebrachten Streitkräfte betraut und ſo läßt ſich von ihm ſagen, daß ſein Leben, das in den Jahren beſter Kraft, nach der Verweſerſchaft der Mark, ja vielleicht nach der Herrſchaft innerhalb derſelben geſtrebt hatte, mit einer Condottiere-Stellung endigte. Heute hier und morgen da ſeine Kriegsdienſte zur Verfügung ſtellend, war er in Zeiten, die der eigentlichen Landsknechtſchaft vorausgingen, ein „Kriegsoberſt“, wie die beiden folgenden Jahrhunderte (das 16. und 17.) deren ſo viele ſahen. Aber auch in dieſer fortgeſetzten Fehde gegen den Burggrafen, der inzwiſchen zum Markgrafen und Kurfürſten von Brandenburg erhoben war, erlag er, trotz gelegentlicher Erfolge, doch inſoweit, als die Nachbarfürſten ihm allmählich und zwar einer nach dem andern ihr Ohr zu verſchließen begannen. Und ſo war er eines Tages „dienſtlos“ geworden und krank und gebeugt durch das Scheitern auch ſeiner letzter Pläne, zog er ſich in's Braunſchweigiſche zurück, wo ſeine Schweſter Mathilde, ſeit vielen Jahren an Heinrich v. Veltheim vermählt, auf Schloß Harpke wohnte. Wie hier ſeine letzten Tage vergingen, darüber verlautet nichts Beſtimmtes, da Wuſterwitz ſich darauf beſchränkt; in aller Kürze zu berichten: „Im Jahre 1417 iſt Dietrich v. Quitzow, ſo der Mark mancherlei Schaden zugefügt und ſie heftig beleidigt hat, in dem der Familie v. Veltheim zuſtändigem Schloſſe Harpke geſtorben und zu Kloſter Marienborn (deren Priorin eine Tochter Heinrichs v. Veltheim war) begraben worden.“*)

Johann v. Quitzow — der ſchon ſeit ſeiner Fehde (1408) mit Köne v. Wulffen auf Schloß Grabow einäugig war und wie berichtet wird einen finſteren und furchtbaren Anblick gewährte — ſahen wir zuletzt, als er, eingebracht durch die Knechte Heinrichs v. Schwarzburg, in der Kirche zu Plaue geſchloſſen im Stocke ſaß, um dann andren Tages als Gefangener des Erzbiſchofs von Magdeburg nach Schloß

---

*) K. Fr. v. Klöden, in ſeinem mehrfach von mir citirten Buche „Die Quitzows und ihre Zeit“ widmet dem Hinſcheiden Dietrichs v. Quitzow ein ganzes Kapitel, das in ſeinen Einzelangaben jedes hiſtoriſchen Anhalts entbehrend, doch bemerkenswerth iſt durch Schönheit und Tiefe. Wie denn überhaupt geſagt werden muß, daß ſich in dieſem nicht genugſam gewürdigten vierbändigen Werke, neben viel überraſchlich Proſaiſchem auch viel überraſchlich Poetiſches findet. In dem vorerwähnten Kapitel ſehen wir Dietrich v. Quitzow in einer v. Veltheimſchen Waldhütte, wohin er ſich menſchenſcheu zurückgezogen hat. Die Letzten, die ſich hier an ihn drängen und ihm in prahleriſcher Weiſe von ihrer Vornehmheit und ihrer Freiheit erzählen, ſind Zigeuner, deren große Worte (zu denen die begleitenden Diebesthaten ſo wenig ſtimmen) ihn mehr demüthigen als alles andere, weil er, im Vernehmen dieſer Worte, dem anſpruchsvollen Zerrbilde der Freiheit ins Geſicht ſtarrt. Schwerlich werden ihm Betrachtungen wie dieſe den Tod verbittert haben, aber alle diejenigen, die von einer Schuld der Quitzows überzeugt ſind, müſſen dieſe Scene für dichteriſch gut erſonnen anſehen.

Calbe hin abgeführt zu werden. Dort blieb er Gefangener, bis er, nach etwas mehr als zwei Jahren, 1416, wieder frei kam und in die Priegnitz zurückkehrend, unter nunmehr erfolgender Neubelehnung mit dem alten Familienbeſitze: Lenzen, Quitzöwel und Kleetzke, ſeinen Frieden mit dem Kurfürſten machte.

* * *

Darin war ihm Caspar Gans, wenn auch nur um einige Monate zuvorgekommen*) und genoß des Vorzuges, dieſe ſeine verwandelte Geſinnung in einer am 25. März 1420 ſtatthabenden Aktion gegen die Pommern glänzend bethätigen zu können. Der hier in Rede ſtehende Kampf führt den Namen der „Erſtürmung von Ketzer-Angermünde“ und bildet den Schluß der Wuſterwitz'ſchen Aufzeichnungen über die Vorgänge jener intereſſanten Epoche. Der Bericht ſelbſt aber lautet:

„Mittwochs nach Judica haben die Märkiſchen die Stadt Angermünde, welche an die ſiebenzig Jahr von den Herzogen zu Stettin innegehabt war, beſtritten und eingenommen und weil ſie das neben der Stadt gelegene Schloß nicht gleicherweiſe haben erobern können, haben ſie von der Stadt aus das Schloß, das von einem Kaſtner der Herzoge von Stettin vertheidigt wurde, zu belagern begonnen. Außer dem Schloß aber hat beſagter Kaſtner auch das zum Schloß hinaufführende Stadtthor in Händen gehabt und beſetzt gehalten. Als nun Herzog Caſimir von Pommern, der ſich nach Schloß Vierraden hin zurückgezogen hatte, vernahm, daß das Schloß und das eine Thor noch in Pommerſchen Händen ſei, hat er beſchloſſen, die Märker aus der Stadt Angermünde wieder hinauszujagen. Und als in dieſem Augenblicke durch Kundſchaft bekannt geworden, daß ſich die Märker auf dem Angermünder Marktplatze nicht blos wohl verſchanzt, ſondern auch Herrn Caſpar Gans zu Putlitz mit 400 Reitern außerhalb der Stadt in den Hinterhalt gelegt hätten, hat Ritter Detleff v. Schwerin dem Herzog Caſimic eindringlich gerathen, er ſolle ſich erſt auf des Putlitzen Reiterhaufen werfen und dieſen von der Stadt abtrennen, damit er, der Herzog, deſto beſſer und faſt ohne Widerſtand in die Stadt eindringen könne. Dieſen Rathſchlag hat Herzog Caſimir aber nicht annehmen wollen und iſt mit ſeinem hellen Haufen unbehelligt durch das Thor eingedrungen, das von ſeinem Kaſtner noch inne gehabt wurde. Desgleichen hat er in drei Gaſſen drei ſeiner Banner aufgerichtet. Der Markgraf aber, der ſein Kriegsvolk in die Häuſer gelegt und ſich ſelbſt mit etlichen Reitern und unter Benutzung vieler Wagen auf dem Marktplatze verſchanzt hatte, hatte ſich, müde von der Kriegsarbeit des voraufgegangenen Tages, zur Ruhe begeben. Als nun Herzog Caſimir unter dem Schlachtrufe „Stettin, Stettin“ in die Stadt eindrang, iſt der Kurfürſt von dieſem Zuruf erwacht und unter Aufrichtung ſeines Banners mit den Pommern in einen harten Streit gerathen, darin Detleff v. Schwerin und Ritter Peter Trampe ſammt vielen anderen an der Spitze der Herzoglichen erſchlagen worden ſind. Und weil Caſpar Gans zu Putlitz in eben dieſem Augenblick mit ſeinen 400 Reitern auch angegriffen und die Pommern in die Mitte genommen hat, ſo daß ſie ſich hinten und vorn haben wehren müſſen, iſt es ihnen unmöglich geweſen etwas Treffliches auszurichten, und haben ſie durch das Thor, durch das ſie hineingekommen, auch wieder zurückweichen müſſen. Und bald darnach hat der Markgraf mit gewaffneter Hand auch den Kaſtner aus dem Schloſſe getrieben, bei welcher Gelegenheit dreihundert Pommern und Polen und über fünfhundert Pferde gefangen genommen ſind.“

---

*) In dieſer Verſöhnung mit dem Kurfürſten die Vorhand zu gewinnen, ward unſerem Caspar Gans zu Putlitz durch einen beſonderen Umſtand erleichtert, auf den hier noch nachträglich als auf ein höchſt wichtiges und vielleicht entſcheidendes Ereigniß in der Geſchichte jener Tage hingewieſen werden mag. Ausgangs 1413, an demſelben 30. November, an welchem Johann v. Quitzow das ſiegreiche Gefecht gegen die Magdeburger führte, das dann mit der Gefangennahme Peter v. Kotze's und Gebhards von Plotho ſchloß, an eben demſelben Tage wurde der gerade damals in Fehde mit dem Brandenburger Biſchof liegende Caspar Gans von dem biſchöflichen Hauptmann Johann v. Redern im Dorfe Dalgow bei Spandau gefangen genommen und über Pritzerbe nach Ziegeſar in's Gefängniß geführt. Dort ſaß er noch, als zwei Monate ſpäter zur Belagerung der vier Schlöſſer Golzow, Beuthen, Frieſack, Plaue geſchritten wurde, ſo daß er den Bedrängten keine Hülfe bringen konnte. Dadurch war die Widerſtandskraft der Quitzow'ſchen von Anfang an halbirt und ſchuf ihnen eine Niederlage, die, bei Vollzähligkeit ihrer Streitkräfte, vielleicht ausgeblieben wäre. Niemand erkannte dies klarer als der, dem der Sieg zugefallen war, und wenn Caspar Gans in dem Entſcheidungskampfe des frondirenden Adels auch nur gefehlt hatte, weil er, als Gefangener, fehlen mußte, ſo wird der Burggraf doch nicht geſäumt haben, ihm auch dieſen Zufall zum Guten anzurechnen.

So Wuſterwitz.

* * *

Hiermit ſchloſſen die Kämpfe jener Zeit auf Jahrzehnte hin ab und Caspar Gans und Hans v. Quitzow — deren Leben, von frühſter Jugend an, ein Nebeneinander dargeſtellt hatte — fanden ſich auch jetzt wieder freundnachbarlich zuſammen, ebenſo mit ihrem reichen Beſitze, wie mit ihren gewandelten Anſchauungen. Ihre Bekehrung zu dem neuen hohenzollernſchen Machthaber war eine ehrliche und aufrichtige.

Von beiden überlebenden Führern der „Fronde“ noch ein Schlußwort.

Johann v. Quitzow, abwechſelnd auf ſeinen ihm wieder zugefallenen Schlöſſern: Lenzen, Quitzöwel und Kleetzke lebend, ſtarb 1437, im 67. Jahre ſeines Alters, kinderlos. Sein reiches Erbe fiel vorwiegend an die beiden Söhne ſeines älteren Bruders Dietrich: Dietrich und Köne von Quitzow, worüber eine bei Raumer ſich findende Urkunde der Hauptſache nach das Folgende beſagt: „. . . Und dieweilen Hans v. Quitzow Ritter ſeliger nach ſeinem Tode viele Güter, Pfandſchaft, Habe, Geld und Gut, auch Schulden und Briefe hinterlaſſen hat, ſprechen wir, Markgraf Friedrich, kraft dieſes Briefes aus, daß ſeine Wittwe, Frau Agneſe v. Quitzow, den Brief, darin ihr 3000 Gulden von dem Rathe zu Lüneburg verſchrieben ſind, zu ihrem Nutzen haben und behalten ſoll. Desgleichen ſoll obgenannte Frau Agneſe von der Orbede zu Perleberg und Kyritz auf kommenden

Sankt Walpurgis und Martinstag 80 Schock an Landeswährung nehmen und alle fahrende Habe, die Hans v. Quitzow nachgelaſſen hat, ſammt ihrem Leibgedinge zu Kleetzke. Dietrich und Köne v. Quitzow aber ſollen alle Lehen, Erbe, Geld, Brieſe, Pfandſchaft und Gut, die Hans v. Quitzow ſonſt noch nachgelaſſen, behalten und beſitzen und davon alle Schulden und Erbnahmen entrichten und bezahlen . . .“ So nüchtern und geſchäftsmäßig lautete, was der „großen Fehde“ vorauf gegangener Jahre folgte.

Caspar Gans war ſeinem Freunde Johann v. Quitzow um ſieben Jahre vorausgegangen und ſchon 1450 zu Dom-Havelberg begraben worden. An einem Pfeiler der Kirche hängt ein Schild mit der gekrönten Gans und der einfachen Inſchrift: „Herr Jaspar Gans von Potliſt.“ Des Tages von Ketzer-Angermünde gedenken weder Bild noch Inſchrift, uns aber mag es geſtattet ſein, in unſrem nächſten Kapitel in Kürze noch einmal auf dieſe Hauptthat im Leben Caspar Gans' zurückzukommen.

11. Kapitel.

Das Lied von der „Eroberung von Ketzer-Angermünde“. Einiges über die Balladendichtung jener Zeit.

Wie die erſte „Schlacht am Cremmer-Damm“ und genau 80 Jahre ſpäter die Niederwerfung der Quitzows durch Eroberung ihrer Burgen, ihre dichteriſche Behandlung fanden, ſo auch der Kampf um Ketzer-Angermünde,*) der als der Rehabilitirungs- und erſte Loyalitäts-Akt des bis dahin frondirenden märkiſchen Adels betrachtet werden kann. Auch die dieſen Vorgang behandelnde Volksballade — deren eigentlicher Held Caspar Gans iſt — iſt wie die vom „Cremmer-Damm“ nicht märkiſchen, ſondern pommerſchen Urſprungs und zeichnet ſich wie dieſe durch ein Treffen des Balladentons aus. Einige Stellen ſind inhaltlich nicht ganz leicht verſtändlich, werden es aber, wenn man die Wuſterwitz'ſche Beſchreibung, die wir in unſerem vorigen Kapitel gaben, zur Erklärung mit heranzieht. Die Ballade ſelbſt aber lautet:

---

*) Woher die Bezeichnung Ketzer- oder plattdeutſch Kett'r-Angermünde kommt, dieſe Frage hat ſeit mehr als einem Jahrhundert die märkiſche Geſchichtſchreibung beſchäftigt. Einige meinen, im 13. und 14. Jahrhundert hätten ſich unter den Einwohnern von Angermünde viele Ketzer befunden, andere meinen Ketzer bedeute Kietzer, noch andere heben hervor, daß Ketzer ein Handwerksausdruck ſei und bei den Wollarbeitern eine Spindel voll Garn bedeute. Ketzer-Angermünde kann alſo bedeuten: eine Ketzer-Stadt oder eine Kietzer-Stadt oder eine Tuchmacher-Stadt. Alle drei Annahmen haben etwas für ſich und ich habe, der Reihe nach, jede einzelne für richtig gehalten, bin aber ſchließlich doch wieder zu 1 zurückgekehrt und glaube jetzt: Ketzer bedeutet Ketzer in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Nach Gercken ſtarben in Angermünde um 1336 vierzehn der Ketzerei angeklagte Bewohner den Feuertod. Es ſollen Luciferaner, Anhänger des Biſchofs Lucifer von Cagliari geweſen ſein. Mir ſcheint es jetzt das Wahrſcheinlichſte, daß der Beiname der Stadt von dieſem Vorgang her datirt.

Ein neues Lied Euch geſungen ſei:
Nach dem Winter kommt der Mai,
Das haben wir wohl vernommen;
Und daß Kettr-Angermünde märkiſch ward,
Das ſoll dem Markgrafen frommen.

* * *

Johann von Brieſen ließ ſich jagen
Von Kettr-Angermünde bis Greifenhagen,
All' Muth war ihm gebrochen;
Da ging er zu Hofe nach Alten-Stettin
Und hat zu dem Herzog geſprochen:

„Gnädger Herre, was zu halten ſtand:
Kettr-Angermünd und das Stolper Land,
Iſt verloren und verdorben;
Der Markgraf hält es jetzt in Hand
Und doch hieß es: er ſei geſtorben."

Da ließ der Herzog entbieten und holen
All ſeine Mannſchaft, Pommern und Polen,
Nach Vierraden ritt man zu Tiſche;
Da ſetzten ſie ſich und hielten Rath
Und aßen ſüße Fiſche.

Der nun folgenden Strophe fehlen zwei Mittelzeilen, aber den drei verbleibenden entnehmen wir unſchwer, daß man von Vierraden aufbrach und über den Vierradener Damm hin auf Angermünde zuritt.

Da ritten ſie weiter und kaum heran
Angermünde ward ihnen aufgethan,
Alle haben dem Herzog geſchworen
Und alle riefen: „Stettin, Stettin"
Und Brandenburg war verloren.

Aber draußen hinter Wall und Graben,
Die Märkiſchen ſchon ſich geſammelt haben,
Vierhundert Reiter und Knechte;
Die Gans von Putlitz führet ſie,
Ziſchend, auf daß ſie fechte.

Die Gans, der wollt' es nicht behagen,
Sie ſtreckte zornig ihren Kragen
Ueber die Pommern alle;
Da ſchwebte der märkiſche Adler hoch
Und die Greifen kamen zu Falle.

Die Gans aber wuchs in Grimme noch,
Sie ſchlug mit den Flügeln ein Breſcheloch
Und da ſtand ſie nun zwiſchen den Steinen,
Und als ſie bis zum Markte kam,
Waren ſie zehn gegen einen.

Da gingen die Schwerter die Klinker die Klang,
Herr Detleff Schwerin mit dem Putlitz rang
Und wollte den Preis erwerben;
Da mußte Herr Detleff von Schwerin
Für ſeinen Erbherrn ſterben.

Das war des Herzogs ſchwerſter Tag,
Als da Herr Detleff vor ihm lag,
Zerhackt, in Blut und Wunden,
Und er rief: „O hätt' ich über den Damm
Erſt wieder zurück gefunden!“

Er ſprach es und ritt im Zuge vorn,
Er gab ſeinem Roſſe Schlag und Sporn
Und ſuchte die Zügel zu faſſen;
So kam er bis an das „hohe Haus“,
Da ward er eingelaſſen.

Das war zu Vierraden. Auf Schloſſes Brück'
Noch einmal ſah er zurück, zurück,
Im Herzen voll Weh' und Leide:
„Ketzr-Angermünde, Du vielgute Stadt,
Daß ſo ich von Dir ſcheide!“

⁂

Der aber, der dies Lied euch ſang,
Ein Schmiedeknecht iſt er ſchon lang
Und ſie nennen ihn Köne Fincken;
Und er führt ein Hämmerchen auf der Hand
Und Gut-Bierchen mag er trinken.

So das Lied von der Eroberung von Ketzer-Angermünde, an das ich, eh ich zu einer Schlußbetrachtung über die Quitzow's und ihr Recht oder Unrecht übergehe, noch einige literariſche Bemerkungen knüpfen möchte.

Das deutſche Volkslied bez. die deutſche Volksballade gefeiert zu ſehen, iſt ſeit den Tagen Herder's und der Romantiker etwas Herkömmliches geworden, darüber aber, daß neben dieſem allgemein Volksliedmäßigen auch noch eine hiſtoriſche, nach der dichteriſchen wie landesgeſchichtlichen Seite hin gleich ausgezeichnete Volksballade geblüht hat, iſt man hinweggegangen, entweder weil man die Thatſache nicht genügend gekannt oder ſie ſich nicht recht zum Bewußtſein gebracht hat. Und doch iſt in niederdeutſchen Landen (auf welche ſich meine Bemerkungen ausſchließlich beziehen) ein, um es zu wiederholen, ſpeziell hiſtoriſcher Balladen-Schatz gezeitigt worden, der an Schönheit und Bedeutung hinter dem engliſch-ſchottiſchen nicht zurückbleibt, ja ihn vielleicht in dieſem und jenem übertrifft. Jede der von mir mitgetheilten Balladen kann als ein Beweis dafür gelten, und Dichtungen wie die vom „Cremmer-Damm“ und von „Ketzer-Angermünde“, reichen an die Chevy-Jagd, die Schlacht bei Otterbourne, den Aufſtand in Northumberland und viele andere Percy- und Douglas-Balladen heran.*) Wer ſich der Aufgabe unterzöge, das zu ſuchen und zu bearbeiten, was von etwa 1330 bis 1530 an derartigen hiſtoriſchen Volksepen und Volksballaden in Norddeutſchland, ganz beſonders aber in Weſtfalen, Friesland und Schleswig-Holſtein gedichtet worden iſt, würde der Literatur und landesgeſchichtlichen Forſchung einen gleich großen Dienſt leiſten und vielleicht im Stande ſein, manches davon (ähnlich wie ſich das Nibelungenlied einzubürgern wußte) den Schmuck- und Lieblingsſtücken unſerer inſonderheit der Schule dienenden Anthologien einzureihen.

---

*) Zwiſchen der den Douglas- und Percy-Kampf behandelnden Chevy-Jagd- und der den Kampf zwiſchen Markgraf Ludwig und Herzog Barnim behandelnden Cremmer-Damm-Ballade tritt eine große Verwandtſchaft zu Tage, wie folgende Gegenüberſtellung zeigen mag:

Chevy-Jagd.

„. . . . Nun denn, wohlan!“ rief Percy da,
„Dies Feld ſei unſere Schranke,
Noch ſchlüpfte keiner mir hindurch,
Sei's Schotte oder Franke.

„Das iſt der Hirſch, den ich geſucht,
Nun lohnt es ſich zu jagen,
Es brennt mein Herz, Mann gegen Mann,
Die Schlacht mit ihm zu ſchlagen.“

Lord Douglas hört's. Er ruft ihm zu:
„Da ſoll mich Gott verderben,
So wahr ein Lord ich bin wie Du,
Du oder ich muß ſterben.

„Doch hör mich, Percy, Schande wär's
Und Schimpf an unſerm Leben,
So vieler Mannen ſchuldlos Blut
Mit in den Kauf zu geben.

„Es ſei all unſer Streit gelegt
In unſre beiden Speere . . .“
„Verdammt ſei der, rief Percy da,
Der anderen Sinnes wäre . . .“

Das gab ein Stechen und ein Hau'n,
Manch breite Wunde klaffte,
Längſt unſer engliſch Bogenvolk
Nicht mehr den Bogen ſtraffte.

O Chriſt, es war für Herz und Sinn
Ein Leid, nicht auszuſagen,
Wie ſtöhnend da in Sand und Blut
Die Menſchenknäule lagen.

Und immer ſchwankte noch die Schlacht,
Da endlich . . .

Cremmer Damm.

Markgraf Ludwig, der tapfere Held
Zum Damme ſah man ihn reiten,
Er dachte: „Die Pommern ſtehen im Feld
Und wollen den Damm überſchreiten.

„Trompeter, ſage dem Herzog an,
Ich hätte groß Verlangen,
Ihn und ſeine Ritter, Mann für Mann,
Hier draußen zu empfangen.

„Und wenn es hier drüben ihm nicht behagt,
So wollt ich ihm verſprechen,
Auch auf dem Kuh-Damm, unverzagt,
Eine Lanze mit ihm zu brechen.“

Drauf der Herzog: „Er ſoll ihm Rede ſtehn,
Nicht kommen das Land ihm Sünde,
Und ſie wollten ſich treffen und wollten ſehn,
Wer das Spiel am beſten verſtünde.“

Drauf ging es auf den Damm hinaus!
Dicht ſtanden da die Märker,
Die wehrten ſich einzeln und in Hauf,
Doch die Pommern waren ſtärker.

Die Märkiſchen konnten nicht beſtahn,
Das Glück war ihr Verderben,
Viele mußten da liegen gahn
Und ohne Wunde ſterben.

Und mählig wichen ſie Schritt um Schritt,
Von Cremmen weiter zu fechten. —
Die Pommern folgten in ſchnellem Tritt
Die Ritter mit ſammt den Knechten.

Aber vor Cremmen hielten ſie an
Die Märkiſchen ſtanden da Mann an Mann
Und waren nicht zu vertreiben.

Es iſt nicht möglich, ſich gegen die Wahrnehmung einer geradezu frappirenden Aehnlichkeit zu verſchließen, die vor allem *inhaltlich*, desgleichen in Ton und Bau, zu Tage tritt und nur zu kleinem Theil aus der von derſelben Hand herrührenden Ueberſetzung beider Balladen erklärt werden kann. Es iſt mir ganz unzweifelhaft, daß man in Schottland entweder die pommerſche oder in Pommern die ſchottiſche Ballade gekannt haben muß. Iſt die pommerſche Ballade echt, ſo muß *ſie* die ältere ſein, denn das Ereigniß, das ihr zu Grunde liegt: die Schlacht am Cremmer Damm, fällt in das Jahr 1334, während das der engliſch-ſchottiſchen Ballade zu Grunde liegende Ereigniß, die Schlacht bei Otterbourn, erſt in das Jahr 1388 fällt. Biſchof Thomas Percy, der Herausgeber der berühmten altengliſchen Balladenſammlung, die ſeinen Namen trägt (Percy's Reliques of ancient english Poetry), ſetzt ſogar die Chevy-Jagd noch um ein Jahrhundert ſpäter, in die Zeit Heinrichs VI. Und ſo hätten wir denn eventuell einen neuen Triumph alt-deutſcher Lied- und Balladen-Dichtung zu verzeichnen. Aber freilich, iſt die Cremmer-Damm-Ballade, die zuerſt im Jahre 1756 auftaucht, echt? So ſehr ich es wünſche, ſo kann ich doch Zweifel nicht ganz unterdrücken. Ihnen Ausdruck zu geben, iſt hier nicht der Platz, ich würde mich aber freuen, mit einem Balladen-Sachkundigen, der außerdem des Plattdeutſchen mächtig iſt, alſo mit Männern wie Klaus Groth, Adolf Wilbrandt, Karl Eggers, Heinrich Seidel, in einen Meinungsaustauſch, über dieſen Punkt eintreten zu können. Das plattdeutſche Original findet ſich im 21. Stück der Greifswaldiſchen Nachrichten und daraus abgedruckt in Buchholtz' Geſchichte der Churmark Brandenburg Theil II. S. 383.

12. Kapitel.

Die Quitzow's und ihr Recht oder Unrecht.

Und nun noch einmal zurück zu den Quitzow's von 1400 bis 1414, um uns, in einer Schlußbetrachtung, die Frage nach ihrem Recht oder Unrecht vorzulegen. Es entſpricht innerhalb der märkiſch-preußiſchen Geſchichtsſchreibung einem alten, beinahe heilig geſprochenem Herkommen, die Quitzow's als Landesverräther, Buſchklepper und Räuber anzuſehen, eine Tradition, deren Anſchauungen, um nicht zu ſagen Dogmen, auch ein ſo hervorragender Gelehrter wie Adolf Friedrich Riedel — dem ſich, an Wiſſen und Eingedrungenſein in die kleinſten Einzelheiten der Quitzow-Zeit, wohl niemand an die Seite zu ſtellen wagt — auf's nachdrücklichſte zuſtimmt.

* * *

Riedel, damals nur die Anfänge einer Controverſe vorfindend, ſchrieb 1851: „Es iſt, dem Urtheile der Quitzow'ſchen Zeitgenoſſen gegenüber, in neuerer Zeit der Verſuch gemacht worden, die fortgeſetzten Friedensbrüche der v. Quitzow und ihrer Genoſſen als „ehrliche adlige Fehden“ zu rechtfertigen. Und ſo hat man denn auch den verwegenen Widerſtand, den die Schloßbeſitzer ſowohl den burggräflichen wie den königlichen Befehlen entgegen ſetzten, für eine patriotiſche That ausgegeben, die geſchehen ſei, damit das Land nicht von einem neuen Pfandbeſitzer ausgeſogen werde. Hüten wir uns jedoch, ſo fährt er fort, in müßiger Vorliebe für eine gewiſſe Standesrichtung, mit den Erinnerungen der unheilſchwerſten Vergangenheit des Vaterlandes ein gefahrvolles Spiel zu treiben!

Planmäßiger Ungehorſam gegen die rechtmäßige Obrigkeit, offene Widerſetzlichkeit gegen den Landesfürſten, Untreue gegen die Träger der landesherrlichen Gewalt, ein trotziger Selbſtſtändigkeitsdrang ohne Achtung vor Geſetz und Recht, ein verwegener Freiheitsmuth ohne allen Sinn für das Gemeinwohl, ohne Liebe zum Vaterlande, ohne Begeiſterung für große politiſche Ideen — das muß zu allen Zeiten und von allen Standpunkten aus als ein Verhalten erſcheinen, dem jeder Adel fremd iſt. Iſt trotz alledem die Widerſetzlichkeit der Quitzow's und ihres Anhanges gelegentlich in Schutz genommen worden, ſo laſſen ſich ſolche Rechtfertigungsverſuche nur aus dem täuſchenden Schimmer von Ritterlichkeit erklären, den, bei Mangel an genauer Kenntniß, die Phantaſie darüber ausgebreitet hat. Man denkt ſich jene mächtigen Adelsfamilien, die, von ihren Burgen aus, mit dem Begründer einer neuen Zeitrichtung um die Herrſchaft rangen, umgeben von dem ganzen romantiſchen Reize mittelaltrigen Ritterthums, aber gerade von ritterlichem Sinn und ritterlicher Sitte ſucht man in dem wirren Treiben jener Tage vergeblich eine Spur.“

Und nach dieſen einleitenden und das Allgemeine treffenden, ja aufs Allgemeine hin angeſehen auch zutreffenden Bemerkungen, wendet ſich Riedel, wie zur Beſtätigung ſeiner Sätze, verſchiedenen Einzelheiten zu.

„Ritterlich! Ja, ritterlich wäre es geweſen, der Wehrloſen zu ſchonen, Frauen und Jungfrauen zu beſchützen und in thätiger Gottesfurcht die Kirche gegen Entweihung zu vertheidigen. Aber von unſeren Landesbeſchädigern wurde der offene Kampf mit dem Feinde meiſtens vorſichtig vermieden. Mit Vorliebe machte man ſich den Ueberfall der offenen Dörfer und den Raub der ſtädtiſchen Viehheerden zum Geſchäft. Wollte man ein Dorf „auspochen,“ ſo mußten gewöhnlich erſt einige Männer todtgeſchlagen oder furchterregend verwundet werden, um die Einwohnerſchaft von weiterem Widerſtande abzuſchrecken. Dann nahm man den Dorfbewohnern was ſich fortbringen ließ, vornehmlich das Vieh, aber auch Betten, Kleidungsſtücke, ſowie Keſſel, Grapen, Aexte und ſonſtige Geräthe. Die Kleidungsſtücke zog man in mehr als einem Falle den Frauen und Jungfrauen vom Leibe, beſonders wenn ſie koſtbar waren. Schätzte doch die Tochter des Schulzen zu Hämerten bei Stendal, der man die Kleider nahm, nachdem man den Vater getödtet und den Bruder ſchwer verwundet hatte, ihre Kleider auf 3 Schock böhmiſche Groſchen, eine damals beträchtliche Summe. Nicht einmal Kloſterjungfrauen wurden verſchont. Als dem Lüdeke v. Rundſtedt, der von der Burg Gardelegen ausritt, zwei Nonnen aus dem Kloſter Althaldensleben zu Wagen begegneten, nahm er ihnen nicht nur die Pferde, ſondern zog auch den Hofemeiſter, der ſie fuhr, vor ihren Augen aus. Dabei ſchwand die fromme Scheu mehr und mehr, die man vor dem Heiligen, vor Kirchhof und Kirche gehabt hatte. Rückſichtlos griffen die Quitzow'ſchen die Gotteshäuſer an, in denen die bedrängten Dorfbewohner Schutz geſucht hatten und nachdem die Kirchhöfe geſtürmt und die Kirchthüren erbrochen waren, raubte man die Kiſten und Kaſten aus, die die geängſtigten Dorfleute nach der früher als Aſyl geltenden Kirche geſchafft hatten. Unter dieſen Umſtänden durfte niemand überraſcht ſein, Dietrich v. Quitzow, als er dem deutſchen Orden zu Hülfe ziehen wollte, ſeinen Entſchluß wechſeln und ſtatt eines Angriffs auf die Polen, unter nichtigen Vorwänden einen Angriff auf die Berliner Viehheerden machen zu ſehen. Mit dem ritterlichen Zuge gegen die Feinde des Ordens aber war es vorbei. Solche „Zugriffe“ „Nahmen“ und „Ueberfahrungen“ — Ausdrücke die ſich in den Berichten jener Zeit beſtändig wiederholen — waren damals an der Tagesordnung und es iſt zuzugeben, daß es bei dem eigenthümlichen Fehderecht jener Zeit nicht immer leicht ſein mag, eine ſcharfe Grenze zwiſchen „Zugriffen“ und Raubthaten zu ziehen. Wenn jedoch gegen die Bezeichnung ſolcher „Zugriffe“ als Raubthaten durch hochgeſchätzte Geſchichtsſchreiber feierlich Verwahrung eingelegt und dabei behauptet worden iſt, nur aus einer der Natur der Sache ganz unangemeſſenen parteiiſchen Auffaſſung des gleichzeitigen Berichterſtatters Wuſterwitz (wir kommen auf dieſen zurück) und urtheilsunfähiger neuerer Hiſtoriker habe eine ſo ungeeignete Bezeichnung hervorgehen können, ſo nöthigt uns dies, zur Ehre der Wahrheit, die Bemerkung hinzuzufügen, daß wenigſtens der damalige Erzbiſchof von Magdeburg und der Burggraf Friedrich ſelbſt dieſe Bezeichnung keineswegs für ungeeignet gehalten haben. Beide Fürſten bezeichnen in ihren amtlichen Schriftſtücken die Gewaltthaten der Quitzow's, des Caspar Gans und Wichard v. Rochow überaus häufig als Raub, Mord und Mordbrand und deren Urheber in entſprechender Weiſe. Und ſo iſt es denn nicht blos ein vielleicht parteiiſcher Geſchichtsſchreiber jener Zeit, der von „Räubereien" ſpricht, ſondern alle gleichzeitigen Berichterſtatter des In- und Auslandes ſtimmen mit Wuſterwitz durchaus überein."

* * *

Alle dieſe Bemerkungen, ſo weit ſie polemiſch ſind und eine durch „Standesvorurtheile bedingte Voreingenommenheit hochgeſchätzter Geſchichtsforſcher" betonen, richten ſich gegen Georg Wilhelm v. Raumer — einen Vetter des ſogenannten Hohenſtaufen-Raumer — der, in ſeinem Codex diplomaticus brandenburgensis, den darin von ihm veröffentlichten, die Regierungszeit Kurfürſt Friedrichs I. von 1412 bis 1440 betreffenden Urkunden einen Eſſay vorausſchickt, in dem er die Quitzowzeit und vor Allem auch die brandenburgiſch-preußiſche Geſchichtsſchreibung, ſo weit ſich dieſelbe mit der eben genannten Epoche beſchäftigt, kritiſch beleuchtet.

Es heißt in dieſem Eſſay:

„Wenn gleich der Raum verbietet, hier eine ausführliche Geſchichte der Quitzowfehden zu geben, ſo muß doch auf die gänzliche Einſeitigkeit der bisher gewöhnlichen Darſtellung aufmerkſam gemacht werden. Die brandenburgiſche Geſchichte hat überhaupt das Schickſal gehabt, daß eine gewiſſe Darſtellungsweiſe gleichſam verſteinert, ohne alle Kritik, aus einem Buche in das andere übergegangen iſt, indem zum Theil die beſſeren archivaliſchen Mittheilungen verborgen blieben, zum Theil aber auch Vorurtheile fortgepflanzt wurden, die ſchon aus den vorhandenen Quellen zu widerlegen geweſen wären. Dahin gehört denn beſonders auch die Art, wie der Widerſtand behandelt iſt, den die Quitzow'ſche Partei gegen Burggraf Friedrich von Nürnberg verſuchte, während derſelbe Pfandinhaber der Mark war, wobei, ohne alle Rückſicht auf den Geiſt der damaligen Zeit, der märkiſche Adel als eine Rotte von Unholden, Mordbrennern und Räubern geſchildert wird, welche eine Meuterei wider den Kurfürſten unternommen hätten, weil ihnen dieſer ihr Raubhandwerk habe legen wollen. Es muß zunächſt auf die trübe und parteiiſche Quelle dieſer Anſichten hingewieſen werden. Es iſt dies nämlich die über dieſe Begebenheiten gleichzeitig aufgeſetzte Nachricht des Engelbert Wuſterwitz,*) eines heftigen Widerſachers der Quitzow's. Er war Geiſtlicher in

---

*) Engelbert Wuſterwitz — ſo ſchreibt Dr. Julius Heidemann, dem wir auch den Ausdruck „die märkiſche Fronde" verdanken, in einem der Wuſterwitz'ſchen „Märkiſchen Chronik"-geltenden Aufſatze — war in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Brandenburg geboren und hatte ſich für den geiſtlichen und richterlichen Beruf entſchieden. Bald nach dem Jahre 1400 befand er ſich in Rom „im Dienſte von Kardinälen" und war hier Zeuge der feierlichen Huldigung, welche die Römer im November 1404 dem eben erwählten Papſte Innocenz VII. darbrachten. Schon in den nächſten Jahren muß er nach Brandenburg zurückgekehrt ſein und fungirte hier als Mitglied eines Schiedsgerichts, das berufen war, einem zwiſchen dem Abte Stich von Lehnin und Johann v. Quitzow über den Beſitz der Havel bei Schloß Plaue entſtandenen Konflikt gütlich beizulegen. Von 1408 bis 15 iſt ſeine Chronik am inhaltreichſten und ihre Darſtellung ſo voll Leben und Anſchauung, daß man annehmen muß, er habe gerade dieſe Zeit dauernd oder vorwiegend in ſeiner Vaterſtadt Brandenburg verbracht. Die Stellung, die er hier einnahm, war aller Wahrſcheinlichkeit nach die eines geiſtlichen Richters. 1412, beim Erſcheinen des Burggrafen Friedrich in der Mark ſcheint er in Berlin geweſen zu ſein. Bald nach dem Sturze der Quitzow'ſchen Partei wurde Wuſterwitz, auf Grund ſeiner praktiſchen Tüchtigkeit als Juriſt, von der Stadt Magdeburg zum Syndikus ernannt. Die Magdeburger Schöffenchronik bemerkt: „daß die Stadt Magdeburg 1418 beim königl. Hofgericht in einen Prozeß verwickelt worden ſei und mit der Führung deſſelben ihrem Syndikus Engelbert Wuſterwitz von Brandenburg betraut habe, welcher dem Hofe nach Regensburg in Baiern, nach Ungarn, Schleſien und Böhmen gefolgt ſei und ein obſiegendes Erkenntniß erſtritten habe." 1420 war er noch in Magdeburg, 1424 aber finden wir ihn in amtlicher Thätigkeit (vielleicht ebenfalls als Syndikus) in ſeiner Vaterſtadt Brandenburg wieder. Nach Haftiz wäre er ſchon 1409,

Brandenburg und Proviſor des Abts von Lehnin. Hierzu kommt, daß er ſeine Nachricht gerade zu einer Zeit aufgeſetzt hat, wo die Fehde zwiſchen dem Kurfürſten und beiden Quitzow's noch in vollem Gange war. Wahrſcheinlich würde ſeine Erzählung anders lauten, wenn er dieſelbe, nach der im Jahre 1421 erfolgten Ausſöhnung des Kurfürſten mit jener Familie geſchrieben hätte.

Zwei Dinge ſind es, die beſtändig als Anklagepunkte wiederkehren: erſtens die Quitzow's waren Räuber und zweitens die Quitzow's waren Rebellen.

Wie verhält es ſich nun damit?

Betrachten wir zuerſt den Vorwurf der Räuberei, ſo kam ſolche, wie damals in ganz Deutſchland, auch beim märkiſchen Adel vor. Es iſt aber ganz übertrieben, wenn deshalb das ganze Land für eine Mörderhöhle und der ganze märkiſche Adel für eine Räuberbande ausgegeben wird. Es muß bei Beurtheilung dieſer Sache durchaus der Unterſchied feſtgehalten werden, der im 14. und 15. Jahrhundert zwiſchen einer ehrlichen Fehde und einer Räuberei beſtand. Das Recht zur „Fehde“ wurde dem Adel ſo wenig ſtreitig gemacht wie den Fürſten und den Städten, wenn man auf gütlichem Wege zu ſeinem Rechte nicht kommen konnte. Die Landesherren der Mark Brandenburg waren im 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts faſt beſtändig abweſend und das dem Gedeihen des Landes allerdings ſchädliche Fehdeweſen griff immer weiter um ſich, auch die Fürſten, Städte und Ritterſchaften der benachbarten Länder wurden allmählig hineingezogen, und aus einer beendigten Fehde entſpannen ſich ſtets zwei neue. Daß in ſolchen Zeiten auch eigentliche „Räuberei“ häufiger vorkam, und daß ihr ſchwer zu ſteuern

---

lange bevor er nach Magdeburg ging, Domherr zu Brandenburg geweſen. Hier verblieb er während ſeiner letzten Lebensjahre, fand Muße zur Abfaſſung ſeiner Chronik†) und errichtete einen Altar in der Katharinenkirche. Hier ward ihm auch, geſtorben am 5. Dezember 1433, ſeine letzte Ruheſtätte.

---

†) Dieſe berühmte Chronik, der wir, mit Rückſicht auf die Quitzowzeit, das Meiſte, ja, faſt ließe ſich ſagen Alles verdanken, iſt im Original verloren gegangen. Wir kennen ſie nur aus Auszügen, die 1598 Andreas Angelus in ſeine märkiſchen Annalen und 1595 Peter Hafftiz in ſein Microchronologicon hinübergenommen hat.

war, iſt leicht begreiflich, nichtsdeſtoweniger blieb der Unterſchied zwiſchen Straßenraub und Fehde beſtehen. Die vielen Kriege der Quitzow's waren, wenn man ſie unparteiiſch betrachtet, ſämmtlich ehrliche Fehden, wenn auch nicht geleugnet werden ſoll, daß ſie das Fehderecht gelegentlich mißbraucht haben mögen, indem ſie in ihrer damaligen Uebermacht einen aus der Luft gegriffenen Anſpruch durchzuſetzen ſich bemühten. Allein zu welchen Zeiten hat Uebermacht nicht die Schranken des ſtrengen Rechts und der Billigkeit übertreten. Immer blieb dies von Räuberei weit verſchieden, da dieſe auch im Mittelalter ſtets als etwas Ehrloſes angeſehen wurde. Ueberhaupt aber pflegten ſich nur wenige arme Edelleute mit Wegelagerung und Strauchreiterei zu befaſſen und die Gebrüder v. Quitzow muß ſchon ihre Macht und ihr perſönlicher Charakter vor einem ſolchen Verdachte ſchützen. Wuſterwitz Anklagen übernehmen, ſehr gegen ſeinen Willen, zugleich die wirkſamſte Vertheidigung der Angeklagten. Er beſchuldigt ſie, daß ſie das Herzogthum Sachſen für ſich hätten erobern wollen, daß ſie getrachtet hätten, Berlin zu gewinnen, um von dieſem Mittelpunkt aus ſich die ganze Mark zu unterwerfen und daß Hennig v. Quitzow nur deshalb in Paris ſtudirt habe, um ein Bisthum zu erlangen, da die Familie gehofft habe, auf dieſe Art Kurfürſtenthümer und ganze Länder an ſich zu bringen. Wer dies lieſt, wird unmöglich glauben, daß ſo hochſtrebende Ritter, ausgezeichnet an Geiſt und Vermögen, in dem Berauben einzelner Kaufleute einen ſchmählichen und unbedeutenden Vortheil geſucht haben ſollten. Wuſterwitz widerlegt ſich denn auch ſelbſt, indem er die Quitzowfehden einzeln aufführt, aus deren Aufführung unwiderleglich hervorgeht, daß es nur ehrliche Fehden gegen benachbarte Fürſten: die Herzöge von Mecklenburg, Sachſen und Pommern, gegen den Erzbiſchof von Magdeburg, gegen den Grafen von Schwarzburg, gegen die Städte Berlin und Brandenburg und gegen den Abt von Lehnin waren, ja, er giebt ſogar die Veranlaſſung zu einigen dieſer Fehden an, welche es wenigſtens zweifelhaft läßt, auf weſſen Seite das Recht geweſen iſt, zumal, wenn man dabei die augenſcheinliche Parteilichkeit der Wuſterwitz'ſchen Darſtellung in Betracht zieht.

Wuſterwitz behauptet z. B., daß Dietrich v. Quitzow die Stadt Berlin ohne „Entſagung“ angefallen habe, allein im Laufe ſeiner Erzählung zeigt ſich, daß er einen Anſpruch an dieſelbe hatte, weil ſie ihm die Bezahlung eines verſprochenen Schutzgeldes verweigerte. Daß der Uebermuth die Quitzow's zu Ungerechtigkeiten verleitete, mag ſein, aber keine Handlungen kann ihnen die Geſchichte nachweiſen, die die Ritterehre verletzt hätten.“

Soweit Raumer (den wir hier auszugsweiſe citirt haben) über die Quitzow'ſchen „Räubereien“. Aber auch den Vorwurf der Felonie will er nicht gelten laſſen und ſo fährt er denn fort:

„. . Was zweitens die Beſchuldigung der Widerſetzlichkeit, der Rebellenſchaft angeht, ſo ſind auch hierbei die Zeitverhältniſſe niemals gehörig berückſichtigt worden. Wie war die Sachlage? Von allen Seiten fielen die Nachbarn ein: die Pommern riſſen die Uckermark, die Herzöge von Mecklenburg die Priegnitz, der deutſche Orden die Neumark ab und gewiß wäre die ganze Mark eine Beute angrenzender Fürſten geworden, wenn nicht die Landeshauptleute der Altmark, Priegnitz und Mittelmark: **Hüner von Königsmark**, **Caspar Gans zu Putlitz** und **Lippold v. Bredow** Widerſtand geleiſtet hätten. Als endlich im Jahre 1411 die Mark an Kaiſer Sigismund zurückfiel, zeigt es gewiß von der patriotiſchen Denkungsart des Landeshauptmanns v. Putlitz, daß er ſogleich nach Ungarn eilte, um den Kaiſer zu bewegen, ſelbſt die Regierung in die Hand zu nehmen und es mußte ihn wohl ſchmerzen, als er dort erfuhr, daß das Vaterland von Neuem an einen ihm ganz fremden entfernten Fürſten verhandelt werden ſollte. Nachdem der Burggraf im Jahre 1412 in die Mark gekommen war, ſuchte der Adel, obwohl ungern, ſich anfangs mit ihm gütlich zu ſetzen, allein noch in demſelben Jahre entſpann ſich ein Zwiſt, welcher bald zu einem offenen Kriege aufloderte. Die Urſache der Abneigung mochte wohl mit darin liegen, daß der mächtige Adel, der während des letztverfloſſenen Jahrhunderts ſich daran gewöhnt hatte, den Herrn im Lande zu ſpielen und ſeine

Rechte ohne Rückſicht auf einen Höheren zu verfolgen, ſich nicht gern durch einen Fürſten beſchränken laſſen wollte, deſſen Energie er bald erkannt haben mochte, allein andererſeits war ſein Mißtrauen, daß der fremde Fürſt den einheimiſchen Adel unterdrücken und den Franken den Lohn und die Ehre der Regierung der Mark zuwenden werde, nicht ungerecht. Zudem mußte die Ritterſchaft nicht mit Grund vermuthen, daß der Pfandinhaber, ſobald er zu ſeinem Gelde gelangt wäre, das Pfandſtück aufgeben werde? Patriotiſche Beſorgniſſe dieſer Art darf man bei einem Caspar Gans zu Putlitz wohl vorausſetzen. Unmöglich kann man der Ritterſchaft ein Verbrechen daraus machen, daß ſie 1412 die lange Reihe glorreicher Regenten nicht vorausſah, welche der neue Verweſer durch die göttliche Vorſehung beſtimmt war, der Kurmark zu geben. Alles das muß in Erwägung gezogen werden, ehe man über den nicht einem alten angeborenen Fürſten, ja nicht einmal einem eigentlichen Landesherrn, ſondern nur einem Pfandinhaber entgegengeſetzten Widerſtand urtheilen will. Die Rede, die die Quitzow's geführt haben ſollen: „Und wenn es ein Jahr lang Nürnberger regnete, ſie wollten doch ihre Schlöſſer behalten,“ zeugt zwar von großem Uebermuthe, macht ſie aber noch nicht zu Hochverräthern, denn der eigentliche Kurfürſt und Landesherr, gegen den ein crimen laesae majestatis begangen werden konnte, war immer noch der Kaiſer Sigismund. Wäre den Gebrüdern Quitzow gelungen, wonach ſie ſtrebten, wer möchte beſtimmen, was das Schickſal der Mark geweſen wäre? Wahrſcheinlich Zerſplitterung, ein Neben- und Durcheinander von Reichsſtädten und Reichsritterſchaften. Zum Glück für die Mark, für Preußen und für die politiſche Geſtaltung von ganz Europa, iſt es dahin nicht gekommen, allein die Urheber ſolcher Entwürfe können wenigſtens auf eine eben ſo gerechte Würdigung Anſpruch machen, wie Franz v. Sickingen, deſſen Pläne auch auf Herſtellung des kaiſerlichen Anſehens und auf eine Erweiterung der Rechte des Ritterſtandes hinausgingen. Zum Beweiſe übrigens, wie ſehr hiſtoriſche Vorurtheile dazu beitragen können, unverdienter Weiſe wirklichen Nachtheil zu ſtiften, mag hier zum Schluſſe hervorgehoben werden, daß, als zur Zeit König Friedrich Wilhelms I., die von Dietrich v. Quitzow abſtammende Hauptlinie der Familie ausſtarb, der König, bei Wiederverleihung der erledigten, ſehr beträchtlichen Lehne, die übrigen Linien nur aus dem Grunde überging, weil ihm einige Günſtlinge vorſtellten, „daß die Quitzow's ſich gegen ſeine Vorfahren als Hochverräther und Rebellen betragen hätten und die Familie daher einer Berückſichtigung gar nicht werth ſei.“

* * *

So Riedel, ſo Raumer — unſere beſten Specialhiſtoriker —, deren Urtheile hinſichtlich der Quitzowzeit ſich alſo diametral entgegenſtehen. Wer hat Recht? Riedel hat Recht von Räubereien und Felonie zu ſprechen, aber Raumer hat, meinem Ermeſſen nach, noch ein viel größeres Recht, Beides zu beſtreiten. Riedel iſt der gelehrtere, gründlichere Forſcher (das Maß ſeiner Kenntniß iſt wohl von keinem andern erreicht worden), aber Raumer iſt der weitaus bedeutendere Hiſtoriker. Er hat das Auge des Geſchichtsſchreibers, er begreift große Vorgänge, während es mir bei Riedel, deſſen Standpunkt nicht hoch genug iſt, um einen freien Blick zu geſtatten, zweifelhaft erſcheint, ob man ihn überhaupt zu den Hiſtorikern zählen kann. Ausgezeichneter Forſcher ſein, heißt noch nicht Hiſtoriker ſein. Raumer beurtheilt alles aus der zu ſchildernden Zeit, Riedel alles aus ſeiner eigenen Zeit heraus. Er wirft Raumer Tendenzen und Vorurtheile vor, während er ſelber in Vorurtheilen ſteckt und derſelben Parteilichkeit Ausdruck giebt, die ſich ſchon in Wuſterwitz's Aufzeichnungen findet. Unſeres Volkes Fühlen ſtellt ſich freilich ganz auf die Seite Riedel's und wird, wenn nicht für immer, ſo doch noch auf lange hin in dieſer Stellung beharren. Zu der Oberacht, die Kaiſer und Reich über die märkiſche Fronde verhängten, kommt die ſchlimmere, die durch vier Jahrhunderte hin auch die Nachgeborenen über die Quitzow's ausgeſprochen haben. Aber dieſe Verurtheilung iſt ungerecht, und alles, was ich zugeſtehen kann, iſt das, daß ich dieſe Verurtheilung trotz ihrer Ungerechtigkeit begreiflich finde. Sie hat ihren Grund zunächſt in einer falſchen Frageſtellung und zum Zweiten in einer rühmlichen, aber deplacirten Loyalität, begleitet von einem unausrottbaren Adels-Antagonismus des märkiſch-bürgerlichen Gefühls.

Ueber Beides noch ein Wort.

In einer falſchen Frageſtellung, weil die Dinge beſtändig darauf hin angeſehen werden, als ob es ſich um die Frage handle, was vorzuziehen ſei, Quitzowthum oder Hohenzollernthum? Darum aber hat es ſich, ſeit Frieſack und Plaue fielen und Caspar Gans bei Kever-Angermünde die Scharte auswetzte, nie mehr gehandelt, nicht einmal bei dem gedemüthigten Adel ſelbſt. Man iſt einig darüber, daß der Sieg des Burggrafen ein Glück war und daß der Sieg der adligen Oppoſition ein Unglück geweſen wäre. Dies Zugeſtändniß kann aber die Rechtsfrage nicht tangiren. Es war das gute Recht des Adels, von einem neuen Verweſer und Pfandinhaber nicht viel wiſſen zu wollen. Die voraufgegangenen Erfahrungen berechtigten dazu. Sollten in unſerer und aller Geſchichte nur immer *die* gelten, die zu jeder Anordnung oder jedem officiellen Geſchehniß Ja und Amen ſagen oder geſagt haben, ſo würden wir ſo ziemlich alle Namen ſtreichen müſſen, bei deren Nennung uns das Herz höher ſchlägt. Daß der Burggraf ſiegte, muß, wie wir nur wiederholen können, als ein unendlicher Segen für Land und Volk angeſehen werden, daß man ihm aber *damals* Oppoſition machte, war verzeihlich, vielleicht gerechtfertigt.

Und dieſe Frage richtig zu ſtellen, wäre denn auch ſicherlich längſt geglückt, wenn nicht — und damit gehen wir zu dem zweiten Punkt über — die durch mehr als vier Jahrhunderte hin etablirte Gegnerſchaft zwiſchen märkiſchem Adel und märkiſchem Bürgerthum, dieſem alten Anti-Quitzowgefühl immer wieder neue Nahrung zugeführt und dies

Gefühl dadurch immer auf's Neue belebt hätte. Ob unſer Bürgerthum dabei regelmäßig im Recht und unſer im ſchlimmſten Fall ein gewiſſes Ueberlegenheitsgefühl herauskehrender Adel immer im Unrecht geweſen iſt, iſt mir zweifelhaft, aber deſto zweifelloſer iſt es mir, daß der märkiſche Bürgerliche ſeiner märkiſchen Adelsantipathie durchaus Herr werden muß, wenn er vorhat, märkiſche Geſchichte zu ſchreiben. Dies iſt aber unſerem Riedel nicht gelungen. Ein ſein Urtheil ſchädigendes bürgerliches Parteigefühl, das durch Verbeugungen gegen die Hohenzollern und ein unausgeſetztes auf ihre Seite treten*), an Freiblick nicht gewinnt, durchdringt ſeine ganze Darſtellung und macht ihn trotz wundervoller Einzelkenntniß der von ihm beſchriebenen Zeit unfähig, dieſe Zeit von einem höheren Standpunkt aus zu betrachten. Er überſieht, auf Princip und Politik hin angeſehen, daß alles, was damals einen vornehmen Namen und ein geſellſchaftliches und moraliſches Anſehen in der Mark Brandenburg hatte, den Standpunkt der Quitzow's theilte, was doch, wenn er nicht gewillt iſt, den geſammten damaligen Adel für eine zufällig mit Machtbefugniſſen ausgeſtattete Räuberbande zu halten, einer Rechtfertigung der Fronde ziemlich gleichkommt. Er überſieht des Weiteren, daß die Kriegführung der Mecklenburger- und Pommern-Herzöge, vor allem die des Magdeburger Erzbiſchofs*), um kein Haar breit anders war, als die der Quitzow's und ihres Anhangs und überſieht zum Dritten, daß alle die Genannten; wenn es ihnen paßte, ſich nicht nur direkt der Quitzow'ſchen Kriegskunſt und Kriegstapfer-

---

*) Dies iſt ein mitunter, ſo z. B. auf S. 157 und S. 170 der Riedel'ſchen „Zehn Jahre", ſehr ſtörend hervortretender Zug. Dietrich v. Quitzow hatte, nachdem er landflüchtig war, eine Klageſchrift aufgeſetzt, in der er nachzuweiſen trachtete, daß der Burggraf ihm, ſeinem Bruder Hans und dem Caspar Gans zu Putlitz verſchiedene Zuſagen nicht gehalten habe. Riedel weiſt dies ohne weiteres zurück. Nun mag dieſe Zurückweiſung berechtigt ſein, obſchon ich nicht leugnen kann, daß ich auch nach der Seite hin wieder ſtarke Zweifel unterhalte, Zweifel, die, wenn ich nicht irre, von Raumer getheilt werden. Riedel aber behandelt die Sache ſo, wie wenn in einer derartigen Controverſe zwiſchen einem fränkiſchen Fürſten wie Friedrich von Nürnberg und einem märkiſchen Adligen wie Dietrich von Quitzow, von einem Zweifel überhaupt gar nicht die Rede ſein könne. Hierin ſpricht ſich aber, ich muß es wiederholen, eine Geſinnung aus, mit der ich durchaus nicht mit kann. Im Mittelalter galten Liſt und Vortheil überall, und die Fürſtlichkeiten, die beſtändig, und oft mehr als die von ihnen Beherrſchten, zu den fragwürdigſten Mitteln griffen, was dann Politik hieß, entbehrten noch ganz, wenn man den Ausdruck geſtatten will, jenes Heiligenſcheines, mit dem wir ſie heutzutage ganz aufrichtig, weil im Ganzen genommen wohlverdient, umgeben. Es giebt zur Zeit kaum einen Fürſten, ſicherlich nicht in Deutſchland, von dem wir einer liſtigen Pfiffigkeit oder Zweideutigkeit oder gar Unehrlichkeit gewärtig wären. Das lag aber damals überall in der Welt ſehr anders. Man leſe beiſpielsweiſe den Schluß von Shakeſpeares Heinrich IV. 2. Theil. Johann von Lancaſter, Bruder des Prinzen Heinz, des ſpätern Heinrichs V., lädt den im feindlichen Lager ſtehenden Erzbiſchof von York ſammt den Lords Haſtings und Mowbray zu einer Zuſammenkunft ein und läßt ſie dann, ſein Wort brechend, zum Tode führen. Alle drei bezahlen ihr Vertrauen mit dem Leben. Und doch war Johann von Lancaſter ein Prinz, ein Königsſohn. Die Scene wirkt widerlich und verdirbt einem modernen Menſchen

---

in gewiſſem Sinne das ganze Stück, aber noch zu Shakeſpeare'ſchen Zeiten lag es ſo, daß man aus einem tudor-lankaſtriſchen Parteigefühl heraus, an dieſer Widerlichkeit keinen Anſtoß nahm.

*) In dem zweiten Kapitel dieſes Aufſatzes habe ich, nach Wuſterwitz Aufzeichnungen, die Beſtürmung und Eroberung der Stadt Rathenow durch den Erzbiſchof von Magdeburg, damals Albert von Querfurt, ausführlich geſchildert. Was zu jener Zeit ſeitens des Erzbiſchofs geſchah, repräſentirt ein Quantum von Grauſamkeit, das durch keine That der Quitzow's erreicht, jedenfalls nicht übertroffen wird. Es gab in dieſen Fehden überhaupt nur eine Form der Aktion; alles was Wuſterwitz erzählt, gleichviel nun, ob es die Pommern oder Mecklenburger, die Biſchöflichen oder Erzbiſchöflichen, die Lüneburger oder Lauenburger waren, alles trägt denſelben Kriegführungsſtempel und es iſt unbegreiflich, daß derſelbe Mann, Wuſterwitz, der dieſe moraliſch vollkommen gleichwerthigen Kämpfe hintereinander aufzählt, die von Seiten der „etablirten Mächte“ begangenen Uebergriffe gutheißen oder entſchuldigen oder ignoriren, die von Seiten der „Fronde“ begangenen aber ſo hart verurtheilen kann. In der Handelsweiſe war hüben und drüben kein Unterſchied und auch hinſichtlich der Rechtsbefugniß lag es, einerſeits kraft des beſtehenden Fehderechtes und andererſeits bei der Complicirtheit weiterer zur Erwägung kommender Fragen, keineswegs ſo ſchlimm für die Quitzow's, wie die Feinde derſelben wahr haben wollen.

keit, ſondern auch der Quitzow'ſchen Kriegsführungsformen, alſo, wenn man ſo will, des Räuberſtils bedienten. Einer wie der andere. Dies ſind die Gründe, die mich in dieſem Streite auf Raumer's Seite treten laſſen. Bei Riedel nimmt das Bürgergefühl Anſtoß an der Adelsüberhebung und ficht doppelt ſicher hinter dem Schilde der Loyalität. Raumer ſteht drüber, Riedel ſteckt drin. Er iſt der Rath von Heilbronn, der über den gefangenen Götz v. Berlichingen zu Gerichte ſitzt.

13. Kapitel.

Dietrich v. Quitzow auf Rühſtädt, von Landsknechten erſchlagen am 25. October 1593.

Die Quitzow-Familie tritt mit den Brüdern Dietrich und Johann v. Quitzow vom hiſtoriſch-politiſchen Schauplatz ab und findet von 1417 (Dietrich's Todesjahr) bezw. von 1437 (Johann's Todesjahr) an, keine Gelegenheit mehr, in die Landesgeſchichte beſtimmend einzugreifen*). Aber wenn es der Familie ſeitdem verſagt blieb, Mittelpunkt großer und allgemeiner Intereſſen zu ſein, ſo blieb ſie doch in ihrem engeren priegnitziſchen Kreiſe durch alle Jahrhunderte hin ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Zu keiner Zeit mehr, als im Jahre 1593, wo Dietrich v. Quitzow auf Rühſtädt in dem benachbarten, dem Havelberger Bisthum zugehörigen Dorfe Legde, von Landsknechten erſchlagen wurde.

Der Hergang, der bis dieſen Tag in der Gegend fortlebt, war der folgende.

---

*) Wir begegnen, von 1437 an, dem Quitzow-Namen durch vier Jahrhunderte hin unausgeſetzt in Stellungen von mittlerer Bedeutung, ſei's in der Verwaltung, ſei's in der Armee. Was ihre Stellungen in der letzteren angeht, ſo bevorzugten ſie, wie die meiſten Altadligen der Mark, die Truppe, die, bis dieſen Tag, die letzten Reſte von Rittermäßigem auch in ihrer äußeren Erſcheinung zu wahren trachtet: die ſchwere Reiterei. Während der Fridericianiſchen, bezw. der ihr unmittelbar folgenden Zeit ſtanden drei Priegnitziſche Quitzow's an der Spitze dreier Küraſſier-Regimenter, darunter die Regimenter v. Beeren und v. Reitzenſtein. Der älteſte dieſer drei Küraſſier-Oberſten ſtarb 1806 „nach fünfzigjähriger Dienſtzeit, ehrenvollen Wunden erliegend", der zweite 1817, der dritte 1824. In dieſem Augenblick ſtehen noch drei Quitzow's in der Armee, Seconde-Lieutenants der Infanterie und Artillerie. Veränderte Zeiten!

Landsknechte, 50 oder 60 Mann ſtark, die, ſehr wahrſcheinlich aus churfürſtlichem Dienſt entlaſſen, auf dem Wege nach ihrer harziſch-halberſtädtiſchen Heimath waren, waren am 25. Oktober 1593 unter Führung ihres Hauptmanns Jürgen Hanne (der ein Weib und zwei Söhne, 10 und 7jährig, hatte) bis nach Rühſtädt gekommen und hatten hier nicht nur geplündert, ſondern ſich auch allerhand Ausſchreitungen erlaubt. Dietrich v. Quitzow, der in ſeiner Eigenſchaft als Gutsherr, vielleicht im Stande geweſen wäre, dem Unfuge zu ſteuern, war abweſend und zwar in Glöwen, wohin er ſich, um an einer Jagd theilzunehmen, begeben hatte. Die Rühſtädter, in ihrer Angſt und Bedrängniß, ſchickten Boten über Boten, die nicht nur das Geſchehene vermeldeten, ſondern auch um ſchleunige Rückkehr und Hülfe baten, eine Bitte, die Dietrich v. Quitzow zu erfüllen nicht ſäumte. Er verließ auf der Stelle die Glöwener Jagd, außer von einem Diener nur noch von einem jungen v. Reſtorf begleitet, der in einem Lehnsverhältniß zu den Quitzow's ſtand und ritt auf das anderthalb Meilen entfernte Rühſtädt zu. Legde war halber Weg. Als er das große, reiche Biſchofsdorf (Legde) paſſiren wollte, traf er allhier die Landsknechte bereits vor, die mittlerweile das Quitzow'ſche Rühſtädt verlaſſen und ihren Plünderzug auf Legdé zu fortgeſetzt hatten. Dietrich v. Quitzow ritt ſogleich an den Führer heran, um ihm Vorſtellungen zu machen und das Ungeſetzliche ſeiner Handlungsweiſe vorzuhalten. Es ſcheint aber, daß dies thatſächlich ein ſtrittiger Punkt war und daß ſich der Landsknechtshaufen eines churfürſtlichen Briefes erfreute, der ihnen das Anrecht gab, Unterkommen und Verpflegung zu fordern. Muthmaßlich auf ſolches Anrecht geſtützt, nahm ſich der Landsknechtführer heraus, den ruhigen und gemeſſenen Worten Dietrich v. Quitzow's übermüthig zu begegnen, was, als dieſe Dreiſtigkeit mehr und mehr in Hohn und Frechheit ausartete, den jungen v. Reſtorf derartig empörte, daß er das Piſtol zog und den Jürgen Hanne niederſchoß. Ein unüberlegter Akt, an den ſich denn ſofort auch ein furchtbares Maſſacre knüpfte. Wüthend über den Tod ihres Führers, drangen die Landsknechte von allen Seiten auf Dietrich v. Quitzow ein, zerrten ihn vom Pferde, durchſtachen ihn mit ihren Spießen und Dolchen und als das junge Leben trotz all dieſer ſchweren Verwundungen nicht erlöſchen wollte, kniete Margarethe Brandenburg, Jürgen Hanne's Weib, auf die Bruſt des Unglücklichen nieder und durchſchnitt ihm die Kehle, wobei der zehnjährige Sohn ihr Hülfe leiſtete. Der junge v. Reſtorf, auf den man ebenfalls eindrang, ſpornte ſein Pferd und ſuchte ſich durch Flucht zu retten, aber er ward eingeholt und in gleicher Weiſe wie Dietrich v. Quitzow ermordet. Es war ein blutiger Sieg der Landsknechte, dem freilich eine Niederlage ſehr bald folgen ſollte. Die Nachricht von dem zu Legde Geſchehenen lief im Nu durch die ganze Priegnitz und von allen Seiten her rückte Succurs heran, der aus dem benachbarten Adel, aber auch aus der bewaffneten Bürgerſchaft der nächſtgelegenen Städte beſtand. Die Landsknechte wurden umzingelt und gefangen genommen und zu kleinerem Theil auf dem Schulzengericht zu Legde, zu größerem Theil in den Schloßgefängniſſen zu Kleetzke, Rühſtädt und Plattenburg untergebracht, wonach man ihnen den Prozeß auf Mord und Landfriedensbruch machte. Binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit erledigte die Juſtiz das Verfahren und unterm 30. April 1594 erging Urtheil und Befehl des Churfürſten Johann Georg an

Otto v. d. Huden, Landrichter zu Perleberg,
ferner an
David Heiniſch, Bürgermeiſter zu Pritzwalk
und letztens an
Heinrich Lucke, Rathsverwandten zu Havelberg,

wonach die Hinrichtung von Nickel Saſſe aus Havelberg, Paul Hartke aus Guſten, Jakob Lautſch aus Kupferſchmieden, Chriſtoph Braun aus Frankenhauſen, Peter Brunn und Botho Holzhauſen aus Aſchersleben, ſo wie der Margarethe Brandenburg aus Spandau angeordnet wurde. Zum Schluß hieß es in dem kurfürſtlichen Befehle: „So wollt Ihr denn obgedachte ſechs Landsknechte, ſowie des Führers Weib, in Gemäßheit gefällten Urtels mit dem Schwerte richten laſſen und hernach verordnen, daß die Köpfe, Andern zum Abſcheu und wegen der ſchrecklichen und unerhörten Mordthat, auf Stangen geſteckt werden.“

Der Reſt der Landsknechte wurde geſtäubt und Landes verwieſen. Die Hinrichtung geſchah zu Rühſtädt.

So endigte der trübſelige Vorgang, der zunächſt in einer Mord- und Jahrmarktsballade verherrlicht wurde, darin nur noch ſchwache Nachklänge einer 150 Jahre zurückliegenden beſſeren Balladenzeit zu finden ſind. Einige Stellen, beſſeren Verſtändniſſes halber leiſe variirt, mögen dies zeigen:

. . Als der Junker darauf gen Legde kam,
Den Führer er in die Frage nahm:
„Mit weſſ' Befehlen er ſei verſehn?“
Der Führer aber blieb trotzig ſtehn
Und reichte dem Junker ſein „Patent“,
Der nahm es raſch in ſeine Händ',
Auf daß er es leſe . . Doch was geſchicht?
Es konnte den Trotz verdulden nicht
Chriſtoph v. Reſtorf und alſobald
Erſchießt er den Führer . . . da mit Gewalt
Eindringen die Knechte mit Spieß und Schwert,
Und zerren den Junker herab vom Pferd
Und des Führers Weib (und ihr Bube mit)
Sie rauft ihn und mit den Schuhen ihn tritt . .

Beſſer als dieſe Ballade waren die verſchiedenen Monumente, die dem Andenken Dietrich v. Quitzow's errichtet wurden.

Eins, in Sandſtein ausgeführt, erhebt ſich bis dieſen Tag in der Dorfſtraße zu Legde, juſt an der Stelle, wo der Mord verübt wurde. Das Denkmal iſt ſehr ſtattlich und von einem überaus geſchmackvollen Arrangement, das auf's Neue den hohen Stand des damaligen (beſte Renaiſſancezeit) Kunſthandwerks zeigt. Das Ganze hat eine Höhe von etwa 15 Fuß und gliedert ſich in Unterbau, Sockel und Niſche mit ſeitlicher Säuleneinfaſſung, ſammt einem nach oben hin abſchließenden und mit einem Chriſtuskopf ausgeſtatteten

Rundbogen-Aufſatz. In der Niſche ſteht Dietrich v. Quitzow in ganzer Figur, geharniſcht, den Helm zu ſeinen Füßen, die Säulen rechts und links mit Wappen geziert. Der Sandſteinſockel aber trug als Inſchrift die Ballade, daraus vorſtehend einige Strophen von mir mitgetheilt wurden.

So das Denkmal in der Dorfſtraße zu Legde, das ſich in der Kirche zu Rühſtädt im Weſentlichen wiederholt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich das Material (Marmor und Alabaſter ſtatt Sandſtein) und mit ihm die Bildhauerarbeit, inſonderheit die der Säulen und des Aufſatzes, um vieles reicher und künſtleriſch durchgeführter erweiſt. Auch die Inſchrift iſt eine andere. Statt der Verſe ſind Bibelſprüche da, denen kurze Notizen über Leben und Tod Dietrich's von Quitzow vorausgehen. Sie lauten: „Anno 1593 iſt der edle geſtrenge und ehrenfeſte Dietrich v. Quitzow auf Rühſtädt erbſeſſen (Dietrichs v. Quitzow weiland Hauptmann auf Schloß Lenzen Sohn) im Dorfe Legde den 25. Oktober von einem Haufen trunkener Landsknechte unſchuldigerweiſe erſchlagen, folgenden Tages hierher gen Rühſtädt gebracht und den 20. November in dieſer Kirchen, in volkreicher Verſammlung, ehrlicher und chriſtlicherweiſe zur Erde beſtattet worden. Gott verleihe ihm und uns allen eine fröhliche Auferſtehung. Jeſaias, Kapitel 56: „Aber der Gerechte kommt um und niemand iſt es, der es zu Herzen nehme . . . Denn die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück.“

Außer dieſem Monument, rechts neben der Kanzel, iſt in der Kirche zu Rühſtädt auch noch der beſonders wohlerhaltene, ſchön gearbeitete Marmor-Grabſtein Dietrich v. Quitzow's vorhanden, ſo daß, was dem berühmten Dietrich v. Quitzow an Bild und Huldigung über das Grab hinaus verſagt blieb, dem unberühmten in reichem Maße zu Theil wurde. Die Legende dieſes Grabſteins, die — weil das nebenſtehende Marmor- und Alabaſter-Monument alles erzählt — die Urſach ſeines Todes verſchweigen zu dürfen glaubt, lautet einfach: „Anno 1593, den 25. Oktober, iſt der geſtrenge und ehrenfeſte Dietrich v. Quitzow (Dietrich's Sohn), auf Rühſtädt erbgeſeſſen, in Gott ſelig entſchlafen. Der verleihe ihm eine fröhliche Auferſtehung!“

* * *

Ueberhaupt, wie hier hinzugefügt werden mag, iſt die Kirche zu Rühſtädt, die von älteſter Zeit an die Ruhſtätte (daher der Name) der Quitzow-Familie war, reich an Monumenten und Grabſteinen, wenn dieſelben auch nicht annähernd der Zahl derer entſprechen, die hier im Laufe von vielleicht 300 Jahren beigeſetzt wurden.

So befindet ſich, neben dem Grabſtein des 1593 ermordeten Dietrich v. Quitzow, noch ein ſchöner Doppel-Grabſtein, Mann und Frau, eines um ein Menſchenalter weiter zurückgehenden Dietrich v. Quitzow (faſt alle Quitzow's hießen Dietrich) deſſen Legende lautet: „Anno Domini 1569 den 14. Oktober iſt der edle geſtrenge ehrenfeſte Dietrich v. Quitzow, Jürgen's ſeliger Sohn, erbgeſeſſen zu Kletzke, Rühſtädt, Eldenburg, Vogtshagen, chriſtlich in Gott entſchlafen und erwartet allhier der fröhlichen Auferſtehung. Amen. Seines Alters LIV.“

Dieſer ſelbige hat auch noch ein Monument, das — wie vor dem Altar die Grabſteine Beider rivaliſiren — ſo, neben der Kanzel, mit dem Epitaphium des 1593 erſchlagenen Dietrich v. Quitzow an künſtleriſcher Tüchtigkeit wetteifert. Material, Ausbau, Größe ſind dieſelben, aber das 69er Monument iſt dem 93er noch überlegen und zwar nicht blos an Schmuck, ſondern auch an Schönheit. Es erfreut ſich ebenfalls einer langen Inſchrift, der ich folgende charakteriſtiſche Zeilen entnehme.

„Dietrich (aus adligem Geſchlecht
Der Quitzowen geboren ächt)
Bei Jürgen, ſeinem Vater werth,
Begraben ruht hier in der Erdt.

Er liebte Gottesfurcht vor all Ding,
Chriſto allein mit Glauben anhing,
Dem Prieſterſtande that ſein' Ehr,
Welches Anderen werd' eine Lehr . . .“

Und ſo in vielen Reimen weiter. Das Ganze ſichtlich der Erguß eines mit ſeiner Gemeinde, vielleicht auch mit ſeinem neuen Patron auf dem Kriegsfuße lebenden Eiferers.

* * *

Drei noch ältere Quitzow-Grabſteine ſtehen aufrecht in der Rühſtädter Chorniſche. Der älteſte datirt vom Jahre 1527. Neben ihm erhebt ſich der einer Priorin oder Aebtiſſin v. Quitzow (nicht Skulptur, ſondern Temperabild auf Stein) und gegenüber ein dritter Grabſtein aus dem Jahre 1552. Dieſer, während ſie den beiden anderen fehlt, hat eine Inſchrift: „Anno Domiñi 1552, den Donnerſtag nach Martini, iſt geſtorben der ehrbare und ehrenveſte Diricke v. Quitzow, der Olde, dem Gott gnädig und barmherzig ſei.“

Grabſteine, die bis vor 1527 zurückgehen und über die Quitzow's der Quitzowzeit oder doch wenigſtens ihrer Kinder und Enkel einige wünſchenswerthe Daten geben könnten, ſind nicht da.*) Daß Johann v. Quitzow ſeine Ruheſtätte hier gefunden, iſt nicht erwieſen, aber auch nicht ausgeſchloſſen.

---

*) Deſto reicher iſt die Kirche zu Rühſtädt an intereſſanten, einer ſpäteren Zeit angehörigen Monumenten und Bildwerken, die, weil in der Mehrzahl durch beſondere Schönheit ausgezeichnet, an dieſer Stelle genannt werden mögen, obſchon ſie jeder Beziehung zu den Quitzow's entbehren. Alle gehören nämlich der Jagow-Zeit an — der Zeit der jetzigen Beſitzer von Quitzöwel und Rühſtädt —, die mit dem Jahre 1777 beginnt. Ein Monument, in Form einer aus der Kirchenwand vorſpringenden Tempelfaçade, gemahnt dankbar an den, der berufen war, den Jagow-Einzug an dieſer alten Quitzowſtelle herbeizuführen. Es war dies Thomas Günther v. Jagow auf Auloſen. Die dieſem geltende Tempel-Inſchrift lautet: „Dem verehrungswürdigen Andenken des hochwohlgeborenen Herrn Thomas Günther v. Jagow, Erbherren auf Alt-Haus Auloſen, geb. den 28. Juli 1703 und als der letzte der Auloſen'ſchen Linie, geſt. am 16. Juli 1777, widmen dies Denkmal Magdalene Charlotte v. Jagow, geb. v. Bismarck und Georg Otto Friedrich v. Jagow auf Rühſtädt.“ Dieſer G. O. F. v. Jagow, Vetter oder Neffe des kinderloſen Thomas Günther v. Jagow auf Auloſen, war der Erbe des Letztgenannten. Er verdankte das, einer Dorftradition nach, weniger ſeiner nahen Verwandtſchaft, als einem Akte ritterlicher Geſinnung. Thomas Günther v. Jagow vermählte ſich, in ſeinem Alter noch, mit Charlotte v. Bismarck. Der Ruf der ſchönen jungen Frau wurde verdächtigt, was dem Vetter, Georg Otto Friedrich v. Jagow, Veranlaſſung gab, den Verleumder ſeiner Anverwandten zum Zweikampf heraus-

zufordern. Dies gewann ihm das Herz des Alten, der nun dahin teſtirte, daß ſeiner Frau das Baarvermögen, dem Vetter aber der Güterbeſitz zufallen ſolle. Nach dem Tode des ſo Teſtirenden kam es zum Ehebündniß zwiſchen Vetter und Muhme, was dann erfreulicher Weiſe das kaum getheilte Geſammtvermögen wieder zuſammenbrachte. Rühſtädt wurde gekauft und das Monument in Dankbarkeit errichtet. — Was ſich ſonſt noch an modernem künſtleriſchen Schmuck in der Rühſtädter Kirche befindet, ſind zunächſt zwei Marmorbüſten auf Pfeilern oder Säulen von ſchwarzem Marmor und ferner ein Marmor-Relief. Die beiden Büſten, von Profeſſor Wichmann und Profeſſor Cauer herrührend, ſind Bildniſſe des Georg Otto Friedrich v. Jagow, geſt. 1810 und des Friedrich Thomas Achatz v. Jagow, geſt. 1854. Das Marmor-Relief, von Drake gefertigt und von ganz beſonderer Schönheit (ſelbſt unter Drake's Werken noch hervorragend), iſt dem Andenken der 1835 früh verſtorbenen Bertha v. Jagow, vermählte v. d. Schulenburg, gewidmet. Es ſtellt eine ſchöne junge Frau dar, die, mit dem Ausdruck ſtillen Glückes, auf ihr Kind blickt, das ihr, der Mutter, ein kleines Kruzifix reicht. Sie ſtarb jung, mit 22 Jahren, und war eine Schweſter des gegenwärtigen Beſitzers von Rühſtädt.

14. Kapitel.

Die Eldenburger Quitzows. Quitzow der „Judenklemmer“, ſein Sohn und ſein Enkel.

Quitzöwel und Rühſtädt, Stavenow und Kleetzke*), waren altquitzow'ſcher Beſitz, zu dem ſich, in Markgraf Waldemar's Tagen, auch noch die ganz im Nordweſten der Priegnitz gelegene, von zwei Armen des kleinen Eldefluſſes eingeſchloſſene und nach eben dieſem Fluſſe benannte Eldenburg geſellte.

---

*) Die Kirche zu Kleetzke, nicht ſo wohl erhalten, wie die zu Rühſtädt, war noch um 1750 reich an Quitzow-Grabſteinen und Quitzow-Monumenten. An ihrer Fülle ließ ſich erkennen, daß Kleetzke, durch Jahrhunderte hin, mit Quitzöwel und Rühſtädt an Bedeutung gewetteifert, ja beide vielleicht übertroffen hatte. Daß neuere Hiſtoriker, im Gegenſatze zu Klöden, davon ausgehen: Dietrich und Johann v. Quitzow ſeien nicht zu Quitzöwel, ſondern zu Kleetzke geboren worden, habe ich ſchon an anderer Stelle hervorgehoben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befand ſich noch eine von Anna v. Quitzow 1591 dem Gedächtniß ihrer Brüder und Schweſtern errichtete Bretterwand in der Kirche, worauf 9 Figuren — „4 Manns- und 5 Weibsbilder,“ wie Bekmann ſchreibt — in Temperafarben gemalt waren. Alle dieſe Figuren trugen Unterſchriften, von denen die Mehrzahl im Jahre 1750 noch zu leſen war: Antonius v. Quitzow war bei einem Feuer umgekommen, Köne v. Quitzow in einer Schlacht in Frankreich gefallen. All' dies iſt jetzt fort und nur zwei Grabſteine ſind geblieben. Letztere gelten dem Andenken Dietrichs v. Quitzow, geſt. 1605 (ihm gewidmet von Achatz v. Quitzow), wie dem Andenken Philipps v. Quitzow, geſt. 1616, und erinnern lebhaft an die beiden in unſerem vorigen Kapitel ausführlicher beſchriebenen Quitzow-Denkmäler von 1569 und 1593 in der Kirche zu Rühſtädt.

Wir erwähnten ihrer ſchon in einer Grabinſchrift im vorigen Kapitel. Dieſe Eldenburg wechſelte dreimal ihre Geſtalt. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts errichtet und von den Quitzow's auf Kleetzke, Quitzöwel und Rühſtädt (oder doch von der Vetterſchaft derſelben) zeitweilig bewohnt, ſtand die Burg dieſes Namens, und zwar in ihrer urſprünglichen Geſtalt, bis 1588. In dieſem Jahre war ſie derart unbewohnbar geworden, daß man an ihre Abtragung ging und aus ihren Steinmaſſen ein neues Schloß herſtellte. Dies hielt ſich durch faſt drei Jahrhunderte hin und bildete mit ſeinen tief in das Dach ſich einſenkenden Giebeln und den fünf Spitzen ſeines Thurmes einen Schmuck der Gegend. Am Gründonnerſtage 1881 aber wurde dieſe Herrlichkeit, zu der auch „ſo viel Fenſter wie Tage im Jahre" gehörten, durch einen furchtbaren Brand zerſtört und was ſich jetzt noch an Stelle von „Burg" bezw. „Schloß" Eldenburg erhebt, iſt ein verhältnißmäßig kleines und ſchmales Gebäude mit glattem Ziegeldach und einem viereckigen dicken und ziemlich hohen Thurme darüber.*) Dieſer Thurm, jetzt Hofuhr und Taubenſchlag beherbergend, iſt noch ein Reſt des urſprünglichen älteſten Baues, in dem ſich unter anderem auch der in der ganzen Priegnitz bekannte „Quitzow-Stuhl" befindet, ein großes Hufeiſen, das „Quitzow der Judenklemmer" zu Beginn des 16. Jahrhunderts in die Mauer einfügen ließ. Zu welchem Zwecke, ſoll in Nachſtehendem erzählt werden.

---

*) Von der Eldenburg in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, wie von faſt allen Schlöſſern, Kirchen und Denkmälern, die dieſer Quitzöwel-Aufſatz genannt hat, hat Hofphotograph David Schwartz, Potsdammer-Platz (Eingang Bellevue-Straße 22) die verſchiedenſten Bilder angefertigt und die Geſammtheit derſelben zu einem Album zuſammengeſtellt. Es befinden ſich darunter: die Wunderblutkirche zu Wilsnack in 4 Aufnahmen, Einzelnheiten aus der Kirche, Bildniß des Havelberger Biſchofs Joh. v. Wepelitz, Blick von Quitzöwel auf die Elbe, Schloß Quitzöwel, die Kirche von Quitzöwel, die Ruinen der Quitzowburg in Kleetzke, die Kirche zu Kleetzke, verſchiedene Quitzow-Epitaphien in der Kirche zu Kleetzke, die Kirche zu Rühſtädt, Quitzow-Epitaph in der Kirche zu Rühſtädt, Marmorbildniſſe der Familie v. Jagow ebendaſelbſt, Quitzowdenkmal auf der Dorfſtraße zu Legde, die Eldenburg bei Lenzen, der Quitzowthurm in der Eldenburg, Schloß Plaue, das Kreuz am Cremmer-Damm, der Marktplatz zu Angermünde u. a. m.

* * *

Um 1517 ſaß **Kuno Hartwig v. Quitzow**, mit dem Zunamen der „Judenklemmer“, auf der Eldenburg. Es war dieſelbe Zeit, in der ſich die Juden in der Mark, beſonders aber in der Altmark, durch Churfürſt Joachim I. verfolgt ſahen und nach Mecklenburg, Lüneburg und Hamburg flüchteten. Alle dieſe mußten an der Eldenburg vorüber. Wenn ſie nun zum Schlagbaum beim Dammzoll kamen, ließ Quitzow für die Weg-Erlaubniß einen Goldgulden von ihnen fordern und jeden, der ſich dieſen Goldgulden zu zahlen weigerte, nach dem Thurme ſchleppen, demſelben Thurme, der jetzt noch ſteht. Dort ging es auf langer Leiter zu der ehemaligen Thürmerſtube hinauf, in welcher Stube Kuno Hartwig v. Quitzow eine ebenſo ſinnreiche wie primitive, den Spaniern, bei denen er gedient, abgelernte Marterſtätte zur Erpreſſung des Juden-Wegegeldes hergerichtet hatte. Tief in das Mauerwerk war, wie ſchon in Kürze hervorgehoben, ein großes Hufeiſen eingelaſſen. Auf dieſes kam der gefangene Jude derart zu ſitzen, daß nur die Fußſpitzen den Boden erreichten. Ueber die Knie wurde ihm eine ſtarke Eiſenſtange gepreßt, die rechts in einer Angel ging und nach links hin in eine Krampe griff, vor die man nun ein Schloß legte. Was dann ſchließlich die Marter vervollſtändigte, war, daß die geſpreizten Arme des Unglücklichen mittelſt eines halbkreisförmigen Eiſens an die Hinterwand geſpannt wurden. Dies alles hieß die „Judenklemme“. Darin ſaß der willkürlich Verurtheilte, mußte hungern und durſten und ſonſtige Leibesqual aushalten, bis er ſich zum Zahlen bereit erklärte. Die Qual war um ſo ſchrecklicher, als nur einmal am Tag ein Knecht oder Schließer erſchien und nachſah, ob der Gefangene ſich nun vielleicht bequemen werde, ſeinen Goldgulden zu zahlen.

Auf ſolche Weiſe kam Quitzow zu vielem Gelde, bis er, nachdem er's Jahre lang getrieben, erfahren ſollte, daß ein höchſter Herr und gerechter Richter walte, der uns, auch im Gelingen unſerer Miſſethat, oft noch zu treffen und heimzuſuchen weiß.

Kuno Hartwig ſtand eines Tages ſelbſt am Schlagbaum, als ein alter Jude mit ſeiner Tochter heranſchritt. Der Wächter forderte zwei Goldgulden Wegegeld und wies, als der Jude ſich weigerte, zu Kuno Hartwig hinüber und ſagte: „Wollt Ihr es anders, ſo wendet Euch an den Herrn da.“ Da neigte ſich der alte Jude vor dem Ritter und bat ihn, ihm das Zollgeld erlaſſen zu wollen: „Ich bin kein Kaufmann, ich bin der Rabbi von Stendal und diente den wenigen aus meinem Volk, die, trotz des Churfürſten hartem Gebot, in der Stadt, die ſie nährte, zurückgeblieben waren. Jetzt ſind auch die letzten von meiner Gemeinde fort und ich will ihnen nachziehen.“

Der Quitzow aber, als er ſolches vernahm, höhnte nur und ſchrie: „Verruchter Du, der Du den Churfürſten betrogen haſt! Gebot er nicht allen Juden, aus Stendal zu weichen? Und Du haſt es gewagt, dazubleiben und weiter zu lehren in Eurer ſchändlichen Weiſe. Gut, daß ich ſelber hier bin, Dich zu fangen. Ich werde Dich zu dem Herrn Churfürſten ſchicken und der ſoll über Dich richten laſſen.“

Da fiel der Jude vor dem Scheltenden auf die Knie, der denn auch verſprach, ihn frei ziehen laſſen zu wollen, wenn er hundert Goldgulden zahle. Sonſt müſſe er in die „Klemme.“

„Herr, ich beſitze nichts als das Brot der Trübſal, das meine Tochter im Tuch von Stendal mitgenommen hat. Bis Dömitz gedachten wir heute zu kommen. Da warten unſerer etliche aus dem Volke.“

Quitzow ſann eine Weile nach und ſagte dann, während er ſich an des Juden Tochter wandte: „Lauf, Dirne, lauf ſchnell und ſage Deinen Leuten in Dömitz, daß ſie Deinen Vater mit hundert Goldgulden von meinem Stuhle herunterholen ſollen. Es ſind ſicher dort einige, die meinen Stuhl vom Hörenſagen kennen oder wohl gar aus Erfahrung und ſchon auf ihm geſeſſen haben. Sie werden gerne zahlen, auf daß ihnen der Rabbi nicht verloren geht.“

Und damit trieb er das Mädchen auf Dömitz zu, während er den Rabbi nach dem Thurm ſchleppte.

Da ſaß nun der alte Rabbi von Morgen bis Abend und als Quitzow kam und nachſah, vernahm er nur wie der Alte betete: „An den Waſſern zu Babel ſaßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten.“ Und als er das hörte, wurde dem Quitzow unheimlich und ein Zittern befiel ihn und er ſtieg, ſo raſch er konnte, die Leiter wieder hinab, von der aus er den alten Juden beobachtet hatte.

Tags darauf kam er wieder und hörte wieder das Singen und Beten und als am dritten Tage die Judentochter noch immer nicht da war, befiel den Quitzow ein ihm ſonſt fremder und immer wachſender Schrecken und er beſchloß einen Wagen anſchirren und den alten Juden bis Dömitz hinfahren zu laſſen. Im Augenblick aber, als er den Befehl dazu gab, trat die Judentochter wieder in's Schloßthor, mit ihr zwölf hebräiſche Männer, und die Tochter hielt dem Quitzow die hundert Goldgulden entgegen. In ſeiner Angſt aber wies er das Geld ab und nahm ſeinen Weg nach dem Thurm hin und ſtieg die Leiter hinauf, um jetzt den Alten von ſeinem Stuhl herabzunehmen. Als er aber auf der oberſten Sproſſe war, vernahm er drinnen in der Thurmſtube die Worte: „Höre, Israel, der Herr unſer Gott allein iſt Gott“ und als Kuno Hartwig bei dieſen Worten von der Leiter her abwärts blickte, nahm er wahr, daß die Juden, die mit ihm zugleich in den Thurmflur eingetreten waren, auf die Diele niederknieten und den Geſang ihres Rabbi beantworteten. Und nun öffnete Quitzow die Thür und ſah den Alten, deſſen Augen ihn anfunkelten. „Ich, der Herr Dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimſuchet der Väter Miſſethat an den Kindern. . .“

Bis dahin kam der Sterbende.

Dann löſten ein paar herbeigerufene Knechte die Leiche des Rabbi aus der Klemme und übergaben ſie den Juden, die nun wehklagend ihren Heimzug nach Dömitz hin antraten.

Die hundert Goldgulden aber hatte die Tochter dem Quitzow vor die Füße geſchleudert.

Quitzow winkte ſeinen Leuten, daß ſie das Geld für ſich nähmen. Er ſelbſt aber ließ keinen Juden mehr in die Klemme ſetzen und nahm keinen Wegezoll mehr.

* * *

Kuno Hartwig war ſchon vierzig, als er ſich mit einer Anverwandten, der ſchönen Adelheid v. Quitzow, vermählte. Sie nahm ihn des Beſitzes halber (ein Vetter, den ſie liebte, ging nach Neuſpanien) und gefiel ſich darin, ihm ihre Gleichgiltigkeit und Abneigung zu zeigen. Als ſie jedoch nach Jahr und Tag eines Zwillingspaares genas, änderte ſich ihre Haltung und ſie bewies von nun an ihrem Gatten eben ſo viel Liebe, wie ſie früher nur Spott und Uebelwollen für ihn gehabt hatte. Die Zwillinge wurden Hans und Kurt Dietrich getauft und wuchſen zur Freude beider Eltern heran. Hans, der ältere, war ernſteren, Kurt Dietrich übermüthigen Sinnes. Als der Vater aber zu ſterben kam, rief er beide zu ſich heran und erzählte, weil er ſein Gewiſſen befreien wollte, daß er in ſeinen jungen Jahren ein großer Sünder vor Gott geweſen ſei, dieweilen er den flüchtigen Juden, die vor ſeinem Schloſſe vorbei mußten, einen ſchweren Damm- und Wegezoll abgepreßt habe. Das war das Eine, was der Alte ſagte. Danach aber kam das Zweite, wonach er beide Brüder zu Erben in der Eldenburg einſetzte, dem Aelteren nur ein Aufſichts- und Entſcheidungsrecht einräumend, zum Zeichen deſſen er ihm den ſogenannten Quitzow-Ring überreichte. Dieſer Ring war ſeit 1308 bei der Familie, wo Markgraf Waldemar einen damaligen Kuno Hartwig v. Quitzow mit der eben erbauten Eldenburg belehnt hatte. Zur Weihe der neuen Burg aber war ein Prieſter aus Havelberg erſchienen und hatte zu dem vor ihm Knieenden die Worte geſprochen: „Und nun, Kuno Hartwig v. Quitzow, um Dich feſter zu binden an das Dir anvertraute Schloß, verlobe ich Dich im Auftrage des hochwürdigen Landesbiſchofs zu Havelberg mit der Eldenburg und ſtecke dieſen Ring aus geweihtem Silber vom Tempel aus der heiligen Gottesſtadt Jeruſalem an Deine Hand. Der Biſchof hat es befohlen, der Markgraf hat es gnädig genehmigt. Nun laß Gott walten."

Das war der „Silberring der Quitzow's", der ſich, Talisman und Zeichen der Herrſchaft zugleich, durch zwei Jahrhunderte hin von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter vererbt hatte. Jetzt befand er ſich am Ringfinger des älteren Bruders Hans.

Die Zwillinge lebten ſorglos in den Tag hinein, vor allem der Jüngere, der zur Verſchwendung neigte, was dem Aelteren endlich Veranlaſſung gab, ihm Vorhaltungen zu machen. Das verdroß aber den jüngeren Kurt Dietrich und böſer Neid begann ſich in ſeiner Seele feſtzuſetzen. Wie, wenn ihn ſchließlich der Bruder, der Erbe des Ringes, kraft dieſes Herrſchafts- und Beſitzeszeichens von der Eldenburg ein- für allemal vertriebe? Vielleicht unter dem Vorwande, zu viel Geld vergeudet oder es in dieſem und jenem zu toll getrieben zu haben? Das durfte nicht ſein, und dieſen und ähnlichen Grübeleien hingegeben, kam ihm ein teufliſcher Plan.

Ein Jahr mochte ſeit des Vaters Tode vergangen ſein. Beide ſaßen beim Frühmahle, die Knechte waren nach dem Priemerwald auf Arbeit geſchickt, während die Mägde mit der Schaffnerin bei der Wäſche waren. Kurt lenkte das Geſpräch an den Vater und ſagte: „Ja, die Judenklemme. Warum uns der Vater dies nützliche Werkzeug nur immer verborgen gehalten hat! Wir ſollten einmal hinaufſteigen und uns das Ding anſehen." Hans, der ältere, war es zufrieden und ſo kletterten ſie die Leiter bis in das Thurmgemach hinauf. Hier oben überkam ſie momentan ein Grauſen beim Anblick der Klemme, bis ſich Kurt, der Anwandlung Herr werdend, nach einer Weile lachend auf das Hufeiſen ſetzte: „Schön ſitzt ſich's nicht darauf! Die Hiſpaniſchen haben es wirklich verſtanden, die Juden zahlungsluſtig zu machen. Willſt Du's nicht auch einmal verſuchen?"

Hans ging auf den Scherz ein. „Warum nicht?" Und er ſetzte ſich hinein, preßte ſelbſt das Quereiſen über die Knie und ſchob das Schloß vor die Oeſe der Stange. Gleich darauf aber ſprang Kurt in ſcheinbarer Ausgelaſſenheit hinzu, befeſtigte die geſpreizten Arme des Bruders an der Hinterwand und neſtelte ihm die Ketten von beiden Seiten her um den Leib. Und dabei zog er verſtohlen den Schlüſſel aus dem Schloß der Querſtange. Nun gab es ein Lachen über den „Juden in der Klemme“, bis Hans, des Probirens müde, wieder aufzuſtehen begehrte. „Gewiß, gewiß. Aber wo iſt nur der Schlüſſel?“ Und nun begann Kurt zum Schein am Fußboden zu ſuchen. „Oder ſollt' ich ihn unachtſamerweiſe mit dem Fuße bei Seite geſchoben haben? Vielleicht daß er unten liegt.“ Und bei dieſen Worten ſtieg er hinab und nahm die Leiter und verſteckte ſie hinter Strauchwerk und Gebüſch und horchte bis das leiſe Wimmern, das er vernahm, ihn von ſeiner Horcherſtelle vertrieb.

UNIV. BIBL. BERLIN

Endlich, den dritten Tag, war Hans ſeiner Qual erlegen und Kurt ſtreifte kaltblütig den Silberring von der Hand des Todten, den Todten ſelbſt aber begrub er im Sande nahe dem Thurm. Und nun ließ er Boten ausreiten, die nach dem Verſchwundenen ſuchen mußten. Als aber alle wieder daheim waren und den ſo nah im Sande Verſcharrten auf ihrer Suche nur zu gewiß nicht gefunden hatten, that er was äußerlich Rechtens war und meldete dem Churfürſten, daß der Bruder ſpurlos verſchwunden, des Verſchwundenen Silberring aber in ſeiner Lade gefunden ſei. Da wurde denn Kurt Dietrich der Jüngere mit der Eldenburg belehnt und empfing in einem feierlichen Belehnungsakte den Quitzowring. Er trug ihn auch von Stund an und ſtand in Anſehen und ritterlichen Ehren, aber die mit ihm unter einem Dache lebten, bemerkten doch allerlei Sonderbares an ihm. Immer zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche war er eine Woche lang unſtät und ruhelos und erhob ſich von ſeinem Lager und ging auf den Thurm zu. Da ſtand er eine Weile, richtete das geſchloſſene Auge nach oben und kehrte dann erſt nach dem Schloſſe zurück. Tags darauf ſah er verſtört aus und mochte während der Zeit der Silberring nicht tragen.

* * *

Kurt Dietrich v. Quitzow war 60 Jahre alt, als er mit ſeinem einzigen Sohne Philipp, und zwar auf dem weiten Waldreviere, das ſich von Sterbitz bis Breetz zieht, eine Jagd abhielt, zu der man den ganzen Adel der Umgegend geladen hatte. Reiche Beute wurde gewonnen, und als die Sonne niederging, zogen alle nach der Eldenburg zurück, um daſelbſt einen Nachtrunk einzunehmen. Beim erſten Freihofe von Seedorf war eine Furt und als man drüben an der anderen Seite der Elde hielt, ſchlug Kurt Dietrich vor, unmittelbar am Fluß hin, unter hohen Bäumen und Schilf und Rohr zur Seite, den Reſt des Weges zurückzulegen.

Und ſiehe da, während er noch ſo ſprach, war man bis auf 100 Schritt an einen hoch in Schilf ſtehenden Sumpf gekommen, den die nicht länger mehr in Zucht und Ordnung gehaltenen Hunde ſofort umſpürten und umwitterten. Philipp v. Quitzow eilte ſo raſch wie möglich den Hunden nach, um zu ſehen, was es ſei, und ward alsbald einer Wildſau gewahr, die ſich mit klaffendem Rachen und glühenden Augen vor ihm aufrichtete, wenig bekümmert um die Rüden, die von allen Seiten her auf das Thier losfuhren. Philipp, einigermaßen erſchreckt, ſuchte den Reſt der Jagdgeſellſchaft wieder auf und erzählte, was er geſehen. Als er bei ſeiner Rückkehr aber verhöhnt und ein Feigling geſcholten wurde, lief er in Aufregung nach der Sumpfſtätte zurück, zog ſein Waidmeſſer und ſtürzte ſich auf das Wildſchwein. Dabei glitt er zu ſeinem Unheil aus und wäre verloren geweſen, wenn ihm nicht der raſch hinzueilende Vater das Waidmeſſer aus der Hand geriſſen und den Kampf mit dem Thiere nun ſeinerſeits aufgenommen hätte. Des Alten Abſicht ging erſichtlich dahin, dem Wildſchwein die Fauſt in den Rachen zu ſtoßen und das Meſſer dabei ſo zu halten, daß das Thier, beim Zuſchnappen, die Klinge ſich in den

Schlund preſſen mußte; leider aber mißlang das Wagniß, das Meſſer glitt ſeitwärts und die vorderen Zähne des Schweines zermalmten furchtbar des Ritters Hand und Arm. Was half es, daß ſich inzwiſchen die ganze Jagdgeſellſchaft herangedrängt und den Alten aus ſeiner mißlichen Lage befreit hatte? Die rechte Hand bildete nur noch einen unförmigen Stumpf und der Silberring war fort. In tiefer Niedergeſchlagenheit legte man die letzte Strecke des Weges zurück und bettete den Alten auf ſein Lager. Hier litt er unſäglich und als der andere Morgen da war, befahl er, einen Prieſter aus Lenzen zu holen. Und nun war es juſt wie damals, wo der Vater ihm und ſeinem älteren Bruder ſeine Sünde bekannt hatte. Denn kaum, daß der Prieſter erſchienen, ſo mußte der Sohn mit hinzutreten und hörte nun die Beichte von dem Brudermord. Die Nacht darauf aber, als er mit ſeinem Sohne Philipp allein war und wohl fühlte, daß es zu Ende gehe, ſchob er ſich in die Kiſſen höher hinauf und ſagte: „Ja, Philipp, die Wildſau, das war der Teufel. Ich hab' es deutlich an den Gluthaugen und an dem heißen Athem geſpürt. Und der Ring iſt hin. Und iſt auch gut ſo. Denn der Name der „Quitzows mit dem Silberringe“ hatte keinen guten Klang mehr, ſeitdem ihn erſt mein Vater und danach ich ſelber entwürdigt hatte. So entweiht, hätte der Silberring unſerem Geſchlechte keinen Segen mehr gebracht. Und ſo will ich's denn mit einer frommen Stiftung verſuchen, aber nicht von dem „Judengelde.“ Nein, nimm das, was ich ſonſt noch geſpart und laß das Röhricht abſchneiden an der Sumpfſtelle, wo der Teufel mich zum Tode getroffen und laß Stein und Sand aufſchütten und wenn Du feſten Baugrund haſt, dann bau' ein Pfarrhaus darauf, das der Eldenburger Gemeinde bis dieſe Stunde gefehlt hat und zum Unterhalte nimm Peter Rogge's Hof und laß das Alles beſtehen zu bleibender Erinnerung an mein Verbrechen und meine Reue.“

Dieſelbe Nacht noch ging Kurt Dietrich heim und Philipp v. Quitzow legte den Grundſtein zu der Eldenburger Pfarre. Die Pfarre ſelbſt aber (mehrere kleine Gemeinden umfaſſend) empfing den Namen der „Pfarre zu Seedorf," weil ſie, nach Art einer Flußinſel, zwiſchen Löcknitz und Elde gelegen iſt. Da ſteht ſie bis dieſen Tag als einziges Ueberbleibſel von dem Wirken und Walten eines alten Rittergeſchlechts und erzählt, „daß die Sünde der Leute Verderben", aber bekundet zugleich auch das andere, verſöhnungsreiche Wort: „Laſſet uns Gutes thun, ſo lang es noch Zeit iſt, allermeiſt aber an des Glaubens Genoſſen."

15. Kapitel.

Die Johannisnacht in der Kirche zu Seedorf.

Rühſtädt iſt die Ruhſtätte der Familie (war es wenigſtens), aber ihre „nächtliche Heerſchau“ haben die Quitzowſchen Todten in der Kirche zu Seedorf. Da ruht Kuno Hartwig III. aus der Eldenburger Linie, Sohn oder Enkel Philipp's, geſtorben als ein Comthur des Johanniterordens, und in der Johannisnacht ſteigt er, in dem ſchwarzen Johannitermantel mit dem achtgeſpitzten Kreuz, aus ſeinem Grabe. Dann kommen alle Quitzow's zuſammen, „viele blanke Kerle“ wie ſich das Volk erzählt und haben ihren „Tag“ und ihre Familienandacht. Und Kuno Hartwig, als Patron und Ordensherr, wartet ſeines Amtes und empfängt alle die, die herzukommen, in der von einem hellen Schein erfüllten Kirche. Der mit der Stumpfhand iſt auch dabei, aber muß ſich von den Uebrigen getrennt halten und ſeitab und unterhalb des Thurmes bei der Todtenbahre ſtehen, als einer, der der Kirchenbuße verfallen.

Um 1 Uhr dann erliſcht der helle Schein wieder und mit ihm ſind alle verſchwunden.

Plaue a. H.

I. Kapitel.

Plane von 1414—1620.

(Kurfürſtliche Zeit und Zeit der Saldern und Arnims.)

1414, den 26. Februar, ſiel die Quitzow-Burg Plane ihren Belagerern, dem Burggrafen Friedrich und dem Erzbiſchof von Magdeburg, in die Hände, nachdem ſchon am Tage vorher Johann v. Quitzow bei ſeinem Fluchtverſuche gefangen genommen und in der Kirche zu Plane in den Stock geſetzt worden war. Tags darauf einigten ſich die Sieger über einen Befehlshaber, einen Schloßhauptmann, für das von ihnen gemeinſchaftlich eroberte Schloß. Ihre Wahl beſtallte dazu den Ritter Günzel v. Bartensleben für die Dauer eines Jahres. Er mußte vor den Fürſten eidlich geloben, „das Schloß getreulich bewahren und beſchirmen zu wollen, zu Beider Lande Nutz und Frommen.“ Hierdurch wurde von dem früheren Plane, die Burg von Grund aus zu brechen, Abſtand genommen. Aber ſchließlich erfolgte dies „Niederlegen“ doch, nachdem ein von beiden ſiegreichen Parteien (Mark und Magdeburg) bei Gelegenheit neuer Eiferſüchteleien angerufenes Schiedsgericht dahin entſchieden hatte, daß die „Zubehörungen“ von Plane, will ſagen alle Dörfer, Aecker, Forſten ꝛc. zwiſchen der Mark und Magdeburg getheilt, die Befeſtigungswerke der Burg aber unverzüglich zerſtört werden ſollten. Was denn auch, ſo gut es ſich thun ließ, ausgeführt wurde.

Der Ort Plane blieb bei der Mark.

Von dieſem Zeitpunkt an gab es keine Planer Schloßhauptmannſchaft mehr, weil das „Schloß“, das einer ſolchen als Vorausſetzung diente, nicht mehr vorhanden war. An

Stelle der Schloßhauptmannſchaft trat nunmehr eine Amtshauptmannſchaft mit dem Rechte der Zollerhebung. 1459 war es Georg v. Waldenfels, dem, durch Kurfürſt Friedrich Eiſenzahn, ein Privilegium*) verliehen wurde, kraft deſſen er den Brücken- ſowie Land- und Waſſerzoll erheben durfte, mit dem Zuſatze „daß zwiſchen Brandenburg und Rathenow keine andere Brücke außer der Plauer über die Havel führen, auch keine Fähre gehalten werden ſolle.“

Der Ertrag dieſes Zolles war ein bedeutender, und die Plauer Brücke blieb, bis in unſere Tage hinein, eine von Pächtern viel begehrte Zollſtätte. Der letzte dieſer Pächter, wie hier vorgreifend erzählt werden mag, hieß Gerimsky, ein Original. Neben ſeinem Zollhauſe ſtand ein Schuppen und in dieſem Schuppen ein immer geſatteltes Pferd. Weh dem Handwerksburſchen, der, im vermeintlichen Schutz eines Platzregens oder mit Hilfe der Dämmerung, ohne Zoll über die Brücke zu kommen hoffte. Gerimsky warf ſich auf ſeinen Klepper, jagte nach und ruhte nicht eher, bis er den Feind geſtellt und im Unvermögensfalle gepfändet hatte. Dabei gab es nichts, was von ihm verſchont worden wäre. Bei ſeinem Tode hinterließ er eine Truhe voll aufgeſtapelter Handwerksburſchen-Mützen.

Plaue war churfürſtliches Amt und blieb es bis 1560, um welche Zeit es, wohl in Folge beſtändiger Geldverlegenheiten des zweiten Joachim, pfandweiſe von Matthias v. Saldern erſtanden wurde. Die Wittwe deſſelben ſtiftete ſpäter die Saldern'ſche Schule zu Brandenburg. 1577 ging Plaue (nunmehr durch Kauf) aus churfürſtlicher Hand in die Hände der Brüder Kurt und Behrend v. Arnim auf Boytzenburg und Gerswalde über. Die Arnim's beſaßen es 43 Jahre, welche Zeit, neben anderm, auch der Ausſchmückung der Plauer Kirche zu gute kam. Ein alabaſternes Epitaphium von hervorragendem Kunſtwerthe, mit Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte: „Kreuzigung" (unten die Donatoren) ſchmückt jetzt den Altar. Die urſprüngliche Inſchrift, die Auskunft geben würde, von wem es errichtet wurde, iſt leider verloren gegangen. Unter den andern noch vorhandenen Grabſteinen iſt nur der letzte, der dem Sohn und Erben Kurt von Arnim's errichtet wurde, von Bedeutung. Er trägt folgende Inſchrift: „1620 den 15. Juli iſt der edle, geſtrenge und ehrenfeſte Leonhard von Arnim in Gott ſelig entſchlafen, ſeines Alters 36 Jahre 13 Tage. Deß Seele Gott gnädig ſei."

---

*) Das dem Georg von Waldenfels verliehene Privilegium knüpfte ſich übrigens an allerlei Bedingungen, unter denen die Wiederherſtellung des Schloſſes die wichtigſte war. Es heißt in der betreffenden Urkunde, daß das alte Schloß „das ſehr zerbrochen, verfallen und ungefeſtigt ſei,“ zu Nutz und Frommen der Herrſchaft wie des Landes „wieder aufgebracht, gefeſtigt und gebaut und in gutem Zuſtande gehalten werden ſolle.“ Dem allen unterzog ſich der von Waldenfels auch wirklich und ſtellte den Bau (wenigſtens partiell) wieder her, was ſich inſoweit ohne ſonderliche Mühe thun ließ, als das 40 Jahre früher angeordnete „Brechen und Schleifen“ der 14 Fuß dicken Schloßmauern nur ſehr unvollkommen ausgeführt worden war. Dies vergleichsweiſe Neue hieß nun zum Unterſchiede von der ehemaligen Quitzow-Burg „der v. Waldenfels'ſche Bau“, war aber im Weſentlichen nichts anderes als das alte Schloß, das man in einem Einzeltheile — der übrigens noch immer groß genug war — wieder feſt und wohnlich gemacht hatte.

2. Kapitel.

Plaue von 1620—1765.

(Die v. Görne-Zeit.)

Leonhard v. Arnim, dem Plaue als väterliches Erbe zugefallen war, war in Folge der Verwirrungen, die der damals beginnende 30jährige Krieg heraufführte, dergeſtalt in Schulden gerathen, daß er ſich nicht getraute, ſich im Beſitze ſeiner Güter zu behaupten. Er verkaufte deshalb, und zwar einige Tage vor ſeinem frühzeitigen Tode, die Herrſchaft Plaue, zu der, außer der Stadt gleichen Namens, auch noch vier Dörfer gehörten, an den Domherrn und Theſaurarius der erzbiſchöflichen Kirche zu Magdeburg Chriſtoph v. Görne, bei deſſen Familie Plaue nunmehr bis 1765 blieb. Die Kaufſumme war 80000 Thaler. Zwei Jahre nach Beginn des 30jährigen Kriegs wurde dieſer Beſitz angetreten und zwei Jahre nach Schluß des 7jährigen Krieges traten die Görnes von dieſem Beſitz zurück.

Daß Plaue zu Beginn dieſer Epoche beſonders oft und ſchwer heimgeſucht wurde, war natürlich: war es doch der Hauptpaß zwiſchen Berlin und Magdeburg. 1630 wurde die Brücke von den Kaiſerlichen abgeworfen, um die aus Pommern heranziehenden Schweden abzuhalten, 1632 vollendeten dieſe (die Schweden) das Vernichtungswerk durch Abhauen der noch ſtehen gebliebenen Pfähle. Nicht einmal einen Kahn ließ man den Einwohnern, nur um den am anderen Ufer ſtehenden Kaiſerlichen keinerlei Vorſchub zu leiſten. 1635 plünderten die Sachſen. Aber erſt 1639, als Brandenburgiſche Landeskinder vom Burgsdorffſchen Regiment in Plaue Quartier nahmen, erreichte die Noth ihren Gipfelpunkt. Um dieſe Zeit war es, daß die Bewohner von Plaue ſich bittweis an den Kurfürſten George Wilhelm wandten. „Ob wir nun wohl nichts mehr auf dieſer Welt als das bloße Leben und mit Ehren zu melden nicht ein Hemd auf dem Leibe behalten haben, ſo werden wir doch anitzo mit ſchwerer Tribulation von des Oberſten v. Burgsdorf Regiment belegt, deſſen uns zugewieſene Reuter uns ängſtigen und plagen und vollends zerſchlagen und zu Aſche brennen, was uns die andern Soldaten an zerbrochenem Eigenthum noch gelaſſen haben. Und wenn wir unſere Häuſer nur um des Nachtlagers willen nicht gern mit dem Rücken anſehen und uns mit Kummer und Noth auch fernerhin darin zu friſten gedenken, ſo können wirs doch nur, wenn uns churfürſtliche Gnaden auf drei Jahre von aller Kontribution und Einquartirungen befrein.“. Endlich war der Krieg zu Ende und des Chriſtoph v. Görne Sohn, der inzwiſchen das Erbe angetreten, mühte ſich, wie ſich der Vater bis zu ſeinem 1638 erfolgten Tode gemüht hatte, dem verarmten Orte wieder aufzuhelfen. Zu dieſem Beſtreben einigten ſich auch die Görnes, die den beiden erſten Beſitzern, Vater und Sohn, in Schloß Plaue folgten, am eingreifendſten und ſegensreichſten aber war die Wirkſamkeit Friedrichs v. Görne, des fünften Görne an dieſer Stelle, der, ſchon vorher auf dem benachbarten Gollwitz anſäſſig, 1711 Plaue durch Vergleich an ſich brachte.

Friedrich v. Görne, geboren den 24. Juli 1670, war 41 Jahre alt, Geheimrath und Kammerpräſident, als er 1711 ſeinen Neubeſitz antrat. Er ließ als Erſtes und Wichtigſtes die während des 30jährigen Krieges abgetragene Brücke wieder herſtellen und ging dann in fünfjähriger Bauthätigkeit dazu über, das von Georg v. Waldenfels auf den Trümmern der alten Burg neu errichtete, während des Krieges aber zum zweiten Male zerſtörte Schloß, durch einen dem Zeitgeſchmack entſprechenden Neubau zu erſetzen. Dies geſchah mit einem Koſtenaufwande von 23 460 Thalern. Es war ein anſehnliches Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln, über deſſen damalige Geſammterſcheinung wir in den Guts- und Pfarrakten eine vom alten Pfarrer Löſecke herrührende, etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts angehörige Beſchreibung haben, deren Inhalt ſich im Weſentlichen mit dem Bilde deckt, das uns das Schloß bis dieſen Augenblick gewährt. „Das Corps de Logis, die Hauptfront nach Oſten, iſt mit vortrefflichen Souterrains verſehen und hat zwei Etagen, jede mit einem herrlichen Saal und vielen ſchönen Zimmern. Oben auf dem Dache befindet ſich ein geräumiger Altan, auf dem man bequem ſpazieren gehen und des herrlichſten Ausblicks genießen kann. Jenſeits der Havel ſieht man, hundert Ruthen vom Schloſſe entfernt, eine halbmondförmige Schanze, von wo aus, zur Quitzowzeit, die markgräflichen Leute Burg Plaue beſchoſſen haben. Dieſe Schanze hat eine Länge von 17 Ruthen und iſt ſenkrecht 13 bis 14 Fuß hoch. Am Ende des mittäglichen Schloßflügels iſt eine ſchöne Kapelle, darin, wenn es die Herrſchaft verlangt, der Gottesdienſt gehalten werden kann. Vor dem Schloſſe fließt die Havel. Sonſt iſt noch aus alter Zeit her ein breiter und tiefer Graben um das Schloß her gezogen, ſo daß man nur über Zugbrücken in daſſelbe gelangen kann. Auch der Thurm*) iſt noch da, worin Hans v. Quitzow 1407 den Herzog Johann v. Mecklenburg ein Jahr lang gefangen hielt."

Friedrich v. Görne baute dem Verkehr die Brücke, ſich ſelbſt ein Schloß, nebenher aber lief, wie ſchon in Kurzem hervorgehoben, das eifrige Beſtreben, der ſeit dem 30jährigen Kriege verarmten Bevölkerung von Plane wieder aufzuhelfen. Er begann mit einer Wollen-Manufaktur und als dieſe nicht ausreichend prosperirte, ließ er ihr eine Porzellan-Manufaktur folgen. Es verlohnt ſich bei der Geſchichte derſelben, der erſten in Preußen, einen Augenblick zu verweilen.

---

*) Dieſer Thurm war 1717, alſo fünfzig Jahr vor Paſtor Löſecke's obiger Beſchreibung, noch ſo gut erhalten, daß ihn Friedrich v. Görne dem im Sommer genannten Jahres auf der Reiſe nach Magdeburg in Plaue vorſprechenden Könige Friedrich Wilhelm I. als eine Sehenswürdigkeit zeigen konnte. Der König liebte dergleichen aber nicht. Alles was an Adelsmacht erinnerte, verdroß ihn, und ſo fragte er den in nicht geringen Schreck und mindeſtens in große Verlegenheit gerathenden Schloßherrn, „ob er den Thurm etwa habe ſtehen laſſen, um auch einmal einen Markgrafen darin feſtzuſetzen." Das war zu deutlich um nicht verſtanden zu werden, und ſo ließ denn v. Görne den Thurm bis auf Höhe von 8 Fuß abtragen. Auch dieſer Reſt verſchwand gegen das Ende des Jahrhunderts unter General v. Anhalt. Nur das unterirdiſche Gefängniß, alſo das Haupterinnerungsſtück, blieb und hat ſich bis dieſen Tag erhalten.

Es war in Halle, zu nicht näher zu beſtimmender Zeit, daß Friedrich v. Görne die Bekanntſchaft eines gewiſſen Kempe machte, von dem es hieß, daß er in der Böttcher'ſchen Porzellan-Manufaktur zu Meißen gearbeitet und die Geheimniſſe derſelben kennen gelernt habe. Mit dieſem Kempe ſetzte ſich v. Görne nun in Verbindung und beſtimmte denſelben, an einem in der Nähe ſich vorfindenden röthlichen, feuerfeſten Thon ſeine Kunſt zu verſuchen. Kempe ging auf den Antrag ein, und nachdem 1713 der Kunſtmaler David Bennewitz (ein anſchlägiger Kopf, ſpäter Direktor der Fabrik) und im Jahre 1715 ein auf dieſem Gebiet ausgezeichneter Techniker Johann Mehlhorn hinzugetreten war, gelang es, ein weißes Porzellan herzuſtellen — Anfangs hatte man ſich mit einem rothbraunen begnügen müſſen — das durch ſeine Trefflichkeit die gehegten Erwartungen noch übertraf. Man fabrizirte Tafelaufſätze, Krüge, Thee- und Chokoladen-Services, Butterbüchſen, Konfekt- und Kochgeſchirre, kurzum alles, was man gewohnt war aus Oſtindien oder Holland zu beziehen. Jeder Arbeiter wurde durch Eid verpflichtet, „von dem, was er in der Manufaktur geſehen oder erlernt habe, Niemandem, es ſei, wer es wolle, das Geringſte ſagen oder weiſen, oder ſeine Kunſt auswärts üben und brauchen zu wollen.“ Alle Zimmer des Planer Schloſſes waren alsbald mit allerlei koſtbarem Geräth ausgeſtattet und namentlich Vorhof und Garten mit mächtigen Vaſen und Blumentöpfen geziert. Auch der Abſatz unterlag keinen Schwierigkeiten. Schon in der Nachbarſchaft fanden ſich Käufer die Menge, denn Reiche und Vornehme ſuchten dem Herrn v. Görne, der zu den tonangebenden Männern zählte, in der Ausſtattung ihrer Häuſer nachzuahmen. Aber auch das Ausland kaufte ſehr beträchtlich und außer einer zu Berlin befindlichen Hauptniederlage, wurden Niederlagen in Breslau, Magdeburg, Braunſchweig, Hamburg, Kaſſel, Danzig und Königsberg errichtet. Für Holland und England beſtimmte Waare wurde bis Hamburg frachtfrei geliefert. Auf Einkäufe von 100 Thaler gab es, was ganz modern klingt, bei Baarzahlungen 10 Thaler, auf 1000 Thaler jährliche Abnahme aber, außer 10 Prozent, noch 50 Thaler Prämie in den Kauf. Ueberall hin drang der Ruf der Plauer Manufaktur und als Peter der Große ſeine zweite Reiſe durch Europa machte, kam er in Begleitung Friedrich Wilhelms I., der ihm in Brandenburg ſeine „große Garde“ gezeigt hatte, nach Plaue, blieb daſelbſt auf dem Schloß über Nacht und beſtellte, nach Beſichtigung der Fabrik, ein vollſtändiges Tafel-Service, das auch ſehr ſchön ausfiel und auf braunem Grunde das ſtark vergoldete Wappen des Zaren zeigte. Dieſe Fortſchritte, dieſſeitig freudig begrüßt, waren ſelbſtverſtändlich ein Schrecken in Sachſen, wo man die Fortführung und jedenfalls die Rentabilität der Meißner Manufaktur ernſtlich in Frage geſtellt ſah, ſo ſehr, daß Unterhandlungen (die ſich übrigens bald wieder zerſchlugen) begannen, um die Fabrik in Plaue zum Rücktritt zu veranlaſſen. Die Hilfe für Sachſen kam ſchließlich von anderer Seite her: Friedrich v. Görne, durch Friedrich Wilhelm I. zum Geheimen Etatsrath ernannt, ſah ſich bald nach ſeiner Ernennung in eine hohe Verwaltungsſtelle nach Oſtpreußen berufen und von dieſer entfernten Provinz aus ſelbſtverſtändlich außer Stande, den Vorgängen in Plaue, wie das durchaus nöthig war, kontrolirend zu folgen. So riſſen denn Unordnungen ein, die raſch wuchſen und bei Rückkehr v. Görne's das Aufgeben des ganzen Betriebes zur Folge hatten.

Das war 1730. Aber bis zu ſeinem Lebensausgange blieb v. Görnes Geſammtthätigkeit ein Segen für Stadt und Land. Im Jahre 1743 wurde, muthmaßlich unter ſeiner Anregung, der Plaueſche Kanal begonnen und am 7. Juni 1745 beendet. Siebzehn Tage ſpäter ſtarb er. Das Plauer Kirchenbuch meldet: „Den 24. Juni 1745 hat S. Exc. Herr Friedrich v. Görne, Seiner Majeſtät hochbeſtallter wirklicher geheimer Etats- und Kriegsminiſter, Vize-Präſident und erſter dirigirender Miniſter bei dem General-Oberfinanz- Kriegs- und Domainen-Direktorio, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, Generalpoſtmeiſter, Erbherr auf Plane, Golwitz ꝛc. ꝛc. nach einer langwierigen Schwachheit im 75. Jahre Dero Alters das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt und iſt ſeine Leiche den 28. Juni in dem hochadligen Gewölbe zu Golwitz beigeſetzt worden.

Plane blieb noch 20 Jahre in v. Görneſchem Beſitz, bis es Leopold v. Görne, Sohn Friedrichs v. Görne, im Jahre 1765 für 160 000 Thaler an den k. preußiſchen Oberſten von der Infanterie, Wilhelm v. Anhalt, Generalquartier- und Hofjägermeiſter, auch Domherr der hohen Stiftskirche zu Havelberg, verkaufte.

3. Kapitel.

Plaue von 1765—1793.

(v. Anhalt'ſche Zeit.)

Wilhelm v. Anhalt war der natürliche Sohn des Prinzen Wilhelm Guſtav v. Anhalt (älteſten Sohnes des Fürſten Leopold v. Deſſau), mithin ein Enkel des alten Deſſauers. Er glich dieſem in vielen Stücken, aber freilich mehr in ſeinen Fehlern als in ſeinen Tugenden. Trotzdem, oder vielleicht auch eben deshalb, war er eine „intereſſante Figur“. Dem wunderſamen Regiment, das er 28 Jahre lang in Plaue führte, ſchicke ich ſeine biographiſche Skizze voraus.

Prinz Wilhelm Guſtav v. Anhalt unterhielt ein Verhältniß mit der Tochter eines Superintendenten Namens Schardius. Dieſem Verhältniß entſproſſen zwei Söhne, Wilhelm und Philipp, die beide zu Kapelle bei Radegaſt im Anhaltiſchen das Licht der Welt erblickten. Der älteſte, Wilhelm, geboren 1734, trat bei dem Prinzen Moritz von Anhalt, ſeinem Onkel, unter dem Namen Wilhelmi in Dienſt und zeichnete ſich durch Anlagen und Anſtelligkeit derart aus, daß Prinz Moritz ein Patent als Lieutenant für ihn erwirkte. In dieſer Eigenſchaft blieb er vier Jahre lang in des Prinzen Gefolge, und als dieſer, bei Hochkirch ſchwer verwundet, das Heer verließ, empfahl er ſeinen Schützling dem General v. Hülſen, dem er gleichzeitig das Ehrenwort abnahm, über die Geburtsverhältniſſe Lieutenant Wilhelmi's unverbrüchliches Schweigen beobachten zu wollen.

Lieutenant Wilhelmi folgte nun ſeinem neuen Gönner nach Sachſen und zeichnete ſich hier in einem Gefechte, welches

Hülſen den Oeſterreichern lieferte, aus. Der glückliche Ausgang des Gefechtes erſchien Friedrich ſo wichtig, daß er ſich ſelbſt zum General Hülſen begab, mit demſelben das Terrain überblickte und einen ſeiner Ingenieure beauftragte, einen genauen Plan anzufertigen. Zufällig hörte Wilhelmi den Befehl und bat den General, er möge ihm die Erlaubniß verſchaffen, ebenfalls einen Plan anfertigen zu dürfen. Der König willfahrte dieſem Wunſche, und Wilhelmi lieferte ſeine Arbeit früher ab als der Ingenieur. Friedrich war mit derſelben zufrieden, erkundigte ſich näher nach dem jungen Mann und trug Hülſen auf, ihn zu ihm zu ſchicken. Hülſen jedoch, in der Meinung, daß der König den betreffenden Auftrag ſehr wahrſcheinlich wieder vergeſſen habe, nebenher aber auch wohl fürchtend, daß die Zuſammenkunft zur Entdeckung Wilhelmi's führen und ſein (Hülſens) gegebenes Ehrenwort in Gefahr bringen könne, verſchwieg Wilhelmi des Königs Begehren.

Friedrich hatte ſeinen Auftrag aber nicht vergeſſen, und als er Wilhelmi auf der Parade erblickte, fuhr er ihn mit den Worten an: „Warum iſt Er nicht, wie ich befohlen, geſtern zu mir gekommen?“

„Ew. Majeſtät, ich weiß von keinem Befehl.“

„Folg' Er mir“, ſagte der König.

In ſeinem Kabinet angekommen, legte ihm Friedrich etliche Pläne vor, ſprach längere Zeit mit ihm und fragte ihn, da er beſtimmte und klare Antworten erhielt, ob er ſich wohl getraue, einige dieſer Zeichnungen zu kopiren. Wilhelmi bejahte und erhielt den Auftrag, einen der Pläne abzuzeichnen.

Mißvergnügt darüber, daß ſein General ihm des Königs Befehl verſchwiegen habe, verſchwieg er nun auch dieſem ſeine Unterredung mit dem Könige.

So verging eine kurze Zeit.

In aller Stille und mit Zuhilfenahme der Nachtſtunden vollendete Wilhelmi die Zeichnung und überreichte ſie dem Monarchen, der ſie wohlgefällig prüfte und ihn dann fragte:

„Wer iſt Er denn eigentlich? Wo ſtammt Er her?“

„Ew. Majeſtät, ich heiße Wilhelmi und bin der Sohn des verſtorbenen Prinzen Guſtav von Deſſau."

„Wie? Was ſagt er da?" rief der König überraſcht und warf die Zeichnung auf den Tiſch. „Er will ein Sohn des Prinzen Guſtav ſein? Ihn ſoll der Teufel holen, wenn das nicht wahr iſt!"

Aber Wilhelmi entgegnete ganz gelaſſen: „Wie würde ich es wagen, Ew. Majeſtät eine ſolche Unwahrheit zu ſagen".

„Weiß es der General?" forſchte Friedrich weiter und ſetzte hinzu, als Wilhelmi die Frage bejaht hatte: „Gut! Sag' Er ſeinem General, daß er heute Mittag bei mir ſpeiſen ſoll."

Bei Tafel bemerkte Friedrich wie von ungefähr: „Weiß Er nicht, lieber Hülſen, wo ſein Lieutenant Wilhelmi eigentlich her iſt?"

„Nein, Majeſtät. Der Prinz Moritz hat ihn mir empfohlen."

„So?" ſagte Friedrich und ſah Hülſen ſcharf an. „Er weiß alſo wirklich nicht, wo der Wilhelmi her iſt. Nun, wenn Er's nicht weiß, ſo will ich's Ihm ſagen: der Lieutnant Wilhelmi iſt ein Sohn des Prinzen Guſtav."

Hülſen, der ſein Geheimniß entdeckt ſah, geſtand nun dem Könige, was er über Wilhelmi's Abkunft wußte und erklärte, daß er durch Ehrenwort zum Schweigen verpflichtet worden ſei. Jetzt verlangte Friedrich, daß er ihm den jungen Mann abträte. Hülſen that dies ungern, wagte jedoch nicht, einen Einwand zu machen.

Von der Tafel heimgekehrt, beſchied der General den plötzlich zu Stellung und Anſehen gelangten Wilhelmi zu ſich und machte ihm heftige Vorwürfe darüber, daß er ihm ſeine Unterredung mit dem Könige verheimlicht habe. Der junge Mann entgegnete aber dreiſt: „Herr General, Sie haben mir den Befehl des Königs, der mich zu ſich beſchied, ebenfalls verſchwiegen, und da mich Majeſtät nach meinem Herkommen fragte, mußt' ich ihm doch die Wahrheit ſagen. Zudem hielt ich den günſtigen Augenblick für gekommen, mein Glück zu machen. Warum ſollt' ich ihn nicht benutzen?"

Wilhelmi wurde nun ins Gefolge des Königs aufgenommen und auf dem Schlachtfelde von Liegnitz (1760) zum Hauptmann ernannt. Gleichzeitig beauftragte ihn Friedrich mit den Geſchäften eines General-Quartiermeiſters, in welcher Stellung er ſich nützlich zu machen verſtand. Er entwarf unter Anderem dem Könige einen Plan zur Herſtellung eines leichten Artilleriekorps. Friedrich konnte ihn indeſſen nicht hinreichend belohnen, weil höhere Militärchargen grundſätzlich Bürgerlichen verſchloſſen waren. Da ſagte der Monarch eines Tages zu ihm: „Hör' Er mal, ſo wie es mit Ihm ſteht, kann nichts aus Ihm werden. Ich werd' ihn adeln. Welchen Namen will Er führen?"

Wilhelmi wählte den Namen des anhaltiſchen Ortes Gröbzig, in dem er erzogen worden war.

„Gröbzig?" wiederholte Friedrich, „Nein, das iſt ein häßlicher Name. Weiß Er was? Er ſoll von Anhalt heißen. Damit aber die Fürſten dieſes Namens nichts dagegen haben, ſo bewerb' Er ſich um ihre Einwilligung."

Dieſe Einwilligung*) ſeitens der fürſtlichen Familie von Anhalt wurde Wilhelmi ohne Weiteres ertheilt, der von dieſem Zeitpunkt an die Gunſt des Königs immer mehr gewann. Unter anderen Kriegsthaten erhielt ſein kühner Angriff auf einen öſterreichiſchen Poſten im Gebirge bei Leutmannsdorf, 1762, des Königs vollſte Anerkennung. Friedrich ernannte ihn in Folge dieſer Heldenthat zum Oberſtlieutenant und händigte ihm acht Verdienſtorden für ſeine Offiziere ein. Nach dem Friedensſchluſſe ſtieg er immer höher, wurde, nachdem er 1765 Plaue erſtanden, drei Jahre ſpäter Generaladjutant und 1783 Generallieutenant und Gouverneur in Königsberg.

---

*) Als Wilhelmi dem Könige dieſe Einwilligung überbrachte, entſpann ſich folgendes Geſpräch:

„Hat Er Geſchwiſter?"

„Ja, Majeſtät; noch einen Bruder."

„Wo iſt Der und was iſt er?"

„Er lebt in Offenbach und iſt Barbier."

„Wie kann Einer ſo dumm ſein und ein Barbier werden? Schreib' Er ihm gleich und laß Er ihn herkommen."

Dieſer jüngere Bruder, Philipp, traf denn auch wirklich aus Offenbach ein, wurde von dem älteren Bruder in den Militärwiſſenſchaften unterrichtet und machte gleichfalls Karriere, wenn auch nicht voll ſo glänzend wie der ältere (Wilhelm). Philipp v. Anhalt ſtarb als Generalmajor.

Auf den Ausgang ſeines Lebens und ſeine Großthaten in Plaue komme ich weiterhin zurück. Aber was Mirabeau 1786, kurze Zeit nach dem Tode des Königs, über v. Anhalt ſchrieb, mag, als Ergänzung zu dem Vorſtehenden, ſchon hier eine Stelle finden. „Der neue König“, ſo ſchreibt Mirabeau den 10. Oktober 1786, „hat ſoeben dem Herrn v. Anhalt den ſchwarzen Adlerorden verliehen. Herr v. Anhalt iſt von einer Köchin und ſehr vielen Vätern geboren.*) Er war erſt Pferdeknecht und wußte ſich dadurch ſeinen Lebensunterhalt zu verſchaffen, daß er den Offizieren eingeſchmuggelten Kaffee verkaufte. Dann wurde er Spion und hatte den Prinzen von Preußen, den jetzigen König, auf Schritt und Tritt zu bewachen. Er ging dabei weiter als nöthig und wußte in ſeine gehäſſigen Erzählungen auch giftige Rathſchläge zu miſchen, was endlich die Vollziehung einer Grauſamkeit veranlaßte, die man nicht Geſchicklichkeit genug hatte zu bemänteln und nicht Muth genug voll auszuführen.“ (Dieſe ganze Stelle, völlig unverſtändlich, iſt ſehr wahrſcheinlich mit Abſicht in Dunkel gehalten.) „General v. Anhalt“, ſo fährt Mirabeau fort, „hat übrigens mehr Kriegstalent, als man bei ſeiner ſonſtigen Dummheit glauben ſollte. Niemals iſt er kaltblütiger, als an der Spitze ſeiner Soldaten. Und ſo ſtieg er denn bis zum Generallieutenant. Da er ohne Geiſt iſt (das Wenige, was er davon hatte, verlor er durch einen ſchrecklichen Sturz, in Folge deſſen er trepanirt werden mußte), ſo bleibt er muthmaßlich auch fernerhin in Gunſt. In Königsberg, wo er bis jetzt das Kommando hatte, war er allgemein gehaßt, was ihm freilich in Potsdam, wo man die Oſtpreußen ſeit 46 Jahren verabſcheut, eher zum Vortheil als Nachtheil angerechnet wurde. Wenige Tage vor dem Tode des Königs wurde v. Anhalt nach Sansſouci berufen.

---

*) Mirabeau war, bei Perſonalabgaben wie dieſe, regelmäßig auf Hofklatſch angewieſen und konnte Wahres von Falſchem nicht ſichten. So läuft denn auch hier viel Falſches mit drunter. Aber all dies Falſche betrifft nur nebenſächliche Dinge. Das Geſammtbild, das er hinſtellt, iſt richtig.

„Er hat eine von Seinen Töchtern verheirathet?“ empfing ihn der König.

„Ja, Sire . . Und ich fühle es.“

„Wie viel hat Er Seiner Tochter mitgegeben?“

„Zehntauſend Thaler.“

„Das iſt viel für Ihn, da Er nichts hat.“

Den folgenden Tag empfing er vom Kämmerier eben dieſe Summe, zehntauſend Thaler, und kehrte nach Königsberg zurück. Kaum dort angekommen, traf auch ſchon die Nachricht vom Tode des Königs ein. Sofort ſchnitt Anhalt aus dem großen Oelportrait den Kopf ſeines vieljährigen Wohlthäters heraus und ſetzte deñ Kopf ſeines Nachfolgers hinein. Dieſer, König Friedrich Wilhelm II., kam bald danach zur Huldigung nach Königsberg und ſchenkte v. Anhalt eine prächtige Doſe, ſah ſich aber doch gezwungen, ihm, dem General, mitzutheilen, „daß er das oſtpreußiſche Kommando niederlegen müſſe.“ So zieht er ſich denn jetzt mit einer Penſion von 5000 Thalern und dem ſchwarzen Adlerorden zurück, nachdem ihm noch verſprochen worden iſt, ihn im Fall eines Krieges wieder anzuſtellen. Einige ſind bemüht, dieſe jedenfalls zu weit gehenden Wohlthaten und Rückſichten in Schutz zu nehmen und die Fülle derſelben aus gerechtfertigter Furcht zu erklären. Soll doch v. Anhalt gedroht haben: „er werde, wenn man ihm dieſe Gnade (hohe Penſion und Orden) verſage, anderswo zeigen, daß er ſolche Zurückſetzung nicht verdient habe . .“ „Anderswo“ ſoll natürlich heißen: im Dienſte von Oeſterreich. Er würde ſich aber gehütet haben, dieſe Drohung wahr zu machen, denn die von ihm zwiſchen Magdeburg und Brandenburg angekauften Güter ſind eine hinlängliche Gewährleiſtung für ſeine Perſon.“

So Mirabeau.

* * *

Dies war der Mann, dem — als er im vorerwähnten Jahre 1765, Guts- und Schloßherr von Plaue wurde — die Aufgabe zufiel, ſich neben den Görnes, deren Andenken in Ehren ſtand, zu behaupten. Dazu war er nun freilich ſo ungeeignet und wie gleich hinzugeſetzt werden darf, auch ſo unluſtig wir nur möglich. Er begann damit, den mit der Havel in Verbindung ſtehenden Graben, der das Schloß von drei Seiten umgab, zuſchütten zu laſſen. Den 8 Fuß hohen Mauerreſt des aus der Quitzowzeit herſtammenden Gefängnißthurmes ließ er, wie ſchon hervorgehoben, abtragen und nur das unterirdiſche Verließ fortbeſtehen, darin der Herzog von Mecklenburg gefangen geſeſſen hatte. Bald darauf verſchwand auch die Waſſermühle, die Friedrich v. Görne mit großen Unkoſten angelegt hatte. Natürlich. Alles was Görneſch war, war verpönt. In der Kirche zu Plaue hing die Ritterrüſtung eines Ahnherrn v. Görne; v. Anhalt ließ ſie nach einem Nachbargute bringen, damit er ſie, bei ſeinem Kirchenbeſuche, nicht beſtändig vor Augen habe. Was ſich noch von Erzeugniſſen der v. Görne'ſchen Porzellan-Manufaktur im Schloſſe befand, ward in die Havel geworfen, eben ſo was an Urkunden da war. Er konnte ſich in leidenſchaftlicher Verwüſtung alles deſſen, was Andern etwas bedeutete, gar nicht genug thun. Sein beſonderer Groll aber, darin ſich zum Ueberfluß auch noch Verachtung miſchte, richtete ſich gegen die Stadt Plaue als „Stadt“, deren vier Thore er einfach wegbrechen, desgleichen auch die Schilder mit den Straßennamen entfernen ließ. Ebenſo wollte er das Stadtſiegel, einen doppelten Adler, vernichten und zwar mit dem Bemerken, „daß dies Siegel unſchicklich und zum Gebrauche ſogar bedenklich ſei“. Das Kammergericht trat aber für die Stadt ein und ſprach ihr das Siegel wieder zu. Trotz dieſer Niederlage fuhr er in ſeiner Fehde fort und ließ eines Tages eine von ihm herrührende Polizeiverwarnung an die Straßenecken anſchlagen, in der der Bürgermeiſter, die Rathsmänner und Bürger als „Schulze, Schöppen und Koſſäthen“ angeredet wurden. Ebenſo verfuhr er in der Kirche, wo die Magiſtratsloge die Inſchrift empfing: „Sitze für den Schulzen und die Schöppen“. Selbſt der Nachtwächter wurde herangezogen und mußte von Stund' an rufen: „Bewahrt das Feuer und das Licht, daß dieſem Dorfe kein Schaden geſchicht.“ Wieder wurde Plaue beim Kammergericht vorſtellig und das Kammergericht entſchied abermals: „in allen öffentlichen Anſchlägen den Ort Plaue „Stadt“ oder „Städtchen“ zu nennen und ſo auch durch den daſigen Nachtwächter abrufen zu laſſen, überhaupt die Stadt Plaue — bei 100 Dukaten Strafe für jeden Kontroventionsfall —, bei ihren ſtädtiſchen Gerechtſamen und dem Namen einer Stadt oder eines Städtchens zu belaſſen, auch die daſige Obrigkeit und Bürgerſchaft nicht Schulze, Schöppen und Koſſäthen, ſondern Bürgermeiſter, Rathmänner und Bürger zu benennen.“

So v. Anhalt in ſeiner lächerlich aufgeſchraubten Grandſeigneurſchaft, die beſtändig in Brutalität und — Karikatur ausartete. Was aber der guten Stadt Plaue womöglich noch mehr Anſtoß und Aergerniß gab als ihres Schloßherrn unerträglicher Hochmuth, das war ſein Wandel, der aller guten Sitte Hohn ſprach. Bis 1780 ging es. In dieſem Jahre aber ſtarb Frau v. Anhalt, Karoline, geb. v. Wedell, Tochter des Kriegsminiſters v. Wedell, und von dieſem Zeitpunkt an kannte v. Anhalts Rückſichtsloſigkeit keine Grenzen mehr. Er gefiel ſich in ſeltſamen Reunions, denen die Sitzungen des Tabakskollegiums weiland König Friedrich Wilhelms I. als Muſter vorſchweben mochten, von denen ſie ſich aber durch ihre Sittenloſigkeit nur zu ſehr unterſchieden. Berliner Freunde wurden geladen, einzelne Nachbarn nahmen Theil, und was an Witz und Wiſſen fehlen mochte (trotzdem es an klugen Köpfen nicht geradezu gebrach), das wurde durch Rohheiten erſetzt. Heldin und Opfer dieſer Bacchanale war eine Maitreſſe v. Anhalts, eine Plauer Fiſchertochter, die, wenn man ſich von der Tafel erhob, zur Beluſtigung der Gäſte mit herangezogen wurde. Man ſchritt dann zu Bacchustänzen, neben denen all' das, was über ſolche Tänze berichtet wird, verſchwindet. Alles was geſchah, war übrigens noch mehr gemein, als laſterhaft, aber das, was die Moral dabei gewinnen mochte, wurde mehr als ausgelöſcht durch ein

Gebahren, das den Begriff der Menſchenwürde nicht kannte. Dieſe Szenen ſpielten genau zu der Zeit, wo die Menſchenrechte proklamirt wurden. Indeſſen was bedeuteten dieſem Manne die Menſchenrechte? Den Vätern, auf den zur Herrſchaft gehörigen Dörfern, nahm er die konfirmirten Knaben und zwang ſie zu mehrjährigem Dienſt als Schweinehirten und Hundejungen. Der Dienſt einzelner Konfirmandinnen entſprach dem. Lieſt man ſolche Schilderungen, ſo begreift man, ja freut man ſich im tiefſten Herzen (und kann dies der patriotiſchen Phraſe gegenüber nicht oft und nicht laut genug betont werden), daß 15 Jahre ſpäter die Franzoſen von einem ſtarken Bruchtheil unſerer Bevölkerung mehr als Befreier wie als Unterdrücker empfangen wurden. Etwas von Genialität und ſuperiorem Humor, ja ſelbſt von Berechtigung einer herausfordernden Spießbürgerlichkeit gegenüber, ſoll all dieſem Thun nicht abgeſprochen werden, aber wer ſich darin gefällt, das Recht kleiner Leute zu mißachten und dabei dem Geſetz ein Schnippchen ſchlagend, lediglich die Spießbürgerlichkeit der kleinen Leute zu betonen, der hat es leicht den Humoriſten zu ſpielen und eine komiſche Wirkung hervor zu bringen. Endlich, 1793, kam die Quälerei zum Abſchluß: v. Anhalt verkaufte ſeinen Geſammtbeſitz an den Kriegs- und Domänenrath Adolf Julius v. Lauer-Münchhofen.

Plaue athmete auf.

v. Anhalt überlebte dieſen Verkauf noch um 8 Jahre und ſtarb 1801, ſiebenundſechzig Jahre alt, im Städtchen Zieſar.

4. Kapitel.

Plaue von 1793—1839.

(v. Lauer-Münchhofen'ſche Zeit.)

Adolf Julius Lauer, urſprünglich Kabinetsſekretär, dann Hofkammer- und Forſtrath des Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Schwedt, wurde, nachdem er in königl. preußiſche Dienſte getreten, als Kriegs- und Domänenrath zu Magdeburg in den Freiherrnſtand erhoben. Er vermählte ſich mit Charlotte, Freifrau v. Stoltzenberg.

Wie der Beginn der Görne-Zeit den 30jährigen Krieg geſehen hatte, ſo ſah die Lauer-Münchhofen'ſche Zeit die Befreiungskriege. Leider auch das, was der Befreiung voraufging. 1806 dirigirte ſich ein Theil unſeres Rückzugs über Plaue, deſſen Brücke — wie zur Zeit der Schweden und Kaiſerlichen — niedergebrannt wurde, um die Franzoſen in ihrem Vormarſch auf Berlin aufzuhalten. Daß Plaue, trotz dieſer den Verkehr beinahe aufhebenden Zerſtörung der Brücke, die Zeit von Anno 6 bis Anno 13 ohne ſonderliche Beſchwerde überdauerte, war in hohem Grade das Verdienſt der neuen Guts- und Schloßherrſchaft. Freiherr v. Lauer-Münchhofen ſtarb erheblich früher als die Baronin. Nach ſeinem Hinſcheiden übernahm dieſe die Verwaltung und leitete dieſelbe ſegensreich, auch darin an die Görnezeit erinnernd.

5. Kapitel.

Plaue von 1839 bis jetzt.

(Graf Königsmarck'ſche Zeit.)

1839 ſtarb die Baronin v. Lauer-Münchhofen und im ſelben Jahre nach erſtand Hans Valentin Ferdinand Graf v. Königsmarck Schloß Plaue. Zehn Jahre ſpäter, 1849, folgte der älteſte Sohn, Hans Karl Albert v. Königsmarck, im Beſitz. Er war Wirklicher Geheimrath, Geſandter in Konſtantinopel, und ſtarb 1876. Gegenwärtiger Beſitzer iſt Graf Karl Hans Konſtantin, geb. 1839 zu Konſtantinopel, vermählt mit Leontine Gräfin v. Sayn-Wittgenſtein-Sayn.

* * *

Schloß Plaue, wie ſich's gegenwärtig präſentirt, iſt, in ſeiner äußeren Erſcheinung, noch immer der Bau, den Friedrich von Görne zwiſchen 1711 und 1715 hier entſtehen ließ und von dem wir, mit Hilfe der Paſtor Löſeckeſchen Aufzeichnungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, bereits eine Beſchreibung gaben. Aber ſo wenig in dieſer äußeren Erſcheinung geändert wurde, das Innere des Schloſſes hat doch erhebliche Veränderungen erfahren, am meiſten in Bezug auf Ausſtattung einiger ſchon durch ihren Umfang in Betracht kommenden Räumlichkeiten.

Einen Haupttheil des auf die Havel blickenden Corps de Logis nehmen, in Erdgeſchoß und erſtem Stock, zwei große Säle ein, deren unmittelbar anſchließende Räume, rechtwinklig einbiegend, ſich in einer langen Zimmerreihe beider Schloßflügel fortſetzen.

Der Saal im Erdgeſchoß dient als Familien- und Empfangszimmer und der ſchönen Lage deſſelben entſpricht denn auch ſeine Herrichtung und Ausſchmückung. Es finden ſich hier Familienporträts von Meiſterhand: Graf Hans Karl Albert v. Königsmarck, Geſandter in Konſtantinopel, und Gräfin Jenny v. Königsmarck, geb. v. Bülow, beide vom Profeſſor Karl Sohn; ferner ein junger Graf v. Königsmarck, Sohn des Geſandten in Konſtantinopel, in der Uniform der Garde-Huſaren (dieſer junge Graf K. ſtarb früh; in der Kirche zu Plaue ſteht er, in ganzer Figur, in einem in Erz ausgeführten gothiſchen Monument); ferner Familiengruppenbild: Söhne und Töchter; endlich ein kleines Damenporträt überm Kamin, wahrſcheinlich von Wach oder Krüger herrührend, durch beſondere Schönheit ausgezeichnet.

Ueber dieſem Saal im Erdgeſchoß befindet ſich ein gleich großer Raum im 1. Stock, der vor etwa zwanzig Jahren in einen Ahnen- oder Ritterſaal umgewandelt wurde. Zu vier in den vier Ecken aufgeſtellten Ritterfiguren geſellen ſich vier Porträts, den Hauptinhalt aber bilden acht große Tableaus, die hervorragende Thaten aus der Geſchichte der Königsmarck's darſtellen. Drei derſelben veranſchaulichen wenig bekannte Szenen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, weshalb es ſchwer iſt, ſich ohne Kommentar oder Führer in ihnen zurecht zu finden. Deſto leichter gelingt dies bei den verbleibenden fünf Tableaus, die ſämmtlich Szenen aus einer ſcharf abgegrenzten Epoche, will ſagen aus dem 17. Jahrhundert, zur Darſtellung bringen, in welchem Jahrhundert der Ruhm der Familie gipfelt. Ja, faſt ließe ſich ſagen, er beginnt und ſchließt mit ihm. Die Königsmarck's nehmen dadurch eine Sonderſtellung innerhalb unſeres märkiſchen Adels ein, von dem vielleicht geſagt werden darf, daß er, in Bezug auf Ruhm, in vier beſtimmte Kategorien zu bringen ſei. Da haben wir: 1) Die Nie-Berühmten. Hier verbietet es ſich ſelbſtverſtändlich, Namen und Beiſpiele zu geben, trotzdem es mir feſtſteht, daß jene Schlichten und Einfachen, die ſich auf Erfüllung nächſtliegender Pflichten beſchränkten, vielfach die Beſten und Segensreichſten geweſen ſind. 2) Die nur einmal in einer

Einzelgeſtalt oder aber in einem Bruderpaar berühmt Gewordenen. Hierher gehören: Illo, Sparr, Goertzke, Brandt, Katte, Buch, Hagen, Zieten, Schlabrendorf, Marwitz, Finckenſtein, Kneſebeck, Bismarck, und als Bruderpaare: die Quitzow's die Humboldt's, die Bülow's, welche letzteren ſich freilich mit gleichem oder noch größerem Rechte der nun folgenden dritten Gruppe geſellen. 3) Die vielfach und faſt durch alle Jahrhunderte hin Berühmtgeweſenen, wie die Schulenburg's, Alvensleben's, Arnim's und Schwerin's und in zweiter Reihe: die Putlitze, Bredow's und Rochow's. 4) Die nur durch ein Jahrhundert, aber in dieſem einen Jahrhundert auch durch alle drei Generationen hin Berühmtgeweſenen. Hierher gehören einzig und allein die Königsmarck's. Daß wir dieſe königsmarckiſche Berühmtheit im Ganzen genommen wenig gegenwärtig haben, ſo wenig, daß wir uns auf dieſelbe ſo zu ſagen immer erſt beſinnen müſſen, hat darin ſeinen Grund, daß ſie — wiewohl der Mark entſtammend — ihren eminenten Ruhm durchaus in fremden Ländern und unter fremden Fahnen errungen haben. Was davon auf Mark Brandenburg oder Preußen kommt, iſt nicht allzuviel.

Und nach dieſen Vorbemerkungen wenden wir uns nunmehr dem, wie ſchon hervorgehoben, ausſchließlich im 17. Jahrhundert wurzelnden und hier, in fünf großen Tableaus veranſchaulichten Ruhme der Familie zu.

Der Inhalt dieſer fünf großen Tableaus iſt der folgende:

1. Tableau. Hans Chriſtoph Graf v. Königsmarck, geb. am 25. Februar 1600 auf Schloß Kötzlin in der Priegnitz, erobert am 24. September 1648 die Kleinſeite von Prag. Schlußakt des 30jährigen Krieges.

Hans Chriſtoph, ſchwediſcher Generalfeldmarſchall und Graf zu Weſterwyk und Stegholm, wurde, nach erfolgtem Friedensſchluſſe, zum Gouverneur der ſchwediſch gewordenen Herzogthümer Bremen und Verden ernannt und baute ſich ein Reſidenzſchloß zu Stade, das er ſeiner Gemahlin, der ſchönen Agathe v. Leeſten zu Ehren, die Agathenburg nannte. Sein Tod aber erfolgte nicht zu Stade, ſondern zu Stockholm, am 20. Februar 1663. Er ſtarb daſelbſt an den Folgen einer Hühneraugenoperation, nachdem er in 40 Schlachten und Belagerungen allen Gefahren glücklich entgangen war. Er ſoll eine jährliche Rente von 130 000 Thalern gehabt haben. Für jene Zeit eine enorme Summe.

2. Tableau. Kurt Chriſtoph, Graf v. Königsmarck (Sohn von Hans Chriſtoph), geb. 1634, fällt als Generallieutenant der holländiſchen Armee beim Sturm auf die Bonner Schanze, Dezember 1673.

Kurt Chriſtoph Graf K. war vermählt mit Marie Chriſtine von Wrangel, des Feldmarſchalls Herrmann von Wrangel Tochter. Er reſidirte mit ihr auf der Agathenburg. 1656 nahm er auf ſchwediſcher Seite ruhmreichen Antheil an der 3tägigen Schlacht vor Warſchau.

3. Tableau. Otto Wilhelm, Graf v. Königsmarck (ebenfalls ein Sohn Hans Chriſtoph's), geb. 1639 zu Minden, venetianiſcher Generaliſſimus, beklagt es, das von den Türken vertheidigte Athen, ſammt ſeinem Parthenon, einem Bombardement unterwerfen zu müſſen. 1687.

Otto Wilhelm Graf K. war ſeit 1682 mit Gräfin Catharina Charlotte de la Gardie, Tochter des Reichsoberſten Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, vermählt. Im ſelben Jahre (1682) hatte er eine Sammlung geiſtlicher Hauslieder und Andachtsübungen in Druck erſcheinen laſſen. 1683 ging er nach Wien und Ungarn und trat bald danach in den Dienſt Venedigs und zwar als „Generaliſſimus gegen die Türken“. Während der Seeheld Moroſini ſich der Inſel Santa Maura bemächtigte, landete Graf Otto Wilhelm in der Bucht von Navarino. Patras, Lepanto, Korinth wurden genommen, endlich, nach erfolgtem Bombardement, auch Athen. Hier verbrachte Graf Königsmarck den Winter 87 auf 88 „unter den Trümmern griechiſcher Kunſt“ und beſchloß, gleichzeitig mit Moroſini, den Angriff auf Negroponte. Bis dieſen Tag exiſtirt ein venetianiſches Volkslied, in dem es heißt: „Königsmarck und Moroſini verſpeiſten die Türkei, Blatt um Blatt, wie eine Artiſchocke“. Vor Negroponte ſtarb er, der Peſt erliegend, 1688.

4. **Tableau. Hans Karl**, Graf von Königsmarck (älteſter Sohn Kurt Chriſtoph's und der Marie Chriſtine v. Wrangel) ſteht vor Ludwig XIV. und lehnt es, trotz glänzender Anerbietungen, ab, ſeinen proteſtantiſchen Glauben zu wechſeln.

Hans Karl Graf v. K. wurde den 5. Maii 1659 zu Nyborg auf Fühnen geboren. Wie ſein Oheim Otto Wilhelm, entſchloß er ſich gegen die Ungläubigen zu fechten und erhielt vom Ordensgroßmeiſter auf Malta die Erlaubniß, eine Türken-Expedition mitzumachen. Er zeichnete ſich bei den nun ſtatthabenden Kämpfen derartig aus, daß ihn der Großmeiſter feierlich in den Orden aufnahm, ihn, einen Ketzer und Enkel des berühmten Proteſtantenhelden aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt: „Man kann an der Größe dieſer Belohnung ermeſſen, welche Dienſte der jugendliche Königsmarck dem Orden geleiſtet haben mußte.“ Von Malta begab ſich Hans Karl v. K. nach Venedig. Hier ſoll ſich eine Gräfin von Somthampton ſterblich in ihn verliebt und ihn, als Page verkleidet, auf ſeiner Reiſe nach Madrid und Paris begleitet haben. 1681 ſehen wir ihn in London, wo er, um eben jener Laidy Southampton willen, eine Menge Zweikämpfe zu beſtehen hatte. In Frankreich, in deſſen Dienſt er nunmehr tritt, wird er vor Courtrai verwundet und bald danach ein Gegenſtand der Auszeichnungen ſeitens König Ludwigs XIV.; als dieſer ihn aber auffordert, ein Kommando gegen die Hugenotten zu übernehmen und katholiſch zu werden, erwiedert er: „Welch Vertrauen vermöchten Ew. Majeſtät in mich zu ſetzen, wenn ich gegen Gott untreu würde.“ Von Frankreich ging er nach Morea, um hier, an der Seite ſeines Oheims Otto Wilhelm, eine gegen Argos geplante Expedition mitzumachen. Dabei fand er den Tod. Er ſtarb an einem hitzigen Fieber, erſt 26 Jahre alt. Der Oheim, der 2 Jahre ſpäter der Peſt erlag, ſandte die Leiche nach Stade, wo ſie beigeſetzt wurde. 1686.

5. **Tableau. Philipp Chriſtoph**, Graf Königsmarck (jüngſter Sohn Kurt Chriſtophs und Bruder Hans Karls

v. K.) nimmt Abſchied von der Erbprinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg und wird kurz darauf in den Gängen des Schloſſes von Hannover ermordet.

Philipp Chriſtoph v. K., geb. 1662 war ſeit ſeinen Kindertagen mit Sophie Dorothea, Erbprinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg, befreundet. Sechzehn Jahr alt, vermählte ſich dieſe mit ihrem Vetter, dem Churprinzen Georg Ludwig von Hannover, dem ſpäteren Könige Georg I. von England. Die Ehe war nicht glücklich. Philipp Chriſtoph v. K. ging in die Welt und betheiligte ſich an verſchiedenen Kriegszügen. Von 1688 ab aber erkor er, wenigſtens zeitweilig, Hannover als Aufenthaltsort und lebte daſelbſt mit fürſtlichem Aufwande, was ihm ſein Reichthum geſtattete. Denn er war Erbe von Oheim und Bruder, die, wie ſchon erzählt, 1686 und 88 vor Argos und Negroponte den Tod fanden. Zu ſeinem (Philipp Chriſtophs) Hausſtande gehörten 29 Diener und 52 Pferde. Seine früheren Beziehungen zur Erbprinzeſſin wurden wieder aufgenommen und weckten nicht nur die Eiferſucht des Churprinzen, ſondern auch den Neid der Gräfin Platen, einer Maitreſſe des Churprinzen. Ein Herr v. Podewils, churhannoverſcher Feldmarſchall, unterließ es nicht, dem Grafen Philipp Chriſtoph die Gefahren ſeines Verhältniſſes zur Prinzeſſin Sophie Dorothea vorzuſtellen. Umſonſt. Endlich gab Philipp Chriſtoph der immer wieder laut werdenden Warnerſtimme nach und traf Vorbereitungen, um in churſächſiſche Dienſte zu treten. Am 1. Juli 1694 begab er ſich in das Schloß zu Hannover, um hier von ſeiner Freundin, der Churprinzeſſin, Abſchied zu nehmen. Er verließ das Schloß nicht mehr. In einem Korridore traten ihm vier Hellebardiere entgegen, die ſich bis dahin hinter einem Schornſtein verborgen gehalten hatten, und im Kampf gegen dieſe gedungenen Leute fiel er. Seine Leiche verſenkte man in einen ſenkrecht durch die ganze Höhe des Schloſſes laufenden Kanal und mauerte dieſen zu. Zwei der Hellebardiere, Buſchmann und Lüders, haben die That auf ihrem Sterbebette gebeichtet. Die Gräfin Platen war Anſtifterin des Ganzen — der Churprinz (zur Zeit des Mordes auf Beſuch in

Berlin) hatte nur ſchweigend zugeſtimmt. Das Aufſehen, das die That hervorrief, war groß und die Gräfin Platen wurde Gegenſtand allgemeinen Haſſes. Ein Volkslied, dem ich einige Sprophen entnehme, gab dieſer Stimmung Ausdruck.

Wer geht ſo ſpät zu Hofe,
Da alles längſt im Schlaf?
Im Vorſaal wacht die Zofe —
Schon naht der ſchöne Graf.
Er ſprach: „eh' ich nach Frankreich geh',
Muß ich ſie noch umarmen,
Prinzeſſin Dorothee.“

Gräflein, Du biſt verrathen,
Verrathen iſt Dein Glück,
Die böſe Gräfin Platen
Erſann ein Bubenſtück.
Du ſchalt'ſt ſie eine Wetterfahn',
Sie thät Dir gern viel Liebes,
Nun iſt's um Dich gethan.

Er ging zur ew'gen Ruhe
Mit vielen Schmerzen ein,
Doch ward in keine Truhe
Gebettet ſein Gebein.
Ich weiß nicht, wo er modern mag,
Doch wird er einſt erſcheinen
Am Auferſtehungstag.

* * *

So (mit Umgehung der drei minder wichtigen) die fünf großen Tableaus im Ahnenſaale zu Schloß Plaue.

Zwiſchen ihnen und dem Plafond befinden ſich, friesartig, wie in einem der bekannten Staatsſäle zu Venedig, acht Knieſtücke minder intereſſanter alter Königsmarcks, die jedoch, was ihre hiſtoriſche Beglaubigung angeht, weniger an die Dogenmedaillonporträts in Venedig, als an die lediglich aus der Phantaſie geſchöpften Königsbilder im Schloſſe zu Holyrood erinnern.

Wir treten hiernach aus dem Ritter- und Ruhmesſaale der Königsmarcks in den Vorflur zurück und fragen: wie wirkt dieſer Ruhmesſaal?

Der Unbefangene wird von dieſen bildlichen Verherrlichungen der Familie keinen beſonders befriedigenden Eindruck empfangen, nicht weil es an der Berechtigung zu ſolcher Verherrlichung fehlte, (dieſe iſt vielmehr außer allem Zweifel) ſondern lediglich weil es dem hier Gebotenen an dem Kunſtmaße gebricht, das man, glaub ich, heutzutage bei Neuſchöpfungen der Art fordern darf. Sind ſolche Galerien aus alter, unkritiſcher Zeit her mit herübergenommen, ſo hat man ſie nicht nur gelten zu laſſen, ſondern, wie gering auch ihr Kunſtwerth ſein möge, ſich ihrer aufrichtig zu freuen, ja ſie mit ganz beſonderer Pietät zu hegen und zu pflegen. Läßt man aber in unſerer Zeit ein Ruhmesmuſeum neu erſtehen, ſo muß es eine Geſtalt annehmen, die den Kunſtanforderungen unſerer Zeit und dem Reichthum und Ruhme der Familie gleichmäßig entſpricht. Die großen Tableaus aber bleiben gleichmäßig hinter dem allem zurück. Unſere beſten Künſtler wären zur Verherrlichung dieſer Königsmarck'ſchen Hiſtorie gerade gut genug geweſen, und in derſelben Weiſe, wie das letztverſtorbene gräfliche Paar von der Hand Karl Sohns — alſo eines damals nahezu beſten Porträtmalers — gemalt wurde, wie der Bruder des gegenwärtigen Grafen K. ein erzenes Monument in der Kirche zu Plaue fand, mußten auch die berühmten Ahnen, ſammt dem, was ſie groß machte, durch wirkliche Meiſter der Hiſtorienmalerei dargeſtellt werden. „Noblesse oblige.“ Danach iſt der Adel unſeres Landes auch meiſtens verfahren, beſonders wenn wir zurückblicken. Wie ſchön, beiſpielsweiſe, die Standbilder, die ſich in unſeren Stadt- und Dorfkirchen reichlich vorfinden: der Sparr's in der Marienkirche zu Berlin, der Arnim's in Rheinsberg, der Schlabrendorf's in Brandenburg, der Quitzow's in Rühſtädt und Kleetzke, der Schulenburg's in Salzwedel, der Schöning's in Tamſel. Aber auch die Gegenwart empfindet im weſentlichen ebenſo und die Jagow's, die Itzenplitze, die Zieten's, Maſſow's, Hertefeld's und Romberg's ꝛc. haben ihre Schlöſſer, Parks und Begräbnißſtätten mit dem Beſten geziert, womit man ſie zieren konnte.

⁂

Was Schloß Plaue von Bilderſchätzen beſitzt, beſchränkt ſich übrigens keineswegs auf die beiden großen Säle, — die Görne'ſche Zeit hat Sorge getragen für Bilderausſchmückung des Schloſſes überhaupt. Ganze Zimmerreihen ſind geradezu überfüllt und rechnet man alles, was einen Rahmen trägt, ſo werden ſich wohl tauſend Nummern zuſammenfinden. Aber freilich, nur wenig iſt da, was, nach irgend einer Seite hin, ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch nehmen könnte. Voran ſteht ein getäfeltes Zimmer, in deſſen Felder allerlei Arbeiten aus der kurzen Glanzzeit der Plauer Porzellanmanufaktur eingelaſſen wurden, Arbeiten, die der Vandalismus v. Anhalt's aus nicht aufgeklärten Gründen zu ſchonen für gut fand. Es ſind das, bunt durcheinander, chineſiſche Karikaturen, mythologiſche Figuren, Arabesken, Blumenſträuße, groteske Thierformen und Lieblingsgeſtalten aus dem italieniſchen Luſtſpiel, — alles überaus wirkungsvoll zuſammengeſtellt. Es heißt, die Geſammtheit dieſer Dinge rühre von David Bennewitz, dem Direktor der Fabrik, her, deſſen Erfindungs-, Zeichen- und Kompoſitionstalent gleich groß war. Außerdem ſind Bruſtbilder der Gemahlin Friedrich Wilhelms I. und der drei älteſten Prinzeſſinnen: Wilhelmine, Friederike und Ulrike, ſammt den Porträts ihrer Hofdamen, in die Täfelung eingelaſſen, woraus man ſchließt, daß dies das Zimmer ſei, das, bei den ſich öfters wiederholenden Beſuchen Friedrich Wilhelms I. in Plaue, von dieſem mit Vorliebe bewohnt zu werden pflegte. Feſt ſteht nur, daß Kronprinz Fritz eben hier von ſeinem Vater zum Kapitän ernannt wurde. Dies geſchah auf der Rückkehr von einer in Magdeburg abgehaltenen Revue, Donnerſtag nach Kantate, wo der König mit dem Kronprinzen bei Miniſter von Görne zu Mittag ſpeiſte.

Von dem, was ſonſt noch an Kunſtwerken im Schloſſe vorhanden iſt, nenne ich an dieſer Stelle nur noch zwei Porträts, in Oel und in Paſtell, des preußiſchen Miniſters von Struenſee, Bruders des unglücklichen Grafen Struenſee in Kopenhagen. Das Paſtellbild gilt für werthvoll. Auch von der Gräfin Aurora von Königsmarck, der der Ahnenſaal verſchloſſen blieb, ſind in den Nebenzimmern zwei Bildniſſe vorhanden:

eines aus ihrer Schönheitszeit mit einem Diamant-Halbmond auf dem Haupte, das andere aus ihren alten Tagen als Aebtiſſin von Quedlinburg.

Zu dieſer Bilderausſchmückung geſellen ſich überall Bannerträger, Wappen und Inſchriften, unter welch letzeren die mehrfach wiederkehrende Deviſe „Noblesse oblige“ beſonders hervorleuchtet.

Auch eines Söllers oder Balkons ſei noch gedacht, von dem es heißt, daß er, ſeitens des 1876 verſtorbenen Grafen Hans Karl Albert v. Königsmarck in einer, durch den Blick über die Havel und den Plauen'ſchen See wachgerufenen Erinnerung an Konſtantinopel erbaut worden ſei. Wenn dem wirklich ſo ſein ſollte, ſo wird es freilich auch von dem begeiſtertſten Anhänger märkiſcher Landſchaft kaum beſtritten werden können, daß damit ebenſo dem Ausſichtsbalkone wie der Havel ſelbſt eine ziemlich ſchwierige Aufgabe geſtellt worden war.

6. Kapitel.

Schloß Plaue gegenüber.

Eine ſchwere Aufgabe — ſo ſchloß unſer voriges Kapitel — war damit dem Königsmarck'ſchen Ausſichtsbalkone geſtellt, denn von der andern Havelſeite her blickte, ſtatt Konſtantinopel und des Halbmondes von der Aga Sophia, nur das Storchneſt einer Ziegelſcheune herüber. Demohneracht war das Ufer drüben eine „hübſche Stelle“, der ich es, wenn ich ſie ſo nenne, noch nicht einmal anrechne, daß juſt auf ihr die Schanze ſtand, von der aus 1414 die „große Büchſe“ des Burggrafen ihre Steinkugeln gegen Schloß Plaue ſchleuderte.

⁂

Wie wenn es geſtern geweſen wäre, ſteht der Tag vor mir, zu dem ich „in großer Kumpanei“ zum erſten Male auf dieſe Schloß Plaue gegenübergelegene Ziegeleiſtelle zufuhr. Eine lange Wagenreihe, die Damen in eleganter Toilette, ſo kamen wir, um Pfingſten, die ſtaubige Sommerchauſſee von Brandenburg daher, und ehe Mittag heran war, hielten wir — unmittelbar vor der Plauer Brücke links einbiegend — auf einem Vorplatz, zu deſſen einer Seite ſich die vorgenannte Storchenſcheune, zur anderen ein primitives Wohnhaus erhob. Zu der Hausthür aber ſtand ein alter Herr, in leichter ſommerlicher Tracht, mit hoher Stirn und hohen weißen Vatermördern, dazu von breitem Bau und mit noch breiteren Lippen und begrüßte ſeine Gäſte, während herzueilende Dienſtleute ſich der Reiſetaſchen und Köfferchen bemächtigten und mit ihnen in einem unmittelbar angrenzenden, weinumrankten Logirhauſe verſchwanden. Bald danach ſchlenderten wir in dem die Villa ſammt ihren Anneren umgebenden Parkgarten umher und lugten, von dieſem Spaziergange heimkehrend, in die Fenſter eines großen, erſt neuerdings angebauten Gartenſaals, wo ſich ſchon die Vorbereitungen zu feſtlicher Bewirthung zeigten. Und abermals eine Stunde ſpäter und wir ſaßen in eben dieſem Saale zum Dejeuner nieder, an lang gedeckter Tafel, an der der alte Herr jetzt präſidirte. Die Gänge wechſelten, die Rheinweine löſten ſich unter einander ab und der ſilbernen Weinkühler auf dem Tiſch wurden immer mehr. Trinkſpruch reihte ſich an Trinkſpruch. Der Sieg der Wahrheit, der Sieg „der guten Sache“ wurde proklamirt, alles unter der Fahne „Similia similibus“, und nachdem ſchließlich der Kaffee von allen Seiten her als das Hauptgift der Menſchheit feſtgeſtellt worden war, ſchritt man dazu ihn einzunehmen. Die Stunden enteilten und mit ihnen zuletzt auch wieder die Gäſte. Nur ich und ein Freund, der mich eingeführt hatte, waren als „Logirbeſuch“ zurückgeblieben.

Wer aber war der Wirth? Wer der Einſiedler in dieſem Sansſouci?

Carl Ferdinand Wieſike,

geb. 24. Dezember 1798, geſt. 11. Oktober 1880.

Nun denn, der alte Herr, der uns mit ſo viel Liebenswürdigkeit zu begrüßen und mit ſo viel Gaſtlichkeit zu bewirthen wußte, war Carl Ferdinand Wieſike, geb. den 24. Dezember 1798 zu Brandenburg a. H. Er war Schul- und Altersgenoſſe von dem als Reichstagsabgeordneten vielgenannten und vielgefeierten Oberbürgermeiſter Ziegler, dem er, bis an das Ende ſeiner Tage, mehr ein Intereſſe als eine beſondere Bewunderung entgegenbrachte. Schulkameraden kennen ſich zu gut, um gegenſeitig an einen Glorienſchein recht glauben zu wollen. Noch berühmtere haben das erfahren müſſen.

C. F. Wieſike's Knaben- und Jünglingsjahre verliefen durchſchnittsmäßig; er war ein guter Schüler, ohne ſich gerade hervorzuthun, lernte die Handlung im Hauſe ſeines Vaters und ging dann nach Berlin, um daſelbſt in das bekannte Heyl'ſche Geſchäft, an der Ecke der Leipziger- und Charlottenſtraße, einzutreten. Hier las er viel, ſtudirte und muſizirte (ſeine Gabe für Muſik war hervorragend) und kehrte Anfang der 20er Jahre nach ſeiner Vaterſtadt zurück, woſelbſt er bald danach, 1823 wenn ich nicht irre, das dem Schloß Plaue gegenübergelegene, trotz der weiten Entfernung aber zu Stadt Brandenburg gehörige Wieſenterrain pachtete. Frühere Pächter waren hier geſcheitert, weil dieſe beſtändig der Havel-Ueberſchwemmung ausgeſetzte „Wiſche" nur zu 2 Prozent rentirt hatte. C. F. Wieſike ließ ſich aber dieſe Dinge, die man ihm Warnungshalber erzählte, wenig anfechten, begann vielmehr ſofort mit Drainirungen und Eindeichungen und ſchritt, nachdem er ſeinen Beſitz auf dieſe Weiſe ſicher geſtellt hatte, des Weiteren dazu, ihn für die Zukunft auch fruchtbar zu machen. Zu dieſem Behufe ſchloß er mit den Kaſernenverwaltungen der Potsdamer Kavallerie-Regimenter Kontrakte ab und ließ den Dünger in großen Havelkähnen heranfahren. Daß dies alles von den Um- und Anwohnern Plaue's als weggeworfenes Geld, als Uebermuth und Unſinn bezeichnet und belacht wurde, bedarf ſelbſtverſtändlich keiner Verſicherung. Wann wär' es anders geweſen? Das Lachen aber war bald auf Wieſikes Seite. Hand in Hand mit den Meliorationen ging ein Ziegeleibetrieb und Torfſtich, wozu das ziemlich ausgedehnte Terrain ebenfalls das Material hergab, und ehe die 40er Jahre heran waren, erwieſen ſich halb unwirthbare Strecken, die ſeit Menſchengedenken für ſo gut wie werthlos gegolten hatten, als ein werthvoller Beſitz. 1844 löſte W. den auf dem Grund und Boden laſtenden Kanon ab und hatte vier Jahre ſpäter (1848) in Folge veränderter Geſetzgebung das Glück, das bis dahin blos in Erbpacht gehabte Stück Land ſich als freies Eigenthum zufallen zu ſehen. C. F. Wieſike ſelbſt aber ließ, als ſeine Bemühungen bis zu dieſem Punkte gediehen waren, nach Vorbild des Königs von Thule „alles ſeinen Erben" und ſpann ſich, von etwa 1853 an, immer feſter in das ſchon erwähnte, primitive Wohnhäuschen ein, von dem aus er durch alle zurückliegenden 30 Jahre hin, ſeine Meliorationen unternommen hatte. Da ſaß er nun, weltabgeſchieden, und begann als ein Fünfundfünfzigjähriger — der ſich übrigens längſt vorher mit der 1808 zu Berlin (Breite Straße) geborenen Julie Tannhäuſer verheirathet hatte — ſein eigentliches Leben, ein Leben, das von dieſem Zeitpunkt an nur noch drei Dingen gewidmet war: der Schöpfung eines Parks, der Homöopathie Hahnemann's und der Philoſophie Schopenhauer's.

Zunächſt der Park.

Wieſike fing um das genannte Jahr (1853) an, ſich in die Schönheit der Natur liebevoll zu verſenken, was doch wieder etwas anderes war, als das Urbarmachen von Sand und Sumpf zu rein praktiſchen Zwecken. Ein den Boden beſtellender Landmann iſt in vielen Stücken mehr als ein Gärtner, aber das Verhältniß, in das der Letztere zur Natur tritt, iſt doch ein intimeres: er nimmt jeden Zoll breit Erde in Pflege und während in der Landwirthſchaft das Einzelne und Kleine wenig bedeutet, bedeutet es in der Gartenbeſchäftigung alles. Das Terrain, auf dem jetzt, Schloß Plaue gegenüber, ein Park entſtehen ſollte, war das denkbar ſchlechteſte, der findige Kopf aber, der an eben dieſer Stelle fruchtbare Ländereien und ſchließlich ein Freigut herzuſtellen gewußt hatte, konnte bei dem vergleichsweiſe Leichteren, das jetzt vorlag, nicht wohl ſcheitern. Erde wurde herangefahren, ein Waſſerthurm errichtet, Hecken und Gräben gezogen, und ſiehe da, ehe ein Jahrzehnt um war, gab es hier Anlagen mit Rondelen und Schlängelwegen, mit Roſen- und Verbenenbeeten und auf demſelben Ufervorſprunge, wo, 1414, neben der „großen Büchſe“ die zu ſchleudernden Steinkugeln gelegen hatten, lagen jetzt Melonen oder reiften Reinetten und pfundſchwere Birnen an dem am Boden ſich hinziehenden Spalier. Dazwiſchen ſtanden Pfirſich- und Aprikoſenbäume und in den Flieder- und Goldregenbosquets ſchlugen die Nachtigallen. Alsbald lagen ſich Schloß Plaue und die zur „Villa Wieſike“ umgewandelte ehemalige Lehmkathe gegenüber, und wenn das eine lange Front bildende Schloß durch den Blick auf das Idyll und ſeine Gartenanlagen gewann, ſo gewann das

Idyll durch den Blick auf das Schloß mit ſeinen in der Sonne blinkenden Fenſterreihen und ſeinen hiſtoriſchen Erinnerungen.

Soviel über die Schöpfung eines Parkes. Nebenher aber lief, wie ſchon angedeutet, des alten Wieſike Beſchäftigung mit der Homöopathie, zu deren begeiſtertſten Anhängern er freilich ſchon um viele Jahre früher gehört hatte, jedenfalls früh genug, um bei Schilderung deſſen, was er auf dieſem Gebiete that, faſt bis auf die Tage ſeines erſten Erſcheinens in Plaue zurückgreifen zu müſſen. Schon in den zwanziger Jahren entſchloß er ſich, gleichviel ob um Heilungs- oder Unterweiſungs willen, eine Reiſe nach Köthen, dem damaligen Wohnſitze Hahnemanns, zu machen und kehrte von dieſem Ausfluge nicht nur als ein enthuſiaſtiſcher Anhänger, ſondern auch als ein ausübender Adept der neuen Lehre zurück. Die Kunde davon drang in alle Kreiſe, namentlich zu den Armen (denn alles war unentgeltlich) und Haus Wieſike wurde nunmehr ein Wallfahrtsort für die Kranken und Gebrechlichen des Havellandes, die zu vielen Hunderten kamen und auf Flur und Treppenſtufen und, als ihrer immer mehr wurden, auch wohl im Freien lagernd, die Hülfe des Wunderdoktors anriefen. Dieſer ſelbſt ſah ſich bald außer Stande, dem Andrange zu genügen und in Folge davon gezwungen, ſich nach Beiſtand umzuſchauen, den er auch fand, am hingebendſten und erfolgreichſten in ſeiner Frau, die ganz an der Begeiſterung ihres Mannes Theil nahm. Das ging ſo durch Jahre hin. Endlich wurde der Krankenſtrom ſo groß, daß eine Verſchwörung der mit Untergang bedrohten Doktoren und Apotheker nicht ausbleiben konnte, welcher Verſchwörung — der übrigens der Wortlaut des Geſetzes zur Seite ſtand — es nach allerlei Zwiſchenfällen gelang, als Sieger aus dem hartnäckig geführten Kampfe hervorzugehen. Eine Strafandrohung folgte der anderen und erreichte, daß das als „Medizinalpfuſcherei" gebrandmarkte Homöopathiſiren eines Laien ſein Ende nahm. Was aber nicht ſein Ende nahm, das war Wieſikes Begeiſterung, die, ſo zu ſagen, nur Weg und Kleid wechſelnd, ſich ſofort auf neue Weiſe zu bethätigen begann. Anſtatt homöopathiſch zu heilen, ging der Alte jetzt zu homöopathiſchen Studien und von dieſen Studien wiederum zu Plänen über, die kleinerer Dinge zu geſchweigen, in nichts Geringerem als in Herſtellung der Ebenbürtigkeit zwiſchen Homöopathie und Allopathie und in Gründung eines homöopathiſchen Lehrſtuhls an der Univerſität Berlin gipfelten. Er deponirte zu dieſem Behuf ein Kapital von 100 000 Mark und ſtellte, wenn ich recht berichtet bin, die ſeinem Zweck und Ziel entſprechenden Anträge. Sah ſich aber freilich damit zurückgewieſen.

Die Pflege des Parks war viel, aber ſie war Sommerarbeit und auch das nebenher laufende Studium der Homöopathie reichte nicht aus, um, wenn der Sommer vorüber, die langen, langen Wintertage zu füllen. So kam es, daß Wieſike, der der geiſtigen Anregung wie des täglichen Brodes bedurfte, neben Park und Homöopathie nach etwas Neuem Umſchau hielt. Und dies Neue fand ſich endlich. Es war die Zeit des erſten intimeren Bekanntwerdens Schopenhauers in Berlin, alſo etwa die Zeit der Regentſchaft, als ein Ungefähr unſeren Wieſike mit dem damaligen Chefredakteur der „Voſſ. Ztg.“, Dr. Lindner, einem leidenſchaftlichen Schopenhauerianer, zuſammenführte. Dieſe Begegnung war entſcheidend für Wieſike. Nichts von dem Alten wurde bei Seite geſchoben, was aber, von Stund' an, ſein eigentlichſtes Denken und Fühlen ausmachte, ſeiner Thätigkeit und ſeinem Geſpräche den Stempel gab, das war doch Schopenhauer und die Schopenhauerſche Weltanſchauung. Daß er alle Werke des Philoſophen kennen lernte, verſtand ſich von ſelbſt, aber er las auch jede Zeile, die ſich in Lob oder Tadel mit dem Manne beſchäftigte, der ihm jetzt Leuchte und Gegenſtand des Kultus war. Jedes Schopenhauerſche Wort war ihm Weisheit, er ſog wirkliche Lebenskraft daraus, und wenn Oberpräſident Schön auf die Frage, „was ihn, trotz ſeiner hohen Jahre, bei ſo guter Geſundheit erhalten habe“ ſeinerzeit geantwortet hatte: „Kant und Kapuſte (Sauerkraut)“, ſo hätte Wieſike mit gleichem Rechte antworten können: „Schopenhauer und Homöopathie“. Dankerfüllt trat er mit dem Frankfurter Philoſophen in Korreſpondenz, bald auch in perſönliche Beziehungen, und betheiligte ſich von da ab bei jedem Huldigungsakte, den die Schopenhauer-Enthuſiaſten inſzenirten. W. konnte ſich nicht genug thun in Anerbietungen und Darbringungen und als Schopenhauer's 70. Geburtstag gefeiert wurde, war er mit einem großen Goldpokal in der vorderſten Reihe der Gratulanten. Einzelne Schwächen des ſo leidenſchaftlich von ihm Gefeierten, ſeine Ruhmſucht und Eitelkeit, ſeine ſelbſtiſche Begehrlichkeit und ein gewiſſer Mangel an Gentilezza entgingen ihm nicht, aber ſeine Bewunderung der geiſtigen Superiorität des Mannes war ſo groß, daß er ihm dieſe Mankos gern verzieh. „Wo viel Licht iſt, iſt viel Schatten.“ Er hielt es für ſeine Pflicht, über dieſe Schatten hinwegzuſehen, und wenige Philoſophen (auch die größten mit eingerechnet) wird es gegeben haben, die ſich rühmen dürfen, in gleicher Weiſe gekannt, ſtudirt und auswendig gelernt worden zu ſein. Bis zu ſeiner letzten Stunde hielt Wieſike bei ſeinem Liebling aus, auch ſeinerſeits „vivant et mourant comme philosophe“.

* * *

Als ich Wieſike zum erſten Male ſah, war er ſechsundſiebzig Jahr alt und ein mehrtägiger Aufenthalt bot mir Gelegenheit, nicht blos den alten Herrn in Perſon, ſondern auch ſeinen Beſitz und ſeine Lebensgewohnheiten kennen zu lernen.

Die Wieſikeſche Villa war bei ſeinem Eintreffen an dieſer Stelle nicht viel beſſer als eine Lehmkathe geweſen, die nur gerade den Anſprüchen eines Meiers oder Wirthſchaftsinſpektors genügen konnte. W. hatte demohngeachtet nicht viel daran geändert und ſtatt Umbauten vorzunehmen, ſich darauf beſchränkt, anzubauen, wie's das Bedürfniß erheiſchte. So war etwas wenig Künſtleriſches, aber dafür etwas Pittoreskes und zugleich ſehr Praktiſches entſtanden. Ueberall befanden ſich Treppen und Balkone, während unter den verſchiedenen Anbauten der große, ſchon erwähnte Speiſeſaal und neben demſelben Wieſikes Arbeitszimmer den erſten Rang einnahmen. Der Speiſeſaal war kahl, nach dem Satze,

„daß der Schmuck eines Eſſaals auf die Tafel, aber nicht an die Wände gehöre“, deſto bunter dagegen ſah es in den angrenzenden Zimmern aus, die, wenn auch nichts künſtleriſch Hervorragendes, ſo doch viel Intereſſantes beherbergten. Ueber die Familienbilder, untermiſcht mit mehr oder minder gleichgiltigen Stichen, geh' ich hinweg; nicht ſo über den Bilderſchmuck in ſeinem Arbeitszimmer. In dieſem befanden ſich vier kleine Marinen aus dem Nachlaſſe des durch die Tannhäuſer'ſche Familie mit ihm verwandt gewordenen Direktors v. Klöden, ferner Statuetten von Leſſing und Kant, ein großes Oelbild von Hahnemann (Knieſtück) und ein ſehr gutes Portrait, Bruſtſtück, von Schopenhauer. Letzteres erſtand W. in Frankfurt a. M., als nach dem Tode Schopenhauers die Hinterlaſſenſchaft deſſelben auf einer Auktion verſteigert wurde. Vielleicht auch, daß er mit ſeinem Angebot dieſem Auktionsakte zuvorkam und ihn überhaupt unnöthig machte. Zugleich erwarb er viel von dem, was ſonſt noch den Schopenhauer'ſchen Nachlaß ausmachte, darunter Manuſkripte, Bücher und ein großer, ſchwer vergoldeter Pokal, der dem Frankfurter Philoſophen, bei Gelegenheit ſeines 70. Geburtstages, von ſeinen Verehrern überreicht worden war. Unter dieſen Verehrern hatte Wieſike mit ſeiner Beiſteuer derart vorangeſtanden, daß wohl geſagt werden darf: „dieſe Verehrer waren er“ und ſo kam es denn, daß W. den Pokal zweimal zu bezahlen hatte, erſt als er ihn ſchenkte und zweitens als er ihn aus dem Nachlaſſe zurück erwarb.

Ueber die Bücher — eine ganze Bibliothek von Werken, die ſich ſämmtlich mit Schopenhauer und ſeiner Philoſophie beſchäftigten — iſt an dieſer Stelle wenig zu ſagen, aber der damals noch vorhandenen Manuſkripte muß hier ausführlicher Erwähnung geſchehen. Das umfangreichſte darunter beſtand aus 193 großen Blättern zum zweiten Bande der 2. Auflage ſeines berühmten Werkes: „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, zugleich mit Inhaltsverzeichniß und Vorrede für das Ganze.

Des Weiteren gehörte zu dieſen Manuſkripten ein langer, eigenartiger, an Sir Charles Eastlake, den Direktor der

Londoner Kunſtakademie, gerichteter Brief. Dieſer Brief behandelt die Goetheſche Farbenlehre und beginnt: „Sir. Allow me to hail and to cheer You as the propagator of the true theory of colours into England and as the translator of a work, which occupied its authors thoughts, during all his lifetime, far more, than all his poetry, — as his biography and memoirs amply testify. As to myself J am G.'s personal scholar and first publicly avowed proselyte in the theory of colours. In the year 1813 and 14 he instructed me personally, lent me the greater part of his own apparatus and exhibited the more compound and difficult experiments himself to me. Accordingly You will find me mentioned in his: „Tag- und Jahreshefte" under the year 1816 and 1819." Alſo in Ueberſetzung etwa: Geſtatten Sie mir, hochgeehrter Herr, Sie als Verbreiter der richtigen Farbenlehre in England zu begrüßen, zugleich auch als den Ueberſetzer eines Werkes, das die Gedanken ſeines Autors mehr als alle ſeine poetiſchen Arbeiten (wie ſeine biographiſchen Aufzeichnungen bezeugen) beſchäftigte. Was mich ſelbſt angeht, ſo bin ich Goethe's perſönlicher Schüler und der Erſte, der ſich, als ein Bekehrter, öffentlich zu ſeiner Farbentheorie bekannte. In den Jahren 13 und 14 unterwies er mich perſönlich darin, lieh mir einen großen Theil ſeiner Apparate und erklärte mir die komplicirteren und ſchwierigeren Experimente. So werden Sie denn auch, hochgeehrter Herr, meiner in den „Tag- und Jahresheften" von 1816 und 19 erwähnt finden."

So intereſſant dieſer eigenartige Brief in ſeinem weiteren Verlaufe iſt, ſo wird er an Intereſſe doch übertroffen von 4 andern an Brockhaus, Firma und Druckerei, gerichteten Briefen bezw. Brief-Entwürfen. Der erſte derſelben, in dem der Verfaſſer immer neue Anläufe nimmt (was dann ſelbſtverſtändlich zu Wiederholungen führt), lautet im Weſentlichen wie folgt:

„An Friedrich Brockhaus. Ew. Wohlgeboren werden es ganz in der Ordnung finden, daß ich mich zunächſt an Sie wende, da ich den 2. Band der „Welt als Wille und

Vorſtellung“, den ich ſo eben vollendet habe, herauszugeben beabſichtige. Hingegen mag es Sie wundern, daß ich dieſen erſt nach einem Zeitraum von 24 Jahren auf den erſten Band folgen laſſe. Die Urſache iſt jedoch ganz einfach dieſe, daß ich nicht früher fertig geworden bin, obwohl ich alle jene Jahre hindurch wirklich unausgeſetzt daran gearbeitet habe, indem ich fortwährend die Gedanken niederſchrieb und berichtigte, welche nun, in einer für das Publikum paſſenden Form, in dieſem 2. Bande von mir höchſt ſorgfältig und con amore dargeſtellt worden ſind. Länger wollte ich es nicht anſtehen laſſen, abgeſehen, daß ich ſo eben mein 55. Jahr zurückgelegt habe, (wonach der Brief 1843 geſchrieben ſein muß), alſo in einem Alter ſtehe, wo ſchon das Leben anfängt, ungewiſſer zu werden, und ſelbſt wenn ich noch lange leben ſollte, ich alsdann darauf gefaßt ſein muß, daß meine Geiſteskräfte nicht die volle Energie behalten werden, in der ſie jetzt noch ſtehn. Ich habe wirklich, unter beſtändigem Arbeiten an dieſem Bande, die Schwelle des Alters erreicht, was ich freilich nicht vorausſah. Aber was lange beſtehen ſoll, braucht lange Zeit zum Werden und meine perſönliche Wohlfahrt war nicht dabei betheiligt noch bezweckt.“

Hier folgen nun einige undeutliche Stellen. Dann fährt Schopenhauer fort:

„Schon 1835 hatten Sie nur wenige Exemplare übrig; es kann alſo unmöglich viel mehr da ſein. Ich wünſche ſehnlichſt, vor meinem Ende mein Werk in einer vollſtändig korrekten und würdigen Ausgabe zu ſehen und es ſo zurückzulaſſen. Denn man wird gegen mich nicht immer ſo ungerecht ſein, wie jetzt. Ich weiß, daß durch das planmäßig durchgeführte Sekretiren meiner Schriften, durch Schweigen darüber von Seiten der Profeſſoren, deren Scheinphiloſophie neben meiner ernſtlich gemeinten nicht beſtehen kann, auch Sie haben leiden müſſen. Aber auf die Länge wird es nicht gehn. Es ſollte mich wundern, wenn von den vielen Gelehrten Ihrer Bekanntſchaft nicht Einer Sie über den wahren und verkannten Werth meiner Schriften aufgeklärt haben ſollte.

Einzelne ſtarke Aeußerungen darüber ſind auch öffentlich gemacht worden, ſo z. B. in Roſenkranz' Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie, desgleichen in einem Aufſatz im „Pilot", Mai 1841: „Jüngſtes Gericht über die Hegel'ſche Philoſophie", ſogar in den Halle'ſchen Jahrbüchern (denen ich doch als der ſtärkſte Verdammer der Hegelei todt verhaßt bin) und zwar in der Kritik der Krauſe'ſchen Schriften circa im Juli 1841. Wenigſtens könnten ſie daraus die Wahrheit muthmaßen, daß ich nämlich Einer bin, dem großes Unrecht geſchieht (worunter Sie mitgelitten haben) und daß ich es einmal überwinden werde."

Dann im weiteren Verfolge:

„Wenn Sie ſich zu einer zweiten Auflage entſchließen, erbiete ich mich, falls Sie es für nöthig erachten, allem Honorar für beide Bände zu entſagen. Wahrlich keine Kleinigkeit. Aber mir liegt daran, die Wirkſamkeit meiner Mühen zu erleben, und glauben Sie mir, das ſind die echten Autoren, die ſo denken, und nicht ſind es die auf Gewinn gerichteten. Im Falle Sie ſich alſo dazu entſchließen, werde ich an den 4 Büchern des erſten Bandes nur wenige und nicht bedeutende Verbeſſerungen anbringen, hingegen den Anhang, welcher die Kritik der Kant'ſchen Philoſophie enthält, durch größere Aenderungen und manche Zuſätze um etwa 1 Bogen vermehren. Ich kann Ihnen nur ſagen, daß mein Buch nicht, wie die meiſten, ein bloßes Scheinbuch, ſondern ein wirkliches Buch iſt, d. h. ein ſolches, welches bleibenden Werth hat, daher lange beſtehen und viel Auflagen erleben wird, obgleich ich wohl weiß, daß Sie mir das nicht glauben werden. Am Ende kann es Ihnen auch gleichgiltig ſein. Denn ihre Sache iſt der Debit der nächſten Jahre und daß der raſch gehe, kann ich Ihnen nicht garantiren, ſondern nur das Eine, daß, wenn es daran fehlt, dies nicht die Schuld des Buches, ſondern des Publikums ſein wird." Und zum Schluß: „Dieſer zweite Theil iſt bei weitem wichtiger, als der erſte und übertrifft ihn an Gründlichkeit und Reichthum der Kenntniſſe unendlich, eben weil er die Frucht 25jährigen Studiums und Nachdenkens und der reiferen Jahre iſt. Mein Syſtem, welches der erſte Band im Umriß giebt, tritt hier in der Vollendung auf, die ihm nur das Nachdenken und der Fleiß eines ganzen damit zugebrachten Lebens geben konnte. Denn, wenn in der erſten, noch unvollendeten Erſcheinung deſſelben, nur Einzelne die Wichtigkeit und den Werth erkannt haben und es bei dem Gewirre der materiell intereſſirten Parteien nicht durchdringen konnte, ſo dürfen wir doch hoffen, daß es jetzt in ſeiner vollendeten Geſtalt und bei der ſchon eingetretenen Entlarvung der bloßen Spiegelfechtereien, endlich durchdringen wird.“

So der Brief.

All dies, urſprünglich in einer lesbaren Handſchrift geſchrieben, iſt nichtsdeſtoweniger, und zwar um der fünf- und ſechsfachen, an allen nur erdenkbaren Stellen angebrachten Korrekturen willen, überaus ſchwer zu entziffern. Alle möglichen Zeichen ſtehen in ſeinem Dienſt, Bojen oder Signallaternen, die den Weg zeigen ſollen, aber ſo zahlreich ſind, daß ſie mehr verwirren als orientiren.

Vielleicht der intereſſanteſte dieſer vier an Brockhaus bez. an die Brockhaus’ſche Druckerei gerichteten Briefe, iſt der, der die Ueberſchrift trägt „An meinen Setzer“. Derſelbe (ſpezifiſch ſchopenhaueriſch) lautet:

Mein lieber Setzer. Wir verhalten uns zu einander wie Leib und Seele, müſſen daher, wie dieſe, einander unterſtützen, auf daß ein Werk zu Stande komme, daran der Herr (Brockhaus) Wohlgefallen habe. Ich habe hierzu das Meinige gethan und ſtets, bei jeder Zeile, jedem Wort, ja jedem Buchſtaben, an Sie gedacht, ob Sie nämlich es auch würden leſen können. Jetzt thun Sie das Ihre. Mein Manuſkript iſt nicht zierlich, aber ſehr deutlich, auch groß geſchrieben. Die viele Ueberarbeitung und fleißige Feile hat viele Korrekturen und Einſchiebſel herbeigeführt, jedoch Alles deutlich und mit genauſter Hinweiſung auf jedes Einſchiebſel durch Zeichen, ſo daß Sie hierin nie irren können, wenn Sie nur recht aufmerkſam ſind und mit dem Vertrauen, daß Alles richtig ſei, jedes Zeichen bemerken und ſein entſprechendes auf der Nebenſeite ſuchen. — Beobachten Sie genau meine Rechtſchreibung und Interpunktion und denken Sie nie, Sie verſtänden es beſſer: ich bin die Seele, Sie der Leib. — Habe ich, am Ende der Zeile, die in die Nebenſeite hineingehenden Zuſatzworte durch einen Haken der Zeile angeſchloſſen, ſo hüten Sie ſich, ſolche für unterſtrichen zu halten! — Was mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben, in eckigen Klammern eingeſchloſſen ſteht, ſind Notizen für Sie allein beſtimmt. — Wo Sie eine Zeile ausgeſtrichen finden, ſehn Sie wohl zu, ob nicht doch ein Wort derſelben ſtehen geblieben ſei und überall ſei das Letzte was Sie denken oder annehmen dieſes, daß ich eine Nachläſſigkeit begangen hätte. — Manchmal habe ich ein fremdartiges Wort, das Ihnen nicht geläufig wäre, am Rande, auch wohl zwiſchen den Zeilen mit lateiniſchen Buchſtaben wiederholt und in einige Klammern geſchloſſen. Bedenken Sie, wenn die vielen Korrekturen Ihnen beſchwerlich fallen, daß eben in Folge derſelben ich nie nöthig haben werde, auf dem gedruckten Korrekturbogen noch meinen Stil zu verbeſſern und Ihnen dadurch doppelte Mühe zu machen.

Ich ſetze gern doppelte Vokale und das den Ton verlängernde h, wo es früher Jeder ſetzte. Ich ſetze nie ein Komma vor denn, ſondern Kolon oder Punkt. — Ich ſchreibe überall ahnden, nie ahnen. — Ich ſchreibe „trübſälig, glückſälig“ u. ſ. w., auch „etwan“, wie „etwa“. Theilen Sie dieſe Ermahnung dem Korrektor mit.

Ich wünſche, daß oben auf den Seiten die Ueberſchrift des jedesmaligen Buches und Kapitels fortlaufend angegeben ſtehe, z. B. auf der Seite zur Linken: „Viertes Buch, Kap. 43.“, auf der zur Rechten: „Erblichkeit der Eigenſchaften“ u. ſ. f.

Bloß das erſte Buch (nicht die andern) zerfällt in 2 Hälften, die nicht gerade durch ein Titelblatt geſondert zu werden brauchen, ſondern die bloße Ueberſchrift kann hinreichen.“

Das Schickſal dieſer Manuſkripte — ſeitdem vielleicht in Schopenhauer'ſchen Sammelwerken veröffentlicht — iſt mir unbekannt.

⁂

Der Ausſchmückung ſeines zeitlichen Hauſes widmete Wieſike durch ein halbes Jahrhundert hin nur wenig Sorgfalt, deſto mehr ſeiner letzten Ruheſtätte, nachdem ihm 1865 die Frau geſtorben war. Im genannten Jahre beſchloß er — vielleicht nicht ganz unbeeinflußt durch den eigenartigen Friedhof der Humboldt's in Tegel — einen Begräbnißplatz in ſeinem Park herzurichten, und ging auch ſofort an die Ausführung dieſes Beſchluſſes. Als ich (wie erzählt) 1874 zum erſten Male nach Villa Wieſike kam, war dieſer Begräbnißplatz ſchon vorhanden und feſſelte mich weniger durch ſeine Schönheit — darüber wäre zu ſtreiten geweſen — als durch eine gewiſſe Originalität der Anlage. Ein etwa dreihundert Schritt langer Fliedergang führte zu einem großen, von einer Fliederhecke kreisförmig umſtellten Rondeel: inmitten dieſes Rondeels ein quadratiſches Eiſengitter und wiederum inmitten dieſes Gitters ein Sockelbau mit einer Granitpyramide ſammt drei Grabſtellen und einem Blumenbeet. Dies Blumenbeet in Front. In Front auch ein Marmor-Relief „Hygiea und Pſyche“ darſtellend (mit der Legende: Mens sana in corpore sano) an beiden Seiten des Obelisken aber die Medaillonportraits des Wieſikeſchen Ehepaars: Carl Ferdinand Wieſike und Julie Wieſike, geb. Tannhäuſer. Endlich, an der Rückfront, nicht Bild, nicht Portrait, wohl aber die Inſchrift: „Wilhelmine Rolle; ihren langjährigen treuen Dienſten zum Gedächtniß.“ Nur erſt Julie Wieſike, geb. Tannhäuſer, hatte von den genannten Dreien ihre Grabſtelle ſchon bezogen, wovon, außer dem eingravirten Todesdatum, auch der Epheuhügel Zeugniß gab. Die beiden andern, der alte Herr und die treue Dienerin ſeines Hauſes, freuten ſich noch des himmliſchen Lichts und traten täglich an die Stelle, wo ſie, früher oder ſpäter, ebenfalls ihre Ruheſtätte finden ſollten. Urſprünglich, was nicht vergeſſen werden darf, war auch dieſe Stätte beſtimmt geweſen, neben der Beſtattung der Familie dem Kultus des Genius zu dienen, und ſtatt „Hygiea und Pſyche“ hatten Hahnemann und Schopenhauer und des Weiteren die Büſten von Aeſchylus, Bach und Kant den dieſe Stelle

Beſuchenden begrüßen ſollen. Es war aber ſchließlich doch Abſtand von dieſer Lieblingsidee genommen worden, einerſeits um Verwirrung und andererſeits um den Schein der Prätenſion zu vermeiden. Seitdem iſt der alte Wieſike ſelber heimgegangen (11. Oktober 1880) und ruht nun ebenfalls zu Füßen des „Obelisken", weshalb es ſich geziemen mag, dieſen Kapitelabſchnitt mit dem Verſuch einer Wieſike'ſchen Charakteriſtik zu ſchließen.

* * *

Karl Ferdinand Wieſike war eine ſpezifiſch märkiſche Figur, unter anderem auch darin, daß er mehr war, als er ſchien. Sah man ihn öfter, ſo wurde man freilich gewahr, eine wie kluge Stirn und wie kluge Augen er hatte, wer dieſes Vorzuges häufigerer Begegnungen aber entbehrte, der nahm ihn, mit ſeiner breiten Unterlippe, nothwendig für eine Alltagserſcheinung. Unter denen, die den Alten mit am beſten kannten, war auch die betagte, drüben im Schloß wohnende Gräfin Königsmarck, geb. v. Bülow. Sicherlich waren die Gräfin und Wieſike Gegenſätze: Hochadel und Bürgerthum, Konſervatismus und Fortſchritt, Chriſtenthum und Atheismus ſtanden ſich in ihnen gegenüber, aber die Gräfin hielt trotz alledem große Stücke auf ihren Nachbar, von dem ſie wußte, daß er nicht blos klug, ſondern auch muthig und ehrlich war und das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Wieſike war nicht blos ein genialer Praktiker, der mit Hilfe ſelbſtändigen Denkens ſich rein äußerlich vorwärts zu bringen verſtand, er hatte, wie nicht genug hervorgehoben werden kann, dies ſein ſelbſtändiges Denken auf jedem Gebiet und verachtete nichts ſo ſehr, wie den Glauben an das allein Seligmachende der Ueberlieferung. Er ließ die Tradition gelten und war weitab davon, ein Reformer à tout prix ſein zu wollen, aber eben ſo kritiſch er die Neuerungen anſah, ebenſo kritiſch verhielt er ſich gegen das Alte, deſſen Anſpruch auf Giltigkeit und zwar blos weil es alt, er mit jugendlichem Eifer beſtritt. Sein Hahnemann- und Schopenhauer-Enthuſiasmus ging aus dieſer ſeiner Geiſtesrichtung hervor, und er nahm ſich deſſen an, was er ſeitens der den Tag beherrſchenden Mächte mit Unrecht ignorirt oder befehdet glaubte. So ward er der Freund Hahnemanns und Schopenhauers und zugleich eine Stütze derer, die für Beide „Schule“ zu bilden begannen.

Einige haben in all dieſem Thun nur Eitelkeit und in Wieſike ſelbſt nichts als einen von einer Koterie geſchickt „Eingefangenen“ erkennen wollen. Aber der alte kluge Wieſike war nicht der Mann, ſich ohne Weiteres einfangen zu laſſen, und durfte mit Windhorſt-Meppen ſagen: „wer mich ausnutzen oder hinters Licht führen will, der muß früher aufſtehn“. Alles was er der Perſon wie der Lehre ſeiner zwei Meiſter an Huldigungen darbrachte, ſproß nicht aus einem ſich geſchmeichelt fühlenden Mottenburgerthum, ſondern aus jener innerlichen Kraft und Ueberzeugung, die da, wo der Glaube verſagt, das Wiſſen giebt, das Zuhauſeſein in den jeweiligen Disziplinen. Er hatte ſeinen Schopenhauer immer wieder und wieder geleſen und bot ein geradezu leuchtendes Beiſpiel dafür, daß der Peſſimismus nicht blos ruinire, ſondern unter Umſtänden auch eine fördernde humanitäre Seite habe. Wieſike hatte das Mitleid und half immer, wo Hilfe verdient war. Eine vielleicht zu weit gehende Vorſtellung von der ungeheuren Bedeutung des Beſitzes, ja mehr, ein Stück vom Bourgeois und altmodiſchen Kleinkaufmann war ihm freilich geblieben. Aber auch das trat ſehr gemildert, um nicht zu ſagen geläutert auf.

Ich perſönlich kann ſeiner nicht ohne Dank und Rührung gedenken und zähle die mit ihm verplauderten Stunden zu meinen glücklichſten und beſtangelegten. Jedenfalls aber gehört er in ſeiner für märkiſche Verhältniſſe merkwürdigen Miſchung von finanzlicher und philoſophiſcher Spekulation, von Pfadfinder und Sokrates, von Diogenes und Lukull, zu den intereſſanteſten Figuren, die mir auf meinem Lebenswege begegnet ſind.

7. Kapitel.

Rückblick.

Wir nehmen Abſchied von Schloß Plaue, das der Wandlungen durch ein halbes Jahrtauſend hin ſo viele ſah: Georg v. Waldenfels erhob den churfürſtlichen Brückenzoll und der alte Zollwächter Gerimski jagte, vierhundert Jahre ſpäter, den Handwerksburſchen auf ſeinem Klepper nach und nahm ihnen als Pfand die Mütze vom Kopf; Friedrich v. Görne ſchuf das Plauer Porzellan und Wilhelm von Anhalt tanzte Contre und Kegelquadrillen und ließ die Stadt Plaue durch den Nachtwächter als Dorf ausrufen. Dann kamen die Königsmarck's und gründeten ihrem Ruhm ein Ruhmesmuſeum, und beinah gleichzeitig erſchien C. F. Wieſike dem Schloſſe gegenüber und ſchuf an eben der Stelle, wo die „große Büchſe" geſtanden hatte, das unfruchtbare Sand- und Sumpfland in ein Garten-Eden um und machte ſeine Studierſtube zur Kultusſtätte für Hahnemann und Schopenhauer. Aber alles iſt vergeſſen oder wird vergeſſen ſein, wenn die Geſchichte noch immer von dem Erſten an dieſer Stelle, von Johann von Quitzow erzählt, der den Mecklenburger Herzog in das Burgverließ warf und den das Wiehern ſeines Roſſes verrieth, als er ſich auf der Flucht im Havelröhricht verbergen wollte. Das Kleine vergeht, das Große bleibt. Denn ein Großes war es, als unter dem Hinſchwinden einer willkürübenden Adelsmacht die Geſetzlichkeit hier einzog und mit dieſer Geſetzlichkeit eine neue Zeit begründete.

Hoppenrade.

I. Kapitel.

Erſter Beſuch in Hoppenrade. Die Legende von der Krautentochter.

Es ſind jetzt zwanzig Jahre, daß ich, gleich bei Beginn meiner Arbeiten über Ruppin und Rheinsberg, zum erſten Male nach Hoppenrade kam. Ein Freund, der es ſchon oberflächlich kannte, hatte für jenen Tag die Führung übernommen, und nicht ohne Neugier und Erregung war es, daß ich nach dem „verwunſchenen Schloſſe“ hin ausſah, als wir in unſerer hin- und herſchwankenden und noch altmodiſch in C-Federn hängenden Halbchaiſe die große Rüſter-Allee hinauffuhren. Aber der Gegenſtand unſerer Neugier verbarg ſich bis zuletzt, und wurd' erſt ſichtbar, als wir unmittelbar vor ihm hielten. Er lag da wie herrenloſes Eigenthum.

„He, Hollah!“ Und der Kutſcher knipſte begleitend mit der Peitſche.

Niemand aber kam uns zu begrüßen, freilich auch niemand uns den Zutritt zu wehren, und ſo halfen wir uns denn ſchließlich ſelbſt, öffneten die nur angelegte Thür und ſtiegen an einer mit Silber und Schildpatt ausgelegten alten Flur-Uhr vorbei, die breite, flachſtufige Treppe hinauf, deren ſchöngeſchnitztes und noch wohlerhaltenes Geländer uns auf den Reichthum hinwies, der dies alles einſt ins Leben gerufen. Auf den Reichthum und den guten Geſchmack.

Und nun waren wir oben und gingen von Zimmer zu Zimmer. Alle ſtanden auf, und in jedem einzelnen erkannten wir immer wieder daſſelbe Durcheinander von Glanz und Verfall, das uns ſchon unten im Erdgeſchoß entgegengetreten war. Ueberall Deckenbilder und Holzgetäfel, Supraporten und Ledertapeten, aber dazwiſchen Spinnweb und abgefallener Kalk oder im unausgeſetzten Sonnenbrand trüb und buntglaſig gewordene Fenſterſcheiben, aufgeriſſene Dielen und durchgeregnete Stellen an Fries und Decke. Ganz zuletzt erſt kamen wir in einen großen ſaalartigen Raum, durch den die Drähte verſchiedener Klingelzüge gezogen waren, aber die Drähte hatten ihre Spannung verloren und hingen entweder ſchlaff und ſchräg an der Wand hin oder lagen einfach am Fußboden entlang. Einige Neugierige, die hier vor uns ihren Beſuch gemacht haben mochten, hatten ſich drin verfitzt und auf die Weiſe das Bild der Unordnung und Wirrniß nur noch geſteigert. In eben dieſem Saale lag auch eine todte Schwalbe, die muthmaßlich durch den Rauchfang gekommen war und den Ausgang nicht hatte finden können.

Ich fragte, wer das alles gebaut und bewohnt habe? Der Freund aber zuckte nur mit den Achſeln und ſetzte zu vorläufigem Troſte hinzu: „vielleicht, daß wir's unten von den Wänden leſen.“

Und damit ſtiegen wir wieder treppab und gingen ein paar lange Corridore hinunter auf einen entfernteren Schloßflügel zu, darin ſich die Schloßkapelle befinden ſollte. Hier aber, während im oberen Stock alles aufgeſtanden hatte, fanden wir die Thüre ſorglich geſchloſſen, und mußten, im Fall uns wirklich an einem Einblicke lag, einen Meier oder Verwalter oder ſonſtigen Major Domus von Schloß Hoppenrade zu finden ſuchen. Und wir fanden ihn auch in Geſtalt eines auf einer Parkwieſe mit Grasmähen beſchäftigten Tagelöhners, der ſich ſchließlich, nach einigem Parlamentiren, mit jener dem Märker eigenthümlichen Miſchung von Geneigtheit und Abgeneigtheit beſtimmen ließ, uns ins Schloß zu folgen und die Kapellenthür aufzuſchließen.

Die Kapelle ſelbſt hatte den Umfang und faſt auch das Anſehen eines Rococo-Saales. Pfeiler und Decke waren weiß und golden und reiche Stuckornamente dazwiſchen. Unmittelbar über dem Altar befand ſich die Kanzel, was auf Calvinismus deutete, ſonſt aber erſchien alles katholiſch und zwar katholiſch im zopfigſten Jeſuitenſtil, am meiſten ein paar ſchrankartige, ſchräg ins Eck gebaute Chorſtühle, die mit ihrem Gitterwerk und einem dahinter angebrachten Sitzplatze genau wie Beichtſtühle wirkten. Ein elfenbeinernes, anſcheinend italieniſches Crucifix ſteigerte noch dieſen Eindruck und wenn nicht das Crucifix ſelbſt, ſo doch der Ebenholzkaſten, auf dem es ſtand, in dem nach Reliquienart ein Stückchen Seidenzeug lag mit einem Pergamentſtreifen daran und der Inſchrift: De vestimento Mariae. Dicht hinter dem Crucifixe mündete von oben her der conſolartige Kanzelfuß und an eben dieſer Stelle war auch ein Doppel-Wappen angebracht, eines davon das Bredow'ſche. Sonſt fand ſich nichts, was ein Intereſſe hätte wecken können, ausgenommen ein Deckenbild in der Sakriſtei, das zu dem Calviniſtiſchen und jeſuitiſch Katholiſchen auch noch etwas Freimaureriſches hinzufügen zu wollen ſchien: ein Weltgott trug Scepter und Krone, dazu Sonn und Mond auf der Bruſt, und Löw und Skorpion auf dem Gürtel; ein Engel aber kniete vor ihm und opferte dem Gott ein brennendes Herz. Alles räthſelhaft. Auch dies Bild.

Als wir aus der Kapelle heraus und wieder draußen im Freien waren, überflog ich noch einmal, was ich drinnen geſehen. Ja, was war es? Ich hatte nichts erkannt als das Bredow'ſche Wappen, und unſer Cicerone beſtätigte denn auch, daß Hoppenrade Bredowſch und ſpäter erſt ein Frau von Arnſtedtſcher Beſitz geweſen ſei. Das war etwas, aber doch nicht genug; es verlangte mich mehr zu wiſſen, und als ich unerbittlich in den unter Verhör Genommenen eindrang, entſchloß er ſich endlich kurz und reſolvirte ſich dahin: „joa, denn helpt dat nich, denn möten wi to de Oll Stoegemann'ſch goahn, de weet allens. Un wat de annern weeten, dat weeten ſe ook man vunn ehr.“

Ich ſog jedes dieſer Worte begierig ein, und ehe zwei Minuten um waren, ſchritten wir ſchon über ein zwiſchen Schloß und Dorf eingeſchobenes Stück Wieſenland auf ein niedriges und dicht von Kürbis umwachſenes Haus zu, darin das alte Mütterchen und mit ihr die Dorftradition wohnen ſollte. Wir fanden ſie nicht gleich, das Häuschen war leer, im Garten aber kniete ſie vor einem Beet und ſammelte kleine rothſchaalige Zwiebeln in ein neben ihr ſtehendes Metzmaß.

Als ſie verſtändigt worden war, um was wir gekommen, erhob ſie ſich zu Gruß und freundlicher Anrede. Sie war überhaupt ſehr artig, ſprach Hochdeutſch, in das ſich nur dann und wann ein paar plattdeutſche Wörter einmiſchten, und wollt uns durchaus in ihre Stube führen. Aber wir baten ſie zu bleiben, was ſie zuletzt auch annahm und nur auf einen Backtrog zeigte, der umgeſtülpt unter ein Paar Zwetſchenbäumen lag. Auf dieſem Troge nahmen wir Platz und kaum daß ich mich zurecht gerückt hatte, begann ich auch ſchon mit allerhand Fragen wegen der Bredow's. Als ich aber merkte, daß ſie von dem allem nicht viel oder eigentlich ſo gut wie nichts wußte, weil es vor ihrer Zeit geweſen war, ſo ließ ich die Bredow's fallen und leitete das Geſpräch auf die Frau v. Arnſtedt hinüber, „die müſſe ſie doch noch gekannt haben“.

„Ob ich die gekannt habe! So lange ich denken kann. Ich war ja ſchon drüben, als das älteſte Fräulein geboren wurde, das Roſalchen, die nachher den Wülknitz heirathete, den Kammergerichtsrath, der bis voriges Jahr unſere Herrſchaft war. Ach, das war eine himmliſch gute Frau, die hatte den lieben Gott im Herzen und unſern Herrn Chriſtus auch. Und das Fräulein Clara, die ja nu wieder die Tochter von der Frau v. Wülknitz war . . .“

„Aber liebe Frau Staegemann. Sie wollten mir ja von der Frau von Arnſtedt erzählen.“

„Richtig, von der Frau von Arnſtedt, von unſrer erſten gnädigen Frau. Nu, die war ja ſchon ein Erbkind, als ſie noch kaum geboren war, und erbte denn auch das große Krauten-Erbe, das von Vater und Vaterſchweſter herkam. Und weil es jeder gern haben wollte, nämlich das Krauten-Erbe, ſo nannten ſie ſie die Krautentochter. Und ſo hat ſie geheißen bis an ihr ſeliges Ende. Denn das wird ſie doch wohl gehabt haben. Aber all das, ich meine das mit der

Erbſchaft, das war lange vor meiner Zeit, und als ich aufs Schloß kam, da war ſie ja ſchon die Frau von Arnſtedt, und eine ſehr ſchöne Frau, ſo Mitte Dreißig, und immer drüben in Rheinsberg. Und hatte damals drei Kinder. Das heißt drei Kinder von ihrem dritten Mann. Denn ſie war ſchon zwei Mal vorher verheirathet geweſen, erſt mit Elliot und dann mit Knyphauſen.“

„Und dann erſt mit Arnſtedt?“

„Wohl, dann erſt mit Arnſtedt. Das war der Dritte, der Rittmeiſter. Und als ſie noch mit Elliot verheirathet war, da war ja das Duell?“

„Das Duell?“

„Ja, das Duell, weil ſie den Engliſchen nicht leiden konnte. Und warum nicht? Weil er ihr zu engliſch und auch zu eiferſüchtig war, worin er aber wohl Recht hatte. Denn ſie ſchrieb ſich immer Briefe mit Knyphauſen, und drüben im Park iſt noch der Baum, in den ſie die Liebeszettel immer hineinlegten. Aber Elliot erfuhr es, und als er einen Brief las, in dem alles drin ſtand, da ſchoſſen ſie ſich, und Elliot kriegte was weg, aber nicht viel, blos einen Streifſchuß. Und dann ging er in die weite Welt.“

„Und iſt auch nie wiedergekommen?“

„O doch. Aber blos ein einzig Mal, als er die kleine Miß abholen und mit nach England nehmen wollte. Das heißt heimlich und liſtig und mit Gewalt. O, wie hab ich den lieben Gott immer gedankt, daß ich damals noch nicht Kindermuhme war, ich hätte den Tod gehabt, wenn ich ſo was erlebt hätte. Denn wie kam er denn? In einer feinen Kutſche kam er und bei hellem lichten Tag, aber er fuhr nicht vor und nicht auf die Rampe, ſondern blos immer um den Park herum. Und als er an die Stelle kam, wo das Kind ſpielte, denn er mußte wohl ſeine Kundſchafter gehabt haben, da ſprang er mit eins heraus und nahm das Kind und das Spielzeug und die große Puppe, die grad auf der Wieſe lag, und wie der Blitz wieder in ſeine Kutſche hinein und heidi vorwärts über den Sturzacker und die Stoppelfelder, immer grad aus bis England.“

Ich that noch allerlei Fragen, alles indeſſen, was ſie mir antwortete, war eigentlich nur Wiederholung. Es zeigte ſich deutlich, daß die Geſchichte von dem Briefwechſel und dem Duell, und mehr noch die Geſchichte von der Entführung der kleinen Miß Elliot einen Eindruck auf ſie gemacht hatte; der Reſt aber war vergeſſen oder blieb im Dunkel.

Eine Stunde ſpäter ſchied ich von Hoppenrade, feſt entſchloſſen, das Dunkel nach Möglichkeit zu lichten. Aber es wollte nicht glücken. Die Memoiren aus jener Zeit, ſoweit ſie mir damals bekannt oder zugänglich waren, ließen mich im Stich, und die Rheinsberger Gegend, in der im Allgemeinen die Prinz Heinrich-Traditionen immer noch friſch und lebendig ſind, gewährte mir faſt noch weniger, als die Prinz Heinrich-Literatur.

Ich gab es ſchließlich auf und hatte meinen erſten Beſuch in Hoppenrade faſt ſchon vergeſſen, als ein glücklicher Zufall mich erfahren ließ, daß auf einem alten Knyphauſen-Schloß, und zwar auf Schloß Lützburg in Oſtfriesland, eine Familienchronik exiſtire, darin ſich in Bezug auf Elliot und Knyphauſen alles finde, was ich nur irgendwie wünſchen könne. Die Reiſe dahin ſchob ſich jedoch abermals hinaus, bis ich ſchließlich für alles Warten und alle Mühe reichlich belohnt wurde.

Was ich in Folgendem gebe, beſonders in den mittleren Kapiteln, iſt zu weſentlichem Theile der erwähnten Lützburger Chronik entnommen. Andres ſtammt aus Briefen und Prozeßakten, noch andres aus den mir erſt neuerdings zu Händen gekommenen Thiébault'ſchen „Souvenirs“. Auch in Hoppenrade ſelbſt hab ich noch allerlei kleine Züge für dieſen Aufſatz und ſeine Heldin einzuſammeln vermocht.

Soviel zur Einleitung.

Ich beginne nunmehr damit, über das bisher nur andeutungsweis Geſagte hinaus, in Nachſtehendem feſtzuſtellen, wer die Krautentochter und was das Krauten-Erbe war.

2. Kapitel.

Wer war die Krautentochter? Und was war das Krauten-Erbe?

Es iſt alſo von der Krautentochter und dem Krauten-Erbe, das ich in Nachſtehendem erzählen will. Aber das Krauten-Erbe (der wahre Nibelungen-Hort in dieſer Geſchichte) war eher da, weshalb ich mit ihm beginne.

Was war das Krauten-Erbe?

Das Krauten-Erbe, das eigentlich ein Bredow-Erbe war, umfaßte das in der Südoſtecke des jetzigen Kreiſes Ruppin gelegene, mit einzelnen Begüterungen auch in den uckermärkiſchen Kreis Templin übergreifende „Land Löwenberg“.

Dies aus drei Haupttheilen, aus dem eigentlichen Löwenberg, aus Liebenberg und drittens und letztens aus Hoppenrode beſtehende „Land Löwenberg“ gehörte ſeinerzeit den Biſchöfen von Brandenburg und wurde von einem derſelben, unter gleichzeitiger Ausſtellung einer Belehnungsurkunde, dem Hans von Bredow aus der Frieſacker Linie verkauft.

Das war 1460.

Von dieſer Zeit an (1460) war das Land Löwenberg etwa hundertundfünfzig Jahre lang in unausgeſetztem Beſitze der Bredow's. Sie gingen bei den Biſchöfen von Brandenburg und ſpäter, nach der Säculariſation, bei dem Landesherrn zu Lehn.

Erſt im 17. Jahrhundert änderten ſich dieſe Verhältniſſe. Kurz vor dem 30jährigen Kriege kam das eigentliche

Löwenberg und kurz nach demſelben auch Liebenberg in fremde Hände, ſo daß, von etwa 1652 ab, die Bredow's an eben dieſer Stelle nichts anderes mehr beſaßen, als den verhältnißmäßig kleinen Antheil Hoppenrade.

So verblieben die Dinge geraume Zeit, bis der Abſchluß einer reichen Heirath einen plötzlichen Wandel zum Guten und faſt bis zur Wiederherſtellung ehemaligen Glanzes ſchaffte. Dies war 1715. In dieſem Jahre vermählte ſich Joachim Heinrich v. Bredow, Dompropſt zu Havelberg, Erb- und Lehnsherr auf Hoppenrade, mit Conſtanze Amalie Sophie v. Kraut, Tochter des Geheimen Finanzraths und Nichte des Miniſters v. Kraut, und gelangte dadurch in den Beſitz eines ſo bedeutenden Vermögens, daß der Rückkauf des eigentlichen Löwenberg, das ſtets den Haupttheil des ſogenannten „Landes Löwenberg“ ausgemacht hatte, ſtattfinden konnte.

Von dieſem Zeitpunkt (1724) an, war „Land Löwenberg“ — mit alleiniger Ausnahme der ein für allemal abgetrennten Liebenberger Antheile — wieder in Bredowſchen Händen, und nur in einem wichtigen Punkte hatten ſich die Verhältniſſe geändert: aus dem großen Löwenberger Antheil, i. e. Loewenberg proprium, war, in Folge der Verkaufs- und Rückkaufsproceduren, ein ſeiner ehemaligen Lehnsguts-Eigenſchaften entkleideter Beſitz geworden, aus welcher immerhin wichtigen Umwandlung das reſultirte, daß das geſammte „Land Loewenberg“ nunmehr einen gemiſchten, juriſtiſch und erbrechtlich ungleichen Gütercomplex darſtellte, deſſen kleinerer Theil, Hoppenrade, Lehnsgut geblieben, deſſen größerer Theil aber, das eigentliche Löwenberg, Allod oder ein frei verfügbarer Beſitz geworden war. Aus dieſer, allem Anſcheine nach, damals als gleichgiltig oder wenigſtens unwichtig angeſehenen erbrechtlichen Verſchiedenheit, ergaben ſich, wie wir im Weitren erſehen werden, arge Verwicklungen, in Betreff deren freilich anerkannt werden muß, daß ſie vielleicht ausgeblieben wären, wenn die Verhältniſſe dem geſammten „Löwenberger Land“ oder, was daſſelbe ſagen will, dem großen Bredow-Erbe geſtattet hätten, ein Bredow-Erbe zu bleiben. Die Verhältniſſe führten aber umgekehrt zu dem Verſuche (der denn auch glückte) das Bredow-Erbe durch Teſtamentsbeſchluß in ein Krauten-Erbe zu verwandeln.

Uns aber erübrigt es nunmehr, in Nachſtehendem zu zeigen, worin die direkte Veranlaſſung zu ſolcher Umwandlung lag.

Die Veranlaſſung dazu lag in einem häuslichen Unglück, von dem ſich das dompröpſtlich Bredow'ſche Paar, nachdem demſelben zwei Söhne geboren worden waren, betroffen ſah. Beide Söhne wurden geiſteskrank, und als ſich nach längerer Zeit ihre Geiſteskrankheit als unheilbar herausſtellte, war für die Dompröpſtin v. B., geb. v. Kraut, die Nothwendigkeit gegeben, über das Erbe, das von ihren zwei Söhnen nicht angetreten werden konnte, zu Gunſten anderer Perſonen zu verfügen. Dies geſchah denn auch in einem Teſtamente vom Jahre 1745. In eben dieſem Schriftſtücke ſetzte ſie feſt, daß nach ihrem, übrigens unmittelbar danach thatſächlich erfolgenden Ableben

1) Die Verwaltung der Geſammt-Güter an eine Vormundſchaft überzugehen und

2) eben dieſe Vormundſchaft für das leibliche Wohlergehen ihrer unglücklichen Söhne Sorge zu tragen habe. Nach dem Hinſcheiden derſelben aber ſolle

3) das Geſammt-Erbe, weil es von Krauten-Geld erſtanden ſei, nicht an die Bredow-Familie, ſondern an die Krauten-Familie fallen.

Und hiernach wurde denn auch in allen Stücken verfahren und nach erfolgtem Tode der Teſtirenden eine Vormundſchaft eingeſetzt, die ſich nicht nur die Verwaltung der Güter, ſondern, wie vorgeſchrieben, auch die leibliche Pflege der beiden überlebenden Söhne der Dompröpſtin angelegen ſein ließ. Als am 3. Auguſt 1788 auch der letzte dieſer beiden Söhne, der in ſeiner Jugend als ein durch Leibes- und Geiſtesgaben ausgezeichneter Offizier im Regiment der Leib-Carabiniers geſtanden, aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden war, war nunmehr der Moment da, wo das Geſammt-Erbe, dem Teſtamente gemäß, an die Krauten-Familie fallen mußte. Dem Teſtament, aber nicht dem Rechte gemäß. Die Dompröpſtin, unausreichend oder übel berathen, hatte das Lehn-Gut Hoppenrade, das ſeit 1460 unausgeſetzt ein Bredow'ſches Eigenthum geweſen und durch Krauten-Geld nicht erſt rückerworben war, irrthümlicherweiſe mit wegteſtirt, und dadurch das Lehns-Erbrecht der Bredow'ſchen Familie verletzt, die denn auch mit ihrem Proteſt dagegen nicht ſäumte.

Soviel zunächſt über das Krauten-Erbe. Sie aber, der dies Erbe zufiel, war die Krauten-Tochter, und im Hinblick auf dieſe ſtellen wir nunmehr die zweite Frage:

Wer war die Krautentochter?

Wer war die Krautentochter? Sie war die Erb-Nichte der in Vorſtehendem oft genannten Dompröpſtin v. Bredow, geb. v. Kraut, zugleich Heldin unſerer Geſchichte, das einzige Kind des Oberſten und Baron v. Kraut, Hofmarſchalls am Hofe des Prinzen Heinrich von Preußen.

Ueber ihn, dieſen Hofmarſchall v. Kraut zunächſt ein Wort.

Carl Friedrich v. Kraut wurde 1703 als der Sohn des Geheimen Kriegsraths v. Kraut (Bruder des Miniſters v. Kraut) in Berlin geboren. Als er 1723, nach Ableben von Vater und Oheim, ein ſehr bedeutendes Vermögen ererbt hatte — die zweite Hälfte deſſelben fiel an ſeine Schweſter die Dompröpſtin — ging er, 20 Jahre alt, nach Paris, um in der franzöſiſchen Armee Dienſte zu nehmen, in der er ſich alsbald auch hervorthat und zum Oberſten aufſtieg. Näheres über dieſen franzöſiſchen Waffendienſt hab' ich nicht in Erfahrung bringen können, auch nicht wie lange derſelbe dauerte. Keinenfalls indeß wird er über das Todesjahr ſeiner Schweſter hinaus ausgedehnt worden ſein, in welchem Jahre (1745) ihn eben dieſe Schweſter nicht nur zum Vormund über ihre beiden geiſteskranken Söhne, ſondern auch zum erſten Curator über das große Bredow- beziehungsweiſe Krauten-Erbe beſtellte. Dieſer ſeiner Aufgabe ſich unterziehend, begegnen wir ſeinem Namen von 1746 an bis an ſeinen Tod in den

Rechnungs- und Kirchenbüchern des Landes Löwenberg. Er zeigte ſich übrigens gleichzeitig befliſſen, bei ſeiner Rückkehr nach Preußen auch in den Staatsdienſt oder wenigſtens in eine Hofſtellung einzutreten und wurde zu nicht genau zu beſtimmender Zeit Hofmarſchall am Prinz Heinrich'ſchen Hofe. Wahrſcheinlich um das Jahr 50. 1754 finden wir ihn als Taufpathen im Liebenberger Kirchenbuch, und ungefähr um dieſelbe Zeit war es, daß er am Hofe der Königin-Mutter die Bekanntſchaft des ſchönen Fräuleins Ilſe Sophie v. Platen machte, mit der er ſich bald danach vermählte. Während des zwei Jahre ſpäter ausbrechenden Krieges verblieb er nicht blos in ſeinem Hofmarſchallamte, ſondern auch in ſteter Umgebung der ebenſo ſchönen, wie liebenswürdigen Prinzeſſin Heinrich, gebornen Prinzeß von Heſſen-Kaſſel, die damals noch in keinem Zerwürfniß mit dem Prinzen, ihrem Gemahl, lebte, vielmehr als „la belle fée“, „La Divine“, „L'incomparable“ ꝛc. die gefeierteſte Dame des Hofes war.

Auch 1760 befand ſich v. Kraut in unmittelbarer Umgebung der Prinzeſſin und begleitete dieſelbe nach Magdeburg, wohin ſich um eben dieſe Zeit Alles, was zum Hofe gehörte, flüchtete, weil das Vorrücken der Ruſſen und Oeſterreicher ein Verbleiben in der Hauptſtadt als mindeſtens unräthlich erſcheinen ließ. In den Tagebuchblättern der Gräfin v. Voß, geb. v. Pannwitz, begegnen wir vielfach Aufzeichnungen aus jener Magdeburger Zeit, in denen neben Anderem auch unſeres Hofmarſchalls Erwähnung geſchieht. Ich gebe die betreffenden Stellen.

„1. September 1760. Ich ſchrieb heute nach Berlin, aß bei Frau v. Kraut, ſpielte nach Tiſch Comet mit dem Prinzen von Uſingen, Baron Müller und Kraut und fuhr um 5 nach Hauſe.

11. September. Als ich friſirt und angezogen war, ging ich zur Prinzeſſin. Zu Tiſche war ich bei der Kraut, deren Geburtstag wir feierten. Auch die Kneſebeck, Prinz Uſingen und Oberſt Lilienberg waren zugegen. Alles war in heiterer und übermüthiger Laune, und nach dem Kaffee wurde wie immer Karte geſpielt.

12. September. Am Abend zunächſt in die Aſſemblé beim Grafen Lamberg, wo ich mit Kraut und dem Prinzen von Naſſau eine Partie machte. Von Lamberg aus (wo es ſehr voll war) fuhr ich mit Kraut an den Hof. Die Königin war ſehr verſtimmt. Sie ſchalt über die großen Aufmerkſamkeiten, welche man hier den gefangenen Ausländern erweiſe.

11. Oktober. Am Abend war ich bei der „Belle Fée", die ſehr böſe auf Kraut war und ganz mit Recht, denn er hat in den Vorzimmern der Prinzeſſin aus Sparſamkeit Talglichter anſtatt der Wachskerzen brennen wollen.

14. Oktober. Ich ging an den Hof und ſpielte Komet mit dem Prinzen von Preußen und der Belle Fée. Man erzählte, daß die Prinzeſſin Amalie zu Mittag bei der Prinzeſſin Heinrich angekommen ſei und ſich und ihr das Diner mitgebracht habe, um dem Hofmarſchall Kraut einen Streich zu ſpielen, der zwei Speiſen von dem bisherigen Küchenzettel der Prinzeſſin geſtrichen hatte.

22. Februar 1761. Am Nachmittage hatten wir noch eine letzte Probe des Schäferſpiels und um 6 Uhr ging Kraut hinunter und bat die Prinzeſſin, die Treppe herauf zu kommen. In dem Moment, als ſie eintrat, ging auch ſchon der Vorhang auf und der Chor fing an zu ſingen. . ."

Aus dieſen wenigen Tagebuchſtellen ergiebt ſich nicht blos ein Zeit- und Lebensbild, ſondern zugleich auch eine Charakteriſtik unſeres Hofmarſchalls. Und nicht zu ſeinen Ungunſten. Er hatte das Einſehen von einer gerade damals von allen Seiten her hereinbrechenden äußerſten Gefahr, und empfand ſehr richtig, daß in Tagen, in denen der König ſchrieb: „es giebt freilich Leute, die ſich allen Schickungen unterwerfen, ich aber werd' es nicht; ich habe für Andere gelebt, für mich will ich ſterben," ich ſage, der Hofmarſchall empfand ſehr richtig, daß in ſolchen Tagen eine kleine Prinzeſſin allenfalls auch ohne Wachslichter im Vorzimmer und mit zwei Gerichten weniger auskommen konnte.*)

---

*) Man iſt in der That bei Lektüre dieſer „Tagebuchblätter" immer wieder und wieder erſtaunt über die von vergnüglichſter Laune getragenen

Die vorgeſchilderten Magdeburger Tage verlängerten ſich bis in den Spätherbſt 61. Erſt im November oder December ebengenannten Jahres kehrte die Königin mit Allem, was zum Hofe gehörte, nach Berlin zurück, allwo denn auch wenige Wochen ſpäter, und zwar am 24. Januar 1762, dem Hofmarſchall v. K. eine Tochter geboren wurde: Luiſe Charlotte Henriette v. Kraut, unſere Krautentochter.

Ueber die folgenden fünf Jahre, ſoweit der Hofmarſchall in Betracht kommt, ſchweigen alle Memoiren und Briefe. Das Nächſte, was wir von ihm erfahren, erfahren wir aus dem Löwenberger Kirchenbuche, woſelbſt es unterm 23. Dezember 1767 heißt: „Am heutigen Tage beſchloß ſein ruhmreiches Leben zu Berlin Abends 7 Uhr der weyland hochwohlgeborene Herr, Herr Carl Friedrich Freyherr v. Kraut, Hofmarſchall im Hofſtaate S. K. H. des Prinzen Heinrich und Vormund der beiden geiſteskranken Herren v. Bredow zu Löwenberg. Er war der Mutter-Bruder dieſer beiden v. Bredow's, ein Herr der edelſten Gemüthsart, der vielen Menſchen in der Welt, zum Theil durch ſchwere Koſten zu zeitlichen Ehrenſtellen verholfen und ihr irdiſch Glück befördert hat. Er zeigete ſich gegen alle Mitmenſchen als ein Menſchenfreund, und war Allen, ohne jede Nebenabſicht des Eigennutzes, willfährig und gefällig. Hiervon zeugete inſonderheit ſeine Fürſorge für die Kranken. Er pflegte zur Sommerzeit, wenn er ſich auf ſeinen Gütern aufhielt, eine Menge

---

Formen, unter denen das damalige Hofleben verlief, als ob die Frage nach der Fortexiſtenz des Staats gar nicht exiſtirt habe. So ſtimm ich denn auch folgenden Bemerkungen durchaus bei. „Dieſe Tagebuchblätter aus dem Jahre 60 und 61 zeigen uns in beinahe räthſelhafter Weiſe, wie man ſich in derſelben Zeit, wo der König inmitten ſchwerſter Verluſte mit um ſo größerem Heldenmuthe gegen die Uebermacht ſeiner Feinde rang, wie man ſich in eben dieſer Zeit am Hofe ſeiner Gemahlin, ſeiner Schweſter und Schwägerinnen die Langeweile mit kleinen Luſtbarkeiten zu vertreiben ſuchte. Dies frappirt um ſo mehr, wenn man den damaligen äußerſt bedrohlichen Gang der Ereigniſſe (die Zeit vor und nach der Schlacht bei Torgau) ſcharf ins Auge faßt. Es macht Alles, um es zu wiederholen, einen befremdlichen Eindruck. Aber es würde ungerecht ſein, den einzelnen Perſonen aus dem einen Vorwurf machen zu wollen, was in der Auffaſſung und Lebensweiſe der Zeit lag."

von Medikamenten aus Berlin mitzubringen. Und wenn ſich Kranke bei ihm meldeten und er ihren Zuſtand erkundet hatte, gab er ihnen die Medikamente, von woher die Kranken auch ſein mochten. Am vierten Tage nach ſeinem Hinſcheiden, am 27. Dezember Abends, ſind die erblaßten Gebeine des wohlſeligen Herrn Hofmarſchalls in dem Freyherrlich von Kraut'ſchen Erbbegräbniß in der Nicolaikirche zu Berlin beigeſetzt worden. Und nachdem dieſer Todesfall auf die beweglichſte Art der Gemeinde zu Löwenberg am 1. Januar 1768 zur Kenntniß gebracht worden iſt, iſt darüber zwei Wochen lang auf allen v. Bredow'ſchen Gütern geläutet worden. Er hinterläßt eine über ſeinen Tod betrübte Frau Wittwe aus dem hochadligen v. Platenſchen Geſchlecht und eine trotz ihrer frühen Jahre ſchon hoffnungsvolle Tochter."

3. Kapitel.

Wie die Mutter der Krautentochter ihre Tochter erzog, und wer dieſe Mutter war.

Die Krautentochter war erſt 5 Jahre alt, als der Vater ſtarb. Die Erziehung lag alſo bei der Mutter.

Wer war nun dieſe Mutter? Und wie war ſie? Wir antworten darauf, eh' wir uns der Frage nach der Erziehung der Tochter zuwenden.

Elſe Sophie v. Platen kam 1748 an den Hof der Königin-Mutter. Sie mochte damals 18 Jahre alt ſein. In dem Tagebuch der Gräfin v. Voß geſchieht auch ihrer Erwähnung: „An die Stelle des Fräulein v. Bredow", ſo heißt es darin, „die ſich mit einem Herrn von Schwerin verheirathete, trat Fräulein von Platen, ein wunderhübſches Mädchen, das aber wenig Geiſt und eine ſehr melancholiſche Gemüthsart beſaß." In dieſen wenigen Zeilen wird die junge Dame, die ſpätre Hofmarſchallin v. Kraut, ſehr wahrſcheinlich am zutreffendſten gezeichnet ſein. Alles Andre, was an Ausſprüchen über ſie vorliegt, geht nach der einen oder andren Seite hin ins Extrem und widerſpricht ſich untereinander. Es ſcheint, daß ſie, von einzelnen objektiv urtheilenden Perſonen (wie die Gräfin Voß) abgeſehen, nur leidenſchaftliche Verehrer und leidenſchaftliche Feinde hatte. Zu den erſteren gehörte Thiébault, in deſſen immerhin ſchätzenswerthem Werke „Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin" auch der Hofmarſchallin von Kraut (die bald nach dem Ableben ihres erſten Gatten den holländiſchen Geſandten de Verelſt heirathete, bald indeß abermals Wittwe wurde) an verſchiedenen Stellen Erwähnung geſchieht. „Unter den Damen“, ſo heißt es in dem eben genannten Buche, „die Prinz Heinrich auszuzeichnen pflegte, befand ſich auch eine Madame de Verelſt, zuletzt Wittwe des holländiſchen Geſandten. Es wurd' ihr von Seiten Monſeigneurs, außer einer an Aufmerkſamkeiten reichen Freundſchaft, auch ein ganz beſonderes Vertrauen bewieſen, was dahin führte, daß ſie die Sommermonate beinahe regelmäßig in Rheinsberg zubrachte. Sie war aufrichtig, ernſt und überlegend und dabei von einer ſo durchaus honnetten Geſinnung, daß Niemand begriff, was ſie vordem hatte beſtimmen können, einem ſo langweiligen und übellaunigen Menſchen wie dem Baron v. Kraut, ihrem erſten Manne, die Hand zu reichen.“

In vollem Gegenſatze dazu ſteht Alles, was ihr ſpäterer Schwiegerſohn, Baron Knyphauſen, über ſie ſagt. Ihm zufolge war ſie nicht blos „une femme vaine, bornée et détestable“, ſondern rund heraus „un monstre“, und nur darin einigen ſich Beider Urtheile, daß ſie gut zu repräſentiren verſtand, Reſte früherer Schönheit aufwies, und über den freien und ſicheren und, wenn ihr daran lag, auch über den hohen Ton der Geſellſchaft eine vollkommene Verfügung hatte.

Une femme adroite nach Thiébault, une femme détestable nach Knyphauſen, das war die Frau, der jetzt die Sorge der Erziehung ihrer Tochter oblag, eine Frau, der es unter allen Umſtänden an der Fähigkeit gebrach, ihrem Kinde mehr zu geben, als eine den Rheinsberger Verhältniſſen angepaßte Tournüre. Worauf es in ihren Augen ankam, das war, vor „Monſeigneur“ erſcheinen und in der großen Welt ein „sort“ machen zu können. Dazu gehörte nicht mehr, als eine Kammerjungfer aus dem gelobten Lande Frankreich und ein Tanz- und Sprachmeiſter von eben daher. Auch verlautet an keiner Stelle, daß etwas darüber Hinausliegendes jemals ernſthaft gepflegt worden wäre. Das Ernſthafte galt für langweilig und pedantiſch und war Sache gewöhnlicher Leute. Freilich man mußte die Phèdre kennen und die Médée und die Mérope, aber doch auch nur um ein Citat des Prinzen verſtehen und allenfalls erwiedern zu können. Alles hatte nur ſo viel Werth und Bedeutung, als der Hof gut fand, ihm zuzumeſſen. Zu Gunſt ſtehen, reich ſein und Einfluß haben, war das Einzige, das zu leben lohnte. Und wenn es überhaupt Pflichten gab, ſo war doch erſte Pflicht jedenfalls die, von der Sorge kleiner Leute nichts zu wiſſen und einem Prinzen zu gefallen.

4. Kapitel.

Die Krautentochter wird Frau v. Elliot.

In dieſem Geiſte ging denn auch der Gang der Erziehung, und es glückte damit ſo vollkommen, daß ſchon einige Monate vor der Einſegnung, an Charlottens (der Krautentochter) Verheirathung gedacht werden konnte. Die Jugend derſelben war kein Hinderniß, war doch ihres Vaters Schweſter, als ſie dem Dompropſten die Hand reichte, nur um ein halbes Jahr älter geweſen. Und überhaupt war es denn nöthig alt und weiſe zu ſein, um zu heirathen? Gewiß nicht.

Alſo Charlotte ſollte heirathen.

Aber wen?

Das Auge der Mutter richtete ſich vor Allem auf einen *Geſandten*. Ein ſolcher empfahl ſich doppelt, einmal weil es unter allen Umſtänden eine vornehme Partie war, und zweitens und hauptſächlichſt weil ein Geſandter eine gewiſſe Garantie bot, über kurz oder lang abberufen und an einem vielleicht weit entfernten Hofe beglaubigt zu werden. Trat dieſer Fall ein, ſo lag *ihr*, der Mutter, ob, in der Heimath nach dem Rechten zu ſehen, *ſie* war dann Herrin aller Güter, viel viel mehr als die Tochter, die ſich mit beliebigen Erklärungen abfinden laſſen mußte. Dieſem Calcül entſprach es, daß ihr unter allen Geſandten die britiſchen am begehrenswertheſten erſchienen. Ein britiſcher Ambaſſadeur war ſogar in der Möglichkeit, über das blos Geſandtſchaftliche hinaus, als oſt- oder weſtindiſcher Gouverneur und Vicekönig ſeine

Tage ruhmvoll beſchließen zu dürfen. Und Oſt- oder Weſtindien, welches Ideal von Entfernung!

In der That, es war ein Engländer und zwar der als Nachfolger von Sir John Mitchell am Berliner Hofe beglaubigte Mr. James Harris (ſpäter Lord Malmesbury), auf den ſich das Auge der Madame de Verelſt richtete, bevor ihre Tochter Charlotte noch das 15. Lebensjahr erreicht hatte. Das war ein Schwiegerſohn nach ihrem Sinne! Aber James Harris verhielt ſich durchaus ablehnend gegen alles Preußiſche. „Die Preußen“, ſo ſchrieb er gerade damals, „ſind im Allgemeinen arm, eitel, unwiſſend, und ohne Grundſätze. Wären ſie reich, ſo würde der Adel ſich nie dazu verſtanden haben, in Subalternſtellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Ihre Eitelkeit zeigt ſich darin, daß ſie ihre eigene Größe in der ihres Monarchen erblicken, ihre Unwiſſenheit aber erſtickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit und Widerſtand. Und was endlich ihren Mangel an Grundſätzen angeht, ſo macht ſie dieſer Mangel zu bereitwilligen Werkzeugen aller ihnen ertheilten Befehle; ſie überlegen gar nicht, ob ſie ſich auf Gerechtigkeit gründen oder nicht!“ *)

So Mr. Harris, der zum Ueberfluß auch noch eine ſpeciell ungünſtige Meinung in Betreff der Madame de Verelſt unterhielt. Er ridiküliſirte ſie, was natürlich alle Pläne von Seiten der Dame raſch hinſchwinden ließ und an die Stelle des Entgegenkommens jene hautaine Miene ſetzte, auf die ſie ſich ſo gut verſtand.

Aber in ihren Grundanſchauungen von dem, was wünſchenswerth ſei, war durch dieſen Mißerfolg nichts ge-

---

*) Nicht beſſer als auf das Land war Mr. Harris auf den König ſelbſt zu ſprechen. Er ſchrieb über dieſen: „Um bei ſeinem Syſtem verharren zu können, hat er ſich der Moral und Religion entäußert. An die Stelle der Moral hat er eine gewiſſe Sentimentalität, an die Stelle der Religion den Aberglauben geſetzt. Nur ſo läßt ſich jene buntſcheckige Miſchung von Barbarei und Humanität erklären, die ſeiner Regierungsart eigenthümlich iſt.“

ändert worden, und als einige Monate ſpäter James Harris abberufen und Hugh Elliot an ſeine Stelle gekommen war, nahm ſie daſſelbe Spiel wieder auf.

Und diesmal mit beſſerem Erfolg. Zu Beginn des Jahres 78 war die nunmehr 16jährige Charlotte bereits Gemahlin Hugh Elliots, über den, zu beſſerem Verſtändniß deſſen, was ſich ſpäter ereignete, hier ſchon das Folgende ſtehen mag.

Hugh Elliot, als er nach Berlin kam, war noch ſehr jung und von noch jugendlicherem Anſehen. Er hatte nichts von dem Ruhigen, Geſetzten, Diſtinguirten, das eine Geſandtſchaftsſtellung erheiſcht, wirkte vielmehr in ſeiner Bartloſigkeit und halb knabenhaften Figur abſolut unfertig und nicht viel beſſer als ein von einer ſteten Unruhe geplagter Springinsfeld. Ungeachtet deſſen war er in den Hof- und Geſandtſchaftskreiſen beliebt, galt für amüſant (war es auch) und erfreute ſich ganz beſonders einer gewiſſen Vorliebe von Seiten des Prinzen Heinrich. Am Hofe dieſes war es denn auch, wo Thiébault ihn kennen lernte. „Geiſtreich und von delikater Struktur (delié), ſehr lebhaft und liebenswürdig“ das ſind die Worte, die die „Souvenirs“ für ihn haben. „Und dabei durch und durch Original, denn man iſt nicht Engländer ohne das“, ſetzt ihr Verfaſſer in guter Laune hinzu. Zu gleicher Zeit erzählt er ein paar Anekdoten, die mir ſehr geeignet ſcheinen, ihn in ſeinen Vorzügen wie ſeinen Schwächen zu charakteriſiren, weshalb ich dieſelben hier wiedergebe.

Eines Tages beim ruſſiſchen Geſandten entſtand ein erregter Streit, ob England oder Frankreich den größeren dramatiſchen Dichter hervorgebracht habe. Thiébault ſchwärmte für Racine, Elliot für Shakeſpeare. Thiébault operirte dabei viel mit „plus sublime“, worauf ihm Elliot erwiderte: „gerade das „plus sublime“ ſei das, was er für Shakeſpeare beanſpruche. Denn den Eindruck des Sublimen habe man immer nur da, wo ſich der Gegenſatz von hoch und niedrig, von Erhabenheit und Alltäglichkeit fühlbar mache, während überall da, wo ſich ein gleichmäßiges Plateau zeige (wenn auch Hoch-Plateau) von einem Eindruck des Erhabenen nie die Rede ſein könne. Und ſo käm' es denn, daß die „Niedrigkeiten,“*) die ſeinem engliſchen Dichter mit Recht vorgeworfen würden, eigentlich nur dazu dienten, die Größe deſſelben um ſo deutlicher erkennen zu laſſen.“

Um eben dieſe Zeit war es auch, daß Elliot einer Steinoperation halber nach Paris mußte. Man ſah dieſe Reiſe, weil ſich die franzöſiſche Regierung kurz vorher zu Gunſten der amerikaniſchen Colonien, will alſo ſagen gegen England entſchieden hatte, ziemlich allgemein als ein Wagniß an, und auch die Königin äußerte ſich in dieſem Sinne. „Oh, Madame“, replicirte Elliot, „England und Frankreich ſind ſeit lange civiliſirte Nationen.“

Es ging dies von Mund zu Mund, und die fremdländiſchen Geſandten, die, wie gewöhnlich, wenig Zärtlichkeit für Preußen übrig hatten, freuten ſich der nonchalanten, echt engliſchen Dreiſtigkeit, in der Elliot überhaupt excellirte. Freilich bedingte dieſelbe Dreiſtigkeit und Nonchalance zuletzt auch ſeinen Sturz, und zwar war es dieſelbe Frage der „amerikaniſchen Colonien“, was bald danach zu ſeiner Abberufung vom preußiſchen Hofe führte.

„Seitens dieſer Colonien“, ſo berichtet Thiébault, „waren zwei Vertrauensmänner in Berlin eingetroffen, die mit Fug und Recht als amerikaniſche Geheim-Geſandte angeſehen werden konnten. Es wurde ſelbſtverſtändlich aus Courtoiſie gegen England vermieden, ſie als Geſandte zu begrüßen, aber im Stillen wußte jeder, was ſie nach Berlin und Sansſouci geführt hatte. Wenigſtens Elliot wußt' es. Er wollte jedoch poſitive Gewißheit haben und leitete deshalb ein ziemlich gefährliches Spiel ein, das er ſich nur im Hinblick auf die hinter ihm ſtehende Macht Englands erlauben durfte. Voll Bonhommie zog er die beiden Amerikaner, als „Landsleute von älterem Datum", in ſeinen intimeren Umgangskreis und überſchüttete ſie mit kleinen geſellſchaftlichen Auszeichnungen. Eines Abends, nach vorher eingenommenem gemeinſchaftlichen Diner, fuhr er mit ihnen in die Oper. Als ſie jedoch zu ſpäter Stunde in ihre Wohnung zurückkehrten, fanden ſie die Thür erbrochen und eine Caſſette geraubt. Es zweifelte Niemand, auf weſſen Geheiß dies geſchehen; aber Elliot ging weiter und ließ ihnen am anderen Tage, wenn auch ohne direkte Namensnennung, die Caſſette wieder zuſtellen, aus der nichts herausgenommen war, als die die beiden Abgeſandten einigermaßen compromittirenden Papiere. Jeder war neugierig, wie der Affront geahndet werden würde, doch blieb anſcheinend alles ruhig, bis plötzlich, als man eben die Sache zu vergeſſen anfing, Elliot's Abberufung erfolgte. Der König hatte bei der engliſchen Regierung, unter Darlegung des Sachverhalts, auf ſeine Zurückberufung gedrungen.

---

*) Ich gebe aus dem Streit, der ſich weithin zog, nur dies Wenige. Das Intereſſanteſte daran iſt, daß auch Elliot, aller ſeiner Shakeſpeare-Schwärmerei zum Trotz, ſoweit Kind ſeiner Zeit war, daß er die „Niedrigkeiten“ Shakeſpeares, auf die Thiébault beſtändig recurrirte, gelten ließ. In den hundert Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, hat ſich das Urtheil ſpeciell über dieſen Punkt total geändert, und wir finden die Scene zwiſchen Prinz Heinz und Franz („Gleich, gleich Herr“) zwiſchen Falſtaff und Dortchen Lakenreißer, ja ſelbſt die zwiſchen den beiden Kärrnern zu Beginn des Stücks, gerade ſo „ſublim“ wie Hamlet und Macbeth. Wir haben uns von der Vorſtellung befreit, daß das Komiſche, ja ſelbſt das niedrig Komiſche, ſobald es nur einer vollendeten Charakteriſtik dient, niedriger ſtehe, als das Tragiſche.

In dieſen Zügen ſpricht ſich Elliots Charakter aus, und ohne ſeinem Rivalen Knyphauſen, der ihn abwechſelnd als „ruhmredig, leichtfertig und unconſequent" und zum Schluß einfach als „fou und furieux" bezeichnet, in all und jedem zuſtimmen zu wollen, erſcheint doch ſoviel richtig, daß er mit jener gefährlichen Lebhaftigkeit des Geiſtes ausgeſtattet war, die beſtändig geneigt iſt, in Willkür und Rückſichtsloſigkeit überzugehen. In der That, er war nervös, launenhaft, excentriſch und entbehrte ganz und gar der Möglichkeit, einer jungen, in Oberflächlichkeit und Eitelkeit erzogenen Frau das zu geben, was ihr fehlte. Nur Eins wird ihm zuzugeſtehen ſein: er liebte ſie wirklich, ſoweit er einer wirklichen Liebe fähig war, und hatte ſeine Wahl aus Sinn und Herz und nicht aus allerhand Rückſichten getroffen, am allerwenigſten aber aus Rückſichten auf ein Erbe, das nach engliſchen Vorſtellungen überhaupt nicht bedeutend und jedenfalls erſt in Zukunft zu gewärtigen war.

Nach dieſen Bemerkungen über Elliots Charakter, die nöthig waren, um unſere Heldin in dem, was ſpäter geſchah, nicht ungünſtiger und zweifelhafter als nöthig erſcheinen zu laſſen, nehme ich den Faden der Erzählung wieder auf und kehre zu der Ehe des jungen Paares zurück, die das Mindeſte zu ſagen, keine glückliche war.

5. Kapitel.

Die Krankentochter (nunmehr Frau v. Elliot) führt eine unglückliche Ehe.

Nicht gleich Anfangs zeigte ſich der Bruch, ein Jahr nach der Vermählung wurd' eine Tochter geboren, Elliot war glücklich und vielleicht war es auch die junge Frau.

Aber es währte nicht lange. So ſehr Elliot ſeine Frau liebte, ſo war es doch eine tyranniſch-launenhafte Liebe, die Zuneigung eines Kindes, das heute mit der Puppe ſpielt, morgen ſie ſchlägt und piekt und übermorgen ſie aufſchneidet, um zu ſehen, wie's drin ausſieht und ob ſie ein Herz hat. Es ſcheint indeſſen, daß die junge Frau dieſe Launen ertrug, bis das ridikül eiferſüchtige, vor aller Welt ſie bloßſtellende Benehmen ihres Gatten ihr ein Zuſammenleben mit ihm unerträglich machte.

Es war 1781 oder 82, als Elliot, der ſich ſchon vorher in ähnlichen Phantaſtereien ergangen hatte, plötzlich auf den Einfall kam, ſeine Frau unterhalte ein Liebesverhältniß mit dem holländiſchen Geſandten. Der Name deſſelben wird nicht genannt. Gleichviel. Dieſer Geſandte war nicht mehr jung und dachte nicht an Liebesabenteuer. Elliot indeſſen hatte ſich's in den Kopf geſetzt und wollte nur noch Gewißheit haben. Um dieſe ſich zu verſchaffen, begann er eines Tages nach dem Schlafengehen (er liebte mitternächtliche Converſationen) ſeiner Frau Mangel an Zärtlichkeit vorzuwerfen und ihr bei der Gelegenheit die Namen einer ganzen Anzahl von Perſonen zu nennen, für die ſie ſich unerklärlicherweiſe mehr intereſſire als für ihn. Und zuletzt nannt' er ihr auch den Namen des alten holländiſchen Geſandten. Sie nahm Alles zunächſt als einen Scherz, als er aber fortfuhr, ſie mit den unziemlichſten und beleidigendſten Fragen zu quälen, riß ihr endlich der Faden der Geduld. „Ob ich ihn liebe? Jedenfalls lieb' ich ihn mehr als Dich, weil er mich weniger gequält hat als Du.“ Kaum daß dieſe Worte geſprochen waren, ſo ſprang Elliot aus dem Bett und lief in nur halbvollendeter Toilette nach dem andern Ende der Stadt, um den holländiſchen Geſandten wecken zu laſſen. Als dieſer beſtürzt erſchien und die Mittheilung einer Nachricht von höchſter politiſcher Dringlichkeit erwartete, fuhr Elliot auf ihn los: „er unterhalte ein Verhältniß mit ſeiner Frau, was ihm dieſe vor einer halben Stunde ſelber geſtanden habe. Die Sache müſſe ſofort geregelt werden, weshalb er hiermit anfrage, ob er ſeine Frau zu heirathen gedenke?“ Der geängſtigte Geſandte verſicherte, „daß er Frau v. Elliot überhaupt nur zweimal in ſeinem Leben geſprochen habe; was aber das Heirathen angehe, ſo ſteh' es bei ihm feſt, überhaupt nicht zu heirathen.“ Elliot hörte dies mit Befriedigung, war aber weit entfernt, dadurch beruhigt zu ſein, drang vielmehr in den Geſandten, auf der Stelle mit ihm zu kommen und in Gegenwart ſeiner Frau dieſelbe Verſicherung abzugeben. Um allerlei Rückſichten willen, die namentlich in den nahen Beziehungen der Mad. de Verelſt zur Prinzeſſin von Oranien ihren Grund hatten, ließ ſich der Geſandte beſtimmen, dem halb unſinnigen Elliot in ſeine Wohnung zu folgen und hier in Gegenwart der herbeigerufenen Frau v. E. zu wiederholen „daß ihm beide Male, wo er die Ehre gehabt mit ihr zu ſprechen, ein Heirathsgedanke durchaus fern gelegen habe.“ Die ſchon durch ſein Erſcheinen, aber viel mehr noch durch dieſe Verſicherung aufs Aeußerſte beſtürzte Frau verlangte ſchließlich nur „ein discretes Schweigen über das Vorgefallene“, was denn auch Elliot nicht blos zuſagte, ſondern ſofort auch in einem feierlichen Eide beſchwor. Aber natürlich nur, um am nächſten Morgen all ſeinen Freunden und Freundinnen das nächtliche Vorkommniß unter den ungeheuerlichſten Zuſätzen als Anekdote zum Beſten zu geben. Eine Folge davon war, daß ſich die Hofgeſellſchaft zu größerem Theile von der um ihrer Triumphe willen ohnehin vielbeneideten Frau von Elliot zurückzog.

Bis zu dieſem Punkte waren die Dinge gediehen, als Baron Knyphauſen, der in einem entfernten Verwandtſchaftsverhältniß zu der jungen Frau ſtand, aus ſeiner oſtfrieſiſchen Heimath an den Rheinsberger Hof, an dem er eine Kammerherrnſtelle bekleidete, zurückkehrte. Hier in Rheinsberg fand er neben Madame de Verelſt auch das Elliotſche Paar vor, und wurde, da die Mißhelligkeiten deſſelben kein Geheimniß waren, alsbald der Vertraute der unſagbar unglücklichen Frau. Sie ſahen ſich oft, beriethen und planten und unterhielten, als Frau v. Elliot den Rheinsberger Hof wieder verlaſſen hatte, ſowohl nach Berlin wie nach Hoppenrade hin eine lebhafte Correſpondenz.

Um dieſelbe Zeit etwa, wo dieſe Correſpondenz geführt wurde, fand die ſchon vorerwähnte Verſetzung Elliot's an den Kopenhagener Hof ſtatt, was übrigens ein beſtändiges und intimes Eingeweihtbleiben in das, was in ſeinem Berliner Hauſe vorging, nicht hinderte. Madame de Verelſt unterhielt ihn über die fortgeſetzten, abwechſelnd perſönlichen und brieflichen Beziehungen ihrer Tochter zu Baron Knyphauſen und entwarf allerlei Pläne mit ihm, dieſem Treiben ein Ende zu machen. In Ausführung dieſer Pläne war es denn auch, daß von Seiten Elliot's eine Herausforderung an Knyphauſen erging.

Und hiermit war der erſte Schritt zu jenem célèbren Rencontre geſchehen, das uns, auf den nächſten Seiten unter Zugrundelegung einer Anzahl Knyphauſen'ſcher Briefe beſchäftigen ſoll. Einiges, was in Vorſtehendem ſchon angedeutet wurde, findet darin Beſtätigung und weitere Ausführung.

Fürſtenberg (in Mecklenburg-Strelitz), 4. Juli 1783.

Mein hochgeehrter Herr Vater. Sie werden überraſcht ſein, von dieſem unbekannten mecklenburgiſchen Städtchen aus, einen Brief von mir zu erhalten. Aber das Nachſtehende wird Aufklärung darüber geben. Als ich letzten Sommer von meinem Beſuch bei Ihnen nach Rheinsberg zurückkehrte, fand ich daſelbſt eine zahlreiche Geſellſchaft vor und darunter auch den engliſchen Geſandten Elliot, ſammt ſeiner Gemahlin Frau v. Elliot, einer geborenen Baroneſſe v. Kraut. Frau v. Elliot, die bis dahin ihrer großen Schönheit unerachtet niemals einen Eindruck auf mich gemacht hatte, rührte mich durch ihr eheliches Unglück, das viel viel größer war als ihre Schuld, wenn von einer ſolchen überhaupt geſprochen werden kann. Was ſtattgefunden hatte, waren Unvorſichtigkeiten, die leider nicht blos Seitens Mr. Elliots, eines ebenſo großſprecheriſchen und eitlen, wie leichtſinnigen und charakterloſen Mannes, ſondern auch ſeitens der eigenen Mutter ausgebeutet worden waren, um der jungen Frau zu ſchaden. Wirklich Frau v. Elliot war das Opfer eines Complotts, einer Intrigue dieſer beiden rückſichtsloſen Perſonen, eine Thatſache, die mich empörte. Verfolgungen, auch wenn ſie nicht mich, ſondern andere treffen, berühren mich ſtets als Unerträgliches und beſtimmten mich auch hier zu Schritten, die mir die Dankbarkeit der jungen Frau, aber freilich auch die Feindſchaft ihrer Mutter und ihres Mannes eintrugen. Dieſer wurde zum Ueberfluß auch noch eiferſüchtig und gab mir ſchließlich den Rath, mich um die Angelegenheiten ſeiner Frau nicht weiter zu kümmern, auf welche Drohung hin ich nur antwortete: „daß ich meinen Eifer von jetzt ab verdoppeln würde.“ Daſſelbe ſprach ich auch gegen die Mutter, eine vom unerträglichſten Herrſchſuchtsteufel geplagte Närrin aus, als ſich dieſelbe veranlaßt ſah, einen ähnlich hohen Ton wie der Schwiegerſohn gegen mich anzuſtimmen.

Inzwiſchen war der Winter herangekommen und der Prinz Heinrich'ſche Hof überſiedelte wie gewöhnlich von Rheinsberg nach Berlin. Auch Madame de Verelſt bezog wieder ihre Stadtwohnung, ebenſo Frau v. Elliot. Dieſe letztere nunmehr jeder Selbſtſtändigkeit und jeder Freiheit zu berauben, war ein mittlerweile herangereifter Plan. Ich ſah klar, daß man gewillt war, die junge Frau, ſei's mit, ſei's ohne Zuſtimmung, auf ein Elliot'ſches Schloß zu ſchaffen, um ſich derweilen ihres Vermögens bemächtigen zu können. Und das zu hindern, wurde von nun an meine Aufgabe.

Bald nach Neujahr 1783 erfolgte Elliot's Verſetzung vom Berliner Hof an den Kopenhagener. Er acceptirte die Verſetzung und ließ ſeine Frau ſammt einem 4jährigen Töchterchen mit der Weiſung zurück, ihm in der ſchönen Jahreszeit zu folgen. Aber Frau v. Elliot war nicht geſonnen, dieſer Weiſung zu gehorchen. Voll Abneigung gegen ihren Gatten, erbat ſie ſich meinen Rath in dieſer Angelegenheit und führte dadurch einen Briefwechſel herbei, der zunächſt den heftigſten Zorn der Mutter erregte. Sie ſetzte ſich denn auch mit Elliot ſelbſt in Verbindung und vereinbarte folgenden Plan. Er, Elliot, ſolle plötzlich erſcheinen, in die Zimmer ſeiner Frau dringen, ihre Büreaus erbrechen, die ſträfliche Correſpondenz an ſich nehmen und unter Androhung eines gerichtlichen Verfahrens die Zuſtimmung der jungen Frau zu jedem von Mutter und Ehemann gewollten Schritt erzwingen. Auch hinſichtlich der 4jährigen Enkelin wurden Beſtimmungen getroffen; das Kind ſollte für immer bei der Großmutter bleiben und von dieſer erzogen werden. Auf all dies ging Elliot ein, erſchien wirklich in aller Plötzlichkeit in Berlin, bemächtigte ſich der Papiere, zugleich auch des Kindes und ſchickte das letztere dieſelbe Nacht noch in Begleitung eines vertrauten Dieners nach Kopenhagen. Er folgte ſelbſt Tages darauf ohne ſeine Frau geſehen zu haben. Nur mit ſeiner Schwiegermutter, die gegen die dem Programm widerſprechende Wegführung ihrer Enkelin proteſtirt hatte, war er ſchließlich in eine heftige Streitſcene gerathen.

So der erſte Akt.

Einige Zeit danach erhielt ich einen Brief Elliot's, in dem es hieß, es ſtünde jetzt in ſeiner Hand, mich der Strenge des Geſetzes oder des Königs in Perſon zu überliefern, er verzichte jedoch darauf, wenn ich meinerſeits nach Dänemark kommen und mich in der Nähe von Kopenhagen mit ihm ſchlagen wolle. Das war eine ſonderbare Zumuthung. Ich antwortete ihm, daß er ein Narr wäre, dem nachzulaufen ich nicht die geringſte Veranlaſſung hätte; während ſeiner Anweſenheit in Berlin hätte ſich nothwendig die Zeit zu ſolcher Begegnung finden müſſen, das wäre das Correcte geweſen, jedenfalls correcter, als per Poſt abreiſen und nachträglich eine ſolche Bravade in die Welt zu ſchicken. Auch an Madame de Verelſt ſchrieb ich, unter nur zu gebotenem Hinweiſe darauf, wie wenig gerathen es ſei, derlei Familien-Angelegenheiten an die große Glocke zu hängen.

Elliot's Freunde veröffentlichten inzwiſchen Elliot's Brief an mich und behaupteten: „ich habe Satisfaction verweigert." Das zwang mich nunmehr, auch *meinen* Brief zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und unter anderm eine Copie deſſelben an unſeren preußiſchen Geſandten in Kopenhagen gelangen zu laſſen.

All dies ereignete ſich im April.

Zwei Monate waren bereits vergangen, als ich plötzlich erfuhr und Andere mit mir: Elliot komme nach Berlin, um ſich mit mir zu ſchlagen. Die Sache machte begreiflicherweiſe Senſation und im Publikum ſprach man eine Zeitlang von nichts Anderem. Ich meinerſeits ließ die Leute reden und wartete der angekündigten Dinge, bis ich eines Tages in Erfahrung brachte, der General-Fiscal habe Befehl erhalten, ein Rencontre zwiſchen Elliot und mir unter allen Umſtänden, ja nöthigenfalls mit Gewalt zu hintertreiben. Auf dieſe Mittheilung hin verließ ich Berlin ſofort, um mich behufs ungehinderter Ausfechtung unſerer Sache hierher ins Mecklenburgiſche zu begeben. Es war das um ſo nöthiger, als man ſeitens der Elliot'ſchen Partei, die ſich durch Rückſichtsloſigkeit und Lüge auszeichnet, bereits verbreitet hatte, die angedrohte Einmiſchung des General-Fiscals ſei durch mich veranlaßt worden.

So liegt momentan der Streit. Elliot iſt brieflich benachrichtigt worden, daß ich mich hier in Fürſtenberg befinde. Mehr konnte mir nicht obliegen. Sobald ſich Weiteres ereignet haben wird, werd' ich nicht ſäumen, Sie, theuerſter Vater, davon in Kenntniß zu ſetzen.

Ihr G. W. Kn.

6. Kapitel.

Die Krautentochter wird Urſach eines Duells zwiſchen Mr. Elliot und Baron Knyphauſen.

Soweit Knyphauſen in ſeinem erſten, die Duellfrage berührenden Schreiben.

Als er vierzehn Tage ſpäter einen zweiten Brief an ſeinen Vater richtete, hatte das Duell bereits ſtattgefunden, nachdem demſelben ein ſeltſames Vorſpiel, ein Ueberfall, vorausgegangen war.

Ich gebe dieſen Brief, der im Weſentlichen (alle Briefe ſind franzöſiſch geſchrieben) des folgenden Inhalts iſt.

Baruth in Sachſen, 18. Juli 1783.

Mein hochgeehrter Herr Vater. Der letzte Brief, den ich an Sie richten durfte, war von Fürſtenberg im Mecklenburgiſchen aus datirt. Ich ſchrieb Ihnen damals, daß ich Elliot von meiner Anweſenheit in dem genannten Grenzſtädtchen Mittheilung gemacht und dieſer Mittheilung hinzugefügt hätte, „ich befände mich daſelbſt, um auf ihn zu warten“. Uebrigens will ich Ihnen, mein hochgeehrter Herr Vater, gleich an dieſer Stelle bemerken, daß mir Fürſtenberg, als zu nah' an der preußiſchen Grenze gelegen, zur Ausfechtung unſerer Sache nicht ſonderlich geeignet erſchien, weshalb ich ſchon damals den Plan hegte, meinen Gegner, bei ſeinem Eintreffen, einen Zweikampf auf ſchwediſch-pommerſchem Grund und Boden zu proponiren. Auf ſolchem waren Störungen kaum zu gewärtigen.

So waren 14 Tage vergangen, als ich eines Abends erfuhr, daß Elliot in Roſtock gelandet und von dort aus, nach einem Souper in Strelitz, auf Rheinsberg zu gefahren ſei. Von Rheinsberg aus aber, nach erfolgter Weigerung des Prinzen, ihn zu ſehen oder zu begrüßen, hab' er ſich nach Hoppenrade begeben, um zunächſt ſeiner Schwiegermutter, der Madame de Verelſt, einen Beſuch zu machen.

Ich erwartete hiernach eine baldige Nachricht von Elliot oder einem ſeiner Vertrauten und ſaß andern Tages bei Sonnenuntergang ruhig in meinem Zimmer und las, als ich einen Kutſchwagen die Straße heraufkommen und vorfahren ſah. Ich rief meinem Diener zu, die Thüre zu ſchließen, „ich wolle Niemand empfangen“; aber im ſelben Augenblicke ſah ich auch ſchon einen Wüthenden, etwa im Zuſtand eines türkiſchen Opiumrauchers, in mein Zimmer eindringen. Es war Elliot, der, mit einem ſpaniſchen Rohr in der Hand, ohne Weiteres auf mich losſtürzte. Durch eine Seitenbewegung wich ich aus, ergriff ihn und warf ihn ohne ſonderliche Mühe zu Boden. Und würd' ihn erwürgt haben, wenn ihn nicht einer ſeiner Kammerdiener mir aus den Händen geriſſen hätte. Jetzt wieder frei, zog er ein Piſtol, das er mir auf zwei Schritt Entfernung entgegen hielt. Es war ein regelrechter, von drei Complicen unterſtützter Mordanfall. Ein ihn begleitender Irländer, den er mir ſpäter als ſeinen Secundanten vorſtellte, war mit zwei Piſtolen und einem Degen bewaffnet; ebenſo führten ſeine zwei Leute Piſtolen und Hirſchfänger. In dieſem bedrohlichen Moment erſchienen der Wirth und einige Bürger auf dem Hausflur, um mich zu ſchützen, fragten mich, was es ſei und machten Miene, über die Eindringlinge herzufallen. Ich hinderte dies und ſagte, „daß ich alles mit dem Herrn allein abzumachen hätte“. Darauf forderte mich Elliot auf, ihm bis vor die Stadt zu folgen und mich dort mit ihm zu ſchlagen. Ich erwiderte, dies gehe nicht wohl an, weil ich ohne Secundanten ſei, den dritten Tag aber wollten wir uns auf neutralem Boden, in Schwediſch-Pommern treffen und daſelbſt unſern Streit unter Innehaltung herkömmlicher Formen ausfechten. Er wollte jedoch von einer ſolchen Vertagung nichts wiſſen und fragte mich, und zwar der Umſtehenden halber auf deutſch „ob ich keine Courage hätte?“

Dies zeigte, daß er mich aufs Aeußerſte treiben wollte. So nahm ich denn die Herausforderung an. Er ging nun auf das Stadtthor zu, zunächſt von ſeinen drei Begleitern und im Weiteren von etwa 500 Perſonen jeden Alters und Standes gefolgt. Als ich ein paar Minuten ſpäter ebenfalls aufbrechen wollte, fand ich den Burgemeiſter vor meiner Thür, welcher mich beſchwor, mich nicht mit Mördern einzulaſſen, „er werde Elliot und ſeine Bande verhaften laſſen“. Ich lehnte dieſen Beiſtand indeſſen abermals ab und erſchien auf dem Rendezvous mit zwei Piſtolen und meinem Diener, einem guten, nur leider wenig encouragirten Menſchen, der vor Furcht halb todt war. Es dämmerte ſchon, aber trotz der Dunkelheit, die herrſchte, ſah ich doch deutlich die halb komiſchen Vorbereitungen, die Elliot getroffen hatte: vier Degen waren feierlich in die Erde geſteckt, acht Paar Piſtolen lagen davor und daneben einige Kleidungsſtücke, deren ſich Elliot entäußert hatte. Ich fragte ihn „was das Alles ſolle“, worauf er mir wuthſchäumend antwortete: „mich aus der Welt blaſen. Er hoffe, daß es die Piſtolen thun würden, wenn aber nicht, ſo wären auch noch die Degen da.“ Niemals in meinem Leben war ich kälteren Blutes, und ſo ſagt' ich ihm denn in aller Ruhe: „der Umſtand, daß ich noch zurechnungsfähig ſei, gäbe mir einen Anſpruch die Sache zu regeln. Einen Secundanten hätt' ich nicht, und ſo wollten wir denn einfach Stellung nehmen und zweimal auf 15 Schritt Diſtance ſchießen.“ Er aber wollte von einer ſolchen Reglung nichts wiſſen und ſchrie nur immer: „In des Teufels Namen nein, nein. Wir wollen freieres Spiel haben. Ich meinerſeits werde erſt auf zwei Schritt Diſtance ſchießen.“ Es war alles Thorheit; indeſſen mocht' er's halten wie er wollte, war ich doch ſicher, daß er nicht ungeſtraft bis auf zwei Schritt herankommen würde. So ſtimmt' ich denn zu und nahm meine Poſition.

Elliot hatte jedoch mittlerweile mit ſeinen Piſtolen in der ungeeignetſten Weiſe herumgefuchtelt und ſich dadurch neben dem Unwillen der Umſtehenden auch allerlei Schimpfreden einer Gruppe von Perſonen zugezogen, unter denen zufällig einige Beurlaubte der königlichen Armee waren. Er bemerkte dies, und raſch erkennend, daß ihn im Fall eines Conflicts mit der erregten Volksmenge meine Fürſprache nicht retten werde, ſchlug er mir, einlenkend, nunmehr vor, die Sache, da's ohnehin ſchon dunkel ſei, für heute ruhen zu laſſen und an einem der nächſten Tage erſt wieder aufzunehmen.

Es handelte ſich nun für mich vor allem darum, einen Secundanten zu beſchaffen. Ein Herr von Maltzahn hatte mir, nach einer früheren Verabredung, dieſen Dienſt leiſten wollen, war aber behindert worden, weshalb ich mich denn gezwungen ſah, eine Eſtafette nach Berlin zu ſchicken, um mich des Beiſtandes eines dort lebenden Offiziers, des Capitains Koppi, zu verſichern, der mir ſchon einige Zeit vorher für den Fall, daß Maltzahn nicht könne oder wolle, ſeine Bereitwilligkeit ausgedrückt hatte. Koppi kam auch, forderte jedoch 100 Louis für ſeinen Dienſt, und ließ ſich einen Schuldſchein darüber ausſtellen, nachdem ich ihm erklärt hatte, daß mir die Summe für den Augenblick nicht zur Verfügung ſtehe.

Der General-Fiscal hatte mittlerweile nicht aufgehört, die Sache zu verfolgen, ja mir wurde Mittheilung, daß er damit umgehe, mich in Fürſtenberg verhaften zu laſſen. Einer ſolchen Verhaftung mich zu entziehen, ging ich weiter landeinwärts und ließ Elliot, unter Angabe der Gründe, weshalb ich den Ort gewechſelt hätte, wiſſen, daß ich ihn zu der zwiſchen uns feſtgeſetzten Zeit in dem Städtchen Penzlin erwarten würde. Wer aber nicht kam, war Elliot. Erſt am fünften Tage ließ er mir ſagen, daß er Anfang Auguſt in Lübeck ſein werde. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß er in hauptſtädtiſchen Kreiſen in echt Elliot'ſcher Weiſe mit der Verſicherung von Haus zu Haus gegangen ſei, mich in Fürſtenberg „maltraitirt“ zu haben. Ich beſchloß nun, auf jede Gefahr hin incognito nach Berlin zu gehn und ihn am ſelben Tage noch, oder doch am folgenden, zum Duell zu zwingen. Es gelang mir auch, unentdeckt in die Stadt zu kommen, woſelbſt ihm Capitain Koppi dieſelbe Nacht noch meine Herausforderung zutrug, in der ich ihm zwiſchen einer Berliner Vorſtadt und der ſächſiſchen Grenze die Wahl ließ. Er wählte Baruth und zwar für den nächſten Tag.‘ Und hier kam es denn auch wirklich zum Duell. Wir wechſelten zwei Kugeln auf 15 Schritt. Als dieſer doppelte Kugelwechſel ohne Reſultat geblieben war, verlangte Elliot mich zu ſprechen und ſagte mir: „daß der Ueberfall in Fürſtenberg ihm unendlichen Schaden thue, ſo ſehr, daß er weder aufs Neue ſeinen Poſten antreten, noch auch nach England zurückkehren könne, wenn ich dem Gerüchte, daß er mich à la mode d'un assassin angegriffen habe, nicht in einer Erklärung entgegen träte.“ Nach meiner Weigerung, eine ſolche Erklärung abzugeben, ſchritten wir zum dritten Gang. Ich hatte wieder den erſten Schüß und verwundete ihn an der Hüfte. „Geben Sie mir das Papier,“ rief er mir zu, „ſo ſchieß ich in die Luft.“ Ich antwortete: „Nein, mein Herr; ſchießen Sie zunächſt; nachher werd' ich mich erklären.“ Er legte auf mich an, gab aber ſeinem Piſtol plötzlich eine veränderte Richtung und ſchoß in die Luft. Dadurch war ich entwaffnet und gab ihm nunmehr eine noch viel weitergehende Erklärung als die war, die er von mir gefordert hatte.

Noch an Ort und Stelle ließ er mich wiſſen, daß er nach Berlin gehe, daſelbſt das Scheidungs-Erkenntniß in Empfang zu nehmen, und knüpfte daran die Frage, „ob ich geſonnen ſei, ſeine Frau zu heirathen?“ Ich antwortete, „daß dies nicht der Platz ſei, darüber zu verhandeln,“ worauf wir uns trennten. Er kehrte danach auch wirklich nach Berlin zurück, was er in ſeiner Eigenſchaft als fremder Geſandter konnte, wohingegen ich erſt abwarten mußte, wie man den ganzen Hergang aufnehmen werde. So begab ich mich denn zunächſt in die Stadt Baruth hinein, um von dort aus nach Deſſau weiter zu reiſen. Aber ehe ich noch Pferde vom Poſtmeiſter erhalten konnte, wurd' ich ſchon durch einige Gerichtsdiener arretirt, die gemeinſchaftlich mit 16 Bürgergardiſten mein Haus umſtellten. Am Tage danach erſchien ein Unteroffizier mit 6 Mann, der aus der nächſten ſächſiſchen Garniſonſtadt zu meiner weiteren Bewachung abkommandirt worden war. Ich ſchickte ſofort einen reitenden Boten an unſeren Dresdener Geſandten, aber alles geht hier langſam, und ſo verbrauch ich denn viel Geld und zwar um ſo mehr, als ich nicht blos für mich, ſondern auch noch für meinen Secundanten aufzukommen habe.

Man räth mir Flucht und ich werd' es, aller Mißlichkeit ungeachtet, verſuchen. Sobald etwas in dieſem Sinne geſchehen iſt, ſchreib ich aufs Neue. Heute bitt' ich nur noch, von dem was ſich in Vorſtehendem auf das Duell und meine Baruther Internirung bezieht, Abſchrift nehmen und dieſe Copie meines Briefes an Herrn v. Gaudi gelangen laſſen zu wollen.

Unter der Verſicherung tiefſten Reſpects, hochgeehrter Herr Vater, Ihr ergebenſter und gehorſamſter Sohn George.

---

7. Kapitel.

Was nach dem Duell geſchah.

Baron Knyphauſen, wie ſein letzter Brief es andeutete, befreite ſich wirklich aus ſeinem Baruther Gewahrſam und kam glücklich nach Berlin. Aber freilich ohne ſeines Aufenthaltes daſelbſt froh zu werden. Er hatte durch ſeine Handelsweiſe Niemanden zufrieden geſtellt.

Die Gerichte zogen ihn vor ihr Forum und trafen ernſtlich Anſtalt, ihn als einen Duellanten, Friedensbrecher und Raufbold zu beſtrafen, während ihm umgekehrt die Bevölkerung, inſonderheit aber die vornehme Welt, einen Vorwurf daraus machte, nicht raufboldig genug, vielmehr viel zu ſchwach und ängſtlich geweſen zu ſein. Er litt unter jedem dieſer Vorwürfe, zumal unter dem zweiten, und die dieſer Zeit angehörigen, an ſeinen Vater gerichteten Briefe geben Zeugniß von einer gewiſſen Niedergeſchlagenheit. Ich fahre fort in Mittheilung dieſer Briefe.

Berlin, 30. Juli 1783.

Mein hochgeehrter Herr Vater. In meinem letzten, aus Baruth datirten Briefe, hatt' ich bereits die Ehre, Ihnen über mein Duell mit Mr. Elliot und daran anſchließend über meine Gefangenſchaft in dem kleinen ſächſiſchen Städtchen zu berichten. Geſtatten Sie mir in dieſem Berichte fortzufahren. Ich verſuchte jedes Mittel in Dresden, meine Freilaſſung zu bewirken, aber man antwortete mir, daß man trotz des beſten Willens nichts ändern oder beſchleunigen könne, da der Kurfürſt ſelbſt nicht das Recht habe, dem Gange der Juſtiz vorzugreifen." Einem Schreiben unſeres Geſandten konnt' ich entnehmen, daß es das Beſte ſein würde, Begnadigung nachzuſuchen, will ſagen Pardonnirung um Geld. Ich überlegte mir, daß man mich in jenem Lande nach Willkür taxiren und meine Begnadigung auf etwa 200 Ducaten feſtſetzen würde. Das war mir zu hoch, und da mich auch Herr v. Hertzberg um eben dieſe Zeit wiſſen ließ, „er rathe mir, mich anderweitig aus der Sache heraus zu ziehn,“ ſo beſchloß ich Flucht.

Ein Doppelpoſten hatte mich zu bewachen, indeſſen war mir um meiner Geſundheit willen geſtattet worden, in einer Ausdehnung von etwa 100 Schritt vor dem Hauſe zu promeniren. Ich benutzte dies als Mittel mich zu befreien, inſtruirte meinen ängſtlichen, aber durchaus verſtändigen und zuverläſſigen Diener und ließ ihn, als er genau wußte, was zu thun war, abreiſen. Am andern Tag 5 Uhr früh erſchienen denn auch zwei berittene Leute vor der Stadt, jeder noch mit einem Handpferde neben ſich, und gaben ſich, während ſie ruhig einritten, das Anſehen, als ob ſie die Hauptſtraße der Stadt und bei der Gelegenheit meine Wohnung paſſiren wollten. in demſelben Augenblick aber, wo ſie bis dicht heran waren, ſchwangen wir uns, Koppi und ich, hinauf und jagten auf das Thor zu. Die Straße war ſehr lang und ehe wir den Ausgang erreichen konnten, ſahen wir ſchon, daß man Miene machte, das Gatter von obenher herabzulaſſen. Jetzt galt es Eil. Auf die Gefahr hin, mir den Kopf einzuſchlagen, preſcht' ich durch, Koppi mir nach, und nur unſere zwei Leute, die den rechten Augenblick verſäumten, wurden gefangen genommen. Sind übrigens inzwiſchen auf Reklamation unſerer Behörden wieder in Freiheit geſetzt worden. Unſere Flucht war alſo geglückt.

Ich wandte mich nunmehr von Baruth aus direct nach Britz, wo mir Herr v. Hertzberg ein vorläufiges Aſyl zugeſichert hatte. Daſelbſt erfuhr ich denn auch, daß meinem Incognito-Aufenthalt in Berlin aller Wahrſcheinlichkeit nach nichts im Wege ſtehen werde, worauf hin ich mich, von Britz aus, in die Stadt begab. Aber ſehr zur Unzeit, da bereits am andern Morgen auf eine von Baruth her an das Kammergericht gerichtete Requiſition meine Verhaftung erfolgte. Beiläufig eine Dummheit, inſoweit das Kammergericht dieſer Requiſition keine Folge zu geben brauchte, vielleicht nicht einmal durfte. Sechs Tage ſpäter erſt wurd ich auf Fürſprache des Herrn v. Hertzberg und nach eidlicher Verſicherung meinerſeits, mich wieder ſtellen zu wollen, aus der Haft entlaſſen, nachdem ich all die Zeit über in der Hausvogtei (ganz wie Vetter Dodo nach ſeinem Duell mit Herrn v. Bredow) eingeſperrt geweſen war. Zwei Landreiter vor meiner Thür.

Ich hatte bei meiner Hierherkunft wenigſtens gehofft, vor einem aus der Duellgeſchichte hergeleiteten *Criminalproceß* ſicher zu ſein, aber ſehr mit Unrecht; ein ſchändlicher Kerl, der General-Fiskal, hat mich, auf ich weiß nicht welche Veranlaſſung hin, denuncirt und ſo wird denn *doch* ein Prozeß ſtattfinden, an dem ich wiederum *das* am meiſten beklage, daß er muthmaßlich große Koſten verurſachen wird. In meinem nächſten Briefe werd' ich wohl von dieſem Prozeſſe zu berichten haben. Bis dahin und für immer in tiefſtem Reſpekt Ihr ergebener und gehorſamer Sohn George.

Berlin, den 15. Auguſt 1783.

Mein hochverehrter Herr Vater. Meine Verhöre ſind beendigt. Bei der Unzahl von Zeugen, die ſowohl die Fürſtenberger wie die Baruther Affaire gehabt hat, hab' ich in Bezug auf das Thatſächliche nichts verheimlichen können, aber in Bezug auf alles *das*, was vorausging, habe ich vieles unterdrückt, entſtellt und gedreht, um unſren Streit als ein „Rencontre“ und nicht als ein „Duell“ (worauf härtre Strafen ſtehn) erſcheinen zu laſſen. Im Uebrigen brauch ich Ihnen nicht zu verſichern, mein hochgeehrter Herr Vater, wie ſehr man bemüht geweſen iſt, mich, beſonders bei Behandlung des „delikaten Punkts“, in die Enge zu treiben.

Sie haben, ſo ſchreiben Sie mir, von den Gerüchten gehört, die betreffs meiner umgehen, und verlangen Aufklärung darüber. Was mir zu ſagen obliegt, iſt kurz das: all dieſe

Gerüchte ſind begreiflich und erſtaunen mich nicht. Ich habe, dies bitt' ich rund heraus verſichern zu dürfen, zu viel Vertrauen und Entgegenkommen, zu viel verſöhnlichen Geiſt und Delicateſſe gezeigt, um auf ein volles Verſtändniß meiner Handelsweiſe rechnen zu können. Am wenigſten bei dem großen Haufen. Ich begegne hier tagtäglich Perſonen, auch Gebildeten, die mir ihre Verwunderung darüber ausdrücken, daß ich aus meiner Fürſtenberger Situation nicht größeren Vortheil gezogen und die mir günſtig geſinnte Bevölkerung nicht einfach zum Angriff gegen Elliot angeregt habe. Wohlan, ſoviel iſt gewiß, daß ich bei ſolchem Verfahren in meinem vollen Recht geweſen wäre. Doch lag es mir fern, mein Recht in ſolcher Ausdehnung üben zu wollen. Wieder andere begreifen nicht und tadeln mich bitter, einem ſolchen Gegner die von ihm ſo ſehr gewünſchte „Erklärung" und in eben dieſer Erklärung die Verzeihung für all' ſeine Tollheiten gegeben zu haben. Und alle ſolche Vorwürfe muß ich ruhig hinnehmen. Es giebt eben wenig Perſonen, die von Generoſität eine Vorſtellung haben und ſich klar machen, daß ein Ehrenhandel etwas anderes iſt und einer andern Beurtheilung unterliegt, als ein Civil- und Criminalproceß. Eine noch geringere Zahl von Menſchen erwägt die Macht des Moments, und wie ſehr der Moment angethan war, mich wenigſtens vorübergehend zu Gunſten Elliots zu ſtimmen. Er ſchoß in die Luft, ſtatt auf mich, und das alles, nachdem er mir eine Minute zuvor in Gegenwart meines Secundanten erklärt hatte, „daß er, wenn ich ihn nicht rehabilitirte, ſich ſelber eine Kugel durch den Kopf jagen müſſe."

Daneben freilich, mein theurer Herr Vater, ſoll nicht beſtritten ſein, daß im Laufe dieſer Angelegenheit auch meinerſeits allerhand Unklugheiten und Unvorſichtigkeiten begangen wurden, Unvorſichtigkeiten, die gewiß zu tadeln ſind, aber unter gewöhnlichen Verhältniſſen jedenfalls minder tadelnswerth erſcheinen würden. Ich hatte nur von Anfang an das Unglück, in dieſem Ehrenhandel mit einem Menſchen engagirt zu ſein, der, ſchon von Natur ein Narr, bei jedem ausbrechenden Streit ein Verrückter, ein Tobſüchtiger wird.

Ich hoſſe, mein theurer Vater, daß dies der letzte Kummer iſt, den ich Ihnen bereitet habe. Wenn ich Ihnen wieder ſchreibe, ſo wird es geſchehen, um Ihnen einen Plan vorzulegen, der, denke ich, Ihre Zuſtimmung finden ſoll. Ich bitte nur, ein ganz klein wenig meinem Urtheil und meiner ruhigen Ueberlegung vertrauen und ein für allemal davon ausgehen zu wollen, daß meinerſeits nichts geſchehen wird, was Ihre oder meine Ehre zu compromittiren im Stande wäre. Ihr ergebener und gehorſamer Sohn George.

8. Kapitel.

Die Krautentochter wird in zweiter (heimlicher) Ehe Baronin Knyphauſen.

„Wenn ich Ihnen wieder ſchreibe, ſo wird es geſchehen, um Ihnen einen Plan vorzulegen, der, denk ich, Ihre Zuſtimmung finden ſoll," ſo hieß es am Schluſſe des zuletzt mitgetheilten Briefes, aber es ſcheint nicht, daß es zu Vorlegung dieſes oder irgend eines anderen Planes kam. Als der junge Freiherr in ſeinen brieflichen Mittheilungen fortfuhr, war das, was ſich in jenem Briefe mehr oder weniger myſteriös angekündigt hatte, bereits ausgeführt und anſtatt einer zu diskutirenden Sache lag einfach eine Thatſache vor. Dieſe Thatſache hieß: Ehe zwiſchen Baron Knyphauſen und Frau v. Elliot. Am 1. Oktober 1783 hatte die Heirath ſtattgefunden, indeſſen zunächſt nur heimlich und nach gegenſeitigem Uebereinkommen auch nur „auf Verſuch". Dem jungen Freiherrn aber, nachdem er die betreffende Mittheilung lange hinausgeſchoben, lag es jetzt ob, über all dies an ſeinen „Herrn Vater" zu berichten. Er that dies in einem langen und weit zurückgreifenden Exposé, weit zurückgreifend deshalb, weil er das Mißliche ſeiner Situation einſah und ſich von einer im Zuſammenhange gegebenen hiſtoriſch-pſychologiſchen Darſtellung am eheſten noch eine gute Wirkung auf das Herz ſeines alten Vaters verſprechen mochte.

Hoppenrade, 1. März 1784.

Seit meinem letzten an Sie gerichteten Briefe haben ſich Dinge vollzogen, die Sie, mein hochgeehrteſter Herr Vater, aus dem einen Umſtande ſchon, daß dieſe Zeilen das Datum

Hoppenrade tragen, errathen werden. Ich habe mich, nachdem bereits am 30. Juni die Scheidung ausgeſprochen war, am 1. Oktober v. J. mit Frau v. Elliot, geborenem Frl. v. Kraut, verheirathet, aber heimlich und, was am verwunderlichſten erſcheinen mag, auf Probe.

Die Reihe von Ereigniſſen, die zu dieſem Schritte führte, bitt' ich, Ihnen noch einmal vor Aug' und Seele ſtellen zu dürfen. Ich werde dabei Manches, was ich ſchon in früheren Briefen ſagte, wiederholen müſſen, aber dieſe Wiederholungen werden kurz ſein und keinen anderen Zweck verfolgen, als einen Zuſammenhang in meiner Erzählung und einen Ueberblick über das Geſchehene herzuſtellen.

Fräulein Charlotte v. Kraut (ich nenne ſie mit Vorliebe bei dieſem ihren Geburtsnamen) wurde, Dank ihrer Mutter, mit kaum ſechszehn Jahren einem Manne ohne Geiſt und Herz, dem engliſchen Geſandten Mr. Elliot, vermählt. Auch er war jung, nicht über 24, und glich mehr einem Pagen, als dem Miniſter und Bevollmächtigten einer großen Macht. Das Verhältniß zwiſchen beiden geſtaltete ſich bald ſo, wie ſich's erwarten ließ und wie ſich's überall geſtalten wird, wo ſich ein Kind mit einem Narren verheirathet. Indiscreter als irgend wer, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe, gefiel er ſich darin, auf ſeiner regelmäßigen Vormittags-Tournée häusliche Scenen und eheliche Geheimniſſe vor aller Welt auszukramen. Dabei kam es ihm auf die ſchreiendſten Widerſprüche nicht an, und wenn er heute ſeine Frau an den Pranger geſtellt hatte, konnte man ſicher ſein, ſie morgen von ihm in den Himmel erhoben zu ſehen. Dazwiſchen fielen Andeutungen, daß ſeine Frau geſtört ſei und zum mindeſten der Ueberwachung, vielleicht ſogar einer gelegentlichen Internirung bedürfe. Hinter Aeußerungen, wie dieſe, deren Unberechtigtheit Elliot ſelbſt am beſten kannte, ſtand übrigens nicht er, ſondern die Mutter der jungen Frau, die mehrerwähnte Madame de Verelſt, ein hochmüthiges, von einem unſinnigen Verlangen nach Macht und Beſitz beherrſchtes Weib, das nur den einen Wunſch kannte, die leibliche Tochter, ihr einziges Kind, unter Curatel geſtellt oder eingeſperrt — oder mindeſtens an einen entfernten Punkt der Erde verſchlagen zu ſehen, alles nur, um das Vermögen dieſer Tochter verwalten d. h. alſo eben dies Vermögen ſich und ihrem Herrſchergelüſt dienſtbar machen zu können. Es beſtand zu dieſem Zweck ein vollſtändiges Complott zwiſchen Schwiegermutter und Schwiegerſohn und gipfelte zunächſt in Heraufbeſchwörung eines öffentlichen Skandals, um an eben dieſem die geiſtige Geſtörtheit oder doch wenigſtens die verdorbene Moral der Tochter demonſtriren zu können. Es wurde dies alles auch wirklich inſcenirt und lief auf ein angedichtetes abſolut lächerliches Liebesverhältniß hinaus, das die junge Frau zu dem alten holländiſchen Geſandten unterhalten haben ſollte. Sie wiſſen davon, mein theurer und hochgeehrter Herr Vater, indem ich mich entſinne, gerad' über dieſen Punkt ausführlicher an Sie geſchrieben zu haben. Es war dies um die Zeit, als ich von Oſtfriesland nach Rheinsberg zurückkehrte. Was ich hier am Hofe des Prinzen ſah, empörte mich; ich machte mich alſo zum Vertheidiger der unglücklichen Frau, ſprach für ſie, rieth ihr, und erregte dadurch jene Zorn- und Wuthausbrüche, die, wie Sie ſich gütigſt erinnern wollen, erſt zur gewaltſamen Wegnahme der Papiere, dann aber zu dem Fürſtenberger Ueberfall und dem Baruther Rencontre führten. Ein Gutes nur begleitete dieſe Vorgänge: die Scheidung ward eingeleitet.

Und hier, mein theurer hochgeehrter Herr Vater, bitte ich nunmehr etwas ausführlicher werden zu dürfen, weil ich in allem Folgenden nicht mehr blos zu recapituliren, ſondern auch Neues zu ſagen haben werde.

Der erſte Schritt war, daß man die junge Frau dem Gedanken einer Scheidung zugänglich zu machen ſuchte. Dies hielt bei den Gefühlen, die ſie hegte, nicht ſchwer, und alles, was ſie forderte, lief darauf hinaus, daß nicht eine Schuld ihrerſeits, ſondern einfach eine gegenſeitige unüberwindliche Abneigung als Grund der Trennung angegeben werden möge, was ihr denn auch bewilligt wurde. Bald danach aber erſchrak ſie heftig, als ſie den beigebrachten Motiven entnehmen mußte, daß nicht „unüberwindliche Abneigung", ſondern ein unerlaubter Briefwechſel die Scheidungsklage veranlaßt habe. Die junge Frau, wie ſich denken läßt, wollte gegen dieſe Perfidie proteſtiren, indeſſen ihr nebenher auch noch im Solde der Gegenpartei ſtehender Anwalt gab ihr zu verſtehen, daß es mit der „unüberwindlichen Abneigung" immer ein mißliches Ding ſei, jedenfalls aber zeitraubend, und daß es kein beſſeres Mittel für ſie gäbe, die Scheidung raſch durchzuſetzen, als das Zugeſtändniß, einen ſolchen unerlaubten Briefwechſel geführt zu haben. Uebrigens würde ihr aus dieſem Zugeſtändniß kein weiterer Schaden erwachſen; es handle ſich einfach um Anerkennung der Thatſache. So, halb beſchwatzt und halb in die Enge getrieben, gab die geängſtigte, freilich zugleich auch von einem äußerſten Verlangen nach Scheidung erfüllte Frau nach, nachdem man ihr noch die Zuſatzworte zugeſtanden hatte, daß ſie ſich, in Folge von Eiferſüchteleien ihres Gatten und eines jeden anderen Verkehrs beraubt, in gewiſſem Sinne gezwungen geſehen habe, mit befreundeten Perſonen wenigſtens eine Correſpondenz zu führen." Ob dieſer ihr zubewilligte Satz in der Folge wirklich aufgenommen worden iſt, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können, und nur Eines, mein theuer und hochgeehrter Herr Vater, möge hier noch ſtehen, um Ihnen die ſchändliche Liſt zu zeigen, mit der von Seiten Elliots und ſeiner ſchwiegermütterlichen Complicin in dieſer Angelegenheit verfahren wurde.

Das einzige Schuldobjekt, wenn denn ſchon von einem ſolchen die Rede ſein ſoll, war die Correſpondenz. Aber wie ſtand es mit dieſer? Es waren einfache Briefe, wie ſie zwiſchen Freunden und Bekannten gewechſelt zu werden pflegen, und die wenigen, aus denen vielleicht etwas in geſetzlichem Sinne Straffälliges hergeleitet werden konnte, waren ununterzeichnet. In der That, niemand mehr als Elliot ſelbſt, war von der au fond abſoluten Bedeutungsloſigkeit dieſes angeblichen Schuldmaterials überzeugt. Aber was demſelben an wirklicher Schuld fehlte, damit mußt' es künſtlich ausgeſtattet werden, und ſo trug denn Elliot eine beſtändige Sorge, daß die ſogenannte „Schuldcorreſpondenz“ immer nur als ein mit vielen Gerichtsſiegeln ausgeſtattetes Rieſenconvolut erſchien, auf deſſen Oeffnung und Befragung er „aus Anſtandsgefühl und zarter Rückſicht gegen ſeine Frau“ zu verzichten vorgab. In Wahrheit aber lag es ſo, daß das geöffnete Convolut gar nichts bewieſen haben würde, während es mit ſeinen ſieben Siegeln ein großes Geheimniß darſtellte, das zu lüften und zur Kenntniß von aller Welt zu bringen, im Intereſſe der Geſellſchaft und der Sittlichkeit am beſten unterbliebe. Sie haben hierin ein Muſterbeiſpiel, wie verſchlagen man verfuhr. Und das alles um nichts weiter, als um ein paar Dutzend Briefe willen, in denen ich eine gequälte Frau gewarnt und ihr zur Bekämpfung ihrer Gegner ein paar Rathſchläge gegeben hatte.

Ja, das war alles. Und doch muß ich in dieſem Augenblicke ſelber ausrufen: o, dieſe leidige Correſpondenz! Denn ſo wenig ſie nach der Seite wirklicher Schuld hin bedeutet, ſo viel bedeutet ſie geſetzlich und leider auch praktiſch. Ausſchließlich auf dieſe zugeſtandene Correſpondenz hin, heißt es jetzt in dem Scheidungsurtheil: „daß ſich die geſetzlich Geſchiedene ohne vorgängigen Dispens nicht wieder verheirathen dürfe,“ eine Klauſel, die hundert Ungelegenheiten im Gefolge hat. Allerlei Schritte ſind freilich ſchon geſchehen und geſchehen noch, um dieſe Klauſel aus dem Urtheile herauszuſchaffen, aber vergeblich, vergeblich wenigſtens bis zu dieſem Zeitpunkte, wobei geſagt werden muß, daß dieſe Schritte ſehr wahrſcheinlich einen geringeren Widerſtande begegnet ſein würden, wenn ſich die durch Mad. de Verelſt inſcenirte Familiencabale nicht bis in die Gerichtshöfe hinein fortſetzte. Was zur Partei dieſer Dame gehört, hat ein für alle mal einen Trumpf darauf geſetzt, mich wenigſtens in meinen Plänen und Wünſchen ſcheitern zu ſehen, in Plänen und Wünſchen, die man darauf zurückführt (ich darf ſagen thörichterweiſe), daß mir mehr an dem Beſitz einer großen Erbſchaft, als an dem Beſitz einer ſchönen und liebenswürdigen Frau gelegen ſei. Jeder beurtheilt eben andere nach ſich ſelbſt und ſucht hinter der Thür, hinter der er ſelber geſtanden.

Erbſchaft! Ich weiß nicht, ob ich Ihnen früher ſchon über dieſen Erbſchaftspunkt geſchrieben habe, faſt bezweifl' ich es. So geſtatten Sie mir denn einige kurze Notizen, die vielleicht ein Intereſſe für Sie haben werden.

Das Erbe, um das es ſich in den Hoffnungen und Befürchtungen ſo vieler Perſonen handelt, iſt die ſogenannte Loewenberg'ſche Herrſchaft, ein Complex von Gütern, unter denen Löwenberg und Hoppenrade die bedeutendſten ſind. Nun, dieſe Löwenberg'ſche Herrſchaft iſt zur Zeit ein Bredow'ſcher Beſitz und wurde durch den verſtorbenen Propſt v. Bredow, inſonderheit aber durch das Vermögen der reichen Gemahlin deſſelben, einer Schweſter des Hofmarſchalls von Kraut, erworben. Sie erſehen hieraus unſchwer, auf welche Verwandtſchaftsgrade hin, das Erbe von Seiten der Tochter des Hofmarſchalls einſt angetreten werden wird.

Ich bitte jedoch, dieſer allgemeinen Notiz auch noch einiges Beſondere hinzufügen zu dürfen, um Sie, hochgeehrter Herr Vater, beſtimmter in dieſer Sache ſehen zu laſſen. Aus der Ehe des domпröpſtlich Bredowſchen Paares wurden im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts zwei Söhne geboren, unter die ſich, unter gewöhnlichen Verhältniſſen, der große Beſitz getheilt haben würde. Beide Brüder indeß fielen in Krankheit, ihre Krankheit wurde Geiſtesgeſtörtheit, und als die Dompröpſtin (ihr Gatte war vor ihr geſtorben) in die Jahre gekommen und ihres Ablebens gewärtig war, ſah ſie ſich gezwungen, mit der Thatſache zweier erbunfähiger Söhne zu rechnen und über die Köpfe dieſer Söhne hinweg in Betreff ihres Vermögens zu teſtiren. In der That fand ſich beim Tode der Dompröpſtin ein Teſtament vor, in dem es der Hauptſache nach hieß, „daß bei Lebzeiten ihrer zwei geiſtesgeſtörten Söhne die Löwenberger Herrſchaft unter beſtimmten Modalitäten verwaltet, nach dem Hinſcheiden dieſer zwei Söhne jedoch der geſammte Beſitz an ihren Bruder, den Hofmarſchall v. Kraut, eventuell an die Deſcendenz eben dieſes Bruders übergehen ſolle.“ Die Deſcendenz dieſes Bruders aber, wie ſchon vorſtehend hervorgehoben, iſt das ehemalige Fräulein Charlotte v. Kraut, geſchiedene

Frau v. Elliot, ſeit 1. Oktober v. J. mir in heimlicher Ehe vermählt.

Im Uebrigen bleibt es zweifelhaft, ob die „Krautentochter“, wie ſie der Volksmund zu nennen pflegt, das Erbe, das ſo viel von ſich reden macht, antreten und, wenn angetreten, auch behaupten wird. In dieſem Augenblicke nämlich leben noch die beiden geiſtesgeſtörten Söhne der Dompröpſtin und vertagen durch ihr einfaches Noch-am-Leben-ſein den Austrag einer complicirten Erbſchaftsfrage; von dem Moment an aber, wo der Tod derſelben erfolgen und das zu Gunſten der Familie Kraut abgefaßte Teſtament in Kraft treten wird, wird aller Wahrſcheinlichkeit nach gegen eben dies Teſtament ein Proteſt erhoben und die Rechtsgiltigkeit deſſelben, ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob mit Grund oder Ungrund, von Seiten der Bredow'ſchen Familie beſtritten werden. Ueber dieſe difficilen Punkte jedoch will ich mich heute nicht weiter verbreiten. Dazu wird Gelegenheit ſein, wenn jener Zeitpunkt eingetreten ſein wird, von dem ich kaum weiß, ob ich ihn mehr wünſchen oder fürchten ſoll.

Nur über den Werth dieſes Erbes, deſſen Einkünfte, laut Teſtament, ſchon jetzt zu weitaus größrem Theile der Kraut'ſchen Erbtochter, alſo meiner mir heimlich angetrauten Gemahlin, zufließen, bitt' ich noch Einiges ſagen zu dürfen. Der Wirthſchaftsertrag erreicht etwa die Höhe von 10000 Thaler, in welche Summe die Forſterträge mit eingerechnet ſind. Meine Gemahlin, in ihrer Erbtochter-Eigenſchaft, genießt außerdem das Wohnungsrecht in Hoppenrade, ſo wie das Recht einer freien Wohnung im Bredow'ſchen Hauſe zu Berlin. Es muß dabei bemerkt werden, daß die gegenwärtige Curatoren-Wirthſchaft eine Räuberwirthſchaft iſt, und daß ſich die zur Zeit verhältnißmäßig geringen Erträge bei ſelbſtſtändiger und beſſerer Adminiſtration leicht verdoppeln laſſen werden.

Hier, mein theurer und hochverehrter Vater, haben Sie, ſo weit meine Kenntniß und Einſicht reicht, ein Bild der Lage. Laſſen Sie mich hinzufügen, daß ich begründete Hoffnung habe, den Eingangs erwähnten königlichen Dispens, aller Widerſacherei zum Trotz, über kurz oder lang eintreffen zu ſehn.*) Ich ſehne mich danach, weil ich dieſer Heimlichkeiten müde bin, und ein herzliches Verlangen trage, die, die vor dem Altar meine Frau wurde, auch vor der Welt als ſolche präſentiren zu können.

Und nun noch Eines. Ich habe vorſtehend mehrfach auf die Thatſache meiner heimlichen und ſogar blos verſuchsweis abgeſchloſſenen Ehe hingewieſen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auch darüber noch ein Wort ſage. Sie werden mir glauben, daß ich für das Sonderbare darin ein volles Gefühl habe, ja mir bewußt bin, das Lächeln der Welt dadurch herausgefordert zu haben. Eine Verheirathung „auf Probe" hat etwas Ridiküles. Aber trotz dieſer klaren Einſicht erſchien mir eine ſolche Vorſicht geboten. Wie lag es zwiſchen uns? Frau v. Elliot und ich hatten zwar viel mit einander verhandelt, aber wir kannten uns eigentlich wenig. Ich fragte mich nach dem Charakter der Frau, deren Berather und Beſchützer ich geweſen, und hatte keine rechte Antwort darauf. War ſie gut und edel oder war ſie's nicht? Sie zeigte mir eine große Neigung und Anhänglichkeit, und was mehr war, eine mich geradezu rührende Beſcheidenheit in Bezug auf alles das, was ihr, ihrem eigenen Zugeſtändniſſe nach, noch fehle; nichts deſto weniger blieb ich in Zweifel, ob nicht der Einfluß der Mutter und vor Allem das mehrjährige Zuſammenleben mit einem eitlen, oberflächlichen und total depravirten Narren ihr ein für alle Mal eine Richtung auf das Niedere hin gegeben habe. Brauch' ich Ihnen zu verſichern, mein theurer und hochgeehrter Herr Vater, daß ich in meinem Herzen alle dieſe Zweifel mit einem „nein“ beantwortete. Dennoch fehlte mir Gewißheit, Gewißheit, die mir ſo nöthig erſchien, und ſo kamen wir denn beiderſeits überein, unſere Verheirathung nicht bloß eine heimliche, ſondern zugleich auch eine bloße Verſuchs-Ehe ſein zu laſſen. Es wurde ſtipulirt, daß wir, wenn wir nach einer beſtimmten Zeit den Verſuch als geſcheitert betrachten müßten, in aller Stille wiederum uns trennen wollten, ein Weg, der um ſo leichter zu beſchreiten ſei, als den Gerichten nicht obliegen könne, Verträge wieder aufzuheben, die die Zuſtimmung der Landesgeſetze noch gar nicht empfangen hätten.

---

*) In einem anderen Briefe heißt es über dieſen königlichen Dispens: „Sollte der geſchiedenen Frau v. Elliot, meiner mir ſeit 1. Oktober v. J. heimlich angetrauten Frau, dieſer Dispens verweigert werden, ſo wird ſie den König wiſſen laſſen, daß die ganze Löwenberg'ſche Herrſchaft in Folge dieſer Verweigerung aller Wahrſcheinlichkeit nach auf Miß Elliot übergehen, alſo Beſitzthum einer Engländerin werden wird. Und in der betreffenden Eingabe wird hinzugefügt werden, daß dies, nach allem in Erfahrung Gebrachten, auch dann noch geſchehen wird, wenn die zur Zeit in England oder Schottland lebende Miß Elliot ſterben ſollte, da das aus Schwiegermutter und Schwiegerſohn beſtehende Complott feſt entſchloſſen iſt, das Löwenberger Erbe lieber an ein untergeſchobenes engliſches Straßenkind, als an meine Frau gelangen zu ſehn." Es ſcheint übrigens nicht, daß ein ſolches Scriptum thatſächlich an den König gerichtet wurde, die Verhältniſſe machten es unnöthig, jedenfalls aber war es ſehr geſchickt auf die Neigungen und Abneigungen des Königs berechnet. Ein ſolches Erbe gleichſam außer Landes gehn zu ſehn, war ihm, dem König, ein unerträglicher Gedanke.

Dieſer Art war das Uebereinkommen, daß wir unmitttelbar nach unſerer Trauung trafen.

Die Zeit, die-ſeitdem vergangen iſt, hat mich in meiner Liebe beſtärkt und als endliches Reſultat ergeben, daß ich Sie hiermit, mein theurer und hochverehrter Herr Vater, um Ihre Zuſtimmung und Ihren Segen bitte. Sie werden mit Ihrer Schwiegertochter zufrieden ſein; ebenſo werden meine Brüder und Schwägerinnen ſie des Namens nicht unwürdig finden, den ſie nun führen ſoll. Deſſen bin ich ſicher. Sie hat übrigens ſelber ſchreiben wollen, und wenn es geſchehen ſollte, ſo bitt' ich ihrem Briefe mit Ihrer ſtets bewieſenen Nachſicht und Güte zu begegnen.

Unterdeſſen nehmen Sie die Verſicherung meiner tiefſten Ehrerbietung, mit der ich bin Ihr ganz ergebener und gehorſamer Sohn George.

9. Kapitel.

Die Krautentochter, nunmehr Baronin Knyphauſen, reiſt nach Lützburg. Es wird ein Sohn geboren. Baron Knyphauſen wird krank und ſtirbt.

Am 30 Juni 1783 hatte die mehrerwähnte Scheidung von Mr. Elliot, am 1. Oktober desſelben Jahres die heimliche Trauung mit Baron Knyphauſen zu Roſenthal in Sachſen und am 25. April 1784 unter Vorzeigung einer inzwiſchen eingetroffenen königlichen Dispenſation die öffentliche Trauung mit letztgenanntem Baron K. ſtattgefunden.

Unſere Krautentochter war nun alſo Baronin Knyphauſen.

Im Mai oder Juni wurde dem zweimal getrauten Paar ein Sohn geboren, Karl Wilhelm Tido, und abermals zwei Monate ſpäter erfolgte die ſeit lange geplante Reiſe nach Oſtfriesland, um daſelbſt die junge Schwiegertochter dem alten Freiherrn und der geſammten Verwandtſchaft vorzuſtellen. Alles was vorauf gegangen war, konnte ſie dem in ſtrenger Zucht und Sitte ſtehenden Hauſe nicht ſonderlich empfohlen haben, demungeachtet würde ſie bei den vielen Vorzügen, über die ſie Verfügung hatte, die Herzen Aller, inſonderheit aber das des alten Freiherrn unſchwer gewonnen haben, wenn dieſer nicht, als man eintraf, ein bereits bedenklich Kranker geweſen wäre. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich raſch, und vor Ablauf der dritten Woche ſtarb er. Das waren denn nun freilich nicht Zeiten, um durch Schönheit und Liebenswürdigkeit alte Schulden quitt zu machen. Alles kleidete ſich in Trauer, und als der Ernſt der Begräbnißtage vorüber war, war er nur vorüber, um dem noch größeren Ernſt erbſchaftlicher Verhandlungen Platz zu machen. Es gab dabei die herkömmlichen Verſtimmungen, ein Plus von Anſpruch und ein Minus von Gewährungsluſt, was aber all dieſen Verſtimmungen erſt die rechte Schärfe gab, war einfach ein Reſultat der eigenthümlich veränderten Situation, in der man ſich durch den Todesfall des Vaters befand. Als ein Beſuch, der um Nachſicht zu bitten hatte, war die ſchöne junge Schwägerin ins Haus gekommen, und eben dieſe Schwägerin, die geſtern noch befliſſen geweſen war, allerlei kleine Huldigungen darzubringen, eben dieſe war über Nacht in ihrer Eigenſchaft als Gattin des älteſten Sohnes und nunmehrigen Chefs des Hauſes in die vordere Linie gerückt, war eine Reſpektsperſon geworden, und nicht mehr dazu da, Huldigungen darzubringen, ſondern umgekehrt entgegenzunehmen. Es ſcheint auch nicht, daß dieſelben verweigert wurden, im Gegentheil, aber die dieſe Beſuchstage beſprechenden Aufzeichnungen der Lützburger Chronik laſſen doch ſo viel erkennen, daß unſere Krautentochter ſchließlich nicht unfroh war, aus Oſtfriesland ſcheiden zu können, und daß die Schwäger und Schwägerinnen noch weniger unfroh waren, ſie ſcheiden zu ſehen.

Im Oktober 1884 war das junge Paar wieder in der Mark zurück und theilte nun während der nächſten zwei, drei Jahre den Aufenthalt zwiſchen Berlin und Hoppenrade. In Berlin bewohnte man das auf der Jägerbrücke gelegene Bredow'ſche Haus, in welchem auch im Herbſte 1785 eine Tochter geboren wurde: Sophie Oriane Conſtanze Friederike. Das Verhältniß zu der oſtfrieſiſchen Verwandtſchaft blieb auch bei wiederholten Beſuchen daſſelbe, will ſagen freundlich und förmlich, ohne daß es geglückt wäre, die Freundlichkeit in Herzlichkeit umzuwandeln.

Ob ein Glück im eigenen Hauſe dies aufwog? Es mag faſt bezweifelt werden. Wohl war es eine gegenſeitige Neigung geweſen, was ſie zuſammengeführt hatte, nebenher aber lief eine große Sinnes- und Charakter-Verſchiedenheit: er war reſervirt, mit einem Anfluge von Nüchternheit, ſie ſanguiniſch, mit einem Anfluge von Gefallſucht. Das Leben bei Hofe, das ihn degoutirte, hatte für ſie nicht blos Reiz und Zauber, ſondern war auch, aller trüben perſönlichen Erfahrungen unerachtet, eigentlich das, wonach ſie ſich ſehnte.

So waren wohl von Anfang an Differenzpunkte gegeben, aber möglich, daß es nichtsdeſtoweniger zu Verſtändniß und Ausgleich auf dieſem Gebiete gekommen wäre, wenn nicht ein ſchweres Leiden, in das der Freiherr verfiel, ihm und alsbald auch ſeinem Hauſe jede Luſt und Freudigkeit genommen hätte. Schon Ende 1787 traten Anzeichen einer bedenklich complicirten Krankheit hervor, einer Krankheit, die ſich zunächſt in Taubheit und heftigen Ohrenſchmerzen äußerte. Nach dem Rathe der Aerzte wurde Spaa verſucht, aber erfolglos, und der Patient unterbrach alsbald ſeine Kur, um auf der Rückreiſe den berühmten braunſchweigiſchen Leibarzt Ritter v. Zimmermann zu conſultiren, der einige Zeit vorher auch an das Sterbebett König Friedrichs II. gerufen worden war. Wie kaum geſagt zu werden braucht, verordnete die conſultirte Berühmtheit das, was in ausſichtsloſen Fällen immer verordnet zu werden pflegt: „eine Reiſe nach dem Süden“, und dieſe Reiſe ſollte denn auch eben begonnen werden, als die Nachricht eintraf, daß der letzte Löwenberger Bredow geſtorben und der Augenblick für den Antritt des großen Erbes gekommen ſei. Das wog denn freilich ſo ſchwer, daß die Reiſe, nöthig oder nicht, vorläufig wenigſtens zurücktreten mußte; dringendſte Geſchäfte forderten tagtäglich Erledigung, und die Reihe jener Aufregungen und Aergerniſſe begann, die von Guts-Uebernahmen und Erbſchaftsauseinanderſetzungen unzertrennlich zu ſein pflegen, und wovon das, was einige Jahre vorher in Lützburg geſpielt hatte, nur ein Vorſchmack geweſen war.

Endlich aber war Alles geregelt, und der jetzt im Beſitz einer großen Doppel-Herrſchaft, einer Oſtfrieſiſchen und einer Märkiſchen, ſtehende Freiherr hätte ſich füglich auf der Höhe des Lebens fühlen müſſen. Aber er ſtand nur angeſichts des Todes, und als es das Jahr darauf, im Sommer 1789, kein Geheimniß mehr war, wie ſchlecht es ſtehe, traf, neben anderen Beſuchern, auch ſein Bruder Edzard auf dem Hoppenrader Schloß ein, um den ſchwer krank Darniederliegenden noch einmal zu ſehn. Edzard war erſchüttert von dem Anblick und ſchrieb Tags darauf in die Heimath: „Ich fand ihn ſehr verändert und konnt ihn kaum noch verſtehn, weil auch ſeine Sprachorgane gelitten haben. Außerdem aber haben ſeine langen und heftigen Schmerzen im Kopf, dazu ſeine Schlafloſigkeit und der beſtändige Opiumgebrauch, auf ſeine Seelenkräfte merklich eingewirkt und jenen hellen und glänzenden Verſtand eingeſchränkt, mit Hilfe deſſen er ſonſt die ſchwerſten Begriffe zu ordnen und überhaupt im Umgange mit der Welt ſo hervorragend zu gefallen wußte. Er hat nun oft Mühe, ſeine Gedanken ſo zu fügen, wie ſie ſich, ſeinem Wunſche nach, wohl fügen ſollten, und geräth darüber in ſolchen Unmuth, daß er es mehrmals vorzog, mitten im Sprechen abzubrechen. Ich habe wenig Hoffnung auf ſeine Wiederherſtellung.“

In der That, eine ſolche Wiederherſtellung war unmöglich; aber eine lange Leidenszeit war ihm doch nichtsdeſtoweniger noch vorbehalten. Er wurde ſehr bald nach dieſem Beſuch, einer vorzunehmenden Operation halber, von Hoppenrade nach Berlin geſchafft, indeſſen man ſtand hier von einem chirurgiſchen Einſchreiten ab, als man das Uebel in ſeiner Unheilbarkeit erkannt hatte. Es war Knochenfraß und Drüſenverhärtung. So konnt' es ſich nur noch um beſtändige Linderungen handeln. Er bekam Laudanum und Moſchus. Oefters wurden die Wohnungen gewechſelt, um ihn wenigſtens nach Möglichkeit vor Straßenlärm zu ſchützen. Aber all das ergab nur ein Hinfriſten. Er war ſo elend, daß ſelbſt kein Fieber mehr eintrat, und am 25. Dezember 1789 entſchlief er und wurde die Woche darauf im Krautſchen Erbbegräbniß in der Nicolaikirche beigeſetzt.

Auch hinſichtlich ſeines Charakters, genau ſo wie hinſichtlich der Charaktere ſeiner Schwiegereltern, alſo des Hofmarſchalls v. Kraut und der Gemahlin deſſelben, der ſpäteren Mad. de Vereliſt, gehen die zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen auseinander. Thiébault erwähnt des Barons mehrfach. „Unter den dem Prinzen Heinrich am aufrichtigſten ergebenen Perſonen,“ ſo ſchreibt er, „befanden ſich auch zwei Barone Knyphauſen, von denen der eine, Baron Dodo v. Knyphauſen, längere Zeit preußiſcher Geſandter in Paris und dann in London geweſen war. Er führte den Beinamen „der große Knyphauſen“ oder „der alte“ zur Unterſcheidung von einem jüngeren Träger deſſelben illuſtren Namens, der einer der Cavaliere des Rheinsberger Hofes war und „le beau Knyphausen“ hieß. Er hatte nicht nur den friſcheſten Teint und das feingeſchnittenſte Profil, ſondern war überhaupt von einer apolloniſchen Schönheit; nur ſchade, daß ein kaltes, ſtolzes und etwas ſteifleinenes Weſen (peu compassé) ſeine große Schönheit wieder in Frage ſtellte.“ Dieſer „le beau Knyphausen“ iſt der unſrige.

Thiébault's Worte lauten nicht allzu günſtig, und der als „kalt und ſtolz“ Bezeichnete wird unmaßgeblich ſeine Schwächen und Fehler gehabt haben, vielleicht ſogar ſolche, die ſich in der Geſellſchaft ſehr fühlbar machten. Andererſeits iſt es unmöglich, ſeine Briefe zu leſen, ohne von der Ueberzeugung erfüllt zu werden, daß er dem ganzen Reſt der in dieſer Tragikomödie mitſpielenden Perſonen, Elliot an der Spitze, ſehr überlegen war. Und ſo werden denn auch die von ſeinem Bruder in der Lützburger Chronik über ihn geſchriebenen Zeilen ſehr wahrſcheinlich das Richtige treffen. Sie lauten: „Er war wie von einer vorzüglichen körperlichen Schönheit, ſo ganz beſonders auch von einem hervorragenden und mit allerlei Kenntniſſen und Fähigkeiten ausgeſtatteten Verſtande. Reiſen und langer Umgang an Höfen hatten ihm die feinſten Umgangsformen gegeben, die den Verkehr mit ihm, wenigſtens bis zum Eintritt ſeiner Krankheit, ungemein angenehm und anziehend machten.“

Im Einklange hiermit iſt das, was ſich im Hoppenrader Kirchenbuche (das übrigens, abweichend von der Lützburger Chronik, den 1. Januar 1790 als ſeinen Todestag angiebt) über ihn aufgezeichnet findet. Es heißt daſelbſt wörtlich: „Am 1. Januar 1790 ſtarb in Berlin Herr Georg Freyherr von Inn und Knyphauſen, Majoratsherr der Herrſchaft Knyphauſen in Oſtfriesland, Herr auf Hoppenrade, Loewenberg, Teſchendorf, Grüneberg. Er verfiel vor zwei Jahren in ſchwere Krankheit, von der wieder zu geneſen ihm nicht beſchieden war. Er war ein vernünftiger und menſchenfreundlicher Herr. Wenn ihm Gott das Leben und Geſundheit geſchenkt hätte, würd' er viel Gutes auf den hieſigen Gütern geſtiftet haben.“

Ebenſo günſtig beurtheilt ihn ſein ſpäterer Schwiegerſohn v. Wülknitz, der, bei den zahlreichen und andauernd von ihm geführten Prozeſſen (ich komme darauf zurück), aus einem intenſiven Aktenſtudium der Knyphauſen'ſchen Zeit all ſein Lebtag nicht herausgekommen iſt. Wülknitz ſchreibt über Knyphauſen: „Er war ein tüchtiger, umſichtiger und charakterfeſter Mann, in Betreff deſſen es lebhaft zu bedauern bleibt, daß der Tod ihn ſo frühzeitig abrief.“

Alle ruhig Urtheilenden ſprechen in ähnlicher Weiſe für ihn.

Zum Schluß erübrigt nur noch ein Wort über ſeine Duell-Affaire mit Elliot. Ich habe bereits hervorgehoben, und Knyphauſen beſtätigt es in ſeinen Briefen, daß ſich die damalige Berliner Geſellſchaft, und unter ihrem Einfluß auch das große Publikum, ungleich mehr auf Elliot's als auf Knyphauſen's Seite ſtellte, was ſich denn auch — und zwar ganz abgeſehen von Elliot's eminenter Begabung, alle Welt (nöthigenfalls auch durch Lügen) auf ſeine Seite zu ziehen — einfach aus den Thatſachen heraus erklären läßt. Elliot, was immer ſeine Fehler ſein mochten, war und blieb der gekränkte Ehemann. Das war eins. Was ihm indeſſen, weit über dies Maaß einer immerhin fraglichen Theilnahme hinaus, eine ganz aufrichtige Bewunderung eintrug, das war, aller gegentheiligen Verſicherungen unerachtet, der Fürſtenberger Ueberfall, der Brutalakt „à la mode d'un assassin“. Er hatte Knyphauſen zum Duell nach Kopenhagen hin citirt, war ob dieſer ſeiner Citirung verſpottet worden, und erſchien nun in ſeines ſäumigen Gegners Wohnung, um nicht blos dieſen, ſondern, wenn es nöthig ſein ſollte, die ganze Stadt Fürſtenberg zum Kampfe herauszufordern. Was darin ungeſetzlich und unſinnig war, überſah man gern, man ſah nur die Waghalſigkeit und freute ſich ihrer, und es hätte der Großſprechereien, an denen es Elliot wie gewöhnlich ſo auch diesmal nicht fehlen ließ, gar nicht bedurft, um ihn in einem glänzenden Licht erſcheinen zu laſſen. Wer übermüthig hazardirt und zugleich für den nöthigen Lärm ſorgt, iſt immer eine populäre Figur. Und eine ſolche war denn auch Elliot in dieſer ganzen Affaire. Man ſympathiſirte mit ihm.

Aber ſympathiſirte man mit Recht? Ich glaube nein. Es iſt der Haltung ſeines Gegners Knyphauſen nur dann gerecht zu werden, wenn man Elliot's Charakter beſtändig im Auge behält. „Er war ein Narr, der bei jeder ihm paſſend erſcheinenden Gelegenheit ein Tobſüchtiger wurde.“ So wird er geſchildert, und dieſe Schilderung wird im Weſentlichen richtig ſein. Vielleicht hätte Knyphauſen, als die Herausforderung zum Duell an ihn herantrat, beſſer gethan, dieſer Herausforderung zu folgen und nach Kopenhagen hin abzureiſen. Er hätte ſeinem Gegner mit den Worten entgegentreten müſſen: „Ihr Brief hat mich getroffen; hier bin ich. Ich bekenne mich gern und mit allem Nachdruck zu jedem Vorwurfe, den Sie mir machen. Ich haſſe Sie. Sie haben Ihre Frau ſchlecht behandelt, was ſag' ich, ſchlecht, nein als ein Nichtswürdiger, und voll Empörung darüber hab' ich gethan, was ich gethan. Und nun beſtimmen Sie Zeit und Ort.“ Eine derartig freie Sprech- und Handelweiſe hätte meinem Geſchmack mehr entſprochen, hätte friſcheren Sinn und beſſeres Gewiſſen gezeigt; aber wenn eine ſolche Sprache bei Durchfechtung einer auf dieſem Gebiete liegenden Affaire vielleicht überhaupt nicht gefordert werden kann, ſo gewiß nicht einem Elliot gegenüber, der, ohne jede Disciplin und Selbſtcontrolle herangewachſen, nicht blos aller möglichen Extravaganzen fähig, ſondern auch mit Hilfe ſeiner geſandtſchaftlichen Stellung in all ſeinen Extravaganzen ſo gut wie vorweg freigeſprochen war.

So wird ſich denn bei billiger und gerechter Würdigung aller Verhältniſſe — darunter auch die Geldverhältniſſe — mit Fug und Recht ſagen laſſen, daß Knyphauſen's Haltung im Großen und Ganzen nicht blos eine richtige, ſondern auch eine muthige war. Wenn ſein Muth andre Formen hatte, wie der ſeines Gegners, ſo kann ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden, auch dann nicht, wenn er bei dem Erſcheinen Elliot's in Fürſtenberg und dem gleichzeitig erfolgenden Eindringen einer ganzen Rotte Bewaffneter einen Augenblick lang von der Vorſtellung beherrſcht geweſen ſein ſollte, „das iſt ja eine verteufelte Situation, und ich wollt', ich wär' aus ihr heraus“. Einem Maniac, einem Tollen gegenüber hat der bei Verſtand und Ruhe Gebliebene nicht nur thatſächlich allemal ein mehr oder weniger bedrücktes und ſelbſt ängſtliches Gefühl, nein, er darf es auch haben. Es iſt ſein Recht. Allerdings ein Recht, das ihm der große Hauſe nie zugeſtehen wird, am wenigſten aber der Flanell-Philiſter, der von jedem, nur nicht von ſich ſelbſt, eine nie müde werdende Heldenſchaft verlangt und Muthgeſchichten nicht auf ihre menſchliche Wahrſcheinlichkeit, ſondern immer nur auf ſein allerperſönlichſtes Gruſelbedürfniß hin anſieht.

10. Kapitel.

Die Krautentochter wird Frau von Arnſtedt.

Baron Knyphauſen war im Kraut'ſchen Erbbegräbniß in der Berliner Nicolaikirche beigeſetzt worden und eine Woche lang läuteten allabendlich auch die Löwenberger Glocken und verkündeten dem umherliegenden Lande, daß der Gutsherr geſtorben ſei. Dann ſaß auch ſeine Wittwe, die Krautentochter, am Fenſter und ſah in die Schneelandſchaft hinaus, die lange Linie der Pappelweiden hinunter, aus deren Gipfeln einzelne Krähen in den dunkelgeröthleten Abendhimmel aufflogen.

Sie ſah das Alles und ſah es auch nicht, und ging die Rechnung ihres Lebens durch, dabei des Todten gedenkend, dem zu Ehren es draußen läutete. Trauerte ſie? Vielleicht. Aber wenn ſie trauerte, ſo geſchah es, weil Alles ſo traurig war; nicht aus Schmerz um ein hingeſchiedenes Glück. Nein, ſie war nicht geſchaffen, einem Schmerz zu leben oder gar unglücklich zu ſein. Und nun gar dieſer Tod! War er denn überhaupt ein Unglück? Was er ihr mit Sicherheit bedeutete, hieß: Befreiung. Sie ſagte ſich's nicht, aber es war ſo, trotzdem ſie jeder guten Stunde gedachte. Gewiß, es war aus Liebe geweſen, daß ſie ſich gefunden hatten, und ſie hatte Gott aufrichtig und von ganzem Herzen gedankt, einer doppelten Tyrannei, der eines excentriſchen Gatten und einer imperiöſen Mutter entriſſen zu ſein, wohl, er war ihr Retter geweſen und dazu ſchön und geſittet und klug. Ja, ſehr klug ſogar, und ſie hatte ſich ſeiner Ueberlegenheit gefreut. Aber dieſer Klugheit und Ueberlegenheit war ſie doch manchmal auch überdrüſſig geworden, und als ſich zu der unbequem werdenden geiſtigen Ueberlegenheit auch noch körperliche Krankheit und zu der körperlichen Krankheit ein bittres und menſchenſcheues Weſen zu geſellen begann, da hatte ſie geſeufzt und die Liebe war geſchwunden. Und was geblieben war, war Leid und Laſt.

All das überſchlug ſie jetzt und ſah hinauf in den Abendſtern, der eben durch die Dämmerung blitzte, blaß und zitternd, und ſie frug ihn nach ihrem Glück. Und ſiehe, da war es, als ob er plötzlich heller aufleuchtete. War es der Stern? oder war es nur ihre Hoffnung, die ſein Licht verdoppelte?

Zu Troſt und Segen ward es ihr, daß es viel zu thun gab. Alles Geſchäftliche widerſtritt eigentlich ihrer Natur, aber es war ihr jetzt willkommen, weil es ihr die Möglichkeit eines Verkehrs gewährte. Sie brauchte Leben und Menſchen, und ſehnte ſich um ſo mehr danach, je weniger ihr die nächſte Verwandtſchaft Anlehnung und Stütze bot. Nach Lützburg hin, an ihren Schwager Edzard, wurden wohl ein paar Briefe gerichtet, aber ſie waren anders als zu Lebzeiten ihres ihren Stil und ihre Grammatik überwachenden Gatten und mochten bei dem Empfänger ein Lächeln wecken. „Es iſt mir geſagt worden“, ſo hieß es in einem dieſer Briefe, „daß in Lützburg verſiegelt worden iſt und daß dieſe Verſiegelung vor neun Monaten nicht aufgehoben werden ſoll. Ich begreife, wie läſtig dieſes für Ihnen iſt, und ſo ſagen Sie mir denn, liebſter Bruder, ob ich an der Regierung ſoll ſchreiben laſſen.“ Am Berliner und auch am Rheinsberger Hofe waren dieſe Dativa nicht anſtößig, aber in Lützburg ließen ſie doch aufs Neue fühlen, was der preußiſchen „Frau Schweſter“ fehlte, die, trotzdem ſie „charmant“ und voll natürlicher, vielleicht ſogar überlegener Klugheit war, ihrem Benehmen und Weſen nach zu dem alten oſtfrieſiſchen Hauſe nicht recht paſſen wollte.

Wie ſich um dieſe Zeit ihr Verhältniß zur eignen Mutter (wenn dieſe noch am Leben war) geſtaltete, darüber erfahren wir nichts, ebenſo wenig darüber, um welche Zeit unſere „Krautentochter“, nunmehrige verwittwete Baronin v. Knyphauſen, ihr einſames Hoppenrade verließ, um wenigſtens zeitweiſe wieder die Rheinsberger Luft zu athmen. Es kann aber kaum ſpäter als im Sommer 1790 geweſen ſein, da wir ſie ſchon vor Eintritt des Spätherbſtes in Rheinsberg wieder verlobt und noch vor Abſchluß des Jahres zum dritten Male verheirathet ſehen. Verheirathet mit dem, dem Prinz Heinrich'ſchen Hofe zugehörigen Rittmeiſter von Arnſtedt.

An die Sitte hatte man ſich dabei nicht allzu rigorös gebunden, indem bereits vierzehn Tage vor Ablauf der Trauerzeit eine große Hochzeit ausgerüſtet worden war, ausgerüſtet von niemand Geringerem als dem Prinzen ſelbſt, der bekanntlich eine große Vorliebe für Feſtlichkeiten hatte. Das war am 16. Dezember 1790 geweſen, und die Frau Baronin v. Knyphauſen war nun alſo Frau Rittmeiſter v. Arnſtedt.

Eigentlich war ſie jetzt erſt an ihrem Platz. An Elliot war ſie durch Befehl, an Knyphauſen, neben Dank und Liebe, durch die Verhältniſſe gekommen; aber zu beiden hatte ſie nicht recht gepaßt. Auch zu Knyphauſen nicht. Er war ihr zu ſuperior geweſen, zu klug, zu verſtändig, zu ſolide. Solche Vorwürfe ließen ſich nun dem Rittmeiſter nicht machen. Er war hübſch und heiter, ein enfant gâté der Geſellſchaft, ein bon camerade, ganz beſonders aber kein Kopfhänger, vielmehr umgekehrt immer geneigt einen Scherz zu machen und ſich über das Morgen nicht zu grämen, ſo lange nur das Heute noch allenfalls erträglich erſchien. Das entſprach ihrer eigenen Natur. Vor Allem war er weder Schotte noch Oſtfrieſe, ſondern ein allermärkiſchſter Märker, der an Preußen und Rheinsberg glaubte, beides für etwas Beſonderes hielt, ein Pferd über ein Buch, eine beſetzte Tafel über ein Bild oder ein ſonſtiges Kunſtwerk und einen Spieltiſch über Alles ſtellte. Das paßte. Nun gab es doch wieder Ausgelaſſenheiten, und an die Stelle von Elliotſcher Eiferſucht und Brutalität und nicht minder an die Stelle von Knyphauſenſcher Krankheit ſammt Trauer und Krepp (von Krepp, der ihr nicht einmal kleidete) konnte doch nun wieder ein Leben treten, ein Leben, das ſich zu leben verlohnte. Sie lachte ſo gern. Und warum nicht? War ſie doch noch jung. Ihr neunundzwanzigſter Geburtstag fiel in die Flitterwochen ihrer dritten Ehe.

So gingen ihre Hoffnungen, und es ſcheint, daß ſie ſich erfüllten, obwohl ſpeciell in dem, was ihr Glück ausmachte, die Keime künftigen Unglücks bereits erkennbar waren. Aber ihrem Auge waren ſie's nicht, und ſo wird ſich denn von dem erſten Jahrzehnt ihrer dritten (v. Arnſtedt'ſchen) Ehe wie von einer Reihe glücklicher und beinah ungetrübter Jahre ſprechen laſſen. Unbedingt waren es die glücklichſten ihres an Wechſelfällen ſo reichen Lebens. Es wurden Kinder geboren, deren man ſich freuen konnte, weil ſie hübſch waren und gediehen, und der Eitelkeit der Eltern immer neue Nahrung gaben. Aus den Gütern aber mehrten ſich die jährlichen Erträge. Dabei verband ein reger und beinah unausgeſetzter Verkehr all jene kleinen und großen, über die ganze Grafſchaft Ruppin hin ausgeſtreuten Edelſitze, die damals als die Dependancen und Außenwerke von Rheinsberg gelten konnten, und wenn heute die mit vier Schimmeln beſpannte Chaiſe von Hoppenrade nach Köpernitz im Sande mahlte, ſo ging es morgen auf Meſeberg und den dritten Tag auf Wulkow oder Wuſtrau zu. Heute war es die ſchöne Kaphengſt, morgen die ſchöne La Roche-Aymon, der man huldigte, bis ſich der Beſuchszirkel in dem reichen und gaſtlichen und deshalb neben Rheinsberg tonangebenden Hoppenrade wieder ſchloß.

Eigentliche Feſtins aber gab es nur dann, wenn der „Prinz" in Perſon und zwar in formellſter Weiſe ſeinen Beſuch angeſagt hatte. Dann galt es, ihn zu „ſurpreniren", und dem Meiſter im Feſt-Arrangement wenn nicht gleich, ſo doch nahe zu kommen. Und hierin excellirte Frau v. Arnſtedt. Eine dieſer Feiern lebt noch fort in der Erinnerung der Enkel. An der Granſeer Straße hin, eine Viertelmeile ſüdlich von Hoppenrade, zieht ſich der „Harenzacken-Wald“, ein damals und vielleicht auch heute noch reich beſtandener Forſt, in den man, an einem dieſer Beſuchstage, den Prinzen zu führen und es derartig einzurichten gewußt hatte, daß ſich Monſeigneur in Wald und Abenddämmer verirren mußte. Verzeihungen wurden erbeten, Entſchuldigungen geſtammelt, bis man endlich auf eine mit Erlengebüſch überwachſene Wieſe hinaus trat. Da wurd es plötzlich hell und licht, und ehe ſich der Prinz von ſeinem Erſtaunen erholen konnte, ſtand der Waldrand um ihn her in mehr als tauſend Lichtern, denn Alles, was auf den umliegenden Gütern wohnte, war aufgeboten und an die Bäume poſtirt worden, um in einem einzigen Moment eine Beleuchtung der Waldwieſe mit buntfarbigen Lampen in Scene ſetzen zu können. Da küßte der Prinz der ſchönen Frau die Hand und erklärte ſich für beſiegt, und eine Woche lang zehrte man von dieſem gnädigen Wort und fühlte ſich gehoben in der Idee, nicht umſonſt gelebt zu haben.

Auch von Berlin her kam Beſuch, und wenn es junge Frauen waren und die Jahreszeit es geſtattete, ſo ging es bei Sonnenuntergang oder auch wohl in aller Morgenfrühe nach „Mon Caprice“ hinaus, welchen Namen ein Badetempelchen, ein Pavillon führte, den Frau v. Arnſtedt am Ufer eines von Schilf und hohem Werſt umſtandenen See-Tümpels errichtet hatte. Da hinaus ging es, um zu baden und zu plätſchern und allerhand Spiele zu ſpielen. In dem Schilf- und Werſtgürtel ſtanden alsdann die jüngeren Gefährtinnen und hielten ſich an dem herniederhängenden Gezweige, während Frau v. Arnſtedt, eine brillante Schwimmerin, über den See ſchoß und die Loſung gab, ihr zu folgen und ſie zu haſchen. Und nun ſchwamm und jagte man ihr nach und zog den Kreis immer enger, aber im ſelben Augenblicke, wo man ſie ſchon umſtellt und gefangen genommen glaubte, ſchlüpfte ſie durch und entkam ſiegreich bis an die rettende Tempelſchwelle. Das gab denn ein Lachen und ein Bewundern, und in Rheinsberg und an den Prinz Heinrich'ſchen Edelhöfen, an denen nichts ſo voll und üppig in Blüthe ſtand als die Mediſance, mediſirte man wieder von „Diana und ihren Nymphen“.

Aber es waren nicht Zeiten, um durch Scherze der Art empfindlich berührt oder in irgend einer guten Laune geſtört zu werden.

Im Gegentheil.

Alles war Luſt und das Leben ein Feiertag.

11. Kapitel.

Die Krautentochter kommt in ſchweres Leid.

Aber dieſer Feiertag ging zu Rüſte.

Den 3. Auguſt 1802, als man überall in den Rheinsberger Dependancen und nicht zum wenigſten in Schloß Hoppenrade feſtlich zu Tiſche ſaß, um den Geburtstag König Friedrich Wilhelms III. in Wein und Rede zu feiern, erſchien ein Bote mit einem Flor um Hut und Arm und brachte Meldung, daß „Monſeigneur“ in vorhergehender Nacht aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden ſei. Da wandelte ſich das Feſtmahl in ein Trauermahl, weil alle fühlten, daß ihnen ein guter Herr und wahrer Freund genommen ſei, der nicht blos philanthropiſche Sentenzen hergeſagt und klugen Rath gegeben hatte, nein, der auch half und Fürſprache that und immer verzieh. Und aufrichtige Thränen floſſen ihm, auch bei denen, die ſich längſt der Thränen entwöhnt hatten, und als endlich die Grabpyramide fertig und der große Grabſtein mit der berühmt gewordenen Inſchrift: „Jetté par sa naissance dans ce tourbillon de vaine fumée, Qui le vulgaire appelle Gloire et grandeur, Mais dont le sage connait le néant“, in das Grabmal eingelaſſen war, da war ein Trauern im ganzen Lande Ruppin, und alles fuhr heim und hatte ſeiner Schwatzhaftigkeit ein Maaß, denn jeder wußte, daß man in dem heimgegangenen Freunde den letzten Großen aus einer großen Zeit begraben hatte.

Niemand aber wußt' es beſſer als unſere Krautentochter, und in ihrem Herzen regte ſich die Vorſtellung, daß ein Wendepunkt für ſie gekommen ſei, bald vielleicht, und daß eine Reihe böſer Tage vor der Thüre ſtehe.

Wirklich, ſie kamen.

Es begann daheim, im eigenen Hauſe. Sie hatte kein Glück mit den Männern, wenigſtens nicht in der Ehe. Der Rittmeiſter war ein Mann nach ihrem Sinne geweſen, als ſie, verwittwet und vertrauert, an ſeiner Lebensluſt ſich aufgerichtet hatte. Das alles aber lag jetzt eine gute Weile zurück. Ihre Temperamente hatten miteinander geſtimmt, nichts mehr, nichts weiter, und wenn ſie vorher jahrelang in einer gewiſſen Verdroſſenheit zu dem oſtfrieſiſchen Baron, ihrem zweiten Manne, hinaufgeblickt hatte, ſo ſah ſie jetzt auf dieſen dritten herab. Und auch das wollt' ihr nicht gefallen. Wohl war ſie das Kind ihrer Zeit und verabſcheute nichts mehr als die Langeweile gelehrter Allüren, aber zu gleicher Zeit entbehrte ſie doch keineswegs eines feineren äſthetiſchen Sinnes, und wenn ihr Gründlichkeit verhaßt war, ſo war es ihr Seichtheit und Oberflächlichkeit noch mehr. Oberflächlichſein war nur ſtatthaft oder ein Vorzug, wenn es ſich mit Witz und guter Laune paarte. Davon hatte der Rittmeiſter ſeinerzeit ein freundlich und beſcheiden Theil gehabt. Aber das war längſt aufgezehrt, und ſie litt jetzt unter ſeiner Unbedeutendheit und Schwäche. Möglich nichtsdeſtoweniger, daß ſich ihr Leben in jenem wohlbekannten Halbzuſtande von nicht glücklich- und nicht unglücklich ſein über den Reſt der Tage hinweggeſchleppt hätte, wenn nicht unmittelbar faſt nach dem Tode des bis zuletzt einen gewiſſen Control-Einfluß ausübenden Prinzen, eine Verſchlimmerung und bald danach eine Zeit völligen Niedergangs bei v. Arnſtedt eingetreten wäre. Wo früher nur das Gute gefehlt hatte, zeigte ſich jetzt auch das poſitiv Schlechte, lautwerdende Vorwürfe verdarben es völlig, und eh' abermals ein Jahr um war, war aus dem luſtigen Rath und liebenswürdigen Geſellſchafter ein Trinker und Spieler geworden, ein nur noch Halbzurechnungsfähiger, über deſſen traurigen Lebensausgang in einem folgenden Kapitel zu berichten bleibt.

Und das Unglück, wie das Sprichwort ſagt, kommt nie allein. Auch hier nicht. Um dieſelbe Zeit, wo die Sorgen um den Mann ſich mehrten, mehrten ſich auch die Sorgen um Gut und Habe, weil der, wie ſchon vorſtehend erzählt wurde, faſt vom Momente der Beſitzergreifung an über Löwenberg und Hoppenrade ſchwebende Prozeß, inzwiſchen nicht nur überhaupt angeſtrengt, ſondern auch von Jahr zu Jahr immer energiſcher und bedrohlicher in Angriff genommen worden war. Die Bredow's verlangten ihr ihnen wegteſtirtes Erbe zurück.

An der gerichtlichen Entſcheidung dieſer Frage hing Leben und Sterben.

12. Kapitel.

Die Krautentochter ſtirbt.

Die Gefahr ging vorüber.

Der 1791 begonnene Prozeß ward 1809 zu Gunſten der Krautentochter entſchieden.

Aber ſo viel Grund zu Dank und Freude vorliegen mochte, durch dieſen Entſcheid vor einem Aeußerſten bewahrt geblieben zu ſein, ſo wenig Grund lag doch überhaupt zu Dank und Freude vor. Es waren durchweg traurige Zeitläufte, Kriegs-Beunruhigungen und Truppendurchzüge nahmen kein Ende, Geſindel aller Art fiel läſtig, und Strolche, denen man ein Almoſen oder ein Nachtquartier verweigerte, ließen die Scheunen und Kornmiethen in Feuer aufgehen. Unglück über Unglück. Aber zu Calamitäten wie dieſe, die damals allgemein waren, geſellten ſich für unſere Krautentochter doch noch beſondere: der Hausfrieden ſchwand immer mehr, und mit dem Ehemanne, deſſen Wandel ſeit Jahr und Tag im Niedergange war, wurd' es ſchlimmer und ſchlimmer. Es zeigten ſich Geiſtesſtörungen, und neben einer äußerlichen, erwies ſich ſchließlich auch eine geſetzliche Scheidung als unerläßlich. In welchem Jahre dieſe ſtattfand, hab' ich nicht mit Beſtimmtheit in Erfahrung bringen können, doch muß es annähernd um dieſelbe Zeit geweſen ſein, in der ſich der Prozeß entſchied. Wenigſtens find' ich in einer Taufpathen-Aufzeichnung unterm 28. September 1809 das folgende: „Frau Luiſe*), geſchiedene v. Arnſtedt, geborene v. Kraut“.

---

*) Frau v. Arnſtedt wird hier Luiſe v. Arnſtedt genannt, in der Knyphauſen-Zeit hieß ſie Charlotte. Widerſprüchen und Abweichungen derart begegnet man beſtändig, und Kirchenbücher, Grabdenkmäler und Handſchriften,

Im Herbſte genannten Jahres alſo war die Scheidung bereits ausgeſprochen.

Dies Fact an ſich konnte, wie die Dinge lagen, unmöglich als ein Unglück gelten, im Gegentheil. Aber was mit dem geſchiedenen Ehemanne beginnen? Das gab eine neue ſchwere Sorge. Privat-Inſtitute, wie ſie jetzt exiſtiren, exiſtirten damals noch nicht, und ihn, den v. A., einer jener allgemeinen, in jener Zeit noch nach einem gewiſſen Schreckensſyſteme verwalteten Irrenanſtalten anzuvertrauen, widerſprach durchaus dem feinen Sinn unſerer Krankentochter und faſt mehr noch ihrem gütigen Herzen. Endlich indeß einigte man ſich dahin, ihn in einem Predigerhauſe, gegen hohe Zahlung, unterzubringen, und gab ihn auch bald danach nach einem in Nähe von Fehrbellin gelegenen Dorfe hin in Penſion. Dies Dorf war Hakenberg, und in der Pfarrpenſion daſelbſt hat er noch an die vierzig Jahre gelebt. Im Hakenberger Kirchenbuch findet ſich folgende Stelle: „**Herr Karl Heinrich v. Arnſtedt, Rittmeiſter außer Dienſt, ſtarb 79 Jahre alt am 30. Mai 1847 und iſt am 2. Juni ſelbigen Jahres auf dem Kirchhofe bei der Kirche begraben worden.**“ Zweien Briefen aus Dorf Hakenberg darf ich noch Folgendes ent-

---

an deren Zuverläſſigkeit man zu glauben gewöhnt iſt, laſſen einem grad ſo gut im Stich, wie Mittheilungen und Briefe der Hinterbliebenen. Das ſchöne Fräulein v. Voß (ſpäter Gräfin Ingenheim) heißt im Bucher Kirchenbuche Amalie, in den Tagebuchaufzeichnungen ihrer Tante der Gräfin v. Voß aber heißt ſie Julie; am Herrenhauſe zu Lichterfelde wird auf einem über der Thür angebrachten Inſchriftsſteine Herr „Joachimus de Roncha ex Italia de Manilia“ als Baumeiſter genannt, ein nie dageweſener Name, zu dem ſich ein geographiſcher Unſinn geſellt; auf dem Bilde des berühmten Otto Chriſtoph v. Sparr in der Marienkirche zu Berlin iſt 1605 als Geburtsjahr v. Sparrs angegeben, eine Zahl, die mindeſtens einem Zweifel unterliegt; an dem berühmten Scharnhorſt-Denkmal auf dem Invalidenkirchhofe erweiſen ſich Geburtsort und Geburtsjahr als falſch, und der Maler Wilhelm Henſel, der ſein Grab auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof hat, wurde nicht in Linum (wie der Grabſtein angiebt) ſondern in Trebbin geboren. Die Reihe ſolcher Beiſpiele ließe ſich leicht fortſetzen, und in aberhundert Fällen beſtätigt es ſich in der That, daß nichts ſchwerer iſt, als einfach feſtzuſtellen, welche Namen Perſonen führten, wann und wo ſie geboren wurden und wann und wo ſie ſtarben.

nehmen: „Alte Leute hier erinnern ſich noch ſehr wohl des Rittmeiſters v. Arnſtedt. Er ſoll bald nach 1813 von Hoppenrade her zu Prediger Drake gekommen ſein und hat dort bis zu ſeinem Ende gelebt. Er war ein ſchöner, großer Mann, freundlich und geſprächig, aber ſofort wüthend, wenn das Geſpräch auf die Franzoſen kam. Er haßte ſie, weil ihm ſeine Frau durch einen franzöſiſchen Offizier entführt worden war. Auch iſt derſelbe nie wieder nach Hoppenrade zurückgekehrt.*) Wegen ſeiner aufgeregten Gemüthsart war ſtets ein Wärter um ihn, der ihn auch auf ſeinen Spaziergängen begleitete. Während der erſten Jahre wurd er öfters von ſeinen Brüdern beſucht, ſpäter nicht mehr. Er ſtarb im Pfarrhauſe. Geboren war er in Liebenberg“.

Ein zweiter Brief beſtätigt das in Vorſtehendem Geſagte: „Der Familie v. Arnſtedt lag daran, den Rittmeiſter v. A. nicht in eine öffentliche Irrenanſtalt gebracht zu ſehen; ſo gab man ihn denn zu dem hieſigen Paſtor in Penſion. Die Küche der Frau Paſtor Drake jedoch ſoll ihm wenig zugeſagt haben, weshalb es oft vorkam, daß er das Eſſen ohne Weiteres zum Fenſter hinausſchüttete. Bemerkte das eine dem Pfarrhofe gegenüber wohnende, ſehr gutmüthige Pachtersfrau, ſo wurd ihm von dieſer oder ihrem Töchterchen heimlich ein Töpfchen Kaffee gebracht, wofür er immer ſehr dankbar war. Er war ein großer, ſchlanker Herr von durchaus militairiſcher Haltung, und hing, ſo lang er rüſtig war, ſeinen fixen Ideen mit einer gewiſſen Energie nach. Auf ſeinen Spaziergängen ſprach er viel vor ſich hin, empörte ſich über die „franzöſiſchen Spitzbuben“ und fuchtelte dabei mit ſeinem Stock umher. Begegneten ihm dann Kinder, ſo wurd' er ruhig und gab ihnen kleine Stückchen von ſeinem Frühſtücks-Zucker, den er ſich zu dieſem Zweck abſparte. Hart am Wege, zwiſchen dem Thurm und dem Kirchhofs-Eingang, iſt er begraben worden. Ein Denkmal fehlt. Ein Wärter, der ihn bewachte, hatte nur Tagesdienſt und ging Abends in ſein Tagelöhnerhäuschen nach Linum zurück.“

---

*) All dies iſt Dorf-Erfindung, in der ſich übrigens deutlich erkennen läßt, daß etwas von der Vorgeſchichte der Frau v. Arnſtedt in Hakenberg bekannt geworden war und zwar ihr damals 30 Jahre zurückliegendes Verhältniß zu Baron Knyphauſen und die Wegführung ihres Töchterchens durch Eliot. Es iſt ſelten, daß ſolche Dorf-Legenden ohne jede Spur von Anlehnung entſtehen, aber das Volk macht von ſeinem Geſchichten- und Märchenerfindungsrecht Gebrauch und geſtaltet das Uebernommene mit einer an Willkür grenzenden Freiheit.

Das, iſt Alles, was ich von dem ſchmucken Rittmeiſter dem einſt verwöhnten Liebling der Rheinsberger Geſellſchaft, erfahren konnte.

Wunderbare Wege! Die Hinterlaſſenſchaft der beiden geiſteskranken Bredows war unter Fehlern, um nicht zu ſagen unter direkten Unzuläſſigkeiten, aus der Bredow-Familie wegteſtirt worden, und der erſte, der in den Mitgenuß dieſes unter mindeſtens zweifelhafter Berechtigung angetretenen Erbes eintrat, erlag demſelben Loos und wurde geiſtesgeſtört wie ſie „zu Tode gefüttert“.*

Im Hoppenrader Schloß athmete man inzwiſchen auf, aber nur eine kurze Weile; der Zug gegen Rußland und die Kriegsoperationen, die folgten, ſogen aufs Neue das Land aus, und wer nicht feſt im Sattel ſaß (wie beiſpielsweiſe der alte Hertefeld auf dem benachbarten Liebenberg), der erlag unter einer Laſt von Schulden. Unter dieſen Schwerbedrängten und faſt Erliegenden war auch unſere Krankentochter, und gleich nach dem Kriege bot ſich ihr nur ein einzig Mittel noch, um ſich zu halten: der **Wald**. Es mußte niedergeforſtet und alles zu Gelde gemacht werden, und derſelbe Harenzacken-Wald, der einſt, in zurückliegenden Tagen, der Schauplatz unvergeßner Triumphe geweſen war, er fiel jetzt unter der Axt der Holzſchläger, und die ſchönen Stämme wurden verſchleudert, um einigermaßen die Mittel für ein auch **jetzt** noch auf vornehmem Fuße geführtes Leben herbeizuſchaffen. Von in Betracht kommenden Erträgen aus der Landwirthſchaft konnte keine Rede ſein in einer Zeit, wo der Scheffel Roggen einen Thaler und unter Umſtänden auch nur einen Gulden koſtete.

So war denn „Geld und wieder Geld“ die Loſung im Leben unſerer Hoppenrader Erbherrin geworden, und einer ihrer Untergebenen, ein Förſter, dem ſie durch ihren Einfluß nicht bloß einen höheren Titel erwirkt, ſondern zu deſſen Klugheit und Umſicht ſie gleichzeitig ein großes Vertrauen hatte, war ihr dabei zu Willen. Es war dies der Oberförſter oder Forſtinſpector Görwitz, ein Lebemann, frank und frei, der aller Welt gefiel, vor Allem auch ſeiner Herrin, und ein Jahrzehnt lang oder länger eine Förſter-Exiſtenz führte, von der noch jetzt geſprochen wird, und die damals in der halben Grafſchaft Ruppin eine Miſchung von Neid und Bewunderung erregte. Mit Hilfe der ihm unterſtellten Forſten, deren Geſammtheit mehr als 9000 Morgen umfaßte, war er der eigentliche „Mann der Situation", ja, in gewiſſem Sinne der große Financier der Löwenberg-Hoppenrader Herrſchaft geworden, und lebte denn auch ſeinerſeits im Vollbewußtſein dieſer ſeiner Machtſtellung auf dem Fuße der haute finance. Zweimal wöchentlich führten ihn Geſchäfte, wirkliche oder vorgebliche, nach Berlin, und im elegantеſt aufgeſchirrten Jagdwagen oder noch lieber in einer in Löwenberg genommenen Extrapoſt fuhr er um 11 Uhr Vormittag bei Lutter und Wegner vor, um ein Gabel-Frühſtück zu nehmen. Aber der Nachmittag kam und ging und am Abend hielten und warteten die Pferde noch und erſt wenn die Theater aus und das Neueſte, das die „Habitués" aus dem Schauſpielhauſe mit herüber brachten, unter den Commentaren der Witzköpfe mit durchgeredet war, ging es um mitternächtige Stunde wieder bis in ſeine Förſterei zurück.

Die war nun ſelber keine „Förſterei" mehr, ſondern präſentirte ſich als ein villenartiges Landhaus, auf deſſen Vorplatz allerlei ſeltene Pflanzen im Freien oder in großen Kübeln ſtanden: Aloé, Hortenſien und Georginen, die gerade damals in die Mode gekommen waren.

Alles das unter Zuſtimmung ſeiner Herrin, die klug und recht that, ihn gewähren zu laſſen. Denn er hatte neben dem raſchen Blick auch die glücklich rückſichtsloſe Hand des Lebemannes und half, eben weil er der war, der er war, ohne Skrupel und Schwerfälligkeiten über den Tag hinweg. Und „après nous le deluge".

Und wirklich als die Sündfluth kam, war es „après", und die lebensluſtige Dame, die nicht ſparen und marchandiren und aller wachſenden Lebensnoth unerachtet auch nicht entbehren oder gar entſagen gelernt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden. Am 13. September 1819 ſtarb ſie während ihres Aufenthalts in Berlin und wurde, wie's einer „Krauten-Tochter“ zukam, im Krauten-Erbbegräbniß zu Sankt Nicolai beigeſetzt. Muthmaßlich als die letzte, die dieſen Namen geführt. Sie war ihres Alters 57 Jahre und hinterließ eine beträchtliche Laſt perſönlicher Schulden, weil eben dieſe Schulden auf ihre Güter, die Fideikommißgüter waren, nicht eingetragen werden konnten.

Es hatte ſich ein reiches und bewegtes Leben geſchloſſen. Ob auch ein glückliches? Alles in Allem, ja. Sie verſtand die Kunſt, den Augenblick zu genießen, und ſich das, was die Stunde bot, durch Zukunftsbetrachtungen oder gar durch Zukunftsbefürchtungen nicht allzuſehr trüben zu laſſen. Sie war ſanguiniſch und erfreute ſich der Vorzüge dieſes Temperaments.

Es liegen mir hinſichtlich ihres Charakters allerhand Ausſprüche vor. Am ungünſtigſten lautet das, was Thiébault in ſeinen Souvenirs über ſie ſagt. Aber Thiébault war nicht von der Partei der „Krautentochter“. Ueberdies, als dieſe ſich — und zwar weit über das Anſehen ihrer Mutter, der Madame de Verelſt, hinaus — im Jahre 90, in Rheinsb ergretablirte, war Thiébault längſt aus Preußen nach Frankreich zurückgekehrt. Er ſpricht anerkennend nur von ihrer Schönheit („elle était sans contredire la plus belle personne de ce pays-là“), verſichert aber an ſelber Stelle, „daß ſie leichtfertig, capriciös und eigentlich beſchränkt geweſen ſei.“ Dies trifft nun ſicherlich nicht zu, und der Sohn Thiébault's, General in der franzöſiſchen Armee, hielt es, bei Publicirung einer ſpäteren Auflage der „Souvenirs“ ſeines Vaters für angemeſſen, in einer Anmerkung einen im Jahre 13 geſchriebenen Brief abzudrucken, der ihm behufs Richtigſtellung dieſer Dinge zugegangen war. „Die frühre Frau v. Elliot“, ſo heißt es in dieſer kritikübenden Zuſchrift, „iſt weit entfernt davon, eine beſchränkte Dame zu ſein, ſo weit, daß vielmehr umgekehrt ihre zahlreichen Erfolge mehr noch ihrem Esprit als ihrer Schönheit zuzuſchreiben ſind. Und bis zu dieſer Stunde noch erfreut ſie ſich des Vorzuges, in ihrem Auftreten ebenſo gefällig zu ſein, wie thatſächlich zu gefallen.“

Hiermit ſtimmt auch das Bild überein, das in dem weiten Cirkel ihrer Verwandtſchaft von ihr fortlebt. In einer mir zugehenden Zuſchrift heißt es: „Sie war der Typus einer Grande Dame des vorigen Jahrhunderts, und hatte viel Verwandtes mit der entzückenden Gräfin La Roche Aymon (geb. v. Zenner), die mit ihr gleichzeitig am Rheinsberger Hofe glänzte. Doch war ſie dieſer letzteren — an der, außer ihrer Schönheit, nur eine gewiſſe Naivetät des Nicht-Wiſſens hervorleuchtete — durch Esprit und ein natürliches Verſtändniß für Dinge der Kunſt und Literatur überlegen.“

Ueber all das, was ihr fehlte, geben die mehr zu Beginn dieſes Aufſatzes mitgetheilten Briefe, die Baron Knyphauſen an ſeinen Vater ſchrieb, und aus denen ich ſeinerzeit alles Wichtigſte mitgetheilt habe, den genauſten Aufſchluß. Aber faſt möcht' ich die darin Geſchilderte mehr noch und entſchiedener in Schutz nehmen, als es ſeitens ihres damaligen, ihr „heimlich“ und „verſuchsweis“ angetrauten Gatten geſchah. Indem er ſie vertheidigt, klagt er ſie doch zugleich auch an, und dieſer Ton klingt überall durch. Er perſönlich mochte dazu berechtigt ſein, ebenſo ſehr ſeiner ſeriöſen Natur als ſeiner aparten Lage nach, wir Nachlebenden aber können milder und in dieſer Milde vielleicht auch gerechter ſein. Iſt es richtig (und es wird richtig ſein), daß ſie der Typus einer „vornehmen Dame“ des vorigen Jahrhunderts war, ſo liegt uns die Pflicht ob, ſie nicht blos aus ihrer Epoche, ſondern vor Allem auch aus ihrem Geſellſchafts-Kreiſe heraus zu beurtheilen, will ſagen aus einem Kreiſe heraus, darin der Charakter nicht viel und die Tugend noch weniger bedeutete, und in dem, bei Beurtheilung ſchöner Frauen, über Vieles hinweggeſehen werden durfte, wenn ſie nur über drei Dinge Verfügung hatten, über Schönheit, Esprit und Charme.

13. Kapitel.

Der Krautentochter Deſcendenz.

Als Frau v. Arnſtedt, verwittwete Baronin Knyphauſen, geſchiedene v. Elliot, am 13. September 1819 geſtorben war, hinterließ ſie Kinder aus allen drei Ehen. Und zwar

Aus der Ehe mit Hugh Elliot.

1) Luiſe Iſabelle v. Elliot. Dieſelbe wurde wahrſcheinlich 1779 geboren, da die Verheirathung ihrer Mutter mit Elliot im Jahre 1778 ſtattfand. Als Ende Juli 1783 die gerichtliche Trennung erfolgte, wurde nachſtehende Feſtſetzung getroffen: „Madame Elliot, geborne Baroneſſe von Kraut, verſpricht ihrer Tochter Luiſe Iſabelle v. Elliot ein Kapital von 25 000 Thalern in Gold ſicher zu ſtellen, und zwar derart, daß an dem Tage, wo Madame Elliot in den Beſitz des Bredow'ſchen Erbes (Hoppenrade-Löwenberg) eintritt, obiges Kapital von 25 000 Thalern auf der königlichen Bank deponirt werden muß."

Gemäß dieſer Anordnung wurde denn auch, als der vorgeſehene Fall eintrat, verfahren. Zu welcher Zeit das Geld erhoben worden iſt, iſt aus den Aufzeichnungen nicht erſichtlich. Miß Elliot aber vermählte ſich ſpäter mit einem Mr. Payne. Weitere Schickſale nicht bekannt.

Aus der Ehe mit Baron Knyphauſen.

2) Sophie Friederike Oriane Conſtanze, geboren 1785.*) Sie war zweimal verheirathet, in erſter Ehe mit dem Landrath von Schwerin, in zweiter Ehe mit dem Rittmeiſter, ſpäteren Major Freiherrn von Kettler auf Zeeſch-Kittel. Aus beiden Ehen wurden je drei Kinder geboren.

Der Tod der Frau v. Kettler kann nicht vor 1856 erfolgt ſein, in welchem Jahre ſie noch an weiterhin zu nennenden Erbſchaftsverhandlungen Theil nahm. Sie war eine kluge Dame, praktiſch, energiſch, und in allen Stücken mehr ihres Vaters (Baron Knyphauſen's) als ihrer Mutter Tochter. Ihren zweiten Gatten, v. Kettler, verlor ſie auf tragiſche Weiſe. Kettler war 1830 aus dem preußiſchen in den ruſſiſchen Dienſt getreten und machte die gleich darauf ausbrechende Campagne gegen Polen mit. In der Schlacht bei Grochow wurd er erheblich verwundet und gefangen genommen. Als man ihn auf einem Wagen nach Warſchau brachte, drängte ſich der Pöbel heran und heulte und johlte; einer aber ſtieg auf das Wagenrad und ſpie ihm ins Geſicht. Ein Fauſtſchlag war Kettler's Antwort. Aber freilich war es auch das Signal, um über ihn herzufallen und ihn buchſtäblich zu zerreißen. — Auch ſeinem älteſten Sohn war ein jäher Tod vorbehalten. Ein herabſtürzender ſchwerer Baummaſt erſchlug ihn.

Aus der Ehe mit Rittmeiſter v. Arnſtedt.

3) Henriette Sophie Roſalie. Verheirathete ſich am

---

*) Ein Jahr vorher, im Juni 1784, war ein Sohn geboren worden, **Karl Wilhelm Tido.** Derſelbe ſtarb vierjährig (1788), und ward in der Familiengruft zu Weſt-Ekelbur in Oſtfriesland beigeſetzt. — Der oben im Text citirte Name „Oriane“, der 50 Jahre vor Tennyſon noch ein Fremdling in unſerer Mark war, war augenſcheinlich verwirrend für die damaligen Paſtoren des Loewenberger Landes und findet ſich deshalb als „Organe“ in ihre Kirchenbücher eingetragen.

das Jahr 20 (oder vielleicht auch ſchon zu Lebzeiten der Mutter) mit dem Baron v. Wülknitz und ſtarb 1861 im Bade zu Dobberan. Auf dies v. Wülknitz'ſche Paar komm' ich am Schluſſe des Kapitels zurück.

4) Mathilde Julie Friederike war 1802 geboren. Vermählte ſich 1826 mit Hans v. Oertzen auf Ankershagen, Schloßhauptmann und Kammerherr in Neu-Strelitz. † 1878.

5) Heinrich Adolf Friedrich v. Arnſtedt. Wahrſcheinlich 1796 geboren. Er trat unter Major v. Sohr ins brandenburgiſche Huſaren-Regiment und machte die Kriege von 1813 bis 15 mit. An dem Unglückstage von Verſailles (Juli 1815), an dem auch der junge York fiel, war er mit unter den Verwundeten. In die Heimath zurückgekehrt, entſchied er ſich für Verbleib im Regiment, und ſuchte durch ein Leben auf großem Fuß über die Langeweile des kleinen Dienſtes und über die noch größere der kleinen Stadt (abwechſelnd Beeskow, Düben, Kemberg) hinwegzukommen. Natürlich war er beliebt und ein „guter Kamerad“. Er überſchätzte ſein Vermögen ſehr, weil er den Werth von Hoppenrade-Loewenberg, als deren eigentlichen Erben er ſich trotz der Exiſtenz ſeiner drei Schweſtern betrachtete, viel zu hoch anſchlug, und erſchrak erſt, als in der Mitte der 30er Jahre die Pachtſummen ausblieben und die helle Noth vor der Thür ſtand. In perſönliche Schulden verſtrickt, nahm er als Major den Abſchied und lebte zurückgezogen in Oranienburg oder in Nähe deſſelben. Anfang der 40er Jahre befiel ihn eine Krankheit und er ſtarb unter traurigen Verhältniſſen in der Charité.

Die letzten 30er Jahre waren überhaupt Unglücksjahre für das Haus Arnſtedt, und wohin man um die genannte Zeit in Mark Brandenburg auch blicken mochte, mit vielleicht alleiniger Ausnahme des von Arnſtedt auf Groß-Kreutz, überall ſah man die Familie von Leid und ſchweren Schickſalsſchlägen getroffen. Ob verſchuldet oder nicht, änderte wenig. In Hakenberg, wie ſchon erwähnt, pflegte man einen alten v. Arnſtedt zu Tode, während in Oranienburg ein jüngerer (der Sohn jenes Alten) in Bitterkeit auf ein verfehltes Leben zurückblickte. Trauriger aber als Alles war die Geſchichte vom Fähnrich v. Arnſtedt, die ſich um eben dieſe Zeit, Winter 1836 auf 1837, in Frankfurt a/O. abſpielte. Wir kommen am Schluß dieſes Abſchnittes ausführlicher darauf zurück, während es zunächſt, in unſrem 14. Kapitel, uns obliegen wird, die Geſchichte des Krauten-Erbes zum Abſchluß zu bringen.

14. Kapitel.

Hoppenrade von 1819 bis jetzt.

Hoppenrade kommt unter ein Curatorium (v. Rabe) und wird an den Amtmann Haupt verpachtet. 1819—36.

Nach dem Ableben der Frau von Arnſtedt (1819) hätte der einzige Sohn derſelben, der vorerwähnte damals in Düben ſtehende Huſaren-Lieutenant v. Arnſtedt, die Güter übernehmen und jeder ſeiner drei Schweſtern ihren Antheil auszahlen oder verzinſen müſſen. Er empfand indeß, daß er weder der wirthſchaftlichen noch der geſchäftlichen, am allerwenigſten aber einer ſich vielleicht erhebenden finanziellen Schwierigkeit auch nur annähernd gewachſen ſei, weshalb er ſich mit ſeinen Schweſtern dahin einigte, daß man dem Landrathe Grafen von Wartensleben und neben dieſem dem Kammer-Director von Rabe eine General-Vollmacht über Hoppenrade-Löwenberg ertheilen und ihr und der Güter Schickſal in die Hände dieſer beiden Curatoren niederlegen wolle. Graf Wartensleben war nur ein Name, der Kammerdirector v. Rabe jedoch, der von jetzt ab in ſeiner Curatoren-Eigenſchaft auf faſt 40 Jahre hin erſt in den Vordergrund und ſpäter wenigſtens in die Mitte der Scene tritt, unterzog ſich ſeiner Aufgabe mit Ernſt und Eifer, wenn auch zeitweiſe mit nicht ausreichendem Erfolg, und ſchritt ſofort zur Verpachtung der großen Güter-Complexe. Hoppenrade, das uns hier ausſchließlich intereſſirt, kam bei dieſer Gelegenheit an den Amtmann Haupt in Pacht, einen renommirten Landwirth, und nach dem Tode deſſelben an den jüngern Haupt. Aber weder der eine noch der andere, von

Förderung der Culturen gar nicht zu ſprechen, zeigte ſich auch nur im Stande, den Betrieb au niveau zu halten. Unter dem älteren Haupt waren wenigſtens die Pachtzahlungen immer noch prompt geleiſtet worden, unter dem jüngeren nahm auch das ein Ende. Ja, der eintretende Verfall war ein ſo vollkommener, daß nicht einmal mehr die Steuern und Abgaben bezahlt werden konnten. So kam es denn, daß ſich 1836 der Pächter, der jüngere Haupt, für inſolvent erklärte.

Hoppenrade bleibt unter dem Curatorium v. Rabe, wird aber, ſtatt an die Familie Haupt, an den Kammergerichtsrath v. Wülknitz verpachtet.

1836–56.

Die Folge dieſer Inſolvenz würde nothwendig die Sequeſtration der Güter geweſen ſein, wenn nicht, in ſo bedrängter Lage, der Kammergerichtsrath Otto v. Wülknitz, einer der Schwiegerſöhne der Frau v. Arnſtedt, ein kühnes und kluges Spiel geſpielt und dadurch ſein und ſeiner Anverwandten Vermögen gerettet hätte. 1836 trat er, ohne ſich durch die Haupt'ſche Bankrutt-Erklärung abſchrecken zu laſſen, in die Pacht ein und ſchritt ungeſäumt zur Wiederherſtellung einer auf jedem Gebiete devaſtirten Wirthſchaft.

Er würde dies, bei den bedeutenden Mitteln, die dazu nöthig waren, einfach nicht gekonnt haben, wenn ihm nicht kurz vorher ein kleines, aber ziemlich werthvolles Gut, das Gut Hohenthurm bei Halle, durch Erbſchaft zugefallen wäre. Er verkaufte Hohenthurm für 80 000 Thaler, theilte dieſe Summe mit ſeiner miterbenden Schweſter, einer Frau von L'Eſtocq, und warf nun den ganzen, ihm verbleibenden Reſt von 40 000 Thalern in Hoppenrade hinein. Alles gewann dadurch raſch ein anderes Anſehen, und ſchon Anfang der 40er Jahre ließ ſich an einem zufriedenſtellenden Reſultate nicht mehr zweifeln, immer vorausgeſetzt, daß der Ausgang des 1809 erſt vorläufig abgeſchloſſenen und ſeitdem von Seiten der Familie v. Bredow wieder aufgenommenen Erbſchafts-Proceſſes nicht alles wieder in Frage ſtellte. Wülknitz indeſſen, ein eminent kluger Mann und ſpeciell durch ſeine juriſtiſche Kenntniß unterſtützt, erwies ſich auch auf dieſem Gebiet als glücklich und überlegen, und hatte den Triumph, eine hüben und drüben mit Aufwand aller Kraft geführte Streitſache zum zweiten Male zu ſeinen und ſeiner Anverwandten Gunſten entſchieden zu ſehen.*)

Das war im Sommer 1848. Von dieſem ſiegreichen Prozeßſchluß an, der endlich einen, bis dahin nie dageweſenen Sicherheitszuſtand geſchaffen hatte, durchdrang ihn nur noch der eine Wunſch, das bis dahin lediglich in Pacht gehabte Hoppenrade zu ſeinem freien Eigenthum zu machen. Dazu waren, voraufgehend, drei Dinge nöthig,

erſtens: Zuſtimmung der Familie behufs Aufhebung der Fidei-Commiß-Eigenſchaft von Hoppenrade,

zweitens: entſprechender Antrag und Durchſetzung dieſes Antrages bei den Gerichten, und

drittens: Abfindung aller Gläubiger aus den alten v. Arnſtedt'ſchen Zeiten her, will ſagen Abfindung aller der Geldleute, die bis dahin an das Fideicommiß-Hoppenrade mit ihren endloſen Geld-Anſprüchen nicht herangekonnt hatten, das allod-gewordene Hoppenrade dagegen ſofort mit Beſchlag belegt haben würden.

Am meiſten Schwierigkeit unter dieſen drei Punkten bot der erſtgenannte: Die Zuſtimmung der Familie.

Dies hing ſo zuſammen.

Es lag ſelbſtverſtändlich bei Beginn dieſer Umwandlungs-Angelegenheit Herrn v. Wülknitz ob, allen anderen Erbſchaftsberechtigten gegenüber — deren Intereſſen nach wie vor von dem Curator und Kammerdirektor v. Rabe wahrgenommen wurden — Erklärungen darüber abzugeben, bis zu welcher Höhe Hoppenrade, ſeinen Erträgen nach, von ihm, Wülknitz, bezahlt werden könne. Die Summe, die v. W. bei dieſer Gelegenheit nannte, war keine geringe.

---

*) Um dieſe Zeit ſoll Wülknitz einem Anverwandten die Lebensregel mit auf den Weg gegeben haben: „Wenn Du einem Bredow begegneſt, ſo wiſſe, er iſt Dein Feind.“ Ob die Bredow's eben ſo ſummariſch verfahren ſind, weiß ich nicht. In jedem Falle war ihnen ſtark mitgeſpielt worden.

Frau v. Kettler indeß, eine ſcharf rechnende Frau, fand ſie zu niedrig, proteſtirte mithin, und ſchuf aus dieſer Anſchauung heraus allerlei Schwierigkeiten. Ihnen zu begegnen würde nun freilich dem klugen Wülfnitz, der unter andern auch die Klugheit hatte, den Bogen nie zu ſtraf zu ſpannen, ein Leichtes geweſen ſein, wenn nicht der Widerſtand der damals in Dresden lebenden Frau v. Kettler von Berlin aus und zwar durch niemand anders als durch den Curator und Generalbevollmächtigten v. Rabe beſtändig genährt worden wäre. Was dieſen zu dieſem Widerſtande bewog, ob Curatoren-Herrſchergewohnheit oder Launenhaftigkeit oder blos die Luſt, einem andern die Pläne zu kreuzen und das Spiel zu verderben, iſt nicht recht erſichtlich, aber das ſteht feſt, daß er ſich von Anfang an gegenſätzlich, ja geradezu feindlich gegen Wülfnitz ſtellte, den er doch, aller zuzugebenden Eigennützigkeit des letzteren unerachtet, als einen Retter der Familie hätte begrüßen müſſen. Aber davon war er weit entfernt und faßte vielmehr ſeine Curatoren-Stellung einfach dahin auf, daß die beiden unſchuldigen und bedrohten Parteien, Kettler und Oertzen, gegen die beſtändig machinirende Partei Wülfnitz unter allen Umſtänden geſchützt werden müßten. Dieſer in der Perſönlichkeit Beider begründete Antagonismus zeigte ſich im Großen und Kleinen, und als Wülfnitz, um nur ein Beiſpiel zu geben, unmittelbar nach der Pacht-Uebernahme die doch mindeſtens nicht zu verachtende Summe von 40 000 Thalern in das devaſtirte Hoppenrade hineingeſteckt hatte, ſchrieb Rabe an Baron Oertzen: „Er wird bald damit ausgewirthſchaftet haben; uns aber kommen die 40 000 Thaler unter allen Umſtänden zu Gute.“

Das waren nicht Worte, die freundliche Beziehungen anknüpfen konnten, und ſo ging denn der Krieg durch volle zwanzig Jahre hin. Im Vortheil blieb auch hier wieder Wülfnitz, weil er doch der geſcheidtere war, was von Rabe ſelbſt ſchließlich anerkannt wurde. „Reſpekt vor Wülfnitz. An dem hab' ich meinen Mann gefunden. Der hat mich überliſtet.“ Und Wülfnitz ſeinerſeits verſicherte: „Wo Rabe hinſieht, giebt es ein Loch; ſein Blick brennt bis auf die

Haut und wenn ich den dickſten Flaus anhabe.“ Beide waren märkiſche Naturen, wie ſie nicht ſchöner gedacht werden konnten, ſcharf und ſchneidig, auch wohl, wenn es nichts koſtete, mit Gemüthlichkeits-Allüren, aber immer eulenſpiegelſch, vorſichtig und ſarkaſtiſch. Unter allem, was in ihrer Seele blühte, war die blaue Blume der Romantik, inſonderheit aber die des romantiſchen Vertrauens am ſpärlichſten vertreten.

Im Jahre 56 (nach andern Angaben erſt am 4. Dezember 58) war Wülknitz auf jedem Punkte Sieger, alles war geglättet und er erſtand Hoppenrade für die Summe von 350 000 Thalern.

Hoppenrade wird freier Beſitz des Kammergerichtsraths v. Wülknitz. 1856 bis 60.

Wülknitz, ſo ſagt' ich, war Sieger, und dieſer endliche Sieg war ihm zu gönnen, ihm, der auf jedem erdenklichen Gebiete ſo viel Rührigkeit und Energie gezeigt hatte. Denn was ſich auch, wie wohl kaum zu beſtreiten, vom Selbſtiſchem in ſein Thun mit eingemiſcht haben mochte, das Geleiſtete war groß und alle Theile hatten ſchließlich ihren Vortheil davon. Aus den brachliegenden Ländereien waren wieder gut beſtellte Felder, aus dem niedergeſchlagenen 9000 Morgen-Forſt ein neu heranwachſender Wald und aus dem vernachläſſigten Viehſtand eine Stammſchäferei geworden.

Er hatte gewonnen, wonach er geſtrebt, aber eigentliches Glück war doch nicht ſeiner Mühen Lohn geweſen. Er kam, wie ſchon mehrfach bemerkt, aus dem Kampfe nicht heraus, und wenn auch zuzugeſtehen iſt, daß er ſein Lebelang nicht blos kampfesmuthig, ſondern auch kampfesluſtig war, ſo ward ihm doch ſchließlich des Kämpfens zu viel. Beſonders hart litten die Seinen unter ſeiner beſtändigen Arbeit und Unraſt, am meiſten die Frau, die nicht nur die ruhigen und idylliſch-heiteren Prinz Heinrich-Tage, wenigſtens als Kind, noch mit erlebt hatte, ſondern auf deren Herz und Gemüth auch alle die weichen und liebenswürdigen Eigenſchaften ihrer Mutter, unſrer Krautentochter, übergegangen waren. Es iſt erſchütternd, in einem mir vorliegenden Briefe von ihrem Betroffenſein zu leſen, als ſie nach 17 Jahren, und nun als „Pächterin", in das einſt ſo ſchöne Schloß Hoppenrade zurückkehrte. „Das war alſo die Stätte meiner Kindheit und meiner Jugend; alle Tapeten von den Wänden geriſſen und Löcher in den Dielen. Niemand da, der mich empfing, und da ſaß ich denn auf dem Koffer, der eben abgeladen war, und ſah vor mich hin und in eine ſorgenvolle Zukunft."

Hoppenrade ſeit 1860.

Und was nun noch zu berichten iſt, iſt kurz.

Hoppenrade blieb nur auf wenige Jahre hin ein freier und ritterſchaftlicher Beſitz in v. Wülknitz' Händen. Am 15. Oktober 1860 bereits ging es durch Kauf an den Kammerherrn und Erbmundſchenk von Vorpommern, Hellmuth v. Heyden-Linden über, der die ganze Kaufſumme baar auszahlte. Sämmtliche Kinder und Enkel aus der Krautentochter-Deſcendenz, und zwar, außer den Wülknitzens, drei Schwerins, drei Kettlers, drei Oertzens, empfingen ihren Antheil, und alle Beziehungen zu Hoppenrade waren gelöſt.

v. Wülknitz ſelbſt, nachdem er ſich eine Zeitlang an Bau-Gründungen in Berlin betheiligt hatte, ging nach der Schweiz. Daſelbſt ſtarb er 1866 zu Montreux.

Auch Herr v. Heyden-Linden, in Pommern reich begütert, hatte ſich ſeines neuen märkiſchen Beſitzes nur kurze Zeit zu freuen. Er ſtarb bald danach, und Hoppenrade kam an ſeine beiden Enkel: Georg Freiherr v. Werthern und Ida Maria Freiin v. Werthern.

Erſterer iſt der gegenwärtige Beſitzer. Er hat die ſchönen Räume wieder herſtellen laſſen und bewohnt ſie wenigſtens zeitweilig.

* * *

Eine ſtille Stätte jetzt, dies abſeits vom Wege gelegene Schloß, eine Stätte, von der niemand mehr ſpricht, am wenigſten vielleicht die, die tagaus tagein es umwohnen.

Aber von ihr, die hier auf ein paar Jahrzehnte hin ein poetiſches und faſt märchenhaft phantaſtiſches Leben hervorzuzaubern wußte, von ihr erzählen ſie noch, und in den Spinnſtuben horcht alles auf, wenn von Elliot und ſeiner goldenen Kutſche, von den tauſend Lichtern im Harenzacken-Wald und von dem Badegetümmel in Mon Caprice, verſteht ſich unter allerlei Zuſätzen aus eigner erregter Phantaſie, geſprochen wird.

Ja, die ſchöne, längſt aus dieſer Zeitlichkeit geſchiedene Krautentochter, ſie lebt fort an dieſer Stelle. Von all denen aber, die nach ihr kamen, erzählt niemand mehr, und nur ein Grab im Park noch giebt Andeutung von dem, was ſpäter und bis in unſere Tage hinein hier halb zu Gaſt und halb zu Hauſe war. Ein Grab im Park und auf einem Steine die wenigen Worte: „Clara v. Wülknitz, geb. am 10. September 1826, heimgegangen am 1. November 1850.“

Blumen und Ephen wachſen drüber hin und zur Seite ſteht eine Gruppe von Cypreſſen und Weymuthskiefern.

Einer Enkelin letzte Ruheſtatt und darunter ein Leben, das vielleicht ernſt und ſchwermüthig gerade hier erloſch, an einer Stelle, wo die ſchöne „Grandmama“ den Becher der Freude leerte, erſt den Schaum und dann — den Reſt.

Ohne Beziehungen zu Hoppenrade ſelbſt, noch zu ſeiner vieljährigen Herrin, der ſchönen Frau v. Arnſtedt, ſteht der ſchon auf S. 232 von uns erwähnte

Fähnrich v. Arnſtedt,

der uns in einem Schlußkapitel dieſes Abſchnittes beſchäftigen ſoll. Nur eine Namensvetterſchaft liegt vor, freilich begleitet von einer in mehr als einem Stück verwandten, keine Selbſtbeherrſchung kennenden Natur- und Temperamentsanlage, die die ſchöne Frau ſchließlich bis an den Rand des wirthſchaftlichen Ruins, den Namensvetter aber aufs Schaffot führte.

Emil von Arnſtedt,

Fähnrich im Leibregiment; enthauptet am 25. April 1837.

I.

Am 25. April 1837 Mittags ſtand an den Straßenecken in Frankfurt a. O. die folgende Warnungsanzeige:

Der Portepéefähnrich Emil Otto Friedrich Alexander von Arnſtedt des 8. Infanterie-Regiments, 21 Jahre alt, aus Ballenſtedt im Herzogthum Anhalt-Bernburg gebürtig, hatte — aus Rache für angeblich von ſeinem Lehrer an der hieſigen Diviſions-Schule, dem Lieutenant Wenzel, unverdient erhaltene Zurechtweiſungen und vermeintliche aber unbegründet befundene Verläumdungen bei den höheren Vorgeſetzten — am 5. Dezember v. J. Morgens, mit ſchon Tags vorher überlegtem Vorſatze, den Wenzel im Gange der Kaſerne durch einen Piſtolenſchuß getödtet.

Das in der Unterſuchungsſache wider den v. Arnſtedt am 7. Januar d. J. angeordnete Kriegsgericht hatte ſeinerſeits dahin erkannt:

> daß der Angeſchuldigte wegen Ermordung des Vorgeſetzten mit dem Rade von oben herab vom Leben zum Tode zu bringen,

welcher Ausſpruch durch Allerhöchſte Cabinets-Ordre vom 14. d. M. dahin mildernd beſtätigt worden:

> daß der Angeſchuldigte wegen Ermordung des Vorgeſetzten, ſtatt der verwirkten Strafe des Rades von oben, durch das Beil vom Leben zum Tode zu bringen ſei,

und iſt dieſe Todesſtrafe heut öffentlich an dem v. Arnſtedt vollzogen worden.*)

Frankfurt, 25. April 1837. Königl. Gericht der 5. Diviſion.

Hierdurch war eine Sache zum Abſchluß gebracht, die, vom erſten Augenblick an, nicht nur in Frankfurt a. O., ſondern auch in den Adels- und Militairfamilien der ganzen Provinz ein großes und gerechtfertigtes Aufſehn erregt hatte. Hinſichtlich des vorausgegangenen Lebens des v. Arnſtedt aber ſtehe hier, was ich darüber bei Perſonen, die dem Unglücklichen einſt nahe ſtanden, erfahren konnte.

* * *

Emil v. Arnſtedt wurde 1816 zu Ballenſtedt im Anhaltiſchen geboren. Sein Vater war der Hauptmann v. Arnſtedt, der ſich zu nicht genau zu beſtimmender Zeit, wahrſcheinlich gleich

---

*) Ich entnehme den Wortlaut dieſer „Warnungsanzeige“ der am 29. April 1837 ausgegebenen Nummer des von Dr. C. W. Spieker redigirten „Frankfurter Wochenblatts“. Dieſe Nummer iſt aus blos drei Stücken ſehr merkwürdig componirt. Sie beginnt mit einem Nekrologe des wenige Tage vorher, 77 Jahre alt verſtorbenen Major Wenzel, des **Großvaters des** von Arnſtedt erſchoſſenen Lieutenants Wenzel. Dann folgen drei Spalten „Sentenzen und Erzählungen aus Rückert's Weisheit der Brahmanen“, an welche Weisheits-Sentenzen ſich die „Warnungsanzeige“ mit dem Bericht über die Arnſtedt'ſche Hinrichtung unmittelbar anſchließt. In den Weisheitsſentenzen heißt es gleich zu Beginn:

„Im Meer gen Süden wohnt auf Inſeln ein Geſchlecht,
Reich in Zufriedenheit, in Einfalt ſchlicht und recht;
Und über alle herrſcht die Inſelkönigin,
Die hat nicht Waffenmacht und friedlich iſt ihr Sinn,
Ihr Waffen iſt Gebet ꝛc.

nach Schluß der Befreiungs-Kriege, mit einer ſehr ſchönen Dame, einer geborenen Aldobrandini, vermählt hatte. Während der 20er Jahre wurde v. Arnſtedt, der Vater, als Hauptmann in das 12. Infanterie-Regiment, deſſen eines Bataillon damals in Soran ſtand, verſetzt und auf dem Soraner Gymnaſium empfing Emil v. Arnſtedt, der Sohn, ſeine Ausbildung. „Wir vergeudeten unſere Zeit“, ſo heißt es in Mittheilungen eines ihn überlebenden Mitſchülers. „Es wurd' uns nichts geboten, was wir im ſpäteren Leben hätten brauchen können. Immer Latein und Griechiſch und daneben etwas Mathematik, noch dazu bei Lehrern, die ſelber keinen Begriff davon hatten. Wir mußten uns damit getröſten, einen Direktor zu haben, der als ein Ausbund von klaſſiſcher Gelehrſamkeit galt und vielleicht es auch war. Aber daß dieſe Gelehrſamkeit einem von uns zu gute gekommen wäre, dürfte ſich kaum behaupten laſſen. So war uns die Schule widerwärtig, und anſtatt etwas zu lernen, gingen wir Abenteuern nach oder durchlebten ſie doch in unſerer Phantaſie. Bei Arnſtedt kam noch ſein Aeußeres hinzu. Er war bildhübſch und ſchien für Aventüren und Liebesverhältniſſe wie geboren. Etwa mit 18 Jahren kam er nach Frankfurt und trat in's Leibregiment. Sein Umgang und ſeine Lectüre waren, wie ſie damals zu ſein pflegten. Avantageure, Fähnriche, dann und wann auch ein paar der jüngeren Offiziere, verſammelten ſich, um ſich von gehabten oder noch zu habenden erotiſchen Triumphen zu unterhalten. Es war nicht das Feinſte, was da zur Sprache kam, um ſo weniger, als man ſich's angelegen ſein ließ, das ohnehin nicht ſehr Lobeſame noch durch Uebertreibung und Renommiſterei zu würzen. Idealen wurde nachgeſtrebt, aber woher waren dieſe Ideale genommen? Aus laſciven Romanen, die mit Hilfe zahlreicher Ueberſetzungen eben damals in die Mode kamen. Die knappen Geld- und Lebensverhältniſſe beſſerten nichts; im Gegentheil, alles was ſonſt vielleicht einen wenigſtens äußeren Anſtand gezeigt hätte, verlor auch dieſen noch. Es war eine traurige Zeit, innerlich haltlos, äußerlich mittellos. Arnſtedt perſönlich hatte Verfügung über Eſprit und Energie, beide Vorzüge jedoch traten in den Dienſt von etwas Schlechtem und verhäßlichten ſein Bild mehr, als daß ſie's verſchönert hätten. Auch der „Dienſt“ litt ſchließlich in unzuläſſiger Weiſe. Von Ordnung, Pünktlichkeit und Adrettheit konnte keine Rede ſein, wo Debauchen aller Art auch dem von Natur kräftigſten Körper den Frohſinn und die Friſche nahmen. Allerlei kleine Strafen waren an der Tagesordnung und ſteigerten ſich mehr als einmal bis zu ſtrengem Arreſt. Aus' dem Arreſtlokale wurde dann fleißig in Zetteln correſpondirt, meiſt an einen Freund und Vetter Adalbert v. L.“

Neben den weiterhin mitzutheilenden Hauptbriefen liegt mir auch eine der Vorſpielzeit angehörige Correſpondenz vor und ich entnehme derſelben einige charakteriſtiſche Stellen. Am 6. November 1836, einen Monat vor der unheilvollen That, heißt es, aus dem Arreſt, auf einem dieſer Zettel: „Wie biſt Du mit dem lettre d'amour angekommen? Vergiß heut Abend die Guitarre nicht. Iſt es wahr, daß Jolly übergefahren? Es ſollte mir ſehr leid thun. Vergiß auch nicht die Pfeifenſpitze, das Buch und den Zucker.“ Und am 12. November. „Heut iſt Dein Geburtstag. Ich erinnere Dich an die Bibelworte: „Habe Gott vor Augen und im Herzen“ und an das für Dich noch gewichtigere: „Hüte Dich, daß Du in keine Sünde falleſt“. Und nun folgt eine völlige Kapuzinerpredigt, abwechſelnd in Reim und Proſa, darin er ſich ſelbſt als ein ſittliches Vorbild aufſtellt und den Freund, verſteht ſich ironiſch, auffordert, ihm auf dem einzig heilbringenden Tugendwege zu folgen. Am 25. ſchreibt er auf roſafarbenem Papier und fühlt ſich deshalb zu beſonderen Zartheiten veranlaßt. Wenigſtens eine kleine Weile. „Grüße meine liebe Modeſte, vor allen aber grüße meine liebe Clara. Du kennſt ja meine Connaiſſancen beſſer als ich. Clara ſteht mir am höchſten. Wenn es in Deinen Kräften ſteht, ſo verſchaffe mir wieder etwas Geld und Zucker. Es braucht ja nicht harter zu ſein, wenn er nur halbwege ſüß iſt. Und ſchicke mir auch das Geſangbuch. Es liegt linker Hand in meinem Fach.“

Dieſer Brief vom 25. iſt unterzeichnet „Dein unglücklicher E. v. A." Ob dies „unglücklich" ernſthaft oder ſcherzhaft gemeint war, iſt nicht recht erſichtlich, ich vermuthe jedoch das erſtere. „Mein Onkel, der Oberſt v. Werder," ſo heißt es nämlich zwei Tage ſpäter, am 27., „hat mich wiſſen laſſen, daß ich wahrſcheinlich nicht länger im Regimente bleiben könne. Das iſt mir unangenehm. Doch laß ich mir deshalb keine grauen Haare wachſen. Mein Capitain hat ihm alles geſagt und ich habe ſein ganzes Mißfallen erregt. Bei ſeinem letzten Beſuch las ich in einem Deiner Bücher, worauf er mir ſagte: „ich ſollte mich lieber mit etwas Nützlicherem beſchäftigen, ſtatt Romane zu leſen." Wie kann der gute Mann nur glauben, daß ich jetzt zu etwas anderem Luſt hätte! Vorzüglich aber iſt er darüber aufgebracht, daß ich, wie er ſich ausdrückte, mit liederlichen Referendarien und ſogar mit einem Küper Umgang hätte. Kommt es zum Schlimmſten und werd' ich entlaſſen, ſo findet ein junger Kerl wie ich auch wohl ſonſt noch ſein Fortkommen, in einer andern Stadt oder einem andern Land oder unter einer andern Zone. Leute meines Schlages ſind nie ganz zu verachten und werden als Soldaten zum Todtſchießen immer geſucht. Mißlingt aber alles, ſo befreit mich wohl ein Loth Pulver von meiner Qual. Es ſollte mir aber leid thun, ſcheiden zu müſſen, denn erſtens wär' es doch Schade um ein ſo fideles Haus und zweitens, weil ich verliebt bin."

Nun folgen ſentimentale Betrachtungen, eine ganze Seite lang, die dann wieder in Cynismen auslaufen.

II.

Der vorſtehende Brief vom 27. November iſt der letzte vor der That geſchriebene. Vielleicht, daß dieſe ſchon beſchloſſene Sache war, als er drei Tage ſpäter (am 30. November) aus dem Arreſt entlaſſen wurde, wenigſtens war ihm der Offizier, der ſeinem Rachegelüſte zum Opfer fiel, ſeit lange verhaßt. Einige behaupten, daß auch Eiferſucht mit im Spiele geweſen ſei. Gleichviel, am 5. Dezember früh geſchah die That, Arnſtedt ſelbſt machte die Meldung davon und wurde, kaum aus dem Gefängniß entlaſſen, auf's Neue dahin abgeführt. Die vorgeſetzte militäriſche Behörde nahm es, wie ſelbſtverſtändlich, ſehr ernſt, ſah von allen Rückſichten ab und ließ ihn in Ketten legen. Er machte jedoch das Unmögliche möglich und führte, trotz dieſer Ketten und ſonſtiger Behinderungen, eine lebhafte Correſpondenz, die nicht blos bruchſtückweis wie die vorhergehende, ſondern in ihrer Totalität mir vorliegt. Ihr charakteriſtiſcher Zug iſt ein ungeheures Maß von Selbſucht und Leichtſinn. An dieſem Leichtſinn nimmt einigermaßen auch der Freund, Adalbert v. L., Theil, an den ſich die Briefe richten. Bis zuletzt ſprechen ſie von Ball, Vereinen, Cotillonorden und Liebesgeſchichten. Aber das iſt nicht das Schlimmſte. Schlimmer iſt der Gefühlsmiſchmaſch, das entſetzliche Durcheinander von Sentimentalität und Obſcönität, in welcher Hinſicht dieſe Briefe vielleicht einzig daſtehen und geradezu ein pſychologiſches, ſicherlich ein zeitbildliches Intereſſe beanſpruchen dürfen. Oft wechſelt der Inhalt von Zeile zu Zeile; Liebe zu Mutter und Geſchwiſtern, Anflüge wirklicher Herzensneigung, Anruf und Gebete zu Gott, Gedichte, Flehen um Erhörung, Freundſchaftsverſicherungen (auch ehrlich gemeinte), Rachegelübde, Vergiftungspläne, Sammetrock, Blumenſträuße, Pickſchlitten und Guitarre, Witzeleien und Cynismen, — in dieſem Mengemus geht es fort bis zur letzten Stunde, bis ans Schaffot. Von Reue keine Spur; es iſt als ob er einfach ein ihm feindliches Thier über den Haufen geſchoſſen habe. Was ihn beſchäftigt, iſt nur die Frage: „Komm' ich bald wieder frei? Und wie hübſch wird es dann ſein!" Eine bodenloſe Rückſichtsloſigkeit in jedem Wort, und nur immer auf Augenblicke dämmert in ihm die Vorſtellung von dem Ernſt ſeiner Lage. Eine wahre Höllenlectüre, deren Kernſtücke ſich der Mittheilungsmöglichkeit entziehen, aber deren anſtändigere Stellen auch vollkommen ausreichen, um die Häßlichkeit jener halben, unehrlichen und verlogenen Zeit der 30r Jahre zu demonſtriren.

Emil v. Arnſtedts erſter Brief aus dem Gefängniß.

30. Dezember 1836. Mein lieber Adalbert. Mit Dir unterhalte ich mich am liebſten, denn Du biſt mein Vertrauter. Daher ſollſt Du etwas von jenem Morde hören. Du reiſteſt doch Freitag Abend ab, an jenem Tage, dem der ſchönſte Abend meines Lebens folgte. Ich ſprach mit Deiner Mutter und äußerte ihr mein Bedauern über die Reiſe. Clara war ſo gut, ſo liebenswürdig, wie ich ſie nie ſah; ich überließ mich ganz der Freude, obgleich ich ſchon eine trübe Ahnung hatte. Lieutenants Keßler, Putlitz, Gauvain, waren auch da; mit letzterem tauſchte ich noch die Cotillon-Dame (Clara gegen Modeſte) und wir waren ſehr vergnügt. Emma Bantz, die Schiller, die eine Faller, (Sidonie) und mehrere hübſche Mädchen (Flora) waren da. Nach dem Balle fuhr Clara nach Hauſe und ich begleitete Flora. Sonnabend gehe ich in die Diviſionsſchule, Sonntag auf Parade; fragt Wenzel mich, ob ich Donnerſtag 9 Uhr Abends zu Hauſe geweſen ſei? Ich ſage „ja“. Da meint er, „es iſt eine ungeheure Frechheit von Ihnen, das zu behaupten? Er zeigt mich an, beide Oberſten machen mich ſchlecht, und ich erhalte wieder 'mal 24 Stunden Arreſt. Es kochte fürchterlich in mir. Ich wollte zu Schlomka's gehen, wo Clara war, auf dem Beamtenverein. Alles war vorbei, ich mußte in der Stube bleiben. Kurze Zeit nach der Parade kommt Wenzel wieder zu mir und macht mich ſchlecht, „daß meine Stube nicht ſo in Ordnung ſei“, während doch mein Burſche auf Wache war. Nicht die Worte ſelbſt, ſondern die Art und der Ton, wie ſie geſagt wurden, haben mich ſo in Wuth geſetzt. Dazu kam, daß mir mein Onkel (es war dies der ſpäter commandirende General v. Werder) ſagte, „er würde ſich genöthigt ſehen, den König um meine Entlaſſung zu bitten.“ Ich war wüthend. Hätte nur ein Menſch freundlich mit mir geſprochen, ſo wär' ich auf andere Gedanken gekommen. Hätteſt Du mir doch zur Seite geſtanden! Kurz, ich faßte den Entſchluß, meinem Leben ein Ende zu machen. Piſtol,

Pulver, Blei, alles war bald angeſchafft und die Waffe geladen. Da dacht' ich an meine Mutter, an meine Freunde und Kameraden, an Dich und vor Allem an meine liebe Clara. Ohne Abſchied konnte ich nicht von euch ſcheiden. Ich war, offen geſagt, zu ſchwach, mich ſchon von der Welt loszureißen. Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, er muß ſterben. Dieſer Gedanke hat mich nicht wieder verlaſſen. Da ich überzeugt war, daß ich meine Lieben nicht mehr ſprechen würde, ſo nahm ich ſchriftlich von den drei mir am theuerſten auf dieſer Welt Abſchied. Es ſind dies die Briefe an Dich, Clara und meine Mutter. Mein Tagebuch hatte ich geſchloſſen und eine meiner Locken ſollteſt Du nebſt dieſem Brief erhalten. Am Montag früh (um fortzufahren) kam Wenzel zu mir und fuhr mich an, „warum ich nicht in der Schule ſei?“ Ich ſagte ihm „weil ich Arreſt habe“. Schon den vorigen Nachmittag hatte ich ihn erwartet und die geladene Piſtole in Bereitſchaft; er kam nicht. Jetzt antwortete ich ihm „daß ich gleich kommen würde“, worauf er eilig mein Zimmer verließ, da er wohl meine wüthenden Blicke ſah. Ich ſprang nach dem Spinde, holte die Waffe und ſtürzte ihm nach. Auf 15 bis 20 Schritte ſchoß ich das Piſtol ab und traf ihn, da er ſich gerade umdrehte, in die linke Achſel quer durch die Bruſt, ſo daß die Kugel, nachdem ſie den rechten Arm noch zerſchmettert hatte, dicht unter der Haut ſitzen blieb. Er ging nun noch einige Schritte taumelnd zurück und ſtürzte dann vorwärts aufs Geſicht. Ich meldete mich ſogleich ſelbſt als Mörder und wurde nach der Wache gebracht. Am folgenden Tage hatte ich an der Leiche Verhör; der Körper wurde ſecirt und die Bruſt ganz aufgeſchnitten. Keine Miene habe ich verzogen, blos um zu beweiſen, daß dieſer Anblick mich nicht ſchreckte. Die erſten Tage meiner Einkerkerung waren für mich fürchterlich; nur alle 24 Stunden erhielt ich warmes Eſſen, bis ich dann von mitleidigen Menſchen geſpeiſt wurde. Du haſt hier ein offenes wahres Bekenntniß einer ſchrecklichen That; nur die Liebe zu euch, ihr Lieben, hielt mich an dieſem Leben feſt. Denn ich zog doch die Feſtung dem Tode vor, und daß ich nicht hingerichtet würde, davon war ich damals feſt überzeugt. Jetzt iſt es freilich anders, denn ich ſehe nicht nur die Möglichkeit, ſondern ſogar die Wahrſcheinlichkeit ein. Aber laß das gut ſein, es kann alles noch beſſer werden, als wir denken. Für jetzt freu ich mich nur, daß meine liebe Mutter hier iſt, und daß ich mich mit Dir unterhalten kann. Denn obgleich mir Weike und Landvoigt ſo viel Gutes erweiſen, ſo kann ich doch nicht das für ſie fühlen, was mein Herz für Dich empfindet. Mit welcher Gefahr ich ſchreibe, glaubſt Du gar nicht, denn an meiner Stubenthür, in welcher eine Scheibe iſt, ſteht der Poſten und ich habe nur einen kleinen Winkel, wo er mich nicht beobachten kann. Wenn ich nur bald von hier wegkomme. Zwar werde ich dann Dir und meiner Clara entführt, doch mein Herz bleibt bei euch und gewiß werde ich Dich ſtets von meinem Befinden benachrichtigen. Nur muß ich bitten, daß auch Du mich recht ausführlich benachrichtigſt und mir ſchreibſt, was ihr für den Sylveſterball vorhabt. Du weißt gar nicht, wie glücklich es mich macht, von Dir und Clara etwas zu hören; daher ſei nicht karg mit Deinem Schreiben, es ſoll Dir keinen Schaden verurſachen. Grüße meinen guten Heinrich, Auguſt, Jean ꝛc., aber vor allen grüße ſie, die ich ſo heiß liebe. Sage ihr, daß alle Pulſe nur für ſie ſchlagen, daß kein Augenblick vergeht, in welchem ich nicht an ſie denke. Ach, es heißt mit Recht: „Süße Quelle meiner Leiden, ewig, ewig lieb ich Dich“, denn jener unvergeßliche Abend (Freitag, den 2. Dezember) iſt die Haupturſache. Aber ich klage keinen Menſchen an, nur mich allein und meine fürchterliche Verblendung. Ich kann mit Recht ſagen „ich opferte mich für andere“, denn mir bleiben von der That nur die Hefen, meine Kameraden genießen das Gute. Nur bleib mir treu, erfreue mich mit einem recht langen Schreiben und grüße Clara von Deinem immer noch verliebten

Vetter Emil.“

Zweiter Brief Emil v. Arnſtedt's an ſeinen Vetter Adalbert v. L.

1. Januar 1837. Mein lieber Adalbert! Von Herzen Glück zum neuen Jahr. Du biſt doch mein beſter Junge und wirſt es bleiben, daher will ich Dir auch vertrauen. Iſt mein Tod nicht zu umgehen, ſo ſteht mir der Weg der Flucht immer noch offen. Ich habe ſchon im Stillen gearbeitet und Du wirſt mich gewiß dabei nicht im Stich laſſen. Als ich geſtern gegen ſieben Dein kräftiges „Oho!“ erſchallen und die Schellen läuten hörte, war ich ſchon im Begriff, *als Maske auf den Sylveſterball zu kommen.* Nur der Gedanke an die Bemühungen meiner guten Mutter*) hielt mich davon ab. Daß es mir gelungen wäre, wirſt Du wohl nicht bezweifeln, denn ich gab Dir ſchon Beweiſe der Art. Ueber Deinen Brief habe ich eine unausſprechliche Freude gehabt. Schreibe mir ja, was Klara macht, wie ſie von mir denkt, ob ſie ſich meiner noch erinnert. Glaube mir, nichts ſtraft mich mehr, als das Vernageln meiner Fenſter, aber ich muß geſtehen, es war in den erſten Tagen auch zu auffallend. Alle Mädchen gingen an meinem Fenſter vorüber und ſchauten herauf. Mir war ſo raſend zu Muthe; doch habe ich mich köſtlich dabei amüſirt. Denn Du kennſt mich ja, wenn ich hübſche Mädchen ſehe. Aber nur *eine* erfreut mich wahrhaft, wenn ſie mich eines Blickes würdigt. Schon oft hatte ich das Vergnügen ſie zu ſehn. Ach, wenn

---

*) Seine Mutter, eine noch ſehr ſchöne Frau, war von Sorau nach Frankfurt gekommen, um von hier aus Schritte zur Rettung ihres Sohnes zu thun, oder wenigſtens eine Strafmilderung durchzuſetzen. Bei dem großen Intereſſe, das die Stadt, namentlich die Frauenwelt, an dem Hergange nahm, kam man ihr vielfach entgegen und unterſtützte ſie mit Rath und That. Auch mit Geld, denn ſie war unbemittelt. Eine von ihrer Hand geſchriebene Quittung liegt mir vor. Dieſelbe lautet: „Vier Doppel-Louisdor zur huldreichen Verwendung für meinen unglücklichen Sohn von edlen Menſchenfreunden anonym erhalten zu haben, beſcheinige ich hiermit, und ſage den edlen Gebern meinen heißeſten, gerührteſten Dank. Frankfurt, 28. Dezember 1836. Verwittwete v. Arnſtedt, geb. v. Aldebrandini.“

ich ſie nur noch einmal ſprechen könnte! O, guter, treuer Freund, wenn Du ein kleines Liebeszeichen für mich empfangen könnteſt, es ſollte mir meine Ketten tragen, ja vergeſſen helfen. Meine gute, liebe Mutter arbeitet Tag und Nacht für mich und ihren Bemühungen verdanke ich ſo viel. Ach, wenn ich ihr doch genug dafür danken könnte! Wenn Du wüßteſt, wie es in mir gährt und kocht; wenn das ſo fort geht mit meiner Behandlung, werd' ich nächſter Tage verrückt. Denke Dir alle 24 Stunden wird bei dieſer Kälte nur 1mal eingeheizt; wenn ich ſchlafen gehe, darf ich mich nicht ausziehen und was dergleichen Chicanen mehr ſind, die man ſich ausdenkt. Keine Binde, keine Hoſenträgerſchnalle, nichts darf ich haben; daß ich andere Sachen habe, das wiſſen ſie nicht. Aber nun will ich Alles gern ertragen. Ich beſitze eine liebe, treue Mutter, eine gute Schweſter, geprüfte, treue Freunde und vielleicht auch das Herz eines Mädchens, das mein ganzes Sein ausmacht. Ich bin nicht verlaſſen, denn man nimmt ſich meiner thätig an. Wenn nur nicht gerade meine Richter auch meine Feinde wären. Aber laß das gut ſein, ihren Zweck erreichen ſie nicht, denn obgleich ich dem Tode mit Trotz ins Geſicht ſehe, ſo ziehen mich doch alle Pferde der Erde nicht zum Schaffot. Dafür ſage ich Dir gut, und Du kennſt mich alte, treue Seele. Der Frau kannſt Du unbedingtes Vertrauen ſchenken, ſie iſt treu wie Gold, und obſchon ſie ſehr beobachet wird, „Weiberliſt geht über Alles. Und ich bin Gott ſei Dank auch nicht auf den Kopf gefallen. Bald mehr. Lebe froh, genieße Deine Zeit; man iſt blos einmal jung. Grüße meine Freunde und meine heißgeliebte Klara, und ſage ihr wie unausſprechlich ich ſie liebe und wie ich nur ſtets an ſie denke. Lebe wohl.“

Adalbert v. L. an Emil v. Arnſtedt.

3. Januar 37. Mein lieber Arnſtedt. Von Klara ſoll und will ich Dir ſchreiben. Ja, ſie liebt Dich noch mit der Liebe, wie ſie Dich ſtets geliebt hat und Deine Locke trägt ſie beſtändig auf ihrem Herzen. Sie lebt nur für

Dich; auf dem Beamten-Verein ſprachen wir nur von Dir und heut noch gehe ich zu ihr, um ſie zu einem Briefe zu vermögen. Es war am Sylveſter wenig los auf dem Verein, nur ungefähr 10 bis 12 tanzbare Damen; ich habe mit Klara den Cotillon getanzt und wie geſagt nur von Dir geſprochen. Als ich nach Frankfurt zurückkam, hörte ich gleich, daß Du im Gefängniß ungeheuer bekurt worden wäreſt; aber Du haſt auch wirklich die ganze Damenwelt auf Deiner Seite. Wenn Deine Richter *Damen* wären, ſo würdeſt Du gewiß freigeſprochen und noch obenein General. Deinem vis-àvis traue ich nicht; ſprich nicht davon, daß ich mit Dir correſpondire. Wenn Du heraus könnteſt, faſt glaub' ich, ich würde Dich wegbekommen. Ueberlege Dir die Sache und ſchreibe mir darüber. In der Stadt geht das Gerede, ich correſpondirte mit Dir und ſollte deshalb feſtgenommen werden; es iſt aber nichts und ich mache mir auch nichts daraus. Nimm Dich nur in Acht, daß Du nicht ſchlecht dabei wegkommſt, denn der alte Oberſt von Werder ſieht mir hölliſch auf die Finger und ſitzt jetzt den ganzen Tag am Fenſter. Soweit ſchrieb ich heute Vormittag; jetzt kann ich Dir auch etwas von Klara erzählen. Ich fuhr ſie heute Pikſchlitten, und ich hoffe von meiner Ueberredungskunſt das Beſte. Es würde mich glücklich machen, wenn ſie Dir ein paar Zeilen ſchriebe. Mein lieber Arnſtedt, biſt Du in Deinem Briefe auch ganz offen gegen mich geweſen? *Haſt Du wirklich ganz allein den Entſchluß gefaßt? Ich nehme zwar nicht an, daß Du eine Verbindung mit andern in dieſer Hinſicht gehabt haſt, aber wenn es wirklich ſo ſein ſollte, ſo rette uns Dein theures Leben.* Du haſt vielleicht Dein Ehrenwort gegeben; iſt es ſo, nun gut, in Amerika wenn Du los kämeſt, weiß niemand etwas davon, und Du ſtehſt ſo gut als Ehrenmann da, wie jeder andre. Glaube mir, meine einzige Bitte zu Gott iſt jetzt Dein Leben, und wenn alle die Gebete erhört werden, welche dafür zum Himmel emporſteigen, ſo wirſt Du gewiß erlöſt. Verzweifle nur nicht, ſtelle Dich wahnſinnig, aber werde es nicht. Kann ich Dir in ſonſt etwas dienen, ſo ſprich es aus. Alles was ich thun kann, thu ich gewiß mit Freuden. Thu nur keinen übereilten Schritt; Dein Entſchluß, nicht auf dem Schaffot zu ſterben, iſt Dir von Gott eingegeben. Ich könnte nicht leben, wenn ich Dich hinrichten ſähe. Dein A. v. L.

Emil v. Arnſtedt an Adalbert v. L.

12. Januar 37. Mein guter lieber Adalbert. Meine Flucht aus dem Kerker, auf die Du hinweiſt, iſt kinderleicht; bedenke aber dann weiter. Ich bin hier entblößt von allen Mitteln, zur Reiſe braucht man Geld, auch müßt' ich von Kopf bis Fuß anders gekleidet werden. Die Sache iſt alſo koſtſpielig und ich kann von Dir ſolches Opfer gar nicht annehmen. Reißen aber alle Stränge, ſo muß Rath geſchafft werden, auch Geld, es mag kommen woher es will, und wenn ich mich dem Satan verſchreiben ſollte. Ich warte mit Schmerzen auf die Rückkehr meiner Mutter, (wahrſcheinlich von Berlin, wo ſie dem König ein Gnadengeſuch überreichen wollte) von der hängt viel ab. Fällt das Reſultat glücklich aus, ſo bleib' ich vernünftig, wo nicht, ſo werd' ich wahrſcheinlich wahnſinnig, und dann fang' ich damit an, daß ich Alles kurz und klein ſchlage. Ich werde meine Rolle ſchon ſpielen. Du mußt mir jedesmal ſchreiben, wann Du meinen Brief erhalten haſt und das Datum darauf ſetzen. Ich ſchicke Dir Deine Briefe mit; Du hebſt ſie mir auf, daß, wenn ich ſie fordere, Du ſie mir geben kannſt. Verwahre die von mir geſchriebenen ſo, daß, wenn man bei Dir nachſuchen ſollte, man keinen findet. Ich ſchicke Dir hier einen Brief an meine liebe Kl. mit; ich überlaſſe es Deinem Gutachten, denſelben abzugeben oder nicht. Zugleich liegt hier die Zeichnung zu dem Schlüſſel meiner Ketten bei, zur Flucht muß ich ſie löſen; habe ich aber den Schlüſſel nicht, ſo muß ich das Schloß zerbrechen, was mich verrathen möchte. Kannſt Du mir nicht dieſen Schlüſſel machen laſſen? In dieſem Falle benachrichtige mich, wenn er fertig iſt. Das Weitere ſollſt Du dann hören... Ach wenn ich Dir doch

mit Worten ſchreiben könnte, welche Freude ich über Deinen Brief empfand! Im Vertrauen auf dieſen Brief ſchrieb ich an Klara. Möchte ſie mir doch antworten. Sie iſt mein Gedanke bei Tag und Nacht. Im Traume umgaukelt ſie mich. Liege ich Abends ſo wachend auf meiner Pritſche, ſo iſt es oft, als ſtände ſie vor mir und lächelte mich freundlich an.

Sehnend breit' ich meine Arme
Nach der Theuren Schattenbild,
Ach ich kann es nicht erreichen
Und das Herz bleibt ungeſtillt.

Wenn Du, lieber Vetter, mir von ihr einen Brief ſenden könnteſt, ich würde vielleicht ſchon aus Liebe wahnſinnig. Es iſt doch ein köſtlich Ding, daß wir uns ſo unterhalten können. Ja, ja, die Liebe und die Noth ſind erfinderiſch, und wer weiß wie es ſtünde, wenn dies nicht wäre. Benachrichtige mich doch offen, was die Leute ſo über meine Beſtrafung ſprechen. Ob der Entſchluß in mir oder bei Andern gereift iſt und ob ich freiwillig oder durch das Loos zum Mörder wurde, darüber laß mich ſchweigen, und auch Du ſchweige gegen andre. Nun lebe wohl, ſchreibe bald und ſei nicht ſo kurz mit Deinen Worten; Du ſchreibſt 5 Zeilen und ich Dir immer ellenlange Briefe. Laß ja den Schlüſſel machen; ſiehe Dich aber mit dem Schloſſer vor, er muß Dich entweder genau oder gar nicht kennen. Dein Emil.

III.

Um die Mitte Januar bricht die Correſpondenz ab, um erſt zwei Monate ſpäter wieder aufgenommen zu werden. Ob hier Briefe fehlen oder ob einfach die Wachſamkeit eine größere geworden war, läßt ſich aus der Correſpondenz ſelbſt nicht entnehmen. Dieſe wird immer äußerlicher und zum Theil auch cyniſcher, je näher die Kataſtrophe rückt, was unerklärlich wäre, wenn man nicht annehmen müßte, die Hoffnung auf Begnadigung habe ihn bis zuletzt begleitet.

Ich laſſe nun wieder die mit dem 10. März aufs Neu beginnenden Briefe ſprechen.

Adalbert v. L. an E. v. Arnſtedt.

10. März 37. Lieber Arnſtedt. Gott ſei Dank, endlich mal wieder etwas von Deiner lieben Hand. Meine Freude beim Anblick Deiner letzten Zeilen war unausſprechlich. Du verlangſt einen ausführlichen Bericht und ich verſuch es. Mit Deiner lieben Mutter und Deiner ſchönen, Dir ſehr ähnlichen Schweſter waren wir am Abend vor Deiner Abreiſe (dies iſt unverſtändlich) recht vergnügt bei Landvogts; Dein Schweſterchen war etwas angetrunken und daher ſehr liebenswürdig und heiter. Auch von Clara, ſo verlangſt Du, ſoll ich Dir ſchreiben. Nun, ich darf Dir der Wahrheit gemäß verſichern, daß ſie Dich liebt und immer lieben wird. Unſre Geſpräche haben nie einen andern Gegenſtand als Dich, und Du erfüllſt ihre ganze Seele. Nur einmal hat ſie mich geärgert: als ich ihr Deinen Brief gab, hat ſie dieſen Brief an Kirchner gezeigt. Neulich, auf dem Beamtenvereine, haben wir uns ziemlich amüſirt; die Stelle dicht an der Thür, wo Du mit Clara das letzte Mal geſeſſen, wird jetzt immer von uns eingenommen, weil ſie ihr die liebſte iſt. In der Loge war ich auch neulich. Franziſka wird jetzt von einigen Dragoner-Fähnrichen becourt; zugleich macht ſie Gedichte an Dich.*) Es iſt alles weder gehauen noch geſtochen, doch es ſind ja Verſe. „Woher weißt Du, daß ich jetzt einen kurzen ſchwarzen Sammtrock habe? Tanze

---

*) In dieſen Brief war auch ein kaum zwei Finger breiter Zettel mit Fräulein Franziſkas jüngſter, an v. Arnſtedt gerichteter Dichtung eingeſchloſſen. Dieſe lautete:

Ewig wird die Freundin Dich lieben,
Mit Dir ſterben will ſie, bei Dir ruhn.
Immer mag die Welt mich auch darum verdammen,
Leben kann ich ohne Dich nicht mehr.

Nur um eine Zeile von Ihrer Hand bittet Franz.
(Darunter hatte v. Arnſtedt mit Bleiſtift geſchrieben: äußerſt dumm.)

nur fleißig ſchottiſch, damit Du doch etwas Bewegung haſt. Schreibe mir auf die Rückſeite dieſes Briefes.

Dein treuer Vetter A. L.

Arnſtedt antwortete denſelben Tag noch (10. März) und ſchrieb, wie proponirt war, auf die Rückſeite des Briefes.

Mein lieber guter ſchwarzröckiger Vetter. Daß Du einen ſchwarzen Sammtrock haſt, habe ich längſt gewußt, aber das iſt neu, daß ich Dich vielleicht nächſtens darin ſehen werde. Ich habe nämlich Hoffnung als „Staatsgefangener“ nach Magdeburg zu kommen; iſt das aber der Fall, ſo werde ich mit Extrapoſt fortgebracht. Da können wir uns dann möglicherweiſe ſehen und ſprechen; man muß nur alles ausſpeculiren und pfiffig ſein. Was hat denn Kirchner zu dem Briefe geſagt? Ihr werdet mich übrigens ſehr verändert finden. Mein Haar umhüllt mich wie ein Mantel, und mein Bart hängt bis zur Erde, denn es ſind jetzt runde funfzehn Wochen, daß ich eingeſperrt wurde. In zwei bis drei Jahren hoff' ich wieder frei zu ſein; kann und darf ich dann in unſerem Heere nicht fortdienen, ſo iſt Rußland oder Griechenland mein Aſyl. Aber erſt verlebe ich einige Zeit bei Dir. Nächſten Freitag kommt Vetter Fritz wieder zu mir; da könnteſt Du mir etwas Herzſtärkendes zuſchicken, eine Flaſche Wein oder einen guten Lecker oder Leckhin. Aber es muß in einer Flaſche ſein, die der Vetter in die Taſche ſtecken kann. Franziska dichtet. Nun ich auch und mein Neueſtes iſt ein Lied „An den Arreſt“.

Als ich Dich zum erſten Mal erblickte,
Dieſen Augenblick vergeß ich nie,
Als ich mich auf Deine Pritſche drückte,
Wurde mir, ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Du ſiehſt, ich bin auch ein Dichter. Dein Emil, Suitier in Ketten.

Fünf Tage ſpäter, derſelbe an denſelben.

15. März 37. Mein lieber Adalbert … Mein Urtheil wird und muß bald kommen und wird hoffentlich nicht ſo

ſtreng ausfallen. Daher Geduld. Bin ich erſt an meinem Beſtimmungsort, ſo erhältſt Du die erſte Nachricht. Nun aber, was macht Clara? Denkt ſie meiner noch oder bin ich vergeſſen. Laß mich nicht vergebens auf Antwort warten. Grüße ſie und ſage ihr, daß mein Herz nur für ſie ſchlägt, daß ich durch ſie lebe und athme .... Ich hoffe noch auf frohe Tage und rufe deshalb auf Wiederſehen. Grüße Clara. Geſund bin ich und fidel wie immer, obgleich mir die Flügel beſchnitten ſind. Dein Emil.

Adalbert v. L. an Emil v. Arnſtedt.

24. März 37. Mein guter, lieber Arnſtedt. Dein liebes Briefchen habe ich erhalten. Du fragſt darin unter andern, wie Claras Vater und ihre Mutter von Dir denken? Erſterer urtheilt wie faſt alle Männer, alſo lieblos, die letztere jedoch bedauert Dich von Herzen. Du frägſt auch, wer jetzt Clara bekurt? Die Leute meinen, ich thäte es; aber es iſt nicht wahr, unſer Geſpräch dreht ſich immer nur um Dich. Du ſchreibſt auch, Deine Locken wären jetzt Dein Mantel und Dein Bart reichte bis zur Erde. Junge, da mußt Du ja allerliebſt ausſehen, doch bitte ich Dich, opfere etwas davon und ſchicke es mir, aber einen recht großen Wiſch, denn alle Welt will eine von Deinen Locken haben. Heute zum Charfreitag iſt nirgend etwas los, aber am Oſter-Montag bin ich auf dem dritten Club. Dein A. v. L.

Emil v. Arnſtedt an Adalbert v. L.

25. März 37. Mein lieber Adalbert. Heut iſt der Geburtstag meiner Mama, ich durfte ihr direkt keinen Gruß, keinen Glückwunſch ſenden und mußte es durch einen Mann thun laſſen, dem ich nicht gewogen bin, durch meinen Hauptmann. Früher trat ich an der Hand meiner Geſchwiſter und meines guten ſel. Vaters vor meiner Mutter Ruhebett und beſchenkte ſie mit Blumen und anderen Kleinigkeiten, ſagte auch, als der Aelteſte ein hübſches Gedicht her. Jetzt darf ich ihr nicht einmal ſchreiben! Bei Gott, das ſchmerzt tief, das

kränkt mich; doch weg mit trüben Gedanken. Wiederkommen bringt Freude. Weiß ich doch, daß liebende Herzen mir entgegen ſchlagen. Ich ſende Dir auf Deinen Wunſch eine Locke ſo gut ich ſie habe. Gieb aber davon nicht jedem oder auch nicht jeder. Brauchſt Du mehr, ſo ſteht mein Kopf zu Dienſten, doch bitte ich Dich um die Namen der Expektanten. Habe Dank für die Flaſche. Haſt Du nicht ein altes Spiel Karten zu meiner Unterhaltung, es wird Tod und Leben geſpielt. Morgen alſo ſiehſt Du Kl. „Ach, ſüße Quelle meiner Leiden, ewig, ewig lieb ich Dich." Beobachte ſie gut. Wenn ſich irgend ein fremder Schnippſchnapp an ſie machen ſollte, ſieh, ich ſchwöre Dir, meine Hand griffe zum zweiten Male nach der Mordwaffe und dieſes Ziel würde ſie noch weniger fehlen. Ach, ich bin ein ſchrecklicher Menſch in meiner Einſamkeit geworden und denke nur an blutige Rache. Du verzeihſt mir, daß ich ſo rede. Aber Du weißt, lügen iſt nicht meine Paſſion. Auf ein fröhliches Wiederſehn. Gott ſegne Dich! Wie immer Dein Vetter Emil v. A.

Adalbert v. L. an Emil v. Arnſtedt.

Lieber guter Arnſtedt! Ich habe eben jetzt keine guten Nachrichten für Dich bekommen; der König ſoll das kriegsgerichtliche Urtheil dem Kammergericht übergeben und dieſes das Urtheil beſtätigt haben. Doch harre und hoffe. Vielleicht, daß Dir doch noch die Gnade offen ſteht. Wenn Dir Dein Urtheil publicirt iſt, kannſt Du verlangen die zu ſehen und zu ſprechen, welche Du gern haſt, und ich glaube, ich werde doch einer der erſten ſein. Hoffentlich aber iſt Alles nur Fama.

Emil v. Arnſtedt an Adalbert v. L.

Lieber Adalbert! Laß das gut ſein. Im Fall der Noth weiß ich zu ſterben. Ich beſchwöre Dich bei Allem was Du liebſt, laß Dir ein ſchnell wirkendes Gift für mich bereiten, denn ich bin feſt überzeugt, daß Du mich nicht willſt richten ſehn. Wenn es dann Noth an Mann iſt, ſchickſt Du mir die Pülverchen oder die Mixtur und ich lache dem Schaffot Hohn. Du wirſt mir dies nicht abſchlagen. Volto (?) subito. Dein E. v. A.

Derſelbe an Denſelben.

2. April 37. Mein lieber Vetter Adalbert. Du antworteſt mir nicht; Das iſt nicht recht; denke dir doch meine Ungeduld! Ich rechne zum 5. auf einen langen Brief von Dir. Ich habe jetzt die Erlaubniß, Reiſebeſchreibungen zu leſen und bin deshalb bald in den Sandwüſten Afrikas, bald in Amerikas reizenden Gefilden. Könnt' ich dort in Wirklichkeit mit Dir ſein! Wie lauten die Nachrichten über mich? Zum Tode wird es wohl noch nicht gehen; ich habe ja noch nichts gemacht im Leben und ſollte ſchon ſterben! Aber ſorge nur immer für eine kleine Phiole mit Rettung aus der Noth. Wie iſt es Dir am Freitag ergangen? Was macht Modeſte, Louiſe, Flora, Agnes, und vor Allem was macht ſie? Schreibe bald Deinem alten Vetter

Nachſchrift. Das Wetter iſt furchtbar und tobt und heult. Es würde ſich beſſern, wenn ich frei wäre. Dein Aemilius Buridan, Hauptmann der ſchwarzen Bande.

Adalbert v. L. an Emil v. Arnſtedt.

6. April 37. Lieber Arnſtedt. „Harren und Hoffen, hat oft eingetroffen.“ Ich ruf es Dir heute zu. Deine Sache ſoll jetzt wie folgt ſtehen. Der König hat zu ſeiner Beruhigung das (wahrſcheinlich auf Tod lautende) Urtheil dem Ober-Auditoriat übergeben; dieſes hat ſich die Zeichnung des Ganges, in welchem Du Wenzel erſchoſſen haſt, ſchicken laſſen und hat nach Kenntnißnahme dieſer Zeichnung den Ausſpruch gethan: daß ein Zielen in dieſem Gange nicht möglich geweſen ſei. Worauf Du nun, ſo heißt es, und in gleichzeitiger Berückſichtigung Deiner Jugend, zu 20 Jahr Feſtung verurtheilt ſeiſt. Nun weiß der König nicht, was er thun ſoll. Das urſprüngliche Urtheil liegt zu ſeiner Unterſchrift da. Er wird es aber hoffentlich nicht unterſchreiben .. (Es folgen nun wieder ganz gemüthlich Ball-

und Geſellſchaftsnachrichten, allerlei kleiner Klatſch, Rendezvous und zuletzt Bemerkungen über Treue und Untreue . .) „Du darfſt nicht zu viel von Clara fordern und darfſt nicht vergeſſen, daß ſie Deine erſte Liebe nicht war und Deine letzte hoffentlich nicht ſein wird. Ich glaube beſtimmt, wenn Du ſchönere Mädchen ſäheſt, würdeſt Du Clara vergeſſen.“ Und zuletzt: „Was mir angenehm iſt, iſt das, daß Du Reiſebeſchreibungen zu leſen haſt. Suche nur ein hübſches Plätzchen in jenen Regionen aus; ich ziehe mit Dir ſo weit der Himmel blau iſt.“ Dein Adalbert.

E. v. Arnſtedt an Adalbert v. L.

Mein lieber Adalbert. Ein ruhiges Plätzchen in jenen Regionen aufzuſuchen, iſt wohl leicht; doch ob Du mit mir dort Freud und Leid theilen willſt, das bedenke. Man verläßt nicht gern ohne Noth Eltern, Hab und Gut. Nein, wähle Dir ein hübſches junges Weib, habe Kinder, und wenn ich dann vielleicht aus jenen Regionen ohne Fuß oder Arm zurückkehre, ſo gewähre dem alten zerſchoſſenen aber gewiß noch fidelen Krüppel ein Plätzchen an Deinem Heerd. Doch das liegt in weiter Ferne. Vorläufig nur das, daß ich in der ganzen Welt mein Fortkommen zu finden hoffe, denn wennſchon ich nichts als Blut zu vergießen gelernt habe, ſo braucht man doch Leute, die ſich für Geld und gute Worte todtſchießen laſſen, allerorten, ſogar bei den Wilden und Negern. Es umarmt Dich Dein Vetter Emil.

Adalbert v. L. an E. v. Arnſtedt.

Lieber Arnſtedt. Noch eins, aber etwas Ernſthaftes. Ich glaube, ja ich bin gewiß, daß wir einander gut ſind und uns von Herzen lieben. Verſprich mir, ſo wie ich Dir jetzt hier verſpreche, daß wir — — — nein, es iſt zu phantaſtiſch; laß den Satz unausgeſchrieben. Wenn wir uns lebendig wiederſehn, will ich Dir mündlich ſagen, was ich eigentlich wollte. Da dies vielleicht die letzten Briefe ſind, die wir wechſeln, ſo noch einen Vorſchlag. Wenn Du verurtheilt wirſt, iſt das einzige Mittel, Dich nicht auf das Schafot bringen zu laſſen, Du beißt Dir die Pulsadern durch. Es iſt der beſte Tod und man ſoll ſanft einſchlafen. Wenn Du leben bliebeſt und wie Du ſchreibſt als Krüppel wiederkämſt, ſo wollt' ich das letzte Stückchen Brod mit Dir theilen. Lebewohl. Dein Adalbert.

E. v. Arnſtedt an Adalbert v. L. (Letzter Brief.)

Lieber Adalbert! Dank, tauſend Dank für Speiſ' und Trank und für Deine Nachrichten. Aber was meinſt Du mit dem, was Du unausgeſprochen läßt? Du machſt mich neugierig. Freund, was lange währt, wird gut; laß nur ſein, und wenn ich auch 7000 Jahre auf Feſtung komme, das ſchadet nichts; dann leben wir doch noch einmal vergnügt zuſammen und gedenken vergangener Mißgeſchicke.

Zittre nicht, zage nicht,
Sei nicht ungeduldig,
Was Du nicht bezahlen kannſt,
Bleib' den Leuten ſchuldig.

Dein Vetter Emil v. A.

* * *

Mit dieſem, dem Commersbuch ſtatt dem Geſangbuch entnommenen Troſtesverſe ging er aus der Welt: „Was Du nicht bezahlen kannſt, bleib' den Leuten ſchuldig.“

Am liebſten (und dies ſoll ihm unverdacht ſein) wär' er den Leuten ſeinen Tod ſchuldig geblieben. Aber es war anders beſchloſſen und er mußte mit ſeinem Leben zahlen. Der König, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, beſtätigte am 14. April das ſchon am 7. Januar vom Kriegsgericht gefällte Urtheil und elf Tage ſpäter erfolgte die Hinrichtung. Dem Bericht eines Augenzeugen entnehm' ich darüber das Folgende.

„Fähnrich v. Arnſtedt wurde den 25. April 1837, 5 Uhr Morgens, auf einen mit zwei Pferden beſpannten bäuerlichen Korbwagen geſetzt und begleitet von einer kleinen Abtheilung ſeines Regiments (Leibregiment) in einem raſchen Schritt-

Tempo nach dem für die Hinrichtung beſtimmten Platze hinausgefahren. Ihm gegenüber rückwärts ſaßen zwei Unteroffiziere. Der Weg war nicht allzu weit und lag auf den Frankfurter Wieſen, dicht am ſogenannten Meiſterwerk. Am Ende der hier die Dammvorſtadt durchſchneidenden Sonnenburger Straße, war ein Sandhügel aufgeworfen und vor dem in Nähe davon aufgeſtellten Richtblock ſtand der Scharfrichter. Als Arnſtedt all dieſer Vorbereitungen von ſeinem Sitz her anſichtig wurde, gab er ſich einen Ruck und ſagte zu den Unteroffizieren: „er werd' ihnen zeigen, wie ein preußiſcher Soldat ſterben müſſe." Gleich danach angekommen, ſprang er raſch vom Wagen, trat an den Scharfrichter heran und fragte dieſen „was er zu thun habe, um ihm ſein Amt zu erleichtern." Worauf dieſer antwortete, „daß er den Athem anhalten ſolle." Nach Verleſung der Ordre, wurde dann das Urtheil raſch vollſtreckt und der Körper eingeſargt und an Ort und Stelle begraben."

In einem zweiten Briefe, der von ſeinem noch lebenden Vetter an mich gerichtet wurde, heißt es: „Als der Zug vorüberkam, lag ich im Fenſter meines elterlichen Hauſes und empfing ein letztes, freundliches Kopfnicken. Ein mir unvergeßlicher Moment. Worte des Abſcheus über v. Arnſtedt's That hab ich nie vernommen, aber viel Thränen ſind dem bildhübſchen Menſchen nachgeweint worden, ja, eine mir bekannte ältre Dame, die jenen Hinrichtungstag mit erlebt hat, geräth noch jetzt in ein nervöſes Zittern, wenn ſie desſelben gedenkt."

* * *

Ich meinerſeits füge hinzu: das Ganze (neben manch' andrem, was ſich daraus lernen läßt) kann als ein merkwürdiger und beängſtigender Beweis von der berückenden Macht einer dämoniſch ſinnlichen Perſönlichkeit gelten. An dem ſiegreichen Einfluſſe dieſer Perſönlichkeit ſcheiterten alle moraliſchen Bedenken. Einem ungewöhnlich hübſchen Menſchen zu Liebe verwirrten ſich die Begriffe von Recht und Unrecht und ein Verbrecher wurd' ein Held. Die Frauen, alt und jung, gingen natürlich mit gutem Beiſpiel voran. Andererſeits können wir einzelnen Briefen der vorſtehend mitgetheilten Correſpondenz wenigſtens das als Troſt entnehmen, daß es neben dieſem innerhalb der Frankfurter Frauenwelt epidemiſch auftretenden Fähnrich-Enthuſiasmus auch Männer gab, die das Ding als das anſahen, was es war, als die ſchnöde, ſchändliche That eines reichbegabten, aber durchaus böſen und von Anfang an den finſtren Mächten verfallenen Menſchen.

Er hatte nur einen Mitſchuldigen: die Halbheit, Zerfahrenheit und Verwirrung der Zeit, in der er lebte. Nichts war innerlich in Ordnung, ein Bovieſt, alles hohl und faul, und ein bitteres Lächeln überkommt den, der jene Tage noch mit durchkoſtet hat, wenn er von ihnen wie von einer hingeſchwundenen „guten, alten Zeit“ oder gar wie von einem „verloren gegangenen Paradieſe“ berichten hört.

Liebenberg.

1. Kapitel.

Liebenberg

bis zum Beſitzantritt der Hertefelds 1652.

An der Grenze der Grafſchaft Ruppin, aber mit ihrem Hauptbeſitzſtande ſchon der Uckermark angehörig, liegt die große, mehr als 20,000 Morgen umfaſſende Herrſchaft **Liebenberg**.

Ueber die Vorgeſchichte von Dorf und Schloß Liebenberg, die der Herrſchaft den Namen gaben, iſt wenig bekannt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war es, in der wendiſchen Zeit, ein von den Ukranern auserſehener Vertheidigungspunkt, der dann, als die deutſche Sache geſiegt hatte, eben dieſer wieder als Stützpunkt diente. Dafür ſprechen noch ein paar Ortsbezeichnungen. Inſonderheit eine: mitten auf einer ſchmalen Landzunge, die ſich in einen Waldſee, die „große Lanke“, hineinerſtreckt, erhebt ſich der nach drei Seiten hin von Waſſer umgebene „Burgberg“, deſſen vierte Seite, nach Art eines heranführenden Paſſes, leicht zu vertheidigen war. Die Vertheidiger deſſelben waren **zuletzt** Deutſche, wie der Name „Burgberg“ andeutet, aber Deutſche, die ſehr wahrſcheinlich ein bloßes Erbe hier angetreten hatten. Ausgrabungen würden unſchwer Gewißheit darüber geben.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir Liebenberg im Beſitze der Biſchöfe von Brandenburg, die ſich deſſelben jedoch um eben dieſe Zeit entäußerten. Und zwar kam es, in Gemeinſchaft mit dem geſammten „Lande Löwenberg“, an die Bredows. Bei dieſen blieb es bis 1652, wo dann das unter den Drangſalen des 30jährigen Krieges abſolut verwüſtete Gut in Konkurs gerieth und durch Jobſt Gerhard v. Hertefeld, einen Cleveſchen, eben damals in die Marken gekommenen Edelmann erſtanden wurde. Von jenem

Zeitpunkt ab ſehen wir es, bis zum Erlöſchen des Geſchlechts (1867) alſo durch mehr als zwei Jahrhunderte hin, unverändert im Beſitze der Hertefeld's.

Dieſe — vom 13. Jahrhundert an in zahlreichen Cleveſchen Urkunden immer wiederkehrend genannt — waren von Anfang an hervorragend in der Geſchichte des Niederrheins, errangen aber erſt eine allgemeinere Bedeutung, als ſie 1609 unter Stephan v. Hertefeld, in Beziehung zu dem Hauſe Brandenburg traten.

In eben dieſem Jahre 1609 ſtarb der letzte Herzog von Cleve, bei welcher Gelegenheit Stephan v. Hertefeld das Cleveſche Land für den Kurfürſten Johann Sigismund, Großvater des „großen Kurfürſten“, in Beſitz nahm. Er ſchlug öffentlich das brandenburgiſche Wappen an die Thore der Stadt, ohne Rückſicht auf die große Gefahr, der er ſich dabei ausſetzte. Sein Verſuch, einen gleichen Akt in Düſſeldorf vorzunehmen, ſcheiterte an dem Widerſtande der dort übermächtigen Anhänger des Hauſes Pfalz-Neuburg.

Stephan v. Hertefeld hatte, wie begreiflich, durch dieſe Parteiergreifung für das Haus Brandenburg in Wien Anſtoß gegeben, und als einige Jahre ſpäter ſpaniſche Truppen ins Cleveſche eindrangen, ſuchten ſie ſich des brandenburgiſchen Parteigängers auf ſeinem Ritterſitze Kolf zu bemächtigen. In der That gelang es auch einer kleinen, von Xanten aus abgeſandten Truppenmacht ihn zu überrumpeln, und nur mit genauer Noth entkam er einer Abtheilung, die ſchon bis auf den Schloßhof gedrungen war. Er verbarg ſich in einem benachbarten Sumpfe, von dem aus er Zeuge war, wie ſeine Burg Kolf von Grund aus zerſtört wurde.

Stephan v. Hertefeld ſtarb 1636.

Seitens des Kurfürſten Johann Sigismund war er ſchon vorher, in Anerkennung ſeiner Verdienſte um das Haus Brandenburg, zum kurfürſtlichen Geheimrath ernannt worden. Ebenſo waren einige ſeiner Söhne, ſchon bei Lebzeiten des Vaters, in brandenburgiſche Dienſte getreten.

2. Kapitel.

Liebenberg unter den 3 erſten Hertefelds von 1652—1790.

Jobſt Gerhard v. Hertefeld von 1652—59.
Oberjägermeiſter Samuel v. Hertefeld (nach einem 19jährigen Interregnum) von 1678—1730.
Kammerherr Ludwig Caſimir v. Hertefeld von 1730—90.

Die Hertefeld's hatten in der Perſon Stephan v. Hertefeld's dem regierenden Hauſe Brandenburg einen wichtigen Dienſt geleiſtet, aber zu dem Lande Brandenburg als ſolchem waren ſie bis dahin in keine Beziehungen getreten. Auch das kam, und zwar unter einem der Söhne Stephan's.

Jobſt Gerhard v. Hertefeld 1652—59.

Dieſer Jobſt Gerhard v. Hertefeld erwarb, wie ſchon hervorgehoben, um das Jahr 1652 einerſeits durch Tauſch, andererſeits durch Kauf ein großes Guts-Areal, das aus den ſeit längerer oder kürzerer Zeit in Devaſtation übergegangenen Feldmarken von Häſen und Liebenberg (Grenze von Ruppin und Uckermarck) und aus hundert Hufen ebenfalls werthlos daliegendem Havel-Bruchland bei Liebenwalde beſtand.

Aus dieſem Werthloſen einen Werth zu ſchaffen, lag ihm ob. Und er war der Mann, ſich dieſer Aufgabe zu unterziehen.

Was er für Häſen und Liebenberg gethan, darüber liegen keine beſtimmten Mittheilungen vor, aber die Art und Weiſe wie er die hundert Hufen Havel-Bruchland in Angriff nahm, muß als epochemachend für die Kulturgeſchichte der Mark bezeichnet werden. Er zog nämlich cleviſch-holländiſche Landarbeiter heran und gründete, nach vorgängiger Errichtung von Deichen und Dämmen, eine auf Viehzucht und Molkerei gerichtete Colonie, der er den Namen Neu-Holland gab.

Er gab dadurch, und das war das Wichtige, das erſte Beiſpiel von Urbarmachung werthloſer Bruchgegenden, ein Beiſpiel, das ſpäter am Rhin, an der Oder und Warthe befolgt und eine Quelle nationalen Wohlſtandes geworden iſt.

Er wurde (wie ſein berühmterer Neffe, mit dem er nicht zu verwechſeln iſt) in Anerkennung ſeiner Verdienſte zum Oberjägermeiſter ernannt.

Im Herrenhauſe zu Liebenberg, das er wenigſtens zeitweilig bewohnt zu haben ſcheint, befindet ſich ein gutes Bildniß von ihm, in Betreff deſſen dahin geſtellt ſein mag, ob es ſchon bei ſeinen Lebzeiten oder erſt gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts gemalt wurde. Mir erſcheint das letztere wahrſcheinlicher. — Einem zweiten Bilde Jobſt Gerhards begegnen wir auf einem großen figurenreichen Tableau, das ſich im Oranienburger Waiſenhauſe (wohin es, zu nicht zu beſtimmender Zeit, aus dem Oranienburger Schloſſe geſchenkt wurde) vorfindet. Ich habe dies Tableau in dem Kapitel Oranienburg (Band III. meiner „Wanderungen“) ausführlicher beſchrieben. Es enthält, außer den Portraits von Kurfürſt und Kurfürſtin, die Bildniſſe des Geheimraths Otto v. Schwerin, des Obermarſchalls Chriſtoph Otto v. Rochow, des Oberſten v. La Cave und des Oberjägermeiſters v. Hertefeld. Eine dieſer vier Figuren führt eine halb ſpontonartige Waffe, worauf hin der, der dieſe Waffe trägt, von den Bilder-Erklärern ohne Weiteres als Oberſt La Cave feſtgeſetzt worden iſt; aber gerade dieſer Waffenträger iſt ſehr wahrſcheinlich Jobſt Gerhard v. Hertefeld. Der angebliche Sponton iſt nämlich nichts weiter als ein Jagdſpieß, der ſich auch auf ſeinem Liebenberger Portrait vorfindet.

Jobſt Gerhard ſtarb 1659.

Oberjägermeiſter Samuel von Hertefeld bis 1730.

Samuel von Hertefeld, unter allen ſeines Namens und Geſchlechts der berühmteſte, war ein Neffe Jobſt Gerhard's, und folgte ſeinem Oheim erſt 1678 im Beſitze von Liebenberg. Auch um dieſe Zeit war er noch minderjährig.

Samuel v. Hertefeld wurde 1667 geboren. Er trat mit fünfzehn Jahren in die Dienſte des Kurprinzen Friedrich, der nachmals als der erſte König von Preußen den Thron beſtieg. Der junge Hertefeld war einer ſeiner Jagdpagen und bildete als ſolcher eine ſolche Fertigkeit in dem damals noch ganz ungewöhnlichen Schießen im Lauf und im Fluge aus, daß er bei den älteren Jägern in den Verdacht der Zauberei kam. Erſt als er die feierliche Verſicherung gegeben, daß Alles natürlich zugehe, traute man ihm und ließ ſich von ihm förmlich in der Fertigkeit des im Fluge Schießens unterrichten. Als Ziele dabei dienten rollende Kegelkugeln.

Samuel v. Hertefeld folgte dem Kurfürſten übrigens nicht nur auf ſeinen Jagden, ſondern auch auf den Kriegszügen deſſelben gegen Frankreich und wohnte namentlich der bekannten Belagerung von Bonn bei. Im Jahre 1697 wurd er Cleveſcher Jägermeiſter, 1704 aber, wie vor ihm ſein Oheim Jobſt Gerhard, Oberjägermeiſter in den brandenburg-preußiſchen Landen überhaupt.

Um eben dieſe Zeit, oder doch nicht viel ſpäter, war es auch, daß er die durch eben dieſen Oheim begonnene Coloniſation von Neu-Holland beendete.

Dies, wie ſchon angedeutet, überaus erſprießliche Werk entging nicht der Aufmerkſamkeit König Friedrich Wilhelms I., der, die Bedeutung derartiger Arbeiten erkennend, bald nach ſeinem Regierungsantritt den Oberjägermeiſter mit der Entwäſſerung und Urbarmachung des großen havelländiſchen

Luches beauftragte. Die ſinnreiche Methode, durch welche Samuel v. Hertefeld das Gefäll des anſcheinend immer wagerecht und geradezu bewegungslos daſtehenden Waſſers entdeckte, verdient einer beſonderen Erwähnung. Bei hohem Waſſerſtand und an windſtillen Tagen befuhr er in einem kleinen Kahn das überſchwemmte Luch und ſtreute Papierſchnitzel aus. Die Richtung, in welcher die Papierſchnitzel mit der Strömung fortſchwammen, gab ihm die Richtung des richtigen Gefälles an, und mit Hilfe dieſes ebenſo einfachen wie ſinnreichen Verfahrens entdeckte er den höchſten Punkt, die Waſſerſcheide der in Frage kommenden Gewäſſer. Wobei ſichs einem unwillkürlich aufdrängt, welche Summen jetzt wohl für die Auffindung dieſes Punktes liquidirt werden würden! Auf dem Boden, der durch Abzugsgräben innerhalb des Luchlandes gewonnen worden war, erſtand das einträgliche Amt Königshorſt, das ſo wichtig für die ganze Viehwirthſchaft der Mark geworden iſt.

Späterhin leitete der Oberjägermeiſter, unterſtützt durch den geſchickten Baumeiſter, Kriegs- und Domainenrath Stolzen, ähnliche Urbarmachungen in Oſtpreußen und Litthauen.

In gleicher Weiſe ſchöpferiſch verfuhr er auf ſeinem eigenen Grund und Boden. Er gab Liebenberg ſeine gegenwärtige Geſtalt: Herrenhaus, Kirche, Dorf, alles datirt aus ſeiner Zeit. Inſonderheit gilt dies von dem ebenſo durch ſeine Größe wie durch ſeinen Stil ausgezeichneten Park. Ich komme ſpäter darauf zurück.

Samuel v. Hertefeld ſtarb am 16. Januar 1730 zu Liebenberg und wurde den 22. deſſelben Monats in dem daſelbſt befindlichen Gewölbe beigeſetzt. Ich entnehme dieſe Daten, im Gegenſatz zu davon abweichenden Angaben, dem Liebenberger Kirchenbuche, das zugleich auch ſeine geſammten Beſitz- und Ehrentitel giebt. Er war danach: Ritter des Schwarzen Adlerordens, Oberjägermeiſter, Geheimer Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenrath, Cleviſcher Jägermeiſter, Droſt zu Cranenburg, Waldgraf zu Nergena, Erbherr auf Hertefeld, Weeze, Kolk, Liebenberg, Häſen, Guten-Germendorf, Cleviſche Häuſer, Bergsdorf, Grüneberg, Boetzlaer, Appeldorn und Wenn und Jurisdictionsherr zu Hoennepel und Nieder-Moermter.

Wie von Jobſt Gerhard, ſo befindet ſich auch von ihm ein gutes Bildniß im Liebenberger Herrenhauſe.

Kammerherr Ludwig Caſimir von Hertefeld bis 1790.

Aus ſeiner Ehe mit der Anna Marie Iſabella v. Wylich zu Boetzlaer waren dem Oberjägermeiſter Samuel von Hertefeld drei Söhne geboren worden: Friedrich Wilhelm, Ludwig Caſimir und Friedrich Samuel. Unter ſie wurde das große Erbe vertheilt.

Friedrich Wilhelm (der älteſte) erhielt Hertefeld und Kolk.

Friedrich Samuel (der jüngſte) erhielt Häſen und Guten-Germendorf.

Ludwig Caſimir (der mittlere) erhielt Boetzlaer und Liebenberg.

Nur der Letztgenannte, weil er, neben Anderem, auch die Liebenberger Erbſchaft antrat, iſt für uns von Belang, trotzdem er nur etwa ein Viertel ſeines Lebens (er bracht' es bis auf 80 Jahre) auf dieſer märkiſchen Beſitzung zubrachte.

Ludwig Caſimir wurde 1709 geboren und trat 1728 in das Regiment Gendarmes, war alſo noch zwei Jahre lang ein Regiments-Kamerad Hans Hermanns v. Katte. 1743, nachdem er vorher den erſten ſchleſiſchen Krieg mitgemacht hatte, ſchied er aus dem Dienſt. Abermals ſieben Jahre ſpäter, 1750, wurd' er Kammerherr bei der verwittweten Königin Sophie Dorothee, Mutter Friedrichs des Großen, und blieb in dieſer Stellung bis zu deren Tode 1757.

In dieſem letztgenannten Jahre zog er ſich aus der Stadt auf ſeine Beſitzungen zurück, zunächſt nach Liebenberg, auf dem er alle Verbeſſerungen fortſetzte, die ſein Vater, ein Menſchenalter vorher, begonnen hatte. Seine Neigungen, wie die Neigungen beinah' aller dem Fridericianiſchen Hofe naheſtehender Perſonen, lagen vorwiegend nach der literariſchen Seite hin, und die Bücherſchätze, die ſich, trotz mancher durch Krieg und Wetter erfahrenen Unbill, bis dieſe Stunde noch im Liebenberger Schloß erhalten haben, ſind, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auf die Ludwig Caſimir'ſche Zeit zurückzuführen. Er war es, der, um dieſe Schätze zu bergen, eigens ein Bibliothekgebäude aufführen ließ, das freilich, weil zu niedrig und feucht gelegen, ſeinem Zwecke nur unvollkommen entſprach.

1777, nach einem etwa zwanzigjährigen Aufenthalte in Liebenberg, überſiedelte Ludwig Caſimir wieder an den Rhein, und zwar nach Boetzlaer, das inzwiſchen durch den Tod ſeiner Mutter, der gebornen v. Wylich, an die Hertefeld's gekommen war. Hier erlebte er noch die Anfänge der franzöſiſchen Revolution und ſtarb hochbetagt am 24. Dezember 1790.

Der größere Theil des beim Tode ſeines Vaters, des Oberjägermeiſters Samuel v. Hertefeld, in drei Theile gegangenen Beſitzes hatte ſich, als Ludwig Caſimir ſtarb, wieder in Händen dieſes Letzteren vereinigt.

Eben dieſer war ſeit 1738 an eine jüngere Tochter des Refugiés Jakob von Beſcheſer vermählt, wodurch er ein Schwager des Großkanzlers v. Cocceji geworden war.

Aus dieſer ſeiner Ehe mit Luiſe Suſanne v. Beſcheſer lebte, beim Tode Ludwig Caſimir's, außer einer durch ihre Schönheit und ihre Schickſale berühmt gewordenen Schweſter, nur noch Friedrich Leopold von Hertefeld, Landrath des Cleviſchen Kreiſes, bei dem wir ausführlicher zu verweilen haben werden.

3. Kapitel.

Liebenberg unter Friedrich Leopold v. Hertefeld 1790—1816.

Friedrich Leopold v. Hertefeld, geb. 1741, ſtand bereits in ſeinem 50. Lebensjahre, als er den Familienbeſitz, mit alleiniger Ausnahme von Häſen und Guten-Germendorf, ererbte.

Er war 1759 bei den Gendarmes eingetreten, alſo in daſſelbe Regiment, in dem ſein Vater während des erſten ſchleſiſchen Krieges geſtanden, und hatte die Schlachten bei Liegnitz und Torgau mitgemacht. Er fand aber, worüber er ſich in ſpäteren Jahren oftmals äußerte, wenig Gefallen am Dienſt und nahm bereits 1765 den Abſchied, um, auf Wunſch des damals noch in Liebenberg weilenden Vaters, die Bewirthſchaftung der rheiniſchen Güter zu übernehmen.

Einige Jahre ſpäter vermählte er ſich, wie ſein Großvater, der Oberjägermeiſter Samuel v. Hertefeld, mit einer Wylich (Hermine Luiſe), aus welcher Ehe ihm eine Tochter geboren wurde: Alexandrine, ſpätere Gräfin Dankelmann.

Das war 1774. Bald darauf erfolgte ſeine Ernennung zum Landrath des Cleve'ſchen Kreiſes, welche Stellung er, bei Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, noch inne hatte.

Ziemlich um eben dieſe Zeit beginnen auch die dieſer biographiſchen Skizze zu Grunde liegenden Briefe.

Die große Zahl derſelben eröffnet ein ſchwarzgerändertes Schreiben vom Weihnachtstage 1790, worin ſeitens des Schreibers Friedrich Leopold v. H. der Frau Juſtizminiſter v. Dankelmann, geb. v. Bredow, das Ableben des alten

Ludwig Caſimir v. Hertefeld in einer allerreſpectvollſten Anzeige gemeldet wird. Zugleich aber begegnen wir in einer Nachſchrift der Verſicherung: „Monsieur votre fils trouvera ici une reception comme le peut attendre le fils de parents, que nous aimons et honorons", und ſind in Erinnerung an dieſe Nachſchrift, nicht weiter überraſcht, einige Monate ſpäter von der Verlobung des jungen Dankelmann mit der eben erſt 17jährigen Alexandrine v. Hertefeld zu hören. Abermals ein Jahr ſpäter erfolgt dann die Trauung des jungen Paares, und zwar in der Liebenberger Kirche, Mark Brandenburg, wohin ſich die Hertefeld's vom Rhein, die Dankelmanns von Schleſien aus, zu kurzem Aufenthalte begeben hatten.

Es ſcheint faſt, daß ſchon bei dieſer Familien-Begegnung ein Ueberſiedlungsplan ins Märkiſche gefaßt wurde, aber ſeine Ausführung unterblieb, und erſt als zwei Jahre ſpäter das ganze linke Rheinufer unter franzöſiſche Herrſchaft gekommen war, legte der ſehr antifranzöſiſche Friedrich Leopold v. Hertefeld ſein Landrathsamt nieder und ſchrieb unterm 5. November 94: „Wenn die politiſchen Verhältniſſe ſich nicht ſehr bald ändern, ſo werd' ich unmittelbar nach der Wiederherſtellung meiner Frau, den Rhein aufgeben und mich in Liebenberg wenigſtens verſuchsweiſe niederlaſſen." Das „unmittelbar nach Wiederherſtellung meiner Frau" bezog ſich auf ein um eben dieſe Zeit eingetretenes, freudiges und kaum noch erhofftes Ereigniß: ein Sohn war dem Hauſe geboren worden (gerade 20 Jahre ſpäter als die ſchon verheirathete Tochter), und wirklich, wenige Monate nach der als Bedingung geſtellten „Wiederherſtellung" erfolgte, Juni 1795, der angekündigte Verſuch einer Ueberſiedlung.

Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß aus dieſem „Verſuche" ſchon damals ein dauernder Aufenthalt geworden wäre, wenn nicht der unerwartete Tod der Frau v. Hertefeld alle darauf gerichteten Pläne wieder gekreuzt hätte. Frau v. H. ſtarb an einer raſch in Schwindſucht übergehenden Lungenaffektion im Frühjahre 1797, und wurde, wenige Tage ſpäter, von ihrer Berliner Stadtwohnung aus, nach Liebenberg übergeführt, um in der dortigen Gruft unter der Kirche beigeſetzt zu werden. Ihr Tod erſchütterte den Gatten tief und er ſchrieb unterm 8. April an ſeine Tochter Alexandrine: „Deine lieben Zeilen haben mich bereits hier in Liebenberg getroffen, in deſſen Abgeſchiedenheit ich heimiſcher bin, als in der großen Stadt. Anfangs kehrte mir freilich der Schmerz verdoppelt zurück, als ich die Zimmer wiederſah, die die Theure vor ihrem Heimgange bewohnte, bald aber wurd' ich meines Schmerzes Herr, und zwar gerade dadurch, daß ich mich, abweichend von dem, was andere wohl in gleicher Lage zu thun pflegen, mit Allem umgab, was der theuren Todten einſt lieb und werth geweſen. Ich krame täglich in ihrem Schreib- und Nähtiſch, in ihren Wäſch- und Kleiderſchränken umher, ſtell' alle Nippſachen an ihren rechten Platz und ſehe vergilbte Blätter und Briefe durch, die mir alte glückliche Zeiten in's Gedächtniß rufen. Und warum all dies nicht? Warum es vermeiden? Umgekehrt, es iſt mir, als ob mir ein unendlicher Troſt daraus erflöſſe. . . Meine Ruhe wiederzufinden, iſt mir freilich noch nicht geglückt, aber es iſt der Verluſt, der mich daran hindert, nicht das Gewiſſen. Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen, und das hält und trägt mich, und wird mir über lang oder kurz auch meine Geſundheit wiedergeben, die, für den Augenblick, beinahe mehr noch durch das lange Kommenſehen des Ereigniſſes, als durch das Ereigniß ſelbſt erſchüttert worden iſt.“ Und an anderer Stelle: „Wiſſe, Kind, es ſind Pflichten, die mich halten. Am liebſten aber ruht' ich mit in der Liebenberger Gruft.“

Alle philoſophiſche Betrachtung, in der er vorher ſo feſt zu ſtehen vermeint hatte, reichte nicht aus, ihm jene Freudigkeit der Seele wiederzugeben, die bis dahin, wie der hervortretendſte Zug ſeiner Natur, ſo ſein eigenſtes Glück geweſen war.

Und doch vielleicht, daß er dieſe Freudigkeit ſich wiedergewonnen hätte, wenn unſer geſammtes öffentliches Leben ein anderes geweſen wäre. Aber der ganze Zuſchnitt mißfiel ihm. Es war die Zeit der Ueppigkeiten und der Geiſter-Erſcheinungen, der Rietz und des Roſenkreuzerthums, und viele ſeiner Briefe geben uns wenigſtens Andeutungen über den Gegenſatz, in dem er innerlich zu Hof und Hauptſtadt ſtand.

„Es hat nun wirklich“, ſo ſchreibt er am 18. März 1797, „das kirchliche Aufgebot des Grafen Stolberg-Stolberg und der Gräfin v. d. Mark (Tochter der Rietz-Lichtenau) ſtattgefunden. An demſelben Abende wurd' in der Stadtwohnung der Lichtenau Komödie geſpielt, und eine Oper kam zur Aufführung. Ueber das Brautpaar wird inzwiſchen allerlei geſprochen. Der Graf, deſſen Vater vor dem Bankrutte ſteht, erfreut ſich keines guten Rufes. Er glaubt aber wohl in der Braut das Huhn mit den goldenen Eiern zu haben, und rechnet natürlich auf die Börſe des Königs. Als ein Zeichen für die Stimmung, die gegen die Lichtenau herrſcht, mag Dir das dienen, daß in derſelben Stunde, wo die Theateraufführung ſtattfand, in ihrem Charlottenburger Palais ein Einbruch ausgeführt wurde. Diebe, die keine Diebe waren, ſperrten den Kaſtellan ein, und begannen nun ein Werk völliger Zerſtörung: Spiegel und Porzellane wurden zerſchlagen, Tapiſſerien und Vorhänge zerriſſen, Betten und Ueberzüge beſchmutzt, — all das, ohne daß auch nur eine Nadel entwendet worden wäre. Dagegen ließ man Karten zurück, auf denen die heftigſten Beſchimpfungen und Schmähworte gegen die Lichtenau ſtanden. Alles offenbar ein Akt der Rache. Die Polizei forſcht den Excedenten nach, ohne ſie bis jetzt finden zu können. Aber weh' ihnen, wenn ſie gefunden werden. Denn der König iſt begreiflicherweiſe voll Entrüſtung über einen Hergang, der ſich unmittelbar gegen ihn ſelber richtet.“

Einem ablehnenden Tone derart begegnen wir überall und ſo kann es nicht überraſchen, daß der Schreiber dieſer und ähnlicher Briefe noch einmal an den Rhein zurückging, um gegen alle „Hofluſt“ geſichert zu ſein. In Liebenberg aber ließ er nicht blos einen Pächter zurück, „der Artigkeit und Devotion mit Wahrnehmung eigner Vortheile geſchickt zu verbinden wußte,“ ſondern räumte die leerſtehenden Zimmer auch dem Oberſten v. Cocceji (Neffen des Großkanzlers) ein, einem alten Sonderlinge, der überall, wo die Briefe ſeiner

Erwähnung thun, um ſeiner enormen Grandezza willen, als „Sa Majesté, le Colonel de Cocceji“ vorgeſtellt zu werden pflegt.

* * *

Friedrich Leopold war nun wieder in ſeiner Cleveſchen Heimath, die wenn nichts Beſſeres, ſo nahm er an, ihm wenigſtens Zurückgezogenheit und Stille bieten ſollte. Doch es geſtaltete ſich anders, und wenn er ſich aus der Hofluſt heraus und in die Ruhe hinein geſehnt hatte, ſo mußte er bald wahrnehmen, daß dieſe Ruhe jenſeits des Rheins noch weniger anzutreffen war, als diesſeits. In dem franzöſiſch gewordenen Lande mehrten ſich die Tracaſſerien und als er eines Tages ein ihm angetragenes Ehrenamt, aus dem ſich ſpäter ein „Senateur de l'Empire“ entwickelt haben würde, zurückgewieſen hatte, war ihm klar erkennbar, daß ſeines Bleibens unter den neu-franzöſiſchen Gewalthabern nicht länger ſein könne.

Dieſes Erkennen war es denn auch, was ihn 1802 nach Liebenberg zurückkehren ließ, und zwar nicht mehr „verſuchsweiſe“, ſondern umgekehrt, mit dem von nun an feſten Entſchluß, ein für allemal auf märkiſcher Erde bleiben zu wollen. Er richtete ſich demgemäß auch ein und intendirte ſofort allerhand Reformen, hielt es aber doch für klug, ehe er zu wirklicher Aenderung der vorgefundenen Zuſtände ſchritt, dieſe Zuſtände vorher ſorglich zu beobachten. Ein Jahr erſchien ihm dazu Zeit genug, nach deſſen Ablauf er denn auch wußte, was zu thun ſei. Die Wirthſchaft erſchien ihm altmodiſch und vernachläſſigt, weshalb er ihre Führung ſelber übernahm. „Ich habe Schreyer“, ſo ſchrieb er an Alexandrine D., „aus der Pacht entlaſſen und ihm 9400 Thlr. für Super-Inventarium und Vorräthe gezahlt. Er konnte keinen beſſeren Zeitpunkt finden, weil alles jetzt in doppeltem Werthe ſteht.“

Aber dies Entlaſſen des Pächters aus der Pacht war nur Eins. Auch in ſeiner eignen unmittelbaren Umgebung gefiel ihm nicht Alles, und er zeigte ſich gewillt, auch hier eine Reform eintreten zu laſſen.

Als erſtes Opfer fiel „die Hohendorff“, ein adliges Fräulein, das ſchon zu Lebzeiten der Frau v. Hertefeld dem Hauſe zugehört und ſich namentlich unmittelbar nach dem Tode derſelben unentbehrlich zu machen geſucht hatte. Nicht ohne zeitweiligen Erfolg. Aus ihrem weitern Leben aber erlaubt ſich der Schluß, daß ſie dabei von ziemlich ſelbſtſüchtigen Motiven geleitet wurde. Der alte Freiherr durchſchaute dies und ſchüttete darüber ſein Herz aus. „Ich fühle mich der Hohendorff, wegen ihrer früheren Dienſte, wirklich verpflichtet, es bleibt aber dabei, daß es ſchwer mit ihr zu leben iſt. Immer iſt ſie krank, will es aber nicht wahr haben, und gefällt ſich in dieſem Heldenſinn.“ Und an andrer Stelle: „Ich mag nicht geradezu behaupten, daß es ihr an gutem Herzen fehlt, auch weiß ſie ſich in Geſellſchaft gut genug zu benehmen. Aber an allem andren gebricht es ihr, und Einſicht, richtige Menſchen-Beurtheilung und Unterſcheidungskraft wird ſie nie bekommen.“ In der That, ihr nervös aufgeregtes, altjüngferlich verſchrobenes Weſen, in das ſich vielleicht auch ſtille Hoffnungen miſchten (wenn dieſe nicht die Wurzel alles Uebels waren) machte ſchließlich ein längeres Zuſammenleben mit ihr unmöglich, und ſie wurde zu benachbarten Predigersleuten in Penſion gethan, aus welcher Abgeſchiedenheit ſie zehn Jahre ſpäter noch einmal erſcheint, inzwiſchen in völlig „hyſteriſch-pietiſtiſche Verrücktheit“ verfallen.

Es blieb aber nicht blos bei der Hohendorff, und im Spätſommer 1803 war überhaupt ein aus neuen Elementen beſtehender Kreis geſchaffen, der nun durch viele Jahre hin ausdauerte.

Genauer angeſehen, war dieſer Kreis ein doppelter, und zwar ein äußerer und ein innerer. Der äußere beſtand aus dem Wirthſchaftsperſonale, deſſen in den Briefen immer nur kurz und wie gelegentlich Erwähnung geſchieht, während die Geſtalten des inneren Zirkels auf jeder Blattſeite wiederkehren und zuletzt in aller Leibhaftigkeit vor uns ſtehen. Es waren dies: Demoiſelle Neumann, der alte Tackmann, der junge Reichmann und Herr Hauslehrer Greif. Alle vier erfreuten ſich der Auszeichnung, nicht blos Haus-, ſondern auch Tiſchgenoſſen zu ſein. Ebenſo geſtaltete ſich ihr Einvernehmen unter einander auf's Beſte.

Demoiſelle Neumann, die jetzt das Haus regierte, war Alles, nur keine Dame, wodurch ſie gerade des Vorzuges genoß, nach dem ſich der alte Freiherr durch Jahre hin am meiſten geſehnt hatte. „Ich habe jetzt eine Demoiſelle Neumann engagirt", ſo ſchreibt er an Alexandrine D., „keine elegante Gouvernante, denn ſie weiß nichts von franzöſiſch, aber aus einem guten Bürgerhauſe, ſorglich, umſichtig, fleißig." Und bald darauf: „An die Spitze der Oekonomie hab ich jetzt die Neumann geſtellt, die das alles verſteht, weil ſie vor Jahren ſchon auf dem Amte Blankenfelde die Wirthſchaft gelernt hat und mit anzugreifen weiß. Und auch wirklich mit angreift. Da müſſen denn die Mägde folgen. Sitzet aber die Haushälterin auf dem Lehnſtuhl, ſo ſetzen ſich die Mägde auf den Strohſack." Alles was von Vertrauen aus dieſen Zeilen ſpricht, beſtätigte ſich, und die Neumann, „treu wie Gold" und von ſelbſtſuchtsloſer Ergebenheit, wurd' in allen Sachen des Hauſes und der Familie Beiſtand und Beratherin. In Ehren dienend, beglückte ſie das Haus, dem ſie diente, wobei ſich's freilich auch wieder zeigte, daß ein ſolches freies und ſelbſtſuchtsloſes „für andere da ſein" im Laufe der Jahre zur Herrſchaft über dieſe Anderen führt. Alles hatte Reſpekt vor ihr. Einmal warf eine der jungen Damen ein Stückchen Band aus dem Fenſter, und die Neumann, als ſie's aufgeſucht, bracht' es mit der Reprimande zurück: „So was wirft man nicht auf die Straße."

Ihr an Anſehen zunächſt, ſtand der alte Tackmann, von Profeſſion ein Zuckerbäcker, der in ſeiner Jugend weite Reiſen in überſeeiſche Länder gemacht hatte. Namentlich war er das Entzücken des nun 10jährigen Karl v. Hertefeld, und hatte dabei das Vorrecht, ſeine wunderbaren Abenteuer bei Tiſche zum Beſten geben zu dürfen. Ob er zu dem alten Freiherrn auch in geſchäftlichen Beziehungen ſtand (vielleicht als eine Art Commiſſionair) iſt aus den Briefen nicht beſtimmt erkennbar. Er lebte meiſt in Liebenberg, in einem in der

„Bibliothek“ ihm eingerichteten Zimmer, und ging alljährlich auf kurze Zeit nach Berlin, um daſelbſt ein Zuckerbrot zu backen, auf deſſen Herſtellung er ſich vorzüglich verſtand.

An Tackmann ſchloß ſich der junge Reichmann, ein Student, der aus Mangel an Mitteln ſeine Studien unterbrochen hatte. Derſelbe bekleidete das Amt eines Privatſecretairs und war tüchtig und geſcheidt, aber leider auch melancholiſchen Temperaments. An Allem verzweifelnd, an Vaterland, Leben und ſich ſelbſt, erſchoß er ſich ſpäter aus romantiſch-myſtiſchen Grübeleien.

Eine völlig entgegengeſetzte Natur war endlich Herr Hauslehrer Greif. Er nahm nichts ſchwer und wußte ſich in Alles zu ſchicken, am leichteſten in Prinzipien, die den ſeinigen widerſprachen, vorausgeſetzt, daß er überhaupt Prinzipien hatte. Jedenfalls indeſſen war es eben dieſe ſeine Nachgiebigkeit geweſen, was ihn dem alten Herrn von Anfang an empfohlen hatte. „Zu meiner Freude“, ſo ſchreibt der Letztere, „glaub' ich jetzt den rechten Mann gefunden zu haben. Und zwar iſt dies der Herr Candidatus Greif, der, weil er noch jung und in keinem andern Hauſe geweſen iſt, mir paſſend und geneigt erſcheint, ſich nach meiner Meinung zu richten. Er iſt mir in dieſem Stücke lieber, als ſolche, die ſchon in andern Häuſern allerlei Grillen aufgefaßt haben.“ Und an anderer Stelle: „Mit Greif geht es und ich bin nach wie vor mit ihm zufrieden. Er iſt nicht ſo prätentiös wie ſein Vorgänger Wiſſelink und hat mehr Gutmüthigkeit. Auch läuft er nicht ſo dem Witze nach.“

Das war der neu geſchaffene Kreis und mit Behagen und Freude konnt' er um Weihnachten 1803 an ſeinen Schwiegerſohn ſchreiben: „Ich habe nun mein Perſonal in Ordnung.“

In der That, es ging Alles am Schnürchen, und es hätte ſich von ungetrübt glücklichen Tagen ſprechen laſſen, wenn nicht der „Vetter in Häſen“ geweſen wäre.

Wer aber war dieſer Vetter?

Häſen ſelbſt iſt Nachbargut und gehörte damals einem nahen, aber ſtark verſchuldeten Anverwandten. Es ſcheint, daß dieſer einen Theil ſeines Lebens in der Vorſtellung zugebracht hatte, früher oder ſpäter der Erbe des geſammten Hertefeld'ſchen Beſitzes werden zu müſſen, aus welcher Vorſtellung er ſich plötzlich geriſſen ſah, als dem ſchon alternden Friedrich Leopold v. H. unerwartet ein Sohn geboren wurde. Den Unmuth darüber zu bezwingen, war ihm (dem Vetter) nicht gegeben, und als er gleichzeitig ſeine pecuniären Bedrängniſſe wachſen ſah, erſann er ſich das Märchen, daß der ſpätgeborne Sohn des alten Liebenberger Freiherrn in Wahrheit ein Enkel deſſelben und zwar der älteſte Sohn Alexandrinens v. Dankelmann ſei. Mit andern Worten alſo ein untergeſchobenes Kind, untergeſchoben einzig und allein in der Abſicht, ihm, dem Vetter, ein ihm zuſtehendes Erbe zu entreißen. Ein ſolches Märchen erzählt und weiterverbreitet zu ſehn, war an und für ſich ſchon ſchlimm genug; aber der „Haeſener“ ging weiter und wußte ſeinem Uebelwollen auch praktiſche Folgen zu geben, indem er Gelder aufnahm, und zwar unter beſtändigem Hinweis darauf, „daß ihm, aller Machinationen und Intriguen unerachtetet, über kurz oder lang das Liebenberger Erbe doch zufallen müſſe.“ Dies ſchuf Aergerniß über Aergerniß, auch wohl Sorgen, und bedrohte den alten Herrn genau in den zwei Stücken, in denen er am empfindlichſten war: in ſeinem Vermögen und ſeiner Ehre. „Der tolle Menſch von Häſen“, ſo ſchreibt er, „iſt wieder in voller Bewegung. Unter der Hand wendet er ſich nach Münſter und Cleve, und verſichert, daß er alleiniger Herr meiner Güter ſei. Die, an die er ſchreibt, erkundigen ſich bei mir, ob es in des Briefſchreibers Kopfe richtig ſtehe? Sie wollen aber nicht genannt ſein. Sonſt hätt' ich den Narren ſchon längſt beim Kammergericht provocirt.“ Und an anderer Stelle: „Der tolle Menſch in Häſen, der ſeit ſieben Monaten in Berlin auf Credit lebt, fängt wieder anzu raſen. Vor acht Tagen hat er mir einige Bogen voll Unſinn geſchrieben, um etwas aus mir herauszulocken, was ſeine Prozeßluſt reizen könnte. Ich hab' ihm aber kurz, kalt und überhaupt ſo geantwortet, daß er den Brief keinem Gerichtshofe vorlegen wird.“

Aeußerungen ähnlicher Art kehren an vielen Stellen wieder, und wenn er ſchließlich auch dieſer unbequemen Stechbremſe Herr wurde, ſo geſchah es doch erſt, nachdem ihn die Stiche derſelben auf's Empfindlichſte verletzt hatten.

Um eben dieſe Zeit zog auch noch ein neues Aergerniß herauf, und zwar der Prozeß, der gegen die Giftmiſcherin Geheimeräthin Urſinus geführt wurde. Die Hertefeld's waren in zurückliegenden Jahren mit dieſer Frau bekannt geworden, nicht eigentlich intim, aber doch ſo, daß der alte Freiherr über ſie ſchreiben konnte: „Wenn Frau Geheimräthin Urſinus zu mir kommt, ſo ſoll es mir angenehm ſein. Denn obgleich ſie ſich mit ihrer Geſchwätzigkeit ziemlich lächerlich macht, ſo kenne ich ſie doch als eine Frau, bei der das Gute überwiegt.“ Und nun war eben dieſe Frau wegen denkbar ſchwerſter Verbrechen angeklagt. Auch nur in einem alleroberflächlichſten Verkehr mit ihr geſtanden zu haben, mußte peinlich empfunden werden, und durch Jahr und Tag hin, iſt nun der „Urſinus-Fall“ ein immer wiederkehrendes und mit einer gewiſſen Gêne behandeltes Briefthema. „Die Geſchichte mit der Urſinus“, ſo heißt es im April 1803, „iſt leider ſo garſtig wie nur möglich. Ich weiß jetzt, daß ſie ſchon früher (in Stendal) in dem Rufe ſtand, zu mauſen. Der von ſeiner Vergiftung wiederhergeſtellte Bediente ſoll darüber allerlei Curioſa ausgeſagt haben.“ Und im Oktober deſſelben Jahres, „daß die Urſinus auf Lebenszeit eingeſteckt wird, wirſt Du wiſſen . . . Was dieſes garſtige Weib, außer dem Erwieſenen, auch noch an andrem abſcheulichen Verdachte gegen ſich hat, iſt kaum zu glauben“. Und dann: „Ueber der Urſinus Dreiſtigkeit kann ich mich nicht genug wundern. Wie kann ſie's nur wagen, anſtändige Perſonen um ihren Beſuch zu bitten, alles blos, um ihnen etwas von ihrer Unſchuld vorzuklagen? Um Verſuche zu machen, habe ſie das Gift gegeben. So ſagt ſie. Gut; aber warum hat ſie nicht allerperſönlichſt eine Unze Gift genommen? Das wäre das weitaus Beſte geweſen.“ Und endlich (am 16. März 1804): „Die Urſinus war überall und auch bei mir vergeſſen. Vorgeſtern hab' ich mich ihrer wieder erinnern müſſen, als ich aus der „Hamburger Zeitung“ ihre

Abführung nach Glatz erſah. Sie hatte, wie Du wiſſen wirſt, appellirt. Das Urtheil iſt aber einfach beſtätigt worden, und ſie hat nun ausgeſpielt.“

Das ſind die letzten Worte, die ſich über dieſe „cause celèbre“ finden.

Die Geheimräthin hatte viel Aergerniß mit ſich geführt, faſt ſo viel wie der „Vetter in Häſen“, aber trotz dieſer und ähnlicher Zwiſchenfälle waren es im Ganzen doch glückliche Tage, dieſe Tage nach der Ueberſiedelung, am glücklichſten, wenn die Dankelmanns auf Beſuch eintrafen: Eltern und Kinder, Hauslehrer und Bonne, Geſellſchafterin und Dienerſchaften. Da verkehrte ſich denn freilich die Ruhe des Hauſes in ihr Gegentheil, aber ohne daß der alte Freiherr, in ſeinem ſtark ausgeprägten Familienſinn, einen Anſtoß daran genommen hätte. Zu beſonderer Freude ward ihm dabei das immer wachſend gute Verhältniß zwiſchen Sohn und Enkel, die (beinah gleichaltrig) am Vormittage dieſelben Schulſtunden, am Nachmittage dieſelben Spielſtunden hatten. Und wenn die Tiſchglocke läutete, ſo bewahrheitete ſich's an jedem neuen Tage, „je länger die Tafel, deſto beſſer die Laune“.

Das ganze Leben aber, ob es nun ſtiller oder bewegter verlief, trug den Stempel einer vollkommenen Patriarchalität, an der uns nichts begreiflicher erſcheint, als daß ſie der alte Freiherr gegen ein öffentliches oder geſellſchaftliches Leben nicht austauſchen mochte, das ihm widerſtand und in ſeiner Sitten- und Geſinnungsloſigkeit auch widerſtehen mußte. Denn es war eine wirklich grundſchlechte Zeit, und Mirabeau hatte richtig prophezeiht, als er das damalige Preußen „eine vor der Reiſe faul gewordene Frucht“ genannt hatte, „die beim erſten Sturm abfallen werde“. Wenn es nun freilich auch nicht wahrſcheinlich iſt, daß unſer Liebenberger Einſiedler ähnliche, den Politiker bekundende Schlüſſe zog, ſo war er doch andrerſeits ein ſo ſcharfer Beobachter unſerer Schwächen überhaupt, daß ihm ein intimer Verkehr mit den Menſchen eigentlich ſchon um dieſer ſcharfen Beobachtung willen unmöglich gemacht wurde. Was an eitler und ſelbſtſüchtiger Regung in den Herzen ſteckte, lag offen vor ihm, und unter den vielen Hunderten ſeiner Briefe ſind wenige, die nicht, an irgend einer Stelle, von dieſer allereindringendſten Erkenntniß ein Beiſpiel gäben. Er kannte den ganzen Adel, am beſten den märkiſchen, ſchleſiſchen und niederrheiniſch-weſtfäliſchen, und wenige Familien abgerechnet, die, wie die Recke's, die Reuß', die Leſtocq's, ihm einen unbedingten und gern dargebrachten Reſpekt abnöthigten, richtete ſich der Stachel ſeiner Satyre ſo ziemlich gegen Alles, was damals „die Geſellſchaft“ ausmachte. Und ich fürchte mit Fug und Recht. Einige Citate mögen auch nach dieſer Seite hin ſeine Schreibweiſe charakteriſiren.

„In Berlin hab' ich geſtern den General v. Köhler geſprochen. Er iſt wohl und vergnügt und thut eine Mahlzeit für zwei. Jedenfalls macht er den Eindruck, als ob er ſeine Penſion noch auf lange hin zu genießen wünſche.“

„Geſtern war denn auch der Kammergerichtsrath Roitſch hier. Er gefiel mir in ſeinen Anſichten ganz gut, erſchien mir aber in dem beſtändigen Ajuſtiren ſeines Haars und ſeiner Halskrauſe von ſeiner Figur etwas eingenommen.“

„In dieſen Tagen hab ich einen Major v. Schuckmann, der ein Landwehr-Bataillon kommandirt, bei mir gehabt. Er iſt ein Bruder des Geheimen Staatsraths gleichen Namens und eine wahre Caricatur: kurz, dick, ängſtlich, ſtets in Verfaſſung einzuſchlafen und äußerſt dämlich.“

„Etwas Sonderbareres als die Todesanzeige, die mir der Freiherr v. Loë nach dem Ableben ſeiner Frau zugeſchickt hat, hab' ich lange nicht in Händen gehabt. Der Druck der Annonce (faſt in Mönchsſchrift) iſt abſurde, der Inhalt noch abſurder. Die Titulaturen paſſen nur auf die Eitelkeit dieſes Herrn und ſtellen ein Machwerk her, wie man's in unſern Zeiten nicht mehr erwarten ſollte. Vielleicht hat Herr Geheimrath Focke auch ſo ein Unding bekommen. Befrag' ihn doch, mit beſtem Gruß von mir, ob man darauf antworten müſſe? Sagt er „ja“, ſo könnt' ich vielleicht anfangen: Le Sieur de Hertefeld, ni Senateur, ni Comte, ni Chevalier, ni Grand Croix, a vu avec douleur etc.“

„Eine Geſchichte, die hier viel Aufſehen macht, iſt folgende. Du weißt, daß die Koſacken den weſtfäliſchen Geſandten, Herrn v. Linden, aufgefangen und unter den Papieren deſſelben eine bedenkliche politiſche Correſpondenz der Töchter des Miniſters v. d. Goltz mit eben dieſem v. Linden gefunden haben. Die Gräfin v. Lüttichau (ſo heißt glaub' ich eine der Töchter) ſoll die ſchuldigſte ſein. Der Linden iſt hier als ein äußerſt ſchlechter Menſch bekannt, als ein Spieler, der das Falſchſpielen verſtand. Und der böſe Geiſt muß unſer einen plagen, mit ſolchem Mann in Verbindung zu ſtehen!“

„Es heißt, Graf H . . . . ſei noch auf ſeinem Gute bei Magdeburg. Böſe Zungen ergänzen, er ſei dorthin gegangen, um ſeine Tochter an einen Franzoſen zu verheirathen, der längere Zeit auf ſeinem Gut in Quartier gelegen hat. Ich mocht' es anfänglich nicht glauben, obgleich in der That nichts verloren wäre, wenn dieſe Stärke, durch dieſen Zwiſchenfall veranlaßt, ganz nach Paris verzöge.“

„J . . . . z giebt ſich ein Ridikül durch ſeine Forſtbereiſungen. In der Neumark iſt er (ebenſo wie hier) durch die großen Forſten recte hindurch gefahren und hat eigentlich nichts geſehen. Ein vernünftiger Mann aus der dortigen Gegend ſchrieb mir: „Herr v. J. geniert ſich nicht 3000 Thaler Gehalt zu nehmen, um im Galopp durch die Wälder zu fahren, mit Pferden, die er nicht bezahlt.“ Schon in Oſtpreußen lachten ſie ihn wegen ſeiner Domänen-Bereiſungen aus, die auch im Galopp geſchahen.“

„Alles was von Unterſuchungen gegen einzelne Miniſter gefabelt wird, iſt nicht wahr. Der Hofmarſchall intereſſirt in der ganzen Angelegenheit am meiſten und hängt in eigenthümlicher Weiſe mit der Erneuerung des Meublements im Charlottenburger Schloſſe zuſammen. Iſt übrigens jetzt applanirt. Hinter die Wahrheit kommt man nie.“

„Die Geſchichte mit dem Hofmarſchall, von der ich Dir neulich ſchrieb, iſt nun wirklich beigelegt. Wenigſtens befindet er ſich nach wie vor bei Hofe. Seitens des Königs war ihm aufgegeben worden, einen Theil des Charlottenburger Schloſſes neu zu meubliren und die alten Mobilien unter die Dienerſchaften zu vertheilen. Da hat er ſich nun als „Dienerſchaft“ mitgerechnet und wie man ſagt das Beſte für ſich genommen.“

„Daß Du den Carolather Herrn ſo langweilig gefunden haſt, überraſcht mich nicht. Dieſes liegt im Geſchlecht.“

„Es ſcheint faſt, als ob der Groß-Kanzler auf die Faulenzer und Unrechtlichen Jagd machen werde, denn über die Schlaffheit ſeines Vorgängers läßt er ſich aus. Alles wäre gut, wenn er nur nicht die Frau hätte, die die ſchlechten Manieren einer Dame de la Halle mit der Anmaßung einer Emporgekommenen vereinigt. Sie weiß ſo wenig, was ſie zu thun hat, daß ſie beiſpielsweis auf dem Geburtstagsball bei Miniſter v. d. Goltz, zu dem auch ſie gebeten war, ſich weder der Prinzeſſin von Oranien, noch der Prinzeſſin von Heſſen hat vorſtellen laſſen. Sie fragt niemanden und bekümmert ſich um keinen Anſtand. Iſt alſo ein complettes Original.“

„Ich komme noch einmal auf J . . . . z zurück. Sobald ich wieder in Berlin bin, werd' ich mich eingehender nach ihm erkundigen. Sein Ehrgeiz hat ihn in das „neue Syſtem“ hineingelockt und er muß mit allerlei Menſchen Umgang halten, die mir nicht gefallen. Nur ein Staatskanzler-Poſten iſt zu haben, wenn Hardenberg ſtirbt oder geſchuppt wird. Und wenigſtens ein halbes Dutzend der untern Faiſeurs macht Anſpruch auf dieſe Stelle.“

So läuft die Kritik, ohne ſich übrigens, wie die vorſtehende Blumenleſe vermuthen laſſen könnte, lediglich auf die Standesgenoſſen zu beſchränken. Alles wird herangezogen, auch Hof und Geiſtlichkeit.

„In Geſchmacksſachen“, ſo ſchreibt er an Alexandrine D., „iſt nicht zu ſtreiten. Eberhard Dankelmann findet bei den Hoffeſtlichkeiten, an denen er jetzt Theil nimmt, Alles was er verlangt. Ich, meinestheils bin freilich immer ſo dumm geweſen, nichts als Unbehagen und Langeweile dabei zu fühlen.“

„Ich bin ganz Deiner Meinung, meine liebe Tochter, in allem was Du mir über Paſtor Heiligendörfer ſchreibſt.

Er war immer ein Salbader, den aber Onkel Kalkſtein protegirte, weil er wenigſtens ein ruhiger Mann war. Allerdings von ſeiner Kanzelberedſamkeit hatte ſelbſt der ſelige Onkel keine ſehr hohe Vorſtellung.“

Auch allerhand Provinzial-Eigenthümlichkeiten entgingen ſeinem ſcharfen Auge nicht und ſo ſchrieb er an Alexandrine: „Du wunderſt Dich, daß die Schleſier Deinem Manne wegen ſeiner neuerhaltenen Würde die Cour machen. Ich wundere mich nicht. Das iſt ſo Landesart. Als ſie noch unter dem Wiener Hof geängſtigt wurden, mußten ſie ſich vor allen öſterreichiſchen Großprahlern neigen. Nachher kamen ſie unter die Fuchtel des preußiſchen Finanzminiſters. Da verdoppelte ſich das Neigen, einmal aus Furcht, das andere Mal aus Intereſſe. Und ſo iſt es ihre Gewohnheit geworden, ſich vor allen, die ihnen direkt oder indirekt nutzen oder ſchaden können, zu beugen.“

In ſolchen und ähnlichen Betrachtungen ergehen ſich die Briefe, bis ſie kurz vor der Jenaer Schlacht, auf faſt Dreivierteljahr hin, abbrechen. Aber an ihre Stelle tritt jetzt ein umfangreiches „Memoire“, dem ich nunmehr folgende, für die Geſchichte jener Tage nicht unwichtige Schilderung entnehme.

Die Plünderung Liebenberg’s

am 26., 27. und 28. Oktober 1806.

„Am 25. Oktober war es, als die zum Hohenloheſchen Corps gehörenden Huſaren vom Regiment Prinz Eugen von Württemberg, ſammt zwei Compagnien Fußjäger, auf ihrem fluchtartigen Rückzug unvermuthet in Liebenberg eintrafen. Offiziere und Gemeine waren äußerſt ermüdet und mißvergnügt über die elende Führung der Armee, die Pferde gedrückt und ſchlecht im Stande.

Ein Rind wurde geſchlachtet und behufs der Soldaten-Verpflegung unter die Dorfgemeinde vertheilt. Sieben Jäger-Offiziere, 40 Mann und die Wachen blieben bei mir auf dem Hofe.

Den 26. des Morgens um 6 Uhr marſchirten Jäger und

Huſaren nach Liebenwalde; die zur Avantgarde gehörenden übrigen Regimenter aber, die meiſt in Germendorf, Granſee ꝛc. geſtanden hatten, gingen auf Zehdenick.

Ohngefähr um 10 Uhr kam ein Trompeter von der franzöſiſchen Vorhut auf den Hof geſprengt. Ein Huſar aber, der ihn begleitete, ſchrie meinen vor dem Hauſe ſtehenden Leuten zu „hierher!“ und hieb nach ihnen, als ſie ſich ins Haus zurückziehen wollten. Ich ging ihm nun entgegen und fragte ihn auf franzöſiſch, „was zu ſeinen Dienſten ſei?“ Wie ein Raſender ſprang er jetzt vom Pferde und ſchrie: „vite, vite, 200 Louis!“ Ich erwiderte: „Silbergeld hätt' ich noch, aber von Gold ſei keine Rede,“ worauf er nur wieder ſchrie: „vite, vite; ſonſt kommen die Kameraden mir anderwärts zuvor.“ (Es war, als hielt' er es für ſeine Beſtimmung, überall der erſte Dieb zu ſein.) Ich öffnete nun mein Schreibſpind, und er nahm alles, was darin war, 640 Thaler, ſchüttete die Thaler in einen Kornſack und packte ſich mit ſeinem Kameraden davon.

Bald kamen andere Huſaren. Es wurde ihnen Wein und Brot gereicht und ſie nahmen mir meinen ganzen Pferdebeſtand, den ich mit baarem Gelde wieder auslöſen mußte. So ſtahlen ſie mir 1500 Thaler und das zum täglichen Gebrauch im Buffet ſtehende Silberzeug. Als ich ihnen zum Schluſſe ſagte: „gebt mir wenigſtens eine Beſcheinigung, daß die Pferde wieder gekauft ſind, ſonſt nehmen eure Nachfolger ſie doch,“ lachten ſie herzlich und der eine, ein verſchmitzter Elſäſſer, ſagte mir: „Ich will Dir einen Sauve Garde ſchreiben; gieb nur Papier.“ Ich holte denn auch Papier und er ſchrieb: Sauve Garde par le General de la Selle. „Da“, ſagte er, „mache das an; das wird vielleicht helfen.“ Kaum aber war er fort, ſo kam ein Schwarm Huſaren, Dragoner und Knechte, die meinem Pferdeſtall zueilten und die darin befindlichen 20 Pferde mitnahmen.

Ich ſah dem allem zu und wollte wenigſtens um die Rückgabe eines Pferdes bitten, als ein Offizier den Hof heraufkam und mir ſagte: „êtes vous le proprietaire d'ici?“ Auf meine Bejahung antwortete er: „Le prince Murat vous fait dire, de me suivre incessament; il veut vous parler." Ich folgte bis zum Jägerhauſe und fand in dem Prinzen einen gut gebildeten, gewandten und verſchmitzten Franzoſen. Ich mußt' ihm ſagen, wie ſtark die geſtern in Liebenberg gelegenen Preußen geweſen und wohin ſie gegangen wären, immer unter der Mahnung: „Dites la vérité!" Einer ſeiner Adjutanten ſprach unterdeſſen mit Dorfleuten, verſtand ſie nicht und ſie ihn nicht. Er meinte jedoch etwas von meinen Angaben Abweichendes verſtanden zu haben und ſagte zum Prinzen: „cet homme l'a dit autrement." Ich wandte mich ſofort zu meinem Gartenburſchen, auf den er wies, und ſagte: „Was weißt Du? weißt Du mehr, ſo ſag' es". Der wußt' aber nicht mehr als ich, worauf der Adjutant in einem harten Tone mich anließ: „Il ne faut pas nous mentir; sans cela, on vous arretera." Dieſes Kerls Rede brachte mich ganz außer mir, und die Thränen kamen mir ins Auge. Dann wandt' ich mich an den Prinzen, riß meinen Hut ab, wies ihm meinen grauen Kopf und ſagte: „Sehen Sie meine mit Ehren grau gewordenen Haare und urtheilen Sie, wie hart mir ſolche Rede fallen muß; ich lüge nicht, ich ſage, was ich weiß, und mehr kann ich nicht ſagen". Murat beſänftigte mich und verſprach mir eine Sauve Garde. Hernach ſagte er mir, „er wolle das Hauptquartier zu Liebenberg nehmen, das wäre meine beſte Sauve Garde", auf welche Zuſicherung hin ich, bei meiner Rückkehr ins Dorf, anſchlagen ließ: Quartier general du Prince.

Der Vortheil, den ich von dieſem Zwiſchenfall hatte, war aber gering, wenn es überhaupt ein Vortheil war. Erſt kamen viele ſeiner Knechte mit Pferden in den Stall und danach Offiziere, Dragoner und Wachmannſchaften. Alle wollten Hafer, Wein und Lebensmittel, 12 Portionen Eſſen für den Colonel, 17 Portionen für den andern Colonel, hier 8 Bouteillen Wein, dort 12, dort 6, ſo ging das Gerufe durcheinander. Wenigſtens 3000 Dragoner und Chaſſeurs waren im Dorf oder in unmittelbarer Nähe deſſelben. Und während die Offiziere ſich bei mir beköſtigen ließen, wirthſchafteten die Gemeinen nach ihrer Art. Alle Zäunungen wurden verbrannt (obgleich Holz genug da war), auf die Schweine wurde Jagd gemacht, viele erſtochen, andere zu nichte gehauen, die Federviehſtälle erbrochen und weder Huhn, Gans, Pute noch Ente blieb am Leben. Zehn Tonnen Bier wurden aus der erbrochenen Brauerei genommen und die Feuer in ſolcher Nähe der Häuſer angezündet, daß nur Gottes Gnade das Abbrennen verhinderte. Mehr als 9 Wispel Hafer waren ſchon vom Boden abgemeſſen worden. Als nichts mehr davon zu finden war, ging es über die Haferſcheuer her und Hafergarben und Heu wurden ſo verſchwendet, daß die Pferde mehr zertraten als fraßen. Küchengeräthe wurden überall genommen und nicht wiedergebracht.

Der Prinz Murat kam nicht; er war bereits bis Zehdenick vorgedrungen.

Der an ſeine Stelle gekommene Diviſions-General Beaumont mußte nach dem Abendeſſen noch nach Falkenthal vorrücken und nur ein Brigade-General, ein Deutſcher, der ſeinen Namen nicht nannte (es war der General Becker) blieb mit dem Generalſtabe zurück. Um die Wirthſchaft der Gemeinen kümmerte ſich Niemand.

Und ſo kam der 27. Als um 4 Uhr Morgens der General aufbrach, bat ich um eine Sauve Garde, weil die Dragoner mich auf die Gewaltthätigkeit und Plünderung ihrer eigenen Infanterie aufmerkſam gemacht hatten. Der General bewilligte mir denn auch einen Brigadier (Gensdarmerie-Wachtmeiſter), der Befehl hatte, das Eintreffen des Infanterie-Generals abzuwarten und denſelben um eine Sauve Garde für mich anzuſprechen. Und dann erſt ſolle er folgen.

Etwa gegen 9 Uhr erſchienen die Marodeurs der Infanterie, die wie Strauchräuber ausſahen. Sie lachten die Sauve Garde aus, riſſen den Branntwein, den man ihnen in Gläſern anbot, in ganzen Flaſchen an ſich und drangen in's Haus. Gleich darauf hörte man das Aufſtoßen der Thüren und Spinden, ohne Rückſicht darauf, ob dieſe verſchloſſen waren oder nicht. Alles wurde zerſchlagen. Ebenſo ging es im Wirthſchaftshauſe; die Keller wurden erbrochen, die Wein- und Branntweinfäſſer angezapft, und da keiner der Plünderer ans Zumachen dachte, ſo lief der größeſte Theil in den Keller. Die Tonnen mit Lebensmitteln, mit Oel und Gemüſe wurden umgeworfen und ihr Inhalt in den Moder getreten. Ich blieb, aller Rohheiten und Mißhandlungen unerachtet, unter den Plünderern, um durch Aufſchließen der Spinden, ihr Zerſchlagen und Aufbrechen zu verhüten; allein vergebens. Es läßt ſich die Raubbegierde dieſer Menſchen mit nichts andrem als mit der einer Tataren-Horde vergleichen. Einer der Dragoner, die die vergleichsweiſe guten und anſtändigen waren, ließ mir durch die Neumann ſagen, ich ſolle doch nur ſo weit wie möglich fortlaufen, um mich den Mißhandlungen der Wüthriche nicht auszuſetzen, deren einige bereits anfingen, meinen Leuten ihr Zeug vom Leibe zu reißen. Und ſo ſchlich ich mich durch den Garten in den Buſch, ohne etwas anderes mitzunehmen, als den Morgenrock, den ich auf dem Leibe hatte. Selbſt die Kirche war erbrochen worden, um das Silberzeug und was ſonſt Werth haben mochte, zu ſtehlen.

Endlich neigte ſich der Tag, und als alles ſtill geworden war, ging ich ins Haus zurück, in dem ich eine vollſtändige Zerſtörung fand. Matratzen und Bettdecken exiſtirten aber noch und ich nahm von dieſen mit mir, was einige Mann tragen konnten. Ebenſo konnte ich mein Portefeuille retten, das ich unter allerhand umhergeworfenen Papieren entdeckte. Wir hatten nur einen Augenblick Zeit und eilten, als neue Marodeurs in Sicht kamen, nach dem Buſche zurück, in welchem wir nun 3 Tage und 2 Nächte blieben.

Den 28. erſchien wieder eine Infanterie-Diviſion in und bei Liebenberg, und beſchränkte ſich darauf, Mobiliar in Stücke zu ſchlagen.

Am 29. Marketender und Knechte. Sie machten ſich über die Reſte her, und kein Schlupfwinkel blieb ununterſucht.

Am 30. endlich zog ich zu einem meiner Tagelöhner und wieder ein paar Tage ſpäter in eine Stube des „Rothen Hauſes“. Es war aber noch zu früh und ich gerieth nicht blos in Gefahren aller Art, ich wurd' auch Zeuge der verdrießlichſten Scenen. Immer neue Durchmarſchirende kamen, Schweine und Schafe wurden fleißig getödtet, und ein Colonel, der in dem benachbarten Falkenthal die Nacht zubringen ſollte, ließ mir 38 Schafe nehmen, um ſein Commando damit zu füttern. Einige Tage ſpäter erſchienen zwei Offiziere und 33 Gensd'armen und nahmen Quartier im Wirthſchaftshauſe; Hafer und Heu mußten herbeigeſchafft werden und ihre Forderungen hatten kein Ende. Dabei ließ ſich mein Wirthſchafter, den man einzuſchüchtern gewußt hatte, durch die Fragen eines gut deutſchſprechenden Gensdarmerie-Offiziers derart überholen, daß er ihm meinen Aufenthalt in Liebenberg eingeſtand, worauf ihm der Offizier erwiederte: „Sie müſſen das Niemandem ſagen; es wäre Ihres Herrn Unglück.“

Nach den Gensdarmes kamen Dragoner und nach den Dragonern Chaſſeurs. An der Spitze dieſer ſtand der Oberſt Teſſier, ein brutaler Menſch. Er wollte Wein, der nirgends mehr zu haben war, durchlief alle Wohnungen und Ställe und kam auch in meine Stube, wo ich auf einem alten Lehnſtuhl ſaß. „Hoho“, rief er. „Bon soir. Was iſt das für ein Benehmen! Ein Jeder läuft vor mir, und ich kann kein anſtändiges Quartier finden. Sacre Dieu, für einen Oberſten muß doch etwas geſchehen!“ Ich antwortete ihm, daß die Plünderung uns alles genommen hätte, was einem Offizier das Leben angenehm machen könne. Man hätte zur Stadt nach Wein geſchickt, aber es werde nichts helfen, da ſchon vorher keiner zu haben geweſen ſei. Der Schloßherr ſei nach Berlin gereiſt; ich perſönlich ſei früher der erſte Aufſeher in ſeinem Dienſte geweſen. Er beſänftigte ſich um etwas und ſtieß nur einige ruhmredige Redensarten gegen unſern König aus. Am folgenden Tage erfuhr ich, daß er beſtändig nach dem „Schloßherrn“ gefragt und geforſcht habe, worauf hin beſchloſſen wurde, daß ich Liebenberg ganz aufgeben und nach dem Vorwerk „Hertefeld“ ziehen ſolle.

Das war am 20. November.

Endlich, im Januar, ging ich nach Berlin, um mich wieder mit Kleidungsſtücken und dem nöthigſten Hausgeräth zu verſehen.“

So Friedrich Leopold v. Hertefeld's Bericht.

* * *

Als Friedrich Leopold v. H. im Mai nach Liebenberg zurückkehrte, war er befliſſen, über die Verluſte jener mehrtägigen Plünderung einen Ueberblick zu gewinnen. Er ſtellte Jegliches zuſammen und dem betreffenden Aktenſtück entnehme ich folgende Daten und Zahlen:

Wein, Branntwein, Bier, Schlachtvieh, Fourage, Holz, Brot, Butter, Schmalz, Speck, Kartoffeln, Eier, Käſe, Materialwaaren, Backobſt	3485	Thlr.
Pferde, Wagengeräthe, Kutſchen, Kaleſchwagen	2601	„
Baares Geld und Gold, Silber und Scheine .	3836	„
Gold und Silberſachen, Pretioſen	4734	„
Tiſchzeug (darunter 96 Tafelgedecke mit über 2000 Servietten), Bettzeug, Gardinen, Leinen ꝛc.	6250	„
Hausgeräth (Keſſel, Porzellan, Fayence-Geſchirre ꝛc.)	549	„
Phyſikaliſche Inſtrumente	605	„
Bücher	700	„
Gemälde, Stiche ꝛc.	800	„
Waffen aller Art	90	„
Forſthaus mit Stall niedergebrannt	600	„
Sämmtliche Zäunungen und Hecken niedergebrannt	100	„
Summa	24,350	Thlr.

In Vorſtehendem hab' ich ausſchließlich die großen Gruppen gegeben, ohne mich auf Einzelnheiten einzulaſſen. Es fehlt aber in dem Aktenſtücke keineswegs an ſolchen und werden unter anderm, um nur Eines herauszugreifen, 95 Bilder aufgezählt, die ſeitens der Plündernden aus dem Rahmen herausgenommen und „aufgerollt“ wurden. Unter ihnen waren folgende Blätter in Stich, Aquatinta und Buntdruck-Manier: General Wolſes Tod, Tod des Capitain Cook, der Tod der Jane Gray, Cromwell löſt das lange Parlament auf, Karl II. landet bei Dover, — alle nach Benjamin Weſt. Ferner: die Wahrſagerin, die Herzogin von Devonſhire ꝛc. von J. Reynolds. Die Cascaden von Tivoli, die Ruinen von Palmyra, das Bad des Caeſar, die Grotte des Neptun ꝛc., alle in Buntdruck.

Auch aus der Reihe der Bücher ſei hier Einiges aufgezählt: Les Oeuvres complètes de Corneille, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Frederic II., Prachtausgaben von Voltaire's Henriade und Pucelle d'Orleans. Dazu große naturhiſtoriſche Kupferwerke, Atlanten ꝛc.

Es genügt dies, um zu zeigen, wie gut damals, nach der wiſſenſchaftlichen Seite hin, unſere Herrenhäuſer ausgerüſtet waren. Es waren Ueberbleibſel aus der durchaus auf Literatur geſtellten fridericianiſchen Zeit.

* * *

Am 6. Juli 1807 ſehen wir den Briefwechſel mit der Tochter, Alexandrine Gräfin Dankelmann, wieder aufgenommen und gewinnen anfänglich den Eindruck, als ſolle das patriarchaliſche Leben, das dem Ausbruch des Krieges vorausging, nach nunmehriger Beilegung der Feindſeligkeiten (der Tilſiter Friede war geſchloſſen) wieder aufgenommen werden. Aber dieſer Eindruck iſt nicht von Dauer. Jn kürzeſter Friſt ſah man in Liebenberg, an Stelle der bis dahin feindlichen Bataillone, die ſogenannten „friedlich-durchziehenden Bataillone“ treten, und mußte ſich überzeugen, durch dieſen Namenswechſel wenig gewonnen zu haben. Ja, es kamen Tage vor, die den Plünderungstagen ſehr ähnlich ſahen. Auch hierüber hat Friedrich Leopold v. H. in gewiſſenhafter Weiſe Buch geführt, und wir erfahren ſogar die Namen der Regimenter, die ſichs in kleineren und größeren Trupps auf längere oder kürzere Zeit im Liebenberger Schloſſe wohl ſein ließen. Alles in Allem mag die Zahl der Einquartirten über Tauſend betragen haben. Unterm

26. Auguſt 1808 finden wir beiſpielsweiſe Folgendes: „Es kamen heut in Quartier: 1 General, 1 Adjutant, 1 Capitain 2 Lieutenants und 76 Mann vom 10. leichten Infanterie-Regiment. Dem General (oder vielleicht dem Capitain) war attachirt: eine Frau mit 2 Kindern und eine Magd. Ferner 8 Bediente, 11 Pferde des Generals und 3 des Capitains.“ Ein ander Mal heißt es: „1 Küraſſier-General, 1 Adjutant, 2 Unteroffiziere, 9 Bediente, 23 Pferde.“ Man erkennt aus allem den außerordentlichen Luxus, in dem ſich die damaligen Machthaber Frankreichs gefallen durften.

Es braucht nicht erſt verſichert zu werden, daß unter Verhältniſſen, wie dieſe, der kritiſche Hang unſeres Liebenberger Einſiedlers eher wuchs als ſchwand; aber er wechſelte den Gegenſtand und wandte ſich vom Nächſtliegenden dem Allgemeinen, von Haus und Hof dem Lande, dem Staate zu. Kurz und gut, es war über Nacht ein Politiker aus ihm geworden, der nun, mit der ihm eigenen Geiſtesſchärfe, Stellung zu den Zeitereigniſſen, inſonderheit auch zu den „Neuerungen“ im eigenen Lande zu nehmen begann. Alles mißfiel ihm, und wenn er einerſeits voll tiefſter Abneigung gegen den „großen Würger“ war, ſo war er voll kaum geringerer gegen die heimiſchen „Reformer“, denen es oblag, ſich mit dieſem Würger zu ſtellen. Er neigte ganz und gar der Anſicht zu, „daß der Wiederaufbau des Staates unter geringerer Schädigung privater Intereſſen möglich geweſen wäre“, mißtraute Stein und Hardenberg, und ſelbſt Scharnhorſt, und verhielt ſich abſolut feindſelig gegen die „Finanzkünſtler“, die denn auch in all dieſen Briefen entweder ernſthaft abgekanzelt oder mit der Lauge des Spottes übergoſſen werden. All' das lieſt ſich vortrefflich und mag im Einzelnen nicht blos dem Buchſtaben-Recht entſprechend, ſondern auch innerlich unanfechtbar geweſen ſein, im Großen und Ganzen aber trägt es nichts deſto weniger den Stempel einer gewiſſen opferunluſtigen Engherzigkeit, von der, meinem Gefühle nach, der ganze damalige Landadel, und an ſeiner Spitze der märkiſche, nicht frei geſprochen werden kann. Alle wußten ſie's beſſer, ohne doch irgendwie, dieſem Beſſerwiſſen entſprechend, ein Geringſtes zu thun oder auch nur thun zu können. Ein paar der heftigſten Auslaſſungen mögen hier eine Stelle finden:

„Ich bin jetzt", ſo ſchreibt er im Mai 1810, „unter anderm auch mit der lieben „Einkommen-Steuer" beſchäftigt, deren Reglement ſo viel Unklarheit und Unbeſtimmtheit zeigt, daß ſich nur die wenigſten darin zurecht finden können. Das Ganze grenzt an Prellerei, was ſchon daraus erhellt, daß die Steuer, die zur Tilgung der Landesſchulden verwendet werden ſoll, zur Verpflegung der drei beſetzten Feſtungen mit herangezogen wird. Alles was geſchieht, läuft darauf hinaus, die den „Financiers" ſo läſtigen ſtändiſchen und ſtädtiſchen Gerechtſame zu beſeitigen. Ein Neues ſoll an die Stelle treten, eine Nachäffung des franzöſiſchen, das für uns paßt, wie die Fauſt auf's Auge."

Und an anderer Stelle: „Der Staatskanzler iſt in der Wahl ſeiner Unterarbeiter überaus unglücklich. Man hat ihm lauter junge idealiſtiſche Theoretiker vorgeſchlagen, die nun ihr Weſen treiben. So ſind z. B. die Herren v. Raumer und Peter Beuth die Urheber des Stempel-Edikts, das in manchen Punkten ebenſo widerſinnig wie empörend iſt. In dieſe Kategorie gehört auch der Herr v. Ladenberg, der Blaſenzins-Regierer. (Blaſenzins iſt Branntweinſteuer.) Die Proben hat er in einer Fabrik machen laſſen. Und nun meint er, unſere kleinen ländlichen Brenner können es auch ſo treiben. Dieſe theoretiſirenden Herrn haben ſich den Kopf mit engliſchen und franzöſiſchen Einrichtungen vollgepfropft, und in Ihre mitgebrachten Modelle ſollen wir hineingepaßt werden, ohne Rückſicht darauf, ob wir ſie ausfüllen können oder nicht."

Als er dieſe letzten Zeilen ſchrieb, ſtand ſchon ein neues Gewölk am Himmel: der Krieg gegen Rußland, über deſſen endlichen Ausgang er nicht zweifelhaft war. „Ich hör' eine innere Stimme, die mir deutlich ſagt: „„wir ſind am letzten Aufzuge des Trauerſpiels"", und ich beklage nur, daß wir mit unſerem Gut und Blut in Mitleidenſchaft gezogen werden". Und wirklich, einige Wochen ſpäter war das Land abermals überſchwemmt und das Drangſaliren begann in alter Art und Ausdehnung. Aber ich verweile nicht bei Scenen, wie ſie ſchon früher von mir geſchildert wurden und nehme die Erzählung erſt im Beginn von 1813 wieder auf.

Es war des alten Freiherrn allerſchwerſte Zeit. Eine große Begeiſterung hatte das Land erfaßt, Alles, was Waffen tragen konnte, trug ſie, ſelbſt Kinder traten ein, und der damals achtzehnjährige Karl v. Hertefeld empfand wie ſeine Genoſſen, wie die Jugend überhaupt. Aber der Vater, in grenzenloſer Liebe zu dem einzigen Sohne, mochte von dieſem „Mitgehen" nichts wiſſen, das ihm vielfach als ein „Mitlaufen" erſchien, und entſchied ſich endlich dahin, ein Immediat-Geſuch an den damals in Breslau weilenden König zu richten. Er hob in demſelben hervor, daß der Eintritt ſeines Sohnes in die zum Kampfe gegen Frankreich ausziehende Armee die Confiscation ſeiner rheiniſchen Güter unmittelbar im Gefolge haben würde, bat deshalb um vorläufige Zurückſtellung und verpflichtete ſich gleichzeitig, behufs Equipirung anderer Freiwilligen, eine Summe von Eintauſend Thalern einzuzahlen.

Es währte geraume Zeit, ehe ein Antwortſchreiben eintraf. Endlich kam es, aber nicht aus dem Cabinet, ſondern aus dem Miniſterium, und — ablehnenden Inhalts. „Es ſei kein Grund vorhanden, in dem vorliegenden Falle die militäriſche Verpflichtung aufzuheben." Unſer alter Freiherr war wie niedergeſchmettert, und in einem Zuſtande völligen Außerſichſeins ſchrieb er an ſeine Tochter Alexandrine: „Das mit ſo vieler Ungeduld von mir erwartete Schreiben empfing ich eben. Es iſt leider, ſtatt vom Könige, vom Staatskanzler unterzeichnet. Alſo ſo weit ſind wir gekommen, daß einem der König nicht mehr einer Antwort würdigt, ſo weit, daß man die Hardenberg'ſchen Meinungen als königliche Reſolutionen annehmen muß. Auf die Gründe meiner Vorſtellung iſt gar nicht attendiret, ſondern nur einfach ausgeſprochen worden, daß ein Beſitz von Gütern im Cleviſchen eine ſolche Befreiung vom Dienſt nicht zulaſſe. Zorn und Aerger über die Behandlungsart, dazu Wehmuth über die Auslieferung meines einzigen Sohnes, durchkreuzen meinen Kopf, und ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich afficirt bin. Aber eins will ich ausſprechen, ich empfinde eine Verachtung gegen den Reſolutions-Geber, die mir unauslöſchlich in der Seele bleiben wird. Jn meinem Nächſten meld' ich Dir, was für Maßregeln ich zu nehmen gedenke.“

Dieſes „Nächſte“ ließ denn auch nicht lang auf ſich warten. Unterm 17. März erfahren wir das Folgende. „Geheimrath Serre*) will ein zweites Schriftſtück aufſetzen und Sorge tragen, daß es dem Könige direct zu Händen komme. Karl aber ſoll nichts davon erfahren; er will begreiflicherweiſe von keinem Schritte wiſſen, der ſein Ehrgefühl compromittiren könnte. Was mich angeht, ſo kann ich meiner Empörung immer noch nicht Herr werden und will es auch nicht. Meine Verachtung gegen den Urheber aber werde ich mit ins Grab nehmen ... Von Patriotismus ſprechen ſolche Menſchen, die vom Staate leben, immer. Jch habe keine Gelegenheit verſäumt, um nützlich zu ſein, habe dem Staatsfond keinen Heller gekoſtet, nie Vergütigung verlangt, aber auch niemals in die Zeitungen ſetzen laſſen, wenn ich für den Staat den Beutel zog. Und dieſe elenden Menſchen wollen einem alten Manne nicht einen einzigen Sohn freilaſſen, deſſen Freilaſſung durch vernünftige Gründe als nothwendig vorgetragen wird! Bei Gott, es wären Vormünder nöthig, die die Schurken fortſchafften! Doch genug davon, denn mir wallt das Blut zu ſehr, um nicht auszuſchweifen. Emprunts forcés und „gezwungene Freiwillige“ gehören in die Kategorie des ſchändlichſten Nonſenſes.“

Jn der ganzen Reihe der Briefe ſtehen dieſe beiden einzig da. Nirgends ſonſt begegnen wir einer ähnlichen Jndignation, und leider am unrechten Orte. So wenigſtens erſcheint es mir. Ein Allerhöchſtes ſtand auf dem Spiel und die Rückſicht auf den Einzelnen mußte hinſchwinden neben der Rückſicht auf das Ganze. Daß die Formen unter Um

---

*) Geheimerath Serre, einer Refugié- oder vielleicht auch Emigré-Familie zugehörig, lebte jahrelang in Kaliſch, und hatte mit Graf Dankelmann, als dieſer in Sachen der polniſchen Grenzregulirung thätig war, in Warſchau Freundſchaft geſchloſſen. Ein Sohn des Geheimraths trat in die Armee, war lange Zeit Ad-

---

ſtant des Artillerie-Generals v. Blumenſtein†) zu Glogau, und ſtarb als Major in Dresden. Er iſt derſelbe, der die Schillerſtiftung ins Leben rief.

†) Ueber den hier genannten General v. Blumenſtein möge Folgendes eingeſchaltet werden. Er war auch Emigré, hieß eigentlich Rochefleur und hatte ſich ſchon 1794 in der Schlacht bei Kaiſerslautern den Pour le Mérite erworben. 1806 war er Ordonnanz-Offizier im Fürſt Hohenloheſchen Hauptquartier, in welcher Eigenſchaft ihn Marwitz kennen lernte. Beide wurden gute Kameraden und waren einige Tage vor der Jenaer Schlacht beim Herzog von Weimar zur Tafel geladen. Die Geſellſchaft beſtand, ihrem Kerne nach, aus 6 Perſonen, einerſeits aus dem Herzoge ſelbſt, der zwiſchen dem Prinzen Louis Ferdinand und dem General v. Grawert ſaß, und andrerſeits (dieſen Dreien gegenüber) aus Goethe, dem der Hauptmann v. Blumenſtein und v. Marwitz als Nachbarn gegeben waren. Als ſie ſchon ſaßen, erſchien General-Lieutenant v. Holtzendorf, ein Freund Goethe's, an den nun Marwitz ſeinen Platz überließ und mehr abwärts rückte. Von hier aus konnt' er erkennen, daß das anfänglich lebhafte Geſpräch zwiſchen Blumenſtein und Goethe raſch ins Stocken kam, auf welche Wahrnehmung hin, er, nach Aufhebung der Tafel, ſeinen ſonſt ſo redſeligen Kameraden interpellirte.

„Sagen Sie, Blumenſtein, warum ſprachen Sie denn nicht?"

„Ei, der verfluchten Kerlen hatten ja wie ein Pechpflaſter auf ſeinen Maulen. Wollten nich antworten. Schweigen ick auch ſtille."

„Wovon ſprachen Sie denn?"

„Wovon kann man ſprecken mit einem Poet, von ſeinen Werken hab ick geſprocken."

„Und das war falſch. Sie mußten von Verwaltungs-Angelegenheiten mit ihm reden."

„Iſt er ſo hockmüthig? Nach meine Meinunger iſſen ein groſſer Poet ein ganz andere Kerlen als ein klein Miniſter."

„Und von welchem ſeiner Werke redeten Sie denn?"

„Ah, das war ein verfluckter Streichen. Wollte Sie vor Tiſchen noch fragen, was der Kerlen eigentlich hat geſchrieben. Und nun ſitzen ick da und kann mir partout nix erinnern. Aber zum größten Glücken fallt mir noch ein: Die Braut von Meſſina."

So verlief die herzogliche Tafel und das Geſpräch, das ihr folgte. — Marwitz kommt auch noch anderwärts auf Blumenſtein zurück und urtheilt im Ganzen ſehr günſtig über ihn. „Er war lebhaft, geiſtreich, unterrichtet und ganz und gar Franzoſe, trotzdem er es abgeſchworen hatte, es zu ſein. Er wollte nie franzöſiſch verſtehen, wenn (bei der Blokade von Glogau) Parlamentaire von der Feſtung her erſchienen, und ſagte dann immer: „Ick bin ein Deutſcher! Ick verſtehe der verfluckten Kerlen ihre Sprake nick. Wollen ſie mit einem deutſchen Offizieren reden, müſſen ſie lernen deutſch."

ſtänden etwas artiger und gewählter hätten ſein können, mag zugeſtanden werden. Aber die Dinge lagen ſo preſſant, daß auch zu „Formen“, die meiſt Zeit koſten, keine Zeit war.

Auch der alte Freiherr, vermuth' ich, konnte ſich gegen Sätze, wie dieſe, nicht verſchließen, und vielleicht war es gerade das, was ihn über alles Maß hinaus in Leidenſchaft und Empörung brachte. Hardenberg's Antwort, ſo mußt' er ſich ſagen, auch wenn er ſich's nicht ſagen wollte, war ſcharf, aber nicht ungerecht. Es lag nicht an dem Gegner, es lag an ihm ſelbſt, an ihm, der, aus einem egoiſtiſchen Gefühl heraus, um etwas gebeten hatte, um das er nicht bitten durfte. Wurd' es bewilligt, ſo war es gut, ſo trat das Mißliche der Bitte zurück, wurd' es aber nicht bewilligt, ſo geſellte ſich zu dem Schmerzlichen eines Refus auch noch die Kränkung einer Reprimande. Und wie ſehr er ſich dagegen ſträuben mochte, in dieſer Erkenntniß lag die tiefſte Quelle ſeines Zornes.*)

Er war, von Breslau her, abſchläglich beſchieden worden, aber endlich, wie die Freunde keinen Augenblick bezweifelt hatten, entwickelte ſich doch Alles im Einklang mit ſeinen Wünſchen. Ein längerer Aufſchub wurde bewilligt, und als Karl von Hertefeld im März 1814 aufbrach, um ſich, nach

---

*) Es mag an dieſer Stelle hervorgehoben werden, daß Goethe hinſichtlich ſeines einzigen Sohnes (Auguſt) ebenſo fühlte und handelte. November 1813 trat der Herzog von Weimar zu den Verbündeten über und erließ einen Aufruf. Goethe, den die politiſchen und kriegeriſchen Vorgänge der Zeit ohnehin in fieberhafteſte Unruhe verſetzt hatten, gerieth in eine doppelte Aufregung, als, in Folge dieſes Aufrufs, ſein Sohn Auguſt ſich zu den Waffen meldete. Er liebte den Sohn über Alles und der Gedanke war ihm unerträglich, ihn in der Blüthe der Jugend auf dem Schlachtfelde zu verlieren. Deshalb wandte er ſich perſönlich an den Herzog und wußte es durchzuſetzen, daß Auguſt nicht vor den Feind kam, ſondern nur auf kurze Zeit mit dem Kammerrath Rühlemann in das Hauptquartier zu Frankfurt a. M. entſendet wurde. Dies Eingreifen eines allzu zärtlichen Vaters ſoll (wie Holtei im vierten Bande ſeiner „vierzig Jahre“ behauptet) den Grund zu Auguſt v. Goethes ſeeliſcher Zerriſſenheit gelegt haben. Denn als, nach glorreichen Thaten, die Sieger ſpäter wieder in Weimar einkehrten und auch Auguſt v. G. ſich unter die Beglückwünſchenden drängte, habe er überall nur ſpöttiſche Zurückweiſung gefunden.

Ablauf der Friſt, den verbündeten Armeen anzuſchließen, ſtanden dieſe ſchon in der Nähe von Paris und ſchlugen ihre letzten Schlachten.

Er hatte ſich ohne Schuld verſpätet. Aber, ob mit ob ohne Schuld, als im folgenden Jahre die Kriegsflamme noch einmal aufloderte, war es doch jedenfalls ein unerläßliches Gebot der Ehre für ihn geworden, ein zweites Mal nicht zu fehlen, vielmehr raſch und rechtzeitig am Platze zu ſein. Auch der alte Freiherr entſchied ſich jetzt in dieſem Sinne, bezwang ſein Herz und beſchränkte ſich darauf, an den eben damals in Berlin weilenden Sohn eine Reihe kurzer Briefe zu richten, die hier, ſowohl zur Kennzeichnung des Schreibers, wie der Situation, eine Stelle finden mögen. Alles in ihnen ebenſo weisheits- wie liebevoll.

19. April. Mein lieber Sohn. Für mich, als Deinem Dich liebenden und ſeinem Ende ſehr nah ſich fühlenden Vater, iſt es ein Hartes, Dir in einer Sache Rath zu geben, die mich niederdrückt. Ich wünſche nicht, daß Du als Gemeiner in eine ohnehin trübſelige Laufbahn eintreten möchteſt. Wär es möglich, daß Du als Freiwilliger auf Deine Koſten dienen und in der Adjutantur ankommen könnteſt, ſo wäre mir das das Liebſte. Ich weiß, daß Enthuſiasmus Dich treibt, aber ſieh Dich vor, daß er Dich nicht zu Schritten verleitet, die Dir ſpäter unangenehm werden könnten. Glaube mir als einem alten, erfahrenen und vorurtheilsfreien Manne, der Militairſtand iſt eine ſplendide Miſère. Wenn man eine Zeitlang darin gearbeitet hat, ſo fühlt man erſt das Angenehme der Independenz, und wie nützlich ſich der macht, der als ein Privater ſeine Güter ſelbſt bewirthſchaftet. Er dient dem allgemeinen Beſten und braucht mit ſeiner Meinung nicht zurückzuhalten. Er iſt ein freier Mann, der auch frei ſprechen darf. Feſſele Dich alſo nicht für immer.

Den 22. April. Ich kenne nun Deinen Entſchluß, bei Major v. Colomb's Huſaren eintreten zu wollen und kann ihn nicht tadeln. Der Major hat den Ruf eines thätigen und geſcheidten Mannes. Wenn Du mit ihm ſprichſt, ſo ſag' ihm Deine verfehlte vorjährige Dienſtnehmung. Vielleicht kann er Dich zum Junker ernennen. Daß Du die Garden vermeiden willſt, kann ich nur billigen; dieſe haben den alten unſchicklichen Ton angenommen*), der ſie dem Bürgerſtande anſtößig machen muß.“

25. April. Ueber unſer Aufrufs-Edikt, wenn ich darüber ſprechen wollte, wäre kein Ende. Was ſoll die Menge Kinder, die zuſammenläuft, theils um der Schule, theils um der elterlichen Vormundſchaft zu entweichen. Wir hatten ja Landwehren genug, die nur allenfalls der Completirung bedurften. Ich bin ein Feind alles Enthuſiasmus, weil er ſich auf Koſten der geſunden Vernunft eindrängt. „„Kalt überlegt und warm ausgeführt““, das iſt mein Denkſpruch.“

8. Mai. Du mußt mich nun verlaſſen, mein lieber Sohn, in einem Zeitpunkt, in dem ich aus dieſer Zeitlichkeit ſcheiden werde. Gott ſegne Dich und ſtehe Dir bei in Gefahren und führe Dich geſund und tugendhaft in Deine väterliche Wohnung zurück. Mich wirſt Du nicht wiederfinden. Iſt es aber meinem Geiſt erlaubt, Dich zu umſchweben, ſo wird er ſtets mit Dir ſein. Auf Dir ruht das Glück und der Wohlſtand Deiner Schweſter; Du kannſt als ein unabhängiger Mann leben und als ſolcher viel Gutes fördern. Darum, lieber Sohn, verlaſſe Deine Güter nicht, gieb ſie nicht aus der Hand um bloßer Ehren-Vorzüge willen, ſondern bleibe ſelbſtſtändig. Dein Schwager iſt Dein Vormund bis zu Deiner Großjährigkeit. Nochmals lebe wohl und glücklich, und denk' an Deinen dahin welkenden Vater, als an einen verlorenen, ſchlichten, aber treuen Freund.“

Es war des Alten aufrichtiger Glaube, daß er vor Rückkehr des Sohnes abſcheiden werde. Der raſche Gang des

---

*) Jetzt ſehr anders geworden. Die Garden ſind im Ganzen genommen noch um einen Grad affabler und umgänglicher als die Linie. Kann auch kaum anders ſein. Es zeigt ſich dabei der Einfluß der großen Stadt, die jedem ſeine Stelle giebt und auch dem Selbſtbewußteſten Beſcheidenheit predigt.

Krieges aber übertraf alle Hoffnungen und im Herbſte war ihm noch ein Wiederſehen gegönnt, die letzte große Freude ſeines Lebens, denn ſeine Tage waren allerdings gezählt. Immer deutlicher ſtellte ſich ein waſſerſüchtiger Zuſtand heraus, und der alte Heim wurde conſultirt, ohne daß ſeine Mittel eine Linderung herbeigeführt hätten. Im Gegentheil.

Unter dieſen immer wachſenden Beſchwerden und Beängſtigungen war es, daß ihm, zum Ordensfeſte 1816, das eiſerne Kreuz verliehen wurde.

Die Nachricht davon konnte nur noch ein Lächeln in ihm wecken, und nebenher eine Verlegenheit darüber, wie der Dank dafür wohl abzuſtatten ſei. Den Eitelkeiten der Welt hatte ſein Herze früh entſagt, und das Wenige, was ihm davon geblieben ſein mochte, war angeſichts des Todes hingeſchwunden. In allem Uebrigen aber blieb er unverändert, und ſeine Briefe zeigen ihn bis zuletzt in allen Vorzügen ſeines Geiſtes und Gemüthes, vor Allem auch als einen feinen und liebenswürdigen Spötter. Und der Schluß dieſer ſeiner Correſpondenz iſt es, dem ich die nachſtehenden, über die mannigfachſten Gebiete ſich verbreitenden Aeußerungen entnehme.

Liebenberg, im Januar 1816. „. . . General York muß zur Unzufriedenheit ſehr geneigt ſein, wenn er den Abſchied darum nehmen will, daß nicht genug für ihn geſchehen iſt. Meiner Meinung nach kann er zufrieden ſein. — Aus Kölner Briefen erſehe ich, daß Fürſt Blücher gute Stunden, aber auch wieder „Abweſenheiten“ hat. — Und nun wünſch' ich vor Allem, Herrn Geheimrath Heim zu befriedigen, dem man, wie ich wohl weiß, mit einer mäßigen Retribution nicht kommen darf. Ich habe Geld bei Schicklers und werde die Firma benachrichtigen, 500 Thaler an Dich verabfolgen zu laſſen. Sobald Du ſie haſt, ſtelle ſie dem Geheimrath Heim Namens meiner zu.“

Den vorausgehenden Briefen zufolge waren ihm durch Heim — ſein eigentlicher Arzt war Formey, früher Stoſch — ein paarmal Pillen verordnet worden, die ſeine Beſchwerden eher geſteigert als gemindert hatten. Aber geſteigert oder gemindert, unter allen Umſtänden ein impoſantes Honorar. Und das Alles in „armen Zeiten".

Liebenberg, den 14. Januar. „Ich habe Niebuhr und Chateaubriand aufmerkſam geleſen. Niebuhr's Stil hat mich einigermaßen verwundert; um kräftig zu ſein, iſt er hin und wieder dunkel und gezerrt. Chateaubriand aber hat ſein Thema ſehr artig ausgeführt, nur der Franzoſe leuchtet überall durch, Tiraden und Phraſen ſtürzen übereinander her, und „l'honneur des Français" (das A und das O dieſer Nation) muß auch hier wieder als Aushängeſchild dienen. Und dieſe ſogenannte „honneur" beſteht doch in weiter nichts, als in dem thörichten Verſuch, ihr Beſiegtſein nicht eingeſtehen zu wollen.

Liebenberg, den 10. Februar. „Ich bitte Dich, grüße Dankelmann, und frag' ihn, ob auf das eiſerne Kreuz, das ich empfangen, ein Dankſagungsſchreiben erfolgen müſſe. Wenn dem ſo ſein ſollte, ſo bitt' ihn, daß er das Nöthige gleich aufſetze. Laß es dann abſchreiben und unterſchreib' es, und ſend' es, wo es hin muß. Vermutlich an das Ordens-Departement. (Er nimmt es offenbar nicht ſehr feierlich damit.) . . . Ich laſſe jetzt die Pillen und trinke Wachholderthee . . . Rieſig's Hochzeit iſt vorüber und ſoll die junge Frau ſo tölplich wie möglich geweſen ſein . . . Geſtern hat ſich ein alter Fuchs in der Marderfalle gefangen und ſie bis an ſeinen Bau fortgeſchleppt. Da hat ihn Rackwitz (der Förſter) in Empfang genommen."

Liebenberg, den 12. Februar. „Ich muß doch den Rheiniſchen Merkur" tadeln über die Schärfe, mit der er vorgeht. Hier heißt es mit Recht „est modus in rebus." Wird dem Redacteur etwas Derartiges zugeſchickt, ſo muß er es entweder unterdrücken, oder es moderiren. Das iſt aber der Journaliſten Sache nicht, weil ihre Schriften mehr Abgang haben, wenn ſie bitteren Spott auskramen. Beſſer aber wird die Welt dadurch nicht, denn die Sereniſſimi leſen es nicht. Es iſt nur ein Weg, um die Wahrheit bis an den Thron zu bringen: ſolche Vorſtellungen, wie die der Württemberger Stände. Hierzu gehört aber Einigkeit und allgemeiner Sinn. Und wo ſoll man die ſuchen.“ Nachſchrift. „Vorgeſtern kam Ritter Claer hier an. (Ein Liebenberger Tagelöhnerſohn, der ſich, 18 Jahre alt und vom alten Hertefeld aus Landwehr-Ulan ausgerüſtet, bei Hagelsberg, durch Sprengung eines feindlichen Carrés, das eiſerne Kreuz erworben hatte.) Er war ſehr mißvergnügt und mit Recht. Sein Landwehr-Kavallerie-Regiment iſt aufgelöſt worden, und man hat ihnen die neuen Uniformen abgenommen bis auf die Hoſen, ohne welche man ſie füglich nicht nach Hauſe ſchicken konnte. Der König weiß gewiß nichts davon. Es kommen auch bei der Entlaſſung wieder allerhand Willkürlichkeiten vor, was ſchon daraus hervorgeht, daß unſerer Infanterie-Landwehr ihre Röcke belaſſen wurden, obſchon ſie meiſt neu waren.“

Liebenberg, den 14. Februar. „Da mich nichts mehr verwundert, ſo befremdet mich auch nicht die Anſtellung des gemeinen Spions O . . Wer weiß, ob nicht ein Bureau errichtet wird, mit dieſem Menſchen als Präſidenten. Aber dieſe Klaſſe, die jeder Ehre bar und bloß iſt, läßt ſich zu Allem brauchen. Folglich iſt ſie nützlich.“

Liebenberg, den 16. Februar 1816. „Ueber den Aufenthalt Luiſens (Enkelin des alten Freiherrn) im Hauſe J . . ., will ich nur bemerken, daß man in dieſem Hauſe ſehr neugierig iſt und allerlei ſonderbare Leute zu ſehen bekommt. Ich bitte grüße tutti quanti. Rackwitz' älteſte Tochter iſt nun förmlich mit dem Falkenthaler Prediger verlobt. Beide thun eine dicke Sottiſe.“

Das iſt der Schlußbrief, und es iſt hübſch, daß die letzte Zeile, die wir von dem Liebenberger Einſiedler haben, ihn noch einmal in ſeiner ganzen Eigenart wiederſpiegelt.

Am 3. April ſtarb er und wurde wenige Tage ſpäter in der Liebenberger Gruft beigeſetzt.

⁂

Es erübrigt nur noch der Verſuch einer Charakteriſtik. In Familien-Aufzeichnungen findet ſich über Friedrich

Leopold das Folgende: „Er war von großer Herzensgüte und ſtets darauf bedacht, den Seinigen eine Freude zu machen. An Allem nahm er Intereſſe. Seine Enkeltochter (Luiſe Dankelmann) mußte ihm ſtets, bis in die Details, von ihrem Umgang und ihren Beſchäftigungen erzählen, bei welcher Gelegenheit er mit jugendlichem Verſtändniß auf all und Jedes einging. Beſondere Freude gewährte es ihm, Geſchenke zu machen und damit zu überraſchen. So ſchickte er einſt ſeiner Tochter vier ſchöne Wagenpferde nach Liegnitz, wohin — während der Beſetzung Glogaus durch die Franzoſen — ſein Schwiegerſohn als Chef des Landes-Gerichts mit der ganzen Behörde überſiedelt war. Aehnliche Züge finden ſich viele in ſeinem Leben. Er war einfach und natürlich. Sein ſcharfer Verſtand, ſeine großen Kenntniſſe, ſein Intereſſe für die Wiſſenſchaften machten ihn, im Verein mit den edlen Eigenſchaften ſeines Herzens und der Lebhaftigkeit ſeiner Ausdrucksweiſe, zu einem ſelten liebenswürdigen Menſchen.“

Einige Züge mögen dies Bild, das ich vorfinde, vervollſtändigen.

In der nüchternen Beurtheilung einerſeits des Geſchehenden, andererſeits derer, die die Dinge geſchehen ließen, erinnert er außerordentlich an Marwitz, und ein Vergleich mit dieſem erleichtert die Schilderung und Hervorkehrung deſſen, was das Weſen unſeres alten Freiherrn ausmachte. Marwitz war in Standesvorurtheilen befangener, auch leidenſchaftlicher und aufbrauſender, aber zugleich die weniger egoiſtiſche Natur. Er hatte durchaus den Sinn für das Ganze, den weiteren Blick, und wenn es Prinzipien galt oder ein Eintreten für Staat und Stand, ſo bracht' er jedes Opfer an Gut, Geſundheit, Leben. Unſeres Liebenberger Einſiedlers Vorzüge lagen nach anderer Seite hin und zeigten ſich vor Allem in großer geſellſchaftlicher Liebenswürdigkeit, in der er auch aushielt, als er kaum noch innerhalb der Geſellſchaft ſtand. Er war rückſichts- und formvoller als Marwitz, behaglicher und jovialer. Aber dieſe Tugenden erwuchſen doch zu nicht geringem Theil aus einem ſelbſtſüchtigen Hange nach Ruhe, Geborgenſein und umfriedetem Glück. Er war nicht blos unſenſationell, er war auch, ſeinem eigenen Zeugniſſe nach, unenthuſiaſtiſch, und ſah, ähnlich wie König Friedrich Wilhelm III., in Allem, was ihn umlärmte, nur eine Miſchung von Unordnung und Ungehörigkeit, an der theilzunehmen etwas wenig Schönes und im Ganzen genommen auch nicht ſonderlich Ehrenvolles war. Es führte meiſtens in ſchlechte Geſellſchaft, und — Kinder ſpielten Weltgeſchichte. Wie weit er es in dem Allem traf oder nicht traf, mag hier um ſo lieber unerörtert bleiben, als ich mich über dieſe Frage ſchon an anderer Stelle geäußert und namentlich auf das Mißliche ſeiner und der Marwitziſchen Adels-Oppoſition gegen die „Neuerer" hingewieſen habe. Was aber freilich in dieſer Oppoſition überall erquickt, iſt die conſequente Verſpottung der Phraſe, ganz beſonders der Freiheitsphraſe, zu deren abweiſender Kritik er ſpeziell um ſo berechtigter war, als er für die wirkliche Freiheit und „für das Recht, das mit uns geboren iſt", ein volles und freudiges Verſtändniß hatte. Und dies erſcheint mir als ſeine ſchönſte Seite, zugleich als die, der wir unſchwer entnehmen können, daß er nicht in den vorwiegend militairiſch-gedrillten Oſtprovinzen unſerer Monarchie, ſondern im Weſten, an der holländiſchen Grenze geboren und erzogen war. In der That, all ſeiner Loyalität unbeſchadet, iſt doch ein wohlthuend republikaniſcher Zug in ſeinem ganzen Thun und Denken erkennbar, und jedesmal empört er ſich, wenn er wahrnimmt, wie wieder einmal hier oder dort, aus bloßer Machthaber-Laune, mit dem Menſchenleben erbarmungslos geſpielt worden iſt. Am ablehnendſten verhielt er ſich gegen das politiſche Gebahren der Rheinbundfürſten, denen er nicht blos ihre frühere Schweifwedelei, ſondern vielmehr noch ihre Haltung, ihren eigenen Unterthanen gegenüber, zum Vorwurf machte. Jedem Abſolutismus abhold, intereſſirten ihn aufs lebhafteſte die Verfaſſungskämpfe jener Zeit, und es war wenige Wochen vor ſeinem Tode, daß er ſchrieb: „Ich erkenne mehr und mehr, daß die Politik die Wiſſenſchaft des Betruges iſt. Und ſo wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfaſſungen da ſein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden."

Solche Worte werden uns mit einer gewiſſen Enge, wie ſie ſeinem zu ſtark ausgeprägten Familienſinn entſtammte, leicht wieder ausſöhnen, und um ſo leichter, je mehr wir im Gedächtniß behalten, daß er ſich, wider Wunſch und Willen, in Zeitläufte geſtellt ſah, die ſeiner Natur widerſprachen und der Bethätigung ſeiner auf Beſchaulichkeit und ſtilles Glück gerichteten Gaben ungünſtig waren.

Er hatte nicht den großen Sinn für den Staat, aber er war ein nachgeborner Patriarch und ein Ideal innerhalb des Hauſes und ſeiner Umfriedung.

4. Kapitel.

Liebenberg unter Karl v. Hertefeld 1816—67.

Seinem Vater Friedrich Leopold folgte Karl v. Hertefeld, der ſogenannte „alte Hertefeld“, im Beſitze von Liebenberg. Er ſtand demſelben 50 Jahre lang vor und ſtarb kinderlos. Mit ihm erloſch das alte Cleve'ſche Geſchlecht, das den brandenburgiſch-preußiſchen Landen ſo viele durch Geiſt, Charakter und freiere Lebensauffaſſung ausgezeichnete Männer gegeben hatte. Denn beinah allen war ein reformatoriſcher Zug eigen, derſelbe Zug, der ſich auch in ſo vielen unſrer Hohenzollern unſchwer erkennen und verfolgen läßt.

Karl v. Hertefeld wurde den 27. Oktober 1794 auf Schloß Boetzelaer geboren. Die Freude, „daß nun ein Erbe da ſei“, war groß, und kein Brief aus jener Zeit, der nicht Zeugniß davon ablegte, wie von einem allerglücklichſten Familienleben überhaupt. „Karl ſchackert wie eine Elſter. Er grüßt Dich und reitet, ſeit er ein Steckenpferd hat, täglich zu Schweſter Dine“. So heißt es im Mai 97. Und als nun im ſelbigen Herbſt eben dieſer Schweſter (Alexandrine Dankelmann) ein Sohn geboren wurde, wurd' es verſucht, dem dreijährigen „Onkel Karl“ eine Vorſtellung von ſeiner neuen Würde beizubringen. Es ſchien nicht gelingen zu ſollen, als aber, einige Tage ſpäter, „Onkel Wylich“, ein Bruder der Frau v. Hertefeld, in den Schloßhof einfuhr, lief ihm Karl entgegen und rief ſchon von Weitem: „Onkel, ich bin nun auch Onkel.“

Die früheſten Kindheitsjahre verliefen in Folge der vielen, im vorigen Kapitel geſchilderten Hin- und Herzüge ziemlich unruhig, und von „Erziehung“ konnte wohl erſt die Rede ſein, als der alte Freiherr in Liebenberg ein für allemal eingebürgert war. In vielen ſeiner Briefe werden von dieſem Zeitpunkt an pädagogiſche Fragen verhandelt (es war ja die Baſedow- und Peſtalozzi-Zeit) und die mannigfach eingeſtreuten Mittheilungen und Rathſchläge geben uns, auch nach dieſer Seite hin, ein Bild aus jenen Tagen. „Ich bin für harte Beſtrafungen, aber für augenblickliche. Ein Klaps zur rechten Zeit wirkt wahre Wunder.“ Und bald darauf: „Ich höre von allerhand Erziehungsnöthen, in denen Du Dich befindeſt. Nun, ich bin mit Deinem Bruder Karl in gleicher Lage. Was ich zu ſagen habe, iſt kurz das: ſtudire die Geſinnungen und Neigungen des Kindes. Iſt er choleriſch-lebhaft, ſo ſuche, ſobald er hartnäckig einen eignen, ihm unzuläſſigen Willen zeigt, dieſen Willen zu brechen. Entgegengeſetzten Falls haſt Du ſpäter einen ſchweren Stand. Iſt er aber blos luſtig, wild und aus Leichtſinn unwillig, ſo mußt Du ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken ſuchen, was bei einem Kinde meiſtens nicht ſchwer iſt. Das aber, worauf Du vor Allem zu ſehen haſt, iſt das, daß er erſtens überhaupt und zweitens nach einer beſtimmten Ordnung und ſeinem Naturell entſprechend beſchäftigt iſt. In einer ſolchen Ordnung erzieh ich jetzt Deinen Bruder.“ Und im nächſten Briefe hören wir denn auch in welcher Ordnung. „Ich beginne mit dem Schlaf, dieſer „Nährmutter unſrer Natur.“ Er kann ſchlafen, ſo lang er will, denn ich gehe davon aus, daß ein jugendlicher Körper, nach dem beſtändigen Umherſpringen, auch wieder ſeine volle Ruhe haben muß. Gemeinhin iſt er um 8 Uhr munter, wird gewaſchen und gekleidet, frühſtückt mit mir, lieſt unter Aufſicht und Anleitung und geht dann ins Freie. Gegen 11 iſt er wieder um mich her, ſieht ſich Bilder an oder ſpielt, oder lieſt mir auch wohl aus ſeinen Kinderbüchern vor, wobei ſich's gebietet mit Geduld und Theilnahme zu folgen. Am Nachmittage beginnen dann ſeine Spaziergänge, zunächſt wieder in den Garten, in dem er mit Hacke, Spaten, Schubkarren thätig iſt, und danach, in meiner Begleitung, in Feld oder Wald. Iſt ſchlimmes

Wetter, ſo muß allerhand Spielzeug aushelfen. Und um 9 Uhr zu Bett.“*)

Ueberblick ich alles an dieſer und anderer Stelle Geſagte, ſo läßt ſich leicht erkennen, daß er von einer auf Beiſpiel und Anſchauung den Accent legenden Erziehung ſehr viel, von der eigentlichen „Schule“ aber ſehr wenig hielt. Er betonte Geſinnung, Form und gute Sitten, das Lernen dagegen mußte ſich wie von ſelber machen. Und wenn er nichtsdeſtoweniger ein promptes Innehalten der Lehrſtunden forderte, ſo geſchah es vorzugsweis um Disciplin und Ordnung willen.

1804 entſpann ſich, bei Gelegenheit eines ſchon früher erwähnten Ferienbeſuchs, ein intimes Freundſchaftsverhältniß zwiſchen dem 10jährigen „Onkel Karl“ und ſeinem 7jährigen Neffen Heinrich v. Dankelmann. „Es iſt meine tägliche Freude“, ſchreibt der Alte, „die Kinder zu ſehen. Sie bauen und pflegen das Stück Gartenland, das ich ihnen gegeben habe, reiten und fahren, und gehen ſogar auf Jagd, ſeit Karl eine Flinte hat. Er iſt geſchickt genug und hat neulich eine Elſter, eine Krähe und ein Eichkätzchen geſchoſſen. Auch im Hauſe wiſſen ſie ſich gut genug zu bewegen und ſelbſt in den Unterrichtsſtunden trennen ſie ſich nicht; Ich war heute bei einer Geographieſtunde zugegen und ſah, wie Heinrich, dem die Sache noch zu gelehrt vorkam, über einem Fabelbuche ſaß. Sie leſen viel aus dem Robinſon und überhaupt aus Campe's Kinderbibliothek. Alles aber verſchwindet neben einem Schiff mit Segeln und mehr noch neben einer Elektriſirmaſchine, die ich Karl'n zu Weihnachten geſchenkt habe. Vor dieſer ſitzen ſie ſtundenlang und drehen und laden Flaſchen, und freuen ſich, wenn der Funke überſpringt.“

---

*) In einer Nachſchrift obigen Briefes findet ſich, übrigens ohne jeden Zuſammenhang mit dem vorſtehend Erzählten, eine Bemerkung, die, um ihrer ſelbſt willen, hier ſtehen mag. „Ich erſah aus Deinem Briefe, daß ich wegen der Du Trouſſel anfragen und namentlich auch bei unſerer guten Colonie-Manon Erkundigungen einziehen ſoll. Ich hab es aber unterlaſſen, weil es bei den Coloniſten ein für allemal Sitte iſt, Alles zu loben, was zur Colonie gehört.“ (Jetzt nicht mehr; tempi passati.)

Ein halbes Jahr lang dauerten dieſe „Ferien", und als endlich die Trennung erfolgen mußte, beſchloß der alte Freiherr, um Karl in ſeiner Vereinſamung zu tröſten oder ſchadlos zu halten, eine Reiſe mit ihm zu machen. Und zwar nach Hamburg. Das war im Mai oder Juni 1806, und der phantaſievolle Knabe begeiſterte ſich nicht nur an der ſich groß und neu vor ihm erſchließenden Welt, ſondern unterließ auch nicht, eine Beſchreibung davon in einem 16 Quartſeiten langen Briefe zu Papiere zu bringen. Eben dieſer Brief iſt uns aufbewahrt geblieben und kann, als Elaborat eines Zehnjährigen, für muſterhaft gelten. Er zeigt ſchon, neben einer überraſchend ſcharfen Beobachtung, denſelben guten Humor, der ſeine ſpäteren Briefe, von denen ich einige mitzutheilen gedenke, kennzeichnet. In Vater und Sohn iſt daſſelbe talent epistolaire erkennbar, trotzdem ihre Schreibweiſe ſehr verſchieden iſt. In dem Vater herrſcht der Philoſoph, in dem Sohn der matter of fact-Mann vor.

An die Rückreiſe von Hamburg ſchloß ſich ein kurzer Aufenthalt in Berlin, wo Geheimrath Dr. Formey wegen Karls „anfälliger Geſundheit" conſultirt werden ſollte. Formey gab aber Troſt und Hoffnung und verſicherte, „daß das Alles mit einem ſchwachen Nervenſyſtem zuſammenhänge; ſpäter werd' er geſund werden, ganz geſund". Und er hatte wahr geſprochen.

Aus den Jahren, die nun unmittelbar folgen, erfahren wir wenig, und erſt um 1808 werden die Mittheilungen wieder reicher. Karl v. Hertefeld iſt nun 14 geworden und hat ganz die Beſchäftigungen und Allüren eines angehenden Junkers. „Er bengelt jetzt viel und ſeine Paſſion fürs Umhertummeln wächſt, ſeit ich ihm letzten Weihnachten die kleine Fuchsſtute geſchenkt habe. Beſtändig liegt er draußen, um einen ſeltenen Haſen aufzuſpüren, denkt an nichts mehr als an Hund' und Pferde, und pflegt, wenn ſich die Gelegenheit bietet, die 6 Meilen zwiſchen Liebenberg und Berlin im Sattel zu machen."

Er wurde nun auch ganz als „Erbprinz" gehalten, und im folgenden Jahre veranſtaltete der alte Freiherr, der die Menſchen und ganz beſonders ſeine Liebenberger kannte, einen erbprinzlichen Geburtstag. „Am 27. v. Monats haben wir Karl's Geburtstag durch eine Hochzeit gefeiert. Eins unſerer Hausmädchen, das von mir ausgeſtattet war, wurde mit ihrem Bräutigam getraut, den ich vorher eigens zum Hofmeier ernannt hatte. Focke's aus Berlin waren mit zugegen und freuten ſich der ländlichen Scene, die für die Großſtädter etwas Neues und für die Liebenberger ein Feſttag war."

In demſelben Winter wurde Karl „in den Unterricht" geſchickt, oder, um es noch märkiſcher auszudrücken, „in die Predigerſtunde", was, da Liebenberg keinen Prediger hatte, mit einer allwöchentlich zweimaligen Reiſe nach Zehdenick gleichbedeutend war. Oſtern 1810 erfolgte dann die Confirmation.

Und nun war die Zeit da, wo die längſt angeregte Frage: „wie's mit der weitren wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Sohnes zu halten ſei", wenigſtens auf ein paar Wochen hin eine wiederum viel ventilirte wurde. Das Liebenberger Leben in ſeiner Eingezogenheit und Stille konnte ſchließlich nicht ewig dauern, und Alexandrine, die, wie bei Allem, ſo auch hierin zu Rathe gezogen wurde, proponirte ſchließlich Penſion oder Alumnat. „Ich habe ſelbſt ſchon an dergleichen gedacht," antwortete der Alte, „geſtehe Dir aber, daß ich durch Alles, was ich von Berliner-Penſionsanſtalten geſehen und geprüft habe, geradezu zurückgeſchreckt worden bin. Bei dem Direktor des Joachimsthals, wo der junge Reck iſt, kann man Griechiſch und Latein genug in den Klaſſen lernen; aber damit Baſta. Im Uebrigen iſt der Umgang mit den dort ſtudirenden Bengeln, trotzdem das Joachimsthal immer noch als das beſte gilt, äußerſt gefährlich. Lüderlichkeit herrſcht in den meiſten derartigen Anſtalten, in der Stadt überhaupt*), was Du ſchon daraus erſehen magſt, daß man, um die neue Univerſität vor derartig üblen Einflüſſen zu ſichern, den „Neuſtädtiſchen Bezirk", alſo den ganzen Stadttheil von der Schloßbrücke bis zum Brandenburger Thor, und von der Letzten Straße (Dorotheenſtraße) bis zur Kochſtraße, von allen lüderlichen Etabliſſements gereinigt hat. Selbſt die berüchtigte Madame Bernard hat ihr Haus in der Behrenſtraße verkaufen und mitſammt ihren Nymphen ſich außerhalb des eben angegebenen Bezirks niederlaſſen müſſen. Dies iſt geſchehen, weil die meiſten Studenten (um in Nähe der Univerſität zu ſein) in dem Neuſtädtiſchen Bezirk Wohnung genommen haben."

---

*) Zu dieſer Anklage war der alte Friedrich Leopold v. H. nur zu berechtigt. Es kam vor, daß die gute Sitte nicht blos verletzt, ſondern in einer gewiſſen infernalen Freude geradezu brüskirt wurde. So findet ſich in einem ſpäteren Briefe das Folgende: „Geheimrath Graun (er arbeitet am Appellhofe des Kammergerichts) hat vor einigen Tagen einen

Erwägungen dieſer Art führten begreiflicherweiſe zu dem Entſchluß, es mit „Penſion und Alumnat" nicht übereilen zu wollen, bis nach Ablauf von abermals anderthalb Jahren, eine Verpflanzung in die große Stadt nicht wohl länger hinausgeſchoben werden konnte.

Doch auch jetzt nicht in eine „Penſion". Es wurde vielmehr beſchloſſen, den nun Siebzehnjährigen ohne Weiteres in den Kreis der Studirenden eintreten und im Hauſe des befreundeten Geheimraths Focke Wohnung nehmen zu laſſen.

Das war im April 1812. Allerhand Collegia kamen auch wirklich an die Reihe, viel regelmäßiger aber als dieſe wurden Viſiten gemacht und Geſellſchaften beſucht, und aus

---

öffentlichen Scandal gegeben. Er ſoupirte bei Dallach, Unter den Linden, in Geſellſchaft ſeines Sohnes, eines jungen Referendarius, und hatte zur Belebung der Tafelfreuden eine „freudige junge Perſon" aus der Abtei der Madame Bernard mit eingeladen. Ihr Benehmen, in Sonderheit das des Alten, war derart, daß ſeitens der anderen Gäſte Klage geführt wurde. Darauf hin erſuchte Dallach den G.-R. Graun, das Lokal, „das für ſolche Dinge nicht da ſei", zu verlaſſen, was aber nur zu ſchnöder Abweiſung führte. Das wiederholte ſich, als Polizei requirirt wurde, bis zuletzt ein höherer Beamter erſchien und einen ſchriftlichen Befehl vorzeigte. Nun erſt gehorchte der Alte. Der Sohn (etwas klüger als der Vater) hatte ſich ſchon vorher aus dem Staube gemacht. Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, daß Kammergerichtspräſident v. Braunſchweig den Fall an den Juſtizminiſter gemeldet hat; es bleibt aber traurig und unfaßlich, daß ein in Amt und Jahren ſtehender Mann einer ſolchen Auflehnung gegen Sitte und Geſetz überhaupt fähig war."

zahlreichen Nachſchriften und Randbemerkungen erſehen wir, daß es die Recke's und Itzenplitze's, die Beymes und Boguslawski's waren, in deren Cirkel er vorzugsweiſe verkehrte. Dazu die Focke's ſelbſt. Zu den ihm gleichaltrigen Söhnen einiger dieſer Häuſer unterhielt er alsbald die herzlichſten Beziehungen, und wenn in Liebenberg ein Fuchs gejagt oder ein ländliches Feſt gefeiert wurde, ſo brach die ganze Freundſchaft auf, um auf einen Tag oder eine Woche daran theilzunehmen. „Am 1. Auguſt hatten wir Erndtefeſt,“ ſchreibt der Alte. „Karl und drei Söhne von Geh. Rath Focke waren herüber gekommen, und als weitere Zuſchauer hatten ſich die Seiler's und hernach auch die Gentz's und Bergemann's von Granſee her eingefunden. Die jungen Leute wollten tanzen, und es entſtand nun ein Ball von ſechs Paaren, der bis 10 Uhr dauerte. Ich hätte gewünſcht, Du wäreſt mit dabei geweſen. Ein ſolches Impromptu verläuft oft beſſer als eine geplante Feſtivität.“ Und vier Tage ſpäter: „Auch eine Goldne Hochzeit haben wir gehabt, die der alten Guichards, wobei ſich's traf, daß Karl und die jungen Focke's noch hier waren. Alles verlief auf's Beſte. Die Neumann hat etwas davon in die Zeitungen rücken laſſen, was mit meinem Hange vergeſſen zu ſein, wenig übereinſtimmt.“

Er ſchreibt wörtlich: „mit meiner Gemüthlichkeit vergeſſen zu ſein.“ Ueberhaupt finden ſich viele ſprachlich originelle Wendungen.

In dieſer Weiſe ging das Leben Karl v. Hertefeld's, und erſt bei Beginn des Winterhalbjahres war er der geſellſchaftlichen Zerſtreuungen inſoweit überdrüſſig, daß er ein regelrechtes Studium anfing, ſtatt ſich blos „Studirens halber aufzuhalten“. Er warf ſich zunächſt auf Phyſik und deutſche Literatur, inſonderheit auf das „Alt-Deutſche,“ was eben damals in die Mode gekommen war. Obenan das Nibelungen-Lied, über das man übrigens in Liebenberg ebenſo klein und gering dachte, wie dreißig Jahre früher in Sansſouci. Wenigſtens ſchrieb der Alte: „Geſtern, beim Aufräumen, iſt mir auch das Nibelungen-Lied in die Hände gekommen, und ſchick ich es Dir, weil ich mittlerweile vernommen habe, daß Du Vorleſungen darüber hörſt. Wenn übrigens der Nibelungen-Siegfried in Xanten ſeinen Sammelplatz gehabt hat, ſo iſt vielleicht eine Diſſertation über den Ort zu ſchreiben, wo er den Lindwurm todtſchlug. Ich, meinestheils, würde vermuthen, daß es in der an Xanten grenzenden Bonnekather Haide geſchehen ſein müſſe, die ſo wüſt daliegt, als ob ein Lindwurm ſeine volle Bahn darauf gehabt habe. Vor Zeiten trugen unſre Bänkelſänger die Geſchichte vom gehörnten Siegfried und vom Reineke Voß auf dem Land herum und ſangen ihre Knittelverſe dazu. Wer damals gedacht hätte, daß ſolche Märchen noch auf's Katheder kommen würden! Tempora mutantur et nos mutamur in illis.“

* * *

Es läßt ſich annehmen, daß Karl v. Hertefeld's Eifer an dieſem Spotte nicht erlahmte, die Zeit im Ganzen aber war der wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung ungünſtig, ſelbſt widerſtrebend, und als in den erſten Tagen des Jahres 13 die York'ſche Capitulation in Berlin bekannt wurde, war es mit dem Studium auf lange hin vorbei. Nur ein Gefühl beherrſchte die Gemüther, inſonderheit der Jugend, und Karl v. H. wäre mit unter den Erſten geweſen, die damals die Waffen nahmen und auszogen, wenn nicht ſeinem eignen Enthuſiasmus ein abſolut unenthuſiaſtiſcher Vater mit ſehr abweichenden Anſichten und Wünſchen entgegengeſtanden hätte. So bracht' er ſeiner Kindesliebe das denkbar ſchwerſte Opfer und blieb, ohne ſich durch Mißdeutungen, denen er kaum entgehen konnte, beirren oder umſtimmen zu laſſen.

Als aber ein halbes Jahr ſpäter die Leipziger Schlacht geſchlagen und der Marſch auf Paris eine beſchloſſene Sache war, wurd' ihm der Zwang unerträglich, und er brach auf, um wenigſtens ein Zeuge der letzten entſcheidenden Ereigniſſe zu ſein. Am 5. März 1814 war er in Leipzig, am 9. in Frankfurt, am 16. in Chaumont, und ſah ſich, am ſelben Abend noch, in die beinah fluchtartige Rückzugsbewegung des großen Hauptquartiers hineingeriſſen. Endlich wieder zur Ruhe gekommen, ſchrieb er, anderthalb Wochen ſpäter, von Dijon aus. „Ich wollte zur Armee, wie Du weißt, und muß ſtatt deſſen im Rücken derſelben umherziehen. Daß es im Gefolge des Hauptquartiers geſchieht, beſſert wenig. In dieſem Augenblick ſind wir, abgedrängt und gefährdet, ohne jede Nachricht von der Armee. Morgen aber will ich mich an Graf Lottum wenden, um aus ſeinem Munde zu hören, wie die Dinge ſtehen. Inzwiſchen gefällt mir Frankreich recht gut, wenigſtens überall da, wo man noch etwas zu leben vorfindet. Die Leute ſind höflich und freundlich und ich werde vortrefflich mit ihnen fertig. Zugleich erhalt' ich Komplimente über Komplimente à cause de ma honnêteté. Ich bin feſt überzeugt, daß die gelegentlich feindliche Haltung der Einwohner nur von dem zügelloſen Betragen der alliirten Armeen herrührt. Die Verheerungen überſteigen alle Vorſtellungen. Von Chaumont bis Troyes hab' ich in den Dörfern keine Einwohner und von Nancy bis drei Lieues von Chatillon kein Federvieh geſehn. Und wem ſchaden wir durch ſolch Gebahren am meiſten? Uns ſelbſt. Die nachrückenden Truppen finden nichts und müſſen, nach ſtarken Märſchen, auch noch hungern. Eben hör' ich, das Hauptquartier werde ſich nach Lyon begeben. Ich glaub' es jedoch nicht, daß wir beſtimmt ſind, ſo weit nach Süden hin auszubiegen. Geſchäh' es doch, ſo bekäm' ich die ſchönſten Städte Frankreichs zu ſehen und könnte vielleicht immer noch ſagen „die Campagne mitgemacht zu haben.“

So Karl v. H. am 27. März. Vier Tage ſpäter hatten ſich die Dinge ſehr geändert, und die Nachricht von der entſcheidenden Niederlage Napoleons bei Arcis ſur Aube, wie ſie dem großem Hauptquartier bekannt geworden war, war auch zur Kenntniß unſeres Briefſchreibers gelangt. Er meldet erſt das Thatſächliche dem Vater und fährt dann fort: „Es kommt dies Alles vom Tiſche des Staatskanzlers, muß alſo wohl richtig ſein. Uebrigens wiſſen wir erſt jetzt, daß wir in Bar ſur Aube nahe daran geweſen ſind, incluſive Hauptquartier und Kaiſer von Oeſterreich, aufgehoben zu werden. Am Morgen um 4 Uhr brachen wir von Bar ſur Aube auf, und am Abend war — Napoleon in der Stadt. Der ganze Landſtrich, in dem wir uns hier befinden, iſt nicht annähernd ſo verwüſtet, wie Lothringen und die Champagne, vielleicht weil überhaupt und vor allem keine Ruſſen hierher gekommen ſind. Die Einwohner ſind äußerſt zuvorkommend und das Hauptquartier hat keine Urſache zur Klage. Hier hab' ich auch zum erſten Mal ein franzöſiſches Schauſpiel geſehn. Es war ein bürgerliches Luſtſpiel und übertraf all meine Erwartungen. Wie hölzerne Klötze kommen mir unſere deutſchen Schauſpieler dagegen vor. Geſtern wurd' eine 3aktige Oper „Virginie et Paulin“ angekündigt. Da fand ich nun freilich, und zumal in den effectvollen Scenen, meine Leute ſehr verändert. Es gab ein förmliches Heulen, Schreien und Herumfahren auf dem Theater, alle waren wie Beſeſſene, und ich fürchtete ein paarmal, ſie würden ſich die Kleider vom Leibe reißen. Wenn ich nicht mehrere Schauſpieler vom Tage vorher in ihnen wiedererkannt hätte, ſo würd' ich nie geglaubt haben, daß dieſelben Menſchen in einem Genre ſo gut und in dem anderen ſo unſinnig ſein könnten.“

Dieſer zweite Brief aus Dijon iſt vom 31.

Schon am Tage vorher hatten ſich die Dinge vor Paris entſchieden, und Karl v. Hertefeld brach aus der burgundiſchen Hauptſtadt (Dijon) auf, um ſich, auf nächſtem Wege, nach der Landeshauptſtadt zu begeben. Am 5. oder 6. April traf er daſelbſt ein und ſchrieb von hier aus einige durch gute Beobachtung, bon sens und Humor ausgezeichnete Briefe, denen ich folgende Stellen entnehme.

Paris, 18. April 1814.

Ich habe nun die herrlichen Kunſtwerke mit Muße angeſehen und jedesmal, daß ich wieder hinkam, hab' ich etwas neues Herrliches entdeckt. Welcher Reichthum an Gemälden hier zuſammen gehäuft iſt, kannſt Du daraus abnehmen, daß ſich hier allein 25 Raphaels befinden. Alles iſt nach Schulen geordnet, und wundert es mich nur, daß man die deutſche mit der niederländiſchen zuſammen geworfen hat.

Und wie die Sammlungen, habe ich nun auch die berühmteſten Theater geſehen. Die große Oper iſt herrlich, trotz des Gebrülls der Sänger bei Bravour-Arien. Ich ſah Iphigénie en Aulide. Mir gefiel der Geſang anfänglich recht gut, als aber die Stelle kam, wo Achill und Agamemnon ſich zanken, war es kaum zum Aushalten. Und doch erfolgte gerade jetzt ein Applaudiſſement, daß das Haus dröhnte. Hernach ſah ich Orphée, der mir viel beſſer gefiel, weil nicht voll ſo ſtark geſchrieen wurde. Aber was ſoll ich vom Ballet ſagen! Das reißt einen ganz hin; Alles ſteht an ſeinem Platz und greift ineinander; jeder Figurant iſt in ſeiner Art ein Künſtler. Will man aber einen Körper ſehn, der zum Aether wird, ſo iſt es die Gardel. Beſchreiben läßt ſich ihr Tanz gar nicht. Man ſieht weder Gliederverdrehungen, noch tours de force; Alles iſt Grazie, wenn ſie über das Theater hinſchwebt. Was aber am meiſten zu verwundern iſt, iſt das, daß dieſe Frau ſchon 42 Jahre zählt.

Im Theatre français habe ich Semiramis geſehn. Die berühmte George ſpielte die Semiramis und Talma den Arſace. Talma hat mir ſehr genügt, aber die George gar nicht. Es iſt ſonderbar mit der franzöſiſchen Tragödie; man begreift anfänglich nicht, wie dieſe Deklamations-Weiſe gefallen kann und am Ende bringt ſie doch einen ſchönen Effekt hervor. Bei dieſer Gelegenheit muß ich noch etwas erwähnen, was mir in dieſem Stücke ſehr auffiel und vielleicht als Kommentar für die wahre Stimmung des franzöſiſchen Volkes dienen kann. Talma hat nämlich als Arſace folgende Worte zu ſprechen: „le ciel donne souvent des rois dans sa vengeance.“ Bei dieſer Sentenz erfolgte ein Beifall, daß das ganze Haus wiederhallte. Und gewiß wurde nicht bloß deshalb applaudirt, weil Talma die Worte ſchön geſprochen hatte.

In der eigentlichen leichten Komödie ſind die Franzoſen unübertrefflich, und in den kleineren Vaudeville-Theatern, wo dergleichen aufgeführt wird, muß man ſich faſt todtlachen. Sinn iſt in all dieſen Stücken herzlich wenig, aber darauf kommt es auch gar nicht an; wenn nur der Unſinn gut geſpielt wird, ſo geht das Publikum vergnügt nach Haus. Und mir iſt es eben ſo gegangen. In Deutſchland müßte man vor Langeweile umkommen, wenn einem ſo was vorgeſpielt würde.

Zum Schluß muß ich Dir noch ſchreiben, wie ſich alle Theater beeifern, Gelegenheitsſtücke vorzuführen, in denen ein vive le roi angebracht werden kann. Da nun aber die franzöſiſche Geſchichte ziemlich arm an edlen Königen iſt, ſo fällt alles über Henri IV. her, der jetzt unter allen möglichen Formen, auf allen möglichen Bühnen herumwandeln muß. Da giebt es la partie de chasse de Henri IV., Henri et d'Aubigny, le souper de Henri IV. ou la dinde en pal, ja ſogar le dessert de Henri IV. In all dieſen Stücken ſind Lieder angebracht zum Lobe der Könige, der „souverains legitimes“, die dann möglichſt beklatſcht werden. Doch war kein Applaudiſſement ſo ſtark, wie bei den oben erwähnten Worten Talma's.

Von Bekannten hab' ich hier noch Dönhoff, Salpius und Serre, den Vater, geſprochen.

Paris, den 30. April 1814.

Die Bauten und Arbeiten, die Napoleon theils hat vornehmen laſſen, theils vornehmen wollte, grenzen wirklich an das Rieſenhafte. Auf dem Platz, wo die Baſtille ſtand, ſollte ein Elephant von Bronce, zwölf Mal größer als ein natürlicher, zu ſtehen kommen. Blos um das Modell arbeiten zu können, hat man ein thurmähnliches Gebäude aufführen müſſen. Dieſer Elephant ſollte über den projektirten Ourcq-Kanal geſtellt werden, ſo daß die Schiffe unter ihm weggingen, bei welcher Aufſtellung er zugleich als Proſpect der ebenfalls neu edirten rue imperiale gedient haben würde. Die Herſtellung dieſer neuen Straße wurde, weil alte Häuſer niedergeriſſen werden mußten, auf 14 Millionen Francs berechnet.

Ich gehe gern ins Theater, aber es wird einem faſt zuwider, weil immer nur Gelegenheitsſtücke gegeben werden, in denen man bei jeder paſſenden oder nicht paſſenden Strophe wüthend applaudirt. Jedes der verſchiedenen Theater hat ſich, wie ich Dir ſchon ſchrieb, ein von Henri quatre handelndes Stück angeſchafft, das nun jeden Abend zur Aufführung kommt. Die Stimmung des Volks zeigt ſich dabei in einem ſehr grellen Lichte. Der Kaiſer von Rußland glänzt vor allen anderen Fürſten und wird faſt als der einzige angeſehen, der etwas zu ſagen habe. Dazu kommt noch, daß ſein Name ſich in Gedichten gut anbringen läßt, wohingegen Frederic Guillaume und François in keinem Couplet recht reimen wollen, ſo ſehr ſich auch die Dichter abarbeiten, ſolche Reime zu finden.

Paris, den 8. Mai 1814.

Paris enthält jetzt ſo viele merkwürdige Männer, wie wohl nie zuvor. Außer den Monarchen iſt faſt die ganze engliſche Generalität hier, Lord Wellington an der Spitze. Ich habe dieſen merkwürdigen Mann in der Oper geſehen. Schade war es, daß er in einer dunklen Loge ſaß und ſich, um einiger engliſchen Damen willen, faſt wie in einen Winkel geſetzt hatte, ſo daß ich mir ſeine Geſichtszüge nicht recht einprägen konnte. Nur ſoviel ſah ich, daß ihm keines der mir in Berlin bekannt gewordenen Gemälde glich. Er iſt hager und ſein Geſicht länglich; außerdem aber ſchien mir etwas ganz unengliſch Anſpruchloſes darin zu liegen, was ihn mir noch lieber machte.

Der Einzug Ludwig's XVIII. iſt am vorigen Dienſtag in Scene gegangen. Wegen der Kürze der Zeit hatte man nicht viel Anſtalten zu ſeinem Empfange treffen können; auf dem Pont neuf indeſſen war die Statue Heinrich's IV. vorläufig in Holz aufgerichtet worden und von den Thürmen wehten weiße Fahnen mit darin eingeſtickten Lilien. Das Thor von St. Denis, durch das er einzog, war mit Tapeten aus der Gobelin-Manufaktur behangen. Ich ging in den Faubourg und ſtellte mich auf ein zum Zuſchauen erbautes Gerüſt. Alsbald erſchien der König. Er war faſt mehr von Nationalgarden als von franzöſiſchen Truppen begleitet, und weil der Zug, des Gedränges halber, oft ſtopfte, hatt' ich Gelegenheit, Seine Majeſtät mit aller Muße zu betrachten. Gerade vor unſerem Gerüſt mußt' er faſt eine Viertelſtunde halten, eh der Weg durch das Thor offen war. Nach den Gemälden Ludwig's XVI. zu urtheilen, hat er viel Aehnlichkeit mit ſeinem unglücklichen Bruder. Die Nationalgarden riefen vive le roi, die Truppen aber marſchirten ſtumm vor über. Beſonders die Garden. Ein verbiſſener Ingrimm war in die Geſichter der alten Grenadiers eingezeichnet.

Vor einigen Tagen traf ich im Theater mit einem Herrn in einer Loge zuſammen, den ich anfänglich für einen Deutſchen oder Holländer hielt, bis ich durch ihn erfuhr, daß er Beſitzungen in Anjou habe und jetzt als Depütirter hier ſei. Weiter hin erzählte er mir, er habe ſeit 3 Monaten weder Abgaben bezahlt, noch ſeien Rekruten eingezogen worden. Es habe ſich nämlich in Anjou, Maine und der Vendée eine ſtarke Partei organiſirt, deren Mitglieder, mit der weißen Kokarde am Hut, das Land durchzögen und die Polizeibeamten, die die Steuern und die Conſcribirten einziehen wollten, einfach wegjagten. Es ſeien zwar zweitauſend Gensdarmes ſammt Kavallerie von der ſpaniſchen Armee heranbeordert und mit Herſtellung der „Ordnung“ beauftragt worden, einige Deputirte hätten aber dem Präfekten rundweg erklärt, daß er die Gensdarmes wieder fortſchicken müſſe, widrigenfalls ſie wahrſcheinlich todtgeſchlagen würden. Und das ſei denn auch befolgt worden. Inzwiſchen habe die königliche Sache geſiegt, und Alles ſei wieder ruhig.

Paris, den 14. Mai 1814.

Ich habe neuerdings Graf Eberhard Dankelmann hier kennen gelernt. Er will nach London und hat mich aufgefordert, mich ihm anzuſchließen. In Vorausſicht Deiner Zuſtimmung werd' ich es thun. Die Reiſe macht ſich leicht; in drei Tagen bin ich dort und gedenke mich anderthalb Wochen daſelbſt aufzuhalten, in welcher Zeit ſich ſchon Einiges ſehen läßt. Graf Dankelmann geht von London aus nach Gothenburg, und von Gothenburg auf ſeine Güter in Livland, ich aber gedenke das Packetboot zu benutzen, das von Harwich auf Amſterdam fährt und werde von dort aus einen Abſtecher nach Diersforth zu Onkel Wylich machen.

⁂

Karl v. Hertefeld hatte ſich entſchloſſen, in Geſellſchaft von Graf Eberhard Dankelmann, einen Abſtecher nach London zu machen und führte dieſen Entſchluß auch aus. Er berichtete darüber nach Liebenberg hin.

London, den 30. Mai 1815.

Erſt am 25. konnten wir von Boulogne abſegeln, weil ſich das Schiff bis dahin durch widrigen Wind im Hafen zurückgehalten ſah. Genannten Tages aber wurden wir eilig an Bord gerufen und kamen glücklich aus dem Hafen heraus. Anfangs beluſtigte mich dies nie geſehene Schauſpiel außerordentlich. Bald indeſſen wurd' es anders und die Nacht zählt zu den unangenehmſten, die ich je zugebracht habe. Die Cajüte war nur klein, und in dieſem engen Raume lagen, wie Kraut und Rüben durcheinander, zehn, zwölf Menſchen, die alle mehr oder minder ſeekrank waren. Dabei macht einen das Uebel ſo träge, daß man ſich nicht überwinden kann aufzuſtehen und den einmal eingenommenen Platz, um eines beſſeren willen, zu wechſeln.

Am andern Morgen wollten wir mit der Poſtkutſche nach London; da jedoch drei Paquetboote ſchon vor uns in Dover angekommen waren, ſo waren alle Inſide-Plätze beſetzt. Die „Outſide“ hat ſich aber ſeit Moritz Zeiten ſehr verändert. Seine Beſchreibung paßt gar nicht mehr, und ich kann füglich verſichern, in Deutſchland mit Extrapoſt nicht angenehmer gefahren zu ſein. Freilich mag ſehr viel von der Geſellſchaft abhängen, mit der man reiſt. Wir haben es hierin glücklich getroffen. Unſere Reiſegeſellſchafter waren Gentlemen, die, wie wir, von Paris kamen und meiſtens etwas franzöſiſch ſprachen. In Canterbury, wo gefrühſtückt wurde, machten wir Bekanntſchaft und fanden in ihnen ebenſo höfliche wie zuvorkommende Leute. Die Gegend, durch die wir fuhren, war herrlich, und in den Dörfern hatten die Pachterwohnungen Spiegelſcheiben.

Auf dem Wege von Canterbury nach Rocheſter ſahen wir die ruſſiſche Flotte vor Anker liegen. In Rocheſter ſelbſt wurde dinirt, verſteht ſich ganz auf engliſche Art. Wir bekamen erſt vortrefflichen Fiſch, dann köſtliche Beefſtakes und danach einen kleinen Pudding. Den Beſchluß machte ein ungeheures Stück Käſe. Man erhält hier weniger Gerichte als in Frankreich, aber alle ſind vortrefflich zubereitet und die Portionen koloſſal. In Gadshill hielten wir vor einem Wirthshaus, auf deſſen Schilde wir Sir John Falſtaff erkannten, der von Poins und dem Prinzen abgeprügelt wird. Eine halbe Stunde ſpäter erſchien St. Paul am Horizont, und ehe die Dämmerung einfiel, ging es über die Weſtminſter-Brücke, an Whitehall vorbei, nach Charing cross, wo die Poſtkutſche hielt. Und nun nahm uns ein Miethswagen auf und bracht' uns nach dem Hôtel Bauer in Leiceſter-Square.

London, den 5. Juni 1814.

Ich bin nun eine Woche hier und habe mancherlei beobachtet. Was einem in dieſer ungeheuren Stadt am meiſten auffällt, iſt, daß Alles ohne Soldaten, Gensdarmen und Polizeibeamten in Ordnung gehalten wird. Des Abends bei den Theatern, wo zuweilen Hunderte von Wagen ſtehen, entwickelt ſich das Gewirre ſo ruhig, daß man darüber erſtaunt. Die Fußgänger verhalten ſich ebenfalls ganz paſſiv. Da die Trottoirs, und zwar gerad' in den lebhafteren Straßen, nur ſchmal ſind, ſo kommt es vor, daß man derb geſtoßen wird und zur Schadloshaltung wieder Andere ſtößt; dies wundert aber Niemanden und noch weniger fällt es ihnen ein, mit einem „Pardon“ um Verzeihung zu bitten.

Die Theater ſind hier prächtig, beſonders das von Drurylane; Alles blinkt in dem Hauſe von Vergoldung, Spiegel und Bronce. Die Schauſpieler gefallen mir aber in Coventgarden beſſer. Ich habe dort den Hamlet und Othello geſehen, und obwohl ich nichts davon verſtand, machten dieſe Vorſtellungen doch einen bei weitem tieferen Eindruck auf mich, als die Phèdre und Semiramis im Theatre français.

Von Merkwürdigkeiten hab' ich bis jetzt nur die Weſtminſter-Abtei, den Tower, St. Pauls und einige unbedeutendere Sachen geſehen. Was mir im Tower am meiſten imponirte, war die coloſſale Menge von Gewehren. Der Führer ſagte mir, daß 800,000 da wären, und ich glaube nicht, daß er übertrieben hat. Denn außer denen, die aufgeſtellt ſind, war noch ein Saal, etwa in Größe einer kleinen Reitbahn, ganz mit Kiſten angefüllt, in denen ſich eingepackte Gewehre befanden, alle beſtimmt, nach Deutſchland und Spanien abzugehen. Es ſollen, nach der Ausſage des Führers, 8000 Stück wöchentlich verfertigt werden. Von ſolchen Fabriken hat man doch, außer in England, gar keinen Begriff.

Es werden hier ſeit einigen Tagen große Anſtalten zur „Illumination“ und andern Feſtlichkeiten gemacht, die beim Empfange des Kaiſers und Königs in Scene gehen ſollen. In welchem Rufe hier Blücher ſteht, iſt unbeſchreiblich. Sein Empfang wird gewiß ebenſo glänzend ſein, wie der der Monarchen und vielleicht noch glänzender, denn auf einem arrangirten Diner hat man die Geſundheit unſres Königs auf folgende Art getrunken: „Gentlemen. I propose three cheers for the master of old Blücher!“ Uebermorgen werden alle die „hohen Fremden“, wie ſie hier genannt werden, erwartet, und wenn ein Einzug ſtattfindet, werden gewiß viele Menſchen erdrückt werden.

Noch habe ich Dir zu ſchreiben vergeſſen, daß ein Engländer, der mit uns von Boulogne nach London reiſte, ſowohl Graf Dankelmann wie mich zu einer Abendgeſellſchaft auf übermorgen gebeten hat. Das iſt mir ſehr intereſſant, und ich werde hingehen.

London, den 12. Juni 1814.

Der Engländer, der uns zum Thee gebeten hatte, hieß Mr. Twigg. Da mehrere Perſonen in der Geſellſchaft franzöſiſch ſprachen, ſo konnte ich an ihrer Unterhaltung theilnehmen. Gegen 11 Uhr wurden Eis und Madeira-Wein präſentirt, und darauf nach einem Fortepiano getanzt. Doch muß ich offen bekennen, in meinem Leben nichts Ungeſchickteres geſehen zu haben. Der Tanz war eine Art von Ecoſſaiſe, blieb den ganzen Abend in Permanenz und wechſelte blos die Touren. Ungefähr um 1 Uhr trennte ſich die Geſellſchaft.

Ich komme nun zur Ankunft der Monarchen und des Feldmarſchalls Blücher. Der Kaiſer von Rußland und unſer König hatten ſich, durch ein Incognito, dem Jubel der ſpalierbildenden Hunderttauſende zu entziehen gewußt, der alte Blücher aber wurde bei Charing croß erkannt, und wenig fehlte, ſo hätte man ihm die Pferde ausgeſpannt und ihn im Triumph hereingezogen. An jeder ruſſiſchen oder preußiſchen Equipage, die folgte, hatten an 30 oder 40 Menſchen angefaßt, die nun, unter lautem Huzza-Geſchrei, mit dem in ſcharfem Trabe fahrenden Wagen Schritt hielten. Daß bei dieſer Expedition nicht viele gerädert worden ſind, wundert mich außerordentlich.

Tags darauf war Ascott-Rennen. Da die Monarchen und Blücher ihr Erſcheinen zugeſagt hatten, ſo waren alle Poſtchaiſen ſchon am Tage vorher gemiethet worden. Ich war aber ſo glücklich, noch einen Platz zu finden. Vor der Loge, in der Blücher ſaß, ſtand alles unbeweglich, ſo daß die Schiedsrichter und Aufſeher Mühe hatten, für die laufenden Pferde Platz zu machen.

Als bald darauf die Monarchen erſchienen, wurden ſie mit lautem Zuruf empfangen. Das Geſchrei war aber faſt noch ärger, als ſich Blücher zu Pferde ſetzte und die Bahn durchritt. Die Rennpferde waren meiſtens ſehr ſchön, aber ſehr verſchieden von allen anderen Pferden, die mir bis jetzt zu Geſicht gekommen ſind. Selbſt die gewöhnlichen Reitpferde hier, wenn ſie auch noch ſo ſchön ſind, haben keine Aehnlichkeit mit den Rennpferden. Die Hufeiſen der Renner mochten alle vier zuſammen kaum zwei Pfund wiegen. Das Zaumzeug beſtand in einer Trenſe.“

Hiermit ſchließen die Briefe. Bald nachher erfolgte die Heimreiſe, die, mit Benutzung der Mail, über Colcheſter nach Harwich, und von Harwich aus, auf dem Packetboote, bis Rotterdam ging. In Diersforth, bei „Onkel Wylich“, wurd' eine kurze Raſt genommen, und Mitte Juli war unſer Reiſender wieder zurück. Aus dem geplanten Kriegszuge war eine durch die Zeitverhältniſſe beſonders intereſſante „Cavalier-Tour“ geworden.

* * *

In Bälde nahm Karl v. H. ſeine Studien wieder auf, entſagte dem geſellſchaftlichen Leben und ſteckte, mit der ihm eigenen Aſſiduität, in allerhand phyſikaliſchen und chemiſchen Experimenten, als im März 1815 plötzlich die Nachricht von Haus zu Haus ließ: „Napoleon wieder da“. Zur Bekämpfung des Welt-Störenfrieds ſetzte ſich, wie bekannt, alles unverzüglich in Bewegung und diesmal mit dabei zu ſein, war ein unerläßliches Gebot der Ehre. Selbſt der alte Freiherr enthielt ſich jeden weiteren Widerſpruchs und willigte, wie ſchon erzählt, in den Eintritt des Sohnes bei v. Colomb's 8. Huſaren. Das war im Mai. Mitte des Monats (am 18.) erreichte Karl v. H. ſein zwiſchen Wegeleben und Quedlinburg in Cantonnements-Quartieren liegendes Regiment, und ſchrieb Tages darauf: „Ich bin der 3. Schwadron unter Rittmeiſter v. Zychlinski zugetheilt worden, was mir außerordentlich lieb iſt. Denn in die Depot-Schwadron geſteckt zu werden, was doch immerhin möglich war, wäre das Non plus ultra von Unannehmlichkeit für mich geweſen. Ich befinde mich wohl und Jochen (der Reitknecht, den ihm der Alte mitgegeben) benimmt ſich ſo geſchickt, als ob er ſchon jahrelang gedient hätte.“ Gleich danach erfolgte der Aufbruch. Am 23. war man in Goslar, am 30. in Caſſel und zwei Tage ſpäter in Fritzlar. „Ich bin von der 3. Schwadron des Rittmeiſters v. Zychlinski zur 1. Schwadron des Rittmeiſters v. Loën verſetzt worden, der ſehr höflich gegen uns Volontairs iſt, womit ſich v. Zychlinski nicht aufhielt. Ebenſo iſt Major v. Colomb von großer Freundlichkeit gegen uns. In Caſſel trat er in einen Gaſthof, in dem wir ſaßen, ſetzte ſich zu uns und aß mit uns. Das hätten nicht viele Regiments-Commandeure gethan. Wenn Du ſchreibſt, ſo ſchreibe blos: „An den Volontair v. Hertefeld, im Huſaren-Regiment No. 8., IV. Armee-Corps, Kavallerie-Diviſion Prinz Wilhelm von Preußen.“ Unter dieſer Adreſſe treffen mich alle Sendungen am ſicherſten.“

Am 10. Juni war das Regiment in Köln, am 12. in Aachen und am 15. in Viſet an der Maas. „Es geht nun an den Feind. Er iſt ganz nah . .“ Ein Signal unterbrach ihn hier, und die nächsten Zeilen (vom 24.) ſind bereits ſechs Tage nach Waterloo geſchrieben. „Früh am 16. brachen wir auf und marſchirten in einem fort, bis wir am 17. Abends zur Armee ſtießen und in einem aufgeweichten Boden bivouakirten. Am andern Morgen (18.) defilirte die Infanterie an uns vorbei. Gegen Mittag ſetzten wir uns ebenfalls in Marſch, und nicht lange, ſo hörten wir eine Kanonade, die beſtändig wuchs. Es wurde uns etwas ſchwül. Dann aber hieß es Trab, und eine kleine Weile noch, ſo lag das Schlachtfeld vor uns und die Kugeln pfiffen uns um die Ohren. Eine weitläuftige Beſchreibung der Schlacht wirſt Du von mir nicht verlangen; ich weiß auch nur, wie's auf dem Flecke zugegangen iſt, auf dem wir ſtanden. Wir mußten anfänglich zwei Batterien decken und abwechſelnd Bewegungen nach rechts und links machen. Alles im heftigſten Kanonenfeuer. Plötzlich ging es im Trabe vorwärts und zwar in ſolcher Eile, daß gar nicht einmal Regiment formirt wurde, ſondern jede Schwadron für ſich blieb. Eine kleine Anhöhe hatten wir vor uns. Als wir da hinauf kamen, ſtanden franzöſiſche Lanciers vor uns, und nun gings drauf los. Aber ehe wir noch heran waren, machten ſie Kehrt, und nun ging es munter hinterher. Ich ſetzte einem Offizier nach und ſtach ihn in den Rücken, in demſelben Augenblick aber hieb ihn unſer Wachtmeiſter übers Geſicht, ſo daß er gleich herunter ſtürzte. So ging es noch eine Strecke weiter, bis wir in Infanteriefeuer kamen und nun unſererſeits Kehrt machten. In einiger Entfernung raillirten wir uns wieder, kamen aber nicht mehr zur Attaque und blieben nur immer einem ſtarken Kanonenfeuer ausgeſetzt. Gegen Abend rückten, rechts von uns, ungeheure Truppenmaſſen in die Front. Es war die engliſche Armee; der Sieg war unſer. Wir verfolgten den Feind noch eine Strecke, kamen aber nicht an ihn, weil andere Regimenter vor uns waren.

Im Ganzen genommen hat die Gefahr keinen großen Eindruck auf mich gemacht und iſt geringer, als ich geglaubt habe. Wir ſind am ſtärkſten mit vorgeweſen, und doch hat unſre Schwadron nur 32 todte und verwundete Pferde und Menſchen.

Seit dem Schlachtage ſind wir, ohne weiteres Gefecht, bis hierher (St. Germain bei Guiſe) vorgerückt. Die Franzoſen laufen, wo wir hinkommen. Bei Laon aber ſollen ſie ſich ernſtlich widerſetzt haben. Geſtern war ich auf Feldwacht. Die Einwohner kamen aus Guiſe heraus und ſagten uns, die Thore ſeien offen. Wir ritten nun vor, ohne zu bedenken, daß ein feſtes Schloß neben der Stadt gelegen iſt. Ein Glück, daß die Franzoſen friedlich geſinnt waren, ſonſt hätte man uns unangenehm begrüßen können. So wurde eine Zeit lang unterhandelt, bis wir ſchließlich mit langer Naſe abziehen mußten. Die längſte aber kriegte der Offizier, der uns geführt hatte.

Rambouillet, den 12. Juli 1815.

Verzeih, daß ich ſo ſpät erſt wieder ſchreibe. Aber obſchon wir ſeit dem 18. v. M. immer nur unbedeutende Gefechte gehabt haben, ſo hatten wir doch beſtändig die Vorpoſten. Unſer Marſch ging bei Compiègne vorbei nach Creil an der Oiſe, wo wir zunächſt die Brücke forcirten und dann über Senlis weiter vorrückten. Den zweiten Tag nach dem Uebergang über die Oiſe kamen wir Paris ſo nahe, daß wir deutlich die vergoldete Kuppel der Invaliden und das Pantheon unterſcheiden konnten. Wir hungerten ſehr und es wurde mir ſchwer, mir die gut beſetzte Tafel im Palais royal aus dem Gedächtniß zu bringen. In einem Nachtmarſche ging es dann bis vor St. Germain en laye, deſſen Seinebrücke durch zwei uns begleitende Infanterie-Bataillone genommen wurde. Der Tag darauf war der Unglückstag, an dem ſich die Brandenburgiſchen und Pommerſchen Huſaren in Verſailles überfallen ſahen und ſo ſchwere Verluſte hatten. In Verſailles, wo wir bald danach einrückten, um den Rücken der Armee zu decken, empfingen wir die Nachricht von der Capitulation von Paris und dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand. Vorgeſtern ſind wir hier in Rambouillet eingetroffen und in die königlichen Ställe einquartiert worden.

Zum erſten Male wieder, nach langer Zeit, durften wir abſatteln.

Indem ich dies ſchreibe, kommt Marſchbefehl. Einige ſagen, es ginge nach Chartres.

Mit Jochen Schulz bin ich außerordentlich zufrieden; ich glaube ſchwerlich, daß ich einen beſſeren Menſchen hätte finden können.

Blois, den 13. Auguſt 1815.

Ueber Chateau Reynaud ſind wir hierher marſchirt. Die Franzoſen ſtehen in der Vorſtadt, am anderen Ufer der Loire, und wir verkehren mit ihnen. Am Geburtstage des Königs, 3. Auguſt, gaben unſere Offiziere eine große Fete, zu der auch die franzöſiſchen Stabsoffiziere geladen wurden. Sonſt leben wir hier langweilig und bringen die Zeit mit Paraden und Exerciren hin. Mit Jochen Schulz, der ſich ſehr wohl befindet, bin ich nach wie vor zufrieden. Die Schlacht hat er nicht mitgemacht, weil ſein Pferd gedrückt war, in Folge deſſen er bei der Bagage zurückbleiben mußte. Bei Creil holte er mich wieder ein, fand aber keine Gelegenheit mehr zu Heldenthaten.

Paris, den 25. Auguſt 1815.

Mit dem unausſprechlichſten Vergnügen benachrichtige ich Dich, daß ich durch verſchiedene Zufälle nach Paris gekommen bin. Hier wandt' ich mich ſofort an den Grafen Anton Stollberg, und Prinz Wilhelm war ſo gnädig, mir den Urlaub, um den ich bat, ohne Weiteres zu bewilligen. Ich bin alſo jetzt frei und hoffe noch vor dem 1. Oktober in Liebenberg zu ſein. Jochen Schulz hab' ich leider nicht los machen können; er muß beim Regimente bleiben, bis alle Freiwilligen entlaſſen werden.

Hier in Paris iſt jetzt Alles viel ruhiger als im vorigen Jahre. Aus der Gemälde- bez. Antikengalerie ſind ſchon viele Stücke weggenommen und eingepackt worden, beſonders unſererſeits. Mir thut es leid, daß man die herrliche Sammlung zerſtückelt. Es ſind halbe Maßregeln. Wollte man dieſe Schätze den Franzoſen nicht laſſen, ſo mußte man alles fortſchaffen und es an irgend einem andern zweckmäßigen

Orte aufſtellen. So ſchadet es nur der Kunſt und bringt uns keinen Vortheil.

Es ſcheint faſt, als ob den Pariſern das Recht, über ihre Sieger zu lachen, nicht genommen werden kann. Unter dem Titel: „Costumes des armées des alliés en 1814" verkaufen ſie die leider nur zu paſſenden Karrikaturen ruſſiſcher, preußiſcher und engliſcher Offiziere. Vorzüglich ſchön haben ſie den ruſſo-preußiſchen Geſchmack, alſo den, die Menſchen in eine Wespe zu verwandeln, aufgefaßt. Ich denke einige der beſten dieſer Karrikaturen mitzubringen.

Paris, den 13. September 1815.

Mein Aufenthalt hier hat ſich gegen meinen Willen verzögert. Jetzt aber wo das Geld angekommen iſt, gedenk' ich übermorgen, den 15., abzureiſen. Aus und von Paris kann ich wenig Erfreuliches ſchreiben. Vor ein paar Tagen entſtand im Palais Royal ein Streit zwiſchen franzöſiſchen und alliirten Offizieren und Soldaten. Von Seiten der Franzoſen ließen ſich hauptſächlich Schmähungen und Drohungen auf Preußen hören, obgleich der Zank eigentlich zwiſchen Engländern und Franzoſen entſprungen war. Ueberhaupt iſt der Haß der Franzoſen gegen die Preußen auf's höchſte geſtiegen; Beleidigungen, die von Seiten der Engländer, Ruſſen und Oeſterreicher ausgehen, werden dieſen nicht angerechnet und auf die Preußen geſchoben. Ueberhaupt ſcheint Preußen dem Schickſale „gehaßt zu werden", nicht entgehen zu können. Doch darüber mündlich mehr."

Mit dieſen Zeilen vom 13. September ſchließen die 15er Kriegs- und Reiſebriefe.

* * *

Zu Beginn des Oktobers war Karl v. H. abermals in Berlin und nahm, wie das Jahr zuvor, ſeine ſprach- und naturwiſſenſchaftlichen Studien wieder auf. Aber auch diesmal oft unterbrochen, weil die mit jedem Tage mehr zu Tage tretende Schwäche des Vaters ihn allwöchentlich nach Liebenberg rief. Endlich, am 3. April 1816, erlag der Alte ſeiner langwierigen und ſchmerzhaften Krankheit, und der erſt 21 Jahr alte Sohn übernahm die Güter. Ob ſelbſtſtändig oder zunächſt noch unter Vormundſchaft, erſeh' ich nicht mit Beſtimmtheit aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen.

Dieſe werden überhaupt jetzt ärmer und kärglicher und geſtatten uns ſein Leben nur noch in den Hauptzügen zu verfolgen. Ich gebe daraus das Wichtigſte.

Der große Beſitz, der ihm zugefallen war, vergrößerte ſich noch. 1819 ſtarb der „tolle Vetter von Häſen", 1830 „Onkel Wylich" und die Hinterlaſſenſchaften beider ließen ſeine rheiniſchen und märkiſchen Gütercomplexe nicht unerheblich anwachſen.

Auch ſein Baar-Vermögen wuchs. Am 18. Juni 1821 (Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance) erfolgte ſeine Vermählung mit Emilie Henriette Louiſe Mollard, einer reichen Erbin. Prediger Wilmſen von der Parochialkirche traute das junge Paar.

Einige Jahre ſpäter wurde K. v. H., unter dem Titel „Ritterſchaftsrath", eines der leitenden Mitglieder des mittelmärkiſchen Credit-Inſtituts und fungirte 1839 als Vorſitzender bei der Verſammlung der Deutſchen Land- und Forſtwirthe zu Potsdam.

In noch voller Manneskraft traf ihn die Revolution von 1848, deren Prinzipien er, trotzdem er einem gemäßigten Liberalismus zuneigte, von Anfang an bekämpfte. Nicht nur war er der Erſten einer, die, durch Beiſteuerung bedeutender Mittel, die Kreuzzeitung ins Leben rieſen, er ſchuf auch ſieben Jahre ſpäter (1855) die „Berliner Revue", die die ſeitdem immer einflußreicher gewordene Lehre proclamirte: „daß die ſocialen Inſtitutionen die politiſchen erzeugen und beherrſchen." 1863 trat er von der Revue zurück und betheiligte ſich, von eben dieſer Zeit an, an der Herausgabe der „Jahrbücher für Geſellſchafts- und Staatswiſſenſchaften", deren Entwickelung und Gedeihen er bis zuletzt mit beſonderem Intereſſe verfolgte.

Dieſe ſeine publiciſtiſche Thätigkeit aber ſecundirte nur ſeiner parlamentariſchen. Er war von 1849—52 Mitglied der Erſten, von 1852–61 Mitglied der Zweiten Kammer, und wurde 1864 oder 1865 in das Herrenhaus berufen, an deſſen Sitzungen er bis zu ſeinem Tode theilnahm.

* * *

In Vorſtehendem hab' ich kurz einige Daten gegeben. Ueberblick ich, auf dieſe geſtützt, die Geſammtheit ſeines Lebens, ſo theilt es ſich in zwei ſcharf geſchiedene Hälften: in eine ſportsmänniſch-landwirthſchaftliche bis 1848 und in eine politiſch-parlamentariſche nach 1848. Ueber beide Hälften ein paar Worte noch, auf die Gefahr hin ein oder das andere zu wiederholen.

v. Hertefeld hatte ſchon im Sommer 1814, wie ſich ſeinen aus London mitgetheilten Briefen unſchwer entnehmen läßt, eine Vorliebe für England gefaßt, und trat, als er zwei Jahre ſpäter die Güter übernahm, in intime, durch ſein ganzes Leben hin fortgeführte Beziehungen zu dieſem Lande. Was ihn anzog, iſt im Einzelnen nicht zu ſpecificiren, in Allem erſchien es ihm vorbildlich. Er ſah in England nichts, gleichviel ob es ein Großes oder Kleines, ein Materielles oder Geiſtiges war, in dem er nicht freudig und neidlos eine höhere Culturſtufe begrüßt hätte. Die geſellſchaftliche Form, die Freiheit der Inſtitutionen, die Detailausbildung in Technik und Handwerk, — Alles war beſſer, Alles, vom Stiefel bis zum Hut, von der kleinſten Nadel bis zur größten Maſchine. Zumeiſt aber empfand er dieſen Unterſchied auf dem Gebiete der Agrikultur: Bodenbeſtellung, Ackerbau, Viehzucht, Alles erfolgte nach einem wiſſenſchaftlichen Geſetze, von deſſen Vorhandenſein man im Preußiſchen noch kaum eine Ahnung hatte. Dies wirkte derart auf ihn ein, daß er ſich das Ziel einer allmählichen wirthſchaftlichen Angliſirung ſtellte. Ganz wie Thaer in Moeglin, der ebenfalls durch England angeregt worden war, entſchied er ſich für die neuen Grundſätze der Fruchtfolge, der Kreuzung, und richtete ſeinen Sinn inſonderheit auf Beſſerung des Viehſtandes, auf Veredlung des Pferdes. In letzterer Aufgabe fand er alsbald ſeine höchſte

Befriedigung, und was anfangs nur den Zweck gehabt hatte, der Landwirthſchaft zu dienen, entwickelte ſich mehr und mehr zum Sport. Er begann Vollblutpferde zu trainiren und war unter denen, die die ſeitdem zu ſo großem Flor und Anſehen gekommenen Berliner Rennen in's Leben riefen. Eins derſelben führt noch jetzt den Namen „Hertefeld-Rennen“. Auch kann es als unzweifelhaft gelten, daß er dem Lande durch dieſe mehr als 20jährigen Anſtrengungen erhebliche Dienſte geleiſtet hat. Aber freilich auf ſeine Koſten. Er gab Unſummen hin, ohne jemals, ein paar Ausnahmen abgerechnet, in Folge großer Rennſiege die Rechnung ausgeglichen zu haben.

Es kann nicht überraſchen, daß ſeiner Rennpferde-Paſſion eine verwandte ſportsmänniſche Leidenſchaft entſprach. Er pachtete Haiden und Wälder, um große Jagden abzuhalten: Hetzjagden, Jagden mit der Meute, Treibjagden, zu denen dann aus der Nachbarſchaft, aber mehr noch aus Berlin eine reiche Zahl von Geladenen erſchien: Generale, Miniſter, Prinzen, und als eigentlichſter bien-venu, Profeſſor Franz Krüger, der berühmte Thier- und Schlachtenmaler, der ſein Erſcheinen in jagdlich illuſtrirten Briefen anzumelden pflegte.

So ging es durch Jahrzehnte hin, bis der März 48 einen Strich durch all dies machte. v. Hertefeld gab Wettrennen und Fuchsjagden auf und warf ſich mit gleichem Eifer auf politiſche Dinge. Von der Tribüne her wirken und durch die Macht ſeiner Rede hinreißen zu können, würde den Ehrgeiz ſeines Lebens erſchöpft haben. Aber dies blieb ihm verſagt. Er hatte nicht die Gabe der Rede, geſchweige die Macht derſelben, und mußte ſich damit begnügen, mit der Feder thätig zu ſein.

Er that dies, wie ſchon angedeutet, in den mannigfachſten publiciſtiſchen Organen, abgeſehen von einem ganzen Heer von Broſchüren und Aufſätzen, zu denen er den Anſtoß gab.

Auf ſeiner politiſch-publiciſtiſchen Höhe ſtand er, als er der zweiten Kammer angehörte. Das war von 1852 bis 61. Im erſtgenannten Jahre ließ er Denkſchriften und Promemoria's erſcheinen, die für unſer geſammtes Verfaſſungsleben, inſonderheit aber für die Neugeſtaltung der Erſten Kammer einige Bedeutung gewannen, und wenn ich recht unterrichtet bin, an oberſter Stelle zwar nicht durchweg befolgt, aber doch im Einzelnen zu Rathe gezogen wurden.

„Es deutet Verſchiedenes darauf hin", ſo ſchrieb er in einem dieſer Promemoria's, „daß es Abſicht Sr. Majeſtät und der Staatsregierung iſt, eine fundamentale Umgeſtaltung unſerer jetzigen (1852) Erſten Kammer eintreten zu laſſen. Es läßt ſich auch muthmaßen, auf welche neue Grundlage hin die Umgeſtaltung erfolgen ſoll. Ihre zwei wichtigſten Punkte werden ſein: 1) die jeweilige Ernennung durch Seine Majeſtät und 2) eine erſt zu ſchaffende erbliche Pairie.

Gegen Beides unterhalt' ich Bedenken, und zwar

1) Gegen die Ernennung.

Ernannte Pairs entbehren der Kraft, dem Herrſcher und der Staatsgeſellſchaft eine wirkliche Stütze zu ſein. Dies läßt ſich hiſtoriſch nachweiſen. Es fehlt eine ſtützende Kraft überall da, wo die hiſtoriſche Begründung fehlt. 1848 nahm die Februar-Revolution von den auf Lebenszeit ernannten Pairs Louis Philipps ſo wenig Notiz, daß das ſouveräne Volk (das die Deputirtenkammer doch wenigſtens der Ehre würdigte, ſie durch Gewalt zu beſeitigen) an dem Palais Luxemburg vorüberging. Es blieb unbeſtürmt. Es dachte Niemand an die Pairs.

2) Gegen eine erſt zu ſchaffende erbliche Pairie.

Eine erſt zu ſchaffende „erbliche Pairie" findet in Preußen zwei Hinderniſſe: a. die Ernennung von Pairs, die den Beſitz haben, aber des hiſtoriſchen Hintergrunds vielleicht entbehren; b. die Nicht-Ernennung von Pairs, die den hiſtoriſchen Hintergrund haben, aber eines ausreichenden Groß-Grundbeſitzes entbehren. Es muß das nothwendig, und zwar ganz beſonders in den Stammprovinzen der Monarchie, zur Verletzung der Rittergutsbeſitzer und des in ihnen vertretenen altſtändiſchen Elementes führen. Und nun dies ſtändiſche Element ſelbſt! Es iſt zwar durch eigene wie fremde Schuld tief geſunken, aber es ſteckt noch Lebenskraft darin und kann ſich wieder erholen. Vergleicht man die jetzigen Rittergutsbeſitzer mit ihren Vätern und Großvätern vor 50 Jahren, ſo bemerkt man, daß Güterſchacher, Leichtſinn, Verſchwendung und Bankerott damals viel häufiger waren als jetzt. Einzelne ſind untergegangen, allein der Stand, der im Boden wurzelt, iſt nicht vernichtet."

„Ein anderer Uebelſtand (ſo fährt er fort) iſt der, daß eine lediglich auf Grundbeſitz baſirte „Erbliche Pairie" den Geld-Kapitalbeſitz ausſchließt. Darin liegt aber eine Gefahr. Geld-Kapital iſt unleugbar auch eine Macht, und dieſe Macht zur Oppoſition gegen ein neues Inſtitut herauszufordern, will uns nicht rathſam erſcheinen. Unter allen Umſtänden indeß ſind weder Grundbeſitz noch Geld-Kapital daran gewöhnt, ſich durch einige hervorragende Spitzen, die nur von obenher ernannt, aber nicht durch Nächſt-Intereſſirte gewählt wurden, für vertreten zu erachten. Im Gegentheil, der größere, nicht ernannte Theil würde ſich gegen ein Inſtitut wenden, durch das er ſich erniedrigt glaubt. Sind dieſe Prämiſſen richtig, ſo folgt daraus, daß eine Wahl auch für eine Pairskammer nicht ganz auszuſchließen iſt."

So weit Hertefeld. Auch über den Modus dieſer Wahl verbreitet er ſich im weiteren Verlauf ſeines Promemorias, und wünſcht danach etwa 90 Großgrundbeſitzer und 45 Großkapitaliſten in der erſten Kammer zu ſehen, von denen dieſe wie jene durch eine mindeſtens dreißigfache Zahl ihrer eigenen Gruppe gewählt ſein müſſen.

Es iſt auf dieſe ſeine Vorſchläge, wenigſtens direkt, nicht eingegangen worden und, wie hinzugeſetzt werden muß, glücklicherweiſe nicht. Er verſah es nämlich in einem wichtigen Punkte, darin, daß er „Groß-Grundbeſitz" und „hiſtoriſchen Hintergrund" als halbe, ja der Mehrzahl der Fälle nach als ganze Gegenſätze faßte. Dieſer Gegenſatz fiel aber theils fort, theils wurd' er umgangen.

Um es zu wiederholen, er drang nicht durch. Unter allen Umſtänden aber zeigen Denkſchriften wie dieſe, mit welchem Ernſt und welch hiſtoriſcher Sachkenntniß er an die großen Tagesfragen herantrat. Und namentlich dies letztere verdient hervorgehoben zu werden. Er war von einer außerordentlichen Informirtheit, und ſo wenig glänzend ſein erſter Schulgang unter Magiſter Greifs Leitung geweſen ſein mochte, ſo hervorragend war nichtsdeſtoweniger ſein Wiſſen, ganz beſonders die Menge ſeines Wiſſens. Er gehörte zu jenen Glücklichen, denen alles, was ſie ſehen und hören, auf immer im Gedächtniß bleibt. Außerdem aber war er von einer wahren Leſeleidenſchaft ergriffen, und nichts erſchien, und wenn es das ſcheinbar Weitabliegendſte geweſen wäre, von dem er nicht Notiz genommen hätte. So kam es, daß er, mit den verſchiedenſten Künſtlern und Gelehrten bekannt und befreundet, mit jedem in ſeiner Sprache zu reden vermochte. Selbſt mit Philologen. Er war „in allen Sätteln gerecht“ und doch weder rechthaberiſch, noch ſtreitſüchtig, noch prätenſiös. Es lag vielmehr umgekehrt in ſeiner Natur, immer die liebenswürdigſten Formen zu wahren, und zwar einerſeits weil er humoriſtiſch, andrerſeits weil er ohne Wiſſens-Ueberſchätzung war. Es galt ihm viel, aber es bedeutete ihm nie die Hauptſache.

Seine glänzendſte Seite war ſeine Wohlthätigkeit. Er beſaß einen wahren Helfe-Drang und half im Großen und Kleinen. Unter Andrem rührt die Beſtimmung von ihm her, daß alle Tagelöhner auf ſeinen Beſitzungen Anſpruch auf freien Doktor und freie Medicin haben, in Folge deſſen ein unglaublicher Medicin-Conſum in Liebenberg und Umgegend eingeriſſen iſt.

Als er ſtarb, fanden ſich neben vielen andern Legaten auch 30,000 Thaler vor, aus denen, unter allmähliger Heranziehung „ausſtehender Gelder“, ein Stiftungsfond, einerſeits zu Dotirung alter Liebenberger Beamten, andrerſeits zur Unterſtützung augenblicklich in Bedrängniß gerathener Familienmitglieder gebildet werden ſollte. Dieſe „Heranziehung ausſtehender Gelder“ geſchah, und wenige Jahre ſpäter war, mit Hilfe derſelben, der urſprüngliche 30 000 Thaler-Fond auf 100 000 Thaler angewachſen, was, bei dem natürlichen

Hange der Menſchen, ſich ihrer eingegangenen Verpflichtungen nicht zu erinnern, einen Maßſtab dafür abgeben mag, welche Höhe der Stiftungsfond eigentlich hätte gewinnen müſſen. Der alte Hertefeld half nämlich immer „auf Wort“ und nahm es nie genau mit der Ausſtellung von Schuldſcheinen.

In den letzten Jahren ſeines Lebens ſchritt er zur Gründung eines Familien-Fidei-Commiſſes, auf deſſen nähere Feſtſetzungen ich an anderer Stelle zurückkomme.

Den 17. Februar 1867 ſtarb er.*) Aus dem Templinſchen und Ruppinſchen und nicht zum wenigſten aus der Hauptſtadt ſelbſt, waren am Begräbnißtage viele Hunderte zur Erweiſung der letzten Ehre herbeigekommen, an ihrer Spitze die Kriegervereine von Zehdenick und Oranienburg, und hatten, vom Schloß bis zur Kirche hin, Spalier gebildet. An der Spitze des Zuges ſchritten ſieben Geiſtliche, von denen der Zehdenickſche die Trauerrede hielt. Er gedachte des Verſtorbenen als eines treuen Patrioten, eines Vaters ſeiner Untergebenen, eines immer bereiten Helfers der Armen, Wittwen und Waiſen. Und dabei hob er unter großer Bewegung aller derer, die die Gruft umſtanden, hervor, daß er, als er dem nun in Gott ruhenden in ſeiner letzten Lebensſtunde noch eine Wittwe zur Unterſtützung empfohlen habe, nicht nur der altgewohnten Herzensgüte, ſondern auch noch dem ſchönen und chriſtlichen Worte begegnet ſei: „Machen wir's gleich, Paſtor; ich habe nicht viel Zeit mehr zu verlieren.“ Und ſo ſei ſein letztes irdiſches Thun jenes Wohlthun geweſen, das überhaupt ſein Leben ausgemacht habe.

---

*) Nach einer mir gewordenen Zuſchrift muß es heißen: „den 27. Februar“. Ich laſſe dieſe Zuſchrift, die mir auch nach andrer Seite hin bemerkenswerth erſcheint, hier folgen. „Dieſer Karl v. Hertefeld (ſo heißt es darin) ſtarb am ſiebenundzwanzigſten Februar 1867 und wurde den 3. März in dem am Oſtgiebel der Kirche befindlichen Familiengewölbe beigeſetzt. Die letzten, von ihm geſchriebenen Zeilen, aus der Nacht vom 25. zum 26. Februar ſind an mich gerichtet, und ich bewahre dieſelben als einen Schatz. Ebenſo werd' ich den Sterbetag des von mir hochverehrten Herrn v. H., deſſen Beamter ich von 1843 an bis zu ſeinem Tode war, immer als einen Trauertag anſehen. Ottermann, Rechnungsführer; Priemern bei Seehauſen in der Altmark.“ — Es hat etwas Erquickliches dergleichen zu leſen, weil es Zeugniß ablegt, von einem in unſren alten Provinzen immer noch vorhandenen geſunden Sinn, der ſich freimüthig zu Dank bekennt, und die Ordnungen Gottes als das hinnehmend, was ſie ſind, auf Nivellirung und „Egalité“ verzichtet. Jeder iſt was an der Stelle wo er iſt, wenn er überhaupt was iſt. Beſcheidenheit und Demuth hindern keinen.

So der Geiſtliche.

Danach aber trugen ſie den zinnernen Sarg, den man oben nach Sitte des vorigen Jahrhunderts, eine Glasplatte gegeben, in die Gruft, und ſetzten ihn an die Seite ſeiner ihm im Tode voraufgegangenen Gattin.

Und damit war der letzte Sproß des alten Cleviſchen Geſchlechts, der Hertefeld's zu ſeinen Vätern verſammelt!

5. Kapitel.

Liebenberg unter den Eulenburgs von 1867 bis jetzt.

Am 27. Februar 1867 war Karl v. Hertefeld geſtorben und in Gemäßheit einer vorher feſtgeſetzten Erb- oder Succeſſions-Ordnung folgten im Beſitze von Liebenberg die Eulenburg's. In dieſer Succeſſions-Ordnung aber hieß es: „Das von mir unterm 3. November 1866 geſtiftete Fideicommiß fällt zunächſt an meine Großnichte Alexandrine Freiin v. Rothkirch, ſeit 1848 vermählt mit dem Grafen Philipp zu Eulenburg, zur Zeit (1866) Major im 3. Ulanen-Regiment zu Potsdam. Danach aber an den älteſten Sohn dieſer Ehe, den Grafen Philipp zu Eulenburg den jüngeren, geb. 1847, zur Zeit Lieutenant im Regiment Garde du Corps. Da mein Geſchlecht und Name mit meinem Ableben erliſcht, ſo ſtell' ich anheim, ob die Beſitzer dieſes von mir geſtifteten Fideicommiſſes ihrem eigenen Namen den Namen Hertefeld beifügen wollen oder nicht."

Friedrich Leopold v. Hertefeld

Alexandrine v. H., geb. 1774; Karl v. H., geb. 1794
verm. m. Graf Dankelmann 1792. (Letzter Hertefeld).

Luiſe, Comteſſe Dankelmann,
geb. 1801;
verm. m. Baron Rothkirch 1821.

Eliſe v. R., geb. 1822; Alexandrine v. R., geb. 1824.
Clara v. R., geb. 1828; Antoinette v. R., geb. 1830.

Dieſe vier Baroneſſen Rothkirch waren alſo Enkelinnen von **Alexandrine** v. Hertefeld (geb. 1774) und Großnichten von **Karl** v. H. des „letzten Hertefeld“. An ſie kam das Erbe, und zwar an die **zweite** Schweſter Alexandrine, vermählt mit Philipp Graf **Eulenburg**. Auch die drei andern Schweſtern vermählten ſich: **Eliſe** mit dem öſterreichiſchen Baron Diller, Adjutanten des Feldmarſchalls Heß, **Clara** mit dem Baron v. Eſebeck, Major im Garde-Füſilier-Regiment, und **Antoinette** mit dem Grafen von Montault zu Paris. Alle drei ſind jetzt verwittwet.

Es war hiernach Liebenberg, als Frauenerbe, an die bis dahin ausſchließlich in Oſtpreußen begüterte Familie der **Eulenburg's** übergegangen.

* * *

Die **Eulenburg's**, ein uraltes meißniſches Geſchlecht, das ſich nach der jetzigen Stadt Eilenburg an der Mulde (zwei Meilen von Leipzig) die „Ileburgs“ nannte, leitet ſeinen Urſprung von den Wettiner Burggrafen ab. Otto v. Ileburg, geſt. 1234, Herr und Vogt der Herrſchaft Eilenburg, auch im Saalkreiſe begütert, war, nach alter, inzwiſchen hiſtoriſch beſtätigter Tradition des Hauſes, ein Enkel des Burggrafen Ulrich v. Wettin. Etwa hundert und funfzig Jahre nach dem Tode jenes Otto von J. hatte das Geſchlecht den Höhepunkt ſeiner Macht und ſeines Beſitzes erreicht, welcher letztere 250 Rittergüter und mehr als 20 Städte, meiſt in Lauſitz und Sachſen gelegen, umfaßte. Es waren: Eilenburg, Mühlberg, Liebenwerda, Wahrenbrück, Uebigau, Dahlen, Strehla, Sonnenwalde, Senftenberg, Kalau, Lübbenau, Forſte, Finſterwalde, Drebkau, Lieberoſe, Muskau, Ruland, Hoyerswerda, Zoſſen. Dazu in Böhmen: Elbogen, Klöſterle, Bürgſtein und Drum.

Um eben dieſe Zeit war es auch, daß die „Ileburgs“ in nähere Beziehungen zum Deutſchen Orden traten. Einer von ihnen, Botho der Jüngere, focht in der Schlacht bei Tannenberg, 1410, und ward, in Anerkennung ſeiner dabei geleiſteten Dienſte, mit dem Gute Sickau, Kreis Schwetz in

Weſtpreußen, belehnt. Aber dieſer Beſitz war ein blos vorübergehender. Schon in der zweitfolgenden Generation erloſch der weſtpreußiſche Zweig wieder und an Stelle deſſelben trat Wend v. E., der dem Orden in der Eigenſchaft eines Söldnerhauptmanns gedient, als nunmehriger Stammvater aller oſtpreußiſchen Linien. Es ſind dies zur Zeit drei: die Gallingenſche, die Leuneburg-Praſſenſche und die Wickenſche Linie, von denen die Gallingenſche die älteſte, die Leuneburg-Praſſenſche die begütertſte iſt. Ein vierter Zweig iſt neuerdings (1867), eben durch Antritt des großen Hertefeld'ſchen Erbes, in unſre Mark verpflanzt worden und repräſentirt ſeitdem eine neue, brandenburgiſche Linie des alten oſtpreußiſchen Hauſes.

Ein Blick auf die Geſchichte dieſes Hauſes erweiſt auf jeder Seite die hohen Ehren, in denen es durch alle Jahrhunderte hin ſtand, und doch blieb es ihm mit Ausnahme zweier Fälle*) verſagt, ſeinen Namen, über die heimatliche

---

*) Von dieſen zwei Fällen, in denen Angehörige des Hauſes Eulenburg in nähere Beziehungen zu Brandenburg-Hohenzollern traten, gehört der eine Fall dem 15., der andere dem 17. Jahrhundert an. Ueber den erſteren find' ich im Urkundenbuche das Folgende: „1410 wird Wend Herr v. Ileburg zum Hauptmann der ganzen Mark beſtellt; 1411 erhält er das Dorf Kriele (Havelland) zu Lehn und die Lehnsanwartſchaft auf Golzow. Im ſelben Jahre noch ernennt ihn König Siegismund zu ſeinem Botſchafter bei den Ständen der Mark, welche letzteren bald darauf angewieſen werden, ihm, dem Wend von Ileburg, als Unterhauptmann des Burggrafen Friedrich von Nürnberg Gehorſam zu leiſten. Vgl. das Kapitel „Quitzöwel" S. 38. — Der zweite Fall iſt dieſer. Im Juli 1656 (dieſelbe Zeit, in der die 3tägige Schlacht bei Warſchau geſchlagen wurde) wurde der Kammerherr, Geheime Kriegsrath, Oberſt und Chef eines Infanterie-Regiments, Landrath und Landvogt zu Schaken in Oſtpreußen, Jonas Caſimir, Herr zu Eulenburg, ſeitens des Großen Kurfürſten zum außerordentlichen Geſandten beim moskowitiſchen Zaren ernannt. Jonas Caſimir traf im September in Moskau ein und vereinbarte mit dem Zaren ein Freundſchaftsbündniß zwiſchen Rußland und Brandenburg. Er blieb auch noch während des Monats Oktober und beantragte beim Zaren die Beſtrafung des ruſſiſchen außerordentlichen Geſandten für Ungebührlichkeiten, die ſich derſelbe bei der Audienz vor dem Großen Kurfürſten hatte zu Schulden kommen laſſen. (Jonas Caſimir ſtarb 1667. Er war mit einer

Provinz hinaus, in die Geſammt-Geſchichte Brandenburg-Preußens epochemachend eintragen zu können. Erſt die neueſte Zeit ſchuf hierin einen Wandel, aber nun auch in ſo glänzender Weiſe, daß wir bis auf das Siebengeſtirn der Dankelmann's oder doch wenigſtens bis auf das modernere Dreigeſtirn der Manteuffel's zurückgehen müſſen, um einem ähnlichen plötzlichen Aufleuchten zu begegnen.

Unter den zwölf oder dreizehn Eulenburg's**), die den gegenwärtigen Familienbeſtand ausmachen, befinden ſich oder befanden ſich bis ganz vor Kurzem: zwei Miniſter, ein Landtagsmarſchall und Regierungspräſident, ein Hofmarſchall und Vice-Ceremonienmeiſter, ein Stiftshauptmann und ein Pariſer Geſandtſchaftsſecretair. Einer (geſt. 1875) war mit der Gräfin Marie v. Bismarck verlobt und ein Anderer Adjutant beim Prinzen Albrecht von Preußen. Es wird ſich in kaum einem andren Hauſe, für den Augenblick wenigſtens, ein gleiches „in Front ſtehen“ erkennen laſſen.

Aus der Reihe dieſer ihrem Amt und Titel nach aufgeführten Eulenburg's iſt es ausſchließlich der Stiftshauptmann Graf Philipp Eulenburg, auf den ich hier, als auf den Erben und Inhaber der Herteſeld'ſchen Güter (Liebenberg ꝛc.), des Näheren einzugehen habe.

Graf Philipp zu Eulenburg,

Oberſtlieutenant a. D., Stiftshauptmann zu Zehdenick.

Graf Philipp zu Eulenburg wurde den 25. April 1820 in Königsberg in Preußen geboren und trat im Dezember

---

v. Brandt vermählt. Sein Regiment focht mit in der Schlacht bei Warſchau; ſein Bildniß befindet ſich im Schloß in Praſſen.)

**) Es giebt immer nur zwölf oder dreizehn Eulenburg's, in vollkommenem Einklange mit der Familienſage. Nach dieſer trat ein Liliputchen vor die Schloßfrau von Schloß Praſſen und bat um den großen Saal, „weil man eine Hochzeit anrichten wolle“. Der Saal wurd' auch gewährt, und die Hochzeit begann. Als aber die Luſt am höchſten war, erſchien ein Sohn des Hauſes, der von der Verabredung nichts wußte, mitten unter ihnen und ſtörte die Freude des kleinen Volks. Am andern Tage brachte das Liliputchen einen Ring und bedankte ſich für den Saal. Aber ſie ſeien geſtört worden und dafür ſollten nie mehr als dreizehn Eulenburg's am Leben ſein. Der Ring exiſtirt noch und iſt ein mittelgroßer Diamant in einfachſter Faſſung.

1838 in das 3. (Oſtpreußiſche) Küraſſier-Regiment, die ſpäteren Wrangel-Küraſſiere. Das Avancement ging nicht raſch und erſt 1851, nach beinahe dreizehnjährigem Dienſt, ward er Premierlieutenant und Adjutant der 1. Kavallerie-Brigade. Vier Jahre ſpäter (1856) erbat ihn ſich General v. Wrangel ebenfalls als Adjutanten, welchen General er nun auf allen Inſpicirungen in der Mark, ſowie bei den großen Kavallerie-Manövern begleitete. 1860 ſchied er aus dieſer Stellung und wurde bald danach Rittmeiſter und Escadronchef im 3. Garde-Ulanen-Regiment. 1864, bei Beginn des Krieges gegen Dänemark, berief ihn Wrangel ins Hauptquartier, in welchem er nunmehr als Adjutant der Kavallerie fungirte. Wie bei den vorausgehenden Gefechten, ſo war Graf E. auch mit vor Düppel, und hatte (worin er einem ſpeziellen Befehle des General-Feldmarſchalls Folge leiſtete) den Sturm auf Schanze IV. in der weſtfäliſchen Sturmkolonne des Oberſten v. Buddenbrock mitzumachen. Im folgenden Jahre zum Major aufgerückt, nahm er 1866 an dem Kriege gegen Oeſterreich Theil, war mit bei Königgrätz, und ſchied bald danach als Oberſtlieutenant aus dem Dienſt, um die Bewirthſchaftung der ihm, wie mehrfach erwähnt, inzwiſchen als Frauenerbe zugefallenen Güter zu übernehmen. 1869 zum Rechtsritter des Johanniterordens ernannt, ging er 1870, im Dienſte dieſes Ordens, bis vor Paris. 1872 Stiftshauptmann von Zehdenick. Schon unmittelbar nach der Düppeler Affaire mit dem rothen Adlerorden mit Schwertern dekorirt, empfing er 1875 den Hohenzollerſchen Hausorden und 1876 die Kammerherrnwürde. Er iſt, wie ſchon hervorgehoben, der Begründer einer neuen Linie ſeines Hauſes: der Grafen zu Eulenburg in der Mark.

Im Weſentlichen ſind dieſe kurzen Angaben einem vom Geheimen Archivrath v. Mülverſtedt herausgegebenen Urkunden- und Geſchichtsbuche des Hauſes Eulenburg entnommen. Ich verſuche dieſen Angaben einiges Weitere hinzuzufügen, inſonderheit aus den Wrangeltagen des Grafen.

Es läßt ſich unſchwer erkennen, daß Graf Philipp Eulenburg in beſonderer Gunſt bei Wrangel ſtand. Aber ſo gewiß dies einerſeits etwas Erfreuliches war, ſo war es doch andererſeits ein gefährlicher und nicht immer beneidenswerther Vorzug. Es ſcheint nämlich in der That, daß der alte Feldmarſchall ſich vorgeſetzt hatte, ſein ſoldatiſches Leben auch ſoldatiſch zu beſchließen und daß er während der ganzen däniſchen Campagne mit einer Art von Freudigkeit auf eine däniſche Kugel wartete. Nichts war ihm daher anheimelnder, als mit ſeinen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren im Schußbereiche des Feindes, am liebſten aber um Schanzen und Feſtungswerke herumzureiten und auf die Frage nach dem „Warum“ entweder elegiſch oder ſarkaſtiſch zu repliciren. Im elegiſchen Falle hieß es: „der alte Mann wird todt geſchoſſen“, im ſarkaſtiſchen: „ei, mein Sohn, wenn Du lieber nach Hauſe reiteſt, ſo reite nach Hauſe.“ Doch verlautet nicht, daß er über ſolche Zwiſchenfälle jemals ernſtlich böſe geworden wäre. Sein bon sens war zu groß, als daß er nicht das Berechtigte ſolcher Vorſtellungen erkannt haben ſollte.

Noch in demſelben Jahre 64, oder vielleicht auch früher ſchon, unternahm Wrangel in Begleitung Graf Eulenburg's eine Reiſe nach Schweden, um die dortige Vetterſchaft zu begrüßen und den großen Erinnerungen aus der Zeit des ſchwediſchen Feldmarſchalls nachzugehen. Einer ſeiner erſten Beſuche galt denn auch dem ehemaligen Wrangel-Schloſſe Skokloſter am Mälar-See. Die zeitige Beſitzerin, eine alte Gräfin Brahe, machte die Honneurs des Hauſes und übernahm ſelbſt die Führung ihres berühmten Gaſtes. Ueberall, in allen Bilder- und Waffenkammern, waren die Schätze geſammelt und aufgethürmt, die der Wrangel „vom blauen Regimente Südermannland“ ſeiner Zeit in Deutſchland hatte mitgehen heißen, und immer wenn die alte Brahe ſagte: „Sehen, Herr Graf, ein wie ſchönes Tableau“ replicirte der alte Wrangel: „Wiſſen, Frau Gräfin, alles geſtohlen“. Aber die Gräfin war eine Dame von Welt, und hörte nichts und lächelte nur, und ſo kam es, daß man ſich nicht bloß in aller Freundſchaft trennte, ſondern ſich auch Geſchenke zuſagte, wobei ſeitens des alten Wrangel ſein Wrangel-Küraß in Ausſicht geſtellt wurde. Und in der That, als er kaum wieder in ſeinem Hotel zurück war, wandt' er ſich an Eulenburg und ſagte: „Schick ihr meinen Küraß." „Excellenz, Ihren Küraß haben wir garnicht mitgenommen." „Dann ſchick ihr Deinen." Und ſo kam der Eulenburg-Küraß als Wrangel-Küraß in's alte Wrangel-Schloß. Unter den Eulenburg's iſt anläßlich dieſer Geſchichte gelegentlich die Frage verhandelt worden, ob es ſich nicht gezieme, der Gräfin Brahe, beziehungsweiſe deren Erben, über dieſe Dinge Mittheilung zu machen und ihnen den echten Wrangel-Küraß, der zufällig viele Jahre ſpäter als Erbſtück an Graf Eulenburg kam, auf Austauſch anzubieten. Es iſt aber ſchließlich Abſtand davon genommen worden, wohl in Erwägung, daß es als „preußiſche Kriegsliſt" zur Rückeroberung eines „doch vielleicht echten" Wrangel-Küraß angeſehen werden könnte.

An Ereigniſſen, wie die eben geſchilderten, waren die Wrangel-Tage reich, am reichſten, wenn ſie zugleich Inſpicirungs-Tage waren. Es gab dann Anekdoten über Anekdoten, in denen der Adjutant oft in aller direkteſter Weiſe mitzuſpielen hatte.

Wrangel inſpicirte Truppen in Ruppin (auch andere Städte werden genannt) und die Ruppiner hatten ihren Jungfrauen-Flor in drei Gliedern aufgeſtellt. Die hübſcheſten natürlich in der Front. Wrangel küßte die ganze Frontreihe durch und ſagte dann, auf den Reſt deutend: „Eule, küſſe weiter."

In der Regel indeß war der Adjutant nur Augen- und Ohrenzeuge deſſen, was vorfiel. So bei folgender Gelegenheit. Ein Bataillon genügte nicht, auf welche Wahrnehmung hin der Alte ſpöttiſch und zweideutig bemerkte: „Das nächſte Jahr, Herr Major, werd' ich Ihnen woll nich wiederſehn." „Aber Excellenz ſind ja noch ſo rüſtig", antwortete dieſer. Und Wrangel, der Geiſtesgegenwart liebte, drohte nur lächelnd mit dem Finger und ließ es für diesmal bei dem bloßen Avis bewenden.

Auf derſelben Inſpectionsreiſe, wenn ich nicht irre, ſah der Alte, daß ein junger Offizier unvorſchriftsmäßige Sporen trug, und gab ihm ohne Weiteres 24 Stunden Arreſt. „Aber

Excellenz tragen ja eben ſolche". „Jut, mein Sohn. Da kannſt Du jleich noch 24 Stunden vor mir mit abſitzen."

* * *

Es waren intereſſante Jahre, dieſe Wrangel-Jahre, wichtiger aber im Leben des Grafen wurde doch die Zeit (1867), als er die Bewirthſchaftung von Liebenberg antrat. Er erwies ſich ſofort als ein ebenſo tüchtiger wie paſſionirter Landwirth und hob den ihm zugefallenen großen Beſitz weit über das hinaus, was er vorher geweſen war. Auch der „alte Hertefeld" hatte ſeiner Zeit für einen ausgezeichneten Landwirth gegolten und nicht ohne Grund, aber ausgerüſtet mit einer wahren Probir- und Experimental-Manie, war ihm der praktiſche Gewinn immer nur ein Wünſchenswerthes, nie die Hauptſache geweſen. Die Hauptſache war ihm das beſtändige Suchen und Verſuchen, und wenn ihm dabei hohe Summen verloren gingen, ſo hielt ihn das Intereſſe ſchadlos, das der Verſuch als ſolcher ihm eingeflößt hatte.

So der alte Hertefeld.

Aber mit dieſer Form einer mehr oder weniger genialen Agricultur war es von dem Augenblick an vorbei, wo Graf Philipp Eulenburg die Zügel übernahm und dem „bloßen Experimentiren um des Experimentirens willen" ein für alle mal ein Ende machte. Jeder Neuerung ein gleiches Intereſſe ſchenkend wie ſein Vorgänger, unterließ er es doch nie, den Werth oder Unwerth dieſer Neuerungen erſt im Kleinen feſtzuſtellen, und wußte dadurch eine bis dahin mehr theoretiſirend-wiſſenſchaftliche Wirthſchaftsführung in eine praktiſch-wiſſenſchaftliche zu verwandeln. In eine praktiſch-wiſſenſchaftliche, der denn auch, an Stelle von ehedem meiſt unſicheren Reſultaten, alsbald die geſichertſten zur Seite ſtanden.

Inſonderheit erfuhr der Viehſtand eine ſich beſtändig ſteigernde Pflege, Maſtvieh wurde Liebenberger Specialität, und die Prämiirung dafür eine Selbſtverſtändlichkeit. Wie denn auch wirklich ein mit mehr als zwanzig Preis-Medaillen angefülltes Schubfach von eben ſo vielen Ausſtellungs-Siegen erzählt.

6. Kapitel.

Liebenberg (das gegenwärtige); ſein Schloß und ſeine Bilder, ſeine Kunſt- und Erinnerungsſchätze.

Unter dem vielem, was ſeit 1867 in Liebenberg umgewandelt wurde, war auch das Schloß.

* * *

Schloß Liebenberg wurde von den Bredows erbaut, die, beinahe zwei Jahrhunderte lang, von 1460 bis 1652, an dieſer Stelle ſaßen. Von dieſem urſprünglichen Bredow-Schloſſe ſind nur noch die Souterrains übrig, prächtige Kellergewölbe, darin ſich bis dieſen Tag die Küchen-, Waſch- und Wirthſchaftsräume befinden.

Was ums Jahr 1652, als das verwüſtete Liebenberg in den Beſitz Jobſt Gerhard's v. Hertefeld kam, an bewohnbaren Ober-Räumen aus der unmittelbar voraufgegangenen Epoche noch exiſtirte, hat ſich im Einzelnen nicht feſtſtellen laſſen. Aus Aufzeichnungen des von ſtattgehabten herrſchaftlichen Trauungen und Taufen erzählenden Kirchenbuches geht aber zur Genüge hervor, daß ſolche Räume wenigſtens überhaupt vorhanden geweſen ſein müſſen und daß man ſich mit dieſen Reſten aus der Bredow-Zeit bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts begnügte. 1711 erſt wurde das Unausreichende der überkommenen Wohnſtätte lebhafter empfunden und der Oberjägermeiſter Samuel v. Hertefeld entſchied ſich, wie ſchon hervorgehoben, unter Beibehaltung der alten Fundamente, für Errichtung eines Neubaues. Aber auch dieſer Neubau, Hochparterre mit Manſarde, beſaß immer mehr noch den Charakter eines Herrenhauſes, als eines Schloſſes und nur das Treppenhaus und die Corridore zeigten einigermaßen große Verhältniſſe.

Dieſer Bau des Oberjägermeiſters blieb über hundertundzwanzig Jahre lang unverändert, und erſt unter dem „letzten Hertefeld“, deſſen Gaſtlichkeit mehr Fremdenzimmer erforderte, wurde, zwiſchen Erdgeſchoß und Manſardendach, ein erſtes Stock eingeſchoben. Es war das Anfang der 30er Jahre, wonach wieder Ruhe folgte, bis Anfang der 70er Jahre Graf Eulenburg immer deutlicher und immer unbequemer die Wahrnehmung machte, daß es dem Schloß, all ſeiner Räumlichkeiten unerachtet, oder vielleicht auch um dieſerwillen, an einem großen Raume gebrach. Und daraufhin entſtand 1875 ein Anbau, der, rechtwinklig auf die Mitte des alten Baues gerichtet, aus dem einfachen Langhaus (▬) ein Haus in Form eines lateiniſchen T (T) herſtellte.

Der Anbau ſelbſt empfing mittlerweile den Charakter einer einzigen großen Halle, die, ſo weit meine Kenntniß märkiſcher Landſitze reicht, in unſerer Provinz ihres Gleichen kaum finden dürfte. Vielmehr gleicht ſie, ſoweit Dimenſionen mitſprechen, einer mittelalterlichen engliſchen „hall“ und unterſcheidet ſich von einer ſolchen nur dadurch, daß ihr, unter Wegfall alles Steifen und Feierlichen, umgekehrt ein heiteres und anheimelndes Anſehn gegeben wurde. Dies geſchah einerſeits mittelſt Aufſtellung einer 12,000 Bände zählenden Bibliothek, aber wohl mehr noch dadurch, daß man eben dieſen Raum, unbekümmert um ſeine Größe, zum eigentlichſten Verſammlungs- und Aufenthalts-Raum, kurzum zum gemeinſchaftlichen Wohnzimmer machte. Hier ſitzen die Damen am Schreib- und Mal-Tiſch, hier wird geleſen und muſicirt, geplaudert und Billard geſpielt, oft alles zu gleicher Zeit, und eben dadurch allem jener warme Ton gegeben, ohne den es eine wahre Wohnlichkeit nicht giebt. Ein vorgebauter Pavillon und ein Blick auf den Park unterſtützen dieſen Eindruck.

Außer dieſem Neubau, darin ſich das Leben im Schloß oder doch ſeine geſellige Seite concentrirt, iſt es beſonders das aus den Tagen des Oberjägermeiſters herrührende **Treppenhaus**, was ein Intereſſe weckt. Es findet ſich hier, auf Podeſten und Corridoren, all jener „Urväter Hausrath“ zuſammen, jener Nipp im großen Stil, der den Beſuch alter Schlöſſer ſo lehrreich und anziehend zu machen pflegt: Uhren mit und ohne Schlag, alte Rüſtungen, die dann und wann einen Handſchuh oder eine Beinſchiene verlieren, Antiquitäten und Curioſitäten, und vor allem große, bunt und prächtig geſchriebene Stammbäume, die keiner recht lieſt, als fürchte jeder die Stelle zu finden, wo ſein eigener Name hinkommen und zu Zukunfts-Geſchlechtern ſprechen wird.

Auf einzelne dieſer Dinge des Längeren oder Kürzeren einzugehen, wird mir im Nachſtehenden obliegen.

Bilder.

Ich beginne mit den Familienbildern.

A. Die Hertefelds.

1) **Heinrich v. H.**; trägt die orangefarbene Schärpe der Geuſen. Er fiel 1574 in der Schlacht auf der Mockerhaide, die Graf Ludwig von Naſſau gegen den Herzog Alba verlor. Bruſtbild. Copie nach einem niederländiſchen Meiſter von Frau v. **Eſebeck**, geb v. Rothkirch, Schweſter der Gräfin Eulenburg.

2) Oberjägermeiſter **Jobſt Gerhard** v. H., geſt. 1659. Langes, ſchwarzes Haar und großer, weißer Fallkragen. Einen Jagdſpieß in der Hand. Männlich energiſche Züge. Sehr gutes Bild. Niederländer.

3) Oberjägermeiſter **Samuel** v. H., geſt. 1730. In Ritter-Rüſtung, in der ſich Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts Adlige mit Vorliebe malen ließen. Ich erinnere nur an das bekannte Derfflinger-Portrait. (Vielleicht aber war es auch eine wirkliche Küraſſier-Uniform und **nicht** eine fingirte Ritter-Rüſtung.) Von Antoine Pesne.

4) und 5) Kammerherr **Ludwig Caſimir** v. H. und Frau Luiſe Suſanne, geb. v. Beſcheſer. Beide von A. Pesne.

6) Kammerherr **Ludwig Caſimir** v. H.; geſt. 1790.

Zweites Bild von ihm. In ſeinen letzten Lebensjahren von der Madame Terbuſch gemalt.

7) Landrath Friedrich Leopold v. H.; geſt. 1816. Derſelbe, von dem ich in dem Kapitel „Die Hertefelds“ ausführlich erzählt habe. — Weil er — vielleicht der endloſen Sitzungen halber — einen Widerwillen hatte, ſich malen zu laſſen, exiſtiren nur zwei kleine Profilbilder von ihm: a. eine Silhouette und b. ein Medaillon in Bronce.

8) Luiſe Friederike Henriette v. H., Schweſter Friedrich Leopolds; geſt. 1806. Stiftsdame von Stedernburg. Freundin des Herzogs von Braunſchweig. Von ihr ſind ebenfalls zwei Bildniſſe vorhanden: a. ein Oelbild in Phantaſie-Coſtüm, und b. eine ſchöne Zeichnung in Rothſtift.

Ueber dieſe durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnete Dame möge hier das Folgende ſtehen. Sie wurde 1750 geboren und kam, zu nicht näher zu beſtimmender Zeit, an den Braunſchweiger Hof, wo ſie, bis an ihren Tod, eine Reihe Zimmer im Schloß bezog und ebenſo lang die vertraute Freundin und Beratherin des Herzogs war. Es blieb ihr, durch ihren am 30. Juli 1806 erfolgenden Tod, der Schmerz erſpart, die von ihr empfohlene Politik ſcheitern und den Herzog ſelbſt (der bei Auerſtädt kommandirte) auf den Tod verwundet zu ſehen.

Ihr Bruder, Friedrich Leopold v. H., hatte eine hohe Meinung von ihr und ſpricht ſich in verſchiedenen Briefen über ihren Charakter und ihre Begabung aufs Anerkennendſte aus. „Sie war eine gutthätige, vernünftige Perſon“ ſchreibt er „und es war ihr Unglück, daß ſie die Tollheiten unſerer Zeit ſchmerzlicher empfand, als andere. Seit der Guillotinen-Wirthſchaft und dem Tode Ludwig XVI. hatte ſie keine Ruhe mehr gehabt. Ihr Abſcheu vor den Franzoſen war ſo groß, daß ſie, von der Vorahnung erfüllt, dieſelben über kurz oder lang auch Norddeutſchland überſchwemmen zu ſehen, immer bereit war, Braunſchweig zu verlaſſen. Mehrere Koffer und eine Reiſekaſſette mit 5000 Thalern in Gold warteten nur auf den rechten Augenblick.“ Ein Theil der Liebenberger Bibliothek ſtammt aus ihrer Hinterlaſſenſchaft, was ſich aus nachſtehendem Briefe Friedrich Leopolds ergiebt: „Ich ſchicke Dir, liebe Tochter, ein paar Bracelettes aus dem Nachlaſſe der Tante. Sie beſaß nicht viel von dieſen Dingen, weil ſie, was ſie hatte, bald wieder fort gab. So fand ich auch beiſpielsweiſe keine Uhr, weil ſie keine trug. Sie war ſehr wohlthätig, machte viel Geſchenke, und manche Familien werden ſie ſehr vermiſſen. An Porzellan, Glas, Mobilien hat ſie viel hinterlaſſen, ich hab' aber, der hohen Steuer halber, nur einerſeits ihr Silberzeug und die wenigen Nippesſachen, andererſeits die Bibliothek und die Kupferſtiche hierher kommen laſſen."

9) Ritterſchaftsrath Karl v. H., der „alte Hertefeld", eine Nummer der von ihm gegründeten „Revue" in Händen. Geſtorben 1867. Oelbild vom Profeſſor Ernſt Hildebrand.

B. Die Eulenburgs.

1) Ernſt Chriſtoph zu Eulenburg, hier noch als Cornet im v. Roederſchen Küraſſier-Regiment zu Breslau; geſt. 1796. — Dieſer Ernſt Chriſtoph, Großvater des gegenwärtigen Beſitzers von Liebenberg, iſt es, der 1786 in den Grafenſtand erhoben wurde. Sein Portrait iſt ein kleines, nur etwa 1 Fuß hohes Paſtellbild.

1) Friedrich Leopold Graf zu Eulenburg, geſt. 1845. Er trat als Offizier in das Füſilier-Bataillon v. Stutterheim und machte mit dieſem 1807 die Schlacht bei Preußiſch-Eylau, 1813 bis 15 aber im Oſtpreußiſchen Küraſſier-Regiment die Schlachten des Befreiungskrieges mit. Auf längere Zeit war er ins Hauptquartier des Fürſten Blücher abkommandirt. — Er iſt der Vater des gegenwärtigen Beſitzers von Liebenberg. Sein Portrait (Bruſtbild in Oel) zeigt ihn in der Füſilier-Uniform des Bataillons v. Stutterheim.

3) Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg, älteſter Sohn des Vorgenannten und Bruder des Grafen Philipp v. E., gegenwärtigen Beſitzers von Liebenberg, wurde 1860 mit Leitung unſrer erſten oſtaſiatiſchen Expedition (nach Japan

und China) betraut. Miniſter des Innern von 1862 bis 78. Bruſtbild von Eduard Magnus.

4) Alexandrine Gräfin Eulenburg, geb. Freiin v. Rothkirch, Gemahlin des gegenwärtigen Beſitzers von Liebenberg. Oelbild (Knieſtück) von Angeli. (Ein zweites Portrait, Paſtellbild, rührt von der Schweſter der Gräfin, Frau v. Eſebeck, her.)

5) Adda, Gräfin Kalnein, geb. Gräfin Eulenburg, Tochter des gegenwärtigen Beſitzers. Paſtellbild, ebenfalls von Frau v. Eſebeck ausgeführt.

6) Auguſte Gräfin Eulenburg, geb. Gräfin Sandels, Gemahlin des jüngeren Grafen Philipp zu Eulenburg, künftigen Beſitzers von Liebenberg, zur Zeit Legationsrath in München, Verf. des Dramas „Seeſtern“ und anderer Dichtungen.

Ueber die Familie dieſer ſchwediſchen Grafen v. Sandels mögen einige Notizen hier eine Stelle finden.

Die Sandels ſind in Dalekarlien zu Haus, wo ſie, noch zu Beginn dieſes Jahrhunderts, einen enormen Grundbeſitz inne hatten. Er ging aber durch Intriguen einer Gegenpartei zu größerem Theil verloren, gerade als der berühmteſte Sohn des Hauſes, Johann Auguſt Graf Sandels, gegen Rußland im Felde ſtand und ſich durch ſeine Vertheidigung Finnlands im Jahre 9 auszeichnete. Der ſchwediſchen Hauptarmee war Befehl zugegangen, ſich vor der erdrückenden feindlichen Uebermacht zurückzuziehen, aber Sandels, als Befehlshaber eines kleinen Seitencorps, operirte mit ſo großem Geſchick und Erfolg, daß er den Ruſſen unverhältnißmäßige Verluſte beibrachte. Seine Thaten erinnern an die gleichzeitigen Andreas Hofers und wurden ebenſo volksthümlich. Ein berühmtes Gedicht von Runenberg, das „Sandels“ heißt, wird in allen ſchwediſchen Schulen auswendig gelernt. Erſt als die gemeſſenſten Befehle kamen, zog ſich Sandels aus Finnland nach Schweden zurück. Er führte, vier Jahre ſpäter, eine Diviſion in Deutſchland gegen Napoleon und erfocht den Sieg bei Roßlau. Zu den höchſten Würden aufgeſtiegen, ſtarb er als Feldmarſchall und Vicekönig von

Norwegen (1831). Seine Gemahlin war eine Freiin von **Hermelin**, aus einem altſchottiſchen Geſchlecht, das, während der Kämpfe der „Hüte und Mützen“ unter Friedrich und Adolf Friedrich, eine große Rolle ſpielte. Der älteſte Sohn dieſes Ehepaares iſt der gegenwärtige Graf Sandels, **Samuel Auguſt**, geboren 1810. Er trat früh in die Armee, war aber nichts deſto weniger durch eine lange Reihe von Jahren hin Kammerherr bei der Königin Deſirée, Gemahlin Karl Johanns XIV. (Bernadotte's) von Schweden. Deſirée war eine Tochter des Marſeiller Banquier Clari und gab Napoleon einen Korb, um den damaligen Advocaten Bernadotte zu heirathen. Sie war eine ſehr originelle Dame, ſchlief bei Tag und war auf in der Nacht. Um 4 Uhr Morgens aß ſie zu Mittag. Jn jedem Jahre reiſte ſie mit großem Troß nach Frankreich, kam aber immer nur bis an die ſchwediſche Küſte und kehrte dann, aus Furcht vor dem Waſſer, nach Stockholm zurück. Es war deshalb Regel, auf der Hinreiſe ſchon die Nachtquartiere für die Rückreiſe zu beſtellen. Jm Dienſte dieſer Dame ſtand Graf Sandels bis an den Tod derſelben. Er wurde dann, auf weitere zehn Jahre hin, Hofmarſchall bei König Oskar I. All dieſer Hofämter unerachtet blieb er im Armeedienſt und iſt gegenwärtig kommandirender General der Garde-Truppen und des Corps von Südermanland, Gouverneur von Stockholm, Präſes des oberſten Militär-Gerichtshofes und Ritter des Seraphinen-Ordens. Er vermählte ſich mit der Freiin von Tersmeden, einer hugenottiſchen Familie zugehörig, die ſchon, bald nach der Bartholomäusnacht, aus Frankreich emigrirte.

C. Verſchiedene Bilder in Farbe, Stich und Gips.

1) **Wrangel-Portrait.** Kupferſtich. Geſchenk Wrangel's, mit einer eigenhändigen Widmung deſſelben, an Graf E. Sie lautet: „Dem Oberſtlieutenant a. D. Grafen zu Eulenburg, dem muthigen Kämpfer in Schleswig-Holſtein, der ſechs Jahre lang in Freud' und Leid ein treuer Stab und Stütze

mir war, weihe ich dieſes Bild als Zeichen meiner Dankbarkeit und Freundſchaft.

Berlin, den 24. December 1868.

Graf Wrangel, Feldmarſchall.

2) **Wrangel.** Ein kleines Gipsmedaillon. Dies Gipsmedaillon ſchenkte Wrangel, aller Wahrſcheinlichkeit nach in den 50er Jahren ſchon, an den öſterreichiſchen Feldmarſchall Heß, deſſen Adjutant, Baron **Diller**, ein Schwager Graf Eulenburg's war. Als Heß ſtarb, kam das Gipsmedaillon an die damals ſchon verwittwete Baronin Diller, geb. Rothkirch, die, bei Gelegenheit eines Beſuches in Liebenberg, ihrem Schwager Eulenburg das kleine Relief, als einen weiteren Beitrag zum „Liebenberger Wrangel Muſeum“ zum Geſchenk machte.

3) **Wrangel's Hauptquartier** im Winter 1864. Eine vom damaligen Hauptmann, jetzigen Generalmajor von Lucadou entworfene figurenreiche Federzeichnung, die die winterlich vermummten Geſtalten des 64er Hauptquartiers, ebenſo humoriſtiſch wie ſcharf charakteriſirt, in langer Reihe wiedergiebt.

4) **Fräulein v. Kalckſtein** (Sophie Friederike Wilhelmine), geb. 1723, geſt. 1755. — Sie war während der 40er Jahre Hofdame der Königin Mutter und mit dem Fräulein von Pannewitz, der ſpäteren Gräfin Voß, aufs innigſte befreundet. In den Memoiren der letzteren wird dieſer Freundſchaft erwähnt, ebenſo wie der Verheirathung der Freundin. „Im Sommer 1746“, ſo heißt es wörtlich, „verheirathete ſich Frl. v. Kalckſtein mit dem Adjutanten des Königs, General von Wulich. Ihr Abgang vom Hofe war für mich ein großer Verluſt. Von Kindheit an war ſie mir meine beſte Freundin geweſen, obgleich ſie mehrere Jahre älter war als ich. Sie hatte den beſten Charakter von der Welt, war überaus ſanft und liebenswürdig und dabei voll Geiſt und Leben. Ein Frl. v. Viereck trat an ihre Stelle, konnte mir aber den treuen Rath und die treue Liebe nicht erſetzen, die ich bei Frl. v. Kalckſtein immer gefunden hatte.“

5) **La Poule blanche.** Dies iſt das intereſſanteſte Bild

im Schloß und vielleicht auch das künſtleriſch am höchſten ſtehende; meiner Meinung nach unzweifelhaft von Pesne *perſönlich* herrührend und nicht, wie ſo vieles Andere dieſes Meiſters, blos aus ſeinem Atelier hervorgegangen. Es iſt eminent geiſtreich und ſtellt in Front eines Schloſſes (wahrſcheinlich Schloß Monbijou) ein zierliches weißes Huhn und einen kollrigen, ſchwarzen, mit einem rothen Halslappen angethanen Hahn dar, der ſich um das überlegen lächelnde weiße Huhn (poule blanche) ſtolz und zärtlich zugleich bewirbt. All dies iſt um ſo leichter aus dem Bilde herauszuleſen, als ſowohl Huhn wie Hahn Menſchenköpfe tragen, deren Züge das in den Thierkörpern Angedeutete beſtätigen und unterſtützen. Und beide Köpfe ſind Portraits. Aber während über den Frauenkopf, oder die „poule blanche", kein Zweifel waltet (es iſt eben das vorgenannte ſchöne Fräulein von Kalckſtein), ſind über den erregten Kollerhahn nur Muthmaßungen geſtattet. Es werden die verſchiedenſten Namen genannt, alle mit demſelben Anſpruch. Und es gilt auch gleich. Als aber die ſchöne Kalckſtein im Sommer 1746, wie das Frl. v. Pannewitz uns berichtet, eine Baronin Wylich geworden war und das ihr zu Ehren gemalte Bild mit in die Ehe brachte, ward es ihrem Eheherrn unbequem, Tag um Tag an einen früheren Umwerber ſeiner ſchönen Frau gemahnt zu werden, weshalb er erbarmungslos auf Uebermalung drang und ſowohl Huhn wie Hahn in den ihnen zukommenden *Thier*-köpfen zu ſehen wünſchte. Dies geſchah denn auch und erſt als beinahe hundert Jahre ſpäter das reizende Bild aus „Onkel Wylichs" rheiniſcher Hinterlaſſenſchaft ins Märkiſche, nach Liebenberg, zurückwanderte, ſchritt eine geſchickte Hand zur restitutio in integrum. Und mit *Menſchen*-köpfen, wie's Pesne urſprünglich gewollt und gemalt, blicken wieder la poule blanche und ihr Umwerber, lächelnd und kollernd, in die Welt hinein.

D. Thierbilder.

La poule blanche bildet einen guten Uebergang zu den *Thierbildern* des Schloſſes. Dieſe haben die Repräſentations- und Wohnräume, wenn ſie je darin Platz hatten, aufgeben und im Treppenhaus ein Unterkommen ſuchen müſſen, auf deſſen Abſätzen man ihnen in reicher Zahl begegnet: Schafe, Widder, Hirſche, Rehe, Büffel und Pferde. Sonderbarer Weiſe ſtellen ſie meiſtens Monſtroſitäten dar und wurden überhaupt nur gemalt, um irgend einen abnormen Zuſtand zu verewigen. Es ſind alſo Curioſa. Daß ſie dennoch mehr intereſſant als häßlich wirken, iſt ein Beweis der ausgezeichneten Technik, mit der ſie gemalt wurden. Alle ſtammen wohl noch aus der Zeit des Oberjägermeiſters und laſſen die brillante niederländiſche Schule leicht erkennen.

Werf' ich einen Blick auf die Geſammtheit deſſen, was an Bildern vorhanden iſt, ſo bleiben nur etwa 6 übrig, die mir als von künſtleriſcher Bedeutung erſchienen ſind. Und zwar: La poule blanche von Pesne; Gräfin Eulenburg, geb. v. Rothkirch, von Angeli; Jobſt Gerhard v. Hertefeld, mit dem Jagdſpieß des Oberjägermeiſters (Maler unbekannt); Ludwig Caſimir v. Hertefeld von der Madame Teerbuſch, und Miniſter Graf Eulenburg von Magnus. Zu dieſer Aufzeichnung kommt Pesne, von dem doch ſo viele Bildniſſe da ſind, anſcheinend zu kurz, aber ich bin nicht im Stande geweſen, der ganzen Reihe dieſer ſeiner Arbeiten, außer der mehrgenannten poule blanche, einen Geſchmack abzugewinnen. Allerdings iſt in Erwägung zu ziehen, daß ſie doppelt gelitten haben und zwar erſt durch Uebermalung und hinterher durch „Coupiren mit der Scheere“. Der alte Hertefeld nämlich entbehrte wie die Zeit, deren Kind er war, alles eigentlich hiſtoriſchen Sinnes und nahm bei dem im Anfange der 30er Jahre ſtattfindenden Umbau die hohen, lebensgroßen und in braune Ledertapeten eingelaſſenen Ahnenbilder, männliche wie weibliche, nicht blos aus eben dieſen Tapeten heraus, ſondern ſchnitt ſie ſich auch, nach dem jeweiligen Bedürfniß einer neuen Zimmer-Einrichtung, zurecht. Er kannte dabei kein anderes Geſetz als das der Symmetrie, der zu Liebe die ſtattlichen Vollbilder in Bruſtbild oder Knieſtück umgewandelt wurden.

Bücher.

Die jetzt in der „großen Halle" befindliche Bibliothek umfaßt, wie ſchon hervorgehoben, bis gegen 12,000 Bände. Während der Plünderungstage von 1806 ging nachweislich einiges verloren; im Ganzen jedoch war der Bücherſchaden nicht groß, da ſich die Raubluſt des Feindes auf praktiſch verwendbarere Dinge richtete.

Den Anfang einer Bibliothek machte der Oberjägermeiſter um 1720, von welcher Zeit an ſie raſch und beſtändig wuchs, da ſämmtlichen Hertefelds, inſonderheit denen des vorigen Jahrhunderts, ein literariſcher Zug inne wohnte. Jeder ſammelte natürlich ſeiner ſpeciellen Neigung entſprechend, wodurch es kam, daß Friedrich Leopold v. H. die Bibliothek auf dem Gebiete der Geſchichte, Karl v. H. auf dem der Nationalökonomie bereicherte. Das Werthvollſte wurde aus der Hinterlaſſenſchaft der Stiftsdame Henriette v. Hertefeld (Schweſter Friedrich Leopold's) übernommen. Ich erwähnte deſſen ſchon. Am reichſten in der Bibliothek überhaupt ſind Memoiren und Chroniken vertreten, auch illuſtrirte Bücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert. So finden ſich beiſpielsweiſe: Dante's göttliche Komödie vom Jahre 1564, Ausgabe von Sanſovius in Folio; Bibliſche Darſtellungen, namentlich aus Buch Hiob, von Johannes **Frellonius**, illuſtrirt von Holbein, Lyon 1547; die Pſalmen von Ambroſius Lobwaſſer, in Muſik von Claudin le jeune, Amſterdam bei Elzevier 1646.

Auch eine Kupferſtichſammlung iſt vorhanden, mit zahlreichen Blättern von Albrecht Dürer, Holbein, Lucas von Leyden, Salvator Roſa, Rembrandt u. a. m.

Waffen und Curioſa.

1) Türkiſche Flinte mit eingelegten rothen Korallen. Geſchenk des türkiſchen Geſandten an den Oberjägermeiſter Samuel v. H.

2) Spaniſche Büchſe, die der ältere Graf Sandels (ſpäter ſchwediſcher Feldmarſchall und Vicekönig von Norwegen) in den Kämpfen gegen Rußland führte. Geſchenk des jetzigen

Grafen Sandels an ſeinen Schwiegerſohn, Graf Philipp Eulenburg den Jüngern.

3) Ein paar Piſtolen, die Wrangel von 1848 bis 64 führte. Geſchenk an Grafen Ph. E. den Vater.

4) Ein Revolver, Geſchenk Wrangels an Graf Ph. E. den Sohn. Dazu folgende Worte: „Herr, ſegne Du die Waffe, ſegne, die ſie hebt, die Hand. Graf Wrangel, Feldmarſchall. Berlin, Juli 1866.“

5) Fayence-Nachbildung eines großen in Pompeji ausgegrabenen Moſaik-Fußbodens: „die Alexanderſchlacht“. 1830 in Neapel gekauft und zu Schiff (über Stettin) nach Liebenberg geſchafft.

6) Elfenbeinſtock Don Pedros I., Kaiſers von Braſilien. Sehr werthvoll. Alles ein Stück, von Höhe und Dicke eines ſtarken Bambus. — Dieſer Stock ſtammt aus der Hinterlaſſenſchaft der Königin-Mutter von Schweden und wurde (niemand weiß wie dort hingerathen) auf einer öffentlichen Auktion erſtanden.

7) Große japaniſche Bronce-Vaſen. Sehr ſchön. Geſchenk des Miniſters Graf Friedrich Eulenburg an ſeinen Bruder, den Grafen Philipp.

8) Großer japaniſcher Kaſten, reich ornamentirt, und auf dem Deckel oben das Eulenburgiſche Wappen in Gold-Bronce. — Dieſes Wappen wurde nach einer Zeichnung des Miniſters, damaligen Geſandten Grafen Eulenburg, gleich in Yokohama von einem japaniſchen Arbeiter ausgeführt.

Und an dieſer Stelle mag denn auch hervorgehoben werden, daß japaniſche Reminiscenzen überall in Liebenberg nachklingen. Aus der Fülle deſſen, was Graf Friedrich E. von ſeiner oſtaſiatiſchen Geſandtſchaftsreiſe mit heimbrachte, kam Vieles dem Schloſſe ſeines Bruders zu Gute, beſonders Bilder, mit denen die Fremdenzimmer, oder doch einige derſelben, in friesartiger Manier umkleidet wurden. Zu dieſen Zimmern läßt ſich vom Schaukelſtuhl oder Morgens vom Bett aus in die Geheimniſſe japaniſcher Kunſt eindringen, und ich muß bekennen, manche berühmte Gallerie berühmter Städte mit weniger Nutzen überflogen zu haben. All dieſe

Dinge ſtehen, ihrem Preis und ihrer Prätenſion nach, nur etwa auf einer Guſtav Kühn'ſchen Bilderbogenſtufe, ſind aber in Hinſicht ihrer Technik ebenſo lehrreich wie bedeutſam. Es wird in ihnen die Kunſt geübt, einen Effect oder eine Perſpective mit allergeringſten Mitteln hervorzubringen, und iſt mir namentlich allerlei Landſchaftliches in Erinnerung geblieben, auf dem der Zeichner oder Maler, aus drei Linien und einem Farbenklex, einen Binnenſee ſammt Berg und Landzunge vor mich hinzuzaubern wußte. Faſt möcht' ich glauben, daß ſich ein Studium dieſer Arbeiten und ihrer Technik auch unſererſeits verlohnen würde, wie denn bereits Amerikaner und Engländer (ich erinnere nur an die engliſchen Kinderbücher) allerhand daraus gelernt zu haben ſcheinen.

Der Park und die Kirche.

Der Park, der ſich in einen inneren und äußeren theilt, iſt durch Umfang und Schönheit ausgezeichnet, und ſtammt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt aus den Tagen des Oberjägermeiſters.

Ich beginne mit dem Innen-Park. Er ging, wie das Schloß ſelbſt, durch allerhand Phaſen und verwandelte ſich allmählich aus gradlinigen, franzöſiſch geſchnittenen Gängen in einen Park im engliſchen Stile. Sein gegenwärtiges Ausſehen empfing er durch Lenné, der übrigens einige Reſte der urſprünglichen Anlage fortbeſtehen ließ und durch dieſen Akt der Pietät auch der Schönheit einen Dienſt leiſtete. Zu dem, was blieb, gehören unter andern einige der ſchönſten Hecken, inſonderheit eine dichte, zehn Fuß hohe Buchsbaum-Hecke, die, wegen ihrer zwei-armsſtarken Stämme, die Bewunderung aller Gartenkünſtler zu ſein pflegt. Ueberhaupt iſt der Park reich an alten und eigenartigen Bäumen, unter welchen letzteren wiederum eine Trauer-Haſel (die in Paris prämiirt wurde) den erſten Rang einnimmt. Außerdem aber wären ein paar Taxus-Bäume zu nennen, die, nach Alter und Umfang, dem Taxus im Garten unſres Herrenhauſes, Leipziger Straße 3, gleich kommen dürften. Auf das Ganze hin angeſehen, erkenn' ich indeſſen die Schönheit des Parkes nicht in einer Reihe dieſer oder ähnlicher Einzelnheiten, ſondern in ſeiner Terraſſirung und Perſpective. Das in Schräglinie nur mäßig anſteigende Terrain iſt durch Abſtechung in drei große Stufen umgewandelt worden, auf deren jeder wieder ein quadratiſcher Teich aufblitzt. In einer Umrahmung oft ſeltner und jedenfalls immer ſchöner Bäume gewähren dieſe Waſſerflächen einen großen Reiz.

Unmittelbar an die letzte Terraſſe ſchließt ſich der Außenpark, ein Waldhügel, der mit ſeinen hohen Eichen und Weißbuchen den Innenpark überragt und beherrſcht. Er hat die Form eines Topfkuchens, von deſſen höchſtem Punkt aus eine Menge heller gefärbter Linien nach allen Seiten hin niederlaufen. Dies ſind die Wege. Das Ganze führt den Namen „das Kapphölzchen“ oder auch der Obriſtenberg, weil „Sa Majesté le Colonel de Cocceji“ hier zu ſitzen und zu meditiren liebte. Zugleich befindet ſich hier auch das unterirdiſche, von Blumen überwachſene Gewölbe, darin derſelbe beigeſetzt wurde.

Noch ein Andres ſpricht und mahnt an dieſer Stelle: das Monument, das die treue Seele, die Neumann, in Erinnerung an die Schreckenstage von anno 6 ſelbſtſtändig und aus eigenen Mitteln errichten ließ. Es trägt folgende Inſchrift:

Als in den unglücksvollen Jahren
Der Feind den Herrn vom Herde trieb
Und unter tödtlichen Gefahren
Ihm nichts von ſeiner Habe blieb,
Als ihm und die ihm treu ergeben
Des Schmerzes bittre Thrän' entfiel,
Da diente unter Furcht und Beben
Uns dieſe Stelle zum Aſyl.
Für Euch, die Ihr's empfinden könnt',
Erbaute man dies Monument.
1806. (???) 1810.

Die drei Fragezeichen in Parentheſe ſind mit in den Stein eingegraben und ſollen ſehr wahrſcheinlich einen ſtillen Proteſt gegen die franzöſiſche Wirthſchaft ausdrücken. Etwa die Frage: „Wie lange noch?“

Die Kirche, nach Art einer Hauskapelle, ſteht nur wenige Schritte vom Schloß entfernt. Es iſt ein einfaches Gebäude, wie die Reformirten (und die Hertefelds waren reformirt) es immer zu halten pflegten. Erſt in allerneueſter Zeit, unter den Eulenburgs, iſt Einiges geſchehen, um die Nüchternheit zu bannen und die beliebte „weiße Tünche“ durch Farbe zu beleben. An die Stelle der ſo zu ſagen immer „mehr Licht“ fordernden einfachen Scheiben, ſind fünf Fenſter mit Glasmalereien getreten, von denen zwei den Matthäus und Paulus, die drei andern aber die Wappenſchilde der Hertefelds, Eulenburgs und Rothkirchs darſtellen. Auch an Gedächtnißtafeln und Inſchriften fehlt es nicht, von denen eine hier ihre Stelle finden mag. „Aus freiem Antrieb ging für's Vaterland Carl Freiherr von Hertefeld; kehrte in das väterliche Haus zurück den 2. Auguſt 1814. Joachim Schulz.“ So ſchlicht und unbedeutend das klingt, ſo hat es doch ſeine Bedeutung, und erzählt uns, im Zuſammenhange mit der oben citirten Stein-Inſchrift im Park, von jener Patriarchalität und Humanität, die hier allezeit ihre Stelle hatten. Es gab da nichts von Hochfahrenheit und ſtrengem Regiment, alles war Milde, Wohlthun und Freundlichkeit, und durch mehr als zwei Generationen hin wurd' ein ſchönes Beiſpiel gegeben, wie viel, wenn ſie nur echt iſt (und nicht zu kirchlich auftritt) die Liebe zu den Untergebenen vermag.

An eigentlichen Werthgegenſtänden birgt die Kirche nichts, doch iſt einiges da, was ein Intereſſe wecken mag. Auf dem Abendmahlskelche finden ſich folgende Worte: „Zur Feier des am 30. Mai 1814 zu Paris abgeſchloſſenen glorreichen Friedens und zum Erſatz des am 27. Oktober 1806 von den franzöſiſchen Truppen geraubten Kirchengeräths.“ Ebenſo mag noch erwähnt werden, daß ſowohl Crucifix wie Communions-Leuchter aus Olivenholz angefertigt wurden, das der jüngere Graf Philipp von einer Reiſe nach Jeruſalem und Paläſtina mit heim brachte. Der Fußboden der Kirche beſteht aus italieniſchen Flieſen, die, gleichzeitig mit dem vorerwähnten großen Moſaikbilde, nach Liebenberg kamen.

Ueber all dies hinaus aber und als etwas relativ Wichtiges muß das Kirchenbuch gelten, das ſeit 1663 exiſtirt und über viele Punkte der Hertefeld'ſchen Familie die dankenswertheſten Aufſchlüſſe giebt. Ebenſo verzeichnet es eine zu Liebenberg vollzogene celebre Taufe: „Den 13. März 1689 iſt Habba Schachaſaga, eine geborene Türkin, nachdem dieſelbe in unſerer chriſtlichen Religion unterwieſen und ihr Glaubensbekenntniß öffentlich abgeleget, getaufet worden und hat den Namen Maria Louiſa bekommen. Gott regiere ſie ferner durch ſeinen heiligen Geiſt und erhalte ſie bei der erkannten und angenommenen Wahrheit bis an ihr ſeliges Ende. Die Pathen waren: Herr Major v. Bornſtädt, Herr Samuel v. Hertefeld, Herr Wilhelm v. d. Gröben, Frau Oberſt v. d. Gröben, Frau Hauptmann v. d. Gröben.“

Von anderen Eintragungen in das Kirchenbuch geb' ich nur nachfolgende zwei: „den 17. Februar 1719 hat der reformirte Prediger Adolph Chriſtoph Stoſchius (der jüngere) in der Zehdenickſchen Stadtkirche einem lutheriſchen Obriſtlieutenant v. Zeetze die Parentation gehalten, weil es im Letzten von ihm begehrt worden.“ Und: „Am 9. März 1801 ſtarb in Liebenberg der K. preußiſche Oberſt, Herr von Cocceji, am Schlagfluß und wurde, ſeiner bei ſeinen Lebzeiten gegebenen Verordnung gemäß, in einem für ſeine Leiche in dem Kapphölzchen beſonders hergerichteten Gewölbe den 14. deſſelben Monats beigeſetzt.“

⁂

Und hiermit haben wir unſeren Rundgang durch Schloß und Park und Kirche geendet und nehmen Abſchied von Liebenberg, aber nicht ohne vorher eine Parallele zwiſchen dem Leben von ſonſt und dem Leben von heute gezogen zu haben.

Es iſt nicht loyaler geworden, dies Leben, die Hertefelds waren loyal, aber preußiſcher wurd' es, und an die Stelle des dem vorigen Jahrhundert entſtammten Aufklärungs-Evangeliums, mit ſeinem Hange zu Weltbürgerthum und Philoſophie, traten wieder Confeſſion und Nationalität, die

Scheidungen und Gliederungen einer weiter zurückliegenden Zeit. Ein Begrenztes an Stelle des Unbegrenzten.

Aber wenn die Betrachtung des Lebens wechſelte, die Temperatur des Lebens wechſelte nicht. Es erkühlte ſich nichts in den Herzen, und jene Hilfebereitſchaft und ſchöne Gaſtlichkeit, die hier alle Zeit heimiſch und das alte Vorrecht der Hertefelds war, ſie lebt fort bis dieſe Stunde. Die „japaniſche Zimmerreihe“ wird nicht leer und nicht müde wird der Eifer, alles, was zu Beſuch und Sommerfriſche kommt, in die wechſelvoll-entzückende Landſchaft oder auf die Höhen- und Ausſichtspunkte hinaufzuführen.

Unter dieſen am liebſten auf die Burgberg-Stelle, die, zugleich voll hiſtoriſchem und landſchaftlichem Reiz, auf Wald und Wieſen und die von Mummeln überblühte „große Lanke“ niederblickt.

Hierher geht es in Sommerzeit, um in einem Borkenhäuschen den Thee zu nehmen und ſich unter neckiſchem Spiel, als wär' es im „Sommernachtstraum“, über Wald und See hin zu vertheilen, zu haſchen und zu ſuchen. An dem Schilfgürtel entlang ſchiebt ſich das Boot, unter den Uferbäumen iſt es wie Flüſtern und leiſes Lachen, und nun geht der Mond auf und gießt ſein Licht über die ſtillbewegte Fluth.

Dreilinden.

1. Kapitel.

Erſter Beſuch in Dreilinden.

Jagdſchloß Dreilinden war Lieblingsaufenthalt des Prinzen Friedrich Karl. Jeder, während der 70er Jahre, kannte das Schloß, wenn nicht von Anſehen, ſo doch aus den Hofnachrichten, in denen es in beſtimmten Abſtänden hieß: „Se. K. H. kam heute von Dreilinden herein in die Stadt und kehrte gegen Abend dahin zurück.“ Dreilinden war ein populärer Name geworden, faſt ſo populär wie der des Prinzen ſelbſt.

Ich perſönlich lernte das Jagdſchloß erſt im Spätherbſt 1881 kennen und wie ſich's mir damals darſtellte, darüber will ich in Nachſtehendem berichten.

* * *

Ein halb durchſichtiger Novembernebel, aus dem es in kleinen Tropfen niederfiel, lag weithin über der Landſchaft, und an allerlei wie Schatten aus der Unterwelt daſtehenden Vergnügungslokalen vorüber, die traurigen Blicks uns nachſahen, als ob ſie bäten, „ſie doch mitzunehmen in Licht und Leben“, jagten wir erſt durch den Steglitzer Bahnhof und gleich danach durch den von Lichterfelde hin. Alles war öd und leer, und ſelbſt der Cadettendom ſtand wie in Trauer.

Und nun hielten wir. „Wannſee, Wannſee“.

Den ganzen Zug entlang öffneten ſich nicht mehr als zwei Coupés, deren Inſaſſen, in einer längeren und einer kürzeren Schräglinie ſofort demſelben Ziele zuſteuerten und zwar auf zwei hart an einer Windecke haltende prinzliche

Wagen, die, luftig und offen, in ihrer ganzen Erſcheinung unzweifelhaft eine Wonne für tapferes und abgehärtetes Kriegsvolk, aber von deſto zweifelhafterem Werthe für alle noch zu den Traditionen der „zuigen Droſchke“ haltende Civilperſonen waren. Ich, der den kürzeren Weg hatte, nahm das Marſchtempo ſo, daß ich mit der Hauptcolonne dicht an der Windecke zuſammenſtoßen mußte, ſtellte mich hier vor, und tauſchte dafür, als Gegengabe, vier oder fünf Namen ein, die die geſammten Perſonalverhältniſſe genau ſo dunkel beließen, wie ſie bis dahin geweſen waren.

Uebrigens entſprang aus dieſer Dunkelheit weder Verwirrung noch Gêne, vielmehr ließ ſich umgekehrt leicht erkennen, daß ein unter gleichen Verhältniſſen an dieſer Ecke ſtattfindendes Zuſammentreffen ein ganz alltägliches Ereigniß war. Jedenfalls aber klärte ſich die Situation ſofort, als die Plätze hüben und drüben eingenommen und unter Citirung einiger wie Whiſtwitze ſtationair auftretenden Schäkereien, unſre vier Beinpaare nach Art ebenſo vieler Rautenwappen in einander geſchoben waren. Und nun ſaßen wir. Fertig! Ein Peitſchenknips noch, und in raſchem Trabe ging es, unter einem Brückenüberbau weg, in eine breite chauſſeeartige Fahrſtraße hinein, die, nach links hin, eine mit hohen Kiefern beſetzte Waldliſière ſtreifte. Hart zur Rechten aber lief der Bahndamm, auf dem eben die rothen und grünen Signallichter angezündet wurden.

Am Waldſaum hin wob noch Dämmerung, in demſelben Augenblicke jedoch, wo wir, von der breiten Fahrſtraße her, in einen ſchmalen und recht eigentlichen Waldweg einbogen, umgab es uns wie Nacht. Kein Lichtblitz, kein Tagesſchimmer mehr, ſo dicht wölbte ſich über uns das von rechts und links her in einander geſchobene Gezweig.

Und nun ſchwieg auch die Heiterkeit. Alles rückte ſich zurecht und ließ deutlich erkennen, daß wir uns in unmittelbarer Nähe unſers Zieles befinden mußten. Und wirklich, eine ſcharfe Biegung noch und der Wagen hielt.

Unvergeßlich Bild! Aus einer mit beiden Flügeln offen ſtehenden Thür ergoß ſich ein Lichtſtrom auf einen rondelartigen und von Tannen umſtellten Vorplatz, während ſich in der Thür ſelbſt, und weiter zurück, ein buntes Gewirr von Uniformen und Livréen zeigte. Die Mäntel glitten uns von der Schulter, und im nächſten Augenblicke ſchon traten wir aus dem Vorflur in eine dahinter gelegene größere Flurhalle, von der aus eine Steintreppe, gradlinig und mit leichtem Eiſengeländer, in die Zimmer des erſten Stockes hinaufführte. Hier am Eingang, empfing uns der Prinz, ein gnädiges Wort an alle, die gnädigſten an die Neulinge richtend; aber ehe noch das Wort ein Geſpräch werden konnte, that ſich auch ſchon der uns unmittelbar zur Seite gelegene Speiſeſaal auf, auf deſſen von Lichtern überſtrahlter Tafel es von goldnem Geräth und eigenartigen, aus der Jagdwelt ſtammenden Aufſatzſtücken blinkte. Die Fülle der Eindrücke nahm der Zeit ihr Maß, die Stunden wurden zu Minuten, und ehe noch die Möglichkeit gewonnen war, ſich in dem Bilde von Licht und Glanz zurechtzufinden, war auch die Zeit ſchon wieder um, und das Vorfahren der Wagen wurde gemeldet. Ein Abſchiedswort noch, gnädig wie das des Empfanges, und ſiehe da, durch Nacht und Dunkel hin und gleich danach an der von einzelnen Lichtern erhellten Liſière vorüber, ging unſere Fahrt, immer raſcher und raſcher, denn der eben laut werdende Pfiff der Lokomotive mahnte bereits zur Eil. Abgepaßt! Im ſelben Momente, wo der Zug hielt, hielten auch wir, und abermals eine kleine Weile, ſo war die letzte Station und die letzte Gitterbrücke paſſirt und in das Bahnhofsportal eingleitend, wölbte ſich wieder der mächtige Bogen über uns. Ausſteigen! Ein Strom, ein Gewirr; Pelze, Koffer und Geſchrei: der ganze Lärm einer großen Stadt.

Und Dreilinden lag hinter mir wie ein Traum.

2. Kapitel.

Dreilinden, hiſtoriſch-topographiſch.

Dreilinden: ſein Forſthaus und ſein Jagdhaus, dazu die gleichnamige Waldparzelle, darin beide, Forſthaus wie Jagdhaus, gelegen ſind, bildet den weſtlichen Theil des Rittergutes Düppel, das — 1865 auf Antrag der Teltower Kreisſtände durch König Wilhelm in Anerkennung der Verdienſte des Prinzen Friedrich Karl gegründet — aus einer Acker- und einer Forſthälfte beſteht.

Die Ackerhälfte hieß (und heißt noch) Gut oder Vorwerk Neu-Zehlendorf.

Die Forſthälfte dagegen hieß: die Heinersdorfer Haide, darin, in alten Zeiten ſchon, ein Forſthaus unter dem Namen „der Haidekrug“ gelegen war.

Beide Hälften haben eine Geſchichte, die hier in Kürze gegeben werden möge.

Vorwerk Neu-Zehlendorf.

Gut oder Vorwerk Neu-Zehlendorf beſtand, bis zu ſeinem Aufgehen in das Rittergut „Düppel“, aus einem Alt-Zehlendorfer Bauernhofe, dem, wenn ich recht berichtet bin, außer ſeinem alten und eigentlichen Hofbeſitz, auch noch ein kleineres, durch Kauf oder Erbe hinzugekommenes Ackerſtück zugehörig war.

Auf dieſem Alt-Zehlendorfer Bauernhofe nun ſaßen bis 1826 bäuerliche Leute: die Geſchwiſter Paſewald. Um die genannte Zeit aber verkauften dieſelben ihr Bauerngut an den Salz- und Schiffahrts-Direktor **Benſch**, der dafür 6000 Thaler zahlte.

Benſch beantragte, gleich nach der Uebernahme, die **Separation** der bis dahin noch in der Gemeinſchaft verbliebenen Dorfäcker, bei welcher Antragſtellung er ſich durch die geſammte Bauernſchaft unterſtützt ſah. Zu Folge dieſer Unterſtützung ordneten ſich alle zur „Auseinanderlegung“ erforderlichen Schritte raſch und mit verhältnißmäßig leichter Mühe, ſo daß noch vor Jahresablauf ein Antheil von 845 Morgen an Benſch fiel. Auf eben dieſem Antheil begann B. alsbald ein **Vorwerk***) aufzubauen, dem er den Namen Neu-Zehlendorf gab.

Und ſo beſtand denn um dieſe Zeit, und zwar im Gegenſatze zu weiterhin zu nennenden und ebenfalls aus Benſch'ſchen Mitteln erworbenen **Nachbarbeſitzungen**, der **Zehlendorfer** Beſitz des Salz- und Schiffahrts-Directors B. aus folgenden Einzelſtücken:

1) aus dem Alt-Zehlendorfer oder Paſewald'ſchen im Dorfe ſelbſt gelegenen Bauernhofe, dem bloßen Grundſtück, ſammt ererbtem oder erkauftem Acker-Annex;

2) aus dem bei der Separation aus der Dorfgemeinſchaft ihm zugefallenen Acker von 845 Morgen und

3) aus dem, auf eben dieſem Acker, unter dem Namen **Neu-Zehlendorf** erbauten Vorwerke.

So blieben auch die Verhältniſſe von 1826 bis 1851, in welchem Jahre der ſogenannte „Seeplan“, eine Hütungs- und Weideparzelle, durch Benſch hinzugekauft und dem Vorwerke Neu-Zehlendorf angefügt wurde.

---

*) Benſch war es auch, der, auf dem Gutshofe dieſes Vorwerks Neu-Zehlendorf, zur Errichtung eines in einer Art Tudorſtil gehaltenen **Herrenhauſes** ſchritt. Daſſelbe empfing, beinah 30 Jahre ſpäter, eine Marmortafel mit folgender Inſchrift: „Durch die Gnade König Wilhelm's I. wurde dieſem vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen im Februar 1859 gekauften Bauerngute Neuzehlendorf, auf Antrag der Teltower Kreisſtände, zugleich auch in Anerkennung ſeiner Siege 1864 im Kriege gegen Dänemark, die Rittergutsqualität und die Benennung Rittergut **Düppel** laut Patent vom 13. Januar 1865 verliehen.“

Jagdbegang Dreilinden.

In Vorſtehendem hab' ich über die Feld- und Ackerhälfte von Rittergut Düppel bez. Dreilinden berichtet. Ich berichte nunmehr auch über die Forſthälfte: den Jagdbegang Dreilinden.

Der jetzige Jagdbegang Dreilinden hieß, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, in alten Zeiten „die Heinersdorfer Haide", welche Haide, von 1515 an bis zu Beginn dieſes Jahrhunderts, der auf dem Teltow reich begüterten Familie v. Hake gehörte. Von den Hakes kam eben dieſe Heinersdorfer Haide — der wir (unter Ignorirung der Beſitzverhältniſſe des gleichnamigen Rittergutes Heinersdorf) allein hier gedenken — an den Lieutenant Mumme, welcher die Haide nur kurze Zeit beſaß und ſchon 1820 wieder an den ſchon vorgenannten Salz- und Schiffahrts-Direktor Benſch verkaufte. Benſch war alſo bereits ſechs Jahre lang in dieſem Heinersdorfer Haide-Beſitz, als er 1826 das vorerwähnte Paſewald'ſche Bauerngut in Alt-Zehlendorf erwarb und durch ſofortige Zuſammenlegung beider: aus dem Zehlendorfer Bauerngut einerſeits und dem Heinersdorfer Haideland andererſeits, einen Geſammtbeſitz herſtellte, der im Weſentlichen dem Umfange des gegenwärtigen, ſeit 1865 beſtehenden Rittergutes Düppel entſprach. In dieſem Geſammtbeſitz verblieb der Salzdirector bis 1856, um welche Zeit er ſeine mit eben ſo viel Liebe wie Verſtändniß ins Leben gerufene Schöpfung (denn von einer ſolchen wird ſich ſprechen laſſen) an den Kaufmann Gilka zu Berlin überließ. Letzterer, Gilka, hatte das Gut nur drei Jahre lang, nach deren Ablauf er Acker und Forſt unterm 17. Januar 1859 an den Prinzen Friedrich Karl verkaufte. Kaufſumme 95000 Thaler.

* * *

Prinz Friedrich Karl begann ſofort mit Erweiterung ſeines Beſitzes und zwar durch Erwerbung eines kleinen, am Wannſee hin gelegenen Uferſtreifens, der bis dahin, trotz der längſt vorher vollzogenen Separation, in der Alt-Zehlendorfer Gemeinſchaft verblieben war. Damit aber hatten die Territorial-Aenderungen ihren Abſchluß erreicht. Von einer weiteren Ausdehnung nach außen hin ward Abſtand genommen und dafür der energiſche Verſuch einer ſelbſtſtändigen Bewirthſchaftung gemacht, bis die Wahrnehmung unausreichender Erträge zur endlichen Verpachtung dieſer Ackerhälfte des Geſammt-Territoriums führte. Gegenwärtiger Pächter iſt Lieutenant (Reſerve-Offizier) Ring, ein bewährter Landwirth, der das Gut, und zwar neuerdings mit beſtem Erfolg, ausſchließlich als Ackergut bewirthſchaftet, nachdem er die frühere, vorzugsweiſe mit Rückſicht auf die Nähe von Berlin-Potsdam unternommene Milch- und Garten-Wirthſchaft, als unlucrativ hat fallen laſſen.

Mit einer ſelbſtſtändigen Ackerbewirthſchaftung war der Prinz geſcheitert, aber in andrem was er unternahm, war er erfolgreicher und ſchuf beiſpielsweiſe Forſtkulturen und Wildbeſtände mit ſo vielem Glück*), daß ihm Ende der 60er Jahre der Gedanke kam, auch inmitten dieſer ſeiner Waldwelt leben und in ſie hinein überſiedeln zu wollen.

---

*) Zu dem, was der Prinz hier ins Leben rief, gehörte, neben den im Text genannten Forſtkulturen ꝛc. auch ein auf der Neu-Zehlendorfer Feldmark errichtetes Geſtüt: das Geſtüt Düppel. Der Held der Situation — als ich im Sommer 1882 unter ſachkundiger Führung dies Geſtüt beſuchte — war der Hengſt „Wildling,“ der, nach allem was ich bei der Gelegenheit ſah und hörte, ſeinem Namen Ehre machte. Früher war er mit bei Königgrätz geweſen. Auf welchen Lebensabſchnitt er perſönlich mit mehr Befriedigung ſah, auf den ehemaligen oder den jetzigen, muß ungeſagt bleiben. Auch hier heißt es: wer ſieht ins Herz! Uebrigens war es, die Wahrheit zu geſtehn, nicht eigentlich der „Wildling“, was mich damals am meiſten entzückte, ſondern ſeine ſich in verſchiedenen Einfriedigungen umhertummelnde Nachkommenſchaft, zu der er in den complicirteſten und zugleich unzuläſſigſten Verwandſchaftsgraden ſtand. Die junge Nachkommenſchaft ſelbſt aber war ſich dieſer Unzuläſſigkeit ſo wenig bewußt, daß ſie, grad' umgekehrt, in der Luſt und dem Uebermuth ihrer Bewegungen, nichts als einen Proteſt gegen alle ſchwerfälligere Weltanſchauung auszudrücken ſchien. Alles an ihnen war Grazie, dabei zugleich von einer ſo intelligenten Coquetterie, daß man ſich verſucht fühlen konnte, mit ihnen zu

Aus dieſem Gedanken heraus entſtand 1869 ein „Jagd-haus". Baumeiſter: Nabbath. Noch im ſelben Jahre bezog es der Prinz und gab ihm den Namen Dreilinden.

Dieſer Name „Dreilinden" war übrigens keine Neu-Schöpfung und exiſtirt bereits ſeit 1833, in welchem Jahre das uralte, ſchon Eingangs erwähnte Forſt-Etabliſſement Haidekrug, mit Rückſicht auf drei alte, vor ſeiner Thür ſtehende Linden, die Bezeichnung Forſthaus Dreilinden erhalten hatte. Bald danach empfing auch die Forſt ſelber eben dieſe Bezeichnung, ſo daß wir ſeitdem, ein und demſelben Namen dreifach begegnend, eine Forſt von Dreilinden, ein Forſt-haus von Dreilinden und endlich drittens ein Jagd-haus von Dreilinden unterſcheiden müſſen. Die Forſt ſpricht für ſich ſelbſt, das Forſthaus iſt Förſterei, das Jagd-haus aber prinzliche Villa.

ſprechen. Es war ſo ziemlich derſelbe Eindruck, wie wenn man in England einer auf einer Waldwieſe ſpielenden Mädchenpenſion begegnet. . . . All dieſe Fohlen erfreuten ſich der beſondren Aufmerkſamkeit des Prinzen, der ihr Wachsthum mit derſelben Luſt und Liebe, wie das ſeiner Dreilindner Bäume verfolgte. Die Namen der Fohlen wurden z. B. durch ihn perſönlich beſtimmt. Unter dieſen auch Namen aus den drei Kriegen zu begegnen, wird Niemanden überraſchen. Da waren: Alſen, Oberſelk, Schleswig, Satrup, Oſter-Düppel; ferner Münchengrätz, Königgrätz und Benatek; endlich aus dem 70er Kriege: Le Mans, Verneville, Rezonville, Ladonchamp. Was ſich ſonſt noch an Namen vorfand, gehörte freilich einer ſehr andern, aber faſt ebenſo beſtimmten Geſchichts-Epoche an: Attila, Krimhild, Odoaker, Berengar.

3. Kapitel.

Dreilinden im Sonnenſchein.

„Klein, aber mein“.
Spruch am Jagdhauſe von
Dreilinden.

Es war in Novembernebel, daß ich Dreilinden zum erſten Male ſah. Aber nun hatten wir Sommer und ich brach auf, diesmal einfach als „Wanderer“ und zu Fuß, um das Jagdhaus, das mir bis dahin nur ein Nebelbild geweſen war, auch in hellem Tagesſcheine zu ſehn. Ich wollte mich von ſeiner Wirklichkeit überzeugen.

Und ein prächtiger Junitag war's. Erſt am Wannſee, dann am Wald hin, aus dem heute Kuckucksruf und Finkenſchlag zu mir herüberſcholl, ſchritt ich „andächtiglich fürbaß“, bis ich, nach kurzem Marſch in heißem Sonnenbrand, in den Wald ſelber einbog und alsbald eines Giebeldachs unter Zweigen und gleich danach einer dicht an den Weg herantretenden Dulcamara-Hecke gewahr wurde, deren gelb und violette Blüthenpracht, wuchernd faſt, aus dem dichten Blattgrün hervorſchimmerte. Kein Zweifel, dieſe Bitterſüß-Hecke war ein Zufall, nichts weiter, und doch mußt' ich unwillkürlich eines Ausſpruchs des alten Feldmarſchalls Derfflinger gedenken, der, in ſeinen Guſower Zurückgezogenheits-Tagen, zu ſagen liebte: „Habe des Sauren und Süßen viel genoſſen; aber des Sauren war mehr.“ Oft vergeſſenes Wort (immer wieder in Hoffnung vergeſſen), aber wer, der auf den Höhen des Lebens wandeln durfte, hätt' es ſchließlich nicht geſprochen!

Und nun hatte ich die Hecke paſſirt und ſtand wieder auf dem Vorplatz, den ich bis dahin immer nur in einem das draußen liegende Dunkel durchfluthenden Lichtſtrom geſehn hatte. Weshalb ich die Stelle kaum wieder erkannte.

Vom Wald her vorgeſchobene Tannen umſtanden ein Rondel, an deſſen einer Seite das prinzliche Jagdhaus aufragte, während an der andern ein däniſcher Runenſtein ſtand, ein „Mitbringſel“ aus Jütland her. Das Jagdhaus ſelbſt aber zeigte nichts als Souterrain und Erdgeſchoß, und über dieſem ein erſtes Stockwerk im Schweizerſtil, um das herum ſich Holzbalkone zogen. An dieſen allerlei Sprüche:

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder,
Ziehſt Du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade Dir Gott.

Andere waren länger, auch kürzer; unter den kürzeſten der, den ich dieſem Kapitel vorgeſetzt habe: „Klein, aber mein.“

In der That, Jagdhaus Dreilinden iſt klein und wirkt nach Art einer Villa von 8 Zimmern; aber es gelang nichtsdeſtoweniger, mit Hilfe geſchickter Raumausnutzung, eine doppelte Zahl von Zimmern und Gelaſſen herzuſtellen. Und zwar in folgender Eintheilung: im Souterrain die Wirthſchaftsräume; darüber, im Erdgeſchoß, die Hofmarſchall- und Adjutantenzimmer; endlich, im erſten Stock, die Zimmer des Prinzen ſelbſt: ein Vorzimmer, ein Wohn- und Arbeitszimmer, ein Schlafzimmer, ein Eßſaal. Der Reſt: kleine Gelaſſe für die Dienerſchaften.

Alle vom Prinzen ſelbſt bewohnten Räume ſind ausnahmslos mit Erinnerungsſtücken reich geſchmückt, ſo reich, daß ſie den Charakter eines hiſtoriſchen Muſeums annehmen. Einzelnes auch von künſtleriſchem Werth. Alles in Allem aber iſt es in drei Geſtalten, daß uns der Prinz aus dieſen ſeinen Erinnerungsſtücken entgegentritt: erſt als Jäger, dann als Soldat und endlich drittens und letztens in ſeinen intimeren Beziehungen zu Familie, Freunden, Kunſt. Und im Einklange hiermit iſt denn auch die Reihenfolge, darin ich dieſe Muſeumsſchätze dem Leſer vorzuführen gedenke. Den Jagd-Erinnerungen ſollen Kriegs-Erinnerungen, und dieſen wiederum Erinnerungen aus dem häuslichen Leben des Prinzen ſich anſchließen.

Jagd-Erinnerungen.

Mit den Jagderinnerungen beginn ich. Iſt es doch Jagdhaus Dreilinden, um das ſich's an dieſer Stelle handelt. Auf Flur und Treppe, ja mehr, bis unter das Dach hinauf, iſt Jagdhaus Dreilinden mit Jagd-Emblemen geſchmückt, und alles, was zu Pürſch und Waidwerk gehört, erſcheint hier und mit Recht, als das „Eigentlichſte“. Mit Ausnahme des in dem umhergelegenen Jagdreviere geſchoſſenen Wildes, befinden ſich denn auch nur Geweihe *guter* Hirſche reſp. Schaufler an dieſer Stelle, guter Hirſche, die ſeit Erbauung des Jagdhauſes (1869) vom Prinzen ſelbſt erlegt wurden. Es ſind dies: 136 Rothhirſchgeweihe, 392 Damhirſchgeweihe, 170 Rehkronen. Von den 392 Damhirſchen wurden 278 in der Dreilindener Forſt geſchoſſen; die 170 Rehböcke *ſämmtlich*. Alle Geweihe dieſer letzteren ſind im Schlafzimmer des Prinzen angebracht. Als Flur- und Treppen-Ornament begegnen wir im Weitern: einem Cormoran, einer Trappe, verſchiedenen Kampf- und Birkhähnen, Wildſchweinsköpfen, und vor allem einem ruſſiſchen Wolf, einem beſonders ſchönen und großen Exemplare.

Dies alles aber rechnet nicht zu den eigentlichen, eine Geſchichte habenden Jagdbeuteſtücken, deren Aufzählung wir uns nunmehr zuwenden.

1) *Ein Elchkopf.* Prinz Friedrich Karl ſchoß dieſen Elchhirſch, einen ungraden Zehnender, in der Oberförſterei Ibenhorſt am 4. Oktober 1881. Gewicht mit Aufbruch 840 Pfund. Ein noch größerer Elchhirſch, ein 22 Ender, wurde vom Prinzen am 18. September 1862 ebenfalls in der Ibenhorſter Oberförſterei (Oſtpreußen) geſchoſſen. Gewicht 954 Pfund. Der Kopf dieſes größeren Elchs befindet ſich in Jagdſchloß Glinicke bei Potsdam. Ich füge noch Folgendes hinzu: Nur noch in vorgenannter Oberförſterei Ibenhorſt kommen Elche vor, wie ſich andererſeits *Auerochſen* (künſtliche Zucht; neuerdings, von Rußland her, eingeführt) nur

noch in den Waldungen des Fürſten Pleß in Oberſchleſien vorfinden. Die Jagd auf den größeren, in Jagdſchloß Glinicke befindlichen Elch, wurde von dem bekannten Thiermaler Grafen Krockow in einem Jagdſtück von mittlerer Größe dargeſtellt. Es iſt der Moment der Erlegung. Das Bild hat ſeinen Platz im Treppenhauſe von Dreilinden gefunden. Aus den Läufen des etwas kleineren, erſt 1881 geſchoſſenen Elchs, wurden zwei Büchſenfutterale von beſonderer Schönheit angefertigt.

2) **Auerochs** (Kopf) wurde vom Prinzen Friedrich Karl am 9. Dezember 1880 in Pleß beim Fürſten Pleß geſchoſſen.

3) **Büffelkopf** (Prachtexemplar) Geſchenk des Grafen Hermann v. Arnim, der den Büffel auf einer Prairie-Jagd erlegte.

4) **Der weiße Hans.** Dieſer hat eine Tafel mit Inſchrift, der ich das Nachſtehende beinahe wörtlich entnehme. „Dieſer ſtarke und ſeltene weiße Damſchaufler „Der weiße Hans" ward anno 1874 aus dem hochgräflich Redern'ſchen Wildpark zu Görlsdorf, Uckermark, in den Wildpark Sr. K. H. des Prinzen Karl unweit ſeiner Sommerreſidenz Schloß Glinicke verſetzt, brach darauf im Mai anno 1875 aus dieſem Wildpark aus, und trat, den großen Wannſee durchſchwimmend, in den Grunewald. Am 5. Mai deſſelben Jahres wechſelte er vom Grunewald her in die Jagdreviere Sr. K. H. des Prinzen **Friedrich Karl** und wählte ſeinen Stand von nun an in nächſter Nähe des Hochprinzlichen Jagdhauſes Dreilinden. Den fortgeſetzten Bemühungen S. K. H., ſowie Höchſtdeſſen Jägerei gelang es, das edle Thier ſo an Ruf und Stimme zu gewöhnen, daß es bald auf den Namen „Hans" hörte, und Kartoffeln, Hafer ꝛc. vor dem Jagdhauſe aufnahm. Seinem Beiſpiele folgten zwei andre Hirſche, die, gleich ihm, zahm wurden. Während der Brunſt war Hans unbeſtrittener Platzhirſch; aber ſein Liebesglück ward ihm nicht verziehen, denn in der Nacht vom 27. zum 28. November 1875 wurd' er von ſeinen beiden Genoſſen zu Tode geſpießt und andern Tags verendet vorgefunden. (Der Aus-

druck „geſpießt“ iſt nicht jagdgerecht, und ſteht etwa auf der Höhe von „Blut“ oder „Ohren“. Ich habe mich aber zu dem jagdgerechten Ausdruck, den die Jäger ſchmerzlich vermiſſen werden, nicht entſchließen können.)

5) **Rieſenhirſch-Geweih.** Kein Original, ſondern eine Nachbildung deſſelben von der Hand Benvenuto Cellinis. Noch wahrſcheinlicher eine Nachbildung der Nachbildung. Zwei Inſchriften, eine franzöſiſche und eine deutſche, geben Auskunft über alles, was zu wiſſen noth thut.

„Cet ouvrage, copie des bois d'un cerf tué vers l'an de Grace de N. S. J. Ch. 648, dans la forest d'Erbach par deux Princes Francs de la lignée mérovingienne, a esté faict par **Benvenuto Cellini** de Florence, maistre sculpteur et orfesvre en renom, de par et pour le Roy Charles, le huictiesme du nom, nostre très haut, très puissant et très-noble Prince et Roy de France. Le susdict contrefait a esté dressé au chastel Royal d'Amboyse en l'an de Grace 1520.“

Alſo in Ueberſetzung etwa:

„Dies Werk, die Nachbildung des Geweihs eines im Jahre 648 durch zwei fränkiſche Prinzen aus dem Hauſe der Merovinger im Walde von Erbach getödteten Hirſches, iſt durch den berühmten florentiniſchen Bildhauer und Goldſchmid Benvenuto Cellini im Auftrag und zu Beſitz Karl des Achten, unſres allerhöchſten und großmächtigſten Königs von Frankreich, angefertigt und im Jahre der Gnade 1520 am Königlichen Schloſſe von Amboiſe angebracht worden.“

Die deutſche Inſchrift, die ſich in Hexametern verſucht, legt das Ereigniß in die Zeit des **elften** Ludwig, und lautet:

In den Ardennen lebte als Hirſch ich, ein ſeltſames Wunder,
Trug auf dem Scheitel der Stirn **dieſes** als krönende Zier;
Wuchs dort mehrere Jahre hindurch, für Niemand bezwingbar,
Nur vor mir ſelbſt hatt' ich Furcht wegen der ſchrecklichen Laſt.
Unter des elften Ludwig's Regierung raubte ein Pfeil mir,
Fliegend von tödtlicher Hand, Leben und Freiheit zumal.
Staunend ſah meine Zeit mich und wunderbar bleib' ich der Zukunft,
Daß der Natur es gefiel, mir zu erſchaffen ſolch Haupt.

Kriegs-Erinnerungen.

Was Dreilinden an Kriegs-Erinnerungen aufweiſt, iſt minder zahlreich, als man in Anbetracht eines an kriegeriſchen Ereigniſſen und Ehren ſo reichen Lebens, wie das des Prinzen, erwarten ſollte. Zum Theil erklärt ſich dies daraus, daß Jagdhaus Dreilinden nicht alles Hierhergehörige beſitzt; einiges befindet ſich in Jagdſchloß Glinicke, noch andres in der Stadtwohnung des Prinzen, im Königlichen Schloß. Auch öffentliche Sammlungen erhielten das ein' oder andre. So befindet ſich z. B. ein aus einem jütiſchen Hügelgrabe ſtammender Holzſarg in unſrem „Muſeum für nordiſche Alterthümer.“ Ein Geſchenk des Prinzen.

Alle dieſe Kriegs-Erinnerungen, um über ihre Geſammtheit einen klareren Ueberblick zu geben, theil' ich in Nachſtehendem in vier Gruppen, und zwar nach den vier Kriegen, an denen der Prinz, wenn er ſie nicht leitete, wenigſtens theilnahm.

1848 und 49. Erſter Krieg gegen Dänemark und Feldzug in Baden.

1) Eiſenteller mit einer 4-Pfünder-Kugel darauf. Umſchrift: „Der erſte Salutſchuß an Sie, mein Prinz.“ Am 23. April 1848 hielt Prinz Friedrich Carl, damals Hauptmann im Stabe Wrangels, an der Seite des Generals, der eben den Sturm auf das Danewerk commandirte. Dieſe 4pfünder-Kugel ſchlug neben beiden ein, und der Alte, während er ſich ſchmunzelnd gegen den Prinzen wandte, that oben citirten Ausſpruch, in dem ſich, echt-wrangelſch, eben ſo viel Courtoiſie wie sang-froid ausſpricht.

2) Ein däniſcher Danebrog. Dazu folgende Worte: „Dieſer Danebrog wehte auf der Citadelle von Friedericia, und wurde, bei der Einnahme durch die preußiſchen Truppen am 2. Mai 1848, von Sr. K. H. dem Prinzen Friedrich Karl eigenhändig niedergeholt.“

3) Ein Aſchbecher mit ſilbernem Deckel, aus einem Vorderhuf des „Artemidorus“ angefertigt. Es war dies das

Pferd, das der Prinz in dem Gefechte bei Kuppenheim in Baden am 30. Juni 1849 ritt.

Zehn Tage vorher, am 20. Juni, war das Gefecht bei **Wieſenthal**, in dem Lieutenant v. d. Buſche-Münch, Adjutant des Prinzen, tödtlich, der Prinz ſelbſt aber, wie auch das Pferd, das er ritt, leicht verwundet wurde. Das Pferd empfing, zur Erinnerung an dieſen Tag, den Namen „Wieſenthal" und wurde zu Tode gepflegt. Unmittelbar hinter dem Dreilinder Gehöft hat es einen Grabſtein mit folgender Inſchrift: „**Wieſenthal**, brauner Hengſt, geb. 1836, durch einen Bajonettſtich am Kopfe bleſſirt am 20. Juni 1849; geſt. 31. Mai 1861. F. K. Pr. v. P."

1864. Krieg gegen Dänemark.

1) **Ein Aſchbecher** aus einem Huf von „Anacreon" Fuchsſtute, die der Prinz beim Uebergang über die Schlei, bei Miſſunde und am Düppeltage ritt.

2) **Kugel-Aufſatz.** Aus Düppel-Geſchoſſen aller Art zuſammengeſetzt.

3) **Cigarrenkaſten.** Geſchenk des Prinzen Albrecht (Vater) an Prinz Friedrich Karl. Aus Eichenholz-Rähmchen hergeſtellt, in die dann kleine Marmorplatten eingelegt wurden. Jede Platte trägt eine Inſchrift: Eckernförde 1. Februar: Miſſunde 2. Februar; Ober-Selk 3. Februar; Arnis 6. Februar, Düppel (Wegnahme von Dorf **Oſter-Düppel**) 17. März; Kanonade 2. April. So die Seitenfelder. Die Haupt-Inſchrift aber trägt der Deckel: „Sturm auf die Düppeler Schanzen, Schleswig-Holſtein den 18. April 1864."

4) **Runenſtein aus Jütland.** Etwa 1 Meter hoch, nach oben zugeſchrägt. Am Fuße des Steines ſind Runen in aller Deutlichkeit erkennbar. Sie ſind auf „Heirulfr" hin entziffert worden. Was dies bedeutet, ſteht nicht feſt. Vielleicht ein Name. Der Stein befindet ſich nicht **im** Jagdhauſe, ſondern **vor** demſelben, auf einem bereits zu Beginn dieſes Kapitels erwähnten Gras- und Blumen-Rondel.

1866. Krieg gegen Oeſterreich.

An dieſen Krieg erinnern nur die **Städtewappen** zweier großer Glasfenſter, aus deren Geſammtzahl ſich je vier auf die Feldzüge von 64 und 70, acht aber auf den 66er Krieg beziehen. Es ſind alles in allem folgende: Dänemark, Schleswig, Lauenburg, Flensburg; ferner: Oeſterreich, Böhmen, Ungarn, Mähren, Rohan-Turnau, Prag, Preßburg, Gitſchin; ſchließlich: Nancy, Metz, Orleans, Le Mans.

1870 und 71. Krieg gegen Frankreich.

1) Eine franzöſiſche Trophäe: Gewehre, Piſtolen, Fahnen und Säbel, alles von einer goldbordirten Generalsmütze gekrönt.

2) Ein Candelaber aus 70er Kugeln und Bajonetten aufgebaut.

3) Ein Briefbeſchwerer. Orleans, 4. Dezember 1870.

4) Ein paar große Lampen, aus 70er Granaten conſtruirt.

5) Eine Roccoco-Wanduhr. Geſchenk von Seiten der Offiziere des Stabes in Orleans. Weihnachten 1870.

6) Eine Stutzuhr, deren Uhrwerk von Geweihen umfaßt und getragen wird. Am intereſſanteſten iſt der Perpendikel, auf deſſen etwa thalergroßem, in ſeinem terminus technicus mir unbekannt gebliebenen, ſcheibenförmigen Abſchluß ſich ein Miniaturbild in Gouache befindet. Dieſe Miniature ſtellt den Moment dar, wo Louis Napoleon dem König Wilhelm den Degen überreicht.

7) Alte Glasmalerei (Bruchſtück), einen Moment aus einer der früheren Belagerungen von Metz (1444) darſtellend. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war dies Glasbild ehemals einem großen Schloß- oder Kirchenfenſter zugehörig. Zeichnung und Colorit vorzüglich. Geſchenk des Generals Vogel v. Falkenſtein. Der Prinz hat es im Treppenhaus als unterſtes Fenſter einſetzen laſſen, deſſen beſonderen Schmuck es nun ausmacht.

Bei dieſer Gelegenheit ſtehe hier Folgendes.

Unter den drei großen Belagerungen von Metz, 1444, 1552 und 1870, iſt die von 1444 die poetiſchſte, weil entweder die Zeit überhaupt oder aber ihre hiſtoriſche Berichtserſtattung poetiſcher war. Jetzt herrſcht das ſpecifiſch

Militäriſche vor, das, beinahe grundſätzlich, an dem „Intereſſanten“, an das es nicht recht glaubt, vorübergeht. Ich gebe hier ein paar der erſten (1444er) Belagerung entnommene Züge.

Schon die Veranlaſſung zu dieſer Belagerung war apart. Eine Iliade kleineren Stils. Die Metzer, weil ihnen Herr René, König von Provence, Sicilien und Jeruſalem, eine Schuld von 100 000 Gulden, aller Mahnungen unerachtet, nicht zahlen wollte, nahmen ſeiner Gemahlin (Schweſter Karls VII. von Frankreich) ihre werthvolle Garderobe weg. In Folge dieſes Affronts zogen beide Schwäger, König Karl VII. und König René, vor Metz. Auf Seiten der Stadt zeichneten ſich alsbald zwei Männer aus: Johann von Vytoul und Jacob Simon. Johann von Vytoul war die Seele der Vertheidigung, und ritt unausgeſetzt umher, um die Poſten zu revidiren, war aber doch gutherzig genug, ein Glöckchen an den Schweif ſeines Pferdes zu binden, weil er nur ängſtigen und anſpornen, aber nicht ſtrafen wollte. Nur gegen die Feinde war er unerbittlich, verurtheilte die Gefangenen zum Strang, und wies jeden Auswechſelungsvorſchlag zurück. Ihm zur Seite ſtand der ſchon genannte Jacob Simon, Stadtſchöffe und Weingutsbeſitzer auf dem Banne von Longeville. Er hatte geſchworen, daß er, trotz der Belagerung, ſeine Weinleſe draußen halten wolle. Und wirklich begann er ein großes Schiff auszurüſten, indem er es mit Söldnern bewaffnete, die mit Musketen und Armbrüſten bewaffnet waren, und fuhr nunmehr die Moſel aufwärts bis Longeville. Nachdem er dort angelegt, ſchickte er ſeine Winzer und Winzerinnen in den ihm zugehörigen Weinberg. Alsbald erſchien der Feind, um die jungen Winzerinnen zu entführen; aber im ſelben Augenblicke wurde der feindliche Trupp vom Schiff her mit Kugeln und Pfeilen überſchüttet. Alles floh, und als die Körbe mit Trauben gefüllt waren, kehrte man in die Stadt zurück. An ähnlichen Zügen iſt dieſe berühmt gewordene Belagerung von Metz reich, und gab, in allem maleriſch und plaſtiſch, einen hundertfältigen Anreiz zu künſtleriſcher Behandlung

Unter ſolcher Anregung entſtand auch wohl das Glasbild in Dreilinden.

Die zweite Belagerung war die von 1552; Karl V. war der Belagerer und der Herzog von Guiſe der Belagerte. Die Belagerung mißlang, in Folge deſſen König Heinrich II. von Frankreich in Dankbarkeit und zu Ehren des Herzogs eine Medaille prägen ließ, auf der in längerer Inſchrift geſagt wurde: „Mars vous a donné une couronne d'herbe. Continuez, il vous rendra les couronnes royales de Jerusalem et de Sicile, qui ont appartenu à vos ancêtres.“

Erinnerungen und Geſchenke aus dem Familien- und Freundes-Kreiſe: Kunſtſchätze, Bilder, Portraits.

Alles, oder doch faſt alles, was ich hier aufzuzählen haben werde, befindet ſich im erſten Stock. Ich beginne mit der Gruppe:

Raritäten und Curioſa.

1) Ein **Mammuthszahn**. Briefbeſchwerer. In der Dreilindner-Ziegelei beim Ausſchachten des Lehms gefunden.

2) Ein aus Hirſchgeweihen kunſtvoll zuſammengeſetzter **Rieſenkronleuchter**. Er brennt mit 66 Lichtern und erleuchtet, wie ſchon hervorgehoben, das quadratiſche Speiſezimmer.

3) **Drei güldne Humpen**, Geſchenke der 3 Prinzeſſinnen-Töchter des Prinzen: Prinzeß **Marie**, verwittwete Prinzeſſin Heinrich der Niederlande, geſt. 1888 als Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg, Prinzeß **Eliſabeth**, Erbgroßherzogin von Oldenburg, und Prinzeß Luiſe **Margaretha**, Herzogin von Connaught.

4) Ein aus einem koloſſalen **Elephantenzahn** angefertigter **Humpen**, zehn Zoll hoch und über 5 Zoll im Durchmeſſer. Die beiden Henkel ebenfalls von Elephantenzahn, Geſchenk des Herzogs von Connaught.

5) **Schaufeln** von Damwild, Rieſenexemplare, die, wie die vorgenannten Humpen, als Tafelaufſätze dienen.

6) Ein **Trinkhorn**. Abwurf (aber nur die Hälfte davon) eines 14 Enders, der 1874 in der Forſt von Naſſawen-

Oſtpreußen, gefunden wurde. — Aus dieſem Trinkhorn bot der Prinz jedem zum erſten Mal in Dreilinden erſcheinenden Gaſte den Willkomm-Trunk, auf welchen prinzlichen Gruß hin, der Gaſt aus eben dieſem Trinkhorne Beſcheid thun mußte. Von welcher Stelle, will ſagen, von welchem Anſetzepunkt aus, darüber entſchieden die Rangverhältniſſe. Das Trinkhorn hat nämlich drei ſolcher Anſetze-Punkte, zu denen ſich, und zwar zwiſchen Geweihzacken hindurch, die Lippen der Trinkenden mühſam heran fühlen müſſen, Engpäſſe, Defilés, unter denen die Generals-Enge die relativ bequemſte, die Lieutenants-Enge dagegen die ſchwierigſte iſt. In dieſer letzteren ſtehen die Lippen derartig „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge“, daß eine vollkommen virtuoſe Leiſtung der Aufgabe, die darin beſteht, auch nicht einen Tropfen vorbeizuſchütten, zu den äußerſten Seltenheiten gehört. Um ſo größer der Triumph, wenn's glückt.

So viel über die Gegenſtände, die, mit Ausnahme des erſtgenannten (alſo des Mammuthszahns) als Tafelſchmuck dienen. Um die Tafel ſelbſt her aber befinden ſich Kunſterzeugniſſe mannigfachſter Art, aus deren Reihe hier die vorzüglicheren oder durch ihre Geſchichte bemerkenswertheren Erwähnung finden mögen.

Kunſt- und Kunſtinduſtrie-Sachen

1) Ein aus vertieftem Meißner Porzellan eigenartig zuſammengeſetzter Kamin- oder Ofenſchirm.

2) Ein Satz bemalter Teller, mit Darſtellungen aus dem Huſarenleben. Andenken an die Zeit, wo der Prinz als Escadronchef dem Garde-Huſaren-Regiment angehörte. Von einem Garde-Huſaren mit Kunſt und Sauberkeit ausgeführt.

3) Ein andrer Satz Teller (neunzehn an der Zahl; alle mit dem großen preußiſchen Wappen geſchmückt) iſt Gegenſtand einer Spezial-Geſchichte. König Friedrich I. beſtellte, via Holland, ein chineſiſches Porzellan-Service, zugleich das preußiſche Wappen in allerlei colorirten Zeichnungen einſendend. Und wirklich, alle Schildereien, wie

dieſe neunzehn Teller ſie jetzt zeigen, wurden in China gemalt. Aber ſie ſollten ihren Beſtimmungsort nicht erreichen, wenigſtens damals nicht. Das holländiſche Schiff, das ſie heimbrachte, litt Schiffbruch und die geſammte Ladung kam (nach Strandrecht) an oſtfrieſiſche Schiffer, die das preußiſch-chineſiſche Service, mit dem ſie nichts Rechts anzufangen wußten, nach Hannover hin verkauften, allwo ſich's 150 Jahre lang in Händen von Händlern und Privaten befand. Erſt 1867, alſo nach Einverleibung Hannovers in Preußen, kam das Service wieder an's Licht und wurde von verſchiedenen Prinzen des K. Hauſes aufgekauft. Der Kronprinz und Prinz Albrecht erſtanden den größeren Theil; ein kleinerer (dieſe 19 Teller) kam in den Beſitz des Prinzen Friedrich Karl.

4) Eine Bronce-Schüſſel, in Hautrelief einen Prinzen aus dem Hauſe Naſſau-Oranien darſtellend. Geſchenk der Prinzeſſin Friedrich Karl.

5) Eine Statuette des 15jährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, des ſpäteren „Großen Kurfürſten". 1635.

Bilder: Landſchaften und Portraits.

Die Bilder, Landſchaften und Portraits, die Jagdhaus Dreilinden aufweiſt, befinden ſich zu größrem Theil im Arbeitszimmer des Prinzen.

Ich nenne zunächſt die Landſchaften mit und ohne Staffage: Winterlandſchaft von Ed. Hildebrandt; Neapel von Gudin; Taormina von Geleng; Königsſee von einem Unbekannten; Salzburg bei Mondſchein von Hennings; Staffa (Fingalshöhle) von Ed. Krauſe; Tyroler Bauern von Kaltenmoor; Jagdſcene: der Prinz mit befreundeten Herren ein Frühſtück nehmend, von Steffeck; Tyroler Wilderer von Alb. Meuron. Einige dieſer Bilder, ſo das ſchöne Bild: „Die Fingalshöhle" befanden ſich im Beſitz der Königin Eliſabeth, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV., und gingen, laut Vermächtniß, an Prinz Friedrich Karl über.

Die Zahl der Portraits (unter ihnen auch eins des alten Zieten) iſt nicht groß. Ein beſondres Intereſſe wecken mehrere größere Photographien, Bildniſſe frührer perſönlicher Adjutanten*) oder durch den Dienſt näher attachirter Offiziere des Prinzen, die ſämmtlich während des 70er Krieges fielen, bez. ihren Wunden erlagen. Es ſind dies die folgenden:

Oberſt Graf Walderſee; gefallen bei Le Bourget als Commandeur des Garde-Grenadier-Regiments Auguſta.

Generalmajor von Diepenbroick-Grüter, 1850 bis 53 perſönlicher Adjutant des Prinzen, gefallen als Commandeur der 14. Kavallerie-Brigade: Brandenburger Küraſſiere, Fürſtenwalder Ulanen und 15. (Schleswig-holſteinſches) Ulanen-Regiment, bei Vionville.

---

*) Die Zahl und Reihenfolge der perſönlichen Adjutanten des Prinzen war in dem langen Zeitraume von 1848 bis 82 die nachſtehende: Lieutenant v. d. Buſche-Münch 1849; Lieutenant Graf Walderſee 1849 und 50; Freiherr v. Diepenbroick-Grüter 1850 bis 53; Lieutenant v. Zieten 1853 bis 56; Lieutenant v. Coſel 1854 bis 58; Rittmeiſter v. Schoening 1856 bis 58 (Bruder des 1870 als Commandeur des 11. Regiments bei Mars la Tour gebliebenen Oberſten von Schoening); Premierlieutenant v. Alvensleben 1858 und 59; Oberſtlieutenant v. Blumenthal 1858 bis 60 (ſpäter Commandeur des IV. Armee-Corps); Hauptmann v. Witzendorff 1859 bis 64 (z. Z. Commandeur des VII. Armee-Corps); Premierlieutenant v. Jagow 1859 bis 64; Premierlieutenant Freiherr v. Loë 1863 bis 66; Major v. Bernuth 1864 bis 66; Major v. Eckert 1866 bis 69; Premierlieutenant Graf Kanitz 1867 bis 69 (ſpäter Hofmarſchall des Prinzen Friedrich Karl); Rittmeiſter v. Kroſigk 1869 bis 72 (ſpäter Oberſt und Commandeur der Garde-Huſaren); Premierlieutenant v. Normann 1869 bis 74; Rittmeiſter Graf Alexander von Wartensleben 1872 bis 75; Major v. Barſt 1874; Rittmeiſter v. Borcke 1875 bis 79, Rittmeiſter v. Broeſigke 1876 bis 80 (ſpäter Flügeladjutant S. M. des Kaiſers); Rittmeiſter Freiherr v. Maltzahn ſeit 1880; Hauptmann v. Kalckſtein ſeit 1880. [Ich füge dieſer Angabe gleich noch einige Notizen hinzu. Während der Jugend- und Erziehungsjahre des Prinzen war Graf Bethuſy-Huc ſein Militär-Gouverneur, an deſſen Stelle nach vollendetem 18. Lebensjahr (1846) die „militäriſchen Begleiter“ traten. Dies waren Major v. Roon, der ſpätere Kriegsminiſter, von 1846 bis 48; Major v. Schlegell 1848; Major v. Hiller, älterer Bruder des bei Chlum gefallenen Generals, von 1848 bis 49. Von dieſem Zeitpunkt an war der Prinz ſelbſtſtändig. — Ueber dieſe Dinge möglichſt Authentiſches zu geben, hab' ich nicht verſäumen wollen, da mir, aus Erfahrung, bekannt iſt, wie ſchwer es ſchon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit hält, ſich Gewißheit über ähnliche Fragen zu verſchaffen. Um nur ein Beiſpiel zu geben: die Namen der Adjutanten des Rheinsberger Prinzen Heinrich feſtzuſtellen, hat mir nicht gelingen wollen. Ueber etwa 6 Namen bin ich in der langen Epoche von 1752 bis 1802 nicht hinausgekommen.]

Generalmajor v. Doering, Generalſtabs-Offizier des Prinzen 1859 in Stettin, fiel als Commandeur der 9. Infanterie-Brigade bei Mars la Tour.

Oberſt v. Zieten, 1853 bis 66 perſönlicher Adjutant des Prinzen, gefallen als Commandeur der Zieten.Huſaren, bei Mars la Tour.

Oberſt v. Erckert, 1866 bis 69 perſönlicher Adjutant des Prinzen, gefallen als Cpmmandeur des Garde-Füſilier-Regiments bei St. Privat. Auf einen Wegweiſer blickend, wurd' er von einer Kugel in den Kopf getroffen und ſaß eine Weile noch todt im Sattel. Man begrub ihn zunächſt auf dem Begräbnißplatze von Sainte Marie aux Chênes, ſpäter wurd' er exhumirt und nach Deutſchland (wohin konnte ich nicht erfahren) zurückgebracht.

Oberſt von Schack, Diviſions-Adjutant des Prinzen, fiel als Commandeur des 1. Hannöverſchen Ulanen-Regiments Nr. 13 bei Mars la Tour.

Oberſtlieutenant v. Stülpnagel, Diviſionsadjutant des Prinzen, fiel als Bataillonscommandeur im 1. Garde-Regiment z. F. bei St. Privat.

Major v. Schmieden, Diviſionsadjutant des Prinzen, Bataillonscommandeur im 5. Brandenb. Inf.-Regiment Nr. 48, fiel bei Vendôme am 6. Januar 1871.

Hauptmann v. Glaſenapp, Diviſionsadjutant des Prinzen, fiel als Compagnieführer im 8. Brandenb. Inf.-Regiment Nr. 64 bei Vionville.

Hauptmann v. Hadeln, Diviſionsadjutant des Prinzen, fiel als Adjutant in der 8. Artillerie-Brigade bei Verneville (zwiſchen Amanvilliers und Gravelotte).

Zählt man hinzu, daß der (der Zeit nach) erſte perſönliche Adjutant des Prinzen, Lieutenant v. dem Buſche-Münch, im Gefechte bei Wieſenthal am 20. Juni 1849 auf den Tod verwundet wurde, ſo wird ſich nicht behaupten laſſen, daß der perſönlichen oder dienſtlichen Adjutantur des Prinzen aus dieſer Auszeichnung eine geſicherte Lebensſtellung erwachſen wäre.

Neben dem Arbeitszimmer des Prinzen befindet ſich ſein Schlafkabinet. Es enthält eine Menge kleiner Schildereien und inmitten derſelben ein einfach umrahmtes Balduin Möllhauſen'ſches Gedicht, das in einer Anzahl refrainartig gehaltener Strophen erſt dem Prinzen und dann dem Klausner von Dreilinden die Huldigungen des Dichters darbringt.

4. Kapitel.

Wie Prinz Friedrich Karl in Dreilinden lebte.

„Leuch, da kommen ſie."

In Kapitel 3 hab' ich Jagdhaus Dreilinden in ſeinem Aeußren und Innern zu ſchildern verſucht; ich verſuche, daran anſchließend, eine Schilderung, wie der Prinz in Dreilinden lebte.

In erſter Reihe: weniger andauernd und weniger ausſchließlich, als er es wünſchte und — als es ſchien. Es blieb nämlich ſein wirklicher Aufenthalt daſelbſt hinter dem programmmäßigen erheblich zurück. Inſpektionen, Revuen, Feſtlichkeiten und nicht zum wenigſten entfernter liegende Jagdausflüge ſorgten beſtändig für Abzüge; ſehen wir aber von ſolchen in Wegfall kommenden Einzeltagen (die ſich gelegentlich auch wohl zu halben Wochen ausdehnten) ab, ſo wird ſich ſagen laſſen, daß etwa fünf Monate des Jahres dem Dreilindner Aufenthalte gehörten, und zwar die zwei Spätherbſt-Monate vom 15. Oktober bis zum 15. Dezember, und die drei Frühjahrs-Monate von Mitte März bis Mitte Juni.

Dieſe drei Frühjahrsmonate waren wohl, wenn ich recht berichtet bin, die beſonders bevorzugten, weil ſie dem jagdliebenden Prinzen Gelegenheit gaben, auch ſeiner zweiten, ſeine Jagdluſt vielleicht noch überbietenden Paſſion zu leben: der Luſt am Wald.

O Frühlingsluft, o Frühlingsduft,
Im Schloß wird mir's zu enge,
Ich fühle wie der Wald mich ruft
Fort aus dem Stadtgedränge.

Die Häuſermaſſen groß und klein,
Sie wollen mich erdrücken,
Ich ſehne mich mit Luſt im Forſt
Das erſte Grün zu pflücken.

Drum denn hinaus nach altem Brauch
Mit Jagdwehr, Hund und Roſſen,
Auf daß ich ſeh' wie Baum und Strauch,
Die ſelbſt ich pflanzte, ſproſſen.

So klang es in des Prinzen Herzen, ſobald Oculi und Lätare gekommen waren:

Und ſich am Tage Judica,
In ſeiner Waldesklauſe,
Da ruft er froh: „Nun wieder da
In meinem eignen Hauſe;

„Und ob es klein, doch mein es iſt,
Hier leb' ich ohne Sorgen,
Das Hüttchen dieſer Linden grüßt
Mich glücklich jeden Morgen.“

Und wirklich glücklich vergingen ihm hier die Tage ...

Den Forſt durchſtreift der Feldmarſchall
Im grauen Waidmannskleide,
Thauperlen funkeln überall,
Es duftet friſch die Haide ...

So Balduin Möllhauſen in einem reizenden kleinen Liede, das die Waldesſehnſucht ausdrückt, die den Prinzen, bei Frühlingserwachen, zu befallen pflegte, gefällige Strophen, denen ich meinerſeits nur das noch hinzuzufügen habe, was ich über Gang und Art eines ſolchen Dreilinder Frühlingstages in Dreilinden ſelbſt erfahren konnte.

Der Prinz war ein Frühauf und gehörte zu den Glücklichen, die ſich mit wenig Stunden Schlaf zu behelfen wiſſen. Allmorgentlich zwiſchen 3 und 4 bereits begann er ſeinen Tag und fuhr auf die Pürſch, nur von einem Diener oder Leibjäger begleitet. Oft dehnte er dieſe Fahrten über das ganze Revier hin aus, aber öfter noch begnügte er ſich mit einzelnen Schlägen. Der Beſtand an Wild war reich: Kaninchen, Füchſe, Hirſche, Rehe, Faſane. Was an Wild erlegt ward, wurde verkauft. Nichts davon kam auf den prinzlichen Tiſch.

War die Pürſchfahrt beendet und das erſte Frühſtück genommen, ſo wandte ſich der Prinz jenen Forſt- und Wald-Culturen zu, die von ihm ins Leben gerufen wurden. Er kannte jeden Baum in ſeinem Revier, hatte er doch jeden einzelnen entſtehen ſehn und ihm als Setzling und Steckling ſchon ſeine Sorgfalt und ſein Intereſſe zugewandt. Ein ächter und rechter Erzieher, der bei dem Kleinen beginnt! War aber das Gedeihen erſt geſichert, ſo hieß es nun dieſem Gedeihenden auch die Form, den Reiz der Erſcheinung zu geben. Mit ſicherm Blick erkannte der Prinz alles, was gefördert und ans Licht gezogen, aber auch ebenſo was beſeitigt werden mußte, und mit einer Art Künſtlerhand begann er nunmehr den Baum zu bilden und zu geſtalten.

Seine höchſten forſtmänniſchen Triumphe jedoch feierte er nicht als Ueberwacher und Leiter eines, in der Geſichertheit glücklicher und geſunder Verhältniſſe, dementſprechend auch glücklich und geſund aufſtrebenden Baumgeſchlechts, ſondern umgekehrt als Arzt der Armen und Kranken, und eine nicht unbeträchtliche Zahl der jetzt inmitten einer neuen Anlage hoch aufſtrebenden Eichen, gehört in die Reihe ſolcher Geretteten. Es waren dieſe Geretteten vordem, als der Prinz im Jahre 1859 die Dreilindner Forſt an ſich brachte, halb verkommene, ja, zum Theil mißgeſtaltete Bäume, die, weil eingeſtreut in eine ziemlich dicht ſtehende Kiefernhaide, jeder eigentlichen Entwicklungs-Möglichkeit und damit auch aller Gelegenheit zu Wohlgeſtalt und Schönheit entbehrt hatten. Ihnen Hülfe zu bringen, wurde nunmehr Aufgabe, deren erſtes Ziel das war, an die Verwachſenen und Verkrüppelten heran zu kommen, ihnen Freiheit, Luft und Licht zu verſchaffen. Und ſo fiel denn zunächſt die hemmend und hindernd um ſie her ſtehende Kiefernhaide. Jetzt erſt konnte der Kliniker und Orthopäd an ſeine Kranken heran, die, kaum in liebevolle Behandlung genommen, auch ſchon nicht mehr ſie ſelber waren, und jetzt in voller Pracht und Stattlichkeit das um ſie her neu beforſtete Terrain überragen.

Der Vormittag des Prinzen gehörte den verſchiedenen Forſtbeſtänden, die wie Klaſſen, höhere und niedre, gemuſtert wurden. Um 12 aber unterbrach er dieſe Muſtrung auf eine Stunde, nahm ein zweites Frühſtück, ein Lunch, und kehrte erſt mit Beginn des Nachmittags in ſeinen geliebten Wald zurück. Um 5 war dann Diner, das entweder im engſten Kreiſe der Adjutanten oder aber im weitren einer beſtimmten Anzahl von Gäſten genommen wurde. Die darauf folgenden Stunden gehörten theils der Correſpondenz, theils der Lektüre. Der Prinz las viel, zog jede Wiſſenſchaft heran, und hatte ſelbſt ein Herz für die belles lettres. Ein glückliches Gedächtniß, das, als ein Hohenzollern-Erbtheil, auch ihm geworden, unterſtützte ihn bei dieſen Studien und erleichterte ihm nicht nur das Eindringen in immer neue Stoffe, ſondern auch, im lebendigen Gegenwärtighaben des Geleſenen, einen Ideenaustauſch, ein Geſpräch darüber. Auf jedem Gebiete bewandert, über das Neueſte ſtets orientirt, war es ihm ein Leichtes, und zugleich eine liebe Gewohnheit, im Verkehr mit ſeinen Gäſten in der Sprache dieſer zu ſprechen. „Suum cuique". Er hatte eben auch wiſſenſchaftlich einen Blick für und über das Ganze, wenn aber ein Einzelnes ſich rühmen darf, mit beſondrer Luſt in den Kreis ſeiner Betrachtung gezogen worden zu ſein, ſo wäre hier wohl in erſter Reihe das Ethnographiſche zu nennen, das Länder- und Staatenkundliche, das Völkerpſychologiſche. Womit zwei ſeiner Paſſionen zuſammenhingen: die für das Reiſen und die für die Marine, Neigungen, in denen er lebhaft an den zu früh geſchiedenen Admiral Prinz Adalbert erinnerte, mit dem er auch andre Züge gemein hatte: das Affable, das Einfache, das helfende Mitleid und den ruhigen Muth.

Ich komme darauf zurück, inſonderheit auch auf die bevorzugten Geſprächsthemata des Prinzen, und begnüge mich damit, an dieſer Stelle mit einer an die Dreilindner Forſtculturen anknüpfenden Anekdote zu ſchließen.

Es war im Frühjahr 1871 als, von Fontainebleau her, wo ſich der Prinz nach Abſchluß der Friedenspräliminarien aufhielt, Ordre nach Dreilinden kam „einen beſtimmten Schlag zu rajolen und demnächſt mit jungen Eichen zu bepflanzen". Der Befehl lautete ſtrikt genug; aber ihm zu gehorchen, war nicht leicht, denn alles junge Volk ſtand damals noch in Frankreich. An Arbeitskräften war alſo Mangel, und ſo kam es denn, daß, behufs dieſer vorzunehmenden Rajol- und Pflanzarbeiten, von dem benachbarten Spandau her ein Trupp franzöſiſcher Gefangener erbeten wurde, der wirklich am andren Tage ſchon in Dreilinden eintraf. Mit ihm zugleich die Benachrichtigung, „daß, nach drei Wochen, Ablöſung dieſes Trupps erfolgen werde“. Sonderbares Loos für alle die, die ſich zu dieſem Dienſte commandirt ſahen, und doch ward „Eichen-pflanzen beim Prinzen“ alsbald allgemeines und nur zu begreifliches Begehr, denn der Tagelohn war gut und die Tages-Verpflegung noch beſſer, des ſonntäglichen Huhns und der halben Flaſche „Rothen“ ganz zu geſchweigen, unter deren gedoppeltem Einfluß ſchließlich auch der chauviniſtiſchſte Chauvinismus erliegen mußte. Wenigſtens ſind Ausbrüche deſſelben nie zu verzeichnen geweſen. Im Gegentheil, das Benehmen der Abkommandirten war durch all dieſe Wochen hin ein gleichmäßig vorzügliches, und ſtellte der Einſicht, dem Charakter und der guten Lebensart unſrer Feinde das beſte Zeugniß aus. Sie waren fleißig, heiter, dankbar, und wenn doch vielleicht (was zu den Möglichkeiten zählt) ein paar halblaute Verwünſchungen über die Dreilindner Stecklinge hin ausgeſprochen ſein ſollten, ſo müſſen ſie, nach Art aller Flüche die keinen Schuld-Acker vorfinden, bedeutungslos verklungen ſein, denn überall auf dem Territorium des „Bezwingers von Metz“ wachſen und gedeihen neben den von deutſcher Hand eingeſetzten Eichen auch die, die damals von franzöſiſchen Händen gepflanzt wurden.

5. Kapitel.

Wie Prinz Friedrich Karl in Dreilinden Gaſtlichkeit übte.

In einem ſchon vorcitirten B. Möllhauſenſchen Gedicht feiert der Dichter den Prinzen als Jagdherrn und Feldherrn, aber im weitren Verlauf auch als „Gaſtfreund von Dreilinden“ und bringt ihm dadurch eine Huldigung dar, die ſeinem Liede nicht fehlen durfte. Denn ſo gewiß die Dreilindner Tage die waid- und forſtmänniſche Signatur trugen, ſo gewiß auch die gaſtliche. Ja, der Prinz war ein Gaſtfreund. Ein eigen Wort, unmodiſch und obſolet faſt, weil auch das obſolet wurde, was dieſem Worte zur Vorausſetzung dient: die Gaſtfreundſchaft. Die ſchöne Gaſtlichkeitstugend aus Morgenland iſt der abendländiſchen Welt, etwa mit Ausnahme von England und Skandinavien, abhanden gekommen, und wenn dies (wie übrigens kaum anzunehmen) optimiſtiſch beſtritten werden ſollte, ſo wird doch das nicht beſtritten werden können, daß in Mark Brandenburg und ſeiner Landeshauptſtadt eine der traurigſten Heimſtätten alles deſſen, was „Gaſtfreundſchaft“ heißt, erkannt werden muß. Behufs Beweisführung iſt es nur nöthig, das eine Wort „Logirbeſuch“ auszuſprechen, das, anſcheinend von durchaus unſchuldiger Bedeutung, im Ohr aller Eingeweihten als Schreckenswort umgeht.

In der That, Mark Brandenburg hat wenig Gaſtfreundſchaft und noch weniger einen „Gaſtfreund“; im Jagdhauſe zu Dreilinden aber fanden ſich beide. Während der Monate, die der Prinz hier zubrachte, und am ausſchließlichſten wohl in den Spätherbſtmonaten, war jeden zweiten Tag eine

„Dreilindner-Tafelrunde verſammelt, deren Paladine den verſchiedenſten Lebens- und Berufskreiſen, aber doch vorzugsweiſe dem Kreiſe der Berliner und Potsdamer Garniſon angehörten. Auch Marine, Kriegsminiſterium und Generalſtab ſtellten ihr Contingent, das wir glücklich genug ſind bis dieſen Augenblick in Dreilinden und zwar in einem „Bilderſaale der Freundſchaft“ muſtern zu können. Eingefügt in die gothiſchen Buntglasfenſter der „Dreilindner Crypt“, in der von Zeit zu Zeit die Rundgeſänge wiederhallten, erblicken wir auch heute noch die Medaillonbildniſſe vieler dieſer Getreuen und Getreuſten, aus deren Hundertzahl ich, unter Verzicht auf Generalität und Subalterne, lediglich aus der Mittelgruppe der Stabsoffiziere die folgenden Namen entnehme.

Die „blanke Waffe“ hat, wie herkömmlich, auch hier wieder den Vortritt. Alſo zunächſt von der Cavallerie: Graf Schlieffen, Oberſt und Commandeur des 3. Garde-Ulanen-Regiments*); v. Kroſigk, Oberſt und Commandeur der Garde- und v. Roſenberg, Oberſt und Commandeur der Zieten-Huſaren; v. Schnackenberg, Oberſtlieutenant und Commandeur der Düſſeldorfer Ulanen; v. Broeſigke, Major und Commandeur der Leibgendarmerie, Flügeladjutant Sr. Majeſtät des Kaiſers; v. Dincklage, Major im 1. Garde-Ulanen-Regiment. Von der Infanterie: v. Derenthall, Oberſt und Commandeur des 1. Garde-Regiments z. F.; v. Arnim, Oberſt und Commandeur des Franz-Regiments; v. Lindequiſt, Oberſt und Commandeur der Schloß-Garde-Compagnie, Flügeladjutant Sr. Majeſtät; v. Ratzmer, Oberſt und Commandeur des 28. Infanterie-Regiments, ſpäter in Begleitung des Prinzen auf deſſen ſyriſch-egyptiſcher Reiſe; Freiherr v. Fircks, Major im Garde-Füſilier-Regiment, Verfaſſer des unter dem Namen des „kleinen Fircks“ bekannten Armee-Kalenders. Von der Artillerie: v. Körber, Oberſt und Brigade-Commandeur, ruhmvollen Vionviller Angedenkens. Und endlich vom Generalſtabe: de Claer,

---

*) Ich gebe hier die Rangverhältniſſe wie ſie 1882 waren.

Oberſt und vieljähriger Adjutant Feldmarſchall Moltke's; Oberſt v. d. Hude, Abtheilungs-Chef in der General-Inſpektion der Artillerie; Oberſtlieutenant Vogel von Falckenſtein (Sohn des Mainfeldzugs-Siegers), Abtheilungschef im großen Generalſtab; Oberſtlieutenant Steffen, desgleichen; Major Freiherr v. d. Goltz („Gambetta-Goltz“), Lehrer an der Kriegsakademie, ſpäter Goltz-Paſcha; Major Münnich, Militair-Gouverneur des Prinzen Friedrich Leopold. Aber auch das Civil-Element iſt in der „Crypt“ und ihren Buntglas-Bildern vertreten: Baron Korff, ehedem im Garde-Dragoner-Regiment; Graf Kanitz, Hofmarſchall des Prinzen; Kammerherr Graf Brühl; Profeſſor Brugſch-Paſcha; Hofprediger Rogge; Dr. Paul Güßfeldt; Balduin Möllhauſen.

So die „Tafelrunde“ zu Dreilinden.

Und nun die Tafel ſelbſt!

Ich habe gleich zu Beginn dieſes Aufſatzes ein Bild derſelben zu geben verſucht, aber freilich nur nach Art eines dissolving view, weshalb es mir in Nachſtehendem obliegen wird, das Eingangs blos im Fluge Berührte hier näher auszuführen.

Oben am Treppenausgang erwartete der Prinz die Geladenen, an jeden ein freundliches Wort der Begrüßung richtend. In einem Vorzimmer, wohl nach ſchwediſcher Sitte, ward ein Imbiß, ein Vorſchmack genommen, und eine mit dem Liqueur-ABC, alſo mit Allaſch, Benediktiner und Chartreuse beginnende Batterie, die ſich über den Reſt des Alphabets hin bis zu Maraschino di Zara fortſetzte, ſtand zu dieſem Behufe zur Wahl. Eine kurze Converſation, mehr ein Fragen als ein Sprechen, leitete ſich ein, in deren Verlauf der zum erſten Mal Erſchienene ſich aufgefordert ſah, ſeinen Namen in das Fremdenbuch von Dreilinden einzutragen. Eine Durchſicht deſſelben, jeder Jahrgang ein Band, würde gleichbedeutend geweſen ſein mit einer Revue berühmter Namen, wenigſtens auf manchem ſeiner Blätter; aber die Zeit dazu blieb der Neugier verſagt, denn im ſelben Augenblick, wo wir die Fremdenbuchfeder wieder niederlegten, öffneten ſich auch ſchon die Thüren zu dem Eingangs (im 1. Kapitel) geſchilderten

Eßſaale, von deſſen Decke der große Geweihkronleuchter hernieder hing und den Glanz ſeiner 66 Lichter über den quadratiſchen, zu zwölf gedeckten und mit Polſterſeſſeln umſtellten Eßtiſch ausſtrahlte. Rechts und links hin blinkende Humpen und Aufſatzſtücke. Die dem Range nach Zuhöchſtſtehenden nahmen die Plätze neben dem Prinzen ein, womit das Ceremoniell erſchöpft und für die noch verbleibenden Sitze die Gleichwerthigkeit ausgeſprochen war. Eine Menu-Karte lag vor oder neben jedem Couvert, aber nicht in dem herkömmlichen Weſtentaſchenformat, ſondern als ein großes, in Buntfarbendruck ſauber und ſinnig ausgeführtes Blatt, das zu beſitzen und ſeinem Album daheim einverleiben zu dürfen, eben ſo ſehr Begehr wie Brauch war. Das Blatt ſelbſt aber zeigte das „Jagdhaus“ von Epheu und Weinblatt umrankt, in deſſen Gezweige die typiſchen Geſtalten aus der Tafeldienſt-Sphäre von Dreilinden ſtanden: der Heiduck, der Jäger, der den Faſan und endlich der butler und Kellermeiſter, der das Spitzgläſer-Tablett mitſammt dem Champagner präſentirte.

Aber wie dem Gaſte nicht Zeit blieb, ſich neugierig in das Fremdenbuch zu vertiefen, ſo noch weniger in die jetzt vor ihm liegende Tiſchkarte; Fragen wurden laut, ein Geſpräch knüpfte ſich an, und alsbald war man mitten im großen Strom der Unterhaltung. Ein Gefühl der Bedrückung konnte nicht aufkommen, deſſen trug der „Gaſtfreund“ Sorge, der, wie wenige, die Kunſt verſtand, auch dem Unſicherſten einen Tropfen Sicherheit in den Becher zu thun.

Der Prinz liebte die Form der Unterhaltung, die, den ganzen Tiſch umfaſſend, ſofort einen perſönlichen und ſachlichen Mittelpunkt zu gewinnen trachtet. Aber dies Ideal ward nur ſelten erreicht, vielmehr war es herkömmlich, das zu Beginn der Tafel concentrirt auftretende Geſpräch, im Laufe deſſelben zu Gruppengeſprächen werden zu ſehen. Kein Zweifel, daß ſich dies hätte vermeiden laſſen, wenn der „Gaſtfreund zu Dreilinden“ ein Sprecher nach Art unſres großen Kanzlers geweſen wäre; ſolch Uſurpatorenthum der Rede jedoch, das dem Kanzler kleidet, lag dem Prinzen fern, ſo fern, daß ich umgekehrt beobachten konnte, wie ſeiner Redeluſt und Freudigkeit eine Redeſcheu beſtändig zur Seite ſtand. Und ſo darf wohl geſagt werden, daß die Gefahren einer ſich zerbröckelnden Tiſchunterhaltung allezeit groß waren, und noch größer geweſen ſein würden, wenn nicht das in Einzelexemplaren immer vertretene *Civil*-Element des nicht genug zu ſchätzenden Vorzugs genoſſen hätte, bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit, über Gletſcherbildung und Venusdurchgang, über Nordenſkjöld und Stanley, des Ausführlicheren berichten und durch Aufwerfung irgend einer „großen Frage“ die nach links und rechts hin Ausgeſchwärmten, wie durch Hornſignal um die Fahne her neu ſammeln zu dürfen.

Ein charakteriſtiſcher Zug des Prinzen war ſein *Approfondirungshang*, worin er übrigens lediglich ſeiner auf die Realität der Dinge geſtellten Natur folgte, der bloßer Schein, Oberflächlichkeit und Dilettantismus gleichmäßig verhaßt waren. Er prätendirte nicht Intereſſen zu haben, er hatte ſie *wirklich*, und erwies ſich jede Stunde von einem ernſteſten Verlangen erfüllt, den Kreis ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrungen auszudehnen. Mit dieſer Vorliebe für „Approfondirung“, ging, was zunächſt wie Widerſpruch wirkt, ein *Präciſionshang*, eine Vorliebe für Knappheit und Kürze Hand in Hand. Aber dieſer Widerſpruch war nur ſcheinbar. Ein ächter Präciſionshang verlangt eben nur Knappheit im *Ausdruck*, *nicht* auch Knappheit im Stoff. Im Gegentheil, der Stoff und ſeine Fülle ſollen gefördert, *nicht* beeinträchtigt werden. So wenigſtens ſtellte ſich der Prinz zu dieſer Frage, Details waren ihm Bedürfniß und ich erinnere mich eines Falles, wo ſich ein den Lapidarſtil bis zum Verbrechen treibender Gaſt durch den Zuruf unterbrochen ſah, „vergeſſen Sie nicht, lieber Freund, daß der Reiz aller Erzählung in den Einzelheiten ſteckt.“

Die *Themata*, die zur Verhandlung kamen, waren, wie nach dieſem allem kaum noch verſichert zu werden braucht, die mannigfachſten und gingen über die Welt. Am allerwenigſten beſchränkten ſie ſich auf das Militäriſche. Dies trat vielmehr, in Fortſetzung der Traditionen von Rheinsberg und

Sansſouci, vergleichsweiſe zurück, und machte Tagesfragen Platz, ohne die Tagespolitik zu berühren. Unvermeidliche Conſequenz der Stellung eines Prinzen, der ſich durch Geltendmachung einer ſelbſtſtändigen, alſo doch gelegentlich auch abweichenden Meinung, anſcheinend dahin gedrängt geſehen haben würde, wohin er ſich nicht gedrängt ſehen wollte: in die Reihen der Oppoſition. Was in England durchaus zuläſſig erſcheint, verbietet ſich in dem Königlichen Preußen, wo die Regierung nicht der ohne Gefährde zu wechſelnde Schild des Königs, ſondern der König der Schild der Regierung iſt.

Alſo nichts von Tagespolitik. Aber hundert andre Fragen traten heran, unter denen die Brandenburgica wenn nicht obenan ſtanden, ſo doch einen Platz in erſter Reihe behaupteten. Wie vieles erſchien da, das flüchtig oder auch in eingehenderer Behandlung an mir vorüberzog: Otto mit dem Pfeil und der ſagenreiche Werbellin; die beiden Waldemare (der ächte wie der falſche); die Schlacht am Cremmer-Damm und der Straßenkampf in Ketzer-Angermünde; Huſſitenzeit und Pommernkämpfe; dazu Lücher und Brücher, Wendenkirchhöfe, verſunkene Dörfer und Haideflächen.

„Unter unſre zumindeſt gekannten Landestheile“, nahm der Prinz bei beſtimmter Gelegenheit das Wort, „gehören auch Altmark und Priegnitz. Und doch würden ſie lohnender ſein für die Forſchung, als das mehr durchforſchte Land in der Nähe von Berlin und in den mittelmärkiſchen Kreiſen überhaupt. Eine Spezialität der Altmark ſind beiſpielsweiſe die wüſtgewordenen Dörfer, die nicht, wie ſonſt wohl in der Mark, als Wüſte-Woltersdorf, Wüſte-Wulkow ꝛc. fortleben, ſondern ihren ehemaligen Namen einfach auf ein Forſtrevier übertragen haben. Wo ſonſt Dorf war, ſteht jetzt Wald, der nun ſeinerſeits, ohne jede weitere Zuthat, den ehemaligen Ortsnamen führt. Im Letzlinger Forſt finden ſich mehrere ſolcher Stellen.“

Und ein andermal hieß es: „Ich bin einigermaßen überraſcht geweſen, von einer Abneigung zu hören, die ſeitens der regierenden Hohenzollern in Bezug auf die Schwedter

Markgrafen exiſtirt haben ſoll. Iſt dies zu begründen? Wo finden ſich die Beweiſe?“ Die Frage richtete ſich an mich. Ich war aber nicht blos der Gefragte, ſondern auch der Verklagte, denn ich hatte irgendwo dergleichen verſichert.

Von den Schwedter Markgrafen war nur ein Schritt noch bis zum Großen Kurfürſten. „Ein Vorkommniß, das überſehen wird und doch vielleicht bemerkt zu werden verdient, iſt das, daß der Große-Kurfürſtenkopf in unſrer Familie mehrfach wiederkehrt. Beim Prinzen Auguſt war es frappant, beim Prinzen Adalbert immer noch erkennbar.“

Einer der Gäſte machte den Verſuch, Erſcheinungen derart aus einer lang andauernden, oft durch Jahrhunderte gehenden Uebereinſtimmung äußrer und innrer Lebensbedingungen erklären zu wollen, „jedes Land ſchaffe ſich ſeine Typen, ebenſo jeder Beruf. Es habe Zeiten gegeben, wo ſich alle Rittmeiſter in Preußen ähnlich geſehen hätten.“

Ein Wort wie dies konnte natürlich nicht fallen, ohne ſofort allerlei Beiſpiele heraufzubeſchwören. Anfangs lediglich Illuſtrirungs-halber. Aber es blieb nicht lange dabei. Der Punkt, von dem man ausgegangen war, wurde, wie gewöhnlich, raſch vergeſſen, und die märkiſch-preußiſche Militair-Anekdote, nunmehr ſich ſelber Zweck, hielt ihren Einzug.

Einer entſinn ich mich, weil ein Bonmot des Prinzen ſie gefällig abſchloß.

Ein junger Graf Solms war von den Potsdamer- zu den Düſſeldorfer-Ulanen verſetzt worden. Er machte die Fahrt im Poſtwagen und ließ ſein Pferd mittraben, zwölf Meilen an manchem Tage. „Nimmt mich mehr für das Pferd ein, als für den Grafen“ bemerkte der Prinz und ſprach damit jedem aus der Seele.

Soviel über Brandenburgica.

Nebenher aber blühte das hiſtoriſche Geſpräch überhaupt. Rom hatte den Vortritt und in Rom ſelbſt wieder das Ausgrabungs-Gebiet. „Ausgrabungen“ waren überhaupt eigentlichſtes Lieblingsthema. Mitunter berührte mich's, als ob eine Philologen-Verſammlung tage, mit Curtius an der Spitze. Palatin und Esquilin waren Alltags- und Haushalt-Worte, wie Blumshof oder Magdeburger-Platz, und niemand war da, der nicht im Hauſe der Lydia ſo gut Beſcheid gewußt hätte (wahrſcheinlich aber beſſer) als im Jagdhauſe zu Dreilinden. Man ſtieg in Tunnel und Grüfte. Mehr als einmal wurde mit dem bekannten langen Stangenlicht in den Thermen des Titus umhergeleuchtet, und wenn es erloſch, erloſch es nur, um als Katakombenlampe wieder angezündet zu werden.

Aber auch andere Fragen kamen zur Diſcuſſion, oft von rein wiſſenſchaftlicher Natur, aus deren Reihe mir eine ganz beſonders imponirte: die „wo Caeſar, als er über den Rhein ging, ſeine Pfahlbrücke geſchlagen habe?“ Zwei Parteien bildeten ſich ſofort, von denen eine für Andernach, die andre für Xanten plaidirte. Mommſen, wenn zugegen, hätte ſeine Freude daran haben müſſen.

Allerlei Namen und Notizen liegen mir noch vor, die damals von mir gemacht wurden, um mit Hilfe derſelben eine ſtattgehabte Debatte reconſtruiren zu können. Und dieſe Reconſtruirung würde mir auch gelingen. Ich muß aber doch, um Raumes willen, darauf verzichten, und mich auf Hervorhebung einzelner Geſprächsthemata beſchränken. Und ſelbſt hier wieder gebietet ſich noch ein Sondern und Sichten. Ich wähle, als beſonders charakteriſtiſch, nur zwei: „Türkenthum und Egypterthum, und worin können wir (oder andere Civiliſationsſtaaten) orientaliſchen Armeen aufhelfen?“*) Und dann zweitens: „Modernes Zeitungsweſen, und wie weit nutzt es und ſchadet es einem Volksheer in Kriegszeiten?“

---

*) Die Antwort, die hierauf gegeben wurde, ſei kurz erwähnt, weil ſie charakteriſtiſch iſt für die vorurtheilsfreie Behandlung, die Fragen derart erfuhren. „Aus orientaliſchen Truppen „ſo hieß es“, europäiſche machen zu wollen, iſt unmöglich, und der Verſuch dazu ſchon deshalb unräthlich. Es wird vielmehr umgekehrt gerathen ſein, das Nationale (weil das relativ Natürliche) ſo wenig wie möglich zu ſtören. Aber ſolche Dinge, wie Verpflegung und Bewegung der Armee, Sanitäts-, Intendantur- und Eiſenbahndienſt, darauf haben wir, wenn wir wirklich helfen wollen, unſer Augenmerk zu richten. Mit andern Worten: nicht ſtrikte Heeres-Ausbildung, ſondern Ausbildung alles deſſen, was ein Heer (es ſei im Uebrigen wie es ſei) in ſeiner Leiſtungsfähigkeit unterſtützt. Alſo: Techniker und Civil-Ingenieure. Beide ſind wichtiger als Offiziere.“

An ſolchen und dann meiſt im philoſophiſchen Eſſayſtil gehaltenen Auseinanderſetzungen war nie Mangel, aber Perſonalfragen wogen doch vor und bildeten in der Regel den feſten Punkt, von dem aus ſich die weitre Betrachtung entwickelte: Gottfried Kinkel und der badiſche Feldzug; Oberſt Rüſtow und ſein Wirken in Italien und Schweiz; Skobeleff-Wereſchagin und Excurſe nach Turkmenien, Merw und Samarkand; endlich Garibaldi, Chanzy, Bazaine. Welche Fülle der Geſichte! Dabei ſprangen dann die Kriegsthore klirrend auf, und zeigten allerlei Bilder, ebenſo lehrreich wie farbenreich, von deren Vorführung ich hier ungern Abſtand nehme. Nur eines ſei wenigſtens flüchtig wiedergegeben: ein Friedensbild.

Ein Major vom Generalſtab (er war ſelbſt der Erzählende) ward als Ueberbringer eines Cabinetsſchreibens an den Erzbiſchof von Rouen, Kardinal Bonnechoſe, geſandt, und erſchien im erzbiſchöflichen Palais in dem vollen Kriegsaufzuge jener Tage: hohe Stiefel, Pallaſch und Revolver. Alles erſchrak. Aber die Verhandlungen oben im erſten Stock, nahmen einen ſehr andren Verlauf, als unten die Dienerſchaften gefürchtet hatten, und als nach faſt einer Stunde der Major ſich erhob, um das Antwortsſchreiben, das inzwiſchen im erzbiſchöflichen Secretariat ausgefertigt worden war, in Empfang zu nehmen, erhob ſich auch der Erzbiſchof ſelbſt und ſagte bewegt: „ich vermag nicht auf die Sache, der Sie dienen, den Segen des Himmels herabzurufen, aber ich ſegne Sie perſönlich und werde für Ihr Haus und das Wohl Ihrer Familie beten.“

So wechſelte das Geſpräch an der Tafelrunde zu Dreilinden. Inzwiſchen aber ging das Trinkhorn um, und auf der Rückſeite der Tiſchkarte, der eignen und der nachbarlichen, entſtanden Bildniſſe von Künſtlerhand, halb Genre halb Portrait, bis der Kaffee gereicht ward und mit ihm zugleich die Cigarre ſammt dem geſchnitzten „Weichſelholzpfeifchen“, einer Spezialität von Dreilinden.

Und nun war auch die Zeit für „Frau Muſica" gekommen. Einer der Gäſte nahm ſeinen Platz am Inſtrument und intonirte leis (als ob er anfrüge) Feſca's Frühlingslied: „Es glänzt im Abendſonnengolde, Der ſtille Waldesteich." Er kannt es ſeit lang als ein Lieblingsſtück des Prinzen und ein Kopfnicken gab ihm Gewißheit, daß er's getroffen. Aber ſchon folgten andre: „Das Ständchen" von Haydn, „Vineta" von Vollert, Rubinſtein's „Aſra", Vorrei moirire von Toſti, bis die ſoldatiſche Stimmung durchſchlug und die „Königs-Grenadiere" gefordert wurden, in die der Prinz alsbald mit einſtimmte, was dann das Zeichen gab, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Ein Höhengrad war erreicht. Aber die volle Feſteshöhe wartete noch auf das „Gründungslied von Dreilinden." Und nun ſchlug auch ſeine Stunde, das zuſammengerollte Notenblatt erhob ſich als Taktirſtock immer energiſcher und höher und im Chorgeſange ſcholl es durch den Saal:

Auf zottigen Auerwilds-Decken,
Im Hochwald auf märkiſchem Sand,
Einſt lagen zwei ſchwartige Recken,
Die zechten gar froh mitainand.

Es raſtete ihnen zur Seite
Die kunſtvoll geſchaffene Wehr,
Die ſteinerne Streitaxt, die breite,
Der lederumflochtene Speer.

Und ein Urhorn nach alt-deutſcher Weiſe,
Der jüngre als Trinkhorn ſchwang,
Den Zahn eines Mammuths der greiſe
Mit ſehnigen Fäuſten umſchlang.

Eine ſtattliche Strophenreihe folgte, darin, neben den „zwo ſchwartigen Recken" auch Odin und Thunar ihre Rolle ſpielten, und während ſich unter immer erneutem Humpengekreiſe (jetzt glücklicherweiſe nur noch im Liede) die Gründung von Dreilinden vollzog, erſchien auch ſchon der

Heiduck, um dem Prinzen die Meldung zuzuflüſtern: „Die Wagen“.

Aufbruch und Abſchied folgten und ehe noch die Feſteslichter in Dreilinden erloſchen waren, blitzten auch ſchon wieder die Signal- und Bahnlichter auf, die die ſtreng und eiſern gezogene Linie der Realität uns zeigend, uns zugleich zurückbegleiteten aus dem Märchen in die Wirklichkeit.

6. Kapitel.

Dreilinden im Schnee.

Um die Weihnachtszeit überſiedelte der Prinz nach Berlin und bezog ſeine Wohnung im K. Schloß; im „Jagdhauſe“ draußen aber fielen inzwiſchen die Flocken auf Dach und Balkon, überdeckten heute den Vorplatz und morgen den Runenſtein, und ehe noch vom nächſten Nachbardorfe die Glocke zur Chriſtmette herüberklang, lag Dreilinden in Schnee.

Und in Schnee lagen dann auch die Dreilinden und ſeinen Vorplatz umſtehenden Tannen und mühten ſich umſonſt einen Einblick in die ſonſt ſo lichten Räume zu thun und auszuforſchen, ob das Chriſtkind, das ſie ſtill durch den Wald ziehen ſahn, eine Krippe drinnen und einen Stern darüber gefunden habe. Doch wie weit ſie die Wipfel auch neigen und bis über den Balkon hin vorbeugen mochten, ſie ſahen nichts als Nacht und Dunkel drinnen und hörten nichts als das Kind beider: die Stille.

Wohl, kein Leben drin und kein Licht! Und doch zog das Chriſtkind ein an dieſer Stelle, nicht in das prinzliche Jagdhaus, aber in das Forſthaus nebenan, in das Forſthaus mit den „drei Linden“ vor der Thür.*) Da zog es ein, da ſchwebte der Engel über dem Weihnachtsbaum, und helle Kinderaugen, trunken von Glück und Freude, blickten auf zu den goldnen Nüſſen in ſeinem dichten Gezweig.

---

*) Der Glückliche, der hier, tag aus tag ein, ein von Anerkennung und Huld getragenes Waidmannsleben führen durfte, war der allen Dreilindner Gäſten wohlbekannte Förſter Roſemann, der, auch nach dem Tode des Prinzen, in dieſer ſeiner bevorzugten Stellung blieb, bis er, am 12. Auguſt d. J. (1888) einem Unfall erlag. R. befand ſich auf dem Wege nach der Wannſee-Station und hatte ſeinem erſt 12jährigen Sohne eben die Zügel in die Hand gegeben, als der Jagdwagen, darin er fuhr, an einer abſchüſſigen Stelle plötzlich ſtürzte, bei welchem Sturz er ſo unglücklich fiel, daß er mit gebrochenem Rückgrat todt liegen blieb. R. war erſt in der Mitte der 40 und, neben einer gewinnenden Erſcheinung, von den verbindlichſten Umgangsformen.

Ja, hier im Forſthaus überwinterte das Leben und mit ihm zugleich die gaſtliche Flamme, die dieſer Stätte Kennzeichen war, bis, wenn der Schnee geſchmolzen und der Saft wieder trieb, auch das aus ſeinem Winterſchlaf erwachte prinzliche Jagdhaus ſeine Thüren und Fenſter aufs Neue weithin öffnete! Dann kamen der Lenz und der Prinz („Oculi, da kommen ſie“) und ehe noch die Wochen und Tage bis Judica-Palmarum in der Zeiten Schooße dahin gerollt waren, rollten auch ſchon wieder die Wagen vor und ein Lichtſchein ergoß ſich auf's Neu von Thür und Flur her über den Vorplatz. Im Flur ſelbſt aber gabs wieder ein Flimmern von Uniformen und Livréen, von Buntglasfenſtern und Spiegelſcheiben, und eh' eine halbe Stunde vergangen war, überſtrahlte wieder der Kronleuchter mit ſeinen 66 Lichtern eine frohe Genoſſenſchaft und das Geweih-Trinkhorn ſammt dem Elfenbein-Humpen ging wieder um, und beide wurden geleert auf den Prinzen und den Feldherrn und nicht zum Letzten auf den Gaſtfreund von Dreilinden!

7. Kapitel.

Prinz Friedrich Karl im Schloſſe zu Berlin.

Jagdſchloß Dreilinden war die Stätte, wo der Prinz am ausgeſprochenſten der Gaſtfreund ſeiner Freunde war, aber er war es nicht in Dreilinden allein und ich mag in meiner Erzählung nicht fortfahren, ohne vorher von einem in der „Deutſchen Rundſchau“ veröffentlichten Aufſatze Nutzen gezogen zu haben, in welchem Dr. Paul Güßfeldt auch über die Gaſtlichkeit berichtet, die ſeitens des Prinzen im Berliner Schloſſe geübt wurde.

* * *

„Als ich“, ſo ſchreibt Dr. G., „nach mehrjähriger Abweſenheit von Europa wieder in die Heimath und nach Berlin zurückgekehrt war, ſchrieb ich mich beim Prinzen in das Meldebuch ein und ſah mich ſchon am andern Morgen eingeladen. Damals bewohnte der Prinz Gemächer im zweiten Stock des K. Schloſſes. Der Adjutant empfing uns und gleich danach erſchien auch der Prinz in Perſon. So groß das Zimmer war, ſo war es doch derart eingerichtet, daß weder Pracht noch Größe in die Augen fielen. Im Gegentheil der Eindruck des Behaglichen überwog. An einer ſcheinbar willkürlich gewählten Stelle ſtand ein kleiner runder Tiſch, an welchem ſechs Perſonen bequem Platz hatten. Ein dicker Smyrnateppich war darüber gebreitet, kein Tiſchtuch, wohl aber ſechs Couverts; in der Mitte eine Moderateurlampe. Der Prinz wies einem Jeden ſeinen Platz an. Ihm gegenüber ſaß der perſönliche Adjutant, zu beiden Seiten je zwei Gäſte, der zuhöchſt im Range Stehende zur Rechten.

Zwei große Schüſſeln Auſtern harrten bereits der Gäſte und Jeder griff nach Belieben zu, während im harmloſen Geplauder Neuigkeiten, oft perſoneller Natur, ausgetauſcht wurden. Sobald die Auſtern verzehrt waren, wurde ein Braten gereicht, ſelten noch irgend etwas Anderes, und damit war die Mahlzeit beendet. In Berlin, im Gegenſatze zu Dreilinden, erhielten die Gäſte nur Champagner, der aus ſilbernen Bechern, mit hohem Fuße und innen vergoldeten Schalen, getrunken wurde. Das ſtarre Feſthalten an dieſem Gebrauch war bezeichnend für den Prinzen; er glaubte feſt daran (ſprach es auch einmal in meiner Gegenwart aus) daß der perlende Schaumwein ſeinen Gäſten das willkommenſte Getränk ſei. Nicht gerne wich er von dieſer Tiſchregel ab und ſo galt es denn als eine beſondere Gunſt, den ſchüchternen Hinweis auf einen widerſpenſtigen Magen reſpektirt und ſtatt des Champagners eine Flaſche Rothwein für den mehr oder weniger maroden Gaſt erſcheinen zu ſehn. Der Prinz ſelbſt trank den Wein ſtets mit Mineralwaſſer gemiſcht, mit dem er ſeinen Gäſten gegenüber geizte; ja, die grüne Biliner Glasflaſche ſtand wirklich wie ein Sacrum vor ihm und wer nicht weißes Haar (oder keines) hatte, der durfte nicht wagen, an dem Inhalt Theil zu nehmen.

Nach Beendigung der kaum eine halbe Stunde dauernden Mahlzeit blieb alles ſitzen. Nur gelegentlich erhob ſich der Prinz, um perſönlich ein Buch oder eine Karte herbeizuholen. Dann kurſirten die Cigarren, deren Beſchaffenheit der Prinz ſelbſt definirte. Vor jedem Gaſte ſtand außerdem noch ein Aſchenbecher, eine flache Porzellanſchale mit zwei Laubfröſchen, die ſich — menſchliches Thun humoriſtiſch nachahmend — in den verſchiedenſten Lagen und Beſchäftigungen zeigten. Der Prinz beſaß eine große Sammlung davon und je nach der Laune des Zufalls ſah ich an den verſchiedenen Abenden die guten Fröſche muſiciren oder disputiren oder zechen. Cigarrenabſchnitte durften nicht in den Aſchenbecher gelegt werden, darüber wachte der Prinz ſtreng; ſie wurden peinlich geſammelt und am Ende des Jahres dem wohlthätigen Vereine überwieſen, der ſie verwerthete.

Unter den die Wände ſchmückenden Gemälden befanden ſich zwei, die an keinem anderen Orte ſo berechtigt geweſen wären, wie hier. Das eine fixirte den Moment, wo der Prinz, Nachmittags zwiſchen 3 und 4, auf dm Schlachtfelde von Vionvillle erſcheint und die Meldung des Generals v. Stülpnagel über die momentane Situation der 5. Diviſion entgegennimmt. Das andre Bild zeigte den Prinzen am 29. Oktober vor Metz, in dem Augenblicke, wo der franzöſiſche General Girard mit abgezogenem Käppi den Auftrag Bazaines ausrichtet: „Monseigneur, j'ai l'ordre de vous rendre la garde impériale.“ Zu dieſen zwei Bildern geſellte ſich noch ein drittes von verwandtem Intereſſe: Der commandirende General des IX. Corps v. Manſtein erſtattet am 11. Januar 1871, bei der Ferme St. Hubert, dem Prinzen Meldung über die Action bei Champagné (vor Le Mans); der Commandeur der ſiegreichen 18. Diviſion, General von Wrangel, ſteigt eben zu Pferde; von der Seite ſieht man General von Alvensleben, Commandirenden des III. Corps, heranſprengen, begleitet vom Chef ſeines Stabes, damaligen Oberſten v. Voigts-Rhetz.

Noch ein anderer Gegenſtand — aus dem Schloß Frescati bei Metz ſtammend — bot gerade hier ein beſonderes Intereſſe: ein rechteckiger Tiſch mit ſchwarzer Mamorplatte, deren vier Ecken die folgenden Inſchriften, auf Goldbronze gravirt, trugen:

a. 173000 Gefangene, darunter 3 Marſchälle, 6000 Officiere. Verluſt der Rheinarmee, bis zur Capitulation, in Schlachten und Gefechten: 43000 Mann.

b. 57 Adler (folgen die Bezeichnungen und Nummern ſämmtlicher Regimenter, von denen die Adler ſtammen).

c. 4700 Militärfahrzeuge: 13000 Pferde; Bekleidungsmaterial für 700000 Thaler im Werth.

d. 1570 Geſchütze (unter beſonderer Angabe der einzelnen Gattungen).

Die Herkunft und Bedeutung dieſer hiſtoriſchen Reliquie (des Tiſches) war mir unbekannt geblieben, bis der Prinz mich eines Tages bei der Hand nahm — wie er gerne that, wenn er ſeinem herzlichen Wohlwollen einen Ausdruck geben wollte – und mir ſagte: „Auf dieſem Tiſch iſt die Capitulation von Metz unterzeichnet worden.“

So war das Speiſezimmer im K. Schloſſe zu Berlin und ich ſehe, während ich dies niederſchreibe, wieder die durch Reflektoren erleuchteten Gemälde vor mir und dazu den kleinen Tiſch der Tafelrunde, bedeckt mit dem mattfarbigen Smyrnateppich, in ſeiner Mitte die trauliche Lampe, darum herum die glitzernden ſilbernen Becher mit dem auf Goldgrund gebetteten perlenden Wein, die Aſchenbecher mit den unermüdlich thätigen Laubfröſchen, die braunen Havannakiſten, die große mattglänzende Bombe mit den holländiſchen Cigarren, — und als Tafelrunde ſelbſt den Kreis der Männer, die den Prinzen umgaben. Das waren die „buveurs intrépides“ (wie uns der Prinz einmal in ſcherzender Verachtung eines viel beſprochenen Pamphlets nannte), dieſelben unerſchrockenen Trinker, welche den Tag über im Generalſtab oder im Miniſterium, vor der Front oder am Studirtiſch in ſchwer verantwortlicher Stellung gearbeitet hatten und welche am folgenden Morgen dieſelbe Thätigkeit wieder aufnehmen mußten. Wäre nicht auch des großen Königs Tafelrunde zu Sansſouci ſtolz darauf geweſen, einen Mann wie Leopold von Ranke zu den ihrigen gezählt zu haben?“

* * *

So Dr. Paul Güßfeldt in ſeinem trefflichen Eſſay, dem ich, wenn auch aus minder reicher Erfahrung, einiges Wenige hinzufügen möchte. Januar bis März 82 bewohnte der Prinz, ſtatt der Zimmer im zweiten Stock, eine zwiſchen dem Schloßplatzportal und der Schloßfreiheit-Ecke gelegene Parterre-Zimmerreihe. Die Einrichtung war die von Dr. G. geſchilderte. Zieh' ich eine Parallele zwiſchen den Reunions in Dreilinden und denen im Königlichen Schloſſe, ſo waren die Dreilindener Zuſammenkünfte heiterer und poetiſcher (ſchon durch die Scenerie), die im Schloſſe dagegen lehrreicher und intereſſanter. Es konnte dies auch kaum anders ſein. In Dreilinden ſaß man zu zwölf, im Schloß zu ſechſen am Tiſch, und während ſich in Dreilinden das Geſpräch in Nachbarplaudereien auflöſte, blieb es im Schloß geſchloſſen. Immer einer hatte das Wort. Und dieſer eine war meiſt ein Sprecheſähigſter. Manche freilich, die wohl hätten ſprechen können, ſchwiegen ſich aus, nach dem Satze „Schweigen iſt Gold.“ Einmal kam das Geſpräch auf Orden und der Prinz gab Befehl, daß ſein Ordenskaſten herbeigeſchafft würde. Der Kaſten kam denn auch und wurde durchmuſtert, bei welcher Gelegenheit wir erfuhren, daß das Geſammtgewicht der Orden 10 Pfund betrage.

8. Kapitel.

Des Prinzen Friedrich Karl Orientreiſe im Winter 1882 auf 1883.

Anfang Dezember 1882 war wieder Geſellſchaft in Dreilinden. Bei Tiſch nahm der Prinz das Wort und ſagte, ſich an Brugſch wendend: „Wir werden reiſen. Ich habe von Sr. Majeſtät den erforderlichen Urlaub erhalten. Ich rechne daher auf Ihre perſönliche Theilnahme bei der Orientfahrt die ich vorhabe.“

Allgemeine Ueberraſchung.

Dann fuhr der Prinz fort: „Wir werden zunächſt nach Aegypten gehn, um mit jenem alten Sergeanten aus der erſten Kaiſerzeit ſagen zu dürfen: „Il faut avoir été en Egypte pour avoir vu quelque chose. J'ai vu de mes propres yeux des crocodiles et des serpents à sonette, qui mangeaient des tambour-majors comme des cornichons.“ Gehen wir alſo nach Aegypten. Ihnen aber, grimmer Baſſe (Brugſch) werde ich an Ort und Stelle gehörig auf den Zahn fühlen.“

Nach dieſem Tage lebte der Prinz nur noch in Vorbereitungen zur Reiſe, die ſich nicht nur auf Aegypten beſchränken, ſondern ſich auch auf die Sinai-Halbinſel und ganz Syrien ausdehnen ſollte. Reiſegefährten waren: Brugſch-Paſcha*), Oberſt Gneomar von Natzmer, Kommandeur des

---

*) Den auf der Reiſe gemachten Aufzeichnungen Brugſch-Paſchas bin ich in dieſem Kapitel gefolgt. Brugſch-Paſchas Aufzeichnungen ſind niedergelegt in einem im Jahre 1885 bei Trowitzſch u. Sohn in Frankfurt a. O.

28. Infanterieregiments zu Koblenz, Franz Xaver v. Garnier, Major im Leib-Grenadier-Regiment in Frankfurt a. O. und Hauptmann Georg von Kalckſtein, perſönlicher Adjutant des Prinzen. Am 27. Dezember Abends begann die Reiſe von der Friedrichſtraße, Centralbahnhof, aus.

I. Von Berlin bis Kairo.

27. Dezember 1882. Abfahrt. Berlin, Friedrichſtraße.

28. Dezember. Gegen Abend Ankunft in Wien.

28. zum 29. Dezember. Von Wien nach Trieſt.

29. Dezember. Ankunft in Trieſt. Beſuch von Schloß Miramar. Der Prinz war tief bewegt, als er vor das Bild Kaiſer Maximilians von Mexiko trat und ſagte: „Ich habe Dich an Bazaine gerächt.“[*] Am Nachmittag an Bord des öſterreichiſchen Lloydampfers „Ettore“, Kapitän Colombo.

30. Dezember. An Bord des „Ettore“. Plauderabend. Der Prinz erzählt kleine Geſchichten aus dem Jahre 70 und 71. Einmal erhielt er von ſeiner jüngſten Tochter, der ſpäteren Herzogin von Connaught (damals zehn Jahre alt), einen kurzen Brief. Derſelbe lautete: „Lieber Papa. Ich habe ſo lange nichts von Dir gehört. Siege doch mal wieder.“

31. Dezember. Ankunft in Corfu. Der Prinz beſucht

---

erſchienenen, von Major v. Garnier reich illuſtrirtem Prachtwerke in Großfolio, das den Titel führt: „Prinz Friedrich Karl im Morgenlande, dargeſtellt von ſeinen Reiſebegleitern Profeſſor Dr. H. Brugſch-Paſcha und Major Franz Xaver v. Garnier.“

[*] Trotz dieſer Aeußerung wird ſich ſagen laſſen, daß der Prinz, dem Marſchall Bazaine gegenüber, ſtets voll Reſpekt und jedenfalls voller Theilnahme war. Ich habe ſelbſt ſolche Aeußerungen aus des Prinzen Munde gehört. Und was nun gar die von Parteigängern ſo viel und ſo leidenſchaftlich verurtheilte Haltung Bazaine's in der „Kaiſer Max-Frage“ angeht, ſo habe ich mich nie davon überzeugen können, daß ihn oder Napoleon den Dritten irgend ein Vorwurf trifft. Napoleon war gezwungen, ſo zu handeln wie er handelte, und Bazaine ließ den jungen Kaiſer Max nicht feig oder verrätheriſch im Stich, ſondern ging erſt, als dieſer ſich dem Rückzuge nicht anſchließen wollte. „Man ſagt, er wollte ſterben“, paßt auch hier.

den Platz der Esplanade ſammt der dem venetianiſchen Feldmarſchall, Grafen v. Schulenburg, um ſeiner ſiegreichen Vertheidigung Corfus willen errichteten Statue. Weiterfahrt. Am Abend zwiſchen Ithaka und Kephalonia.

1. Januar 1883. An der Küſte von Elis und Meſſenien. Der mit Schnee bedeckte Taïgetos wird ſichtbar. Der Prinz, nach einem in ſeinem Beſitze befindlichen Gemälde, erkennt ihn zuerſt.

2. Januar. Auf hoher See.

3. Januar. Alexandrien. „Wie aus Tragant gebaut“ lag es da. Burgich ſuchte nach der Nadel der Kleopatra. Sie fehlte. „Vergebens ſpähte mein Auge nach dem alten Wahrzeichen von Alexandrien. Die weltberühmte „Nadel der Kleopatra“ hatte ihre 2000 Jahre behauptete Stelle verlaſſen, um in der neuen Welt, inmitten der Stadt New York, als einſame Größe von dem Glanze längſt entſchwundener Zeiten zu träumen, nachdem ihrer im Schutt der alexandriniſchen Erde begrabenen Schweſter an den Ufern der Themſe daſſelbe Schickſal nicht erſpart geblieben war.“ Gegen Mittag ging man vor Anker. Am Nachmittage Beſuch von Alexandrien. Rückkehr an Bord des „Ettore“.

II. In Kairo.

4. Januar. Der Prinz verläßt den „Ettore“. Acht pommerſche Matroſen vom Kanonenboot „Cyklop“, Kapitän Kelch, rudern ihn an Land. In 5ſtündiger Eiſenbahnfahrt von Alexandrien nach Kairo. Der Generalkonſul des Deutſchen Reiches Baron Saurma und der deutſche Konſul in Kairo v. Treskow empfangen den Prinzen am Bahnhof. General Aliſon, Kommandirender der engliſchen Okkupationstruppen, iſt gleichfalls zugegen. Quartier in Shepeards Hotel. (Beſitzer deutſch.) Beſuch der Bazare. Rückkehr in's Hotel. Baron Saurma, ein leidenſchaftlicher und erfahrener Jäger, erzählt von ſeinen Jagden im Nilthale. Der Prinz beſchließt während ſeines dreitägigen Aufenthalts in Kairo, begleitet von Baron Saurma, Major v. Garnier und Hauptmann v. Kalckſtein, Jagdausflüge in die Umgegend zu machen.

[Geſchah. Solche Jagdausflüge wiederholten ſich auf der ganzen dreiwöchentlichen Nilfahrt und ſei dabei gleich hier das Reſultat derſelben gegeben. Bis zum 30. Januar belief ſich die geſammte Beute der ägyptiſchen Jagden des Prinzen auf 2 Wölfe, 8 Füchſe, 32 Schakale, 4 Ichneumons und 4 Wildkatzen. Daß ſolch gutes Geſammtreſultat zu Stande kam, verdankte der Prinz dem Umſtande, daß 5 Teckel von der v. Saurma'ſchen Teckelmeute die Reiſe nach Oberägypten mitmachten.]

5. Januar. Bazare. Spaziergang in der Stadt.[*] Am Nachmittag Empfang beim Chediw; der Prinz in der Uniform des erſten Leibhuſarenregiments; ſeine Begleitung in der Uniform ihrer Regimenter. Eine halbe Stunde ſpäter erwiederte der Chediw den Beſuch des Prinzen im Hotel.

6. Januar. Frühſtück im Hotel. Profeſſor Schweinfurth und Lieutenant Wißmann (welcher letztere ſich in Kairo, nach ſeiner Durchquerung Afrikas, für den Norden erſt wieder akklimatiſirte) nehmen als Gäſte des Prinzen an dieſem Frühſtück Theil. Wißmann erzählte dem Prinzen von ſeiner Reiſe „quer durch“. Beſuch der Pyramiden von Gizeh und der Sphinx. „Aus dem lebendigen Felſen gemeißelt, ſtreckt ſich der Löwenleib 180 Fuß lang über den Wüſtenſand dahin und das menſchenähnliche Haupt erhebt ſich 60 Fuß über dem Boden. Eine Naſe von 5 Fuß und eine Mundſpalte von 6½ Fuß Länge können für die Verhältniſſe der übrigen Körpertheile dienen. Leider iſt die Naſe verſtümmelt und im Sturm der Zeiten zu einer Neger-Plattnaſe geworden.“

7. Januar. Beſuch des Muſeums von Bulak. „Wie das A auf B, ſo folgt regelrecht das Muſeum von Bulak

---

[*] Auf dieſen Spaziergängen überraſchte die Reiſenden eine ebenſo feine wie witzige Schlagfertigkeit des niederen Volks. Ein Bettler fiel durch Zudringlichkeit läſtig. „O Schech“, ſagte Brugſch, „bitte lieber Deine Brüder die Hand zu öffnen.“ Der Bettler antwortete: „Biſt Du kein Sohn Adams?“ Ein anderes Mal ſah Brugſch einen Araber ſich mit Wegwälzung eines rieſigen Steinblocks abquälen. „Du ſollteſt ihn lieber tragen“, ſagte B. ſcherzend. „Ich bin dazu bereit, ſobald Du ihn mir auf den Rücken gelegt haben wirſt.“

auf die Pyramiden und die „Häuſer der Ewigkeit"[*] in der Wüſte. Was den Wohnungen der Todten fehlt und nur die Phantaſie zu ergänzen vermag, das enthüllen die Schätze des Muſeums in ungeahnter Auswahl und Verſtändlichkeit. Bulak, eine halbe Fahrſtunde vom Hotel, iſt eine eben ſo ſchmutzige wie unanſehnliche Vorſtadt Kairos. Aus einem alten Kohlenſchuppen erwuchs unter der Regierung Said-Paſchas faſt ſtückweiſe der heutige Bau des Muſeums. Der franzöſiſche Archäolog, Auguſt Mariette, der bekannte Entdecker des Serapeums und der Apisgräber in der Wüſte von Sakkarah, deren reiche Schätze ſämmtlich nach dem Louvre gewandert ſind, iſt der Begründer dieſer weltberühmt gewordenen Sammlung ägyptiſcher Alterthümer. 1881 ſtarb Mariette; Maspero, ebenfalls ausgezeichneter Aegyptolog, folgte. (Seit Jahren gehört auch Emil Brugſch, jüngerer Bruder von Brugſch-Paſcha, als Konſervator dem Muſeum in Bulak an.) Maspero bereicherte das Muſeum durch die Königsmumien und Königsſärge von Dêr-el-bahari (Theben, Ober-Aegypten) Bereicherungen, die das Reſultat aller bisherigen Ausgrabungen in den Schatten ſtellten. Dieſe Funde von Dêr-el-bahari bildeten, bei dem Beſuche des Prinzen, den Schluß. „Da ſtanden vor unſeren Füßen an 40 Särge königlicher Perſonen. Auf den einbalſamirten Leichen lagen verwelkte Kränze, die während 3 Jahrtauſenden ihre Geſtalt und ihre Farbe kaum verändert hatten. Der Begriff der Zeit verſchwindet, und die Worte des alten ägyptiſchen Todtenbuches gewinnen Macht über uns: „Die endloſe Zeit iſt ein Tag und die Ewigkeit eine Nacht." Der Sturm der Weltgeſchichte hat in den zwiſchenliegenden Jahrtauſenden die gewaltigſten Reiche zerſtört, aber die Kränze auf dieſen Königen haben den Sturm der Vernichtung überdauert. Schweigend war der Prinz vor die Mumien ſeines Lieblingshelden in der Geſchichte der Aegypter, des Königs Seſoſtris, ſtehen geblieben, den die Denkmäler unter dem Namen

---

[*] Die Araber in ihrer geiſtvollen Weiſe ſagen: „Die Zeit ſpottet allem und die Pyramiden ſpotten der Zeit."

Ramſes II. kennen und preiſen. Er iſt der Zeitgenoſſe Moſes, denn ſeine Tochter war es, die das Moſeskind aus dem Schilfdickicht aufnahm. Einſt durchhallte ſein Ruhm die ganze Welt. Seine Thaten verherrlichen die Wände der Tempel an den Ufern des Nils. Und nun ruht hier ſein ſterblicher Leib vor unſern Augen und wir leſen ſeinen wohlbekannten Namen in hieroglyphiſchen Schriftzügen auf dem Deckel ſeines Sargkaſtens. Neben ihm liegt ſein großer Vorfahre Thutmes III. Mumie reiht ſich an Mumie, bis die des Königs Pinotem's II. aufs Neue unſere Aufmerkſamkeit feſſelt.“

Pinotem II. war der Schwiegervater des weiſen Salomo. „Nur die Erinnerung iſt das wahre Leben.“

III. Nilfahrt von Kairo bis zum 1. Katarakt und wieder zurück.

8. Januar. Am 8. Mittags, beſtieg der Prinz ſeine „Dahabieh“, ein großes Nilboot, das von einem vicekönglichen Schleppdampfſchiff ſtroman geführt wurde. Man ging im Flußhafen von Memphis vor Anker.

9. Januar. Bis zum Orte Iſchment.

10. Januar. Bis zum Dorfe El Fent.

11. Januar. Bis Minieh. (Schon Ober-Aegypten.)

12. Januar. Bis Beni Haſſan.

13. Januar. In 19ſtündiger Fahrt (von 5 Uhr früh bis 12 Uhr Nachts) nach Siût.

14. Januar. Bis Mittag in Siût. Dann von Siût bis Rechêla.

15. Janur. In langer Fahrt (bis 11 Uhr Abends) bis Sohag. „An dieſem Orte mühte ſich der junge Kopte Bedir, ein Sohn des unſichtbar bleibenden greiſen Konſular-Agenten, dem Prinzen die Huldigungen einer der ärmlichſten und erbärmlichſten Städte Ober-Aegyptens in angemeſſener Weiſe darzubringen. Es gab warmen Champagner und drei Tänzerinnen, in Begleitung ihrer muſikaliſchen Helfershelfer, erſchienen und ſetzten ihre Füße auf der Teppich. Kaum aber hatte der Tanz begonnen, als plötzlich eine unglaublich vornehme Erſcheinung den Vorhang lüftete und

langſamen Schrittes in den Saal eintrat. Eine hohe geiſterhafte Frauengeſtalt mit den edlen Zügen einer Tochter Ramſes II., in eng anliegendem ſchwarzen Sammetkleide, deſſen Ränder mit ſchmalen goldenen Borden beſetzt waren, die Bruſt mit breitem Halsbande aus goldenen Münzen bedeckt, auf dem Kopf eine Haube mit dicht aneinander gereihten Goldſtücken, ſo trat das olivenblaſſe Weib mit ihrem würdevollen Gange und den ſittig niedergeſchlagenen Augen, wie ein zum Leben erwecktes Bild aus dem Rahmen einer bunten Grabeswand. Der Eindruck des unerwarteten Anblicks war ſo groß, daß die Zuſchauer in das höchſte Erſtaunen ausbrachen, denn das leibhaftige Geſpenſt einer altägyptiſchen Königstochter wankte in langſamen Schritten ihnen immer näher. Der Sohn des Konſuls kannte ſie genauer und erzählte, daß ihr Vater ein Türke, ihre Mutter eine Araberin geweſen ſei und daß die Leute ſie „Aelſich" nannten, weil man bei ihrem Anblick in das Wort „Aelf marschallah" ausbrach, d. h. „Ei, der Tauſend". Die Aufforderung, anderen Tages dem Major v. Garnier zu einem Bilde zu ſitzen, wies ſie zurück, weil ihr einziges Kind ſchwer erkrankt ſei.

16. Januar. Bis Farſhut.

17. Januar. Bis Kenneh und Dendera. „Dendera (griechiſch Tentyra) iſt berühmt durch ſeinen Tempel, in welchem, von den Tagen des Königs Chufu-Cheops an, die Tentyriten der ägyptiſchen Aphrodite, unter ihrem Namen Hathor, göttliche Verehrung bezeugten und ſie anriefen als „die Große im Himmel, die Mächtige auf Erden und die Gefürchtete in der Tiefe." Von dem ihr geheiligten Thiere, der Hathor-Kuh, wiſſen noch heute die Anwohner zu erzählen, denn der Tempel von Dendera ſei auf dem Rücken einer Kuh gebaut und in nächtiger Stunde zeige ſich bisweilen die langgehörnte Thiergeſtalt vor dem Tempel. Der Prinz durchwanderte die Säle, Hallen, Krypten und Gänge des Tempels bis zum Dache hinauf und gewann zum erſten Mal, durch Anſchauung, die richtige Vorſtellung über die Anlage eines altägyptiſchen Tempels."

18. Januar. Früher Aufbruch von Kenneh. Um 4 Uhr

Nachmittags vor Anker in Theben. „Theben und ſeine Glanzzeit iſt wie vom Boden der Erde weggefegt, und nur die rieſigen Tempelbauten, welche zerſtreut über einen Umfang von etwa drei deutſchen Meilen liegen, bezeichnen gegenwärtig die Mittelpunkte der einzelnen Quartiere. Man unterſcheidet jetzt, als Hauptſache, Karnak und Luxor, letzteres etwas ſüdlich von Karnak. Luxor hat zwei Hotels und etwas vom Anſehen eines europäiſchen Badeortes. Sein Glanzpunkt iſt ein weltberühmter Amontempel. Wie die Schwalben haben die modernen Thebauer den ſchwarzen Nilſchlamm an die feſten ſteinernen Wände des Heiligthums geklebt und ſich Wohnräume geſchaffen, denen die Bildwerke und hieroglyphiſchen Inſchriften der Vorzeit den ſonderbarſten dekorativen Schmuck verleihen.“

Ueberhaupt: „Nilſchlamm und Schmutz ſind das Glück des Fellachen, der dieſe Hütten in den Tempeln und Nekropolen von Theben bewohnt.“

Und nach dieſen einleitenden Worten fährt Brugſch fort:

„Für die Nachkommen der alten Aegypter, wie immer auch Sprache und Glaube ſie ſchließlich geſchieden haben mag, iſt in unſerer vorgeſchrittenen Epoche (in der die Seife eine ſo bedeutungsvolle Rolle ſpielt) nur der Schmutz als die allgemeine Signatur kleben geblieben. Neben ihren Fellachengenoſſen im oberen und unteren Nilthal erſcheinen die Thebauer zur Freude der fahrenden Künſtler als die wandelnden Träger jener geprieſenen Patina, die der Antike einen ſo hohen Werth verſchafft und hier in Theben — dieſem verkörperten Begriff des Alterthums — den Bewohnern einen ganz eigenthümlichen, beinah erblichen Reiz verleiht. „Wenn Ihr ſeinen Franken (ſo denken ſie) dieſe nie gewaſchenen und nie gereinigten Denkmäler unſerer Vorfahren mit ſo viel Wohlgefallen betrachtet, warum ſollen wir, die Kinder der Erbauer jener Werke, anders ausſehn, warum uns mit aller Gewalt in eine falſche Richtung hineindrängen?“ In Dorf und Stadt, wo immer ſich die Wege öffnen und Kameele, Pferde, Eſel die Straße durchziehen, iſt es die vornehmſte Aufgabe der Töchter des Landes, mit geſchäftiger Emſigkeit die „Gilleh“ (Miſtfladen) zu ſammeln und in gefüllten Körben auf dem Kopfe nach Hauſe zu tragen, wo nun, nach der Analogie von Torf, das Formen und Trocknen in der Sonne beginnt. Dieſe Gilleh-Scheiben wandern dann ſchließlich in die Wohnung, um hier als ſchwelende Feuerung und zugleich als Heizung für den Backofen zu dienen. Auch das **Brot** ſchmeckt deshalb danach. Die Gilleh iſt und wird für alle Zeiten hin das ſpezifiſche Räucherwerk des Aegypters bleiben und ſein Wohlgeruch unzertrennlich vom Daſein des letzten Fellachen ſein, der noch heute Lampenöl als eine Delikateſſe betrachtet und neben ſeinem Eſel das grüne Gras auf dem Felde mit gierig ſchlingendem Munde abweidet.“

Dem Beſuche des Amontempels in **Luxor** folgte der Beſuch von **Karnak**. Ein Eſelsritt von 20 Minuten. Ganz in der Nähe von Karnak läßt eine Reihe liegender **Steinwidder** die Spuren der langen Sphinx-Allee erkennen, welche einſt Luxor mit Karnak verband und in nördlicher Richtung nach dem Heiligthum des Amonſohnes: Chonſu, führte. Der Weg zum Tempel iſt nicht zu fehlen. Der Prinz ritt von der Weſtſeite her in den großen Vorhof ein, begrüßt von dem marmornen Standbilde König Seſoſtris, der wie eine Rolandsſäule Wache hält. Die heutige Länge des Tempels von Weſten nach Oſten beträgt 365 Meter, 113 ſeine Breite. Das iſt die 4-fache Länge des K. Schloſſes in Berlin. Der weltberühmte Saal hinter der Eingangspforte iſt groß genug, die Geſammtanlage von Notre Dame in Paris bequem in ſich aufzunehmen. Dies Wunder von Karnak hat eine Länge von 102 Metern und eine Breite von 51. Einhundert und fünfzig Säulen trugen einſt die Decke, die ſich, im Mittelgange, 23 Meter über den Fußboden erhob. Zwölf Säulen, zu beiden Seiten des Mitteleinganges, haben einen Umfang von 10 Metern (Durchmeſſer ungefähr 11 Fuß). Mit einer einzigen Ausnahme ſtehen alle Säulen wie vor 33 Jahrhunderten kerzengerade da.

19. **Januar.** An dieſem Tage beſuchte der Prinz die Weſtſeite von Theben (an der linken Seite des Nil), die

„Nekropolis“ und die beiden Steinrieſen, ſitzende Königsbilder, eines davon das Bildniß Amenhoteps oder Amenophis III., deſſelben, der den Amontempel in Luxor errichtete. Dies Bildniß, von dem ſich während eines Erdbebens im Jahre 27 vor Chriſto Kopf und Obertheile loslöſten, iſt die berühmte Memnonsſäule.

Am Abend des 19. (der Abſchied von Theben, um weiter flußaufwärts zu gehen, ſtand für den nächſten Tag bevor) wurde durch Konſul Tudrus und ſeinen Sohn ein Feuerwerk abgebrannt. Aber dabei blieb es nicht. Noch eine andere Aufmerkſamkeit ſtand bevor. Brugſch ſchreibt: „Eben war alles dunkel geworden, als ich bemerkte, daß vom Dorf her Männer herankamen und auf unſer Boot zuſchritten. Auf meinen Anruf „wer da“ erhielt ich Antwort „ſtill“. Es waren Tudrus und ſein Sohn, ſammt einem Knecht, die, ſo ſchien es, eine tief in Leinen gehüllte vierte Perſon führten und mühſam mit aufs Schiff ſchleppten. Dann legten ſie, nach vorgängiger Verſtändigung, dieſe vierte Perſon auf einen zur Seite ſtehenden Divan nieder. Als Tudrus, ſammt Sohn und Knecht, wieder fort waren, trat ich an die vierte Perſon heran und entfernte beim matten Schein der Schiffslaterne die Nadeln, die die kleineren Hüllen um Kopf und Hals zuſammenhielten. Ein kleines, rundes, liebliches Mädchengeſicht von weißeſtem Teint und mit ſchwarzem Augenpaar, den Hals mit einem weißem Collier geſchmückt, lächelte mich ſpukhaft an. Ihr Alter zu beſtimmen, war mir unmöglich. Annähernd ſchätzte ich es mit Kennerblick auf 24 + 2700 Jahre. Es war eine thebaniſche Prieſterin des Amon aus vornehmem Geſchlecht. Der wohl einbalſamirte Leib lag in einem buntbemalten Carton. Tudrus hatte das Mädchen von irgend einem fellachiſchen Schatzgräber in der Nähe der Memnonien erſtanden und ſich die Freude vorbehalten, dem Prinzen in nächtlicher Stunde die junge Thebanerin als Geſchenk zu übergeben. Von ihrem ſpätern Schickſal in Dreilinden berichte ich am Schluß.“

20. Januar. Von Theben bis Beleſſieh.

21. Januar. Beſonders ſtiller Tag. Als man an

einſamſter Stelle war, wurde man durch eine Bootbegegnung überraſcht. Flußabwärts ſchwamm eine Dahabieh heran, auf der ſich zwei junge württembergiſche Offiziere befanden. Ein Zufall wollte es, daß der Prinz 4 Wochen ſpäter, auf dem Wege von Jaffa nach Jeruſalem, abermals eine Begegnung mit Württembergern hatte, und zwar mit „württembergiſchen Templern". Wir kamen Nachmittags bis Ombos, das ſchon im Alterthum wegen ſeiner vielen Krokodile berühmt war. Aber kein Krokodil war auf den Sandbänken zu ſehen. „Wo ſind ſie?" fragte der Prinz. „Sie ſind nur im Sommer da", erwiderte ein Alter, „jetzt würden ſie ſich erkälten."

22. Januar. Von Ombos nach dem Dorfe Edfu und von dieſem aus, an der Inſel Elephantine vorüber bis zur Stadt Aſſuan, im Alterthum Syene (daher Syenit). Hier beginnt die Granitregion Aegyptens; der Nil bildet Fälle. Dicht hinter Aſſuan iſt der erſte Katarakt.

22. zum 23. Januar. In der Nacht vom 22. zum 23. traf von Kairo telegraphiſch die Meldung von dem am 21. Januar erfolgten Tode des alten Prinzen Carl ein. Prinz Friedrich Karl war ſofort zur Rückkehr nach Berlin entſchloſſen, bis ein zweites Telegramm ihn beſtimmte, davon Abſtand zu nehmen und die Reiſe nach dem urſprünglichen Programm fortzuſetzen. Dies zweite Telegramm rührte von Kaiſer Wilhelm her und ſprach aus, „daß er zur Beiſetzung doch zu ſpät kommen würde."

23. Januar. Der Prinz bleibt am 23. noch in Aſſuan und Umgebung. Ein Ausflug nach der Katarakteninſel Philä wird unternommen. Beſichtigung des Tempels. Nach der Rückkehr von dieſem Ausflug erfolgt die Rückreiſe nach Kairo.

23. bis 30. Januar. Rückreiſe von Aſſuan und dem erſten Katarakt bis nach Bedreſhein, eine halbe Tagereiſe ſüdlich von Kairo. „Am 30. Abends wurde Bedreſhein erreicht; die Schiffe legten vor Klein-Memphis an. Im Hintergrunde, nach Weſten zu, leuchteten die Pyramiden von Sakkarah im Schein der untergehenden Sonne."

31. Januar. Am 31. früh brach der Prinz auf, um von Bedreſhein aus die Pyramiden von Sakkarah zu beſuchen. Emil Brugſch hatte ſich, von Bulak her, eingefunden, um auf dieſem Terrain, das er vorzüglich kannte, die Führung zu übernehmen. Nach Norden hin, während man den Marſch antrat, wurden die Pyramiden von Gizeh (bei Kairo) ſichtbar. Das Dorf Sakkarah liegt dicht am Fuße des langgeſtreckten Wüſtenplateaus, auf welchem die Grabpyramiden der längſt verſchollenen Könige von Memphis, in gruppenweiſer Anordnung, ihre Poſten als Markſteine der Weltgeſchichte einnehmen. Der Aufſtieg führt an dem aus Nilziegeln aufgeführten Hauſe Mariette's vorüber, das derſelbe während ſeines langjährigen Wüſtenlebens bewohnte und von dem aus er ſeine Ausgrabungen leitete.

Der Beſuch der unterirdiſchen Apisgrüfte mit ihren ausgedehnten Bogengängen und Niſchen erfüllt mit großem Staunen für das, was die Aegypter auch als Bergleute zu leiſten im Stande waren. In den 64 Gewölben zu beiden Seiten der Gänge ruhten einſt die einbalſamirten und mit reichem Schmuck verſehenen Leiber der Apisſtiere in rothen (und dunklen) Granitſärgen, deren Größe jeder Beſchreibung ſpottet. 24 derſelben ſtehen noch an der alten Stelle, und eine Holztreppe gewährt den Zugang in die Höhlung jedes einzelnen Steinſarges. Im Durchſchnitt 12 Fuß lang, 7 Fuß breit und 10 Fuß hoch, beziffert ſich das Gewicht jedes einzelnen auf 13000 Centner. In welcher Weiſe und mit welchen Mitteln die Aegypter jene ungeheuerſten aller Sarkophage vom Nil an bis zu den Grüften transportirt haben mögen, bleibt ein ungelöſtes Räthſel.

Die Beſichtigung einer der neugeöffneten Pyramiden bildete den Abſchluß der Wanderung auf der einſamen Nekropolis von Sakkarah. „Mein Bruder (ſo ſchreibt Brugſch) hatte dazu die Pyramide des Königs Unas-Onnos, des letzten Herrſchers der 5. Dynaſtie gewählt und die Gänge und Räume in dem hohlen Kerne des mächtigen Baues auf das Säuberlichſte von Schutt und Steingeröll reinigen laſſen. Das Einſteigen in den ſchrägen Gang, der nach der eigentlichen Todtenkammer mit dem leeren Sarkophage des Königs führt, bot nicht die geringſte Schwierigkeit, und der Anblick der mit endloſen Hieroglyphenſtreifen bedeckten Wände hielt reichlich ſchadlos für die kleine Mühe der Einfahrt in die pyramidale Unterwelt.“

Bald danach war man in Bedreſhein zurück und erreichte Kairo zu guter Stunde.

Mit einem „Gott ſei Dank“ verließen die Orientfahrer das Nilboot, auf dem ſie 23 Tage zugebracht hatten. „Namentlich der Prinz athmete auf, als ſein Fuß die Ufererde wieder berührte, denn der oft über ganze Tage hin ausgedehnte Mangel an Thätigkeit und Beſchäftigung hatte ihm ſchließlich die gute Laune von Grund aus verdorben. Niemand weiß den Werth der Zeit beſſer zu ſchätzen als er, und die lange Trödelei auf dem heiligen Strome war alles andere eher geweſen, als eine angemeſſene Verwerthung der Zeit. Ein Glück, daß gelegentliche Jagdpartien am Ufer die Langweil der Fahrt unterbrachen.“

IV. Ueber den Sinai.

1. und 2. Februar. Aufenthalt im Hotel Shepeard in Kairo. Der Herzog von Sutherland war Mitbewohner des Hotels. Lord Napier of Magdala wurde erwartet.

3. Februar. Aufbruch nach der Sinai-Halbinſel. Achtſtündige Eiſenbahnfahrt von Kairo über Ismaila nach Suez. Ankunft 8 Uhr Abends. Hier wartete ſchon das mittlerweile von Alexandrien nach Suez dirigirte, dem Prinzen für ſeinen Aufenthalt im Orient zur Verfügung geſtellte Kanonenboot „Cyklop“, Kapitänlieutenant Kelch, und nahm den Prinzen und ſeine Begleitung an Bord.

4. Februar. Aufbruch nach dem Hafenort Tör am Fuße des freilich erſt in drei Tagereiſen zu erreichenden Sinai-Kloſters.

5. Februar. Hier, in Tör, fand man auch die von Suez her auf dem Landwege vorausgeſchickten Kameele, die beſtimmt waren, den Prinzen und ſeine Begleitung erſt auf

den Sinai hinauf und dann, von ſeiner Höhe herab, nach Suez (nicht nach Tôr) zurückzutragen. Ausflug nach dem „Moſesbade". Schlechte Nacht; durch Ratten und Glockengebimmel geſtört.

6. Februar. Aufbruch auf 40 Kameelen und in Begleitung befreundeter Beduinen. Beſchwerden des Kameel-Ritts. Um 5 Uhr beginnt die Steigung und das Wadi Hebrân öffnet ſein Felſenthor.

7. Februar. Fortſetzung des Aufſtiegs.

8. Februar. Desgleichen. Nach Paſſirung eines Felſenthors Eintritt in eine von mächtigen Gebirgszügen eingefaßte Hochebene. Im Hintergrunde der Sinai. Gegen Abend wird das Sinai-Kloſter erreicht. Erſt in die Kapelle; dann Bewirthung im Zimmer des Archimandriten.

9. Februar. Der Prinz bleibt einen Tag im Kloſter, um in der Umgegend deſſelben nach dem ſinaitiſchen Steinbock zu jagen. Leider erfolglos. Bei der Rückkehr von der Jagd wird ihm das Sinai-Fremdenbuch vorgelegt, in das er ſeinen Namen einſchreibt. Der Name vor ihm war: Edward Henry Palmer.

Edward Henry Palmer, geb. 1840 zu Cambridge, ausgezeichneter Orientaliſt, nahm 1868 und 1869 Theil an der zur Erforſchung des Sinaigebietes entſendeten engliſchen Expedition. Bald nach ſeiner Rückkehr nach England wurde er an der Cambridger Univerſität zum Profeſſor des Arabiſchen ernannt. 1882 übernahm er im Auftrage der engliſchen Regierung eine geheime Miſſion in die Wüſte öſtlich vom Suezkanal, mit dem Zwecke, die dort hauſenden Beduinenſtämme bei dem bevorſtehenden Kriege in Aegypten (gegen Arabi-Bey) für England zu gewinnen. Seine Bemühungen wurden auch anfangs von Erfolg gekrönt, bis er einer Anzahl Beduinen, die zu den Anhängern Arabi-Bey's gehörten, in die Hände fiel. Dieſe ſchleppten ihn und ſeine zwei Begleiter in die Felsſchlucht am Gebel Biſchr und forderten hier alle Drei auf, ſich von der Höhe des Felſens in die Schlucht zu ſtürzen. Palmer und einer ſeiner engliſchen Gefährten gehorchten, der andere zog es vor, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Dies Ereigniß lag erſt um 3 Monate zurück und die Sinaireiſe des Prinzen war deshalb als gefahrvoll angeſehen und von verſchiedenen Seiten her abgerathen worden.

10. Februar. Abſtieg vom Sinai.

11. Februar. Desgleichen. Um 5 Uhr wird das Lager angeſichts des „Serbâl“ aufgeſchlagen, in dem einige Forſcher den bibliſchen Sinai vermuthen. Beim Lagerfeuer beginnt man aus der Bibel vorzuleſen und zwar die Stelle, wo der dieſen Theil des Sinai berührende Zug der Juden beſchrieben wird.

12. Februar. Der Abſtieg wird fortgeſetzt. Man paſſirt das Wadi Maghârah. An den Felswänden Bilder und Inſchriften;*) die älteſten aus der Zeit der dritten Dynaſtie. „Dieſe Inſchriften ſind von großer geſchichtlicher Bedeutung; ſie zeigen uns die älteſten Könige der ägyptiſchen Geſchichte: Senofru (3. Dynaſtie), Cheops, Erbauer der großen Pyramide von Gizeh (4. Dynaſtie) und nach ihnen die Pharaonen der 5. und 6. Dynaſtie bis auf den langlebigen König Pepi I. als Ueberwinder der älteſten Bewohner der Sinai-Halbinſel“.

13. Februar. Weiterer Abſtieg. Der „Paß der Schwertſpitze“ wird paſſirt. Zuletzt ein Felſenthor und das Meer liegt zu Füßen. Am 13. Abends wird das Meer erreicht.

14. Februar. Erſt Marſch am Meer. Dann, landeinwärts biegend, durch Wüſteneien auf Suez zu.

15. und 16. Februar. Weitermarſch im Flachland.

---

*) Von dieſem „Thal der Inſchriften“, wie man's nennt, zweigt ein Seitenthal, eine Schlucht ab, in der von 1855—1866 ein ehemaliger ſchottiſcher Major, Namens Macdonald, in einem ſelbſtgebauten Hauſe wohnte, um die ſchon den alten Aegyptern bekannten Türkisminen dieſer Gegenden auszubeuten und auf den europäiſchen Markt zu bringen. Das Geſchäft ließ ſich Anfangs gut an, leider aber erwieſen ſich ſpäter die oft fauſtgroßen Stücke des Edelſteins als unecht in der Farbe, denn ſie verloren bald ihren Glanz und das Himmelblau, das den echten Türkis auszeichnet. Das Haus des Majors, deſſen die Beduinen noch jetzt als ihres Wohlthäters gedenken, ſteht als eine Ruine da.

Am 16. wird Suez erreicht. Hier ſchließt ſich der inzwiſchen von Berlin aus mit Briefen und Meldungen eingetroffene Rittmeiſter Baron Maltzahn, erſter Adjutant des Prinzen, dem Reiſezuge an. Der Prinz geht an Bord des „Cyklop“.

17. Februar. Fahrt auf dem Suezkanal von Suez nach Ismaila und Port Said.

18. Februar. Fahrt von Port Said nach Jaffa.

19. Februar. Fortſetzung der Fahrt. Um 4 Uhr Ankunft auf der Rhede von Jaffa. Zwei höhere türkiſche Offiziere, Adjutanten des Großherrn in Stambul, Oberſt Achmed Bey und Major Ismael Bey, ſtellen ſich dem Prinzen vor und ſprechen ihm in geläufigſtem Franzöſiſch die Bitte des Großherrn aus, „daß er (der Prinz) geruhen wolle, die Gaſtfreundſchaft Sr. Majeſtät, während ſeines Aufenthaltes auf dem Gebiete des türkiſchen Reiches, huldvollſt anzunehmen. Alles ſtände zum ſofortigen Aufbruch nach Jeruſalem bereit und S. K. H. habe nur die Befehle zu geben.“*)

---

*) In Begleitung der beiden türkiſchen Offiziere befand ſich auch ein „Verpflegungs- und Reiſe-Generaldirektor“, von dem Brugſch eine ganz vorzügliche Schilderung giebt. Ich entnehme derſelben Folgendes: „Er, dem die Adjutanten des Sultans die volle Ausrüſtung und Verpflegung der prinzlichen Karawane übertragen hatten, war ein chriſtlicher Syrier. Seiner Abſtammung nach dem Lande der Philiſter zugehörig, nannte er ſich auf ſeiner Viſitenkarte trotz alledem „Alexander Howard“ oder „Monsieur Alexandre, Entrepreneur et Directeur générale“. Wie die meiſten Leute ſeines Schlages ſprach er alle möglichen Sprachen, war dabei ſtark und von eiſerner Geſundheit. Ein ſchwarzer Vollbart umrahmte ſein röthlich leuchtendes Vollmondgeſicht mit den freundlich lächelnden Zügen. Er war der erſte auf den Beinen und der letzte im Bett. Während des Marſches galoppirte er in unſinniger Haſt neben den Pferdevermiethern einher. In hohen Reiterſtiefeln mit mächtigen Sporen, im Beduinenmantel und mit der ſyriſchen dunklen Kopfbedeckung, Piſtolen im Gürtel, die Nilpferdpeitſche oder den Kurbadſch in der Rechten, ſo flog er an uns vorüber und ſein Adlerblick erkannte im Nu, wo ſeine Gegegenwart noththat. Das Frühſtückszelt ward um die Mittagszeit aufgeſchlagen. Mr. Alexandre erſchien dann in der Tracht eines türkiſchen Effendi, d. h. in ſchwarzem Stambulin mit rothem Fez, in weißer Binde und mit weißen Handſchuhen. Er überſah mit wohlgefällig prüfendem Blick die reich gedeckte Tafel, half jeder mangelhaften Bedienung ſofort ab und ſchätzte ſich glücklich, Sr. Königlichen Hoheit ſelber ſerviren zu dürfen. Und nun erſt am Abend, wenn die Reiſegeſellſchaft an der Mittagstafel verſammelt war und Lampen und Kandelaber ihren Glanzſchimmer

Die Weiterreiſe von Jaffa nach Jeruſalem erfolgt zu Wagen, in Begleitung türkiſcher Leibgendarmerie. Unterwegs ſieht ſich der Prinz von einer Gruppe Reiter überholt, die ſich ihm als württembergiſche Templer, anſäſſig in Paläſtina, vorſtellen und um die Ehre bitten, ihm auch ihrerſeits bis Jeruſalem das Geleit geben zu dürfen. Der Prinz lehnt es aber dankend ab, unter Hinweis auf ſeine türkiſche Begleitung.

20. Februar. Der Prinz trifft vor Jeruſalem ein.

V. Im heiligen Lande.

20. Februar. Der Prinz hält durch das Thor von Jaffa ſeinen Einzug in Jeruſalem. Ueber ſeiner Uniform trägt er den Johannitermantel. Bald aber ſteigt er vom Pferde, um den Weg zur Grabkirche zu Fuß zu machen. Die Geiſtlichkeit empfängt ihn am Portal. „Das Gotteshaus war durch Hunderte von Gaslampen erleuchtet, deren höchſter Glanz ſich auf die reichgeſchmückte Stätte des heiligen Grabes ergoß“. Rückkehr in das mittlerweile vor dem Thor von Damaskus aufgeſchlagene Zeltenlager.

21. Februar. Der Prinz und ſeine Begleiter empfangen das heilige Abendmahl in der Kapelle des „Muriſtân“, dem alten Wohngebäude der „Ritter vom Spital“ (Johanniter).

22. Februar. Aufbruch von Jeruſalem. Um 9 Uhr früh ſaß der Prinz im Sattel. Zu guter Stunde wird Bethlehem erreicht, deſſen Häuſer „ſteinernen Burgen und Kaſtellen“ gleichen. Beſuch der „Marienkirche“; darauf, unter Führung des griechiſchen Biſchofs Antimos, Beſuch

---

durch das lange Zelt verbreiteten! Mr. Alexandre präſentirte ſich dann als vollendeter Salonmenſch in ſchwarzem Leibrock und weißer Binde, dazu weiße Weſte und funkelnagelneue Glanzſtiefel, alles wie fertig für den Ball. Alles in allem hat ſich Mr. Alexandre um die Reiſe des Prinzen wohl verdient gemacht und ſeine Wahl von Seiten der Adjutanten des Sultans war ſicherlich keine ſchlechte. In ſeiner früheſten Jugend ein toller Kopf, hatte er damals, in Gemeinſchaft mit einem franzöſiſchen Abenteurer, Palmyra erobern und ein neues Königreich herſtellen wollen.

der Felsgrotte, der Geburtskapelle und der Krippe des Heilands. Nachtquartier draußen im Lager.

23. Februar. Aufbruch. Frühſtück am Todten Meer. Das Menu lag in Golddruck auf der Tafel des Prinzen und hatte die Aufſchrift: „A la Mer Morte, le 23 Fevrier 1883. Campement de S. A. R. le Prince Frédéric-Charles de Prusse“. Vom Todten Meer nach Jericho. Auf den Trümmern des alten Jericho wird das Lager aufgeſchlagen.

24. Februar. Fortſetzung der Reiſe bis zum Dorf Abd-el-Kader. Lager.

25. Februar. Aufbruch zu früher Stunde. Erſte Raſt am „Jakobsbrunnen“. Dann bis zur Stadt Nabulus, dem alten Sichem der Bibel. „Nabulus iſt bekannt durch ſeine Seifenfabrikation; trotz dieſer herrſcht in dem alt-bibliſchen Ort ein unglaublicher Schmutz“.

26. Februar. Weitermarſch gen Norden. Samaria wird paſſirt. Lager bei Djenin. Vom Regen aufgeweichter Boden; eine entſetzliche Schmutzlache. Nur der Prinz bleibt heiter und guter Dinge.

27. Februar. Mittagsraſt in Sulem. Paſſirung der großen Ebene von Esdrelon. Dann bergauf. Als der Zug wieder niederſtieg, wurde Nazareth ſichtbar. Bald danach ging ein Wolkenbruch nieder. „Gott ſei Dank, das Pilgerhaus des lateiniſchen Kloſters, die ſogenannte Casa nuova foresteria iſt in Sicht und die Thorhalle empfängt die triefenden Reiſenden. Dienſtfertige Kloſterbrüder in brauner Mönchskutte tummeln ſich in geſchäftiger Haſt, um den Prinzen und ſeine Begleiter in die kleinen, aber wohnlichen und ſauberen Gemächer zu führen. Ein orientaliſches Mangal, ein mächtiges blankes Kupferbecken voll glimmender Holzkohlen, verbreitet eine wohlthuende Wärme im Zimmer des Prinzen, der ſeine Getreuen zu ſich beruft, um die verklammten Glieder zu durchwärmen. Schwieriger war es die durchweichten Kleider und Mäntel wieder auszutrocknen, aber der freundliche Grobſchmied in der Nähe der Caſa befand ſich mit dieſer Sorge und die Eſſe ſprühte Feuer und Funken, um die eingeſogene Feuchtigkeit aus den dampfenden Stoffen

und Kleidern herauszutreiben. Das böſe Wetter ſetzte ſein Wüthen fort, aber die Nacht in Nazareth im warmen trockenen Himmelbett, wird unvergeßlich bleiben".

28. Februar. Wieder Regen. Der Prinz bleibt als Gaſt im Kloſter und faßt den Entſchluß, über Beirut und Damaskus nach Palmyra zu gehen.

VI. In Phönizien und Syrien.

1. März. Aufbruch von Nazareth. „Auf der Höhe zeigte ſich ein liebliches Bild. Am „Marienbrunnen" ſtanden Frauen und Mädchen, um ihre rothen Thonkrüge mit dem klaren Waſſer der einzigen Quelle des Ortes zu füllen. Die Legende, daß einſt hier Jeſus und ſeine Mutter geſeſſen, iſt deshalb mehr als wahrſcheinlich". Im Konvent der Soeurs religieuses wird Abſchied vom gelobten Lande genommen. Phönizien beginnt. Nachtquartier im Gouvernementshaus zu Akka. Mücken- und Muskitoplage.

2. März. Aufbruch. Nach neunſtündigem Ritt an der phöniziſchen Küſte hin wurde Tyrus erreicht. Hier erfuhr man, daß der in Folge der Schneeſchmelze ungewöhnlich hohe Waſſerſtand des Fluſſes Litäni (früher Leontes) die Weiterreiſe unmöglich machen werde. Zugleich indeß hieß es: „Der Poſtbote ſei durchgekommen". Der Prinz lachte: „Iſt ein Poſtbote durchgekommen, werden wir's auch". So wurde die Weiterreiſe beſchloſſen.

3. März. Aufbruch von Tyrus nach Sidon. Die Schwierigkeiten, die der Litäni bot, waren in der That groß. Der Prinz, einen überſchäumten ſchmalen Steinweg benutzend, kam hinüber; ſein Kammerdiener Goerz aber wurde von der Fluth weggeriſſen und nur wie durch ein Wunder gerettet. Das gleiche Schickſal hatten mehrere Perſonen aus dem Gefolge. Den 3., Abends, traf man in Sidon (Saida) ein.

4. März. Von Sidon nach Beirut. Ankunft am Spätnachmittag. Man ſah ſofort, daß Beirut (nah an 100000 Einwohner) nicht nur Sidon und Tyrus überflügelt, ſondern ſich überhaupt zum erſten Handelsort dieſer Gegenden erhoben hat. Beirut iſt in ähnlicher Weiſe franzöſiſch, wie

Kairo und ganz Unter-Aegypten engliſch iſt. Die Franzoſen ſind gewillt, ſich hier, an der ſyriſch-phöniziſchen Küſte, für den Verluſt von Aegypten ſchadlos zu halten.

5. März. Ruhetag in Beirut, im Hotel d'Orient. Der Prinz tritt in Beziehungen zu dem türkiſchen Gouverneur: Ruſtem Paſcha. „Nur einzelne Cedern", ſagte Ruſtem Paſcha, „ſtehen auf dem Libanon. Ich habe eine jede mit einer Mauer umgeben laſſen, da die Reiſenden ſich nicht ſcheuten, ihr Lagerfeuer am Fuß ihrer Stämme anzuzünden und mehrere in Folge deſſen abſtarben. Meine Verſuche, die jungen Sproſſen hierher nach dem großen Garten von Beirut zu verpflanzen, ſcheiterten mehrere Male. Erſt die Beobachtung, daß ſie genau nach derſelben Himmelsrichtung, der ſie früher zugekehrt waren, ſtehen müſſen, führte zu einem günſtigen Reſultate. Sie kommen jetzt fort, daß es eine Freude iſt. Ja, man muß eben die ſchwachen Seiten der Bäume wie der Menſchen kennen, um ſeine Hoffnungen auf ihre gute Zukunft nicht fallen zu laſſen." Dann ſprach Ruſtem Paſcha über die Druſen und Maroniten und ſchloß: „Für die öffentliche Sicherheit habe ich in den langen Jahren meiner Verwaltung das Menſchenmögliche geleiſtet. Maroniten und Druſen leben gegenwärtig in Frieden und Ruhe nebeneinander, und eine Frau oder ein Kind kann des Nachts ſicherer durch den Libanon gehen, als durch die Straßen von Paris! Wenn man gegenwärtig von Unruhen in meinem Diſtrikte ſpricht, ſo iſt das Verleumdung. In Summa, ich habe meine Schuldigkeit gethan, ich gehöre nicht zur Klaſſe jener Orientalen, denen Alles gleichgiltig iſt."

6. März. Desgleichen Ruhetag in Beirut. Oberſt v. Natzmer, ſeit Wochen von einem heftigen Anfall von Ischias geplagt, trennt ſich vom Prinzen und der Reiſegeſellſchaft deſſelben und kehrt auf dem von Konſtantinopel eintreffenden Lloyd-Dampfer nach Trieſt und Deutſchland zurück.

7. März. Aufbruch 5½ Uhr früh von Beirut nach Damaskus, 15 deutſche Meilen. Man benutzt die franzöſiſche

Diligence, die die Libanon-Ausläufer zu paſſiren hat, und trifft beim Dunkelwerden in Damaskus ein.

8. März. Beſuch des Prinzen bei Abd-el-Kader. „Abd-el-Kaders Augen leuchteten, als ihm der Prinz entgegenging und ſeine beiden Hände, wie die eines alten Freundes ergriff. Abd-el-Kader machte den Eindruck eines vollſtändigen Greiſes und wirkte wie ein betagtes Mitglied der gelehrten Klaſſe der Ulemas. Das kleine, faltige, röthliche Geſicht, von einem kurzgeſchnittenen weißen Bart umrahmt, zeigte einen feingeformten Mund mit vollzähliger Zahnreihe und eine aquiline Naſe. Die bläulich-grauen Augen leuchteten mit einem ſchillernden Matt, hafteten aber mit eigenthümlicher Schärfe an den Blicken des mit ihm Redenden. Sein Gang war der eines ermüdeten Greiſes, langſam nur ſchlich er umher und ſeine Hände waren beſtändig in einer leiſe zitternden Bewegung. Die Unterhaltung des Emirs begann mit höflichen Begrüßungen, voll jener feinen Wendungen, wie ſie dem gebildeten Orientalen eigen ſind. Der Prinz ſeinerſeits bemerkte, daß er vor langen Jahren, bei einer Reiſe durch Frankreich, das Schloß von Amboiſe beſucht habe, um die Gemächer zu ſehen, in welchen der Emir einſt ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. Abd-el-Kader lächelte verlegen, als ſei ihm die Erinnerung daran eine ſchmerzliche. Statt aller Antwort darauf ergriff er die Hand des Prinzen und legte ſie wie die eines lieben Freundes in die ſeinige. Trotz ſeines hohen Alters bewies der Emir ein ausgezeichnetes Gedächtniß und erinnerte ſich z. B. mit allen nur möglichen Einzelheiten der erlauchten Perſon des Kronprinzen, mit dem er bei Gelegenheit der Eröffnung des Suez-Kanals in Aegypten reden zu dürfen die Ehre gehabt habe. Jedes Geſpräch, welches auf die Ereigniſſe des letzten großen Krieges Frankreichs gegen Deutſchland ein Streiflicht hätte werfen können, vermied er mit peinlicher Aengſtlichkeit. Anderthalb Stunden ſpäter machte der Emir dem Prinzen ſeinen Gegenbeſuch, bewegte ſich hierbei freier und die bis dahin gezeigte Schüchternheit war gewichen; er ſprach von ſeinen Studien und namentlich auch davon, wie ſchwer es

ihm werde, den Unterhalt für ſeine ihm in die Verbannung gefolgten Freunde (5000) aufzubringen. Der Abſchied war der denkbar herzlichſte. Der Prinz küßte den **Emir** zweimal und wünſchte ihm ein langes und glückliches Alter. „Vielleicht ein Wiederſehen in Deutſchland.“ Abd-el-Kader dankte gerührt. „Mein nächſtes Reiſeziel wird ein anderes ſein, denn ich fühle, daß meine Tage gezählt ſind. Möge der Segen Gottes alle Zeit auf Ew. königlichen Hoheit ruhen.“

VII. Von Damaſkus nach Palmyra. Zurück nach Beirut.

9. März. Während des Aufenthalts in Damaſkus hatte ſich der Prinz ſchlüſſig gemacht, trotz aller Unbill des Wetters, die nach Palmyra geplante Reiſe wirklich anzutreten. Vicekonſul Kaufmann Lütticke zu Damaſkus, der Palmyra von einem früheren Beſuche her ſchon kannte, ſtellte ſich dem Prinzen zur Verfügung und übernahm die Führung. Am 9. früh brach man auf. „Wir waren 150 Menſchen (darunter 60 Tſcherkeſſen und kurdiſche Reiter) und 200 Thiere. Den erſten Gruß brachten uns 16 in raſendem Galopp über die Ebene daherjagende Beduinen, ihren Scheich an der Spitze. Ein braun und weiß geſtreifter Burnus umhüllt den Körper, aus der Vermummung des Kopfes ſchaut ein dunkelbraunes Geſicht mit martialiſchem Schnurrbart; die nackten Beine ſtecken in unbehilflichen Stiefeln, und eine 13 bis 14 Fuß lange Lanze wird in den Händen geſchwungen. Ihre Roſſe, durchweg Stuten, ſind von kleinem Bau.“ Man kam bis zu dem Lehmdorfe Qutaiſe, wo man lagerte.

10. März. Fortſetzung der Reiſe. „Wir kampirten in der Wüſte hart neben einer Ruine, die den Namen Chan-el-ahmar führte. Als die Nacht über die Wüſte hereingebrochen war, veranſtaltete Mr. Alexandre eine Soirée dansante. Unter der Beleuchtung von zwei mit brennenden Holzſcheiten angefüllten Fackelſtändern, deren Flammen die Ruine mit einem rothen Schimmer überzogen, traten alle nicht-europäiſchen Mitglieder der Expedition, von den Tſcherkeſſen bis zu den Libaneſen, zum Tanze an, um ihre Nationaltänze und Geſänge zum Beſten zu geben. So

tanzten und ſangen die Urahnen der heutigen Völker auf der Weſtſeite des großen aſiatiſchen Erdtheils bereits vor tauſenden von Jahren und wenn nun jetzt die flammenden Hölzer zu erlöſchen drohten und die Sänger und Tänzer nach Licht riefen, goſſen ihre Kameraden ganze Flaſchen voll Petroleum in die glimmenden Kohlen hinein. Zuletzt erſchien ein ſyriſcher Diener Mr. Alexandre's, ein wahrer Virtuoſe, und entlockte der ſyriſchen Doppelflöte die wundervollſten Weiſen.“

11. März. Weitermarſch. Nachtquartier in dem Jagd- und Wüſtendorfe Qariatên. Der Scheich von Qariatên erſcheint, um den Prinzen im Lager zu begrüßen.

12. März. Weitermarſch. Der Wüſtenwind nimmt den Charakter eines Orkans an, und als man ſich im „großen Zelt“ zur Mittagstafel ſetzen will, bricht alles unter dem Sturm zuſammen. Das Nachtquartier an der Quelle der „Steinböcke“ war von gleichem Charakter. Schreckliche Stunden.

13. März. Weitermarſch. Unerträgliche Staubwolken. Kein Zeltaufſchlagen möglich, ebenſo wenig Herrichtung einer ordentlichen Mahlzeit. Spätnachmittag kam: Palmyra in Sicht. Der Prinz verſammelte ſeine Begleiter um ſich und ſagte, während er nach dem Trümmerfelde hinüber wies: „Es iſt ein Jugendtraum, der mir im Alter in Erfüllung geht. Als ich noch ein kleiner Knabe war, empfing ich einmal ein Bilderbuch zum Geſchenk, das unter anderen Darſtellungen auch die der Ruinen von Palmyra enthielt. Die Abbildung und der poetiſche Name feſſelten meine Aufmerkſamkeit dermaßen, daß mich eine wahre Sehnſucht plagte, dereinſt mit eigenen Augen die Wunder von Palmyra zu ſehen. Mein ganzes Leben hindurch habe ich das Bild nicht aus dem Gedächtniß verloren und ſtets den Wunſch gehegt, den Jugendtraum wahr zu machen. So nahe dem Ziel, bin ich hocherfreut, die Wirklichkeit mit dem Ideale meiner Kindheit vergleichen zu können.“

Gegen 7 war man da und die Reiter ſtiegen von ihren Pferden, um bei der „Quelle an der Mühle“ zu raſten.

Leider war es eine ſtinkende Schwefelquelle und der Aufenthalt in ihrer Nähe nicht blos unerfreulich, ſondern auch ängſtlich, weil man nicht wußte, woher Trinkwaſſer genommen werden ſolle. Zum Glück zeigte ſichs bald, daß Vicekonſul Lütticke mit ſeiner Verſicherung „das Waſſer verliere durch Kaltwerden und Stehen ſehr bald ſeinen Schwefelgeruch und ſei dann vortrefflich“ Recht behielt und ehe die Nacht einbrach, bot der „Platz um die Mühle“ das Bild eines bunten und heiteren Lagerlebens. Gegen 10 hatten wir ein treffliches Souper und um 11 ſuchten wir unſere Zelte und unſere Betten auf, um von Palmyra, Salomo, ſeiner Tochter Belkis und der tapferen Königin Zenobia zu träumen.

14. März. In Palmyra. Die Lage hart an der öſtlichſten Grenze der ſyriſchen Wüſte, an der Straße von Damaskus nach den Euphratländern, dazu die hier vorhandenen Waſſer und Brunnen, machten Palmyra früh zu einer Karawanen- und Handelsſtadt. Der raſch anwachſende Reichthum der Kaufherren ließ eben ſo raſch Denkmäler und großartige Anlagen entſtehen, die freilich den Charakter ſchneller Gründungen trugen. Palmyra iſt eine Gründerſtadt im beſten Sinne des Worts. Ihre Bauherrn, ſchnell emporgekomme Kaufleute mit allen guten und ſchlechten Eigenſchaften derſelben (den Hochmuth nicht ausgeſchloſſen) ruhten von ihren Werken in ſtolzen Familiengräbern aus, die ſich in etagenhohen Thürmen oder in den Felſenkammern zu beiden Seiten der weſtlichen Gebirgseinfaſſungen befinden. — Wieder eine Sturmnacht.

15. März. Wie ſchon am Tage zuvor, wird alles beſucht, gezeichnet, photographirt; namentlich werden Inſchriften abgeſchrieben. In der Nacht wieder Sturm.

16. März. Dieſer Tag (16. März) bezeichnet das Datum der nun wieder eingeleiteten Heimkehr des Prinzen nach Berlin. Gegen Mittag Begegnung mit dem Beduinen-Scheich Satam, der ſich dem Prinzen ſchon in Palmyra vorgeſtellt hatte. Der Prinz iſt Satams Gaſt. Dann ſcheidet man. Nachtquartier in der Nähe der „Steinbocks-Quelle“ ſchrecklichen Angedenkens.

17. März. Bis zum Dorfe Qariatên, wo der Prinz

ſchon am 11. gelagert hatte. Von hier aus wird jetzt abgezweigt, um den weiteren Rückweg über den Anti-Libanon zu machen.

18. März. Bis zum Dorfe Bridj am Fuße des Anti-Libanon.

19. März. Ueber den Anti-Libanon, bis (hinabſteigend) zum Dorfe Ras-Baalbek.

20. März. Geburtstag des Prinzen. Gratulation um 7 Uhr früh. Die Reiſegeſellſchaft überreichte dem Prinzen eine kleine Zahl auserleſener Münzen („Antikas"), die man ſchon in Damaskus als ein paſſendes Geſchenk erſtanden hatte und die nun dem Geburtstagskinde die größte Freude machten. Dann Aufbruch vom Dorfe Ras-Baalbek, um, nach zehnſtündigem Ritt, die Tempel-Ruinen von Baalbek (Heliopolis) zu erreichen. Nachtquartier im „Hôtel Palmyra", wo man's nach acht im Zeltlager zugebrachten Sturmnächten himmliſch fand. Herrliche Mahlzeit. Die Geburtstagsfeier des Prinzen, am Morgen in Ras-Baalbek begonnen, wird am Abend in Baalbek fortgeſetzt. Vorher, in den Spätnachmittagſtunden, hatte man noch Zeit gefunden, die wichtigſten Ruinen zu beſuchen, namentlich den größeren und kleineren Sonnentempel.

21. März. Aufbruch von Baalbek nach Poſtſtation Schtora und zwar unter Benutzung der türkiſchen Poſt. In Schtora — nach Entlaſſung der aus Damaskus mitgenommenen türkiſchen Begleitung — Mittagsmahl und Poſtwechſel. Dann mit der franzöſiſchen Poſt über die Libanon-Straße nach Beirut (nicht nach Damaskus) zurück. Ankunft noch zu guter Stunde. Hôtel d'Orient. Begrüßung. Briefe, Nachrichten aus der Heimath. Wieder eine Sturmnacht. Aber man iſt unter Dach und Fach. Auf der Rhede liegt die „Nymphe"; ſchon von den Bergen aus (zur Mittagsſtunde) hatte der Prinz das Schiff in aller Deutlichkeit erkannt.

22. März. Kaiſers Geburtstag. Parade an Bord der Glattdeckskorvette „Nymphe" (Kapitän Dietert), die beſtimmt iſt, den Prinzen über Rhodus, Athen und Neapel nach Livorno

zu ſühren. „Nach der Parade nahm der Prinz Abſchied von Allen, die ihn bis an Bord der „Nymphe“ begleitet hatten: von Oberſt Achmed Bey und Major Jsmael Bey den beiden Adjutanten des Sultans (beiden lieſen die Thränen über die Wangen), vom deutſchen Konſul und den ſonſt noch anweſenden deutſchen und türkiſchen Beamten. Vom Ufer aus winkten die Diakoniſſinnen mit ihren jungen Pflegebefohlenen dem ſcheidenden Prinzen und 3¼ Uhr ſtach die „Nymphe“ in See.“

VIII. Von Beirut nach Livorno.

23. März. (Charfreitag.) Stürmiſche Fahrt. Trotzdem Gottesdienſt auf Deck. „Er wurde durch das Geſangbuchlied „O Haupt, voll Blut und Wunden“ eingeleitet, übte im Angeſicht der entfeſſelten Elemente eine erſchütternde Wirkung auf mich aus und ich ſchäme mich auch heute nicht der Thränen, die mir in den Augen ſtanden.“

24. März. Stürmiſche Fahrt. Von der Reiſegeſellſchaft nur der Prinz und Hauptmann v. Kalckſtein bei Tiſch.

25. März. (Oſterſonntag.) Stürmiſche Fahrt. Kapitän-Lieutenant Hildebrandt, erſter Offizier auf der „Nymphe“, erzählt dem Prinzen von ſeiner Nordpol-Expedition von 1868 bis 70. „Er hatte 9 volle Monate mit dreizehn Gefährten auf einer Eisſcholle und 7 Wochen auf offenen Booten zugebracht, dabei in ſteter Geſellſchaft eines wahnſinnig gewordenen Gelehrten, Dr. Buchholz, den er wie ein Kind überwachen mußte. Nach maßloſen Leiden erreichte man Grönland und ſchließlich die Heimath.“

26. März. Stürmiſche Fahrt. Um 3 Uhr Ankunft in Rhodus. Zweiſtündiger Beſuch in der Stadt. Um 6 Uhr wieder in See. Das Wetter beſſert ſich.

27. März. Um 9 Uhr früh zwiſchen Naxos und Paros; um 7 Uhr Abends im Hafen von Piräus.

28. März. Alles früh auf Deck. Umblick. Um 8½ mit der Eiſenbahn nach Athen. Erſte Fahrt durch die Stadt. Um 12 im Hôtel de la Grande Bretagne. König Georg I. und ſein Bruder, der Kronprinz von Dänemark,

begrüßen den Prinzen. Der Prinz zum Frühſtück im Schloß. Nach dem Frühſtück: Schliemann-Muſeum, Mykenä-Muſeum, Tanagra-Muſeum. Spazierfahrt in der Umgegend von Athen. Um 7½ der Prinz und ſeine Begleiter zum Diner im Schloß. Großfürſt Conſtantin. Dieſer ſprach mit Brugſch über die Zukunft des Orients und die Aufgaben Rußlands, als des einzigen Vermittlers zwiſchen dem fernſten Oſten und den europäiſchen Völkern. Vor allem hob der Großfürſt hervor, daß Rußland die Aufgabe habe, „die Horden Chinas von Europa fern zu halten“.

29. März. Fahrt nach Eleuſis. Um 2 Uhr wieder im Hôtel de la grande Bretagne. 4½ Uhr Abſchied von Athen. 5½ wieder an Bord der „Nymphe“. Der franzöſiſche Admiral erſcheint an Bord, um den Prinzen zu begrüßen. Um 6 Fortſetzung der Reiſe.

30. März. Fahrt. Sturm.

31. März. Etwas beſſeres Wetter.

1. April. Auf hoher See.

2. April. Um 4 Uhr früh der Aetna in Sicht.

3. April. Um 6 Uhr früh Neapel in Sicht. Um 8 vor Anker. Botſchafter von Keudell und die Generale v. Cranach und v. Alvensleben begrüßen den Prinzen. Beſuch der Stadt (Aquarium); Beſuch der nächſten Umgebung. Pompeji.

4. April. Veſuv. Sorrent. Amalfi. Rückkehr nach Neapel.

5. April. Fortſetzung der Reiſe. Nachmittags in Nähe von Oſtia-Rom.

6. April. In der Frühe zwiſchen Elba und dem Feſtland. Um Mittag im Hafen von Livorno.

IX. Von Livorno bis Dreilinden.

7. April. Von Livorno nach Piſa. Von Piſa (durch die Tunnel) nach Genua. Ankunft 3 Uhr Nachmittag.

8. zum 9. April. Von Mailand bis Ala.

9. April. Ueber den Brenner.

10. April. Abfahrt von München.

11. April. Ankunft in Großbeeren. Von da nach Dreilinden.

* * *

Kurze Zeit danach war Diner in Dreilinden, zu dem in erſter Reihe die Theilnehmer an der Orientreiſe geladen waren. Als man ſich von der Tafel erhoben hatte, führte der Prinz ſeine Gäſte in den neu angebauten, geſchmackvollen Billardſaal. Ein reich bemaltes altägyptiſches Todtenbild lag auf dem grünen Tiſch. Es war die Mumie der Amonsſängerin, die Tudrus, der thebaniſche Konſularagent, in nächtlicher Stunde (Vgl. S. 426) von Luxor aus auf das Deck der Dahabieh geſchmuggelt hatte. Die bunte Kartonhülle wurde geöffnet, die Mumienbinden gelöſt und der braune, wohlerhaltene Körper einer Jungfrau, die in der Blüthe ihres Daſeins das Zeitliche verlaſſen hatte, enthüllte ſich vor den Blicken der Anweſenden. Kein Amulet, kein Schmuckgegenſtand, keine Papyrusrolle fand ſich an dem Leibe der heiligen Tempelmagd vor. Die Enttäuſchung war eine allgemeine. Die Jungfrau hatte ſchließlich die weite Reiſe nach Dreilinden zurückgelegt, um, nach dem Befehl des Prinzen, ihre letzte Ruheſtätte in der ägyptiſchen Abtheilung der Königlichen Muſeen in Berlin zu finden.

Wer ſie dort ſehen will, frage nach Nr. 8284.

9. Kapitel.

Des Prinzen Friedrich Karl letzte Tage. Tod. Begräbniß. Charakter.

Als der Prinz von ſeiner Orientreiſe zurück war, trat er ſein Erbe an. Dies beſtand im Weſentlichen aus: dem Palais am Wilhelmsplatz, einem bedeutenden Baarvermögen und der in Weſtpreußen gelegenen Herrſchaft Flatow und Krojanke, wodurch die bis dahin ziemlich beſcheidene Geldlage des Prinzen in eine vergleichsweiſe glänzende verwandelt wurde. Trotzdem aber ſollten die Verſtimmungen, an denen ſein Leben ſo reich geweſen war, nicht enden. Ja, man darf ſagen, daß er ſich von Stund an nur noch bedrückter fühlte. Zum Theil war es körperlich. Er litt — was ihm auch ein beinah ängſtliches Maßhalten bei Tiſche vorſchrieb — an Blutandrang nach dem Kopf, das aber, worunter er ſchwerer litt, war ein mehr und mehr zu Tage tretender Mangel an Freiheit auf Gebieten, auf denen auch der Schlichteſte freie Bewegung zu haben pflegt, beiſpielsweis auf dem Gebiete der Erziehung und des Beſtimmungentreffens innerhalb der Familie. So war es ihm ein Schmerz, ſeinem Sohne **Friedrich Leopold** die ſeemänniſche Carrière, von der er, der Vater, ſo hoch dachte, durch einen kaiſerlichen Befehl verſchloſſen zu ſehn. Dazu kamen direkte Zurückſetzungen: er hatte mit dem Palais des Johanniterordens auch zugleich die Herrenmeiſterſchaft zu erben gehofft und mußte, als ſich Orden und Kaiſer in dieſer heiklen Frage ſchlüſſig gemacht hatten, dies hohe und ehrenvolle Amt auf ſeinen Vetter **Albrecht**, den jetzigen Regenten von Braunſchweig, übergehn ſehn. Das alles empfand er als eine tiefe Kränkung*) und wenn dieſe Kränkung einerſeits an ſeiner Seele zehrte, ſo ſteigerte ſie zugleich auch ſein körperliches Leiden und zog ihm in der Nacht vom 13. zum 14. Juni 1885 einen Schlaganfall zu, zu dem freilich ein hohes Maß von Unvorſichtigkeit die direkte Veranlaſſung gegeben hatte.

Was darüber erzählt wird, iſt das folgende.

Der Prinz war im Mai 85 wie gewöhnlich nach Marienbad gegangen und befand ſich noch in der Nachkur, als er am 13. Juni einige ſeiner beſten Freunde zur Tafel nach Dreilinden lud. Bei Tiſche ließ er es an einer nöthigen Abſtinenz nicht fehlen und hütete ſich vor jedem Verſtoß. Als er aber, nach Aufhebung der Tafel, ſeine Gäſte bis in die Vorhalle begleitet hatte, kam ihm, bei der herrſchenden Schwüle, plötzlich die Luſt, noch ein Schwimmbad zu nehmen. Er fuhr denn auch nach dem Wannſee hinaus und ſchwamm eine gute Weile. Jedenfalls zu lang. Als er aus dem Bade kam, empfand er ſofort ein ſtarkes Fröſteln und eilte nach Dreilinden zurück, um ſich hier niederzulegen und vor allem für Wiederherſtellung einer normalen Temperatur Sorge zu tragen. Aber ſchon zwiſchen 2 und 3 Uhr rief er ſeinen im Nebenzimmer ſchlafenden Leibdiener: „Goerz, Goerz, nun iſt es zu Ende; jetzt muß ich ſterben.“ Und es war ſo. Der Prinz überdauerte noch den nächſten Tag, ſtarb aber am 15. Juni Vormittags. „Gott ſei mir gnädig,“ waren ſeine letzten Worte.**)

* * *

---

*) Dieſe Kränkung war groß, aber ſie konnte kaum ausbleiben. Von Anfang an hatte der Prinz eine mehr als kritiſche Stellung zu dem ſeit 1853 wieder ins Leben gerufenen Orden eingenommen und zwar derart, daß ſich ſein eigner Vater, der alte Prinz Carl, zu dem den Commendatoren des Ordens ertheilten Rathe veranlaßt geſehn hatte: „Das Herrenmeiſteramt nicht auf ſeinen Sohn übergehen zu laſſen.“ Danach wurde denn auch verfahren und der Prinz mußte (wie vielfach) für das leiden, was er durch ſeine der freien und freiſten Meinung ausdruckgebende Haltung ſelbſt verſchuldet hatte.

**) Beim Hinſcheiden Kaiſer Friedrichs (15. Juni 1888) iſt die Frage nach der eigentlichen Todesurſache des Prinzen Friedrich Karl wieder auf-

Drei Tage ſpäter, am 18., hielt ihm Generalſuperintendent Kögel die Parentation in der Garniſonkirche zu Potsdam.

„Trauer und Beſtürzung", ſo hieß es in der Kögelſchen Rede, „hat uns ergriffen. Ein Schwert iſt über Nacht zerbrochen, ein Schild von Erz jählings zerſprungen, von uns geſchieden ein ritterlicher Prinz, der dem Sinn ſeiner Ahnen verwandt war, jenen gewaltigen Soldatenkönigen, die hier in der Grabkammer unter der Kanzel ruhn. Ein Führer und Feldherr des preußiſchen, des deutſchen Heeres iſt heimgegangen, ein Held mit dem Lorbeer dreier Feldzüge. Die Fahnen ſenken ſich umflort. Unſer greiſer Kaiſer und König ſieht in ihm den einzigen Sohn ſeines letztabberufenen Bruders in ein frühes Grab dahinſinken. Und mit dem Kaiſer trauert das Heer, das er ſo oft und ſo glänzend zum Siege führte. Stand doch der Dahingeſchiedene da, wie das Symbol unerſchrockner Mannhaftigkeit, wagenden Reitermuths, unbeugſamer Beharrlichkeit, war er doch, um ein an ihn gerichtetes Dichterwort zu citiren, „Dem rothen Aare gleich im Schilde von Brandenburg." So Kögel. Nach dieſer Feier in der Garniſonkirche zu Potsdam, wohin man die Leiche des Prinzen von Dreilinden bez. von Neu-Glienecke her gebracht hatte, ſetzte ſich der Trauerzug in Bewegung und führte den Todten zu ſeiner letzten Ruheſtätte nach Nikolskoi.

* * *

---

geworfen worden und dabei mehrſeitig von einem auch bei dieſem Letzteren vorhanden geweſenen Krebsleiden geſprochen worden. Aber mit Unrecht. Eine Notiz der National-Zeitung erklärt dies Gerücht aus Folgendem. „Ein Jahr vor dem Tode des Prinzen wandelte ſich eine bis dahin harmloſe kleine Hautwarze auf der rechten Wange unterhalb des Auges in eine bösartige Neubildung um, die mit dem mediziniſchen Ausdruck „Epitheliom" (Krebs der Haut) bezeichnet wird. Profeſſor v. Bergmann ſchlug die operative Entfernung der Warze vor, welche damals noch klein und unbedenklich war. Nachdem Kaiſer Wilhelm I. ſeine Zuſtimmung zur Operation ertheilt hatte, wurde dieſelbe von Profeſſor v. B. mit beſtem Erfolge ausgeführt. Die Operationswunde heilte glatt und ſicher und Prinz Friedrich Karl hatte ſeitdem keinerlei Beläſtigung davon. Ein Rezidiv iſt nicht aufgetreten."

Was noch erübrigt, iſt ein Wort über den Charakter des Prinzen. „Der Prinz“, ſo ſchreibt Dr. Paul Güßfeldt, dem ich hier zunächſt und mit allem Vorbedachte das Wort gebe, „war doch in vielem anders, als die Welt ſich ihn vorzuſtellen pflegt und empfand beiſpielsweis (um nur Eines zu nennen) eine große Freude daran, ſich zu belehren. Er las nie flüchtig und hielt ſtreng an der Gewohnheit feſt, bemerkenswerthe Stellen mit Bleiſtift anzuſtreichen. Eine beſonders werth gehaltene Lektüre war ihm Ranke's Weltgeſchichte. Gern verlieh er Bücher an naheſtehende Freunde und brachte dann Abends das Geſpräch auf den Inhalt derſelben. Hätte ſeine Neigung den Ausſchlag gegeben, ſo wär' er ſehr wahrſcheinlich Seefahrer oder Forſchungsreiſender geworden. So wie viele Seeleute bekannt ſind durch ihre Reiterpaſſion, ſo ſtak in dem prinzlichen Reitergeneral eine bis zur Schwärmerei geſteigerte Paſſion für die See. Ich glaube, daß — abgeſehen von den großen hiſtoriſchen Momenten erfochtener Siege — der Prinz ſeine ſchönſten Stunden an Bord deutſcher Kriegsſchiffe verlebt hat; auch begegnete man an ſeiner kleinen Tafelrunde häufig der dunkelblauen Uniform der Marine-Offiziere. Er liebte die See an ſich und alles, was die ſtreng militäriſche Zucht und unabläſſige Pflichterfüllung in dieſem tief empfindenden Herzen verſchloſſen gehalten hatte, das durfte beim Spiel der Meereswellen in Träumereien an's Licht treten. Er liebte die See aber auch als die Brücke zu fernen Welttheilen, die von ſeinem Thatendrang und ſeiner Phantaſie mit unverlöſchlichen Reizen ausgeſchmückt wurden. Wenn dem Prinzen Friedrich Karl nicht eine höhere Miſſion, ſeinem eigenen Lande gegenüber, zugefallen wäre, ſo wüßt' ich auch in der That nicht, wo ſein Löwenmuth, ſein großer Verſtand, ſeine Empfindſamkeit und ſein geſtählter Körper beſſere Ziele hätten finden können, als in der Erforſchung unbekannter Länderabſchnitte. Doch in dieſem Punkte mußt' er Entſagung üben. Er erkannte die Nothwendigkeit der Schranken an und konnte doch die Wünſche nicht vergeſſen.

Und da lagerte ſich denn wohl die Wolke des Unmuths auf ſeine Stirn.

Allgemein gekannt und gewürdigt iſt nur *das*, was der Prinz als Heerführer leiſtete, ſein inneres Weſen aber hat ſich nur Wenigen erſchloſſen und iſt deshalb faſt ein Geheimniß geblieben. Daß es ſo war, lag in dem Charakter des Prinzen. Popularität war ihm weſenloſer Schein. Nicht in der Acclamation der Menge ſah er den Lohn ſeiner Thaten, ſondern in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht. Ja mehr, er gehörte zu denen, die eine verhängnißvolle Freude daran haben, ihre edlen Seiten hinter ſchroffem Auftreten zu verbergen und im Bewußtſein ihres Werthes und ihrer Thaten fremdes Urtheil entbehren zu können glauben, während ſie doch in Wirklichkeit davon afficirt werden. Derartigen Charakteren wird man nur gerecht, wenn Ehrerbietung, Treue, Dankbarkeit dem Verſtändniß den Weg bahnen. Aus meiner Geſinnung habe ich das Recht, aus meinen Erlebniſſen die Möglichkeit entnommen, über den Prinzen Friedrich Karl zu ſprechen. Ein banaler Panegyrikus würde ſich nicht ziemen.

Ein ſtarker Wille und ein weiches Gemüth bildeten die Angelpunkte in dem Charakter des Prinzen. Dieſen Willen an großen Thaten zu erproben, war ihm ebenſo ſehr Bedürfniß, wie ſein Gemüth in Sympathie zu ſonnen. Alles was er that, that er mit Energie. Feſthalten und Durchführung einmal gefaßter Entſchlüſſe, das war der vielleicht hervortretendſte ſeiner Züge. *Seiner Antipathieen Herr zu werden, ward ihm ſchwer.* Aber wie leicht wog das neben der Treue, die er übte. Wen er ſeiner Freundſchaft oder ſeines Schutzes werth erkannt hatte, den konnte nichts aus ſeinem Herzen reißen. Sein raſcher Geiſt forderte ſchnelles Verſtändniß und wenn er dies nicht fand, ſo verbarg er ſeinen Unmuth nicht immer. Für ſein Handeln und Denken war ſtets das aut aut maßgebend. „Triumph oder Untergang, aber kein Compromiß“, das wäre das Feldgeſchrei des Prinzen in dem Kampf des irdiſchen Daſeins geweſen, wenn nicht ein zwiefaches Pflichtgefühl: das des preußiſchen Soldaten und das des preußiſchen Prinzen, dieſen Ruf unterdrückt hätte, wo es galt, einem höheren Willen Folge zu leiſten. Aus dieſem Pflichtgefühl zog er aber auch alle Conſequenzen. Er faßte den königlichen Dienſt ſo auf, daß die Sache der Perſon übergeordnet ſei. Manche militäriſche Carrière hat der Prinz mit ruhiger Hand gebrochen, ſobald die ſchlagfertige Tüchtigkeit der Armee ihm ein ſolches Opfer abforderte, dieſelbe Hand, welche in ſtiller Heimlichkeit bedrängten Offiziersfamilien, den Wittwen und Waiſen alter Soldaten ſo reichlich gab! Denn der Wohlthätigkeitsſinn des Prinzen überſprang nur zu gern die Grenzen, welche ſchließlich auch einem fürſtlichen Haushalte gezogen ſind. Hier waren ſie ſogar enger gezogen, als gemeinhin bekannt iſt, und erſt von 1883 ab trat eine Wandlung zum Beſſeren ein. Zu allen Zeiten aber ſtand des Prinzen Bereitwilligkeit zu helfen, im Bunde mit der Scheu, daß die Welt um ſeine Wohlthaten wiſſe.

In reicher Fülle hatte die Vorſehung dem Prinzen ihre Gaben verliehen; nicht allein dadurch, daß ſie ihn auf eine Höhe ſtellte, wo nur Wenige wandeln, ſondern auch dadurch, daß ſie eine Summe herrlicher Kräfte in ihn legte. Aber ſeine Tugenden waren ſo gewählt, daß ſie ihrem Träger oft Leiden bereiteten. Er empfand die Wirkungen um ſo ſchmerzlicher, je tiefer, je zarter beſaitet ſein ſonſt ſo ſtarkes Gemüth war und „ſo miſchten ſich die Element' in ihm, daß die Natur aufſtehen konnt' und ſagen: dies war ein Mann.“

Und dennoch geht ein wehmüthiger Zug durch den Lebensabend dieſes Helden und das letzte Telegramm, das er einem Freunde ſandte, lautete: „Bedenke, Menſch, daß Du von Staub und Aſche biſt und wieder Staub und Aſche werden ſollſt!“

* * *

So Güßfeldt. Man wird ihm in allem, was er pietätvoll zum Lobe des Prinzen ſagt, zuſtimmen und doch zugleich der Meinung ſein dürfen, daß (eben aus Pietät) manches Wichtige verſchwiegen oder mit zu leichter Hand berührt worden ſei. Der Prinz erinnert in vielen Stücken an den Rheinsberger Prinzen Heinrich. Dieſer hatte freilich die Formen des vorigen Jahrhunderts, aber dies ſchuf mehr einen ſcheinbaren als einen wirklichen Unterſchied. Ich mag mich nicht in Einzelpunkte verlieren (unter denen übrigens einige wichtig genug ſind) und beſchränke mich darauf, dem tiefſten Quell ſeines Unmuths nachzugehn: dem ihn verzehrenden Gefühl, in ſeinem militäriſchen Verdienſte nicht ausreichend gewürdigt worden zu ſein. Ich möchte bezweifeln, daß der Prinz — ſo guten Grund er haben mochte, ſich anderweitig bedrückt und zurückgeſetzt zu fühlen — in ſpeciell dieſer bitteren Empfindung in ſeinem Rechte war. Er war durch Jahrzehnte hin der Abgott der Armee, der eigentliche Soldatenprinz, und die höchſten Ehren, die ſeinem unbeſtreitbaren Verdienſte verliehen werden konnten, wurden ihm verliehn: er war Feldmarſchall und Armeeführer und trug Ordensauszeichnungen, die für ihn und ſeinen Mitbewerber im Ruhm, den Kronprinzen, eigens ins Leben gerufen waren. Heer und Kaiſer ſind ihm nichts ſchuldig geblieben. Aber er verlangte mehr. Mit dem feinen Ohr aller Hoch- und Höchſtſtehenden, unterſchied er in dem Zujauchzen der Menge die Grade der Verehrung und mußte ſich ſagen, was auch thatſächlich zutraf, daß es ein „Mehr“ gab, das ihm nicht zu Theil wurde. Dies war und blieb der ſchmerzliche Punkt. Es war ihm nicht genug, als ein wiedererſtandener Blücher, der „Verwalter des Schlachtfeldes“ (wie's im Liede heißt) zu ſein, er rang auch nach dem Ruhme des Schlachtendenkers und litt unter der Vorſtellung, auf dieſem Gebiete günſtigſtenfalls als ein zweiter angeſehen zu werden. Aller Ruhm, der der Schärfe ſeines Blicks und der Raſchheit und Energie ſeiner Entſchlüſſe gezollt wurde, ließ ihn nicht vergeſſen, daß die Welt mehr Bewunderung für die große Strategie von Sedan, als für die Kühnheiten und Opfer-Ritte von Mars la Tour hatte. Solche Gefühle gehegt zu haben, iſt menſchlich verzeihlich, aber es iſt größer und glückbringender, ſie bezwungen zu haben. Auch ſein Vetter, der Kronprinz, war kein Erſter in der Welt der Strategen, aber es iſt nicht bekannt geworden, daß ihm das Gefühl, von einem Genius überflügelt zu ſein, jemals die Freude des Daſeins getrübt hätte.

Dieſe Bemerkungen, die meiner dankbaren Verehrung für den Prinzen wahrlich keinen Abbruch thun, decken ſich, ſo viel ich weiß, mit den Anſchauungen weiteſter militäriſcher Kreiſe. Sollte dies aber nicht der Fall ſein, ſo werd' ich, wenn ich von beſſer unterrichteter Seite her in dieſem heiklen Punkte rectificirt werden ſollte, gerne Veranlaſſung nehmen, meinem irrthümlichen Urtheile das fachmänniſch richtige gegenüberzuſtellen.

10. Kapitel.

Dreilindens Umgebung.

Dreilinden iſt, nach allen Seiten hin, von landſchaftlich und hiſtoriſch anziehenden Plätzen, darunter Pfaueninſel, Kohlhaſenbrück, Jagdſchloß Stern, Klein-Machnow, Gütergotz (jetzt v. Bleichröderſcher Beſitz) umgeben. Zu engerem Kreiſe liegen: Benſch' Grab, Kleiſt's Grab, Stolpe (mit der Stolper Kirche) und die Kirche von Nikolskoë.

Dieſen 4 Punkten wenden wir uns zum Schluſſe zu.

1. Benſch' Grab.

Salz- und Schifffahrtsdirektor Benſch (ſ. S. 375), der eigentliche Schöpfer, der erſt ſpäter, 1865, zum „Rittergute Dü[illegible]el“ erhobenen Colonie Neu-Zehlendorf, hing an dieſer ſeiner Schöpfung derart, daß er, trotzdem er ſich 1856 derſelben entäußerte, doch auf ihr begraben ſein wollte. Das geſchah dann auch und zwar in unmittelbarer Nähe von Dreilinden.

Benſch' Grab, wie im Volksmunde die Stelle heißt, iſt nicht blos ein Grab, ſondern ein Friedhof und beſteht aus zwei mitten im Walde gezogenen Kreiſen, einem weiteren Laubholz- und einem engeren Nadelholz-Kreis, in deſſen Mittelpunkte ſich ein holzumgittertes, großes und von einem alten Lindenbaum überſchattetes Familiengrab befindet. Alles von Ephen dicht überwachſen und voll jenes eigenthümlichen Zaubers, den immer nur die Begräbnißplätze haben, die ſich von aller Kunſt fern zu[illegible] und ſich ſtatt deſſen an die Natur möglichſt eng anzuſ[illegible]ießen wiſſen. Es hat das aller tiefſte Zuſammenhänge mit dem „Wieder zu Erde werden“, ein natürlicher Prozeß, den wir ſo wenig wie möglich geſtört ſehen wollen. Die mehr oder minder zwangvoll herangezogene künſtleriſche Bethätigung, die, je nachdem, ins Muſeum oder in die Kapelle gehört, wirkt draußen wie Disharmonie. Keine gegoſſenen Kreuze, mit dem Schmetterling oder dem Engel mit der geſenkten Fackel darauf, haben mich je ſo tief bewegt, wie die Feldſteingräber in Jütland und Schleswig, oder hier dies unter Bäumen geborgne „Benſch'ſche Grab“. Unvergeßne Stunde, die mich in ſeine myſtiſch gezogenen Kreiſe führte! Die Dämmrung war gekommen, eine Himbeer-Hecke duftete, tiefer im Walde ſchlugen die Nachtigallen und die Mondesſichel (ein Ring, eine Linie nur) ſtand hoch über uns im Blauen.

2. Kleiſt's Grab.

Ein noch größeres Intereſſe weckt das etwa 1000 Schritt von Dreilinden, unmittelbar am kleinen Wannſee gelegene Grab von Heinrich v. Kleiſt. Erſt der Prinz erwarb dieſen Uferſtreifen. Die Stätte ſelbſt iſt ſeit Eröffnung der in geringer Entfernung vorüberführenden Grunewald-Bahn, eine vielbeſuchte Pilgerſtätte geworden und in ſchöner Jahreszeit vergeht wohl kein Nachmittag, an dem nicht Sommervergnüglinge von Station Neu-Babelsberg her aufbrächen, um, am Wannſee hin ihren Weg nehmend, dem todten Dichter ihren Beſuch zu machen.

Der Weg von Dreilinden her aber iſt ein andrer und mündet erſt in verhältnißmäßiger Nähe von „Kleiſt's-Grab“ in einen ſowohl dem Neu-Babelsberger wie dem Dreilindner-Wege gemeinſchaftlichen, von Werft und Weiden umſtandenen Wieſenpfad ein, der auf die (wie ſchon hier bemerkt werden möge) ſich dem Auge völlig entziehende Begräbnißſtätte zuführt.

An eben erwähntem Einmündungspunkte geſellt' ich mich einer „Partie“ zu: vier Perſonen und einem Pinſcher, die, den Pinſcher nicht ausgeſchloſſen, mit jener Heiterkeit, die, von alter Zeit her, allen Gräberbeſuch auszeichnet, ihre

Pilgerfahrt bewerkſtelligten. Es waren kleine Leute, deren ausgeſprochenſter Vorſtadts- und Bourgeois-Charakter, mir, in dem Geſpräche, das ſie führten, nicht lange zweifelhaft bleiben konnte.

Die Tochter ging ein paar Schritte vorauf. „Er ſoll ja ſo furchtbar arm geweſen ſein", ſagte ſie mit halber Wendung, während ſie zugleich mit einem an einer Kette hängenden großen Medaillon ſpielte. „Solch' berühmter Dichter! Ich kann es mir eigentlich jar nich denken."

„Ja, das ſagſt du wohl, Anna", ſagte der Vater. „Aber das kann ich Dir ſagen, arm waren damals alle. Und der Adel natürlich am ärmſten. Und war auch Schuld. Denn erſtens dieſe Hochmüthigkeit und dann dieſer Kladderadatſch und dieſe Schlappe. Na, Gott ſei Dank, ſo was kommt nich mehr vor. Davor haben wir jetzt Bismarcken."

„Ach, Herrmann" unterbrach ihn hier die Frau, „laß doch den. Hier ſind wir ja doch bei Kleiſten. Und arm? Ich hab es janz anders gehört; um eine kranke Frau war es. Und er ſoll ihr ja ſo furchtbar geliebt haben."

„I, Gott bewahre" ſagte der Mann in einem Ton, als ob es ſich um das denkbar Unglaublichſte gehandelt hätte.

* * *

Während dies Geſpräch noch andauerte, hatten wir einen Punkt erreicht, wo der über die Wieſe führende Weg ein Ende zu haben ſchien, bis wir zuletzt, bei ſchärfrem Hinſehn, eines Fußpfades gewahr wurden, der ſich, zwiſchen allerlei Geſtrüpp hin, in einer ſchmalen Schlängellinie fortſetzte. War das unſer Weg? Ein Verſuch ſchien wenigſtens geboten, und ſiehe da, keine hundert Schritt und wir hatten's und ſtanden an der Grabſtelle, die, ſeitab und einſam im Schatten gelegen, denſelben düſtren Charakter zeigte, wie das Leben, das ſich hier ſchloß. Auch eine pietätvolle Wiederherſtellung der durch viele Jahre hin vernachläſſigten Stelle, hat an dieſem Eindruck nichts ändern können. Ein Eiſengitter zwiſchen vier Steinpfeilern ſchließt das Grab ein, das zwei Grabſteine trägt: einen abgeſtumpften Obelisken aus älterer und einen pultartig zugeſchrägten Marmor aus neuerer Zeit. Auf dem abgeſtumpften Obelisken fanden wir ein Häuflein Erde, darin eine ſinnige Hand, vielleicht keine Stunde vor uns, einen Strauß unterwegs gepflückter Feldblumen eingeſetzt hatte. Zu Füßen des Obelisken aber, auf dem zugeſchrägten Marmorſteine, ſtand das folgende:

Heinrich von Kleiſt.
Geb. 10. Oktober 1776,
geſt. 21. September 1811.
Er lebte, ſang und litt in trüber, ſchwerer Zeit,
Er ſuchte hier den Tod und fand Unſterblichkeit.

Die Tochter las die Verſe laut und ob es nun die Nähe des Grabes oder vielleicht auch nur die Verlegenheit war, in die ſo viele Menſchen gerathen, wenn ſie Verſe hören (ein Reſt von Reſpekt vor dem alten Propheten- und Bardenthum), gleichviel, alles im Kreiſe wurde ſtill und dieſe Stille wirkte wie Huldigung und Gebet.

Erſt der Rattenpinſcher, dem die Scene zu lange dauern mochte, gab uns durch einen dreimaligen Unmuthsblaff unſren Augenaufſchlag und gleich danach auch unſre Bewegung wieder und denſelben Schlängelpfad entlang, auf dem wir gekommen waren, ſchritten wir nunmehr auf die draußenliegende Waldwieſe zurück.

* * *

Neben der Tochter ging jetzt ein in dem doppelten Abhängigkeitsverhältniß von Geſchäft und Liebe ſtehender junger Mann und verſuchte das auf dem Hinweg unterbrochne literariſche Geſpräch wieder aufzunehmen. Er begann mit H. v. Kleiſt's Käthchen, das alle ſonderbarerweiſe kannten, und gebrauchte dabei den Ausdruck „holdſeliges Geſchöpf“.

Aber darin verſah er es durchaus und Anna, die das Prinzip der „Erziehung von Anfang an“ aller Wahrſcheinlichkeit nach von der Mutter adoptirt hatte, replizirte ſcharf: „Ich weiß nicht, Herr Behm, was Sie ſo nennen. Ich find' es blos unnatürlich, immer ſo nachlaufen und ſich alles gefallen laſſen. Und es verdirbt blos die Männer, die ſchon nichts taugen."

Er wollte mit Nachdruck und Wärme das Gegentheil verſichern, aber die Mutter trat peremtoriſch dazwiſchen und ſagte: „Recht, mein Anneken. . . Ja, Herr Behm, Anna hat Recht."

Und nun waren wir wieder an der Stelle, wo der Weg ſich theilte, weshalb ich meinen Hut zog und mich auf's artigſte verabſchiedete. Nichtsdeſtoweniger konnt' ich, rückblickend, an Blick und Geſten unſchwer erkennen, daß die Meinungen über mich ſchwankend und nur die der Mutter zu meinen Gunſten waren. Was mich allerdings über den endlichen Ausgang der Sache beruhigte.

Bald danach, als ich einen höher gelegenen Punkt erreicht hatte, hielt ich noch einmal an und überſchaute das vor mir ausgebreitete, landſchaftliche Bild. Nach Weſten hin lagen Fluß und Wald in einem goldnen Abendſchimmer und Villenthürme, Kiosks und Kuppeln wuchſen daraus empor. Alles was ich ſah, war Leben, Reichthum, Glück. Und daneben gedacht' ich des Dichter-Grabes, das einſam iſt, trotz der Neugier, die jetzt tagtäglich nach ihm pilgert. Aber ich gedachte zugleich auch der unbekannten Hand, die vor wenig Stunden erſt einen Feldblumenſtrauß in jenes Häuflein Erde gepflanzt hatte und getröſtete mich: „eine Hand voll Liebe beſiegt jedes Geſchick."

3. Die Kirche zu Stolpe.

Stolpe, Stolpeken oder Wendiſch-Stolpe, ſcheint — ſo ſchreibt Berghaus, dem ich die Verantwortung dafür zuſchiebe — das am früheſten in unſerer Landesgeſchichte genannte Teltow-Dorf zu ſein. 1197. Es war eine wendiſche Beſiedlung, auf der ſich bis dieſen Tag zahlreiche Todtenurnen vorfinden. Im Uebrigen gedeiht hier, und zwar in beſonderer Vortrefflichkeit, die Teltower Rübe, nachdem die Bevölkerung Jahrhunderte lang vorwiegend von Fiſch- und Honigfang gelebt hatte. Die Lage des Dorfes iſt ſehr maleriſch, wozu die von Wannſee bis nach Klein-Glinicke ſich hinziehende Seenkette das Ihrige beiträgt. Bis zur Reformation gehörte Stolpe zum Brandenburger Bisthum, nach welcher Zeit es zum Amte Zieſar und dann zum Amte Potsdam kam. Dahin ward es eingepfarrt und ſeine hochgelegene Kirche zeichnete ſich, neben Andrem, auch durch eine große Glocke aus.

Das ging ſo bis 1848, wo die große Glocke ſprang, und als bald danach die ganze, noch der gothiſchen Zeit entſtammende, zur Zeit des Großen Kurfürſten oder erſten Königs aber umgebaute Kirche baufällig wurde, beſchloß man regierungsſeitig, Alles von Grund aus abzutragen und genau an Stelle der alten Kirche die Fundamente zu einer neuen zu legen. Bei dieſen Fundamentirungsarbeiten ſtieß man auf zwei Grüfte, von denen eine ſogleich als Erbbegräbniß der Hofgärtnerfamilie Heydert erkannt wurde, deren Ahnherr, Martin Ludwig Heydert, kurfürſtlicher Hofgärtner zu Neu-Glinicke, ſich bei Gelegenheit des vorerwähnten, in die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts fallenden Umbaues der Stolper Kirche durch eine reiche Beiſteuer von 800 Thalern derart wohlverdient gemacht hatte, daß ihm das Recht auf Anlegung einer Familiengruft in beſagter Kirche bewilligt wurde. Martin Ludwig Heydert ſtarb 1728 und bezog nun, als Erſter, die wahrſcheinlich zu ſeinen Lebzeiten gebaute Gruft. Ob auch ſeine zwei Frauen hier beigeſetzt wurden, ſtehe dahin; jedenfalls aber fanden ſein jüngſter Sohn und eine ſeiner Schwiegertöchter ihren Platz an ſeiner Seite. Das erhellt mit Beſtimmtheit aus einem in den Neubau der Kirche mit hinübergenommenen, von Geſtalten des Todes und der Trauer eingefaßten Epitaphium, das der junge Heydert (Joachim Ludwig) zu nicht näher zu beſtimmender Zeit dem Andenken ſeines Vaters Martin Heydert errichtete, bei welcher Gelegenheit neben dem etwas vorſpringenden und mit des Vaters Grabſchrift ausgefüllten Mittelfelde zwei reich ornamentirte Seitenfelder freigelaſſen wurden, in die dann ſpäter einerſeits die Grabſchrift des Sohnes, andererſeits die der Schwiegertochter eingetragen werden ſollte. Was auch geſchah. Mit Hilfe dieſer drei Grabſchriften leſen wir jetzt die Geſchichte der Familie Heydert von dem ihrem Andenken errichteten Steine herunter.

Die Grabſchriften ſelbſt aber lauten wie folgt.

Mittlere Grabſchrift. Dieſes Denkmal decket die Aſche des weyland Herrn Herrn Martin Heydert, geboren 1656 in Rathe im Fürſtenthum Oels in Schleſien. Hat im fürſtlichen Garten (zu Oels) die Gärtnerei erlernt. Hernach von Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg aus Holland als Gärtner und Planteur nach Klein-Glinicke berufen, den 18. Februar 1686. Iſt geſtorben im Auguſt 1728. Er war zweimel verheirathet und zeugete 5 Söhne und 3 Töchter, von denen zwei Töchter und der jüngſte Sohn noch itzt am Leben ſind. Dieſer noch lebende jüngſte Sohn hat nach ſeines Vaters letztem Willen dieſes Denkmal ſetzen laſſen.

Grabſchrift links. Allhier ruhet in Gott Frau Maria Margarethe Heydert geb. Kroocken (wahrſcheinlich Krogh) geb. in Dänemark den 11. November 1715, verwaiſt erzogen von ihrer Tante in Holland, verehelicht daſelbſt den 26. März 1752 mit Herrn Joachim Ludwig Heydert, nachher berufenen Königl. preußiſchen Oberhofgärtner, aus welcher Ehe eine Tochter entſproſſen, die in ihrem erſten Jahre in Holland verſtorben. Sie (Frau Maria Margarethe) endete ihr ruhmvolles Leben in chriſtlicher Ausſicht zur Ewigkeit zu Potsdam den 29. Dezember 1777. Dies ſetz' ich Dir in Lieb' und Pflicht. Joachim Ludwig Heydert.

Grabſchrift rechts. Hier ruht die Aſche des K. Hofgärtners Joachim Ludwig Heydert, 1716 am 8. Auguſt zu Klein Glinicke bei Potsdam (wo der Herr Vater als K. Gärtner und Planteur geſtanden) geboren. Den 21. April 1733 iſt weiland derſelbe in den Königlichen Gärten bei dem K. Hofgärtner Herrn Saltzmann in die Lehre getreten und Anno 1736 in die Fremde gegangen. Zuerſt nach Sachſen und Kopenhagen; dann nach Holland, wo derſelbe 17 Jahre lang konditionirte, ſpäter aber von Ihro Majeſtät dem hochſeligen Könige von Preußen, Friedrich II., engagirt worden iſt. Hat ſich 3 mal verheirathet und hinterläßt aus der letzten Ehe 2 Söhne. Gründer einer Stiftung, von deren Kapital die armen Kinder Freiſchule haben. Starb den 3. Januar 1794.

* * *

Außer dieſem Epitaphium und der dazu gehörigen Heydert'ſchen Gruft fand man im Mittelſchiff der Kirche noch ein zweites Gewölbe mit einem noch wohl erhaltenen eichenen Sarge. Der Sage nach ſollte dies der Sarg der Frau des Hans oder Michael Kohlhaas ſein, die, ſo hieß es in der Dorfſage, „mit faſt fürſtlichem Gepränge, auf einem mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenen Wagen, von Kohlhaſenbrück nach Stolpe geſchafft und in der dortigen Kirche beigeſetzt worden ſei". Dieſer Spinnſtubengeſchichte gegenüber hat Rentier Heydert, ein Nachkomme der in der Kirche zu Stolpe ruhenden Familie Heydert, darauf hingewieſen, daß ſein Urgroßvater, der Königl. Hof- und Obergärtner Joachim Ludwig Heydert, wie das Epitaphium mit ſeinen Inſchriften auch hervorhebt, dreimal verheirathet geweſen ſei, von deſſen drei Frauen eine jede das Recht der Beiſetzung in der Kirche zu Stolpe gehabt habe. Da nun aber für die dritte Frau ſchließlich kein Platz mehr in der urſprünglichen Familiengruft vorhanden geweſen ſei, ſo ſei noch dieſe Neben-Gruft gebaut worden. Eine Vermuthung, die ihm durch den merkwürdigen Kopfputz der in dieſer Gruft beigeſetzten Frauenleiche beſtätigt werde. Denn zwei der Heydert'ſchen Ehefrauen ſeien Holländerinnen geweſen, die ſtets einen eigenthümlichen Kopfputz getragen hätten. Und damit ſei denn ein- für allemal widerlegt, daß dies Neben-Gewölbe — jetzt zugeſchüttet, während man das andere belaſſen hat — die Gruft der Kohlhaſin geweſen ſein könne.*)

* * *

---

*) Dieſer Annahme des Rentiers Heydert iſt nur zuzuſtimmen. Jedenfalls iſt die, die hier ruhte, nicht die Frau des Hans Kohlhaas geweſen (Kleiſt nennt ihn irrthümlich Michael). Alle dieſe Sagen entſtammen der alten, längſt

1858 war, nach einem von Stüler herrührenden Plane, mit dem Bau der neuen Kirche begonnen worden und am 25. November 1859 wurde ſie eingeweiht. Ein Querſchiff ſcheidet das Langhaus vom Chor. Ueber der Durchſchneidung iſt der Thurm, der mit ſeinen an den vier Ecken angebrachten gothiſchen Pyramiden-Thürmchen zu dem romaniſchen Baſilikenſtil des Ganzen nicht recht paßt, aber in der Landſchaft eine gute Wirkung macht. Die ſchön ausgeführte Sandſteinkanzel mit den vier Statuetten der Evangeliſten, nimmt, neben dem Grabdenkmal der Familie Heydert, das künſtleriſche Intereſſe am meiſten in Anſpruch.

* * *

Früher umgab hier in Stolpe, wie überall, der Kirchhof die Kirche. Seit dem Umbau der letzteren aber iſt der Kirchhof wegverlegt worden und hat ſich, bei dem raſchen Wachsthum der Gemeinde, raſch mit Gräbern gefüllt. Auch die Nachbarſchaft beſtattet gelegentlich ihre Todten hier und der in der „Kolonie Wannſee“ wohnhafte Zweig der Familie Begas hat ein offenes Erbbegräbniß auf dem Stolper Kirchhof. Ein von Strauchwerk und jungen Bäumen überwachſenes Eiſengitter ſchließt einen geräumigen Platz mit zur Zeit zwei Grabhügeln ein. Der eine wird von einem Obelisken aus röthlichem Granit überragt und trägt die Inſchrift:

---

widerlegten Annahme, daß Kohlhaaſe in dem dicht bei Stolpe gelegenen Kohlhaſenbrück gelebt habe. Dies iſt aber falſch. Kohlhaſenbrück hat mit Kohlhaaſe weiter nichts zu ſchaffen, als das Eine, daß der für ſein Recht kämpfende Roßkamm ſich an eben dieſer Stelle verbarg und von hier aus den kurfürſtlichen Hüttenfaktor Conrad Drahtzieher überfiel und beraubte. Was dann mit Kohlhaas' Hinrichtung (er ward auf's Rad geflochten) endigte. Kohlhaas wohnte in Berlin, Fiſcherbrücke Nr. 27, in einem Hauſe, das noch im Jahre 1866 in ſeiner alten Geſtalt beſtand und Stallung für 40 Pferde hatte. Erſt 1867, nachdem es noch im Jahre vorher als Lazareth gedient, ward es umgebaut und in ein Gaſthaus modernen Stils verwandelt. Beim Umbau wurden einige Münzen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts gefunden.

Oscar Begas
geb. 21. Juli 1828
geſt. 10. November 1883.

Unter dem zweiten Grabhügel ruht die 22jährige Tochter; zu Häupten ein ſchwarzer Syenit mit folgender Inſchrift:

Marie Veronika Eugenie Mathilde Begas
geb. 27. Mai 1862
geſt. 8. Oktober 1884.

Der Tod der liebenswürdigen jungen Dame weckte damals eine beſondere Theilnahme: ſie ſtarb an einem giftigen Inſektenſtich in die Lippe.

Ein anderer Fremder, der ſeine letzte Ruheſtatt hier gefunden, iſt der vieljährige Beſitzer von Kohlhaſenbrück, Heinrich Beyer, ein geborner Weſtphälinger. Ein Kreuz erhebt ſich zu ſeinen Häupten und trägt folgende Inſchrift:

Hier ruht in Gott
der Gutsbeſitzer Heinrich Beyer
geb. 15. März 1826
geſt. 13. Oktober 1887.

Er war ein jovialer Herr, der es ſich, von dem Augenblick an, wo Kohlhaſenbrück in ſeinen Beſitz kam, zur Lebensaufgabe machte, die Silberbarren wieder heraus zu graben, die Kohlhaas, nach der Beraubung des kurfürſtlichen Hüttenfaktors, in die hinter dem Beyer'ſchen Grundſtück hinfließende „Beke" verſenkt haben ſollte. Natürlich verlief auch dieſe Schatzgräberei erfolglos.

4. Die Peter-Paulskirche zu Nikolskoë.

Nikolskoë war urſprünglich nichts als ein ruſſiſches Blockhaus, das Friedrich Wilhelm III. auf einer Havelhöhe gegenüber der Pfaueninſel errichten ließ. Kaſtellan von Nikolskoë ward ein geborner Ruſſe mit Namen Iwan, ein ſchöner alter Mann, mit langem weißem Bart und in bequemer ruſſiſcher Nationaltracht. „Als bald danach, ſo erzählt Eylert, Kaiſer Nikolaus ſammt Gemahlin (Prinzeſſin Charlotte von Preußen) Potsdam beſuchte, führte Friedrich Wilhelm III. ſeine ruſſiſchen Gäſte vor dies Blockhaus und ſagte:

„Sieh, Charlotte, es iſt eine getreue Kopie des Blockhauſes, in dem wir, als ich Euch in Petersburg beſuchte, ſo froh waren. Du wünſchteſt Dir damals ein ſolches Haus und meinteſt, man könne darin eben ſo vergnügt ſein, als in einem kaiſerlichen Palaſt. Dies Dein Wort hab ich behalten und im Andenken daran dies Haus errichten laſſen. Und nach dem Dir theuerſten Namen ſoll es „Nikolskoë“ heißen.“

Das alles war in den letzten 20er Jahren und wie damals die junge ruſſiſche Kaiſerin ahnungslos die Anregung zum Bau des Blockhauſes Nikolskoë gegeben hatte, ſo ſollte ſie ſpäter die Veranlaſſung zum Bau der Kirche von Nikolskoë werden. Und zwar war dies bei einem abermaligen Beſuche, den ſie der preußiſchen Heimath abſtattete. Mit ihrem Vater, dem Könige, bei Sonnenuntergang zwiſchen den Bäumen der Pfaueninſel auf und ab ſchreitend, äußerte ſie „wie ſchön und erbaulich es ſein müſſe, wenn dieſe Abendſtille vom Glockengeläut einer am andern Havelufer errichteten Kapelle durchtönt würde“, Worte, die ganz der Stimmung des Königs entſprachen und kurze Zeit danach bei dieſem zu dem Entſchluſſe führten, in der Nähe des ruſſiſchen Blockhauſes eine den Apoſteln Petrus und Paulus zu ſtiftende Kirche entſtehen zu laſſen: die Kirche von Nikolskoë. In der betreffenden Kabinetsordre hieß es: „Die Kirche ſoll im Stil der ruſſiſchen Kirchen, jedoch ohne die dieſem Stile charakteriſtiſchen fünf Thürme, ſondern nur mit einem kuppelartigen Thurme gebaut und danach die Zeichnung entworfen werden.“

Dies Reſkript war vom 27. April 1833. Der Kronprinz entwarf eine Skizze, die bald danach vom Könige gutgeheißen und von den Hofbaumeiſtern Stüler und Schadow zu regelrechten Plänen erweitert wurde. Dieſen Plänen entſprechend, erfolgte nunmehr der Bau ſelbſt, nachdem noch vorher unterm 24. März 1834, folgendes in mehr als einem Punkte charakteriſtiſche Kabinetsſchreiben an die vorgenannten Bauräthe gerichtet worden war. „Ich genehmige, daß der Bau nach den mir eingereichten Plänen ausgeführt werde. Nur die Kanzel ſcheint mir unrichtig ſo gezeichnet, als ob ſie über den Stufen, die zum Altar führen, aufgerichtet werden ſolle. Die für die Vergoldung der Kuppel und des Kreuzes angeſetzten 455 Thaler 15 Sgr. fallen aus, da Kuppel und Kreuz grün geſtrichen werden ſollen. Friedrich Wilhelm.“ Von der Hand des Kabinetsraths Albrecht war in einer Nachſchrift hinzugefügt: „Bei Vollziehung dieſer Kabinetsordre hat Seine Majeſtät geäußert, „er habe nur bemerken wollen, daß man aus der Zeichnung nicht recht erſehe, wie die Kanzel eigentlich zu ſtehen kommen ſolle.“ Der König hatte ſehr wahrſcheinlich die die Kanzel betreffenden Worte des vom Kabinetsrath abgefaßten Schreibens nicht allzu glücklich gewählt gefunden und wünſchte durch dieſe poſtſkriptliche Hinzufügung ſeine Bauräthe vor dem Vorwurf einer in der Zeichnung zu Tage getretenen Unſorglichkeit zu ſchützen.

Am 1. Auguſt 1837 war der Bau beendet; am 13. Auguſt erfolgte die Einweihung durch den Generalſuperintendenten Biſchof Neander und zwar in Gegenwart des Königs, des Oberpräſidenten v. Baſſewitz, des Hofmarſchalls v. Maſſow, des Schloßbaumeiſters Schadow und vieler Anderer. Acht Tage ſpäter wurde Paſtor Fintelmann, Bruder des Hofgärtners Fintelmann auf der Pfaueninſel, eingeführt.

Die Kirche kann als eine frei behandelte Baſilika gelten, bei der, ganz wie bei der Kirche zu Stolpe, „pittoreske Wirkung“ die Hauptaufgabe bildete. Stüler und Schadow haben ſich denn auch über die Rückſichten, die, nach dieſer Seite hin, beim Bau maßgebend waren, ausführlich ausgeſprochen. „Die Höhe von Nikolskoe“, ſo heißt es im 4. Heft des Architektoniſchen Albums, „iſt in der Landſchaft von Potsdam weithin zu ſehn. Das ſie krönende Bauwerk konnte aber keine bedeutende Ausdehnung erhalten und ſo war die Ausbildung hoher Formen, namentlich die Anlage eines ſchlanken Thurmes mit Kuppel, einem flacheren Kuppelbau vorzuziehen. Die Zuſammenſtellung der Formen mußte vor allem auf maleriſche Wirkung berechnet ſein. Dazu kommt, daß die Pfaueninſel und die Höhe von Nikolskoe jährlich von einem großen Theil der Einwohner von Berlin und Potsdam beſucht werden und die Ausſicht gerade von dieſem Punkt aus zu den ſchönſten hieſiger Gegend zählt. Beides veranlaßte die Anlage von Loggien neben dem Thurm, die in ſolcher Höhe liegen, daß man, über die nächſten Bäume hinweg, das vielfach bewegte Waldterrain, das Flußgebiet mit zahlreichen Buchten und großen Waſſerflächen, ſowie die eine kleine Meile entfernte Reſidenz Potsdam mit ihren Schlöſſern und ihren rings um die Stadt gelegenen romantiſchen Villen überſieht. Die Loggien wurden außerdem noch durch Anordnung der Glocken motivirt, welche in dem kleinen Thurm ſchwer Raum gefunden hätten und hier im Freien bei Weitem beſſer geeignet ſind, die auf eine halbe Meile entfernte Gemeinde zur Kirche zu rufen.“

Daß dieſe Glocken — die nach dem Wurſche der Prinzeſſin Charlotte (Kaiſerin von Rußland) „mit ihrem Feierklange die abendliche Stille durchbrechen ſollten“ — in zurückliegender Zeit die recht eigentliche Veranlaſſung zum Bau der Kirche von Nikolskoë geweſen waren, dieſe Thatſache war den beiden Baumeiſtern (wenn ſie je davon gewußt) bei Niederſchreibung ihres Rechenſchaftsberichtes ſehr wahrſcheinlich aus der Erinnerung gekommen, dem Paſtor Zintelmann aber bei ſeinem Amtsantritt ſicher ganz unbekannt geblieben, er würde ſonſt ſchwerlich, und zwar nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ſchon, angefragt haben: „ob nicht das tägliche dreimalige Läuten in der Kirche zu Nikolskoë auf die Sommermonate beſchränkt werden könnte?“ Worauf denn aus dem Hofmarſchallamte der folgende, ziemlich ungnädige Beſcheid erging: „Se. Majeſtät ſind keineswegs mit der von Ihnen geäußerten Anſicht einverſtanden und befehlen vielmehr, daß, während des ganzen Jahres Morgens, Mittags und Abends geläutet werde, und wollen auch, daß, wenn bisher in dem Filialdorfe Stolpe nicht geläutet wurde, dieſes ſogleich eingeführt werde.“

Die Peter-Paulskirche zu Nikolskoë verfolgt alſo, um an dieſer Stelle zu rekapituliren, neben ihrer gottesdienſtlichen Aufgabe vor allem zweierlei: ſie ſoll als Bild in der Landſchaft wirken und ſoll zweitens mit ihren Glocken die Stille romantiſch-feierlichen Klanges unterbrechen. Und

Beides iſt erreicht worden. Im Uebrigen giebt ſich das Innere der Kirche ziemlich nüchtern, welche Nüchternheit auch durch drei die Kanzel zierende Medaillonbildchen nur wenig gemindert wird, weil alle drei Bildchen, ſo hübſch und bemerkenswerth ſie ſind, nicht unmittelbar und durch ſich ſelbſt, ſondern erſt durch ihre Geſchichte zur Geltung kommen. Zwei davon, die Apoſtel Petrus und Paulus, ſind werthvolle Moſaikarbeiten, (beſonders Petrus mit dem Unterkleide von Lapis Lazuli) die Papſt Clemens XIII in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts dem König Friedrich II. zum Geſchenk machte. Beide Bildniſſe gehörten der Bildergalerie zu Sansſouci an, von der ſie, während des Baus der Kirche, hierher kamen. Das dritte Medaillonbild iſt ein „Chriſtuskopf mit der Dornenkrone" nach Guido Reni und rührt nicht von einem copirenden italieniſchen Meiſter, ſondern vom Lehrer und Küſter Fiſcher her, der, während der letzten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms IV., an der Schule von Nikolskoë amtirte. Fiſcher bat um die Erlaubniß, dies Bild machen und, wenn gut befunden, in das noch leere Kanzelfeld einſetzen zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß begann er mit ſorgfältiger Präparirung einer Thontafel. Dann ſchritt er zu einer majolikaartigen Bemalung derſelben und brannte die Farben, unter Benutzung ſeines eigenen Backofens, ein. Einen ihm angebotenen Ehrenſold lehnte er ab und bat nur um Bewilligung von „frei Arzt und Arznei", welche Bitte mit dem Hinzufügen gewährt wurde, „daß dieſe Bewilligung nicht nur ihm, ſondern, ein für allemal, allen Lehrern und Küſtern an der Schule bez. Kirche von Nikolskoë zu Gute kommen ſolle." So wurde ſein Fleiß und ſeine Kunſt zum Segen auch für ſeine Nachfolger, die ſich, bei zufällig viel Krankheit, ihres Amtsvorgängers in beſonderer Dankbarkeit erinnern.

* * *

In der Kirche von Nikolskoë blieb durch 40 Jahre hin (von 1837 bis 77) ſo ziemlich alles beim Alten. Erſt das letztgenannte Jahr führte Veränderungen herauf. Am 18. Januar 1877 war die Prinzeſſin Carl geſtorben und hatte, wohl in Erinnerung an hier troſtreich verlebte Stunden, in ihrem Teſtamente den Wunſch ausgeſprochen, „in der Peter-Paulskirche zu Nikolskoe zu ruhn.“ Im Einklange hiermit ſchritt man, nach einem Entwurfe des Hofbaumeiſters Perſius, zur Erbauung einer mit weißem, blauem und dunkelgrauem ſchleſiſchen Marmor getäfelten und zur Aufnahme von 8 Särgen ausreichenden Gruft,*) in der am 24. Mai früh 6 Uhr die Prinzeſſin — deren Sarg bis dahin in Charlottenburg geſtanden hatte — beigeſetzt wurde.

Von dem Tag an war die Gruft zu Nikolskoe die deſignirte Begräbnißſtätte der Carl'ſchen Linie des Hauſes Hohenzollern:

am 24. Januar 1883 wurde der alte Prinz Carl**) hier beigeſetzt,

am 18. Juni 1885 Prinz Friedrich Karl.

---

*) Erſt das Jahr 77 gab der Kirche zu Nikolskoe dieſe Gruft, aber ſchon von 1837 an war ein Kirchhof da. Derſelbe befindet ſich 100 Schritte weiter zurück und iſt Begräbnißplatz vieler auch in weiteren Kreiſen bekannt gewordener Perſönlichkeiten. Hier ruht, unter einem mächtigen ſchwarzen Syenit, Oberlandforſtmeiſter Ulrici; neben ihm ſein Schwiegerſohn Oberſt v. Kanitz. Hier ruht ferner Frau Friedrich, die ſogenannte „alte Friedrich“, von der ich in dem Kapitel Pfaueninſel (Band III meiner „Wanderungen“) ausführlich erzählt habe. Hier endlich hat auch der viele Jahre lang auf der Pfaueninſel inſtallirte, ſpäter mit einer Potsdamerin verheirathete Sandwichs-Inſulaner Maitey ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Ein Steinkreuz, mit Maitey's Namen in Front, bezeichnet ſeine Grabſtelle, während es, an der Rückſeite des Kreuzes, in einer für Mark Brandenburg höchſt charakteriſtiſchen Weiſe heißt: „Hier ruhen des Sandwichs-Inſulaners Maitey Schwiegereltern“. In jedem andern alten Kulturlande würde ſich auch der edelſte Sandwichs-Inſulaner immer noch [illegible] in der Verewigung einer Beziehung auf ſeine Schwiegereltern beſchieden haben, in Mark Brandenburg iſt es umgekehrt oder war es doch bis 70. Alles von „weither“ hatte den Vortritt, wie dieſe Steinkreuzinſchrift in beinah rührender Beſcheidenheit lehrt.

**) Prinz Carl ſtarb am 21. Januar. Wenige Stunden vor ſeinem Hinſcheiden erſchien ſein Bruder Wilhelm im prinzlichen Palais am Wilhelmsplatz und der Generalarzt Dr. Valentini meldete dies mit den Worten:

Und an den Geburts- und Sterbetagen legen Dankbarkeit und Liebe hier ihre Kränze nieder.

„Seine Majeſtät der Kaiſer!“ Freudig lächelnd erhob der ſterbende Prinz den rechten Arm und rief, unter Dranſetzung ſeiner letzten Kraft: „Er lebe hoch!“ Es waren ſeine letzten Worte. Die menſchlich ſiegreiche Perſönlichkeit Kaiſer Wilhelms hatte Rivalitäten, wie ſie früher geherrſcht haben mochten, längſt beglichen und in dem Herzen des Bruders nichts zurückgelaſſen als Bewunderung und Liebe.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung)
17. Behrenſtraße in Berlin.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. I. Theil.

Die Grafſchaft Ruppin

von

Theodor Fontane.

Vierte vermehrte Auflage. Preis 7 Mark, geb. 8,50 M.

Inhalt: **Am Ruppiner See.** Wuſtrau. Carwe. Radensleben. Neu-Ruppin. Ein Gang durch die Stadt. Die Kloſterkirche. Die Grafen von Ruppin. Die Zeit unter den Grafen. **Andreas Fromm.** **Kronprinz Friedrich in Ruppin.** **General v. Günther.** **Karl Friedrich Schinkel.** **Michel Protzen.** **Guſtav Kühn.** Civibus aevi futuri. Am Wall. **Die Ruppiner Garniſon.** Regiment Prinz Ferdinand. Das Regiment Nr. 24. **Rheinsberg.** Die Dahlenberge. Franzöſiſche Colonisten-Dörfer. Einfahrt in Rheinsberg. Der Rathskeller. Unter den Linden. Das Moskowy. Die Rheinsberger Kirche. Das Schloß in Rheinsberg. Anblick vom See aus. Die Reihenfolge der Beſitzer. Die Zimmer des Kronprinzen. Die Zimmer des Prinzen Heinrich. Prinz Heinrich. Der Rheinsberger Park. Herr v. Reitzenſtein und der verſchluckte Diamant. Der Freundſchafts-Tempel. Das Theater im Grünen. Das Grabmal des Prinzen. Der große Obelisk in Rheinsberg und ſeine Inſchriften. Zwiſchen Boberow-Wald und Huvenow-See. Der Rheinsberger Hof von 1786 bis 1802. Major v. Kaphengſt. Graf und Gräfin La Roche-Aymon. Zernikow. **Die Ruppiner Schweiz.** Die Ruppiner Schweiz. Am Molchow- und Zermützel-See. Zwiſchen Zermützel- und Tornow-See. Die Menzer Forſt und der Große Stechlin. **An Rhin und Doſſe.** Das Wuſtrauer Luch. Walchow. Protzen. Glatz. Das Doſſe-Bruch. Neuſtadt a. D. Wuſterhauſen a. D. Trieplatz. Der Hauptmann von Capernaum. Der Akazienbaum. Urania v. Polwitz. Tramnitz. **Auf dem Plateau.** Ganzer. Frau v. Jürgaß. Gottberg. Krenzlin. Lindow. Granſee. **Gentzrode.** Gentzrode. Johann Chriſtian Gentz.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. II. Theil.

Das Oderland

von

Theodor Fontane.

Vierte Auflage.
Preis 7 Mark, geb. 8,50 M.

Inhalt: **Von Frankfurt bis Schwedt.** **Das Oderbruch.** Wie es in alten Zeiten war. Die Verwallung. Die alten Bewohner. Die Coloniſirung und die Coloniſten. **Freienwalde.** Von Falkenberg nach Freienwalde. Die Stadt ꝛc. Falkenberg. Das Schloß. Der Geſundbrunnen. Die Weingärten. Der Baaler. Hans Sachs von Freienwalde. **Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.** **Buckow.** **Der große und kleine Tornow-See.** **Möglin.** Albrecht Daniel Thaer. **Quilitz oder Neu-Hardenberg.** Quilitz von 1763 bis 1814. Neu-Hardenberg ſeit 1814. **Friedland.** **Cunersdorf.** Hans Georg Sigismund von Leſtwitz. Frau von Friedland. Graf und Gräfin Itzenplitz. Chamiſſo in Cunersdorf. **Guſow.** Der alte Derfflinger. **Friedersdorf.** Joachim Ernſt von Görtzke. Friedrich Auguſt Ludwig v. d. Marwitz. Alexander v. d. Marwitz. **Küſtrin.** Unſer Markgraf Hans. Feſtung Küſtrin und ihre Belagerungen. Die Katte-Tragödie. **Tamſel I.** Hans Adam v. Schöning. Kronprinz Friedrich und Frau von Wreech. **Tamſel II.** Der Park. Die Kirche. Das Schloß. **[illegible].** „**Der Blumenthal**“. **Prädikow.** Hans Albrecht von Barfus. **Schloß [illegible].** **Steinhöfel.** Valentin von Maſſow. **Vom Sparren-Land und Sparren-Kirchen.** Prenden. Otto Chriſtoph von Sparr. [illegible]. **Am Werbellin.** **Das [illegible] Land.** Bollersdorf. Garzin. Buckow. Wilkendorf. Gielsdorf. Jahnsfelde.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. III. Theil.

Havelland.*

Die Landſchaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg.

Von

Theodor Fontane.

Dritte Auflage. eleg. geh. Preis 7 Mark, geb. 8,50 M.

Die Wenden und die Coloniſation der Mark durch die Ciſtercienſer. Die Wenden in der Mark. Geographiſch-Hiſtoriſches. Lebensweiſe. Sitten. Tracht. Charakter. Begabung. Cultus. Rhetra. Arkona. Was ward aus den Wenden? Die Ciſtercienſer in der Mark. Kloſter Lehnin. Die Gründung des Kloſters. Die Aebte von Lehnin. Abt Siebold von 1180–1190. Abt Hermann von 1335–1340. Abt Heinrich Stich. (Etwa von 1399–1432.) Abt Arnold. (Etwa von 1456–1467.) Abt Valentin. (Etwa von 1509–1542.) Kloſter Lehnin, wie es war und wie es iſt. Die Lehninſche Weiſſagung. Kloſter Chorin. Kloſter Marienſee. Kloſter Chorin von 1272–1542. Kloſter Chorin wie es iſt. **Spandau und Umgebung.** St. Nicolai zu Spandau. Das Havelländiſche Luch. Der Brieſelang. Finkenkrug. Förſterei Brieſelang. Die Königseiche. Der Eichenbaum. Schloß Oranienburg. Burg und Jagdhaus Bötzow von 1200–1650. Schloß Oranienburg. Die Zeit Louiſe Henriettens von 1650–1667. Die Zeit Friedrichs III. von 1688–1713. Die Zeit des Prinzen Auguſt Wilhelm von 1744–58. Tegel. Die Seeſchlacht in der Malche. Das Belvedere im Schloßgarten zu Charlottenburg. **Potsdam und Umgebung.** Die Havelſchwäne. Die Pfaueninſel. Die Pfaueninſel bis 1685. Die Pfaueninſel von 1685–92. Johann Kunkel. Die Pfaueninſel unter Friedrich Wilhelm III. 1797–1840. Die Pfaueninſel 15. Juli 1852. Frau Friedrich. Groß-Glienicke. Fahrland. Die Nedlitzer Fähre. Der Königswall. Das Heinholz und der Kirchberg. Dorf Fahrland. Amtshaus. Kirche. Pfarre. Die Fahrlander Chronik. Bernhard Daniel Schmidt. Paſtor zu Fahrland, 1751–74. Johann Andreas Moritz. Paſtor zu Fahrland, 1774–94. Sakrow. Unter dem Grafen Hordt von 1774–79. Unter Baron Ahnaud von 1779–87. Sakrow von 1787–94. Bornſtädt. Wer war er? Marquardt. Marquardt von 1795–1803. Marquardt von 1803–33. Marquardt von 1833–58. Marquardt ſeit 1858. Geheime Geſellſchaften im 18. Jahrhundert. Schwindel-Orden. Illuminaten und Roſenkreuzer. Uetz. Paretz. Paretz von 1795–1800. Paretz 20. Mai 1816. Paretz von 1815–40. Paretz ſeit 1840. Das Schloß in Paretz. Die Kirche. Der Tempel. Der „todte Kirchhof". Quitz. Falkenrehde. Zwei heimlich Enthauptete. Graf Adam Schwarzenberg. General von Einſiedel. Wuſt. Geburtsort Hans Hermanns von Katte. Wuſt 1707. Wuſt 1730. Wuſt 1748. Wuſt 1775. Wuſt 1809. Wuſt ſeit 1830. **Der Schwielow und ſeine Umgebungen.** Der Schwielow. Caput. General de Chieze von 1662–71. Kurfürſtin Dorothea von 1671–89. Sophie Charlotte und König Friedrich I. bis 1711. Petzow. Baumgartenbrück. Alt-Geltow. Neu-Geltow. Werder. Die Inſel und ihre Bevölkerung. Stadt und Kirche. „Chriſtus als Apotheker". Die Werderſchen. „Die Werderſche". Glindow.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. IV. Theil.

Spreeland.

Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow.

Elegant geh. 7 M., geb. 8,50 M.

Inhalt: **In den Spreewald.** In den Spreewald. Lübbenau. Lehde. „Die Leber iſt von einem Hecht". In Köthner Poll's Garten. **Zwiſchen Spreewald und wendiſcher Spree.** Eine Oſterfahrt in das Land Beeskow-Storkow. Rauen und die Markgrafenſteine. Am Scharmützel. Groß-Rietz. [illegible] **Die wendiſche Spree.** An Bord der Sphinx. Der Anker in Cöpenick. Von Cöpenick bis Dolgenbrod. Der Fiſcher von Kahniswall. Von Dolgenbrod bis Teupitz. **An der Spree.** Schloß Cöpenick. Die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682 bis 1688. Die Zeit Friedrich Wilhelms I. Die Zeit Henriette Marie's von 1719 bis 1782. Die Zeit des Grafen Schmettau von 1804 bis 1806. Die Müggelsberge. Der Müggelſee. Rahnsdorf. Alexander Anderſen. Fähnrich im 4. Ulanen-Rgt. Friedrichsfelde. Friedrichsfelde bis 1700. Friedrichsfelde von 1700 bis 1731 (Markgraf Albrecht). Friedrichsfelde von 1731 bis 62 (Markgraf Karl).

Friedrichsfelde von 1762 bis 85 (Prinz Ferdinand). Friedrichsfelde von 1785 bis 1800 (Herzogin Dorothea). Friedrichsfelde von 1800 bis 12 (Prinzeſſin von Holſtein-Beck). Friedrichsfelde von 1812 bis 16 (König von Sachſen). Friedrichsfelde ſeit 1816. Ernſt Gottlieb **Woltersdorf**. Gabriel Lucas Woltersdorf. Ernſt Gottlieb Woltersdorf. **Rechts der Spree.** **Buch.** Die Roebels. Julie von Voß. Falkenberg. Blumberg. Philipp **Ludwig v. Canſtein.** Johann v. Loeben und Frau v. Burgsdorf. Freiherr v. Canitz. **Werneuchen.** Schmidt von Werneuchen. Malchow, eine Weihnachtswanderung. Paul **v. Fuchs.** **Kienbaum.** **Links der Spree.** Eine Pfingſtfahrt in den Teltow. Königs-**Wuſterhauſen.** **Teupitz.** Mittenwalde. Klein-Machenow oder Machenow auf dem Sande. **Groß-Beeren.** Die Schlacht bei Groß-Beeren. Geiſt von Beeren. Berlin in den Tagen **der Schlacht von Groß-Beeren.** Löwenbruch. Friedrich Wilhelm Ludwig v. d. Kneſebeck. **Schloß Beuthen.** **Saalow.** Ein Kapitel vom alten Schadow. **Groeben und Siethen.** Groeben und Siethen unter den alten Schlabrendorfs. Aus dem Groebener Kirchenbuch. Aufzeichnungen des Paſtors Joh. Thile I. Aufzeichnungen der Paſtoren Fr. Zander u. Aufzeichnungen des Paſtors Rebbe. Groeben und Siethen unter den neuen Schlabrendorfs. Graf Heinrich Schlabrendorf. Graf Leo Schlabrendorf. Gräfin Emilie Schlabrendorf, Frau v. Scharnhorſt. Johanna von Scharnhorſt. Groeben und Siethen jetzt. Groeben jetzt. Siethen jetzt. Der Scharnhorſt-Begräbnißplatz auf dem Berliner Inv.-Kirchhof. **An der Nuthe.** Saarmund und die Nuthe-burgen. Blankenſee. Trebbin. Wilhelm Henſel. Schlußwort.

Gedichte von Theodor Fontane.

Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. geh. 5 M. 50 Pf. geb. 6 M. 50 Pf.

Vor dem Sturm.

Roman aus dem Winter 1812 auf 13

von

Theodor Fontane.

4 Bde. elegant geheftet 18 M., elegant gebunden 20 M.

Grete Minde.

Nach einer altmärkiſchen Chronik

von

Theodor Fontane.

Zweite Auflage.

eleg. geh. 3 Mk. Fein gebunden 4 Mk.

Ellernklipp.

Nach einem Harzer Kirchenbuche

von

Theodor Fontane.

1882. eleg. geh. 3 M., fein gebunden 4 M.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

[illegible] [illegible]
M 25 —

Theodor Fontane.

Stine.

F1929.81

Berlin.
F. Fontane.
1890.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Stine.

Von

Theodor Fontane.

1. Kapitel.

In der Invalidenſtraße ſah es aus wie gewöhnlich: die Pferdebahnwagen klingelten und die Maſchinenarbeiter gingen zu Mittag und wer durchaus was Merkwürdiges hätte finden wollen, hätte nichts anderes auskundſchaften können, als daß in Nummer 98e die Fenſter der erſten Etage — trotzdem nicht Oſtern und nicht Pfingſten und nicht einmal Sonnabend war — mit einer Art Bravour geputzt wurden.

Und nicht zu glauben, dieſe Merkwürdigkeit ward auch wirklich bemerkt, und die ſchräg gegenüber an der Scharnhorſtſtraßen-Ecke wohnende alte Lierſchen brummelte vor ſich hin: „Ich weiß nich, was der Pittelkow'n wieder einfällt. Aber ſie kehrt ſich an nichts. Un was ihre Schweſter is, die Stine, mit ihrem Stübeken oben bei Polzins un ihren Sep'ratſchlüſſel, daß keiner was merkt, na, die wird grad' ebenſo. Schlimm genug. Aber die Pittelkow'n is ſchuld dran. Wie ſie man bloß wieder da ſteht und rackſcht und rabatſcht! Und wenn es noch Abend wär', aber am hellen, lichten Mittag, wo Borſig und Schwarzkoppen ſeine grade die Straße 'runterkommen. Is doch wahrhaftig, als ob alles Mannsvolk nach ihr 'raufkucken ſoll; 'ne Sünd' und 'ne Schand'."

So brummelte die Lierſchen vor ſich hin, und ſo wenig freundlich ihre Betrachtungen waren, ſo waren ſie doch nicht ganz ohne Grund; denn oben auf dem Fenſterbrett und kniehoch aufgeſchürzt ſtand eine ſchöne, ſchwarze Frauensperſon mit einem koketten und wohlgepflegten Wellenſcheitel und wuſch und rieb, einen Lederlappen in der Hand, die Scheiben der einen Fenſterſeite, während ſie den linken Arm, um ſich beſſer zu ſtützen, über das andere Querholz gelegt hatte. Mitunter gönnte ſie ſich einen Stillſtand in der Arbeit und ſah dann auf die Straße hinunter, wo jenſeits des Pferdebahngeleiſes ein dreirädriger, beinahe eleganter Kinderwagen in greller Mittagsſonne hielt. Dem im Wagen ſitzenden, allem Anſcheine nach überaus ungebärdigen Kinde, das ganz ariſtokratiſch in weiße Spitzen gekleidet war, war ein zehnjähriges Mädchen zur Aufſicht beigegeben, das, als alles Bitten und Zureden nichts helfen wollte, dem Schreihals einen tüchtigen Klaps gab. Im ſelben Augenblick aber ſchielte die Zehnjährige, die dieſen Erziehungsakt gewagt hatte, ſcheu nach dem Fenſter hinauf, und richtig, es war alles von drüben her geſehen worden, und die ſchöne, ſchwarze Perſon, die „klapſen und erziehn“ durchaus als ihre Sache betrachtete, drohte ſofort mit dem Lederlappen nach der auf ihrem Übergriff Ertappten hinüber. Auch ſchien ein Zornausbruch in Worten trotz der weiten Entfernung folgen zu ſollen; aber ein befreundeter Briefbote, der gerade die Straße heraufkam, hielt einen Brief in die Höh', zum Zeichen, daß er ihr etwas bringe. Sie verſtand es auch ſo, ſtieg ſofort vom Fenſterbrett auf einen nebenſtehenden Stuhl und verſchwand im Hintergrunde des Zimmers, um den Brief draußen auf dem Korridor in Empfang zu nehmen. Eine Minute ſpäter kam ſie zurück und ſetzte ſich ins Licht, um bequemer leſen zu können. Aber was ſie da las, ſchien ihr mehr Ärger als Freude zu machen, denn ihre Stirn legte ſich ſofort in ein paar Verdrießlichkeitsfalten, und den Mund aufwerfend, ſagte ſie ſpöttiſch: „Alter Ekel. Immer verquer.“ Aber ſie war keine Perſon, ſich irgend was auf lange zu Herzen zu nehmen, und ſo lehnte ſie ſich, den Brief immer noch in der Hand haltend, weit über die Fenſterbrüſtung hinaus und rief mit jener enrhümierten Altſtimme, wie ſie den unteren Volksklaſſen unſerer Hauptſtadt nicht gerade zum Vorteil eigen iſt, über die Straße hin: „Olga!“

„Was denn, Mutter?“

„Was denn, Mutter! Dumme Jöhre! Wenn ich Dir rufe, kommſte. Verſtehſte?“

Ein mit einem alten Dampfkeſſel bepackter Laſtwagen, der dröhnend und ſchütternd gerade des Weges kam, hinderte die unverzügliche Ausführung des Befehls; kaum aber, daß der Rollwagen vorüber war, ſo nahm Olga den Stoßgriff des Kinderwagens in die Hand und fuhr, quer über den Damm hin, auf das Haus zu und mit einem Ruck in den Hausflur hinein. Hier nahm ſie das Kind heraus und ging, während ſie den Wagen zunächſt unten ſtehen ließ, treppauf in die Wohnung der Mutter.

Dieſe hatte ſich mittlerweile beruhigt, die Stirnfalte war fort, und Olga bei der Hand nehmend, ſagte ſie mit jenem Übermaß von Vertraulichkeit, das gewöhnliche Leute gerade bei Behandlung intimſter Dinge zu zeigen pflegen:

„Olga, der Olle kommt heute wieder. Immer wenn's nich paßt, is er da. Grad' als wollt' er mir ein'n Tort anthun. Ja, ſo is er. Na, es hilft nu nich und, Gott ſei Dank, vor achten kommt er nich. Und nun gehſt Du zu Wanda und ſagſt ihr .... Ne, laß man .... Beſtellen kannſt Du's doch nich, es is zu lang zum Beſtellen .... Ich werd' Dir lieber einen Zettel ſchreiben."

Und mit dieſen Worten trat ſie, von der Thür her, wo dies Geſpräch ſtattgefunden, an einen überaus eleganten und um eben deshalb zu Haus und Wohnung wenig paſſenden Rokoko-Schreibtiſch heran, auf dem eine faſt noch mehr überraſchende ledergepreßte Schreibmappe lag. In dieſer Mappe begann jetzt die noch immer hochaufgeſchürzte Frau nach einem Stück Briefpapier zu ſuchen, anfangs ziemlich ruhig, als ſich aber, nach dreimaligem Durchblättern der roten Löſchpapierbogen, immer noch nichts gefunden hatte, brach ihre ſchlechte Laune wieder los und richtete ſich, wie gewöhnlich, gegen Olga: „Haſt es wieder weggenommen un Puppen ausgeſchnitten."

„Nein, Mutter, wahr un wahrhaftig nich; ich kann es Dir zuſchwören."

„Ach, geh mir mit Dein ewiges Geſchwöre. Haſte denn gar nichts?"

„Ja, mein Schreibebuch."

Und Olga lief, ſo raſch es ging, in das Neben- und Hinterzimmer und kam dann mit einem blauen Schreibehefte zurück. Die Mutter riß ohne weiteres die letzte Seite heraus, auf deren oberſter Zeile lauter ch's ſtanden, und kritzelte nun mit verhältnismäßiger Schnelligkeit einen Brief fertig, faltete das Blatt zweimal und verklebte die noch offene Stelle mit Briefmarkenſtreifen, von denen ſie die gummireichſten immer mit dem Bemerken „is beſſer als engliſch Pflaſter" aufzuheben pflegte. „So, Olgachen. Nun gehſt Du zu Wanda un giebſt ihr das. Und wenn ſie nich da is, giebſt Du's an den alten Schlichting. Aber nich an ſeine Frau un auch nich an die Flora, die kuckt immer 'rein un braucht nicht alles zu wiſſen. Und wenn Du zurückkommſt, dann gehſte mit zu Bolzanin 'ran und beſtellſt 'ne Torte."

„Was für eine?" fragte Olga, deren Geſicht ſich plötzlich verklärte.

„Appelſine .... Un bezahlſt ſie gleich. Un wenn Du ſie bezahlt haſt, ſagſte, daß er nichts drauflegen ſoll, auch keine Appelſinenſtücke, die doch bloß Pelle un Steine ſind.... Und nun geh, Olgachen, un mach flink, und wenn Du wieder da biſt, kannſt Du Dir drüben bei Marzahn auch für'n Sechſer Gerſtenbonbons kaufen."

2. Kapitel.

Olga ſäumte nicht und ging in die Hinterſtube, um hier ihr rot- und ſchwarzkariertes Umſchlagetuch zu holen, das, neben einem etwas verſchliſſenen Schnurrenhut, ihr gewöhnliches Straßenkoſtüm bildete. Witwe Pittelkow in Perſon aber ſtieg, nachdem ſie das immer noch ſchreiende Kind in eine ganz vornehm ausgeſtattete Himmelwiege gelegt und ihm eine Flaſche mit Saugpfropfen in den Mund geſteckt hatte, zwei Treppen höher zu Polzins hinauf, wo ihre Schweſter Stine Chambre garnie wohnte.

Polzins waren gut ſituierte Leute, die das mit dem Chambre garnie gar nicht nötig gehabt hätten, aber trotzdem, aus purem Geiz, alles vermietheten, oder doch ſo viel wie irgend möglich, um ihrerſeits frei wohnen zu können, oder wie Frau Polzin ſich ausdrückte: „für umſonſt einzuſitzen.“ Er, Polzin, war, ſeiner eigenen Angabe nach, „Teppichfabrikant“ (allerdings niedrigſter Obſervanz) und beſchränkte ſich darauf, unter gefliſſentlicher Verachtung aller Komplementärfarbengeſetze, ſchmale, kaum fingerbreite Tuchſtreifen wie Stroh oder Binſen nebeneinander zu flechten und dies Geflecht als „Polzinſche Teppiche“ zu verkaufen. „Sehen Sie,“ ſo ſchloß jedes ſeiner Geſchäftsgeſpräche „ſolch ‚Polzinſcher‘ (er behandelte ſich dabei ganz als hiſtoriſche Perſon) wird nie alle; wenn eine Stelle weggetreten is oder der Eßtiſch mit ſeinem Rollfuß ein Loch eingeriſſen hat, nehm' ich ein paar alte Streifen 'raus un ſetz' ein paar neue 'rein, un alles is wieder propper un fix un fertig. Sehen Sie, ſo ſind die ‚Polzinſchen.‘ Aber wenn der Smyrnaer ein Loch hat, dann hat er's, und da hilft kein Gott nich.“

Polzin, wie ſich aus dieſem Redeſtück ergiebt, neigte zu philoſophiſcher Betrachtung; ein Zug, der durch das zweite Metier, das er betrieb, noch eine ganz erhebliche Stärkung erfuhr. Während der Abendſtunden nämlich war er bei ſich bietenden Gelegenheiten auch noch Lohndiener und wegen ſeiner Vorſicht und Geſchicklichkeit beim Präſentieren in dem zwiſchen Invaliden- und Chauſſeeſtraße gelegenen Stadtteil allgemein beliebt, was

Frau Polzin in ihren Geſprächen mit der Pittelkow immer wieder betonte: „Sehn Sie, liebe Pittelkow, mein Mann is ein ordentlicher und manierlicher Menſch, der, weil wir ſelber ganz klein angefangen haben, am beſten weiß, daß es nich jeder zum Wegſchmeißen hat. Un ſehn Sie, danach präſentiert er auch, und Saucièren, die nich feſtſtehn und immer hin und her rutſchen, die nimmt er gar nich. Und wenn Polzin ſchon eine einzige Plüſchtaille verdorben hat, ſo will ich ſterben. Und ebenſo galant und manierlich is er auch bei's Mitnehmen. Er is mein Mann, aber das muß ich ſagen, er hat was Feines un Beſcheidenes un überhaupt ſo was, was die andern nich haben. Ja, das muß ich ihm laſſen. Und da reichen nich hundertmal, daß er mir geſagt hat: ‚Emilie, heut hab' ich mir mal wieder über meine Kollegen geſchämt. Natürlich war es wieder der mit'n Plattfuß aus der Charitéſtraße. Glaubſt Du, daß er ſich auch bloß geniert und ein ganz klein bißchen für Schein und Anſtand geſorgt hätte? I, Gott bewahre. Ganz dreiſte weg, als ob er ſagen wollte: ja, meine Herrſchaften, da ſteht der Rotwein, un nu nehm' ich ihn mit nach Hauſe‘.“

* * *

So waren die Polzins, an deren Flurthür, trotz einer daneben befindlichen Klingel, die Pittelkow jetzt klopfte, zum Zeichen (ſo hatte man abgemacht), daß es bloß „Freundſchaft“ ſei, was zu Beſuch käme. Und gleich danach erſchien denn auch Frau Polzin und öffnete.

Die nur drei Stuben zählende Polzinſche Wohnung erfreute ſich des Vorzugs eines Korridors, der aber freilich nicht größer war als ein aufgeklappter Spieltiſch, und augenſcheinlich nur den Zweck hatte, drei auf ihn ausmündende Thüren zu zeigen, von denen die links gelegene zu der verwitweten Privatſekretär Kahlbaum, die mittlere zu Polzins ſelbſt, die rechts gelegene zu Stine führte. Dieſe hatte das beſte Zimmer der Wohnung, hell und freundlich, mit dem Blick auf die Straße, während ſich die Kahlbaum mit etwas Beleuchtung vom Hof her und die Polzinſchen Eheleute mit einem ſchrägen Dachlicht begnügen mußten, das, wie bei photographiſchen Ateliers, von oben her einfiel.

„Liebe Polzin,“ ſagte die Pittelkow, als beide Frauen ſich oberflächlich begrüßt hatten, „es riecht wieder ſo ſehr nach Petroleum bei Ihnen. Warum nehmen Sie nich Coaks? Sie werden ſich mit Ihrem ewigen Petroleumkocher noch alle

Mieter aus der Wohnung kochen. Und Ihr lieber Mann! Was ſagt denn der eigentlich dazu? Der muß doch nachgerade bei Puten un Faſanen eine feine Naſe gekriegt haben. Und ich weiß nicht, wenn ich ein herrſchaftlicher Lohndiener wäre, ſo was litt' ich nich. In Geſellſchaften immer was Delikats un zu Hauſe ſo. Na, meinetwegen. Is denn Stine drinn?"

„Ich denke doch, ich habe ſie nicht weggehen hören. Und denn wiſſen Sie ja, liebe Pittelkow, wir ſehen nichts un hören nichts."

„Verſteht ſich, verſteht ſich," lachte die Pittelkow, „ſehen nichts un hören nichts. Und das iſt auch immer das Beſte."

* * *

Sehr wahrſcheinlich, daß ſich dies Geſpräch noch fortgeſetzt hätte, wenn nicht in eben dieſem Augenblick die Thür von rechts her aufgemacht und Stine herausgetreten wäre.

„Jott Stine," ſagte die Pittelkow mit einem Ausdruck von Freude. „Na, das iſt recht, Kind. Ein Glück, daß Du da biſt. Du mußt heute noch 'runter kommen un helfen."

Unter dieſen Worten waren die Schweſtern, während ſich Frau Polzin artig, aber grienend zurückzog, in Stines Zimmer eingetreten und auf ein paar kleine Stühle zugegangen, die zu beiden Seiten des Fenſters auf einem Trittbrett ſtanden. Draußen am Fenſter aber war ein Dreh- und Straßenſpiegel angebracht, bei deſſen Anbringung der ebenſo praktiſche wie pfiffige Polzin vor Jahr und Tag ſchon zu ſeiner Frau geſagt hatte: „Emilie, ſo lange der da iſt, ſo lange vermieten wir.“

Die Pittelkow ſetzte ſich gegenüber dem Drehſpiegel, der denn auch heute wieder, wie zur Beſtätigung der Worte Polzins, eine Quelle herzlichen Vergnügens für die hübſche Witwe wurde, nicht aus Eitelkeit (denn ſie ſah ſich gar nicht), ſondern aus bloßer Neugier und Spielerei. Stine, die das alles ſchon kannte, lächelte vor ſich hin; auch ſie trug einen gewellten Scheitel, aber ihr Haar war flachsgelb, und die Ränder der überaus freundlichen Augen zeigten ſich leicht gerötet, was aller ſonſt blühenden Erſcheinung und einer gewiſſen Ähnlichkeit mit der Pittelkow unerachtet, doch auf eine zartere Geſundheit hinzudeuten ſchien. Und ſo war es auch. Die brünette Witwe war das Bild einer ſüdlichen Schönheit, während die jüngere Schweſter als Typus einer germaniſchen, wenn auch freilich etwas angekränkelten Blondine gelten konnte.

Stine ſah der immer noch mit dem Spiegel beſchäftigten Schweſter eine Weile zu, dann erhob ſie ſich, hielt ihr die Hand vor die Augen und ſagte: „Nun haſt Du aber genug, Pauline. Du mußt doch nachgerade wiſſen, wie die Invalidenſtraße ausſieht.“

„Haſt recht, Kind. Aber ſo is der Menſch; immer das Dummſte gefällt ihm un beſchäftigt ihn, un wenn ich in den Spiegel kucke und all die Menſchen und Pferde drin ſehe, dann denk' ich, es is doch woll anders, als ſo mit bloßen Augen. Un ein bißchen anders is es auch. Ich glaube, der Spiegel verkleinert, un verkleinern is faſt ebenſo gut wie verhübſchen. Aber Du brauchſt nicht kleiner zu werden, Stine, Du kannſt ſo bleiben wie Du biſt. Ja, wahrhaftig. Aber, warum ich komme.... Jott, man hat doch auch keine ruhige Stunde.“

„Was is denn?“

„Er kommt heute wieder.“

„Nu, Pauline, das is doch kein Unglück. Bedenke doch, daß er für alles ſorgt. Und ſo gut wie er iſt und gar nich ſo.“

„Na, ich wollt' ihm auch. Und den alten Baron bringt er auch mit, und noch einen.“

„Und noch einen? Wen denn?“

„Lies.“

Und ſie reichte Stine den eben erhaltenen Brief, und dieſe las nun mit halblauter Stimme: „Mein lieber ſchwarzer Deibel. Ich komme heute, aber nicht allein; Papageno kommt mit und ein Neffe von mir auch; natürlich noch jung und etwas blaß. ‚Aber bleich und blaß, Ei, die Weiber lieben das.‘ Sorge nur, daß Wanda kommt und Stine. Wein ſchick' ich und eine Salatſchüſſel. Aber für alles andre mußt Du ſorgen. Nichts Apartes, nichts Großes, bloß ſo wie immer. Dein Saraſtro.“

„Wer iſt denn der Neffe?“ fragte Stine.

„Weiß ich nich. Wer kann alle Neffens kennen. Denkſt Du, daß ich mich um ſeinen Stammbaum kümmere. Jott, wie mag es damit ausſehen. Na, überhaupt Stammbäume.“

„Laß ihn das nich hören.“

„O, der hört noch ganz andres. Oder denkſt Du, daß ich mir wegen eine Treppe hoch mit Klavier un Divan un wegen 'nen Schreibtiſch, der immer wackelt, weil er dünne Beine hat, ein Pechpflaſter aufkleben ſoll? Nein, Stinechen, da kennſt Du Deine Schweſter ſchlecht. Oder wegen den blaſſen Neffen? Ich denk' ihn mir ſo.“ Und dabei zog ſie das Geſicht in die Länge und drückte mit Daum und Zeigefinger die beiden Backen ein.

Stine lachte. „Ja, damit wirſt Du's wohl getroffen haben. Und überhaupt, ich find' es unpaſſend und ungebildet, daß er den jungen Menſchen mitbringt. Ein Onkel iſt doch immer ſo was wie 'ne Reſpektsperſon. Für ſich mag er ja thun, was er will; aber ſolchen jungen Menſchen .... ich weiß nicht, Pauline. Find'ſt Du nich auch?"

„Na, ob ich finde. Natürlich; erſt recht. Aber, Kind, wenn wir davon erſt reden wollen, denn is kein Ende. Das is nu mal ſo; ſie taugen alle nichts und is auch recht gut ſo; wenigſtens für unſereins (mit Dir is es was anders) und für alle, die ſo tief drin ſitzen un nich aus noch ein wiſſen. Denn wovon ſoll man denn am Ende leben?"

„Von Arbeit."

„Ach Jott, Arbeit. Biſt Du jung, Stine. Gewiß, arbeiten is gut un wenn ich mir ſo die Ärmel aufkremple, is mir eigentlich immer am wohlſten. Aber, Du weißt ja, denn is man 'mal krank un elend, un Olga muß in die Schule. Wo ſoll man's denn hernehmen? Ach, das is ein langes Kapitel, Stine. Na, Du kommſt doch? So Klocker acht, oder lieber noch ein bißchen eh'r."

3. Kapitel.

Während die Pittelkow oben bei Stine war, um ſich dieſer für den Abend zu verſichern, ging Olga die Invalidenſtraße hinauf, um erſt den Brief abzugeben und dann auf dem Rückwege bei Konditor Bolzani die Torte zu beſtellen. Es war ihr Eile befohlen, aber ſie kehrte ſich nicht dran, freute ſich vielmehr, eine Stunde lang ohne mütterliche Kontrolle zu ſein, und getröſtete ſich, „daß es noch lange hin ſei bis Abend.“ An allen Läden blieb ſie ſtehen, am längſten vor dem Schaufenſter eines Putzgeſchäfts, aus deſſen buntem Inhalt ſie ſich abwechſelnd eine rote Schärpe mit Goldfranzen und dann wieder einen braunen Kaſtorhut mit Reiherfeder als Schönſtes wünſchte. Dieſen Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, war freilich wenig Ausſicht vorhanden, aber es ſchadete nicht viel, weil ſich ihre nächſte

Zukunft unter allen Umſtänden angenehm genug geſtalten mußte. Wanda, wie ſie von Tante Stine her wußte, hatte meiſtens Sandtorte, ja mitunter ſogar Chokoladenplätzchen in ihrem Schrank, und wenn ſich beides auch nicht erfüllte, ſo blieben doch immer noch die Gerſtenbonbons.

Solchen Betrachtungen hingegeben, kam Olga bis an die Chauſſeeſtraße, wo, wie gewöhnlich in dieſer kirchhofreichen Gegend, ein großes Begräbnis die Straßenpaſſage hemmte. Olga, weitab davon, irgend welchen Anſtoß an dieſer Wegeſtörung zu nehmen, wünſchte ganz im Gegenteil, dieſelbe ſo lange wie möglich andauern zu ſehen und ſtellte ſich, beſſeren Überblicks halber, auf eine vor einem Öl- und Spiritusgeſchäft angebrachte Steintreppe. Der Wagen mit dem Sarge war ſchon eine Weile vorüber, ſo daß ſie nur noch das verſilberte Kreuz über einem Meer von ſchwarzen Hüten hin und her ſchwanken ſah. Kutſchen fehlten im Zuge (ſo wenigſtens ſchien es), dafür aber folgten allerlei Bau-Gewerke mit Bannern und Muſik, und während noch aus der Front her der Trauermarſch der Zimmerleute bis weit nach rückwärts tönte, klang ſchon aus der Mitte des Zuges und vom Oranienburger Thor her ein zweiter und dritter Trauermarſch herauf, ſo daß Olga nicht wußte, worauf ſie hören, und welchem Geblaſe ſie den Vorzug geben ſollte. Neben dem eigentlichen Gefolge drängten breite Volksmaſſen mit vorwärts und ließen nur allemal eine ſchmale Gaſſe frei, wenn reitende Schutzleute von der Queue her bis an die Spitze des Zuges und dann wieder zurückſprengten. „Wer es nur is?“ dachte Olga, in deren Herzen etwas wie Neid aufkeimte, ſo ſchön begraben zu werden, aber ſoviel ſie horchte, ſie konnte es bei den mit ihr auf der Steintreppe Stehenden nicht mit Beſtimmtheit in Erfahrung bringen. Einer verſicherte, daß es ein alter Mauerpolier, ein anderer, daß es ein reicher Ratszimmermeiſter ſei, während eine mit braunem Torfſtaub ganz überdeckte Frau, die der herannahende Zug ſichtlich beim Abladen unterbrochen hatte, von nichts Geringerem als von einem Miniſter für Maurer- und Zimmerleute wiſſen wollte. „Dummes Zeug,“ unterbrach ſie der nebenan wohnende Budiker, „ſo was giebt es ja gar nich.“ Aber das Torfweib ließ ſich nicht ſtören und ſagte nur: „Warum nich, warum ſoll es ſo was nich geben?“ Und ſo ſtritt man ſich hin und her. Endlich aber war der Zug vorüber, und Olga paſſierte nun den Damm und bog hundert Schritte weiter abwärts in die Tieckſtraße ein.

Nummer 27a war das dritte Haus von der Ecke: fünf Fenſter Front, drei Stock und eine kleine Manſarde. Der Wirt, ein Kupferſchmied, hatte den Hof in eine halb offene Werkſtatt verwandelt, in der nun, den ganzen Tag über, auf oft zweimannshohen Braukeſſeln herumgehämmert wurde, bei welchem Gedröhn und Gehämmre Wanda ihre Rollen lernte. Es that ihr nichts, ja ſie hätte nirgends lieber wohnen mögen, und der Kupferſchmiedegeſelle, der auf der oberſten Keſſelrundung oft ſtundenlang herumritt und ſich dabei in platoniſcher Liebe (der einzigen, die Wanda ſo kleinen Leuten geſtattete) verzehrte, war jedesmal ihr guter Freund. Ihre von Glaſermeiſter Schlichting abgemietete Wohnung lag nämlich nach dem Hofe hinaus und hatte hier ihren eigentlichen Auf- und Eingang. Hier befand ſich denn auch ihre Klingel und ihre Karte: „Wanda Grützmacher, Schauſpielerin am Nordend-Theater.“

Und dieſes Titels durfte ſie ſich rühmen, wie manche Berühmtere. War ſie doch ein Liebling der Bühne, die das Glück hatte, ſie zu beſitzen, und nicht nur ein Liebling des Publikums, ſondern auch des Direktors, der, perſönlicher Beziehungen zu geſchweigen, vor allem das an ihr ſchätzte, daß ſie, mit Ausnahme der Gage, vollkommen prätenſionslos war und alles ſpielte, was vorkam. „Immer tapfer in die Breſche,“ war einer ihrer Lieblingsſätze. Sie war überhaupt für leben und lebenlaſſen, behandelte delikate Vorkommniſſe von einem gewiſſen höheren Standpunkt aus und hatte ſtereotype, dem urälteſten Berliner Witzfond entnommene Wendungen, in denen ſich ihre Stellung zum „Ideal“ ausdrückte. Sie zog, dementſprechend „ein gutes Gehalt einer ſchlechten Behandlung vor,“ und wenn ihr bei Soupers mit Bourgeoiswitwern, einer ihr beſonders ſympathiſchen Geſellſchaftsklaſſe, die Speiſekarte gereicht wurde, ſo zeigte ſie mit einem ihr kleidenden und ſeine Wirkung nie verfehlenden Ernſt auf das raſch als Beſtes und Teuerſtes erkannte, jedesmal feierlich hinzuſetzend: „Dafür laſſ' ich mein Leben.“

So Wanda Grützmacher, Tieckſtraße 27a.

Olga, die ſonderbarerweiſe noch nie Beſtellungen bei der Schauſpielerin zu machen gehabt hatte, klingelte zunächſt vorn bei Schlichtings, und Fräulein Flora Schlichting erſchien denn auch, halbverſchlafen, an der Thür und öffnete.

„Is Fräulein Wanda zu Haus?“

„Zu Haus is ſie; ich glaube, ſie ſchläft. Haſt Du was abzugeben?“

„Ja. Aber ich ſoll es ihr ſelber geben.“

„J, gieb man ..“ Und damit griff ſie nach dem Brief.

Olga zog aber energiſch zurück. „Nein, ich darf nich ..“

„Na, denn komme morgen wieder.“

Wanda, trotzdem ſie nicht Wand an Wand mit der Schlichtingſchen Vorderſtube wohnte, mußte trotzdem von dieſer Unterhaltung gehört haben, denn als eben die Thür zugeworfen werden ſollte, war ſie, wie aus der Erde gewachſen, da und ſagte: „Gott, Olgachen. Was bringſt Du denn, Kind? Mutter is doch nich krank?“ Olga hielt ihr ſtatt aller Antwort den Brief entgegen. „Ach, ein Brief. Na, denn komm in meine Stube, daß ich ihn leſen kann. Hier is es ja ſtockduſter und wahrhaftig nicht zu merken, daß man bei 'nem Glaſer wohnt.“

Dabei nahm ſie das Kind bei der Hand und zog es mit ſich durch die mit jedem Schritte dunkler werdende Schlichtingſche Wohnung, bis in ihre Hinterſtube hinein. Hier mußte ſie lachen, als ſie den ſonderbaren Briefverſchluß ihrer Freundin Pauline ſah; dann aber öffnete ſie die verklebte Stelle mit einer aus ihrem dicken, ſchwarzen Zopf genommenen Haarnadel und las nun mit ſichtlicher Freude:

Liebe Wanda. Er kommt heute wieder, was mir ſehr verkwehr is, denn ich mache gerade reine. Jott, ich bin ſo ärgerlich und bitte Dich bloß: komm. Ohne Dir is es nichts. Stine kommt auch. Komm Klocker 8, aber nich ſpäter und behalte lieb

Deine Freundin
Pauline Pittelkow,
geb. Rehbein.

Wanda ſteckte den Brief unter die Taille, ſchnitt Olga ein großes Stück von einem in einer Fayenceterrine mit Deckel aufbewahrten altdeutſchen Napfkuchen ab und ſagte dann: „Un nu grüß' Mutterchen und ſag' ihr, ich käme Punkt acht. Mit 'm Schlag. Denn wir von's Theater ſind pünktlich, ſonſt geht es nich. Und wenn Du wiederkommſt, Olgachen, ſo kannſt Du gleich die kleine Hoftreppe 'raufkommen, bloß drei Stufen, da brauchſt Du vorn nich durch und is kein Fräulein Flora nich da, die Dich anſchreit und wegſchicken will. Hörſt Du?" Und in einer Art Selbſtgeſpräch ſetzte ſie hinzu: „Gott, dieſe Flora; je weniger Bildung, je mehr Einbildung. Ich begreife dieſe Menſchen nich."

Olga verſprach alles zu beſtellen und eilte mit ihrem Beuteſtück ins Freie. Kaum draußen, ſah ſie ſich noch einmal um und biß dann herzhaft ein und ſchmatzte vor Vergnügen. Aber ſchnöder Undank keimte bereits in ihrer Seele, und während es ihr noch ganz vorzüglich ſchmeckte, ſagte ſie ſchon vor ſich hin: „Eigentlich is es gar kein richtiger .... Ohne Roſinen .... Einen mit Roſinen eſſ' ich lieber.“

4. Kapitel.

Als Olga, nach Erledigung aller ihr aufgetragenen Gänge, den zu Kaufmann Marzahn an der Ecke natürlich mit eingerechnet, wieder nach Hauſe kam, fand ſie hier alles verändert und Tante Stine damit beſchäftigt, die rote Wollſchnur der Tüllgardinen in die meſſingblechenen Halter einzuhaken. Überall herrſchte Sauberkeit und Ordnung — nur in der Nebenſtube war man nicht fertig geworden — und das einzige, was als Störung gelten konnte, war ein eben abgegebener Korb mit Weinflaſchen und eine vorläufig auf einen daneben ſtehenden Stuhl geſetzte Hummermayonnaiſe.

Olga berichtete, daß Wanda kommen würde, was von ſeiten der Pittelkow mit ſichtlicher Freude vernommen wurde. „Wenn Wanda nich da is, is es immer bloß halb. Ich möchte mir nich alle

Tage hinſtellen, un Prinzeſſin ſpielen; aber das muß wahr ſein, alle von's Theater haben ſo was un kriegen einen Schick un können reden. Wo's ihnen eigentlich ſitzt, ich weiß es nich und am wenigſten bei Wanda. Wanda war immer die Faulſte von uns un die Klügſte auch nich un ließ ſich vorſagen und ohne Lehrer Kulike .... na, mit dem hatte ſie's. Überhaupt, es war 'ne pfiffige Kröte, was ſonſt die Dicken eigentlich nich ſind. Aber immer gut und kein Neidhammel und gab immer was ab.“

Während dieſer Rede, die ſich nur halb an Stine richtete, war die mitten auf dem Sofa ſtehende Witwe mit Geraderückung dreier Bilder beſchäftigt und trat, als ſie damit fertig war, vom Sofa her bis an die Thürſchwelle zurück, um von hier aus noch einmal alles überblicken und ſich von dem Gelungenſein ihres Arrangements überzeugen zu können. Wegen ſolcher Dinge gelobt zu werden, war ihr, bei ihrer, im Grunde genommen ganz auf Wirtſchaftlichkeit und Ordnung geſtellten Natur, ein wahres Herzensbedürfnis, und wenn ſie je zuvor einen Anſpruch auf ein dafür einzuheimſendes Lob gehabt hatte, ſo ſicherlich heute. Alles was aus dem ihr zur Verfügung ſtehenden Material gemacht werden konnte, war daraus gemacht worden und ließ wenigſtens momentan überſehen, wie ſehr und zum Theil auch in wie komiſcher Weiſe ſich die hier aufgeſtellten Sachen untereinander widerſprachen. Ein Büffett, ein Sofa und ein Pianino, die, hintereinander weg, die von keiner Thür unterbrochene Längswand des Zimmers einnahmen, hätten auch bei „Geheimrats“ ſtehen können; aber die von der Pittelkow eben gerade gerückten drei Bilder ſtellten das im übrigen erſtrebte Enſemble wieder ſtark in Frage. Zwei davon: „Entenjagd“ und „Tellskapelle“ waren nichts als ſchlecht kolorierte Lithographieen allerneueſten Datums, während das dazwiſchen hängende dritte Bild, ein rieſiges, ſtark nachgedunkeltes Ölporträt, wenigſtens hundert Jahre alt war und einen polniſchen oder litauiſchen Biſchof verewigte, hinſichtlich deſſen Saraſtro ſchwor, daß die ſchwarze Pittelkow in direkter Linie von ihm abſtamme. Gegenſätze wie dieſe zeigten ſich in der geſamten Zimmereinrichtung, ja ſchienen mehr geſucht als vermieden zu ſein, und während ſich an einem der Wandpfeiler ein prächtiger Trumeau mit zwei vorſpringenden goldenen Sphinxen breit machte, ſtanden auf dem Bücherſchrank zwei jämmerliche Gipsfiguren, eine Polin und ein Pole, beide kokett und in Nationaltracht zum Tanze anſetzend. Am intereſſanteſten aber präſentierte ſich der eben erwähnte Bücherſchrank ſelbſt, deſſen vier Mittelfächer leer waren, während auf ſeinem oberſten Brett zwölf prachtvoll in Leder gebundene Bände von Humes History of England und achtzehn Bände Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand ſtanden und einen wundervollen Gegenſatz zu dem „Berliner Pfennigmagazin“ bildeten, das, in zwei Haufen übereinander getürmt, unten im Schrank lag. All dies Einrichtungsmaterial, Kleines und Großes, Kunſt und Wiſſenſchaft war an ein und demſelben Vormittage gekauft und mittels Handwagen, der ein paarmal fahren mußte, von einem Trödler in der Mauerſtraße nach der Invalidenſtraße geſchafft worden. Auf die vor allem verwunderlichen franzöſiſchen und engliſchen Prachtbände hatte der, aus deſſen Mitteln dies alles kam, eigens und mit beſonderem Nachdruck beſtanden, „auf daß,“ wie er ſich in ſeiner ſpöttiſch huldigenden Weiſe auszudrücken liebte, „die Welt erfahre, wer Pauline Pittelkow eigentlich ſei.“

Das waren die Schätze, die jetzt, von der Thür her, einer letzten Muſterung unterworfen wurden, und als ſchließlich auch noch die Franſen des vor dem Sofa liegenden Brüſſeler Teppichs gerade gezupft waren, ſagte die Pittelkow: „So, Stine, nu komm, nu kochen wir uns einen Kaffee, das heißt einen orntlichen. Und Olga holt uns was dazu. Willſt Du Streußel oder bloß mit Zucker und Zimmt?“

„Ach, Pauline, Du weißt ja ....“

„Na, dann Streußel .... Olga.“

Und dieſe, die, weil die Thür aufſtand, jedes Wort gehört und ſich nur zum Schein, aber eben deshalb auch um ſo zudringlich-liebevoller mit dem „Brüderchen“ beſchäftigt hatte, ſtürzte jetzt, wie beſeſſen, aus der Hinterſtube nach vorn und war ganz Ohr und Auge.

„Da, Olga. Nu geh. Aber von Katzfuß, nich von Zachow. Und naſche nich wieder und rede nachher von Krümel.“

„Und nu, Stine,“ fuhr die Pittelkow fort, während Olga verſchwand und das längſt blankgewordene Treppengeländer im Nu herunterrutſchte, „nu wird's auch wohl Zeit, uns fein zu machen. Aber komme nich wieder in Deinem grünen Kamlott. Du weißt, ſo was kann er nich leiden. Und ſo lang es ſo is, wie es is, muß man doch machen, was er will. Und denn bringt er ja auch das ausgepuſtete Ei mit. Und die kenn' ich, die verlangen immer am meiſten, und wenn's weiter nichts is, wollen ſie wenigſtens was ſehn un Augen machen. Und das weiß auch die Wanda. Paß mal auf, die kommt wieder mit's ſchwarze Sammtkleid und 'ne Roſe vorn. Ich muß immer lachen."

Und wirklich, Wanda kam in ſchwarzem Sammet und ſah ſehr ſtattlich aus. Ihr Kopf hatte nichts von der frappirenden Schönheit ihrer alten Schul- und Jugendfreundin, aber an „Pli" war ſie dieſer, wie die Pittelkow ſelbſt zugeſtand, ſehr überlegen. „In Pli kann ich gegen Eliſabetten nich an." Das war die letzte Rolle, worin ſie Wanda geſehen und beinahe widerwillig bewundert hatte.

„Ah, Wanda," ſo begrüßte ſie jetzt die Freundin, „das is nett, daß Du da biſt; immer pünktlich."

„Ja, liebe Pauline, das is ſo bei uns, das lernen wir wie die Soldaten. Wenn's Stichwort fällt, müſſen wir vor und wenn's das Leben koſtet."

Die Pittelkow lachte herzlich, was ſie jedoch nicht abhielt, Wanda mit einer gewiſſen Feierlichkeit in den rechten Sofaplatz hinein zu komplimentieren. Stine, die ſehr gut ausſah und auf Wunſch der Schweſter ihr getüpfeltes „Perlhuhnkleid“ anhatte, ſollte ſich neben Wanda ſetzen, beſtand aber hartnäckig auf ihrem Willen und nahm einen Lehnſtuhl der Schauſpielerin gegenüber. Zwiſchen beiden ſtand ein Rieſenbouquet, das im Invalidenhausgarten für dieſen Feſtabend geſchnitten worden war: ein Dutzend Roſen, aus deren Mitte hohe Feuerlilien aufwuchſen. Wanda, die riechen wollte, bückte ſich zu tief hinein und machte ſich dadurch einen gelben Bart, was Paulinen ungemein amüſierte. Sogar Olga wurde herbeigerufen. „Sieh, Olga, ſieh, Tante Wanda hat 'nen Schnurrbart. Und was für einen! Ihr ſollt mal ſehn, Kinder, der junge Graf hat gar keinen!“

In dieſem Augenblick wurde die Klingel gezogen, und die Pittelkow ging, um in Perſon zu öffnen. Stine folgte, weil ſie nicht ſitzen bleiben und großartig die Dame ſpielen wollte. Wanda dagegen, im Vollgefühl deſſen, was ſie ſich und der Kunſt ſchuldig ſei, rührte ſich nicht vom Fleck und thronte weiter. Erſt als der Beſuch eintrat, erhob ſie ſich und erwiderte leichthin den Gruß der beiden älteren Herren, während ſie vor dem jungen Grafen einen Hofknix machte.

„Darf ich die Herrſchaften miteinander bekannt machen?“ fragte jetzt Saraſtro verbindlich und mit anſcheinend ernſteſter Miene. „Mein Neffe Waldemar (dieſer verbeugte ſich), Frau Pauline Pittelkow geborene Rehbein, Fräulein Erneſtine Rehbein, Fräulein Wanda Grützmacher. Einer Vorſtellung unſeres Freundes Papageno bedarf es nicht; er genießt des Vorzuges, allen Anweſenden bekannt zu ſein.“

In der Art, wie dieſe Vorſtellung von den drei Damen aufgenommen wurde, zeigte ſich durchaus die Verſchiedenheit ihrer Charaktere: Wanda fand alles in der Ordnung, Pauline brummte was von Unſinn und Afferei vor ſich hin, und nur Stine, das Verletzende der Komödie herausfühlend, wurde rot.

„Hat Borchardt geſchickt?“

„Verſteht ſich, hat er....“

„Nun, dann bitt' ich alſo....“

Der ungewöhnliche Beſtimmtheitston, in dem das alles von ſeiten Saraſtros geſagt wurde, verſchnupfte die Pittelkow nicht wenig, ſie hielt es aber für angemeſſen, ihren Ärger darüber auf andere Zeit zu vertagen, und ging mit Stine hinaus, um den ſchon vorher gedeckten Tiſch aus dem Hinterzimmer in das Vorderzimmer zu tragen.

Inzwiſchen war der alte Graf, der ſehr feine

Nerven hatte, durch die Feuerlilien und ihren Geruch heftig inkommodiert worden; er nahm ſie darum ohne weiteres aus dem Bouquet, öffnete das Fenſter und warf ſie hinaus. „Ein mir unerträglicher Geruch; halb Kirchhof, halb Pfarrgarten. Und von beiden halt' ich nicht viel.“

Ehe fünf Minuten um waren, war die Tafelrunde geſchloſſen. Alle ſaßen an einem ovalen Tiſch: obenan der alte Graf, neben ihm Wanda und Stine, dann Papageno und Waldemar, zu unterſt aber, alſo dem alten Grafen gegenüber, ſeine Freundin Pauline. Sie ſaß ſo, daß ſie bei jedem Aufblick in den Trumeau ſehen mußte, was den alten Grafen, als er es merkte, zu dem halb ſcherzhaften, halb huldigenden Zuruf: „Ehre, dem Ehre gebührt!“ veranlaßte. Die Pittelkow aber gefiel ſich heute in Ablehnung ſolcher Huldigungen und ſagte: „Jott, Ehre! Mir iſt nichts jräßlicher, als immer meine Viſage ſehn.“

„Dann bitt' ich meine ſchöne Freundin, ihren Augenaufſchlag etwas niedriger zu richten; ſie ſieht dann mich.“

Das erheiterte ſie. „Da bin ich doch lieber fürs Geweſene. Da bin ich doch noch lieber für mich.“

Saraſtro und Papageno waren entzückt und tranken ihrer ſchwarzen Freundin zu.

„Immer dieſelbe,“ ſagte Saraſtro. „Nicht wahr, Fräulein Wanda?“

Dieſe ſtimmte zu, ſchon einfach, weil ſie mußte, begann aber doch an ihrer Roſe zu zupfen, zum Zeichen, daß ſie nicht hergekommen ſei, ſich vor den Triumphwagen der Witwe Pittelkow zu ſpannen. Dann lehnte ſie ſich zurück und ſah nach der Tellskapelle.

Papageno trug dieſer Stimmung Rechnung und kam der Künſtlerin, die durchaus verſöhnt werden mußte, mit einem Kunſtgeſpräch entgegen, was ſich um ſo eher thun ließ, als auch der alte Graf an allem Theaterklatſch einen ehrlichen Anteil nahm und keinen Unterſchied machte, gleichviel ob ſich's um die Lucca oder Patti, oder um die letzte Choriſtin in der „Fledermaus“ handelte.

„Meine Gnädigſte,“ begann Papageno, „was dürfen wir demnächſt an Neuigkeiten auf Ihrem Kunſtinſtitut erwarten?“

„Unſer Alter,“ erwiderte Wanda, „will es mit einem Ausſtattungsſtück verſuchen. Er meint, es ſei noch das einzige ....“

„Da hat er recht. Iſt es eine Reiſe nach dem Mond oder in den Mittelpunkt der Erde?“

„Hoffentlich das letztere,“ warf der alte Graf ein. „Ich bin für Mittelpunkte.“

Wanda lächelte. Das Eis war gebrochen, und es wurde ihr von dieſem Augenblick an einigermaßen ſchwer, in einem öden, weil wenigſtens zunächſt noch unperſönlich verbleibenden Kunſtgeſpräch weiter fortzufahren. Sie bezwang ſich aber und ſagte, während ſie nur dann und wann den alten Grafen verſtändnisvoll ſtreifte: „Wegen Beſchaffung eines Textes hat ſich der Alte natürlich kein graues Haar wachſen laſſen. Er bleibt bei ſeiner Abneigung, für Dinge zu zahlen, die man umſonſt haben kann, und glaubt, wie mein Kollege Pöltrig ſagt, der übrigens ſtudiert hat, anſtandslos in das Gebiet der Dichtung übergreifen zu können. Unſer Alter iſt überhaupt der Mann der Übergriffe, woran ich immer nur mit Unwillen denken kann.“

„Empörend,“ ſagte der alte Graf. „Übrigens ahn' ich bereits, an welche Thür er geklopft haben wird. Wohl zu verſtehen, an welche Dichterthür. Ich wette zehn gegen eins: Shakeſpeare ....“

„Der Herr Graf treffen immer ins Schwarze. Ja, das ‚Wintermärchen,‘ und mir iſt die Hauptrolle zugefallen, die der Hermione, von der ich vorläufig nur weiß, daß ich eine ganze Scene lang auf einem Poſtamente ſtehe, ganz ſchmucklos, aber doch was Weißes um.“

Saraſtro lächelte. „Dieſe Beſetzung der Rolle kann niemand überraſchen, und Sie, mein gnädigſtes Fräulein, wenn Sie nicht blind gegen Ihre ſo deutlich hervortretenden Gaben und Vorzüge ſind, am wenigſten. Die Natur hat Sie zu glücklich ausgeſtattet, als daß das Marmorbräutliche, das hier beinahe ausſchließlich in Frage kommt, an ihnen vorübergehen konnte. Wenn ich mir Sie ſo denke, ganz Stein, und mit einem Male durchdringt Sie das warme, pulſierende Leben, alles wogt, und in rötlicher Beleuchtung ſteigen Sie vom Sockel hernieder, um wieder Menſch unter Menſchen zu ſein, ein erhabener Gedanke ....“

„Der Herr Graf ſchmeicheln. Es iſt eine Rolle, die durchaus Jugend fordert, ja mehr als Jugend, ich möchte ſagen dürfen, Jugend und Zartheit ....“

„Eigenſchaften, die Sie ſich in übergroßer Beſcheidenheit nur abſprechen, um unſeres heftigſten Widerſpruchs ſicher zu ſein. Hermione, ſoviel mir vorſchwebt, iſt ſchon zu Beginn des Stücks Gattin und Mutter, zudem auf Untreue verklagt, Ereigniſſe, die doch nur ausnahmsweiſe vor das vierzehnte Lebensjahr fallen. Ich bitte Sie, was heißt jung, und vor allem, was heißt zart. Es wird mit dieſem Worte ‚zart‘ ein beſtändiger

Mißbrauch getrieben, und alles, was bleich oder ſchwindſüchtig iſt, das iſt ſicher, als zart bezeichnet zu werden. Eine der vielen Verirrungen unſeres modernen Geſchmacks. Zart, zart; zart iſt etwas Innerliches, Seeliſches, das auch innerhalb einer vollſten Formengebung exiſtiren kann. Fragen Sie meinen Neffen. Er reiſt ſeit fünf Jahren in Italien umher, namentlich in Kirchen, und kennt, ſchlecht gerechnet, fünftauſend Heilige weiblichen Geſchlechts. Und was heilig iſt, muß doch auch zart ſein. Und nun ſoll er uns Rede ſtehen über den Begriff der Zartheit. Ich will ſeinem beſſern Urteile nicht vorgreifen, aber ich wage vorweg die Behauptung, alles, was er von heiligen Cäcilien und Barbaras und ſelbſtverſtändlich auch von Genovevas, die immer die Hauptſache bleiben, geſehen hat, — alle waren Damen von Ihrer Konſtitution, meine Gnädigſte, Damen, denen alles Mondſcheinene fehlte, Damen in ſchwarzem Sammet und roter Roſe. Waldemar, ich bitte Dich dringend, unterſtütze mich in einer Sache, die meinem Herzen und meinem Kunſtgefühl gleich viel bedeutet.“

Er ſtieß mit Wanda an und hatte die Freude, daß Waldemar auf den angeſtimmten Ton einging und unter verbindlichem Lächeln verſicherte: Der Onkel habe recht; alle Heiligen ſeien wohlproportioniert, und auch das Zarteſte könne ſich noch innerhalb der Wellenlinie....

„Brav, brav,“ unterbrach hier der Graf. „Und ſo bitt' ich denn, die Gläſer zu füllen, um auf das Wohl Hermiónens zu trinken, — eine von Fräulein Wanda bevorzugte Accentverſchiebung, die mir eine ganz neue Auffaſſung verſpricht. Denn die Accente machen's im Leben und in der Kunſt. Es lebe die Kunſt, es lebe das Zarte, es lebe die Wellenlinie, vor allem, es lebe Hermióne Hermióne, es lebe Fräulein Wanda, es lebe die rote Roſe.“

Wanda verneigte ſich und überreichte dem alten Grafen die rote Roſe, die ſo ſinnig den Schluß ſeiner Rede gebildet hatte. Der alte Baron aber ſtieß von der andern Seite her mit beiden an.

Es folgte nun Toaſt auf Toaſt, Papageno ließ Stine leben, und nachdem auch noch Waldemar, ebenfalls an Stine ſich wendend, ein paar Worte geſprochen, ſprach Wanda, wie herkömmlich, in Klappreimen, die ſie ſich übrigens auf die einfachſte Weiſe, indem ſie „Liebe“ ſtatt „Freundſchaft“ ſetzte, für Gelegenheiten wie die heutige aus einem alten Stammbuchvers zurecht gemacht hatte. Zuletzt ergriff der alte Graf noch einmal das Wort, um ſeine Freundin Pauline leben zu laſſen. Er verſchwieg aber ihren Namen dabei, ſprach nur ganz allgemein über den **Zauber** und die Vorzüge der Witwenſchaft, und ſchloß mit dem Ausruf: „Es lebe meine Mohrenkönigin, meine Königin der Nacht.“

Alles erhob ſich, und Baron Papageno verſicherte, daß das ein echter Saraſtro-Toaſt geweſen ſei, und daß die Reihe der Trinkſprüche nicht würdiger hätte ſchließen können.

Alle ſtimmten zu, nur nicht die, der der Trinkſpruch gegolten hatte. Das Draſtiſche darin mochte gehen (verhöhnte ſie doch ſelber alles, was ſie „ſich zieren“ nannte), der Spott aber, der durchklang, und ein behagliches Sich-Ergehen in Witzeleien, die ſie nur halb verſtand, und die gerade deshalb ihr ſchlimmer erſchienen als ſie waren, — das verdarb ihr die Stimmung, und ſo ſagte ſie, während ſie ſich verfärbte: „Na, Graf, bloß nich ſo, bloß nich übermütig. Das lieb' ich nich. Un ſo vor alle! Was ſollen denn der junge Herr Graf davon denken?“

„Immer das Beſte.“

„Na, das Jute wäre mir lieber.“ Und während ſie ſich Waſſer einſchenkte, wiederholte ſie: „Königin der Nacht. Is nich zu glauben.“

5. Kapitel.

Die ſich im Herzen der Witwe Pittelkow regende Verſtimmung würde ſich bei der vorherrſchenden Tafelheiterkeit unter allen Umſtänden raſch wieder verzogen haben, der alte Graf aber, der die beiſpielloſe Heftigkeit ſeiner „Königin der Nacht“ nur zu gut kannte, hielt es nichtsdeſtoweniger für angezeigt, auch der bloßen Möglichkeit eines Sturmes vorzubeugen. „Ich denke,“ ſagte er, „wir ſorgen für etwas friſche Luft und nehmen im Nebenzimmer den Kaffee.“

„Geht nich,“ erwiderte die Pittelkow. „Alle Gardinen ab; alles wie Kraut und Rüben ....“

„Gut denn, ſo bleiben wir. Auch eng und warm hat ſeine Vorzüge .... Darf ich bitten ....“ Und damit nahm er, die Tafel aufhebend, Wandas Arm und geleitete ſie bis an den Sofaplatz, den ſie beim Erſcheinen der Herren innegehabt hatte.

Der junge Graf führte Stine, während der mit der Sitte ſolcher Pittelkow-Abende längſt vertraute Baron ohne weiteres einen eleganten Liqueurkaſten und eine Cigarrenkiſte vom Büffet her auf den Sofatiſch ſetzte. Der alte Graf nickte zuſtimmend, ſtrich ein Phosphorholz an der Sohle ſeines Lackſtiefels und zündete ſich eine ſorgfältig gewählte Havanna an. Als er den erſten Zug gethan und die Wolke weggeblaſen hatte, wandt' er ſich kavalierhaft verbindlich an Wanda und Stine und ſagte: „Die Damen erlauben doch?“

Frau Pauline hatte ſich gleich von Tiſch in die Küche begeben und kam ſchon nach wenigen Minuten mit dem Kaffee zurück, eine Schnelligkeit, die ſich nur daraus erklärte, daß ſich Olga der ihr gewordenen Doppelaufgabe: das Kind ruhig und das Waſſer im Kochen zu erhalten, mit einer durch Furcht und Hoffnung gleichmäßig geſchärften Gewiſſenhaftigkeit unterzogen hatte. Der Kaffee wurde präſentiert, auch der alte Baron nahm aus dem Cigarrenkiſtchen, und einen Augenblick ſpäter kräuſelten ſich die Rauchwolken von zwei Seiten her durch die Luft.

„In der ganzen Welt giebt es keine zweite ſolche Cigarre,“ verſicherte Papageno.

„Zugeſtanden,“ erwiderte der Graf. „Und zudem eine Cigarre hier, im Hauſe meiner Freundin, iſt mir immer wie Opiumrauchen, das glücklich macht, und bei jedem neuen Zuge ſeh' ich die Gefilde der Seligen oder, was dasſelbe ſagen will, die Houris im Paradieſe.“

„Na, na,“ ſagte die Pittelkow, die, wenn ſie nicht ſchon da waren, neue Verhöhnungen fürchten mochte.

Der alte Graf aber ließ ſich durch dieſen Zuruf nicht ſtören und fuhr ſeinerſeits fort: „Überhaupt alles wundervoll, und ich vermiſſe nur eins, die Liqueure. Papageno hat freilich für den Kaſten geſorgt (dafür iſt er Papageno), aber nicht für den Schlüſſel.... Ah, ſieh da, Fräulein Stine bringt ihn ſchon. Ich glaube, ſie hat überhaupt den Schlüſſel und ſchließt uns jedes Glück auf, vorausgeſetzt, daß ſie will.... Und nun überlaſſen Sie mir die Wahl, meine Damen. Ich wette, daß ich's für jede von Ihnen treffe.“

„Das wäre,“ ſagte Wanda, „da bin ich doch neugierig.“

„Es iſt leichter, als Sie denken. Jedem ſind ſeine Neigungen von der Stirn zu leſen: hier, meine Freundin, iſt für Curaçao (die Pittelkow nickte), der früher unter dem ſchlichteren

Namen ‚Pomeranzen‘, eine nicht verächtliche Carrière machte, Fräulein Stine iſt natürlich für Aniſette, und Fräulein Wanda für einen Benediktiner oder zwei. Koſten Sie, meine Gnädigſte. Wie denken Sie über ſolche Mönche? Nicht wahr, nicht übel?“

Es wurde nun immer belebter, und je mehr ſich eine narkotiſche Wolke durch das Zimmer verbreitete, deſto myſteriöſer wurd' auch die Sprache. Der alte Graf übernahm dabei die Führung, während Baron Papageno ſekundierte. Beider Intimitäten aber richteten ſich ausſchließlich an Wanda, weil ſie vor den beiden Schweſtern eine gewiſſe Scheu hatten, vor der älteren um ihres unberechenbaren Temperaments, vor der jüngeren um ihrer Unſchuld willen. Wanda, die die momentane Vernachläſſigung zu Beginn der Tafel längſt vergeſſen hatte, ſah in dieſem beſtändigen Sichwenden an ihre Perſon ſelbſtverſtändlich nichts als einen ihr zuſtehenden Triumph und berauſchte ſich in der Fülle der ihr immer eindringlicher zu teil werdenden Huldigungen. Und was die Huldigungen nicht thaten, das that der Benediktiner. Alle Grandezza war längſt abgeſtreift, und als ſie mit einigen Couliſſen-Geheimniſſen debütiert und namentlich den alten Direktor in ſeiner eigentlichſten Sphäre, der des Serails, gekennzeichnet hatte, war ſie vorgeſchritten genug, dem Wunſche des alten Grafen, der nach Proben ihrer Kunſt verlangte, nachzugeben. Ein paar auch jetzt noch verbleibende Bedenken wurden durch Baron Papageno beſeitigt, der im rechten Momente erzählte, „die Rachel habe, mit nichts als einem Spitzenſchleier drapiert, auf der Pfaueninſel die Phädra geſpielt und den Kaiſer Nikolaus zur Bewunderung hingeriſſen: er bezweifle nicht, daß Wanda dasſelbe könne, gleichviel nun, ob ſie den Ritter Toggenburg oder den Gang nach dem Eiſenhammer oder auch bloß den Handſchuh deklamiere. Aber einer müſſe hinter ihr ſtehen und die Geſten machen; ohne Geſten ſei der Erfolg nur halb.“ Dieſe Frage wurde weiter ausgeſponnen und nachdem man die verſchiedenen Formen und Zuſätze durchgenommen hatte, durch deren Anfügung die Schillerſche Ballade zu höherer Wirkung gelangen ſollte, kam man ſchließlich überein, da doch alles auf den dramatiſchen Effekt hinauslaufe, lieber die Deklamation ganz fallen zu laſſen und ſtatt deſſen ein Stück aufzuführen: ein Schattenſpiel oder am liebſten eine Kartoffelkomödie. Dieſes Wort, kaum gefallen, wurde mit Begeiſterung aufgenommen, und Wanda, nachdem ſie die noch vor ihr ſtehende kleine Taſſe geleert, erhob ſich von ihrem Sofaſitze, zum Zeichen, daß ſie nunmehr bereit ſei, mit einer dramatiſchen Aufführung zu beginnen.

„Aber was? was? .... Luſtſpiel oder Trauerſpiel?“

„Natürlich Trauerſpiel ....“ ſo klang es durcheinander und ſelbſt der junge Graf und Stine, die ſich bis dahin zurückgehalten hatten, wurden lebendig. Wanda ſelbſt aber verbeugte ſich und ſagte nicht ohne Anflug von Humor: „Ein verehrungswürdiges Publikum wird ſeiner Zeit über Inhalt und Titel des näheren verſtändigt werden.“

„Bravo! Bravo!“

Hierauf zog ſie ſich in der That zurück und ging in die Küche, wo ſie das Nötigſte für die Komödie zu finden hoffte. Die Pittelkow folgte. Bald danach aber erſchienen beide wieder in Front der Wohnung, wo man ſofort, die nach der Nebenſtube führende Flügelthür öffnend, innerhalb eben dieſer Thüröffnung ein kariertes Plaid auszuſpannen und in etwa Manneshöhe zu befeſtigen begann. Dahinter nahm jetzt Wanda ihren Stand und drückte das Plaid gerade weit genug herunter, um bequem darüber fortſehen zu können. Und nun verkündigte ſie: „Judith und Holofernes, Trauerſpiel in zwei Akten von Tuſſauer, ohne Muſik. Wir beginnen mit dem erſten Akt („ſehr gut“ .... „merkwürdig“) oder was dasſelbe ſagen will, mit der Zeltgaſſe des Holofernes.“

Und nach dieſer Ankündigung ſchnellte das Plaid wieder in die Höhe, und an Stelle von Wandas brünettem Geſicht erſchien eine weißgekleidete Kartoffelprinzeſſin mit rotem Turban und rotem Siegellackmund. Natürlich Judith. Dieſe verneigte ſich, geſchickt dirigiert, vor dem Publikum, ſah abwechſelnd nach links und rechts, wie wenn ſie jemand erwarte, und begann dann in etwas heiſerem Ton:

„Er iſt es, Holofern, der ſchwergeprüfte Mann,
Ich ſeh ſein großes Schwert und einen Klunker dran.“

Wirklich zeigte ſich in eben dieſem Augenblicke von der einen Seite her eine hagere Rotmantelgeſtalt mit einer Papierkrone:

„Wer biſt Du, ſchöne Frau? Wo kommſt Du hergereiſt?
Im Krieg iſt mancher Mann manchmalen etwas dreiſt.“

„Auch im Frieden,“ tuſchelte Saraſtro dem Baron zu. Judith aber fuhr fort:

„Ergebne Dreiſtigkeit erleid' ich ſittig gern,
Ich nenne Judith mich und ſuche Holofern.“
„So bin ich's, den Du ſuchſt ... Wie war ich ſo allein ...“
„Doch nur durch Deine Schuld ...“ „Es ſoll nicht länger ſein.“

Und unter einem halb befehlshaberiſchen, halb vertraulichen Augen- und Fingerwink auf ſein Zelt zuſchreitend, folgte Judith, während das gleichzeitig im Nebenzimmer erlöſchende Licht anzeigte, daß der Vorhang vorläufig falle.

Der junge Graf wollte Beifall klatſchen, der Oheim aber hielt ihn zurück und erklärte, „daß man ſein Feuer, auch in ſolchen Dingen, nicht zu früh verknattern müſſe. Dies alles ſei nur Vorſpiel und ſtelle viel, viel Intrikateres in Ausſicht. Er, für ſeine Perſon, ſei vor allem neugierig, wie Fräulein Wanda gewiſſe ſceniſche Schwierigkeiten, ſo beiſpielsweiſe das Konnubium und in zweiter Reihe die Dekapitation überwinden werde. Freilich beſtreite man jetzt das Vorhandenſein ſceniſcher Schwierigkeiten, aber alles habe doch ſeine Grenze.“

Saraſtro würde noch weiter geſprochen haben, wenn nicht das ſich wieder erhellende Nebenzimmer den Fortgang der Handlung angezeigt hätte. Wirklich erſchien im nächſten Augenblicke Judith auf's neue, diesmal, um ihren entſcheidenden Monolog zu halten.

„Er ſterbe . . . Muß er's denn? Mir ſelber iſt es leid,
Er ſprach von einem Schmuck und ſprach von einem Kleid,
Allein wer bürgt dafür? Ich weiß, wie Männer ſind,
Iſt erſt der Sturm vorbei, ſo dreht ſich auch der Wind:

Er ſprach von Frau ſogar, allein was iſt es wert? . .
Komm denn an meine Bruſt, geliebtes Racheſchwert;
Er hat es ſo gewollt, — ich faſſe ſeinen Schopf,
Daß er mich zubegehrt, das koſtet ihm den Kopf.“

Und im ſelben Augenblicke (die Geſtalt des Holofernes war inzwiſchen aus der Tiefe heraufgeſtiegen) vollzog ſich auch ſchon der Enthauptungsakt, und der Kopf des Holofernes flog, über die Gardine fort, ins andere Zimmer hinein, und fiel hier vor Baron Papageno nieder. Alles klatſchte dem Stück und mehr noch dem virtuoſen Schwerthiebe Beifall, der alte Baron aber nahm den ihm zu Füßen liegenden Kopf auf und ſagte: „Wahrhaftig, bloß eine Kartoffel. Kein Holofernes. Und doch war es mir, als ob er lebe. Was eigentlich auch nicht wunder nehmen kann. Denn, früher oder ſpäter, iſt eine derartige Dekapitation unſer aller Los. Irgend eine Judith, die wir ‚zubegehren,‘ — beiläufig eine herrliche Wortbildung, — entſcheidet über uns und tötet uns ſo oder ſo.“

„Laſſen Sie's Baron. Wozu dieſe ſchwermütigen Betrachtungen. Ich find' es einfach ſuperb. Und glücklich der Dichter, der derlei ſchaffen konnte. Sie, Fräulein Wanda, nannten vorhin einen Namen, aber vielleicht nur um von ſich perſönlich abzulenken .... Eigene Schöpfung?“

„O nein, Herr Graf.“

„Nun, wenn nicht von Ihnen, meine Gnädigſte, von wem denn?“

„Von einem jungen Freunde.“

„Will ſagen, von einem alten Anbeter.“

„Nein, Herr Graf, von einem wirklichen jungen Freunde, von einem Studenten.“

„Das ſind wir alle. Was ſtudiert er? Darauf kommt es an.“

„Ich habe das Wort vergeſſen und auf ſeiner Karte ſteht es immer nur halb. Und ſein Muſeum iſt in der Königgrätzer Straße. Da wollen ſie, wenn mir recht iſt, herauskriegen, wie die Welt entſtanden iſt und woraus und wann.“

„Und vielleicht auch warum? Ein ſehr intereſſantes Studium .... Und er dichtet auch?“

Wanda bejahte, zugleich hinzuſetzend, daß es nichts Leichtes geweſen ſei, ſeiner ernſten Richtung in der Kunſt ein Stück wie Judith und Holofernes abzugewinnen. „Er werde ſeine Muſe nicht entweihen,“ ſeien damals ſeine Worte geweſen. Aber ſie habe, Gott ſei Dank, Mittel in Händen gehabt, ihn zu zwingen.

„Ah, ich verſtehe ....“

„Nein, nicht das, Herr Graf. Er iſt ein ſehr verſchämter junger Mann und lieſt mir bloß ſeine großen Trauerſpiele vor, immer mit einem

Vorſpiel. Und dabei hofft er auf meine Fürſprache. Damit hab' ich ihn in der Gewalt. Freilich, ich muß es ſagen, es wird nichts mit ihm. Aber ein guter Junge, der mir alles zuliebe thut."

„Glaub' ich," lachte der Baron. „Aber, meine Gnädigſte, wer wollt' es auch anders? Und nun denk' ich, wir machen einen Whiſt."

Ein Spieltiſch wurde herbeigeſchafft und aufgeklappt und die drei Herren und Wanda nahmen Platz. Auf ein niedriges Tiſchchen daneben wurde ein Champagnerkühler geſetzt und der alte Graf in Perſon machte den Wirt. Eigentlich trank nur Wanda, trotzdem auch ihr ein Spatenbräu ſehr viel lieber geweſen wäre. Stine ſtand hinter Papagenos Stuhl und mußte die Verſicherung mit anhören: „eine reine Jungfrau bringe Glück." Die Pittelkow machte ſich wirtſchaftlich zu thun und putzte bereits die Gabeln wieder blank.

So verging eine gute Weile. Zuletzt aber warf der alte Graf die Karten hin und ſagte: „Kommt nichts dabei heraus. Ein Spiel iſt eigentlich nur was, wenn es la banque ou la vie geht. Ich glaub', ich habe ſieben Mark verloren und quäle mich nun ſchon eine Glockenſtunde. Wanda, ſind Sie bei Stimme? Natürlich; was frag' ich noch. Eine Dame wie Sie hat ihre Requiſiten immer bei ſich. Omnia mea mecum portans ....“

Papageno lachte.

Der alte Graf aber fuhr fort: „Omnia mea .... Welche Perſpektive! Auf Ihr Wohl, Wanda. Und auf das Ihre, Fräulein Stine. Pauline braucht unſer Wohl nicht, der iſt wohl von ſelbſt.“

„Na, na, Graf. Bloß nich ſo. Von ſelbſt? Wovon denn? Weiß es Gott, es is auch nich immer 'n Vergnügen.“

„O vorzüglich, Pauline. Du biſt doch die Beſte. Stoß an, Kind. Aber nun ſingen, Wanda.“

„Ja, wer begleitet?“

„Natürlich der, der allein begleiten kann: Papageno.“

„Gut, gut.“

Und der alte Baron ſchob einen Stuhl ans Klavier, drehte den kleinen Schlüſſel und öffnete. „Was ſoll es ſein?“

„Nun,“ ſagte der alte Graf, „das wenigſtens ſind wir Dir ſchuldig, Freund, daß wir mit der Papageno-Arie beginnen. Alſo: ‚Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht.‘ Aber freilich, das iſt eine Plattitüde, das iſt ſelbſtverſtändlich. Erſt was folgt, iſt das

Eigentliche. ‚Die ſüßen Triebe mitzufühlen, iſt dann des Weibes erſte Pflicht.‘“

Der Baron nickte zuſtimmend und wiederholte den Schluß: „iſt dann des Weibes erſte Pflicht.“ Wanda aber, die, wie die meiſten ihrer Art, an ganz unmotivierten Anſtands- und Tugendrückfällen litt, ſagte mit einem Male: „Nein, meine Herren, es iſt noch zu früh. Ich finde, dies Lied iſt ſchon über der Grenze.“

Die Herren ſahen einander an, weil keiner wußte, was er aus dieſem Unſinn machen ſollte, die Pittelkow aber, die ſich über das „Wandaſche Gehabe“ ganz aufrichtig ärgerte, fuhr energiſch dazwiſchen und ſagte: „Jott, Wanda, bloß keine Geſchichten. Grenze! Wenn einer ſo was hört! Man is entweder rüber oder man is nich rüber. Un wenn man erſt rüber is, und wir ſind rüber, dann is es auch ganz egal, ob es Klock zehn is oder Klock elfe. Nein, Wanda, blos nich zieren. Immer anſtändig, dafür bin ich, aber zieren kann ich nich leiden.“

Es ſchien ſich ein Streit entſpinnen zu ſollen, der, bei dem rückſichtsloſen Charakter der Pittelkow, bei der alles immer biegen oder brechen mußte, leicht zu ſehr unliebſamen Erörterungen hätte führen können. Niemand wußte das, nach allerperſönlichſten Erfahrungen, beſſer, als der alte Graf ſelbſt. Er ſprang alſo über den Streitpunkt raſch weg und ſagte: „Dann bin ich, wenn es die Zauberflöte nicht ſein kann, für den Alten Feldherrn. Aber im Koſtüm.“

Das wurde denn auch allerſeits freudig aufgenommen und nach kurzem Rückzug in die Nebenſtube trat Wanda wieder ein, rot drapiert und eine Gardinenſtange ſtatt des Fahnenſtocks in der Hand.

„Singen, ſingen!“

„Ich werde ja,“ ſagte Wanda, ſich vor ihrem Publikum verneigend, „aber was? Der Alte Feldherr hat zwei Stücke.“

„Nun denn, das Hauptſtück: ‚Fordre niemand mein Schickſal zu hören.‘ Ein wundervolles Lied und ebenſo wahr wie ergreifend. Eigentlich könnt’ es jeder ſingen, vor allem ſolche alte Feldherrn wie wir. Nicht wahr, Papageno? Aber nun anfangen. Schnell, ſchnell.“

Und im nächſten Augenblick brach es los und durch alle drei Stockwerke hin, ſo daß ſelbſt die Polzins oben es hören konnten, klang es in immer erneutem Refrain:

„Iſt mir nichts, iſt mir gar nichts geblieben,
Als die Ehr’ und dies alternde Haupt.“

Die Pittelkow hatte ſich dabei hinter den Stuhl des alten Grafen geſtellt und ſchlug mit ihrem Zeigefinger den Takt auf ſeiner kahlen Kopfſtelle.

Wanda war glücklich und gab immer Neues zum beſten, wobei die Pittelkow, die viel Gehör hatte, die zweite Stimme ſang, während Saraſtro mit ſeinem Baß und der nach wie vor am Klavier begleitende Papageno mit ſeinem ſchadhaft gewordenen Bariton einfielen.

Nur der junge Graf und Stine ſchwiegen und wechſelten Blicke.

6. Kapitel.

So verging noch eine Stunde. Dann brach man endlich auf und Saraſtro und Papageno baten mit aller Dringlichkeit um die Ehre, Fräulein Wanda, „damit ihr nichts zuſtoße,“ gemeinſchaftlich nach Hauſe bringen zu dürfen. Der junge Graf ſchloß ſich wohl oder übel an. Die ſo doppelt und dreifach Gefeierte drang freilich ihrerſeits auf Vereinfachung des Verfahrens, immer wieder verſichernd, „daß einer genüge.“ Sie ſah ſich aber überſtimmt. „Die Verantwortung ſei zu groß.“

Als alle fort waren, nahm die Pittelkow ihre Schweſter um die Taille, walzte mit ihr dreimal im Zimmer umher und ſagte dann: „So, Stine, nu wird es erſt nett. Eine braune Kanne voll hab' ich uns gleich noch beiſeite geſtellt und ein paar Morgenſemmeln ſind auch noch da. Die werden nu woll zäh genug ſein, aber mit Butter geht es doch, da rutſchen ſie.... Nein, dieſe Wanda; nich zu glauben. Und eine Stimme, wie 'ne Harfenjule."

Stine verſuchte zum Guten zu reden und warf der Schweſter vor, daß ſie, wie gewöhnlich, viel zu ſtreng ſei. Zudem verrate ſie ſich; alles was ſie da ſage, ſei doch bloß aus Eiferſucht. Aber ſie brauche gar nicht eiferſüchtig zu ſein, denn alle drei ſeien ja mitgegangen und drei ſeien immer beſſer als einer. Die gute Wanda! Nun ja, wenn man wolle, ſo ließe ſich jedem was ans Zeug flicken (ihnen beiden auch), alles in allem aber ſei die Grützmacher eigentlich eine nette Perſon und jedenfalls eine ſehr gutmütige.

„Ja," ſagte Pauline, „das iſt ſie; man bloß ſo wichtig und zierig. Und wenn ſie ſich dann ausgeziert hat, denn ziert ſie ſich wieder nicht genug und hat ſo was Johliges und Genierliches."

„Du biſt heute gut im Zuge," lachte Stine. „Das alſo iſt Wanda. Und nun ſage mir, wie bin ich denn? Aber nein, ſag' es nur lieber nicht...."

„Will auch nicht...."

„Sage mir lieber etwas über die Drei. Wie ſteht es mit dem alten Grafen?“

„Ein Ekel.“

„Und mit dem Baron?“

„Ein Dummbart.“

„Und mit dem jungen Grafen?“

„Ein armes, krankes Huhn.“

7. Kapitel.

Der nächſte Tag verging, ohne daß ſich die Schweſtern auch nur geſehen hätten: die Pittelkow hatte wieder Ordnung zu ſchaffen und Stine ſollte bis Sonnabend Abend noch eine große Rahmenſtickerei abliefern.

Und ſtill und ohne Begegnung wie der erſte Tag ſchien auch der zweite vergehen zu ſollen. Niemand kam zu Stine hinauf und dieſe — nachdem Olga den Drücker gebracht hatte, — wußte nur das eine, daß ihre Schweſter Pauline mit beiden Kindern in die Stadt gegangen ſei. Langſam ſchwanden die Stunden, und die niedergehende Sonne hing ſchon tief zwiſchen den zwei Türmen des Hamburger Bahnhofs, als ein elegant gekleideter Herr die Invalidenſtraße heraufkam und in Nähe des von Stine bewohnten Hauſes eine Häuſermuſterung begann. Es war der junge Graf, der, ſeinem Sehen und Suchen nach zu ſchließen, die Pittelkowſche Hausnummer ſamt ihrem a, b, c vergeſſen haben mußte, trotzaber darauf rechnete, ſich in dem Wirrwarr zurechtzufinden. Und ſei's nun aus Zufall oder mit Hilfe kleiner Zeichen, er traf es wirklich, und als er gleich danach auf dem erſten Treppenflur: „Witwe Pittelkow" las, ſtieg er, nunmehr ſicher geworden, ohne weiteres bis ins dritte Stock hinauf und klingelte. Stine, die die Schweſter erwartet haben mochte, kam raſch und öffnete.

„Gott, Herr Graf."

„Ja, Fräulein Stine."

„Sie wollen zu meiner Schweſter: meine Schweſter muß gleich zurückkommen. Ich habe Drücker und Schlüſſel und kann Ihnen aufſchließen."

„Nein, ich will nicht zu Ihrer Schweſter; ich will zu Ihnen, Fräulein Stine."

„Das geht nicht, Herr Graf. Ich bin allein und ein alleinſtehendes Mädchen muß auf ſich halten. Sonſt giebt es ein Gerede. Die Leute ſehen alles."

Er lächelte. „Wenn es ſo iſt, Fräulein Stine, dann iſt raſches Eintreten immer noch das Sicherſte."

„Nun gut, Herr Graf .... Ich bitte ...."

Und damit trat ſie von der Korridorthür zurück und ging ihm voran, auf ihr Zimmer zu.

* * *

Die Polzin hatte, ſo lange das Geſpräch dauerte, beobachtend an ihrem Thürguckloch geſtanden. Im ſelben Augenblick aber, wo Stine, voranſchreitend, den Grafen in ihr Zimmer führte, wandte ſie ſich ebenfalls in ihre halbdunkle Stube zurück, in der auf einem kiehnen Klapptiſch bereits das Abendbrot für ihren Mann ſtand: ein Bückling und ein rundes Landbrot, von dem ſie jedesmal zwei kaufte, „weil ſich das friſche zu ſehr wegſchneide."

„Na," ſagte Polzin, „was meinſt Du, Mutter? Drei Mark mehr is nu woll nich zuviel?"

„Drei ....? Wo denkſt Du hin? Wenigſtens fünfe. Man bloß, daß es noch nich ſicher is. Er war ſo zittrig und bibberte ſo."

Und bei dieſen Worten legte ſie das Ohr wieder an die Wand, während Polzin, der mit ſeiner Klapperei die Horcherſcene nicht ſtören wollte, von ſeiner Arbeit aufſtand und ſich an ſein Abendbrot machte.

8. Kapitel.

Der unerwartete Beſuch war inzwiſchen in das Frontzimmer eingetreten, und während Stine wieder auf das Fenſter und ihre hier aufgeſtellte Rahmenſtickerei zuſchritt, forderte ſie den jungen Grafen auf, auf dem ſchräg zur Seite ſtehenden Sofa Platz zu nehmen. Er lehnte dies aber ab und ſchob ſtatt deſſen einen Stuhl in die Nähe Stines, die ſich ihrerſeits ſofort wieder ihrer Arbeit zuwandte, freilich in ſichtlicher Erregung. Die Nadel flog, und der orangefarbene Faden von Flockſeide blitzte bei jedem neuen Stich, den ſie machte.

„Nun, Herr Graf,“ begann ſie, während ſich ihr Kopf immer tiefer auf die Stickerei ſenkte, „was verſchafft mir die Ehre? Was führt Sie zu mir?“

Aber ehe der, an den ſich die Frage richtete, noch antworten konnte, fuhr ſie ſchon mit einer ihr ſonſt fremden Lebendigkeit fort: „Ich glaube, Sie verkennen mich. Sie mögen darüber lachen, aber ich bin ein ordentliches Mädchen, und iſt keiner in der Welt, der hintreten und zu mir ſagen kann: ‚Du lügſt.‘ Ich ſehe ja, wie's geht ... nein, nein, laſſen Sie mich ausreden .... und ſolch ein Leben, wie's meine Schweſter führt, verführt mich nicht; es ſchreckt mich bloß ab, und ich will mich lieber mein Leben lang quälen und im Spital ſterben, als jeden Tag alte Herren um mich haben, bloß um Unanſtändigkeiten mit anhören zu müſſen oder Anzüglichkeiten und Scherze, die vielleicht noch ſchlimmer ſind. Das kann ich nicht, das will ich nicht. Und nun wiſſen Sie, woran Sie ſind.“

„Fräulein Stine,“ ſagte der junge Graf, „Sie ſagen, ich irrte mich in Ihnen. Ich glaube nicht, daß ich mich in Ihnen irre. Aber ſelbſt wenn es ſo wäre, ſo laſſen Sie mich Ihnen ſagen, Sie irren ſich auch in mir. Ich komme zu Ihnen, weil Sie mir gefallen und mir eine Teilnahme eingeflößt haben, oder lieber rund heraus, weil Sie mir leid thun. Ich hab' es Ihnen wohl angeſehen, daß an dem Abende neulich nicht alles nach Ihrem Sinn und Geſchmack war, und da nahm ich mir vor, Du willſt ſehen, wie's dem Fräulein Stine geht. Ja, Fräulein, das nahm ich mir vor, und wenn ich Ihnen helfen kann, ſo will ich Ihnen helfen und Ihnen Ihre Freiheit wiedergeben und Sie losmachen aus dieſer Umgebung. Ich glaube, daß ich es kann, trotzdem ich kein Prinz bin und noch weniger ein Wunderthäter. Und Sie dürfen auch nicht fürchten, daß ich eines Tages mit der Abſicht kommen werde, mir einen ſchönen Dank dafür zu holen. Nein, nichts davon. Ich bin krank und ohne Sinn für das, was die Glücklichen und Geſunden ihre Zerſtreuung nennen. Eine lange Geſchichte, womit ich Sie nicht behelligen will, wenigſtens heute nicht."

Er hatte ſich, während er dieſe letzten Worte ſprach, erhoben und ſah, ſeine Hand auf Stines Stuhl lehnend, in den Sonnenball, der eben zwiſchen den nach Weſten ſtehenden Bäumen des Invalidenparks niederging. Alles ſchwamm in einem goldenen Schimmer, und das Schweigen, in das er verfiel, zeigte, daß er auf Augenblicke von nichts als von der Schönheit des ſich vor ihm aufthuenden Bildes hingenommen war. Endlich aber nahm er ſich Stines Hand und ſagte: „Was hab' ich da geſprochen von Freiheit geben und Sie wieder los machen wollen! Geben Sie mir keine Antwort darauf. Alles falſch und eingebildet und thöricht dazu. Weil ich mich ſelber hilfebedürftig fühle, war ich wohl des Glaubens, Sie müßten auch hilfebedürftig ſein. Aber ich empfinde mit einem Male, daß Sie's nicht ſind, daß Sie's nicht ſein können.“

Stine lächelte vor ſich hin. Der junge Graf aber, der es nicht ſah oder nicht ſehen wollte, fuhr in dem ihm eigentümlich elegiſchen Tone fort: „Ja, Fräulein Stine, das Kränkſein, das eigentlich von Jugend auf mein Lebensberuf war, es hat auch ſeine Vorteile; man kriegt allerlei Nerven in ſeinen zehn Fingerſpitzen und fühlt es den Menſchen und Verhältniſſen ab, ob ſie glücklich ſind oder nicht. Und mitunter ſogar den Räumen, darin die Menſchen wohnen. Und hier lehren mich meine Sinne, Sie können nicht unglücklich ſein. Es iſt nicht ein Zufall, daß ein ſolches Bild hier vor Ihnen ausgebreitet liegt und ein Zimmer, in das die Sonne jeden Abend ſo freundlich blickt, das iſt ein gutes Zimmer.“

„Ja,“ ſagte Stine, „das iſt es. Freilich, man ſoll ſich ſeines Glückes nicht rühmen, ſchon, um's nicht zu berufen. Aber es iſt wahr, ich bin glücklich.“

Der junge Graf ſah ſie bei dieſen Worten forſchend und beinah verwundert von der Seite her an. Er hatte ſich darin gefallen, ihr, um der freundlichen Umgebung willen, in der er ſie gegen Erwarten antraf, ohne weiteres das Glück zuzuſprechen, und war nun doch betroffen, ſie ſo rund heraus das beſtätigen zu hören, was er ihr ſelber eben geſagt hatte. Stine ſah das alles und ſetzte deshalb hinzu: „Sie müſſen nun freilich nicht denken, ich wiſſe vor lauter Glück nicht ein noch aus. So ſteht es auch nicht. Ich bin glücklich, aber nicht wie die, welche die Not nicht kennen und immer nur gute Tage haben. Und bin auch nicht ſo glücklich wie die katholiſche Schweſter, die mich letzten Winter in meiner Krankheit pflegte. Solche fromme Seele, die nichts will, als Gott wohlgefällig ſein, ja, die hat freilich mehr, und mit der ſteht es beſſer. Aber ich bin ſo gut dran, wie gewöhnliche Menſchen, die Gott ſchon danken, wenn ihnen nichts Schlimmes paſſiert.“

„Und das Zuſammenleben mit Ihrer Schweſter! Iſt es Ihnen keine Laſt und keine Sorge?“

„Nein. Ich liebe meine Schweſter und ſie liebt mich.“

„Aber Sie ſind doch ſo ſehr verſchieden.“

„Nicht ſo ſehr, wie Sie glauben. Sie verkennen meine Schweſter; meine Schweſter iſt ſehr gut.“

„Aber das Verhältnis, in dem ſie ſteht! Es muß doch darüber geredet werden und Anſtoß geben bei Leuten, die noch ihren Katechismus haben und die zehn Gebote halten.“

„Ja, bei denen giebt es freilich Anſtoß, und meine Schweſter, wenn ſie mit ſolchen zuſammentrifft, muß oft böſe Worte hören. Aber ſo heftig ſie ſonſt iſt, ſo ruhig iſt ſie dabei. Sie hat nämlich einen ſehr guten Verſtand und ein großes Gerechtigkeitsgefühl, und wenn ſie ſolche Worte hört, ſo ſagt ſie: ‚Ja, Stine, das iſt nun mal nicht anders; wer ſich in den Rauch hängt, der wird ſchwarz.‘“

„Nun gut. Aber einen je beſſeren Verſtand Ihre Schweſter hat, und je mehr ſie zugiebt, ſo wie ſie lebt, das Urteil und Gerede der Leute herauszufordern, deſto mehr muß ſie doch leiden unter der Mißachtung, die ſie trifft.“

„Es wäre vielleicht ſo,“ nahm Stine wieder das Wort, „wenn alle Menſchen in einerlei Weiſe dächten. Aber das iſt nicht der Fall. Die, die ſie verurteilen (und die mitunter lieber ſchweigen ſollten), das ſind immer nur einzelne; die meiſten plappern ihre Lehren und Vorwürfe nur ſo herunter und meinen es nicht bös und denken in ihrem Herzen ganz anders darüber."

„Wie das?"

„Ja, das iſt ſchwer zu ſagen, aber es iſt ſo und kann auch kaum anders ſein. Denn die, die Not leiden, wollen vor allem aus ihrer Not und ihrem Elend heraus und ſinnen und ſimulieren bloß, wie das zu machen ſei. Brav ſein und ſich rechtſchaffen halten, das iſt alles ſehr gut und ſchön, aber doch eigentlich nur was Feines für die Vornehmen und Reichen, und wer arm iſt und das Feine mitmachen will, über den ziehen ſie bloß her (und die geſtern noch die Strengſten waren, am meiſten) und reden und ſpotten, daß man was Apartes ſein wolle. ‚Die denkt wohl, ſie ſei es.' Ach, wie oft hab' ich das hören müſſen."

„Welche Verworrenheit der Begriffe."

„Ja, ſo nennen Sie's, und ich mag nicht widerſprechen. Aber dieſelben Leute, die ſo verworren ſcheinen, ſind auch wieder ſehr hell und halten auf Pflicht, wo ſie ſich aus freien Stücken verpflichtet haben. Und das gleicht manches wieder aus. Neben ihrem bloßen Gerede, das heute ſo iſt und morgen ſo, giebt es auch was, das ihnen feſtſteht, und das iſt das Wort und die Zuſage.

Mit dem ‚ſich gut halten,‘ ſo lange man frei iſt, kann man's am Ende halten, wie man will; aber mit dem Kontrakte muß man's halten, wie man ſoll. Was ich übernehme, das gilt, und ehrlich ſein iſt die Hauptſache geworden. Und ſo kann es einer armen Frau paſſieren, in einem Verhältnis, das nicht löblich iſt, doch noch gelobt zu werden.“

„Und dieſes Vorzuges genießt Ihre Schweſter?“

„Ja. Daß ſie das Verhältnis hat, iſt ihr kein Lob, aber bei der großen Mehrzahl auch keine Schande. Die arme Frau, ſo ſagen ſie, ſie hätt's lieber anders. Aber ſie muß. Und Muß iſt eine harte Nuß. Und ſo läßt man ſie's nicht entgelten und fordert nur das eine von ihr, daß ſie, was ſie verſprochen, auch reſpektiere. Wanda darf thun und laſſen, was ſie will, meine Schweſter Pauline darf es nicht. Die muß halten, wozu ſie ſich verpflichtet, und ich darf Ihnen verſichern, es wird gehalten.“

„Und in das alles hat ſich Ihre Schweſter hineingefunden? Vielleicht ſogar mit Leichtigkeit?“

„Doch nicht leicht. Eher ſchwer. Aber, die Wahrheit zu geſtehen, nicht ſchwer von Tugend wegen (davon will ſie nichts wiſſen), ſondern nur deshalb, weil ihr, von Natur, an einem Leben nichts liegt, wie ſie's zu führen gezwungen iſt. Meine Schweſter iſt arbeitſam und ordentlich und ganz ohne Paſſion. Wenigſtens hat ſie mir das hundertmal verſichert."

„Und aufrichtig?"

„Wer ſieht ins Herz? Aber ich glaube: ganz aufrichtig. Und wenn Sie meine Schweſter ſo gut kennten wie ich, ſo würden Sie's auch glauben."

„Und doch ſagte ſie mir, als ich vorgeſtern nach Olga fragte: ‚Danach dürfen Sie nicht fragen. Einen Vater hat ſie, das iſt gewiß. Aber mehr kann ich Ihnen nicht ſagen.'"

Stine lächelte verlegen vor ſich hin. Endlich aber ſagte ſie: „Ja, in dieſem Tone ſpricht ſie gern, das iſt wahr; aber nicht aus ſchlechter Sitte, ſondern aus Ubermut. Sie weiß, daß ſie noch immer ſehr hübſch iſt, und hat aus Eitelkeit und Gefallſucht, wovon ich ſie nicht freiſprechen kann, eine ſie beſtändig quälende Luſt, die Männer in Verwunderung zu ſetzen, bloß um ſie hinterher auszulachen. Ich kenne ſie beſſer, weil ich ihr Leben kenne. Sie war kaum zwanzig, als Olga geboren wurde. Da hatte ſie nun das Kind, eine gewöhnliche Verführungsgeſchichte, womit ich Sie verſchonen will, und weil man ihren Anſpruch mit einer hübſchen Geldſumme zufrieden ſtellte, ſo war ſie nun eine ‚gute Partie‘ geworden und verheirathete ſich auch bald danach. Und wie meiſt in ſolchen Fällen, mit einem kreuzbraven Mann. Aber ich muß auch ſagen, er kam ihr zu. Sie war eine ganz vorzügliche Frau, nicht das geringſte konnt' ihr nachgeſagt werden, und als der Mann krank wurde, hat ſie ihn, mit allem was ſie hatte, treu bis zum Tode gepflegt. Freilich, als er dann in ſeinem Grabe lag, war auch der letzte Notgroſchen hin, und ihr Herr Onkel, der in demſelben Hauſe wohnte, nahm ſich ihrer an. Und da kam es dann — nun, Sie wiſſen wie. Das geht jetzt ins dritte Jahr, und ſie wünſcht es ſich nicht anders, trotzdem ſie klagt und wettert, übrigens ohne ſich viel dabei zu denken. Sie nimmt ihr gegenwärtig Leben als einen Dienſt, drin ſich Gutes und Schlimmes die Wage hält; aber des Guten iſt doch mehr, weil ſie keine Sorge hat um das tägliche Brot. Und nun bitt' ich Sie, wenn Sie ſie wiederſehen, ſo ſehen Sie ſich ihr Thun und Treiben auf meine Worte hin an, und Sie werden finden, daß ich nicht zu viel geſagt habe.“

„Und was fordert ſie von Ihnen?“

„Fordert? Nichts. Sie liebt mich und iſt ſeelensgut zu mir und freut ſich, daß ich auf mich halte, und ermutigt mich darin. ‚Es iſt immer das Klügſte ſo,‘ das ſind ihre Worte. Würd' es aber anders kommen, ſo wär' es nicht viel, und ſie würde nur ſagen: ‚Ich weiß wohl, Stine, das Richtige läßt ſich nicht immer thun.‘ Ja, ſie ſieht das, was ſie das Richtige nennt, für etwas Wünſchenswertes an, aber nicht als etwas Notwendiges; ſie gönnt es mir, nichts weiter.“

Allmählich, während dies Geſpräch geführt wurde, war die Sonne drüben niedergegangen und nur ein letztes verblaſſendes Abendrot ſchimmerte noch zwiſchen dem Gezweige der Parkbäume. Stine hatte längſt den Stickrahmen beiſeite geſtellt, und der junge Graf, der ihr jetzt gegenüber ſaß, ſah in dem Fenſterſpiegel, wie, die ganze Straße hinunter, die Gaslaternen aufflammten. Er war ſo benommen davon, daß er eine Weile ſchwieg und dem eigentümlichen Straßenbilde zuſah.

„Ich ſehe,“ ſagte Stine, „der Spiegel thut es Ihnen auch an. Ich weiß das ſchon; es iſt immer dasſelbe.“

Der junge Graf nickte. Dann nahm er Stines Hand wie zum Abſchied und ſagte, während er ſich raſch erhob: „Ich darf doch wiederkommen, Fräulein Stine?“

„Beſſer wäre es, Sie kämen nicht. Sie beunruhigen mich nur.“

„Aber Sie verbieten es nicht, Sie ſagen nicht nein?“

„Ich ſage nicht nein, weil ich es nicht ſagen darf. Meine Schweſter würd' es unklug finden, und ich weiß, daß ich ihr Rückſichten ſchuldig bin.“

„So denn auf Wiederſehen, Fräulein Stine.“

Stine gab ihm das Geleit bis auf den kleinen Korridor; dann aber raſch in ihre Stube zurückkehrend, trat ſie ans offene Fenſter und ſog die friſche Luft ein, die vom Park her herüberkam. Aber es blieb ihr bang ums Herz, und ſie hatte das beſtimmte Gefühl, daß ihr nur Schweres und Schmerzliches aus dieſer Bekanntſchaft erwachſen werde. „Warum hab' ich nicht nein geſagt? Ich habe mich nun in ſeine Hand begeben.... Und doch, ich will nicht, will nicht. Ich hab' es ihr auf dem Sterbebette ſchwören müſſen. ‚Stine,‘ ſagte ſie, ‚halte Dich. Es kommt nichts dabei heraus. Du biſt nicht ſo hübſch wie Deine Schweſter Pauline, das iſt mir ein Troſt. Ach, das Hübſchſein....‘ — Ich war noch ein halbes Kind damals; aber was ich ihr verſprochen, ich will es halten.“

* * *

Im ſelben Augenblick, wo der junge Graf, von Stine geleitet, aus dem Zimmer in den Korridor trat, trat auch die Polzin von ihrem Horcheplatz wieder an den Klapptiſch zurück, wo ſich nun zwiſchen den beiden Eheleuten ſofort ein kurzes, aber intimes Zwiegeſpräch entſpann.

„Er iſt eigentlich lange geblieben,“ ſagte Polzin, während er ſich wieder an den Webſtuhl ſetzte. „Wie war es denn?“

„Gar nichts war es. Und wird auch nichts.“

„I wo,“ ſagte Polzin. „Es wird ſchon werden. Alles muß doch Zeit und Weile haben. Aber Du denkſt immer ....“

„Ach was, denken; ich denke gar nich. Ich ſage bloß, wenn was werden ſoll, wird es gleich. Un wenn es nich gleich wird, wird es gar nich .... Ich kenne doch auch die Mannsleute.“

„Ja, ja,“ ſagte Polzin und griente, „die kennſt Du.“

„Höre, Polzin, komme mir nich ſo. Fange nich wieder alte Geſchichten an.“

„I wie werd' ich denn .... Ich meine ja bloß ....“

9. Kapitel.

Der junge Graf wiederholte ſeine Beſuche. Während der erſten Woche kam er einen Tag um den andern, dann täglich; aber immer blieb er nur bis Spätnachmittag. Dann ging er wieder.

Einmal kam ausnahmsweiſe der Abend heran und man öffnete die Fenſter und ſah hinaus. Die Schwere der Luft machte, daß das Straßentreiben unten anders als ſonſt auf die Sinne wirkte, die Lichter brannten trüber, und das Geläute der Pferdebahnglocke klang gedämpfter herauf. Über dem Parke drüben ſtand der Mond und warf ſeinen Schimmer auf einen frei zwiſchen den Bäumen ſtehenden Obelisken; die Nachtigallen ſchlugen, und die Linden blühten in aller Pracht.

Der junge Graf wies darauf hin und ſagte: „Das iſt nun ein Park und heißt auch ſo. Aber iſt es nicht eigentlich wie ein Kirchhof? Daß alles blüht, das hat der Kirchhof auch. Und der Obelisk ſieht aus wie ein Grabſtein.“

„Und iſt auch ſo was.“

„Wie das? Iſt da jemand begraben?“

„Nein, begraben nicht. Aber ein Denkmal iſt es, das zur Erinnerung an die mit der ‚Amazone‘ Verunglückten errichtet wurde. Hundert oder mehr, und ich habe manchmal ihre Namen geleſen. Es iſt rührend; lauter junge Leute.“

„Ja,“ ſagte der junge Graf, „ich entſinne mich, lauter junge Leute.“ Dann ſchwieg er wieder, und der Ton, in dem er geſprochen hatte, klang faſt, wie wenn er ſie mehr beneide als beklage.

Bald danach brach er auf, ſichtlich bewegt von der Wendung, die das Geſpräch genommen, und Stine ſah, als er auf die Straße hinaus trat, daß er nicht, wie gewöhnlich, nach links hin auf die Bahnhofsbrücke zuſchritt, ſondern, quer über den Damm, nach dem eingegitterten Park. Da ſtand er nun an dem Gitter und beugte ſich vor, und es war, als ob er die Namen, die der Obelisk trug, in dem Halblicht zu leſen verſuche.

An dieſem Tage hatte ſein Beſuch etwas länger gedauert; ſonſt blieb er nur bis Sonnenuntergang und hatte ſeine Freude daran, Stine bei der Arbeit zu ſehen und dabei plaudern zu hören. Er nahm teil an allen Vorkommniſſen, am liebſten aber war es ihm, wenn ſie Geſchichten aus ihrem Leben erzählte, von ihren Kinder- und Schultagen, von dem frühen Tod ihrer Mutter und von der Einſegnung, die kurz nachher geweſen, und wie die Leute im Hauſe geſammelt hätten, um ihr das Einſegnungskleid ſchenken zu können. Und wie ſie dann in demſelben Jahre noch in das große Woll- und Stickereigeſchäft eingetreten ſei — dasſelbe, für das ſie jetzt noch arbeite; meiſtens zu Haus, aber mitunter auch im Geſchäft ſelbſt — und wie ſie da lebten und Freundſchaften ſchlöſſen und in der Weihnachtswoche bis in die halbe Nacht beiſammen ſäßen und der Reihe nach eine immer vorleſen müſſe. Das ſei nicht bloß geſtattet, das ſei ſogar gewünſcht; denn der Herr des Geſchäfts ſei klug und gütig und wiſſe, was es wert ſei, die, die arbeiten müßten, bei Luſt und Liebe zu halten. Und ſo käm' es auch, daß ſie keinen Wechſel im Perſonal hätten, oder doch nur ſehr ſelten, und alle gern blieben, es ſei denn, daß ſie ſich verheirateten. Überhaupt müſſe ſie ſagen, es würde ſo viel von Ausſaugen und Quälen und von Bedrückung geſprochen, aber nach ihrer eigenen Erfahrung könne ſie dem durchaus nicht zuſtimmen. Im Gegenteil. Im Winter hätten ſie Maskenball und Theaterſtücke; denn ihr Geſchäftsherr, wie ſie nur wiederholen könne, vergeſſe nie, daß ein armer Menſch auch mal aus dem Alltag herauswolle. Das Schönſte aber ſeien die Landpartieen im Sommer. Da würden ein paar Kremſer gemietet und noch vor Tau und Tage ging es ins Freie hinaus, nach Schildhorn und Grunewald oder nach Tegel und dem Finkenkrug. Oder auch zu Waſſer, was freilich, ſo lange ſie da ſei, nur einmal geweſen, aber ihr auch ganz unvergeßlich geblieben ſei. Da wär' ein Dampfſchiff gemietet worden, und die ganze Spree hinauf, an Treptow und Stralow und dann an Schloß Köpenick und Grünau vorüber, wären ſie bis in die Einſamkeit gefahren, bis an eine Stelle, wo nur ein einziges Haus mit einem hohen Schilfdach dicht am Ufer geſtanden habe. Da wären ſie gelandet und hätten Reifen geſpielt. Ihr aber ſei das Herz ſo zum Zerſpringen voll geweſen, daß ſie nicht habe mitſpielen können, wenigſtens nicht gleich, weshalb ſie ſich unter eine neben dem Hauſe ſtehende Buche geſetzt und durch die herabhängenden Zweige wohl eine Stunde lang auf den Fluß und eine drüben ganz in Ampfer und Ranunkeln ſtehende Wieſe geblickt habe, mit einem ſchwarzen Waldſtreifen dahinter. Und es ſei ſo ſtill und einſam geweſen, wie ſie gar nicht gedacht, daß Gottes Erde ſein könne. Nur ein Fiſch ſei mitunter aufgeſprungen und ein Reiher über die Waſſerfläche hingeflogen. Und als ſie ſich ſatt geſehen an der Einſamkeit, habe ſie die andern wieder aufgeſucht und mit ihnen geſpielt; und ſie höre noch das Lachen und ſähe noch, wie die Reifen in der Sonne geblitzt hätten.

Der junge Graf hörte nichts lieber als dergleichen Erzählungen, und ſo glücklich ihn jedes Wort ſtimmte, ſo lehrreich war es ihm auch. Er war in der Vorſtellung herangewachſen, daß die große Stadt ein Babel ſei, darin die Volksvergnügungen, wenn nicht mit Sittenloſigkeit und Roheit, ſo doch mit Lärm und Gejohle ziemlich gleichbedeutend ſeien, und mußte nun aus Stines Munde hören, daß dies Babel eine Vorliebe für Lagern im Grünen, für Zeck und Anſchlag habe. Dergleichen verfehlte denn auch nicht, ſeine Gedanken immer mehr einer ihm angeborenen, allen Standesvorurteilen abgewandten Richtung zuzuwenden, und wenn Stine mit ſolchen Schilderungen, ernſten und heiteren, ihn in die Gemütlichkeit hineingeplaudert hatte, wurd' er zuletzt ſelber mitteilſam und ſogar geſprächig und erzählte von ſeinem eigenen Leben: von dem Predigtamtskandidaten, bei dem er bis zum Überdruß Geſangbuchlieder und Bibelſprüche habe lernen müſſen, weil es ſo das Bequemſte für den Lehrer geweſen, von ſeinen Vorbereitungen zum Examen, durch das er nur (denn er habe nie was gelernt) wie durch ein Wunder hindurchgekommen ſei, und endlich, nach ſeinem Eintritt ins Regiment, von ſeinen Avantageur- und Fähnrichstagen. Das wäre ſeine beſte Zeit geweſen, ſeine einzig frohe, trotzdem es bei ſeinem frommen und eiſenfreſſeriſchen Kommandeur ein- für allemal feſtgeſtanden habe, „ein Fähnrich iſt ein Nichtsnutz.“ Und da mit einem Male hab' es geheißen „Krieg“; ein Jubel wäre losgebrochen, und drei Tage ſpäter hab' er ſchon eingepfercht in einem Waggon geſeſſen, überglücklich, auch ſeinerſeits, aus dem Garniſons-Einerlei heraus zu ſein. Überglücklich. Aber freilich nicht auf lange. Denn wieder drei Tage ſpäter, und er habe, aus dem Sattel geſchoſſen, dagelegen, und als einen Halbtoten hätten ſie ihn weggetragen. Und während ſeine Kameraden von Sieg zu Sieg gezogen ſeien, hätt' er ſich in einem Neſt an der Grenze hingequält und nicht gewußt, ob er leben oder ſterben ſolle. Und die Natur hab' es auch nicht recht gewußt und habe ſich nicht entſcheiden wollen. Aber zuletzt habe ſie ſich entſchieden und er ſei geneſen. Oder doch halb. Ob zu ſeinem Glück? er wiſſ' es nicht. „Es iſt doch das Schönſte, wenn die Sonne niedergeht und ausruhen will von ihrem Tagewerk."

Stine verſtand ihn wohl und bat ihn, als er das ſagte, nicht ſo zu ſprechen. Er müſſe doppelt hoffen; denn wer vom Tode gerettet ſei, der lebe lange. So ſage das Sprichwort, und die Sprichwörter hätten immer recht.

Er lächelte bei dieſen Worten und lenkte dann auch ſeinerſeits wieder zu heiteren Dingen über. Und bald danach trennte man ſich in Herzlichkeit und guter Laune.

10. Kapitel.

Es war in der dritten Woche nach ihrer Bekanntſchaft, ein Freitag-Abend, und der junge Graf hatte noch keine zehn Minuten das Haus verlaſſen, als es oben an der Flurthür klopfte. Das war das Zeichen für die Polzin, die denn auch ſofort erſchien und ſich mit der Pittelkow begrüßte.

„War Beſuch hier, liebe Polzin? Ich meine bei Stine?“

„Kann ich wirklich nich ſagen, liebe Frau Pittelkow. Sie wiſſen, wir ſehen und hören nichts.“

Es ſchien, daß ſich die Polzin über dies ihr Lieblingsthema noch weiter verbreiten wollte, Stine jedoch, die das draußen auf dem Flur geführte Geſpräch gehört und die Stimme der Schweſter erkannt hatte, ließ es nicht dazu kommen. „Ei, das iſt hübſch, Pauline, daß Du da biſt.“ Und hiermit wandte ſie ſich wieder in ihr Zimmer zurück, um, vorſichtig umherſuchend, von einem ſchon im vollen Abendſchatten ſtehenden Eckſchrank die Lampe herunter zu nehmen.

„Laß man, Stinechen,“ ſagte die Schweſter. „Es iſt ſo hübſch ſchmuſtrig hier, un das Schmuſtrige hab' ich nu mal am liebſten, un is immer wie'n altes ſchwarzes Kreppſchintuch, wo man ſich gleich einmummeln un anlehnen kann, un braucht nicht ſteif un grade zu ſitzen. Nein, laß man, Stine; wir haben Licht genug von unten her. Sieh doch bloß, da kuckt ja der Mond grad' über Sieboldten ſeinen Schornſtein weg.“

Unter ſolchem Geplauder hatte die Pittelkow auf dem Sofa Platz genommen und ſagte, während ſie ſich behaglich in die Kiſſen drückte: „Ja, was ich ſagen wollte, Stine, das Grafchen war eben wieder hier?“

„Ja, Pauline.“

„Jott, Kind, wie Dir die Backen brennen.“

„Ja, ſie brennen mir. Aber ich weiß eigentlich nicht warum. Es iſt faſt zum Ärgern; ich bin rot geworden und brauchte doch nicht.“

„Ach, mein Stineken, werde Du man rot; es is immer beſſer, mal zu viel, als mal zu wenig. Aber was ich ſagen wollte, das Grafchen … Es gefällt mir nich, daß er hier immer bei Dagesſchluß die Treppe 'raufſteigt, grad' als müßt er die Betglocke läuten.“

„Er iſt der beſte Menſch von der Welt, Pauline. Nie hätt' ich geglaubt, daß es einen ſo guten Menſchen gäbe. Den erſten Tag hatte ich eine Ausſprache mit ihm und redete von Anſtändigkeit und auf ſich halten, und daß ich ein ordentliches Mädchen ſei. Aber ich ſchäme mich jetzt faſt, daß ich ſo was geſagt habe. Denn immer ängſtlich ſein, iſt auch nicht gut und zeigt bloß, daß man ſich nicht recht traut, und daß man ſchwächer iſt, als man ſein ſollte.“

Die Pittelkow lächelte vor ſich hin und ſchien antworten zu wollen, aber Stine fuhr fort: „Ja, Pauline, der beſte Menſch, ohne Falſch und ohne Hochmut, aber auch ohne Glück. Wenn er mir ſo gegenüberſitzt, iſt es mir oft, als ob wir die Rollen vertauſcht hätten, und als ob ich eine Prinzeſſin wär' und könnt' ihn glücklich machen. Er ſieht mich dann immer an und hört auf jedes Wort, das ich ſpreche, nicht bloß zum Schein und aus Haberei, nein, ſolch dummes Ding bin ich nicht mehr, mir ſo was einzubilden, wenn es nicht wahr wäre. Nichts von bloß ſo thun; ich ſeh' es ihm an, daß er wirklich dabei iſt, und daß ihn alles freut, was ich da ſo hinplaudere. Freilich Du wirſt mich für eitel halten und es nicht glauben wollen.“

„O warum nich, Stine? Warum ſoll ich es nich glauben? Ich glaub' es alles. Aber alles hat auch ſeinen Grund und ſogar ſeinen guten Grund. Und ich kenn' ihn auch.“

„Und ich denke mir, ich kenn ihn auch und weiß, woran es liegt. Sieh, es liegt daran, er hat ſo wenig Menſchen geſehen und noch weniger kennen gelernt. In ſeiner Eltern Hauſe gab es nicht viel davon (ſie ſind alle ſtolz und hart, und ſeine Mutter iſt ſeine Stiefmutter), und dann hat er Kameraden und Vorgeſetzte gehabt und hat gehört, wie ſeine Kameraden und ſeine Vorgeſetzten ſprechen; aber wie Menſchen ſprechen, das hat er nicht gehört, das weiß er nicht recht. Ich denke mir das nicht aus, ich hab' es von ihm, es ſind ſeine eigenen Worte. Ja, Pauline, daran liegt es. Das iſt der Grund, daß ich armes Ding ihm gefalle; nichts weiter. Er iſt unglücklich in ſeinem Haus und ſeiner Familie. Vor allem aber denke nur nicht, er ſei mein Anbeter oder Liebhaber, oder wie Du's ſonſt noch nennen willſt. Ich ſehe wohl, daß er mich lieb hat, aber das iſt doch was andres, und das kann ich Dir ſagen, noch iſt kein Wort über ſeine Lippen gekommen, deſſen ich mich vor Gott und Menſchen oder vor mir ſelber zu ſchämen hätte."

„Glaub' es," ſagte die Pittelkow. „Glaub' es alles. Aber, meine liebe Stine, das iſt es ja eben. Ich hab' es mir ſo gedacht, gerade ſo. Gleich als ich ihn das erſte Mal ſah, als die beiden Alten mit da waren und Wanda Holoferneſſen köppte, da wußt' ich es. Sieh, Kind, es ſind mir ſo viele Mannsleute zu Geſichte gekommen, und wenn ich welche ſehe, na, ſo kenn' ich ſie gleich durch un durch un kann ſie ausſuchen wie Handſchuh nach der Nummer, un weiß gleich, was los is. Un mit dem jungen Grafen is nich viel los. Er is man ſchwächlich, un die Schwächlichen ſind immer ſo un richten mehr Schaden an als die Dollen."

Stine ſah die Schweſter an.

„Ja, Du ſiehſt mich an, Kind. Aber es is wahr un wahrhaftig ſo. Du denkſt wunder, wie Du mich beruhigſt, wenn Du ſagſt: ‚Es is keine Liebſchaft.' Ach, meine liebe Stine, damit beruhigſt Du mich gar nich; konträr im Gegenteil. Liebſchaft, Liebſchaft. Jott, Liebſchaft is lange nich das Schlimmſte. Heut' is ſie noch, un morgen is ſie nich mehr, un er geht da hin, und ſie geht da hin, un den dritten Tag ſingen ſie wieder alle beide: ‚Geh Du nur hin, ich hab' mein Teil.' Ach, Stine, Liebſchaft! Glaube mir, daran ſtirbt keiner, un auch nich mal, wenn's ſchlimm geht. Was is denn groß? Na, dann läuft 'ne Olga mehr in der Welt 'rum, un in vierzehn Tagen kräht nich Huhn nich Hahn mehr danach. Nein, nein, Stine, Liebſchaft is nich viel, Liebſchaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier ſitzt (und ſie wies aufs Herz), dann wird es was, dann wird es eklig."

Stine lächelte.

„Du lachſt, und ich weiß auch warum. Du lachſt, weil Du denkſt, Pauline weiß nichts davon und kann auch nichts davon wiſſen, denn es hat ihr nie hier geſeſſen. Un das hat auch ſeine Richtigkeit damit. Ich bin noch ſo drum 'rumgekommen. Aber, meine liebe Stine, man erlebt nich bloß an ſich ſelbſt, man erlebt auch an andern. Un ich ſage Dir, von ſo was, wie Du mit dem Grafen vorhaſt oder der Graf mit Dir, von ſo was is noch nie was Gutes gekommen. Es hat nu mal jeder ſeinen Platz, un daran kannſt Du nichts ändern, un daran kann auch das Grafchen nichts ändern. Ich puſte was auf die Grafen, alt oder jung, das weißt Du, haſt es ja oft genug geſehen. Aber ich kann ſo lange puſten wie ich will, ich puſte ſie doch nich weg, un den Unterſchied auch nich; ſie ſind nun mal da, und ſind wie ſie ſind, und ſind anders aufgepäppelt wie wir, und können aus ihrer Haut nicht 'raus. Un wenn einer mal raus will, ſo leiden es die andern nich und ruhen nich eher, als bis er wieder drin ſteckt. Un denn kannſt Du hier ſo lang' in die Sonne kucken, bis ſie morgens bei Polzins oder bei der Frau Privatſekretär wieder 'rauskommt, er kommt doch nich, er ſitzt erſter Klaſſe mit Plüſch un hat noch ein Luftkiſſen bei ſich, un ſie hat 'nen blauen Schleier an'n Hut, und ſo geht es heidi! nach Italien. Un das is denn, was ſie Hochzeitsreiſe nennen."

„Ach, Pauline, ſo kommt es nich."

„Ja, ſo kommt es, mein armes Stineken. Un wenn es nich ſo kommt, na, denn kommt es noch ſchlimmer, denn is er ein Eigenſinn un will partout mit'n Kopp durch die Wand, und haſt Du denn den Kladderadatſch erſt recht. Glaube mir Kind, von 'ne unglückliche Liebe kann ſich einer noch wieder erholen un ganz gut 'rausmauſern, aber von's unglückliche Leben nich."

11. Kapitel.

Baron Papageno (niemanden über ſich) wohnte von alter Zeit her drei Teppen hoch, teils weil er das ſeiner Meinung nach erſt in etwa Dachhöhe beginnende Ozon auch in ſeiner Berliner Abſchwächung nicht miſſen wollte, teils weil er einen Widerwillen hatte, bei jeder über ihm ſtattfindenden Mahlzeit ein halbes Dutzend Menſchen und Stühle herumpoltern zu hören. Namentlich war ihm das Hin- und Herſchrammen in den Tod verhaßt, das ſeiner in früheren Wohnungen gemachten Erfahrung nach überall da blühte, wo Kinder mit zu Tiſche ſaßen, Kinder, die noch nicht alt genug waren, ihren Stuhl manierlich heranzuſtellen und ſich deshalb aushilfeweiſe zum Schieben gezwungen ſahen. Neben dem Griffelgequietſch auf Schiefertafeln gab es nichts, was ihn ſo nervös gemacht hätte, wie ſolche Stuhl- und Rutſchfahrten ihm zu Häupten.

Aber freilich, ſeine der geſamten Wohnungsfrage geltenden Sorglichkeiten beſchränkten ſich nicht auf Luftſchicht und Hausruhe, ſondern zeigten ſich beinah mehr noch in dem Raffinement, mit dem er bei der Wahl der Stadtgegend verfahren war und Zietenplatz und Mohrenſtraße-Ecke gewählt hatte. Wie ſich denken läßt, hielt er dieſe ſeine **Kaſtell-Ecke** für nicht mehr und nicht weniger als den ſchönſten Punkt der Stadt und lag darüber mit dem alten Grafen in einer beſtändigen Fehde. Dieſer ſeinerſeits zog die Behrenſtraße weit vor, unterlag aber bei den ſich darüber entſpinnenden Streitigkeiten jedesmal, weil er in der üblen Lage war, mit bloßen legitimiſtiſchen Sentiments gegen Thatſachen fechten zu müſſen. „Ich bitte Sie, Graf,“ ſagte dann Papageno mit einer von vorn herein überlegenen Miene, „was haben Sie, Hand aufs Herz, in der Behrenſtraße? Sie ſehen nun ſchon ſieben Jahre lang in das Portal der kleinen Mauerſtraße hinein, ohne je was anderes herauskommen zu ſehen, als eine Kutſche mit einer alten Prinzeſſin oder einer noch älteren Hofdame. Das iſt mir aber, offen geſtanden, trotzdem die Kutſchen zu ſind, als Point de vue nicht anziehend genug. Und nun vergleichen Sie damit meine Mohrenſtraße-Ecke?

Sag' ich zu viel, wenn ich behaupte, daß mir, von meinem Ausguck aus, ganz Berlin, ſoweit es mitſpricht, zu Füßen liegt? Was ich jeden Morgen zuerſt zu begrüßen in der Lage bin, iſt der alte Zieten auf ſeinem Poſtament. Als er noch weiß war, war er mir freilich noch lieber und wenn ich ihn damals ſo marmorblank in der Morgenſonne daſtehen und leuchten ſah, dacht' ich mitunter, er werde reden wie der ſelige Memnon aus ſeiner Säule. Nun, das hat er ſchon damals unterlaſſen, und ſeitdem er erz- und olivenfarben geworden iſt, iſt es vollends damit vorbei, — die beſſeren Tage liegen ihm und anderen zurück. Aber beſſer oder nicht, der alte Zieten iſt überhaupt nur Vorpoſten an dieſer Stelle, hinter dem ich (die Menge muß es bringen) an jedem neuen Tage nach links hin die Gamaſchen des alten Deſſauers und nach rechts hin die Fahnenſpitze des alten Schwerin blinken ſehe. Vielleicht iſt es auch ſein Degen. Und en arrière meiner Generäle türmen ſich die Miniſterien auf, und Pleß und Borſig, und wenn ich mich noch weiter vorbeuge, ſeh' ich ſogar das Gitter von Radziwill, jetzt Bismarck, und durchdringe mich mit dem patriotiſchen Hochgefühle: hier Preußen unter dem alten Fritzen, dort Preußen unter dem eiſernen Kanzler."

So liebte Baron Papageno zu perorieren und ſchloß dann in der Regel mit Citaten aus der erſten Strophe des „Ring des Polykrates,“ womit ſich ſeine Kenntnis der Ballade, wie bei vielen andern, erſchöpfte.

Der Baron lag auch heute wieder im Fenſter, aber nicht nach dem Zietenplatze, ſondern nach der Mohrenſtraße hinaus, und beobachtete die Sperlinge, die gerad' gegenüber in der Dachrinne ſaßen und ſich unter beſtändigem Gepiep und Gehupf, dem dann ein abſchüttelndes Flügelſchlagen folgte, den Extravaganzen eines geordneten oder vielleicht auch ungeordneten Familienlebens hingaben. Er ſann eben darüber nach, ob er ſich nicht aus moral-pädagogiſchen Gründen ein kleines Puſtrohr anſchaffen und durch Hinüberſchießen kleiner Lehmkugeln etwas mehr Asceſe heranbilden ſolle, als er draußen auf dem Flur die Klingel gehen hörte. Seine Wirtin mußte, der Tagesſtunde nach, eigentlich noch zu Hauſe ſein, und ſo hielt er vorläufig ruhig auf ſeinem Beobachtungspoſten aus, bis das mehrfach wiederholte Klingeln ihn veranlaßte nachzuſehen, was es ſei.

Baron Papageno hatte draußen den Poſtboten erwartet und war nicht wenig überraſcht, ſtatt ſeiner den jungen Grafen vor ſich zu ſehen. „Ah, Waldemar! Herzlich willkommen. Wie Zeit und Jugend ſich ändern! Ich ſchlief immer noch um elf, und Sie ſind ſchon auf und geſtiefelt und geſpornt und machen Ihre Viſiten. Aber bitte, geben Sie mir Ihren Überzieher. Oder wenn Sie meine Dienſte verſchmähen, auch gut; auch das alte ‚Selbſt iſt der Mann‘ hat ſeine Vorzüge. Hier an dieſen Riegel, wenn ich bitten darf. Und nun laſſen Sie mich vorangehen und den Führer machen.... Soll ich das Fenſter ſchließen?“

„Ich denke,“ ſagte der junge Graf, „wir laſſen es wie's iſt.“

„Gut. Oder vielmehr deſto beſſer. Nichts über friſche Luft. Ich war eben naturhiſtoriſchen Betrachtungen hingegeben und zwar dem Liebesleben einer Sperlingsfamilie drüben in der Dachrinne. Nichts intereſſanter als ſolche Betrachtungen. Und warum? Weil wir ihnen entnehmen dürfen, daß auch das tierweltlich Intrikateſte ſeine Parallelſtellen in unſerem eigenen Leben findet. Glauben Sie mir, Waldemar, nichts falſcher als die Vorſtellung, daß es mit der Gattung homo was ganz Beſonderes ſei.“

Der junge Graf nickte zuſtimmend. Der alte

Baron aber, ohne ſich im geringſten um Anzweiflung oder Zuſtimmung zu kümmern, fuhr in dem ihm eigenen jovialen Tone fort: „Sehen Sie, Waldemar, die Sperlinge. Meine Paſſion! Jedes Alter hat ſeine Paſſionen und die Sperlinge repräſentiren am Ende nicht die ſchlimmſte. Hübſch freilich ſind meine Freunde drüben nicht und auch nicht wähleriſch, eigentlich in nichts, im Gegenteil, immer frère cochon, aber auch immer amüſant, und das iſt für mich das Entſcheidende. Denn die meiſten Tiere — wiederum ganz nach höherer Analogie — ſind herzlich langweilig, darunter ſelbſt ſolche, die für bevorzugt gelten, und faſt möcht' ich ſagen, den Vortritt haben. Nehmen Sie beiſpielsweiſe den Hahn. Er denkt ſich Wunder was und iſt doch eigentlich nur ein Geck. Außer dem Amte, das ihm obliegt und über das ich in ſo früher Stunde nicht gern ſprechen möchte, was thut er ſonſt noch, das der Rede wert wäre? Nichts. Er hält Sommers von drei Uhr ab ſeine Dienſtſtunden. Aber das iſt mir zu wenig. Und nun vergleichen Sie damit den Sperling. Immer guter Laune, geſprächig, fidel. Überall guckt er 'rein, alles will er wiſſen, alles will er haben, — die reinen Preußen in der Weltgeſchichte der Vögel.... Aber ich verſchwatze mich, die Sperlinge ſind nun mal mein Steckenpferd, ein etwas ſonderbares Bild. Und nun nehmen Sie Platz, wenn ich bitten darf .... Cigarretten? Oder einen Morgencognac?“

Und er fuhr im Zimmer hin und her, um zunächſt ein Kiſtchen Cigaretten und dann Aſchbecher und Feuerzeug vor den jungen Grafen hinzuſtellen. Als er aber endlich damit zu Ruhe war, nahm er ſelber Platz und blickte mit ſeinen freundlich-grauen Augen, die pfiffig und unbedeutend in die Welt hineinſahen, ſeinen Beſucher an.

„Ich komme,“ begann dieſer, „in einer etwas difficilen Angelegenheit ....“

„Alſo Geldſache,“ warf Papageno dazwiſchen und verſuchte zu lachen. Denn ſeine Finanzlage war nicht die beſte.

„Nein, nicht das, lieber Baron. Es handelt ſich vielmehr um eine Herzens- und Standesſache. Rund heraus, ich habe vor, mich zu verheiraten.“

„Ah, charmant. Eine Hochzeit. Wahrhaftig, ich wüßte nicht, lieber Waldemar, was Sie mir Lieberes ſagen könnten. Ich hab' es verpaßt und ſtecke nun in meinen Junggeſellen-Pantoffeln. Aber wenn ich höre, daß ein anderer es wagen will, da faßt mich immer ein heftiger Neid und ich höre nichts als Orgel und Tanzmuſik und ſehe nichts als Bouquets und kleine weiße Atlasſchuhe. Die ſind auch eine Paſſion von mir, beinah noch mehr als die Sperlinge. Und aus allen Backöfen werden dann Kuchen gezogen und abends ſteigen Raketen aus dem Park in den ſchwarzblauen Himmel auf, und im Kruge, was immer das Intereſſanteſte bleibt, giebt es nichts, als Friesröcke, Bruſtlatz und Zwickelſtrümpfe.“

„Meine Hochzeit, lieber Baron, wenn ſie überhaupt ſtattfindet, wird mutmaßlich einfacher verlaufen. Ich habe nicht unter den Komteſſen des Landes gewählt und bin, von unſerm Standpunkt aus angeſehn, eine gute Stufe herabgeſtiegen ....“

„Auch das hat ſeine Vorzüge. Junge Bourgeoiſe?“

„Nein, Baron, Sie müſſen noch eine Stufe tiefer. Ich habe vor, die Zuſtimmung des Mädchens vorausgeſetzt, mich mit der Schweſter der Pittelkow zu verloben, mit Stine.“

Der Baron war aufgeſprungen. Er faßte ſich aber ſchnell wieder und ſagte, während er ſich ſetzte: „Sie werden Ihre Gründe gehabt haben. Außerdem weiß ich aus hundert Erlebniſſen, um nicht zu ſagen aus eigener Erfahrung, welche

Launen Gott Amor hat und in welchen Sprüngen und Abweichungen er ſich gefällt. Man kann beinah ſagen, er hat eine Vorliebe für den Ausnahmefall. Aber Ihr Onkel? Ihre Familie?“

„Das eben iſt es, Baron, weshalb ich zu Ihnen komme. Daß meine Familie niemals zuſtimmen wird, iſt mir gewiß, auch liegt es mir fern, nur den Verſuch dazu machen zu wollen. Ich reſpektiere die herrſchenden Anſchauungen. Aber man kann in die Lage kommen, ſich in thatſächlichen Widerſtreit zu dem zu ſetzen, was man ſelber als durchaus gültig anerkennt. Das iſt meine Lage. Meine Familie kann den Schritt nie gut heißen, den ich vorhabe, braucht es nicht, ſoll es nicht, aber ſie kann ihn gelten laſſen, ihn verzeihn. Und dieſe Verzeihung möcht' ich haben, nichts weiter. Ich will keine guten Worte hören, aber wenn's ſein kann, auch keine böſen. Es genügt mir, einer gewiſſen Teilnahme ſicher zu ſein, in der ſich dann, aufs letzte hin angeſehn, doch immer noch ein Reſt von Liebe birgt. Und mir dieſe Teilnahme zu gewinnen, dazu bedarf ich eines Anwalts. Glauben Sie, daß mein Onkel geneigt ſein könnte, dieſer Anwalt zu ſein? Sie kennen ihn beſſer als ich. Er gilt für ſtolz bis zum Hochfahrenden, andrerſeits hab' ich ihn in

Situationen geſehn, die die Kehrſeite davon waren. Sie wiſſen, Baron, welche Situationen ich meine. Und nun ſagen Sie mir, was hab' ich von dem Onkel zu gewärtigen? Sind Sie der Meinung, daß ich einer heftigen Scene voller Unliebſamkeiten und vielleicht voller Beleidigungen entgegen gehe, ſo verzichte ich von vornherein auf den Verſuch, ihn zu meinem Fürſprecher bei meinen Eltern machen zu wollen."

Der Baron ſah vor ſich hin und wirbelte an ſeinem grauen, etwas mauſrigen Schnurrbart. Endlich, als er einſah, daß er wohl oder übel ſprechen müſſe, warf er ſich in den Schaukelſtuhl zurück und ſagte, während er jetzt ebenſo nach der Zimmerdecke hinauf, wie vorher zur Erde nieder ſtarrte: „Lieber Haldern, wer rät, gerät leicht mit hinein. Und ich gerate nicht gern mit hinein; in nichts. Aber Sie wollen meine Meinung und ſo muß ich ſie geben und meine Vorſicht opfern. Nun denn, es ſcheint mir unerläßlich, daß Sie mit Ihrem Onkel ſprechen."

„Ich freue mich dieſer Beſtätigung meiner eignen Anſicht."

„Sie müſſen mit ihm ſprechen, ſag' ich, auf alle Fälle, trotzdem ich weiß, daß er ein abſolut unberechenbarer Herr iſt und ſich aus lauter

Widerſprüchen zuſammenſetzt oder doch aus Eigenſchaften, die danach ausſehn. Er ſteckt, und inſoweit liegt die Sache zunächſt nicht allzugünſtig für Sie, bis über die Ohren in Dünkel und Standesvorurteilen, und doch iſt ebenſo gut möglich, daß er Sie küßt und umarmt und ſich vorweg zu Gevatter lädt. Auf Ehr.“

Waldemar lächelte vor ſich hin, aber es war ein Lächeln, das mehr Zweifel als Zuſtimmung ausdrückte.

„Ja, Waldemar. Sie lächeln. Und wenn ich Ihren Onkel nach ſeiner Alltags- und Durchſchnittslaune beurteile, ſo kann ich nur ſagen, Sie haben ein Recht zu lächeln. Aber, um es zu wiederholen, er iſt auch einer völlig entgegengeſetzten Auffaſſung fähig, und ich hab' ihn im Klub und auch ſonſt wo Dinge ſagen hören, daß mir das Blut in den Adern ſtarrte.“

„Und in Fragen wie dieſe?“

„Wie Sie ſagen; juſt in Fragen wie dieſe. War es vor oder nach dem Kriege, gleichviel, aber es ſind noch keine zehn Jahre, daß ſich der jüngſte Schwilow mit der Duperré verlobte, Balletteuſe comme-il-faut. Sie werden ſich ihrer erinnern und damals von der Sache gehört haben. Nun, Waldemar, wenn ich ſage, die Duperré hatte, was Ruf angeht, einen Knax, ſo ſagt das eigentlich gar nichts, denn ſie war ein Knax vom Wirbel bis zur Zeh (die Zeh ſelbſt war natürlich ihr Beſtes) und alle Welt war außer ſich und der Klub ballottierte den armen Schwilow, den ſie damals Schmilow und ich weiß nicht wie ſonſt noch nannten, heraus. Lauter ſchwarze Kugeln. Was aber that Ihr Herr Onkel? Er gab ihm mit Oſtentation eine weiße Kugel. Und als ich ihn auf dem Heimwege nach dem Warum fragte, blieb er vor der Rampe von Prinz Georg ſtehn, unten wo die Bohlenbretter liegen oder wenigſtens damals noch lagen, und perorierte ſo laut in die Behrenſtraße hinein, daß die Schildwache bis an das Eiſengitter der Rampe herantrat und hinunterſah, um zu ſehn, was es denn eigentlich gäbe. Und was war es, das er ſagte? Das wäre der erſte vernünftige Schritt, den das Haus Schwilow ſeit fünfhundert Jahren gethan. Einer wäre beim Cremmer-Damm, in der ſogenannten ‚erſten Hohenzollernſchlacht‘ für die neu-kreierte Nürnbergerei gefallen, was grad' auch nicht das geſcheiteſte geweſen, ſeitdem aber ſchweige die Geſchichte von ihnen, was ein wahres Glück ſei, ſie würde ſonſt nur von Imbeciles und im günſtigſten Fall von allerlei Durchſchnittsware zu berichten

UNIV BIBL BERLIN

gehabt haben, von öden Mittelmäßigkeiten, die ſich mit den umwohnenden Ihlows (die gerade ſo wie die Schwilows waren) in einem fort verſippten und verſchwägerten und ſich unausgeſetzt der Aufgabe hingaben, die ſechzehn Ahnen, die ſie ſchon zu Albrecht des Bären Zeiten hatten, auf zweiunddreißig, vierundſechzig und hundertachtundzwanzig zu bringen. Was ihnen denn auch, wie nicht erſt verſichert zu werden brauche, längſt geglückt ſei. Denn ſchon beim Regierungsantritt des großen Kurfürſten hätten ſie die Zahl voll gehabt. Und in derſelben rieſigen Proportion, wie die Ahnenreihe, ſei auch die Stultitia gewachſen, die einzig hiſtoriſch beglaubigte Ahnfrau des Geſchlechts. Und nun paſſen Sie auf, Papageno (ſo ſchloß er), wir erleben es freilich nicht mehr und können es nur von einem andern Stern aus — vielleicht von der Venus, was mir das Liebſte wäre — beobachten, aber das ſag' ich Ihnen, dieſe Balletteuſe bringt die ganze Sippe wieder auf die Beine, der ganze Stammbaum, der gerade deshalb für uns und die Menſchheit ſo dürr iſt, weil er für ſich ſelbſt ſo wunderbar grünt und blüht, kriegt wieder ein andres Anſehn, und wo bis jetzt immer nur Landrat oder Deichhauptmann ſtand, ſtehen, von Anno 1900 an, junge Genies, Feldherrn und Staatsmänner, und irgend ein Skriblifax ſchreibt ein dickes Buch und beweiſt durch Grabſchriften und Taufſcheine, daß die Duperré die Tochter oder Enkelin des Admirals Graf Duperré geweſen ſei, deſſelben prächtigen alten Duperré, der 1830 Algier bombardierte, den Dey von Tunis gefangen nahm und faſt ſo vornehm war wie die Montmorencys oder die Luſignans. Glauben Sie mir, Baron, ich kenne Familien und Familiengeſchichten und mein Wort zum Pfande, wo das alte Blut nicht aufgefriſcht wird, da kann ſich die ganze Sippe begraben laſſen. Und behufs Auffriſchung giebt es nur zwei legitime Mittel: Illegitimitäten oder Mesalliancen. Und, ſittenſtrenger Mann der ich bin, bin ich natürlich für Mesalliancen."

Waldemar ſah vor ſich hin. Dann nahm er das Wort und ſagte: „Wohl, ich könnte mir einen Troſt und eine Hoffnung daraus nehmen und eine freundliche Aufnahme beim Onkel wenigſtens als eine Möglichkeit gewärtigen. Aber muß ich Sie, lieber Baron, an den alten, unſerm geſamten Adel ſo geläufig gewordenen Satz erinnern: ‚Ja, Bauer, das iſt was andres.‘ Immer der andre, der andre. Was für die Schwilows gilt, gilt darum noch nicht für die Halderns. Dem

‚andern', ſo denkt jeder einzelne, darf alles paſſieren, aber nicht ihm ſelbſt. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, mit welcher Gleichgültigkeit alte Familien ſich gegenſeitig beurteilen und welches Arſenal von Spott verſchoſſen wird, die ſich gleichdünkenden und mitbewerbenden Mächte zu ridiküliſieren. Aber dieſer Spott, ich muß es noch einmal ſagen, iſt immer nur für den ‚andern' da. Was kümmern meinen Oheim die Schwilows? Je mehr Balletteuſen, deſto beſſer, denn mit jeder neuen Balletteuſe hat er nicht bloß einen neuen Stoff für die Klub-Mediſance, ſondern auch eine beſtändig erneute Veranlaſſung, ſich mit immer wachſendem Stolze des ungeheuren Unterſchiedes zwiſchen den verduperréten Schwilows und den oberprieſterhaft rein gebliebenen Saraſtro-Haldern bewußt zu werden. Das zieht ſich durch alle Adelsgeſchichten, wiederholt ſich bei jeder Familie: je freier in der Theorie, deſto befangener in der Praxis, deſto enger und ängſtlicher in der Anwendung auf das eigne Ich."

„Es iſt, wie Sie ſagen, Waldemar, und ich mag mich nicht verbürgen, daß es mit Ihrem Onkel anders ſteht. Aber ſteh' es mit ihm, wie's wolle, Sie müſſen ihm unter allen Umſtänden das Wort gönnen. Es bleibt doch immer die

Möglichkeit ſeiner Zuſtimmung, und verſagt er ſie, nun ſo war es am Ende bloß der Onkel, bloß eine halbe Reſpektsperſon, der man, wenn es zu toll kommt, den Reſpekt auch kündigen kann. Und da liegt der Unterſchied zwiſchen Onkel und Vater. Einem Vater gegenüber, und wenn er einem das Furchtbarſte ſagt, muß man ſich ruhig verhalten und ſich das Furchtbarſte gefallen laſſen, das verlangt ſo das vierte Gebot. Aber das vierte Gebot ſchneidet ſcharf ab und verſteigt ſich, ſoweit mir bekannt iſt, nirgends zu dem Zuſatzparagraphen: ‚Du ſollſt Onkel und Tante ehren.‘ Und das iſt ein wahres Glück. Gott, Tante! Ich hatte auch mal eine, eine merkwürdige Frau, die Gott weiß was von mir verlangte, nur nicht das eine, daß ich ſie ehren ſollte. Beinah das Gegenteil. Nein. Onkel und Tante ſind hors de concours. Einem Onkel gegenüber kann man ſich ſeiner Haut wehren, einem Onkel kann man antworten und widerſprechen und ſteht ſchlimmſten Falls Mann gegen Mann und wär' es mit dem Piſtol in der Hand. Alſo nur vorwärts, Waldemar, vorwärts.“

Der junge Graf erhob ſich, der Baron aber wollte von Aufbruch noch nichts wiſſen, und drückte ſeinen Gaſt leiſe wieder in das Sofa zurück. „Ich bitte Sie, Waldemar, Sie werden doch nicht gehn, ohne meinen Lafitte gekoſtet zu haben. Ich weiß, Sie machen ſich nichts draus, unter allen Umſtänden iſt Ihnen die Stunde zu früh; aber ich laſſe Sie nicht los und wenn Sie nicht trinken wollen, nun ſo nippen Sie wenigſtens. Anſtoßen müſſen wir doch, um dem Geſchäftlichen einen ungeſchäftlichen und wenn's ſein kann einen gemütlichen Abſchluß zu geben.“

Während er noch ſo ſprach, war er an einen Wandſchrank getreten, der in ſeinem unterſten Fach zugleich ſein Weinkeller war, und kam mit zwei Gläſern und einer Flaſche zurück. An der Art, wie er den Kork zog, erkannte man den Frühſtücker von Fach, und nun goß er ein und ſtieß an. „Hören Sie, wie das klingt. So harmoniſch ſoll alles klingen. Ja, harmoniſch, das iſt das rechte Wort. Und nun Ihr Wohl, Waldemar. Ich halte Sie nicht mehr lange feſt, aber doch fünf Minuten noch. Ich muß Ihnen nämlich eine Liebeserklärung machen, die Sie mir zu gute halten wollen. Einem ſolchen „vieux“ wie ich, muß man was zu gute halten. Sehen Sie, Sie haben ein ſo gutes Geſicht, ein bißchen ſchwermütig, aber das thut nichts, das giebt einen Charme mehr, und ich wollte mein Leben darauf verwetten, daß Sie keinem Menſchen je was zuleide gethan haben. Ich ſchloß Sie gleich in mein Herz, gleich den erſten Abend .... Und nun bring' ich noch eine Geſundheit aus, aber ohne Namen. Wozu ſollt' ich ihn auch nennen? Er ſteht ohnehin in Ihrem Herzen .... Und ſehen Sie, Sie ſind mir ſeitdem noch lieber geworden. Im erſten Augenblick bekam ich einen Schreck, ich kann es nicht leugnen, und als ich nun gar noch einen Rat geben ſollte, ja, das war mir ein bißchen zu viel. Aber das Diplomatiſche, das Offizielle, das liegt nun hinter uns und ich kann nun ſprechen, wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Und da will ich Ihnen denn aufrichtig ſagen, aber nur ſo ganz unter uns, Sie brauchen ſich nicht auf mich zu berufen, ich freue mich immer, wenn einer die Courage hat, den ganzen Krimskrams zu durchbrechen. Es gilt auch von dieſer Ebenbürtigkeitsregel, was von jeder Regel gilt, ſie dauert ſo lange, bis der Ausnahmefall eintritt. Und Gott ſei Dank, daß es Ausnahmefälle giebt. Es lebe der Ausnahmefall. Es lebe .... Noch ein halbes Glas, Waldemar. Und was ich Ihnen zum Abſchiede noch ſagen wollte, ja, ſagen muß, der jüngſte Schwilow, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, hatte recht und Ihr Onkel hatte zweimal recht und die Geſellſchaft beruhigte ſich über die Duperré. Noch kein Vierteljahr, daß ich die jetzige Baronin Schwilow auf Tzſchatſchow, etwas ſchwer auszuſprechen, im Franzöſiſchen Theater traf, wo die Subra die Freifrau ſpielte. Sie ſah reizend aus, ich meine die Schwilow (die Subra natürlich auch), und als ſie im Zwiſchenakt das Köpfchen warf und dabei die Brillanten im Ohrläppchen hin und her läuteten, da läutete ſie zugleich die ganze vornehme Geſellſchaft zuſammen. Und wiſſen Sie, wer ihr am meiſten den Hof machte? Natürlich der Herr Onkel, der ausſah, als ob er ſelber geneigt ſei, das von ihm prognoſtizierte dicke Buch von der gräflichen Admiralstochter zu ſchreiben. Ja, ja, Waldemar, Erfolg und Mut. Oder beginnen wir mit dem Mut. Am Mute hängt der Erfolg. Und nun Gott befohlen.“

Waldemar hatte ſich inzwiſchen erhoben und ſeinen Hut genommen. Er dankte dem Baron und bat ihn, wenn ein ernſteres Zerwürfnis eintreten ſollte, ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen.

12. Kapitel.

Waldemar, als er bei Baron Papageno vorſprach, hatte die Meinung des Barons in einer ihm wichtigen Angelegenheit hören, im übrigen aber in eben dieſer Sache ſich durchaus nicht beeilen wollen. Umgekehrt, ein ſeiner Natur entſprechendes Abwarten und Hinausſchieben, und wenn auch nur auf ein paar Tage, war auch diesmal ſein Plan geweſen, und erſt der ermutigende Ton, in dem der Baron geſprochen hatte, hatte den Gedanken in ihm angeregt, den Beſuch beim Onkel, in Ausnutzung der guten Stimmung, in der er ſich befand, auf der Stelle machen zu wollen. So bog er denn vom Zietenplatz her in die Mauerſtraße ein; ſah, als er das Königsmarckſche Palais paſſierte, zu der zweiten Etage, hinter deren kleinen Fenſtern er mit einem vor Jahr und Tag dort wohnenden Freunde manche glückliche Stunde verplaudert hatte, hinauf und ſtand nach einer abermaligen Straßenbiegung, vor dem altmodiſchen, im übrigen aber gut und ſauber gehaltenen Hauſe, deſſen oberes Stockwerk der Onkel ſeit einer Reihe von Jahren inne hatte. Portiersleute fehlten, ſtatt ihrer aber war ein ganzes Syſtem von Gitterthüren da, das, wenn man unten — oder was daſſelbe ſagen wollte, vor einem mit allerhand unleſerlichen Blechſchilden reich ausgeſtatteten Parterre-Verhau — klingelte, mitunter wie durch einen räthſelhaften Federdruck in ſeiner Geſamtheit aufſprang, mitunter aber auch nicht, in welch letzterem Falle die nun von Etage zu Etage nötig werdende Einzel-Klingelei gar kein Ende nahm und bei jedem neuen Gitter zu dem Erſcheinen eulenartiger alter Köchinnen führte, deren Examinationsverfahren um ſo peinlicher und eindringlicher war, als nur ihr Auge die Fragen ſtellte. Waldemar war zu lang und zu gut mit dieſer altberliniſchen Haus- und Treppeneinrichtung bekannt, um für gewöhnlich Anſtoß daran zu nehmen, heute jedoch hatte dieſes Abſperrungsſyſtem eine gewiſſe Bedeutung für ihn und jede neu zu paſſierende Gitterthür erſchien ihm wie eine Mahnung „es lieber nicht verſuchen zu wollen.“ Der mitgebrachte gute Mut indes überwand alle Bedenklichkeiten und ließ ihn ſchließlich bei der dritten und letzten Gitterthür ankommen, an der er von einem alten Muffel von Diener (natürlich vom Lande), deſſen Umwandlung ins Herrſchaftliche ſich nur ſehr unvollkommen vollzogen hatte, mit einigermaßen überraſchlicher Freundlichkeit empfangen wurde. Der Herr Graf ſeien zu Haus und würden ſich ſehr freuen. „Er ſitzt über die Kupferſtiche (ſo ſchloß er) und wenn er da drüber her is, is er immer guter Laune.“

* * *

Der Diener ging voran um zu melden, und der Eindruck, den Waldemar gleich bei ſeinem Eintreten empfing, war der denkbar günſtigſte. Wenn ſchon immer eine gewiſſe, durch einen guten Geſchmack in Einrichtung und Ausſchmückung bedingte Behaglichkeit in dem Wohnzimmer des Onkels anzutreffen war, ſo war dieſe Behaglichkeit heute bis zur Gemütlichkeit geſteigert. Die Fenſter ſtanden auf und von den „Linden“ her klang die Muſik eines auf Wache ziehenden Bataillons herüber. Aber das war nicht alles, einfallende Lichter blitzten an den Wänden hin und her und auf einem großen und eleganten Ständer von Mahagoniholz, deſſen Wände niedergeklappt waren, lag eine Kupferſtichmappe, darin der alte Graf emſig und andächtig zu blättern ſchien. Er trug ſchottiſch-karierte Pantalons, Sammetrock und einen Fes mit Puſchel, alles in allem ein ziemlich ſonderbar zuſammengeſtelltes Koſtüm, das freilich vollkommen zu ſeiner Verſicherung ſtimmte: dem Eklekticismus gehöre die Welt.

„Ah, Waldemar. Soyez le bienvenu. Herzlich willkommen, mein Junge. Nimm einen Stuhl oder ſtelle Dich perſönlich hierher .... Im übrigen ganz nach Deiner Bequemlichkeit. Du findeſt mich in einer gewiſſen Aufregung: eben hat mir Amsler dieſe Mappe voll italieniſcher Stiche geſchickt und ich ſchwelge in Reminiscenzen. Sieh ....“

„Mantegna ....“

„Ja, Waldemar. Mantegna. Du wirſt das Original in der Brera geſehen haben. Süperbe. Wie das wohlthut, eine verſtändnisvolle Seele zu finden. Alles redet von Kunſt, aber niemand weiß etwas davon, und die wenigen, die die Wiſſenden ſind, die fühlen wieder nichts oder wenigſtens nicht genug. Ich möchte wiſſen, oder lieber nicht wiſſen, was der Baron zu dieſem gekreuzigten und zugleich ſo wunderſam verkürzten Chriſtus ſagen würde. Mantegna, für den ich beiläufig eine Specialpaſſion habe (Du haſt doch hoffentlich ſeine Fresken im Gonzagaſchen Palaſte geſehn), Mantegna, ſag' ich, hat den Leichnam Chriſti hier von der Fußſohle her gemalt, ein Wunderſtück der Verkürzung, etwas Klaſſiſches; etwas Niedagewesenes, verſteht ſich in ſeiner Art. Ich wette zehn gegen eins, der Baron würde mir verſichern, Chriſtus ſähe hier aus wie eine Badepuppe. Und wenn er ſich dazu aufſchwänge, ſo wär' es nicht das Schlimmſte. Denn das iſt zuzugeſtehn, die ganze Geſtalt hat etwas Verzwergtes, etwas Koboldartiges, und indem ich darüber ſpreche, kommt mir ein andrer Vergleich, der mit dem von der Badepuppe beinah zuſammenfällt. Wahrhaftig, dieſer Zwerg-Chriſtus erinnert mich an das in Holz geſchnitzte Chriſtkind in Ara Celi, an die Bambino-Puppe. Findeſt Du nicht auch?"

„In der That," antwortete Waldemar, „es erinnert daran. Aber ich fürchte, lieber Onkel ..."

„.... Dich geſtört zu haben. Nein, Waldemar. Ein Italianiſſimus wie Du kann mich nie ſtören, wenn ich in italieniſchen Erinnerungen ſchwelge. Nichts davon. Aber dieſe Dinge ſtören Dich. Wenigſtens heute. Du biſt zerſtreut, Du haſt etwas auf dem Herzen. Und es kann nichts

Kleines ſein, denn ich ſeh' in Deinem Geſichte ſo was wie Fieberröte, die mir nicht recht gefällt. Laß Dir ſagen, Waldemar, was Du freilich auch ohne mich weißt, daß Dein Leben an einem ſeidnen Faden hängt. Alſo ſolide! Debauchiere wer kann und mag, aber jeder nach ſeinen Kräften, und durchſchwärmte Nächte ſind nicht für jedermann und ſicherlich nicht für Dich. Übrigens nichts für ungut. Sitte hin Sitte her, ich bin kein Sittenrichter und jedenfalls der letzte, Dich für den Jünglingsverein anwerben zu wollen; meinen Beitrag zahl' ich. Aber Geſundheit, Waldemar, Geſundheit; Du biſt für immer ins Schuldbuch der Tugend eingeſchrieben, oder, um mich deutlicher und doch zugleich kaum minder poetiſch auszudrücken, Du mußt leben wie eine eingemauerte Nonne; den andern trau' ich nicht recht. Und nun ſage mir, wenn ſich's ſagen läßt, woher die roten Flecke?"

Waldemar lachte. „Von einem zu frühen Frühſtück, lieber Onkel. Ich war beim Baron und als ich gehen wollte, hielt er mich mit einem Glaſe Lafitte feſt."

Jetzt war das Lachen auf des alten Grafen Seite. „Der gute Baron. Er nennt es Lafitte, Gott verzeih es ihm, und bildet ſich noch ein, eine

Weinzunge zu haben. Und warum? Weil er von der Vorausſetzung ausgeht, ein beſtändiger Frühſtücker müſſe ſich auch zum Frühſtücksverſtändigen ausbilden. Ein Satz, der grundfalſch iſt und an die Doktoren erinnert, die mit Stolz von ihrer fünfzigjährigen Erfahrung ſprechen, nachdem ihnen jeder einzelne wenn irgend möglich geſtorben iſt. Glaube mir, Waldemar, wer beſtändig zwiſchen Hiller und Dreſſel hin und her pendelt, kann ſeine Zunge verfeinern, aber auch nicht. Und das letztre bildet die Regel. Übrigens um elf beim Baron; was bedeutet das? Da muß was vorliegen. Und nun heraus damit!“

„Ich war da, mir ſeinen Rat zu holen.“

„Bei dem Baron? Rat? Nun da ſteh ich doch noch lieber zu ſeinem Lafitte. Der iſt ſchlimmſten Falls mit Pepſinpaſtillen zu bekämpfen, aber von ſeinem Rat iſt kein Erholen. Waldemar, ich dächte doch .... Rat! Nun, ich bin auch nicht von den ſieben Weiſen Griechenlands, aber neben dem Baron .... Oder vielleicht war der gute Papageno nur Vorſtufe. Laß hören. Iſt es eine Sache, von der ich erfahren darf, an der ich möglicherweiſe mit raten und thaten kann?“

„Ja, Onkel. Und zu dem Zwecke bin ich hier. Es iſt wie Du ſagſt, der Baron war nur Vorſtufe.“

„Nun denn?“

„Alſo kurz, ich habe vor, mich zu verheiraten.“

Der alte Graf ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch.

„Du erſchrickſt ....“

„Ich erſchrecke nicht. Das iſt nicht das rechte Wort, und wenn ich eben mit der Hand auf den Tiſch ſchlug, ſo war es nur ein lebhaftes oder vielleicht auch zu lebhaftes Zeichen meiner Teilnahme. Nervoſität, nichts weiter. Du biſt überhaupt ein Gegenſtand meiner Teilnahme, Waldemar, denn ich bin Dir ungeheuer gut, und wenn ich das Wort nicht haßte, weil ſoviel Mißbrauch damit getrieben wird, ſo ſpräch' ich Dir rund heraus von meiner Liebe. Wahrhaftig, Junge, Du biſt der beſte von allen lebenden Halderns (vielleicht können wir auch die Toten mit einrechnen) und ich weiß nicht, was ich alles für Dich thun könnte. Daß Du mich beerbſt, verſteht ſich von ſelbſt; ich wünſche Dir jedes erdenkliche Glück. Aber eines, wenn es eins iſt, wünſch' ich Dir nicht. Ein Mann wie Du heiratet nicht. Das biſt Du drei Parten ſchuldig: Dir, Deiner Nachkommenſchaft (die bei kränklichen Leuten wie Du nie ausbleibt) und drittens der Dame, die Du gewählt.“

„Es iſt keine Dame.“

Der alte Graf verfärbte ſich. Unter einem halben Dutzend Möglichkeiten, die durch ſein Hirn ſchoſſen, war auch eine .... Nein, nein .... Und er faßte ſich wieder und ſagte mit wiedergewonnener Ruhe: „Keine Dame. Was dann? Wer?“

„Stine.“

Der alte Graf ſprang auf, warf ſeinen Stuhl um einen Schritt zurück und ſagte: „Stine! Biſt Du toll, Junge?“

„Nein. Ich bin bei Sinnen. Und ich frage Dich, ob Du mich hören willſt?“

Der Graf ſagte nicht ja und nicht nein, ſetzte ſich aber wieder und ſah Waldemar fragend an.

„Ich nehme an,“ fuhr dieſer fort, „daß Du mich hören willſt. Und wenn Du meinen erſten Satz gehört haben wirſt, ſo wirſt Du ruhiger werden. Ich bin in den Jahren und in der Lage, ſelbſtändig handeln zu dürfen, und ich *werde* ſelbſtändig handeln. An dem allen iſt nichts zu ändern; Krankheit macht eigenſinnig und die Halderns ſind es von Natur. Ich komme nicht, um eine Familien-Erlaubnis nachzuſuchen, die mir, wenn das Geſetz eine Verweigerung zuließe, verweigert werden würde. Da dies nicht der Fall iſt, ſo hat anfragen und Antwort einholen keinen

Sinn. Und ſo denn noch einmal, meine Entſchlüſſe ſind gefaßt. Du ſollſt nicht den Anwalt für mich machen, am wenigſten für das, was ich vorhabe: mit ſolchen Dingen komm' ich Dir nicht, und wenn ich nichtsdeſtoweniger Dein gutes Wort erbitte, ſo geſchieht es, weil alles Gehäſſige meiner Natur widerſtreitet. Haß iſt mir häßlich. Ich erbitte Dein gutes Wort, weil ich verſöhnungsbedürftig bin und in Frieden aus dieſer alten Welt ſcheiden möchte."

„Was heißt das? Was haſt Du vor? Waldemar, ich bitte Dich, Du wirſt uns doch nicht eine dieſer modernen Selbſtmords-Komödien aufführen und Dich mit Deiner Stine nach erfolgter Kopulation, das Wort bleibt mir in der Kehle ſtecken, auf eine Bahnſchiene werfen oder im Hans und Grete-Stil in einen Dorftümpel ſtürzen wollen? Ich bitte Dich, Waldemar, verſchon uns wenigſtens mit einem Debüt im Polizeibericht."

„Es iſt nicht das. Ich habe nur einfach vor, mit der alten Welt Schicht zu machen und drüben ein anderes Leben anzufangen."

„Und als Hinterwäldler Deine Tage zu beſchließen. Umgang mit Chingachgook, alias le gros serpent, und Vermählung Deiner älteſten Tochter Komteſſe Haldern mit irgend einem Unkas oder einem Großgroßneffen von Lederſtrumpf. Was meinſt Du dazu? Und wenn nicht Hinterwäldler, ſo doch cowboy, und wenn nicht cowboy, ſo vielleicht Kellner auf einem Miſſiſſippi-Dampfer. Ich gratuliere. Waldemar, ich begreife Dich nicht. Iſt denn keine Spur von Haldernſchem Blut in Dir? Iſt es denn ſo leicht, aus einer Welt beſtimmter und berechtigter Anſchauungen zu ſcheiden und bei Adam und Eva wieder anzufangen?"

„Da triffſt Du's, Onkel. Ja, bei Adam und Eva wieder anfangen, das will ich, da liegt es. Was Dir ein Schrecken iſt, iſt mir eine Luſt. Ich habe mir ſagen laſſen, alles regle ſich nach einem Geſetz des Gegenſatzes, das zugleich ein Geſetz des Ausgleichs iſt, eine neue Theorie von dieſem oder jenem, die Vorhand iſt glaub' ich ſtreitig. Aber gleichviel von wem ſie herrührt, es hat damit nach meiner eigenen Erfahrung und ebenſo nach meinem bißchen Wiſſen ſeine vollkommne Richtigkeit. Der alte Fritz haßte das Alte Teſtament, weil er in ſeiner Jugend erbarmungslos damit gequält worden war, und der dicke König liebte die Frauen und überſchätzte ſie, weil ſie fünfzig Jahre lang vom preußiſchen Hofe verbannt geweſen waren. Alles was unten iſt, kommt mal wieder oben auf, und was wir

Leben und Geſchichte nennen, läuft wie ein Rad; ‚la grande roue de l'histoire‘ ſagen die Franzoſen. Und nun laß mich die Nutzanwendung machen. Die Halderns haben lange genug an der Feudal-Pyramide mit bauen helfen, um endlich den Gegenſatz oder den Ausgleich oder wie Du's ſonſt nennen willſt, erwarten zu dürfen. Und da kommt denn nun Waldemar von Haldern und bezeigt eine Neigung, wieder bei Adam und Eva anzufangen.“

Der Alte war nicht unempfindlich gegen ſolche Sätze, die, wenn ſich's nicht um Verwirklichung an einem Familienmitgliede gehandelt hätte, ſehr wahrſcheinlich ſeinen Beifall gehabt haben würden. Ein Lächeln lief über ſein Geſicht, das ausdrücken mochte: „ſieh, er führt ſeine Sache gut,“ ja, vielleicht entſann er ſich ſogar, in Uebermut und Weinlaune mehr als einmal daſſelbe proklamiert zu haben. Und ſo war es denn in einem viel ruhigeren Tone, daß er antwortete: „Waldemar, laß uns vernünftig reden. Ich bin nicht ſo verrottet, wie Du glaubſt. Ich kann dem allen folgen und ich habe von der göttlichen Weltordnung nicht die Vorſtellung, daß ſie ſich mit dem Staatskalender und der Rangliſte vollkommen deckt. Ja, ich will Dir noch mehr ſagen: ich habe Stunden, in denen ich ziemlich feſt davon überzeugt bin, daß ſie ſich nicht damit deckt. Und es werden, und vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft, die Regulierungszeiten kommen, von denen Du eben ſprachſt, und vielleicht auch wieder die Adam- und Eva-Zeiten. Und ſie mögen auch kommen, warum nicht? Ich bin vor Adam nie erſchrocken und vor Eva erſt recht nicht. Aber ſind gerade wir dazu da, dem weltgeſchichtlichen Umſchwungsrade, das Du da vorhin citierteſt, ſind, ſag' ich, gerade wir dazu da, dieſem grande roue de l'histoire ſolchen energiſchen Vorwärts- oder meinetwegen auch Zurück-Ruck zu geben? Überlaſſe das andern. Zur Zeit ſind wir nur noch die Beati possidentes. ‚Sei im Beſitze und Du biſt im Recht‘ iſt vorläufig noch für uns geſchrieben. Warum ſich ſelbſt um dieſen Beſitz bringen und auf eigene Koſten eine Zukunft heraufbeſchwören, von der vielleicht keiner profitiert und wir gewiß nicht. Adam, Neubeginn der Menſchheit, Paradies und Rouſſeau, — das alles ſind wundervolle Themata, für die ſich in praxi alle diejenigen begeiſtern mögen, die dabei nur gewinnen und nichts verlieren können, die Halderns aber thun gut, all dies in der Theorie zu belaſſen und nicht perſönlich danach zu handeln.

Der junge Graf lächelte vor ſich hin. „Ja, Onkel, das iſt das Allgemeine, das Alltäglich-Gültige. Gewiß, ich weiß es. Da gilt das, was Du ſagſt. Und laß mich Dir verſichern, ich bin weit ab davon, den Welt- oder auch nur den Geſellſchafts-Reformator machen zu wollen. Dazu hab' ich nicht die Schultern. Aber das Beſondre, das Beſondre."

„Welches Beſondre?"

„Stine."

„Ja ſo, die," ſagte der alte Haldern und ließ in allem erkennen, daß er im Laufe des Geſprächs den Ausgangspunkt ſo gut wie vergeſſen hatte. „Ja, Stine .... Dummes Zeug. Ich kenne das. Ein Junggeſelle, der über fünfzig hinaus iſt, iſt mehr als einmal in Gefahr geweſen, an dieſer Klippe zu ſcheitern. Aber das ſind Anwandlungen, Fieberanfälle. Solange ſie dauern, legt man ſich die Weltgeſchichte nach dem kleinen Gefühl zurecht, das einen gerade beherrſcht; aber von heute auf morgen, oder wenn es hoch kommt von heute bis übers Jahr, hat man ſich beſonnen und ſieht die Dinge nicht mehr durch das Trug- und Zauberglas unſerer erhitzten Phantaſie, ſondern durch die Fenſterſcheibe der Alltäglichkeit. Stine! Du ſollſt nicht brüsk mit ihr brechen, im Gegenteil, beſuche ſie ſolange

Dich's dazu treibt; habe Deine Plauderſtunde mit ihr ruhig weiter; aber es muß der Augenblick kommen, wo ſich's ausgeplaudert hat und wo Du Deinen Irrtum empfindeſt. Eines ſchönen Tages fällt es Dir wie Schuppen von den Augen und Du ſiehſt in einen Abgrund."

„In welchen?"

„Das wag' ich nicht vorher zu ſagen, vielleicht bloß in den der Langweile, vielleicht auch in einen ſchlimmeren. Und den Tag danach ſchreibſt Du ihr einen Abſchiedsbrief und trittſt Deine dritte Römerfahrt an. Rom paßt ohnehin für die Halderns, alt zu alt. Aber nicht Amerika. Ja, für die diggings oder ein Goldgräber-Camp iſt mir, offen geſtanden, auch Stine zu ſchade. Beiläufig, was Stine von Amerika braucht, iſt eine Singerſche Nähmaſchine."

Waldemar erhob ſich von ſeinem Platze. „Du haſt, Onkel, von Deinem Standpunkt aus, ein Recht ſo zu ſprechen, ja, vielleicht härter und herber noch; es liegt Dir fern, mich kränken zu wollen, ich höre das heraus und ich danke Dir dafür. Aber alles was Du geſagt, kann mich nicht umſtimmen; es muß bleiben, wie es iſt. Ich fühle mich zu dieſem liebenswürdigen Geſchöpf, das nichts iſt als Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Güte, nicht nur hingezogen, das ſagt nicht genug, ich fühle mich an ſie gekettet, und ein Leben ohne ſie hat keinen Wert mehr für mich und iſt mir undenkbar geworden. Es braucht nicht Amerika zu ſein; es findet ſich auch wohl ein Winkel hier ....“

„Was Gott verhüte ....“

„Dann alſo drüben. Und ich bitte Dich, mir bei den Eltern in Groß-Haldern, wenn nichts weiter, ſo doch das Ausbleiben eines großen, aufgeſteiften Proteſtes erwirken zu wollen. Eine gegen mich verhängte Familien-Acht möcht' ich, wenn's irgend geht, vermieden ſehen, ſo wenig Schreckliches alle Bann- und Achterklärungen von jeher für mich gehabt haben. Ich erwarte kein Ja, keinen Segen; ich verzichte darauf, ſchon einfach weil ich muß. Es verlangt mich nur zu hören, daß man ſich in das Unvermeidliche gefunden hat, daß man ſich ihm unterwirft, als wär' es eine Schickung oder welch ſonſtige fromme Bezeichnung man dafür wählen mag. Der junge Paſtor kann ja Worte zur Auswahl ſtellen. Lebte der alte Buntebart noch, ſo wär' es beſſer. Der Beſitz fällt meinem jüngeren Bruder zu, trotzdem Groß- und Klein-Haldern Primogenitur ſind; ich werde den Verzicht gerichtlich ausſprechen. Nur ein Pflichttheil erbitt' ich mir, um das Nötigſte durchführen zu können. Und nun noch einmal, willſt Du mein Fürſprecher ſein, der wenigſtens das Schmerzlichſte von mir abwendet und mir für die Zukunft, und wenn es die fernſte wäre, die Möglichkeit einer Verſöhnung offen hält?"

Der alte Graf ſchüttelte den Kopf.

„Alſo nein. Und auch das iſt gut, weil es etwas Beſtimmtes iſt. Ich danke Dir, daß Du mich angehört und mich mit Standesredensarten und vor allem auch mit jenem franzöſiſchen Worte, das bei ſolchen Gelegenheiten in unſeren Kreiſen gang und gäbe iſt, verſchont haſt. Und nun lebe wohl; ich ſehe Dich nicht wieder. Alles was noch zu thun oder zu ſagen bleibt', wird durch andere geſchehen."

Der alte Graf hatte ſich ebenfalls erhoben und ſchritt, über den Teppich hin, auf und ab. Jetzt aber blieb er ſtehen und ſprach nicht ohne Bewegung vor ſich hin: „Und daran bin ich ſchuld .... ich."

„Schuld? Du? Schuld an meinem Glück? Nein, Onkel, nur Dank und wieder Dank." Und dabei nahm er den Hut, um zu gehen, hielt aber noch einmal an, augenſcheinlich in Zweifel, ob er dem Oheim die Hand reichen ſolle oder nicht.

Der alte Graf ſah es und trat ſeinerſeits einen Schritt zurück.

So verbeugte ſich denn der Neffe nur in aller Förmlichkeit und ſchritt dann auf die Thür zu, die nach dem Korridor hinausführte.

Draußen ſtand Johann, der gehorcht hatte, mit dem Überzieher ſchon in der Hand und ließ es an Dienſtbefliſſenheit nicht fehlen. Aber das nachdrückliche Schweigen, in dem er verharrte, ſchien doch auch ſeinerſeits eine Mißbilligung ausdrücken zu ſollen. War er doch lange genug im Haldernſchen Dienſt, um über Mesalliancen noch ſtrenger zu denken als ſein Herr.

13. Kapitel.

Erſt als er wieder allein war, wurde ſich der alte Graf alles deſſen, was er gehört hatte, voll bewußt. Allerdings war ihm gleich im erſten Augenblick das Blut zu Kopf geſtiegen, Waldemars ruhiges Sprechen aber und vielleicht mehr noch ein ihm tief im Blute ſteckender Hang nach dem Aparten und Abenteuerlichen hatte ſeinen Unmut zurückgehalten. Indeſſen dieſer Zuſtand konnte nicht dauern, und jetzt, wo Waldemar fort und die Diskuſſion einer ihn prickelnden Frage geſchloſſen war, war auch der Moment wieder da, die zurückgedrängten erſten Empfindungen: Entrüſtung und Schreck, wieder auflohen zu laſſen.

In der That auch Schreck. Er war Grund und Urſach all dieſer Wirrniſſe, die nicht gekommen wären, wenn er, für ſeine Perſon, auf die thörichte Laune, Waldemar bei der Pittelkow einzuführen, verzichtet hätte. Dieſer faux pas ſeinerſeits mußte früher oder ſpäter zur Kenntnis ſeines älteren Bruders, des Majoratsherrn auf Groß- und Klein-Haldern, kommen, und wenn er ſich dann verklagt ſah, gleichviel laut oder leiſe, wie wollt' er da beſtehen? Und wenn vor ihm, dem Bruder, wie vor ihr, der Frau Schwägerin. Sie war die ſtolzeſte Frau weit und breit, eine von Petersburger Erinnerungen getragene kurländiſche Dame, vor der ſelbſt die Halderns nur mit Mühe beſtehen konnten und der eine Schwiegertochter im Stile von Stine Rehbein einfach Tod und Schande bedeutete. Was half es, wenn Waldemar aus dem Lande ging und ſich für immer expatriierte? Die Thatſache der „Encanaillierung“ eines Haldern blieb beſtehen und mit ihr der Skandal, die Blame, das Ridikül. Und das letztere war das Schlimmſte.

„Nein, es geht nicht,“ überlegte der Graf, während er, immer erregter und nervöſer werdend, in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt. „Ich werde mit Gewalt dazwiſchen fahren. Ich bin ſchuld, ja und nochmals ja, und immer wieder ja, — ich will es nicht von mir abwälzen. Aber meine Dummheit allein hat es nicht dahin gebracht, da ſteckt meine gute Freundin dahinter, dieſer ſchwarze Gottſeibeiuns, meine gute Pittelkow, die jeden Tag rappelköppiſcher wird. Denn ſoviel bon sens ſie hat, ſo iſt ſie doch vom Hochmutsteufel beſeſſen, und während ſie nach links hin ſich einbildet, mit mir machen zu können, was ſie will, will ſie nach rechts hin die blonde Schweſter mit ihrer langweiligen Tugendgrimaſſe direkt in unſere Familie hineinſpielen. Aber ich werde dem Hauſe Pittelkow mit all ſeinen Annexen zeigen, daß es denn doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Undankbare Kreatur. Aus dem Kehricht hab' ich ſie aufgeleſen, und als Lohn für meine Gutthat zahlt ſie mir in dieſer Münze.“

Während er noch ſo ſprach, traf ſich's, daß ſein Blick von ungefähr in den Spiegel fiel. Er trat denn auch heran, rückte ſich das rote Halstuch zurecht und lachte: „So alſo ſieht ein Ehrenmann aus, ein Witwenretter und Waiſenvater .... Habe die Ehre.“ Und er bekomplimentierte ſich ſelbſt. „Immer das alte Lied. Sowie man in der Patſche ſitzt, ſpielt man ſich auf den Unſchuldigen hin aus, ſchimpft über die Complicen, die meiſt viel weniger Schuld haben als man ſelbſt, und läßt andere die Dummheiten entgelten, die man höchſt eigenhändig gemacht hat. Und in meinem Falle nennt ſich dieſe ſchnöde Weißwaſcherei noch ariſtokratiſche Geſinnung und erhebt ſich über die Pittelkows, die ſich wenigſtens nicht mit ‚Noblesse oblige‘ durch die Welt zieren. Jammervoll. Wohin man ſieht, hat man ſich zu ſchämen. Und doch muß etwas geſchehen, und wenn meine Schuld noch zehnmal größer wäre.“

Bei dieſen Worten zog er die Klingelſchnur. „Eine Droſchke, Johann.“ Und während dieſer ſich nach dem nächſten Halteplatz aufmachte, machte der alte Graf Toilette, ſorglich und vor dem Spiegel, aber doch mit der Raſchheit eines alten Militärs.

Eine halbe Stunde ſpäter hielt die Droſchke vor dem Eingange zum Invalidenpark. Der alte Graf ſtieg aus und ging, über den Damm fort, auf das ihm wohlbekannte Haus zu, das im grellen Scheine der Mittagsſonne wie ausgeſtorben da lag. Pauline ſtand am Fenſter und erkannte den Grafen, als er haſtigen Schrittes auf ihre Wohnung zuſteuerte. „Jott,“ ſagte ſie, „nu ſchon bei Dage!“ Dabei rückte ſie aber doch den Kragen zurecht und warf ihre Küchenſchürze hinter den Ofen. Und jetzt hörte ſie's klingeln.

„Mama zu Hauſ?“

Olga wollte „nachſehen,“ aber der Graf war nicht in der Laune, ſich auf ſeinem eigenſten Territorium allerlei lächerlichen Anmeldeförmlichkeiten zu unterwerfen, und trat alſo, während er Olga folgte, gleichzeitig mit dieſer in das Vorderzimmer ein.

„Guten Tag, Witwe.“

Die Pittelkow ſah, daß er ſchlechter Laune war und erwiderte deshalb, ohne ſich von ihrer Fenſterſtelle zu rühren, im gleichgültigſten Tone: „Guten Tag, Graf .... Eine ſchmähliche Hitze ....“

Der alte Graf bezeugte keine Luſt, ſich in ein Wettergeſpräch einzulaſſen, warf ſich vielmehr ohne weiteres ins Sofa und ſagte, während er ſich mit dem Taſchentuch etwas friſche Luft zufächelte: „Komme heut in einer ernſten Sache, Pauline. Was iſt das mit der Stine?“

„Mit Stine?“

„Ja. Sie hat da mit meinem Neffen angebändelt. Und nun iſt er verrückt geworden und will ſie heiraten. Und wer iſt ſchuld daran? Du, Pauline. Du haſt mir dies eingebrockt. Du, nur Du. Stine macht nicht drei Schritte, geht nicht von hier bis ans Fenſter, ohne Dich zu fragen; ſie hat nie was andres gethan, als was Du gewollt oder gutgeheißen haſt, und auf Dich fällt dieſer Skandal. Ich frage Dich, ob ich Anſpruch auf ſolche Behandlung habe? Nun, wir wollen ſehen, was wird. Wolle Du, was Du willſt, ich will, was ich will. Die Welt iſt verrückt genug geworden, aber ſoweit ſind wir noch nicht, daß die Häuſer Haldern und Pittelkow Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern. Nein, Pauline. Solchen Unſinn verbitt' ich mir, und was ich von Dir fordre, iſt das, daß Du dieſer Kinderei ein Ende machſt."

„Kann ich nicht."

„Weil Du nicht willſt."

„O, ich will ſchon. Ich habe ſchon gewollt, gleich als ich die Geſchichte kommen ſah. Es iſt ein Unglück für meine Stine."

„Was?"

„Es is ein Unglück für meine Stine. Ja, Graf. Oder denken Sie, daß ich ſo dumm bin, ſo was für'n Glück zu halten? Ach, du meine Güte, da ſind der Herr Graf mal wieder aus Irrland, un ganz gehörig. Und nu hören Sie mal ein bißchen zu. Hier drüben wohnt ein Schloſſer, ein Kunſtſchloſſer, und hat 'nen Neffen, einen allerliebſten Menſchen, der bei den ‚Maikäfern‘ geſtanden, — aber jetzt is er wieder ins Geſchäft. Nu, der war letzten Sommer immer um die Stine 'rum, un wenn der das Mächen nimmt, dann geh' ich nächſten Sonntag in'n Dom oder zu Büchſeln und weine mir aus und danke dem lieben Gott für ſeine große Gutthat un Gnade, was ich nu ſchon eine gute Weile nich gedhan habe. Ja, Graf, ſo ſteht es. Mein Stinechen iſt kein Mächen, das ſich an einen hängt oder mit Gewalt einen rankratzt, Graf oder nich, un hat's auch nich nötig. Die kriegt ſchon einen. Is geſund un propper un kein Unthätchen an ihr, was nich jeder von ſich ſagen kann. He?“

„Komme mir nicht damit. Das ſind Ausweichungen und Redensarten, bloß um von der Sache loszukommen. Darum handelt ſich's nicht. Unthätchen! Was heißt Unthätchen? Ich habe der Stine nichts auf den Leib gered't, ich weiß, ſie iſt ein gutes Kind. Aber was ſoll das mit Deinem ‚Unthätchen‘ und ‚was nicht jeder von ſich ſagen kann‘. Meinſt Du mich? Meinetwegen. Mir thut's nichts; ich bin drüber weg Aber Du meinſt meinen Neffen und das reizt mich und ärgert mich, weil's mal wieder Deinen ſchlechten

Charakter zeigt. Oder wenn nicht Deinen ſchlechten Charakter, ſo doch, daß Du hart biſt und ohne rechte Güte. Was ſoll das mit dem anzüglichen Vorwurf und Deinem ſpöttiſchem Geſicht dabei? Waldemar iſt ein armer, unglücklicher Menſch und kann freilich keinen Degen verſchlucken oder ſich einen Amboß auf die Bruſt legen laſſen. Und wenn Du das ein ‚Unthätchen‘ nennen willſt, nun ſo thu's. Aber ſeine Krankheit und ſein Elend, das iſt es ja gerade, was ihm vor Gott und Menſchen zur Ehre gereicht. Denn woher hat er's? Aus dem Krieg her hat er's. Er war noch keine neunzehn und ein ſchmächtiger dünner Fähnrich bei den Dragonern und ſah aus wie 'ne Milchſuppe, das muß wahr ſein. Aber ein Haldern war er. Und weil er einer war, war er der erſte von der Schwadron, der an den Feind kam, und vor dem Karree, das ſie ſprengen ſollten, iſt er zuſammengeſunken, zwei Kugeln und ein Bajonnetſtich und das Pferd über ihn. Und das war zuviel für den jungen Menſchen. Zwei Jahre hat er gelegen und gedoktert und gequient und nun drückt er ſich ſchwach und krank in der Welt herum, und weil er nicht weiß, was er machen ſoll, beſucht er Stine und will ſie heiraten. Das iſt ein Unſinn. Aber komme mir nicht mit allerlei Spitzen und Anzüglichkeiten, die für den armen Jungen nicht paſſen. Er hat das eiſerne Kreuz und ich will, daß Du mit Achtung von ihm ſprichſt.“

Pauline lachte. „Jott, Graf, wenn das einer hört, ſo muß er ja wahr und wahrhaftig denken, ich wollt' einem einen Spott draus machen, daß er ein braver Junge geweſen. Aber das is auch ſo eine von Euren Marotten, daß Ihr immer denkt, wir verſtünden nichts davon und wüßten nichts von Vaterland und knappzu von Courage. Aber wie ſteht es denn? Alle Wetter, ich bin auch fürs Vaterland und für Wilhelm, und wer ſeine Knochen zu Markte getragen hat, vor dem hab' ich Reſpekt un brauche mir nich erſt ſagen zu laſſen, daß ich Reſpekt vor ihm haben ſoll. Un denn, Graf, man nich immer jleich mit die Halderns. Ich habe welche gekannt, die waren auch erſt neunzehn und keine Halderns und ſaßen nich zu Pferde, nein, immer bloß auf Gebrüder Beneckens, un mußten auch immer vorwärts. Un zuletzt, als es bergan ging un ſie nich mehr konnten, da hielten ſie ſich an die Kuſſeln, weil ſie ſonſt rücklings runter gefallen wären, un immer die verdammten Dinger dazwiſchen, die ſo quietſchen un ſich anhören wie 'ne Kaffeemühle.

Ne, ne, Graf, die Halderns haben es nich alleine gemacht un der junge Graf auch nicht. Aber er hat ſeine Schuldigkeit gethan un ſeine Geſundheit drangegeben und da werd' ich ihm doch nichts anreden — i, da biß ich mir ja lieber die Zunge ab. Ich habe bloß ſagen wollen, daß an Stine kein Unthätchen is. Un dabei bleib' ich. Und da wir nu mal davon reden, dabei bleib' ich auch, daß ans Gräfliche öfter ſo was is, als an unſerein, un nu gar erſt an Stinechen. Ich weiß nicht, wie die Dokters es nennen, aber das weiß ich, es giebt Unthätchen ſchon von'n Urgroßvater her. Un die Urgroßväter, was ſo die Zeit von'n dicken König war, na, die waren ſchlimm. Und die Halderns werden woll auch nich anders geweſen ſein als die andern."

„Es iſt gut," ſagte der alte Graf mit wiedergewonnener Ruhe. „Was Du gleich zuerſt geſagt haſt von dem Schloſſer drüben und ſeinem Neffen, das iſt die Hauptſache, das hat mich überführt. Ich glaube jetzt, daß Du unſchuldig an der Sache biſt und muß auch einräumen, es ſieht Dir nicht ähnlich. Du biſt viel zu klug und zu verſtändig, um ſolchen Unſinn in Gang zu bringen. Denn Du ſagſt es ja ſelbſt, ein Unſinn iſt es und ein Unglück dazu. Und noch dazu für alle beide."

Pauline nickte zuſtimmend.

„Alſo ein Unglück ſag' ich. Und nun laß uns überlegen, wie wir da 'rauskommen oder es wenigſtens eingrenzen und wieder Schick in die Sache bringen. Waldemar iſt eigenſinnig (alle Kranken ſind es) und wird von ſeinem Vorhaben nicht laſſen wollen, davon bin ich überzeugt. Es iſt alſo nur dadurch etwas zu machen, daß wir auf den andern Part, auf Deine Schweſter einen Einfluß gewinnen.“

Die Pittelkow zuckte mit den Achſeln.

„Du willſt ſagen, es fehlt auch ihr nicht an Eigenſinn. Und ich glaub' es beinah. Außerdem iſt alles Zureden umſonſt, ſolange noch die Möglichkeit für Stine bleibt, Waldemar zu ſehn und zu ſprechen. Den wird ſie natürlich lieber hören als uns. Jeder hört am liebſten, was ihm ſchmeichelt und wohlthut. Ich ſeh' alſo nur ein Mittel: ſie muß fort. Und ich ſtelle Dir alles dabei zur Verfügung. Überlege. Sie wird doch irgendwo in der Welt, in der Priegnitz oder Uckermark, eine Freundin oder Anverwandte haben, und wo nicht, ſo müſſen wir ſo was erfinden. Da muß ſie hin. Nur weg von hier, weg. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Und iſt erſt eine Trennung da und haben beide vierzehn

Tage lang eingeſehn, daß ſich auch ohne Mondſcheinkuß immer noch leben läßt, ſo haben wir wenigſtens einen guten Anfang gemacht. Und dann ſehen wir weiter.“

Die Pittelkow war im weſentlichen damit einverſtanden und fiel, als ihr Haldern auch erzählt hatte, daß Waldemar nach Amerika wolle, raſch wieder in ihren Alltags- und Gemütlichkeitston. „Ich war von Anfang an dagegen. Und nu will er auch noch nach Amerika! Du mein Gott, was will er da? Da müſſen ſie ſchon 'ran un bei ſieben Stunden in Stichſonne, da fällt er um. Erſt heute früh haben ſie hier einen vom Bau vorbeigebracht un war noch dazu ein Steinträger mit Schnurrbart und Soldatenmütze, was immer die ſtärkſten ſind. Un nu ſolch armer Invalide. Graf, ich werd' es ſchon machen un will gleich zu Wanda, die muß mir eine Geſchichte zurecht lügen. Un wenn ich die habe, dann packen wir Stinen ein, nach Alt-Landsberg oder nach Bernau mit's Storchneſt oder nach Fürſtenwalde. Sie will immer beiſtehn un helfen und wir müſſen ihr ſo was vorreden von Beiſtand un Hilfe.“

Der Graf war erfreut und ſo trennten ſie ſich.

14. Kapitel.

Die Pittelkow, als der Graf fort war, warf ſich in Staat, nahm ihren Umhang und ging in die Tiekſtraße, um mit Wanda zu berathen, was zu thun, und in welchem märkiſchen Neſte Stine wohl am beſten unterzubringen ſei. Wanda, deſſen entſann ſie ſich, hatte eine ältere nach Teupitz hin an einen Schlächtermeiſter verheiratete Halbſchweſter; vielleicht wenn man ſagte, daß da was Kleines angekommen und der Mann, ſamt ſeinen vielen Kindern, eines Beiſtands in der Wirtſchaft bedürftig ſei? „Ja, ſo muß es gehn. Un is erſt wer in Teupitz, ſo kommt er ſobald nich wieder weg. Und die Frau wird ſie ſchon feſthalten, — ſo viel wird ſie doch woll von Wanda'n haben, daß ſie nich gleich locker läßt. Und wenn jrade geſchlachtet wird, kann Stine ja zuſehn und hat en bißchen Zerſtreuung.“

In dieſer Richtung gingen die Gedanken der Pittelkow, die, während ſie dieſe Pläne machte, nicht ahnen konnte, daß ziemlich um eben dieſe Zeit bereits Entſchlüſſe gefaßt und Entſcheidungen getroffen worden waren, die jeden weitern Klugheitsplan unnötig machten.

* * *

Waldemar, als er den Onkel verlaſſen hatte, hatte ſeinen Weg erſt bis Schloß Bellevue hin und von dort aus nach einem um ein paar hundert Schritte weiter flußabwärts gelegenen Sommerlokale genommen, das er für gewöhnlich an jedem Spätnachmittag, eh' er zu Stine ging, aufzuſuchen pflegte. Dort im Schatten alter Bäume niederzuſitzen und zu ſinnen und zu träumen, war das, was er liebte. Wirt und Wirtin in dieſem Lokale kannten ihn längſt, ebenſo war er Intimus der dort zahlreich anſäſſigen Spatzen, die, ſobald er Platz genommen, den Tiſch umhüpften und die Brocken und Krümel des eigens für ſie beſtellten Stück Kuchens aufzupicken pflegten. Das alles war heute gerade ſo wie ſonſt und nur die ihre Köpfe neugierig zuſammenſteckenden Kellner beſchäftigten ſich augenſcheinlich mit der Frage, was ihren regelmäßigen Spätnachmittagsgaſt heute ſchon zu ſo früher Stunde hierher geführt haben könne. Denn es war erſt zwei. Waldemar hatte ſeine Freude daran, dieſe kleine Neugier zu beobachten und las aus den Mienen der Kellner den Gang ihrer Unterhaltung mit einer Sicherheit heraus, als ob er ſie vom nächſten Baum her hätte belauſchen können. Überhaupt entging ihm nichts und wenn er eine Zeitlang die Qualmwolken aus dem gerade gegenübergelegenen Borſigſchen Eiſenwerke hatte hervorquellen und nach der Jungfernhaide hin abziehen ſehen, ſo gab er ſeinem Blick mit einem Male wieder eine Seitwärtsrichtung und zählte dabei die Brückenpfeiler oder die Spreekähne, die von der Stadt her den Fluß herunter kamen. Er war ohne jede Spur beſonderer Erregung und beſchäftigte ſich, was übrigens ſeinem Charakter entſprach, kaum noch mit dem Geſpräche, das er eben erſt mit dem Onkel gehabt hatte. Wenn er den Frieden nicht haben konnte, ſo war es ſchon viel für ihn, ihn ſeinerſeits ehrlich und aufrichtig gewollt zu haben. Und das war ja der Fall. Aus dieſem Bewußtſein erwuchs ihm etwas wie Troſt und Ergebung, und wenn Ergebung auch nicht das abſolut Beſte, nicht der Friede ſelbſt war, ſo war es doch das, was dem Frieden am nächſten kam.

Er blieb wohl eine Stunde. Dann erſt erhob er ſich und ging auf den Ausgang zu. Von draußen her aber ſah er noch einmal über den Staketzaun in den Garten zurück. Da war wieder die Muſik-Eſtrade mit den wackeligen Notenpulten und gleich dahinter das primitive Büffett mit den eingeſchnittenen Querhölzern, daran zahlloſe Weißbierdeckel wie kleine Schilde hingen. Und dicht daneben und halb überwachſen von einer Kugelakazie ſtand der eben von ihm verlaſſene Tiſch, auf deſſen grüner Platte jetzt die Lichter und Schatten tanzten. Er konnte ſich nicht losreißen von dem allen und prägte ſich's ein, als ob er ein beſtimmtes Gefühl habe, daß er's nicht wiederſehen werde. „Glück, Glück. Wer will ſagen, was du biſt und wo du biſt! In Sorrent, mit dem Blick auf Capri, war ich elend und unglücklich, und hier bin ich glücklich geweſen.“ Und nun ging er weiter flußabwärts bis an die Moabiterbrücke, weil er vorhatte, den Rückweg am anderen Ufer zu machen. Als er aber drüben war, nahm er langſam und unter gelegentlichem Verweilen ſeinen Weg auf den Humboldtshafen und zuletzt auf den Invalidenpark zu. Dort blieb er ſtehen und muſterte das gegenübergelegene Haus. Stine ſtand oben am

Fenſter. Er grüßte mit der Hand und ſtieg dann in ihre Wohnung hinauf.

* * *

Stine empfing ihn ſchon an der Thür, glücklich ihn zu ſehen, aber doch mit einem Anfluge von Sorge, weil er ſonſt nie vor Dämmerſtunde kam.

„Was iſt?“ ſagte ſie, „Du ſiehſt ſo verändert aus.“

„Möglich. Aber es iſt nichts. Ich bin vollkommen ruhig.“

„Ach ſage nicht das. Wenn man ſagt, man ſei ruhig, iſt man's nie.

„Woher weißt Du das?“

„Ich glaube, das lernt jeder, dafür ſorgt das Leben. Und dann weiß ich es von Pauline. Wenn die zu mir ſagt: ‚Stine, nun bin ich wieder ruhig,‘ dann iſt es immer noch ſchlimm genug. Aber nun ſage, was iſt?“

„Was iſt? Eine Kleinigkeit. Eigentlich nichts. Ich ſtand immer einſam unter den Meinigen und nun ſoll ich noch etwas einſamer daſtehn. Es wirkt einen Augenblick, aber nicht lange ....“

„Du verſchweigſt mir etwas. Sprich!“

„Gewiß, deshalb bin ich hier. Und ſo höre denn. Ich war bei meinem Onkel, um ihm zu ſagen.... ja, was Stine? um ihm zu ſagen, daß ich Dich lieb hätte...."

Stine kam in ein Zittern.

„.... Und daß ich Dich heiraten wolle.... Ja, heiraten, nicht um eine Gräfin Haldern aus Dir zu machen, ſondern einfach eine Stine Haldern, eine mir liebe kleine Frau, und daß wir dann nach Amerika wollten. Und zu dieſem Schritt erbät' ich ſeine Zuſtimmung oder doch eine Fürſprache bei meinen Eltern."

„Und?"

„Und dieſe Fürſprache hat er mir verweigert."

„Ach, was haſt Du gethan?"

„Sollt' ich nicht?"

„Was haſt Du gethan?" wiederholte Stine, zugleich hinzuſetzend: „Und ich Ärmſte bin ſchuld daran. Bin ſchuld, weil ich's habe gehen laſſen und mich nie recht gefragt habe: was wird? Und wenn mir die Frage kam, ſo hab' ich ſie zurückgedrängt und nicht aufkommen laſſen und nur gedacht: freue dich, ſolange du dich freuen kannſt. Und das war nicht recht. Daß es nicht ewig dauern würde, das wußt' ich, aber ich rechnete doch auf manchen Tag. Und nun iſt alles falſch geweſen und unſer Glück iſt hin, viel, viel ſchneller als nötig, bloß weil Du wollteſt, daß es dauern ſolle.“

Waldemar wollte widerſprechen; aber Stine litt es nicht und ſagte, während ihre Stimme mit jedem Augenblick beſchwörender und eindringlicher wurde: „Du willſt nach Amerika, weil es hier nicht geht. Aber glaube mir, es geht auch drüben nicht. Eine Zeitlang könnt' es gehn, vielleicht ein Jahr oder zwei, aber dann wär' es auch drüben vorbei. Glaube nicht, daß ich den Unterſchied nicht ſähe. Sieh, es war mein Stolz, ein ſo gutes Herz wie das Deine lieben zu dürfen, und daß es mich wieder liebte, das war meines Lebens höchſtes Glück. Aber ich käme mir albern und kindiſch vor, wenn ich die Gräfin Haldern ſpielen wollte. Ja, Waldemar, ſo iſt es, und daß Du ſo was gewollt haſt, das macht nun ein raſches Ende. Vor Jahren, ich war noch ein Kind, hab' ich mal ein Feenſtück geſehn, in dem zwei Menſchen glücklich waren; aber ihr Glück, ſo hatte die Fee geſagt, würde für immer hin ſein, wenn ein beſtimmtes Wort geſprochen oder ein beſtimmter Name genannt werde. Siehſt Du, ſo war es auch mit uns. Jetzt haſt Du das Wort geſprochen und nun iſt es vorbei, vorbei, weil die Menſchen davon wiſſen. Vergiß mich;

Du wirſt es. Und wenn auch nicht, ich mag keine Kette für Dich ſein, an der Du Dein Leben lang herumſchleppſt. Du mußt frei ſein; gerade Du.“

„Ach, meine liebe Stine, wie Du mich verkennſt. Du ſprichſt von einer ‚Kette‘ und daß ich frei ſein müſſe. Freiheit. Nun ja, mein Leben war frei, was man ſo frei ſein nennt, ſeit ich aus meiner Eltern Hauſe ging und in manchen Stücken auch früher ſchon. Aber wie verlief es trotzdem? Wie war es von Jugend an? Wir haben ſoviel davon geplaudert und ich habe Dir von meinen Kindertagen erzählt und von dem langweiligen Hauslehrer, der den Frommen ſpielen mußte nach Anweiſung und mich mit Sprüchen und Geboten und dem ewigen ‚was iſt das‘ quälte und mit dem Glaubensbekenntnis, das ich nie verſtand und er auch nicht. Aber der arme traurige Menſch, der (ich ſollte vielleicht nicht ſpotten, gerade ich nicht) immer einen Katarrh und eine Liebſchaft hatte, war lange nicht der ſchlimmſte. Das Schlimmſte war, daß ich im Hauſe ſelbſt, bei meinen eignen Eltern, ein Fremder war. Und warum? Ich habe ſpäter darauf geachtet und es in mehr als einer Familie geſehn, wie hart Eltern gegen ihre Kinder ſind, wenn dieſe ganz beſtimmten Wünſchen und Erwartungen nicht entſprechen wollen.“

Stine, die dieſelbe Wahrnehmung auch in ihrer beſcheidenen Sphäre gemacht haben mochte, nickte zuſtimmend, und Waldemar, der ſich dieſer Zuſtimmung freute, fuhr deshalb fort: „Es wird wohl überall ſo ſein, und jedenfalls war es ſo bei uns. Und dazu die Launen und Verſtimmungen einer Frau, weil ihr ein Großfürſt einmal ein Billet geſchrieben, das beinah ein Liebesbillet war, und die ſich nun einbildete, nicht viel was andres als eine Mißheirat geſchloſſen zu haben. Da haſt Du das Bild meiner Stiefmutter. Den Sommer über war ſie verſtimmt über das langweilige Landleben und über die Damen der Nachbarſchaft, die gar keine Damen waren, wenigſtens nicht in ihren Augen, und wenn ſie dann Winters zu Hofe ging, ſo war ſie noch verſtimmter, weil Schönere oder Vornehmere da waren und ihr den Rang abliefen. Und dieſe ſchlechte Laune mußt' ich entgelten, dieſe Verſtimmungen trafen mich, der ich ihr überhaupt von Anfang an mißfiel. Und als ich dann heranwuchs und wohl auch meinerſeits zeigen mochte, daß mir nicht alles gefalle, da war ich vollends nicht auf Roſen gebettet. Und ſo ging's, bis ich mit neunzehn eintrat und mit zu Felde zog und die Kugel kriegte oder zwei, wovon ich Dir erzählt habe. Da wurd' es freilich einen Augenblick beſſer und ich war ein Vierteljahr lang der Held und Mittelpunkt der Familie, beſonders als auch prinzliche Telegramme kamen, die ſich nach mir erkundigten. Ja, Stine, das war meine große Zeit. Aber ich hätte ſterben oder mich raſch wieder zu Geſundheit und guter Carrierre herausmauſern müſſen, und weil ich weder das eine noch das andre that und nur ſo hinlebte, manchem zur Laſt und keinem zur Luſt, da war es mit meinem Ruhme bald vorbei. Der Vater hätt' es vielleicht ändern können, wenn er ein feſtes Eintreten für mich gewagt und nicht ſeinen Haus- und Ehefrieden über mein Glück geſtellt hätte. So konnt' er ſich nicht aufraffen und ſo hab' ich denn durch viele Jahre hin gelebt, ohne recht zu wiſſen, was Herz und Liebe ſei. Nun weiß ich es. Und jetzt, wo ich es weiß, und mein Glück feſthalten will, ſoll ich es wieder aus der Hand laſſen. Und alles bloß, weil Du von Anſprüchen ſprichſt, und vielleicht auch daran glaubſt, die mir im Blute ſtecken ſollen und die — weil im Blute — gar nicht aufzugeben ſeien. Ach, meine liebe Stine, was geb' ich denn auf? Nichts, gar nichts. Ich ſehne mich danach, einen Baum zu pflanzen oder ein Volk Hühner aufſteigen oder auch bloß einen Bienenſtock ausſchwärmen zu ſehen.“

Er ſchwieg und ſah vor ſich hin, Stine aber nahm ſeine Hand und ſagte: „Wie Du Dich ſelbſt verkennſt. Der Tagelöhnerſohn aus Eurem Dorfe, der mag ſo leben und dabei glücklich ſein; nicht Du. Dadurch, daß man anſpruchslos ſein will, iſt man's noch nicht, und es iſt ein ander Ding, ſich ein armes und einfaches Leben ausmalen oder es wirklich führen. Und für alles, was dann fehlt, ſoll das Herz aufkommen. Das kann es nicht und mit einemmal fühlſt Du, wie klein und arm ich bin. Ach, daß ich in dieſem Augenblick ſo ſpreche, das iſt vielleicht auch ſchon eine Schwachheit und ein kleines Gefühl; aber ich kämpfe nicht dagegen an, weil ich glaube, daß aus allem, was Du vor haſt, nur Unheil kommt, nur Enttäuſchung und Elend. Der alte Graf iſt dagegen und Deine Eltern ſind dagegen (Du ſagſt es ſelbſt) und ich habe noch nichts zum Glück ausſchlagen ſehen, worauf von Anfang an kein Segen lag. Es iſt gegen das vierte Gebot, und wer dagegen handelt, der hat keine ruhige Stunde mehr und das Unglück zieht ihm nach.“

„Ach, meine liebſte Stine, Du redeſt Dich ſo hinein und kommſt mir nun gar mit dem vierten Gebot. Glaube mir, das mit dem vierten Gebot, das hat auch ſeine Grenze. Vater und Mutter ſind nicht bloß Vater und Mutter, ſie ſind auch Menſchen, und als Menſchen irren ſie ſo gut wie Du und ich. Nein, ich will Dir ſagen, was es iſt und warum Du glaubſt, ſo ſprechen zu müſſen. Ich verſtehe mich ein bißchen auf das menſchliche Herz, denn ſieh, wer jahrelang auf dem Krankenbett liegt, der hat viel Zeit und ſpürt vielem nach und das Verlockendſte ſind immer die Schlängelgänge des Herzens, des eignen und des der andern. Und nun höre, was es iſt. Es iſt was Hochmütiges in Eurer Familie, daran drei Grafen genug hätten, etwas Trotziges und Herausforderndes, und ein Hang, die Wahrheit zu ſagen und mitunter auch noch mehr. Deine Schweſter hat es ſehr ſtark und Du haſt es auch, haſt auch Dein Teil daran. Und ſieh, in dieſem Deinem falſchen Stolze willſt Du nicht, daß ich auch nur einen Augenblick glauben ſoll, Du hätteſt an ſo was wie eine Stine Haldern gedacht. Das iſt Dir gegen Deine Ehre. Hab' ich recht und iſt es ſo?“

„Nein.“

„Gut. Ich glaube Dir. Ich weiß ganz

beſtimmt, daß Du ‚ja‘ geſagt hätteſt, wenn Du's hätteſt ſagen können. Und daß Du dies ehrliche ‚nein‘ ſagen kannſt, das iſt ſchön von Dir und läßt mich aufs neue ſehen, eine wie gute Wahl ich getroffen. Und nun ſoll es an bloßen Einbildungen ſcheitern. Ich bin aus den Vorurteilen heraus und nun willſt Du ſie haben. Ich beſchwöre Dich, Stine, mache Dich frei davon, und vor allem entſchlage Dich Deiner Ängſtlichkeiten.“

Stine ſchüttelte den Kopf.

„Es ſoll alſo nichts mit uns werden?“

„Es kann nicht.“

„Und alles ſoll bloß ein Sommerſpiel geweſen ſein?“

„Es muß.“

„Und es kommt Dir nicht der Gedanke, daß mir dies alles das Leben bedeuten könnte?“

„Um Gottes willen, Waldemar!“

„Ich will keine Ausrufe, ich will eine Antwort. Ein ‚Ja‘, kurz und beſtimmt, und dann fort, fort. Sprich, Stine, Du weißt, was ich bitte. Willſt Du?“

„Nein.“

Und ſie ſtürzte weinend an ihm vorüber. Er hielt ſie aber feſt und ſagte: „Stine, ſo wollen wir nicht ſcheiden. Ein ‚Nein‘ ſoll nicht Dein letztes Wort geweſen ſein. Setze Dich nieder und ſieh mich an. Und nun ſage mir: Haſt Du mich wirklich geliebt?“

„Ja.“

„Von Herzen?“

Von ganzem Herzen.“

Und das Krampfſchluchzen, unter dem ſie ſprach, ging in eine Ohnmacht über.

Als ſie wieder zu ſich kam, war ſie allein.

15. Kapitel.

Waldemar ging nach rechts auf das Oranienburger Thor zu, weil ihm darum zu thun war, in einem an der Ecke der Linden und Friedrichsſtraße gelegenen Bankhauſe verſchiedene geſchäftliche Dinge zum Abſchluß zu bringen. Aber in der Nähe der Weidendammer Brücke fiel ihm ein, daß die Bureaus ſehr wahrſcheinlich ſchon geſchloſſen ſeien, weshalb er ſeinen Stadtgang aufgab, um ſich in ſeine dicht hinter dem Generalſtabs-Gebäude gelegene Wohnung zurück zu begeben. Er war durch eben dieſe Wohnung Nachbar von Moltke, welche Nachbarſchaft er gern hervorhob und in Ernſt und Scherz zu verſichern liebte: „Man kann nicht beſſer aufgehoben ſein, als gerade da. Wer für die große Sicherheit ſo zu ſorgen weiß, der ſorgt auch für die kleine.“

Von der Dorotheenſtädtiſchen Kirche her ſchlug es fünf, als unſer zu Betrachtungen derart nur zu geneigter Freund in den Schiffbauerdamm einbog, und ehe noch die Turmuhr ausgeſchlagen hatte, ſchlugen die kleinen Uhren nach, die ſich in ziemlich beträchtlicher Zahl an der Waſſer- und Rückfront der jenſeitigen Fabrikgebäude befanden. Er zählte die Schläge, muſterte den Quai hüben und drüben und freute ſich des regen und doch ſtillen Lebens, das hier überall auf und ab wogte. Nichts entging ihm, auch nicht das Treiben auf den Kähnen, an deren Tauen und Strickleitern, und mitunter auch auf quergelegten Ruderſtangen allerlei Wäſche zum Trocknen hing, und erſt, als er unter langſamem Weiterſchlendern die Graefſche Klinik im Rücken hatte, ließ er von dem Beobachten ab und ging raſcheren Schrittes auf die Unterbaumbrücke zu. Hier hielt er wieder und betrachtete die bronzenen Kandelaber, die, weil ſie noch keine Patina hatten, in der ſchräg ſtehenden Sonne prächtig blitzten und flimmerten. „Wie hübſch das alles iſt. Ja, es kommen beſſere Tage. Nur .... wer's erlebt. Qui vivra, verra ....“ Und er brach ab und ſah von der Brückenwölbung auf die tief unten am Quai ſich hinziehenden Weiden, aus deren graugrünem Blattwerk einige tote Äſte wie Beſen hervorragten. Es waren ſeine Lieblinge, dieſe Bäume. „Halb abgeſtorben und immer noch grün.“

Endlich war er vom Kronprinzen-Ufer und der Alſenſtraße her bis an den reizenden, mit Bosquets und Blumenbeeten und dazwiſchen wieder mit Marmorbildern und Springbrunnen geſchmückten Square gekommen, der, dem Königsplatze vorgelegen, einen Teil desſelben ausmacht und doch auch wieder ſich von ihm ſcheidet. Eine friſche Briſe ging und milderte die Hitze, von den Beeten aber kam ein feiner Duft von Reſeda herüber, während drüben bei Kroll das Konzert eben anhob. Unſer Kranker ſog das alles in vollen Zügen ein, Duft und Melodie: „Wie lange, daß ich nicht ſo frei geatmet habe. ‚Königin, das Leben iſt doch ſchön‘ — unſterbliches Wort eines optimiſtiſchen Marquis, und ein peſſimiſtiſches Gräflein plappert es ihm nach.“

Nun ſchwieg die Muſik drüben, und Waldemar, während er zwiſchen den großen Rondellen auf und ab ſchlenderte, muſterte zugleich die Figuren, die hier mit Hilfe von Sternblumen und roten Verbenen in den Raſen eingezeichnet waren;

endlich aber ging er auf eine Bank zu, die, von allerlei dicht dahinter ſtehendem Strauchwerk überwachſen, einen vollen Schatten gewährte. Da nahm er Platz, denn er war müde geworden. Das viele Gehen in der Hitze hatte ſeine Kräfte verzehrt, und ſo ſchloß er unwillkürlich die Augen und fiel in Traum und Vergeſſen. Als er wieder erwachte, wußt' er nicht, ob es Schlaf oder Ohnmacht geweſen; „ich glaube, ſo kommt der Tod,“ und erſt allmählich fand er ſich wieder zurecht und bemerkte nun ein Marienwürmchen, das ſich ihm auf die Hand geſetzt hatte. Da blieb es und kroch hin und her, trotzdem er ſchüttelte und puſtete. „Einen wie feinen Inſtinkt die Tiere haben; es weiß, daß es ſicher iſt.“ Endlich aber flog es doch fort, und Waldemar, ſich vorbeugend von ſeiner Bank, begann jetzt allerlei Figuren in den Sand zu zeichnen, ohne recht zu wiſſen, was er that. Als er ſich's aber bewußt wurde, ſah er, daß es Halbkreiſe waren, die ſich, erſt enge, dann immer weiter und größer um ſeine Stiefelſpitze herumzogen. „Unwillkürliches Symbol meiner Tage. Halbkreiſe! Kein Abſchluß, keine Rundung, kein Vollbringen.... Halb, halb.... Und wenn ich nun einen Querſtrich ziehe (und er zog ihn wirklich), ſo hat das Halbe freilich ſeinen Abſchluß, aber die rechte Rundung kommt nicht heraus.“

In ſolche Gedanken verloren, ſaß er noch eine Weile. Dann ſtand er auf und ging auf ſeine Wohnung zu.

Dieſe, gleich zu Beginn der Zeltenſtraße, beſtand aus einem zwei Treppen hoch gelegenen Front- und Hinterzimmer, von denen jenes auf die Parkbäume des Krollſchen Gartens, dieſes auf eine grasbewachſene, bis hart an die Spree ſich hinziehende Bauſtelle ſah. Dahinter die roten Dächer von Moabit, und weiter links der grüne Saum der Jungfernhaide. Waldemar liebte dieſen Blick, und ſo kam es, daß er das Zimmer, darin er ſchlief, zugleich zu ſeinem Wohn- und Arbeitszimmer gemacht und ein altdeutſches Cylinder-Bureau darin aufgeſtellt hatte.

Er hielt ſich auch heute nicht in dem Vorderzimmer auf, vertauſchte den engen Rock mit einem leichten Jackett und trat an das Fenſter ſeines Schlafzimmers. Die Sonne war im Niedergehen und er entſann ſich jenes Tages, als er, von Stines Fenſter aus, dasſelbe Sonnenuntergangsbild vor Augen gehabt hatte.... „Wie damals,“ ſprach er vor ſich hin. Und er ſah in die röter werdende Glut, bis endlich der Ball geſunken und volle Dämmerung um ihn her war.

Auf ſeinem Schreibzeug lag ein kleiner Revolver, zierlich und mit Elfenbeingriff. Er nahm ihn in die Hand und ſagte: „Spielzeug. Und thut es am Ende doch. Bei gutem Willen iſt viel möglich; ‚mit einer bloßen Nadel,‘ ſagt Hamlet, und er hat recht. Aber ich kann es nicht. Es iſt mir, als wäre hier noch alles weh und wund oder doch eben erſt vernarbt. Nein, ich erſchrecke davor, trotzdem ich wohl fühle, daß es ſtandesgemäßer und Haldernſcher wäre. Doch was thut's! Die Halderns, die mir ſchon ſoviel zu vergeben haben, werden mir auch das noch verzeihen müſſen. Ich habe nicht Zeit, mich über Punkte wie dieſe zu grämen.“

Und er legte den Revolver wieder aus der Hand.

„Ich muß es alſo anders verſuchen,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Und ſchließlich warum nicht? Iſt die Blame denn gar ſo groß? Kaum. Es finden ſich am Ende ganz reputierliche Kameraden. Aber welche? Ich war nie groß im Hiſtoriſchen (überhaupt worin) und nun verſagen mir die Beiſpiele. Hannibal .... Weiter komm' ich nicht. Indeſſen er kann genügen. Und es werden gewiß noch ein paar ſein.“

Während er ſo ſprach, zog er eins der unteren Schubfächer in ſeinem Schreibtiſch auf und ſuchte nach einem Schächtelchen. Als er's endlich hatte, fiel er wieder in Betrachtungen. „Auch klein. Noch kleiner als das Spielzeug da. Und doch genug. Es iſt ein Erſparnis aus alten Zeiten her und mein Vorgefühl war richtig, als ich mir's damals ſammelte.“

Bei dieſen Worten ſtand er auf, ſtellte ſich eine noch aus dem Süden mitgebrachte römiſche Lampe zurecht und nahm, als er die vier kleinen Dochte derſelben angezündet hatte, Couverts und Briefbogen aus einer vor ihm liegenden Schreibmappe.

Dann ſchrieb er.

„Mein lieber Onkel! Wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, ſind alle Wirrniſſe gelöſt. Etwas gewaltſam. Aber das iſt gleich. Es wird Dir obliegen, und jedenfalls bitte ich Dich darum, das Geſchehene nach Groß-Haldern hin zu melden. Was über mich entſchied, war, wie Du bei Eintreffen dieſer Zeilen vielleicht ſchon wiſſen, jedenfalls aber ſehr bald erfahren wirſt, der Widerſtand von ganz anderer und ſehr unerwarteter

Seite her. Und ſo kam, was kam. Ich klage niemanden an; iſt wer ſchuldig, ſo bin ich es. Das gute Kind hatte nur zu recht, mich auszuzuſchlagen; aber ich war nicht mehr ſtark genug, mich drein zu ergeben. Auf dem letzten Blatt meines Notizbuches hab' ich über mein Erbteil von meiner Mutter Seite her verfügt. Ich hoffe ſagen zu können, verfügt auch unter ſchuldiger Rückſicht gegen die Halderns. Überweiſe das Blatt an Juſtizrat Erbkamm; er wird danach verfahren. Allerdings weiß ich, daß ſie, der dieſe Feſtſetzungen zu gute kommen und als ein Ausdruck meines Dankes gelten ſollen, alles ablehnen wird; aber ſorge dafür, daß ihr ein beſtimmter Teil geſichert bleibt, auch gegen ihren Willen. Ein Wille kann ſich ändern und es beglückt mich die Vorſtellung, vielleicht noch einmal, und wenn es nach vielen Jahren wäre, da helfen und wohlthun zu können, wo mir's leider, wenn auch abſichtslos, beſchieden war, ein Herz zu beſchweren und ihm wehe zu thun. An meinen Vater ſchreib' ich nicht; ich wünſche Auseinanderſetzungen zu vermeiden. Meine Sache kann ich in keine beſſeren Hände legen als in die Deinen, denn ich weiß wohl, was ich, trotz alledem und alledem, an Dir hatte. So wenig Haldernſch ich vielleicht war, ſo wünſch' ich doch in der Haldernſchen Gruft zu ſtehen. Dies mein Letztes. Deiner freundlichen Erinnerung bin ich gewiß.

Dein Waldemar."

Er ſchob das Blatt beiſeite, legte die Feder nieder und fuhr ſich über Aug' und Stirn.

„Und nun das Letzte."

Und er nahm einen zweiten Bogen und ſchrieb.

„Meine liebe Stine! Du wollteſt nicht den weiten Weg mit mir machen, und ſo mache ich den weiteren. Ich glaube, was Du thateſt, war richtig, und ich hoffe das, womit ich nun abſchließe, ſoll es auch ſein. Es giebt oft nur ein Mittel, alles wieder in Ordnung zu bringen. Vor allem klage Dich nicht an. Die Stunden, die wir zuſammen verlebten, waren, vom erſten Tage an, Sonnenuntergangsſtunden, und dabei iſt es geblieben. Aber es waren doch glückliche Stunden. Ich danke Dir für alle Freundlichkeit und Liebe. Mein Leben hat doch nun einen Inhalt gehabt. ‚Vergiß mich' — das darf ich nicht ſagen, es käme mir nicht von Herzen und wär' auch thöricht, denn ich weiß, Du wirſt es nicht und kannſt es nicht. So denn alſo: gedenke mein. Aber gedenke meiner freundlich und vor allem verzichte nicht auf Hoffnung und Glück, weil ich darauf verzichtete. Lebe wohl. Ich ſchulde Dir das Beſte.

Dein Waldemar."

Als er beide Briefe couvertirt hatte, warf er ſich in den Stuhl zurück, und die freundlichen Bilder, die dieſer Sommer ihm gebracht hatte, zogen noch einmal an ſeiner Seele vorüber. So wenigſtens ſchien es, denn er lächelte. Dann aber nahm er das bereitgeſtellte Schächtelchen und ſchob das Innenkäſtchen aus der äußeren Hülſe heraus. Es ging ſchwer und man konnte ſehen, daß er lange daran geſammelt und immer neue Käpſelchen hineingezwängt hatte. „Schlafpulver! Ja, ich wußte, daß eure Stunde kommen würde." Und nun brach er die Kapſeln einzeln auf und that ihren Inhalt, langſam und ſorglich, in ein kleines, halb mit Waſſer gefülltes Rubinglas. „So, das iſt es." Und während er das Glas hob und wieder niederſetzte, trat er noch einmal ans Fenſter und ſah hinaus. Der Mond, eine ſchwache Sichel, war aufgegangen und ſchüttete ſein Licht über den Fluß und weit jenſeit desſelben über Feld und Wald.

„Es iſt hell genug .... Und ich mag auch die Lampe nicht brennen und erſt gegen Morgen verlöſchen und verſchwelen laſſen, als hätt' ich abgeſchloſſen bei Rauſch und Gelage. Mein Leben ein Bacchanal!“

Und er löſchte die Lichter und trank. Und dann nahm er ſeinen Platz wieder ein und lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen.

16. Kapitel.

Den dritten Tag danach war von Mittag ab ein ſtilles aber rühriges Treiben auf dem Bahnhofe von Klein-Haldern. Eine dicht neben dem Stationshauſe befindliche Pforte wurde mit Tannenzweigen umwunden, Oleander und Lorbeerbäume ſtanden, eine Hecke bildend, in Front, und an dem Querbalken der Pforte hing ein großer Immortellenkranz, deſſen Öffnung das Haldernſche Wappen zeigte. Hinter dem Stationshauſe hielten mehrere herrſchaftliche Wagen, die Kutſcher mit einem Trauerflor um den Hut, in einem als Ausläufer des Perrons ſich hinziehenden Gartenſtreifen aber ſchritten ein Dutzend ſchwarzgekleidete Perſonen auf und ab, Dorfleute von mittleren Jahren, und ſprachen ernſt und leiſe miteinander.

Drei Uhr dreißig kam der Zug. „Haldern,“

„Klein-Haldern“ riefen die Schaffner und öffneten ein paar Coupés, aus denen verſchiedene Perſonen ausſtiegen: zunächſt ein alter Geiſtlicher von beſonderer Würde, dem man ſeines Amtes und ſeiner Jahre halber den Vorrang gönnte, dann ein Oberſt mit ſeinem Adjutanten und endlich mehrere reichbordierte Herren, die ſelbſt der Klein-Haldener Stationsbeamte nicht kannte. Die Hüte mit Federbüſchen aber und mehr noch der ausgeſuchte Reſpekt, mit dem ihnen ſelbſt von ſeiten des Oberſten begegnet wurde, ließen keinen Zweifel darüber, daß es, wenn nicht Prinzlichkeiten, ſo doch Perſonen vom Hof oder vielleicht auch hohe Miniſterialbeamte ſein mußten. Alle gingen auf den Ausgang zu, vor dem die Wagen im ſelben Augenblicke vorfuhren, und eine Minute ſpäter ſah man nichts mehr als eine Staubwolke, die ſich, immer dichter werdend, auf dem halbchauſſirten Fahrwege dem nächſten Dorfe zu bewegte.

Während dieſe Scene ſich in Front des Stationsgebäudes abſpielte, wurde weiter abwärts im Zuge die große Schiebethür des letzten Wagens geöffnet und von innen her ein Sarg herausgehoben, den jetzt ſechs Träger aus der Zahl derer, die bis dahin im Garten auf und ab marſchiert waren, in Empfang nahmen und auf ihre Schultern hoben; andere ſechs gingen zur Ablöſung nebenher und was ſonſt noch auf dem Bahnhof war, folgte. Solange dieſer Zug den auf eine kurze Strecke zur Seite des Bahnkörpers hinlaufenden Fahrweg inne hielt, war alles ſtill; im ſelben Augenblick aber, wo Sarg und Träger von eben dieſem Fahrweg her in eine Kirſch-Allee einbogen, die von hier aus gradlinig auf das nur fünfhundert Schritt entfernte Klein-Haldern zuführte, begann die Klein-Haldernſche Schulglocke zu läuten, eine kleine Bimmelglocke, die wenig feierlich klang und doch mit ihren kurzen, ſcharfen Schlägen wie eine Wohlthat empfunden wurde, weil ſie das bedrückende Schweigen unterbrach, das bis dahin geherrſcht hatte.

So ging es nach Klein-Haldern hinein, ohne daß man etwas anderes als die Schulglocke gehört hätte; kaum aber, daß man nach Paſſierung der Schmiede — mit der das Dorf nach der andern Seite hin abſchloß — in die von Klein-Haldern nach Groß-Haldern hinüberführende, beinah laubenartig zuſammengewachſene Rüſter-Allee einmündete, ſo nahm auch ſchon ein allgemeines Läuten, daran ſich die ganze Gegend beteiligte, ſeinen Anfang. Die Groß-Haldener Glocke, die ſie die Türkenglocke nannten, weil ſie von Geſchützen gegoſſen war, die Matthias von Haldern aus dem Türkenkriege mit heimgebracht hatte, leitete das Läuten ein; aber ehe ſie noch ihre erſten fünf Schläge thun konnte, fielen auch ſchon die Glocken von Crampnitz und Wittenhagen ein und die von Orthwig und Naſſenheide folgten. Es war als läuteten Himmel und Erde.

Halben Wegs zwiſchen den Dörfern lief ein Grenzgraben, über den eine ſteinerne Brücke führte. Jenſeits dieſer Brücke betrat man die Groß-Haldener Feldmark und hier begann denn auch das Spalier, das alt und jung auf dieſer letzten Wegſtrecke gebildet hatte. Den Anfang machten die Schulen. Danach kamen die Kriegervereine mit einem Trompetercorps aus der nächſten kleinen Garniſon, und immer, wenn die Träger an einer Sektion vorüber waren, ſchwenkte dieſe dreigliedrig ein und folgte mit „Jeſus, meine Zuverſicht.“ Am Schluß aber marſchierten ein paar Dreizehner Veteranen mit der alten Kriegsdenkmünze, lauter Achtziger, die den Kopf ſchüttelten, niemand wußte zu ſagen, ob vor Alter oder über den Lauf der Welt. Und ſo ging es nach Groß-Haldern hinein, an dem alten Giebelſchloſſe vorüber und unmittelbar auf die Feldſteinkirche zu, die, höher gelegen als das ſie umgebende Dorf, von terraſſenförmig anſteigenden und um dieſe Jahreszeit dicht in Blumen ſtehenden Gräberreihen eingefaßt wurde. Vor dem kleinen Rundbogenportale ſtand der Dorf-Geiſtliche, neben ihm zwei Amtsbrüder, und empfing den Toten an geweihter Stätte. Zugleich ſetzten die Träger den Sarg nieder, auf den jetzt zunächſt Palmenzweige gelegt wurden, und trugen ihn, als dies geſchehen, den Mittelgang hinauf, bis vor den Altar. Hier ſtand der alte Generalſuperintendent, der von Berlin aus mitgekommen war, um die Parentation zu halten; die großen Lichter brannten und ihr dünner Rauch wirbelte neben dem großen, halbverblaßten Altarbilde auf. Es ſtellte den verlornen Sohn dar. Aber nicht bei ſeiner Heimkehr, ſondern in ſeinem Elend und ſeiner Verlaſſenheit.

Die Kirche hatte ſich, als der Sarg unmittelbar über der Gruftſenkung niedergelaſſen war, auf all ihren Plätzen gefüllt, und auch die ſeit dem Tode Friedrich Wilhelms IV. ſonntäglich meiſt leerſtehende herrſchaftliche Loge, heute war ſie beſetzt. In Front erblickte man den alten Grafen, Waldemars Vater, in grauem Toupet und Johanniterkreuz, neben ihm in tiefer und ſoignierter Trauer die Stiefmutter des Toten, eine noch ſchöne Frau, die, was geſchehen war, lediglich vom Standpunkte des „Affronts" aus anſah und mit Hilfe dieſer Anſchauung über die vorſchriftsmäßige Trauer mit beinah mehr als ſtandesgemäßer Würde hinwegkam. Hinter ihr der jüngere Sohn (ihr eigener), Graf Konſtantin, dem der ältere Bruder, um das mindeſte zu ſagen, in nicht unerwünſchter Weiſe Platz gemacht hatte. Seine Haltung war untadelig und gleichfalls von bemerkenswerter Gefaßtheit, ohne die der Mutter ganz erreichen zu können. Ein langes Lied, das teilweis in allerkräftigſten Wendungen allem Erdendunkel einen Riegel vorzuſchieben trachtete, wurde geſungen; dann ſprach der alte Generalſuperintendent ſchöne, tiefempfundene Worte, — tiefempfundene, weil ihn im eigenen Hauſe ſchwerſte Schickſalsſchläge getroffen hatten, — und als er nun vortrat und den Segen ſprach und nach dem Singen des letzten Verſes der Ton der Orgel nur noch leiſe nachzitterte, ſenkte ſich der Sarg mit all den Kränzen, die ganz zuletzt noch auf ihn gehäuft worden waren, in die Gruft hernieder.

Eine tiefe Stille trat ein und die fremden Gäſte ſteckten eben die Köpfe zum Schlußgebet in den Hut, als man hinter einem der Pfeiler ein heftiges und beinah krampfhaftes Schluchzen hörte. Die Gräfin ſah empört nach der Stelle hin, von der es kam; aber der deckunggebende Pfeiler ließ glücklicherweiſe nicht erkennen, wer die Anmaßung gehabt hatte, ergriffener ſein zu wollen als ſie.

* * *

Stine, die die Fahrt nach Klein-Haldern ſchon mit dem Vormittagszuge gemacht und ſich, um die Zwiſchenzeit hinzubringen, eine Stunde lang und länger am Außenrande des Groß-Halderner Parkes und dann wieder auf dem angrenzenden Wieſengrunde, wo ſie dem Vieh, das hier weidete, zuſah, verweilt hatte, war unter den letzten, die die Kirche verließen. Sie hielt ſich abſeits, ging noch eine Weile zwiſchen den Gräbern auf und ab und trat dann langſam ihren Rückweg nach dem Klein-Haldener Bahnhof hin an. Alles war ſtill, es klangen keine Glocken mehr und ſie hörte nichts als die Lerchen, die mit ihrem Tirili aus der ringsumher in Garben ſtehenden Mahd in die Luft emporſtiegen. Eine ſtieg höher als die andere und ſie ſah ihr nach, bis ſie hoch oben im Blau verſchwunden war. „In den Himmel .... Ach, wer ihr folgen könnte .... Leben; leben müſſen ....“ Und im Übermaß ſchmerzlicher Erregung und einer Ohnmacht nahe, ſetzte ſie ſich auf einen Stein am Weg und barg ihre Stirn in der Hand.

Als ſie ſich nach einer Weile wieder erhob und ihren Weg inmitten der Fahrſtraße fortſetzen wollte, hörte ſie, daß in ihrem Rücken, von Groß-Haldern her, ein Wagen in raſchem Trabe herankam. Und ſich umwendend, ſah ſie, daß es dieſelben Perſonen waren, die während der Trauerfeier mit in dem herrſchaftlichen Kirchenſtuhle geſeſſen hatten. In dem letzten Wagen aber ſaß Waldemars Oheim, den Sommer-Überzieher zurückgeſchlagen, ſo daß man das große blaue Ordensband, das des ſchwediſchen Seraphinen-Ordens, in aller Deutlichkeit erkennen konnte. Stine wollte nicht geſehen ſein und trat mit halber Wendung zur Seite, der alte Graf aber hatte ſie ſchon von fernher erkannt und einer flüchtig in ihm aufſteigenden Verlegenheit, raſch Herr werdend, erhob er ſich im Wagen und lud ſie durch eine freundlich-verbindliche Handbewegung zum Einſteigen ein. Über Stines Züge ging ein Leuchten, das der ſchönſte Dank für des alten Grafen, bei Gelegenheiten wie dieſe nie verſagende Ritterlichkeit war, aber zugleich ſchüttelte ſie den Kopf und ging unter gelegentlichem Verweilen und ſich dadurch abſichtlich verſpätend auf Klein-Haldern zu, von deſſen Kirſch-Allee aus ſie bald danach die weiße Dampfwolke des auf die Hauptſtadt zueilenden Zuges ſah. Eine Stunde ſpäter, ſoviel wußte ſie, kam ein zweiter Zug, und bis dahin allein zu ſein, war ihr keinenfalls unwillkommen, ja recht eigentlich das, wonach ſie ſich ſehnte.

Dazu ward ihr nun freilich mehr Gelegenheit, als ihr lieb war. Die Zeit wollte nicht enden und ſie ſah unausgeſetzt den langen Schienenweg hinauf, immer nach der einen Seite hin, von der der Zug kommen mußte. Vergebens, er ſchien ausbleiben zu wollen. Und doch war ſie todmüde von Erregung und Anſtrengung und fror und ihre Füße trugen ſie kaum noch. Endlich aber ſah ſie, daß die Signale gezogen wurden, und bald danach auch, daß die großen Feueraugen immer näher und näher kamen. Und nun Halt. Eine Coupéthür wurde geöffnet und raſch einſteigend, drückte ſie ſich, Wärme halber, in eine der Ecken und zog ihre Mantille feſter um ihre Schultern. Aber es half zu nichts und ein Fieber ſchüttelte ſie, während der Zug nach Berlin weiterdampfte.

* * *

„Stine, Kind, wie ſiehſt Du denn aus! Dir ſitzt ja der Dod um die Naſe.“ So waren die Worte, womit die ſchon lange am erſten Treppengeländer wartende Witwe Pittelkow ihr Stinechen empfing und nicht zuließ, daß ſie noch höher hinauf in ihre Polzinſche Wohnung ſtiege.

„Komm, Kind, und leg' Dich man gleich hier aufs Bett. Na, ich ſage .... War's denn ſo doll? Oder haben ſie Dich geſchuppſt? Oder haben ſie Dich wegjagen wollen? Oder er vielleicht? Na, dann erlebt er was, dann jag' ich ihn zum Deibel. Olga, Baby, wo biſt Du denn? Uff, ſag' ich, un mache Feuer. Un wenn's kocht, rufſt Du mir. Hörſt Du .... Jott, Stine, Du bibberſt ja man ſo. Was haben ſe Dir denn gedhan?“ Und dabei knöpfte ſie der Schweſter das Kleid auf und ſchob ihr Kiſſen unter und deckte ſie mit zwei Deckbetten zu.

Nach einer halben Stunde hatte ſich Stine ſoweit erholt, daß ſie ſprechen konnte.

„Na, nu wird es ja wieder,“ ſagte Pauline. „Wenn die Mühle erſt wieder geht, is auch wieder Wind da. Kind, Dir war ja die Puſte reine weg un ich dachte ſchon, nu ſtirbt die auch noch.“

Stine nahm ihrer Schweſter Hand, klopfte und ſtreichelte ſie und ſagte: „Ich wollte, es wäre ſo.“

„Ach, rede doch nich ſo, Stine. Du wirſt ja ſchon wieder werden. Un bei allens is auch wieder 'n Glück. Jott, er war ja ſoweit ganz gut un eigentlich ein anſtändiger Menſch, un nich ſo wie der Olle, der ans Ganze ſchuld is; warum hat er'n mitgebracht? Aber viel los war nich mit ihm; er war doch man mieſig.“

Stine fühlte ſich unter der Schweſter Gutthat erleichtert und die Thränen rannen ihr übers Geſicht.

„Weine man, Stinechen, weine man orntlich. Wenn's erſt wieder drippelt, is es ſchon halb vorbei, grade wie bei's Gewitter. Un nu trink noch 'ne Taſſe.... Olga, wo biſt Du denn? Ich glaube, die Jöhre ſchnarcht ſchon wieder.... Un nächſten Sonntag is Sedan, da machen wir auf nach'n Finkenkrug un fahren Karuſſell un würfeln. Un dann würfelſt Du wieder alle zwölfe.“

* * *

Die Polzin hatte horchend am Treppengeländer oben geſtanden und mit nur zu geübtem Ohre jedes der Worte gehört, womit die Pittelkow ihr Stinechen unten an der Korridorthür empfangen hatte. Gleich danach aber, als ſie die Thür unten ins Schloß fallen hörte, war ſie wieder in ihre Stube gegangen, wo ſich Polzin eben zu ſeiner Nacht-Toilette rüſtete. Von einer ſolchen ließ ſich wirklich ſprechen, denn er trug, weil er andauernd an einem trockenen Huſten litt, auch beim Zubettgehen eine ſchwarze, mit einem dicken Tuchſtreifen gefütterte Militärkrawatte.

„Nu,“ frug er, während er eben das Leder in die Schnalle ſchob. „Is ſie heil wieder da?“

„Heil? Was heißt heil? Die wird nich wieder.“

„Is eigentlich ſchade drum.“

„I wo. Gar nich .... Das kommt davon.“

Verlag von **F. Fontane** in Berlin W.

Irrungen, Wirrungen.

Roman
von
Theodor Fontane.
1 Band. Preis Mark 5, —; geb. Mark 6, —.

Durch die Brandung an's Land.

Roman
von
H. Fries-Schwenzen.
1 Band. Preis Mark 3, —; geb. Mark 4, —.

Gedichte

von
Ludwig Fulda.
1 Band. Preis Mark 4, —; geb. Mark 5, —.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In Fällen, wo keine Buchhandlung am Orte, beſtelle man gefl. direkt bei der Verlagshandlung F. Fontane in Berlin W. 35, Potsdamerſtr. 122b.

Ex
Univ
Frid
Be

Quitt.

Roman

von

Theodor Fontane.

Biblioth.
ersitatis
ler. Guil.
erolin.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1891.

I.

Die Kirche war noch nicht aus, aber die alte Frau Menz und ihr Sohn Lehnert — ein ſchlanker, hübſcher Menſch von ſiebenundzwanzig, dem man, auch ohne ſeine ſiebenziger Kriegsdenkmünze (neben der übrigens auch noch ein anderes Ehrenzeichen hing) den alt gedienten Soldaten ſchon auf weite Entfernung hin angeſehen hätte — hatten den Schluß des Gottesdienſtes nicht abgewartet und ſaßen bereits draußen auf einem großen Grabſtein, zu deſſen Häupten eine ſenkrecht ſtehende Marmorplatte mit einer „Chriſti Himmelfahrt“ in Relief in die dicht dahinter befindliche Kirchhofsmauer eingelaſſen war. Der Sohn, der ſchon während einer ganzen Weile mit der Kante ſeiner Stiefelſohlen allerlei Rinnen in den Sand gezogen hatte, war augenſcheinlich verſtimmt und vermied es, die Mutter anzublicken, die ihrerſeits ängſtlich vor ſich hin ſah und darauf wartete, daß der Sohn reden ſolle. Dazu kam es aber nicht, und ſo hörte man denn nichts als die letzte Liederſtrophe, die drinnen eben geſungen wurde. Sonſt war alles ſtill. Der grelle Sonnenſchein lag auf den Gräbern, die Schmetterlinge flogen dazwiſchen hin und her und über dem Ganzen wölbte ſich der tiefblaue Himmel und verſprach einen heißen Tag.

Endlich nahm die Mutter ihres Sohnes Hand. Er zog ſie aber unwirſch wieder zurück und ſagte: „Ach, laß, Mutter. Du meinſt es gut. Aber was hab' ich davon? Eigentlich biſt Du doch ſchuld an allem, weil Du nicht weißt, was Du willſt, und auch nie gewußt haſt. Auf Paſchen und Wildern haſt Du mich erzogen und wenn's dann ſchief geht und Du's mit der Angſt kriegſt, dann ſteckſt Du Dich hinter Siebenhaar und jammerſt ihm was vor, und der ſoll dann mit einem Mal einen Heiligen aus mir machen."

„Du weißt ja doch, Lehnert, was er alles für Dich gethan hat."

„Weiß alles. Aber er darf mich nicht anpredigen und wenn er's thut, ſo darf er nicht nach mir hinſehen, daß auch der Dümmſte merken kann, wen er meint. Das darf er nicht und wenn ich ihn ſehe, dann ſag' ich's ihm auch."

„Er will Dich ſprechen nach der Kirche."

„Da haben wir's. Alſo wieder abgekartet. Dacht' ich's doch. Ach Mutter, Du quälſt mich und richteſt nichts gutes damit an."

In dieſem Augenblicke ſchwieg es drin und ſtatt des Nach-Geſanges der Gemeinde hörte man nur noch das eigenthümlichen zittern der Orgel und bald danach den Klapperton, mit dem die Pfennigſtücke der einzeln und in Gruppen aus der Kirche Kommenden in die dicht an der Kirchenthür aufgeſtellte Sammelbüchſe fielen.

Und nun kamen auch die Leute ſelbſt und gingen an dem Grabſtein vorüber, auf das weit offenſtehende kaum dreißig Schritt entfernte Kirchhofsportal zu, wobei ſie der Frau Menz und ihrem Sohne freundlich zunickten, aber ehe ſie noch den Ausgang erreicht hatten, erſchien auch ſchon in Front der nach wie vor auf dem Grabſtein Sitzenden ein breitſchultriger und kurzhalſiger Mann von Mitte dreißig, deſſen Stutzhut und hechtgrauer Rock mit grünen Rabatten (des Hirſchfängers ganz zu ſchweigen) über ſeinen Beruf keinen Zweifel laſſen konnte. Vorn, im zweiten Knopfloch, an einem abſichtlich nicht allzu kurzen Bande, trug er das eiſerne Kreuz, das ſich, eben weil das Band zu lang war, bei jedem Schritt in herausfordernder und jedenfalls in reſpekt-erwartender Weiſe hin und her bewegte. Der ganze Mann ein Bild von Selbſtbewußtſein und Hochmuth.

„Guten Tag, Herr Förſter,“ ſagte Frau Menz und ſtand raſch auf, um ihm einen Knix zu machen.

Der Förſter nickte kurz, ſtreifte Lehnert, der ſich nicht gerührt hatte, mit einem Blick und ging dann weiter.

„Was bliebſt Du nicht ſitzen, Mutter? Warum haſt Du geknixt? Er kam, er mußte grüßen, nicht Du. Aber das iſt immer die alte Geſchichte mit Dir. Du haſt nur zwei Gedanken: Angſt und Vortheil, und haſt keinen Stolz und keine Ehre. Du biſt noch ganz aus der Kriechezeit. Und nun gar kriechen vor dem, vor ſolchem Schubbejack. Iſt er denn Dein Herr? Unſer Feind iſt er, weiter nichts. Gott ſei Dank, er fürchtet ſich vor mir. Aber ich wollt' es ihm auch rathen. Er kennt mich noch vom Görlitzer Scheibenſtand her und weiß, ich hab' eine ſichere Hand und ein gutes Auge.“

„Sei doch ſtill, Junge! Du red'ſt Dich noch ins Gericht. Und wenn Du durchaus reden willſt, ſo rede nicht ſo laut. Es kann's ja jeder hören.“

„Soll auch.“

Er hätte wohl noch weiter geſprochen, wenn nicht in eben dieſem Augenblicke der alte Paſtor Siebenhaar in

Perſon von der Kirche her den Kirchhofsgang herausgekommen wäre, neben ihm der Küſter, zu dem er leiſe ſprach.

Und jetzt erhob ſich auch Lehnert.

„Ich möchte Dich noch ſprechen,“ ſagte der Alte, während er Lehnert im Vorübergehen die Hand reichte. „Komm in einer Viertelſtunde! Das heißt, ſo Dir's beliebt.“ Und mit einem freundlichen Blick, der Lehnert zu Herzen ging, ging der Alte weiter, erſt auf das Portal und dann, etwas rechts abbiegend, auf das hinter einer Reihe verſchnittener Linden gelegene Pfarrhaus zu.

◆

II.

Lehnert — nach dieſer flüchtigen Begegnung — ſetzte ſich wieder. Sonſt, wenn der Gottesdienſt aus war, ging er mit ſeiner Mutter in den nahen Kretſcham hinüber, um erſt eine Stonsdorfer und hinterher einen „Grünen“ oder auch wohl einen Ingwer zu trinken. Heut aber war ihm nicht danach zu Muthe. „Laß uns ſehen, Mutter, wie das Grab ausſieht!“

Er meinte das ſeines Vaters und während er ſo ſprach, der alten Frau Arm nehmend, ging er mit ihr den langen Hauptgang hinauf, bis ſie vor einem gut gepflegten Grabe ſtanden, an dem nur die halb verwaſchene Inſchrift erkennen ließ, daß der Todte ſchon ſeit lange hier liegen müſſe. Die Jahreszahl beſtätigte das auch. „Hier ruhet in Gott Anton Menz, Stellmacher und Schreiner zu Wolfshau bei Krummhübel, geb. 13. März 1821, geſt. 17. Auguſt 1859. Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.“

Lehnert, als er die Worte las, faltete die Hände, als er aber ſah, daß die Alte nach ihrem Sacktuch ſuchte, riß er die Hände gleich wieder auseinander und ſah ärgerlich weg, weil er wußte, daß alles bloß Schein und Komödie war und die Alte nur weinte, weil ſie weinen wollte. Sie ſteckte denn auch das Tuch wieder ein und bückte ſich, um eine große gelbe Studentenblume zu pflücken.

„Das war ſeine Lieblingsblume,“ ſagte ſie.

„Weißt Du das gewiß, Mutter? Ich habe noch keinen Menſchen gekannt . . .“

In dieſem Augenblicke ſchlug die Thurmuhr ein Viertel und Lehnert unterbrach ſich mitten im Satz. „Es iſt Zeit,“ fuhr er fort, „ich kann den Alten nicht warten laſſen und muß nun hin und mir meine Litanei holen. Als ob ich in der Kirche nicht ſchon genug gehabt hätte. Willſt Du hier auf dem Kirchhof warten oder gehſt Du lieber gleich nach Hauſe? Eine Weile wird es in der Paſtorſtube doch wohl dauern, Siebenhaar iſt nicht immer der kürzeſte. Oder willſt Du lieber nach dem Kretſcham hinüber und Dir bei Pohl einen Ingwer geben laſſen?“

Die Alte verſchwor ſich gegen den Kretſcham und den Ingwer; ihr ſei heute ſo andächtig, wie lange nicht, und ſo wollte ſie denn lieber gleich nach Hauſe. Da ſei ſie doch am liebſten und am nöthigſten. Opitzens Chriſtine hab' ihr freilich verſprochen, in der Küche nach dem Rechten zu ſehen, aber vielleicht habe die gute Seele ſelber alle Hände voll zu thun.

Und ſo verließen ſie denn gemeinſchaftlich den Kirchhof.

Als ſie draußen am Portal waren, mußte die Alte, wenn ſie nach Krummhübel und Wolfshau zurück wollte, ſcharf nach links hin abbiegen, ſie ließ ſich's aber nicht nehmen, ihren Sohn erſt noch bis zur Pfarre, die nach der entgegengeſetzten Seite hin lag, zu begleiten, wo ſie, vor dem Pfarrhaus angekommen, vorſichtig wartete, bis er eingetreten und im Flur verſchwunden war. Dann aber ſteuerte ſie ſofort mit einem geſchickten kleinen Umwege nach dem Kretſcham hinüber, um ſich hier den Jugwer geben zu laſſen, den ſie, „weil ihr noch ſo andächtig ſei“, vor wenig Minuten erſt abgelehnt hatte.

* * *

Lehnert ſtand inzwiſchen auf dem kühlen Flieſenflur und wartete, denn niemand erſchien, trotzdem die Klingel zweimal angeſchlagen hatte. Die Hofthür, hinter der ein alter Nußbaum ſtand, ſtand weit auf und das Summen einer Weſpe, die ſich vom Hof her in den Flur verirrt hatte, war das einzige, was die Stille unterbrach. Endlich kam die Magd und ſagte, ſie wiſſe ſchon, er möge nur eintreten.

Das that er denn auch.

Es war des Alten Studierſtube, die Lehnert von ſeinen Kindertagen her kannte. Das Chriſtusbild, mit Friedrich Wilhelm III. und dem Kronprinzen zur Linken und Rechten, hing noch gerade ſo ſchief wie vor vierzehn Jahren, als er hier, wöchentlich zweimal, auf einer wackligen Konfirmandenbank geſeſſen hatte. Alles genau wie damals und nur die Dielen noch etwas ausgehöhlter.

Lehnert hatte ſo ſeine Betrachtungen, kam aber nicht weit damit, denn in der nächſten Minute ſchon trat der Alte, der mittlerweile ſeinen Talar abgelegt und einen Imbiß genommen hatte, von der Nebenſtube herein und ließ ſich in einen vor ſeinem Schreibtiſch ſtehenden Polſterſeſſel nieder.

„Ja, Lehnert,“ hob er an, „es iſt das alte Lied. Deine Mutter hat ſich wieder über Dich beklagt.“

„Ach, Herr Prediger . . .“

„. . . Und daß Du wieder Deine Tobſucht haſt und nichts wie bittere Worte ſagſt und ihm, ich meine natürlich Deinen Nachbar Opitz, den Tod an den Hals wünſchſt und fluchſt und Dich verſchwörſt, daß er dran glauben ſolle. Lauter gottesläſterliches dummes Zeug, für das Du viel zu klug, und ich muß Dir das nachſagen, auch eigentlich viel zu gut biſt. Ich begreife Dich nicht. Du haſt doch einen guten Verſtand und haſt die gute Schule gehabt, und wenn ich auch weiß, daß man nicht immer nach dem Worte Gottes lebt, ſo kennſt Du's doch und darfſt nicht ſo ſprechen, als ob Du's nicht kennteſt und als ob es gar nicht da wäre. Du weißt recht gut, daß es da iſt, und weißt auch recht gut, daß Gottes Wort heilig iſt und daß es das Klügſte und Beſte iſt, ſeine Gebote zu halten. Aber Du redeſt drauf los wie ein Heide und Türke . . .“

„Ach, Herr Prediger . . .“

„Wie ein Heide und Türke, ſag' ich, und thuſt es nicht bloß zu Haus und in Deinen vier Pfählen, Du ſagſt es auch jedem, der's hören will, und wenn Du Dich müde geſprochen und keine Worte mehr gegen ihn finden kannſt, dann bindeſt Du mit dem Grafen an, dem guten gnädigen Herrn, von dem Du doch weißt, wie nachſichtig er iſt, und hältſt ihm vor, daß er was beſſeres thun könne, als ſolchen Großthuer und Menſchenquäler in die Förſterei zu ſetzen, und daß es kein gutes Ende nehme.“

Lehnert nickte.

„Nun ſiehſt Du, Du nickſt und hältſt es nicht 'mal für nöthig, ‚nein' zu ſagen und Deinem alten Freund und Lehrer, von dem Du weißt, daß er's gut mit Dir meint, in einer Entſchuldigung oder ſo was ähnlichem entgegenzukommen. Du biſt geblieben, wie Du ſchon warſt, als Du hier mit Deinem blonden Krauskopf auf der Konfirmandenbank ſaßeſt. Das krauſe Haar haben ſie Dir bei den Soldaten weggekämmt, aber den krauſen Sinn haben ſie Dir nicht wegſchaffen können. Du biſt ein Trotzkopf, voll Selbſtgerechtigkeit, und glaubſt, alles am beſten zu wiſſen. Und nun lieſt Du auch noch allerlei dumme Blätter, in denen hochmüthige Schulmeiſter und verlogene Winkeladvokaten ihre Weisheit zu Markte bringen, und redeſt hier in den Kretſchams herum von Freiheit und Republik und dem glücklichen Amerika. Lehnert, Lehnert, dazu biſt Du mir viel zu ſchade! Sieh, Junge! aus Dir hätt' eigentlich was ordentliches und was ganz apart gutes werden müſſen, und nun verthuſt Du Deine Zeit mit ſchlechter That und ſchlechtem Wort. Und das ſchlechte Wort iſt ſchlimmer, als die ſchlechte That. Ich lebe nun hier ſeit Anno 29 und noch zwei Jahre, dann hab' ich mein Jubiläum und ich darf wohl ſagen, ich kenne euch und weiß, daß euch allen der Paſcher und Wilddieb von Kindheit an im Leibe ſteckt. Das wird euch ſo gleich mit in die Wiege gelegt und ſo nehmt ihr's als euer gutes Recht und wenn ihr einen Grenzer oder Förſter über den Haufen ſchießt, dann iſt es nicht Mord, dann iſt es Nothwehr. Ich weiß das alles und find' es traurig genug. Aber ich finde mich darin zurecht, das heißt mißverſteh' mich nicht, ich finde mich darin zurecht, weil ich die ſchwache menſchliche Natur kenne, der es ſchwer wird, der Verſuchung und der Sünde, die heute ſo iſt und morgen ſo, zu widerſtehen. Aber daß ihr das alles in der Ordnung findet, daß ihr thut, als ob das Geſetz ſich gegen *euch* verſündige, ſieh, das iſt das traurige. Und daß Du die Dummheit mitmachſt und auch ſo ſprichſt, als ob der Spitz ein Scheuſal und eigentlich nicht viel beſſer als der Gottſeibeiuns wäre, das thut mir leid. Und nun ſprich und ſage was vernünftiges. Aber erſt trink ein Glas Wein mit mir. Es iſt heiß und die Zunge klebt einem am Gaumen.“

Der Paſtor trank auch wirklich ein Glas; Lehnert aber dankte.

„Nun gut, dann ſetz' Dich wenigſtens. Und dann ſage mir, was Du zu ſagen haſt.“

„Ach, Herr Prediger, Sie wiſſen ja wie's liegt und wiſſen auch, wir ſind nicht ſo ſchlimm, ich ſchon gewiß nicht. Ich war bei den Soldaten und weiß, was gehorchen heißt, und is gar kein vernünftiger Menſch, der gegens gehorchen is. Denn das hält alles zuſammen. Und ſo muß auch das Geſetz ſein. Aber die Menſchen, ja, Herr Paſtor, die Menſchen, die machen den Unterſchied und wenn die nichts taugen, dann iſt es ſchlimm. Das weiß ich auch noch von den Soldaten her und ich darf wohl ſagen, und ich hab' es ſchriftlich in meinen Atteſten, ich war ein guter Soldat. Aber auf die, die den Befehl haben, auf die kommt es an, und was giebt es nicht für Vorgeſetzte! Da muß man antreten mit Gepäck und zwei Stunden auf dem Hofe nachexercieren und die Sonne brennt und ſticht und wie man ſich quälen mag, der Paradeſchritt taugt nichts, die Griffe bleiben falſch und wenn ſie noch ſo richtig wären; immer wieder 'ran, immer wieder vor, und dann einen Stoß unters Kinn und Verwünſchungen und Drohungen ‚daß man's wohl noch bis zum Zuchthaus oder bis zum Baugefangenen bringen würde'. Ja, Herr Paſtor, ſolch Unteroffizier — und es giebt's ihrer — verlangt auch Gehorſam und findet ihn auch, aber wenn's dann paßt, dann ſtellt man ihm ein Bein oder ſchafft ihn über Eck. Und die, die das thun, die ſind nicht gegen Gehorſam und Disciplin, die ſind bloß gegen den Unteroffizier. Und was mich angeht, Herr Prediger, ich bin nicht gegen das Geſetz, auch wenn ich's nicht immer halte, ich bin bloß gegen den Opitz, dieſen Schuft und Schelm, dieſen Saufaus und Menſchenſchinder.“

Siebenhaar lächelte. „Da haben wir's wieder, ganz wie ein Puter, wenn er den rothen Lappen ſieht. Du willſt Perſon und Sache trennen. Aber geht das, haſt Du ein Recht dazu?“

„Ich meine ‚ja‘ Herr Paſtor. Sie wiſſen, daß ich zwei Monat drüben in Jauer war, wie'n Verbrecher, unter lauter Geſindel. Und das verdank ich ihm.“

„Er hat Dich angezeigt. Das war ſeine Pflicht.“

„Er hat mich angezeigt, das war ſeine Luſt. So liegt es. Er iſt immer luſtig dazu, bei jedem, aber doppelt bei mir, denn wir ſind alte Feinde, noch von den Soldaten und vom Kriege her. Ich kenn' ihn, Herr Paſtor; er iſt ein ſchlechter Kerl und ſo lang ich denken kann, hat er mich gequält. Er war mein Oberjäger und kein gutes Wort hat er mir je gegönnt. Immer hart, immer roh, auch vor'm Feind, und nur wenn's in die Schlacht ging, war er wie'n Ohrwurm. Es giebt eben Kugeln, die ſich verirren. Und dann, Herr Paſtor, wenn er nicht war, ſo hätt' ich das Kreuz. Aber er hat dagegen geſprochen. Und was hat er geſagt? Ich taugte nichts, ich wäre frech und übermüthig und man könne nicht jedem das Kreuz geben, der ein paarmal aus einem Fenſter geſchoſſen habe, bei guter Deckung. Wahr und wahrhaftig, ‚bei guter Deckung‘, ſo hat er geſagt, der ſchlechte Kerl. Und er war gar nicht einmal dabei. Ich will nicht ſagen, daß er feige iſt, nein, feige iſt er nicht, aber ein Neidhammel iſt er. Und was dann nachher kam, ich meine das vorige Jahr, nun das weiß der Herr Paſtor. Von Unſchlitt und Schimmelbrot will ich leben, wenn ich's dem Kerl verzeih, daß er mich belauert und an die Grenzaufſeher verrathen hat und daß ſie mich nach Jauer abgeliefert haben. Und warum? Um ein Stück Reichenberger Tuch, nicht der Rede werth! Immer hat er mir den Weg gekreuzt. Hol ihn der Teufel!"

Siebenhaar drohte halb ſcherzhaft mit dem Finger. Lehnert aber trat an den Alten heran und bat in einem Tone, drin ſich Ernſt und gute Laune die Wage hielten, um Entſchuldigung.

„Ich will Dir den ‚Teufel' zu gute halten, Lehnert, wiewohlen man ihn nicht anrufen ſoll. Aber verſprich mir dafür, Friede zu halten. Ich weiß nicht, ob er Dir unrecht gethan hat mit dem Kreuz, aber wenn es auch wäre, Du mußt es vergeſſen."

„Will's verſuchen."

„Verſprichſt Du's ernſthaft? Hab' ich Dein Wort?"

„Ja. Aber wenn er wieder anfängt . . ."

„Er wird nicht. Ich werde mit ihm ſprechen und Du ſollſt Beſcheid haben. Vielleicht bald. Und dann komm ich ſelbſt."

⁂

III.

Während Lehnert dieſes Geſpräch hatte, ſchritt der, dem all dieſe Drohungen galten, heimwärts auf Wolfshau zu, wo ſeine Förſterswohnung mit der der Menzſchen Stellmacherei grenzte. Der nächſte Weg nach Haus wäre der unten im Thal, an der Lomnitz hin, immer flußaufwärts, geweſen, er mied ihn aber, weil dieſer nähere Weg ohne Wirthshaus war und er ernſtlich vor hatte, ſich bei einem Glaſe Bier und einem guten Geſpräch von den Anſtrengungen der Siebenhaarſchen Predigt, die, wie gewöhnlich, gut, aber etwas lang geweſen war, zu erholen.

So ſtieg er denn, den Umweg nicht ſcheuend, die große Straße bergan auf Krummhübel zu, wo er ſicher war in dem prächtig gelegenen Wirthshauſe „Zur Schneekoppe“ den erſehnten guten Trunk und vor allem auch eine gute, das heißt eine gefällige Geſellſchaft zu finden, die ſich's angelegen ſein ließ, ihn reden zu laſſen und ihn bei jedem dritten Worte „Herr Förſter“ zu nennen. Denn ſich umworben und ausgezeichnet zu ſehen und Ehre vor den Menſchen zu haben, war das, wonach ihm zumeiſt der Sinn ſtand. Sein Hühnerhund Diana, der darauf dreſſiert war, die Predigt draußen auf einer von der Sonne beſchienenen Kiesſtelle zu verſchlafen, folgte dicht hinter ihm, ein ſchönes, ſchwarz und weiß geflecktes Thier.

Und keine halbe Stunde, ſo bog er in Krummhübel ein, drin eine ſonntägliche Stille herrſchte. Links lief ein Wäſſerchen und ſchäumte, Hühner und Sperlinge pickten überall umher, wo eine Krippe geſtanden hatte, und in der offenen Hausthür lehnten einzelne Dorfbewohner und genoſſen der Sonntagsruhe.

„Guten Tag, Herr Förſter,“ ſagte Gerichtsmann Kloſe, ſeine Pfeife reſpektvoll aus dem Munde nehmend und „Guten Tag, Herr Förſter“ wiederholte die nebenanwohnende, für gewöhnlich mit ihren Gunſtbezeigungen etwas kargende Frau Böhmer den Gerichtsmann Kloſeſchen Gruß auch ihrerſeits und trat aus ihrem Kramladen in die Dorfſtraße hinaus, um dem Vorübergehenden die Hand zu geben, ja, ſie ſchien ihn ſogar anreden zu wollen. Des Förſters Haltung aber war ſo ſteif und gemeſſen, daß ſelbſt Frau Böhmer mit ihrer Frage zurückzuhalten für gut fand.

Und nun noch hundert Schritte, ſo ſtand unſer Förſter Opitz vor Exners „Schneekoppe“, trat aber nicht über den Schwellſtein in den Flur, ſondern bog gleich daneben in einen von einem Staketenzaun eingefaßten Garten ein, in dem, um einen plätſchernden Springbrunnen herum, und zugleich in Front einer großen Veranda, viele Sommergäſte ſaßen. Sich dieſen zu geſellen, fiel Opitz aber nicht ein, weil er im Vorübergehen herausgehört hatte, daß es Berliner waren, alſo Leute, von deren eigener Eingebildetheit er für die ſeinige nicht viel zu hoffen hatte. So ging er denn lieber auf eine kleine, von wildem Wein umwachſene Holzlaube zu, wo noch niemand ſaß, und ließ ſich hier an einem langen braungeſtrichenen Eßtiſch nieder, von dem aus, unmittelbar an der Wand daneben, ein Klingeldraht nach dem Wirthshauſe hinüber führte. Dieſen zog er. Die Bedienung war aber einigermaßen ſäumig, was ihn, weil er eine Verkennung ſeiner Wichtigkeit und Würde darin erblickte, ſofort heftig ärgerte. Wirklich, ſein ohnehin etwas auf Schlagfluß deutendes Geſicht wurde von Minute zu Minute röther und erſt den Hut vom Kopf nehmend und gleich danach das Sacktuch aus ſeiner Taſche ziehend, begann er ſich in nervöſer Unruhe bald mit dem einen bald mit dem andern zu beſchäftigen. Endlich kam die Bedienung, eine ſchöne ſchwarze Perſon, von der es hieß, daß ſie Kunſtreiterin geweſen und als Kind durch fünf Reifen geſprungen ſei, was ihr jetzt freilich etwas ſchwer hätte werden ſollen, und entſchuldigte ſich, daß der „Herr Förſter“ ſo lange habe warten müſſen.

„Schon gut, Marie, ſchon gut.“

Und nun beſtellte er eine Kulmbacher und ein Schnitzel. „Aber ohne Kapern und Sardellen!“

Die Kulmbacher kam denn auch bald, aber das Schnitzel au naturel ließ auf ſich warten und in der ihm ſofort wiederkehrenden Unruhe nahm er diesmal, ſtatt des Sacktuches, ein Notizbuch aus ſeiner Taſche und begann Einzeichnungen zu machen, die, ſeiner Miene nach, von beſonderer Wichtigkeit ſein mußten. In Wahrheit aber waren es bloß Krikelkrakel, bei deren gedankenloſer Hinmalung er, aller Aufregung und Wichtigthuerei zum Trotz, nach der großen Veranda und den in Front derſelben ſtehenden Tiſchen hinüber ſah.

Der ihm zunächſtſtehende Tiſch, war der unzweifelhaft anziehendſte: zwei Herren und eine Dame ſaßen daran, mit ihnen zwei hübſche Kinder. Letztere freilich waren von einer

Beweglichkeit, daß man ſie kaum noch als Tiſchgäſte rechnen konnte, woran, neben angeborener Fahrigkeit, vor allem der Springbrunnen Schuld war, von deſſen Staubregen ſich treffen zu laſſen, ein nicht enden wollendes Vergnügen für ſie war. Die weißen Waſchkleider machten denn auch bereits ihrem Namen Ehre und wurden in ihrer Durchnäßtheit nur noch von dem blonden Haar übertroffen, das in einzelnen langen Strähnen bis auf die roſafarbenen Schärpen herabhing.

„Geraldine“, ſagte der ältere der beiden Herren, indem er ſich der, trotz ihrer neununddreißig, immer noch ſehr ſchönen Dame zuwandte, „Du ſollteſt es ihnen verbieten. Es iſt weder opportun noch ſanitätlich zuläſſig.“

„Aber unterhaltlich und vergnüglich“, antwortete die Dame mit ſehr überlegener Miene. „Nur keine Philiſtereien, Espe; dazu haſt Du zu Hauſe Zeit genug, in unſerem lieben ſchrecklichen Berlin. Es wird ſich ja wohl eine Plätterin hier finden laſſen. Jugend iſt Jugend, und daß ſie keine Tugend hat, iſt bloß Verleumdung. Frage nur Herrn Lieutenant Kowalski.“

Dieſer, der ſchon vor fünfzehn Jahren den mageren Dienſt in der Armee mit dem vortheilhafteren in einer Hagelverſicherungsgeſellſchaft vertauſcht, ſeinen „Leutnant“ aber trotzdem beibehalten hatte, wartete die von dem älteren Herrn zu ſtellende Frage gar nicht erſt ab, ſondern entſchied ſich ſofort für ein unbedingtes und mit großer Emphaſe vorgetragenes „laisser aller“, was durchaus zu dem phraſenhaften Weſen des Herrn Lieutenant ſtimmte, der ſeine ganz auf Flunkerei, Cynismus und Proſa geſtellte Natur hinter hochtönenden Redensarten, zu denen auch ein paar franzöſiſche Sätze gehörten, zu verbergen trachtete. Je mehr er perſönlich, ſo fuhr er nach einem mehrfach wiederholten laisser aller fort, in zurückliegenden Jahren unter dem Drill des Dienſtes gelitten habe, je mehr ſei er für Freiheit. Freiheit ſei das einzige richtige Lebensprincip und der inneren Stimme gehorchen zu dürfen, und hierbei ſuchte ſein Blick das Auge der ſchönen Frau, ſei nicht bloß das Glück, ſondern auch das Heil des Daſeins. Nichts über eine freie Seele. Ganz frei. Nur auf die Weiſe werde die Lüge hinſchwinden, was dann gleichbedeutend ſei mit dem Siege wirklicher Sittlichkeit.

Kowalſki, wenn er einen längeren Satz ſprach, ſchloß immer mit Sittlichkeit ab.

* * *

Opitz, ſo ſcharf er aufpaßte, ſaß doch zu weit ab, um jedes Wort, das am Nebentiſche geſprochen wurde, wegfangen zu können, aber wenn er es auch aufgeben mußte dem Gange der Unterhaltung in aller Deutlichkeit zu folgen, ſo gab er es doch nicht auf, ſich mit Hilfe deſſen, was er mit ſcharfem Auge ſah, in dem Verhältniß der drei Perſonen zueinander zurechtzufinden. Der aſchfarbene kleine Herr mit dem wenigen Haar und der Goldbrille war offenbar der Gatte der Dame, was ſich ſchon aus der Devotion ergeben haben würde, mit der er ſich gegen ſie benahm. Aber wie kam ſie zu dieſem Hutzelmännchen? Viel erklärlicher war ihm der militäriſch wirkende Herr, hinſichtlich deſſen ihm eigentlich nur unſicher blieb, ob er ihm eine dauernde oder nur eine vorübergehende Beziehung zur ſchönen Frau zuſchreiben ſollte.

Das Schnitzel, mit dem Marie jetzt endlich erſchien, unterbrach ſeine Betrachtungen, die natürlich nur den Charakter von Vermuthungen gehabt haben konnten, und gab ihm ſtatt deſſen die Möglichkeit in die Hand, durch einige direkt geſtellte Fragen um einen reellen Schritt weiter zu kommen.

„Sagen Sie, Marie, wer ſind die Herrſchaften da?“

„Rechnungsrath Espe mit Frau und Kindern.“

„Und der große ſtattliche Herr?“

„Iſt ein Herr Lieutenant, aber bloß a. D.; ſeinen Namen hab' ich vergeſſen.“

„Und gehören zuſammen?“

„Nein. Er hat ſich erſt neuerdings hier eingefunden. Und nun machen ſie Partieen. Jeden Tag eine.“

„So, ſo.“

„Ja.“

Hier brach es ab und es entſtand eine Pauſe, während welcher Marie ſorglich und langſam den Tiſch arrangierte, gerade langſam genug, um zu weiteren Fragen aufzufordern.

Und wirklich, es gab auch kein langes Warten darauf.

„Espe,“ fuhr Opitz nach einer kleinen Weile fort. „Und Rechnungsrath. Hm. Er behandelt ſeine Frau, als wäre ſie wenigſtens eine Prinzeß, oder doch eine vom Theater ...“

„Iſt auch ſo was. Und er ſoll ihr zweiter Mann ſein ... Das heißt, eigentlich ihr erſter. Denn ihr erſter war keiner und war zu vornehm, um es zu werden. Und da kam Espe, der damals noch ſehr unten war. Und die Kinder, ſo heißt es, ſind auch gleich mitgekommen.“

„Von Espe?“

„Nein,“ kicherte Marie. „Von Espe nicht; von dem andern. Es ſoll, glaub' ich, ein Präſident geweſen ſein. Ach, es iſt doch ein merkwürdiges Leben in dem Berlin und ich möchte da nicht hin. Man iſt da ja keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher und ich hätte keine ruhige Stunde mehr.“

„Na, das iſt recht, Marie,“ lachte Förſter Opitz und patſchelte der Sprecherin die Hand. „Aber wiſſen Sie, Marie, bedenken Sie ſich's noch; — Sie ſehen ja, daß nicht viel Schlimmes dabei heraus kommt. Eine „Räthin“ iſt am Ende nicht zu verachten und ſollt' Ihnen ſchon gefallen.“ Opitz hätte wohl noch weiter geſprochen, wenn nicht in eben dieſem Augenblick ein Kamerad, der alte Förſter von der Annakapelle, ſammt Grenzaufſeher Kraatz und Lehrer Bonneberger, deſſen Schule bei den „Baberhäuſern“ hoch oben im Gebirge lag, in den Exnerſchen Garten eingetreten wäre. Das war alte Bekanntſchaft und Opitz, der einen guten Diskurs liebte, ging ihnen, was eine groſze Auszeichnung war, drei Schritte entgegen und begrüßte jeden einzeln. Er ſei froh, daß ſie kämen, denn er hab' einen ganzen Sack voll Neuigkeiten. Es gehe wieder was vor und der gottvergeſſene Kerl, der Gambetta, ſtecke dahinter.

„Ja,“ fuhr er fort, „der Gambetta, wenn's nich der Skobeleff is; dem trau' ich auch nicht. Alle Wetter, wir haben ſie nun all am Kragen gehabt und jeden geſchüttelt und ausgeſchmiert. Nur der Ruſſe war noch nicht dran, der fehlt noch. Aber ich denke, den faſſen wir auch noch. Nennt ſich immer Freund. Aber was heißt Freund! Alles Fuſel und Duſel. Wenn ſie nicht den Kaviar und die Juchten hätten, wär's gar nichts. Da muß auch einmal aufgeräumt werden. Was meinen Sie, Kraatz? Sie ſind ja doch auch ein Mann, der was hört und weiß und mit dabei war.“

Während Opitz noch ſo ſprach, hatte man ſich's um den Tiſch her bequem gemacht. Die Klingel wurde gezogen, eine Beſtellung folgte der anderen, und ehe zehn Minuten um waren, hörte man, aus der Holzlaube her, nichts als Lachen und das Zuſammenſtoßen der Seidel.

Unter der nachbarlichen Veranda aber, wo die Espes geſeſſen hatten, war alles ſtill und leer geworden.

* * *

Ja, alles war ſtill und leer geworden und doch wurden Opitz und ſeine Freunde beobachtet, nicht von Gäſten draußen, deren es kaum noch gab, wohl aber von Gäſten, die drinnen im Exnerſchen Hauſe ſaßen und durch die Fenſter der Gaſtſtube nach der Holzlaube hinüberſahen, kleine Leute von Querſeiffen und Wolfshau her, Freunde Lehnerts, Führer und Träger, auch wohl Paſcher und Wilderer, die hier herkömmlich nach dem Gottesdienſt — und ſie waren auch heute wieder mit unten in der Arnsdorfer Kirche geweſen — ihren Sonntag feierten. Allen gemeinſam war das Gedienthaben bei den „Görlitzern“ oder den Siebenundvierzigern oder den Königsgrenadieren in Liegnitz und kaum einer befand ſich unter ihnen, der nicht die Kriegsdenkmünze getragen hätte. Von einer richtigen Mahlzeit war nicht die Rede, ſie begnügten ſich mit einem „Grünen“ oder einer Stonsdorfer und die kleine Stummelpfeife ging nicht aus.

„Opitz läßt heute was drauf gehn,“ ſagte der dem Fenſter zunächſt Sitzende. „Wenn ich recht gezählt hab', iſt er ſchon beim dritten Seidel und ſieht aus wie'n Puter. Ihr ſollt ſehen, er biert ſich noch den Schlag an den Hals und eh' Gott den Schaden beſieht, iſt er um die Ecke.“

„Du mußt ihm heute was zu gute halten, Schmidt. Siebenhaar hat ja gepredigt, als ob Krummhübel und

Wolfshau ſo was wie Sodom und Gomorrha wär'. Und ſo was hört Opitz gern. Und was ihn am meiſten gefreut haben wird, un das war, daß Siebenhaar immer nach der Ecke hin ſah, wo Lehnert Menz ſaß, und hätte bloß noch gefehlt, daß er ihn beim Namen genannt hätt'. Und ich ſah auch, wie Lehnert ſich verfärbte."

„Ja," ſagte Schmidt. „Und dabei hat Lehnert noch 'nen Stein bei ihm im Brett und iſt eigentlich ſein Liebling. Daß er ihn, weil er ſo findig und anſchlägig war, auf die Schule geſchickt hat, nach Jauer hin, na, das wißt ihr, und nun nimmt er doch Partei für den Opitz, der ihn zwei Monat ins Jauerſche Priſon geſchickt hat. Und daß muß ich ſagen, Schule war gerad auch nicht mein Fall, aber doch immer noch lieber als Priſon. Ich verſteh den Alten nicht und ich kann es mir mit ſeiner Predigt bloß ſo denken, daß er ein Unglück verhüten will. Er weiß, daß es beide harte Steine ſind und daß es kein gutes Ende nimmt, wenn nicht Friede wird. Einer muß klein beigeben und der eine muß Lehnert ſein, weil es Opitz nicht ſein kann. Er is doch nu 'mal ein Mann im Amt und ſozuſagen im Recht. Hol's der Teufel, daß ich das ſagen muß. Und da hat Siebenhaar ihn warnen wollen, ich meine den Lehnert, und ihn ermahnen, daß er zu Kreuze kriecht."

„Es wird aber nicht helfen. Is alles ein alter Schaden noch von den Soldaten her und nun ſchon viele Jahre zurück. Opitz iſt ein Quäler und Schuſter und war es immer. Er hat ihn chikaniert vom erſten Tag an, ich weiß nicht warum. Ich glaube, Lehnert war ihm zu forſch und zu freiweg und nicht unterthänig genug, und ich erinnere mich, daß das ein ewiges Schnauzern war. ‚Das will ein Jäger ſein. Du mein Gott', ‚der Menz hat keinen Zug im Leibe', ‚der Menz hat keine Ehre', ‚der Menz hat keinen Schneid'. Und ſo ging es weiter und nahm kein Ende, bis Menz den kleinen Fähnrich von Uttenhoven aus dem Waſſer zog. Opitz natürlich ſpöttelte bloß, als ſei's nichts geweſen, keine vier Fuß tief und der Fähnrich ſo leicht wie 'ne Feder; als aber dann die Medaille kam und das Bataillon Carré ſchloß, da mußte Opitz ſtill ſein und von ‚nicht Ehre und nicht Schneid' war keine Rede mehr. Ich ſage euch, Major Griepenkerl, der damal das Bataillon hatte, der hielt eine Rede, Donnerwetter, der verſtand es, das ging an die Nieren, und hätte ſich alles wieder zurecht gezogen, wenn nicht der Krieg gekommen wär' und die Geſchichte mit dem Kreuz. Opitz hat ihm das Kreuz geſtohlen. Eine ganz verdammte Geſchichte . . ."

„Warſt Du denn mit dabei . . ."

„Nein. Aber ſo gut wie mit dabei, denn ich ſtand in demſelben Zug und habe den ganzen Spektakel, der nachher kam, mit erlebt Alles war für Menz. Aber Opitz, der ſich bei ſeinem Hauptmann — es war ein neuer, der alte war gefallen — in Thee geſetzt hatte, das verſteht er, denn nach oben hin kriecht er und nach unten hin tritt er und ſchubriegelt er, Opitz, ſag' ich, wußt es ſo zu drehen, daß Lehnert leer ausging und das Nachſehen hatte. Und von dem Tag an [illegible] der Unfrieden wieder da."

„Wie war es denn eigentlich? War es denn noch bei Sedan? Lehnert ſpricht nie davon."

„Nein, bei Sedan war es nicht Bei Sedan, das war Spaß, trotzdem wir fünf Minuten lang ſcharf drinſteckten. Aber das ging vorüber wie 'ne Regenbuſche. Nein, dies war im Winter, als der franzöſiſche General . . . nu, Donnerwetter, wie hieß er doch? Bazaine war es nicht . . ."

„Ducrot.“

Richtig, Ducrot . . . als der ſeinen letzten Ausfall machte. Maywald muß ja davon wiſſen, die Sechsundvierziger ſtanden dicht neben uns. Aber was ich ſagen wollte, das mit dem Lehnert, ja das war eine verdammte Geſchichte. Die dritte Kompagnie hielt die Vorderreihe von St. Cloud und in dem Eckhauſe rechts, dran die große Straße vorbeiläuft, lagen zwölf Jäger von uns unter Oberjäger Jaczewski, und bei dieſen zwölfen war auch Lehnert. Nun, daß ich's kurz mache, die ganze Linie mußte zurück und der Angriff ging zuletzt auf das Eckhaus, das der Punkt war, auf den es ankam. Ging das Eckhaus auch verloren, ſo nahm man uns in die Flanke. Jaczewski fiel und das Kommando kam an Lehnert und da war bald keiner mehr, der nicht einen Denkzettel weggehabt hatte; Lehnerten, das hab' ich nachher geſehen, wurde der Gefreitenknopf und der Ohrzipfel weggeſchoſſen. Aber er wollte nichts von Uebergabe wiſſen und hielt aus, bis Succurs kam und die ganze Linie wieder genommen wurde.“

„Und kein Kreuz? Das begreife wer kann. Du mein Gott, da waren doch die Ausſagen der Leute.“

„Ja, die Ausſagen der Leute. Die Leute, die lagen verwundet im Lazareth und ließen ſich natürlich betimpeln und beſchwatzen und ſagten aus, was Opitz ihnen vorredete. Jaczewski habe das Kommando gehabt und Jaczewski ſei gefallen . . .“

„Aber biſt Du denn auch ſicher, daß Opitz unrecht hatte? Menz iſt ein forſcher Kerl, aber er dünkt ſich was, weil er auf Schulen war, und iſt eitel und hält ſich für mehr als er iſt. Er hat einen Nagel.“

„Ja, den hat er und es iſt ſchwer, Friede mit ihm halten. Er hat ſo was wie Opitz ſelber und iſt gleich aus dem Häuschen. Aber eins muß doch wahr bleiben, er is ein guter Kerl und ein guter Kamerad und dabei grundehrlich und läßt keinen im Stich, und wenn man ihn nicht reizt und ihm nicht widerſpricht und ihm in ſeinem Willen zu Willen iſt, dann iſt er wie'n Kind und man kann ihn um den Finger wickeln."

„Das ſag' ich auch. Und wenn Siebenhaar es recht angefangen hätte, na, dann hätt' er Opitzen angepredigt und dem ins Gewiſſen geredet und von den Geizigen und Hartherzigen geſprochen, die nicht ins Himmelreich kommen. Aber er hat den Spieß umgedreht und hat Opitzen recht gegeben. Und das iſt nicht recht. Denn Opitz iſt ein Narr und ein Quälgeiſt, und ich wollte bloß, er tränke ſieben Seidel und hätte ſeinen Schlag weg. Dann wären wir ihn los und das arme Volk wär' ihn los, das in den Wald geht, und könnte ſich ruhig ſein bißchen Holz raffen."

„Und wir könnten einen Spießer wegſchießen, ohne Gefahr und Priſon. Und das iſt doch immer die Hauptſache."

* * *

IV.

Opitz hatte keine Eile, nach Hauſe zu kommen, und die dritte Stunde war faſt ſchon heran, als er aufbrach und ſeinen Weg nach ſeiner Wolfshauer Förſterei hin fortſetzte. Der alte Förſter von der Annenkapelle blieb noch im Exnerſchen Lokal zurück, ebenſo Grenzjäger Kraatz, und nur Lehrer Wonneberger, der bis zur Obermühle hin denſelben Weg mit Opitz hatte, ſchloß ſich ihm an. Es war ein in wunderlichen Sprüngen gehendes Geſpräch, das ſie führten, erſt über den Papſt und das neue Dogma, von dem beide nicht viel wiſſen wollten, dann über Mac Mahon, der viel zu gut für die Franzoſen, und über General Tümpling in Breslau, der zu lang im Dienſte ſei. All dies wurde übrigens in kurzen großen Sätzen erledigt, um dann um ſo ausführlicher auf das Nächſtliegende einzugehen, auf Siebenhaar, auf Exner, Vater und Sohn, auf den alten Laboranten Zölfel mit ſeinem Meliſſengeiſt und ſeinen Wundertropfen, auf das Blitzmädel „die ſchwarze Marie“ und nicht zum wenigſten auf Rechnungsrath Eſpe und ſeine ſchöne Frau.

„Sehen Sie, Wonneberger“, ſagte Opitz, der ſtark angeheitert und in der all ſeinen Freunden wohlbekannten Stimmung war, in der er alle Welt küſſen und jeden, der dies ablehnte, niederſtechen wollte. „Sehen Sie, Wonneberger, wenn ich der Rechnungsrath wäre, ſo ſoll mich der Teufel holen, wenn ich nicht mit der Marie anbändelte, bloß um dieſer eingebildeten Madame ein Schnippchen zu ſchlagen. Die ſollte zappeln.“

Wonneberger lachte. „Ja, Förſter Opitz, wenn Rechnungsrath Espe der Förſter Opitz wäre, dann ging es. Aber er iſt bloß ein Männchen und bringt, wie meine Berliner oben ſagen — Sie wiſſen doch, daß ich wieder Sommergäſte habe — ‚die Forſche nicht 'raus‘. Und wenn er auch wollte, würde denn die Marie wollen? Und wenn auch die Marie wollte, was man am Ende nie wiſſen kann, ſo hälf' es ihm auch nicht viel. Die Räthin iſt doch keine Frau, die ſich ſo was zu Herzen nimmt, und ich wette, ſie würde bloß lachen und ſagen: ‚Mein armer Espe! Wenn es ihm nur nicht ſchadet.‘“

„Ach, Wonneberger, reden Sie doch nicht ſo. Man merkt es, bei den „Baberhäuſern“ hört die Welt auf und deshalb kennen Sie die Welt nicht. Ich ſag' Ihnen, die Weiber ſind ganz anders und wenn ſie heut einen kleinen ſtumprigen Mann ausgelacht haben, ſo lachen ſie morgen einen langen Laband aus. Und wenn es ein Simſon wäre. Na, und ein Simſon iſt dieſer Lieutenant Kowalski noch lange nicht. Immer was anderes, das iſt die Hauptſache. Heute der große Goliath und morgen der kleine David. Und die Kleinen, glauben Sie mir, Wonneberger, die Kleinen haben auch ihre Meriten und wenn ſich dieſer Rechnungsrath ein Herz nehmen und der Marie einen Kuß geben wollte, das heißt einen ordentlichen, der ſchmatzt und den man in der Rebenlaube hören kann, ſo hätte die Räthin morgen die ſchönſten Krämpfe.

Wonneberger ſchien wenig überzeugt, übrigens auch unluſtig, ſich überzeugen zu laſſen, und ſo brach er denn ab und ſagte: „Die Marie ſoll ſich ja verheirathen wollen. Iſt es denn richtig, daß ſie Kunſtreiterin war und als Kind durch fünf Papierreifen geſprungen iſt?“

„Ich habe ſie nicht gezählt und es mögen wohl auch ihrer ſieben geweſen ſein. Aber fünf oder ſieben, es iſt eine forſche Perſon und ſie hat ſo was, was nicht jede hat, und wenn ſie ſo das Eſſen bringt und die Meſſer und Gabeln über den Tiſch hinfliegen läßt, wie die chineſiſchen Meſſerſpieler, dann denk' ich immer, es geht wieder los. Haben Sie 'mal ſolche Meſſerſpieler geſehen?“

„Ei freilich, einen Meſſerſpieler und einen Degenſchlucker. Und waren noch dazu Brüder. Das 'Runterſchlucken ging noch; aber wenn er dann die lange Klinge wieder 'raus holte . . . na, ſo was wird die Marie doch wohl nicht gemacht haben.“

„Wer weiß. Sie hat ſo was Biegiges und da geht alles. Und dann, lieber Wonneberger, Sie glauben gar nicht, was die Weiber alles können, wenn ſie wollen. Sie können eigentlich alles und wenn ich höre, Marie hat einen Windmühlflügel mit der Kniekehle feſtgehalten . . . aber hier iſt ja ſchon die Mühle . . . Nu Gott befohlen, Wonneberger, und ſtecken Sie nicht immer mit dem Menz zuſammen. Er hat jetzt ſeine zwei Monat' abgeſeſſen und wenn ich ihn recht kenne, ſo ruht er nicht eher, als bis er die zwei Monat' auf zwei Jahre gebracht hat. Er iſt ein Thunichtgut und, was ſchlimmer iſt, ein Uebermuth und ein hochfahrender Schlingel, der große Roſinen im Sack hat. Aber ich werde ſorgen, daß ſie klein werden.“

Wonneberger wollte was zur Vertheidigung ſagen, weil er eigentlich eine Liebe für Lehnert hatte. Opitz unterbrach ihn aber und fuhr fort: „Und Sie wiſſen doch, Freund, die Lehrer ſollen ein gutes Beiſpiel geben. Der Liegnitzer Schulrath paßt auf und da ſteht man im ſchwarzen Buch, man weiß nicht wie: Reputation, Wonneberger! Immer aufpaſſen und nie vergeſſen, daß man Vorgeſetzte hat und daß man dem Staat dient und daß man mitzählt. Alles andere gilt nicht und wenn es gelten will, iſt es Hochmuth und Unſinn. Und der Frau Räthin, wenn ich ihr oben im Gebirge begegne, vielleicht mit dem Kowalski, werd' ich ein Kompliment beſtellen, ein Kompliment von ihrem neuen Ritter Wonneberger, Ritter und Schulmeiſter, der hoch von ihr denkt. Na, ich nicht. Ich wollte ſie ſchon ziehen. Spät is es, aber beſſer ſpät als gar nicht . . . Und nun Gott befohlen, Wonneberger. Und nehmen Sie ſich in acht, wenn Sie weiterhin übers Waſſer müſſen; die Brücke iſt weggeſchwemmt und die Steine ſind glatt und Sie ſind nicht mehr ganz feſt auf den Beinen. Adieu, Wonneberger. Sie ſind eigentlich ein guter Kerl, eine gute Schulmeiſterſeele. Kommen Sie her, Sie ſollen noch einen Kuß haben.“

Und nun ſchieden ſie wirklich und während der Lehrer höher bergan ſtieg, ſtieg Opitz einen Abhang nieder, der ihn unten, an einem Waldſaume hin, auf die Wolfshauer Gemarkung führte. Freundliche Häuſer waren über einen weiten Wieſengrund hin ausgebreitet, durch den die Lomnitz ſchoß, an deren diesſeitigem Ufer das Forſthaus, mit dem Hirſchgeweih am Giebel, aufragte. Opitz, der jeden Steg kannte, nahm ſeinen Weg über eine hoch in Blumen und Gräſern ſtehende Wieſe hin und eh' er noch bis auf hundert Schritt an ſeine Gartenpforte heran war, ſchlug der große Kettenhund an und die bis dahin ſtumm hinter ihm her trollende Diana antwortete mit einem kurzen Blaff.

Und wenige Minuten ſpäter überſchritt Opitz die Schwelle ſeines Hauſes.

* * *

Frau Opitz, eine hagere Frau mit tiefliegenden dunklen Augen, die 'mal ſchön und lachend geweſen ſein mochten, jetzt aber nur noch geängſtigt in die Welt blickten, empfing ihren Mann und fragte, ob ſie decken und das Mittagbrot auftragen ſolle?

So geängſtigt die Worte klangen, ſo klang doch auch was von Vorwurf und Anklage heraus, was Opitzen, trotz ſeiner Umnebeltheit, nicht entging.

„Ach was, Bärbel. Mittagbrot. Was ſoll das wieder. Wenn ich nicht da bin, bin ich nicht da. Du ſollſt nicht auf mich warten, ein für allemal. Alles bloß Eigenſinn, und mir zum Tort wird das Eſſen bei Seite geſtellt und ſchmort in der Schüſſel, daß es wie Leder ausſieht und wie Leder ſchmeckt. Ich will Ordnung und Stunde halten, ſo ſoll's ſein, und wenn ich die Stunde nicht halte, weil ich ſie 'mal nicht halten will, nun dann will ich ſie nicht halten und will nicht dran erinnert ſein, am wenigſten durch Deinen Schmorbraten und Dein Jammergeſicht, in dem immer ſo was liegt, was mich ärgert und was ich nicht leiden kann."

Diana, müde von dem weiten Marſche, war auf den Großvaterſtuhl geſprungen und wollte ſich's eben bequem machen. Aber das paßte Opitzen ſchlecht. „Iſt denn alle Welt verrückt geworden?" und den Hund beim Fell packend, warf er ihn auf die Erde und gab ihm einen Fußtritt. Dann ging er auf einen Schrank zu, nahm eine mit Rohr umflochtene Flaſche heraus und trank. Es war Kirſchwaſſer, zu dem er, mit oder ohne Grund, das Vertrauen hatte, daß es „niederſchlage“. Dann hing er den Staatsrock an den Riegel, machte die Krawatte weiter und warf ſich, einen Stuhl heranſchiebend, aufs Bett. Und keine halbe Minute mehr, ſo hörte man nur noch ſein Athmen und Schnarchen. Diana kroch unter den Stuhl und die Frau Förſterin verließ leiſe die Stube, draußen in der Küche aber ſetzte ſie ſich zwiſchen Wand und Herd und ließ ſich von Chriſtine, die ſeit etwa zwei Jahren in ihrem Dienſte ſtand, die Kaffeemühle geben und begann ſofort ein allerintimſtes Geſpräch. Denn in einem ihr eigenthümlichen Klageton über Ehe zu ſprechen, war ihr ſo ziemlich das Liebſte vom Leben, auf das ſie nicht verzichten mochte, trotzdem ſie wohl wußte, daß Chriſtine durchaus abweichender Meinung war.

„Es war ihm wieder nicht recht, Chriſtine. Und wenn ich es nicht warm ſtelle, iſt es auch nicht recht. Er redet immer von Ordnung, aber jeden Tag hat er eine andere. Heb' ich was auf, weil er zu ſpät kommt, dann iſt zwölf Uhr Ordnung und darf nichts aufgehoben werden, und heb' ich nichts auf, dann iſt es Ordnung, daß eine Frau was aufhebt. Und immer grob und bullrig. Ich ſage Dir, Chriſtine, heirathe nicht! Du ſteckſt ſo mit dem Lehnert zuſammen, aber glaube mir, einer iſt wie der andere.“

„Nein, Frau Förſterin, Lehnert iſt doch ganz anders.“

„Ja, das ſagt ihr, das ſagt jede; jede denkt, ihrer iſt beſſer und ihr wird der Kuchen apart gebacken. Aber dem iſt nicht ſo. Freilich hat er nicht ſolchen kurzen Hals wie Opitz und die kurzhalſigen ſind immer die ſchlimmſten, das iſt wahr und kann ich nicht beſtreiten, aber es bleibt doch dabei, ſie ſind ſich gleich, oder wenigſtens ſehr ähnlich und einer iſt eigentlich wie der andere. Sie quälen uns bloß, heute mit Eiferſucht und morgen mit Liebe."

„Na, mit Liebe, das ginge doch noch, Frau Opitz; das is doch nich ſchlimm. Liebe, denk ich mir, is die Hauptſache."

„Ja, Kind, das ſagſt Du wohl, weil Du noch jung biſt. Da ſieht es ſo aus. Aber nachher iſt es alles anders und mit der Liebe auch. Und wenn man dann alt iſt, iſt man bloß noch dazu da, ſich ſchimpfen und ſchelten zu laſſen und Strümpfe zu ſtopfen und einen Knopf anzunähen."

Chriſtine verſicherte das Gegentheil und ſchon ihre Mutter ſelig habe immer geſagt: „Chriſtine, heirathen mußt Du, heirathen muß der Menſch. Und die, die viel ſchimpfen und ſchlagen, die ſind auch gut und mitunter ſind es die beſten." „Und dann, Frau Opitz, ich habe doch auch ſchon geſehen, daß er Ihnen einen Kuß gegeben hat, und da waren Sie doch ganz vergnügt und ſo . . . ja, ich weiß nicht recht wie . . . Nein, nein, Frau Opitz, ich laſſe mir nichts weismachen. Ich bin für heirathen, und wenn Lehnert nicht will, nu, dann will er nicht, dann will ein anderer. Ich werde ſchon einen finden. Und ich weiß auch, wie man's machen muß. Man muß nur immer fidel ſein und immer ‚ja' ſagen und nichts merken von dem, was man nicht merken ſoll. Dann kann man hinterher machen, was man will. Ach, liebe Frau Opitz, Sie verſtehen es nicht, Sie ſehen immer aus, als ob einer geſtorben wär', oder eben dabei wär, und das können die Männer nicht leiden. Nein, nein, Frau Opitz, ich heirathe."

Und während ſie noch ſo ſprach, nahm ſie den Keſſel vom Herd und brühte den Kaffee. „Nicht zu viel, Chriſtine, nicht zu viel; Du weißt doch, daß er ihn gern ſtark hat und weißt auch, was er immer dabei ſagt: ‚Schwarz wie der Tod und heiß wie die Hölle‘, was mir immer einen Stich ins Herz giebt. Denn man ſoll vom Tod nicht ſo reden und am wenigſten, wenn man ein Förſter iſt. Da iſt der Tod da, man weiß nicht wie. Und ſchlagflüſſig iſt er auch und von dem verdammten ſtarken Bier kann er nicht laſſen. Und dann immer das Kirſchwaſſer. ‚Es ſchlägt nieder,‘ ſagt er. Ja, wenn es bloß ihn nicht niederſchlägt . . .“

In dieſem Augenblick fuhren beide Frauen erſchreckt zuſammen, denn in der Stube nebenan fiel etwas mit dumpfem Schlage zur Erde. Der Schreck indeſſen währte nicht lange. Frau Opitz erholte ſich zuerſt. „Er hat den Stuhl umgeſtoßen und ich will nun hinein und nachſehen, ob er ausgeſchlafen hat.“

Opitz, als ſeine Frau eintrat, ſtand bereits vor dem kleinen Spiegel mit blankem Glasrand, der, ſammt einer doppelten Verzierung von Zittergras, über der Komode hing. Er fuhr ſich eben mit der Hand durchs Haar und ſah noch halb verſchlafen aus ſeinen gerötheten Augen. Ihr Ausdruck aber war mittlerweile doch ein anderer geworden, der Aerger ſchien mit dem Rauſch dahin, und im Spiegel ſeine Frau gewahrend, trat er auf ſie zu, legte den Arm um ihre Hüfte und gab ihr einen Kuß. Die Frau ſah verſchämt vor ſich nieder, denn eigentlich liebte ſie ihn und empfand es als einen Gram, daß ſolche Zärtlichkeiten ſo ſelten waren.

„Soll Chriſtine den Kaffee bringen?“

„Verſteht ſich ſoll ſie. Und gieb mir die Pfeife! Die verdammte Trinkerei bekommt mir nicht und der Doktor will's auch nicht und droht mir immer mit dem Finger. Aber das

Fleiſch iſt ſchwach. Auch ein Förſter und alter Soldat hat ſeine ſchwachen Stunden. Nicht wahr, Bärbel? Und nun gieb mir auch Feuer und dann den Kaffee. Aber keine Plämpe.“

Bärbel, während Opitz noch ſo ſprach, klopfte mit dem Knöchel an die Wand, was das Zeichen für Chriſtine war, und zündete gleich danach einen Fidibus an, woran Opitz, der ſonſt in ſolchen Dingen für das Neue war, eigenſinnig feſthielt. Er hatte nur zufällig einen Haß gegen Schwefel- und Phosphorhölzer.

Und nun brachte Chriſtine den Kaffee.

„Na, Chriſtine, laß ſehen! Ich hoffe, Du haſt nicht zuviel Bohnen aus der Mühle ſpringen laſſen. Oder hat die Frau gemahlen? Na, na, nur ſtill . . . Spaß muß ſein . . . In Querſeiffen iſt heute Tanz. Was meinſt Du, willſt Du hin? Die Frau wird es ſchon erlauben; nicht wahr, Bärbel?“

Die Frau nickte.

„Nun ſiehſt Du. Der Lehnert wird auch wohl da ſein und das iſt doch die Hauptſache. He? Na, thu' nur nich', als ob's anders wär' . . . Und daß ihn Siebenhaar heute angepredigt und ihm den Kopf a biſſel gewaſchen und ſeinen Standpunkt klar gemacht hat, na, das wird ihn Dir beim Schottiſchen nicht verleiden und noch weniger draußen in der Laube. Tanz iſt Tanz und Kuß iſt Kuß. Und ich gönne ihn Dir auch und heute lieber als morgen. Denn Du biſt eine verſtändige Perſon und wirſt ihn ſchon zurecht rücken, beſſer als Siebenhaar. Und iſt er erſt aus dem Dünkel heraus und ſitzt an der Wiege, vielleicht ſind es Zwillinge, was meinſt Du, Chriſtine? Ja, was ich ſagen wollte, ſitzt er erſt an der Wiege, ſtatt zu paſchen und zu wildern, dann werd' ich auch gute Nachbarſchaft mit ihm halten. Ich bin für Frieden, aber zu gutem Frieden gehören zwei.“

Chriſtine hatte, während Opitz ſo redete, den linken Schürzenzipfel in die Hand genommen und ſtrich an dem Saum entlang. Als er jetzt ſchwieg, ſagte ſie: „Nichts für ungut, Herr Förſter, aber wenn Sie beſſer mit ihm wären . . .“

„. . . Da wär' er beſſer mit mir,“ lachte Opitz. „Ja, das glaub' ich. Ich ſoll anfangen und jeden Morgen, wenn ich ihn drüben hantieren ſeh', meine Kapp' abnehmen und über die Brück' hinübergrüßen: „Guten Morgen, Herr Lehnert Menz. Herr Lehnert Menz geruhten wohl zu ruhen. Ach, ſehr erfreut. Empfehle mich zu Gnaden . . . Nein, nein, Chriſtine, Unterſchiede müſſen ſein, Unterſchiede ſind Gottes Ordnungen. Und nun geh' und komme nicht zu ſpät. All Ding will Maß haben.“

Chriſtine ging. Frau Bärbel aber hatte mittlerweile nach ihrem Strickſtrumpf gegriffen und ſah verſtimmt vor ſich hin, weil es ihr gegen die Hausfrauenehre war, daß Opitz ſich in ihre Sache gemiſcht und der Chriſtine, ſo mir nichts Dir nichts, einen Ausgehetag angeboten hatte. Sie ſchwieg aber und erſt als Opitz, der heute den Galanten und Rückſichtsvollen ſpielte, ſie mit freundlicher Miene bat, das Licht und den Fidibusbecher vor ihn hin zu ſtellen, weil er ſie nicht immer wieder inkommodieren wolle, hielt ſie mit ihrer neben allem Aerger herlaufenden Neugier nicht länger zurück und ſagte: „Angepredigt hat er ihn? Biſt Du denn auch ſicher? Er wird ihn doch nicht beim Namen genannt haben?“

„Nein“, ſagte Opitz, deſſen gute Laune durch ſeiner

Frau Neugier eher geſteigert als gemindert wurde. „nein, er nannte keinen Namen. Aber es war ſo gut, als ob er ihn genannt hätte, denn alles ſah nach der Ecke hin, wo die Menzens ſaßen. Und die Alte nickte mit dem Kopf, als ob ſie jedes Wort unterſchreiben wolle. Freilich weiß ich, daß es nichts zu bedeuten hat, ihr ſteckt noch ſo was polniſches im Blut, kriecht und ſcherwenzelt immer hin und her, und kann keinem ins Geſicht ſehen, und von alldem, wovon der Lehnert zuviel hat, hat ſie zu wenig. Alte Hexe, verſchlagen und heimtückiſch und feige dazu.“

„Sie taugt nicht viel. Aber Du wirſt doch dem Sohne die Mutter nicht anrechnen wollen?“

„Nein“, lachte Opitz. „Das nicht und iſt auch nicht nöthig, denn er trägt an ſeinem eignen Bündel gerade ſchwer genug. Er trotzt mir, und weil er, außer der Denkmünze, auch noch das Ding, die Schwimmmedaille hat, ich ſage die Schwimmmedaille, denn von retten war keine Rede, und weil es, Gott ſei's geklagt, nahe dran war, daß er das Kreuz kriegte, ſpielt er ſich mir gegenüber auf den Ebenbürtigen und den Ueberlegenen aus. Ich wette, er wildert bloß, um mir einen Tort anzuthun; er könnte die Dummheit ſehr gut laſſen, bei der ohnehin nicht viel 'raus kommt, aber es macht ihm Spaß, mir ſo unter der Naſe hin ein Wild wegzuknallen. Das iſt es. Aber ich denke, die zwei Monat in Jauer werden ihm gezeigt haben ...“

„Du biſt zu ſtreng, Opitz.“

„Unſinn! Streng! Was heißt ſtreng? Ich thu' meine Pflicht.“

„Zu ſehr. Du müßteſt auch 'mal ein Auge zudrücken.“

„Bah, Bärbel, Du redeſt wie Du's verſtehſt. Auge zudrücken. Dazu bin ich nicht da, dazu bin ich nicht in

Dienſt und Lohn. Ich ſage ‚Lohn', ein gutes, altes Wort, das die dummen Neumodiſchen nicht mehr hören wollen. Ich bin dazu da, die Augen aufzumachen. Und thu' meine Pflicht zu ſehr, ſagſt Du! Als ob man jemalen ſeine Pflicht zu ſehr thun könnte. Man kann ſie falſch thun, am unrechten Fleck, ſo viel geb' ich zu, thut man ſie aber am rechten Fleck, ſo iſt von ‚zu ſehr' keine Rede mehr. Die Geſetze ſind nicht dazu da, daß Hinz und Kunz mit ihnen umſpringen. Das verloddert bloß. Ich bin nicht ſo dumm, daß ich mir einbildete, wenn der Rehbock geſchoſſen wird, geht die Welt unter. Nein, die Welt geht nicht unter. Aber Ordre parieren geht unter, Ordre parieren, ohne das die Welt nicht gut ſein kann. Und heut am wenigſten, wo jeder denkt, er ſei Graf oder Herr und könne thun, was ihm beliebt, und ſei kein Unterſchied mehr. Das iſt die verdammte neue Zeit, die das Maulhelden- und Schreibervolk gemacht hat, Kerle, die keinen Fuchs von einem Haſen unterſcheiden können, trotzdem ſie beides ſind. Geh' mir damit. Ich weiß, was ich zu thun hab'. Und dieſer Bengel, dieſer Herr Lehnert Menz, gehört auch mit dazu hat die Glocken läuten hören, ſchwatzt und quatſcht von Freiheit, will nach Amerika gehen und hat keine Ahnung davon, daß ſie da drüben noch ganz anders heran müſſen als hier, ſonſt holt ſie der Teufel erſt recht und lacht ſie mit ihrer ganzen Freiheit aus. Ich ſage Dir, hier iſt es am beſten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee und Bismarcken. Ich ſage Dir, was die Richtigen ſind da drüben, die lachen, wenn ſie von Freiheit hören, denn die wiſſen am beſten, daß nichts dahinter iſt. Ich bin ein Man in Amt und Dienſt und meinen Dienſt thu' ich und wenn es mir ans Leben geht."

„Sprich nicht ſo! Beruf' es nicht!"

„Unſinn! Unſere Stunden ſind gezählt und wir können uns keine zulegen und keine wegnehmen."

„Doch, doch", ſagte die Frau.

⁂

V.

Der Förſter war unter dieſem Geſpräch an's Fenſter getreten und ſah auf die hart an ſeinem Vorgarten vorüberführende Fahrſtraße. Jenſeits derſelben, dem Blick entzogen, floß die tief eingebettete Lomnitz und man hörte nur ihr Hinſchäumen über das Steingeröll. Opitz öffnete das Fenſter, um friſche Luft zu ſchöpfen, nahm ein Kiſſen und wollte ſich's eben bequem machen, als er, Lehnerts gewahr werdend, unwillkürlich zurücktrat, aber doch nur ſo, daß er, von der Straße her, immer noch deutlich geſehen werden konnte. Lehnert ſah ihn auch wirklich und hob ſeinen Zeigefinger nachläſſig und wie zu halbem Gruß bis an den Schirm ſeiner Mütze.

„Wie der Kerl nur wieder grüßt," rief Opitz ſeiner Frau zu. „Haſt Du geſehen, Bärbel? Und das ſoll ich für einen Gruß nehmen. So grüßt man einen Rekruten, aber nicht einen Vorgeſetzten. Und das Geſicht dazu . . ."

„Du biſt nicht ſein Vorgeſetzter."

„Ach, was. Was weißt Du davon. Ich ſage Dir, ich bin's. Und wenn ich es nicht wär', ein Mann in Amt und Würden iſt allemal eine Reſpektsperſon. Der Gernegroß da drüben kann ſeinen Gruß laſſen und ſagen, er habe mich nicht geſehen, aber wenn er mich grüßt, muß er mich grüßen, wie ſich's gehört, Mütze 'runter oder den Finger feſt an den Streifen und nicht ſo wie von ungefähr und wie bloß zum Spaß. Das iſt Unordnung und Unmanier."

Opitz hatte ſich unter dieſen Worten ausgewettert und als ihm gleich danach eine behaglichere Stimmung wiederkehrte, trat er auch wieder ans Fenſter und lehnte ſich hinaus, um ſich an den Narziſſen und Aurikeln zu freuen, die ſpärlich in ſeinem Vorgarten blühten. Dabei blies er Wolken aus ſeinem Meerſchaum in die ſtille Luft und ließ, unter behaglichen Träumen, alles an ſich vorüberziehen, was der Tag gebracht hatte, darunter auch den Diskurs in der Exnerſchen Laube mit Grenzaufſeher Kraatz und dem alten Förſter von der Annakapelle. Was er dann ſpäter noch, und ſchon auf dem Heimwege, zu Lehrer Wonneberger geſagt hatte, darüber unterhielt er nur unklare Vorſtellungen und entſann ſich bloß, daß es allerhand krauſes Zeug über Frauen geweſen ſei, Frauen im allgemeinen und Kunſtreiterinnen im beſonderen. „Ach das verteufelte Bier! Aber Wonneberger war auch ſchon etwas fuſſlig und wird nichts gemerkt haben. Und wenn auch, morgen iſt alles in den Wind."

Lehnert, als er an Opitz vorbei war, war auf ſein Haus zugegangen, das unmittelbar jenſeits der Lomnitz lag, der Förſterei ſo nahe, daß man ſich gegenſeitig ſo gut wie in die Fenſter ſehen konnte. Nichts als Fluß und Fahrſtraße trennte beide Gehöfte, deren geſammtes Acker- und Heideland in alten Zeiten ausſchließlich Stellmacher Menzſches Eigenthum geweſen war, bis man, auf dem dieſſeits der Lomnitz gelegenen Kuſſelſtreifen, eine Förſterei gebaut und nur alles jenſeits des Fluſſes Gelegene bei den

Menzes belaſſen hatte. Das war jetzt runde dreißig Jahr und faſt eben ſolange hatte man hüben und drüben ohne Neid und Eiferſucht gelebt, trotzdem dazu, wie nun 'mal die Menſchen ſind, vielleicht Grund geweſen wäre. Denn wenn einerſeits die neue Förſterei mit ihrer Sauberkeit und ihrem rothen Dach, die drüben gelegene, hier und da ſehr baufällige Stellmacherei weit in den Schatten ſtellte, ſo hatte dieſe dafür die „fette Seite“ behalten, während ſich die Förſtersleute, den kleinen Vorgarten abgerechnet, mit einem Streifen Heideland und einem noch ſchmaleren Lupinenſtreifen begnügen mußten. Aber das alles hatte die ganze Zeit über keinen Aerger geſchaffen und noch weniger der zufällige Umſtand, daß das auf einer Stein- und Geröllinſel, inmitten zweier Lomnitzarme gelegene Menzſche Wohnhaus, ſo wenig gepflegt es war, doch kaſtellartig auf alles unmittelbar Umhergelegene herabſah und natürlich auch auf die Förſterei. Zu keiner Zeit, um es zu wiederholen, war an Dieſem und Aehnlichem Anſtoß genommen worden, bis Opitz an's Regiment kam, von dem, ohne daß er es zugab, die Hochlage der Stellmacherei drüben einfach als ein Tort empfunden wurde.

Selbſtverſtändlich unterhielt dieſe maleriſche Kaſtellinſel auch ihre Verbindungen mit dem Feſtland und zwar mit Hilfe zweier Brückenſtege, von denen der eine beinah unmittelbar nach der Förſterei, der andere, nach der entgegengeſetzten Seite hin, erſt nach dem Menzſchen Ackerland und gleich dahinter nach dem ſchräg anſteigenden gräflichen Forſt hinüberführte. Der Ackerſtreifen war mit Roggen und Kartoffeln beſtellt, von denen der Roggen in dieſem Jahre ganz wundervoll ſtand, auf dem Inſelchen ſelbſt aber befand ſich in geringer Entfernung vom Wohnhaus, noch ein

Arbeitsſchuppen, drin Lehnert die ſchon von Vater und Großvater her ererbte Stellmacherei betrieb, ein Geſchäft, das im Frühjahr und Herbſt meiſt gut ging, im Sommer aber beinah' ruhte.

* * *

So war es auch heut. Alles ruhte. Freilich ſah man einen Pflug und ein paar alte Karren und Wagenachſen unter dem Schuppen ſtehen, aber all dieſe Dinge konnten ebenſo gut zur eignen Wirthſchaft gehören, wie zur Reparatur abgeliefert ſein. In dem abgeſchrägten Vorgarten von nur geringer Tiefe, durch den eine Feldſteintreppe zu dem Häuschen hinaufführte, blühten Georginen und Reſeda, während ein alter Roſenſtrauch von beträchtlicher Stärke neben der Hausthür aufwuchs und ſein mit gelben Roſen überdecktes Gezweig unter dem Strohdach hin ausſpannte. Nachmittagsſonne lag auf Haus und Gehöft und nichts war hörbar, als die doppelarmig vorüberſchießende Lomnitz und das Meckern einer Ziege vom Stall her. Ein Hahn, ein ſchönes Thier mit Silberhals, ſtolzierte den Schuppen entlang, aber er krähte nicht und hatte wenig Aufmerkſamkeit für die Hühner, die ſich Erdlöcher gemacht hatten, um ſich zu kühlen.

* * *

Nicht voll ſo ſtill war es drinnen im Hauſe, darauf Lehnert, von der Förſterei her, eben zuſchritt.

Er hatte ſich unterwegs nicht beeilt, ebenſo wenig wie Opitz. Vom Paſtorhauſe war er zunächſt nach dem Kretſcham hinübergegangen und hatte hier von dem ihn begrüßenden Wirth erfahren, daß Frau Menz, ſeine Mutter, eben da geweſen ſei, und gerad' an demſelben Tiſch erſt einen „Grünen“ und dann einen Ingwer getrunken habe. Das hörte Lehnert nicht gern. Er gönnte der alten Frau die kleine Herzſtärkung, denn er liebte ſie trotz all ihrer Schwächen, aber er ärgerte ſich wieder über die Heimlichkeit und dieſer Aerger war noch nicht voll überwunden, als er, über die Schwelle' ſeines Hauſes tretend, der am Herde hantierenden Alten anſichtig wurde.

„Guten Tag, Mutter. Pohl läßt grüßen.“

„Welcher?“

„Nu, der aus dem Kretſcham unten.“

„So, der. Warſt Du da?“

„Ja, Mutter. Und kannſt Du Dir denken, ich habe mich juſt da hingeſetzt, wo Du geſeſſen hatteſt. Und Dir zu Ehren hab' ich meinen Ingwer aus **Deinem** Glaſe getrunken. Es ſtand noch da.“

Die Alte ſah verlegen vor ſich hin und ſagte dann: „Aber nur einen, Lehnert. Mir war ſo ſchwach.“

Lehnert lachte. Dann ging er auf ſie zu und ſagte, während er ihr das graue Haar ſtreichelte: „Gott, Mutter, wie Du ſo biſt! Wenn das einer hört, ſo müßt' er denken, der Lehnert iſt ein Filz und ſchlechter Kerl und gönnt ſeiner alten Mutter nicht einmal einen Tropfen Stärkung. Aber wie liegt es denn? Ich gönne Dir nicht einen Ingwer, ich gönne Dir zwei, und wenn Dir's nicht zu viel wird, Alte, dann können es auch drei und vier werden. Ich habe Dich auch noch eigens gefragt und da haſt Du „nein“ geſagt, aber freilich als Du nein ſagteſt, da ſagteſt Du ſchon ja, und als ich die Klingelthür bei Siebenhaar noch kaum aus der Hand hatte, da biſt Du ſchon hinübergegangen. Immer verſteckt; Du kannſt nichts offen thun, auch nicht 'mal das, was die Sonne gar nicht zu ſcheuen braucht. Alles muß heimlich ſein. Und ſieh, Mutter, ſo haſt Du mich auch erzogen und angelernt. Daß muß ich Dir immer wieder ſagen. Gott ſei's geklagt, daß ich's muß. Es iſt immer ein und daſſelbe, was Du ſo bei Dir denkſt: es ſieht es ja keiner; bei Nacht ſind alle Katzen grau und es darf bloß nich 'rauskommen. Und wenn es nicht 'rauskommt, dann iſt alles gleich. So denkſt Du bei Dir, und denkſt auch wohl: ach, der liebe Gott, der is nicht ſo, der iſt gut und freut ſich, wenn man einem Förſter oder Grenzaufſeher ein Schnippchen ſchlägt."

„Ach, Lehnert, rede doch nicht ſo! Du weißt ja doch . . ."

„Und wenn es dann ſchief geht, ja, dann iſt es wieder anders. Dann geht es in die Predigt und Siebenhaar . . . na, Du weißt ſchon, ich hab' es Dir heute ſchon 'mal geſagt . . . der muß dann wieder einen Heiligen aus mir machen. Aber nicht zu lang; Gott bewahre, denn ein Heiliger paßt auch nicht und wenn uns dann die Noth wieder an der Kehle ſitzt, und braucht auch noch gar nicht 'mal eine rechte Noth zu ſein, dann iſt es mit Siebenhaar auch wieder vorbei und dann heißt es wieder „es wird es ja wohl keiner ſehen" oder „man muß es nur klug anfangen und die Menſchen müſſen es einem bloß nicht auf den Kopf zuſagen können". Ach, Mutter, Du meinſt es mit keinem bös, und mit mir erſt recht nicht, aber Du haſt das Ehrlichſein nicht gelernt und davon iſt alles gekommen . . . Und nun will auch Siebenhaar noch mit ihm ſprechen, mit Opitz, als ob das was helfen könnte, will mich mit ihm verſöhnen, und ich hab's auch verſprechen müſſen. Aber ich mag nicht. Ich haſſe ihn und Haß iſt überhaupt das Beſte, was man hat."

„Ueberlege Dir's Lehnert. Er iſt ein gräflicher Förſter und is nun doch 'mal der Herr."

„Ach was, der Herr. Ein Diener is er. Ich bin ein Herr, wenigſtens eher als er und kann machen, was ich will."

„Er hat das Anſehen vor den Leuten und ich weiß es von Chriſtinen, er iſt nicht ſo ſchlimm, wie Du glaubſt und ihn immer machen willſt. Er kann auch durch die Finger ſehen. Aber er verlangt, daß man ihm gute Worte giebt und ihn für was beſonderes anſieht. Und das thuſt Du nicht. Er kann bloß Deinen Trotz nicht leiden. Und darum hab' ich Siebenhaar gebeten."

„Aha", lachte Lehnert. „Alſo Du. Nun meinetwegen."

„Und darum", ſo wiederholte die Alte, — „hab' ich Siebenhaar gebeten, als ich nun doch 'mal mit ihm ſprach, daß er ihn gut für uns ſtimme. So viel weiß ich, er giebt was auf Siebenhaar und wenn der ihn 'rum kriegt und Opitz Dir dann die Hand giebt, dann nimm ſie, dann ſtoße ſie nicht weg und vergiß all das Alte. Sieh, Lehnert, es hat ja doch alles ſeine zwei Seiten und vielleicht hat er nicht ſo ganz unrecht gehabt und Du haſt aus der Sache mit dem Kreuz mehr gemacht, als Du hätteſt machen ſollen. Gieb nach, Lehnert! Trotz macht Feind. Und wir brauchen Freunde, weil wir arm ſind und das Geſchäft ſchlecht geht und gerade jetzt im Sommer. Und unſer Nachbar iſt er auch. Es is doch ſonſt mit den Förſters gut gegangen. Gieb nach und verſöhne Dich mit ihm! Dann haben wir gute Zeit und wenn dann 'mal was vorkommt, na, Du weißt ſchon, was ich meine, ſo verpuſſt und verknallt es. Kennſt ja doch unſer altes Sprichwort, der Wald iſt groß und der Himmel iſt weit.“

Lehnert, die Hände auf dem Rücken, ging auf und ab. Er hatte das alles ſchon oft gehört, nur eines nicht: daß er das mit dem Kreuz doch vielleicht ſchlimmer genommen, als nöthig. Und ſo hochmüthig er war, ſo beſcheiden war er auch.

„Wenn es ſo wäre? Wenn ich mehr daraus gemacht hätte als nöthig?“ ſo gingen ſeine Gedanken.

Und er nahm der Mutter Hand und ſagte: „Gut, Alte. Ich will es mir überlegen.“

* * *

VI.

Was hüben die Mutter ihrem Sohn und drüben die Frau ihrem Mann geſagt hatte, blieb doch nicht ganz ohne Einfluß, weil beide Parteien klug genug waren, das Wahre darin herauszufühlen; Opitz war ſtrenger als nöthig, Lehnert war aufſäſſiger als nöthig, und der ſchlichte Ton, worin das einem jeden geſagt wurde, that ſeine Wirkung. So machte ſich's, daß beide ſtillſchweigend übereinkamen, ſich wenigſtens nicht mehr zum Tort leben zu wollen, und weil ſie dabei fühlen mochten, daß das bei ſteten perſönlichen Begegnungen ſehr ſchwer ſein würde, ſo faßten ſie den Entſchluß, ſich nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. In der That, man vermied es, ſich zu ſehen, und gab es unter anderm auf, zu gleicher Zeit, wie ſonſt wohl, im Vorgarten zu ſitzen und ſich über die Straße hin mit den Augen zu meſſen. Ja, Lehnert ſeinerſeits ging noch weiter und machte, wenn er ins Dorf mußte, nur um die Förſterei zu vermeiden, lieber den Umweg am Waldſaume hin. Auch die Hühner, die durch ihre Beſuche drüben im Garten der Förſterei beſtändig Anlaß zu Klagen und bitteren Worten gegeben hatten, hielt er beſſer in Ordnung und das Steinſprengen, das mit ſeinem Knall und ſeiner aufſteigenden

Rauchwolke ſeinen reizbaren Nachbar durch Jahr und Tag hin mehr als alles andere verdroſſen hatte, gab er ganz auf. An einen völligen Ausgleich der alten Gegenſätze war freilich nicht zu denken, dazu war zu viel vorgefallen, aber wenn Friede nicht ſein konnte, ſo doch wenigſtens Waffenſtillſtand.

Und unter ſolchem Waffenſtillſtande verging eine Woche.

* * *

Nun war wieder Sonntag und die Glocken der Arnsdorfer Kirche klangen wie gewöhnlich vom Thal zu den Bergen herauf. Aber dieſem Rufe folgten heute nur wenig, weil oben in Kirche Wang ein Brückenberger Paar getraut werden ſollte. Das veranlaßte denn alle die, die ſich mehr von der Trauung einer jungen hübſchen Braut, als von der Predigt des alten Siebenhaar verſprachen, lieber bergauf nach Wang zu ſteigen, und das um ſo mehr, als über das wundervolle Brautkleid, das aus Hirſchberg und nach andern ſogar aus Breslau ſtammen ſollte, ſchon die ganze Woche lang geſprochen worden war. In der That, Schauluſt und Neugier gaben heute den Ausſchlag. Aber einige ſtiegen doch nicht bloß als Neugierige, ſondern als recht eigentliche Trauzeugen und Hochzeitsgäſte hinauf, unter ihnen auch Opitz in Gala, dem ſich, gleich nach Paſſierung des am Ausgange von Krummhübel gelegenen Rummlerſchen Gaſthauſes, auch noch Grenzaufſeher Kraatz und der alte Laborant Zölfel angeſchloſſen hatten.

Zu dieſen zur Hochzeit Geladenen hatte, wegen alter guter Beziehungen zum Bräutigam, anfangs auch Lehnert gehört, als er aber durch Chriſtine von Opitz' wahrſcheinlicher Anweſenheit erfuhr, war er ſofort zum Fernbleiben entſchloſſen geweſen. Wußt' er doch, daß mit Opitz, wenn dieſer ein Glas über den Durſt getrunken hatte, doppelt ſchwer zu verkehren war, und auf dieſe Gefahr hin wollt' er eine Begegnung mit ihm nicht wagen. So zog er es denn vor, zu Hauſe zu bleiben und in einem von-Amerika handelnden Buche zu leſen, das ihm ein alter Kriegskamerad neuerdings geliehen und das durchzuſehen er ſich ſchon ein paar Tage lang gefreut hatte. Daneben war es ihm durchaus recht, daß ſeine Mutter, ohne gerade zu den Geladenen zu zählen, an dem Kirchgange, nach Wang hinauf, theilnehmen und ſich hinterher in dem ihr aus beſſren Tagen wohlbekannten Hochzeitshauſe nach Möglichkeit nützlich machen wollte.

So war der Plan. Und gemäß dem Plan verlief auch der Tag, der freilich unſerem Lehnert, ganz gegen Erwarten, lang und ſchwer genug wurde. Denn bald nach Opitz waren auch Frau Bärbel und Chriſtine nach Wang hinaufgeſtiegen und ſo kam es, daß der auf ſeinem Inſelchen Zurückgebliebene zwölf Stunden lang nichts als das Vorüberſchießen der Lomnitz hörte, wenn nicht gerade drüben der Opitzſche Hofhund anſchlug. Bis gegen Abend ſaß er ſo draußen im Freien und laß von Urwald und Prairie, von großen Seen und Einſamkeit. Er ſchwelgte darin und vergaß die Zeit, aber mit einemmal ergriff ihn doch ein Grauen. „Einſamkeit! Nein, nein, nicht Einſamkeit. Nicht einſam leben, nicht einſam ſterben." Und er wiederholte ſich das Wort und in ſeiner überreizten Einbildungskraft ſah er ſich auf einem Bergkegel, ein Thal zu ſeinen Füßen und den Sternenhimmel über ſich. Ein Fröſteln überkam ihn zuletzt und ſo ging er denn wieder hinein und warf Kienäpfel in die Gluth und ſtarrte darauf hin. Aber das Hineinſtarren in die Flamme war ihm bald nicht weniger unheimlich, als das Bild, das eben draußen vor ſeiner Seele geſtanden hatte. Dabei war es ihm beſtändig, als ob er Stimmen höre, Stimmen von weit, weit her. Und er ſprang auf und trällerte vor ſich hin, um ſich alles, was ihn ängſtigte, fortzuſingen. Aber es wollte nicht recht glücken und er war froh, als er, um die zehnte Stunde, ſeine Mutter ſchon von fernher des Weges kommen und gleich danach, an der Förſterei vorüber, auf den Brückenſteg zuſchreiten ſah.

„Singſt ja ſo, Lehnert. Was is es denn? Chriſtine war wohl da . . . Ja, ſie ging ſchon, als der Tanz eben anfing.“

„Ach, laß doch die Chriſtine!“

„Du nimmſt ſie doch noch.“ Und während die Alte das ſagte, ſtellte ſie ein Bündel, das ſie bis dahin vorſichtig in Händen gehalten, auf den Tiſch und löſte den Knoten eines buntgeblümten Taſchentuchs, in das alles eingeſchlagen, was ſie vom Hochzeitshauſe her mitgebracht hatte: große Stücke Streußelkuchen, eine halbe Wurſt, ein Schinkenknochen und ein Napfkuchen.

„Wollen wir uns noch einen Kaffee machen, Lehnert?“

Er ſchwieg.

„Du haſt ja noch Feuer im Ofen. Und das iſt recht. Oben auf Wang in der Kirche war es wieder ſo kalt und auf dem Kirchhof pfiff es, daß es einem bis auf die Seele ging. Ich glaub', ich habe mir wieder was geholt, hier links unterm Schulterblatt. Aber wenn wir uns noch einen Kaffee machen und ein Glas Rum einthun, ich habe noch welchen . . . ja, Lehnert, ein paar Tropfen muß man doch immer haben . . . dann vergeht es wieder. Und ein Katzenfell iſt auch gut.“

Während ſie noch ſo ſprach, hatte ſie vom Schapp her ein Meſſer geholt und begann den Napfkuchen in große Scheiben zu ſchneiden. „Iß, Lehnert; friſch ſchmeckt er doch am beſten!“ Und dabei griff ſie nach dem größten Stücke. „Begräbnißkuchen mag ich nicht. Aber Hochzeitskuchen den mag ich; der ſchmeckt und bekommt einem alten Menſchen. Und warum bekommt er einem? Weil man nicht an Tod und Sterben zu denken braucht und alles mit Appetit ißt. Un auf den Appetit kommt es an und auf den Hunger. Das heißt, wenn er nicht zu groß iſt und nicht weh thut und wenn man was hat, daß er aufhört.“

Lehnert ſchwieg noch immer.

„Iß doch, Jung'!“

„Ich mag nicht, Mutter . . . Und wie das alles wieder ausſieht, wie'n Bettelſack. Haben ſie Dir's denn gegeben?“

„Gewiß. Ich werde mir doch nichts wegſtibitzen und abzieh'n wie die Katze vom Taubenſchlag.“

„Ach, das mein' ich ja nicht, Mutter. Ich meine bloß, ob ſie Dir's aus freien Stücken gegeben haben oder ob Du darum gebeten haſt?“

Verſteht ſich, hab ich drum gebeten. Alle haben . . .“

„Opitz auch?“

„Nu, der wohl nich. Der is ja 'was Vornehmes. Und Siebenhaar auch nich.“

„Siebenhaar? War denn Siebenhaar auch da?“

„Gewiß war er da. Der von Wang hat freilich getraut, aber Siebenhaar kam auch noch und kam juſtement als alles zu Tiſch ging, und war großer Jubel als er kam und ſaß gerade der Braut gegenüber und hat auch eine Rede gehalten. Und als ſie die Tiſche wegtrugen und das Tanzen anfangen ſollte, da nahm Siebenhaar Opitzen am Arm und gingen beide, wohl an die vier- oder fünfmal um die Wieſe 'rum. Und immer, wenn ſie wieder an dem Stacketzaun vorüber kamen, hab' ich gehorcht.

„Das glaub' ich. Du horchſt immer. Aber der Horcher an der Wand . . .“

„Diesmal nicht, Lehnert. Es war bloß Gutes und daß es von Dir war, iſt ſicher; ich habe Deinen Namen gehört. Und Opitz, der wieder etwas fiſſlig war, er hielt ſich aber und ließ ſich nichts merken, Opitz nickte. Das hab' ich mit dieſen meinen Augen geſehen. Und einmal hört' ich ganz deutlich, daß er ſagte: ‚Nu, ja, ja. Jeder iſt ein Menſch und jeder hat ſeine Menſchlichkeiten und ſeine Fehler. Und ich auch'. Siebenhaar hat ihm alſo ins Gewiſſen geredet. Und Du ſollſt ſeh'n, Lehnert, es wird noch alles gut, und Du kommſt mit ihm auf Freundſchaft und Du und Du. Und dann guckt er uns durch die Finger und wir haben gute Tage.“

„Ja, ja,“ ſagte Lehnert, „durch die Finger gucken, das kenn' ich. Is ja das alte Lied. Na, gute Nacht, Mutter. Ich bin müde.“

Und dabei nahm er einen Blaker und das Amerika-Buch und ſtieg in ſeine Giebelkammer hinauf. Oben aber ſchob er einen Stuhl an ſein Bett. Und eh er das Licht auslöſchte, ſah er noch einmal auf den Titel des Buchs. Der lautete: „Die neue Welt oder Wo liegt das Glück?“

* * *

Opitz hatte wirklich, ganz wie Frau Menz erzählte, während der Brückenberger Hochzeit in entgegenkommender Weiſe mit ſich reden laſſen und als Siebenhaar, wie durch einen glücklichen Zufall, am folgenden Tage ſchon einen ſchwarzgeſiegelten Brief empfing, der ihn in die Nothwendigkeit verſetzte, für einen unbemittelten und bruſtkranken Amtsbruder ſammt Schwägerin und fünf in kürzeſten Zwiſchenräumen auf einander gefolgten Kindern (die Mutter war dann ſchließlich im Kindbett geſtorben) eine hochgelegene, möglichſt geräumige, vor allem aber möglichſt billige Wohnung im Gebirge zu miethen, beſchloß er ſich dieſes Auftrages auf der Stelle zu entledigen und bei der Gelegenheit ſeinen längſt beabſichtigten Beſuch bei den Menzes in Wolfshau zu machen und ſeinen Freund Lehnert wiſſen zu laſſen, daß alles gut ſtehe.

Siebenhaar, trotz ſeiner ſiebzig, war noch ein rüſtiger Steiger und hielt deshalb zu dem Satze „was ſich zu Fuß thun laſſe, nicht auf koſtſpielige Weiſe zu Roß und Wagen machen.“ Er griff alſo zu Hut und Stock, um gegen elf in Krummhübel und nach einem Imbiß in der „Schneekoppe“, ſpäteſtens um zwölf in Wolfshau zu ſein.

Der Morgen war prachtvoll und der Heugeruch zog vom Feld her über den Weg. Aber dieſer ſelbſt, trotzdem es die große chauſſirte Straße war, war noch wenig belebt und erſt als Siebenhaar, an der Untermühle vorbei, bis an die ſteile, zu den erſten Häuſern von Krummhübel hinaufführende Berglehne gekommen war, war auch Leben da: die Schule war aus und die flachsköpfige Jugend. Jungen und Mädchen, mit Mappen unterm Arm und auf dem Rücken, ſtürmten übermüthig den Abhang hinunter. Aber mit einem Male Siebenhaars anſichtig werdend, hielten ſie mitten im Jagen inne und grüßten, und ſtürmten dann erſt weiter. Dem alten Herrn lachte das Herz bei dieſer Begegnung und die Freude darüber erleichterte ihm den Aufſtieg bis auf die Höhe, von der aus, bis weiter hinauf zum Exnerſchen Gaſthauſe, nur noch eine kleine Strecke war. Aber ſo klein ſie war, ſo war ſie doch beſtimmt, ihm eine freundliche Ueberraſchung zu bringen: eine Feuerwehr-Parade. Für gewöhnlich war dieſe, ſammt nachfolgender Mannſchaftsübung, eine Sonn- und Feiertagsſache, die Brückenberger Hochzeit aber, die geſtern alles in Athem erhalten hatte, hatte diesmal eine Verlegung gefordert und ſo kam es denn, daß Siebenhaar an einem Schauſpiel theilnehmen konnte, das er ſeit Jahr und Tag nicht mehr gehabt hatte. Die Dorfgaſſe hinauf hart an einem kleinen Rinnſal entlang, ſtanden die Spritzen und Waſſerwagen, aus deren Mitte hohe Leitern aufragten, während auf dem freigebliebenen Straßentheil die Feuerwehr ſelber ſtand, dreigliedrig aufmarſchiert, prächtige Geſtalten in bayeriſchen Helmen und mit Muſik am rechten Flügel. In Front ſeiner Mannſchaften aber ſtand Exner junior aus der „Schneekoppe“, der, ein Jahr jünger als Lehnert, gleich nach dem Kriege bei den Görlitzern gedient und den Schneid und Pli dieſer erleſenen Truppe weggekriegt hatte. Das, und mehr noch ſeine geſellſchaftliche Stellung als Reichſter und deshalb erſter im Dorf, hatte dafür Sorge getragen, daß ihm das Feuerwehr-Kommando wie ſelbſtverſtändlich zugefallen war. Er war gekleidet wie der Reſt der Mannſchaften, rother Kragen und Aufſchläge zu dunkelblauem Rock, trug aber die Galons und Achſelbänder des Offiziers. Die von ihm abzunehmende Revue hatte juſt abgeſchloſſen, wie kaum geſagt zu werden braucht „zu ſeiner beſonderen Zufriedenheit“ und eben ſchien er den Befehl zum Abmarſch auf das mehr thalwärts gelegene Dorf Steinſeiffen zu, wo dann mit Leitern und Rettungsapparaten ein Scheinfeuer bekämpft werden ſollte, geben zu wollen, als er des alten Siebenhaar, ſeines Freundes und Lehrers, anſichtig werdend, ſich plötzlich eines andern beſann und „Still geſtanden" . . . „rückwärts richt't Euch" . . . „präſentirt das Gewehr" kommandirte. Wie da die Griffe klappten; alles fuhr ſtramm zuſammen und unter Ehrenbezeigungen wie dieſe paſſierte der Alte die für ihn freigegebene Gaſſe. Nun erſt nahm Exner ſein urſprüngliches Kommando wieder auf: „Rechts um . . . Feuerwehr, Marſch", und unter Trommelſchlag und Querpfeife ſetzte ſich der lange Zug bergab, auf Steinſeiffen hin, in Bewegung. Aber eine kleine Strecke nur, dann ſchwiegen die Trommeln und Pfeifen und Horn und Klapptuba ſtimmten ſtatt ihrer eine militäriſche Muſik an und Becken und Pauke fielen ein. Siebenhaar, ein alter Burſchenſchafter, ſah ihnen nach und eine Thräne ſtand in ſeinem Auge: „Wie dank ich Dir Gott, dieſe Tage noch erlebt zu haben", und erſt als die Kolonne ſeinem Blick entſchwunden war, ſtieg er weiter hinauf auf den Exnerſchen Gaſthof zur „Schneekoppe" zu, woſelbſt er einen Imbiß nehmen und wegen der für den Amtsbruder zu miethenden Wohnung einige Erkundigungen bei der guten alten Frau Exner, der Mutter des Feuerwehr-Kommandanten, einziehen wollte.

Selbſtverſtändlich nahm Siebenhaar, als er ſein vorläufiges Ziel erreicht hatte, ſeinen Platz in Front der Halle, juſt an der Stelle, wo ſonſt Copes und Lieutenant Kowalſki zu ſitzen pflegten. Der Garten war, der frühen Stunde halber noch leer und nur in der Siebenhaar zunächſt befindlichen Laube ſtanden, angeſichts einer über den Tiſch hin ausgebreiteten Karte, drei Touriſten von eleganter und beinah weltmänniſcher Haltung, die trotz ihres prononcirt ſächſiſchen Dialekts unſchwer erkennen ließen, daß ſie viel „drüben“ geweſen ſein mußten, in England oder vielleicht gar in Amerika. Siebenhaar, wenn er nach der Seite hin ſchärfer zu beobachten gewußt hätte, würde ſofort auf Chemnitzer oder doch mindeſtens auf Meerauer Induſtrielle gerathen haben. Aber dergleichen Beobachtungen lagen ihm fern. Er ſah nur nach der Laube hinüber und horchte neugierig auf den Gang der von nur zu deutlichen Stimmen geführten Unterhaltung. Einer der Drei, der der Kritiſchſte zu ſein ſchien, unterzog — ein großes gelbes Kursbuch in der Hand — die von dem über die Karte gebeugten Hauptſprecher in einem fort vorgebrachten Zeit- und Ortsangaben einer beſtändigen Kontrole, was den Reiſeſtrategen, den „Mann der Karte“ natürlich ſehr verdroß. Ueberhaupt ſchien die Stimmung nicht die beſte zu ſein, denn zwei junge hübſche Frauen, die mit zur Partie gehörten, ſahen ſich entweder unter ironiſchem Lächeln an oder ſchlugen ungeduldig die fünf Finger ihrer Hände in einander. Es half ihnen aber nichts.

„Ich denke alſo,“ fuhr der Hauptſprecher und Kartenſtratege fort, „wir gehen über das Gehänge. Führer brauchen wir nicht, denn wir haben eben die Karte. Hier läuft der Weg, — ein bemerkenswerth dicker Strich, alles klar und deutlich. Willſt Du ſo gut ſein, Agnes, und Dich durch den Augenſchein überzeugen, daß er hier läuft. Bitte, Mathilde, tritt auch heran! Ich habe nicht Luſt, mir nachher Vorwürfe machen zu laſſen oder Anklagen zu hören über Nichtwegekenntniß und Verlaufen und Irrfahrten. Freilich wenn die Schuhe drücken, ſo iſt das eine Sache für ſich, die mit dem Weg und der Führung nicht das geringſte gemein hat. Auf Reiſen ſollten Eitelkeiten derart aufhören. Denn enge Schuhe ſind Eitelkeiten. Es iſt jetzt elf Uhr fünf Minuten, wir müſſen alſo ſpäteſtens drei Uhr fünfzehn Minuten oben ſein. Schnitzel oder Koppen-Beefſteak, je nachdem. Ich rechne darauf vierzig Minuten. Aber ſagen wir fünfundvierzig, was hochgerechnet iſt. Jedenfalls ſind wir mit dem Glockenſchlage vier auf der böhmiſchen Seite. Dann im Laufſchritt bergab; Laufſchritt, wenn die Terrainbeſchaffenheit ihn irgendwie geſtattet, iſt bekanntlich bequemer und ſicherer als ewige Vorſicht und Trippelei. Um ſechs Uhr ſind wir in Johannisbad und ſieben Uhr fünf Minuten in Trautenau. Hier treffen wir den Zug und ſind um mitternacht in Prag."

„Der Zug von Trautenau geht aber ſchon ſechs Uhr fünfundfünfzig," ſagte der mit dem Kursbuch, der auf dieſen abzugebenden Zwiſchenſchuß mit einer Art Schadenfreude gewartet zu haben ſchien.

„Sieben Uhr fünf oder ſechs Uhr fünfundfünfzig iſt gleich. Eine Differenz von zehn Minuten iſt keine Differenz, jedenfalls aber durch ein raſcheres Tempo leicht einzubringen. Außerdem gehen von Johannisbad aus immer Retourwagen. Aber wenn auch nicht, mit Hilfe von . . ."

Er kam nicht weiter, in ſeinen Auseinanderſetzungen, denn beide junge Frauen, welche die „ewige Rennerei" längſt ſatt hatten, faßten ſich in dieſem Augenblick unter und traten ziemlich demonſtrativ vom Tiſch fort an den plätſchernden Springbrunnen.

„Ach, Mathilde," ſagte die eine, „wenn wir den doch mitnehmen könnten." Und dabei ſtellte ſie ſich aufathmend in den Sprühregen. „Weißt Du, daß ich hier bleiben möchte?“

Die andere nickte.

„Und was wohl die Kinder machen mögen?“

„Ach die! Aber wir!“

* * *

VII.

Siebenhaar war entzückt, ebenſo von dem feierlichen Ernſte, mit dem die Fehde zwiſchen dem Karten- und dem Kursbuchmann geführt wurde, wie von den kleinen Verſtimmungen des verbleibenden Reſtes der Geſellſchaft. Er ſah denn auch, um dieſe Verſtimmungen beſſer verfolgen zu können, eben neugierig nach dem Springbrunnen hinüber, auf deſſen Rand ſich die beiden Damen und mit ihnen der dritte, jüngere Herr (welcher der Unverheirathete der Partie zu ſein ſchien) geſetzt hatten, als er, einigermaßen verlegen — weil es mit dem Weiterbeobachten nun natürlich vorbei ſein mußte — die gute Frau Exner auf ſich zukommen ſah, ſeine liebe, alte Freundin, die vor vierzig Jahren oder, was dasſelbe ſagen will, bald nach ſeinem Amtsantritte von ihm eingeſegnet und zehn Jahre ſpäter getraut worden war. Sie nickte ſchon von weitem und ſetzte ſich zu ihm, um eine kleine Plauderei mit ihm zu haben. Die machte ſich denn auch — nur noch von einzelnen Streifblicken nach dem Springbrunnen hin begleitet — ebenſo raſch wie gemüthlich, und erſt als eine Viertelſtunde ſpäter die Touriſten, Männlein und Weiblein, aufgebrochen waren, entſann ſich Siebenhaar, mitten im Geſpräch über die glänzende Vermögenslage des alten Zölfel, auch ſeines Amtsbruders, um deſſentwillen er eigentlich gekommen war, und las nun aus dem Briefe desſelben die Stelle vor, die des kranken und kinderreichen Mannes Wünſche noch einmal kurz zuſammenfaßte. „So handelt es ſich denn, lieber Bruder,“ ſo hieß es im Wortlaut, „vor allem um reine Luft und geſunde Lage, wenn es ſein kann an einem Hochwalde hin, ſelbſtverſtändlich mit Ausſchluß von Sumpf und Wieſengrund, zum zweiten aber um drei geräumige Zimmer mit ſieben Betten, am liebſten über dem Kuhſtall, wenigſtens das meinige. Daß ich vor Hundeblaff geſchützt bin, darf ich wohl vorausſetzen, ebenſo daß das Haus oder die Baude nicht unmittelbar an der Lomnitz ſteht. Ich leide nämlich ſeit letztem Winter an einer Trommelfellaffektion oder vielleicht auch bloß an allgemeiner Nervenüberreizung und bedarf deshalb abſoluter Stille. Was ich eingangs über den Preis geſchrieben habe, brauche ich Dir nicht zu wiederholen.“

Siebenhaar, als er geleſen, ſteckte den Brief wieder ein und ſagte: „Ja, das wär' es, liebe Frau Exner. Und nun ſagen Sie, was meinen Sie dazu?“

Dieſe lachte ſtill vor ſich hin.

„Es fehlte bloß noch, daß er geſchrieben hätte, nicht Wind, nicht Sonne haben zu wollen. Aber ich werde mir's überlegen, und wenn ich was finde, ſo ſchick' ich einen Boten oder komm' auch wohl ſelbſt und ſehe mir 'mal wieder die Konfirmandenſtube an.“

„Das ſoll ein Wort ſein, liebe Frau Exner. Und dann zeig' ich Ihnen auch gleich meine Kanarienvogelhecke, zwei Schläger, wie ſie die Harzer nicht beſſer haben.“

⁂

Er blieb noch eine kleine Weile, dann ſtand er auf und ging in einem langſamen Schritt, denn es war heiß geworden, bis zum Gerichtskretſcham und dem gleich dahinter gelegenen katholiſchen Kapellchen, um von hier aus nach Wolfshau abzubiegen. Der Weg ſchlängelte ſich durch Kuſſeln und Heidekraut und mündete zuletzt auf die breite Hauptſtraße, die neben der Lomnitz hinlief und weiter aufwärts die Grenze zwiſchen dem Opitzſchen und dem Menzſchen Geweſe zog. Als er dieſen Theil der Straße faſt ſchon erreicht und jedenfalls die beiden Häuſer ſchon in Sicht hatte, hielt er noch einmal an, weil er etwas außer Athem war, und ſchritt dann erſt auf den Brückenſteg zu, der nach dem Inſelchen hinüberführte.

Von dem Kapellchen her klang gerade das Mittagsläuten, Lehnert aber, der, wenigſtens bei der Arbeit, nicht für ſtrenges Stundenhalten war, blieb in ſeinem Schuppen und ſchnitzelte weiter, ohne des Läutens und der Mahnung zur Mittagsmahlzeit zu achten. Erſt als der Hahn in ein ungewöhnliches Krähen kam und mit ſeinem ganzen Hühnergefolge nach dem Arbeitsſchuppen hin retirierte, ſah er auf und bemerkte nun Siebenhaar, der eben vom Brückenſteg her auf den Vorgarten und die kleine Steintreppe zuſchritt. Er legte nun das Schnitzeiſen aus der Hand und ging auf den Alten zu, den er, ſeine Kappe ziehend, reſpektvoll begrüßte. Dabei wollte Lehnert etwas von Dank und Freude ſprechen, aber Siebenhaar, der nicht bloß eine Kanarienvogelhecke hatte, ſondern vor allem auch ein Roſenzüchter war, war von dem das ganze Haus umfaſſenden und überall hin mit Knoſpen und gelben Blüthen überdeckten Roſenbuſche viel zu ſehr entzückt, um Lehnert ausreden zu laſſen, und ſagte nur einmal über das andere: „Lehnert, Junge, wo haſt Du dieſen Buſch her? Der iſt ja ſchöner als der Hildesheimſche. Rothe, die hat jeder; aber gelbe, gelbe. Wie nennt Ihr ſie denn? Ei, das iſt ja eine wahre Gottesgabe."

Während er noch ſo ſprach, war er auf den Flur und gleich danach in die Stube getreten, drin Frau Menz eben am Ofenherd ſtand und die Kartoffeln, friſche, die von ihr wie Gold behandelt wurden, in den Topf zählte. Kaum aber, daß ſie des Beſuchs anſichtig wurde, ſo fuhr ſie zunächſt mit der naſſen Hand über die Schürze, band dieſe dann raſch ab und kam auf Siebenhaar zu, den ſie jetzt umknixte und mit einer Fluth von kriecheriſchen Worten überſtrömte.

Lehnert ſchüttelte den Kopf, aber die Alte ſah es nicht oder wollt' es nicht ſehen und fuhr in ihrem Wortſchwall unverändert fort: „Aber nun bitt' ich, Herr Paſtor; hier dieſer, der hat die beſte Lehne . . . ſetzen müſſen Sie ſich . . . Sie werden uns doch die Ruhe nicht mit fortnehmen wollen . . . Ich denke hier an den Ofen. Oder ſoll ich das Fenſter aufmachen? Ja, das will ich, das wird das beſte ſein, ich werde das Fenſter aufmachen. Der Herr Paſtor, ſo viel habe ich wohl geſeh'n, haben immer das eine Fenſter auf, und auch noch ein Fliegenfenſter dazu, da zieht es noch mehr. Ja, was die Reichen ſind und die Studierten, die ſind immer ſo ſehr für friſche Luft, auch wenn es kalt iſt, aber unſereins will gern warm ſitzen, weil man ſonſt nichts warmes hat, und das bißchen Kleinholz giebt es ja auch, das heißt, wenn man den Zettel hat, ſonſt iſt Opitz gleich bei der Hand und ſchreibt einen auf und man hat ſeine vierzehn Tage weg, man weiß nicht wie . . . Gott, wenn ich nur noch von dem Hochzeitskuchen hätte . . . Nun hab' ich ſo gut wie nichts für den Herrn Paſtor . . . Aber wenn arme Leute ſo 'was im Hauſe haben, dann ſind ſie wie die Kinder und Lehnert iſt eigentlich ſchuld . . . Ja, Lehnert, Du biſt ſchuld. Du ſagſt doch ſonſt immer, „Mutter, verdirb Dich nicht, Mutter, ſei nicht ſo naſchig.“ Aber Du haſt kein Wort geſagt und da hab' ich alles verputzt und vernaſcht und is kein Krümel mehr da.“

Lehnert war aufgeſtanden und trommelte vor Ungeduld an die Fenſterſcheibe. Siebenhaar aber, der ſich noch der Zeiten erinnerte, wo ſo mancher aus dem armen Volk hier dieſe Sprache der Unfreien und Hörigen geſprochen hatte, lächelte nur und ſagte: „Liebe Frau Menz, ich habe ja ſelber von dem Hochzeitskuchen gehabt und hab' es grade ſo gemacht wie Sie und hab' ihn auch aufgegeſſen oder „verputzt“, wie Sie ſagen, jedenfalls viel zu viel, was man eigentlich nicht ſoll. Und Lehnert hat ganz recht, wenn er gegen das Naſchen iſt. Aber das iſt nun 'mal nicht anders, auch die Alten bleiben Kinder. Und wiſſen Sie, wer der Dritte war, der auch zu viel gegeſſen hat und noch dazu gleich oben, als der Kaffee kam? Der Dritte war unſer Freund Opitz . . .“

Die Alte nickte und kicherte vor ſich hin. Siebenhaar aber wiederholte:

„Ja, unſer Freund Opitz. Und ſeh'n Sie, liebe Frau Menz, wenn ich hörte, daß er dieſe Nacht ein großes Alpdrücken gehabt und ſeine Frau mit ſeinem Tode geängſtigt habe, ſo würd' ich mich nicht wundern. Aber, wie geſagt, es haut eben jeder 'mal über die Schnur, Sie und ich und natürlich auch ein Förſter. Und iſt auch nicht ſo ſchlimm, wenn einer nur ſonſt brav und tüchtig iſt. Und das iſt Opitz und auch gar nicht ſo hart, wie die Leute glauben, und wenn man ihn nur zu nehmen weiß und ihm ſeine Ehre giebt, darauf hält er und darauf muß er halten, ſo läßt ſich ganz gut mit ihm leben und iſt auch nicht ſo gehäſſig und unverſöhnlich, wie mancher meint, wovon ich mich erſt geſtern wieder überzeugen konnte . . ."

„Hörſt Du, Lehnert, hörſt Du? Das iſt es ja, was ich auch immer ſage. Der Förſter iſt doch eine Obrigkeit, und die Obrigkeit iſt von Gott. Ja, das haben Sie gepredigt, Herr Prediger, und das vergeſſ' ich nicht wieder. Opitz iſt Obrigkeit und ein guter Mann und ſteht eigentlich in Gottes Namen da . . ."

„Ach, Mutter, rede doch nicht ſolchen Unſinn. Er iſt bei dem Grafen in Dienſt und für den ſteht er da. So was darfſt Du nicht ſagen, und am wenigſten, wenn der Herr Paſtor da iſt, das iſt ja die reine Gottesläſterung. Und Du ſagſt es auch alles bloß ſo hin und weißt recht gut, daß er nicht anders iſt, als Du und ich, und vielleicht noch ein bischen ſchlechter."

Siebenhaar nahm Lehnerts Hand und lächelte:

„Mußt Dich nicht ſo ereifern, Lehnert. Die Mutter ſagt es bloß, weil ſie den ewigen Streit nicht will und ſich ängſtigt und Ruh' und Frieden und gute Nachbarſchaft haben möchte. Treff' ich's? Sage ſelbſt . . ."

„Und weil ihr alles gleich iſt, Herr Paſtor, wenn ſie nur ihren Vortheil hat. Das iſt es. Und wenn ſie drüben ein ranzig Stück Speck haben oder mit einem Rehviertel nicht mehr wiſſen, wo ſie mit hin ſollen, dann iſt ſie gleich bei der Hand und will ſich's ſchenken laſſen. Ich will aber nichts Geſchenktes haben aus dem Hauſe da, und wenn es denn durchaus ein Reh oder ein Rehviertel ſein ſoll . . ."

„Dann weißt Du, wo Du's hernimmſt . . . Ja, Lehnert, das iſt es eben, und darüber klagt Opitz und über Deinen Trotz, der das Verbotene nicht bloß thut, ſondern ſich's auch noch berühmt. Wie viele Male hab' ich Dir das ſchon vorhalten müſſen. Erſt neulich wieder. Iſt es nicht ſo? Du ſchweigſt . . . Sieh, ich bin geſtern mit ihm eine halbe Stunde lang um die Brückenberger Waldwieſe herum gegangen und hab' ihn beſchworen, nicht alles ſehen und nicht alles hören zu wollen, und hab' ihm Vorſtellungen gemacht und ihm ins Gewiſſen geredet. Und ich kann Dir ſagen, wörtlich ſagen, oder doch ſo gut wie wörtlich, was ich ihm bei der Gelegenheit alles geſagt habe. „Sehen Sie, Opitz", ſo hab' ich ihm geſagt, „Sie reden immer von Recht und Ordnung, aber was heißt Recht und Ordnung? Das ſind alles ſehr ſchöne Sachen, und doch iſt es mit Recht und Ordnung gerade ſo wie mit Zucht und Sitte.'"

Lehnert nickte.

„Wie mit Zucht und Sitte. Die ſollen ſein. Gewiß, Zucht und Sitte ſollen ſein; wer will das beſtreiten? Und wenn ich dann im Unterricht und zuletzt noch 'mal am Einſegnungstage den jungen Dingern zurede, daß ſie ſich gut halten ſollen, dann thu' ich das nicht bloß, um was zu ſagen, dann thu' ich es auch, weil mir's mein Herz ſo vorſchreibt und weil ich weiß, was ein guter Wandel nicht bloß vor Gott, ſondern auch vor den Menſchen bedeutet und daß Glück und Unglück daran hängt. Ja, Opitz," ſo hab' ich ihm geſagt, „ich bin für Zucht und Sitte. Aber wenn's dann nachher anders geht und wenn eine Braut vor den Altar tritt mit einem Myrthenkranz, der ihr eigentlich nicht zukommt, dann nehm' ich ihr den Kranz nicht aus dem Haar und fahre nicht mit Feuer und Schwefel drein und ſprech' auch nicht von ewiger Verdammniß und verzichte darauf, auf der Altarſtufe, darauf das arme Ding kniet, eine Armenſünderbank zu machen. Ich verzichte darauf, ſag' ich, und thue ſie beide zuſammen und empfehle ſie in meinen Worten und vor allem auch in meinem Herzen der Gnade Gottes. Ich will nicht wiſſen, was ich weiß, und will die Kirchenzucht nicht üben, trotzdem ich ſie wohl üben dürfte, ja, wie die Strengen meinen, auch wohl üben ſollte. Und ſehen Sie, Opitz, wie's in der Kirche iſt, ſo iſt es auch im Wald. Sie müſſen der Armuth was nachſehen und nicht bloß dem Geſetze nichts vergeben, ſondern auch der Liebe nichts vergeben. Es iſt eine Täuſchung, wenn wir uns immer und ewig auf unſer Amt und unſere Pflicht oder gar auf unſeren Schwur und unſer Gewiſſen berufen. Das meiſte, was wir thun, thun wir doch aus unſerer Natur heraus, aus Neigung und Willen."

Die Alte, während der Prediger ſo ſprach, hatte mit gefalteten Händen da geſeſſen und allerlei vor ſich hingemurmelt, wie um ihre Andacht zu bezeugen. Aber auch auf Lehnert waren die Worte nicht ohne Einfluß geblieben, denn er war klug genug, nicht bloß das herauszuhören, was ſich gegen Opitz richtete. Nein, er hörte ganz allgemein den Geiſt chriſtlicher Liebe heraus, und ſagte ſich, daß er dieſer Liebe gerade ſo gut entbehre, wie Opitz, und daß er ſein Recht gerade ſo heftig und eigenſinnig vertrete, wie Opitz das ſeine. Und ſein Recht war doch nur ſein Recht, Opitz' Recht aber war das anerkannte, das gültige, das uralt beſtätigte.

Siebenhaar, der wohl ſehen mochte, was in ihm vorging, hütete ſich, durch eine Zwiſchenbemerkung zu ſtören. Und ſo verging eine geraume Weile. Dann erſt nahm

Lehnert ſeinerſeits das Wort wieder und ſagte: „Und was ſagte da Opitz, Herr Paſtor? Ich weiß von Chriſtine . . ."

„Daß er einen hochfahrenden Sinn hat und ſich in dem, was ſeines Amtes iſt, nicht gern drein reden läßt. Ja, ſo heißt es von ihm und wird auch wohl ſeine Richtigkeit damit haben. Aber es kommt doch auch darauf an, wer mit ihm ſpricht und vor allem, wie man mit ihm ſpricht, und ich hab' ihn geſtern als einen chriſtlichen Mann befunden, daß heißt als einen Mann, der vergeben kann, weil er fühlt, daß er ſelber der Vergebung bedürftig iſt. So wenigſtens ſchien es mir, als ich ihm nach den Augen ſah, und war mir faſt, als ob ich eine Thräne darin geſehen hätte."

Lehnert lachte. „Wohl, wohl. Wenn er unter Wein iſt, iſt ihm immer das Weinen nah'. Das kenn' ich. Aber es hält nicht lange vor und von geſtern auf heute wird er ſich wieder anders beſonnen haben."

„Kann ſein, Lehnert, aber es iſt nicht wahrſcheinlich. Und unter allen Umſtänden mußt Du vorläufig an ſeine Verſöhnlichkeit glauben und Dein Betragen danach einrichten. Du haſt es mir verſprochen, neulich ſchon, und ich könnte Dich beim Worte nehmen. Aber ich will es nicht. Ich will es nach allem, was er mir geſtern geſagt hat, aufs neue von Dir hören und, wenn es ſein kann, aus einem freudigeren Herzen und einem feſteren Entſchluß."

„Ich geh' ihm aus dem Wege."

„Das iſt nicht genug, Lehnert. Das vertagt den Streit bloß, aber ſchafft ihn nicht aus der Welt, und der nächſte Wind, der Euch wieder zuſammen weht, bläſt auch die Flamme wieder an. Damit ſchließt man keinen Frieden, daß man ſich aus dem Wege geht, das iſt äußerlich und auf die Dauer einfach unausführbar. Hier muß es anfangen und hier. Herz und Einſicht müſſen dazu zwingen. Und iſt erſt der gute Wille gewonnen, dann iſt alles gewonnen. Den ſeinen hab' ich ...“

„Und den meinen auch“, ſagte Lehnert in plötzlicher beinah freudiger Erregtheit. Und dabei nahm er des Alten Hand, um ſie dankbar zu küſſen. „Ich will thun, was ich kann. Ich will die Kappe vor ihm ziehen, immer zuerſt, und will kein Schmokfeuer mehr machen, wenn drüben das Leinzeug an der Leine hängt, und will das Wehr ſo ſtellen, daß das Waſſer bei mir übertritt und nicht bei ihm, und wenn mir's auch einen halben Morgen Kartoffelland koſte. Und wenn ſeine Diana mir nach den Beinen fährt, ſo will ich den Stock bloß leiſe nach hinten halten, wie die Bettler und Strolche thun, und will nicht mehr nach der Beſtie ſchlagen. Und was die Hauptſach' is, ich will den Mund halten und nicht mehr mit den andern auf ihn ſchelten und ſchimpfen und will aufhören, ihn einen Neidhammel zu nennen und die Geſchichte von dem Kreuz immer und immer wieder aufzutiſchen. Was vielleicht ohnehin das klügſte iſt, denn man ſoll nicht immer von ſeinen Heldenthaten ſprechen, worüber die Leute doch blos lachen ...“

„Alſo abgemacht, Lehnert. Und nun, Frau Menz, wenn Sie ein Glas Milch für mich haben, dann bringen Sie's mir, das ſoll mir beſſer thun, als der Hochzeitskuchen mit ſeinen vielen Roſinen. Wenn man bei Jahren iſt, ſoll man überhaupt keine Roſinen mehr eſſen. Das hat mir noch der alte Doktor Mattersdorf beigebracht, und der mußte es ... So, die hat mir geſchmeckt, eine wundervolle Milch. Und nun machen Sie, daß die Kartoffeln ans Feuer kommen. Ich habe geſehen, daß es friſche ſind und noch dazu blaue.“

Hab' auch welche. Sie ſcheffeln in dieſem Jahr. Und nun Gott befohlen!"

Und ſo ſprechend überſchritt er die Schwelle.

Lehnert und ſeine Mutter begleiteten ihn bis an den Steg und die Alte knixte und dienerte noch als er längſt ſchon drüben war.

◆

VIII.

Lehnert, als Siebenhar drüben war, kehrte — die Kartoffeln wurden eben erſt beigeſetzt und der Speck war noch nicht in der Pfanne — zu ſeiner Arbeit zurück, eigentlich nur deshalb weil er ſich dem unverſtändigen Gerede der Alten nach Möglichkeit entziehen wollte. Dies gelang ihm aber nur auf eine kleine Weile, denn als bald danach das Eſſen auf dem Tiſche ſtand, brach der zurückgeſtaute Redeſtrom der Alten mit verdoppelter Macht über ihn herein und die Verſicherungen nahmen kein Ende, daß ſich nun alles zum Guten wenden müſſe: Lehnert werde ſeinen Eigenſinn abthun und Opitz fünf gerade ſein laſſen und auf den Ohren ſitzen. „Ja, Lehnert, ſo wird es kommen, und wir werden wieder gute Nachbarſchaft halten und alles wird gegenſeitig ſein und ich werde mir bei der guten Frau Opitz wieder ein Mangelholz oder ein Kuchenblech borgen können und Chriſtine wird nicht mehr nöthig haben, immer ſo zu thun, als ob ſie ſich aus uns nichts mache, nein, ſie wird jede Stunde kommen können und dann wird es auch noch was werden mit euch zwei beiden, und wir werden dann eine Hochzeit haben wie die geſtern in Brückenberg.“

„Ach, Mutter, rede doch nicht immer von der Chriſtine!“

„Warum nicht, Lehnert? Es iſt ein gutes Kind, das was auf ſich hält, und was geſpart hat. Und wenn's dann Hochzeit giebt . . .“

„Ja, wenn, wenn; die giebt es aber nicht. Chriſtine iſt eine Magd, und eine Magd heirathe ich nicht, auch wenn ſie drei Sparkaſſenbücher und eine ganze Linnentruhe hat. Ich verſteh' meine Sach' und will in die Stadt gehen und eine Städtiſche heirathen die Manieren hat. Und am liebſten will ich in die Welt gehen und gar nicht heirathen; es brennt mir hier unter den Füßen und wenn es nicht Deinetwegen wäre, Mutter, ſo ging ich lieber heut als morgen. Uebers Meer will ich. Es iſt mir alles ſo klein und eng hier, ein Polizeiſtaat, ein Land mit ein paar Herren und Grafen, ſowie unſerer da, und ſonſt mit lauter Knechten und Bedienten. Aber davon verſtehſt Du nichts und iſt Dir auch gleich. Mir aber iſt es nicht gleich. Ich mag nicht, daß, wenn ein Schuß fällt, gleich ſieben Förſter da ſind, die 's mit ihren vierzehn Ohren hören und ſich die Köpfe zerbrechen, wer da 'mal wieder den Staat betrügt und ein ſchwer Verbrechen auf ſeine Seele lädt. Und vielleicht war es gar nichts, bloß eine Milchſuppe von Berliner, ein Gymnaſiaſt, der oben bei Wang ein paar Zündhütchen verknallt. Eine jämmerliche Welt hier; immer muß man ſcherwenzeln und wenn man nach vorn hin dienert, ſtößt man nach hinten hin einen um. Eng und klein ſag' ich, und ich möchte, wenn Siebenhaar auch dagegen iſt — der Alte weiß nichts von ſolchen Dingen — für mein Leben gern nach Amerika, wo's anders ausſieht und wo, wenn ich mein Gewehr abſchieße, niemand es hört als Wald und Berg und auf zehn Meilen in der Runde kein menſchlich Ohr iſt.“

„Das haſt Du wieder aus dem Buch, Lehnert. Wenn Du doch das Leſen laſſen wollteſt. Siebenhaar hat es gut gemeint, als er Dich auf die Schule geſchickt. Aber mitunter denk' ich, es wäre beſſer geweſen . . .“

„Ich wüßte gar nichts und wüßt' auch nicht, daß es eine neue Welt giebt, die beſſer iſt als die alte. Ja, Mutter, mag ſein; aber das iſt nun zu ſpät. Und ich danke Gott, daß ich's weiß, und daß es einen Platz giebt, wo man hinkann, wenn einem der Boden hier zu heiß wird und das Leben zu miſerabel vorkommt. Und nun bin ich auch noch auf den Opitz eingeſchworen und ſoll Friede halten. Ach, es gefällt mir nicht und thut mir ſchon wieder leid, daß ich's Dir und dem Alten verſprochen und mein Wort gegeben habe. Und dem Alten ſogar doppelt. Ach, dieſer Opitz! Als ich mich jeden Tag noch über ihn wüthen konnte, das war doch was, wenn's auch bloß Wuth und Haß war, aber nun hab' ich garnichts und werde mir jede Stunde ſagen müſſen, daß ich ein Lump und ein Feigling geworden bin und daß der Kerl mich untergekriegt hat. Ach, Mutter, es wird nichts. Siebenhaar hat es gut gemeint, aber aus Hund und Katze kann man kein Paar machen; eine Weile mag es gehen, aber mit einem Male hebt die Katze die Pfote wieder und der Hund packt zu. Hoffentlich bin ich der, der zupackt.“

So redete Lehnert eine gute Weile, bis er zuletzt aufſprang und im Zimmer auf- und abſchritt. Aber auch im Auf- und Abſchreiten ſprach er noch weiter, allerhand Unverſtändliches zwiſchen den Zähnen murmelnd, und mitunter war es, als ob er mitten in einem Streite ſtünde. Plötzlich blieb er ſtehen, erſt vor der am Ofen hängenden Zither, über deren Saiten er — er war faſt ein Virtuos auf dieſem

Inſtrument — mechaniſch mit dem Zeigefinger hin- und herfuhr, dann vor einem alten vergilbten Kalender, der, hart an der Thür, an demſelben Riegel wie ſeine Flinte hing. Eben dieſe Flinte nahm er jetzt ab und ſtellte ſie bei Seit' und riß aus dem Kalender ein paar Blätter heraus, hartes, ſteifes Papier, draus er ſeine Patronenhülſen zu machen pflegte.

„Was haſt Du vor, Lehnert? Du willſt doch nicht in den Wald, am hellen lichten Tag?“

Es war, als ob die Worte der Alten ihn wieder zu ſich brächten. Er lachte und warf die Blätter, deren eines er ſchon zu drehen begonnen hatte, raſch ins Feuer und hing die Flinte wieder an den Haken, von dem er ſie genommen hatte.

Das Ganze war wie ein Anfall geweſen. Raſch, wie es gekommen, ging es wieder und er kehrte zu ſeinem Arbeitsſchuppen zurück.

* * *

Eine Woche verging, während der ſeine Stimmung beſtändig wechſelte, was bei den Erlebniſſen der letzten Zeit und mehr noch bei ſeinem von Natur beweglichen Gemüth nicht wohl Wunder nehmen konnte. Denn ſo gewiß er einen Hang nach dem Abenteuerlichen hatte, ſo gewiß überkam ihn auch, inmitten dieſes Hanges eine plötzliche Sehnſucht danach, die Hände in den Schoß zu legen und alles ruhig über ſich ergehen zu laſſen. Er war dann mit einem Male von der Vergeblichkeit alles Ankämpfens überzeugt und verlor in dieſem ihn überkommenden Gefühl ſeiner

Ohnmacht auch die Luſt zum Kampf. „Ja, die Alte hat eigentlich ganz recht. Was iſt all die Jahre bei meiner Auflehnung herausgekommen? Nur Aerger und böſes Blut. Und ſo geht es dann weiter, immer Zug um Zug, bis man ſich das Meſſer in die Bruſt ſtößt. Ach, es iſt beſſer, ich thue, was ich verſprochen hab' und grüß ihn, anſtatt ihn anzuſtarren und ein ſpöttiſch Geſicht zu machen. Er iſt der Stärkere, weil er im Dienſt iſt, und die Gerichte neben und hinter ſich hat. Und wer mit dem Stärkeren anbindet, ſo lang er noch eine Wahl hat, der iſt ein Narr. Wahrhaftig, was hab' ich davon gehabt? Nichts, als daß ich zwei Monate hinter Schloß und Riegel war und daß nun in meinen Akten ſteht: ‚Beſtraft'. Und wer kann immer gleich erzählen, wie's kam und daß es eigentlich nichts war; beſtraft iſt beſtraft, und wenn man gefragt wird, wie's denn eigentlich mit einem ſtehe, ſo wird man roth und ſteht da, als ob man ein Galgenvogel wär' oder einer, der den Leuten die Uhr aus der Taſche zieht."

* * *

In dieſer Richtung gingen tagelang Lehnerts Betrachtungen, und mehr, er that auch danach, und wenn er in der letzten Woche, bloß um einer Begegnung auszuweichen, den großen Umweg am Waldſaume hin gemacht hatte, ſo zwang er ſich jetzt die Begegnung geradezu zu ſuchen, nur um durch artigen Gruß oder auch wohl durch ein „Guten Morgen, Herr Förſter" ſeinen Reſpekt zu bezeugen. Und Opitz freute ſich dieſer Wandlung und gefiel ſich ſeinerſeits darin, den Gnädigen zu ſpielen. Er trat jetzt öfter, wenn Lehnert vorüber ging, mit einer Art wohlwollenden Behagens, an den Staketenzaun heran und verſtieg ſich nicht bloß zu Fragen und Scherzworten, ſondern einmal ſogar bis zur Inanſpruchnahme kleiner Gefälligkeiten. „Ihr geht ja nach Arnsdorf, Lehnert. Bitte, nehmt das mit an den Grafen, und wenn ihr bei Pohl vorbei kommt, ſo bringt mir eine Kruke Himbeerſaft mit herauf. Oder lieber eine Flaſche, wenn er's in Flaſchen hat. Ich kann heut die Chriſtine nicht ſchicken.“

An ſolchen Annäherungen war eine Zeit lang kein Mangel und Frau Menz berechnete ſich ſchon, was, im Herbſt, beim Gänſeſchlachten, auf das ſie ſich ganz vorzüglich verſtand (ſie ſang dann immer, wenn ſie die Gans zwiſchen die Kniee nahm und mit dem Meſſer zu bohren anfing, allerlei Wiegenlieder), an Federn und Fett für ſie abfallen würde. „Ja, Lehnert, Du ſiehſt es nun. Iſt es nicht beſſer ſo? Haben wir nicht gute Tage? Sage ſelbſt?“

Aber dieſe guten Tagen ſollten nicht Dauer haben. Im Gegentheil, ſie gingen ſo raſch wie ſie gekommen waren, und wie gewöhnlich war es ein bloßes Geklätſch, was den erſten Anſtoß zu dieſem Wiederhinſchwinden gab.

Chriſtine, wohl wiſſend, welche Pläne Frau Menz mit ihr hatte, war jetzt oft drüben bei der Alten, öfter vielleicht als gut war und jedenfalls öfter als ſie ſollte. Zu verdenken war es ihr freilich nicht, denn die Förſterei, wenn Opitz im Wald war, war ein ſchweigſames, ja beinah' ein melancholiſches Haus, in dem wenig geſprochen wurde. Plaudern aber und ſich ausſprechen, war Chriſtinens größte Luſt und dazu gab es für ſie keine beſſere Gelegenheit, als bei den Menzes drüben. Alles nahm ihr die Alte wie vom Munde weg und wenn drüben bei Opitzens eine Maus geſangen oder ein Fliegenſtock umgefallen war, ſo war es ein mittheilenswerthes Ereigniß, an das ſich ſofort allerlei Hoffnungen und Befürchtungen knüpften.

Und zu ſolcher Plauderſtunde war man eben wieder beiſammen und genoß ſie doppelt, weil Chriſtine nicht mit leeren Händen, ſondern mit einem Teller voll prächtiger Glaskirſchen herübergekommen war, deren Heranreifen die alte Menz ſchon ſeit anderthalb Wochen mit Aufmerkſamkeit verfolgt hatte.

„Die ſchickt Euch die Frau Förſterin," ſagte Chriſtine.

„Gott, Gott, die Frau Förſterin! Eine ſeelensgute Frau, das muß wahr ſein, und alle wie friſch vom Baum und keine angeſtoßen. Aber er auch, er is auch gut; ein bischen bullrig und kollert gleich, aber wer es bloß verſteht, der hat es gut mit ihm. Und wie ſoll er's denn auch anders machen? Er muß doch auch welche anzeigen. Lehnert ſagt es auch. Und ſie ſind ja jetzt ein Herz und eine Seele."

„Ja," ſagte Chriſtine. „Das ſind ſie. Das heißt ſo lang es dauert."

„Wird ſchon dauern, Kind, wird ſchon. Warum ſoll es nicht dauern? Sie haben ſich nun beide die Hörner abgeſtoßen und ſehen, daß Frieden beſſer iſt als Krieg. Lehnert grüßt ihn und gafft ihm nicht mehr ins Geſicht. ‚Guten Morgen, Herr Förſter,' ſagt er. Und dann ſtehen ſie beid' an dem Staketenzaun und haben ihren Schnack. Und neulich hat ihm Opitz einen Zettel an den Grafen mitgegeben und eine Beſtellung für unten bei Pohl, und Lehnert hat ihm alles beſorgt und ihm den Himbeerſaft auch richtig mit 'rauf gebracht. Eine ganze Flaſche voll. Es war juſtament der Tag, als der neue Oberförſter kam und ihr drüben den

Semmelpudding hattet. Aber was ſag' ich nur, Du mußt es ja beſſer wiſſen als ich . . ."

„Freilich weiß ich es. Aber ich weiß auch, was Opitz ſagte."

„Was war es, was er ſagte?"

„‚Nu,' ſagte er, als er vom Flur in die Küche kam und den Saft vor uns hinſtellte, ‚da habt ihr den Saft, das ſüße Zeug, das der Lehnert mit 'rauf gebracht hat. Und diesmal mag es drum ſein. Aber das nächſte Mal, Bärbel, das nächſte Mal paß beſſer auf. Der große Herr drüben iſt auf eine Weile zahm geworden und frißt vorläufig aus der Hand. Aber wer weiß, ob es vorhält . . .' Ja, Frau Menz, das war es, was Opitz ſagte. Und als meine gute Frau darauf antwortete und ihm zureden wollte, weil Lehnert ja jetzt grüße, da ließ er ſie garnicht zu Worte kommen und bullerte gleich los: ‚Das verſtehſt Du nicht, Bärbel. Was heißt Gruß? Er grüßt; aber es iſt auch danach. Er hat noch dieſelben Mucken wie ſonſt; ich ſeh's ihm jedesmal an, wenn er ſo verlegen daſteht und nicht weiß, was er ſagen ſoll. Und ein Glück iſt es, daß er wenigſtens eine Weile klein beigegeben! Davon erholt er ſich nicht wieder. Wer 'mal zu Kreuze gekrochen iſt, der bringt die Courage nicht mehr fertig. Das iſt nu 'mal ſo.'"

So ging das von Frau Menz und Chriſtine geführte Geſpräch, das noch eine Weile weiter geſponnen wurde, weil ſie ſich allein glaubten. Aber ſie waren nicht allein. Dicht hinter ihnen ſtand Lehnert in der offenen Thür, und hatte jedes Wort mit angehört. Er zog ſich, eh' ſie ſeiner gewahr wurden, ſtill wieder zurück und ging auf ſeinen Arbeitsſchuppen und in dieſem auf die Stelle zu, wo die Hobelſpähne hoch aufgeſchichtet lagen. Da warf er ſich hin und ſchlug ſich vor die Stirn und ſchwur und zitterte. Denn er war ſeiner Sinne kaum noch mächtig. Zuletzt verfiel er in ein krampfhaftes Weinen, aber auch die Thränen gaben ihm keine Erleichterung. Er hatte ſich klein und verächtlich gemacht und alles umſonſt. Alles lag wieder wie vordem und vor ſeiner Seele ſtand es, wie's kommen würde.

◆

IX.

Am andern Tage hatte ſich Lehnert von dem, was er gehört, inſoweit erholt, daß er die Kraft aufbrachte, ſich's ruhiger zurecht zu legen. „Er traut mir nicht. Soll ich ihm böſe darüber ſein? Trau ich ihm? Was dem einen recht iſt, iſt dem andern billig. Es iſt gut, daß ich nun weiß, wie's mit ihm ſteht und was ich von ihm zu gewärtigen habe. Wenn ich ihm ſo weiter geglaubt hätte, ſo wär' ich vielleicht unvorſichtig geworden, und das thut nie gut, am wenigſten einem Opitz gegenüber . . . Ich will nicht wieder anfangen, nein, er ſoll anfangen. Dann bin ich ohne Schuld.“ So ſprach er noch weiter vor ſich hin, ohne jede leiſeſte Vorahnung, daß derſelbe Tag noch den alten Streit wieder anfachen ſollte. Nur ſchärfer und bitterer als je zuvor.

Es war ein heißer Tag und die Steine die durch die Lomnitz hin zerſtreut lagen und bei niedrigem Waſſerſtand einen Uebergang von einem Ufer zum andern bildeten, blitzten in der Sonne; drüben das Heidekraut auf der Opitzſchen Seite ſchimmerte roth und von dem Lupinenfeld, das ſich, freilich als ſchmaler Strich nur, durch das Heidekraut hinzog, zog ein ſüßer Duft nach dem Inſelchen herüber. Der

Himmel ſtand in einem wolkenloſen Blau. Lehnert, der ſich, der großen Hitze halber, von dem Vorplatz am Schuppen unter den Schuppen ſelbſt zurückgezogen hatte, ſah einen Augenblick von ſeiner Arbeit auf und wurde dabei mehrere Taubenſchwärme gewahr, deren einer eben über die Tannen am Waldſaum hinſchwebte. Plötzlich aber, während er noch ſo hinausſah, vernahm er, durch die Mittagsſtille hin, einen Hundeblaff und gleich danach einen durchdringenden Hahnenſchrei, der, weitab davon, ſicher und ſiegesfroh wie ſonſt wohl die Seinen zu Hauf zu rufen, umgekehrt etwas von einem Angſt- und Todesſchrei hatte. Lehnert ahnte, was es war, ſprang auf die Deichſel und Vorderachſe des gerade vor ihm ſtehenden Arbeitswagens, und ſah von dieſer Hochſtellung aus, was drüben paſſierte. Diana hatte den Hahn an ſeinem Silberkragen gepackt und ſchüttelte ihn. Und nun ließ der Hund wieder ab und die plötzliche Lautloſigkeit verrieth nur zu deutlich, daß das ſchöne Thier, das er gepackt und geſchüttelt, todt war. Das gab Lehnert einen Stich ins Herz, denn, neben dem prächtigen gelben Roſenſtrauch an Haus und Dach, war der Silberhahn ſo ziemlich das Einzige, woran er hing; alles andere war in Rückgang und Verfall. Er ballte die Fauſt und drohte nach drüben hin, aber er bezwang ſich wieder und richtete ſeinen Zorn und Unmuth, einen Augenblick wenigſtens, ſtatt gegen Opitz gegen die eigene Mutter.

„Die iſt ſchuld; es mußte ſo kommen. Hab' ich doch den da drüben wohl ein dutzendmal ſagen hören, ‚Liebe Frau Menz, wenn Sie nicht nach dem Rechten ſehen und das Hühnervolk immer über den Steg und die Steine bis in meinen Vorgarten laſſen, ich ſtehe für nichts; Diana packt 'mal zu.' Nun hat Diana zugepackt und wir ſind unſeren

Hahn los und müſſen noch ſtill ſein und vielleicht auch noch gute Worte geben wegen der Aurikeln und Levkoien oder was das arme ſchöne Thier ſonſt noch zerpflückt und zertreten hat . . . Aber ſo iſt die Alte, ſie will die paar Futterkörner ſparen und ſelbſt ihre Hühner ſollen drüben zu Gaſte gehen. Es iſt ein Elend und bloß neugierig bin ich, was er nun machen und ob er ſich entſchuldigen und ſo was von Bedauern ſagen wird.“

Und ſieh, Lehnert war kaum wieder bei ſeiner Arbeit, ſo kam auch ſchon Chriſtine zur Frau Menz in die Küche und beſtellte von Förſter Opitz: es thät' ihm leid, daß ſeine Diana den Hahn gewürgt hätte. Mehr könn' er aber nicht ſagen. Er habe der Frau Menz im voraus geſagt, daß es ſo kommen würde. Sein eigener Schade ſei noch größer, und wenn er zuſammenrechne, was die Menzſchen Hühner ihm alles ruinirt hätten, ſo käme mehr heraus als der Hahn.

„Und will er denn den Hahn behalten?“ wimmerte die Alte.

„Nein,“ ſagte Chriſtine, „den Hahn ſollt' ich Euch bringen. Aber Frau Opitz ſagte, ‚der würd' Euch doch nicht ſchmecken.‘ Und hinterher hat ſie mir heimlich geſagt, ich ſollt' Euch fragen, was Ihr dafür haben wolltet, und ſie wollt' es alles bezahlen und noch ein Reugeld dazu.“

Lehnert, als ſeine Mutter und Chriſtine ſo ſprachen, war von ſeinem Arbeitsſchuppen herbeigekommen.

„Ich will den Hahn,“ ſagte er, „und nicht das Geld. Aber gegeſſen wird er nicht, Mutter. Ich begrab' ihn und mach' ihm einen Stein. Das ſchöne Thier! Meine einzige Freude! Nun iſt er hin. Dieſe Diana, dieſe Beſtie! Mir will ſie auch immer nach den Beinen. Aber ſie ſoll ſich vorſeh'n, und ihr Herr auch.“

Und er ging wieder an ſeine Arbeit, während Chriſtine bei der Alten blieb und ihr ohne weiteres das Geld gab, das die gute Frau Opitz für den erwürgten Hahn bewilligt hatte.

* * *

Lehnert verwand es ſchneller, als er ſelber gedacht haben mochte. Hätt' er klarer in ſeinem Herzen leſen können, ſo würd' er gefunden haben, daß er eigentlich froh war, ſeines Gegners Schuldſumme wachſen zu ſehen. Je mehr und je raſcher, deſto raſcher mußt' auch die Abrechnung kommen, das war das Gefühl, das ihn mehr und mehr zu beherrſchen begann. Bei Tiſch ſprach er nicht, und als er den Krug Bier, den ihm die Mutter aus dem Kretſcham geholt, geleert hatte, ging er auf ſeine Kammer hinauf und ſchlief.

Als er wieder wach war, war er zunächſt willens, doppelt fleißig zu ſein und bei der Arbeit alles zu vergeſſen — nicht für immer, dafür war geſorgt, aber doch auf ein paar Stunden. Am Abend wollt' er dann in den Querſeiffner Kretſcham geh'n, wo heute Tanz war.

„Ich ſitze jetzt zu viel an der Schnitzelbank und lebe . . . nun, wie leb' ich? ja, wie wenn ich nur noch Botenfrau wär', Botenfrau für Opitz. Ich will es mir heute 'raustanzen aus dem Geblüt.“

Und damit ging er von ſeiner Kammer in die Küche, nahm da den Bunzlauer Topf, drin ihm die Alte den Nachmittagskaffee warm zu ſtellen pflegte, vom Herd und ging wieder auf ſeinen Schuppen zu. Die Hühner lagen hier in ihren Erdlöchern und ſahen ihn wie fragend an.

„Ihr wollt mich wohl gar noch verantwortlich machen? Dummes Volk! Ich ſag' euch, er wäre nicht 'rüber gegangen, er hielt auf ſich und hätte ſich ſeine paar Körner auch hier geſucht. Ihr ſeid ſchuld, ihr habt ihn verleitet, und er iſt euch bloß gefolgt, um euch nicht im Stich zu laſſen. Nun iſt er weg und ihr habt das Nachſehen. Solchen ſchönen Herrn kriegt ihr nicht wieder, verdient ihr auch gar nicht.“

Er unterhielt ſich noch ſo weiter und freute ſich, daß er ſeine gute Laune wieder hatte.

So vergingen etliche Stunden und die Sonne machte ſchon Miene, hinter der mit Tannen beſetzten Höhe zu verſchwinden. Lehnert aber, der all die Zeit über mit beſonderem Fleiße gearbeitet hatte, hatte ſeines in die Hobelſpähne geſtellten Kaffees ganz vergeſſen und wollt' eben aufſtehen, um das Verſäumte nachzuholen, als die Mutter in großer Haſt und Aufregung vom Haus her auf ihn zukam und in den Arbeitsſchuppen hineinrief: „Ein Haſ', Lehnert, ein Haſ'!“

„Wo, Mutter?“

„In unſerm Korn.“

Und ehe zwiſchen beiden noch weiter ein Wort gewechſelt werden konnte, ſprang Lehnert auch ſchon von ſeiner Arbeit auf, lief auf das Haus zu, riß die Flinte vom Riegel und ſtürzte durch die Hinterthür, über den Hof fort, auf den zu Feld und Wald hinüberführenden Brückenſteg zu. Bevor er dieſen aber erreichen konnte, wurd' es dem Haſen drüben nicht recht geheuer, der denn auch in kurzen Sätzen, und zwar immer an dem Kornfeldſtreifen entlang, auf den Wald zu retirierte. Freilich nur langſam und mit Pauſen. „Sieh, er ſputet ſich nicht 'mal, er hat nicht 'mal Eile,“ ſagte

Lehnert vor ſich hin und legte den Kolben an die Schulter und zielte. Da wurde der drüben mit einem Mal flinker und eilte ſich, den kaum zehn Schritt breiten Abhang, der zwiſchen Acker und Wald die Grenze zog, hinaufzukommen, aber eh' er noch bis an das Unterholz heran war, fiel der Schuß. Am Saume hin zog der Pulverrauch und wollte ſich nicht gleich verthun; Lehnert indeß, der wohl wußte, daß er keinen Fehlſchuß gethan hatte, ging langſam auf die Stelle zu, nahm den Haſen vom Boden und kehrte dann über Steg und Hof in ſein Häuschen zurück.

„Da, Mutter. Der ſoll uns ſchmecken. Opitz kann ſich den Hahn braten laſſen.“

Erſt als Lehnert dieſen Namen nannte, kam der Alten die nur zu berechtigte Sorge wieder, was Opitz zu dem allem wohl ſagen würde, Lehnert ſelbſt aber war guter Dinge, ſprach in einem fort von Haus- und Feldrecht und ſuchte der Alten ihre Befürchtungen auszureden. Ob es ihm ernſt damit war und ob er wirklich an ſein „Haus- und Feldrecht“ glaubte, war ſchwer zu ſagen und blieb auch da noch im Ungewiſſen, als eine halbe Stunde ſpäter Opitz in Perſon von ſeiner Förſterei herüberkam und den Haſen forderte.

Lehnert ſpielte den Unbefangenen, ja zunächſt ſogar den Verbindlichen und bat Opitz, Platz nehmen zu wollen, und erſt als dieſer, unter Ablehnung der Artigkeit, die Forderung wiederholte, ſtellte ſich Lehnert mit dem Rücken an den Ofen und ſagte: „Was man nicht hat, kann man nicht geben.“

Um Opitz' Züge, der nur zu gut wußte, daß er jetzt ſeinen alten Gegner in Händen habe, flog ein ſpöttelndes Lächeln, und es trieb ihn mächtig, dieſem ſeinem Gefühle von Ueberlegenheit auch ſofort einen Ausdruck zu geben. Er bezwang ſich aber und ſagte: „Lehnert, Ihr nehmt den Streit wieder auf und thätet doch klüger und beſſer, es nicht zu thun. Ich warn' Euch. Ich mein' es gut mit Euch."

„Ich habe den Haſen nicht."

„Ihr habt von dem Brückenſteg aus gezielt und geſchoſſen."

„Ich habe von dem Brückenſteg aus geſchoſſen, aber nicht gezielt. Der Haſe ſaß in unſerm Feld; er iſt jetzt öfters bei uns zu Gaſt, und nachts wird er wohl mit Familie kommen. Ich brauche keinen Haſen in meinem Felde zu leiden und ich hab' ihn verjagen wollen."

„Ein Haſ' iſt ein Haſ' und ihr braucht bloß in die Hand zu klatſchen . . ."

„Aber ein Schuß hilft mehr."

„Namentlich wenn er getroffen hat."

Lehnert ſchwieg und ſah an Opitz vorbei, der ſeinerſeits eine kleine Weile vergehen ließ, faſt als ob er Lehnert eine Friſt zur Ueberlegung gönnen wollte. Als aber jedes Entgegenkommen ausblieb, nahm er zuletzt das Wort wieder und ſagte: „Lehnert, Ihr bringt Euch in Ungelegenheiten. Ihr habt einen Haß gegen mich und das verdirbt Euch Euren guten Verſtand. Ihr ſtreitet mir den Haſen ab, Ihr, der Ihr immer von Eurer Wahrheitsliebe ſprecht, und wäre mir doch ein leichtes, den Haſen in Eurem Hauſe zu finden. Und wenn ich ihn nicht fände, ſo doch Diana . . . Kuſch dich . . . Ihr habt den Haſen verjagen wollen. Nun, meinetwegen; das iſt Euer gutes Recht. Und wenn Ihr's Euch einen Schuß Pulver koſten laſſen wollt, nun, ſo mag auch das hingehen, obwohlen es auffällig iſt und eigentlich nicht in der Ordnung. Es iſt nicht Brauch hier zu Land, einen Haſen durch einen Flintenſchuß zu verjagen. Und der letztberechtigte dazu ſeid Ihr, der Ihr ſchon manches auf dem Kerbholz habt. Ich ſah von meiner Giebelſtube her, daß Ihr im Anſchlag lagt, und ich ſah auch, wie der Haſe zuſammenbrach. Und zum Ueberfluß hab' ich mir die Stelle drüben, eh' ich in Euer Haus kam, mit allem Vorbedacht angeſehen und habe den Schweiß an dem hohen Farnkraut gefunden, das drüben ſteht."

Die Bedrängniß, in der ſich Lehnert befand, wuchs immer mehr, und ein begreifliches Verlangen überkam ihn, aus dieſer ſeiner Lage heraus zu ſein. Er war aber ſchon zu tief drin, und was die Hauptſache war, er konnte ſich nicht entſchließen, zuzugeben, eine Lüge geſprochen zu haben. So pfiff er denn leiſe vor ſich hin, als ob er andeuten wolle, daß der Worte genug gewechſelt ſeien.

Opitz ſeinerſeits aber war nicht willens, ſeinen Triumph abzukürzen, und fuhr, während er eine gewiſſe Gütigkeitsrolle weiterſpielte, ruhigen Tones fort: „Ich ſehe, Lehnert, daß Ihr ungeduldig werdet, und will Eure koſtbare Zeit nicht über Gebühr in Anſpruch nehmen. Und ſo hört denn meinen letzten Vorſchlag! Ich will den Haſen nicht, und meine Frau, die's, wie ihr wißt, gut mit Euch meint, mag Euch auch noch den Speck dazu ſchicken. Und ich, Lehnert, ich will's bei dem Grafen verantworten, und wenn er ſich wundern ſollte, ſo will ich, aus Rückſicht für Euch, von einem Schreckſchuß ſprechen, der zufällig getroffen habe. Der Graf iſt ein gnädiger und nachſichtiger Herr, und wenn er das mit dem ‚Schreckſchuß' auch nicht glauben wird, ſo wird er doch ſo thun, als glaub' er's. Aber das verlang' ich von Euch, daß Ihr Euch vor mir zu dem bekennt, was Ihr gethan habt, und daß Ihr Euch entſchuldigt. Hab' ich Euch doch mein Bedauern über den Hahn ausgeſprochen. Und war nicht dazu gebunden. Aber Ihr, Ihr ſeid's. Und nun heraus mit der Sprache. Beichten iſt immer das beſte, da wird die Seele wieder frei, nicht wahr? Und man kann jedem wieder ins Auge ſeh'n."

„Kann ich!" ſagte Lehnert, und ſein Auge ſuchte das des Förſters, um ſich mit ihm zu meſſen. Aber das Gefühl ſeines Unrechts war doch ſtärker als ſein Trotz und er ſenkte den Blick wieder.

Opitz lächelte.

„Guten Abend, Frau Menz. Ich werde meine Frau von Euch grüßen. Und auch Chriſtinen. Und nun Gott befohlen!"

Und ohne weiter ein Wort oder einen Blick an Lehnert zu richten, verließ er das Haus und ging auf den Steg zu. Diana folgte.

* * *

X.

Die Alte war ihm bis in den Vorgarten gefolgt und rechnete darauf, daß er ſich noch einmal umſehen würde, für welchen Fall ſie devoteſt zu knixen vorhatte, ſchließlich aber gewahr werdend, daß auf einen gnädigen Abſchiedsblick nicht mehr zu rechnen ſei, gab ſie's auf und ging in die Stube zurück. Hier ſtand Lehnert noch am alten Fleck und ſah vor ſich hin.

„Ach, Lehnert, wenn Du's doch nicht gethan hätteſt . . . Und Speck will er uns auch noch ſchicken. Sieh, ſo iſt er immer und meint es gut. Aber wenn ich ihn auch mit Schmand brate, ſchmecken thut er mir doch nicht. Wie kann er mir auch ſchmecken? Wenn man Angſt hat, ſchmeckt einem nichts, gar nichts, und will nicht 'runter, und ich fühle ſchon, wie's mir hier ſitzt und ordentlich vor der Bruſt ſteht.“

„Ach, Mutter, was ſoll das? Aber ſo biſt Du. Du willſt alles haben und wenn dann nachher 'was paſſirt, was nach Gerichtsvorladung ausſieht, oder wenn Du gar zu glauben anfängſt, nun iſt es mit dem Schinkenknochen und dem Lieſenſchmalz drüben vorbei, dann heißt es wieder: ja warum auch? warum haſt Du geſchoſſen?“

„Ich habe nichts geſagt, ich habe Dir nicht zugeredet.“

Lehnert ſtampfte heftig auf, fiel aber raſch wieder ins Lachen und ſagte: „Wir wollen uns vertragen, Mutter. Du biſt, wie Du biſt. Nein, zugeredet haſt Du nicht. Du kamſt bloß, als ob wenigſtens das Haus in Brand ſtünd', und riefeſt: ‚Ein Haſ', ein Haſ'!' Nun ſage, was hieß das? was ſollte das? Sollt' ich kommen und mir das Wunderthier anſeh'n? Oder ihn wegjagen? Kannſt Du nicht ſelber einen Haſen wegjagen? Ich habe juſt das gethan, was Du wollteſt, und Du haſt dabei gedacht, ‚Opitz wird heute ſtill ſein von wegen dem Hahn und vielleicht auch von wegen der neuen Freundſchaft.' Und weil es nun anders gekommen, ſo biſt Du wieder mit Vorwurf und Klage bei der Hand und weimerſt mir wieder 'was vor, weil ich geſchoſſen hab', und ſäheſt es am liebſten, ich ginge gleich 'rüber und würfe mich ihm zu Füßen und küßte ſeinen Rockzipfel. Aber davon wird nichts. Er mag nun wieder ſeine Schreiberei machen und alles zur Anzeige bringen. Aufſchreiben und anzeigen verſteht er, das war ſchon ſeine Kunſt, als er noch bei den Soldaten war. Aber ich werde mich ſchon zu vertheidigen wiſſen und werde vor Gericht ausſagen, daß ich meinen Kohl und meinen Hafer oder was es ſonſt iſt, nicht für Opitz und ſeine Haſen ziehe. Geſchoſſen hätt' ich blind drauf los, was dann aus dem Haſen geworden, das wüßt' ich nicht und braucht' ich nicht zu wiſſen, und wenn Opitz eines Haſen Schweiß gefunden habe, was ja ſein könne, ſo ſei's nicht der, um den ſich's hier handle, der ſei luſtig in die Welt gegangen.“

„Aber dann werden ſie Dir einen Eid zuſchieben. Willſt Du ſchwören?

„Nein, das will ich nicht. Schwören thu' ich nicht.

Aber ich werde ſchon was finden, um aus der Geſchichte 'raus zu kommen.“

Er ſagte das ſo hin, halb um der Mutter zu widerſprechen, halb um ſie zu beruhigen, war aber klug genug, zu wiſſen, daß er ſchwerlich eine Ausrede finden und ſomit ſehr wahrſcheinlich einer zweiten Verurtheilung entgegen gehen werde. Das war ihm ein ſchrecklicher Gedanke, ſo ſchrecklich, daß ihm alle Luſt an der Arbeit auf ganze Tage verloren ging und er umher zu tabagieren begann, was er ohnehin liebte. Den Tag über ſprach er in dieſer oder jener Baude vor oder ging auch wohl ins Böhmiſche hinüber, wo er, bis nach Sankt Peter und Trautenau hin, viel Anhang hatte, abends aber ſaß er in den nächſtgelegenen Kretſchams umher, im „Waldhaus, in Brückenberg, in Wang, heute hier und morgen da, und erzählte jedem, der's hören wollte, daß wieder ein Krieg in der Luft ſei, drüben in Böhmen wüßten ſie ſchon davon und daß er ſeinerſeits warten wolle, bis es wieder los ginge. Krieg in Frankreich, das ſei das einzig vernünftige Leben; wenn es aber nicht wieder los ginge, nun, dann ginge er und er wiſſ' auch ſchon wohin. Er wolle zu den Heiligen am Salzſee, da hätte jeder ſieben Frauen, und wenn er auch immer geſagt habe, daß eine ſchon zu viel ſei, was auch eigentlich richtig, ſo woll' er's doch 'mal mit ſieben verſuchen; es ſei doch 'mal was anderes. Er war ſehr aufgeregt und ſprach immer in dieſem Ton, und ſein einziges Vergnügen war, daß man ihn für einen Ausbund von Klugheit hielt und ſich wunderte, wo er das alles her habe.

Ja, das ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit und gab ihm eine momentane Befriedigung, die meiſte Zeit aber war er nicht bloß unzufrieden mit aller Welt, ſondern auch mit ſich ſelbſt und konnte zu keinem feſten Entſchluß kommen. All das Sprechen von Krieg und Auswanderung und Salzſee war doch nur ein müßiges Spiel, im Grunde ſeines Herzens hing er mit Zärtlichkeit an ſeinem Schleſierland und dachte gar nicht an Fortgehen, wenn ihm der Boden unter den Füßen nicht zu heiß gemacht würde. Aber das war es eben. Machte „der da drüben“ Ernſt, ſo war der heiße Boden da und zugleich der Augenblick, wo das, was er bisher bloß an die Wand gemalt hatte, Wirklichkeit werden mußte. Denn zum zweiten Mal ins Gefängniß, das zu vermeiden, war er feſt entſchloſſen und ſo hing denn alles an der Frage: wird Opitz Ernſt machen oder nicht?

Nach ſeinem erſten unmittelbaren Gefühle war an dieſem Ernſte wohl nicht zu zweifeln, aber das Weibervolk drüben hatte großen Einfluß und wenn Bärbel und Chriſtine die rechte Stunde wahrnahmen, ſo war es doch am Ende möglich, daß ſie den trotz aller Schroffheit und Bärbeißigkeit auch wieder ſehr beſtimmbaren Hausherrn dahin brachten, die Sache fallen zu laſſen. Und warum auch nicht? Was war es denn groß? Ein Haſ'. Und daß der Haſe wirklich in dem Kornfeld geſeſſen, darüber war kein Zweifel, dem konnte ſich auch Opitz nicht entziehen, und wenn er, Lehnert, in ſeinem Stolz und ſeinem Uebermuth auch keine Nachſicht verdienen mochte, ſo doch die alte Frau, die ſo gut wie eine Bettlerin war, wenn man ihr den Sohn noch einmal ins Gefängniß ſchickte.

* * *

So vergingen, ohne daß auf ſeiten Lehnerts etwas geſchehen wäre, gegen anderthalb Wochen und wär' auch wohl noch weiter ſo gegangen, wenn nicht die Plaudertaſche, die Chriſtine, geweſen wäre, die beſtändig alles, was drüben in der Förſterei vorging, zu den Menzes hinübertrug. Unter den kleinen Freiheiten, die ſie ſich regelmäßig nahm, war auch die, daß ſie den Opitzſchen Schreibtiſch beim Aufräumen und Staubabwiſchen einer gründlichen Reviſion unterzog, ſo daß ſie jederzeit wußte, wie die Dienſtſachen ſtanden. War das nun ſchon ihr alltägliches Thun, ſo doppelt, ſeitdem Lehnert in Gefahr ſchwebte, der Gegenſtand oder das Opfer einer Opitzſchen Schreibübung zu werden. Eine ganze Woche lang hatte ſich nichts finden laſſen, heut aber, es war der Tag vor dem vierten Sonntage nach Trinitatis, war ihr der lang erwartete Bericht an den Grafen in geſchnörkelter Abſchrift und ſauber zwiſchen zwei Löſchblätter gelegt, zu Geſicht gekommen und ehe noch eine Viertelſtunde um war, war ſie ſchon drüben, um ihre Neuigkeit vor die rechte Schmiede zu bringen.

„Liebe Frau Menz, ich habe es nun alles geleſen. Es ſind drei Seiten, alles ſein abgeſchrieben und unterſtrichen, denn er hat ein kleines Pappelholzlineal, das nimmt er immer, wenn er unterſtreichen will, und das ſind allemal die ſchlimmſten Stellen.“

„Jeſus,“ ſagte Frau Menz und zitterte. „Sie können ihm doch nicht ans Leben, bloß um den Haſ' und war noch dazu ſo klein, als ob er keine drei Tage wär', und ich hab ihn eigentlich nicht eſſen können vor lauter Angſt, bloß einen Lauf und das Rückenſtück, weil es doch zu ſchade geweſen wäre. Ach, du meine Güte, wenn er um ſo 'was ſterben ſollte, da wäre ja keine Gerechtigkeit mehr und der Kaiſer in Berlin wird doch wiſſen, daß er ein ſo guter Görlitzer war und daß er's beinah gekriegt hätte . . .“

„Gott, liebe Frau Menz, was Sie nur alles reden, ſo ſchlimm iſt es ja nicht. Und wär' überhaupt gar nicht ſo ſchlimm, wenn es nicht das zweite Mal wär', oder was ſie, die ſo 'was ſchreiben, den „Wiederbetretungsfall“ nennen. Das iſt das Wort, das drin ſteht. Und da machen ſie denn gleich aus dem Floh 'nen Elefanten und thun, als ob es Wunder was ſei, nicht weil es wirklich was Großes und Schlimmes wäre, nein, bloß von wegen dem zweiten Mal, von wegen dem Wiederbetretungsfall. Und da ſind ſie denn wie verſeſſen drauf und das war auch die Stelle mit dem dicken Strich . . . Das heißt die eine.“

„Die eine? Aber Du mein Gott, war denn noch eine?“

„Gewiß war noch eine da, die war noch dicker unterſtrichen und das war die von ſeinem Charakter.“

„Ach, Du meine Güte. Von ſeinem Charakter! Und die hat Opitz auch unterſtrichen? Ja, was ſoll denn das heißen? Ein Charakter is doch bloß wie man is. Und wie is man denn? Man is doch bloß ſo, wie einen der liebe Gott gemacht hat, und wenn man auch nicht alles thun darf, aber ſeinen Charakter, ja, Du mein Gott, den hat man doch nu mal und den wird man doch haben dürfen und den kann er nicht unterſtreichen. Und ein Mann wie Opitz, den ich immer beknixt habe, wie wenn er der Graf wäre. Gott, Chriſtine, ſage Kind, was ſteht denn drin und was hat er denn alles geſagt?“

„Er hat geſagt, ‚daß man ſich jeder That von ihm zu gewärtigen habe‘, das ſteht drin, Frau Menz, und das Wort ‚jeder‘ iſt noch extra roth unterſtrichen und ſieht aus wie Blut, ſo daß ich einen regulären Schreck kriegte und bloß nicht wußte, an wen ich dabei denken ſollte, ob an Opitzen oder an Lehnert. Ja, liebe Frau Menz, ‚jeder That‘, ſo ſteht drin, und daß er aus dieſem Grunde beantrage, die Strafe ſtreng zu bemeſſen, und zweitens auch deshalb, weil er viel Anhang und Zuhörerſchaft habe und überall in den Kretſchams herumſitze und den Leuten Widerſetzlichkeit beibringe, was um ſo thörichter und ſtrafenswerther ſei, als er eigentlich einen guten Verſtand habe und ſehr gut wiſſe, daß alles, was er ſo predige, bloß dummes Zeug ſei. Er ſei ein Verführer für die ganze Gegend, ſo recht eigentlich was man einen Aufwiegler nenne, und rede beſtändig von Freiheit und Amerika und daß es da beſſer ſei als hier, in dieſem dummen Lande. Ja, Frau Menz, das alles hat Opitz geſchrieben, und am Schluſſe hat er auch noch geſchrieben, daß man an Lehnert ein Exempel ſtatuiren müſſe, damit das Volk 'mal wieder ſähe, daß noch Ordnung und Geſetz und ein Herr im Lande ſei.“

„Das alles?“

„Ja, Frau Menz, das alles. Denn das weiß ich ſchon, weil ich öfter ſo 'was leſe, wenn er erſt mal im Zug iſt, dann iſt kein Halten mehr und auf eine Seite mehr oder weniger kommt es ihm dann nicht an, ſchon weil er eine hübſche Handſchrift hat und mitunter zu mir ſagt ‚nu, Chriſtine, wie gefällt Dir das große H‘ und vor allem, weil er gerne ſo was ſchreibt von Ordnung und Geſetz und dabei wohl denken mag, ſo was leſen die Herren gern und halten ihn für einen pflichttreuen Mann. Ja, liebe Frau Menz, ſo red't er in einem fort zu Haus und ſo ſchreibt er auch und dann ſtellt er ſich vor meine gute Frau hin und ſagt: ‚Sieh, Bärbel, ich bin nur ein kleiner Mann, aber das thut nichts, jeder an ſeinem Fleck, und daß weiß ich, ich ſorge dafür, daß die Fundamente bleiben, und bin eine Stütze von Land und Thron.‘“

Chriſtine hätte wohl noch weiter geſprochen, aber Lehnert, der ſchon von früh an oben im Dorf geweſen war, kam eben von Krummhübel zurück, wohin er eine Wagenachſe abgeliefert hatte. Chriſtine mocht' ihm nicht begegnen, um nicht aufs neue in ein Geſpräch verwickelt zu werden, oder vielleicht auch, weil ſie die Wirkung der ſchlimmen Nachricht auf ihn nicht ſelber ſehen wollte. So nahm ſie denn ihren Weg über den nach der Waldſeite hin gelegenen Brückenſteg und kehrte auf einem Umwege und unter Benutzung einiger im Lomnitzbette liegender Steine nach der Förſterei zurück.

* * *

XI.

Frau Menz hatte zu ſchweigen verſprochen, aber ſie war unfähig, etwas auf der Seele zu behalten, und ſo wußte Lehnert nach einer Viertelſtunde ſchon, was Chriſtine berichtet hatte.

„Laß ihn, er wird nicht weit damit kommen!“

Er ſagte das ſo hin, um die Mutter, ſo gut es ging, zu beruhigen, in ſeinem Herzen aber ſah es ganz anders aus, und er ging auf das Fenſter zu, das er aufriß, um friſche Luft einzulaſſen. Er hatte dieſen Ausgang wohl für möglich, aber, bei der Fürſprache drüben, keineswegs für wahrſcheinlich gehalten, und nun ſollte doch das Schlimmſte kommen und wenn er ſich dieſem Schlimmſten entziehen wollte, ſo gab es nur ein Mittel und mußte nun das geſchehen, womit er bis dahin in ſeiner Phantaſie bloß geſpielt hatte: Flucht. Ungezählte Male war es ihm eine Freude geweſen, von dem elenden Leben in dieſem Sklavenlande zu ſprechen, von der Luſt, dieſer Armſeligkeit und Knechterei den Rücken zu kehren und übers Meer zu gehen, und doch — jetzt, wo die Stunde dazu da war, das immer wieder und wieder mit Entzücken Ausgemalte zur That werden zu laſſen, jetzt wurde er zu ſeiner eigenen Ueberraſchung gewahr, wie ſehr er ſeine Heimath liebe, ſein Schleſierland, ſeine Berge, ſeine Koppe. Das ſollte nun alles nicht mehr ſein. Um nichts, oder um ſo gut wie nichts, war er das erſte Mal von Opitz zur Anzeige gebracht worden und um nichts ſollt' es wieder ſein. Was war es denn? Ein Haſ', der in ſeinem Kornfeld geſeſſen und den er über Eck gebracht hatte. Das war alles und dies alles war eben nichts. Und wenn es etwas war, wer war ſchuld daran? Wer anders als „der da drüben,“ der ihm den Dienſt verleidet hatte, ſonſt wär' alles anders gekommen und er wäre, was eigentlich ſein Ehrgeiz und ſeine Luſt war, bei den Soldaten geblieben und hätte ſeinem König weiter gedient und hätte jedes Jahr Urlaub genommen und wäre dann mit dem Hirſchfänger und dem Czako durch die Dorfſtraße gegangen und alles hätt' gegrüßt und ſich über ihn gefreut. „Um all das hat er mich gebracht, weil er mir's mißgönnte, weil er nicht wollte, daß wer neben ihm ſtünde. Ja, er iſt ſchuld, er allein. Um das Kreuz hat er mich gebracht, aber mein Haus- und Lebenskreuz war er von Anfang an und hat mich geſchunden und gequält, und wie damals, ſo thut er's auch heute noch. Er hat mir das Leben verdorben und mein Glück und meine Seligkeit.“

Als er das letzte Wort geſprochen, brach er ab und ſah vor ſich hin. Alles was in Nächten, wenn er nicht ſchlief, ihm halb traumhaft erſchienen war, erſchien ihm in dieſem Augenblicke wieder, aber nicht als ein in Nebelferne vorüberziehendes Bild, ſondern wie zum Greifen nah', und in ſeiner Seele klang es noch einmal nach „und meine Seligkeit.“

Es war mittag und Frau Menz brachte die Mahlzeit. Aber Lehnert aß nicht und als die Alte ihm zuredete, wies er es kurzer Hand ab, ſtand auf und ging in ſeine Kammer, um, was ihn peinigte, los zu werden und Ruhe zu ſuchen. Wenn er hätte ſchlafen können! Aber er fühlte nur, wie's hämmerte. Mit einem Male ſprang er auf. „Nein, ich bleibe. Nicht fort. Ich will nicht fort. Einer muß das Feld räumen, gewiß. Aber warum ſoll ich denn der eine ſein? Warum nicht der andere? Mann gegen Mann ... und oben im Wald ... und heute noch. Ich ſage nicht, daß ich's thun will, ich will es nicht aus freien Stücken thun, nein, nein, ich will es in Gottes Hand legen und wenn der es fügt, dann ſoll es ſein ... Und das Papier druben und alles was drin ſteht, das will ich ſchon aus der Welt ſchaffen ... Und wenn ich ihm nicht begegne, dann ſoll es nicht ſein und dann will ich mich drein ergeben und will ins Gefängniß, oder will weg und über See.“

Lehnert war klug genug, alles was in dieſen ſeinen Worten Trugſchluß und Spiegelfechterei war, zu durchſchauen, aber er war auch verrannt und befangen genug, ſich drüber hinwegzuſetzen, und ſo kam es, daß er ſich wie befreit fühlte, nach all dem Schwanken endlich einen beſtimmten Entſchluß gefaßt zu haben. Er wartete bis um die ſechſte Stunde, legte dann, wie ſtets, wenn er ins Gebirge wollte, hirſchlederne Gamaſchen an und ſtieg, als er ſich auf dieſe Weiſe marſchfertig gemacht hatte, von ſeiner Bodenkammer wieder in die Wohnſtube hinunter. Hier riß er aus dem unter der Jagdflinte hängenden Kalender ein paar Blätter heraus und wickelte was hinein, was wie Flachs oder Werg ausſah. Alles aber that er in eine Ledertaſche, wie ſie die Botenläufer tragen, gab dann der Alten, unter einem kurzen „Adjes Mutter“, die Hand und ging auf das ſogenannte „Gehänge“ zu, den nächſten Weg zum Kamm und zur Koppe hinauf. Drüben in der Förſterei ſchien alles ausgeflogen. Nur Diana lag auf der Schwelle und ſah ihm nach.

* * *

Lehnert verfolgte ſeinen Weg, der ihn zunächſt an den letzten Häuſern von Wolfshau vorüber führte. Von hier aus bis zu dem das gräfliche Jagdrevier auf Meilen hin einhegenden Wildzaun waren keine tauſend Schritt mehr, ein mit Kuſſeln beſetztes, von einem ſchmalen Weg durchſchnittnes Waldvorland, auf dem ſich in dieſem Augenblick eine Krummhübler Kinderſchar herabbewegte, lauter halbwachſene Mädchen, die, von ihrem Lehrer geführt, eine Tagespartie nach der ſchwarzen Koppe hinauf gemacht hatten. Lehnert blieb ſtehen; als ſie näher kamen, ſah er, daß ſie Blumen in Haar und Hand trugen. Und dazu ſangen ſie

Schleſierland! Schleſierland!
Du biſt es, wo meine Wiege ſtand.
Wo die Schneekoppe hoch in die Wolken ſteigt,
Wo der Kynaſt grau die Zinnen zeigt,
Wo Rübezahl tief im Berge thront,
Wo Liebe, Frohſinn, Treue wohnt,
Schleſierland! Schleſierland!
Du biſt es, wo meine Wiege ſtand.

Es war dasſelbe Lied, das er in ſeinen Knabentagen und dann ſpäter, bei den Jägern, auf manchem heißen Marſch in Frankreich geſungen hatte. Wie das Lied ihn jetzt ins Herz traf, und er trat zurück, um den jungen Dingern, von denen die meiſten ihn kannten, den Weg frei zu geben.“ Sie nickten ihm zu und eine gab ihm im Vorübergehen den Enzianenkranz, den ſie hoch oben im Gebirge gepflückt und geflochten hatte. „Da, Lehnert!“ Und kaum, daß ſie vorbei waren, ſo nahmen ſie das Lied wieder auf und ſangen die letzte Strophe:

~~Schleſierland! Schleſierland!~~
~~Du biſt es, wo meine Wiege ſtand,~~
~~Ach, werd' ich je Dich wiederſehn,~~
~~Im Schatten Deiner Tannen gehn,~~
~~Am Hügel meiner Eltern knien,~~
~~Und ſehen wie die Wolken ziehn?~~
~~Auch in der Ferne knüpft mich ein Band~~
~~An Dich, geliebtes Heimathland.~~

Lehnert, als ſie ſo ſangen, hatte die Schlußzeilen unwillkürlich mitgeſungen und wiederholte ſie ſich, als ob er in dieſem Augenblicke ſchon ein tiefſtes Heimweh in ſeinem Herzen empfunden hätte.

Dabei war er bis an den Wildzaun gekommen, bis an das Gatter, aus dem die Mädchen eine kleine Weile vorher herausgetreten waren. Er öffnete jetzt ſeinerſeits das aus Holzſtämmen zuſammengefügte, ſchwer in den Angeln gehende Thor und ließ es wieder ins Schloß fallen und der Ton, mit dem es einklinkte, durchfuhr ihn und ließ ihn zuſammenſchauern. Er war nun drin in dem Waldgehege. Was war geſchehen oder doch vielleicht geſchehn, wenn er wieder heraustrat? Aber er entſchlug ſich ſolcher Gedanken und ſchritt die geradlinige, ſteile Straße hinauf, das „Gehänge“, das hier am Gatter ſeinen Anfang nahm und abwechſelnd an hochſtämmigem Wald und niedriger Kuſſelheide vorüberführte. Dann und wann kamen auch Wieſenſtreifen und Streifen von Moorgrund. Es war jetzt um die ſiebente Stunde und die Sonne, für die Thalbewohner, noch über dem Horizont, hier oben aber herrſchte ſchon Dämmer und abendliches Schweigen und nur dann und wann hörte man das Klucken und Gluckſen eines bergabſchießenden Waſſerlaufes oder eine vereinzelte Vogelſtimme. Kein Schmettern oder Singen, nur etwas, das wie Klage klang. Am Himmel, der hell leuchtete, wurde die Mondſichel ſichtbar, ein blaſſer Ring, und einmal war es Lehnert, als ginge wer neben ihm her. Aber es war eine Sinnestäuſchung, und wenn er ſeinen Schritt anhielt, ſchwieg auch der begleitende Schritt im Walde.

So war er, das „Gehänge“ hinauf, ſchon bis ziemlich hoch gekommen und durch eine bergan ſteigende Lichtung im Walde konnt' er bereits den Gebirgskamm in aller Deutlichkeit erkennen. Er ſah aber nicht lange hinauf, ſondern ſetzte ſich, plötzlich der Ruhe bedürftig, auf eine Bank, die man hier, wohl zu Nutz und Frommen berganſteigender Sommergäſte, zwiſchen zwei dicht nebeneinander ſtehenden Tannen angebracht hatte. Das dachartig überhängende Gezweige war Urſache, daß es um die ganze Stelle her ſchon dunkelte, trotzdem war es noch hell genug, um alles Nächſtliegende deutlich erkennen zu können. An der anderen Seite des Weges ſprang ein Quell aus einer nur wenig übermanneshohen Felswand und der Umſtand, daß man dem Quell eine zierliche Holzrinne gegeben und ihn in geringer Entfernung davon in einen von Moos überwachſenen Steintrog geleitet hatte, gab dieſem Raſtplatz etwas von einem Waldidyll. An dem Steintroge vorbei zog ſich, nicht allzu weit unter dem Kamm hin, ein dem Zuge desſelben folgender Pfad, der zuletzt auf die Hampelbaude zulief.

Lehnert wußte hier Beſcheid auf Schritt und Tritt und hatte manch liebes Mal auf dieſer Bank geſeſſen und nach dem Quell hinübergeſehen und gehorcht, ob vielleicht Opitz aus dem Unterholz heraustreten würde. Faſt zu gleichem Zwecke ſaß er wieder hier, und als ſich's drüben einen Augenblick wie regte, ſchoß ihm das Blut zu Kopf und er griff unwillkürlich nach links, wie wenn er, der doch noch ohne Waffe war, das Gewehr von der Schulter reißen wollte. Raſch aber entſchlug er ſich ſeiner Erregung wieder und an ihre Stelle trat ein Lächeln. War er doch mit nichts ausgerüſtet, als mit einer Taſche, wie ſie die Führer und Botenläufer tragen, und wenn Opitz in dieſem Augenblicke wirklich aus dem Walde drüben herausgetreten wäre, ſo hätt' er Ihm einen „guten Abend“ bieten und trotz aller Bitterkeit im Herzen ein Geſpräch über den Koppenwirth oder über den nächſten Krieg, oder über die „Görlitzer“ mit ihm haben müſſen. Er wurd' überhaupt wieder unſicher und verlangte nach einem weitern Zeichen, das ihm noch einmal ſage, was er zu thun habe. So brach er denn einen dürren Zweig ab und machte zwei Loſe daraus, in Länge nur wenig von einander unterſchieden und that beide in ſeinen Hut. Und nun ſchüttelte er und zog und maß. Er hatte das etwas längere Stück gezogen. „Gut dann . . . es ſoll alſo ſein . . .“ und mit einer Raſchheit, in der ſich die Furcht vor einem abermaligen Schwanken und Unſchlüſſigwerden ausſprach, erhob er ſich von ſeiner Bank und ſchlängelte ſich mit einer Findigkeit, die deutlich ſein Zuhauſeſein an dieſer Stelle zeigte, durch allerhand dichtes Unterholz bis auf eine Waldwieſe, die, nach der einen Seite hin, ganz beſonders aber in der Mitte, mit rieſigen Huflattigblättern überwachſen war, während ſie nach der anderen Seite hin in buſchhohem Farrenkraut ſtand, das ſich, heckenartig, an einer niedrigen Felswand entlang zog. In Front dieſer

Buſchhecke war nirgends ein Einſchnitt, weshalb Lehnert, der dies ſehr wohl wußte, ſeinen Eingang von der Seite her nahm und ſich zwiſchen dem Farrenkraut und der Felswand hindurchdrängte, mit ſeiner Rechten an dem Geſteine beſtändig hintaſtend. Als er bis in die Mitte war, war auch die Felsſpalte da, nach der er ſuchte, freilich nur ſchmal und eng. Er ſtreifte deshalb den Aermel in die Höh', um bequemer mit Hand und Unterarm hinein zu können, und nahm, als ihm dies gelungen, aus einer in der Felsſpalte befindlichen Niſche ſein Doppelgewehr heraus, das hier, bis an den Kolben in ein Futteral von Hirſchleder geſteckt, ſeinen Verſteck hatte. Gleich danach hielt er auch Pulverhorn und Schrotbeutel in Händen und abermals einen Augenblick ſpäter von einem der von ſeiner Wohnung her mitgenommenen alten Kalenderblätter einen breiten Streifen abreißend, der als Schußpfropfen dienen ſollte, lud er jetzt beide Läufe, ſetzte die Zündhütchen auf und hakte das mit zwei Drahtöſen verſehene Stück Werg, das ein falſcher Bart war, über die Ohrwinkel. Und nun wand er ſich, wie vorher zu dieſem Verſteck hin, ſo jetzt mit gleicher Raſchheit durch Farrenkraut und Unterholz zurück und trat wieder auf die große Straße hinaus. Er war derſelbe nicht mehr. Der flachſene Vollbart, der aus Zufall oder Abſicht tief eingedrückte Hut, der Doppellauf über der Schulter — das alles gab ein Bild, das in nichts mehr an den Lehnert erinnerte, der vor einer Viertelſtunde noch, ſchwankend und unſicher, auf der Bank am Quell geſeſſen hatte.

„Nun, mit Gott,“ ſprach er vor ſich hin und ſtieg höher hinauf, auf den Grat des Gebirges zu.

* * *

Stiller wurd' es und niemand begegnete ihm. Nur einmal trat ein Rehbock auf eine Lichtung und ſtand und Lehnert griff ſchon nach dem Gewehr, um anzuſchlagen. Aber im nächſten Augenblicke war er wieder anderen Sinnes geworden. „Nein, nicht ſo. Sein Schickſal ſoll über ihn entſcheiden, nicht ich. Ich will ihn nicht heranrufen; ich hab' es in eine höhere Hand gelegt.“ Und ſein Gewehr wieder über die Schulter hängend, ſchob er ſich weiter an den Tannen hin. Aber es waren ihrer nicht allzu viele mehr, immer lichter wurd' es zwiſchen den Stämmen und kaum hundert Schritte noch, ſo lag der Wald zurück und ein breites Stück Moorland that ſich auf, durch das, jetzt, mittenhindurch, der Weg unmittelbar auf den Grat hinaufführte. Wo der Torf nicht zu Tage lag, war alles von einem gelben, ſonnverbrannten Gras überwachſen, dazwiſchen aber blinkten Sumpf und Waſſerlachen, auf deren ſchwarzer Fläche die Mondſichel ſich ſpiegelte. Kein Leben, kein Laut. Aber während Lehnert dieſer Lautloſigkeit noch nachhorchte, klang plötzlich, durch die tiefe Stille hin, ein helles Läuten herauf.

„Das iſt das Kapellchen unten. Das fängt an und läutet den Sonntag ein.“

Und wirklich, ehe noch eine Minute vergangen, fiel das ganze Thal mit all ſeinen Kirchen und Kapellen ein und wie im Wettſtreit klangen die Glocken mächtig und melodiſch bis auf den Koppengrat hinauf. Und nun war auch Lehnert oben und ſah hinab. Der Mond gab eben Licht genug, ihn alles im Thal unten, drin eben ein dünner Nebel aufſtieg, wie in einem halben Dämmer erkennen zu laſſen. Da lagen die beiden Falkenberge, deren einer ſeine Zacken phantaſtiſch emporſtreckte, dahinter aber waren die Frieſenſteine, noch von einem letzten Wiederſcheine des Abendroths überglüht.

Lange ſah er hinab, bis der Wiederſchein verblaßt und das weite Thal unten nichts mehr als eine Nebelkufe war. Nur um ihn her war noch klare Luft und die Mondſichel blinkte.

„Wohin jetzt?“ fragte er ſich.

Er ſah nach links hin, den Grat entlang, und bemerkte das Licht, das oben auf der Koppe ſchimmerte.

„Wenn ich mich 'ran halte, bin ich in zwanzig Minuten oben . . . Und dann bin ich ihm nicht begegnet. Aber warum nicht? Weil ich ihm nicht begegnen konnte, weil ich ihm aus dem Wege gegangen bin. Iſt das das Rechte? Heißt das ſein Schickſal befragen? Ich darf ihm nicht aus dem Wege gehen, das iſt kein richtig Spiel; ich muß dahin, wo ſich's begegnen läßt . . . Da iſt mein Platz.“

Und raſch entſchloſſen, wandt' er ſich wieder und ſchritt denſelben Weg zurück, auf dem er gekommen war.

So lang er das Moor und ſeine freie Fläche zu Seiten hatte, hing er allerhand Träumereien nach, kaum aber daß der Hochwald wieder um ihn her war, ſo ſchien auch ſein Auge zwiſchen den Stämmen hin das Dunkel durchdringen zu wollen. Aber es blieb trotzdem, wie's war und er war ſchon wieder bis an jene Wegſtelle, wo ſich die Bank befand und der Quell in den Steintrog fiel, ohne daß ſich etwas geregt oder ihm auch im geringſten nur die Gegenwart ſeines Gegners verrathen hätte. „Was ſoll er auch hier auf der großen Straße? Feige bin ich, nichts als Feigheit.“ Und ſich von der Bank her, drauf er abermals eine kurze Raſt genommen, zum Weitergehen anſchickend, bog er drüben in den am Steintroge vorüberführenden Querpfad ein, der in langer Linie, wagrecht und ohne jede Steigung, auf die Hampelbaude zulief. „Da will ich hin. In der Hampelbaude will ich ſchlafen. Und hab' ich ihn bis dahin nicht getroffen, ſo ſoll es nicht ſein. Und ich muß ins Priſon oder in die weite Welt.“

Er mußte ſo ſprechen, denn er wußte nur zu gut, daß er bis dahin mit der Begegnungsfrage bloß geſpielt hatte. Jetzt aber mußte ſich's zeigen. Und wunderbar, ſtatt erregter zu werden, ward er mit jedem Augenblicke ſtiller und ſeine Seele ruhiger, vielleicht weil er jetzt ein Ende abſah. Und ihn verlangte danach, ſo oder ſo. Nur eines war ihm läſtig, die Mondſichel blinkte ſo hell, als ob Vollmond wäre. „Der Bart iſt doch immer nur eine halbe Verkleidung. Und wenn die Todten auch ſchweigen . . . Es wäre beſſer, die Wolke drüben legte ſich vor.“

Und wirklich, ſie that's. Und was jetzt niederflimmerte, war nur noch das matte Licht der Sterne . . .

Da kam wer auf ihn zu. „Steh!“ Opitz war um eine Wegecke gebogen und hielt auf fünf Schritt.

Und Lehnert ſtand.

„Gewehr weg! Was ein Richtiger iſt, der weiß, wie ſich's gehört. Aber Du biſt wohl ein Böhmſcher . . . Eins, zwei . . .“

Lehnert, das Gewehr in der Hand, zögerte noch.

„Gewehr weg . . . Drei.“ Und im ſelben Augenblicke ſchlug der Hahn auf das Piſton. Aber das Zündhütchen verſagte.

Und nun ſchlug Lehnert an und zwei Schüſſe krachten.

Opitz brach zuſammen.

In engem Bogen an ihm vorbei, ging Lehnert auf die Hampelbaude zu.

◆

XII.

Zehn Uhr war durch, als Lehnert der inzwiſchen ſein Gewehr an einem anderen Verſteckort wieder untergebracht hatte, bei der Hampelbaude eintraf. Trotz ſpäter Stunde war noch Leben drin, ſogar Tanz, zu dem zwei böhmiſche Harfeniſtinnen von mittleren Jahren und ein zwölfjähriger Geiger luſtig aufſpielten. Lehnert ſetzte ſich und ließ ſich ein Nachteſſen geben, als es aber vor ihm ſtand, ſchob er es wieder zurück und ſprach nur dem Bier zu. Was um ihn her tanzte, waren Sommergäſte, darunter Mütter, die dicht vor der ſilbernen Hochzeit, und Töchter, die dicht vor der erſten Konfirmationsſtunde ſtanden. Auch die Väter waren, in Ermangelung anderen Tanzmaterials, mit herangezogen worden, behäbige Männer mit ängſtlich kurzen Hälſen, die durch Bemerkungen wie „freiweg“ oder „immer feſte“ jeder weiteren Legitimation hinſichtlich ihres Wohnorts entbehren konnten. Dazwiſchen trippelten die Backfiſche mit hohen Knöpfſtiefeln und lang herabhängendem Haar, deſſen letzte natürliche Welle dem voraufgegangenen ſechsſtündigen Marſch in Julihitze längſt zum Opfer gefallen war. Zwei, die Vierzehn und Dreizehn ſein mochten, hatten ernſte Freundſchaft geſchloſſen und gingen, während der Tanzpauſen, um die Taille gefaßt, in dem mit Petroleumqualm geſättigten Saalzimmer auf und ab.

„Sieh, Ulrike, ſieh bloß Hedwigen,“ ſagte der Vater der älteren, der jetzt als Cavaliere servente hinter dem Stuhl ſeiner Frau ſtand, „ſieh bloß Hedwigen, wie ſie die Augen ſchmeißt; ich glaube, die wird gut. Wahrhaftig, was ein guter Haken werden will . . .“

„Ich bitte Dich, Hermann, keine Unanſtändigkeiten . . .“

„Aber, Ulrike, Haken iſt doch nicht unanſtändig.“

„Nein. Aber beſſer iſt beſſer. Ich kenne Deine Anfänge und Deine Schlüſſe.“

Lehnert ſah auf das Treiben, und mitunter konnt' es faſt den Anſchein gewinnen, als freue er ſich darüber, am meiſten wenn die jungen Dinger, von denen einige immer aus dem Takte heraus und andere noch gar nicht hinein waren, an ihm vorbeiwalzten. Dann aber ſchwand mit einemmal wieder alles, was um ihn her war, und er ſah wieder Opitz, um die Buſchecke biegen und hörte wie der Hahn aufſchlug, und ſah ihn zuſammenbrechen. „Er hat es nicht anders gewollt . . .“ Ob er todt iſt? . . . er muß todt ſein . . .“ Und während er noch ſo ſann und in ſich hinein redete, trat er aus dem heißen Saal ins Freie hinaus und ſah nach dem Gehänge hinüber und dann hinauf in den geſtirnten Himmel. Da ſtand die Sichel in aller Klarheit über ihm, aber über dem Todten am Wege ſtand ſie auch.

Eine kalte Nachtluft ging und Lehnert trat wieder in den Saal, der ſich allmählich zu leeren anfing.

Als die letzten fort waren, erſchien Liſſi, ſeine gute Freundin, auch eine Böhmin, in der Thür und ſagte: „Nun, Lehnert, was meinſt? wenn ich der Bertha zurede, ſpielt ſie noch einen Ländler auf, einen Ländler oder einen Schottſchen." Und die Harfeniſtin, die jedes Wort, das die beiden ſprachen, gehört und guten Grund zur Freundſchaft mit der Kellnerin hatte, fuhr auch gutwillig über die Saiten. Aber Lehnert wich aus und ſagte, „daß er die fremden Herrſchaften, die gewiß ſehr müde ſeien, in ihrem Schlafe nicht ſtören wolle."

„Was Du da nur redſt, Lehnert. Du willſt halt nit. Das is alles. Aber gieb Acht, wenn Du willſt, will ich nit." Und damit griff ſie nach einer ganzen Anzahl von Seideln, die leer auf den Tiſchen umher ſtanden, und ging ſpöttiſch und hochmüthig an Lehnert vorüber. Zuletzt kam auch der Wirth. „Nu, Lehnert, ich ſehe, Du willſt zu Nacht bleiben. Schlimm; alles voll bis unters Dach. Aber komm nur, ich weiß ſchon, was Du gern haſt." Und dabei ging er voran und ſtieg, während Lehnert folgte, draußen am Giebel eine Leiter hinauf, die zunächſt bis an eine Lukenthür und durch dieſe hindurch nach dem Heuboden führte.

Lehnert machte ſich's hier bequem und ſuchte zu ſchlafen. Aber es war zu ſchwül und der Heugeruch zu ſtark. So trat er denn wieder bis an die Lukenthür heran und riß einen der beiden Flügel auf. Aber eben ſo raſch ſchloß er ihn wieder. Schräg über ihm ſtand die Mondſichel und ſah herab auf ihn und fragte.

* * *

Bald nach Tagesanbruch war Lehnert auf. Alles ſchlief noch und nur das hübſche böhmiſche Mädchen, das er am Abend zuvor durch ſein „nein" erzürnt hatte, ſtand im Hof und ſpaltete Holz. Sie ſchien ihn nicht ſehen zu wollen.

Er trat aber an ſie heran und ſagte: „Laß gut ſein, Liſſi. Du weißt, ich bin kein Spielverderber und weiß, was ſich paßt. Und wenn einem ein hübſches Mädel, und nun gar eins wie Du, einen Kuß oder einen Tanz anbietet, da ſoll man nicht nein ſagen. Das weiß ich ſo gut wie einer. Und hab' ich Dir ſchon was abgeſchlagen? Nun, ſiehſt Du, Du lachſt. Alſo laß gut ſein. Ich konnte nicht, mir war ſo ſchwindlig und ich hätte von dem Bier nicht trinken ſollen. Am Ende haſt Du 'was hineingethan, was einen behext. Und nun mache mir einen Kaffee, hörſt Du? Und vergiß nicht, wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt. Für die Berliner iſt das andere gut genug."

„Pſt."

„Ach, die ſchlafen ja noch." Und damit ging er auf einen Vorplatz zwiſchen Stall und Giebel und ſetzte ſich in eine Gitterlaube, die an der windgeſchützten Seite mit Convolvulus ſpärlich umwachſen war.

Und nicht lange, ſo kam der Kaffee mit Brot und Butter und einem Cognac; denn Liſſi kannte ſeine Gewohnheiten. „Auf Dein Wohl, Liſſi! Und das nächſte Mal tanz' ich, bis ich umfalle." Und als er das ſagte, ſtreckte er die Hand nach ihr aus. Aber ſie gab ihm einen Klaps und ſagte: „Du denkſt halt, jede Stund' iſt gut zum Brezelbacken. Aber da irrſt, das is nit wahr. ‚Wer nicht kommt zur rechten Zeit' ... Und jetzt iſt nicht rechte Zeit und morgens iſt nicht abends ... Aber mein Gott, da klingelt es ſchon und ruft auch ſchon. Ich wette, das iſt die dicke Madame, die geſtern tanzte, wie wenn ihre Hochzeit wär'."

Wirklich, es war drinnen im Hauſe lebendig geworden und Liſſi ging hinein und überließ Lehnert ſeinem Frühſtück und ſeinen Betrachtungen, die nicht freundlich, aber auch nicht traurig waren. Geſtern, als er hier ankam, war er in einer vollſtändigen Erſchöpfung geweſen und das Geſchehene hatte noch mit all ſeinem Graus auf ihm gelaſtet, Das war aber über Nacht anders geworden, vier Stunden feſten Schlafs hatten ihm ſeine Spannkraft und Energie zurückgegeben und ließen ihn jetzt das Behagen an einem gut beſetzten Frühſtückstiſche voll genießen. Was alles in allem überhaupt kein Wunder nehmen konnte. Denn wenn er ſchon, wie ſo viel andere, die Fähigkeit hatte, ſich die Dinge, auch die ſchlimmſten, nach ſeinem Wunſch und Gebrauch zurecht zu legen, ſo war, im beſonderen, alles, was ſich geſtern abend ereignet hatte, ſo wunderbar glücklich für ihn verlaufen, daß ſelbſt ein zu Trugſchlüſſen und Spiegelfechtereien minder geneigter Charakter als der ſeine, Veranlaſſung gehabt hätte, ſich über Gewiſſensſkrupel einigermaßen hinwegzuſetzen. Was er vorgehabt hatte, nun darüber mochte ſich ſtreiten laſſen, was ſich aber thatſächlich ereignet hatte, war nichts als ein Akt der Nothwehr geweſen. Opitz hatte den erſten Schuß gethan, und wenn dieſer Schuß verſagt und nun ihm das Spiel in die Hand gegeben hatte, ſo war das ſo recht ein Zeichen, das ihn in ſeinem Gemüth beruhigen durfte. Das Frühere, mit der Begegnung oder Nichtbegegnung und dem Gottesurtheil, das darin liegen ſollte, das war etwas Ausgeklügeltes geweſen, jetzt aber war Gott aus freien Stücken für ihn eingetreten und hatte gegen Opitz entſchieden. Er ſeinerſeits war nur Werkzeug geweſen, deſſen ſich die Vorſehung zur Abſtrafung eines böſen Menſchen bedient hatte.

Dies waren ſo die Vorſtellungen, in denen er ſich erging und die ſo ſtark waren, daß ſelbſt die Stimme des Mitleids darin erſtickte. Nur an die Frau dacht' er mit

Theilnahme. „Sie war immer gut gegen mich; aber ſie wird ſich tröſten und nach Jahr und Tag dem vielleicht danken, der's that und ſie mit befreite. War ſie doch eine Kreuzträgerin und das tägliche Brot, das ſie hatte, war ein Thränenbrot.“

Und nun war ſein Frühſtück beendet und er trat eben aus der Laube heraus, um ſeinen Weg, er wußte noch nicht wohin, fortzuſetzen, als dieſelbe Madame, deren Stimme ſich ſchon vor einer halben Stunde mit einem ſo ſcharfen Ton angekündigt hatte, in einer merkwürden Miſchung von Nacht- und Morgenkoſtüm auf ihn zukam und ihn fragte, ob er ſie vielleicht, über den Kamm weg, bis nach Schreiberhau hinführen und dabei das Gepäck tragen wolle.

Lehnert, der nie Führerdienſte geleiſtet hatte, ſuchte noch nach einer möglichſt artigen Form der Ablehnung, als ihn die plötzliche Dazwiſchenkunſt eines in ſeiner Erſcheinung die Dame noch weit in den Schatten ſtellenden älteren Herrn aller unmittelbaren Antwortsbenöthigung überhob. Natürlich war es der Eheherr. Seine nach oben hin jeden Halts entbehrenden Beinkleider fielen, nach unten zu, ganz nach Art einer franzöſiſchen Artilleriehoſe, faltenreich über den Spann und bedeckten hier die Mitteltheile ſeiner Plüſchpariſer von ponceaurother Farbe. Sonſtige Mängel verbargen ſich hinter einer dunkelgelben, mit einem ſpringenden Panther ausgeſtatteten Reiſedecke, die königsmantelartig um ſeine Schultern geſchlagen war.

„Ja, lieber Pfadfinder,“ nahm der ſo plötzlich Hinzugekommene das Wort, „nach Schreiberhau hin. Selbſtverſtändlich über den Kamm und zwar mit allen Chikanen, worunter ich Ausſichtspunkte verſtehe. Was mich perſönlich angeht, ſo bin ich entſchieden für den ‚Mittagsſtein‘, ein

Wort, das immer angenehm berührt, wenn auch ſchließlich nicht viel daraus wird, meine Frau, geb. Lezius aber wird wohl für die ‚große Sturmhaube' ſein. Oder wenigſtens für die kleine. Nicht war, Ulrike?

Lehnert hatte ſich mittlerweile ſein „nein" zurecht gelegt und ſagte, daß er's beim beſten Willen nicht übernehmen könne, auch nicht einmal dürfe. Wenn er aber einem Führer begegne, ſo werd' er ihn ſchicken. An der Rieſenbaude gäb's ihrer immer ein halbes Dutzend. Das Ehepaar ſchien damit einverſtanden, und eine Cigarre, die der Lohn dieſer Auskunft war, wurde von Lehnert dankend und lächelnd angenommen. Dann empfahl er ſich und ging auf die Rieſenbaude zu. Hier angekommen, entledigte er ſich ſeines Auftrages und bog dann, an der Aupa hin, in den Rieſengrund ein, ſich berechnend, daß er um Zehn in Trautenau ſein könne. Da (das wußt' er) fand er Freundſchaft und Anhang und konnte leicht weiter, fort in die Welt, und war dann keine Noth und Gefahr mehr. Aber mußt' er denn fort? Um was war denn das alles geſchehen? Doch nur um nicht in die Welt hinaus zu müſſen. Wenn er aber umgekehrt ſo ohne Weiteres Platz machen wollte, dann konnte „der andere" auch bleiben und die Leute weiter quälen. Er durfte nicht gehen. Wenn er ging, war alles umſonſt geweſen. So ſann er auf ſeinem Wege hin und her und als er bis Johannisbad gekommen war, war er entſchloſſen, den Weitermarſch bis Trautenau aufzugeben und in ſeine Wolfshauer Stellmacherei zurückzukehren. Es zog ihn mit einemmal wieder heim und ein ſeltſames Verlangen regte ſich in ihm, Zeuge zu ſein, wie's nun wohl kommen werde.

* * *

Der Abſtieg war bequem geweſen, jetzt aber ging es wieder ſteil bergan und von Bequemlichkeit war keine Rede mehr. Indeſſen er war ein guter Steiger und ſchon um Vier war er wieder auf dem Koppenkamm und um Sechs in Wolfshau.

Die Mutter, die die Siebenhaarſche Predigt unten in Arnsdorf nicht verſäumt hatte, ſtand am Herd und hielt juſt einen Bunzlauer Kaffeetopf und ein Stück Streußelkuchen in Händen, als Lehnert unter Kopfnicken eintrat.

„Guten Tag, Mutter!"

„Tag, Lehnert!"

„Weiter nichts, Mutter? Du biſt doch ſonſt nicht ſo kurz. Nichts Neues? Nichts vorgefallen? Keine Menſchenſeele dageweſen? Der Streußel da kann doch nicht durch den Schornſtein gekommen ſein, wie der Klapperſtorch oder der Gottſeibeiuns."

„Ach, rede doch nicht von dem, der kommt doch, der kommt auch ſo."

„Durch die Thür, meinſt Du?"

Sie nickte, that einen Zug und ſtarrte dann wieder ſchweigend vor ſich hin, ohne Lehnert anzuſehen. Der ſchwieg auch. Endlich ſagte ſie: „Opitz iſt noch nicht da."

„So?"

„Die Frau war hier und weinte."

„Warum?"

„Weil ſie glaubt, daß ihm was paſſirt ſein könne."

Lehnert lachte. „Dann muß eine Förſtersfrau jeden Tag weinen."

„Und dann fragte ſie nach Dir . . ."

„So, ſo. Und was ſagteſt Du?"

„Daß Du nach dem ‚Waldhaus' gewollt hätteſt und vom Waldhaus nach Arnsdorf ... vielleicht von wegen dem Haſ' ... zum Grafen. Aber ich wüßt' es nicht genau.“

„Das iſt recht, Mutter, daß Du das geſagt haſt, daß Du geſagt haſt, Du wüßteſt es nicht genau. Das iſt immer das Beſte, das mußt Du immer ſagen. Und nun gieb mir einen Schluck von dem Kaffee da. Nein, laß lieber, ein Teller Milch iſt mir beſſer. Ich bin verhungert und verdurſtet. Seit heute früh keinen Biſſen und keinen Tropfen.“

Beide ſtanden auf, Lehnert um ſich umzuziehen und die Gamaſchen abzuthun, die Mutter, um ihm die Milch zu holen, die nach Landesbrauch in einer vom Ufer aus vorgebauten Steinhütte ſtand, durch die nun die Lomnitz hindurch ſchoß und Kühle gab.

Als Lehnert wieder treppab kam, ſah er, daß die Mutter, ihm das Abendbrot vor dem Hauſe hergerichtet hatte, neben dem Roſenbuſch, unter deſſen überhängendem Gezweig er am liebſten ſaß. Drüben aber, in der Hausthür der Förſterei, ſtand die gute Frau Opitz und ſah abwechſelnd nach dem Gehänge hinauf und dann wieder in die tiefroth untergehende Sonne.

„Nicht hier, Mutter.“

„Aber es iſt doch Deine Lieblingsſtelle.“

„Ja, ſonſt. Aber heute nicht.“

Und er hieß ſie den Tiſch mit anfaſſen und beide trugen ihn mit leichter Mühe durch den Flur, bis vor die Küchenthür. Da nahm er nun Platz und aß.

Als er damit geendet hatte, ſtand er auf und ging wieder in die Vorderſtube, in der jetzt völlige Dämmerung herrſchte. Die Mutter war noch draußen, und ſo ſchritt er auf und ab und überlegte, was werden würde. Mit einemmal aber war es ihm, als würde die Klinke leis geöffnet und wieder ins Schloß gedrückt, und als er ſich umſah, ſah er, daß Chriſtine vor ihm ſtand.

„Da, Lehnert!“ Und ſie hielt ihm bei dieſen Worten ein nach Art eines amtlichen Schreibens zweimal zuſammengefaltetes Papier hin. Als er es auseinandergeſchlagen und, ans Fenſter tretend, einen Blick hineingeworfen hatte, ſah er, daß es der Bericht war, in dem Opitz ſeinen Strafantrag geſtellt hatte.

„Zerreiß' es!“ ſagte Chriſtine. „Ich hab' es gefunden. Es lag auf ſeinem Schreibtiſch.“

„Aber er wird es ſuchen, wenn er nach Hauſe . . . wenn er wieder kommt.“

„Er kommt nicht wieder.“

Und damit war ſie fort und er ſah nur, wie ſie raſch über den Steg hinhuſchte, wieder der Förſterei zu.

⁂

XIII.

„Er kommt nicht wieder," hatte Chriſtine geſagt; — ſie konnte nicht wiſſen, was geſchehen war, und ſie wußt' es doch. Daß er von ihr nichts zu befürchten habe, das bewies das Papier, das er in Händen hielt, und doch konnt' er ſich eines Gefühls banger Unruhe nicht entſchlagen. Erſt hatte die Mutter in Andeutungen geſprochen und nun Chriſtine. Wenn er vor aller Welt der war, gegen den ſich der Verdacht wie von ſelbſt richten mußte, ſo war er verloren, oder hatte doch auf lange hin einen ſchweren Stand. Er war müde von dem vielſtündigen bergauf und bergab, aber ſeine Erregung war doch ſo ſtark, daß es ihn zu Hauſe nicht litt. Er mußte wieder hinaus, und die Frage war nur, „wohin?" Am nächſten lag ihm Vater Brauner, in deſſen Ausſchank „Zur Rabenklippe" die Holzknechte zu verkehren und ſich bei einer Stonsdorfer oder einem Ingwer gütlich zu thun pflegten; aber das war keine Geſellſchaft, die heute für ihn paßte. „Was macht Opitz?" oder „iſt Opitz noch immer gut bei Wege?" Das waren Fragen, die ſich hier in zurückliegender Zeit, und noch ganz vor kurzem, mehr als einmal und mitunter mit ganz beſonderer Betonung an ihn gerichtet hatten, und er erſchrak bei dem Gedanken, daß ſie ſich auch heute wieder an ihn richten könnten. Das ſollte nicht ſein, und ſo beſchloß er denn, ſtatt in die „Rabenklippe" lieber ein paar tauſend Schritte weiter bis zu Exners in die „Schneekoppe" zu gehen und in der wohlbekannten niedrigen Gaſtſtube mit Gebirgsführern und Seſſelträgern oder vielleicht auch mit alten Kriegskameraden, was immer das beſte war, einen Diskurs zu haben. Denn er ſehnte ſich danach, eine Stimme außer ſeiner eigenen zu hören und von ſeiner Unruhe loszukommen. Er griff denn auch bald nach ſeiner Soldatenmütze, die neben dem Gewehr und dem alten Kalender am Riegel hing, und ſchritt auf Krummhübel zu. Halben Weges zwiſchen Brückenberg und der Obermühle trat er von dem tiefergelegenen Wolfshau her auf den eine lange Schräglinie bildenden Fahrweg und ſah nun einerſeits nach Kirche Wang hinauf und andererſeits nach Dorf Krummhübel hinunter, deſſen weiße Giebel, trotz der ſchon herrſchenden Dämmerung, in aller Deutlichkeit aus den vereinzelten Baumgruppen hervorblinkten. Der am deutlichſten blinkende Giebel aber war der von Exners „Schneekoppe", und das helle Licht, das er dicht über der Straße flimmern ſah, kam aus eben der Gaſtſtube, drin er ſich gütlich thun und hören und ſprechen und alles, was ihn quälte, nach Möglichkeit vergeſſen wollte. Zwiſchen ihm und Exner lag nur noch der Gerichtskretſcham und das kleine katholiſche Kapellchen mit ſeinem Sparrenwerk und ſeinem rothgeſtrichenen Dache.

Der Abend fiel raſch ein, und nur über Arnsdorf, tief unten im Thal, hing noch ein rothes Gewölk, vor dem der Schattenriß eines Kirchthurms aufragte. Rechts daneben zog ſich ein langes ſchloßartiges, matt erleuchtetes Fabrikgebäude, deſſen Fenſter durch den Abendnebel hin geſpenſtiſch flimmerten. Lehnert, der rüſtig zuſchritt, ſchickte ſich eben an, die Fenſter des oberſten Stocks zu zählen, als er heftig zuſammenſchrak. Das Kapellchen, an das er bis auf fünfzig Schritt heran war, begann gerade zu läuten und die zwiſchen dem Sparrenwerk hängende Glocke klang mit ihrem dünnen Tone hell und ſcharf durch die Luft. Es war dasſelbe Läuten, das geſtern, bald nach ſeiner Raſt am Quell, vom Thale her zu der Kammhöhe hinaufgedrungen war, und unwillkürlich hielt er an und ſuchte, während er ſich rückwärts wandte, die Stelle, drauf er geſtern um eben dieſe Stunde geſtanden hatte. Da war auch die Sichel wieder, und ſo ſchwach in dieſem Augenblick ihr Licht war, ſo war es doch hell genug, den Weg am „Gehänge“ hin deutlich zu zeigen, auf dem er geſtern um faſt dieſelbe Zeit emporgeſtiegen war. Und dort war die Stelle, wo der Seitenpfad, an dem Brunnen vorüber, in ſcharfer Biegung abbog, und er mühte ſich, ob er die nach der Hampelbaude hinüberführende Querlinie vielleicht verfolgen könne. Jetzt war ſie da, die Linie, und jetzt wieder nicht, je nachdem die Phantaſie mit ihm ſpielte, bis er mit einem Male einen Aufblitz und ein Rauchwölkchen ſah und gleich danach den Widerhall eines Schuſſes durch die Berge rollen hörte.

Die Sinne vergingen ihm faſt. Aber ein viel Erſchütternderes harrte ſeiner im nächſten Augenblicke, denn ehe noch das Rollen von Schlucht zu Schlucht verhallen konnte, klang es deutlich vom Berge her zu Thal: „Hilfe!“

Lehnert hielt ſich an dem das Kapellchen ſammt ſeinem dazu gehörigen Schulhaus einfaſſenden Heckenzaun und horchte hinauf, ob ſich der Ruf wiederholen würde. „Ja,“ „nein,“ und dann wieder „ja.“ Und von einer furchtbaren Angſt geſchüttelt, war er bald nur noch von dem einen Verlangen erfüllt, die Stimme von da oben nicht mehr zu hören, dem Hilferuf zu entfliehen. Aber wohin? Exner, das ganze Dorf, alles ſchien ihm noch im Bereich der Stimme zu liegen, im Bereich des Hilferufes da oben vom Gehänge her, und ſo lief er denn weiter bergab, um die Nacht in Arnsdorf oder wo's ſonſt ſei, nur weit, weit ab zu verbringen.

Er war ſchon halb bis nach Arnsdorf heran und wollte eben in ein Wäldchen einbiegen, das die Krummhübler das „Birkicht" nennen, als er, andern Sinnes werdend, plötzlich in ſeiner Flucht anhielt und ſich auf einen der vielen Baumſtämme ſetzte, die hier, am Waldſaume hin, aufgeſchichtet lagen.

„Es geht nicht. Ich kann ſo nicht weiter. Er lebt, es war ſeine Stimme . . . Um Gottes Barmherzigkeit willen, vierundzwanzig Stunden . . . ſo viel tauſend tauſend Sekunden . . . Ich muß es anzeigen, daß ich einen Hilferuf gehört habe . . . bei Zölfel oder Exner oder im Gerichtskretſcham. Und ſie müſſen dieſe Nacht noch hinauf, dieſe Stunde noch."

Und nun ſchwieg er, weil ihm mit einem Male der Gedanke kam, daß er ſich, wenn er ſpräche, verrathen werde. Bald aber nahm er ſein Vorhaben wieder auf.

„Nein, ich werde mich nicht verrathen. Gerade, daß ich es ſage, das wird mich retten und wird alle Welt glauben machen, daß ich ſchuldlos ſei. Bin's auch . . . Und wenn er mich erkannt hat? Er hat mich nicht erkannt. Und Vermuthung iſt kein Beweis. Und wenn doch? Nun denn, dann mag mir das Meſſer an die Kehle gehen. Ich kann ihn nicht verkommen laſſen in ſeiner Noth und ſeinem Blut."

Und er wandte ſich wieder und ſtieg die zurück nach

Krummhübel führende Berglehne faſt noch ſchneller hinauf, als er hinabgekommen war, und zehn Uhr war noch nicht heran, als er vor Exners „Schneekoppe“ hielt. Da wollt' er hinein und ſah durch die Fenſter. Aber es waren zu viele Fremde da; ſo ſtieg er denn weiter hinauf, bis er an den Gerichtskretſcham kam. Da war es ſtiller und nur Einheimiſche da, was ihm paßte. Vorher aber überſann er noch einmal in aller Vorſicht, was er ſagen wolle. Da war denn das nächſte, was ihm einfiel, daß er das Rufen nicht ſchon vor einer Stunde gehört haben dürfe, ſondern in dieſem Augenblick erſt. Und nun trat er ein und machte Meldung und begrüßte Maywald und Reigenfink und den alten Gerichtsmann Kloſe, die ſich eben zum Skat niedergeſetzt hatten.

Aber keiner rührte ſich und das Spiel ging weiter. „Grand mit vieren,“ ſagte der alte Gerichtsmann. „Und nun komm, Lehnert, und ſieh mit hinein, verſtehſt es ja, ſo was lernt man bei den Soldaten . . . Und gerufen hat es, ſagſt Du . . . Das ſind Fremde . . . junge Leute . . . Heute früh kamen Breslauer hier durch, ein ganzes Rudel, Gymnaſiaſten, oder wohl gar welche von der Kunſtſchule. Das iſt dann ein ewiges Singen und Rufen. Und das verdammte Schießen dazu . . . Soll eigentlich nicht ſein . . . Und wenn Opitz 'mal einen packt, dann is er ſein Terzerol los oder auch ſeinen Revolver. Denn ohne Revolver geht es heutzutage nicht mehr . . . Du giebſt, Maywald. Aber was Ordentliches . . . Dann is er ſein Terzerol los, ſag' ich, und die Geldſtrafe hat er dazu . . . Wetter, iſt das ein Blatt! Aber das kommt von ſolchen Geſchichten, da grault ſich 'ne gute Karte . . . Nimm einen Stuhl und rücke 'ran, Lehnert, und hilf mir aus der Patſche.“

„Kann nicht, Gerichtsmann Kloſe,“ ſagte Lehnert. „Ich war heute ſchon drüben und bin müde zum Auslöſchen . . . Und Ihr meint alſo, es wäre nichts und man hätte keine Pflicht hinaufzuſteigen und nachzuſehen? Von dem Schuß will ich nichts ſagen, geſchoſſen wird immer. Aber das Rufen. Es klang ſo, ja, wie ſag' ich, es klang ſo, wie wenn es 'was wäre.

„Ja, wie wenn es 'was wäre,“ lachte Kloſe, während Waywald zuſtimmte, „was ‚ſein‘ wird es wohl. Aber was? Ein Kommis, der ſeines Prinzipals Gelder zu früh einkaſſirt hat, und mit ihm eine Theaterprinzeß, und die ſind nun längſt oben und trinken einen Schlummerpunſch.“

Es war Lehnert nicht unlieb, die Skatherren, die zugleich zu den Dorfhonoratioren zählten (denn auch Reigenfink, der ſich übrigens zurückhaltender verhielt, war Gerichtsmann), ſo leichthin ſprechen zu hören. Es gab ihm einen Theil ſeiner Ruhe wieder. Sie haben am Ende doch recht. Und eigentlich kann's auch nicht anders ſein. Es iſt ſchon zu lange her . . . Aber wenn es doch wäre . . . wenn es doch wäre . . .“

Draußen vor dem Kretſcham ſtand ein Ackerwagen. Lehnert ſetzte ſich auf die Deichſel und ſah das Gehänge hinauf und horchte wieder mit geſpanntem Ohr. Aber alles blieb ſtill. So ging er zuletzt auf Wolfshau zu. Bei Frau Opitz war noch Licht, und Diana, als er vorüber ging, ſchlug an. Sonſt rührte ſich nichts.

Und nun war er wieder auf dem Inſelchen drüben und ſtieg in ſeine Kammer hinauf. Eine kleine Weile noch jagten ſich allerlei Bilder und Gedanken durch ſeine Seele. Dann ſchlief er ein, feſt und ſchwer und ohne Traum.

* * *

XIV.

Die Skatpartie blieb zurück, war aber nicht beſtimmt, ungeſtört zu gutem Ende zu kommen, denn wenig mehr als eine halbe Stunde nach Lehnerts Aufbruch, ſo hörte man draußen ein Sprechen und Weinen und ehe die Skatherren noch fragen konnten, was es ſei, trat Frau Opitz ein, um drinnen in der Stube zu wiederholen, was ſie ſchon, draußen im Flur, der Kretſchamwirthin erzählt. Alles in ihrer Rede drehte ſich um den Mann und ſein Ausbleiben. Opitz habe geſtern ſpät Nachmittag die Förſterei verlaſſen und ſei nach der Hampelbaude hinaufgeſtiegen, um oben im Wald den Holzſchlägern ihren Wochenlohn auszuzahlen. Das ſei nun über vierundzwanzig Stunden und noch ſei er nicht zurück, weshalb ſie fürchte, daß ihm etwas zugeſtoßen ſei. All das wurde vorwiegend zu dem Aelteſten, zu Gerichtsmann Kloſe geſprochen, einem rüſtigen Fünfziger, der, weil er grad' im Verluſte war, keine Luſt hatte, das Spiel unterbrochen zu ſehen. Er ſuchte deshalb der heftig ſchluchzenden Frau nach Möglichkeit zuzureden und dabei, ſo weit es ging und ohne geradezu zu verletzen, einen leichten und heiteren Ton anzuſchlagen. Opitz werde gute Geſellſchaft und vielleicht ſogar eine Skatpartie gefunden haben, ſo was käme vor, wie Frau Opitz ja jetzt mit eigenen Augen ſähe. Solch Ausbleiben ſei nicht ſchlimm. Alle Frauen ängſtigten ſich, wenn die Männer nicht pünktlich zu Hauſe ſeien, aber das kenne man ſchon, mit der ganzen Angſt ſei's nicht weit her und ſei eigentlich alles bloß um den Mann, dem man nie recht traue, hinterher deſto feſter am Bändel zu haben. Er ſprach noch eine gute Weile ſo weiter, unter beſtändigem Niederlegen und Wiederaufnehmen ſeiner Karten, und ſchien ernſtlich gewillt, ſich durch dieſe „Habereien" der guten Frau nicht ſtören zu laſſen. Als Frau Opitz aber nicht nachließ und ſich in ihrem Bitten und Drängen durch die zwei Mitſpieler und zuletzt ſogar durch die hinzugekommene Kretſchamwirthin unterſtützt ſah, gab er ſeinen Widerſtand auf und ſagte: „Gut denn, es kann am Ende ſo was ſein, will's nicht geradezu beſtreiten. Ein Förſter hat immer viel Feindſchaft und Opitz nicht zum Wenigſten. Und ſo wollen wir denn mit dem Frühſten nach der Hampelbaude hinauf. Vorher aber iſt nichts zu machen, trotzdem wir das bischen Mondſchein haben. Ich denk' alſo, wir ſind morgen in aller Frühe hier wieder beiſammen, ſagen wir um fünf, und nehmen dann mit uns, was wir von Mannſchaften zu ſo früher Stunde zur Hand haben können. Vor allem aber halten wir reinen Mund, daß die Fremden keinen Schreck kriegen und nicht etwa denken, unſer altes Krummhübel ſei über Nacht eine Mördergrube geworden."

Alle waren einverſtanden und Frau Opitz, der die gutmüthige Kretſchamwirthin eine von ihren Mägden als Begleitung mit nach Hauſe gab, gab ihr Weinen und Schluchzen ſchließlich auf und beruhigte ſich in dem Gefühl, daß, was es auch ſein möge, der nächſte Tag ihr jedenfalls Gewißheit bringen müſſe.

* * *

Das Kapellchen läutete zum erſten Mal, als man am anderen Morgen zwiſchen fünf und ſechs vom Gerichtskretſcham in einem ſtarken Trupp aufbrach, denn es hatten ſich ihrer erheblich mehr eingefunden, als anfänglich erwartet war. Außer den drei Herren vom Abend vorher, unter denen jetzt Gerichtsmann Kloſe den Skatſpieler völlig abgeſtreift hatte, waren auch der Lehrer und ein junger Forſtaſpirant erſchienen, findige Leute, die zu ſehen und zu beobachten verſtanden. Ebenſo hatte ſich ein Grenzaufſeher, mit dem Gewehr am Bandelier, ihnen angeſchloſſen. Was ſonſt noch folgte, waren Führer und Dienſtleute, mit allem ausgerüſtet, was zu ſolcher Suche herkömmlich gehörte: Stricke, Leitern, Spaten und Aexte. Eine friſche Briſe kam von der Koppe her und erleichterte wenigſtens einigermaßen das Steigen, das bei der, trotz früher Stunde, ſchon ſtechenden Sonne ziemlich beſchwerlich fiel. Von Kirche Wang ab hatte man Waldesſchatten und als es unten im Thale ſieben ſchlug, war man oben auf der Hampelbaude, wo zunächſt Raſt gemacht und nach Befund deſſen, was man dort erfahren würde, der weitere Vormarſch verabredet werden ſollte. Der Wirth wurde gerufen und beſtätigte, daß Opitz, von den Holzſchlägern kommend, am Sonnabend um die achte Stunde dageweſen ſei und nach kurzem Aufenthalt ſeinen Weg nach der Rieſenbaude zu genommen habe, vielleicht an den Teichen vorüber und dann über den Kamm hin, aber vielleicht auch den neuen ſchmalen Querweg entlang, der beim Quell und dem Steintrog in den großen Gehängeweg einmünde. Noch ein paar andere Fragen wurden geſtellt, vor allem auch, wer ſonſt noch oben genächtigt habe, worauf der Wirth berichtete, daß nur Berliner oben geweſen ſeien und Lehnert Menz aus Wolfshau.

Dieſer Name, wenn auch nur kurz hingeworfen, bewirkte doch, daß ſich die Gerichtsmänner unter einander anſahen, aber kein Wort wurde laut und nachdem man einen Imbiß genommen hatte, brach man wieder auf, um auf dem vom Wirthe bezeichneten ſchmalen Querpfade (denn das Opitz auf die Teiche zugegangen ſei, war nicht wahrſcheinlich), den Weg nach dem Gehänge hin einzuſchlagen. In einer Art Treiben ging man dabei vor, derart, daß der alte Gerichtsmann und drei, vier von den Gebirgsführern den eigentlichen Weg einhielten, während, was ſonſt noch verblieb, zu beiden Seiten des Weges ausſchwärmte. Der Spüreifer einzelner -- die hier oben, wo nur Kuſſeln ſtanden, wieder arg von der Stichſonne zu leiden begannen -- erſchöpfte ſich bereits und ſchon hörte man, daß es eine nutzloſe Quälerei ſei, als Lehrer Löſche, der die rechte Seitenkolonne führte, plötzlich ein Volk Krähen auffliegen ſah. Krähen! Das wäre an und für ſich nichts Sonderbares geweſen, aber es waren ihrer zuviel and ſo ſagte denn Löſche: „Paßt Achtung, Kinder! Ich wette, da giebt es was.“ Und von einer ſtarken Vorahnung erfüllt, daß ſich ihm, auf zehn Schritt Entfernung, etwas Grauſiges vor Augen ſtellen würde, ſchritt er langſam und zögernd weiter und ſuchte nach vorn und hinten mit ſeinen Blicken. Richtig, da lag er. Aber wer? War er es? Was man zunächſt ſah, war nur die Mütze, die das Geſicht halb zudeckte, daneben ein blinkender Gewehrlauf, alles andere barg ſich noch hinter einem Buſch, deſſen blätterreiches Gezweige den Todten wie hinter einem Schirm verſteckte. Löſche wußte, noch drei Schritt, ſo mußte ſich's zeigen. Und ſich einen Ruck gebend, trat er von links her um das Gezweige herum und ſah nun den Todten ausgeſtreckt vor ſich. Es war Opitz. Aber das Grauen auf das er ſich gefaßt gemacht hatte, blieb aus und er empfing nur den Eindruck eines erſchütternden Todesernſtes. Wenn dieſer Mann ſich jahrelang durch mitleidsloſe Strenge vergangen hatte, ſo hatte ſein Tod ſeine Strenge geſühnt und mehr noch die Art, wie er dieſem Tod ins Auge geſehen und ſich auf ihn vorbereitet hatte. Löſches Auge ging der Blutſpur nach, die ſich von eben dem Buſch her, wo der Todte jetzt lag, bis zu dem ſchmalen Querpfade hinabzog. Es war erſichtlich, daß der auf den Tod Getroffene nur mit höchſter Anſtrengung von dem kaum zehn Schritt entfernten Wege bis zu der anſteigenden Stelle hinaufgeſchoben und hier ſich, um gegen die Sonne oder vielleicht auch nachts gegen die Kälte geſchützt zu ſein, unter die Zweige des Buſches gebettet hatte. Dann, als er ſein herannahendes Ende gefühlt, hatte er ſich zum Sterben zurecht gelegt, und ſo lag er nun da, die Jagdtaſche unterm Kopf, das Gewehr links neben ſich, die Hände gefaltet und im Antlitz die Ruhe des Todes, aber freilich auch die Spuren vorangegangenen Kampfes.

Inzwiſchen waren auch die anderen herangekommen, und da ſtanden ſie nun erſchüttert und ſtumm. Zuletzt nahm Gerichtsmann Kloſe ſeine Kappe vom Kopf und ſagte: „Beten wir!“ So verging eine Weile. Dann, als ſich die Köpfe wieder bedeckt hatten, wurden auch einzelne Worte laut und der Alte ſtellte zunächſt zur Frage, wie man den Todten wohl am beſten nach Wolfshau herabſchaffe. Einen Handwagen oder auch nur eine Karre von der Hampelbaude herbeizuholen, wurde, wegen zu weiter Entfernung, abgelehnt und ſtatt deſſen beſchloſſen, zwei zuſammengebundene Leitern als Tragbare zu benutzen. Das geſchah denn auch und nun legte man den Todten hinauf und bedeckte ſein

Geſicht mit Zweigen desſelben Buſches, unter dem man ihn gefunden hatte. Gleich danach ſetzte ſich der Zug in Bewegung und ſchritt auf den Punkt zu, wo der Querpfad in den breiten Gehängeweg einmündete. Hier endlich fanden ſie Waldesſchatten und als man aus dem Quell getrunken und ſich auf der Bank, an der anderen Seite des Weges, eine kleine Weile geruht hatte, nahm man die Leiterbahre wieder auf und ſchritt das ſteile Gehänge weiter hinab. Die mit jeder Viertelſtunde wachſende Gluth erſchwerte den Abſtieg, aber mit Hilfe häufigen Trägerwechſels, war es doch möglich, in einem ziemlich raſchen Marſchtempo zu bleiben, und ehe noch das Kapellchen Mittag läutete, paſſierte man das Gatter und trat auf das mit Kuſſeln beſetzte Waldvorland hinaus, darauf Lehnert, zwei Tage zuvor, den Schulkindern begegnet war und in ihrem Geſang mit eingeſtimmt hatte. Die Straße lief, von hier aus, beinah' geradlinig auf die Förſterei zu, da man aber der armen Frau den Todten nicht unmittelbar vor Geſicht führen, ſie vielmehr erſt vorbereiten wollte, ſo bog man links in einem in mäßiger Schrägung wieder anſteigenden Querweg ein, der ſich ſchließlich bis auf die hochgelegene Krummhübler Chauſſee hinaufſchlängelte. Die Stelle, wo der Querweg die Chauſſee traf, hieß „der goldene Frieden", und war ein hochgelegener Punkt, von dem aus man nicht nur das langgeſtreckte Dorf Krummhübel überblicken, ſondern auch auf einem mäßig hohen Vorſprung, den alten Gerichtskretſcham deutlich erkennen konnte, zu deſſen Häupten eben die Mittagsſonne flimmerte. Das war das Ziel. Dort ſollte der Todte zunächſt niedergelegt und über alles weitere befunden werden.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter hatte man den Kretſcham erreicht, aber nicht mehr allein. Alles, was in dem Oberdorfe wohnte, hatte ſich angeſchloſſen und ſtand nun draußen und wartete der Dinge die kommen würden. Am zahlreichſten waren natürlich die Wolfshauer erſchienen, unter ihnen auch Lehnert. Er begrüßte dieſen und jenen und wiewohl ihn Blicke trafen, aus denen er ſehr wohl einen Verdacht herausleſen konnte, ſo war doch niemand da, der ihm Wort und Handſchlag verſagt hätte. Manche traten freilich bei Seit', aber mehr um untereinander ihre Zuſtimmung zu dem Geſchehenen, als ihren Abſcheu davor auszuſprechen.

„Er hat einen ſchweren Tod gehabt.“

Und wir vorher ein ſchweres Leben.“

Gleich daneben ſtand eine zweite Gruppe, die noch leiſer ſprach.

„Wer's ihm nur gegeben hat?“

„Wer? Das is gleich. Ob ſie's ihm beweiſen können, das is die Frage.“

* * *

Drinnen hatte man mittlerweile den Todten auf eine breite Tiſchplatte gelegt und ihn, bis hoch hinauf, mit neu abgebrochenem Gezweige bedeckt; nur Bruſt und Kopf waren frei. Kloſe trat heran und hatte vor, mit der Protokollaufnahme zu beginnen. Aber der Marſch im Sonnenbrand war doch ſo beſchwerlich geweſen, daß er davon Abſtand nehmen und nicht bloß um der andern, ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen ein kurzes Ausruhen in einer kühlen ſchattigen Nebenſtube vorſchlagen mußte, welche Pauſe dann freilich von der draußen harrenden Menge ſofort dazu benutzt wurde, bis in den bis dahin abgeſperrten Saal vorzudringen. Auch Lehnert war unter denen, die ſich herzudrängten, blieb aber in Nähe der Thür und mied es, vor das Angeſicht des Todten zu kommen.

In der kühlen ſchattigen Nebenſtube hatte ſich inzwiſchen alles zuſammengefunden, was zur Obrigkeit gehörte, Fragen und Vermuthungen aller Art, wie ſich denken läßt, waren ausgetauſcht worden und als ſchließlich auch einige Gerichtsperſonen von Arnsdorf und Giersdorf her erſchienen waren, trat Kloſe von der Nebenſtube her wieder in den Saal und ſagte: „Wir wollen nun anfangen. Ich werde Fragen ſtellen und drüber hinſehen, daß hier ihrer viele ſind, die beſſer draußen wären und ſich geduldet und abgewartet hätten, ob wir ihrer Ausſage vielleicht bedürfen werden. Zunächſt aber geben wir dem Todten das Wort. Sein Blut verklagt ſeinen Mörder. Er hat aber auch geſprochen, als er noch bei Leben war und ſeine letzten Worte halte ich hier in Händen.“

Und der alte Gerichtsmann, als er dies ſagte zog ein Notizbuch aus der Taſche, das er unmittelbar nach Auffindung des Todten zu ſich geſteckt und gleich danach am erſten Raſtplatz ſchon, einer flüchtigen Einſicht unterzogen hatte.

„Dies iſt Opitz' Notizbuch,“ fuhr er fort. „Als Opitz wußte, daß er in aller Einſamkeit ſterben müſſe, hat er mit ſchwerer Hand ſeinen letzten Willen hier eingeſchrieben. Alles nur kurz und abgeriſſen und Blutstropfen dazwiſchen. Und ich werde nun vorleſen, was er geſchrieben hat.“

Alles drängte bei dieſen Worten näher, und die zu hinterſt ſtanden, hoben ſich auf die Fußſpitzen, um kein Wort zu verlieren.

„Die Kräfte verlaſſen mich,“ ſo beginnen ſeine Aufzeichnungen. „Geſchoſſen bin ich um die neunte Stunde . . . Wenn ich ſterben ſollte, eh' ich gefunden werde, ſo wiſſe man, daß ich von einem Wilddiebe geſchoſſen bin, der war ganz nahe mit Doppelflinte, wahrſcheinlich ein böhmſcher, ziemlich groß in braunem Rock und Hut und falſchem Bart. . . . Eltern und Geſchwiſter, lebet wohl, und Du meine gute Frau, der ich viel abbitte, lebe wohl! Ich bitte den Herrn Grafen, daß er Euch verſorge, da ich mein Blut in ſeinem Dienſt vergoſſen habe . . . Lebet wohl; Gott ſei mir gnädig! Betet für mich! Ich habe große Schmerzen. Guter Gott, erbarme Dich meiner. Herr Graf, ſorge für die Meinigen, ich habe mein Blut für Dich vergoſſen . . . Ich ſchreie ſo ſehr und habe mein Gewehr abgeſchoſſen, daß man mich höre, aber kein Menſch hört mich. O Gott, erlöſe mich! Betet für mich und denket nicht auf Rache . . . Gott vergebe meinem Mörder und erbarme ſich meiner . . . Meine Leiden ſind groß.“

Als Gerichtsmann Kloſe dieſe ſeine Vorleſung geſchloſſen und das Notizbuch wieder zu ſich geſteckt hatte, ging ein Gemurmel durch den Saal. Es war das Gemurmel der Theilnahme, der Zuſtimmung, des Erſchüttertſeins. Opitz war wenig beliebt geweſen und unter denen, die da ſtanden, Männer und Frauen, waren viele, die ſeinen Tod mehr als einmal gewünſcht hatten; aber nach Anhörung dieſer Worte regte ſich doch das Mitleid. Und daß er ſo ſehr für ſeine Frau bat, für dieſelbe Frau, der er viel Herzeleid angethan hatte, der er nun aber auch abbat, das verſöhnte mit ihm und eine der Frauen ſagte: „Wer das gedacht hätt'.“

Der alte Gerichtsmann unterbrach dieſe dem Todten ſo günſtige Stimmung nicht und erſt als ſich die Erregung gelegt hatte, nahm er die Verhandlung wieder auf: „Und nun frag' ich nach dem Mörder? Wer war es? In dem Notizbuch heißt es, daß es ein Böhmiſcher war . . . Ich glaube nicht, daß es ein Böhmiſcher war; ich glaube, daß wir ihn hier auf unſerer Seite ſuchen müſſen, und daß er, wenn wir alles ſehen könnten, was ſich klug verbirgt, daß er vielleicht in dieſem Saale zu finden wäre.“

Während Kloſe ſo ſprach, ſah er abſichtlich nur auf den Todten und vermied es, weil er nicht vor der Zeit den ganz beſtimmten Ankläger machen wollte, nach der Stelle hinzuſehen, wo Lehnert ſtand. Aber ſeine Vorſicht war nicht mehr von nöthen; inmitten der Aufregung, die die Vorleſung der Notizblätter hervorgerufen hatte, hatte ſich Lehnert aus dem Saal entfernt, unbekümmert darum, ob ſein Verſchwinden auffallen werde oder nicht.

⁂

XV.

Vom Gerichtskretſcham aus bis zum „Goldenen Frieden“ war die Dorfſtraße leer, und erſt als Lehnert an dieſer Stelle links einbiegen und auf dem mehrerwähnten Schlängelpfade nach dem tiefer gelegenen Wolfshau hinunter wollte, ſah er Frau Opitz auf eben dieſem Schlängelpfade herankommen und trat ſeitab in den Schatten eines hier ſtehenden Schuppens, um nicht geſehen zu werden. Frau Opitz ſah ihn auch wirklich nicht und ſchritt ihrerſeits auf den Gerichtskretſcham zu, wo ſie, wie man ihr in Wolfshau geſagt hatte, den Todten finden würde. Jeder war erſchüttert, als ſie hier in den Saal trat und dem Todten das Haar aus der Stirn ſtrich und ihn küßte, und wenn ſich ſchon vorher ein Stimmungsumſchlag zu Gunſten Opitz' gezeigt hatte, ſo vollends jetzt. Die Männer hielten wohl noch zurück, aber die verheiratheten Frauen fuhren mit dem Schürzenzipfel nach dem Auge, wenn ſie nicht geradezu ſchluchzten und weinten. Einige drängten ſich an die nun Verwittwete heran und baten, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen, wobei ſie hoffen mochten, noch 'was Beſonderes zu hören, die gute Frau war aber entweder zu ſchwach oder wollte ſich nicht von dem Todten trennen. Jedenfalls nahm ſie ſtatt der Anerbietungen ihrer Wolfshauer Nachbarsleute, lieber das Anerbieten der Kretſchamwirthin an und ſetzte ſich zu dieſer in die Küche. Das geſchäftige Treiben hier that ihr wohl und zerſtreute ſie, denn ſie hatte den Hausfrauenſinn, der ſich auch in dieſem Augenblicke nicht verleugnete.

* * *

Drinnen im Saale war mittlerweile das Bild ein anderes geworden. Es gab nichts mehr zu hören und zu ſehen, und ſo verliefen ſich die bloß aus Neugier Herzugeſtrömten, und nur die, die wegen des Protokolls pflichtmäßig zu bleiben hatten, blieben noch und ſuchten ſich über einige fragliche Punkte zu einigen. Die That ſelbſt lag klar vor. Aber die Frage „wer“ blieb durchaus unentſchieden und wurde durch Opitz' Aufzeichnungen, der auf einen „Böhmiſchen“ gerathen hatte, mehr verwirrt als aufgeklärt.

„Es war kein Böhmiſcher,“ wiederholte Gerichtsmann Kloſe, der ſeinen ohnehin ſtarken Verdacht gegen Lehnert durch das plötzliche Verſchwinden desſelben nur noch beſtätigt ſah, „es war kein Böhmiſcher, und wenn ich Beſtimmung zu treffen hätte, ſo brächen wir in dieſer Minute noch auf, um Lehnert Menz in Verhaft zu nehmen. Alles deutet auf ihn, auf ihn und keinen andern. Er hat Sonnabend ſechs Uhr Wolfshau verlaſſen, iſt das Gehänge hinaufgeſtiegen, und die Schulkinder haben ihn geſehen. Um acht Uhr muß er oben geweſen ſein, um neun Uhr iſt es geſchehen, um zehn Uhr war er auf der Hampelbaude. Niemand anders iſt im Wald oben betroffen worden. All das ſagt genug. Zudem wiſſen wir, daß er noch von 1870 her einen Span mit Opitz hatte, ſie gönnten ſich nicht ſo viel wie unterm Nagel, und als vorhin alles, was draußen war, in den Saal drängte, hat er immer im Hintergrunde geſtanden, ſtatt mit in vorderſter Reihe zu ſtehen, wie doch ſonſt wohl ſeine Art iſt, und als das Notizbuch von mir vorgezeigt und ſein Inhalt verleſen wurde, da hat er's nicht ertragen können und iſt davongegangen. Das alles hat mir den Beweis gegeben. Und ich wiederhole, der, der dieſen Mord auf ſeine Seele geladen hat, iſt kein anderer wie Lehnert Menz.“

Die Mehrzahl ſtimmte zu. Nur der jüngere Gerichtsmann, der in einer Art Eiferſucht gegen den alten Kloſe war, unterhielt allerlei Zweifel (oder gab es wenigſtens vor) und gab dieſen Zweifeln auch Ausdruck. Alles, was eben geſagt worden ſei, ſei, ſeiner Anſicht nach, viel zu ſchwach, um darauf hin eine Verhaftung vornehmen zu können. Es laſſe ſich ſchlechterdings nicht ſagen, niemand anders ſei oben im Gebirge geweſen, im Gegentheil, man wiſſe nie, wer oben geweſen und wer nicht. Lehnert Menz ſei geſcheidt und umſichtig, und gerade, daß er auf der Hampelbaude vorgeſprochen und genächtigt habe, das beweiſe ſein gutes Gewiſſen. Auch daß er ſich hier im Saal immer an der Thür gehalten und die Vorleſung der letzten Worte kaum abgewartet habe, ſpräche nicht ſo ſehr gegen ihn, als es ſchiene, wohl aber ſpräche das für ihn, daß er der Erſte geweſen ſei, der auf Hilfe gedrungen habe. Ja, raſche Hilfe, das ſei das einzig Richtige geweſen, und er für ſeine Perſon beklage jetzt aufrichtig, daß man nicht gleich geſtern abend dieſe Hilfe geleiſtet. „Mondſchein war. Und vielleicht hätten wir ihn um mitternacht noch am Leben gefunden.“

Auch dieſe Rede (was den alten Kloſe ſichtlich verſtimmte) wurde beifällig aufgenommen, und weil man ſich, wie das ſo leicht geſchieht, infolge dieſer immer perſönlicher werdenden Fehde nicht recht einigen konnte, ſtand man eben auf dem Punkt, die Frage nach der Thäterſchaft vorläufig wenigſtens ganz fallen zu laſſen, als der Grenzaufſeher und gleich nach ihm der junge Forſtgehilfe, die man beide zu weiterer Nachforſchung an Ort und Stelle zurückgelaſſen hatte, voll großer Aufregung eintraten. Sie waren erſchöpft, denn es war immer ſchwüler geworden; trotzdem ließ ſich unſchwer von ihrer Stirn leſen, daß ſie gute Botſchaft brächten und ihr Suchen nach einem Anhaltspunkte nicht vergeblich geweſen ſei.

„Nun, Ihr Herren,“ empfing ſie der alte Kloſe mit der ihm eigenen Bonhomie. „Was bringt Ihr? Aber erſt einen Cognac und dann Euren Bericht. Eine Bärenhitze! Maywald, wir wollen Thür und Fenſter aufmachen. So! Nun herangerückt! Und nun, Ihr Herren, was giebt es?“

Der Grenzaufſeher, welcher der ältere war, nahm zunächſt das Wort und erzählte mit vieler Anſchaulichkeit, wie ſie, nach Ausmeſſen der Fußſpuren (denn 'was anderes habe ſich nicht finden laſſen wollen) nahe daran geweſen wären, unverrichteter Sache wieder umzukehren, als ſein Kamerad, und hierbei wies er auf den jungen Forſtgehilfen, eines angebrannten Papierſtückchens anſichtig geworden wäre, das an der abgeſtochenen ſchmalen Lehmwand des Weges geklebt hätte. Dies Papierſtückchen ſei, wie ſie gleich vermuthet, ein Schußpfropfen geweſen, was ſie denn beſtimmt habe, dasſelbe ſorglich auseinander zu falten und zu glätten. Hier ſei es, und könne vielleicht zur Entdeckung des Thäters führen; denn, wie leicht zu ſehen, ſei es kein gewöhnliches

Stück Zeitungspapier, ſondern ein Stück von einem alten Kalender, und der Monat ſei noch halb und die Jahreszahl 1816 noch ganz deutlich zu leſen. Er glaube, daß das wichtig ſei; denn in demſelben Hauſe, drin man einen alten Kalender von 1816 finden werde, werde man muthmaßlich auch den Mörder finden.

Alles war unter dieſem Berichte des Grenzaufſehers in Aufregung gerathen, weil jeder fühlte, daß die nächſte Stunde ſchon das Geheimniß aufklären müſſe. Natürlich war eine Hausſuchung nöthig, und zur Frage ſtand nur noch das eine, bei wem damit begonnen werden ſolle.

„Bei wem anfangen?“ fragte der Alte.

„Bei Lehnert Menz,“ antwortete der Forſtgehilfe.

„Gut. Und wann?“

„In dieſer Minute noch. Denn er hat viel Freundſchaft hier herum und erfährt er, was wir vorhaben, oder wohl gar, wonach wir ſuchen, ſo wandert der Kalender in den Ofen oder er ſelber in die Welt. Er hat es ſchon lange vor.“

Alle waren einverſtanden. Nur einige Wenige blieben im Kretſcham zurück, der Reſt aber erhob ſich und ging auf Wolfshau zu.

* * *

Bei der großen Hitze, die herrſchte, zog man es vor, die ganz in greller Sonne liegende Chauſſee zu vermeiden und lieber, von dem hochgelegenen Kretſcham aus, gleich nach links hin bergab zu ſteigen, um hier, im Schatten der Berglehne, den Weg an der Kühlung gebenden Lomnitz hin zurückzulegen. Unterwegs wurden einige wieder unſicher und Zweifel ließen ſich hören, die, wenn ſie nicht geradezu von dem jüngeren Gerichtsmann ausgingen, ſo doch wenigſtens durch eben dieſen genährt wurden. Ein halbverbrannter Papierpfropfen ſei gefunden worden, ſo viel ſtehe feſt, aber dieſer Pfropfen brauche keineswegs aus dem Gewehre des Wilddiebs zu ſtammen. Auch Opitz habe geſchoſſen, wenn nicht im Kampf (worüber ſich vielleicht ſtreiten laſſe), ſo doch jedenfalls ein paar Noth- und Signalſchüſſe, was aus ſeinen eigenen Aufzeichnungen hervorgehe. Solcher Aeußerungen wurden in der Arrieregarde mehrere laut, aber an der Spitze der Kolonne, wo neben Kloſe der aus Erdmannsdorf herbeigekommene Gendarm Brey marſchirte, hielt man an der einmal gefaßten Meinung feſt und war nur einigermaßen überraſcht, als man, im Näherkommen an das Inſelchen und ſeine Stellmacherei, Lehnert Menz, in der Thür ſtehend, gewahr wurde, damit beſchäftigt, ein paar überhängende Roſenzweige mit Baſt wieder zurück an den Stamm zu binden.

So wenigſtens ſchien es. Er ſtand abgewandt und ſah ſich bei ſeiner Arbeit erſt um, als er den Tritt der Herankommenden auf der kleinen Bohlenbrücke hörte. Daß er zuſammenfuhr und ſich verfärbte, ſah Niemand. Raſch entſchloſſen ging er dem Trupp bis an den Brückenſteg entgegen und begrüßte den alten Gerichtsmann.

„Ich weiß, Gerichtsmann Kloſe, weshalb Sie kommen.“ Dabei zog er den Hut und trat reſpektvoll bei Seite. Der Angeredete lächelte.

„Nun gut, Lehnert, wenn Ihr wißt, weshalb wir kommen, ſo werdet Ihr auch nicht erſtaunt ſein, wenn wir vorſichtig ſind und Eure kleine Feſtung abſperren und die

Brückenſtege beſetzen. Ich will Euch und uns wünſchen, daß ſich ſchließlich alles ‚als nicht nöthig geweſen' herausſtellen möge. Vorläufig aber muß ich Euch bitten, voranzugehen und dafür zu ſorgen, daß wir Euch im Auge behalten. Im übrigen ſollt Ihr, vor der Hand wenigſtens, perſönlich unbehelligt bleiben, denn es handelt ſich in dieſem Augenblicke nicht um Eure Perſon, ſondern um eine Sache. Wir ſind nämlich hier, um Euer Haus nach einem falſchen Bart zu durchſuchen.“

Der alte Kloſe ſagte das ſo hin, um den unter Verdacht Stehenden auf eine falſche Fährte zu führen und dadurch wie ſicher zu machen, was auch glückte. Lehnert, voranſchreitend, ſtieg die Steintreppe hinan, während der Gerichtsmann und der junge Forſtgehilfe folgten. Gendarm Brey aber poſtierte ſich vor der Frontthür und überwachte von dieſer ſeiner Hochſtellung aus die durch den anderen Trupp erfolgende Beſetzung der beiden Brückenſtege. Flucht war unmöglich.

In der Stube begann inzwiſchen ein Wehklagen und Geſchrei. Die alte Menz warf ſich dem Gerichtsmann zu Füßen, küßte dem jungen Forſtgehilfen die Hand und ſchwor und jammerte, daß ſie unſchuldig ſei und von nichts wiſſe, und daß Lehnert auch unſchuldig ſei und ein frommes Gemüth habe, was ja der liebe Paſtor Siebenhaar beſtätigen könne, der ihn auf die Freiſchule geſchickt, weil er immer die Sprüche ſo gut gelernt und immer neben der Orgel geſtanden und am beſten geſungen habe. Ja, ſo ſei das Lehnertchen immer geweſen, ein frommes Gemüth und kränke keinen und keine Fliege nich an der Wand. Und was die Leute geſagt hätten und was auch Opitz geſagt habe (Gott hab' ihn ſelig, denn er war ein engelsguter Mann, und nun gar erſt die Frau, die gab all und jedem), das ſei nicht wahr und alles bloß gelogen, weil es ſo viel ſchlechte Menſchen gäbe, die einem nichts gönnten, und ſie ſeien unſchuldig. Und wenn ſie vor Gottes Thron ſtünde und ſie ſolle es anders ſagen, ſo könne ſie nicht anders ſagen, als daß ſie unſchuldig ſeien und Lehnert auch, denn er ſei immer ein frommes Kind geweſen, und Siebenhaar unten in Arnsdorf . . .

Jn dieſem Augenblicke wurde der junge Forſtgehilfe, während die Hände der Frau Menz die Kniee des alten Kloſe nach wie vor umklammert hielten, einiger an einem Bindfadenreſte hängender Kalenderblätter gewahr und machte Miene, darauf zuzuſchreiten. Lehnert, der mit klugem Auge jeder Bewegung gefolgt war, wußte, daß man ihn jetzt in Händen habe.

„Laß doch, Mutter!“ rief er dieſer in erkünſteltem Zorne zu, während er die Knieende vom Boden aufriß, „was erniedrigſt Du Dich? Jch will das nicht. Jch kann das nicht mit anſeh'n.“

Und die kleine Frau heftig ſchüttelnd, ſchob er ſie, nur um dem Geplärr und Gewimmer ein Ende zu machen (ſo wenigſtens ſchien es) auf die Thür und den Flur zu.

Der mittlerweile ganz an ſeine Fährte gebannte Forſtgehilfe war, ohne für das, was ſonſt in der Stube vorging, einen Blick zu haben, an die vergilbten Blätter herangetreten und hob ſie ſammt dem Faden, daran ſie hingen, vom Nagel. Und ſchon das erſte, worauf ſein Auge fiel, war das, wonach er ſuchte.

„Wir haben ihn!“ Und triumphirenden Auges an den alten Gerichtsmann herantretend, wies er auf die Jahreszahl oben rechts in der Ecke. „Wir haben ihn!“

Und unter dieſen Worten eilte man nach dem Flur hinaus, um Lehnert, deſſen Schuld nun klar war, in Verhaft zu nehmen. Aber wo war er? Die Alte lag draußen, in wirklicher oder erheuchelter Ohnmacht, jedenfalls unfähig oder unwillig, auf die ſtürmiſch an ſie ſich richtenden Fragen Antwort zu geben. Wo war er?

Die Brückenſtege waren nach wie vor dicht beſetzt, ſo mußt' er denn, wenn nicht ein Wunder geſchehen, im Hauſe ſelbſt irgendwo verborgen ſein. Und bis unter das Dach hin wurde nun jeder Winkel und Verſchlag unterſucht und die Suche bis in Schuppen und Milchkeller fortgeſetzt. Man durchwühlte das Heu, die Hobelſpäne, ſelbſt in den Rauchfang ſtieg man hinauf, und wurde nicht müde, das oberſte zu unterſt zu kehren. Alles umſonſt. Die Alte wußte nichts. Er war fort.

* * *

XVI.

Am Tage nach Lehnerts Verſchwinden, über das nicht nur die Krummhübler, ſondern auch ihre Sommergäſte ſich des breiteren unterhielten, ſaßen auch Rechnungsrath Espes wieder an ihrem Exnerſchen Stammtiſch. Die ſchöne Frau hatte ſich, was ſelbſt Espe nicht entging, unter dem mehrwöchentlichen Einfluß der Gebirgsluft womöglich noch verſchönt; ihr gegenüber ſaß aber nicht mehr Lieutenant Kowalski — dieſer war vielmehr abgereiſt, um den Reſt ſeines Urlaubs auf der hohen Tatra zu verbringen — ſondern Aſſeſſor Doktor Unverdorben, ein feiner, kluger Herr, der ſeine Klugheit neben anderm auch darin zeigte, daß er eine gegen ihn gerichtete Laune der Natur — er war nämlich ein Kakerlak — ſich dienſtbar gemacht, und das, was ihn ridikülisiren ſollte, recht eigentlich zum Schemel ſeiner Macht erhoben hatte. Schon als Knabe gehänſelt und immer nur das „weiße Kaninchen“ genannt, war er auf den Einfall gekommen, ſich durch Uebertrumpfung zu helfen, wozu die Sommerferien in beſonders heißen Jahren ihm mehr als einmal eine günſtige Gelegenheit geboten hatten. Auch in dieſem Jahre erſchien er wieder ausſchließlich in weißem Piqué, Rock, Beinkleid und Weſte ſammt weißem Strohut, und beſchränkte ſich im übrigen in ſeinem geſammten Anzuge, ſeine Lackſtiefel abgerechnet, auf zwei ſchmale ſchwarze Streifen, von denen der eine als Shlips, der andere als Monokleband figurirte. Dieſe ſeine Kühnheit verhalf ihm, wie allerorten, ſo natürlich auch in Krummhübel, zu einem vollſtändigen Triumphe, den allerdings, wie nicht geleugnet werden ſoll, umgehende Gerüchte von ſeiner günſtigen Vermögenslage nicht unerheblich ſteigerten, Gerüchte, die, zwiſchen Hunderttauſend und Dreihunderttauſend ſchwankend, ſelbſtverſtändlich auf letztere Zahl feſtgeſetzt und ebenſo prompt aus Mark in Thaler erhoben wurden.

Seine Bekanntſchaft mit den Espes war jetzt genau zwei Wochen alt, und hatte ſich, gleich nach Kowalskis Abreiſe, ganz natürlich gemacht. Espes waren auf der Annakapelle geweſen, um dort Forellen zu eſſen, bei welcher Gelegenheit Selma ihr roth und ſchwarz karriertes Plaid — das ſie (bei dreizehn Jahren etwas vorzeitig) als eine mit einem Riemen feſtgeſchnallte Außentournüre trug — verloren hatte. Seitens des bald nach den Espes auf der Annakapelle erſcheinenden und daſelbſt ſeinen Nachmittagskaffee nehmenden Aſſeſſors war unſchwer in Erfahrung gebracht worden, wem das Verlorengegangene gehöre (waren doch „Rechnungsraths“ ſo gut wie Stammgäſte dort oben), und am nächſten Vormittage ſchon war, in weiterer natürlicher Entwicklung der Dinge, das Plaid in der Espeſchen Wohnung abgegeben worden, zugleich mit einer großen goldgeränderten Karte, darauf Stand und Name lautete:

Dr. Sophus Unverdorben.
Kammergerichtsaſſeſſor und Lieutenant der Reſerve
im 2. Garde-Grenadier-Regiment Kaiſer Franz.
Berlin W. Lützow-Ufer 7a.

Wie ſich denken läßt, wurde das Wiedereintreffen des von dem etwas räthſelhaften „Onkel“ herrührenden roth- und ſchwarzkarrierten Plaids — der Onkel beſchenkte ſeine Nichten regelmäßig zu Weihnachten und Kaiſers Geburtstag — von der ganzen rechnungsräthlichen Familie mit aufrichtiger Freude begrüßt, aber ſo weit Espe perſönlich in Betracht kam, verſchwand dieſe Freude doch neben einem ſozuſagen auf ſtaatlicher Grundlage ruhenden Wohlgefühl, womit der Anblick einer ſo korrekt abgefaßten Karte den Rechnungsrath erfüllt hatte.

„Seht, Kinder, ſo muß dergleichen ausſehen,“ waren ſeine mehr als einmal wiederholten Worte, während die Räthin ihrerſeits ſich ausſchließlich mit Feſtſtellung der Perſonalfrage beſchäftigte. Wer war dieſer Aſſeſſor Unverdorben? Alle, die beim Abſtieg von der Annakapelle ihnen begegnet waren, wurden durchgenommen, und für Geraldine ſtand es alsbald feſt, daß es der diſtinguirte Herr mit dem aufgeſetzten Schnurrbart und dem ſchwarzen, etwas gekräuſelten Haar geweſen ſein müſſe, der ſo verbindlich gegrüßt und ſie, ſo flüchtig die Begegnung auch geweſen ſei, doch ganz eminent an Hendrichs erinnert habe. Die Räthin führte dann dieſe Lieblingserinnerung, die ſich, wie ſelbſt Selma ſchon wußte, bei jeder mit einem brünetten Herrn gehabten Begegnung unweigerlich wiederholte, des weiteren aus und ſchloß damit, daß Espe die Pflicht habe, den Aſſeſſor behufs Dankeserſtattung aufzuſuchen, und zwar heute noch, denn es gäbe jetzt ſo viele, die bloß Paſſanten wären und nur einen Tag blieben. Espe ſchien anfänglich das Rangverhältniß zwiſchen Rechnungsrath und Aſſeſſor abwägen und danach langſam und mit einer ſich und ſeiner Stellung ſchuldigen Reſerve ſeine Entſcheidung treffen zu wollen, gab aber ſchließlich doch nach und verſprach, am Nachmittag um die fünfte Stunde, nach dem Aſſeſſor fragen, und wenn er noch da ſei, ſofort ſeine Viſite bei demſelben machen zu wollen.

Damit war die Räthin denn auch einverſtanden, nicht ahnend, daß das Schickſal eine viel ſchnellere Löſung der Frage beſchloſſen hatte. Denn kaum, daß die Mitglieder der Familie nach Zurücklegung des kurzen Weges vom Tannicht (wo ſie wohnten) bis zum Exnerſchen Gaſthaus an dem ein- für allemal für ſie reſervierten Ecktiſch glücklich placiert waren, als auch ſchon ein Herr auf ſie zuſchritt, der ſich, während er eben noch die Lachluſt aller weiblichen Espes wachgerufen hatte, gleich danach als Aſſeſſor Unverdorben vorſtellte. Die Verlegenheit konnte nicht wohl größer ſein, und der Einzige, der in dieſer ſchwierigen Lage volle Contenance bewahrte, war Espe ſelbſt. Er bat den Aſſeſſor Platz nehmen zu wollen, und ſprach in der ihm eigenen würdigen und gewählten Weiſe den Dank für ſo viel Liebenswürdigkeit aus, denn von der Annakapelle bis nach Krummhübel hinunter ſei doch ein ziemlich weiter Weg, und die ganze Zeit über ein rothes Plaid zu tragen oder doch wenigſtens ein Plaid mit eingemuſterten rothen Karos . . .

Er ſtockte hier und brach ab, weil er plötzlich fühlen mochte, daß ihm das ewige und noch dazu ganz nutzloſe Hervorheben des Roth und wieder Roth als etwas politiſch Abſichtliches gedeutet werden könne. Dies war ihm aber fatal, denn Espe war ein korrekter Mann und ſehr ängſtlich dazu.

Die Räthin ihrerſeits hatte, während dieſes Geſpräch andauerte, ſowohl Lachen wie Verlegenheit überwunden, was nicht Wunder nehmen durfte, weil ſie mittlerweile Zeit gefunden hatte, das, was den Aſſeſſor in allem übrigen auszeichnete, ſowohl zu bemerken wie zu würdigen. Und zwar lag dies ihn Auszeichnende nach einer ganz beſtimmten und den meiſten Menſchen immer wieder imponirenden Seite hin, nach der Seite der tadelloſeſten weißen Wäſche. Beide, Rath und Räthin, hielten auch auf weiße Wäſche, ſie von Sauberkeits-, er von Ordnungswegen, aber was waren ihre vereinten Anſtrengungen auf dieſem Gebiete neben einem Manne wie Unverdorben. Und neben dem allen her lief die Betrachtung: ſo ganz zweifelsohne wie dieſer Piquérock war, war er ſelber, und unwillkürlich wiederholte ſich Geraldine den Inhalt ſeiner bis dahin nicht genug gewürdigten Viſitenkarte, ganz beſonders aber die Schlußzeile: „ . . . im 2. Garde-Grenadier-Regiment Kaiſer Franz.“ Selbſt die Kaninchenaugen hörten auf, ihr zu mißfallen, ſahen ſie doch mit einer merkwürdigen Miſchung von Klugheit und Selbſtbewußtſein und dazu mit einem Anfluge von Ironie in die Welt. Geraldine verſtand ſich aus zurückliegenden Tagen her auf ſeine Leute, und kein Zweifel, der Aſſeſſor gehörte dieſer Gruppe zu.

Unverdorben blieb bei Gelegenheit dieſer erſten Vorſtellung nur etwa zehn Minuten, aber dieſe zehn Minuten hatten doch ausgereicht, ein vorzügliches Verhältniß herzuſtellen. Espe war einfach entzückt, die Räthin war es beinah, und ſelbſt Selma verſicherte, ſie begriffe nicht, wie ſie habe lachen können, eine Bemerkung, der ſie, mit einer ihr kleidenden Wichtigkeit, hinzuſetzte, ſie würde ſich von Stund an nicht genieren, unmittelbar an ſeiner Seite durch ganz Krummhübel zu gehen. Und, wenn es ſein müſſe, durchs Leben.

„Selma, ſprich nicht ſo!“ bemerkte tadelnd Espe. „Das iſt über Deine Jahre.“ Die Räthin aber ſagte: „Espe, das verſtehſt Du nicht! Selma hat ganz recht; ſie hat ſich, um eines Höheren willen, in ihrem erſten Gefühl überwinden gelernt und darauf kommt es an. Formen entſcheiden.“

Espe wiegte den Kopf, was ebenſo Zuſtimmung wie Zweifel ausdrücken konnte.

Von jener erſten Begegnung an ſahen ſich Espes und Unverdorben täglich, wobei ſich des letzteren Verhältniß zur Räthin immer intimer geſtaltete, trotzdem er ihr, darüber war kein Zweifel, den auf der hohen Tatra weilenden Kowalski nicht voll erſetzen konnte. Sie fühlte das namentlich an einem gewitterſchwülen Tage, wo eine an ſie gerichtete Hotelpoſtkarte mit aufgedruckter Landſchaft (Tannen inmitten von Burgtrümmern) eintraf, darauf nichts ſtand als „Eljen Geraldine“ und darunter in geſchnörkelter altdeutſcher Schrift, „Ein Fichtenbaum ſteht einſam . . . .“ Die Räthin liebte dergleichen Dunkelheiten, beſonders wenn ſie ſich in poetiſcher Geheimſprache gaben, andererſeits aber — und das ſorgte für Balancierung deſſen, was dem Aſſeſſor fehlen mochte — war ſie zärtliche Mutter und als ſolche bei jenem Lebensabſchnitt angelangt, wo die hinſterbende „große Paſſion“, ohne übrigens ganz zu ſchweigen, in der verklärten Geſtalt einer umſchauhaltenden Mutterliebe wieder aufzuwachen pflegt. Selma freilich war noch ein halbes Kind, aber was that das? Es war ja keine Sache von heut auf morgen und es verdroß Geraldinen ernſtlich, ihren ewig rechnenden Espe bei Behandlung dieſer Frage ſo beharrlich den Kopf ſchütteln zu ſehen.

Dies Kopfſchütteln Espes indeß, wie durchaus geſagt werden muß, galt nur dem vorzeitigen und überhaſteten

Schlachtplane ſeiner Frau, keineswegs dem, an den dieſer Plan anknüpfte. Dieſem, eben unſerem Aſſeſſor, war Espe vielmehr mit Aufrichtigkeit zugeneigt, beſonders nachdem ſich ein paar kleine Unebenheiten, auf deren eine wenigſtens an dieſer Stelle hingewieſen werden mag, raſch wieder beglichen hatten. Unverdorben nämlich (ſo war die Sache gekommen), in dem ſich von Zeit zu Zeit das ganze Selbſtbewußtſein eines vom mündlichen Examen dispenſierten Primus Omnium mit dem größeren Hochgefühl eines Trienniums in Göttingen, Bonn und Heidelberg und dem ſelbſtverſtändlich größten eines Garde-Reſerve-Offiziers miſchte, hatte ſich in einem im übrigen rein akademiſch und jedenfalls ganz unperſönlich geführten Geſpräche zu der Bemerkung hinreißen laſſen, daß der alte Blücher, all ſeiner Meriten unerachtet, eigentlich doch nur eine „ſubalterne Natur" geweſen ſei, welchen Ausſpruch der von dem bloßen Worte „ſubaltern" allemal höchſt unangenehm berührte Espe mit vieler Geiſtesgegenwart, ja, wie zugeſtanden werden muß, ſogar mit einer gewiſſen Würde dahin beantwortet hatte, daß er dem preußiſchen Staate viele „Subalternen" à la Blücher wünſche, demſelben preußiſchen Staate, von dem es, beiläufig bemerkt, weltkundig ſei, daß er zwar nicht die „großen Männer," die fänden ſich überall, wohl aber die Dorfſchulmeiſter und ähnliche „ſubalterne Leute" vor anderen Staaten voraus habe. Denn worauf es allezeit ankomme, das ſeien die Fundamente, nicht aber die Krönung des Gebäudes — ein Ausdruck, bei dem die Räthin immer in ähnlicher Weiſe zuſammenzuckte, wie Espe bei dem Worte „ſubaltern".

Dies kleine Rencontre, wenn man der Scene dieſen Namen überhaupt geben durfte, hatte gleich in den erſten Tagen ihrer Bekanntſchaft ſtattgefunden. Seitdem war längſt wieder Friede geſchloſſen und die Räthin, wenn ſie mit Espe ſpät abends im Fenſter ihrer kleinen Wohnung lag und, ſentimental angeflogen, nach den Sternen hinaufſah und an die hohe Tatra dachte, pflegte dann wohl zu ſagen: „Ja, Lieutenant Kowalski. Denken muß ich ſeiner. Er war, wenn er aus den Redensarten heraus war, eigentlich gemüthlicher und ungenierter als Unverdorben, ja faſt könnte man ſagen zu gemüthlich. Aber Unverdorben iſt ihm doch ſittlich überlegen und hat es nicht bloß in ſeinem Namen, wiewohl der Name auch viel bedeutet, ſondern iſt wirklich ein höchſt anſtändiger Mann.“

Espe theilte dieſe Meinung vollkommen und erging ſich in Lobſprüchen; das eigentlichſte Bindeglied in dem freundſchaftlichen Verkehr beider Parteien blieb aber doch Selma, die ſeitens des Aſſeſſors ganz als Kind und Backfiſch und doch zugleich mit ſichtlicher Vorliebe behandelt wurde, was die Räthin mal auf mal mit einem auf Espe gerichteten und nicht mißzuverſtehenden Blick der Ueberlegenheit und Siegeszuverſicht begleitete. „Du ſiehſt, ich werde recht behalten.“

* * *

Solche Blicke waren auch heute, gleich zu Beginn der Mahlzeit, über den Tiſch geflogen, denn man hatte, wie herkömmlich, gemeinſchaftlich diniert, was man ſo in Sommerfriſchen dinieren nennt, und eben erſchien wieder die hübſche Marie mit dem großen Tablett, um die Kalbsbratenreſte ſammt einigen übriggebliebenen Kartoffeln in der Schale abzuräumen, blauſchalige, von denen der Rechnungsrath nicht mit Unrecht bemerkte, daß ſie mehr durch ihre Farbe wie durch ſonſtige Vorzüge wirkten, als ſich das ſeit Minuten um Opitz und ſeinen muthmaßlichen Mörder drehende Tiſchgeſpräch plötzlich unterbrochen ſah und zwar durch Selma und Frida, die mit dem Jubelrufe „ſie kommen“ auf den Eßtiſch zurückſtürzten. Wer dieſe „ſie“ waren, wußte zunächſt niemand zu ſagen, aber im nächſten Augenblick gab ein ſeltſames Trommeln und Pfeifen jede wünſchenswerthe Aufklärung. Unter Vorantritt einer überaus zahlreichen Dorfſchuljugend, in die ſich, allen Reſidenzhochmuth und alle Standesunterſchiede vergeſſend, auch kleine Berlinerinnen mit Kiepenhüten und rothen Jacketts gemiſcht hatten, erſchien ein dunkeläugiger Italiener, zwei Bären hinter ſich, von denen der eine mit ſeinem wie von Motten zerfreſſenen Pelz nur noch als Tummelplatz für zwei blaujackige Affen diente, während unmittelbar daneben ein großes wohlkonditionirtes Prachtexemplar, der unzweifelhafte Held der Kavalkade wie der ganzen Situation, einhertrottete. Zwiſchen den beiden Bären aber, und für die tanz- und muſikluſtige Jugend von annähernd gleichem Intereſſe, wurde man eines auf einem zweiräderigen Karren ruhenden mächtigen Leierkaſtens gewahr, neben dem eine phantaſtiſch gekleidete ſchwarze Perſon einherſchritt. Einen Augenblick ſchienen Selma und Frida von der Angſt erfüllt, den Zug an dem Exnerſchen Lokal, als einem zu vornehmen, vorüberziehen zu ſehen, dieſer Angſt jedoch machte der Abruzzenmann ein raſches Ende, denn kaum war er bis in die Höhe des gerade lebhaft plätſchernden Springbrunnens gekommen, als er auch ſchon anhielt und tambourmajorartig mit ſeiner Pickelflöte ein Zeichen gab, auf das hin der Muſterbär ſich erhob und, einen Stock über Hals und Rücken, ſeinen Tanz begann. Seine glänzende Leiſtung würde allein ſchon genügt haben, eine Welt von Entzücken wachzurufen, aber wer beſchreibt den Jubel aller und ganz beſonders der Espeſchen Mädchen, als eben jetzt das mit allerlei rothen Tüchern drapierte Zigeunerweib die Leierkaſtenkurbel zu drehen und dem Prachtbären — für den Trommel und Pfeiſe ganz augenſcheinlich als nicht gut genug erachtet worden waren — zum weiteren Tanz aufzuſpielen begann. Dazu kam noch, daß der Leierkaſten ſelbſt keine gewöhnliche Drehorgel, ſondern ein höheres Kunſtinſtrument mit Janitſcharenmuſik war, deſſen Becken und Pauke, ja ſelbſt Trompete, durch Strippeziehen und eine ſpinnradähnliche Tretvorrichtung in beſtändiger Aktion erhalten wurden. Und damit nicht genug, ſprangen in eben dieſem Augenblick auch noch die beiden Affen von ihrem Mottenpelzbären plötzlich auf den Exnerſchen Staketenzaun, alſo mitten in die Krummhübler Zaungäſte hinein, was, als dieſe laut aufſchrieen, das Entzücken aller derer noch ſteigerte, die, weil zurückſtehend, dieſem unerwarteten Ueberfall entgangen waren.

Jung und Alt waren erheitert, nur Espe konnte dergleichen nicht ertragen. Was ſich allen andern einfach als Mummenſchanz, als ein Stück poetiſcher, mit dem Zauber des Fremdartigen ausgeſtatteter Welt darſtellte, war ihm nur eine Welt der Unordnung, der Unſitte, der Faulenzerei, durchſetzt mit Keimen, aus denen allerlei Verbrechen über kurz oder lang aufgehen müſſe. „Selma . . . Frida!“ rief er zwei- dreimal, ohne daß die Kinder hörten, und als die darüber mehr und mehr in Verlegenheit gerathende Räthin ihm ſchließlich zuflüſterte, daß er doch auf die Nachbarliſche Rückſicht nehmen und ſich ſeiner Erziehungsphiliſtereien enthalten möge, wurd' er unwirſch und beinah heftig, wie immer wenn das Kapitel der Ordnung in Frage kam, und mit dem Zeigefinger auf den Tiſch ſchlagend (er traf leider die Gabel, die nun in einem Bogen aufflog und dann erſt zur Erde fiel), fuhr er in ſpitzem Tone fort: „Liebe Geraldine, das ſind Prinzipienfragen und Prinzipienfragen ſind nicht Deine Stärke . . .“

„Nein,“ ſagte dieſe.

„Nun wohl. Es giebt aber Prinzipien und es giebt Erfahrungsſätze. Was da herumzieht — den großen Bären nehm' ich aus; der Bär iſt der einzig Anſtändige von der Geſellſchaft — was da herumzieht, ſag' ich, iſt Geſindel und ich mag nicht alles auf der Seele haben . . .“

„. . . Und ich noch weniger auf dem Körper,“ ergänzte Sophus . . .“

„. . . Was ſich da drüben bei dem feinwollenden Ehepaare, das doch natürlich keines iſt, vorfindet . . .“

„Es giebt ſo viele Ehepaare, die keine ſind,“ ſagte Geraldine gereizt. „Ich bitte Dich, Espe, wenn Du nur nicht immer verbeſſern und die Menſchen ſo vortrefflich machen wollteſt wie Du biſt. Du verlangſt lauter Espes. Das hilft Dir aber nicht. Der liebe Gott hat es anders gefügt, und die Menſchen gehen nun 'mal ihrer Luſt und ihrem Vergnügen nach.“

„Meinetwegen. Ich will ſie dabei nicht ſtören, und ich bin ſelber ſogar, was Du vielleicht nicht glauben wirſt, für Luſt und Vergnügen, wenn das alles eine zuläſſige Baſis hat. Aber dies, was wir hier vor uns haben, iſt Verbrechervolk und Mörderbande. Das zieht nun bis auf die Koppe hinauf und morgen iſt es in Böhmen und in vier Wochen iſt es in Galizien oder in Ungarn.“

„Oder wohl gar auf der hohen Tatra,“ warf Unverdorben ein und Geraldine verfärbte ſich ſofort und ſchoß einen erzürnten Blick auf den Sprecher . . . Aber es dauerte nicht lange, ja, die böſe Miene ging ſogar raſch in ein Lächeln über, als ihr der Gedanke kam, daß dies alles der Ausdruck einer aufkeimenden Eiferſucht ſein könne.“

„In Galizien oder in Ungarn,“ nahm Eſpe ſeine Rede wieder auf, „oder meinetwegen auch auf der hohen Tatra. Und dann ſind es nicht mehr zwei, ſondern muthmaßlich drei, und der Dritte, der ſich dann eingefunden hat und ſich auf falſche Bärte verſteht, und es gewiß nicht unter einem anderthalb Fuß langen Sappeurbart thut, und der dann vielleicht abwechſelnd mit der ſchwarzen Hexe da den Leierkaſten dreht oder auch an der Beckenſtrippe ſteht — dieſer dritte Galgenvogel iſt dann unſer Freund Lehnert Menz . . . Ein fixer Kerl, gewiß, und das Weibervolk iſt um ihn 'rum und ſtarrt ihn an und beſtaunt ihn, weil er einen ſo ſchönen Bart hat, falſch oder nicht. Und ein Glück für ihn, daß er ihn hat, ich meine den falſchen, der ihn unkenntlich macht und ihn den Händen der Gerechtigkeit entzieht . . . Aber ich hoffe, ſie faſſen ihn noch.“

„Und ich hoffe, ſie faſſen ihn nicht,“ ſagte Sophus.

„Sie belieben zu ſcherzen . . .“

„Ich glaube, der Herr Aſſeſſor ſpricht in vollem Ernſt,“ triumphirte Geraldine.

„Vollkommen“, beſtätigte dieſer. „Ich bin kein Anhänger der Abſchreckungstheorie. Die Leute von Fach, Doktoren und Gerichtsleute, glauben ſelten an die gäng und geben Heilmittel, auch wenn ſie gezwungen ſind, ſie zu verordnen. Wenn ſie den Lehnert faſſen, ſo kommt er ein halbes Leben lang ins Zuchthaus und zupft Lumpen und wird ſelber ein Lump. Wenn er aber, wie der Herr Rath eben zu bemerken die Güte hatte, den Händen der Gerechtigkeit entſchlüpft, ſo wird er ein Mohrenkönig oder ein chineſiſcher Admiral oder ein Robinſon. Und Leute, die das Zeug dazu haben, die ſind mir immer zu ſchade, um hinter Schloß und Riegel zu verkommen, bloß um fiat justitia willen. Gerechtigkeit! Was heißt Gerechtigkeit? was war hier Gerechtigkeit? Dieſer Opitz, der für ſeiner Sünden Schuld hat zahlen müſſen . . .“

„Er war ein Mann im Dienſt . . .“

„Gewiß. Aber er ſoll ein wunderbarer Heiliger geweſen ſein in jedem Betracht. Und wer will ſagen, wie's ſtand und wie ſich Schuld und Unſchuld in dieſem Falle vertheilt haben? Ich habe mir im Gerichtskretſcham geſtern abend den Fall erzählen laſſen und habe dann auch nach dem Lehnert gefragt und, ob er was tauge oder nicht? Und da hab' ich nicht eben viel Schlimmes gehört. Im Gegentheil. Ein bischen wirr wie alle Halbgebildete, die viel Zeitungen und Freiheitsbücher leſen. Aber trotzdem nicht übel. Meinen Segen hat er und ich wollte, daß ihm ein Paß aus meinem Segen würde; den kann er brauchen. Bärenführer! Der wird kein Bärenführer und zieht an keiner Beckenſtrippe . . .“

Und Unverdorben, während er ſo ſprach, ließ das Monocle fallen und ſeine Kaninchenaugen waren noch röther geworden als gewöhnlich. Das alles ſah Geraldine. Sie war nicht für Kakerlaken und Kowalſki blieb ihr unerſetzt, aber ſie hätte trotzdem aufſpringen und dem Sprecher vor aller Welt Augen einen Kuß geben mögen. Denn ſie war eine Frau, die, wie die meiſten, die ſich einer Vergangenheit rühmen dürfen, ein gutes und ſtarkes Herz und jedenfalls eine Verachtung gegen alle Tugend- und Offizioſitätsphraſen hatte.

* * *

XVII.

Sechs Jahre waren hin, und wieder war Sommer, als ein ſchlank aufgeſchoſſener Mann von Mitte dreißig, der in ſeinem Aufzuge halb einem Cooperſchen Trapper und halb einem Bret Harteſchen Kalifornier aus den Diggings glich, auf einem bequemen Waldpfade, zu den Shawnee-Hills emporſtieg, einem ausgedehnten, ſüdlich vom Staate Kanſas in den ſogenannten „Indian-Territories“ gelegenen Gebirgszuge. Er kam vom Fort Mac Culloch, das er ſchon tags vorher verlaſſen und hoffte noch vor abend in dem an der andern Seite der Shawnee-Hills gelegenen Fort Holmes zu ſein, an deſſen Befehlshaber er einen Empfehlungsbrief hatte. Der Brief ſelbſt aber lautete:

„. . . Dem Kommandierenden von Fort Holmes empfehle ich den Ueberbringer dieſer Zeilen, Mr. Lionheart Menz, aus San Franciſko, einen Preußen (aus Siléſia) von Geburt, der bei Gelegenheit des letzten in unſerer Nähe ſtattgehabten Railway-Accidents nach Fort Mac Culloch gebracht und von uns in mehrwöchentliche Pflege genommen wurde. Bruch des linken Oberarms. In Abweſenheit Doktor Morriſons machte der auf einem Jagdzuge zufällig hier anweſende Gunpowder-Face, deſſen Heilmethode ſich wieder vollkommen bewährte, die Kur. Ich hebe dieſen Punkt hervor, einerſeits weil ich vernommen habe, daß Gunpowder-Face häufig auch in Fort Holmes verkehrt, andererſeits weil ich zu wiſſen glaube, daß das Unterhalten freundſchaftlicher Beziehungen zu den Indianer-Chiefs der Regierung mindeſtens ebenſo erwünſcht iſt, wie uns ſelbſt. Mr. Lionheart Menz hat ſich hier unſer aller Herzen gewonnen. Er war, eh' er nach San Franciſko ging, mehrere Jahre lang in den Diggings, kam daſelbſt zu Vermögen und hatte vor, von San Franciſko nach Portland und von Portland nach Shanghai zu gehen, um daſelbſt in ein Geſchäft einzutreten, als das Falliſſement der Neu-Mexiko-Bank ihn um faſt ſein ganzes Vermögen brachte. Von neuem anzufangen, war er unluſtig und ſo hat er denn, ſeit dem Zuſammenbruch, vor, es wieder als Carpenter zu verſuchen, am liebſten, ſeiner eigenen Angabe nach, in der Brettſchneidebranche, weshalb er an den Miſſiſſippi will, wahrſcheinlich nach St. Louis und, wenn er dort ſcheitert, nach Milwaukee, Wisconſin. Er iſt, wie alle Deutſche, muſikaliſch, wovon er uns Proben gab, trotzdem ihm, die ganze Zeit über, nur die rechte Hand zur Verfügung war. Jetzt iſt er vollkommen wieder hergeſtellt, und ihr werdet zu Spiel und Tanz mehr von ihm haben wie wir. Sein eigentliches Inſtrument iſt die Zither, hierlandes wohl ſchwer zu beſchaffen, aber er knipſt auch auf der Violine, meiſtens mit einer Federſpule, was allemal eine vorzügliche Wirkung macht. Er hat den Wunſch ausgeſprochen, ſeine Weiterreiſe, zunächſt wenigſtens, zu Fuß machen zu dürfen, weil er ſich, nach ſo vielen Wochen voll Unthätigkeit, nach Bewegung und Anſpannung ſehnt. Wir haben ſeinem Wunſche gern willfahrt und ihm zwei von unſern Cherokeeleuten als Führer und Träger mitgegeben. Unſere Bitte an Euch geht nun dahin, ihm in Fort Holmes gaſtlich begegnen zu wollen, mit jenem Entgegenkommen, das Ihr immer übt und ſich in dieſem Falle doppelt belohnen wird. Er iſt nämlich, von ſeiner Muſik ganz abgeſehen, über deutſche Zuſtände gut unterrichtet, war Anno Siebzig in der Nähe des deutſchen Kronprinzen und hat den Einzug in Paris unter Bismarcks Augen mitgemacht. Daß ſeine Stellung in jenen Tagen eine hervorragende geweſen ſei, wird ſich kaum annehmen laſſen, aber er hat doch den Vorzug, von allem damals Erlebten erzählen zu können. Ich empfehle mich Eurer kameradſchaftlichen Geneigtheit. Henry Wood, Agent of the United States Government und Kommandant von Fort Mac Culloch.“

So der Brief, der das, was Lehnert in den letzten ſechs Jahren erlebt hatte, kurz erzählte. Ja, ſo war es geweſen: ein Vermögen war raſcher hingeſchwunden, als er es erworben hatte. Im übrigen war die Nachricht von dem Bankrott der Neu-Mexiko-Bank, ſo unvorbereitet ſie ihn traf, ohne tiefere Bewegung von ihm aufgenommen worden, weil ihn dieſer beinahe völlige Vermögensverluſt raſch und mit einem Schlag einem im Lauf des letzten halben Jahres in San Francisko geführten Spekulationsleben entriß, das ihm eigentlich ſchon widerſtand, während er es noch mitmachte. Ja, er ſehnte ſich aufrichtig danach, an die Stelle des mit deutſchen und ſchweizeriſchen und vielfach auch mit franzöſiſchen Abenteurern in den Diggings verbrachten Lebens, und des ſchlimmren in der californiſchen Hauptſtadt, wieder ein Leben voll Arbeit treten zu laſſen, und die Reiſe nach dem Oſten erſchien ihm als der erſte Schritt dazu. Selbſt der Eiſenbahnunfall, der ihn traf, war nicht angethan, ihn anderen Sinnes zu machen. Im Gegentheil, die ſtillen

Wochen in Fort Mac Culloch hatten ihn in dieſen ſeinen Anſchauungen nur noch gefeſtigt und es war unter einem lange nicht gefühlten Behagen, daß er jetzt, friſch und rüſtig, die Shawnee-Hills hinaufſtieg, auf kaum fünfzig Schritt die beiden Cherokees vor ſich, die ſeinen Koffer an einer über ihre Schultern gelegten Stange trugen. Von Zeit zu Zeit ſahen ſie ſich nach ihm um und ihr freundliches Grinſen, wenn er nach dieſem oder jenem fragte, ſteigerte nur noch die Heiterkeit ſeiner Seele.

Gegen mittag hatten alle drei, nach mehrmaliger Raſt, den Kamm des ziemlich hohen Gebirgszuges erreicht und Lehnert ſah nun weit und frei nach Norden hin. Alles, was da vor ihm lag, war ein wohl an ſieben Meilen breites, von der von Galveſton kommenden Texas-Kanſas-Miſſouri-Bahn durchſchnittenes Querthal, an deſſen entgegengeſetzter Seite das Land allmählich wieder anſtieg, bis es abermals einen ziemlich hohen, dem diesſeitigen Zuge der Shawnee-Hills entſprechenden Bergzug bildete. Dazwiſchen wenig Leben. Von den Ortſchaften an der Bahn hin waren nur die weiter entfernten ſichtbar: Station Darlington und Station Gibſon (letztere ſchon ganz drüben), während ſich die verhältnismäßig nahe gelegene Station Holmes, ſammt ihrem gleichnamigen Fort, verbergen zu wollen ſchien. Erſt als Lehnert die beiden Indianer herbeirief und nach dem Fort fragte, gaben ſie ſeinem Auge die richtige Richtung und nun ſah er (die Station blieb verſteckt) wenigſtens die vier gekupferten Thürmchen von Fort Holmes deutlich in der Nachmittagsſonne blinken. Auch das paliſſadenumſtandene Blockhaus ſah er, ſammt ſeinem Feldſteinfundament, ja, die Luft war ſo klar, daß er vermeinte, die Paliſſadenſtämme zählen zu können. Einer der beiden Indianer aber, der ein wenig engliſch radebrechte, wies unausgeſetzt mit der Fingerſpitze darauf hin und wiederholte dabei: „that's it . . . Fort Holmes", lächelnd und bedeutungsvoll hinzuſetzend: „tea . . . brandy . . . six o'clock."

⁂

Und ehe noch ſechs Uhr heran war, hatte ſich Fort Holmes in aller Gaſtlichkeit aufgethan, trotzdem der mitgebrachte Empfehlungsbrief, und zwar infolge zufälliger Abweſenheit des Kommandanten von Fort Holmes, noch gar nicht ſeine Schuldigkeit hatte thun können. Als nun aber, zwei Stunden ſpäter, der Kommandierende wieder daheim war und den ausführlichen Brief ſeines Kameraden Henry Wood von Fort Mac Culloch geleſen hatte, ſteigerte ſich das Entgegenkommen noch um ein Erhebliches und Aufforderungen von beinah' dringlicher Natur ergingen an Lehnert, auch in Fort Holmes eine längere Raſt nehmen zu wollen. Es würde ſich ſchon ein Faden ſpinnen laſſen und was das Zitherſpielen angehe, deſſen der Brief Erwähnung thue, ſo woll' er nur ſagen, die german Mennonites bei Station Darlington, keine fünfundzwanzig engliſche Meilen von hier, hätten eine Zither und würden ſich gewiß bereit finden laſſen, ſie für kurze Zeit nach Fort Holmes hin zu leihen. Auf der Bahn ſei's nah', und wenn ſie dann die Zither hätten (und er wiſſe wohl, eine Zither ſei noch viel ſchöner als eine irish harp), dann wollten ſie „Yankee Doodle" ſpielen und die „Wacht am Rhein". Aber nicht „God save the Queen", nichts Engliſches, alles Engliſche tauge nichts. Und dann ſollten die Indianer tanzen, oder auch die Nigger, deren ſie ſeit kurzem ein paar von Galveſton her hätten, und wenn dann der Tag auf die Neige ginge, dann wollten ſie ſich auf den Wallgang ſetzen und den Mond aufgehen ſehen und bei Brandy und Whisky, er habe noch einen feinen alten Glen Fillan, ihren Schwatz haben, von Chattanooga und Grant und Sheridan und von Bismarck und Moltke und Old William.

In dieſer Weiſe — denn Fort Holmes war ein einſamer Poſten, ebenſo wie Fort Mac Culloch — drang man gleich am erſten Abend in Lehnert ein, dieſer aber, den ein ernſtliches Verlangen erfüllte, dem vielwöchentlichen Nichtsthun ein Ende zu machen, blieb nur bis über den zweiten Tag. Am Morgen des dritten nahm er Abſchied und ſchritt vom Fort aus auf das gleichnamige Stationsgebäude zu, das, in kaum halbſtündiger Entfernung, gerade da, wo der Schienenweg aus dem Gebirge trat, in einer halbmondförmigen Ausbiegung am Saum eines Ahornwäldchens lag.

Die kleine Bahnhofsuhr von Station Holmes zeigte neun Uhr früh, als Lehnert daſelbſt eintraf. In einer Viertelſtunde mußte der von Galveſton nach dem Norden führende Zug da ſein, er kam aber mit erheblicher Verſpätung, ſo daß Lehnert und die wenigen Perſonen, die mit ihm auf dem Bahnſteige warteten, ſich beim Einſteigen in die Wagen beeilen mußten. Dieſe waren nur ſchwach beſetzt und in dem Coupé, darin ſich's Lehnert alsbald bequem zu machen ſuchte, befand ſich nur ein einziger Mitreiſender, ein junger Mann von achtzehn Jahren, der, wiewohl einigermaßen abweichend von der Mode gekleidet trotzdem leicht erkennen ließ, daß er einem guten Hauſe zugehörte. Seine Züge verriethen den Deutſchen, während andererſeits die Sicherheit und Ruhe ſeiner Haltung mit gleicher Beſtimmtheit zeigte, daß er, wenn auch vielleicht nicht in Amerika geboren, ſo doch jedenfalls amerikaniſch geſchult ſei. Die Gegend ſchien er zu kennen. Er las, in die Ecke gedrückt, eine Galveſtonzeitung und hatte den linken Arm auf eine Ledertaſche geſtützt, in deren Meſſingſchild, wenn nicht alles täuſchte, der Name des jungen Reiſenden eingraviert war. Lehnert ſuchte denn auch das Eingravierte zu leſen, was ihm unſchwer glückte. „Tobias Hornboſtel“ ſtand in oberſter Reihe, dicht darunter aber in etwas kleinerer Schrift: „Rogat-Ehre, Station Darlington, Indian-Territory.“ Das war beinah' eine Biographie, mindeſtens eine volle Adreſſe. Lehnert, als er Namen und Ortsangaben entziffert hatte, war von dem allen aufs äußerſte betroffen und wenn er ſchon vorher den Wunſch einer Geſprächsanknüpfung gehabt hatte, ſo ſteigerte ſich dieſer Wunſch jetzt bis zum feſten Entſchluß. Er wollte nur warten, bis der Mitreiſende das Zeitungsblatt aus der Hand gelegt haben würde. Das war nun geſchehen und Lehnert ſagte: „Ihr ſeid ein Deutſcher?“

Der, an den die Frage ſich richtete, bejahte mit vieler Freundlichkeit und fragte dann ſeinerſeits, woran er ihn erkannt habe.

„Nichts leichter als das,“ ſagte Lehnert. „Du haſt das deutſcheſte Geſicht, das ich all' mein Lebtag geſehen habe. Lache nur! Und ſiehſt dabei ſo klar aus und ſo gut. Du gefällſt mir.“

„Du nennſt mich Du.“

„Und Du mich auch,“ fuhr Lehnert fort, „was mir nur beweiſt, daß ich recht habe. Du biſt nicht bloß ein Deutſcher, Du biſt auch ein Mennonit. Und die Mennoniten nennen ſich, glaub' ich, ‚Du', ganz ſo wie die Quäker.“

„Das ich nicht wüßte. Jedenfalls nicht immer."

„Aber doch oft. Und wenn ſie Tobias Hornboſtel heißen, dann ganz gewiß. Nicht wahr?"

„Ja, dann gewiß," antwortete Tobias und ſtreckte ihm die Hand entgegen. „Ich ſehe, Du haſt gute Augen und haſt Namen und Ort auf dem Meſſingſchilde geleſen. Und aus ‚Rogat-Ehre' haſt Du den Schluß gezogen, daß ich ein Mennonit ſein müſſe."

„Freilich. Aber Du triffſt es nur halb. Schon Dein Name Hornboſtel hätte mir alles geſagt, auch wenn ich den Ortsnamen Rogat-Ehre gar nicht geleſen hätte. Vor ſechs Jahren, als ich eben herübergekommen war, war ich in Dakota, wo ſie damals die Schwellen und Schienen für die Nord-Pacific-Bahn legten, und in einem Dorfe, das uns wegen ſeiner Tieflage viel zu ſchaffen machte (wenn ich nicht irre, nannten ſie's Dirſchau), in eben dieſem Dorfe waren Mennoniten und der Oberſte der Gemeinde hieß Hornboſtel, Obadja Hornboſtel, mir noch deutlich in Erinnerung, weil wir, verzeih', über den Namen oft ſcherzten. Und ich weiß auch, daß die Rede davon war, in Obadja Hornboſtels Farm einzutreten, wo's uns jedenfalls beſſer ergangen wär', als in unſerem fiebrigen Sumpfloch. Aber ich hatte damals noch die Sehnſucht nach den Diggings hin, weil ich ein Narr war und reich werden wollte. Sonſt hätt' ich's wahr und wahrhaftig auf der Stelle verſucht . . . Obadja Hornboſtel, ein hübſcher, aber etwas wunderbarer Name."

„Das war mein Vater."

Lehnert erſchrak faſt. „Aber das war ja doch in Dakota, neunhundert engliſche von hier."

„Und iſt doch ſo, wie ich ſage. Wir waren erſt in Dakota, da bin ich auch geboren, und meine Schweſter Ruth auch. Und unſere Mutter iſt da begraben. Und wir dachten auch in Dakota zu bleiben. Als aber ein Streit mit dem Government kam und die klugen Herren, die man uns nach Dakota ſchickte, ſo thaten, als ob wir Mormonen ſeien, oder doch nicht viel anders, da machte der Vater kurzen Prozeß und iſt ausgezogen wie Abraham, und die ganze Kolonie mit ihm, und dieſen Herbſt werden es fünf Jahre, daß wir hier ſind und eine neue Heimath haben, in der man uns, bis jetzt wenigſtens, nicht geſtört hat. Erſt ſollt' es wieder Dirſchau heißen, ſo wenigſtens wollt' es der Vater, aber ſchließlich gab er es auf und nannt' es wie die Gemeinde wollte. Und ſo wohnen wir denn in ‚Nogat-Ehre'.“

Lehnert, als ſein junger Mitreiſender ſo ſprach, ſtarrte nachſinnend vor ſich hin und rauchte dabei mit verdoppelter Energie. Dann warf er den Stummel weg und es war erſichtlich, daß er ſich einen Plan gemacht und eine Frage vorbereitet hatte. Trotzdem ſchwieg er noch immer. Endlich nahm er den Hut vom Kopf, ſtrich ſich über das volle Haar und ſagte: „Glaubſt Du an Beſtimmungen?“

Der andere lachte. „Gewiß glaub' ich an Beſtimmungen. Wenn Gott lebt und uns trägt und hält, muß es doch auch eine Beſtimmung geben. Gott beſtimmt alles und er beſtimmt ſogar alles vorher.“

Lehnert ſah unausgeſetzt in die Landſchaft hinaus. Erſt nach einer Weile nahm er das Geſpräch wieder auf und ſagte: „Beſtimmung. Ja, es wird ſchon ſo ſein. Und wenn ich überlege . . . Wie kam es? In Dakota hört' ich Deines Vaters Namen und wollt' eintreten in ſeine Farm, oder doch beinah'. Und hier, an den Shawnee-Hills, neunhundert Meilen weiter ſüdlich, kaum berühr' ich das Land, wen ſeh' ich, wen treff' ich? Dich, Deines Vaters Sohn. Ja, das iſt Beſtimmung. Gott will, ich ſoll mit Euch leben. Glaubſt Du, daß Dein Vater mich brauchen kann?“

Tobias ſchwieg.

„Du ſchweigſt. Und ich ſehe daraus, Ihr ſeid ſehr wähleriſch geworden ſeit Dakota.“

„Nein. Das nicht. Ich überlege nur, wie's wohl ginge.“

„Das ſoll Euch keine Sorge machen. Ich habe, von Kind auf, Schwielen an meinen Händen gehabt und wenn ich ſie hatte, war mir immer am wohlſten. Ich will Deinem Vater in der Wirthſchaft helfen, pflügen und graben, wenn es ſein muß, und das Vieh austreiben. Ich weiß mit Axt und Säge Beſcheid und kann Uhren reparieren und Dach decken, mit Schindel und mit Stroh, und einen Stollen in den Berg ſchlagen. Und ich kann auch die Schreiberei beſorgen und werde mich überhaupt ſchon nützlich machen. Und wenn Du mit Deinem Vater ſprichſt, denn ich komme nicht gleich mit (Du mußt vorauf, während ich in Station Darlington bleibe, das iſt ja wohl Eure nächſte Station), dann ſag' ihm: ich glaubte, daß es ſo Gottes Wille ſei, und deshalb frug' ich bei ihm an. Zweimal derſelbe Name, derſelbe Mann. Es ſteht mir feſt, es ſoll ſo ſein.“

Toby nickte. Lehnert aber, als er gleich danach in Erfahrung brachte, daß man in weniger als einer halben Stunde ſchon auf Station Darlington eintreffen werde, ließ das Thema, das er vorläufig als erledigt anſah, fallen und ſprach ſtatt deſſen von Utah und den Heiligen am Salzſee, von Portland, wohin er, um von dort aus in ein China-Handelshaus einzutreten, eigentlich habe gehen wollen, und zuletzt auch von Californien.

„Kennſt Du Californien?“ fragte Toby.

„Nur zu gut. Was ich in vier Jahren in den Diggings erworben, bin ich in vier Monaten in San Francisko wieder los geworden. Aber es iſt gut ſo. Beſtimmung auch das. Ich habe nie am Gelde gehangen und will nur frei ſein. Iſt Dein Vater ſtreng? Ein großer Befehlshaber?“

„Er befiehlt nie. Er ſagt nur: ‚Ich denke, wir machen das ſo.‘“

Lehnert lachte: „O, das kenn' ich, das iſt die fromme Form, aber es läuft auf daſſelbe hinaus. Uebrigens mir gleich. Wo Verſtand befiehlt, iſt der Gehorſam leicht. Bloß der Befehl rein als Befehl, bloß hart und grauſam, da kann ich nicht mit, das kann ich nicht aushalten.“

Toby ſah ihn groß an. „Das iſt recht, was Du da ſagſt. So denk' ich auch und ſo denken wir alle. Und wenn Du ſo biſt, da bin ich auch ſicher, Du wirſt dem Vater gefallen. Er hat es gern, wenn man frei ſpricht und eine Meinung hat. Aber eine Form muß es haben, darauf hält er.“

Unter dieſem Geſpräche hatte man Darlington erreicht, und beide ſtiegen aus. Ein kleines Ponygefährt war ſchon vorher bis dicht an das Stationsgebäude herangefahren und ein junges Mädchen von kaum ſechszehn Jahren hielt die Zügel in Händen. „Grüß Dich Gott, Ruth!“ Ein liſtig dreinſchauender junger Cherokee, der den Dienſt auf der Station hatte, ſtand neben dem Gefährt und wartete. Dieſem warf das junge Mädchen mit großer Geſchicklichkeit die Zügel zu, ſprang vom Wagen und war im nächſten Augenblick in herzlichem Geſpräch mit ihrem Bruder. Dies Geſpräch aber, wenn nicht alles täuſchte, drehte ſich um

Lehnert und ob man ihn nicht ſofort nach Nogat-Ehre mit hinausnehmen ſolle, was die Schweſter von ihrem Bruder Toby zu fordern ſchien. Und in der That trat dieſer noch einmal an Lehnert heran, und ſprach in dem Sinne, wie's Ruth gewollt hatte. Lehnert blieb aber feſt und beharrte bei ſeiner Ablehnung. Er werde die Nacht im Stationshauſe zubringen und am anderen Morgen auf die Farm hinauskommen. So ſei's am beſten und Toby ſolle nur vorher ſchon für ihn ſprechen und nichts von dem vergeſſen, was er ihm geſagt habe.

Damit trennte man ſich und eine Minute ſpäter rollte das Ponygefährt wieder in die Landſchaft hinein. Toby fuhr jetzt, während Ruth den Arm um des Bruders Schulter gelegt hatte. Der blaue Schleier flog und an einer Biegung des Weges ſahen ſich beide noch einmal um und grüßten.

„Unſchuld . . .“ ſagte Lehnert. „Wer Dich hat, hat das Glück.“

XVIII.

Am anderen Morgen wollte Lehnert nach Nogat-Ehre hinaus und daſelbſt ſein Heil bei den Mennoniten verſuchen. Aber bis dahin war noch eine lange Zeit, lang und bedrücklich, abgeſehen davon, daß es Schwierigkeiten zu haben ſchien, auf der Station eine Bewirthung und ſelbſt ein Unterkommen zu finden. Als dies Unterkommen aber erſt bewilligt war, fand ſich auch ein Eſſen: ein Huhn, das bei Eintreffen des Zuges noch im Wegekies umhergeſcharrt hatte. Dabei blieb es denn freilich — es war eine von den Einſamkeitsſtationen — und Lehnert, um die Zeit nothdürftig hinzubringen, ſah ſich gezwungen, ſtundenlang alte Geſchäftsanzeigen und noch ältere Fahrpläne zu leſen. Dann und wann kam ein Zug, das war etwas, aber die daraus erwachſende Zerſtreuung war doch nur gering und jedenfalls immer nur von kürzeſter Dauer.

Der letzte Zug kam um neun Uhr vierzig Minuten und war ein Expreß-Train, der, auf der Strecke von Galveſton bis St. Louis nur dreimal auf längere Zeit anhaltend, an einer ſo kleinen Station wie Darlington mit raſender Geſchwindigkeit vorüberſauſte. Lehnert ſah dieſem

Zuge nach und freute ſich der am letzten Wagen ausgehängten Laterne, die, wie ſuchend, auf die durchflogene Strecke zurückzublicken ſchien; plötzlich aber ſchwand das Licht in einem Nebelſtreifen, ſo wenigſtens kam es ihm vor, und als Lehnert es wiederzufinden trachtete, ſah er plötzlich ſtatt des einen Lichtes viele Lichter, wie wenn der Zug mit ſeinen erleuchteten Waggons eine Biegung gemacht und aus der ſenkrechten Linie in die wagerechte übergegangen wäre. Jeden Augenblick war er denn auch gewärtig, das helle, lichterreiche Bild, in dem er nach wie vor den Zug vermuthete, zwiſchen den Bergen verſchwinden zu ſehen. Als es aber blieb, überkam ihn eine Neugier und er fragte den jetzt dienſtfreien Beamten, was es ſei.

„Das iſt Nogat-Ehre.“

„Nogat-Ehre“ wiederholte Lehnert und ſah unausgeſetzt auf das Geflimmer, das ihn friedlich wie die Sterne zu grüßen ſchien.

* * *

Lehnert war früh auf und hatte wieder auf derſelben Bank am Stationshauſe Platz genommen, von der aus er, am Abend vorher, erſt auf den verſchwindenden Eilzug und dann auf die bleibende Lichterreihe von Nogat-Ehre geblickt hatte. Der Morgen war friſch und ſteigerte das Wohlgefühl, das ihm ein guter und auskömmlicher Schlaf gegeben hatte, trotzdem war ſeine Zuverſicht hin und einem ſtarken Zweifel gewichen, dem Zweifel, ob er, trotz ſeiner Unterredung mit Tobias, den Schritt auch thun und ſich in Nogat-Ehre melden ſolle. Wie war ſein Leben verlaufen?

Unter Abenteuer und Gewaltthätigkeit und unter Auflehnung gegen Ordnung und Geſetz. Und er wollte ſich bei den Mennoniten verdingen? Ja, wer waren denn die Mennoniten? Damals, als er noch im Camp in Dakota lag und abends beim Gin immer nur ein Witzeln über die Mennoniten hörte, die für reich galten und weiter nichts, da hätt' es vielleicht gepaßt, weil er's nicht beſſer wußte. Jetzt aber wußte er, daß es fromme Leute ſeien, fromm und fleißig, und wahrheitsliebend und Feinde von Eid und Krieg. Und in ſolche Friedensſtätte wollt' er einbrechen? Das durft' er nicht; er gehörte nicht dahin, er war eine Störung, und wenn er keine Störung war und den Frieden der Friedfertigen nicht trübte, war er ſeinerſeits der Mann, den Frieden, den er da vorfand, auch nur tragen zu können? Lag es nicht ſo, daß der Krieg ſein einzig Stück glücklich Leben geweſen war? Und was verwürfe der Mennonit mehr als den Krieg?

So ſinnend, ſah er auf das Bahngeleiſe, das, auf kaum zehn Schritt Entfernung, hart an ihm vorüber nach Norden führte. War es nicht beſſer, dieſem eiſern vorgeſchriebenen Wege, wie er's urſprünglich gewollt hatte, zu folgen?

Er überlegte noch, als er, ſchräg neben der Bahn, ein zierliches kleines Fuhrwerk über die Felder kommen ſah, und ein zweiter raſcher Blick war ausreichend, ihn erkennen zu laſſen, wer die Herankommenden ſeien. Es waren die Geſchwiſter, die geſtern auf demſelben Feldwege die Heimfahrt nach Rogat-Ehre gemacht hatten, und Ruths Schleier, der auch heute wieder wehte, nahm ihm den letzten Zweifel. Und mit dieſem Zweifel fielen auch all' die Bedenken, die ſeit Stunden auf ihm gelaſtet hatten, wieder von ihm ab und es ſtand wieder feſt in ſeiner Seele, daß die geſtrige Begegnung eine Schickung geweſen ſei, und daß er's bei den Mennoniten verſuchen müſſe. Freudig erhob er ſich und ging raſch auf den kleinen Wagen zu, der, eben die Schienen kreuzend, mit geſchickter Biegung auf den Hof des Stationsgebäudes fuhr. Derſelbe junge Cherokee, der ſchon geſtern bei Lehnerts Ankunft bereit geſtanden hatte, ſprang auch heute wieder dienſtfertig hinzu, Tobias aber gab der Schweſter die Zügel in die Hand, ſtieg ab und begrüßte ſich mit Lehnert. „Alles in Ordnung. Ich habe mit dem Vater geſprochen und es iſt nun an Dir, in unſere Farm einzutreten und ſein Hausmeier zu werden. Ob erſter oder zweiter, das wird ſich zeigen. Er iſt froh, einen Deutſchen mehr in ſeinem Hauſe zu haben. Er ſagt, die Deutſchen ſeien die beſten, auch wenn ſie, verzeih', nichts taugten. Und nun erlaube mir nachzuholen, was ich geſtern verſäumt habe, Dir meine Schweſter Ruth vorzuſtellen, ‚un ange' wie Monſieur L'Hermite jeden Tag mehreremal verſichert, eine ‚verwöhnte Krabbe' wie Miſter Kaulbars ſagt. (Ruth nickte.) Miſter Kaulbars iſt nämlich ein Landsmann von Dir, ein Preuße, der Dir, denk' ich, ein gut Theil von Prince Frederic Charles erzählen wird. Aber nun ſteig' auf und ſetz Dich neben Ruth. Oder noch beſſer, wir ſetzen uns zwei beid' in den Fond und Ruth kutſchiert. Sie fährt nämlich wie ein Fahrer, ein Wort, das ich auch Deinem Preußiſchen Landsmann verdanke."

Während Toby noch ſo plauderte, war auch der Clerk aus dem Stationshauſe herangetreten, dem nun Auftrag gegeben wurde, Lehnerts Felleiſen nach Nogat-Ehre hinauszuſchaffen. Er verſprach es auch mit aller Bereitwilligkeit, denn im Stationshauſe hielt man auf gute Nachbarſchaft mit den Mennoniten, beſonders mit Obadja, der es an Hilfen und Liebesdienſten nie fehlen ließ und erſt neulich wieder, bei der Krankheit des jüngſten Kindes, mit Akonit und Nux Vomica geholfen hatte.

Mittlerweile lenkte das Wägelchen in den Feldweg ein und die Bahn in freilich immer weiter werdendem Abſtande neben ſich, ging es zwiſchen den Maisfeldern hin, deren hoher Stand den Wagen ſammt ſeinen Ponies überragte. Schließlich war man aus den Maisfeldern heraus und gelber Raps lag vor ihnen, deſſen Duft der von dem den Shawnee-Hills gegenübergelegenen Gebirge herkommende Wind ihnen zutrug. Und dazu klangen die Glöckchen, wenn die Shetländer ihre langen Mähnen ſchlugen, um ſich der Bremſen zu erwehren. Lehnert aber ſog das alles begierig ein und es war ihm, als flög er und als wären es alte Zeiten und als thäten ſich Heimath und Glück noch einmal vor ihm auf.

„Iſt das alles Euer?“ frug er und wies auf die Fruchtfelder links und rechts.

„Ja,“ ſagte Toby, „das heißt alles Mennonitenland, alles Nogat-Ehre. Was aber dem Vater perſönlich gehört, unſere Farm, das liegt nach der anderen Seite zu, das ſollſt Du morgen ſehen, da ſteht es noch beſſer und der Klee geht bis über die Wagenräder. Du mußt nämlich wiſſen, der Vater iſt ein großer Farmer und Landmann und lieſt alle Zeitungen und Zeitſchriften, und was die Gelehrten anrathen, und beſonders wenn es aus England kommt, das ſchafft er an und ſcheut kein Geld. Nicht wahr, Ruth?“

Ruth, ohne ſich nach ihnen umzuſehen, nickte langſam und gravitätiſch, und Lehnert ſah aus der halb komiſchen

Art, in der dieſe Zuſtimmung erfolgte, daß Obadja zu den Neuerungsenthuſiaſten gehören müſſe, die den Entdeckern das Ei fortziehen, noch eh' es ausgebrütet. Ueberhaupt konnt' er wahrnehmen, daß das Gemiſch von Offenheit und Heiterkeit, das ihn ſchon an dem Bruder ſo angezogen hatte, bei der Schweſter noch ſtärker vertreten war. Von Ernſt und Schwerfälligkeit keine Spur und dabei ihr Frohſinn von jener entzückenden Art, wie die kindlich Gläubigen ihn ſo oft haben, die nicht anders wiſſen, als daß Gottes gütige Vaterhand ſie jeden Augenblick hält und trägt und ſchützt. Ein beſeligendes Gefühl immer abweſender Gefahr.

Eine kleine Pauſe war eingetreten, und Toby, dem daran lag, das ſo glücklich eingefädelte Geſpräch auch fortgeſetzt zu ſehen, nahm es an alter Stelle wieder auf und ſagte: „Ja, kein Geld und keine Müh'. Nichts ſcheut er. Und das alles bei ſeinen hohen Jahren.“

„Iſt er denn ſchon ſo alt?“ fragte Lehnert. „Ihr ſeid ja doch beide noch ſo jung.“

„Dreiundſiebzig“, lachte Ruth.

„Da muß er ſehr ſpät geheirathet haben.“

Jetzt verdoppelte ſich das Lachen. Aber Toby, der wohl fühlte, daß das Lachen Lehnert verlegen machen müſſe, gab nun Aufklärung und erzählte, daß der Vater dreimal verheirathet geweſen ſei, ſo daß ſie viele Halbgeſchwiſter hätten. Die Kinder der erſten Ehe ſeien nach Preußen, nach Danzig und Dirſchau zurückgegangen, die der zweiten lebten in Dakota, und ſie beide ſeien die jüngſten. Ihr älteſter Halbbruder ſei ſchon über vierzig Jahre und voriges Jahr zum Beſuch in Rogat-Ehre geweſen.

In dieſem Augenblicke ſtieg der Boden ein wenig an und als man oben war, wurd' in kaum halbmeiliger Entfernung eine blinkende, langgeſtreckte, nur hier und da von hohen Pappeln überragte Häuſerreihe ſichtbar, auf die Ruth jetzt mit der Peitſchenſpitze hindeutete. „Das iſt Rogat-Ehre. Siehſt Du's? In einer Viertelſtunde ſind wir da. Das letzte Gehöft da, zwiſchen den zwei Pappeln, das iſt unſer Haus. Und dann kannſt Du ſehen, wie wir leben. Es wird Dir ſchon gefallen. Das heißt, wenn Du nicht ſo ſauertöpfiſch biſt, wie Miſter Kaulbars, Dein Landsmann. Der hat an allem was auszuſetzen. Ob alle Preußen ſo ſind? Ich kann es mir nicht denken. Du ſiehſt um vieles freundlicher aus und ſo recht, als ob Du glücklich und zufrieden ſein könnteſt. Aber ich ſpreche ſo, wie wenn wir Dich ſchon hätten. Und wir haben Dich noch lange nicht. Ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen . . . Toby, warum haſt Du mir ſeinen Namen nicht genannt?“

Toby lachte. „Weil ich ihn ſelber noch nicht weiß. Und der Vater hat auch gar nicht danach gefragt. Aber nun wird es freilich Zeit damit, wenn wir nicht mit einem Namenloſen in Rogat-Ehre einfahren wollen.“

„Ich heiße Lehnert Menz.“

„Ein hübſcher Name,“ ſagte Toby.

Ruth nickte zuſtimmend. Aber gleich danach ſchien ſie wieder wie wankend und ſchwankend zu werden und ſetzte hinzu: „Ja, hübſch. Aber was iſt Lehnert? Iſt es ein Kalendername?“

„Freilich iſt er. Und Du ſollteſt ihn kennen. Lehnert iſt Lienhardt. ‚Lienhardt und Gertrud‘ wirſt Du doch noch nicht ganz vergeſſen haben.

„Nein, gewiß nicht. Und war die ſchönſte Geſchichte, die wir als Kinder geleſen haben. Und der Vater kam oft dazu, wenn die Mutter ſie vorlas, und nur Maruſchka ſchlief immer ein und wurd' erſt wach, wenn ich ſie mit dem Grashalm kitzelte. Ja, ‚Lienhardt und Gertrud', das kenn' ich, das war ſchön, wenn ich auch, offen geſtanden, nichts Rechtes mehr davon weiß, und wenn Lienhardt und Lehnert ein und dasſelbe ſind, dann gefällſt Du mir noch beſſer. Und wenn Du ſo biſt wie Lienhardt, denn ſo viel weiß ich noch, daß er gut war, da wollen wir gute Freunde werden."

* * *

XIX.

Als Ruth noch ſprach, paſſierte man einen Brückenbogen und bog jenſeits desſelben in einen breiten, mit jungen Akazien beſetzten Weg ein, zu deſſen einer Seite ein von den Bergen kommender Bach ſchäumte, während ſich an der anderen Seite die Gehöfte der Mennonitenkolonie hinzogen. Man war in Rogat-Ehre. So viel Lehnert im Paſſieren der langen Dorfſtraße wahrnehmen konnte, ſchienen die Gehöfte von ziemlich gleichem Ausſehen und beſtanden aus einem einſtöckigen Fachwerkwohnhaus, das mit breiter Front auf die Straße blickte, während die großen Stallgebäude quer ſtanden und mit ihren Giebeln (ſtatt mit der Front) auf die Straße ſahen. Einige hatten vor ihrer Thür eine mit Geisblatt und Pfeifenkraut umſponnene Gitterlaube, von der aus vier oder fünf Steinſtufen zunächſt auf den Akazienweg und dann bis zum Bach hinabführten, allen Häuſern gemeinſam aber war ein von einem Staketenzaun eingefaßter Vorgarten, in dem, zwiſchen Taxus- und Buchsbaumrabatten, einige wenige Georginen, meiſt aber Malven und Sonnenblumen ſtanden, ganz als ob es Gärten aus der Rogat- und Weichſelniederung wären.

Lehnert ging das Herz auf beim Anblick dieſer einfachen Anlagen, die den aus Deutſchland mitgebrachten Gartentypus mit ſo viel Vorliebe weiter pflegten, und wandte ſich eben, um eine große Glaskugel und ein bemaltes Bienenhaus noch einmal flüchtig zu muſtern, als er, als letztes in der Reihe, eines größeren Gehöftes anſichtig wurde. Täuſchte nicht alles, ſo war dies das Gehöft, auf das Ruth, als ſie noch durch die Felder fuhren, hingewieſen hatte. Ja, das mußt' es ſein; da waren ja auch die hohen Pappeln, und wirklich, einen Augenblick ſpäter lenkte das Ponygefährt auf den etwas anſteigenden und faſt eine Rampe bildenden Kiesweg hinauf und hielt nun vor dem Schwellſtein eines ziemlich nüchtern wirkenden, weitſchichtigen Hauſes, das zum Unterſchiede von den anderen bis dahin paſſierten, ohne Staketenzaun und ohne Vorgarten war, und durch ſeine Stille, ſeine hohen Fenſter und nicht zum wenigſten durch ein paar gothiſche Holzverzierungen an ein halb kirchliches Gebäude gemahnte.

„Hier ſind wir,“ ſagte Toby, nahm ſeiner Schweſter die Zügel aus der Hand und wartete, bis ein Knecht (auch hier ein junger Cheroker) vom Hof her erſchien, dem er das Geſpann übergeben konnte. Dann traten alle drei, von der Rampe her, in ein bis hoch hinauf mit Holz bekleidetes Treppenhaus, das durch die ganze Tiefe des Hauſes lief. Ruth, als man bis an die gradlinig aufſteigende Treppe gekommen war, gab Lehnert zum Abſchiede die Hand, wandte ſich aber auf der dritten Stufe noch einmal und ſagte: „Die Hauptſache nicht zu vergeſſen, Gott ſegne Deinen Aus- und Eingang.“ Und nun erſt eilte ſie raſch ihrer im Oberſtock gelegenen Wohnung zu. Toby mußte lächeln, als er ſah, wie Lehnert der Erſcheinung nachblickte. Dann nahm er ſeinerſeits Lehnerts Arm und ſagte: „Nun komm, daß ich Dich zu dem Vater führe!“

* * *

Das einen großen Flur bildende Treppenhaus hatte zu beiden Seiten Bänke, ſonſt war es ein leerer Raum, der, mit Ausnahme des Frontportals, nichts als drei Thüren zeigte, von denen eine kleinere nach dem Hof hinaus ging, während zwei hohe Doppelthüren in die neben dem Treppenhauſe gelegenen Haupträumlichkeiten führten. Beide Doppelthüren ſtanden in dieſem Augenblick auf und geſtatteten einen Blick nach rechts hin in einen Betſaal oder ein Tabernakel, nach links hin in eine hochgewölbte Halle. Dieſe Halle — von mächtiger Wirkung, trotzdem ſie von kleineren Dimenſionen als das Tabernakel war — mußte von jedem, der in Obadjas Wohn- und Arbeitszimmer wollte, paſſiert werden. Auch hier übrigens, in dieſer geräumigen Halle, gab ſich, ganz ſo wie draußen im Flur, alles aufs einfachſte; nur ein ſchwerer Eichentiſch, um den einige Stühle ſtanden, zog ſich durch den nahezu ſchmuckloſen und nur mit einem Geweihkronleuchter ausſtaffierten Feſt- und Speiſeraum, dem ein großer, an der einen Schmalſeite befindlicher Silber- und Geſchirrſchrank zugleich als Anrichtetiſch diente. Des weiteren aber lief, quer durch den Raum hin, eine Matte von Kokosfaſer auf eine kleine Thür zu, deren gobelinartige Portiere Toby jetzt zurückſchlug. Und nun ließ er Lehnert vorgehen und folgte.

Wenn das Treppenhaus ſchattig und die Halle beinah' dunkel geweſen war, ſo war hier alles hell, denn ein breiter Lichtſtreifen fiel durch ein Giebelfenſter von beträchtlicher Höhe; neben dieſem Fenſter aber, und von ſeinem Lichte noch halb umſchienen, ſaß Obadja bei ſeiner Korreſpondenz, die, ſorglich von ihm unterhalten, nach den verſchiedenſten Theilen der Union, ganz beſonders aber nach Kanſas und Dakota ging. Als er hörte, daß wer eingetreten war, wandt' er ſich, indem er einfach den Stuhl drehte, der Thür zu, blieb aber ſitzen.

„Lieber Vater," ſagte Toby, „hier bring' ich Dir Miſter Lehnert Menz."

„Lehnert Menz," wiederholte ruhig und freundlich der Alte. „Hab' ich recht verſtanden?"

„Zu Befehl," ſagte Lehnert.

Obadja lächelte, weil er ſich, aus lang zurückliegenden Zeiten her, dieſer preußiſch-militäriſchen Form der Bejahung erinnerte. „Nun, Miſter Lehnert," fuhr er fort, „Ihr wollt es alſo mit uns verſuchen? Toby hat mir davon erzählt. Und hat mir auch erzählt, daß Ihr ein Zeichen darin ſähet, daß ſich unſere Wege vor Jahren ſchon einmal gekreuzt haben. Und darin habt Ihr recht, denn es giebt ſolche Zeichen, ſo gewiß es eine Vorbeſtimmung und eine Gnadenwahl giebt. Und das iſt unſer aller Hoffnung, ein ſolch Erwählter zu ſein. Aber, Toby, nun ſorge vor allem für einen Imbiß, und wenn Du Maruſchka nicht findeſt, die wohl ſchon ihre Vormittagsruhe halten wird . . . es iſt unſere älteſte Dienerin und Freundin und wir müſſen ihr etwas zu Gute halten . . . ſo ſag' es der Miſtreß Kaulbars. Es wird ohnehin Zeit, daß wir ihr das Küchenweſen anvertrauen, auf das ſie ſich jedenfalls beſſer verſteht, ſchon weil ſie noch jung und noch bei Kräften iſt. Aber nun, Miſter Lehnert, nehmt einen Stuhl und rückt hier heran und ſetzt Euch ins Licht, daß ich Euch beſſer ſehen kann. Es geht noch mit allem ſonſt, des Barmherzigen Gnade ſei dafür geprieſen, aber mit dem Sehen will es nicht mehr recht. Und ich ſehe doch jedem gern ins Auge. Das Auge ſagt noch mehr als die Stimme."

Lehnert that, wie ihm geheißen, und erwartete nun, daß ein Fragen und Katechiſieren beginnen werde, ja mehr, es lag ihm daran, es war geradezu ſein Wunſch. All die Zeit über hatte ſeine That auf ſeiner Seele gelaſtet und er ſehnte ſich danach, alles herunter zu beichten und in dieſer Beichte Troſt und Erleichterung finden zu können. Aber von dieſer Erwartung erfüllte ſich nichts und wenn ihm auch nicht entging, daß Obadja, wie zufällig, ſeine Hand nahm und ihn dann von der Seite her anſah, ſo konnt' ihm doch noch weniger entgehen, daß jede direkte Frage nach Leben und Vergangenheit mit Abſicht vermieden wurde.

„Ich höre von meinem Sohne Toby", nahm er nach einer Weile wieder das Wort, „daß Ihr ein Preuße ſeid, alſo, meiner Geburt nach, ein Landsmann von mir und jedenfalls ein Landsmann meiner zwei älteſten Söhne, die dieſem neuen Lande wieder den Rücken gekehrt haben und lieber drüben ſind als hier. Und vielleicht haben ſie recht gethan. Denn die Freiheit, deren wir uns hier rühmen und freuen, iſt ein zweiſchneidig Schwert und die Deſpotie der Maſſen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllen uns, ſo ſehr ich die Freiheit liebe, mit einer Unruhe, die man da nicht kennt, wo ſtabile Gewalten zu Hauſe ſind."

Lehnerts Auge ſagte, daß er dem eben Gehörten zuſtimme, während der Alte ſelbſt in dem ihm eigenen lehrhaften Tone fortfuhr: „Aber das alles ſind Fragen, die für mich zu ſpät kommen. Ich gehöre jetzt dieſem Lande, dem ich für ſo vieles zu Danke verpflichtet bin, von ganzem Herzen an und ich zahl' ihm meinen Dank am beſten, indem ich ihm nach meiner Kraft diene. Der aber macht ſich am nützlichſten, der arbeitet und vordringt und aufſchließt und den Wald und das Heidenthum ausrodet und den

Glauben an Jeſum Chriſtum unſern Erlöſer an ſeine Stelle ſetzt. Ja, Lehnert Menz, der dient ihm am beſten, der in der Arbeit ſteht und Ordnung hält. Und Ordnung und Arbeit, worauf es ankommt, die ſind in dem Lande drüben, drin wir beide geboren wurden, recht eigentlich zu Haus und um dieſer Tugenden und vor allem auch um der Nüchternheit willen ſind mir die Preußen die liebſten und ſind mir die nutzbarſten Mitarbeiter am Werk. Das verdanken ſie von alter Zeit her, ihren Fürſten und Königen, die ſich ſelbſt immer mit Stolz die erſten Diener, das will ſagen, die fleißigſten Arbeiter, ihres Landes genannt haben, und verdanken es ihren Schulen und ihrer guten Zucht und Sitte.“

Hier unterbrach ſich Obadja, wie ſich Prediger in ihrer Predigt unterbrechen, um nach einiger Zeit einen neuen Anlauf zu nehmen, und Lehnert ſchwieg, weil er fühlte, daß jetzt ein Uebergang kommen müſſe. Und der kam denn auch wirklich.

„Ihrer guten Zucht und Sitte“, wiederholte Obadja. „Und dieſe gute Zucht und Sitte hat auch der gute Miſter Kaulbars, der jetzt meiner geſammten Wirthſchaft als ein Verwalter und Hausmeier vorſteht. Er iſt ein ehrlicher Mann, ohne Lug und Trug, ein treuer Arbeiter und prompt in der Erfüllung ſeiner Pflichten und hat, was ihn meinem Herzen am nächſten ſtellt, die rechte Freud' und Luſt an dem Segen Gottes als ſolchem, und eine Ernte zu Grunde gehen zu ſehen, das wurmt ihn und quält ihn, auch wenn jeder Halm verſichert iſt. Es iſt ihm nicht um den Gewinn bloß, es iſt ihm um den Segen, den er nicht miſſen will. Ja, ſo iſt dieſer Miſter Kaulbars, den ich, ſo lang ich noch in der Arbeit ſteh' und hienieden ein Knecht meines Gottes bin, in Ehren zu halten gedenke. Aber Euer Landsmann iſt ein Eigenſinn und ein Beſſerwiſſer, der ſich dem neuen Lande, drin er nun lebt, nicht anbequemen und alles nach der Weiſe ſeiner alten Heimath anordnen und regeln will. Er gehorcht wohl, weil er im Gehorſam erzogen iſt, aber es iſt ein todter Gehorſam und ein todter Gehorſam iſt unfruchtbar, nicht bloß in Herz und Seele, ſondern auch auf dem Arbeitsfelde draußen und ſo ſchädigt er mich ohne es zu wollen und mindert mein Gut, das ich, dies darf ich ſagen, nicht anſammle zu meiner und meines Hauſes, wohl aber zu Gottes und ſeiner Heiligen Ehre. Dem will ich abhelfen, da will ich Wandel ſchaffen, und deſſen verſeh' ich mich von Euch. Ich hab' in Eurem Auge geleſen und ich kenne Euch nun: Ihr habt einen Ehrgeiz und es laſtet was auf Eurer Seele, das hat Euch bis dieſe Stunde durch die Welt getrieben und ſehe das Zeichen auf Eurer Stirn. Aber ich weiß auch, daß Ihr ein tapferes Herz habt und einen Edelſinn, der ſich nicht verleugnet, wo Liebe ihn pflegt. Und dieſe Liebe ſoll Euch werden. Getröſtet Euch deſſen. Keiner, der unter dieſes Dach getreten, iſt ungetröſtet von dannen gegangen. Im Namen deſſen, der die Liebe war, ruf ich Euch zu: ‚Kommt her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid! Lehnert Menz, Deine Laſt ſoll von Dir genommen werden. Ich ſegne Dich . . .‘“

Und Lehnert, während er den Kopf neigte, fühlte, wie die Hand Obadjas ſeinen Scheitel berührte.

XX.

Nebenan in der großen Halle, war inzwiſchen für Lehnert ein Frühſtück aufgeſtellt worden und zwar durch Frau Roſalie Kaulbars in Perſon. die, weil ſie der Umſicht des kleinen Cherokee-Mädchens mißtrauen mochte, nicht nur alles Nöthige ſelbſt herzugetragen, ſondern dem angerichteten Frühſtückstiſch auch noch eine der preußiſch-heimiſchen Art entſprechende Ausſchmückung gegeben hatte. So kam es, daß ſich, um gleich die Hauptſache zu nennen, um die Kuſe mit ſaurer Milch ein blühender Lindenzweig legte. Eier in der Schale, ſammt Schinken vervollſtändigten das einfache Mahl, dem anfänglich, einigermaßen aus der Rolle fallend, auch noch eine halbe Waſſermelone beigegeben war, bis der zufällig vom Felde hereingekommene Miſter Kaulbars gegen ſolche Zuſammenſtellung remonſtriert hatte. „Was denkſt Du denn eigentlich, Röſe? Soll er hier gleich mit Kullern und Schneiden anfangen?“

Das war vorausgegangen. Als aber Lehnert aus Obadjas Zimmer trat, lag nicht nur das Zwiegeſpräch der Kaulbarsſchen Eheleute um einige Minuten zurück, ſondern auch das Ehepaar ſelbſt hatte ſich, um nicht neugierig zu ſcheinen, aus der Halle wieder in die Wirthſchaftsräume des abgetrennt ſtehenden Quergebäudes zurückgezogen. Statt ihrer waren jetzt Ruth und Toby da, mit ihnen Uncas, ein wundervoller, ſchwarz und weißgefleckter Neufundländer, der ſeine Herrin Ruth auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte. Toby ging Lehnert entgegen, um ihn, die Honneurs des Hauſes machend, bis an die Schmalſeite des Tiſches zu führen, wo gedeckt war.

„Stören wir Dich, wenn wir uns zu Dir ſetzen?“ fragte Toby.

Lehnert ſuchte nach einer Antwort, aber er fand ſie nicht. Er war wie benommen von dem allem. Das war mehr Liebe, als er ſich in ſeinem ganzen dreiunddreißigjährigen Leben zuſammenrechnen konnte. Er legte die Hand auf die Stuhllehne, drin ein Kleeblatt eingeſchnitten war, und faltete die Hände zum erſten Male ſeit vielen Jahren. Dabei war ihm, als flimmere was vor ſeinen Augen.

Die Geſchwiſter ſchwiegen und ſahen ihm bewegt zu. Als ſie aber wahrnahmen, daß er ſich wieder geſammelt hatte, ſagte Toby: „Nun alſo, Lehnert, wir bleiben und leiſten Dir Geſellſchaft. Sieh nur, Uncas ſchließt auch Freundſchaft mit Dir. Nicht wahr, Ruth, das bedeutet was? Er iſt ſehr wähleriſch und hält nicht gleich zu jedem.“

Lehnert nahm von der Milch und brach dann, um ſie ſich vorzuſtecken, einige Blüthen von dem Lindenzweig ab und Ruth ſah wohl, daß ihn dieſer Zweig ganz beſonders erfreut hatte.

„Das dankſt Du dem Miſter Kaulbars und ſeiner Frau,“ ſagte Ruth. „Die ſagten, das ſei ſo Sitte drüben. Und da bin ich ſelber gegangen und habe den Zweig gepflückt und um die Milchkufe gelegt, aber die Wahrheit zu geſtehen, doch nur mit halber Freude. Denn die Kaulbarſe, beſonders aber er, wollen alles preußiſch machen, und wenn ich denke, daß Du nun auch ein Landsmann von ihnen biſt, ſo beſchleicht mich eine kleine Furcht, daß wir hier eine preußiſche Kolonie werden."

„Das hat gute Wege", lachte Lehnert, „ich habe das Alte drüben gelaſſen."

„Ja," fuhr Ruth fort, „das ſagen alle, die herüberkommen, und auch die Kaulbarſe haben ſo was geſagt; aber eigentlich halten ſie feſt am Alten und da macht keiner eine Ausnahme, nicht einmal Monſieur L'Hermite, der freilich nicht am Alten hängt, aber doch an ſeinen alt mitgebrachten Ideen, und ſich dabei einbildet, was mindeſtens eben ſo ſchlimm iſt, der Neueſte der Neuen zu ſein."

„Und ſoll er es nicht?" warf Toby ein. „Iſt er nicht der Allerneueſten einer? Iſt er nicht ein Kommunard? Und wenn Du von Furcht redeſt, von Furcht vor Lehnert und vor den Preußen, warum, wenn Du doch von ‚eben ſo ſchlimm' ſprichſt, warum fürchteſt Du Dich nicht vor Monſieur L'Hermite und ſeiner Kommune?

„Weil ich nicht an ſie glaube."

„Wie kannſt Du das ſagen, Ruth! Das iſt Thorheit. Warum glaubſt Du nicht an ſie?"

„Weil ſie für uns ein Märchen iſt."

„Ein ſchönes Märchen! Rothkäppchen iſt mir lieber."

„Da triffſt Du's freilich," lachte Ruth und war froh von einem Geſpräche loszukommen, das ganz gegen ihren Willen ins Politiſche hineingerathen war. Und nun that ſie noch ein paar Fragen und als Lehnert mittlerweile ſein Mahl beendet hatte, wandte ſie ſich wieder an den Bruder und ſagte: „Nun aber iſt es Zeit, Toby, daß wir Miſter Lehnert auf ſein Zimmer führen."

⁂

Alle drei ſtiegen treppauf. Toby führte, während Ruth, im Geplauder mit Lehnert, folgte.

Der Oberſtock war von ganz anderer Einrichtung, als das im weſentlichen nur aus Treppenhaus, Betſaal und Halle beſtehende Erdgeſchoß, und wenn dieſes letztere, mit Ausnahme von Obadjas Wohnzimmer, lediglich kirchlichen Zwecken oder gelegentlicher geſellſchaftlicher Repräſentation diente, ſo diente das, was eine Treppe hoch lag, dem häuslichen Leben, der Gemüthlichkeit, der Familie. Beide Hälften des Oberſtockes, zwiſchen ihnen ein großer quadratiſcher Flur, waren durch einen ſchmalen Mittelgang wieder in eine Reihe verſchiedenſter Vorder- und Hinterzimmer getheilt, von denen alles Linksſeitige von Maruſchka, Ruth und Toby bewohnt wurde, während alles an der entgegengeſetzten Seite Gelegene die Gaſt- und Fremdenzimmer umſchloß. Eines derſelben war für Lehnert beſtimmt worden und lag dem Zimmer gegenüber, das von Monſieur L'Hermite bewohnt wurde.

Ruth, als man oben war, ging, ſich verabſchiedend, nach links hin den Gang hinunter, während Toby Lehnerts Hand nahm und ihn, nach der anderen Seite hin, auf einen in Dämmerlicht daliegenden Korridor zuführte. Nur am Ende desſelben war ein Lichtſchein. Dieſer kam aus Monſieur L'Hermites Zimmer, das meiſt offen ſtand und dem Korridor nicht bloß einiges von ſeiner Helle, ſondern, nicht eben zur Freude der anderen Hausbewohner, auch viel von dem „Korporal" mittheilte, der beſtändig darin geraucht wurde. Lehnert, als er bis heran war, warf einen Blick in das Zimmer hinein und ſah hier einen hageren Mann von Mitte fünfzig, mit Zwickelbart und Käppi, der, an einem Schraubſtock eifrig beſchäftigt, eben in einem ſcharfen Profile ſichtbar wurde. Auch L'Hermite ſah von der Arbeit auf und ſchob das Käppi nach hinten, was einen Gruß bedeuten, aber auch bloße Neugier ſein konnte. Weiter darüber nachzudenken, verbot ſich, denn Toby hatte mittlerweile die gerad' gegenübergelegene Thür geöffnet und trat ein, während Lehnert folgte.

„Das iſt nun alſo Dein Heim, Lehnert, das Dir eine Friedensſtätte werden möge. So ſoll ich Dir im Auftrage des Vaters ſagen. Er hat dies Zimmer für Dich ausgeſucht, weil er meint, die Berge drüben würden Dich freuen."

„Das werden ſie; danke Deinem Vater dafür! Und nun ſage Du mir, wie hab' ich mich drüben zu meinem Nachbar zu ſtellen? Er iſt ein Franzoſe?"

„Ja. Von Geburt. Aber es iſt ſein nicht geringer Stolz und, wie Du bald erfahren wirſt, auch ſein Lieblingsthema, die nationalen Vorurtheile hinter ſich zu haben. Er war, wie Du vorhin ſchon aus unſerem Geſpräche gehört haben wirſt, ein Mitglied der Kommune, ja mehr, ein Führer derſelben, und hat den Erzbiſchof von Paris erſchießen laſſen und ſollte dann ſpäter ſelbſt erſchoſſen werden. Nur durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon. All das ſind Dinge, wovon ich Dir (wenn er's nicht ſelber thut) ein andermal erzählen werde. Heute nur das noch, daß er Deinen Frieden nicht ſtören wird, höchſtens Deine nächtliche Ruhe. Denn er iſt ein unruhiger Geiſt, den mitunter die Luſt anwandelt, ein paar Stunden in der Nacht zu plaudern. Vielleicht iſt es auch ſein Gewiſſen, was ihn wach hält. Und dann wankt er durch das Haus und weckt jeden und einmal war er ſelbſt bei dem Vater. Und dann ſpricht er wie irr und deklamiert lange Gedichte vom Menſchengeiſt, der ſeine letzten Feſſeln abwerfen müſſe."

„So nehmt Ihr ihn alſo einfach als einen Irren?"

„O nein, durchaus nicht; er iſt nicht irr, im Gegentheil, er iſt grundgeſcheut und kann alles und weiß alles. Er hat nur eine Menſchheitsbeglückungsidee, der er alles opfert und am liebſten einen Erzbiſchof, einen Empereur, einen Papſt. In ſeinen Ideen iſt er ein Fanatiker und thut das Aeußerſte, ſonſt aber iſt er wie ein Kind. Er iſt der Friedliebendſte von uns allen und es iſt rührend, ihn zu ſehen, wenn er Ruth ſieht. Dann verklärt ſich ſein Geſicht und ich glaube, wenn ſie's beföhle: ſo ging er nach Neu-Caledonien und Numea zurück. Von da floh er nämlich und kam bis hierher. Aber was ſprech' ich nur von Monſieur L'Hermite. Du wirſt ihn kennen lernen, und unter allen Umſtänden iſt er kein Geſprächsſtoff für Deinen Einzug an dieſer Stelle. Denn es iſt Blut an ſeinen Händen, ungeſühntes Blut.“

Lehnert, als Toby ſo ſprach, brannte der Boden unter den Füßen und es war ihm, als ob er fliehen müſſe. Toby aber, völlig ahnungslos, welche Wirkung ſeine harmlos hingeſprochenen Worte hervorgerufen hatten, trat in dieſem Augenblick an ein mit allerhand Matten und Kiſſen belegtes, zugleich als Sopha dienendes Bambusgeſtell und ſagte, während er auf zwei darüber aufgehängte Bildchen in ſchwarzem Rahmen hinwies: „Das iſt der Remter in Marienburg . . . Und das hier iſt Kloſter Oliva. Kennſt Du ſie? Sie ſind das einzig Preußiſche, was wir noch von alter Zeit her im Hauſe haben.“

Es war nicht ohne Verlegenheit, daß Lehnert Namen und Dinge nennen hörte, die jenſeits ſeiner Kenntniß lagen, es blieb ihm aber erſpart, dieſe Nichtkenntniß bekennen zu müſſen, denn Toby brach ab, ohne auf Antwort zu warten, und verließ das Zimmer. Als er ſchon draußen war, wandt' er ſich noch einmal zurück und ſagte: „Ich hoffe, daß nichts fehlt. Wenn aber etwas fehlen ſollte, hier iſt der Knopf, auf den Du drücken mußt; es iſt eine Drahtleitung, die wir Monſieur L'Hermite verdanken. Monſieur L'Hermite iſt nämlich ein Erfindergenie; nun, Du wirſt ihn ja kennen lernen. Und nun Gott befohlen. Ich will zu Ruth und ihr, wozu ich geſtern nicht kam, von Galveſton erzählen und von Edwin Booth, der von New-York auf Gaſtſpiel da war und volle Häuſer machte. Good bye!"

Und nun war Lehnert allein, ein Moment, nach dem er ſich geſehnt hatte. Benommen von der Fülle von Eindrücken, die dieſe wenigen Stunden ihm gebracht hatten, ging er auf das mit Matten und Kiſſen überdeckte Lager zu, ſtreckte ſich nieder und ſchloß die Augen. Er wollte nicht ſehen, um die Bilder ſeiner Seele deſto deutlicher vor Augen zu haben. Da war der Alte, lächelnd, vornehm überlegen, ein wenig zu ſehr Papſt. Aber was bedeutete das, bei ſo viel Milde! Dann trat Monſieur L'Hermite vor ihn hin, das Käppi zurückgeſchoben und das Geſicht über den Schraubſtock gebeugt. Und dann wieder ſah er Ruths halb noch kindliche Geſtalt und ein Gefühl unendlicher Sehnſucht ergriff ihn. Wonach? Nach einer ihm verloren gegangenen Welt. Er ſann nach, womit er Ruth vergleichen könne, verwarf aber alles wieder, bis ihm zuletzt die Worte Tobys gleich bei der Vorſtellung wieder einfielen, und daß Monſieur L'Hermite geſagt habe „un ange". Ja das war ſie, ein Lichtſtrahl. Und wenn ſeinem Leben ein ſolches Licht geleuchtet hätte, ja, wenn er nur gewußt hätte, daß es Erſcheinungen wie dieſe gäbe . . . Ja, dann . . . Aber nun war es zu ſpät.

Er ſtand auf und hielt in dem Zimmer Umſchau.

Schlicht und ſauber war alles. Alle Stühle von Bambus (ſogar der Schaukelſtuhl am Fenſter) und am Pfeiler daneben zwei Stiche: Waſhington und General Grant. Sonſt nur noch ein Bett und ein Tiſch und eine Bibel darauf. Und er nahm die Bibel und der Gedanke kam ihm, er wollte ſein Schickſal darin leſen und ob er den Frieden finden würde. Und nun ſchlug er auf, es war ein Pſalm, und las: „Zähle meine Flucht, faſſe meine Thränen, ohne Zweifel Du zähleſt ſie. Was können mir die Menſchen thun? Ich hoffe auf Dich. Du haſt meine Seele vom Tode gerettet.“ Er war tief ergriffen und Thränen entſtürzten ſeinem Auge. Dann ſchritt er auf das Fenſter zu, öffnete beide Flügel und ſah hinaus. Greifbar nah', ſo wenigſtens erſchien es ihm, zog ſich das bis auf den Kamm hinauf mit Tannen und allen Arten von Nadelholz beſtandene Gebirge, dazwiſchen aber ſchlängelte ſich ein Weg hernieder und wo der Weg ins Thal mündete, ſtand ein weißes Haus, zerfallen und ohne Dach, vordem ein Fort, das Fort O'Brien. Darüber lag der blaue Himmel und ein heller Wolkenſtreifen zog den Kamm entlang, den an dieſer Stelle nur ein einziges mächtiges Felſenſtück überragte.

„Das iſt der Mittagsſtein.“

Und dann ſah er wieder hinaus und ſuchte hinauf, ob er nicht noch andere Punkte zur Vergleichung und Erinnerung fände. Zuletzt aber ruhte ſein Blick immer wieder bei dem weißen Haus unten am Abhang aus und eine Stimme rief ihm zu, daß ſich ſeine Geſchicke dort erfüllen würden.

Aber die Stimme ſagte nicht, ob zu Glück oder Unglück.

* * *

XXI.

Anderthalb Wochen waren um und Lehnert hatte ſich eingelebt. Er ſah kein Regieren und einfach ein Geiſt der Ordnung und Liebe ſorgte dafür, daß alles nach Art eines Uhrwerks ging. Der Tag begann mit einer Andacht, die der Alte klug genug war, wenigſtens als Regel knapp und kurz einzurichten, weil er ſich ſagte, daß Ermüdung der Tod aller Erbauung ſei. Gewöhnlich las er einen Pſalm oder etwas aus der Patriarchengeſchichte, wenn er nicht vorzog, an mehr oder weniger wichtige Tagesereigniſſe mit Spruch und Betrachtung anzuknüpfen. War dann unmittelbar nach der Andacht das Frühſtück eingenommen, ſo gab er perſönlich die Weiſungen für den Tag, was er, geſtützt auf eine genaue Kenntniß ſeines Grund und Bodens, und andererſeits auch mit Hilfe der ihm am Abend vorher durch Toby oder Kaulbars oder Lehnert erſtatteten Rapporte, ſehr wohl konnte. Begegnungen um die Mittagsſtunde fielen aus, weil ein guter Imbiß entweder gleich mitgenommen oder auf die Felder hinausgeſchickt wurde, was denn zur Folge hatte daß man ſich erſt um ſieben Uhr abends zum zweiten Male zu gemeinſchaftlicher Mahlzeit verſammelte, woran ſich dann der Abendſegen und eine kurze Plauderei ſchloß. Bald danach zog man ſich zurück, denn der Tag begann früh wieder.

Es war kein herzlicher, aber doch ein unausgeſetzt friedlicher Verkehr, in dem man lebte, was Lehnert um ſo mehr Wunder nahm, als die bunte Menſchenmaſſe, daraus ſich das Hausweſen von Rogat-Ehre zuſammenſetzte, nicht einmal durch das Band gemeinſamer kirchlicher Anſchauungen zuſammengehalten wurde. Die Kaulbarſe, Vollblutmärker, hielten natürlich zu Luther, Maruſchka, Polin, war katholiſch und fuhr alle Jahre zweimal zur Beichte nach Denver, Totto, Litthauer, glaubte, wenn überhaupt an was, höchſtens an das ſchwarze und weiße Pferd ſeiner litthauiſchen Urahnen und L'Hermite war ſchlechtweg Atheiſt, ſo daß von der ganzen Obadjaſchen Hausgenoſſenſchaft, ſelbſtverſtändlich mit Ausnahme der eigentlichen Familie, nur die dienenden Cherokee- und Arapahoindianer, Männer und Frauen, zur „Gemeinde“ gehörten, in die ſie, nach zuvor empfangenem Unterrichte, meiſt mit zwanzig oder vierundzwanzig Jahren einzutreten pflegten. Lehnert, wenn er das überdachte, ſah ſich dadurch mehr als einmal an einen nach Art eines großen Vogelbauers eingerichteten Schaukaſten in San Franzisko erinnert, drin nicht nur ein Hund, ein Haſe, eine Maus und eine Katze ſammt Kanarienvogel und Uhu, ſondern auch ein Storch und eine Schlange friedlich zuſammengewohnt hatten. „A happy family“ ſtand als Aufſchrift darüber und wenn Lehnert ſo beim Breakfaſt und Supper den langen Tiſch muſterte, kam ihm der Schaukaſten immer wieder in den Sinn und er ſprach dann wohl leiſe vor ſich hin: „A happy family“. Sann er dann aber weiter nach, wodurch dies Wunder bewirkt werde, ſo fand er keine andere Erklärung als den „Hausgeiſt“, als Obadja, der das Friedensevangelium nicht bloß predigte, ſondern in ſeiner Erſcheinung und in ſeinem Thun auch verkörperte.

Die Folge davon war ein Gefühl immer wachſender Verehrung und Dankbarkeit auf ſeiten Lehnerts. Aber ſo wahr und aufrichtig dies Gefühl war, ſo kam er demohnerachtet zu keiner rechten Freudigkeit. Er fühlte ſich vereinſamt und brachte ſich's gelegentlich zu geradezu ſchmerzlichem Bewußtſein, daß er in ſeinen ſchwerſten und ſchlimmſten Tagen, ja, vor Jahr und Tag noch bei den zweifelhaften Leuten am Sakramento, heiterer und faſt auch glücklicher geweſen ſei, als hier unter den Bekehrten und Nichtbekehrten von Nogat-Ehre. Friede und Freundlichkeit waren da, aber was er mehr und mehr vermißte, war Verkehr und Vertraulichkeit. Dazu ſah er, daß er in ſeiner Herzensſtellung nicht recht von der Stelle kam. Obadja, mit all ſeinen Vorzügen, war doch unnahbar, die Geſchwiſter zu jung, Maruſchka zu kindiſch, Totto zu ſtumpf und Monſieur L'Hermite zu reſerviert und zu ſuperior ablehnend. Bei dieſem Befunde verblieben ihm nur ſeine Landsleute, die beiden Kaulbarſe, und das war hart, weil ihre Nüchternheit keine Grenzen kannte Dennoch, ſo nüchtern ſie waren und in ſo lächerlich wichtiger Weiſe ſie ſich mit ihrer Lieblingswendung „mein Mann ſagt auch“ oder „meine Frau ſagt auch“ auf einander zu berufen pflegten, Berufungen, von denen aus ein weiterer Appell nicht wohl mehr möglich war, dennoch ſah Lehnert ein, daß er, in Ermangelung von etwas Beſſerem, durchaus bemüht ſein müſſe, mit ihnen auf einem guten Fuße zu leben und das um ſo mehr, als ihn beide die Thatſache nicht entgelten ließen, daß ihre Machtſtellung, das Mindeſte zu ſagen, durch ſein Eintreten in die Wirthſchaft halbiert worden war. Ob dies Gutmüthigkeit oder Gleichgültigkeit oder vielleicht ſogar das lauernde Warten auf den Moment war, wo ſich das „Umkippen“ vollziehen werde, war, ſo wahrſcheinlich das Letztere ſein mochte, doch nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen, weshalb Lehnert es, bis zum Beweiſe des Gegentheils, für gerathen, ja für pflichtmäßig hielt, von allem das Beſte zu glauben. Und ſo verging denn kein Tag, an dem er nicht, an der Seite von Kaulbars, den Verſuch einer 'mal flüchtigeren, 'mal eingehenderen Unterhaltung über Nahes und Fernes, über Wirthſchaftliches und Perſönliches gemacht hätte.

Gewöhnlich ritten ſie gemeinſchaftlich vom Nogat-Ehrer Hof aus auf die Felder und trennten ſich erſt weiter hin am Vorwerk, wo der Weg gabelte.

„Ja, die Schleſier", ſagte Kaulbars, der gerad' in einer landwirthſchaftlichen Meinungsverſchiedenheit mit Lehnert war, „die Schleſier machen es ſo. Glaub's ſchon und will auch nichts weiter dagegen ſagen. Und wir haben auch ein Sprichwort: der Klügſte giebt nach."

Lehnert wollte beruhigen, Kaulbars aber, der 'mal im Zuge war, hatte nicht acht darauf und fuhr fort: „Ja, die Schleſier. Bei Graf Zieten-Schwerin in Wuſtrau, Sie werden wohl von ihm gehört haben, bei dem war auch ein Schleſier, ein kleiner Knurzel und ſchon ſo halb pol'ſch und mit 'm genierten Blick un' mit richtige O-Beine. Jott mag wiſſen, wie der Kerl dahin gekommen war. Bei die Vierundzwanziger in Ruppin kann er nich geſtanden haben, die Vierundzwanziger nehmen ſo einen gar nich an. Aber ich will weiter nichts ſagen, Schleſien is auch ganz gut und wo man her is, na, das is wie Vater und Mutter, und ein anderer ſoll nichts böſes davon ſagen. Das is alles ſchon richtig . . . Ich bin von 'n Glien. Kennen Sie den Glien?"

„Nein," ſagte Lehnert und lächelte.

„Na, das is ſo die Cremmer Gegend, alles was da ſo zwiſchen Oranienburg und Fehrbellin liegt. Fehrbellin kennen Sie doch woll?“

„Ja, das kenn' ich. Das iſt das mit dem Großen Kurfürſten.“

„Richtig. Na ſehen Sie woll, es kommt ſchon, es dämmert ſchon. Und Sie ſoll'n 'mal ſehen, zuletzt kennen Sie auch noch 'n Glien.“

So ging es meiſtens in der Unterhaltung. Aus jedem Worte, das Kaulbars ſprach, ſprach ein unendliches Von-oben-herab, ein Dünkel, der für den reizbaren und auf ſeine Heimathprovinz überaus ſtolzen Lehnert unerträglich geweſen wäre, wenn ſich dies zur Schau getragene Ueberlegenheitsgefühl blos auf Schleſien und die Schleſier bezogen und ſich nicht vielmehr gleicherweiſe, ja womöglich noch verſtärkt, auch gegen Amerika gerichtet hätte. Jederzeit war er bereit, den Amerikanern ihre Sünden vorzuhalten, und dieſe Gelegenheit bot ſich ihm täglich, weil er ein wahres Talent beſaß, auf dieſes ſein Lieblingsthema überzulenken.

Eines Tages war es ein Geſpräch über Ruth und Toby, von dem aus die Brücke mit gewohnter Geſchicklichkeit geſchlagen wurde.

„Die beiden Kinder ſind doch der Sonnenſchein von Nogat-Ehre“, ſagte Lehnert. „Ueber Ruth iſt gar nicht zu ſtreiten; ich kann ſie nicht ſehen, ohne an die Lilien auf dem Felde zu denken, wovon die Bibel ſpricht. Aber auch Toby, wie brav und wie geſcheit iſt er, und wie gewandt! Wenn Obadja heute ſtirbt, was Gott verhüten wolle, ſo nimmt er die Wirthſchaft in die Hand.“

„Ja, das thut er, die Einbildung dazu hat er, die haben ſie hier alle. Kaum iſt einer trocken hinter den

Ohren, oder auch noch 'nich mal, ſo wird er ein Reverend oder ein Magiſtrate oder ein Juſtice, oder ſie ſchicken ihn als Geſandten nach der Türkei . . . Na, für die Türken mag es gehen. Un' is gar ein bischen Krieg in der Luft und ſoll es gegen Texas losgehen oder Utah oder gegen Mexiko, na, denn haſt Du nich geſehen, denn backen ſie die Generäle und Oberſten wie Semmeln. Und wer heute noch ein Advokat is oder ein Chemiſt oder ein Furniſcher, der is morgen ein Oberſt und nu geht das Schlachtenſchlagen los, das heißt was ſie hier ſo Schlachtenſchlagen nennen, eigentlich is es ja bloß 'ne Haſenjagd. Und denn marſchieren ſie los und ſingen Yankee-Doodle und thun, als ob ſie wenigſtens die Welt erobern wollten, und ſo lange ſie die Schienen unter den Beinen haben, ſo lange geht es. Aber wenn nu das Marſchieren anfängt und das erſte Camp kommt oder das erſte Bivouac, ja, du himmliſcher Vater, da haben wir denn die Beſcheerung. Da is nichts da, da fehlt die Verpflegung und das Gehungre geht los und wenn ſie vierzehn Tage lang im Modder gelegen und noch keinen Feind geſehen haben, dann fallen ihnen die Stiebel vom Leibe und keine Naht hält mehr, und wenn ſie dann den Feind zu ſehen kriegen, das heißt was ſie ſo nennen, denn einen richtigen Feind haben ſie hier gar nicht, dann platzen die Flinten oder gehen gar nicht los, weil das Pulver nichts taugt oder die Patrone nicht paßt. Und warum is es ſo? Weil es alles bloß Spielerei is und kein Ernſt nich und Ernſt iſt immer bloß, daß der Lieferant ſein Geld kriegt für die Torniſter, die von Pappe ſind und für ſeine Mäntel von Löſchpapier. Ich habe welche geſehen . . .“

Lehnert wollte widerſprechen, aber Kaulbars litt es nicht und fuhr in gleich überlegenem Tone fort: „Ich habe welche geſehen, ſag' ich, die wie Zunder vom Leibe fielen. Und warum? Weil alles Geſchäft is, und wo alles Geſchäft is, is alles Schwindel. Und wenn ich nu frage, warum is es alles Schwindel? ſo kann ich bloß ſagen, weil ſie nichts kennen als Geld und nichts wollen als Geld und nichts anbeten als Geld und weil ſie keinen richtigen Gott haben. Und wo ſie keinen richtigen Gott haben, da haben ſie auch keine Pflicht und keine Ehre. Und woran liegt es? Weil ſie verlobbert ſind. Und warum ſind ſie verlobbert? Weil ſie nicht dienen. Und der Toby hat auch nicht gedient und von Strammheit und richtiger Propreté iſt keine Rede nich. Blaue Krawatte trägt er und hat 'ne legere Haltung, aber ein blauer Schlips is nicht Propreté und eine lange Stakete, die hin und her ſchlenkert, weil kein Rückgrat drin is, is nich Strammheit.“

Hier hatte ſich Kaulbars vorläufig erſchöpft und Lehnert fand Gelegenheit einzuwerfen: „Ich bin überraſcht, Miſter Kaulbars, Sie ſo ſtreng zu ſehen. Als hier der große Krieg war, Anno 63, da waren wir beide noch drüben und haben beide nichts gehört und nichts geſehen, und was wir nachher, als wir 'rüber kamen, gehört haben, nu hören Sie, Miſter Kaulbars, da muß man doch Reſpekt haben vor dem, wie's damals hergegangen iſt, und haben ſich geſchlagen wie die beſten Truppen und ſind auch richtig verpflegt worden und war keine Rede von vor Hunger ſterben. Und ſo mein' ich denn, es kann nicht alles bloß Schwindel ſein.“

„Es is Schwindel, ſag' ich, und wer gedient hat . . .“

„Ich habe auch gedient, Miſter Kaulbars.“

Kaulbars lächelte. „Wobei denn?“

„Bei den Görlitzer Jägern.“

„Na, hören Sie, mit die Jäger, das iſt immer bloß ſo ſo. Das is nich Fiſch und nich Vogel und geht eigentlich immer bloß auf Jagd und wilddiebt ein bischen und is kein richtiger Soldat nich. Ich habe bei die Vierundzwanziger geſtanden, Hauptmann von Goerſchen, fünfte Compagnie. Haben Sie von dem 'mal gehört? Ich meine von Goerſchen. Das heißt, es gab eigentlich zwei Goerſchens, einer hieß Franz, der war auch ganz gut, aber unſerer hieß Otto und wir nannten ihn ‚unſeren Otto' und war ſchon mit bei Düppel, Schanze drei.' Ich ſag' Ihnen, die Schanze war weg wie Schnupftabak. Ja, ſo ſind die Vierundzwanziger, Ruppin und Havelberg, und Rathenow und die ‚Zietenſchen', das gehört eigentlich auch noch mit dazu. Hören Sie, die Görlitzer mögen ja ſo weit ganz gut ſein, man ſoll nicht ſtreiten und ſoll nicht nein ſagen, wenn man's nich weiß. Aber das ſag' ich Ihnen, Miſter Lehnert, aufs Dienen kommt es an und jeder muß 'mal Rekrut geweſen ſein und muß die Honneurs gelernt haben und muß die Signale gelernt haben. Und das is gewiß, wenn der Horniſt blies und war das Signal von der fünften Compagnie, da gab es ein Ohrenſpitzen wie 'n Kavalleriepferd und mitten im Schlaf. Und wenn dann der alte Oberſt von Unruh mit ſeiner Krähſtimme kommandierte: ‚Präſentiert das Gewehr', und dann der Prinz, unſer Prinz, die Front abſchritt und die Spielleute ſpielten und wir mit ‚Augen rechts' daſtanden wie die Puppen, und ich ſag' Ihnen, Lehnert, was für Puppen, ja, das hätten Sie ſehen ſollen, das hatte ſo ſeine Art, das war ein Vergnügen, und wenn der Prinz dann ſagte: ‚Ja, das ſind meine Vierundzwanziger; Kinder, wenn ich Soldaten ſehen will, dann ſeh' ich mir die Vierundzwanziger an; es lebe der Kaiſer', ja, Miſter Lehnert, das war was, das kommt vons ‚Dienen- und Gehorchenkönnen und von der Strammheit und der Propreté, und wenn Sie die ganzen achtunddreißig ‚States‘ umſtülpen und hier unſer Indianterritory mit dazu und alle Mennoniten und den alten Obadja auch, ſo was fällt nich 'raus und kann auch nich 'rausfallen, weil's nich drin is und weil alles Schwindel is . . . Und Miß Ruth, nu ja, Miß Ruth iſt ein hübſches Ding, geb' ich zu, meinetwegen, und Miſter Toby kuckt in die Welt wie die Maus aus der Heede. Glau ſind ſie und gewaſchen und haben ſo was wie Prinz und Prinzeſſin. Aber, bei Lichte beſehen, das iſt eben der Unſinn. Wer kein Prinz is, darf auch nicht wie 'n Prinz ausſehen. Prinz Friedrich Karl, der durfte, der war einer. Aber Toby? Toby weiß alles am beſten und is doch bloß noch ein Quack. Aber das is hier alles eins und mit zwanzig iſt er bei der Geſandſchaft in Japan und mit vierundzwanzig iſt er Oberprieſter in Rogat-Ehre. Denn der Alte wird klapprig und ewig kann er doch nicht leben und wenn er auch ſo fromm wäre wie Abraham oder wie Hiob.“

* * *

XXII.

So verliefen die Geſpräche, die die beiden preußiſchen „Kameraden“, wenn ſie morgens auf die Felder hinausritten, miteinander führten, Geſpräche, die Lehnert nur zu deutlich zeigten, daß mit dem guten Kaulbars (und mit der Frau lag es nicht viel beſſer) wohl ein friedlicher, aber kein freundſchaftlicher Verkehr möglich ſei. Und ſo würde denn das Gefühl von Vereinſamung, das ihn, ſehr bald nach ſeinem Erſcheinen in Nogat-Ehre, zu quälen begann, ſehr wahrſcheinlich in einem beſtändigen Wachſen geblieben ſein, wenn ihm nicht der anfangs mit ſo viel Mißtrauen und Abneigung von ihm angeſehene Monſieur Camille L'Hermite mit jedem Tage theurer geworden wäre. Monſieur L'Hermite hatte nichts von der ſelbſtgefälligen Enge, darin ſich beide Kaulbarſe gefielen, und ſo kam es, daß ſich mit dem Landesfeinde — „mon cher ennemi“, wie Monſieur L'Hermite ſagte — nach und nach ein Verhältniß anbahnte, das ihm der deutſche Landsmann nicht gewähren konnte.

Den erſten Anſtoß zu dieſer Bekehrung gab ein ganz kleiner, ſchon während der erſten Wochen ſich ereignender Vorfall. Lehnert, wenn von Tiſch aufgeſtanden und nach kurzem und meiſt die Wirthſchaft betreffendem Geſpräche der

Rückzug in die Zimmer des oberen Stocks angetreten wurde, ſchloß ſich dieſem Rückzug nicht immer an, ſondern zog es mitunter vor, in einer jenſeits der Akazienallee gelegenen Garten- und Parkanlage, darin ſich auch die von Obadja aus großen Feldſteinen aufgeführte Familiengruft befand, noch eine halbe Stunde lang auf und ab zu gehen, wobei Ruths Neufundländer ihn meiſtens begleitete. Stieg er dann, wenn's dunkel geworden, auch ſeinerſeits die Treppe hinauf, ſo klang regelmäßig vom linken Korridor her ein Choral herüber oder ein geiſtliches Lied: Ruth ſang und Toby begleitete. Was aber Lehnerts Gemüth mehr noch als dieſer Geſang in Anſpruch nahm, war das, daß er, wenn er an Monſieur L'Hermites Zimmer vorüberkam, mal auf mal in aller Deutlichkeit hören konnte, wie dieſer die Thüre leis ins Schloß drückte, ganz ſo, wie wenn er's verbergen wolle, dem Geſange Ruths gelauſcht zu haben. Einmal aber traf es ſich, daß L'Hermite, trotz aller Vorſicht, auf ſeinem Lauſcherpoſten von Lehnert doch überraſcht und dadurch in eine kleine momentane Verlegenheit verſetzt wurde. Seine franzöſiſch gute Laune half ihm aber raſch darüber hin und ſein Käppi zurückſchiebend, wie ſeine Gewohnheit bei jeder Anſprache war, trat er an Lehnert heran und ſagte, während er nach dem linken Korridor hinüber deutete: „Ce n'est pas mal; n'est-ce pas?“ Und als Lehnert nickte, nahm er deſſen Arm und ſagte: „Entrez, mon cher ennemi.“

Lehnert folgte denn auch der freundlichen Aufforderung und nahm in einem Schaukelſtuhle Platz, während ſich L'Hermite mit übergeſchlagenem Bein auf den durch eine grüne Schirmlampe nur mäßig erleuchteten Arbeitstiſch ſetzte. Die mäßige Beleuchtung war denn auch Urſache, daß viele Stellen des Zimmers, der eigentlichen Ecken und Winkel ganz zu geſchweigen, in einem Halbdunkel verblieben, gab aber immer noch Licht genug, um den umſchauhaltenden Lehnert erkennen zu laſſen, daß der ganze Raum ein merkwürdiges und ſehr unordentliches Durcheinander von Schloſſerwerkſtatt und chemiſchem Laboratorium, von phyſikaliſchem Kabinett und Mineralienſammlung war. Das Chemiſche herrſchte vor, im übrigen aber lief der Geſammteindruck darauf hinaus, daß es nichts auf der Welt gäbe, was hier nicht entdeckt und erfunden werden könne. Welchem Zweck das alles diente, gab zu denken und Lehnert, der immerhin einiges von L'Hermites Vergangenheit in Erfahrung gebracht hatte, würde beim Anblick all dieſer Kolben und Retorten ſicherlich auf einige für Europa beſtimmte Nihiliſtenbomben gerathen haben, wenn nicht Nogat-Ehre ſo ganz den Stempel des Friedens getragen und Obadja ſelbſt bei jeder ſich bietenden Gelegenheit mit einer beſonderen Vorliebe von Monſieur L'Hermite geſprochen hätte.

* * *

Lehnerts Verweilen an jenem erſten Beſuchsabend war nur von kurzer Dauer geweſen, aber es hatte doch ausgereicht, beide zu nähern und in weiterer Folge ſogar regelmäßige Reunions herbeizuführen. An jedem dritten Tage, wobei zwiſchen hüben und drüben gewechſelt wurde, kam man zu ziemlich ſpäter Stunde zuſammen und plauderte dann bis mitternacht. Das war die Regel, die, wenn Lehnert Wirth war, ſtricte galt. An den L'Hermite-Abenden aber, — an denen, außer einigen anderen Verpflegungsfineſſen, auch ein in Galveſton erſtandener und mit Cognac und Abſynthflaſchen reichlich ausgeſtatteter Roſenholzkaſten eine Rolle ſpielte — ging ihr Geplauder gelegentlich bis über die zwölfte Stunde hinaus. Obadja wußte von dieſem Roſenholzkaſten, und daß ihm, vor allem von L'Hermite ſelbſt, fleißig zugeſprochen würde, was er, wie ſich denken läßt, mißbilligte; trotzdem ließ er es geſchehen, einmal weil ihm alles Erziehen, wenn es ſich nicht von ſelbſt machte, zuwider war und faſt mehr noch, weil er ſich nicht das Recht zuſchrieb, die Lebensgewohnheiten eines Mannes zu regeln, der, wenn auch ein Flüchtling, ſo doch immerhin ein unbeanſtandeter Gaſt und, wie ſchon hier geſagt werden mag, auch eine Perſon von praktiſcher Bedeutung für Nogat-Ehre war. Und ſo ſtörte denn niemand dieſe Zuſammenkünfte, die bald beider Freunde beſondere Luſt und Freude wurden.

Eins nur, was übrigens die Freude nicht minderte, fiel Lehnert bei dieſen abendlichen Zuſammenkünften auf, und das war die Zurückhaltung, mit der L'Hermite ſeine „große Zeit", ſeine hiſtoriſche Vergangenheit behandelte. Nicht als ob er Luſt bezeigt hätte, ſich von ihr loszuſagen, durchaus nicht, er vermied nur einfach, ohne Veranlaſſung davon zu ſprechen, und beſchränkte ſich, wenn dieſe Veranlaſſung eintrat, auf das unbedingt Nöthigſte. Der furchtbare Ernſt der Scene, darin er mitgeſpielt, war ihm gegenwärtig und ein feines äſthetiſches Gefühl, das ihn überhaupt auszeichnete, hielt ihn ab, von einem Hergange zu ſprechen, deſſen Erwähnung, wenn es die Verhältniſſe nicht geradezu geboten, entweder renommiſtiſch oder cyniſch berühren mußte. Lehnert, als er erſt klar darin ſah, ſtimmte ſeinem Flurgenoſſen zu, bevor dieſer Zeitpunkt aber da war, war er doch wochenlang von dem Verlangen erfüllt, über den intereſſanten Hergang Ausführlicheres zu hören, und ſchwankte nur, nach welchem Plane er, um ſeine Neugier zu befriedigen, verfahren ſolle. Schließlich entſchied er ſich dafür, auf einem Umwege vorzugehen und das Geſpräch zunächſt auf die langen Einſchließungstage von Paris zu lenken. Es ſeien langweilige Tage geweſen, auch für ſie draußen, und das Zerſtreuliche hab' erſt eigentlich begonnen, als die Franzoſen untereinander ins Bataillieren gerathen ſeien, die Verſailler gegen die Pariſer. Da hätten er und ſeine Kameraden oft viele Stunden lang auf dem Höhenzuge zwiſchen St. Germain und St. Denis geſtanden und dem Kriege wie einem richtigen Kriegsſchauſpiel zugeſehen. Und einmal hab' er ganz deutlich beobachten können, wie die Pariſiſchen durch eine geſchickte Bewegung über die Brücke von Asnières alles, was von Regierungstruppen in der großen Seine-Schleiſe geſtanden, abgeſchnitten hätten. Aber das ſei freilich auch der letzte Sieg geweſen und ſchon am nächſten Tage wäre der Triumphbogen von den von St. Cloud vorgehenden Bataillonen erſtürmt worden. Und wenn er ſich vergegenwärtige, was er bei der Gelegenheit alles geſehen hätte, ſo begreif' er nur zu gut, was unmittelbar darauf von Seiten der Kommunards geſchehen ſei, und könne von Grauſamkeit keine Rede ſein.

Monſieur L'Hermite, während Lehnert ſo ſprach, hatte ſtill vor ſich hingeblickt und eine Cigarette gedreht und erſt nach einer Weile das Wort genommen. Es ſei ſo, wie Lehnert ſage. „Die Sache da draußen am Trocadero war kein Spaß und darauf hin wurden die Geiſeln erſchoſſen . . . Und der letzte war der Erzbiſchof . . . Ich übernahm ſelber das Kommando . . . Er iſt geſtorben wie ein Held, wie nur die von der Kirche zu ſterben verſtehen.“

Lehnert, als L'Hermite ſo ſprach, ſog jedes Wort ein und glaubte, jetzt ſei der Augenblick für intimſte Mittheilungen gekommen. Aber er ſah ſich abermals getäuſcht und ſein Wiſſen blieb im weſentlichen auf dem Punkt, auf dem es ſchon vorher geſtanden hatte.

Nicht viel beſſer erging es ihm, als er, auf einem ähnlichen Umwege, den Verſuch machte, näheres über ſeines Flurgenoſſen Flucht aus Numea, wohin dieſer deportiert worden war, herauszuholen. L'Hermite wiegte den Kopf hin und her und ſagte dann, während er, um damit zu ſpielen, eine große Feile vom Arbeitstiſche nahm: „Es machte ſich ſchnell. Wir waren unſerer drei, die's wagten, weil wir gut ſchwimmen konnten, und ſchwammen denn auch wirklich, trotz Brandung, auf ein Schiff zu, von dem wir wußten, daß der Kapitän mit unſerer Sache ſei. Meinen beiden Kameraden aber ging die Kraft aus; ich für mein Theil konnte noch gerad' ein Tau faſſen, das mir von Deck aus zugeworfen wurde. Das ergriff ich denn auch und eine Minute ſpäter zogen ſie mich an Bord. In derſelben Stunde noch ging's nach Portland. Und da war ich frei. Das andere wißt Ihr; Ihr kommt ja auch von San Francisko her. Iſt eins wie das andere.“

So knapp waren Monſieur L'Hermites Erzählungen, wenn es ſeine hiſtoriſche Zeit galt, aber deſto mittheilſamer war er, wenn er auf ſeine mit Technik und Mechanik und vor allem mit dem Bergwerksweſen in Zuſammenhang ſtehenden Pläne zu ſprechen kam, was übrigens kaum verwundern konnte. War er doch vor allem, wie ſchon die Geſchwiſter gleich am erſten Tag auf der gemeinſchaftlichen Fahrt von Station Darlington nach Nogat-Ehre zu Lehnert geſagt hatten, ein Entdecker und Erfinder, und wenn er auch unzweifelhaft an ſeiner „Idee“ mit einem ſtillen Fanatismus feſthielt, ſo gab es doch eins, was in ſeinen Augen der „Idee“ gleich kam, das war das „Projekt“. Ja, er war, vielleicht, über alles andere hinaus, ſeiner ganzen Natur nach ein Projektenmacher und was er die „Durchführung ſeiner Idee“ nannte, war eigentlich auch nur Projekt und hätt' ihn, wenn es anders geweſen wäre, ſchwerlich in ſeinem Gemüthe derart ergriffen, wie's jetzt thatſächlich der Fall war. Er hielt Leſſeps für den größten Mann des Jahrhunderts und Iſthmusdurchſtechung oder eine Tunneleiſenbahn unter dem Kanal hin, Ausſchöpfung des Zuyderſees und Füllung der Saharawüſte mit Oceanwaſſer, das alles waren Dinge, die ſeiner Seele mindeſtens ſo hoch ſtanden (vielleicht noch höher), als der Sieg der Kommune. Sah man auf ſein Leben zurück, ſo war es, in Gutem und Schlechtem, in Glück und Unglück, eine natürliche Folge dieſer ſeiner Beanlagung. In der Mitte Frankreichs, in dem kleinen, aber mineralreichen Departement Creuze geboren, war er ſchon als Kind in den Galmei- und Bleierzbergwerken ſeines heimiſchen Departements beſchäftigt geweſen, bis er 1849, damals erſt neunzehn Jahr alt, nach Paris und hier wiederum (nach nur kurzer Beſchäftigung in einer Fabrik, darin Bleiröhren gezogen wurden) unter die „Rothen“ ging, in deren Reihen er gleich danach die Juniſchlacht mitmachte. Verwundet, gefangen und eingekerkert, ließ er, als er wieder frei kam, auf eine Weile die Politik fallen und machte, mittlerweile Soldat geworden, mit Paſſion den Krimkrieg mit, bei welcher Gelegenheit er ſich im Minenkriege vor Sebaſtopol derart auszeichnete, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion zuerkannt und vom Oberſten Niel, dem ſpäteren Marſchall, in Perſon an die Bruſt geheftet wurde. Zugleich empfing er die Galons. Aber fünf Jahre ſpäter, kurz nach Solferino, den Abſchied nehmend, war auch, mit der Rückkehr in die bürgerliche Geſellſchaft, ſofort der „Rothe“ wieder da. Raſch erkannte die Parteileitung ſeine beſonderen Meriten: ein Düſtelgenie höchſter Gattung, das mit Rückſicht auf Höllenmaſchinen und Dynamitbomben gehegt und gepflegt werden müſſe. Welchem Vertrauen er denn auch entſprach. In einem Zeitraume von zehn Jahren verging kaum eine Woche, wo nicht neue Vorſchläge von ihm eingereicht worden wären, und nur wenn politiſch unfruchtbare Zeiten kamen, von ihm „Vacances“ genannt, entſprach es ganz ſeiner Natur, den nun an die Stelle von Knallſilber oder Nitroglycerin tretenden harmloſen „Ferienarbeiten“, wohin beiſpielsweiſe pencils mit Mechanik, neue Torniſterſchnallung, Apfelſchälmaſchinen und ähnliches gehörten, ein nicht viel geringeres Intereſſe wie einer neuen Bombenfüllung entgegen zu bringen. Er verfuhr dabei ganz nach dem Prinzip „wer des Kleinen nicht achtet, iſt des Großen nicht werth“, und ſo durfte denn in der That von ihm geſagt werden, daß die Jahre von Solferino bis Sedan, gleichviel ob die Verſchwörungschancen hoch oder niedrig ſtanden, alles in allem eine Glücks- und Zufriedenheitsepoche für ihn darſtellten, aus der ihn erſt die „hundert Tage“ der Kommune wieder herausriſſen, um ihn dann, nach kurzem Glanz, als einen auf Lebenszeit Verurtheilten an die Küſte von Neu-Caledonien zu werfen.

Seitdem, die Neu-Caledonien- und die Nogat-Ehre-Tage zuſammengerechnet, waren zwölf Jahre vergangen, aber er war derſelbe geblieben und als ſeine glücklichſten Momente konnten die gelten, wo die lange Serie wünſchenswerther oder in ſeinen Augen auch wohl unerläßlicher Entdeckungen und Erfindungen angeſichts des oft ſich öffnenden Roſenholzkaſtens durchgeſprochen wurden. Daß alles dabei zur Sprache Kommende jetzt nach der friedlichen Seite hin lag, nahm der Debatte nichts von ihrem Reiz und Eifer. Unter der hundertmal wiederholten Verſicherung von „on revient toujours à ses premiers amours“ war L'Hermite, faſt von dem Tag an, an dem er in Nogat-Ehre ſein Refugium gefunden hatte, vor allem wieder auf das Bergwerksweſen, auf die Montaninduſtrie ſeiner früheſten Knabenjahre zurückgekommen und verfolgte dabei zu nicht geringer Befriedigung, um nicht zu ſagen Erbauung Obadjas — der nach Art vieler Frommen einen ſtark ausgebildeten Sinn für die Güter dieſer Welt hatte — den Plan einer „Exploitirung“ der Ozark-Mountains auf Blei, zu welchem Behufe die verhältnißmäßig nahegelegenen Berge mannigfach von ihm durchforſcht, und wohl hunderte von Erzſtufen auf ihren Bleigehalt hin unterſucht worden waren. Um das zerfallene Fort O'Brien herum und dann anſteigend bis zu dem Kamm der Mountains hinauf, lag das Erz an mehr als einer Stelle faſt wie zu Tage, und wenn Obadja, ſo wenigſtens verſicherte L'Hermite, ſich vor Jahr und Tag ſchon zu Drangebung der jämmerlichen Feldwirthſchaft, bei der nichts herauskomme, hätte beſtimmen laſſen, ſo wär er längſt ſchon zum Kröſus, zum Roi de Lydie dieſer Gegenden geworden. Denn einmal ſei das Blei ſelbſt ein wirklicher Schatz, aber wenn Obadja, der nichts davon verſtehe, das auch anzweifeln wolle, ſo wiſſe doch jedes Kind, wo Blei ſei, ſei auch Silber und wo Silber ſei, ſei auch Gold. In fünf Jahren, wenn alles geſchickt exploitiert werde, müſſe das ganze Territorium mit ſeinen Bahnen und Bergen in Händen von Obadja ſein, und wenn dann Prinz Toby, königliche Hoheit, zur Regierung komme, ſo ſei Vanderbilt ein Strohmann dagegen und Miſter Mackay eine Schillingspuppe. Das Durchſprechen ſolcher Pläne, begleitet von ſpöttiſchen Ausfällen gegen die Frommen und Gläubigen, die zwar alle gern reich ſein wollten, aber in ihrer ſich Gottvertrauen nennenden Beſchränktheit immer verlangten, daß ihnen alles in den Schoß falle, das war ein Thema, das an den Reunion-Abenden mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit wiederkehrte, wenn aber — genau ſo wie vordem in Paris — die großen Pläne momentan zu Boden fielen, ſo traten auch hier im Obadjaſchen Hauſe wieder vergleichsweiſe kleine Sachen dafür ein.

Eines Abends ſtanden auch wieder ſolche Nipp- und Kleinkramſachen auf dem Programm, lauter Dinge, die ſich nicht auf die Bleibergwerke, ſondern ganz einfach auf den Hausſtand und das unmittelbare Beiſammenleben in Nogat-Ehre bezogen. L'Hermite, wie gewöhnlich ganz hingenommen, ſprach mit Lebhaftigkeit über Gasleitung und Anbringung eines Betſaalkronleuchters, deſſen Fledermausflammen, wenn gewünſcht, ja mit Leichtigkeit auch aus Chriſtus- oder Prophetenköpfchen (ſelbſtverſtändlich unter Bevorzugung des Obadjakopfes) aufſchlagen könnten, und als Lehnert darüber lachte, ſpielte L'Hermite Trumpf auf Trumpf aus und gefiel ſich darin, immer grotesker zu werden. Endlich aber ließ man das Gas- und Kronleuchterthema fallen und kam überein, zunächſt neue Stahlreifen und Croquethämmer für Ruth und Toby und, wenn das geſchehen ſein würde, ein neues großes Spind mit Fliegenfenſter für Maruſchka machen zu wollen.

Es lag nah', daß man bei Beſprechung dieſer mit den einzelnen Hausinſaſſen ſich beſchäftigenden Dinge, von den Dingen zuletzt auch auf die Perſonen kam, und Lehnert, als er ſah, daß L'Hermite ſeinen Abſynth ohne Waſſer zu nehmen anfing, konnte, ſo vorſichtig er ſonſt war, der Verſuchung nicht widerſtehen, allerhand Fragen zu thun, um auf die Weiſe ſeinen nun ſchon im fünften Jahr in Nogat-Ehre weilenden Haus- und Flurgenoſſen über die verſchiedenen Mitglieder der Familie, wie des Hauſes überhaupt, auszuholen.

„Es iſt ſonderbar," ſagte Lehnert, „man hört und ſieht dies und das und ſtellt ſich natürlich auch allerhand Fragen über die, die ſo neben einem herleben, und doch hat man nicht recht Antwort darauf, auch nicht einmal bei denen, die die klarſten und einfachſten zu ſein ſcheinen."

„Ihr ſeid zu ſchwierig, Lehnert," lachte L'Hermite. „Zu ſchwierig und zu gewiſſenhaft, ſo recht ein Deutſcher und wollt immer zu tief auf den Grund. Aber das glückt nicht. Ich für meine Perſon, ich wüßte keinen, über den ich auch nur im geringſten in Zweifel wäre, und verpflichte mich, ohne Beſinnen, einem jeden ſein Certifikat zu geben."

„Das wäre," ſagte Lehnert. „Soll ich einmal den Verſuch machen?"

L'Hermite nickte.

„Nun denn, Kaulbars?"

„Tête carrée."

„Und Maruſchka?"

„Un peu de cochon."

„Und Obadja?"

„Un peu de Mormon."

„Und Toby?"

„Bon garçon."

„Und Ruth?"

„Ange."

„Und Monſieur Camille L'Hermite?"

„Blagueur."

„Und Lehnert Menz?"

„Caïn le Sentimental."

Lehnert fuhr zuſammen. L'Hermite aber ſah einfach zur Seite, nahm einen Abſynth und riß dann ruhig ein Blättchen Seidenpapier aus dem Block, um eine neue Cigarette zu drehen.

⁂

XXIII.

Lehnert war derart getroffen, daß er unfähig war, das Geſpräch weiter zu führen, und bald danach ſich erhob, um in ſein Zimmer hinüber zu gehen. Da ſchritt er nun auf und ab und kam ſchließlich zu dem Reſultat, daß alles ein Zufall geweſen ſei. Sehr bald aber war es mit dieſem Troſt vorbei. „Nein, nicht Zufall. Er hat mich wiſſen laſſen wollen: ‚ich weiß‘. Nicht aus böſer Abſicht (iſt er doch ſelber mit drin), aber aus Laune, vielleicht auch aus Theilnahme.“

So ſann er noch weiter nach und mitternacht war heran, als er ſich, halb angekleidet, auf das aus Bambusſtäben leicht zuſammengefügte Ruhebett ſtreckte; das Bett ſelbſt aufzuſuchen, widerſtand ihm. Was geſchehen war, geſchehen vor manchem Jahr, war ihm ſeit einer Stunde wieder mit vollem Gewicht auf die Seele gelegt worden und lebhafter noch als gleich am erſten Tage bei ſeinem Erſcheinen in Nogat-Ehre, beklagte er es, daß Obadja keine Beichte von ihm verlangt habe. „Warum verlangte er ſie nicht? Weil er's wohl mit mir meinte. Nun aber quält es mich und belaſtet mich. Was gebeichtet wird, das kann verziehen werden, aber die verborgene Schuld, vor niemand eingeſtanden, das iſt die ſchwerſte der Strafen.“

Und erſchöpft ſchlief er endlich ein und nahm ſeine ſelbſtquäleriſchen Gedanken mit in ſeinen Traum. Er ſchlief noch nicht lang, als ein Klopfen ihn weckte. Wer es ſein könne, war ihm kaum zweifelhaft, und er ging auf die Thür zu und öffnete. Wirklich, es war L'Hermite, nur in Slippers und weitem Beinkleid und ſein Käppi wie gewöhnlich im Nacken. In der Linken hielt er einen Blaker, drin ein Lichtſtümpfchen, mit einem Dieb am Docht, rußigqualmend hin und her flackerte. Das Groteske ging unter in dem Schmerzlichen der Erſcheinung. Er mühte ſich, überlegen drein zu ſchauen, und ſchien ſich und die Welt ironiſieren zu wollen, aber ein mächtigeres Gefühl hielt ſeinen Spott im Bann und er ſah aus wie der Tod auf der Maskerade, der tanzen will. Endlich nahm er Platz, während Lehnert ſich ihm gegenüber ſetzte.

„Ihr könnt' nicht ſchlafen, Monſieur L'Hermite. Was giebt es?"

„Es ſah wer in mein Fenſter."

„Wer?"

„Ich ſah ihn nicht. Aber er hielt ein Kreuz vor der Bruſt."

„Das war das Fenſterkreuz und der Mondſchein dahinter."

L'Hermite lächelte. Lehnert aber, der das Grauen, das ihn mit erfaßt hatte, dem Freunde wie ſich ſelber wegreden wollte, ſuchte bei ſeinem zwangsweis angeſchlagenen Heiterkeitstone zu beharren und ſagte: „Sinnestäuſchung, Monſieur L'Hermite. Wer Euch ins Fenſter ſehen will, muß von unten her eine Leiter anlegen."

„Oder von oben."

Er ſprach das ſo, daß Lehnert verſtummte. Und nun ſaßen ſie ſich einander gegenüber und zwiſchen ihnen ſchwebte das Licht, deſſen Flackerſchein in dem Spiegelchen reflektierte.

So verging eine Weile. Dann ſagte Lehnert: „Es giebt eine Himmelsleiter und die Engel ſteigen hernieder, ſo ſteht geſchrieben . . . Und vielleicht auch die Engel des Gerichts. Glaubt Ihr ſolche Dinge?“

„Nein. Aber das Ammenmärchen hat nun 'mal Gewalt über uns, das Eiapopeia, das uns ſchon von der Wiege her geſungen wird. Die pfäffiſche Lüge verdirbt alles. Da liegt es. Statt, wie jetzt, in der großen Lüge großgezogen zu werden, müſſen wir großgezogen werden in der Idee. Bis dahin zittern wir vor dem Spuk und haben kein Mark in der Seele.“

Lehnert ſchwieg. Endlich ſagte er: „Monſieur L'Hermite, drüben vor Eurem Fenſter ſteht der Mond und der Mond iſt nicht jedermanns Sache. Bleibt hier, legt Euch auf das Ruhebett!“

L'Hermite aber erhob ſich wieder von ſeinem Platz, legte ſeine Hand auf Lehnerts Schulter und ſagte: „Nein, wir wollen lieber in die Kapelle gehen; ich will da das Kreuz vom Altar nehmen und es hochhalten und den Geiſt anrufen, den Saint Esprit. Denn der Geiſt iſt die Idee. Die Kapelle ſoll 'mal etwas anderes hören, als die Geſchichte von Pharaos Traum und den ewigen ſieben Kühen. Obadja perſönlich iſt eine fette Kuh, aber ſeine Predigt iſt eine magere. Kommt! Ich will ſein Tabernakel in einen Tempel der Idee verwandeln und will bloß vor zweien ſprechen. Vor Euch und dem Mond. Das iſt mir genug.“

* * *

Es war nicht leicht, Monſieur L'Hermite von ſeinem Vorhaben ab- und in ſein Zimmer zurückzubringen. Endlich gelang es und nachdem Lehnert, des noch immer draußenſtehenden Mondes halber, die Läden des einen Fenſters geſchloſſen hatte, ging er in ſein eigenes Zimmer zurück, um hier wieder ſein Lager aufzuſuchen. Er war nun ſelber Zeuge geweſen von der gelegentlichen Geiſtesgeſtörtheit L'Hermites, von der er ſchon gehört hatte. „Wenn es nicht ſein Gewiſſen iſt“, hatte Toby damals hinzugeſetzt. Und Lehnert wiederholte jetzt Tobys damalige Worte.

Der andere Tag war ein Sonntag. Lehnert erſchien zur Morgenandacht, beurlaubte ſich aber gleich danach für den ganzen Tag, um ins Gebirge zu reiten, in die Ozark-Mountains, deren viele Meilen langen Zug er nun ſeit einer Reihe von Wochen in beinah' nächſter Nähe vor ſich ſah, ohne daß es ihm bisher möglich geweſen wäre, ſie zu beſuchen. Die Woche gehörte der Arbeit und der Sonntag der Betrachtung und Ruhe, worauf Obadja mit einer ihm ſonſt nicht eigenen Strenge hielt. Ausnahmen waren aber ſtatthaft und Lehnerts muſterhafte Innehaltung aller Hausgeſetze während ſeiner jetzt mehr als zweimonatlichen Anweſenheit in Nogat-Ehre ließ es Obadja nicht ſchwer fallen, heute ſolchen Ausnahmefall eintreten zu laſſen.

Es war der zweite September und Lehnert, als er eben eine leis anſteigende Ebereſchenallee hinauf ritt — er hatte ſich für einen kleinen Umweg entſchieden — entſann ſich mit einer gewiſſen Freudigkeit, daß es der Sedantag war. Er verſenkte ſich wieder in die Vorgänge von damals und ſah wieder den Angriff der Chaſſeurs d'Afrique und wie die Säbel und rothen Käppis der attakierenden Schimmelſchwadron in der Sonne blitzten.

Solche Bilder vor der Seele ritt er weiter, allmählich aber bog die Ebereſchenallee wieder nach links ein und ging in einen Birkenweg über, der ſich alsbald in geringer Entfernung von dem in Trümmern liegenden Fort O'Brien ins Gebirge hineinzog. Als er in Höhe dieſer Stelle war, ſtieg er ab und band ſein Pferd an einen Baum, um, eh' er weiter ritt, erſt dem intereſſanten Trümmerhaufen, auf den ſich, von ſeinem Fenſter aus, ſein Auge manches liebe Mal gerichtet hatte, ſeinen Beſuch zu machen. Fort O'Brien war, vor kaum mehr als zwanzig Jahren, in einem der vielen kleinen Kämpfe mit den Indianern von dieſen erſtürmt und zerſtört worden, wobei Dach und Inneres total verbrannt, der Wallgang aber ſammt ſeinen Paliſſaden und vor allem ein an einer Ecke ſtehender abgeflachter Steinthurm in leidlich gutem Zuſtande verblieben waren. Lehnert, als er das Fort erreicht hatte, kroch überall umher, erſtieg den Thurm auf einer noch wohlerhaltenen Wendeltreppe und ſah nun zurück nach Nogat-Ehre hin. Die Entfernung mochte faſt zwei Wegſtunden ſein, aber die wundervolle Klarheit der Luft ließ ihn alles aufs Beſtimmteſte erkennen. Das Eckfenſter zur Linken, das war ſeine, und das an der anderen Ecke, da wohnte Ruth. Es war ihm, als ſäh' er ſie, und indem er ihrer gedachte, gedacht' er auch ſchon des Moments der Rückkehr und ſah ſich die Treppe hinaufſteigen und vernahm andächtig den Choral, den ſie mit klarer Kinderſtimme ſang. Und nun bog er in den Korridor ein und hörte wieder deutlich, wie die Thür ins Schloß fiel, und wie ſich Monſieur L'Hermite wie herkömmlich von ſeinem Lauſcherpoſten zurückzog. Und während er das alles im Geiſte vorwegnahm, trat er, ſich wieder erinnernd wo er war, an die Brüſtung des alten Thurmes heran und pflückte, ſich bückend, allerlei kleine Blumen, die hier aus dem zerbröckelten Geſtein reichlich aufſproßten, und band einen Strauß, den er mitnehmen und Ruth überreichen wollte.

Das Pferd nagte noch ruhig an den Birkenzweigen, als er nach einer Weile zurückkam, um wieder in den Sattel zu ſteigen. Der Weg aber, der immer ſteiler anſtieg, erſchien ihm jetzt mehr und mehr wie die Krummhübler Straße zwiſchen dem „Goldenen Frieden“ und dem „Waldhaus“ und der Gebirgsbach, der da neben ihm ſchäumte, das war die Lomnitz, die vom Mittagsſtein und den Teichen herunter kam. Und unwillkürlich ſah er auch nach dem Inſelchen aus und ob er das Haus ſähe, ſein Haus, mit den zwei Brückenſtegen und dem Schindeldach und dem erſt ſich am Hauſe hin und dann bis aufs Dach hinaufrankenden gelben Roſenſtrauch. Er ſah aber nichts als Tannen und wieder Tannen und dann und wann eine Lichtung, und dabei wurde der Weg immer enger und ſteiler, bis zuletzt ein Quell kam, der aus einer niedrigen aber ſenkrechten Felswand ſprang und dicht darunter in einen aus vier mächtigen Steinen gebildeten Keſſel fiel. Und an dem Keſſel hin lief ein Pfad und dahinter kam ein Moorſtreifen, und verdorrtes Gras und Huflattig . . . Und dann kam ein Kuſſelgebüſch . . . Und da lag wer . . .

Und Lehnert hielt an und fuhr mit der Hand über Stirn und Auge, wie wenn er das Bild verſcheuchen wolle. Aber es wich nicht. Und zuletzt gab er dem Pferde die Sporen und ritt, ſo raſch es der Weg zuließ, immer höher bergan.

Nur einmal noch ſah er nach der Stelle zurück.

„Das iſt der, der bei L'Hermite ins Fenſter ſah.“

* * *

XXIV.

Anfang September war die Ernte herein und zum größten Theil auf dem ziemlich in der Mitte der Obadjaſchen Geſammtfarm gelegenen und mit einer guten Waſſerverbindung ausgeſtatteten „Vorwerk“ untergebracht worden, auf dem Miſter und Miſtreß Kaulbars ſchon ſeit Wochen die Vorwerkswirthſchaft leiteten und ein kleines daſelbſt befindliches Wohnhaus bezogen hatten. Um dies Wohnhaus herum lagen, im Viereck, vier große Scheunen, aus denen das ausgedroſchene Getreide theils zur nächſten Eiſenbahnſtation gefahren, theils in Flachkähne verladen wurde, prahmartige Fahrzeuge, die, von einem Dampfer geſchleppt, den Red River hinunter gingen. Kaulbars war unermüdlich thätig, umſichtig und von ſtrengem Regiment und erwarb ſich, weil er hier ſelbſtändig und nach eigenem Ermeſſen handeln durfte, nicht nur Obadjas Anerkennung, ſondern auch Lehnerts bereitwilligſte Zuſtimmung. „Er iſt ſchrecklich, aber das muß wahr ſein, ſeine Sache verſteht er.“

So ſah es auf dem Vorwerk aus. Alle Hände rührten ſich, während für Nogat-Ehre ſelbſt minder arbeitſame Tage kommen zu wollen ſchienen. Und für Lehnert, wenn auch die Arbeit nicht geradezu ruhte, kamen ſie wirklich, nur freilich nicht für Obadja, für den einfach die Aufgaben zu wechſeln begannen. Für ihn waren jetzt die Tage da, wo ſich ſeine Thätigkeit ſtatt dem Landwirthſchaftlichen, dem Leben in der Gemeinde zuzuwenden hatte. Berathungen fanden ſtatt, an denen zunächſt die Mennoniten von Nogat-Ehre, bald aber auch die Brüder aus Kanſas und ſogar Abgeſandte von Dakota her theil nahmen. Es war ein beſtändiges Kommen und Gehen, und Ruth, die neben der nur noch den Namen dazu hergebenden Maruſchka den Hausſtand in Abweſenheit der Miſtreß Kaulbars leitete, war ſo beſchäftigt, daß ſie bei den Mahlzeiten und oft auch bei den Andachten gar nicht erſcheinen und die Geſangsübungen, die ſonſt ihre Freude waren, nicht fortſetzen konnte. Freilich ward es ihr nicht allzu ſchwer, dies Opfer zu bringen, hatte ſie doch vom Vater her mit der Gabe des Regierens auch die Luſt dazu geerbt und führte das Regiment, wie L'Hermite mit Vorliebe zu verſichern pflegte, „zur Ehre von Nogat-Ehre.“

* * *

Ja, viel Kommen und Gehen war in Nogat-Ehre, das war gewiß, da der Hausbrauch es aber mit ſich brachte, daß mehr geſchwiegen als geſprochen wurde, ſo kam es zu keinen Aufklärungen und Lehnert blieb in Zweifel darüber, zu welchem Zwecke das alles ſei. Schließlich war er gewillt, zu fragen und zwar am ſelben Tage noch, als er aber um die ſechſte Stunde vom Felde, drauf er das Grabenziehen an einer ſumpfigen Stelle beaufſichtigt hatte, hereinkam, fand er alles ausgeflogen und erfuhr von einem

Cherokeemädchen, das eben neben ihm die Treppe paſſierte: Maſter (dies war Obadja) und Miß Ruth und Miſter Toby ſeien mit dem Zehn-Uhr-Zuge gefahren und zwei Stunden ſpäter Monſieur L'Hermite; Maſter ſei nach Halſtead. Wohin Monſieur L'Hermite ſei, das wiſſe ſie nicht. Aber auch hierüber ſollte Lehnert nicht lange mehr im Dunkel bleiben, denn kaum daß er in ſein Zimmer getreten war, ſo wurd' er eines Zettels gewahr, den L'Hermite mit Hilfe zweier Wachskügelchen auf die Tiſchplatte geklebt hatte. Drauf ſtand in einer Art Telegrammſtil: „Mit dem Zwölf-Uhr-Zuge nach Galveſton. Ich ſehne mich nach Menſchen. In drei Tagen wieder zurück. Bis dahin und weiter Ihr L'Hermite.“

Ja, das gab Aufklärung über das „wohin“, aber über nichts weiter, und wenn ſchon dies Umgebenſein von Geheimniſſen ein gewiſſes unbehagliches Gefühl in ihm weckte, ſo wuchs dasſelbe, wenn er ſich ſagte, daß er nun auf drei lange Tage hin in dem großen, halb kirchenhaften Hauſe mutterwindallein ſei, Totto, Maruſchka und ein Dutzend halbwachſener Cherokeemädchen abgerechnet, die doch kaum als Geſellſchaft gelten konnten. Verſtimmt ging er in ſeinem Zimmer auf und ab, ließ ſich bei Maruſchka, ſeiner alten Tiſchgenoſſin, entſchuldigen und begnügte ſich mit ein paar Biscuits, einem Cognac und einem Glaſe Waſſer.

Aber dieſe Rolle der Abſperrung und Askeſe war doch nicht durchzuführen und ſo beſchloß er denn tags darauf ein Geſpräch zu verſuchen und ſich zunächſt dem guten alten Totto zu nähern.

Totto war über ſiebzig und genoß ſchon ſeit etlichen Jahren eine Art Gnadenbrot. Er war, als ein litthauiſcher Knecht, mit Obadja herüber gekommen und hatte dieſem, damals noch in Dakota, an zwanzig Jahre und länger in Eifer und Treue gedient. Eines Tages aber war er fort geweſen; andere hatten ihn überredet und mit dieſen war er den Miſſouri und dann den Miſſiſſippi hinunter gefahren, auf Neu-Orleans zu. Dort war er Cabkutſcher geworden und hatte viel Geld verdient, bis er, den Herrn ſpielend, alles wieder verloren hatte. Von einem Rettungsinſtinkt geleitet, war er dann, mit dem Reſte ſeiner Barſchaft, denſelben Weg flußaufwärts zurückgefahren und nach fünfjähriger Abweſenheit wieder in Dirſchau, Dakota eingetroffen, in einem grauen Leinwandanzug und im übrigen nichts mit ſich führend als ein Felleiſen, darin er ſeinen geretteten Sonntagsſtaat untergebracht hatte. „Biſt Du wieder da, Totto“, waren damals Obadjas von keiner weiteren Frage begleiteten Begrüßungsworte geweſen, die zugleich den ganzen Zwiſchenfall als erledigt anſahen. Von Stund' an war er auf ein paar weitere Jahre hin mit einer Art Oberaufſicht über das geſammte Pferdeweſen betraut worden, auf das er ſich, als Litthauer, gut verſtand, und ſaß nun, nachdem er ſchließlich auch dazu zu alt geworden, den ganzen Tag über vor den Stallgebäuden im Hofe, mit ſeiner Bank, weil ihn fror, immer der Sonne nachrückend. Sonntags zog er ſeinen aus ſeiner großen Zeit in Neu-Orleans mitgebrachten Staat an: einen blauen Frack mit kurzen Schößen und hechtgraue Hoſen, dazu Cylinder und Vatermörder, ganz ſpitz, deren Plättung er überwachte. Alle liebten ihn und ließen ihn gewähren, weil er einfältigen Herzens war.

„Nun, Totto, wieder in der Sonne“, ſagte Lehnert. „Wie geht es?“

„O, es geht ja, Miſter Lehnert. Ein bischen kalt.“

„Ihr ſitzt nicht an der richtigen Stelle. Die Sonne ſteht ja da.“

„Ja wahrhaftig, da ſteht ſie. Indeed, indeed. Na da will ich doch . . .“

Und er erhob ſich und nahm ſeine Bank, um an eine wärmere Stelle zu rücken.

„Aber Totto“, fuhr Lehnert fort, „Ihr habt ja heute ſchon Euren Staat an. Und iſt doch erſt Dienstag. Ihr werdet ihn ruinieren.“

„Ja, Dienstag is erſt. Aber Sonntag auch, Miſter Lehnert. The whole week is Festival-week. Feſtwoche, Sonntagswoche.“

„Ja, was heißt das, Totto? Sonntagswoche. Warum Sonntagswoche? Was iſt los?“

„Waſchung is los, Miſter Lehnert. Washing feet. Und kettle-drums und Gunpowder-Face well; you know him . . . Und Obadja preaching. Und plenty of people.

Lehnert that noch ein paar andere Fragen, aber er kam damit nicht weiter und erfuhr nur ſoviel, daß ſich ein großes Feſt vorbereite. Welcher Art im übrigen dies Feſt ſein würde, blieb ihm unklar, theils weil er Totto nicht recht verſtand, theils weil ihm manche mennonitiſche Gebräuche, wie beiſpielsweiſe das Feſt der Fußwaſchung, noch fremd waren. Und ſo beſchloß er denn, wenn die Mittagsſtunde da ſein würde, ſtatt bei Totto, bei Maruſchka ſein Heil verſuchen zu wollen.

Maruſchka, wiewohl erſt ſechzig, war ein eben ſo altes Hausinventar wie Totto und wie dieſer mit nach Amerika herübergekommen. Ihren eigentlichen Namen kannte niemand auch Obadja nicht, und nur ſo viel wußte man, daß ſie, Polin von Geburt, ſchon als Kind auf einem

Fliſſakenfloſſe die Weichſel herab nach Danzig gekommen ſei, wo man ſie, bei Schneegeſtöber, verirrt auf der Straße gefunden und nach einem katholiſchen Krankenhauſe gebracht hatte, drin ſie, ſich nützlich machend, jahrelang geblieben war, bis das Krankenhaus aufgelöſt wurde. Da habe ſie denn nicht gewußt „wohin“ und wäre wieder barfuß flußauf gezogen, mit einem rothen Tuch über den Kopf, um ſich durchzubetteln bis Polen hin. Und in einem großen Mennonitendorfe, das Obadja damals bewohnte, ſei ſie zurückgeblieben und ein halbes Jahr ſpäter mit in die neue Welt überſiedelt. Alle drei Frauen Obadjas hatte ſie ſeitdem hinſterben und die Kinder, die beiden älteſten abgerechnet, geboren werden ſehen: Anhänglichkeit und Treue waren allezeit ihre Tugenden geweſen und in ihren jungen Jahren auch Fleiß und wirthſchaftliches Geſchick. In ihrem Katholicismus aber hatte der Hausherr und Patriarch von Rogat-Ehre ſie jederzeit gewähren laſſen, entweder aus Reſpekt vor jeder aufrichtigen Glaubensform, oder weil er der Anſicht lebte, daß Maruſchka zu den Auserwählten gehöre, die nicht um ihres Glaubens, wohl aber (wie Totto), um ihrer Einfalt willen ſelig werden.

Und nun war es fünf Uhr und Lehnert erwartete jeden Augenblick den Schlag an den Schild, der ihn, auch bei zuſammengeſchmolzener Tafelrunde zu Tiſche rufen mußte. Wen durft' er dabei erwarten? Wenn ſich nicht der Lehrer aus der Nachbarfarm oder aber Miſſionar Krähbiel aus der nächſten Indianeranſiedlung eingefunden hatte, ſo ging er einem tête à tête mit Maruſchka entgegen, ein Gedanke, der ihn, trotz ſeiner Neugier und aller Fragen, die er vorhatte, mehr oder weniger bedrückte. Wußt' er doch, weß Geiſtes Kind Maruſchka war und daß ihre Geiſtesarmuth nur noch von der Unfähigkeit ſich auszudrücken übertroffen wurde. Vom Polniſchen, ohne daß ſich ein gutes Engliſch oder Deutſch dafür gefunden hätte, war ihr nicht viel geblieben und ſo ſprach ſie denn ein Kauderwelſch, das mit dem des alten Litthauers, mit dem ihr ohnehin ſo vieles gemeinſam war, um den Preis der Unverſtändlichkeit ſtreiten konnte.

Lehnert hing dieſen Gedanken noch nach, als der Schlag an den Schild durch das Haus hin hallte. Sofort verließ er ſein Zimmer, ſtieg die Treppe hinab und ging langſam auf die Halle zu. Wirklich, nur für zwei war gedeckt und hinter dem Stuhl des einen Gedecks ſtand Maruſchka. Sie war zu ihrer Zeit nicht ohne Wünſche geweſen und etwas davon umleuchtete ſie noch jetzt und kam heut in ihrer Toilette zum Ausdruck. Ihrem mitunter ganz ſchräg ſitzenden Scheitel hatte ſie mit Sorglichkeit eine ſenkrechte Richtung gegeben, während auf dem ſchwarzen und ſchon etwas blanken Poplinkleide, neben anderem Schmuck, eine dünne, vielfach um Hals und Nacken gelegte Silberkette prangte, mit einem Kreuz. Mit dieſem Kreuz machte ſie ſich, als Lehnert auf ſie zutrat, ziemlich demonſtrativ zu ſchaffen, wies dann aber raſch auf den Stuhl ihr gegenüber und ſagte: „Now let us see, Miſter Lehnert.“

Lehnert, als er Platz nahm, war in Zweifel, was er aus dieſer einigermaßen intimen Aeußerung der guten Alten machen ſollte. Das heiterſtrahlende Geſicht aber, mit dem ſie gleich danach den leichten Metalldeckel von einer vor ihr ſtehenden Schüſſel nahm, ließ ihn raſch erkennen, daß ſich das gemüthliche „now let us see“ nur auf das in der Schüſſel verborgene Gericht: Kraut und Knödel und eine Garnitur gebratener Speckſchnitten bezogen haben konnte. Lehnert — von allem halbſchleſiſch angeheimelt — kam denn auch mit der Alten um die Wette ſofort in eine behagliche Stimmung, und bat ihr im Herzen alles ab, was er gelegentlich über ſie geſpöttelt hatte. Die Herzensgüte, die Gebeluſt, vor allem die kleinen Schelmereien, womit ſie die Wirthin machte, thaten ihm nach den Steifheiten der Obadjaſchen Tiſchordnung unendlich wohl und erſt ganz zuletzt kam er auf das zu ſprechen, was zu fragen er ſich den Tag über vorgenommen hatte. Maruſchka gab auch Antwort. Aber alles, was er daraus erſehen konnte, war nur das, was er ſchon wußte: daß es ſich um ein bevorſtehendes großes Feſt handle. Was es aber eigentlich damit war, kam nicht zur Sprache, weil ſie kein rechtes Intereſſe daran nahm, jedenfalls viel viel weniger als an den „dumplings“ und „slices of bacon“, die ſie nach wie vor nicht müde wurde, Lehnert anzubieten.

Endlich ſtand man auf, ſagte ſich gegenſeitig allerlei Freundliches und verabſchiedete ſich bis auf den anderen Morgen.

* * *

Am Abend des dritten Tages war L'Hermite, ganz wie ſein Zettel verſprochen, von Galveſton zurück. Er hatte mancherlei ſchöne Sachen eingekauft, und erſchien, angeheitert und Tabak kauend, in Begleitung zweier Stationsindianer, die eine Kiſte von mäßigem Umfange trugen. Als er Lehnert im Flur begegnete, wies er auf die Kiſte und ſagte: „Für unſere Abende. Der Winter iſt lang.“ Alle freuten ſich, daß er wieder da war, am meiſten Maruſchka, die nicht müde wurde, ſein Mienenſpiel zu belachen, was ſich, wenn

Obadja erſt wieder zurück war, einigermaßen verbot. „Der alte Kater“ aber, wie L'Hermite ſeinen Hausherrn mit Vorliebe nannte, war noch nicht wieder da, kam vielmehr erſt am übernächſten Tag und ſo hatten denn, um unſern Freund L'Hermite zum zweiten Male zu citieren, „die Mäuſe noch vierundzwanzig Stunden Zeit auf dem Tiſche zu tanzen.“ Das geſchah denn auch redlich und Tüten mit Bonbons und Pralinés, die L'Hermite mitgebracht hatte, wurden Maruſchka neben allerhand perſönlich Verbindlichem überreicht, zugleich mit der Verſicherung, daß Polen noch nicht verloren und die katholiſche Kirche, ſo lange die Herrſchaft der Idee nicht proklamiert werden könne, das einzig Vernünftige ſei. Maruſchka, beſtändig knabbernd, verſtand kein Wort davon und hielt L'Hermite die Hand hin, als er ihr wahrſagen wollte, natürlich aber bloß „killekille“ machte. Sie war überglücklich und unterließ nicht, als ihre Hand wieder frei war, ihn abwechſelnd auf Bruſt und Kniee zu tippen. So ging es bis neun Uhr, wo man ſich trennte, Maruſchka mit dem Trauerworte, daß es bald wieder ganz anders ſein würde, was L'Hermite mit einem „oui oui“ beſtätigte. Dann nahm dieſer Lehnerts Arm, und eine Minute ſpäter ſtiegen beide gemeinſchaftlich die Treppe hinauf.

Als man oben war, wurde noch ein Plauderabend beſchloſſen, was Lehnert durchaus zu paß kam, weil er nun endlich zu hören hoffte, was es mit dem „feast“ und dem „festival“, von denen Totto wie von etwas geheimnißvoll ſich Steigerndem geſprochen hatte, denn eigentlich auf ſich habe.

L'Hermite lachte. „Ja, feast und festival; dies iſt die Woche dazu. Les jours de fête sont passés pour nous, mais (und er ſchmunzelte) les jours de fête commencent pour Obadja.“ Und nach dieſem zugeſpitzten Einleitungsworte begann er dem aufhorchenden Lehnert zu erzählen, daß die letzten Septembertage regelmäßig die großen Feſt- und Ehrentage von Nogat-Ehre ſeien. Im Laufe des nächſten oder zweitnächſten Tages werde nicht nur Obadja mit Ruth und Toby wieder von Halſtead her eintreffen, ſondern auch alles Mennonitiſche, was auf dreißig und fünfzig Meilen in der Runde zu finden ſei, und dann würde der Betſaal unten ſeine großen Aufführungen haben. Einem civiliſierten Geſchmacke könne die Sache nicht eigentlich genügen, da man indeß eine wirkliche Komödie nicht haben könne, ſo ſei ſolch Heiligenſabbath immer noch das Unterhaltlichſte, was Nogat-Ehre biete. Das Ganze hier auszuplaudern, würde zu lange dauern, weshalb er es vorzöge, ſich für heut auf ein kurzes Programm zu beſchränken. Die Sache beginne mit einer Art Vorfeier und zwar mit der ſogenannten Fußwaſchung, bei der Obadja den Heiland ſpiele. Beiläufig gut genug, nur um vierzig Jahre zu alt. ‚Das alles (bei einer Fußwaſchung übrigens ſelbſtverſtändlich) ſei Abendprogramm und nun folge tags darauf der eigentliche jour de fête. Dann ſei das ganze Tabernakel ſo gefüllt, daß kein Apfel zur Erde könne; wo noch Lücken ſeien, würden ein paar Indianer hineingeſtopft und endlich erſcheine Obadja in höchſt eigener Perſon und ſpreche das Gebet. Daran ſchlöſſe ſich dann am ſelben Tage noch, oder auch am Tage darauf, die Taufe der Neuaufzunehmenden, unter denen nur ſelten eine Weißhaut ſei, und dann komme die Predigt, in der der Alte meiſtens Geſchmack genug habe, ſich kurz zu faſſen. Im weiteren Verlauf ſinge Ruth, was immer das Beſte ſei, und zuletzt falle der Chor der Cherokee- und Arapahokinder ein und habe man dann einen Lärm wie bei „Ferdinand Cortez ou la Conquête de la Mexique“, namentlich wenn gleichzeitig das große Tamtam geſchlagen würde, das beiläufig wirklich aus Mexiko ſtamme. Der alte Gunpowder-Face aber, den er (Lehnert) bisher nur von ſeiner Doktorſeite kennen gelernt habe, ſei dann — weil er nicht bloß die kettle-drums, ſondern auch das Tamtam zu bedienen habe — auf ſeiner eigentlichen Höhe, ſähe dabei aus wie ein mexikaniſcher Oberprieſter und Obadja verſchwinde daneben.

L'Hermite hatte das alles in beſter Laune vorgetragen und Lehnert mehr als einmal ein Lächeln abgenöthigt. Aber ihn in eine wirklich heitere Stimmung zu bringen, war ihm trotzdem nicht gelungen. Im Gegentheil, Lehnert blieb befangen und unruhig und ſah den Feſtlichkeiten faſt wie mit Bangen entgegen.

* * *

Der zweitnächſte Morgen brachte nicht nur Obadja ſammt Ruth und Toby nach Rogat-Ehre zurück, ſondern auch alle Mennoniten aus dem weiteren Umkreiſe trafen ein, meiſt Lehrer und Prediger, die zwiſchen den Ozark-Mountains und den Shawnee-Hills ihre Wohnung und ihren Wirkungskreis hatten, und mit ihnen viele bekehrte Rothhäute, Männer und Frauen, die, während des Feſtes, in die Gemeinde der „Taufgeſinnten“ aufgenommen werden ſollten. Ein Theil davon, ſo viele waren ihrer, mußte, wegen Raummangels, in einer benachbarten Indianeranſiedlung untergebracht werden, drin unſer Freund Gunpowder-Face — welchen Namen er wegen ſeines anſcheinend mit Schießpulverkörnern überſtreuten Geſichts erhalten hatte —

das Regiment führte. Nach dieſem mehr oder weniger befreundeten Indianerdorfe kamen viele, der Reſt aber verblieb theils in Rogat-Ehre, theils in Obadjas eigenem Hauſe, darin wieder Miſtreß Kaulbars, nach inzwiſchen erfolgter Rückkehr vom Vorwerk, mit bewährter Umſicht das Wirthſchaftliche leitete, während Ruth die Honneurs des Hauſes zu machen hatte. Freitag war alles verſammelt; erſte Begrüßung im Tabernakel und Anſprache, woran ſich dann tags darauf der Akt der Fußwaſchung mit vieler Feierlichkeit anſchloß. Und nun ging man dem eigentlichen großen Feſttage, dem Sonntag, entgegen, deſſen Programm Monſieur L'Hermite bereits in aller Kürze gegeben hatte.

* * *

Bis in die Nacht hinein und dann wieder in früheſter Morgenſtunde war im Betſaal alles für den großen Tag hergerichtet worden, ſo daß man ſich, um die neunte Morgenſtunde, darin verſammeln und Plätze, nach vorhergetroffener Anordnung, einnehmen konnte. Wie ſich denken läßt, hatte das Tabernakel unter all dieſen Herrichtungen ſeine faſt an Kahlheit grenzende Schlichtheit eingebüßt: überall hin waren Laub- und Blumenguirlanden gezogen, am meiſten an der der Eingangsthür gegenübergelegenen dreigetheilten Empore, zu deren Füßen, um ein Geringes vorſpringend, der von Lichtern flimmernde Altar aufragte. Hierher richtete ſich denn auch die Hauptaufmerkſamkeit, desgleichen nach dem breiten Mitteltheile der Empore, wo Ruth in vorderſter Reihe ſtand, um ſie her die den Chor bildenden Mennonitentöchter von Rogat-Ehre. Daneben aber, in dem rechten und linken

Flügeltheile, befanden ſich, zur Verſtärkung des Chors herangezogen, viele Indianerkinder, deren eines, ein ſehr hübſches Mädchen, eine Chriſtusfahne hielt, während, ganz im Hintergrunde, Häuptling Gunpowder-Face nicht bloß mit einem mexikaniſchen Oberprieſter-, ſondern geradezu mit einem mexikaniſchen Götzengeſicht ſichtbar wurde, glühäugig und erregt, weil ihm, wie herkömmlich, ſo auch heute wieder die beiden Keſſelpauken und vor allem das an der Wand hängende Tamtam zur Bedienung anvertraut worden waren. Die Keſſelpauken, wie noch hervorgehoben werden muß, waren ein Geſchenk von Monſieur L'Hermite, der ſie, mit Hilfe ſelbſtpräparierten Pergaments, erfinderiſch und kunſtvoll hergeſtellt hatte, zugleich mit der ſchon erwähnten, von dem jungen Cherokeemädchen gehaltenen Kirchenfahne, deren auf Wolken thronender Heiland allerdings mehr an Judas Iſcharioth als an Chriſtus erinnerte, — wobei ſelbſtverſtändlich im Dunkel blieb, ob L'Hermite dieſe Dreißig-Silberlingsphyſiognomie mit Abſicht oder nur in totaler Abweſenheit Leonardiſcher Kunſt geſchaffen hatte.

Feſtlich wirkte die dreigetheilte Empore ſammt Altar, aber kaum minder feſtlich der Saal ſelbſt, nachdem er ſich unten auf allen ſeinen Plätzen gefüllt hatte. Vorn auf den erſten zwei Bänken, erblickte man in langer Reihe die Männer und Frauen, meiſt vom Stamm der Arapahos, die heute noch, ſeitens Obadjas, in die Gemeinde der Taufgeſinnten aufgenommen werden ſollten, und zwiſchen ihnen, als Pathen oder Taufzeugen, ſaßen die Mennonitenväter von Rogat-Ehre, ſammt den Lehrern und Miſſionaren, ſechs an der Zahl, die das Werk der Bekehrung geleitet hatten. Einer derſelben, mit einem feinen Windhundkopf, war erſichtlich ein Engländer: Miſter Anthony Shelley, während die fünf andern ſämmtlich gute Deutſche waren, was nicht bloß ihre vierkantigen Köpfe, ſondern beinah mehr noch ihre kerndeutſchen Namen bezeugten: Bartels und Nickel, Krähbiel, Stauffer und Penner. All dieſe hatten auf der erſten und zweiten Bankreihe Platz gefunden, unmittelbar hinter ihnen aber ſaßen alle die, die mit zum Obadjaſchen Hausweſen, trotzdem aber nicht eigentlich zur Gemeinde von Nogat-Ehre gehörten, alſo Maruſchka und Totto, Miſter und Miſtreß Kaulbars, Lehnert und L'Hermite, letzterer in einem Reſpektabilitätsanzuge, drin man ihn nur mühſam wieder erkennen konnte. Von Lehnert gefragt, warum er überhaupt erſchienen ſei, hatte er in der ihm eignen Weiſe geantwortet, daß er das ſeinem Chriſtus in Gouache, vor allem aber ſeinem Freunde Gunpowder-Face ſchuldig ſei, welcher letztere, trotz ſeiner Bekehrung — und was mehr ſagen wolle, trotz ſeiner perſönlich freundſchaftlichen Gefühle für ihn — doch nach ſeinem Skalp trachten werde, wenn er ſich ſeiner (Gunpowder-Faces) allerdings ans Virtuoſe ſtreifenden Paukenleiſtung entziehen wolle. Das war ſo L'Hermites Redeweiſe. Sah man ihn aber ſo ſitzen, ſo ſchien er voll Ernſt und Intereſſe, zumal wenn er, halb nach rückwärts gewandt, die zweite Hälfte des Saales neugierig muſterte, drin die ſchon früher getauften Cherokees und Arapahos zu Hunderten ſtanden und mit großen Augen nach dem Altar hinüberſahen, an deſſen Stufen ſich der heutige Feierlichkeitsakt vollziehen ſollte.

Dem großen Feierlichkeitsakte vorauf aber ging ein Gebet, darin Obadja, unter Vermeidung alles bloß Lehrſätzlichen, *das* gab, was er praktiſches Chriſtenthum nannte. „Laſſet uns beten!“ ſo begann er. „Das Gebet heiligt uns und macht unſere Seele frei. Das Gebet macht uns jeden Tag zum Feiertag. Ohne Gebet wäre unſer Leben ein Haus ohne Dach, ein Garten ohne Blumen, eine Wüſte ohne Oaſe. Was unſer großer Benjamin Franklin von der Mäßigkeit geſagt hat, das ſag' ich von der Frömmigkeit: ſie bringt Kohlen zum Feuer, Mehl in das Mehlfaß, Geld in den Beutel, Kredit bei der Welt, Zufriedenheit in das Haus, Kleider für die Kinder, Verſtand ins Gehirn, und Leben in alle Verhältniſſe. Das ſind die Wunder der Frömmigkeit, und das Gebet iſt unſer Beiſtand und unſere Hilfe dazu!“

L'Hermite nickte Zuſtimmung, während er vor ſich hin brummte: „ça ſuffit“. Obadja ſeinerſeits aber fuhr fort: „Unſere Hilfe ſag' ich. Aber das Gebet, das helfen und Wunder thun ſoll, das muß den rechten Weg gehen. Wer den falſchen Weg geht, dem hilft kein Gebet, und vor allem hütet euch vor denen, die der armen Seele, ſei's mit Wiſſen ſei's ohne, den falſchen Weg weiſen. Laſſet Euch erzählen von einem, der den falſchen Weg wies. Ein alter Mann kam zu ſterben und ſchickte nach dem Geiſtlichen, um ihm zu beichten. Und der Geiſtliche kam. Und nun höret, was der Alte zu beichten hatte! Leute hätten in der Wildniß einen Wegweiſer geſetzt und als der Wegweiſer geſtanden, da hab' er ihn umgedreht und dadurch Tauſende in die Irre geführt. Das laſte jetzt ſchwer auf ſeiner Seele . . . So war die Beichte des Alten. Ich aber ſage euch: wer die Lehre verdreht oder umkehrt, der thut Schlimmeres, denn er führt von dem rechten Weg ab, der allein zum Himmel führt. Unſer Wegweiſer aber, deſſen bin ich ſicher, zeigt in die rechte Richt, denn er iſt das Wort Gottes und wir beten, daß er uns das Licht und das Auge gebe und die Kraft dazu, die Wege zu wandeln, die er uns weiſt.“

Ein liturgiſcher Vers wurde nach dem Gebet geſungen, und als auch der Geſang ſchwieg, gab Obadja ein Zeichen und die zu Tauſenden traten nun vor. Und er beſprengte ſie mit dem Taufwaſſer und ſprach die Formel. L'Hermite aber nickte wieder und ſah zu ſeinem Freunde Gunpowder-Face hinauf, der, zur Antwort, ihn freundlich angrinſte, während die plötzlich von einem Feierlichkeitsgefühl angewandelte Maruſchka, die Galveſtonſche Bonbontüte, die ſie bis dahin in der Hand gehabt hatte, leiſe bei Seite ſchob und das Kreuz ſchlug.

Obadja war inzwiſchen von dem Taufbecken wieder an den Altar getreten, um nun, worauf alles wartete, die eigentliche Predigt zu halten, die — wie gewöhnlich bei dieſen Jahresfeſten — die Hauptunterſcheidungspunkte der mennonitiſchen Lehre betonen ſollte. Der Text aber, den er ſeiner Predigt zu Grunde gelegt hatte, war der: „Wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen“ und daneben der andere Spruch: „Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr“. Er ſah, als er dieſe Worte ſprach, zu Lehnert hinüber, der ſein Auge vor dem ruhigen Blick des Alten ſenkte. Dann aber wandte ſich dieſer der Auslegung ſeiner Textesworte zu und ſtellte die Bilder kriegeriſchen und friedlichen Lebens einander gegenüber. Alles Blut, was flöſſe, flöſſe zum Unheil und nur einmal ſei Blut zum Heil gefloſſen, freilich nicht zum Heile derer, die's vergoſſen, wohl aber zum Heile der Menſchheit, um deretwillen es vergoſſen wurde. Das ſei das Erlöſerblut Jeſu Chriſti geweſen. Alles andere Blutvergießen aber ſei Sünde, zumeiſt wenn es flöſſe der Rache des einzelnen zu Liebe. Das führe zu ſicherem Untergang und Verderben. Aber auch der große Krieg ſei Sünde, auch das Blutvergießen um Land und Herrſcher und ſelbſt um Glaubens und Freiheit willen. Und ſo hab' er denn auch in dieſem geſegneten Lande den Krieg beklagt, den Nord und Süd um die Frage der Befreiung ihrer ſchwarzen Brüder geführt hätten, ſo ſehr er dieſer Befreiung ſelbſt auch entgegengejubelt habe. Fortſchritt und Freiheit ſollten freilich ihren Einzug halten in die Welt, aber auf einer Palmenſtraße, nicht auf einer Straße, da die Kriegsknechte zu beiden Seiten am Wege ſtehen. Abſage dem Krieg, das ſei die Lehre der Taufgeſinnten. „Und ſo höret denn zum Schluß: Uebermuth macht Krieg, Demuth macht Frieden. Und der Frieden im Gemüth iſt das Glück und die Vorbereitung zum ewigen Heil. Selig ſind die Friedfertigen, ſelig ſind die reines Herzens ſind. Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr."

Obadja ſchwieg jetzt, und im Augenblick als er die Stufen verließ, klang es von der Mittelempore her:

„Rühret eigner Schmerz
Irgend unſer Herz,
Kümmert uns ein fremdes Leiden,
O ſo gieb Geduld zu beiden,
Richte unſern Sinn
Auf das Ende hin!"

Es war Ruth, deren Stimme mit wunderbarer Klarheit durch den Saal drang, während die jungen, ſie umſtehenden Mädchen die Palmenzweige immer höher über ihr emporhielten. Lehnert ſah hinauf, zitternd vor innerſter Bewegung, und wollte die Friedensſtätte meiden, die ſeine Stätte nicht mehr war. Aber eh' er ſich erheben konnte, klang der Schlußvers von oben her:

„Soll's uns hart ergehn,
Laß uns feſte ſtehn,
Und auch in den ſchwerſten Tagen
Niemals über Laſten klagen,
Denn durch Trübſal hier
Geht der Weg zu Dir."

Und nun ſchwieg auch Ruth und trat, verdeckt faſt von den über ſie gehaltenen Zweigen, in den Hintergrund der Empore zurück. Aber ehe ſie ſich noch ganz dem Auge der unten Verſammelten entziehen konnte, fiel auch ſchon, von rechts und links her, der Chor der Indianerkinder ein, und während das ſchöne Cherokeemädchen, ſtrahlend vor Freude, die Chriſtusfahne ſchwang, rührte Gunpowder-Face ſeine kettle-drums und ſchlug zugleich zweimal an das hinter ihm aufgehängte Tamtam.

L'Hermite war nicht müde, ſtille Zeichen des Beifalls zu geben und huldigend hinauf zu grüßen, aber ehe er noch einen Gegengruß eintauſchen konnte, vernahm er auch ſchon, unmittelbar neben ſich, einen ſchweren Fall und ſah, ſich wendend, daß Lehnert, wie vom Schlage getroffen, zuſammengebrochen war.

Alles drängte herzu, Maruſchka und Toby und zuletzt auch Obadja und Ruth.

„Er iſt todt.“

„Nein, er lebt,“ ſagte Ruth im feſten Glauben ihres Herzens.

Und ihr Auge leuchtete, als ſie ſo ſprach.

* * *

XXV.

Das Jahresfeſt konnte nicht eindringlicher abſchließen, und als am andern Tage, nach voraufgegangener Beichte Lehnerts, Lehnert ſelbſt (woran bis dahin weder er noch andere gedacht hatten) in die Gemeinde der Taufgeſinnten aufgenommen worden war, war man einig, daß, bei der Beſchreibung des Feſtes in den Blättern der mennonitiſchen Genoſſenſchaft, auch ſpeziell dieſes Bekehrungsherganges, als einer wunderbaren Erweckung, gedacht werden müſſe. Ganz beſonders waren es die Brüder Krähbiel und Nickel, die ſich in dieſem Sinne vernehmen ließen und bei der Gelegenheit in Obadja drangen, ſie mit der Vorgeſchichte Lehnerts bekannt zu machen. Obadja aber lehnte dies Anſinnen nicht nur ab, ſondern behandelte das Vorkommniß überhaupt als ein Etwas, das wohl erfreuen und zufrieden ſtellen, aber nicht groß in Verwunderung ſetzen könne. Er ging darin ſo weit, daß ſeine zur Schau getragene Ruhe den trotz tiefſter Erſchütterung immer noch in menſchlicher Eitelkeit verbliebenen Lehnert beinah verletzte, während Krähbiel und Nickel, was wohl auch in Obadjas eigentlichſter Abſicht gelegen haben mochte, nicht müde wurden, aus dieſer Ruhe des Alten aufs Neue den Beweis ſeiner Ueberlegenheit und ſeines beſonderen Berufenſeins für ſein Amt herzuleiten. Und mehr oder weniger war dies die Meinung aller. Selbſt L'Hermite gab ſeiner Genugthuung auf ſeine Weiſe Ausdruck und ſagte zu Krähbiel: „Oui oui, c'est beaucoup plus que le prophète du Testament, c'est le prophète de Meyerbeer."

In der That, jeder fühlte ſich erhoben und nur einer war da, der ſowohl der Thatſache der Erweckung, wie dem Erwecker gegenüber, in ſeiner landeseigenthümlichen Nüchternheit verharrte. Dieſer eine war natürlich Miſter Kaulbars. „Sieh, Röſe," ſo etwa waren ſeine Worte, „da ſiehſt Du, was ein Schleſier is. Die ſind ſo . . . ja, wie ſag ich bloß, die ſind ſo duſelig, ſo gleich weg und fallen um wie Bleiſoldaten, ſchon bloß wenn einer antippt. So was kann unſerein gar nich paſſieren. Und nun gar erſt der Alte!"

„Nu höre, Martin, gegen den Alten wirſt Du doch woll nichts ſagen wollen! Der Alte is ja doch ſo weit ganz gut."

„Freilich is er. Warum ſoll er auch nich? Und ich muß auch ſagen, er macht es fein und forſch genug und ſieht aus, na, wie ſag ich gleich, na doch wenigſtens wie Abraham oder wie Noah oder ſo einer von die Allerälteſten. Aber Du meine Güte ‚ſtehe auf und lebe', was er da zuletzt doch wahr und wahrhaftig geſagt hat, als Lehnert wie für dod da lag, ſieh, Röſe, das is ja doch ſchon die reine Dodtenerweckung oder Jüngling zu Nain. Und ſo viel is doch nich los mit ihm. Er iſt ja doch am Ende kein Chriſtus nich und auch kein Heiland, und wenn ich auch nichts gegen ihn ſagen will, denn darin haſt Du ganz recht, er iſt immer noch von die Beſten einer — aber höre, ſo viel bleibt doch, wo Bartel Moſt holt, das weiß er ganz gut und weiß auch ganz gut, daß die Spargelköppe beſſer ſchmecken als die Stangen und in Denver hat er 'was in der Bank liegen und in Galveſton hat er was liegen und in Amſterdam hat er auch was liegen. Er hat überall was liegen. Und dann: ‚ſteh auf und lebe‘ und auch gleich niederknieen laſſen und ihm die Hand hinhalten, bis er ſeinen Handkuß weg hat . . . Ne, Röſe, das is mir zu viel. Unſer alter Rüthnick in Schwante, na, da knieete man woll auch mal nieder, und kam auch ſo was vor, aber Rüthnick war arm und dieſer is reich. Und Armuth, das is die Hauptſache. Glaube mir, auf die Armuth kommt es an.“

Röſe lachte und ſagte: „Du ſagſt ſonſt immer, Martin, aufs Geld käme es an.“

„Is auch ganz richtig, aufs Geld kommt es auch an. Aber wenn einer immer daſteht, wie ‚vom Himmel hoch da komm ich her‘, da muß er an das Kameel und das Nadelöhr denken und nicht rechnen können wie'n Bankdirektor.“

„Freilich, rechnen kann er,“ ſagte Röſe.

„Na ſiehſt Du, nu ſagſt Du's auch ſchon.“

* * *

Ja, auf Kaulbars und Frau — die, bald nach der Abreiſe der Gäſte, nach ihrem Vorwerke wieder hinausgezogen — war die Wirkung der Erweckung nicht allzu groß geweſen, deſto größer aber auf Tobias und Ruth. Sie hatten von Anfang an eine Liebe zu Lehnert gehabt, die ſich jetzt, nachdem er ein Mitglied der Gemeinde geworden, unbefangener zeigen durfte, was dann ſelbſtverſtändlich auch das Vertrauen auf Lehnerts Seite ſteigern mußte, ſo weit, daß es allmählich zur Vertraulichkeit wurde. L'Hermite, ganz unkleinlich und jedenfalls frei von jeder Eiferſuchtsregung, hatte ſeine Freude daran und ſo begann denn bei beiden ein Wetteifer, nicht nur in ihrer Liebe zu den Geſchwiſtern, ſondern auch — wozu die großen Eiſenbahnlinien nach dem Süden und Oſten die Mittel und Wege ſchafften — in der Erfüllung aller Wünſche, die Ruth und Toby hegten. Ja, die beiden ſonderbaren Schwärmer, von denen der eine den Erzbiſchof von Paris und der andere den Förſter Opitz auf dem Gewiſſen hatte, kannten nichts Schöneres als für Miß Ruth zu denken und zu arbeiten und fühlten ſich belohnt, wenn ſie lachte, nickte, dankte.

Der Lehnert-L'Hermiteſchen Reunionabende wurden, in natürlicher Folge davon, immer weniger und an ihre Stelle traten Familienabende, zu deren Abhaltung man ſich auf Ruths oder Maruſchkas Zimmer verſammelte. L'Hermite, ſo ſehr er ſich dieſer Abende freute, kam freilich nur ſelten und immer nur auf Aufforderung, deſto häufiger aber ſtieg der Alte die Treppe hinauf und mit herzlicher Genugthuung erzählten alsbald die Kinder, daß der Vater, ſeit der Mutter Tode, kaum jemals in ihrer Mitte ſo fröhlich und guter Dinge geweſen ſei, wie gerade jetzt.

Daß er dies ſein konnte, war vor allem Ruths, aber doch auch Lehnerts Verdienſt. Denn wenn Ruth erfinderiſch und in ihren Vorſchlägen immer auf einen glücklichen Wechſel bedacht war, ſo war es doch ſchließlich allemal Lehnert, der das wechſelvolle Programm durchzuführen hatte. Vielleicht, daß er damit geſcheitert wäre, wenn er nicht voll muſikaliſchen Sinnes und zugleich — wie ſchon der alte Kommandant von Fort Mac Culloch in ſeinem Briefe geſchrieben hatte — von einer nicht unbeträchtlichen Fertigkeit im Geigen-

und Zitherſpiel (und eine Zither hatte ſich natürlich gefunden) geweſen wäre. Ruth ihrerſeits war eine kleine Geſangsvirtuoſin, als die wir ſie ſchon im Tabernakel kennen lernten, und wenn ihre melodiſche Stimme, während Toby auf dem Harmonium und Lehnert auf der Geige begleitete, durch das Zimmer klang, ſo verklärten ſich des alten Obadja Züge und glückliche Stunden, die nun weit, weit zurücklagen, Stunden aus der Kindheit Tagen her, traten wieder lebhaft vor ſeine Seele. Das zurückhaltend Feierliche, das er ſonſt hatte, fiel in ſolchen Stunden von ihm ab und im Augenblicke, wo die Kinder dieſen Wechſel eintreten ſahen, wechſelten ſie, je nach dem Maß der aufkeimenden guten Laune, raſch auch die Lieder ſelbſt, und wenn eben noch ein Choral auf dem Notenpult geſtanden hatte, ſo wurde jetzt ein weltliches, wenn auch zunächſt noch ein elegiſches Lied aus dem Choral. Eines unter dieſen elegiſchen Liedern, welches das „Lied vom Herzen“ hieß und eine ſehr gefällige, ganz für die Zither berechnete Melodie hatte, war eine Zeit lang aller Lieblingsſtück, ſo ſehr, daß ſelbſt Monſieur L'Hermite mit einſtimmte.

„S' Herz iſt ein ſpaßig Ding,
An ſich nur klein und g'ring;
Oft iſt's ganz mäuschenſtill,
Dann hämmert's wie 'ne Mühl,
Oft thut mir's wohl, und oftmals wehe! —
D'rum denk'ch in meinem Sinn,
S' ſitzt was Lebend'ges d'rin,
Zeigt Freud' und Schmerzen
Ganz tief im Herzen! —

Auch Maruſchka ſang mit Vorliebe dieſe Strophe mit, trotzdem ſie vom Text wenig oder nichts verſtand, aber das Zittrige der Melodie that ihr unendlich wohl und beſtimmte ſie, während ſie weinte, mal auf mal auf das „Durchſingen“ aller Strophen zu beſtehen. Es waren ihrer ſechs oder ſieben, unter denen die junge Welt die zweite bevorzugte. Dieſe lautete:

„Wenn man was Böſes thut,
Da hämmert's gar nicht gut,
Dann red't man gern ſich ein:
‚S' wird wohl ſo ſchlimm nicht ſein‘.
Man möcht' die Wahrheit ſich nicht ſagen! —
Doch, — was hilft aller Schein,
Der Droben ſchaut darein,
Er wird's am Schlagen
Dir deutlich ſagen! —“

In Lehnerts Auge flimmerte dann was, auch wohl bei den andern, und nur Obadja, der, infolge ſeines Vertrautſeins mit dem Kirchenliede, dem bloß Weichlichen durchaus abhold war, außerdem auch die dünne knipſige Begleitung auf der Zither nicht recht leiden konnte, blieb ziemlich nüchtern bei dieſen Sentimentalitäten, die die Kinder, in totaler Verkennung ſeines Geſchmacks, recht eigentlich für ihn ausgeſucht hatten, und kam immer erſt in die richtige, von ſeiner Umgebung gewünſchte Stimmung, wenn man aus dem Gefühlvollen offen und ehrlich in die direkten Heiterkeiten überging.

„Auf Schleſiens Bergen, da wächſt ein Wein,
Den trifft nicht Regen nicht Sonnenſchein . . .“

Ja, das that ihm wohl, und wenn Obadja dann am Schluß des Liedes, den ſich in ſeiner Trinkwette für überwunden erklärenden Teufel laut jammern hörte:

„Noch mehr zu trinken ſolch ſauren Wein,
Muß man ein geborner Schleſier ſein . . .“

da kam ein Lachen über ihn, ſo herzlich, als ob er nie der Hoheprieſter von Rogat-Ehre geweſen wäre.

Daß dem ſo ſein konnte, das hing übrigens noch mit einem andern Zuge ſeiner Natur zuſammen: Obadja, trotz beinah vierzigjährigen Aufenthalts in Amerika, hatte ſich einen altheimathlichen Sinn, ganz beſonders aber einen Sinn für provinziale Sitten und Vorkommniſſe bewahrt und gleich nach Kaiſer Wilhelm und Bismarck gab es eigentlich nichts Unterhaltlicheres für ihn, als Weichſelüberſchwemmungen oder Sand- und Schneeverwehungen auf der Nehrung oder Bernſteinausgrabungen — lauter oſt- und weſtpreußiſche Themata, daran ſich ſelbſtverſtändlich auch ſchleſiſche Beſonderheiten anſchließen durften und je mehr Sagen und Märchen aus dem Rieſengebirge von Lehnert erzählt und je mehr Wichtelmännchen und Zwerge dem Monſieur L'Hermite für ſeine Schürfverſuche zur Verfügung geſtellt wurden, je lächelnder und glücklicher ſah Obadja drein. Am meiſten, und das galt für Alt und Jung, intereſſirte natürlich Rübezahl, von dem jeder immer mehr hören wollte, bis Lehnert verſprach, ihnen allen einen Rübezahl in Holz zu ſchnitzen. Das könne jeder Schleſier und er wolle ſich für Porträtähnlichkeit verbürgen, trotzdem er Rübezahl ſeit über ſechs Jahren nicht mehr geſehen habe.

Und geſagt, gethan. Eine große Fichtenflechte, die für Haar und Bart zu ſorgen hatte, wurde von den benachbarten Ozark-Mountains herbeigeſchafft, und ſchon am nächſten Familienabende machte der alte Berggeiſt, dem L'Hermite ein paar rothe Glasaugen eingeſetzt hatte, ſeine Aufwartung, und ging reihum und wurde beſtaunt und bewundert. Nur Maruſchka erklärte, ihn nicht anfaſſen zu wollen; der heilige Niklas ſei es nicht, alſo ſei es ein Götze. Und mit dieſer ihrer naiven Erklärung behielt ſie mehr Recht, als ſie ſelber erwartet haben mochte. Denn kaum drei Tage, nachdem man das Holzbild in die Halle geſtellt hatte, ließen ſich mehrere Mennoniten von Rogat-Ehre bei Obadja melden und ſtellten den Antrag, den Götzen, der bereits Anſtoß in der Gemeinde gegeben habe, wieder beſeitigen zu wollen, ein Antrag, dem natürlich Folge gegeben und mit deſſen Ausführung: ein Autodafé draußen im Parkgarten, Monſieur L'Hermite betraut wurde. Ja, der Rübezahl ging in Flammen auf, aber dieſe Nachgiebigkeit machte die 'mal zu Wort gekommenen Unzufriedenen nicht ſchweigen, ſeitens derer die Gelegenheit benutzt und über den Einzelfall hinausgreifend ganz allgemein bemerkt wurde: Das käme davon, wenn man ſein Haus zur Freiſtätte für all und jeden mache, — eine Bemerkung, die ſich übrigens, ſonderbar zu ſagen, nicht ſo ſehr gegen Lehnert und Monſieur L'Hermite, wie gegen Maruſchka richtete, der es nichts half, das unzweifelhaft harmloſeſte Mitglied der katholiſchen Kirche zu ſein. Obadja nahm daraus Veranlaſſung am nächſten Sonntag im Betſaale eine Anſprache zu halten und auf den Unterſchied zwiſchen einem Götzen und einem bloßen Spielzeug hinzuweiſen. Auch gegen ein ſolches, ein Spielzeug, rigoros vorzugehen, verenge den Sinn und verkümmere das Leben. Und was die Dinge angehe, die nebenher noch zu ſeinen Ohren gekommen ſeien, ſo ſei ſein Haus ein Haus des Friedens, und der darin herrſchende Geiſt, nach ſeinem allerbeſtimmteſten Wunſch und Willen, ein Geiſt des Ausgleichs und der Verſöhnung, ein Quell, der *jeden* labe, der da durſtig ſei. Nach dieſer Anſprache beruhigte man ſich wieder in der Gemeinde. Die ſchleſiſchen Geſchichten aber mit ihrem verdeckten Heidenthume, ſo viel hatte dieſer Proteſt doch gewirkt, wurden auf längere Zeit vom Programm abgeſetzt, und für Ruth lag wieder die Nothwendigkeit vor, nach anderem Unterhaltungsſtoff auszuſehen.

* * *

Und bald war eine Hilfe gefunden, und zwar zumeiſt dadurch, daß man übereinkam, die Muſikabende mit Leſeabenden abwechſeln zu laſſen. Aber was ſollte man leſen? Erbauliches gab es jeden Tag bei der Morgenandacht; es war alſo höchſt wünſchenswerth, eine Lektüre zu finden, am beſten eine Romanlektüre, deren weltlicher und vielleicht ſelbſt liebesgeſchichtlicher Inhalt immer noch, auch wenn Obadja der Vorleſung beiwohnte, für zuläſſig angeſehen werden konnte. L'Hermite, mit dem ihm eigenen grotesken Ernſt, proponierte „Madame Bovary“ dann „Nana“, Vorſchläge, die von Ruth und Toby, da das Renomee dieſer Romane ſelbſt bis Rogat-Ehre gedrungen war, unter Heiterkeit niedergeſtimmt wurden, — eine Heiterkeit, dran auch Maruſchka, wie an jeder Heiterkeit, theilnahm, ohne zu wiſſen, um was ſich's handelte. Flaubert und Zola fielen alſo, alles Franzöſiſche überhaupt, denn nur Engliſches und Deutſches ſollte Geltung haben, und nachdem man auch noch einen zweiten Abend unter Namensnennung aller möglicher alter und neuer Autoren und ihrer Werke verbracht hatte, kam man auf Ruths und Tobys Vorſchlag endlich überein, mit Bret Hartes kleinen Erzählungen und Peſtalozzis „Gertrud und Lienhardt“ abwechſeln zu wollen. Gertrud und Lienhardt wären ihnen zwar ſchon bekannt, aber damals ſeien ſie Kinder geweſen und ſie wollten jetzt ſehen, ob es noch Stich halte, vor allem aber, ob zwiſchen Lehnert und Lienhardt eine Aehnlichkeit ſei und wer von beiden ihnen beſſer gefalle.

Mit Bret Harte fing man an, und „The luck of Roaring Camp“ ebenſo wie die „Outcasts of Pokers Flat“ kamen gleich in der erſten Woche zum Vortrage. Sonderbarerweiſe kannte niemand die Sachen, auch Lehnert nicht, trotzdem er jahrelang in den Diggings und San Francisko gelebt hatte. Dafür aber kam dieſem, als es an's Kritiſiren ging, ſein Vertrautſein mit den kaliforniſchen Menſchen und Zuſtänden zu ſtatten, derart, daß er einfach als Autorität angeſehen und ſelbſt von Obadja, der all dieſen Schilderungen mit größtem Intereſſe gefolgt war, um ſeine Meinung gefragt wurde. Lehnert, zum erſtenmal in ſeinem Leben vor ſolche Frage geſtellt, gerieth in eine gewiſſe Verlegenheit und wollte ſich dem Sprechenmüſſen entziehen. Als er aber kein Entrinnen ſah, nahm er ſich ein Herz und ſagte, daß ihn alles tief ergriffen habe, beſonders die „Outcasts of Pokers Flat“, denn ſolcher Figuren gäb' es in beträchtlicher Zahl in den Diggings. Alles in allem aber fänd' er doch, daß der Erzähler um etliche Grade zu nachſichtig und zu gelinde vorgegangen ſei. Läg' es ſo, wie Bret Harte die Dinge geſchildert, ſo wären alle dieſe ſonderbaren Leute nichts als geſcheiterte Prachtmenſchen, bei denen, je nach der Abſtammung, der Gentleman oder der Hidalgo oder der Chevalier in jedem Augenblick wieder zum Vorſchein kommen müſſe. Was er indeſſen perſönlich kennen gelernt habe, das ſeien, wenn auch mit gelegentlichen Ausnahmen, nur Rowdies geweſen, Rowdies, die mit dem Bowiemeſſer beſſer als mit dem Degen Beſcheid gewußt hätten. Mit einem Wort, er fände, daß die kaliforniſche Natur vorzüglich getroffen, aber die kaliforniſche Menſchheit doch allzu ſehr verherrlicht ſei. So vornehm ſeien die Leute nicht.

Dieſe Worte Lehnerts fanden Zuſtimmung bei Obadja, noch mehr bei L'Hermite, der nur hinzuſetzte, man müſſe dieſe Schönfärberei möglichſt milde beurtheilen, weil ſie ſich durch alles zöge, was geſchrieben würde. Der große Zola, deſſen neueſtem Roman er erſt neulich wieder in der ‚Galveſton-Gazette' begegnet ſei, mache freilich Verſuche, dem Uebelſtande beizukommen, aber immer noch ſchwächlich und mit durchaus unausreichendem Muth. Erſt die Herrſchaft der ‚Idee' werde die Lüge beſeitigen, zunächſt aus dem Leben und hinterher auch aus der Litteratur.

Die nächſte Woche begann mit „Gertrud und Lienhardt".

„Wir wollen gründlich vorgehen", nahm Obadja gleich am erſten Abende das Wort. „Das heißt, wir wollen auch die Vorrede leſen. Das ſind ſchlechte Leſer, die von Vorreden nichts wiſſen wollen."

„Ich kenne nur langweilige," ſagte L'Hermite.

„Das kommt vor, aber nicht immer. Unter allen Umſtänden wollen wir's verſuchen. Lies, Ruth!"

Und nun nahm Ruth das Buch und ſchob die Lampe nach links.

„Es waren aber Männer unter den Heiden," ſo begann ſie, „Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihres Gleichen nicht hatten. Und dieſe ſprachen: ‚Laſſet uns zu den Königen und ihren Gewaltigen gehen und ſie lehren, ihre Völker glücklich zu machen.' Und ſie gingen auch. Und die Könige und Gewaltigen, als ſie die Lehre der Weiſen gehört, lobten die weiſen Männer und, gaben ihnen Gold und Seide, thaten aber gegen ihre Völker wie vorher. Und die weiſen Männer wurden von dem Gold und der Seide blind, und nur einer war, der vergaß nicht ſeines Worts und ſeiner Pflicht und gab dem Bettler ſeine Hand und grüßte den Zöllner ſammt dem Knecht und führte den Sünder und den Verbannten in ſeine Hütte. Das ſah das Volk und pries ihn um ſeines Ausharrens in der Liebe willen.“

Ruth, als ſie bis zu dieſer Stelle geleſen, wollte raſch fortfahren, Obadja nahm aber jetzt ſeinerſeits das Wort und bemerkte, daß er ſich keine beſſere Vorrede denken könne, denn ſie gäbe das Leitmotiv für das Ganze, welches Wort er wähle, weil es jetzt ‚drüben‘ derartig Mode ſei, daß man's in jedem Zeitungsblatt finde . . .

„Oui, oui,“ ſagte L'Hermite. „C'est le grand mot du grand Richard . . .“

„Es iſt,“ fuhr Obadja fort, ohne der Unterbrechung weiter zu achten, „es iſt der richtige Taktaufſchlag und läßt dem Leſer kaum Zweifel über den Geiſt, aus dem heraus das Ganze geſchrieben iſt. Und dieſer Geiſt iſt der republikaniſche Geiſt. Und daß derſelbe hier lebendig iſt, hier in dieſer herrlichen alten Schweizergeſchichte, das iſt ein Vorzug, deſſen ſich nur wenig deutſche Bücher rühmen dürfen. Ueber allen deutſchen und namentlich über allen preußiſchen Büchern, auch wenn ſie ſich von aller Politik fern halten, weht ein königlich preußiſcher Geiſt, eine königlich preußiſche privilegierte Luft; etwas Mittelalterliches ſpukt auch in den beſten und freieſten noch, und von der Gleichheit der Menſchen oder auch nur von der Erziehung des Menſchen zum Freiheitsideal ſtatt zum Unterthan und Soldaten iſt wenig die Rede. Darin iſt die ſchweizeriſche Litteratur, weil ſie die

Republik hat, der deutſchen überlegen, und alle Deutſche, die, wie wir, das Glück haben, Amerikaner zu ſein, haben Grund, ſich dieſes republikaniſchen Zuges zu freuen.“

Alles nickte. Nur L'Hermite der nichts Lächerlicheres als jene „Halbheitszuſtände“ kannte, die ſich Republik nennen, wiegte den Kopf mit überlegener Miene hin und her und war froh, als auf Weiterleſen gedrungen wurde. Ruth, weil ſie lieber ſelbſt las, als zuhörte, ſprach den Wunſch aus, fortfahren zu dürfen, und Obadja ſtimmte zu.

Noch denſelben Abend kam man ein gut Stück in die Geſchichte hinein, die bald wieder Alt und Jung ins Intereſſe zog. Voran in lebhafter Theilnahme ſtand aber Lehnert, vielleicht weil er aus vielem, was da erzählt wurde, ſeine eigene Lebensgeſchichte heraushörte. Lienhardt, das war er ſelbſt, und der böſe Vogt, der den armen Lienhardt gequält und zum ſchlechten verführt, das war Opitz. Er wollte immer mehr hören und war beinahe mißgeſtimmt, als man auf Obadjas Geheiß plötzlich abbrach und die Vorleſung bis auf den andern Abend vertagte. Wenigſtens das nächſte Kapitel, das ſich „Niedriger Eigennutz“ betitelte, hätt' er gern noch kennen gelernt, und ſo nahm er denn, als man ſich bald danach zurückzog, das von Ruth auf einen Ecktiſch gelegte Buch zur Befriedigung ſeiner Neugier mit in ſein Zimmer hinüber und las bis mitternacht. Dann ſchritt er noch eine Zeitlang auf und ab, um ſeiner Aufregung Herr zu werden, und öffnete dabei das Fenſter und lehnte hinaus und ſah nach dem in klaren Umriſſen daliegenden Gebirge hinüber. Darüber flimmerten die Sterne. Ihm war es, als erblick' er die Leiter, von der L'Hermite damals in jener Mond- und Spuknacht geſprochen hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſtatt ihn ängſtigender Schatten, Engel und Lichtgeſtalten auf- und niederſteigen ſah. Und nun ſchloß er das Fenſter wieder und ſah Ruth, wie ſie drüben in halber Beleuchtung geſeſſen und in den Leſepauſen abwechſelnd dem Vater und der alten Maruſchka die Hand geſtreichelt hatte.

„Ja, wer ſo geboren wird, wen das Leben ſo wiegt und trägt . . . Armer Menſch ich, arm und elend und verloren, wenn Gott nicht ein Wunder thut . . . Aber wie's auch komme, doch gut, daß ich das alles noch erlebt . . . Und wenn er ein Wunder thäte! Hab' ich es verwirkt? Iſt ein Wunder unmöglich? Nie, ſonſt wär' es kein Wunder.“

Und er lebte ſich in dieſe Vorſtellung ein und legte ſich's zurecht und ſah wieder heiter in die Zukunft. Unklare, verſchwimmende Bilder von Beſitz und Glück und Ruhe ſtiegen vor ihm auf.

* * *

XXVI.

Ruth und Toby war es nicht entgangen, daß Lehnert das Buch mit hinüber genommen hatte; beide hatten ſich darüber gefreut und faſt auch über die Heimlichkeit, mit der es geſchah. Sie geſtanden ſich das, als ſie tags darauf nach der Morgenandacht die Treppe hinaufſtiegen, um oben in Ruths Zimmer noch ein kurzes vertrauliches Geplauder zu haben. Sie ſetzten ſich einander gegenüber und ſahen eine Weile Maruſchka zu, die mit großen Holznadeln an einem mächtigen Wollſhawl ſtrickte, während ein Rothfink im Zimmer hin- und herflog. Zuletzt folgten die Geſchwiſter dem Hin- und Herfluge des ſchönes Thieres, und als es ſich auf den Ecktiſch ſetzte, darauf Ruth geſtern das „Gertrud und Lienhardt"-Buch gelegt hatte, ſagte dieſe:

„Sieh, Toby, da liegt das Buch wieder! So geſchickt er es geſtern mitgenommen, ſo geſchickt hat er es heute wieder hingelegt. Es muß geweſen ſein, als wir ſchon unten waren; er kam auch eine Minute zu ſpät und der Vater ſah ihn an. Gieb das Buch her, vielleicht hat er ein Zeichen eingelegt oder gar ein paar Striche gemacht. Manche können das nicht laſſen, und ich möchte beinahe ſagen, er ſieht mir ganz danach aus."

Toby, gehorſam, holte das Buch, und Maruſchka mit dem langen weißen Wollſhawl, der aber längſt aufgehört hatte, weiß zu ſein, rückte näher heran, weil ſie neugierig war. Und nun begann Toby zu blättern, während ihm Ruth, die ſich von ihrem Platz erhoben hatte, neugierig über die Schulter ſah.

„Siehſt Du," lachte ſie plötzlich auf, „da kommen ſchon die Striche; wie richtig ich meinen Mann erkannt habe! Das hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müſſen, wenn's anders geweſen wäre. Wer Bücher heimlich mit fortnimmt, der macht auch Striche hinein, und vielleicht ſogar mit der Abſicht, andere wiſſen zu laſſen, was ihm am beſten gefallen hat."

„Woher weißt Du ſo 'was, Ruth?"

„Einfach genug. Weil ich es ſelber ein paarmal ſo gemacht habe."

„Wo denn? hier?"

„Nein, in Halſtead, in der Schule. Das iſt aber gleich, laß uns lieber ſehen, wie viel Striche wir finden. Hoffentlich nicht zu viele. Drei, vier, das geht; ſind es mehr, ſo wird es albern und ſagt gar nichts mehr. Wie viel Stellen ſind es?"

„Du haſt gut gerathen, gerade vier. Und folgen alle raſch auf einander."

„Nun lies! Aber der Reihe nach."

Toby blätterte wieder zurück und begann dann: „‚Es mißfiel ihr aber, daß ihrer ſo rühmend erwähnt wurde. Denn ſie war beſcheiden und demüthig und grämte ſich über den bloßen Anſchein von Eitelkeit.'"

Hier ſah Toby Ruth an und ſagte: „Da hat er an Dich gedacht; das biſt Du."

Ruth aber hielt ihm den Mund zu. „Rede nicht ſo, Toby, wer weiß, an wen er gedacht hat. Und es paßt nicht einmal; ich bin nicht demüthig und noch weniger bin ich beſcheiden. Aber laß uns weiter ſehen!“

„Nun denn. ‚Ich ſehe Dir's an, Du Gute, Du kannſt Dich nicht verſtellen.‘“

„Das biſt Du wieder, Ruth.“

„Ja,“ lachte dieſe jetzt, „das kann ich wenigſtens ſein . . . Aber nun laß uns nach einer etwas längeren Stelle ſuchen, das ſind ja alles nur Zeilen . . . Sieh hier, das iſt länger, das wird ſich verlohnen . . .“

Und nun las Ruth ſelbſt, während ſie ſich im Leſen immer weiter über Tobys Schulter vorbeugte: „‚Von Kindesbeinen an ſtak ihm zu viel Feuer in Blut und Herzen, und die Mutter, anſtatt dasſelbe zu löſchen und zu dämpfen, gefiel ſich darin, es anzufachen.‘“

„Ah, das iſt er,“ ſagte Ruth, und fuhr dann im Leſen fort: „‚Er war ein Trotzkopf und redete ſtundenlang kein Wort, wenn man ihm nicht that, was er wollte. Und hier, meine Lieben‘ . . . ah, nun wird es lehrhaft und der Prediger und Erzieher kommt heraus . . . ‚hier muß ich innehalten und den Vätern und Müttern meiner Gemeinde die große Lehre der Auferziehung ſagen: Bieget eure Kinder, ehe ſie noch wiſſen, was links oder rechts iſt, zu dem, wozu ſie gebogen ſein müſſen. Und ſie werden's euch bis ins Grab danken, wenn ihr ſie zum Guten gezogen und ins Joch des armen Lebens gebogen habt, noch ehe ſie wiſſen, warum.‘“

„Nun ſage ſelbſt“, ſagte Ruth, „iſt es nicht, wie wenn der Vater ſpräche? Da dürfen wir uns nicht wundern, daß er ſo ganz beſonders zu dem Buche hält und zu dem Manne, der es geſchrieben. Peſtalozzi. Sonderbarer Name und ſo gar nicht deutſch.“

„Nicht ſo deutſch wie Hornboſtel,“ lachte Toby. „So viel kannſt Du nicht von jedem Namen verlangen . . . Aber“, und dabei nahm er das Buch, das er einen Augenblick aus der Hand gelegt hatte, wieder auf, „jetzt kommt die letzte Stelle, die hat ſogar zwei Striche und hier an der einen Stelle noch ein Nebenſtrichelchen.“

„Nun gut. Nun lies Du wieder!“ ſagte Ruth. „Und die Stelle mit dem Nebenſtrichelchen mußt Du betonen.“

„Verſteht ſich.“

Und nun las Toby wieder. „. . . . Der Menſchen Herzen müſſen in Ordnung ſein, wenn ſie glücklich ſein ſollen. Und zu dieſer Ordnung kommen die Menſchen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruh' und Freude, Gott würde uns ſonſt mehr Freude gegönnt und gegeben haben. Aber weil die Menſchen ihr Glück nur ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet und ſtark und ſtandhaft und geduldig geworden iſt, ſo müſſen wir's auch als nothwendig erkennen, daß, als eine Staffel und Vorſchule, ſo viel Noth und Elend in der Welt iſt.'“

„Du haſt ſchlecht geleſen, Toby; von Betonung keine Rede. Lies nochmal, lies die Stelle, wo der Nebenſtrich ſteht!“

„. . . . Aber weil die Menſchen ihr Glück nur ertragen können . . .'“

„Ah, ich weiß ſchon . . . Ich dachte mir's, daß das die Stelle ſein würde . . .“

„Warum gerade die, Ruth? Und dabei biſt Du roth geworden. Aber ich will nichts geſagt und nichts geſehen haben . . . Und nun rücke nur wieder näher an Maruſchka heran und hilf ihr bei dem Shawl, ſonſt wird er erſt fertig, wenn wir ihren achtzigſten Geburtstag feiern.“

„Unſinn, Thorheit!“

„Oder Deine ſilberne Hochzeit.“ Und dabei gab er ihr einen Kuß und ſprang raſch aus dem Zimmer.

„Was meint er nur?“ ſagte Maruſchka. „Was will er ſagen mit meinem achtzigſten Geburtstag?“

„Ach, liebe Maruſchka, was er mit Deinem achtzigſten Geburtstag ſagen will, das iſt nicht ſchwer, das kann jeder verſtehen. Ein achtzigſter Geburtstag iſt ein achtzigſter Geburtstag. Aber was will er ſagen mit ‚Silberner Hochzeit‘? Was ſoll das?“

Maruſchka kam auf ſie zu, das Wollvließ wie eine Schleppe hinter ſich her, und dabei gingen und klapperten die Nadeln: „Was das heißen ſoll, Ruth? Silberne Hochzeit! Nun freilich, Dein Vater hat nie ſo lange gewartet, oder auch nicht gekonnt, weil der Tod immer dazwiſchen kam; aber Du mußt doch wiſſen, was eine Silberne Hochzeit iſt?“

„Gewiß, Maruſchka, gewiß weiß ich, was eine Silberne Hochzeit iſt. Aber er ſprach ja von meiner Silbernen Hochzeit, und da muß ich doch fragen dürfen, was ſoll das? Erſt muß ich doch eine Braut ſein und dann eine Frau . . .“

„Kommt Zeit, kommt Rath,“ ſagte Maruſchka. „Du wirſt eine Braut ſein und auch eine glückliche junge Frau. Und dann werden wir zuletzt auch eine ſchöne Silberne Hochzeit haben. Ich bin dann fünfundachtzig oder etwas drüber . . . Aber wenn man warten kann, kommt alles.“

Ruth nahm der Alten Hand. „Ach, Maruſchka, ich will Dir's nur geſtehen, ich weiß alles, was Toby meinte . . .

Die Tage hier vergehen ſo ſtill, und das Leben iſt ſo gleich und arm.“

Und dabei ſeufzte ſie.

„Nicht ſo, Ruth. Das kleidet Dir nicht, Dir kleidet bloß Fröhlichkeit und Lachen. Und die heilige Jungfrau, die hilft. Aber das darfſt Du dem Alten nicht ſagen, daß ich Dir von der heiligen Jungfrau geſprochen habe. Das mag er nicht.“

Und nun lachte Ruth wieder.

* * *

XXVII.

Ende Oktober ſchlug das Wetter um, und nachdem bis dahin wundervolle Herbſttage geherrſcht hatten, ſtellten ſich nun Sturm und Regen ein. Der vom Gebirge herabkommende kleine Fluß, der den ganzen Sommer über mit nur wenig Waſſer durch Rogat-Ehre hingeplätſchert war, ſtieg plötzlich über ſeine Ufer und überſchwemmte den etwas tiefer gelegenen Park. Zum Theil ſtanden auch die Felder unter Waſſer und nur mit großer Anſtrengung hielt man die Verbindung mit dem Stationshauſe von Darlington aufrecht, ohne welche Verbindung man von der Welt abgeſchnitten und ohne Zeitungen und Briefe geweſen wäre. Die Wege zu den über das Thal hin zerſtreuten Indianerdörfern aber blieben grundlos und der Mehrzahl nach unpaſſirbar.

So verlief eine Woche. Da ließ endlich der Regen wieder nach, ein auſtrocknender Wind ging, und Anfang November, am Allerſeelentag, war alles wieder ſo weit paſſirbar geworden, daß Bruder Krähbiel, der das Bekehrungswerk und die Miſſionsſchule bei den benachbarten Arapahos leitete, von dem kaum zwei deutſche Meilen entfernten und unter der Herrſchaft von Gunpowder-Face ſtehenden großen Dorfe Navaconſin in Nogat-Ehre eintreffen und bei Obadja vorfahren konnte. Das Gefährt, in dem er kam, war freilich, um der ſchlechten Wege willen, ſo primitiv wie möglich gewählt worden und beſtand aus einer ungefügen Schlittenſchleife, vor die zwei Kühe geſpannt waren. Ein alter, in eine dicke Friesdecke gehüllter Indianer, mit einem Cylinder auf dem Kopf, der mit dem Tottoſchen eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit hatte, hatte die Zügel in Händen, unmittelbar hinter ihm aber ſaß Bruder Krähbiel ſelbſt in einem Schafpelz und einer Otterfellmütze. Denn der austrocknende Wind, ſo ſehr man ſich ſeiner freute, war doch von empfindlicher Kälte.

Krähbiel, ſteif und klamm geworden, ſuchte ſich, ſo gut es ging, aus dem Schlittenſtroh herauszuwinden, eh' er aber damit zuſtande kommen konnte, waren auch ſchon Lehnert und Toby, die das Herankommen des Gefährts vom Oberſtock aus geſehen hatten, ihm helfend zur Seite, halb von Dienſteifer und Menſchenfreundlichkeit, halb auch von Neugier geleitet. Und dieſe Neugier ſteigerte ſich ſelbſtverſtändlich noch, als das Geſicht, das Bruder Krähbiel alsbald aufſetzte, keinen Zweifel darüber laſſen konnte, daß er eine Trauerbotſchaft überbringe. Volle Gewißheit aber kam erſt, als Krähbiel, um aufzuthauen, vor das in der Halle flackernde Kaminfeuer gebracht worden war, allwo man dann, nachdem inzwiſchen auch Obadja erſchienen, des Breiteren in Erfahrung brachte, daß Gunpowder-Face während der letzten Nacht geſtorben ſei. Sein Tod ſei der eines gläubigen Chriſten geweſen und die Bemerkungen derer, er nenne keine Namen, (aber jeder wußte, daß er L'Hermite meine) die nicht müde geworden wären, den großen Häuptling als einen unentwegten Heiden anzuſehen, ſeien jämmerlich zu Schanden geworden. Er, Krähbiel, habe noch in der letzten Minute verſchiedene Fragen an ihn gerichtet, darunter auch die: „Fürchteſt Du Dich vor dem Tode?“ worauf der nunmehr ſelig Entſchlafene mit einem deutlichen „nein“ und gleich danach auf die weitere Frage: „Weißt Du, Gunpowder-Face, daß Du durch Jeſum Chriſtum ſelig werden wirſt?“ mit einem noch deutlicheren „ja“ geantwortet habe. Seine Bekehrung ſei feſt geweſen und in die Tiefe gegangen und werde ganz zweifellos die ſegensreichſten Folgen in der vielfach noch im Argen liegenden Navaconſingemeinde haben. Als Krähbiel in ſeinem Berichte — deſſen weſentlichſter Inhalt, die Todesnachricht ſelbſt, ſofort durch das ganze Haus lief — bis an dieſe Stelle gekommen war, waren auch Ruth und Maruſchka und gleich danach Monſieur L'Hermite erſchienen, alle begierig, etwas Näheres zu hören, am begierigſten der Letztgenannte, der für die groteske Geſtalt ſeines Paukenſchlägers immer eine ſelbſt ans Groteske ſtreifende Vorliebe gehabt hatte. L'Hermite war es denn auch, der am lebhafteſten darauf drang, in ſeines Lieblings Krankheit oder ſonſtige Todesurſache eingeweiht zu werden, was den halberſtaunten Krähbiel, der ſonſt wenig für den Franzoſen übrig hatte, zunächſt zu freundlicher Verneigung gegen denſelben, und dann zu Fortſetzung ſeines Berichts veranlaßte. Gunpowder-Face, ſo theilte Krähbiel mit, ſei vor zwei Tagen, als das Unwetter nachließ, auf die Hirſchjagd gegangen, und bei der Gelegenheit — und zwar ſehr wahrſcheinlich weil das Gewehr infolge des immer noch naſſen Wetters verſagt habe — von einem Dreizehnender aufgeſpießt worden. Allerdings habe er noch in dieſem bejammernswerthen Zuſtande dem Hirſch eine tödliche Wunde beigebracht, aber dieſer endliche Sieg habe doch in der

Hauptſache nichts ändern und ſeinen Freund Gunpowder-Face nicht retten können, trotzdem man ihn mit jeder erdenklichen Vorſicht nach Hauſe getragen und ihn vierundzwanzig Stunden lang in Wundkrautabkochung gelegt habe, und zuletzt ſogar in Oel.

„Comme des Sardines,“ warf L'Hermite dazwiſchen. Krähbiel aber, der ſich das Anſehen gab, dieſe Bemerkung überhört zu haben, glitt einfach zu dem eigentlichen Zweck ſeines Kommens hinüber und ſtellte nunmehr die Frage, wann und wie der große Häuptling begraben werden ſolle? Sein Tod und noch mehr ſein Begräbniß müßten das durch ſeinen Uebertritt eingeleitete große Bekehrungswerk vervollſtändigen.

Obadja nickte zuſtimmend, und nachdem noch ein gut Theil hin und her geſprochen war, wurde beſchloſſen, daß man am andern Tage die Fahrt nach dem Indianerdorfe machen, außerdem aber, und zwar in Nachgiebigkeit gegen Monſieur L'Hermites dreimal geſtellten Antrag, ſowohl die Keſſelpauken wie die Kirchenfahne mit hinübernehmen wolle. Von dieſem Beſchluſſe (ſo war Obadjas letztes Wort) ſollten die Arapahos durch einen ſicheren Boten ſofort in Kenntniß geſetzt werden, Krähbiel ſelbſt aber ſolle bis morgen in Nogat-Ehre verbleiben, um, wenn ſich Mangel an Platz herausſtelle, mit ſeinem Kuhgefährt zur Aushilfe herangezogen werden zu können.

In Gemäßheit dieſer Beſchlüſſe wurde denn auch verfahren und am andern Mittage ſetzten ſich, nach vorausgegangener Aufladung der mehrgenannten Feſtrequiſiten, von der Rampe her zwei Schlitten in Bewegung, auf denen Obadja und Krähbiel, ferner Toby, L'Hermite und Lehnert, und ſchließlich, zu allgemeinem Erſtaunen, auch der alte

Totto Platz genommen hatte, der hier, zum erſtenmal wieder, ein wohl mit den „kettle-drums“ zuſammenhängendes Intereſſe zeigte. Natürlich trug er ſeinen Sonntagsſtaat und ſaß zur Seite des auch heute wieder den Krähbielſchen Schlitten lenkenden Arapahoindianers, alſo zwei hohe Cylinder neben einander. Den andern Schlitten lenkte Toby. Beide fuhren langſamen Schrittes und mahlten und matſchten vorſichtig durch Schlamm und Tümpel hin.

Um drei Uhr war man in dem großen Dorf und hielt vor dem Hauſe, darin Gunpowder-Face gewohnt und das Zeitliche geſegnet hatte. Man ſtieg, ſo raſch es ging, ab, und trat gleich danach in einen großen qualmigen und nur ſpärlich erleuchteten Raum, in deſſen Mitte die Wittwe des Todten den offenen Sarg, mit zwei Fackeln zu Häupten, aufgeſtellt hatte. Was ſich Obadja ſofort bei ſeinem Eintreten aufdrängte, war ein deutlich erkennbarer Gegenſatz im Kreiſe der ſchon Verſammelten, unter denen einige, beſonders Frauen und Kinder der nächſten Anverwandſchaft, einen ſchmerzbewegten, beinah rührenden Eindruck machten, während andererſeits allerlei dunkle Geſtalten in den Ecken umher ſtanden, denen man anſah, daß ihnen das Erſcheinen der weißen Männer aus Nogat-Ehre wenig gefiel, auch nicht gefallen konnte, da von dieſem Augenblicke an nur zu ſicher war, daß ihnen der Todte, den ihre Zauberer in der Sterbeſtunde noch wieder zurückerobert zu haben glaubten, nun doch entriſſen werden würde. L'Hermite hatte ſeine Freude daran, während Obadja ehrlich zuſammenſchrak, nicht um ſeiner ſelbſt willen, er war furchtlos, wohl aber weil er jetzt erſt die Gefahr ſah, in der die Seele des erſt neuerlich Bekehrten geſchwebt haben mußte. Das alles aber ging vorüber und er begegnete feſt und ruhig den feindlichen Blicken, die ſich auf ihn richteten. Dann, während er der Wittwe Hand nahm, trat er mit dieſer zugleich an den Sarg und ſagte: „Seht her, ſo ſtirbt ein Chriſt! Er wanderte lange Jahre durch Irrſal und Dunkel, bis ihm das Licht des Heilands und in ſeinem Heilande das Licht der Erlöſung leuchtete. Davon ſeht Ihr einen Abglanz in ſeinem Angeſicht. Er ſtarb in Frieden und ſein letztes Wort bekannte ſich zu dem neuen Glauben, den er, trotz vieler Gegnerſchaft, aufrichtig ergriff und ehrlich feſthielt. Und nicht todt war dieſer Glaube, nein, es war ihm gegeben, dieſen ſeinen Glauben auch zu bethätigen. Er brach mit der Unſitte der Vielweiberei, einer gehörte ſein Haus (hier richtete ſich ſein Blick auf die Squaw) und einer gehören ſeine Kinder. Er ſah, ſag' ich, das Licht und die Finſterniß fiel von ihm. Und nun hebet ſeine irdiſche Hülle, daß wir ſie hinaustragen und ſie betten in geweihter Erde, über die der Spuk und die Zauberer und die Hölle ſelbſt keine Macht haben."

Einige der Hintergrundsgeſtalten verfielen bei dieſen Worten in ein Grinſen, aber die, die mehr in vorderſter Reihe ſtanden, traten trotzdem an den Sarg heran und hoben ihn und trugen ihn hinaus, während Obadja und all die andern aus Rogat-Ehre folgten.

Der chriſtliche Begräbnißplatz war verhältnißmäßig nah und lag an einem Abhange, der den Raum zwiſchen dem Dorf und einem ſchmalen, auf der Höhe ſich hinziehenden Waldgürtel ausfüllte. Das Wetter hatte ſich vollkommen geklärt und nur das Gras, daran Regentropfen hingen, und mehr noch der Lehm, der hoch aufgeſchüttet zu Häupten des Grabes lag, erinnerten an das Unwetter, das ſo lange geherrſcht hatte. Vorſichtig ſetzte man den Sarg auf ein paar über die Grube gelegte Bretterbohlen, und alle die,

die zur Mennonitengemeinde gehörten, traten nunmehr heran und ſtellten ſich, wie ſchützend, um das Grab, während alle die, die noch zu Manito hielten und die Bekehrung ihres Häuptlings nur mit Widerwillen geſehen, weiter hinauf, am Waldrande hin, ihre Aufſtellung genommen hatten. Da ſtanden ſie, die meiſten ein Thierfell um die Schulter, den Jagd- und Kriegsſpeer in der Hand, und folgten einigermaßen ingrimmig dem Hergange, der ihnen und ihrem Gotte den Häuptling für immer entreißen ſollte. Der heftige Wind hatte ſich ſchon ſeit einer Stunde gelegt und ſtatt der Sturmwolken zogen einzelne, von der Spätnachmittagſonne durchleuchtete Nebelſtreifen über die Wipfel der Bäume hin.

Obadja ſah dem allem eine Weile zu. Dann gab er das Zeichen, und der Sarg, um den man Tücher und Stricke gelegt hatte, glitt nun langſam in die Tiefe. Die Squaw wollte nachſpringen. Aber es war nur ein nicht allzu ernſtlich gemeinter Anlauf, den zu hindern der ihr zunächſt ſtehende Bruder Krähbiel und ein jüngerer ihm unterſtellter Miſſionar keine zu große Schwierigkeit hatten. Und nun trat Obadja bis dicht an das Grab heran und ſagte: „Die Sonne, lieben Freunde, ſinkt dahin, aber ſie bettet ſich nur, um deſto ſchöner wieder aufzuſtehen. Und das iſt unſer Zeichen. Das iſt das Zeichen, in dem wir ſiegen. Auch Du, Freund, wirſt auferſtehen von der Stätte, darin wir Dich gebettet haben. Es iſt nur ein Gott, der ſich eines jeden erbarmt, und jeden, der an ihn glaubt, einführt in die himmliſchen Freuden. Und das iſt der Chriſtengott, unſer Gott, der Allmächtige, der Allgnädige. Die aber, die ſich zurückſtellen bis an den Waldrand hinauf, die ſich ihm und ſeinem Worte ſtolz verſchließen und ihn verhöhnen, als ob er nicht der Allmächtige wäre, die wird er heimſuchen und ſtatt des Weidegrundes, auf den ſie hoffen, werden ſie Steine finden und einen todten See, daraus die Flamme ſchlägt. So ſcheide denn, ſo fahre denn dahin. Der Herr nehme Dich auf in ſein Reich und ſeinen Frieden und ſei mit Dir immerdar!“

In dieſem Augenblicke fiel der von Krähbiel geleitete Kinderchor ein und ſang mit heller Stimme:

„Herr und Heiland hier und dort,
Chriſtus, Jeſus ſei mein Hort,
Ohne Dich werd' ich vergeh'n,
Mit Dir werd' ich auferſteh'n, —
Auferſteh'n, ja auferſteh'n.“

In dieſer Strophe, die Obadja mitſang, gipfelte die Feier und als das Wort „auferſteh'n“, und zuletzt ſogar mit der Vorſchlagsſilbe „ja“, ſich dreimal wiederholt hatte, fiel L'Hermite mit den kettle-drums ein und ſchlug und wirbelte ſo, daß es ſeine Wirkung auch auf die bis dahin größtentheils ſpöttiſch dreinſchauenden Indianer nicht verfehlte, während Totto, mit glückſeligſtem Geſichtsausdrucke, dreimal die Chriſtusfahne ſenkte.

Hiermit war das Begräbniß vorüber und alles kehrte nach dem Trauerhauſe zurück, um hier einen Imbiß zu nehmen. Auch die Manitoleute trieben den Zorn über das „gebrannte Herzeleid“, das ihnen angethan wurde, nicht bis zum Haß gegen das gebrannte Waſſer, ſchienen vielmehr umgekehrt ein längeres Mahl, unter Heranziehung einiger Whisky-Bottles einnehmen zu wollen. Ebenſo die Getauften, die ganze Verwandſchaft von Gunpowder-Face, ſammt ſeiner Wittwe. Nur alles, was zu Rogat-Ehre gehörte, lehnte jedes längere Bleiben ab und die Sonne, die ſchon beim Begräbniß niedrig geſtanden hatte, war eben erſt unter, als man die Rückfahrt — abermals in zwei Schlitten, trotzdem Krähbiel zurückblieb — antrat. In dem zweiten ſaßen Lehnert und L'Hermite.

Lehnert hing ernſten Betrachtungen nach, L'Hermite dagegen war voller Behagen und fühlte ſich, als ob er von einer melodramatiſchen Aufführung heimkäme, darin mitzuwirken ihm vergönnt geweſen wäre.

„Was war das eigentlich mit den Kienfackeln am Sarge?“ fragte Lehnert.

„Nichts“, ſagte L'Hermite, der ſich eben die Pauke zurechtgeſchoben und als Rückenlehne hergerichtet hatte. „Wenn man die Bleſſirten unter Oel legt, kann man auch die Todten unter Kien legen. Pourquoi pas?“

„Ich dachte, daß es eine Bedeutung habe.“

„Vielleicht. Aber ich habe in meinem betrübten Gemüthe keine Zeit, mich bei ſolchen Nebenſachen aufzuhalten. Ich kann, was mir wichtiger iſt, das Bild und die Sorge nicht los werden, wie nun die Rothhäute, und beſonders die tätowirte Beſtie, die gleich vornan am rechten Flügel ſtand, bemüht ſein werden, unſeren Freund ihrem Gott und ihrem Himmel zurückzuerobern, und ich wette, wenn Neumond oder Vollmond iſt, wird der Hokuspokus ſeinen Anfang nehmen und ſie werden dann ſein Grab mit friſchem Hirſchblut beſprengen, wenn ſie nicht das von frère Krähbiel vorziehen. Au nom de Dieu, das wäre was, und ich könnte mich, wenn das mit dem Krähbiel was würde, wahr und wahrhaftig entſchließen, den Weg auf dieſer Armenſünderſchleife noch 'mal zu machen.“

„Das wird aber nicht geſchehen, Monſieur L'Hermite. Krähbiel iſt beliebt, faſt ſo beliebt wie Obadja.“

„Nun, wenn ſie Krähbiel nicht nehmen, dann vielleicht einen andern.“

„Wen anders?“

„Wer will ſagen, wen? Vielleicht mich, vielleicht Euch, vielleicht Ruth. Ihr dürft nicht ſo zuſammenfahren. Aber laſſen wir das, es wird ſo ſchlimm nicht kommen — der alte Rothhaut-Furor iſt hin. Aber deſſen dürft Ihr ſicher ſein, hin oder nicht, ſie werden nicht eher ruhen, als bis ſie dem Segen, den ihm Obadja mit ins Grab gegeben, ihr Paroli gebogen haben. Und ich ſag' Euch, ſolch' Hokuspokus iſt nicht zu verachten und wer weiß, wie die Partie ſteht, wenn es zum Letzten kommt. Und wenn ich mir dann ausmale, wie das Reißen und Zerren um meinen Freund Gunpowder-Face los geht und wie Krähbiel, oder vielleicht auch Obadja ſelbſt, ihn als weißes Schaf nach rechts und wie Manito ihn als ſchwarzes Schaf nach links haben will, da kommt mir doch ein Weh und ein Bangen an. Und da kenn' ich nur einen, der ihn retten kann, und dieſer eine bin ich. Und ich werde dann zu Manito ſagen: ‚Retirez-vous!‘ Den kenn ich, den hab' ich wirbeln ſehen. Und die Keſſelpauke ſteht gut mit der Poſaune. Baſta. Nehmt ihn nach rechts, ihr, ihr Himmliſchen! Und dann hat Camille L'Hermite ihn gerettet und nicht Krähbiel und nicht Obadja . . . Ja, ja, Monſieur Lehnert, die Machtfragen liegen wunderbar und die Maus knabbert den Löwen frei.“

⁂

XXVIII.

Nach dem Begräbniß von Gunpowder-Face, das noch mehrere Tage lang ein bevorzugtes Geſprächsthema bildete, wurde die frühere Lebensweiſe wieder aufgenommen und durch den ganzen November hin fortgeſetzt. Obadja fehlte ſelten an den nach wie vor ſtattfindenden Geſellſchaftsabenden und war dabei von einer Freudigkeit und Friſche, die jeden, am meiſten aber die Kinder in Erſtaunen ſetzte. Scherzworte wurden nicht nur geſtattet, er erging ſich ſogar ſelber darin. Einmal ſprach Toby von der verwunderſamen Vorliebe, die Monſieur L'Hermite für Gunpowder-Face gehabt habe. „Nicht zu verwundern,“ ſagte Obadja, „ſie waren wie Ordensbrüder und ihr gemeinſames Gelübde war das Groteske.“ Bald danach kam auch auf Kaulbars die Rede, der bei dem Begräbniß gefehlt habe. „Wir wollen ihn zum Häuptling vorſchlagen,“ ſagte Obadja. „Miſtreß Kaulbars giebt eine gute Squaw.“

So vergingen, wie herkömmlich, die Abende, bis mit der Adventszeit ein plötzlicher Wandel eintrat und Weihnachten auf die Tagesordnung kam. Nichts mehr von Muſiciren, noch weniger von Leſen, denn mit „Gertrud und

Lienhardt“ hatte man längſt geendet. Ja, Buch und Notenblatt verſchwanden und ſtatt ihrer lagen große Flanellſtücke durch die Stuben hin zerſtreut, Flanellſtücke, daraus Kappen und Kapuzen und danebeſt bunte Lappen und Federn, aus denen Puppen für die Arapahokinder unter Bruder Krähbiels und für die Cherokeekinder unter Bruder Nickels Leitung angefertigt werden ſollten. Alles war in Aufregung, am meiſten L’Hermite, der jetzt jeden Abend kam und nicht bloß einen großen Eifer, ſondern auch eine große Geſchicklichkeit in Herſtellung aller Arten von „german Toys“, alſo von Hampelmännern, Stehaufs und Sägebirnen an den Tag legte, nicht viel anders, als ob er jahrelang Obermeiſter in einer thüringiſchen Spielwarenfabrik geweſen wäre. Nicht minder gab er, weil er als Franzoſe dergleichen wiſſen mußte, für die Puppen die Moden an und wenn Maruſchka eben erſt eine à l’empire gekleidete Puppe bewundert hatte, erſchienen auch ſchon andere mit Krinolinen à la Eugénie oder mit Tournüren à la Zouave. Eine beſonders hübſche, mit einer Kaſawaika und einer viereckigen polniſchen Mütze, führte natürlich die Bezeichnung à la Maruſchka, bei deren feierlicher Ueberreichung der miteingeweihte Toby das Klavier aufſchlagen und den Anfang von „Noch iſt Polen nicht verloren“ zum Beſten geben mußte.

Das ging ſo bis zum elften Dezember. An dieſem Tage trafen die beiden Kaulbarſe vom Vorwerk her ein, und wiewohl ihr Kommen im erſten Augenblick eine Störung und faſt einen Schreck verurſachte, denn ſie waren um ihrer Neunmalweisheit willen bei niemand recht beliebt, ſo fand man ſich doch ſchnell ins Unvermeidliche und zog ſie wohl oder übel mit in die kleine Tafelrunde hinein. Ihr Erſcheinen, das eigentlich außer aller Berechnung gelegen hatte,

hatte ſeinen Grund in einem zufälligen Ereigniß und zwar in einem Briefe, der am 10. Dezember vormittags bei Martin Kaulbars eingetroffen war und von ſeiner in Berlin an einen Pantoffelmacher Hecht verheiratheten Schweſter Ida herrührte, bei deren Verheirathung es beiläufig auf gut berliniſch geheißen hatte: die Kaulbars, nunmehrige Hecht, habe ſich über ihren Stand verheirathet. Das alles lag jetzt dreizehn Jahre zurück, aus dem Pantoffelmacher von damals war — übrigens ohne irgendwelche Veränderung des Lokals, eines multrigen Berliner Kellers — eine ſogenannte „Puppenſchuhfabrik" geworden und aus eben dieſer „Fabrik" ſchrieb Schweſter Ida unterm ſiebenundzwanzigſten November einen längeren Brief an ihren Bruder Martin, darin es gegen den Schluß hin wörtlich lautete: „Beinah, mein lieber Martin, hätt' ich vergeſſen, Dir von den Kindern zu ſchreiben. Alle ſind gut; es iſt ſo was Kaulbarſiges drin, ſo was, ja, wie ſag' ich, ſo was Eigenthümliches und Apartiges, was wir ja alle haben und beinah auch Deine Frau. Ulrike, unſere älteſte, iſt ſo gut wie erwachſen und kann jeden Tag heirathen; in Amerika ſoll es ja ſchon mit zwölfe paſſiren, ſo ſagt wenigſtens Hecht, was aber doch wohl zu früh iſt und ſelbſt in der Freiheit nicht vorkommen ſollte. Sophie, die zweite, hantirt am geſchickteſten und is ein Daus im Geſchäft und wird es wohl 'mal übernehmen. Und Philippinchen, die nun erſt vier iſt und die wir Pippi nennen, klebt auch ſchon, und ich ſage Dir alles ſauber und akkurat, daß es eine Freude iſt, und ganz flink. Eigentlich war ich dagegen, ich meine das mit ‚Pippi', mit dem Namen, der mir ein bißchen genierlich vorkam, aber Hecht ſagte: ‚Warum nicht Ida? Drüben die bei Geheimraths heißt Lolo, warum ſoll unſere nicht Pippi heißen'? Und ſeitdem heißt ſie ſo. Recht hat er. Aber nun muß ich ſchließen, denn wir haben alle Hände voll zu thun, weil wir zum Feſt diesmal eine Weihnachtsbude haben wollen, und Ulrike ſoll in der Bude ſitzen und verkaufen. Und bis dahin ſind bloß noch vierzehn Tage. Denn den Elften fängt ja der Weihnachtsmarcht an, das wirſt Du wohl noch wiſſen, auch wenn Ihr drüben keinen habt. Denn wenn der Bußtag in Sachſen auch anders liegt als bei uns (wobei ich die Sachſen eigentlich nich recht begreiſe), ſo denk' ich mir doch: Weihnachten iſt überall gerade zu Weihnachten und auch in Amerika. Eben kommt Pippi und will Goldpapier. Gott, mir brummt der Kopf, wie wenn ſchon Marcht und Weihnachten wäre . . . Am Elften, wenn wir die Bude aufmachen, dann denkt an uns. Es iſt doch ein wichtiger Schritt, auch wegen Ulrike. Deine ewig unveränderte Schweſter Ida Hecht geb. Kaulbars."

Dieſer Brief, der trotz ſeiner in mehr als einem Stück anfechtbaren Adreſſe: „Herrn Martin Kaulbars aus Preußen (Kreis Oſt-Havelland) zur Zeit in Rogat-Ehre bei Darlington; Indien Trottoiry, Amerika . . ." glücklich angekommen war, hatte die bei dem Hinweis auf den elften Dezember ganz natürlich von einem weihnachtsmarktlichen Gefühl ergriffenen Kaulbarſe ſofort mobil gemacht und nach Rogat-Ehre hinübergeführt, wo ſie, wenn auch keinen Weihnachtsmarkt, ſo doch ein paar weiße Chriſtenmenſchen vorfanden, in deren Geſellſchaft es am Heiligenabend immerhin beſſer war als auf dem Vorwerk und ſich, wenn weiter nichts, wenigſtens ein paar Nüſſe vergolden und ein paar Lichter anzünden ließen.

* * *

Kaulbars und Frau waren nun alſo wieder in Nogat-Ehre, verträglicher und umgänglicher als gewöhnlich, was in einer gewiſſen Weihnachtsſtimmung ſeinen Grund hatte. Trotzdem war man im Oberſtocke froh, ſie nur an den erſten zwei, drei Abenden erſcheinen und ſich bald danach auf ihr Küchen- und Wirthſchaftsdepartement beſchränken zu ſehen. In Wirthſchaft und Küche war ihnen am wohlſten, weil ſie ſich hier am nützlichſten machen konnten.

Frau Kaulbars, die bei der alten Pfefferküchlerin Winkler in Neu-Ruppin ihre Anlernejahre durchgemacht hatte, war in dieſem Dienſtverhältniß eine gute Kuchen- und Pfefferkuchenbäckerin geworden, die, wenn es ſein mußte, ſogar franzöſiſche Citronat-Gewürzkuchen backen konnte, was ihr ſchon beim vorjährigen Weihnachtsfeſte, trotzdem Maruſchka aus der Thorner Pfefferkuchengegend war, einen Oberaufſichtspoſten auf dieſem Gebiete eingetragen hatte. Das wiederholte ſich jetzt, während er, Kaulbars, von der Mitte des Monats an, den Poſt- und Reiſedienſt übernahm und aus Halſtead, und ſelbſt aus Denver, alles herbeiſchaffte, was zu Geſchenken und Bewirthung noch fehlte. Zugleich war ihm aufgetragen, ſich um Tiſchplatten, Ständer und Holzböcke zu kümmern, für den Fall, daß der große Tiſch in der Halle nicht ausreichen würde.

So war die eigentliche Feſtwoche herangekommen; nur noch vier Tage ſtanden zur Verfügung. und doch fehlte noch immer die Hauptſache: der Baum. Ihn zu beſchaffen, war jetzt höchſte Zeit und führte zu Verhandlungen, in denen der von ſeinen verſchiedenen Miſſionen eben zurückgekehrte Kaulbars kategoriſch erklärte: ſo wie früher ginge das nicht, und von einer Cypreſſe, ‚bloß weil ſie auch Nadeln habe', könne diesmal keine Rede ſein. Er habe ſchon das vorige

Jahr zu Obadja geſagt, Cypreſſe ſei ganz gut und er habe nichts gegen Cypreſſen, aber das Cypreſſige ſei nun 'mal für die Todigen und nich für die Lebendigen, und Weihnachten ſei kein Kirchhof. Es müßte partout eine propre Tanne ſein, ſo 'was Schlankes wie Miß Ruth, und wenn es eine Tanne nicht ſein könne, na, denn eine Kiefer oder eine Kuſſel. Irgend 'was werde ſich doch wohl finden laſſen, vielleicht ſchon drüben im Park, und wenn nicht da, ſo doch oben im Gebirge.

Es bedarf keiner Verſicherung, daß die Rede Kaulbars' (Obadja war nicht zugegen) unter allſeitiger Zuſtimmung aufgenommen und dabei feſtgeſetzt wurde, ſofort ans Werk gehen zu wollen. Und wirklich, eh' noch die Fluruhr zehn ſchlug, fuhr auch ſchon ein auf niedrigen Rädern gehender, im übrigen aber langgeſtreckter und mit zwei ſtarken Pferden beſpannter Korbwagen vor, auf den die ſchon in der Halle Wartenden aufſtiegen. Es waren ihrer vier, zunächſt Ruth und Toby, die vorn auf einem Häckſelſack Platz nahmen, dann Kaulbars und Lehnert. Hinter und zwiſchen ihnen lagen Axt und Grabſcheit und ein paar ſtarke Stricke zum Umwuchten, denn man hatte vor, nicht ein Bäumchen, ſondern einen wirklichen Baum nach Hauſe zu bringen. Der fünfte von der Partie war Uncas. Er ſollte, nach aller Wunſch und Plan, eigentlich mit aufſteigen, denn der Weg war weit; Uncas zog es aber vor, nebenher zu trotten, muthmaßlich um auch heute wieder, wie das ſeine [illegible] war, einen Vorſprung zu gewinnen und dann Ruth, unter Gebleff und Freudengewinſel, an ſich vorbei paſſieren zu laſſen. Obadja, nachdem er übrigens erſt nach einigem Zögern ſeine Zuſtimmung zu der Fahrt gegeben hatte, war mit auf die Rampe hinausgetreten, küßte Ruth und gab Toby

Verhaltungsregeln. Er ſolle nicht zu hoch in das Gebirge hineinfahren und überhaupt ſich mit der Rückkehr beeilen, das Barometer ſei ſtark gefallen und irgend 'was wie Regen oder Sturm ſtehe muthmaßlich in Ausſicht. Toby wiſſe ja, daß dergleichen oft ſchnell komme. Vor allem aber ſolle er nicht eigenſinnig, unter Zeitverluſt und Fährlichkeit, nach einer Tanne ſuchen; wenn ſolche nicht gleich da ſei, ſo ſolle er nicht vergeſſen, Kiefer oder Fichte thäten es auch. Und damit Gott befohlen. Und nun trat er wieder in den Flur zurück, und während Uncas, überglücklich, mit dabei zu ſein, an den Pferden in die Höhe ſprang, fuhr der Wagen von der Rampe hinunter und mit einer kleinen Biegung nach rechts auf das Waldgebirge zu.

* * *

Das Wetter war prachtvoll, dabei milde wie ein Frühlingstag, und ein von der Winterſonne durchleuchtetes Gewölk, das über den Kamm zog, ſteigerte nur die Schönheit des Bildes und den Genuß der Fahrt. Man ſprach wenig, den wie gewöhnlich ſo auch heute ziemlich redſeligen Kaulbars ausgenommen, der über die Küchenmädchen ſchimpfte, von denen eine geſtern abend ein ganzes Blech voll Pfeffernüſſe habe verbrennen laſſen; ſeine Frau habe ſich denn auch über ſolche „Veraaſung“ gar nicht beruhigen können. Aber das komme davon, wenn man lauter ſpielrige Indianergöhren in die Küche nähme und keinen richtigen Backofen habe. So bloß, mit Eiſenblech und Steinkohlen, womit ſie jetzt alles machen wollten, damit ginge ſo 'was nich, — ſo'n richtiger alter von Lehm, der ausſäh', als ob er keinen

Tag mehr leben könne, das ſei die beſte Sorte, da ſei Verlaß drauf, und von gleich Verbrennen und Schwarzwerden ſei keine Rede nich. Aber das ſeien ſo die verdammten Verbeſſerungen, „die, bei Licht beſehen, nie keine nich wären; immer 'was neues und dann wieder 'was neues, und ſchon ſein Vater ſelig habe geſagt: „Glaube mir, Martin, die Bockmühlen ſind doch beſſer als die holländiſchen.“

In demſelben Augenblicke, wo Kaulbars ſeinen Vater ſelig citierte, ſtieß er mit dem Fuß an das Grabſcheit, das gerade vor ihm lag und mit ſeiner Spitze zwiſchen Sohle und Oberleder eindrang. Das war ihm gar nicht recht und er ſagte: „Merkwürdig! Voriges Jahr hatten wir die Cypreſſe, heute haben wir das Grabſcheit. Immer wie Kirchhof und Dotengräber. Is doch wahrhaftig, als ob wir aus ſo 'was gar nicht mehr 'rauskommen ſollten.“

Die Geſchwiſter hörten das alles, trotzdem ſich die Rede nur an Lehnert gerichtet hatte. Toby nahm Anſtoß daran und wandte ſich und ſagte:

„Nicht ſo, Miſter Kaulbars. Die Dinge ſind das, wofür wir ſie nehmen, in dem Glauben hat der Vater uns groß gezogen, und Aberglauben und Vorbedeutungen oder auch Stunden- und Tagewählerei gehören nicht unter die Mennoniten und am wenigſten nach Nogat-Ehre.“

„Na,“ ſagte Kaulbars, „wenn es man wahr iſt. Unſer alter Rüthnick war auch gegen Aberglauben, und jeder gebildete Menſch is gegen Aberglauben. Aber die Geſchichte mit dem Anno 13 über Eck gebrachten und dann heimlich unten in'n Keller eingebuddelten franzöſiſchen Tambour, der, wenn 'was los war, immer rumorte und trommelte, die hat er doch nich wegprieſtern können, und die Geſchichte von

‚Rothmützeken', der immer aufs Dach ſaß, wo Feuer kommen ſollte, ja, ſehen Sie, Miſter Toby, die hat er auch nich wegprieſtern können."

„Dummheit," ſagte Toby.

„Nein," antwortete Kaulbars gereizt. „Nich Dummheit. Man blos zu klug ſein, iſt Dummheit."

So ſprach man noch eine Weile weiter, bis Lehnert beſchwichtigend einfiel und lachend ſagte, Rübezahl habe ſich in Rogat-Ehre nicht halten können und ſei verbrannt worden, und wo ſich Rübezahl nicht habe halten können, da wär' auch kein Platz für den franzöſiſchen Tambour und für Rothmützeken und auch nicht einmal für den Glauben an ſie.

Darauf hin wurde denn wieder Friede geſchloſſen und die Fahrt ging weiter, bis man nach anderthalb Stunden an dem ins Gebirge hineinführenden Eingange hielt, keine tauſend Schritt von dem hügelartigen Abhang entfernt, auf dem das verfallene Fort O'Brien aufragte, dasſelbe, das Lehnert noch zur Sommerzeit beſucht und von dem aus er ſeinen erſten Ritt ins Gebirge gemacht hatte. Lehnert und Kaulbars ſtiegen ab, nahmen Axt und Spaten und wollten eben, am Wagen vorbei, den ſchluchtartig anſteigenden Pfad weiter hinaufklettern, als Toby von der Luſt erfaßt wurde, mit dabei zu ſein.

„Ich möchte doch mit," wandte er ſich fragend an Ruth. „Aengſtigſt Du Dich, wenn Du eine halbe Stunde allein bleibſt?"

Ruth lachte. „Vor wem ſollt' ich mich ängſtigen? Am hellen lichten Tag. Es muß gerade Mittag ſein. Und Uncas iſt bei mir. Der ſchützt mich beſſer, als Ihr alle zuſammengenommen, Du und Miſter Kaulbars . . . und Lehnert,“ ſetzte ſie zögernd hinzu.

Toby gab ihr die Leinen. Aber von einer merkwürdigen Furcht erfüllt, oder vielleicht auch, weil er ſich Vorwürfe machte, drang er lebhaft in ſie, nicht von der Stelle weichen zu wollen, damit man ſicher ſei, ſie hier wieder zu finden, gerade hier. Und nun trennte man ſich.

„In einer Stunde ſind wir wieder da,“ ſagte Toby.

„Sagen wir lieber zwei,“ ſetzte Kaulbars vorſichtig hinzu.

* * *

Sie ſtiegen nun einen ſchmalen, tief eingeſchnittenen Weg hinauf, der ziemlich parallel mit dem lief, der auf Fort O'Brien zuführte. Toby ſchritt voran, weil er am beſten Beſcheid wußte, Lehnert und Kaulbars folgten. Sehr bald verbreiterte ſich die Schlucht, wenn auch nicht viel, und zeigte zu beiden Seiten allerlei Laubholz. Kaulbars, kein Bergſteiger und bald außer Athem, bat, eine kleine Raſt machen zu dürfen, und ſo ſetzte man ſich denn auf einen Eichenſtamm, der abgebrochen am Wege lag. Der Weg ſelbſt war immer noch ſchmal genug, und die Buchen, die bis dicht heran ſtanden, wölbten mit ihrem kahlen Gezweig beinah eine Laube. Aber überall waren offene Stellen, und als Lehnert mit Hilfe derſelben Umſchau hielt, ſah er, daß der Mittagshimmel ſeine Bläue verloren hatte; die Sonne war fort, Wolken zogen, und in den hohen Kronen war ein Wiegen und Wehen.

„Ich denke, wir eilen uns. Wenn mir recht iſt, iſt ein Wetter im Anzug; ich ſchmecke Regen.“

Kaulbars, der immer widerſprach, widerſprach ſelbſtverſtändlich auch diesmal. Alles in der Welt ſei trügeriſch und ohne Verlaß, aber das Unverläßlichſte ſei doch das Wetterglas, und er ſeinerſeits glaub' an Regen immer erſt, wenn er ſchon da ſei.

Trotz dieſer Rede brach er auf, weil er nicht hören wollte, er ſei ſchuld.

Der Weg blieb ſo ziemlich derſelbe, und erſt als man abermals tauſend Schritt oder mehr höher hinauf war, kam nach links hin eine große Lichtung, eine Waldwieſe, darauf Gras und Huflattig und hohe Farnkräuter ſtanden, alles winterlich vergilbt. Jenſeit dieſer Lichtung aber, die nicht breiter als fünfhundert Schritt ſein mochte, begann der eigentliche Hochwald, mächtige Tannen, in die, ſo viel ſich erkennen ließ, Kiefern und auch einzelne Birken eingeſprengt waren. Auf dieſen Hochwald wollte man jetzt zu; bevor man aber die Lichtung, geſchweige den jenſeitigen Wald erreichen konnte, fielen ſchon einzelne Flocken aus dem überallhin grau gewordenen Himmel. Noch federten ſie leicht über die Bäume hin, ſprang aber, was oft geſchah, der Wind um und trieb die Schneewolkenmaſſen von der Ebene her an das Gebirge heran, ſo konnte ſich's ereignen, daß in einer halben Stunde Wald und Wege verſchneit waren.

„Laßt uns umkehren,“ ſagte Lehnert, der mit den Wettertücken im Gebirge am beſten vertraut war. Aber Toby hatte den Leichtſinn und Uebermuth der Jugend, und auch Kaulbars, als er erſt wahrnahm, daß Toby die Verantwortung übernehmen wollte, mochte ſich's nicht verſagen, ſich Lehnert gegenüber 'mal wieder auf den ſuperioren Mann aus dem Oſten hin auszuſpielen und erging ſich in Bemerkungen, in denen Worte wie „feuerfeſt“ und „man nich ängſtlich“ wiederholentlich und mit einiger Anzüglichkeit vorkamen.

So ging es denn wirklich weiter, ſchräg über die Lichtung hin, und einige Minuten ſpäter, ſo hatte man den Waldrand erreicht, um den ſich's handelte. Aber es waren lauter ſtarke Stämme, Stämme wie Maſten, alles Jungholz fehlte, und ſo blieb nichts übrig, als ein Stückchen weiter waldeinwärts nach etwas Paßlicherem Umſchau zu halten. Richtig, da ſtand eine, wie man ſie brauchte, ſchlank und nur zweimannshoch und doch ſchon ein Baum, doch ſchon eine wirkliche Tanne. Toby, der gern einen lebendigen Baum mit heimbringen wollte, begann emſig zu graben, aber die großen Wurzeln umherſtehender älterer Bäume ließen ihn nicht recht von der Stelle kommen, ſo daß Lehnert, der wohl wußte, daß das eigentliche Schneetreiben in jedem Augenblick beginnen könne, heftig und faſt gewaltſam dazwiſchenfuhr.

„Darauf können wir nicht warten, Toby. Wir müſſen den Baum umhaun; das ſpart Zeit. Von *uns* will ich nicht ſprechen. Aber Ruth.“

Und dabei hieb er auch ſchon mit der Axt auf den Baum ein, während er dem verdutzten und deshalb plötzlich zu Gehorſam geneigten Kaulbars zuſchrie, den Strick um das untere Gezweig zu legen und den Stamm mit aller Kraft niederzuwuchten, was auch gelang. Schon beim fünften Artſchlage brach der Baum dicht über der Wurzel ab, und nun griff Lehnert zu, legte den Stamm über die Schulter und ſetzte ſich, während Kaulbars und Toby folgten, auf die Waldwieſe hin in Bewegung, über die man den Rückweg nehmen wollte, wie vorher den Hinweg. Aber von der Waldwieſe war nichts mehr zu ſehen, und nur an dem bis dahin durch die dichten Baumwipfel gehinderten, jetzt aber maſſenhaften und undurchdringlichen Flockentanze ließ ſich erkennen, daß man an der ſchräg zu paſſirenden Lichtung angekommen ſein müſſe.

„Vorwärts,“ kommandirte Lehnert. „So lange wir die Flocken um uns her haben, ſind wir im Freien, und haben wir erſt drüben die Bäume wieder, ſo finden wir uns ſchon zurecht. Wo der Schnee durch den Wald hin am tiefſten liegt, da läuft der Weg. Vorwärts!“

Und die Tanne, die für einen Augenblick zu Boden geglitten war, wieder auf die linke Schulter nehmend, begann er aufs neue ſeinen Laufſchritt und zog das grüne Gezweig durch den Schnee hin nach. Die Furcht war nur, in dem Flockentanze die Richtung über die Wieſe hin zu verlieren; aber die Findigkeit, die Lehnert von Jugend auf in derlei Dingen gelernt und geübt hatte, ſorgte dafür, daß der Waldrand drüben glücklich erreicht und bald auch die bergab ſteigende, durch ihre Schneemaſſe leicht erkennbare Straße gefunden wurde. Hier freilich brach er, erſchöpft vor Anſtrengung und Aufregung, auf einen Augenblick wie ohnmächtig zuſammen. Aber ſchon im nächſten Momente ſtand er wieder da, rieb ſich die Stirne mit Schnee und ließ nun Kaulbars und Toby gemeinſchaftlich anfaſſen, die jetzt nach dem Beiſpiel, das er ihnen gegeben, die Baumſpitze nachſchleiſten. An dem immer ſteileren Abfall merkten ſie mit einer Art Sicherheit, daß ſie nicht fehl gingen, und in einer Viertelſtunde, vielleicht noch ſchneller, wieder unten am Abhang ſein mußten. Und wirklich, nicht lange mehr, ſo ſahen ſie's lichter werden (das Unwetter hatte nachgelaſſen) und hörten, trotzdem der Schnee den Ton dämpfte, wie Uncas mit immer lauter werdendem Gekleff ihre Hoihorufe beantwortete.

„Gott ſei Dank!“ ſo klang es jetzt von ihrer aller Lippen, und zwei Minuten ſpäter, ſo war man aus dem Schluchtwege heraus und erblickte Ruth und das Gefährt, ohne daß man lange danach geſucht hätte. Denn es fielen jetzt keine Flocken mehr, die Luft war klar geworden, und nur an der Schneemaſſe, die bis hoch über die Radachſen lag, ſah man, wie mächtig eine halbe Stunde lang der von der Ebene kommende Wind den Schnee gegen das Gebirge getrieben hatte.

„Gott ſei Dank!“ wiederholte Tobn, während er die Schweſter umarmte. „Das wär uns beinahe ein theurer Baum geworden, — ein theurer Baum und ein theures Feſt. Und welch ein Glück, daß Du tapfer ausgehalten haſt! Wie hätt' ich vor den Vater hintreten ſollen! Aber das ſoll nicht wieder vorkommen, daß ich Dich ſo allein laſſe. Haſt Du Dich geängſtigt?“

„Nein! Wenigſtens nicht um mich. Wir hätten den Weg gefunden, nicht wahr, Uncas? Aber Ihr, Du! Nun, Gott ſei Dank, es iſt vorüber.“

Inzwiſchen waren auch Kaulbars und Lehnert herangetreten und luden den ſo mühſam eroberten Baum auf den Wagen. Es war aber noch zu früh dazu, ja, man mußte den Baum wieder herabnehmen, weil man ſich überzeugte, daß der Schnee, drin der Wagen ſtak, erſt fortgeſchaufelt werden müſſe. Das bot Schwierigkeiten genug, und um ſo mehr, als man in der Eile und Erregung das Grabſcheit oben im Walde hatte liegen laſſen. Indeſſen Lehnert wußte auch hier zu helfen. Er nahm ein paar Bretter heraus, welche die Rückenlehne des Wagens bildeten, und begann mit Hilfe derſelben die Räder frei zu ſchaufeln, wobei Kaulbars und Toby natürlich halfen. Und nun konnte man das Gefährt mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit wenden und ihm die Richtung auf den Rückweg geben. Einen Augenblick noch, ſo ſetzte ſich Uncas an die Spitze, den Weg durch den Schnee hin ausſpürend, und ihm folgend mahlte das Fuhrwerk langſam heimwärts auf Rogat-Ehre zu.

XXIX.

Erſt um ſechs Uhr — es war längſt dunkel geworden, und nur der Schnee leuchtete — trafen unſere Freunde wieder in Rogat-Ehre ein, wo man ihrer Rückkehr ſeit Stunden in banger Erwartung entgegen geſehen hatte, ſelbſt von ſeiten Obadjas, zu deſſen Lebensregeln es ſonſt gehörte, ſich nicht mit Vorängſtigungen zu quälen. Seltſamerweiſe war es diesmal Maruſchka geweſen, die, während all dieſer Stunden voll Angſt und Sorge, das recht eigentliche Troſteswort gefunden hatte. Sie ſeien ausgefahren, ſo hatte die gute Alte geſagt, um dem Chriſtkind einen Baum zu holen, und das Chriſtkind werde die liebe Ruth auch ſchützen. Denn Ruth ſei ein darling und ein pet, im Himmel gerade ſo gut wie auf Erden, und die liebe Jungfrau Maria — Maruſchka vergaß in ihrer Aufregung ganz Obadjas Gegenwart — die liebe Jungfrau Maria wiſſe nur zu gut, daß die alte Maruſchka ohne Ruth nicht leben könne, und werd' ihr das nicht anthun. So hatte Maruſchka getröſtet und Obadja, der wohl wußte, was ein treues und gläubiges Herz bedeute, auch wenn es in der alten Irrlehre ſtecke und ſeine Gebete bloß an die heilige Jungfrau richte, hatte der Alten Hand genommen und mit bewegter Stimme geſagt:

„Ja, Maruſchka, Du haſt recht. Das Chriſtkind wird unſere Kinder ſchützen.“ Zeuge dieſer Unterredung war auch L'Hermite geweſen, der ſchon ſeit Stunden unten war und beinah' noch ängſtlicher als die beiden Alten nach dem Gefährt auslugte, noch ängſtlicher, weil ſein Vertrauen auf eine Hilfe von oben, trotzdem er eben ein Chriſtkind in Wachs boſſiert und es einer gleichfalls von ihm herrührenden Jungfrau Maria in den Schoß gelegt hatte, ziemlich gering war. Nebenher aber verſchwor er ſich einmal über das andere gegen dieſen preußiſch-hyperboräiſchen Tannenbaumkultus, der an all dieſer Angſt und Sorge thörichterweiſe ſchuld ſei. Warum es denn durchaus eine Tanne ſein müſſe? Das ſei nichts als eine Bêtise allemande, deren Vater oder Urahne niemand anders als dieſer wohlgenährte „Monſieur Luther“ ſei, ein Mann ohne Taille, ſo recht der Typus eines Deutſchen, mit ſeinen Päſſchen und ſeinem tête carrée. Schade, daß man ihn nicht zu Beginn ſeiner Laufbahn verbrannt habe, denn Ruth ſei wichtiger als Luther.

Dieſer Groll über den Tannenbaumkultus hielt aber nicht vor, ja, ging raſch in ſein Gegentheil über, als man, tags darauf, den Baum ohne Rückſicht auf ſeine Wurzelloſigkeit in eine mit kleinen Steinen und Erde gefüllte Tonne gepflanzt und beides, Baum und Tonne, neben dem in der großen Halle ſtehenden Eßtiſch aufgeſtellt hatte. Ihn hier auszuſchmücken, war, von Stund' an, die Freude aller, am meiſten L'Hermites. Bis zu Mannshöhe machte ſich dies leicht, dann aber mußten Stehleitern aushelfen, um zunächſt, und zwar oben an der Spitze des Baumes, einen Weihnachtsengel anzubringen. L'Hermite, glücklich damit zu Stande gekommen, blieb eine Viertelſtunde lang oben in ſeiner Höhe, während welcher Zeit Ruth und Maruſchka hinaufreichten, was alles in den voraufgehenden Tagen ausgeſchnitten, vergoldet und verſilbert worden war. Lehnert und Toby aber beſchäftigten ſich mittlerweile mit Herſtellung einer transparenten Krippe, in deren Vordergrund alle die bekannten auf Pappe geklebten Chriſtnachtfiguren ſtanden. Nur einer der drei Könige aus dem Morgenland, der Alte mit dem Bart, war von L'Hermite plaſtiſch ausgearbeitet worden und ſah aus wie Obadja. Das alles geſchah im großen Hauſe. Natürlich verhielt ſich auch Miſtreß Kaulbars nicht träge. Sie buk, tagaus tagein, ihre Mandel- und Roſinenkuchen, auch ſolche mit Ingwer und Kardamom, deren würziger Duft, trotzdem das Küchenweſen im Nebenhauſe lag, das ganze Vorderhaus durchzog. Zugleich rieb ſie Mohnpielen und beſchäftigte ſich mit der Frage, wie Bierkarpfen auch ohne Bernauer Bier gekocht werden könne. Wie ſich denken läßt, wurden auch Enten, Hühner und Gänſe geſchlachtet und Totto ſaß in der Winterſonne und rupfte das geſchlachtete Federvieh, das ihm die Arapahomädchen unter Lachen und kleinen Neckereien beſtändig zutrugen. Jeder im Hauſe nahm Theil und freute ſich, und am vierundzwanzigſten früh erſchienen auch noch die beiden Miſſionsſchulen, die von Krähbiel und die von Nickel. Denn für die Kinder dieſer beiden Schulen war ja recht eigentlich das Feſt.

* * *

Und nun war der Abend da und Totto wurde beauftragt, um ſechs Uhr an den großen Schild zu ſchlagen. Das that er denn auch. Und nicht lange, ſo kam man von allen Seiten herbei: Maruſchka, Ruth und Toby vom linken, Lehnert und L'Hermite vom rechten Korridor her, während Miſter und Miſtreß Kaulbars die verſchiedenen Mägde, Krähbiel und Nickel aber die Indianerkinder herbei führten, Knaben und Mädchen, die man bis dahin im Tabernakel untergebracht und mit Thee bewirthet hatte.

Der große Flur (Totto noch immer unter dem Tamtam) war vorläufig Verſammlungsplatz und nun endlich öffnete Obadja die große Thür und während einer der Lehrer auf dem Harmonium ſpielte, das man zu dieſem Zweck aus Ruths Zimmer herunter geſchafft hatte, trat alles in langem Zug in die Halle, wo der Baum mit ſeinem Chriſtengel und ſeinen Lichtern ſtand, vor allem aber über die lange Tafel hin die hundert Geſchenke ausgebreitet lagen: in der Mitte die der Hausgenoſſen und Gemeinde, links und rechts die für die Cherokee- und Arapahokinder. Die Freude zu ſehen, bildete doch die Hauptfreude. L'Hermite vor allem war entzückt, gab jedem der kleinen Rothhäute, männlich wie weiblich, die bedenklichſten franzöſiſchen Namen, unter denen petit bougre von den mildeſten war, ſtellte dabei mehrere Jungen auf ſeine Schulter und blies ihnen ein Stück auf einer Blechtrompete. Das Bewundertſte blieben aber doch die Thiere der Arche Noah, und Krähbiels und Nickels Anſtrengungen, die Aufmerkſamkeit der Kinder auf die Krippe hinzulenken, waren nur von halbem Erfolg. Das Natürliche war und blieb ihnen das Liebere und ſo kam es denn, daß ſie von dem alten weißbärtigen König aus Morgenland, trotzdem ſie lächelnd Obadja in ihm erkannt hatten, nicht viel wiſſen wollten und immer wieder zur Arche Noah zurückkehrten. Im Flur wurde mittlerweile das Abendbrot genommen. Aber ſchon nach kurzer Zeit begab man ſich wieder in die Halle zurück, wo jetzt von den Kindern Obadjas Lieblingslied geſungen wurde:

„Valet will ich Dir geben,
Du arge falſche Welt,
Dein ſündlich böſes Leben
Durchaus mir nicht gefällt:
Im Himmel iſt gut wohnen,
Hinauf ſteht mein Begier,
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier.“

Obadja, der ſchon vorher mit ſeinen Hausgenoſſen am Kaminfeuer Platz genommen, erhob ſich während dieſes Geſanges, alle mit ihm, ſogar L'Hermite, der zwiſchen Spott und Rührung kämpfte. Dabei zog er die Stirn in immer krauſere Falten und verſuchte hinter Geſichterſchneiderei zu verbergen, was in ihm vorging. Als die Kinder dann zum dritten Mal an Obadja vorüber zogen, ſangen ſie die Schlußſtrophe des ſchönen Liedes:

„Schreib' meinen Nam'n aufs Beſte
Ins Buch des Lebens ein,
Und bind' mein Seel' gar feſte
Ins ſchöne Bündelein
Der'r die im Himmel grünen
Und vor Dir leben frei.
So will ich ewig rühmen,
Daß Dein Herz treue ſei.“

Die zwei letzten Zeilen erklangen ſchon draußen im Flur und gingen, zur Genugthuung Obadjas, der nicht nur ein Verſtändniß, ſondern auch eine Freude für den natürlichen Menſchen hatte, ſofort in Kinderlachen und heiterſtes Geplauder über. Dann ſchritten alle, die Geſchenke vorläufig noch auf dem Weihnachtstiſche zurücklaſſend, bei klarem

Sternenhimmel auf die Nachbargehöfte von Nogat-Ehre zu, wo man ſie, je nach der Größe der Farmen, in größeren und kleineren Trupps unterzubringen wußte. Nur die, die nach ihrer Lehrer Zeugniß die Beſten waren, blieben zur Auszeichnung und Belohnung in Obadjas Hauſe zurück und bezogen hier ein paar Zimmer auf demſelben Korridor, auf dem Lehnerts und L'Hermites Zimmer gelegen waren.

* * *

Die Hausangehörigen ihrerſeits, während die Mehrzahl der Kinder in den Farmen vertheilt wurde, blieben noch beiſammen und gruppierten ſich wieder um den Kamin. Nur Miſtreß Kaulbars blieb in Bewegung, machte, vom Buffet her, die Wirthin und erntete viel Lob und Zuſpruch für die von ihr bereiteten Weihnachtsgerichte. L'Hermite fand die Mohnpielen „un peu curieux“, aber doch „admirable“ und erklärte, wenn's irgend ginge, ſich auf dieſem Wege milderer Obſervanz zum Opiumeſſer heranbilden zu wollen, was er, ihm ſelber unerklärlich, bis dieſen Augenblick ungebührlich verſäumt habe. Denn des Lebens Beſtes ſei doch immer das Ins Vergeſſenſinken, das lehre nicht bloß le grand Buddha, ſondern auch le petit L'Hermite.

Obadja lachte herzlich, gab ihm dabei die Hand und ſagte: das könn' ihm in Nogat-Ehre nie und nimmer bewilligt werden; er werde hier vielmehr fortleben, genau wie die Mohnpielen „un peu curieux“, aber doch „admirable“. Was aber wichtiger ſei: wenn ſich ihm (Obadja) das erfülle, was er von ganzem Herzen hoffe, ſo werde Camille L'Hermite dermaleinſt auch an anderer Stelle nicht vergeſſen ſein. Schon die Wege des Lebens ſeien wunderbar, aber am wunderbarſten ſeien die Gnadenwege. Wer die Gnade habe, der mühe ſich umſonſt, ſie zu verſcherzen.

L'Hermite lächelte, ſei's weil er im allgemeinen oder nur perſönlich allerlei Zweifel unterhielt, Obadja aber ſah über das Lächeln hin und fragte Lehnert, der die zuletzt geſprochenen Worte gierig eingeſogen, ob er das eben von den Kindern geſungene Lied ſchon gekannt habe, das „Valet will ich Dir geben.“

„Ja,“ ſagte Lehnert, er hab' es gekannt, denn es habe dem Liederſchatze ſeiner heimathlichen Dorfkirche mit angehört.

„Dann weißt Du auch wohl, von wem es iſt?“

„Nein.“

„Aber das ſollteſt Du doch. Es iſt nämlich ein Landsmann von Dir, der es gedichtet hat, und hieß Valerius Herberger. Ein ſchöner Name, nicht wahr? Denn unſere Kirche ſoll eine Herberge ſein und der, der darin waltet, ein rechter Herberger. Und ein ſolcher Herberger war unſer Valerius auch wirklich. Ihr Schleſier ſeid überhaupt bevorzugt in ſolchen Stücken, und ich möchte wohl, ich könnte von meiner alten heimiſchen Weichſel- und Nogatgegend dasſelbe ſagen. Aber wenn ich auch ſtolz bin auf meine Nogatheimath, ſo ſind uns doch die Gaben, die ſo viel bedeuten und ſo mächtig ſind (auch für die noch, die ſich der rechten Lehre rühmen dürfen) verſagt geblieben. Wir ſind arm und ihr ſeid reich. Da habt ihr den herrlichen Mann, den Zinzendorf, denn die Sachſen und Lauſitzer ſind ſchon wie halbe Schleſier, und da habt ihr den herrlichen Paul Flemming und vor allem auch den Opitz.“

Lehnert verfärbte ſich.

Als er aber ſah, daß der Name voll Unbefangenheit geſprochen worden war, kam er raſch wieder zu ſich und folgte mit ſcharfem Ohre, während Obadja fortfuhr: „Und zu dieſen Erwählten unter Euch, die nun daſtehen als eine Säule der neuen Kirche, zählt auch der Valerius Herberger und wie ſein Glaube in ſeinen Liedern lebt, ſo lebt er auch in ſeinen Werken. Und ich beuge mich vor dieſem Manne. Kein Märtyrer, im Sinne der alten Kirche, hat er doch dem Tode Tag um Tag ins Auge geſehen. Er war Prediger in Frauſtadt in Schleſien und in neun Wochen ſtarb die Stadt aus, denn der ſchwarze Tod ging in ihr um. Mehr als dreihundert hat er perſönlich unter Schulgeſang mitbeſtatten helfen und doch blieb er ohne Furcht und Ekel. Manche Leiche begrub er mit dem Todtengräber allein. Er ging voran und ſang; der Todtengräber aber führte ihm die Leiche auf einem Karren nach, an dem ein Glöckchen hing, damit die Leute der Begegnung ausweichen konnten. Sein Troſt war: wer Gott im Herzen und ein gut Gebet und einen ordentlichen Beruf hat und den Vorwitz meidet, dem kann der Teufel nicht ankommen und die Seuche noch weniger.“

„Ah, das iſt ſchön,“ ſagte Ruth. Obadja aber nickte Ruth zu und fuhr dann fort: „Und als die Seuche fort und aus dem Lande war, da ſchrieb er: ‚es war all die Zeit über, als ob ein Engel mit dem Schwert mein Haus vertheidigt hätte, ſo daß mir kein Leid widerfahren durfte.‘ Und während dieſer Zeit war es auch, daß er das ſchöne Lied dichtete, das, wie's ihn aufrichtete, ſeitdem ſo viel tauſend andere mit aufgerichtet hat.“

Die Lichter am Baum waren ſchon lange vorher gelöſcht worden. Auch im Kamin fiel das Feuer zuſammen und glühte nur noch dunkel. Aber die goldnen Nüſſe blinkten in dem tiefen Licht um ſo goldner und der Chriſtengel ſchwebte darüber.

„Ich denke, wir trennen uns,“ ſagte Obadja. „Ruth, ſinge mir noch einmal die erſte Strophe. Das ſoll heute mein Nachtgebet ſein.“

Ruth that, wie ihr geboten.

Dann nahm Obadja das zunächſtſtehende Licht, grüßte die noch Verſammelten und ging auf ſein Zimmer zu.

Auch die anderen erhoben ſich bald.

„Ihr ſcheint bewegt,“ ſagte Lehnert, als er ſich an L'Hermites Thür von dieſem trennte.

L'Hermite lächelte. „Oui, oui. Mais cela n'importe rien. Wir ſind verpfuſcht, cher Lehnert. verpfuſcht durch die alte Legende. Heiland, Erlöſer. Bah! Le grand Sauveur c'est l'idée.“

⁂

XXX.

Früher als gewöhnlich war man am anderen Morgen auf und nahm das Frühſtück, nachdem die Lichter am Baum noch einmal angezündet waren. Obadja las das Weihnachtsevangelium und zog ſich dann in ſein Arbeitszimmer zurück, um ſich hier vorzubereiten und zwar für die Chriſtpredigt. Dieſe war, neben der Taufpredigt im September, die wichtigſte Predigt im Jahre, zu der, ſchon weil die Mennoniten von Rogat-Ehre auf viele Meilen in der Runde die einzigen waren, die eine Gemeinde bildeten und einen Betſaal hatten, alles zuſammen kam, was in der großen Thalmulde zwiſchen den Shawnee-Hills und den Ozark-Mountains an Jeſum Chriſtum glaubte. Das waren, außer den Leuten von Station Darlington, ganz beſonders auch die Beſatzungen von Fort Holmes und Fort Gibſon, die bei der Weihnachtspredigt nie zu fehlen und mit ihren bunten Uniformen die Kirche zu beleben pflegten.

Und ſie fehlten auch heute nicht. Ueberhaupt war es ein großes Andrängen, und unter der nun winterlich entlaubten Akazien- und Lindenallee ſtanden in langer Reihe die Wagen, auf denen man herbeigekommen war. Einige fuhren auch auf die zum Theil weit ausgebauten Farmen, mit deren Bewohnern man ſchon aus Unterhaltungsbedürfniß auf dem beſtem Fuße ſtand. Um zehn Uhr begann der Geſang, bei dem Ruth wieder das beſte that, und dann folgte Gebet und Predigt, die der Alte mit gewohnter Geſchicklichkeit nicht bloß dem Tage, ſondern auch den Anſchauungen ſeiner gemiſchten Zuhörerſchaft anzupaſſen wußte. Das Predigen über die Köpfe weg war nicht ſeine Sache. So ließ er auch heut alles bloß Lehrhafte fallen, hütete ſich, vom „geiſtigen Leibe Chriſti“ zu ſprechen, und beſchränkte ſich darauf, in der ſchlichten Erzählung von der Geburt des Heilands das ſchön Menſchliche zu betonen. Aus Noth und Bedrängniß, aus Armuth und Niedrigkeit ſei das Heil geboren worden und der Krippe zu Bethlehem entſtamme die Welterlöſung. Er verweilte hierbei, ſprach aber trotzdem nur kurz, ſo daß ſchon um elf Uhr der Gottesdienſt mit einem Vers aus dem Weihnachtsliede ſchließen konnte, bei deſſen Verklingen Obadja den Saal als erſter verließ. Dann folgte die Gemeinde, zuletzt die Kinder, die dieſen Augenblick mit Sehnſucht erwartet hatten und, vom Betſaal in die Halle hinüber geführt, hier mit kaum unterdrückter Aufregung ihre Geſchenke vom Weihnachtstiſche nahmen, um gleich danach unter Vorantritt Krähbiels und Nickels ihren Rückweg in ihre Dörfer anzutreten.

Obadja hatte ſich in ſein Zimmer zurückgezogen und eine halbe Stunde ſpäter erſchien Ruth, um ihm das Frühſtück zu bringen, das er um dieſe Zeit zu nehmen pflegte. Sie ſetzte das Tablett vor ihn hin und wollte wieder gehen, aber er hielt ſie feſt.

„Du biſt ſo ſtill, Ruth. Haſt Du mir nichts zu ſagen?“

„Nein. Oder doch nur das eine, das Du längſt weißt, daß ich glücklich bin und Dich liebe.“

„Und biſt Du glücklich?“

„Ja.“

Sie ſagte das mit einem Ton, der jeden Zweifel ausſchloß. Und dann küßte ſie ſeine Hand und verließ das Zimmer.

* * *

In der Halle, darin eben noch alles ſo laut und lebendig geweſen war, war jetzt alles ſtill und dieſe Stille ſchien noch zu wachſen unter der Dunkelheit, die herrſchte. Denn es war ein grauer Tag, ein rechtes Weihnachtswetter. Nichts war ſichtbar als der weißgedeckte Tiſch, von dem jetzt die Geſchenke verſchwunden waren, und daneben der Weihnachtsbaum, der wie ein dunkler Schatten in dem allgemeinen Dämmer aufragte. Ruth wollte daran vorüber, fuhr aber zuſammen, als ihr Lehnert, den der Baum bis dahin verdeckt hatte, plötzlich entgegen trat. Indeſſen es währte nicht lang; im nächſten Augenblicke lachte ſie wieder: „Lehnert, Du hier? Du ſchleichſt ja wie durch den Forſt.“

Sie wußte nicht, wie das Wort ihn traf, und ſetzte ſcherzhaft und in wiedergewonnener guter Laune hinzu: „Du darfſt nicht vorher die goldnen Nüſſe zählen; dazu iſt Zeit heut abend, wenn wir den Baum plündern. Und dafür mußt Du Sorge tragen, daß Maruſchka das Beſte kriegt, ſonſt iſt ſie traurig und weint.“

Lehnert verſprach alles und fragte dann, ob der Vater in ſeinem Zimmer ſei.

„Willſt Du zu dem?“

„Ja.“

„Und das heut am Weihnachtstag und gleich nach der Predigt? Ei, das muß etwas großes ſein.“

„Iſt es auch. . Ich will ihn um etwas bitten. Und höre, Ruth, dabei fällt mir ein, Du könnteſt mir Glück dazu wünſchen.“

„Wenn es etwas gutes iſt.“

„Ich glaube, daß es etwas gutes iſt.“

„Nun denn von ganzem Herzen.“

Sie gab ihm die Hand und während ſie nach links hin und weit um den Tiſch herum, auf den offenſtehenden Flur zuſchritt, ſchritt Lehnert auf Obadjas Zimmer zu, von deſſen Thür er den Vorhang zurückſchlug.

Obadja ſaß an ſeinem Arbeitstiſch, genau wie damals, als Lehnert zum erſten Male hier eintrat, und ganz wie damals gab er ſich und ſeinem Stuhl eine raſche halbe Wendung und ſagte: „Nun Lehnert. Was bringſt Du? Nimm Platz!“

Lehnert ſetzte ſich auch wirklich, ſchwieg aber befangen. Endlich war er ſeiner Verlegenheit Herr und begann damit, ihm für die heutige Predigt zu danken, am meiſten aber für das, was er geſtern abend über den Valerius Herberger geſagt habe. Das hab' ihn die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen. Er fühle, daß das das rechte Leben ſei: ſich, mit Gott im Herzen, vor dem Tode nicht zu fürchten. Und ſolches Leben zu führen, das ſei ſo recht ſeine Sehnſucht. Und wenn ihn der Teufel der Eitelkeit und Selbſtgerechtigkeit nicht verblende, ſo möcht' er wohl ſagen dürfen, er glaube, daß er nicht bloß die Sehnſucht, ſondern auch die Kraft dazu habe.“

„Glaub's, Lehnert, glaub's . . . Aber Du wollteſt mir etwas anderes ſagen.“

„Ja,“ beſtätigte Lehnert, „das wollt' ich . . .“ Und doch (ſo fuhr er fort) hab' er alles, was er eben über den Herberger und über ſich ſelbſt geſagt, erſt ſagen müſſen, denn nur daraus, daß er auch ſo was wie der Herberger in ſich fühle, nur daraus käm' ihm der Muth zu dem, was er jetzt ſagen wolle. Heraus müß' es; er liebe Ruth, und wenn das vermeſſen und hoffnungslos ſei, dann woll' er fort und zwar lieber heut wie morgen . . .

Und nun hielt er inne, gewärtig deſſen, was Obadja ſagen würde.

Der aber ſchwieg beharrlich und ſchien nur durch Blick und Handbewegung andeuten zu wollen, daß Lehnert weiter ſprechen möge. Da fiel denn auch alle Furcht von ihm ab und er ließ ſein Herz nicht bloß reden, ſondern ihm auch die Zügel ſchießen. Er wiſſe wohl, daß er ein ſchlechter Menſch und des Glückes, das er begehre, durchaus unwürdig ſei. Aber er wiſſe auch, daß die Gnade groß ſei, ſo groß wie ſeine Reue. Wen Gott erwählt habe (das ſeien Obadjas eigene Worte), der könne ſtraucheln und fallen, aber er falle nur, um durch Gott ſelbſt wieder aufgerichtet zu werden. Er hoffe, daß dies auch ſein Los ſein werde. Selbſtgerecht und gewaltthätig ſein, das ſeien die Fehler ſeiner Jugend geweſen und die Wurzeln des Verbrechens, um deſſentwillen er ſeine Heimath habe meiden müſſen, aber er glaube ſagen zu dürfen, das alles liege jetzt weit zurück und ſeit dem Tage, der ſeine Bekehrung gebracht, ſteh' es feſt in ihm, daß die Reinheit und der Friede das einzige Heil ſeien. Das Friedenslied, das damals geſungen worden ſei, das hab' ihn bekehrt und wenn nicht das Lied, ſo die Stimme.

„Und wenn nicht die Stimme, ſo Ruth,“ lächelte Obadja.

Aber Lehnert ſah das Lächeln nicht. Er hörte nur heraus, was freundlich darin klang, und wiederholte mit Unbefangenheit: „Ja, Ruth . . .,“ ſie ſei es, der er alles ſchulde und ſie werd' ihm auch dann noch das Glück bedeuten, wenn er es, ihm nur zu begreiflich, in dieſem Augenblicke für immer hinſchwinden ſähe. Denn Ruth, das wiſſ' er nur zu gut, ſei weit über ihn hinaus, eine Herrentochter und eine Lady, während er in Roth und Armuth und in noch Schlimmerem großgezogen ſei. Das heimathliche Haus habe nichts für ihn gethan und die Schule nicht viel und alles, was er ſei, das habe zu Gutem und Schlimmem das Leben aus ihm gemacht. Er ſähe hinauf zu Ruth. Aber ſeine Liebe ſei groß und gleich groß ſein Wille, ſie glücklich zu machen. Sein Wille und hoffentlich auch ſeine Kraft.

Und nun ſah er Obadja feſt an und erwartete ſein Urtheil.

Der Alte ſchwieg aber und begegnete ſeinem Blicke mit nichts als freundlicher Ruhe. Dann erhob er ſich, ging auf Lehnert zu und ſagte: „Weiß Ruth davon?“

„Nein.“

„Nun, dann gedulde Dich, Lehnert! Es iſt Rahel, um die Du wirbſt . . . Ich werde Dir Antwort ſagen.“

XXXI.

„Gedulde Dich! Ich werde Dir Antwort ſagen.“ Hundertmal wiederholte ſich's Lehnert, und als Obadja am andern Morgen die Andacht gehalten und wie herkömmlich ein Bibelkapitel geleſen hatte, hoffte Lehnert, daß nun das Wort, das über ſein Leben entſcheiden ſollte, geſprochen werden würde. Aber das Wort blieb aus und er verzehrte ſich tagelang darüber, daß es ausblieb. Er wurde wie krank im Gemüth und mied es nach Möglichkeit, mit Ruth und mehr noch mit Obadja zuſammenzutreffen. Als aber, ohne daß ein Wort laut geworden wäre, das neue Jahr angebrochen war, war er entſchloſſen, mit dem Elend ein Ende zu machen und ſich wieder in ſein altes Leben zurückzufinden.

Das wär' ihm nun freilich einfach unmöglich geweſen, wenn die Haltung Obadjas irgend etwas gezeigt hätte, was auf Mißſtimmung oder gar auf Uebelwollen und Ablehnung hätte gedeutet werden können. Aber eher das Gegentheil war der Fall. Keine Begegnung verging, ohne daß Lehnert wenigſtens einen freundlichen Blick erhaſcht hätte, was noch wuchs, als Obadja ſich überzeugte, daß in der That keine Heimlichkeiten zwiſchen den jungen Leuten exiſtierten und Ruth ohne jede Ahnung von dem Schritte war, den Lehnert gethan hatte. So kehrte denn ein gewiſſer Zuſtand der Ruhe, wenigſtens äußerlich, zurück, und Lehnert, wenn er jetzt, was nur zu oft geſchah, ſeines Weihnachtzwiegeſprächs mit Obadja gedachte, verzichtete darauf, dieſem Zwiegeſpräch nur das zu entnehmen, was ihm paßte, ſondern erinnerte ſich daran, daß der Alte hinzugeſetzt hatte: „es iſt Rahel, um die Du wirbſt." Das war, das ſah er jetzt ein, mit gutem Bedachte geſagt worden und jedenfalls zu dem Zweck, ihn wiſſen zu laſſen, daß es einer langen Probezeit bedürfe.

Ja, der frühere Zuſtand der Ruhe kehrte zurück, und als der Winter auf die Neige ging und der Frühling anbrach, wurden die Feldarbeiten ſowohl von Nogat-Ehre wie vom Vorwerk aus, wohin Kaulbars und Frau zurückgekehrt waren, im ganzen Umfange wieder aufgenommen. Ueberall gab es ein Pflügen und Säen, und Lehnert bei Beaufſichtigung der Arbeit, war oft bis halben Weges nach Darlington oder auch, nach der andern Seite hin, bis an den Abhang der Berge hin in Thätigkeit. Auch Toby war mit Uncas viel draußen, um auf Hühner zu jagen, welche Form der Jagd der Alte, trotz prinzipieller Bedenken, gelten ließ, ja geradezu begünſtigte, da zu ſeinen kleinen Schwächen, ganz nach Patriarchen- und Kirchenfürſtenart, auch die gehörte, den Freuden der Tafel nicht abgeſtorben und ſpeciell in Bezug auf Bekaſſinen ein Feinſchmecker zu ſein.

Eine dieſer Jagden auf Hühner hatte ſich an einem ſchönen Märztage bis an eine faſt ſchon zu Füßen von Fort O'Brien gelegene Sumpfſtrecke gezogen, und Toby, gegen abend mit reicher Ausbeute heimkehrend, zeigte ſich entzückt von dem landſchaftlichen Anblick, den er kurz vor Beendigung ſeines Jagdausfluges von dem Wallgange des halbverfallenen Forts aus gehabt habe; der ganze Hügelabhang habe ihm den Anblick eines großen Blumengartens gewährt, viel, viel ſchöner als irgend etwas derart, was er je geſehen habe, denn in beinahe felderartigen Streifen ſei die ganze Schrägung mit Frühlingsblumen überdeckt geweſen, mit Krokus und Convallarien, mit Narziſſen und Anemonen. Ruth, anfänglich ungläubig, war endlich doch von ſeiner Begeiſterung mit hingeriſſen worden und hatte bei dem abſchließenden Vorſchlage, Tags darauf eine Partie hinaus machen und auf der von Palliſaden umſtellten Baſtion ein Picknick abhalten zu wollen, Maruſchka wie ſelig am Arm genommen und war mit ihr durch die Stube getanzt. Zugleich aber hatte ſie ſich vorſorglich erboten, den Vater nicht bloß zur Zuſtimmung, ſondern ſelbſt zur Theilnahme bewegen zu wollen, was ihr, wie ſie wohl wußte, nicht ſchwer werden konnte, da ſie ſeine Pläne kannte, Pläne, die ſich ſeit lange damit beſchäftigten, das Fort von der Regierung in Kauf zu nehmen und nach erfolgtem Ausbau zum Mittelpunkt eines neuen Vorwerks zu machen. Ein ſolcher Ausflug aber, ſo rechnete ſie, würd ihm erwünſchte Gelegenheit bieten, die ganze Sache mit unbefangenem Auge nochmals zu prüfen.

Und ſiehe da, Ruth hatte ſich nicht verrechnet. Obadja war auf alles mit bemerkenswerther Freudigkeit eingegangen, nur immer das eine zur Bedingung ſtellend, daß beide Kaulbarſe mit aufgefordert werden müßten, außerdem auch Bruder Krähbiel, welcher letztere ſeit zwei Tagen in Nogat-Ehre war, um die nach Gunpowderfaces Tode noch immer in der Schwebe verbliebene Häuptlingserbfolgefrage endlich zum Abſchluß zu bringen. Selbſtverſtändlich hatte niemand Luſt bezeigt, am wenigſten aber Ruth und Maruſchka, das Vergnügen einer Landpartie mit Picknick an dieſer ihnen ziemlich gleichgültig erſcheinenden Kaulbars- oder Krähbielfrage ſcheitern zu ſehen, und ſo war denn alles bewilligt und zwei Uhr als beſte Stunde für den Ausflug nach Fort O'Brien feſtgeſetzt worden.

In zwei Wagen fuhr man rechtzeitig hinaus und fand die noch am Abend vorher benachrichtigten Kaulbarſe bereits am Eingang in die Bergſchlucht vor, an einer geſchützten Stelle, von der aus eine links einbiegende Steintreppe faſt unmittelbar bis nach Fort O'Brien hinaufführte. Man begrüßte ſich ziemlich herzlich, denn ſelbſt Rogat-Ehre kannte die Kunſt der Verſtellung, und als man, oben angelangt, an ein Auspacken der ſeitens der Kaulbarſe mitgebrachten und aus Artigkeit gleich in erſter Reihe mit hinaufgenommenen Körbe ging, überzeugte man ſich, daß das Vorwerk den Hauptſitz um ein bedeutendes überflügelt habe. Topf- und Blechkuchen, Mohnſtriezel und Marmeladentöpfe ſtiegen in ſolchen Mengen aus der Tiefe der beiden Körbe herauf, als ob es ſich um eine Verproviantierung von Fort O'Brien oder doch mindeſtens um einen unverlöſchlichen Eindruck auf Maruſchka gehandelt hätte. Dieſe wurde denn auch nicht müde, der guten Frau Kaulbars ihre Bewunderung auszudrücken und ſie einmal über das andere als „my dear Mistress Kaulbars“ anzuſprechen.

„Aber nun ein Feuer,“ ſagte Toby. „Wir können nicht die Verwegenheit haben, uns trocken durch dieſen Kuchenberg hindurch eſſen zu wollen; daran würde ſelbſt Maruſchka ſcheitern. Alſo Kaffee, viel Kaffee, ſonſt ſind wir verloren, und hier unter dieſer Ahornplatane, die nicht bloß Schatten giebt, ſondern auch warm und behaglich unterm Winde liegt, hier wollen wir das Feuer machen. Ich denke, wir holen uns alte Bretter aus dem Fort, das Jungholz hier herum iſt noch zu naß, und wenn wir keine Bretter finden, nun, ſo brechen wir einen Pfahl heraus, ſind ihrer ja die Menge vorhanden, und auf Vernichtung von Staatseigenthum werden wir wohl nicht verklagt werden. Vater iſt ja Obrigkeit und hat es in der Hand, gegen uns vorzugehen oder es niederzuſchlagen."

Und ſo ſprechend trat er an die mit ſpitzen Pfählen dicht umſtellte Brüſtung des alten Wallganges heran und verſuchte mit aller Anſtrengung, eine der Palliſaden herauszuwuchten; aber Bretter und dürres Holz aus den hier und da noch halbwegs geſchützten Räumen des Forts waren raſcher zur Hand, und ehe man noch die Rogat-Ehrener Picknickkörbe von den nach wie vor unten am Eingange der Schlucht haltenden Wagen treppauf geſchafft hatte, brannte auch ſchon das Feuer, und drum herum ſtanden ein paar umgeſtülpte Körbe, die nun als Sitz- und Ehrenplätze für Obadja und Maruſchka dienten, während Krähbiel und Kaulbars, und bald auch Lehnert und L'Hermite ſich ihrerſeits begnügten, etliche Steine heranzutragen und dieſe mit Plaids und Tüchern zu überdecken. Das war die Hauptgruppe. Miſtreß Kaulbars aber, unter beſtändigem Hin und Her die Wirthin machend, kam wie gewöhnlich auch heute nicht zur Ruhe, — noch weniger freilich die Geſchwiſter, die voll Jubel den Palliſadenzaun hinabkletterten, um ſich in den den Abhang überdeckenden Blumenfeldern zu vergnügen, von denen Ruth jetzt zugeſtehen mußte, daß ſie noch viel, viel ſchöner ſeien, als Toby ſie geſchildert habe. Dabei bückten ſie ſich, um Sträuße zu pflücken, und erſt als man ſie zurückrief, ſtiegen ſie den Abhang wieder hinauf, und liefen nun auf Maruſchka zu, der ſie den ganzen Vorrath ihrer Blumen in den Schoß warfen.

„Vierge aux fleurs," ſagte L'Hermite, was Krähbiel, der darin eine katholiſche Huldigung vermuthete, mit ſauerſüßem Lächeln begleitete.

Maruſchka ſelbſt aber war glücklich wie ein Kind, und in ihrem Uebermuth ihrem ihr gegenüber ſitzenden Freunde L'Hermite ein ganzes Narziſſenbündel zuwerfend, verlor ſie ſtolpernd das Gleichgewicht und verſchüttete den Kaffee, den Miſtreß Kaulbars ihr eben erſt in einer dicken Fayencetaſſe präſentiert hatte.

„Thut nichts,“ tröſtete dieſe. „Bringe gleich eine andere. Ja, liebe Maruſchka, wenn es nicht Sünde wäre, müßte man's immer ſo machen, und mit Abſicht. Eigentlich ſchmeckt ja nur der erſte Schluck, und auch nur wenn er heiß iſt, und außer dem alten Rüthnick in Schwante hab' ich keinen Menſchen gekannt, der für ‚kalten‘ geweſen wäre. Gott, wenn ich daran denke! Die Leute ſagten immer, ‚er wolle noch ſchöner werden,‘ und brauchen konnt er's. Denn all mein Lebtag hab' ich ſolchen Fluuſch und ſolche Lippe nich wiedergeſehen, wie Rüthnicken ſeine. War aber ſonſt eine Seele von Mann.“

Obadja lachte herzlich, und Ruth und Toby ſtimmten mit ein, und nur L'Hermite, der ſonſt ein feines Ahnungsvermögen für derlei Dinge hatte, konnte diesmal nicht mit und fragte:

„Que'st ce que ça flounch?“ Aber ehe Lehnert ihm antworten konnte, nahm er wahr, daß Ruth noch keinen Platz habe, weshalb er ſich in der ihm eigenen Artigkeit raſch erhob, um ihr den ſeinigen als den vergleichsweiſe beſten anzubieten, „weil vis-à-vis de Maruschka.“

Ruth dankte, nahm aber das Opfer nicht an und erklärte für ſich ſelber ſorgen zu wollen. Dabei trat ſie dicht an eine Palliſade heran, dieſelbe, daran Tobys Kräfte ſich ſchon vorher verſucht hatten, und mühte ſich zunächſt, einen ziemlich großen Stein loszumachen, der dicht neben dem Palliſadenpfahl eingebettet lag. Ihre kleinen Hände waren aber zu ſchwach, und ſo ſprang denn Lehnert herzu, um ihr bei dem Lockern des Steins nach Möglichkeit behilflich zu ſein. Und es gelang auch. Aber freilich im ſelben Augenblicke, wo der Stein ſich löſte, fuhr eine Kreuzotter darunter hervor und biß Ruth in das Handgelenk, dicht neben der großen Ader, und war dann im Nu die Palliſade hinab und in dem Blumengewirr verſchwunden.

Mit einem Schrei ſank Ruth in die Kniee und ſagte, während ſie die Hände faltete, mit unausſprechlich trauriger Stimme: „Nun muß ich ſterben.“

Aber kaum daß ſie dieſe Worte geſprochen hatte, ſo warf ſich Lehnert neben ſie nieder, ergriff ihre Hand und ſog mit einer leidenſchaftlichen Gewalt und ehe ſie's hindern konnte, das Gift aus der Wunde.

Das Ganze war wie ein Blitz; Tod und Rettung nur ein Augenblick

Ruth aber verblieb in ihrer knieenden Stellung und ſagte: „Nun ſtirbſt Du.“

„Nein, Ruth, nein! Und wenn . . . Was liegt daran? Was liegt an mir?“

* * *

XXXII.

Lehnert wurde tags darauf von einem heftigen Fieber befallen und alle fürchteten für ſein Leben. Ruth und Maruſchka waren in Thränen und L'Hermite, der den regelrechten Aerzten mißtraute, ſacrete durch das Haus hin und hielt Reden, ſelbſt zu Totto, über den zu frühen Tod ſeines Freundes Gunpowder-Face, des einzigen, der noch, nach Indianerweiſe, den Muth gehabt habe, jedes Fieber durch Hineinſchieben in einen Backofen zu heilen und überhaupt der beſte Doktor in den ganzen United States geweſen ſei. Jeder klagte, ſelbſt Martin Kaulbars, der freilich ſeiner glücklichen Beanlagung nach nicht umhin konnte, ſeiner Klage zugleich etwas von einer Anklage beizumiſchen. „Das Gift auslutſchen, ſei der reine Unſinn und ſollte bloß ſo 'was ſein; ausbrennen, das ſei das Richtige, das wiſſe jedes Kind, und wenn man einen alten Nagel in das Kaffeefeuer oder auch bloß in die noch glimmenden Kohlen gelegt hätte, ſo wäre das für Miß Ruth das Beſte geweſen und für den guten Schleſier auch. Nu werd' er wohl dran glauben müſſen. Und ob Miß Ruth durchkäme, das wäre auch noch ſo ſo. Aber das käme davon, wenn man von nichts wiſſe und in allem zurück ſei."

Zum Glück kam es anders und alle Herzensnoth Ruths und alle Neunmalweisheit Martin Kaulbars' erwieſen ſich als ungerechtfertigt. Das Fieber, das Lehnert heimgeſucht hatte, hatte mit dem Gift nichts zu ſchaffen und war einfach eine Folge großer Aufregung und hinzugetretener Erkältung geweſen, ſo daß am dritten Tage ſchon der aus der Nachbarſchaft von Fort Mac Culloch herbeigerufene Doktor Morriſon die Verſicherung einer vollſtändigen Geneſung geben und ſelbſtverſtändlich an dem Feſt- und Freudenmahl, das Obadja denſelben Abend noch veranſtaltete, theilnehmen konnte.

Lehnert war ſehr glücklich und empfing, als nun alle Sorgen abgethan waren, noch einmal die Dankſagung der Familie. Sein Glück wuchs aber noch, als am andern Morgen Obadja das Gebet ſprach, worin es mit beſonderer Betonung hieß, daß die Liebe der einzige Lohn für treues Dienen ſei. Und gleich danach nahm der Alte die Bibel und las: „Und Jakob gewann die Rahel lieb und ſprach: Ich will Dir ſieben Jahre um Rahel dienen. Und Laban antwortete: Es iſt beſſer, ich gebe ſie Dir, denn einem andern. Alſo dienete Jakob um Rahel ſieben Jahr und däuchten ihn als wären es einzelne Tage, ſo lieb hatte er ſie.“

Ruth erröthete. Denn ohne daß ein Wort zwiſchen ihr und Obadja geſprochen worden war, wußte ſie doch nur zu wohl, daß der Vater in ihrem Herzen geleſen hatte.

Oben umarmte ſie Maruſchka und die gute Alte ſagte: „Nun wird alles gut, Du ſtirbſt nicht und er ſtirbt nicht. Doktor Morriſon hat mir alles geſagt und ich hab' es ihn auch noch ſchwören laſſen, was doch immer ſicherer und beſſer iſt, als Euer bloßes ja und nein. Schwören iſt doch noch was Beſonderes und macht alles erſt feſt. Und nun werdet Ihr glücklich ſein. Ich habe mir unten im Garten ſchon eine Myrthe gezogen und wenn Toby das Getreide nach Galveſton bringt, muß er mir auch ein Kleid mitbringen, ein rothſeidnes. Ich habe darauf geſpart, ſo lange Du lebſt.“

* * *

Ja, Lehnert war glücklich und nur Eines war, was ihm fehlte: ſich über ſein Glück ausſprechen können. Er fühlte, ſo widerſtrebend er ſich dies auch eingeſtand, noch kein rechtes Recht dazu, denn das Wort, das ihm Obadja verheißen hatte, war noch immer ungeſprochen geblieben und ſo hielt er es denn einfach für ſeine Pflicht, in Zurückhaltung und Schweigen zu verharren.

Vielleicht, daß er trotz dieſes ſtarken Gefühls von dem, was ſich vorläufig einzig und allein für ihn zieme, ſein Schweigen dennoch durchbrochen hätte, wenn ihm L'Hermite, ſein treuer Gefährte, mit etwas mehr Neugier entgegen gekommen wäre. Dieſer vermied es aber offenbar, irgend eine Frage zu thun, ja zeigte ſich, wenn nicht alles täuſchte, geradezu ſorglich befliſſen, einem ſolchen Geſpräch aus dem Wege zu gehen. Lehnert zerbrach ſich den Kopf darüber und zu der Pein des Schweigenmüſſens geſellte ſich alsbald auch noch die Frage, warum L'Hermite ſeinerſeits jede Frage vermeide? Von Neid oder Eiferſüchtelei konnte keine Rede ſein, das lag nicht in L'Hermites Charakter oder war etwas längſt Ueberwundenes, und wenn dieſer, wie ganz augenſcheinlich, der Liebe ſeines Freundes zu Ruth trotzdem nicht froh wurde, ſo mußte 'was anderes vorliegen, was ihn zu dieſem Gefühl und einer daraus erwachſenden ablehnenden Haltung beſtimmte. Das Unbehagen, das Lehnert über dieſe Wahrnehmung empfand, war ſo groß, daß er ſchließlich, allen entgegenſtehenden Selbſtgelöbniſſen zum Trotz, doch den Entſchluß faßte, ſich bei nächſter Gelegenheit Gewißheit darüber zu verſchaffen.

Dieſe Gelegenheit bot ſich denn auch bald. Es war ein Muſikabend geweſen und Ruth hatte Lehnerts und auch L'Hermites Wunſch nachgegeben und ganz zum Schluſſe noch einmal das Friedenslied vorgetragen, das ſie, während der Septemberfeſttage, ſo ſchön und für Lehnert ſo entſcheidungsvoll geſungen hatte. Dieſer war denn auch, ähnlich wie damals, von den Liedesworten und mehr noch von Ruths Stimme ergriffen worden, und hatte Thränen im Auge, als das Lied ſchwieg. Auch L'Hermite war bewegt, und beide, wie wenn ſie gewillt geweſen wären, ſich den eben gehabten Eindruck durch Maruſchka nicht ſtören zu laſſen, brachen früher als gewöhnlich auf und gingen in ihren Korridor hinüber. Einen Augenblick ſchwankten ſie hier, wohin ſich wenden, aber L'Hermites Zimmer, überhaupt das bevorzugtere, ward auch heute gewählt, und nach rechts hin eintretend, nahmen beide Platz, Lehnert auf einem Schaukelſtuhl, L'Hermite, wie gewöhnlich mit untergeſchlagenen Beinen, auf ſeinem Arbeitstiſch, den Schraubſtock neben ſich.

„Eh bien,“ ſagte L'Hermite, während er eine kleine Eiſenſtange aus dem Schraubſtock herauszog und damit zu ſpielen begann, „eh bien, Lehnert, was giebt's? Ich glaube, Ihr wollt mir etwas ſagen.“

„Ja, ſeit lange ſchon.“

„Nun denn.“

„Ich liebe Ruth.“

L'Hermite lächelte. „Wer nicht?"

„Ah, ich verſteh' . . . Ihr findet es anmaßlich (L'Hermite ſchüttelte den Kopf) oder vielleicht ein Unrecht."

„Ni l'un ni l'autre."

„Oder Ihr meint, ſie liebe mich nicht?"

„Au contraire."

„Nun, was dann?"

„Mon cher Lehnert," und L'Hermite ſetzte ſich in eine Art Poſitur. „Ihr kennt meinen Katechismus und wißt, daß der Pfaffengott nicht darin vorkommt."

Lehnert nickte.

„Gut denn, es giebt alſo keinen Gott, wenigſtens nicht für mich. Aber, mon cher ami, es giebt ein Fatum. Und weil es ein Fatum giebt, geht alles ſeinen Gang, dunkel und räthſelvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und läßt uns gerade ſo viel ſehen, um dem Ewigen und Räthſelhaften, oder wie ſonſt Ihr's nennen wollt, ſeine Launen und Geſetze abzulauſchen."

„Nun?"

„Und ein ſolches Geſetz iſt es auch: wenn man erſt 'mal heraus iſt, kommt man nicht wieder hinein. Und da hilft kein Hoherprieſter und kein Prophet, und wenn es Obadja ſelber wäre, gleichviel ob der alte oder der neue. Das Fatum iſt eben ſtärker und es iſt das Beſte, cher Lehnert, Ihr lebt Euch mit dieſem Gedanken ein. Ich hab' es gethan. Und wenn Euch das auch glückt, ſo werdet Ihr wenigſtens Eines davon haben, dasſelbe was ich davon gehabt habe: das Glück der Einſamkeit. Und ſteht dann von Stund an über dieſer armen Komödie, die Welt und Leben heißt."

Lehnert ſtarrte ihn an.

L'Hermite aber, deſſen Bewegungen immer nervöſer wurden, fuhr fort: „Gebt Ruth auf. Ihr kriegt ſie nicht. Und wenn morgen die Hochzeit ſein ſoll und die gute Frau Kaulbars ſo viel Kringel und Krausgebackenes bäckt, daß der Fettgeruch bis zu Krähbiel und den Arapahos hinüberzieht und unſerem Freunde Gunpowder-Face, der dergleichen liebte, noch in ſeinem Grab umkitzelt — ich ſag' Euch, Lehnert, Ihr kriegt ſie doch nicht. Ihr fallt todt vorm Altar nieder. Und wenn nicht Ihr, ſo Ruth. Glaubt mir, es ſoll nicht ſein. Es iſt da ſo was Merkwürdiges in der Weltordnung, und Leute wie wir — Pardon, ich ſage mit Vorbedacht wie wir — die nimmt das Schickſal, der große Jaggernaut, unter die Räder ſeines Wagens und zermalmt ſie, wenn ſie glücklicher ſein wollen, als ſie noch dürfen.“

* * *

XXXIII.

Lehnert, als er nach dieſen Worten in ſein Zimmer zurückkehrte, war wie vom Blitz getroffen, doppelt, weil er ſich, wenn auch mit Widerſtreben geſtand, aus dem Munde L'Hermites nur das gehört zu haben, was ihm eine innere Stimme ſelber ſchon zugerufen hatte. Was unheimlich ſeinen Freund umſchlich, umſchlich auch ihn, immer wieder war es da. Warum war er ſo miterſchüttert geweſen, als der mit dem Kreuz auf der Bruſt in jener Sommernacht bei L'Hermite ins Fenſter geſehen, und warum lag da wer am Weg, als er, am Tage danach, von Fort O'Brien aus zum erſten Mal ins Gebirge hinaufritt? Sinnestäuſchung? Nein. Gewiſſen. Es half nicht Reue, nicht Beichte; was geſchehen war, war geſchehen und im ſelben Augenblicke, wo nur noch ein Schritt, ein einziger, ihn von ſeinem Glücke zu trennen ſchien, ſah er, daß dieſer Schritt ein Abgrund war.

Er konnte keine Ruhe finden und zermarterte ſein Gehirn mit dem, was kommen müſſe. So verging ihm die Nacht und erſt gegen Morgen ſchlief er ein.

Nicht lang. Aber ſo kurz der Schlaf geweſen war, doch war es, als wären ihm Kraft und Muth zu gutem Theile zurückgekehrt, und als er das Fenſter aufſtieß und

Frühlingsluft und Morgenſonne hereindrangen, löſten ſich die Vorſtellungen, die ſich während der Nacht, als wären es Geſpenſter, ſeiner Seele bemächtigt hatten, wie die Nebel auf, die drüben am Gebirge hinzogen. Eine Schuld lag auf ihm; aber hieß es nicht in dem Gebet, das Chriſtus ſelbſt uns gelehrt, „und vergieb uns unſere Schuld“? Und wenn Chriſtus ſo gelehrt und geboten hatte, ſo mußte doch auch eine Möglichkeit der Erhörung ſein und bei rechter Demuth und Zerknirſchung auch wohl eine Gewißheit. So ſann er weiter und als er ſich's zurecht gelegt und bei der Morgenandacht das Auge des Alten ſo feſt und freundlich wie nur je zuvor auf ſich ruhen gefühlt hatte, war alles, womit L'Hermite ihn — und was ſchwerer war, er ſich ſelber — geängſtigt hatte, beſiegt und verſchwunden.

L'Hermite, der wohl ſah, was in der Seele ſeines Freundes vorging, vermied es, auf ſeine düſtere Prophezeiung zurückzukommen, ja ſchlug umgekehrt einen halb heiteren Ton an, der darauf aus war, die Wirkung ſeiner Worte wieder abzuſchwächen. Ob die Welt eine Welt der Wunder ſei, das müſſe ſchließlich dahingeſtellt bleiben, aber daß die Welt eine Welt der Ueberraſchungen ſei, das ſei nur zu gewiß. Mit aller Berechnung ſei nicht viel gethan. Es gäbe Regeln, freilich, aber der Ausnahmen ſeien ſo viele, daß es ſich, ganz wie beim Unterricht im Engliſchen (und er ſpreche da aus eigner trauriger Erfahrung) eigentlich nicht recht verlohne, die Regeln zu lernen. Und was nun ſpeciell die guten Schickſalsgöttinnen anginge, ſo hätten ſie Launen wie alle Weiber, und die alten erſt recht.

Und dabei bot er Lehnert eine Cigarette.

Der wußte wohl, daß das alles nur ſo hingeſprochen war, um ihn zu beruhigen, aber ſo ſehr er dies durchſchaute, ſo trug es trotzdem nicht wenig dazu bei, ſeine Hoffnungen neu zu beleben.

Auch Obadjas wachſend freundliche Geſinnung gab ihm viel von ſeiner alten Freudigkeit und Friſche zurück, was aber dies Gefühl der Friſche vielleicht am meiſten belebte das war, daß ſich Tobys in letzter Zeit eine wahre Jagdpaſſion bemächtigt hatte, zu deren Befriedigung, wie ſich denken läßt, niemand geeigneter erſchien als Lehnert, der die Tugenden eines guten Schützen mit denen eines erfahrenen Bergſteigers in ſich vereinigte. Dies Letztere war die Hauptſache. Denn von einem bequemen Abſuchen, wie früher, an den niedrig gelegenen Sümpfen und Teichen hin, war ſchon lange keine Rede mehr, vielmehr ging es, bei jeder ſich bietenden Gelegenheit, hoch ins Gebirge hinein und Weihen und Buſſarde wegſchießen, oder auch wohl einen Bartgeier beſchleichen, das war jetzt das Jagdvergnügen, nach dem Toby dürſtete.

Der Alte mißbilligte das alles und würde dagegen eingeſchritten ſein, wenn er nicht Tobys Charakter gekannt hätte, der alles mit Feuereifer angriff, aber nur um es nach kurzer Zeit ſchon, wieder fallen zu laſſen. Hierin fand er ſeine Beruhigung und ließ es gehen und war zufrieden wenn Lehnert, was freilich bei den ſich mehrenden Feldarbeiten immer ſeltener geſchah, den wenigſtens zunächſt noch in ſeiner Jagdpaſſion beharrenden Toby auf ſeinen Ausflügen begleitete.

* * *

So war Ende Mai gekommen und Toby verlangte danach, einen Steinadler zu ſchießen, der (er wußte genau die Stelle wo) hoch im Gebirge niſtete. Dann aber wollt' er zu dem Neſte hinaufklettern und die zwei Jungen ausnehmen und großziehen, um ſie den Zoological Gardens in Galveſton zum Geſchenk zu machen. Bei ſeiner letzten Anweſenheit daſelbſt war er nämlich eitel und unvorſichtig genug geweſen, dem Vorſtande des Gartens ein ſolches Verſprechen zu machen, und hielt nun die Durchführung für Ehrenſache, worin er ſich ſogar von ſeiten Ruths beſtärkt ſah.

Und nun war es zwei Tage vor Sonntag Exaudi, den letzten Tag im Monat, daß ſich Toby zu dieſem Fange rüſtete. Lehnert der aufs Feld mußte, konnte nicht mit, weshalb — wie ſchon bei früheren Gelegenheiten — ein junger Arapahoindianer für ihn eintrat, ein Schweſterſohn von Gunpowder-Face, der erſt bei Krähbiel und dann in der Miſſionsſchule zu Halſtead erzogen, ſeit ſeiner Rückkehr von dort ein beſonderer Liebling von Seiten Ruths und Tobys war. Er hieß Short-arm, weil er, infolge eines Armbruchs, einen etwas zu kurzen Arm hatte.

Beide, Toby und Shortarm, waren ſehr früh, ſchon bald nach mitternacht, aufgebrochen und hofften mit Sonnenaufgang oben und ſpäteſtens um mittag in Rogat-Ehre zurück zu ſein. Aber die vierte Stunde war ſchon heran, ohne daß ſich Toby gemeldet hätte. L'Hermite, von Ruth und Maruſchka, die ſich zu ängſtigen begannen, ins Vertrauen gezogen, ging in Lehnerts Zimmer hinüber, um von dort aus nach dem Gebirge hin Ausſchau zu halten, aber, ſo klar der Tag war, auf der ganzen zwiſchengelegenen Strecke war zunächſt für ihn niemand ſichtbar, bis er nach einer Weile Lehnerts gewahr wurde, der auf dem vom Vorwerk nach Nogat-Ehre führenden Feldwege langſam herangeritten kam und zufällig nach dem Fenſter ſeiner Wohnung hinauf ſah. Die Sonne, die ſtark blendete, ließ den ruhig Herantrottenden anfänglich bei ſeinem Aufblick nicht viel erkennen, als er aber eine Weile danach den mit ſeinem Käppi winkenden L'Hermite deutlich bemerkte, ward er ſtutzig und ſetzte ſich, während er ſeinem Pferde die Sporen gab, in einen raſcheren Trab. Und nun war er heran und erfuhr von dem in der Flurhalle ſeiner bereits harrenden Freunde, daß man Tobys halber in Sorge ſei. Sie ſprachen noch, als auch Obadja hinzutrat und ſeiner Unruhe, der er bis dahin nicht hatte nachgeben wollen, einen allerlebhafteſten Ausdruck gab. Die Wanduhr ſchlug halb. Halb fünf. Auch Ruth und Maruſchka waren die Treppe herabgekommen und die gute Alte weinte heftig. Das käme davon, wenn man einer Kreatur die Brut wegnehmen wolle, oder es doch litte. Dann würden einem ſelber die Jungen genommen. Und ſie ſeien alle ſchuld, alle, ſie ſelber, weil ſie den Toby nicht beſſer erzogen, und am meiſten Obadja, der der Herr ſei und der Vater und der Prieſter. Und er werde wohl Hals und Beine gebrochen haben, der arme Toby, und ſie ſähe ſchon, wie man ihn hereinbringe. Gott ſei Dank, daß ſeine Mutter nicht mehr lebe, für die wäre das der Tod geweſen. Und dann umarmte ſie Ruth und ſetzte ſich auf die unterſte Treppenſtufe, wo ſie viele Paternoſter vor ſich hinſprach und die Perlen ihres Roſenkranzes unaufhörlich durch die Finger gleiten ließ. Sonſt ſchwieg alles und doch war es eine Scene voll immer wachſender Aufregung. Lehnert fuhr, überlegend, mit der Hand über die Stirn, L'Hermite pfiff und Obadja richtete ſein Auge nach oben. Zwiſchen ihnen hin und her aber lief Unas und winſelte, und wenn er vor Lehnert ſtand, ſetzte er ſich und ſah ihn an und ſchien zu fragen: „wo iſt Toby?“ Das kluge Thier wußte: der allein kann helfen; Ihr anderen ſeid nichts.

In dieſem Augenblicke that Ruth einen Schrei; Shortarm war die Rampe herausgekommen, athemlos, und auf Obadja zuſtürzend, warf er ſich vor dem Alten aufs Knie und ſagte: „Maſter Toby . . .“

„Is dead?“

„No, not dead; but he lost his way. We missed us. I could'nt find him.“

Und nun erzählte er mit zitternder Stimme, daß Toby, dicht neben einem Vorſprung, auf einige dort auf dem Grat zuſammengewürfelte Steintrümmer hinaufgeſtiegen, aber nach einer halben Stunde und länger noch immer nicht zurückgekommen ſei. Auch kein Hilferuf. Nichts. Da ſei er ſelber hinaufgeklettert. Aber kein Toby da. Todt könn' er nicht ſein. Denn es ſei nicht hoch geweſen und keine Gefahr. Aber er ſei weg. Er müſſe ſich in den Felſen oder weiter unten im Walde verirrt haben.

Obadja rang nach Faſſung. Seine Tage waren gezählt. Wenn das der Ausgang war, daß ihm Gott den Jungen nahm, den Erben, für den er gelebt hatte . . .

Und ſonſt ſo ruhig und überlegen, war er jetzt wie rathlos und ſchritt auf und ab. „Ich will beten,“ ſprach er vor ſich hin. „Aber Gebete . . . Gott will nicht bloß Gebete . . . Wir ſollen auch thun, mitthun. So will es Gott. Dann hilft er . . . Lehnert . . . Dear . . . Alles, alles.“

Und dabei nahm er Lehnerts Hand.

Und über Lehnerts Züge flog es wie ein Glanz von

Glück und er fühlte deutlich, der Tag, der über ihn entſcheiden müſſe, ſei nun gekommen. Er ging auf Shortarm zu, riß ihm Gewehr und Jagdtaſche von der Schulter und ſagte: „Komm, Uncas!“

Und vor Freude heulend, ſprang das ſchöne Thier in die Höh' und folgte dem vorausſchreitenden Lehnert.

L'Hermite ſah dem Freunde nach. „Ça ira
Wird es? Non.“

* * *

XXXIV.

Lehnert ging in ſtarkem Schritt auf das Vorwerk zu, bog aber, eh' er heran war, nach rechts hin in einen Querpfad ein, der, in ſeiner Verlängerung, faſt parallel mit der an Fort O'Brien vorüberführenden Schlucht ins Gebirge hinauf ſtieg. Oben wollt' er dann den Kamm entlang gehen und von den höchſten Punkten aus Umſchau halten. Er war von einem feſten Vertrauen erfüllt, daß er Toby finden würde, wenn nicht unterwegs, was freilich das Wünſchenswertheſte, ſo doch in Nähe der weit vorſpringenden Felspartie, die, wegen der mit Vorliebe darauf niſtenden Adler, ſchon von alter Zeit her den Namen Eagles Point führte. Jeder Punkt an dieſer Stelle war ihm, nach den vielen gemeinſchaftlichen Jagdausflügen der letzten Monate, ziemlich genau bekannt, was aber ſein Vertrauen noch ſtärkte, war der Umſtand, daß, etwa tauſend Schritt von Eagle's Point entfernt, ein noch höherer Kegel aufragte, der kurzweg der Look-out hieß und nicht bloß wundervolle Fernblicke, ſondern einen genauen und leichten Einblick in die nächſtgelegenen Felspartieen, am beſten aber in die von Eagle's Point gewährte. Von dieſem Look-Out aus mußt' er Toby ſehen oder ihn abrufen können, denn dieſelbe klare Luft, die das Sehen erleichterte, trug auch den Schall fort. Er mußte ihn finden und über den an Fort O'Brien vorüberführenden Weg wollt' er dann mit ihm zurück ... Aber wenn er ihn nicht fand? Er mochte den Gedanken nicht ausdenken.

Es war um die ſiebente Stunde, daß er an der Stelle hielt, wo der Look-out-Kegel erſt in mäßiger Schrägung, dann aber einen Knick, eine Stufe machend, in beinah ſenkrechter Steile anſtieg. Am Fuße der geſammten Felsmaſſe, Sockel wie Spitze, ſprang ein Quell und fiel in einen ausgehöhlten Stein. Und hier bückte ſich Lehnert, um zu trinken, und ſtieg dann den unteren Abſatz bis zu dem Einknick hinauf. Er war müde geworden und hätte hier gern eine kleine Weile geraſtet, um neue Kraft für die letzte und ſchwerſte Strecke, den eigentlichen Kegel, zu ſammeln; aber die Sonne ſtand ſchon tief und ſo war denn keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er noch, mit Hilfe des Tageslichts, einen leidlich guten Einblick in die Spalten und Klüfte haben wollte. So warf er denn die Jagdtaſche bei Seite, die ihm beim Klettern bloß hinderlich geweſen wäre, und ſtieg ohne Säumen höher hinauf. Uncas wollte mit. Es war aber zu ſteil und zu glatt für ihn und, unglücklich, ſeinem Herrn nicht folgen zu können, blieb er auf dem breiten Rande, den der Einknick bildete, zurück, und legte ſich mit vorgeſtreckten Pfoten neben die Jagdtaſche. Daß er etwas zu hüten hatte, ſchien ihm ein Troſt.

Der Aufſtieg ging beſſer, als von Lehnert erwartet war. Die Steile zeigte ſich freilich beträchtlich, aber überall waren Spalten und Riſſe, die dem Fuß einen Halt gaben, und an mehr als einer Stelle ſtand Zwergholz und hier und da ſelbſt ein Buſch, daran er ſich halten und mit nicht allzuviel Schwierigkeit hinaufziehen konnte. Die ganze Höhe betrug keine hundert Fuß und ehe fünf Minuten um waren, war er oben und genoß eines wundervollen Umblicks. Zur Linken, unmittelbar über dem Kamm, in einer Art Quer- oder Giebelſtellung, ſtand der Sonnenball und goß ſeine Gluth derart über die ganze lange Berglinie hin aus, daß beide Seiten des Kamms in einem hellen Lichte lagen. Weiter abwärts freilich herrſchte ſchon Dämmerung, was übrigens nicht hinderte, daß Lehnert die weite Thalmulde, bis zu den Shawnee-Hills hin, überblicken konnte. Das da drüben mußte Fort Holmes ſein und die vereinzelt aufblinkenden Lichter im Thal bezeichneten die Linie, wo die Bahn lief. Und zuletzt weilte ſein Blick auf Rogat-Ehre. Da lag es. Das erſte Haus, das war Obadjas, da wohnte Ruth und er grüßte hinüber. Ja, einen Augenblick vergaß er faſt, um was er hier war, und erſt als er ſich's wieder in die Seele zurückgerufen, rief er Tobys Namen. Aber nur das Echo antwortete.

So vergingen Minuten. Alles blieb ſtill. Das über den Kamm hin ausgebreitete Licht erloſch und Lehnert fühlte, daß es keinen Sinn mehr habe, auf ſeiner Felshöhe zu verweilen. Und ſo wollt' er denn raſch wieder hinab, um wenigſtens vor Beginn völliger Dunkelheit noch bis Eagle's Point zu kommen, wo, wenn das Rufen vergeblich blieb, Uncas ihm Beiſtand leiſten und in dem Geſtrüpp umherſuchen konnte. Fand er ihn nicht, und ſeine frühere Zuverſicht hatte ihn zu nicht kleinem Theil verlaſſen, ſo wollt' er nach dem Vorwerk zurück und am andern Morgen von dort aus das Suchen erneuern. Ohne Toby nach Rogat-Ehre zurückzukehren, erſchien ihm unmöglich.

Er hatte ſich die Stelle gemerkt, wo er aufgeſtiegen war, und an eben dieſer Stelle wollt' er auch — ſchon der ziemlich vielen Sträucher und Zwergbüſche halber — wieder zurück. Die waren ihm eine Hilfe, wenn er ins Gleiten und Glitſchen kam. Und wirklich es ſchien faſt, als ob dieſe ſeine Vorſicht ſich lohnen ſolle. Zwei, dreimal, beim Ausrutſchen, hatte er zufaſſen und ſich halten können, auch der Gewehrkolben kam ihm mehr als einmal zu paß und bis zu der Stelle hin, wo Uncas die Jagdtaſche bewachte, war keine dreißig Fuß mehr. Auch die Steile war hier geringer und ſo gab er denn die Vorſicht auf, die er bis dahin geübt hatte. Freilich nicht zu ſeinem Heil. Denn mit einemmal kam er in ein halbes Stürzen und weil zufällig kein Strauch mehr da war, dran er ſich klammern konnte, ſchoß er, wie von einer Rutſchbahn, mit aller Gewalt auf den Plateaurand nieder und mußte froh ſein, unterwegs auf eine ſtumpfe Steinkante zu ſtoßen, die den Sturz einigermaßen aufhielt. In der That, die Erſchütterung, als er auf dem Plateaurand ankam, war nicht allzu groß, ebenſo wenig empfand er einen Schmerz und ſo ſtand er denn auf dem Punkt, ſich zu dem den jähen Abſturz hemmenden „Stein des Anſtoßes“ aufrichtig zu beglückwünſchen, als er, bei dem Verſuche ſich aufzurichten, erkennen mußte, daß der Stein des Anſtoßes wohl geholfen, aber doch noch mehr geſchadet habe. Mit der Hüfte gegen den Stein fahrend, war der Hüftknochen aus dem Gelenk geſprungen. Er erhob ſich mit äußerſter Anſtrengung, aber nur um im ſelben Augenblick wieder zuſammen zu brechen. Jetzt kamen auch Schmerzen, begleitet von einer ſchweren Ohnmacht, und als er nach einiger Zeit (er wußte nicht wie lange) wieder erwachte, ſtanden ſchon die Sterne am Himmel.

Ueber ſich die Sterne und unten die Lichter von Rogat-

Ehre, ſonſt alles dunkel um ihn her. Dazu kam ein Fröſteln. Er hing ſich mühſam die neben ihm liegende Jagdtaſche um und ſchob ſich ſeitwärts bis an eine Stelle, wo ein Erlenbuſch ſtand, verkrüppelt, mit halb am Boden ausgeſtrecktem Gezweig. Unter dies Gezweige kroch er. Es gab ihm Schutz gegen den Nachtwind; Uncas legte ſich neben ihn und die Wärme that ihm wohl. Und als Mitternacht heran war, ſchlief er ein.

Er ſchlief mehrere Stunden und die Sonne ſtand ſchon über dem Horizont, als er aufwachte. Die Schmerzen hatten nachgelaſſen, aber das Bewußtſein ſeiner Lage packte ihn jetzt mit doppelter Gewalt. Gewiß, daß man im Laufe des Tages nach ihm ausziehen, ja, daß Freund L'Hermite den ganzen Arapahoſtamm aufbieten werde, nach ihm zu ſuchen. Gewiß, gewiß. Und ſie würden ihn auch finden. Aber wann? Bis dahin war es vielleicht um ihn geſchehen. „Und wenn es ſo kommen ſoll, wenn kein Entrinnen, dann, Du Vater im Himmel, mach' es raſch, laß es raſch vorüber ſein.“

Das war das Morgengebet, mit dem er ſeinen Tag einleitete.

Die Sonne zog herauf, immer höher, und als es mittag war, meldete ſich Hunger und bald auch ein brennender Durſt. Er durchſuchte die Jagtaſche nach etwas, das ihn erfriſchen mochte, aber er fand nichts als etwas Brot, das ihm widerſtand. Und ſo warf er's dem Hunde hin. Der aber winſelte nur und kroch wieder zu Lehnert heran und leckte ihm die Hand.

Lehnert freute ſich dieſes Liebeszeichens und ſtreichelte das ſchöne Thier. Und mit eins ſchoß es ihm durch den Kopf: „Uncas, Du kannſt mich retten, Du biſt klug. Und nun höre gut zu. Sieh, wenn Du jetzt nach Hauſe trabſt, zu Ruth, zu Miß Ruth, hörſt Du, dann kannſt Du ſie hierher führen, und dann finden ſie mich und dann retten ſie mich. Und nun auf!“

Uncas hatte jedes Wort verſtanden, aber er ſchüttelte nur den Behang und ſtreckte ſich ſtill wieder nieder und ſah Lehnert an. Und dieſer las aus dem treuen Auge mit Schrecken heraus: ich bleibe.

„Geh, Uncas! Lauf! Fort!“

Und als alles nichts half, nahm er das Gewehr und ſtieß nach ihm. Und bald danach erhob ſich Uncas auch wirklich und trabte langſam und ohne ſich umzuſehen den unteren und verhältnißmäßig wenig ſteilen Theil der Felspartie hinab. Lehnert ſah ihm nach und ein Hoffnungsſchimmer umleuchtete ſeine Stirn. Aber keine Viertelſtunde, ſo war der Hund wieder da. Er war nur bis an den Quell gegangen und hatte getrunken und kaum wieder friſch, war er auch friſch wieder in ſeiner Pflicht und ſeinem Vorhaben. Und kurzum, da war er wieder.

„Es ſoll alſo ſein,“ ſagte Lehnert, über den plötzlich eine volle Ergebung in ſein Schickſal kam. „Es iſt Gottes Wille . . . Komm, Uncas . . . Es iſt mir eine ſchöne Lehre, die Du mir giebſt: Treue halten und thun, was recht iſt.“

Und er verfiel alsbald in ein fieberhaftes Träumen und wurd erſt wieder wach, als ein Läuten aus dem Thale herauf drang. Es war die Glocke, die ſonſt zum Gottesdienſt läutete. „Sie wollen mir ein Zeichen geben. Und ich will ihnen antworten ſo gut ich kann.“

Und dabei nahm er das neben ihm liegende Gewehr und ſchoß, und der Rauch zog am Gebirge hin und das Echo trug den Schall immer weiter und weiter und vielleicht bis hinunter zu Thal.

Er horchte nach, bis es verklang. Und nun ſchwieg es und im ſelben Augenblicke war es ihm, als höre er von weit her einen Ruf: „Hilſe.“

Weſſen Stimme war das?

Er richtete ſich auf und horchte noch einmal hinüber und einen Moment überkam ihn der Gedanke, daß es Toby ſein könne.

„Nein, es war ein anderer, der rief . . . Gut . . . Ich bin fertig . . . Ich komme.“

Und nun fiel er mit dem Kopf auf das Lager zurück, das er ſich gemacht hatte.

XXXV.

Zwiſchen den Feldern hin huſchte 'was. Was es war, war nicht deutlich erkennbar, das Korn ſtand zu hoch, und die Dämmerung war noch zu dicht. Aber jetzt kam ein gemähter Wieſengrund, der ganz zuletzt zwiſchen den Maisfeldern und dem Dorfe lag, und nun ließ ſich's erkennen, daß es Uncas war, der in Sprüngen auf Rogat-Ehre zujagte. Nur noch das Stück Parkland und die Brücke war zu paſſiren. Und nun war er heran und gab einen lauten Blaff, zwei-, dreimal, und ſprang dann an dem Erdgeſchoß in die Höh' und kratzte an den Läden, die das Fenſter von Obadjas Zimmer ſchloſſen.

Obadja ſtand auf und warf einen Pelzrock über, den zu tragen er ſich in den langen Wintertagen von Dakota gewöhnt hatte. Dann ging er hinaus auf den Flur, den Hund einzulaſſen. Aber Uncas ſprang ihm ſchon entgegen, weil L'Hermite — der ſich für alle Fälle halb angekleidet aufs Bett geworfen hatte — ſchneller als Obadja zur Hand geweſen war. Gleich danach kamen auch Ruth und Maruſchka die Treppe herab und mit ihnen Toby; Toby, der noch am ſelben Abend, wo Lehnert auf die Suche nach ihm ausgezogen, wohl und munter und jedenfalls völlig unverletzt heimgekommen war. Und ein wunderlicher Anblick war es, den die Halle jetzt bot. Front- und Hofthür ſtanden auf und von beiden Seiten her fiel ein fahles Dämmerlicht ein, während das Licht in der herabhängenden Flurlampe zu verſchweelen begann. Am bemerkbarſten aber und jedenfalls am lauteſten war Uncas. Er lief hin und her und ſprang empor und beſchäftigte ſich vor allem mit Ruth, an deren Kleid er zerrte, wie um zu zeigen, daß ſie folgen ſolle.

Jeder wußte, was geſchehen, und war erſchüttert. Am meiſten Toby, der, wenn auch ſchuldlos, die Veranlaſſung von all dem war, was jetzt auf jedem laſtete. L'Hermite ſchritt auf und ab, die Hände à la Zouave in den weiten Beutelhoſen, das Käppi zurück. Toby aber nahm ihn bei Seit' und fragte, was er zu dem allem denke.

„Pas beaucoup de bien.“

„Und was?“

„La mort sans phrase.“

* * *

Obadja faßte ſich zuerſt und gab, als er ſah, daß Uncas, wie um die einzuſchlagende Richtung anzugeben, immer wieder auf die Steinbrücke zulief, kurze Weiſungen für das, was zunächſt zu thun ſei. Toby ſolle mit Shortarm und einem andern Indianer, Yellow Cat, von dem bekannt war, daß er wie eine Katze kletterte, zunächſt nach dem Vorwerk aufbrechen und dort die weitere Führung an Kaulbars abtreten. Er, Obadja, ſo ſehr er es wünſche, könne ſich dem Zuge nicht anſchließen, das würde nur Hinderniſſe ſchaffen.

Und keine fünf Minuten mehr, ſo brach denn auch Toby mit den zwei Gefährten auf, Uncas abwechſelnd vorantrabend und dann wieder an Tobys Seite. Von L'Hermites Begleitung war all die Zeit über mit keinem Worte die Rede geweſen, was in einer Art abergläubiſchen Vorſtellung von Seiten Obadjas ſeinen Grund hatte. L'Hermite, wenn es ſich um Leben und Sterben handelte, hatte keine glückliche Hand, was niemandem klarer war als ihm ſelbſt, weshalb er denn auch ſein Ausgeſchloſſenſein von dieſer Expedition als etwas durchaus Selbſtverſtändliches anſah und ſich begnügte, ſich Miß Ruth anzuſchließen, als dieſe mit der alten Maruſchka wieder die Treppe hinaufſtieg. Oben angekommen aber trat er, ſtatt in ſein eigenes Zimmer, in das von Lehnert, um von hier aus — weil es den Blick auf das Gebirge hatte — dem Zug eine Weile nachzuſehen. Eine gute Strecke konnt' er es auch und ſah deutlich, wie Uncas ſeine Freude bezeigte, daß man ihn endlich verſtanden.

„Iſt noch Hoffnung? . . . Keine. Seine Geſchicke haben ſich erfüllt.“

Es war vier Uhr und die Sonne ſtieg eben herauf, als Toby mit ſeinen zwei Gefährten auf dem Vorwerk eintraf. Das Ehepaar Kaulbars war ſchon auf und nahm eben ſeinen Morgenkaffee.

Kaulbars erhob ſich ſofort, um ſeines Herrn Sohn zu begrüßen und ihn zur Theilnahme am Frühſtück einzuladen. Aber Toby dankte, nahm auch nicht Platz und beſchränkte ſich darauf, in aller Kürze mitzutheilen, um was ſich's handle. Leider ſah er nicht die Wirkung davon, auf die zu rechnen er ein Recht hatte, was ihn auf einen Augenblick ernſtlich verdroß und doch eigentlich nicht verdrießen durfte. Leute hergeben und vorherbeſtimmte Tagesarbeit unterbrechen, das konnte bei Kaulbars in erſter Reihe nur Verſtimmung wecken, weil er ganz und gar und in beſonders hohem Grade zu jenen ausgeſprochenen Bauer- und Landwirthsnaturen gehörte, die, wenn ihnen Vater und Mutter während der Ernte ſterben, zunächſt nur unter dem Gefühle ſtehen: Vater und Mutter hätten ſich auch eine beſſere Zeit ausſuchen können. Als indeſſen dies erſte ſelbſtiſche Gefühl in unſerem Kaulbars überwunden war, war er nicht bloß gutwillig, ſondern vor allem auch umſichtig in all ſeinen Anordnungen und wählte neben allerlei Rettungsmaterial, das man muthmaßlich brauchen würde, zugleich drei ſeiner beſten Leute zur Verſtärkung des nun von ihm zu führenden Zuges aus. Auch eine Leiter ſammt einer Schütte Stroh nahm er mit, weil er, ganz im Gegenſatze zu L'Hermite, der beſtimmten Anſicht war, daß der Verunglückte, verwundet oder nicht, noch am Leben ſein müſſe; dreißig Stunden könne man's aushalten, und Tobys Bemerkung, daß Uncas ihn ſicher erſt verlaſſen habe, als es mit ihm vorbei geweſen, wollt' er nicht gelten laſſen. Der Hund ſei klug, aber doch bloß ein Hund und eine unvernünftige Kreatur. „Und reden kann er doch am Ende nich."

Es war gegen ſechs Uhr, als man oben war und eine kurze Raſt nahm. Im Thale lag noch ein Nebel, aber dünn und niedrig, und man ſah die Häuſer von Rogat-Ehre, die mit ihren Dächern darüber hinausragten. Und da war wieder Station Darlington, und wo der Qualm ſchwarz über dem weißen Nebel hinzog, da kam der Zug heran, der große Expreßtrain von Galveſton. Alles ließ ſich deutlich erkennen. Aber es war nicht Zeit zu ſolchen Betrachtungen. Uncas, ſo lange die Raſt dauerte, jagte beſtändig hin und her, immer auf denſelben Punkt zu, ſo daß Toby nun in aller Beſtimmtheit wußte, wohin man die Schritte zu richten habe.

„Er iſt auf den Look-Out hinaufgeſtiegen, um nach mir auszuſehen. Und bei dem Aufſtieg iſt er verunglückt.“

Auf den Look-Out alſo ſchritten ſie zu, Kaulbars voran. Und nur noch wenige Minuten, ſo waren ſie bis an den Fuß der Felspartie gekommen und tranken hier aus dem Quell (denn es war, trotz früher Stunde, ſchon heiß), und ſtiegen nun höher hinauf bis auf den Einknick, von dem aus der eigentliche Kegel anhob.

Und nun hatte man die Stufe glücklich erreicht und ſchritt um den mäßig breiten Rand, den ſie bildete, herum. Das erſte, was man ſah, war der Brotreſt, den Lehnert auf ein paar Schritt Entfernung dem Hunde zugeworfen, den dieſer aber nicht berührt hatte.

„Hier müſſen wir ihn finden,“ ſagte Toby, und das Zweigwerk eines ziemlich blattreichen am Fuße des Kegels feſteingewurzelten Gebüſches zurückſchlagend, ſah er den, dem die Suche galt. Unwillkürlich ließ er das Gezweig, das er in Händen hielt, wieder zurückfahren und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Konnt' es anders ſein? Der da lag, war geſtorben um ihn, um ſeinetwillen. Und er ſprach ein kurzes Gebet, während die andern noch zurückſtanden. Und nun näherte ſich auch Shortarm und brach die weitvorgeſtreckten Zweige fort, und gleich nach ihm traten alle heran und ſchloſſen einen Halbkreis und blickten auf den Todten. Er ſah ernſt aus, aber nicht von Schmerzen verzerrt oder entſtellt, und hatte die Jagdtaſche unter dem Kopf; — neben ihm lag das Gewehr, und ein kurzes Jagdmeſſer, das er noch in ſeiner letzten Stunde gebraucht haben mußte, war mit der Klinge in den Sand geſtoßen. Sein Rock war halb geöffnet und man ſah ein zuſammengefaltetes Zeitungsblatt, das er in die Rocköffnung wie in eine Bruſttaſche geſteckt hatte. Darüber ruhte ſeine linke Hand, auf deren Oberfläche man geronnenes Blut ſah, aber nur wenig, wie von einem kleinen Riß mit dem Meſſer. Und nun bückte ſich Toby, um das Zeitungsblatt zu nehmen, auf das der Todte, wie's ſchien, in ſeiner letzten Stunde ſeine letzten Worte geſchrieben hatte. Zwiſchen den Fingern der rechten Hand hielt er noch ein zugeſpitztes Holzſtäbchen. Was er aber geſchrieben, das lautete: „Vater unſer, der Du biſt im Himmel . . . Und vergieb uns unſere Schuld . . . Und Du, Sohn und Heiland, der Du für uns geſtorben biſt, tritt ein für mich und rette mich . . . Und vergieb uns unſere Schuld . . . Ich hoffe: quitt.“

XXXVI.

Der Rückweg war ſehr beſchwerlich und die zehnte Stunde war ſchon heran, als man am Vorwerk anlangte. Toby war dagegen, den Zug gleich unmittelbar bis nach Nogat-Ehre hin fortzuſetzen, und der ſonſt immer widerſprechende Kaulbars war diesmal derſelben Meinung, hinzuſetzend: es ginge nicht, ihn ſo bloß auf einer Leiter heranzutragen; alles müſſe ſeine Ordnung haben; und auf einer Leiter ſei keine Art und keine Ordnung nich.

So wurde denn beſchloſſen, Shortarm und Yellow-Cat nach Nogat-Ehre hin vorauszuſchicken, einfach mit der Meldung, daß man Lehnert gefunden habe.

Nach dieſem Beſchluſſe machten ſich die beiden Indianer ſofort auch auf den Weg und waren um mittag wieder zurück, mit einer Bahre, darauf Lehnert nunmehr gelegt wurde, bedeckt mit einem ebenfalls mitgebrachten Bahrtuch, in das ein großes ſilbernes Kreuz eingeſtickt war. So ſtand er noch bis gegen abend auf einer Scheunentenne. Dann aber brach man auf nach Nogat-Ehre. Wie Totto ſie kommen ſah, begann er zu läuten, aber nur Obadja ging dem Zuge bis auf die Rampe entgegen; mit ihm L'Hermite. Ruth und Maruſchka mochten nicht Zeuge ſein.

Von der Rampe trug man die Bahre bis vor den Altar. Und nun ſchlug Totto die Decke zurück und kniete nieder und ſagte, während er des Todten Hand ſtreichelte: „poor man . . . dead . . . quite dead“. Und dann ſang er vor ſich hin, was keiner verſtand.

* * *

„Wo beſtatten wir ihn?“ Das war die Frage, die denſelben Abend noch das Haus beſchäftigte. L'Hermite drang mit ſonderbarem Ernſte darauf, den Todten zu den Arapahos zu ſchaffen und ihn neben Gunpowder-Face zu begraben, das würde einen Eindruck machen, mehr als Krähbiels Schul- und Katechismusſtunden, und er, L'Hermite, genöſſe dabei des Vorzugs, ſeine beiden beſten Freunde zuſammenzuhaben: eine Rothhaut und einen Pruſſien. Es war barock, wie alles, was er that und ſagte, aber es klang ſo herzbeweglich, daß niemand Anſtoß daran nahm. Endlich ſagte Obadja: „Er ſoll der erſte drüben in unſerer Gruft ſein. Ich wollte den Zug eröffnen. Aber er kommt mir nun zuvor.“

Und dabei glitt ſein Auge zu Ruth und Toby hinüber, die beide zuſtimmend nickten.

* * *

Am zweiten Tage danach erfolgte Lehnerts Beiſetzung: Krähbiel und Rickel waren mit ihren Schulen gekommen und ſangen. Dann ſprach Obadja, diesmal nicht der Bibel, ſondern dem Leben des Valerius Herberger ſeinen Text entnehmend. Alle würden ſich noch erinnern, was er am Chriſtfeſt über den Valerius Herberger, dieſen treuen Diener ſeines Gottes geſagt habe, der dem Tode Tag um Tag ins Auge geſehen, durch nichts gehalten und getragen als durch den Spruch: „Wer Gott im Herzen hat, dem kann der Teufel nichts anhaben.“ Und eben das ſeien auch die Worte geweſen, die damals auf Lehnert einen ſo tiefen Eindruck gemacht hätten, ſo tief, daß er anderen Tages zu ihm gekommen ſei und ihm geſagt habe: „Ja, es ſei ſo und er fühle deutlich, daß nur das ein rechtes Leben ſei, ſich, mit Gott im Herzen, vor dem Tode nicht zu fürchten und ſolches Leben zu führen, ſei ſeine Sehnſucht; und wenn ihn der Teufel der Eitelkeit und Selbſtgerechtigkeit nicht ganz verblende, ſo möcht' er wohl ſagen dürfen, er glaube, daß er nicht bloß die Sehnſucht, ſondern auch die Kraft zu ſolchem Leben habe . . .“ Und dieſe Kraft, meine Lieben, er hat ſie gehabt und hat ſie beſtätigt, und iſt geſtorben, wie ſeine Sehnſucht war. Denn einen andern zu retten, den er liebte, das hat ihm den Tod gebracht. Dieſer Tod war ſchwer, aber er war auch ein Ausgleich und eine Sühne. Das hat er ſelbſt empfunden, und in dieſem Glauben und in der Hoffnung, das ſeine Schuld getilgt ſei, wie ſein letztes Wort uns bezeugt, iſt er geſtorben.“

Und nun ſangen die Kinder wieder:

„Valet will ich Dir geben,
Du arge falſche Welt,
Dein ſündlich böſes Leben
Durchaus mir nicht gefällt;
Im Himmel iſt gut wohnen,
Hinauf ſteht mein Begier,
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier.“

Alle waren bewegt und befriedigt, ſogar Kaulbars. Als er aber ſchließlich auf ſeinem Vorwerk ankam und von ſeiner Frau gefragt wurde, wie's denn eigentlich geweſen ſei, kam doch etwas vom alten Adam wieder in ihm heraus und ſo mußt' er denn wieder nörgeln, wie's nun 'mal ſeine Natur war. „Ja, Röſe, wie ſoll es geweſen ſein," hob er an, „es war ja ſo weit alles ganz gut. Aber als der alte Herr von Bredow begraben wurde, war nicht halb ſo viel los. Sie haben immer zuviel von ihm gemacht und eigentlich war es, wie wenn ein Prinz begraben würde. Und Obadja denk ich, wird nu woll auch noch Landestrauer ausſchreiben. Was zu viel is, is zu viel . . . Und Miß Ruth, na, die weinte, daß es ein Jammer war, und die alte Pollackſche ſchrie, als ob ſie der Bock ſtieße. Und der verrückte Franzoſe, den hättſt Du ſehen ſollen. Der ſtand da, gerad' ſo, als ob er lebendig miteingemauert werden ſollte. Und wenn ſie ihn 'mal kriegen, na, denn kann ſo was auch immer noch kommen."

* * *

Um dieſelbe Nachmittagsſtunde aber, wo Kaulbars dieſe Betrachtungen ſeiner Frau gegenüber anſtellte, ſaß Obadja an ſeinem Arbeitstiſch und ſchloß einen längeren Brief mit der geſchnörkelten Aufſchrift: An den Kirchen- und Gemeindevorſtand zu Wolfshau bei Krummhübel in Schleſien. (Prussia.)

Der Brief ſelbſt aber lautete:

„Dem verehrlichen Kirchen- und Gemeindevorſtande zu Wolfshau (Krummhübel) habe ich in Nachſtehendem die

Pflicht, das Hinſcheiden ihres Ortsangehörigen Lehnert Menz bekannt zu geben. Er ſtarb hier am 1. Juni d. J. und wurde den 4. in unſerer Familiengruft zu ſeiner letzten Ruhe beſtattet. Ueber ſein Vorleben und ſeine Schuld war ich durch ihn ſelbſt unterrichtet, aber ebenſo war ich, von dem Tage ſeines Eintritts in unſer Haus an, auch ein Zeuge ſeiner Reue. Seine Tüchtigkeit bei der Arbeit, ſeine kleinen geſellſchaftlichen Gaben, ſeine Demuth und Beſcheidenheit (wohl erſt durch den Gang ſeines Lebens erworben), vor allem aber ſeine gute Sitte, machten ihn zum Liebling unſeres Hauſes und es war beſchloſſen, ihn, noch im Laufe dieſes Sommers, meiner Familie näher zu verbinden: die Hand meiner Tochter Ruth, die er durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart gerettet hatte, war ihm zugeſprochen. Alles ließ eine glückliche Zukunft erwarten. Als er mir aber auch den auf einem Jagdausfluge begriffenen und in eine gefährliche Lage gerathenen Sohn erhalten wollte, war es ihm, nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluß vorherbeſtimmt, dieſe neue Liebesthat mit ſeinem Leben zu bezahlen. Im eifrigen Suchen nach dem, den er in unſerem Gebirge verirrt glaubte, glitt er einen ſteilen Bergkegel, den wir den Look-out nennen, herab und verletzte ſich dabei derart (der Hüftknochen ſprang aus dem Gelenk), daß er unfähig war, ſich von der Unglücksſtelle fortzubewegen, geſchweige denn ſeinen Rückweg nach unſerem Dorfe hin zu finden. Und in Einſamkeit iſt er dort oben geſtorben, nicht ohne daß ſich zu ſeinem körperlichen Schmerz auch noch der Schmerz des Gewiſſens geſellt hätte, wie ſeine letzten Worte mit aller Beſtimmtheit bezeugen. Wir fanden ihn den zweiten Tag, hoch auf dem Kamm des Gebirges, todt, mit einem in die Bruſttaſche geſteckten Zettel, auf den er, nachdem er ſich eigens die Hand mit ſeinem Meſſer geritzt, all das mit Blut niedergeſchrieben, was ihm in ſeiner letzten ſchweren Stunde das Herz bewegt hatte. Das Holzſtäbchen, das ihm dabei gedient, hielt er noch in ſeiner Rechten. Die niedergeſchriebenen Worte aber lauten: ‚Vater unſer, der Du biſt im Himmel . . . Und vergieb uns unſere Schuld . . . Und Du, Sohn und Heiland, der Du für uns geſtorben biſt, tritt ein für mich und rette mich . . . Und vergieb uns unſere Schuld . . . Ich hoffe: quitt.‘ Mir aber, der ich, neben der Meldung vom Tode des Lehnert Menz, auch dieſe ſeine letzten Worte zu Ihrer Kenntniß zu bringen hatte, ſei es geſtattet, hinzuzufügen, daß ich der Ueberzeugung lebe, ſeine Buße habe ſeine Schuld geſühnt. ‚Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden‘.

Eines verehrlichen Kirchen- und Gemeindevorſtandes zu Wolfshau (Krummhübel) ganz ergebenſter Obadja Hornboſtel, Prediger und Vorſtand der Mennonitengemeinde zu Rogat-Ehre, Indianterritory. U. St.“

* * *

XXXVII.

Es war grad' am Johannistage, daß dieſer Brief Obadjas in Krummhübel eintraf, und nach einigem Schwanken, wer denn eigentlich als Adreſſat anzuſehen ſei (denn es gab keinen Kirchen- und Gemeindevorſtand von Wolfshau), von dem neuen Arnsdorfer Paſtor unter Herzuziehung von Exner und Gerichtsmann Kloſe geöffnet und geleſen wurde. Selbſtverſtändlich in großer Aufregung, an der alsbald das ganze Dorf theilnahm, vor allem die Wolfshauer. Wer irgend konnte, nahm Abſchrift von dem Brief, auch Exner und Kloſe, da das Original zu den Akten mußte.

Das war am Johannistag 1885.

Drei Tage ſpäter kam auf der Krummhübler Chauſſee, von Schmiedeberg her, ein Zweiſpänner herauf, hinten mit einem auf die Pritſche geſchnallten großen Reiſekorb, vorn aber mit einem obeliskartig aufgerichteten Lederkoffer. Halb in Deckung dieſes Koffers, und zugleich Schulter an Schulter mit dem Kutſcher, ſaß ein kleiner Herr in einem modiſchen, grau und braun melierten Reiſeanzug und ſprach dann und wann lebhaft in den mit drei Damen beſetzten Fond des Wagens hinein. Alle ſchienen heiter und ausgelaſſen. Aber wer ſie waren, ließ ſich nicht deutlich erkennen, da ſich die

Damen mit ihren Sonnenſchirmen und der kleine Herr ſogar mit einem graukattunenen Regenſchirm gegen die Sonne ſchützten. Eins nur war gewiß, ſie konnten nicht fremd an dieſer Stelle ſein; das ſah man an ihren Bewegungen und lebhaft vorgeſtreckten Zeigefingern, wenn ſie den einen oder anderen Punkt wiedererkannten.

So kamen ſie bis an den ziemlich ſteilen Abhang, der von der Untermühle her zum Dorfe hinaufführt und bogen nach Paſſierung dieſer von allen Hauderern und Lohnkutſchern gefürchteten Stelle glücklich, an der Schmiede vorüber, in die Dorfſtraße ein. Und nun hielten ſie vor der „Schneekoppe“, wo ſie ſchon erwartet zu werden ſchienen, denn alles ſtand in der Thür, um ſie zu begrüßen, auch Marie, die ſeit den mittlerweile verfloſſenen ſieben Jahren noch etwas korpulenter, aber, trotz aller Korpulenz, nur eleganter und hübſcher geworden war. Endlich wurden auch die Schirme zugeklappt, die rothſeidnen wie der kattunene, und jeder ſah nun, daß es Espes waren.

Ja, es waren Espes, die, nach Begrüßung der geſammten Exnerfamilie, ſofort auf die offene Halle zuſchritten und hier an ihrem Stammtiſche Platz nahmen.

„Nun, Marie, da ſind wir wieder. Alles unverändert; herrlich. Und Sie ſelber! Immer jünger geworden . . . Wenn ich Sie bitten darf, Marie: vier Schnitzel und zwei Kulmbacher. Und zwei Himbeerlimonaden . . . Oder haben die Damen vielleicht andere Befehle? Geraldine, vielleicht Moſel und Erdbeeren?“

Espe ſagte das alles ſehr forſch und zeigte ſich überhaupt verwandelt, ſogar in ſeiner Haltung ſeiner Frau gegenüber, was ihm gut ſtand und als ein Reſultat der großen Ereigniſſe der letzten zwei Jahre — er war „Geheimer“ geworden — angeſehen werden konnte. Das eigentlich Ausſchlaggebende lag aber erſt ganz kurze Zeit zurück und beſtand darin, daß ihm, beim letzten Ordensfeſte, die dritte Klaſſe behändigt worden war, bei welcher Gelegenheit (ein Glück kommt nie allein) der an ihn herantretende Kronprinz mit der ihm eignen Freundlichkeit geſagt hatte: „Was tauſend, Espe, auch hier! Wie geht es? Freue mich ſehr“ — Huldbeweiſe, zu denen ſich bei Geraldine nach und nach die ganz richtige Betrachtung geſellt hatte, daß das Eheliche, bei maßvollen Anſprüchen, eigentlich angenehmer und beſſer als das „ewige Gehabe“ ſei, das, bei Lichte beſehen, wenig Vergnügen und bloß viel Klatſchereien einbringe. Sie lachte jetzt mitunter über die zurückliegenden Zeiten und ſagte, wenn ſie mit Espe, während Selma den Thee machte, eine Partie Beſique oder Rabouge ſpielte: „Espe, Du könnteſt mir wohl 'mal einen Kuß geben.“ Das that er denn auch und war glücklich über ſeine verbeſſerte Stellung, ſeine Frau und ſeine Kinder, die, beiläufig, ſeit ſie groß und erwachſen waren, ihrem Namensgeber womöglich noch unähnlicher ſahen als früher. Im übrigen hatte er, wie alle Leute, die mit vierzig ſchon faſt wie Siebziger ausſehen, nicht im geringſten gealtert und war beinah' lebhafter und geſprächiger als früher. „Ach, da iſt ja auch der Springbrunnen,“ wandte er ſich an die beiden Töchter. „Und da der Mittagsſtein. Und da die Koppe. Sieh nur, Selma, wie ſcharf profiliert; welche Silhouette!“

Die Mädchen kicherten, weil ſie die Schwäche des Vaters kannten, auf Reiſen und an öffentlichen Orten immer zu Fremdwörtern zu greifen, waren aber ſonſt, was die „Silhouette“ betraf, ganz derſelben Meinung und ſuchten ihrerſeits nach den Teichrändern und ob man, bei dem klaren Wetter, vielleicht die Schneegruben und die große Sturmhaube ſehen könne.

In dieſer Weiſe ſetzte ſich das Geſpräch fort und ward erſt unterbrochen, als Marie mit dem Tablett kam und die Couverts aufſtellte, wie ſich denken läßt mit beſonderer Artigkeit gegen die Räthin, deren dominierende Stellung ihr aus früherer Zeit her noch ſehr wohl in Erinnerung war. Ebenſo fand ſie für die Fräuleins, die, weil beide ſehr hübſch, ſeit lange ſchon ein Gegenſtand hochfliegendſter mütterlicher Pläne waren, die allerſchmeichelhafteſten Worte. Marie verſtand das.

Espe ſelbſt wurde bei dieſem Tiſchgeſpräch nur geſtreift, was darin ſeinen Grund hatte, daß er — ſonſt ein guter und freudiger Eſſer — heute das ſich vorbereitende Frühſtück eigentlich nur als eine Störung anſah und fortfuhr, mit ſeinem Opernglas an den Bergen entlang zu ſuchen. „Ah, da iſt ja auch das Gehänge. Und da rechts, wenn mein Glas mich nicht täuſcht, ſteht ſo was wie ein Denkmal; das muß ungefähr die Stelle ſein, wo ſie damals den Opitz gefunden haben. Sagen Sie, Marie, wie ſteht es denn damit? Iſt es noch immer nicht heraus? War es der Menz (ſo hieß er ja wohl) oder war er's nicht?“

„Ja, Herr Rath, er war es . . Oder Herr Geheimer . . . Ich weiß nicht recht, aber ich habe gehört . . .“

„Bitte, bitte, Marie.“

„Nun denn, Herr Rath, der Lehnert Menz war es. Seit drei Tagen wiſſen wir es gewiß. Und Herr Exner hat auch eine Abſchrift genommen.“

„Eine Abſchrift? Wovon?“

„Von dem Brief, der hier ankam. Aus Amerika. Den Namen hab' ich vergeſſen.“

„Ei, da bin ich doch neugierig, Marie. Kann man den Brief nicht leſen?“

„O gewiß, gewiß. Ich werd es in der Küche der jungen Frau Exner ſagen und Ihnen den Brief bringen, das heißt die Abſchrift. Es iſt alles ſehr rührend und alle ſind wieder für ihn und gegen Opitz und die alte Frau Böhmer hat ſogar geweint.“

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter waren Espes in alles eingeweiht. Der Geheimrath hatte klüglicherweiſe den Brief erſt überflogen, weil man doch nicht wiſſen könne . . ., dann aber alles vorgeleſen, Zeile um Zeile, und war, was ihm nicht leicht paſſierte, wenigſtens vorübergehend, in eine nicht geringe Bewegung gerathen, von der er ſich erſt, als er den Brief an Marie zurückgab, durch die Bemerkung frei zu machen ſuchte: „Ich ſehe hier Namen und nehme an, daß es eine vidimierte Abſchrift iſt.“

Diesmal kicherten die Mädchen nicht und waren vielmehr ganz bei Lehnert und Ruth.

„Ruth,“ ſagte Selma zu Frida. „Welch hübſcher Name!“

„Ja. Und wie geſchaffen für eine Liebesgeſchichte. Hätteſt Du ihn nehmen mögen, Selma?“

„Gewiß hätt' ich. Und noch dazu drüben in Amerika, wo man nicht das Ausſuchen hat. Aber wenn auch, wer ſich für einen Freund opfert, opfert ſich auch für eine Braut. Und darauf kommt es an. Er muß ganz ungemein ſchneidig geweſen ſein.“

Eſpe, der das plötzlich in ihm lebendig gewordene Mitleid längſt wieder den Forderungen ſtaatlich-geſellſchaftlicher Sicherheit untergeordnet hatte, nahm Anſtoß an dieſen Gewagtheiten ſeiner Tochter, ganz beſonders aber an dem Worte „ſchneidig“.

„Du weißt, Selma, daß ich das nicht liebe. Vor allem aber ſolltet ihr über das Nebenſächliche die Hauptſache nicht vergeſſen. Es iſt hier formell und materiell gefehlt und nichts in die rechten Wege geleitet worden. So viel ich weiß, haben wir, wie mit anderen civiliſierten Staaten, auch mit Amerika Kartellverträge. Darauf hin mußte die Spur dieſes Lehnert Menz verfolgt und auf ſeine Auslieferung beſtanden werden. Er gehörte vor die Geſchworenen und nach ſeiner Verurtheilung (die wohl nicht ausbleiben konnte) vor Krauts, den wir ja jetzt, ich will nicht ſagen auf Requiſition, aber doch auf behördlichen Antrag, auch in den Provinzen haben können. Was heißt quitt? Wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen; das iſt ‚quitt‘. Der Staat, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, iſt in dieſem Fall in ſeinem Recht leer ausgegangen und die Juſtiz hat das Nachſehen. Und das ſoll nicht ſein und darf nicht ſein. Ordnung, Anſtand, Manier Ich bin ein Todfeind aller ungezügelten Leidenſchaften.“

„Ach, Eſpe, laß das,“ ſagte die Räthin.

Und Bilder anderer Tage ſtanden auf einen Augenblick wieder vor Geraldinens Seele.

Druck von J. S. Starcke in Berlin.

Theodor Fontane

Meine Kinderjahre

Autobiographiſcher Roman

1893.2257.

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Meine Kinderjahre

❧

Von **Theodor Fontane** erſchien bisher in unſerm Verlage:

Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Cécile. Roman.
L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.
Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.
Frau Jenny Treibel. Roman.

Meine Kinderjahre

Autobiographiſcher Roman

von

Theodor Fontane

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

[illegible]

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Als mir es feſtſtand, mein Leben zu beſchreiben, ſtand es mir auch feſt, daß ich bei meiner Vorliebe für Anekdotiſches und mehr noch für eine viel Raum in Anſpruch nehmende Kleinmalerei mich auf einen beſtimmten Abſchnitt meines Lebens zu beſchränken haben würde. Denn mit mehr als einem Bande herauszutreten, wollte mir nicht rätlich erſcheinen. Und ſo blieb denn nur noch die Frage, welchen Abſchnitt ich zu bevorzugen hätte.

Nach kurzem Schwanken entſchied ich mich, meine Kinderjahre zu beſchreiben, alſo „to begin with the beginning“. Ein verſtorbener Freund von mir (noch dazu Schulrat) pflegte jungverheirateten Damen ſeiner Bekanntſchaft den Rat zu geben, Aufzeichnungen über das erſte Lebensjahr ihrer Kinder zu machen, in dieſem erſten Lebensjahre „ſtecke der ganze Menſch.“ Ich habe dieſen Satz beſtätigt gefunden und wenn er mehr oder weniger auf Allgemeingültigkeit Anſpruch hat, ſo darf vielleicht auch dieſe meine Kindheitsgeſchichte als eine Lebensgeſchichte gelten. Entgegengeſetzten Falls verbliebe mir immer noch die Hoffnung, in dieſen meinen Aufzeichnungen wenigſtens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben: das Bild einer kleinen Oſtſeeſtadt aus dem erſten Drittel des Jahrhunderts und in ihr die Schilderung einer noch ganz von Refugié-Traditionen erfüllten Franzöſiſchen-Colonie-Familie, deren Träger und Repräſentanten meine beiden Eltern waren. Alles iſt nach dem Leben gezeichnet. Wenn ich trotzdem, vorſichtigerweiſe, meinem Buche den Nebentitel eines „autobiographiſchen Romanes“ gegeben habe, ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß ich nicht von einzelnen aus jener Zeit her vielleicht noch Lebenden auf die Echtheitsfrage hin interpellirt werden möchte. Für etwaige Zweifler alſo ſei es Roman!

Th. F

Inhaltsverzeichnis.

1. Meine Eltern 1
2. Gascogne und Cevennen. Franzöſiſche Vettern. Unſere Ruppiner Tage 16
3. Unſere Überſiedelung nach Swinemünde. Ankunft daſelbſt 39
4. Unſer Haus, wie wir's vorfanden 48
5. Unſer Haus, wie's wurde 62
6. Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren 79
7. Die Schönebergs und die Scherenbergs 108
8. Die Krauſes 117
9. Wie wir in unſerem Hauſe lebten. Sommer und Herbſttage; Schlacht- und Backfeſt 132
10. Wie wir in unſerem Hauſe lebten (Fortſetzung) „Große Geſellſchaft“. 150
11. Was wir in Haus und Stadt erlebten 164
12. Was wir in der Welt erlebten 190
13. Wie wir in die Schule gingen und lernten . . 206
14. Wie wir erzogen wurden — Wie wir ſpielten in Haus und Hof 237
15. Wie wir draußen ſpielten, an Strom und Strand 254
16. Vierzig Jahre ſpäter 270
17. Allerlei Gewölk 291
18. Das letzte Halbjahr 318

Erſtes Kapitel.

Meine Eltern.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1819 hielt eine Halbchaiſe vor der Löwen-Apotheke in Neu-Ruppin und ein junges Paar, von deſſen gemeinſchaftlichem Vermögen die Apotheke kurz vorher gekauft worden war, entſtieg dem Wagen und wurde von dem Hausperſonal empfangen. Der Herr — man heirathete damals (unmittelbar nach dem Kriege) ſehr früh, — war erſt dreiundzwanzig, die Dame einundzwanzig Jahr alt. Es waren meine Eltern.

Ich gebe zunächſt eine biographiſche Skizze Beider.

* * *

Mein Vater Louis Henri Fontane, geb. am 24. März 1796, war der Sohn des Malers und Zeichenlehrers Pierre Barthélemy Fontane. Was dieſer, mein Großvater, als Maler leiſtete, beſchränkte ſich vorwiegend auf Paſtell-Copieen nach engliſchen Vorbildern, als Zeichenlehrer aber muß er tüchtig geweſen ſein, denn er kam zu Beginn des neuen Jahrhunderts an den Hof und wurde mit dem Zeichenunterricht der älteſten königlichen Prinzen betraut. Dies leitete ſein Glück ein. Königin Luiſe wohnte gelegentlich dem Unterrichte der Kinder bei und alsbald an dem gewandten und ein ſehr gutes Franzöſiſch ſprechenden Manne Gefallen findend, nahm ſie denſelben als Kabinetsſekretär in ihren perſönlichen Dienſt. Vielleicht geſchah es auch auf Vorſchlag des um jene Zeit überaus einflußreichen Kabinetsraths Lombard, der dabei den Zweck verfolgen mochte, ſeine auf ein Bündniß mit Frankreich hinarbeitende Politik, durch bei Hofe verkehrende Perſönlichkeiten verſtärkt zu ſehen. Die Gegner waren von dieſer Ernennung wenig erbaut und der national geſinnte Gottfried Schadow, damals noch nicht der „alte Schadow," ſchrieb in ſein Tagebuch: „ein Herr Fontane, ſeines Zeichens Maler, iſt Kabinetsſekretär der Königin geworden; er malt ſchlecht, aber er ſpricht gut franzöſiſch." Ob Pierre Barthélemy, mein Großvater, in ſeiner Stellung Einfluß geübt oder nicht, entzieht ſich meiner Kenntniß, jedenfalls, wenn ein ſolcher Einfluß da war, war er von kurzer Dauer;

denn dem Sturze Lombard's, der nicht lange mehr auf ſich warten ließ, folgte die Kataſtrophe von Jena, der Hof, flüchtig werdend, ging nach Königsberg und Pierre Barthélemy, deſſen Dienſte keine weitere Verwendung mehr finden konnten, erhielt, in Berlin zurückbleibend, wohl als eine Art Abfindung, das Amt eines Kaſtellans von Schloß Nieder-Schönhauſen. Dorthin überſiedelte er nun und von hier aus beſuchte mein Vater, drei Jahre lang, alſo wahrſcheinlich bis Herbſt 1809, das Gymnaſium zum Grauen Kloſter. Es waren harte Schuljahre, denn der weite, wenigſtens anderthalb Stunden lange Weg nach Berlin erforderte, daß jeden Morgen um ſpäteſtens ſechs Uhr aufgeſtanden werden mußte. „Winters froren wir bitterlich und es wurde erſt beſſer, als wir, mein älterer Bruder und ich, blaue mit poſtorangefarbenem Kattun gefütterte Mäntel als Weihnachtsgeſchenk erhielten. Aber es erwuchs uns daraus keine reine Freude. Jedesmal wenn ſich der Wind in den mit einem gleichfarbigen Kattun gefütterten großen Kragen ſetzte, ſtand uns der poſtorangefarbene Kragen wie ein Heiligenſchein zu Häupten und der Spott der Straßenjungen war immer hinter uns her." Es war dies eine Lieblingsgeſchichte meines Vaters, der an ihr bis in ſein Alter hinein feſthielt und nichts davon wiſſen wollte, wenn ich ihm lachend von meinen eigenen, dem Vorſtehenden ſehr verwandten Schickſalen erzählte. „Ja, Papa," begann ich dann wohl „ſo bin ich, als ich ſo alt war wie Du damals, auch gequält worden. Mama ließ mir um jene Zeit, ich war eben mit ihr in Berlin angekommen, Rock, Weſte und Beinkleid aus einem milchfarbenen Tuchſtoff machen, es war ein billiger Reſt, und in der Klödenſchen Schule hieß ich dann, ein ganzes Jahr lang, der „Antiquar aus der alten Poſt." Der trug nämlich gerade ſolchen milchfarbenen Anzug und war überhaupt eine Karrikatur." „Kann ſchon ſein" ſchmunzelte mein Vater „ſo 'was iſt mitunter erblich; aber Poſtorange war doch ſchlimmer, dabei muß ich bleiben. Es ſchrie förmlich in die Welt hinein."

Von guter Schülerſchaft konnte bei den zwei Meilen Wegs, die jeden Tag zurückgelegt werden mußten, nach eignem Zeugniß meines Vaters, nicht wohl die Rede ſein. Es darf aber aus dem Umſtande, daß er zeitlebens ſelbſt von einer mangelhaften Schulbildung ſprach, nicht auf eine Trauer über dieſen Thatbeſtand geſchloſſen werden. Beinah das Gegentheil. Er hielt es nämlich, wie viele zu jener Zeit, mit geſundem Menſchenverſtand und Lebekunſt, oder, wie es in unſerer Hausſprache hieß, mit „bon sens“ und „savoir faire“ und war, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, nie dazu zu bringen, ſich zu willfähriger Anerkennung der „homines literati“ aufzuraffen. Es gab das, wenn er ſeinen ſogenannten „ehrlichen Tag“ hatte, den Tag alſo, wo er aus ſeiner ſonſtigen Politeſſe herausfiel, mitunter recht verlegene Situationen für uns Kinder, im Großen und Ganzen aber bin ich ihm doch das Zeugniß ſchuldig, daß er, den ihm perſönlich zu Geſichte kommenden Studierten gegenüber, in neunzehn Fällen von zwanzigen immer im Rechte war. Und es konnte dies auch kaum anders ſein. Er war — weil er viel Zeit hatte, leider zu viel, was für ihn verhängnißvoll wurde — von Beginn ſeiner Selbſtſtändigkeit an, ein überaus fleißiger Journal- und Zeitungsleſer und weil er ſich nebenher angewöhnt hatte, wegen jedes ihm unklaren Punktes in den Geſchichts- und Geographiebüchern, beſonders aber im Converſationslexikon nachzuſchlagen, ſo beſaß er, auf geſellſchaftliche Converſation hin angeſehn, eine offenbare Ueberlegenheit über die meiſten damals in kleinen Neſtern ſich vorfindenden Aerzte, Stadtrichter, Bürgermeiſter und Syndici, die, weil ſie ſich tagaus tagein in ihrem Berufe quälen mußten, ſehr viel weniger Zeit zum Leſen hatten. Erlitt er 'mal eine Niederlage, ſo gab er dieſe freimüthig zu, ja, pries ſogar ſeinen Sieger, blieb aber dabei, daß es ein Ausnahmefall ſei.

Und nun zurück zum Herbſt 1809, wo mein Vater als Lehrling in die Berliner Elephanten-Apotheke eintrat. Dieſe Apotheke befand ſich ſchon damals, wie heute noch, am oberen Ende der Leipziger Straße, jedoch nicht genau an gegenwärtiger Stelle, ſondern eben dieſer Stelle gegenüber, an der durch Leipziger- und Kommandantenſtraße gebildeten Ecke. Bis vor wenig Jahren ſah man noch den Elephanten, in Höhe des erſten Stocks, aus dem großen Eckpfeiler heraustreten, jetzt iſt er fort und nur die zahlreich über den Parterrefenſtern angebrachten und an Elephantenrüſſeln hängenden Gaslaternen, erinnern noch an die frühere Geſchichte des Hauſes.

In eben dieſer Elephanten-Apotheke war mein Vater viertehalbjahr lang und verlebte dieſe Zeit muthmaßlich nicht gut und nicht ſchlecht, was ich daraus ſchließe, daß er über dieſen Lebensabſchnitt nie ſprach. Vielleicht hatte dies Schweigen aber auch ſeinen Grund einfach in den großen Ereigniſſen, die folgten, ſo daß ihm für die vorausgegangenen Jahre von Durchſchnittscharakter kein rechtes Intereſſe blieb. Herbſt 1813 wäre ſeine Lehrzeit zu Ende geweſen, indeſſen König Friedrich Wilhelms des

Dritten Aufruf an ſein Volk kürzte dieſe Zeit um ein volles halbes Jahr, denn unter den ſich freiwillig zum Eintritt Meldenden war auch mein Vater, damals noch nicht voll ſiebzehn Jahre alt. Ueber die nun folgende Kriegszeit habe ich ihn oft ſprechen hören, meiſt durch mich veranlaßt der ich nicht genug davon hören konnte. „Du warſt alſo wohl ſehr patriotiſch, lieber Papa". — „Nein, höchſtens Durchſchnitt. Offen geſtanden, ich machte nur ſo mit. Wenn man ſiebzehn Jahr alt iſt, erſcheint einem ein freies Soldatenleben hübſcher, als ein Lehrlingsleben. Und wie's im Liede heißt „eine jede Kugel trifft ja nicht." Aber wenn ich auch anders hätte denken wollen, ich hatte keine rechte Wahl. In dem Tuchgeſchäfte von Köppen und Schier, deſſen Du Dich, weil Du ja ſelber in der Burgſtraße gewohnt haſt, vielleicht noch entſinnſt trat damals eine adlige Dame ein und wurde von einem hübſchen jungen Manne mit blondem Schnurrbärtchen bedient. „Ich wundere mich, Sie hier hinter dem Ladentiſch zu ſehn." — „Ich nicht, meine gnädigſte Frau; ich ſtehe hier lieber als anderswo." — „Das ſeh ich," antwortete die Dame und dem hübſchen Blondin eine Ohrfeige gebend, verließ ſie das Lokal. Das war ſo die Stimmung damals und weil ich dergleichen nicht gern erleben wollte, wurd' ich als freiwilliger Jäger eingekleidet und empfing eine Büchſe." Dieſe ſogenannte „Büchſe", die ſpäter in den Flurwinkeln unſrer verſchiedenen Wohnungen verroſtet und verſtaubt umherſtand, war eine Flinte von allergewöhnlichſter Beſchaffenheit, was übrigens keine weitre Bedeutung hatte, da mein Vater, ſeinem eignen Zeugnis nach, auch mit einer gezogenen Büchſe nicht getroffen haben würde. Anfang April verließ er mit etwa fünfzig andern Freiwilligen Berlin und zog auf Sachſen zu, wo ſich die kriegeriſchen Ereigniſſe bereits vorbereiteten. An Spitze dieſer Fünfzig ſtand ein Hauptmann von Keſteloot, ein vortrefflicher Soldat aus der alten Armee. Ausbildung und Führung waren ihm anvertraut. Am erſten Tage rückte man ſpät Nachmittags in Trebbin ein; die Meiſten waren fußkrank, humpelten und ſahen ſehr niedergedrückt aus. Keſteloot ließ ſie noch einmal antreten und ſagte: „Wenn unſer allergnädigſter König und Herr darauf angewieſen iſt, mit Ihnen den Kaiſer Napoleon zu ſchlagen, ſo thut er mir ſchon heute leid." Der Zuſtand der kleinen Truppe verbeſſerte ſich aber und man erreichte die Umgegend von Leipzig in leidlicher Verfaſſung. Vier Wochen ſpäter, am 2. Mai, war die blutige Schlacht bei Groß-Görſchen. Die freiwilligen Jäger wurden einem Garde-Bataillon eingereiht und machten in dieſem die Schlacht mit. Mein Vater erhielt eine Kugel in den Torniſter, die, nach Durchbohrung eines kleinen Wäſchevorraths, in den Pergamentblättern einer dicken Brieftaſche ſtecken blieb. Dieſe Brieftaſche, mit der Kugel darin, hab ich mir oft zeigen laſſen.

„Du mußt wiſſen, mein lieber Sohn, es war kein Schuß von Hinten; wir ſtürmten einen Hohlweg, auf deſſen Rändern, rechts und links, franzöſiſche Voltigeurs ſtanden. Alſo Seitenſchuß". Das unterließ er nie zu ſagen; er war vollkommen unrenommiſtiſch, aber darauf, daß dies ein „Seitenſchuß" geweſen ſei, legte er doch Gewicht.

Der Schlacht bei Groß-Görſchen folgte die bei Bautzen und dieſer wiederum eine Reihe kleinerer Scharmützel und Gefechte. „Die waren Dir nun wohl vollkommen gleichgültig?" fragte ich. — „Kann ich durchaus nicht ſagen." — „Ich dachte, daß die Macht der Gewohnheit . . ." — „Dieſe Macht der Gewohnheit iſt im Kriege, wenigſtens nach meiner perſönlichen Erfahrung, von keinerlei Troſt und Bedeutung. Eher das Gegentheil. Man ſagt ſich, wer drei oder viermal heil durchgekommen iſt, hat Anſpruch, das fünfte Mal dran glauben zu müſſen. Eine Karte, die viermal gewonnen, hat immer Chance, das fünfte Mal zu verlieren."

Nach dem Waffenſtillſtande, bei Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, hatte ſich meines Vaters Stellung erheblich geändert; er war inzwiſchen, ich weiß nicht, ob auf ſeinen Betrieb oder auf Antrag ſeines Vaters, aus dem Heere zurückgezogen und einer Feldlazareth-Apotheke zugewieſen worden. In dieſer machte er nun den Reſt des Krieges mit, ſprach aber nie davon.

Sommer 1814 war er wieder in Berlin und begann nun in verſchiedene Stellungen einzutreten, oder wie der Fachausdruck lautet, zu „conditionieren". Zuerſt in Danzig, das er, mit der damaligen Fahrpoſt, wie er gern erzählte, in ſechs Tagen und ſechs Nächten erreichte. Die dort zugebrachte Zeit blieb ihm, durchs Leben, eine beſonders liebe Erinnerung. Seinem Danziger Engagement folgten ähnliche Stellungen in Berlin ſelbſt, bis 1818 die Zeit für ihn da war, ſich zum Staatsexamen zu melden. Als er in den Vorbereitungen dazu war, lernte er, unter Verhältniſſen, über die ich auf den nächſten Seiten berichten werde, meine Mutter kennen und verlobte ſich mit ihr.

* * *

Meine Mutter, Emilie Labry, wurde den 21. September 1797 als älteſte Tochter des Seidenkaufmanns Labry, Firma Humbert u. Labry, geboren. Handelsobjekt der Firma waren nicht gewebte Seidenſtoffe, ſondern Seidendocken, worauf meine Mutter Gewicht legte. Sie hielt die Docken für vornehmer, als Zeug nach der Elle. Ob und wie weit ſie darin Recht hatte, kann ich nicht ſagen, aber deſſen entſinne ich mich deutlich, daß ſie, vielleicht weil ſie in hohem Maße den Sinn für Repräſentation hatte, von den Lebensgewohnheiten ihres Vaters, und zwar viel viel mehr als von ſeinem Charakter oder ſonſtigem Thun, mit einem gewiſſen freudigen Reſpekte ſprach. Wenn wir als Kinder, und auch ſpäter noch als Halberwachſene, mit ihr bei Joſty Chokolade tranken und dabei die kleinen, bräunlich geröſteten Corianderbisquits, die ſo leicht zerkrümeln und abbrechen, vorſichtig eintunkten, unterließ ſie nie, zu uns zu ſagen: „Ja, ſeht Kinder, ſolche Corianderbisquits, daran hing auch euer Großvater Labry. Aber aus Chokolade machte er ſich nichts. Er trank vielmehr jeden Tag um elf und um ſechs ein Glas franzöſiſchen Rothwein und aß dazu nichts als zwei ſolcher Bisquits, immer mit den zierlichſten Handbewegungen und war überhaupt ſehr mäßig. Ihr habt nichts davon geerbt, weder die Handbewegungen noch die Mäßigkeit.“ Letzteres war nun allerdings ſehr richtig, denn ich berechnete, während ſie ſo ſprach, wie viele Taſſen ich wohl würde trinken können.

Meine Großmutter mütterlicherſeits, alſo die Mutter meiner Mutter, war eine geborene Mumme, von deren Familie ich nicht weiß, ob ſie nicht, trotz ihres deutſchklingenden Namens, doch vielleicht mit zur Colonie gehörte. Jedenfalls bildeten die Beziehungen zu den Mummes einen beſonderen Stolz meiner Mutter, vielleicht nur deshalb, weil „Onkel Mumme“ Rittergutsbeſitzer auf Klein-Beeren war und unter anſcheinend glänzenden Verhältniſſen lebte. Ich entſinne mich, daß er, neben allerhand Chaiſen und Halbchaiſen, auch einen Char à banc mit langen, kirſchrothen Sammetpolſtern beſaß und in dieſem weithin leuchtenden Prachtſtück, wenn wir in Berlin zu Beſuch waren, nach Klein-Beeren hinaus abgeholt zu werden, bedeutete uns allen, aber am meiſten meiner Mutter, ein hohes Feſt, nicht viel anders, wie wenn wir zu Hofe gefahren wären. Später ſchlief das alles ein. Ich glaube Onkel Mumme's Stern verblaßte.

Das erwähnte Seidendocken-Geſchäft befand ſich, wenn ich recht berichtet bin, in der Brüderſtraße und hier verblieb auch die Labryſche Familie, als das Haupt derſelben, mein Großvater Labry, bei ſehr jungen Jahren (kaum vierzig Jahre alt) geſtorben war. Die Wittwe bezog ein in der Nähe des Petriplatzes gelegenes Haus, darin ſie mehrere Jahre lang die erſte Etage bewohnte, denn ihre Mittel waren für damalige Zeit nicht unbedeutend. In eben dieſer Wohnung erlebte meine Mutter den Brand der Petrikirche, ein Ereigniß, das einen großen Eindruck auf ſie machte und bis in ihre letzten Lebensjahre hinein, einen bevorzugten Geſprächsſtoff für ſie bildete. Sie entſann ſich jedes Kleinſten, das dabei vorgekommen war. Ihre damals ſchon kränkelnde Mutter ſtarb wenige Jahre ſpäter und da die von vieler Noth begleiteten Kriegszeiten nicht Zeiten waren, in denen Familienangehörige ſich der Verwaiſten annehmen konnten, ſo kamen die jüngeren Kinder in das franzöſiſche Waiſenhaus und nur meine Mutter in ein Penſionat, wozu die Zinſen ihres Vermögens vollkommen ausreichten. Sie wurde bald ein Liebling des Kreiſes, den ſie vorfand und hatte den vollſten Anſpruch darauf, denn ſie war jederzeit gütig und hülfebereit. Erſt in meinen alten Tagen iſt mir der Sinn für ihre Superiorität aufgegangen. Als ich ſelber noch jung war, erſchien mir vieles in ihrer Haltung, beſonders meinem Vater gegenüber, zu hart und zu herbe, ſpäter indeß habe ich einſehen gelernt, wie richtig Alles war, was ſie that, vor Allem auch was ſie nicht that, und beklage jetzt jeden gegen ſie gehegten Zweifel. Sie war dem ganzen Reſt der Familie, der damaligen wie der jetzigen, weit überlegen, nicht an ſogenannten Gaben, aber an Charakter, auf den doch immer Alles ankommt. Ihre ganz ſüdfranzöſiſche Heftigkeit, die mitunter geradezu ängſtliche Formen annahm, war vielleicht nicht immer zu billigen, aber doch ſchließlich nichts Andres, als eine beneidenswerthe Kraft, ſich über Pflichtverletzung und unſinnige Lebensführung tief empören zu können und ich muß es als ein großes Unglück anſehen, daß dieſe mir jetzt klar zu Tage liegenden Vorzüge von uns allen zwar immer gewürdigt, aber in ihrem vollen Werth und Recht nie ganz erkannt wurden. Ich werde in Weiterem Vieles zu berichten haben, das dieſe Worte beſtätigt.

Das ſchon erwähnte Penſionat, in das meine Mutter, achtzehn Jahre alt, eintrat, war das der Madam Lionnet und unter den verſchiedenen Freundinnen, die ſie hier fand, ſtand Louiſe Rogée obenan, damals ſchon eine ſehr beliebte, faſt gefeierte Schauſpielerin, aber wie's ſcheint, in der Penſion verblieben. Eines Tages hieß es, Louiſe Rogée habe ſich verlobt und zwar mit einem jungen Architekten, dem älteſten Sohne des Kabinetsſekretairs Pierre Barthélemy Fontane. Die Nachricht beſtätigte ſich und auf einem der gelegentlichen Beſuche, die Louiſe Rogée, jedesmal von einer Penſionsfreundin begleitet, im Hauſe ihres künftigen Schwiegervaters machte, lernte meine Mutter den zweiten Sohn Pierre Barthélemys kennen, — meinen Vater. Man fand raſch Gefallen an einander und da die Verhältniſſe glücklich lagen, kam es ſehr bald zur Verlobung und das Haus meines Großvaters ſah auf kurze Zeit zwei Brautpaare unter ſeinem Dache.*)

Der Verlobung meines Vaters folgte das Staatsexamen, damals nicht viel mehr als eine Form, und an das glücklich beſtandene Examen ſchloß ſich, beinah unmittelbar, der Ankauf der Neu-Ruppiner Apotheke. Am 24. März, dem Geburtstage meines Vaters, war Hochzeit und drei Tage ſpäter traf das junge Paar in ſeiner neuen Heimath ein.

---

*) Nur auf kurze Zeit, denn noch im ſelben Jahre ging die Verlobung Louiſe Rogée's zurück, weil dieſe mittlerweile Karl von Holtei kennen gelernt hatte, deſſen Gattin ſie wurde. Mit ihrem erſten Verlobten, der ſich neben der eminenten Holtei'ſchen Liebenswürdigkeit nicht zu behaupten wußte, würde ſie wahrſcheinlich glücklichere oder doch minder unglückliche Tage verlebt haben, aber das war damals nicht vorauszuſehen und würde, wenn doch, muthmaßlich unbeachtet geblieben ſein.

Zweites Kapitel.

Gascogne und Cevennen. Franzöſiſche Vettern. Unſre Ruppiner Tage.

In ihrer Ruppiner Apotheke verlebten meine Eltern die erſten ſieben Jahre ihrer Ehe, vorwiegend glückliche Jahre, trotzdem ſich ſchon damals das zeigte, was dieſes Glück früher oder ſpäter gefährden mußte. Von dieſen ſieben Jahren werde ich hier zu berichten haben; aber ehe ich zu Darſtellung des Wenigen übergehe, was ich aus jener Zeit noch weiß, möchte ich, wozu mir das vorige Kapitel nicht Gelegenheit bot, hier noch Einiges über den franzöſiſchen Urſprung meiner Eltern, über ihre Heimath und Abſtammung ſagen dürfen.

Nicht weit von der Rhonemündung, auf dem etwa zwiſchen Toulouſe und Montpellier gelegenen Gebiet, ſtoßen von Weſten her die Vorlande der Gascogne, von Norden und Oſten her die Ausläufer der Cevennen zuſammen und auf dieſem verhältnißmäßig kleinen Stück Erde, wahrſcheinlich im jetzigen Departement Hérault oder doch an ſeiner Peripherie, waren meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherſeits, zu Hauſe. Nächſte Nachbarn alſo. Weil ſich indeſſen auf dieſem engen Raume zwei grundverſchiedene Volksſtämme berühren, ſo darf es nicht ſonderlich überraſchen, daß „mes ancêtres", trotz räumlicher Nachbarſchaft, dieſer Stammesverſchiedenheit entſprachen, eine Verſchiedenheit, die, völlig unbeeinflußt durch die inzwiſchen erfolgte Verpflanzung in's Brandenburgiſche, ſich auch noch in meinen Eltern zeigte: mein Vater war ein großer ſtattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei Phantaſt und Humoriſt, Plauderer und Geſchichtenerzähler, und als ſolcher, wenn ihm am wohlſten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andrerſeits war ein Kind der ſüdlichen Cevennen, eine ſchlanke, zierliche Frau von ſchwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energiſch, ſelbſtſuchtslos und ganz Charakter, aber, wie ſchon in dem Einleitungskapitel erzählt, von ſo großer Leidenſchaftlichkeit, daß mein Vater, halb ernſt- halb ſcherzhaft von ihr zu ſagen liebte: „wäre ſie im Lande geblieben, ſo tobten die Cevennenkriege noch."

Dies paßte jedoch, wie gleich hier bemerkt werden mag, nur ganz allgemein auf ihr leidenſchaftliches Temperament, nicht etwa auf ihren Religionseifer. Von dieſem hatte ſie keine Spur, war vielmehr eminent ein Kind der Aufklärungszeit, in der ſie geboren, trotzdem ſie, weil ſie das Genferthum für vornehmer hielt, mit einem gewiſſen Nachdruck verſicherte: „wir ſind reformirt.“

Gascogne und Cevennen lagen für meine Eltern, als ſie geboren wurden, ſchon um mehr als hundert Jahre zurück, aber die Beziehungen zu Frankreich hatten Beide, wenn nicht in ihrem Herzen, ſo doch in ihrer Phantaſie, nie ganz aufgegeben. Sie repräſentirten noch den unverfälſchten Coloniſtenſtolz. Weil ſie aber ſtark empfinden mochten, daß mit ihren nachweisbaren Ahnen, die bei den Fontane's als Zinngießer, potiers d'etain, bei den Labrys als Strumpfwirker, faiseurs de bas, feſtſtanden, nicht viel Staat zu machen ſei, ſo ließen ſie die amtlich geführte, koloniſtiſche Stammtafel fallen und ſuchten ſtatt deſſen, auf gut Glück, nach vornehmen franzöſiſchen Vetterſchaften, alſo nach einem wirklichen oder eingebildeten Familienanhang, der, in der alten Heimath zurückgeblieben, ſich mittlerweile zu Ruhm und Anſehn emporgearbeitet hatte.

Mein Vater hatte es darin leichter als meine Mutter, weil er wenigſtens innerhalb ſeines Namens bleiben konnte. Zu Paris lebte nämlich, bis in die zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts, Louis de Fontanes, ſeinerzeit Großmeiſter der Univerſität und Unterrichtsminiſter, der, unter Napoleon, bei den verſchiedenſten feierlichen Gelegenheiten immer die großen Caſualreden gehalten hatte, ein ſehr kluger, ſehr feiner, ſehr vornehmer Herr, deſſen Familie, wie man in allen Büchern nachleſen konnte, wirklich im ſüdlichen Frankreich, wenn auch nicht zwiſchen Toulouſe und Montpellier zu Hauſe war. Dieſer wurde nun ohne Weiteres als Vetter erklärt, wobei der Umſtand, daß er ſich mit einem „s“ ſchrieb, als beſondrer und ausſchlaggebender Beweis der Familienzugehörigkeit angeſehen wurde. Unſre Familie wußte nämlich aus Tradition, daß auch mein Großvater, der Cabinetsſekretär der Königin, ſich, bis etwa zu Beginn des Jahrhunderts, „Fontanes“ geſchrieben und dann erſt, aus unaufgeklärtem Grunde, das „s“ weggelaſſen habe. Dieſe Tradition wurde durch allerhand Schriftſtücke beſtätigt, mein Vater aber ging weiter und nahm, weil es ihm ſo paßte, den durch die Schriftſtücke geführten Beweis des Nebenſächlichen zugleich als Beweis für die Hauptſache, mit andern Worten, die bewieſene *Namens*vetterſchaft als bewieſene *Bluts*verwandtſchaft. Was übrigens als ein glänzender Coup gelten konnte. Denn hätten wir noch „Fontanes“ geheißen, wodurch wir dem Großmeiſter, wenn auch nicht um viel, ſo doch immerhin um ein „s“ näher gekommen wären, ſo wäre der den Reſt der Sache mit einſchmuggelnde Nebenbeweis von vornherein weggefallen.*)

Daß mein Vater ſolche Phantaſie-Beziehungen pflegte, durfte nicht Wunder nehmen; er war, wie ſchon oben kurz angedeutet, durch ſein ganzes Leben hin der Typus eines humoriſtiſchen Viſionairs und ergiug ſich gern in mitunter grotesken Ausmalungen, über die er dann auch wieder zu lachen verſtand. Aber daß meine ganz auf Verſtändigkeit und beinah Nüchternheit geſtellte Mutter, ihm in Allem, was alt-franzöſiſche Verwandtſchaft anging, nicht blos nacheiferte, ſondern ihn darin wo möglich noch übertrumpfte, das durfte füglich überraſchen. Es war das einer jener halb räthſelhaften Widerſprüche, wie ſie ſich in jeder Menſchennatur vorfinden. Indeſſen, worin immer auch der Grund geſucht und gefunden werden möge, Thatſache bleibt es, daß ſich meine Mutter — die, wenn dies Thema zur Verhandlung kam, ſelbſt den ſonſt ſo gefeierten „Onkel Mumme“ fallen ließ, — für ganz nahe verwandt mit dem Cardinal Feſch hielt, der, bis zur Wiederherſtellung des bourboniſchen Königthums, Erzbiſchof von Lyon war. Cardinal Feſch, geboren zu Ajaccio und erſt 1839 in Rom geſtorben, war der Stiefbruder der Lätitia Bonaparte, alſo nicht mehr und nicht weniger als der Onkel Napoleon's, durch deſſen Beiſtand er denn auch ſeine große Laufbahn machte. Mit Hülfe welcher Ueberlieferung es meiner Mutter gelungen war, dieſe vornehme Verwandtſchaft feſtzuſtellen, habe ich nie in Erfahrung gebracht; ich weiß nur, daß es ein Schauſpiel für Götter war, wenn wir, ſelbſt noch in ſpäteren Lebensjahren, beide Eltern, wie auf den meiſten andern Gebieten, ſo auch auf dieſem, ſich mehr oder weniger ernſthaft befehden ſahen, gewöhnlich unter vorausgehender Feſtſtellung der Rangverhältniſſe zwiſchen einem Großmeiſter der Univerſität und einem Cardinal-Erzbiſchof. Daß wir Kinder dem allem ſehr kritiſch gegenüber ſtanden, braucht nicht erſt verſichert zu werden.

---

*) Durch einen Nebenſächlichkeitsbeweis die Hauptſache beweiſen zu wollen, dafür mag aus meinen Erlebniſſen hier noch Folgendes als ein glänzendes Beiſpiel dienen. Ein Freund von mir beſaß eine etwa anderthalb Fuß hohe Terracotta-Statuette, hübſche Arbeit, die einige für das von Michel Angelo perſönlich herrührende Modell zum „Moſes“ hielten, während dies von Andern beſtritten wurde. Nun befand ſich an einer Stelle der Figur, ein ſcharf in die Terracottamaſſe abgedruckter Finger, derart ſcharf, daß die kleinen Rinnen und Rillen der Haut ganz deutlich erkennbar waren. Als es nun die Echtheit zu beweiſen galt, ſagte mein Freund: „Es kann kein Zweifel ſein; Sie ſehen hier ganz deutlich den Finger.“ Das war auch richtig; man ſah den Finger, man ſah nur nicht, daß es der Michel Angelo'ſche Finger war. Trotzdem hab' ich es, zunächſt an mir ſelbſt, dann aber auch an Andern erlebt, daß dieſer Beweis momentan für voll angeſehn wurde. Ja, der Beſitzer ſelber war, als er das erſte Mal auf den Fingerabdruck hinwies, durchaus bona fide dabei verfahren und ſetzte erſt ſpäter dieſe Art von Beweisführung als Spiel und Jocoſum fort.

* * *

Ich fahre nun in meiner eigentlichen Erzählung fort.

Am 27. März 1819 waren meine Eltern in Ruppin eingetroffen, am 30. December ſelbigen Jahres wurde ich daſelbſt geboren. Es war für meine Mutter auf Leben und Sterben, weshalb ſie, wenn man ihr vorwarf, ſie bevorzuge mich, einfach antwortete „er iſt mir auch am ſchwerſten geworden.“ In dieſer bevorzugten Stellung blieb ich lange, bis, nach achtzehn Jahren, ein Spätling, meine jüngſte Schweſter, geboren wurde, bei der ich Pathe war und ſie ſogar über die Taufe hielt. Das war eine große Ehre für mich, ging aber mit meiner Dethroniſirung durch eben dieſe Schweſter Hand in Hand. Als jüngſtes Kind rückte ſie ſelbſtverſtändlich ſehr bald in die Lieblingsſtellung ein.

Oſtern 1819 hatte mein Vater die Neu-Ruppiner Löwenapotheke in ſeinen Beſitz gebracht, Oſtern 1826, nachdem noch drei von meinen vier Geſchwiſtern an eben dieſer Stelle geboren waren, gab er dieſen Beſitz wieder auf. Dieſer frühe Wiederverkauf des erſt wenige Jahre zuvor unter den günſtigſten Bedingungen, man konnte ſagen „für ein Butterbrod“ erſtandenen Geſchäfts, wurde ſpäter, wenn das Geſpräch drauf kam, immer als verhängnißvoll für meinen Vater und die ganze Familie bezeichnet. Aber mit Unrecht. Das „Verhängnißvolle“, das ſich viele Jahre danach — glücklicherweiſe auch da noch in erträglicher Form, denn mein Papa war eigentlich ein Glückskind — einſtellte, lag nicht in dem Einzelakt dieſes Verkaufs, ſondern in dem Charakter meines Vaters, der immer mehr ausgab, als er einnahm, und von dieſer Gewohnheit, auch wenn er in Ruppin geblieben wäre, nicht abgelaſſen haben würde. Das hat er mir, als er alt und ich nicht mehr jung war, mit der ihm eigenen Offenheit viele, viele Male zugeſtanden. „Ich war noch ein halber Junge, als ich mich verheirathete“, ſo hieß es dann wohl, „und aus meiner zu frühen Selbſtſtändigkeit erklärt ſich Alles.“ Ob er darin recht hatte, mag dahin geſtellt ſein. Er war überhaupt eine ganz ungeſchäftliche Natur, nahm ihm vorſchwebende Glücksfälle für Thatſachen und überließ ſich, ohne ſeiner auch in beſten Zeiten doch immer nur beſcheidenen Mittel zu gedenken, der Pflege „nobler Paſſionen". Er begann mit Pferd und Wagen, ging aber bald zur Spielpaſſion über und verſpielte, während der ſieben Jahre von 1819 bis 26, ein kleines Vermögen. Der Hauptgewinner war ein benachbarter Rittergutsbeſitzer. Als mir dreißig Jahre ſpäter der Sohn dieſes Rittergutsbeſitzers eine kleine Summe Geld lieh, ſagte mein Vater: „das ſtecke nur ruhig ein, ſein Vater hat mir ganz allmälig zehntauſend Thaler in Whiſt en trois abgenommen." Vielleicht war dieſe Zahl zu hoch gegriffen, aber wie's damit auch ſtehen mochte, die Summe war jedenfalls bedeutend genug, um ſein Credit und Debet außer Balance zu bringen und ihn, neben Andrem, auch zu einem ſehr ſäumigen Zinszahler zu machen. Dies wäre nun, unter gewöhnlichen Verhältniſſen, wo man etwa zu Hypotheken-Einſchreibungen und Aehnlichem hätte greifen können, eine Zeitlang ganz ertragbar geweſen; zum Unglück aber traf es ſich ſo, daß meines Vaters Hauptgläubiger ſein eigner Vater war, der nun Gelegenheit nahm, ſeinem nur zu berechtigten Unmuthe, ſei's in Briefen, ſei's bei perſönlichen Zuſammenkünften, Ausdruck zu geben. Das Bedrückliche der Situation zu ſteigern, ſahen ſich dieſe Vorwürfe durch meine ganz auf ſchwiegerväterlicher Seite ſtehende Mutter unterſtützt, bez. verdoppelt. Kurzum, je weiter die Sache gedieh, je mehr gerieth mein Vater zwiſchen zwei Feuer und lediglich um aus dieſer ſein Selbſtgefühl beſtändig verletzenden Lage herauszukommen, entſchloß er ſich zum Verkauf eines Beſitzthums, deſſen beſondere Ertragsfähigkeit ihm, trotzdem er das Gegentheil von einem Geſchäftsmanne war, ſo gut wie jedem Anderen einleuchtete. Seine ganze Rechnung dabei ſtellte ſich überhaupt — wenigſtens zunächſt und von ſeinem Standpunkte aus angeſehen — als durchaus richtig und vortheilhaft heraus. Er erhielt nämlich beim Verkauf der Apotheke das Doppelte von dem, was er ſeinerzeit gezahlt hatte und ſah ſich dadurch mit einem Mal in der Lage, ſeine Gläubiger, die zugleich ſeine Ankläger waren, zufrieden ſtellen zu können. Das geſchah denn auch. Er zahlte ſeinem Vater die vorgeſchoſſene Summe zurück, fragte ſeine Frau, halb ſcherzhaft, halb ſpöttiſch, ob ſie ihr Vermögen vielleicht „ſicherer und vortheilhafter“ anlegen wolle und erreichte dadurch das, wonach er ſich ſieben Jahre lang geſehnt hatte: Freiheit und Selbſtändigkeit. Aller läſtigen Bevormundung überhoben, war er plötzlich ſo weit, „ſich nichts mehr ſagen laſſen zu müſſen.“ Und

1 [illegible]

das war recht eigentlich der Punkt, um den ſich's ſein Lebelang für ihn handelte. Danach dürſtete er von Jugend an bis in ſein Alter, weil er's aber nicht gut einzurichten verſtand, ſo iſt er zu dieſer erſehnten Freiheit und Selbſtſtändigkeit, immer nur tag- und wochenweiſe gekommen. Er war, um einen ſeiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, beſtändig in der „Bredouille“, ſah ſich finanziell immer beunruhigt und gedachte deshalb der nun anbrechenden, zwiſchen Oſtern 1826 und Johanni 1827 liegenden kurzen Epoche, bis zu ſeinem Lebensausgange mit beſonderer Vorliebe. Denn es war die einzige Zeit für ihn geweſen, wo die „Bredouille“ geruht hatte.

Über dieſes fünfvierteljährige glückliche Interim habe ich zunächſt zu berichten.

Wir verlebten dieſe Zwiſchenzeit in einer in Nähe des Rheinsberger Thores gelegenen Miethswohnung, einer geräumigen aus einer ganzen Flucht von Zimmern beſtehenden Bel-Etage. Beide Eltern waren denn auch, was häusliche Bequemlichkeit angeht, mit dem Tauſche leidlich zufrieden, ebenſo die Geſchwiſter, die für ihre Spiele Platz die Hülle und Fülle hatten. Nur ich konnte mich nicht zufrieden fühlen und habe das Miethshaus bis dieſen Tag in ſchlechter Erinnerung. Es war nämlich ein

[illegible]

Schlächterhaus, was nie mein Geſchmack war. Durch den langen dunklen Hof hin, zog ſich eine Rinne, drinn immer Blut ſtand, während am Ende des einen Seitenflügels, an einer ſchräg geſtellten breiten Leiter, ein in der Nacht vorher geſchlachtetes Rind hing. Glücklicherweiſe war ich nie Zeuge der entſprechenden Vorgänge, mit Ausnahme der Schweineſchlachtung. Da ließ ſich's mitunter nicht vermeiden. Ein Tag iſt mir noch deutlich im Gedächtniß. Ich ſtand auf dem Hausflur und ſah, durch die offenſtehende Hinterthür, auf den Hof hinaus, wo gerade verſchiedene Perſonen, quer ausgeſtreckt, über dem ſchreienden Thier lagen. Ich war vor Entſetzen wie gebannt und als die Lähmung endlich gewichen war, machte ich, daß ich fortkam und lief, die Straße hinunter, durch's Thor auf den „Weinberg" zu, ein bevorzugtes Vergnügungslokal der Ruppiner. Ehe ich aber daſelbſt ankam, nahm ich, um zu verſchnaufen, eine Raſt auf einem niedrigen Erdhügel. Den ganzen Vormittag war ich fort. Bei Tiſche hieß es dann: „Um Himmelswillen, Junge, wo warſt Du denn ſo lange?" Ich erzählte nun ehrlich, daß ich vor dem Anblick unten auf dem Hofe die Flucht ergriffen und auf halbem Wege nach dem Weinberge hin, auf einem Erdhügel geraſtet und meinen Rücken an einen zerbröckelten Pfeiler gelehnt hätte. „Da haſt Du ja ganz gemüthlich auf dem Galgenberg geſeſſen“ lachte mein Vater. Mir aber war, als lege ſich mir ſchon der Strick um den Hals und ich bat von Tiſch aufſtehen zu dürfen.

Um eben dieſe Zeit kam ich in die Klippſchule, was nur in der Ordnung war, denn ich ging in mein ſiebentes Jahr. Der Lehrer, der Gerber hieß, machte von ſeinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt ſehr gut. Ich zeigte mich auch gelehrig und machte Fortſchritte; meine Mutter hielt es aber doch für ihre Pflicht, hier und da, namentlich im Leſen, nachzuhelfen und ſo ſtand ich jeden Nachmittag an ihrem kleinen Nähtiſch und las ihr aus dem „Brandenburgiſchen Kinderfreund“, einem guten Buche mit nur leider furchtbaren Bildern, allerlei kleine Geſchichtchen vor. Ich machte das wahrſcheinlich ganz erträglich, denn gut leſen und ſchreiben können, beiläufig etwas im Leben ſehr Wichtiges, iſt eine Art Erbgut in der Familie; meine Mutter war aber nicht leicht zufrieden zu ſtellen und ging außerdem davon aus, daß loben und anerkennen den Charakter verdürbe, was ich übrigens auch heute noch nicht für richtig halte. Bei dem kleinſten Fehler zeigte ſie die „raſche Hand“, über die ſie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, ſie verfuhr vielmehr lediglich nach dem

Principe, „nur nicht weichlich.“ Ein Schlag zuviel konnte nie ſchaden und ergab ſich, daß ich ihn eigentlich nicht verdient hatte, ſo galt er als Ausgleich für all die Dummheiten, die nur zufällig nicht zur Entdeckung gekommen waren. „Nur nicht weichlich.“ Dies iſt gewiß ein ſehr guter Grundſatz und ich mag ihn nicht tadeln, trotzdem er mir nichts geholfen und zu meiner Abhärtung nichts beigetragen hat; aber wie man ſich auch dazu ſtellen möge, meine Mutter ging im Hartanfaſſen dann und wann etwas zu weit. Ich hatte lange blonde Locken, weniger zu meiner eigenen, als zu meiner Mutter Freude, denn um dieſe Locken in ihrer angeblichen Schönheit zu erhalten, wurde ich den andauerndſten und gelegentlich ſchmerzhafteſten Kämmproceduren unterworfen, dem Kämmen mit dem ſogenannten engen Kamm. Wäre ich damals aufgefordert worden mittelalterliche Marterwerkzeuge zu nennen, ſo hätte der „enge Kamm“ mit obenan geſtanden. Eh nicht Blut kam, eh war die Sache nicht vorbei; andren Tages wurde die kaum geheilte Stelle wieder mit verdächtigem Auge angeſehn und ſo folgte der einen Quälerei die andre. Freilich, wenn ich, was möglich, es dieſer Procedur verdanken ſollte, daß ich immer noch einen beſcheidenen Beſtand von Haar habe, ſo habe ich nicht umſonſt gelitten und bitte reumüthig ab. Neben dieſer ſorglichen Behandlung der Kopfhaut, ſtand eine gleich fürſorgliche Behandlung des Teint. Aber auch dieſe Fürſorge lief auf Anwendung zu ſcharf einſchneidender Mittel hinaus. Wenn bei Oſtwind oder ſtarker Sonnenhitze die Haut aufſprang, hatte meine Mutter das unfehlbare Heilmittel der Citronenſcheibe zur Hand. Es half auch immer. Aber Coldcream oder Aehnliches wäre mir doch lieber geweſen und hätt es wohl auch gethan. Uebrigens verfuhr die Mama mit gleicher Unerbittlichkeit gegen ſich ſelbſt und wer muthig in die Schlacht vorangeht, darf auch Nachfolge fordern.

Ich wurde, wie ſchon erwähnt, während der Zeit, wo wir die Miethswohnung inne hatten ſieben Jahr alt, gerade alt genug, um allerlei zu behalten, weiß aber doch herzlich wenig aus jener Zeit. Nur zweier Ereigniſſe erinnere ich mich, wobei wahrſcheinlich eine ſtarke Farbenwirkung auf mein Auge, mein Gedächtniß unterſtützte. Das eine dieſer Ereigniſſe war ein großes Feuer, bei dem die vor dem Rheinsberger Thore gelegenen Scheunen abbrannten. Es war aber, wie ich gleich vorweg zu bemerken habe, nicht der Scheunenbrand ſelbſt, der ſich mir einprägte, ſondern eine ſich unmittelbar vor meinen Augen abſpielende Scene, zu der das Feuer, deſſen Schein ich nicht mal ſah, nur die zufällige Veranlaſſung gab. Meine Eltern befanden ſich an jenem Tage auf einem kleinen Diner, ganz am entgegengeſetzten Ende der Stadt. Als die Tiſchgeſellſchaft von der Nachricht, daß alle Scheunen in Feuer ſtünden, überraſcht wurde, ſtand es für meine Mutter, die eine ſehr nervöſe Frau war, ſofort feſt, daß ihre Kinder mit verbrennen müßten oder mindeſtens in ſchwerer Lebensgefahr ſchwebten und von dieſer Vorſtellung ganz und gar beherrſcht, ſtürzte ſie, von der Tafel fort, die lange Friedrichwilhelmsſtraße hinunter und trat ohne Hut und Mantel und das Haar von dem ſtürmiſch eiligen Gange halb aufgelöſt, in das große Frontzimmer unſerer Wohnung, darin wir, aus den Betten geholt und mit Decken zugedeckt, ſchon auf Kiſſen und Fußbänken umherſaßen. Unſerer anſichtig werdend, ſchrie ſie vor Glück und Freude laut auf und brach dann ohnmächtig zuſammen. Als im nächſten Augenblicke verſchiedene Perſonen, darunter auch die Wirthsleute, mit Lichtern in der Hand herzukamen, empfing das Geſammtbild, das das Zimmer darbot, eine grelle Beleuchtung, am meiſten das dunkelrothe Brokatkleid meiner Mutter, und das ſchwarze Haar das darüber fiel, und dies Roth und Schwarz und die flackernden

Lichter drum herum, das alles blieb mir bis dieſe Stunde.

Das andre Bild, oder ſag' ich lieber die zweite kleine Geſchichte, die mir noch im Gedächtniß lebt, entbehrte durchaus des Dramatiſchen, aber die Farbe kam mir auch dabei zur Hülfe. Nur daß es Gelb war ſtatt Roth. Leider muß ich bei dieſer zweiten kleinen Geſchichte ziemlich weit ausholen. Mein Vater machte während des Interimsjahres öfters Reiſen nach Berlin. Einmal, es mochte Monat Oktober ſein und das Abendroth ſchimmerte ſchon zwiſchen den Bäumen des Stadtwalls, ſtand ich unten in unſrem Thorweg und ſah meinem Vater zu, der ſich eben die Fahrhandſchuhe mit einem gewiſſen Aplomb anzog, um dann mit einem Ruck auf den Vorderſitz ſeines kleinen Kaleſchwagens hinaufzuſteigen. Auch meine Mutter war da. „Der Junge könnte eigentlich mitfahren", ſagte mein Vater. Ich horchte hoch auf, beglückt in meiner kleinen Seele, die ſchon damals nach Allem, was einen etwas aparten und das nächtlich Schauerliche ſtreifenden Charakter hatte, begierig verlangte. Meine Mutter ſtimmte meines Vaters Vorſchlage ſofort zu, was ich mir nur ſo deuten kann, daß ſie von ihrem Lieblingskinde mit den ſchönen blonden Locken einen guten Eindruck auf den Großvater, zu dem die Reiſe ging, erwartete. „Gut," ſagte ſie, „nimm den Jungen mit. Ich will ihm aber erſt einen warmen Rock überziehen". — „Nicht nöthig; ich ſtecke ihn in den Fußſack". Und wirklich, ich wurde hinaufgereicht und wie ich da ging und ſtand in den Fußſack geſteckt, der vorn auf dem Wagen lag, alles offen, nicht einmal eine Ledertrommel darüber ausgeſpannt. Kam ein Stein, oder gab's einen Stoß, ſo konnte ich mit Bequemlichkeit herausfliegen. Aber dieſe Vorſtellung ſtörte meine Freude keinen Augenblick. In raſchem Trabe ging es über Alt-Ruppin auf Cremmen zu, und lange bevor wir dieſes, das ungefähr halber Weg war, erreicht hatten, zogen die Sterne herauf und wurden immer heller und blitzender. Entzückt ſah ich in die Pracht und kein Schlaf kam in meine Augen. Ich bin nie wieder ſo gefahren; mir war als reiſten wir in den Himmel. Gegen acht Uhr früh hielt unſer Gefährt vor dem Hauſe meines Großvaters, der es, was hier noch eingeſchaltet werden mag, mit Hülfe dreier, in guten Abſtänden geheiratheter Frauen, erſt vom Zeichenlehrer zum Cabinetsſekretär und ganz zuletzt, was noch wichtiger, ſogar zum gutſituirten Berliner Hausbeſitzer gebracht hatte, freilich nur in der Kleinen Hamburger Straße. Seinen Söhnen und Enkeln iſt die ſich hierin ausſprechende Lebekunſt verloren gegangen.

Wir ſtiegen nun treppauf und traten ein. Was uns empfing, war zunächſt ein anheimelndes Idyll. Pierre Barthélemy und ſeine dritte Frau — übrigens eine vorzügliche Dame, die ich ſpäter noch ſehr verehren lernte — ſaßen gerade beim Frühſtück. Alles war höchſt mollig. Ein Meißener Service ſtand auf dem Tiſch und zwiſchen den Taſſen und Kannen bemerkte ich einen ebenfalls blau und weiß gemuſterten Korb von zierlich durchbrochener Arbeit, mit Berliner Milchbroden darin. Die waren damals natürlich anders als jetzt, viel größer und von kreisrunder Form, dabei hell gebacken und doch knusperig. Ueber dem Sopha hing ein großes, ganz vor Kurzem erſt von der Hand Profeſſor Wach's gemaltes Ölbild des Großvaters. Es war ſehr gut und lebensvoll, aber ich hätte den ausdrucksvollen Kopf und vielleicht die ganze Beſuchsſcene vergeſſen, wenn nicht die ſchwarz- und ſchwefelgelb geſtreifte Weſte geweſen wäre, die Pierre Barthélemy, wie ich ſpäter erfuhr, gewohnheitsmäßig trug und die auch, dem entſprechend, einen weſentlichen Theil des ihm zu Häupten hängenden Bildes ausmachte. Wir nahmen ſelbſtverſtändlich an dem Frühſtück theil und die Großeltern, ſein geſchulte Leute, ließen nicht allzuviel davon merken, daß ihnen der ganze Beſuch, mit ſeinen vorausſichtlich geſchäftlichen Auseinanderſetzungen, eigentlich eine Störung war. Aber, freilich, von Zärtlichkeit gegen mich war den ganzen Tag über keine Rede, ſo daß ich herzlich froh war, als es am Abend wieder nach Hauſe ging. Erſt viel ſpäter iſt mir klar geworden, daß die Nüchternheit, der ich begegnete, nicht mir armen Kinde, ſondern, wie ſchon angedeutet, meinem Vater galt. Ich mußte nur mit leiden. Der äußerſten Solidität des Großvaters war der ſichere, lebemänniſche Ton ſeines Sohnes, der ſich, durch ſeinen glücklichen Verkaufscoup, mit einem Male ſelbſtſtändig und als Mann von Vermögen fühlte, derart unbequem und bedrücklich, daß meine blonden Locken, auf deren Eindruck meine Mutter ſo ſicher gerechnet hatte, ganz und gar verſagten.

Ich bemerkte ſchon, daß ſolche Ausflüge nach Berlin damals öfters ſtattfanden, aber noch häufiger waren Reiſen in die Provinz, weil es meinem Vater oblag, ſich nach einem neuen Apothekenbeſitz umzuthun. Wär' es nach ihm gegangen, ſo hätte er dieſen Zuſtand der Dinge wohl nie geändert und das Interim in Permanenz erklärt; denn er hatte, während ihm die Spielpaſſion eigentlich nur durch den Wunſch, die Zeit hinzubringen, aufgedrungen war, eine ganz aufrichtige Paſſion für Pferd und Wagen und ſein Lebelang in der Welt umherzukutſchieren, immer auf der Suche nach einer Apotheke, ohne dieſe je finden zu können, wäre wohl eigentlich ſein Ideal geweſen. Er ſah aber freilich ein, daß das unmöglich ſei — wenige Reiſejahre würden ſein Vermögen aufgezehrt haben — und ſo war er denn nur befliſſen, ſich, weil's ihm ſo paßte, vor Ankaufs-Uebereilungen zu bewahren. Je kritiſcher er verfuhr, je länger konnte er ſeine Fahrten fortſetzen und ſeinem geliebten Schimmel, einem übrigens reizenden Thiere, jeden Abend ein neues Quartier bereiten. Ich ſage ſeinem Schimmel, denn ein gutes Quartier für dieſen lag ihm mehr am Herzen, als ſein eignes. Dreiviertel Jahre, bis Weihnachten 26, iſt er denn auch vielfach, um nicht zu ſagen meiſtens, unterwegs geweſen und zwar auf einem ziemlich umfangreichen Gebiete, das, außer der Provinz Brandenburg, auch noch Sachſen, Thüringen und zuletzt Pommern umſchloß. Dieſe Reiſezeit war ſpäter ein bevorzugter Unterhaltungsſtoff beider Eltern, auch meiner Mutter, die ſich ſonſt ziemlich ablehnend gegen die Lieblingsthemata meines Vaters verhielt. Daß ſie hier einen Ausnahmefall eintreten ließ, hatte zum Theil ſeinen Grund darin, daß mein Vater, in dieſer ſeiner Reiſezeit, viele an ſeine junge Frau gerichtete „Liebesbriefe“ geſchrieben hatte, die nun als ſolche zu perſiflieren, zeitlebens ein Hauptvergnügen meiner Mutter war. „Ihr müßt nämlich wiſſen, Kinder“, ſo hieß es dann wohl, „ich habe noch eures Vaters Liebesbriefe, ſo 'was Hübſches hebt man ſich eben auf, und einen kann ich ſogar auswendig, wenigſtens den Anfang. Dieſer eine kam aus Eisleben und darin ſchrieb er mir: „‚Ich bin hier heute Nachmittag angekommen und habe ein recht gutes Quartier gefunden. Auch für den Schimmel, der ſich vorn etwas gedrückt hat. Aber davon will ich Dir heute nicht ſchreiben, ſondern nur davon, daß dies der Ort iſt, wo Martin Luther am 10. November 1483 geboren wurde, neun Jahre vor der Entdeckung von Amerika“‘ ... „Da habt Ihr euren Vater als Liebhaber. Ihr ſeht, er hätte einen Briefſteller herausgeben können“.

Dies alles war ſeitens meiner Mutter nicht blos ziemlich ernſthaft, ſondern leider auch bitter gemeint; ſie litt darunter, daß mein Vater, ſo ſehr er ſie liebte, von Zärtlichkeitsallüren auch nie eine Spur gehabt hatte.

Das Reiſen dauerte dreiviertel Jahr und ging zuletzt in öſtlicher Richtung auf die Odermündung zu. Kurz vor Weihnachten fuhr er mit der Fahrpoſt, weil ihm ſein Schimmel zu Schade für die Winterſtrapazen ſein mochte, nach Swinemünde, das er bei 26 Grad Kälte erreichte. Der Cognac in ſeiner Flaſche war zu einem Eisklumpen gefroren. Deſto wärmer empfing ihn die verwittwete Frau Geisler, die, weil ihr das Jahr vorher der Mann geſtorben war, ihre Apotheke ſo ſchnell wie möglich zu verkaufen wünſchte. Dazu kam es denn auch. In dem, dieſen Geſchäftsabſchluß anmeldenden Briefe hieß es: „Wir haben nun eine neue Heimath, die Provinz Pommern, Pommern, von dem man vielfach falſche Vorſtellungen hat; denn es iſt eigentlich eine Prachtprovinz und viel reicher als die Mark. Und wo die Leute reich ſind, lebt es ſich auch am Beſten. Swinemünde ſelbſt iſt zwar ungepflaſtert, aber Sand iſt beſſer als ſchlechtes Pflaſter, wo die Pferde ewig 'was am Spann haben. Freilich iſt noch ein halbes Jahr bis zur Uebergabe, was ich beklage. Man muß doch wieder etwas thun, wieder eine Beſchäftigung haben."

Drei Tage nach Eingang dieſes Briefes, war er ſelber wieder da. Wir wurden verſchlafen aus den Betten geholt und mußten uns freuen, daß es nach Swinemünde gehe.

Mir klang das Wort blos befremdlich.

Drittes Kapitel.

Unſere Ueberſiedlung nach Swinemünde. Ankunft daſelbſt.

Das halbe Jahr bis zur Uebernahme des neuen Geſchäfts verging langſam, aber es verging. Etwa Ende Mai begann das Verpacken und Aufladen unſeres inzwiſchen durch den Tod des Großvaters vermehrten Mobiliarvermögens und als vier Wochen ſpäter die Nachricht kam, daß Alles glücklich in der neuen Heimath angelangt ſei, brachen wir am Johannistage 1827 auf, um ſelber die Reiſe dorthin zu machen. Meine Mutter war nicht mit dabei, ſie hatte ſich Mitte Juni nach Berlin begeben, um ſich daſelbſt einer Nervenkur bei dem damals berühmteſten Arzte, dem Geheimrath Horn, zu unterziehn. Horn empfahl ihr das, was noch heute empfohlen wird. „Verpflegen Sie ſich gut, meine verehrte Frau (man ſagte damals, in bürgerlichen Kreiſen, noch nicht „meine gnädige Frau“) und ſuchen Sie ſich unangenehmen Eindrücken nach Möglichkeit zu entziehn." Und gerade ſo wie jetzt, dieſer ärztliche Rath half auch, ſo lange es möglich war, ihm nachzukommen. In Berlin, unter den dort lebenden Freundinnen aus der Lionnet'ſchen Penſion, hatte ſich das thun laſſen; als meine Mutter aber, etliche Wochen ſpäter, in Swinemünde eintraf und vieles anders fand, als ſie wünſchte, war es mit „Vermeidung unangenehmer Eindrücke" vorbei und die Nervenzuſtände ſtellten ſich wieder ein.

Unſere Reiſe hatte mittlerweile begonnen und ging, auf drei Tage berechnet, auf nächſtem Wege durch Uckermark, Mecklenburg-Strelitz und Schwediſch-Pommern. Wir waren, groß und klein, ſechs Perſonen: mein Vater, vier Kinder und die Amme des jüngſten Kindes, eine zigeunerhafte, häßliche Wendin, von, wie ſich ſpäter herausſtellte, ſchlechtem Charakter, die ſich durch nichts, als durch eminente ſpezielle Berufserfüllung meinem erſt halbjährigen jüngſten Bruder gegenüber auszeichnete. Den erſten Tag kamen wir bis Neu-Strelitz, wo ſich uns ein für die Apotheke brieflich engagirter Gehülfe zugeſellte, Herr Wolff, ein ſehr hübſcher, krausköpfiger Mann, und trotzdem er Mecklenburger war, von durchaus brünettem Typus. Er empfahl ſich unſerm Hauſe, wie gleich hier bemerkt werden mag, dur Brauchbarkeit und gute Manieren und hatte das Glück, ſeine durch zwei lange Jahre hin nicht blos von Erfolgen, ſondern auch von „Folgen“ begleiteten Liebesverhältniſſe beſtändig pardonnirt zu ſehen, bis ihm endlich eine junge, bildſchöne Perſon, ein Liebling meiner Eltern, zum Opfer fiel. Da fiel er denn, ſehr berechtigt, mit. Aber das alles ſtand zu der Zeit, von der ich hier ſpreche, noch weit aus. Vorläufig war er, trotz weiterer Beengung des ohnehin engen Platzes, ein ſehr angenehmer Reiſegefährte, der ſich mit uns Kindern ebenſo geſchickt wie liebenswürdig unterhielt und in ſeiner mehr als korrekten Haltung der Amme gegenüber, auch nicht das Geringſte von ſeiner ſtarken „ſchwachen Seite“ vermuthen ließ. Der zweite Tag führte uns bis Anklam. „Hier ſind wir nun ſchon in Pommern,“ ſagte mein Vater, der eine Gelegenheit etwas Geographiſch-Hiſtoriſches anzubringen, nicht gern vorübergehen ließ. „Anklam hat den höchſten Thurm in ganz Pommern und Guſtav Adolph iſt, ſo viel ich weiß, hier durchgekommen. Es iſt aber auch möglich, daß es Karl XII. war.“ Von Anklam bis Swinemünde war die kürzeſte Wegſtrecke, nur noch ſechs Meilen. Auf einer Fähre ſetzten wir, ich weiß nicht mehr von welchem Punkt aus, nach der Inſel Uſedom über und fuhren nun unſerm Ziele zu. Das letzte Dorf hieß Kamminke. Halben Wegs zwiſchen dieſem Dorf und Swinemünde ſelbſt paſſirten wir eine mitten im Walde gelegene Bohlenbrücke, zu deren beiden Seiten ſich eine dunkelſchwarze Waſſerfläche mit weißen Nymphäen ausbreitete; die niedergehende Sonne ſtand ſchon hinter den Tannen und ein rother Schimmer, der zwiſchen den Wipfeln glühte, ſpiegelte ſich unten in dem ſchönen und zugleich etwas unheimlichen Teich. Es ſteht vor mir, als hätt' ich es geſtern geſehen. Bald hinter dieſer Brücke hörte der Wald auf und ein kurzer chauſſirter Weg kam, von dem aus man, etwas zurückgelegen, ein weites Moor überblickte, darauf, wie Indianerhütten, die ich aus meinen Bilderbüchern kannte, zahlloſe Torfpyramiden ſtanden. Der chauſſirte Weg, auf dem wir fuhren, war von jungen Silberpappeln eingefaßt und als dieſe kurze Chauſſeeſtrecke hinter uns lag, begann die Stadt ſelbſt, deren erſtes Haus, nicht weit ab zu unſrer Linken, auf einer kleinen Anhöhe lag. Ein Tiſchler wohnte darin. Das Strohdach des Hauſes hing weit herab und ließ den Lehm- und Fachwerkbau mit ſeinen Fenſterchen nur undeutlich erkennen, aber neben dem Hauſe zog ſich ein Hof- und Gartenſtreifen und auf einem den Garten durchſchneidenden und allmälig anſteigenden Wege ſtand ein Sarg, der, weil eben mit einem friſchen Lack geſtrichen, hell in der Abendſonne blinkte. Das war der Empfang. Ich erſchrak in meinem Kinderherzen und wies ſcheu darauf hin, aber mein Vater wollte von Angſt und ſchlechter Vorbedeutung nichts wiſſen und ſagte, „ſei nicht ſo dumm. Das iſt das Beſte was uns paſſiren kann. Das iſt wie wenn einem eine Karre mit einem todten Pferd darauf begegnet und das hier iſt noch beſſer. Das todte Pferd bedeutet immer blos Geld, aber ein Sarg bedeutet Glück überhaupt. Und bei allem Reſpekt vor Geld, Glück iſt noch beſſer. Glück iſt alles. Wir werden alſo hier Glück haben. Nicht wahr, Herr Wolff? Glück ſag ich. Und Sie auch.“ Herr Wolff nickte. Uebrigens hatte mein Vater ganz recht prophezeit. Es ging uns gut hier, und was mitunter anders ausſah, daran war das Glück nicht Schuld, das that, umgekehrt, ſein Möglichſtes für uns.

Mit dem Tiſchlerhauſe begann die Stadt, aber mir wollte es noch immer nicht ſo vorkommen, als führen wir ſchon wirklich in eine Stadt hinein. Ein Thor war nicht da, Pflaſter auch nicht, Menſchen auch nicht. Der Abſtand zwiſchen den Häuſerreihen links und rechts war unendlich breit und jedes Haus klein und häßlich, viele noch mit Strohdach.

Ein Glück, daß die meiſten einen Giebel hatten, der, mit einer Flaggenſtange zu Häupten, aus dem eigentlichen Frontdach herauswuchs. So mahlten wir im Sande weiter, bis wir, nach Paſſirung etlicher Querſtraßen, einen großen, merkwürdig geformten Platz erreichten, halb kahl, halb hoch im Gras ſtehend, ganz nach Art einer dörfiſchen Gänſewieſe. Auf dieſem völlig ungepflegten Platze, der, wie uns etliche auf hohen Böcken liegende Baumſtämme zeigten, zugleich auch als Holzſägeplatz diente, ragte ein ſcheunenartiger Bau mit hohen Fenſtern auf: die Kirche. Dieſer gegenüber und nur durch die Straßenbreite von ihr getrennt, ſtand ein mit Feuerherds-Roth geſtrichenes Haus, deſſen endlos aufſteigendes Dach wohl fünf Mal ſo hoch war, als das Haus ſelber. Drei, vier umherſtehende, von einem Holzgitter eingefaßte Kaſtanienbäume, ließen, außer dem hohen Dache, wenig erkennen. Zwiſchen Haus und Kirche aber hielt jetzt unſer Wagen und mein Vater, der mein verlegenes Geſicht ſehen mochte, ſagte mit aufgeſteifter Heiterkeit: „Da ſind wir nun alſo. Gott ſegne unſern Eingang. Hier gleich das erſte Zimmer rechts, Herr Wolff, das iſt das Ihre.“ Herr Wolff verbeugte ſich, ſchien aber noch verwunderter als ich. Nur der Amme war nichts anzumerken.

Ein paar Perſonen, die beſtimmt waren, vorläufig wohl oder übel den Hausſtand zu führen, ſtanden an der mit beiden Flügeln geöffneten Hausthür und kamen uns etwas verlegen entgegen. „Ein Abendbrod iſt doch wohl da,“ ſagte mein Vater und ehe wir noch darüber beruhigt waren, traten wir auch ſchon in einen gelb geſtrichenen, mit Mauerſteinen gepflaſterten Flur, der durch die ganze Tiefe des Hauſes lief. Auch das berührte mich ganz eigenthümlich. Zum Glück aber war, von Anfang an, immer etwas da, was mit dem Rohen und Unkultivirten wieder verſöhnen mußte. So geſtattete mir der gepflaſterte Flur, weil ſeine Hinterthür weit offen ſtand, einen Blick in den Garten und auf den Abendhimmel, an dem eben die ſchmale Mondſichel ſichtbar wurde. Das blaſſe Licht derſelben fiel auf eine Gaisblattlaube vor deren halbüberwachſenem Eingang eine ziemlich junge Tanne ſtand. Dieſer Anblick erfüllte mich mit etwas wie Hoffnung und dieſe Hoffnung trog auch nicht. Es war ein wunderbar ſchönes Leben in dieſer kleinen Stadt, deſſen ich noch jetzt, wie meiner ganzen buntbewegten Kinderzeit, unter lebhafter Herzensbewegung gedenke.

Wir ſetzten uns, bald nach Eintritt in unſer Haus, zum Abendbrod nieder. Für uns Kinder war es Milchſuppe, für gewöhnlich nicht mein Geſchmack. Ich aß aber ein gut Theil, und mein Vater ſagte ſchmunzelnd: „Das iſt recht. Wer lange ſuppt, lebt lange. Nur nicht kieſätig. Und überhaupt, es wird uns hier ſchon gefallen. Wenn es nur Mama gefällt. Der verdammte Sand. Aber für die Pferde iſt es beſſer; dabei bleibe ich.“

Dann ſtanden wir auf und mein Papa, der, weil kein anderer da war, ſich in ſeinem Redebedürfniß wohl oder übel mit mir unterhalten mußte, ſagte: „Nun geh' noch mal hinaus und ſieh dir die Kirche an; das iſt nämlich die große Remiſe gerade gegenüber. Hat übrigens nichts auf ſich, daß ſie ſo nach nichts ausſieht; das proteſtantiſche Wort iſt nicht an Oertlichkeit gebunden, oder von einem gemalten Sternenhimmel abhängig. Gutes thun, keuſch und züchtig leben.“ Dieſe ſeine letzten Worte richteten ſich an Herrn Wolff, dem er doch nicht recht trauen mochte, trotzdem noch nichts gegen ihn vorlag.

Ich war froh, meine Neugierde befriedigen zu können und ging hinaus. Als ich auf die Straße trat, traf ich einen kleinen, ſchon ältlichen und etwas verwachſenen Mann, der, nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, mit Abladung unſers Gepäcks beſchäftigt war. Er hieß, wie ich gleich erfahren ſollte, Ehm, wahrſcheinlich Abkürzung von

Adam, und war, obwohl er nichts von Pferden verſtand, im Voraus dazu beſtimmt, unſer Kutſcher zu werden. Er blieb es auch Jahr und Tag.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Ehm“

„Ehm“? Das habe ich noch nicht gehört. Aber ſage, Ehm, was iſt das, das immer ſo rauſcht und donnert? Und dabei geht doch kein Wind und keine Luft.“

„Dat's de See.“

„Das Meer?“

„Joa, de See.“

Wie weit ab iſt es? Es klingt ja ſo nah.“

„Na, ne Viertelſtunn. Un mitunner kümmt ſe bis ran un ſteiht hier rümm in alle Straten. Un ſo'n Lütting wie Du, de kann denn verſupen.“

Viertes Kapitel.

Unſer Haus, wie wir's vorfanden.

Am Abend, wo wir ankamen, hatte ich einen wenig günſtigen Eindruck von unſerm Hauſe gehabt, es war mir recht häßlich und als dann der Mond in die Fenſter ſchien, auch ſogar etwas unheimlich vorgekommen. Mit dieſem Unheimlichen, wie ſich bald herausſtellte, hatte es denn auch ſeine Richtigkeit, wenigſtens in dem Glauben der Dienſtleute. Wenn es Nachts auf dem Boden über uns unruhig wurde, hieß es: „de oll Geisler geiht wedder ümm," oder auch wohl „he kuckt wedder in all ſien' Kiſten und Kaſten" und wirklich, man hörte deutlich, wie die Deckel der großen Kräuterkiſten auf und wieder zugeſchlagen wurden. „Das ſind die Katzen" erklärte ſpäter mein Vater, aber ich war mit dieſer Auslegung nie recht zufrieden und hielt mit Vorliebe zu dem Satze: „de oll Geisler geiht wedder üm". Von dieſem Allen hatte ich, um es zu wiederholen, gleich am erſten Abend, ein unbeſtimmtes, mich eine Weile gruſelig machendes Gefühl, das noch wuchs, als der vor meiner Schlafkammer ſtehende Kirſchbaum leiſe die Scheiben ſtreifte. Aber müde von der Reiſe, ſchlief ich trotzdem ein und erſchien am andern Morgen wohlgemuth in der noch leeren Wohnſtube meines Vaters. Hier, auf Schemeln und Küchenſtühlen ſitzend (denn mit Ausnahme der Betten war noch nichts ausgepackt) nahmen wir gemeinſchaftlich das Frühſtück, mein Vater in beſter Stimmung. Als wir, es währte nicht lange, damit fertig waren, nahm er mich bei der Hand und ſagte: „Nu komm, mein Junge; die andern ſind noch zu klein, aber Du biſt ſchon verſtändig und da wollen wir uns denn die Sache mal anſehen. Als ich Weihnachten hier war, war es ſo kalt, Du weißt, daß der Cognac einfror, und da war denn an Inſpektion nicht zu denken. Ein bischen habe ich die Katze im Sack gekauft. Aber das thut nichts, Alles im Leben bleibt unſicher, und die Geſchäftsbücher ſtimmten.“ Er ſagte das Meiſte davon mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir, wie er denn ſein ganzes Leben lang, ſeine Converſation immer mehr nach ſeinem perſönlichen Bedürfniß als nach der Beſchaffenheit ſeiner Hörer einrichtete. Meiſtens waren es Selbſtgeſpräche. Seine letzten Jahre verlebte er mit einer ihm ſeine kleine Wirthſchaft führenden, ganz beſchränkten Perſon, aber das hinderte ihn nicht, mit ihr zu philoſophiren d. h. Alles, was ihm einfiel, in ſie hinein zu reden.

Und nun zurück zu der beabſichtigten Hausinſpizirung, die wir gleich nach dem Frühſtück antraten. Ehm wurde gerufen, um uns, auf unſrem Umgange, wenn nöthig Auskunft zu geben, was er ſehr gut konnte. Denn er war ſchon viele Jahre lang „Kohlenproviſor“ und wußte Beſcheid in Allem.

Unſer nächſtes Ziel waren die Böden, deren ſich nicht weniger als fünf unter dem Rieſendache befanden. Der erſte Boden, zu dem eine knarrende Treppe mit abgelaufenen Stufen hinaufführte, war ein Prachtſtück in ſeiner Art, hoch und friſch und zugleich mit einer Welt von Dingen ausgeſtattet, die mich ſofort für ſich einnahmen: Schornſteine von beinah lächerlich mächtigem Umfang, eingegitterte Verſchläge mit Vorlegeſchlöſſern, gezogene Leinen, daran Wäſche hing und dazu, an dieſem erſten Morgen wenigſtens, Schwalben und Schmetterlinge, die durch die vielen Fenſter und Gucklöcher beſtändig aus und ein flogen. In verhältnißmäßiger Nähe des umfangreichſten Schornſteins aber, ſtieg eine zweite Treppe, eigentlich blos eine geradlinige Leiter, zunächſt bis auf den zweiten Boden und von dieſem in unmittelbarer Fortſetzung bis auf den dritten hinauf. Zur Seite hing ein getheertes Tau, daran man ſich feſthielt. Als wir bis an die Stelle gekommen waren, wo die Leiter, und zwar ohne einen Knick oder Abſatz zu machen, einfach die Dielung des zweiten Bodens durchbrach, ſah ich, daß ein ſchweres Rad, aber von nur geringem Durchmeſſer, hart neben dem Durchſchlüpfeloche lag, ein Anblick, bei dem ich, ich weiß nicht warum, ſofort fühlte, daß es damit was Beſonderes auf ſich haben müſſe. Mein Vater empfand gerad' ebenſo, ſchob aber alles Fragen danach vorläufig hinaus, weil wir fortgeſetzt im Steigen waren und das Klettern auf den immer ſchmaler werdenden Leitern die größte Vorſicht gebot. Erſt als wir eine Weile danach und nach Muſterung des dicht unter dem Dachfirſt hinlaufenden Glas- und Krukenbodens wieder abwärts ſtiegen und auf dieſem Abſtieg die terra firma des erſten Bodens erreicht hatten, ſetzte ſich mein Vater, um auszuruhen, auf eine der großen Kräuterkiſten und ſagte: „Das iſt ja zum Halsbrechen, Ehm. Und dann das Rad da oben? Was iſt es mit dem Rad? Wie kommt das dahin?"

Ehm erzählte nun in ſeinem Plattdeutſch, daß es das Rad ſei, womit der Mörder Hannacher — aber das ſei nun ſchon lange, das Jahr vorher, ehe die Franzoſen in's Land kamen — vom Leben zum Tode gebracht worden ſei. Hannacher habe dicht bei dem Dorfe Morgnitz einen Schäfer erſchlagen und blos einen Münzgroſchen bei ihm gefunden und als er den Münzgroſchen im Morgnitzer Krug vertrunken habe, da ſei's auch ſchon herausgekommen.

„Ein wahres Glück“ ſagte mein Vater, „je eher ſo was raus kommt, deſto beſſer. Aber das Rad! Was ſoll das da? Wie kommt das dahin?!“

„Dat hett de oll Geisler an ſich bracht, ick weet nich mehr för wieveel. Un he wull ja woll, dat et em Glück in't Huus bringen ſall.“

Mein Vater, der dabei ſeiner eigenen, am Tage vorher zu Gunſten des Scharfrichterkarrens gehaltenen Rede gedenken mochte, war von dem, was Ehm jetzt ſagte, wenig angenehm berührt und meinte, zu viel Glück ſei auch nicht gut. „Aber nun wollen wir uns den Schimmel anſehn, Ehm, um auf andre Gedanken zu kommen ... Is denn hier öfter ſo was los, wie das mit dem Hannacher?“

„Nu ſo ab un an. Toletzt hebben wi joa dat mit Muhr'n un ſine Fru.“

Ehm wollte ſichtlich in dieſem Thema fortfahren, aber mein Vater hörte nicht mehr recht hin und vergaß bald ſowohl Hannacher wie „Muhr'n un ſine Fru“, als er, unten im Stall angekommen, der vorzüglichen Einrichtung, die da herrſchte, gewahr wurde. „Ei, Ehm, da ſind ja zwei Krippen und zwei Raufen. Alſo Platz für zwei Pferde. Was er ſich nur dabei gedacht haben mag. Ich meine den alten Geisler, der ja doch ein Geizkragen geweſen ſein ſoll. Na, mir kanns gleich ſein. Is ja wahrhaftig, als ob er alles für ſeinen Nachfolger eingerichtet hätte. Und das iſt das Wahre. Für die Nachkommen muß man ſorgen.“

* * *

Das Rieſendach mit ſeinen fünf Böden hatte ſeines Eindrucks auf mich nicht verfehlt, das Haus ſelbſt aber, das, geduckt unter dieſem Dache lag und von dem ich in Nachſtehendem eine Schilderung verſuche, ließ, wie äußerlich, ſo auch in ſeinem Innern viel zu wünſchen übrig. An den mit Ziegelſteinen gepflaſterten Flur lehnte ſich, gerade die Mitte desſelben treffend, von links her eine mächtige Küche, von rechts her ein gewölbtes Laboratorium, als Grundform des ganzen Hauſes ein Kreuz herſtellend, in deſſen vier Ecken ſich vier Quadrate mit ſehr primitiven Geſchäfts- und Wohnräumen einſchoben. In dem erſten Quadrat befand ſich, außer der Apotheke, noch die Gehilfenſtube, während das zweite Quadrat nur ein einziges Zimmer umſchloß, einen mehrfenſtrigen Saal, den Stolz des Hauſes. Apotheke wie Saalzimmer ſahen auf die Straße. Die die Rückfront bildenden Quadrate drei und vier, hatten dagegen den Blick auf den Garten und beſtanden einerſeits aus einem Wohnzimmer für meinen Vater, andererſeits aus einer Stube für uns Kinder. Wo es irgend ging, waren verbleibende kleine Raumreſte zu Schlafkammern hergerichtet; nur der Saal blieb von ſo niederer Umgebung verſchont. Im Übrigen war alles klein und eng. Von gefälliger Ausſchmückung an Wand oder Decke zeigte ſich nirgends eine Spur, Öfen und Dielen waren ſchlecht, ganz beſonders unſchön aber war die ſchüttgelbe Farbe, womit, wie der Flur, ſo auch alle Zimmer des Hauſes gleichmäßig geſtrichen waren. Nur die Gehilfenſtube — vielleicht in Huldigung gegen die daneben liegende Apotheke — zeigte, ſtatt des Schüttgelb, einen Anſtrich von Schweinfurter Grün, bekanntlich arſenikhaltig. Um aber die geſundheitswidrige Wirkung dieſer Farbe nach Möglichkeit auszugleichen, war in eine der oberſten Fenſterſcheiben eine blecherne Roſe eingeſetzt, die, unter beſtändigem Sichdrehen, für friſche Luft zu ſorgen hatte, dabei aber einen unerträglichen Lärm machte. Ja, häßlich, eng und vernachläſſigt war alles, am vernachläſſigſten aber war die Kinderſtube, drin, grad in der Mitte, ein großes Stück Diele fehlte, ſo daß der Dünenſand, darauf das Haus ohne Untermaurung ſtand, zum Vorſchein kam. Später ſöhnte ich mich mit dieſem Dielenloch freilich aus, denn gerade dieſe Sandſtelle wurde, wenn wir bei ſchlechtem Wetter nicht hinaus konnten, zum bevorzugten Spielplatz für uns Kinder, wo wir mit vier würfelförmigen Steinen unſer Lieblingsſpiel ſpielten. Dies Lieblingsſpiel hieß „Knut“, war alſo vielleicht däniſchen Urſprungs und lief darauf hinaus, daß man, den vierten Stein hoch in die Luft werfend, ihn im Niederfallen unter gleichzeitigem Aufraffen der im Sande liegen gebliebenen drei andern Steine, wieder auffangen mußte.

Neben dieſer bequemen Spielgelegenheit beherbergte die Stube, um vom Guten nichts zu verſchweigen, auch noch ein Andres, das für ein phantaſtiſches Kind wohl angethan war mit der ſonſt herrſchenden Dürftigkeit auszuſöhnen. Gerade hier nämlich, war, auf einem Lehnſtuhl ſitzend, der alte Geisler geſtorben und wenn ich mich Abends an eben dieſer Stelle zwiſchen Schrank und Ofen niederließ und dann das Klappen und geheimnißvolle Rumoren über mir anhob, ſo war der Zauber davon ſo groß, daß von Proſa der Umgebung keine Rede mehr ſein konnte.

Das alles aber empfand ich erſt ſpäter. Vorläufig kehre ich zu Schilderung der verſchiedenen Räumlichkeiten zurück. Unter dieſen nahmen Laboratorium und Küche den erſten Rang ein. Beide konnten als Glanzſtücke gelten und wenn die Küche mit ihrem bis dicht auf den Herd herabhängenden und mit blankem Ruß ausgefüllten Rauchfang etwas von einer ſpaniſchen Poſada hatte, ſo präſentirte ſich, von der andren Seite her, das Laboratorium mit ſeinen Retorten und Deſtillirapparaten (zwiſchen denen ein getrockneter Buttfiſch von der gewölbten Decke hing) als ein vollkommen alchymiſtiſcher Raum, darin Fauſt ſein „Habe nun, ach“ ohne Weitres hätte beginnen können. Ja, in ſeiner grotesken Unmodernität, war hier, im vollſten Gegenſatz zu den proſaiſchen Wohnräumen, alles frappirend intereſſant und ich könnte noch jetzt Veranlaſſung nehmen, davon zu ſchwärmen, wenn ich nicht gleich damals, beim erſten Eintritt in die ganze phantaſtiſche Herrlichkeit, eine kopfſchmerzerzeugende, mich arg bedrückende Luft wahrgenommen hätte. Nicht zu verwundern. Mitten in dem Laboratorium ſtand eine Plumpe, der es nicht bloß oblag, den ganzen Hausſtand mit Waſſer zu verſorgen, ſondern auch ſämmtliche von Dekokten und allerhand Aufgüſſen herrührende Blätter- und

Wurzelreſte wegzuſchwemmen. All dieſer Abgang wurde vermittelſt einer ſchräglaufenden Steinrinne in eine Senkgrube geführt, die ſich ſchon draußen auf der Straße befand, deren Ausdünſtungen aber nichtsdeſtoweniger in das Laboratorium zurückſchlugen. Allzu ſchlimm kann es nun freilich damit nicht geweſen ſein, denn während meines fünfjährigen Swinemünder Aufenthalts kam in unſrem Hauſe kein Typhusfall vor, nur für mich perſönlich wurde dieſe Sumpfluft geradezu ſchrecklich und alsbald, und dann ein ganzes Jahr lang, vom kalten Fieber geſchüttelt, legte ich hier die Grundlage zu meinem immer zum Malariafieber hinneigenden Geſundheitszuſtande. Sehr wahrſcheinlich wäre mir dies alles erſpart geblieben, wenn ſich mein Vater zu zwanzig oder fünfzig Gran Chinin hätte aufraffen können. Aber Chinin war damals noch theuer und ſo mußte ich mich mit einer aus Chinarindenpulver und eingedicktem Mohrrübenſaft zuſammengerührten Latwerge begnügen. Die wollte nicht recht helfen, abgeſehen davon, daß es eine Qual war, ſie herunter würgen zu müſſen. Ich denke noch mit eigenthümlichen Gefühlen daran zurück, aber es herrſchte damals ganz allgemein das Erziehungsprincip vor: „ach, ſolch Junge frißt ſich durch“ und mein Vater, der, wenn es ihm gerade paßte, dergleichen Erſparniſſe wiſſenſchaftlich zu begründen liebte, mochte wohl noch hinzuſetzen: „Eigentlich iſt Chinarinde das Wahre, weil das natürlich Gegebene; Chinin iſt ſchon Luxus und Luxus iſt nicht für Kinder.“ In ähnlichem Sinne hab' ich ihn, bei andern Gelegenheiten, manch' liebes Mal ſprechen hören. Aber gleichviel, ob er damals ſo dachte oder nicht, das an mir erſparte Chinin war eine große Härte, ſo groß, daß ich, — weil ich einem unkindlichen Gefühle hier nicht gern Ausdruck geben möchte — davon ſchweigen würde, wenn ich nicht zu meiner herzlichen Freude hinzuzuſetzen hätte, daß mein Vater all das, was er an zu Forderndem damals unterließ, ſpäter reichlich wieder ins Gleiche brachte. Viele Jahre danach, als es ihm ſelber ſchlecht ging und ſein Vermögen bis auf ein Minimum zuſammengeſchrumpft war, hat er mir in hochherziger und rührender Weiſe geholfen. Es handelte ſich für mich um einen längeren und ziemlich koſtſpieligen Aufenthalt in England. Er half mir dazu, ohne langes Beſinnen und ohne ſentimentale Redensarten, unter Dranſetzung letzter Mittel. Und ſo fügte ſich's denn, daß er, der in guten Tagen, in dieſem und jenem, wohl manches verſäumt hatte, ſchließlich doch der Begründer des beſcheidenen Glückes wurde, das dieſes Leben für mich hatte.

* * *

Das Haus, zumal die eigentlichen Wohnräume, waren das Mindeſte zu ſagen anfechtbar, entzückend aber waren Hof und Garten.

Zunächſt der Hof. Dieſer glich mehr oder weniger einer Ackerwirthſchaft, worüber mein Vater, deſſen Neigungen ſammt und ſonders nach der landwirthſchaftlichen Seite hin lagen, außerordentlich befriedigt war. Aber auch wir Kinder waren es, ich an der Spitze. Da waren natürlich Pferde-, Kuh- und Schweineſtälle, Geſindeſtuben (ſonderbarerweiſe mit Taubenhaus), Torf- und Heuboden, Roll- und Häckſelkammer und endlich eine rieſengroße Wagenremiſe, die zugleich als Holzſtall diente. Neben der Remiſe lag ein mit allerhand gläſernen und namentlich irdenen Vorrathsflaſchen beſetzter Keller, der, zumal in Herbſt- und Frühjahrstagen, eine beſondre Vergnügungsſtätte für uns bildete. Dann ſtieg hier das Grundwaſſer und ſchuf, auf Wochen hin, etwas wie eine kleine Ueberſchwemmung. Anfangs half man ſich mit Kloben und Bretterlagen, ſtieg das Waſſer aber immer höher, ſo ſchafften wir Kinder ſchließlich Kufen und Waſchfäſſer hinunter, auf denen wir nun, einen Rieſenſpatel ſtatt des Ruders in der Hand, umherfuhren, um, als Seeräuber, an den vier „Küſten“ anzulegen. An dieſen hauſten wir dann unerbittlich und ſetzten, uns gütlichthuend, die ſonderbar geformten Krüge mit Himbeer- und Johannisbeerſaft wie große Methhörner an den Mund. „Wo nur immer die Fruchtſäfte bleiben?“ ſagte dann wohl mein Vater und ſchüttelte den Kopf.

Ja, dieſer Hof! An drei Seiten war er von allerhand Baulichkeiten eingefaßt, an der vierten aber zog ſich ein mit Eiſenſpitzen beſetzter, hoher Bretterzaun hin, an dem entlang und in Höhe noch weit über ihn hinauswachſend, prächtiges Buchenklafterholz dicht aufgeſchichtet lag, ein Anblick, der mich, bei meiner Spiel- und Kletterluſt, gleich im erſten Augenblick erkennen ließ: Hier iſt's gut ſein.

Und was von dem Hofe galt, galt auch, und womöglich noch geſteigert, von dem in einem rechten Winkel angelegten, alſo einen Knick machenden Garten, der, durch eben dieſen Knick, aus zwei gleich großen Theilen beſtand. Die erſte Hälfte, mit Reſeda und Ritterſpornbeeten, mit Rabatten und Rondeelen und nicht zum Letzten mit allerhand am Spalier gezogenen Obſtarten beſetzt, war ein richtiger Garten, während die zweite Hälfte mehr einer Wildniß glich. Aber freilich einer ſehr maleriſchen. An ein paar ſchon vom Winde gebeugten und deshalb ſchrägſtehenden und die verwunderlichſten

Linien aufweiſenden Zäunen entlang, zogen ſich hier die Himbeer- und Johannisbeerſträucher in geradezu wuchernden Maſſen, bis ganz zuletzt ein ſchon auf Nachbars Seite ſtehender und an Größe faſt einem Baume gleichender Berberitzenſtrauch ſeine mit den prächtigſten rothen Früchten überdeckten Zweige herüberreichte. Dieſe zweite Gartenhälfte war unſer Reich. Da ſpielten wir halbe Tage lang und legten Burgen an, oder turnten am Reck, oder brachen Planken aus dem Zaun und zogen auf Raub in die Nachbargärten. Schöner aber als alles das, war, für mich wenigſtens, eine zwiſchen zwei Holzpfeilern angebrachte, ziemlich baufällige Schaukel. Der quer überliegende Balken fing ſchon an morſch zu werden und die Haken, an denen das Geſtell hing, ſaßen nicht allzu feſt mehr. Und doch konnt' ich gerade von dieſer Stelle nicht los und ſetzte meine Ehre darin, durch abwechſelnd tiefes Kniebeugen und elaſtiſches Wiederemporſchnellen, die Schaukel derartig in Gang zu bringen, daß ſie mit ihren ſenkrechten Seitenbalken zuletzt in eine faſt horizontale Lage kam. Dabei quietſchten die roſtigen Haken und Alles drohte zuſammen zu brechen. Aber das gerade war die Luſt, denn es erfüllte mich mit dem wonnigen und allein das Leben bedeutenden Gefühle: Dich trägt Dein Glück.

Fünftes Kapitel.

Unſer Haus, wie's wurde.

„Wie wir unſer Haus vorfanden,“ das bildete, von etlichen Einſchiebſeln und ein paar Exkurſen in die Zukunft abgeſehen, den Inhalt des vorigen Kapitels. In dieſem neuen Kapitel geh ich, freilich gelegentlich auch hier wieder Kommendes vorwegnehmend, zu einer Schilderung der Umgeſtaltungen über, die ſich, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in unſerem Hauſe vollzogen. Daß es in ſo kurzer Zeit geſchah, hatte vorwiegend in dem innerhalb vier oder ſechs Wochen bevorſtehenden Eintreffen meiner Mutter ſeinen Grund, bis wohin Alles in guter Ordnung ſein ſollte. Mein Vater, den dabei, neben einer kleinen Baupaſſion, auch wohl eine gewiſſe Courtoiſie gegen ſeine, trotz aller Kriegführung ſehr geliebte Frau beſeelen mochte, ging in Ausführung ſeines Thuns auf zwei Linien vor, von außen und innen, und ſtellte ſich, was das „Außen“

anging, vor allem den Abputz des ganzen Hauſes, was das „Innen“ anging, die Möblierung und Einrichtung zweier Räume: des für ſeine Frau beſtimmten „Salons“ und ſeines eigenen Wohnzimmers zur Aufgabe.

Dies doppelte Vorgehen war von einem ſehr verſchiedenen Erfolge begleitet.

Was zunächſt den Angriff von „Außen“, alſo die dem Abputz und Anſtrich des Hauſes geltende Neuerung betraf, ſo ſcheiterte dieſe total. Von der aus einem feineren Stilgefühl hervorgehenden Anſchauung, daß, unter Umſtänden, etwas geradezu Häßliches einem an und für ſich Hübſcheren aber durchaus Unpaſſenden immer noch vorzuziehen ſein könne, wußte man damals im Publikum nicht viel und ſo kam es, daß mein Vater, nachdem er ſich mit einem uns ſchräg gegenüber wohnenden Haus- und Stubenmaler in Verbindung geſetzt hatte, mit eben dieſem einen himmelblauen Oelfarbenanſtrich verabredete. Für den Maler war dies, bei der beträchtlichen Zahl von Quadratfußen, die mit dem theuren Anſtrich zu bedecken waren, eine ſehr lohnende Aufgabe, für das Haus ſelbſt aber, dem dieſe Verſchönerung galt, ging dadurch das Beſte verloren, was es bis dahin gehabt hatte: ſein grotesker Charakter.

Der Außenangriff alſo ſcheiterte.

Deſto mehr dagegen, wenn auch freilich nicht in allen Stücken, glückte das Vorgehn im Innern, weil hier das Meiſte, was geſchah, ſich mehr oder weniger gefällig in den ſchlicht gegebenen Rahmen einfügte. Daß es ſo kam, war natürlich ein bloßer Zufall und hatte darin ſeinen Grund, daß das zur Einrichtung der genannten Zimmer zur Verfügung ſtehende Mobiliar vorwiegend alt oder doch nicht ganz neu war. Beſonders das ganz Alte, das dem Nachlaſſe meines, wie ſchon erwähnt, kurz zuvor verſtorbenen Großvaters entſtammte, paßte wundervoll und erzielte, wo es zur Verwendung kam, genau das, was ich bei Zimmereinrichtungen bis dieſen Tag am Höchſten ſchätze: Das Anheimelnde und Gemüthliche.

Da war zunächſt das 3 fenſtrige Saalzimmer in Front des Hauſes, das beſtimmt war der „Salon" meiner Mutter zu werden. Das Schüttgelb ſeiner Vorexiſtenz war bald verſchwunden und ein dunkles Ultramarin, die Lieblingsfarbe meines Vaters, trat an ſeine Stelle, während an der langen, weißgetünchten Decke hin und zwar von der Hand deſſelben Meiſters, der draußen den Oelfarbenanſtrich geleiſtet hatte, eine halb mythologiſche Darſtellung entſtand. Solche mythologiſch anklingenden Deckenbilder haben meinen Vater, der eine mir unerklärliche Vorliebe dafür hatte (denn er war eigentlich ſchlecht bewandert in der Götterlehre) durchs Leben hin begleitet. Ueberall, wo er ſich häuslich einrichtete, mußte das einfache Stern- oder Roſetten-Ornament, das er vorfand, alsbald einer „höhern Darſtellung" weichen, in der meiſtens ein an Leda-Bilder erinnernder, ſich mächtig aufbäumender Schwan die Hauptrolle ſpielte. Mitunter (ſo auch hier) waren es mehrere Schwäne. Zu dieſem Deckenbilde geſellte ſich, als berechtigtere Zimmerdekoration, eine ſaubre Fenſterausſchmückung: in große Meſſingblechgriffe zurückgeſchlagene Gardinen, vor deren einer ein Trittbrett mit Maroquin-Lehnſtuhl ſtand, auf dem meine Mutter, eine Stickerei oder Häkelarbeit in der Hand, ſchon Vormittags zu reſidiren pflegte. Der Blick, den ſie von dieſem Trittbrett aus hatte, war ſehr gefällig. Unter den Zweigen einer unmittelbar vor dem Fenſter ſtehenden Linde hinweg, blickte ſie, wenn ſie von ihrer Arbeit aufſah, auf den jenſeits der Straße gelegenen Kirchplatz mit ſeinen verſchiedenen Baumſtämmen und Sägeböcken hinüber, wo wir Kinder, wenn's irgend ging, unſre Spiele ſpielten. Kam dann 12 Uhr heran, ſo gab ſie dieſen Beobachtungspoſten am Fenſter auf, aber nur ſelten um an dem Mittageſſen theilzunehmen, ſondern um ſich in den

Garten oder noch lieber in die ſtille Giebelſtube des Hauſes zurückzuziehn. Erſt um die vierte Stunde kehrte ſie wieder an ihren Lieblingsplatz zurück. Und nun begann für ſie die ſchönſte Zeit des Tages, die Zeit, wo Beſuch kam und die Vorbereitungen zum Kaffee getroffen wurden. Es war das damals alles viel hübſcher und maleriſcher als jetzt; Taſſen und Kuchenkörbe ſtanden ſchon da, daneben eine kupferne hohe Kanne mit eingehängtem Beutel, und nur das heiße Waſſer zum Aufbrühen fehlte noch. Und nun kam der Hauptmoment, der, wo die Mama die Klingel zog und gleich darauf ein merkwürdiger Bau hereingetragen wurde, deſſengleichen ich ſeitdem nicht wieder geſehn. Es war ein ovaler, mit glühenden Kohlen gefüllter Eiſenblechkaſten, der, weil er ſich als ſolcher ſchlecht präſentirt haben würde, wieder in einem etwas größeren, blitzblankgeputzten Meſſingbehälter ſteckte, durch deſſen zahlloſe Löcher hindurch man den eiſernen Innenkaſten glühen ſah. Auf dieſem etwas complicirten Bau ſtand ein beinah kugelrunder Waſſerkeſſel, aus deſſen Tülle der Dampf kräuſelnd aufſtieg. Und nun, unter gefälligem Weiterplaudern, worin ſie, wenn ſie wollte, virtuos war, ſtieg meine Mama von ihrem Maroquinthron herab, um gleich danach jedem einzelnen Gaſte die ihm zuſtändige Taſſe zu reichen. Jetzt muß es Meißner Zwiebelmuſter oder dem Aehnliches ſein, damals aber bildeten die Taſſen eine kleine Galerie von Miniaturbildern, auf denen in der Regel ein ans Knie der Venus ſich anſchmiegender Amor den Pfeil ſchärfte, meiſt aber ſchon den Bogen ſpannte, ſicher das in Front eines Gebüſches ſtehende leichtbekleidete Paar mit ſeinem Liebespfeil zu treffen. Und dann wurde ich aufgefordert, die Kuchenkörbe herumzureichen, oft eine Tantalusqual für mich, wenn der lebhafte Gang der von den Damen geführten Unterhaltung über den alten Satz „daß der Arbeiter ſeines Lohnes würdig ſei“ hinweg ſehen ließ.

All das iſt mir im Plaudern wieder lebendig geworden und in der Rückerinnerung daran, habe ich zu meinem Leidweſen außer Acht gelaſſen, daß ich in erſter Reihe nicht von den Kaffeegeſellſchaften meiner Mama, ſondern von der Salon-Einrichtung erzählen wollte, die mein Vater damals, in liebenswürdigem Eifer in's Werk zu ſetzen ſich abmühte. Zurück alſo zu dieſer meiner Schilderung. An der Längswand, den drei Fenſtern gegenüber, ſtand ein Sopha mit dicht geſtellten Stühlen, ſo dicht, wie ſie nur in einem Tanzſaale zu ſtehen pflegen; das Sopha ſelbſt aber — in einem abgeplatteten Barockſtil gehalten, wenn überhaupt noch von Stil die Rede ſein konnte

— trug einen quittgelben Moiré-Ueberzug und war, an Front und Rückenlehne mit vielen Hunderten von kleinen Silbernägeln beſetzt. Das Ganze zunächſt ſchwerfällig, und dabei prätentiös und ärmlich zugleich. Um vieles beſſer machte ſich der an der Schmalſeite des Zimmers aufgeſtellte Trumeau, deſſen Bekrönung, weil die Höhe des Zimmers nicht ausgereicht hatte, zu größerem Theile beſeitigt worden war. Aber auch in dieſer faſt bekrönungsbaren Verfaſſung war er immer noch das Prachtſtück der ganzen, von uns ſelbſt wenigſtens vielbewunderten Einrichtung. Daß wir unſererſeits ſo hoch davon dachten, war, bei aller nachträglichen Komik der Sache, doch ſehr verzeihlich. Alle dieſe langweiligen Gegenſtände nämlich waren von uns nicht blos, kritiklos, in dem ehrlichen Glauben an ihre beſondere Schönheit mit nach Swinemünde herüber genommen worden, ſondern durften auch nach damaliger Anſchauung, wirklich als etwas bemerkenswerth Feines gelten. Denn es waren ſogenannte „Schinkelſche“ Möbel. Schinkel, (Ruppiner Kind) in freundlichem Andenken an ſeine Vaterſtadt, hatte der Tiſchlerfirma Möhring daſelbſt ſeine Muſter und Vorbilder für Zimmereinrichtung zum Geſchenk gemacht oder vielleicht auch nur zu beſonderer Beachtung empfohlen, was im Weiteren zur Folge hatte, daß Jahrzehnte lang, das ganze offizielle Preußen aus der Werkſtatt dieſer ſehr angeſehenen Firma mit Mahagony-Möbeln im Schinkelſtil verſehen wurde. Noch ganz vor Kurzem, und zwar im Schloſſe zu Quedlinburg, bin ich in einem mittelgroßen Zimmer, das Friedrich Wilhelm IV. bei ſeinen Beſuchen daſelbſt mit Vorliebe zu bewohnen pflegte, ſolcher Schinkel'ſchen Zimmer-Einrichtung wieder begegnet und ſchrack bei ihrem Anblicke faſt zuſammen, denn Trumeau, Sopha, Schränke, Stühle, Alles ſah genau ſo aus oder richtiger war nach Stil und Formen genau daſſelbe wie das, was ich 60 Jahre früher im Zimmer meiner Mutter geſehen und bewundert hatte. Freilich nur damals bewundert. Mir will es jetzt ſcheinen, daß Schinkel, deſſen Größe, trotz ſolcher Ausſtellungen natürlich unangefochten bleibt, es ſeinerzeit nicht für nöthig fand, an Herſtellung dieſer Dinge viel Arbeit und Phantaſie zu ſetzen. Namentlich letztere verleugnet ſich beinahe ganz.

So viel über den Salon meiner Mutter. Er konnte paſſiren (mehr freilich war ihm nicht zuzugeſtehen) während es mein Vater, wenn auch ſich ſelber unbewußt, bei Neu-Einrichtung ſeines eigenen kleinen Wohnzimmers ganz vorzüglich getroffen hatte. Hier war an Stelle des früheren Anſtrichs alsbald eine braun und weiß gemuſterte Tapete getreten und der überall abgeſtoßene ſchwarze Ofen hatte einem völligen Neubau Platz gemacht. Dieſer beſtand aus graugrünen blanken Kacheln, über deren jede mindeſtens zwei, drei nach unten ſich verdickende Tropfen rother Glaſur floſſen, — alſo eigentlich ein Ornament, das in ein Schlachthaus gepaßt hätte. Trotz dieſer äußerſten Gewagtheit, ließ ſich, auf Farbenwirkung hin angeſehn, doch von einer wirklichen Verſchönerung ſprechen. Eine ganz beſondere Zierde des Zimmers aber waren ſeine vielen Bilder, meiſt in Paſtell: Engelsköpfe, Muſen und Horen im Tanz oder auch junge Mädchen mit Tauben und Kaninchen ſpielend. Dazwiſchen hingen engliſche Stiche: die Quelle der Egeria, die Caskaden von Tivoli und Aehnliches, Buntdrucke, die, meinem Gefühle nach, dem Meiſten, was jetzt auf dieſem Gebiete geleiſtet wird, erheblich überlegen waren. Zum Mindeſten wirkten ſie vornehmer. Alt und einfach, aber gerade deshalb dem Trumeau ſammt Moirée-Sopha weit überlegen, waren denn auch ganz beſonders die dem Zimmer einverleibten, meiſt aus der großväterlichen Erbſchaft ſtammenden Möbel. An dem mittleren Fenſterpfeiler, in einer Birkenmaſer-Umrahmung, hing ein ſchmaler Spiegel, vor dem mein Vater ſeine Toilette zu machen pflegte. Für gewöhnlich bedeutete das nicht viel. Wenn aber Diner-Tag war, und das ereignete ſich Winters allwöchentlich wenigſtens einmal, ſo ſtand er hier, unter Vornahme der mannigfachſten Prozeduren, oft eine halbe Stunde und länger. Das Anlegen eines vielgefalteten Jabots, mit einem weißen Halstuch darüber, durch das dann eine Amethyſtnadel geſteckt wurde, bildete jedesmal den Schluß der Toilette, dem mit gleicher Regelmäßigkeit eine minder gefällige Manipulation voranging. Er trug nämlich eine ſogenannte „Tour", die, wenn er ſich für eine Geſellſchaft zurecht machte, jedesmal abgelöſt, dann ſorglich in Stand geſetzt und mit einer Gummilöſung neu aufgeklebt wurde. Der Ablöſungsprozeß war immer etwas ziemlich Schmerzhaftes, von einer komiſchen Grimaſſe Begleitetes, weshalb er es nicht gern unterließ, einen ſeiner Monologe daran anzuknüpfen. „Eigentlich iſt es Unſinn. Die meiſten haben einen ganz kahlen Kopf und finden ſich drin. Nur ich, warum bäume ich mich unter Qualen dagegen auf? Es iſt ein Opfer, das ich der Geſellſchaft bringe." Niemand aber war ſchließlich bereiter dazu als er, denn er freute ſich auf jede Geſellſchaft.

In dieſen Geſellſchaften, auf deren Schilderung ich in einem anderen Kapitel zurückkomme, war er ſehr beliebt, was mit ſeiner großen und liebenswürdigen Unterhaltungsgabe, ganz beſonders aber mit einigen kleinen Sonderbarkeiten zuſammen hing, die dieſe Unterhaltungsgabe begleiteten. Zu dieſen Sonderbarkeiten zählte, neben anderem, auch eine ihm eigenthümliche Vortragsweiſe, die bei Citaten oder Namensnennungen immer höchſt pathetiſch war. Er ſagte nicht gern „auf Erden“ ſondern bevorzugte die Wendung „auf dieſer ſublunariſchen Welt“ und wenn er das Wort „sort“, z. B. in ſeinem Lieblingsſatze: „der und der wird ſein sort machen“ betonte, ſo hätten ihn drei Franzoſen um die Ausſprache des „o“ beneiden können. Auf gleicher Höhe, wenn nicht höher, ſtand ſein „la mort sans phrae“ oder wohl gar „la garde meurt et no se rend pas“ woraus man übrigens nicht ſchließen wolle, daß dies, ſo ſehr er an allem Franzöſiſchen hing, aus Gallomanie geſchehen ſei. Was ihn dazu beſtimmte, war lediglich ein Klangbedürfniß und jede Sprache, die dazu mithalf, war ihm gleich willkommen. Es war eine Luſt ihm zuzuhören, wenn er beiſpielsweiſe den Titel eines damals erſchienenen Romans: Guſtav Waſa oder das Blutbad zu Stockholm“ ausſprach oder wenn er, ſobald von Schill die Rede war, hinzuſetzte: „Schill, der in den Straßen von Stralſund fiel.“ Alles Allitterirende und Spondäiſche wurde von ihm bevorzugt. Er wiegte ſich darauf. Am größten aber war er wahrſcheinlich bei Nennung ihm unbekannter und deshalb falſch von ihm ausgeſprochener Namen, weil er ſich dieſe, durch Regeln und Correktheit ganz uneingeengt, ganz nach ſeinem perſönlichen Bedürfniß zurecht legen konnte. Gerade damals (1830) war in den Nachrichten aus England viel von einem Marquis von Londonderry, (Bruder des früheren Miniſters Castlereagh,) die Rede, welcher Name, weil er ſich einfach aus London und Derry zuſammenſetzt, bei richtiger Ausſprache nur ziemlich mäßig in's Ohr fällt; mein Vater aber, den Namen als eine große Einheit faſſend, legte, ſtatt ihm ſeine zuſtändigen zwei Accente zu geben, einen einzigen mächtigen Accent auf das „o“ der drittletzten Silbe und erzeugte dadurch eine vollkommene Donnerwirkung. Natürlich erheiterte das die Swinemünder, die mit England und engliſcher Sprache ſehr wohl Beſcheid wußten.

Und nun wieder zurück in das Wohnzimmer meines Vaters und zu ſeiner Einrichtung.

An der Wand, rechts neben dem Spiegelpfeiler, ſtand der ebenfalls aus Birkenmaſer gefertigte Schreibſekretär, deſſen mit grünem Fries überzogene Klappe, wenn herabgelaſſen, ihm zugleich als Schreibepult diente. Die verbürgteſte Eigenſchaft derſelben war aber die, daß ſie, jedem Drucke nachgebend, beſtändig knarrte und quietſchte. Mein Vater indeſſen ließ ſich dadurch nicht ſtören und führte von hier aus ſeine geſammte Korreſpondenz. Links neben ihm lagen die zu beantwortenden Briefe, denen eine Papierſcheere von ungewöhnlichem Gewicht, als eine Art Briefbeſchwerer diente. Nicht jeden Tag war Schreibetag, war dieſer aber da, ſo wurde Nummer für Nummer vorgenommen, langſam und mit einer gewiſſen Künſtlerfreude, denn er ſchrieb eine ſehr hübſche Handſchrift. Waren es Geldbriefe, ſo ſteigerte ſich dieſe Freude noch ſehr erheblich. Er hatte dann nicht blos die Vorſtellung von der Wichtigkeit des Akts, ſondern des Weiteren auch eine gewiſſe moraliſche Genugthuung, dieſen Brief überhaupt noch abſchicken und ſich als ein Mann von Mitteln und „honneteté“ legitimiren zu können. Am deutlichſten trat dieſe Genugthuung hervor, wenn er, nach Erledigung der eigentlichen Schreiberei, bis zur Couvertirung und Siegelung des Briefes gekommen war. Er hatte mehrere Petſchafte für den Alltagsverkehr, jeder Geldbrief aber wurde mit einem beſonders gut geſchnittenen Petſchaft geſiegelt, das er noch aus der Ruppiner Löwenapotheke mit in ſeine Swinemünder Adlerapotheke, ſo daß es eigentlich nicht mehr paßte, herüber genommen hatte. Das Reiben des Siegellacks, um die ſchwarzen Stellen auszutilgen, war eine Kunſt, der er viel Fleiß widmete und wenn dann die fünf Siegel mit dem kleinen Löwen darauf fertig waren, ſah er ſich das Ganze wiederholentlich an und äußerte ſeine Befriedigung. Er ſaß gern an dieſem ſeinem Sekretär und hing mehr oder weniger an jedem Kaſten und Schubfach desſelben, ein beſonders intimes Verhältniß aber unterhielt er zu einem hinter einem kleinen Säulen-Vortempel verborgenen Geheimfach, drin er, wenn ihm die Verhältniſſe dies gerade geſtatteten, ſein Geld aufbewahrte. Lag es indeſſen ungünſtiger, mit anderen Worten war der Kaſten leer, ſo hörte derſelbe nicht auf, ein Gegenſtand ſeiner beinahe liebkoſenden Betrachtungen zu ſein. Er entfernte dann den Vortempel und in das Nichts, das ſich dahinter aufthat, mit einem gewiſſen humoriſtiſchen Ernſt hineinlugend, hielt er eine ſeiner Anſprachen. Ich war oft dabei zugegen. „Sieh, mein Sohn, ich kann in dieſe dunkle Leere nicht ohne Bewegung blicken. Erſt vor ein paar Tagen hab ich mir zuſammengerechnet, wie viel da wohl ſchon gelegen hat, und es ſummte ſich hoch auf und hatte was Tröſtliches für mich.“ All dies, während er drüber lachte, war doch auch wieder ganz ernſthaft gemeint; er richtete ſich wirklich an der Vorſtellung auf, was da alles ſchon mal gelegen hatte. Das Gascogniſche in ihm ſchlug immer wieder durch.

Der Sekretär mit der quietſchenden Klappe war, um es noch einmal zu ſagen, ein Lieblingsplatz meines Vaters, aber der bevorzugteſte war doch das große kiſſenreiche Schlafſopha, das zwiſchen dem Ofen mit den rothen Glaſurtropfen und der alten Gehäuſe-Wanduhr ſtand. Dieſe Wanduhr iſt jetzt in meinem Beſitz. Mein Großvater und mein Vater ſind bei ihrem Schlage geſtorben und ich will dasſelbe thun. Ueber dem mit buntem Wollſtoff überzogenen Sopha aber hing das noch nicht erwähnte Prachtſtück aus der Erbſchaft meines Großvaters, ein, nach dem bekannten Bilde des Malers Cunningham gefertigter großer Kupferſtich, der die Unterſchrift führte: Frédéric le Grand retournant à Sanssouci après les manoeuvres de Potsdam, accompagné de ses généraux. Wie oft habe ich vor dieſem Bilde geſtanden und dem alten Zieten unter ſeiner Huſarenmütze in's Auge geſehen, vielleicht meinen Lieblingshelden in ihm vorahnend. Unter dieſem Frederic le Grand-Bilde aber und eingebettet in die Seegraskiſſen, hielt mein Vater, der zu ſeinen vielen Prachteigenſchaften auch die eines immer tüchtigen Schläfers hatte, ſeine Nachmittagsruhe, bei der er die Zeit nie ängſtlich maß und ſich oft erſt erhob, wenn die Dunkelſtunde ſchon da war. „Papa ſchläft wieder bis in die Nacht hinein.“ Ich wurde dann, wenn gute Tage, d. h. Friedenszeiten waren, abgeſchickt, ihn zu wecken, was ich immer gerne that, weil er dabei nicht blos von beſonders guter Laune, ſondern ſogar von einer ihm ſonſt gar nicht eignen Zärtlichkeit gegen mich war. Ich mußte mich dann zu ihm ſetzen und er plauderte mit mir, weit über meinen Kopf weg, über allerhand merkwürdige Sachen, die mich, vielleicht gerade deshalb, entzückten. Ich komme weiterhin auf dieſe wunderlichen und mir für mein Leben verbliebenen Geſpräche zurück.

Ja, das waren glückliche Stunden. Aber es kamen auch andere. Dann wurde ich nicht hinein geſchickt um ihn zu wecken, ſondern ging aus eigenem Antriebe, um nach ihm zu ſehen. Er lag dann auch ausgeſtreckt auf dem Sopha, aber auf ſeinen Arm geſtützt und ſah durch das Gezweig eines vor dem Fenſter ſtehenden ſchönen Nußbaumes, in das über den Nachbarhäuſern liegende Abendroth. Ein paar Fliegen ſummten um ihn her, ſonſt war alles ſtill, vorausgeſetzt, daß nicht gerade der Kohlenproviſor an ſeinem Mörſer ſtand und ſtampfte. Wenn ich dann an das Sopha herantrat und ſeine Hand ſtreichelte, ſah ich, daß er geweint hatte. Dann wußte ich, daß wieder eine „große Scene“ geweſen war, immer in Folge von phantaſtiſchen Rechnereien und geſchäftlichen Unglaublichkeiten, um derentwillen man ihm doch nie böſe ſein konnte. Denn er wußte das alles und gab ſeine Schwächen mit dem ihm eignen Freimuth zu. Wenigſtens ſpäter, wenn wir über alte Zeiten mit ihm redeten. Aber damals war das anders und ich armes Kind ſtand, an der Tiſchdecke zupfend, verlegen neben ihm und ſah, tief erſchüttert, auf den großen, ſtarken Mann, der ſeiner Bewegung nicht Herr werden konnte. Manches war Bitterkeit, noch mehr war Selbſtanklage. Denn bis zu ſeiner letzten Lebensſtunde verharrte er in Liebe und Verehrung zu der Frau, die unglücklich zu machen ſein Schickſal war.

Sechſtes Kapitel.

Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren.

Swinemünde war, als wir Sommer 1827 dort einzogen, ein unſchönes Neſt, aber zugleich auch wieder ein Ort von ganz beſonderem Reiz, dabei aller Unbelebtheit der Mehrzahl ſeiner Straßen zum Trotz, von jener eigenthümlichen Lebendigkeit, die Handel und Schiffahrt geben. Es kam, um ſo oder ſo, um günſtig oder ungünſtig zu urtheilen, ganz darauf an, an welche Stelle der Stadt man ſich ſtellte. Wählte man, als Beobachtungspoſten, den ſchon mehrerwähnten Kirchenplatz, zu deſſen einſchließenden Häuſern auch unſere Apotheke gehörte, ſo ließ ſich, obſchon hier die Hauptſtraße vorüberführte, wenig Gutes ſagen, gab man aber die Innenſtadt auf und begab ſich an den „Strom“, wie die Swine regelmäßig genannt wurde, ſo verkehrte ſich die bis dahin ungünſtige Meinung in ihr Gegentheil. Hier am Strome nämlich, lief, auf faſt eine Viertelmeile Wegs, das „Bollwerk“ hin, eine Uferſtraße, wie ſie nicht poetiſcher gedacht werden konnte. Gerade daß hier Alles nur ein Mittelmaß hielt und nirgends an das Große der wirklich großen Handelsemporien erinnerte, gerade dies Mittelmaß der Dinge lieh allem etwas überaus Anheimelndes, gegen das ſich nur ein Griesgram, oder eine für die Zauber von Form und Farbe ganz unempfindliche Natur verſchließen konnte. Freilich war auch dieſe Bollwerk-Straße nicht an jeder Stelle dieſelbe, ließ ſogar, namentlich flußaufwärts, manches zu wünſchen übrig, von dem Punkt an jedoch, wo eine an unſerer Hausecke beginnende Querſtraße rechtwinkelig einmündete, konnte man ſich, dem Laufe des Fluſſes folgend, Schritt für Schritt an den ſich darbietenden Bildern erquicken. Hier liefen nämlich, vom abgeſchrägten Ufer aus, mal kleinere, mal größere Bretterflöße bis in den Strom hinein, ſchwimmende Bänke, darauf man, von früh Morgens an, die Mädchen wäſcheſpülend bei der Arbeit ſah, immer in heiterer Unterhaltung unter einander oder mit den Schiffsleuten, die behaglich über die Bollwerkbrüſtung gelehnt, ihnen zuſahen. Dieſe mit ihrer Staffage höchſt maleriſch wirkenden Flöße hießen „Klappen“ und dienten, beſonders den Fremden und Badegäſten, zu beſſerer Ortsbezeichnung und Orientirung. Er wohnt an „Klempin's Klapp“, oder gegenüber von „Jahnke's Klapp.“ Zwiſchen dieſen verſchiedenen Flößen beziehungsweiſe Waſchbänken, zog ſich immer ein beſtimmt abgegrenztes Stück Bollwerkwandung und hier lag die Mehrzahl der Schiffe, Winters oft in drei, vier Reihen hintereinander. Die Bemannung fehlte um dieſe Zeit und nur ein aus dem Küchenrohr aufſteigender Rauch oder noch häufiger ein auf einem kleinen Berge von Segeltuch, wenn nicht auf ſeiner Hütte ſitzender und die Vorübergehenden anblaffender Spitz, gab Zeugniß davon, daß die Schiffsräume nicht ganz ohne Bewachung ſeien. War dann im Frühling die Swine wieder eisfrei, ſo begann ſich alsbald Alles wie mit Zauberſchlag zu beleben und das Treiben am Strom hin zeigte, daß die Zeit zur Ausfahrt wieder nahe ſei. Dann wurde der Schiffskörper auf die Seite gelegt, um ihn auf etwaige Schäden hin beſſer unterſuchen zu können und waren dieſe gefunden, ſo ſah man, am anderen Tage ſchon, an der betreffenden Bollwerkſtelle, kleine mit Holzſpähnen und zerfaſerten alten Tauenden unterhaltene Feuer, in deren Mitte das Pech in eiſernen Grapen brodelte. Ganze Haufen von Werg daneben. Und nun begann der Prozeß des Kalfaterns. Kam dann Mittagzeit heran, ſo wurde noch eine Pfanne mit Kartoffeln und Speckſtücken in die Glut geſchoben und viele, viele Male, wenn ich um dieſe Stunde hier meines Weges zog, ſog ich begierig den appetitlichen Qualm ein, an dem mich der Pechbeiſatz nicht im Mindeſten ſtörte. Noch jetzt nähre ich mich, oder doch wenigſtens meine Nerven, mit Vorliebe von dem Erdpechqualm, der mitunter durch unſere neu zu asphaltirenden Berliner Straßen zieht.

Um die Frühjahrs- und Sommerzeit ſetzte ſich dann auch der mitten im Strome liegende engliſche Dampfbagger wieder in Thätigkeit, dem es oblag, das Fahrwaſſer zu verbeſſern und deſſen aus der Tiefe heraufgeholten Erd- und Schlickmaſſen an einer flachen Stelle des Stromes ausgeſchüttet und aufgethürmt wurden, um hier eine künſtliche kleine Inſel entſtehen zu laſſen. Ein paar Jahre ſpäter ſtand ſie ſchon hoch in Rohr und Schilf und trägt jetzt wahrſcheinlich Häuſer und Etabliſſements der Marine-Station, allen denen, die das erſte Drittel des Jahrhunderts noch geſehen, den Wechſel der Zeiten und das Wachſen unſerer Machtſtellung bezeugend.

Halbe Stunden lang ſah ich, wenn ich konnte, der Arbeit des engliſchen Baggers zu, deſſen Ingenieur, ein alter Schotte, Namens Macdonald, mein beſonderer Gönner war. Daß ich, ein Menſchenalter ſpäter, ſeinen ſchottiſchen Clan bereiſen und auf der Inſel Icolmskill, unter Führung eines Macdonald, an die Stelle treten würde, wo nach alter Annahme König Macbeth begraben liegt, — wer mir das damals geſagt hätte!

Und wie dem Baggern, ſo ſah ich auch dem Anlegen der Schiffe zu, wenn dieſe von weiten Fahrten heimkamen, einzelne (wie die „Königin Luiſe“, ein Seehandlungsſchiff) von ihren Reiſen um die Erde, was damals noch etwas bedeutete. Mein Hauptſchiff aber war der „Mentor“, von dem es hieß, daß er einen Kampf mit chineſiſchen Seeräubern ſiegreich beſtanden habe. Die Seeräuber führten ein langrohriges Metallgeſchütz mit ſich, das beſſer ſchoß, als die rohen, gußeiſernen Kanonen, von denen der „Mentor“ etliche an Bord hatte. Dazu war das Piratenboot viel ſchneller und ſo kam denn unſer Swinemünder Kauffahrer alsbald in eine ſchlimme Lage. Der Kapitän aber wußte ſich zu helfen. Er ließ all ſeine großen Böller an die eine Seite des Schiffes ſchaffen und mäßigte jetzt die Fahrt abſichtlich, um den Verfolgern das Näherkommen leichter zu machen. Und nun war ihr Boot auch wirklich heran und die Piraten trafen ſchon Anſtalt, von der einen Seite her das Schiff zu erſteigen.

Da gab der Mentor-Kapitän das verabredete Zeichen und mit aller Kraft und Schnelligkeit rollten jetzt die Böller von der einen Schiffsſeite nach der andern hinüber und ſchlugen, durch die dünne Wandung hindurch, auf das unten haltende, ſchon ſiegesſichere Boot, das nun, von der Wucht der ſchweren eiſernen Kanonen in Stücke gebrochen, mit Mann und Maus zu Grunde ging.*)

---

*) Ein ſolches Hinüberrollen ſchwerer Geſchütze von der einen Seite des Schiffs auf die andere, hat ſich im Kriege, zu Zwecken der Vertheidigung, öfters zugetragen; einmal aber kam es auch mitten im Frieden vor und führte, weil unvorhergeſehen, eine ſchreckliche Kataſtrophe herauf. Das war in den 70er oder 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Um dieſe Zeit lag der „Royal George“ auf der Rhede von Portsmouth und der Admiral veranſtaltete an Bord dieſes ſeines Flaggſchiffes einen Ball, zu dem, außer der vornehmen Welt von Portsmouth, auch die jungen Offiziere der Canal-Flotte geladen waren. Alles war Glanz und Glück. Aber mit einem Male, während man, ſo wenigſtens wird angenommen, eben zu einem neuen Tanze antrat, ſenkte ſich das Schiff, wenn auch zunächſt nur langſam, nach links hinüber und ehe man das volle Gefühl der Gefahr noch haben konnte, ſchlug es um und verſank lautlos. Die Kanonen der rechten Seite, die man verſäumt hatte feſtzulegen, waren, als eine Briſe von derſelben Seite her heranwehte, durch ein ſich ſchräg legen des Schiffs nach links hinübergerollt und hatten das Unglück herbeigeführt. — Ein halbes Jahrhundert und mehr hatte den Vorfall in Vergeſſenheit gerathen laſſen, als die mittlerweile ſeitens der Taucherkunſt gemachten Fortſchritte

Solche Geſchichten waren immer in der Luft und knüpften nicht blos an die Schiffe, ſondern gelegentlich auch an die Häuſer an, die den Schiffen gegenüber, an der anderen Seite des Bollwerks lagen. Weiter flußabwärts aber verloren ſowohl

---

zu dem Verſuche führten, das Schiff wieder zu heben oder wenigſtens den Werthinhalt deſſelben wieder an's Licht zu ſchaffen. Ich lebte gerade damals, 1858, in England und verfolgte dieſe Verſuche mit dem höchſten Intereſſe. Die Taucher waren ſelbſtverſtändlich die Helden des Tages. Ihr beſtändiges Sichbewegenmüſſen unter den geputzten Balldamen in der Salonkajüte, hatte Manches was auf die Nerven fiel, aber eine ganz beſtimmte Scene die vorkam, war doch noch von etwas beſonders Schreckhaftem begleitet. Es galt, als man mit dem Leichteren fertig war, zuletzt noch die Hinaufſchaffung der Geſchütze, die denn auch dadurch bewerkſtelligt wurde, daß die Taucher eine von oben her herabgelaſſene Eiſenkette um die Rohre legten und dann das Zeichen zum Aufziehen gaben. Einem der Taucher war dies ſchon etliche Male geglückt, als er aber damit fortfuhr und ſich eben wieder mit dem Umlegen der Kette beſchäftigte, ſah er, daß ein ungeheurer Seefroſch, der ſich in dem mächtigen Geſchützrohr einquartiert hatte, ſeinen Kopf neugierig vorſtreckend, ihn mit ſeinen Rieſenfroſchaugen ziemlich mißmuthig anſah. Er erſchrak heftig, aber voll Geiſtesgegenwart den Kanonenwiſcher packend, der noch auf der Laffette lag, ſtieß er den Neugierigen in ſeine Wohnung zurück, ließ den Wiſcher wie einen Verſchlußpfropfen drin ſtecken und gab, während er ſich rittlings auf die Kanone ſchwang, das Signal, auf das hin nun die Hebemaſchiene ſowohl ihn, wie das Geſchütz ſelbſt und den gefangenen Seefroſch nach oben zog.

dieſe Häuſer, wie die Geſchichten ihren Reiz, bis, erſt ganz am Ende der Stadt wieder, ein etwas zurückgelegenes, großes Gebäude das Intereſſe noch einmal in Anſpruch nahm. Dies war das erſt ſeit Kurzem errichtete „Geſellſchaftshaus“, das nicht blos den Vereinigungsplatz für die Badegäſte, ſondern, ſolange die Saiſon anhielt, auch für die ſtädtiſchen Honoratioren bildete, von denen vielleicht keiner öfter hier zur Stelle war, als mein Vater. Dieſer häufige Beſuch galt nun freilich nicht eigentlich dem „Geſellſchaftshauſe“ ſelbſt, am wenigſten den darin zur Aufführung kommenden Concerten und Theaterſtücken, der gelegentlich ſtattfindenden Bälle ganz zu geſchweigen, — nein, was ihn anzog und mitunter ſchon zur Frühſchoppenzeit hinausführte, das war ein dicht neben dem Geſellſchaftshauſe ſtehender Pavillon, darin ein mit untadeligem blauen Frack und Goldknöpfen angethaner alter Major von hiſtoriſchem Namen, unter affabelſten Manieren eine kleine Bank auflegte. Dieſe war nur allzu oft das Wanderziel meines Vaters, der, wenn er ein Erkleckliches dort verloren und den pot des Bankhalters entſprechend bereichert hatte, ſtatt verſtimmt darüber zu ſein, nur einfach den Schluß zog, daß das Bankhalten ein, einen ſicheren Gewinn abwerfendes Geſchäft und der alte Major mit dem hohen weißen

Halstuch und der Brillantnadel, ein überaus beneidens- und vor allem auch ſehr nachahmenswerther Mann ſei. Bei ſolcher Exiſtenz habe man was vom Leben. Dergleichen ſprach er dann auch aus, wenn er nach Hauſe kam und ſich verſpätet zu Tiſche ſetzte. Einmal geſchah es in Gegenwart einer Schweſter meiner Mutter, einer eben erſt verheiratheten jungen Frau, die während der Badezeit auf Beſuch bei uns weilte.

„Das wirſt Du doch nicht thun, Louis,“ antwortete ſie auf ſeine Auseinanderſetzungen.

„Warum nicht?“

„Weil es keine Ehre hat.“

„Hm, Ehre,“ warf er hin und trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch.

Aber er hatte doch nicht den Muth, es zu beſtreiten und ſah nur weg und ſtand auf.

⁂

Die Stadt war ſehr häßlich und ſehr hübſch, und ein gleicher Gegenſatz ſprach ſich auch, wenigſtens auf die moraliſchen Qualitäten hin angeſehen, in ihrer Bevölkerung aus. Es gab hier, wie immer in Seeſtädten, eine breite, tagaus, tagein unter Rum und Arac ſtehende, zugleich den Grundſtock der Geſamteinwohnerſchaft ausmachende Volksſchicht, daneben aber, ebenfalls nach allgemein ſeeſtädtiſchem Vorbild, eine geiſtig durchaus höher potenzirte Geſellſchaft, die jedenfalls weit über das hinauswuchs, was man damals in den von engſten Philiſteranſchauungen beherrſchten kleinen Städten der Binnenprovinzen, namentlich auch unſerer Mark, anzutreffen pflegte. Daß die Bewohnerſchaft allem Spießbürgerthum ſo durchaus fremd war, hatte ſicher in manchem ſeinen Grund, vorwiegend aber wohl darin, daß die geſammte Bevölkerung von ausgeſprochen internationalem Charakter war. In den umliegenden großen und reichen Dörfern wohnten vielleicht noch wendiſch-pommerſche Autochthonen aus den Tagen von Julin und Vineta her, in Swinemünde ſelbſt aber, zumal in der Oberſchicht der Bewohnerſchaft war Alles derart durcheinander gewürfelt, daß man den Repräſentanten aller nordeuropäiſchen Völker daſelbſt begegnete, Schweden, Dänen, Holländern, Schotten, die hier früher oder ſpäter hängen geblieben waren, die meiſten wohl zu Beginn des Jahrhunderts, zu welcher Zeit die bis dahin ſehr unbedeutende Stadt überhaupt erſt einen Aufſchwung genommen hatte.

Die Zahl der Einwohner war, als wir daſelbſt eintrafen, gegen 4000, wovon aber kaum der zehnte Theil ſtädtiſch-bürgerlich und ein noch viel viel kleinerer Bruchtheil geſellſchaftlich in Betracht kam. Was man mit mehr oder weniger Fug und Recht „Geſellſchaft“ nennen konnte, beſtand aus nicht mehr als 20 Familien. Dieſe 20 bildeten (auch ein paar von Adel aus der Umgegend kamen des Weiteren hinzu) eine ſich im Olthoff'ſchen Saale verſammelnde „Reſſource“, zu der noch, wie zur Geſellſchaft überhaupt, der Anhang oder die Gefolgſchaft einiger der reichſten und angeſehenſten Häuſer gehörte. Dieſe halb aus armen Verwandten und halb aus heruntergekommenen Kaufleuten beſtehende Clientel, wurde nicht immer, aber doch jedesmal zu den größeren, auf ſtarke Wirkungen berechneten Gaſtereien mit herangezogen, um hier, während der zweiten Tafelhälfte — die erſte that ſich meiſt durch bemerkenswerth gute Haltung hervor — das über ſich ergehn zu laſſen, was die Engländer practical jokes nennen. Trat dieſer Zeitpunkt ein, ſo löſten ſich alle Bande frommer Scheu und man ſchritt nun zu den gewagteſten Experimenten, über die zu berichten, die Feder ſich ſträubt. Einmal kam es vor, daß einem dieſer Unglücklichen, unglücklich weil er arm und abhängig, ein Backzahn mit der erſten beſten Zange ausgezogen wurde, woraus man aber nicht ſchließen wolle, daß diejenigen die dies vornahmen, überhaupt rohe Menſchen geweſen wären. Nur der zu jener Zeit, zumal wenn die Weinlaune hinzukam, ſich gern geltend machende geſellſchaftliche Uebermuth, glaubte ſich dergleichen erlauben zu dürfen. In reichen und vornehmen Häuſern auf dem Lande ging man gelegentlich noch um einen guten Schritt weiter, worüber ich anderen Orts ausführlicher berichtet habe.

Zwanzig Familien alſo bildeten die Honoratiorenſchaft der Stadt und aus der Geſammtheit derſelben möchte ich in dieſem und den zwei folgenden Kapiteln eine beſtimmte Zahl von Perſonen dem Leſer vorſtellen dürfen.

* * *

Da war zunächſt der alte Landrath von Flemming, damals ein Funfziger, nach Geburt und Stellung der erſte Mann der Stadt und vielleicht auch der beſte. Guter alter Adelstypus. Sein Adelsgefühl war von jener eigenthümlichen, glücklicherweiſe häufiger vorkommenden Art, die nie verletzt, ſo wie es Fromme giebt, deren Frömmigkeit nie bedrückt. Jene Adligen und dieſe Frommen haben eben nur das Bewußtſein eines inneren Vermögens, ſtill, ohne jede Provokation. Der alte Flemming gehörte zu dieſen Bevorzugten; er war vollkommen anſpruchslos, eine tief beſcheidene Natur, die die ſogenannten Gaben nicht mißachtete, aber auch nicht überſchätzte und das Gewicht auf die Geſinnung legte. Seine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt waren die beſten von der Welt. Unter anderen Verhältniſſen, hätte er es ſehr wahrſcheinlich vorgezogen, mit ſeinen Standesgenoſſen zu leben, aber in Swinemünde gab es deren nicht und in der Nachbarſchaft nur ſehr wenige. So ſchloß er ſich geſellſchaftlich dem an, was da war. Nur in Einem nahm er beharrlich eine Sonderſtellung ein, wohl mit einer kleinen liebenswürdigen Abſichtlichkeit. Das war hinſichtlich des Tiſchweins. Auf allen Tafeln hielt man ſtreng zum Stettiner Rothwein, der alte Flemming aber bezog ihn direkt aus Bordeaux, was ihm viele Koſten und wenig Dank einbrachte. „Wenn er ſich doch zur Stettiner Traube bekehren wollte,“ ſo hieß es oft, ohne daß es geholfen hätte. Seine hinterpommerſchen Güter waren verpachtet und wurden erſt nach ſeinem Tode von der Familie wieder übernommen. Er hatte ſich ſpät verheirathet und ſein Haus, dem ein reicher Kinderſegen erblühte, that ſich ebenſo durch gute Sitte wie durch Herzensgüte hervor. Zwiſchen ſeiner Frau und meiner Mutter beſtand eine große Liebe, was wohl in gegenſeitigem Reſpekt der Charaktere ſeinen Grund hatte. Dieſe beſondere Freundſchaft führte denn auch zu Stiftung eines „cercle intime“, der eine etwas merkwürdige Zuſammenſetzung hatte: Landrath von Flemming (Uradel), Rittergutsbeſitzer von Borcke (dito), Apotheker Fontane. Hierin lagen denn auch, trotz beſten Willens auf beiden Seiten, die Keime raſchen Auseinanderfallens und es kam wirklich über einen erſten Geſellſchaftsabend nicht hinaus. Man hatte ſich bei Flemmings verſammelt und als es zu Tiſche ging, reichte der alte Flemming der ſchönen Frau von Borcke ſeinen Arm und von Borcke der Frau von Flemming; mein Vater und meine Mutter blieben übrig. „Eh bien, Madame, Dieu le veut“ ſagte mein Vater und beide folgten als drittes Paar. Es kam andern Tags zu den aufrichtigſt gemeinten Entſchuldigungen, ohne daß dieſe den „cercle intime“ wiederhergeſtellt hätten. Aber auch ohne dieſen, die Freundſchaft blieb und überdauerte, wie gleich hier erzählt werden mag, unſren Swinemünder Aufenthalt um viele Jahre. Deſſen war beſonders die ſilberne Hochzeit meiner Eltern, 1844, ein beredter Zeuge. Wir lebten damals in einem großen und reichen Oderbruchdorfe, zwei Meilen von Küſtrin, und von uns Kindern war, wohl oder übel, ein Polterabend vorbereitet worden. Die Mama hatte ſich zunächſt ſehr energiſch dagegen ausgeſprochen, war aber ſchließlich überwunden worden. Und ſo kam denn der große Tag heran. Am Spätnachmittage, kurz vor Beginn der Aufführungen — einige von uns waren ſchon in Koſtüm — fuhr, unter herzhaftem Blaſen des Poſtillons, eine Extrapoſt bei uns vor, und dem ziemlich klapprigen Wagen entſtiegen, nachdem ein Tritt herangerückt war (denn die Wege waren mal wieder grundlos) als Erſter der alte Landrath von Flemming und hinter ihm her ein zweiter Herr, beide abdeputirt, um dem Silberpaare die Grüße der alten Swinemünder Freunde zu bringen. Sie kamen, wie ſich denken läßt, nicht mit leeren Händen und als wir Kinder das Unſere gethan und unſer Feſtſpiel beendet hatten, trat von Flemming im Namen der alten Tafelrunde vor und überreichte, unter feierlicher Anſprache, einen Pokal. Die Freude war groß und aufrichtig. Ein kleines Abendeſſen folgte dieſer Scene, von allerlei Reden begleitet; aber dieſe Reden und Gegenreden, ſo viele ihrer waren, reichten doch nicht aus, die langen Abendſtunden mit Manier zu füllen, ſo daß gegen 9 der Spieltiſch aufgeklappt und eine Partie ganz wie vordem arrangirt wurde. Dies wiederholte ſich auch am nächſtfolgenden Tage, wo, nach dem ſtattgehabten eigentlichen Feſtmahle, die Verlegenheiten hinſichtlich Unterbringung der

Zeit, noch um ein erhebliches größer waren. Alles in Allem war, als ſich, Gott ſei Dank, am Morgen des dritten Tages der Abreiſemoment näherte, die Mehrzahl der Stunden am Whiſttiſch verbracht worden. Und nun kam der Abſchied ſelbſt. Wir ſahen den beiden Scheidenden unter Tücherwehen eine ganze Weile nach, dann aber nahm mich mein Vater unter'm Arm und ſagte, während er mit mir auf und ab ging: „Es war sans phrase reizend, aber einſchließlich unſeres Whiſt en trois doch etwas koſtſpielig. Habe wieder ein Erkleckliches dabei verloren. Andrerſeits muß ich ſagen, es hätte mich doch ſehr genirt, wenn ich der Gewinner geweſen wäre. Bedenke nur den Pokal und die Reiſe! Freilich, merkwürdig iſt und bleibt es . . . nicht einmal an meinem ſilbernen Hochzeitstage . . . immer daſſelbe Pech. Ob es doch vielleicht ein Zeichen für mich ſein ſoll, eine Schickſalsmahnung es aufzugeben!“

Und wirklich, er gab es auf. Freilich nicht direkt, aber der hier geſchilderte Tag war doch ein Wendepunkt und wenn ich ihn in ſeinen letzten Lebensjahren beſuchte, beglückwünſchte er ſich regelmäßig zu dieſem endlichen Wandel der Dinge und ſagte: „Das verdanke ich dem alten Flemming; weißt Du noch, damals, als er mir den Pokal brachte.“

Frau von Flemming war eine geb. Koenigk. Ihr Vater ſtarb früh, aber ihr Oheim lebte noch in den hier von mir zu ſchildernden Tagen. Es war das der alte Steuerrath Koenigk. Er nahm, neben Landrath v. Flemming wohl die erſte Stellung ein, ſo wenigſtens erſchien es mir, was übrigens möglicherweiſe nur darin ſeinen Grund hatte, daß ich, in Folge von vielen noch aus der Zeit der Continental-Sperre herrührenden Geſchichten, vor Jeglichem was mit Steuer und Douane zuſammenhing, einen großen Reſpekt hegte. So war einer dieſer Geſchichten nach, ich glaube im Jahre 9, der Verſuch gemacht worden, eine Schiffsladung voll Vanille einzuſchmuggeln, ſelbſtverſtändlich eine Sache von ſehr bedeutendem Werth. Die Douane kam indeſſen dahinter und belegte die ganze Ladung mit Beſchlag. Aber nicht das allein, auch vernichtet mußte die Ladung werden und ſo wurden denn hunderte von Vanillekiſten auf dem großen Marktplatz über einander geſchichtet und angezündet. Dies geſchah zufällig bei nebligem Wetter und ſo kam es denn, daß der die Flamme niederdrückende Nebel die Stadt einen ganzen Tag lang in eine Vanillen-Atmoſphäre hüllte. Wo ſo was vorkommen konnte, da ſpielte die Steuer natürlich eine Rolle. — Steuerrath Koenigk war ein Herr von ſehr feinen Sitten, ernſt und liebenswürdig zugleich, dabei voll Geiſtesgegenwart. Einmal in eine Geſellſchaft geladen, wurde er aufgefordert, ſich an den Spieltiſch zu ſetzen. Das Erſte was er ſah, waren ungeſtempelte Karten. Er erhob ſich einfach von ſeinem Platz und ging in das Nebenzimmer, um da mit den Damen zu plaudern. Die Karten verſchwanden natürlich ſofort. Koenigk, als wir nach Swinemünde kamen, war ſchon mehrere Jahre lang Wittwer und lebte zurückgezogener als andere. Von ſeinen beiden Söhnen aber war der ältere dann und wann auf Beſuch im väterlichen Hauſe. Dieſer ältere, Karl, hatte ſich dem Baufach gewidmet und bekleidete zuletzt ein Direktorial-Amt (Betriebsdirektor) an der Anhalter Eiſenbahn. Er beſchloß ſeine Tage in einer kleinen Stadt am Harz. Der jüngere Bruder, Louis, führte ein eigenthümlich wechſelvolles Leben. Er war ſtark in die Demagogenbewegung verwickelt und hatte Feſtungshaft zu verbüßen. Als er wieder frei kam, kam auch er vorübergehend in's väterliche Haus und ich entſinne mich ſeiner, aus jener Zeit her ſehr wohl. „Er war für Freiheit und kam auf die Feſtung,“ in dieſe Lapidarworte faßte mein Vater die Situation zuſammen und ich meinerſeits war voller Theilnahme, weil ich in dem Ganzen etwas Heldenmäßiges und Opferfreudiges ſah, das mir als ſolches imponirte.

Von ſeinem Lebensausgang erfuhr ich ſpäter das Folgende. Mitte der dreißiger Jahre ging er, als Erzieher zu den Kindern eines Grafen Buinski; dort war er lange Zeit, wurde Freund des Hauſes und ſprach nur oft den Wunſch aus, daß er auf dem Swinemünder Kirchhofe begraben ſein möchte. Daß ſich dies erfüllen würde, war ihm ſelber ſehr zweifelhaft. Aber es erfüllte ſich doch. Er wurde nervenkrank und ſollte, nach ärztlichem Rath, zu ſeiner Wiederherſtellung in ein Seebad. Er wählte natürlich Swinemünde. Da ſtarb er und ruht nun da, wo er zu ruhen wünſchte.

* * *

Ein Anderer aus der Honoratiorenſchaft war Hofrath Dr. Kind, wenn ich recht berichtet bin, ein Neffe des Freiſchützdichters Friedrich Kind. Er war mit einem Fräulein Valentini verheirathet, einer Schweſter des um jene Zeit als Univerſitätslehrer in Berlin lebenden italieniſchen Profeſſors Valentini. Das damals erſt aufblühende Swinemünder Seebad verdankte dem Eifer Kind's ſehr viel; unter anderem war er auch ſchriftſtelleriſch in dieſer Richtung thätig. In ſeiner Erſcheinung war er klein und fein, typiſcher Sachſe, was ſonderbarerweiſe die Spottluſt der ſonſt ſo humoriſtiſch-derb zugeſchnittenen Swinemünder nicht herausforderte. Nie war er Gegenſtand von neckiſchen Angriffen, und iſt mir dadurch immer ein Beweis geblieben, daß man Hänſeleien ſehr wohl entgehen kann, auch ohne Grobheit, Unliebenswürdigkeit und Zweikämpfe. Denn es iſt ſehr ſelten, daß Spötter unter allen Umſtänden ihren Spott treiben, ſie ſuchen vielmehr zunächſt nach Schwächen und erſt wenn ſie dieſe gefunden haben, haken ſie ein, während alle diejenigen unbehelligt bleiben, die ruhig und artig ihren Weg wandeln und keine Blöße bieten. So war es auch mit Dr. Kind. Er war unſer Hausarzt und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. „Die Andern“ ſagte ſie „ſind Witzbolde, Dr. Kind iſt aber ein feiner Mann und wenn ich da wählen ſoll, wird mir die Wahl nicht ſchwer.“

Hofrath Kind war Hüter unſeres phyſiſchen Menſchen, der alte Paſtor Kaſtner dagegen war Hüter unſerer Seelen. Allerdings nicht auf lange mehr; er ſtarb bald nach unſerer Ankunft. Sein Amtieren am Ort reichte wohl bis in die letzten fridericianiſchen Regierungsjahre, jedenfalls bis in die Franzoſenzeit zurück, und wenn er „Erinnerungen“ geſchrieben hätte, ſo hätte das wohl das anſchaulichſte Bild einer kleinen pommerſchen Seeſtadt aus dem Ende des vorigen und dem Beginne dieſes Jahrhunderts gegeben. Er hatte durch all die Zeit hin, trotzdem es Zeiten bedenklichſter Lebens- und Geſellſchaftsformen waren, ſein Anſehen nicht eingebüßt und die Liebe ſeiner Gemeinde ſtiftete ihm gegen das Ende ſeiner Tage hin ein lebensgroßes Bild in der Kirche, das, wie die Bilder aller alten Paſtoren mit Doppelkinn, den ausgeſprochenen Luthertypus zeigte. Wenn wir gelegentlich dem alten Küſter Hahr, der nebenher auch noch Totengräber und Glöckner war, beim Glockenläuten halfen, ſchlich ich mich meiſtens aus der Vorhalle der Kirche in dieſe ſelbſt hinein, blos um das Bild des alten Kaſtner, der mir als der Inbegriff des Ehrwürdigen erſchien, beſſer vor Augen zu haben. Daß mich der alte K. beziehungsweiſe ſein Bild ſo lebhaft intereſſirte, hatte freilich ſeinen Grund nicht blos in der ehrwürdigen Erſcheinung des Alten, ſondern mehr noch darin, daß mir mein Vater erzählt hatte, Paſtor Kaſtner, trotzdem er nur arm ſei, habe ſeine drei Söhne ſtudieren laſſen, und alle drei ſeien Profeſſoren geworden, einer ſogar Profeſſor der Chemie zu Kaſan, „zu Kaſan an der Wolga mit beinahe 60,000 Einwohnern.“ Mein Vater hatte nämlich, wie ſchon angedeutet, ein beſonderes Talent, nicht bloß hiſtoriſche ſondern auch geographiſche Namen derart auszuſprechen, daß ſie einen Eindruck machen mußten, beſonders wenn er die Namensnennung noch mit einer großen Einwohnerzahl begleiteten konnte.

Neben dem Predigerhauſe ſtand das Burgemeiſterhaus, drin Burgemeiſter **Beda** wohnte. Wie Kaſtner, ſo war auch Beda ſchon alt und krank und ſein Stadtregiment, wenn er ein ſolches überhaupt noch führte, währte nicht lange mehr. Kaum iſt mir ein Bild von ihm geblieben, deſto deutlicher aber von ſeiner (zweiten) Frau. Dieſe war, bei Hinſcheiden ihres Gatten, noch eine Schönheit erſten Ranges und ſtammte wahrſcheinlich aus dem Süden, ich würde ſagen aus Süd-Spanien, wenn ſie nicht, ſtatt klein und zierlich wie die meiſten Südſpanierinnen, von impoſanter Erſcheinung geweſen wäre, groß, ernſt, hoheitlich. Jedenfalls war ihr etwas völlig Fremdartiges eigen und als ich einige zwanzig Jahre ſpäter Storm's Gedichte kennen und bewundern lernte, konnte ich eines dieſer Gedichte nie leſen, ohne die Geſtalt der ſchönen Frau Beda wieder vor mir aufſteigen zu ſehen. Dies Gedicht hieß „Die Fremde“ und lautete in ſeinen Schlußzeilen:

Ich hörte niemals heim verlangen
Den ſtolzen Mund der ſchönen Frau,
Nur auf den ſüdlich blaſſen Wangen
Und über der gewölbten Brau

Lag noch Granada's Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

All das paßte genau auf die ſchöne Frau Beda. Ihre älteſte Tochter, die, viele Jahre ſpäter, in unſerem Hauſe lebte und meine jüngſte Schweſter erzog, war in ihrer Jugend von gleicher Schönheit wie die Mutter, aber nicht von derſelben Dauerbarkeit. Ein jüngerer Sohn der Frau Beda, der jahrelang zu meinen Spielgefährten zählte, ging ſpäter nach England und wurde preußiſcher Konſul in Leith bei Edinburg. Da ſah ich ihn 1858 auf einer Reiſe durch Schottland wieder, ihn und ſeine junge Frau. Dieſe war eine Tochter des Hiſtorikers Aliſon, eines der wenigen engliſchen Geſchichtsſchreiber, die toryſtiſch und (was Aliſon angeht) ſogar im Sinne und zur Vertheidigung der geſammten Stuart-Familie geſchrieben haben. Auch das kam zur Sprache und wir verplauderten ſehr angenehme Stunden.

Die Mutter und Tochter Beda waren Schönheiten, was mir Gelegenheit giebt, hier, einſchaltend, über die Swinemünder Frauenwelt überhaupt zu ſprechen. Der kleine Ort war wie eine lebendige Galerie of beauties und gab ſo recht den Beweis für die Überlegenheit der Meeresanwohner in allem was Erſcheinung angeht. Wohl mag gelegentlich auch eine deutſche Binnenlandsbevölkerung, alſo beiſpielsweiſe die Bevölkerung in Rhein- und Main-Franken, in einzelnen Theilen von Schwaben, auch ſporadiſch in Sachſen und Schleſien, ähnlich hohe Prozentſätze von anmuthigen Frauen und Mädchen aufweiſen, ich bilde mir aber ein, nirgends in meiner deutſchen Heimath ſo viel weibliche Schönheit geſehn zu haben, wie damals in dieſer kleinen Stadt. In den guten Familien war eigentlich alles hübſch, aber faſt noch hübſcher war die dienende Klaſſe. Weiter oben habe ich den Namen des Todtengräbers Hahr genannt; ſeine Tochter war bei uns im Hauſe und ſo ſchön, daß ſie ſich weit über ihren Stand und ihre Bildung hinaus verheirathete. Was daraus geworden iſt, weiß ich nicht. Und dabei war es, als ob der Ort, nach dem Satze „wo viel iſt wird's immer mehr“ auch noch Anziehungskraft auf umwohnende Schönheiten ausgeübt hätte. So kam es, daß ſich eines Tages, aus dem Neuvorpommerſchen, ein Major Thomas mit ſeinen Töchtern in Swinemünde niederließ, drei junge Damen, die nun, durch Jahre hin, den Culminationspunkt des geſellſchaftlichen Lebens bildeten. Mein Vater, ganz aus dem Häuschen, hielt begeiſterte Reden in dem ihm eignen Stil, was jedesmal einen Gegenſtand äußerſter Erheiterung für meine Mutter ausmachte, während ich ſelbſt, wenn ich an Ballabenden dem Tanze dieſer drei Huldinnen zuſehen durfte, den Olthoffſchen Reſſourcenſaal ſich in einen Weihetempel verwandeln ſah.

Ziemlich um dieſelbe Zeit als Major Thomas eintraf, kam auch Schifffahrtsdirektor Bauer. Er hatte keine ſchönen Töchter, ſpielte ſich aber ſelber auf Schönheit oder um mit meinem Vater zu ſprechen „auf ein gefälliges Exterieur hin“ aus. Und nicht ohne Grund, denn er hatte geſunde Farben und blonde Löckchen und trug eine goldne Brille. Noch ehe er da war, war ſchon eine Art Oppoſition gegen ihn im Gange, was der Sachlage nach, eigentlich nur natürlich war. Es hatte bis dahin, wenn ich recht berichtet bin, keine Schifffartsdirektor-Stelle gegeben und nun ſchuf man eine ſolche. Wenn man nach dem Namen gehen durfte, ſo mußte die Stelle nothwendig den Zweck haben, der Schifffahrt aufzuhelfen und der, der beſtimmt war, dieſe Hülfe zu leiſten, mußte was davon verſtehn. Aber verſtand der in Sicht Stehende wirklich etwas davon? Das wollte nicht recht einleuchten. Er war ein Binnenlandsmenſch und hatte von Schiffen ſchwerlich mehr geſehn, als eine Gondelflottille zwiſchen Treptow und Stralau. Was konnte der helfen und fördern! Das war ſo die Stimmung, als er kam. „Ein Herr vom grünen Tiſch“ ſo hieß es. Nun mochte ſich manches Richtige darin ausſprechen, nur in Einem war es nicht richtig; der eben Eingetroffene war alles, nur kein „Herr vom grünen Tiſch“, genau das Gegentheil. Er hatte ſeine Laufbahn als Schillianer oder Lützower oder freiwilliger Jäger begonnen und war um bewieſener Schneidigkeit und patriotiſcher Geſinnung willen in den Staatsdienſt herübergenommen worden. Alle dieſe Perſonen, was ſonſt auch gegen ſie geſagt werden konnte, waren nie Schreiberſeelen, ſetzten vielmehr umgekehrt ihr Vertrauen und ihren Anſpruch an's Leben in ihre Perſönlichkeit und gingen davon aus, daß ſich mit gutem Muth und geſundem Menſchenverſtand — eine gute ſtaatliche Rückendeckung natürlich vorausgeſetzt — alles machen ließe. Fachwiſſen und Schreiberei, dazu waren die Sekretäre da; Sicherheit des Auftretens, gute Nerven und Frühſtücksſtimmung, das war das, worauf es ankam. Von dieſer Anſchauung und Richtung war denn auch der neue Schiffſahrtsdirektor. Als er ſich eingeführt hatte, ſah man ſofort, daß man ihn falſch taxirt habe, was indeſſen die Stimmung gegen ihn nicht beſſerte. Vom grünen Tiſch war er nicht, er war umgekehrt Lebemann und ganz und gar darauf aus, in kluger

Weiſe die Dinge zu ſeinem Vortheil zu geſtalten. Das war etwas durchaus Anderes, aber in den Augen der regierenden Klaſſe mindeſtens ebenſo gefährlich oder vielleicht noch gefährlicher. Es galt alſo, ihn in Schach zu halten, was ſeiner Gewandtheit und Schlagſertigkeit gegenüber nicht ganz leicht war. Endlich indeſſen fand ſich die Gelegenheit dazu. Bauer, ganz Autodidakt, hatte die Schwäche aller Autodidakten, ſich auf „Bildung“ hin ausſpielen und in Fremdwörten excelliren zu wollen. Eine Weile ging das. Mit einem Mal aber ſchlug ſeine Stunde und das irrthümlich angewandte Wort „Triumph“ wurde zum Triumph für ſeine Gegner. Er ließ nämlich einen Wohlthätigkeitsaufruf drucken, darin in klug berechneter Huldigung gegen die drei reichſten und angeſehenſten Familien Swinemünde's, von dem **Triumphirate** der Stadt“ geſprochen wurde. Da hatten ſie ihn, er war entdeckt. An dem unglücklichen „ph“ war ſeine Macht geſcheitert. Ähnliche Menſchlichkeiten folgten und das eine Zeit lang um ſein Anſehen beſorgt geweſene Honoratiorenthum führte nun das bis dahin ſo ſtolze Roß ruhig und ſicher am Zügel. Man ließ ihm ſeine Rodomontaden und war zufrieden, ihn in ſeinen eigenen Augen einigermaßen entgöttert zu haben. Bauer — der übrigens zwanzig Jahre ſpäter (1848) als demokratiſcher Krotoſchiner Bürgermeiſter nocheinmal eine kurze Weile geglänzt haben ſoll — war einfach Menſch geworden und der alte Swinemünder Ton konnte, wie vordem, unbehindert weiterherrſchen.

Unter denen, die dieſen alten Ton in ſeiner kräftigſten Urgeſtalt repräſentirten, ſtand Konſul Thompſon obenan. Er bewohnte ein großes Haus am Markt, ein Haus mit drei Fronten, an deren einer ſein kleiner Kaufladen lag, denn, wie bei allen Konſuln, ſo durfte auch bei ihm der Laden nicht fehlen. Warum alle ſo ſehr darauf hielten, weiß ich nicht, da, wie mir ſcheinen will, der Ertrag dieſer Läden nur unbedeutend ſein konnte. Thompſon, damals ein Mann von Mitte 40, glich, für gewöhnlich, dem „deutſchen Herrn“, dem Tiefenbach in den Piccolominis, verſtand es aber, wenn es paßte, den gemüthlichen Tiefenbach in den rückſichtsloſeſten Illo zu verkehren. Klug, humoriſtiſch, voll Schlagfertigkeit, war er immer noch ſehr beliebt und einflußreich, trotzdem er den unter dem Anſehen einer anderen und geſchulteren Familie ſeit etwa 15 Jahren immer maßvoller gewordenen Stadtton, nicht mehr ausſchließlich beſtimmte. Nur im Bowle-Brauen war er unbeſtrittener Herrſcher geblieben.

In einer Art Gegenſatz zu ihm ſtand Kaufmann Schultze, der, was Thompſon in ſteifem Grog leiſtete, ſeinerſeits in matter Limonade war. Aber eben deshalb war er wie geſchaffen zum Ball-Arrangeur und Vergnügungs-Direktor und der ſentimentalere Theil der Damenwelt verzog ihn ganz ungebührlich, beſonders weil er nebenher auch noch des Vorzugs genoß, der einzige Tenor der Stadt zu ſein. Um ſeinen etwas müde dreinſchauenden Kopf lag immer ein Ausdruck höherer Weihe. Dabei hielt er ſich für die Swinemünder für zu ſchade. Wenn ich mir jetzt ſein Bild zurückrufe, kommt es mir vor, als hätt ich, zu beſtimmten Epochen meines Lebens, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihm gehabt. — Tenor oder Lyrik macht wenig Unterſchied.

Siebentes Kapitel.

Die Schönebergs und die Scherenbergs.

Unter den im vorigen Kapitel kurz ſkizzirten Familien, wie angeſehen die eine oder andere derſelben auch ſein mochte, befand ſich keine, die geſellſchaftlich den Ton angegeben hätte. Näher dieſer Aufgabe kamen *die* zwei Familien, beide Kaufmannsfamilien, die uns in dieſem Kapitel beſchäftigen ſollen: die Schönebergs und die Scherenbergs.

Zunächſt die *Schönebergs*. In Swinemünde ſelbſt iſt gegenwärtig der Name erloſchen, aber während jener Jahre, von denen ich hier zu erzählen habe, war der alte Schöneberg, zwar nicht der hervorragendſte, klügſte und vornehmſte, wohl aber der reichſte Mann der Stadt. Und zwar der *wirklich* Reichſte. Denn ſein Beſitz war ſolide, was man dem Reſte der Swinemünder Honoratiorenſchaft nicht nachrühmen konnte. Sie *wollten* es auch nicht ſein; alles Solideſein war langweilig und philiſtrös. Natürlich ſchlug oft die Stunde, wo dieſe beſtändig vom glücklichen Zufall abhängigen Hazardeure bei der Schöneberg'ſchen Solidität Hilfe ſuchten und dieſe Stunde des Hilfeſuchens hätte wohl noch öfter geſchlagen, wenn nicht der vorſichtige alte Handelsherr, ſo gern er ſonſt half, den gewohnheitsmäßigen va banque Spielern gegenüber, eine weiſe Zurückhaltung beobachtet hätte. Dieſe Tugend klugerwägender Zurückhaltung war wohl im Zuſammenhang damit, daß die Schönebergs keine baltiſchen Pommern, ſondern echte Kinder unſerer Mark waren, was ſich mir aus Ausgangs des vorigen Jahrhunderts von einem Mitgliede der Familie gemachten Tagebuchaufzeichnungen ergiebt.

Danach ſtammten die Schönebergs aus Berlin, wo, zu Zeiten des erſten Königs und unter deſſen Nachfolger, der Ahnherr des nach Pommern hin verſchlagenen Zweiges der Familie wohnte. Derſelbe war Servicerendant und Kirchenvorſteher an der Marienkirche. Sein Sohn trat dem Kirchlichen noch näher und wurde Prediger zu Biesdorf, wenige Meilen von Berlin, wo ihm von ſeiner Frau geb. Meerkatz 15 Kinder geboren wurden. Einer der Söhne, Kaufmann geworden, ging als ſolcher erſt nach Stargard, dann nach Swinemünde, woſelbſt er, Ende des vorigen Jahrhunderts, ein ſchon in gutem Anſehen ſtehendes Geſchäft erwarb. Es gelang ihm dies Anſehn zu ſteigern, aber die volle Blüthe ſtellte ſich doch erſt unter ſeinem älteſten Sohn, Heinrich Auguſt ein, geboren 1776, geſtorben 1855.

Dieſer Heinrich Auguſt hieß, als wir 1827 nach Swinemünde kamen, bereits der „alte Schöneberg,“ was in ſo weit ganz in der Ordnung war, als ihm, dem freilich erſt 51jährigen, bereits ein junger Schöneberg im Geſchäft zur Seite ſtand. Dies Schöneberg'ſche Geſchäftshaus war ein großes Eckhaus am Marktplatz und meine Mutter, wenn es ſich um Einkäufe handelte, dahin begleiten zu dürfen, gewährte mir jedesmal eine große Freude. Was ich da ſah, war mir eine fremde Welt. In Ruppin gab es natürlich auch Kaufläden, in denen man in dem einen allerlei Colonialwaren, in dem anderen Tuch oder Leinwand und in einem dritten irdenes Geſchirr kaufen konnte. Dieſe Läden aber hatten ſamt und ſonders etwas Kleines und Spießbürgerliches, das der Phantaſie nirgends Nahrung gab und wenn es gar Winter war, ſo konnten einem die armen halberfrorenen Lehrlinge mit ihren braunen Pulswärmern und den Handſchuhen ohne Finger vollends die Freude verderben. Von all dieſem

Unſchönen war hier in Swinemünde keine Rede. Der Schöneberg'ſche Laden — der ſehr im Pluralis auftrat, denn es war eine ganze Reihe von Läden — barg eine Welt der verſchiedenſten Dinge, was wohl in dem regen Seeverkehr der Stadt ſeinen Grund hatte. Wenn ein Schiffskapitän hier eintrat, der ſeine Brigg zu einer Fahrt um Cap Horn herum ausrüſten wollte, ſo fand er hier Alles, was er brauchte: Compaß und Barometer für ſein Schiff, Frieshemden und wollene Mützen für ſeine Matroſen, vor allem aber auch allerhand feine Dinge für ſich ſelbſt: dazu Geſchirr für Küche und Kajüte. Das Geſchirr bunteſter und mannigfachſter Art bildete, ſo jung ich war, doch ſchon damals einen Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit für mich, theils um ſeiner geſchmackvollen Formen und Ornamente, theils um ſeines Materials willen. In unſerem Binnenlande, trotz vereinzelter Bemühungen es zu beſſern, lagen alle dieſe Dinge noch ſehr im Argen, und braunes „Bunzlau“ beherrſchte vorwiegend den Markt, was ſich hier in dem Schöneberg'ſchen Laden aber meinem Auge bot, war ausſchließlich engliſches Geſchirr, vieles in Fayence (ſog. Wedgewood) andres in Britannia-Metall. Ich war immer helles Staunen und Bewunderung und nicht blos dem zu Kauf Stehendem, ſondern auch den die Honneurs des-

Hauſes machenden Verkäufern gegenüber, Vater und Sohn. Der Vater, noch ein ſchöner Mann, excellirte gleichmäßig in Umgangsformen und weißeſter Wäſche, während ſein Sohn, auf den ſich, von der Mutter her, eine das Kränkliche ſtreifende Zartheit vererbt hatte, dieſe Zartheit durch etwas ſehr Beſtimmtes in ſeinem Weſen wieder wett zu machen wußte. Decidirt und verbindlich zugleich, dieſe Charaktermiſchung war es denn auch, die ihn, mehr noch als ſein Reichthum, das ſchönſte Mädchen der Stadt heimführen ließ, eine leuchtende, echt germaniſche Blondine, einzige Tochter des im Uebrigen mit Söhnen beinah allzureich geſegneten Scherenberg'ſchen Hauſes.

Die **Scherenbergs**, denen ich mich nun zuwende, ſtammten urſprünglich aus Weſtfalen, wo ſie, mehrere Jahrhunderte zurück, den noch jetzt bei einem Zweige der Familie verbliebenen Sieger-Hof beſaßen. Andere Zweige verließen ihre heimatliche Provinz und überſiedelten theils weſtlich in's Jülich-Cleve'ſche, theils öſtlich bis an die Oder hin, wo ſie ſich in Stettin und ſpäter in Swinemünde niederließen.

Das Haupt dieſes Stettin-Swinemünder Famlienzweiges war zu der Zeit, von der ich hier berichte, Johann Friedrich Scherenberg, ein 60er, deſſen älteſter

Sohn, Chriſtian Friedrich, damals ſchon über 30 Jahre zählte, während der noch unter uns lebende Maler Hermann Scherenberg, eben erſt das Licht der Welt erblickt hatte. Dieſe ſtarken Jahresunterſchiede waren darin begründet, daß der alte Scherenberg zweimal verheirathet war, in erſter Ehe mit einem Fräulein Courian, in zweiter Ehe mit einem Fräulein Villaret, beide der Stettiner franzöſiſchen Colonie entſtammend. Aus dieſen Eheſchließungen mit Damen von durchaus franzöſiſcher Eigenart, erklärt es ſich auch wohl, daß, durch jetzt drei Generationen hin, alle oder doch faſt alle dieſem Swinemünder Zweige der Scherenberg-Familie Zugehörigen, eine ausgeſprochene, zum Theil von ſehr bemerkenswerthen Erfolgen begleitete Vorliebe für die ſchönen Künſte gehabt haben. Denn wenn es auch — ich habe darüber mit dem verſtorbenen Conſiſtorialrath Fournier, dem beſten Kenner auf dieſem Gebiete, mehr als einmal eingehende Geſpräche führen dürfen — als ſicher gelten darf, daß auf allgemeine geiſtige Veranlagung hin angeſehn, von einer im vorigen Jahrhundert von Seiten der Colonieleute noch als eine Art Dogma betrachteten Ueberlegenheit längſt keine Rede mehr ſein kann, ſo möchte ich doch beinah annehmen, daß in Bezug auf künſtleriſche Beanlagung (Handgeſchicklichkeiten mit eingeſchloſſen) auch in dieſem Augenblicke noch die Nachkommen der „Colonie" den berliniſchen Autochthonen, — ganz ſpeziell dieſen, im Gegenſatz zu dem Zuzug aus andern deutſchen Landestheilen — um einen guten Pas voraus ſind. Ich glaube dies mannigfach beobachtet zu haben, aber freilich in keinem Falle gleich auffällig wie in dem Fall Scherenberg. Ueberblicke ich mit Umgehung der Damen, in deren Reihen ſich vielfach dieſelbe künſtleriſche Neigung zeigte, die Geſammtheit deſſen was ſeit Beginn des Jahrhunderts der Scherenberg-Familie zugehörte, ſo ſtellt ſich, trotzdem faſt alle von vornherein für den Kaufmannsſtand beſtimmt wurden, Folgendes als Reſultat heraus:

Chriſtian Friedrich Scherenberg, (geſtorben 1881) der Dichter von Ligny und Waterloo, von Zieten-Ritt, Abukir und Hohenfriedberg; Ernſt Scherenberg, Dichter und Schriftſteller; Guſtav Scherenberg, Schauſpieler und Theaterdirektor; Hermann Scherenberg, Maler und Illuſtrator; Hans Scherenberg (Sohn Hermanns) ebenfalls Maler.

Ein gut Stück Künſtlerſchaft.*) Aber auch die,

---

*) In eigentlichen Künſtlerfamilien iſt ein forterbendes ſich Bethätigen auf ihrem eigenſten, alſo künſtleriſchen Gebiet eine Durchſchnittserſcheinung; die Keans, die Kembles,

die über die Welt hin zerſtreut, innerhalb ihres urſprünglich gewählten Kaufmannsberufes verblieben, hatten, in der Kunſt dilettirend, ganz ausgeſprochen den dichteriſchen Zug oder führten ein Leben, das einer romantiſchen Dichtung gleichkam, unter ihnen Theodor Scherenberg (Chriſtian Friedrichs älterer Bruder) der 1813 in Abenteuerluſt und patriotiſchem Uebereifer mit kaum ſechszehn Jahren in den Krieg zog und ein paar Wochen ſpäter bei Dennewitz fiel.

Die Beziehungen meiner Eltern, beſonders meiner Mutter, zu dem Scherenberg'ſchen Hauſe, waren ſehr freundliche; wir Kinder aber, vielleicht weil der alte Scherenberg ſchon ein Schwerkranker war, überſchritten kaum jemals die Schwelle des Hauſes. Deſto deutlicher hab ich dies Haus ſelbſt in ſeiner äußeren Erſcheinung in Erinnerung: ein ſauberer Bau mit aufgeſetztem Frontgiebel und ſchönen alten Linden davor. Kam dann der Sommer, ſo hörte man das

---

die Devrients weiſen Schauſpieler und immer wieder Schauſpieler auf, die Vernets immer wieder Maler. Die Scherenbergs aber, und darin liegt die Beſonderheit ihres Falles, waren zunächſt immer wieder Kaufleute; ſie wurden nicht durch Verhältniſſe, die ſie bei ihrer Geburt ſchon vorfanden, in die Kunſt eingeführt, ſondern hatten ſich den Eintritt in dieſelbe meiſt erſt durch Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten zu erobern.

Summen der Bienen in dem Gezweig und die Vögel ſlogen wie munterer hier ein und aus. Es war als wüßten ſie, wieviel fröhliche Genoſſenſchaft ihnen aus dem Hauſe, das ſich hinter dem blühenden Gezweige barg, über kurz oder lang erwachſen würde.

Achtes Kapitel.

Die Krauſes.

Die Scherenbergs waren eine durch Klugheit und Begabungen, die Schönebergs eine durch Reichthum und Solidität angeſehene Familie, beide jedoch führten nicht eigentlich das Regiment, noch weniger die Thompſon's, trotzdem der ſchon in Kürze geſchilderte, mal als Tiefenbach und mal als Illo ſich gerirende Chef des Hauſes, nach wie vor ſeinen Anhang und Einfluß hatte. Die Herrſchenden in der Stadt waren die Krauſes, zugleich diejenigen, auf die die Verfeinerung des noch aus der Kriegszeit herſtammenden derberen Tones zurückzuführen war. Das Haupt der Familie war um die Zeit, von der ich hier ſpreche, der Geheime Commerzienrath Krauſe, meiſtens der „alte Geheimrath" oder auch nur kurzweg der „alte Krauſe" genannt. Alles erging ſich in Reſpekt gegen ihn und der meinige war ſchon da, bevor ich noch den Vielgefeierten von

Angeſicht zu Angeſicht kennen gelernt hatte. Das hing ſo zuſammen. Am Bollwerk lag ein beſonders großes und ſchönes Schiff, das, vorn am Gallion, ſtatt eines Namens einfach die Bezeichnung „der neunte März“ trug. Ich fragte, wie das käme und hörte nun, was ſofort einen großen Eindruck auf mich machte, daß der 9. März der Geburtstag des alten Krauſe ſei. Bald danach ſah ich dieſen zum erſten Mal, als er, am Anlegeplatz des Stettiner Dampfſchiffs, einen Gaſt empfing. Er war, trotz ſeiner beinah 70, noch in glänzender Verfaſſung, ſo daß ich ſagen darf, auf meinem Lebenswege niemandem begegnet zu ſein, der mir die dominirenden Geſtalten des vorigen Jahrhunderts ſo veranſchaulicht hätte, wie er. Die Männer von heute wirken wie blaß daneben, weil ihnen das fehlt, was ſich in der Gegenwart nicht gleich glücklich entwickeln kann: ein ungeheures Selbſtgefühl. Wo kam nun dies Hochmaß her? Man ſollte füglich glauben, daß es in Zeiten, in denen der unter Umſtänden auch die höchſten Würdenträger des Staats nicht ſchonende fridericianiſche Krückſtock noch immer umging, an dieſem Selbſtgefühl hätte fehlen müſſen, aber es lag umgekehrt und mußte ſo liegen, denn gerade ſo ſelbſtherrlich wie der Fürſt des Landes, ſo ſelbſtherrlich war jeder in ſeinem Kreiſe. Man glaubte ehrlich an die Staatspyramide, bei der es natürliches Geſetz war, daß der obere Stein auf den unteren drückte. Jeder herrſchte nach dem Maß ſeiner Stellung und ſeiner Verhältniſſe. Beim alten Krauſe kam zur Stärkung des Selbſtgefühls und eines aus glücklichen Lebensverhältniſſen erwachſenen Glaubens an ſich, noch ein anderes hinzu: die Macht einer ausgeſprochenen in jedem Augenblick in Haltung und Miene ſich kundgebenden Männlichkeit, eine Macht, die vielleicht zu keiner Zeit eine ſo hervorragende Rolle geſpielt hat wie während des vorigen Jahrhunderts und nicht zum Wenigſten — man gedenke des ruſſiſchen Hofes — auf dem Felde großer und kleiner Politik.

Und auf eben dieſem Felde mit Hülfe glücklicher natürlicher Gaben ſich zu bethätigen, dazu bot auch der Beginn dieſes Jahrhunderts noch volle Gelegenheit und vielleicht nirgends mehr als in unſeren Seeſtädten, wo die Continentalſperre die Schwierigkeiten der durch die Fremdherrſchaft geſchaffenen Lage verſchärfte. Jedenfalls lag es dementſprechend in Swinemünde, das zu jener Zeit eine franzöſiſche Garniſon beſaß oder doch das, was man damals ſo nannte. Sah man näher zu, ſo waren es meiſt Truppen aus den Rheinbundſtaaten, Heſſen, Naſſauer, Weſtphalen. An den Odermündungen, ſpeciell in

Swinemünde, ſtanden Badenſer, die ſich gut nahmen und mit denen man, unter gegenſeitigem Entgegenkommen, auf vortrefflichem Fuße lebte, bis eines Tages Fritz von Blanckenburg, wenn ich nicht irre der Vater oder Oheim des ſpäteren conſervativen Abgeordneten, durch einen geſchickt geplanten Ueberfall die ganze badiſch-franzöſiſche Beſatzung gefangen nahm. Inmitten ſolcher Ereigniſſe ſich gegen den Verdacht der Mitſchuld und andererſeits, bei Bekämpfung dieſes Verdachts, auch wiederum gegen den Vorwurf einer undeutſchen und illoyalen Geſinnung zu ſchützen, konnte nur einer ſo ſiegreichen und zugleich ſo diplomatiſchen Perſönlichkeit, wie die des alten Krauſe, gelingen, die denn auch klug und feſt alles zu gutem Ende führte.

Ja, der alte Krauſe! So lang es die Verhältniſſe forderten, war er, neben vielem anderen, auch ein guter, in die Zeit ſich ſchickender Diplomat geweſen, als dann aber die Tage des erſten freien Aufathmens kamen, erwies er ſich als ein noch beſſerer Patriot. Kaum daß der Aufruf des Königs erlaſſen war, ſo war er da, ſich in ſeiner Vaterlandsliebe zu bethätigen. Er begnügte ſich nicht, einen reitenden Jäger in voller Equipirung zu ſtellen, ſondern machte zugleich das Anerbieten 20 Jäger zu Fuß zu rüſten und ein Jahr lang zu unterhalten. Zwei

Jahre ſpäter, nach der Rückkehr Napoleons von Elba, ließ er ſeinen inzwiſchen herangewachſenen älteſten Sohn als Freiwilligen eintreten, in welcher Eigenſchaft dieſer den Feldzug von Anno 15 mitmachte.

Zeigte dies alles ſeine loyale Geſinnung, ſo bewies es nicht minder ſeinen glänzenden, durch die vorausgegangenen Kriegsjahre mehr geförderten als verminderten Beſitz- und Vermögensſtand. Und ſo lag es in der That. Hätte es aber noch eines Beweiſes dafür bedurft, ſo wäre dieſer dadurch erbracht worden, daß der alte Krauſe, nach wiederhergeſtelltem Frieden, ein in der Nähe Stettins gelegenes Gutsareal, die Güter Colbatz, Hoffdamm und Heidchen für die damals bedeutende Summe von 255,000 Thalern an ſich brachte. Das war 1816 und dieſe Zeit bezeichnete wohl den Höhepunkt im Anſehn der Familie.

Sommer 1837 ſah ich den alten Geheimrath zum letzten Mal. Er traf damals Anſtalten den 1816 erworbenen Beſitz wieder zu veräußern und zwar an den Staat. Zu dieſem Zwecke war er nach Berlin gekommen und hatte daſelbſt in dem in der Burgſtraße belegenen Hotel de Portugal Wohnung genommen. Natürlich eine Flucht Zimmer im erſten Stock. Ich machte mich eines Nachmittags auf, um hier an den, wenn er bei guter Laune war, ziemlich umgänglichen alten Herrn eine Frage nach ſeinem mir befreundeten Enkel zu richten, ein Vorhaben, das ſcheiterte. Denn im ſelben Augenblicke, wo ich, von der Treppe her, in den zwiſchen den Vorder- und Hinterzimmern hinlaufenden Korridor einbiegen wollte, ſah ich auch ſchon, am äußerſten Ende deſſelben, eine hohe, von einer Gasflamme hell beleuchtete Geſtalt, die, während ſie mit einem mächtigen Weichſelrohr, (ich erkannte von weither die Elfenbeinkrücke) wie mit einem Gewehrkolben auf die Diele ſtieß, den Gang hinunter mit Donnerſtimme „Louis“ rief. Louis war ſein Diener, ein bildhübſcher, etwas durchtriebener Schlingel. Ich ſah ſofort, daß von einer gemüthlichen Anfrage keine Rede ſein konnte, machte deshalb Kehrt und hörte nur noch, wie ſein Rufen nach dem Diener zum zweiten und dritten Mal, alles aufſtörend, das Hotel durchſchütterte. Solche Störung war ihm aber gleich. Er war nicht daran gewöhnt, auf Kellner oder Portier, oder wohl gar auf einen ſeine Nachmittagsruhe haltenden Weinreiſenden irgend welche Rückſicht zu nehmen.

Drei Jahre ſpäter ſtarb er, der „König von Swinemünde.“

Zu der Zeit, als wir daſelbſt eintrafen (1827) war der alte Geheimrath nominell noch in voller Herrſchaft, hatte jedoch, weil er ſeit 1816 die Hälfte des Jahres auf ſeinem Gute Colbatz zubrachte, das Thatſächliche der Herrſchaft an ſeine zwei Söhne Wilhelm und Eduard, wie an zwei Statthalter abgetreten. Eduard, damals noch jung, wirkte wie ein ad latus des erheblich älteren Bruders und kam erſt zu voller Bedeutung, als es ihm, einige Jahre darnach, vergönnt war, den jungen Prinzen Adalbert, ſpäteren Admiral, in ſeinem unter prächtigen Linden am Bollwerk gelegenen Hauſe wiederholentlich als Gaſt begrüßen zu können. Den überaus liebenswürdigen Prinzen, mit dem ſchon damals ſprechendähnlichem Großen-Kurfürſtenprofil, ebenſo wie zwei, drei ſeiner Adjutanten, darunter Hauptmann v. Bonin, den ſpäteren Führer des Erſten Armeecorps 1866, habe ich aus jenen Tagen her noch deutlich im Gedächtniß.

* * *

All dies war im Beginn der 30er Jahre, wo meine Swinemünder Tage ſich ſchon ihrem Ende zuneigten. Während der unmittelbar voraufgehenden Zeit aber lag, geſellſchaftlich angeſehen, das Stadtregiment bei des alten Krauſe ſchon genanntem älteſten Sohne, dem Kommerzienrath Wilhelm Krauſe, von dem ich in Nachſtehendem zu berichten haben werde.

Das von ihm bewohnte Haus erhob ſich neben dem ſeines Bruders, an einer beſonders maleriſchen Stelle. Das Ganze, voll Eigenart und mit künſtleriſchem Sinn ausgeführt, war ein Hochparterre-Bau, von einem Flieſengang eingefaßt, um den ſich kurze Pfeiler mit dazwiſchen ausgeſpannten Ketten zogen. Eine von einem zierlichen und geſchweiften Gitter eingefaßte Sandſteintreppe führte zu dem Hochparterre hinauf und mündete auf einen breiten Flur, den wieder ein langer querlaufender Corridor durchſchnitt. Dadurch entſtand eine Viertheilung, die für Ordnung und Ueberſicht des Ganzen ſorgte: Wirthſchaftsräume, Schlafzimmer, Wohnzimmer und großer Saal. Die Wohnzimmer und der große Saal lagen nach vorn hinaus und bildeten jedesmal einen Gegenſtand meiner Bewunderung. In den Wohnzimmern waren es beſonders die Kupfer- und Stahlſtiche, die mich entzückten, zunächſt Landſchaften und Genreſtücke, dann aber auch Portraits engliſcher Staatsmänner ſammt Kriegs- und Seehelden, ſo daß ſich mir ſchon damals die Köpfe von Lord Canning, Lord Melbourne, Lord Palmerſton und mehr noch die von Nelſon, Wellington und Codrington, dem „Sieger von Navarino", tief einprägten. Am meiſten Eindruck aber machte Präſident Bolivar auf mich, Held und Befreier von Süd-Amerika, das mir als Cortez- und Pizarro-Gegend ohnehin theuer war, ein ſehr ſchöner Mann, der ebenſo durch ſein Ausſehn wie durch den Klang ſeines Namens, meine Sinne gefangen nahm. Ja, dieſe den Hauptſchmuck der Wohnung ausmachenden Bilder feſſelten mich immer wieder, mein Hauptſtaunen aber war doch wohl der große Frontſaal, der, meiſt geſchloſſen, nur bei Feſtvorbereitungen geöffnet wurde, bei welcher Gelegenheit ich dann einen flüchtigen Einblick thun konnte. Zu beiden Seiten ſtanden zahlloſe Stühle, dicht nebeneinander gerückt, ein mächtiger Glas-Kronleuchter hing von der Decke herab und dem Eingange gegenüber, ganz wie bei uns, erhob ſich ein bis an die Decke reichender Trümeau. Das Ganze wie das Einzelne gab mir ein Gefühl von Befriedigung und es freut mich heute noch, daß ich ſchon damals die ſchönheitliche Ueberlegenheit dieſer aus der Empire Zeit ſtammenden und wahrſcheinlich aus England bezogenen Möbel ganz deutlich empfand. All die, Kapitel 5 geſchilderten „Prachtſtücke," die wir in unſerm eigenen Hauſe beſaßen, wirkten, trotz einer gewiſſen Aehnlichkeit oder vielleicht auch um derſelben willen, höchſt ſpießbürgerlich daneben.

Von Spießbürgerlichkeit konnte nun hier überhaupt an keiner Stelle die Rede ſein. Auf dem durch ein Gitter von dem eigentlichen Hofe abgetrennten Hühnerhofe ragten Volièren und Taubenhäuſer in japaniſchen Formen auf, aber einen noch viel größeren Eindruck als dieſe zierlich-phantaſtiſchen Bauten im Hofe, machten auf mich, im Hauſe ſelbſt, die großen und kleinen Giebelſtuben, ſammt dem dazwiſchen gelegenen pittoresken Bodenflur, der den Krauſe'ſchen Kindern als Spielplatz diente. Zur Sommerzeit hatte dieſer Spielplatz keine Bedeutung, Winters aber und beſonders in der Woche zwiſchen Heiligabend und Neujahr, wenn alle Geſchenke vom Weihnachtstiſch fortgenommen und hier hinauf geſchafft wurden, war dieſer Bodenflur wie ein Paradies für Kinder. Einmal befand ſich unter den hinaufgeſchafften Geſchenken auch eine holländiſche Windmühle, die größer war als ich und luſtig ihre Flügel drehte. Mir drehte ſich dabei alles im Kopf, ſo benommen war ich von dieſer Herrlichkeit. Was aber das Allerwichtigſte war und meinem militäriſchen Enthuſiasmus (der ſich übrigens [leider] ſehr bald wieder von dieſer Niederlage erholte) den erſten Stoß verſetzte, das war, bei Muſterung dieſer Spielſachen, die totale Abweſenheit alles karrikirt Martialiſchen, nichts von Helm oder Czako, nichts von Trommel oder Säbel. Der feingebildete Sinn des Hausherrn mied ſolche Gewöhnlichkeiten.

Und hier muß es geſagt werden, in dieſer feinen Schulung des Hausherrn beſtand recht eigentlich ſein Uebergewicht über alle ſeine Mitbürger, unter denen einige durch eine gewiſſe Genialität, andere durch gründlicheres Wiſſen ihm überlegen ſein mochten. Er hatte dafür jene weltmänniſchen Formen, wie ſie Reiſen, Lektüre, gute Lebensverhältniſſe zu geben pflegen und vertrat im eminenten Grade jenen erfreulichen vornehmen Dilettantismus, der, an allem Höheren ein Intereſſe nehmend, ſich, aus eben dieſem Intereſſe, mit dem Höheren nun auch wirklich zu beſchäftigen beginnt. Man wurde von dieſer Eigenart des auch in ſeinen Umgangsformen überaus liebenswürdigen Mannes auf einen Schlag überzeugt, wenn man ihn, ſtatt in den unteren Wohnzimmern, in den ſchon erwähnten nach dem Bollwerk hinausgelegenen Giebelzimmern aufſuchte, deren geräumigſtes er ſich zu einem phyſikaliſchen Cabinet eingerichtet hatte. Jetzt begegnet man dergleichen häufiger, damals aber war es wohl ein Unikum in der ganzen Provinz. Da befanden ſich Inſtrumente um die Fallgeſetze zu demonſtriren, optiſche Gläſer, Leydener

Flaſchen und Volta'ſche Säulen, Elektrophore, Vergrößerungsgläſer, Mikroskope, vor allem auch eine Luftpumpe. Noch mehr aber als die Luftpumpe ſelbſt intereſſirte uns eine Windbüchſe, die nach dem Luftpumpenprincip geladen wurde. Machten ſich nun Krähen und Raubvögel auf des Commerzienraths Hühnerhofe bemerklich, ſo ging er — wahrſcheinlich weil in der Stadt mit einer gewöhnlichen Schußwaffe nicht geſchoſſen werden durfte — mit dieſer ſeiner Windbüchſe auf Jagd und das Raubzeug wurde dann, nach ſeiner Erlegung, unter allſeitigem Jubel an die Remiſen-Thür genagelt.

Das war das phyſikaliſche Cabinet. Aber im Laufe der Jahre ſah ſich dasſelbe von dem etwas kleineren chemiſchen Laboratorium faſt überholt, was theils mit dem raſchen Fortſchreiten der Chemie, theils mit dem zufälligen Umſtande zuſammenhängen mochte, daß unter den häufiger in Swinemünde eintreffenden Badegäſten auch einige Berliner Chemiker waren, obenan Major Tourte, der, mit dem Kommerzienrath innig befreundet, von den Oefen und Schmelztiegeln nicht fortkam und halbe Tage lang vor ſeinen Retorten ſaß.

So war der, dem, um es zu wiederholen, die geſellſchaftliche Reform-Aufgabe der Stadt zugefallen war. Er unterzog ſich derſelben und modelte, will ſagen moderirte den Ton. Aber er ging damit nur bis an eine gewiſſe Grenze, ſo daß, wie ſchon an anderer Stelle erzählt, die Derbheit zwar eingeſchränkt, aber nicht ganz aufgehoben wurde. Auch unter ſeinem Regime blieb das geſellſchaftliche Leben von einer gewiſſen Neckteufelei beherrſcht, entweder weil er die Unmöglichkeit einer totalen Umgeſtaltung einſah oder vielleicht auch dieſer etwas ſonderbaren Geſellſchaftsform ſelber ein wenig zuneigte. Alles lief in dem Leben der das Groteske liebenden Swinemünder Kaufleute darauf hinaus, die Träger des ſogenannten „Höheren", — trotzdem der Kommerzienrath für ſeine Perſon ſich dieſen „Trägern des Höheren" mit Fug und Recht zuzählen durfte, — jeden Augenblick fühlen zu laſſen, daß es mit dem Geiſtigen oder gar mit dem Idealen nicht allzu viel ſei. Man konnte ſich in die Tage des Tabackskollegiums zurückverſetzt denken, wo die „Gelehrten" desſelben, die Gundlings und Morgenſterns, trotzdem oder richtiger weil ſie kluge Leute waren, vieles über ſich ergehen laſſen mußten. Genau ſo verliefen die Swinemünder Geſellſchaften. Mal erſchien ein berühmter Profeſſor, Theolog und Philoſoph (ich glaube es war Marheineke) an der Krauſe'ſchen Tafel und hatte natürlich die Frau vom Hauſe, eine durch Schönheit und Klugheit ausgezeichnete Dame, zur Tiſchnachbarin, mit der er ſich, ſchon beim ragout fin, in ein Geſpräch über philoſophiſche Themata verwickelt ſah. In geſchickter Weiſe Fragen ſtellend, immer nur in anſcheinender Beſcheidenheit eine ganz leiſe Vertrautheit mit den Dingen andeutend, erreichte die von Fichte, Hegel und Schelling wie von ihr wenigſtens oberflächlich bekannten Größen ſprechende Räthin alsbald ſo viel, den berühmten Profeſſor in das alleraufrichtigſte Staunen zu verſetzen. Und doch war alles bloß Rolle, die die Dame, den Wünſchen ihrer Umgebung nachgebend, ſich mit Hilfe des Converſationslexikons einſtudirt hatte.

Neckereien derart waren es denn auch, denen ſich mein Vater, freilich ſehr durch ſeine Schuld, beſtändig ausgeſetzt ſah. Ich komme weiter hin darauf zurück. Hier nur ſchon ſo viel, daß man ihm eines Tages erklärte, ihn in den Freimaurer-Orden — zu deſſen Mitgliedern (was aber meinem Vater unbekannt war) in Wahrheit kein einziger aus der Honoratiorenſchaft gehörte — aufnehmen zu wollen. Er ängſtigte ſich etwas davor, weil er von „In Sarglegen“ und dergleichen gehört hatte. Und nun kam ſchließlich der dafür feſtgeſetzte Tag und alle Prozeduren, wie ſie der landläufigen Annahme der damaligen Nicht-Freimaurerwelt entſprachen, wurden in feierlicher Sitzung, bei Stockfinſterniß und unter Anſprachen und Schwüren mit ihm vorgenommen. Er merkte nichts und wollt' auch nichts davon wiſſen, als ihm meine Mutter Tags darauf erklärte, daß man ihn gefoppt habe. Schließlich gab er es zu, aber mit der durchaus verſöhnlichen Bemerkung: „Dann haben ſie's wenigſtens gut gemacht."

Ich überlaſſe es Jedem, zu ſolchen gewagten Scherzen, ſei's zuſtimmend, ſei's mißbilligend, Stellung zu nehmen; wie man ſich aber auch dazu ſtellen möge, das wird zugeſtanden werden müſſen, daß in dem allem ein Etwas ſteckte, nach dem man ſich in binnenländiſchen Neſtern von 4000 Einwohnern vergeblich umgeſehen hätte. Von Pfahlbürgerthum, von Engem und Kleinem überhaupt, exiſtirte keine Spur. Und das gab dem ganzen Leben nicht blos Reiz und Unterhaltlichkeit, ſondern, aller Tollheiten unerachtet, doch auch etwas von einem höheren Stempel. Ich habe ſpäter in jugendlichen Künſtler- und Dichterkreiſen oft Aehnliches erlebt, aber als ſtadtbeherrſchendem Ton bin ich ihm nie wieder begegnet.

Neuntes Kapitel.

Wie wir in unſerem Hauſe lebten. Sommer- und Herbſttage; Schlacht- und Backfeſt.

Wie wir in unſerem Hauſe lebten? Im Ganzen genommen gut, weit über unſern Stand und unſere Verhältniſſe hinaus. Allerdings ſchoben ſich, ſpeziell auf das Küchendepartement hin angeſehen, auch ſonderbare Zeitläufte mit ein, ſo, beiſpielsweiſe, wenn wir, in Sommertagen, wegen überreichen Milchertrages, wochenlang im Zeichen der Milchſuppe ſtanden. Alles ſtreikte dann, Appetitloſigkeit vorſchützend.

Aber das waren doch nur kurze Ausnahmezuſtände, für gewöhnlich wurden wir gut und zugleich ſehr verſtändig verpflegt, was wir, mehr noch als meiner Mutter, unſerer Wirthſchaftsmamſell, einer Mamſell Schröder zuzuſchreiben hatten. Von dieſer muß ich, ehe ich weiter gehe, berichten. Als wir in Swinemünde eintrafen, war meine Mutter, wie ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben und die Frage trat gleich nach unſerer Ankunft an meinen Vater heran, wer inzwiſchen die Wirthſchaft führen ſolle. Lokalzeitungen gab es nicht, alſo mußte mündlich herumgefragt werden und ſchon wenige Tage ſpäter traf ein von einem Boten überbrachter Brief aus der Pudagla'ſchen Oberförſterei bei uns ein, worin der Oberförſter Schröder anfragte, ob ſich ſeine Schweſter uns vorſtellen dürfe, ſie habe die Wirtſchaft in ſeinem Hauſe gelernt. Mein Vater antwortete ſofort zuſtimmend und war zwei Tage lang glücklich in der Vorſtellung, eine Oberförſter-Schweſter, noch dazu aus Pudagla, als Wirthſchafterin in ſein Haus nehmen zu können. Das gab Relief; er fühlte ſich wie geehrt. Und am dritten Tage fuhr die Schröder denn auch bei uns vor und wurde ſeitens meines Vaters empfangen. Er verſicherte ſpäter, Contenance bewahrt zu haben, doch bin ich deſſen nicht ganz ſicher, trotzdem ihm ſein gutes Herz und ſeine Politeſſe den Sieg über ſich erleichtert haben mögen. Die gute Schröder war nämlich ein Pendant zu der ungefähr um dieſelbe Zeit in Berlin auftauchenden „Prinzeſſin mit dem Totenkopf". Was bei dieſer letzteren (die dann durch Dieffenbach, in einer berühmt gewordenen Cur, mittelſt „plaſtiſcher

Chirurgie", wieder hergeſtellt wurde) das Unheil verſchuldet hatte, weiß ich nicht, bei der Schröder aber waren es die Blattern. Indeſſen was heißt Blattern! Jeder hat einmal von den Blattern heimgeſuchte Perſonen geſehen und dabei den Ausdruck „der Teufel habe Erbſen auf ihrem Geſicht gedroſchen" mehr oder weniger bezeichnend gefunden. Jedenfalls iſt der Ausdruck ſprüchwörtlich geworden. Hier aber wäre dieſe ſprüchwörtliche Wendung eitel Beſchönigung geweſen, denn bei der guten Schröder gab es nicht erbſengroße Kuten, ſondern halbhandbreite Narbenflächen. Ein Anblick, wie ich ihn nie wieder gehabt habe. Trotzdem, wie ſchon in Vorſtehendem geſagt, kam es zu einem Engagement und niemals iſt ein glücklicheres abgeſchloſſen worden. Die Schröder war ein Schatz und als ſechs Wochen ſpäter meine Mutter eintraf, ſagte ſie: „Das haſt Du gut gemacht, Louis; ſo entſtellt ſie iſt, ihre Augen ſind ihr geblieben und ſagen einem, daß ſie treu und zuverläſſig iſt. Und vor Liebſchaften iſt ſie ſicher und wir mit ihr. An der werden wir nur Freude haben." Und ſo kam es auch. So lange wir in Swinemünde blieben, ſo lange blieb auch die Schröder in unſerem Hauſe, von Alt und Jung geliebt und verehrt, nicht zum Wenigſten von meinem Vater, der ihr beſonders ihren Gerechtigkeitsſinn und ihren Freimuth hoch anrechnete, trotzdem er unter beiden Eigenſchaften gelegentlich ernſtlich zu leiden hatte. Sie war nämlich in einer beſtändigen Kriegführung gegen ihn, einmal aus Liebe zu meiner Mutter (deren beredten Anwalt ſie machte, trotzdem dieſe, nach dem Satze: „die beſte Deckung iſt der Hieb“ ſich ſehr gut ſelber zu vertheidigen wußte) dann aber auch als Verwalterin der ihr mit vollſter Machtvollkommenheit anvertrauten Speiſekammer, gegen die mein Vater beſtändig Raubzüge unternahm, nicht blos für ſeine Perſon — das wäre noch gegangen, wiewohl er im Stande war einen halben Kalbsbraten ohne Weiteres wegzufrühſtücken — ſondern Raubzüge auch zu Gunſten ſeiner Lieblinge: Hühner, Hunde, Katzen, von welch letzteren wir zwei hatten, Peter und Petrine. Peter, auch Peter der Große genannt, ein Kerl wie ein junger Jaguar, war ſein beſonderer Liebling und wenn ihm das ſchöne Thier ſchnurrend in die Speiſekammer gefolgt war (und er folgte immer) ſo nahmen die Leckerbiſſen für ihn kein Ende. Das Beſte war gerade gut genug. Ueber dieſe gottloſe Wirthſchaft raſte dann die treue Seele, die Schröder, die manchmal die ganze Mittagsbroddispoſition in Frage geſtellt ſah. — Ja, ſie war ein Schatz im Hauſe, noch mehr aber ein Segen für uns Kinder, ganz beſonders für mich. Unſere Erziehung ſeitens der Eltern ging ſprungweiſe vor, war da und dann wieder nicht da, von Continuität keine Rede. Für dieſe Continuität ſorgte aber die Schröder. Sie hatte keine Lieblinge, ließ ſich kein x für ein u machen und verſtand es, jeden an der rechten Stelle zu faſſen. Was mich anging, ſo wußte ſie, daß ich gut geartet aber empfindlich, eitel und von einer gewiſſen Großmannsſucht beherrſcht war. Das Alles wollte ſie niederhalten und ſo hörte ich denn zahlloſe Male: „Je, Du denkſt Wunder, wer Du biſt, aber Du biſt ein kindiſcher Junge, gerade ſo wie die anderen und mitunter noch ein bischen ſchlimmer. Willſt immer den jungen Herrn ſpielen, aber junge Herren lecken keinen Honig vom Teller und ſtreiten es wenigſtens nicht ab, wenn ſie's gethan haben und lügen überhaupt nicht. Neulich haſt Du was von Ehre geſchnackt, nun, ich ſage Dir, Ehre ſieht anders aus.“ Sie hielt auf Wahrheit, behandelte Großſprechereien mit feinem Spott und war ſparſam in ihrem Lob. Aber wenn ſie lobte, das wirkte. Sie hat mir viel gute Dienſte geleiſtet und erſt ſpät im Leben, als ich ſchon über 50 war, bin ich noch einmal einer alten Dame begegnet, die gleich erziehlich auf mich eingewirkt hat. Denn man hört nie auf erziehungsbedürftig zu ſein; ich gehe noch jeƷt in die Schule und lerne von Leuten, die meine Enkel ſein könnten.

So viel über die gute Schröder und nachdem ich ihrer in dieſem Exkurſe gedacht habe, frage ich nocheinmal: „ja, wie lebten wir?“ Ich gedenke es in einer Reihe von Bildern zu zeigen und um Ordnung und Ueberblick in die Sache zu bringen, wird es gut ſein, das Leben, wie wir es führten, in zwei Hälften zu theilen, in ein Sommer- und in ein Winterleben.

Da war nun alſo zunächſt das Sommerleben. Um Mitte Juni hatten wir regelmäßig das Haus voll Beſuch, denn meine Mutter hielt noch, nach alter Sitte, zu Verwandten, was wir Kinder nur ſehr unvollkommen von ihr geerbt haben. Aber wohlverſtanden, ſie hielt zu Verwandten, nicht um Vortheile von ihnen zu haben, ſondern um Vortheile zu gewähren. Sie war unglaublich generös und es gab Zeiten, wo wir, ſchon erwachſen, uns die Frage vorlegten, welche Paſſion eigentlich bedrohlicher für uns ſei, die Spielpaſſion des Vaters oder die Schenk- und Gebepaſſion der Mutter. Schließlich wußten wir aber Beſcheid in dieſer Frage. Was der Vater that, war das reine weggeworfene Geld, was die Mutter zu viel ausgab, war immer ſelbſtſuchtslos ausgegeben und barg einen ſtillen Segen in ſich. Ein gewiſſes Verlangen (ſo gut ſich's thun ließ,) ein ganz klein wenig von einer grande Dame zu ſein, lief wohl mit unter, aber einen Beiſatz von menſchlicher Schwäche hat ſchließlich all unſer Thun. Später, wenn wir mit ihr über dieſe Dinge ſprachen, ſagte ſie: „Gewiß, ich hätte Manches auch unterlaſſen können, es ging weit über unſern Etat; aber ich ſagte mir: was da iſt, wird doch ausgegeben und da iſt es beſſer, es läuft meinen Weg als den andern."

Dieſe Sommermonate, von Mitte Juni an, waren durch die Fülle von Beſuch oft reizend, meiſt junge Frauen aus der Berliner Verwandtſchaft, plauderhaft und heiter. Das Haus war dann, auf Wochen hin, total verändert und Scherz und Schalkhaftigkeit, die ſich bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerten, herrſchten vor. Die Streitaxt war begraben und die glänzendſte Nummer in dem ſich nun entſpinnenden Wettſtreite guter Laune, war immer mein Vater ſelbſt. Er war, wie oft ſchöne Männer, das abſolute Gegentheil von einem Don Juan, auch ſtolz auf ſeine Tugend, aber ſo undonjuanmäßig er war, ſo gascogniſch entzückend war er, wenn es ſich um übermüthige, gelegentlich die verwegenſten Themata ſtreifende Wortkämpfe mit den jungen Frauen handelte, von welchen letztren er nur forderte, daß ſie hübſch ſeien, ſonſt verlohnte ſich's ihm nicht. Ich habe dieſe Neigung, in ſcherzhaftem Tone mit Damen in diffizile Debatten einzutreten, von ihm geerbt, ja, dieſe Neigung ſogar in meine Schreibweiſe mit herübergenommen und wenn ich entſprechende Scenen in meinen Romanen und kleinen Erzählungen leſe, ſo iſt es mir mitunter, als hörte ich meinen Vater ſprechen. Blos, daß ich ſehr hinter ihm zurück bleibe, was mir, als er ſchon über 70 und ich, dem entſprechend auch ſchon leidlich bei Jahren war, von Leuten, die ihn noch in ſeiner guten Zeit gekannt hatten, oft geſagt worden iſt. „Hören Sie,“ ſo hieß es dann wohl „Sie ſind ja ſo weit ganz gut, wenn Sie mal Ihren glücklichen Tag haben, aber gegen Ihren Vater können Sie nicht an.“ Und das traf auch ſicherlich zu. Seine von Bonhommie getragenen und zugleich von phantaſtiſchen Advokatenkunſtſtücken unterſtützten Plaudereien, waren — auch wenn ſie Geldſachen, wo doch ſonſt die Gemüthlichkeit aufhört, betrafen — geradezu unwiderſtehlich und dabei von ſo nachwirkender Kraft, daß keines von uns Kindern je das geringſte bittere Gefühl über ſeine höchſt merkwürdigen Finanzoperationen unterhalten hat. Nur meine Mutter war zu ſehr anders geartet, um durch ſeine geſellſchaftlichen Liebenswürdigkeiten umgeſtimmt oder erobert werden zu können; ihr war die Sache gerade dann am widerſtrebendſten, wenn ſie in's Leichte und Heitere gezogen werden ſollte. „Was ernſt iſt, iſt eben nicht heiter.“ Uebrigens beſtritt ſie ihm nicht, daß er, als glücklicher Humoriſt, es immer verſtanden habe, die Leute auf ſeine Seite zu ziehen, ſetzte dann aber hinzu „leider.“

Und nun zurück zu dem Sommerbeſuch in unſerm Hauſe. Das junge Weibervolk immer zu vergnügen, war mitunter etwas ſchwer und es hätte ſich vielleicht als unmöglich erwieſen, wenn nicht die Pferde geweſen wären. An faſt jedem ſchönen Nachmittage fuhr der Wagen vor und dieſe mit ihrem Beſuch uns zeitweilig faſt erdrückenden Badeſaiſontage mögen wohl die einzigen geweſen ſein, wo ſich meine Mutter, ohne übrigens ihre Grundanſchauung deshalb aufzugeben, vorübergehend mit der Exiſtenz von Pferd und Wagen ausſöhnte. Wer Swinemünde kennt, und es kennen es viele, weiß, daß man, bei Nachmittagspartieen, wegen hübſcher Zielpunkte nicht in Verlegenheit kommt und auch ſchon damals war es ſo wie heute. Da ging es, am Strand hin, bis Heringsdorf oder nach der andern Seite hin, bis an die Moolen, am beliebteſten aber, ſchon um Schutz gegen die Sonne zu haben, waren die Fahrten landeinwärts, entweder durch dichten Buchenwald auf Corswant zu oder noch lieber nach dem in Nähe des Haffs und des „Golms“ gelegenen Dorfe Camminke. Da war eine vielbeſuchte Kegelbahn, auf der dann auch die Damen mitſpielten. Ich meinerſeits aber ſtellte mich gern neben die ſplittrige Lattenrinne, drauf der Kegeljunge die Kugeln wieder zurücklaufen ließ, welchen Stand ich übrigens nur wählte, weil ich kurze Zeit vorher gehört hatte, daß ein Mitſpielender, auf eben dieſer Kegelbahn, beim Abfangen der heranrollenden Kugel ſich einen langen Lattenſplitter unter den Nagel des Zeigefingers eingeſtoßen habe. Das hatte ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer ſchaudernd auf eine Wiederholung wartete, die aber zum Glück ausblieb. War ich dann endlich müde vom Warten, ſo trat ich durch eine ſchiefhängende, immer knarrende Gitterthür in ein Stück Gartenland ein, das dicht neben der Kegelbahn hinlief und zwar parallel mit ihr. Es war ein richtiger Bauerngarten, Balſaminen und Reſeda blühten drin und an einer Stelle ſtanden die Malven ſo hoch, daß ſie eine Gaſſe bildeten. Sank dann die Sonne drüben am Walde, ſo ſchwamm der nach Weſten liegende Golm in einem rothen Licht und die metallne Kugel auf ſeiner hohen Säule, ſah, als wäre ſie golden, auf das Dorf und den Kegelgarten hernieder. Myriaden von Mücken ſtanden in der Luft und die Hummeln flogen zwiſchen den Buchsbaumbeeten hin und her.

Mit Beginn des Auguſt verließ uns gewöhnlich unſer Beſuch wieder und kam dann der September heran, ſo ſchieden auch aus der Stadt ſelbſt die letzten Badegäſte. Wollte wer länger bleiben, ſo war das unbequem für die Wirthe, wobei folgende Scene vorkam. Einer (natürlich ein Berliner) als er ſich eben wieder von der Abfahrtsſtelle des Dampfſchiffs, wohin er ein paar abziehende Freunde begleitet, in ſeine Miethswohnung zurückbegeben hatte, ſetzte ſich, die Hände reibend, behaglich zu ſeinen Wirthsleuten und ſagte: „Na, Hoppenſack, nu ſind ja die Berliner alle weg oder doch beinahe alle; nu ſoll's losgehen, nu wird's gemüthlich.“ Er erwartete natürlich vollſte Zuſtimmung. Statt deſſen aber ſah er nur lange Geſichter. Endlich nahm er ſich ein Herz und fragte, warum ſie ſo flau ſeien? „Gott, Herr Schünemann,“ ſagte Hoppenſack „ein' Regiſtrater und ſeine Frau kamen ja ſchon Ende Mai und nu is es beinah Mitte September. Man will doch auch mal wieder alleine ſein.“ Die Frau nickte zuſtimmend. Da hatte denn Schünemann keine Wahl mehr und mußte den andern Tag auch aufbrechen.

Waren dann die letzten Badegäſte fort, ſo ließen die Aequinoktialſtürme nicht lange mehr auf ſich warten und ſetzten ſich, wenn es ein ſchlimmes Jahr war, bis in den November hinein fort. Erſt fielen die Kaſtanien, dann praſſelten die Ziegel vom Dach und aus den Dachrinnen, die immer ſo angebracht waren, daß ſie gerade dicht neben den Schlafſtubenfenſtern mündeten, ſtürzte der Regen platſchend in den Garten. Dann wieder jagten zerriſſene Wolken am aufklarenden Himmel hin, die Luft wurde kalt, Alles fror, und den ganzen Tag über ſtand ein alter Holzhauer in der Remiſe, bei dem ſich nun mein Vater einfand und die Axt in die Hand nehmend, eine halbe Stunde lang ſtatt ſeiner das Holz ſpaltete.

Das geſellſchaftliche Leben ruhte während dieſer Spätherbſttage, man erholte ſich von den Strapazen der Sommer-Saiſon und ſtärkte ſich für die Wintergeſellſchaften. Aber ehe dieſe kamen, war noch ein mehrwöchentliches Interregnum durchzumachen, die Schlacht- und Backzeit, die letztere ſchon mit der Weihnachtszeit zuſammenfallend.

Mit dem Gänſeſchlachten fing es an. Eine reguläre Wirthſchaftsführung ohne Gänſeſchlachten konnte nicht wohl gedacht werden. Es handelte ſich dabei um mancherlei, zunächſt wohl um die Federn zur Herſtellung immer neuer Fremdenbetten, vor allem aber auch um die geräucherten Gänſebrüſte, die faſt ſo wichtig waren, wie die Schinken und Speckſeiten im Rauchfang. Waren, kurz vor Martini, die Gänſe zu dieſem Zweck in genügender Zahl herangetrieben und auf dem Hofe, wo nun ein entſetzliches Schnattern uns eine Woche lang um unſere Nachtruhe brachte, zu letzter Auffütterung eingepferchſt, ſo wurde auch ſchon der Tag zu Beginn der Feſtlichkeit feſtgeſetzt. Meiſt Mitte November. Auf dem Hofe, hart an die Giebelwand des Hauſes ſich lehnend, befand ſich, wie ſchon erzählt (und zwar ſonderbarerweiſe mit einem Taubenſchlage darüber) die Geſindeſtube, darin, außer der Köchin, noch zwei Hausmädchen ſchliefen. Immer vorausgeſetzt, daß ſie ſchliefen. Der Kutſcher — an Stelle des alten Ehm war längſt eine jugendlichere Kraft getreten — ſah ſich, der Hausordnung nach, zunächſt freilich auf die Häckſelkammer neben dem Pferdeſtall angewieſen, er verzichtete jedoch gern auf die Selbſtſtändigkeit dieſes ihm zuſtändigen Aufenthalts und zog es vor, den ohnehin engen Raum der Geſindeſtube durch ſeine Gegenwart noch enger zu machen. Alles nach dem Satze: „Raum iſt in der kleinſten Hütte ꝛc.“ War nun aber die Gänſeſchlachtzeit heran gekommen, ſo bedeutete das eine weitere, ſehr erheblich geſteigerte Raumbeſchränkung, denn am ſelbigen Abend, an dem das Maſſacriren beginnen ſollte, ſtellte ſich zu dem, was für gewöhnlich die Geſindeſtube beherbergte, auch noch ein Aufgebot alter Weiber ein, vier oder fünf, die ſonſt als Waſch- oder auch wohl als Jätefrauen ihr Daſein friſteten. Und nun begann das Opferfeſt. Immer ſpät Abends. Durch die weit offenſtehende Thür, geöffnet weil es ſonſt vor Stickluft nicht auszuhalten geweſen wäre, ſchienen die Sterne in den verqualmten und durch ein Talglicht kümmerlich erleuchteten Raum hinein. An dem Talglicht immer ein Dieb. Nächſt der Thür aber, in einem Halbkreiſe, ſtanden die fünf Schlachtprieſterinnen, jede mit einer Gans zwiſchen den Knien, und ſangen, während ſie mit einem ſpitzen Küchenmeſſer die Schädeldecke des armen Thieres durchbohrten (eine Prozedur, deren Nothwendigkeit mir nie klar geworden iſt), allerlei Volkslieder, deren Text in einem merkwürdigen Gegenſatz ſowohl zu dem mörderiſchen Akt wie zu der Trauermelodie ſtand. So wenigſtens mußte man annehmen, denn die Mädchen, die, den Gaſt aus der Häckſelkammer zwiſchen ſich, auf der Bettkante ſaßen, begleiteten die Volkslieder mit unendlichem Vergnügen, ja, die beſonders traurig klingende Stellen ſogar mit Juchzern. Meine beiden Eltern waren ſittenſtreng und es war oft die Rede davon, ob dieſem frechen Treiben nicht Einhalt zu thun ſei; ſchließlich aber hatte man den

Kampf dagegen aufgegeben und mein Vater, dem es ſchwante, daß dergleichen ſchon im Altertume vorgekommen ſei, ſagte, nachdem er nachgeſchlagen: „Es iſt eine Wiederholung alter Zuſtände, römiſche Saturnalien, oder was dasſelbe ſagen will, momentane Herrſchaft der Dienenden über die ſogenannte Herrſchaft.“ Und als er ſo den Hergang hiſtoriſch rubrizirt hatte, gab er ſich zufrieden, um ſo mehr als die Mädchen am andern Morgen ihn jedesmal durch einen ganz beſonders ſittigen Augenniederſchlag erheiterten. Er ſtellte dann phantaſtiſch ausſchweifende Betrachtungen an, als ob Gil Blas ſeine Lieblingslektüre geweſen wäre. Das war aber nicht der Fall, er las vielmehr nur Walter Scott, was ich ihm heute noch danke, denn einige Bröckelchen fielen ſchon damals für mich ab. Quentin Durward zog er Allem vor, vielleicht weil es ein franzöſiſcher Stoff war. Ich habe hier übrigens noch hinzuzufügen, daß die Schreckniſſe dieſer Gänſeſchlacht-Epoche mit der eigentlichen Schlachtnacht und den Trauermelodien keineswegs abgethan waren, ſondern ſich, durch mindeſtens eine halbe Woche hin, noch weiter fortſetzten. Dieſe Schlachtzeit war nämlich zugleich auch die Zeit, wo das aus Gänſeblut zubereitete „Schwarzſauer“ tagtäglich auf unſeren Tiſch kam, ein Gericht, das, nach pommerſcher Anſchauung, alles Andre aus dem Felde ſchlägt. Auch mein Vater hielt es für ſeine Pflicht, ſich dieſer landesthümlichen Anſchauung anzuſchließen und ſagte, wenn die dampfende Rieſenſchüſſel erſchien: „Ah, das iſt recht; davon eßt nur; das iſt die ſchwarze Suppe der Spartaner; alles Saft und Kraft," er ſelber aber ſuchte ſich, gerade ſo wie wir, das Backobſt und die Mandelklöße heraus und überließ die Kraftbrühe der Geſindeſchaft draußen und vor allem den Schlacht- und Klageweibern, die ſich durch ihre Bohrverſuche den gegründetſten Anſpruch darauf erworben hatten.

Etwa 14 Tage ſpäter folgte dann das Schweineſchlachten. Meine Stellung dazu war noch genau dieſelbe, wie zu der Zeit, wo ich, kaum 7jährig, aus der Stadt hinaus auf Alt-Ruppin zu geflohen war, um ſowohl dem Anblick, wie der ganzen Skala ohr- und herzzerreißender Töne zu entgehen; aber ich war doch inzwiſchen aus den Kinderjahren in die Jungensjahre hinein gewachſen, wo man wohl oder übel ſeine Ehre darin ſetzt, Alles mannhaft mit durchzumachen, auch wenn ſich die eigenſte Natur dagegen auflehnt. Daß die Ausſicht auf „Reiswurſt mit Roſinen" bei Durchführung dieſer Tapferkeitskomödie mitgewirkt hätte, kann ich nicht ſagen, denn ſo ſehr ich ſonſt für gute Biſſen war, ſo war ich doch in den der Weihnachtszeit voraufgehenden

Wochen immer halb krank von dem unausgeſetzt das Haus durchziehenden Fettwraſen. Jedenfalls konnte von gutem Appetit um eben dieſe Zeit (trotzdem ſich's da gerade verlohnt hätte) nie recht die Rede ſein, beſonders dann nicht, wenn, um Anfang Dezember, wie faſt regelmäßig geſchah, auch noch ein Hirſch von der Oberförſterei her eingeliefert war, der nun, — aufgebrochen wie man ein Rind aufbricht — an die Giebelwand des Geſindehauſes gehängt wurde. Tag um Tag trat dann die Köchin an das ſchreckliche Giebelornament heran und ſchälte erſt das Ziemer und dann die Vorder- und Hinterſchlägel heraus, ſo daß wir immer aufathmeten, wenn es mit dieſer Wildherrlichkeit wieder vorbei war.

Unter einem glücklicheren Stern ſtand die Backwoche, wo mit Pfeffer- und Zuckernüſſen begonnen und mit Brezeln, Kranz- und Blechkuchen aufgehört wurde. Wir durften nicht nur mit in die Backſtube hinein, darin es, überaus anheimelnd, nach bitteren Mandeln und geriebener Citrone roch, ſondern erhielten auch, als Weihnachtsvorſchmack, eigens für uns Kinder gebackene kleine Wecken, alles reichlich zugemeſſen. „Ich weiß,“ ſagte meine Mutter, „daß ſie ſich den Magen daran verderben, aber das iſt beſſer, wie wenn ſie knapp gehalten werden. Sie ſollen, all dieſe Zeit über, eine Feſtfreude haben und die bringt ihnen ein Feſtkuchen am beſten bei.“ Es hat was für ſich, und bei ganz robuſten Kindern mag es das unbedingt Richtige ſein. Aber ſo robuſt waren wir doch nicht, daß es für uns ſo ohne Weiteres gepaßt hätte. Mir war denn auch, um Weihnachten herum, immer ſehr weinerlich zumute.

Am Sylveſter war Reſſourcenball, auf den man mich, als den Aelteſten, mitnahm. Ich ſtellte mich dann, in ſchwankender Gemüthsverfaſſung in eine Saalecke und ſah zu. Wenn dann die tanzenden Paare an mir vorüberſchwirrten, war ich zunächſt glücklich, daß ich, als eine Art Gaſt da ſtehen und mit dem Auge theilnehmen durfte und war doch auch wieder unglücklich, daß ich, ſtatt mitzutanzen, eben nur das Zuſchauen hatte. Die Nichtigkeit meines Ich legte ſich mir ſchwer auf die Seele, doppelt ſchwer in dem gaſtriſchen Zuſtand, in dem ich mich um dieſe Zeit regelmäßig befand und erſt wenn um Mitternacht der in einen langen blauen Mantel gekleidete Nachtwächter in den Saal trat und nach vorausgegangenem Signal auf ſeinem Horn, ein fröhliches Neujahr wünſchte, fiel mit einem Male jede Sentimentalität wieder von mir ab. Das Komiſch-Groteske der Scene riß mich dann heraus und ich hatte wieder meinen Frieden.

Zehntes Kapitel.

Wie wir in unſrem Hauſe lebten (Fortſetzung). „Große Geſellſchaft“.

Etwa um eben dieſe Zeit begann auch das geſellſchaftliche Leben und zwar in Geſtalt einer Reihe von Woche zu Woche wiederkehrender Gaſtereien. Ueber dieſe Gaſtmähler, unter denen manches inſoweit dem des Belſazar glich, als eine Geiſterhand ſchon den Bankrutt des Gaſtgebers an die Wand ſchrieb, habe ich in ihrer Totalität nur immer berichten hören, was aber von dieſen mal kleineren mal größeren Geſellſchaften auf ſpeziell unſer Haus entfiel, das habe ich mit Augen geſehen und davon will ich in Nachſtehendem erzählen.

Waren wir an der Reihe, ſo bemächtigte ſich des ganzen Hauſes eine feierliche Stimmung, die mit der Stimmung bei Hochzeiten eine gewiſſe Aehnlichkeit hatte, wie denn auch die bekannte Dreitheilung von Polterabend, Hochzeit und Lendemain in der Geſtalt von Vorbereitungstag, eigentlichem Feſttag und Reſtereſſen wiederkehrte. Welchem dieſer drei Tage der Preis gebührte, mag unentſchieden bleiben, doch glaube ich faſt, daß mir der erſte Tag der liebſte war. Er verlief zwar unmateriell und entſagungsreich, hatte dafür aber die Vorahnung kommender Herrlichkeiten.

An dieſem Vorbereitungstage erſchien, wie in allen anderen Häuſern, ſo auch bei uns die Wittwe Gaſter, eine renommirte Kochfrau. Sie vereinigte Behagen und Würdigkeit in ihrer Erſcheinung und wurde, dieſer letzteren Eigenſchaft entſprechend, mit Reſpekt und unbedingtem Vertrauen behandelt. Sie lebte, bei begreiflicher Abneigung gegen alles das (beſonders Süßigkeiten,) was ſie tagaus tagein zu produziren hatte, beinah ausſchließlich von Rothwein und entlehnte das Wenige, was ſie nebenher noch an Nahrung brauchte, dem beſtändigen Fettwraſen in dem ſie ſtand. Ihr Eintritt in unſer Haus war für mich gleichbedeutend mit Poſtofaſſen in Nähe der Küche, wo nun Alles, was ſich vollzog, von mir beobachtet, beziehungsweiſe bewundert wurde. Den Anfang machte immer die Herſtellung eines Baumkuchens. Als die Gaſter, die darüber Buch führte, den Tauſendſten fertig hatte, gaben ihr die Swinemünder Hausfrauen ein wohlverdientes Feſt.

Es giebt auch heute noch Baumkuchen, gewiß; aber die jetzigen ſind Entartungen, ſchwächliche, ſchwammartige Bleichenwangs, während die damaligen eine glückliche Feſtigkeit hatten, die ſich, an den gelungenſten Exemplaren, bis zur Knuſprigkeit ſteigerte, begleitet von einer vom dunkelſten Ocker bis zum hellſten Gelb reichenden Farbenſkala. Ich war immer glücklich, dem Werdeprozeß ſolches Baumkuchens zuſehen zu können. Auf einem rieſigen Herde befand ſich, nach der Wand hin, ein aus Ziegelſteinen aufgemauertes niedriges Halb-Gewölbe, das, nach oben zu dachartig vorſpringend, nach unten zu ſchräg zurücktrat. An dieſer zurücktretenden Stelle zog ſich ein wohl 4 Fuß langes ſchmales Kohlenfeuer hin, an das nun zwei kleine Eiſenſtänder mit aufgelegtem Bratſpieß und Drehvorrichtung herangerückt wurden. Der auf dieſen Ständern ruhende Spieß aber gab ſich nicht einfach als ſolcher, vielmehr war ihm ein ſeiner ganzen Länge nach ausgehöhlter und nach außen hin mit gefettetem Papier überzogener Holzkegel aufgeſchoben, der beſtimmt war, die Seele des herzuſtellenden Baumkuchens zu bilden. Und nun, mit Hilfe eines an einem langen Stocke ſteckenden Blechlöffels, begann das Aufgießen eines dünnflüſſigen, anfangs immer wieder herabtröpfelnden Teiges, ſo daß das eingeſchlagene Verfahren eine ganze Zeit lang wie vergeblich erſchien. Von dem Augenblick an aber, wo die Teigflüſſigkeit konſiſtenter und das Abtropfen langſamer wurde, regten ſich auch die Hoffnungen wieder und ehe ein paar Stunden um waren, konnte der prachtvoll gebräunte, zugleich zackenreiche Baumkuchen von dem Holzkegel herunter genommen werden. Alles dabei war von ſymboliſcher Bedeutung. An das volle Gelingen dieſes Pracht- und Schauſtücks knüpfte ſich das Vertrauen auf das Gelingen des Feſtes überhaupt. Der Baumkuchen ſtellte dem Ganzen das Horoskop.

Ueber die Küchenthätigkeit des eigentlichen Geſellſchaftstages geh ich hier hinweg und führe ſtatt deſſen lieber das Feſt ſelbſt herauf. Es wurde dann — ein anderer Raum ſtand nicht zur Verfügung — ein langer Ausziehtiſch in den Salon meiner Mutter geſchafft, und alsbald zog ſich an dem gelben Moiré-Sopha mit den 300 Silbernägeln entlang, die wohlgedeckte Tafel hin. Erſt wenn die Lichter brannten, ſchritt man zu Tiſche. Der der Tafel Präſidirende kehrte dem großen Spiegel aus der Schinkelzeit jedesmal den Rücken zu, während alle anderen Gäſte ſich in dem Spiegelglaſe mehr oder weniger bequem betrachten konnten.

Meiner Erinnerung nach, waren es immer Herrendiners, 12 oder 14 Perſonen, und nur gelegentlich erſchien auch wohl meine Mutter mit bei Tiſch, meiſt begleitet von ihrer, auch zur Winterzeit, oft monatelang auf Beſuch bei uns weilenden, damals noch ſehr jungen und hübſchen Schweſter. Dieſe letztere paſſend zu placiren, erwies ſich immer als beſonders ſchwierig und nur wenn der alte von Flemming und Hofrath Dr. Kind zugegen waren, war einigermaßen Sicherheit vor extremen Huldigungen gewährleiſtet. Sich vor ſolchen Huldigungen zu ſchützen, entzog ſich beinahe der Möglichkeit. Man reſpektirte vielleicht Tugend, wiewohl mir auch das noch zweifelhaft iſt, aber Tugendallüren waren abgeſchmackt und wo lag immer die Grenze zwiſchen Sein und Schein. Daß ſich die Damen gegen Ende der Tafel zurückzogen und nur noch auf eine kurze Viertelſtunde wieder erſchienen, um beim Kaffee die Honneurs zu machen, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich habe weiter oben von der Kochkunſt der guten Frau Gaſter geſprochen, aber, dieſer Kochkunſt unerachtet, war die Bewirthung eigentlich einfach, namentlich gemeſſen an dem Raffinement, das jetzt bei Gaſtmählern vorherrſcht. Einfach ſage ich und dabei ſtabil. Keiner wollte zurückbleiben, aber auch nicht über den Andern hinausgehen. Auf die Suppe folgte ein Fiſch, dann (feſtſtehend) Teltower Rübchen und Spickgans, dann ein ungeheurer Braten und zum Schluß eine ſüße Speiſe, ſammt Früchten, Pfefferkuchen und Königsberger Marzipan. Eine faſt noch größere Einfachheit herrſchte hinſichtlich der Weine; nach der Suppe wurde Sherry gereicht, dann aber trat ein Rothwein von mäßigem Preis und mäßiger Güte ſeine Herrſchaft an und hielt ſich bis zum Kaffee. Das Beſondere, das dieſe Feſtlichkeiten hatten, lag alſo nicht im Materiellen, ſondern, ſonderbar zu ſagen, in einem gewiſſen geiſtigen Element, in dem Ton der herrſchte. Dieſer war, auf Anfang und Ende hin angeſehen, ein ſehr verſchiedener. Den Anfang machten fein ſtiliſirte Toaſte, mitunter — namentlich wenn das Feſt zugleich noch ein Familienfeſt, alſo Geburtstagsfeier oder dem Ähnliches war — auch Verſe, die, was Formgewandheit und glückliche Pointen angeht, nichts zu wünſchen übrig ließen. Ich habe noch vor Kurzem wieder Einiges derart unter den Papieren meines Vaters gefunden und bin erſtaunt geweſen, wie gut das Alles war. Humor, Witz, Wortſpiele fehlten nie, bei beſondern Gelegenheiten aber kam auch das Gefühlvolle zum Ausdruck und die, die einem richtigen Gefühl am fernſten, dem Delirium aber am nächſten ſtanden, erhoben ſich dann regelmäßig von ihren Plätzen und gingen auf den Redner zu, um dieſen zu umarmen und zu küſſen. Dies Küſſen bezeichnete jedesmal den Beginn der zweiten Hälfte des Feſtes. Je weiter dann die Tafel gedieh, je freier wurde die Tafelberedſamkeit, die nun, vor nichts mehr erſchreckend, alsbald zu den übermüthigſten, oft derb zufaſſenden Hänſeleien oder, wo ſich dieſe verboten, wenigſtens zu perſönlichen Schraubereien hinüberleitete. Genau das was man jetzt „uzen“ nennt. Eines der auserleſenſten Opfer dieſer Lieblingsbeſchäftigung der ganzen Tafelrunde, war, wie ſchon in frühern Kapiteln angedeutet, mein Papa. Längſt wußte man, daß er, auf Converſation hin angeſehen, drei Steckenpferde hatte: die Rang- und Ordensverhältniſſe des preußiſchen Staats, die Einwohnerzahl aller Städte und Flecken unter Zugrundelegung der neueſten Zählung und die Namen und Herzogstitel der franzöſiſchen Marſchälle, einſchließlich einer Unſumme napoleoniſcher Anekdoten, die letzteren meiſt in Originalfaſſung. Mitunter wurde dieſe Faſſung auf Satzbildung und Grammatik hin beanſtandet, worauf mein in die Enge getriebener Papa mit unverbrüchlicher Ruhe antwortete: „Mein franzöſiſches Gefühl lehrt mich, daß es ſo heißen muß, ſo und nicht anders“, ein Ausſpruch, der natürlich den Jubel nur ſteigerte.

Ja, Napoleon und die Marſchälle!

Das Wiſſen meines Vaters, nach dieſer Seite hin, war geradezu ſtupend und ich verwette mich, daß es damals keinen Hiſtoriker gab und auch jetzt nicht giebt, der, was franzöſiſche Kriegs- und Perſonal-Anekdoten aus der Zeit von Marengo bis Waterloo angeht, auch nur entfernt im Stande geweſen wäre, mit ihm in die Schranken zu treten. Wo er alles her hatte, iſt mir räthſelhaft. Ich kann es mir nur ſo vorſtellen, daß er in ſeinem Gedächtniß ein Fach hatte, drin, wie von ſelber, alles hineinfiel, was er, bei ſeiner unausgeſetzten Lektüre von Journalen und Miscellenſammlungen in eben dieſen als ſeiner Paſſion dienend, vorfand.

Obenan, auf dem von ihm beherrſchten Gebiete, ſtand natürlich Napoleon ſelbſt, an dem er übrigens merkwürdigerweiſe die Sankt Helena-Tage vor den Tagen ſeines ſoldatiſchen Ruhmes bevorzugte. Dann folgte Ney, ſein ganz beſonderer Liebling, beinah Abgott. Nach dieſem aber, in einer Art von Saltomortale, ſprang er über alle weiteren, mehr oder weniger berühmten Marſchälle, für die er ſammt und ſonders nicht allzuviel übrig hatte, hinweg und wandte ſich ſofort den Größen zweiten und dritten Ranges zu, alſo Männern wie Rapp, Duroc, Nanſouty, Cambronne, Friant, Lannes. Dieſem Letzteren, der ſchon 1809 bei Groß-Aspern fiel, war er faſt ſo zugethan wie ſeinem Lieblinge Ney. „Ja, dieſer

Lannes, dieſer Herzog von Montebello! Sonderbar. Er ſoll ſehr beſchränkt geweſen ſein. Aber am Ende, was thut das? Ney war auch beſchränkt.“ Und ſo bewies er aus der Beſchränktheit des Einen die Größe des Andern oder ſtellte wenigſtens die Bedeutungsloſigkeit der ganzen Beſchränktheitsfrage feſt. In ſeiner Hinneigung zu den kleinen Größen, lag aber nichts von Zufall oder Laune, ganz im Gegentheil, er wußte das „Warum“ recht gut; mitunter waren es nur Aeußerlichkeiten und ihn beiſpielsweis über Nanſouty, der eine Küraſſier-Diviſion kommandirte, ſprechen zu hören, war ein vollkommener Hochgenuß. Nanſouty ſtand dann leibhaftig vor einem. Ich war in dieſen Dingen ſchließlich ſelber ſo zu Hauſe, daß ich hätte ſoufflieren können. Woher das ſo kam, davon erzähl ich an andrer Stelle, wenn ich von meines Vaters „ſokratiſcher Methode“ ſpreche.

Vorläufig aber, nach dieſem Exkurſe, zurück zu den Geſellſchaftsabenden ſelbſt, deren zweite Hälfte regelmäßig die Komödie des Neckens und Aufziehens heraufführte. Selbſt als Wirth war mein Vater nicht ſicher dagegen, eher, daß ſich das Necken dabei verdoppelte.

Von einem dieſer Abende, der mir noch beſonders lebhaft im Gedächtniß iſt, weil ſeiner, auch in ſpäteren Jahren noch, öfters und in allerhand Einzelheiten gedacht wurde, will ich hier erzählen. Man war ſchon beim Deſſert und ſang eben ein Lied, des Conrektor Beda, ein Stiefſohn der in einem früheren Kapitel erwähnten ſchönen Frau gleiches Namens, nach der Melodie von „O, Schill, Dein Säbel thut weh“ gedichtet hatte. Meine Mutter und deren Schweſter — die Kaffeeſtunde rückte bereits heran — hatten wie herkömmlich auf dem gelben Moirée-Sopha Platz genommen, ich ſelber aber war auf gut Glück mit hereingeſchlüpft und hielt mich in Nähe von Conſul Thompſon, der ſich denn auch ein Vergnügen daraus machte, mir, zum Aerger meiner Mutter, immer neue Maſſen von Traubenroſinen zuzuſtecken. Thompſon, bequem in allem, ſang das Schill-Lied nicht mit und nur immer, wenn der Refrain kam, fiel er mit aller Macht ein. Am obren Ende der Tafel aber ſaß Kommerzienrath Krauſe und ſagte, während er ſich, als das Lied ſchwieg, zu meinem Vater wandte: „Sage mir, lieber Bruder, bei dieſem Liede von Schill oder doch nach der Melodie von Schill, iſt mir mit einem Male wieder „Bertrands Abſchied“ eingefallen. In welchem Zuſammenhange weiß ich nicht und iſt auch am Ende gleichgültig; ich möchte nur wiſſen, iſt dieſer Bertrand in „Bertrands Abſchied" derſelbe, der mit auf Sankt-Helena war?"

„Gewiß iſt es derſelbe. Es giebt nur einen. Er war, glaube ich, mit in Saint-Cyr und hatte die ſchwärmeriſchſte Liebe für Napoleon, noch mehr als General Rapp."

„Das muß wohl ſo ſein, denn ich habe da heute in der Times einen Artikel über die nun Gott ſei Dank zurückliegenden Sankt Helena Tage geleſen und bei der Gelegenheit, ich muß doch ſagen zu meinem Staunen, erfahren, daß Bertrand, in zu weitgehender Liebe zu ſeinem Kaiſer, dieſem ſeine ihm angetraute Frau zeitweilig abgetreten haben ſoll, ſo daß Napoleon gewiſſermaßen 3 mal verheirathet war, Joſephine, Marie Luiſe und Madame Bertrand. Ich kann nur wiederholen, ich find' es etwas übertrieben und möchte wiſſen, wie Du Dich zu dieſer Sache ſtellſt? Würdeſt Du . . . meine liebe Freundin wird verzeihn" und er verbeugte ſich gegen meine Mutter „würdeſt Du Dich zu einem ähnlichen Akt loyaler Aufopferung entſchloſſen haben?"

„Unbedingt, wenn ich Bertrand geweſen wäre."

„Das ſind Ausflüchte, lieber Bruder. Wenn Du Bertrand geweſen wärſt! Natürlich. Wie Bertrand darüber dachte, das wiſſen wir, ſeine Thaten ſprechen. Aber ich möchte wiſſen, wie Du

Dich perſönlich dazu verhältſt. Mein Bruder Eduard, der den Artikel auch geleſen, ſprach von Infamie.“

„Das iſt zu hart. Alle ſolche Fragen empfangen in den oberen Regionen eine neue, von dem Gewöhnlichen mehr oder weniger abweichende Beleuchtung; die moraliſchen Anſchauungen verſchieben ſich in Folge davon und werden freier. Ich glaube, daß die Entſcheidung bei Madame Bertrand gelegen hat. Wollte ſie, ſo war es nur in der Ordnung, wenn Bertrand ſelbſt im Punkte der Loyalität nicht hinter ſeiner Frau zurückbleiben wollte. Du darfſt auch nicht vergeſſen, daß der Kaiſer über das verfügte, was man Dämonismus nennt. Friedrich der Große hatte das auch, ſein Auge zwang den Willen der Menſchen.“

„Ich glaube, daß Du Recht haſt und wir müſſen am Ende glücklich ſein, daß wir nicht in jenen oberen Regionen leben; wir wären ſonſt vor nichts ſicher.“

„Sind wir auch nicht. Im abſoluten Staat gehört alles dem König; er kann mir nicht blos meine Frau nehmen, auch meinen Kopf.“

„Das hat er ſchon“ unterbrach meine Mutter und ſtand auf.

Als die Gäſte fort waren und die Fenſter, um friſcher Luft willen, trotz der miteinſtrömenden Kälte weit geöffnet wurden, ging mein Vater, mit auf dem Rücken zuſammengelegten Händen, im Zimmer auf und ab. Meine Mutter ſah ihm eine Weile zu, dann ſagte ſie: „Nun, Louis, Du gehſt ja auf und ab wie ein Sieger. Du biſt wohl ſtolz darauf, daß Du, wie Krauſe ſagte, Deinem Freunde Napoleon die dritte Frau angetraut haſt!“

Mein Vater nickte.

„Merkſt Du denn nichts?“ fuhr ſie fort, „gar nichts? Einen Tag fragen ſie Dich nach der Einwohnerzahl von Buxtehude, den andern Tag wollen ſie wiſſen, was mehr ſei, das Eichenlaub am rothen Adlerorden oder die Schleife. Durchſchauſt Du denn nicht dieſe Poſſe?“

Mein Vater nickte wieder.

„Ja, Louis, wenn Du das alles durchſchauſt, dann begreife ich Dich nicht, dann weiß ich nicht, warum Du ihnen immer wieder den Gefallen thuſt.“

„Weil ich ein artiger Mann bin und guter Wirth.“

„Guter Wirth. Nun vielleicht. Aber das iſt es nicht. Du haſt blos die grenzenloſe Schwäche, Deine Geſchichten immer wieder anbringen zu wollen und biſt ſchlimmer als die ſchlimmſten Anekdotenerzähler, die wenn man ihnen ſagt „kenn' ich ſchon“, ſich nicht ſtören laſſen und ruhig weiter ſprechen. Iſt es nicht ſo? Hab ich nicht Recht?“

„Ich glaube beinah, daß Du Recht haſt. Aber was thut das? ein Jeder hat ſein Steckenpferd und wir wiederholen uns alle. Nimm mir's nicht übel, Du wiederholſt Dich auch und betonſt namentlich vieles . . ."

„Bitte, nichts davon."

„Außerdem aber nehme ich bei dieſen Dingen alles Ernſtes das für mich in Anſpruch, daß ich in einem fort befliſſen bin, nützliche Kenntniſſe zu verbreiten. Ich bin kein elender Witz- und Wortſpieljäger, ich cultivire Hiſtoriſches und helfe nach, wo nachzuhelfen iſt. Und Du wirſt nicht beſtreiten, daß die Summe hiſtoriſcher Kenntniß, namentlich bei den Studirten, ungemein gering iſt. Das mit Bertrand . . . nun ja, vielleicht hätt ich anders antworten ſollen, denn ſie wollten mich vor Dir in Verlegenheit bringen. Aber es iſt ihnen nicht gelungen."

„Leider nicht. Und das iſt das Schlimmſte von der Sache."

Elftes Kapitel.

Was wir in Haus und Stadt erlebten.

Wie wir in unſerem Hauſe lebten, das zu zeigen, war Aufgabe der beiden vorigen Kapitel; in dieſem wird es ſich um Dinge handeln, die, wenigſtens zunächſt, nicht durch unſer Zuthun geſchahen, ſondern von außen her an uns herantretend, das von uns geführte häusliche Leben nur begleiteten, beziehungsweiſe modelten. „Was wir in Haus und Stadt erlebten“, habe ich drum als Ueberſchrift genommen. Es war des Guten und Nicht-Guten gerade genug.

Im Allgemeinen gilt das zwiſchen dem Sturze Napoleons und dem Tode Friedrich Wilhelms III. liegende Vierteljahrhundert als eine ereignißarme Stagnationsepoche, was, aufs Ganze hin angeſehen, auch mehr oder weniger zutreffen mag, gerade das halbe Jahrzehnt aber (1827 bis 32) das ich in Swinemünde verbrachte, brachte, die Stagnation unterbrechend, des Intereſſanten eine ganze Fülle: die Befreiung Griechenlands, den ruſſiſch-türkiſchen Krieg, die Eroberung von Algier, die Juli-Revolution, die Losreißung Belgiens von Holland und die große polniſche Inſurrektion. Ich werde denn auch weiterhin in einiger Ausführlichkeit zu berichten haben, wie dieſe fernen Ereigniſſe die Bewohnerſchaft unſeres Hauſes berührten, vor allem aber mein eigenes junges Herz, das für ſolche Dinge von früh auf erglühte. Zunächſt indeſſen laß ich die Staatsaktionen aus dem Spiel und erzähle von dem, was ſich als Stadtereigniß unter unſeren Augen zutrug. Allerdings trifft es ſich dabei ſo, daß ich, um der Chronologie willen, meine beſte Karte gleich zuerſt ausſpielen muß. Es war dies die Geſchichte von „Mohr und ſeiner Frau.“

Wer war Mohr?

Kutſcher Ehm hatte gleich am Tage nach unſerer Ankunft, als wir den erſten Umgang durch unſer Haus machten, die Frage geſtreift, war aber nicht weit damit gekommen und erſt etliche Wochen ſpäter, als ich von ungefähr wieder den Namen „Mohr“ hörte, frug ich Ehm, was es damit ſei. Dieſer, der nur zu gerne davon ſprach, nahm mich auch gleich mit in ſeine Kammer hinein und während er ſich da an die Häckſel-Lade ſtellte und zu ſchneiden begann, ſaß ich auf einem Schemel neben ihm und hörte ſeiner Geſchichte zu. „Ja," ſo ſchloß er, (natürlich alles in Plattdeutſch) nach einer Weile, „ſo war das mit Mohr und ſeiner Frau. Die ſind nu Beid' in Priſon und die Frau is krank und verfallen und macht es woll nich lange mehr, er aber, er is oben auf und der alte Pietzker drüben meint auch, ‚an's Leben gingen ſie ihm nich.' Und das is auch richtig und is noch von Anno 6 her. Da war er Soldat in Regiment Möllendorf und Napoleon, als es bei Jena nich recht weiter wollte, ſoll da ganz wüthend geſagt haben: ‚wer is denn blos der Kerl da? So was hab' ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht geſehn.' Und unſer König, als er wieder ein bischen in Ruhe war, hat auch an Mohr'n ſchreiben laſſen, er könne ſich eine Gnade ausbitten. Und die Gnade, die hängt noch, die is noch nich 'runter, und deshalb ſagt Mohr immer: „ſie können nich, auch wenn ſie wollen; ich habe des Königs Gnade."

Das klang ſo weit ganz gut, aber was dieſen Schlußworten Ehms vorausging, alſo die eigentliche Geſchichte, die klang ſchlimm und es lief mir dabei kalt über den Rücken. Mohr war ein Mann von Mitte 40, ein guter Lichterſchiffer, der zwiſchen Stettin und Swinemünde fuhr und immer allerhand Kaufmannswaaren mitbrachte, womit er dann Handel trieb. Er ſpielte ſich auf den alten Soldaten aus, hielt auf Ordnung und Anſtand und war groß und ſtark und wohlgelitten. Und auch gegen ſeine Frau lag nichts vor. Aber mit einem Male war er doch unter Bilanz oder vielleicht war es auch blos, daß er ſeine Habgier nicht bezwingen konnte, kurz und gut, als er in Erfahrung gebracht hatte, die Wittwe Laſſahn, die mit einer jungen blonden Perſon am Rathhausplatze wohnte, habe 100 Thlr. in ihrem alten Uhrſchrank verſteckt, war es beſchloſſene Sache; die alte Frau mußte ſterben und die junge Perſon mit. Mohr's Frau war mit einverſtanden, ja einige ſagten, ſie ſei ſchuld. Das war wohl ſo um Faſtnachten Anno 26. Mohr kam von Stettin zurück und legte am Bollwerk an, grad gegenüber von dem Olthoff'ſchen Gaſthof. Es war ſchon dunkel. Und ſo ging er denn zu der Wittwe Laſſahn und ſagte dieſer, ſie ſolle nach dem Lichterſchiff ſchicken, da ſei ſeine Frau und warte und werde dem Mädchen den Sack Kaffee geben, den er für ſie mitgebracht habe. Das Mädchen ging denn auch. Und nun war er allein mit der Alten. Mit der war er raſch fertig. Aber bald danach kam die junge blonde Perſon vom Bollwerk zurück. Was nun geſchah, das weiß man blos aus Mohr's eigener Beichte, wenn er mitunter, von furchtbarer Angſt gepackt, nach dem Geiſtlichen rief oder nach Juſtizrath Kirſtein, dem er Alles ſagen wolle. So ſtark er war, er hätte ſie nicht bezwungen, wenn ihm ſeine Frau nicht zur Hilfe gekommen wäre: das war ſo der Hauptinhalt der Geſchichte. Ich kenne auch die Einzelheiten, aber ich erzähle ſie nicht. Nur ſoviel hier, ſie geben ein furchtbar anſchauliches Bild von der Macht und Kraft der Verzweiflung. Alle ſollten ſich das in allen Lebenslagen geſagt ſein laſſen, auch im Leben der Völker. An Verborgenbleiben oder an Ablenken auf Andere war nicht zu denken und eh' ein Tag um war, waren Mohr und Frau in Feſſeln. Darüber waren nun beinah anderthalb Jahre vergangen und noch immer ſchwebte die Sache. Sonderbarerweiſe kann ich mich nicht entſinnen, damals unter einem beſonderen Angſtgefühle geſtanden zu haben, auch nicht einmal, als ich eines Tages, ſchon bei Dunkelwerden, an dem mit Eiſentraillen verſehenen Rathhausgefängniß vorüberging und die Straßenjungen mir zuriefen: „Kuck, da ſitzt Mohr.“ Aus dieſer meiner vergleichsweiſen Ruhe, wurde ich erſt aufgeſtört, als es an einem Sonnabend, ich glaube es war im Frühjahr 28, hieß: „heute ſind ſie gekommen.“ Die, die gekommen ſein ſollten, waren der Scharfrichter und ſeine Knechte. Es hatte auch ſeine Richtigkeit damit, wovon ich mich bald ſelbſt überzeugen ſollte. Jeden Nachmittag machten wir, mein Bruder und ich, einen Spaziergang an dem ſchon in den Dünen gelegenen Kirchhof vorüber, auf den Strand zu. So auch an jenem Sonnabend. Der Kirchhof lag bereits hinter uns und das Meer, wenn der Weg etwas anſtieg, blitzte ſchon hier und da vor uns auf, als wir plötzlich einer Anzahl von Leuten anſichtig wurden, die, links ab vom Wege, in einer von Strandhafer überwachſenen Dünenſchlucht ein ſonderbares Gerüſt aufſchlugen, nicht viel größer als ein großer Tiſch. Sie klopften gerade große Nägel, mit Eiſenringen daran, in die Bretter des Podiums, darauf außerdem noch Holzklötze ſtanden, ein halbes Dutzend oder ein paar mehr. Die Leute aber, die dabei beſchäftigt waren, waren nicht Zimmerleute, ſondern die, von denen es hieß „daß ſie gekommen ſeien.“ Sie ließen ſich nicht ſtören und wir unſererſeits, nachdem wir das unheimliche Bild uns eingeprägt, gingen raſch weiter auf den Strand zu, wo der Blick auf's Meer uns wieder frei machte.

Gegen Dunkelſtunde waren wir, auf einem Umwege, wieder in unſerer Wohnung zurück; aber da wurde nicht viel von dem, was bevorſtand, geſprochen, und erſt am Abend erfuhren wir, daß mein Papa mit dabei ſein werde und das Kommando habe. Richtig, es war ſo. Als großer ſtattlicher Mann und 1813er war er auserſehen, an der Spitze der bewaffneten Bürgerſchaft zu marſchiren und draußen, vor Beginn der Exekution, das Schaffot mit ſeinen Leuten kreisförmig zu umſtellen.

Als der Montag da war, ich hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen, ſah ich denn auch meinen Vater in Pontifikalibus. Er hatte einen Hut mit einer Feder auf und trug einen koloſſalen Schleppſäbel, deſſen blanke Meſſingſcheide mir noch in dieſem Augenblicke vor Augen ſteht. Die Freiwilligenbüchſe, die keine Büchſe war, hatte ihren verſtaubten Platz zwiſchen den Flurſchränken nicht verlaſſen, denn, als Offizier, war es ſein Recht und ſeine Pflicht, nur den Säbel zu führen. Wir Kinder ſchlichen uns bis in die Nähe des Rathhausplatzes, von wo aus der Zug ſich alsbald in Bewegung ſetzte, erſt eine Abtheilung Schützengilde, dann die Schleiſe mit den beiden Verurtheilten, rechts und links von ein paar der beſten Schützen begleitet; abſchließend dann die geſammte bewaffnete Bürgerſchaft. Die Stadt war wie ausgeſtorben, Alles draußen oder im Gefolge. Wie die Letzten außer Sicht waren, zogen wir uns in unſer Haus zurück. Einige befreundete Damen begleiteten meine Mutter, die merkwürdig ruhig war; ſie fand Alles, was vorging, nur in der Ordnung, Aug um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Damen, die mit bei uns eingetreten waren, ein Glas Portwein reichen. Dann ſprach ſie von ganz andern Dingen; ſie wollte falſche Sentimentalität nicht aufkommen laſſen und hatte Recht wie immer.

Inzwiſchen gingen die Dinge draußen ihren Gang. Mit der Frau ging es raſch. Dann kam Mohr an die Reihe. Man legte ihn auf die Klötze — denn die vorzunehmende Prozedur war die des Räderns — und ſchob ihm dann einen zur Schleife geſchlungenen Strick raſch um den Hals, der nun, durch die Ringe hindurch, von zwei Seiten her feſt angezogen werden ſollte. Das war, damit er feſter liege; aber eigentlich war es, um der Qual ein raſcheres Ende zu machen; ein ſehr zu billigendes Verfahren. Im ſelben Momente jedoch, wo die Knechte, die es gut meinten, den Strick ſcharf anzogen, riß dieſer von der dabei angewandten Gewalt und Mohr, der bis zum letzten Augenblicke den unſinnigen Glauben an ſeine Begnadigung „noch von Jena her“ feſtgehalten hatte, richtete ſich auf, fixirte den neben ihm ſtehenden Scharfrichter und ſagte mit einem grauſigen Freudenausdruck im Auge: „Wat wird nu aus Muhr'n?“

Er hatte nicht lange zu warten. Eine neue, ſich um ſeinen Hals legende Strickſchleiſe war die Antwort auf ſeine Frage.

Gegen 11 waren Alle von der Exekution zurück, mein Vater in ſichtlicher Erregung, aber dieſe doch auch wieder gedämpft durch das Gefühl der verantwortlichen Kommandorolle, die ſein Theil bei der Sache geweſen war. Er erzählte den Hergang ziemlich ruhig, nur mit beſonderer Betonung einzelner franzöſiſcher Wörter wie Maſſacre, Sangfroid, pitoyable, zu denen er immer griff, wenn er etwas ſcharf markiren wollte. Mir war zu Muth als ob wenigſtens ein Unwetter heraufziehen oder eine Sonnenfinſterniß ſtattfinden müſſe; es kam aber nichts derart und in verhältnißmäßig kurzer Zeit — was mit dem langen Schweben des Prozeſſes zuſammenhängen mochte — war alles vergeſſen.

Indeſſen bei dem geringſten Anſtoß, und der kam öfter als mir lieb war, war die Sache doch wieder da. Das Mohr'ſche Ehepaar hatte einen Sohn hinterlaſſen, einen ſchwarzen, etwas ſonderbaren Jungen in meinem Alter, der wie ein Igel ausſah, ſo ſtanden ihm die kurzen ſtarren Haare vom Kopf ab. Er merkte auch, daß ich ihm nach Möglichkeit aus dem Wege ging, aber er war mir darum nicht gram, denn er hatte bei den Begegnungen doch wohl herausgefühlt, daß ſich in mein Entſetzen viel Theilnahme über ſein Geſchick einmiſchte.

Schließlich war ich wohl nur noch der Einzige, der ſich mit der Sache, wenigſtens vorübergehend, beſchäftigte. Und das kam ſo. Jahre lang hatte das kleine Staketenzaun-Haus, drin der Mord geſchehen war, leer geſtanden und die Blumen in dem halb verwilderten Vorgarten blühten für Niemanden. Da, im Sommer 30, als ich bei untergehender Sonne mit meinem Papa vom Seebade zurückkam und bei der Gelegenheit auch den Rathhausplatz und das Staketenzaun-Haus paſſirte, ſah ich mit einem Male, daß die bis dahin geſchloſſenen grünen Jalouſien aufgemacht und die kleinen Fenſter des Wohnzimmers geöffnet waren. An einem derſelben aber ſaß ein Gerichts-Aktuarius, ein fideler Herr, den ich ſehr gut kannte, und blätterte, während er Tabakswolken in die Luft blies, in einem vor ihm liegenden Aktenbündel. Er ſaß ſo, daß er eine gelbe Malvenſtaude links und eine rothe rechts hatte. Das Ganze war ein Bild äußerſten Behagens. Ich wies darauf hin und ſagte zu meinem Vater: „Das iſt ja gerade die Stube ...“ „Ja, das iſt die Stube“ wiederholte er, „mein Geſchmack wär' es auch nicht“. Aber mit dieſer kurzen Bemerkung war es abgethan und ich empfand an jenem Tage zum erſten Male, was ich ſeitdem ſo oft empfunden habe, daß es mit den Schreckensdingen eine eigene Bewandtniß hat, gerade ſo wie mit der Einwirkung von Sturm und Unwetter auf uns. Einige können bei Sturm nicht ſchlafen, Andere aber ſchlafen dann am beſten und wickeln ſich mit einem ganz beſonderen Behagen in ihre Decke.

* * *

Mein Vater, als wir vom Rathhausplatze ſammt ſeinem, ſeine Pfeife ſchmauchenden Aktuarius wieder nach Hauſe kamen, erzählte natürlich von meinem Entſetzen über das wieder bewohnte Haus. Alle lachten mich aus, beſonders die Dienſtleute, und die gute Schröder ſagte: „das fehlte auch noch, daß ſolch Kerl wie Mohr arme Leute um ihre Miethe bringt." Ich mußte mir den Spott gefallen laſſen und mein Vater, der guten Schröder zuſtimmend, ſprach von Weichlichkeit und Schwäche. Trotzdem traf es ſich ſo, daß dasſelbe Jahr noch, mir und meinem Angſtgefühle zu einer Art Rechtfertigung verhalf und zwar war es mein Papa ſelber, den die längſt abgethane Geſchichte, ſehr gegen ſeinen Willen, doch wieder gepackt haben mußte.

Der November hatte mit einem richtigen Nordweſter eingeſetzt und was nicht hinaus mußte, ſaß am warmen Ofen. Mein Vater aber, der ſich ſagen mochte, daß ſein Schimmel, der überhaupt immer über ſein Thun und Laſſen entſchied, ſchon ſeit einer halben Woche nicht aus dem Stall gekommen ſei, ſetzte ſich in den Sattel und ritt auf den Strand zu. Spätnachmittag war es ſtiller geworden und die Mondſichel ſtand ſchon blaß zwiſchen zerriſſenem Gewölk, als er, die Dünen paſſirend, plötzlich in unmittelbarſte Nähe der Stelle kam, wo ſie „Mohr und ſeine Frau“ eingeſcharrt hatten. Und jetzt ſah er auch, dicht neben ſich, den kleinen Schlängelpfad, der auf die Stelle zuführte. Da mit einem Male wollte der Schimmel nicht weiter, bog nach rechts hin aus und pruſtete und ſchäumte ſo, daß es die größte Mühe koſtete, an der Stelle vorbeizukommen. „Ich wette, der Schimmel hat gewußt, da liegt Mohr; oder er hatte wenigſtens die Witterung.“ Meine Mutter aber lachte: „Wenn ſich doch Alles ſo leicht erklären ließe. Du haſt dich geängſtigt und als das Thier deine Angſt merkte, da kam es auch in Angſt. Ich glaube nicht an Spuk; aber eh' ich glaube, daß ſich Dein Schimmel um Mohr und ſeine Frau kümmert, da glaub' ich doch noch eher an den alten Geisler oben.“

Die Schlußworte waren ſcherzhaft gemeint; ich nahm ſie aber ſehr ernſthaft und hörte nur heraus, daß es mit dem alten Geisler doch auch etwas auf ſich haben müſſe. Trotzdem konnt' ich nicht davon laſſen, mich immer wieder an die Stelle zwiſchen Ofen und Schrank zu ſetzen, von der es hieß, da ſei er geſtorben.

* * *

Die Geſchichte mit Mohr blieb für mich das große Stadtereigniß und nur Einzelnes, bei dem die Elemente eine Rolle ſpielten, prägte ſich mir mit ähnlicher Lebendigkeit ein. Ein paar Vorkommniſſe der Art will ich erzählen.

Es war ein ſehr heißer Sommer, ich glaube 29 oder 30, und ſo weit ſich's ermöglichte, waren wir im Freien oder machten auch wohl Partieen. Unter dieſen war auch eine nach der Oberförſterei Pudagla, der, wie ſchon erwähnt, zu jener Zeit der Oberförſter Schröder, ein Bruder unſerer Mamſell Schröder, vorſtand, ein vorzüglicher Herr, gütig, gewiſſenhaft, gaſtlich. Und eines Sonntags fuhren wir da hinaus: meine Mutter und ich und noch zwei jüngere Geſchwiſter. Die Schröder blieb zu Haus, ich weiß nicht weßhalb, ebenſo mein Vater, der nicht dabei ſein konnte, weil er „Wache“ hatte „Wache haben“ war ein terminus technicus und hieß ſoviel, wie, ſtatt des Gehülfen, der ſeinen

„freien Sonntag“ hatte, das Geſchäftliche perſönlich übernehmen, alſo ſtatt ſeiner auf „Wache zu ziehn“. Mein Vater fand dies immer etwas „inferior“ für einen Mann von ſeinen Qualitäten, jedenfalls aber ſehr langweilig, weßhalb er nie unterließ, ſich für die Nachmittags- und Abendſtunden eine Spielpartie einzuladen. Da zu dieſer, wenn irgend möglich, auch die beiden Doktoren der Stadt gehörten, ſo war er auf die Weiſe ziemlich ſicher, vor Mixturenmiſchen und Aehnlichem bewahrt zu bleiben. Solche Einladung an zwei, drei Freunde war auch an dem hier zu ſchildernden Tage ergangen, wir aber fuhren, in aller Frühe ſchon, auf die Oberförſterei zu, denn es war ein weiter Weg, erſt Ahlbeck, dann Heringsdorf, dann Gothen und zuletzt Pudagla ſelbſt, das in einem weiten Bezirk koſtbarer alter Buchen lag. Nach dem Strand hin, in einiger Entfernung, erhob ſich der Streckelberg, der höchſte Berg dieſer Gegenden, zu deſſen Füßen Vineta gelegen haben ſoll. Um 10 waren wir draußen, frühſtückten, und bewunderten zunächſt ein junges Reh, das man, in einem Abſchlag des großen Gemüſegartens, eingehegt hatte. Dann gingen wir zu Tiſch. Gegen 4 Uhr, ſo war das Nachmittagsprogramm, wollten wir in den Wald und dort Kaffee trinken. Es war inzwiſchen aber ſo heiß geworden, daß wir den Schatten des Hauſes vorzogen und uns in Flur und Küche vergnügten, bis wir aus des Oberförſters Munde hörten, daß ein ſchweres Gewitter im Anzuge ſei. „Dann wollen wir eilen,“ ſagte meine Mutter, „wir fahren gute 3 Stunden, bei Dunkelwerden vielleicht noch länger, und mein Mann wird in Unruhe ſein, weil er weiß, daß die Kinder ſich ängſtigen“. Ob ſie dies Alles glaubte, denn mein Papa ängſtigte ſich wenig um uns, weiß ich nicht. Der gute Oberförſter aber gab nach und um 6 fuhr der Wagen vor. Ich kam vorn zu dem Kutſcher, einen Strauß mit Erdbeeren in der Hand, der mich zunächſt tröſtete. „Viel vor 9 kommt es nicht herauf“ waren des Oberförſters letzte Worte geweſen und er ſchien auch Recht behalten zu ſollen. Wir litten zunächſt wenig von der Schwüle, bis wir, nach faſt anderthalbſtündiger Fahrt am Strand hin, in den Wald einbogen. Es war zwiſchen Gothen und Heringsdorf. Und nun änderte ſich die Situation ſehr ſchnell, denn kaum, daß wir unter den Bäumen waren, ſo fuhr auch ſchon ein heller Blitz durch das Dunkel. Von Donner hörten wir nichts. In der That, es war zunächſt nur Wetterleuchten, aber von ſolcher Intenſität, daß der

Wald wie in Feuer ſtand. Die Pferde wurden immer unruhiger und als wir bis an die erſten Häuſer von Ahlbeck gekommen waren, wandte ſich der Kutſcher in den Fonds des Wagens hinein und fragte, ob wir nicht vor dem Dorfkruge halten und das Wetter abwarten wollten. Aber meine Mutter, in der ihr eigenen Reſolutheit, wollte davon nichts wiſſen. „Nur zu“. Und ſo ging es denn weiter. Zunächſt zwiſchen den Häuſern und Hütten hin und dann wieder in den jenſeits des Dorfes ſich fortſetzenden Wald hinein. Das Wetter hielt ſich noch immer und erſt als wir wieder im Freien und ſchon in Nähe des zwiſchen den Dünen gelegenen, mehrerwähnten Kirchhofs waren, hörten wir ein dumpfes Rollen und ſahen wie ſich etliche, vereinzelt umherſtehende Kiefern im Winde zu beugen begannen. Es war ſicher, das Losbrechen war nur noch eine Frage von Minuten. „Vorwärts.“ Aber die Pferde konnten kaum noch und immer langſamer mahlte der Wagen in dem tiefen Sande. Trotzdem ſchien Alles gut für uns ablaufen zu ſollen, das Unwetter gab uns erneuert eine Friſt und als wir unſer Haus und die Kirche ſchon in Sicht hatten, war noch kein Tropfen Regen gefallen. Im ſelben Augenblicke jedoch, wo wir hielten, gab es Blitz und Schlag zugleich, ſo mächtig, daß wir erſchreckt in unſere Sitze zurückfielen; es mußte ganz in der Nähe eingeſchlagen haben und wolkenbruchartig ſtürzte der Regen auf uns nieder.

In der Gehilfenſtube, ſoviel ſahen wir wohl, war Licht, aber Niemand kam, um uns behilflich zu ſein, und zu rufen oder mit der Peitſche zu knipſen, konnte bei dem Wetter, das tobte, nicht viel helfen. Ich ſprang alſo vom Bock und half meiner Mutter und den Geſchwiſtern ſo gut es ging, aber trotzdem, als wir kaum zwei Minuten ſpäter in den dunklen Hausflur eintraten, waren wir total durchnäßt und ſtapften auf den Flieſen umher, um den Regen abzuſchütteln. Aus der Küche kam jetzt eins der Mädchen, einen Blaker in der Hand. „Gott, Madame . . .“ Aber unſer in ſeine Whiſtpartie vertiefter Vater erſchien noch immer nicht und wurde erſt ſichtbar, als meine Mutter, die mit einem Male klar in der Sache ſah, die zur Gehilfenſtube führende Thür haſtig aufriß und mit nicht mißzuverſtehender Ausgeſprochenheit hineinrief: „Guten Abend, Louis; wir ſind da.“

„Nun, das iſt ja gut; eben muß es eingeſchlagen haben.“

Und während er dieſe Betrachtungen anſtellte, legte er die letzten Trumpfkarten auf den Tiſch und ſagte: „drei Trick, macht einen Rubber von 7; Doktor, Sie geben.“

An Begrüßung war nicht zu denken und meine Mutter zog ſich empört in ihre Stube zurück.

Und nun ſollten wir zu Bett gebracht werden; ich bat aber aufbleiben zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Das Gewitter — eins von den ganz ſchweren, wie ſie ſich auf Inſeln einſtellen, wo der einſchließende Waſſergürtel ſie feſthält — nahm inzwiſchen ſeinen Fortgang. Mich fröſtelte und ich wußte nicht recht, wo ich hin ſollte. Da ſtahl ich mich unbemerkt wieder nach vorn in die Stube, wo die vier Whiſtſpieler noch immer ſaßen und dann und wann in ihrer Spielerregung ſo ſcharf auf die Tiſchkante ſchlugen, daß die Glasmanſchetten auf den Meſſingleuchtern ſchwirrten und klirrten. Die Lichter waren faſt ſchon niedergebrannt. „Ich denke noch einen Rubber.“ Und dabei fuhr mein Vater mit dem Daumen über die Seitenwand der wieder zuſammengerafften Karten. „Nimm ab, Werkenthin“. Ein greller Schein leuchtete durch die Ritze der Fenſterladen und mir war als müſſe der Blitz zwiſchen die Spieler fahren. Das Wetter war aber ſchon im Schwinden und ich ging in meine Kammer, wo meine Geſchwiſter bereits ſchliefen. Was eine halbe Stunde ſpäter drüben auf der andern

Seite des Flurs zur Sprache kam, lag mir zum Glück außer Hörweite.

⁂

Wenn ich nicht irre, war es in demſelben Jahre, daß die Herbſttage mit ſtarkem Sturm einſetzten und als wir Kinder, eines Abends, auf Schemeln und Fußbänken in der Küche ſaßen, um uns an dem großen Herdfeuer zu wärmen, erſchien mit einem Male mein Vater und ſagte: „Nun wird es Ernſt; der Wind ſteht gerade auf die Molen und kein Tropfen Waſſer kann heraus. Bleibt es ſo, ſo können wir morgen Kahn fahren oder vielleicht ſitzen wir auch auf dem Dach.“ Er glaubte es Alles ſelber nicht recht, aber etwas, was vom Alltäglichen abwich, in Sicht zu ſtellen, war ihm ein beſonderes Vergnügen und wir Kinder waren, wenigſtens in dieſem Stück, Alle ſo ſehr nach ihm geartet, daß wir ihm Dank dafür wußten und unſere Mutter nicht begriffen, die von ſolcher Phantaſiebelaſtung nie was wiſſen wollte.

„Können wir untergehen?“ fragte ich.

„Ja, mein lieber Junge, wer will ſo was ſagen. Möglich iſt Alles. Uebrigens iſt es ein Glück, daß unſere Küſte den Alluvial-Charakter hat, kein ewiges Rumoren in der Erde, nichts Feuerſpeiendes. Andre Gegenden ſind ſchlimmer daran. In Caracas, einer ſüdamerikaniſchen Stadt, deren Einwohnerzahl nicht genau feſtſteht, hat neulich eine Welle eine franzöſiſche Brigg gepackt und von der Rhede her auf den großen Marktplatz der Stadt geſtellt. Und dann zog ſich die Welle wieder zurück und ließ die Brigg genau da, wo ſie ſtand, ſo daß die Bewohner von Caracas hinaufſteigen und den franzöſiſchen Capitän beſuchen konnten. Das iſt aber nur, weil da Alles vulkaniſch iſt; gerade da, wo das Schiff vor Anker lag, ging es los, eine ſogenannte Eruption." Er ſprach dann noch eine Weile ſo weiter und hinterließ uns in einem ſehr aufgeregten Zuſtande. Dann und wann, wenn ein Windſtoß kam, fielen große Stücke Ruß aus dem Rauchfang auf den Herd und wenn dann die glimmenden Scheite aufflackerten und auseinander flogen, fuhren wir zuſammen und ich meinerſeits dachte: „Wenn es hier doch vielleicht vulkaniſch wäre!"

Wie die Nacht verging, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß wir am andern Tage ſehr enttäuſcht am Frühſtückstiſche ſaßen. Der Wind, ein richtiger Nordweſter, war ganz nach Weſten herumgegangen, die Stauung hatte aufgehört und das Waſſer im Strom ſtand nicht viel höher als gewöhnlich. Es blieb uns alſo nichts Anderes übrig, als unſere Mappen zu packen und unſern Schulgang ganz alltäglich zu Fuß anzutreten, während wir doch mit Sicherheit darauf gerechnet hatten, in einem Boot in die Schule fahren und unterwegs bei Bäcker Woltermann unſere Frühſtücksbrödchen kaufen zu können. Ein kleiner romantiſcher Hang ſaß uns Allen tief im Geblüt und blieb uns auch für manches weitere Jahr. 1848, wo wir Kinder doch Alle ſchon erwachſen waren, kriegten wir noch einmal einen ſtarken Anfall von dieſer Luſt am Abenteuerlichen. Wir lebten damals im Oderbruch und verfolgten die durch die Märztage auch in der Provinz Poſen heraufbeſchworenen Vorgänge. Eines Tages hieß es: „Die Polen kommen; ſie ſtehen ſchon ſüdlich von Küſtrin und wollen auf Berlin zu, um mit dem Berliner Volk zu fraterniſiren“. Ich hielt es eigentlich für Unſinn, trotzdem regte mich die Nachricht angenehm auf, meine Geſchwiſter noch viel mehr, und alle Stunden gingen wir auf die höchſtgelegene Bodenſtube, um von dort aus Ausſchau zu halten. Als es zuletzt hieß „ſie kommen nicht“, waren wir eigentlich traurig; Confederatka, rothe Schärpe, Uebungsverſuche im Franzöſiſchen, all das wäre doch mal was anderes geweſen.

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn,
Nur wenn ſie einen begraben
Bekommen wir was zu ſehn. . .

Es liegt eine furchtbare Wahrheit in der Einſamkeits- und Verlaſſenheitsſtimmung dieſer Heiniſchen Strophe. Wir wenigſtens waren damals ihrer Wahrheit unterthan.

* * *

Zwei Jahre ſpäter, Anfang Januar 32, hatten wir wieder ein am Strom ſpielendes Ereigniß. Aber diesmal war es keine Sturmfluth, ſondern ein kleines Eis-Abenteuer. Die Tage nach Weihnachten waren ungewöhnlich milde geweſen und das Eis, das ſchon Anfang Dezember das Haff überdeckt hatte, hatte ſich wieder gelöſt und trieb in großen Schollen, die übrigens den Bootverkehr nach der Inſel Wollin hinüber nicht hinderten, flußabwärts dem Meere zu. Sylveſter war wie herkömmlich gefeiert worden und für den zweiten Januar ſtand ein neues Vergnügen in Sicht, von dem ich mir ganz beſonders viel verſprach: mein Freund Wilhelm Krauſe, der ſchon als Schüler und Penſionär des bekannten Direktors v. Klöden die Gewerbeſchule beſuchte, mußte am 3. Januar wieder in Berlin ſein und ſeitens ſeines Vaters, des Kommerzienraths, war mit einigen Freunden verabredet worden, dem liebenswürdigen Jungen, bis nach dem jenſeitigen Ufer hinüber, von wo dann die Fahrpoſt ging, das Geleit zu geben. In einem ſichren Eisboote wollte man, zwiſchen den Schollen hindurch, die Partie machen, Alles in Allem 8 Perſonen: erſt zwei Bootsleute, dann der Kommerzienrath und ſein Sohn, dann Konſul Thompſon und Sohn und ſchließlich mein Vater und ich. Ich freute mich ganz ungeheuer darauf. Einmal weil es was Apartes war und nicht minder, weil eine glänzende Verpflegung in Ausſicht ſtand. Es verlautete nämlich, daß drüben im Fährhauſe gefrühſtückt und wir drei Jungens mit Eierpunſch und holländiſchen Waffeln regalirt werden ſollten. Ich nahm mir vor, weil mir dies männlicher erſchien, mich ausſchließlich an den Eierpunſch zu halten, blieb aber ſpäter nicht auf der Höhe dieſes Entſchluſſes. Um 9 ſollte das Boot von „Krauſen's Klapp“ abgehen. Wir waren auch alle pünktlich da, nur das Boot nicht, und als wir eine Weile gewartet, erfuhren wir, wovon uns übrigens der Augenſchein bereits überzeugt hatte, daß der über Nacht eingetretene ſtarke Froſt die Schollen zum Stehen gebracht und die kleinen Waſſerläufe dazwiſchen mit Eis überdeckt habe. Das hätte nun nichts auf ſich gehabt, im Gegentheil, wenn nur die Eisdecke um einen Zoll dicker geweſen wäre; ſie war aber ſehr dünn und ſo ſtanden wir vor der Erwägung, ob ein Ueberſchreiten des Fluſſes überhaupt möglich ſei. Der Kommerzienrath, dem daran lag, keine Schulverſäumniß eintreten zu laſſen, war entſchieden für das kleine Wagniß und als die in langen Pelzjacken daſtehenden Bootsleute dies erſt ſahen, meinten ſie ſofort auch ihrerſeits „es werde ſchon gehen und wenn was paſſire, ſo wäre es auch ſo ſchlimm nicht . . . ein bischen naßkalt . . .“ „Ja, Kinder“, ſagte Thompſon „wie denkt ihr euch das eigentlich? das heißt doch ſoviel wie 'reinfallen und da hat man ſeinen Schlag weg, man weiß nicht wie. Oder die Eisſcholle ſchneidet einem den Kopf ab.“

„Ih, Herr Konſul, ſo ſchlimm wird es ja woll nich kommen.“

„Ja, ſo ſchlimm wird es ja woll nicht kommen, . . . das klingt ganz gut, aber daraus kann ich mir keinen Troſt nehmen. ‚Oskar . . .‘ und dabei nahm er ſeinen Jungen bei der Schulter „wir zwei bleiben hier; Onkel Krauſe iſt ein Windhund, der kann es riskiren. Und Du Bruder, wie ſteht es mit Dir?“

Dieſe Schlußworte richteten ſich an meinen Vater, der ohne Weiteres erklärte, Thompſon habe recht. In dieſem Augenblick aber traf ihn ein ſo wehmüthiger Blick aus meinen Augen, daß er in's Lachen kam und hinzuſetzte: „Nun gut, wenn der Kommerzienrath Dich mitnehmen will, meinetwegen... ich bin der Schwerſte von Euch Allen . . . und von Verpflichtung kann keine Rede ſein, eher das Gegentheil . . .“ Und bei dieſem Entſcheide blieb es.

Einer der Bootsleute, mit einem 8 oder 10 Fuß langen Brett auf der Schulter und einem Tau um den Leib, ging voraus, an dem nachſchleifenden Tauende aber hielt ſich der Kommerzienrath mit der Linken, während er ſeinen Jungen an der andern Hand führte; gleich dahinter folgte der zweite Bootsmann, ähnlich ausgerüſtet, aber ſtatt des Taus mit einer Eispieke, dran ich mich hielt. So ging es los. Es war zauberhaft und wohl eigentlich nicht ſehr gefährlich. Die beiden Bootsleute waren immer voraus und erfüllten mich mit dem angenehmen Gefühl, „wenn die überfrorne Stelle den Bootsmann getragen hat, Dich trägt ſie gewiß.“ Und das war richtig. Freilich kamen Stellen, wo der Strom ſo ſtark ging, daß nicht einmal Schülbereis das Waſſer bedeckte, aber ſolche freie Strömung war immer nur zwiſchen zwei verhältnißmäßig naheliegenden Eisſchollen, ſo daß das Brett, das der Bootsmann trug, vollkommen ausreichte, einen

Uebergang von einer Scholle zur anderen zu ſchaffen. War er drüben, ſo reichte er mir die lange Piekenſtange oder richtiger hielt die Stange ſo, daß ſie mir als ein Geländer diente. Kurzum, ich empfand nur ſoviel von Gefahr, wie nöthig war, um den ganzen Vorgang auf ſeine höchſte Genußhöhe zu heben und als ich, nach dem Frühſtück drüben, wieder glücklich zurück war, betrat ich das Bollwerk wie ein junger Sieger und ſchritt in gehobener Stimmung auf unſer Haus zu, wo meine Mutter, die von einem ſehr erregten Geſpräch zu kommen ſchien, ſchon im Flur ſtand und mich erwartete. Sie küßte mich mit beſonderer Zärtlichkeit, dabei immer vorwurfsvoll nach dem Vater hinüberſehend und fragte mich, ob ich noch etwas wolle.

„Nein," ſagte ich „es gab Eierpunſch und Waffeln und ich wollte auch welche für die Geſchwiſter mitbringen; aber mit einem Male gab es keine mehr."

„Ich weiß ſchon. Du biſt Deines Vaters Sohn."

„Da hat er ganz gut gewählt," ſagte mein Vater.

„Meinſt Du das wirlich, Louis?"

„Nicht ſo ganz. Es war nur eine façon de parler."

„Wie immer."

Zwölftes Kapitel.

Was wir in der Welt erlebten.

Das waren ſo die Dinge, die uns die Stadt erleben ließ, aber auch was draußen in der Welt geſchah, war für uns da, nicht zum wenigſten für mich. Ich hatte von früh an einen Sinn für die politiſchen Vorgänge, wie ſie mir unſere Zeitung vermittelte. Bis zu meinem zehnten Jahre freilich blieb mir dieſe Lektüre, wenn nicht abſichtlich, ſo doch thatſächlich vorenthalten, was denn zur Folge hatte, daß mir die geſchichtlichen Ereigniſſe der zwanziger Jahre: die Freiheitskämpfe der Griechen, ſammt dem ſich anſchließenden ruſſiſch türkiſchen Kriege, lediglich durch eine Jahrmarkts-Schaubude zur Kenntniß kamen. Alle dieſe augenblendenden, immer wieder in gelb und roth und nur ganz ausnahmsweiſe (wenn es Ruſſen waren) in grün auftretenden Guckkaſtenbilder thaten aber, trotz all ihrer Gröblichkeit und Trivialität, oder vielleicht auch um dieſer willen, ihre volle Schuldigkeit an mir und prägten ſich mir derart ein, daß ich über die Perſonen, Schlachten und Heldenthaten jener Epoche beſſer als die Mehrzahl meiner Mitlebenden unterrichtet zu ſein glaube. Griechiſche Brander ſtecken die türkiſche Flotte in Brand, das Bombardement von Janina (mit einer platzenden Rieſenbombe im Vordergrund) Marco Bozzaris in Miſſolunghi, General Diebitſch Sabalkanski's Einzug in Adrianopel, die Schlacht bei Navarino, — all das ſteht in einer Deutlichkeit vor mir, als wär ich mit dabei geweſen und läßt es mich nicht bedauern, meine früheſte zeitgeſchichtliche Belehrung aus einem Guckkaſten erhalten zu haben.

Von Sommer 1830 an trat aber die Zeitung an die Stelle des durch Beleuchtungskünſte verſchönten und vergrößerten Guſtav Kühn'ſchen Bilderbogens und ich ſehe mich noch am Bollwerk ſtehen und auf das Anlegen der „Kronprinzeſſin Eliſabeth", des von Stettin kommenden Dampfers warten, der täglich die Zeitungen mitbrachte. Mein Vater war natürlich auch mit an der Landungsbrücke, meiſt in Geſellſchaft von Freunden. Waren es nun Freunde von der „milderen Obſervanz" d. h. ſolche von denen keiner nach dem in ziemlicher Nähe gelegenen Spiel-Pavillon hinüberlugte, ſo unterließ er's nicht, ſich ſofort in die Neuigkeiten zu verſenken, waren aber umgekehrt etliche von den entſchloſſeneren Freunden zugegen, alſo von denen, deren Gedanken in derſelben Richtung gingen wie die ſeinigen, ſo that er nur einen flüchtigen Blick in die Zeitung und übergab mir dann dieſe, mit der ich nun, in fliegender Eile, nach Hauſe ſtürmte. Der Gehülfe, den wir damals hatten, war mein guter Freund, und brannte auf Neuigkeiten nicht viel weniger als ich, ja, hätte am liebſten gleich ſelbſt geleſen. Es war aber immer Mittagſtunde, wo ziemlich viel zu thun für ihn war und ſo fiel mir denn nicht blos die Wonne des Leſens, ſondern ſogar die des Vorleſens zu. Hinter dem Receptirtiſche, wo man ſich vor Enge kaum drehen konnte, war doch noch, nahe dem Fenſter, ein freier Winkel geblieben, in dem ein eingeſeſſener Binſenſtuhl gerade Platz hatte. Da ließ ich mich nun nieder, während ich die Füße zugleich auf einen etwas vorgezogenen Kaſten ſtemmte, von außen her aber, wo die dichtbelaubten Kaſtanien ſtanden, fielen die Lichter und Schatten auf das aufgeſchlagene Blatt. Und nun begann die Lektüre, die ſich, durch den ganzen Sommer hin, faſt ausſchließlich auf das unter der Ueberſchrift „Frankreich“ Stehende beſchränkte. Polignac's Ordonnanzen intereſſirten mich wenig. Als dann aber die franzöſiſche Flotte unter Admiral Duperré vor Algier erſchien und die Beſchießung anhob und dann General Berthézène mit ſeiner Diviſion den Kirchhof in Nähe der Stadt angriff und nahm und der Dey mit ſeinem Harem um freien Abzug bat, da kannte mein Entzücken keine Grenze, das auch nicht voll mehr erreicht wurde, als ich hörte, daß Karl X. geſtürzt und Louis Philipp König geworden ſei. Von großem Eindruck auf mich war erſt wieder die Nachricht, daß in Brüſſel bei Aufführung der „Stummen von Portici“ die Revolution ausgebrochen ſei und zwar gerade bei der Stelle „dem Meer-Tyrannen gilt die wilde Jagd“; ich fand dies unbeſchreiblich ſchön, vielleicht in der dunklen, für eine Poetennatur immerhin ſchmeichelhaften Vorſtellung, daß hier ein Lied eine politiſche That geweckt oder gezeitigt habe.

Das war der Sommer 30. Aber was war der Sommer gegen den Winter! Ende November brach, in Nachwirkung der Ereigniſſe in Frankreich und Belgien, die Inſurrektion in Polen aus. Großfürſt Konſtantin wurde flüchtig und nachdem man auf beiden Seiten gerüſtet, kam es zu Beginn des folgenden Jahres zu den blutigen Schlachten bei Grochow und Oſtrolenka. Die Namen von damals prägten ſich mir ſo tief in die Seele, daß ich, als ich, ein Menſchenalter ſpäter, in den zufällig mir zu Händen kommenden Briefen der Rahel Levin den Namen Skrzynecki und Rybinski begegnete, wie auf einen Schlag den Inſurrektionskrieg von 30 und 31, einen der erbittertſten, die je ausgefochten wurden, wieder vor Augen hatte. Kein anderer Krieg, unſere eigenen nicht ausgeſchloſſen, hat von meiner Phantaſie je wieder ſo Beſitz genommen wie dieſe Polenkämpfe und die Gedichte, die an jene Zeit anknüpfen (obenan die von Lenau und Julius Moſen) und dazu die Lieder aus Holtei's „Altem Feldherrn", ſind mir bis dieſe Stunde geblieben, trotzdem die letztren poetiſch nicht hoch ſtehen. Viele Jahre danach, als ich, dicht am Alexanderplatz, eine kleine Parterre-Wohnung inne hatte, ſtellte ſich allwöchentlich einmal ein Muſikanten-Ehepaar vor meinem Fenſter auf, er blind, mit einer Klapptuba, ſie, ſchwindſüchtig, mit einer Harfe. Und nun ſpielten ſie: „Fordere niemand mein Schickſal zu hören" oder „Denkſt du daran, mein tapferer Lagienka". Ich ſchickte ihnen dann ihren Obolus hinaus und ließ ſie's noch einmal ſpielen und noch jetzt, ich muß es wiederholen, zieht, wenn ich die Lieder höre, die alte Zeit vor mir herauf und ich verfalle in eine unbezwingbare Rührung. Ich erzähle das ſo ausführlich, weil ich — in gewiſſem Sinne zu meinem Leidweſen und jedenfalls in einem Widerſtreit zu den poetiſchen Empfindungen, die mich damals beherrſchten und auch jetzt noch beherrſchen — die Bemerkung daran knüpfen muß, daß ich vielfach nur mit getheiltem Herzen auf Seite der Polen ſtand und überhaupt, aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewiſſes Engagement zu Gunſten der geordneten Gewalten, auch die ruſſiſche nicht ausgeſchloſſen, in mir verſpürt habe. Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber und ich danke Gott, daß die Geſchichte deren in Fülle zu verzeichnen hat. Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menſchen gegeben hätte, die, mit Schiller zu ſprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen.“ So hat denn alles Einſetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächſt meine herzlichſten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldiſchen. Aber noch einmal, es läuft, mir ſelber verwunderlich, ein entgegengeſetztes Gefühl daneben her und ſo lange die Revolutionskämpfe des ſicheren Sieges entbehren, begleite ich all dieſe Auflehnungen nicht blos mit Mißtrauen (zu welchem meiſt nur zu viel Grund vorhanden iſt) ſondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht ſagen in meinem Rechts- aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Mißbilligung. Ein Zwergenſieg gegen Rieſen verwirrt mich und erſcheint mir in ſo weit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verſtößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zu Stande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuſtändiges Maaß, dem gemäß er ſiegen oder unterliegen muß und in dieſem Sinne blicke ich auch auf ſich gegenüberſtehende Streitkräfte. Ich verlange von 300,000 Mann, daß ſie mit 30,000 Mann ſchnell fertig werden und wenn die 30,000 trotzdem ſiegen, ſo finde ich das zwar heldenmäßig und wenn ſie für Freiheit, Land und Glauben einſtanden, außerdem auch noch höchſt wünſchenswerth, kann aber doch über die Vorſtellung nicht weg, daß es eigentlich nicht ſtimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich ſtark beherrſchende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die ſchlechtere Seite hinübergeſchoben hat, als philiſtrös oder ſubaltern oder meinetwegen ſelbſt als moraliſches Manko gekennzeichnet zu ſehen, es kommt mir nicht auf Feſtſtellung deſſen an, was hier zu loben oder zu tadeln iſt, ſondern lediglich auf Aufklärung über einen beſtimmten inneren Vorgang und demnächſt darüber, ob ſich ſolche Gefühlsgänge, ſie ſeien nun richtig oder falſch, auch wohl ſonſt noch in einer auf freies Empfinden Anſpruch machenden Seele vorfinden mögen.*)

Ein Jahr lang dauerte der polniſche Inſurrektionskrieg, während welcher Zeit ich mich zu einem kleinen Politiker herangeleſen hatte. Namentlich in Herzählung der alle vier Wochen im Ober-Kommando wechſelnden polniſchen Generale, kam mir niemand gleich, was natürlich für meine Beſcheidenheit nicht ſehr förderlich war. Doch ſtand es wohl nicht allzu ſchlimm damit; in all meiner Eitelkeit war ich doch immer zunächſt bei der Sache.

---

*) Ich habe in Vorſtehendem den Grund für meine getheilten Sympathien in einem gewiſſen Ordnungsſinne geſucht, in einem an die Zahl, bez. die Machtüberlegenheit zu ſtellenden natürlichen Anſpruch. Und es liegt in der That ſo. Wenn ſich zwei Jungen auf der Straße ſchlagen und der ganz Kleine ſiegt über den ganz Großen, ſo freuen wir uns über den Kleinen, ärgern uns aber über den Großen dermaßen, daß die dem Kleinen zu gute kommende Freude ſehr erheblich beeinträchtigt wird. Alſo noch einmal, wir ziehen aus dem Machtverhältniß ganz beſtimmte Conſequenzen. Aber vielleicht ſpielt in dieſer Frage auch noch ein anderes, auf's Moraliſche hin angeſehn ganz gleichgültiges Moment mit, deſſen trotzdem hier gedacht werden muß: die Macht der rein äußerlichen Erſcheinung. Friedrich Wilhelm III, als es ſich um den Einzug in Paris handelte, wollte von der Heranziehung des York'ſchen Corps, das doch die Hauptſache gethan hatte, zu dieſem Einzugszwecke nichts wiſſen, weil die Hoſen der Landwehrleute zu ſehr zerriſſen waren. Manche hatten gar keine Hoſen mehr und deckten ihre Blöße nur noch mit ihrem Mantel. Der König iſt oft dafür getadelt worden, ich meinerſeits aber habe mich immer auf ſeine Seite geſtellt. Das Äſthetiſche hat eben auch ſein Recht, mitunter ſogar ein weit- und tiefgehendes, trotzdem

* * *

Herbſt 31 ſah ſich die Revolution beſiegt, aber ein neuer ſchlimmerer Feind war inzwiſchen heraufgeſtiegen und näherte ſich von Oſten her unſern Grenzen: die Cholera. Vorbereitungen zur Abwehr derſelben wurden getroffen, natürlich (wie immer) auch bewitzelt und als der alte Geheimerath Ruſt Abſperrungsmaßregeln vorſchlug, erſchien eine Berliner Karrikatur, die den alten Ruſt, bei vollkommenſter Porträt-Ähnlichkeit, als Sperling (aber mit einem doppelten r geſchrieben) darſtellte. Darunter ſtand: „Passer Rusticus, der gemeine Landſperrling“. Indeſſen, es half zu nichts; es

---

ich nicht verkenne, daß dabei ſchließlich ein Dorfſpitz herauskommen kann, der wohlgekleidete Lumpe paſſiren läßt und ehrliche Leute, die gerad um ihrer Tugenden willen in Lumpen gehn, anbellt. Bedarf das der Abſtellung, muß das aus unſerer Seele heraus, ſo müſſen wir nach ganz anderen, von der Erſcheinung abſehenden Principien erzogen werden und es lernen, unter allen Umſtänden immer nur das Eigentliche, den Kern der Sache zu befragen. Davon ſind wir aber vorläufig noch weit ab.

blieb bei der Abſperrung und auch nach Swinemünde hin wurde Militär detachirt, um dort einen Cordon zu ziehen. Im Sommer eben genannten Jahres (1831), an einem glühend heißen Tage, traf ein Bataillon vom Kaiſer Franz Regiment bei uns ein. Die Grenadiere hatten, von Wollin her, einen 4 meiligen Marſch durch ſandige Kiefernhaide machen müſſen und kamen ziemlich marſchmüde an, trotzdem ſie ſich, während der Bootfahrt von einem Flußufer zum andern, wieder erholt hatten. Wir Jungens ſtanden am Bollwerk und ſtaunten die ſchönen großen Leute an, an die zunächſt Quartier-Billets vertheilt wurden. Mein Freund Oskar Thompſon und ich hatten uns etwas vorgedrängt und ſtudirten die Achſelklappen.

„Haſt Du es 'raus?" fragte ich.

„Ja" ſagte Thompſon „es iſt ein R und heißt Rex."

„Unſinn. Du mußt doch wiſſen Kaiſer Franz. Kaiſer und Rex geht nicht."

„Na, denn ſage 'was Beſſeres."

„Es heißt Franciscus Imperator. Es iſt ein F und ein J . . ."

„Nein, mein junger Freund" ſagte jetzt, ſich raſch umwendend, der die Compagnie führende Hauptmann, ein ſehr gütig ausſehender Herr, mit goldner

Brille; „es iſt kein J, ſondern eine römiſche I und es heißt: Franz der Erſte.“

Mir ſchoß das Blut in die Stirn und ich zog mich, unſicher ob ich ihm vielleicht danken müſſe, verlegen zurück. Gleich danach aber ſah ich, wie der Hauptmann einen jungen Offizier, der kaum 20 ſein mochte, heranrief und mit dieſem ein paar Worte wechſelte. Dieſer junge Offizier wurde bald der Liebling aller Damen und ein Gegenſtand ihrer lebhaften Neugier. Er hieß von Witzleben und war der Sohn des Oberſten von Witzleben, der, damals in Dresden wohnend, unter dem Namen A. W. Tromlitz ſeine im Walter Scott-Stil gehaltenen Romane ſchrieb. Er (Tromlitz) war als Schriftſteller ſehr gefeiert, mehr als wir uns das heute denken können, ſein Sohn aber wurde ſpäter mein beſonderer Gönner, eine Gönnerſchaft, der er, in dem von ihm redigirten Militär-Wochenblatt in anerkennenden Worten über meine die Kriege von 1864, 66, und 70 behandelnden Bücher Ausdruck gab. Er iſt darin, als Militär, einzig daſtehend geblieben, weil die militairiſchen Fachleute gegen die Schreibereien eines „Pequin“ ein für alle Mal eingenommen ſind. Ob ſie darin Recht haben? Ich glaube nicht, wenigſtens nicht ganz. Alle dieſe Dinge liegen mir jetzt weit zurück und der Werth oder Unwerth deſſen, was ich damals über unſre Kriege geſchrieben habe, bedeutet mir nicht viel mehr. Ich darf auch hinzufügen, daß ich, auf jedem Gebiete, für Autoritäten bin, alſo, was ſo ziemlich dasſelbe ſagen will, das Urtheil von Fachleuten bevorzuge. Trotzdem können auch Fachleute zu weit gehen, wenn ſie Verſtändniß für ihre Sache für ſich ausſchließlich in Anſpruch nehmen. Es giebt konventikelnde Leineweber, die die Predigt eines Ober-Konſiſtorialraths ſehr wohl beurtheilen können und es gab immer Farbenreiber, die ſich ſehr gut auf Bilder verſtanden. In neuerer Zeit ſind Auktionskommiſſarien an ihre Stelle getreten. Es liegt auf militairiſchem Gebiete nicht viel anders, wenn es überhaupt anders liegt, deſſen ſind die Revolutionskriege, die ſeit hundert Jahren geführt werden, ein beredter Zeuge. Heute noch Kellner oder Friſeur und nach Jahr und Tag ein Schlachtenlenker. Und was in praxi hundertfältig geleiſtet wird, das kann doch auch auf theoretiſchem Gebiete nicht zu den Unmöglichkeiten zählen. Ich nenne hier, einſchaltend, nur den Namen Bernhardi. Gewiß, die Laienſchaft hat ſich zunächſt zu beſcheiden, aber ſie darf doch gelegentlich mitſprechen, ja ſelbſt Vorzüge für ſich in Anſpruch nehmen: größere Freiheit und unbefangeneres in Rechnung ſtellen außermilitairiſcher Faktoren, vor allem der ſogenannten Imponderabilien.

Im Letzten iſt Kriegsgeſchichtsſchreibung doch nichts anderes als Geſchichtsſchreibung überhaupt und unterliegt denſelben Geſetzen. Wie verläuft es? Ein reiches Material tritt an einen heran und es gilt unter dem Gegebenen eine Wahl zu treffen, ein „Für oder Wider" ein „Ja oder Nein" auszuſprechen. Auch die Darſtellung des Kriegshiſtoriſchen iſt, zu ſehr weſentlichem Theile, Sache literariſcher und nicht blos militairiſcher Kritik. Ordnen und aufbauen können, iſt wichtiger als ein reicheres Wiſſens- und Erkenntnißmaß und alles in allem kann ich nicht einſehen, warum es leichter ſein ſoll über den Charakter Wallenſteins, als über den Gang der Schlacht bei Großbeeren in's Klare zu kommen.

* * *

Mein Gönner von Witzleben — er war zuletzt General — hat ſich's natürlich nicht träumen laſſen, daß mich ſein Wohlwollen zu ſolchen Betrachtungen hinreißen würde, vielleicht wär' er ſonſt ein wenig härter mit mir verfahren. Aber ſo oder ſo, ich kehre zunächſt zum Jahre 30 und zu dem Bataillon vom Franz Regiment zurück, das damals „um Cordon zu ziehen und die Quarantäne zu ſichern" in Swinemünde einzog. Das Bataillon blieb nicht lange, wahrſcheinlich weil man ſich von der Nutzloſigkeit ſolcher Cordons überzeugt hatte; ſtatt ſeiner aber erſchien nun eine Batterie oder Halb-Batterie ſchweren Geſchützes, bronzene Zwölfpfünder, von denen zwei auf die Molenköpfe geſchafft und dort ſo geſtellt wurden, daß ſie den Haſeneingang beſtrichen. Aber auch dieſe Zwölfpfünder kriegten nichts zu thun; ſie ſtanden da bis in's nächſte Frühjahr hinein, wo dann Befehl kam, ſie nach Stettin hin zurückzuziehen. Ehe dieſer Befehl aber ausgeführt werden konnte, nahm der Kommandirende Veranlaſſung zu einer Dankesbezeugung für die Gaſtfreundſchaft, die die Swinemünder gegen ihn und ſeine Offiziere geübt hatten. Er erließ Einladungen an die Honoratioren, ſich auf der diesſeitigen Mole zu verſammeln, um dort einem von ihm zu veranſtaltenden Schießverſuche beizuwohnen. Auch mein Vater war draußen und hatte mich mitgenommen, weil er ſehen wollte, welchen Eindruck das Schauſpiel auf mich machen würde.

Die Luft war feucht und der Himmel grau. Alles fröſtelte. Wir fanden, daß es etwas lange dauere, denn die ſchräg vor uns ſtehende Sonne neigte ſich ſchon dem Horizonte zu. Da plötzlich große Bewegung . . . ein donnernder Knall und im nächſten Augenblicke brachen alle Verſammelten in ein ſtaunendes „Ah“ aus. Es war nämlich ein Ricochette-Schießen, was im Princip etwa dasſelbe bedeutet wie das „Butterſtullenwerfen“ auf einem Teich. Die mächtige Kugel ſetzte in Entfernung von 300 oder 500 Schritt zum erſten Mal auf und trieb eine Waſſerſäule, ganz nach Art eines Springbrunnenſtrahls, in die Luft; dann folgte ein zweites und drittes Aufſetzen, bis die Waſſerſäulen immer kleiner wurden und ſchließlich die Kugel verſank. Ich hätte ſtundenlang dem entzückenden Schauſpiele zuſehen können. Aber es währte nur kurze Zeit. Als der Sonnenball über dem Waſſer hing, war Alles vorbei und man trat den Heimweg nach der Stadt an, wo den Offizieren und allen anderen, die mit draußen geweſen waren, bei Conſul Thompſon ein Abſchiedsſouper gegeben wurde. Viele Reden wurden gehalten, unter Ausdruck der Freude, daß die Cholera, ſo fatal ſie ſei, ſo liebe Gäſte gebracht habe. Zuletzt ſprach auch mein Vater und bemerkte in ſeiner launigen, wenn auch vielleicht anfechtbaren Weiſe: „was draußen auf der Mole die Kanone, das ſei drinnen in ſeiner Stadtapotheke der große Salzſäure-Ballon geweſen, unter deſſen Heranziehung er jeden Augenblick im Stande geweſen wäre, das bedrohte Swinemünde unter Chlor zu ſetzen.“

Meine Mutter — wie denn faſt alle Frauen an den Reden ihrer Männer Anſtoß nehmen — war wenig erbaut von dieſem Toaſte; beſonders mißfielen ihr die chemiſch-pharmaceutiſchen Anſpielungen. Sie freute ſich zwar immer, wenn das Geſchäft blühte, hielt aber im Uebrigen nicht viel vom Metier.

Dreizehntes Kapitel.

Wie wir in die Schule gingen und lernten.

Als wir Johanni 27 in dem Hauſe mit dem Rieſendach und der hölzernen Dachrinne, darin mein Vater bequem ſeine Hand legen konnte, glücklich untergebracht waren, meldete ſich alsbald auch die Frage „was wird nun aus den Kindern? in welche Schule ſchicken wir ſie?“ Wäre meine Mutter ſchon mit zur Stelle geweſen, ſo hätte ſich wahrſcheinlich ein Ausweg gefunden, der, wenn nicht auf's Lernen, ſo doch auf das „Standesgemäße“ die gebührende Rückſicht genommen hätte. Da meine Mama jedoch, wie ſchon erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben war, ſo lag die Entſcheidung bei meinem Vater, der ſchnell mit der Sache fertig war und ſich in einem ſeiner Selbſtgeſpräche muthmaßlich dahin reſolvirte, „die Stadt hat nur eine Schule, die Stadtſchule, und da dieſe Stadtſchule die einzige iſt, ſo iſt ſie auch die beſte.“ Geſagt, gethan; und ehe eine Woche um war, war ich Schüler der Stadtſchule. Nur wenig iſt mir davon in Erinnerung geblieben: eine große Stube mit einer ſchwarzen Tafel, ſtickige Luft trotz immer offenſtehender Fenſter und zahlloſe Jungens in Fries- und Leinwandjacken, ungekämmt und barfüßig oder aber in Holzpantoffeln, die einen furchtbaren Lärm machten. Es war ſehr traurig. Ich verknüpfte jedoch damals, wie leider auch ſpäter noch, mit „in die Schule gehen" ſo wenig angenehmen Vorſtellungen, daß mir der vorgeſchilderte Zuſtand, als ich ſeine Bekanntſchaft machte, nicht als etwas beſonders Schreckliches erſchien. Ich ging eben davon aus, daß das ſo ſein müſſe. Als aber, gegen den Herbſt hin, meine Mutter eintraf und mich mit den Holzpantoffeljungens aus der Schule kommen ſah, war ſie außer ſich und warf einen ängſtlichen Blick auf meine Locken, denen ſie, in dieſer Geſellſchaft, nicht mehr recht trauen mochte. Sie hatte dann eines ihrer energiſchen Zwiegeſpräche mit meinem Vater, dem wahrſcheinlich geſagt wurde „er habe mal wieder blos an ſich gedacht" und denſelben Tag noch erfolgte meine Abmeldung bei dem uns ſchräg gegenüber wohnenden Rektor Beda. Dieſer nahm die Abmeldung nicht übel, erklärte vielmehr meiner Mutter „er habe ſich eigentlich gewundert . . ."

All das war nun ſo weit ganz gut, berechtigte Kritik war geübt und ihr gemäß verfahren worden, aber als es nun galt, etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, wußte auch meine Mutter nicht aus noch ein. Lehrkräfte ſchienen zu fehlen oder fehlten wirklich und da ſich, bei der Kürze der Zeit, noch keine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt ermöglicht hatten, ſo wurde beſchloſſen, mich vorläufig wild aufwachſen zu laſſen und ruhig zu warten, bis ſich etwas fände. Um mich aber vor Rückfall in dunkelſte Nacht zu bewahren, ſollte ich täglich eine Stunde bei meiner Mutter leſen und bei meinem Vater einige lateiniſche und franzöſiſche Vokabeln lernen, dazu Geographie und Geſchichte.

„Wirſt Du das auch können, Louis?“ hatte meine Mutter gefragt.

Können? Was heißt können! natürlich kann ich es. Immer das alte Mißtrauen.“

„Es iſt noch keine 24 Stunden, daß Du ſelber voller Zweifel warſt.“

„Da werd ich wohl keine Luſt gehabt haben. Aber, wenn es drauf ankommt, ich verſtehe die Pharmacopöa borussica ſo gut wie jeder andere und in meiner Eltern Haus wurde franzöſiſch geſprochen. Und das Andre, davon zu ſprechen wäre lächerlich. Du weißt, daß ich da 10 Studirte in den Sack ſtecke.“

Und wirklich es kam zu ſolchen Stunden, die ſich, wie ſchon hier erwähnt werden mag, auch noch fortſetzten, als eine Benöthigung dazu nicht mehr vorlag und ſo ſonderbar dieſe Stunden waren, ſo hab ich doch mehr dabei gelernt, als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, die er, von lange her, auswendig wußte oder vielleicht auch erſt am ſelben Tage geleſen hatte, dabei das Geographiſche mit dem Hiſtoriſchen verquickend, natürlich immer ſo, daß ſeine bevorzugten Themata ſchließlich dabei zu ihrem Rechte kamen. Etwa ſo.

„Du kennſt Oſt- und Weſtpreußen?“

„Ja, Papa; das iſt das Land, wonach Preußen Preußen heißt und wonach wir alle Preußen heißen.“

„Sehr gut, ſehr gut; ein bischen viel Preußen, aber das ſchadet nichts. Und Du kennſt auch die Hauptſtädte beider Provinzen?“

„Ja, Papa; Königsberg und Danzig.“

„Sehr gut. In Danzig bin ich ſelber geweſen und beinahe auch in Königsberg, — blos es kam was dazwiſchen. Und haſt du mal gehört, wer Danzig, nach tapferer Vertheidigung durch unſern General Kalkreuth doch ſchließlich eroberte?“

„Nein, Papa.“

„Nun, es iſt auch nicht zu verlangen: es wiſſen es nur Wenige und die ſogenannten höher Gebildeten wiſſen es nie. Das war nämlich der General Leſèvre, ein Mann von beſonderer Bravour, den Napoleon dann auch zum Duc de Dantzic ernannte, mit einem c hinten. Darin unterſcheiden ſich die Sprachen. Das Alles war im Jahre 1807.“

„Alſo nach der Schlacht bei Jena?“

„Ja, ſo kann man ſagen; aber doch nur in dem Sinne, wie man ſagen kann, es war nach dem ſiebenjährigen Krieg.“

„Verſteh' ich nicht, Papa.“

„Thut auch nichts. Es ſoll heißen, Jena lag ſchon zu weit zurück; es würde ſich aber ſagen laſſen, es war nach der Schlacht bei Preußiſch-Eylau, eine furchtbar blutige Schlacht, wo die ruſſiſche Garde beinahe vernichtet wurde und wo Napoleon, ehe er ſich niederlegte, zu ſeinem Liebling Duroc ſagte: „Duroc, heute habe ich die ſechſte europäiſche Großmacht kennen gelernt, la boue.“

„Was heißt das?“

„La boue heißt der Schmutz. Aber man kann auch noch einen ſtärkeren deutſchen Ausdruck nehmen und ich glaube faſt, daß Napoleon, der, wenn er wollte, etwas Cyniſches hatte, dieſen ſtärkeren Ausdruck eigentlich gemeint hat.“

„Was iſt cyniſch?“

„Cyniſch . . . ja, cyniſch . . . es iſt ein oft gebrauchtes Wort und ich möchte ſagen, cyniſch iſt ſoviel wie roh oder brutal. Es wird aber wohl noch genauer zu beſtimmen ſein. Wir wollen nachher im Converſations-Lexikon nachſchlagen. Es iſt gut über dergleichen unterrichtet zu ſein, aber man braucht nicht Alles gleich auf der Stelle zu wiſſen.“

So verliefen die Geographieſtunden, immer mit geſchichtlichen Anekdoten abſchließend. Am liebſten jedoch fing er gleich mit dem Hiſtoriſchen an oder doch mit dem, was ihm Hiſtorie ſchien. Ich muß dabei noch einmal, aber nun auch wirklich zum letzten Male, ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für alle Ereigniſſe ſammt den dazu gehörigen Perſonen, die zwiſchen der Belagerung von Toulon und der Gefangenſchaft auf St. Helena lagen, Erwähnung thun. Auf dieſe Perſonen und Dinge griff er immer wieder zurück. Seine Lieblinge hab ich ſchon in einem früheren Kapitel genannt, obenan Ney und Lannes, aber einen, der ſeinem Herzen vielleicht noch näher ſtand, hab ich doch, bei jener erſten Aufzählung, zu nennen vergeſſen und dieſer eine war Latour d’Auvergne, von dem er mir ſchon in unſeren Ruppiner Tagen allerlei Geſchichten erzählt hatte. Das wiederholte ſich jetzt. Latour d'Auvergne, ſo hieß es in dieſen ſeinen Erzählungen, habe den Titel geführt: „le premier grenadier de France oder Erſter Grenadier von Frankreich“ als welcher er, trotzdem er Generalsrang gehabt, immer in Reih und Glied und zwar unmittelbar neben dem rechten Flügelmann der alten Garde geſtanden habe. Als er dann aber in dem Treffen bei Neuburg gefallen ſei, habe Napoleon angeordnet, daß das Herz des „Erſten Grenadiers“ in eine Urne gethan und bei der Truppe mitgeführt, ſein Name Latour d'Auvergne aber bei jedem Appell immer aufs Neu mit aufgerufen werde, wobei dann der jedesmalige Flügelmann Ordre gehabt habe, ſtatt des „Erſten Grenadiers“ zu antworten und Auskunft zu geben, wo er ſei. Das war ungefähr das, was ich, von meinem Vater her, längſt auswendig wußte; ſeine Vorliebe für dieſe Geſtalt aber war ſo groß, daß er, wenn's irgend ging, immer wieder auf dieſe zurückkam und dieſelben Fragen that. Oder richtiger noch, immer wieder dieſelbe Scene inſcenirte. Denn es war eine Scene.

„Kennſt Du Latour D'Auvergne?“ ſo begann er dann in der Regel.

„Gewiß. Er war le premier grenadier de France."

„Gut. Und weißt Du auch, wie man ihn ehrte, als er ſchon todt war?"

„Gewiß."

„Dann ſage mir, wie es war."

„Ja, dann mußt Du aber erſt aufſtehen, Papa, und Flügelmann ſein; ſonſt geht es nicht."

Und nun ſtand er auch wirklich von ſeinem Sophaplatz auf und ſtellte ſich als Flügelmann der alten Garde militairiſch vor mich hin, während ich ſelbſt, Knirps der ich war, die Rolle des appellabnehmenden Offiziers ſpielte. Und nun, aufrufend, begann ich:

„Latour D'Auvergne!"

„Il n'est pas ici," antwortete mein Vater in tiefſtem Baß.

„Où est-il donc?"

„Il est mort sur le champ d'honneur."

Es kam vor, daß meine Mutter dieſen eigenartigen Unterrichtsſtunden beiwohnte — nur das mit Latour d'Auvergne wagten wir nicht in ihrer Gegenwart — und bei der Gelegenheit durch ihr Mienenſpiel zu verſtehen gab, daß ſie dieſe ganze Form des Unterrichts, die mein Vater mit einem unnachahmlichen Geſichtsausdruck ſeine „ſokratiſche

Methode" nannte, höchſt zweifelhaft finde. Sie hatte aber in ihrer in dieſem Stück und auch ſonſt noch ganz konventionellen Natur total Unrecht, denn, um es noch einmal zu ſagen, ich verdanke dieſen Unterrichtsſtunden, wie den daran anknüpfenden gleichartigen Geſprächen, eigentlich alles Beſte, jedenfalls alles Brauchbarſte was ich weiß. Von dem was mir mein Vater beizubringen verſtand, iſt mir nichts verloren gegangen und auch nichts unnütz für mich geweſen. Nicht blos geſellſchaftlich ſind mir, in einem langen Leben, dieſe Geſchichten hundertfach zu gute gekommen, auch bei meinen Schreibereien waren ſie mir immer wie ein Schatzkäſtlein zur Hand und wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich ſo recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, ſo würde ich antworten müſſen: meinem Vater, meinem Vater, der ſo zu ſagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata ſich verbreitenden Anekdotenreichthum unendlich viel mehr unterſtützt hat, als alle meine Gymnaſial- und Realſchullehrer zuſammengenommen. Was die mir geboten, auch wenn es gut war, iſt ſo ziemlich wieder von mir abgefallen, die Geſchichten von Ney und Rapp aber ſind mir bis dieſe Stunde geblieben.

* * *

Dieſe, ſo ſehr ich mich ihr verpflichtet fühle, doch immerhin etwas ſonderbare väterliche Lehrmethode, der alles Conſequente und Logiſche fehlte, würde, da meine Mutter nur eben die Schwächen und nicht die Vorzüge derſelben erkannte, ſehr wahrſcheinlich zu heftigen Streitigkeiten zwiſchen den beiden Eltern geführt haben, wenn meine kritikübende Mama dem Ganzen überhaupt eine tiefere Bedeutung beigelegt hätte. Das war aber nicht der Fall. Sie fand nur, daß meines Vaters Lehrart etwas vom Ueblichen völlig Abweichendes ſei, wobei nicht viel Reelles, d. h. nicht viel Examenfähiges herauskommen würde, worin ſie auch vollkommen Recht hatte. Da ihr ſelber aber alles Wiſſen ſehr wenig galt, ſo belächelte ſie zwar die „ſokratiſche Methode“, ſah aber keinen Grund, ſich ernſthaft darüber zu ereifern. Es kam, ihrer aufrichtigſten Ueberzeugung nach, im Leben auf ganz andere Dinge an, als auf Wiſſen oder gar Gelehrſamkeit und dieſe anderen Dinge hießen: gutes Ausſehen und gute Manieren. Daß ihre Kinder ſämmtlich gut ausſähen, war eine Art Glaubensartikel bei ihr und daß ſie gute Manieren entweder ſchon hätten oder ſich aneignen würden, betrachtete ſie als eine natürliche Folge des guten Ausſehens. Es kam alſo nur darauf an, ſich vortheilhaft zu präſentieren. Ernſte Studien erſchienen ihr nicht als Mittel, ſondern umgekehrt als Hinderniß zum Glück, zu wirklichem Glück, das ſie von Beſitz und Vermögen als unzertrennlich anſah. Ein Hunderttauſendthalermann war etwas und ſie hatte Reſpekt und ſelbſt Ehren für ihn, während ihr Gerichtspräſidenten und Conſiſtorialräthe nur wenig imponirten und ihr noch weniger imponirend erſchienen wären, wenn nicht im Hintergrunde das von ihr reſpektirte „Staatliche“ geſtanden hätte. Sie war unfähig, ſich vor einer ſogenannten geiſtigen Autorität in gutem Glauben zu beugen, nicht weil ſie von ſich ſelbſt eine hohe Meinung gehabt hätte (ſie war im Gegentheil völlig ohne Eitelkeit und Einbildungen) ſondern nur weil ſie, wie ſie nun mal war, auf dem praktiſchen Gebiete des Lebens — und die nicht praktiſchen Gebiete kamen für ſie gar nicht in Betracht — eine Macht des Wiſſens oder gar der Gelehrſamkeit nicht anerkennen konnte. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo ſeitens beider Eltern, etwa 20 Jahre nach dem hier Erzählten, eine Trennung, eventuell Eheſcheidung geplant wurde. Die Trennung erfolgte dann auch wirklich, die Eheſcheidung unterblieb. Aber dieſe letztere wurde doch vorübergehend ganz ernſthaft erwogen und ein Freund unſeres Hauſes, der damalige bethaniſche Geiſtliche, Paſtor Schultz, deſſen Spezialität Eheſcheidungsfragen waren (es war die Zeit unter

Friedrich Wilhelm IV., wo man ſolche Dinge mit friſch auflebender dogmatiſcher Strenge behandelte). — Paſtor Schultz, ſag ich, lehnte ſich, als er von dem Plane hörte, mit aller Kraft und Beredſamkeit dagegen auf. Meine Mutter hielt ſehr viel auf ihn und kannte zudem das Anſehen, deſſen er ſich „bis hoch hinauf“ erfreute, „bis hoch hinauf“, was für ſie Bedeutung hatte; nichtsdeſtoweniger machten ſeine ſtrengen Auseinanderſetzungen nicht den geringſten Eindruck auf ſie, ſo wenig, daß ſie, als er ſchwieg, mit ſuperiorer Seelenruhe ſagte: „Lieber Schultz, Sie verſtehen dieſe Frage gründlich; aber ob ich ein Recht darauf habe, mich ſcheiden zu laſſen oder nicht, dieſe Frage kann in der ganzen Welt kein Menſch ſo gut beantworten wie ich ſelber.“ Und damit brach ſie ab. Aehnlich ungläubig ſtand ſie jeder Autorität gegenüber. Sie war voll Mißtrauen in die Leiſtungsfähigkeit aller drei Fakultäten und bezweifelte — patriarchaliſche Zuſtände waren ihr Ideal — daß die Menſchen beiſpielsweiſe was Reelles von der Juriſterei hätten. Alles gehe, ſo meinte ſie, nach Gunſt oder Vortheil oder im beſten Fall nach Schablone. Reich ſein, Beſitz, (am liebſten Landbeſitz) alles womöglich unterſtützt von den Allüren eines Geſandtſchafts-Attachés, — das war Etwas, das ſchloß Welt und Herzen auf, das war eine wirkliche Macht; das Andere war Komödie, Schein, eine Seiſenblaſe, die jeden Augenblick platzen konnte. Und dann war nichts da. Man wird begreifen, daß, bei dieſer Anſchauung, meine Mutter zwar darauf hielt, mich aus der Barfüßler-Schule heraus zu bringen, im Uebrigen aber in einem Interim, ohne regelmäßigen Schulunterricht, kein beſonderes Unglück ſah. Es war gegen die Ordnung, das war das Schlimme daran. Im Uebrigen, das bischen Lernen, das war jeden Augenblick wieder einzubringen. Und wenn nicht, nicht.

* * *

Zu dieſem Wiedereinbringen ſchien ſich endlich Gelegenheit bieten zu ſollen, als es Ende März 1828 hieß, Kommerzienrath Krauſe werde gleich nach Oſtern einen Hauslehrer in's Haus nehmen und einige andere Honoratiorenkinder an dem ſeinen eigenen Kindern zu ertheilenden Unterricht theilnehmen laſſen. So war es denn auch. Es machte aber, außer meinen Eltern, keiner von dieſer freundlichen Bereitwilligkeit Gebrauch und als zwiſchen den beiden Familien Alles verabredet und geordnet war, erſchien ich, bei Beginn des Unterrichts, mit einer Seehundsfell-Mappe, drin drei Schreibebücher und ein Kinderfreund ſteckten, in der Schulſtube des Krauſe'ſchen Hauſes. Das Krauſe'ſche Haus, von dem ich in Kapitel 8 bereits ausführlicher geſprochen, war mir damals ſchon wohlbekannt, aber in den Theil des Hauſes, der zunächſt das Schulzimmer und rechts und links daneben zwei für den Hauslehrer eingerichtete Manſardenſtuben enthielt, war ich noch nie gekommen. Ich empfing auch hier wieder ſofort den freundlichſten Eindruck, indeſſen ſo freundlich derſelbe war, ſo war doch keine Zeit, mich mußevoll umzuthun, denn der Lehrer ſaß ſchon auf ſeinem kuruliſchen Stuhl, einem großen Seſſel in Gartenſtuhlformat, die zwei jüngeren Krauſe'ſchen Kinder neben ſich, mein Freund Wilhelm ihm gegenüber.*)

---

*) Wilhelm Krauſe, dem zuliebe der Hauslehrer überhaupt gehalten wurde, war ein bildhübſcher Junge, aber ſehr zart und von jenen rothen Backen („wie gemalt") die kein langes Leben prophezeien. Und ſo kam es auch. Mit kaum 20 Jahren ſchickte man ihn nach Malaga, von deſſen Klima man ſich Gutes für ſeine Geſundheit verſprach. Er war ſehr muſikaliſch und nahm an Bord des Schiffes, auf dem er die Reiſe machte, ſeinen ſchönen Kiſting'ſchen Flügel mit. Dieſer Flügel nun war, bei Ankunft in Malaga, wegen zu enger Thüren und Treppen nicht gleich unterzubringen und ſtand eine Stunde lang oder länger auf der Straße, was viel Volk herbeilockte. Jedem ſollt er ſagen, was es mit dem Kaſten eigentlich ſei, worauf er die prompteſte Antwort gab, indem er den Flügel aufſchlug und darauf ſpielte. Das Volk war entzückt, ſo daß ſich ſagen läßt, dieſer glückliche

Neben dieſem war noch ein Stuhl frei; der war für mich. Ich ging aber, ſo war ich inſtruirt, zuvörderſt auf den Lehrer zu, um dieſem die Hand zu geben. Er rückte denn auch, war er doch ohnehin kurzſichtig, ſeinen Seſſel ein wenig herum, um mich beſſer ſehen zu können. „Nun, das iſt recht, daß Du da biſt. Setze Dich da drüben neben Deinen Freund. Und nun wollen wir mit einer Leſeprobe beginnen. Ihr habt Alle den Kinderfreund und der ſoll auch bleiben. Aber heute möcht' ich doch, daß wir zuerſt die Bibel nähmen; Ihr habt doch die Bibel?“ Wir beſtätigten und er ſeinerſeits fuhr fort: „Ich denke, wir fangen mit dem Anfang an. Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Für die zwei Kleinen iſt es noch zu ſchwer, aber Ihr beiden Großen könnt euch darin theilen.“

Wir laſen denn auch das Kapitel ſo ziemlich zu

Zufall habe ihn, von Anfang an, zu einer populären Figur gemacht. Er erholte ſich anſcheinend auch geſundheitlich, nahm an allem Theil und ſchrieb reizende Briefe, die Willibald Alexis, ein Freund des Krauſe'ſchen Hauſes, herausgegeben hat. Aber ſein Leiden war ſchon zu weit vorgeſchritten und ſo ſtarb er denn bereits im Sommer 1842. Als der Begräbnißtag da war, war gerade Prinz Adalbert, auf ſeiner Braſilienfahrt, im Hafen von Malaga gelandet und nahm, in freundlicher Erinnerung an die im Krauſe'ſchen Hauſe verlebten Tage, Veranlaſſung, ſich mit ſeinen Offizieren an der Trauerfeierlichkeit zu betheiligen.

ſeiner Zufriedenheit und als wir durch waren, ſagte er „Nun will ich noch ein paar Fragen thun und mir allerlei von euch erzählen laſſen, ob ihr ſchon in Stettin wart oder in Rügen und ob ihr ſchon ſchwimmen könnt und ſchlittſchuhlaufen und ob ihr wißt, wo Vineta gelegen hat. Ihr kennt doch Vineta?“

Wir ſagten ihm, was ihn erheiterte, daß wir zu Boot über die Stelle hingefahren wären. Und dann frug er, welche Spiele wir ſpielten und ob wir's verſtänden, einen Drachen ſteigen zu laſſen. Aber wir müßten ihn auch ſelber machen können. Es lag ihm offenbar daran, uns, durch leicht zu beantwortende Fragen, ſowohl mit Vertrauen zu ihm wie zu uns ſelbſt zu erfüllen. Es mochten ſo anderthalb Stunden vergangen ſein, dann ſagte er: „Nun iſt es genug für heute, morgen wollen wir aber volle Zeit halten. Ich habe ſchon einen Stundenplan gemacht und Du mußt ihn dir abſchreiben.“ Dieſe Worte richteten ſich an mich. Ich erhielt dann noch die Beſtellung an meine Eltern, daß er am Nachmittage kommen würde, ſeinen Beſuch zu machen, worauf ich nach Hauſe ſtürmte, um zu erzählen, wie mir's gegangen ſei. Meine Mutter war etwas überraſcht, während mein Vater ſagte: „Gefällt mir Alles ſehr; nur nicht gleich ſcharf zufaſſen.

Immer peu à peu. Nicht quälen, nicht einſchüchtern. Vertrauen wecken und Liebe. Und daß er euch gleich frei gegeben hat! Das iſt das, was ich einen richtigen Pädagogen nenne. Ferien ſind etwas Dummes, ich habe nie gewußt, was ich in den Ferien machen ſollte; aber Freiſtunden, à la bonne heure. Und daß er euch immer gefragt hat und ſich gleich hat von Drachenſteigen erzählen laſſen! Er hat offenbar die ſokratiſche Methode.“

Die hatte er nun freilich nicht, aber in allem, was mein Vater ſonſt noch zum Lobe des Hauslehrers geſagt hatte, hatte er recht. Dr. Lau, ſo hieß der neue Hauslehrer, war ein vorzüglicher Pädagog, weil er ein vorzüglicher Menſch war und wenn ich oben geſagt habe, daß ich eigentlich Alles den Anekdoten meines Vaters zu verdanken hätte, ſo muß ich doch den guten Dr. Lau ausnehmen. Dieſer verſtand es auch, einem allerlei kleine Geſchichten, woran eine Kinderſeele hängt, zu vermitteln, aber weil er zugleich ein geſchulter Mann war, ſo that er das alles in Ordnung und Zuſammenhang und das bischen Rückgrat, was mein Wiſſen hat, verdank' ich ihm.

Dr. Lau war ein Priegnitzer. Er mochte damals, als er ins Krauſe'ſche Haus kam, gegen 30 ſein, ſah aber älter aus, was wohl damit zuſammenhing, daß er zu jenen disproportionirten Leuten gehörte, bei denen Linien und Maße nicht recht ſtimmen. Man ſuchte ſofort nach einem Buckel, trotzdem dieſer eigentlich nicht exiſtirte oder doch nur ganz embryoniſch. Dafür war aber etwas anderes da: der bekannte große Kopf mit eindringlichem Geſicht und Leberteint, wozu ſich, dicht neben dem rechten Auge, auch noch eine ſogenannte „Himbeere" von apart dunklem Farbenton geſellte. Den Schluß machte eine große Brille mit Silberfaſſung, die er, wenn er etwas genau ſehen wollte, jedesmal abnahm und putzte. Das Ganze von Schönheit weit entfernt. / Dennoch darf man ſagen, daß er auch äußerlich einen guten Eindruck machte, weil man ihm Wohlwollen, Humor und Idealismus von der Stirn herunter leſen konnte. Solche Menſchen giebt es nicht mehr oder doch kaum noch. Sie waren das Produkt einer armen, aber zugleich geiſtig ſtrebſamen Zeit. In kleinen Verhältniſſen geboren, hatten ſie ſich mit Nothgroſchen und Stipendien durchgeſchlagen und unter Bitterniſſen und Demüthigungen aller Art doch keinen Augenblick den Muth verloren. Ich kann mir dieſen ihren Zuſtand, aus meiner eigenen Vergangenheit heraus, ſehr wohl konſtruiren. Als ich, zwiſchen 16 und 20, Lehrling in einer Berliner Apotheke war, noch dazu an der Ecke der Haidereuter Gaſſe, lag mir unter anderen Unliebſamkeiten auch die Verpflichtung ob, jeden Sonnabend, einen in einem hölzernen doriſchen Tempel aufgebauten Theil der Apotheke, der den lächerlichen Namen corpus chemicum führte, mit einem großen naſſen Handtuche wieder ſauber putzen zu müſſen. Eine vollkommene Waſchfrauenarbeit. Aber es ſtörte mich ſehr wenig, weil es ſich nicht ſelten ſo traf, daß gerad an dieſen Sonnabenden irgend eine Ballade von mir, ſagen wir „Pizarros Tod“ oder „Simſon im Tempel der Philiſter“ in dem damals in der Adlerſtraße erſcheinenden „Berliner Figaro“ geſtanden hatte. Und daß ich mir nun ſagen durfte, dieſer „Simſon im Tempel der Philiſter“ rührt von Dir her, trägt Deinen Namen, gab mir ein ſo koloſſales Selbſtbewußtſein, daß nicht blos das corpus chemicum, ſondern mit ihm auch die ganze Principalität ſammt allen Proviſoren und Gehülfen als etwas tief Inferiores unter mir verſchwand. Ich nehme an, ſo ſtand es auch mit Dr. Lau, der in dem Bewußtſein „ich bin ein Schüler von Schleiermacher und beſitze nicht nur den weſt-öſtlichen Divan, ſondern kann ihn ſogar auswendig,“ über alle Miſere des Lebens weggekommen war und allem Anſcheine nach auch jetzt wieder, nach ſeinem Eintreffen in Swinemünde — deſſen „Conſuln“ ihm, als einem guten

Liviuskenner, ſchwerlich imponirten — ein innerlich freies und glückliches Leben führte. Die Conſuln ihrerſeits lachten natürlich auch über Dr. Lau und hielten ihn für eine komiſche Null.

So war ſeine Stellung zu den Stadtgrößen. Anders ſtand er in dem Krauſeſchen Hauſe, dem er jetzt angehörte. Da war er geliebt und geſchätzt und antwortete darauf mit Hingebung und Treue. Wir liebten ihn außerordentlich und ſahen in ihm etwas in jeder Hinſicht Ausgezeichnetes. Daß er uns, weil er ſeinem Herzen nicht Gewalt anthun mochte, dann und wann Gedichte aus dem weſt-öſtlichen Divan, der ſeine Spezialität war, vorlas, war gewiß anfechtbar, aber daß er ſich dadurch lächerlich gemacht hätte, davon konnte keine Rede ſein. Im Gegentheil. Dieſe Vorleſungen, von denen wir natürlich kein Wort verſtanden, waren uns nur die Beſieglung alles deſſen, was wir an dieſem kleinen Manne mit dem buntkattunenen, immer die Brille putzenden Taſchentuche bewunderten. Unter allem aber ſtand uns eines obenan: er war nämlich auch Bräutigam. Das Bildniß ſeiner Braut, in Paſtell, hing am Fußende ſeines Bettes, eine Paſtorentochter von freundlichen, beinahe hübſchen Geſichtszügen, mit einem ſchwarzen Sammtband um den Hals, daran ein Medaillon hing. Das Geſicht war uns intereſſant genug, aber das Intereſſe, das es uns einflößte, verſchwand doch neben dem Medaillon, weil wir von der Frage nicht los konnten: „was ſteckt eigentlich darin? iſt es ſein Bildniß oder iſt es ein Schnitzelchen von ſeinem Haar?“ Von Locke konnte nicht wohl geſprochen werden. Aber was es auch ſein mochte, ein Liebeszieichen war es gewiß und wenn wir dann wieder etwas von Suleika hörten, ſo folgten wir freudiger und geduldiger und ſuchten nach Ähnlichkeiten zwiſchen der Schönheit aus dem Oſten und der Paſtorentochter aus der Oſt-Priegnitz. Uebrigens wolle man aus dem Paſtellbilde am Fußende des Bettes nicht ſchließen, daß Dr. Lau von einer gekünſtelt herausgeſchraubten Gefühlsbeſchaffenheit geweſen wäre, ganz im Gegentheil. Er war von durchaus geſundem Sinn und wenn ich mich eines litterariſchen Vorgangs erinnere, darin ich mit 9 oder 10 Jahren die Hauptrolle ſpielte, ſo muß ich meinen guten Dr. Lau ſogar einen Realiſten nennen. Dies kam ſo. Meines Vaters Geburtstag ſtand bevor und ich hatte die Pflicht auf einem liniirten Briefbogen, — ſchon die bloße Liniirung war ein Schreckniß — meine Glückwünſche niederzuſchreiben. Ich durfte dies in einer Schulſtunde thun, während welcher Lau Exercitienhefte korrigirte. Mit einem Male ſagte er: „Nun gieb her.“

Ich hatte aber mit meinem Geburtstagsbriefe noch gar nicht angefangen, ſondern mich bis dahin darauf beſchränkt, allerlei Reime auf ein neben mir liegendes Blatt zu kritzeln, halber Unſinn, der nicht viel was andres war, als der Ausdruck meiner Verzweiflung. Ich wußte nicht, was ich ſchreiben ſollte, der berühmte Anfang wollte ſich nicht finden laſſen und ſo ſchob ich denn, mit Hülfe dieſer Spielerei, das, um was es ſich eigentlich handelte, nur hinaus. Verlegen reichte ich das bekritzelte Blatt hinüber und Lau, nachdem er ſeine Brille geputzt, begann zu leſen:

Lieber Vater,
Du biſt kein Kater.
Du biſt ein Mann,
Der nichts Fettes vertragen kann;
Doch von den Ruſſen hörſt du gern
Wie ſie den Polen den Weg verſperrn ꝛc. ...

In ſolcher Reimerei, drin ich, von Zeile zu Zeile, ſo zu ſagen lapidar gegenüber ſtellte, was mein Vater ſei und nicht ſei, was er möge und nicht möge, ging es weiter zwei Seiten lang. Als Dr. Lau damit durch war, ſchlug er auf den Tiſch und ſagte: „das iſt gut, das wollen wir nehmen; darüber wird ſich

Dein Vater freuen. Nur das mit dem Kater müſſen wir fortlaſſen.“ Und den Anfang durchſtreichend, ſchrieb er ſtatt deſſen „Lieber Vater, Du Stadtberather.“ Denn mein Vater war kurz vorher Senator oder Mitglied des Magiſtrats geworden, deſſen Sitzungen er, bei großer Abneigung gegen dergleichen, natürlich nie beiwohnte. Auch dieſen Zug hab ich von ihm geerbt. Lau blieb zwei Jahre lang. Als ſein Abgang nahe war, kam ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm zu Ehren ein Stück aufzuführen, noch dazu ein Luſtſpiel. Es war ungebührlich lang und kein Menſch hörte recht zu, was mich ſehr traurig machte. Das Schlimmere aber lag nach der Herzensſeite hin. Ich liebte Dr. Lau ganz aufrichtig, mehr als irgend einen anderen Lehrer, den ich ſpäter gehabt habe; trotzdem brachte mich die verdammte Komödianteneitelkeit um jedes richtige Gefühl für den Mann, dem ich doch ſo viel verdankte. Ja, noch ganz zuletzt, als er, bewegt, von uns Kindern Abſchied nahm, dachte ich nicht an den lieben braven Mann, ſondern immer noch an das dumme Stück, mit dem wir ſo gar keinen Erfolg erzielt hatten. Eigentlich bleibt es zeitlebens ſo; immer wenn mit allem Fug und Recht die großen Gefühlregiſter gezogen werden ſollen, denkt man, als Kind, an Kuchen und Traubenroſinen.

zehn Jahre ſpäter an einen neuen Shlips und wenn endlich wer geſtorben iſt, an den Boule-Schrank und wer ihn wohl eigentlich kriegen wird.

Lau, ſoviel ich weiß, hat nie mehr von ſich hören laſſen. Vielleicht daß er an Krauſe's ſchrieb, aber ich habe nichts davon vernommen. Viele Jahrzehnte ſpäter erfuhr ich, daß er Rektor in Wittſtock geworden ſei und als ſolcher iſt er muthmaßlich geſtorben.

* * *

Lau verließ uns im Spätherbſt 30 und Bemühungen ſeine Stelle rechtzeitig zu beſetzen, waren entweder verſäumt worden oder hatten zu keinem Reſultate geführt. Wir ſtanden alſo wieder vor einem Interim, das aber diesmal, weil die Krauſe's mit in Verlegenheit waren, einen anderen Charakter annahm, als vordem. Mit andern Worten, die „Methode“ meines Vaters brauchte nicht wieder zu momentaner Aushilfe für mich herangezogen zu werden, denn, nach einigem Umthun in der Stadt, ergab ſich's, daß ein in den Vorbereitungen zum Examen ſteckender Theologe vorhanden und desgleichen bereit ſei, ſich, bis zum Eintreffen eines neuen Hauslehrers, unſerer anzunehmen. Freilich nur halb und auch das kaum. Es war dies der Predigtamtskandidat

Knoop, Sohn des Lootſenkommandeurs, ein gewiſſenhafter junger Mann, gegen den nicht das Geringſte zu ſagen geweſen wäre, wenn er uns und unſre Eltern nicht zu ſehr hätte fühlen laſſen, daß er Alles nur aus Gefälligkeit thue, ja, daß er uns geradezu ein Opfer bringe. Vorwürfe waren ihm daraus freilich nicht zu machen, denn es lag wirklich ſo. Die Sache fing gleich damit an, daß er in ſeinem väterlichen Hauſe verblieb und unſern Eltern gegenüber darauf beſtand, daß wir zu wechſelnden und jedesmal von ihm zu beſtimmenden Tagesſtunden in ſeiner meiſt in einer Tabakswolke ſteckenden Hinterſtube mit kleinen Zitzgardinen, erſcheinen müßten. Er war nicht freundlich und nicht unfreundlich, und ſah, gleichviel ob er uns Intereſſantes oder Nichtintereſſantes mittheilte, gleichmäßig gelangweilt drein. Im Ganzen aber kam es ſeinerſeits überhaupt nicht recht zu Mittheilungen, ſondern nur zu Aufgaben, ein Verfahren, aus dem genugſam hervorging, daß er uns nicht eigentlich belehren, ſondern nur beſchäftigen wollte. Dazu gehörte denn vor Allem, weil ihm das das bequemſte war (Exercitien und Aufſätze hätten ja korrigirt werden müſſen) das Auswendiglernen von Vers und Proſa, von Bibelkapiteln und Schiller'ſchen Balladen. Er erſchrak dabei vor keiner Länge. Ganz im Gegentheil, ſo daß ihm beiſpielsweiſe der „Kampf mit dem Drachen," weil er länger vorhielt, um vieles lieber war als der „Handſchuh", der nur 5 Minuten dauerte. Wir hatten gegen dieſe neue Form des Unterrichts nicht viel einzuwenden und nur einmal kam es mir hart an. Es ereignete ſich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tiſch. Ich ſelber war, wie gewöhnlich zu dieſer Feſtzeit, in jenem eigenthümlich gaſtriſchen Zuſtande, wo ſich der ſchon geſchädigte Magen unbegreiflicherweiſe nach neuer Schädigung ſehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen beſtehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den erſten Boden zurückgezogen und mir's hier, in einem Kinderſchlitten mit Seegraskiſſen, leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Kniee gebreitet, denn es war bitterkalt und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneeſtreifen, die der Wind durch die Fenſterritzen hineingepuſtet hatte. Fröſtelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schickſal, ſaß ich da, Schiller's Gedichte vor mir, und lernte „das Eleuſiſche Feſt." Unten klimperte wer auf dem Klavier. Als es endlich ſchwieg, hörte ich den von einem aſthmatiſchen Puſten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe und nicht lange mehr, ſo ſtand er vor mir, übrigens zunächſt weniger mit mir als mit den zwei Schneeſtreifen beſchäftigt. Er ſchob denn auch, eh er ſich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante zuſammen und ſagte dann erſt: „Ich begreife nicht, warum Du hier ſitzeſt.“

„Ich lerne.“

„Was?“

„Das Eleuſiſche Feſt.“

„Nun, das iſt gut. Aber Du ſiehſt aus, als ob Du keine rechte Freude daran hätteſt. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem iſt es denn?“

„Von Schiller.“

„Von Schiller. Nu, höre, dann bitt ich mir aus, daß Du Ernſt mit der Sache machſt. Schiller iſt der Erſte. Wie lang is es denn?“

„Siebenundzwanzig Verſe.“

Hm. Aber wenn es von Schiller iſt, iſt es gleich, ob es lang oder kurz iſt. Es muß 'runter.“

„Ach, Papa, die Länge, das is es ja nicht. Der Kampf mit dem Drachen iſt noch länger und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergeſagt.“

„Nun, was iſt es dann?"

„Es iſt ſo ſchwer. Ich verſteh es nicht."

„Unſinn. Das iſt blos Faulheit. Gewiß, es giebt Dichter, die man nicht verſtehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eiſenhammer, Bürgſchaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. „Und in Poſeidon's Fichtenhain, Tritt er mit frommem Schauder ein," — das kann jeder verſtehn und war immer meine Lieblingsſtelle. Natürlich muß man wiſſen, wer Poſeidon iſt."

„Ja, das geht und Poſeidon kenn ich. Und die, die Du da nennſt, die hab ich auch alle gelernt. Aber das Eleuſiſche Feſt, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt und weiß auch nicht, was es bedeutet und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht."

„Das iſt auch nicht nöthig. Du wirſt doch verſtehn, daß eine Königin einzieht. Welche er meint, iſt am Ende gleichgültig. Es iſt ein Ausdruck für etwas Hohes."

„Und in dem zweiten Verſe heißt es dann: „Und in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte ſich". Was iſt ein Troglodyte?"

„Nun, das iſt ein griechiſches Wort und wird wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf haben oder irgend ſo was. An ſolcher einzelnen Unklarheit kann das Ganze nicht ſcheitern. Alſo ſtrenge Dich an. . .“

Er hätte mir wohl noch weitere Lehren gegeben, wenn nicht in dieſem Augenblicke zu Tiſche gerufen wäre. „Nun komm nur. Es heißt zwar plenus venter . . . aber Du wirſt ſchon darüber hinkommen“.

Ich kam nicht darüber hin und habe das Eleuſiſche Feſt nicht auswendig gelernt, weder damals noch ſpäter. Aber ſo viel bin ich dem Lootſenkommandeursſohn doch ſchuldig, das Eleuſiſche Feſt bedeutete nur den Ausnahmefall und kann die Thatſache nicht aus der Welt ſchaffen, daß ich ihm, und nur ihm allein, die Totalkenntniß der Schiller'ſchen Balladen verdanke. General v. d. Marwitz erzählt einmal in ſeinen Memoiren, daß er einen Hauslehrer gehabt, der, aus einem kleinen Buche von höchſtens hundert Seiten, Weltgeſchichte vorgetragen habe; nach dem Vortrage ließ er dann ſeinen Zögling ein paar Seiten auswendig lernen und wenn er mit dem Buche durch war, begann das Auswendiglernen von Seite 1 an von Neuem. Marwitz ſetzt hinzu: „Dieſer Lehrer war beſchränkt und bequem, aber ich verdanke ihm, in Bezug auf hiſtoriſche Fakten und Zahlen, eine Ueberlegenheit über alle Perſonen, auch die Klügſten mit einbegriffen, mit denen ich in meinem langen Leben in Berührung gekommen bin. Keiner wußte ſo ſicher wie ich, in welchem Jahre die Schlacht bei Crecy oder bei Granſon oder bei Lepanto geweſen war.“

* * *

Oſtern 31 war endlich ein neuer Hauslehrer da, ſo daß die Stunden im commerzienräthlichen Hauſe wieder ihren Anfang nehmen konnten. Der Neu-Engagirte hieß Dr. Philippi und kam aus Hamburg. Er war aus einem großen Hauſe, ſehr gebildet und von weltmänniſchen Manieren. Das war das Gute, das er mitbrachte; zugleich aber gab ihm ſein Hamburgerthum, ſein Vertrautſein mit den Formen einer wirklich reichen und vornehmen Kaufmannswelt, ein bis zu Dünkel und Unart ſich ſteigerndes Selbſt- und Ueberlegenheitsgefühl, das ihm von Anfang an ſeine Stellung verdarb. In der Stadt gewiß und faſt auch in dem liebenswürdigen Hauſe, dem er als Mitglied angehörte. Dr. Lau, wie hervorgehoben, hatte auch etwas von dieſem Selbſt- und Ueberlegenheitsgefühl gehabt, aber in ganz andrer Art. Lau war nicht ſpitz und ironiſch, ſondern immer nur heiter und humoriſtiſch geweſen und hatte ſeine vergnügliche Stimmung, und mit ihr Licht und Behagen, zunächſt in ſeine Verkehrsformen und ſchließlich auch in ſeine Unterrichtsſtunden mitherübergenommen; Philippi dagegen, der überaus eitel und weil man ihm nicht Ehre genug erwies, auch immer ſehr geärgert und verſtimmt war, ließ durchweg jene freundliche Geſinnung vermiſſen, ohne die nichts recht gedeiht. Wir lernten dies und das, aber es hatte kein Leben, nicht einmal ſo viel, wie der moroſe Predigtamtskandidat ſeinen halb widerwillig gegebenen Stunden zu geben gewußt hatte. Nicht ein einziges Schulvorkommniß hat ſich mir aus jenen Philippiſchen Tagen her eingeprägt. Ein wenig mochte dies allerdings auch daran liegen, daß die Zeit, wo ich das elterliche Haus zu verlaſſen hatte, näher und näher rückte und daß mich nur noch das intereſſirte, was kommen würde, nicht das was da war.

Vierzehntes Kapitel.

Wie wir erzogen wurden. — Wie wir ſpielten in Haus und Hof.

Wie wir erzogen wurden? Ich habe dieſe Frage ſchon an mehr als einer Stelle geſtreift und bin ihr namentlich im vorigen Kapitel, wo ſich's um die Schule handelte, vergleichsweiſe nahe getreten. Indeſſen Erziehung und Schule, bei vielem was ſie gemeinſam haben, ſind doch auch wieder zweierlei; die Schule liegt draußen, Erziehung iſt Innenſache, Sache des Hauſes und vieles, ja das Beſte, kann man nur aus der Hand der Eltern empfangen. „Aus der Hand der Eltern" iſt nicht eigentlich das richtige Wort, wie die Eltern *ſind*, wie ſie durch ihr bloßes Daſein auf uns wirken, — *das* entſcheidet. Es giebt unbeſtritten ausgezeichnete Schul- und Erziehungsanſtalten, die, mit Rückſicht auf Charakterausbildung, vielfach erheblich mehr leiſten mögen, als das elterliche Haus; aber in der Hauptſache bleibt doch ein Manco. Der Charakter mag gewinnen, der Menſch verliert. Es giebt ſo viele Dinge, die mit ihrem ſtillen und ungewollten, aber eben dadurch nur um ſo nachhaltigerem Einfluß erſt den richtigen Menſchen machen. Das große, mit Pflicht-, Ehr- und Rechtsbegriffen ausſtaffirte Tugendexemplar, iſt unbedingt reſpektabel und kann einem ſogar imponiren; trotzdem iſt es nicht das Höchſte. Liebe, Güte, die ſich bis zur Schwachheit ſteigern dürfen, müſſen hinzukommen und unausgeſetzt darauf aus ſein, die kalte Vortrefflichkeit zu verklären, ſonſt wird man all dieſes Vortrefflichen nicht recht froh. Ich hatte das Glück, in meinen Kindheits- und Knabenjahren, unter keinen fremden Erziehungsmeiſtern — denn die Hauslehrer bedeuteten nach dieſer Seite hin ſehr wenig — heranzuwachſen und wenn ich hier noch einmal die Frage ſtelle „wie wurden wir erzogen“, ſo muß ich darauf antworten: „gar nicht und — ausgezeichnet“. Legt man den Accent auf die Menge, verſteht man unter Erziehung ein fortgeſetztes Aufpaſſen, Ermahnen und Verbeſſern, ein mit der Gerechtigkeitswage beſtändig abgewogenes Lohnen und Strafen, ſo wurden wir gar nicht erzogen; verſteht man aber unter Erziehung nichts weiter, als „in guter Sitte ein gutes Beiſpiel geben“ und im Uebrigen das Beſtreben, einen jungen Baum, bei kaum fühlbarer Anfeſtigung an einen Stab, in reiner Luft friſch, fröhlich und frei aufwachſen zu laſſen, ſo wurden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht blos auf Hausanſtand, worin ſie Muſter waren, ſie waren auch beide von einer vorbildlichen Geſinnung, die Mutter unbedingt, der Vater mit Einſchränkung, aber darin doch auch wieder uneingeſchränkt, daß ihm jeder Menſch ein Menſch war. Noch weit über ſeine Bonhommie hinaus, ging ſeine Humanität. Er war der Abgott armer Leute.

So waren die zwei Perſönlichkeiten, die wir tagaus, tagein vor Augen hatten und wie man mit Recht geſagt hat, das Wichtigſte für den phyſiſchen Menſchen ſei die Luft, drin er lebe, weil er aus ihr mit jedem Athemzuge Geſundheit oder Nicht-Geſundheit ſchöpfe, ſo iſt für den moraliſchen Menſchen das, was er von ſeinen Eltern ſieht und hört, das Wichtigſte, denn es iſt nicht eine von glücklichen Zufällen abhängige, vielfach unfruchtbare Belehrung, ſondern ein Etwas, das in jenen Jahren, wo die Seele ſich bildet, von Minute zu Minute ſeine Wirkung übt.

„Gar nicht erzogen und ausgezeichnet erzogen," ſo ſagte ich und dies ſcheinbar ſich Widerſprechende paßte ganz vorzüglich zuſammen. Es paßte zuſammen und hätte noch beſſer gepaßt, wenn der Zuſtand des ſich gar nicht oder doch nur wenig um uns Kümmerns ein permanenter geweſen und jederzeit in ſeiner vollen Reinheit aufrecht erhalten worden wäre. Leider aber war dies nicht der Fall; vielmehr wurde durch dann und wann auftretende Verſuche mit den herkömmlichen pädagogiſchen Mitteln einzugreifen, unſer normaler Nicht-Erziehungsprozeß geſtört, theils nutzlos, theils geradezu ſchädigend. Ich kann mich nämlich nicht entſinnen, jemals mit einem vollen Recht beſtraft worden zu ſein, entweder war es im Maaß verfehlt, oder ganz und gar ungerechtfertigt. Es traf ſich dabei ſo ſonderbar, daß alle dieſe Strafen durch meinen Vater vollzogen wurden, wobei jedoch zwei Gruppen unterſchieden werden müſſen, ſolche, zu denen der Vollziehende, mein Vater alſo, ſich durch ſich ſelber getrieben fühlte und ſolche, zu denen er blos abkommandirt wurde. Jene haben keinen großen Eindruck in meiner Seele hinterlaſſen, aber dieſe, die blos auf Befehl erfolgten, ſchmerzen mich bis dieſen Tag.

Ich gebe ein paar Beiſpiele zur Charakteriſirung der einen und der anderen Art und beginne mit den aus freiem Willen entſproſſenen Strafen. Daß es überhaupt zu ſolchen kam, muß bei dem Charakter meines Vaters überraſchen, denn er war ganz ausgeſprochen für leben und leben laſſen und jedenfalls der unſtrafluſtigſte Mann von der Welt. Daß er nun, dem allen zum Trotz, doch gelegentlich zu Strafvollſtreckungen aus eigener Initiative ſchritt, hatte in ganz kleinen Nebenzügen ſeines Charakters ſeinen Grund, in etlichen Sonderbarkeiten, die freilich ganz zu ihm gehörten und erſt recht eigentlich das aus ihm machten, was er war, ein Original. Unter dieſen kleinen Nebenzügen waren zwei, für mich wenigſtens, von ganz beſonderer Bedeutung: er war zunächſt allemal außer ſich, wenn eine Fenſterſcheibe neu eingeſetzt werden mußte und gerieth zum zweiten und zwar weit über den Fenſterſcheiben-Ärger hinaus, in eine kleine Berſerker-Rage, wenn ihn das Rieſendach ſeines Hauſes, weil es wieder mal durchgeregnet hatte, zu Einlegung von ein paar neuen Dachziegeln zwang. An dieſen beiden Eigenthümlichkeiten iſt der Frieden meiner Kinderjahre mehrfach geſcheitert. Ich war ein eifriger Ballſpieler und bevorzugte jene beſondere Form des Spiels, wo ſich einer meiner Kumpane mit dem Rücken an die Wand ſtellen und ſeine rechte Hand ausſtrecken mußte. Nach dieſer Hand zielte ich nun und war ich dabei nicht geſchickt genug, ſo flog der Ball gelegentlich in eine Scheibe. Danach kam dann das Strafgericht. Aber viel viel ſchlimmerere Folgen entſprangen mir aus meines Vaters Antipathie gegen die vorerwähnten Dachreparaturen. Zu meinen Hauptſpielvergnügungen, ich komme weiterhin ausführlich darauf zurück, zählte das Umherklettern und ſich Verſtecken auf dem Bodengebälk. Ich ſaß oder hockte da, meiſt mit dem Rücken an einen Rauchfang gelehnt, und war glücklich, wenn die Jungen, die nach mir ſuchten, mich nicht finden konnten. Aber gerade dieſe Momente höchſten Triumphs waren es doch auch, die zuletzt wieder eine Gefahr herauf beſchworen. Wenn ich da, durch Mauer- und Lattenwerk verborgen, eine Stunde lang und oft noch länger gehockt hatte, kamen, wie ſich denken läßt, kleine menſchliche Schwachheiten über mich, denen ich ſo zu ſagen auf ordnungsmäßige Weiſe nicht nachgehen konnte, weil ich mich dadurch meinen unten auf mich wartenden Feinden überliefert haben würde. So denn zwiſchen zwei Bedrängniſſe geſtellt, kroch ich zuletzt, aus meinem Halb-Verſteck, auf einen möglichſt im Schatten liegenden Balken hinaus und nahm hier die Stellung ein, wie die berühmte kleine Brunnenfigur in Brüſſel, mich zugleich derſelben Beſchäftigung unterziehend. Gleich danach verbarg ich mich wieder ſo gut es ging und wartete da, bis ich, bei endlichem Dunkelwerden, meine Chance wahrnehmen und unten, am

Treppenpfeiler, unter 3maligem Anſchlag den Frei-Platz erreichen konnte. Das war dann jedesmal ein großer Sieg, aber eine ſchmerzliche Niederlage heftete ſich nur allzu oft an meine Sohlen. Traf es ſich nämlich ſo, daß mein Vater am anderen Tage ſein Haus revidirte, vor allem aber die Böden, gegen die er immer ein beſondres Mißtrauen unterhielt, ſo trat er alsbald ſinnend an die Stelle, zu deren Häupten ich am Abend vorher geſtanden und hielt hier eine ſeiner herkömmlichen, zunächſt gegen das „verdammte Dach, das ihn noch aufzehren werde“, gerichteten Anſprachen, bis ihm mit einem Male der Gedanke kam „ſollte vielleicht wieder . . .?“ Und nun begann das Prozeſſualiſche. Wurde meine Schuld feſtgeſtellt, ſo traf mich eine Strafe, die die wegen Ball und Fenſterſcheibe mindeſtens doublirte.

Solcher Art waren die Vollſtreckungen aus der freien Initiative meines Vaters, kleine Exekutionen, die vielleicht auch hätten wegbleiben können, aber gegen die ich, wie ſchon geſagt, in meinem Gemüthe nicht länger murre. Sehr anders verhielt es ſich mit den Strafen, an die mein Papa, wie in Ausführung eines richterlichen Befehls, heran mußte. Dieſe waren ſchmerzlich und nachhaltig. Eine davon iſt mir beſonders ſtark im Gedächtniß geblieben.

Es war ſchon im Oktober, ein heller, wundervoller Tag, und wir ſpielten in unſerem Garten ein von uns ſelbſt erfundenes, aber freilich nur einmal geſpieltes Spiel: „Bademeiſter und Badegaſt.“ An der Gartenthür ſtanden Tiſch und Stuhl, auf welch letztrem der Bademeiſter ſaß und gegen geſiegelte Marken Zutritt gewährte. War dieſe Marke gezahlt, ſo ſchritt der Badegaſt über eine auf Holzkloben liegende Bretterlage hin und kam ſchließlich an den Badeplatz. Dies war ein vorher gegrabenes rieſiges Loch von wenigſtens 4 Fuß im Quadrat und eben ſo tief. Das Waſſer fand ſich von ſelbſt, denn es war Grundwaſſer, und in dieſem Grundwaſſer ſtapften wir nun, nach Aufkrempelung unſerer Hoſen und wie in Vorahnung der Kneipp'ſchen Heilmethode, glückſelig herum. Aber nicht allzu lange. Meine Mutter hatte, vom Wohnzimmer meines Vaters aus, dieſen Badejubel beobachtet und aus Gründen, die mir bis dieſen Augenblick ein Geheimniß ſind, entſchied ſie ſich dahin: „daß hier ein Exempel ſtatuirt werden müſſe.“ Hätte ſie ſich der Ausführung dieſes Entſcheids nun ſelber unterzogen, ſo wäre die Sache nicht ſchlimm geweſen, die Hand einer Mutter, die raſch dazwiſchen fährt, thut nicht allzu weh; es iſt ein Frühlingsgewitter und kaum hat es eingeſchlagen, ſo iſt auch die Sonne ſchon wieder da. Leider jedoch hatte meine Mutter, und zwar ſchon Jahr und Tag vor Eröffnung dieſer „privaten Badeſaiſon“, den Entſchluß gefaßt, nur immer Strafmandate zu erlaſſen, die Ausführung aber meinem Vater, wie einem dafür Angeſtellten, zuzuweiſen. Das Heranreifen eines ſolchen Entſchluſſes in ihr, kann ich mir nur ſo erklären, daß ſie davon ausging, mein ſehr zur Bequemlichkeit neigender Vater ſei eigentlich „für gar nichts da“ und daß ſie mit dem allen den Zweck verband, ihn auf den Weg des Pflichtmäßigen hinüber leiten zu wollen. Treff ich es damit, ſo muß ich ſagen, ich halte das von ihr eingeſchlagene Verfahren für falſch. Wer die Unthat entdeckt und als Unthat empfindet, der muß auch auf der Stelle Richter und Vollzieher in einer Perſon ſein. Vergeht aber eine halbe Stunde oder eine ganze und muß nun ein vom Frühſchoppen heimkehrender Vater, der eigentlich ſagen möchte „ſeid umſchlungen Millionen“, muß dieſer unglückſelige Vater, auf einen Bericht und eine ſich daran knüpfende Pflicht-Ermahnung hin, den Stock oder gar die Reitpeitſche von ſeinem verſtaubten Schreibpult herunternehmen, um nun den alten König von Sparta zu ſpielen, ſo iſt das eine ſehr traurige Situation, traurig für den mit der Exekution Beauftragten und traurig für den, an dem ſich der

Auftrag vollzieht. Kurz und gut, ich wurde ganz gründlich in's Gebet genommen und als ich aus der Marter heraus war und total verbockt (ein Zuſtand, den ich ſonſt nie gekannt habe) in unſerer ſchüttgelben Kinderſtube mit dem ſchwarzen Ofen und dem Alten-Geislerſtuhl auf- und abging, erſchien meine Mutter und forderte von mir, daß ich nun auch noch hinübergehen und meinem Vater abbitten ſolle. Das war mir über den Spaß und ich weigerte mich. Schließlich aber redete ſie mir freundlich zu und ich that es. Ich glaube, ſie fühlte in ihrem Gerechtigkeitsſinne, daß ſie viel zu weit gegangen war und weil ihr mein Vater, dem die Sache gewiß geradezu gräßlich war, ſchon Aehnliches geſagt haben mochte, ſo lag ihr daran, alles baldmöglichſt wieder beglichen zu ſehn.

All das waren ſo Proben aus dem verunglückten Detail der Erziehung oder ich könnte auch ſagen unerwünſchte Leiſtungen auf dem von beſchränkten Leuten ſo recht eigentlich als „Erziehung“ angeſehenen Gebiete, weil beſchränkte Leute von der Erziehungsvorſtellung die Vorſtellung der Strafe nicht trennen können. Glücklicherweiſe kam es zu ſolchen Scenen nur ſehr ausnahmsweiſe, was ich hier nochmals von ganzem Herzen preiſe. Regel war, unſere Kreiſe nicht zu ſtören und wenn ich nicht in die

Schule ging oder gerade Schillerſche Balladen lernen mußte, ſo gehörte meine Zeit der Beſchäftigung nach freier Wahl an, der Ungebundenheit, dem Spiel.

* * *

Mein Vater hing dem Spiel nach; ich auch. Aber während ſeine Spiele L'hombre, Whiſt und Boſton hießen, des edlen Pharaos ganz zu geſchweigen, hießen die meinigen, um nur ein paar zu nennen, Klinker und Knut und Anſchlag und Verſteck. Kartenſpiel, wie's auch Kinder ſpielen, war mir immer höchſt langweilig, wogegen ich all das, was ich meine Spiele nannte, mit einer Luſt und Leidenſchaft ſpielte, die weit über die Kartenſpielluſt meines Vaters hinausging. Ich war der geborne kleine Akrobat. Von Schulgerechtem konnte dabei keine Rede ſein; aber in allem, was einem auf dieſem Gebiete, wenn man leidlich geſund iſt, von Mutter Natur als Voranlage mitgegeben wird, war ich ſehr glücklich ausgeſtattet. Ich war ſtärker und gewandter als die Schul- und Straßenjungen, mit denen ich anfänglich (ſpäter änderte ſich's) in Berührung kam und dieſe Kraft und Gewandtheit zu zeigen, war ich in ſo hohem Maaße befliſſen, daß ich, im Rückblick auf meine Kinderjahre, dieſe ganze Zeit nicht als eine Schul- und Lernezeit voll Gequält- und Gedrilltwerdens, ſondern als eine Zeit unausgeſetzten Spielens vor Augen habe, ſo ſehr überwogen die Spielſtunden alles andere, ſowohl dem Zeitmaaße wie dem Intereſſe nach.

Noch einmal, es war zumeiſt meine natürliche Veranlagung für das Turneriſche, was mich die gewöhnlichen Knabenſpiele mit ſo viel Luſt und Liebe ſpielen ließ und ich werde davon in dieſem und den folgenden Kapiteln noch mancherlei zu berichten haben. Aber in jenem wohlbekannten Widerſpruche, der nun mal, einem räthſelhaften Naturgeſetze folgend, unſer Leben und unſere Neigungen durchzieht, in dieſem auch bei mir zu Tage tretenden Widerſpruche traf es ſich ſo, daß meine zwei leidenſchaftlichſten Spielbeſchäftigungen in dem einen Falle gar nichts und in dem andern ſehr wenig mit Akrobatik und halsbrecheriſchen Kunſtſtücken zu thun hatten. Denn dieſe zwei leidenſchaftlichſten Beſchäftigungen waren: die Buchbinderei (richtiger noch, bloße Papparbeit) und das Verſteckſpielen.

Die Papparbeit! Mir ganz unerfindlich jetzt, wie mich dieſe langweiligſte Beſchäftigung durch Jahre hin, ſo ganz in Anſpruch nehmen konnte, daß ich mindeſtens ein Drittel meiner freien Zeit damit verbracht und mindeſtens zwei Drittel meines

Taſchengeldes für Pappe, marmorirtes Papier und Goldborten ausgegeben habe. Nun darf ich zwar hinzuſetzen, daß ich den Kleiſterpinſel im Dienſt einer höheren Idee ſchwang und daß der meiner Leimtopfarbeit dienende Stubenwinkel eine Art Schutzwaffenfabrik war, wo meine Völker, ich komme weiterhin darauf zurück, wehrhaft gemacht und mit Schilden und Bruſtharniſchen ausgerüſtet wurden; aber wiewohl das Alles zutrifft, ſo kann ich doch das Entſchuldigungsmoment, das darin liegt, vorm Richterſtuhl der Wahrheit kaum gelten laſſen, weil ich deutlich fühle, daß ich, auch wenn die Volksausrüſtungsfrage mir fern gelegen hätte, dennoch dieſelbe Klebebeſchäftigung geübt haben würde. Dann freilich wahrſcheinlich als Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe. Ich kann es mir nur ſo erklären, daß ſich ein gewiſſer Geſtaltungsdrang darin ausſprach. Es prickelte mich, etwas entſtehen zu ſehen. Aber vielleicht iſt dieſe Erklärung auch noch zu ſchmeichelhaft.

Aehnlich rathlos ſteh ich der Verſteckſpiel-Paſſion gegenüber. Denn wenn auch die darauf verwendete Zeit — weil ich die ſechs, acht Jungen, die mich aufſuchen mußten, nicht immer zur Hand hatte — viel geringer war, ſo war doch die Leidenſchaft dafür noch viel, viel größer und am größten da, wo ſie am unverſtändlichſten war. Das ſchon vorgeſchilderte Herumklettern in dem in tiefem Schatten liegenden Sparrenwerk des Daches, auch wenn ich dabei, hinter einem Rauchfang oder Lattenverſchlag, auf Augenblicke nach Schutz und Deckung ſuchen mußte, — war kein eigentliches Verſteckſpiel, trotzdem etwas davon mit vorkam; eigentliches Verſteckſpiel, nach meiner damaligen Anſchauung, war etwas viel Großartigeres, Poetiſch-phantaſtiſcheres und jedenfalls gleichbedeutend mit einem völligen ſtundenlangen Verſchwinden, wozu der rieſige Heuboden, den wir auf unſerem Hofe hatten, eine nicht zu übertreffende Gelegenheit bot. Bis unter den Firſt eines langen Stallgebäudes lag das Heu dicht aufgeſchichtet und in die tiefen und engen Löcher, die ſich hier und da zwiſchen den Dachbalken und der Heumaſſe befanden, ließ ich mich leiſe hinabgleiten. Da ſaß ich dann endlos, unter beſtändigem Herzklopfen, vor Enge und Schwüle beinahe erſtickend und immer nur durch die glückſelige Vorſtellung aufrecht erhalten „und wenn ſie dich ſuchen bis an den jüngſten Tag, ſie finden dich nicht.“ Und ſie fanden mich auch wirklich nicht, gaben zuletzt alles Suchen auf, brachen das Spiel ab und gingen in die Küche, wo ſie, Schemel und Fußbänke an den Herd rückend, unter Verwünſchungen gegen mich ihr Veſperbrot verzehrten. Ich aber, wenn ich an dem Stillwerden in Hof und Garten merkte, daß man die Jagd auf mich aufgegeben hatte, wand mich aus meinem Heuloche wieder heraus und erſchien nun unter ihnen mit dem Ausdruck höchſter Geringſchätzung. Ich thue wieder die Frage, worin wurzelt da das Glück?

Begreiflicher als die Verſteckſpiel-Freude war die Luſt am Klettern, wozu, neben anderem, die dicht vor unſerem Hauſe ſtehenden Kaſtanienbäume mich geradezu herausforderten. Auf den unteren Aeſten ſich einlogieren, das konnte jeder; aber von der höchſten Spitze her einen blühenden Zweig herunterholen, das war ein lohnender Ehrgeiz, dem ich beinahe mal zum Opfer fiel. Unter dem Baume ſtand der alte Pietzker, unſer Nachbar, ein Holländer, der einen Handel mit Eidamer Käſe trieb und nach Art der franzöſiſchen Bauern immer in einer weißen Zipfelmütze einherging. Er war mein guter Freund und rief mir, in den Baum hinauf, zu „ich ſollte mich in Acht nehmen, Kaſtanienholz bräche leicht.“

Es war gut gemeint, aber kam zu ſpät. Denn im ſelben Augenblicke gab es auch ſchon ein Knicken und Knacken und ganz zuletzt noch einmal auf den Hauptaſt des Baumes aufſchlagend, ſtürzte ich, von oben herab, auf den ſteinharten Boden, ſteinhart, weil

10 Fuß breit um das Haus herum Müll und Ziegelſchutt aufgeſchüttet war. Ich lag da für todt und rührte mich nicht, der Umſtand indeß, daß das viele kleine Gezweige zunächſt die Vehemenz des Sturzes gemindert hatte, hatte mich doch gerettet und nach kurzer Zeit ſchlug ich die Augen auf und Pietzker trug mich in die Apotheke, wo man mir mit Salmiakgeiſt weiter aufzuhelfen trachtete. Geſchah auch. Als ich aber über Rücken- und Rippenſchmerzen klagte, ſagte Pietzker: „Da hilft blos Mierenſpiritus." Und ehe ich „ja oder nein" ſagen konnte, wurde ich damit übergoſſen. Ich hatte immer noch Schmerzen, war jedoch wieder beweglich geworden und konnte, wenn auch freilich nur mit Anſtrengung, beim Abendbrot, bei dem die Eltern glücklicherweiſe fehlten, erſcheinen. Es war gerade die ſchon in einem früheren Kapitel erwähnte Milchſuppenzeit, was an und für ſich gut paßte. Zugleich aber war es auch der Tag, wo aus der herkömmlichen Folge von Reis, Gries, Hirſe, gerade die Hirſe an der Reihe war, und mit einem Male merkend, daß ſich, wohl in weiterer Folge meines Sturzes, die Vorderhälfte des einen Backzahns ablöſte, fühlte ich auch ſchon, wie ſich ein Hirſekorn in die offene Stelle einſenkte. Unter furchtbaren Schmerzen verbrachte ich die Nacht und war am andern Tag ein Bild des Jammers. Dazu kam noch die beſtändige Furcht,

ich könnte wegen Kletterns, das natürlich verboten war, abgeſtraft werden. Das unterblieb aber. Mein Vater trat vielmehr, als ich unglücklich daſaß, zu mir heran und ſagte: „Pietzler hat mir Alles erzählt. Du wirſt noch den Hals brechen. Wo thut's denn weh?“

Er hatte geglaubt, daß ich auf Kopf und Rücken zeigen würde, ich zeigte aber auf den Zahn und erzählte ihm, daß die Vorderhälfte abgebrochen ſei.

„Nun das iſt nicht ſchlimm. Da muß die andere Hälfte auch 'raus. Dann biſt Du's los. Weh thut es. Aber das iſt die Strafe.“

Fünfzehntes Kapitel.

Wie wir draußen ſpielten, an Strom und Strand.

Es iſt ein hübſches Wort, daß die Kinder ihren Engel haben und man braucht nicht ſehr gläubig zu ſein, um es zu glauben. Für die Kleinen iſt dieſer Engel eine mit einem langen weißen Lilienſchleier angethane Fee, die lächelnd zu Füßen einer Wiege ſteht und entweder vor Gefahr bewahrt oder wenn ſie ſchon da iſt, aus ihr hilft. Das iſt die Fee für die Kleinen. Iſt man aber aus der Wiege, beziehungsweiſe dem Bettchen heraus und ſchläft man bereits in einem richtigen Bett, mit andern Worten iſt man ein derber Junge geworden, ſo braucht man freilich auch noch ſeinen Engel, ja, man braucht ihn erſt recht, aber ſtatt des Lilien-Engels muß es nun eine Art Erzengel ſein, ein ſtarker, männlicher Engel, mit Schild und Speer, ſonſt reicht ſeine Kraft für ſeine mittlerweile gewachſenen

Aufgaben nicht mehr aus. Ich war nicht eigentlich wild und waghalſig und alle meine Kunſtſtücke, die mir als etwas Derartiges angerechnet wurden, geſchahen immer nur in kluger Abmeſſung meiner Kräfte, trotzdem hab ich, im Rückblick auf jene Zeit, das Gefühl eines beſtändigen Gerettetwordenſeins, ein Gefühl, in dem ich mich auch ſchwerlich irre. Denn als ich mit 12 Jahren aus dem elterlichen Hauſe kam, in einem Alter alſo wo die Fährlichkeiten recht eigentlich erſt zu beginnen pflegen, wird es mit einem Male ganz anders, ſo ſehr, daß es mir vorkommt, als habe mein Engel von jenem Zeitpunkt ab wie Ferien gehabt; alle Gefahren hören entweder ganz auf oder ſchrumpfen doch ſo zuſammen, daß ſie mir keinen Eindruck hinterlaſſen haben. Es muß alſo, bei dem Dichtnebeneinanderliegen dieſer Zeitläufte, doch wohl ein Unterſchied geweſen ſein, der mir ſo ganz verſchiedene Gefühle zurückgelaſſen hat.

Aus ſogenannten Schlüſſelbüchſen ſchießen, war ein Hauptvergnügen. Es wird ſolche Schlüſſelbüchſen unter Großſtadtskindern kaum noch geben und deßhalb möcht ich ſie hier beſchreiben dürfen. Es waren Hohlſchlüſſel von ganz dünner Wandung, alſo ſo zu ſagen mit ungeheurer Seele, womit die Wäſchetruhen und namentlich die Truhen der Dienſtmädchen zugeſchloſſen wurden. Solche Schlüſſel uns anzueignen, war unſer beſtändiges Bemühen, worin wir bis zur Piraterie gingen. Wehe dem armen Dienſtmädchen, das den Schlüſſel abzuziehen vergaß, — ſie ſah ihn nie wieder. Wir bemächtigten uns ſeiner und durch die einfache Prozedur eines Zündloch-Einfeilens, war nun die Schußwaffe hergeſtellt. Da dieſe Schlüſſel immer roſtig, mitunter auch ſchon ausgeſplittert waren, ſo war es nichts Seltenes, daß ſie ſprangen; wir kamen aber immer heil davon. Der Engel half.

Ungleich gefährlicher waren die beſtändig geübten Feuerwerkskünſte. Ich hatte mich mit Hülfe von Schwefel und Salpeter, die wir in der Apotheke bequem zur Hand hatten, zu einem vollſtändigen Pyrotechniker herangebildet, dabei von meiner Papp- und Kleiſterkunſt ſehr weſentlich unterſtützt. Alle Sorten von Hülſen wurden mit Leichtigkeit hergeſtellt und ſo entſtanden Sonnen, Feuerräder und pot à feu's. Oft weigerten ſich dieſe Schöpfungen, ihre ihnen zugemuthete Schuldigkeit zu thun and wir warfen ſie dann zuſammen und zündeten den ganzen Haufen mißglückter Herrlichkeit mit einem Schwefelfaden an, abwartend was draus werden würde. All das war ziemlich gefahrlos. Deſto gefahrvoller für uns war aber das, was in der Pyrotechnik als das einfachſte und niedrigſtſtehende Produkt gilt und auch von uns ſo angeſehen wurde: der Schwärmer. Dieſer, wenn ich die Miſchung verfehlt haben mochte, wollte häufig nicht recht brennen, was mich immer ſehr verdroß. Wenn ſich ein Feuerrad zu drehen weigerte, nun, das ging allenfalls; ein Feuerrad war eine vergleichsweiſe künſtliche Sache, ein Schwärmer aber mußte brennen und wenn er trotzdem nicht wollte, war das eine Schändlichkeit, die man nicht hinnehmen durfte. So bückte ich mich denn über die in einen Sandhaufen geſteckten Hülſen und begann zu puſten, um dem erlöſchenden Zündſchwamm neues Leben zu geben. Erloſch er dabei völlig, ſo war das eigentlich das Beſte, ging es aber plötzlich los, ſo wurde mir das Haar verſengt oder die Stirn verbrannt. Schlimmeres kam nicht vor. Der Engel ſchützte mich eben mit ſeinem Schild.

Das war das Element des Feuers. Aber auch mit dem Waſſer machten wir uns zu ſchaffen, was in einer Seeſtadt nicht Wunder nehmen durfte.

Herbſt 31 war mir von einem Berliner Anverwandten eine Kanone als Geſchenk verehrt worden, nicht etwa ein gewöhnliches Kinderſpielzeug, wie man es beim erſten beſten Kupferſchmidt oder Zinngießer kaufen kann, ſondern eine ſogenannte Modell-Kanone, wie man ihnen nur in Zeughäuſern begegnet, — ein wahres Prachtſtück an Schönheit und Eleganz, die Lafette feſt und ſauber, das Geſchützrohr blitzblank und wohl faſt anderthalb Fuß lang. Ich war ſelig und beſchloß alsbald zu einem Bombardement von Swinemünde zu ſchreiten. Zwei Jungens meines Alters und mein jüngerer Bruder beſtiegen mit mir ein an „Klempins Klapp“ liegendes Boot und nun fuhren wir, die Kanone vorn am Steven, flußabwärts. Als wir etwa in Höhe des Geſellſchaftshauſes waren, hielt ich die Zeit zum Beginn der Beſchießung für gekommen und gab drei Schuß ab, bei jedem Schuß abwartend, ob wir vom Bollwerk aus beobachtet und in dem Ernſt unſres Thuns gewürdigt würden. Beides blieb jedoch aus. Was aber nicht ausblieb, das war, daß wir inzwiſchen in die Strömung hineingerathen waren und von dieſer gefaßt und getrieben, uns mit einem Male zwiſchen den Molendämmen ſahen. Und nun erfaßte mich eine furchtbare Angſt. Ging das ſo weiter, ſo waren wir in 10 Minuten draußen und konnten dann auf Bornholm und die ſchwediſche Küſte zufahren. Es war eine ganz verteufelte Situation und wir griffen zuletzt zu dem wenigſt tapferen, aber doch ſchließlich verſtändigſten Mittel und begannen ungeheuer zu ſchreien, zugleich winkend und ſchwenkend, und erwieſen uns überhaupt als geradezu erfinderiſch in Nothſignalen. Endlich wurden wir von einigen auf der Weſtmole ſtehenden Lootſen bemerkt, die nun mit dem Finger drohten, aber doch auch vergnüglich dreinſchauend, uns ſchließlich ein Tau zuwarfen. Und damit waren wir aus der Gefahr heraus. Einer der Lootſen kannte mich, weil ſein Junge zu meinen Spielgefährten gehörte. Das machte denn auch wohl, daß wir mit ein paar nicht allzu ſchlimmen Ehrentiteln davonkamen. Ich nahm meine Kanone unter den Arm und hatte noch die Befriedigung, ſie bewundert zu ſehen. Dann ging ich nach Hauſe, nachdem ich verſprochen hatte, Hans Ketelböter, einen großen Schiffersjungen, der ganz in unſrer Nähe wohnte, hinauszuſchicken, um das inzwiſchen an einem Pfahl befeſtigte Boot zurückzurudern. — Dies war unter den Waſſerfährlichkeiten die aparteſte, aber keineswegs die gefährlichſte. Die gefährlichſte war zugleich die alleralltäglichſte, weil beim Baden in der See beſtändig wiederkehrende. Wer die Oſtſeebäder kennt, kennt auch die ſogenannten „Reffs“. Es werden darunter die hundert oder zweihundert Schritt in See hinein, parallel mit dem Ufer laufenden und oft nur von wenig Waſſer überſpülten Sandſtreifen verſtanden, auf denen die

Badenden, wenn ſie die zwiſchenliegenden tiefen Stellen paſſirt haben, wieder ausruhen können. Und damit ſie genau wiſſen, wo dieſe Stellen ſind, ſind rothe Fähnchen auf dieſen Sandriffen angebracht. Hier lag nun für mich die tägliche Verführung. War es ſtill und alles normal, ſo reichten meine Schwimmkünſte gerade aus, glücklich über die tiefen Stellen wegzukommen und das zunächſt gelegene Reff zu erreichen, lag es aber minder günſtig oder ließ ich mich wohl gar aus Zufall zu früh nieder, ſo daß ich keinen feſten Grund unter den Füßen hatte, ſo war auch der Schreck und mitunter die Todesangſt da. Glücklich bin ich jederzeit herausgekommen. Aber nicht durch mich. Kraft und Hülfe kamen von wo anders her.

* * *

Eine weitere Waſſergefahr, die zu beſtehen mir noch beſchieden war, hatte nichts mit der See zu thun, ſondern ſpielte ſich auf dem Strom ab, dicht am Bollwerk, keine 500 Schritt von unſerm Hauſe. Davon erzähle ich auch noch in dieſem Kapitel, aber zuvörderſt ſchiebe ich hier ein anderes kleines Vorkommniß ein, bei dem kein Engel zu helfen brauchte.

Schwimmen konnte ich nicht recht und ſteuern und rudern auch nicht; zu den Dingen aber, auf die ich mich gut, ja ſehr gut verſtand, gehörte das Stelzenlaufen. Unſerer Familientradition nach ſtammen wir, wie erzählt, aus der Gegend von Montpellier, während ich perſönlich, meinem virtuoſen Stelzenlaufen nach, eigentlich aus den Landes ſtammen müßte, wo die Menſchen wie mit ihren Stelzen verwachſen ſind und dieſe kaum abſchnallen, wenn ſie ſich zur Ruhe legen. Alſo kurz und gut, ich war ein brillanter Stelzenläufer und hatte vor denen in der weſtlichen Garonne-Gegend, wo die ſehr niedrigen „échasses“ zu Hauſe ſind, noch das voraus, daß ich den Kothurn nicht hoch genug kriegen konnte, denn die an der Innenſeite meiner Stelzen befeſtigten Holzklötzchen ſaßen wohl drei Fuß hoch. Und nun unter Anlauf und gleichzeitiger Schräglegung und Einſtemmung der beiden Stangen, brachte ich es dahin, mich, mit Sicherheit auf die Stelzenklötze hinaufſchwingen und ſofort meinen Rieſenſchritt antreten zu können. Für gewöhnlich war das nichts als eine brodloſe Kunſt, aber ein paar Mal hatte ich doch Vortheil davon, indem ich mich, mit Hülfe meiner Stelzen, einem ſich über mir zuſammenziehenden Gewitter entziehen konnte. Das war in den Tagen, als Hauptmann

Ferber, der bis dahin bei den „Neuſchatellern“ geſtanden, ſich als Penſionär nach Swinemünde zurückgezogen hatte.

Ferber, den die Swinemünder um ſeiner Neuſchatellerſchaft willen franzöſirten und Teinturier nannten, war aus ſehr guter Familie, wenn ich nicht irre Sohn eines hohen Beamten im Finanzminiſterium, welcher letztre ſich außerdem noch, aus den anno 13er Kriegszeiten her, alter Beziehungen zum Hofe rühmen durfte. Dies war auch wohl Grund, daß dem Sohne, trotz Nicht-Adels und deutſcher Abſtammung (die Neuſchateller Offiziere waren damals noch vorwiegend franzöſiſche Schweizer) der Eintritt in das Elite-Bataillon ermöglicht wurde. Hier war er wohl gelitten, weil er klug, guter Kamerad und außerdem ſogar Schriftſteller war. Er ſchrieb Novellen nach damals üblichen Muſtern. Aber aller Wohlgelittenheit zum Trotz, konnte er ſich nicht halten, weil ſeine Vorliebe für Kaffee mit Cognac, die ſich bald auf letzteren beſchränkte, ſo rapide wuchs, daß er den Abſchied nehmen mußte. Seine Ueberſiedlung nach Swinemünde hatte wohl darin ihren Grund, daß Seeſtädte für derartige Paſſionen beſſer paſſen als Binnenſtädte. Cognacvorliebe fällt da weniger auf.

Gleichviel indeſſen was der Grund ſein mochte, Ferber war an ſeinem neuen Wohnort bald ebenſo beliebt, wie vorher in Berlin, denn er hatte jene Charaktergütigkeit, die „der Flaſche liebſtes Kind" iſt. Von meinem Papa hielt er ſehr viel, was dieſer erwiederte. Doch war dieſe Freundſchaft nicht gleich von Anfang an da, ſondern entwickelte ſich erſt aus einer kleinen Controverſe bez. Niederlage meines Vaters, zu deſſen liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten es gehörte, ſeinen Aerger über eine „Deroute" ſpäteſtens nach 24 Stunden in Anerkennung und beinahe Huldigung umzuſetzen. Mit dieſer Niederlage aber verhielt es ſich ſo. Von Seiten Ferbers war eines Tages behauptet worden, daß man wohl oder übel, einen Deutſchen als den „Vater der franzöſiſchen Revolution" anſehen müſſe, denn Miniſter Necker, wenn auch in Genf geboren, ſei der Sohn oder Enkel eines Küſtriner Poſtmeiſters geweſen, — eine, ſo ſchien es meinem Vater, ganz ſtupende Behauptung, die denn auch ſeinerſeits mit beinahe überheblicher Miene bekämpft worden war, bis ſie ſich ſchließlich als im Weſentlichen richtig herausſtellte. Da ſchlug denn ſofort bei meinem Papa das aus ſeiner Ueberzeugung von ſeinem beſſeren Wiſſen erwachſene Selbſtgefühl zunächſt in Reſpekt, dann in Freundſchaft um, und noch 20 Jahre ſpäter, wenn wir, von unſerem Oderbruch-Dorfe aus, nach dem benachbarten Küſtrin hineinfuhren, ſagte er regelmäßig, ohne je bei Kronprinz Fritz oder Katte's Enthauptung zu verweilen: „ja, hier aus Küſtrin ſtammte auch Necker, den man „den Vater der franzöſiſchen Revolution nennen kann." Das verdanke ich Ferber, Hauptmann Ferber, den wir Teinturier nannten. Schade, daß er von dem Aquavit nicht laſſen konnte. Mitunter war es ein Jammer."

Ja, ein Jammer war es, nur nicht für uns Kinder, die wir, umgekehrt, immer in einen Jubel ausbrachen, wenn der Hauptmann, in oft ziemlich deſolatem Koſtüm, die große Kirchenſtraße heraufgetaumelt kam, um irgendwo ſeine Frühſtücksſtunde fortzuſetzen. Wir folgten ihm dann in kurzer Entfernung und neckten und reizten ihn ſo lange, bis er den einen oder andern von uns zu fangen und abzuſtrafen ſuchte. Mitunter gelang es ihm auch; ich aber entkam ihm jedesmal mit Leichtigkeit, weil ich für meine Neckereien immer nur ſolche Tage wählte, wo es kurz vorher ſtark geregnet hatte. Dann ſtand auf dem Straßendamme, zwiſchen unſerm Haus und der Kirche drüben, ein ungeheurer Waſſerpfuhl, der nun mein Nothhafen wurde. Meine Stelzen ſchräg unterm Arm, ſprang ich auf dieſe, ſobald ich merkte, daß mir Teinturier, trotz ſeines Zuſtandes dicht auf den Ferſen war, mit einem raſchen Ruck hinauf und marſchirte nun triumphirend in den Waſſerpfuhl hinein. Da ſtand ich dann wie ein Storch auf einem Stelzen und präſentirte mit dem andern unter fortgeſetzter Verhöhnung. Fluchend und drohend zog er weiter, der arme Hauptmann. Aber er hütete ſich, ſeine Drohung wahrzumachen, weil er ſich, in ſeinen guten Stunden, nicht gern an die ſchlimmen erinnern mochte.

* * *

Wir hatten verſchiedene Spielplätze. Der uns liebſte war aber wohl der am Bollwerk und zwar gerade da, wo die mehrerwähnte von unſerm Hauſe abzweigende Seitenſtraße einmündete. Die ganze Stelle war ſehr maleriſch, beſonders auch im Winter, wo hier die feſtgelegten und ihrer Obermaſten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, alſo bis ziemlich weit in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgeſpannten Tauen, ſo weit ſie dicht über dem Erdboden hinliefen, unſere Seiltänzerkünſte zu üben, war uns geſtattet und nur Eines ſtand unter Verbot: wir durften nicht auf die Schiffe gehn und am wenigſten die Strickleiter hinauf bis in den Maſtkorb klettern. Ein ſehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, deſto größer war unſer Verlangen, es zu übertreten und bei „Räuber und Wandersmann“, das wir alle ſehr liebten, verſtand ſich dieſe Uebertretung beinahe von ſelbſt. Entdeckung lag überdies außerhalb der Wahrſcheinlichkeit: die Eltern waren entweder bei ihrer „Parthie“ oder zu Tiſch geladen. „Alſo nur vorwärts. Und petzt einer, ſo kommt er noch ſchlimmer weg als wir.“

So dachten wir auch eines Sonntags im April 31. Es muß um dieſe Jahreszeit geweſen ſein, weil mir noch der klare und kalte Luftton deutlich vor Augen ſteht. Auf dem Schiffe war keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menſchenſeele zu ſehn, was mir des Ferneren beweiſt, daß es ein Sonntag war.

Ich, als der älteſte und ſtärkſte, war natürlich Räuber und acht oder zehn kleinere Jungens — unter denen nur ein einziger, ein Illegitimer, der, wie zu Begleichung ſeiner Geburt, Fritz Ehrlich hieß, es einigermaßen mit mir aufnehmen konnte — waren ſchon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am Bollwerk an und weil es hier keinen anderen Ausweg für mich gab, lief ich, über eine breite und feſte Bohlenlage fort, auf das zunächſt liegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, daß ich vom erſten

Schiff alsbald auf's zweite und vom zweiten auf's dritte mußte. Da ging es nun nicht weiter und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiffe ſelbſt nach einem Verſteck oder wenigſtens nach einer ſchwer zugänglichen Stelle zu ſuchen. Und ich fand auch ſo was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, darin ſich, neben andren Räumlichkeiten, gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche, in die ſteile Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Und da ſtand ich nun oben, momentan geborgen und ſah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegesgefühl konnte nicht lange dauern; die Stufen waren wie für mich ſo auch für andre da und in kürzeſter Friſt ſtand Fritz Ehrlich ebenfalls oben. Ich war verloren, wenn ich nicht auch jetzt noch einen Ausweg fand und mit aller Kraft und ſo weit der ſchmale Raum es zuließ einen Anlauf nehmend, ſprang ich, von dem Küchenbau her, über die zwiſchenliegende Waſſerſpalte hinweg auf das zweite Schiff zurück und jagte nun wie von allen Furien verfolgt, wieder auf's Ufer zu. Und nun hatt ich's und den Frei-Platz vor unſrem Hauſe zu gewinnen, war nur noch ein Kleines für mich. Aber ich ſollte meiner Freude darüber nicht lange froh werden, denn im ſelben Augenblicke faſt wo ich wieder feſten Boden unter meinen Füßen hatte, hörte ich auch ſchon von dem dritten und zweiten Schiff her ein jämmerliches Schreien und dazwiſchen meinen Namen, ſo daß ich wohl merkte, da müſſe was paſſirt ſein. Und ſo ſchnell wie ich eben über die polternde Bohlenlage an's Ufer gekommen, eben ſo ſchnell ging es auch wieder über dieſelbe zurück. Es war höchſte Zeit. Fritz Ehrlich hatte mir den Sprung von der Küche her nachmachen wollen und war dabei, weil er zu kurz ſprang, in die zwiſchen dem dritten und zweiten Schiff befindliche Waſſerſpalte gefallen. Da ſteckte nun der arme Junge, mit ſeinen Nägeln in die Schiffsritzen hineingreifend; denn an ſchwimmen, wenn er überhaupt ſchwimmen konnte, war nicht zu denken. Dazu das eiskalte Waſſer. Ihn von obenher ſo ohne Weiteres abzureichen, war unmöglich und ſo griff ich denn nach einem von der einen Strickleiter etwas herabhängenden Tau und ließ mich, meinen Körper durch allerlei Künſte nach Möglichkeit verlängernd, an der Schiffswand ſo weit herab, daß Fritz Ehrlich meinen am weiteſten nach unten reichenden linken Fuß gerade noch faſſen konnte. Oben hielt ich mich mit der rechten Hand. „Pack zu, Fritz.“ Aber der brave Junge, der wohl einſehen mochte, daß wir beide verloren waren, wenn er wirklich feſt zupackte, beſchränkte ſich darauf ſeine Hand leiſe auf meine Stiefelſpitze zu legen und ſo wenig dies war, ſo war es doch gerade genug für ihn, ſich über Waſſer zu halten. Vielleicht war er auch, aus natürlicher Beanlagung, ein ſogenannter „Waſſertreter“ oder hatte, was ſchließlich noch wahrſcheinlicher, das bekannte Glück der Illegitimen. Gleichviel, er blieb in der Schwebe, bis Leute vom Ufer her herankamen und ihm einen Bootshaken herunterreichten, während andre ein an „Hannemanns Klapp“ liegendes Boot losmachten und in den Zwiſchenraum hineinfuhren, um ihn da herauszufiſchen. Ich meinerſeits war in dem Augenblick, wo der rettende Bootshaken kam, von einem mir Unbekannten, von oben her, am Kragen gepackt und mit einem ſtrammen Ruck wieder auf Deck gehoben worden. Von Vorwürfen, die ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten nicht ausbleiben, war diesmal keine Rede. Den triefenden, von Schüttelfroſt gepackten Fritz Ehrlich brachten die Leute nach einem ganz in der Nähe gelegenen Hauſe, während wir andern, in kleinlauter Stimmung, unſren Heimweg antraten. Ich freilich auch gehoben, trotzdem ich wenig Gutes von der Zukunft erwartete.

Meine Befürchtungen erfüllten ſich aber nicht. Im Gegentheil.

Am andern Vormittag, als ich in die Schule wollte, ſtand mein Vater ſchon im Hausflur und hielt mich feſt, denn Nachbar Pietzker, der gute Zipfelmützenmann, hatte wieder geplaudert. Freilich mehr denn je in guter Abſicht.

„Habe von der Geſchichte gehört . . . “ſagte mein Vater. „Alle Wetter, daß Du nicht gehorchen kannſt. Aber es ſoll hingehen, weil Du Dich gut benommen haſt. Weiß alles. Pietzker drüben . . .“

Und damit war ich entlaſſen.

Wie gerne denk' ich daran zurück, nicht um mich in meiner Heldenthat zu ſonnen, ſondern in Dank und Liebe zu meinem Vater. So muß Erziehung ſein. Der liebenswürdige Mann, wenn er zum Strafen abkommandirt wurde, traf er's nicht immer glücklich, wenn er aber ſeinem unmittelbaren Gefühle folgen konnte, traf er's deſto beſſer.

Sechzehntes Kapitel.

Vierzig Jahre ſpäter.

(Ein Intermezzo).

Wie der Leſer ſchon aus der Kapitelüberſchrift entnehmen wird, habe ich vor, in dem unmittelbar Nachſtehenden mich weit jenſeits der hier zu ſchildernden Swinemünder Tage niederzulaſſen, welches Vorhaben mit dem Wunſche zuſammenhängt, das Charakterbild meines Vaters nach Möglichkeit zu vervollſtändigen, will ſagen nach oben hin abzurunden. Denn wie er ganz zuletzt war, ſo war er eigentlich.

In dem bis hierher dem Leſer vorgeführten und zugleich den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachenden Zeitabſchnitte, nach dem ich denn auch das Ganze „Meine Kinderjahre“ betitelt habe, war mein Vater noch ſehr jung, wenig über dreißig, und ſtand im Leben und in Irrthümern; in ſeinen alten Tagen aber — und um eben deshalb greif ich hier, in einem Exkurſe, ſo weit vor — waren des Lebens Irrthümer von ihm abgefallen und je beſcheidener ſich im Laufe der Jahre ſeine Verhältniſſe geſtaltet hatten, deſto gütiger und perſönlich anſpruchsloſer war er geworden, immer bereit, aus ſeiner eigenen bedrückten Lage heraus, noch nach Möglichkeit zu helfen. In Klagen ſich zu ergehen, fiel ihm nicht ein, noch weniger in Anklagen, (höchſtens mal gegen ſich ſelbſt) und dem Leben abgewandt, ſeinen Tod ruhig erwartend, verbrachte er ſeine letzten Tage comme philosophe.

Ich beſuchte ihn alle Jahr einmal und von meinem letzten Beſuche bei ihm, der in den Sommer 67 fiel, möchte ich hier erzählen.

Er wohnte damals, ſchon zehn oder zwölf Jahre lang, in Nähe von Freienwalde, und zwar in einer an der alten Oder gelegenen Schifferkolonie, die den Namen „Schiffmühle“ führte und ein Anhängſel des Dorfes Neu-Tornow war. Vereinzelte Häuſer lagen da, in großen Abſtänden von einander, an dem träg vorüberſchleichenden und von gelben und weißen Mummeln überwachſenen Fluſſe hin, während ſich, unmittelbar hinter der Häuſerreihe, ziemlich hohe, hoch oben mit einem Fichtenwalde beſetzte Sandberge zogen. Genau da, wo eine prächtige alte Holzbrücke den von Freienwalde her heranführenden Dammweg auf die Neu-Tornow'ſche Flußſeite fortſetzte, ſtand das Haus meines Vaters. Von welchen Erträgen er es erſtanden hatte, weiß ich bis dieſen Tag nicht, denn als er es kaufte, war er nicht eigentlich mehr ein Mann der Häuſerkaufmöglichkeiten, wenn das erſtandene Haus auch freilich nur ein beſcheidenes Häuschen war. Wie's aber auch damit ſtehen mochte, er nannte dies Haus ſein eigen und „klein aber mein", dieſe hübſche Inſchrift, die das Prinz Friedrich Karl'ſche Jagdſchloß Dreilinden ziert, hätt auch er dieſem ſeinem Häuschen geben können. Er bewohnte dasſelbe mit einer Haushälterin von mittleren Jahren, die nach dem Satze lebte „Selig ſind die Einfältigen", aber einen etwas weit gehenden Gebrauch davon machte. Seine Trauer darüber war humoriſtiſch rührend, denn das Bedürfniß nach Ausſprache blieb ihm bis zuletzt. Glücklicherweiſe hatte er ſich ſchon vorher an Selbſtgeſpräche gewöhnt. Er dachte laut; das war immer ſeine Aushilfe.

Ich hatte mich, wie gewöhnlich, bei ihm angemeldet, machte zunächſt die reizende Fahrt bis Eberswalde per Bahn, dann die reizendere, bis Freienwalde ſelbſt, in einem offenen Wagen und ſchritt nun auf einem von alten Weiden eingefaßten Damm auf Schiffmühle zu, deſſen blanke, rothe Dächer ich gleich beim Herausſtreten aus der Stadt vor Augen hatte. Der Weg war nicht weiter als eine gute halbe Stunde, Rapsfelder links und rechts, einzelne mit Storchneſtern beſetzte Gehöfte weit über die Niederung hin verſtreut und als Abſchluß des Bildes, jene ſchon erwähnte, jenſeits der alten Oder anſteigende Reihe von Sandbergen. Als ich bis in Nähe der Brücke war, war natürlich auch die Frage da „wie wirſt du den Alten finden?“ Aber eh ich mir noch darauf Antwort geben konnte, ſah ich ihn auch ſchon. Er hatte, von der Giebelſtube ſeines Hauſes her, mein Herankommen beobachtet und als ich eben meinen Fuß auf die vorderſte Brückenbohle ſetzen wollte, ſtand er auch ſchon an der anderen Seite der Brücke, mit ſeiner linken Hand zu mir herüberwinkend. Er hatte ſich, ſeit er in Einſamkeit lebte, daran gewöhnt, die Koſtümfrage etwas obenhin zu behandeln und ſo war ich nicht überraſcht, ihn an dieſem warmen Junitage bis an eine äußerſte Grenze freiheitlicher Behandlung gelangt zu ſehen. Er trug graue Leinwandhoſen und einen dito Drillichrock, unter dem, denn er haßte alles Zuknöpfen, ein Nachthemd mit umgeklapptem Kragen ſichtbar wurde, was alles unbedingt an's Turneriſche gemahnt hätte, wenn es weißer geweſen wäre. Auf dem Kopfe ſaß ein Käpſel, grün mit einer ſchwarzen Ranke darum, und das Einzige, was auf vergangene beſſere Zeiten deutete, war ein wunderſchönes Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf oben und einer unverhältnißmäßig langen Metallzwinge, ſo daß man eigentlich einen „poignard“ darunter vermuthen mußte. Was aber nicht zutraf.

Jetzt hatten wir uns und gaben uns einen Kuß auf die linke Backe. „Nun, das iſt recht, daß Du da biſt. Was macht Deine Frau? Und die Kinder?“ Er wartete aber keine Antwort ab, denn ſolche Familienfragen, wenn es nicht gleich ans Sterben ging, intereſſirten ihn wenig und ſo fuhr er dann fort: „Es iſt das Leben eines Einſiedlers, das ich führe, ja, man könnte ſchon von Anachoreten ſprechen, die ich mir, übrigens vielleicht mit Unrecht, als geſteigerte Einſiedler denke. Fremdwörter haben faſt immer was Geſteigertes. Nun wir reden noch davon. Ein Glück, daß Du ſo gutes Wetter getroffen haſt, das reine Hohenzollernwetter. Du ſchreibſt ja auch ſo viel über die Hohenzollern und nimmſt drum vielleicht an ihrem Wetter Theil; es lohnt ſich Alles. Ich, für meine Perſon, halte an Napoleon feſt; er war das größere Genie. Weißt du denn, daß Prinz Wilhelm — ich meine den alten, das heißt den ganz alten, der immer die Schwedter-

Dragoner Uniform trug, hellblau, mit ſchwarzem Kragen, und ſoll ein aufrichtig frommer Mann geweſen ſein, denn auf die Aufrichtigkeit kommt es an, — weißt du denn, daß Prinz Wilhelm immer die Büſte Napoleons vor Augen hatte? Noch dazu auf ſeinem Schreibtiſch."

„Ja, ich weiß es, Papa; Du haſt mir öſter davon erzählt."

„Oeſter davon erzählt", wiederholte er. „Ja, das wird wohl richtig ſein. Ich lerne nichts mehr dazu, habe blos immer noch die alten Geſchichten, aber eigentlich ſind das die beſten. Entſinnſt Du Dich noch? Lannes und Latour d'Auvergne und Michel Ney. Ja, mein Freund Michel Ney, der kommt mir jetzt wieder öſter in den Sinn und ich ſeh ihn dann immer, wie ſie ihn an die Gartenmauer ſtellten — in dem öden und einſamen Luxembourg-Garten und war gerad ein recht klatſchiges Dezemberwetter — und wie dann der Offizier, der das Peloton kommandirte, noch einmal das Kriegsgerichtsurtheil vorleſen wollte mit all den Prinzen- und Herzogstiteln, wie da mein Freund Ney abwehrte und unterbrach und mit ſeiner tiefen Stimme ſagte: „pourquoi tous ces titres? . . Michel Ney . . . rien de plus . . . et bientôt un peu de poudre." Und dann fielen die Schüſſe. Ja, „bald blos noch ein bischen Staub.“ Eigentlich paßt es auf Jeden und zu jeder Stunde. Und wenn man nun gar 71 is . . .“

„Ach, Papa, daran mußt Du nicht denken.“

„Ich mag auch nicht, der Tod iſt etwas Gruſliges. Aber man mag wollen oder nicht, er meldet ſich, er iſt um einen 'rum, er iſt da. Aber laſſen wir den Tod. Tod iſt ein ſchlechtes Wort, wenn man eben in ein Haus eintreten will. Und da kommt ja auch Luiſe, Dich zu begrüßen. Sei nur recht freundlich, auch wenn ſie was Dummes ſagt. Und darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

Unter dieſen Worten und während mein Vater vom Flur aus, in den wir grad' eingetreten waren, treppauf ſtieg, um ſich in ſeiner äußeren Erſcheinung ein ganz klein wenig zu verbeſſern, war die eben angekündigte Luiſe wirklich auf mich zugekommen und erzählte mir, in übrigens durchaus verſtändiger Weiſe, daß ſich der Papa ſchon ſeit 2 Tagen auf meinen Beſuch gefreut habe. Natürlich, er habe ja ſonſt nichts; ſie höre zwar immer zu, wenn er was ſage, aber ſie ſei doch nur dumm.“

„Ach, Luiſe, reden Sie doch nicht ſo was. Das wird ja ſo ſchlimm nicht ſein. Jeder iſt klug und jeder iſt dumm. Und ich wette, Sie haben wieder einen Eierkuchen gebacken.“

„Hab ich auch."

„Nun ſehn Sie. Was heißt da, klug oder nicht klug. Papa kann froh ſein, daß er Sie hat."

„Bin ich auch" ſagte dieſer, der, während wir ſo ſprachen, in einem aus einer weit zurückliegenden Zeit ſtammenden und deshalb längſt zu eng gewordenen Rocke von ſeiner Giebelſtube her wieder nach unten kam. „Bin ich auch. Luiſe iſt eine gute Perſon Mitunter allerdings ſchrecklich; aber bei Lichte beſehn, iſt alles mal ſchrecklich und es wäre ungerecht, wenn ich gerade von Luiſe den Ausnahmefall verlangen wollte."

Luiſe ſelbſt hatte ſich inzwiſchen wieder in ihre Küche zurückgezogen, während mein Vater und ich in dem wundervoll kühlen Hausflur auf und ab ſchritten. Licht und Schatten ſpielten dabei um uns her. Die Thüren ſtanden auf und geſtatteten einen Einblick in das ganze Hausgeweſe. Zu jeder Seite lagen zwei Räume, rechts die meines Papas, links Luiſens Stube und die Küche „Laß uns hier eintreten," ſagte mein Vater und führte mich in ſeine nach dem Hofe hinaus gelegene Schlafſtube, drin ſich außer einem ſehr breiten Fenſter auch noch ein ganz kleines Extrafenſter befand, ein bloßes Kuckloch, das immer aufſtand und vor dem ein Gardinchen im Winde wehte.

„Da ſeh ich wieder das Kuckloch. Und ſteht auch wieder auf. Erkälteſt Du Dich nicht?“

„Nein, mein Jung'. Und jedenfalls, es läßt ſich nicht anders thun. Wenn ich das Fenſterchen zumache, krieg' ich keine Luft. Und Nachts . . . Gefahr is nicht . . . 'rein ſtehlen kann ſich keiner; ſolche dünne Kerle giebt es gar nicht. Und dann hab ich ja auch die Piſtole.“

„Iſt es immer noch die alte, die nicht losgeht?“

„Natürlich. Auf das Losgehn kommt es bei Piſtolen auch garnicht an. Die moraliſche Wirkung entſcheidet dabei. Das Moraliſche entſcheidet überhaupt.“

„Meinſt Du?“

„Ja, das mein' ich. Ich bin erſt ſpät dahinter gekommen, aber beſſer ſpät als gar nicht. Und nun komm in die Vorderſtube. Ich merke, Luiſe hat ſchon aufgetragen und wenn mich meine Sinne nicht täuſchen, übrigens bin ich auch ein bischen eingeweiht, ſo iſt es eine geſchmorte Kalbsbruſt. Erſter Gang. Ißt Du ſo was?“

„Gewiß eſſ ich ſo was. Kalbsbruſt iſt ja das allerfeinſte, beſonders was ſo dicht dran ſitzt.“

„Ganz mein Fall. Es iſt doch merkwürdig, wie ſich ſo alles forterbt. Ich meine jetzt nicht im

Großen, da iſt es am Ende nicht ſo merkwürdig. Aber ſo im Kleinen. Kalbsbruſt iſt doch am Ende was Kleines.“

„Ja und nein.“

„Das iſt Recht. Daran erkenn ich Dich auch. Man kann nicht ſo ohne Weiteres ſagen, Kalbsbruſt ſei was Kleines. Und nun wollen wir anſtoßen. Es iſt noch Rothwein aus Stettin; die Stettiner manſchen am beſten. Was Echtes giebt es überhaupt nicht mehr. Weißt Du noch den alten Flemming mit ſeinem echten Bordeaux? Er nannt' ihn immer blos Medoc; ihm ſo ohne Weiteres einen vollfranzöſiſchen Zunamen zu geben, ſo weit wollt' er doch nicht gehn. Medoc iſt übrigens ein wirklicher Ort, freilich ſehr klein, höchſtens 1400 Einwohner . . . Ja, der alte Flemming, ein vorzüglicher Herr. Iſt nun auch ſchon zur großen Armee. Alles marſchirt ab . . . Na, ewig kann es nicht dauern.“

Und nun ſtießen wir an und ich ſah, daß es wieder die ſchönen Pokalgläſer aus der alten Swinemünder Zeit waren. „Sind das nicht . . .“

„Gewiß. Und ich freue mich, daß Du ſie wieder erkennſt. Zwei ſind nur noch davon da, aber mehr als zwei brauch ich auch nicht, denn mehr als einen Gaſt kann ich in dieſer meiner Hütte nicht beherbergen.

Und am liebſten iſt es mir, wenn Du kommſt. Und nun krame mal aus. Was ſagſt Du zur Weltausſtellung? Die Franzoſen machen ſo was doch immer am Beſten. Und dazu die Rede von dem Louis Napoleon! Er hat doch ſo was von dem Alten. Und hat auch darin ganz Recht, daß im Leben, d. h. im Leben eines Volkes, alles untereinander zuſammenhängt und übereinſtimmt und daß da, wo es die beſten Generäle giebt, es auch die beſten Maler giebt, oder die beſten Schneider und Schuſter. Und umgekehrt."

„Ich habe wenig davon geleſen und ich kann mich nicht recht entſinnen."

„Immer dieſelbe Geſchichte" lachte mein Vater. „Nicht geleſen. Und wenn ich nun bedenke, daß Du ein Zeitungsmenſch biſt! Da denkt man, die hören das Gras wachſen und jedesmal, wenn Du mich beſuchſt, ſeh ich, daß ich beſſer beſchlagen bin als Du. Ueberhaupt, wie's in der Welt ausſieht, davon hab ich doch immer am meiſten gewußt. So war es ſchon, als ich noch jung war, in Ruppin und in Swinemünde. Die Swinemünder, na, das ging noch; ſolch flotter, fideler Schiffsrheder, der mal nach London und mal nach Kopenhagen fährt, na, der hat doch immer ein bischen Wind weg; aber die Ruppiner Schulprofeſſoren, . . . es hat mich mitunter genirt, wie viel beſſer ich alles wußte. Natürlich Horaz und die unregelmäßigen Verba ausgenommen. Da war z. B. der alte Starke. Deſſen Steckenpferd war Ariſtoteles und was Ariſtoteles lange vergeſſen hatte, das wußte Starke. Aber das, worauf es ankommt, das wußt' er nicht. Ich laſſ es mir nicht abſtreiten, unſere Schule geht falſche Wege; die Menſchen lernen nicht das, was ſie lernen ſollten. Ney iſt doch intereſſanter als Pelopidas. Und es kommt auch noch... Aber da bringt uns Luiſe die Omelette. Nimm nur hier die helle Hälfte, die andere Hälfte iſt etwas verbrannt. Und wenn wir hier fertig ſind, dann will ich Dir meinen Hof zeigen und meinen Steinbruch. Und dann machen wir einen Spaziergang auf Neuenhagen zu. Bei ſo ſchönem Wetter kann ich marſchiren, ohne große Beſchwerde."

So ging es noch eine Weile weiter und dann ſtanden wir auf, um, nach ſeinem Programm, alles in Augenſchein zu nehmen. Zuerſt alſo den Hof. Es ſah alles ziemlich kahl aus und ich bemerkte zunächſt blos einen Sägebock mit einer Buchenholzklobe darauf, daneben Säge und Axt. Er wies drauf hin und ſagte: „Du weißt, alte Paſſion und erſetzt mir nach wie vor die Bewegung . . . Aber nun komm hierher; . . . Du hörſt ſie wohl ſchon."

Und unter dieſen Worten ſchritt er mit mir auf einen niedrigen Stall zu und ſchlug hier eine Klappthür auf, hinter der ich nun zwei Schweine ihre Köpfe vorſtrecken ſah. „Was ſagſt Du dazu? Prächtige Kerls. Wenn ſie mich hören, werden ſie wie wild vor Vergnügen und können's nicht abwarten."

„Du wirſt ſie wohl verwöhnen. Mama und die Schröder ſagten auch immer, Du verfutterteſt bei den Bieſtern mehr, als ſie nachher einbrächten."

„Ja, die Schröder; eine gute treue Seele. Mich konnte ſie nicht recht leiden, weil ich die beſten Bratenſtücke mitunter an Peter und Petrine gab, weißt Du noch?"

Ich nickte.

„Ja, damals waren es die Katzen. Etwas muß der Menſch haben. Nun ſind es die da; ... na, gleich, gleich; beruhigt euch, nur."

Und dabei bückte er ſich und fing an ſeine Lieblinge zu krauen. Er erzählte mir dann noch allerhand von der Klugheit dieſer Thiere, deren innerer Bau übrigens, wie jetzt wiſſenſchaftlich feſtſtehe, dem des Menſchen am nächſten komme. „Sus Scrofa und Homo sapiens, — es kann einem doch zu denken geben."

Und nun nahm er mich unter'm Arm und ging mit mir auf eine mitten im Hofzaun angebrachte Gitterthür zu, hinter der ein ſchmaler Zickzackweg den Sandberg hinaufführte. Links und rechts waren tiefe Löcher gegraben, in denen Feldſteine von beträchtlicher Größe mit ihrer Oberhälfte ſichtbar wurden.

„Läßt du die ausgraben, Papa?“

„Verſteht ſich, das iſt jetzt eine Haupteinnahme von mir; ich kümmere mich dabei um nichts, ich gebe blos die Erlaubniß und dann kommen die Kerls und buddeln ſolchen Stein aus, d. h. viele Steine und ſchaffen ſie dann in ihren Kahn und ich kriege mein Geld. Gott ſegne den Chauſſeebau. Daß das Geld im Boden liegt, iſt doch wahr und wenn auch weiter nichts dabei heraus kommt, als eine Ladung Steine.“

Dabei waren wir den Zickzackweg hinauf und traten in den ſchon mehrerwähnten Fichtenwald ein, der den ganzen Bergrücken, eigentlich ſchon ein Plateau, überdeckte. Ein Säuſeln ging durch die Kronen und ich ſagte, während ich in die Höh blickte, ſo vor mich hin: „Und in Poſeidons Fichtenhain Tritt er mit frommem Schauder ein.“

Er klopfte mich ſofort zärtlich auf die Schulter, weil er heraus empfand, daß ich die zwei Zeilen blos ihm zuliebe citirte. „Ja, das war immer meine Lieblingsſtelle. Für gewöhnlich lernten wir damals, als ich noch jeden Morgen von Schloß Nieder-Schönhauſen in's Graue Kloſter mußte, nur „Johann den muntern Seifenſieder“ und „Gott Grüß Euch Alter, ſchmeckt das Pfeifchen“ und Schiller war damals noch nicht halb ſo berühmt wie jetzt und noch nicht ſo zu ſagen unter den Heroen. Aber „die Kraniche des Ibykus“ habe ich doch damals ſchon gelernt und iſt mir auch ſitzen geblieben. Es muß ſo was drin ſein. Haſt Du denn auch Alles behalten von früher?“

„Na, es geht. Eigentlich iſt es merkwürdig, daß noch ſo viel ſitzen bleibt.“

„Da haſt Du Recht.“

Und nun traten wir aus dem Wald auf eine breite geradlinige Chauſſee heraus, die von Ebereſchenbäumen eingefaßt war.

„Das iſt ja eine wundervolle Chauſſee für ſolche Gegend“ ſagte ich. „Wo läuft die denn hin?“

„Die läuft, glaube ich, auf Oderberg zu; aber zunächſt läuft ſie hier bis Neuenhagen.“

„Neuenhagen. Du nannteſt es ſchon vorhin. Ja, da bin ich vor Jahren auch einmal geweſen und hat mich Alles ganz ungemein intereſſirt. Da liegt nämlich, was Du vielleicht nicht weißt, Hippolyta von Uchtenhagen begraben und hat einen ſchönen Grabſtein. Ich glaube ſo um 1590 herum. Damals gab man noch Geld für ſo was aus. Aber was mir in Neuenhagen, als ich damals hinkam, noch intereſſanter war, das war eine kleine Stube, darin die Schweden einen Neuenhagner Amtmann am Strohfeuer geröſtet hatten. Richtiger 30jähriger Krieg. Und jetzt, denke Dir, jetzt ſchlafen die Leute darin. Ich erſchrak ordentlich darüber und ſagte, daß ich mir eine andere Schlafſtube ausgeſucht haben würde.“

Mein Papa nickte zuſtimmend.

„Ja, am Strohfeuer geröſtet,“ wiederholte ich. „Und das Alles, denn ſie wollten's dem Amtmann abzwacken, um des verdammten Geldes willen.“

„Ja, das verdammte Geld!“ ſagte mein Vater. „Es iſt ſchon recht und iſt auch oft wirklich blos ein verdammtes Geld. Aber es giebt auch ein gutes Geld und ich mache mir jetzt mitunter ſo meine Gedanken darüber. Man ſoll nicht einen Amtmann röſten, um es zu kriegen; aber wenn man was hat, dann ſoll man's feſt halten. Geld iſt doch 'was, iſt eine Macht. Und ihr habt nun Alle nichts.“

„Ach, Papa, rede doch nicht davon. Du weißt ja, es iſt uns ganz egal.

„Dir vielleicht, aber nicht deiner Mama.“

„Sie hat ſich nun auch darin geſunden.“

„Darin geſunden! Sieh, mein Junge, da liegt die Anklage und die alte Frau hat auch ganz Recht. Das ſag ich mir jetzt alle Tage, wenn ich da unten mit meiner Luiſe ſitze und ihr mein Weltſyſtem entwickele, weil ich keinen andern habe, dem ich es vortragen kann, und wenn denn die beſte Stelle kommt und ich mit einem Male ſage: „nicht wahr, Luiſe?“ ſieh, dann fährt ſie zuſammen oder ſitzt da wie ein Zaunpfahl.“

„Es wird Dir ſchwerer als uns, Papa.“

„Wohl möglich. Und es würde mir noch ſchwerer, wenn ich mir nicht ſagte: die Verhältniſſe machen den Menſchen.“

„Das ſagteſt Du ſchon, wie wir noch Kinder waren. Und gewiß iſt es richtig.“

„Ja richtig iſt es. Aber damals, ich kann ſo zu Dir ſprechen, denn Du biſt ja nun ſelber ſchon ein alter Knabe, damals ſagte ich es ſo hin und dachte mir nicht viel dabei. Jetzt aber, wenn ich meinen alten Lieblingsſatz ausſpiele, thu ich's mit Ueberzeugung. So ganz kann es einen freilich nicht beruhigen. Aber doch beinah, doch ein bischen.“

Ich nahm ſeine Hand und ſtreichelte ſie.

„Das iſt Recht. Ihr habt eine Tugend, ihr ſeid alle nicht begehrlich, nicht happig. Aber da wir nun mal dabei ſind und ich nicht weiß, wie lang ich auf dieſer ſublunariſchen Welt noch wandle, ſo möcht' ich doch über all dieſe Dinge noch ein Wort zu Dir ſagen. Es giebt immer noch ein paar Leute, die denken, das jeu ſei Schuld geweſen. Ich ſage Dir, das iſt Unſinn. Das war nur ſo das Zweite, die Folge. Schuld war, was eigentlich ſonſt das Beſte iſt, meine Jugend und wenn es nicht lächerlich wäre, ſo möcht' ich ſagen, neben meiner Jugend meine Unſchuld. Ich war wie das Lämmlein auf der Weide, das 'rumſprang, bis es die Beine brach."

Er blieb einen Augenblick ſtehn, denn er litt an aſthmatiſchen Beſchwerden und ich mahnte ihn, daß es wohl Zeit ſei, umzukehren.

„Ja, laß uns umkehren; wir haben dann den Wind im Rücken und da ſpricht es ſich beſſer. Und ich habe doch noch dies und das auf dem Herzen. Ich ſagte eben, meine Jugend war ſchuld. Und das iſt auch richtig. Sieh, ich hatte noch nicht ausgelernt, da ging ich ſchon in den Krieg und ich war noch nicht lange wieder da, da verlobte ich mich ſchon. Und an meinem 23ten Geburtstag habe ich mich verheirathet und als ich 24 wurde, da lagſt Du ſchon in der Wiege."

„Mir iſt es lieb, daß Du ſo jung warſt.“

„Ja, alles hat ſeine zwei Seiten und es hat wohl auch ſeine Vortheile gehabt, daß ich nicht morſch und mürbe war. Aber das mit der Unerfahrenheit bleibt doch ein ſchlimmes Ding und das Allerſchlimmſte war, daß ich nichts zu thun hatte. Da konnt' ichs denn kaum abwarten, bis Abends der verdammte Tiſch aufgeklappt wurde.“

„Sonderbar, ich habe ſo vieles von Dir geerbt, aber davon keine Spur. Spiel war mir immer langweilig.“

Er lachte wehmütig. „Ach mein lieber Junge, da täuſchſt Du Dich ſehr, wenn Du meinſt, daß wir darin von einander abweichen. Es hat mir auch nie Vergnügen gemacht, auch nicht ein bischen. Und ich ſpielte noch dazu herzlich ſchlecht. Aber wenn ich mich dann den ganzen Tag über gelangweilt hatte, wollt' ich am Abend wenigſtens einen Wechſel verſpüren und dabei bin ich mein Geld los geworden und ſitze nun hier einſam und Deine Mutter erſchrickt vor dem Gedanken, ich könnte mich wieder bei ihr einfinden. Es ſind nun beinah 50 Jahre, daß wir uns verlobten und ſie ſchrieb mir damals zärtliche Briefe, denn ſie liebte mich. Und das iſt nun der Ausgang. Zuneigung allein iſt nicht genug zum Heirathen; heirathen iſt eine Sache für vernünftige Menſchen. Ich hatte noch nicht die Jahre, vernünftig zu ſein.“

„Iſt es Dir recht, wenn ich der Mama das alles wieder erzähle?“

„Gewiß iſt es mir recht, trotzdem es ihr nichts Neues iſt. Denn es ſind eigentlich ihre Worte. Sie hat nur die Genugthuung, daß ich ſie mir zu guter Letzt zu eigen gemacht habe. Sie hat Recht gehabt in allem, in ihren Worten und in ihrem Thun.“

Er ſprach noch eine Weile ſo weiter. Dann kamen wir an die Stelle, wo die Chauſſee aus dem Walde wieder niederſtieg, zunächſt auf den Fluß und die Bohlenbrücke zu. Jenſeits der Brücke dehnte ſich dann das Bruch in ſeiner Sommerſchönheit, dieſſeits aber lag, als nächſtes, das Wohnhaus meines Vaters, aus deſſen Schornſtein eben ein heller Rauch in der Nachmittagsſonne aufkräuſelte.

„Da ſind wir wieder und Luiſe kocht nun wohl ſchon den Kaffee. Darauf verſteht ſie ſich. „Iſt die Blume noch ſo klein, Etwas Honig ſitzt darein.“ Oder ſo ähnlich. Man kann nicht alle Verſe auswendig wiſſen. Und lobe nur den Kaffee, ſonſt erzählt ſie mir 30 mal, es habe Dir nicht geſchmeckt. Und wenn ich Glück habe, weint ſie auch noch dazu.“

Als wir ins Haus traten, war die Kaffeedecke bereits aufgelegt und die Taſſen ſtanden ſchon da, dazu, faute de mieux, kleine Theebrötchen, denn Schiffmühle war keine Bäckergegend und nur einmal des Tages kam die Semmelfrau. Dazu hatten wir ſchönes Quellwaſſer, das aus dem Sandberg kam.

Als 5 Uhr heran war, mußt' ich wieder fort. „Ich begleite Dich noch,“ und ſo bracht er mich bis über die Brücke.

„Nun lebewohl und laß Dich noch mal ſehen.“ Er ſagte das mit bewegter Stimme, denn er hatte die Vorahnung, daß dies der Abſchied ſei.

„Ich komme wieder, recht bald.“

Er nahm das grüne Käpſel ab und winkte.

Und ich kam auch bald wieder.

Es war in den erſten Oktobertagen und oben auf dem Bergrücken, da, wo wir von „Poſeidon's Fichtenhain“ geſcherzt hatten, ruht er nun aus von Lebens Luſt und Müh.

Siebzehntes Kapitel.

Allerlei Gewölk.

Ich ſchloß das vorletzte (fünfzehnte) Kapitel mit einem glücklichen Erziehungsakt meines Vaters, mit einem nicht glücklichen meiner Mutter, habe ich dies neue Kapitel zu beginnen.

Weihnachten rückte heran und ſchon die ganze Woche vorher hieß es „aber diesmal wird es eine Freude ſein . . . ſo was Schönes“ und wenn ich dann mehr wiſſen wollte, ſetzte die gute Schröder hinzu: „gerade was Du Dir gewünſcht haſt . . . Die Mama iſt viel zu gut, denn eigentlich ſeid ihr doch blos Rangen.“

„Aber was is es denn?“

„Abwarten.“

Und ſo, fieberhaft geſpannt, ſahen wir dem Heilig-Abend entgegen. Endlich war er da. Wie herkömmlich verbrachten wir die Stunde vor der eigentlichen Beſcheerung in dem kleinen, nach dem

Garten hinausgelegenen Wohnzimmer meines Vaters, das abſichtlich ohne Licht blieb, um dann den brennenden Weihnachtsbaum, den meine Mama mittlerweile zurechtmachte, deſto glänzender erſcheinen zu laſſen. Mein Vater unterhielt uns, während dieſer Dunkelſtunde, ſo gut er konnte, was ihm jedesmal blutſauer wurde. Denn wiewohl er unter Umſtänden, wie vielleicht nur allzu oft hervorgehoben, in reizendſter Weiſe mit uns plaudern und uns durch freie Einfälle, die wir verſtanden, oder auch nicht verſtanden, zu vergnügen wußte, ſo war er doch ganz unfähig, etwas einer beſtimmten Situation Anzupaſſendes, alſo etwas für ihn mehr oder weniger Zwangsmäßiges, leicht und unbefangen zum Beſten zu geben. Sonſt ein ſo glücklicher Humoriſt, konnte er den richtigen Ton bei ſolchen Gelegenheiten nie treffen. Am Weihnachtsabend trat dies immer ſehr ſtark hervor. Er ſagte dann wohl zu ſich ſelbſt, faſt als ob er ſich auf eine richtige Stimmung hin präparire: „Ja, das iſt nun alſo Weihnachten . . . An dieſem Tage wurde der Heiland geboren . . . ein ſehr ſchönes Feſt . .“ und hinterher wiederholte er all dieſe Worte auch wohl zu uns und ſah uns dabei mit zurechtgemachter Feierlichkeit an. Aber eigentlich ſchwankte er blos zwiſchen Verlegenheit und Gelangweiltſein und wenn dann zuletzt die Klingel der

Mama das Zeichen gab und wir, nach dreimaligem Ummarſch um einen kleinen runden Tiſch und unter Abſingung eines an Plattheit nicht leicht zu übertreffenden Verſes:

„Heil, Heil, Heil,
„Heil, dreifacher Segen,
„Strahl' o heller Lichterglanz
„Unſrem Feſt entgegen

über den Flur fort in das Vorderzimmer einmarſchirten, war er, mein Vater, wo möglich noch froher und erlöſter als wir, die wir bis dahin doch blos vor Ungeduld gelitten hatten.

So war es auch an dem hier zu ſchildernden Weihnachtsabend wieder. Unſer Einmarſch, unter Abſingung obiger Strophe, war eben erfolgt und verwirrt und befangen, ſtanden wir, auf den Baum ſtarrend, um die Tafel herum, bis die Mama uns endlich bei der Hand nahm und ſagte: „Aber nun ſeht euch doch an, was euch der heilige Chriſt beſcheert hat. Hier das — und dieſe Worte richteten ſich ſpeziell an mich — hier das unter der Serviette, das iſt für Dich und Deinen Bruder. Nimm nur fort.“ Und nun zögerten wir auch nicht länger und entfernten die Serviette. Was oben auf lag, weiß ich nicht mehr, vielleicht zwei große Pfefferkuchenmänner oder Aehnliches, jedenfalls etwas, was uns enttäuſchte. „Seht nur weiter“ und nun nahmen wir, wie uns geheißen, auch das zweite Tuch ab. Ah, das verlohnte ſich. Da lagen, gekreuzt, zwei ſchöne Korbſäbel, alſo genau das, (die gute Schröder hatte recht gehabt,) was wir uns ſo ſehnlich gewünſcht hatten. Und ſo ſtürzten wir denn auf die Mama zu, ihr die Hände zu küſſen. Aber ſie wehrte uns ab und ſagte auch diesmal wieder: „ſeht nur weiter“ und in einem Aufregezuſtand ohne Gleichen, denn was konnte es nach dieſem Allerherrlichſten noch für uns geben, wurde nun auch die dritte Serviette fortgezogen. Aber, alle Himmel, was lag da! Ein aus weißem und rothem Leder geflochtener Kantſchu, der damals, ich weiß nicht unter welcher ſprachlichen Anlehnung, den Namen Peſerik führte. Meine Mutter hatte erwartet, unſere Freude durch dieſe ſcherzhafte Behandlung des Thema's geſteigert zu ſehen. Aber, nach der Freudenſeite hin, gingen meine Gedanken und Gefühle durchaus nicht. Ganz im Gegentheil. Ich war einfach außer mir und lief in den Garten hinaus, um da wieder zu mir ſelbſt zu kommen, was freilich nicht glücken wollte. Die Weihnachtsfreude war hin, war an einem gutgemeinten, aber verfehlten Scherze geſcheitert. Hatte ich Unrecht? Ich glaube, nein. Jedenfalls, wie ich die Sache vor 60 Jahren anſah, ſo ſehe ich ſie noch heute an. Es lag dieſem Einfall eine volle Weſens- und Charakterverkennung zu Grunde. Für andere hätte es vielleicht gepaßt, für mich nicht. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal, in einem Bogumil Goltzſchen Buche, das den Titel führte: „Aus meiner Kindheit“ (oder ſo ähnlich) geleſen zu haben, er, der Verfaſſer, ſei jedesmal glücklich geweſen, wenn der Peſerik ſeiner Mutter aus aller Macht über ihn gekommen ſei. „Um jeden Schlag ſchade, der vorbeiging.“ Natürlich kann auch nach dieſem Prinzip erzogen werden und ich will gern einräumen, daß dabei prächtige, urkräftige Jungen heranwachſen können, die für die Zukunft mehr Tüchtigkeit verſprechen, und dies Verſprechen auch halten, als ſolch empfindſames, von allerhand Eitelkeiten beherrſchtes Bürſchchen, wie ich eines war. Aber wenn dies auch dreimal richtig wäre, ſo bliebe dieſer Erziehungseinfall — denn etwas Erzieheriſches ſollte es im Letzten doch ſein — in meinen Augen immer noch ebenſo verfehlt. Ich konnte mich doch nicht plötzlich umwandeln; ich blieb, meinetwegen leider, genau derſelbe Empfindling, der ich war, nichts an und in mir wurde beſſer, ich hatte nichts davon als eine Kränkung und ein verdorbenes Feſt. Es giebt nun mal verſchiedene Naturen und wenn es geboten ſein mag, ſchwächer Ausgeſtattete zu kräftigen und zu ſtählen, auch wenn es dieſen zunächſt wehe thut, ſo iſt doch, von den ſonſtigen Schwierigkeiten der Sache ganz abgeſehn, die Stunde, wo der Weihnachtsbaum angezündet wird, ſicherlich nicht der Zeitpunkt dafür. Es ſoll an dieſem Abend nicht erzogen, ſondern erfreut werden und der, dem dieſe Aufgabe zufällt und der ſich ihr noch dazu freudig und liebevoll zu unterziehen trachtet, der muß ſich doch nothwendig die Frage vorlegen, ob der zu Erfreuende an dem, wodurch man ihn erfreuen will, auch wirklich eine Freude haben kann.

Ueberhaupt, der Abend an dem dies ſpielte, war kein rechter Glücksabend.

Es giebt eine kleine Geſchichte, die ſich, wenn ich nicht irre, „die Pantoffeln des Kaſan" betitelt. Gerade damals mußte ich dieſe, die muthmaßlich aus Tauſend und Einer Nacht herübergenommen war, aus meinem franzöſiſchen Leſebuche überſetzen. Es handelt ſich darin um ein paar hübſche Pantoffeln, die jeder gern haben möchte; ſobald er ſie aber hat, bringen ſie ihm blos Unglück. Aehnlich erging es mir mit den Korbſäbeln, — ich wollte ſie haben und als ich ſie hatte, brach das Unheil über mich herein. Allerdings war mir bis zu Eintritt der eigentlichen Kataſtrophe noch eine kurze Friſt gegönnt, während welcher ich mich — nach Ueberwindung des erſten Aergers am Weihnachtsabend ſelbſt, — wenigſtens zeitweilig noch in der Vorſtellung wiegen durfte, mich meines Weihnachtsgeſchenkes freuen zu können. Dies hatte ſeinen Grund in Folgendem. Es war ſchon Jahr und Tag, daß ich, modern zu ſprechen, auf nichts Geringeres als auf eine Armeeorganiſation hinarbeitete. Doublirung meiner Streitkräfte wäre mir natürlich das Liebſte geweſen, da ſich das aber verbot, ſo war ich auf Neu-Bewaffnung und mit Hülfe dieſer auf eine neue Taktik, überhaupt auf ein neues Heer- und Kriegs-Syſtem aus. Der bis dahin in meiner ausſchließlich mit Speer oder Lanze bewaffneten Truppe vorherrſchende Gedanke, war, weil ich eine heilige Scheu vor ausgeſtoßenen Augen hatte, durchaus auf Defenſive gerichtet geweſen und hatte von Anfang an zu der Weiſung geführt, in kritiſchen Momenten immer nur, mit Rücken an Rücken, die Speere vorzuſtrecken, alſo das zu bilden, was in der Landsknechtszeit ein Igel genannt wurde. Danach war denn auch jederzeit verfahren worden. Aber jetzt, wo die zwei Korbſäbel da waren, war es mir klar, daß es mit dem alten Syſtem vorbei ſein müſſe. Das beſtändige Stillſtehen und Abwarten des feindlichen Angriffs, war langweilig und unmännlich zugleich. Und ſo wurde denn beſchloſſen, bei der geſammten Truppe ſtatt des Speeres den ganz auf Attacke geſtellten Korbſäbel und ſtatt des unbequemen hohen viereckigen Schildes einen kleinen Rundſchild einzuführen, nur gerade groß genug, das Geſicht zu decken. Es glückte das auch alles. Die Beſchaffung der Säbel wurde mit Hülfe verſchiedentlich erneuten Vorgehens gegen die mütterliche Wirthſchaftskaſſe durchgeſetzt und die Herſtellung der Rundſchilde war meine Sache. Lange bevor Oſtern da war, war, was Bewaffnung angeht, der Uebergang aus dem einen Syſtem in's andere bewerkſtelligt. Ich verſprach mir viel davon und der Umſtand, daß die, jeden Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag, nach wie vor von uns bezogenen „Campements“ ohne Störung oder Angriff von Seiten unſerer Feinde, — trotzdem ſich etliche große, halbwachſene Jungen mit ſchottiſchen Mützen unter ihnen gezeigt hatten — verſtrichen waren, beſtärkte mich darin, daß wir angefangen hätten, der uns feindlichen Straßenjungenwelt zu imponiren.

Eine Weile blieb ich auch noch in dieſer Täuſchung. Aber, wie ſchon angedeutet, auch wirklich nur eine kleine Weile.

* * *

Das Campiren im Freien war jedesmal ein unendlicher Genuß für mich. Wir hatten verſchiedene Lagerſtellen; eine war in den tiefen Sandgruben am Kirchhof, eine zweite zwiſchen den Dünen (in Nähe der Stelle wo Mohr eingeſcharrt worden war) und eine dritte, mehr landeinwärts, in den Moorgründen, die ſich, mit ihren hundert Torfpyramiden und eben ſo vielen dunklen Waſſerlachen, von den Ausläufern der Stadt her bis nach Corswandt und Kamminke zogen. Aber mehr noch liebten wir eine Waldſtelle, nahe bei Heringsdorf, die „Störtebeckers Kul'“ hieß. Dies war ein tiefes Loch, richtiger ein mächtiger Erdtrichter, drin der Seeräuber Störtebecker, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Nord- und Oſtſee beherrſchte, mit ſeinen Leuten gelagert haben ſollte. Gerade ſo wie wir jetzt. Das gab mir ein ungeheures Hochgefühl, Störtebecker und ich. Was mußte ich für ein Kerl ſein! Störtebecker war ſchließlich in Hamburg hingerichtet worden und zwar als letzter ſeiner Bande. Das war mir nun freilich ein ſehr unangenehmer Gedanke. Weil es mir aber, alles in allem, doch auch wieder wenig wahrſcheinlich war, daß ich der Hamburger Gerichtsbarkeit ausgeliefert werden würde, ſo ſog ich mir, aus dem Vergleich mit Störtebecker, unentwegt allerhand ſüße Schauer. Die „Kule“ war ſehr tief und bis zu halber Höhe mit Laub vom vorigen und vorvorigen Jahr überdeckt. Da lag ich nun an der tiefſten Stelle, die wundervollen Buchen über mir und hörte, wenn ich mich bewegte, das Raſcheln des trockenen Laubes und draußen rauſchte das Meer. Es war zauberhaft. Nur meine Truppe verdroß mich beſtändig, denn jeder Einzelne, mit ſeiner höchſt zweifelhaften Räuberanlage, ſtellte mir die gewöhnlichſte Proſa des Lebens wieder vor Augen. Mein jüngerer Bruder, gutmüthig wie er war, nahm immer eine Bierkruke mit aufgelöſtem und furchtbar ſchäumenden Lakritzenſaft mit, was meine „Störtebeckerſchen“, die ſich davon einſchenken ließen, „Meth“ nannten. Zugleich waren meines Bruders Taſchen mit einer Unmenge von wurmſtichigem Johannisbrot gefüllt, um das man ſich, mit einer allerdings halben Räuberenergie, balgte. Mir widerſtand das alles und ich trank Quellwaſſer, das ich mit der flachen Hand ſchöpfte.

So ging es in der „Räuberkule“ zu. Mir perſönlich, ſo gruſelig die Kule war, war übrigens ein etwas näher gelegener Platz faſt noch mehr an's Herz gewachſen; das war eine Waldlichtung, auf halbem Weg nach Kamminke, dieſelbe Stelle, die ſchon im Sommer 27, an eben dem Tage, wo wir unſere Einfahrt in Swinemünde hielten, einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Von rechts her lief hier ein Wäſſerchen, das aus den benachbarten Torfgräbereien kam, quer über den Weg hin und Bohlen und Holzſtämme, mit einer von Flechten überzogenen und ziemlich unſicheren Anlehne, bildeten eine Brücke darüber. Von derſelben rechten Seite her, weil die Brücke hier wenig Abfluß gönnte, ſtaute ſich dann auch das Moorwaſſer und ſchuf eine von Binſen eingefaßte Lanke, drauf gelbe und weiße Teichroſen ſchwammen. An der der Stadt zugelegenen Brückenſeite, da wo das mit Kiennadeln überſäte Ufer ein wenig anſtieg, ließ ich meine Truppe mit Vorliebe lagern und erging mich, mal auf mal, in der entzückenden Vorſtellung, daß ich der Vertheidiger dieſes Brücken-Ueberganges oder, was mir noch beſſer klang, dieſes „Defilés“ ſei. Wie die Vertheidigung zu machen ſei, war mir ganz klar: abtragen der Bohlen, aufthürmen der Stämme zu einem Verhau und dann überdeckte Löcher oder Wolfsgruben, in die der Feind ſtürzen mußte, ſelbſt wenn er das Verhau genommen, was doch immer noch fraglich. Aber inmitten dieſer Siegesvorſtellung, überkam mich plötzlich wieder eine furchtbare Angſt; mein Vertrauen zu mir ſelber war freilich unbegrenzt, ich konnte nur ſterben, und ſterben war ſüß, — aber meine Truppe! Fritz Ehrlich war ein

Heldenjunge, ſonſt aber war alles ſooſch. Da lagen ſie wieder, mit einem Süßholzſtengel zwiſchen den Zähnen, und kein einziger unter ihnen, den einen Genannten abgerechnet, der den Moment begriffen oder von Disciplin eine Ahnung gehabt hätte. „Thompſon“ rief ich „hole mir die weiße Mummel da.“ „Hol ſie Dir ſelber,“ und dabei lachte der freche Junge. Und mit ſolchem Material wollt ich das Defilé halten! Ich ließ den Horniſten zum antreten blaſen und konnte von Glück ſagen, daß er gehorchte. Trommler und Horniſt gehorchten übrigens immer, weil es ihnen Spaß machte. Ja, Spaß, Spaß, das war es. Von ernſterem Erfaſſen unſerer Aufgabe keine Spur. Und in dem Gefühl, wieder einen großen Moment verſäumt zu haben, trat ich mit meiner Truppe den Rückzug an. Sie hatte ſich ſichtlich verſchlechtert. Als Haſtaten waren ſie beſſer geweſen. Das kommt bei Reformen heraus.

* * *

Aergerliche Betrachtungen wie dieſe kamen mir häufig. Im Ganzen aber war das Frühjahr 31, eben meine „Friſtzeit“, doch eine glückliche Zeit für mich und blieb es bis in den Sommer hinein. Inmitten der mir immer wiederkehrenden Zweifel, beſtand doch die Thatſache fort, daß wir nun ſchon ſeit Monaten die Straße beherrſchten und weder in der Stadt bei unſern gewöhnlichen Spielen, noch draußen auf unſern Lagerplätzen einem Angriff von Seiten unſerer Gegner ausgeſetzt geweſen waren. All das gab mir, meinen Beängſtigungen zum Trotz, doch auch wieder ein beſtimmtes Maaß von Vertrauen zurück. Ich ſagte mir: „ja, die Truppe iſt ſchlecht, es ſind lauter Ausreißer, und Fritz Ehrlich und ich können die Sache nicht allein machen; aber, wenn die Truppe ſchlecht iſt, die Führung iſt deſto beſſer und weil unſre Feinde das fühlen, haben ſie Reſpekt und gönnen uns Frieden.“ Ja, ſie gönnten uns Frieden, wirklich. Aber, wie ſich bald zeigen ſollte, die Ruhe, die wir hatten, war die Ruhe vor dem Sturm. Unſere ganze Stadt- und Straßenherrſchaft, hatte, von Anfang an, auf dem Anſehen unſerer Eltern beruht, die man in ihren Kindern nicht beleidigen wollte. Das Meiſte, wenn nicht Alles, war Vortheilserwägung und Rückſichtnahme geweſen, wozu die meiſt im Dienſt der Rheder und Kaufleute ſtehenden Schiffer und Hafenarbeiter ihre anfänglich blos an Zahl, aber neuerdings auch an Kraft uns weitüberlegenen Jungens ermahnt haben mochten.

Eine lange Zeit war es ſo gegangen und man hielt ſich, wenn auch widerſtrebend, auch jetzt noch zurück. Als aber eines Tages einige der Allerkleinſten und Schwächlichſten meiner Truppe, die natürlich, ſo lange ſie ſich ſicher wußten, auch immer die Herausforderndſten waren, ſich wieder mal allerlei Neckereien erlaubt hatten, brach die Revolution aus. Man wollte unſre Herrſchaft brechen, uns einen Denkzettel geben. Ich habe die Nachmittagſtunde, wo ſich dies ereignete, noch deutlich vor mir. Wir ſpielten um die Kirche herum und ich meinerſeits ſtand eben auf einem auf zwei hohen Sägeböcken liegenden und von beiden Seiten her ſchon mit Eiſenkrammen eingeſpannten Baumſtamm, als ich mit einem Male ſehen mußte, daß zwei der Meinigen, die grad über den etliche hundert Schritt entfernten Marktplatz gingen, beim Kragen gepackt und von einem bildhübſchen Jungen, der Erich Munk hieß, erſt übergelegt und dann abgeſtraft wurden. Ein anderer Junge, Freund Erich Munks, ſtand daneben und lachte. Die beiden Abgeſtraften ſchrien furchtbar und wiewohl es mir ſicher war, daß ſie, wegen ihres hochmüthigen und hämiſchen Weſens, das Uebergelegtwerden vollkommen verdient hätten, ſo gebot doch der Corpsgeiſt die kleinen Neckebolde nicht im Stich zu laſſen. Ich ſprang alſo von dem Sägebock herunter und lief, von etlichen

Mitſpielenden gefolgt, auf die Kampfesſtelle zu, natürlich in der Abſicht, den Munk zu packen. Dieſer aber, der ſtark und muthig war, wich mir, offenbar nach einem Plane, den er ſich gemacht hatte, vorſichtig aus, ja, floh geradezu, ſo daß mir nichts übrig blieb als den andern Jungen, der nur zugeſehen hatte, zu faſſen und niederzuwerfen. Aber nun erſchien auch Erich Munk wieder und warf ſich mit aller Kraft auf mich, um mich von ſeinem Freunde loszukriegen, was ihm jedoch nicht glückte, weil ihn die fünf, ſechs Jungen, die mir vom Kirchplatz her gefolgt waren, an Armen und Beinen immer wieder von mir weg zerrten. Dabei zerriſſen ſie ihm die Jacke, was nun die Wuth des Jungen auf's höchſte ſteigerte. Er zog jetzt einen roſtigen, unten abgebrochenen und dadurch zahnig gewordenen Nagel aus der Taſche, jagte damit die kleine Meute in die Flucht und nun auf's Neue über mich herfallend, ſtieß er mir den Nagel in den Oberarm. Ich habe noch die Narbe. Da ließ ich nun das unter mir liegende Opfer los, kam in ein Ringen mit Munk und entriß ihm ſchließlich auch den Nagel, mit dem ich mich nun vor ihn hinſtellte, wie wenn ich ſagen wollte: „Ich könnte dich jetzt morden, ich will aber nicht.“ Dann lachten wir uns gegenſeitig verächtlich an und gingen langſam unſeres Weges. Eigentlich war ich Sieger geblieben, beide Feinde hatten an der Erde gelegen und den großen roſtigen Nagel, auf den ich nicht wenig ſtolz war, nahm ich mit nachhauſe, wo mein Arm mit Arkebuſade gewaſchen wurde, was ſehr brannte. Ja, ich hatte geſiegt. Aber trotzdem, ich konnte der Sache nicht froh werden und empfand deutlich, daß unſerer Herrſchaft Tage gezählt ſeien. Ich ſah ganz klar und die nächſten Tage beſtätigten es, daß man auf Seiten unſerer Gegner willens geworden war, uns ihre Ueberlegenheit endlich fühlbar zu machen. Es kam nicht eigentlich zu Angriffen, aber wenn wir mit ihnen zuſammentrafen, ſo waren immer ein paar der großen, ſchon mit auf See geweſenen Jungen zwiſchen ihnen, die nun, beim Vorübergehen, ihre ſchottiſchen Mützen abnahmen und uns furchtbar tief grüßten. Kein Zweifel, ſie wollten uns verhöhnen. Mir wurde unheimlich dabei und ich dachte an Abrüſtung. Aber wie war das zu machen? Und wenn abgerüſtet war, war dadurch meine Lage gebeſſert?

Achtzehntes Kapitel.

Das letzte Halbjahr.

Inzwiſchen war der Herbſt herangekommen, ohne daß ſich mein Gemüth, in der Zwiſchenzeit, ſonderlich beruhigt hätte. Wohl hatte ich Stunden, in denen ich's leichter nahm, aber die Furcht kam immer wieder und da ſich Waffenniederlegung und ähnlich Muthloſes nicht empfahl, weil es mir den erſehnten Straßenfrieden doch nicht eingetragen haben würde, ſo war ich, wider meinen Willen gezwungen, mich mit neuen Plänen zu beſchäftigen, um in ihnen vielleicht Hilfe zu finden. Ich ſann hin und her und fand ſchließlich zu meiner Beſchämung, daß ich, wenn ich mich halten wollte, gezwungen ſein würde, die Fortdauer meiner Herrſchaft in einer außerhalb meiner Truppe liegenden Hilfsmacht zu ſuchen, alſo nach dem Beiſpiele meiner proletariſchen Feinde zu verfahren, die ganz erſichtlich begonnen hatten, ſich auf die großen Schiffsjungen mit ihren rothweißblaugeränderten Matroſenmützen zu ſtützen. Ich ging dieſem Gedanken eine ganze Weile nach und weil mir ſolch Kraftmaterial in meinem Schul- und Freundeskreiſe nicht zuwuchs, ſo half nur eines: Anwerbung, Gründung eines Söldnerheers. Das erforderte natürlich Geld. Aber davor erſchrak ich nicht; die gute Schröder, ſo ſehr ſie den „Unſinn“ mißbilligte, wäre doch ſchließlich gütig genug geweſen, aus ihren eignen Mitteln alles Nöthige herzugeben, und wenn mein Plan trotzdem unausgeführt blieb, ſo lag dies nur daran, daß mir ſeine Durchführung, als ich dicht davor ſtand, doch auch wieder gegen die Soldatenehre war. Ich hatte durch Jahr und Tag hin geglaubt, in erſter Reihe durch mich ſelbſt und zum zweiten durch allerlei kleine Künſte, denen ich die ſtolzeſten Namen gab, eine Machtſtellung einnehmen zu können. Das erſchien mir als etwas Beſonderes. Blieb mir dies aber in alle Zukunft hin verſagt, ſo hatte das Andre keinen Werth mehr für mich und war auf die Dauer vorausſichtlich auch nutzlos. Jedes von der andern Seite her bewilligte Glas Wachholder konnte mich ſofort wieder übertrumpfen und die Frage zum zweiten Mal zu meinen Ungunſten entſcheiden. So ließ ich denn, nur noch ſehr ſelten von einem Hoffnungsſchimmer neu belebt, die Dinge gehen, wie ſie gehen wollten, bis ein kleines Ereigniß auch den letzten Reſt von Zuverſicht in mir tilgte.

November war da und die kleinen Waſſerlachen, die ſich um ein Wäldchen, das die „Plantage“ hieß, herumzogen, waren ſchon überfroren. Jeden Nachmittag, gegen Sonnenuntergang, gingen wir hinaus, um auf dieſen Tümpeln Schlittſchuh zu laufen. Es war ein herrliches Vergnügen, das Eis blink und blank und wenn dann der Mond wie eine kupferne Scheibe aufging und ſein ſeltſames Licht durch die Erlen und Binſen warf, die den Tümpel einfaßten, ſo wurde ich jedesmal von einem geheimen Schauer erfaßt. Ich gab dann das Holländern und das Buchſtabenmachen (immer ein lateiniſches E) auf etliche Minuten auf und ſah in den Mond. Einmal, als wir zu Dreien oder Vieren auch wieder dieſe Stelle beſuchten, trafen wir ſchon ein paar andere Jungen da, Schifferjungen, etwas älter als wir, aber nicht viel. Alle trugen hohe Stiefel, drin die Hoſen ſteckten, dazu dicke Friesjacke und Pelzmütze. Wir waren ſehr unzufrieden mit der vorgefundenen Geſellſchaft und ſchon während wir die Schlittſchuhe anſchnallten, fielen anzügliche Worte. Beſonders der Führer der Gegenpartei war ein muffliger Junge, häßlich und ſtubsnäſig, und ſeine trotzige Art ärgerte mich ſo, daß ich auf ihn zufuhr und ihn in einen dicht neben uns aufragenden Erlenbuſch werfen wollte. Aber es mißglückte. Entweder ich glitt aus oder er war ſtärker als ich, kurzum ich kam zu Fall und lag nun zu ſeinen Füßen. Er nahm weiter keine Notiz davon, ſah nur ſehr überlegen auf mich 'runter und ſetzte dann ſeinen Eislauf ruhig fort, immer in meiner Nähe bleibend. Ich war wieder aufgeſprungen und „meine heilige Schaar" rief mir zum zweiten Mal auf den Jungen loszugehen und die Scharte auszuwetzen; ich wagte es aber nicht mehr, — in dem Riedgras, neben dem Erlenbuſch, wo ich zu Fall gekommen war, lag der letzte Reſt vom Stolz meiner Jugend begraben. Ich war, vielleicht in kluger Wahl meiner Gegner, bis dahin immer Sieger geblieben; hier hatte mich zum erſten Mal eine Niederlage getroffen und ſo getroffen, daß an eine Wiederaufnahme des Kampfes gar nicht zu denken war. Ich ſchnallte meine Schlittſchuh ab und ging ſtill vom Eiſe fort, ſelbſt den Racheblick unterlaſſend, mit dem ſonſt wohl ſolche Rencontres zu enden pflegten.

In ſchwermüthiger Verfaſſung kam ich zu Hauſe an und nahm hier den oft gehegten und immer wieder verworfenen Gedanken einer Abdikation mit neuer Lebhaftigkeit auf. Es ſollte ſich aber, ſo war mein Plan, alles geräuſchlos vollziehen, ohne Geſpräch darüber und namentlich ohne Vernichtung irgend eines Stücks in der Waffenkammer; nur Spinnweb mochte ſich darüber hinziehen. Jeder auf Wiedergewinn meiner Herrſchaft abzielende Gedanke war aufgegeben, ſo ganz und gar, daß ich Begegnungen nach Möglichkeit vermied und mich etwas ängſtlich an den Häuſern entlang drückte. Schrecklicher Zuſtand. Ich war mit einem Male ganz klein geworden und fühlte mich geradezu unglücklich. Der mufflige Bengel ſtand immer vor meinen Augen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen wäre ſolch elendes Leben ganz unerträglich für mich geweſen. Aber glücklicherweiſe, die Verhältniſſe waren inzwiſchen andere geworden und änderten ſich mit jedem Tage mehr. Abgeſehen davon, daß Weihnachten vor der Thür ſtand und mich momentan wenigſtens zerſtreuen konnte, begann ſich auch mehr und mehr Alles um meinen bevorſtehenden Abgang zu drehn, an den ich jetzt mit Begierde dachte. Nicht daß es mir zu Hauſe nicht mehr gefallen hätte, faſt im Gegentheil; die Eltern waren von beſonderer Güte, aber das Bewußtſein, daß die Zeit hin ſei, wo die „Blinden in Genua auf meinen Schritt gehört“, hatte mich allmählich um die Möglichkeit jeder echten und rechten Freude gebracht und ich zählte die Stunden, die mich von der Stelle meiner, wenn ich nicht ginge, ſich ſicherlich immer ausſichtsloſer geſtaltenden Kämpfe hinwegführen ſollten.

Am 30. Dezember war mein Geburtstag. Ich erhielt diesmal nicht blos viele, ſondern für unſere kleinen Verhältniſſe ſogar ſehr werthvolle Geſchenke: Schellers Lexikon, Stielers Atlas, Beckers Weltgeſchichte, ſämmtlich noch jetzt in meinem Beſitz und ſehr von mir gehegt. Mein Dank war groß und aufrichtig; aber das Beſte war doch, daß mich die dieſe Geſchenke begleitenden Anſprachen auf meinen Abgang von Hauſe verwieſen. „Das Alles erhältſt du wie eine Ausſteuer, weil du fort mußt,“ ſo etwa hieß es und ſtatt traurig über dieſe Veranlaſſung zu ſein, war ich froh darüber.

* * *

Tags darauf war Sylveſter und Reſſourcenball und ich ſchwelgte während deſſelben in der Vorſtellung, über kurz oder lang auch vielleicht mit ſchönen großen Damen tanzen zu können. Ich lebte ſo ganz in dieſer Zukunftsvorſtellung, daß ſelbſt der um Mitternacht eintretende, mich ſonſt immer erheiternde Nachtwächter mit ſeinem Horn und ſeinem abgeſungenen Vers, keinen rechten Eindruck mehr auf mich zu machen im Stande war. Und einen noch geringeren Eindruck machten die Wochen auf mich, die von Neujahr an folgten. Ich erinnere mich erſt wieder der Tage kurz vor meiner Abreiſe, wo meine Habſeligkeiten gepackt und überhaupt alle Vorbereitungen für meinen Abgang zur Schule getroffen wurden.

Es hätte dies trotz meiner durchaus auf ein „Hinaus“ gerichteten Sehnſucht, eine herzbewegliche Zeit ſein können, aber ſie war ſo ziemlich das Gegentheil davon, und wie mir das ganze zurückliegende Jahr, mit wenigen Ausnahmetagen, immer nur Fatalitäten, Kränkungen und Niederlagen gebracht hatte, ſo ſchloß es auch mit lauter Disharmonien und Aergerniſſen ab. Ich war freilich an Allem perſönlich ſchuld, aber etwas von Schickſals Tücke ſpielte doch auch mit hinein.

„Du wirſt nun alſo Abſchiedsbeſuche bei dem und dem machen,“ ſagte mein Vater und übergab mir einen Zettel, darauf die betreffenden Namen ſtanden; der letzte Name war der eines Fräuleins von Hochwächter, welche Dame mit ihrer alten Mutter im Steuerrath Königk'ſchen Hauſe wohnte. Das Fräulein war eine ſehr ſchöne Dame, Ende dreißig, ganz Brunhilde mit Rembrandthut und Straußenfeder und ſelbſtverſtändlich auch vorzügliche Reiterin. Ich hatte ſie ein paar Mal geſehen, aber nie geſprochen. Da ſollt' ich nun Abſchied nehmen. Es war mir ſehr zuwider und kurz und gut, ich unterließ es und ſagte nur zu Hauſe „ich ſei dageweſen". Alles in dem Vertrauen, daß es wohl erſt herauskommen würde, wenn ich fort wäre. Kam es dann zur Sprache, ſo hatte das nicht viel mehr zu bedeuten. Es kam jedoch eher heraus und ſo hatte ich das Vergnügen, zu guterletzt noch als Lügner entlarvt zu werden. Ich ſchämte mich. Aber freilich wohl nicht genug.

Des Schickſals Tücke hatte mir bei dieſer Gelegenheit übel genug mitgeſpielt, ohne ſich jedoch dadurch erſchöpft zu fühlen. Das Schlimmſte kam vielmehr nach und fiel auf den Tag unmittelbar vor der Abreiſe. Meine Mutter, in unbegreiflicher Verkennung des ſonſt ſo gut von ihr gekannten Charakters meines Vaters, hatte dieſen beauftragt, mir zum Abſchiede noch eine Standrede zu halten und mich zur Sittlichkeit zu ermahnen. An und für ſich war dagegen nichts einzuwenden und wenn meine Mutter ſelber die Standrede gehalten hätte, ſo hätte dieſe, wenn auch vielleicht nicht viel geholfen ſo doch im Augenblicke wenigſtens mächtig auf mich gewirkt. Ich hätte ihr die Hände geküßt und unter Thränen ein Feſthalten an dem von mir geforderten Gelübde verſprochen. Aber ſtatt ihrer trat nun mein Vater an. Er war ein ſehr ſtattlicher und mit ſeinem ſchönen Blaubart eigentlich wundervoll ausſehender Mann, der typiſche franzöſiſche Küraſſier-Offizier. All das hätte nun auf einen 12 jährigen Jungen, der ſich noch dazu ſagen mußte: „das iſt Dein Vater“ imponirend wirken müſſen. Aber dies war nicht der Fall oder doch nur ſehr zur Hälfte. Mein Vater, wie oft große, von beſonderer Bonhommie getragene Männer, hatte einen unvertilgbar humoriſtiſchen Zug in ſeinem Geſicht, ein eigenthümliches Etwas, das ſich gerade dann, wenn er am ernſthafteſten ſein wollte, über dieſen Ernſt zu moquiren ſchien, wodurch ſich das Reſpekteinflößende der Erſcheinung wieder in Frage geſtellt ſah. Dieſer humoriſtiſche Zug, ſonſt ſeine größte Zierde, wurde mir an dieſem Abſchiedstage verhängnißvoll, denn mit einem Male, während ich noch ſo vor ihm ſtand und die Sittlichkeitsermahnungen geſenkten Auges und eigentlich ohne jedes rechte Verſtändniß mit anhörte, grinſte mich ein mir in meiner kleinen Seele ſitzender Kobold, der vorhatte mich à tout prix zum Lachen zu bringen, teufliſch an. Und es gelang ihm auch. Denn mit einem Male barſt es krampfhaft aus mir heraus, nicht viel mehr als ein konvulſiviſches Zucken, aber doch immerhin von einem leiſen Lacheton begleitet.

„Junge, ich will doch nicht glauben, Du lachſt ..."

„Nein, gewiß nicht, lieber Papa ..."

„Nun, darum möcht ich doch auch gebeten haben."

Und nun nahm er ſeine Rede wieder auf, um ſie — weil ihm ſelber wohl auch unheimlich zu Muthe war — ſo raſch wie möglich zum Schluß zu bringen. Ein wahres Glück. Denn wiewohl ich, mit höchſter Anſtrengung gegen mich ankämpfend, vor Angſt und Erregung zitterte, ſo wär ich doch zum zweiten Male zum Opfer gefallen, wenn die Rede auch nur noch eine halbe Minute länger gedauert hätte.

„Nun geh, und vergiß dieſe Stunde nicht."

Und ich habe ſie auch nicht vergeſſen. Aber nur das Schreckliche der Scene iſt mir geblieben, nicht der Inhalt ſeiner Rede.

* * *

Am andern Tage brachen wir auf, meine Mutter und ich. Es war beſchloſſen, mich auf das Ruppiner Gymnaſium zu bringen; dort hatten wir noch Anhang und gute Freunde, die mich, wie vor allem das Predigerhaus in das ich in Penſion kam, in Obhut nehmen ſollten.

Eigentlich wäre nun wohl die Reiſe nicht Sache meiner Mutter, ſondern Sache meines Vaters geweſen und das 3tägige Kutſchiren, mit Nachtquartiren in Anklam und Neu-Brandenburg, in welch letzterem man immer wundervoll zu Abend aß, würde ihm auch ſehr gefallen haben; er wog aber ab zwiſchen angenehm und unangenehm und kam zu dem Reſultat, daß das Unangenehme meiner Ablieferung in ein Prediger-, ja genauer genommen ſogar in ein Superintendentenhaus, begleitet von Einführung meiner Perſon bei dem Direktor des Gymnaſiums, doch ſchwerer in's Gewicht falle, als das Angenehme des Soupers in Neubrandenburg.

Und ſo fuhr ich denn mit meiner Mutter — die in dieſen Tagen, ganz gegen ihre Gewohnheit, ungemein weich und nachſichtig gegen mich war — in die Welt hinein. Ein neuer Lebensabſchnitt, der zweite, begann für mich und eh ich auch über ihn, wenn überhaupt, berichte, werf ich noch einen Blick auf das Stück Leben zurück, das mit dem Abreiſetage für mich abſchloß.

Es war, trotz des letzten Halbjahrs mit ſeinen vielen kleinen Aergerniſſen, eine glückliche Zeit geweſen; ſpäter — den Spätabend meines Lebens ausgenommen — hatt ich immer nur vereinzelte glückliche Stunden. Damals aber, als ich in Haus und Hof umherſpielte und draußen meine Schlachten ſchlug, damals war ich unſchuldigen Herzens und geweckten Geiſtes geweſen, voll Anlauf und Aufſchwung, ein richtiger Junge, guter Leute Kind. Alles war Poeſie. Die Proſa kam bald nach, in allen möglichen Geſtalten, oft auch durch eigene Schuld.

Am dritten Tage unſerer Fahrt trafen wir in Ruppin ein und nahmen, eh ich in der Penſion untergebracht wurde, in einem Hauſe Quartier, das unſerer früheren Apotheke gegenüber lag. „Da biſt Du geboren“ ſagte meine Mutter und wies hinüber nach dem hübſchen Hauſe, mit dem Löwen über der Eingangsthür. Und dabei traten ihr Thränen in's Auge. Sie mochte denken, daß alles anders hätte verlaufen müſſen, wenn „das und das“ anders geweſen wäre. Und dies „das und das“ war — er. Sie war nicht gern von dieſer Stelle weggegangen und iſt als eine Frau von über funfzig, äußerlich getrennt von ihrem Manne, dahin zurückgekehrt, um dort, wo ſie jung und eine kurze Zeit lang auch glücklich geweſen war, zu ſterben.

Der Tag nach unſerer Ankunft war ein heller Sonnentag, mehr März als April. Wir gingen im Laufe des Vormittags nach dem großen Gymnaſialgebäude, das die Inſchrift trägt: Civibus aevi futuri. Ein ſolcher civis ſollte ich nun auch werden und vor dem Gymnaſium angekommen, ſtiegen wir die etwas ausgelaufene Treppe hinauf, die zum „alten Thormeyer“ führte. Er war vordem Direktor in Stendal geweſen und hatte das Direktorat dort aufgeben müſſen, weil er ſich an einem Lehrer „vergriffen“ hatte. Glücklicherweiſe wußt' ich damals noch nichts davon, ich hätte mich ſonſt halbtodt geängſtigt. Oben angekommen, trat uns ein mindeſtens 6 Fuß hoher alter Herr entgegen, gedunſen und roth bis in die Stirn hinauf, die Augen blau unterlaufen, das Bild eines Apoplektikus, — er hätte auf der Stelle vom Schlag gerührt werden können.

„Nun, mi fili, laß uns ſehn . . . Ich bitte, daß Sie Platz nehmen, meine verehrte Frau. Und dabei nahm er einen ſchmudligen kleinen Band von ſeinem mit Tabaksreſten überſchütteten Arbeitstiſch und ſagte: „Nun lies dies und überſetze.“ Es waren zehn Zeilen mit einem Rothſtift links angeſtrichen, höchſt wahrſcheinlich die leichteſte Stelle im ganzen Buch. Ich that ganz wie er geheißen und es ging auch wie Waſſer. „Sehr brav . . . er iſt reif für die Quarta.“ Damit waren wir entlaſſen und am nächſten Montag, wo die Schule wieder anfing, ſetzte ich mich auf die Quartabank.

Was ich dahin mitbrachte, war etwa das folgende:

Leſen, Schreiben, Rechnen; bibliſche Geſchichte, römiſche und deutſche Kaiſer; Entdeckung von Amerika, Cortez, Pizarro; Napoleon und ſeine Marſchälle; die Schlacht bei Navarino, Bombardement von Algier, Grochow und Oſtrolenka; Pfeffel's Tabakspfeife, „Nachts um die zwölfte Stunde," Holtei's Mantellied und beinah ſämmtliche Schillerſche Balladen. Das war, einſchließlich einiger lateiniſcher Brocken, ſo ziemlich alles und im Grunde bin ich nicht recht darüber hinaus gekommen. Einige Lücken wurden wohl zugeſtopft, aber alles blieb zufällig und ungeordnet, und das berühmte Wort vom „Stückwerk", traf, auf Lebenszeit, buchſtäblich und in beſonderer Hochgradigkeit bei mir zu.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Frau Jenny Treibel

Roman aus der Berliner Geſellſchaft

von

Theodor Fontane.

geh. 4 Mark; geb. 5 Mark.

Auszüge aus den Artikeln der Preſſe:

Blätter für litterar. Unterhaltung (Leipzig): . . . . . . Mit vollem Behagen können wir uns dem Genuſſe der meiſterhaften Schilderungen Fontanes hingeben. . . . . Das iſt die höchſt einfache Geſchichte, die uns vorgeführt wird, und doch empfinden wir keinen Augenblick Langeweile denn der Dichter hat die Geſchichte faſt verſchwenderiſch ausgeſtattet mit einer Fülle prächtiger Charaktere.

Hamb. Correſpondent: Theodor Fontane zeigt ſich auch in ſeinem neueſten Roman „Frau Jenny Treibel“ als ein Meiſter der Kleinmalerei. Einen Roman aus der Berliner Geſellſchaft nennt er ihn, doch führt er uns weder zu den oberen Zehntauſend noch in jene Schichten, in deren wenig reinlicher Atmoſphäre es unſeren Modernſten am wohlſten iſt. Es iſt der Mittelſtand, der Durchſchnitts-Bourgeois, den er in ſeinen verſchiedenſten Abarten zwar nur mit wenigen, aber charakteriſtiſchen Strichen ſchildert. . . . . .

Hannoverſcher Courier: Dieſer neueſte Roman Theodor Fontanes aus der Serie moderner Berliner Sittenſchilderungen, zuerſt in der „Deutſchen Rundſchau“ abgedruckt, erfreute ſich ſchon damals eines bedeutenden Erfolges und wurde allgemein als ein Meiſterwerk Fontanes anerkannt. — Nun liegt der Roman als Buch vor und erhöht in dieſer geſchloſſenen Form noch die große Wirkung. Jeder, der den Roman lieſt, wird ſich dem Eindruck dieſes „Kunſtwerks aus einem Guß“ nicht entziehen können. — Aus allen Perſonen ſpricht Leben, Geſundheit, Blut. Was ſind das für Figuren, die uns Fontane hinſtellt: dieſer Profeſſor Schmidt, Corinna, die Familie Treibel ſamt ihrer Koterie und vor allem dieſe Kabinetsſtudie: die alte Schmolke. Dieſe prächtige Alte im Genre der Frau Dörr (Irrungen Wirrungen) übertrifft

Von vor und nach der Reiſe

Plaudereien und kleine Geſchichten

von

Theodor Fontane

F.1929.59

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Alle Rechte vorbehalten.

Modernes Reiſen.

Eine Plauderei.

(1873.)

Zu den Eigentümlichkeiten unſerer Zeit gehört das Maſſenreiſen. Sonſt reiſten bevorzugte Individuen, jetzt reiſt jeder und jede. Kanzliſtenfrauen beſuchen einen klimatiſchen Kurort am Fuße des Kyffhäuſer, behäbige Budiker werden in einem Lehnſtuhl die Koppe hinaufgetragen, und Mitglieder einer kleinſtädtiſchen Schützengilde leſen bewundernd im Schloſſe zu Reinhardsbrunn, daß Herzog Ernſt in fünfundzwanzig Jahren 50,157 Stück Wild getötet habe. Sie notieren ſich die impoſante Zahl ins Taſchenbuch und freuen ſich auf den Tag, wo ſie in Muße werden ausrechnen können, wie viel Stück auf den Tag kommen.

Alle Welt reiſt. So gewiß in alten Tagen eine Wetter-Unterhaltung war, ſo gewiß iſt jetzt eine Reiſe-Unterhaltung. „Wo waren Sie in dieſem Sommer," heißt es von Oktober bis Weihnachten; „wohin werden Sie ſich im nächſten Sommer wenden?" heißt es von Weihnachten bis Oſtern; viele Menſchen betrachten elf Monate des Jahres nur als eine Vorbereitung auf den zwölften, nur als die Leiter, die auf die Höhe des Daſeins führt. Um dieſes Zwölftels willen wird gelebt, *für* dieſes Zwölftel wird gedacht und gedarbt; die Wohnung wird immer enger und die Herrſchaft des Schlafſofas immer ſouverainer, aber „der Juli bringt es wieder ein". Ein ſtaubgrauer Reiſe-Anzug ſchwebt vor der angenehm erregten Phantaſie der Tochter, während die Mutter dem verlegenen Oberhaupt der Familie zuflüſtert: „Vergiß nicht, daß Du mir immer noch die Hochzeitsreiſe ſchuldeſt." So hofft es und heißt es in vielen tauſend Familien. Wie ſich die Kinder auf den Chriſtbaum freuen, ſo freuen ſich die Erwachſenen auf Mitſommerzeit; die Anzeigen der Saiſonbillets werden begieriger geſucht als die Weihnachts-Annoncen; elf Monate *muß* man leben, den zwölften *will* man leben. Jede Proſa-Exiſtenz ſehnt ſich danach, alljährlich einmal in poetiſcher Blüte zu ſtehen.

Die Mode und die Eitelkeit haben ihren ſtarken Anteil an dieſer Erſcheinung, aber in den weitaus meiſten Fällen liegt ein *Bedürfnis* vor. Was der Schlaf im engen Kreiſe der 24 Stunden iſt, das iſt das Reiſen in dem weiten Kreiſe der 365 Tage.

Der moderne Menſch, angeſtrengter wie er wird, bedarf auch größerer Erholung. Findet er ſie? Findet er das erhoffte Glück?

Ja und nein, je nachdem wir das eine oder andere unter reiſen verſtehen. Heißt reiſen „einen Sommeraufenthalt nehmen,“ ſo iſt das Glück nicht nur möglich, ſondern bei leiblich normaler Charakterbeſchaffenheit ſogar wahrſcheinlich; heißt reiſen aber „dauernde Fortbewegung“, will ſagen beſtändiger Wechſel von Eiſenbahnen und Hotels, woran ſich Bergerkletterungen und ähnliches blos anſchließen, ſo muß man es gut treffen oder ſehr beſcheiden und ſehr geduldig ſein, um von ſeiner Reiſe das zu haben, was man wünſcht: Freude, Glück.

In der That, es dreht ſich alles um den Gegenſatz von Sommerfriſchler und Sommerreiſenden.

Betrachten wir zunächſt den Sommerfriſchler, den Repräſentanten der guten Reiſeſeite.

Der kleine Beamte, der Oberlehrer, der Stadtrichter, der Archidiakonus, die ſich in ein eben entdecktes Dünendorf begeben, wo ihnen gelegentlich die Aufgabe zufällt, den allerurſprünglichſten Strandhafer abzuwohnen, dieſe alle können, wenn ſie mit Sack und Pack und ausgerüſtet wie eine Auswandererfamilie in ihrer Fiſcherhütte einziehn, unter Segeltuch und ausgeſpannten Netzen ein höchſt glückliches Daſein führen. Sie werden, eh die Biederherzigkeit der alten Teerjacke, die erfahrungsmäßig höchſtens drei Sommer aushält, in Gewinnſucht untergeht, für ein Billiges leben und die unvermeidlichen Ausgaben der eigentlichen Reiſe, der Locomotion als ſolcher, durch andauernden Blaubeeren- und Flundergenuß wieder balancieren können; die Kinder werden primitive Hafenanlagen im Sande machen, und die erwachſenen Töchter Muſcheln und Bernſtein ſuchen; unſagbar alte Garderobenſtücke werden aufgetragen, Reminiſcenzen an Cooper und Marryat neu belebt, vor allem auch Abmachungen auf Lieferung von Spickaal und Sprotten getroffen werden. Im ganzen wird man dankbar und wohlbefriedigt in die Heimat zurückkehren, gefeſtigt in allem Guten und gewachſen in der Kraft, die uns jede intimere Berührung mit der Natur zu geben pflegt. Nur vereinzelt unangenehme Eindrücke und Erfahrungen werden den Frieden einer ſolchen Sommerfriſche geſtört haben und der endliche Reiſeüberſchlag wird ergeben, daß man ſich dieſe Erholung ohne nachträgliche Gewiſſensbiſſe wohl gönnen durfte. „Die Extrafahrt nach Putbus war zwar teuer, aber bedenken wir auch, es iſt eine Erinnerung fürs Leben.“

So oder ähnlich wird es vieler Orten heißen und wenn ich Umſchau halte, will es mir erſcheinen, daß ſich ſolche, in der Beſcheidenheit ihrer Anſprüche Befriedigten immer noch zu Tauſenden finden müſſen, nicht blos an der Oſtſeeküſte hin, auch in Schleſien, am Oberharz, und in den Thälern und Bergkeſſeln des Thüringer Waldes. Aber alle freilich, wie ich wiederholen muß, werden dieſes ungetrübten Glückes nur teilhaftig geworden ſein, wenn ſie während ihrer Reiſezeit ſich damit begnügten, in gewiſſem Sinne zu den Halb-Nomaden zu zählen, mit anderen Worten, wenn ſie vier Wochen lang auf ein und derſelben Gebirgs- oder Strand-Oaſe aushielten.

So viel über den Sommer-Friſchler, einen „Glücklichen.“

Aber ſehr anders, wie ſchon angedeutet, liegt es bei dem Sommer-Reiſenden, der, wenn nicht beſtändig, ſo doch vielfach unterwegs, immer in der Gefahr ſchwebt, ſeine Lagerſtätte wechſeln zu müſſen. Es iſt nicht zu leugnen, das Glück des mehr oder weniger ſeßhaften „Friſchlers“ iſt für den eigentlichen Reiſenden, für den Tag um Tag ſeine Weideplätze wechſelnden Voll-Nomaden nicht da. Keine wirkliche Wüſtenfahrt, was ſonſt immer ihre Schrecken ſein mögen, kann verdrießlicher und räuber-umſchwärmter ſein. Auch in Sachen der Fata Morgana hat der eigentliche Touriſt zu leiden, wie nur je ein Wüſtenfahrer. Immer neue Hotel-Schlöſſer tauchen verheißungsvoll am Horizonte vor ihm auf, aber der Moment der Erreichung iſt auch jedesmal ein Moment der Enttäuſchung für ihn. Er findet Kühle, nicht Kühlung.

Iſt das alles ein Unvermeidliches?

Nein. Nichts davon, daß man es nicht anders gewollt, daß man ja das Recht gehabt habe ruhig zu Hauſe zu bleiben, und daß jeder, der ſich leichtſinnig in Gefahr begäbe, nicht erſtaunt ſein dürfe, darin umzukommen. Dies alles iſt nicht nur falſch, es iſt auch hart und grauſam, denn die Reiſe-Benötigung, die beſtritten werden ſoll, iſt wirklich da. So gewiß für den Durſtverſchmachteten ein Zwang da iſt zu trinken, ſo gewiß iſt auch für den ſtaub- und arbeitsvertrockneten Reſidenzler ein Zwang da nach einem Trunke friſcher Luft, und wer ihm dieſen Trunk verbittert und verteuert, der thut viel Schlimmeres als die Brauwirte, die dem Volke das Bier verteuern. Und doch geſchieht es. Ja die traurige Erſcheinung tritt ein, daß mit dem Wachſen des Bedürfniſſes auch die Unmöglichkeit wächſt, dieſes Bedürfnis zu befriedigen. Der vorhandene Notſtand, ſtatt die Frage anzuregen: wie heben wir ihn? regt nur die Frage an: wie beuten wir ihn aus! Der Reiſedrang, je allgemeiner er geworden iſt, hat nicht Willfährigkeit und Entgegenkommen, ſondern das Gegenteil davon erzeugt. Vielfach reine Wegelagerei. Wirte, Mietskutſcher und Führer überbieten ſich in Gewinnſucht und Rückſichtsloſigkeit, und wer — im Gegenſatz zu den vorgeſchilderten, relativ ſeßhaften Reiſenden — ſein Reiſeglück auf dieſe drei Karten geſtellt hat, der wird freilich wohl thun, mit niedrigſten Erwartungen in die Situation einzutreten.

War es immer ſo? Mit nichten. Wie ganz anders erwieſen ſich die Wirte vergangener Tage! Nur noch Einzel-Exemplare kommen vor, an denen ſich die Tugenden eines ausgeſtorbenen Geſchlechts ſtudieren laſſen. Wer ſie voll erkennen will, der leſe die engliſchen Romane des vorigen Jahrhunderts. Auch noch in W. Scott finden ſich ſolche Geſtalten. Es gab nichts Liebenswürdigeres als ſolchen engliſchen Landlord, der in heiterer Würde ſeine Gäſte auf dem Vorflur begrüßte und mit der Miene eines fürſtlichen Menſchenfreundes ſeine Weiſungen gab. Er vertrat jeden Augenblick die Ehre ſeines Standes. Er war nicht dazu da, um in den drei Reiſemonaten reich zu werden, ſtill und allmählich ſah er ſein Vermögen wachſen und gab dem Sohne ein Eigentum, das er ſelbſt einſt vom Vater empfangen hatte. Er waltete ſeines Amts aus gutem Herzen und guter Gewohnheit. Er war wie ein Patriarch; ſein Gaſthaus eine Zufluchtsſtätte, ein Hoſpiz.

Auch in Deutſchland gab es ſolche Geſtalten, wenn auch vereinzelter, und ich entſinne mich ſelbſt noch, wenn ich Ende der zwanziger Jahre die damals viertägige Reiſe von der pommerſchen Küſte bis in meine Ruppinſche Heimat machte, an ſolchen Wirtstafeln, namentlich in den mecklenburgiſchen Städten, geſeſſen zu haben. Eine geräuſchloſe Feierlichkeit herrſchte vor, der Wirt gab nur den Anſtoß zur Unterhaltung, dann ſchwieg er und belauſchte klugen Auges die Wünſche jedes Einzelnen. Kam dann die Abreiſe, ſo mußten ſeine verbindlichen Formen den Glauben erwecken, man habe ſeinem Hauſe eine beſondere Ehre erwieſen. Damals war jede Mittagsraſt ein Vergnügen, jedes Nachtlager ein wohlthuendes, von einer gewiſſen Poeſie getragenes Ereignis. Ich denke noch mit Freuden an dieſe Ideal- und Idyllzeit des Reiſens zurück.

Wie ſind jetzt die Hotel-Erlebniſſe des kleinen Reiſenden! Ich antworte mit einer Schilderung, bei der ich (vielleicht leider) Perſönliches in den Vordergrund treten laſſe. Perſönliches und mit ihm das bis hierher nach Möglichkeit zurückgehaltene Ich.

Der Zug hält. Es iſt ſieben Uhr abends. Jenſeits des Schienenſtranges ſteht die übliche Wagenburg von Omnibuſſen, Kremſern und Fiakern; Hotelkommiſſionäre, Fremdenführer, Kutſcher machen die bekannte Sturmattacke, allen vorauf ein zehnjähriger Junge, der ſich mit unheimlicher Geſchicklichkeit der kleinen Reiſetaſche zu bemächtigen trachtet. Alles wird ſiegreich von mir abgeſchlagen, aber nicht zu meinem Heil. Es empfiehlt ſich nicht, zu Fuß zu kommen und die bekannten Fragen zu ſtellen. Ein mitteleleganter Oberkellner ritt, als ich in das Hotel eintrat, bereits auf ſeinem Drehſchemel. „Kann ich ein Zimmer haben?“ „Ich werde fragen.“ Er frug aber nicht, ſchritt vielmehr gleich danach mit dem bekannten Silberblechleuchter die Treppe hinauf, mich der Mitteilung würdigend, „daß No. 7 ſoeben frei geworden ſei.“ Dieſe Mitteilung ſchien ſich beſtätigen zu ſollen, denn beim Eintritt in die beſagte Nummer fanden wir eine Magd bei dem herkömmlichen, in drei Akten: ausgießen, eingießen und überziehen ſich vollziehenden Zimmer-Reinigungsprozeß vor. Ich war nicht begierig, Zeuge dieſer Einzelheiten zu ſein und zog mich deshalb lieber in den parterregelegenen Speiſeſaal zurück, um hier bei Beefſteak, Kulmbacher und den „Fliegenden Blättern“, nicht gerade Mitternacht, aber doch die zehnte Stunde heranzuwachen. Endlich war ſie da; noch ein Sodawaſſer mit Cognac, und ich ſtieg wieder in meine nach dem Hof zu gelegenen Stube hinauf, an deren niedriger Decke ſich ein überklebter Balken hinzog. Oben angekommen, war mein Erſtes eins der beiden Fenſter zu öffnen, da mich die eigentümliche Stubenatmoſphäre mehr und mehr zu bedrücken begann. Es ſchien auch zu helfen. Und nun ſchob ich mich, müde wie ich war, unter das Betttuch.

Ich mochte eine Viertelſtunde geſchlafen haben, als das Hinausfliegen mehrerer Stiefelpaare auf den Corridor und das Angeſpanntwerden eines Hotel-Omnibus (gleich nach 1 Uhr kam ein neuer Zug) mich aus tiefem Schlafe weckte. Zugleich empfand ich einen dumpfen Kopfſchmerz, über deſſen Urſache ich nicht lange in Zweifel bleiben ſollte. Die „friſche Nachtluft“, die ich, um der ſtickigen Stubenatmoſphäre willen, einzulaſſen bemüht geweſen war, ſtieg leider nicht aus Himmelshöhen zu mir nieder, ſondern aus Hofestiefen zu mir herauf und war ein Brodem, wie ihn jeder aus Erfahrung kennt, der, um etliche Jahrzehnte zurück, noch im alten Münchener Hofbräu ſeinen Krug getrunken hat. Nur hatt' ich hier die höhere Potenz.

Und an dieſer Stelle mag ein kleiner Excurs geſtattet ſein! Daheim an den Ufern unſerer guten Spree gehört es zum guten Ton, über unſere Verliner Luft zu ſkandaliſieren, und es ſoll unbeſtritten bleiben, ſie könnte beſſer ſein. Aber was will die durchſchnittliche Berliner Hausatmoſphäre im Vergleich zu dem Dunſtkreiſe ſagen, der in den meiſten Hotels und Nicht-Hotels Sachſen-Thüringens heimiſch iſt. Die Berliner Luft, auch wo ſie am ſchlimmſten auftritt, iſt ein Parvenu wie die Stadt ſelbſt, jung, ohne Geſchichte, ohne infernale Vertiefung. So ſchlecht ſie ſein mag, ſie iſt einfach, unkompliziert, ſo zu ſagen friſch von der Quelle weg. Wie anders dagegen die Hausatmoſphäre in den Früh-Kulturgegenden Mitteldeutſchlands! Altehrwürdig tritt ſie auf und man kann ohne Uebertreibung ſagen: die Jahrhunderte haben an ihr gebraut. Sie iſt geworden, vor allem ſie iſt undefinierbar, und wie man vom Kölniſchen Waſſer geſagt hat, das Geheimnis ſeiner Schöne läge in der Lagerung, ſo daß ſchließlich die Mannigfaltigkeit in einer höheren Einheit unterginge, ſo auch hier. Nur haben wir hier den Revers der Medaille.

Was aus Hofestiefen in mein Zimmer einſtrömte, gewann mehr und mehr an Gehalt, ſo daß ich als nächſtes Rettungsmittel das Fenſter ſchloß. Aber die Geiſter, die ich gerufen hatte, waren ſo ſchnell nicht wieder zu bannen. Sie waren mit mir, um mich und ſchienen wenig geneigt, ſich ſo ohne weiteres austilgen zu laſſen. Alle kleineren Mittel ſcheiterten; da kam mir der Gedanke, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Ich ſteckte die „Bougies“ an, ließ dieſe brennen, bis ſich eine Schnuppe gebildet hatte und blies ſie dann aus. Nachdem ich dies Verfahren dreimal wiederholt hatte, hatte ich eine Art grönländiſche Hüttenatmoſphäre hergeſtellt, in deren Rauch und Qualm die „Friſche der Nachtluft“ endlich glücklich unterging.

Der nächſte Morgen ſah mich ziemlich ſpät an der Frühſtückstafel. Der Wirt ſtand abwechſelnd hinter und neben meinem Stuhl, was ich anfänglich geneigt war, als eine Auszeichnung anzuſehen, bis ich gewahr wurde, daß die wirklichen Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit mir gegenüber ſaßen: eine kinder- und kofferreiche Familie, die, den Abend vorher und beinah gleichzeitig mit mir eingetroffen war. Der Koffer, zumal der im Plural auftretende, giebt den Ausſchlag und der mitteldeutſche mittlere Hotelwirt (in den beſſeren Häuſern iſt es beſſer) bemißt nach ihm das Maß ſeiner Gnaden, ohne ſich auf irgend ein anderes Kriterium einzulaſſen. Und wie der Herr, ſo die Diener. Nur im Moment der Zahlung rücken die Kleinen ſofort in die Rechte der Großen ein und während bis dahin alles was ihnen geleiſtet wurde, auf der Höhe eines

Maulwurfshügels ſtand, tritt jetzt die Rechnungsforderung wie ein Finſteraarhorn an ſie heran. Und in dieſem Vergleich iſt der ganze, auf die Dauer unertragbare Zuſtand gekennzeichnet! Was in allem waltet, iſt ein koloſſales *Mißverhältnis*; weder der Ton, der herrſcht, noch der Wert deſſen, was geboten wird, entſpricht dem Preiſe, der gezahlt werden ſoll. Ueber den einzelnen Fall wär' es unſchwer hinwegzukommen, aber die Fülle der Einzelfälle erzeugt ſchließlich einen Groll, der faſt mehr noch in der Unbill, der man ſich ausgeſetzt fühlt, als in den direkten Einbußen ſeine Wurzel hat. Ein Gefühl von Ungehörigkeit, und zwar nicht bloß in Geldſachen, begleitet den Reiſenden von Stunde zu Stunde und bringt ihn recht eigentlich um den Zweck ſeiner und jeder Reiſe, um die Glättung und Ruhigmachung ſeines Gemüts. Er will den Vibrierungen entfliehen und zittert häufiger als daheim. Aerger hängt ſich an Aerger, und der nach nervenſtillendem Ozon verlangende Körper findet jene vorbeſchriebene „friſche Nachtluft", die ihn bis an den Rand des Typhus bringt. Die Prätenſionen und die Preiſe richten ſich wo möglich nach dem Clarendon-Hotel in London, während doch der alte Herbergs-Charakter immer noch umgeht und ſich wie Banquo, die Gäſte ſchreckend, mit zu Tiſche ſetzt.

Auf die eine oder andere Weiſe muß hier Wandel geſchafft, müſſen die Leiſtungen höher oder die Preiſe niedriger werden. Das letztere wäre das beſſere und ein wahrer Segen. Weg mit dem abgetretenen, lächerlichen Teppichfetzen, weg mit der tabaksverqualmten Goldtapete, weg mit dem ſchäbigen Plüſchſofa und der türkiſch geblümten Steppdecke, deren bunte Dunkelfarbe jede Möglichkeit zuläßt, vor allem weg mit dem großen Reiſe-Tyrannen, dem Table d'hote's-Unſinn, weg mit den ſieben Gängen, die bis zum letzten Biſſen nichts repräſentieren als einen Wettlauf zwiſchen Hungrigbleiben und Langerweile. Denn wer wäre je an Leib geſättigt und an Seele erfriſcht von dieſem Zwei-Stunden-Martyrium aufgeſtanden! Statt dieſes elenden Plunders eine gut ventilierte Stube, ein Stuhl und ein Tiſch, eine Matratze und eine wollene Zudecke; vor allem die Freiheit, eſſen zu können was man will und wann man will. Die Herren Wirte ſind des Publikums willen da, nicht das Publikum der Wirte willen. Aber überall verkehrt ſich der natürliche Lauf der Dinge und gegen die Verkehrtheit ankämpfende Gemeinplätze werden wieder zu Weisheitsregeln.

Nach der Sommerfriſche.

(1880.)

„Wir ſind nun alſo wieder da, Eveline," ſagte der Hofrat Gottgetreu zu ſeiner Frau, denſelben Abend noch, wo beide, nach einem ſechswöchentlichen Aufenthalt in Ilmenau, wieder in die Reſidenz zurückgekehrt waren.

„Wir ſind nun alſo wieder da. Und es iſt auch gut, daß wir wieder da ſind, was ich hier ausſprechen darf, ohne mich irgend einer Undankbarkeit gegen die ſchönen Wochen ſchuldig zu machen, die jetzt hinter uns liegen. Ja, ſchöne Wochen! Ich war ein andrer Menſch, und nicht ein einziges Mal hab' ich von dem herrlichen Kickelhahn-Kamm in das Waldesmeer und die Waldesruhe niedergeblickt, ohne die Schönheit und Tiefe der dort oben eingerahmten Dichterzeilen an mir ſelber empfunden zu haben. „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh". Ach, mehr als das; es war mir immer als ob ich es ſelber hätte ſchreiben können. Aber dies mag eine

Täuſchung ſein, und wie mir krankhafter Ehrgeiz überhaupt fremd iſt, ſo noch ganz im beſonderen der dichteriſche. Der meinige, wie Du weißt, hält ſich innerhalb vorgeſteckter und erreichbarer Grenzen. Und ich hoffe, daß ich es erreiche. Freilich, all das liegt noch weit hinaus und iſt im übrigen nicht das, worüber ich mich heute zu Dir ausſprechen möchte. Was mich heute beherrſcht und erfüllt, iſt ausſchließlich ein Gefühl des Dankes und der Freude. Denn, um es zu wiederholen, ich war ein andrer Menſch dort oben, eingehender auf Deine Wünſche, gerechter gegen Deine Vorzüge, vielleicht auch zärtlicher, wenn ich mich deſſen rühmen darf."

Eveline ſah vor ſich hin.

„Es waren ſchöne Wochen, und dies Anerkenntnis iſt und bleibt unerſchüttert. Aber je lebhafter ich dies alles empfinde, je lebhafter empfind' ich auch, wie gut es iſt, daß wir wieder da ſind. Ich ſehne mich nach Arbeit und nach Bethätigung einer erneuten Kraft, einer wiederhergeſtellten Geſundheit, und wenn es mir eine Freude war, die Feder aus der Hand zu legen, ſo find' ich es eine noch größere faſt, ſie wieder aufnehmen und einer intenſiven und bedeutenden Gedankenreihe, die mittlerweile höheren Orts für das Ganze gedacht wurde, Form und Ausdruck geben zu können. Und an welcher Stelle geſchähe das hingebender, als an der, der ich anzugehören das Glück und den Vorzug habe. Ja, meine Teure, keinem anderen Zweige der Verwaltung möcht' ich angehören; es iſt der einzige, darin noch die Traditionen einer alten und beſſeren Zeit lebendig ſind, ebenſo der einzige, mein' ich, an deſſen Aufſaugung und Einverleibung von ſeiten des Fürſten noch nicht gedacht worden iſt. Und vielleicht auch, daß er an unſerem ſtillen Widerſtande ſcheitern würde."

Eveline lächelte.

„Wir ſind nun alſo wieder da, und es iſt gut, daß wir wieder da ſind. Aber ſo gut es iſt, und ſo ſehr ich mich dieſer Wieder-Einkehr in einen Zuſtand gewohnter Ordnung und erquicklicher geſellſchaftlicher Gliederung freue, doch Eveline, dieſer Aufenthalt in Gottes freier Natur, dies ſtündliche Stahlbad, dieſer unausgeſetzte Heilungsprozeß in Luft und Licht, all' das, mein' ich, darf nicht plötzlich wieder ein Ende haben. Ich will wieder ein beſcheidenes Rad ſein in der ſtaatlichen Maſchine, meinetwegen auch, wie die Malcontenten es ausdrücken, in der Alltags-Mühle des Hergebrachten und immer Wiederkehrenden, aber in meinem häuslichen und privaten Leben, wenn Du mir ein Ausharren in dem eben citierten Bilde geſtatten willſt, möcht' ich nicht Rad in der Mühle, ſondern ein in einer ewigen friſchen Briſe gehender Windmühl-Flügel ſein. Es iſt eben, wie Du längſt bemerkt haben wirſt, ein unbezähmbares Luft- und Bewegungs-Bedürfnis in dieſen letzten Wochen über mich gekommen, und in dieſer erfriſchenden und mich beglückenden Rotation möcht' ich bleiben, bis die Welle abgelaufen iſt."

„Du willſt alſo, lieber Hermann, wenn ich Dich recht verſtehe, den Dauerlauf in Permanenz erklären."

„Ungefähr das . . . Und ſo geſtatte mir denn die Specifizierung eines Programms, das ich Deiner Begutachtung und beziehungsweiſe Deiner Zuſtimmung unterbreiten möchte. Denn ohne dieſe geht es nicht. Eine ſtaatliche Reform läßt ſich erzwingen, eine Hausreform aber ermöglicht ſich nur auf dem Wege friedlicher Kompromiſſe."

„So laß mich hören."

„Ich fange natürlich mit dem Anfang an. Es muß ein Ende haben mit dem ewigen Morgenſchlaf, und dem Einmummeln und der ganzen Bärenhäuterei. Nichts mehr von 8½ oder 9. Um 6 heraus. Und kein Unterſchied ob Winter oder Sommer, und ein naſſes Laken um, und ſcharf abgerieben. Und dann eine ſtarke Bewegung, ein energiſcher Uebungsmarſch."

„Ohne Frühſtück?“

„Ohne Frühſtück; ausgenommen ein Glas von unſrem Sprudel. Und dann vorwärts. Und jeder Platz iſt gut. Ich denke, wir nehmen Schöneberg, immer an dem Botaniſchen vorbei, bis Steglitz oder Wilmersdorf. Oder auch den Lehrter Bahnhof. Es muß nur eine freie Stelle ſein, an die die Luft heran kann und ein erfriſchender Morgenwind. Und wenn es regnet, ich meine wirklich regnet, ſo haben wir die Halle mit dem Doppel-Perron und ſehen wie der Zug abgeht. Ich ſehe nichts lieber als das, und iſt mir immer, als reiſt' ich mit jedem einzelnen mit. Und dann zurück, und dann unſer Frühſtück, das in ſolchem Momente wieder einen Ernſt und eine Bedeutung gewinnt, und jenes Dankesgefühl anregt, das in ſich ſelber einer Andacht nahe kommt. Und auch daran liegt mir. Denn ich hab' es ſatt, Eveline, ſo beziehungslos zu dem, was doch ſchließlich immer das Höchſte bleibt, in den Tag hineinzuleben. Ich will Stellung nehmen, und wenn es ſein muß (aber ſelbſtverſtändlich ohne mich vorzudrängen), ein Zeugnis ablegen.“

„Und dann?“

„Und dann ins Bureau, freudig und friſch. Und mit dem Kopfweh, denk ich, ſoll es vorbei ſein.

Ein für allemal. Ich bilde mir ein, mich auf Präziſierung eines Gedankens zu verſtehn und unter Umſtänden ein Widerſpruchsvolles ins Lichtvolle kleiden zu können; aber es iſt doch ein Unterſchied, ob man ſich am Stabe der Kritik ängſtlich zu dieſem Lichtpunkte heranfühlt, oder ob es Flügel der Morgenröte ſind, auf denen wir, wie vom Geiſte getragen, unſerm Ziele mühelos entgegeneilen. Ich verſpreche mir von dem Leben in und mit der Natur ein leichteres und beſſeres Arbeiten, und erinnere mich dabei mit Vorliebe jener allbekannten Zuſammenhänge zwiſchen der phyſiſchen und geiſtigen Welt. An der Frage ‚gefrühſtückt oder nicht‘ haben mehr als einmal Entſcheidungsſchlachten gehangen, und ich ſehe nicht ein, warum nicht an einem geſchehenen oder nicht-geſchehenen Morgenſpaziergang ein mehr oder weniger klares oder unklares Reſkriptum hängen ſoll. Es giebt ein Gedicht, in dem es immer wiederkehrend heißt: ‚ich fühle ſo friſch mich, ſo jung‘; — in dieſer Zeile haſt Du meine Situation. Und ſo gewiß mir die Konſervierung eines ſolchen Zuſtandes eine heilige Pflicht iſt, ſo gewiß auch ſeien dieſe Thüringer Tage geſegnet, die mir den Weg und die Mittel dazu gezeigt haben. In jener ebenmäßigen Anſpannung, die das Leben in der Natur mit ſich führt, erfriſcht ſich unſere Kraft nicht nur, ſie ſteigert ſich auch, und Du mußt ſelbſt die Wahrnehmung davon gemacht haben."

Eveline, die keine Freundin von Reflexionen, aber deſto geſpannter auf die weiteren Programm-Einzelheiten war, entgegnete lediglich: „Und wie denkſt Du Dir unſren Nachmittag?"

„Als eine Kette beſcheidener Vergnügungen, wie ſie ſich für unſer Lebensalter und unſere Verhältniſſe ſchicken. Um 3 Uhr nach Haus; um 3½ Uhr haben wir abgegeſſen und nehmen unſren Morgenſpaziergang in Geſtalt einer kleinen Nachmittagsreiſe wieder auf."

„Aber Du biſt ſeit Jahren an eine Nachmittags-Ruhe gewöhnt und wirſt müde ſein."

„Ich werde nicht müde ſein, weil ich nicht müde ſein will. Es iſt zuletzt alles Sache des Willens; er allein regiert und in nichts zeigt er ſich größer als in der Ertötung des natürlichen Triebes. Wohin ich auch den Schlaf rechne. Nebenher aber bekenn' ich Dir gerne, bei meiner neuen Entſchlußfaſſung auch eine gewiſſe Lebensbegehrlichkeit mit zu Rate gezogen zu haben. Es wird Dir bekannt ſein, daß ein erheblicher Bruchteil aller Schlagflüſſe mit dem Nachmittagsſchlafe zuſammenhängt. Und iſt auch das Folgerichtige. Denn es rächt ſich jeder Abfall von der Natur und ihrem Geſetz. Die Nacht iſt Schlafenszeit und nicht der Tag. Ich entſinne mich einer Stelle bei Shakeſpeare, wo dieſer in einer beträchtlichen Anzahl von Zeilen den Schlaf apoſtrophiert und den Schiffsjungen beneidet, der im Halbſchlummer in den Raaen hängt. Er geht dabei durch alle möglichen und nicht möglichen Situationen und ſagt, wie gewöhnlich, unendlich viel Schönes und Großes; aber vom Nachmittagsſchlaf ſagt er nichts. Und warum nicht? Weil der Nachmittagsſchlaf ein superfluum iſt und ein periculum. Alſo nichts mehr von ihm. An ſeine Stelle treten Excurſionen und Partieen.“

„Aber wohin?“

„Unter Vermeidung des Tiergartens, in dem der Moder brütet, überall hin, wo Waſſer oder Wind ihr Tummelfeld haben. Ich ſage Tummelfeld, denn auf das Moment der Bewegung kommt es an. Ein ſtehendes Waſſer iſt Tod, ein bewegtes Waſſer iſt Leben. Alſo Stralau, Treptow, Eierhäuschen. Am liebſten aber auf die Höhen, ohne Rückſicht ob Tempelhof oder Tivoli. Da haſt Du Natur und Freiheit und ſchauſt entweder unter Dir auf das beherrſchte Samos hin oder wendeſt Dich und ſiehſt die Drachen ſteigen. Und dies iſt das ſchönſte. Denn je höher er ſteigt und je ſtrammer und unſichtbarer die Strippe wird, deſto ſicherer ſind wir eines Lebens- und Atmungsprozeſſes in einer reineren und allerreinſten Luft. Und Du weißt, wie viel ich dieſer Luft verdanke. Sage ſelbſt.“

„Und wie lange bleiben wir auf Tivoli?“

„Bis es dunkelt.“

„Es wird dann zu ſpät ſein, um noch etwas vorzunehmen.“

„Aber muß denn etwas vorgenommen werden? Ich bitte Dich Eveline. Hat es denn nicht Zeiten gegeben ohne Concert und ohne Theater? Ach, meine Teure, das iſt ja gerade das ſchöne dieſer zurückliegenden Tage, daß ich den Weg zur Natur und zur Einfachheit des Daſeins zurückgefunden habe. Muß es denn immer wieder ein Czardas ſein? Oder die neunte Symphonie? Oder das Myſterium, erſter und zweiter Tag? Oder gar ein Buffet? Ich bitte Dich, Eveline, wenn es etwas giebt, das ich haſſe, ſo iſt es der große Lachs auf ſeinem Paradebett von Peterſilie. Nein, nein. Und die vier aufgeſpießten Krebſe wie Schildhalter!“

„Aber Du wirſt doch, lieber Hermann, unſere Geſellſchaften nicht abſchaffen wollen? Und auch nicht ein anſtändiges Abendbrot.“

„Im Gegenteil. Nur glaube mir, es giebt nichts Schwierigeres als eine Feſtſtellung auf dieſem

Gebiet und die Beantwortung der einfachen Frage: ‚was iſt ein anſtändiges Abendbrot?‘ Ich kenne nur eins: eine ſaure Milch und ein geriebenes Schwarzbrot, nicht zu friſch aber auch nicht zu alt. Und nun wolle mir nicht einwenden, es gäbe dergleichen nicht mehr. In einer Stadt mit dreißig Kaſernen und einer immer vollzähliger werdenden Garde, muß ſich doch ſchließlich ein Schwarzbrod auftreiben laſſen. Und ich fordere dies geradezu von Deiner Liebe. Vor allem aber, und darauf leg' ich den Haupt-Accent, brech' ich von heut ab ein für allemal mit dem Thee, dieſem undeutſcheſten aller Getränke, das in ſeiner harmloſeren Geſtalt ein abſurdes Abſud von Hollunder und Johannisbrod, und in ſeiner perniciöſen Form ein türkiſch-orientaliſcher Haſchiſch iſt, an den ich nicht Luſt habe meine wiederhergeſtellten Nerven zu ſetzen. Und ſo reſümier' ich denn in aller Kürze: regelmäßiger und an keine Bedingungen geknüpfter Morgenſpaziergang, abſolute Vermeidung alles Nachmittagsſchlafes und Einführung einer ſauren oder ſüßen Milch an Stelle des Thees. Und um neun Uhr zu Bett.“

Und er erhob ſich, um den letzten Punkt ſeines Programms ſofort ins Werk zu ſetzen.

Und andern Tages auch den Reſt.

In aller Frühe war er auf, und da ſeine Rückſehr aus dem Thüringiſchen in die Manövertage gefallen war, wo ſchon um fünf Uhr ein endloſes Trommeln und Pfeifen das ganze Stadtquartier aus dem Schlafe rüttelte, ſo war er nicht blos in der angenehmen Lage raſch und mühelos aufſtehen, ſondern auch den abziehenden Bataillonen eine Stunde lang folgen zu können.

Aber kaum daß die Manövertage vorüber und die fremdherrlichen Offiziere wieder abgereiſt waren, um daheim ihrer hier geäußerten Bewunderung einige kritiſche Bemerkungen anfügen zu können, als auch ſchon das Kaiſer Wilhelms-Wetter umſchlug und eine Regen-Saiſon einſetzte.

Die Rätin, ſo ſehr ſie ſonſt auf helle Tage hielt, hatte dieſem Wechſel, als dem einfachſten und natürlichſten Mittel zur Wiederherſtellung eines status quo ante ſehnſüchtig entgegengeſehen, aber freilich nur um nachträglich einer allerempfindlichſten Täuſchung zu begegnen. Wie die meiſten Frauen, hatte ſie zwanzig Jahre lang an ihres Mannes Seite gelebt, ohne von ſeiner Eigenart auch nur annähernd eine richtige Vorſtellung gewonnen zu haben. Er war eben ein Charakter. Und deſſen ſollte ſie jetzt gewahr werden.

„Es regnet heute, lieber Hermann. Ich will Dich nicht zurückhalten. Aber Du ſollteſt wenigſtens . .“

„. . Die Gummiſchuhe . . Nicht wahr? Ich bitte Dich, komme mir nicht mit ſolchen Weichlichkeiten. Außerdem iſt der Gummiſchuh, was Du nicht zu wiſſen ſcheinſt, ein ſanitätlich überwundener Standpunkt. Es gilt vom Fuße genau daſſelbe, was vom ganzen Menſchen gilt: er braucht Freiheit und Luſt. Einpferchung iſt die Brutſtätte jeder Krankheit.“

Und ſo brach er denn auf und ging weit, erſt den Asphalt und dann die Chauſſee hinunter, bis er ins Freie kam, wo nichts mehr war, und nur noch der Sperling auf dem Telegraphendrahte ſaß und bei des einſamen Wanderers Anblick ſagen zu wollen ſchien: „Iſt es möglich?“

In dieſer Weiſe verlief der erſte Regentag, und dem erſten folgte der zweite. Wohl unterblieben die Nachmittags-Partieen, aber in allem andern, inſonderheit in der Abendverpflegung, wurde keine Veränderung vorgenommen, und die Milch, die, bei der herrſchenden Kälte, nicht Zeit gehabt hatte ganz zu gerinnen, erſchien nach wie vor auf dem Tiſch.

„Ungeronnene Milch . . .“

„Auch das iſt ein überwundener Standpunkt“ entgegnete Gottgetreu, während er die Satte heranzog und es ſich ſchmecken ließ. Oder ſich wenigſtens das Anſehen davon gab.

Als aber der dritte Regentag zur Rüſte ging und der Rat ſich wieder an ſeine Mahlzeit ſetzte, war es ihm, als ob die Milch eben ſo blau ſei, wie die Satte ſelbſt. Und als er ſich nichtsdeſtoweniger bezwungen und gegeſſen und den Löffel wieder niedergelegt hatte, ſah Eveline, daß er in ein Schwanken kam und immer zuckte.

„Gott, Hermann, Du zuckſt ja. Lieber Mann, es iſt ja, wie wenn Dir der Tod über den Rücken liefe.“

Der ſo zärtlich und ängſtlich zugleich Angeſprochene, verſuchte zu lächeln. Aber ſeine Kraft war augenſcheinlich im Abzug, und er litt es, daß man ihn zu Bette brachte. Kein Wort wurde laut und während er im Schüttelfroſte lag, ſchrieb Eveline folgende Zeilen an den alten Geheimrat Krukenberg: „Lieber Geheimrat. Ich beläſtige Sie nicht gern, aber mein Mann iſt, fürcht' ich, ernſtlich erkrankt. Er kam ſchwer erkältet hier an und nahm dieſen Erkältungszuſtand für eine Form höherer Geſundheit. Und ſeitdem hat er ſich immer weiter abgehärtet und die Niederlage vorbereitet, die nun da iſt. Ach, daß doch die beſten Menſchen ſo widerborſtig ſind. Ich bin recht in Sorge. Darf ich hoffen, Sie morgen mit herankommen zu ſehn? Ihre Eveline G.“

Und um die Mittagsſtunde fuhr der alte Krukenberg vor, der ſchon im Hauſe von Evelinens Eltern als eine damals erſt werdende Berühmtheit aus- und eingegangen war und in gnädiger Erinnerung an alte Zeiten eine Vorliebe für die ganze Familie (die Gottgetreus mit eingeſchloſſen) bewahrt hatte, trotzdem ſie mehr oder weniger „außerhalb ſeiner Sphäre“ lag. Und die Rätin nahm ihn bei Seit' und berichtete kurz und haſtig, wie's mit ihrem Manne ſtände. Denn der alte Krukenberg, obwohl er ſich in eigner Perſon die höchſte Weitſchweifigkeit geſtattete, hielt doch bei ſeinen Patienten auf einen allerlapidarſten Lapidarſtil. Und nun trat er zu dem Kranken ſelber heran, der in jenem bekannten druſligen Fieberzuſtande dalag, in dem man Sterne fallen oder durch einen ſchweren und graugelben Nebel hin allerhand Feuerpferde galoppieren ſieht.

„Nun, Gottgetreu. Wie geht es?“

„O gut genug . . Es muß etwas in der Milch geweſen ſein . .“

„Allerdings. In der Milch iſt immer etwas. Und wäre ja ſonſt kein Nahrungsmittel. Aber ſuchen wir die Schuld nicht an falſcher Stelle; die Schuld liegt in der Regel an und in uns ſelber. Ich bitte Sie, Gottgetreu, Sie ſind doch nun auch gegen funfzig . .“

„Zwei und funfzig“ ſimperte der Angeklagte ziemlich kleinlaut vor ſich hin.

„Um ſo ſchlimmer. Und anfällig wie Sie ſind, mit Ihrer natürlichen Beanlagung für Aſthma und Rheumatismus. Sie wollen einen alten Turnvater ſpielen und ohne Halstuch, friſch, fromm und frei, bei Sturm und Regen, in einem wahren Sündflutwetter, auf dem Kurfürſtendamm ſpazieren gehn? Oder gar bis Wilmersdorf. Und abends eine Satte ſaure Milch? Und alles blos, weil Sie draußen in Thüringen ein paar huſtenloſe Tage gehabt haben? Es iſt zum Lachen. Und nun hören Sie, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen: es wird morgens wieder ausgeſchlafen, je länger, je beſſer; und danken Sie Gott, daß Sie nicht vor zehn Uhr früh an die Mitregierung des preußiſchen Staates heranmüſſen. Und wenn Sie zwiſchen drei und vier, wie meine ſächſiſchen Landsleute ſagen, wieder „daheeme“ ſind und ſich's haben ſchmecken laſſen — denn Ihre Frau verſteht es; das weiß ich noch aus alten Zeiten und aus der Roſenthaler Straße her — dann legen Sie ſich auf's Ohr und gönnen ſich den Schlaf und die Ruhe des Gerechten.“

Es ſchien, daß Gottgetreu replicieren wollte.

Der alte Geheimrat ließ es aber nicht dazu kommen und fuhr in ſuperiorem Tone fort: „Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Immer der alte Unſinn von Schlaf und Schlagfluß. Aber die Sache liegt einfach ſo: ‚die meiſten kriegen ihn von zu wenig.‘ Und wenn ich ihn denn ſchon kriegen ſoll, ich meine den Schlagfluß, ſo krieg' ich ihn lieber mit einem Rückblick auf glücklich ausgeruhte, als mit einem Rückblick auf fieberhaft abgehaſpelte Stunden. Und das mit der Milch iſt die Thorheit in der höchſten Potenz und eigentlich ſchon ein halbes Verbrechen. Unſer Magen iſt keine Molkerei, nicht einmal eine Selbelanger, und der civiliſierte Menſch trinkt abends eine Taſſe Thee; das erwärmt ihn und regt ihn an. Und dazu Brot und Fleiſch. Oder doch etwas Tödter'ſchen Aufſchnitt. Ohne das geht es nicht, und ich ſag' Ihnen geradezu, ohne Tödter tödten Sie ſich."

In dieſem Wortſpiele hatte der alte Geheimrat ſeine gute Laune wiedergefunden und ſetzte, während er des Kranken Hand nahm, um noch einmal ſeinen Puls zu fühlen, in freundlicherem Tone hinzu: „So viel alſo für die Zukunft und ins Allgemeine. Für den Augenblick aber erbitt' ich mir ein abſolutes Stillliegen und immer bis hundert zählen und ein dickes Feder-Deckbett an Stelle dieſer nichtsſagenden Steppdecke. Denn Sie ſchleppen einen wahren Erkältungs-Rieſen mit ſich herum, einen ſiebenmal aufeinander getürmten Katarrh. Und der muß erſt heraus. Ich kenne die Sommerfriſchlinge."

Dieſe letzten Worte waren eigentlich ſchon im Vorzimmer geſprochen worden, und Eveline, die dem alten Freunde die Hand drückte, frug ihn ängſtlich mit ihren Augen. „Is nichts" beruhigte dieſer. „Aber es war doch nötig ihm den Kopf zu waſchen. Er wird ſonſt rückfällig."

Und den dritten Tag danach ſaß der leidlich wieder hergeſtellte Rat in einem Polſterſtuhl am Fenſter, ein ſchottiſches Reiſeplaid um die Füße gewickelt. Es war immer noch ein Wetter zum Erbarmen. Eveline las ihm die Zeitung vor und ſagte, während ſie hinaus wies: „Ich denke, Hermann, wir laſſen ein Feuer machen. Es iſt doch nichts behaglicher, als ein warmer Ofen, und eine Lampe mit durchbrochenem Schirm und ein dampfender Theekeſſel und — Reiſepläne für den nächſten Sommer."

Er aber nickte nur und ſagte: „wie Du willſt," und bezeugte durch eine bedingungsloſe Nachgiebigkeit in dieſem und jedem andern Stück, daß das „innere Düppel" einer ſtarken Mannesſeele gebrochen war.

Im Coupé.

(1884.)

„Hier meine Dame," ſagte der Schaffner und riß dienſtfertig die Thür des Coupés auf, um ſofort wieder im Gedränge zu verſchwinden.

Es war auf einer Kreuzſtation drei Stunden vor Köln und im Oſten, von wo der Zug kam, zog ſchon dämmernd der Tag herauf.

Die junge Dame folgte der ihr ſo beſtimmt gegebenen Weiſung und ſtand eben im Begriff in das Coupé einzuſteigen, als ihr aus dem Fond deſſelben ein Herr entgegentrat.

„Pardon", ſagte ſie: „Ich vermutete ein Damen-Coupé."

„Ein Coupé für Nicht-Raucher, meine Dame. Wenn Sie jedoch befehlen . . ." Und er machte Miene, das Coupé zu verlaſſen.

„Bitte, bleiben Sie, mein Herr . . . Nur keine Störungen . . . Uebrigens auch ſchon zu ſpät."

Und ſie nahm ohne weiteres Zögern den ſich ihr zunächſt bietenden Platz ein, während ihr Partner ſich in die Ecke ſchräg gegenüber zurückzog. „Fertig“ klang von draußen die Stimme des Zugführers und beide Inſaſſen hörten nur noch, wie der vorübereilende Schaffner die blos eingeklinkte Coupéthür ſchloß. Im ſelben Augenblicke ſetzte ſich der Zug in Bewegung und nahm unter raſch wachſendem Raſſeln und Klappern alsbald ſeine volle Fahrgeſchwindigkeit.

In der Haltung der Dame drückte ſich, trotz des Vertrauens, das ſie bei dieſer Begegnung gezeigt hatte, eine nur zu begreifliche Spannung und Erregtheit aus, was ihrem Gegenüber nach einer kleinen Weile Veranlaſſung gab, ſich verbindlich und mit einem Anfluge von Humor an ſie zu wenden. „Ich glaube“, begann er, „ſprechen iſt beſſer als ſchweigen, wenigſtens in der Lage, in der wir uns befinden.“

Sie verneigte ſich, während er ſeinerſeits fortfuhr: „Sie haben den Mut eines raſchen Entſchluſſes gehabt, und ich bitte den Schluß daraus ziehen zu dürfen, daß Sie viel gereiſt ſind, in fremden Ländern; international, eine Dame von Welt.“

„Ich könnte dies zugeben“, ſagte ſie, während ſie zu lächeln verſuchte, „wenn es nicht etwas Beängſtigendes hätte, ſich im erſten Moment einer Bekanntſchaft als „Dame von Welt“ angeſprochen zu ſehen. Ein eigentümlich zweiſchneidiges Wort, ſchmeichelhaft und auch wieder nicht. Uebrigens muß eine Dame von Welt mindeſtens dreißig ſein. Und ich bin erſt ſiebenundzwanzig."

„Sonderbar. Als ich ſiebenundzwanzig war (beiläufig das glücklichſte Jahr meines Lebens), war ich in einer ganz ähnlichen Situation wie Sie."

„Nur mit dem Unterſchiede, daß Sie keine Dame waren."

„Nein. Und das macht freilich einen Unterſchied. Aber doch nur in einem Stück. In der großen Hauptſache von Leben und Sterben, eine Sache beziehungsweiſe Frage, die mir damals ziemlich ernſthaft durch den Kopf ging, iſt es gleich."

„Und wo war das?"

„In England."

„Ah."

„Sie waren drüben?"

„Nein. Nicht bis jetzt. Ich ſtehe nur auf dem Punkt . . . Aber ich unterbrach Sie."

„Nun denn alſo, ich kam damals von Brighton, Nachtzug, um auf der wundervollen Küſtenbahn, die zum Teil hart am Meere hinläuft, nach Dover zu fahren. Es ging in raſender Schnelligkeit und nur auf Station Haſtings war eine Minute Verzug. Ich ſaß allein im Coupé. Mit einem Male wurde die Thür raſch aufgeriſſen und ein Herr ſprang herein, ohne daß ſich ein Schaffner oder Eiſenbahnbeamter gezeigt hätte. Faſt im ſelben Augenblick erloſch das in der Mitte des Wagens hängende Lämpchen, und ich ſah nur noch die brennende Cigarre meines Mitreiſenden und das Glühen ſeiner Augen. So wenigſtens ſchien es mir.“

„Und?“

„Daß ich's Ihnen geſtehe, ich ängſtigte mich nicht wenig. Es war dasſelbe Jahr, wo der in London lebende deutſche Schneidergeſelle Franz Müller, unter Ausnutzung einer ſehr verwandten Coupé-Situation, einen ſtattlichen rotblonden Engländer ſeiner Uhr und Kette, ja ſogar ſeiner goldenen Brille beraubt und nach einem verzweifelten Kampfe und unter Oeffnung der Wagenthür ſchließlich auf die Schienen geſtürzt hatte. Keine vier Wochen, daß ich in dem Studium des Prozeſſes ganz aufgegangen war. Und nun war ich vielleicht ſelber der rotblonde Engländer mit der Uhr und der Goldbrille. Daß ich umgekehrt der andere nicht war, wußt' ich nur zu gut.“

„Erzählen ſie mir dies alles,“ bemerkte die Dame, „um ſich angenehm bei mir einzuführen? Oder wohl gar zu meiner Beruhigung?“

„In gewiſſen Sinne, ja. Wenn ich etwas Franz Müllerſches an mir hätte, würd' ich ein ſo naives avis au lecteur aller Wahrſcheinlichkeit nach unterlaſſen und Sie lieber durch eine Geſchichte höherer Tugend und Menſchenfreundlichkeit einzulullen ſuchen.“

„Ah, ich verſtehe. Nichtsdeſtoweniger wär' es mir lieb, Sie ließen das Thema fallen. Es geht mir im Kopf herum und quält mich, nicht um des Augenblicks, wohl aber um meiner nächſten Zukunft willen. Ich will nämlich, wie Sie vielleicht überhört haben, eben jetzt nach England, einem Lande, von dem ich ohnehin die Vorſtellung unterhalte, daß es ein Tauris oder Colchis ſei, wo die Fremden irgend einem Götzen oder ſonſtigem Etwas zu Ehren geopfert werden.“

„Etwas davon trifft auch zu. Nur ſtatt des goldenen Vließes von Colchis haben ſie drüben das goldene Kalb. Und ihm fallen Opfer genug. Trotzdem iſt dies England, über deſſen „shortcomings“, ein unüberſetzbares Wort, ich vollkommen aufgeklärt bin, vergleichungsweiſe das Land der Nicht-Verbrechen.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen.“

„Woraus ich nur erſehe, daß Sie die wichtigſte Zeitungsrubrik, die der ſtatiſtiſchen Notizen, von Ihrer Beobachtung ausgeſchloſſen haben. Sonſt würden Sie weniger verwundert ſein.“

„Eine Vermutung, mein Herr, die doch nicht zutrifft. Im Gegenteil, ich leſe wöchentlich die große europäiſche Sterbetabelle: Breslau 40, Berlin 30, London 20.“

„Da haben Sie's.“

„Was? In dieſer Zahlenſkala hab' ich doch nichts als die Prozentſätze, nach denen man in den großen Städten lebt und ſtirbt.“

„Aber darin liegt alles andere. Denn dem vielzitierten napoleoniſchen Satze ‚daß das Land mit den beſten Nähnadeln auch das der beſten Brauer und Bäcker, der geſchickteſten Architekten und Kunſtreiter ſei und überhaupt alles am beſten habe‘, dieſem Satze möchte ich doch zuſtimmen dürfen. Es ſteht eben alles in einem inneren Zuſammenhang. Der Drang nach Vollkommenheit, wenn er überhaupt erſt Wurzel geſchlagen, entwickelt ſich von dem Augenblick an in jeder Branche des öffentlichen Lebens, und wo man, ſagen wir, Epidemieen am beſten in Check zu halten weiß, weiß man ebenſo das Kriminale beſtmöglichſt in Check zu halten. Mit anderen Worten, wo die Geſundheitspflege dem Tod auf die Finger ſieht, da ſieht auch die Sicherheitspflege dem Dieb auf die Finger, dem Dieb, dem Einbrecher, dem Garotteur. Und ſo immer hinauf auf der Stufe des Verbrechens.“

„Ei, da ſeh ich ja bei dem Schritt über den Kanal, den ich vorhabe, meine Lebenschancen erheblich wachſen. Und mit der Lebenschance vielleicht auch meine Chancen auf Glück.“

„Gewiß, wenn Leben der Güter Höchſtes iſt Aber iſt Leben der Güter Höchſtes? Schiller verneint es und ich meinerſeits möchte von einem „ja“ und einem „nein“ ſprechen dürfen. Nichts hängt an der Exiſtenz an und für ſich, nichts an dem Weg, den wir Leben nennen, als ſolchem, wohl aber alles an dem Zukünftigen, das dieſen Weg begleitet. Und ſo gut bewahrt und äußerlich geſichert das Leben als ſolches in England iſt, ſo wenig beneidenswert iſt es in ſeinen Begegnungs-Einzelheiten für den, der ſich nicht des Vorzugs erfreut, den oberen Zehntauſend zuzugehören. Und welcher Fremde gehörte dazu? Kaum einer.“

„Und am wenigſten eine fremde Governeß, als welche Sie mir geſtatten wollen mich Ihnen hiermit vorzuſtellen.“

„Da ſind wir Kollegen. Ich war mehrere Jahre tutor in Rugby, Grafſchaft Warwick. Aber wozu dieſe nähere Bezeichnung, als handle ſich's um eine Briefadreſſe? Wer Governeß iſt, bedarf keiner Geographienachhilfeſtunde. Rugby. Keine vier Wochen, daß ich mich von ihm trennte! Nun liegt es zurück, auf immer, und nach einem kurzen Beſuch in meiner Vaterſtadt (ich ſollte ſagen auf dem Kirchhofe meiner Vaterſtadt) will ich jetzt über das große Waſſer. Hab' ich doch praktiſch ſein in England gelernt und gehe jetzt über New-York nach Chicago, um daſelbſt eine Schule zu gründen. Ich bin guten Muts und fürchte mich nur ein wenig vor Heimweh und Einſamkeit, denn ein deutſches Herz, und nun gar ein Thüringiſches, ich bin aus dem Schwarza-Thal, hört nicht auf, für ſeinen Duodezſtaat und ſeine Kirchturmſpitze zu ſchlagen. Aber was ſprech' ich davon? Heimweh und Einſamkeit, die meiner vielleicht harren, bedeuten nicht viel, ſind jedenfalls nicht das Schlimmſte; Hohlheit und Hochmut ertragen müſſen, das iſt ſchwerer und das wird Ihr Loos ſein, wenn Sie nicht ein beſonderes Glückskind ſind. Ich hoffe, Sie wiſſen, welchen Schritt Sie thun und welchen Widerwärtigkeiten, ja vielleicht welchen Demütigungen Sie mit einer Art von Wahrſcheinlichkeit entgegengehen."

„Ich weiß es und weiß es auch nicht. Unter allen Umſtänden aber vertraue ich meinem guten Stern und möchte mich, wenn an nichts anderem, ſo doch an dem Ausſpruche aufrichten dürfen, den ich eben erſt Ihrer Güte verdanke: wo die Nähnadeln am feinſten ſind, ſind auch andere Sachen am feinſten. Und unter dieſem anderen auch die Behandlungs- und Umgangsformen.“

„Gewiß. Aber nicht dem Untergebenen und Abhängigen gegenüber. Nein, meine Gnädigſte, dem kann ich nicht zuſtimmen. Der napoleoniſche Satz, den ich ſo leichtſinnig war zu zitieren und auf den Sie ſich jetzt berufen, ſollte nur ausdrücken: wo eine Geſchicklichkeit gedeiht, gedeiht zuletzt jede. Das ſind alles Dinge, die mit dem Schulungs- und Lernevermögen der Menſchen, mit Abrichtung und Drill zuſammenhängen. Aber die Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Welt ſind nicht dieſelben, gehen vielmehr umgekehrt und mit einer gewiſſen Vorliebe ſehr verſchiedene Wege. Beſte Bildhauer und beſte Soldaten, das mag ſich decken und Sie mögen hinzuſetzen: beſte Schauſpieler und beſte Kanzelredner auch. All das läßt ſich lernen. Aber das Herz läßt ſich nicht lernen. Das hat der eine und der andere hat es nicht. Und wie mit den Individuen, ſo mit den Völkern. Am meiſten aber in England. In einem und demſelben Hauſe kann die feinſte geſellſchaftliche Form und die ſchlechteſte Menſchenbehandlung nebeneinander hergehen. Auch in dieſer ſchlechteſten Menſchenbehandlung wird ſich immer noch eine gewiſſe mildernde Form ausſprechen und das eigentlich Brutale wird vermieden werden, aber ſie werden den Eishauch der Liebloſigkeit und Gleichgültigkeit fühlen und vor allem das Von-Oben-Herab, das ſo tief empört.“

„Ein jeder ſchafft ſich ſeine Stellung.“

„Um Gotteswillen, meine Gnädigſte, nur nicht das. Unter allen redensartlichen Sätzen iſt das der redensartlichſte. Stellung ſchaffen im Hauſe eines Lords, deſſen Omnipotenz nur noch von der Hochfahrenheit ſeiner Lady, von den beleidigend in die Front gerückten Zähnen ſeiner Zwillingstöchter und vor allem von den Inſolenzen ſeines dreizehnjährigen Maſters übertroffen wird. Stellung ſchaffen! Es bedarf ſchon eines erheblichen Maßes von Entſchloſſenheit, aus ſolcher Umgebung auch nur zu fliehen und den Mut eines Rückzugs zu haben. Ich will Ihnen mit dem herkömmlichen Vergleiche vom Vogel und der Schlange nicht ernſthaft beſchwerlich fallen, aber das iſt wahr, ein nur halbwegs zaghaftes Herz kennt in ſolcher Lage keinen andern Ausweg als Unterwerfung.“

„Ich glaube doch, daß Sie die Kraft, die Gott auch den Schwachen gegeben, um ein Erhebliches unterſchätzen. Ich habe manches erfahren und allerlei Schmerzliches, ja Schlimmeres als Schmerzliches iſt mir nicht erſpart geblieben. Aber ich darf doch ſagen, ich bin immer ſiegreich aus ſolcher Bedrängnis hervorgegangen. Allerdings hat alles, was ich ſage, eine ganz beſtimmte Vorausſetzung: ein Appell an Ehre, Pflicht und adlige Geſinnung muß möglich und eines Verſtändniſſes und in dieſem Verſtändnis auch einer Würdigung ſicher ſein. Mit einem Worte, das Haus, in das ich eintrete, muß noch ein Gewiſſen haben, wenn auch vielleicht ein tiefverſchüttetes. Iſt dies Gewiſſen aber da, ſo gewinn' ich die Partie, ſo geſtaltet ſich alles zu einer Frage feſten Auftretens und ſelbſtverſtändlich des guten Rechts."

„Und Sie haben das an ſich ſelbſt erfahren?"

„Ja. Und noch dazu im Herzen von Rußland. „„Ich bin in Ihrer Gewalt, Fürſt,"" ſagte ich, „„und Gott und der Zar ſind weit und Sie haben die Macht und die Mittel, mir Ihren Willen aufzuzwingen. Wollen Sie's? Gut. Erniedrigen Sie mich. Aber verlangen Sie nicht, daß ich die Hand dazu biete . ."

„Und?"

„Von Stund' an hatt' ich gute Tage. Er war ſo liebenswürdig, wie nur ruſſiſche Große ſein können, und die Fürſtin, eine große Dame, deren erſtes Auftreten bei Hofe noch in die Kaiſer Nikolaus-Tage fiel, verwöhnte mich wie ihren Papagei. Ich glaube, ſie wußte, was vorauf gegangen. Vielleicht aus ihres Gatten eigenem Munde. Denn es war eine ſonderbare Ehe . . . Doch, Pardon, ich ſehe Sie lächeln.“

„Ja. Doch iſt es ein Lächeln, das einer ganz unperſönlichen Betrachtung gilt.“

„Und welcher, wenn ich fragen darf?“

„Der Betrachtung eines beſtändig fortſchreitenden Amerikanismus, eines eigentümlich freiheitlichen Entwicklungsganges, den zu verfolgen ſeit Jahr und Tag meine Paſſion iſt. Ein ſolcher Appell an Geſinnung und Ehre, nicht blos vom Standpunkte landläufiger Moral, ſondern von einem Standpunkte der Ebenbürtigkeit aus, das ſtammt alles von drüben, das iſt modern, iſt amerikaniſch. Und jede neue Wahrnehmung davon erquickt mich.“

„Ich mag Ihnen nicht widerſprechen, war aber bisher umgekehrt des Glaubens, die neue Welt lebe von Errungenſchaften der alten.“

„In Nebenſachen, ja. Ganze Pilgerzüge von drüben überſchwemmen die paar Inſeln und Halbinſeln, die ſich Europa nennen, und überall begegnet man ihnen, in Dresden vor der Sixtiniſchen, in Rom vor dem Papſt und in Oberammergau vor dem gekreuzigten Chriſtus. Ja, da ſtehen ſie zu Hunderten und Tauſenden und ſtarren und gaffen und kritzeln ihre Notizen in ihre „Guides“ und „Handbooks“ und am Abend alles nochmal in ihre

Tagebücher. Aber was bedeutet es? Unſer altes Europa hat den Charakter einer Reiſeſehenswürdigkeit angenommen, wie Troja, wie Mykenä, wie die Pyramiden, und man bewundert, von Station zu Station, alte Schlöſſer und alte Kirchen, alte Waffen und alte Bilder und ſchließlich auch alte Menſchen. Denn ein Provinzial- oder Kreistags-Deputierter, auch wenn er erſt dreißig Jahre zählt, was iſt er anders als ein alter Menſch?“

Es ſchien, daß ſeine Reiſegefährtin antworten wollte. Er aber überſah es oder wollte es überſehen und fuhr ſeinerſeits fort: „Ich ſage das alles von einem gewiſſen amerikaniſchen Standpunkte aus, den ich, noch eh ich die neue Welt betreten, ſchon ganz aufrichtig zu dem meinigen gemacht habe. Deutſchland, Italien, das alles iſt den Leuten drüben ein bloßer Ausſtellungspark geworden, eine Kunſtkammer, ein archäologiſches Muſeum, und ich würde, wenn ſich's für Amerika um eine ſymboliſche Darſtellung unſeres alten Europa handelte, Schliemann und Frau, mit dem Ausgrabungsſpaten in der Hand, in Vorſchlag bringen. Dabei trifft es ſich glücklich, daß Schliemann ein Mecklenburger iſt. Alles alt, alt. Auch das noch Unverſchüttete wirkt ſchon wie ausgegraben. Zum Studium intereſſant, aber was frommt es dem lebendigen Leben? Und nun vergleichen Sie damit den Einfluß Amerikas auf uns. Unſere Daſeinsluſt hat es auf der einen Seite geſteigert und das Elend, das aller Menſchen Erbteil iſt, hat es auf der anderen Seite, wenn nicht zum Schweigen gebracht, ſo doch eingelullt. Es bedeutet etwas und iſt mindeſtens ein ſinnreicher Zufall, daß wir der neuen Welt alle Mittel verdanken (oder doch die beſten und wirkungsvollſten unter ihnen), unſeren phyſiſchen Schmerz zu ſtillen. Und in der Geiſteswelt iſt es kaum anders. Amerika, wie viel es uns ſchulden mag, hat ein Recht, uns zuzurufen: ‚Unſer Schuldbuch iſt zerriſſen‘.“

„Und fürchten Sie nicht, ſich durch Erlebniſſe vielleicht widerlegt und umgeſtimmt zu ſehn?“

„Nein. Das iſt ausgeſchloſſen. Meine perſönlichen Erwartungen können ſcheitern, aber ich kann in der großen Frage ſelbſt ganz unmöglich anderen Sinnes werden. Es iſt damit wie mit den zehn Geboten oder der Erſcheinung Chriſti. Die zehn Gebote, zu denen ich mich freudig bekenne, mögen mir unbequem werden und die Heilslehre kann mir, ſei's durch meine Schuld oder mein Schickſal, ihren Dienſt und ihren Segen verſagen, aber ich kann nicht erſchüttert werden in meinem Glauben an ihr Recht und ihre Größe.“

„Sie ſo ſprechen zu hören, beglückt mich, und wie jede Begeiſterung mit fortreißt, ſo fühl' ich plötzlich eine Neigung in mir erwachen, England nur als eine Etappe zu nehmen und über kurz oder lang auch meinerſeits den Schritt in die neue Welt hinüber zu wagen."

„Sie ſollten ihn wagen und zwar gleich, heute noch, und ich würde mich freudigen Herzens erbieten, auf lange hin, oder ſagen wir lieber auf immer Ihr Führer, Ihr Anwalt und Beſchützer zu ſein. Darf ich erwarten, den Dienſt, in den ich mich ſtelle, von Ihnen nicht zurückgewieſen zu ſehen?"

Am Horizont ſtieg der Ball herauf und im hellen Widerſchein derſelben erglänzte, während nach unten zu noch alles im Nebel lag, das phantaſtiſche Zackenwerk des Kölner Doms. Die junge Dame ließ das Fenſter herab und die friſche Morgenluft drang ein.

„Ueberlegen wir's", ſagte ſie ruhig, aber in heiterem Tone. „Jeder, der eine neue Rolle ſpielt, übertreibt leicht, auch wenn es die des Führers und Beſchützers wäre. ‚Quickness' ſoll ein amerikaniſches Lebensprinzip ſein. Aber man kann auch darin zu weit gehen."

„Gewiß. Und nur in einem Punkte möcht' ich widerſprechen. Es iſt kein amerikaniſches Lebensprinzip, um das es ſich hier handeln dürfte, ſondern ein Allerweltprinzip, und es lautet: Man ſoll den Augenblick ergreifen. Iſt es der rechte, ſo bedeutet es das Glück.“

Er nahm ihre Hand und ſie zog ſie nicht zurück. Dann ſagte ſie: „Und meine Lady drüben in London?“

„Wahrhaftig ich vergaß ihrer. Und wie hieß ſie?“

„Lady Pimberton, Euſton-Square.“

„Gut. Wir ſchreiben ihr morgen von Brüſſel aus, ſehr artig und wenn es ſein muß ſogar devot. Und Miß Arabella (ſo wird ſie doch wohl heißen) wird ihren ungariſchen Tanz auch unter anderer Anleitung ſpielen lernen. Ich kenne britiſchen Muſik-Enthuſiasmus und alle Pimbertons, darauf leb' ich und ſterb' ich, ſpielen nur einen Tanz. Mehr wäre Virtuoſentum. Und Virtuoſentum iſt „low“ und „shocking“. Aber da iſt Köln. Ich denke, wir richten unſre nächſten Schritte nach dem Dom und reichen uns noch einmal die Hand vor ſeinem Altarbild und ſeiner die Welt und das Heil in Händen haltenden Himmelskönigin.“

Der Karrenſchieber von Griſſelsbrunn.

(1885.)

Der Sommer hatte mich nach Norderney geführt, nicht um zu baden, ſondern lediglich um mal wieder die See zu ſehen und bei der Gelegenheit ein Rendezvous mit ein paar alten Freunden zu haben, die regelmäßig ihre Ferien auf der, ohne ſchön zu ſein, doch ſo reizvollen Nordſee-Inſel zubrachten. Dieſe Regelmäßigkeit des Beſuchs hatte auch zur Herrichtung eines Stammtiſches geführt, in einem ziemlich abgelegenen Lokal, unmittelbar am Strande. Wir hätten, von ſeiner Höhe her, unſeren Becher mit Leichtigkeit ins Meer werfen können, ganz wie der König von Thule. Statt deſſen zogen wir es aber vor, über altes und neues zu plaudern, ja, verſtiegen uns eines Abends bis zu dem Vorſchlag, jeder ſolle, der Reihe nach, eine Geſchichte zum beſten geben, aber es müſſe Selbſterlebtes ſein. Das war Bedingung. Der letzte, der das Wort nahm, war Baurat Oldermann.

„Ich möchte“ hob dieſer an „eine Geſchichte von einem Karrenſchieber erzählen und zwar, damit das Kind vom Anfang an einen Namen hat, die Geſchichte vom Karrenſchieber von Griſſelsbrunn.

Nun Griſſelsbrunn, vordem eine nicht unberühmte Heilquelle, war ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts nebenher auch noch ein großer Kaffeegarten geworden, unmittelbar vor der Stadt L., und als dieſe, wie Sie wiſſen, im Laufe der 70er Jahre ſich auszudehnen und alle Vororte und Nachbardörfer in ſich aufzunehmen begann, kam auch Griſſelsbrunn an die Reihe. Kaum daß man die immer noch in Ehren gehaltene Quelle reſpektierte. Die ringsherum ſtehenden Pavillons und Buden aber fielen ſofort und die Platanen und Ahornbäume ſchließlich auch, — alles um einem großen Hotelbau, ſamt einem Bazar im Erdgeſchoß, Platz zu machen. Ich wurde, nach Gutheißung meiner Pläne, mit der Oberleitung des Ganzen betraut und überzeugte mich, gleich beim erſten Spatenſtich, daß bei der meiſt ſumpfigen Terrainbeſchaffenheit, vor allem ein feſter Untergrund geſchaffen werden müſſe. Damit ging ich denn auch vor und gab einem Bauführer und einem alten Polier, der uns als Ortsangehöriger gute Dienſte leiſtete, die nötigen

Weiſungen. Lange Bretterreihen wurden gelegt und ein paar Dutzend Karrenſchieber in Dienſt geſtellt, um den nötigen Kies und Sand, ganze Berge, heranzuſchaffen und von oben her in die Baugrube hinabzuſchütten. Zweimal des Tages ſprach ich vor, um nach dem Rechten zu ſehen, denn mir ſowohl wie den Unternehmern lag daran, den Bau noch vor dem Herbſt unter Dach zu bringen. Alles war ruhig, fleißig, geſchickt, am geſchickteſten aber ein rotblonder, ſchlanker, beinahe ſchöner Mann von Mitte dreißig, der ſich, ohne daß er ſich abgeſondert oder den Aparten und Schweigſamen geſpielt hätte, doch ganz erſichtlich von dem Reſt der Mannſchaft unterſchied. Er war größer und ſtärker, Vollbart, die Augenlider gerötet, aber nur wenig. Statt der Jacke trug er ein enges Röckchen, dazu eine Militärmütze und dickſohlige Schnürſchuhe, die mal einem Alpenreiſenden gehört und gedient haben mochten. Alles war in deſolateſter Verfaſſung und überall von eigener Hand geflickt und zuſammengenäht, aber der Schnitt dieſer ramponierten Kleidung und vor allem die Haltung deſſen, der darin ſteckte, machten es unmöglich, über ihn hinzuſehen. In jeder ſeiner Bewegungen ſprach ſich, um das Modewort zu gebrauchen, ein beſonderer „Schick" aus, am meiſten aber in der Art, wie er mit der Karre hantirte. Die Schiebebäume feſt in der Hand haltend, hielt er mit dem Karrenrade genau die Mitte der Bretterlage, nicht viel anders, als ob es ſich um ein Balancierkunſtſtück im Zirkus gehandelt hätte, der eigentlichſte Triumph ſeiner Geſchicklichkeit aber war immer der Umkippungsmoment, wo er mit einem raſchen und kräftigen Ruck den Inhalt der Karre von oben her in die Baugrube ſtürzte.

Das ging ſo Tage lang, und als anderthalb Wochen um waren, nahm ich Veranlaſſung mit dem Polier zu ſprechen und mich nach dem Manne, der in allem ſo ſehr von ſeiner Umgebung abwich, zu erkundigen. Aber der Polier war außer ſtande, meine Neugier zu befriedigen und wußte nichts, als daß ſich der Betreffende vor etwa zehn oder zwölf Tagen zur Arbeit gemeldet habe. ‚Und da nahm ich ihn. Denn karren kann jeder. Freilich, daß er nicht von uns iſt, iſt leicht zu ſehen. Sehen Sie bloß ſeine Hände. Verbrannt, aber doch keine Arbeitshände.‘ Dies war alles, was ich erfuhr. Wenig genug und half mir nicht weiter. Da nahm ich denn eines Tages Veranlaſſung, an den Gegenſtand meiner Neugier, oder richtiger meiner Teilnahme, ſelber heranzutreten und ihm zu ſagen, „ich bäte ihn, mich nächſten Sonntag in meiner Wohnung zu beſuchen; von neun bis elf werd' er mich ſicherlich treffen.“

Und er kam auch. Sein Anzug, was auf einen Zuſtand höchſter Not deutete, war derſelbe wie Alltags: daſſelbe Röckchen, dieſelben Schnürſchuhe, nur alles ſehr geputzt und gebürſtet, ſo daß ich den Eindruck einer herabgekommenen Exiſtenz, eines Mannes von urſprünglich guter Erziehung und beſten Manieren im verſtärkten Maße hatte. Er blieb in der Thür ſtehen, verbeugte ſich und ſagte: ‚ich hätte befohlen‘. Dann bat ich ihn Platz zu nehmen. Er rührte ſich aber nicht und ſah mich nur an und wartete, bis ich ihn anreden würde. Das that ich denn auch. „Sie werden erraten haben, weshalb ich Sie gebeten habe, zu mir zu kommen. Sie gehören einer anderen Geſellſchaftsſchicht an und die ‚Karre zu ſchieben‘ iſt Ihnen nicht an der Wiege geſungen worden. Sie ſind aus einem guten Hauſe, haben Schulen beſucht und ſind dann früher oder ſpäter geſcheitert, mit Schuld oder ohne Schuld, ſagen wir mit, das iſt das Wahrſcheinlichere. Spiel, Weiber, Wechſel, vielleicht falſche. Und dann war es vorbei und die Geduld erſchöpft und Sie hatten keine Familie mehr. Und ſo kam es, wie's kam . . .“

Jeden meiner Sätze hatte er mit einem leiſen

Kopfnicken begleitet und als ich abſchließend und fragend hinzuſetzte: Iſt es ſo? ſagte er: Ja. Es iſt ſo. Wir waren unſerer neun; davon ſechs auf Schulen und in der Armee. Der Vater konnte nicht mehr . . .‘

„Gut; ich verſteh'. Ich weiß genug und will nicht in Geheimniſſe eindringen. Und nun hören Sie. Ich bin nicht reich, aber ich habe Verbindungen und denke, daß ich Ihnen helfen kann, wenn Sie Hilfe wollen.“

Er ſchwieg.

„Ich werde,“ fuhr ich fort, „mit dem Polier oder beſſer mit dem Bauführer ſprechen; er wird Ihnen eine andere Stellung auf dem Bau geben, und ich werde für Ihre Kleidung ſorgen. Wo ein Wille iſt, iſt auch ein Weg. Sie ſind groß und ſtark (ich hoffe auch innerlich) und Sie werden ſich herausretten. Hier iſt meine Hand. Alles wird davon abhängen, ob Sie die Kraft haben, dieſe Hand zu faſſen und zu halten.“

Er kam auf mich zu und ich ſah, daß ſich ſein Auge mehr und mehr gerötet hatte. Dann ſprach er mir kurz und knapp ſeinen Dank aus und ich fühlte, daß eine Thräne auf meine Hand fiel. Dabei war ich bewegt, wie er ſelbſt und unter wiederholtem Zuſpruche meinerſeits ſchieden wir.“

Noch denſelben Tag ſprach ich mit dem Bauführer, der, wie gewöhnlich, ſo auch an dieſem Sonntage mein Tiſchgaſt war. Er ging auf alles ein und verſprach, das Seine zu thun, „aber freilich, bis vor Ende der Woche werde ſich ſchwerlich was thun oder auch nur Rat ſchaffen laſſen.“ Ich war einverſtanden und trat an demſelben Abend noch eine kleine Reiſe nach Dresden an, die mich drei Tage von meinem Bau fern hielt. Als ich zurückkam, war das Erſte, daß ich nach meinem Karrenſchieber ausſah. Er war aber nicht da.

„Sagen Sie, Polier, wo iſt der . . . Nun Sie wiſſen ſchon, wen ich meine.“

„Weiß. Er iſt nicht wieder gekommen.“

Ich war erſchüttert und ließ Nachforſchungen anſtellen, wobei mich die Behörden aufs Bereitwilligſte unterſtützten. Aber umſonſt. Es war keine Spur von ihm zu finden. Wohin war er? In die neue Welt — oder weiter? . . .

Eine Frau in meinen Jahren.

(1886.)

„Erlauben Sie mir, meine gnädigſte Frau, Ihnen Ihren Becher zu präſentiren . . .“

Die Dame verneigte ſich.

„Und Ihnen auf Ihrer Brunnenpromenade Geſellſchaft zu leiſten. Immer vorausgeſetzt, daß ich keine Verlegenheiten ſchaffe.“

„Wie wäre das möglich, Herr Rat! Eine Frau in meinen Jahren . . .“

„Es giebt keine Jahre, die gegen die gute Meinung unſerer Freunde ſicher ſtellen. Am wenigſten hier in Kiſſingen.“

„Vielleicht bei den Männern.“

„Auch bei den Frauen. Und wie mir ſcheinen will, mit Recht. Ich erinnere mich eines kleinen anekdotiſchen Hergangs aus dem Leben der berühmten Schroeder . . .“

„Der Mutter der Schroeder-Devrient?“

„Derſelben.“

„Und was war es damit?"

„Eines Winters in Wien ſprach ſie von ihrem zurückliegenden Liebesleben und von dem unendlichen Glücksgefühl, all dieſe Thorheit nun endlich überwunden und vor den Anfällen ihrer Leidenſchaft Ruhe zu haben. Und einigermaßen indiskret gefragt, wann ſie den letzten dieſer Anfälle gehabt habe, ſeufzte ſie: vor zwei Monaten."

„Und wie alt war ſie damals?"

„Dreiundſechzig."

„Alſo mehr als nötig, um meine Mutter zu ſein. Und doch bleib' ich bei meinem Ausſpruch: ‚eine Frau in meinen Jahren' . . . Aber wer war nur die ſtattliche Dame, der Sie ſich geſtern anſchloſſen, um Sie als Cavaliere servente bis an den Finſterberg zu begleiten?"

„Eine Freundin, Baronin Aßmannshauſen, und ſeit vorgeſtern Großmutter, wie ſie mir ſelbſt mit Stolz erzählte."

„Mit Stolz? Aber doch noch hübſch und lebhaft. Und dazu der feurige Name. Sehen Sie ſich vor und gedenken Sie der Schroeder."

„Ach, meine Gnädigſte, Sie belieben zu ſcherzen. Ich, für mein Teil, ich darf ſagen, ich habe abgeſchloſſen."

„Wer's Ihnen glaubt! Männer ſchließen nie ab und brauchen es nicht und wollen es auch nicht. Soll ich Ihnen, blos aus meiner näheren Bekanntſchaft, die Namen derer herzählen, die noch mit Siebzig in den glücklichſten Eheſtand eintraten? Natürlich Kriegshelden, die den Zug eröffnen und ſchließen . . . Aber hier iſt ſchon der Brückenſteg und die Lindelsmühle. Wollen wir umkehren und denſelben Weg, den wir kamen, zurückmachen oder gehen wir lieber um die Stadt herum und beſuchen den Kirchhof? Er iſt ſo maleriſch und weckt der Erinnerungen ſo viele. Sonderbarerweiſe auch für mich. Oder beſuchen ſie nicht gerne Kirchhöfe?“

„Grabſteine leſen nimmt das Gedächtnis.“

„Dem ließe ſich auf einfachſte Weiſe vorbeugen: man lieſt ſie nicht . . . Aber freilich, es giebt ihrer unter dem ſtarken Geſchlecht ſo viele, die ſich überhaupt nicht gerne daran erinnern laſſen, daß alles einmal ein Ende nimmt, mit anderen Worten, daß man ſtirbt.“

„Ich für meine Perſon zähle nicht zu dieſen, mein Leben liegt hinter mir und ich darf Ihnen ruhig wiederholen: ich habe abgeſchloſſen.“

Die Dame lächelte ſtill vor ſich hin und ſagte: „Nun denn alſo, zunächſt um die Stadt und dann nach dem Kirchhof.“

Und dabei paſſierten ſie den Lindelsmühl-Steg und ſchlugen einen Wieſen- und Feldweg ein. Ueber ihnen zog Gewölk im Blauen und beide freuten ſich des friſchen Luftzuges, der von den Rüblinger Bergen her herüberwehte. Hart am Weg hin blühte roter Mohn, und die Dame bückte ſich danach und begann die langen Stiele zuſammenzuflechten. Als ſie ſchon eine Guirlande davon in Händen hielt, ſagte ſie: „Der rote Mohn, er iſt ſo recht die Blume, die mir zukommt; bis Sechszehn blühen einem die Veilchen, bis Zwanzig Roſen und um Dreißig herum die Verbenen, an deren deutſchem Namen ich klüglich vorübergehe. Dann iſt es vorbei, man pflückt nur noch Mohn, heute roten und morgen vielleicht ſchon weißen Mohn und flicht ſich Kränze daraus. Und ſo ſoll es auch ſein. Denn Mohn bedeutet Ruhe.“

* * *

So ſchritten ſie weiter, bis der von ihnen eingeſchlagene Feldweg wieder auf eine breite, dicht neben einem Parkgarten hinlaufende Fahrſtraße führte. Platanen und Ahorn ſtreckten ihr Gezweige weit über das Gitter hin, aus dem Parke ſelbſt aber, der einem großen Hotel zugehörte, rollten in eben dieſem Augenblicke junge Sportsmen auf die faſt tennenartige Chauſſee hinaus, Radfahrer, Bicycle-

Virtuoſen, die hoch oben auf ihrem Reitſtuhl ſaßen und unter Gruß und Lachen vorüberſauſten. Ihre kleinen Köpfe, dazu die hageren, im engſten Tricot ſteckenden Figuren, ließen keinen Zweifel darüber, daß es Fremde waren.

„Engländer?“

„Nein Amerikaner,“ ſagte die Dame, „meine täglichen vis-à-vis an der Table d'hote. Und ſonderbar, mir lacht immer das Herz, wenn ich ſie ſehe. Das friſchere Leben iſt doch da drüben und in nichts war ich mit meinem verſtorbenen Manne, der ein paar Jahre lang in New-York und an den großen Seen gelebt hatte, ſo einig, wie in dieſem Punkt und wir ſchwärmten oft um die Wette. Die Wahrheit zu geſtehen, ich begreife nicht, daß nicht alles auswandert.“

„Und ich meinerſeits teile dieſen Enthuſiasmus und habe mich, eh ich ins Amt trat, ernſthaft mit dem Plan einer Ueberſiedelung beſchäftigt. Aber das liegt nun zwanzig Jahre zurück und iſt ein für allemal begraben. Amerika, weil es ſelber jung iſt, iſt für die Jugend. Und ich . .“

„. . . habe abgeſchloſſen,“ ergänzte ſie lachend. „Freilich, je mehr Sie mir's verſichern, je weniger glaub' ich's. Sehen Sie, dort iſt der Finſterberg, nach dem Sie geſtern Ihren langen Spaziergang richteten und der ſie jetzt zu fragen ſcheint: ‚Wo haben Sie die Frau Baronin?‘ .. Wie hieß ſie doch?“

„Ich denke, wir laſſen den Namen und was den Finſterberg angeht, er ſieht mich zu gut aufgehoben, um ſolche Fragen zu thun.“

* * *

Unter ſolchem Geplauder waren ſie bis an ihr vorläufiges Ziel gekommen und ſtiegen an dem Bildſtöckl vorbei, die Steintreppe zu dem Kirchhofe hinauf. In dem gleich links gelegenen Meßnerhauſe ſtanden alle Thüren auf und auf Dach und Fenſterbrett quirilierten die Spatzen.

„Ich übernehme nun die Führung,“ ſagte die Dame. „Grabſteine leſen, ſo bemerkten Sie, nimmt das Gedächtnis. Gut, es ſoll wahr ſein. Aber ganz kann ich es Ihnen nicht erlaſſen. Sehen Sie hier . . . Kindergräber; eines neben dem andern. Und nun leſen Sie.“

Der Begleiter der Dame ſäumte nicht zu gehorchen und las mit halblauter Stimme: ‚Hier ruht das unſchuldige Kind . . .‘ Aber kaum, daß er bis zu dieſem Wort geleſen hatte, ſo trat er aus freien Stücken näher an den Grabhügel heran, um neugierig den vom Regen halb verwaſchenen Namen bequemer entziffern zu können.

„O nicht doch“ unterbrach ſie lebhaft. „‚Hier ruht das unſchuldige Kind‘, das reicht aus, das iſt genug, und immer, wenn ich es leſe, giebt es mir einen Stich ins Herz, daß gerade dies die Stelle war, wo die Preußen einbrachen, hier, durch eben dieſes Kirchhofsthor, und das Erſte, was ſie niedertraten und umwarfen, das waren dieſe Kreuze mit ihrer ſchlichten, ſo herzbeweglichen Inſchrift . . Aber kommen Sie, Kindergräber erzählen nicht viel und ſind nur rührſam. Ich will Sie lieber zu Ruth Brown führen.“

„Zu Ruth Brown? das klingt ſo engliſch.“

„Und iſt auch ſo: Generalin Ruth Brown. Uebrigens iſt die Geſchichte, die ſich an ihr Grab knüpft, und zwar ganz äußerlich an ihr Grab als ſolches, eigentlich die Hauptſache. Denken Sie, die Generalin hat hier eine Art Mietsgrab bezogen oder wenigſtens ein Grab aus zweiter Hand.“

„A second-hand grave?“

„Ja, ſo könnte man's beinah nennen. Dies Grab hier hatte nämlich urſprünglich einen anderen Inſaſſen und war die leicht ausgemauerte Behauſung eines bei Kiſſingen gefallenen Offiziers. Als dieſer Offizier aber in ſeine, wenn ich nicht irre, weſtpreußiſche Heimat geſchafft und die Gruft wieder leer war, wurde ſie neugewölbt und neu gewandet und nun erſt zog die Generalin ein. Es iſt überhaupt ein Kirchhof mit beſtändig geſtörter Ruhe, was niemand eindringlicher erfahren hat, als der hier.“

Und dabei war die Dame von dem Grabe der Generalin an ein Nachbargrab herangetreten, aus deſſen Inſchrift ihr Begleiter unſchwer entzifferte, daß der Sattlermeiſter Karl Teſchner aus Groß-Glogau ſeine letzte Wohnung darin gefunden habe.

„Haben Sie geleſen?“

„Ja. Was iſt damit?“

„Nichts Beſonderes . . . Und doch ein Grabſtein, den ich nie zu beſuchen unterlaſſe. Sehen Sie ſchärfer hin und Sie werden erkennen, daß es ein zuſammengeflickter Stein iſt. Und das kam ſo. Den 7. Juli 65 ſtarb hier (denn leider auch Kurgäſte ſterben) der Groß-Sattlermeiſter, deſſen Namen Sie ſoeben geleſen haben und wurde den 10. deſſelben Monats an dieſer Stelle begraben. Und genau ein Jahr ſpäter, ja faſt auf die Stunde, ſchlug hier, vom Altenberg her, eine preußiſche Granate mitten auf den Grabſtein und ſchleuderte die Stücke nach allen Seiten hin auseinander. Etwas unheimlich. Aber das Ganze hat doch, Gott ſei

Dank, ein verſöhnliches Nachſpiel gehabt, denn kaum daß die Glogauer Bürgerſchaft von dem Grabſteinunglück ihres Groß-Sattlermeiſters gehört hatte, ſo zeigte ſie ſich befliſſen für Remedur zu ſorgen und hat die Grabſteinſtücke wieder zuſammenkitten und alles in gute Wege bringen laſſen. Eine Moſaik, die mehr ſagt, als manche Muſeums-Moſaik. Aber nun bin ich matt und müde geworden und Sie müſſen mich, ehe ich Sie freigebe, noch bis an meine Lieblingsſtelle begleiten.“

Es war dies eine von einer Trauereſche dicht überwachſene, ziemlich in der Mitte des Kirchhofes gelegene Bank, in deren unmittelbarer Nachbarſchaft ein prächtiger und durch beſondere Schönheit ausgezeichneter Granitwürfel mit Helm und Schwert hoch aufragte.

„Wem gilt es?“

„Einem Freunde. Ja, das war er mir. Und daß ich es geſtehe, mehr noch als das. Und dann kam das Leben, um uns zu trennen. Aber dieſe früheſten Eindrücke bleiben, wenigſtens einem Frauenherzen. Faſt ein Menſchenalter iſt darüber hingegangen (ich war noch ein halbes Kind damals) und wär' ich geſtorben, wie's mein Wunſch und meine Hoffnung war, ſo hätt' es auch auf meinem Grabſteine heißen dürfen: „Hier ruht das unſchuldige

Kind.“ Aber ich ſtarb nicht und that was alle thun und vergaß oder ſchien doch zu vergeſſen. Ob es gut und ob ich glücklich war? Ich habe kein Recht zu Konfidenzen. Aber es wurde mir doch eigen zu Sinn, als ich vor drei Wochen zum erſten Male dieſen Kirchhof betrat und nach ſo viel zwiſchenliegender Zeit und ohne jede Spur von Ahnung, welches Wiederfinden meiner hier harren würde, dieſem Denkmal und dieſem mir ſo teuren Namen begegnete.“

„Was trennte Sie? Können Sie's erzählen?“

„Eine Frau in meinen Jahren kann alles erzählen, ihre Fehler gewiß und ihre Fehltritte beinah. Aber erſchrecken Sie nicht, ich bin allezeit entſetzlich conventionell und immer auf der graden Straße geweſen, faſt mehr als mir lieb iſt. Es heißt zwar, die Straße ſei zu bevorzugen und es mache glücklich, auf einen glatten Lebensweg zurückblicken zu können. Und ich will es nicht gradezu beſtreiten. Aber intereſſanter iſt der Rückblick auf ein coupiertes Terrain.“

* * *

So ſprachen ſie weiter und während ihr Geſpräch noch andauerte, hatte ſich ihnen der alte Meßner genähert, zwei Stocklaternen in der Rechten und einen großen Kirchenſchlüſſel an einem Lederriemen über den Arm gehängt.

„Was giebt es?“

„Ein Begräbnis, gnädige Frau. In a Viertelſtund' müſſens da ſein. A Kind wie a Engel. Aber G'vatter Tod iſch a Kenner un wenn er kann, nimmt er nichts ſchlechts. I werd' a paar Stühl' zurecht ſtelle für die gnädge Frau und den Herrn Gemoahl.“

„Nicht doch, Meßner, der Herr da iſt nicht mein Gemahl. Er iſt ſchon ein Witwer und hat abgeſchloſſen.“ Und dabei malte ſie mit dem Sonnenſchirm in den Sand.

„Hätt i doch g'dacht, Sie wär'n a Paar, un a ſtattlich's un glücklich's dazu, ſo gut paſſe Sie zuſammen. Und ſo charmant; beſunners die gnädge Frau.“

„Aber Meßner, Sie werden mich noch eitel machen . . Eine Frau in meinen Jahren . .“

„Ach, die Jahre ſind nichts, das Herz iſt alles. Und ſo lang es hier noch ſchlägt, hat keiner abgeſchloſſen. Abſchluß giebt erſcht der Tod. Aber da kummen's ſchon. Und's is Zeit, daß i geh un die Lichter anſteck.“

Indem auch hörte man ſchon Geſang von der Straße her und nicht lange mehr, ſo ſahen ſie den

Zug die Steinſtufen heraufkommen, erſt die Chorknaben, mit Kerzen und Weihrauchbecken, und dann der Geiſtliche in ſeinem Ornat. Dahinter aber der Sarg, der von ſechs Trägern, zu deren Seite ſechs andere gingen, getragen wurde. Und hinter dem Sarg her kamen die Leidtragenden und zwiſchen den Gräbern hin bewegte ſich alles auf die Kirchhofskapelle zu.

„Sollen wir uns anſchließen?“

„Nein,“ antwortete ſie. „Ich denke, wir bleiben, wo wir ſind; es iſt mir, als müßt' es mich dadrinnen erdrücken. Aber mit unſerem Ohre wollen wir folgen, die Thür ſteht auf und die Luft iſt ſo ſtill. Und ich glaube, wenn wir aufhorchen, ſo hören wir alles.“

Und dabei flog ein Schmetterling über die Gräber hin und aus der Kirche her hörte man die Grabreſponſorien.

Er nahm ihre Hand und ſagte: „Die Tote drinnen vorm Altar predigt uns die Vergänglichkeit aller Dinge, gleichviel ob wir in der Jugend ſtehen oder nicht. Uns gehört nur die Stunde. Und eine Stunde, wenn ſie glücklich iſt, iſt viel. Nicht das Maß der Zeit entſcheidet, wohl aber das Maß des Glücks. Und nun frag' ich Sie, ſind wir zu alt um glücklich zu ſein?“

„Um abgeſchloſſen zu haben?“

„Es iſt ein ſonderbarer Zeitpunkt, den ich wähle,“ fuhr er fort, ohne der halb ſcherzhaften Unterbrechung, in der doch ein gefühlvoller Ton mitklang, weiter zu achten. „Ein ſonderbarer Zeitpunkt: ein Friedhof und dies Grab. Aber der Tod begleitet uns auf Schritt und Tritt und läßt uns in den Augenblicken, wo das Leben uns lacht, die Süße des Lebens nur um ſo tiefer empfinden. Ja, je gewiſſer das Ende, deſto reizvoller die Minute und deſto dringender die Mahnung: nutze den Tag.“

* * *

Als die Ceremonie drinnen vorüber war, folgten beide dem Zuge durch die Stadt und eine Woche ſpäter wechſelten ſie die Ringe. Verwandte, Freunde waren erſchienen. Bei dem kleinen Feſtmahl aber, das die Verlobung begleitete, trat eine heitere Schwägerin an Braut und Bräutigam heran und ſagte: „Man ſpricht von einem Motto, das Eure Verlobungsringe haben ſollen. Oder doch der Deine, Marie.“

„Kannſt Du ſchweigen?“

„Ich denke.“

„Nun denn, ſo lies.“

Und ſie las: ‚Eine Frau in meinen Jahren‘.

Onkel Dodo.

(1886.)

Es war im Hochſommer, als ich in Beantwortung eines an einen gutsbeſitzenden Freund gerichteten Briefes folgende Zeilen empfing:

„Insleben a. Harz, den 20. Juli.

Lieber Freund! Es freut ſich alles hier, Dich wieder zu ſehen, am meiſten meine Frau, die nun mal von den großſtädtiſchen Neigungen und Gewohnheiten nicht laſſen kann. Du wirſt auf der Veranda die herkömmlichen Dreiſtunden-Geſpräche mit ihr führen und neben Litteratur und Theater vielleicht auch die kirchliche Controverſe mit bekannter Unparteilichkeit beleuchten. Aber ſei nicht zu gerecht. Frauen ſind für Parteinahme, verſteht ſich, wenn es ihrer Partei zu gute kommt. Um dieſe Plaudereien, ſo denk' ich mir, wirſt Du nicht herum kommen, auch kaum herum kommen *wollen*, wenn Du nicht inzwiſchen ein anderer geworden biſt. Im übrigen, und dies iſt die Hauptſache, werden wir ſorglich im Auge behalten, was Dich zu uns führt: Du ſollſt von niemandem geſtört werden, und ganz Deiner Erholung leben können. Sollte ſich ein anderer Beſuch einfinden, was nicht wahrſcheinlich, aber bei der Nähe des Harzes und ſeiner ſommerlichen Anziehungskraft immerhin möglich iſt, ſo kennſt Du ja unſer Haus, und weißt, daß es Raum genug hat, ſich darin zurückziehen zu können. Karoline vereinigt ihre Grüße mit den meinigen. Auch die Kinder freuen ſich, und ſind im voraus angewieſen, ihr Gepolter auf Flur und Treppen zu mäßigen. Komme denn alſo, je früher, je beſſer, und je länger, je beſſer. Ich denke, Du ſollſt alles finden, was Du ſucheſt, am meiſten aber Ruhe.

Dein Otto."

Zwei Tage ſpäter traf ich in Insleben ein, und freute mich, die lieben Geſichter wieder zu ſehen. Alle Kinder traten an: Albert, der Aelteſte, war gewachſen, Alfred hatte ſich embellirt, Arthur desgleichen, und nur Leopold, der Jüngſte, hatte nach wie vor ſein gutmütig, breites Geſicht und ſeine Sommerſproſſen. Am meiſten aber erfreuten mich Alice und Maud, die zu kleinen Damen herangewachſen waren. Es fehlte nicht an den üblichen Scherzen und Vergleichen, denn mein Freund, wie der Leſer bereits bemerkt haben wird, hatte bei der Namensgebung an ſeine Kinder die britiſche Königsfamilie als Muſter genommen. Ja, es war ein glückliches Wiederſehen, der Hausherr zeigte ſich unverändert in ſeiner Freundſchaft, und die noch ſchöne Mutter erſchien unter ihren Kindern immer nur als die älteſte Schweſter. Auch die Plauderluſt war geblieben, und wir ſaßen gleich am erſten Abend noch auf der Veranda, als das Dorf ſchon ſchlief und in dem ausgedehnten Parke vor uns nichts weiter hörbar war, als das Waſſer, das über ein Wehr fiel. Alles war ſo ſtill und die Lampe vor uns flackerte kaum.

⁂

Es war ſehr ſpät, als ich treppauf in meine Stube ging. Sie hatte nur ein breites Fenſter, ein ſogenanntes Fall- oder Schiebefenſter, an das ich mich nun ſetzte. Der Blick war derſelbe wie von der Veranda aus, aber ſchöner und freier, und ich ſah in die Sterne hinauf, und atmete höher und tiefer. Und bei jedem Atemzuge war mir, als ob ich Geneſung tränke. Dann ging ich zu Bett, und die lieblichen Bilder der eben erſt durchlebten Stunden ſetzten ſich in meinem Traume fort. Ich ſah grüne Wieſen, und Maud und Alice beim Reifenſpiel, und die Reiſen flogen bis an den Himmel und fielen nicht wieder nieder. Und auf einer Graswalze ſaß die ſchöne Frau und ſah dem Spiele zu, das die Mädchen mit einem leiſen Geſange zu begleiten begannen. Aber die Mutter verbot es: „Er ſchläft, und wir wollen ihn nicht wecken, auch nicht mit Geſang.“

Ich war früh auf, ging durch den Park, und hatte den ganzen Tag über ein Gefühl, als ob ſich mein Leben nach dem Traume der letzten Nacht geſtalten ſolle: Kein lauter Ton traf mein Ohr, und Alt und Jung übte die Rückſicht, mich frei ſchalten und walten zu laſſen. Ich wußte wohl, wem ich dies alles, und damit zugleich ein raſcheres Fortſchreiten meiner Reconvalescenz zu danken hatte. Luft und Licht heilen und Ruhe heilt, aber den beſten Balſam ſpendet doch ein gütiges Herz

* * *

Es war noch keine Woche vergangen und ich fühlte mich ſchon ein durchaus anderer. „Du biſt ja wie ausgetauſcht,“ ſagte Freund Otto beim Morgenkaffee. „Ich denke, Karoline, wir dürfen ihm jetzt ein zweites Frühſtücks-Ei verordnen. Und noch eine Woche, dann kriegt er einen geröſteten Speck. Und haben wir Dich erſt bei dem Mauſebraten, ſo haben wir Dich auch in der Falle und Du kommſt ſo bald nicht wieder fort.“

Ich ſtimmte zu, nahm an der Heiterkeit von ganzem Herzen Teil und machte, nachdem ich mich auf eine halbe Stunde verabſchiedet hatte, meinen gewöhnlichen Morgenſpaziergang. Als ich zurückkam, war der Frühſtückstiſch noch nicht abgeräumt, vielmehr fand ich das Ehepaar über Briefen, die mittlerweile vom Poſtboten abgegeben waren. Einige dieſer Briefe reichte Otto zu ſeiner Frau hinüber. Ich konnte deutlich wahrnehmen, daß ſich ein Lächeln um ihren Mund zog, als ſie die eine Handſchrift erkannte. Bald aber ſah ich auch, daß ſie mich von der Seite her anblickte, wie wenn ſie mir etwas nicht ganz Angenehmes mitzuteilen habe. Sie beſann ſich aber wieder und ſagte halblaut zu ihrem Manne: „Es wird ſchon gehen, Otto,“ was dieſer durch ein Kopfnicken beſtätigte. Trotzdem konnt' ich den ganzen Tag über eine gewiſſe Zerſtreutheit an ihr bemerken, zugleich eine größere Heiterkeit, als ihr ſonſt wohl natürlich war und die, weil nicht ganz natürlich, mit Anflügen leiſer Verlegenheit wechſelte. Dies alles entging mir nicht, aber ich legte kein Gewicht darauf und erſt am anderen Morgen war es mir zweifellos geworden, daß man ein Geheimnis vor mir habe.

Der Tag war heiß, dazu hatte mein Zimmer die Vormittagsſonne; links neben dem Fenſter aber lag alles in Schatten und an dieſe Schattenſtelle ſchob ich jetzt Tiſch und Stuhl und las. Freilich nur kurze Zeit. Eine Müdigkeit überfiel mich, die mir freilich unendlich wohl that und um ſo wohler, als ich darin ein neues Zeichen wiederkehrender Geneſung ſah. So that ich denn das Buch aus der Hand und lehnte mich in den Stuhl zurück. In dieſer Lage mocht' ich zehn Minuten oder auch mehr in einem erquicklichen Halbſchlummer zugebracht haben, als ich durch ein lautes Getöſe geweckt wurde, laut, wie wenn die wilde Jagd die Treppe herauf käme. Und eh ich mich noch zurechtfinden konnte, ward auch ſchon die Thür aufgeriſſen und der jüngſte Sommerſproſſige ſtürzte mit dem Ruf auf mich zu: „Er iſt da, er iſt da!“

„Wer denn?“

„Onkel Dodo.“

Ich wußte nicht, wer Onkel Dodo war, war aber verſtändig genug, mich ohne weiteres zu freuen. „Ei, das iſt ſchön,“ ſagte ich.

„Freilich,“ rief der Junge. „Freilich iſt das ſchön.“

Und damit war er wieder hinaus.

Eine Viertelſtunde ſpäter kam der Diener, um mich zum zweiten Frühſtück zu rufen. Es ſei heut etwas früher, weil der „alte Herr“ eben angekommen ſei.

„Onkel Dodo?“

„Zu Befehl.“

„Aber ſagen Sie, Friedrich, wer iſt das?“

„Das iſt der Mutter-Bruder der gnädigen Frau. Regierungs- und Baurat. Aber ſchon lang a. D.“

„Verheiratet?“

„Nein. Alter Junggeſell.“

„Nun gut. Ich komme gleich.“

Und da man auf dem Lande nicht warten laſſen darf, am wenigſten, wenn ein Beſuch angekommen iſt, ſo war ich in fünf Minuten unten und wurde vorgeſtellt.

Onkel Dodo ſchüttelte mir die Hand und lachte herzlich. „Sie werden mir vorgeſtellt, aber ich nicht Ihnen. Meine liebe Karoline behandelt mich immer wie eine hiſtoriſche Perſon, die man kennen muß. Sagen wir wie Bismarck. Und ich habe doch nur dies hier mit ihm gemein.“ Und dabei wies er auf die Stirn. „Aber ich meine nicht den Kopf. In dem, mein lieber Doktor, iſt er mir über.“

„Ich bin ohne Titel, Herr Regierungsrat, abſolut ohne Titel.“

„Deſto beſſer! Uebrigens was ich ſagen wollte, Kopf hin, Kopf her, es braucht nicht jeder ein Gehirn zu haben wie Kant oder wie Schopenhauer. Oder gar wie Helmholtz. Sie kennen Helmholtz? Der ſoll die größte Stirnweite haben, noch mehr als Kant, der im Uebrigen mein Liebling iſt, von wegen dem kategoriſchen Imperativ. Aber das laſſen wir bis ſpäter, das ſind ſo Geſpräche für eine Nachmittagspartie nach dem Waldkater oder der Roßtrappe. Denn es iſt dummes Zeug, daß man unterwegs oder beim Steigen nicht ſprechen ſolle. Gerade da. Das dehnt aus und der Sauerſtoff ſtrömt nur ſo in die Lunge. Natürlich muß man eine Lunge haben. Nu, Gott ſei Dank, ich hab' eine. Und Du auch, Leopold, nicht wahr, Junge? Wer Sommerſproſſen hat, wird doch wohl eine Lunge haben? Haſt Du?“

„Freilich, Onkel. Aber haſt Du uns auch was mitgebracht?“

„Prächtiger Kerl, Praktikus. Vor dem iſt mir nicht bange. Natürlich hab' ich was mitgebracht, natürlich. Und hier iſt der Schlüſſel, dieſer dritte, und nun lauf' auf mein Zimmer und ſchließe den Reiſeſack auf und pack' aus. Ich komme gleich nach und werd' alles verteilen, an Gerechte und Ungerechte. Oder ſeid ihr alle Gerechte? Oder alle Ungerechte?“

„Ungerechte, Onkel.“

„Das iſt brav, Ungerechte! Die Gerechtigkeit iſt blos für die Komik. Da hab' ich vorigen Winter was geleſen, ich glaube, ‚die drei gerechten Amtmänner‘ . .“

„Kammmacher,“ verbeſſerte Karoline.

„Richtig, Kammmacher. Verſteht ſich, verſteht ſich, Kammmacher. Amtmänner iſt Unſinn, Amtmänner ſind nie gerecht . . . Aber da kommt ja der Lammbraten. Das iſt brav, Karoline. Du kennſt meine ſchwache Seite; Lammbraten, er hat ſo viel Altteſtamentariſches, ſo was Ur- und Erzväterliches.“ Und dabei nahm er Platz und band ſich die Serviette vor. „Aber nicht aus der Keule, lieber Otto,“ fuhr er fort. „Wenn ich bitten darf, eine Rippe, das heißt ein paar; ich bin fürs Knaupeln und was am Knochen ſitzt, iſt immer das Beſte.“

So ſprach er weiter, und weil ihn das Sprechen und Knaupeln ganz in Anſpruch nahm, konnt' ich ihn, ohne daß er's merkte, gut beobachten. Er mochte Mitte fünfzig ſein, eher drüber als drunter, und konnte füglich als das Bild eines alten behäbigen Garçons gelten. Er war ganz und gar in blanke graue Leinwand gekleidet, die faſt einen Seidenſchimmer hatte; die Weſte war derartig weit ausgeſchnitten, daß man hätte zweifeln können, ob er überhaupt eine trüge, wenn nicht vorne, ganz nach unten zu, zwei kleine Knöpfe mit einem dazu gehörigen Stück Zeug ſichtbar geworden wären. Auch der Rock wirkte zeugknapp und ſipperich, eine ſeiner Seitentaſchen aber, aus der ein großes Taſchentuch heraushing, ſtand weit ab und das wenige blonde Haar, deſſen er ſelbſt ſchon ſcherzhaft erwähnt hatte, war in zwei graugelben Strähnen links und rechts hinter das Ohr geſtrichen. Demohnerachtet — wie ſchon die ſeidenglänzende Leinwand verriet — gebrach es ihm nicht an einer gewiſſen Eleganz. Um den Hemdkragen, der halb hochſtand, halb niedergeklappt war, war ein ſeidenes Tuch geſchlungen, vorn durch einen Ring zuſammengehalten, während auf ſeiner fleiſchigen und etwas großporigen Naſe eine goldene Brille ſaß. Letztere war in gewiſſem Sinne das wichtigſte Stück ſeiner Ausrüſtung. Er nahm ſie beſtändig ab, ſah ſich, zugekniffenen Auges, die Gläſer an, zog aus der abſtehenden Taſche ſein Taſchentuch und begann zu reiben, zu hauchen und wieder zu reiben. Dann fuhr er mit dem Tuche nach der Stirn, tupfte ſich die Schweißtropfen fort und ſetzte die Brille wieder auf, um nach fünf Minuten denſelben Prozeß aufs neue zu beginnen. Alles übrigens, ohne ſeinen Redeſtrom auch nur einen Augenblick zu unterbrechen.

An mir ſchien er allmälig ein Intereſſe zu nehmen und befragte mich nun mit ſeinen Augen. Aber es war kein eigentlich ſchmeichelhaftes Intereſſe, ſondern nur ein ſolches, das ein Arzt an ſeinem Kranken nimmt. Er hatte ſchon gehört, daß ich Angegriffenheits halber aufs Land gekommen ſei, was, neben einiger Mißbilligung, viel Heiterkeit in ihm wachgerufen hatte. „Das kenn' ich, das kenn' ich; das ſind dieſe modernen Einbildungen. Ich habe mir von dieſen nervöſen Herrchen erzählen laſſen. Denke Dir, Karoline, von einem hab' ich gehört, er könne nur in blau leben und in rot ſchlafen. Ei, da bin ich doch beſſer dran, ich ſage Dir, ich ſchlafe den ganzen Tuſchkaſten durch. Uebrigens mit dieſem hier iſt es nicht ſo ſchlimm. Er hat ſich verweichlicht und iſt blos deshalb nicht recht im Zug. Aber ſein Material iſt gut und ich will von heut ab von Thee und engliſchen Biscuits leben, wenn ich ihn nicht in acht Tagen wieder auf die Beine bringe. Laß mich nur machen. Er muß nur erſt wieder Vertrauen zu ſich ſelbſt faſſen, und einſehen lernen, daß er, wenn nötig, einen Baum ausreißen kann. Es ſind das Patienten, die durch wohlthätigen Zwang, oder, wenn Du willſt, durch den kategoriſchen Imperativ, durch eine höhere Willenskraft wieder hergeſtellt werden müſſen.“

Ich war gleich nach dem gemeinſam eingenommenen Frühſtück auf mein Zimmer zurückgekehrt und ohne jedes Wiſſen und Ahnen, welches Geſpräch inzwiſchen über mich geführt wurde, hatte ich doch ein ſehr beſtimmtes Gefühl, daß nach Eintreffen dieſes Beſuches meine glücklichen Tage gezählt ſeien. Ich empfand, daß ein Wirbelwind in der Luft ſei, der mich jeden Augenblick faſſen könne, und ſo warf ich mich in einen Lehnſtuhl und ſeufzte: „Meine Ruh' iſt hin.“

Es ſchien aber faſt, als ob ich mich geirrt haben ſollte, die nächſten Stunden vergingen ſtiller und ungeſtörter, als gewöhnlich, und eine flüchtige Hoffnung überkam mich, meine Situation doch für ſchlimmer und verzweifelter als nötig angeſehen zu haben. Ich las alſo wieder, ſchrieb einen langen Brief und fütterte die Vögel, die ſich auf mein Fenſterbrett geſetzt hatten — dann vernahm ich von fern her das Rufen des Kukuks und frug ihn: „wie viel Tage bleib' ich noch?“ „Kukuk“ und dann ſchwieg er wieder. „Nur einen Tag.“ Das ſchien mir doch zu wenig und ich mußte lachen!

Eine halbe Stunde ſpäter klangen die bekannten drei Schläge zu mir herauf, die regelmäßig zu Tiſch riefen, denn im Hauſe meines Freundes wurde nicht geläutet, ſondern mit einem Paukenſtocke gegen ein chineſiſches oder mexikaniſches Schild geſchlagen. Es war immer, als begänne der Opferdienſt in Ferdinand Cortez.

Ich beeilte mich wie gewöhnlich, war aber doch der letzte (Maud ausgenommen, die dafür einen ſtrafenden Blick erhielt) und gleich danach wahrnehmend, daß Onkel Dodo den Arm der Hausfrau nahm, nahm ich Maud am zweiten Finger ihrer linken Hand und ſagte: „Daß Du mich gut unterhältſt, Maud.“

„Geht nicht. Und iſt auch nicht nötig.“

„Aber warum nicht?“

Ich fühlte, wie ſie, während ich ſo fragte, mit dem Finger ſchelmiſch in meiner Handfläche kribbelte. Zugleich hob ſie ſich auf die Zehenſpitzen und flüſterte mir zu: „Onkel Dodo.“

Natürlich war es ſo, wir verſtanden uns und kaum, daß ſie das aufſchlußgebende Wort geſprochen hatte, ſo nahmen wir auch ſchon unſere Plätze, die nicht mehr dieſelben waren, wie die Tage vorher. Ich ſaß heute zwiſchen Maud und Alice, der Hausfrau gegenüber, die wiederum ihrerſeits zwiſchen ihrem Gatten und Onkel Dodo placirt war, oder auch ſich ſelber placirt hatte. Das Tiſchgebet, das ſonſt, trotz tiefwurzelnden Rationalismus im Inslebener Herrenhauſe Hausſitte war, fiel aus Rückſicht für Onkel Dodo fort, der, um ihn ſelber redend einzuführen, „ſolche Kinkerlitzchen“ nicht liebte.

Wir hatten unſere Servietten eben erſt auseinandergeſchlagen, und uns über die große ſchöne Melone, die der Gärtner uns auf den Tiſch geſetzt hatte, noch nicht ganz ausbewundert, als ich auch ſchon wußte, weshalb wir im Hauſe, zwiſchen Frühſtück und Mittag, drei ſtille Stunden verlebt hatten: Onkel Dodo war mit den vier Jungen im Park geweſen, um in einem breiten ſtillen Waſſer, das hier floß, ein paar neue, für Alfred und Arthur mitgebrachte Angelruten zu probieren. Sie hatten auch 'was gefangen, einen fetten Aland, der jetzt als zweites, etwas fragwürdiges Gericht in Ausſicht ſtand.

Alles ließ ſich gut und heiter an und Onkel Dodo vor allem, nachdem er die Serviette bandelierartig umgeknotet und ſeine Brille, zu vorläufiger Raſt, unter den Rand der Melonenſchüſſel geſchoben hatte, konnte füglich als ein Bild des Frohſinns und Behagens gelten. Und ihm war auch ſo, wie er ausſah. Als er aber den dritten Löffel Suppe genommen hatte, zog er ſein Sacktuch aus der Taſche, wiſchte ſich die Schweißtropfen von Stirn und Naſenſattel und ſagte, während er ſich oſtentativ fächelte: „Kinder, es iſt reizend bei Euch, aber eine kannibaliſche Hitze: wenn ich nicht Maud und Alice vis-à-vis hätte, würd' ich glauben, in einem ruſſiſchen Bade zu ſitzen. Oder doch in einem römiſchen, was um einen Grad anſtändiger und civiliſierter iſt. Ich bitte das Fenſter aufmachen zu dürfen.“

Und er wollte ſich erheben. Aber Karoline ſagte: „Du mußt verzeihen, lieber Onkel, unſer Freund iſt Reconvalescent und ſehr empfindlich gegen Zug.“

Onkel Dodo lachte. „Zug, Zug. Es iſt noch kein halbes Jahr, daß ich mit einem Auſtralier, einem älteren Herrn aus Melbourne oder Sydney, von Meiningen nach Kiſſingen fuhr. Charmanter Kerl, noch friſch trotz ſeiner fünfzig. Er ſagte mir, daß er alle zwei Jahre herüber käme, Geſchäfte halber, und das erſte Wort, das er jedesmal höre, wäre „es zieht.“ Und gleich darauf würd' alles herunter gelaſſen und hermetiſch verſchloſſen. Ja, liebe Karoline, ſo ſprechen Auſtralier über Deutſchland, Antipoden, Papuas und halbe Känguruhvettern. Und was das ſchlimmſte iſt, ſie haben recht. Es giebt viele Lächerlichkeiten, aber das lächerlichſte iſt die Furcht vor dem Zug. Und damit müſſen wir brechen. Denn was iſt Zug? Zug iſt eine Art

Doppel-Luſt. Und nun frag' ich Dich, iſt eine Doppelkrone ſchlechter als eine einfache? Beſſer iſt ſie. Was gut iſt, wird in der Steigerung beſſer."

Ein paar Fenſterflügel waren inzwiſchen aufgemacht worden, und Onkel Dodo, nachdem er ein paar Luftzüge gethan und tief aufgeatmet hatte, fuhr fort: „Ich halte Luft für das nötigſte Bedürfnis, anregend und nervenſtärkend und bei Tiſch erſetzt es mir den Tiſchwein. Und nun noch eins, lieber Doktor, worüber wir uns notwendig verſtändigen müſſen. Ich haſſe nichts mehr, als Zudringlichkeit mit Ratſchlägen, laſſe grundſätzlich alles gehen und kümmere mich um nichts, aber dies Unbekümmertſein hat ſchließlich ſeine durch Moral und Chriſtenpflicht gezogenen Grenzen und wenn ein Kind über einen Schießplatz laufen will, ſo halt' ich es zurück, und wenn einer auf dem Punkt iſt, zu ſticken, ſo bring' ich ihn aus der Stickluft ins Freie. Doktor, Doktor, ich bitte Sie! Drinnen in der Stadt laß ich es mir gefallen, laß ich mir **alles** gefallen; gut, gut, ich bin kein Tyrann. Aber Sie ſind jetzt grad' eine Woche hier, hier am Fuße des Harzes, und fürchten ſich vor Luft? Unerhört, unbegreiflich. Um was ſind Sie denn hier? Um Bilder und Bücher willen? Oder um die Wache heraustreten zu ſehen, wenn eine Prinzeſſin vorbeifährt? Um was geht man denn aufs Land? Um friſcher Luft willen. Und nun haben Sie ſie, können ſie jeden Augenblick in vollen Zügen trinken und wollen den Erfriſchungsbecher, um deſſentwillen Sie hier ſind, freventlich zurückſchieben. Ich ſehe wohl, ich bin zu rechter Zeit gekommen Und wäre ich gleich hier geweſen, ſo ſäh' es bereits anders mit Ihnen aus. Luft, Waſſer, Bewegung, — alles andere iſt Gift. Ich wecke Sie morgen früh und dann beginnen wir unſere Kur. Um ſechs Uhr ein Bad, natürlich kalt, daß uns die Zähne klappern, und dann abgerieben, bis wir rot wie die Krebſe ſind, und dann angezogen und eine Stunde durch den Park. Und danach das Frühſtück Und wenn wir dann morgen Mittag einen Zug hier haben, daß die Servietten flattern, als hingen ſie noch draußen auf der Leine — glauben Sie mir, es thut Ihnen nichts. Immer nur Courage haben und Vertrauen zu ſich ſelbſt. In jedem von uns ſteckt ein Held und ein Weichling, und es iſt ganz in unſeren Willen gegeben, ob wir's mit der Kraft oder mit der Unkraft halten wollen. Ich habe meine Wahl getroffen und hab' auch ſchon manchen bekehrt. Und nun ſind Sie dran, das heißt am Bekehrtwerden zu Kraft und Geneſung und in vierzehn Tagen iſt es Ihnen gleich, ob wir einen Nordoſt oder eine Windſtille haben."

Ich blickte verlegen vor mich hin und ſagte dann, er habe gewiß recht und ich wolle auch keinen Verſuch machen, ihn mit eigener Weisheit zu widerlegen. Ich berief mich nur auf den Sprüchwörter-Schatz deutſcher Nation und erlaubte mir, ihm zwei davon in Erinnerung zu bringen: „alte Bäume dürften nicht verpflanzt werden", das ſei das eine, und das andere: „aus einem Haſen ſei kein Löwe zu machen."

Er lachte herzlich, und fuhr dann ſeinerſeits fort: „Hören Sie, Doktor, das gefällt mir. Sie ſagen, aus einem Haſen ſei kein Löwe zu machen. Sehen Sie, wer ſich ſo preisgiebt, mit dem hat es noch gute Wege. Ja, Doktor. Und dann, was heißt Haſe? Seien Sie nur ein richtiger, ein richtiger Haſe könnt' Ihnen Muſter und Vorbild ſein. Immer wachſam, immer im Kohl und wenn's Not thut, anderthalb Meilen in zehn Minuten. Eine ſolche Force-Tour und Sie ſind für immer aus der Miſère heraus."

„Ich glaub' es."

„Und ſie ſind für immer aus der Miſère heraus," wiederholte Onkel Dodo mit Nachdruck, ohne meiner leiſen Verſpottung zu achten.

Ich hatte ſo geſeſſen, daß ich bei Schluß der

Mahlzeit ein Reißen in der ganzen rechten Seite fühlte, ſchwieg aber und führte Maud auf die Veranda, wo jetzt der Kaffee genommen wurde.

Dies war ein reizender, von wildem Wein überwachſener Platz, nach vorn hin offen, mit einem freien Blick auf einen quadratiſchen und von einer Böſchung eingefaßten Teich. Auf dem Waſſer ſchwammen Schwäne, und eine Strick-Fähre führte nach der von Baumgruppen umſtellten Parkwieſe hinüber, die ſich jenſeits des Teiches dehnte. Weit zurück aber, und über einen abſchließenden Waldſtrich hinweg, ragte der Brocken auf, mit ſeinem in der klaren Luft deutlich erkennbaren Brockenhauſe. Nähe und Ferne gleich ſchön. Um den Tiſch her ſtanden Garten- und Schaukelſtühle, und Alice, die die Häusliche war, goß den Kaffee in die kleinen Meißner Taſſen. Ein Diener reichte herum, während ein zweiter, ein Tablett in der Hand, je nach Wahl einen Cognac oder Allaſch oder ein Basler Kirſchwaſſer in die kleinen Kryſtallgläschen ſchenkte. „Ah, das iſt gut,“ ſagte Onkel Dodo. „Ich haſſe, was ſich „Likör“ nennt, und wenn er auf „jette“ endigt, ſo haſſ' ich ihn doppelt. Es hat etwas Franzöſiſches, etwas Süßliches, ein Aniſette, ein Noiſette, ein Roſette. Aber wo die gebrannten Waſſer anfangen, fang' ich auch an. Waſſer iſt immer gut, gebrannt oder nicht. Ah, ein delikates Kirſchwaſſer . . .“

In dieſem Augenblick ſah er, daß ich dankte. „Präſentieren Sie dem Doktor nur noch ’mal; er wird ſchon nehmen. Ein ſolcher Rachenputzer iſt auch ein kategoriſcher Imperativ. Er hat ’was Männliches und ſonderbar, ich bin abhängig von ſolchen Dingen. Ich kann Freundſchaft halten mit Leuten, die ſich einen Rettig oder einen Limburger aufs Brod legen, und zwei, drei Nordhäuſer herunter kippen, aber ich könnte nicht Freundſchaft halten mit einem Manne, der von Baiſer-Torte lebt und Crême de Cacao nippt.“

Ich verneigte mich gegen ihn und ſagte, daß ich ihm darin vollkommen beipflichtete. Nichts deſtoweniger könnt’ ich ihm nicht zu Dienſten ſein, ich hatte ſehr empfindliche Membranen und mein Zäpfchen entzündete ſich leicht.

Er lachte wieder. „Ein Zäpfchen. Und nun gar ein entzündetes Zäpfchen. Aber woher das alles? Alles von dem unglücklichen Flanell und den Binden und Bandagen, die ſchon auf dem Fechtboden ein Unſinn ſind und nun mit doppelter Watte mit ins Philiſterium hinüber genommen werden. Immer Tücher und Kravatten, heute ſeidene, morgen wollene, ja, einen kannt’ ich, der be-

UNIV BIBL
BERLIN

ſtändig ein rotes Florett-Band trug, wahrhaftig, wie, wegen geheimnisvollen Mordes, vom Scharfrichter appliciert. Und es war noch ein Glück, daß ihm's die Leute nicht zutrauten und auch nicht zutrauen konnten, denn er war die größte Milchſuppe, die mir in meinem Leben vorgekommen iſt. Ich bitte Sie, was ſoll Ihnen die hohe Kravatte, die Sie da tragen und die vielleicht noch gefüttert iſt. Ein Kopf muß ſo frei ſitzen, wie wenn er ſagen wollte: „hier bin ich." Das kleidet. Und dazu braucht man einen uneingeſchnürten Hals, einen Hals au naturel. Ein entzündetes Zäpfchen. Hab' ich je ſo was gehört! Aber laſſen wir's. Und nun ſage mir, Otto, fahren wir in den Wald oder bleiben wir?"

„Ich denke, wir bleiben," bat Alice.

„Ja, Kind, das iſt leicht geſagt, wir bleiben. Aber was nehmen wir vor? Wir können hier doch nicht vier Stunden auf der Veranda ſitzen und darauf warten, ob die Brockenhaus-Fenſter in der untergehenden Sonne glühen werden oder nicht."

„O wir ſpielen."

„Spielen. Gut; meinetwegen. Aber was mein kleiner Schatz, was? Iſt eine Kegelbahn da."

Der Hausherr zuckte die Achſeln.

„Dacht' ich's doch. Ich glaube, Otto, Du hältſt das Kegeln für nicht fein und vornehm genug, iſt Dir zu ſpießbürgerlich und ärgerſt Dich, wenn die Kugel ſo hindonnert und der Junge, der im beſten Fall immer nur ein Hemd und eine Hoſe anhat, alle Neune ſchreit. Aber Du haſt unrecht, Otto. Nichts iſt fein oder unfein an ſich, es kommt lediglich darauf an, wozu wir die Dinge machen oder wie wir uns dazu ſtellen. Das Allergewöhnlichſte kann auch wieder das Aparteſte ſein. Ich ſage Dir, eine gute Kegelpartie geht über alles: Rock und Weſte weg und den Gurt angezogen und nun die Kugel in der flachen Hand gewogen, als ob es die Weltkugel wär' oder die Schickſalskugel und es hinge Leben und Sterben dran. Und nun richtig aufgeſetzt und ſiehe da, alle Hälſe recken ſich und am weiteſten der, der an dem ſchwarzen Schreibebrett ſitzt, und „baff“, da liegen ſie wie gemäht. Und nun werden die alten Kegelwitze laut und der alte Conrektor ſagt: ‚wie Grummet ſah man unſere Leute die Türkenglieder mähn‘. O, ich ſage Dir, Otto, das iſt wohl hübſch. Aber Du willſt nicht und ſo haben wir denn blos die Wahl zwiſchen Boccia und Cricket.“

„Boccia,“ ſagte Maud.

„Ich bin für Cricket,“ unterbrach Onkel Dodo, „trotzdem es engliſch iſt und alles Engliſche mir wider den Strich geht. Aber Cricket iſt was gutes, (mehr als Boccia) und da heißt es denn aufpaſſen und die Beine in die Hand nehmen. Ich ſchlage den Ball und der Doktor muß laufen und ich freue mich ſchon kindiſch darauf, ihn laufen zu ſehn. Er muß laufen bis er fällt und wenn er, drüben auf der Wieſe, die paar hundert Schritt zwiſchen dem Teich und der Sonnenuhr erſt ein Dutzend Mal auf und abgelaufen iſt und ſich den rechten Arm beim Ballwerfen dreimal verrenkt hat, ſo hat er gar kein Zäpfchen mehr und trinkt morgen ein Basler Kirſchwaſſer mit mir um die Wette und übermorgen ein Danziger Goldwaſſer."

Und während er noch ſo ſprach, war ſchon alles die Böſchung hinab ins Boot und die Kinder zogen am Strick, bis die Fähre drüben landete. Dann kam das Spiel, an dem ich anfangs widerwillig, dann aber vergnüglich teilnahm, bis der Abend da war. Alles hatte mich erfreut und erquickt, und ich ſtand einen Augenblick ſchon auf dem Punkt, mich mit meinem Schickſal, das doch nicht ſo ſchlimm ſei, zu verſöhnen. Als ich aber um die neunte Stunde, wie gewöhnlich, in mein Zimmer hinauf wollte, legte ſich eine ſchwere Hand auf meine Schulter, eine Hand, die mich gleich fühlen ließ, weſſen ſie war, und Onkel Dodo ſagte mit jener

Miene von Wohlwollen und Beſtimmtheit, der nicht zu widerſtehen war: „O nicht doch, Doktor, Sie dürfen noch nicht zur Ruhe. Ich habe ſchon mit Otto geſprochen und die Kinder folgen und tragen die Fackeln.“

„Aber, mein Gott, was giebt es? Soll wer begraben werden?“

„Im gewiſſen Sinne, ja. Wir wollen nämlich Hechte ſtechen, ich habe Harpunen mitgebracht.“

* * *

Als ich um Mitternacht den Tag überdachte, war es mir, als hätt' ich bis zu dem Erſcheinen Onkel Dodos in Insleben nicht länger als anderthalb Stunden, nach ſeinem Erſcheinen aber wenigſtens anderthalb Wochen zugebracht. Es ſchwirrte mir der Kopf und ich wußte nur nicht, ob ich mehr betäubt war von dem, was mir die letzten vierundzwanzig Stunden gebracht hatten, oder mehr in Angſt und Sorge vor dem, was mir mutmaßlich bevorſtand. So viel war gewiß, aus dem ſtillen Schäferſpiel war im Handumdrehen eins jener unruhigen Verwechslungs- und Verwandlungsſtücke geworden, in denen an der Hinterkuliſſe der Bühne wenigſtens drei Thüren und drei Fenſter ſind, in die beſtändig aus- und eingegangen oder hinaus-

und hineingeklettert wird und unter jeder Tiſchdecke hockt einer und in jedem Kleiderſchranke hat ſich einer verſteckt.

Im übrigen ſchlief ich leidlich und war gleich nach ſechs auf. Am Frühſtückstiſche traf ich Onkel Dodo, der ſich allerperſönlichſt unter eine Flut von Vorwürfen ſtellte, und zwar darüber, daß er die ſchönſte Tageszeit verſchlafen habe. Als ich ihm erwiderte „es ſei ja kaum ſieben“ überkam ihn wieder einer ſeiner großen Heiterkeitsanfälle, die jedesmal etwas Elementares hatten. „Erſt ſieben“ pruſtete er heraus. „Auf dem Lande, ... drei Stunden nach Sonnenaufgang, ... und erſt ſieben.“ Endlich zur Ruhe gekommen, ſchlug er das zu ſeinem Frühſtück gehörige rohe Ei mit der Spitze auf und ſagte, während er es ziemlich geräuſchvoll in einem Zuge austrank: „Freu' mich über Sie. Sie haben ſeit geſtern Mittag ordentlich Farbe gekriegt und ich ſag' Ihnen, noch drei Tage und Sie wundern ſich über ſich ſelbſt und kommen ſich, Pardon, ſelber höchſt komiſch vor, 'mal von Zug und Zäpfchen geſprochen zu haben. Ein entzündetes Zäpfchen. Kapital; wundervoll! Aber wenn geholfen werden ſoll, ſo muß Syſtem in die Sache kommen. Ich kann Sie nicht mit einem bißchen Cricket kurieren und auch nicht mit Hechtſtechen. All das laß ich mir als hors d'oeuvre gefallen, aber ohne Regelmäßigkeit in der Anwendung der Mittel giebt es keine Kur. Es trifft ſich gut, daß unſere liebenswürdigen Wirte für den Augenblick nicht zugegen ſind, und ſo ſchlage ich denn vor, wir machen ein Programm, oder, wenn Sie wollen einen Stundenplan. Denn in der That, eine jede Stunde muß herangezogen werden. Und da denk' ich mir denn . . . aber bitte, ſchieben Sie mir das kalte Huhn heran, ich will es noch mal damit verſuchen. Karoline ſprach von jungen Hühnern; nun gut, ſie mag es ſo nennen, aber alt und jung iſt ein dehnbarer Begriff und ich darf ſagen, ich habe jüngere gegeſſen. Otto, der beſte Menſch von der Welt, hat hundert Vorzüge, nur Gourmand iſt er nicht. Ich auch nicht, aber ich kann wenigſtens ein altes Huhn von einem jungen unterſcheiden."

Ich lachte, was ihm wohlthat, denn er hatte das Bedürfnis, ſeine Jovialität auch anerkannt zu ſehen. „Ah, Sie lachen. Sehen Sie, das gefällt mir. Sie wiſſen, im Mittelalter, in den alten Zeiten, als der Aberglaube und der ſchwarze Tod Arm in Arm über die Welt gingen, wenn da wer nieſte, ſo galt es als ein gutes Omen und unſer einfaches „Zur Geſundheit" ſoll ſich aus jenen Zeiten herſchreiben. Aber was iſt das Nieſen gegen das

Lachen! Und ſo viel iſt gewiß, wenn ich einen herzlich lachen höre, ſo möcht ich ihm immer „zur Geſundheit“ zurufen. Ja, Doktor, gratulor. Sie ſind jetzt wirklich Rekonvaleſcent und ich biete jede Wette, daß ich in acht Tagen Staat mit Ihnen mache. Denn Sie haben auch die Tugend, gehorſam zu ſein.“

Ich wollte mich dagegen verwahren, er ſchnitt mir aber die Gelegenheit dazu nicht nur durch eine Handbewegung, ſondern auch durch ein lauteres Sprechen ſeinerſeits ab und fuhr fort: „Alſo das Programm. Unſer Sechs-Uhr-Bad haben wir verſäumt und ein Bad unmittelbar nach dem Frühſtück geht nicht. So geb' ich Sie denn bis neun Uhr frei. Sie ſehn, ich bin nicht ſo ſchlimm, wie Sie vielleicht meinen. Auch weiß ich recht gut, ein Mann wie Sie, will ſich mal ſammeln oder einen Brief ſchreiben. Nicht wahr? Ich ſeh's Ihnen an, daß Sie viel Briefe ſchreiben, eine ſchreckliche Angewohnheit und wer ſie mal hat, wird ſie nicht wieder los. Alſo bis neun. Und um neun gehen wir eine Stunde ſpazieren, halten uns an dem Inslebener See hin und nehmen das verſäumte Frühbad nach . . Sie ſchwimmen doch?“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Ei, ei. Aber es thut nichts, und wenn etwas paſſiert, ich kann tauchen und hole Sie wieder herauf. Unſer zweites Frühſtück nehmen wir dann unmittelbar nach dem Bade. Für den Platz laſſen Sie mich ſorgen. Keine tauſend Schritt hinter dem See liegt der Burgberg, hundertachtzig Stufen, etwas ſteil; da klettern wir hinauf, ſetzen uns auf eine Steinbank und haben das ſchattige Buchengezweig über und die ſonnige Landſchaft vor uns: erſt den See mit dem breiten Rohrgürtel und den wilden Enten, die beſtändig auffliegen und niederfallen, mal ſchwimmen und mal tauchen und bei dieſer Gelegenheit ihres Daſeins beſſeren Teil in den blauen Himmel ſtrecken. Und dann kommt ein Wind über den See und fächelt uns an und ſchüttelt die Buchecken vom Baum, wenn es ſchon welche giebt, ich bin meiner Sache nicht ſicher, und dabei ſitzen wir und verzehren ein Sool-Ei und überfliegen den blauen Strich der Berge bis zu dem alten Brocken hinauf, der mit ſeinem Backofen-Profil die ganze Vorgrundsherrlichkeit überragt."

Ich ſah ihn verwundert an, ihn mit ſo viel poetiſcher Emphaſe ſprechen zu hören, aber er wiederholte nur „. . der die ganze Vorgrundsherrlichkeit überragt und was am meiſten in Betracht kommt, uns mit aller Dringlichkeit einlädt, ihn zu beſuchen. Und er ſoll nicht lange mehr auf uns warten. Heut iſt es zu ſpät; wir haben (mir immer wieder ein Vorwurf) die beſten Stunden verſchlafen, aber morgen, morgen. Wir machen's in einem Tag und bei Sonnenuntergang ſind wir wieder zurück.“

„Aber der Sonnenuntergang iſt ja gerade das Beſte.“

„Thorheit. Erſtens iſt der Mittag ebenſo gut wie der Abend, und wenn es blendet, was vorkommt, ſo ſetzen wir eine blaue Brille auf. Und dann zweitens, und das iſt die Hauptſache: ‚das Ziel iſt nichts und der Weg iſt alles‘, ohne welche Wahrheit und Reiſeweisheit die ganze Brockenreputation ſich keinen Sommer lang halten könnte. Denn haben Sie ſchon je wen geſprochen, der vom Brocken aus 'was geſehen hätte? Ich nicht. Und iſt auch nicht nötig. Worauf es ankommt, das ſind die Stationen: in Hohenſtein einen Wachholder, auf der ſteinernen Rinne was Belegtes, in Schierke zwei Seidel und auf dem Brocken zu Mittag. Aber im Freien. Und wenn es dann ſo fegt und bläſt und man erſt ſeinen Reiſeſtock und dann einen Stein aufs Tiſchtuch legt, damit es nicht weggeblaſen wird, ſehen Sie, Doktor, das iſt die Freude, darin ſteckt die Geneſung. Ob Sie die Türme von Magdeburg ſehn, iſt gleichgültig und hat noch keinen geſund gemacht.

Aber der Wind. Im Wind ſteckt alles; kennen Sie die Geſchichte von Chriſtus und Petrus? Ohne Wind wär' alles Peſt und Tod. Es wär' eine mephitiſche Welt, wenn der Wind nicht wäre. Hab' ich recht? Der Wind iſt die Geſundheit und das Leben, und es wundert mich, daß die Griechen keinen großen Windgott gehabt haben. Einen kleinen hatten ſie."

Ich beſtätigte.

„Nun ſehn Sie. Ja, der Wind, auf den kommt es an und haben Sie *den* erſt lieb gewonnen, ſo wollen Sie jeden dritten Tag hinauf. Und ſo weit bring' ich Sie noch. Und wenn mal ein Wetter kommt und einen in die Hütte treibt, zu Köhlervolk oder andern blutarmen Leuten, und wenn man dann das Waſſer aus dem Schuh gießt und ſich einen Friesrock anzieht, bis alles wieder an einer langen Ofenſtrippe getrocknet iſt, — ſehen Sie, Doktor, das heißt leben und Leben genießen. Und ſo was müſſen wir als Ziel im Auge behalten. Aber das alles iſt Zukunftsprogramm, und vorläufig und für heute (Sie werden doch nicht ausſpannen) ſind wir noch auf dem Burgberg und begnügen uns mit ihm und marſchieren, ſtatt auf den Brocken, in weitem Bogen auf die Pfarre zu, wo wir Hochwürden, ich wette zehn gegen eins, bei ſeiner Zeitung treffen werden. Ein charmanter Mann, nur ein bißchen zu ſeßhaft und nicht los zu kriegen von ſeinem knarrigen Reitſtuhl . . . Ich glaube, er bildet ſich wirklich ein, er ſäße zu Pferde . . . Nun, da haben wir denn unſer Geſpräch. Er hält zu Falk und will nicht nach Canoſſa. Sie doch auch nicht? Aber ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen. A propos, haben Sie denn ſchon die Inslebener Kirche geſehen und die Gruft?"

„Nein."

„Nun, dann muß der Küſter aufſchließen und Sie müſſen wohl oder übel vom Paſtor aus — der uns, wenn er nicht zu bequem iſt, dabei begleiten kann — in die Gruft hinabſteigen und die Mumien ſehn. Das iſt eine Beſonderheit dieſer Gegenden und eigentlich unaufgeklärt. Und ſie liegen da (denn es ſind ihrer mehrere) wie noch lebendig und die Haut giebt nach und macht eine Kute, wenn Sie mit dem Finger drauf drücken . . . Und dann zurück und zu Tiſch . ."

„Könnten wir nicht vielleicht," unterbrach ich, „erſt in die Gruft ſteigen und *dann* in die Pfarre . . ."

„Meinetwegen. Verſteh, verſteh. Iſt Ihnen fatal, von der Mumie direkt hier wieder einzutreffen und gleich danach zu Tiſche zu gehn. Aber ich bitte Sie, Doktor, wie kann man ſo feinfühlig ſein? Da hört zuletzt alles auf und Sie können kein belegtes Butterbrod eſſen, wenn zufällig einer begraben wird.“

„Kann ich auch wirklich nicht.“

„Prachtvoll. Was im Zeitalter der angegriffenen Nerven alles vorkommt . . . Aber wie Sie wollen . . . Erſt in die Gruft alſo und dann zum Paſtor. Und dann nach Haus und zu Tiſch.“

„Und dann?“

„Ich denke, wir überlaſſen das der hiſtoriſchen Entwicklung.“

„Offen geſtanden, mich perſönlich würd' es beruhigen, genau zu wiſſen, was vorliegt, und was in Sicht ſteht.“

„Gut. Meinetwegen auch das. Und ſo ſchlag' ich denn vor, wir beſtimmen Otto, gleich nach Tiſch den Pürſchwagen anſpannen zu laſſen. Er ſtößt etwas, aber das gehört mit dazu. Dann beſuchen wir den alten Oberförſter. Er iſt froh, wenn er mal ein anderes Geſicht ſieht. Und dann in den Wald hinein oder noch beſſer draußen am Wald entlang. Es iſt jetzt freilich nicht viel los und die Hirſch' und Rehe ſchreiten einher wie im Paradieſe (beiläufig, ich habe ſolche Bilder geſehen, ich glaube in Florenz) aber in drei Stunden wird doch wohl 'was zum Schuß kommen. Vesper fällt aus und für einen Nordhäuſer ſorgt der Oberförſter. Das iſt wichtig, denn bei Sonnenuntergang wird's kühl. Und dann nach Haus, wo uns die Jungens erwarten. Und ich glaube mit Sehnſucht. Denn wir wollen am Abend noch ein Feuerwerk abbrennen, auf der Liebesinſel, immer vorausgeſetzt, daß der gute Otto, wegen ſeiner Eremitage, nichts dagegen hat. Und nun Gott befohlen. Ich ſehe, daß Friedrich uns ſchon auf die Finger kuckt und abräumen will. Und hat auch recht. Alle Wetter, ſchon acht . . . Au revoir, Doktor. In einer Stunde draußen auf dem Vorplatz. Aber präciſe, präciſe."

* * *

Der Tag verlief programmmäßig und die Dämmerung war längſt angebrochen, als wir nach mehrſtündiger Fahrt im Walde, durch die hier und da ſchon ein paar Lichter zeigende Dorfſtraße heimkehrten und vor dem etwas zurückgelegenen Herrenhauſe hielten. Ich war zu Schuß gekommen, ſelbſtverſtändlich ohne zu treffen, Otto dagegen hatte zwei Birkhühner in ſeiner Jagdtaſche. Schon auf der Vortreppe ſahen wir uns von den Kindern umringt, die, voll Eifer und unter beſtändigem Ausſchauen nach ihm, auf die Rückkehr des Onkels gewartet hatten. Dieſer kannte nichts Schöneres, als ſolche Neugier und Ungeduld und war gleich wieder unten, um den Kaſten mit Feuerwerk auf eine kleine Gondel zu verladen, auf der man, unter Benutzung eines, vom Teich aus, durch alle Partieen des Parkes ſich hinſchlängelnden Grabens, bis an die ziemlich weitab gelegene Liebesinſel fahren wollte. Was nicht Platz hatte, ging zu Fuß und benutzte die kleine Bogenbrücke. Die Aufregung, in der ſich alles befand, geſtattete mir, unbemerkt im Hintergrunde zu bleiben und mich auf mein Zimmer zurückzuziehen. Ich war todmüde von dem Bad und dem Paſtor und dem Pürſchwagen und warf mich aufs Sofa und ſchlief ein.

* * *

Eine Stunde mochte ich ſo geſchlafen haben, als ich von einem ſeltſamen Summen und Dröhnen erwachte. Mein erſter Gedanke war, daß es Kopfweh ſei, vielleicht von Erkältung, und ſo ging ich denn auf das noch offenſtehende Fenſter zu, um es zu ſchließen. Aber wie war ich überraſcht und erſchrocken, als ich im ſelben Augenblick einen Feuerſchein über den Parkbäumen wahrnahm und nun auch in aller Deutlichkeit hörte, daß es die Feuerglocke war, die mir das Summen und Dröhnen im Kopfe verurſacht hatte. Da hinaus lag die Liebesinſel und keine fünfzig Schritte weiter rechts ſtanden die Dorfſcheunen am Rande des Parkes hin. Ich lief treppab, um zu fragen; aber niemand war da, den alten Hühnerhund abgerechnet, der mir, von ſeiner Binſenmatte her, wedelnd entgegenkam und mich anſah, als ob er fragen wolle, ‚was denn eigentlich los ſei?‘ „Ja, Caro, wer es wüßte! Ich weiß es auch nicht.“

So trat ich denn, um doch etwas zu thun, auf die Veranda hinaus, zählte die dumpfen, langſamen Schläge, die ſich fortpflanzten und mitunter war es mir, als ob auch von Bins- und Minsleben her die Sturmglocke dazwiſchen klänge.

So horchend und zählend, ſah ich endlich, daß Maud und Alice den ſchräg über die Parkwieſe laufenden Kiesweg herunterkamen. Gott ſei Dank. Und nun ſprangen ſie, während ſie ſchon von drüben her grüßten, in die Strickfähre und zogen ſich bis zu mir herüber.

„Ich bitt' Euch Kinder, was giebt es?“

„Alles ſchon vorbei.“

Und nun erzählten ſie, daß eine der Onkel Doboſchen Raketen auf das alte Dach der Eremitage gefallen und in Folge davon der ganze Rohr- und Rindenbau raſch niedergebrannt ſei. „Wir kriegen nun eine beſſere," ſagte Alice. „Papa war auch in Sorge der Scheunen halber und Alfred lief, um die Spritze zu holen. Und deshalb haben ſie geſtürmt. Es war aber eigentlich nicht nötig."

„Und die Mama?"

„Nun die kriegte natürlich ihren Weinkrampf. Als aber Onkel eine Neſſel ausriß und ſie damit ſchlagen wollte, weil er ſagte, „das hülfe," da ſchlug es um und ſie kriegte nun ihren Lachkrampf und gleich darauf erholte ſie ſich wieder."

„Und kommen ſie bald?"

„Ich wundre mich, daß ſie noch nicht da ſind."

Ich meinerſeits hatte nicht Luſt, der Entwickelung dieſer Tragikomödie beizuwohnen und bat deshalb die Kinder, mich bei den Eltern entſchuldigen zu wollen. Ich hätte Kopfweh. Und unter dieſen Worten zog ich mich auch wirklich zurück und ſchlief bald ein. Aber es war kein rechter Schlaf. Immer ſah ich eine Rakete ſteigen und dann gab es einen Puff und dann fielen drei Leuchtkugeln nieder und dazwiſchen ſtürmte die Feuerglocke. Menſchen ſah ich nicht, mit Ausnahme Frau Karolinens, die, weißgekleidet und weinend, auf einer Raſenböſchung ſaß und vor ihr Onkel Dodo mit einer Neſſel. Ich konnte den Traum nicht abſchütteln und war froh als ich um fünf Uhr aufwachte. „Früh, ſehr früh.“ Aber es paßte mir gerade, daß es ſo früh war, und raſch aufſpringend, zog ich mich an und ging auf die Veranda hinunter, wo die beiden Ehegatten um Punkt ſechs Uhr ihr erſtes Frühſtück zu nehmen pflegten.

Ich wollte mit ihnen allein ſein und ihnen mein Herz ausſchütten.

Es war gut geplant und auch wieder nicht. Denn eigentlich hätt' ich den Mißerfolg, der meiner harrte, vorausſehen müſſen. Ich fand nämlich Onkel Dodo bereits vor und wurde von ihm mit ſcherzhaften Vorwürfen darüber überſchüttet, erſt beim Feuerwerk, dann beim Feuer und zuletzt bei der Condolenz gefehlt zu haben. Ich entſchuldigte mich, ſo gut es ging, und da Freund Otto mir von der Stirn herunterleſen mochte, daß ich allerlei zu ſagen hätte, was Onkel Dodo nicht hören ſolle, ſo nahm er dieſen beim Arm und ſagte: „Komm, ich muß Dir noch unſre neue Torfmaſchine zeigen. Für den Doktor, wie Du ihn nennſt, iſt es nichts.“

Und ſo gingen ſie.

Karoline wies auf einen Schaukelſtuhl und klingelte, daß man mir den Kaffe bringe. Dann ſah ſie mich freundlich an und ſagte: „Nun, was giebt es, lieber Freund? Ich ſehe, Sie haben 'was auf dem Herzen und ich will es Ihnen leicht machen. Ich fürchte, Sie wollen fort.“

„Ja, meine teuerſte Freundin.“

„Und keine Möglichkeit?“

„Keine . . Denken Sie doch, er will mich in die Berge ſchleppen. Auf den Brocken und in einem Tage hin und zurück. Und überall ein Goldwaſſer oder ein Kirſchwaſſer. Und ich mache mir aus beiden nichts. Und was ſoll ich auf dem Brocken? Er ſagt ja ſelber, daß man nichts ſehen könne. Und im Freien will er mit mir zu Mittag eſſen und wir ſollen einen Stein auf das Tiſchtuch legen, damit es nicht fortfliegt. Ich bitte Sie . .“

Sie lachte herzlich und ſagte dann: „Sie müſſen feſter ſein und eigenſinniger und nicht gehorchen.“

„Ach, meine teuerſte Freundin,“ nahm ich wieder das Wort „Sie wiſſen ja ſelbſt, daß das nicht geht. Einem unleidlichen Menſchen gegenüber hat man ein leichtes Spiel, man kann ihm aus dem Wege gehn oder ihm in ſeiner Sprache antworten und er wird ſich weder groß darüber wundern, noch es einem ſonderlich übel nehmen. Aber gegen die Bonhommie giebt es kein Mittel. Es iſt damit —

Pardon, Ihr eignes Haus iſt liberal und ich bin es auch — es iſt damit, wie mit dem Liberalismus: er iſt immer gut, ſchon um ſeiner ſelbſt willen, ob er nun paſſen mag oder nicht. Und wer da widerſpricht oder auch nur leiſe zweifelt, iſt ein ſchlechter Menſch. Es giebt nichts Schrecklicheres als die Menſchheitsbeglücker par force, die gewaltſam heilen, helfen oder gar ſelig machen wollen. Ich habe nichts gegen das Seligwerden, aber, um den ewig alten Satz zu citieren, wenn's ſein kann auf meine Façon. Und ſo möcht' ich auch geheilt werden auf meine Façon. Deshalb kam ich hierher, deshalb zu Ihnen, teure Freundin, die Sie gelernt haben, die Freiheit des Individuums zu reſpektieren. Oder auch nicht gelernt haben, denn dergleichen lernt man nicht; das Beſte hat man immer von Natur. Und deshalb war ich ſo glücklich hier. Es iſt mir hier immer, als fiele ein leiſer ſommerlicher Sprühregen vom Himmel und nehme mich unter ſeinen weichen und wohligen Mantel. Ja, teure Freundin, ſo war es auch diesmal wieder. Da, mit einem Male bricht Onkel Dodo herein und alles iſt hin. Er hat nicht den weichen und wohligen Mantel, der Ruh und Frieden oder doch äußere Stille bedeutet, er hat nur Dr. Fauſts Sturmmantel, der überall hinfegt und ſegelt, und je ſchneller es geht und je mehr Zug und Wind es giebt, deſto ſchöner dünkt es ihm. Ich habe nichts dagegen; es mag für ihn paſſen, aber nicht für mich. Und ſo will ich denn fort, heute noch. Um zwölf geht der Zug von Halberſtadt. Ich denke, wenn ich um elf Uhr fahre, komm ich gerade zu rechter Zeit. Oder ſagen wir lieber um halb elf.“

Frau Karoline nahm meine Hand. „Ich ſehe ſchon. Es ſind ja nur vierzig Minuten von hier bis an den Bahnhof, aber Sie zittern ſchon bei der bloßen Möglichkeit einer Zug-Verſäumnis. Und ſo will ich Sie nicht weiter bitten. Im September iſt Kaltwaſſer-Congreß in Wiesbaden, wohin der Onkel unweigerlich geht. Und ſo glaub' ich mich denn, (immer vorausgeſetzt, daß Sie wollen,) dafür verbürgen zu können, daß Sie den Faden, den Sie heute ſelbſt durchſchneiden, um jene Zeit ungeſtört wieder anknüpfen können. Der Herbſt iſt unſre beſte Zeit und Sie ſind wie Sie wiſſen, immer le bienvenu. Und nun geben Sie mir den Arm, daß wir noch einen Spaziergang machen. Ich habe noch allerhand Fragen auf dem Herzen: die Kinder müſſen aus dem Haus, Albert gewiß und auch Alfred und Arthur. Aber ich ſchwanke noch, wohin und bin außerdem, aus Prinzip, gegen denſelben Ort und dieſelbe Schule für alle drei. Da hängen ſie dann zuſammen und leben ſich in ſich hinein, anſtatt ſich aus ſich heraus zu leben.“

Und damit fuhren wir auf die Parkwieſe hinüber und gingen in Geplauder den ſchräglaufenden Kiesweg hinauf, auf dem am Abend vorher, Alice und Maud in fliegender Haſt herabgekommen waren.

Es war eine mich erquickende halbe Stunde, denn ich kenne nichts Schöneres, als den Einblick in eine ruhige, von keiner Leidenſchaft getrübte Frauenſeele. Als wir von unſrem Spaziergange heimkehrten, empfingen uns die Kinder und alles war Glück und Friede. Die Freundin übernahm es, mit Otto zu ſprechen. „Und um elf Uhr der Wagen“ ſchloß ſie. „Nicht früher.“

⁂

Und nun ſchlug es elf und mit dem Glockenſchlag erſchien Friedrich auf meinem Zimmer, um meinen Koffer in den Wagen zu tragen. Ich folgte raſch, nahm Abſchied von den Kindern, groß und klein, die mich auf dem Hausflur unten umſtanden, und trat, einigermaßen erregt und bewegt, auf die Freitreppe hinaus, auf der ich Karolinen und Otto bereits erkannt hatte. Wer aber beſchreibt mein Erſtaunen, als ich neben ihnen Onkel Dodo ſtehen ſah, der eben ein paar däniſch lederne Handſchuh anzog und dadurch andeutete, daß er mich begleiten wolle. Mein nicht geringer Schrecken wurde nur durch das Komiſche ſeiner Erſcheinung einigermaßen wieder ausgeglichen. Er hatte nämlich, Tags vorher, ſeinen breitkrämpigen Strohhut verloren und ſich in Folge davon unter Ottos Vorrat eine höchſt merkwürdige Kopfbedeckung ausgeſucht, die, gerade Mode, zwiſchen Bienenkorb und Feuerwehrhelm die Mitte hielt und mit der alten Krämpentradition ein für allemal gebrochen zu haben ſchien. Ich wollt' ihn darauf hin anſprechen, er aber, mit jener Haſt und Quickheit, der meine Langſamkeit nicht annähernd gewachſen war, überholte mich und teilte mir in abwechſelnd kurzen und dann wieder weit ausgeführten Sätzen mit, daß er vor dreizehn Minuten ein Telegramm erhalten habe, wonach, gegen Erwarten, morgen ſchon der Delegiertentag der „Turner und Hygieniſten von Ober- und Nieder-Barnim“ abgehalten werden ſolle. Natürlich in Eberswalde. Da dürfe er nicht fehlen, und zwar um ſo weniger, als, unter Anlehnung an den Doktor Tanner'ſchen Fall, die Frage nach der Nahrungsfähigkeit des Waſſers in einer Comité-Sitzung zur Erörterung kommen ſolle. Für ihn perſönlich ſtehe die Sache feſt und bedürfe nur noch gewiſſer Einſchränkungen. Ueber ſogenanntes „Himmelswaſſer,“

eine von ihm herrührende Bezeichnung, unter der er, namentlich in Gebirgsgegenden, Regen und Thau verſtehe, möge ſich, hinſichtlich ſeiner Nährkraft, ſtreiten laſſen, aber was Fluß- und Quell- oder gar Teich- und Seewaſſer angehe, ſo ſei daſſelbe ſeiner Natur nach ein Infuſum, ein Aufguß, ſozuſagen Erd-Thee, drin ſich, verdünnt oder auch concentriert, der Nahrſtoff aus hunderttauſend Wurzeln befinde. Gott ſei Dank werde man Ende September, in Wiesbaden, in der Lage ſein, der Frage näher zu rücken und endgültige Beſchlüſſe zu faſſen.

Die letzten Worte, von lebhaften Geſtikulationen begleitet, wurden ſchon auf dem Wagentritt geſprochen und kaum daß wir ſaßen und unſere Hüte noch einmal zum Abſchied gelüftet hatten, als auch die Pferde bereits anzogen und uns vom Hof hinunter in das Dorf und gleich danach in die fruchtbare, mit Fabriken und Rübenfeldern überdeckte Landſchaft hinaustrugen.

„Eine prächtige Briſe,“ ſagte Onkel Dodo während ich gerade den Rockkragen in die Höhe klappte.

Beinah gleichzeitig mit uns, fuhr, von der andern Seite her, der Zug in den Bahnhof ein und in dem Menſchenknäuel und einer ächten Bahnhofsverwirrung auseinander gekommen, erfüllte mich eine Minute lang die Hoffnung, in ein Nichtraucher-Coupee retirieren und ſo vielleicht entwiſchen zu können . . . Aber Onkel Dodo war auch Nichtraucher und da ſaßen wir denn, unſerer Verſicherung nach, wieder glücklich beiſammen und „freuten“ uns, nicht getrennt worden zu ſein. „Bis Berlin hin,“ begann er, „läßt ſich ſchon 'was reden. Wir haben übrigens durchgehende Wagen. Es iſt Ihnen doch Recht, meine Damen, wenn ich Luft mache?“

Dieſe letzten Worte waren an vier Damen gerichtet, die klugerweiſe, bereits die Rückſitze des Wagens eingenommen hatten. Und ſo kam ich denn an das offne Fenſter und hatte die friſche Luft eines Schnellzuges aus erſter Hand. Ich hätte proteſtieren und auf Schließung wenigſtens eines Fenſters bringen können, aber ich kannte meinen Partner zu gut, um mich auf Erfolgloſigkeiten einzulaſſen.

Um ſechs trafen wir auf dem Friedrichsſtraßen-Bahnhof ein. Eine geplante „gemeinſchaftliche Droſchke,“ — die übrigens, bei dem mir längſt angeflogenen Kopf- und Zahnreißen, ziemlich irrelevant geweſen wäre — ging an mir vorüber und Gott ſei Dank einſamen Betrachtungen über „les défauts des vertus“ der beſten Menſchen hingegeben, fuhr ich, zwiſchen den Pferdebahngeleiſen der Dorotheenſtraße, dem Tiergarten und meiner Wohnung zu.

Wie ſich denken läßt, harrte meiner eine fiebrige Nacht.

Am andern Morgen aber, als ich mich matt und angegriffen, an meinen Frühſtückstiſch ſetzte, fand ich bereits, unter Kreuzband, eine kleine Sendung vor. In der linken Unterecke ſtand Onkel Dodos Namen, mit der Zubemerkung: „In Eil.“ Es waren zwei von ihm ſelbſt verfaßte Brochüren, eine kleinere: „In balneis salus“ und eine größere, die den Titel führte: „Beiträge zur Wiederherſtellung des Menſchengeſchlechts.“ Aber auch hier war ein Stück Latinität nicht vergeſſen, und ſowohl das Motto wie die Schlußzeile der Brochüre lautete: mens sana in corpore sano.

Wohin?

(1888.)

„Ja, liebe Leontine, Du mußt Dich nun entſcheiden, entſcheiden *wohin*? Ich habe nicht Luſt immer das Nachſehen zu haben und bei der ‚Teilung der Erde‘, wenigſtens ſo weit Bäder und Kurorte mitſprechen, immer wieder in den Himmel einer Dachſtube zu kommen. ‚So oft Du kommſt, er ſoll Dir offen ſein.‘ Das iſt für Dichter, aber nicht für unſerein. Erinnere Dich an Kiſſingen und unſere Debütnacht über dem Hühnerſtall. Und all das immer für teuerſtes Geld und immer noch um Gottes Willen. Ich habe das ſatt. . . Alſo *wohin*, Leontine?“

„Lieber James, ich bitte Dich, quäle mich nicht mit dieſem ewigen ‚wohin‘? Ich werde nachgerade nervös, wenn ich das Wort höre. Wir ſind erſt Ende Mai, haben alſo noch mindeſtens ſechs Wochen. Uebrigens was heißt Hühnerſtall und Himmel und Dachſtube? Das ſind Redensarten

Was Du ſo nennſt, war ein Unterſchlupf auf 24 Stunden, und den nächſten Tag hatten wir einen Salon. Es eilt wirklich nicht. Niemand bleibt ſchließlich ohne ſtandesgemäße Wohnung, am wenigſten aber ein hoher Steuerzahler, wie Du."

„Mache mir nicht Komplimente, Leontine, mache Vorſchläge."

„Nun denn: Misdroy."

„Kennſt Du Misdroy?"

„Nein Wenn ich es kennte . ."

„. . Würdeſt Du vorſichtiger ſein, am wenigſten aber mit ihm anfangen. Davon ſei überzeugt. Denn wie ſteht es mit Misdroy? Misdroy hat erſtens mehr Berliner als Berlin und zweitens, was doch bei Deinem Teint eine Rolle ſpielt, mehr Mücken als Berlin. Oſtſee-Muskitoküſte, nordiſches Kamerun. Und was doch auch in Betracht kommt, wenn ich im Bade bin, will ich im Bade ſein und nicht an der Börſe. Ja mehr, Leontine, wenn ich Dir die Wahrheit ſagen ſoll, ich geh überhaupt nur ins Bad, um die lieben alten Geſichter nicht zu ſehen."

„Worin ich Dir ausnahmsweiſe zuſtimme", lachte Leontine. „Und ſo laſſen wir denn Misdroy fallen und nehmen Norderney."

„Gut. Das läßt ſich hören. Aber andererſeits bedenke, Norderney liegt nicht viel beſſer als Helgoland. In Emden zu Schiff und dann 4 Stunden auf See. Und 4 Stunden heißt allemal 6 Stunden. Und dann ſtößt das Schiff und die See rollt. Und Du wirſt ſeekrank werden.“

„Ich werde nicht ſeekrank werden oder doch immer noch präſentabel. Glaube mir, James, der Wille thut viel dabei, wenn nicht alles. Auch das ſind Erziehungsſachen. Und ſchließlich, wenn ich es würde, ſo würde mich das nicht abſchrecken, ein ſolches Opfer zu bringen, denn Norderney, um Dir's offen zu geſtehen, gehört zu meinen angenehmen Erinnerungen. Und ich bin lange genug verheiratet, um mehr oder minder angenehme, jedenfalls aber poetiſche Erinnerungen gerne wieder aufzufriſchen . .“

„Ich bitte Dich, Leontine.“

„Ja, James, poetiſche Erinnerungen, trotzdem oder vielleicht auch weil ich damals noch ein halbes Kind war, nicht viel älter als unſre Lulu. Denke Dir, jeden Nachmittag, gleich nach Tiſch, hatten wir eine Kegelpartie . . .“

„Dergleichen haben wir in Wilmersdorf auch. Selbſt in Halenſee . . .“

„Mit nichten, mon ami. Denn erſtens war es ein Kegelſpiel in den Dünen, mitten unter Strandhafer und blauen Diſteln . . .“

„Nicht übel.“

„Und zweitens war das, was wir da hatten, keine landläufige Berliner Kegelbahn mit einem Brett und einer Rinne, daran man ſich, wenn man nicht aufpaßt, immer einen Splitter einreißt, und einer von den Breſlauer Ephraims (ich glaube der Lotterie-Inſpektor) iſt daran geſtorben, ſondern die Kugel hing an einem merkwürdigen altfrieſiſchen Schiffstau, ganz ſo wie wir früher in unſrem Garten einen Ring an einer grünen Korde hatten, einen Meſſingring, der, wenn man's verſtand, immer in einen an einem Birnbaum angebrachten Haken fiel. Und genau ſo fiel da die Kugel in die Kegel. Aber man mußte richtig zielen, und ich entſinne mich, daß Alfred Meyer, damals ein reizender Junge von kaum 17 und doch ſchon mit einem kleinen Schnurrbart, dreimal hintereinander alle Neune warf.“

„Wohl möglich, Leontine. Ja, ſogar wahrſcheinlich. Später freilich hat er Konkurs gemacht und iſt nach Amerika gegangen. Und wenn er wirklich ſolch Kegelvirtuoſe war, wie Du ihn mir ſchilderſt, ſo wird er wohl eine Tabagie drüben haben. Vielleicht am Niagara, dicht am großen Fall.“

„Du weißt, James, ich liebe ſolche Späße nicht, am wenigſten auf Koſten von Perſonen, die mir in meiner Jugend lieb und wert waren. Ich habe nicht die Prätenſion, meinen Willen durchzuſetzen, man kann auch das verlernen, aber Du haſt mich aufgefordert Vorſchläge zu machen und Reiſeziele zu nennen. Und dem bin ich nachgekommen. Und nun ſage mir, was haſt Du gegen Norderney?"

„Nicht das geringſte. Wenn Du alſo willſt, ſo nehmen wir Norderney. Warum nicht? Es iſt ſchließlich keine Karaiben-Inſel von anthropophagem Charakter und die wilden Triebe ſowohl der einheimiſchen wie der eingewanderten Bevölkerung, die Hoteliers an der Spitze, ſollen mehr auf Gut als auf Blut gerichtet ſein. Alſo, ich wiederhole, warum nicht Leontine? Aber ſo hübſch Du mir eben das Kegelſpiel beſchrieben haſt, ſo find' ich es dennoch für fünf Wochen etwas zu wenig. Um ſo mehr, als ich feſt überzeugt bin, daß ich niemals dreimal hintereinander alle Neun werfen werde."

„Nein," ſagte ſie mit jenem Ausdruck von Spott, darin Frauen, ihren Ehemännern gegenüber, allemal Meiſter ſind. „Nein, James, das wirſt Du nicht." Und in ihrer plötzlich erwachten guten Laune ſchien ſie grad' einen neuen Pfeil aus dem Köcher nehmen und ihren Triumph durch einen zweiten wohlgezielten Schuß vervollſtändigen zu wollen, als ein eintretender Diener den Juſtizrat Markauer meldete.

James ging dem Angemeldeten entgegen, der ſeinerſeits, unter nur leichtem Gruße gegen den

Freund, auf die ſchöne Frau zuſchritt und ihr die Hand küßte.

„Geſchäfte?“ fragte James.

„Nein.“

„Tant mieux. Dann frühſtücken wir zuſammen. Meine Frau ſchwärmt eben für Norderney, gegen das ich nichts habe, wenn auch freilich nicht viel dafür. Aber daß ſie „Jugenderinnerungen“ ins Feld führt, was immer eine ſchwache Poſition bedeutet, macht mir die Sache verdächtig. Sie, Markauer, kennen alle Bäder Weſteuropas und noch einige mehr. Entſcheiden Sie zwiſchen uns und geben Sie, wenn es ſein muß, meinem aus bloßem Friedensbedürfnis geborenen ‚Ja‘ die höhere Weihe. Noch ſchwebt alles. Wie ſteht es? Raten Sie mir zu dieſem jugenderinnerungsreichen Eiland?“

Und während James noch ſo ſprach, ſchob er ſeinem Gaſte die beiden auf dem Frühſtückstiſche ſtehenden Karaffen zu. „Port oder Sherry, Markauer? Oder vielleicht lieber Liebfrauenmilch oder Bocksbeutel oder ſonſt was Urgermaniſches? Wir brauchen uns blos im Spiegel zu ſehen, um unſere Spezialberechtigung wenigſtens vor uns ſelber nachgewieſen zu haben.“

Beide lachten, und nur Leontine die nach dieſer Seite hin ſehr empfindlich und im letzten Winkel ihres Herzens eigentlich Anti-Semitin war, trat an den offenen Flügel und ſtrich mit dem kleinen Finger über die Taſten.

„Alſo Norderney“ wiederholte jetzt James, während er Markauer einſchenkte. „Doch jedenfalls dageweſen?“

„Dreimal. Erſt 64 als es noch hannoverſch war. Und dann 80 und 81.“

„Nun“ ſagte Leontine, vom Flügel her an den Frühſtückstiſch zurücktretend. „Laſſen Sie hören, Freund. Aber vergeſſen Sie nicht, daß ich Sie kontrolieren und mit Hilfe davon in jedem Augenblick feſtſtellen kann, ob Sie falſch Zeugnis reden. Alſo wenn ich bitten darf, ohne Parteinahme.“

„Gewiß, liebe Freundin. Aber werde ich pardonniert werden, wenn ich die Wahrheit ſage?“

„Sie *ſollen* ſie ſogar ſagen. Ich liebe Wahrheit bis zur Leidenſchaft. Es iſt die Leidenſchaft meiner reiferen Jahre . . .“

„Von denen Sie nicht ſprechen dürfen, am wenigſten im Zuſammenhange mit dem voraufgegangenen und Gott ſei Dank troſtreicheren Worte . . .“

James lachte, Markauer aber fuhr fort: „Nun alſo Norderney. Beginnen wir mit der Bodenbeſchaffenheit. Da haben wir Dünenſand, neuerdings intermittierend mit einem in allen drei Aggregatzuſtänden auftretenden Dünger. Oder wenn Sie wollen, Guano. Norderney ſoll nämlich à tout prix in einen Fruchtgarten umgewandelt werden, was mir vom Standpunkte der Agrikultur aus als ein höchſt ſchätzenswertes, vom Standpunkte der Luftverbeſſerung aus aber als ein höchſt fragwürdiges Unternehmen erſcheint. Reine Luft iſt ſelbſtverſtändlich das dritte Wort, das man zu hören bekommt, aber nach meinen perſönlichen Erfahrungen entſtammt die dieſen Namen führende, konſtant über die Inſel hingehende Briſe keineswegs dem relativen Neuadel der Familie von Ozon, ſondern der viel viel älteren und eigentlich über jede Geſchichte hinausgehenden Uradelsfamilie derer von Schwefelwaſſerſtoff. Ich glaube dieſe Bemerkung ohne Gefahr vor Widerſpruch machen zu dürfen, denn die Hölle, wenn mich nicht alles täuſcht, iſt älter, war vor dem Himmel . .“

„Laſſen wir das. Das ſind zu ſchwierige Fragen, ſelbſt für Sie, Markauer.“

„Und vielleicht“, fuhr der Juſtizrat fort, „iſt es in einem gewiſſen, wenn auch unaufgeklärten Zuſammenhange mit dieſer hygieniſchen über Norderney hinſtreichenden Luftwelle, daß ſich unmittelbar am Strand ein Barackenhotel aufgethan hat, unter dem herausfordernden Namen „Giftbude“, wohinter ſich ſelbſtverſtändlich, in ſeiner Selbſtironie, das reinſte Gewiſſen verbergen ſoll. Aber man kann in der Selbſtironie zu weit gehn und ihr ungewollt den Stempel der Selbſterkenntnis aufdrücken.“

„Sehr gut“, unterbrach James.

„Nehmen wir zu dem allem noch eine Muſikkapelle mit Lohengrin und Tannhäuſer in Permanenz, des weiteren zwei Reſedarondelle mit eingeſtreuten Levkojen und jeden dritten Tag einen Seehund, tot oder lebendig, ſo haben wir im weſentlichen Norderney. Dann und wann fahren auch Dampfſchiffe nach Borkum oder Juiſt oder Spikeroog, welche Fahrten ſich als Vergnügungsfahrten ankündigen und in der That etwas zu verſprechen ſcheinen. Aber nach dem bekannten Satze von den zwei Uebeln, unter denen man das kleinere zu wählen habe, kann ich Ihnen oder Jedem, der es mit ſeinem Vergnügen ehrlich meint, nur dringlich anraten, auf der Norderneyer Strandpromenade verbleiben zu wollen. Und dann, meine Gnädigſte, muß es denn überhaupt etwas langweilig Meerumgürtetes ſein? Wozu der ewige Strand? Ich perſönlich bin für Berge, für Alpen, und wenn nicht Rigi, ſo wenigſtens Brocken, und wenn nicht der Brocken, ſo wenigſtens der Oybin.“

„Ja, der Oybin,“ unterbrach hier Leontine. „Bei Zittau?“

„Sehr richtig. Brillant orientiert. Kennen Sie den Oybin?“

„Nein. Nicht ich, aber Lulu. Lulu war vorigen Herbſt bei Tante Sarah in Zittau, leider nur knappe zehn Tage, weil die Michaelisferien zu kurz ſind. Aber als ſie wiederkam, hörten wir nichts als Oybin und wieder Oybin. Und Sie kennen ihn auch?“

„Eigentlich nicht, meine Gnädigſte, wiewohl ich weiß, daß man eine gewiſſe moderne Pflicht hat, alles zu kennen, wonach man gefragt wird. Aber der Wahrheit die Ehre. Ich nahm ihn nur ſo beiſpielsweiſe.“

„Nun denn,“ entſchied James, „da müſſen wir notwendig Lulu rufen. Ich entſinne mich, daß wir ihr damals nicht zuhören wollten, denn wer läßt ſich gern Ausſichten oder Landpartieen beſchreiben? Aber nun kommt ſie doch noch zu Ehren.“

Und bei dieſen Worten ging er an das Telephon und rief in die Kinderſtube hinauf: „Lulu. Lulu ſoll kommen.“

Und nicht lange, ſo hörte man ein Singen und Trillern auf der kleinen eiſernen Treppe, die, ſich ſchlängelnd, vom oberen Stock her in das Wohnzimmer hinabſtieg und einen Augenblick danach trat Lulu durch eine Tapetenthür ein, ein 13jähriger Backfiſch mit einem dicken rotblonden Zopf, und ging, während ſie dem Juſtizrate die Hand gab, auf den Vater zu, den ſie heute noch nicht geſehen hatte. „Guten Tag, Papa. Fräulein Oberlin iſt noch oben. Aber es war wieder ſo furchtbar langweilig, daß ich froh war, als ich Dich rufen hörte.“ Und dabei ſtellte ſie ſich neben die Lehne des Fauteuils und ziepte den Vater an ſeinem Backenbart.

„Nein Lulu, nicht ſo. Gefährde mir nicht das Einzige, was noch feſten Grund und Boden unter den Füßen hat. Jedes Haar iſt mir heilig. Das verſtehſt Du nicht, mit Deinem dicken Zopf. Ich habe Dich nicht gerufen, um zu zerſtören, ſondern um aufzubauen. Wir ſitzen hier nämlich im Hohen Rat und Du ſollſt entſcheiden . . .“

„Ich weiß ſchon.“

„Was?“

„Was Ihr vorhabt und wozu ich ja oder nein ſagen ſoll.“

„Nun?“

„Die Singhaleſen.“

Alle Drei lachten, was Lulu ruhig geſchehen ließ, weil ſie, die ganze Zeit über, eine zwiſchen allerhand Jam- und Marmeladenbüchſen ſtehende Schachtel beobachtet hatte, deren hellrote Frühkirſchen ihr entgegenleuchteten. Sie wandte ſich dann auch ohne weiteres von des Vaters Stuhl weg, den Kirſchen zu, die Steine mit vieler Ungeniertheit in die Hand puſtend, während der Juſtizrat, ſeine kleinen Schweinsaugen immer kleiner machend, mit einer Art Feierlichkeit ſagte: „Singhaleſen! Oder was daſſelbe ſagen will: Zoologiſcher Garten. Hm. Sollte ſich in dieſem Kindeswort etwas von höherer Weisheit bergen? Ich glaube beinah. Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht . . . Ja, Lulu, Du haſt es getroffen. Oybin. Bah, Oybin iſt noch viel zu weit und ich behaupte mit jedem erdenklichen Nachdrucke, dies von unſerer Lulu groß und ahnungslos in die Welt geſchleuderte Wort „Singhaleſen“ enthält nicht nur (wenn auch noch verkapſelt) das einzig Richtige, ſondern deckt ſich auch vollkommen mit den Weisheitsanſchauungen meines verſtorbenen Freundes Meddelhammer.“

Der Juſtizrat, als er glücklich bis an dieſe Stelle gekommen war, war natürlich auf dem Punkt, die vorläufig nur ganz allgemein angekündigte Meddelhammer'ſche Weisheit in Geſtalt einer kleinen Geſchichte zum beſten zu geben, James aber, der ein kleines Univerſalgenie war und von Turf und Tatterſall an bis zum Aquarell und lyriſchen Gedicht hinunter, auf jedem denkbaren Gebiet dilettierte, hatte ſelbſtverſtändlich auch eine Paſſion für vergleichende Sprachwiſſenſchaft, Spezialität: Nomina propria, weshalb er alle Reiſepläne, ja ſelbſt Oybin und Lulu momentan vergeſſend, den Juſtizrat mit einer gewiſſen Forſcherfeierlichkeit interpellierte: „Meddelhammer. Eigentümliche Namensbildung. Ich vermute holländiſch.“

„Wohl möglich,“ warf der Juſtizrat leicht hin, der, wie begreiflich, lieber zu ſeiner Geſchichte kommen, als über etwas ſo Gleichgiltiges, wie Meddelhammers Namensabſtammung, Rede und Antwort ſtehen wollte. James aber ließ nicht los und wiederholte nur: „Eigentümlich. Meddelhammer . . . Hammer iſt bedeutungslos, weil Allerweltswort. Hammer iſt Hammer. Aber Meddel-Hammer. Was iſt Meddel? Meddel kann das engliſche Middle ſein, aber auch Korrumpierung von unſrem deutſchen Mädel. Ich muß mit einem Germaniſten darüber ſprechen. Middle-Hammer iſt wahrſcheinlicher, aber Mädel-Hammer iſt amüſanter. Was meinen Sie, Juſtizrat, zu Mädelhammer?“

„Ich bitte Dich, James, in Unterſuchungen der Art nicht zu weit gehen und lieber auf Deine nächſte

Nähe Rückſicht nehmen zu wollen. Es iſt doch fraglich, inwieweit ſich Lulu in die Kirſchen vertieft hat.“

„O, ſie hat ſich gar nicht vertieft“ ſagte dieſe. „Sie hat alles gehört. Aber wenn Papa weiter nichts ſagt! ... Da hab ich doch ſchon andres von ihm gehört.“

„Ich ſehe ſchon“ fuhr James, ſeinem Pet einen dankbaren Blick zuwerfend, fort „daß mit Eurer Unwiſſenſchaftlichkeit wieder mal nicht auszukommen iſt. Ich laſſe deshalb alles Sprachunterſuchliche fallen. Und nun ſagen Sie mir, Markauer, was war das eigentlich mit Meddelhammer und ſeiner Reiſeweisheit? Erzählbar?“

„O gewiß, wie Sie ſchon einfach aus ſeiner Lebensſtellung erſehen können. Meddelhammer war nämlich Schulrat und wiewohl ich im allgemeinen gegen Schulräte bin, weil ſie ſich in Extremen bewegen und entweder greuliche Pedanten oder frivole Cyniker ſind (einen kannt' ich, bei dem es vorkam, daß ich errötete, nicht recht zu glauben, aber trotzdem wahr) — alſo wiewohl ich im allgemeinen nicht für Schulräte bin, ſo war ich doch für Meddelhammer. Wenigſtens dann und wann. Und warum? Weil er ganz unſchulrätliche, lichte Momente hatte.“

„Merkwürdig.“

„Allerdings. Und nun denken Sie ſich, eines

Tages begeb' ich mich ins Muſeum, um mir die pergameniſchen Altertümer, (mir, offen geſtanden, etwas zu viel Leiberverrenkungen) anzuſehen und als ich damit fertig bin und im Hinausgehen eben meinen Regenſchirm wiedernehmen und mein Zwanzigpfennigſtück, ich gebe nie mehr, aber auch nie weniger, in die Büchſe thun will, da ſteht wer vor mir? Natürlich Meddelhammer. An und für ſich nichts Staunenswertes. Aber wie ſtand er da? Wie ſtand er mir gegenüber? In einem ſo zu ſagen kecken, graumelierten Reiſeanzug, mit einem Tyrolerhut auf dem Kopf und einem Krimſtecher an der Seite. Dazu Baedecker in der Hand und last not least die Frau Schulrätin mit einem merkwürdig modernen Rembrandthut neben ihm. Alle Wetter, Meddelhammer, ſag' ich, wie kommen Sie hierher? Aber bitte, wollen Sie mich nicht zunächſt Ihrer Frau Gemahlin vorſtellen? . . „Sehr erfreut“ . . Und in Berlin und in dieſer Julihitze. Wir müſſen heute 30 Grad haben. Ich dachte, Sie wären in Oſtende. . . “

„Scheint mir koſtenpunktlich etwas zu hoch gegriffen,“ unterbrach hier James.

„Kann ſein. Aber Meddelhammer ſchien an dieſer Finanz- oder Standeserhöhung keinen Anſtoß zu nehmen, nahm mich vielmehr ohne weiteres unterm

Arm, was er ſeit vielen Jahren nicht mehr gethan hatte, weil ich in unſerem Entwickelungsgange naturgemäß darauf verzichten mußte, kirchlich oder auch nur politiſch ein Gegenſtand ſeines Vertrauens zu ſein und ſagte, während ſeine Rätin immer en ligne mit uns vorrückte: „„Lieber Freund, eh' ich Ihnen auf Ihr Erſtauntſein antworte, kommen Sie hier mit uns über die Friedrichsbrücke. Da drüben iſt ein kapitales Frühſtückslokal, in dem ich ſchon ſeit 3 Tagen mit meiner Frau das Frühſtück nehme. Denn ſo lange wanken wir hier ſchon herum. Etwas anſtrengend, wie — trotz allem Entzücken, das wir die ganze Zeit über empfunden haben, — nicht beſtritten werden ſoll. Aber dafür ſind wir mit dem alten Muſeum auch fertig; morgen kommt das neue an die Reihe und dann die National-Galerie. Darauf freuen wir uns am meiſten. Und dann wollen wir hier herum mit dem Kupferſtich-Kabinet den Schluß machen. Die Zeichnungen zu Dante von dem Boticelli ſollen ja ganz erſten Ranges ſein. Wobei mir einfällt, entſinnen Sie ſich noch, Markauer, als wir zuſammen Dante laſen? Auf dem Joachimsthal, in Ober-Sekunda. Sie wollten damals Dichter werden?““ . . . Ja, meine gnädigſte Frau Leontine, das hielt mir dieſer Schulrat in Hörweite zweier Galeriediener vor und ich konnt ihm nicht einmal widerſprechen, denn es war die Wahrheit.“

Lulu lachte ganz unbändig. „Onkel Markauer und Dichter werden . . . Onkel Markauer ein Dichter! Das iſt aber doch zu komiſch.“

„Da hören Sie's gnädige Frau. Zum zweiten Male die höhere Kinderweisheit . . .“

„Naſeweisheit,“ korrigierte die Mutter und wollte weiter erziehn. James aber fiel ihr in die Zügel und ſagte: „Jetzt nicht, Leontine. Keine Unterbrechungen. Markauer muß erſt auserzählen. Dann können wir ja das Pädagogiſche wieder aufnehmen. Alſo . . .“

„ . . Alſo wir kamen glücklich in dem Reſtaurant drüben an und etablierten uns in einer Ecke, die Meddelhammer, zu meinem abermaligen größten Erſtaunen, berliniſch-menſchlich genug war, eine „ſchmuſtrige Ecke“ zu nennen. Er habe ſie ſchon ausprobiert. Und ich muß ſagen, es war eine ſchmuſtrige Ecke: großes Fenſter in einer tief eingebauten Niſche und die Spiegelſcheibe durch einen grünen Seidenvorhang derart geſchloſſen, daß man perſönlich ganz unbemerkt ſaß, während man, durch einen Spalt hindurch, das ganze Straßentreiben deutlich beobachten konnte.“

„Hören Sie, Markauer, Ihr Meddelhammer imponiert mir. Und ein Schulrat ſagten Sie?“

„Nicht anders. Richtiger Schulrat. Aber hören Sie weiter, die letzten Trümpfe kommen noch. Ich war hungrig geworden, wie meiſtens, wenn ich mich eine Stunde lang ernſthaft mit Kunſt beſchäftige und ſo rief ich denn den Oberkellner heran und fragte, was ich wohl haben könne? Wir einigten uns raſch über Bouillon mit Ei, Roaſtbeef und eine halbe Laroſe, wonach ich meinen Schulrat artig auffordernd anſah, etwa, wie wenn ich ſagen wollte: „Mein lieber Meddelhammer, die Reihe des Beſtellens iſt nun an Ihnen.“ Meddelhammer verſtand mich auch vollkommen und beorderte nunmehr ſeinerſeits zwei Gläſer Portwein ſamt zwei Brötchen mit Cheſterkäſe, was mich doppelt überraſchte . .“

„Warum?“

„. . Und worüber ich mir eine kleine Bemerkung erlauben möchte, immer vorausgeſetzt, daß unſer lediglich wegen des Oybin heranzitierter Liebling einen ſolchen Exkurs geſtattet.“

„Ich geſtatte alles,“ ſagte Lulu, während ſie die mittlerweile ſtark angeſammelten Kirſchkerne bei ſeite that und ſich die Hand an der Serviette putzte.

„Nun denn was mir in dieſer Meddelhammerſchen Beſtellung einen ſo großen Eindruck machte, war einerſeits das ſpezifiſch Engliſche das ſich darin ausſprach, das Internationale, das gewiegt Reiſekundige, während mir, auf der andern Seite, das blos Imbißartige, das quantitativ Geringfügige der Beſtellung beinah noch mehr imponierte. Denn ich bekenne gern, wenn ich etwas nennen ſollte, was im ſtande wäre, mir auf dem geſamten Gebiete des Frühſtücklichen, den Begriff von „wenig“ auszudrücken, ſo würd' ich immer ein Brödchen mit Cheſterkäſe nennen. Namentlich jetzt, wo die Semmeln infolge der niedrigen Weizenpreiſe jeden Tag kleiner werden.“

„Sehr wahr. Die armen Bäcker. Nichts als Not und Sorge.“

„Nun“, fuhr Markauer fort, „ich ſah auf der Stelle, daß Meddelhammer in meiner Seele wie in einem aufgeſchlagenen Buche las (die Schulräte bilden alle ſo 'was von tieferer Menſchenergründung aus) weshalb er, als zunächſt meine halbe Caroſſe und gleich danach auch die beiden Gläschen mit Portwein gekommen waren, mit mir anſtieß und unbefangen ſagte: „„Meine Frau und ich, lieber Markauer, müſſen nämlich überaus vorſichtig operieren und unſerem ſehr angeregten Appetite Zaum und Zügel anlegen. Faſt möcht' ich ſagen, leider, denn drei Stunden Muſeum, mit immer neuem Sehen und Nachſchlagen, ſind wirklich kein Spaß und ich beneide Sie da mit Ihrem Roaſtbeef und Ihrer Taſſe Bouillon. Aber man muß ſich in die Schule nehmen, auch wenn man ein Schulrat iſt, oder vielleicht dann erſt recht. Wir eſſen um fünf und wenn man um 2½ ein reichliches Gabelfrühſtück nimmt, ſo ſitzt man um fünf als ein Unwürdiger bei Tiſch.““

„Aber fünf iſt etwas ſpät“ warf James hier ein, der augenſcheinlich die Tendenz verfolgte, den Schulräten neben den Banquiers eine beſcheidene Stellung anzuweiſen.

„Ganz meine Meinung“ entgegnete Markauer „und ich nahm auch nicht Anſtand, dieſer meiner Meinung unverhohlen Ausdruck zu geben.“

„Und wie wurde das aufgenommen? Alle modernen Menſchen ſind ziemlich empfindlich in dieſem Punkte.“

„Meddelhammer war es nicht,“ fuhr Markauer fort. „Dazu war er doch zu klug. Er lachte nur und ſagte: „„Fünf Uhr iſt ſpät, natürlich, und wenn wir zu Hauſe ſind, ſo eſſen wir gut bürgerlich um zwei. Nur keine Neuerungen, wo ſie nicht nötig ſind.““ Ich meinerſeits wollte ſelbſtverſtändlich einlenken und alles wieder begleichen, er ließ es aber nicht dazu kommen und wiederholte nur: „. . . . wenn wir zu Hauſe ſind. Wir ſind aber nicht zu Hauſe, lieber Markauer, wir ſind Reiſende, ja, wenn Sie wollen, Berliner Stadtreiſende. Als die Ferien anfingen, haben wir uns überlegt wohin? und ſind nach dreitägiger Beratung, in der wir mehr als 50 Plätze durch genommen haben, zu dem Entſchluß gekommen, hier bleiben und uns als Fremde mit Berlin beſchäftigen zu wollen. Wirklich als Fremde. Denn eigentlich leben wir gebornen Berliner doch nur in Berlin, um unſre Hauptſtadt nie kennen zu lernen. Und nun ſehn Sie, lieber Markauer, um dieſem unpatriotiſchen Nonſens endlich ein Ende zu machen und vielleicht auch um ein Beiſpiel zu geben, wie's einem Schulrate zukommt, haben wir an demſelben Tage noch unſere Koffer gepackt und ſind um zehn Uhr abends, wo der große Pariſer Zug ankommt, vor dem Hotel de Rome vorgefahren, haben uns als vornehme Leute, ſagen wir als Ruſſen oder Engländer, den Thee aufs Zimmer bringen laſſen und noch anderthalb Stunden lang aus dem Fenſter geſehen. Es war entzückend. Über die Linden weg, die bekanntlich keine ſind, ſchimmerten die hohen, erleuchteten Fenſter von der Paſſage her und alles wirkte wie ſpaniſche Nacht und Alhambra. Heut iſt unſer dritter Tag.

Unter vierzehn Tagen thun wir's nicht und wenn es uns gefällt, legen wir noch eine Woche zu!"" So berichtete mir Meddelhammer, während wir im munteren Geplauder in der Fenſterniſche ſaßen, bis er plötzlich die Uhr zog und zum Aufbruch mahnte. „„Wir ſind nämlich jetzt regelmäßig von drei bis vier bei Kranzler,"" nahm er wieder das Wort, „„um etwas Eis oder eine Flaſche Sodawaſſer zu nehmen und in jener Pedanterie, die mir, ſo zu ſagen, von Standes wegen zukommt (und er lächelte hierbei), möcht ich auch heute keine Ausnahme machen."" Und ſiehe da, eine halbe Stunde ſpäter ſaßen wir, ich mit, wirklich bei Kranzler, jeder bei ſeinem Panaché. Glücklicher Weiſe kam auch ein Blumenmädchen und ich war in der angenehmen Lage, der Frau Schulrätin, einer übrigens allerliebſten Frau, die mehr an eine Rittergutsbeſitzerin als an eine Schulregentin erinnerte, ein Bouquet überreichen zu können. Sie nahm es auch freundlich an und ſagte, daß ſie's bei Tiſche tragen würde. Dabei wies ſie nach dem Hotel de Rome hinüber und gleich danach trennten wir uns. Und nun, meine gnädigſte Frau Leontine, was ſagen Sie zu ſolchem Schulrat und zu ſo vorbildlicher Reiſeweisheit?"

Leontine ſchwieg, James jubelte: „Ich votiere, daß dieſem Schulrat ein Denkmal errichtet werde, ſagen wir ein Obelisk mit Inſchrift und Sockelfiguren.“

„Welche?“

„Natürlich Meddelhammer in Front. Und daneben Kranzler und Mühling.“

„Verſteht ſich.“

„Vor allem aber Nacheiferung und Heeresfolge. Lulu, ſchenke dem Onkel Juſtizrat ein. So. Anſtoßen. Es lebe Meddelhammer . . .“

„Meddelhammer und ein Sommer in Berlin!“

Auf der Suche.

Spaziergang am Berliner Kanal.

(1889.)

Ich flaniere gern in den Berliner Straßen, meiſt ohne Ziel und Zweck, wie's das richtige Flanieren verlangt. Aber zu Zeiten erfaßt mich doch auch ein Studienhang und läßt mich nach allem möglichen Alten und Neuen, was über die Stadt hin verſtreut liegt, auf Inſpektion und unter Umſtänden ſelbſt auf Suche gehn. Ich muſtere dann Panoramen und Tiergärten, Parks und Statuen, Vorgärten und Springbrunnen, ja ganz vor kurzem, an einem bedeckten, aber ſchon halb ſommerlichen Apriltage, wandelte mich ſogar die Luſt an, es mit einer Revue der fremden Geſandtſchaften zu verſuchen. An ein Eindringen in ihr Inneres, war bei meiner Unfähigkeit für den Interviewer-Beruf nicht zu denken. Indeſſen das bedeutete nicht viel. Ich erinnerte mich vielmehr (und ſog mir Troſt daraus) einer nun wohl ſchon um 30 Jahre zurückliegenden Ausſtellung, wo der von ſeiner Weltreiſe heimkehrende Maler Eduard Hildebrandt eine große Zahl ſeiner in Waſſerfarben ausgeführten und ſeitdem berühmt gewordenen Skizzen ausgeſtellt hatte; — beiſpielsweiſe der Siam-Elephant, mit der blutrot neben ihm untergehenden Sonne, ſtand mir ganz deutlich wieder vor der Seele. Was mir aber zur Zeit jener Ausſtellung am meiſten gefallen hatte, waren einige farbenblaſſe, halb hingehauchte Bildchen, langgeſtreckte Inſelprofile, die mit ihrem phantaſtiſchen Felſengezack in umſchleierter Morgenbeleuchtung, vom Bord des Schiffes her, alſo in ziemlich beträchtlichem Abſtand aufgenommen worden waren. Nur vorübergefahren war der Künſtler an dieſen Inſeln, ohne den Boden derſelben auch nur einen Augenblick zu berühren, und doch hatten wir in ſeinen Skizzen das Weſentliche von der Sache, die Geſamtphyſiognomie. Das ſollte mir jetzt Beiſpiel, Vorbild ſein und in ganz ähnlicher Weiſe, wie Hildebrandt an den Sechellen und Comoren, wollt' ich an den Geſandtſchaften vorüberfahren und ihr Weſentliches aus ehrfurchtsvoller und bequemer Entfernung ſtudieren.

Aber mit welcher ſollt' ich beginnen? Ich überflog die Geſamtheit der Ambaſſaden und da mir als gutem Deutſchen der Zug innewohnt, alles was weither iſt, zu bevorzugen, entſchied ich mich natürlich für China, Heydtſtraße 17. China lag mir ohnehin an meiner täglichen Spaziergangslinie, die, mit der Potsdamerſtraße beginnend, am jenſeitigen Kanalufer rechts entlangläuft und dann unter Ueberſchreitung einer der vielen kleinen Brücken von größerem oder geringerem (meiſt geringerem) Rialtocharakter am Tiergarten hin ihren Rücklauf nimmt, bis der Zirkel an der Ausgangsſtelle ſich wieder ſchließt.

Eine Regenwolke ſtand am Himmel; aber nichts ſchöner als kurze Aprilſchauer, von denen es heißt, daß ſie das Wachstum fördern; und ſo ſchritt ich denn „am leichten Stabe," nur leider um einiges älter als Ibykus, auf die Potsdamerbrücke zu, deren merkwürdige Curvengeleiſe, — darauf ſich die Pferdebahnwagen in faſt ununterbrochener Reihe heranſchlängeln, — immer aufs neue mein Intereſſe zu wecken wiſſen. Da ſtand ich denn auch heute wieder an das linksſeitige Geländer gelehnt, einen rotgeſtrichenen Flachkahn unter mir, über deſſen Beſtimmung eine dicht neben mir angebrachte Brückentafel erwünſchte Auskunft gab: „Dieſer Rettungskahn iſt dem Schutze des Publikums anempfohlen." Ein zu ſchützender Schützer und Retter; mehr beſcheiden als vertrauenerweckend.

Von meinem erhöhten Brückenſtand aus war ich indes nicht blos in der Lage, den Rettungskahn unter mir, ſondern auch das ſchon jenſeits der Eiſenſchienen gelegene Dreieck überblicken zu können, das, zunächſt nur als Umſpann- und Raſteplatz für Omnibuſſe beſtimmt, außerdem auch noch durch zwei jener eigenartigen und modernſter Zeit entſtammenden Holzarchitekturen ausgezeichnet iſt, denen man in den belebteſten Stadtteilen Berlins, trotz einer gewiſſen Gegenſätzlichkeit ihrer Aufgaben, ſo oft nebeneinander begegnet. Der ausgebildete Kunſt- und Geſchmacksſinn des Spree-Atheners, vielleicht auch ſeine Stellung zu Litteratur und Preſſe, nimmt an dieſer provocierenden Gegenſätzlichkeit ſo wenig Anſtoß, daß er ſich derſelben eher freut, als ſchämt und während ihm ein letztes dienſtliches Verhältnis der kleineren Bude zur größeren außer allem Zweifel iſt, erkennt er in dieſer größeren, mit ihren ſchräg aufſtehenden Schmal- und Oberfenſtern zugleich eine kurzgefaßte Kritik all' der mehr dem Idealen zugewandten Aufgaben der Schweſterbude.

Dieſer letzteren näherte ich mich jetzt, um an ihrem Schalter das Abendblatt einer unſrer Zeitungen zu kaufen. Es war aber noch nicht da, was mich zu dem in ähnlicher Situation immer wieder von mir gewählten Auskunftsmittel greifen ließ: Ankauf der „Fliegenden Blätter“. Man zieht dabei ſelten das große Loos, aber doch auch eben ſo ſelten eine Niete.

Das Blatt erſt überfliegend und dann vorſichtig unter den Rock knöpfend, war ich alsbald bis an den Anfang jener Straßenlinie vorgedrungen, die ſich unter verſchiedenen Namen bis zu dem Zoologiſchen Garten hinaufwindet, die ganze Linie eine Art Deutz, mit Köln am anderen Ufer, deſſen Dom denn auch, in Geſtalt der Matthäikirche, herrlich herüberſah, die Situation beherrſchend. Und nun kam „Blumeshof“ mit ſeinem Freiblick auf den Magdeburger Platz und eine kleine Weile danach, ſo war auch ſchon der Brückenſteg da, der mich nach China hinüberführen ſollte. So ſchmal iſt die Grenze, die zwei Welten von einander ſcheidet. Eine halbe Minute noch, und ich war drüben.

Kieswege liefen um einen eingefriedeten lawn, den, an dem einen Eck, ein paar mächtige Baumkronen überwölbten. Da nahm ich meinen Stand und ſah nun auf China hin, das chineſiſch genug da lag. Was da vorüberflutete, gelb und ſchwer und einen exotiſchen Torfkahn auf ſeinem Rücken, ja, wenn das nicht der Yang-tse-kiang war, ſo war es wenigſtens einer ſeiner Zuflüſſe. Ganz beſonders echt aber erſchien mir das gelbe Gewäſſer da, wo die Weiden ſich überbeugten und ihr Gezweig eintauchten in die heilige Flut. Merkwürdig, es war eine fremdländiſche Luft um das Ganze her, ſelbſt die Sonne, die durch das Regengewölk durchwollte, blinzelte ſonderbar und war keine richtige märkiſche Sonne mehr. Alles verſprach ethnographiſch einen überreichen Ertrag, ein Glaube, der ſich auch im Näherkommen nicht minderte; denn an einer freigelegten Stelle, will ſagen da, wo die Maſchen eines zierlichen Drahtgitters die ſolide Backſteinmauer durchbrachen, ſah ich auf einen Vorgarten, darin ein Tulpenbaum in tauſend Blüten ſtand und ein breites Platanendach darüber. Alles ſo echt wie nur möglich, und ſo war es denn natürlich, daß ich jeden Augenblick erwartete, den unvermeidlichen chineſiſchen Pfau von einer Stange her kreiſchen zu hören.

Aber er kreiſchte nicht, trat überhaupt nicht in die Erſcheinung, und als mein Hoffen und Harren eine kleine Viertelſtunde lang ergebnislos verlaufen war, entſchloß ich mich ein langſames Umkreiſen des geſandtſchaftlichen Geſamt-Areals eintreten zu laſſen. Ich rückte denn auch von Fenſter zu Fenſter vor, aber wiewohl ich, laut Wohnungsanzeiger, ſehr wohl wußte, daß, höherer Würdenträger zu geſchweigen, ſieben Attachés ihre Heimſtätte hier hatten, ſo wollte doch nichts ſichtbar werden, eine Thatſache, die mir übrigens nur das Gefühl einer Enttäuſchung, nicht aber das einer Mißbilligung wachrief. Im

Gegenteil. „Ein Innenvolk“ ſagte ich mir „feine, ſelbſtbewußte Leute, die jede Schauſtellung verſchmähn. All die kleinen Künſte, daran wir kranken, ſind ihnen fremd geworden und in mehr als einer Hinſicht ein Ideal repräſentierend, veranſchaulichen ſie höchſte Kultur mit höchſter Natürlichkeit“. Und in einem mir angebornen Generaliſierungshange das Thema weiter ausſpinnend, geſtaltete ſich mir der an Fenſter und Balkon ausbleibende Chineſe zu einem Hymnus auf ſein Himmliſches Reich.

Schließlich indeß, nachdem ich noch wie von ungefähr einen in einer Hofniſche ſtehenden antiken Flötenſpieler entdeckt hatte, war ich um die ganze Halbinſel herum und ſtand wieder vor dem Gitterſtück mit dem Tulpenbaum dahinter. Aber die Scene daſelbſt hatte ſich mittlerweile ſehr geändert und während in Front der maſſiven Umfaſſungsmauern etliche Berliner Jungen Murmel ſpielten, ſprangen, in geringem Abſtande davon, einige kleine Mädchen über die Korde. Die älteſte mochte elf Jahre ſein. Jede Spur von Mandel- oder auch nur Schlitzäugigkeit war ausgeſchloſſen und das mutmaßlich ſeit früheſter Jugend immer nur mit Spreewaſſer behandelte ſtarre Haar fiel, in allen Farben ſchillernd, über eine fuſſlige Pelerine, während die Geſichtsfarbe grieſig war und die Augen überäugig vorſtanden. So hüpfte ſie, gelangweilt, weil ſchon von Vorahnungen kommender Lebensherrlichkeit erfüllt, über die Korde, der Typus eines Berliner Kellerbackfiſches.

Ich ſah dem zu. Nach einigen Minuten aber ließen die Jungen von ihrem Murmelſpiel und die Mädchen von ihrem über die Korde-ſpringen ab und gaben mir, auseinanderſtiebend, erwünſchte und bequeme Gelegenheit, die Zeichnungen und Kreideinſchriften zu muſtern, die gerade da, wo ſie geſpielt hatten, die chineſiſche Mauer reichlich überdeckten. Gleich das erſte, was ich ſah erſchien mir frappant. Es war das Wort „Schantau.“ Wenn das nicht chineſiſch war, ſo war es doch mindeſtens chineſiert, vielleicht ein bekannter Berolinismus in eine höhere fremdländiſche Form gehoben. Aber alle meine Hoffnungen, an dieſer Stelle Sprachwiſſenſchaftliches von den Steinen herunterleſen zu können, zerrannen raſch, als ich die faſt unmittelbar danebenſtehenden Inſchriften überflog. „Emmy iſt ſehr nett“ ſtand da zunächſt über drei Längsſteine hingeſchrieben, und es war mir klar, daß eine ſchwärmeriſche Freundin Emmys (welche letztere wohl keine andere als die mit der Pelerine ſein konnte) dieſe Liebeserklärung gemacht haben müſſe. Parteiungen aber hatten auch hier das Idylliſche bereits entweiht, denn auf einem Nachbarſteine las ich: „Emmy iſt ein Schaf“, eine kränkende Bezeichnung, die ſogar zweimal unterſtrichen war. Auf welcher Seite die tiefere Menſchenkenntnis lag, wer will es ſagen? Haß irrt, aber Liebe auch.

Sinnend und enttäuſcht zugleich, hing ich dem allem nach, mehr und mehr von der Erfolgloſigkeit meines Studienſpazierganges und damit zugleich auch von der Notwendigkeit eines Rückzuges durchdrungen.

Ich trat ihn an und kaum eine Viertelſtunde ſpäter, ſo lag auch ſchon die heuer im April bereits zur Maienlaube gewordene Bellevueſtraße hinter mir und ſcharf rechts biegend, trat ich bei Joſty ein, um mich, nach all den Anſtrengungen meiner Entdeckungsreiſe, durch eine Taſſe Kaffee zu kräftigen. Es war ziemlich voll unter dem Glaspavillon oben und ſiehe da, neben mir in hellblauer Seide, ſaßen jetzt zwei Chineſen, ihre Zöpfe beinah kokett über die Stuhllehne niederhängend. Der jüngere, vielleicht erratend von welchen chineſiſchen Attentaten ich herkam, ſah mich ſchelmiſch freundlich an, ſo ſchelmiſch, wie nur Chineſen einen anſehen können, der ältere aber war in ſeine Lektüre vertieft, nicht in Kon-fut-ſe, wohl aber in die Kölniſche Zeitung. Und als nun die Taſſe kam und ich das anderthalb Stunden lang vergeblich geſuchte Himmliſche Reich ſo bequem und ſo gemütlich neben mir hatte, dacht' ich meiner Platenſchen Lieblingsſtrophe:

Wohl kommt Erhörung oft geſchritten
Mit ihrer himmliſchen Gewalt,
Doch dann erſt hört ſie unſer Bitten,
Wenn unſer Bitten lang verhallt.

Eine Nacht auf der Koppe.

(1890.)

Koppenwirt Pohl war krank.

Es paßte ſchlecht, denn es war Hochſommer, und jede Stunde brachte neue Beſucher, die bis Mitternacht tanzen und ſingen und, nach dreiſtündigem Schlaf in einem engen Bett und ſtickiger Stube den Sonnenaufgang ſehen wollten. Im Vorflur, auf Schemeln und Treppenſtufen, ſaßen Dutzende von Krummhübler Seſſelträgern, die, von früh an, teils ermüdete, teils ſteigensunluſtige Herren und Damen den Kegel hinauf getragen hatten, und ſelbſt drüben in dem kleinen, ſchon auf böhmiſcher Seite gelegenen Nachbar-Koppenhauſe, begann es an Unterkunft zu fehlen. Ueberfüllung aller Orten, und ehe noch die ſechſte Stunde heran war, mußte ſchon die Fahne herausgeſteckt werden, die etwaigem neuem Zuzuge zu verkündigen hatte: „kein Platz mehr; Alles beſetzt!“

Im Saale drinnen war Lärm und Lachen, und an einem langen, ganz in Nähe dreier Harfeniſtinnen aufgeſtellten Tiſche ſaßen Schüler aus Breslau mit allerhand Verbindungszeichen angethan und in ihrem ganzen Thun ſichtlich befliſſen, ſich auf den Studenten hin auszuſpielen; ihre Deckel klappten in einem fort, immer neue Seidel wurden herangetragen, und während einer, eine Art „Senior“, ziemlich weltmüde dreinſchaute, ſchob ſich ein Ganzjugendlicher immer näher an eine der Harfeniſtinnen, die ſeine Mutter ſein konnte, heran und hatte dabei den Mut, ihr ſeine Huldigungen zuzuflüſtern. Sie verſtand ihn auch, was ſich darin zeigte, daß ſie die gewagteſten Stellen immer mit einem Fortiſſimo begleitete, worin dann, ungehört von den Andern, die jugendlichen Kühnheiten verklangen. Einige der dieſem Schülertreiben zuſehenden Gäſte tuſchelten darüber, was die „Herren Studioſi“, die ſich dadurch geniert fühlen mochten, ſchließlich veranlaßte, den Tiſch, an dem ſie ſaßen, ins Freie zu ſchaffen. Es war eine von ihnen gutgewählte Stelle, denn nicht nur, daß die vom Dach herabhängende Fahne luſtig über ihnen flatterte, neben ihnen ſtand auch ein großes, für das wiſſensdurſtigere Reiſepublikum aufgeſtelltes Fernrohr, deſſen Beſitzer, zu beſſerer Orientierung der unabläſſig Neuherantretenden, ebenſo unabläſſig den landſchaftlichen Erklärer machte. „Die helle Linie, die Sie da ſehen, das iſt

Erdmannsdorf, und das Schweizerhaus daneben, das iſt Sieckes Hotel, wo man die guten Forellen und das gute Pilſener kriegt, und die weiße Steinmauer dicht dahinter (aber es ſind noch faſt zwei Stunden), das iſt der Hirſchberger Kirchhof.“ All das richtete ſich ſelbſtverſtändlich an das große Publikum, aber auch die daneben ſitzenden jungen Herren vernahmen, ſie mochten wollen oder nicht, jeden Namen und jede Ortsbezeichnung, und als der Ganzjugendliche, der eben noch der Harfeniſtin den Hof gemacht hatte, das Wort „Kirchhof“ hörte, zog er, ſentimental werdend, ſein Geſicht in feierliche Falten und begann dabei vor ſich hinzuſummen: „es iſt beſtimmt in Gottes Rat“. Es waren im erſten Augenblick nur halblaute Verſuchsklänge, bis ſeine Commilitonen, denen ſolcher Stimmungswechſel ebenfalls paſſen mochte, mit ihren angehenden Bierſtimmen einfielen.

Elegiſch klang es über den Vorplatz hin und auch zu Pohl hinauf. Der lag ſterbenskrank auf ſeinem Bett, und einer von der Familie, der wohl ſah, wie ſchwer er litt, ſagte, während er ſich niederbeugte: „Sollen wir 'runterſchicken und bitten laſſen, daß ſie nicht weiter ſingen?“ Aber Pohl ſchüttelte den Kopf und ſprach etwas, was freilich nur der Nächſtſtehende hören konnte. „Was ſagt Vater?“ fragten die

Anderen. „Er ſagt, es ginge nicht, das könnten wir der Koppe nicht anthun; die Leute, die auf die Koppe kämen, die wollten luſtig ſein, aber nicht traurig.“ — Und ſo ließ man's denn, weil Jeder fühlte, daß der Sterbende recht habe.

So war es oben, wo der Kranke lag. Unten im Saal aber lärmte die Muſik weiter. An jedem Tiſche (denn es war kühl geworden) dampfte der Grog, und der Küchengeruch zog durch Flur und Haus. Um acht ſtieg die Dämmerung herauf, und um zehn war Pohl tot.

Er war ſtill geſtorben. Aber damit war es nicht gethan. So ſtill der Kranke geſtorben, ſo ſtill auch mußte der Tote zu Thal; er durfte, nach ſeinem eigenen Wort und Willen, die Luſt ſeiner Gäſte nicht ſtören, das verlangte die Koppe ſo. Man ſprach alſo mit den Trägern, die nach wie vor draußen auf Flur und Treppenſtufen umherſaßen, und fand ſie, ſo weit ſie noch freie Hand und Verfügung über ihre Zeit hatten, auch ſofort willig und bereit, ihren Koppenwirt, dem die Meiſten von ihnen zu Dank verpflichtet waren, in aller Stille zu Thal zu ſchaffen. Eine Bahre war ſchnell zur Hand; darauf legten ſie den Toten und überdeckten ihn mit ſo viel grünem Gezweig, wie da oben in der Steinöde zu beſchaffen war. Und nun ſetzten ſie ſich lautlos in Marſch, vier, die die Bahre trugen, und vier Fackelträger daneben. Aber ihre Fackeln brannten noch nicht und ſollten erſt angezündet werden, wenn ſie den kahlen Koppenkegel hinunter und in den dichten Wald am Fuße desſelben eingetreten wären.

Unbemerkt ging der Zug an den Fenſtern des Koppenhauſes vorüber.

Inzwiſchen aber war Mitternacht herangekommen, und ein älterer Herr, der, während der letzten zehn Minuten, nicht müde geworden war, ſeine Taſchenuhr mit der Wanduhr im Saal zu vergleichen, ſtieg im Augenblicke, wo dieſe zwölf geſchlagen, auf einen hochlehnigen Stuhl und ſagte: „Meine Herren und Damen. Eine Rede will ich nich halten . . .“

„Nein, nein“

„Eine Rede will ich nich halten. Aber wenn es den verehrten Herrſchaften recht iſt, ſo machen wir eine Wanderpolonaiſe.“

„Ja, ja.“

Die Harfeniſtinnen, wie verabredet, ſchlugen bei dieſen Worten ſofort mächtiger in die Saiten, und der wohlbeleibte Herr, von ſeinem Stuhle vorſichtig herabſteigend, eröffnete den Zug voll gravitätiſchen Humors, nachdem er zuvor ſeiner neben ihm ſtehenden Frau den Arm gereicht hatte. Dieſe trug einen etwas verſchobenen ſchwarzen Scheitel, war auch älter als ihr Gatte, glich dieſe Mancos aber durch Temperament und eine bemerkenswerte Fidelität wieder aus, die ſich unter anderem auch darin zeigte, daß ſie eine über ihre Bruſt ausgeſpannte ſchwere Goldkette nach dem Takte der Muſik beſtändig hin und her zog. Ihre ſeit wenigen Wochen erſt mit einem Angeſtellten des Hauſes verlobte Tochter, folgte, mit dieſem ihrem Zukünftigen, als zweites Paar.

„Mutter iſt heute wieder ſo merkwürdig,“ ſagte der Bräutigam.

„Ach, laß ihr doch,“ antwortete das Fräulein.

Und während das Geſpräch in gleichem Tone ſich fortſetzte, ging die zunächſt im Hauſe ſelbſt jeden Winkel und jede Ecke mitnehmende Polonaiſe nach der böhmiſchen Koppenbaude hinüber, wo der Führer des Zuges ein dreimaliges Hoch auf Kaiſer Wilhelm ausbrachte. „Das iſt, was ich Einverleibung nenne,“ flüſterte er ſeiner Frau zu.

„Rede nicht ſo,“ verwies ihn dieſe.

Schließlich aber war man wieder diesſeitig in Haus und Saal zurückgekehrt, wo ſich jetzt, an alter Stelle, jeder Einzelne vor ſeiner Dame verneigte. Der Bräutigam aber ſagte: „Nun komm, Hulda, wir wollen uns draußen die Sterne anſehen.“

„Ach was, die Sterne . . .“

Trotzdem gab ſie nach, und als ſie ſeinen Arm genommen und draußen ein beliebiges Sternbild für den großen Bären erklärt hatte, traten beide an ein einen Vorſprung einfaſſendes Schutzgeländer heran, von dem aus man bei Tagesſchein einen wundervollen Fernblick hatte. Jetzt freilich lag Alles nur in nächtlichem Schleier, und erſt als beider Augen, nach langem Suchen unten im Thale, wieder an den Fuß des Koppenkegels zurücklenkten, ſahen ſie, genau da, wo die dunklen Waldmaſſen ihren Anfang nahmen, ein plötzliches Aufleuchten. Und dann ſchwand es wieder und dann war es wieder da.

„Was iſt das?“ ſagte die Braut.

„Das ſind Glühwürmer.“

„Ach, biſt Du dumm. Glühwürmer ſind wie Streichhölzchen, und was wir da vor uns haben, iſt wie ein Fackelzug. Ich habe den bei Moltke geſeh'n . . . Und nun komm wieder hinein; mich friert hier, und ich bin fürs Mollige. Und drin will ich dann die Schließerin fragen, was es eigentlich geweſen.“

Und ſie fragte drin auch wirklich. „Wir haben da Lichter geſehen. Sind es Fackeln?“

„Ja,“ ſagte die Schließerin. „Es ſind Fackeln: ſie tragen einen alten Herrn nach Hirſchberg hinunter.

Er muß früh weg und will den Zug nicht verſäumen."

„Ja, Manche ſind ſo ängſtlich," ſagte die Braut. Und damit traten ſie wieder in den Saal, in dem es inzwiſchen erheblich leerer geworden war, weil ſich Verſchiedentliche, wenn auch nur zu kurzem Schlaf, in ihre Stuben und Kammern zurückgezogen hatten.

„Ich denke, wir gehen nun auch," ſagte die Mutter, die mit der wachſenden Müdigkeit ihre Mutterwürde zurückgewonnen hatte.

„Nein, Mutter," ſagte Hulda. „Ich mache durch. Orntlich oder gar nich."

„Gott, Du red'ſt immer, als wenn Du zu Hauſe wärſt . . . Und was ſoll blos Hugo davon denken!"

„Ach, der."

* * *

Die Nacht verging, und juſt um die Stunde, wo die Koppengäſte, teils verſchlafen, teils überwacht, ins Freie traten, um den Sonnenaufgang (der denn auch ziemlich kritiſch aufgenommen wurde) Revue paſſieren zu laſſen, trafen die Träger unten in Hirſchberg ein, in der ebenſo geräumigen wie gefälligen Stadtwohnung des Koppenwirts. Da ſtand Pohl bis den dritten Tag, und dann gab man ihm ein feierlich Begräbnis. Aber nichts davon drang bis auf die Koppe hinauf, nicht einmal der tiefe Klang der Glocken.

In dem Leben oben aber ging alles ſeinen gewohnten Gang und blieb auch ſo bis dieſen Tag. Wie vordem, wenn alles beſetzt iſt, wird die Fahne herausgeſteckt, um etwaigem neuem Zuſtrom ein Halt zuzurufen, und wie vordem treten gruppenweiſe die Wißbegierigen ans Fernrohr heran und horchen auf die Worte deſſen, der nach wie vor den landſchaftlichen Erklärer macht. Und wenn dann das Glas (und nur darin hat ſich ein Wechſel vollzogen) auf ſeinem Zirkelweg an die Stelle kommt, wo der Hirſchberger Kirchhof aufragt, ſo heißt es, in ganz geringer Abänderung des alten Textes: „. . . und das weiße Kreuz da, was die andern überragt, das iſt Pohls Kreuz.“

„Wer iſt Pohl?“ fragt dann der eine oder andere.

„Pohl war Koppenwirt hier oben, und nun liegt er da unten.“

„So ſo,“ ſagt dann der, der die Frage geſtellt. Und wenn er längere Zeit bleibt und ſich oben anfreundet, ſo hört er vielleicht auch von der Nacht, in der Pohl, der Koppenwirt verſtarb. Warum auch nicht! Es ſtört niemanden mehr. Nichts mehr von Wand an Wand, . . . alles weit ab.

Der letzte Laborant.

(1891.)

In dem ſchönen Hirſchberger Thale liegt Agathendorf, eines der vielen großen Dörfer, die ſich hier, in mehr als meilenlanger Reihe, beinah unmittelbar aneinanderſchließen. Alle ſind von maleriſchem Reiz, und auch in Agathendorf ſchießt das Bergwaſſer über ein Wehr und liegen die Häuſer in wildem Wein, wenn ſie nicht vorziehn einen Vorgarten zu haben, mit einer großen Glaskugel, drin ſich die Landſchaft ſpiegelt. Vor Agathendorf aber, und zwar auf Erdmannsdorf und Zillerthal zu, läuft auch noch die Gebirgsbahn an Spinnereien und Bleichen vorüber, während ſich an der entgegengeſetzten Dorfſeite der leis anſteigende Kirchhof mit ſeinen Lilien und Sonnenblumen erhebt, ein weiter Totenacker, drauf außer den Agathendorfern, auch die hier eingepfarrten Nachbargemeinden, in viele Schläge geteilt, ihre Toten begraben. Und zwar in ſo viel Schläge geteilt, wie Dörfer vorhanden ſind, und nur an der nordöſtlichen Kirchhofsmauer entlang, will ſagen da, wo die Reichen und Wohlhabenden ihre Erbbegräbniſſe haben, tritt der *Beſitz* (an Stelle des Todes) als eine Art Gleichmacher auf und geſtattet es den Brückenbergern und Querſeiffnern, den Wolfshauern und Langhüblern — immer vorausgeſetzt, daß ſie reich ſind — ebenbürtig und durch keine Schlag-Einteilung länger getrennt, zwiſchen den Agathendorfern ſelbſt zu ruhen. Eigentliche Gräber finden ſich an dieſer Erbbegräbnisſtelle *nicht*. Alle die hier ſchlafen, ſchlafen hier wie unter einem Blumenbeet, an deſſen oberem Ende ſich regelmäßig ein in die Kirchhofsmauer eingelaſſener hoher Stein befindet, oft mit Namen und Datum, oft auch mit Verzierungen und Sprüchen. Einer dieſer Steine trug, als ich dieſe Stelle beſuchte, folgende mit Goldbuchſtaben geſchriebene Worte: „Hier ruht Joſeph Hieronymus Hampel, *der letzte Laborant*, geb. 3. Mai 1799, geſt. 3. Juni 1879" — auf dem Grabe ſelbſt aber, einem Beete von beſondrer Breite, wuchs ein gut Teil jener Blumen- und Kräuterwelt, drauf ſich, allem Anſchein nach, der hier in Gott Ruhende ſehr zu ſeinem Vorteil verſtanden haben mußte. Denn der Stein in der Mauer, ſeiner ſonſtigen Ornamentik zu geſchweigen, war ein wertvoller ſchwarzer Marmor. Der freundlich meinen Führer machende Agathendorfer Küſter beſtätigte mir denn auch meine nach dieſer Seite hin gehenden Vermutungen, und als wir bald danach im „Weißen Roß“ unter einem prächtigen alten Birnbaum, der ſeiner Fülle halber geſtützt werden mußte, plaudernd beiſammen ſaßen und einem Gullaſch und Grätzer Bier zuſprachen, kam mein Begleiter meiner Bitte nach und erzählte mir von Joſeph Hieronymus Hampel und daß er, ganz wie die Grabſchrift beſage, wirklich, „der letzte Laborant“ geweſen ſei.

* * *

„Ja“, hob er an, „der alte Hampel da drüben — und früher hieß hier alles Hampel und die Hampelbaude bezeugt es bis dieſen Tag — der alte Hampel da drüben war noch aus der Zeit her, wo das hier vor uns liegende ganze Gebirge voll Laboranten ſaß, und zwar je höher hinauf deſto mehr, weil jeder nach Möglichkeit an der Quelle ſitzen wollte, d. h. da, wo der Enzian anfängt. Und da ſaßen ſie denn auch wirklich um die Kirche Wang herum (die's aber damals noch gar nicht gab) und links bis an die Forſtbauden und rechts bis an die Anna-Kapelle, Hieronymus Hampel aber ſaß in Langhübel, wo ſchon ſein Großvater geſeſſen und ſich einen guten, um nicht zu ſagen berühmten Namen gemacht hatte. Denn an

Arzt oder Wundarzt war damals, und noch bis in die neuere Zeit hinein, nicht zu denken, und weil es weit war bis nach Warmbrunn oder bis in die Schmiedeberger Apotheke, ſo waren die Baudenleute herzlich froh, daß ſie die Laboranten ſo mitten unter ſich hatten, die Laboranten, „die ſo gut waren wie die Doktors und eigentlich noch beſſer.“ Am frohſten aber waren die Langhübler, weil ſie den Hieronymus Hampel hatten, unſern Hampel drüben, von dem ein berühmter Breslauer Arzt geſagt haben ſollte: „wenn ich nicht mehr aus noch ein weiß, dann ſchreib' ich an Hampel und der ſchickt dann was. Und der Fall iſt noch nicht dageweſen, daß das Hampelſche nicht geholfen hätte.“ Das alles wußten die Langhübler, und die paar Neunmalweiſen, die darüber lachten und der Meinung waren: „der berühmte Breslauer Doktor exiſtiere gar nicht und alles ſei blos eine von Hampel ſelbſt und von Geſchäftswegen erfundene Geſchichte,“ dieſe paar Neunmalweiſen konnten nicht aufkommen, was ſich am beſten auf den Meſſen und Jahrmärkten zeigte, die Hampel nicht blos bis Hirſchberg und Schmiedeberg, ſondern ſogar bis Lauban und Görlitz hin beſchickte. Nach all dieſen Orten hin gingen die kleinen länglichen, immer ſechseckigen Fläſchchen, die, weil unten zugeſpitzt, regelmäßig umfielen (was durchaus mit dazu gehörte) — Flaſchen, die meiſt mit „Schlagwaſſer“ gefüllt waren, und wenn nicht mit Schlagwaſſer, ſo mit Meliſſengeiſt, und wenn nicht mit Meliſſengeiſt, ſo mit Fingerhut-Tropfen. Dazu kam ein in kleine blaue Pakete verpackter Thee, ganz nach Art der alten Tabakspakete, darauf in wechſelnder Schrift zu leſen war, „daß man nur ſehr wenig davon nehmen dürfe, weil er ſonſt zu ſtark ſei. Wenn man aber recht recht wenig nähme, nur freilich friſch müſſe er ſein und vom letzten Jahr (was denn ſelbſtverſtändlich auf jedem Jahrmarkt zu neuen Ankäufen führte), ſo fiele das Waſſer und die Roſe ginge weg und die Sommerſproſſen auch.“ Und jeder glaubte daran, natürlich mit Ausnahme jenes zweifelſüchtigen, aber bedeutungsloſen Conviviums, das über Hampel und ſeine Kuren lachte. Im übrigen war der Glaube, der das ganze Hirſchberger Thal erfüllte, ſo ſtark, daß kleine ſchleſiſche Leute, die nach Polen und Galizien hin verzogen, ſich ſowohl den Thee wie die Tropfen nachſchicken ließen, weil ſie wußten, „daß es hülfe.“ Bis in die Tauſende ging der jährliche Verſand, und Hampel war ein reicher Mann, bevor er noch das vierzigſte Jahr erreicht hatte. Ja reich war er. Aber daß ſein Geſchäft ſo blühte, das war nicht blos ein Segen für ihn, das war auch ein

Segen für andre, beſonders für die Barfußkinder, die Beeren ſuchten, und mehr noch für die Reiſig ſammelnden alten Weiber, die, von Jugend auf im Walde zu Hauſe, natürlich auch mit den Gebirgskräutern trefflich Beſcheid wußten und ihrem Brodherrn, außer dem ewigen Enzian, allerlei Feines und beſonders Heilkräftiges brachten: Allermannsharniſch und Liebſtöckel, Hirſchbrunſt und Teufelsabbiß, Venuswagen und Unſrer Lieben Frauen Bettſtroh, woraus dann die merkwürdigſten Geheimtinkturen für kränkliche Männer und ſchwache Frauen gebraut wurden. Im ganzen darf man ſagen, Hampel verfuhr in gutem Glauben, vielleicht ſogar bezüglich eines hoch angeſehenen Haarmittels, das er, viele Jahre lang, aus „Marienhaar“ mit ganz beſondrer Sorgfalt deſtillierte, bis ihm eines Tages einer ſeiner ſonſt gläubigſten Anhänger mit aller Gemütsruhe ſagte: „Höre, Hampel, Dein Schlagwaſſer iſt gut und Dein Meliſſengeiſt auch; aber mit dem ‚Marienhaar‘ kann es nicht viel ſein,“ und dabei lachend auf Hampels Perrücke zeigte. Das ärgerte dieſen ganz ungemein und machte ſolchen Eindruck auf ihn, daß er, von Stund an die Marienhaar-Tinktur von ſeinem Preiskurante ſtrich, trotzdem gerade ſie zu ſeinen einträglichſten Tinkturen zählte.

Solcher als „Fehlſchläge“ vom Preiskurant abgeſetzten Nummern, immer Nummern neueren Datums, gab es noch ein paar im Laufe der Jahre, der alte Beſtand aber blieb und wurde von Hampel nach einer Methode hergeſtellt, die ſchon zu Großvaters Zeiten, und vielleicht noch früher, gegolten hatte. Selbſtverſtändlich erfolgte die Zubereitung all dieſer Arkanas und Panaceen im eigenen Hauſe, welches letztere denn auch nicht blos ein Schmuckkäſtchen, ſondern gleichzeitig eine Sehenswürdigkeit für Fremde war, die gerne bei Hampel vorſprachen und ſich ſein ganzes Laboranten-Geweſe zeigen ließen. Unten im Vorderhauſe befand ſich die hübſch eingerichtete Privatwohnung mit Klavier (ſpäter Harmonium), weil Hampel es liebte, Winters Choräle zu ſpielen und fromme Lieder zu ſingen. War er doch überhaupt ein Mann, in dem ſich ein echt ſchleſiſcher Aberglaube, darin Rübezahl die Hauptrolle ſpielte, mit einem religiöſen und ſittenſtrengen Zuge miſchte. Stieg man dann von dem mit Flieſen ausgelegten Flur aus ins erſte Stock hinauf, ſo ſah man in die große halb offenſtehende Tinkturenkammer mit ihren dicht beſetzten Regalen, und abermals eine Treppe höher den Kräuterboden, auf dem Enzian und Arnika weit ausgebreitet lagen und Isländiſch Moos in ganzen Säcken ſtand, die ſo groß waren wie Wollſäcke. Das alles war im Vorderhauſe. Daran ſchloſſen ſich dann, wenn man vom Flur her in den Hof trat, zwei rechtwinklig angebaute Flügel, von denen der eine nicht viel was anderes als eine ſchicht- oder etagenweis aufgebaute Luftdarre für Blaubeeren, der andere dagegen, der größere, das in eine Schatten- und eine Sonnenſeite geteilte Laboratorium war. Auf der Sonnenſeite — den Strahlen der Sonne nach Möglichkeit ausgeſetzt — ſtanden die großen Glaskolben, in denen die mit Weingeiſt, oder wie Hampel ſich ausdrückte, mit „Aquavit“ angeſetzten Wurzeln und Kräuter in praller Hitze kochen mußten, während ſich an der gegenüber gelegenen Schattenſeite die großen Apparate befanden, Kupferblaſe und Kupferhelm, aus denen die verſchiedenen „Geiſter“ abdeſtilliert wurden, Dillgeiſt, Fichtengeiſt, Krauſemünzengeiſt, Meliſſengeiſt. Welche Seite des Laboratoriums in Hampels Augen eigentlich die wichtigere war, war ſchwer zu ſagen, weil das oft durch Monate hin fortgeſetzte Extrahieren in der Sonne genau denſelben Zweck verfolgte, wie das Deſtillieren aus der Blaſe, nämlich den, den „Geiſt“ frei zu machen. Sehr wahrſcheinlich indeß, daß er dem, was die ziemlich koſtſpielige Kupferblaſe leiſtete, ſchon deshalb, weil ſie koſtſpielig war, den Vorzug gegeben haben würde, wenn nicht eine der im Glaskolben extrahierten Tinkturen ein Gegenſtand ſeiner beſonderen Vorliebe geweſen wäre, faſt als ob er geahnt hätte, welche Bedeutung gerade dieſe Tropfen für ihn gewinnen ſollten. Unter dem nämlich, was, um ausgezogen zu werden, Tag um Tag in der Prallſonne ſtand, war auch ein Mineral, ein goldblinkendes Schwefeleiſen aus der Seidorfer Gegend, das, genau ſo wie die Wurzeln und Kräuter, mit rektifiziertem Weingeiſt, ja man ſprach ſogar von hundert Grad Tralles, aufgeſetzt wurde, was dann, nach dreizehnmonatlichem Ziehen, eine ganz merkwürdige Krafttinktur ergab, die wegen ihres Eiſengehalts gegen Bleichſucht und Schwäche von geradezu phänomenaler Wirkung war. Wenigſtens ſtand ſo auf dem Zettel, der jedem Fläſchchen beigegeben wurde. Chemiſche Unterſuchungen hatten nun freilich weder Schwefel noch Eiſen in dieſen Wundertropfen entdecken können, Hampel aber, als man ihm mit dieſer Nachricht kam, hatte nicht nachgegeben wie damals mit der Marienhaartinktur, ſondern ſich umgekehrt aufs hohe Pferd geſetzt und mit ſuperiorer Miene verſichert: „der Geiſt“ ſei drin, und zwar erſt der Schwefel- und dann der Eiſengeiſt. Und dieſer „Geiſt“ ſei viel zu fein, um ſich mit Reagentien faſſen zu laſſen.“

Das war ein großes Wort, das, wie jedes derartige Wort, Zweifler und Gläubige fand und ſchließlich auch nach Erdmannsdorf kam, um hier dem auf Sommerbeſuch anweſenden König Friedrich Wilhelm III. bei Tafel erzählt zu werden. Biſchof Eylert und Hofprediger Strauß waren mit zugegen. Ebenſo der Kronprinz. „Was ſagen Sie dazu?“ fragte der König in heiterer Laune, worauf die beiden geiſtlichen Herren natürlich lächelten. Der Kronprinz aber ſagte: „Hampel hat recht.“

Und ſiehe da, „Hampel hat recht“ ſagten ſchließlich alle, beſonders aber die Hofdamen, unter denen ſich in demſelben Sommer noch ein wahrer Hampel-Kultus einbürgerte, was freilich mehr noch als in dem eben hier Erzählten in einer von unſerm Hampel an einem armen aber liebenswürdigen Hoffräulein ausgeführten Wunderkur ſeinen Grund hatte. Dies Hoffräulein ſtand nämlich in einem ernſten Liebesverhältnis zu dem in Erdmannsdorf mit anweſenden Adjutanten oder Hofmarſchall des Prinzen Wilhelm, unſeres jetzigen alten Kaiſers, und nur ein Feuermal unterm Kinn, das das ſonſt ſehr hübſche Fräulein entſtellte, ließ den von allerhand Aeußerlichkeiten abhängigen Liebhaber aus einem ängſtlichen Schwankezuſtand gar nicht herauskommen. Alles nahm Teil an dem Schickſal der jungen Dame. Da trat Hampel perſönlich auf, mit einer zweimal überdeſtillierten und mit weißen Zinkblüten aus der Joſephinenhütte ſorglich untermiſchten Schneeball-Eſſenz, und ſiehe da, in drei Wochen war das Mal fort und in fünf Wochen war Hochzeit. Das blieb Hampeln unvergeſſen und entſchied viel viel mehr noch, als das voraufgegangene kronprinzliche „Hampel hat recht“ über ſein weiteres Leben, das namentlich ohne dieſen letzteren Zwiſchenfall nicht ſo glücklich verlaufen wäre, wie's thatſächlich durch noch vierzig Jahre hin der Fall war. Und hier muß ich den Gang meiner Erzählung auf einen Augenblick unterbrechen.

Es war nämlich kurz vor König Friedrich Wilhelms III. Hinſcheiden geweſen, daß dieſe Scene mit dem Hoffräulein geſpielt hatte. Nun ſtand zwar der neue König genau ſo wie der alte zu Hampel und dachte gar nicht daran, ihm die Geſchichte vom „Schwefel- und Eiſengeiſt“ je zu vergeſſen, aber unglücklicherweiſe traten um eben dieſe Zeit die Geſetze gegen Medizinalpfuſcherei wieder friſch in Kraft, und auch Hampel ſah ſich davon bedroht und ſchien, trotz beſten Leumunds, der Strenge dieſer Geſetzgebung erliegen zu ſollen. Ein Strafmandat folgte dem andern, und unſer Langhübler Freund wäre verloren geweſen, wenn er ſich nicht noch rechtzeitig des Hoffräuleins mit dem Feuermal erinnert hätte. Die ſtand jetzt hoch in Ehren, und als ihr die Bitte Hampels um ihre Protektion eines Tages zu Händen kam, ſäumte ſie nicht, ihrem alten Freund und Glücksbegründer zu Willen zu ſein, und wußte dabei die Dinge ſo geſchickt zu wenden und zu leiten, daß das ewige Strafandrohen der Liegnitzer Regierung aufhörte. Hampel wurde zum „Ausnahmefall“ erhoben und erhielt ſchließlich ſogar ein großgeſiegeltes Reſkript, darin ihm mitgeteilt wurde „daß Seine Majeſtät der König befohlen habe, den ꝛc. Hampel in ſeinem Laborantenberufe, von deſſen ſegensreicher Wirkſamkeit er perſönlich Zeuge geweſen ſei, bis an ſein Lebensende zu belaſſen.“

Und danach wurde denn auch verfahren, und als Hampel, viele Jahre ſpäter, auf 80 zuſchritt, ſtand ſein Anſehn ſo hoch, daß im ganzen Hirſchberger Thale beſchloſſen wurde: dem „letzten Laboranten“ (denn das war Hampel mittlerweile geworden) ein Feſt zu geben, und zwar im Warmbrunner Gaſthofe zum König von Preußen. Ein in der Stadt lebender Geheimer Sanitätsrat, Original, der ſelbſtverſtändlich die Praxis längſt quittiert hatte, „weil er alles Doktorentum für eitel Medizinpfuſcherei und nur das Laborantentum, dieſen geſegneten Zuſtand der Wilden und Indianer, für einen mediziniſch normalen hielt," — dieſer geheime Sanitätsrat trat an die Spitze des Feſtkomitees, und am 3. Mai 1879, will ſagen an Hampels 80. Geburtstage, hatte die Feier ſtatt. Zwiſchen Graf Schaffgotſch und Graf Matuſchka ſaß der Jubilar, ihm gegenüber der Geheime Sanitätsrat und als dieſer ſeinen Toaſt ausgebracht und die Trompeter-Badekapelle dreimal Tuſch geblaſen hatte, trat ein Telegraphenbote — dies war alles aufs genaueſte verabredet worden — in die Thür und überreichte Hampel ein Telegramm, darin ihm ſeitens ſeiner alten, inzwiſchen längſt zur „Excellenz" avancierten Freundin mitgeteilt wurde: „daß S. M. der Kaiſer Wilhelm, der ſich als Letzter aus jener Erdmannsdorfer Zeit, noch ſehr wohl des alten Laboranten Hampel erinnere, beſagtem Laboranten Hampel zu Langhübel den Kronenorden 4. Klaſſe verliehen habe."

Das war „Hampels Tag der Ehren," freilich auch einer ſeiner letzten Tage überhaupt. Denn von Stund an ging es bergab, nach Meinung einiger, weil er ſich zu ſehr erhitzt und danach unvorſichtig erkältet, nach Meinung anderer, weil er zu viel Ungar getrunken und ſich am andern Tage mit ſeinem eigenen Schlagwaſſer kuriert habe. Gleichviel, am 3. Juni ſtarb er — gerade einen Monat nach jenem denkwürdigen 3. Mai — nachdem er noch eine Stunde vor ſeinem Ende beſtimmt hatte, „daß er am 7. Juni, dem Todestage weiland König Friedrich Wilhelms III., ſeines gnädigſten König und Herrn, der in ſeinem edlen Herzen ein ſolches Wort wie „Medizinalpfuſcherei“ wahrſcheinlich nicht 'mal gekannt habe, begraben ſein wolle.“

Und nun kam das Begräbnis.

Es war ein großer Tag, und in dem ganzen Hirſchberger Thale gingen die Glocken, als der Zug von Langhübel nach Agathendorf hinunterſtieg. Laboranten, die folgen konnten, gab es nicht mehr, aber Hampel hatte trotzdem ſeinen Kondukt: erſt die Langhübler und Brückenberger Kinder, zu zwei und zwei mit Erdbeerblüten im Haar, dann Feuerwehrmuſik mit Poſaune und Tuba, danach die Schaffgotſch'ſchen und Matuſchka'ſchen Förſter und Haideläufer, und zuletzt die Kräuterweiber aus dem ganzen Gebirge, wohl zwanzig oder dreißig, die ſich fein gemacht und auf Harken und Stangen all das trugen, was ſie zeitlebens für den Hampel'ſchen Kräuterboden geſammelt hatten: Enzian und Arnika, Fingerhut und Beſingkraut und vor allem isländiſch Moos, das in langen, wirren Flechten von den Harken herniederhing.

Vierzehn Tage ſpäter hieß es: „Alles im

Hampel'ſchen Hauſe ſei von der Regierung inſpiziert und inventariſiert worden, und nur die zur Zeit noch auf Lager befindlichen Flaſchen dürften auch fernerhin ausgeboten und ausverkauft werden." Darüber ſind jetzt acht Jahre vergangen, wie man wohl ſagen darf, eine lange Zeit. Aber die Kammern und Regale ſind immer noch voll, und einige ſagen, ſie würden auch nie leer werden.

Und es wünſcht es auch keiner.

Denn wenn auch die kleinen ſechseckigen Flaſchen nie recht ſtehen wollten, der Glaube an ſie ſteht unerſchüttert feſt.

Gerettet!

(1891.)

An einem November-Vormittage, der Nebel fiel in Tropfen nieder, hielt eine Gruppe von vier Männern, Holzſchläger aus dem gräflichen Forſt, vor dem Theobaldſtift in Agnetendorf. Sie ſetzten eine aus Baumſtämmen zuſammengebundene Trage vor dem kleinen Eingangsportal des Stiftes nieder und trugen einen auf die Schultern von zweien von ihnen ſich ſtützenden Verwundeten ſo gut es ging zum heiligen Theobald hinein, wo die das Regiment im Stift führende Schweſter Eliſabeth die Männer freundlich, aber auch ernſt und beſtimmt empfing. Neben ihr ſtand Schweſter Beate.

„Nun, was iſt?“ ſagte die Oberſchweſter Eliſabeth. „Das iſt ja der Stephan, oben aus der Martinsbaude. Iſt er verunglückt?“

„Ja, Schweſter,“ ſagte der jüngere der zwei Miteingetretenen, ein Bruder des Verunglückten und Aloys mit Namen, „er iſt verunglückt. Als wir den Baum umriſſen, iſt er nicht bei Seite geſprungen. Es ſieht grauſam aus, und er hat auch eine Ohnmacht gehabt . . . Ich hab' ihm noch zugerufen; aber er hat's nicht gehört oder hat ſchlecht aufgepaßt."

„Schlecht aufgepaßt," ſagte Schweſter Eliſabeth. „Die heilige Jungfrau erbarme ſich. Ich weiß, wie das bei Euch hergeht . . . Es wird wohl der Ingwer ſchuld ſein oder der Wacholder."

Als ſie noch ſo ſprach, kam auch der alte Doctor Melchers, den Schweſter Beate mittlerweile herbeigerufen hatte. Der unterſuchte das Bein und ſagte: „Schwere Quetſchung; aber der Knochen iſt heil. Es wird ſich machen, ohne daß wir eingreifen. So hoff' ich wenigſtens. Freilich Zwiſchenfälle ſind nicht ausgeſchloſſen."

Und nun brachte man den Verwundeten, der kein Wort ſprach und nur wie betäubt vor ſich hin ſah, in eine für ihn hergerichtete Zelle, drin Schweſter Beate ſeine Pflege übernehmen ſollte; die vier Männer aber — auch die zwei draußen Wartenden waren mittlerweile hinzugetreten — dankten der Schweſter Eliſabeth, vor allem Aloys, der ihr das Kleid küſſen wollte. Denn das Stift genoß eines großen Anſehens in Dorf und Gegend. Und nun verabſchiedeten ſie ſich und gingen wieder auf die

Waldſtelle zu, wo das Unglück geſchehen war. Hier machten ſie ſich, ohne langes Säumen, aufs neue an ihre Arbeit und blieben dabei bis Spätnachmittag. Erſt als es mehr und mehr zu dunkeln begann, nahmen ſie ihre Aexte über die Schulter und ſtiegen höher ins Gebirge hinauf, wo ſie zwiſchen Brückenberg und Kirche Wang ihre kleinen Häuſer hatten. An dieſer Stelle, einer Waldlichtung, lag auch das Haus, drin Aloys und ſein Bruder Stephan wohnten und mit ihnen ihre Mutter, ein altes hexenhaftes Weib von ſcharfem Geſichtsſchnitt, aber doch ſo, daß man noch deutlich ſah, ſie müſſe mal ſehr anſehnlich geweſen ſein, aus welchem Umſtande ſich auch die Sicherheit herſchrieb, mit der ſie das Haus und die beiden Söhne beherrſchte.

Aloys wollte von dem Vorgefallenen erzählen, kam aber nicht weit damit. Die Alte wußte ſchon alles und ſchien mit dem Hinunterſchaffen und dem Unterbringen im Stift wenig einverſtanden. Anfangs indeſſen zeigte ſich ihre Mißbilligung mehr in Mienen und Bewegung als in Worten, und erſt als Aloys auf den Doctor zu ſprechen kam, wurde ſie heftig und fuhr dazwiſchen: „Ja, der Doctor. Was ſagt der? Oder hat er ſchon geſchnitten?“

Aloys antwortete vorſichtig und unbeſtimmt.

„Hat er ſchon geſchnitten? frag' ich. Oder iſt

UNIV. BIBL. BERLIN

er ſchon mit ſeiner Säge drüber geweſen? Er ſägt immer und ſagt dabei ganz ruhig: ‚ſie merken nichts‘. Und ſie merken auch nichts, und nur wenn er fertig iſt, dann ſuchen ſie nach ihrem Bein. Aber da können ſie lange ſuchen. Und was ſoll einer, wenn er nicht Arm und Bein hat. Arm und Bein heißt arbeiten. Und wenn wir nicht arbeiten, dann hungern wir.“

„Ach, Mutter, Du machſt wieder Deine Augen und redſt wieder ſo wild. Er hat ja das Bein noch. Und der Doctor ſagt auch, er wird es wohl behalten.“

„Er wird es wohl behalten ... Du Dummbart, Du Kindskopp. Siehſt Du denn nich? hörſt Du denn nich? Er wird es wohl behalten, das heißt, er wird es nicht behalten, das heißt, daß es ſchon weg iſt. Und was weg iſt, iſt weg und wächſt nich wieder, und wir müſſen hungern. Warum habt Ihr ihn nicht nach Brückenberg herauf gebracht? zu Legler oben auf der Joſephsbaude. Legler, der verſteht es, der hilft, weil er weiß, was arme Menſchen ſind . . . Und die Joſephsbaude war auch näher als das Stift, und Legler iſt klüger als Melchers. Legler hat die Kräuter und hat auch den Spruch, und wenn er die Kräuter auflegt, dann geht das Fieber, und den ſiebenten Tag fängt es an zu heilen und die dritte Woche, da kann er wieder verdienen ... Ich kann nicht mehr verdienen, ich kann nicht mehr in den Wald und Beeren ſuchen. Und wenn auch ... Timm in Seydorf zahlt blos einen Pfennig, und einen Schein muß ich auch noch haben. Warum habt Ihr ihn in das Stift gebracht? Legler iſt beſſer, der hat den Spruch ... O, Du heilge Jungfrau, vergieb mir meine Sünden ... Und Du heilger Theobald ... ich will auch kommen und in Deine Kapelle beichten gehen.“ Und ſie knixte und bekreuzigte ſich vor einem an eine Ofenkachel geklebten Muttergottesbilde.

Aloys hatte wiederholentlich verſucht, die Alte zu beruhigen, aber ſie war nur immer heftiger geworden und hatte mit aller Beſtimmtheit erklärt, ſie müſſe den Stephan wieder haben. Und weil ſie damit fortfuhr, und Aloys, wenn er ſich recht befragte, wohl auch ein gut Teil mehr an Legler als an Melchers glaubte, ſo war er zuletzt nachgiebig geworden und hatte verſprochen, ſo's irgend ginge, der Mutter zu Willen zu ſein. „Wir wollen ſehen, Mutter, wir wollen ſehen.“

Und dabei war's geblieben.

* * *

Um ſechs war Vesper. Es hatte zu regnen begonnen und war kalt geworden. Die Dorfgaſſe lag in Dunkel, nur hier und da blitzte was auf, und ſolch ſchwacher Lichtſchein kam auch aus einem kleinen Wirtshauſe, das dem Theobaldſtift gegenüber lag. Um den Tiſch herum ſaßen dieſelben vier Leute, die vormittags den Verwundeten aus dem Walde heruntergeſchleppt hatten. Drei davon tranken ihren Ingwer und ſahen, die Beine weit vorgeſtreckt, ſtumpf und gleichgültig vor ſich hin; der Jüngſte aber, Aloys, war in Unruhe. Von Minute zu Minute ſtand er auf und ſtarrte, während er das von Waſſerdunſt beſchlagene Fenſter putzte, nach dem Stift hinüber. Es war immer noch nicht Zeit. Endlich indeſſen nahm er wahr, daß die kleine Seitenpforte drüben aufging und Schweſter Eliſabeth heraustrat, hinter ihr ein paar andere Schweſtern, zuletzt auch Schweſter Beate. Sie wollten, wie jeden Abend, ſo auch heute zur Abendandacht und ſchritten auf einen überdeckten, aber an beiden Seiten offenen Gang zu, der die Verbindung mit einem daneben gelegenen Kapellchen herſtellte. „Nun iſt es Zeit," ſagte Aloys, und ſofort erhoben ſich alle und gingen über die Dorfſtraße nach dem Stift hinüber, wo ſich die drei älteren im Schatten der Eingangsthür aufſtellten, während Aloys bei dem

Bruder eintrat und ihm kurz mitteilte, weshalb ſie kämen. „Gott ſei Dank,“ ſagte der, „daß Ihr da ſeid. Schweſter Beate iſt gut, und der Doctor iſt auch gut. Aber Legler iſt ihm doch über. Legler hat die Kräuter und den Spruch, und der Doctor hat blos das Meſſer.“ Und dabei hatte ſich Stephan hoch aufgerichtet, und aus ſeinen Augen leuchtete es wie wiedergewonnene Hoffnung. Aloys ſeinerſeits, als ihm feſtſtand, daß der Bruder keine Schwierigkeiten machen würde, war aus der Zelle raſch in den ſpärlich erleuchteten Flur getreten und ſah ſich hier um, wie wenn er nach etwas ſuche. Richtig, da war es auch. Unter der Treppe, gerade da, wo gegenüber ein Lämpchen an der Wand hing, ſtand ein Krankenkorb, der Deckel daneben. Und nun rief Aloys die drei Kumpane heran, daß ſie kommen und den Verwundeten in den Korb legen ſollten; er ſelber aber holte noch ein paar Kiſſen und Decken heran, ums dem Bruder nach Möglichkeit bequem zu machen. Es half auch. Stephan lag jetzt gut gebettet, und als gleich danach auch die Tragebalken durch die hanfenen Öſen geſchoben waren, ſetzte ſich der Zug, durch Dunkel und Regen hin, in Marſch.

Gerad als es unten im Dorf acht ſchlug, waren ſie wieder oben und traten in die mit Knieholz geheizte Stube. Die Alte hatte ihrer ſchon voll Ungeduld gewartet, und kaum daß ſie den Deckel abgehoben, ſo warf ſie ſich neben den Verwundeten nieder und ſtreichelte dem ſie freundlich Anſehenden Stirn und Hände. Denn Stephan war ihr Liebling. „Er kommt noch heut abend,“ ſagte ſie vertraulich und wie mit verklärtem Geſichtsausdruck; „morgen wär' es zu ſpät geweſen. Wollt' er ſchneiden?“

„Nein Mutter, er wollte nich. Aber ſo ſagen ſie immer.“

„So ſagen ſie immer,“ wiederholte die Alte und nickte dazu.

Legler kam auch wirklich denſelben Abend noch und nahm den Doctorverband ab, um ſtatt ſeiner ſeine Kräuter aufzulegen, Wohlverleih und Bilſenkraut. Auf dem niedrigen Herde ging mittlerweile das Feuer nicht aus, weil der Vertrauensmann von der Joſephsbaude geſagt hatte: „Wärme nimmt das Fieber“, und Stephan ſah in die Flamme hinein und freute ſich an dem Anblick und dem Kniſtern. Aloys aber, als er oben alles in die richtigen Wege geleitet ſah, machte ſich mit dem leeren Korbe wieder ſtill nach Agnetendorf hinunter und paßte da den Zeitpunkt ab, ihn unbemerkt in den verdeckten Gang zu ſtellen, der vom Stift nach dem Kapellchen hinüberführte. Da fanden ihn am anderen Morgen die Schweſtern, als ſie zur Frühmette gingen.

Im ganzen Dorf aber, ſo ſehr man die Schweſtern wegen ihrer Gutthat und ihrer Frömmigkeit liebte und verehrte, freute ſich alles, daß Aloys und ſeine drei Freunde den Stephan „wieder herausgeholt und gerettet“ hätten. Schweſter Eliſabeth freilich, weil ihr alles wie Heidentum vorkam, ſah ernſt und mißgeſtimmt drein, und nur Doctor Melchers ſagte vergnüglich: „So ſind ſie. Der letzte Laborant iſt tot, aber mit dem letzten Kurpfuſcher hat es noch gute Wege.“

Der alte Wilhelm.

(1892.)

Erſt an dem Kretſcham und gleich dahinter an dem katholiſchen Kapellchen vorbei, zieht ſich, allmählich anſteigend, die Dorfſtraße, von der aus kleine Seitenwege zu reizenden, inmitten von Wieſen und Feldern gelegenen und von den Fremden ganz beſonders bevorzugten Sommerhäuſern hinüberführen. In einem dieſer Häuſer, — eigentlich einem ganzen Wirtſchaftsgeweſe, das, weil es unter Birken lag, den hübſchen Zunamen „das Birkicht“ führte, — war auch ich untergebracht worden und verlebte daſelbſt eine Reihe ſehr angenehmer Tage. Was ſchließlich nicht Wunder nehmen durfte, weil überaus liebenswürdige Damen, alte und junge, die Mitbewohnerſchaft ausmachten. Das Hauptcontingent ſtellte die Generalswitwe v. W. mit ihren ſieben hübſchen Töchtern, deren Gatte, bez. Vater im ſiebentägigen Kriege gegen Öſterreich tapfer und ruhmreich gefallen war, leider „ohne Dotation“.

Jeden Nachmittag unternahmen die von W.'ſchen Damen, denen ſich einige Geheimrätinnen — natürlich auch Witwen und auch mit Töchtern — anſchloſſen, ausgedehnte Partieen ins Gebirge, von denen ich mich grundſätzlich ausſchloß, dafür aber das Hüteramt des Hauſes übernahm, was mir hoch angerechnet wurde. Daß ich es damit ſonderlich ſtreng genommen hätte, kann ich nicht ſagen. Ich ſetzte mich in der Regel unter eine dicht vor dem Hauseingange ſtehende Hängebirke, von der aus ich einem von einer Berglehne herabkommenden und unter einer kleinen Steinbrücke hinwegſchäumenden Bache zuſah. Ich verfiel dabei regelmäßig in Träumereien, aus denen ich immer nur auffuhr, wenn drinnen auf dem Flur die Wanduhr ſchlug oder einer der lang herabhängenden Birkenzweige mir in leiſem Luftzuge die Stirn ſtreifte. Kamen dann die Damen, entzückt von ihrem Ausfluge, wieder zurück, ſo trat ich jedesmal dienſtlich an die Generalin heran und meldete: „Nichts Neues vor Paris.“

Eines Sonnabends ſaß ich auch wieder ſo da, das ſchäumende Waſſer vor mir, als ich, in Entfernung von nicht viel mehr als hundert Schritt, eines alten Mannes anſichtig wurde, der, eine Karre vor ſich, auf einem vom Kretſcham her zwiſchen

Kleefeldern ſich hinſchlängelnden Fußpfade herankam. Ich ging ihm ein Stückchen Weges entgegen und trat dann, als ich nah an ihn heran war, bei Seit', um ihn bequemer an mir vorbei zu laſſen. Dabei begrüßten wir uns. Was auf der Karre lag, war nicht viel: ein Bettſack und darüber ein zweites kleineres Bündel, drin anſcheinend einige Kleidungsſtücke zuſammengeſchnürt waren. Eine Meerſchaumpfeife mit Silberbeſchlag und eine ziemlich abgebrauchte Bürſte waren zuletzt noch dicht unter dem Knoten mit eingeſchoben worden. Als Abſchluß und Krönung des ganzen aber balancierte noch ein etwas zugeſpitzter Cylinderhut auf dem oberen Bündel. Der Alte ſelber war ſauber, wenn auch ärmlich gekleidet, und was am meiſten auffiel — ohne Kopfbedeckung. Er fuhr, wie jemand, der Beſcheid weiß und außerdem ein Recht hat, ruhig auf das Birkicht zu, paſſierte den Brückenbogen und lenkte gleich dahinter auf eine rechtwinklig zu dem Wohnhauſe ſtehende Scheune hinüber, in deren offen ſtehendes Thor er mit einer geſchickten Wendung einbog. Sein Gebahren, weil in allem den Stempel des Zuſtändigen tragend, erfüllte mich mit ſo viel Vertrauen, daß ich es mit meinem Hüteramt für durchaus vereinbar hielt, auf jede weitere Kontrolle zu verzichten und meine Schritte nach dem Kretſcham hinauf zu lenken, wo ich hoffen durfte, gute Geſellſchaft zu finden. Das war denn auch der Fall. Ich blieb da bei Skat und Bier, bis elf Uhr heran war, und als ich, unter glitzerndem Sternenhimmel, in meine Behauſung zurückkehrte, ſchlief ſchon alles.

Wie der Letzte zu Bett, ſo war ich natürlich auch der Letzte wieder auf und durfte mich, als ich endlich auf dem von Birken überſchatteten Vorplatz erſchien, nicht ſonderlich wundern, von ſeiten der Wirtin zu hören, es ſei ſchon alles ausgeflogen, nach Agnetendorf hinunter, in die Kirche — die gnäd'gen Fräuleins ſchon gleich nach ſieben. Ich nickte nur wie beſtätigend dazu, weil ich von andern Sonntagen her wußte, wie die Fräuleins zu dieſer Frage ſtanden. In die Kirche gehen, war korrekt und ſtandesgemäß und ſchickte ſich für Adlige: Nicht-Adlige mochten faul ſein und ſchlafen. Und die Fräuleins hatten darin ganz recht.

Es war ein wunderſchöner Morgen, warm und friſch zugleich, denn es wehte leiſe vom Gebirge her. Der Kaffee wurde mir gebracht; dann ging auch die Wirtin, und ich machte mich ſchon auf eine mehrſtündige Vormittagseinſamkeit gefaßt, als ich plötzlich aus dem blos angelehnten Scheunenthore denſelben Alten heraustreten ſah, der geſtern, mit den zwei Bündeln auf ſeiner Karre, ſeinen Einzug an eben dieſer Stelle gehalten hatte. Freilich kam mir auch wieder ein Zweifel, ob er's ſei, ſo ſehr verändert war alles in ſeiner Erſcheinung. Er trug ein ſchneeweißes Hemd, den Hemdkragen vatermörderartig aufgeklappt, trotzdem ihm jede Steife fehlte, dazu weiße Strümpfe mit Schuh, hechtgraue Kniehoſen und einen blauen Frack mit Sammetkragen und blanken Knöpfen. Als er beim Heraustreten mich gewahrte, zog er ſehr artig, aber doch mit erkennbarer Rückſicht auf die Krempe, ſeinen Hut und ſetzte ſich dann auf eine mehr als primitive Bank, ein auf zwei Holzpfähle genageltes Stück Brett, dicht neben der Scheune. Hier ſog er die Wärme mit vielem Behagen ein, zugleich unter ſichtlichem Intereſſe den Hühnern zuſehend, von denen einige ſich Erdlöcher gemacht hatten, während andere drüben auf der Kleewieſe ſpazieren gingen.

„Guten Tag,“ ſagte ich und rückte mit meinem Gartenſtuhl etwas näher an ihn heran.

„Guten Tag, Herr.“

„Warm heute.“

„Ja, warm. Aber immer noch nicht genug. Der Roggen braucht noch Sonne und unſereins auch.“

„Ich bin mehr für Schatten.“

„Ja, das machen die Jahre. Wenn man erſt alt iſt . . “

„Bin ich auch.“

„Aber nicht ſo wie ich . . .“

„Na, wie alt denn Alterchen?“

„Achtzig.“

„Ja, da ſind Sie mir ein Stück vor. Wollen wohl auch noch in die Kirche?“

„Nein, ich ſitze blos hier und höre die Glocken gehen. Jetzt läuten ſie das dritte Mal. Das iſt ſo meine Andacht. In meinem Alter . . .“

„Ja, da will's nicht mehr recht, wenn man auch dicht an der Kanzel ſitzt. Man hört nicht mehr alles . . . Und die Predigt iſt auch meiſtens zu jung.“

„Ja, wenn man alt iſt, iſt alles zu jung.“

Ich lächelte, was ihm, ſo gut es ging, mein Einverſtändnis ausdrücken ſollte, und ging dann auf eine nach der andern Seite hin gelegene Jelängerjelieber-Laube zu, die mir als Specialbeſitz gehörte. Da wollt' ich einen Brief ſchreiben und die Zeitungen leſen.

* * *

Als ich damit geendet hatte, belebte ſich's wieder um mich her. Die Kirche war aus, und die Wirtin die als Erſte zurück war, trat auf den Vorplatz hinaus, um das Kaffeegeſchirr wegzuräumen, das noch auf verſchiedenen Tiſchen umherſtand.

„Da haben Sie ja, liebe Frau Meergans, einen neuen Gaſt im Hauſe. Ich hab' ihn geſtern ſchon mit der Schubkarre kommen ſehen. Wer iſt denn der Alte?“

„Das iſt der alte Wilhelm.“

„Ein freundlicher alter Mann. Und er ſagt, er ſei achtzig.“

„Das iſt er auch. Vielleicht noch ein paar Jahre mehr.“

„Ich kann mich nicht recht in ihm zurecht finden. Schon geſtern, in ſeiner Jacke, fiel er mir auf. Und nun gar heute. Wie kommt er nur zu dem blauen Frack und zu all dem andern?“

„Ich weiß nicht. Als wir vor funfzehn Jahren aus dem Böhmiſchen herüberkamen und das Haus hier kauften, da war er ſchon im Dorf. Und er trug auch ſchon Sonntags den Frack und den ſpitzen Hut, und ſah auch ebenſo alt aus wie jetzt. Aber das mag täuſchen; wenn man ſelber jung iſt, erſcheinen einem die Leute ſo alt, als könnten ſie nicht älter werden.“

„Und der alte Wilhelm heißt er?“

„Ja.“

„Und wie ſonſt noch?“

„Das weiß keiner. Vielleicht, daß es Schlächter Kloſe weiß, der der älteſte hier iſt und wohl ſchon Gerichtsſchulze war, als der alte Wilhelm hierher kam. Wir fragen nicht gern, was einer war und woher er kommt. Und die meiſten hier herum ſind ſelber Neue und wiſſen noch weniger als wir.“

„Er macht den Eindruck, als ob er beſſre Tage geſehen hätte.“

„Ja, ſo ſieht er aus. Auch Alltags, wenn er ſeine Flickenjacke trägt. Aber ich glaub' es nicht. Daß er, was ich zugebe, ſo nach 'was ausſieht, und ſich ſo hält, als wär etwas mit ihm, das, glaub' ich, macht blos der Frack und der Hut, und die ſollen ein Erbſtück ſein, das ihm einer, den er treulich zu Tode gepflegt, aus Dankbarkeit hinterlaſſen hat. Er hat auch mal, ſo viel hab' ich gehört, eine kleine Baude gehabt, hier oben, nicht weit von der Anna-Kapelle; aber es ging nicht damit, und er kam herunter. Und nun iſt er ein Ortsarmer.“

„Da muß er aber doch in ein Armen- oder Siechenhaus.“

„Ja, das mag in der Stadt ſo ſein. Aber nicht hier. Wir ſind eine arme Gemeinde; wo ſoll da ein Gemeindehaus herkommen, wenn's der Graf nicht baut oder der Kreis. Und am Ende wozu auch! Er iſt ja der einzige Arme, den wir hier haben, und den füttern wir ſo mit durch. Bei jedem im Dorf, der ein Haus oder eine Kathe hat, iſt er eine Woche, von einem Samſtag bis zum andern. Immer mit der Betglocke zieht er mit ſeiner Karre ab und kommt er an. Und jeder freut ſich, wenn er kommt. Denn er hat ein frommes Gemüt und ſpielt mit den Kindern und wiegt ſie ein. Er iſt überhaupt ſelber wie ein Kind und mit jedem Platz zufrieden und wenn's die platte Erde wäre. Da legt er ſich ſeinen Strohſack zurecht und ſein Deckbett darüber, und am Morgen ſchnürt er's wieder zuſammen oder ſchiebt es bei Seit'. Und was er genießt, iſt nicht der Rede wert; Jeder giebt es ihm gern, ein bißchen Kaffee mit Brot und Milch. Und eine Kartoffel mit Speck iſt ſchon was Großes.“

„Ich glaube doch, daß noch was dahinter ſteckt. Er ſieht eigentlich aus, als wäre er von Adel und wäre 'mal was ganz Feines geweſen. Gerade, wer es beſſer gehabt hat, der verlangt am wenigſten und iſt mit allem zufrieden.“

„Ja, das ſoll ſchon ſein. Aber ich glaub' es nicht recht. Und es kann auch eigentlich nicht ſein. Denn er hat bei ſeiner Arbeit ganz die Hantierung wie wir, die wir uns von Jugend an mit Axt und Spaten haben quälen müſſen. Er kann Holz ſpalten und Schindeln machen, und wenn eine Kiſte kaput geht, ſo nagelt er ſie wieder zuſammen, ganz ſo wie wir, und wo Kühe ſind, da geht er in den Stall und kann auch melken. Er hat keine rechte Kraft mehr, aber es geht doch.“

„Das alles kann auch einer lernen, der nicht immer dabei war.“

„Ja, aber man ſieht doch den Unterſchied, wenn einer ſo blos dazu gekommen. Er iſt nun die nächſten acht Tage hier, da können Sie ja ſehen, wie er's macht. Und Sie werden bald finden, daß er kein geweſener Prinz iſt. Er iſt einfältig . . .“

„Das iſt das Alter.“

„Nein, das iſt ſeine Natur. Als wir herüberkamen, war er ſchon ebenſo.“

* * *

Zu meinen Untugenden gehört auch ein Stück Eigenſinn, und ſo wollt' ich nicht recht glauben, was mir die Wirtin geſagt hatte. „Da ſteckt doch noch was dahinter.“ bei dieſem Satze blieb ich und legte mich, weil ſeine ganz ausgeſprochene Schlichtheit meinen Glauben eher ſtärker als ſchwächer werden ließ, auf ein Beobachten ſeines Thuns, das ein beſtändig wechſelndes und ziemlich mannigfaches war.

Aber auch damit kam ich nicht weit. Er harkte das Heu auseinander, wenn es trocknen ſollte, und harkte es wieder zuſammen, wenn es trocken war; er machte Botengänge nach Agnetendorf hinunter oder nach Kirche Wang hinauf, und ſaß, wenn man ihn nicht abrief, an einer auf der Scheunendiele ſtehenden Hobelbank, um da alles wieder in ſtand zu ſetzen, was zerbrochen oder irgendwie reparaturbedürftig war. Ein Topf Milchkaffee ſtand meiſt neben ihm, von dem er übrigens mehr nippte als trank. Die ſieben Fräuleins waren viel um ihn her und ſuchten ihn in kirchliche Fragen zu verwickeln, denen er immer klug auswich. „Das gab es noch nicht, als ich jung war,“ oder „das iſt nichts mehr für meinen alten Kopf,“ — das waren ſo ſeine Lieblingsantworten, und weil er ſie meiſt mit einem artigen und feinen Lächeln begleitete, fiel ich immer wieder in die Vorſtellung ſeiner Vornehmheit oder einer mal von ihm geſpielten Geſellſchaftsrolle zurück. Schließlich indes konnt' ich mich gegen die Wahrnehmung nicht wehren, daß ein paar bloße Zufälligkeiten mich irre geführt hätten, und als der nächſte Samſtag zur Rüſte ging und der alte Wilhelm mit ſeinem Bettſack und Kleiderbündel unter freundlichem Gruß wieder an mir vorüberfuhr, genau denſelben Schlängelpfad hinauf, den er die Woche vorher herabgekommen war, da wußt' ich mit jeder erdenklichen Sicherheit, daß er wirklich nichts andres war als ein Ortsarmer, der wal, — genau ſo wie mir's die Wirtin geſagt, — einen blauen Frack und einen zugeſpitzten Hut geerbt hatte. Die Sonne ging über dem Kretſcham in aller Pracht unter, und während er da hinauffuhr, dem Anſcheine nach immer mehr in die glührote Scheibe hinein, da kam mir die Frage: „was iſt Größe? was iſt das Ringen danach? Iſt das Leben dieſes Einfältigen nicht eigentlich beneidenswert? Arbeitsfroh bis zuletzt, eine Freude der Alten, eine Freude der Jungen. Und im Herzen ein Stück eigenartigen kleinen Glücks: der Frack und der Hut und die Kanne Milchkaffee zwiſchen den Hobelſpänen."

Profeſſor Lezius
oder
Wieder daheim.
(1892.)

Der alte Proſeſſor Lezius, in ſeinen jüngeren Jahren Oberlehrer an einem Realgymnaſium, hatte ſich, trotzdem ſeine Mittel nur unbedeutend waren, ſchon ſeit langer Zeit aus ſeinem Lehramte zurückgezogen, wobei, neben einem gewiſſen Freiheitshange, wohl auch der Wunſch mitgewirkt hatte, ſeinen zwei Lieblingsſtudien ausſchließlicher leben zu können, der Botanik und der Anthropologie. Letztere betrieb er, nach ſeinem eigenen Zeugnis, nur als Dilettant; in der Botanik aber war er Fachmann und arbeitete, ſeit er frei war, an einem großen Werk über die nordeuropäiſchen Gentianaceen. Er war dabei nicht ohne wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz, dem ein nun ſchon weit zurückliegendes, in die vierziger Jahre fallendes Ereignis, eine ganz beſtimmte Richtung und zwar ins Entdeckeriſche gegeben hatte. Damals nämlich, als er ſich eines Morgens bei ſeinem Freunde, dem Sternwart-Aſſiſtenten Johann Gottfried Galle, beſunden hatte, war bei eben dieſem von Paris her ein Brief eingetroffen, in dem der berühmte Leverrier an ſeinen Kollegen Galle folgende Worte richtete: „Lieber Galle! Suchen Sie doch in der Uranusgegend weiter nach. Ich habe herausgerechnet, daß dort ein Planet fehlt, und er muß ſich finden.“ Und ſiehe da, keine drei Monate drauf ſchrieb Galle von Berlin aus an Leverrier zurück: „Cher Leverrier. Ich hab ihn.“ Und wirklich, die Welt hatte von dem Tag an einen Planeten mehr. Dies Erlebnis, wie ſchon angedeutet, war für Lezius' Entwicklungsgang als Wiſſenſchaftler entſcheidend geweſen. Er ſuchte ſeitdem nach einer Brücke von Gentiana pannonica nach Gentiana asclepiadea hinüber, zwiſchen welchen beiden eine noch unentdeckte Species liegen mußte. Daß er dieſe finden und ſich dadurch ebenbürtig neben ſeinen Freund Galle ſtellen würde, ſtand ihm ſo gut wie feſt. Seine Frau und Tochter freilich, die beiläufig die etwas ungewöhnlichen Namen Judith und Mirjam führten, teilten dieſe Zuverſicht nicht und gaben ihrem Zweifel auch Ausdruck, wodurch ſich Lezius übrigens keinen Augenblick abhalten ließ, einerſeits im Niederſchreiben ſeines Manuſcripts, andrerſeits in ſeinen wiſſenſchaftlichen Wanderungen fortzufahren. Auf dieſen abwechſelnd in die Karpathen und die Sudeten gehenden

Studienreiſen war er monatelang einſam und hatte während dieſer Einſamkeitstage keinen anderen geiſtigen Zuſpruch als den, den ihm Baſtians Werke gewährten, von denen er immer den einen oder andern Band mit ſich führte. „Sein Stil,“ ſo viel gab er zu, „iſt nicht immer leicht verſtändlich, aber leichtverſtändlich‘ — das kann ſchließlich jeder; Leichtverſtändlichkeit iſt Kellnerſache. Wer was Tiefes zu ſagen hat, wird ſelber tief, und wer tief wird, wird dunkel.“ Unter Excurſionen, wie die vorerwähnten, waren ihm viele Jahre vergangen, bis ihn häusliche Störungen (darunter auch perſönliche Krankheit) faſt ein Jahrzehnt lang an Fortſetzung der ihm ebenſo zum Bedürfnis wie zur Gewohnheit gewordenen Ausflüge gehindert hatten. Erſt ganz neuerdings, dieſen letzten Sommer, war er nach wieder hergeſtellter Geſundheit zu ſeinem alten Programme zurückgekehrt und hatte ſeine Studienreiſen in alter Luſt und Liebe wieder aufgenommen, ſelbſtverſtändlich ohne Gepäck, wenn man nicht ein zuſammengerolltes, nur mit einem Minimum andrer Zuthat beſchwertes Plaid als ſolches gelten laſſen wollte. Mit Gepäck aber traf er heute, nach ſiebenwöchentlicher Abweſenheit, wieder in Berlin ein und zwar mit einer unterwegs erſtandenen Weinkiſte, darin er, von ein paar Nebenſächlichkeiten abgeſehen, den wiſſenſchaftlichen Ertrag ſeiner diesmaligen Wanderung in Geſtalt eines umfangreichen Herbariums untergebracht hatte.

Sechs Uhr ſechs Minuten hielt der Zug in Bahnhof Friedrichſtraße. Lezius liebte nicht empfangen zu werden, und ſo war denn auch niemand da, was ihn ſichtlich erfreute. Eine graue Filzmütze auf dem ſtark angegrauten Kopf, einen Spatenſtock in der Hand und die Botaniſirtrommel en bandoulière, ſo ſtieg er die Bahnhofstreppe hinunter und empfing unten von dem Schutzmann, an den er herantrat, die Blechmarke 1727. Dieſe, ſamt Gepäckſchein gab er ab, und eine Minute ſpäter rief auch ſchon der von ihm ins Vertrauen gezogene Kofferträger in die Droſchkenwagenburg hinein „17 . . 27 . .“ „Hier!“ antwortete eine Hintergrundsſtimme, deren Hintergrundscharakter ſich durch natürliche Berliner Heiſerkeit geſteigert ſah. Und nun flog die Kiſte auf die Droſchke hinauf, Lezius kletterte nach, und fort ging es, erſt in die Friedrich- und gleich danach mit ſcharfer Biegung in die Dorotheenſtraße hinein.

Der alte Profeſſor ſah hier, ſo gut es ging, durch das erſt nach langem Bemühen in ſeine Verſenkung niedergleitende Fenſter auf die Straße hinaus. Hm, das alſo war Berlin. Verſteht ſich, es mußt' es ſein. Was da neben ihm hin und her fuhr, das waren ja die Pferdebahnwagen, und an dem einen las er ſogar: „Nach dem Kupfergraben.“ Er nickte, wie wenn ihm nun erſt alle Zweifel genommen wären, und eine kleine Weile, ſo ſah er auch ſchon in eine Allee herbſtlich gelber Bäume hinein, an deren Ende die Victoria, deren Profil ihn immer an Fanny Lewald erinnerte, golden aufragte. Die vergoldeten Kanonen darunter ſchoſſen noch immer in den Himmel. Es war alſo alles richtig. Und nun kam auch das Thor und der Tatterſall, und gleich dahinter der Bismarck'ſche Garten („wo er wohl jetzt iſt?“ brummelte Lezius vor ſich hin) und zuletzt erſchien auch der Potsdamer Platz mit dem reitenden Schutzmann und dem Café Bellevue, wo zu dieſer Stunde mehr Kellner als Gäſte waren. Ein Bekannter grüßte freundlich von einem der kleinen Tiſche. Dann bog die Droſchke noch einmal rechts ab und hielt eine Minute ſpäter vor Lezius' Haus, das noch einen Vorgarten, ein ſogenanntes „Erbbegräbnis“, hatte.

„Können Sie das Gepäck nach oben ſchaffen?“

„Ja, wenn Sie bei dem Schimmel bleiben wollen.“

„Verſteht ſich; ich werde bleiben.“

Und nun ſchob ſich der Kutſcher die Kiſte, die ſeitens ihres Beſitzers ziemlich euphemiſtiſch als

„Gepäck“ bezeichnet worden war, auf die Schulter und ſchritt mit ihr auf das Haus zu, während Lezius, wie verſprochen, neben den Schimmel trat, um ſich durch Klopfen und Halsſtreicheln der Gunſt desſelben zu verſichern.

„Er hat nicht gemuckſt.“

„Nein, er weiß Beſcheid. Man blos das Bimmeln kann er nich leiden.“

Damit brach das bei Rückkehr des Kutſchers angeknüpfte Geſpräch wieder ab. Lezius aber ſah noch einmal in die Droſchke hinein, ob er nicht etwas vergeſſen habe (was übrigens kaum möglich war) und ſtieg dann unter einer gewiſſen Verdrießlichkeit, weil ihm das Steigen ſchwer wurde, ſeine drei Treppen hinauf. Eine Guirlande fehlte glücklicherweiſe, dafür aber ſtand die Thür weit auf, und in der Thür begrüßten ihn Frau und Tochter. Ida, das Mädchen, ſtand daneben.

Lezius küßte Frau und Tochter und gab Ida die Hand. Das vorderſte Zimmer war neu tapeziert worden und roch nach Leim. Aber der Profeſſor ignorierte das und ſagte nur: „Ja, da bin ich nun mal wieder. Sehr hübſch; wirklich . . . Habt Ihr ſchon Kaffee getrunken?“

„O, ſchon lange. Es iſt ja ſchon halb ſieben.“

„Richtig. Eigentlich eine unglückliche Zeit, zu ſpät oder zu früh. Nun, dann möcht' ich wohl um etwas Sodawaſſer bitten. Iſt doch da?“

„Verſteht ſich, Papa. Du trinkſt ja immer gleich Sodawaſſer.“

„Ja, man hat ſo ſeine Gewohnheiten; jeder hat welche ... Na, wie geht es Euch denn eigentlich? Nichts vorgefallen? Keine Alarmierung? ... Und Ida, Sie waren ja wohl in Troſſen. Auch überſchwemmt geweſen?“

„Nein, Herr Profeſſor; wir haben eigentlich blos Sumpf.“

„Deſto beſſer. Ja, was ich ſagen wollte, mitgebracht hab ich nichts. Was ſoll man am Ende auch mitbringen? Aber da fällt mir ein, eine Kiſte mit Preißelbeeren, die hab' ich doch mitgebracht, die wird noch nachkommen. Vielleicht morgen ſchon; die Leute ſind übrigens ganz zuverläſſig. Und das Liter blos dreißig Pfennig.“

„Hier koſten ſie funfzehn.“

„Ja, das ſind die gewöhnlichen. Aber meine, das heißt die, die ich mitbringe, die ſind dicht um Kirche Wang 'rum gepflückt. Und ich habe den beiden kleinen Mädchen auch noch ein Trinkgeld gegeben.“

„Da werden ſie wohl glücklich geweſen ſein.“

„Schien mir nicht ſo. Sie hatten wohl mehr erwartet. Aber da fällt mir ein, daß ich doch was für Euch habe, nicht viel, aber doch was: ein Stehaufglas aus der Joſephinenhütte und dann noch zwei Theegläſer, für Dich und mich. Mirjam wird es nicht übel nehmen, daß es bloß zwei ſind. Die Theegläſer ſind übrigens in der Botaniſirtrommel. Ido, Sie können ſie herausnehmen; aber nehmen Sie ſich in acht. Wir wollen heute gleich daraus trinken und können dann auch anſtoßen."

* * *

Nach einer Stunde ſaß man beim Thee. „Kinder," ſagte Lezius, „Euer Thee iſt wirklich ſehr gut, jedenfalls beſſer als im Gebirge. Thee iſt ſo zu ſagen Kulturſache, man erkennt die Klaſſe daran. Ueberhaupt, ich finde es eigentlich ganz nett bei Euch. Es hat doch auch ſeine Vorzüge, wieder zu Hauſe zu ſein, und wenn ich recht höre, rufen ſie grad' ein Extrablatt aus. Giebt es denn noch immer welche?"

„Gewiß Lezius. Aber es ſteht nie was drin; Du wirſt ſehr enttäuſcht ſein."

„Ganz unmöglich. Ich kann nicht enttäuſcht ſein. Ich will blos mal wieder ſehn, wie ein Extrablatt ausſieht . . Aber mißverſteh' mich nicht, wenn Ida keine Zeit hat . . ."

„Ich bitte Dich, Lezius . . . natürlich hat ſie Zeit. Ida, gehen Sie nur und holen Sie das

Blatt . . . Uebrigens iſt der Schulrat Rönnekamp geſtern geſtorben, geſtern abend."

„Iſt er? Schade. Thut mir leid. Und ſehr alt kann er noch nicht geweſen ſein. Er lief immer wie'n Wieſel, jeden Tag ſeine drei Stunden; ich bin ihm noch, eh' ich reiſte, beim Neuen See begegnet. Aber das Rennen, ſo viel ich davon halte, es hilft auch nichts; wenn der Sand durch iſt, iſt er durch . . . Und geſtern abend erſt, ſagſt Du . . . Na, Kinder, heute werd' ich auch nicht alt; ich weiß nicht recht, woran es liegt, aber es iſt ſo — im Gebirge war ich immer friſch, ordentlich ein bischen aufgeregt, natürlich nicht ſehr, aber doch bemerkbar, und hier in Berlin bin ich gleich wieder matt und ſchlaff. Freilich, wo ſoll es auch herkommen! Iſt denn noch Kunſtausſtellung?"

„Ach, Papa die Kunſtausſtellung iſt ja lange vorbei."

„Na, das iſt recht gut. Ohne Brille geht es nicht und mit Brille ſtrengt es an. Und eigentlich verſteht man doch nichts davon. Das heißt, ein bißchen verſteht man ſchon. Weißt Du noch, wenn ich immer in Italien ſagte: ‚Judith, das hier, das iſt 'was.' Und dann war es auch immer was."

* * *

Lezius, wenn er von der Reiſe kam, ſo viel wußte ſeine Frau von alten Zeiten her, holte den im Gebirge verſäumten Nachtſchlaf tapfer nach; er ſchlief denn auch diesmal wieder bis in den hellen Tag hinein.

„Soll ich ihn wecken, Mama?“ fragte Mirjam.

„Nein Kind, er muß ausſchlafen; da kommt er am eheſten wieder zu ſich.“

„Alſo, Mama, Du findeſt doch auch . . .“

„Freilich find' ich. Aber es hat nichts auf ſich. Dein Vater war immer abhängig von dem, was ihn umgab. Iſt er hier, ſo geht es ganz gut, oder doch beinah' ganz gut, aber in einem wilden Lande verwildert er. Er iſt ein bißchen verwildert.“

„Es ängſtigt mich doch, Mama.“

„Nicht nötig. Du weißt das nicht ſo, weil er jetzt ein paar Jahre nicht fort war. Aber ich weiß Beſcheid, ich kenn' ihn, und wenn er erſt wieder bei Huth war und ſeine „Herren“ getroffen und bis Zwölf ſeinen Brauneberger getrunken hat, dann iſt er bald wieder in Ordnung.“

* * *

Lezius kam ſehr ſpät zum Kaffee.

„Sollen wir Dir friſchen machen?“ fragte ſeine Frau.

„Nein, Judith, es iſt nicht nötig. Er kann doch am Ende blos kalt ſein, und kalt ſchadet nichts; wenn er nur Kern hat. Auf den Kern kommt es an. Im Gebirge war er immer ohne Kern. Das iſt das Gute, daß man ſich draußen nicht verwöhnt. ... Iſt denn Virchow ſchon wieder zurück.“

„Ich glaube nicht.“

„Na dann hab' ich nichts verſäumt. Ohne ſein Präſidium iſt keine Sitzung oder doch nicht leicht. Und nun will ich in den Tiergarten und ſehen, ob noch alles beim alten iſt ... Die Stühle ſtehen doch noch?„

„Gewiß, gewiß.“

Und damit erhob ſich Lezius, um ſeinen Vormittagsſpaziergang anzutreten.

Als er nach geraumer Zeit wieder nach Hauſe kam, ſah er, daß friſche Blumen in der Blumenſchale lagen; ſeine Frau ſaß auf dem Sofa, die Tochter neben ihr auf einer Fußbank Sie hatten eben wieder über ihn geſprochen.

„Nun, Lezius, wie war es?“

„O ganz gut. Ich habe da, gerade wo der Weg zu Kroll führt, wohl eine Stunde lang geſeſſen. Alles für fünf Pfennig. Es iſt doch wirklich ſehr billig, faſt noch billiger als in Schleſien.“

„Nun ja, billig iſt es.“

„Und dann bin ich, auf Bellevue zu, die Zeltenſtraße hinunter gegangen, wobei ſich's glücklich traf, daß mir eine Semmelfrau begegnete. Denn ich hatte meine Semmel vergeſſen . . .“

„Aber Lezius, Du wirſt doch keine Semmelfrauſemmel eſſen!“

„Nein, nein, ich nicht. Es war ja nur, weil ich ſchon an meine Lieblinge dachte, oder wie man auch wohl ſagt meine Protegés. Und da bin ich denn auch gleich die Querallee hinauf bis an die Rouſſeau-Inſel gegangen, wo ſie immer auf- und abſchwimmen. Und als ich mich da geſetzt hatte, mußt' ich, ich weiß eigentlich nicht warum, gleich an die Große Teichbaude denken und auch an den Großen Teich.“

„Ja daneben können wir freilich nicht beſtehen, und am wenigſten die Rouſſeau-Inſel.“

„Eigentlich nicht. Aber dafür haben wir hier die Enten; die fehlen da. Und da hab' ich denn auch gleich meine Semmel verfuttert und muß Euch ſagen, es war eigentlich das Hübſcheſte, was ich bis jetzt hier geſehen. Das Allerhübſcheſte aber war, neben mir ſtand ein kleines Mädchen, die konnte nicht weit genug werfen, und ſo kam es, daß ihre Semmelſtücke nicht ins Waſſer fielen, ſondern immer auf den Uferraſen. Und da hättet Ihr nun die

Sperlinge ſehen ſollen, die gerade zu Häupten
einer alten Pappel ſaßen. Wie ein Wetter
die darüber her und jagten ſich die Kümel
Es iſt doch merkwürdig, wie die Sperlin
alles beherrſchen! der Sperling iſt wie der
Berliner, immer pickt er ſich 'was weg un
Sieger. An der Großen Teichbaude gab
ich, gar keine Sperlinge. Dafür stand
die Gentianen wie ein Wald, alles bl
... Aber zuletzt, es geht hier auch
ſo viel hab' ich im „Boten aus dem
geleſen, ſoll ja diesen Sommer wieder
ausgemeſſen haben, noch dazu Zw
Afrika .... Ja, das muss wahr
Anthropologische habe, das ist
hilft einem ein gut Stück weite

„Aber Lazius, veranschla
gar nicht?"

„O, versteht sich; vers
Euch."

Mutter und Tochter sahe

„Ihr glaubt es wohl nic
ich veranschlage Euch.... Ic
wieder zurecht finden."

=====

in
aren
l ab.
nge hier
r richtige
nd bleibt
b es, glaub'
en da freilich
lau und weiss
... Virchow.

Gebirge"
r allerhand Schädel
ergenschädel aus
sein,dass ich die

doch 'was. Das
r."

gst Du uns denn

teht sich, veranschlag ich

n einander an.
ht recht? Wahrhaftig.
h muss mich nur erst

==========

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Modernes Reisen 1
Nach d.Sommerfrische 17
Im Coupe 37
D.Karrenschieber v.Griesselsbrunn 55
Eine Frau in meinen Jahren 65
Onkel Dodo 81
Wohin 129
Auf der Suche 155
Eine Nacht auf d.Koppe 167
Der letzte Laborant 179
Gerettet 197
Der alte Wilhelm 209
Professor Lezius oder: Wieder daheim. 223

Effi Brieſt

Von den Werken **Theodor Fontane's** erſchienen bisher in unſerm Verlage folgende Separat-Ausgaben:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.

Cécile. Roman.

Graf Petöfy. Roman.

Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.

Irrungen, Wirrungen. Roman.

Stine. Berliner Sitten-Roman.

Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.

Frau Jenny Treibel.

Meine Kinderjahre. Autobiographiſcher Roman.

Von vor und nach der Reiſe. Plaudereien und kleine Geſchichten.

Effi Brieſt. Roman.

Anna Farchow
Berlin

Effi Brieſt

Roman

von

Theodor Fontane

KARL BURKHARDT
Berlin,

№ 3195.

F1929.71

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN
11

Alle Rechte
beſonders das der Überſetzung
vorbehalten

Erſtes Kapitel.

In Front des ſchon ſeit Kurfürſt Georg Wilhelm von der Familie von Brieſt bewohnten Herrenhauſes zu Hohen-Cremmen fiel heller Sonnenſchein auf die mittagsſtille Dorfſtraße, während nach der Park- und Gartenſeite hin ein rechtwinklig angebauter Seitenflügel einen breiten Schatten erſt auf einen weiß und grün quadrierten Flieſengang und dann über dieſen hinaus auf ein großes in ſeiner Mitte mit einer Sonnenuhr und an ſeinem Rande mit Canna indica und Rhabarberſtauden beſetztes Rondell warf. Einige zwanzig Schritte weiter, in Richtung und Lage genau dem Seitenflügel entſprechend, lief eine, ganz in kleinblättrigem Epheu ſtehende, nur an einer Stelle von einer kleinen weiß geſtrichenen Eiſenthür unterbrochene Kirchhofsmauer, hinter der der Hohen-Cremmener Schindelturm mit ſeinem blitzenden, weil neuerdings erſt wieder vergoldeten Wetterhahn aufragte. Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umſchließendes Hufeiſen, an deſſen offener Seite man eines Teiches mit Waſſerſteg und angeketteltem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde, deren horizontal gelegtes Brett zu Häupten und Füßen an je zwei Stricken hing — die Pfoſten der Balkenlage ſchon etwas ſchief ſtehend. Zwiſchen Teich und Rondell aber und die Schaukel halb verſteckend ſtanden ein paar mächtige alte Platanen.

Auch die Front des Herrenhauſes — eine mit Aloekübeln und ein paar Gartenſtühlen beſetzte Rampe — gewährte bei bewölktem Himmel einen angenehmen und zugleich allerlei Zerſtreuung bietenden Aufenthalt; an Tagen aber, wo die Sonne niederbrannte, wurde die Gartenſeite ganz entſchieden bevorzugt, beſonders von Frau und Tochter des Hauſes, die denn auch heute wieder auf dem im vollen Schatten liegenden Flieſengange ſaßen, in ihrem Rücken ein paar offene, von wildem Wein umrankte Fenſter, neben ſich eine vorſpringende kleine Treppe, deren vier Steinſtufen vom Garten aus in das Hochparterre des Seitenflügels hinaufführten. Beide, Mutter und Tochter, waren fleißig bei der Arbeit, die der Herſtellung eines aus Einzelquadraten zuſammenzuſetzenden Altarteppichs galt; ungezählte Wollſträhnen und Seidendocken lagen auf einem großen, runden Tiſch bunt durcheinander, dazwiſchen, noch vom Lunch her, ein paar Deſſertteller und eine mit großen, ſchönen Stachelbeeren gefüllte Majolikaſchale. Raſch und ſicher ging die Wollnadel der Damen hin und her, aber während die Mutter kein Auge von der Arbeit ließ, legte die Tochter, die den Rufnamen Effi führte, von Zeit zu Zeit die Nadel nieder und erhob ſich, um unter allerlei kunſtgerechten Beugungen und Streckungen den ganzen Kurſus der Heil- und Zimmergymnaſtik durchzumachen. Es war erſichtlich, daß ſie ſich dieſen abſichtlich ein wenig ins Komiſche gezogenen Übungen mit ganz beſonderer Liebe hingab, und wenn ſie dann ſo daſtand und langſam die Arme hebend, die Handflächen hoch über dem Kopf zuſammenlegte, ſo ſah auch wohl die Mama von ihrer Handarbeit auf, aber immer nur flüchtig und verſtohlen, weil ſie nicht zeigen wollte, wie entzückend ſie ihr eigenes Kind finde, zu welcher Regung mütterlichen Stolzes ſie vollberechtigt war. Effi trug ein blau und weiß geſtreiftes, halb kittelartiges Leinwandkleid, dem erſt ein feſt zuſammengezogener, bronzefarbener Ledergürtel die Taille gab; der Hals war frei, und über Schulter und Nacken fiel ein breiter Matroſenkragen. In allem, was ſie that, paarte ſich Übermut und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine große, natürliche Klugheit und viel Lebensluſt und Herzensgüte verrieten. Man nannte ſie die „Kleine“, was ſie ſich nur gefallen laſſen mußte, weil die ſchöne, ſchlanke Mama noch um eine Hand breit höher war.

Eben hatte ſich Effi wieder erhoben, um abwechſelnd nach links und rechts ihre turneriſchen Drehungen zu machen, als die von ihrer Stickerei gerade wieder aufblickende Mama ihr zurief: „Effi, eigentlich hätteſt Du doch wohl Kunſtreiterin werden müſſen. Immer am Trapez, immer Tochter der Luft. Ich glaube beinah, daß Du ſo was möchteſt.“

„Vielleicht, Mama. Aber wenn es ſo wäre, wer wäre ſchuld? Von wem hab' ich es? Doch nur von Dir. Oder meinſt Du von Papa? Da mußt Du nun ſelber lachen. Und dann, warum ſteckſt Du mich in dieſen Hänger, in dieſen Jungenskittel? Mitunter denk' ich, ich komme noch wieder in kurze Kleider. Und wenn ich die erſt wieder habe, dann knix' ich auch wieder wie ein Backfiſch, und wenn dann die Rathenower herüber kommen, ſetze ich mich auf Oberſt Goetze's Schoß und reite hopp, hopp. Warum auch nicht? Dreiviertel iſt er Onkel und nur ein Viertel Kourmacher. Du biſt ſchuld. Warum kriege ich keine Staatskleider? Warum machſt Du keine Dame aus mir?“

„Möchteſt Du's?“

„Nein.“ Und dabei lief ſie auf die Mama zu und umarmte ſie ſtürmiſch und küßte ſie.

„Nicht ſo wild, Effi, nicht ſo leidenſchaftlich. Ich beunruhige mich immer, wenn ich Dich ſo ſehe...“ Und die Mama ſchien ernſtlich willens, in Äußerung ihrer Sorgen und Ängſte fortzufahren. Aber ſie kam nicht weit damit, weil in eben dieſem Augenblicke drei junge Mädchen aus der kleinen, in der Kirchhofsmauer angebrachten Eiſenthür in den Garten eintraten und einen Kiesweg entlang auf das Rondell und die Sonnenuhr zuſchritten. Alle drei grüßten mit ihren Sonnenſchirmen zu Effi herüber und eilten dann auf Frau von Brieſt zu, um dieſer die Hand zu küſſen. Dieſe that raſch ein paar Fragen und lud dann die Mädchen ein, ihnen oder doch wenigſtens Effi auf eine halbe Stunde Geſellſchaft zu leiſten, „ich habe ohnehin noch zu thun, und junges Volk iſt am liebſten unter ſich. Gehabt Euch wohl.“ Und dabei ſtieg ſie die vom Garten in den Seitenflügel führende Steintreppe hinauf.

Und da war nun die Jugend wirklich allein.

Zwei der jungen Mädchen — kleine, rundliche Perſönchen, zu deren krauſem, rotblondem Haar ihre Sommerſproſſen und ihre gute Laune ganz vorzüglich paßten — waren Töchter des auf Hanſa, Skandinavien und Fritz Reuter eingeſchworenen Kantors Jahnke, der denn auch, unter Anlehnung an ſeinen mecklenburgiſchen Landsmann und Lieblingsdichter und nach dem Vorbilde von Mining und Lining, ſeinen eigenen Zwillingen die Namen Bertha und Hertha gegeben hatte. Die dritte junge Dame war Hulda Niemeyer, Paſtor Niemeyer's einziges Kind; ſie war damenhafter als die beiden anderen, dafür aber langweilig und eingebildet, eine lymphatiſche Blondine, mit etwas vorſpringenden, blöden Augen, die trotzdem beſtändig nach 'was zu ſuchen ſchienen, weshalb denn auch Klitzing von den Huſaren geſagt hatte: „Sieht ſie nicht aus, als erwarte ſie jeden Augenblick den Engel Gabriel?“ Effi fand, daß der etwas kritiſche Klitzing nur zu ſehr recht habe, vermied es aber trotzdem, einen Unterſchied zwiſchen den drei Freundinnen zu machen. Am wenigſten war ihr in dieſem Augenblicke danach zu Sinn, und während ſie die Arme auf den Tiſch ſtemmte, ſagte ſie: „Dieſe langweilige Stickerei. Gott ſei Dank, daß Ihr da ſeid.“

„Aber Deine Mama haben wir vertrieben,“ ſagte Hulda.

„Nicht doch. Wie ſie Euch ſchon ſagte, ſie wäre doch gegangen; ſie erwartet nämlich Beſuch, einen alten Freund aus ihren Mädchentagen her, von dem ich Euch nachher erzählen muß, eine Liebesgeſchichte mit Held und Heldin, und zuletzt mit Entſagung. Ihr werdet Augen machen und Euch wundern. Übrigens habe ich Mamas alten Freund ſchon drüben in Schwantikow geſehen; er iſt Landrat, gute Figur und ſehr männlich."

„Das iſt die Hauptſache," ſagte Hertha.

„Freilich iſt das die Hauptſache, ‚Weiber weiblich, Männer männlich' — das iſt, wie ihr wißt, einer von Papas Lieblingsſätzen. Und nun helft mir erſt Ordnung ſchaffen auf dem Tiſch hier, ſonſt gibt es wieder eine Strafpredigt."

Im Nu waren die Docken in den Korb gepackt, und als alle wieder ſaßen, ſagte Hulda: „Nun aber Effi, nun iſt es Zeit, nun die Liebesgeſchichte mit Entſagung. Oder iſt es nicht ſo ſchlimm?"

„Eine Geſchichte mit Entſagung iſt nie ſchlimm. Aber ehe Hertha nicht von den Stachelbeeren genommen, eh' kann ich nicht anfangen — ſie läßt ja kein Auge davon. Übrigens nimm ſo viel Du willſt, wir können ja hinterher neue pflücken; nur wirf die Schalen weit weg oder noch beſſer, lege ſie hier auf die Zeitungsbeilage, wir machen dann eine Tüte daraus und ſchaffen alles bei Seite. Mama kann es nicht leiden, wenn die Schluſen ſo überall umher liegen, und ſagt immer, man könne dabei ausgleiten und ein Bein brechen."

„Glaub' ich nicht," ſagte Hertha, während ſie den Stachelbeeren fleißig zuſprach.

„Ich auch nicht," beſtätigte Effi. „Denkt doch 'mal nach, ich falle jeden Tag wenigſtens zwei-, dreimal, und noch iſt mir nichts gebrochen. Was ein richtiges Bein iſt, das bricht nicht ſo leicht, meines gewiß nicht und Deines auch nicht, Hertha. Was meinſt Du, Hulda?"

„Man ſoll ſein Schickſal nicht verſuchen; Hochmut kommt vor dem Fall."

„Immer Gouvernante; Du biſt doch die geborne alte Jungfer."

„Und hoffe mich doch noch zu verheiraten. Und vielleicht eher als Du."

„Meinetwegen. Denkſt Du, daß ich darauf warte? Das fehlte noch. Übrigens, ich kriege ſchon einen, und vielleicht bald. Da iſt mir nicht bange. Neulich erſt hat mir der kleine Bentivegni von drüben geſagt: Fräulein Effi, was gilt die Wette, wir ſind hier noch in dieſem Jahre zu Polterabend und Hochzeit."

„Und was ſagteſt Du da?"

„Wohl möglich," ſagt' ich, „wohl möglich; Hulda iſt die älteſte und kann ſich jeden Tag verheiraten." Aber er wollte davon nichts wiſſen und ſagte: „Nein, bei einer anderen jungen Dame, die gerade ſo brünett iſt, wie Fräulein Hulda blond iſt.“ Und dabei ſah er mich ganz ernſthaft an . . . „Aber ich komme vom Hundertſten aufs Tauſendſte und vergeſſe die Geſchichte.“

„Ja, Du brichſt immer wieder ab; am Ende willſt Du nicht.“

„O, ich will ſchon, aber freilich, ich breche immer wieder ab, weil es alles ein bißchen ſonderbar iſt, ja, beinah' romantiſch.“

„Aber Du ſagteſt doch, er ſei Landrat.“

„Allerdings Landrat. Und er heißt Geert von Innſtetten, Baron von Innſtetten.“

Alle drei lachten.

„Warum lacht Ihr?“ ſagte Effi pikiert. „Was ſoll das heißen?“

„Ach, Effi, wir wollen Dich ja nicht beleidigen, und auch den Baron nicht. Innſtetten ſagteſt Du? Und Geert? So heißt doch hier kein Menſch. Freilich, die adeligen Namen haben oft ſo 'was Komiſches.“

„Ja, meine Liebe, das haben ſie. Dafür ſind es eben Adelige. Die dürfen ſich das gönnen, und je weiter zurück, ich meine der Zeit nach, deſto mehr dürfen ſie ſich's gönnen. Aber davon verſteht Ihr nichts, was Ihr mir nicht übel nehmen dürft. Wir bleiben doch gute Freunde. Geert von Innſtetten alſo und Baron. Er iſt gerade ſo alt wie Mama, auf den Tag.“

„Und wie alt iſt denn eigentlich Deine Mama?“

„Achtunddreißig.“

„Ein ſchönes Alter.“

„Iſt es auch, namentlich wenn man noch ſo ausſieht wie die Mama. Sie iſt doch eigentlich eine ſchöne Frau, findet Ihr nicht auch? Und wie ſie alles ſo weg hat, immer ſo ſicher und dabei ſo fein und nie unpaſſend wie Papa. Wenn ich ein junger Leutnant wäre, ſo würd' ich mich in die Mama verlieben.“

„Aber Effi, wie kannſt Du nur ſo 'was ſagen,“ ſagte Hulda. „Das iſt ja gegen das vierte Gebot.“

„Unſinn. Wie kann das gegen das vierte Gebot ſein? Ich glaube, Mama würde ſich freuen, wenn ſie wüßte, daß ich ſo was geſagt habe.“

„Kann ſchon ſein,“ unterbrach hierauf Hertha. „Aber nun endlich die Geſchichte.“

„Nun, gieb Dich zufrieden, ich fange ſchon an . . . Alſo Baron Innſtetten! Als er noch keine Zwanzig war, ſtand er drüben bei den Rathenowern und verkehrte viel auf den Gütern hier herum, und am liebſten war er in Schwantikow drüben bei meinem Großvater Belling. Natürlich war es nicht des Großvaters wegen, daß er ſo oft drüben war, und wenn die Mama davon erzählt, ſo kann jeder leicht ſehen, um wen es eigentlich war. Und ich glaube, es war auch gegenſeitig.“

„Und wie kam es nachher?

„Nun, es kam, wie's kommen mußte, wie's immer kommt. Er war ja noch viel zu jung, und als mein Papa ſich einfand, der ſchon Ritterſchaftsrat war und Hohen-Cremmen hatte, da war kein langes Beſinnen mehr, und ſie nahm ihn und wurde Frau von Brieſt ... Und das andere, was ſonſt noch kam, nun, das wißt Ihr . . . das andere bin ich.“

„Ja, das andere biſt Du, Effi,“ ſagte Bertha. „Gott ſei Dank; wir hätten Dich nicht, wenn es anders gekommen wäre. Und nun ſage, was that Innſtetten, was wurde aus ihm? Das Leben hat er ſich nicht genommen, ſonſt könntet Ihr ihn heute nicht erwarten.“

„Nein, das Leben hat er ſich nicht genommen. Aber ein bißchen war es doch ſo 'was.“

„Hat er einen Verſuch gemacht?“

„Auch das nicht. Aber er mochte doch nicht länger hier in der Nähe bleiben, und das ganze Soldatenleben überhaupt muß ihm damals wie verleidet geweſen ſein. Es war ja auch Friedenszeit. Kurz und gut, er nahm den Abſchied und fing an, Juriſterei zu ſtudieren, wie Papa ſagt, mit einem

„wahren Biereifer“; nur als der ſiebziger Krieg kam, trat er wieder ein, aber bei den Perlebergern ſtatt bei ſeinem alten Regiment, und hat auch das Kreuz. Natürlich, denn er iſt ſehr ſchneidig. Und gleich nach dem Kriege ſaß er wieder bei ſeinen Akten, und es heißt, Bismarck halte große Stücke von ihm und auch der Kaiſer, und ſo kam es denn, daß er Landrat wurde, Landrat im Keſſiner Kreiſe.“

„Was iſt Keſſin? Ich kenne hier kein Keſſin.“

„Nein, hier in unſerer Gegend liegt es nicht; es liegt eine hübſche Strecke von hier fort, in Pommern, in Hinterpommern ſogar, was aber nichts ſagen will, weil es ein Badeort iſt (alles da herum iſt Badeort) und die Ferienreiſe, die Baron Innſtetten jetzt macht, iſt eigentlich eine Vetternreiſe, oder doch etwas Ähnliches. Er will hier alte Freundſchaft und Verwandtſchaft wiederſehn.“

„Hat er denn hier Verwandte?“

„Ja und nein, wie man's nehmen will. Innſtetten's giebt es hier nicht, giebt es, glaub' ich, überhaupt nicht mehr. Aber er hat hier entfernte Vettern von der Mutter Seite her, und vor allem hat er wohl Schwantikow und das Belling'ſche Haus wiederſehen wollen, an das ihn ſo viel Erinnerungen knüpfen. Da war er denn vorgeſtern drüben, und heute will er hier in Hohen-Cremmen ſein.“

„Und was ſagt Dein Vater dazu?“

„Gar nichts. Der iſt nicht ſo. Und dann kennt er ja doch die Mama. Er neckt ſie bloß.“

In dieſem Augenblick ſchlug es Mittag, und ehe es noch ausgeſchlagen, erſchien Wilke, das alte Brieſt'ſche Haus- und Familienfaktotum, um an Fräulein Effi zu beſtellen: „Die gnädige Frau ließe bitten, daß das gnädige Fräulein zu rechter Zeit auch Toilette mache; gleich nach Eins würde der Herr Baron wohl vorfahren.“ Und während Wilke dies noch vermeldete, begann er auch ſchon auf dem Arbeitstiſch der Damen abzuräumen und griff dabei zunächſt nach dem Zeitungsblatt, auf dem die Stachelbeerſchalen lagen.

„Nein, Wilke, nicht ſo; das mit den Schluſen, das iſt unſere Sache . . . Hertha, Du mußt nun die Tüte machen und einen Stein hinein thun, daß alles beſſer verſinken kann. Und dann wollen wir in einem langen Trauerzug aufbrechen und die Tüte auf offener See begraben.“

Wilke ſchmunzelte. „Is doch ein Daus, unſer Fräulein,“ ſo etwa gingen ſeine Gedanken; Effi aber, während ſie die Tüte mitten auf die raſch zuſammengeraffte Tiſchdecke legte, ſagte: „Nun faſſen wir alle vier an, jeder an einem Zipfel und ſingen was Trauriges.“

„Ja, das ſagſt Du wohl, Effi. Aber was ſollen wir denn ſingen?“

„Irgend 'was; es iſt ganz gleich, es muß nur einen Reim auf ‚u‘ haben; ‚u‘ iſt immer Trauervokal. Alſo ſingen wir:

Flut, Flut
Mach' alles wieder gut . . .“

und während Effi dieſe Litanei feierlich anſtimmte, ſetzten ſich alle vier auf den Steg hin in Bewegung, ſtiegen in das dort angekettelte Boot und ließen von dieſem aus die mit einem Kieſel beſchwerte Tüte langſam in den Teich niedergleiten.

„Hertha, nun iſt Deine Schuld verſenkt,“ ſagte Effi, „wobei mir übrigens einfällt, ſo vom Boot aus ſollen früher auch arme unglückliche Frauen verſenkt worden ſein, natürlich wegen Untreue.“

„Aber doch nicht hier.“

„Nein, nicht hier,“ lachte Effi, „hier kommt ſo 'was nicht vor. Aber in Konſtantinopel, und Du mußt ja, wie mir eben einfällt, auch davon wiſſen, ſo gut wie ich, Du biſt ja mit dabei geweſen, als uns Kandidat Holzapfel in der Geographieſtunde davon erzählte.“

„Ja,“ ſagte Hulda, „der erzählte immer ſo was. Aber ſo 'was vergißt man doch wieder.“

„Ich nicht. Ich behalte ſo 'was.“

Zweites Kapitel.

Sie ſprachen noch eine Weile ſo weiter, wobei ſie ſich ihrer gemeinſchaftlichen Schulſtunden und einer ganzen Reihe Holzapfel'ſcher Unpaſſendheiten mit Empörung und Behagen erinnerten. Ja, man konnte ſich nicht genug thun damit, bis Hulda mit einemmale ſagte: „Nun aber iſt es höchſte Zeit, Effi; Du ſiehſt ja aus, ja, wie ſag' ich nur, Du ſiehſt ja aus, wie wenn Du vom Kirſchenpflücken kämſt, alles zerknittert und zerknautſcht; das Leinenzeug macht immer ſo viele Falten, und der große, weiße Klappkragen . . . ja, wahrhaftig, jetzt hab' ich es, Du ſiehſt aus wie ein Schiffsjunge."

„Midſhipman, wenn ich bitten darf. Etwas muß ich doch von meinem Adel haben. Übrigens Midſhipman oder Schiffsjunge, Papa hat mir erſt neulich wieder einen Maſtbaum verſprochen, hier dicht neben der Schaukel, mit Raaen und einer Strickleiter. Wahrhaftig, das ſollte mir gefallen, und den Wimpel oben ſelbſt anzumachen, das ließ' ich mir nicht nehmen. Und Du, Hulda, Du kämſt dann von der anderen Seite her herauf, und oben in der Luft wollten wir Hurra rufen und uns einen Kuß geben. Alle Wetter, das ſollte ſchmecken.“

„‚Alle Wetter . . .‘ wie das nun wieder klingt . . . Du ſprichſt wirklich wie ein Midſhipman. Ich werde mich aber hüten, Dir nachzuklettern, ich bin nicht ſo waghalſig. Jahnke hat ganz recht, wenn er immer ſagt, Du hätteſt zu viel von dem Bellingſchen in Dir, von Deiner Mama her. Ich bin bloß ein Paſtorskind.“

„Ach, geh' mir. Stille Waſſer ſind tief. Weißt Du noch, wie Du damals, als Vetter Brieſt als Kadett hier war, aber doch ſchon groß genug, wie Du damals auf dem Scheunendach entlang rutſchteſt. Und warum? Nun, ich will es nicht verraten. Aber kommt, wir wollen uns ſchaukeln, auf jeder Seite zwei; reißen wird es ja wohl nicht, oder wenn Ihr nicht Luſt habt, denn Ihr macht wieder lange Geſichter, dann wollen wir Anſchlag ſpielen. Eine Viertelſtunde hab' ich noch. Ich mag noch nicht hinein gehen, und alles bloß, um einem Landrat guten Tag zu ſagen, noch dazu einem Landrat aus Hinterpommern. Ältlich iſt er auch, er könnte ja beinah' mein Vater ſein, und wenn er wirklich in einer Seeſtadt wohnt, Keſſin ſoll ja ſo 'was ſein, nun, da muß ich ihm in dieſem Matroſenkoſtüm eigentlich am beſten gefallen und muß ihm beinah' wie eine große Aufmerkſamkeit vorkommen. Fürſten, wenn ſie wen empfangen, ſo viel weiß ich von meinem Papa her, legen auch immer die Uniform aus der Gegend des anderen an. Alſo nur nicht ängſtlich ... raſch, raſch, ich fliege aus und neben der Bank hier iſt frei."

Hulda wollte noch ein paar Einſchränkungen machen, aber Effi war ſchon den nächſten Kiesweg hinauf, links hin, rechts hin, bis ſie mit einemmale verſchwunden war. „Effi, das gilt nicht; wo biſt Du? Wir ſpielen nicht Verſteck, wir ſpielen Anſchlag," unter dieſen und ähnlichen Vorwürfen eilten die Freundinnen ihr nach, weit über das Rondell und die beiden ſeitwärts ſtehenden Platanen hinaus, bis die Verſchwundene mit einemmale aus ihrem Verſtecke hervorbrach und mühelos, weil ſie ſchon im Rücken ihrer Verfolger war, mit „eins, zwei, drei" den Freiplatz neben der Bank erreichte.

„Wo warſt Du?"

„Hinter den Rhabarberſtauden; die haben ſo große Blätter, noch größer als ein Feigenblatt ..."

„Pfui ..."

„Nein, pfui für Euch, weil Ihr verſpielt habt.

Hulda, mit ihren großen Augen, ſah wieder nichts, immer ungeſchickt.“ Und dabei flog Effi von neuem über das Rondell hin, auf den Teich zu, vielleicht weil ſie vor hatte, ſich erſt hinter einer dort aufwachſenden dichten Haſelnußhecke zu verſtecken, um dann, von dieſer aus, mit einem weiten Umweg um Kirchhof und Fronthaus, wieder bis an den Seitenflügel und ſeinen Freiplatz zu kommen. Alles war gut berechnet; aber freilich, ehe ſie noch halb um den Teich herum war, hörte ſie ſchon vom Hauſe her ihren Namen rufen, und ſah, während ſie ſich umwandte, die Mama, die, von der Steintreppe her, mit ihrem Taſchentuche winkte. Noch einen Augenblick, und Effi ſtand vor ihr.

„Nun biſt Du doch noch in Deinem Kittel, und der Beſuch iſt da. Nie hältſt Du Zeit.“

„Ich halte ſchon Zeit, aber der Beſuch hat nicht Zeit gehalten. Es iſt noch nicht Eins; noch lange nicht,“ und ſich nach den Zwillingen hin umwendend (Hulda war noch weiter zurück) rief ſie dieſen zu: „Spielt nur weiter; ich bin gleich wieder da.“

* * *

Schon im nächſten Augenblicke trat Effi mit der Mama in den großen Gartenſaal, der faſt den ganzen Raum des Seitenflügels füllte.

„Mama, Du darfſt mich nicht ſchelten. Es iſt wirklich erſt halb. Warum kommt er ſo früh? Kavaliere kommen nicht zu ſpät, aber noch weniger zu früh.“

Frau von Brieſt war in ſichtlicher Verlegenheit; Effi aber ſchmiegte ſich liebkoſend an ſie und ſagte: „Verzeih', ich will mich nun eilen; Du weißt, ich kann auch raſch ſein, und in fünf Minuten iſt Aſchenpuddel in eine Prinzeſſin verwandelt. So lange kann er warten oder mit dem Papa plaudern.“

Und der Mama zunickend, wollte ſie leichten Fußes eine kleine eiſerne Stiege hinauf, die aus dem Saal in den Oberſtock hinauf führte. Frau von Brieſt aber, die unter Umſtänden auch unkonventionell ſein konnte, hielt plötzlich die ſchon forteilende Effi zurück, warf einen Blick auf das jugendlich reizende Geſchöpf, das, noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie ein Bild friſcheſten Lebens vor ihr ſtand, und ſagte beinahe vertraulich: „Es iſt am Ende das Beſte, Du bleibſt wie Du biſt. Ja, bleibe ſo. Du ſiehſt gerade ſehr gut aus. Und wenn es auch nicht wäre, Du ſiehſt ſo unvorbereitet aus, ſo gar nicht zurecht gemacht, und darauf kommt es in dieſem Augenblicke an. Ich muß Dir nämlich ſagen, meine ſüße Effi . . .“ und ſie nahm ihres Kindes beide Hände . . . „ich muß Dir nämlich ſagen . . .“

„Aber Mama, was haſt Du nur? Mir wird ja ganz angſt und bange.“

„... Ich muß dir nämlich ſagen, Effi, daß Baron Innſtetten eben um Deine Hand angehalten hat.“

„Um meine Hand angehalten? Und im Ernſt?“

„Es iſt keine Sache, um einen Scherz daraus zu machen. Du haſt ihn vorgeſtern geſehen, und ich glaube, er hat Dir auch gut gefallen. Er iſt freilich älter als Du, was alles in allem ein Glück iſt, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn Du nicht ‚Nein‘ ſagſt, was ich mir von meiner klugen Effi kaum denken kann, ſo ſtehſt Du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig ſtehen. Du wirſt Deine Mama weit überholen.“

Effi ſchwieg und ſuchte nach einer Antwort. Aber ehe ſie dieſe finden konnte, hörte ſie ſchon des Vaters Stimme von dem angrenzenden, noch im Fronthauſe gelegenen Hinterzimmer her, und gleich danach überſchritt Ritterſchaftsrat von Brieſt, ein wohl konſervierter Fünfziger von ausgeſprochener Bonhommie, die Gartenſalonſchwelle — mit ihm Baron Innſtetten, ſchlank, brünett und von militäriſcher Haltung.

Effi, als ſie ſeiner anſichtig wurde, kam in ein nervöſes Zittern; aber nicht auf lange, denn im ſelben Augenblicke faſt, wo ſich Innſtetten unter freundlicher Verneigung ihr näherte, wurden an dem mittleren der weit offen ſtehenden und von wildem Wein halb überwachſenen Fenſter die rotblonden Köpfe der Zwillinge ſichtbar, und Hertha, die Ausgelaſſenſte, rief in den Saal hinein: „Effi, komm.“

Dann duckte ſie ſich, und beide Schweſtern ſprangen von der Banklehne, darauf ſie geſtanden, wieder in den Garten hinab, und man hörte nur noch ihr leiſes Kichern und Lachen.

Drittes Kapitel.

Noch an demſelben Tage hatte ſich Baron Innſtetten mit Effi Brieſt verlobt. Der joviale Brautvater, der ſich nicht leicht in ſeiner Feierlichkeitsrolle zurecht fand, hatte bei dem Verlobungsmahl, das folgte, das junge Paar leben laſſen, was auf Frau von Brieſt, die dabei der nun um kaum achtzehn Jahre zurückliegenden Zeit gedenken mochte, nicht ohne herzbeweglichen Eindruck geblieben war. Aber nicht auf lange; ſie hatte es nicht ſein können, nun war es ſtatt ihrer die Tochter — alles in allem ebenſo gut oder vielleicht noch beſſer. Denn mit Brieſt ließ ſich leben, trotzdem er ein wenig proſaiſch war und dann und wann einen kleinen frivolen Zug hatte. Gegen Ende der Tafel, das Eis wurde ſchon herumgereicht, nahm der alte Ritterſchaftsrat noch einmal das Wort, um in einer zweiten Anſprache das allgemeine Familien-Du zu proponieren. Er umarmte dabei Innſtetten und gab ihm einen Kuß auf die linke Backe. Hiermit war aber die Sache für ihn noch nicht abgeſchloſſen, vielmehr fuhr er fort, außer dem „Du“ zugleich intimere Namen und Titel für den Hausverkehr zu empfehlen, eine Art Gemütlichkeitsrangliſte aufzuſtellen, natürlich unter Wahrung berechtigter, weil wohlerworbener Eigentümlichkeiten. Für ſeine Frau, ſo hieß es, würde der Fortbeſtand von „Mama“ (denn es gäbe auch junge Mamas) wohl das Beſte ſein, während er für ſeine Perſon, unter Verzicht auf den Ehrentitel „Papa“, das einfache Brieſt entſchieden bevorzugen müſſe, ſchon weil es ſo hübſch kurz ſei. Und was nun die Kinder angehe — bei welchem Wort er ſich, Aug' in Auge mit dem nur etwa um ein Dutzend Jahre jüngeren Innſtetten, einen Ruck geben mußte — nun, ſo ſei Effi eben Effi und Geert Geert. Geert, wenn er nicht irre, habe die Bedeutung von einem ſchlank aufgeſchoſſenen Stamm, und Effi ſei dann alſo der Epheu, der ſich darum zu ranken habe. Das Brautpaar ſah ſich bei dieſen Worten etwas verlegen an, Effi zugleich mit einem Ausdruck kindlicher Heiterkeit, Frau von Brieſt aber ſagte: „Brieſt, ſprich was Du willſt und formuliere Deine Toaſte nach Gefallen, nur poetiſche Bilder, wenn ich Dich bitten darf, laß bei Seite, das liegt jenſeits Deiner Sphäre.“ Zurechtweiſende Worte, die bei Brieſt mehr Zuſtimmung als Ablehnung gefunden hatten. „Es iſt möglich, daß Du recht haſt, Luiſe.“

Gleich nach Aufhebung der Tafel beurlaubte ſich Effi, um einen Beſuch drüben bei Paſtors zu machen. Unterwegs ſagte ſie ſich: „Ich glaube, Hulda wird ſich ärgern. Nun bin ich ihr doch zuvorgekommen — ſie war immer zu eitel und eingebildet.“ Aber Effi traf es mit ihrer Erwartung nicht ganz; Hulda, durchaus Haltung bewahrend, benahm ſich ſehr gut und überließ die Bezeugung von Unmut und Ärger ihrer Mutter, der Frau Paſtorin, die denn auch ſehr ſonderbare Bemerkungen machte. „Ja, ja, ſo geht es. Natürlich. Wenn's die Mutter nicht ſein konnte, muß es die Tochter ſein. Das kennt man. Alte Familien halten immer zuſammen, und wo 'was is, kommt 'was dazu.“ Der alte Niemeyer kam in arge Verlegenheit über dieſe fortgeſetzten ſpitzen Redensarten ohne Bildung und Anſtand und beklagte 'mal wieder, eine Wirtſchafterin geheiratet zu haben.

Von Paſtors ging Effi natürlich auch zu Kantor Jahnkes; die Zwillinge hatten ſchon nach ihr ausgeſchaut und empfingen ſie im Vorgarten.

„Nun, Effi,“ ſagte Hertha, während alle drei zwiſchen den rechts und links blühenden Studentenblumen auf- und abſchritten, „nun, Effi, wie iſt Dir eigentlich.“

„Wie mir iſt? O, ganz gut. Wir nennen uns auch ſchon Du und bei Vornamen. Er heißt nämlich Geert, was ich Euch, wie mir einfällt, auch ſchon geſagt habe.“

„Ja, das haſt Du. Mir iſt aber doch ſo bange dabei. Iſt es denn auch der Richtige?“

„Gewiß iſt es der Richtige. Das verſtehſt Du nicht, Hertha. Jeder iſt der Richtige. Natürlich muß er von Adel ſein und eine Stellung haben und gut ausſehen.“

„Gott, Effi, wie Du nur ſprichſt. Sonſt ſprachſt Du doch ganz anders.“

„Ja, ſonſt.“

„Und biſt auch ſchon ganz glücklich?“

„Wenn man zwei Stunden verlobt iſt, iſt man immer ganz glücklich. Wenigſtens denk' ich es mir ſo.“

„Und iſt es Dir denn gar nicht, ja, wie ſag' ich nur, ein bißchen genant?“

„Ja, ein bißchen genant iſt es mir, aber doch nicht ſehr. Und ich denke, ich werde darüber weg kommen.“

Nach dieſem, im Pfarr- und Kantorhauſe gemachten Beſuche, der keine halbe Stunde gedauert hatte, war Effi wieder nach drüben zurückgekehrt, wo man auf der Gartenveranda eben den Kaffee nehmen wollte. Schwiegervater und Schwiegerſohn gingen auf dem Kieswege zwiſchen den zwei Platanen auf und ab. Brieſt ſprach von dem Schwierigen einer landrätlichen Stellung; ſie ſei ihm verſchiedentlich angetragen worden, aber er habe jedesmal gedankt. „So nach meinem eigenen Willen ſchalten und walten zu können, iſt mir immer das Liebſte geweſen, jedenfalls lieber — Pardon, Innſtetten — als ſo die Blicke beſtändig nach oben richten zu müſſen. Man hat dann bloß immer Sinn und Merk für hohe und höchſte Vorgeſetzte. Das iſt nichts für mich. Hier leb' ich ſo frei weg und freue mich über jedes grüne Blatt und über den wilden Wein, der da drüben in die Fenſter wächſt."

Er ſprach noch mehr dergleichen, allerhand Antibeamtliches, und entſchuldigte ſich von Zeit zu Zeit mit einem kurzen, verſchiedentlich wiederkehrenden „Pardon, Innſtetten." Dieſer nickte mechaniſch zuſtimmend, war aber eigentlich wenig bei der Sache, ſah vielmehr, wie gebannt, immer aufs neue nach dem drüben am Fenſter rankenden wilden Wein hinüber, von dem Brieſt eben geſprochen, und während er dem nachhing, war es ihm, als ſäh' er wieder die rotblonden Mädchenköpfe zwiſchen den Weinranken und höre dabei den übermütigen Zuruf: „Effi, komm'."

Er glaubte nicht an Zeichen und Ähnliches, im Gegenteil, wies alles Abergläubiſche weit zurück. Aber er konnte trotzdem von den zwei Worten nicht los, und während Brieſt immer weiter perorierte, war es ihm beſtändig, als wäre der kleine Hergang doch mehr als ein bloßer Zufall geweſen.

* * *

Innſtetten, der nur einen kurzen Urlaub genommen, war ſchon am folgenden Tage wieder abgereiſt, nachdem er verſprochen hatte, jeden Tag ſchreiben zu wollen. „Ja, das mußt Du,“ hatte Effi geſagt, ein Wort, das ihr von Herzen kam, da ſie ſeit Jahren nichts Schöneres kannte, als beiſpielsweiſe den Empfang vieler Geburtstagsbriefe. Jeder mußte ihr zu dieſem Tage ſchreiben. In den Brief eingeſtreute Wendungen, etwa wie „Gertrud und Klara ſenden Dir mit mir ihre herzlichſten Glückwünſche“, waren verpönt; Gertrud und Klara, wenn ſie Freundinnen ſein wollten, hatten dafür zu ſorgen, daß ein Brief mit ſelbſtändiger Marke daläge, womöglich — denn ihr Geburtstag fiel noch in die Reiſezeit — mit einer fremden, aus der Schweiz oder Karlsbad.

Innſtetten, wie verſprochen, ſchrieb wirklich jeden Tag; was aber den Empfang ſeiner Briefe ganz beſonders angenehm machte, war der Umſtand, daß er allwöchentlich nur einmal einen ganz kleinen Antwortbrief erwartete. Den erhielt er denn auch, voll reizend nichtigen und ihn jedesmal entzückenden Inhalts. Was es von ernſteren Dingen zu beſprechen gab, das verhandelte Frau von Brieſt mit ihrem Schwiegerſohne: Feſtſetzungen wegen der Hochzeit, Ausſtattungs- und Wirtſchafts-Einrichtungsfragen. Innſtetten, ſchon an die drei Jahre im Amt, war in ſeinem Keſſiner Hauſe nicht glänzend, aber doch ſehr ſtandesgemäß eingerichtet, und es empfahl ſich, in der Korreſpondenz mit ihm, ein Bild von allem, was da war, zu gewinnen, um nichts Unnützes anzuſchaffen. Schließlich, als Frau von Brieſt über all dieſe Dinge genugſam unterrichtet war, wurde ſeitens Mutter und Tochter eine Reiſe nach Berlin beſchloſſen, um, wie Brieſt ſich ausdrückte, den „trousseau“ für Prinzeſſin Effi zuſammenzukaufen. Effi freute ſich ſehr auf den Aufenthalt in Berlin, um ſo mehr, als der Vater darein gewilligt hatte, im Hotel du Nord Wohnung zu nehmen. „Was es koſte, könne ja von der Ausſtattung abgezogen werden; Innſtetten habe ohnehin alles.“ Effi — ganz im Gegenſatze zu der ſolche „Mesquinerien“ ein für allemal ſich verbittenden Mama — hatte dem Vater, ohne jede Sorge darum, ob er's ſcherz- oder ernſthaft gemeint hatte, freudig zugeſtimmt und beſchäftigte ſich in ihren Gedanken viel, viel mehr mit dem Eindruck, den ſie beide, Mutter und Tochter, bei ihrem Erſcheinen an der Table d'hôte machen würden, als mit Spinn und Mencke, Goſchenhofer und ähnlichen Firmen, die vorläufig notiert worden waren. Und dieſen ihren heiteren Phantaſien entſprach denn auch ihre Haltung, als die große Berliner Woche nun wirklich da war. Vetter Brieſt vom Alexander-Regiment, ein ungemein ausgelaſſener, junger Leutnant, der die „Fliegenden Blätter“ hielt und über die beſten Witze Buch führte, ſtellte ſich den Damen für jede dienſtfreie Stunde zur Verfügung, und ſo ſaßen ſie denn mit ihm bei Kranzler am Eckfenſter oder zu ſtatthafter Zeit auch wohl im Café Bauer und fuhren nachmittags in den Zoologiſchen Garten, um da die Giraffen zu ſehen, von denen Vetter Brieſt, der übrigens Dagobert hieß, mit Vorliebe behauptete: „ſie ſähen aus wie adlige alte Jungfern.“ Jeder Tag verlief programmmäßig, und am dritten oder vierten Tage gingen ſie, wie vorgeſchrieben, in die Nationalgalerie, weil Vetter Dagobert ſeiner Kouſine die „Inſel der Seligen“ zeigen wollte. „Fräulein Kouſine ſtehe zwar auf dem Punkte, ſich zu verheiraten, es ſei aber doch vielleicht gut, die ‚Inſel der Seligen‘ ſchon vorher kennen gelernt zu haben.“ Die Tante gab ihm einen

Schlag mit dem Fächer, begleitete dieſen Schlag aber mit einem ſo gnädigen Blick, daß er keine Veranlaſſung hatte, den Ton zu ändern. Es waren himmliſche Tage für alle drei, nicht zum wenigſten für den Vetter, der ſo wundervoll zu chaperonnieren und kleine Differenzen immer raſch auszugleichen verſtand. An ſolchen Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Mutter und Tochter war nun, wie das ſo geht, all die Zeit über kein Mangel, aber ſie traten glücklicherweiſe nie bei den zu machenden Einkäufen hervor. Ob man von einer Sache ſechs oder drei Dutzend erſtand, Effi war mit allem gleichmäßig einverſtanden, und wenn dann auf dem Heimwege von dem Preiſe der eben eingekauften Gegenſtände geſprochen wurde, ſo verwechſelte ſie regelmäßig die Zahlen. Frau von Brieſt, ſonſt ſo kritiſch, auch ihrem eigenen geliebten Kinde gegenüber, nahm dies anſcheinend mangelnde Intereſſe nicht nur von der leichten Seite, ſondern erkannte ſogar einen Vorzug darin. „Alle dieſe Dinge,“ ſo ſagte ſie ſich, „bedeuten Effi nicht viel. Effi iſt anſpruchslos; ſie lebt in ihren Vorſtellungen und Träumen, und wenn die Prinzeſſin Friedrich Karl vorüberfährt und ſie von ihrem Wagen aus freundlich grüßt, ſo gilt ihr das mehr als eine ganze Truhe voll Weißzeug.“

Das alles war auch richtig, aber doch nur halb.

An dem Beſitze mehr oder weniger alltäglicher Dinge lag Effi nicht viel, aber wenn ſie mit der Mama die Linden hinauf- und hinunterging und nach Muſterung der ſchönſten Schaufenſter in den Demuth'ſchen Laden eintrat, um für die gleich nach der Hochzeit geplante italieniſche Reiſe allerlei Einkäufe zu machen, ſo zeigte ſich ihr wahrer Charakter. Nur das Eleganteſte gefiel ihr, und wenn ſie das Beſte nicht haben konnte, ſo verzichtete ſie auf das Zweitbeſte, weil ihr dies Zweite nun nichts mehr bedeutete. Ja, ſie konnte verzichten, darin hatte die Mama recht, und in dieſem Verzichtenkönnen lag etwas von Anſpruchsloſigkeit; wenn es aber ausnahmsweiſe 'mal wirklich etwas zu beſitzen galt, ſo mußte dies immer 'was ganz Apartes ſein. Und darin war ſie anſpruchsvoll.

Viertes Kapitel.

Vetter Dagobert war am Bahnhof, als die Damen ihre Rückreiſe nach Hohen-Cremmen antraten. Es waren glückliche Tage geweſen, vor allem auch darin, daß man nicht unter unbequemer und beinahe unſtandesgemäßer Verwandtſchaft gelitten hatte. „Für Tante Thereſe,“ ſo hatte Effi gleich nach der Ankunft geſagt, „müſſen wir diesmal inkognito bleiben. Es geht nicht, daß ſie hier ins Hotel kommt. Entweder Hotel du Nord oder Tante Thereſe; beides zuſammen paßt nicht“. Die Mama hatte ſich ſchließlich einverſtanden damit erklärt, ja dem Lieblinge zur Beſiegelung des Einverſtändniſſes einen Kuß auf die Stirn gegeben.

Mit Vetter Dagobert war das natürlich etwas ganz anderes geweſen, der hatte nicht bloß den Gardepli, der hatte vor allem auch mit Hülfe jener eigentümlich guten Laune, wie ſie bei den Alexanderoffizieren beinahe traditionell geworden, ſowohl Mutter wie Tochter von Anfang an anzuregen und aufzuheitern gewußt, und dieſe gute Stimmung dauerte bis zuletzt. „Dagobert,“ ſo hieß es noch beim Abſchied, „Du kommſt alſo zu meinem Polterabend, und natürlich mit Cortege. Denn nach den Aufführungen (aber kommt mir nicht mit Dienſtmann oder Mauſefallenhändler) iſt Ball. Und Du mußt bedenken, mein erſter großer Ball iſt vielleicht auch mein letzter. Unter ſechs Kameraden — natürlich beſte Tänzer — wird gar nicht angenommen. Und mit dem Frühzug könnt Ihr wieder zurück.“ Der Vetter verſprach alles, und ſo trennte man ſich.

Gegen Mittag trafen beide Damen an ihrer havelländiſchen Bahnſtation ein, mitten im Luch, und fuhren in einer halben Stunde nach Hohen-Cremmen hinüber. Brieſt war ſehr froh, Frau und Tochter wieder zu Hauſe zu haben, und ſtellte Fragen über Fragen, deren Beantwortung er meiſt nicht abwartete. Statt deſſen erging er ſich in Mitteilung deſſen, was er inzwiſchen erlebt. „Ihr habt mir da vorhin von der Nationalgalerie geſprochen und von der ‚Inſel der Seligen‘ — nun, wir haben hier, während Ihr fort wart, auch ſo 'was gehabt: unſer Inſpektor Pink und die Gärtnersfrau. Natürlich habe ich Pink entlaſſen müſſen, übrigens ungern. Es iſt ſehr fatal, daß ſolche Geſchichten faſt immer in die Erntezeit fallen. Und Pink war ſonſt ein ungewöhnlich tüchtiger Mann, hier leider am unrechten Fleck. Aber laſſen wir das; Wilke wird ſchon unruhig.“

Bei Tiſche hörte Brieſt beſſer zu; das gute Einvernehmen mit dem Vetter, von dem ihm viel erzählt wurde, hatte ſeinen Beifall, weniger das Verhalten gegen Tante Thereſe. Man ſah aber deutlich, daß er inmitten ſeiner Mißbilligung ſich eigentlich darüber freute; denn ein kleiner Schabernack entſprach ganz ſeinem Geſchmack, und Tante Thereſe war wirklich eine lächerliche Figur. Er hob ſein Glas und ſtieß mit Frau und Tochter an. Auch als nach Tiſch einzelne der hübſcheſten Einkäufe vor ihm ausgepackt und ſeiner Beurteilung unterbreitet wurden, verriet er viel Intereſſe, das ſelbſt noch anhielt, oder wenigſtens nicht ganz hinſtarb, als er die Rechnung überflog. „Etwas teuer, oder ſagen wir lieber ſehr teuer; indeſſen es thut nichts. Es hat alles ſo viel chic, ich möchte ſagen ſo viel Animierendes, daß ich deutlich fühle, wenn Du mir ſolchen Koffer und ſolche Reiſedecke zu Weihnachten ſchenkſt, ſo ſind wir zu Oſtern auch in Rom und machen nach achtzehn Jahren unſere Hochzeitsreiſe. Was meinſt Du, Luiſe? Wollen wir nachexerzieren? Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.“

Frau von Brieſt machte eine Handbewegung, wie wenn ſie ſagen wollte: „unverbeſſerlich,“ und überließ ihn im übrigen ſeiner eigenen Beſchämung, die aber nicht groß war.

* * *

Ende Auguſt war da, der Hochzeitstag (3. Oktober) rückte näher, und ſowohl im Herrenhauſe wie in der Pfarre und Schule war man unausgeſetzt bei den Vorbereitungen zum Polterabend. Jahnke, getreu ſeiner Fritz Reuter-Paſſion, hatte ſich's als etwas beſonders „Sinniges“ ausgedacht, Bertha und Hertha als Lining und Mining auftreten zu laſſen, natürlich plattdeutſch, während Hulda das Käthchen von Heilbronn in der Hollunderbaumſzene darſtellen ſollte, Leutnant Engelbrecht von den Huſaren als Wetter vom Strahl. Niemeyer, der ſich den Vater der Idee nennen durfte, hatte keinen Augenblick geſäumt, auch die verſchämte Nutzanwendung auf Innſtetten und Effi hinzuzudichten. Er ſelbſt war mit ſeiner Arbeit zufrieden und hörte, gleich nach der Leſeprobe, von allen Beteiligten viel Freundliches darüber, freilich mit Ausnahme ſeines Patronatsherrn und alten Freundes Brieſt, der, als er die Miſchung von Kleiſt und Niemeyer mit angehört hatte, lebhaft proteſtierte, wenn auch keineswegs aus litterariſchen Gründen. „Hoher Herr und immer wieder Hoher Herr — was ſoll das? Das leitet in die Irre, das verſchiebt alles. Innſtetten, unbeſtritten, iſt ein famoſes Menſchenexemplar, Mann von Charakter und Schneid', aber die Brieſt's — verzeih' den Berolinismus, Luiſe — die Brieſt's ſind ſchließlich auch nicht von ſchlechten Eltern. Wir ſind doch nun 'mal eine hiſtoriſche Familie, laß mich hinzufügen Gott ſei Dank, und die Innſtetten's ſind es nicht; die Innſtetten's ſind bloß alt, meinetwegen Uradel, aber was heißt Uradel? Ich will nicht, daß eine Brieſt oder doch mindeſtens eine Polterabendfigur, in der jeder das Widerſpiel unſerer Effi erkennen muß — ich will nicht, daß eine Brieſt mittelbar oder unmittelbar in einem fort von „Hoher Herr“ ſpricht. Da müßte denn doch Innſtetten wenigſtens ein verkappter Hohenzoller ſein, es giebt ja dergleichen. Das iſt er aber nicht, und ſo kann ich nur wiederholen, es verſchiebt die Situation.“

Und wirklich, Brieſt hielt mit beſonderer Zähigkeit eine ganze Zeit lang an dieſer Anſchauung feſt. Erſt nach der zweiten Probe, wo das „Käthchen“, ſchon halb im Koſtüm, ein ſehr eng anliegendes Sammetmieder trug, ließ er ſich — der es auch ſonſt nicht an Huldigungen gegen Hulda fehlen ließ — zu der Bemerkung hinreißen, „das Käthchen liege ſehr gut da,“ welche Wendung einer Waffenſtreckung ziemlich gleich kam oder doch zu ſolcher hinüber leitete. Daß alle dieſe Dinge vor Effi geheim gehalten wurden, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Bei mehr Neugier auf Seiten dieſer Letzteren wäre das nun freilich ganz unmöglich geweſen, aber Effi hatte ſo wenig Verlangen, in die Vorbereitungen und geplanten Überraſchungen einzudringen, daß ſie der Mama mit allem Nachdruck erklärte, „ſie könne es abwarten“, und wenn dieſe dann zweifelte, ſo ſchloß Effi mit der wiederholten Verſicherung: es wäre wirklich ſo; die Mama könne es glauben. Und warum auch nicht? Es ſei ja doch alles nur Theateraufführung und hübſcher und poetiſcher als „Aſchenbrödel“, das ſie noch am letzten Abend in Berlin geſehen hätte, hübſcher und poetiſcher könne es ja doch nicht ſein. Da hätte ſie wirklich ſelber mitſpielen mögen, wenn auch nur, um dem lächerlichen Penſionslehrer einen Kreideſtrich auf den Rücken zu machen. „Und wie reizend im letzten Akt ‚Aſchenbrödel's Erwachen als Prinzeſſin‘ oder doch wenigſtens als Gräfin; wirklich, es war ganz wie ein Märchen.“ In dieſer Weiſe ſprach ſie oft, war meiſt ausgelaſſener als vordem und ärgerte ſich blos über das beſtändige Tuſcheln und Geheimthun der Freundinnen. „Ich wollte, ſie hätten ſich weniger wichtig und wären mehr für mich da. Nachher bleiben ſie doch blos ſtecken, und ich muß mich um ſie ängſtigen und mich ſchämen, daß es meine Freundinnen ſind.“

So gingen Effi's Spottreden, und es war ganz unverkennbar, daß ſie ſich um Polterabend und Hochzeit nicht allzu ſehr kümmerte. Frau von Brieſt hatte ſo ihre Gedanken darüber, aber zu Sorgen kam es nicht, weil ſich Effi, was doch ein gutes Zeichen war, ziemlich viel mit ihrer Zukunft beſchäftigte und ſich, phantaſiereich wie ſie war, Viertelſtunden lang in Schilderungen ihres Keſſiner Lebens erging, Schilderungen, in denen ſich nebenher und ſehr zur Erheiterung der Mama, eine merkwürdige Vorſtellung von Hinterpommern ausſprach oder vielleicht auch, mit kluger Berechnung, ausſprechen ſollte. Sie gefiel ſich nämlich darin, Keſſin als einen halb ſibiriſchen Ort aufzufaſſen, wo Eis und Schnee nie recht aufhörten.

„Heute hat Goſchenhofer das Letzte geſchickt,“ ſagte Frau von Brieſt, als ſie wie gewöhnlich in Front des Seitenflügels mit Effi am Arbeitstiſche ſaß, auf dem die Leinen- und Wäſchevorräte beſtändig wuchſen, während der Zeitungen, die blos Platz wegnahmen, immer weniger wurden. „Ich hoffe, Du haſt nun alles, Effi. Wenn Du aber noch kleine Wünſche hegſt, ſo mußt Du ſie jetzt ausſprechen, womöglich in dieſer Stunde noch. Papa hat den Raps vorteilhaft verkauft und iſt ungewöhnlich guter Laune.“

„Ungewöhnlich? Er iſt immer in guter Laune.“

„In ungewöhnlich guter Laune,“ wiederholte die Mama. „Und die muß benutzt werden. Sprich alſo. Mehrmals, als wir noch in Berlin waren, war es mir, als ob Du doch nach dem einen oder anderen noch ein ganz beſonderes Verlangen gehabt hätteſt.“

„Ja, liebe Mama, was ſoll ich da ſagen. Eigentlich habe ich ja alles, was man braucht, ich meine, was man hier braucht. Aber da mir's nun 'mal beſtimmt iſt, ſo hoch nördlich zu kommen . . . ich bemerke, daß ich nichts dagegen habe, im Gegenteil, ich freue mich darauf, auf die Nordlichter und auf den helleren Glanz der Sterne . . . da mir's nun 'mal ſo beſtimmt iſt, ſo hätte ich wohl gern einen Pelz gehabt.“

„Aber Effi, Kind, das iſt doch alles bloß leere Thorheit. Du kommſt ja nicht nach Petersburg oder nach Archangel.“

„Nein; aber ich bin doch auf dem Wege dahin . . .“

„Gewiß, Kind. Auf dem Wege dahin biſt Du; aber was heißt das? Wenn Du von hier nach Nauen fährſt, biſt Du auch auf dem Wege nach

Rußland. Im übrigen, wenn Du's wünſchſt, ſo ſollſt Du einen Pelz haben. Nur das laß mich im voraus ſagen, ich rate Dir davon ab. Ein Pelz iſt für ältere Perſonen, ſelbſt Deine alte Mama iſt noch zu jung dafür, und wenn Du mit Deinen ſiebzehn Jahren in Nerz oder Marder auftrittſt, ſo glauben die Keſſiner, es ſei eine Maskerade."

* * *

Das war am 2. September, daß ſie ſo ſprachen, ein Geſpräch, das ſich wohl fortgeſetzt hätte, wenn nicht gerade Sedantag geweſen wäre. So aber wurden ſie durch Trommel- und Pfeifenklang unterbrochen, und Effi, die ſchon vorher von dem beabſichtigten Aufzuge gehört, aber es wieder vergeſſen hatte, ſtürzte mit einemmale von dem gemeinſchaftlichen Arbeitstiſche fort und an Rondell und Teich vorüber auf einen kleinen, an die Kirchhofsmauer angebauten Balkon zu, zu dem ſechs Stufen, nicht viel breiter als Leiterſproſſen, hinaufführten. Im Nu war ſie oben, und richtig, da kam auch ſchon die ganze Schuljugend heran, Jahnke gravitätiſch am rechten Flügel, während ein kleiner Tambourmajor, weit voran, an der Spitze des Zuges marſchierte, mit einem Geſichtsausdruck, als ob ihm obläge, die Schlacht bei Sedan noch einmal zu ſchlagen.

Effi winkte mit dem Taſchentuch, und der Begrüßte verſäumte nicht, mit ſeinem blanken Kugelſtock zu ſalutieren.

* * *

Eine Woche ſpäter ſaßen Mutter und Tochter wieder am alten Fleck, auch wieder mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Es war ein wunderſchöner Tag; der in einem zierlichen Beet um die Sonnenuhr herumſtehende Heliotrop blühte noch, und die leiſe Briſe, die ging, trug den Duft davon zu ihnen herüber.

„Ach, wie wohl ich mich fühle,“ ſagte Effi, „ſo wohl und ſo glücklich; ich kann mir den Himmel nicht ſchöner denken. Und am Ende, wer weiß, ob ſie im Himmel ſo wundervollen Heliotrop haben.“

„Aber Effi, ſo darfſt Du nicht ſprechen; das haſt Du von Deinem Vater, dem nichts heilig iſt, und der neulich ſogar ſagte: Niemeyer ſähe aus wie Lot. Unerhört. Und was ſoll es nur heißen? Erſtlich weiß er nicht, wie Lot ausgeſehen hat, und zweitens iſt es eine grenzenloſe Rückſichtsloſigkeit gegen Hulda. Ein Glück, daß Niemeyer nur die einzige Tochter hat, dadurch fällt es eigentlich in ſich zuſammen. In einem freilich hat er nur zu ſehr recht gehabt, in all' und jedem, was er über „Lots Frau“, unſere gute Frau Paſtorin, ſagte, die uns denn auch wirklich wieder mit ihrer Thorheit und Anmaßung den ganzen Sedantag ruinierte. Wobei mir übrigens einfällt, daß wir, als Jahnke mit der Schule vorbei kam, in unſerem Geſpräche unterbrochen wurden — wenigſtens kann ich mir nicht denken, daß der Pelz, von dem Du damals ſprachſt, Dein einziger Wunſch geweſen ſein ſollte. Laß mich alſo wiſſen, Schatz, was Du noch weiter auf dem Herzen haſt?

„Nichts, Mama.“

„Wirklich nichts?“

„Nein, wirklich nichts; ganz im Ernſte ... Wenn es aber doch am Ende was ſein ſollte ...“

„Nun ...“

„... So müßt' es ein japaniſcher Bettſchirm ſein, ſchwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen Kranichſchnabel ... Und dann vielleicht auch noch eine Ampel für unſer Schlafzimmer, mit rotem Schein.“

Frau von Brieſt ſchwieg.

„Nun ſiehſt Du, Mama, Du ſchweigſt und ſiehſt aus, als ob ich etwas beſonders Unpaſſendes geſagt hätte.“

„Nein, Effi, nichts Unpaſſendes. Und vor Deiner Mutter nun ſchon gewiß nicht. Denn ich kenne Dich ja. Du biſt eine phantaſtiſche kleine Perſon, malſt Dir mit Vorliebe Zukunftsbilder aus, und je farbenreicher ſie ſind, deſto ſchöner und begehrlicher erſcheinen ſie Dir. Ich ſah das ſo recht, als wir die Reiſeſachen kauften. Und nun denkſt Du Dir's ganz wundervoll, einen Bettſchirm mit allerhand fabelhaftem Getier zu haben, alles im Halblicht einer roten Ampel. Es kommt Dir vor wie ein Märchen, und Du möchteſt eine Prinzeſſin ſein."

Effi nahm die Hand der Mama und küßte ſie. „Ja, Mama, ſo bin ich."

„Ja, ſo biſt Du. Ich weiß es wohl. Aber meine liebe Effi, wir müſſen vorſichtig im Leben ſein, und zumal wir Frauen. Und wenn Du nun nach Keſſin kommſt, einem kleinen Ort, wo nachts kaum eine Laterne brennt, ſo lacht man über dergleichen. Und wenn man bloß lachte. Die, die Dir ungewogen ſind, und ſolche giebt es immer, ſprechen von ſchlechter Erziehung, und manche ſagen auch wohl noch Schlimmeres."

„Alſo nichts Japaniſches und auch keine Ampel. Aber ich bekenne Dir, ich hatte es mir ſo ſchön und poetiſch gedacht, alles in einem roten Schimmer zu ſehen."

Frau von Brieſt war bewegt. Sie ſtand auf und küßte Effi. „Du biſt ein Kind. Schön und poetiſch. Das ſind ſo Vorſtellungen. Die Wirklichkeit iſt anders, und oft iſt es gut, daß es ſtatt Licht und Schimmer ein Dunkel giebt."

Effi ſchien antworten zu wollen, aber in dieſem

Augenblicke kam Wilke und brachte Briefe. Der eine war aus Keſſin von Innſtetten. „Ach, von Geert," ſagte Effi, und während ſie den Brief bei Seite ſteckte, fuhr ſie in ruhigem Tone fort: „Aber das wirſt Du doch geſtatten, daß ich den Flügel ſchräg in die Stube ſtelle. Daran liegt mir mehr als an einem Kamin, den mir Geert verſprochen hat. Und das Bild von Dir, das ſtell' ich dann auf eine Staffelei; ganz ohne Dich kann ich nicht ſein. Ach, wie werd' ich mich nach Euch ſehnen, vielleicht auf der Reiſe ſchon und dann in Keſſin ganz gewiß. Es ſoll ja keine Garniſon haben, nicht einmal einen Stabsarzt, und ein Glück, daß es wenigſtens ein Badeort iſt. Vetter Brieſt, und daran will ich mich aufrichten, deſſen Mutter und Schweſter immer nach Warnemünde gehen — nun, ich ſehe doch wirklich nicht ein, warum der die lieben Verwandten nicht auch einmal nach Keſſin hin dirigieren ſollte. Dirigieren, das klingt ohnehin ſo nach Generalſtab, worauf er, glaub' ich, ambiert. Und dann kommt er natürlich mit und wohnt bei uns. Übrigens haben die Keſſiner, wie mir neulich erſt wer erzählt hat, ein ziemlich großes Dampfſchiff, das zweimal die Woche nach Schweden hinüberfährt. Und auf dem Schiffe iſt dann Ball (ſie haben da natürlich auch Muſik) und er tanzt ſehr gut . . ."

„Wer?“

„Nun, Dagobert.“

„Ich dachte, Du meinteſt Innſtetten. Aber jedenfalls iſt es an der Zeit, endlich zu wiſſen, was er ſchreibt . . . Du haſt ja den Brief noch in der Taſche.“

„Richtig. Den hätt' ich faſt vergeſſen.“ Und ſie öffnete den Brief und überflog ihn.

„Nun, Effi, kein Wort? Du ſtrahlſt nicht und lachſt nicht einmal. Und er ſchreibt doch immer ſo heiter und unterhaltlich und gar nicht väterlich weiſe.“

„Das würd' ich mir auch verbitten. Er hat ſein Alter, und ich habe meine Jugend. Und ich würde ihm mit den Fingern drohen und ihm ſagen: ‚Geert, überlege, was beſſer iſt‘.“

„Und dann würde er Dir antworten: ‚Was Du haſt, Effi, das iſt das Beſſere‘. Denn er iſt nicht nur ein Mann der feinſten Formen, er iſt auch gerecht und verſtändig und weiß recht gut, was Jugend bedeutet. Er ſagt ſich das immer und ſtimmt ſich auf das Jugendliche hin, und wenn er in der Ehe ſo bleibt, ſo werdet ihr eine Muſterehe führen.“

„Ja, das glaube ich auch, Mama. Aber kannſt Du Dir vorſtellen, und ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen, ich bin nicht ſo ſehr für das, was man eine Muſterehe nennt.“

„Das ſieht Dir ähnlich. Und nun ſage mir, wofür biſt Du denn eigentlich?“

„Ich bin . . . nun, ich bin für gleich und gleich und natürlich auch für Zärtlichkeit und Liebe. Und wenn es Zärtlichkeit und Liebe nicht ſein können, weil Liebe, wie Papa ſagt, doch nur ein Papperlapapp iſt (was ich aber nicht glaube), nun, dann bin ich für Reichtum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes, wo Prinz Friedrich Karl zur Jagd kommt, auf Elchwild oder Auerhahn, oder wo der alte Kaiſer vorfährt, und für jede Dame, auch für die jungen, ein gnädiges Wort hat. Und wenn wir dann in Berlin ſind, dann bin ich für Hofball und und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge.“

„Sagſt Du das ſo bloß aus Übermut und Laune?“

„Nein, Mama, das iſt mein völliger Ernſt. Liebe kommt zuerſt, aber gleich hinterher kommt Glanz und Ehre, und dann kommt Zerſtreuung — ja, Zerſtreuung, immer 'was neues, immer 'was, daß ich lachen oder weinen muß. Was ich nicht aushalten kann, iſt Langeweile.“

„Wie biſt Du da nur mit uns fertig geworden?“

„Ach, Mama, wie Du nur ſo 'was ſagen kannſt. Freilich, wenn im Winter die liebe Verwandtſchaft vorgefahren kommt und ſechs Stunden bleibt oder wohl auch noch länger, und Tante Gundel und Tante Olga mich muſtern und mich naſeweis finden — und Tante Gundel hat es mir auch 'mal geſagt — ja, da macht ſich's mitunter nicht ſehr hübſch, das muß ich zugeben. Aber ſonſt bin ich hier immer glücklich geweſen, ſo glücklich . . .“

Und während ſie das ſagte, warf ſie ſich heftig weinend vor der Mama auf die Knie und küßte ihre beiden Hände!

„Steh auf, Effi. Das ſind ſo Stimmungen, die über einen kommen, wenn man ſo jung iſt wie Du und vor der Hochzeit ſteht und vor dem Ungewiſſen. Aber nun lies mir den Brief vor, wenn er nicht 'was ganz Beſonderes enthält oder vielleicht Geheimniſſe.“

„Geheimniſſe,“ lachte Effi und ſprang in plötzlich veränderter Stimmung wieder auf. „Geheimniſſe! Ja, er nimmt immer einen Anlauf, aber das meiſte könnt' ich auf dem Schulzenamt anſchlagen laſſen, da, wo immer die landrätlichen Verordnungen ſtehen. Nun, Geert iſt ja auch Landrat.“

„Lies, lies.“

„Liebe Effi . . .“ So fängt es nämlich immer an, und manchmal nennt er mich auch ſeine ‚kleine Eva‘.“

„Lies, lies . . . Du ſollſt ja leſen.“

„Alſo: Liebe Effi! Je näher wir unſrem Hochzeitstage kommen, je ſparſamer werden Deine Briefe. Wenn die Poſt kommt, ſuche ich immer zuerſt nach Deiner Handſchrift, aber wie Du weißt (und ich hab' es ja auch nicht anders gewollt) in der Regel vergeblich. Im Hauſe ſind jetzt die Handwerker, die die Zimmer, freilich nur wenige, für Dein Kommen herrichten ſollen. Das beſte wird wohl erſt geſchehen, wenn wir auf der Reiſe ſind. Tapezierer Madelung, der alles liefert, iſt ein Original, von dem ich Dir mit nächſtem erzähle, vor allem aber, wie glücklich ich bin über Dich, über meine ſüße, kleine Effi. Mir brennt hier der Boden unter den Füßen, und dabei wird es in unſerer guten Stadt immer ſtiller und einſamer. Der letzte Badegaſt iſt geſtern abgereiſt; er badete zuletzt bei 9 Grad und die Badewärter waren immer froh, wenn er wieder heil heraus war. Denn ſie fürchteten einen Schlaganfall, was dann das Bad in Mißkredit bringt, als ob die Wellen hier ſchlimmer wären als wo anders. Ich juble, wenn ich denke, daß ich in vier Wochen ſchon mit Dir von der Piazzetta aus nach dem Lido fahre oder nach Murano hin, wo ſie Glasperlen machen und ſchönen Schmuck. Und der ſchönſte ſei für Dich. Viele Grüße den Eltern und den zärtlichſten Kuß Dir von Deinem Geert."

Effi faltete den Brief wieder zuſammen, um ihn in das Kouvert zu ſtecken.

„Das iſt ein ſehr hübſcher Brief," ſagte Frau von Brieſt, „und daß er in allem das richtige Maß hält, das iſt ein Vorzug mehr."

„Ja, das rechte Maß, das hält er."

„Meine liebe Effi, laß mich eine Frage thun; wünſchteſt Du, daß der Brief nicht das richtige Maß hielte, wünſchteſt Du, daß er zärtlicher wäre, vielleicht überſchwenglich zärtlich?"

„Nein, nein, Mama. Wahr und wahrhaftig nicht, das wünſche ich nicht. Da iſt es doch beſſer ſo."

„Da iſt es doch beſſer ſo. Wie das nun wieder klingt. Du biſt ſo ſonderbar. Und daß Du vorhin weinteſt. Haſt Du was auf Deinem Herzen? Noch iſt es Zeit. Liebſt Du Geert nicht?"

„Warum ſoll ich ihn nicht lieben? Ich liebe Hulda, und ich liebe Bertha, und ich liebe Hertha. Und ich liebe auch den alten Niemeyer. Und daß ich Euch liebe, davon ſpreche ich gar nicht erſt. Ich liebe alle, die's gut mit mir meinen und gütig gegen mich ſind und mich verwöhnen. Und Geert wird mich auch wohl verwöhnen. Natürlich auf ſeine Art. Er will mir ja ſchon Schmuck ſchenken in Venedig. Er hat keine Ahnung davon, daß ich mir nichts aus Schmuck mache. Ich klettre lieber und ich ſchaukle mich lieber, und am liebſten immer in der Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und ich niederſtürzen könnte. Den Kopf wird es ja nicht gleich koſten."

„Und liebſt Du vielleicht auch deinen Vetter Brieſt?"

„Ja, ſehr. Der erheitert mich immer."

„Und hätteſt Du Vetter Brieſt heiraten mögen?"

„Heiraten? Um Gottes Willen nicht. Er iſt ja noch ein halber Junge. Geert iſt ein Mann, ein ſchöner Mann, ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt. Wo denkſt Du hin, Mama."

„Nun, das iſt recht, Effi, das freut mich. Aber Du haſt noch was auf der Seele."

„Vielleicht."

„Nun, ſprich."

„Sieh', Mama, daß er älter iſt als ich, das ſchadet nichts, das iſt vielleicht recht gut: er iſt ja doch nicht alt und iſt geſund und friſch und ſo ſoldatiſch und ſo ſchneidig. Und ich könnte beinah' ſagen, ich wäre ganz und gar für ihn, wenn er nur . . . ja, wenn er nur ein bißchen anders wäre."

„Wie denn, Effi?"

„Ja, wie. Nun, du darfſt mich nicht auslachen. Es iſt etwas, was ich erſt ganz vor kurzem aufgehorcht habe, drüben im Paſtorhauſe. Wir ſprachen da von Innſtetten, und mit einemmale zog der alte Niemeyer ſeine Stirn in Falten, aber in Reſpekts- und Bewunderungsfalten, und ſagte: ‚Ja, der Baron! Das iſt ein Mann von Charakter, ein Mann von Prinzipien‘.“

„Das iſt er auch, Effi.“

„Gewiß. Und ich glaube, Niemeyer ſagte nachher ſogar, er ſei auch ein Mann von Grundſätzen. Und das iſt, glaub' ich, noch etwas mehr. Ach, und ich ... ich habe keine. Sieh', Mama, da liegt etwas, was mich quält und ängſtigt. Er iſt ſo lieb und gut gegen mich und ſo nachſichtig, aber ... ich fürchte mich vor ihm.“

Fünftes Kapitel.

Die Hohen-Cremmer Feſttage lagen zurück; alles war abgereiſt, auch das junge Paar, noch am Abend des Hochzeitstages.

Der Polterabend hatte jeden zufrieden geſtellt, beſonders die Mitſpielenden, und Hulda war dabei das Entzücken aller jungen Offiziere geweſen, ſowohl der Rathenower Huſaren wie der etwas kritiſcher geſtimmten Kameraden vom Alexander-Regiment. Ja, alles war gut und glatt verlaufen, faſt über Erwarten. Nur Bertha und Hertha hatten ſo heftig geſchluchzt, daß Jahnke's plattdeutſche Verſe ſo gut wie verloren gegangen waren. Aber auch das hatte wenig geſchadet. Einige feine Kenner waren ſogar der Meinung geweſen, „das ſei das Wahre; Steckenbleiben und Schluchzen und Unverſtändlichkeit — in dieſem Zeichen (und nun gar, wenn es ſo hübſche rotblonde Krausköpfe wären) werde immer am entſchiedenſten geſiegt.“ Eines ganz beſonderen Triumphes hatte ſich Vetter Brieſt in ſeiner ſelbſtgedichteten Rolle rühmen dürfen. Er war als Demuth'ſcher Kommis erſchienen, der in Erfahrung gebracht, die junge Braut habe vor, gleich nach der Hochzeit nach Italien zu reiſen, weshalb er einen Reiſekoffer abliefern wolle. Dieſer Koffer entpuppte ſich natürlich als eine Rieſenbonbonniere von Hövel. Bis um drei Uhr war getanzt worden, bei welcher Gelegenheit der ſich mehr und mehr in eine höchſte Champagnerſtimmung hineinredende alte Brieſt allerlei Bemerkungen über den an manchen Höfen immer noch üblichen Fackeltanz und die merkwürdige Sitte des Strumpfband-Austanzens gemacht hatte, Bemerkungen, die nicht abſchließen wollten und ſich immer mehr ſteigernd, am Ende ſo weit gingen, daß ihnen durchaus ein Riegel vorgeſchoben werden mußte. „Nimm Dich zuſammen, Brieſt," war ihm in ziemlich ernſtem Tone von ſeiner Frau zugeflüſtert worden; „Du ſtehſt hier nicht, um Zweideutigkeiten zu ſagen, ſondern um die Honneurs des Hauſes zu machen. Wir haben eben eine Hochzeit und nicht eine Jagdpartie." Worauf Brieſt geantwortet, „er ſähe darin keinen ſo großen Unterſchied; übrigens ſei er glücklich."

Auch der Hochzeitstag ſelbſt war gut verlaufen. Niemeyer hatte vorzüglich geſprochen, und einer der alten Berliner Herren, der halb und halb zur Hofgeſellſchaft gehörte, hatte ſich auf dem Rückwege von der Kirche zum Hochzeitshauſe dahin geäußert, es ſei doch merkwürdig, wie reich geſät in einem Staate, wie der unſrige, die Talente ſeien. „Ich ſehe darin einen Triumph unſerer Schulen und vielleicht mehr noch unſerer Philoſophie. Wenn ich bedenke, dieſer Niemeyer, ein alter Dorfpaſtor, der anfangs ausſah wie ein Hoſpitalit . . . ja, Freund, ſagen Sie ſelbſt hat er nicht geſprochen wie ein Hofprediger. Dieſer Takt und dieſe Kunſt der Antitheſe, ganz wie Kögel und an Gefühl ihm noch über. Kögel iſt zu kalt. Freilich ein Mann in ſeiner Stellung muß kalt ſein. Woran ſcheitert man denn im Leben überhaupt? Immer nur an der Wärme.“ Der noch unverheiratete, aber wohl eben deshalb zum viertenmale in einem „Verhältnis“ ſtehende Würdenträger, an den ſich dieſe Worte gerichtet hatten, ſtimmte ſelbſtverſtändlich zu. „Nur zu wahr, lieber Freund,“ ſagte er. „Zu viel Wärme! . . . ganz vorzüglich . . . Übrigens muß ich Ihnen nachher eine Geſchichte erzählen.“

* * *

Der Tag nach der Hochzeit war ein heller Oktobertag. Die Morgenſonne blinkte; trotzdem war es ſchon herbſtlich friſch, und Brieſt, der eben gemeinſchaftlich mit ſeiner Frau das Frühſtück genommen, erhob ſich von ſeinem Platz und ſtellte ſich, beide Hände auf dem Rücken, gegen das mehr und mehr verglimmende Kaminfeuer. Frau von Brieſt, eine Handarbeit in Händen, rückte gleichfalls näher an den Kamin und ſagte zu Wilke, der gerade eintrat, um den Frühſtückstiſch abzuräumen: „Und nun, Wilke, wenn Sie drin im Saal, aber das geht vor, alles in Ordnung haben, dann ſorgen Sie, daß die Torten nach drüben kommen, die Nußtorte zu Paſtors und die Schüſſel mit kleinen Kuchen zu Jahnke's. Und nehmen Sie ſich mit den Gläſern in acht. Ich meine die dünn geſchliffenen.“

Brieſt war ſchon bei der dritten Zigarette, ſah ſehr wohl aus und erklärte, „nichts bekomme einem ſo gut wie eine Hochzeit, natürlich die eigene ausgenommen.“

„Ich weiß nicht, Brieſt, wie Du zu ſolcher Bemerkung kommſt. Mir war ganz neu, daß Du darunter gelitten haben willſt. Ich wüßte auch nicht warum.“

„Luiſe, Du biſt eine Spielverderberin. Aber ich nehme nichts übel, auch nicht einmal ſo 'was. Im übrigen, was wollen wir von uns ſprechen, die wir nicht einmal eine Hochzeitsreiſe gemacht haben. Dein Vater war dagegen. Aber Effi macht nun eine Hochzeitsreiſe. Beneidenswert. Mit dem Zehn-

Uhr-Zug ab. Sie müſſen jetzt ſchon bei Regensburg ſein, und ich nehme an, daß er ihr — ſelbſtverſtändlich ohne auszuſteigen — die Hauptkunſtſchätze der Walhalla herzählt. Innſtetten iſt ein vorzüglicher Kerl, aber er hat ſo 'was von einem Kunſtfex, und Effi, Gott, unſere arme Effi, iſt ein Naturkind. Ich fürchte, daß er ſie mit ſeinem Kunſtenthuſiasmus etwas quälen wird."

„Jeder quält ſeine Frau. Und Kunſtenthuſiasmus iſt noch lange nicht das Schlimmſte."

„Nein, gewiß nicht; jedenfalls wollen wir darüber nicht ſtreiten; es iſt ein weites Feld. Und dann ſind auch die Menſchen ſo verſchieden. Du, nun ja, Du hätteſt dazu getaugt. Überhaupt hätteſt Du beſſer zu Innſtetten gepaßt als Effi. Schade, nun iſt es zu ſpät."

„Überaus galant, abgeſehen davon, daß es nicht paßt. Unter allen Umſtänden aber, was geweſen iſt, iſt geweſen. Jetzt iſt er mein Schwiegerſohn, und es kann zu nichts führen, immer auf Jugendlichkeiten zurückzuweiſen."

„Ich habe Dich nur in eine animierte Stimmung bringen wollen."

„Sehr gütig. Übrigens nicht nötig. Ich bin in animierter Stimmung."

„Und auch in guter?"

„Ich kann es faſt ſagen. Aber Du darfſt ſie nicht verderben. Nun, was haſt Du noch? Ich ſehe, daß Du 'was auf dem Herzen haſt.“

„Gefiel Dir Effi? Gefiel Dir die ganze Geſchichte? Sie war ſo ſonderbar, halb wie ein Kind, und dann wieder ſehr ſelbſtbewußt und durchaus nicht ſo beſcheiden, wie ſie's ſolchem Manne gegenüber ſein müßte. Das kann doch nur ſo zuſammenhängen, daß ſie noch nicht recht weiß, was ſie an ihm hat. Oder iſt es einfach, daß ſie ihn nicht recht liebt? Das wäre ſchlimm. Denn bei all' ſeinen Vorzügen, er iſt nicht der Mann, ſich dieſe Liebe mit leichter Manier zu gewinnen.“

Frau von Brieſt ſchwieg und zählte die Stiche auf dem Kanevas. Endlich ſagte ſie: „Was Du da ſagſt, Brieſt, iſt das geſcheiteſte, was ich ſeit drei Tagen von Dir gehört habe, Deine Rede bei Tiſch mit eingerechnet. Ich habe auch ſo meine Bedenken gehabt. Aber ich glaube, wir können uns beruhigen.“

„Hat ſie Dir ihr Herz ausgeſchüttet?“

„So möcht' ich es nicht nennen. Sie hat wohl das Bedürfnis zu ſprechen, aber ſie hat nicht das Bedürfnis, ſich ſo recht von Herzen auszuſprechen, und macht vieles in ſich ſelber ab; ſie iſt mitteilſam und verſchloſſen zugleich, beinah' verſteckt; überhaupt ein ganz eigenes Gemiſch.“

„Ich bin ganz Deiner Meinung. Aber wenn ſie Dir nichts geſagt hat, woher weißt Du's?“

„Ich ſagte nur, ſie habe mir nicht ihr Herz ausgeſchüttet. Solche Generalbeichte, ſo alles von der Seele herunter, das liegt nicht in ihr. Es fuhr alles ſo bloß ruckweis und plötzlich aus ihr heraus, und dann war es wieder vorüber. Aber gerade weil es ſo ungewollt und wie von ungefähr aus ihrer Seele kam, deshalb war es mir ſo wichtig.“

„Und wann war es denn und bei welcher Gelegenheit?“

„Es werden jetzt gerade drei Wochen ſein, und wir ſaßen im Garten, mit allerhand Ausſtattungsdingen, großen und kleinen, beſchäftigt, als Wilke einen Brief von Innſtetten brachte. Sie ſteckte ihn zu ſich, und ich mußte ſie eine Viertelſtunde ſpäter erſt erinnern, daß ſie ja einen Brief habe. Dann las ſie ihn, aber verzog kaum eine Miene. Ich bekenne Dir, daß mir bang' ums Herz dabei wurde, ſo bang', daß ich gern eine Gewißheit haben wollte, ſo viel, wie man in dieſen Dingen haben kann.“

„Sehr wahr, ſehr wahr.“

„Was meinſt Du damit?“

„Nun, ich meine nur . . . Aber das iſt ja ganz gleich. Sprich nur weiter; ich bin ganz Ohr.“

„Ich fragte alſo rund heraus, wie's ſtünde, und weil ich bei ihrem eigenen Charakter einen feierlichen Ton vermeiden und alles ſo leicht wie möglich, ja beinah' ſcherzhaft nehmen wollte, ſo warf ich die Frage hin, ob ſie vielleicht den Vetter Brieſt, der ihr in Berlin ſehr ſtark den Hof gemacht hatte, ob ſie den vielleicht lieber heiraten würde . . ."

„Und?"

„Da hätteſt Du ſie ſehen ſollen. Ihre nächſte Antwort war ein ſchnippiſches Lachen. Der Vetter ſei doch eigentlich nur ein großer Kadett in Leutnantsuniform. Und einen Kadetten könne ſie nicht einmal lieben, geſchweige heiraten. Und dann ſprach ſie von Innſtetten, der ihr mit einemmale der Träger aller männlichen Tugenden war."

„Und wie erklärſt Du Dir das?"

„Ganz einfach. So geweckt und temperamentvoll und beinahe leidenſchaftlich ſie iſt, oder vielleicht auch weil ſie es iſt, ſie gehört nicht zu denen, die ſo recht eigentlich auf Liebe geſtellt ſind, wenigſtens nicht auf das, was den Namen ehrlich verdient. Sie redet zwar davon, ſogar mit Nachdruck und einem gewiſſen Überzeugungston, aber doch nur, weil ſie irgendwo geleſen hat, Liebe ſei nun 'mal das Höchſte, das Schönſte, das Herrlichſte. Vielleicht hat ſie's auch bloß von der ſentimentalen Perſon, der Hulda, gehört und ſpricht es ihr nach.

Aber ſie empfindet nicht viel dabei. Wohl möglich, daß es alles 'mal kommt, Gott verhüte es, aber noch iſt es nicht da."

„Und was iſt da? Was hat ſie?"

„Sie hat nach meinem und auch nach ihrem eigenen Zeugnis zweierlei: Vergnügungsſucht und Ehrgeiz."

„Nun, das kann paſſieren. Da bin ich beruhigt."

„Ich nicht. Innſtetten iſt ein Carrieremacher — vom Streber will ich nicht ſprechen, das iſt er auch nicht, dazu iſt er zu wirklich vornehm — alſo Carrieremacher, und das wird Effi's Ehrgeiz befriedigen."

„Nun alſo. Das iſt doch gut."

„Ja, das iſt gut! Aber es iſt erſt die Hälfte. Ihr Ehrgeiz wird befriedigt werden, aber ob auch ihr Hang nach Spiel und Abenteuer? Ich bezweifle. Für die ſtündliche kleine Zerſtreuung und Anregung, für alles, was die Langeweile bekämpft, dieſe Todfeindin einer geiſtreichen kleinen Perſon, dafür wird Innſtetten ſehr ſchlecht ſorgen. Er wird ſie nicht in einer geiſtigen Öde laſſen, dazu iſt er zu klug und zu weltmänniſch, aber er wird ſie auch nicht ſonderlich amüſieren. Und was das Schlimmſte iſt, er wird ſich nicht einmal recht mit der Frage beſchäftigen, wie das wohl anzufangen ſei. Das wird eine Weile ſo gehen, ohne viel Schaden anzurichten, aber zuletzt wird ſie's merken, und dann wird es ſie beleidigen. Und dann weiß ich nicht, was geſchieht. Denn ſo weich und nachgiebig ſie iſt, ſie hat auch 'was Rabiates und läßt es auf alles ankommen.“

In dieſem Augenblicke trat Wilke vom Saal her ein und meldete, daß er alles nachgezählt und alles vollzählig gefunden habe; nur von den feinen Weingläſern ſei eins zerbrochen, aber ſchon geſtern, als das Hoch ausgebracht wurde — Fräulein Hulda habe mit Leutnant Nienkerken zu ſcharf angeſtoßen.

„Verſteht ſich, von alter Zeit her immer im Schlaf, und unterm Holunderbaum iſt es natürlich nicht beſſer geworden. Eine alberne Perſon, und ich begreife Nienkerken nicht.“

„Ich begreife ihn vollkommen.“

„Er kann ſie doch nicht heiraten.“

„Nein.“

„Alſo zu was?“

„Ein weites Feld, Luiſe.“

⁂

Dies war am Tage nach der Hochzeit. Drei Tage ſpäter kam eine kleine gekritzelte Karte aus München, die Namen alle nur mit zwei Buchſtaben angedeutet. „Liebe Mama! Heute Vormittag die

Pinakothek beſucht. Geert wollte auch noch nach dem andern hinüber, das ich hier nicht nenne, weil ich wegen der Rechtſchreibung in Zweifel bin, und fragen mag ich ihn nicht. Er iſt übrigens engelsgut gegen mich und erklärt mir alles. Überhaupt alles ſehr ſchön, aber anſtrengend. In Italien wird es wohl nachlaſſen und beſſer werden. Wir wohnen in den ‚Vier Jahreszeiten‘, was Geert veranlaßte, mir zu ſagen, ‚draußen ſei Herbſt, aber er habe in mir den Frühling.‘ Ich finde es ſehr ſinnig. Er iſt überhaupt ſehr aufmerkſam. Freilich ich muß es auch ſein, namentlich wenn er 'was ſagt oder erklärt. Er weiß übrigens alles ſo gut, daß er nicht einmal nachzuſchlagen braucht. Mit Entzücken ſpricht er von Euch, namentlich von Mama. Hulda findet er etwas zierig; aber der alte Niemeyer hat es ihm ganz angethan. Tauſend Grüße von Eurer ganz berauſchten, aber auch etwas müden Effi.“

Solche Karten trafen nun täglich ein, aus Innsbruck, aus Verona, aus Vicenza, aus Padua, eine jede fing an: „Wir haben heute Vormittag die hieſige berühmte Galerie beſucht,“ oder, wenn es nicht die Galerie war, ſo war es eine Arena oder irgend eine Kirche „Santa Maria“ mit einem Zunamen. Aus Padua kam, zugleich mit der Karte, noch ein wirklicher Brief. „Geſtern waren wir in Vicenza. Vicenza muß man ſehn wegen des Palladio; Geert ſagte mir, daß in ihm alles Moderne wurzele. Natürlich nur in Bezug auf Baukunſt. Hier in Padua (wo wir heute früh ankamen) ſprach er im Hotelwagen etliche Male vor ſich hin: ‚Er liegt in Padua begraben‘, und war überraſcht, als er von mir vernahm, daß ich dieſe Worte noch nie gehört hätte. Schließlich aber ſagte er, es ſei eigentlich ganz gut und ein Vorzug, daß ich nichts davon wüßte. Er iſt überhaupt ſehr gerecht. Und vor allem iſt er engelsgut gegen mich und gar nicht überheblich und auch gar nicht alt. Ich habe noch immer das Ziehen in den Füßen, und das Nachſchlagen und das lange Stehen vor den Bildern ſtrengt mich an. Aber es muß ja ſein. Ich freue mich ſehr auf Venedig. Da bleiben wir fünf Tage, ja, vielleicht eine ganze Woche. Geert hat mir ſchon von den Tauben auf dem Markusplatze vorgeſchwärmt, und daß man ſich da Tüten mit Erbſen kauft und dann die ſchönen Tiere damit füttert. Es ſoll Bilder geben, die das darſtellen, ſchöne blonde Mädchen, ‚ein Typus wie Hulda,‘ ſagte er. Wobei mir denn auch die Jahnke'ſchen Mädchen einfallen. Ach, ich gäbe 'was drum, wenn ich mit ihnen auf unſerm Hof auf einer Wagendeichſel ſitzen und *unſere* Tauben füttern könnte. Die Pfauentaube mit dem ſtarken Kropf dürft ihr aber nicht ſchlachten, die will ich noch wiederſehen. Ach, es iſt ſo ſchön hier. Es ſoll ja auch das Schönſte ſein. Eure glückliche, aber etwas müde Effi.“

Frau von Brieſt, als ſie den Brief vorgeleſen hatte, ſagte: „Das arme Kind. Sie hat Sehnſucht.“

„Ja,“ ſagte Brieſt, „ſie hat Sehnſucht. Dieſe verwünſchte Reiſerei . . .“

„Warum ſagſt Du das jetzt? Du hätteſt es ja hindern können. Aber das iſt ſo Deine Art, hinterher den Weiſen zu ſpielen. Wenn das Kind in den Brunnen gefallen iſt, decken die Ratsherren den Brunnen zu.“

„Ach, Luiſe, komme mir doch nicht mit ſolchen Geſchichten. Effi iſt unſer Kind, aber ſeit dem 3. Oktober iſt ſie Baronin Innſtetten. Und wenn ihr Mann, unſer Herr Schwiegerſohn, eine Hochzeitsreiſe machen und bei der Gelegenheit jede Galerie neu katalogiſieren will, ſo kann ich ihn daran nicht hindern. Das iſt eben das, was man ſich verheiraten nennt.“

„Alſo jetzt giebſt Du das zu. Mir gegenüber haſt Du's immer beſtritten, immer beſtritten, daß die Frau in einer Zwangslage ſei.“

„Ja, Luiſe, das hab' ich. Aber wozu das jetzt. Das iſt wirklich ein zu weites Feld.“

Sechſtes Kapitel.

Mitte November — ſie waren bis Capri und Sorrent gekommen — lief Innſtettens Urlaub ab, und es entſprach ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten, genau Zeit und Stunde zu halten. Am 14. früh traf er denn auch mit dem Kurierzuge in Berlin ein, wo Vetter Brieſt ihn und die Kouſine begrüßte und vorſchlug, die zwei bis zum Abgange des Stettiner Zuges noch zur Verfügung bleibenden Stunden zum Beſuche des St. Privat-Panoramas zu benutzen und dieſem Panoramabeſuch ein kleines Gabelfrühſtück folgen zu laſſen. Beides wurde dankbar acceptiert. Um Mittag war man wieder auf dem Bahnhof und nahm hier, nachdem, wie herkömmlich, die glücklicherweiſe nie ernſt gemeinte Aufforderung „doch auch 'mal herüberzukommen," ebenſo von Effi wie von Innſtetten ausgeſprochen worden war, unter herzlichem Händeſchütteln Abſchied von einander. Noch als der Zug ſich ſchon in Bewegung ſetzte, grüßte Effi vom Koupee aus. Dann machte ſie ſich's bequem und ſchloß die Augen; nur von Zeit zu Zeit richtete ſie ſich wieder auf und reichte Innſtetten die Hand.

Es war eine angenehme Fahrt, und pünktlich erreichte der Zug den Bahnhof Klein-Tantow, von dem aus eine Chauſſee nach dem noch zwei Meilen entfernten Keſſin hinüberführte. Bei Sommerzeit, namentlich während der Bademonate, benutzte man ſtatt der Chauſſee lieber den Waſſerweg und fuhr, auf einem alten Raddampfer, das Flüßchen Keſſine, dem Keſſin ſelbſt ſeinen Namen verdankte, hinunter; am 1. Oktober aber ſtellte der „Phönix“, von dem ſeit lange vergeblich gewünſcht wurde, daß er in einer paſſagierfreien Stunde ſich ſeines Namens entſinnen und verbrennen möge, regelmäßig ſeine Fahrten ein, weshalb denn auch Innſtetten bereits von Stettin aus an ſeinen Kutſcher Kruſe telegraphiert hatte: „Fünf Uhr, Bahnhof Klein-Tantow. Bei gutem Wetter offener Wagen.“

Und nun war gutes Wetter, und Kruſe hielt in offenem Gefährt am Bahnhof und begrüßte die Ankommenden mit dem vorſchriftsmäßigen Anſtand eines herrſchaftlichen Kutſchers.

„Nun, Kruſe, alles in Ordnung?

„Zu Befehl, Herr Landrat.“

„Dann, Effi, bitte, ſteig' ein." Und während Effi dem nachkam, und einer von den Bahnhofsleuten einen kleinen Handkoffer vorn beim Kutſcher unterbrachte, gab Innſtetten Weiſung, den Reſt des Gepäcks mit dem Omnibus nachzuſchicken. Gleich danach nahm auch er ſeinen Platz, bat, ſich populär machend, einen der Umſtehenden um Feuer und rief Kruſe zu: „Nun vorwärts, Kruſe." Und über die Schienen weg, die vielgleiſig an der Übergangsſtelle lagen, ging es in Schräglinie den Bahndamm hinunter und gleich danach an einem ſchon an der Chauſſee gelegenen Gaſthauſe vorüber, das den Namen „Zum Fürſten Bismarck" führte. Denn an eben dieſer Stelle gabelte der Weg und zweigte, wie rechts nach Keſſin, ſo links nach Varzin hin ab. Vor dem Gaſthofe ſtand ein mittelgroßer breitſchultriger Mann in Pelz und Pelzmütze, welch letztere er, als der Herr Landrat vorüberfuhr, mit vieler Würde vom Haupte nahm. „Wer war denn das?" ſagte Effi, die durch alles, was ſie ſah, aufs höchſte intereſſiert und ſchon deshalb bei beſter Laune war. „Er ſah ja aus wie ein Staroſt, wobei ich freilich bekennen muß, nie einen Staroſten geſehen zu haben."

„Was auch nicht ſchadet, Effi. Du haſt es trotzdem ſehr gut getroffen. Er ſieht wirklich aus wie ein Staroſt und iſt auch ſo 'was. Er iſt nämlich ein halber Pole, heißt Goldchowski, und wenn wir hier Wahl haben oder eine Jagd, dann iſt er oben auf. Eigentlich ein ganz unſicherer Paſſagier, dem ich nicht über den Weg traue, und der wohl viel auf dem Gewiſſen hat. Er ſpielt ſich aber auf den Loyalen hin aus und wenn die Varziner Herrſchaften hier vorüberkommen, möcht' er ſich am liebſten vor den Wagen werfen. Ich weiß, daß er dem Fürſten auch widerlich iſt. Aber was hilft's? Wir dürfen es nicht mit ihm verderben, weil wir ihn brauchen. Er hat hier die ganze Gegend in der Taſche und verſteht die Wahlmache wie kein anderer, gilt auch für wohlhabend. Dabei leiht er auf Wucher, was ſonſt die Polen nicht thun; in der Regel das Gegenteil."

„Er ſah aber gut aus."

„Ja, gut ausſehen thut er. Gut ausſehen thun die meiſten hier. Ein hübſcher Schlag Menſchen. Aber das iſt auch das Beſte, was man von ihnen ſagen kann Eure märkiſchen Leute ſehen unſcheinbarer aus und verdrießlicher, und in ihrer Haltung ſind ſie weniger reſpektvoll, eigentlich gar nicht, aber ihr Ja iſt Ja und Nein iſt Nein, und man kann ſich auf ſie verlaſſen. Hier iſt alles unſicher."

„Warum ſagſt Du mir das? Ich muß nun doch hier mit ihnen leben."

„Du nicht. Du wirſt nicht viel von ihnen hören und ſehen. Denn Stadt und Land hier ſind ſehr verſchieden, und Du wirſt nur unſere Städter kennen lernen, unſere guten Keſſiner.“

„Unſere guten Keſſiner. Iſt es Spott, oder ſind ſie wirklich ſo gut?“

„Daß ſie wirklich gut ſind, will ich nicht gerade behaupten, aber ſie ſind doch anders als die andern; ja, ſie haben gar keine Ähnlichkeit mit der Landbevölkerung hier.“

„Und wie kommt das?“

„Weil es eben ganz andere Menſchen ſind, ihrer Abſtammung nach und ihren Beziehungen nach. Was Du hier landeinwärts findeſt, das ſind ſogenannte Kaſchuben, von denen Du vielleicht gehört haſt, ſlaviſche Leute, die hier ſchon tauſend Jahre ſitzen und wahrſcheinlich noch viel länger. Alles aber, was hier an der Küſte hin in den kleinen See- und Handelsſtädten wohnt, das ſind von weither Eingewanderte, die ſich um das kaſchubiſche Hinterland wenig kümmern, weil ſie wenig davon haben und auf etwas ganz anderes angewieſen ſind. Worauf ſie angewieſen ſind, das ſind die Gegenden, mit denen ſie Handel treiben und da ſie das mit aller Welt thun und mit aller Welt in Verbindung ſtehen, ſo findeſt Du zwiſchen ihnen auch Menſchen aus aller

Welt Ecken und Enden. Auch in unſerem guten Keſſin, trotzdem es eigentlich nur ein Neſt iſt.“

„Aber das iſt ja entzückend, Geert. Du ſprichſt immer von Neſt, und nun finde ich, wenn Du nicht übertrieben haſt, eine ganz neue Welt hier. Allerlei Exotiſches. Nicht wahr, ſo was Ähnliches meinteſt Du doch?“

Er nickte.

„Eine ganz neue Welt, ſag' ich, vielleicht einen Neger oder einen Türken, oder vielleicht ſogar einen Chineſen.“

„Auch einen Chineſen. Wie gut Du raten kannſt. Es iſt möglich, daß wir wirklich noch einen haben, aber jedenfalls haben wir einen gehabt; jetzt iſt er tot und auf einem kleinen eingegitterten Stück Erde begraben, dicht neben dem Kirchhof. Wenn Du nicht furchtſam biſt, will ich Dir bei Gelegenheit 'mal ſein Grab zeigen; es liegt zwiſchen den Dünen, bloß Strandhafer drum 'rum und dann und wann ein paar Immortellen, und immer hört man das Meer. Es iſt ſehr ſchön und ſehr ſchauerlich.“

„Ja, ſchauerlich, und ich möchte wohl mehr davon wiſſen. Aber doch lieber nicht, ich habe dann immer gleich Viſionen und Träume und möchte doch nicht, wenn ich dieſe Nacht hoffentlich gut ſchlafe, gleich einen Chineſen an mein Bett treten ſehen.“

„Das wird er auch nicht."

„Das wird er auch nicht. Höre, das klingt ja ſonderbar, als ob es doch möglich wäre. Du willſt mir Keſſin intereſſant machen, aber Du gehſt darin ein bißchen weit. Und ſolche fremde Leute habt Ihr viele in Keſſin?"

„Sehr viele. Die ganze Stadt beſteht aus ſolchen Fremden, aus Menſchen, deren Eltern oder Großeltern noch ganz wo anders ſaßen."

„Höchſt merkwürdig. Bitte, ſage mir mehr davon. Aber nicht wieder was Gruſeliges. Ein Chineſe, find' ich, hat immer was Gruſeliges."

„Ja, das hat er," lachte Geert. „Aber der Reſt iſt, Gott ſei Dank, von ganz anderer Art, lauter manierliche Leute, vielleicht ein bißchen zu ſehr Kaufmann, ein bißchen zu ſehr auf ihren Vorteil bedacht, und mit Wechſeln von zweifelhaftem Wert immer bei der Hand. Ja, man muß ſich vorſehen mit ihnen. Aber ſonſt ganz gemütlich. Und damit Du ſiehſt, daß ich Dir nichts vorgemacht habe, will ich Dir nur ſo eine kleine Probe geben, ſo eine Art Regiſter oder Perſonenverzeichnis."

„Ja, Geert, das thu'."

„Da haben wir beiſpielsweiſe keine fünfzig Schritt von uns, und unſere Gärten ſtoßen ſogar zuſammen, den Maſchinen- und Baggermeiſter

Macpherſon, einen richtigen Schotten und Hochländer.“

„Und trägt ſich auch noch ſo?“

„Nein, Gott ſei Dank nicht, denn es iſt ein verhutzeltes Männchen, auf das weder ſein Clan noch Walter Scott beſonders ſtolz ſein würden. Und dann haben wir in demſelben Hauſe, wo dieſer Macpherſon wohnt, auch noch einen alten Wundarzt, Beza mit Namen, eigentlich bloß Barbier; der ſtammt aus Liſſabon, gerade daher, wo auch der berühmte General de Meza herſtammt, — Meza, Beza, Du hörſt die Landesverwandtſchaft heraus. Und dann haben wir flußaufwärts am Bollwerk, — das iſt nämlich der Quai, wo die Schiffe liegen — einen Goldſchmied namens Stedingk, der aus einer alten ſchwediſchen Familie ſtammt; ja, ich glaube, es giebt ſogar Reichsgrafen, die ſo heißen, und des weiteren, und damit will ich dann vorläufig abſchließen, haben wir den guten alten Doktor Hannemann, der natürlich ein Däne iſt und lange in Island war und ſogar ein kleines Buch geſchrieben hat über den letzten Ausbruch des Hekla oder Krabla.“

„Das iſt ja aber großartig, Geert. Das iſt ja wie ſechs Romane, damit kann man ja gar nicht fertig werden. Es klingt erſt ſpießbürgerlich und iſt doch hinterher ganz apart. Und dann müßt ihr ja doch auch Menſchen haben, ſchon weil es eine Seeſtadt iſt, die nicht bloß Chirurgen oder Barbiere ſind oder ſonſt dergleichen. Ihr müßt doch auch Kapitäne haben, irgend einen fliegenden Holländer oder . . .“

„Da haſt Du ganz recht. Wir haben ſogar einen Kapitän, der war Seeräuber unter den Schwarzflaggen.“

„Kenn' ich nicht. Was ſind Schwarzflaggen?“

„Das ſind Leute weit dahinten in Tonkin und an der Südſee . . . Seit er aber wieder unter Menſchen iſt, hat er auch wieder die beſten Formen und iſt ganz unterhaltlich.“

„Ich würde mich aber doch vor ihm fürchten.“

„Was Du nicht nötig haſt, zu keiner Zeit und auch dann nicht, wenn ich über Land bin oder zum Thee beim Fürſten, denn zu allem andern, was wir haben, haben wir ja Gott ſei Dank auch Rollo . . .“

„Rollo?“

„Ja, Rollo. Du denkſt dabei, vorausgeſetzt, daß Du bei Niemeyer oder Jahnke von dergleichen gehört haſt, an den Normannenherzog, und unſerer hat auch ſo 'was. Es iſt aber bloß ein Neufundländer, ein wunderſchönes Tier, das mich liebt und Dich auch lieben wird. Denn Rollo iſt ein Kenner. Und ſo lange Du den um Dich haſt, ſo lange biſt

Du ſicher und kann nichts an Dich heran, kein Lebendiger und kein Toter. Aber ſieh' mal den Mond da drüben. Iſt es nicht ſchön?"

Effi, die, ſtill in ſich verſunken, jedes Wort halb ängſtlich, halb begierig eingeſogen hatte, richtete ſich jetzt auf und ſah nach rechts hinüber, wo der Mond, unter weißem, aber raſch hinſchwindendem Gewölk, eben aufgegangen war. Kupferfarben ſtand die große Scheibe hinter einem Erlengehölz und warf ihr Licht auf eine breite Waſſerfläche, die die Keſſine hier bildete. Oder vielleicht war es auch ſchon ein Haff, an dem das Meer draußen ſeinen Anteil hatte.

Effi war wie benommen. „Ja, Du haſt recht, Geert, wie ſchön; aber es hat zugleich ſo 'was Unheimliches. In Italien habe ich nie ſolchen Eindruck gehabt, auch nicht als wir von Meſtre nach Venedig hinüberfuhren. Da war auch Waſſer und Sumpf und Mondſchein, und ich dachte, die Brücke würde brechen; aber es war nicht ſo geſpenſtig. Woran liegt es nur? Iſt es doch das Nördliche?"

Innſtetten lachte. „Wir ſind hier fünfzehn Meilen nördlicher als in Hohen-Cremmen und eh' der erſte Eisbär kommt, mußt Du noch eine Weile warten. Ich glaube, Du biſt nervös von der langen Reiſe und dazu das St. Privat-Panorama und die Geſchichte von dem Chineſen."

„Du haſt mir ja gar keine erzählt.“

„Nein, ich hab' ihn nur eben genannt. Aber ein Chineſe iſt ſchon an und für ſich eine Geſchichte …“

„Ja,“ lachte ſie.

„Und jedenfalls haſt Du's bald überſtanden. Siehſt Du da vor Dir das kleine Haus mit dem Licht? Es iſt eine Schmiede. Da biegt der Weg. Und wenn wir die Biegung gemacht haben, dann ſiehſt Du ſchon den Turm von Keſſin oder richtiger beide …“

„Hat es denn zwei?“

„Ja, Keſſin nimmt ſich auf. Es hat jetzt auch eine katholiſche Kirche.“

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter hielt der Wagen an der ganz am entgegengeſetzten Ende der Stadt gelegenen landrätlichen Wohnung, einem einfachen, etwas altmodiſchen Fachwerkhauſe, das mit ſeiner Front auf die nach den Seebädern hinausführende Hauptſtraße, mit ſeinem Giebel aber auf ein zwiſchen der Stadt und den Dünen liegendes Wäldchen, das die „Plantage“ hieß, hernieder blickte. Dies altmodiſche Fachwerkhaus war übrigens nur Innſtettens Privatwohnung, nicht das eigentliche Landratsamt, welches letztere, ſchräg gegenüber, an der anderen Seite der Straße lag.

Kruſe hatte nicht nötig, durch einen dreimaligen Peitſchenknips die Ankunft zu vermelden; längſt hatte man von Thür und Fenſtern aus nach den Herrſchaften ausgeſchaut, und ehe noch der Wagen heran war, waren bereits alle Hausinſaſſen auf dem die ganze Breite des Bürgerſteiges einnehmenden Schwellſtein verſammelt, vorauf Rollo, der im ſelben Augenblicke, wo der Wagen hielt, dieſen zu umkreiſen begann. Innſtetten war zunächſt ſeiner jungen Frau beim Ausſteigen behilflich und ging dann, dieſer den Arm reichend, unter freundlichem Gruß an der Dienerſchaft vorüber, die nun dem jungen Paare in den mit prächtigen alten Wandſchränken umſtandenen Hausflur folgte. Das Hausmädchen, eine hübſche, nicht mehr ganz jugendliche Perſon, der ihre ſtattliche Fülle faſt ebenſo gut kleidete, wie das zierliche Mützchen auf dem blonden Haar, war der gnädigen Frau beim Ablegen von Muff und Mantel behilflich und bückte ſich eben, um ihr auch die mit Pelz gefütterten Gummiſtiefel auszuziehen. Aber ehe ſie noch dazu kommen konnte, ſagte Innſtetten: „Es wird das beſte ſein, ich ſtelle Dir gleich hier unſere geſamte Hausgenoſſenſchaft vor, mit Ausnahme der Frau Kruſe, die ſich — ich vermute ſie wieder bei ihrem unvermeidlichen ſchwarzen Huhn — nicht gerne ſehen läßt.“ Alles lächelte. „Aber laſſen wir Frau

Kruſe . . . Dies hier iſt mein alter Friedrich, der ſchon mit mir auf der Univerſität war . . . Nicht wahr, Friedrich, gute Zeiten damals . . . und dies hier iſt Johanna, märkiſche Landsmännin von Dir, wenn Du, was aus Paſewalker Gegend ſtammt, noch für voll gelten laſſen willſt, und dies iſt Chriſtel, der wir mittags und abends unſer leibliches Wohl anvertrauen, und die zu kochen verſteht, das kann ich Dir verſichern. Und dies hier iſt Rollo. Nun, Rollo, wie geht's?"

Rollo ſchien nur auf dieſe ſpezielle Anſprache gewartet zu haben, denn im ſelben Augenblicke, wo er ſeinen Namen hörte, gab er einen Freudenblaff, richtete ſich auf und legte die Pfoten auf ſeines Herrn Schulter.

„Schon gut, Rollo, ſchon gut. Aber ſieh da, das iſt die Frau; ich hab' ihr von dir erzählt und ihr geſagt, daß du ein ſchönes Tier ſeieſt und ſie ſchützen würdeſt." Und nun ließ Rollo ab und ſetzte ſich vor Innſtetten nieder, zugleich neugierig zu der jungen Frau aufblickend. Und als dieſe ihm die Hand hinhielt, umſchmeichelte er ſie.

Effi hatte während dieſer Vorſtellungsſzene Zeit gefunden, ſich umzuſchauen. Sie war wie gebannt von allem, was ſie ſah und dabei geblendet von der Fülle von Licht. In der vorderen Flurhälfte brannten vier, fünf Wandleuchter, die Leuchter ſelbſt ſehr primitiv, von bloßem Weißblech, was aber den Glanz und die Helle nur noch ſteigerte. Zwei mit roten Schleiern bedeckte Aſtrallampen, Hochzeitsgeſchenk von Niemeyer, ſtanden auf einem zwiſchen zwei Eichenſchränken angebrachten Klapptiſch, in Front davon das Theezeug, deſſen Lämpchen unter dem Keſſel ſchon angezündet war. Aber noch viel, viel anderes und zum Teil ſehr Sonderbares kam zu dem allen hinzu. Quer über den Flur fort liefen drei, die Flurdecke in ebenſo viele Felder teilende Balken; an dem vorderſten hing ein Schiff mit vollen Segeln, hohem Hinterdeck und Kanonenluken, während weiterhin ein rieſiger Fiſch in der Luft zu ſchwimmen ſchien. Effi nahm ihren Schirm, den ſie noch in Händen hielt, und ſtieß leis an das Ungetüm an, ſo daß es ſich in eine langſam ſchaukelnde Bewegung ſetzte.

„Was iſt das, Geert?“ fragte ſie.

„Das iſt ein Haifiſch.“

„Und ganz dahinten das, was ausſieht wie eine große Zigarre vor einem Tabaksladen?“

„Das iſt ein junges Krokodil. Aber das kannſt Du Dir alles morgen viel beſſer und genauer anſehen; jetzt komm und laß uns eine Taſſe Thee nehmen. Denn trotz aller Plaids und Decken wirſt

Du gefroren haben. Es war zuletzt empfindlich kalt.“

Er bot nun Effi den Arm, und während ſich die beiden Mädchen zurückzogen und nur Friedrich und Rollo folgten, trat man, nach links hin, in des Hausherrn Wohn- und Arbeitszimmer ein. Effi war hier ähnlich überraſcht wie draußen im Flur; aber ehe ſie ſich darüber äußern konnte, ſchlug Innſtetten eine Portiere zurück, hinter der ein zweites, etwas größeres Zimmer, mit Blick auf Hof und Garten gelegen war. „Das, Effi, iſt nun alſo Dein. Friedrich und Johanna haben es, ſo gut es ging, nach meinen Anordnungen herrichten müſſen. Ich finde es ganz erträglich und würde mich freuen, wenn es Dir auch gefiele.“

Sie nahm ihren Arm aus dem ſeinigen und hob ſich auf die Fußſpitzen, um ihm einen herzlichen Kuß zu geben.

„Ich armes kleines Ding, wie Du mich verwöhnſt. Dieſer Flügel und dieſer Teppich, ich glaube gar, es iſt ein türkiſcher, und das Baſſin mit den Fiſchchen und dazu der Blumentiſch. Verwöhnung, wohin ich ſehe.“

„Ja, meine liebe Effi, das mußt Du Dir nun ſchon gefallen laſſen, dafür iſt man jung und hübſch und liebenswürdig, was die Keſſiner wohl auch ſchon erfahren haben werden, Gott weiß woher. Denn an dem Blumentiſch wenigſtens bin ich unſchuldig. Friedrich, wo kommt der Blumentiſch her?“

„Apotheker Gieshübler . . . Es liegt auch eine Karte bei.“

„Ah, Gieshübler, Alonzo Gieshübler,“ ſagte Innſtetten und reichte lachend und in beinahe ausgelaſſener Laune die Karte mit dem etwas fremdartig klingenden Vornamen zu Effi hinüber. „Gieshübler, von dem hab' ich Dir zu erzählen vergeſſen — beiläufig, er führt auch den Doktortitel, hat's aber nicht gern, wenn man ihn dabei nennt, das ärgere, ſo meint er, die richtigen Doktors bloß, und darin wird er wohl recht haben. Nun, ich denke, Du wirſt ihn kennen lernen und zwar bald; er iſt unſere beſte Nummer hier, Schöngeiſt und Original und vor allem Seele von Menſch, was doch immer die Hauptſache bleibt. Aber laſſen wir das alles und ſetzen uns und nehmen unſern Thee. Wo ſoll es ſein? Hier bei Dir oder drin bei mir? Denn eine weitere Wahl giebt es nicht. Eng und klein iſt meine Hütte.“

Sie ſetzte ſich ohne Beſinnen auf ein kleines Eckſofa. „Heute bleiben wir hier, heute biſt Du bei mir zu Gaſt. Oder lieber ſo: den Thee regelmäßig bei mir, das Frühſtück bei Dir; dann kommt jeder zu ſeinem Recht, und ich bin neugierig, wo mir's am beſten gefallen wird."

„Das iſt eine Morgen- und Abendfrage."

„Gewiß. Aber wie ſie ſich ſtellt, oder richtiger, wie wir uns dazu ſtellen, das iſt es eben."

Und ſie lachte und ſchmiegte ſich an ihn und wollte ihm die Hand küſſen.

„Nein, Effi, um Himmels willen nicht, nicht ſo. Mir liegt nicht daran, die Reſpektsperſon zu ſein, das bin ich für die Keſſiner. Für Dich bin ich . . ."

„Nun was?"

„Ach laß. Ich werde mich hüten, es zu ſagen."

Siebentes Kapitel.

Es war ſchon heller Tag, als Effi am andern Morgen erwachte. Sie hatte Mühe, ſich zurechtzufinden. Wo war ſie? Richtig, in Keſſin, im Hauſe des Landrats von Innſtetten, und ſie war ſeine Frau, Baronin Innſtetten. Und ſich aufrichtend, ſah ſie ſich neugierig um; am Abend vorher war ſie zu müde geweſen, um alles, was ſie da halb fremdartig, halb altmodiſch umgab, genauer in Augenſchein zu nehmen. Zwei Säulen ſtützten den Deckenbalken, und grüne Vorhänge ſchloſſen den alkovenartigen Schlafraum, in welchem die Betten ſtanden, von dem Reſt des Zimmers ab; nur in der Mitte fehlte der Vorhang oder war zurückgeſchlagen, was ihr von ihrem Bette aus eine bequeme Orientierung geſtattete. Da, zwiſchen den zwei Fenſtern, ſtand der ſchmale, bis hoch hinauf reichende Trumeau, während rechts daneben, und ſchon an der Flurwand hin, der große ſchwarze Kachelofen aufragte, der noch (ſo viel hatte ſie ſchon am Abend vorher bemerkt) nach alter Sitte von außen her geheizt wurde. Sie fühlte jetzt, wie ſeine Wärme herüberſtrömte. Wie ſchön es doch war, im eigenen Hauſe zu ſein; ſo viel Behagen hatte ſie während der ganzen Reiſe nicht empfunden, nicht einmal in Sorrent.

Aber wo war Innſtetten? Alles ſtill um ſie her, niemand da. Sie hörte nur den Ticktackſchlag einer kleinen Pendule und dann und wann einen dumpfen Ton im Ofen, woraus ſie ſchloß, daß vom Flur her ein paar neue Scheite nachgeſchoben würden. Allmählich entſann ſie ſich auch, daß Geert, am Abend vorher, von einer elektriſchen Klingel geſprochen hatte, nach der ſie denn auch nicht lange mehr zu ſuchen brauchte; dicht neben ihrem Kiſſen war der kleine weiße Elfenbeinknopf, auf den ſie nun leiſe drückte.

Gleich danach erſchien Johanna. „Gnädige Frau haben befohlen.“

„Ach, Johanna, ich glaube, ich habe mich verſchlafen. Es muß ſchon ſpät ſein.“

„Eben neun.“

„Und der Herr ...“ es wollt' ihr nicht glücken, ſo ohne weiteres von ihrem „Manne“ zu ſprechen ... „der Herr, er muß ſehr leiſe gemacht haben; ich habe nichts gehört.“

„Das hat er gewiß. Und gnäd'ge Frau werden feſt geſchlafen haben. Nach der langen Reiſe ...“

„Ja, das hab' ich. Und der Herr, iſt er immer ſo früh auf?“

„Immer, gnäd'ge Frau. Darin iſt er ſtreng; er kann das lange Schlafen nicht leiden, und wenn er drüben in ſein Zimmer tritt, da muß der Ofen warm ſein, und der Kaffee darf auch nicht auf ſich warten laſſen.“

„Da hat er alſo ſchon gefrühſtückt?“

„O nicht doch, gnäd'ge Frau ... der gnäd'ge Herr ...“

Effi fühlte, daß ſie die Frage nicht hätte thun und die Vermutung, Innſtetten könne nicht auf ſie gewartet haben, lieber nicht hätte ausſprechen ſollen. Es lag ihr denn auch daran, dieſen ihren Fehler ſo gut es ging wieder auszugleichen, und als ſie ſich erhoben und vor dem Trumeau Platz genommen hatte, nahm ſie das Geſpräch wieder auf und ſagte: „Der Herr hat übrigens ganz recht. Immer früh auf, das war auch Regel in meiner Eltern Hauſe. Wo die Leute den Morgen verſchlafen, da giebt es den ganzen Tag keine Ordnung mehr. Aber der Herr wird es ſo ſtreng mit mir nicht nehmen; eine ganze Weile hab' ich dieſe Nacht nicht ſchlafen können und habe mich ſogar ein wenig geängſtigt.“

„Was ich hören muß, gnäd'ge Frau! Was war es denn?"

„Es war über mir ein ganz ſonderbarer Ton, nicht laut, aber doch ſehr eindringlich. Erſt klang es, wie wenn lange Schleppenkleider über die Diele hinſchleiften, und in meiner Erregung war es mir ein paarmal, als ob ich kleine weiße Atlasſchuhe ſähe. Es war, als tanze man oben, aber ganz leiſe."

Johanna, während das Geſpräch ſo ging, ſah über die Schulter der jungen Frau fort in den hohen ſchmalen Spiegel hinein, um die Mienen Effis beſſer beobachten zu können. Dann ſagte ſie: „Ja, das iſt oben im Saal. Früher hörten wir es in der Küche auch. Aber jetzt hören wir es nicht mehr; wir haben uns daran gewöhnt."

„Iſt es denn etwas Beſonderes damit?"

„O Gott bewahre, nicht im geringſten. Eine Weile wußte man nicht recht, woher es käme, und der Herr Prediger machte ein verlegenes Geſicht, trotzdem Doktor Gieshübler immer nur darüber lachte. Nun aber wiſſen wir, daß es die Gardinen ſind. Der Saal iſt etwas multrig und ſtockig und deshalb ſtehen immer die Fenſter auf, wenn nicht gerade Sturm iſt. Und da iſt denn faſt immer ein ſtarker Zug oben und fegt die alten, weißen Gardinen, die außerdem viel zu lang ſind, über die Dielen hin und her. Das klingt dann ſo wie ſeid'ne Kleider, oder auch wie Atlasſchuhe, wie die gnäd'ge Frau eben bemerkten."

„Natürlich iſt es das. Aber ich begreife nur nicht, warum dann die Gardinen nicht abgenommen werden. Oder man könnte ſie ja kürzer machen. Es iſt ein ſo ſonderbares Geräuſch, das einem auf die Nerven fällt. Und nun, Johanna, bitte, geben Sie mir noch das kleine Tuch und tupfen Sie mir die Stirn. Oder nehmen Sie lieber den Rafraichiſſeur aus meiner Reiſetaſche . . . Ach, das iſt ſchön und erfriſcht mich. Nun werde ich hinübergehen. Er iſt doch noch da, oder war er ſchon aus?"

„Der gnäd'ge Herr war ſchon aus, ich glaube drüben auf dem Amt. Aber ſeit einer Viertelſtunde iſt er zurück. Ich werde Friedrich ſagen, daß er das Frühſtück bringt."

Und damit verließ Johanna das Zimmer, während Effi noch einen Blick in den Spiegel that und dann über den Flur fort, der bei der Tagesbeleuchtung viel von ſeinem Zauber vom Abend vorher eingebüßt hatte, bei Geert eintrat.

Dieſer ſaß an ſeinem Schreibtiſch, einem etwas ſchwerfälligen Cylinderbureau, das er aber, als Erbſtück aus dem elterlichen Hauſe, nicht miſſen mochte.

Effi ſtand hinter ihm und umarmte und küßte ihn, noch eh' er ſich von ſeinem Platz erheben konnte.

„Schon?“

„Schon, ſagſt Du. Natürlich um mich zu verſpotten.“

Innſtetten ſchüttelte den Kopf. „Wie werd' ich das?“ Effi fand aber ein Gefallen daran, ſich anzuklagen, und wollte von den Verſicherungen ihres Mannes, daß ſein „ſchon“ ganz aufrichtig gemeint geweſen ſei, nichts hören. „Du mußt noch von der Reiſe her wiſſen, daß ich morgens nie habe warten laſſen. Im Laufe des Tages, nun ja, da iſt es etwas anderes. Es iſt wahr, ich bin nicht ſehr pünktlich, aber ich bin keine Langſchläferin. Darin, denk' ich, haben mich die Eltern gut erzogen.“

„Darin? In allem, meine ſüße Effi.“

„Das ſagſt Du ſo, weil wir noch in den Flitterwochen ſind, ... aber nein, wir ſind ja ſchon heraus. Ums Himmels willen, Geert, daran habe ich noch gar nicht gedacht, wir ſind ja ſchon über ſechs Wochen verheiratet, ſechs Wochen und einen Tag. Ja, das iſt etwas anderes; da nehme ich es nicht mehr als Schmeichelei, da nehme ich es als Wahrheit.“

In dieſem Augenblicke trat Friedrich ein und brachte den Kaffee. Der Frühſtückstiſch ſtand in Schräglinie vor einem kleinen rechtwinkligen Sofa, das gerade die eine Ecke des Wohnzimmers ausfüllte. Hier ſetzten ſich beide.

„Der Kaffee iſt ja vorzüglich,“ ſagte Effi, während ſie zugleich das Zimmer und ſeine Einrichtung muſterte. „Das iſt noch Hotel-Kaffee oder wie der bei Bottegone, ... erinnerſt Du Dich noch, in Florenz, mit dem Blick auf den Dom. Davon muß ich der Mama ſchreiben, ſolchen Kaffee haben wir in Hohen-Cremmen nicht. Überhaupt, Geert, ich ſehe nun erſt, wie vornehm ich mich verheiratet habe. Bei uns konnte alles nur ſo gerade paſſieren.“

„Thorheit, Effi, ich habe nie eine beſſere Hausführung geſehen als bei Euch.“

„Und dann, wie Du wohnſt. Als Papa ſich den neuen Gewehrſchrank angeſchafft und über ſeinem Schreibtiſch einen Büffelkopf und dicht darunter den alten Wrangel angebracht hatte (er war nämlich 'mal Adjutant bei dem Alten), da dacht' er Wunder, was er gethan; aber wenn ich mich hier umſehe, daneben iſt unſere ganze Hohen-Cremmener Herrlichkeit ja bloß dürftig und alltäglich. Ich weiß gar nicht, womit ich das alles vergleichen ſoll; ſchon geſtern abend, als ich nur ſo flüchtig darüber hinſah, kamen mir allerhand Gedanken.“

„Und welche, wenn ich fragen darf?“

„Ja, welche. Du darfſt aber nicht d'rüber lachen.

Ich habe 'mal ein Bilderbuch gehabt, wo ein perſiſcher oder indiſcher Fürſt (denn er trug einen Turban) mit untergeſchlagenen Beinen auf einem roten Seidenkiſſen ſaß, und in ſeinem Rücken war außerdem noch eine große rote Seidenrolle, die links und rechts ganz bauſchig zum Vorſchein kam, und die Wand hinter dem indiſchen Fürſten ſtarrte von Schwertern und Dolchen und Parderfellen und Schilden und langen türkiſchen Flinten. Und ſieh, ganz ſo ſieht es hier bei Dir aus, und wenn Du noch die Beine unterſchlägſt, iſt die Ähnlichkeit vollkommen."

„Effi, Du biſt ein entzückendes, liebes Geſchöpf. Du weißt gar nicht, wie ſehr ich's finde und wie gern ich Dir in jedem Augenblicke zeigen möchte, daß ich's finde."

„Nun, dazu iſt ja noch vollauf Zeit; ich bin ja erſt ſiebzehn und habe noch nicht vor, zu ſterben."

„Wenigſtens nicht vor mir. Freilich, wenn ich dann ſtürbe, nähme ich Dich am liebſten mit. Ich will Dich keinem andern laſſen; was meinſt Du dazu?"

„Das muß ich mir doch noch überlegen. Oder lieber, laſſen wir's überhaupt. Ich ſpreche nicht gern von Tod, ich bin für Leben. Und nun ſage mir, wie leben wir hier? Du haſt mir unterwegs allerlei Sonderbares von Stadt und Land erzählt, aber wie wir ſelber hier leben werden, davon kein Wort. Daß hier alles anders iſt, als in Hohen-Cremmen und Schwantikow, das ſeh' ich wohl, aber wir müſſen doch in dem „guten Keſſin“, wie Du's immer nennſt, auch etwas wie Umgang und Geſellſchaft haben können. Habt Ihr denn Leute von Familie in der Stadt?“

„Nein, meine liebe Effi; nach dieſer Seite hin gehſt Du großen Enttäuſchungen entgegen. In der Nähe haben wir ein paar Adlige, die Du kennen lernen wirſt, aber hier in der Stadt iſt gar nichts.“

„Gar nichts? das kann ich nicht glauben. Ihr ſeid doch bis zu dreitauſend Menſchen, und unter dreitauſend Menſchen muß es doch außer ſo kleinen Leuten wie Barbier Beza (ſo hieß er ja wohl) doch auch noch eine Elite geben, Honoratioren oder dergleichen.“

Innſtetten lachte. „Ja, Honoratioren, die giebt es. Aber bei Lichte beſehen, iſt es nicht viel damit. Natürlich haben wir einen Prediger und einen Amtsrichter und einen Rektor und einen Lootſenkommandeur, und von ſolchen beamteten Leuten findet ſich ſchließlich wohl ein ganzes Dutzend zuſammen, aber die meiſten davon: gute Menſchen und ſchlechte Muſikanten. Und was dann noch bleibt, das ſind bloß Konſuln.“

„Bloß Konſuln. Ich bitte Dich, Geert, wie kannſt Du nur ſagen „bloß Konſuln“. Das iſt doch etwas ſehr Hohes und Großes, und ich möchte beinah' ſagen Furchtbares. Konſuln, das ſind doch die mit dem Rutenbündel, draus, glaub' ich, ein Beil herausſah.“

„Nicht ganz, Effi. Die heißen Liktoren.“

„Richtig, die heißen Liktoren. Aber Konſuln iſt doch auch etwas ſehr Vornehmes und Hochgeſetzliches. Brutus war doch ein Konſul.“

„Ja, Brutus war ein Konſul. Aber unſere ſind ihm nicht ſehr ähnlich und begnügen ſich damit, mit Zucker und Kaffee zu handeln oder eine Kiſte mit Apfelſinen aufzubrechen und verkaufen Dir dann das Stück pro zehn Pfennige.“

„Nicht möglich.“

„Sogar gewiß. Es ſind kleine, pfiffige Kaufleute, die, wenn fremdländiſche Schiffe hier einlaufen und in irgend einer Geſchäftsfrage nicht recht aus noch ein wiſſen, die dann mit ihrem Rate zur Hand ſind, und wenn ſie dieſen Rat gegeben und irgend einem holländiſchen oder portugieſiſchen Schiff einen Dienſt geleiſtet haben, ſo werden ſie zuletzt zu beglaubigten Vertretern ſolcher fremder Staaten, und gerade ſo viele Botſchafter und Geſandte, wie wir in Berlin haben, ſo viele Konſuln haben wir auch in Keſſin, und wenn irgend ein Feſttag iſt, und es giebt hier viel Feſttage, dann werden alle Wimpel gehißt, und haben wir gerad' eine grelle Morgenſonne, ſo ſiehſt Du an ſolchem Tage ganz Europa von unſern Dächern flaggen und das Sternenbanner und den chineſiſchen Drachen dazu.“

„Du biſt in einer ſpöttiſchen Laune, Geert, und magſt auch wohl recht haben. Aber ich, für meine kleine Perſon, muß Dir geſtehen, daß ich dies alles entzückend finde, und daß unſere havelländiſchen Städte daneben verſchwinden. Wenn ſie da Kaiſers Geburtstag feiern, ſo flaggt es immer bloß ſchwarz und weiß und allenfalls ein bißchen rot dazwiſchen, aber das kann ſich doch nicht vergleichen mit der Welt von Flaggen, von der Du ſprichſt. Überhaupt, wie ich Dir ſchon ſagte, ich finde immer wieder und wieder, es hat alles ſo was Fremdländiſches hier, und ich habe noch nichts gehört und geſehen, was mich nicht in eine gewiſſe Verwunderung geſetzt hätte, gleich geſtern abend das merkwürdige Schiff draußen im Flur und dahinter der Haifiſch und das Krokodil und hier Dein eigenes Zimmer. Alles ſo orientaliſch, und ich muß es wiederholen, alles wie bei einem indiſchen Fürſten . . .“

„Meinetwegen. Ich gratuliere, Fürſtin . . .“

„Und dann oben der Saal mit ſeinen langen Gardinen, die über die Diele hinfegen.“

„Aber was weißt Du denn von dem Saal, Effi?“

„Nichts, als was ich Dir eben geſagt habe. Wohl eine Stunde lang, als ich in der Nacht aufwachte, war es mir, als ob ich Schuhe auf der Erde ſchleifen hörte, und als würde getanzt und faſt auch wie Muſik. Aber alles ganz leiſe. Und das hab' ich dann heute früh an Johanna erzählt, bloß um mich zu entſchuldigen, daß ich hinterher ſo lange geſchlafen. Und da ſagte ſie mir, das ſei von den langen Gardinen oben im Saal. Ich denke, wir machen kurzen Prozeß damit und ſchneiden die Gardinen etwas ab oder ſchließen wenigſtens die Fenſter; es wird ohnehin bald ſtürmiſch genug werden. Mitte November iſt ja die Zeit.“

Innſtetten ſah in einer kleinen Verlegenheit vor ſich hin und ſchien ſchwankend, ob er auf all das antworten ſolle. Schließlich entſchied er ſich für Schweigen. „Du haſt ganz recht, Effi, wir wollen die langen Gardinen oben kürzer machen. Aber es eilt nicht damit, um ſo weniger, als es nicht ſicher iſt, ob es hilft. Es kann auch was anderes ſein, im Rauchfang, oder der Wurm im Holz oder ein Iltis. Wir haben nämlich hier Iltiſſe. Jedenfalls aber eh' wir Änderungen vornehmen, mußt Du Dich in unſerem Hausweſen erſt umſehen, natürlich unter meiner Führung; in einer Viertelſtunde zwingen wir's. Und dann machſt Du Toilette, nur ein ganz klein wenig, denn eigentlich biſt Du ſo am reizendſten, — Toilette für unſeren Freund Gieshübler; es iſt jetzt zehn vorüber, und ich müßte mich ſehr in ihm irren, wenn er nicht um elf oder doch ſpäteſtens um die Mittagsſtunde hier antreten und Dir ſeinen Reſpekt devoteſt zu Füßen legen ſollte. Das iſt nämlich die Sprache, d'rin er ſich ergeht. Übrigens, wie ich Dir ſchon ſagte, ein kapitaler Mann, der Dein Freund werden wird, wenn ich ihn und Dich recht kenne.“

Achtes Kapitel.

Elf war es längſt vorüber; aber Gieshübler hatte ſich noch immer nicht ſehen laſſen. „Ich kann nicht länger warten,“ hatte Geert geſagt, den der Dienſt abrief. „Wenn Gieshübler noch erſcheint, ſo ſei möglichſt entgegenkommend, dann wird es vorzüglich gehen; er darf nicht verlegen werden; iſt er befangen, ſo kann er kein Wort finden oder ſagt die ſonderbarſten Dinge; weißt Du ihn aber in Zutrauen und gute Laune zu bringen, dann redet er wie ein Buch. Nun, Du wirſt es ſchon machen. Erwarte mich nicht vor drei; es giebt drüben allerlei zu thun. Und das mit dem Saal oben wollen wir noch überlegen; es wird aber wohl am beſten ſein, wir laſſen es beim Alten.“

Damit ging Innſtetten und ließ ſeine junge Frau allein. Dieſe ſaß, etwas zurückgelehnt, in einem lauſchigen Winkel am Fenſter und ſtützte ſich, während ſie hinausſah, mit ihrem linken Arm auf ein kleines

Seitenbrett, das aus dem Cylinderbureau herausgezogen war. Die Straße war die Hauptverkehrsſtraße nach dem Strande hin, weshalb denn auch in Sommerzeit ein reges Leben hier herrſchte, jetzt aber, um Mitte November, war alles leer und ſtill, und nur ein paar arme Kinder, deren Eltern in etlichen ganz am äußerſten Rande der „Plantage“ gelegenen Strohdachhäuſern wohnten, klappten in ihren Holzpantinen an dem Innſtetten'ſchen Hauſe vorüber. Effi empfand aber nichts von dieſer Einſamkeit, denn ihre Phantaſie war noch immer bei den wunderlichen Dingen, die ſie, kurz vorher, während ihrer Umſchau haltenden Muſterung im Hauſe geſehen hatte. Dieſe Muſterung hatte mit der Küche begonnen, deren Herd eine moderne Konſtruktion aufwies, während an der Decke hin, und zwar bis in die Mädchenſtube hinein, ein elektriſcher Draht lief, — beides vor kurzem erſt hergerichtet. Effi war erfreut geweſen, als ihr Innſtetten davon erzählt hatte, dann aber waren ſie von der Küche wieder in den Flur zurück- und von dieſem in den Hof hinausgetreten, der in ſeiner erſten Hälfte nicht viel mehr als ein, zwiſchen zwei Seitenflügeln hinlaufender ziemlich ſchmaler Gang war. In dieſen Flügeln war alles untergebracht, was ſonſt noch zu Haushalt und Wirtſchaftsführung gehörte, rechts Mädchenſtube, Bedientenſtube, Rollkammer, links eine zwiſchen Pferdeſtall und Wagenremiſe gelegene, von der Familie Kruſe bewohnte Kutſcherwohnung. Über dieſer, in einem Verſchlage, waren die Hühner einlogiert und eine Dachklappe über dem Pferdeſtall bildete den Aus- und Einſchlupf für die Tauben. All dies hatte ſich Effi mit vielem Intereſſe angeſehen, aber dies Intereſſe ſah ſich doch weit überholt, als ſie, nach ihrer Rückkehr vom Hof ins Vorderhaus, unter Innſtettens Führung die nach oben führende Treppe hinaufgeſtiegen war. Dieſe war ſchief, baufällig, dunkel; der Flur dagegen, auf den ſie mündete, wirkte beinah' heiter, weil er viel Licht und einen guten landſchaftlichen Ausblick hatte: nach der einen Seite hin, über die Dächer des Stadtrandes und die „Plantage“ fort, auf eine hoch auf einer Düne ſtehende holländiſche Windmühle, nach der anderen Seite hin auf die Keſſine, die hier, unmittelbar vor ihrer Einmündung, ziemlich breit war und einen ſtattlichen Eindruck machte. Dieſem Eindruck konnte man ſich unmöglich entziehen, und Effi hatte denn auch nicht geſäumt, ihrer Freude lebhaften Ausdruck zu geben. „Ja, ſehr ſchön, ſehr maleriſch,“ hatte Innſtetten, ohne weiter darauf einzugehen, geantwortet, und dann eine mit ihren Flügeln etwas ſchief hängende Doppelthür geöffnet, die nach rechts hin in den ſogenannten Saal führte. Dieſer lief durch die ganze Etage; Vorder- und Hinterfenſter ſtanden auf, und die mehr erwähnten langen Gardinen bewegten ſich in dem ſtarken Luftzuge hin und her. In der Mitte der einen Längswand ſprang ein Kamin vor mit einer großen Steinplatte, während an der Wand gegenüber ein paar blecherne Leuchter hingen, jeder mit zwei Lichtöffnungen, ganz ſo wie unten im Flur, aber alles ſtumpf und ungepflegt. Effi war einigermaßen enttäuſcht, ſprach es auch aus und erklärte, ſtatt des öden und ärmlichen Saals, doch lieber die Zimmer an der gegenübergelegenen Flurſeite ſehen zu wollen. „Da iſt nun eigentlich vollends nichts,“ hatte Innſtetten geantwortet, aber doch die Thüren geöffnet. Es befanden ſich hier vier einfenſtrige Zimmer, alle gelb getüncht, gerade wie der Saal, und ebenfalls ganz leer. Nur in einem ſtanden drei Binſenſtühle, die durchgeſeſſen waren, und an die Lehne des einen war ein kleines, nur einen halben Finger langes Bildchen geklebt, das einen Chineſen darſtellte, blauer Rock mit gelben Pluderhoſen und einen flachen Hut auf dem Kopf. Effi ſah es und ſagte: „Was ſoll der Chineſe?“ Innſtetten ſelber ſchien von dem Bildchen überraſcht und verſicherte, daß er es nicht wiſſe. „Das hat Chriſtel angeklebt oder Johanna. Spielerei. Du kannſt ſehen, es iſt aus einer Fibel herausgeſchnitten." Effi fand es auch und war nur verwundert, daß Innſtetten alles ſo ernſthaft nahm, als ob es doch etwas ſei. Dann hatte ſie noch einmal einen Blick in den Saal gethan und ſich dabei dahin geäußert, wie es doch eigentlich ſchade ſei, daß das alles leer ſtehe. „Wir haben unten ja nur drei Zimmer, und wenn uns wer beſucht, ſo wiſſen wir nicht aus, noch ein. Meinſt Du nicht, daß man aus dem Saal zwei hübſche Fremdenzimmer machen könnte. Das wäre ſo was für die Mama; nach hinten heraus könnte ſie ſchlafen und hätte den Blick auf den Fluß und die beiden Moolen, und vorn hätte ſie die Stadt und die holländiſche Windmühle. In Hohen-Cremmen haben wir noch immer bloß eine Bockmühle. Nun ſage, was meinſt Du dazu? Nächſten Mai wird doch die Mama wohl kommen."

Innſtetten war mit allem einverſtanden geweſen und hatte nur zum Schluſſe geſagt: „Alles ganz gut. Aber es iſt doch am Ende beſſer, wir logieren die Mama drüben ein, auf dem Landratsamt; die ganze erſte Etage ſteht da leer, gerade ſo wie hier, und ſie iſt da noch mehr für ſich."

* * *

Das war ſo das Reſultat des erſten Umgangs im Hauſe geweſen; dann hatte Effi drüben ihre Toilette gemacht, nicht ganz ſo ſchnell wie Innſtetten angenommen, und nun ſaß ſie in ihres Gatten Zimmer und beſchäftigte ſich in ihren Gedanken abwechſelnd mit dem kleinen Chineſen oben und mit Gieshübler, der noch immer nicht kam. Vor einer Viertelſtunde war freilich ein kleiner, ſchiefſchultriger und faſt ſchon ſo gut wie verwachſener Herr in einem kurzen eleganten Pelzrock und einem hohen ſehr glatt gebürſteten Cylinder an der andern Seite der Straße vorbeigegangen und hatte nach ihrem Fenſter hinübergeſehen. Aber das konnte Gieshübler wohl nicht geweſen ſein! Nein, dieſer ſchiefſchultrige Herr, der zugleich etwas ſo Diſtinguiertes hatte, das mußte der Herr Gerichtspräſident geweſen ſein, und ſie entſann ſich auch wirklich, in einer Geſellſchaft bei Tante Thereſe, mal einen ſolchen geſehen zu haben, bis ihr mit einemmale einfiel, daß Keſſin bloß einen Amtsrichter habe.

Während ſie dieſen Betrachtungen noch nachhing, wurde der Gegenſtand derſelben, der augenſcheinlich erſt eine Morgen- oder vielleicht auch eine Ermutigungspromenade um die Plantage herum gemacht hatte, wieder ſichtbar, und eine Minute ſpäter erſchien Friedrich, um Apotheker Gieshübler anzumelden.

„Ich laſſe ſehr bitten.“

Der armen jungen Frau ſchlug das Herz, weil es das erſte Mal war, daß ſie ſich als Hausfrau und noch dazu als erſte Frau der Stadt zu zeigen hatte.

Friedrich half Gieshübler den Pelzrock ablegen und öffnete dann wieder die Thür.

Effi reichte dem verlegen Eintretenden die Hand, die dieſer mit einem gewiſſen Ungeſtüm küßte. Die junge Frau ſchien ſofort einen großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

„Mein Mann hat mir bereits geſagt . . . Aber ich empfange Sie hier in meines Mannes Zimmer, . . . er iſt drüben auf dem Amt und kann jeden Augenblick zurück ſein . . . Darf ich Sie bitten, bei mir eintreten zu wollen?“

Gieshübler folgte der voranſchreitenden Effi ins Nebenzimmer, wo dieſe auf einen der Fauteuils wies, während ſie ſich ſelbſt ins Sofa ſetzte. „Daß ich Ihnen ſagen könnte, welche Freude Sie mir geſtern durch die ſchönen Blumen und Ihre Karte gemacht haben. Ich hörte ſofort auf, mich hier als eine Fremde zu fühlen, und als ich dies Innſtetten ausſprach, ſagte er mir, wir würden überhaupt gute Freunde ſein.“

„Sagte er ſo? Der gute Herr Landrat. Ja der Herr Landrat und Sie, meine gnädigſte Frau, da ſind, das bitte ich ſagen zu dürfen, zwei liebe Menſchen zu einander gekommen. Denn wie Ihr

UNIV. BIBL. WIEN

Herr Gemahl iſt, das weiß ich, und wie Sie ſind, meine gnädigſte Frau, das ſehe ich."

„Wenn Sie nur nicht mit zu freundlichen Augen ſehen. Ich bin ſo ſehr jung. Und Jugend …"

„Ach, meine gnädigſte Frau, ſagen Sie nichts gegen die Jugend. Die Jugend, auch in ihren Fehlern iſt ſie noch ſchön und liebenswürdig, und das Alter, auch in ſeinen Tugenden taugt es nicht viel. Perſönlich kann ich in dieſer Frage freilich nicht mitſprechen, vom Alter wohl, aber von der Jugend nicht, denn ich bin eigentlich nie jung geweſen. Perſonen meines Schlages ſind nie jung. Ich darf wohl ſagen, das iſt das traurigſte von der Sache. Man hat keinen rechten Mut, man hat kein Vertrauen zu ſich ſelbſt, man wagt kaum, eine Dame zum Tanz aufzufordern, weil man ihr eine Verlegenheit erſparen will, und ſo gehen die Jahre hin, und man wird alt, und das Leben war arm und leer."

Effi gab ihm die Hand. „Ach, Sie dürfen ſo was nicht ſagen. Wir Frauen ſind gar nicht ſo ſchlecht."

„O, nein, gewiß nicht . . ."

„Und wenn ich mir ſo zurückrufe," fuhr Effi fort, „was ich alles erlebt habe . . . viel iſt es nicht, denn ich bin wenig herausgekommen und habe faſt immer auf dem Lande gelebt . . . aber wenn ich es mir zurückrufe, ſo finde ich doch, daß wir immer das lieben, was liebenswert iſt. Und dann ſehe ich doch auch gleich, daß Sie anders ſind als andere, dafür haben wir Frauen ein ſcharfes Auge. Vielleicht iſt es auch der Name, der in Ihrem Falle mit wirkt. Das war immer eine Lieblingsbehauptung unſeres alten Paſtors Niemeyer; der Name, ſo liebte er zu ſagen, beſonders der Taufname, habe was geheimnisvoll Beſtimmendes, und Alonzo Gieshübler, ſo mein' ich, ſchließt eine ganz neue Welt vor einem auf, ja, faſt möcht' ich ſagen dürfen, Alonzo iſt ein romantiſcher Name, ein Prezioſa-Name."

Gieshübler lächelte mit einem ganz ungemeinen Behagen und fand den Mut, ſeinen für ſeine Verhältniſſe viel zu hohen Cylinder, den er bis dahin in der Hand gedreht hatte, bei Seite zu ſtellen. „Ja, meine gnädigſte Frau, da treffen Sie's."

„O, ich verſtehe. Ich habe von den Konſuln gehört, deren Keſſin ſo viele haben ſoll, und in dem Hauſe des ſpaniſchen Konſuls hat Ihr Herr Vater mutmaßlich die Tochter eines ſeemänniſchen Capitanos kennen gelernt, wie ich annehme irgend eine ſchöne Andaluſierin. Andaluſierinnen ſind immer ſchön."

„Ganz wie Sie vermuten, meine Gnädigſte. Und meine Mutter war wirklich eine ſchöne Frau, ſo ſchlecht es mir perſönlich zuſteht, die Beweisführung zu übernehmen. Aber als Ihr Herr Gemahl vor drei Jahren hierher kam, lebte ſie noch und hatte noch ganz die Feueraugen. Er wird es mir beſtätigen. Ich perſönlich bin mehr ins Gieshübler'ſche geſchlagen, Leute von wenig Exterieur, aber ſonſt leidlich im Stande. Wir ſitzen hier ſchon in der vierten Generation, volle hundert Jahre, und wenn es einen Apothekeradel gäbe . . ."

„So würden Sie ihn beanſpruchen dürfen. Und ich meinerſeits nehme ihn für bewieſen an und ſogar für bewieſen ohne jede Einſchränkung. Uns, aus den alten Familien, wird das am leichteſten, weil wir, ſo wenigſtens bin ich von meinem Vater und auch von meiner Mutter her erzogen, jede gute Geſinnung, ſie komme woher ſie wolle, mit Freudigkeit gelten laſſen. Ich bin eine geborene Brieſt und ſtamme von dem Brieſt ab, der, am Tage vor der Fehrbelliner Schlacht, den Überfall von Rathenow ausführte, wovon Sie vielleicht einmal gehört haben . . ."

„O, gewiß, meine Gnädigſte, das iſt ja meine Spezialität."

„Eine Brieſt alſo. Und mein Vater, da reichen keine hundertmale, daß er zu mir geſagt hat: Effi (ſo heiße ich nämlich) Effi, hier ſitzt es, bloß hier, und als Froben das Pferd tauſchte, da war er von

Adel, und als Luther ſagte ‚hier ſtehe ich,‘ da war er erſt recht von Adel. Und ich denke, Herr Gieshübler, Innſtetten hatte ganz recht, als er mir verſicherte, wir würden gute Freundſchaft halten.“

Gieshübler hätte nun am liebſten gleich eine Liebeserklärung gemacht und gebeten, daß er als Cid oder irgend ſonſt ein Campeador für ſie kämpfen und ſterben könne. Da dies alles aber nicht ging und ſein Herz es nicht mehr aushalten konnte, ſo ſtand er auf, ſuchte nach ſeinem Hut, den er auch glücklicherweiſe gleich fand, und zog ſich, nach wiederholtem Handkuß, raſch zurück, ohne weiter ein Wort geſagt zu haben.

Neuntes Kapitel.

So war Effi's erſter Tag in Keſſin geweſen. Innſtetten gab ihr noch eine halbe Woche Zeit, ſich einzurichten und die verſchiedenſten Briefe nach Hohen-Cremmen zu ſchreiben, an die Mama, an Hulda und die Zwillinge; dann aber hatten die Stadtbeſuche begonnen, die zum Teil (es regnete gerade ſo, daß man ſich dieſe Ungewöhnlichkeit ſchon geſtatten konnte), in einer geſchloſſenen Kutſche gemacht wurden. Als man damit fertig war, kam der Landadel an die Reihe. Das dauerte länger, da ſich, bei den meiſt großen Entfernungen, an jedem Tage nur eine Viſite machen ließ. Zuerſt war man bei den Borcke's in Rothenmoor, dann ging es nach Morgnitz, Dabergotz und Kroſchentin, wo man bei den Ahlemann's, den Jatzkow's und den Grafenabb's den pflichtſchuldigen Beſuch abſtattete. Noch ein paar andere folgten, unter denen auch der alte Baron v. Güldenklee auf Papenhagen war. Der Eindruck, den Effi empfing, war überall derſelbe: mittelmäßige Menſchen, von meiſt zweifelhafter Liebenswürdigkeit, die, während ſie vorgaben, über Bismarck und die Kronprinzeſſin zu ſprechen, eigentlich nur Effi's Toilette muſterten, die von einigen als zu prätentiös für eine ſo jugendliche Dame, von andern als zu wenig decent für eine Dame von geſellſchaftlicher Stellung befunden wurde. Man merke doch an allem die Berliner Schule: Sinn für Äußerliches und eine merkwürdige Verlegenheit und Unſicherheit bei Berührung großer Fragen. In Rothenmoor bei den Borcke's und dann auch bei den Familien in Morgnitz und Dabergotz war ſie für „rationaliſtiſch angekränkelt“, bei den Graſenabb's in Kroſchentin aber rundweg für eine „Atheiſtin“ erklärt worden. Allerdings hatte die alte Frau von Graſenabb, eine Süddeutſche (geborene Stiefel von Stiefelſtein), einen ſchwachen Verſuch gemacht, Effi wenigſtens für den Deismus zu retten; Sidonie v. Graſenabb aber, eine dreiundvierzigjährige alte Jungfer, war barſch dazwiſchengefahren: „Ich ſage Dir, Mutter, einfach Atheiſtin, kein Zoll breit weniger, und dabei bleibt es,“ worauf die Alte, die ſich vor ihrer eigenen Tochter fürchtete, klüglich geſchwiegen hatte.

Die ganze Tournee hatte ſo ziemlich zwei Wochen gedauert, und es war am 2. Dezember, als man, zu ſchon ſpäter Stunde, von dem letzten dieſer Beſuche nach Keſſin zurückkehrte. Dieſer letzte Beſuch hatte den Güldenklee's auf Papenhagen gegolten, bei welcher Gelegenheit Innſtetten dem Schickſal nicht entgangen war, mit dem alten Güldenklee politiſieren zu müſſen. „Ja, teuerſter Landrat, wenn ich ſo den Wechſel der Zeiten bedenke! Heute vor einem Menſchenalter oder ungefähr ſo lange, ja, da war auch ein zweiter Dezember und der gute Louis und Napoleons-Neffe — wenn er ſo 'was war und nicht eigentlich ganz wo anders herſtammte, — der kartätſchte damals auf die Pariſer Kanaille. Na, das mag ihm verziehen ſein, für ſo 'was war er der rechte Mann, und ich halte zu dem Satze: ‚Jeder hat es geradeſo gut und ſo ſchlecht, wie er's verdient.‘ Aber daß er nachher alle Schätzung verlor und anno 70 ſo mir nichts dir nichts auch mit uns anbinden wollte, ſehen Sie, Baron, das war, ja wie ſag' ich, das war eine Inſolenz. Es iſt ihm aber auch heimgezahlt worden. Unſer Alter da oben läßt ſich nicht ſpotten, der ſteht zu uns.“

„Ja,“ ſagte Innſtetten, der klug genug war, auf ſolche Philiſtereien anſcheinend ernſthaft einzugehen: „der Held und Eroberer von Saarbrücken wußte nicht, was er that. Aber Sie dürfen nicht zu ſtreng mit ihm perſönlich abrechnen. Wer iſt am Ende Herr in ſeinem Hauſe? Niemand. Ich richte mich auch ſchon darauf ein, die Zügel der Regierung in andere Hände zu legen, und Louis Napoleon, nun, der war vollends ein Stück Wachs in den Händen ſeiner katholiſchen Frau, oder ſagen wir lieber, ſeiner jeſuitiſchen Frau.“

„Wachs in den Händen ſeiner Frau, die ihm dann eine Naſe drehte. Natürlich, Innſtetten, das war er. Aber damit wollen Sie dieſe Puppe doch nicht etwa retten? Er iſt und bleibt gerichtet. An und für ſich iſt es übrigens noch gar nicht 'mal erwieſen,“ und ſein Blick ſuchte bei dieſen Worten etwas ängſtlich nach dem Auge ſeiner Ehehälfte, „ob nicht Frauenherrſchaft eigentlich als ein Vorzug gelten kann; nur freilich, die Frau muß danach ſein. Aber wer war dieſe Frau? Sie war überhaupt keine Frau, im günſtigſten Falle war ſie eine Dame, das ſagt alles; „Dame“ hat beinah immer einen Beigeſchmack. Dieſe Eugenie — über deren Verhältnis zu dem jüdiſchen Bankier ich hier gern hingehe, denn ich haſſe Tugendhochmut — hatte 'was vom Café chantant, und wenn die Stadt, in der ſie lebte, das Babel war, ſo war ſie das Weib von Babel, Ich mag mich nicht deutlicher ausdrücken, denn ich weiß,“ und er verneigte ſich gegen Effi, „was ich deutſchen Frauen ſchuldig bin. Um Vergebung, meine Gnädigſte, daß ich dieſe Dinge vor Ihren Ohren überhaupt berührt habe.“

So war die Unterhaltung gegangen, nachdem man vorher von Wahl, Robiling und Raps geſprochen hatte, und nun ſaßen Innſtetten und Effi wieder daheim und plauderten noch eine halbe Stunde. Die beiden Mädchen im Hauſe waren ſchon zu Bett, denn es war nah' an Mitternacht.

Innſtetten, in kurzem Hausrock und Saffianſchuhen, ging auf und ab; Effi war noch in ihrer Geſellſchaftstoilette; Fächer und Handſchuhe lagen neben ihr.

„Ja," ſagte Innſtetten, während er ſein Auf- und Abſchreiten im Zimmer unterbrach, „dieſen Tag müßten wir nun wohl eigentlich feiern, und ich weiß nur noch nicht womit. Soll ich Dir einen Siegesmarſch vorſpielen oder den Haifiſch draußen in Bewegung ſetzen oder Dich im Triumph über den Flur tragen? Etwas muß doch geſchehen, denn Du mußt wiſſen, das war nun heute die letzte Viſite."

„Gott ſei Dank, war ſie's," ſagte Effi. „Aber das Gefühl, daß wir nun Ruhe haben, iſt, denk' ich, gerade Feier genug. Nur einen Kuß könnteſt Du mir geben. Aber daran denkſt Du nicht. Auf dem ganzen weiten Wege nicht gerührt, froſtig wie ein Schneemann. Und immer nur die Zigarre."

„Laß, ich werde mich ſchon beſſern und will vorläufig nur wiſſen, wie ſtehſt Du zu dieſer ganzen

Umgangs- und Verkehrsfrage? Fühlſt Du Dich zu dem einen oder andern hingezogen? Haben die Borcke's die Graſenabb's geſchlagen, oder umgekehrt, oder hältſt Du's mit dem alten Güldenklee? Was er da über die Eugenie ſagte, machte doch einen ſehr edlen und reinen Eindruck."

„Ei, ſieh, Herr von Innſtetten, auch mediſant! Ich lerne Sie von einer ganz neuen Seite kennen."

„Und wenn's unſer Adel nicht thut," fuhr Innſtetten fort, ohne ſich ſtören zu laſſen „wie ſtehſt Du zu den Keſſiner Stadthonoratioren? wie ſtehſt Du zur Reſſource? Daran hängt doch am Ende Leben und Sterben. Ich habe Dich da neulich mit unſerem reſerveleutnantlichen Amtsrichter ſprechen ſehen, einem zierlichen Männchen, mit dem ſich vielleicht durchkommen ließe, wenn er nur endlich von der Vorſtellung los könnte, die Wiedereroberung von Le Bourget durch ſein Erſcheinen in der Flanke zu ſtande gebracht zu haben. Und ſeine Frau! ſie gilt als die beſte Boſtonſpielerin und hat auch die hübſcheſten Anlegemarken. Alſo nochmals, Effi, wie wird es werden in Keſſin? Wirſt Du Dich einleben? Wirſt Du populär werden und mir die Majorität ſichern, wenn ich in den Reichstag will? Oder biſt Du für Einſiedlertum, für Abſchluß von der Keſſiner Menſchheit, ſo Stadt wie Land?"

„Ich werde mich wohl für Einſiedlertum entſchließen, wenn mich die Mohrenapotheke nicht herausreißt. Bei Sidonie werd' ich dadurch freilich noch etwas tiefer ſinken, aber darauf muß ich es ankommen laſſen; dieſer Kampf muß eben gekämpft werden. Ich ſteh' und falle mit Gieshübler. Es klingt etwas komiſch, aber er iſt wirklich der einzige mit dem ſich ein Wort reden läßt, der einzige richtige Menſch hier."

„Das iſt er," ſagte Innſtetten. „Wie gut Du zu wählen verſtehſt."

„Hätte ich ſonſt Dich?" ſagte Effi und hing ſich an ſeinen Arm.

* * *

Das war am 2. Dezember. Eine Woche ſpäter war Bismarck in Varzin, und nun wußte Innſtetten, daß, bis Weihnachten und vielleicht noch drüber hinaus, an ruhige Tage für ihn gar nicht mehr zu denken ſei. Der Fürſt hatte noch von Verſailles her eine Vorliebe für ihn und lud ihn, wenn Beſuch da war, häufig zu Tiſch, aber auch allein, denn der jugendliche, durch Haltung und Klugheit gleich ausgezeichnete Landrat ſtand ebenſo in Gunſt bei der Fürſtin.

Zum 14. erfolgte die erſte Einladung. Es lag Schnee, weshalb Innſtetten die faſt zweiſtündige Fahrt bis an den Bahnhof, von wo noch eine Stunde

Eiſenbahn war, im Schlitten zu machen vorhatte. „Warte nicht auf mich, Effi. Vor Mitternacht kann ich nicht zurück ſein; wahrſcheinlich wird es zwei oder noch ſpäter. Ich ſtöre Dich aber nicht. Gehab Dich wohl und auf Wiederſehen morgen früh.“ Und damit ſtieg er ein, und die beiden iſabellfarbenen Graditzer jagten im Fluge durch die Stadt hin und dann landeinwärts auf den Bahnhof zu.

Das war die erſte lange Trennung, faſt auf zwölf Stunden. Arme Effi. Wie ſollte ſie den Abend verbringen? Früh zu Bett, das war gefährlich, dann wachte ſie auf und konnte nicht wieder einſchlafen und horchte auf alles. Nein, erſt recht müde werden und dann ein feſter Schlaf, das war das Beſte. Sie ſchrieb einen Brief an die Mama und ging dann zu der Frau Kruſe, deren gemütskranker Zuſtand — ſie hatte das ſchwarze Huhn oft bis in die Nacht hinein auf ihrem Schoß — ihr Teilnahme einflößte. Die Freundlichkeit indeſſen, die ſich darin ausſprach, wurde von der in ihrer überheizten Stube ſitzenden und nur ſtill und ſtumm vor ſich hinbrütenden Frau keinen Augenblick erwidert, weshalb Effi, als ſie wahrnahm, daß ihr Beſuch mehr als Störung wie als Freude empfunden wurde, wieder ging und nur noch fragte, ob die Kranke etwas haben wolle. Dieſe lehnte aber alles ab.

Inzwiſchen war es Abend geworden, und die Lampe brannte ſchon. Effi ſtellte ſich ans Fenſter ihres Zimmers und ſah auf das Wäldchen hinaus, auf deſſen Zweigen der glitzernde Schnee lag. Sie war von dem Bilde ganz in Anſpruch genommen und kümmerte ſich nicht um das, was hinter ihr in dem Zimmer vorging. Als ſie ſich wieder umſah, bemerkte ſie, daß Friedrich ſtill und geräuſchlos ein Kouvert gelegt und ein Kabarett auf den Sofatiſch geſtellt hatte. „Ja ſo, Abendbrot . . . Da werd' ich mich nun wohl ſetzen müſſen." Aber es wollte nicht ſchmecken, und ſo ſtand ſie wieder auf und las den an die Mama geſchriebenen Brief noch einmal durch. Hatte ſie ſchon vorher ein Gefühl der Einſamkeit gehabt, ſo jetzt doppelt. Was hätte ſie darum gegeben, wenn die beiden Jahnke'ſchen Rotköpfe jetzt eingetreten wären oder ſelbſt Hulda. Die war freilich immer ſo ſentimental und beſchäftigte ſich meiſt nur mit ihren Triumphen, aber ſo zweifelhaft und anfechtbar dieſe Triumphe waren, ſie hätte ſich in dieſem Augenblicke doch gern davon erzählen laſſen. Schließlich klappte ſie den Flügel auf, um zu ſpielen; aber es ging nicht. „Nein, dabei werd' ich vollends melancholiſch; lieber leſen." Und ſo ſuchte ſie nach einem Buche. Das erſte, was ihr zu Händen kam, war ein dickes, rotes Reiſehandbuch, alter Jahrgang, vielleicht ſchon aus Innſtettens Leutnantstagen her. „Ja, darin will ich leſen; es giebt nichts Beruhigenderes als ſolche Bücher. Das Gefährliche ſind bloß immer die Karten; aber vor dieſem Augenpulver, das ich haſſe, werd' ich mich ſchon hüten." Und ſo ſchlug ſie denn auf gut Glück auf, Seite 153. Nebenan hörte ſie das Ticktack der Uhr und draußen Rollo, der, ſeit es dunkel war, ſeinen Platz in der Remiſe aufgegeben und ſich, wie jeden Abend, ſo auch heute wieder, auf die große geflochtene Matte, die vor dem Schlafzimmer lag, ausgeſtreckt hatte. Das Bewußtſein ſeiner Nähe minderte das Gefühl ihrer Verlaſſenheit, ja, ſie kam faſt in Stimmung, und ſo begann ſie denn auch unverzüglich zu leſen. Auf der gerade vor ihr aufgeſchlagenen Seite war von der „Eremitage", dem bekannten markgräflichen Luſtſchloß in der Nähe von Bayreuth, die Rede; das lockte ſie, Bayreuth, Richard Wagner, und ſo las ſie denn: „Unter den Bildern in der Eremitage nennen wir noch eins, das nicht durch ſeine Schönheit, wohl aber durch ſein Alter und durch die Perſon, die es darſtellt, ein Intereſſe beanſprucht. Es iſt dies ein ſtark nachgedunkeltes Frauenporträt, kleiner Kopf, mit herben, etwas unheimlichen Geſichtszügen und einer Halskrauſe, die den Kopf zu tragen ſcheint. Einige meinen, es ſei eine alte Markgräfin aus dem

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, andere ſind der Anſicht, es ſei die Gräfin von Orlamünde; darin aber ſind beide einig, daß es das Bildnis der Dame ſei, die ſeither in der Geſchichte der Hohenzollern unter dem Namen der ‚weißen Frau‘ eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat.“

„Das hab' ich gut getroffen,“ ſagte Effi, während ſie das Buch bei Seite ſchob; „ich will mir die Nerven beruhigen, und das Erſte, was ich leſe, iſt die Geſchichte von der weißen Frau, vor der ich mich gefürchtet habe, ſo lang' ich denken kann. Aber da nun das Gruſeln 'mal da iſt, will ich doch auch zu Ende leſen.“

Und ſie ſchlug wieder auf und las weiter: „... Eben dies alte Porträt (deſſen Original in der Hohenzollernſchen Familiengeſchichte ſolche Rolle ſpielt) ſpielt als Bild auch eine Rolle in der Spezialgeſchichte des Schloſſes Eremitage, was wohl damit zuſammenhängt, daß es an einer dem Fremden unſichtbaren Tapetentür hängt, hinter der ſich eine vom Souterrain her hinaufführende Treppe befindet. Es heißt, daß, als Napoleon hier übernachtete, die ‚weiße Frau‘ aus dem Rahmen herausgetreten und auf ſein Bett zugeſchritten ſei. Der Kaiſer, entſetzt auffahrend, habe nach ſeinem Adjutanten gerufen und bis an ſein Lebensende mit Entrüſtung von dieſem „maudit château“ geſprochen.“

„Ich muß es aufgeben, mich durch Lektüre beruhigen zu wollen," ſagte Effi. Leſe ich weiter, ſo komm ich gewiß noch nach einem Kellergewölbe, wo der Teufel auf einem Weinfaß davongeritten iſt. Es giebt, glaub' ich, in Deutſchland viel dergleichen, und in einem Reiſehandbuch muß es ſich natürlich alles zuſammenfinden. Ich will alſo lieber wieder die Augen ſchließen und mir, ſo gut es geht, meinen Polterabend vorſtellen: die Zwillinge, wie ſie vor Thränen nicht weiterkonnten, und dazu den Vetter Brieſt, der, als ſich alles verlegen anblickte, mit erſtaunlicher Würde behauptete, ſolche Thränen öffneten einem das Paradies. Er war wirklich charmant und immer ſo übermütig . . . Und nun ich! Und gerade hier. Ach, ich tauge doch gar nicht für eine große Dame. Die Mama, ja, die hätte hierher gepaßt, die hätte, wie's einer Landrätin zukommt, den Ton angegeben, und Sidonie Graſenabb wäre ganz Huldigung gegen ſie geweſen und hätte ſich über ihren Glauben oder Unglauben nicht groß beunruhigt. Aber ich . . . Ich bin ein Kind und werd' es auch wohl bleiben. Einmal hab' ich gehört, das ſei ein Glück. Aber ich weiß doch nicht, ob das wahr iſt. Man muß doch immer dahin paſſen, wohin man nun 'mal geſtellt iſt."

In dieſem Augenblicke kam Friedrich, um den Tiſch abzuräumen.

„Wie ſpät iſt es, Friedrich?“

„Es geht auf neun, gnäd'ge Frau.“

„Nun, das läßt ſich hören. Schicken Sie mir Johanna.“

* * *

„Gnäd'ge Frau haben befohlen.“

„Ja, Johanna. Ich will zu Bett gehen. Es iſt eigentlich noch früh. Aber ich bin ſo allein. Bitte, thun Sie den Brief erſt ein, und wenn Sie wieder da ſind, nun, dann wird es wohl Zeit ſein. Und wenn auch nicht.“

Effi nahm die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer hinüber. Richtig, auf der Binſenmatte lag Rollo. Als er Effi kommen ſah, erhob er ſich, um den Platz frei zu geben, und ſtrich mit ſeinem Behang an ihrer Hand hin. Dann legte er ſich wieder nieder.

Johanna war inzwiſchen nach dem Landratsamt hinübergegangen, um da den Brief einzuſtecken. Sie hatte ſich drüben nicht ſonderlich beeilt, vielmehr vorgezogen, mit der Frau Paaſchen, des Amtsdieners Frau, ein Geſpräch zu führen. Natürlich über die junge Frau.

„Wie iſt ſie denn?“ fragte die Paaſchen.

„Sehr jung iſt ſie.“

„Nun, das iſt kein Unglück, eher umgekehrt.

Die Jungen, und das iſt eben das Gute, ſtehen immer bloß vorm Spiegel und zupfen und ſtecken ſich 'was vor und ſehen nicht viel und hören nicht viel und ſind noch nicht ſo, daß ſie draußen immer die Lichtſtümpfe zählen und einem nicht gönnen, daß man einen Kuß kriegt, bloß weil ſie ſelber keinen mehr kriegen."

„Ja," ſagte Johanna, „ſo war meine vorige Madam und ganz ohne Not. Aber davon hat unſere Gnäd'ge nichts."

„Iſt er denn ſehr zärtlich?"

„O ſehr. Das können Sie doch wohl denken."

„Aber daß er ſie ſo allein läßt . . ."

„Ja, liebe Paaſchen, Sie dürfen nicht vergeſſen . . . der Fürſt. Und dann, er iſt ja doch am Ende Landrat. Und vielleicht will er auch noch höher."

„Gewiß, will er. Und er wird auch noch. Er hat ſo 'was. Paaſchen ſagt es auch immer, und der kennt ſeine Leute."

Während dieſes Ganges drüben nach dem Amt hinüber war wohl eine Viertelſtunde vergangen, und als Johanna wieder zurück war, ſaß Effi ſchon vor dem Trumeau und wartete.

„Sie ſind lange geblieben, Johanna."

„Ja, gnäd'ge Frau . . . Gnäd'ge Frau wollen entſchuldigen . . . Ich traf drüben die Frau Paaſchen, und da hab' ich mich ein wenig verweilt. Es iſt ſo ſtill hier. Man iſt immer froh, wenn man einen Menſchen trifft, mit dem man ein Wort ſprechen kann. Chriſtel iſt eine ſehr gute Perſon, aber ſie ſpricht nicht, und Friedrich iſt ſo duſig und auch ſo vorſichtig und will mit der Sprache nie recht heraus. Gewiß, man muß auch ſchweigen können, und die Paaſchen, die ſo neugierig und ſo ganz gewöhnlich iſt, iſt eigentlich gar nicht nach meinem Geſchmack; aber man hat es doch gern, wenn man 'mal 'was hört und ſieht."

Effi ſeufzte. „Ja, Johanna, das iſt auch das Beſte . . ."

„Gnäd'ge Frau haben ſo ſchönes Haar, ſo lang und ſo ſeidenweich."

„Ja, es iſt ſehr weich. Aber das iſt nicht gut, Johanna. Wie das Haar iſt, iſt der Charakter."

„Gewiß, gnäd'ge Frau. Und ein weicher Charakter iſt doch beſſer als ein harter. Ich habe auch weiches Haar."

„Ja, Johanna. Und Sie haben auch blondes. Das haben die Männer am liebſten."

„Ach, das iſt doch ſehr verſchieden, gnäd'ge Frau. Manche ſind doch auch für das ſchwarze."

„Freilich," lachte Effi, „das habe ich auch ſchon gefunden. Es wird wohl an 'was ganz anderem liegen. Aber die, die blond ſind, die haben auch immer einen weißen Teint, Sie auch, Johanna, und ich möchte mich wohl verwetten, daß Sie viel Nachſtellung haben. Ich bin noch ſehr jung, aber das weiß ich doch auch. Und dann habe ich eine Freundin, die war auch ſo blond, ganz flachsblond, noch blonder als Sie, und war eine Predigerstochter ...“

„Ja, denn ...“

„Aber ich bitte Sie, Johanna, was meinen Sie mit „ja denn.“ Das klingt ja ganz anzüglich und ſonderbar, und Sie werden doch nichts gegen Predigerstöchter haben ... Es war ein ſehr hübſches Mädchen, was ſelbſt unſere Offiziere — wir hatten nämlich Offiziere, noch dazu rote Huſaren — auch immer fanden, und verſtand ſich dabei ſehr gut auf Toilette, ſchwarzes Sammetmieder und eine Blume, Roſe oder auch Heliotrop, und wenn ſie nicht ſo vorſtehende große Augen gehabt hätte ... ach, die hätten Sie ſehen ſollen, Johanna, wenigſtens ſo groß (und Effi zog unter Lachen an ihrem rechten Augenlid), ſo wäre ſie geradezu eine Schönheit geweſen. Sie hieß Hulda, Hulda Niemeyer, und wir waren nicht einmal ſo ganz intim; aber wenn ich ſie jetzt hier hätte, und ſie da ſäße, da in der kleinen Sofaecke, ſo wollte ich bis Mitternacht mit ihr plaudern oder noch länger. Ich habe ſolche Sehnſucht und ...“

und dabei zog ſie Johanna's Kopf dicht an ſich heran . . . „ich habe ſolche Angſt.“

„Ach, das giebt ſich, gnäd'ge Frau, die hatten wir alle.“

„Die hattet ihr alle? Was ſoll das heißen, Johanna?“

„. . . Und wenn die gnäd'ge Frau wirklich ſolche Angſt haben, ſo kann ich mir ja ein Lager hier machen. Ich nehme die Strohmatte und kehre einen Stuhl um, daß ich eine Kopflehne habe, und dann ſchlafe ich hier bis morgen früh oder bis der gnäd'ge Herr wieder da iſt.“

„Er will mich nicht ſtören. Das hat er mir eigens verſprochen.“

„Oder ich ſetze mich bloß in die Sofaecke.“

„Ja, das ginge vielleicht. Aber nein, es geht auch nicht. Der Herr darf nicht wiſſen, daß ich mich ängſtige, das liebt er nicht. Er will immer, daß ich tapfer und entſchloſſen bin, ſo wie er. Und das kann ich nicht; ich war immer etwas anfällig . . . Aber freilich, ich ſehe wohl ein, ich muß mich bezwingen und ihm in ſolchen Stücken und überhaupt zu Willen ſein . . . Und dann habe ich ja auch Rollo. Der liegt ja vor der Thürſchwelle.“

Johanna nickte zu jedem Wort und zündete dann das Licht an, das auf Effi's Nachttiſch ſtand.

Dann nahm ſie die Lampe. „Befehlen gnäd'ge Frau noch etwas?“

„Nein, Johanna. Die Läden ſind doch feſtgeſchloſſen?“

„Bloß angelegt, gnäd'ge Frau. Es iſt ſonſt ſo dunkel und ſo ſtickig.“

„Gut, gut.“

Und nun entfernte ſich Johanna; Effi aber ging auf ihr Bett zu und wickelte ſich in ihre Decken.

Sie ließ das Licht brennen, weil ſie gewillt war, nicht gleich einzuſchlafen, vielmehr vorhatte, wie vorhin ihren Polterabend, ſo jetzt ihre Hochzeitsreiſe zu rekapitulieren und alles an ſich vorüberziehen zu laſſen. Aber es kam anders, wie ſie gedacht, und als ſie bis Verona war und nach dem Hauſe der Julia Capulet ſuchte, fielen ihr ſchon die Augen zu. Das Stümpſchen Licht in dem kleinen Silberleuchter brannte allmählich nieder, und nun flackerte es noch einmal auf und erloſch.

Effi ſchlief eine Weile ganz feſt. Aber mit einemmale fuhr ſie mit einem lauten Schrei aus ihrem Schlafe auf, ja, ſie hörte ſelber noch den Aufſchrei und auch wie Rollo draußen anſchlug; — „wau, wau“ klang es den Flur entlang, dumpf und ſelber beinah ängſtlich. Ihr war, als ob ihr das

Herz ſtillſtände; ſie konnte nicht rufen, und in dieſem Augenblicke huſchte 'was an ihr vorbei, und die nach dem Flur hinausführende Thür ſprang auf. Aber eben dieſer Moment höchſter Angſt war auch der ihrer Befreiung, denn, ſtatt etwas Schrecklichem, kam jetzt Rollo auf ſie zu, ſuchte mit ſeinem Kopf nach ihrer Hand und legte ſich, als er dieſe gefunden, auf den vor ihrem Bett ausgebreiteten Teppich nieder. Effi ſelber aber hatte mit der andern Hand dreimal auf den Knopf der Klingel gedrückt, und keine halbe Minute, ſo war Johanna da, barfüßig, den Rock über dem Arm und ein großes karriertes Tuch über Kopf und Schulter geſchlagen.

„Gott ſei Dank, Johanna, daß Sie da ſind.“

„Was war denn, gnäd'ge Frau? Gnäd'ge Frau haben geträumt.“

„Ja, geträumt. Es muß ſo 'was geweſen ſein ... aber es war doch auch noch 'was anderes.“

„Was denn, gnäd'ge Frau?“

„Ich ſchlief ganz feſt, und mit einemmale fuhr ich auf und ſchrie ... vielleicht, daß es ein Albdruck war ... Albdruck iſt in unſerer Familie, mein Papa hat es auch und ängſtigt uns damit, und nur die Mama ſagt immer, er ſolle ſich nicht ſo gehen laſſen; aber das iſt leicht geſagt ... ich fuhr alſo auf aus dem Schlaf und ſchrie, und als ich mich umſah, ſo gut es eben ging in dem Dunkel, da ſtrich 'was an meinem Bett vorbei, gerade da, wo Sie jetzt ſtehen, Johanna, und dann war es weg. Und wenn ich mich recht frage, was es war ..."

„Nun was denn, gnäd'ge Frau?"

„Und wenn ich mich recht frage ... ich mag es nicht ſagen, Johanna ... aber ich glaube der Chineſe."

„Der von oben?" und Johanna verſuchte zu lachen, „unſer kleiner Chineſe, den wir an die Stuhllehne geklebt haben, Chriſtel und ich. Ach, gnäd'ge Frau haben geträumt, und wenn Sie ſchon wach waren, ſo war es doch alles noch aus dem Traum."

„Ich würd' es glauben. Aber es war genau derſelbe Augenblick, wo Rollo draußen anſchlug, der muß es alſo auch geſehen haben, und dann flog die Thür auf, und das gute, treue Tier ſprang auf mich los, als ob es mich zu retten käme. Ach, meine liebe Johanna, es war entſetzlich. Und ich ſo allein, und ſo jung. Ach, wenn ich doch wen hier hätte, bei dem ich weinen könnte. Aber ſo weit von Hauſe ... Ach, von Hauſe ..."

„Der Herr kann jede Stunde kommen."

„Nein, er ſoll nicht kommen; er ſoll mich ſo nicht ſehen. Er würde mich vielleicht auslachen, und das könnt' ich ihm nie verzeihen. Denn es war ſo furchtbar, Johanna ... Sie müſſen nun hier bleiben ... Aber laſſen Sie Chriſtel ſchlafen und Friedrich auch. Es ſoll es keiner wiſſen.“

„Oder vielleicht kann ich auch die Frau Kruſe holen; die ſchläft doch nicht, die ſitzt die ganze Nacht da.“

„Nein, nein, die iſt ſelber ſo 'was. Das mit dem ſchwarzen Huhn, das iſt auch ſo 'was; die darf nicht kommen. Nein, Johanna, Sie bleiben allein hier. Und wie gut, daß Sie die Läden nur angelegt. Stoßen Sie ſie auf, recht laut, daß ich einen Ton höre, einen menſchlichen Ton, . . . ich muß es ſo nennen, wenn es auch ſonderbar klingt . . . und dann machen Sie das Fenſter ein wenig auf, daß ich Luft und Licht habe.“

Johanna that, wie ihr geheißen, und Effi fiel in ihre Kiſſen zurück und bald danach in einen lethargiſchen Schlaf.

Zehntes Kapitel.

Innſtetten war erſt ſechs Uhr früh von Varzin zurückgekommen und hatte ſich, Rollos Liebkoſungen abwehrend, ſo leiſe wie möglich in ſein Zimmer zurückgezogen. Er machte ſich's hier bequem und duldete nur, daß ihn Friedrich mit einer Reiſedecke zudeckte. „Wecke mich um neun.“ Und um dieſe Stunde war er denn auch geweckt worden. Er ſtand raſch auf und ſagte: „Bringe das Frühſtück.“

„Die gnädige Frau ſchläft noch.“

„Aber es iſt ja ſchon ſpät. Iſt etwas paſſiert?“

„Ich weiß es nicht; ich weiß nur, Johanna hat die Nacht über im Zimmer der gnädigen Frau ſchlafen müſſen.“

„Nun, dann ſchicke Johanna.“

Dieſe kam denn auch. Sie hatte denſelben roſigen Teint wie immer, ſchien ſich alſo die Vorgänge der Nacht nicht ſonderlich zu Gemüte genommen zu haben.

„Was iſt das mit der gnäd'gen Frau? Friedrich ſagt mir, es ſei 'was paſſiert und Sie hätten drüben geſchlafen.“

„Ja, Herr Baron. Gnäd'ge Frau klingelte dreimal ganz raſch hinter einander, daß ich gleich dachte, es bedeutet 'was. Und ſo war es auch. Sie hat wohl geträumt oder vielleicht war es auch das andere.“

„Welches andere?“

„Ach, der gnäd'ge Herr wiſſen ja.“

„Ich weiß nichts. Jedenfalls muß ein Ende damit gemacht werden. Und wie fanden Sie die Frau?“

„Sie war wie außer ſich und hielt das Halsband von Rollo, der neben dem Bett der gnäd'gen Frau ſtand, feſt umklammert. Und das Tier ängſtigte ſich auch.“

„Und was hatte ſie geträumt oder, meinetwegen auch, was hatte ſie gehört oder geſehen? Was ſagte ſie?

„Es ſei ſo hingeſchlichen, dicht an ihr vorbei.“

„Was? Wer?“

„Der von oben. Der aus dem Saal oder aus der kleinen Kammer.“

„Unſinn, ſag' ich. Immer wieder das alberne Zeug; ich mag davon nicht mehr hören. Und dann blieben Sie bei der Frau?“

„Ja, gnäd'ger Herr. Ich machte mir ein Lager an der Erde dicht neben ihr. Und ich mußte ihre Hand halten, und dann ſchlief ſie ein."

„Und ſie ſchläft noch?"

„Ganz feſt."

„Das iſt mir ängſtlich, Johanna. Man kann ſich geſund ſchlafen, aber auch krank. Wir müſſen ſie wecken, natürlich vorſichtig, daß ſie nicht wieder erſchrickt. Und Friedrich ſoll das Frühſtück nicht bringen; ich will warten, bis die gnäd'ge Frau da iſt. Und machen Sie's geſchickt."

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter kam Effi. Sie ſah reizend aus, ganz blaß, und ſtützte ſich auf Johanna. Als ſie aber Innſtetten's anſichtig wurde, ſtürzte ſie auf ihn zu und umarmte und küßte ihn. Und dabei liefen ihr die Thränen übers Geſicht. „Ach, Geert, Gott ſei Dank, daß Du da biſt. Nun iſt alles wieder gut. Du darfſt nicht wieder fort, Du darfſt mich nicht wieder allein laſſen."

„Meine liebe Effi ... ſtellen Sie hin, Friedrich, ich werde ſchon alles zurecht machen ... meine liebe Effi, ich laſſe Dich ja nicht allein aus Rückſichtsloſigkeit oder Laune, ſondern weil es ſo ſein muß; ich habe keine Wahl, ich bin ein Mann im Dienſt, ich kann zum Fürſten oder auch zur Fürſtin nicht ſagen: Durchlaucht, ich kann nicht kommen, meine Frau iſt ſo allein, oder meine Frau fürchtet ſich. Wenn ich das ſagte, würden wir in einem ziemlich komiſchen Lichte daſtehen, ich gewiß, und Du auch. Aber nimm erſt eine Taſſe Kaffee.“

Effi trank, was ſie ſichtlich belebte. Dann ergriff ſie wieder ihres Mannes Hand und ſagte: „Du ſollſt recht haben; ich ſehe ein, das geht nicht. Und dann wollen wir ja auch höher hinauf. Ich ſage wir, denn ich bin eigentlich begieriger danach als Du . . .“

„So ſind alle Frauen,“ lachte Innſtetten.

„Alſo abgemacht; Du nimmſt die Einladungen an nach wie vor, und ich bleibe hier und warte auf meinen ‚hohen Herrn‘, wobei mir Hulda unterm Holunderbaum einfällt. Wie's ihr wohl gehen mag?“

„Damen, wie Hulda, geht es immer gut. Aber was wollteſt Du noch ſagen?“

„Ich wollte ſagen, ich bleibe hier und auch allein, wenn es ſein muß. Aber nicht in dieſem Hauſe. Laß uns die Wohnung wechſeln. Es giebt ſo hübſche Häuſer am Bollwerk, eins zwiſchen Konſul Martens und Konſul Grützmacher und eins am Markt, gerade gegenüber von Gieshübler; warum können wir da nicht wohnen? Warum gerade hier? Ich habe, wenn wir Freunde und Verwandte zum Beſuch hatten, oft gehört, daß in Berlin Familien ausziehen wegen Klavierſpiel oder wegen Schwaben oder wegen einer unfreundlichen Portiersfrau; wenn das um ſolcher Kleinigkeit willen geſchieht . . .“

„Kleinigkeiten? Portiersfrau? das ſage nicht…“

„Wenn das um ſolcher Dinge willen möglich iſt, ſo muß es doch auch hier möglich ſein, wo Du Landrat biſt und die Leute Dir zu Willen ſind und viele ſelbſt zu Dank verpflichtet. Gieshübler würde uns gewiß dabei behülflich ſein, wenn auch nur um meinetwegen, denn er wird Mitleid mit mir haben. Und nun ſage, Geert, wollen wir dies verwunſchene Haus aufgeben, dies Haus mit dem . . .“

„. . . Chineſen willſt Du ſagen. Du ſiehſt, Effi, man kann das furchtbare Wort ausſprechen, ohne daß er erſcheint. Was Du da geſehen haſt oder was da, wie Du meinſt, an Deinem Bette vorüberſchlich, das war der kleine Chineſe, den die Mädchen oben an die Stuhllehne geklebt haben; ich wette, daß er einen blauen Rock an hatte und einen ganz flachen Deckelhut mit einem blanken Knopf oben.“

Sie nickte.

„Nun ſiehſt Du, Traum, Sinnestäuſchung.

Und dann wird Dir Johanna wohl geſtern Abend 'was erzählt haben, von der Hochzeit hier oben ..."

„Nein."

„Deſto beſſer."

„Kein Wort hat ſie mir erzählt. Aber ich ſehe doch aus dem allen, daß es hier etwas Sonderbares giebt. Und dann das Krokodil; es iſt alles ſo unheimlich hier."

„Den erſten Abend, als Du das Krokodil ſahſt, fandeſt Du's märchenhaft . . ."

„Ja, damals . . ."

„ . . . Und dann, Effi, kann ich hier nicht gut fort, auch wenn es möglich wäre, das Haus zu verkaufen oder einen Tauſch zu machen. Es iſt damit ganz wie mit einer Abſage nach Varzin hin. Ich kann hier in der Stadt die Leute nicht ſagen laſſen, Landrat Innſtetten verkauft ſein Haus, weil ſeine Frau den aufgeklebten kleinen Chineſen als Spuk an ihrem Bette geſehen hat. Dann bin ich verloren, Effi. Von ſolcher Lächerlichkeit kann man ſich nie wieder erholen."

„Ja, Geert, biſt Du denn ſo ſicher, daß es ſo 'was nicht giebt?"

„Will ich nicht behaupten. Es iſt eine Sache, die man glauben und noch beſſer nicht glauben kann. Aber angenommen, es gäbe dergleichen, was ſchadet es? Daß in der Luft Bacillen herumfliegen, von denen Du gehört haben wirſt, iſt viel ſchlimmer und gefährlicher als dieſe ganze Geiſtertummellage. Vorausgeſetzt, daß ſie ſich tummeln, daß ſo 'was wirklich exiſtiert. Und dann bin ich überraſcht, ſolcher Furcht und Abneigung gerade bei Dir zu begegnen, bei einer Brieſt. Das iſt ja, wie wenn Du aus einem kleinen Bürgerhauſe ſtammteſt. Spuk iſt ein Vorzug, wie Stammbaum und dergleichen, und ich kenne Familien, die ſich ebenſo gern ihr Wappen nehmen ließen als ihre ‚weiße Frau‘, die natürlich auch eine ſchwarze ſein kann.“

Effi ſchwieg.

„Nun, Effi. Keine Antwort?“

„Was ſoll ich antworten? Ich habe Dir nachgegeben und mich willig gezeigt, aber ich finde doch, daß Du Deinerſeits teilnahmsvoller ſein könnteſt. Wenn Du wüßteſt, wie mir gerade danach verlangt. Ich habe ſehr gelitten, wirklich ſehr, und als ich Dich ſah, da dacht' ich, nun würd' ich frei werden von meiner Angſt. Aber Du ſagſt mir bloß, daß Du nicht Luſt hätteſt, Dich lächerlich zu machen, nicht vor dem Fürſten und auch nicht vor der Stadt. Das iſt ein geringer Troſt. Ich finde es wenig und um ſo weniger, als Du Dir ſchließlich auch noch widerſprichſt, und nicht bloß perſönlich an dieſe Dinge zu glauben ſcheinſt, ſondern auch noch einen adligen Spukſtolz von mir forderſt. Nun, den hab' ich nicht. Und wenn Du von Familien ſprichſt, denen ihr Spuk ſo viel wert ſei wie ihr Wappen, ſo iſt das Geſchmacksſache; mir gilt mein Wappen mehr. Gott ſei Dank haben wir Brieſt's keinen Spuk. Die Brieſt's waren immer ſehr gute Leute, und damit hängt es wohl zuſammen."

* *
*

Der Streit hätte wohl noch angedauert und vielleicht zu einer erſten ernſtlichen Verſtimmung geführt, wenn Friedrich nicht eingetreten wäre, um der gnädigen Frau einen Brief zu überreichen. „Von Herrn Gieshübler. Der Bote wartet auf Antwort."

Aller Unmut auf Effi's Antlitz war ſofort verſchwunden; ſchon bloß Gieshübler's Namen zu hören, that Effi wohl, und ihr Wohlgefühl ſteigerte ſich, als ſie jetzt den Brief muſterte. Zunächſt war es gar kein Brief, ſondern ein Billet, die Adreſſe „Frau Baronin von Innſtetten, geb. von Brieſt" in wundervoller Kanzleihandſchrift, und ſtatt des Siegels ein aufgeklebtes rundes Bildchen, eine Lyra, darin ein Stab ſteckte. Dieſer Stab konnte aber auch ein Pfeil ſein. Sie reichte das Billet ihrem Manne, der es ebenfalls bewunderte.

„Nun lies aber."

Und nun löſte Effi die Oblate und las: „Hochverehrteſte Frau, gnädigſte Frau Baronin! Geſtatten Sie mir, meinem reſpektvollſten Vormittagsgruß eine ganz gehorſamſte Bitte hinzufügen zu dürfen. Mit dem Mittagszuge wird eine vieljährige liebe Freundin von mir, eine Tochter unſerer guten Stadt Keſſin, Fräulein Marietta Trippelli, hier eintreffen und bis morgen früh unter uns weilen. Am 17. will ſie in Petersburg ſein, um daſelbſt bis Mitte Januar zu konzertieren. Fürſt Kotſchukoff öffnet ihr auch diesmal wieder ſein gaſtliches Haus. In ihrer immer gleichen Güte gegen mich hat die Trippelli mir zugeſagt, den heutigen Abend bei mir zubringen und einige Lieder ganz nach meiner Wahl (denn ſie kennt keine Schwierigkeiten) vortragen zu wollen. Könnten ſich Frau Baronin dazu verſtehen, dieſem Muſikabende beizuwohnen? ſieben Uhr. Ihr Herr Gemahl, auf deſſen Erſcheinen ich mit Sicherheit rechne, wird meine gehorſamſte Bitte unterſtützen. Anweſend nur Paſtor Lindequiſt (der begleitet) und natürlich die verwitwete Frau Paſtorin Trippel. In vorzüglicher Ergebenheit A. Gieshübler."

„Nun —" ſagte Innſtetten, „ja oder nein?"

„Natürlich ja. Das wird mich herausreißen. Und dann kann ich doch meinem lieben Gieshübler nicht gleich bei ſeiner erſten Einladung einen Korb geben."

„Einverſtanden. Alſo Friedrich, ſagen Sie Mirambo, der doch wohl das Billet gebracht haben wird, wir würden die Ehre haben."

Friedrich ging. Als er fort war, fragte Effi: „Wer iſt Mirambo?"

„Der echte Mirambo iſt Räuberhauptmann in Afrika . . . Tanganika-See, wenn Deine Geographie ſo weit reicht . . . unſerer aber iſt bloß Gieshübler's Kohlenproviſor und Faktotum und wird heute abend in Frack und baumwollenen Handſchuhen ſehr wahrſcheinlich aufwarten."

Es war ganz erſichtlich, daß der kleine Zwiſchenfall auf Effi günſtig eingewirkt und ihr ein gut Teil ihrer Leichtlebigkeit zurückgegeben hatte, Innſtetten aber wollte das Seine thun, dieſe Rekonvaleszenz zu ſteigern. „Ich freue mich, daß Du ja geſagt haſt und ſo raſch und ohne Beſinnen, und nun möcht' ich Dir noch einen Vorſchlag machen, um Dich ganz wieder in Ordnung zu bringen. Ich ſehe wohl, es ſchleicht Dir noch von der Nacht her etwas nach, das zu meiner Effi nicht paßt, das durchaus wieder fort muß, und dazu giebt es nichts beſſeres als friſche Luft. Das Wetter iſt prachtvoll, friſch und milde zugleich, kaum daß ein Lüftchen geht;

was meinſt Du, wenn wir eine Spazierfahrt machten, aber eine lange, nicht bloß ſo durch die Plantage hin, und natürlich im Schlitten und das Geläut auf und die weißen Schneedecken, und wenn wir dann um vier zurück ſind, dann ruhſt Du Dich aus, und um ſieben ſind wir bei Gieshübler und hören die Trippelli."

Effi nahm ſeine Hand. „Wie gut Du biſt, Geert, und wie nachſichtig. Denn ich muß Dir ja kindiſch oder doch wenigſtens ſehr kindlich vorgekommen ſein; erſt das mit meiner Angſt und dann hinterher, daß ich Dir einen Hausverkauf, und was noch ſchlimmer iſt, das mit dem Fürſten anſinne. Du ſollſt ihm den Stuhl vor die Thür ſetzen — es iſt zum Lachen. Denn ſchließlich iſt er doch der Mann, der über uns entſcheidet. Auch über mich. Du glaubſt gar nicht, wie ehrgeizig ich bin. Ich habe Dich eigentlich bloß aus Ehrgeiz geheiratet. Aber Du mußt nicht ſolch ernſtes Geſicht dabei machen. Ich liebe Dich ja . . . wie heißt es doch, wenn man einen Zweig abbricht und die Blätter abreißt? Von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen."

Und ſie lachte hell auf. „Und nun ſage mir," fuhr ſie fort, als Innſtetten noch immer ſchwieg, „wo ſoll es hingehen?"

„Ich habe mir gedacht, nach der Bahnſtation, aber auf einem Umwege, und dann auf der Chauſſee zurück. Und auf der Station eſſen wir oder noch beſſer bei Golchowski, in dem Gaſthofe „Zum Fürſten Bismarck", dran wir, wenn Du Dich vielleicht erinnerſt, am Tage unſerer Ankunft vorüber kamen. Solch Verſprechen wirkt immer gut, und ich habe dann mit dem Staroſten von Effi's Gnaden ein Wahlgeſpräch, und wenn er auch perſönlich nicht viel taugt, ſeine Wirtſchaft hält er in Ordnung und ſeine Küche noch beſſer. Auf Eſſen und Trinken verſtehen ſich die Leute hier."

Es war gegen elf, daß ſie dies Geſpräch führten. Um zwölf hielt Kruſe mit dem Schlitten vor der Thür, und Effi ſtieg ein. Johanna wollte Fußſack und Pelze bringen, aber Effi hatte nach allem, was noch auf ihr lag, ſo ſehr das Bedürfnis nach friſcher Luft, daß ſie alles zurückwies und nur eine doppelte Decke nahm. Innſtetten aber ſagte zu Kruſe: „Kruſe, wir wollen nun alſo nach dem Bahnhof, wo wir zwei beide heute früh ſchon 'mal waren. Die Leute werden ſich wundern, aber es ſchadet nichts. Ich denke, wir fahren hier an der Plantage lang und dann links auf den Kroſchentiner Kirchturm zu. Laſſen Sie die Pferde laufen. Um eins müſſen wir am Bahnhof ſein."

Und ſo ging die Fahrt. Über den weißen

Dächern der Stadt ſtand der Rauch, denn die Luftbewegung war gering. Auch Utpatel's Mühle drehte ſich nur langſam, und im Fluge fuhren ſie daran vorüber, dicht am Kirchhofe hin, deſſen Berberitzenſträucher über das Gitter hinauswuchſen und mit ihren Spitzen Effi ſtreiften, ſo daß der Schnee auf ihre Reiſedecke fiel. An der anderen Seite des Wegs war ein eingefriedeter Platz, nicht viel größer als ein Gartenbeet, und innerhalb nichts ſichtbar als eine junge Kiefer, die mitten daraus hervorragte.

„Liegt da auch wer begraben?" fragte Effi.

„Ja. Der Chineſe."

Effi fuhr zuſammen; es war ihr wie ein Stich. Aber ſie hatte doch Kraft genug, ſich zu beherrſchen und fragte mit anſcheinender Ruhe: „Unſerer?"

„Ja, unſerer. Auf dem Gemeindekirchhof war er natürlich nicht unterzubringen, und da hat denn Kapitän Thomſen, der ſo 'was wie ſein Freund war, dieſe Stelle gekauft und ihn hier begraben laſſen. Es iſt auch ein Stein da mit Inſchrift. Alles natürlich vor meiner Zeit. Aber es wird noch immer davon geſprochen."

„Alſo es iſt doch 'was damit. Eine Geſchichte. Du ſagteſt ſchon heute früh ſo 'was. Und es wird am Ende das beſte ſein, ich höre, was es iſt. So lang' ich es nicht weiß, bin ich, trotz aller guten

Vorſätze, doch immer ein Opfer meiner Vorſtellungen. Erzähle mir das Wirkliche. Die Wirklichkeit kann mich nicht ſo quälen wie meine Phantaſie.“

„Bravo, Effi. Ich wollte nicht davon ſprechen. Aber nun macht es ſich ſo von ſelbſt, und das iſt gut. Übrigens iſt es eigentlich gar nichts.“

„Mir gleich; gar nichts oder viel oder wenig. Fange nur an.“

„Ja, das iſt leicht geſagt. Der Anfang iſt immer das ſchwerſte, auch bei Geſchichten. Nun, ich denke, ich beginne mit Kapitän Thomſen.“

„Gut, gut.“

„Alſo Thomſen, den ich Dir ſchon genannt habe, war viele Jahre lang ein ſogenannter Chinafahrer, immer mit Reisfracht zwiſchen Shanghai und Singapore und mochte wohl ſchon ſechzig ſein, als er hier ankam. Ich weiß nicht, ob er hier geboren war oder ob er andere Beziehungen hier hatte. Kurz und gut, er war nun da und verkaufte ſein Schiff, einen alten Kaſten, draus er nicht viel heraus ſchlug und kaufte ſich ein Haus, dasſelbe, drin wir jetzt wohnen. Denn er war draußen in der Welt ein vermögender Mann geworden. Und von daher ſchreibt ſich auch das Krokodil und der Haifiſch und natürlich auch das Schiff . . . Alſo Thomſen war nun da, ein ſehr adretter Mann (ſo wenigſtens hat man mir geſagt) und wohl gelitten. Auch beim Bürgermeiſter Kirſtein, und vor allem bei dem damaligen Paſtor in Keſſin, einem Berliner, der kurz vor Thomſen auch hierher gekommen war und viel Anfeindung hatte."

„Glaub' ich. Ich merke das auch; ſie ſind hier ſo ſtreng und ſelbſtgerecht. Ich glaube, das iſt pommerſch."

„Ja und nein, je nachdem. Es giebt auch Gegenden, wo ſie gar nicht ſtreng ſind und wo's drunter und drüber geht . . . Aber ſieh' nur, Effi, da haben wir gerade den Kroſchentiner Kirchturm dicht vor uns. Wollen wir nicht den Bahnhof aufgeben und lieber bei der alten Frau von Graſenabb vorfahren? Sidonie, wenn ich recht berichtet bin, iſt nicht zu Hauſe. Wir könnten es alſo wagen . . ."

„Ich bitte Dich, Geert, wo denkſt Du hin? Es iſt ja himmliſch, ſo hinzufliegen, und ich fühle ordentlich, wie mir ſo frei wird und wie alle Angſt von mir abfällt. Und nun ſoll ich das alles aufgeben, bloß um den alten Leuten eine Stippviſite zu machen und ihnen ſehr wahrſcheinlich eine Verlegenheit zu ſchaffen. Um Gotteswillen nicht. Und dann will ich vor allem auch die Geſchichte hören. Alſo wir waren bei Kapitän Thomſen, den ich mir als einen Dänen oder Engländer denke, ſehr ſauber, mit weißen Vatermördern und ganz weißer Wäſche ...“

„Ganz richtig. So ſoll er geweſen ſein. Und mit ihm war eine junge Perſon von etwa zwanzig, von der einige ſagen, ſie ſei ſeine Nichte geweſen, aber die meiſten ſagen ſeine Enkelin, was übrigens den Jahren nach kaum möglich. Und außer der Enkelin oder der Nichte war da auch noch ein Chineſe, derſelbe, der da zwiſchen den Dünen liegt und an deſſen Grab wir eben vorüber gekommen ſind.“

„Gut, gut.“

„Alſo dieſer Chineſe war Diener bei Thomſen, und Thomſen hielt ſo große Stücke auf ihn, daß er eigentlich mehr Freund als Diener war. Und das ging ſo Jahr und Tag. Da mit einemmal hieß es, Thomſens Enkelin, die, glaub' ich, Nina hieß, ſolle ſich, nach des Alten Wunſche, verheiraten, auch mit einem Kapitän. Und richtig, ſo war es auch. Es gab eine große Hochzeit im Hauſe, der Berliner Paſtor that ſie zuſammen, und Müller Utpatel, der ein Konventikler war, und Gieshübler, dem man in der Stadt in kirchlichen Dingen auch nicht recht traute, waren geladen, und vor allem viele Kapitäne mit ihren Frauen und Töchtern. Und wie man ſich denken kann, es ging hoch her. Am Abend aber war Tanz, und die Braut tanzte mit jedem und zuletzt auch mit dem Chineſen. Da mit einemmal hieß es, ſie ſei fort, die Braut nämlich. Und ſie war auch wirklich fort, irgend wohin, und niemand weiß, was da vorgefallen. Und nach vierzehn Tagen ſtarb der Chineſe; Thomſen kaufte die Stelle, die ich Dir gezeigt habe, und da wurd' er begraben. Der Berliner Paſtor aber ſoll geſagt haben: Man hätte ihn auch ruhig auf dem chriſtlichen Kirchhof begraben können, denn der Chineſe ſei ein ſehr guter Menſch geweſen und gerade ſo gut wie die anderen. Wen er mit den ‚anderen' eigentlich gemeint hat, ſagte mir Gieshübler, das wiſſe man nicht recht."

„Aber ich bin in dieſer Sache doch ganz und gar gegen den Paſtor; ſo 'was darf man nicht ausſprechen, weil es gewagt und unpaſſend iſt. Das würde ſelbſt Niemeyer nicht geſagt haben."

„Und iſt auch dem armen Paſtor, der übrigens Trippel hieß, ſehr verdacht worden, ſo daß es eigentlich ein Glück war, daß er drüber hin ſtarb, ſonſt hätte er ſeine Stelle verloren. Denn die Stadt, trotzdem ſie ihn gewählt, war doch auch gegen ihn, gerade ſo wie Du, und das Konſiſtorium natürlich erſt recht."

„Trippel ſagſt Du? Dann hängt er am Ende mit der Frau Paſtor Trippel zuſammen, die wir heute abend ſehen ſollen?"

„Natürlich hängt er mit der zuſammen. Er war ihr Mann und iſt der Vater von der Trippelli."

Effi lachte. „Von der Trippelli! Nun ſehe ich erſt klar in allem. Daß ſie in Keſſin geboren, ſchrieb ja ſchon Gieshübler; aber ich dachte, ſie ſei die Tochter von einem italieniſchen Konſul. Wir haben ja ſo viele fremdländiſche Namen hier. Und nun iſt ſie gut deutſch und ſtammt von Trippel. Iſt ſie denn ſo vorzüglich, daß ſie wagen konnte, ſich ſo zu italieniſieren?"

„Dem Mutigen gehört die Welt. Übrigens iſt ſie ganz tüchtig. Sie war ein paar Jahr lang in Paris bei der berühmten Viardot, wo ſie auch den ruſſiſchen Fürſten kennen lernte, denn die ruſſiſchen Fürſten ſind ſehr aufgeklärt, über kleine Standesvorurteile weg, und Kotſchukoff und Gieshübler — den ſie übrigens ‚Onkel' nennt, und man kann faſt von ihm ſagen, er ſei der geborne Onkel — dieſe beiden ſind es recht eigentlich, die die kleine Marie Trippel zu dem gemacht haben, was ſie jetzt iſt. Gieshübler war es, durch den ſie nach Paris kam, und Kotſchukoff hat ſie dann in die Trippelli transponiert."

„Ach, Geert, wie reizend iſt das alles und welch Alltagsleben habe ich doch in Hohen-Cremmen geführt! Nie was Apartes."

Innſtetten nahm ihre Hand und ſagte: „So darfſt Du nicht ſprechen, Effi. Spuk, dazu kann man ſich ſtellen wie man will. Aber hüte Dich vor dem Aparten oder was man ſo das Aparte nennt. Was Dir ſo verlockend erſcheint — und ich rechne auch ein Leben dahin, wie's die Trippelli führt — das bezahlt man in der Regel mit ſeinem Glück. Ich weiß wohl, wie ſehr Du Dein Hohen-Cremmen liebſt und daran hängſt, aber Du ſpotteſt doch auch oft darüber und haſt keine Ahnung davon, was ſtille Tage, wie die Hohen-Cremmner, bedeuten."

„Doch, doch," ſagte ſie. „Ich weiß es wohl. Ich höre nur gern einmal von etwas anderem, und dann wandelt mich die Luſt an, mit dabei zu ſein. Aber Du haſt ganz recht. Und eigentlich hab' ich doch eine Sehnſucht nach Ruh' und Frieden."

Innſtetten drohte ihr mit dem Finger. „Meine einzig liebe Effi, das denkſt Du Dir nun auch wieder ſo aus. Immer Phantaſien, 'mal ſo, 'mal ſo."

Elftes Kapitel.

Die Fahrt verlief ganz wie geplant. Um ein Uhr hielt der Schlitten unten am Bahndamm vor dem Gaſthauſe „Zum Fürſten Bismarck“, und Golchowski, glücklich, den Landrat bei ſich zu ſehen, war befliſſen, ein vorzügliches Dejeuner herzurichten. Als zuletzt das Deſſert und der Ungarwein aufgetragen wurden, rief Innſtetten den von Zeit zu Zeit erſcheinenden und nach der Ordnung ſehenden Wirt heran und bat ihn, ſich mit an den Tiſch zu ſetzen und ihnen ’was zu erzählen. Dazu war Golchowski denn auch der rechte Mann; auf zwei Meilen in der Runde wurde kein Ei gelegt, von dem er nicht wußte. Das zeigte ſich auch heute wieder. Sidonie Graſenabb, Innſtetten hatte recht vermutet, war, wie vorige Weihnachten, ſo auch diesmal wieder auf vier Wochen zu „Hofpredigers“ gereiſt; Frau von Palleske, ſo hieß es weiter, habe ihre Jungfer wegen einer fatalen Geſchichte Knall und Fall entlaſſen müſſen, und mit dem alten Fraude ſteh' es ſchlecht — es werde zwar in Kurs geſetzt, er ſei bloß ausgeglitten, aber es ſei ein Schlaganfall geweſen, und der Sohn, der in Liſſa bei den Huſaren ſtehe, werde jede Stunde erwartet. Nach dieſem Geplänkel war man dann, zu Ernſthafterem übergehend, auf Varzin gekommen. „Ja," ſagte Golchowski, „wenn man ſich den Fürſten ſo als Papiermüller denkt! Es iſt doch alles ſehr merkwürdig; eigentlich kann er die Schreiberei nicht leiden, und das bedruckte Papier erſt recht nicht, und nun legt er doch ſelber eine Papiermühle an."

„Schon recht, lieber Golchowski," ſagte Innſtetten, „aber aus ſolchen Widerſprüchen kommt man im Leben nicht heraus. Und da hilft auch kein Fürſt und keine Größe."

„Nein, nein, da hilft keine Größe."

Wahrſcheinlich, daß ſich dies Geſpräch über den Fürſten noch fortgeſetzt hätte, wenn nicht in eben dieſem Augenblicke die von der Bahn her herüberklingende Signalglocke einen bald eintreffenden Zug angemeldet hätte. Innſtetten ſah nach der Uhr.

„Welcher Zug iſt das, Golchowski?"

„Das iſt der Danziger Schnellzug; er hält hier nicht, aber ich gehe doch immer hinauf und zähle die Wagen, und mitunter ſteht auch einer am Fenſter, den ich kenne. Hier gleich hinter meinem

Hoſe führt eine Treppe den Damm hinauf, Wärterhaus 417 . . .“

„O, das wollen wir uns zu Nutze machen,“ ſagte Effi. „Ich ſehe ſo gern Züge . . .“

„Dann iſt es die höchſte Zeit, gnäd'ge Frau.“

Und ſo machten ſich denn alle drei auf den Weg und ſtellten ſich, als ſie oben waren, in einem neben dem Wärterhauſe gelegenen Gartenſtreifen auf, der jetzt freilich unter Schnee lag, aber doch eine frei geſchaufelte Stelle hatte. Der Bahnwärter ſtand ſchon da, die Fahne in der Hand. Und jetzt jagte der Zug über das Bahnhofsgeleiſe hin und im nächſten Augenblick an dem Häuschen und an dem Gartenſtreifen vorüber. Effi war ſo erregt, daß ſie nichts ſah und nur dem letzten Wagen, auf deſſen Höhe ein Bremſer ſaß, ganz wie benommen nachblickte.

„Sechs Uhr fünfzig iſt er in Berlin,“ ſagte Innſtetten, „und noch eine Stunde ſpäter, ſo können ihn die Hohen-Cremmner, wenn der Wind ſo ſteht, in der Ferne vorbeiklappern hören. Möchteſt Du mit, Effi?“

Sie ſagte nichts. Als er aber zu ihr hinüberblickte, ſah er, daß eine Thräne in ihrem Auge ſtand.

* * *

Effi war, als der Zug vorbeijagte, von einer herzlichen Sehnſucht erfaßt worden. So gut es ihr ging, ſie fühlte ſich trotzdem wie in einer fremden Welt. Wenn ſie ſich eben noch an dem einen oder andern entzückt hatte, ſo kam ihr doch gleich nachher zum Bewußtſein, was ihr fehlte. Da drüben lag Varzin, und da nach der anderen Seite hin blitzte der Kroſchentiner Kirchturm auf, und weithin der Morgenitzer, und da ſaßen die Grafenabb's und die Borcke's, *nicht* die Belling's und *nicht* die Brieſt's. „Ja, *die!*“ Innſtetten hatte ganz recht gehabt mit dem raſchen Wechſel ihrer Stimmung, und ſie ſah jetzt wieder alles, was zurücklag, wie in einer Verklärung. Aber ſo gewiß ſie voll Sehnſucht dem Zuge nachgeſehen, ſie war doch andererſeits viel zu beweglichen Gemüts, um lange dabei zu verweilen und ſchon auf der Heimfahrt, als der rote Ball der niedergehenden Sonne ſeinen Schimmer über den Schnee ausgoß, fühlte ſie ſich wieder freier; alles erſchien ihr ſchön und friſch, und als ſie, nach Keſſin zurückgekehrt, faſt mit dem Glockenſchlage ſieben in den Gieshüblerſchen Flur eintrat, war ihr nicht bloß behaglich, ſondern beinah übermütig zu Sinn, wozu die das Haus durchziehende Baldrian- und Veilchenwurzel-Luft das ihrige beitragen mochte.

Pünktlich waren Innſtetten und Frau erſchienen, aber trotz dieſer Pünktlichkeit immer noch hinter den anderen Geladenen zurückgeblieben; Paſtor Lindequiſt, die alte Frau Trippel und die Trippelli ſelbſt waren ſchon da. Gieshübler — im blauen Frack mit mattgoldenen Knöpfen, dazu Pincenez an einem breiten ſchwarzen Bande, das wie ein Ordensband auf der blendendweißen Piquéweſte lag — Gieshübler konnte ſeiner Erregung nur mit Mühe Herr werden. „Darf ich die Herrſchaften mit einander bekannt machen; Baron und Baronin Innſtetten, Frau Paſtor Trippel, Fräulein Marietta Trippelli.“ Paſtor Lindequiſt, den alle kannten, ſtand lächelnd bei Seite.

Die Trippelli, Anfang der Dreißig, ſtark männlich und von ausgeſprochen humoriſtiſchem Typus, hatte bis zu dem Momente der Vorſtellung den Sofa-Ehrenplatz inne gehabt. Nach der Vorſtellung aber ſagte ſie, während ſie auf einen in der Nähe ſtehenden Stuhl mit hoher Lehne zuſchritt: „Ich bitte Sie nunmehro, gnäd'ge Frau, die Bürden und Fährlichkeiten Ihres Amtes auf ſich nehmen zu wollen. Denn von ‚Fährlichkeiten‘ — und ſie wies auf das Sofa — wird ſich in dieſem Falle wohl ſprechen laſſen. Ich habe Gieshübler ſchon vor Jahr und Tag darauf aufmerkſam gemacht, aber leider vergeblich; ſo gut er iſt, ſo eigenſinnig iſt er auch.“

„Aber Marietta . . .“

„Dies Sofa nämlich, deſſen Geburt um wenigſtens fünfzig Jahre zurückliegt, iſt noch nach einem altmodiſchen Verſenkungsprinzip gebaut, und wer ſich ihm anvertraut, ohne vorher einen Kiſſenturm untergeſchoben zu haben, ſinkt ins Bodenloſe, jedenfalls aber gerade tief genug, um die Kniee wie ein Monument aufragen zu laſſen.“ All dies wurde ſeitens der Trippelli mit eben ſo viel Bonhommie wie Sicherheit hingeſprochen, in einem Tone, der ausdrücken ſollte: ‚Du biſt die Baronin Innſtetten, ich bin die Trippelli.‘

Gieshübler liebte ſeine Künſtlerfreundin enthuſiaſtiſch und dachte hoch von ihren Talenten; aber all ſeine Begeiſterung konnte ihn doch nicht blind gegen die Thatſache machen, daß ihr von geſellſchaftlicher Feinheit nur ein beſcheidenes Maß zu teil geworden war. Und dieſe Feinheit war gerade das, was er perſönlich kultivierte. „Liebe Marietta,“ nahm er das Wort, „Sie haben eine ſo reizend heitere Behandlung ſolcher Fragen; aber was mein Sofa betrifft, ſo haben Sie wirklich unrecht, und jeder Sachverſtändige mag zwiſchen uns entſcheiden. Selbſt ein Mann wie Fürſt Kotſchukoff . . .“

„Ach, ich bitte Sie, Gieshübler, laſſen Sie doch den. Immer Kotſchukoff. Sie werden mich bei der gnäd'gen Frau hier noch in den Verdacht bringen, als ob ich bei dieſem Fürſten — der übrigens nur zu den Kleineren zählt und nicht mehr als tauſend Seelen hat, das heißt hatte (früher wo die Rechnung noch nach Seelen ging) — als ob ich ſtolz wäre, ſeine tauſend und einſte Seele zu ſein. Nein, es liegt wirklich anders; „immer frei weg“, Sie kennen meine Deviſe, Gieshübler. Kotſchukoff iſt ein guter Kamerad und mein Freund, aber von Kunſt und ähnlichen Sachen verſteht er gar nichts, von Muſik gewiß nicht, wiewohl er Meſſen und Oratorien komponiert — die meiſten ruſſiſchen Fürſten, wenn ſie Kunſt treiben, fallen ein bißchen nach der geiſtlichen oder orthodoxen Seite hin —, und zu den vielen Dingen, von denen er nichts verſteht, gehören auch unbedingt Einrichtungs- und Tapezierfragen. Er iſt gerade vornehm genug, um ſich alles als ſchön aufreden zu laſſen, was bunt ausſieht und viel Geld koſtet.“

Innſtetten amüſierte ſich, und Paſtor Lindequiſt war in einem allerſichtlichſten Behagen. Die gute alte Trippel aber geriet über den ungenierten Ton ihrer Tochter aus einer Verlegenheit in die andere, während Gieshübler es für angezeigt hielt, eine ſo ſchwierig werdende Unterhaltung zu coupieren. Dazu waren etliche Geſangspiecen das beſte. Daß Marietta Lieder von anfechtbarem Inhalt wählen würde, war nicht anzunehmen, und ſelbſt wenn dies ſein ſollte, ſo war ihre Vortragskunſt ſo groß, daß der Inhalt dadurch geadelt wurde. „Liebe Marietta,“ nahm er alſo das Wort, „ich habe unſer kleines Mahl zu acht Uhr beſtellt. Wir hätten alſo noch dreiviertel Stunden, wenn Sie nicht vielleicht vorziehen, während Tiſch ein heitres Lied zu ſingen oder vielleicht erſt, wenn wir von Tiſch aufgeſtanden ſind . . .“

„Ich bitte Sie, Gieshübler! Sie, der Mann der Äſthetik. Es giebt nichts Unäſthetiſcheres, als einen Geſangsvortrag mit vollem Magen. Außerdem — und ich weiß, Sie ſind ein Mann der ausgeſuchten Küche, ja, Gourmand — außerdem ſchmeckt es beſſer, wenn man die Sache hinter ſich hat. Erſt Kunſt und dann Nußeis, das iſt die richtige Reihenfolge.“

„Alſo ich darf Ihnen die Noten bringen, Marietta?“

„Noten bringen. Ja, was heißt das, Gieshübler? Wie ich Sie kenne, werden Sie ganze Schränke voll Noten haben, und ich kann Ihnen doch nicht den ganzen Bock und Bote vorſpielen. Noten! Was für Noten, Gieshübler, darauf kommt es an. Und dann das es richtig liegt, Altſtimme . . .“

„Nun ich werde ſchon bringen.“

Und er machte ſich an einem Schranke zu

ſchaffen, ein Fach nach dem andern herausziehend, während die Trippelli ihren Stuhl weiter links um den Tiſch herum ſchob, ſo daß ſie nun dicht neben Effi ſaß.

„Ich bin neugierig, was er bringen wird,“ ſagte ſie. Effi geriet dabei in eine kleine Verlegenheit.

„Ich möchte annehmen,“ antwortete ſie befangen, „etwas von Gluck, etwas ausgeſprochen Dramatiſches ... Überhaupt, mein gnädigſtes Fräulein, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, ich bin überraſcht, zu hören, daß Sie lediglich Konzertſängerin ſind. Ich dächte, daß Sie, wie wenige, für die Bühne berufen ſein müßten. Ihre Erſcheinung, Ihre Kraft, Ihr Organ ... ich habe noch ſo wenig derart kennen gelernt, immer nur auf kurzen Beſuchen in Berlin ... und dann war ich noch ein halbes Kind. Aber ich dächte Orpheus oder Chrimhild oder die Veſtalin.“

Die Trippelli wiegte den Kopf und ſah in Abgründe, kam aber zu keiner Entgegnung, weil eben jetzt Gieshübler wieder erſchien und ein halbes Dutzend Notenhefte vorlegte, die ſeine Freundin in raſcher Reihenfolge durch die Hand gleiten ließ. ‚Erlkönig‘ ... ah, bah; ‚Bächlein laß’ dein Rauſchen ſein ...‘ Aber Gieshübler, ich bitte Sie, Sie ſind ein Murmeltier, Sie haben ſieben Jahre lang geſchlafen . . . Und hier Löwe'ſche Balladen; auch nicht gerade das Neueſte. ‚Glocken von Speier‘ . . . Ach dies ewige Bim Bam, das beinah' einer Kuliſſenreißerei gleichkommt, iſt geſchmacklos und abgeſtanden. Aber hier ‚Ritter Olaf‘ . . . nun das geht.“

Und ſie ſtand auf, und während der Paſtor begleitete, ſang ſie den Olaf mit großer Sicherheit und Bravour und erntete allgemeinen Beifall.

Es wurde dann noch ähnlich Romantiſches gefunden, einiges aus dem fliegenden Holländer und aus Zampa, dann der Heideknabe, lauter Sachen, die ſie mit eben ſo viel Virtuoſität wie Seelenruhe vortrug, während Effi von Text und Kompoſition wie benommen war.

Als die Trippelli mit dem Heideknaben fertig war, ſagte ſie: „Nun iſt es genug,“ eine Erklärung, die ſo beſtimmt von ihr abgegeben wurde, daß weder Gieshübler noch ein anderer den Mut hatte, mit weiteren Bitten in ſie zu dringen. Am wenigſten Effi. Dieſe ſagte nur, als Gieshübler's Freundin wieder neben ihr ſaß: „Daß ich Ihnen doch ſagen könnte, mein gnädigſtes Fräulein, wie dankbar ich Ihnen bin! Alles ſo ſchön, ſo ſicher, ſo gewandt. Aber eines, wenn Sie mir verzeihen, bewundere ich faſt noch mehr, das iſt die Ruhe, womit Sie dieſe Sachen vorzutragen wiſſen. Ich bin ſo leicht Eindrücken hingegeben, und wenn ich die kleinſte Geſpenſtergeſchichte höre, ſo zittere ich und kann mich kaum wieder zurecht finden. Und Sie tragen das ſo mächtig und erſchütternd vor und ſind ſelbſt ganz heiter und guter Dinge."

„Ja, meine gnädigſte Frau, das iſt in der Kunſt nicht anders. Und nun gar erſt auf dem Theater, vor dem ich übrigens glücklicher Weiſe bewahrt geblieben bin. Denn ſo gewiß ich mich perſönlich gegen ſeine Verſuchungen gefeit fühle — es verdirbt den Ruf, alſo das beſte, was man hat. Im übrigen ſtumpft man ab, wie mir Kolleginnen hundertfach verſichert haben. Da wird vergiftet und erſtochen, und der toten Julia flüſtert Romeo einen Kalauer ins Ohr oder wohl auch eine Malice, oder er drückt ihr einen kleinen Liebesbrief in die Hand."

„Es iſt mir unbegreiflich. Und um bei dem ſtehen zu bleiben, was ich Ihnen dieſen Abend verdanke, beiſpielsweiſe bei dem Geſpenſtiſchen im Olaf, ich verſichere Ihnen, wenn ich einen ängſtlichen Traum habe, oder wenn ich glaube, über mir hörte ich ein leiſes Tanzen oder Muſizieren, während doch niemand da iſt, oder es ſchleicht wer an meinem Bette vorbei, ſo bin ich außer mir und kann es Tage lang nicht vergeſſen."

„Ja, meine gnädigſte Frau, was Sie da ſchildern und beſchreiben, das iſt auch etwas anderes, das iſt ja wirklich oder kann wenigſtens etwas Wirkliches ſein. Ein Geſpenſt, das durch die Ballade geht, da graule ich mich gar nicht, aber ein Geſpenſt, das durch meine Stube geht, iſt mir, gerade ſo wie andern, ſehr unangenehm. Darin empfinden wir alſo ganz gleich."

„Haben Sie denn dergleichen auch einmal erlebt?"

„Gewiß. Und noch dazu bei Kotſchukoff. Und ich habe mir auch ausbedungen, daß ich diesmal anders ſchlafe, vielleicht mit der engliſchen Gouvernante zuſammen. Das iſt nämlich eine Quäkerin, und da iſt man ſicher."

„Und Sie halten dergleichen für möglich?"

„Meine gnädigſte Frau, wenn man ſo alt iſt wie ich und viel 'rumgeſtoßen wurde und in Rußland war und ſogar auch ein halbes Jahr in Rumänien, da hält man alles für möglich. Es giebt ſo viel ſchlechte Menſchen, und das andere findet ſich dann auch, das gehört dann ſo zu ſagen mit dazu."

Effi horchte auf.

„Ich bin," fuhr die Trippelli fort, „aus einer ſehr aufgeklärten Familie (bloß mit Mutter war es immer nicht ſo recht), und doch ſagte mir mein

Vater, als das mit dem Pſychographen aufkam: „Höre Marie, das iſt 'was.“ Und er hat recht gehabt, es iſt auch 'was damit. Überhaupt, man iſt links und rechts umlauert, hinten und vorn. Sie werden das noch kennen lernen.“

In dieſem Augenblicke trat Gieshübler heran und bot Effi den Arm, Innſtetten führte Marietta, dann folgte Paſtor Lindequiſt und die verwitwete Trippel. So ging man zu Tiſch.

Zwölftes Kapitel.

Es war ſpät, als man aufbrach. Schon bald nach Zehn hatte Effi zu Gieshübler geſagt: „es ſei nun wohl Zeit; Fräulein Trippelli, die den Zug nicht verſäumen dürfe, müſſe ja ſchon um ſechs von Keſſin aufbrechen,“ die daneben ſtehende Trippelli aber, die dieſe Worte gehört, hatte mit der ihr eigenen ungenierten Beredſamkeit gegen ſolche zarte Rückſichtsnahme proteſtiert. „Ach, meine gnädigſte Frau, Sie glauben, daß unſereins einen regelmäßigen Schlaf braucht, das trifft aber nicht zu; was wir regelmäßig brauchen, heißt Beifall und hohe Preiſe. Ja, lachen Sie nur. Außerdem, (ſo 'was lernt man,) kann ich auch im Coupé ſchlafen, in jeder Situation und ſogar auf der linken Seite und brauche nicht einmal das Kleid aufzumachen. Freilich bin ich auch nie eingepreßt; Bruſt und Lunge müſſen immer frei ſein, und vor allem das Herz. „Ja, meine gnädigſte Frau, das iſt die Hauptſache. Und dann das Kapitel

Schlaf überhaupt, — die Menge thut es nicht, was entſcheidet, iſt die Qualität; ein guter Nicker von fünf Minuten iſt beſſer als fünf Stunden unruhige 'Rumdreherei, 'mal links, 'mal rechts. Übrigens ſchläft man in Rußland wundervoll, trotz des ſtarken Thees. Es muß die Luft machen oder das ſpäte Diner oder weil man ſo verwöhnt wird. Sorgen giebt es in Rußland nicht; darin — im Geldpunkt ſind beide gleich — iſt Rußland noch beſſer als Amerika."

Nach dieſer Erklärung der Trippelli hatte Effi von allen Mahnungen zum Aufbruch Abſtand genommen, und ſo war Mitternacht herangekommen. Man trennte ſich heiter und herzlich und mit einer gewiſſen Vertraulichkeit.

Der Weg von der Mohrenapotheke bis zur landrätlichen Wohnung war ziemlich weit; er kürzte ſich aber dadurch, daß Paſtor Lindequiſt bat, Innſtetten und Frau eine Strecke begleiten zu dürfen; ein Spaziergang unterm Sternenhimmel ſei das beſte, um über Gieshübler's Rheinwein hinwegzukommen. Unterwegs wurde man natürlich nicht müde, die verſchiedenſten Trippelliana heranzuziehen; Effi begann mit dem, was ihr in Erinnerung geblieben, und gleich nach ihr kam der Paſtor an die Reihe. Dieſer, ein Ironikus, hatte die Trippelli, wie nach vielem ſehr Weltlichen, ſo ſchließlich auch nach ihrer kirchlichen Richtung gefragt und dabei von ihr in Erfahrung gebracht, daß ſie nur eine Richtung kenne, die orthodoxe. Ihr Vater ſei freilich ein Rationaliſt geweſen, faſt ſchon ein Freigeiſt, weshalb er auch den Chineſen am liebſten auf dem Gemeindekirchhof gehabt hätte; ſie ihrerſeits ſei aber ganz entgegengeſetzter Anſicht, trotzdem ſie perſönlich des großen Vorzugs genieße, gar nichts zu glauben. Aber ſie ſei ſich in ihrem entſchiedenen Nichtglauben doch auch jeden Augenblick bewußt, daß das ein Spezialluxus ſei, den man ſich nur als Privatperſon geſtatten könne. Staatlich höre der Spaß auf, und wenn ihr das Kultusminiſterium oder gar ein Konſiſtorialregiment unterſtünde, ſo würde ſie mit unnachſichtiger Strenge vorgehen. „Ich fühle ſo 'was von einem Torquemada in mir.“

Innſtetten war ſehr erheitert und erzählte ſeinerſeits, daß er etwas ſo Heikles, wie das Dogmatiſche, gefliſſentlich vermieden, aber dafür das Moraliſche deſto mehr in den Vordergrund geſtellt habe. Hauptthema ſei das Verführeriſche geweſen, das beſtändige Gefährdetſein, das in allem öffentlichen Auftreten liege, worauf die Trippelli leichthin und nur mit Betonung der zweiten Satzhälfte geantwortet habe: „Ja, beſtändig gefährdet; am meiſten die Stimme.“

Unter ſolchem Geplauder war, ehe man ſich trennte, der Trippelli-Abend noch einmal an ihnen vorübergezogen und erſt drei Tage ſpäter hatte ſich Gieshüblers Freundin durch ein von Petersburg aus an Effi gerichtetes Telegramm noch einmal in Erinnerung gebracht. Es lautete: Madame la Baronne d'Innstetten, née de Briest. Bien arrivée. Prince K. à la gare. Plus épris de moi que jamais. Mille fois merci de votre bon accueil. Compliments empressés à Monsieur le Baron. Marietta Trippelli.

Innſtetten war entzückt und gab dieſem Entzücken lebhafteren Ausdruck als Effi begreifen konnte.

„Ich verſtehe Dich nicht, Geert."

„Weil Du die Trippelli nicht verſtehſt. Mich entzückt die Echtheit; alles da, bis auf das Pünktchen überm i."

„Du nimmſt alſo alles als eine Komödie."

„Aber als was ſonſt? Alles berechnet für dort und für hier, für Kotſchukoff und für Gieshübler. Gieshübler wird wohl eine Stiftung machen, vielleicht auch bloß ein Legat für die Trippelli."

Die muſikaliſche Soiree bei Gieshübler hatte Mitte Dezember ſtattgefunden, gleich danach begannen die Vorbereitungen für Weihnachten, und Effi, die ſonſt ſchwer über dieſe Tage hingekommen wäre, ſegnete es, daß ſie ſelber einen Hausſtand hatte, deſſen Anſprüche befriedigt werden mußten. Es galt nachſinnen, fragen, anſchaffen, und das alles ließ trübe Gedanken nicht aufkommen. Am Tage vor Heiligabend trafen Geſchenke von den Eltern aus Hohen-Cremmen ein, und mit in die Kiſte waren allerhand Kleinigkeiten aus dem Kantorhauſe gepackt: wunderſchöne Reinetten von einem Baum, den Effi und Jahnke vor mehreren Jahren gemeinſchaftlich okuliert hatten, und dazu braune Puls- und Kniewärmer von Bertha und Hertha. Hulda ſchrieb nur wenige Zeilen, weil ſie, wie ſie ſich entſchuldigte, für X. noch eine Reiſedecke zu ſtricken habe. „Was einfach nicht wahr iſt,“ ſagte Effi. „Ich wette, X. exiſtiert gar nicht. Daß ſie nicht davon laſſen kann, ſich mit Anbetern zu umgeben, die nicht da ſind!“

Und ſo kam Heiligabend heran.

Innſtetten ſelbſt baute auf für ſeine junge Frau, der Baum brannte und ein kleiner Engel ſchwebte oben in Lüften. Auch eine Krippe war da mit hübſchen Transparenten und Inſchriften, deren eine ſich, in leiſer Andeutung, auf ein dem Innſtetten'ſchen Hauſe für nächſtes Jahr bevorſtehendes Ereignis bezog. Effi las es und errötete. Dann ging ſie auf Innſtetten zu, um ihm zu danken, aber eh' ſie dies konnte, flog, nach altpommerſchem Weihnachtsbrauch, ein Julklapp in den Hausflur: eine große Kiſte, drin eine Welt von Dingen ſteckte. Zuletzt fand man die Hauptſache, ein zierliches, mit allerlei japaniſchen Bildchen überklebtes Morſellenkäſtchen, deſſen eigentlichem Inhalt auch noch ein Zettelchen beigegeben war. Es hieß da:

Drei Könige kamen zum Heiligenchriſt,
Mohrenkönig einer geweſen iſt; —
Ein Mohrenapothekerlein
Erſcheinet heute mit Spezerein,
Doch ſtatt Weihrauch und Myrrhen, die nicht zur Stelle,
Bringt er Piſtazien- und Mandel-Morſelle.

Effi las es zwei-, dreimal und freute ſich darüber. „Die Huldigungen eines guten Menſchen haben doch etwas beſonders Wohlthuendes. Meinſt Du nicht auch, Geert?“

„Gewiß meine ich das. Es iſt eigentlich das einzige, was einem Freude macht oder wenigſtens Freude machen ſollte. Denn jeder ſteckt noch ſo nebenher in allerhand dummem Zeuge drinn. Ich auch. Aber freilich, man iſt wie man iſt.“

Der erſte Feiertag war Kirchtag, am zweiten war man bei Borcke's draußen, alles zugegen, mit Ausnahme von Graſenabb's, die nicht kommen wollten, „weil Sidonie nicht da ſei“, was man als Entſchuldigung allſeitig ziemlich ſonderbar fand. Einige tuſchelten ſogar: „Umgekehrt; gerade deshalb hätten ſie kommen ſollen.“ Am Sylveſter war Reſſourcenball, auf dem Effi nicht fehlen durfte und auch nicht wollte, denn der Ball gab ihr Gelegenheit, endlich einmal die ganze Stadtflora beiſammen zu ſehen. Johanna hatte mit den Vorbereitungen zum Ballſtaate für ihre Gnäd'ge vollauf zu thun, Gieshübler, der, wie alles, ſo auch ein Treibhaus hatte, ſchickte Kamelien, und Innſtetten, ſo knapp bemeſſen die Zeit für ihn war, fuhr am Nachmittage noch über Land nach Papenhagen, wo drei Scheunen abgebrannt waren.

Es war ganz ſtill im Hauſe. Chriſtel, beſchäftigungslos, hatte ſich ſchläfrig eine Fußbank an den Herd gerückt, und Effi zog ſich in ihr Schlafzimmer zurück, wo ſie ſich, zwiſchen Spiegel und Sofa, an einen kleinen, eigens zu dieſem Zweck zurecht gemachten Schreibtiſch ſetzte, um von hier aus an die Mama zu ſchreiben, der ſie für Weihnachtsbrief und Weihnachtsgeſchenke bis dahin bloß in einer Karte gedankt, ſonſt aber ſeit Wochen keine Nachricht gegeben hatte.

„Keſſin, 31. Dezember. Meine liebe Mama! Das wird nun wohl ein langer Schreibebrief werden, denn ich habe — die Karte rechnet nicht — lange nichts von mir hören laſſen. Als ich das letztemal ſchrieb, ſteckte ich noch in den Weihnachtsvorbereitungen, jetzt liegen die Weihnachtstage ſchon zurück. Innſtetten und mein guter Freund Gieshübler hatten alles aufgeboten, mir den heiligen Abend ſo angenehm wie möglich zu machen, aber ich fühlte mich doch ein wenig einſam und bangte mich nach Euch. Überhaupt, ſo viel Urſache ich habe, zu danken und froh und glücklich zu ſein, ich kann ein Gefühl des Alleinſeins nicht ganz los werden, und wenn ich mich früher, vielleicht mehr als nötig, über Hulda's ewige Gefühlsthräne moquiert habe, ſo werde ich jetzt dafür beſtraft und habe ſelber mit dieſer Thräne zu kämpfen. Denn Innſtetten darf es nicht ſehen. Ich bin aber ſicher, daß das alles beſſer werden wird, wenn unſer Hausſtand ſich mehr belebt, und das wird der Fall ſein, meine liebe Mama. Was ich neulich andeutete, das iſt nun Gewißheit, und Innſtetten bezeugt mir täglich ſeine Freude darüber. Wie glücklich ich ſelber im Hinblick darauf bin, brauche ich nicht erſt zu verſichern, ſchon weil ich dann Leben und Zerſtreuung um mich her haben werde oder, wie Geert ſich ausdrückt, „ein liebes Spielzeug“. Mit dieſem Worte wird er wohl recht haben, aber er ſollte es lieber nicht gebrauchen, weil es mir immer einen kleinen Stich giebt und mich daran erinnert, wie jung ich bin, und daß ich noch halb in die Kinderſtube gehöre. Dieſe Vorſtellung verläßt mich nicht (Geert meint, es ſei krankhaft), und bringt es zu Wege, daß das, was mein höchſtes Glück ſein ſollte, doch faſt noch mehr eine beſtändige Verlegenheit für mich iſt. Ja, meine liebe Mama, als die guten Flemming'ſchen Damen ſich neulich nach allem Möglichen erkundigten, war mir zu Mut, als ſtünd' ich ſchlecht vorbereitet in einem Examen, und ich glaube auch, daß ich recht dumm geantwortet habe. Verdrießlich war ich auch. Denn manches, was wie Teilnahme ausſieht, iſt doch bloß Neugier und wirkt um ſo zudringlicher, als ich ja noch lange, bis in den Sommer hinein, auf das frohe Ereignis zu warten habe. Ich denke, die erſten Julitage. Dann mußt Du kommen oder noch beſſer, ſobald ich einigermaßen wieder bei Wege bin, komme ich, nehme hier Urlaub und mache mich auf nach Hohen-Cremmen. Ach, wie ich mich darauf freue und auf die havelländiſche Luft — hier iſt es faſt immer rauh und kalt — und dann jeden Tag eine Fahrt ins Luch, alles rot und gelb, und ich ſehe ſchon, wie das Kind die Hände danach ſtreckt, denn es wird doch wohl fühlen, daß es eigentlich da zu Hauſe iſt. Aber das ſchreibe ich nur Dir. Innſtetten darf nicht davon wiſſen, und auch Dir gegenüber muß ich mich wie entſchuldigen, daß ich mit dem Kinde nach Hohen-Cremmen will und mich heute ſchon anmelde, ſtatt Dich, meine liebe Mama, dringend und herzlich nach Keſſin hin einzuladen, das ja doch jeden Sommer fünfzehnhundert Badegäſte hat und Schiffe mit allen möglichen Flaggen und ſogar ein Dünenhotel. Aber daß ich ſo wenig Gaſtlichkeit zeige, das macht nicht, daß ich ungaſtlich wäre, ſo ſehr bin ich nicht aus der Art geſchlagen, das macht einfach unſer landrätliches Haus, das, ſo viel Hübſches und Apartes es hat, doch eigentlich gar kein richtiges Haus iſt, ſondern nur eine Wohnung für zwei Menſchen, und auch das kaum, denn wir haben nicht einmal ein Eßzimmer, was doch genant iſt, wenn ein paar Perſonen zu Beſuch ſich einſtellen. Wir haben freilich noch Räumlichkeiten im erſten Stock, einen großen Saal und vier kleine Zimmer, aber ſie haben alle etwas wenig Einladendes, und ich würde ſie Rumpelkammern nennen, wenn ſich etwas Gerümpel darin vorfände; ſie ſind aber ganz leer, ein paar Binſenſtühle abgerechnet, und machen, das Mindeſte zu ſagen, einen ſehr ſonderbaren Eindruck. Nun wirſt Du wohl meinen, das alles ſei ja leicht zu ändern. Aber es iſt nicht zu ändern; denn das Haus, das wir bewohnen, iſt . . . iſt ein Spukhaus; da iſt es heraus. Ich beſchwöre Dich übrigens, mir auf dieſe meine Mitteilung nicht zu antworten, denn ich zeige Innſtetten immer Eure Briefe, und er wäre außer ſich, wenn er erführe, daß ich Dir das geſchrieben. Ich hätte es auch nicht gethan und zwar um ſo weniger, als ich ſeit vielen Wochen in Ruhe geblieben bin und aufgehört habe, mich zu ängſtigen; aber Johanna ſagt mir, es käme immer 'mal wieder, namentlich wenn wer Neues im Hauſe erſchiene. Und ich kann Dich doch einer ſolchen Gefahr oder, wenn das zu viel geſagt iſt, einer ſolchen eigentümlichen und unbequemen Störung nicht ausſetzen! Mit der Sache ſelber will ich Dich heute nicht behelligen, jedenfalls nicht ausführlich. Es iſt eine Geſchichte von einem alten Kapitän, einem ſogenannten Chinafahrer, und ſeiner Enkelin, die mit einem hieſigen jungen Kapitän eine kurze Zeit verlobt war und an ihrem Hochzeitstage plötzlich verſchwand. Das möchte hingeh'n. Aber was wichtiger iſt, ein junger Chineſe, den ihr Vater aus China mit zurückgebracht hatte und der erſt der Diener und dann der Freund des Alten war, der ſtarb kurze Zeit danach und iſt an einer einſamen Stelle neben dem Kirchhof begraben worden. Ich bin neulich da vorüber gefahren, wandte mich aber raſch ab und ſah nach der andern Seite, weil ich glaube, ich hätte ihn ſonſt auf dem Grabe ſitzen ſehen. Denn ach, meine liebe Mama, ich habe ihn einmal wirklich geſehen, oder es iſt mir wenigſtens ſo vorgekommen, als ich feſt ſchlief und Innſtetten auf Beſuch beim Fürſten war. Es war ſchrecklich; ich möchte ſo 'was nicht wieder erleben. Und in ein ſolches Haus, ſo hübſch es ſonſt iſt (es iſt ſonderbarer Weiſe gemütlich und unheimlich zugleich), kann ich Dich doch nicht gut einladen. Und Innſtetten, trotzdem ich ihm ſchließlich in vielen Stücken zuſtimmte, hat ſich dabei, ſo viel möcht' ich ſagen dürfen, auch nicht ganz richtig benommen. Er verlangte von mir, ich ſolle das alles als alten Weiberunſinn anſehen und darüber lachen, aber mit einemmal ſchien er doch auch wieder ſelber daran zu glauben, und ſtellte mir zugleich die ſonderbare Zumutung, einen ſolchen Hausſpuk als etwas Vornehmes und Altadliges anzuſehen. Das kann ich aber nicht und will es auch nicht. Er iſt in dieſem Punkte, ſo gütig er ſonſt iſt, nicht gütig und nachſichtig genug gegen mich. Denn daß es etwas damit iſt, das weiß ich von Johanna und weiß es auch von unſerer Frau Kruſe. Das iſt nämlich unſere Kutſcherfrau, die mit einem ſchwarzen Huhn beſtändig in einer überheizten Stube ſitzt. Dies allein ſchon iſt ängſtlich genug. Und nun weißt Du, warum ich kommen will, wenn es erſt ſo weit iſt. Ach, wäre es nur erſt ſo weit. Es ſind ſo viele Gründe, warum ich es wünſche. Heute abend haben wir Sylveſterball, und Gieshübler — der einzig nette Menſch hier, trotzdem er eine hohe Schulter hat, oder eigentlich ſchon etwas mehr — Gieshübler hat mir Kamelien geſchickt. Ich werde doch vielleicht tanzen. Unſer Arzt ſagt, es würde mir nichts ſchaden, im Gegenteil. Und Innſtetten, was mich faſt überraſchte, hat auch eingewilligt. Und nun grüße und küſſe Papa und all' die andern Lieben. Glückauf zum neuen Jahr. Deine Effi."

Dreizehntes Kapitel.

Der Sylveſterball hatte bis an den frühen Morgen gedauert, und Effi war ausgiebig bewundert worden, freilich nicht ganz ſo anſtandslos wie das Kamelienboukett, von dem man wußte, daß es aus dem Gieshübler'ſchen Treibhauſe kam. Im übrigen blieb auch nach dem Sylveſterball alles beim alten, kaum daß Verſuche geſellſchaftlicher Annäherung gemacht worden wären, und ſo kam es denn, daß der Winter als recht lange dauernd empfunden wurde. Beſuche ſeitens der benachbarten Adelsfamilien fanden nur ſelten ſtatt, und dem pflichtſchuldigen Gegenbeſuche ging in einem halben Trauertone jedesmal die Bemerkung voraus: „Ja, Geert, wenn es durchaus ſein muß, aber ich vergehe vor Langerweile.“ Worte, denen Innſtetten nur immer zuſtimmte. Was an ſolchen Beſuchsnachmittagen über Familie, Kinder, auch Landwirtſchaft geſagt wurde, mochte gehen; wenn dann aber die kirchlichen Fragen an die Reihe kamen und die mitanweſenden Paſtoren wie kleine Päpſte behandelt wurden, oder ſich auch wohl ſelbſt als ſolche anſahen, dann riß Effi der Faden der Geduld, und ſie dachte mit Wehmut an Niemeyer, der immer zurückhaltend und anſpruchslos war, trotzdem es bei jeder größeren Feierlichkeit hieß, er habe das Zeug, an den „Dom“ berufen zu werden. Mit den Borcke's, den Flemming's, den Graſenabb's, ſo freundlich die Familien, von Sidonie Graſenabb abgeſehen, geſinnt waren — es wollte mit allen nicht ſo recht gehen, und es hätte mit Freude, Zerſtreuung und auch nur leidlichem ſich behaglich-fühlen manchmal recht ſchlimm geſtanden, wenn Gieshübler nicht geweſen wäre. Der ſorgte für Effi, wie eine kleine Vorſehung, und ſie wußte es ihm auch Dank. Natürlich war er, neben allem anderen, auch ein eifriger und aufmerkſamer Zeitungsleſer, ganz zu geſchweigen, daß er an der Spitze des Journalzirkels ſtand, und ſo verging denn faſt kein Tag, wo nicht Mirambo ein großes, weißes Kouvert gebracht hätte, mit allerhand Blättern und Zeitungen, in denen die betreffenden Stellen angeſtrichen waren, meiſt eine kleine, feine Bleiſtiftlinie, mitunter aber auch dick mit Blauſtift und ein Ausrufungs- oder Fragezeichen daneben. Und dabei ließ er es nicht bewenden; er ſchickte auch Feigen und Datteln, Chokoladentafeln in Satineepapier und ein rotes Bändchen drum, und wenn etwas beſonders Schönes in ſeinem Treibhaus blühte, ſo brachte er es ſelbſt und hatte dann eine glückliche Plauderſtunde mit der ihm ſo ſympathiſchen jungen Frau, für die er alle ſchönen Liebesgefühle durch- und nebeneinander hatte, die des Vaters und Onkels, des Lehrers und Verehrers. Effi war gerührt von dem allen und ſchrieb öfters darüber nach Hohen-Cremmen, ſo daß die Mama ſie mit ihrer „Liebe zum Alchymiſten“ zu necken begann; aber dieſe wohlgemeinten Neckereien verfehlten ihren Zweck, ja berührten ſie beinahe ſchmerzlich, weil ihr, wenn auch unklar, dabei zum Bewußtſein kam, was ihr in ihrer Ehe eigentlich fehlte: Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerkſamkeiten. Innſtetten war lieb und gut, aber ein Liebhaber war er nicht. Er hatte das Gefühl, Effi zu lieben, und das gute Gewiſſen, daß es ſo ſei, ließ ihn von beſonderen Anſtrengungen abſehen. Es war faſt zur Regel geworden, daß er ſich, wenn Friedrich die Lampe brachte, aus ſeiner Frau Zimmer in ſein eigenes zurückzog. „Ich habe da noch eine verzwickte Geſchichte zu erledigen.“ Und damit ging er. Die Portiere blieb freilich zurückgeſchlagen, ſo daß Effi das Blättern in dem Aktenſtück oder das Kritzeln ſeiner Feder hören konnte, aber das war auch alles. Rollo kam dann wohl und legte ſich vor ſie hin auf den Kaminteppich, als ob er ſagen wolle: „Muß nur 'mal wieder nach Dir ſehen; ein anderer thut's doch nicht." Und dann beugte ſie ſich nieder und ſagte leiſe: „Ja, Rollo, wir ſind allein." Um neun erſchien dann Innſtetten wieder zum Thee, meiſt die Zeitung in der Hand, ſprach vom Fürſten, der wieder viel Ärger habe, zumal über dieſen Eugen Richter, deſſen Haltung und Sprache ganz unqualifizierbar ſeien, und ging dann die Ernennungen und Ordensverleihungen durch, von denen er die meiſten beanſtandete. Zuletzt ſprach er von den Wahlen, und daß es ein Glück ſei, einem Kreiſe vorzuſtehen, in dem es noch Reſpekt gäbe. War er damit durch, ſo bat er Effi, daß ſie 'was ſpiele, aus Lohengrin oder aus der Walküre, denn er war ein Wagner-Schwärmer. Was ihn zu dieſem hinübergeführt hatte, war ungewiß; einige ſagten ſeine Nerven, denn ſo nüchtern er ſchien, eigentlich war er nervös; andere ſchoben es auf Wagner's Stellung zur Judenfrage. Wahrſcheinlich hatten beide recht. Um zehn war Innſtetten dann abgeſpannt und erging ſich in ein paar wohlgemeinten, aber etwas müden Zärtlichkeiten, die ſich Effi gefallen ließ, ohne ſie recht zu erwidern.

* * *

So verging der Winter, der April kam, und in dem Garten hinter dem Hofe begann es zu grünen, worüber ſich Effi freute; ſie konnte gar nicht abwarten, daß der Sommer komme mit ſeinen Spaziergängen am Strand und ſeinen Badegäſten. Wenn ſie ſo zurückblickte, der Trippelli-Abend bei Gieshübler und dann der Sylveſterball, ja, das ging, das war etwas Hübſches geweſen; aber die Monate, die dann gefolgt waren, die hatten doch viel zu wünſchen übrig gelaſſen, und vor allem waren ſie ſo monoton geweſen, daß ſie ſogar 'mal an die Mama geſchrieben hatte: „Kannſt Du Dir denken, Mama, daß ich mich mit unſrem Spuk beinah' ausgeſöhnt habe? Natürlich die ſchreckliche Nacht, wo Geert drüben beim Fürſten war, die möcht' ich nicht noch einmal durchmachen, nein, gewiß nicht; aber immer das Alleinſein und ſo gar nichts erleben, das hat doch auch ſein Schweres, und wenn ich dann in der Nacht aufwache, dann horche ich mitunter hinauf, ob ich nicht die Schuhe ſchleifen höre, und wenn alles ſtill bleibt, ſo bin ich faſt wie enttäuſcht und ſage mir: wenn es doch nur wiederkäme, nur nicht zu arg und nicht zu nah.“

Das war im Februar, daß Effi ſo ſchrieb, und nun war beinahe Mai. Drüben in der Plantage belebte ſich's ſchon wieder, und man hörte die Finken ſchlagen. Und in derſelben Woche war es auch, daß die Störche kamen, und einer ſchwebte langſam über ihr Haus hin und ließ ſich dann auf einer Scheune nieder, die neben Utpatel's Mühle ſtand. Das war ſeine alte Raſtſtätte. Auch über dies Ereignis berichtete Effi, die jetzt überhaupt häufiger nach Hohen-Cremmen ſchrieb, und es war in demſelben Briefe, daß es am Schluſſe hieß: „Etwas, meine liebe Mama, hätte ich beinah' vergeſſen: den neuen Landwehrbezirkskommandeur, den wir nun ſchon beinah' vier Wochen hier haben. Ja, haben wir ihn wirklich? Das iſt die Frage, und eine Frage von Wichtigkeit dazu, ſo ſehr Du darüber lachen wirſt und auch lachen mußt, weil Du den geſellſchaftlichen Notſtand nicht kennſt, in dem wir uns nach wie vor befinden. Oder wenigſtens ich, die ich mich mit dem Adel hier nicht gut zurecht finden kann. Vielleicht meine Schuld. Aber das iſt gleich. Thatſache bleibt: Notſtand, und deshalb ſah ich, durch all' dieſe Winterwochen hin, dem neuen Bezirkskommandeur wie einem Troſt- und Rettungsbringer entgegen. Sein Vorgänger war ein Greuel, von ſchlechten Manieren und noch ſchlechteren Sitten, und zum Überfluß auch noch immer ſchlecht bei Kaſſe. Wir haben all' die Zeit über unter ihm gelitten, Innſtetten noch mehr als ich, und als wir Anfang April hörten, Major von Crampas ſei da, das iſt nämlich der Name des neuen, da fielen wir uns in die Arme, als könne uns nun nichts Schlimmes mehr in dieſem lieben Keſſin paſſieren. Aber, wie ſchon kurz erwähnt, es ſcheint, trotzdem er da iſt, wieder nichts werden zu wollen. Crampas iſt verheiratet, zwei Kinder von zehn und acht Jahren, die Frau ein Jahr älter als er, alſo ſagen wir fünfundvierzig. Das würde nun an und für ſich nicht viel ſchaden, warum ſoll ich mich nicht mit einer mütterlichen Freundin wundervoll unterhalten können? Die Trippelli war auch nahe an Dreißig, und es ging ganz gut. Aber mit der Frau von Crampas, übrigens keine Geborne, kann es nichts werden. Sie iſt immer verſtimmt, beinahe melancholiſch (ähnlich wie unſere Frau Kruſe, an die ſie mich überhaupt erinnert) und das alles aus Eiferſucht. Er, Crampas, ſoll nämlich ein Mann vieler Verhältniſſe ſein, ein Damenmann, etwas was mir immer lächerlich iſt und mir auch in dieſem Falle lächerlich ſein würde, wenn er nicht, um eben ſolcher Dinge willen, ein Duell mit einem Kameraden gehabt hätte. Der linke Arm wurde ihm dicht unter der Schulter zerſchmettert, und man ſieht es ſofort, trotzdem die Operation, wie mir Innſtetten erzählt (ich glaube, ſie nennen es Reſektion, damals noch von Wilms ausgeführt), als ein Meiſterſtück der

Kunſt gerühmt wurde. Beide, Herr und Frau von Crampas, waren vor vierzehn Tagen bei uns, um uns ihren Beſuch zu machen; es war eine ſehr peinliche Situation, denn Frau von Crampas beobachtete ihren Mann ſo, daß er in eine halbe und ich in eine ganze Verlegenheit kam. Daß er ſelbſt ſehr anders ſein kann, ausgelaſſen und übermütig, davon überzeugte ich mich, als er vor drei Tagen mit Innſtetten allein war, und ich, von meinem Zimmer her, dem Gang ihrer Unterhaltung folgen konnte. Nachher ſprach auch ich ihn. Vollkommener Kavalier, ungewöhnlich gewandt. Innſtetten war während des Krieges in derſelben Brigade mit ihm, und ſie haben ſich im Norden von Paris bei Graf Gröben öfter geſehen. Ja, meine liebe Mama, das wäre nun alſo etwas geweſen, um in Keſſin neues Leben beginnen zu können; er, der Major, hat auch nicht die pommerſchen Vorurteile, trotzdem er in Schwediſch-Pommern zu Hauſe ſein ſoll. Aber die Frau! Ohne ſie geht es natürlich nicht, und mit ihr erſt recht nicht.“

* * *

Effi hatte ganz recht gehabt, und es kam wirklich zu keiner weiteren Annäherung mit dem Crampas'ſchen Paare. Man ſah ſich 'mal bei der Borcke'ſchen Familie draußen, ein andermal ganz flüchtig auf dem Bahnhof und wenige Tage ſpäter auf einer Boot- und Vergnügungsfahrt, die nach einem am Breitling gelegenen großen Buchen- und Eichenwalde, der „der Schnatermann“ hieß, gemacht wurde; es kam aber über kurze Begrüßungen nicht hinaus, und Effi war froh, als Anfang Juni die Saiſon ſich ankündigte. Freilich fehlte es noch an Badegäſten, die vor Johanni überhaupt nur in Einzelexemplaren einzutreffen pflegten, aber ſchon die Vorbereitungen waren eine Zerſtreuung. In der Plantage wurden Karuſſell und Scheibenſtände hergerichtet, die Schiffersleute kalfaterten und ſtrichen ihre Boote, jede kleine Wohnung erhielt neue Gardinen, und die Zimmer, die feucht lagen, alſo den Schwamm unter der Diele hatten, wurden ausgeſchwefelt und dann gelüftet.

Auch in Effi's eigener Wohnung, freilich um eines anderen Ankömmlings als der Badegäſte willen, war alles in einer gewiſſen Erregung; ſelbſt Frau Kruſe wollte mitthun, ſo gut es ging. Aber davor erſchrak Effi lebhaft und ſagte: „Geert, daß nur die Frau Kruſe nichts anfaßt; da kann nichts werden, und ich ängſtige mich ſchon gerade genug.“ Innſtetten verſprach auch alles, Kriſtel und Johanna hätten ja Zeit genug, und um ſeiner jungen Frau Gedanken überhaupt in eine andere Richtung zu bringen, ließ er das Thema der Vorbereitungen ganz fallen und fragte ſtatt deſſen, ob ſie denn ſchon bemerkt habe, daß drüben ein Badegaſt eingezogen ſei, nicht gerade der erſte, aber doch einer der erſten.

„Ein Herr?“

„Nein, eine Dame, die ſchon früher hier war, jedesmal in derſelben Wohnung. Und ſie kommt immer ſo früh, weil ſie's nicht leiden kann, wenn alles ſchon ſo voll iſt.“

„Das kann ich ihr nicht verdenken. Und wer iſt es denn?

„Die verwitwete Regiſtrator Rode.“

„Sonderbar. Ich habe mir Regiſtratorwitwen immer arm gedacht.“

„Ja,“ lachte Innſtetten, „das iſt die Regel. Aber hier haſt Du eine Ausnahme. Jedenfalls hat ſie mehr als ihre Witwenpenſion. Sie kommt immer mit viel Gepäck, unendlich viel mehr als ſie gebraucht, und ſcheint überhaupt eine ganz eigene Frau, wunderlich, kränklich und namentlich ſchwach auf den Füßen. Sie mißtraut ſich deshalb auch und hat immer eine ältliche Dienerin um ſich, die kräftig genug iſt, ſie zu ſchützen oder ſie zu tragen, wenn ihr 'was paſſiert. Diesmal hat ſie eine neue. Aber doch auch wieder eine ganz ramaſſierte Perſon, ähnlich wie die Trippelli, nur noch ſtärker.“

„O, die hab' ich ſchon geſehen. Gute braune

Augen, die einen treu und zuverſichtlich anſehen. Aber ein klein bißchen dumm.“

„Richtig, das iſt ſie.“

* * *

Das war Mitte Juni, daß Innſtetten und Effi dies Geſpräch hatten. Von da ab brachte jeder Tag Zuzug, und nach dem Bollwerk hin ſpazieren gehen, um daſelbſt die Ankunft des Dampfſchiffes abzuwarten, wurde, wie immer um dieſe Zeit, eine Art Tagesbeſchäftigung für die Keſſiner. Effi freilich, weil Innſtetten ſie nicht begleiten konnte, mußte darauf verzichten, aber ſie hatte doch wenigſten die Freude, die nach dem Strand und dem Strandhotel hinausführende, ſonſt ſo menſchenleere Straße ſich beleben zu ſehen, und war denn auch, um immer wieder Zeuge davon zu ſein, viel mehr als ſonſt in ihrem Schlafzimmer, von deſſen Fenſtern aus ſich alles am beſten beobachten ließ. Johanna ſtand dann neben ihr und gab Antwort auf ziemlich alles, was ſie wiſſen wollte; denn da die meiſten alljährlich wiederkehrende Gäſte waren, ſo konnte das Mädchen nicht bloß die Namen nennen, ſondern mitunter auch eine Geſchichte dazu geben.

Das alles war unterhaltlich und erheiternd für Effi. Grade am Johannistage aber traf es ſich, daß kurz vor elf Uhr Vormittags, wo ſonſt der Verkehr vom Dampfſchiff her am bunteſten vorüberflutete, ſtatt der mit Ehepaaren, Kindern und Reiſekoffern beſetzten Droſchken, aus der Mitte der Stadt her ein ſchwarz verhangener Wagen (dem ſich zwei Trauerkutſchen anſchloſſen) die zur Plantage führende Straße herunter kam und vor dem der landrätlichen Wohnung gegenüber gelegenen Hauſe hielt. Die verwitwete Frau Regiſtrator Rode war nämlich drei Tage vorher geſtorben, und nach Eintreffen der in aller Kürze benachrichtigten Berliner Verwandten, war ſeitens eben dieſer beſchloſſen worden, die Tote nicht nach Berlin hin überführen, ſondern auf dem Keſſiner Dünenkirchhof begraben zu wollen. Effi ſtand am Fenſter und ſah neugierig auf die ſonderbar feierliche Szene, die ſich drüben abſpielte. Die zum Begräbnis von Berlin her Eingetroffenen waren zwei Neffen mit ihren Frauen, alle gegen Vierzig, etwas mehr oder weniger, und von beneidenswert geſunder Geſichtsfarbe. Die Neffen, in gut ſitzenden Fracks, konnten paſſieren, und die nüchterne Geſchäftsmäßigkeit, die ſich in ihrem geſamten Thun ausdrückte, war im Grunde mehr kleidſam als ſtörend. Aber die beiden Frauen! Sie waren ganz erſichtlich bemüht, den Keſſinern zu zeigen, was eigentlich Trauer ſei, und trugen denn auch lange, bis an die

Erde reichende ſchwarze Kreppſchleier, die zugleich ihr Geſicht verhüllten. Und nun wurde der Sarg, auf dem einige Kränze und ſogar ein Palmenwedel lagen, auf den Wagen geſtellt, und die beiden Ehepaare ſetzten ſich in die Kutſchen. In die erſte — gemeinſchaftlich mit dem einen der beiden leidtragenden Paare — ſtieg auch Lindequiſt, hinter der zweiten Kutſche aber ging die Hauswirtin, und neben dieſer die ſtattliche Perſon, die die Verſtorbene zur Aushülfe mit nach Keſſin gebracht hatte. Letztere war ſehr aufgeregt und ſchien durchaus ehrlich darin, wenn dies Aufgeregtſein auch vielleicht nicht gerade Trauer war; der ſehr heftig ſchluchzenden Hauswirtin aber, einer Witwe, ſah man dagegen faſt allzu deutlich an, daß ſie ſich beſtändig die Möglichkeit eines Extrageſchenkes berechnete, trotzdem ſie in der bevorzugten und von anderen Wirtinnen auch ſehr beneideten Lage war, die für den ganzen Sommer vermietete Wohnung noch einmal vermieten zu können.

Effi, als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, ging in ihren hinter dem Hofe gelegenen Garten, um hier, zwiſchen den Buchsbaumbeeten, den Eindruck des Lieb- und Lebloſen, den die ganze Scene drüben auf ſie gemacht hatte, wieder los zu werden. Als dies aber nicht glücken wollte, kam ihr die Luſt, ſtatt ihrer eintönigen Gartenpromenade lieber einen weiteren

Spaziergang zu machen, und zwar um ſo mehr, als ihr der Arzt geſagt hatte, viel Bewegung im Freien ſei das beſte, was ſie, bei dem, was ihr bevorſtände, thun könne. Johanna, die mit im Garten war, brachte ihr denn auch Umhang, Hut und Entoutcas, und mit einem freundlichen „Guten Tag“ trat Effi aus dem Hauſe heraus und ging auf das Wäldchen zu, neben deſſen breitem chauſſierten Mittelweg ein ſchmalerer Fußſteig auf die Dünen und das am Strand gelegene Hotel zulief. Unterwegs ſtanden Bänke, von denen ſie jede benutzte, denn das Gehen griff ſie an, und um ſo mehr, als inzwiſchen die heiße Mittagsſtunde herangekommen war. Aber wenn ſie ſaß und von ihrem bequemen Platz aus die Wagen und die Damen in Toilette beobachtete, die da hinausfuhren, ſo belebte ſie ſich wieder. Denn Heiteres ſehen, war ihr wie Lebensluſt. Als das Wäldchen aufhörte, kam freilich noch eine allerſchlimmſte Wegſtelle, Sand und wieder Sand und nirgends eine Spur von Schatten; aber glücklicherweiſe waren hier Bohlen und Bretter gelegt, und ſo kam ſie, wenn auch erhitzt und müde, doch in guter Laune bei dem Strandhotel an. Drinnen im Saal wurde ſchon gegeſſen, aber hier draußen um ſie her war alles ſtill und leer, was ihr in dieſem Augenblicke denn auch das liebſte war.

Sie ließ ſich ein Glas Sherry und eine Flaſche Biliner Waſſer bringen und ſah auf das Meer hinaus, das im hellen Sonnenlichte ſchimmerte, während es am Ufer in kleinen Wellen brandete. „Da drüben liegt Bornholm und dahinter Wisby, wovon mir Jahnke vor Zeiten immer Wunderdinge vorſchwärmte. Wisby ging ihm faſt noch über Lübeck und Wullenweber. Und hinter Wisby kommt Stockholm, wo das Stockholmer Blutbad war, und dann kommen die großen Ströme und dann das Nordkap, und dann die Mitternachtsſonne.“ Und im Augenblick erfaßte ſie eine Sehnſucht, das alles zu ſehen. Aber dann gedachte ſie wieder deſſen, was ihr ſo nahe bevorſtand, und ſie erſchrak faſt. „Es iſt eine Sünde, daß ich ſo leichtſinnig bin und ſolche Gedanken habe und mich wegträume, während ich doch an das nächſte denken müßte. Vielleicht beſtraft es ſich auch noch, und alles ſtirbt hin, das Kind und ich. Und der Wagen und die zwei Kutſchen, die halten dann nicht drüben vor dem Hauſe, die halten dann bei uns ... Nein, nein, ich mag hier nicht ſterben, ich will hier nicht begraben ſein, ich will nach Hohen-Cremmen. Und Lindequiſt, ſo gut er iſt — aber Niemeyer iſt mir lieber; er hat mich getauft und eingeſegnet und getraut, und Niemeyer ſoll mich auch begraben.“ Und dabei fiel eine Thräne auf ihre Hand. Dann aber lachte ſie wieder. „Ich lebe ja noch und bin erſt ſiebzehn, und Niemeyer iſt ſiebenundfünfzig.“

In dem Eßſaal hörte ſie das Geklapper des Geſchirrs. Aber mit einemmale war es ihr, als ob die Stühle geſchoben würden; vielleicht ſtand man ſchon auf, und ſie wollte jede Begegnung vermeiden. So erhob ſie ſich auch ihrerſeits raſch wieder von ihrem Platz, um auf einem Umweg nach der Stadt zurückzukehren. Dieſer Umweg führte ſie dicht an dem Dünenkirchhof vorüber, und weil der Thorweg des Kirchhofs gerade offen ſtand, trat ſie ein. Alles blühte hier, Schmetterlinge flogen über die Gräber hin, und hoch in den Lüften ſtanden ein paar Möven. Es war ſo ſtill und ſchön, und ſie hätte hier gleich bei den erſten Gräbern verweilen mögen; aber weil die Sonne mit jedem Augenblick heißer niederbrannte, ging ſie höher hinauf, auf einen ſchattigen Gang zu, den Hängeweiden und etliche an den Gräbern ſtehende Trauereſchen bildeten. Als ſie bis an das Ende dieſes Ganges gekommen, ſah ſie zur Rechten einen friſch aufgeworfenen Sandhügel, mit vier, fünf Kränzen darauf, und dicht daneben eine ſchon außerhalb der Baumreihe ſtehende Bank, darauf die gute, robuſte Perſon ſaß, die, an der Seite der Hauswirtin, dem Sarge der verwitweten Regiſtratorin als letzte Leidtragende gefolgt war. Effi erkannte ſie ſofort wieder und war in ihrem Herzen bewegt, die gute, treue Perſon, denn dafür mußte ſie ſie halten, in ſengender Sonnenhitze hier vorzufinden. Seit dem Begräbnis waren wohl an zwei Stunden vergangen.

„Es iſt eine heiße Stelle, die Sie ſich da ausgeſucht haben,“ ſagte Effi, „viel zu heiß. Und wenn ein Unglück kommen ſoll, dann haben Sie den Sonnenſtich.“

„Das wär' auch das beſte.“

„Wie das?“

„Dann wär' ich aus der Welt.“

„Ich meine, das darf man nicht ſagen, auch wenn man unglücklich iſt oder wenn einem wer geſtorben iſt, den man lieb hatte. Sie hatten ſie wohl ſehr lieb?“

„Ich? Die? J, Gott bewahre.“

„Sie ſind aber doch ſehr traurig. Das muß doch einen Grund haben.“

„Den hat es auch, gnädigſte Frau.“

„Kennen Sie mich?“

„Ja. Sie ſind die Frau Landrätin von drüben. Und ich habe mit der Alten immer von Ihnen geſprochen. Zuletzt konnte ſie nicht mehr, weil ſie keine rechte Luft mehr hatte, denn es ſaß ihr hier und wird wohl Waſſer geweſen ſein; aber ſo lange ſie noch reden konnte, redete ſie immerzu. Es war 'ne richtige Berlin'ſche . . ."

„Gute Frau?"

„Nein; wenn ich das ſagen wollte, müßt' ich lügen. Da liegt ſie nun, und man ſoll von einem Toten nichts Schlimmes ſagen, und erſt recht nicht, wenn er ſo kaum ſeine Ruhe hat. Na, die wird ſie ja wohl haben! Aber ſie taugte nichts und war zänkiſch und geizig, und für mich hat ſie auch nicht geſorgt. Und die Verwandtſchaft, die da geſtern von Berlin gekommen . . . gezankt haben ſie ſich bis in die ſinkende Nacht . . . na, die taugt auch nichts, die taugt erſt recht nichts. Lauter ſchlechtes Volk, happig und gierig und hartherzig, und haben mir barſch und unfreundlich und mit allerlei Redensarten meinen Lohn ausgezahlt, bloß weil ſie mußten und weil es bloß noch ſechs Tage ſind bis zum Vierteljahrserſten. Sonſt hätte ich nichts gekriegt, oder bloß halb oder bloß ein Viertel. Nichts aus freien Stücken. Und einen eingeriſſenen Fünfmarkſchein haben ſie mir gegeben, daß ich nach Berlin zurückreiſen kann; na, es reicht ſo gerade für die vierte Klaſſe, und ich werde wohl auf meinem Koffer ſitzen müſſen. Aber ich will auch gar nicht; ich will hier ſitzen bleiben und warten, bis ich ſterbe . . . Gott, ich dachte nun 'mal Ruhe zu haben und hätte auch ausgehalten bei der Alten. Und nun iſt es wieder nichts und ſoll mich wieder 'rumſtoßen laſſen. Und katholſch bin ich auch noch. Ach, ich hab' es ſatt und läg' am liebſten, wo die Alte liegt, und ſie könnte meinetwegen weiter leben ... Sie hätte gerne noch weiter gelebt; ſolche Menſchenſchikanierer, die nich 'mal Luſt haben, die leben immer am liebſten."

Rollo, der Effi begleitet hatte, hatte ſich mittlerweile vor die Perſon hingeſetzt, die Zunge weit heraus, und ſah ſie an. Als ſie jetzt ſchwieg, erhob er ſich, ging einen Schritt vor und legte ſeinen Kopf auf ihre Kniee.

Mit einemmale war die Perſon wie verwandelt. „Gott, das bedeutet mir 'was. Da is ja 'ne Kreatur, die mich leiden kann, die mich freundlich anſieht und ihren Kopf auf meine Kniee legt. Gott, das iſt lange her, daß ich ſo 'was gehabt habe. Nu, mein Alterchen, wie heißt du denn? Du biſt ja ein Prachtkerl."

„Rollo," ſagte Effi.

„Rollo; das iſt ſonderbar. Aber der Name thut nichts. Ich habe auch einen ſonderbaren Namen, das heißt Vornamen. Und einen andern hat unſereins ja nicht."

„Wie heißen Sie denn?"

„Ich heiße Roswitha."

„Ja, das iſt ſelten, das iſt ja . . ."

„Ja, ganz recht, gnädige Frau, das iſt ein katholſcher Name. Und das kommt auch noch dazu, daß ich eine Katholſche bin. Aus'n Eichsfeld. Und das Katholſche, das macht es einem immer noch ſchwerer und ſaurer. Viele wollen keine Katholſche, weil ſie ſo viel in die Kirche rennen. ‚Immer in die Beichte; und die Hauptſache ſagen ſie doch nich‘ — Gott, wie oft hab' ich das hören müſſen, erſt als ich in Giebichenſtein im Dienſt war und dann in Berlin. Ich bin aber eine ſchlechte Katholikin und bin ganz davon abgekommen, und vielleicht geht es mir deshalb ſo ſchlecht; ja, man darf nich von ſeinem Glauben laſſen und muß alles ordentlich mitmachen.“

„Roswitha,“ wiederholte Effi den Namen und ſetzte ſich zu ihr auf die Bank. „Was haben Sie nun vor?“

„Ach, gnäd'ge Frau, was ſoll ich vor haben. Ich habe gar nichts vor. Wahr und wahrhaftig, ich möchte hier ſitzen bleiben und warten, bis ich tot umfalle. Das wär' mir das liebſte. Und dann würden die Leute noch denken, ich hätte die Alte ſo geliebt wie ein treuer Hund, und hätte von ihrem Grabe nicht weg gewollt und wäre da geſtorben. Aber das iſt falſch, für ſolche Alte ſtirbt man nicht; ich will bloß ſterben, weil ich nicht leben kann.“

„Ich will Sie 'was fragen, Roswitha. Sind Sie, was man ſo ‚kinderlieb‘ nennt? Waren Sie ſchon 'mal bei kleinen Kindern?“

„Gewiß, war ich. Das iſt ja mein beſtes und ſchönſtes. Solche alte Berlin'ſche — Gott verzeih' mir die Sünde, denn ſie iſt nun tot und ſteht vor Gottes Thron und kann mich da verklagen — ſolche Alte, wie die da, ja, das iſt ſchrecklich, was man da alles thun muß, und ſteht einem hier vor Bruſt und Magen, aber ſolch' kleines, liebes Ding, ſolch' Dingelchen wie 'ne Puppe, das einen mit ſeinen Guckäugelchen anſieht, ja, das iſt 'was, da geht einem das Herz auf. Als ich in Halle war, da war ich Amme bei der Frau Salzdirektorin, und in Giebichenſtein, wo ich nachher hinkam, da hab' ich Zwillinge mit der Flaſche groß gezogen; ja, gnäd'ge Frau, das verſteh' ich, da drin bin ich wie zu Hauſe.“

„Nun, wiſſen Sie was, Roswitha, Sie ſind eine gute, treue Perſon, das ſeh' ich Ihnen an, ein bißchen gradezu, aber das ſchadet nichts, das ſind mitunter die beſten, und ich habe gleich ein Zutrauen zu Ihnen gefaßt. Wollen Sie mit zu mir kommen? Mir iſt, als hätte Gott Sie mir geſchickt. Ich erwarte nun bald ein Kleines, Gott gebe mir ſeine Hülfe dazu, und wenn das Kind da iſt, dann muß es gepflegt und abgewartet werden und vielleicht auch gepäppelt. Man kann das ja nicht wiſſen, wiewohl ich es anders wünſche. Was meinen Sie, wollen Sie mit zu mir kommen? Ich kann mir nicht denken, daß ich mich in Ihnen irre.“

Roswitha war aufgeſprungen und hatte die Hand der jungen Frau ergriffen und küßte ſie mit Ungeſtüm. „Ach, es iſt doch ein Gott im Himmel, und wenn die Not am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten. Sie ſollen ſehn, gnäd'ge Frau, es geht; ich bin eine ordentliche Perſon und habe gute Zeugniſſe. Das können Sie ſehn, wenn ich Ihnen mein Buch bringe. Gleich den erſten Tag, als ich die gnäd'ge Frau ſah, da dacht' ich: ‚ja, wenn Du 'mal ſolchen Dienſt hätteſt.‘ Und nun ſoll ich ihn haben. O Du lieber Gott, o Du heil'ge Jungfrau Maria, wer mir das geſagt hätte, wie wir die Alte hier unter der Erde hatten, und die Verwandten machten, daß ſie wieder fortkamen und mich hier ſitzen ließen.“

„Ja, unverhofft kommt oft, Roswitha, und mitunter auch im Guten. Und nun wollen wir gehen. Rollo wird ſchon ungeduldig und läuft immer auf das Thor zu.“

Roswitha war gleich bereit, trat aber noch einmal an das Grab, brummelte 'was vor ſich hin und machte ein Kreuz. Und dann gingen ſie den ſchattigen Gang hinunter und wieder auf das Kirchhofsthor zu.

Drüben lag die eingegitterte Stelle, deren weißer Stein in der Nachmittagsſonne blinkte und blitzte. Effi konnte jetzt ruhiger hinſehen. Eine Weile noch führte der Weg zwiſchen Dünen hin, bis ſie, dicht vor Utpatel's Mühle, den Außenrand des Wäldchens erreichte. Da bog ſie links ein, und unter Benutzung einer ſchräg laufenden Allee, die die „Reeperbahn" hieß, ging ſie mit Roswitha auf die landrätliche Wohnung zu.

Vierzehntes Kapitel.

Keine Viertelſtunde, ſo war die Wohnung erreicht. Als beide hier in den kühlen Flur traten, war Roswitha beim Anblick all des Sonderbaren, das da umher hing, wie befangen; Effi aber ließ ſie nicht zu weiteren Betrachtungen kommen und ſagte: „Roswitha, nun gehen Sie da hinein. Das iſt das Zimmer, wo wir ſchlafen. Ich will erſt zu meinem Manne nach dem Landratsamt hinüber — das große Haus da neben dem kleinen, in dem Sie gewohnt haben — und will ihm ſagen, daß ich Sie zur Pflege haben möchte bei dem Kinde. Er wird wohl mit allem einverſtanden ſein, aber ich muß doch erſt ſeine Zuſtimmung haben. Und wenn ich die habe, dann müſſen wir ihn ausquartieren, und Sie ſchlafen mit mir in dem Alkoven. Ich denke, wir werden uns ſchon vertragen.“

Innſtetten, als er erfuhr, um was ſich's handle, ſagte raſch und in guter Laune: „Das haſt Du recht gemacht, Effi, und wenn ihr Geſindebuch nicht zu ſchlimme Sachen ſagt, ſo nehmen wir ſie auf ihr gutes Geſicht hin. Es iſt doch, Gott ſei Dank, ſelten, daß einen das täuſcht.“

Effi war ſehr glücklich, ſo wenig Schwierigkeiten zu begegnen, und ſagte: „Nun wird es gehen. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr.“

„Um was, Effi?“

„Ach, Du weißt ja . . . Aber Einbildungen ſind das ſchlimmſte, mitunter ſchlimmer als alles.“

* * *

Roswitha zog in ſelbiger Stunde noch mit ihren paar Habſeligkeiten in das landrätliche Haus hinüber und richtete ſich in dem kleinen Alkoven ein. Als der Tag um war, ging ſie früh zu Bett und ſchlief, ermüdet wie ſie war, gleich ein.

Am andern Morgen erkundigte ſich Effi — die ſeit einiger Zeit (denn es war gerade Vollmond) wieder in Ängſten lebte — wie Roswitha geſchlafen und ob ſie nichts gehört habe?

„Was?“ fragte dieſe.

„O, nichts. Ich meine nur ſo; ſo ’was wie wenn ein Beſen fegt oder wie wenn einer über die Diele ſchlittert.“

Roswitha lachte, was auf ihre junge Herrin einen beſonders guten Eindruck machte. Effi war feſt proteſtantiſch erzogen und würde ſehr erſchrocken geweſen ſein, wenn man an und in ihr 'was Katholiſches entdeckt hätte; trotzdem glaubte ſie, daß der Katholizismus uns gegen ſolche Dinge „wie da oben“ beſſer ſchütze; ja, dieſe Betrachtung hatte bei dem Plane, Roswitha ins Haus zu nehmen, ganz erheblich mitgewirkt.

Man lebte ſich ſchnell ein, denn Effi hatte ganz den liebenswürdigen Zug der meiſten märkiſchen Landfräulein, ſich gern allerlei kleine Geſchichten erzählen zu laſſen, und die verſtorbene Frau Regiſtratorin und ihr Geiz und ihre Neffen und deren Frauen boten einen unerſchöpflichen Stoff. Auch Johanna hörte dabei gerne zu.

Dieſe, wenn Effi bei den draſtiſchen Stellen oft laut lachte, lächelte freilich und verwunderte ſich im ſtillen, daß die gnädige Frau an all dem dummen Zeuge ſo viel Gefallen finde; dieſe Verwunderung aber, die mit einem ſtarken Überlegenheitsgefühle Hand in Hand ging, war doch auch wieder ein Glück und ſorgte dafür, daß keine Rangſtreitigkeiten aufkommen konnten. Roswitha war einfach die komiſche Figur, und Neid gegen ſie zu hegen, wäre für Johanna nichts anderes geweſen, wie wenn ſie Rollo um ſeine Freundſchaftsſtellung beneidet hätte.

So verging eine Woche, plauderhaft und beinahe gemütlich, weil Effi dem, was ihr perſönlich bevorſtand, ungeängſtigter als früher entgegen ſah. Auch glaubte ſie nicht, daß es ſo nahe ſei. Den neunten Tag aber war es mit dem Plaudern und den Gemütlichkeiten vorbei; da gab es ein Laufen und Rennen, Innſtetten ſelbſt kam ganz aus ſeiner gewohnten Reſerve heraus, und am Morgen des 3. Juli ſtand neben Effi's Bett eine Wiege. Doktor Hannemann patſchelte der jungen Frau die Hand und ſagte: „Wir haben heute den Tag von Königgrätz; ſchade, daß es ein Mädchen iſt. Aber das andere kann ja nachkommen, und die Preußen haben viele Siegestage.“ Roswitha mochte wohl Ähnliches denken, freute ſich indeſſen vorläufig ganz uneingeſchränkt über das, was da war, und nannte das Kind ohne weiteres „Lütt-Annie“, was der jungen Mutter als ein Zeichen galt. „Es müſſe doch wohl eine Eingebung geweſen ſein, daß Roswitha gerade auf dieſen Namen gekommen ſei.“ Selbſt Innſtetten wußte nichts dagegen zu ſagen, und ſo wurde ſchon von Klein-Annie geſprochen, lange bevor der Tauftag da war. Effi, die von Mitte Auguſt an bei den Eltern in Hohen-Cremmen ſein wollte, hätte die Taufe gern bis dahin verſchoben. Aber es ließ ſich nicht thun; Innſtetten konnte nicht Urlaub nehmen, und ſo wurde denn der 15. Auguſt, trotzdem es der Napoleonstag war (was denn auch von ſeiten einiger Familien beanſtandet wurde), für dieſen Taufakt feſtgeſetzt, natürlich in der Kirche. Das ſich anſchließende Feſtmahl, weil das landrätliche Haus keinen Saal hatte, fand in dem großen Reſſourcen-Hotel am Bollwerk ſtatt, und der geſamte Nachbaradel war geladen und auch erſchienen. Paſtor Lindequiſt ließ Mutter und Kind in einem liebenswürdigen und allſeitig bewunderten Toaſte leben, bei welcher Gelegenheit Sidonie v. Graſenabb zu ihrem Nachbar, einem adligen Aſſeſſor von der ſtrengen Richtung, bemerkte: „Ja, ſeine Kaſualreden, das geht. Aber ſeine Predigten kann er vor Gott und Menſchen nicht verantworten; er iſt ein Halber, einer von denen, die verworfen ſind, weil ſie lau ſind. Ich mag das Bibelwort hier nicht wörtlich zitieren.“ Gleich danach nahm auch der alte Herr v. Borcke das Wort, um Innſtetten leben zu laſſen. „Meine Herrſchaften, es ſind ſchwere Zeiten, in denen wir leben, Auflehnung, Trotz, Indiſziplin, wohin wir blicken. Aber ſo lange wir noch Männer haben, und ich darf hinzuſetzen, Frauen und Mütter (und hierbei verbeugte er ſich mit einer eleganten Handbewegung gegen Effi) . . . ſo lange wir noch Männer haben wie Baron Innſtetten, den ich ſtolz bin meinen Freund nennen zu dürfen, ſo lange geht es noch, ſo lange hält unſer altes Preußen noch. Ja, meine Freunde, Pommern und Brandenburg, damit zwingen wir's und zertreten dem Drachen der Revolution das giftige Haupt. Feſt und treu, ſo ſiegen wir. Die Katholiken, unſere Brüder, die wir, auch wenn wir ſie bekämpfen, achten müſſen, haben den Felſen Petri, wir aber haben den Rocher de Bronze. Baron Innſtetten, er lebe hoch!“ Innſtetten dankte ganz kurz. Effi ſagte zu dem neben ihr ſitzenden Major v. Crampas: Das mit dem ‚Felſen Petri‘ ſei wahrſcheinlich eine Huldigung gegen Roswitha geweſen; ſie werde nachher an den alten Juſtizrat Gadebuſch herantreten und ihn fragen, ob er nicht ihrer Meinung ſei. Crampas nahm dieſe Bemerkung unerklärlicherweiſe für Ernſt und riet von einer Anfrage bei dem Juſtizrat ab, was Effi ungemein erheiterte. „Ich habe Sie doch für einen beſſeren Seelenleſer gehalten.“

„Ach, meine Gnädigſte, bei ſchönen, jungen Frauen, die noch nicht achtzehn ſind, ſcheitert alle Leſekunſt.“

„Sie verderben ſich vollends, Major. Sie können mich eine Großmutter nennen, aber Anſpielungen darauf, daß ich noch nicht achtzehn bin, das kann Ihnen nie verziehen werden.“

Als man von Tiſch aufgeſtanden war, kam der

Spätnachmittags-Dampfer die Keſſine herunter und legte an der Landungsbrücke, gegenüber dem Hotel, an. Effi ſaß mit Crampas und Gieshübler beim Kaffee, alle Fenſter auf, und ſah dem Schauſpiel drüben zu. „Morgen früh um neun führt mich dasſelbe Schiff den Fluß hinauf, und zu Mittag bin ich in Berlin, und am Abend bin ich in Hohen-Cremmen, und Roswitha geht neben mir und hält das Kind auf dem Arme. Hoffentlich ſchreit es nicht. Ach, wie mir ſchon heute zu Mute iſt! Lieber Gieshübler, ſind Sie auch 'mal ſo froh geweſen, Ihr elterliches Haus wiederzuſehen?“

„Ja, ich kenne das auch, gnädigſte Frau. Nur bloß ich brachte kein Anniechen mit, weil ich keins hatte.“

„Kommt noch,“ ſagte Crampas. „Stoßen Sie an, Gieshübler; Sie ſind der einzige vernünftige Menſch hier.“

„Aber, Herr Major, wir haben ja bloß noch den Cognac.“

„Deſto beſſer.“

Fünfzehntes Kapitel.

Mitte Auguſt war Effi abgereiſt, Ende September war ſie wieder in Keſſin. Manchmal in den zwiſchenliegenden ſechs Wochen hatte ſie's zurückverlangt; als ſie aber wieder da war und in den dunklen Flur eintrat, auf den nur von der Treppenſtiege her ein etwas fahles Licht fiel, wurde ihr mit einemmal wieder bang, und ſie ſagte leiſe: „Solch fahles, gelbes Licht giebt es in Hohen-Cremmen gar nicht.“

Ja, ein paarmal, während ihrer Hohen-Cremmer Tage, hatte ſie Sehnſucht nach dem „verwunſchenen Hauſe“ gehabt, alles in allem aber war ihr doch das Leben daheim voller Glück und Zufriedenheit geweſen. Mit Hulda freilich, die's nicht verwinden konnte, noch immer auf Mann oder Bräutigam warten zu müſſen, hatte ſie ſich nicht recht ſtellen können, deſto beſſer dagegen mit den Zwillingen, und mehr als einmal, wenn ſie mit ihnen Ball

UNIV. BIBL. BERLIN

oder Krocket geſpielt hatte, war ihr's ganz aus dem Sinn gekommen, überhaupt verheiratet zu ſein. Das waren dann glückliche Viertelſtunden geweſen. Am liebſten aber hatte ſie wie früher auf dem durch die Luft fliegenden Schaukelbrett geſtanden, und in dem Gefühle: ‚jetzt ſtürz' ich', etwas eigentümlich prickelndes, einen Schauer ſüßer Gefahr empfunden. Sprang ſie dann ſchließlich von der Schaukel ab, ſo begleitete ſie die beiden Mädchen bis an die Bank vor dem Schulhauſe und erzählte, wenn ſie da ſaßen, dem alsbald hinzukommenden alten Jahnke von ihrem Leben in Keſſin, das halb hanſeatiſch und halb ſkandinaviſch und jedenfalls ſehr anders als in Schwantikow und Hohen-Cremmen ſei.

Das waren ſo die täglichen kleinen Zerſtreuungen, an die ſich gelegentlich auch Fahrten in das ſommerliche Luch ſchloſſen, meiſt im Jagdwagen; allem voran aber ſtanden für Effi doch die Plaudereien, die ſie beinahe jeden Morgen mit der Mama hatte. Sie ſaßen dann oben in der luftigen, großen Stube, Roswitha wiegte das Kind und ſang in einem thüringiſchen Platt allerlei Wiegenlieder, die niemand recht verſtand, vielleicht ſie ſelber nicht; Effi und Frau von Brieſt aber rückten ans offene Fenſter und ſahen, während ſie ſprachen, auf den Park hinunter, auf die Sonnenuhr oder auf die Libellen, die beinahe regungslos über dem Teich ſtanden, oder auch auf den Flieſengang, wo Herr von Brieſt neben dem Treppenvorbau ſaß und die Zeitungen las. Immer wenn er umſchlug, nahm er zuvor den Kneifer ab und grüßte zu Frau und Tochter hinauf. Kam dann das letzte Blatt an die Reihe, das in der Regel der „Anzeiger für's Havelland" war, ſo ging Effi hinunter, um ſich entweder zu ihm zu ſetzen oder um mit ihm durch Garten und Park zu ſchlendern. Einmal, bei ſolcher Gelegenheit, traten ſie, von dem Kieswege her, an ein kleines, zur Seite ſtehendes Denkmal heran, das ſchon Brieſt's Großvater zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo hatte aufrichten laſſen, eine verroſtete Pyramide mit einem gegoſſenen Blücher in Front und einem dito Wellington auf der Rückſeite.

„Haſt Du nun ſolche Spaziergänge auch in Keſſin," ſagte Brieſt, „und begleitet Dich Innſtetten auch und erzählt Dir allerlei?"

„Nein, Papa, ſolche Spaziergänge habe ich nicht. Das iſt ausgeſchloſſen, denn wir haben bloß einen kleinen Garten hinter dem Hauſe, der eigentlich kaum ein Garten iſt, bloß ein paar Buchsbaumrabatten und Gemüſebeete mit drei, vier Obſtbäumen drin. Innſtetten hat keinen Sinn dafür und denkt wohl auch nicht ſehr lange mehr in Keſſin zu bleiben."

„Aber Kind, Du mußt doch Bewegung haben und friſche Luft, daran biſt Du doch gewöhnt.“

„Hab’ ich auch. Unſer Haus liegt an einem Wäldchen, das ſie die Plantage nennen. Und da geh’ ich denn viel ſpazieren und Rollo mit mir.“

„Immer Rollo,“ lachte Brieſt. „Wenn man’s nicht anders wüßte, ſo ſollte man beinah’ glauben, Rollo ſei Dir mehr ans Herz gewachſen als Mann und Kind.“

„Ach, Papa, das wäre ja ſchrecklich, wenn’s auch freilich — ſo viel muß ich zugeben — eine Zeit gegeben hat, wo’s ohne Rollo gar nicht gegangen wäre. Das war damals . . . nun, Du weißt ſchon . . . Da hat er mich ſo gut wie gerettet oder ich habe mir’s wenigſtens eingebildet, und ſeitdem iſt er mein guter Freund und mein ganz beſonderer Verlaß. Aber er iſt doch bloß ein Hund. Und erſt kommen doch natürlich die Menſchen.“

„Ja, das ſagt man immer, aber ich habe da doch ſo meine Zweifel. Das mit der Kreatur, damit hat’s doch ſeine eigene Bewandtnis, und was da das Richtige iſt, darüber ſind die Akten noch nicht geſchloſſen. Glaube mir, Effi, das iſt auch ein weites Feld. Wenn ich mir ſo denke, da verunglückt einer auf dem Waſſer oder gar auf dem ſchülbrigen Eis, und ſolch ein Hund, ſagen wir ſo einer wie Dein

Rollo, iſt dabei, ja, der ruht nicht eher, als bis er den Verunglückten wieder an Land hat. Und wenn der Verunglückte ſchon tot iſt, dann legt er ſich neben den Toten hin und blafft und winſelt ſo lange, bis wer kommt, und wenn keiner kommt, dann bleibt er bei dem Toten liegen bis er ſelber tot iſt. Und das thut ſolch' Tier immer. Und nun nimm dagegen die Menſchheit! Gott, vergieb mir die Sünde, aber mitunter iſt mir's doch, als ob die Kreatur beſſer wäre als der Menſch."

„Aber, Papa, wenn ich das Innſtetten wieder erzählte . . ."

„Nein, das thu' lieber nicht, Effi . . ."

„Rollo würde mich ja natürlich retten, aber Innſtetten würde mich auch retten. Er iſt ja ein Mann von Ehre."

„Das iſt er."

„Und liebt mich."

„Verſteht ſich, verſteht ſich. Und wo Liebe iſt, da iſt auch Gegenliebe. Das iſt nun 'mal ſo. Mich wundert nur, daß er nicht 'mal Urlaub genommen hat und 'rübergeflitzt iſt. Wenn man eine ſo junge Frau hat . . ."

Effi errötete, weil ſie gerade ſo dachte. Sie mochte es aber nicht einräumen. „Innſtetten iſt ſo gewiſſenhaft und will, glaub' ich, gut angeſchrieben ſein, und hat ſo ſeine Pläne für die Zukunft; Keſſin iſt doch bloß eine Station. Und dann am Ende, ich lauf' ihm ja nicht fort. Er hat mich ja. Wenn man zu zärtlich iſt . . . und dazu der Unterſchied der Jahre . . . da lächeln die Leute bloß."

„Ja, daß thun ſie, Effi. Aber darauf muß man's ankommen laſſen. Übrigens ſage nichts darüber, auch nicht zu Mama. Es iſt ſo ſchwer, was man thun und laſſen ſoll. Das iſt auch ein weites Feld."

* * *

Geſpräche, wie dieſe, waren während Effi's Beſuch im elterlichen Hauſe mehr als einmal geführt worden, hatten aber glücklicherweiſe nicht lange nachgewirkt, und ebenſo war auch der etwas melancholiſche Eindruck raſch verflogen, den das erſte Wiederbetreten ihres Keſſiner Hauſes auf Effi gemacht hatte. Innſtetten zeigte ſich voll kleiner Aufmerkſamkeiten, und als der Thee genommen und alle Stadt- und Liebesgeſchichten in heiterſter Stimmung durchgeſprochen waren, hing ſich Effi zärtlich an ſeinen Arm, um drüben ihre Plaudereien mit ihm fortzuſetzen und noch einige Anekdoten von der Trippelli zu hören, die neuerdings wieder mit Gieshübler in einer lebhaften Korreſpondenz geſtanden hatte, was immer gleichbedeutend mit einer neuen Belaſtung ihres nie ausgeglichenen Kontos war. Effi war bei dieſem Geſpräch ſehr ausgelaſſen, fühlte ſich ganz als junge Frau und war froh, die nach der Geſindeſtube hin ausquartierte Roswitha auf unbeſtimmte Zeit los zu ſein.

Am anderen Morgen ſagte ſie: „Das Wetter iſt ſchön und mild und ich hoffe, die Veranda nach der Plantage hinaus iſt noch in gutem Stande, und wir können uns ins Freie ſetzen und da das Frühſtück nehmen. In unſere Zimmer kommen wir ohnehin noch früh genug, und der Keſſiner Winter iſt wirklich um vier Wochen zu lang.“

Innſtetten war ſehr einverſtanden. Die Veranda, von der Effi geſprochen, und die vielleicht richtiger ein Zelt genannt worden wäre, war ſchon im Sommer hergerichtet worden, drei, vier Wochen vor Effi's Abreiſe nach Hohen-Cremmen, und beſtand aus einem großen gedielten Podium, vorn offen, mit einer mächtigen Marquiſe zu Häupten, während links und rechts breite Leinwandvorhänge waren, die ſich mit Hülfe von Ringen an einer Eiſenſtange hin und her ſchieben ließen. Es war ein reizender Platz, den ganzen Sommer über von allen Badegäſten, die hier vorüber mußten, bewundert.

Effi hatte ſich in einen Schaukelſtuhl gelehnt und ſagte, während ſie das Kaffeebrett von der Seite her ihrem Manne zuſchob: „Geert, Du könnteſt heute den liebenswürdigen Wirt machen; ich für mein Teil find' es ſo ſchön in dieſem Schaukelſtuhl, daß ich nicht aufſtehen mag. Alſo ſtrenge Dich an, und wenn Du Dich recht freuſt, mich wieder hier zu haben, ſo werd' ich mich auch zu revanchieren wiſſen." Und dabei zupfte ſie die weiße Damaſtdecke zurecht und legte ihre Hand darauf, die Innſtetten nahm und küßte.

„Wie biſt Du nur eigentlich ohne mich fertig geworden?"

„Schlecht genug, Effi."

„Das ſagſt Du ſo hin und machſt ein betrübtes Geſicht, und iſt doch eigentlich alles nicht wahr."

„Aber Effi . . ."

„Was ich Dir beweiſen will. Denn wenn Du ein bißchen Sehnſucht nach Deinem Kinde gehabt hätteſt — von mir ſelber will ich nicht ſprechen, was iſt man am Ende ſolchem hohen Herrn, der ſo lange Jahre Junggeſelle war und es nicht eilig hatte . . ."

„Nun?"

„Ja, Geert, wenn Du nur ein bißchen Sehnſucht gehabt hätteſt, ſo hätteſt Du mich nicht ſechs Wochen mutterwindallein in Hohen-Cremmen ſitzen laſſen wie eine Witwe, und nichts da als Niemeyer und Jahnke und 'mal die Schwantikower. Und von den Rathenowern iſt niemand gekommen, als ob ſie ſich vor mir gefürchtet hätten oder als ob ich zu alt geworden ſei."

„Ach, Effi, wie Du nur ſprichſt. Weißt Du, daß Du eine kleine Kokette biſt?"

„Gott ſei Dank, daß Du das ſagſt. Das iſt für Euch das beſte, was man ſein kann. Und Du biſt nichts anderes als die anderen, wenn Du auch ſo feierlich und ehrſam thuſt. Ich weiß es recht gut, Geert . . . Eigentlich biſt Du . . ."

„Nun, was?"

„Nun, ich will es lieber nicht ſagen. Aber ich kenne Dich recht gut; Du biſt eigentlich, wie der Schwantikower Onkel 'mal ſagte, ein Zärtlichkeitsmenſch und unterm Liebesſtern geboren, und Onkel Belling hatte ganz recht, als er das ſagte. Du willſt es bloß nicht zeigen und denkſt, es ſchickt ſich nicht und verdirbt einem die Karriere. Hab' ich's getroffen?"

Innſtetten lachte. „Ein bißchen getroffen haſt Du's. Weißt Du was, Effi, Du kommſt mir ganz anders vor. Bis Anniechen da war, warſt Du ein Kind. Aber mit einemmal . . ."

„Nun?"

Mit einemmal biſt Du wie vertauſcht. Aber es ſteht Dir, Du gefällſt mir ſehr, Effi. Weißt Du was?"

„Nun?"

„Du haſt 'was Verführeriſches."

„Ach, mein einziger Geert, das iſt ja herrlich, was Du da ſagſt; nun wird mir erſt recht wohl ums Herz . . . Gieb mir noch eine halbe Taſſe . . . Weißt Du denn, daß ich mir das immer gewünſcht habe. Wir müſſen verführeriſch ſein, ſonſt ſind wir gar nichts . . ."

„Haſt Du das aus Dir?"

„Ich könnt' es wohl auch aus mir haben. Aber ich hab' es von Niemeyer . . ."

„Von Niemeyer! O du himmliſcher Vater, iſt das ein Paſtor. Nein, ſolche giebt es hier nicht. Aber wie kam denn der dazu? Das iſt ja, als ob es irgend ein Don Juan oder Herzensbrecher geſprochen hätte."

„Ja, wer weiß," lachte Effi . . . „Aber kommt da nicht Crampas? Und vom Strand her. Er wird doch nicht gebadet haben? Am 27. September . . ."

„Er macht öfter ſolche Sachen. Reine Renommiſterei."

Derweilen war Crampas bis in nächſte Nähe gekommen und grüßte.

„Guten Morgen,“ rief Innſtetten ihm zu. „Nur näher, nur näher.“

Crampas trat heran. Er war in Zivil und küßte der in ihrem Schaukelſtuhl ſich weiter wiegenden Effi die Hand. „Entſchuldigen Sie mich, Major, daß ich ſo ſchlecht die Honneurs des Hauſes mache; aber die Veranda iſt kein Haus und zehn Uhr früh iſt eigentlich gar keine Zeit. Da wird man formlos, oder wenn Sie wollen intim. Und nun ſetzen Sie ſich und geben Sie Rechenſchaft von Ihrem Thun. Denn an Ihrem Haar, ich wünſchte Ihnen, daß es mehr wäre, ſieht man deutlich, daß Sie gebadet haben.“

Er nickte.

„Unverantwortlich,“ ſagte Innſtetten, halb ernſt-, halb ſcherzhaft. „Da haben Sie nun ſelber vor vier Wochen die Geſchichte mit dem Bankier Heinersdorf erlebt, der auch dachte, das Meer und der grandioſe Wellenſchlag würden ihn um ſeiner Million willen reſpektieren. Aber die Götter ſind eiferſüchtig untereinander, und Neptun ſtellte ſich ohne weiteres gegen Pluto oder doch wenigſtens gegen Heinersdorf.“

Crampas lachte. „Ja, eine Million Mark! Lieber Innſtetten, wenn ich die hätte, da hätt' ich es am Ende nicht gewagt; denn ſo ſchön das Wetter iſt, das Waſſer hatte nur neun Grad. Aber unſereins mit ſeiner Million Unterbilanz, geſtatten Sie mir dieſe kleine Renommage, unſereins kann ſich ſo 'was ohne Furcht vor der Götter Eiferſucht erlauben. Und dann muß einen das Sprichwort tröſten: ‚Wer für den Strick geboren iſt, kann im Waſſer nicht umkommen‘.“

„Aber, Major, Sie werden ſich doch nicht etwas ſo Urproſaiſches, ich möchte beinah' ſagen an den Hals reden wollen. Allerdings glauben manche, daß . . . ich meine das, wovon Sie eben geſprochen haben . . . daß ihn jeder mehr oder weniger verdiene. Trotzdem, Major . . . für einen Major . . .“

„. . . Iſt es keine herkömmliche Todesart. Zugegeben, meine Gnädigſte. Nicht herkömmlich und in meinem Falle auch nicht einmal ſehr wahrſcheinlich — alſo alles bloß Citat oder noch richtiger façon de parler. Und doch ſteckt etwas Aufrichtiggemeintes dahinter, wenn ich da eben ſagte, die See werde mir nichts anhaben. Es ſteht mir nämlich feſt, daß ich einen richtigen und hoffentlich ehrlichen Soldatentod ſterben werde. Zunächſt bloß Zigeunerprophezeiung, aber mit Reſonanz im eigenen Gewiſſen.“

Innſtetten lachte. „Das wird ſeine Schwierigkeiten haben, Crampas, wenn Sie nicht vorhaben, beim Großtürken oder unterm chineſiſchen Drachen

Dienſte zu nehmen. Da ſchlägt man ſich jetzt herum. Hier iſt die Geſchichte, glauben Sie mir, auf dreißig Jahre vorbei, und wer ſeinen Soldatentod ſterben will . . .“

„. . . Der muß ſich erſt bei Bismarck einen Krieg beſtellen. Weiß ich alles, Innſtetten. Aber das iſt doch für Sie eine Kleinigkeit. Jetzt haben wir Ende September; in zehn Wochen ſpäteſtens iſt der Fürſt wieder in Varzin, und da er ein liking für Sie hat — mit der volkstümlicheren Wendung will ich zurückhalten, um nicht direkt vor Ihren Piſtolenlauf zu kommen — ſo werden Sie einem alten Kameraden von Vionville her doch wohl ein bißchen Krieg beſorgen können. Der Fürſt iſt auch nur ein Menſch, und Zureden hilft.“

Effi hatte während dieſes Geſprächs einige Brotkügelchen gedreht, würfelte damit und legte ſie zu Figuren zuſammen, um ſo anzuzeigen, daß ihr ein Wechſel des Themas wünſchenswert wäre. Trotzdem ſchien Innſtetten auf Crampas ſcherzhafte Bemerkungen antworten zu wollen, was denn Effi beſtimmte, lieber direkt einzugreifen. „Ich ſehe nicht ein, Major, warum wir uns mit Ihrer Todesart beſchäftigen ſollen; das Leben iſt uns näher und zunächſt auch eine viel ernſtere Sache.“

Crampas nickte.

„Das iſt recht, daß Sie mir recht geben. Wie ſoll man hier leben? Das iſt vorläufig die Frage, das iſt wichtiger als alles andere. Gieshübler hat mir darüber geſchrieben, und wenn es nicht indiskret und eitel wäre, denn es ſteht noch allerlei nebenher darin, ſo zeigte ich Ihnen den Brief . . . Innſtetten braucht ihn nicht zu leſen, der hat keinen Sinn für dergleichen . . . beiläufig eine Handſchrift wie geſtochen und Ausdrucksformen, als wäre unſer Freund ſtatt am Keſſiner Alten-Markt an einem altfranzöſiſchen Hofe erzogen. Und daß er verwachſen iſt und weiße Jabots trägt wie kein anderer Menſch mehr — ich weiß nur nicht, wo er die Plätterin hernimmt — das paßt alles ſo vorzüglich. Nun, alſo Gieshübler hat mir von Plänen für die Reſſourcenabende geſchrieben und von einem Entrepreneur, Namens Crampas. Sehen Sie, Major, das gefällt mir beſſer als der Soldatentod oder gar der andere.“

„Mir perſönlich nicht minder. Und es muß ein Prachtwinter werden, wenn wir uns der Unterſtützung der gnädigen Frau verſichert halten dürfen. Die Trippelli kommt . . .“

„Die Trippelli? Dann bin ich überflüſſig.“

„Mit nichten, gnädigſte Frau. Die Trippelli kann nicht von Sonntag bis wieder Sonntag ſingen, es wäre zu viel für ſie und für uns; Abwechslung iſt des Lebens Reiz, eine Wahrheit, die freilich jede glückliche Ehe zu widerlegen ſcheint.“

„Wenn es glückliche Ehen giebt, die meinige ausgenommen ...“ und ſie reichte Innſtetten die Hand.

„Abwechslung alſo,“ fuhr Crampas fort. „Und dieſe für uns und unſere Reſſource zu gewinnen, deren Vizevorſtand zu ſein ich zur Zeit die Ehre habe, dazu braucht es aller bewährten Kräfte. Wenn wir uns zuſammenthun, ſo müſſen wir das ganze Neſt auf den Kopf ſtellen. Die Theaterſtücke ſind ſchon ausgeſucht: Krieg im Frieden, Monſieur Herkules, Jugendliebe von Wilbrandt, vielleicht auch Euphroſine von Genſichen. Sie die Euphroſine, ich der alte Goethe. Sie ſollen ſtaunen, wie gut ich den Dichterfürſten tragiere . . . wenn ‚tragieren‘ das richtige Wort iſt.“

„Kein Zweifel. Hab' ich doch inzwiſchen aus dem Briefe meines alchymiſtiſchen Geheimkorreſpondenten erfahren, daß Sie, neben vielem anderen, gelegentlich auch Dichter ſind. Anfangs habe ich mich gewundert . . .“

„Denn Sie haben es mir nicht angeſehen.“

„Nein. Aber ſeit ich weiß, daß Sie bei neun Grad baden, bin ich anderen Sinnes geworden . . . neun Grad Oſtſee, das geht über den kaſtaliſchen Quell . . .“

„Deſſen Temperatur unbekannt iſt.“

„Nicht für mich; wenigſtens wird mich niemand widerlegen. Aber nun muß ich aufſtehen. Da kommt ja Roswitha mit Lütt-Annie.“

Und ſie erhob ſich raſch und ging auf Roswitha zu, nahm ihr das Kind aus dem Arm und hielt es ſtolz und glücklich in die Höhe.

Sechzehntes Kapitel.

Die Tage waren ſchön und blieben es bis in den Oktober hinein. Eine Folge davon war, daß die halb zeltartige Veranda draußen zu ihrem Rechte kam, ſo ſehr, daß ſich wenigſtens die Vormittagsſtunden regelmäßig darin abſpielten. Gegen elf kam dann wohl der Major, um ſich zunächſt nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen und mit ihr ein wenig zu mediſieren, was er wundervoll verſtand, danach aber mit Innſtetten einen Ausritt zu verabreden, oft landeinwärts, die Keſſine hinauf bis an den Breitling, noch häufiger auf die Molen zu. Effi, wenn die Herren fort waren, ſpielte mit dem Kind oder durchblätterte die von Gieshübler nach wie vor ihr zugeſchickten Zeitungen und Journale, ſchrieb auch wohl einen Brief an die Mama oder ſagte: „Roswitha, wir wollen mit Annie ſpazieren fahren,“ und dann ſpannte ſich Roswitha vor den Korbwagen und fuhr, während Effi hinterherging, ein paar hundert Schritt in das Wäldchen hinein, auf eine Stelle zu, wo Kaſtanien ausgeſtreut lagen, die man nun auflas, um ſie dem Kinde als Spielzeug zu geben. In die Stadt kam Effi wenig; es war niemand recht da, mit dem ſie hätte plaudern können, nachdem ein Verſuch, mit der Frau von Crampas auf einen Umgangsfuß zu kommen, aufs neue geſcheitert war. Die Majorin war und blieb menſchenſcheu.

Das ging ſo wochenlang, bis Effi plötzlich den Wunſch äußerte, mit ausreiten zu dürfen; ſie habe nun 'mal die Paſſion und es ſei doch zu viel verlangt, bloß um des Geredes der Keſſiner willen, auf etwas zu verzichten, das einem ſo viel wert ſei. Der Major fand die Sache kapital und Innſtetten, dem es augenſcheinlich weniger paßte — ſo wenig, daß er immer wieder hervorhob, es werde ſich kein Damenpferd finden laſſen — Innſtetten mußte nachgeben, als Crampas verſicherte, „das ſolle ſeine Sorge ſein“. Und richtig, was man wünſchte, fand ſich auch, und Effi war ſelig, am Strande hinjagen zu können, jetzt wo „Damenbad“ und „Herrenbad“ keine ſcheidenden Schreckensworte mehr waren. Meiſt war auch Rollo mit von der Partie, und weil es ſich ein paarmal ereignet hatte, daß man am Strande zu raſten oder auch eine Strecke Wegs zu Fuß zu machen wünſchte, ſo kam man überein, ſich von entſprechender Dienerſchaft begleiten zu laſſen, zu welchem Behufe des Majors Burſche, ein alter Treptower Ulan, der Knut hieß, und Innſtetten's Kutſcher Kruſe zu Reitknechten umgewandelt wurden, allerdings ziemlich unvollkommen, indem ſie, zu Effi's Leidweſen, in eine Phantaſie-Livree geſteckt wurden, darin der eigentliche Beruf beider noch nachſpukte.

Mitte Oktober war ſchon heran, als man, ſo herausſtaffiert, zum erſtenmal in voller Kavalkade aufbrach, in Front Innſtetten und Crampas, Effi zwiſchen ihnen, dann Kruſe und Knut und zuletzt Rollo, der aber bald, weil ihm das Nachtrotten mißfiel, allen vorauf war. Als man das jetzt öde Strandhotel paſſiert und bald danach, ſich rechts haltend, auf dem von einer mäßigen Brandung überſchäumten Strandwege den diesſeitigen Molendamm erreicht hatte, verſpürte man Luſt, abzuſteigen und einen Spaziergang bis an den Kopf der Mole zu machen. Effi war die erſte aus dem Sattel. Zwiſchen den beiden Steindämmen floß die Keſſine breit und ruhig dem Meere zu, das wie eine ſonnenbeſchienene Fläche, darauf nur hier und da eine leichte Welle kräuſelte, vor ihnen lag.

Effi war noch nie hier draußen geweſen, denn als ſie vorigen November in Keſſin eintraf, war ſchon Sturmzeit, und als der Sommer kam, war ſie nicht mehr im ſtande, weite Gänge zu machen. Sie war jetzt entzückt, fand alles groß und herrlich, erging ſich in kränkenden Vergleichen zwiſchen dem Luch und dem Meer und ergriff, ſo oft die Gelegenheit dazu ſich bot, ein Stück angeſchwemmtes Holz, um es nach links hin in die See oder nach rechts hin in die Keſſine zu werfen. Rollo war immer glücklich, im Dienſte ſeiner Herrin ſich nachſtürzen zu können; mit einemmal aber wurde ſeine Aufmerkſamkeit nach einer ganz anderen Seite hin abgezogen, und ſich vorſichtig, ja beinahe ängſtlich vorwärts ſchleichend, ſprang er plötzlich auf einen in Front ſichtbar werdenden Gegenſtand zu, freilich vergeblich, denn im ſelben Augenblicke glitt von einem ſonnenbeſchienenen und mit grünem Tang überwachſenen Stein eine Robbe glatt und geräuſchlos in das nur etwa fünf Schritt entfernte Meer hinunter. Eine kurze Weile noch ſah man den Kopf, dann tauchte auch dieſer unter.

Alle waren erregt, und Crampas phantaſierte von Robbenjagd und daß man das nächſte Mal die Büchſe mitnehmen müſſe, „denn die Dinger haben ein feſtes Fell.“

„Geht nicht,“ ſagte Innſtetten; „Hafenpolizei.“

„Wenn ich ſo 'was höre,“ lachte der Major.

„Hafenpolizei! Die drei Behörden, die wir hier haben, werden doch wohl untereinander die Augen zudrücken können. Muß denn alles ſo furchtbar geſetzlich ſein? Alle Geſetzlichkeiten ſind langweilig.“

Effi klatſchte in die Hände.

„Ja, Crampas, Sie kleidet das, und Effi, wie Sie ſehen, klatſcht Ihnen Beifall. Natürlich; die Weiber ſchreien ſofort nach einem Schutzmann, aber von Geſetz wollen ſie nichts wiſſen.“

„Das iſt ſo Frauenrecht von alter Zeit her, und wir werden's nicht ändern, Innſtetten.“

„Nein,“ lachte dieſer, „und ich will es auch nicht. Auf Mohrenwäſche laſſe ich mich nicht ein. Aber einer wie Sie, Crampas, der unter der Fahne der Disziplin groß geworden iſt und recht gut weiß, daß es ohne Zucht und Ordnung nicht geht, ein Mann wie Sie, der ſollte doch eigentlich ſo 'was nicht reden, auch nicht einmal im Spaß. Indeſſen, ich weiß ſchon, Sie haben einen himmliſchen Kehrmichnichtdran und denken, der Himmel wird nicht gleich einſtürzen. Nein, gleich nicht. Aber 'mal kommt es.“

Crampas wurde einen Augenblick verlegen, weil er glaubte, das alles ſei mit einer gewiſſen Abſicht geſprochen, was aber nicht der Fall war. Innſtetten hielt nur einen ſeiner kleinen moraliſchen Vorträge, zu denen er überhaupt hinneigte. „Da lob' ich mir

Gieshübler,“ ſagte er einlenkend, „immer Kavalier und dabei doch Grundſätze.“

Der Major hatte ſich mittlerweile wieder zurechtgefunden und ſagte in ſeinem alten Ton: „Ja, Gieshübler; der beſte Kerl von der Welt und, wenn möglich, noch beſſere Grundſätze. Aber am Ende woher? warum? Weil er einen „Verdruß“ hat. Wer gerade gewachſen iſt, iſt für Leichtſinn. Überhaupt ohne Leichtſinn iſt das ganze Leben keinen Schuß Pulver wert.“

„Nun hören Sie, Crampas, gerade ſoviel kommt mitunter dabei heraus.“ Und dabei ſah er auf des Majors linken, etwas verkürzten Arm.

Effi hatte von dieſem Geſpräche wenig gehört. Sie war dicht an die Stelle getreten, wo die Robbe gelegen, und Rollo ſtand neben ihr. Dann ſahen beide, von dem Stein weg, auf das Meer und warteten, ob die ‚Seejungfrau‘ noch einmal ſichtbar werden würde.

* * *

Ende Oktober begann die Wahlkampagne, was Innſtetten hinderte, ſich ferner an den Ausflügen zu beteiligen, und auch Crampas und Effi hätten jetzt um der lieben Keſſiner willen wohl verzichten müſſen, wenn nicht Knut und Kruſe als eine Art Ehrengarde geweſen wären. So kam es, daß ſich die Spazierritte bis in den November hinein fortſetzten.

Ein Wetterumſchlag war freilich eingetreten, ein andauernder Nordweſt trieb Wolkenmaſſen heran, und das Meer ſchäumte mächtig, aber Regen und Kälte fehlten noch, und ſo waren dieſe Ausflüge bei grauem Himmel und lärmender Brandung faſt noch ſchöner, als ſie vorher bei Sonnenſchein und ſtiller See geweſen waren. Rollo jagte vorauf, dann und wann von dem Giſcht überſpritzt, und der Schleier von Effi's Reithut flatterte im Winde. Dabei zu ſprechen, war faſt unmöglich; wenn man dann aber, vom Meere fort, in die ſchutzgebenden Dünen oder noch beſſer in den weiter zurückgelegenen Kiefernwald einlenkte, ſo wurd' es ſtill, Effi's Schleier flatterte nicht mehr, und die Enge des Wegs zwang die beiden Reiter dicht nebeneinander. Das war dann die Zeit, wo man — ſchon um der Knorren und Wurzeln willen im Schritt reitend — die Geſpräche, die der Brandungslärm unterbrochen hatte, wieder aufnehmen konnte. Crampas, ein guter Causeur, erzählte dann Kriegs- und Regimentsgeſchichten, auch Anekdoten und kleine Charakterzüge von Innſtetten, der mit ſeinem Ernſt und ſeiner Zugeknöpftheit in den übermütigen Kreis der Kameraden nie recht hineingepaßt habe, ſo daß er eigentlich immer mehr reſpektiert als geliebt worden ſei."

„Das kann ich mir denken," ſagte Effi, „ein Glück nur, daß der Reſpekt die Hauptſache iſt."

„Ja, zu ſeiner Zeit. Aber er paßt doch nicht immer. Und zu dem allen kam noch ſeine myſtiſche Richtung, die mitunter Anſtoß gab, einmal weil Soldaten überhaupt nicht ſehr für derlei Dinge ſind, und dann weil wir die Vorſtellung unterhielten, vielleicht mit Unrecht, daß er doch nicht ganz ſo dazu ſtände, wie er's uns einreden wollte.“

„Myſtiſche Richtung?“ ſagte Effi. „Ja, Major, was verſtehen Sie darunter? Er kann doch keine Konventikel abgehalten und den Propheten geſpielt haben. Auch nicht einmal den aus der Oper . . . ich habe ſeinen Namen vergeſſen.“

„Nein, ſo weit ging er nicht. Aber es iſt vielleicht beſſer, davon abzubrechen. Ich möchte nicht hinter ſeinem Rücken etwas ſagen, was falſch ausgelegt werden könnte. Zudem ſind es Dinge, die ſich ſehr gut auch in ſeiner Gegenwart verhandeln laſſen, Dinge, die nur, man mag wollen oder nicht, zu 'was Sonderbarem aufgebauſcht werden, wenn er nicht dabei iſt und nicht jeden Augenblick eingreifen und uns widerlegen oder meinetwegen auch auslachen kann.“

„Aber das iſt ja grauſam, Major. Wie können Sie meine Neugier ſo auf die Folter ſpannen. Erſt iſt es 'was und dann iſt es wieder nichts. Und Myſtik! Iſt er denn ein Geiſterſeher?“

„Ein Geiſterſeher! Das will ich nicht gerade ſagen. Aber er hatte eine Vorliebe, uns Spukgeſchichten zu erzählen. Und wenn er uns dann in große Aufregung verſetzt und manchen auch wohl geängſtigt hatte, dann war es mit einemmale wieder, als habe er ſich über alle die Leichtgläubigen bloß moquieren wollen. Und kurz und gut, einmal kam es, daß ich ihm auf den Kopf zuſagte: ‚Ach was, Innſtetten, das iſt ja alles bloß Komödie. Mich täuſchen Sie nicht. Sie treiben Ihr Spiel mit uns. Eigentlich glauben Sie's grad ſo wenig wie wir, aber Sie wollen ſich intereſſant machen und haben eine Vorſtellung davon, daß Ungewöhnlichkeiten nach oben hin beſſer empfehlen. In höheren Karrieren will man keine Alltagsmenſchen. Und da Sie ſo 'was vorhaben, ſo haben Sie ſich 'was Apartes ausgeſucht und ſind bei der Gelegenheit auf den Spuk gefallen.'“

Effi ſagte kein Wort, was dem Major zuletzt bedrücklich wurde. „Sie ſchweigen, gnädigſte Frau.“

„Ja.“

„Darf ich fragen warum? Hab' ich Anſtoß gegeben? Oder finden Sie's unritterlich, einen abweſenden Freund, ich muß das trotz aller Verwahrungen einräumen, ein klein wenig zu hecheln? Aber da thun Sie mir trotz alledem Unrecht. Das alles ſoll ganz ungeniert ſeine Fortſetzung vor ſeinen Ohren haben, und ich will ihm dabei jedes Wort wiederholen, was ich jetzt eben geſagt habe.“

„Glaub' es.“ Und nun brach Effi ihr Schweigen und erzählte, was ſie alles in ihrem Hauſe erlebt und wie ſonderbar ſich Innſtetten damals dazu geſtellt habe. „Er ſagte nicht ja und nicht nein, und ich bin nicht klug aus ihm geworden.“

„Alſo ganz der Alte,“ lachte Crampas. „So war er damals auch ſchon, als wir in Liancourt und dann ſpäter in Beauvais mit ihm in Quartier lagen. Er wohnte da in einem alten biſchöflichen Palaſt — beiläufig, was Sie vielleicht intereſſieren wird, war es ein Biſchof von Beauvais, glücklicherweiſe „Cochon“ mit Namen, der die Jungfrau von Orleans zum Feuertod verurteilte — und da verging denn kein Tag, das heißt keine Nacht, wo Innſtetten nicht Unglaubliches erlebt hatte. Freilich immer nur ſo halb. Es konnte auch nichts ſein. Und nach dieſem Prinzip arbeitet er noch, wie ich ſehe.“

„Gut, gut. Und nun ein ernſtes Wort, Crampas, auf das ich mir eine ernſte Antwort erbitte: wie erklären Sie ſich dies alles?“

„Ja, meine gnädigſte Frau . . .“

„Keine Ausweichungen, Major. Dies alles iſt ſehr wichtig für mich. Er iſt Ihr Freund und ich bin Ihre Freundin. Ich will wiſſen, wie hängt dies zuſammen? Was denkt er ſich dabei?“

„Ja, meine gnädigſte Frau, Gott ſieht ins Herz, aber ein Major vom Landwehrbezirks-Kommando, der ſieht in gar nichts. Wie ſoll ich ſolche pſychologiſchen Rätſel löſen? Ich bin ein einfacher Mann.“

„Ach, Crampas, reden Sie nicht ſo thöricht. Ich bin zu jung, um eine große Menſchenkennerin zu ſein; aber ich müßte noch vor der Einſegnung und beinah' vor der Taufe ſtehen, um Sie für einen einfachen Mann zu halten. Sie ſind das Gegenteil davon, Sie ſind gefährlich . . .“

„Das Schmeichelhafteſte, was einem guten Vierziger, mit einem a. D. auf der Karte, geſagt werden kann. Und nun alſo, was ſich Innſtetten dabei denkt . . .“

Effi nickte.

„Ja, wenn ich durchaus ſprechen ſoll, er denkt ſich dabei, daß ein Mann, wie Landrat Baron Innſtetten, der jeden Tag Miniſterial-Direktor oder dergleichen werden kann (denn glauben Sie mir, er iſt hoch hinaus), daß ein Mann wie Baron Innſtetten nicht in einem gewöhnlichen Hauſe wohnen kann, nicht in einer ſolchen Kate, wie die landrätliche Wohnung, ich bitte um Vergebung, gnädigſte Frau, doch eigentlich iſt. Da hilft er denn nach. Ein

Spukhaus iſt nie 'was Gewöhnliches . . . Das iſt das Eine."

„Das Eine? mein Gott, haben Sie noch etwas?"

„Ja."

„Nun denn, ich bin ganz Ohr. Aber wenn es ſein kann, laſſen Sie's 'was Gutes ſein."

„Deſſen bin ich nicht ganz ſicher. Es iſt etwas Heikles, beinah Gewagtes, und ganz beſonders vor Ihren Ohren, gnädigſte Frau."

„Das macht mich nur um ſo neugieriger."

„Gut denn. Alſo Innſtetten, meine gnädigſte Frau, hat außer ſeinem brennenden Verlangen, es koſte was es wolle, ja, wenn es ſein muß unter Heranziehung eines Spuks, ſeine Karriere zu machen, noch eine zweite Paſſion: er operiert nämlich immer erzieheriſch, iſt der geborene Pädagog, und hätte, links Baſedow und rechts Peſtalozzi (aber doch kirchlicher als beide) eigentlich nach Schnepfenthal oder Bunzlau hingepaßt."

„Und will er mich auch erziehen? Erziehen durch Spuk?"

„Erziehen iſt vielleicht nicht das richtige Wort. Aber doch erziehen auf einem Umweg."

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Eine junge Frau iſt eine junge Frau, und ein

Landrat iſt ein Landrat. Er kutſchiert oft im Kreiſe umher, und dann iſt das Haus allein und unbewohnt. Aber ſolch Spuk iſt wie ein Cherub mit dem Schwert . . .“

„Ah, da ſind wir wieder aus dem Walde heraus,“ ſagte Effi. „Und da iſt Utpatel's Mühle. Wir müſſen nur noch an dem Kirchhof vorüber.“

Gleich danach paſſierten ſie den Hohlweg zwiſchen dem Kirchhof und der eingegitterten Stelle, und Effi ſah nach dem Stein und der Tanne hinüber, wo der Chineſe lag.

Siebzehntes Kapitel.

Es ſchlug zwei Uhr, als man zurück war. Crampas verabſchiedete ſich und ritt in die Stadt hinein, bis er vor ſeiner am Marktplatz gelegenen Wohnung hielt. Effi ihrerſeits kleidete ſich um und verſuchte zu ſchlafen; es wollte aber nicht glücken, denn ihre Verſtimmung war noch größer als ihre Müdigkeit. Daß Innſtetten ſich ſeinen Spuk parat hielt, um ein nicht ganz gewöhnliches Haus zu bewohnen, das mochte hingehen, das ſtimmte zu ſeinem Hange, ſich von der großen Menge zu unterſcheiden; aber das andere, daß er den Spuk als Erziehungsmittel brauchte, das war doch arg und beinahe beleidigend. Und „Erziehungsmittel“, darüber war ſie ſich klar, ſagte nur die kleinere Hälfte; was Crampas gemeint hatte, war viel, viel mehr, war eine Art Angſtapparat aus Kalkül. Es fehlte jede Herzensgüte darin und grenzte ſchon faſt an Grauſamkeit. Das Blut ſtieg ihr zu Kopf, und ſie ballte ihre kleine Hand und wollte Pläne ſchmieden; aber mit einemmale mußte ſie wieder lachen. „Ich Kindskopf! Wer bürgt mir denn dafür, daß Crampas recht hat! Crampas iſt unterhaltlich, weil er mediſant iſt, aber er iſt unzuverläſſig und ein bloßer Haſelant, der ſchließlich Innſtetten nicht das Waſſer reicht."

In dieſem Augenblick fuhr Innſtetten vor, der heute früher zurück kam, als gewöhnlich. Effi ſprang auf, um ihn ſchon im Flur zu begrüßen, und war um ſo zärtlicher, je mehr ſie das Gefühl hatte, etwas gut machen zu müſſen. Aber ganz konnte ſie das, was Crampas geſagt hatte, doch nicht verwinden, und inmitten ihrer Zärtlichkeiten, und während ſie mit anſcheinendem Intereſſe zuhörte, klang es in ihr immer wieder: „alſo Spuk aus Berechnung, Spuk, um dich in Ordnung zu halten."

Zuletzt indeſſen vergaß ſie's und ließ ſich unbefangen von ihm erzählen.

* * *

Inzwiſchen war Mitte November herangekommen, und der bis zum Sturm ſich ſteigernde Nordweſter ſtand anderthalb Tag lang ſo hart auf die Molen, daß die mehr und mehr zurückgeſtaute Keſſine das Bollwerk überſtieg und in die Straßen trat. Aber nachdem ſich's ausgetobt, legte ſich das Unwetter, und es kamen noch ein paar ſonnige Spätherbſttage. „Wer weiß, wie lange ſie dauern,“ ſagte Effi zu Crampas, und ſo beſchloß man, am nächſten Vormittage noch einmal auszureiten; auch Innſtetten, der einen freien Tag hatte, wollte mit. Es ſollte zunächſt wieder bis an die Mole gehen; da wollte man dann abſteigen, ein wenig am Strande promenieren und ſchließlich im Schutze der Dünen, wo's windſtill war, ein Frühſtück nehmen.

Um die feſtgeſetzte Stunde ritt Crampas vor dem landrätlichen Hauſe vor; Kruſe hielt ſchon das Pferd der gnädigen Frau, die ſich raſch in den Sattel hob und noch im Aufſteigen Innſtetten entſchuldigte, der nun doch verhindert ſei: letzte Nacht wieder großes Feuer in Morgenitz — das dritte ſeit drei Wochen, alſo angelegt — da habe er hingemußt, ſehr zu ſeinem Leidweſen, denn er habe ſich auf dieſen Ausritt, der wohl der letzte in dieſem Herbſte ſein werde, wirklich gefreut.

Crampas ſprach ſein Bedauern aus, vielleicht nur um 'was zu ſagen, vielleicht aber auch aufrichtig, denn ſo rückſichtslos er im Punkte chevaleresker Liebesabenteuer war, ſo ſehr war er auch wieder guter Kamerad. Natürlich, alles ganz oberflächlich. Einem Freunde helfen und fünf Minuten ſpäter ihn betrügen, waren Dinge, die ſich mit ſeinem Ehrbegriffe ſehr wohl vertrugen. Er that das eine und das andere mit unglaublicher Bonhommie.

Der Ritt ging wie gewöhnlich durch die Plantage hin. Rollo war wieder vorauf, dann kamen Crampas und Effi, dann Kruſe. Knut fehlte.

„Wo haben Sie Knut gelaſſen?“

„Er hat einen Ziegenpeter.“

„Merkwürdig,“ lachte Effi. „Eigentlich ſah er ſchon immer ſo aus.“

„Sehr richtig. Aber Sie ſollten ihn jetzt ſehen! Oder doch lieber nicht. Denn Ziegenpeter iſt anſteckend, ſchon bloß durch Anblick.“

„Glaub' ich nicht.“

„Junge Frauen glauben vieles nicht.“

„Und dann glauben ſie wieder vieles, was ſie beſſer nicht glaubten.“

„An meine Adreſſe?“

„Nein.“

„Schade.“

„Wie dies „Schade“ Sie kleidet. Ich glaube wirklich, Major, Sie hielten es für ganz in der Ordnung, wenn ich Ihnen eine Liebeserklärung machte.“

„So weit will ich nicht gehen. Aber ich möchte den ſehen, der ſich dergleichen nicht wünſchte. Gedanken und Wünſche ſind zollfrei.“

„Das fragt ſich. Und dann iſt doch immer noch ein Unterſchied zwiſchen Gedanken und Wünſchen. Gedanken ſind in der Regel etwas, das noch im Hintergrunde liegt, Wünſche aber liegen meiſt ſchon auf der Lippe.“

„Nur nicht gerade dieſen Vergleich!“

„Ach, Crampas, Sie ſind . . . Sie ſind . . .“

„Ein Narr.“

„Nein. Auch darin übertreiben Sie wieder. Aber Sie ſind etwas anderes. In Hohen-Cremmen ſagten wir immer, und ich mit, das Eitelſte, was es gäbe, das ſei ein Huſarenfähnrich von achtzehn . . .“

„Und jetzt?“

„Und jetzt ſag' ich, das Eitelſte, was es giebt, iſt ein Landwehr-Bezirksmajor von zweiundvierzig.“

„ . . . Wobei die zwei Jahre, die Sie mir gnädigſt erlaſſen, alles wieder gut machen, — küſſ' die Hand.“

„Ja, küſſ' die Hand. Das iſt ſo recht das Wort, das für Sie paßt. Das iſt wieneriſch. Und die Wiener, die hab' ich kennen gelernt, in Karlsbad, vor vier Jahren, wo ſie mir vierzehnjährigem Dinge den Hof machten. Was ich da alles gehört habe!“

„Gewiß nicht mehr als recht war.“

„Wenn das zuträfe, wäre das, was mir ſchmeicheln ſoll, ziemlich ungezogen . . . Aber ſehen Sie da die Bojen, wie die ſchwimmen und tanzen. Die kleinen roten Fahnen ſind eingezogen. Immer, wenn ich dieſen Sommer, die paarmal wo ich mich bis an den Strand hinauswagte, die roten Fahnen ſah, ſagt' ich mir: da liegt Vineta, da muß es liegen, das ſind die Turmſpitzen . . .“

„Das macht, weil Sie das Heine'ſche Gedicht kennen.“

„Welches?“

„Nun, das von Vineta.“

„Nein, das kenne ich nicht; ich kenne überhaupt nur wenig. Leider.“

„Und haben doch Gieshübler und den Journalzirkel! Übrigens hat Heine dem Gedicht einen anderen Namen gegeben, ich glaube „Seegeſpenſt“ oder ſo ähnlich. Aber Vineta hat er gemeint. Und er ſelber — verzeihen Sie, wenn ich Ihnen ſo ohne weiteres den Inhalt hier wiedergebe — der Dichter alſo, während er die Stelle paſſiert, liegt auf einem Schiffsdeck und ſieht hinunter, und ſieht da ſchmale, mittelalterliche Straßen und trippelnde Frauen in Kapothüten, und alle haben ein Geſangbuch in Händen und wollen zur Kirche, und alle Glocken läuten. Und als er das hört, da faßt ihn eine Sehnſucht, auch mit in die Kirche zu gehen, wenn auch bloß um der Kapothüte willen, und vor Verlangen ſchreit er auf und will ſich hinunterſtürzen. Aber im ſelben Augenblicke packt ihn der Kapitän am Bein und ruft ihm zu: Doktor, ſind Sie des Teufels?“

„Das iſt ja allerliebſt. Das möcht' ich leſen. Iſt es lang.“

„Nein, es iſt eigentlich kurz, etwas länger als ‚Du haſt Diamanten und Perlen‘ oder ‚Deine weichen Lilienfinger‘ . . .“ und er berührte leiſe ihre Hand. „Aber lang oder kurz, welche Schilderungskraft, welche Anſchaulichkeit! Er iſt mein Lieblingsdichter, und ich kann ihn auswendig, ſo wenig ich mir ſonſt, trotz gelegentlich eigener Verſündigungen, aus der Dichterei mache. Bei Heine liegt es aber anders: Alles iſt Leben, und vor allem verſteht er ſich auf die Liebe, die doch die Hauptſache bleibt. Er iſt übrigens nicht einſeitig darin . . .“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, er iſt nicht bloß für die Liebe . . .“

„Nun, wenn er dieſe Einſeitigkeit auch hätte, das wäre am Ende noch nicht das ſchlimmſte. Wofür iſt er denn ſonſt noch?“

„Er iſt auch ſehr für das Romantiſche, was freilich gleich nach der Liebe kommt und nach Meinung einiger ſogar damit zuſammenfällt. Was ich aber nicht glaube. Denn in ſeinen ſpäteren Gedichten, die man denn auch die „romantiſchen“ genannt hat, oder eigentlich hat er es ſelber gethan, in dieſen romantiſchen

Dichtungen wird in einem fort hingerichtet, allerdings vielfach aus Liebe. Aber doch meiſt aus anderen gröberen Motiven, wohin ich in erſter Reihe die Politik, die faſt immer gröblich iſt, rechne. Karl Stuart zum Beiſpiel trägt in einer dieſer Romanzen ſeinen Kopf unterm Arm, und noch fataler iſt die Geſchichte vom Vitzliputzli . . .“

„Von wem?“

„Vom Vitzliputzli. Vitzliputzli iſt nämlich ein mexikaniſcher Gott, und als die Mexikaner zwanzig oder dreißig Spanier gefangen genommen hatten, mußten dieſe zwanzig oder dreißig dem Vitzliputzli geopfert werden. Das war da nicht anders, Landesſitte, Kultus, und ging auch alles im Handumdrehen, Bauch auf, Herz 'raus . . .“

„Nein, Crampas, ſo dürfen Sie nicht weiter ſprechen. Das iſt indecent und degoutant zugleich. Und das alles ſo ziemlich in demſelben Augenblicke, wo wir frühſtücken wollen.“

„Ich für meine Perſon ſehe mich dadurch unbeeinflußt und ſtelle meinen Appetit überhaupt nur in Abhängigkeit vom Menu.“

Während dieſer Worte waren ſie, ganz wie's das Programm wollte, vom Strand her bis an eine ſchon halb im Schutze der Dünen aufgeſchlagene Bank, mit einem äußerſt primitiven Tiſch davor, gekommen, zwei Pfoſten mit einem Brett darüber. Kruſe, der vorauf geritten, hatte hier bereits ſerviert; Theebrötchen und Aufſchnitt von kaltem Braten, dazu Rotwein und neben der Flaſche zwei hübſche zierliche Trinkgläſer, klein und mit Goldrand, wie man ſie in Badeörtern kauft oder von Glashütten als Erinnerung mitbringt.

Und nun ſtieg man ab. Kruſe, der die Zügel ſeines eigenen Pferdes um eine Krüppelkiefer geſchlungen hatte, ging mit den beiden anderen Pferden auf und ab, während ſich Crampas und Effi, die durch eine ſchmale Dünenöffnung einen freien Blick auf Strand und Mole hatten, vor dem gedeckten Tiſche niederließen.

Über das von den Sturmtagen her noch bewegte Meer goß die ſchon halb winterliche Novemberſonne ihr fahles Licht aus, und die Brandung ging hoch. Dann und wann kam ein Windzug und trieb den Schaum bis dicht an ſie heran. Strandhafer ſtand umher, und das helle Gelb der Immortellen hob ſich, trotz der Farbenverwandtſchaft, von dem gelben Sande, darauf ſie wuchſen, ſcharf ab. Effi machte die Wirtin. „Es thut mir leid, Major, Ihnen dieſe Brötchen in einem Korbdeckel präſentieren zu müſſen . . .“

„Ein Korbdeckel iſt kein Korb . . .“

„ . . . Indeſſen Kruſe hat es ſo gewollt. Und da biſt Du ja auch, Rollo. Auf Dich iſt unſer Vorrat aber nicht eingerichtet. Was machen wir mit Rollo?“

„Ich denke, wir geben ihm alles; ich meinerſeits ſchon aus Dankbarkeit. Denn ſehen Sie, teuerſte Effi . . .“

Effi ſah ihn an.

„ . . . Denn ſehen Sie, gnädigſte Frau, Rollo erinnert mich wieder an das, was ich Ihnen noch als Fortſetzung oder Seitenſtück zum Vitzliputzli erzählen wollte, — nur viel pikanter, weil Liebesgeſchichte. Haben Sie 'mal von einem gewiſſen Pedro dem Grauſamen gehört?“

„So dunkel.“

„ . . . Eine Art Blaubartskönig.“

„Das iſt gut. Von ſo einem hört man immer am liebſten, und ich weiß noch, daß wir von meiner Freundin Hulda Niemeyer, deren Namen Sie ja kennen, immer behaupteten: ſie wiſſe nichts von Geſchichte, mit Ausnahme der ſechs Frauen von Heinrich dem Achten, dieſem engliſchen Blaubart, wenn das Wort für ihn reicht. Und wirklich, dieſe ſechs kannte ſie auswendig. Und dabei hätten Sie hören ſollen, wie ſie die Namen ausſprach, namentlich den von der Mutter der Eliſabeth, — ſo ſchrecklich verlegen, als wäre ſie nun an der Reihe ... Aber nun bitte, die Geſchichte von Don Pedro ...“

„Nun alſo, an Don Pedro's Hofe war ein ſchöner, ſchwarzer ſpaniſcher Ritter, der das Kreuz von Kalatrava — was ungefähr ſo viel bedeutet, wie ſchwarzer Adler und pour le mérite zuſammen genommen — auf ſeiner Bruſt trug. Dies Kreuz gehörte mit dazu, das mußten ſie immer tragen, und dieſer Kalatrava-Ritter, den die Königin natürlich heimlich liebte ...“

„Warum natürlich?“

„Weil wir in Spanien ſind.“

„Ach ſo.“

„Und dieſer Kalatrava-Ritter, ſag' ich, hatte einen wunderſchönen Hund, einen Neufundländer, wiewohl es die noch gar nicht gab, denn es war grade hundert Jahre vor der Entdeckung von Amerika. Einen wunderſchönen Hund alſo, ſagen wir wie Rollo ...“

Rollo ſchlug an, als er ſeinen Namen hörte, und wedelte mit dem Schweif.

„Das ging ſo manchen Tag. Aber das mit der heimlichen Liebe, die wohl nicht ganz heimlich blieb, das wurde dem Könige doch zu viel, und weil er den ſchönen Kalatrava-Ritter überhaupt nicht recht leiden mochte, — denn er war nicht bloß grauſam, er war auch ein Neidhammel, oder wenn das Wort für einen König und noch mehr für meine liebenswürdige Zuhörerin, Frau Effi, nicht recht paſſen ſollte, wenigſtens ein Neidling — ſo beſchloß er, den Kalatrava-Ritter für die heimliche Liebe heimlich hinrichten zu laſſen.“

„Kann ich ihm nicht verdenken.“

„Ich weiß doch nicht, meine Gnädigſte. Hören Sie nur weiter. Etwas geht ſchon, aber es war zu viel, der König, find' ich, ging um ein Erkleckliches zu weit. Er heuchelte nämlich, daß er dem Ritter wegen ſeiner Kriegs- und Heldenthaten ein Feſt veranſtalten wolle, und da gab es denn eine lange, lange Tafel, und alle Granden des Reichs ſaßen an dieſer Tafel, und in der Mitte ſaß der König, und ihm gegenüber war der Platz für den, dem dies alles galt, alſo für den Kalatrava-Ritter, für den an dieſem Tage zu Feiernden. Und weil Der, trotzdem man ſchon eine ganze Weile ſeiner gewartet hatte, noch immer nicht kommen wollte, ſo mußte ſchließlich die Feſtlichkeit ohne ihn begonnen werden, und es blieb ein leerer Platz — ein leerer Platz gerade gegenüber dem König.“

„Und nun?“

„Und nun denken Sie, meine gnädigſte Frau, wie der König, dieſer Pedro, ſich eben erheben will, um gleißneriſch ſein Bedauern auszuſprechen, daß ſein ‚lieber Gaſt‘ noch immer fehle, da hört man auf der Treppe draußen einen Aufſchrei der entſetzten Dienerſchaften, und ehe noch irgend wer weiß, was geſchehen iſt, jagt etwas an der langen Feſtestafel entlang, und nun ſpringt es auf den Stuhl und ſetzt ein abgeſchlagenes Haupt auf den leergebliebenen Platz, und über eben dieſes Haupt hinweg ſtarrt Rollo auf ſein Gegenüber, den König. Rollo hatte ſeinen Herrn auf ſeinem letzten Gange begleitet und im ſelben Augenblicke, wo das Beil fiel, hatte das treue Tier das fallende Haupt gepackt, und da war er nun, unſer Freund Rollo, an der langen Feſtestafel und verklagte den königlichen Mörder.“

Effi war ganz ſtill geworden. Endlich ſagte ſie: „Crampas, das iſt in ſeiner Art ſehr ſchön, und weil es ſehr ſchön iſt, will ich es Ihnen verzeihen. Aber Sie könnten doch Beſſ'res und zugleich mir Lieberes thun, wenn Sie mir andere Geſchichten erzählten. Auch von Heine. Heine wird doch nicht bloß von Vitzliputzli und Don Pedro und Ihrem Rollo — denn meiner hätte ſo 'was nicht gethan — gedichtet haben. Komm, Rollo! Armes Tier, ich kann dich gar nicht mehr anſehen, ohne an den Kalatrava-Ritter zu denken, den die Königin heimlich liebte . . . Rufen Sie, bitte, Kruſe, daß er die

Sachen hier wieder in die Halfter ſteckt, und wenn wir zurückreiten, müſſen Sie mir 'was anderes erzählen, ganz 'was anderes."

Kruſe kam. Als er aber die Gläſer nehmen wollte, ſagte Crampas: „Kruſe, das eine Glas, das da, das laſſen Sie ſtehen. Das werde ich ſelber nehmen."

„Zu Befehl, Herr Major."

Effi, die dies mit angehört hatte, ſchüttelte den Kopf. Dann lachte ſie. „Crampas, was fällt Ihnen nur eigentlich ein? Kruſe iſt dumm genug, über die Sache nicht weiter nachzudenken, und wenn er darüber nachdenkt, ſo findet er glücklicherweiſe nichts. Aber das berechtigt Sie doch nicht, dies Glas . . . dies Dreißigpfennig-Glas aus der Joſefinenhütte . . ."

„Daß Sie ſo ſpöttiſch den Preis nennen, läßt mich ſeinen Wert um ſo tiefer empfinden."

„Immer derſelbe. Sie haben ſo viel von einem Humoriſten, aber doch von ganz ſonderbarer Art. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo haben Sie vor — es iſt zum Lachen, und ich geniere mich faſt, es auszuſprechen — ſo haben Sie vor, ſich vor der Zeit auf den König von Thule hin auszuſpielen."

Er nickte mit einem Anfluge von Schelmerei.

„Nun denn, meinetwegen. Jeder trägt ſeine Kappe; Sie wiſſen, welche. Nur das muß ich Ihnen doch ſagen dürfen, die Rolle, die Sie mir dabei zudiktieren, iſt mir zu wenig ſchmeichelhaft. Ich mag nicht als Reimwort auf Ihren König von Thule herumlaufen. Behalten Sie das Glas, aber bitte, ziehen Sie nicht Schlüſſe daraus, die mich kompromittieren. Ich werde Innſtetten davon erzählen.“

„Das werden Sie nicht thun, meine gnädigſte Frau.“

„Warum nicht?“

„Innſtetten iſt nicht der Mann, ſolche Dinge ſo zu ſehen, wie ſie geſehen ſein wollen.“

Sie ſah ihn einen Augenblick ſcharf an. Dann aber ſchlug ſie verwirrt und faſt verlegen die Augen nieder.

Achtzehntes Kapitel.

Effi war unzufrieden mit ſich und freute ſich, daß es nunmehr feſtſtand, dieſe gemeinſchaftlichen Ausflüge für die ganze Winterdauer auf ſich beruhen zu laſſen. Überlegte ſie, was während all' dieſer Wochen und Tage geſprochen, berührt und angedeutet war, ſo fand ſie nichts, um deſſentwillen ſie ſich direkte Vorwürfe zu machen gehabt hätte. Crampas war ein kluger Mann, welterfahren, humoriſtiſch, frei, frei auch im guten, und es wäre kleinlich und kümmerlich geweſen, wenn ſie ſich ihm gegenüber [illegible] und jeden Augenblick die Regeln ſtrengen Anſtandes befolgt hätte. Nein, ſie konnte ſich nicht tadeln, auf ſeinen Ton eingegangen zu ſein, und doch hatte ſie ganz leiſe das Gefühl einer überſtandenen Gefahr und beglückwünſchte ſich, daß das alles nun mutmaßlich hinter ihr läge. Denn an ein häufigeres Sichſehen en famille war nicht wohl zu denken, das war durch die Crampas'ſchen

Hauszuſtände ſo gut wie ausgeſchloſſen, und Begegnungen bei den benachbarten adligen Familien, die freilich für den Winter in Sicht ſtanden, konnten immer nur ſehr vereinzelt und ſehr flüchtige ſein. Effi rechnete ſich dies alles mit wachſender Befriedigung heraus und fand ſchließlich, daß ihr der Verzicht auf das, was ſie dem Verkehr mit dem Major verdankte, nicht allzu ſchwer ankommen würde. Dazu kam noch, daß Innſtetten ihr mitteilte, ſeine Fahrten nach Varzin würden in dieſem Jahre fortfallen: der Fürſt gehe nach Friedrichsruh, das ihm immer lieber zu werden ſcheine; nach der einen Seite hin bedauere er das, nach der anderen ſei es ihm lieb — er könne ſich nun ganz ſeinem Hauſe widmen, und wenn es ihr recht wäre, ſo wollten ſie die italieniſche Reiſe, an der Hand ſeiner Aufzeichnungen, noch einmal durchmachen. Eine ſolche Rekapitulation ſei eigentlich die Hauptſache, dadurch mache man ſich alles erſt dauernd zu eigen, und ſelbſt Dinge, die man nur flüchtig geſehen und von denen man kaum wiſſe, daß man ſie in ſeiner Seele beherberge, kämen einem durch ſolche nachträglichen Studien erſt voll zu Bewußtſein und Beſitz. Er führte das noch weiter aus und fügte hinzu, daß ihn Gieshübler, der den ganzen „italieniſchen Stiefel" bis Palermo kenne, gebeten habe, mit dabei ſein zu dürfen. Effi, der ein ganz gewöhnlicher Plauderabend ohne den „italieniſchen Stiefel“ (es ſollten ſogar Photographien herumgereicht werden) viel, viel lieber geweſen wäre, antwortete mit einer gewiſſen Gezwungenheit; Innſtetten indeſſen, ganz erfüllt von ſeinem Plane, merkte nichts und fuhr fort: „Natürlich iſt nicht bloß Gieshübler zugegen, auch Roswitha und Annie müſſen dabei ſein, und wenn ich mir dann denke, daß wir den Canal grande hinauf fahren und hören dabei ganz in der Ferne die Gondoliere ſingen, während drei Schritte von uns Roswitha ſich über Annie beugt und „Buhküken von Halberſtadt“ oder ſo 'was Ähnliches zum beſten giebt, ſo können das ſchöne Winterabende werden, und Du ſitzeſt dabei und ſtrickſt mir eine große Winterkappe. Was meinſt Du dazu, Effi?“

Solche Abende wurden nicht bloß geplant, ſie nahmen auch ihren Anfang, und ſie würden ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, über viele Wochen hin ausgedehnt haben, wenn nicht der unſchuldige harmloſe Gieshübler, trotz größter Abgeneigtheit gegen zweideutiges Handeln, dennoch im Dienſte zweier Herren geſtanden hätte. Der eine, dem er diente, war Innſtetten, der andere war Crampas, und wenn er der Innſtetten'ſchen Aufforderung zu den italieniſchen Abenden, ſchon um Effi's willen, auch mit aufrichtigſter Freude Folge leiſtete, ſo war die Freude, mit der er Crampas gehorchte, doch noch eine größere. Nach einem Crampas'ſchen Plane nämlich ſollte noch vor Weihnachten „Ein Schritt vom Wege“ aufgeführt werden, und als man vor dem dritten italieniſchen Abend ſtand, nahm Gieshübler die Gelegenheit wahr, mit Effi, die die Rolle der Ella ſpielen ſollte, darüber zu ſprechen.

Effi war wie elektriſiert; was wollten Padua, Vicenza daneben bedeuten! Effi war nicht für Aufgewärmtheiten; Friſches war es, wonach ſie ſich ſehnte, Wechſel der Dinge. Aber als ob eine Stimme ihr zugerufen hätte: „ſieh' Dich vor!“ ſo fragte ſie doch, inmitten ihrer freudigen Erregung: „Iſt es der Major, der den Plan aufgebracht hat?“

„Ja. Sie wiſſen, gnädigſte Frau, daß er einſtimmig in das Vergnügungskomitee gewählt wurde. Wir dürfen uns endlich einen hübſchen Winter in der Reſſource verſprechen. Er iſt ja wie geſchaffen dazu.“

„Und wird er auch mitſpielen?“

„Nein, das hat er abgelehnt. Ich muß ſagen, leider. Denn er kann ja alles und würde den Arthur von Schmettwitz ganz vorzüglich geben. Er hat nur die Regie übernommen.“

„Deſto ſchlimmer.“

„Deſto ſchlimmer?“ wiederholte Gieshübler.

„O, Sie dürfen das nicht ſo feierlich nehmen; das iſt nur ſo eine Redensart, die eigentlich das Gegenteil bedeutet. Auf der anderen Seite freilich, der Major hat ſo 'was Gewaltſames, er nimmt einem die Dinge gern über den Kopf fort. Und man muß dann ſpielen, wie er will, und nicht, wie man ſelber will.“

Sie ſprach noch ſo weiter und verwickelte ſich immer mehr in Widerſprüche.

* * *

Der „Schritt vom Wege“ kam wirklich zu ſtande, und gerade weil man nur noch gute vierzehn Tage hatte (die letzte Woche vor Weihnachten war ausgeſchloſſen), ſo ſtrengte ſich alles an, und es ging vorzüglich; die Mitſpielenden, vor allem Effi, ernteten reichen Beifall. Crampas hatte ſich wirklich mit der Regie begnügt, und ſo ſtreng er gegen alle anderen war, ſo wenig hatte er auf den Proben in Effi's Spiel hineingeredet. Entweder waren ihm von ſeiten Gieshübler's Mitteilungen über das mit Effi gehabte Geſpräch gemacht worden, oder er hatte es auch aus ſich ſelber bemerkt, daß Effi befliſſen war, ſich von ihm zurückzuziehen. Und er war klug und Frauenkenner genug, um den natürlichen Entwicklungsgang, den er nach ſeinen Erfahrungen nur zu gut kannte, nicht zu ſtören.

Am Theaterabend in der Reſſource trennte man ſich ſpät, und Mitternacht war vorüber, als Innſtetten und Effi wieder zu Hauſe bei ſich eintrafen. Johanna war noch auf, um behülflich zu ſein, und Innſtetten, der auf ſeine junge Frau nicht wenig eitel war, erzählte Johanna, wie reizend die gnädige Frau ausgeſehen und wie gut ſie geſpielt habe. Schade, daß er nicht vorher daran gedacht, Kriſtel und ſie ſelber und auch die alte Unke, die Kruſe, hätten von der Muſikgalerie her ſehr gut zuſehen können; es ſeien viele da geweſen. Dann ging Johanna, und Effi, die müde war, legte ſich nieder. Innſtetten aber, der noch plaudern wollte, ſchob einen Stuhl heran und ſetzte ſich an das Bett ſeiner Frau, dieſe freundlich anſehend und ihre Hand in der ſeinen haltend.

„Ja, Effi, das war ein hübſcher Abend. Ich habe mich amüſiert über das hübſche Stück. Und denke Dir, der Dichter iſt ein Kammergerichtsrat, eigentlich kaum zu glauben. Und noch dazu aus Königsberg. Aber worüber ich mich am meiſten gefreut, das war doch meine entzückende kleine Frau, die allen die Köpfe verdreht hat.“

„Ach, Geert, ſprich nicht ſo. Ich bin ſchon gerade eitel genug.“

„Eitel genug, das wird wohl richtig ſein Aber doch lange nicht ſo eitel wie die anderen. Und das iſt zu Deinen ſieben Schönheiten . . .“

„Sieben Schönheiten haben alle.“

„. . . Ich habe mich auch bloß verſprochen; Du kannſt die Zahl gut mit ſich ſelbſt multiplizieren.“

„Wie galant Du biſt, Geert. Wenn ich Dich nicht kennte, könnt' ich mich fürchten. Oder lauert wirklich 'was dahinter?“

„Haſt Du ein ſchlechtes Gewiſſen? Selber hinter der Thür geſtanden?“

„Ach, Geert, ich ängſtige mich wirklich.“ Und ſie richtete ſich im Bett in die Höh' und ſah ihn ſtarr an. „Soll ich noch nach Johanna klingeln, daß ſie uns Thee bringt? Du haſt es ſo gern vor dem Schlafengehen.“

Er küßte ihr die Hand. „Nein, Effi. Nach Mitternacht kann auch der Kaiſer keine Taſſe Thee mehr verlangen, und Du weißt, ich mag die Leute nicht mehr in Anſpruch nehmen, als nötig. Nein, ich will nichts als Dich anſehen und mich freuen, daß ich Dich habe. So manchmal empfindet man's doch ſtärker, welchen Schatz man hat. Du könnteſt ja auch ſo ſein wie die arme Frau Crampas; das iſt eine ſchreckliche Frau, gegen keinen freundlich, und Dich hätte ſie vom Erdboden vertilgen mögen.“

„Ach, ich bitte Dich, Geert, das bildeſt Du Dir wieder ein. Die arme Frau! Mir iſt nichts aufgefallen."

„Weil Du für derlei keine Augen haſt. Aber es war ſo wie ich Dir ſage, und der arme Crampas war wie befangen dadurch und mied Dich immer und ſah Dich kaum an. Was doch ganz unnatürlich iſt; denn erſtens iſt er überhaupt ein Damenmann, und nun gar Damen wie Du, das iſt ſeine beſondere Paſſion. Und ich wette auch, daß es keiner beſſer weiß, als meine kleine Frau ſelber. Wenn ich daran denke, wie, Pardon, das Geſchnatter hin und her ging, wenn er morgens in die Veranda kam oder wenn wir am Strande ritten oder auf der Mole ſpazieren gingen. Es iſt, wie ich Dir ſage, er traute ſich heute nicht, er fürchtete ſich vor ſeiner Frau. Und ich kann es ihm nicht verdenken. Die Majorin iſt ſo etwas wie unſere Frau Kruſe, und wenn ich zwiſchen beiden wählen müßte, ich wüßte nicht wen."

„Ich wüßt' es ſchon; es iſt doch ein Unterſchied zwiſchen den beiden. Die arme Majorin iſt unglücklich, die Kruſe iſt unheimlich."

„Und da biſt Du doch mehr für das Unglückliche?"

„Ganz entſchieden."

„Nun höre, das iſt Geſchmackſache. Man merkt, daß Du noch nicht unglücklich warſt. Übrigens hat Crampas ein Talent, die arme Frau zu eskamotieren. Er erfindet immer etwas, ſie zu Hauſe zu laſſen.“

„Aber heute war ſie doch da.“

„Ja, heute. Da ging es nicht anders. Aber ich habe mit ihm eine Partie zu Oberförſter Ring verabredet, er, Gieshübler und der Paſtor, auf den dritten Feiertag, und da hätteſt Du ſehen ſollen, mit welcher Geſchicklichkeit er bewies, daß ſie, die Frau, zu Hauſe bleiben müſſe.“

„Sind es denn nur Herren?“

„O bewahre. Da würd' ich mich auch bedanken. Du biſt mit dabei und noch zwei, drei andere Damen, die von den Gütern ungerechnet.“

„Aber dann iſt es doch auch häßlich von ihm, ich meine von Crampas, und ſo 'was beſtraft ſich immer.“

„Ja, 'mal kommt es. Aber ich glaube, unſer Freund hält zu denen, die ſich über das, was kommt, keine grauen Haare wachſen laſſen.“

„Hältſt Du ihn für ſchlecht?“

„Nein, für ſchlecht nicht. Beinah' im Gegenteil, jedenfalls hat er gute Seiten. Aber er iſt ſo'n halber Pole, kein rechter Verlaß, eigentlich in nichts, am wenigſten mit Frauen. Eine Spielernatur. Er ſpielt nicht am Spieltiſch, aber er hazardiert im Leben in einem fort, und man muß ihm auf die Finger ſehen."

„Es iſt mir doch lieb, daß Du mir das ſagſt. Ich werde mich vorſehen mit ihm."

„Das thu'. Aber nicht zu ſehr; dann hilft es nichts. Unbefangenheit iſt immer das beſte, und natürlich das allerbeſte iſt Charakter und Feſtigkeit und, wenn ich ſolch' ſteifleinenes Wort brauchen darf, eine reine Seele."

Sie ſah ihn groß an. Dann ſagte ſie: „Ja, gewiß. Aber nun ſprich nicht mehr, und noch dazu lauter Dinge, die mich nicht recht froh machen können. Weißt Du, mir iſt, als hörte ich oben das Tanzen. Sonderbar, daß es immer wieder kommt. Ich dachte, Du hätteſt mit dem allen nur ſo geſpaßt."

„Das will ich doch nicht ſagen, Effi. Aber ſo oder ſo, man muß nur in Ordnung ſein und ſich nicht zu fürchten brauchen."

Effi nickte und dachte mit einemmale wieder an die Worte, die ihr Crampas über ihren Mann als „Erzieher" geſagt hatte.

⁂

Der heilige Abend kam und verging ähnlich wie das Jahr vorher; aus Hohen-Cremmen kamen

Geſchenke und Briefe; Gieshübler war wieder mit einem Huldigungsvers zur Stelle, und Vetter Brieſt ſandte eine Karte: Schneelandſchaft mit Telegraphenſtangen, auf deren Draht geduckt ein Vögelchen ſaß. Auch für Annie war aufgebaut: ein Baum mit Lichtern, und das Kind griff mit ſeinen Händchen danach. Innſtetten, unbefangen und heiter, ſchien ſich ſeines häuslichen Glücks zu freuen und beſchäftigte ſich viel mit dem Kinde. Roswitha war erſtaunt, den gnädigen Herrn ſo zärtlich und zugleich ſo aufgeräumt zu ſehen. Auch Effi ſprach viel und lachte viel, es kam ihr aber nicht aus innerſter Seele. Sie fühlte ſich bedrückt und wußte nur nicht, wen ſie dafür verantwortlich machen ſollte, Innſtetten oder ſich ſelber. Von Crampas war kein Weihnachtsgruß eingetroffen; eigentlich war es ihr lieb, aber auch wieder nicht, ſeine Huldigungen erfüllten ſie mit einem gewiſſen Bangen, und ſeine Gleichgültigkeiten verſtimmten ſie; ſie ſah ein, es war nicht alles ſo, wie's ſein ſollte.

„Du biſt ſo unruhig," ſagte Innſtetten nach einer Weile.

„Ja. Alle Welt hat es ſo gut mit mir gemeint, am meiſten Du; das bedrückt mich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiene."

„Damit darf man ſich nicht quälen, Effi. Zuletzt iſt es doch ſo: was man empfängt, das hat man auch verdient.“

Effi hörte ſcharf hin, und ihr ſchlechtes Gewiſſen ließ ſie ſich ſelber fragen, ob er das abſichtlich in ſo zweideutiger Form geſagt habe.

Spät gegen Abend kam Paſtor Lindequiſt, um zu gratulieren und noch wegen der Partie nach der Oberförſterei Uvagla hin anzufragen, die natürlich eine Schlittenpartie werden müſſe. Crampas habe ihm einen Platz in ſeinem Schlitten angeboten, aber weder der Major noch ſein Burſche, der wie alles, auch das Kutſchieren übernehmen ſolle, kenne den Weg, und ſo würde es ſich vielleicht empfehlen, die Fahrt gemeinſchaftlich zu machen, wobei dann der landrätliche Schlitten die Tête zu nehmen und der Crampas'ſche zu folgen hätte. Wahrſcheinlich auch der Gieshübler'ſche. Denn mit der Wegkenntnis Mirambo's, dem ſich unerklärlicherweiſe Freund Alonzo, der doch ſonſt ſo vorſichtig, anvertrauen wolle, ſtehe es wahrſcheinlich noch ſchlechter als mit der des ſommerſproſſigen Treptower Ulanen. Innſtetten, den dieſe kleinen Verlegenheiten erheiterten, war mit Lindequiſt's Vorſchlage durchaus einverſtanden und ordnete die Sache dahin, daß er pünktlich um zwei Uhr über den Marktplatz fahren und ohne alles Säumen die Führung des Zuges in die Hand nehmen werde.

Nach dieſem Übereinkommen wurde denn auch verfahren, und als Innſtetten punkt zwei Uhr den Marktplatz paſſierte, grüßte Crampas zunächſt von ſeinem Schlitten aus zu Effi hinüber und ſchloß ſich dann dem Innſtetten'ſchen an. Der Paſtor ſaß neben ihm. Gieshübler's Schlitten, mit Gieshübler ſelbſt und Doktor Hannemann, folgte, jener in einem eleganten Büffelrock mit Marderbeſatz, dieſer in einem Bärenpelz, dem man anſah, daß er wenigſtens dreißig Dienſtjahre zählte. Hannemann war nämlich in ſeiner Jugend Schiffschirurgus auf einem Grönlandfahrer geweſen. Mirambo ſaß vorn, etwas aufgeregt wegen Unkenntnis im Kutſchieren, ganz wie Lindequiſt vermutet hatte.

Schon nach zwei Minuten war man an Utpatel's Mühle vorbei.

Zwiſchen Keſſin und Uvagla (wo, der Sage nach, ein Wendentempel geſtanden) lag ein nur etwa tauſend Schritt breiter, aber wohl anderthalb Meilen langer Waldſtreifen, der an ſeiner rechten Längsſeite das Meer, an ſeiner linken, bis weit an den Horizont hin, ein großes, überaus fruchtbares und gut angebautes Stück Land hatte. Hier, an der Binnenſeite, flogen jetzt die drei Schlitten hin, in einiger Entfernung ein paar alte Kutſchwagen vor ſich, in denen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, andere nach der

Oberförſterei hin eingeladene Gäſte ſaßen. Einer dieſer Wagen war an ſeinen altmodiſch hohen Rädern deutlich zu erkennen, es war der Papenhagen'ſche. Natürlich. Güldenklee galt als der beſte Redner des Kreiſes (noch beſſer als Borcke, ja ſelbſt beſſer als Grasenabb) und durfte bei Feſtlichkeiten nicht leicht fehlen.

Die Fahrt ging raſch — auch die herrſchaftlichen Kutſcher ſtrengten ſich an und wollten ſich nicht überholen laſſen — ſo daß man ſchon um drei vor der Oberförſterei hielt. Ring, ein ſtattlicher, militäriſch dreinſchauender Herr von Mitte fünfzig, der den erſten Feldzug in Schleswig noch unter Wrangel und Bonin mitgemacht und ſich bei Erſtürmung des Danewerks ausgezeichnet hatte, ſtand in der Thür und empfing ſeine Gäſte, die, nachdem ſie abgelegt und die Frau des Hauſes begrüßt hatten, zunächſt vor einem langgedeckten Kaffeetiſche Platz nahmen, auf dem kunſtvoll aufgeſchichtete Kuchenpyramiden ſtanden. Die Oberförſterin, eine von Natur ſehr ängſtliche, zum mindeſten aber ſehr befangene Frau, zeigte ſich auch als Wirtin ſo, was den überaus eitlen Oberförſter, der für Sicherheit und Schneidigkeit war, ganz augenſcheinlich verdroß. Zum Glück kam ſein Unmut zu keinem Ausbruch, denn von dem, was ſeine Frau vermiſſen ließ, hatten ſeine

Töchter deſto mehr, bildhübſche Backfiſche von vierzehn und dreizehn, die ganz nach dem Vater ſchlugen. Beſonders die ältere, Cora, kokettierte ſofort mit Innſtetten und Crampas, und beide gingen auch darauf ein. Effi ärgerte ſich darüber und ſchämte ſich dann wieder, daß ſie ſich geärgert habe. Sie ſaß neben Sidonie von Graſenabb und ſagte: „Sonderbar, ſo bin ich auch geweſen, als ich vierzehn war.“

Effi rechnete darauf, daß Sidonie dies beſtreiten oder doch wenigſtens Einſchränkungen machen würde. Statt deſſen ſagte dieſe: „Das kann ich mir denken.“

„Und wie der Vater ſie verzieht,“ fuhr Effi halb verlegen, und nur, um doch 'was zu ſagen, fort.

Sidonie nickte. „Da liegt es. Keine Zucht. Das iſt die Signatur unſerer Zeit.“

Effi brach nun ab.

Der Kaffee war bald genommen, und man ſtand auf, um noch einen halbſtündigen Spaziergang in den umliegenden Wald zu machen, zunächſt auf ein Gehege zu, drin Wild eingezäunt war. Cora öffnete das Gatter, und kaum, daß ſie eingetreten, ſo kamen auch ſchon die Rehe auf ſie zu. Es war eigentlich reizend, ganz wie ein Märchen. Aber die Eitelkeit des jungen Dinges, das ſich bewußt war, ein lebendes Bild zu ſtellen, ließ doch einen reinen Eindruck nicht aufkommen, am wenigſten bei Effi.

„Nein,“ ſagte ſie zu ſich ſelber, „ſo bin ich doch nicht geweſen. Vielleicht hat es mir auch an Zucht gefehlt, wie dieſe furchtbare Sidonie mir eben andeutete, vielleicht auch anderes noch. Man war zu Haus zu gütig gegen mich, man liebte mich zu ſehr. Aber das darf ich doch wohl ſagen, ich habe mich nie geziert. Das war immer Hulda's Sache. Darum gefiel ſie mir auch nicht, als ich dieſen Sommer ſie wieder ſah.“

Auf dem Rückwege vom Walde nach der Oberförſterei begann es zu ſchneien. Crampas geſellte ſich zu Effi und ſprach ihr ſein Bedauern aus, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ſie zu begrüßen. Zugleich wies er auf die großen, ſchweren Schneeflocken, die fielen, und ſagte: „Wenn das ſo weiter geht, ſo ſchneien wir hier ein.“

„Das wäre nicht das Schlimmſte. Mit dem Eingeſchneitwerden verbinde ich von langer Zeit her eine freundliche Vorſtellung, eine Vorſtellung von Schutz und Beiſtand.“

„Das iſt mir neu, meine gnädigſte Frau.“

„Ja,“ fuhr Effi fort und verſuchte zu lachen, „mit den Vorſtellungen iſt es ein eigen Ding, man macht ſie ſich nicht bloß nach dem, was man perſönlich erfahren hat, auch nach dem, was man irgendwo gehört oder ganz zufällig weiß. Sie ſind ſo beleſen, Major, aber mit einem Gedichte — freilich keinem Heine'ſchen, keinem ‚Seegeſpenſt‘ und keinem ‚Vitzliputzli‘ — bin ich Ihnen, wie mir ſcheint, doch voraus. Dies Gedicht heißt die ‚Gottesmauer‘, und ich hab' es bei unſerm Hohen-Cremmner Paſtor vor vielen, vielen Jahren, als ich noch ganz klein war, auswendig gelernt.“

„Gottesmauer,“ wiederholte Crampas. „Ein hübſcher Titel, und wie verhält es ſich damit?“

„Eine kleine Geſchichte, nur ganz kurz. Da war irgendwo Krieg, ein Winterfeldzug, und eine alte Witwe, die ſich vor dem Feinde mächtig fürchtete, betete zu Gott, er möge doch ‚eine Mauer um ſie bauen‘, um ſie vor dem Landesfeinde zu ſchützen. Und da ließ Gott das Haus einſchneien, und der Feind zog daran vorüber.“

Crampas war ſichtlich betroffen und wechſelte das Geſpräch.

Als es dunkelte, waren alle wieder in der Oberförſterei zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Gleich nach ſieben ging man zu Tiſch, und alles freute ſich, daß der Weihnachtsbaum, eine mit zahlloſen Silberkugeln bedeckte Tanne, noch einmal angeſteckt wurde. Crampas, der das Ring'ſche Haus noch nicht kannte, war helle Bewunderung. Der Damaſt, die Weinkühler, das reiche Silbergeſchirr, alles wirkte herrſchaftlich, weit über oberförſterliche Durchſchnittsverhältniſſe hinaus, was darin ſeinen Grund hatte, daß Ring's Frau, ſo ſcheu und verlegen ſie war, aus einem reichen Danziger Kornhändlerhauſe ſtammte. Von da her rührten auch die meiſten der rings umher hängenden Bilder: der Kornhändler und ſeine Frau, der Marienburger Remter und eine gute Kopie nach dem berühmten Memling'ſchen Altarbilde in der Danziger Marienkirche. Kloſter Oliva war zweimal da, einmal in Öl und einmal in Kork geſchnitzt. Außerdem befand ſich über dem Büffet ein ſehr nachgedunkeltes Porträt des alten Nettelbeck, das noch aus dem beſcheidenen Mobiliar des erſt vor anderthalb Jahren verſtorbenen Ring'ſchen Amtsvorgängers herrührte. Niemand hatte damals, bei der wie gewöhnlich ſtattfindenden Auktion, das Bild des Alten haben wollen, bis Innſtetten, der ſich über dieſe Mißachtung ärgerte, darauf geboten hatte. Da hatte ſich denn auch Ring patriotiſch beſonnen, und der alte Colbergverteidiger war der Oberförſterei verblieben.

Das Nettelbeck-Bild ließ ziemlich viel zu wünſchen übrig; ſonſt aber verriet alles, wie ſchon angedeutet, eine beinahe an Glanz ſtreifende Wohlhabenheit, und dem entſprach denn auch das Mahl, das aufgetragen wurde. Jeder hatte mehr oder weniger ſeine Freude daran, mit Ausnahme Sidoniens. Dieſe ſaß zwiſchen Innſtetten und Lindequiſt und ſagte, als ſie Cora's anſichtig wurde: „Da iſt ja wieder dies unausſtehliche Balg, dieſe Cora. Sehen Sie nur, Innſtetten, wie ſie die kleinen Weingläſer präſentiert, ein wahres Kunſtſtück, ſie könnte jeden Augenblick Kellnerin werden. Ganz unerträglich. Und dazu die Blicke von Ihrem Freunde Crampas! Das iſt ſo die rechte Saat! Ich frage Sie, was ſoll dabei herauskommen?“

Innſtetten, der ihr eigentlich zuſtimmte, fand trotzdem den Ton, in dem das alles geſagt wurde, ſo verletzend herbe, daß er ſpöttiſch bemerkte: „Ja, meine Gnädigſte, was dabei herauskommen ſoll? Ich weiß es auch nicht“ — worauf ſich Sidonie von ihm ab- und ihrem Nachbar zur Linken zuwandte: „Sagen Sie, Paſtor, iſt dieſe vierzehnjährige Kokette ſchon im Unterricht bei Ihnen?“

„Ja, mein gnädigſtes Fräulein.“

„Dann müſſen Sie mir die Bemerkung verzeihen, daß Sie ſie nicht in die richtige Schule genommen haben. Ich weiß wohl, es hält das heutzutage ſehr ſchwer, aber ich weiß auch, daß die, denen die Fürſorge für junge Seelen obliegt, es vielfach an dem rechten Ernſte fehlen laſſen. Es bleibt dabei, die Hauptſchuld tragen die Eltern und Erzieher.“

Lindequiſt, denſelben Ton anſchlagend wie Innſtetten, antwortete, daß das alles ſehr richtig, der Geiſt der Zeit aber zu mächtig ſei.

„Geiſt der Zeit!“ ſagte Sidonie. „Kommen Sie mir nicht damit. Das kann ich nicht hören, das iſt der Ausdruck höchſter Schwäche, Bankrotterklärung. Ich kenne das; nie ſcharf zufaſſen wollen, immer dem Unbequemen aus dem Wege gehen. Denn Pflicht iſt unbequem. Und ſo wird nur allzu leicht vergeſſen, daß das uns anvertraute Gut auch 'mal von uns zurückgefordert wird. Eingreifen, lieber Paſtor, Zucht. Das Fleiſch iſt ſchwach, gewiß; aber . . .“

In dieſem Augenblicke kam ein engliſches Roaſtbeef, von dem Sidonie ziemlich ausgiebig nahm, ohne Lindequiſt's Lächeln dabei zu bemerken. Und weil ſie's nicht bemerkte, ſo durfte es auch nicht Wunder nehmen, daß ſie mit vieler Unbefangenheit fortfuhr: „Es kann übrigens alles, was Sie hier ſehen, nicht wohl anders ſein; alles iſt ſchief und verfahren von Anfang an. Ring, Ring — wenn ich nicht irre, hat es drüben in Schweden oder da herum 'mal einen Sagenkönig dieſes Namens gegeben. Nun ſehen Sie, benimmt er ſich nicht, als ob er von dem abſtamme, und ſeine Mutter, die ich noch gekannt habe, war eine Plättfrau in Cöslin.“

„Ich kann darin nichts ſchlimmes finden.“

„Schlimmes finden? Ich auch nicht. Und jedenfalls giebt es ſchlimmeres. Aber ſo viel muß ich doch von Ihnen, als einem geweihten Diener der Kirche, gewärtigen dürfen, daß Sie die geſellſchaftlichen Ordnungen gelten laſſen. Ein Oberförſter iſt ein bißchen mehr als ein Förſter, und ein Förſter hat nicht ſolche Weinkühler und ſolch' Silberzeug; das alles iſt ungehörig und zieht dann ſolche Kinder groß, wie dies Fräulein Cora.“

Sidonie, jedesmal bereit, irgend 'was Schreckliches zu prophezeien, wenn ſie, vom Geiſt überkommen, die Schalen ihres Zornes ausſchüttete, würde ſich auch heute bis zum Kaſſandrablick in die Zukunft geſteigert haben, wenn nicht in eben dieſem Augenblicke die dampfende Punſchbowle — womit die Weihnachtsréunions bei Ring immer abſchloſſen — auf der Tafel erſchienen wäre, dazu Krausgebackenes, das, geſchickt über einander getürmt, noch weit über die vor einigen Stunden aufgetragene Kaffeekuchenpyramide hinauswuchs. Und nun trat auch Ring ſelbſt, der ſich bis dahin etwas zurückgehalten hatte, mit einer gewiſſen ſtrahlenden Feierlichkeit in Aktion und begann die vor ihm ſtehenden Gläſer, große geſchliffene Römer, in virtuoſem Bogenſturz zu füllen, ein Einſchenkekunſtſtück, das die ſtets ſchlagfertige Frau von Padden, die heute leider fehlte, 'mal als ‚Ring'ſche Füllung en cascade' bezeichnet hatte. Rotgolden wölbte ſich dabei der Strahl, und kein Tropfen durfte verloren gehen. So war es auch heute wieder. Zuletzt aber, als jeder, was ihm zukam, in Händen hielt — auch Cora, die ſich mittlerweile mit ihrem rotblonden Wellenhaar auf „Onkel Crampas'" Schoß geſetzt hatte — erhob ſich der alte Papenhagner, um, wie herkömmlich bei Feſtlichkeiten derart, einen Toaſt auf ſeinen lieben Oberförſter auszubringen. Es gäbe viele Ringe, ſo etwa begann er, Jahresringe, Gardinenringe, Trauringe, und was nun gar — denn auch davon dürfe ſich am Ende wohl ſprechen laſſen — die Verlobungsringe angehe, ſo ſei glücklicherweiſe die Gewähr gegeben, daß einer davon in kürzeſter Friſt in dieſem Hauſe ſichtbar werden und den Ringfinger (und zwar hier in einem doppelten Sinne den Ringfinger) eines kleinen hübſchen Pätſchelchens zieren werde . . .“

„Unerhört,“ raunte Sidonie dem Paſtor zu.

„Ja, meine Freunde,“ fuhr Güldenklee mit gehobener Stimme fort, „viele Ringe giebt es, und es giebt ſogar eine Geſchichte, die wir alle kennen, die die Geſchichte von den ‚drei Ringen‘ heißt, eine Judengeſchichte, die, wie der ganze liberale Krimskrams, nichts wie Verwirrung und Unheil geſtiftet hat und noch ſtiftet. Gott beſſere es. Und nun laſſen Sie mich ſchließen, um Ihre Geduld und Nachſicht nicht über Gebühr in Anſpruch zu nehmen. Ich bin nicht für dieſe drei Ringe, meine Lieben, ich bin vielmehr für einen Ring, für einen Ring, der ſo recht ein Ring iſt wie er ſein ſoll, ein Ring, der alles Gute, was wir in unſrem altpommerſchen Keſſiner Kreiſe haben, alles, was noch mit Gott für König und Vaterland einſteht — und es ſind ihrer noch einige (lauter Jubel) — an dieſem ſeinem gaſtlichen Tiſch vereinigt ſieht. Für dieſen Ring bin ich. Er lebe hoch!“

Alles ſtimmte ein und umdrängte Ring, der, ſo lange das dauerte, das Amt des ‚Einſchenkens en cascade‘ an den ihm gegenüber ſitzenden Crampas abtreten mußte; der Hauslehrer aber ſtürzte von ſeinem Platz am unteren Ende der Tafel an das Klavier und ſchlug die erſten Takte des Preußenliedes an, worauf alles ſtehend und feierlich einfiel: „Ich bin ein Preuße . . . will ein Preuße ſein.“

„Es iſt doch etwas Schönes,“ ſagte gleich nach der erſten Strophe der alte Borcke zu Innſtetten, „ſo 'was hat man in anderen Ländern nicht.“

„Nein,“ antwortete Innſtetten, der von ſolchem Patriotismus nicht viel hielt, „in anderen Ländern hat man 'was anderes.“

Man ſang alle Strophen durch, dann hieß es, die Wagen ſeien vorgefahren, und gleich darnach erhob ſich alles, um die Pferde nicht warten zu laſſen. Denn dieſe Rückſicht „auf die Pferde“ ging auch im Kreiſe Keſſin allem anderen vor. Im Hausflur ſtanden zwei hübſche Mägde, Ring hielt auf dergleichen, um den Herrſchaften beim Anziehen ihrer Pelze behülflich zu ſein. Alles war heiter angeregt, einige mehr als das, und das Einſteigen in die verſchiedenen Gefährte ſchien ſich ſchnell und ohne Störung vollziehen zu ſollen, als es mit einemmal hieß, der Gieshübler'ſche Schlitten ſei nicht da. Gieshübler ſelbſt war viel zu artig, um gleich Unruhe zu zeigen oder gar Lärm zu machen; endlich aber, weil doch wer das Wort nehmen mußte, fragte Crampas, „was es denn eigentlich ſei?“

„Mirambo kann nicht fahren,“ ſagte der Hofeknecht; „das linke Pferd hat ihn beim Anſpannen vor das Schienbein geſchlagen. Er liegt im Stall und ſchreit.“

Nun wurde natürlich nach Dr. Hannemann gerufen, der denn auch hinausging und nach fünf Minuten mit echter Chirurgenruhe verſicherte: „Ja, Mirambo müſſe zurückbleiben; es ſei vorläufig in der Sache nichts zu machen, als ſtill liegen und kühlen. Übrigens von Bedenklichem keine Rede.“ Das war nun einigermaßen ein Troſt, aber ſchaffte doch die Verlegenheit, wie der Gieshübler'ſche Schlitten zurückzufahren ſei, nicht aus der Welt, bis Innſtetten erklärte, daß er für Mirambo einzutreten und das Zwiegeſtirn von Doktor und Apotheker perſönlich glücklich heimzuſteuern gedenke. Lachend und unter ziemlich angeheiterten Scherzen gegen den verbindlichſten aller Landräte, der ſich, um hülfreich zu ſein, ſogar von ſeiner jungen Frau trennen wolle, wurde dem Vorſchlage zugeſtimmt, und Innſtetten, mit Gieshübler und dem Doktor im Fond, nahm jetzt wieder die Tête. Crampas und Lindequiſt folgten unmittelbar. Und als gleich danach auch Kruſe mit dem landrätlichen Schlitten vorfuhr, trat Sidonie lächelnd an Effi heran und bat dieſe, da ja nun ein Platz frei ſei, mit ihr fahren zu dürfen. „In unſerer Kutſche iſt es immer ſo ſtickig; mein Vater liebt das. Und außerdem, ich möchte ſo gerne mit Ihnen plaudern. Aber nur bis Quappendorf. Wo der Morgnitzer Weg abzweigt, ſteig' ich aus und muß dann wieder in unſern unbequemen Kaſten. Und Papa raucht auch noch.“

Effi war wenig erfreut über dieſe Begleitung und hätte die Fahrt lieber allein gemacht; aber ihr blieb keine Wahl, und ſo ſtieg denn das Fräulein ein, und kaum daß beide Damen ihre Plätze genommen hatten, ſo gab Kruſe den Pferden auch ſchon einen Peitſchenknips und von der oberförſterlichen Rampe her, von der man einen prächtigen Ausblick auf das Meer hatte, ging es, die ziemlich ſteile Düne hinunter, auf den Strandweg zu, der, eine Meile lang, in beinahe gerader Linie bis an das Keſſiner Strandhotel, und von dort aus, rechts einbiegend, durch die Plantage hin, in die Stadt führte. Der Schneefall hatte ſchon ſeit ein paar Stunden aufgehört, die Luft war friſch, und auf das weite dunkelnde Meer fiel der matte Schein der Mondſichel. Kruſe fuhr hart am Waſſer hin, mitunter den Schaum der Brandung durchſchneidend, und Effi, die etwas fröſtelte, wickelte ſich feſter in ihren Mantel und ſchwieg noch immer und mit Abſicht. Sie wußte recht gut, daß das mit der „ſtickigen Kutſche“ bloß Vorwand geweſen und daß ſich Sidonie nur zu ihr geſetzt hatte, um ihr etwas Unangenehmes zu ſagen. Und das kam immer noch früh genug. Zudem war ſie wirklich müde, vielleicht von dem Spaziergang im Walde, vielleicht auch von dem oberförſterlichen Punſch, dem ſie, auf Zureden der neben ihr ſitzenden Frau v. Flemming, tapfer zugeſprochen hatte. Sie that denn auch, als ob ſie ſchliefe, ſchloß die Augen und neigte den Kopf immer mehr nach links.

„Sie ſollten ſich nicht ſo ſehr nach links beugen, meine gnädigſte Frau. Fährt der Schlitten auf einen Stein, ſo fliegen Sie hinaus. Ihr Schlitten hat ohnehin kein Schutzleder und, wie ich ſehe, auch nicht einmal die Haken dazu.“

„Ich kann die Schutzleder nicht leiden; ſie haben ſo 'was Proſaiſches. Und dann, wenn ich hinaus flöge, mir wär' es recht, am liebſten gleich in die Brandung. Freilich ein etwas kaltes Bad, aber was thut's . . . Übrigens hören Sie nichts?“

„Nein.“

„Hören Sie nicht etwas wie Muſik?“

„Orgel?“

„Nein, nicht Orgel. Da würd' ich denken, es ſei das Meer. Aber es iſt etwas anderes, ein unendlich feiner Ton, faſt wie menſchliche Stimme . . .“

„Das ſind Sinnestäuſchungen,“ ſagte Sidonie, die jetzt den richtigen Einſetzemoment gekommen glaubte. „Sie ſind nervenkrank. Sie hören Stimmen. Gebe Gott, daß Sie auch die richtige Stimme hören.“

„Ich höre . . . nun, gewiß, es iſt Thorheit, ich weiß, ſonſt würd' ich mir einbilden, ich hätte die Meerfrauen ſingen hören . . . Aber, ich bitte Sie, was iſt das? Es blitzt ja bis hoch in den Himmel hinauf. Das muß ein Nordlicht ſein.“

„Ja,“ ſagte Sidonie. „Gnädigſte Frau thun ja, als ob es ein Weltwunder wäre. Das iſt es nicht. Und wenn es dergleichen wäre, wir haben uns vor Naturkultus zu hüten. Übrigens ein wahres Glück, daß wir außer Gefahr ſind, unſern Freund Oberförſter, dieſen eitelſten aller Sterblichen, über dies Nordlicht ſprechen zu hören. Ich wette, daß er ſich einbilden würde, das thue ihm der Himmel zu Gefallen, um ſein Feſt noch feſtlicher zu machen. Er iſt ein Narr. Güldenklee konnte beſſeres thun, als ihn feiern. Und dabei ſpielt er ſich auf den Kirchlichen aus und hat auch neulich eine Altardecke geſchenkt. Vielleicht, daß Cora daran mitgeſtickt hat. Dieſe Unechten ſind ſchuld an allem, denn ihre Weltlichkeit liegt immer oben auf und wird Denen mit angerechnet, die's ernſt mit dem Heil ihrer Seele meinen.“

„Es iſt ſo ſchwer, ins Herz zu ſehen!“

„Ja. Das iſt es. Aber bei manchem iſt es auch ganz leicht.“ Und dabei ſah ſie die junge Frau mit beinahe ungezogener Eindringlichkeit an.

Effi ſchwieg und wandte ſich ungeduldig zur Seite.

„Bei manchem, ſag' ich, iſt es ganz leicht,“ wiederholte Sidonie, die ihren Zweck erreicht hatte und deshalb ruhig lächelnd fortfuhr: „und zu dieſen leichten Rätſeln gehört unſer Oberförſter. Wer ſeine Kinder ſo erzieht, den beklag' ich, aber das eine gute hat es, es liegt bei ihm alles klar da. Und wie bei ihm ſelbſt, ſo bei den Töchtern. Cora geht nach Amerika und wird Millionärin oder Methodiſtenpredigerin; in jedem Fall iſt ſie verloren. Ich habe noch keine Vierzehnjährige geſehen . . .“

In dieſem Augenblicke hielt der Schlitten, und als ſich beide Damen umſahen, um in Erfahrung zu bringen, was es denn eigentlich ſei, bemerkten ſie, daß rechts von ihnen, in etwa dreißig Schritt Abſtand, auch die beiden anderen Schlitten hielten — am weiteſten nach rechts der von Innſtetten geführte, näher heran der Crampas'ſche.

„Was iſt?“ fragte Effi.

Kruſe wandte ſich halb herum und ſagte: „Der Schloon, gnäd'ge Frau.“

„Der Schloon? Was iſt das? Ich ſehe nichts.“

Kruſe wiegte den Kopf hin und her, wie wenn er ausdrücken wollte, daß die Frage leichter geſtellt als beantwortet ſei. Worin er auch recht hatte. Denn was der Schloon ſei, das war nicht ſo mit drei Worten zu ſagen. Kruſe fand aber in ſeiner Verlegenheit alsbald Hülfe bei dem gnädigen Fräulein, das hier mit allem Beſcheid wußte und natürlich auch mit dem Schloon.

„Ja, meine gnädigſte Frau,“ ſagte Sidonie, „da ſteht es ſchlimm. Für mich hat es nicht viel auf ſich, ich komme bequem durch; denn wenn erſt die Wagen heran ſind, die haben hohe Räder, und unſere Pferde ſind außerdem daran gewöhnt. Aber mit ſolchem Schlitten iſt es 'was anderes; die verſinken im Schloon, und Sie werden wohl oder übel einen Umweg machen müſſen.“

„Verſinken! Ich bitte Sie, mein gnädigſtes Fräulein, ich ſehe noch immer nicht klar. Iſt denn der Schloon ein Abgrund oder irgend 'was, drin man mit Mann und Maus zu Grunde gehen muß? Ich kann mir ſo 'was hier zu Lande gar nicht denken.“

„Und doch iſt es ſo 'was, nur freilich im kleinen;

dieſer Schloon iſt eigentlich bloß ein kümmerliches Rinnſal, das hier rechts vom Gothener See her herunter kommt und ſich durch die Dünen ſchleicht. Und im Sommer trocknet es mitunter ganz aus, und Sie fahren dann ruhig drüber hin und wiſſen es nicht einmal."

„Und im Winter?"

„Ja, im Winter, da iſt es 'was anderes; nicht immer, aber doch oft. Da wird es dann eine Soog."

„Mein Gott, was ſind das nur alles für Namen und Wörter!

„. . . Da wird es ein Soog, und am ſtärkſten immer dann, wenn der Wind nach dem Lande hin ſteht. Dann drückt der Wind das Meerwaſſer in das kleine Rinnſal hinein, aber nicht ſo, daß man es ſehen kann. Und das iſt das ſchlimmſte von der Sache, darin ſteckt die eigentliche Gefahr. Alles geht nämlich unterirdiſch vor ſich, und der ganze Strandſand iſt dann bis tief hinunter mit Waſſer durchſetzt und gefüllt. Und wenn man dann über ſolche Sandſtelle weg will, die keine mehr iſt, dann ſinkt man ein, als ob es ein Sumpf oder ein Moor wäre."

„Das kenn' ich," ſagte Effi lebhaft. „Das iſt wie in unſrem Luch," und inmitten all' ihrer Ängſtlichkeit wurde ihr mit einemmale ganz wehmütig-freudig zu Sinn.

Während das Geſpräch noch ſo ging und ſich fortſetzte, war Crampas aus ſeinem Schlitten ausgeſtiegen und auf den am äußerſten Flügel haltenden Gieshübler'ſchen zugeſchritten, um hier mit Innſtetten zu verabreden, was nun wohl eigentlich zu thun ſei. Knut, ſo vermeldete er, wolle die Durchfahrt riskieren, aber Knut ſei dumm und verſtehe nichts von der Sache; nur ſolche, die hier zu Hauſe ſeien, müßten die Entſcheidung treffen. Innſtetten — ſehr zu Crampas' Überraſchung — war auch fürs „Riskieren", es müſſe durchaus noch 'mal verſucht werden . . . er wiſſe ſchon, die Geſchichte wiederhole ſich jedesmal: die Leute hier hätten einen Aberglauben und vorweg eine Furcht, während es doch eigentlich wenig zu bedeuten habe. Nicht Knut, der wiſſe nicht Beſcheid, wohl aber Kruſe ſolle noch einmal einen Anlauf nehmen und Crampas derweilen bei den Damen einſteigen (ein kleiner Rückſitz ſei ja noch da), um bei der Hand zu ſein, wenn der Schlitten umkippe. Das ſei doch ſchließlich das ſchlimmſte, was geſchehen könne.

Mit dieſer Innſtetten'ſchen Botſchaft erſchien jetzt Crampas bei den beiden Damen und nahm, als er lachend ſeinen Auftrag ausgeführt hatte, ganz nach empfangener Ordre den kleinen Sitzplatz ein, der eigentlich nichts als eine mit Tuch überzogene Leiſte war, und rief Kruſe zu: „Nun, vorwärts, Kruſe."

Dieſer hatte denn auch die Pferde bereits um hundert Schritte zurück gezoppt und hoffte, ſcharf anfahrend, den Schlitten glücklich durchbringen zu können; im ſelben Augenblick aber, wo die Pferde den Schloon auch nur berührten, ſanken ſie bis über die Knöchel in den Sand ein, ſo daß ſie nur mit Mühe nach rückwärts wieder heraus konnten.

„Es geht nicht," ſagte Crampas, und Kruſe nickte.

Während ſich dies abſpielte, waren endlich auch die Kutſchen heran gekommen, die Graſenabb'ſche vorauf, und als Sidonie, nach kurzem Dank gegen Effi, ſich verabſchiedet und dem ſeine türkiſche Pfeife rauchenden Vater gegenüber ihren Rückplatz eingenommen hatte, ging es mit dem Wagen ohne weiteres auf den Schloon zu; die Pferde ſanken tief ein, aber die Räder ließen alle Gefahr leicht überwinden, und ehe eine halbe Minute vorüber war, trabten auch ſchon die Graſenabb's drüben weiter. Die andern Kutſchen folgten. Effi ſah ihnen nicht ohne Neid nach. Indeſſen nicht lange, denn auch für die Schlittenfahrer war in der zwiſchenliegenden Zeit Rat geſchafft worden, und zwar einfach dadurch, daß ſich Innſtetten entſchloſſen hatte, ſtatt aller weiteren Forcierung, das friedlichere Mittel eines Umwegs zu wählen. Alſo genau das, was Sidonie gleich anfangs in Sicht geſtellt hatte. Vom rechten Flügel her klang des Landrats beſtimmte Weiſung herüber, vorläufig diesſeits zu bleiben und ihm durch die Dünen hin bis an eine weiter hinauf gelegene Bohlenbrücke zu folgen. Als beide Kutſcher, Knut und Kruſe, ſo verſtändigt waren, trat der Major, der, um Sidonie zu helfen, gleichzeitig mit dieſer ausgeſtiegen war, wieder an Effi heran und ſagte: „Ich kann Sie nicht allein laſſen, gnäd'ge Frau.“

Effi war einen Augenblick unſchlüſſig, rückte dann aber raſch von der einen Seite nach der anderen hinüber, und Crampas nahm links neben ihr Platz.

All' dies hätte vielleicht mißdeutet werden können, Crampas ſelbſt aber war zu ſehr Frauenkenner, um es ſich bloß in Eitelkeit zurechtzulegen. Er ſah deutlich, daß Effi nur that, was, nach Lage der Sache, das einzig Richtige war. Es war unmöglich für ſie, ſich ſeine Gegenwart zu verbitten. Und ſo ging es denn im Fluge den beiden anderen Schlitten nach, immer dicht an dem Waſſerlaufe hin, an deſſen anderem Ufer dunkle Waldmaſſen aufragten. Effi ſah hinüber und nahm an, daß ſchließlich an dem landeinwärts gelegenen Außenrande des Waldes hin die Weiterfahrt gehen würde, genau alſo den Weg entlang, auf dem man in früher Nachmittagsſtunde gekommen war. Innſtetten aber hatte ſich inzwiſchen einen andern Plan gemacht, und im ſelben Augenblicke, wo ſein Schlitten die Bohlenbrücke paſſierte, bog er, ſtatt den Außenweg zu wählen, in einen ſchmaleren Weg ein, der mitten durch die dichte Waldmaſſe hindurch führte. Effi ſchrak zuſammen. Bis dahin waren Luft und Licht um ſie her geweſen, aber jetzt war es damit vorbei, und die dunklen Kronen wölbten ſich über ihr. Ein Zittern überkam ſie, und ſie ſchob die Finger feſt in einander, um ſich einen Halt zu geben. Gedanken und Bilder jagten ſich und eines dieſer Bilder war das Mütterchen in dem Gedichte, das die „Gottesmauer“ hieß, und wie das Mütterchen, ſo betete auch ſie jetzt, daß Gott eine Mauer um ſie her bauen möge. Zwei, drei Male kam es auch über ihre Lippen, aber mit einemmal fühlte ſie, daß es tote Worte waren. Sie fürchtete ſich und war doch zugleich wie in einem Zauberbann und wollte auch nicht heraus.

„Effi,“ klang es jetzt leis an ihr Ohr, und ſie hörte, daß ſeine Stimme zitterte. Dann nahm er ihre Hand und löſte die Finger, die ſie noch immer geſchloſſen hielt, und überdeckte ſie mit heißen Küſſen. Es war ihr, als wandle ſie eine Ohnmacht an.

Als ſie die Augen wieder öffnete, war man aus dem Walde heraus, und in geringer Entfernung vor ſich hörte ſie das Geläut der vorauf eilenden

Schlitten. Immer vernehmlicher klang es, und als man, dicht vor Utpatel's Mühle, von den Dünen her in die Stadt einbog, lagen rechts die kleinen Häuſer mit ihren Schneedächern neben ihnen.

Effi blickte ſich um, und im nächſten Augenblicke hielt der Schlitten vor dem landrätlichen Hauſe.

Zwanzigſtes Kapitel.

Innſtetten, der Effi, als er ſie aus dem Schlitten hob, ſcharf beobachtet, aber doch ein Sprechen über die ſonderbare Fahrt zu zweien vermieden hatte, war am anderen Morgen früh auf und ſuchte ſeiner Verſtimmung, die noch nachwirkte, ſo gut es ging Herr zu werden.

„Du haſt gut geſchlafen?“ ſagte er, als Effi zum Frühſtück kam.

„Ja.“

„Wohl Dir. Ich kann dasſelbe von mir nicht ſagen. Ich träumte, daß Du mit dem Schlitten im Schloon verunglückt ſeiſt, und Crampas mühte ſich, Dich zu retten; ich muß es ſo nennen, aber er verſank mit Dir.“

„Du ſpricht das alles ſo ſonderbar, Geert. Es verbirgt ſich ein Vorwurf dahinter, und ich ahne weshalb.“

„Sehr merkwürdig.“

„Du biſt nicht einverſtanden damit, daß Crampas kam und uns ſeine Hülfe anbot.“

„Uns?“

„Ja, uns. Sidonien und mir. Du mußt durchaus vergeſſen haben, daß der Major in Deinem Auftrage kam. Und als er mir erſt gegenüber ſaß, beiläufig jämmerlich genug auf der elenden ſchmalen Leiſte, ſollte ich ihn da ausweiſen, als die Graſenabb's kamen und mit einemmale die Fahrt weiter ging? Ich hätte mich lächerlich gemacht, und dagegen biſt Du doch ſo empfindlich. Erinnere Dich, daß wir unter Deiner Zuſtimmung viele Male gemeinſchaftlich ſpazieren geritten ſind, und nun ſollte ich nicht gemeinſchaftlich mit ihm fahren? Es iſt falſch, ſo hieß es bei uns zu Haus, einem Edelmanne Mißtrauen zu zeigen.“

„Einem Edelmanne,“ ſagte Innſtetten mit Betonung.

„Iſt er keiner? Du haſt ihn ſelbſt einen Kavalier genannt, ſogar einen perfekten Kavalier.“

„Ja,“ fuhr Innſtetten fort, und ſeine Stimme wurde freundlicher, trotzdem ein leiſer Spott noch darin nachklang. „Kavalier, das iſt er, und ein perfekter Kavalier, das iſt er nun ſchon ganz gewiß. Aber Edelmann! Meine liebe Effi, ein Edelmann ſieht anders aus. Haſt Du ſchon etwas Edles an ihm bemerkt? Ich nicht.“

Effi ſah vor ſich hin und ſchwieg.

„Es ſcheint, wir ſind gleicher Meinung. Im übrigen, wie Du ſchon ſagteſt, ich bin ſelber ſchuld; von einem faux pas mag ich nicht ſprechen, das iſt in dieſem Zuſammenhange kein gutes Wort. Alſo ſelber ſchuld, und es ſoll nicht wieder vorkommen, ſo weit ich's hindern kann. Aber auch Du, wenn ich Dir raten darf, ſei auf Deiner Hut. Er iſt ein Mann der Rückſichtsloſigkeiten und hat ſo ſeine Anſichten über junge Frauen. Ich kenne ihn von früher."

„Ich werde mir Deine Worte geſagt ſein laſſen. Nur ſo viel, ich glaube, Du verkennſt ihn."

„Ich verkenne ihn nicht."

„Oder mich," ſagte ſie mit einer Kraftanſtrengung und verſuchte ſeinem Blicke zu begegnen.

„Auch Dich nicht, meine liebe Effi. Du biſt eine reizende kleine Frau, aber Feſtigkeit iſt nicht eben Deine Spezialität."

Er erhob ſich, um zu gehen. Als er bis an die Thür gegangen war, trat Friedrich ein, um ein Gieshübler'ſches Billet abzugeben, das natürlich an die gnädige Frau gerichtet war.

Effi nahm es. „Eine Geheimkorreſpondenz mit Gieshübler," ſagte ſie; „Stoff zu neuer Eiferſucht für meinen geſtrengen Herrn. Oder nicht?"

„Nein, nicht ganz, meine liebe Effi. Ich begehe die Thorheit, zwiſchen Crampas und Gieshübler einen Unterſchied zu machen. Sie ſind ſo zu ſagen nicht von gleichem Karat; nach Karat berechnet man nämlich den reinen Goldeswert, unter Umſtänden auch der Menſchen. Mir perſönlich, um auch das noch zu ſagen, iſt Gieshübler's weißes Jabot, trotzdem kein Menſch mehr Jabots trägt, erheblich lieber als Crampas' rotblonder Sappeurbart. Aber ich bezweifle, daß dies weiblicher Geſchmack iſt."

„Du hältſt uns für ſchwächer, als wir ſind."

„Eine Tröſtung von praktiſch außerordentlicher Geringfügigkeit. Aber laſſen wir das. Lies lieber."

Und Effi las: „Darf ich mich nach der gnäd'gen Frau Befinden erkundigen? Ich weiß nur, daß Sie dem Schloon glücklich entronnen ſind; aber es blieb auch durch den Wald hin immer noch Fährlichkeit genug. Eben kommt Dr. Hannemann von Uvagla zurück und beruhigt mich über Mirambo; geſtern habe er die Sache für bedenklicher angeſehen, als er uns habe ſagen wollen, heute nicht mehr. Es war eine reizende Fahrt. — In drei Tagen feiern wir Sylveſter. Auf eine Feſtlichkeit, wie die vorjährige, müſſen wir verzichten; aber einen Ball haben wir natürlich, und Sie erſcheinen zu ſehen, würde die Tanzwelt beglücken und nicht am wenigſten Ihren reſpektvollſt ergebenen Alonzo G."

Effi lachte. „Nun, was ſagſt Du?“

„Nach wie vor nur das eine, daß ich Dich lieber mit Gieshübler als mit Crampas ſehe.“

„Weil Du den Crampas zu ſchwer und den Gieshübler zu leicht nimmſt.“

Innſtetten drohte ihr ſcherzhaft mit dem Finger.

* * *

Drei Tage ſpäter war Sylveſter. Effi erſchien in einer reizenden Balltoilette, einem Geſchenk, das ihr der Weihnachtstiſch gebracht hatte; ſie tanzte aber nicht, ſondern nahm ihren Platz bei den alten Damen, für die, ganz in der Nähe der Muſikempore, die Fauteuils geſtellt waren. Von den adligen Familien, mit denen Innſtetten's vorzugsweiſe verkehrten, war niemand da, weil kurz vorher ein kleines Zerwürfnis mit dem ſtädtiſchen Reſſourcenvorſtand, der, namentlich ſeitens des alten Güldenklee, 'mal wieder „deſtruktiver Tendenzen“ beſchuldigt worden war, ſtattgefunden hatte; drei, vier andere adlige Familien aber, die nicht Mitglieder der Reſſource, ſondern immer nur geladene Gäſte waren und deren Güter an der anderen Seite der Keſſine lagen, waren aus zum Teil weiter Entfernung über das Flußeis gekommen und freuten ſich, an dem Feſte teilnehmen zu können. Effi ſaß zwiſchen der alten Ritterſchaftsrätin von Padden und einer etwas jüngeren Frau von Titzewitz. Die Ritterſchaftsrätin, eine vorzügliche alte Dame, war in allen Stücken ein Original und ſuchte das, was die Natur, beſonders durch ſtarke Backenknochenbildung, nach der wendiſch-heidniſchen Seite hin für ſie gethan hatte, durch chriſtlich-germaniſche Glaubensſtrenge wieder in Ausgleich zu bringen. In dieſer Strenge ging ſie ſo weit, daß ſelbſt Sidonie von Graſenabb eine Art esprit fort neben ihr war, wogegen ſie freilich — vielleicht weil ſich die Radegaſter und die Swantowiter Linie des Hauſes in ihr vereinigten — über jenen alten Paddenhumor verfügte, der, von langer Zeit her, wie ein Segen auf der Familie ruhte, und jeden, der mit derſelben in Berührung kam, auch wenn es Gegner in Politik und Kirche waren, herzlich erfreute.

„Nun, Kind,“ ſagte die Ritterſchaftsrätin, „wie geht es Ihnen denn eigentlich?“

„Gut, gnädigſte Frau; ich habe einen ſehr ausgezeichneten Mann.“

„Weiß ich. Aber das hilft nicht immer. Ich hatte auch einen ausgezeichneten Mann. Wie ſteht es hier? Keine Anfechtungen?“

Effi erſchrak und war zugleich wie gerührt. Es lag etwas ungemein Erquickliches in dem freien und natürlichen Ton, in dem die alte Dame ſprach, und daß es eine ſo fromme Frau war, das machte die Sache nur noch erquicklicher.

„Ach, gnädigſte Frau ...“

„Da kommt es ſchon. Ich kenne das. Immer dasſelbe. Darin ändern die Zeiten nichts. Und vielleicht iſt es auch recht gut ſo. Denn worauf es ankommt, meine liebe junge Frau, das iſt das Kämpfen. Man muß immer ringen mit dem natürlichen Menſchen. Und wenn man ſich dann ſo unter hat und beinah' ſchreien möchte, weil's weh thut, dann jubeln die lieben Engel!“

„Ach, gnädigſte Frau. Es iſt oft recht ſchwer.“

„Freilich iſt es ſchwer. Aber je ſchwerer, deſto beſſer. Darüber müſſen Sie ſich freuen. Das mit dem Fleiſch, das bleibt, und ich habe Enkel und Enkelinnen, da ſeh' ich es jeden Tag. Aber im Glauben ſich unterkriegen, meine liebe Frau, darauf kommt es an, das iſt das Wahre. Das hat uns unſer alter Martin Luther zur Erkenntnis gebracht, der Gottesmann. Kennen Sie ſeine Tiſchreden?“

„Nein, gnädigſte Frau.“

„Die werde ich Ihnen ſchicken.“

In dieſem Augenblicke trat Major Crampas an Effi heran und bat, ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Effi war wie mit Blut übergoſſen, aber ehe ſie noch antworten konnte, ſagte

Crampas: „Darf ich Sie bitten gnädigſte Frau, mich den Damen vorſtellen zu wollen?“

Effi nannte nun Crampas' Namen, der ſeinerſeits ſchon vorher vollkommen orientiert war und in leichtem Geplauder alle Paddens und Titzewitze, von denen er je gehört hatte, Revue paſſieren ließ. Zugleich entſchuldigte er ſich, den Herrſchaften jenſeits der Keſſine noch immer nicht ſeinen Beſuch gemacht und ſeine Frau vorgeſtellt zu haben; aber es ſei ſonderbar, welche trennende Macht das Waſſer habe. Es ſei dasſelbe wie mit dem Canal La Manche…“

„Wie?“ fragte die alte Titzewitz.

Crampas ſeinerſeits hielt es für unangebracht, Aufklärungen zu geben, die doch zu nichts geführt haben würden, und fuhr fort: „Auf zwanzig Deutſche, die nach Frankreich gehen, kommt noch nicht einer, der nach England geht. Das macht das Waſſer; ich wiederhole, das Waſſer hat eine ſcheidende Kraft.“

Frau von Padden, die darin mit feinem Inſtinkt etwas Anzügliches witterte, wollte für das Waſſer eintreten, Crampas aber ſprach mit immer wachſendem Redefluß weiter und lenkte die Aufmerkſamkeit der Damen auf ein ſchönes Fräulein von Stojentin, „das ohne Zweifel die Ballkönigin“ ſei, wobei ſein Blick übrigens Effi bewundernd ſtreifte. Dann empfahl er ſich raſch unter Verbeugung gegen alle drei.

„Schöner Mann,“ ſagte die Padden. „Verkehrt er in Ihrem Hauſe?“

„Flüchtig.“

„Wirklich,“ wiederholte die Padden, „ein ſchöner Mann. Ein bißchen zu ſicher. Und Hochmut kommt vor dem Fall . . . Aber ſehen Sie nur, da tritt er wirklich mit der Grete Stojentin an. Eigentlich iſt er doch zu alt; wenigſtens Mitte vierzig.“

„Er wird vierundvierzig.“

„Ei, ei, Sie ſcheinen ihn ja gut zu kennen.“

* * *

Es kam Effi ſehr zu paß, daß das neue Jahr, gleich in ſeinem Anfang, allerlei Aufregungen brachte. Seit Sylveſternacht ging ein ſcharfer Nordoſt, der ſich in den nächſten Tagen faſt bis zum Sturm ſteigerte, und am dritten Januar nachmittags hieß es, daß ein Schiff draußen mit der Einfahrt nicht zuſtande gekommen und hundert Schritt vor der Mole geſcheitert ſei; es ſei ein engliſches, von Sunderland her, und ſo weit ſich erkennen laſſe, ſieben Mann an Bord; die Lotſen könnten beim Ausfahren, trotz aller Anſtrengung, nicht um die Mole herum, und vom Strande aus ein Boot abzulaſſen, daran ſei nun vollends nicht zu denken, die Brandung ſei viel zu ſtark. Das klang traurig genug. Aber Johanna, die die Nachricht brachte, hatte doch auch Troſt bei der Hand: Konſul Eſchrich, mit dem Rettungsapparat und der Raketenbatterie, ſei ſchon unterwegs, und es würde gewiß glücken; die Entfernung ſei nicht voll ſo weit wie Anno 75, wo's doch auch gegangen, und ſie hätten damals ſogar den Pudel mit gerettet, und es wäre ordentlich rührend geweſen, wie ſich das Tier gefreut und die Kapitänsfrau und das liebe, kleine Kind, nicht viel größer als Anniechen, immer wieder mit ſeiner roten Zunge geleckt habe.

„Geert, da muß ich mit hinaus, das muß ich ſehen," hatte Effi ſofort erklärt, und beide waren aufgebrochen, um nicht zu ſpät zu kommen, und hatten denn auch den rechten Moment abgepaßt; denn im Augenblick, als ſie, von der Plantage her, den Strand erreichten, fiel der erſte Schuß, und ſie ſahen ganz deutlich, wie die Rakete mit dem Fangſeil unter dem Sturmgewölk hinflog und über das Schiff weg jenſeits niederfiel. Alle Hände regten ſich ſofort an Bord, und nun holten ſie, mit Hülfe der kleinen Leine, das dickere Tau ſamt dem Korb heran, und nicht lange, ſo kam der Korb in einer Art Kreislauf wieder zurück, und einer der Matroſen, ein ſchlanker, bildhübſcher Menſch mit einer wachsleinenen Kappe, war geborgen an Land und wurde neugierig ausgefragt, während der Korb aufs neue ſeinen Weg machte, zunächſt den Zweiten und dann den Dritten heranzuholen und ſo fort. Alle wurden gerettet, und Effi hätte ſich, als ſie nach einer halben Stunde mit ihrem Manne wieder heim ging, in die Dünen werfen und ſich ausweinen mögen. Ein ſchönes Gefühl hatte wieder Platz in ihrem Herzen gefunden, und es beglückte ſie unendlich, daß es ſo war.

Das war am dritten geweſen. Schon am fünften kam ihr eine neue Aufregung, freilich ganz anderer Art. Innſtetten hatte Gieshübler, der natürlich auch Stadtrat und Magiſtratsmitglied war, beim Herauskommen aus dem Rathauſe getroffen und im Geſpräche mit ihm erfahren, daß ſeitens des Kriegsminiſteriums angefragt worden ſei, wie ſich die Stadtbehörden eventuell zur Garniſonsfrage zu ſtellen gedächten? Bei nötigem Entgegenkommen, alſo bei Bereitwilligkeit zu Stall- und Kaſernenbauten, könnten ihnen zwei Schwadronen Huſaren zugeſagt werden. „Nun, Effi, was ſagſt Du dazu?“ — Effi war wie benommen. All' das unſchuldige Glück ihrer Kinderjahre ſtand mit einemmal wieder vor ihrer Seele, und im Augenblick war es ihr, als ob rote Huſaren — denn es waren auch rote wie daheim in Hohen-Cremmen — ſo recht eigentlich die Hüter von Paradies und Unſchuld ſeien. Und dabei ſchwieg ſie noch immer.

„Du ſagſt ja nichts, Effi.“

„Ja, ſonderbar, Geert. Aber es beglückt mich ſo, daß ich vor Freude nichts ſagen kann. Wird es denn auch ſein? Werden ſie denn auch kommen?“

„Damit hat's freilich noch gute Wege, ja, Gieshübler meinte ſogar, die Väter der Stadt, ſeine Kollegen, verdienten es gar nicht. Statt einfach über die Ehre, und wenn nicht über die Ehre, ſo doch wenigſtens über den Vorteil einig und glücklich zu ſein, wären ſie mit allerlei ‚Wenns‘ und ‚Abers‘ gekommen und hätten geknauſert wegen der neuen Bauten; ja, Pfefferküchler Michelſen habe ſogar geſagt, es verderbe die Sitten der Stadt, und wer eine Tochter habe, der möge ſich vorſehen und Gitterfenſter anſchaffen.“

„Es iſt nicht zu glauben. Ich habe nie manierlichere Leute geſehen als unſere Huſaren; wirklich, Geert. Nun, Du weißt es ja ſelbſt. Und nun will dieſer Michelſen alles vergittern. Hat er denn Töchter?“

„Gewiß; ſogar drei. Aber ſie ſind ſämtlich hors concours.“

Effi lachte ſo herzlich, wie ſie ſeit lange nicht mehr gelacht hatte. Doch es war von keiner Dauer, und als Innſtetten ging und ſie allein ließ, ſetzte ſie ſich an die Wiege des Kindes, und ihre Thränen fielen auf die Kiſſen. Es brach wieder über ſie herein, und ſie fühlte, daß ſie wie eine Gefangene ſei und nicht mehr heraus könne.

Sie litt ſchwer darunter und wollte ſich befreien. Aber wiewohl ſie ſtarker Empfindungen fähig war, ſo war ſie doch keine ſtarke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit, und alle guten Anwandlungen gingen wieder vorüber. So trieb ſie denn weiter, heute, weil ſie's nicht ändern konnte, morgen, weil ſie's nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnisvolle hatte ſeine Macht über ſie.

So kam es, daß ſie ſich, von Natur frei und offen, in ein verſtecktes Komödienſpiel mehr und mehr hinein lebte. Mitunter erſchrak ſie, wie leicht es ihr wurde. Nur in einem blieb ſie ſich gleich: ſie ſah alles klar und beſchönigte nichts. Einmal trat ſie ſpät abends vor den Spiegel in ihrer Schlafſtube; die Lichter und Schatten flogen hin und her, und Rollo ſchlug draußen an, und im ſelben Augenblicke war es ihr, als ſähe ihr wer über die Schulter. Aber ſie beſann ſich raſch. „Ich weiß ſchon, was es iſt; es war nicht der," und ſie wies mit dem Finger nach dem Spukzimmer oben. „Es war 'was anderes ... mein Gewiſſen ... Effi, Du biſt verloren."

Es ging aber doch weiter ſo, die Kugel war im Rollen, und was an einem Tage geſchah, machte das Thun des andern zur Notwendigkeit.

Um die Mitte des Monats kamen Einladungen aufs Land. Über die dabei inne zu haltende Reihenfolge hatten ſich die vier Familien, mit denen Innſtettens vorzugsweiſe verkehrten, geeinigt: die Borcke's ſollten beginnen, die Flemming's und Graſenabb's folgten, die Güldenklee's ſchloſſen ab. Immer eine Woche dazwiſchen. Alle vier Einladungen kamen am ſelben Tage; ſie ſollten erſichtlich den Eindruck des Ordentlichen und Wohlerwogenen machen, auch wohl den einer beſonderen freundſchaftlichen Zuſammengehörigkeit.

„Ich werde nicht dabei ſein, Geert, und Du mußt mich der Kur halber, in der ich nun ſeit Wochen ſtehe, von vornherein entſchuldigen.“

Innſtetten lachte. „Kur. Ich ſoll es auf die Kur ſchieben. Das iſt das Vorgebliche; das Eigentliche heißt: Du willſt nicht.“

„Nein, es iſt doch mehr Ehrlichkeit dabei als Du zugeben willſt. Du haſt ſelbſt gewollt, daß ich den Doktor zu Rate ziehe. Das hab' ich gethan, und nun muß ich doch ſeinem Rate folgen. Der gute Doktor, er hält mich für bleichſüchtig, ſonderbar genug, und Du weißt, daß ich jeden Tag von dem Eiſenwaſſer trinke. Wenn Du Dir ein Borcke'ſches Diner dazu vorſtellſt, vielleicht mit Preßkopf und Aal in Aſpic, ſo mußt Du den Eindruck haben, es wäre mein Tod. Und ſo wirſt Du Dich doch zu Deiner Effi nicht ſtellen wollen. Freilich mitunter iſt es mir . . ."

„Ich bitte Dich, Effi . . ."

„. . . Übrigens freu' ich mich, und das iſt das einzige Gute dabei, Dich jedesmal, wenn Du fährſt, eine Strecke Wegs begleiten zu können, bis an die Mühle gewiß oder bis an den Kirchhof oder auch bis an die Waldecke, da, wo der Morgnitzer Querweg einmündet. Und dann ſteig' ich ab und ſchlendere wieder zurück. In den Dünen iſt es immer am ſchönſten."

Innſtetten war einverſtanden, und als drei Tage ſpäter der Wagen vorfuhr, ſtieg Effi mit auf und gab ihrem Manne das Geleit bis an die Waldecke. „Hier laß halten, Geert. Du fährſt nun links weiter, ich gehe rechts bis an den Strand und durch die Plantage zurück. Es iſt etwas weit, aber doch nicht zu weit. Doktor Hannemann ſagt mir jeden Tag, Bewegung ſei alles, Bewegung und friſche Luft. Und ich glaube beinah', daß er recht hat. Empfiehl mich all' den Herrſchaften; nur bei Sidonie kannſt Du ſchweigen."

Die Fahrten, auf denen Effi ihren Gatten bis an die Waldecke begleitete, wiederholten ſich allwöchentlich; aber auch in der zwiſchenliegenden Zeit hielt Effi darauf, daß ſie der ärztlichen Verordnung ſtreng nachkam. Es verging kein Tag, wo ſie nicht ihren vorgeſchriebenen Spaziergang gemacht hätte, meiſt nachmittags, wenn ſich Innſtetten in ſeine Zeitungen zu vertiefen begann. Das Wetter war ſchön, eine milde, friſche Luft, der Himmel bedeckt. Sie ging in der Regel allein und ſagte zu Roswitha: „Roswitha, ich gehe nun alſo die Chauſſee hinunter und dann rechts an den Platz mit dem Karuſſell; da will ich auf Dich warten, da hole mich ab. Und dann gehen wir durch die Birkenallee oder durch die Reeperbahn wieder zurück. Aber komme nur, wenn Annie ſchläft. Und wenn ſie nicht ſchläft, ſo ſchicke Johanna. Oder laß es lieber ganz; es iſt nicht nötig, ich finde mich ſchon zurecht.“

Den erſten Tag, als es ſo verabredet war, trafen ſie ſich auch wirklich. Effi ſaß auf einer an einem langen Holzſchuppen ſich hinziehenden Bank und ſah nach einem niedrigen Fachwerkhauſe hinüber, gelb mit ſchwarz geſtrichenen Balken, einer Wirtſchaft für kleine Bürger, die hier ihr Glas Bier tranken oder Solo ſpielten. Es dunkelte noch kaum, die Fenſter aber waren ſchon hell, und ihr Lichtſchimmer fiel auf die Schneemaſſen und etliche zur Seite ſtehende Bäume. „Sieh', Roswitha, wie ſchön das ausſieht.“

Ein paar Tage wiederholte ſich das. Meiſt aber, wenn Roswitha bei dem Karuſſell und dem Holzſchuppen ankam, war niemand da, und wenn ſie dann zurückkam und in den Hausflur eintrat, kam ihr Effi ſchon entgegen und ſagte: „Wo Du nur bleibſt, Roswitha, ich bin ſchon lange wieder hier.“

In dieſer Art ging es durch Wochen hin. Das mit den Huſaren hatte ſich wegen der Schwierigkeiten, die die Bürgerſchaft machte, ſo gut wie zerſchlagen; aber da die Verhandlungen noch nicht geradezu abgeſchloſſen waren und neuerdings durch eine andere Behörde, das Generalkommando, gingen, ſo war Crampas nach Stettin berufen worden, wo man ſeine Meinung in dieſer Angelegenheit hören wollte. Von dort ſchrieb er den zweiten Tag an Innſtetten: „Pardon, Innſtetten, daß ich mich auf franzöſiſch empfohlen. Es kam alles ſo ſchnell. Ich werde übrigens die Sache hinauszuſpinnen ſuchen, denn man iſt froh, einmal draußen zu ſein. Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau, meiner liebenswürdigen Gönnerin.“

Er las es Effi vor. Dieſe blieb ruhig. Endlich ſagte ſie: „Es iſt recht gut ſo.“

„Wie meinſt Du das?“

„Daß er fort iſt. Er ſagt eigentlich immer dasſelbe. Wenn er wieder da iſt, wird er wenigſtens vorübergehend 'was Neues zu ſagen haben."

Innſtetten's Blick flog ſcharf über ſie hin. Aber er ſah nichts, und ſein Verdacht beruhigte ſich wieder. „Ich will auch fort," ſagte er nach einer Weile, „ſogar nach Berlin; vielleicht kann ich dann, wie Crampas, auch mal 'was Neues mitbringen. Meine liebe Effi will immer gern 'was Neues hören; ſie langweilt ſich in unſerm guten Keſſin. Ich werde gegen acht Tage fort ſein, vielleicht noch einen Tag länger. Und ängſtige Dich nicht ... es wird ja wohl nicht wiederkommen ... Du weißt ſchon, das da oben ... Und wenn doch, Du haſt ja Rollo und Roswitha."

Effi lächelte vor ſich hin, und es miſchte ſich etwas von Wehmut mit ein. Sie mußte des Tages gedenken, wo Crampas ihr zum erſtenmal geſagt hatte, daß er mit dem Spuk und ihrer Furcht eine Komödie ſpiele. Der große Erzieher! Aber hatte er nicht recht? War die Komödie nicht am Platz? Und allerhand Widerſtreitendes, Gutes und Böſes, ging ihr durch den Kopf.

Den dritten Tag reiſte Innſtetten ab.

Über das, was er in Berlin vorhabe, hatte er nichts geſagt.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Innſtetten war erſt vier Tage fort, als Crampas von Stettin wieder eintraf und die Nachricht brachte, man hätte höheren Orts die Abſicht, zwei Schwadronen nach Keſſin zu legen, endgültig fallen laſſen; es gäbe ſo viele kleine Städte, die ſich um eine Kavallerie-Garniſon, und nun gar um Blücher'ſche Huſaren, bewürben, daß man gewohnt ſei, bei ſolchem Anerbieten einem herzlichen Entgegenkommen, aber nicht einem zögernden zu begegnen. Als Crampas dies mitteilte, machte der Magiſtrat ein ziemlich verlegenes Geſicht; nur Gieshübler, weil er der Philiſterei ſeiner Kollegen eine Niederlage gönnte, triumphierte. Seitens der kleinen Leute griff, beim Bekanntwerden der Nachricht, eine gewiſſe Verſtimmung Platz, ja ſelbſt einige Konſuls mit Töchtern waren momentan unzufrieden; im Ganzen aber kam man raſch über die Sache hin, vielleicht weil die nebenherlaufende Frage, „was Innſtetten in Berlin vorhabe,“ die Keſſiner Bevölkerung oder doch wenigſtens die Honoratiorenſchaft der Stadt mehr intereſſierte. Dieſe wollte den überaus wohlgelittenen Landrat nicht gern verlieren, und doch gingen darüber ganz ausſchweifende Gerüchte, die von Gieshübler, wenn er nicht ihr Erfinder war, wenigſtens genährt und weiter verbreitet wurden. Unter anderem hieß es, Innſtetten würde als Führer einer Geſandtſchaft nach Marokko gehn und zwar mit Geſchenken, unter denen nicht bloß die herkömmliche Vaſe mit Sansſouci und dem neuen Palais, ſondern vor allem auch eine große Eismaſchine ſei. Das letztere erſchien, mit Rückſicht auf die marokkaniſchen Temperaturverhältniſſe, ſo wahrſcheinlich, daß das Ganze geglaubt wurde.

Effi hörte auch davon. Die Tage, wo ſie ſich darüber erheitert hätte, lagen noch nicht allzu weit zurück; aber in der Seelenſtimmung, in der ſie ſich ſeit Schluß des Jahres befand, war ſie nicht mehr fähig, unbefangen und ausgelaſſen über derlei Dinge zu lachen. Ihre Geſichtszüge hatten einen ganz anderen Ausdruck angenommen und das halb rührend, halb ſchelmiſch Kindliche, was ſie noch als Frau gehabt hatte, war hin. Die Spaziergänge nach dem Strand und der Plantage, die ſie, während Crampas in Stettin war, aufgegeben hatte, nahm ſie nach ſeiner Rückkehr wieder auf und ließ ſich auch durch ungünſtige Witterung nicht davon abhalten. Es wurde wie früher beſtimmt, daß ihr Roswitha bis an den Ausgang der Reeperbahn oder bis in die Nähe des Kirchhofs entgegenkommen ſolle, ſie verfehlten ſich aber noch häufiger als früher. „Ich könnte Dich ſchelten, Roswitha, daß Du mich nie findeſt. Aber es hat nichts auf ſich; ich ängſtige mich nicht mehr, auch nicht einmal am Kirchhof, und im Walde bin ich noch keiner Menſchenſeele begegnet.“

Es war am Tage vor Innſtetten's Rückkehr von Berlin, daß Effi das ſagte. Roswitha machte nicht viel davon und beſchäftigte ſich lieber damit, Guirlanden über den Thüren anzubringen; auch der Haifiſch bekam einen Fichtenzweig und ſah noch merkwürdiger aus als gewöhnlich. Effi ſagte: „Das iſt recht, Roswitha; er wird ſich freuen über all' das Grün, wenn er morgen wieder da iſt. Ob ich heute wohl noch gehe? Doktor Hannemann beſteht darauf und meint in einem fort, ich nähme es nicht ernſt genug, ſonſt müßte ich beſſer ausſeh'n; ich habe aber keine rechte Luſt heut, es nieſelt und der Himmel iſt ſo grau.“

„Ich werde der gnäd'gen Frau den Regenmantel bringen.“

„Das thu'! Aber komme heute nicht nach, wir treffen uns ja doch nicht,“ und ſie lachte. „Wirklich, Du biſt gar nicht findig, Roswitha. Und ich mag nicht, daß Du Dich erkälteſt und alles um nichts."

Roswitha blieb denn auch zu Haus, und weil Annie ſchlief, ging ſie zu Kruſe's, um mit der Frau zu plaudern. „Liebe Frau Kruſe," ſagte ſie, „Sie wollten mir ja das mit dem Chineſen noch erzählen. Geſtern kam die Johanna dazwiſchen, die thut immer ſo vornehm, für die iſt ſo 'was nicht. Ich glaube aber doch, daß es 'was geweſen iſt, ich meine mit dem Chineſen und mit Thomſen's Nichte, wenn es nicht ſeine Enkelin war."

Die Kruſe nickte.

„Entweder," fuhr Roswitha fort, „war es eine unglückliche Liebe (die Kruſe nickte wieder), oder es kann auch eine glückliche geweſen ſein und der Chineſe konnte es bloß nicht aushalten, daß es alles mit einemmal ſo wieder vorbei ſein ſollte. Denn die Chineſen ſind doch auch Menſchen, und es wird wohl alles ebenſo mit ihnen ſein, wie mit uns."

„Alles," verſicherte die Kruſe und wollte dies eben durch ihre Geſchichte beſtätigen, als ihr Mann eintrat und ſagte: „Mutter, Du könnteſt mir die Flaſche mit dem Lederlack geben; ich muß doch das Sielenzeug blank haben, wenn der Herr morgen wieder da iſt; der ſieht alles und wenn er auch nichts ſagt, ſo merkt man doch, daß er's geſehn hat."

„Ich bring' es Ihnen 'raus, Kruſe," ſagte Roswitha. „Ihre Frau will mir bloß noch 'was erzählen; aber es is gleich aus, und dann komm' ich und bring' es."

Roswitha, die Flaſche mit dem Lack in der Hand, kam denn auch ein paar Minuten danach auf den Hof hinaus und ſtellte ſich neben das Sielenzeug, das Kruſe eben über den Gartenzaun gelegt hatte. „Gott," ſagte er, während er ihr die Flaſche aus der Hand nahm, „viel hilft es ja nicht, es nieſelt in einem weg, und die Blänke vergeht doch wieder. Aber ich denke, alles muß ſeine Ordnung haben."

„Das muß es. Und dann, Kruſe, es iſt ja doch auch ein richtiger Lack, das kann ich gleich ſehn, und was ein richtiger Lack iſt, der klebt nicht lange, der muß gleich trocknen. Und wenn es dann morgen nebelt oder naß fällt, dann ſchadet es nich' mehr. Aber das muß ich doch ſagen, das mit dem Chineſen is eine merkwürdige Geſchichte."

Kruſe lachte. „Unſinn is es, Roswitha. Und meine Frau, ſtatt aufs Richtige zu ſehen, erzählt immer ſo 'was, un' wenn ich ein reines Hemd anziehen will, fehlt ein Knopp. Un' ſo is es nu' ſchon ſo lange wir hier ſind. Sie hat immer bloß ſolche Geſchichten in ihrem Kopp und dazu das ſchwarze

Huhn. Un' das ſchwarze Huhn legt nich' 'mal Eier. Un' am Ende wovon ſoll es auch Eier legen? Es kommt ja nich' 'raus und von's bloße Kikeriki kann doch ſo 'was nich' kommen. Das is von keinem Huhn nich' zu verlangen."

„Hören Sie, Kruſe, das werde ich Ihrer Frau wieder erzählen. Ich habe Sie immer für einen anſtändigen Menſchen gehalten, und nun ſagen Sie ſo 'was wie das da von Kikeriki. Die Mannsleute ſind doch immer noch ſchlimmer als man denkt. Un' eigentlich müßt' ich nu' gleich den Pinſel hier nehmen und Ihnen einen ſchwarzen Schnurrbart anmalen."

„Nu' von Ihnen, Roswitha, kann man ſich das ſchon gefallen laſſen," und Kruſe, der meiſt den Würdigen ſpielte, ſchien in einen mehr und mehr ſchäkrigen Ton übergehen zu wollen, als er plötzlich der gnädigen Frau anſichtig wurde, die heute von der anderen Seite der Plantage herkam und in eben dieſem Augenblicke den Gartenzaun paſſierte.

„Guten Tag, Roswitha, Du biſt ja ſo ausgelaſſen. Was macht denn Annie?"

„Sie ſchläft, gnäd'ge Frau."

Aber Roswitha, als ſie das ſagte, war doch rot geworden und ging, raſch abbrechend, auf das Haus zu, um der gnädigen Frau beim Umkleiden behülflich zu ſein. Denn ob Johanna da war, das war die

Frage. Die ſteckte jetzt viel auf dem ‚Amt‘ drüben, weil es zu Haus weniger zu thun gab und Friedrich und Chriſtel waren ihr zu langweilig und wußten nie 'was.

Annie ſchlief noch. Effi beugte ſich über die Wiege, ließ ſich dann Hut und Regenmantel abnehmen und ſetzte ſich auf das kleine Sofa in ihrer Schlafſtube. Das feuchte Haar ſtrich ſie langſam zurück, legte die Füße auf einen niedrigen Stuhl, den Roswitha heran geſchoben, und ſagte, während ſie ſichtlich das Ruhebehagen nach einem ziemlich langen Spaziergange genoß: „Ich muß Dich darauf aufmerkſam machen, Roswitha, daß Kruſe verheiratet iſt.“

„Ich weiß, gnäd'ge Frau.“

„Ja, was weiß man nicht alles und handelt doch, als ob man es nicht wüßte. Das kann nie 'was werden.“

„Es ſoll ja auch nichts werden, gnäd'ge Frau …“

„Denn wenn Du denkſt, ſie ſei krank, da machſt Du die Rechnung ohne den Wirt. Die Kranken leben am längſten. Und dann hat ſie das ſchwarze Huhn. Vor dem hüte Dich, das weiß alles und plaudert alles aus. Ich weiß nicht, ich habe einen Schauder davor. Und ich wette, daß das alles da oben mit dem Huhn zuſammenhängt.“

„Ach, das glaub' ich nicht. Aber ſchrecklich iſt es doch. Und Kruſe, der immer gegen ſeine Frau iſt, kann es mir nicht ausreden."

„Was ſagte der?"

„Er ſagte, es ſeien bloß Mäuſe."

„Nun, Mäuſe, das iſt auch gerade ſchlimm genug. Ich kann keine Mäuſe leiden. Aber ich ſah ja deutlich, wie Du mit dem Kruſe ſchwatzteſt und vertraulich thateſt, und ich glaube ſogar, Du wollteſt ihm einen Schnurrbart anmalen. Das iſt doch ſchon ſehr viel. Und nachher ſitzeſt Du da. Du biſt ja noch eine ſchmucke Perſon und haſt ſo 'was. Aber ſieh' Dich vor, ſo viel kann ich Dir bloß ſagen. Wie war es denn eigentlich das erſte Mal mit Dir? Iſt es ſo, daß Du mir's erzählen kannſt?"

„Ach, ich kann ſchon. Aber ſchrecklich war es. Und weil es ſo ſchrecklich war, d'rum können gnäd'ge Frau auch ganz ruhig ſein, von wegen dem Kruſe. Wem es ſo gegangen iſt wie mir, der hat genug davon und paßt auf. Mitunter träume ich noch davon, und dann bin ich den andern Tag wie zerſchlagen. Solche grauſame Angſt . . ."

Effi hatte ſich aufgerichtet und ſtützte den Kopf auf ihren Arm. „Nun erzähle. Wie kann es denn geweſen ſein? Es iſt ja mit Euch, das weiß ich noch von Hauſe her, immer dieſelbe Geſchichte . . ."

„Ja, zuerſt is es wohl immer dasſelbe, und ich will mir auch nicht einbilden, daß es mit mir 'was Beſonderes war, ganz und gar nicht. Aber wie ſie's mir dann auf den Kopf zuſagten und ich mit einemmale ſagen mußte: ‚ja, es iſt ſo,' ja, das war ſchrecklich. Die Mutter, na, das ging noch, aber der Vater, der die Dorfſchmiede hatte, der war ſtreng und wütend, und als er's hörte, da kam er mit einer Stange auf mich los, die er eben aus dem Feuer genommen hatte, und wollte mich umbringen. Und ich ſchrie laut auf und lief auf den Boden und verſteckte mich, und da lag ich und zitterte und kam erſt wieder nach unten, als ſie mich riefen und ſagten, ich ſolle nur kommen. Und dann hatte ich noch eine jüngere Schweſter, die wies immer auf mich hin und ſagte ‚Pfui'. Und dann, wie das Kind kommen ſollte, ging ich in eine Scheune nebenan, weil ich mir's bei uns nicht getraute. Da fanden mich fremde Leute halb tot und trugen mich ins Haus und in mein Bett. Und den dritten Tag nahmen ſie mir das Kind fort, und als ich nachher fragte, wo es ſei, da hieß es, es ſei gut aufgehoben. Ach, gnädigſte Frau, die heil'ge Mutter Gottes bewahre Sie vor ſolchem Elend."

Effi fuhr auf und ſah Roswitha mit großen Augen an. Aber ſie war doch mehr erſchrocken als empört. „Was Du nur ſprichſt! Ich bin ja doch eine verheiratete Frau. So 'was darfſt Du nicht ſagen, das iſt ungehörig, das paßt ſich nicht.“

„Ach, gnädigſte Frau . . .“

„Erzähle mir lieber, was aus Dir wurde. Das Kind hatten ſie Dir genommen. So weit warſt Du . . .“

„Und dann, nach ein paar Tagen, da kam wer aus Erfurt, der fuhr bei dem Schulzen vor und fragte, ‚ob da nicht eine Amme ſei‘. Da ſagte der Schulze ‚ja.‘ Gott lohne es ihm, und der fremde Herr nahm mich gleich mit, und von da an hab' ich beſſ're Tage gehabt; ſelbſt bei der Regiſtratorin war es doch immer noch zum Aushalten, und zuletzt bin ich zu Ihnen gekommen, gnädige Frau. Und das war das beſte, das allerbeſte.“ Und als ſie das ſagte, trat ſie an das Sofa heran und küßte Effi die Hand.

„Roswitha, Du mußt mir nicht immer die Hand küſſen, ich mag das nicht. Und nimm Dich nur in acht mit dem Kruſe. Du biſt doch ſonſt eine ſo gute und verſtändige Perſon . . . Mit einem Ehemanne . . . das thut nie gut.“

„Ach, gnäd'ge Frau, Gott und ſeine Heiligen führen uns wunderbar, und das Unglück, das uns trifft, das hat doch auch ſein Glück. Und wen es nicht beſſert, dem is nich' zu helfen . . . Ich kann eigentlich die Mannsleute gut leiden . . .“

„Siehſt Du, Roswitha, ſiehſt Du.“

„Aber wenn es 'mal wieder ſo über mich käme, mit dem Kruſe, das is ja nichts, und ich könnte nicht mehr anders, da lief ich gleich ins Waſſer. Es war zu ſchrecklich. Alles. Und was nur aus dem armen Wurm geworden is? Ich glaube nicht, daß es noch lebt; ſie haben es umkommen laſſen, aber ich bin doch ſchuld.“ Und ſie warf ſich vor Annie's Wiege nieder und wiegte das Kind hin und her und ſang in einem fort ihr ‚Buhküken von Halberſtadt‘.

„Laß,“ ſagte Effi. „Singe nicht mehr; ich habe Kopfweh. Aber bringe mir die Zeitungen. Oder hat Gieshübler vielleicht die Journale geſchickt?“

„Das hat er. Und die Modezeitung lag oben auf. Da haben wir drin geblättert, ich und Johanna eh' ſie 'rüber ging. Johanna ärgert ſich immer, daß ſie ſo 'was nicht haben kann. Soll ich die Modezeitung bringen?“

„Ja, die bringe und bring' auch die Lampe.“

Roswitha ging, und Effi, als ſie allein war, ſagte: „Womit man ſich nicht alles hilft? Eine hübſche Dame mit einem Muff und eine mit einem Halbſchleier; Modepuppen. Aber es iſt das beſte, mich auf andre Gedanken zu bringen.“

* * *

Im Laufe des andern Vormittags kam ein Telegramm von Innſtetten, worin er mitteilte, daß er erſt mit dem zweiten Zuge kommen, alſo nicht vor Abend in Keſſin eintreffen werde. Der Tag verging in ewiger Unruhe; glücklicherweiſe kam Gieshübler im Laufe des Nachmittags und half über eine Stunde weg. Endlich um ſieben Uhr fuhr der Wagen vor, Effi trat hinaus, und man begrüßte ſich. Innſtetten war in einer ihm ſonſt fremden Erregung, und ſo kam es, daß er die Verlegenheit nicht ſah, die ſich in Effi's Herzlichkeit miſchte. Drinnen im Flur brannten die Lampen und Lichter und das Theezeug, das Friedrich ſchon auf einen der zwiſchen den Schränken ſtehenden Tiſche geſtellt hatte, reflektierte den Lichterglanz.

„Das ſieht ja ganz ſo aus wie damals, als wir hier ankamen. Weißt Du noch, Effi?“

Sie nickte.

„Nur der Haifiſch mit ſeinem Fichtenzweig verhält ſich heute ruhiger, und auch Rollo ſpielt den Zurückhaltenden und legt mir nicht mehr die Pfoten auf die Schulter. Was iſt das mit Dir, Rollo?“

Rollo ſtrich an ſeinem Herrn vorbei und wedelte.

„Der iſt nicht recht zufrieden, entweder mit mir oder mit andern. Nun, ich will annehmen, mit mir. Jedenfalls laß uns eintreten.“ Und er trat in ſein Zimmer und bat Effi, während er ſich aufs Sofa niederließ, neben ihm Platz zu nehmen. „Es war ſo hübſch in Berlin, über Erwarten; aber in all' meiner Freude habe ich mich immer zurückgeſehnt. Und wie gut Du ausſiehſt! Ein bißchen blaß und auch ein bißchen verändert, aber es kleidet Dich.“

Effi wurde rot.

„Und nun wirſt Du auch noch rot. Aber es iſt, wie ich Dir ſage. Du hatteſt ſo 'was von einem verwöhnten Kind, mit einemmal ſiehſt Du aus wie eine Frau.“

„Das hör' ich gern, Geert, aber ich glaube, Du ſagſt es nur ſo.“

„Nein, nein, Du kannſt es Dir gut ſchreiben, wenn es etwas Gutes iſt . . .“

„Ich dächte doch.“

„Und nun rate, von wem ich Dir Grüße bringe.“

„Das iſt nicht ſchwer, Geert. Außerdem, wir Frauen, zu denen ich mich, ſeitdem Du wieder da biſt, ja rechnen darf (und ſie reichte ihm die Hand und lachte), wir Frauen wir raten leicht. Wir ſind nicht ſo ſchwerfällig wie Ihr.“

„Nun von wem?“

„Nun natürlich von Vetter Brieſt. Er iſt ja der Einzige, den ich in Berlin kenne, die Tanten abgerechnet, die Du nicht aufgeſucht haben wirſt und die viel zu neidiſch ſind, um mich grüßen zu laſſen. Haſt Du nicht auch gefunden, alle alten Tanten ſind neidiſch.“

„Ja, Effi, das iſt wahr. Und daß Du das ſagſt, das iſt ganz meine alte Effi wieder. Denn Du mußt wiſſen, die alte Effi, die noch ausſah, wie ein Kind, nun, die war auch nach meinem Geſchmack. Grad' ſo wie die jetzige gnäd'ge Frau.“

„Meinſt Du? Und wenn Du Dich zwiſchen beiden entſcheiden ſollteſt . . .“

„Das iſt eine Doktorfrage, darauf laſſe ich mich nicht ein. Aber da bringt Friedrich den Thee. Wie hat's mich nach dieſer Stunde verlangt! Und hab' es auch ausgeſprochen, ſogar zu Deinem Vetter Brieſt, als wir bei Dreſſel ſaßen und in Champagner Dein Wohl tranken . . . Die Ohren müſſen Dir geklungen haben . . . Und weißt Du, was Dein Vetter dabei ſagte?“

„Gewiß etwas Albernes. Darin iſt er groß.“

„Das iſt der ſchwärzeſte Undank, den ich all' mein Lebtag erlebt habe. ‚Laſſen wir Effi leben,‘ ſagte er, ‚meine ſchöne Couſine . . . Wiſſen Sie, Innſtetten, daß ich Sie am liebſten fordern und totſchießen möchte? Denn Effi iſt ein Engel, und Sie haben mich um dieſen Engel gebracht‘. Und dabei ſah er ſo ernſt und wehmütig aus, daß man's beinah hätte glauben können.“

„O, dieſe Stimmung kenn' ich an ihm. Bei der wievielten wart Ihr?"

„Ich hab' es nicht mehr gegenwärtig, und vielleicht hätte ich es auch damals nicht mehr ſagen können. Aber das glaub' ich, daß es ihm ganz ernſt war. Und vielleicht wäre es auch das Richtige geweſen. Glaubſt Du nicht, daß Du mit ihm hätteſt leben können?"

„Leben können? Das iſt wenig, Geert. Aber beinah möchte ich ſagen, ich hätte auch nicht einmal mit ihm leben können."

„Warum nicht? Er iſt wirklich ein liebenswürdiger und netter Menſch und auch ganz geſcheidt."

„Ja, das iſt er . . ."

„Aber . . ."

„Aber er iſt dalbrig. Und das iſt keine Eigenſchaft, die wir Frauen lieben, auch nicht einmal dann, wenn wir noch halbe Kinder ſind, wohin Du mich immer gerechnet haſt und vielleicht, trotz meiner Fortſchritte, auch jetzt noch rechneſt. Das Dalbrige, das iſt nicht unſre Sache. Männer müſſen Männer ſein."

„Gut, daß Du das ſagſt. Alle Teufel, da muß man ſich ja zuſammennehmen. Und ich kann von Glück ſagen, daß ich von ſo 'was, das wie Zuſammennehmen ausſieht, oder wenigſtens ein Zuſammennehmen in Zukunft fordert, ſo gut wie direkt herkomme ... Sage, wie denkſt Du Dir ein Miniſterium?"

„Ein Miniſterium? Nun, das kann zweierlei ſein. Es können Menſchen ſein, kluge, vornehme Herren, die den Staat regieren, und es kann auch bloß ein Haus ſein, ein Palazzo, ein Palazzo Strozzi oder Pitti oder, wenn die nicht paſſen, irgend ein andrer. Du ſiehſt, ich habe meine italieniſche Reiſe nicht umſonſt gemacht."

„Und könnteſt Du Dich entſchließen, in ſolchem Palazzo zu wohnen? Ich meine in ſolchem Miniſterium?"

„Um Gotteswillen, Geert, ſie haben Dich doch nicht zum Miniſter gemacht? Gieshübler ſagte ſo 'was. Und der Fürſt kann alles. Gott, der hat es am Ende durchgeſetzt, und ich bin erſt achtzehn."

Innſtetten lachte. „Nein, Effi, nicht Miniſter, ſo weit ſind wir noch nicht. Aber vielleicht kommen noch allerhand Gaben in mir heraus, und dann iſt es nicht unmöglich."

„Alſo jetzt noch nicht, noch nicht Miniſter?"

„Nein. Und wir werden, die Wahrheit zu ſagen, auch nicht einmal in einem Miniſterium wohnen, aber ich werde täglich ins Miniſterium gehen, wie ich jetzt in unſer Landratsamt gehe, und werde dem Miniſter Vortrag halten und mit ihm reiſen, wenn er die

Provinzialbehörden inſpiziert. Und Du wirſt eine Miniſterialrätin ſein und in Berlin leben, und in einem halben Jahre wirſt Du kaum noch wiſſen, daß Du hier in Keſſin geweſen biſt und nichts gehabt haſt, als Gieshübler und die Dünen und die Plantage.“

Effi ſagte kein Wort, und nur ihre Augen wurden immer größer; um ihre Mundwinkel war ein nervöſes Zucken, und ihr ganzer zarter Körper zitterte. Mit einemmale aber glitt ſie von ihrem Sitze vor Innſtetten nieder, umklammerte ſeine Knie und ſagte in einem Tone, wie wenn ſie betete: „Gott ſei Dank!“

Innſtetten verfärbte ſich. Was war das? Etwas, was ſeit Wochen flüchtig, aber doch immer ſich erneuernd über ihn kam, war wieder da und ſprach ſo deutlich aus ſeinem Auge, daß Effi davor erſchrak. Sie hatte ſich durch ein ſchönes Gefühl, das nicht viel 'was andres als ein Bekenntnis ihrer Schuld war, hinreißen laſſen und dabei mehr geſagt, als ſie ſagen durfte. Sie mußte das wieder ausgleichen, mußte 'was finden, irgend einen Ausweg, es koſte, was es wolle.

„Steh' auf, Effi. Was haſt Du?“

Effi erhob ſich raſch. Aber ſie nahm ihren Platz auf dem Sofa nicht wieder ein, ſondern ſchob einen Stuhl mit hoher Lehne heran, augenſcheinlich weil ſie nicht Kraft genug fühlte, ſich ohne Stütze zu halten.

„Was haſt Du?“ wiederholte Innſtetten. „Ich dachte, Du hätteſt hier glückliche Tage verlebt. Und nun rufſt Du „Gott ſei Dank“, als ob Dir hier alles nur ein Schrecknis geweſen wäre. War ich der ein Schrecknis? Oder war es 'was andres? Sprich.“

„Daß Du noch fragen kannſt, Geert,“ ſagte ſie, während ſie mit einer äußerſten Anſtrengung das Zittern ihrer Stimme zu bezwingen ſuchte. „Glückliche Tage! Ja, gewiß, glückliche Tage, aber doch auch andre. Nie bin ich die Angſt hier ganz los geworden, nie. Noch keine vierzehn Tage, daß es mir wieder über die Schulter ſah, dasſelbe Geſicht, derſelbe fahle Teint. Und dieſe letzten Nächte, wo Du fort warſt, war es auch wieder da, nicht das Geſicht, aber es ſchlurrte wieder, und Rollo ſchlug wieder an, und Roswitha, die's auch gehört, kam an mein Bett und ſetzte ſich zu mir, und erſt, als es ſchon dämmerte, ſchliefen wir wieder ein. Es iſt ein Spukhaus, und ich hab' es auch glauben ſollen, das mit dem Spuk, — denn Du biſt ein Erzieher. Ja, Geert, das biſt Du. Aber laß es ſein, wie's will, ſo viel weiß ich, ich habe mich ein ganzes Jahr lang und länger in dieſem Hauſe gefürchtet, und wenn ich von hier fortkomme, ſo wird es, denk' ich, von mir abfallen, und ich werde wieder frei ſein.“

Innſtetten hatte kein Auge von ihr gelaſſen und war jedem Worte gefolgt. Was ſollte das heißen: „Du biſt ein Erzieher?“ und dann das andre, was vorausging: „und ich hab' es auch glauben ſollen, das mit dem Spuk.“ Was war das alles? Wo kam das her? Und er fühlte ſeinen leiſen Argwohn ſich wieder regen und feſter einniſten. Aber er hatte lange genug gelebt, um zu wiſſen, daß alle Zeichen trügen und daß wir in unſrer Eiferſucht, trotz ihrer hundert Augen, oft noch mehr in die Irre gehen, als in der Blindheit unſres Vertrauens. Es konnte ja ſo ſein, wie ſie ſagte. Und wenn es ſo war, warum ſollte ſie nicht ausrufen: „Gott ſei Dank!“

Und ſo, raſch alle Möglichkeiten ins Auge faſſend, wurde er ſeines Argwohns wieder Herr und reichte ihr die Hand über den Tiſch hin: „Verzeih' mir, Effi, aber ich war ſo ſehr überraſcht von dem allen. Freilich wohl meine Schuld. Ich bin immer zu ſehr mit mir beſchäftigt geweſen. Wir Männer ſind alle Egoiſten. Aber das ſoll nun anders werden. Ein Gutes hat Berlin gewiß: Spukhäuſer giebt es da nicht. Wo ſollen die auch herkommen? Und nun laß uns hinüber gehen, daß ich Annie ſehe;

Roswitha verklagt mich ſonſt als einen unzärtlichen Vater.“

Effi war unter dieſen Worten allmählich ruhiger geworden und das Gefühl, aus einer ſelbſtgeſchaffenen Gefahr ſich glücklich befreit zu haben, gab ihr ihre Spannkraft und gute Haltung wieder zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen nahmen beide gemeinſchaftlich ihr etwas verſpätetes Frühſtück. Innſtetten hatte ſeine Mißſtimmung und Schlimmeres überwunden, und Effi lebte ſo ganz dem Gefühl ihrer Befreiung, daß ſie nicht bloß die Fähigkeit einer gewiſſen erkünſtelten guten Laune, ſondern faſt auch ihre frühere Unbefangenheit wieder gewonnen hatte. Sie war noch in Keſſin, und doch war ihr ſchon zu Mute, als läge es weit hinter ihr.

„Ich habe mir's überlegt, Effi,“ ſagte Innſtetten, „Du haſt nicht ſo ganz unrecht mit allem, was Du gegen unſer Haus hier geſagt haſt. Für Kapitän Thomſen war es gerade gut genug, aber nicht für eine junge verwöhnte Frau; alles altmodiſch, kein Platz. Da ſollſt Du's in Berlin beſſer haben, auch einen Saal, aber einen andern als hier, und auf Flur und Treppe hohe bunte Glasfenſter, Kaiſer Wilhelm mit Szepter und Krone oder auch was Kirchliches, heilige Eliſabeth oder Jungfrau Maria. Sagen wir Jungfrau Maria, das ſind wir Roswitha ſchuldig.“

Effi lachte. „So ſoll es ſein. Aber wer ſucht uns eine Wohnung? Ich kann doch nicht Vetter Brieſt auf die Suche ſchicken. Oder gar die Tanten! Die finden alles gut genug.“

„Ja, das Wohnungſuchen. Das macht einem keiner zu Dank. Ich denke, da mußt Du ſelber hin.“

„Und wann meinſt Du?“

„Mitte März.“

„O, das iſt viel zu ſpät, Geert, dann iſt ja alles fort. Die guten Wohnungen werden ſchwerlich auf uns warten!“

„Iſt ſchon recht. Aber ich bin erſt ſeit geſtern wieder hier und kann doch nicht ſagen ‚reiſe morgen‘. Das würde mich ſchlecht kleiden und paßte mir auch wenig; ich bin froh, daß ich Dich wieder habe.“

„Nein,“ ſagte ſie, während ſie das Kaffeegeſchirr, um eine aufſteigende Verlegenheit zu verbergen, ziemlich geräuſchvoll zuſammenrückte, „nein, ſo ſoll's auch nicht ſein, nicht heut und nicht morgen, aber doch in den nächſten Tagen. Und wenn ich etwas finde, ſo bin ich raſch wieder zurück. Aber noch eins, Roswitha und Annie müſſen mit. Am ſchönſten wär' es, Du auch. Aber ich ſehe ein, das geht nicht

Und ich denke, die Trennung ſoll nicht lange dauern. Ich weiß auch ſchon, wo ich miete . . .“

„Nun?“

„Das bleibt mein Geheimnis. Ich will auch ein Geheimnis haben. Damit will ich Dich dann überraſchen.“

In dieſem Augenblick trat Friedrich ein, um die Poſtſachen abzugeben. Das meiſte war Dienſtliches und Zeitungen. „Ah, da iſt auch ein Brief für Dich,“ ſagte Innſtetten. „Und wenn ich nicht irre, die Handſchrift der Mama.“

Effi nahm den Brief. „Ja, von der Mama. Aber das iſt ja nicht der Frieſacker Poſtſtempel; ſieh nur, das heißt ja deutlich Berlin.“

„Freilich,“ lachte Innſtetten „Du thuſt, als ob es ein Wunder wäre. Die Mama wird in Berlin ſein und hat ihrem Liebling von ihrem Hotel aus einen Brief geſchrieben.“

„Ja,“ ſagte Effi, „ſo wird es ſein. Aber ich ängſtige mich doch beinah und kann keinen rechten Troſt darin finden, daß Hulda Niemeyer immer ſagte: wenn man ſich ängſtigt, iſt es beſſer, als wenn man hofft. Was meinſt Du dazu?“

„Für eine Paſtorstochter nicht ganz auf der Höhe. Aber nun lies den Brief. Hier iſt ein Papiermeſſer.“

Effi ſchnitt das Kouvert auf und las: Meine liebe Effi. Seit 24 Stunden bin ich hier in Berlin; Konſultationen bei Schweigger. Als er mich ſieht, beglückwünſcht er mich, und als ich erſtaunt ihn frage, wozu, erfahr' ich, daß Miniſterialdirektor Wüllersdorf eben bei ihm geweſen und ihm erzählt habe: Innſtetten ſei ins Miniſterium berufen. Ich bin ein wenig ärgerlich, daß man dergleichen von einem Dritten erfahren muß. Aber in meinem Stolz und meiner Freude ſei Euch verziehen. Ich habe es übrigens immer gewußt (ſchon als J. noch bei den Rathenowern war), daß etwas aus ihm werden würde. Nun kommt es Dir zu gute. Natürlich müßt Ihr eine Wohnung haben und eine andere Einrichtung. Wenn Du, meine liebe Effi, glaubſt, meines Rates dabei bedürfen zu können, ſo komme, ſo raſch es Dir Deine Zeit erlaubt. Ich bleibe acht Tage hier in Kur, und wenn es nicht anſchlägt, vielleicht noch etwas länger; Schweigger drückt ſich unbeſtimmt darüber aus. Ich habe eine Privatwohnung in der Schadowſtraße genommen; neben dem meinigen ſind noch Zimmer frei. Was es mit meinem Auge iſt, darüber mündlich; vorläufig beſchäftigt mich nur Eure Zukunft. Brieſt wird unendlich glücklich ſein, er thut immer ſo gleichgültig gegen dergleichen, eigentlich hängt er aber mehr daran als ich. Grüße Innſtetten, küſſe Annie, die Du vielleicht mitbringſt. Wie immer Deine Dich zärtlich liebende Mutter Luiſe von B.

Effi legte den Brief aus der Hand und ſagte nichts. Was ſie zu thun habe, das ſtand bei ihr feſt; aber ſie wollte es nicht ſelber ausſprechen, Innſtetten ſollte damit kommen, und dann wollte ſie zögernd ja ſagen.

Innſtetten ging auch wirklich in die Falle. „Nun, Effi, Du bleibſt ſo ruhig.“

„Ach, Geert, es hat alles ſo ſeine zwei Seiten. Auf der einen Seite beglückt es mich, die Mama wiederzuſehen und vielleicht ſogar ſchon in wenig Tagen. Aber es ſpricht auch ſo vieles dagegen.“

„Was?“

„Die Mama, wie Du weißt, iſt ſehr beſtimmt und kennt nur ihren eignen Willen. Dem Papa gegenüber hat ſie alles durchſetzen können. Aber ich möchte gern eine Wohnung haben, die nach meinem Geſchmack iſt, und eine neue Einrichtung, die mir gefällt.“

Innſtetten lachte. „Und das iſt alles?“

„Nun, es wäre grade genug. Aber es iſt nicht alles.“ Und nun nahm ſie ſich zuſammen und ſah ihn an und ſagte: „Und dann, Geert, ich möchte nicht gleich wieder von Dir fort.“

„Schelm, das ſagſt Du ſo, weil Du meine Schwäche kennſt. Aber wir ſind alle ſo eitel, und ich will es glauben. Ich will es glauben und doch zugleich auch den Heroiſchen ſpielen, den Entſagenden. Reiſe, ſobald Du's für nötig hältſt und vor Deinem Herzen verantworten kannſt."

„So darfſt Du nicht ſprechen, Geert. Was heißt das ‚vor meinem Herzen verantworten'. Damit ſchiebſt Du mir, halb gewaltſam, eine Zärtlichkeitsrolle zu, und ich muß Dir dann aus reiner Koketterie ſagen: ‚Ach, Geert, dann reiſe ich nie.' Oder doch ſo etwas Ähnliches."

Innſtetten drohte ihr mit dem Finger. „Effi, Du biſt mir zu fein. Ich dachte immer, Du wärſt ein Kind, und ſehe nun, daß Du das Maß haſt wie alle andern. Aber laſſen wir das, oder wie Dein Papa immer ſagte: ‚das iſt ein zu weites Feld'. Sage lieber, wann willſt Du fort?"

„Heute haben wir Dienstag. Sagen wir alſo Freitag Mittag mit dem Schiff. Dann bin ich am Abend in Berlin."

„Abgemacht. Und wann zurück?"

„Nun, ſagen wir Montag Abend. Das ſind dann drei Tage."

„Geht nicht. Das iſt zu früh. In drei Tagen kannſt Du's nicht zwingen. Und ſo raſch läßt Dich die Mama auch nicht fort."

„Alſo auf Diskretion.“

„Gut.“

Und damit erhob ſich Innſtetten, um nach dem Landratsamte hinüber zu gehen.

* * *

Die Tage bis zur Abreiſe vergingen wie im Fluge. Roswitha war ſehr glücklich. „Ach, gnädigſte Frau, Keſſin, nun ja . . ., aber Berlin iſt es nicht. Und die Pferdebahn. Und wenn es dann ſo klingelt und man nicht weiß, ob man links oder rechts ſoll, und mitunter iſt mir ſchon geweſen, als ginge alles grad über mich weg. Nein, ſo was iſt hier nicht. Ich glaube, manchen Tag ſehen wir keine ſechs Menſchen. Und immer bloß die Dünen und draußen die See. Und das rauſcht und rauſcht, aber weiter iſt es auch nichts.“

„Ja, Roswitha, Du haſt recht. Es rauſcht und rauſcht immer, aber es iſt kein richtiges Leben. Und dann kommen einem allerhand dumme Gedanken. Das kannſt Du doch nicht beſtreiten, das mit dem Kruſe war nicht in der Richtigkeit.“

„Ach, gnädigſte Frau . . .“

„Nun, ich will nicht weiter nachforſchen. Du wirſt es natürlich nicht zugeben. Und nimm nur nicht zu wenig Sachen mit. Deine Sachen kannſt Du eigentlich ganz mitnehmen und Annie's auch.“

„Ich denke, wir kommen noch 'mal wieder."

„Ja, ich. Der Herr wünſcht es. Aber Ihr könnt vielleicht da bleiben, bei meiner Mutter. Sorge nur, daß ſie Anniechen nicht zu ſehr verwöhnt. Gegen mich war ſie mitunter ſtreng, aber ein Enkelkind . . ."

„Und dann iſt Anniechen ja auch ſo zum Anbeißen. Da muß ja jeder zärtlich ſein."

Das war am Donnerstag, am Tage vor der Abreiſe. Innſtetten war über Land gefahren und wurde erſt gegen Abend zurückerwartet. Am Nachmittag ging Effi in die Stadt, bis auf den Marktplatz, und trat hier in die Apotheke und bat um eine Flaſche Sal volatile. „Man weiß nie, mit wem man reiſt," ſagte ſie zu dem alten Gehülfen, mit dem ſie auf dem Plauderfuße ſtand und der ſie anſchwärmte wie Gieshübler ſelbſt.

„Iſt der Herr Doktor zu Hauſe?" fragte ſie weiter, als ſie das Fläſchchen eingeſteckt hatte.

„Gewiß, gnädigſte Frau; er iſt hier nebenan und lieſt die Zeitungen."

„Ich werde ihn doch nicht ſtören?"

„O, nie."

Und Effi trat ein. Es war eine kleine, hohe Stube, mit Regalen rings herum, auf denen allerlei Kolben und Retorten ſtanden; nur an der einen

Wand befanden ſich alphabetiſch geordnete, vorn mit einem Eiſenringe verſehene Käſten, in denen die Rezepte lagen.

Gieshübler war beglückt und verlegen. „Welche Ehre. Hier unter meinen Retorten. Darf ich die gnädige Frau auffordern, einen Augenblick Platz zu nehmen?“

„Gewiß, lieber Gieshübler. Aber auch wirklich nur einen Augenblick. Ich will Ihnen Adieu ſagen.“

„Aber meine gnädigſte Frau, Sie kommen ja doch wieder. Ich habe gehört, nur auf drei, vier Tage . . .“

„Ja, lieber Freund, ich ſoll wiederkommen, und es iſt ſogar verabredet, daß ich ſpäteſtens in einer Woche wieder in Keſſin bin. Aber ich könnte doch auch nicht wiederkommen. Muß ich Ihnen ſagen, welche tauſend Möglichkeiten es giebt . . . Ich ſehe, Sie wollen mir ſagen, daß ich noch zu jung ſei . . ., auch Junge können ſterben. Und dann ſo vieles andere noch. Und da will ich doch lieber Abſchied nehmen von Ihnen, als wär' es für immer.“

„Aber meine gnädigſte Frau . . .“

„Als wär' es für immer. Und ich will Ihnen danken, lieber Gieshübler. Denn Sie waren das beſte hier; natürlich, weil Sie der Beſte waren. Und wenn ich hundert Jahr alt würde, ſo werde ich Sie nicht vergeſſen. Ich habe mich hier mitunter einſam gefühlt, und mitunter war mir ſo ſchwer ums Herz, ſchwerer als Sie wiſſen können; ich habe es nicht immer richtig eingerichtet; aber wenn ich Sie geſehen habe, vom erſten Tage an, dann habe ich mich immer wohler gefühlt und auch beſſer."

„Aber meine gnädigſte Frau."

„Und dafür wollte ich Ihnen danken. Ich habe mir eben ein Fläſchchen mit Sal volatile gekauft; im Coupé ſind mitunter ſo merkwürdige Menſchen und wollen einem nicht 'mal erlauben, daß man ein Fenſter aufmacht; und wenn mir dann vielleicht — denn es ſteigt einem ja ordentlich zu Kopf, ich meine das Salz — die Augen übergehen, dann will ich an Sie denken. Adieu, lieber Freund, und grüßen Sie Ihre Freundin, die Trippelli. Ich habe in den letzten Wochen öfter an ſie gedacht und an Fürſt Kotſchukoff. Ein eigentümliches Verhältnis bleibt es doch. Aber ich kann mich hineinfinden . . . Und laſſen Sie einmal von ſich hören. Oder ich werde ſchreiben."

Damit ging Effi. Gieshübler begleitete ſie bis auf den Platz hinaus. Er war wie benommen, ſo ſehr, daß er über manches Rätſelhafte, was ſie geſprochen, ganz hinwegſah.

* * *

Effi ging wieder nach Haus. „Bringen Sie mir die Lampe, Johanna," ſagte ſie, „aber in mein Schlafzimmer. Und dann eine Taſſe Thee. Ich hab' es ſo kalt und kann nicht warten, bis der Herr wieder da iſt."

Beides kam. Effi ſaß ſchon an ihrem kleinen Schreibtiſch, einen Briefbogen vor ſich, die Feder in der Hand. „Bitte, Johanna, den Thee auf den Tiſch da."

Als Johanna das Zimmer wieder verlaſſen hatte, ſchloß Effi ſich ein, ſah einen Augenblick in den Spiegel und ſetzte ſich dann wieder. Und nun ſchrieb ſie: „Ich reiſe morgen mit dem Schiff, und dies ſind Abſchiedszeilen. Innſtetten erwartet mich in wenig Tagen zurück, aber ich komme nicht wieder . . . Warum ich nicht wiederkomme, Sie wiſſen es . . . Es wäre das beſte geweſen, ich hätte dies Stück Erde nie geſehen. Ich beſchwöre Sie, dies nicht als einen Vorwurf zu faſſen; alle Schuld iſt bei mir. Blick' ich auf Ihr Haus . . ., Ihr Thun mag entſchuldbar ſein, nicht das meine. Meine Schuld iſt ſehr ſchwer. Aber vielleicht kann ich noch heraus. Daß wir hier abberufen wurden, iſt mir wie ein Zeichen, daß ich noch zu Gnaden angenommen werden kann. Vergeſſen Sie das Geſchehene, vergeſſen Sie mich. Ihre Effi."

Sie überflog die Zeilen noch einmal, am fremdeſten war ihr das „Sie“; aber auch das mußte ſein; es ſollte ausdrücken, daß keine Brücke mehr da ſei. Und nun ſchob ſie die Zeilen in ein Kouvert und ging auf ein Haus zu, zwiſchen dem Kirchhof und der Waldecke. Ein dünner Rauch ſtieg aus dem halb eingefallenen Schornſtein. Da gab ſie die Zeilen ab.

Als ſie wieder zurück war, war Innſtetten ſchon da, und ſie ſetzte ſich zu ihm und erzählte ihm von Gieshübler und dem Sal volatile.

Innſtetten lachte. „Wo haſt Du nur Dein Latein her, Effi?“

⁂

Das Schiff, ein leichtes Segelſchiff (die Dampfboote gingen nur Sommers), fuhr um zwölf. Schon eine Viertelſtunde vorher waren Effi und Innſtetten an Bord; auch Roswitha und Annie.

Das Gepäck war größer, als es für einen, auf ſo wenig Tage geplanten Ausflug geboten erſchien. Innſtetten ſprach mit dem Kapitän; Effi, in einem Regenmantel und hellgrauen Reiſehut, ſtand auf dem Hinterdeck, nahe am Steuer, und muſterte von hier aus das Bollwerk und die hübſche Häuſerreihe, die dem Zuge des Bollwerks folgte. Gerade der Landungsbrücke gegenüber lag Hoppenſack's Hotel, ein drei

Stock hohes Gebäude, von deſſen Giebeldach eine gelbe Flagge, mit Kreuz und Krone darin, ſchlaff in der ſtillen, etwas nebeligen Luft hernieder hing. Effi ſah eine Weile nach der Flagge hinauf, ließ dann aber ihr Auge wieder abwärts gleiten und verweilte zuletzt auf einer Anzahl von Perſonen, die neugierig am Bollwerk umher ſtanden. In dieſem Augenblicke wurde geläutet. Effi war ganz eigen zu Mut, das Schiff ſetzte ſich langſam in Bewegung, und als ſie die Landungsbrücke noch einmal muſterte, ſah ſie, daß Crampas in vorderſter Reihe ſtand. Sie erſchrak bei ſeinem Anblick und freute ſich doch auch. Er ſeinerſeits, in ſeiner ganzen Haltung verändert, war ſichtlich bewegt und grüßte ernſt zu ihr hinüber, ein Gruß, den ſie ebenſo, aber doch zugleich in großer Freundlichkeit, erwiderte; dabei lag etwas Bittendes in ihrem Auge. Dann ging ſie raſch auf die Kajüte zu, wo ſich Roswitha mit Annie ſchon eingerichtet hatte. Hier, in dem etwas ſtickigen Raume blieb ſie, bis man aus dem Fluß in die weite Bucht des Breitling eingefahren war; da kam Innſtetten und rief ſie nach oben, daß ſie ſich an dem herrlichen Anblick erfreue, den die Landſchaft gerade an dieſer Stelle bot. Sie ging dann auch hinauf. Über dem Waſſerſpiegel hingen graue Wolken, und nur dann und wann ſchoß ein halb umſchleierter

Sonnenblick aus dem Gewölk hervor. Effi gedachte des Tages, wo ſie, vor jetzt gerade Fünfvierteljahren, im offenen Wagen am Ufer eben dieſes Breitlings hin entlang gefahren war. Eine kurze Spanne Zeit, und das Leben oft ſo ſtill und einſam. Und doch, was war alles ſeitdem geſchehen!

So fuhr man die Waſſerſtraße hinauf und war um zwei an der Station oder doch ganz in Nähe derſelben. Als man gleich danach das Gaſthaus des ‚Fürſten Bismarck' paſſierte, ſtand auch Golchowski wieder in der Thür und verſäumte nicht, den Herrn Landrat und die gnädige Frau bis an die Stufen der Böſchung zu geleiten. Oben war der Zug noch nicht angemeldet, und Effi und Innſtetten ſchritten auf dem Bahnſteig auf und ab. Ihr Geſpräch drehte ſich um die Wohnungsfrage; man war einig über den Stadtteil, und daß es zwiſchen dem Tiergarten und dem Zoologiſchen Garten ſein müſſe. „Ich will den Finkenſchlag hören und die Papageien auch," ſagte Innſtetten, und Effi ſtimmte ihm zu.

Nun aber hörte man das Signal und der Zug lief ein; der Bahnhofsinſpektor war voller Entgegenkommen, und Effi erhielt ein Coupé für ſich.

Noch ein Händedruck, ein Wehen mit dem Tuch, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Auf dem Friedrichſtraßen-Bahnhofe war ein Gedränge; aber trotzdem, Effi hatte ſchon vom Coupé aus die Mama erkannt und neben ihr den Vetter Brieſt. Die Freude des Wiederſehens war groß, das Warten in der Gepäckhalle ſtellte die Geduld auf keine allzu harte Probe, und nach wenig mehr als fünf Minuten rollte die Droſchke neben dem Pferdebahngeleiſe hin, in die Dorotheenſtraße hinein und auf die Schadowſtraße zu, an deren nächſtgelegener Ecke ſich die ‚Penſion‘ befand. Roswitha war entzückt und freute ſich über Annie, die die Händchen nach den Lichtern ausſtreckte.

Nun war man da. Effi erhielt ihre zwei Zimmer, die nicht, wie erwartet, neben denen der Frau von Brieſt, aber doch auf demſelben Korridor lagen, und als alles ſeinen Platz und Stand hatte, und Annie in einem Bettchen mit Gitter glücklich untergebracht war, erſchien Effi wieder im Zimmer der Mama, einem kleinen Salon mit Kamin, drin ein ſchwaches Feuer brannte; denn es war mildes, beinah warmes Wetter. Auf dem runden Tiſche mit grüner Schirmlampe waren drei Kouverts gelegt, und auf einem Nebentiſchchen ſtand das Theezeug.

„Du wohnſt ja reizend, Mama,“ ſagte Effi, während ſie dem Sofa gegenüber Platz nahm, aber nur um ſich gleich danach an dem Theetiſch zu ſchaffen zu machen. „Darf ich wieder die Rolle des Theefräuleins übernehmen?“

„Gewiß, meine liebe Effi. Aber nur für Dagobert und Dich ſelbſt. Ich meinerſeits muß verzichten, was mir beinah ſchwer fällt.“

„Ich verſteh', Deiner Augen halber. Aber nun ſage mir, Mama, was iſt es damit? In der Droſchke, die noch dazu ſo klapperte, haben wir immer nur von Innſtetten und unſerer großen Karriere geſprochen, viel zu viel, und das geht nicht ſo weiter; glaube mir, Deine Augen ſind mir wichtiger, und in einem finde ich ſie, Gott ſei Dank, ganz unverändert, Du ſiehſt mich immer noch ſo freundlich an wie früher.“ Und ſie eilte auf die Mama zu und küßte ihr die Hand.

„Effi, Du biſt ſo ſtürmiſch. Ganz die alte.“

„Ach nein, Mama. Nicht die alte. Ich wollte, es wäre ſo. Man ändert ſich in der Ehe.“

Vetter Brieſt lachte. „Couſine, ich merke nicht viel davon; Du biſt noch hübſcher geworden, das iſt alles. Und mit dem Stürmiſchen wird es wohl auch noch nicht vorbei ſein.“

„Ganz der Vetter,“ verſicherte die Mama; Effi ſelbſt aber wollte davon nichts hören und ſagte: „Dagobert, Du biſt alles, nur kein Menſchenkenner. Es iſt ſonderbar. Ihr Offiziere ſeid keine guten Menſchenkenner, die jungen gewiß nicht. Ihr guckt Euch immer nur ſelber an oder Eure Rekruten, und die von der Kavallerie haben auch noch ihre Pferde. Die wiſſen nun vollends nichts.“

„Aber Couſine, wo haſt Du denn dieſe ganze Weisheit her? Du kennſt ja keine Offiziere. Keſſin, ſo habe ich geleſen, hat ja auf die ihm zugedachten Huſaren verzichtet, ein Fall, der übrigens einzig in der Weltgeſchichte daſteht. Und willſt Du von alten Zeiten ſprechen? Du warſt ja noch ein halbes Kind, als die Rathenower zu Euch herüberkamen.“

„Ich könnte Dir erwidern, daß Kinder am beſten beobachten. Aber ich mag nicht, das ſind ja alles bloß Allotria. Ich will wiſſen, wie's mit Mama's Augen ſteht.“

Frau von Brieſt erzählte nun, daß es der Augenarzt für Blutandrang nach dem Gehirn ausgegeben habe. Daher käme das Flimmern. Es müſſe mit Diät gezwungen werden; Bier, Kaffee, Thee — alles geſtrichen und gelegentlich eine lokale Blutentziehung, dann würde es bald beſſer werden. „Er ſprach ſo von vierzehn Tagen. Aber ich kenne die Doktorangaben; vierzehn Tage heißt ſechs Wochen, und ich werde noch hier ſein, wenn Innſtetten kommt und Ihr in Eure neue Wohnung einzieht. Ich will auch nicht leugnen, daß das das beſte von der Sache iſt und mich über die mutmaßlich lange Kurdauer ſchon vorweg tröſtet. Sucht Euch nur recht 'was Hübſches. Ich habe mir Landgrafen- oder Keithſtraße gedacht, elegant und doch nicht allzu teuer. Denn Ihr werdet Euch einſchränken müſſen. Innſtetten's Stellung iſt ſehr ehrenvoll, aber ſie wirft nicht allzuviel ab. Und Brieſt klagt auch. Die Preiſe gehen herunter, und er erzählt mir jeden Tag, wenn nicht Schutzzölle kämen, ſo müſſ' er mit einem Bettelſack von Hohen-Cremmen abziehen. Du weißt, er übertreibt gern. Aber nun lange zu, Dagobert, und wenn es ſein kann, erzähle uns 'was Hübſches. Krankheitsberichte ſind immer langweilig, und die liebſten Menſchen hören bloß zu, weil es nicht anders geht. Effi wird wohl auch gern eine Geſchichte hören, etwas aus den Fliegenden Blättern oder aus dem Kladderadatſch. Er ſoll aber nicht mehr ſo gut ſein.“

„O, er iſt noch ebenſo gut wie früher. Sie haben immer noch Strudelwitz und Prudelwitz, und da macht es ſich von ſelber."

„Mein Liebling iſt Karlchen Mießnick und Wippchen von Bernau."

„Ja, das ſind die beſten. Aber Wippchen, der übrigens — Pardon, ſchöne Couſine — keine Kladderadatſchfigur iſt, Wippchen hat gegenwärtig nichts zu thun, es iſt ja kein Krieg mehr. Leider. Unſereins möchte doch auch 'mal an die Reihe kommen und hier dieſe ſchreckliche Leere," und er ſtrich vom Knopfloch nach der Achſel hinüber, „endlich los werden."

„Ach, das ſind ja bloß Eitelkeiten. Erzähle lieber. Was iſt denn jetzt dran?"

„Ja, Couſine, das iſt ein eigen Ding Das iſt nicht für jedermann. Jetzt haben wir nämlich die Bibelwitze."

„Die Bibelwitze? Was ſoll das heißen? . . . Bibel und Witze gehören nicht zuſammen."

„Eben deshalb ſagte ich, es ſei nicht für jedermann. Aber ob zuläſſig oder nicht, ſie ſtehen jetzt hoch im Preiſe. Modeſache, wie Kibitzeier."

„Nun, wenn es nicht zu toll iſt, ſo gieb uns eine Probe. Geht es?"

„Gewiß geht es. Und ich möchte ſogar hinzuſetzen dürfen, Du triffſt es beſonders gut. Was jetzt nämlich kurſiert, iſt etwas hervorragend Feines, weil es als Kombination auftritt und in die einfache Bibelſtelle noch das dativiſch Wrangel'ſche mit einmiſcht. Die Frageſtellung — alle dieſe Witze treten nämlich in Frageform auf — iſt übrigens in vorliegendem Falle von großer Simplizität und lautet: ‚Wer war der erſte Kutſcher?‘ Und nun rate.“

„Nun vielleicht Apollo.“

„Sehr gut. Du biſt doch ein Daus, Effi. Ich wäre nicht darauf gekommen. Aber trotzdem, Du triffſt damit nicht ins Schwarze.“

„Nun, wer war es denn?“

„Der erſte Kutſcher war ‚Leid‘. Denn ſchon im Buche Hiob heißt es: ‚Leid ſoll mir nicht widerfahren,‘ oder auch ‚wieder fahren‘ in zwei Wörtern und mit einem e.“

Effi wiederholte kopfſchüttelnd den Satz, auch die Zubemerkung, konnte ſich aber trotz aller Mühe nicht d'rin zurechtfinden; ſie gehörte ganz ausgeſprochen zu den Bevorzugten, die für derlei Dinge durchaus kein Organ haben, und ſo kam denn Vetter Brieſt in die nicht beneidenswerte Situation, immer erneut erſt auf den Gleichklang und dann auch wieder auf den Unterſchied von ‚widerfahren‘ und ‚wieder fahren‘ hinweiſen zu müſſen.

„Ach, nun verſteh' ich. Und Du mußt mir verzeihen, daß es ſo lange gedauert. Aber es iſt wirklich zu dumm.“

„Ja, dumm iſt es,“ ſagte Dagobert kleinlaut.

„Dumm und unpaſſend und kann einem Berlin ordentlich verleiden. Da geht man nun aus Keſſin fort, um wieder unter Menſchen zu ſein, und das Erſte, was man hört, iſt ein Bibelwitz. Auch Mama ſchweigt, und das ſagt genug. Ich will Dir aber doch den Rückzug erleichtern . . .“

„Das thu', Couſine.“

„. . . den Rückzug erleichtern und es ganz ernſthaft als ein gutes Zeichen nehmen, daß mir, als erſtes hier, von meinem Vetter Dagobert geſagt wurde: ‚Leid ſoll mir nicht widerfahren‘. Sonderbar, Vetter, ſo ſchwach die Sache als Witz iſt, ich bin Dir doch dankbar dafür.“

Dagobert, kaum aus der Schlinge heraus, verſuchte über Effi's Feierlichkeit zu ſpötteln, ließ aber ab davon, als er ſah, daß es ſie verdroß.

Bald nach zehn Uhr brach er auf und verſprach am anderen Tage wiederzukommen, um nach den Befehlen zu fragen.

Und gleich, nachdem er gegangen, zog ſich auch Effi in ihre Zimmer zurück.

* * *

Am andern Tage war das ſchönſte Wetter, und Mutter und Tochter brachen früh auf, zunächſt nach der Augenklinik, wo Effi im Vorzimmer verblieb und ſich mit dem Durchblättern eines Albums beſchäftigte. Dann ging es nach dem Tiergarten und bis in die Nähe des ‚Zoologiſchen‘, um dort herum nach einer Wohnung zu ſuchen. Es traf ſich auch wirklich ſo, daß man in der Keithſtraße, worauf ſich ihre Wünſche von Anfang an gerichtet hatten, etwas durchaus Paſſendes ausfindig machte, nur daß es ein Neubau war, feucht und noch unfertig. „Es wird nicht gehen, liebe Effi,“ ſagte Frau von Brieſt, „ſchon einfach Geſundheitsrückſichten werden es verbieten. Und dann ein Geheimrat iſt kein Trockenwohner.“

Effi, ſo ſehr ihr die Wohnung gefiel, war umſo einverſtandener mit dieſem Bedenken, als ihr an einer raſchen Erledigung überhaupt nicht lag, ganz im Gegenteil: ‚Zeit gewonnen, alles gewonnen‘, und ſo war ihr denn ein Hinausſchieben der ganzen Angelegenheit eigentlich das liebſte, was ihr begegnen konnte. „Wir wollen dieſe Wohnung aber doch im Auge behalten, Mama, ſie liegt ſo ſchön und iſt im Weſentlichen das, was ich mir gewünſcht habe.“ Dann fuhren beide Damen in die Stadt zurück, aßen im Reſtaurant, das man ihnen empfohlen, und waren am Abend in der Oper, wozu der Arzt unter der Bedingung, daß Frau von Brieſt mehr hören als ſehen wolle, die Erlaubnis gegeben hatte.

Die nächſten Tage nahmen einen ähnlichen Verlauf; man war aufrichtig erfreut, ſich wieder zu haben und nach ſo langer Zeit wieder ausgiebig mit einander plaudern zu können. Effi, die ſich nicht bloß auf Zuhören und Erzählen, ſondern, wenn ihr am wohlſten war, auch auf Medisieren ganz vorzüglich verſtand, geriet mehr als einmal in ihren alten Übermut, und die Mama ſchrieb nach Hauſe, wie glücklich ſie ſei, das ‚Kind‘ wieder ſo heiter und lachluſtig zu finden; es wiederhole ſich ihnen allen die ſchöne Zeit von vor faſt zwei Jahren, wo man die Ausſtattung beſorgt habe. Auch Vetter Brieſt ſei ganz der Alte. Das war nun auch wirklich der Fall, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſich ſeltener ſehen ließ, als vordem, und auf die Frage nach dem ‚Warum‘ anſcheinend ernſthaft verſicherte: „Du biſt mir zu gefährlich, Couſine.“ Das gab dann jedesmal ein Lachen bei Mutter und Tochter, und Effi ſagte: „Dagobert, Du biſt freilich noch ſehr jung, aber zu ſolcher Form des Courmachens doch nicht mehr jung genug.“

So waren ſchon beinah vierzehn Tage vergangen. Innſtetten ſchrieb immer dringlicher und wurde ziemlich ſpitz, faſt auch gegen die Schwiegermama, ſo daß Effi einſah, ein weiteres Hinausſchieben ſei nicht mehr gut möglich, und es müſſe nun wirklich gemietet werden. Aber was dann? Bis zum Umzuge nach Berlin waren immer noch drei Wochen, und Innſtetten drang auf raſche Rückkehr. Es gab alſo nur ein Mittel: ſie mußte wieder eine Komödie ſpielen, mußte krank werden.

Das kam ihr aus mehr als einem Grunde nicht leicht an; aber es mußte ſein, und als ihr das feſtſtand, ſtand ihr auch feſt, wie die Rolle, bis in die kleinſten Einzelheiten hinein, geſpielt werden müſſe.

„Mama, Innſtetten, wie Du ſiehſt, wird über mein Ausbleiben empfindlich. Ich denke, wir geben alſo nach und mieten heute noch. Und morgen reiſe ich. Ach, es wird mir ſo ſchwer, mich von Dir zu trennen.“

Frau von Brieſt war einverſtanden. „Und welche Wohnung wirſt Du wählen?“

„Natürlich die erſte, die in der Keithſtraße, die mir von Anfang an ſo gut gefiel und Dir auch. Sie wird wohl noch nicht ganz ausgetrocknet ſein, aber es iſt ja das Sommerhalbjahr, was einigermaßen ein Troſt iſt. Und wird es mit der Feuchtigkeit zu arg und kommt ein bißchen Rheumatismus, ſo hab' ich ja ſchließlich immer noch Hohen-Cremmen.“

„Kind, beruf' es nicht; ein Rheumatismus iſt mitunter da, man weiß nicht wie.“

Dieſe Worte der Mama kamen Effi ſehr zu paß.

Sie mietete denſelben Vormittag noch und ſchrieb eine Karte an Innſtetten, daß ſie den nächſten Tag zurückwolle. Gleich danach wurden auch wirklich die Koffer gepackt und alle Vorbereitungen getroffen. Als dann aber der andere Morgen da war, ließ Effi die Mama an ihr Bett rufen und ſagte: „Mama, ich kann nicht reiſen. Ich habe ein ſolches Reißen und Ziehen, es ſchmerzt mich über den ganzen Rücken hin, und ich glaube beinah, es iſt ein Rheumatismus. Ich hätte nicht gedacht, daß das ſo ſchmerzhaft ſei.“

„Siehſt Du, was ich Dir geſagt habe; man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen. Geſtern haſt Du noch leichtſinnig darüber geſprochen, und heute iſt es ſchon da. Wenn ich Schweigger ſehe, werde ich ihn fragen, was Du thun ſollſt.“

„Nein, nicht Schweigger. Der iſt ja ein Spezialiſt. Das geht nicht und er könnt' es am Ende übelnehmen, in ſo was anderem zu Rate gezogen zu werden. Ich denke, das beſte iſt, wir warten es ab. Es kann ja auch vorübergehen. Ich werde den ganzen Tag über von Thee und Sodawaſſer leben, und wenn ich dann tranſpiriere, komm' ich vielleicht d'rüber hin.“

Frau von Brieſt drückte ihre Zuſtimmung aus, beſtand aber darauf, daß ſie ſich gut verpflege. Daß man nichts genießen müſſe, wie das früher Mode war, das ſei ganz falſch und ſchwäche bloß; in dieſem

Punkte ſtehe ſie ganz zu der jungen Schule: tüchtig eſſen.

Effi ſog ſich nicht wenig Troſt aus dieſen Anſchauungen, ſchrieb ein Telegramm an Innſtetten, worin ſie von dem „leidigen Zwiſchenfall" und einer ärgerlichen, aber doch nur momentanen Behinderung ſprach, und ſagte dann zu Roswitha: „Roswitha, Du mußt mir nun auch Bücher beſorgen; es wird nicht ſchwer halten, ich will alte, ganz alte."

„Gewiß, gnäd'ge Frau. Die Leihbibliothek iſt ja gleich hier nebenan. Was ſoll ich beſorgen?"

„Ich will es aufſchreiben, allerlei zur Auswahl, denn mitunter haben ſie nicht das eine, was man grade haben will." Roswitha brachte Bleiſtift und Papier, und Effi ſchrieb auf: Walter Scott, Ivanhoe oder Quentin Durward; Cooper, Der Spion; Dickens, David Copperfield; Willibald Alexis, Die Hoſen des Herrn von Bredow.

Roswitha las den Zettel durch und ſchnitt in der anderen Stube die letzte Zeile fort; ſie genierte ſich ihret- und ihrer Frau wegen, den Zettel in ſeiner urſprünglichen Geſtalt abzugeben.

Ohne beſondere Vorkommniſſe verging der Tag. Am andern Morgen war es nicht beſſer und am dritten auch nicht.

„Effi, das geht ſo nicht länger. Wenn ſo 'was einreißt, dann wird man's nicht wieder los; wovor die Doktoren am meiſten warnen und mit Recht, das ſind ſolche Verſchleppungen.“

Effi ſeufzte. „Ja, Mama, aber wen ſollen wir nehmen? Nur keinen jungen; ich weiß nicht, aber es würde mich genieren.“

„Ein junger Doktor iſt immer genant, und wenn er es nicht iſt, deſto ſchlimmer. Aber Du kannſt Dich beruhigen; ich komme mit einem ganz alten, der mich ſchon behandelt hat, als ich noch in der Hecker'ſchen Penſion war, alſo vor etlichen zwanzig Jahren. Und damals war er nah an Fünfzig und hatte ſchönes graues Haar, ganz kraus. Er war ein Damenmann, aber in den richtigen Grenzen. Ärzte, die das vergeſſen, gehen unter, und es kann auch nicht anders ſein; unſere Frauen, wenigſtens die aus der Geſellſchaft, haben immer noch einen guten Fond.“

„Meinſt Du? ich freue mich immer, ſo 'was Gutes zu hören. Denn mitunter hört man doch auch andres. Und ſchwer mag es wohl oft ſein. Und wie heißt denn der alte Geheimrat? Ich nehme an, daß es ein Geheimrat iſt.“

„Geheimrat Rummſchüttel.“

Effi lachte herzlich. „Rummſchüttel! Und als Arzt für jemanden, der ſich nicht rühren kann.“

„Effi, Du ſprichſt ſo ſonderbar. Große Schmerzen kannſt Du nicht haben.“

„Nein, in dieſem Augenblicke nicht; es wechſelt beſtändig.“

* * *

Am andern Morgen erſchien Geheimrat Rummſchüttel. Frau von Brieſt empfing ihn, und als er Effi ſah, war ſein erſtes Wort: „Ganz die Mama.“

Dieſe wollte den Vergleich ablehnen und meinte, zwanzig Jahre und drüber ſeien doch eine lange Zeit; Rummſchüttel blieb aber bei ſeiner Behauptung, zugleich verſichernd: nicht jeder Kopf präge ſich ihm ein, aber wenn er überhaupt erſt einen Eindruck empfangen habe, ſo bleibe der auch für immer. „Und nun, meine gnädigſte Frau von Innſtetten, wo fehlt es, wo ſollen wir helfen?“

„Ach, Herr Geheimrat, ich komme in Verlegenheit, Ihnen auszudrücken, was es iſt. Es wechſelt beſtändig. In dieſem Augenblick iſt es wie weggeflogen. Anfangs habe ich an Rheumatiſches gedacht, aber ich möchte beinah glauben, es ſei eine Neuralgie, Schmerzen den Rücken entlang, und dann kann ich mich nicht aufrichten. Mein Papa leidet an Neuralgie, da hab' ich es früher beobachten können. Vielleicht ein Erbſtück von ihm.“

„Sehr wahrſcheinlich,“ ſagte Rummſchüttel, der den Puls gefühlt und die Patientin leicht, aber doch ſcharf beobachtet hatte. „Sehr wahrſcheinlich, meine gnädigſte Frau.“ Was er aber ſtill zu ſich ſelber ſagte, das lautete: „Schulkrank und mit Virtuoſität geſpielt; Evastochter comme il faut.“ Er ließ jedoch nichts davon merken, ſondern ſagte mit allem wünſchenswerten Ernſt: „Ruhe und Wärme ſind das beſte, was ich anraten kann. Eine Medizin, übrigens nichts Schlimmes, wird das weitere thun.“

Und er erhob ſich, um das Rezept aufzuſchreiben: Aqua Amygdalarum amararum eine halbe Unze, Syrupus florum Aurantii zwei Unzen. „Hiervon, meine gnädigſte Frau, bitte ich Sie, alle zwei Stunden einen halben Theelöffel voll nehmen zu wollen. Es wird Ihre Nerven beruhigen. Und worauf ich noch dringen möchte: keine geiſtigen Anſtrengungen, keine Beſuche, keine Lektüre.“ Dabei wies er auf das neben ihr liegende Buch.

„Es iſt Scott.“

„O, dagegen iſt nichts einzuwenden. Das beſte ſind Reiſebeſchreibungen. Ich ſpreche morgen wieder vor.“

Effi hatte ſich wundervoll gehalten, ihre Rolle gut durchgeſpielt. Als ſie wieder allein war — die Mama begleitete den Geheimrat —, ſchoß ihr trotzdem das Blut zu Kopf; ſie hatte recht gut bemerkt, daß er ihrer Komödie mit einer Komödie begegnet war. Er war offenbar ein überaus lebensgewandter Herr, der alles recht gut ſah, aber nicht alles ſehen wollte, vielleicht weil er wußte, daß dergleichen auch 'mal zu reſpektieren ſein könne. Denn gab es nicht zu reſpektierende Komödien, war nicht die, die ſie ſelber ſpielte, eine ſolche?

Bald danach kam die Mama zurück, und Mutter und Tochter ergingen ſich in Lobeserhebungen über den feinen alten Herrn, der trotz ſeiner beinah Siebzig noch etwas Jugendliches habe. „Schicke nur gleich Roswitha nach der Apotheke . . . Du ſollſt aber nur alle drei Stunden nehmen, hat er mir draußen noch eigens geſagt So war er ſchon damals, er verſchrieb nicht oft und nicht viel; aber immer Energiſches, und es half auch gleich.“

* * *

Rummſchüttel kam den zweiten Tag und dann jeden dritten, weil er ſah, welche Verlegenheit ſein Kommen der jungen Frau bereitete. Dies nahm ihn für ſie ein, und ſein Urteil ſtand ihm nach dem dritten Beſuche feſt: „Hier liegt etwas vor, was die Frau zwingt, ſo zu handeln, wie ſie handelt.“ Über ſolche Dinge den Empfindlichen zu ſpielen, lag längſt hinter ihm.

Als Rummſchüttel ſeinen vierten Beſuch machte, fand er Effi auf, in einem Schaukelſtuhl ſitzend, ein Buch in der Hand, Annie neben ihr.

„Ah, meine gnädigſte Frau! Hocherfreut. Ich ſchiebe es nicht auf die Arznei; das ſchöne Wetter, die hellen, friſchen Märztage, da fällt die Krankheit ab. Ich beglückwünſche Sie. Und die Frau Mama?“

„Sie iſt ausgegangen, Herr Geheimrat, in die Keithſtraße, wo wir gemietet haben. Ich erwarte nun innerhalb weniger Tage meinen Mann, den ich mich, wenn in unſerer Wohnung erſt alles in Ordnung ſein wird, herzlich freue, Ihnen vorſtellen zu können. Denn ich darf doch wohl hoffen, daß Sie auch in Zukunft ſich meiner annehmen werden.“

Er verbeugte ſich.

„Die neue Wohnung,“ fuhr ſie fort, „ein Neubau, macht mir freilich Sorge. Glauben Sie, Herr Geheimrat, daß die feuchten Wände . . .“

„Nicht im geringſten, meine gnädigſte Frau. Laſſen Sie drei, vier Tage lang tüchtig heizen und immer Thüren und Fenſter auf, da können Sie's wagen, auf meine Verantwortung. Und mit Ihrer Neuralgie, das war nicht von ſolcher Bedeutung. Aber ich freue mich Ihrer Vorſicht, die mir Gelegenheit gegeben hat, eine alte Bekanntſchaft zu erneuern und eine neue zu machen.“

Er wiederholte ſeine Verbeugung, ſah noch Annie freundlich in die Augen und verabſchiedete ſich unter Empfehlungen an die Mama.

Kaum daß er fort war, ſo ſetzte ſich Effi an den Schreibtiſch und ſchrieb: „Lieber Innſtetten! Eben war Rummſchüttel hier und hat mich aus der Kur entlaſſen. Ich könnte nun reiſen, morgen etwa; aber heut' iſt ſchon der 24., und am 28. willſt Du hier eintreffen. Angegriffen bin ich ohnehin noch. Ich denke, Du wirſt einverſtanden ſein, wenn ich die Reiſe ganz aufgebe. Die Sachen ſind ja ohnehin ſchon unterwegs, und wir würden, wenn ich käme, in Hoppenſack's Hotel wie Fremde leben müſſen. Auch der Koſtenpunkt iſt in Betracht zu ziehen, die Ausgaben werden ſich ohnehin häufen; unter anderem iſt Rummſchüttel zu honorieren, wenn er uns auch als Arzt verbleibt. Übrigens ein ſehr liebenswürdiger alter Herr. Er gilt ärztlich nicht für erſten Ranges, ‚Damendoktor‘ ſagen ſeine Gegner und Neider. Aber dies Wort umſchließt doch auch ein Lob; es kann eben nicht jeder mit uns umgehen. Daß ich von den Keſſinern nicht perſönlich Abſchied nehme, hat nicht viel auf ſich. Bei Gieshübler war ich. Die Frau Majorin hat ſich immer ablehnend gegen mich verhalten, ablehnend bis zur Unart; bleibt nur noch der Paſtor und Dr. Hannemann und Crampas. Empfiehl mich letzterem. An die Familien auf dem

Lande ſchicke ich Karten; Güldenklee's, wie Du mir ſchreibſt, ſind in Italien (was ſie da wollen, weiß ich nicht), und ſo bleiben nur die drei andern. Entſchuldige mich, ſo gut es geht. Du biſt ja der Mann der Formen und weißt das richtige Wort zu treffen. An Frau von Padden, die mir am Sylveſterabend ſo außerordentlich gut gefiel, ſchreibe ich vielleicht ſelber noch und ſpreche ihr mein Bedauern aus. Laß mich in einem Telegramm wiſſen, ob Du mit allem einverſtanden biſt. Wie immer Deine Effi.“

Effi brachte ſelber den Brief zur Poſt, als ob ſie dadurch die Antwort beſchleunigen könne, und am nächſten Vormittage traf denn auch das erbetene Telegramm von Innſtetten ein: „Einverſtanden mit allem.“ Ihr Herz jubelte, ſie eilte hinunter und auf den nächſten Droſchkenſtand zu. „Keithſtraße 1 c.“ Und erſt die Linden und dann die Tiergartenſtraße hinunter flog die Droſchke, und nun hielt ſie vor der neuen Wohnung.

Oben ſtanden die den Tag vorher eingetroffenen Sachen noch bunt durcheinander, aber es ſtörte ſie nicht, und als ſie auf den breiten aufgemauerten Balkon hinaustrat, lag jenſeits der Kanalbrücke der Tiergarten vor ihr, deſſen Bäume ſchon überall einen grünen Schimmer zeigten. Darüber aber ein klarer blauer Himmel und eine lachende Sonne.

Sie zitterte vor Erregung und atmete hoch auf. Dann trat ſie, vom Balkon her, wieder über die Thürſchwelle zurück, erhob den Blick und faltete die Hände.

„Nun, mit Gott, ein neues Leben! Es ſoll anders werden.“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Drei Tage danach, ziemlich ſpät, um die neunte Stunde, traf Innſtetten in Berlin ein. Alles war am Bahnhof, Effi, die Mama, der Vetter; der Empfang war herzlich, am herzlichſten von ſeiten Effi's, und man hatte bereits eine Welt von Dingen durchgeſprochen, als der Wagen, den man genommen, vor der neuen Wohnung in der Keithſtraße hielt. „Ach, da haſt Du gut gewählt, Effi," ſagte Innſtetten, als er in das Veſtibul eintrat, „kein Haifiſch, kein Krokodil und hoffentlich auch kein Spuk."

„Nein, Geert, damit iſt es nun vorbei. Nun bricht eine andere Zeit an, und ich fürchte mich nicht mehr und will auch beſſer ſein als früher und Dir mehr zu Willen leben." Alles das flüſterte ſie ihm zu, während ſie die teppichbedeckte Treppe bis in den zweiten Stock hinaufſtiegen. Der Vetter führte die Mama.

Oben fehlte noch manches, aber für einen wohnlichen Eindruck war doch geſorgt, und Innſtetten ſprach ſeine Freude darüber aus. „Effi, Du biſt doch ein kleines Genie,“ aber dieſe lehnte das Lob ab und zeigte auf die Mama, die habe das eigentliche Verdienſt. „Hier muß es ſtehen,“ ſo hab' es unerbittlich geheißen, und immer habe ſie's getroffen, wodurch natürlich viel Zeit geſpart und die gute Laune nie geſtört worden ſei. Zuletzt kam auch Roswitha, um den Herrn zu begrüßen, bei welcher Gelegenheit ſie ſagte: „Fräulein Annie ließe ſich für heute entſchuldigen“ — ein kleiner Witz, auf den ſie ſtolz war und mit dem ſie auch ihren Zweck vollkommen erreichte.

Und nun nahmen ſie Platz um den ſchon gedeckten Tiſch, und als Innſtetten ſich ein Glas Wein eingeſchenkt und „auf glückliche Tage“ mit allen angeſtoßen hatte, nahm er Effi's Hand und ſagte: „Aber Effi, nun erzähle mir, was war das mit Deiner Krankheit?“

„Ach, laſſen wir doch das, nicht der Rede wert; ein bißchen ſchmerzhaft und eine rechte Störung, weil es einen Strich durch unſere Pläne machte. Aber mehr war es nicht, und nun iſt es vorbei. Rummſchüttel hat ſich bewährt, ein feiner, liebenswürdiger, alter Herr, wie ich Dir, glaub' ich, ſchon ſchrieb. In ſeiner Wiſſenſchaft ſoll er nicht gerade glänzen, aber Mama ſagt, das ſei ein Vorzug. Und ſie wird wohl recht haben wie in allen Stücken. Unſer guter Dr. Hannemann war auch kein Licht und traf es doch immer. Und nun ſage, was macht Gieshübler und die anderen alle?“

„Ja, wer ſind die anderen alle? Crampas läßt ſich der gnäd'gen Frau empfehlen . . .‘“

„Ah, ſehr artig.“

„Und der Paſtor will Dir desgleichen empfohlen ſein; nur die Herrſchaften auf dem Lande waren ziemlich nüchtern und ſchienen auch mich für Deinen Abſchied ohne Abſchied verantwortlich machen zu wollen. Unſere Freundin Sidonie war ſogar ſpitz, und nur die gute Frau von Padden, zu der ich eigens vorgeſtern noch hinüberfuhr, freute ſich aufrichtig über Deinen Gruß und Deine Liebeserklärung an ſie. ‚Du ſeiſt eine reizende Frau,‘ ſagte ſie, ‚aber ich ſollte Dich gut hüten.‘ Und als ich ihr erwiderte: ‚Du fändeſt ſchon, daß ich mehr ein ‚Erzieher‘ als ein Ehemann ſei,‘ ſagte ſie halblaut und beinahe wie abweſend: ‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee.‘ Und dann brach ſie ab.“

Vetter Brieſt lachte. „‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee . . .‘ Da hörſt Du's, Couſine.“ Und er wollte ſie zu necken fortfahren, gab es aber auf, als er ſah, daß ſie ſich verfärbte.

Das Geſpräch, das meiſt zurückliegende Verhältniſſe berührte, ſpann ſich noch eine Weile weiter, und Effi erfuhr zuletzt aus dieſem und jenem, was Innſtetten mitteilte, daß ſich von dem ganzen Keſſiner Hausſtande nur Johanna bereit erklärt habe, die Überſiedelung nach Berlin mitzumachen. Sie ſei natürlich noch zurückgeblieben, werde aber in zwei, drei Tagen mit dem Reſt der Sachen eintreffen; er ſei froh über ihren Entſchluß, denn ſie ſei immer die brauchbarſte geweſen und von einem ausgeſprochenen großſtädtiſchen Chic. Vielleicht ein bißchen zu ſehr. Kriſtel und Friedrich hätten ſich beide für zu alt erklärt, und mit Kruſe zu verhandeln, habe ſich von vorn herein verboten. „Was ſoll uns ein Kutſcher hier?“ ſchloß Innſtetten, „Pferd und Wagen, das ſind tempi passati, mit dieſem Luxus iſt es in Berlin vorbei. Nicht einmal das ſchwarze Huhn hätten wir unterbringen können. Oder unterſchätz' ich die Wohnung?“

Effi ſchüttelte den Kopf, und als eine kleine Pauſe eintrat, erhob ſich die Mama; es ſei bald elf, und ſie habe noch einen weiten Weg, übrigens ſolle ſie niemand begleiten, der Droſchkenſtand ſei ja nah — ein Anſinnen, das Vetter Brieſt natürlich ablehnte. Bald darauf trennte man ſich, nachdem noch Rendez-vous für den andern Vormittag verabredet war.

Effi war ziemlich früh auf und hatte — die Luft war beinahe ſommerlich warm — den Kaffeetiſch bis nahe an die geöffnete Balkonthür rücken laſſen, und als Innſtetten nun auch erſchien, trat ſie mit ihm auf den Balkon hinaus und ſagte: „Nun, was ſagſt Du? Du wollteſt den Finkenſchlag aus dem Tiergarten hören und die Papageien aus dem Zoologiſchen. Ich weiß nicht, ob beide Dir den Gefallen thun werden, aber möglich iſt es. Hörſt Du wohl? Das kam von drüben, drüben aus dem kleinen Park. Es iſt nicht der eigentliche Tiergarten, aber doch beinah'."

Innſtetten war entzückt und von einer Dankbarkeit, als ob Effi ihm das alles perſönlich herangezaubert habe. Dann ſetzten ſie ſich, und nun kam auch Annie. Roswitha verlangte, daß Innſtetten eine große Veränderung an dem Kinde finden ſolle, was er denn auch ſchließlich that. Und dann plauderten ſie weiter, abwechſelnd über die Keſſiner und die in Berlin zu machenden Viſiten, und ganz zuletzt auch über eine Sommerreiſe. Mitten im Geſpräch aber mußten ſie abbrechen, um rechtzeitig beim Rendez-vous erſcheinen zu können.

⁂

Man traf ſich, wie verabredet, bei Helms, gegenüber dem roten Schloß, beſuchte verſchiedene

Läden, aß bei Hiller und war bei guter Zeit wieder zu Haus. Es war ein gelungenes Beiſammenſein geweſen, Innſtetten herzlich froh, das großſtädtiſche Leben wieder mitmachen und auf ſich wirken laſſen zu können. Tags darauf, am 1. April, begab er ſich in das Kanzlerpalais, um ſich einzuſchreiben (eine perſönliche Gratulation unterließ er aus Rückſicht), und ging dann aufs Miniſterium, um ſich da zu melden. Er wurde auch angenommen, trotzdem es ein geſchäftlich und geſellſchaftlich ſehr unruhiger Tag war, ja, ſah ſich ſeitens ſeines Chefs durch beſonders entgegenkommende Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. „Er wiſſe, was er an ihm habe und ſei ſicher, ihr Einvernehmen nie geſtört zu ſehen.“

Auch im Hauſe geſtaltete ſich alles zum guten. Ein aufrichtiges Bedauern war es für Effi, die Mama, nachdem dieſe, wie gleich anfänglich vermutet, faſt ſechs Wochen lang in Kur geweſen, nach Hohen-Cremmen zurückkehren zu ſehen, ein Bedauern, das nur dadurch einigermaßen gemildert wurde, daß ſich Johanna denſelben Tag noch in Berlin einſtellte. Das war immerhin 'was, und wenn die hübſche Blondine dem Herzen Effi's auch nicht ganz ſo nahe ſtand wie die ganz ſelbſtſuchtsloſe und unendlich gutmütige Roswitha, ſo war ſie doch gleichmäßig angeſehen, ebenſo bei Innſtetten wie bei ihrer jungen

Herrin, weil ſie ſehr geſchickt und brauchbar und der Männerwelt gegenüber von einer ausgeſprochenen und ſelbſtbewußten Reſerviertheit war. Einem Keſſiner on dit zufolge ließen ſich die Wurzeln ihrer Exiſtenz auf eine längſt penſionierte Größe der Garniſon Paſewalk zurückführen, woraus man ſich auch ihre vornehme Geſinnung, ihr ſchönes blondes Haar und die beſondere Plaſtik ihrer Geſamterſcheinung erklären wollte. Johanna ſelbſt teilte die Freude, die man allerſeits über ihr Eintreffen empfand, und war durchaus einverſtanden damit, als Hausmädchen und Jungfer, ganz wie früher, den Dienſt bei Effi zu übernehmen, während Roswitha, die der Kriſtel in beinahe Jahresfriſt ihre Kochkünſte ſo ziemlich abgelernt hatte, dem Küchendepartement vorſtehen ſollte. Annie's Abwartung und Pflege fiel Effi ſelber zu, worüber Roswitha freilich lachte. Denn ſie kannte die jungen Frauen.

Innſtetten lebte ganz ſeinem Dienſt und ſeinem Haus. Er war glücklicher als vordem in Keſſin, weil ihm nicht entging, daß Effi ſich unbefangener und heiterer gab. Und das konnte ſie, weil ſie ſich freier fühlte. Wohl blickte das Vergangene noch in ihr Leben hinein, aber es ängſtigte ſie nicht mehr, oder doch um vieles ſeltener und vorübergehender, und alles, was davon noch in ihr nachzitterte, gab ihrer Haltung einen eigenen Reiz. In jeglichem, was ſie that, lag etwas Wehmütiges wie eine Abbitte, und es hätte ſie glücklich gemacht, dies alles noch deutlicher zeigen zu können. Aber das verbot ſich freilich.

Das geſellſchaftliche Leben der großen Stadt war, als ſie während der erſten Aprilwochen ihre Beſuche machten, noch nicht vorüber, wohl aber im Erlöſchen, und ſo kam es für ſie zu keiner rechten Teilnahme mehr daran. In der zweiten Hälfte des Mai ſtarb es dann ganz hin, und mehr noch als vorher war man glücklich, ſich in der Mittagsſtunde, wenn Innſtetten von ſeinem Miniſterium kam, im Tiergarten treffen oder nachmittags einen Spaziergang nach dem Charlottenburger Schloßgarten machen zu können. Effi ſah ſich, wenn ſie die lange Front zwiſchen dem Schloß und den Orangeriebäumen auf und ab ſchritt, immer wieder die maſſenhaft dortſtehenden römiſchen Kaiſer an, fand eine merkwürdige Ähnlichkeit zwiſchen Nero und Titus, ſammelte Tannenäpfel, die von den Trauertannen gefallen waren, und ging dann, Arm in Arm mit ihrem Manne, bis auf das nach der Spree hin einſam gelegene „Belvedere“ zu.

„Da drin ſoll es auch einmal geſpukt haben,“ ſagte ſie.

„Nein, bloß Geiſtererſcheinungen.“

„Das iſt dasſelbe.“

„Ja, zuweilen,“ ſagte Innſtetten. „Aber eigentlich iſt doch ein Unterſchied. Geiſtererſcheinungen werden immer gemacht — wenigſtens ſoll es hier in dem ‚Belvedere‘ ſo geweſen ſein, wie mir Vetter Brieſt erſt geſtern noch erzählte — Spuk aber wird nie gemacht, Spuk iſt natürlich.“

„Alſo glaubſt Du doch dran?“

„Gewiß glaub' ich dran. Es giebt ſo 'was. Nur an das, was wir in Keſſin davon hatten, glaub' ich nicht recht. Hat Dir denn Johanna ſchon ihren Chineſen gezeigt?“

„Welchen?“

„Nun, unſern. Sie hat ihn, eh' ſie unſer altes Haus verließ, oben von der Stuhllehne abgelöſt und ihn ins Portemonnaie gelegt. Als ich mir neulich ein Markſtück bei ihr wechſelte, hab' ich ihn geſehen. Und ſie hat es mir auch verlegen beſtätigt.“

„Ach, Geert, das hätteſt Du mir nicht ſagen ſollen. Nun iſt doch wieder ſo 'was in unſerm Hauſe.“

„Sag' ihr, daß ſie ihn verbrennt.“

„Nein, das mag ich auch nicht, und das hilft auch nichts. Aber ich will Roswitha bitten . . .“

„Um was? Ah, ich verſtehe ſchon, ich ahne, was Du vorhaſt. Die ſoll ein Heiligenbild kaufen und es dann auch ins Portemonnaie thun. Iſt es ſo 'was?"

Effi nickte.

„Nun, thu' was Du willſt. Aber ſag' es niemandem."

Effi meinte dann ſchließlich, es lieber doch laſſen zu wollen, und unter allerhand kleinem Geplauder, in welchem die Reiſepläne für den Sommer mehr und mehr Platz gewannen, fuhren ſie bis an den großen Stern zurück und gingen dann durch die Korſo-Allee und die breite Friedrich-Wilhelmsſtraße auf ihre Wohnung zu.

* * *

Sie hatten vor, ſchon Ende Juli Urlaub zu nehmen und ins bayeriſche Gebirge zu gehen, wo gerade in dieſem Jahre wieder die Oberammergauer Spiele ſtattfanden. Es ließ ſich aber nicht thun; Geheimrat von Wüllersdorf, den Innſtetten ſchon von früher her kannte und der jetzt ſein Spezialkollege war, erkrankte plötzlich, und Innſtetten mußte bleiben und ihn vertreten. Erſt Mitte Auguſt war alles wieder beglichen und damit die Reiſemöglichkeit gegeben; es war aber nun zu ſpät geworden, um noch nach Oberammergau zu gehen, und ſo entſchied man ſich für einen Aufenthalt auf Rügen. „Zunächſt natürlich Stralſund, mit Schill, den Du kennſt, und mit Scheele, den Du nicht kennſt und der den Sauerſtoff entdeckte, was man aber nicht zu wiſſen braucht. Und dann von Stralſund nach Bergen und dem Rugard, von wo man, wie mir Wüllersdorf ſagte, die ganze Inſel überſehen kann, und dann zwiſchen dem Großen und Kleinen Jasmunder Bodden hin, bis nach Saßnitz. Denn nach Rügen reiſen heißt nach Saßnitz reiſen. Binz ginge vielleicht auch noch, aber da ſind — ich muß Wüllersdorf noch einmal zitieren — ſo viele kleine Steinchen und Muſchelſchalen am Strande, und wir wollen doch baden."

Effi war einverſtanden mit allem, was von ſeiten Innſtetten's geplant wurde, vor allem auch damit, daß der ganze Hausſtand auf vier Wochen aufgelöſt werden und Roswitha mit Annie nach Hohen-Cremmen, Johanna aber zu ihrem etwas jüngeren Halbbruder reiſen ſollte, der bei Paſewalk eine Schneidemühle hatte. So war alles gut untergebracht. Mit Beginn der nächſten Woche brach man denn auch wirklich auf, und am ſelben Abende noch war man in Saßnitz. Über dem Gaſthauſe ſtand „Hotel Fahrenheit". „Die Preiſe hoffentlich nach Réaumur," ſetzte Innſtetten, als er den Namen las, hinzu, und in beſter Laune machten beide noch einen Abendſpaziergang an dem Klippenſtrande hin und ſahen von einem Felſenvorſprung aus auf die ſtille, vom Mondſchein überzitterte Bucht. Effi war entzückt. „Ach, Geert, das iſt ja Capri, das iſt ja Sorrent. Ja, hier bleiben wir. Aber natürlich nicht im Hotel; die Kellner ſind mir zu vornehm, und man geniert ſich, um eine Flaſche Sodawaſſer zu bitten . . .“

„Ja, lauter Attachés. Es wird ſich aber wohl eine Privatwohnung finden laſſen.“

„Denk' ich auch. Und wir wollen gleich morgen danach ausſehen.“

Schön wie der Abend war der Morgen, und man nahm das Frühſtück im Freien. Innſtetten empfing etliche Briefe, die ſchnell erledigt werden mußten, und ſo beſchloß Effi, die für ſie frei gewordene Stunde ſofort zur Wohnungsſuche zu benutzen. Sie ging erſt an einer eingepferchten Wieſe, dann an Häuſergruppen und Haferfeldern vorüber und bog zuletzt in einen Weg ein, der ſchluchtartig auf das Meer zulief. Da, wo dieſer Schluchtenweg den Strand traf, ſtand ein von hohen Buchen überſchattetes Gaſthaus, nicht ſo vornehm wie das Fahrenheit'ſche, mehr ein bloßes Reſtaurant, in dem, der frühen Stunde halber, noch alles leer war. Effi nahm an einem Ausſichtspunkte Platz, und kaum daß ſie von dem Sherry, den ſie beſtellt, genippt hatte, ſo trat auch ſchon der Wirt an ſie heran, um halb aus Neugier und halb aus Artigkeit ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen.

„Es gefällt uns ſehr gut hier,“ ſagte ſie, „meinem Manne und mir; welch' prächtiger Blick über die Bucht, und wir ſind nur in Sorge wegen einer Wohnung.“

„Ja, gnädigſte Frau, das wird ſchwer halten ...“

„Es iſt aber ſchon ſpät im Jahr . . .“

„Trotzdem. Hier in Saßnitz iſt ſicherlich nichts zu finden, dafür möcht' ich mich verbürgen; aber weiterhin am Strand, wo das nächſte Dorf anfängt, Sie können die Dächer von hier aus blinken ſehen, da möcht' es vielleicht ſein.“

„Und wie heißt das Dorf?“

„Crampas.“

Effi glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Crampas,“ wiederholte ſie mit Anſtrengung. „Ich habe den Namen als Ortsnamen nie gehört . . . Und ſonſt nichts in der Nähe?“

„Nein, gnädigſte Frau. Hier herum nichts. Aber höher hinauf, nach Norden zu, da kommen noch wieder Dörfer, und in dem Gaſthauſe, das dicht neben Stubbenkammer liegt, wird man Ihnen gewiß Auskunft geben können. Es werden dort von ſolchen, die gerne noch vermieten wollen, immer Adreſſen abgegeben.“

Effi war froh, das Geſpräch allein geführt zu haben, und als ſie bald danach ihrem Manne Bericht erſtattet und nur den Namen des an Saßnitz angrenzenden Dorfes verſchwiegen hatte, ſagte dieſer: „Nun, wenn es hier herum nichts giebt, ſo wird es das beſte ſein, wir nehmen einen Wagen (wodurch man ſich beiläufig einem Hotel immer empfiehlt) und überſiedeln ohne weiteres da höher hinauf, nach Stubbenkammer hin. Irgend 'was Idylliſches mit einer Geisblattlaube wird ſich da wohl finden laſſen, und finden wir nichts, ſo bleibt uns immer noch das Hotel ſelbſt. Eins iſt ſchließlich wie das andere.“

Effi war einverſtanden, und gegen Mittag ſchon erreichten ſie das neben Stubbenkammer gelegene Gaſthaus, von dem Innſtetten eben geſprochen, und beſtellten daſelbſt einen Imbiß. „Aber erſt nach einer halben Stunde; wir haben vor, zunächſt noch einen Spaziergang zu machen und uns den Herthaſee anzuſehen. Ein Führer iſt doch wohl da?“

Dies wurde bejaht, und ein Mann von mittleren Jahren trat alsbald an unſere Reiſenden heran. Er ſah ſo wichtig und feierlich aus, als ob er mindeſtens ein Adjunkt bei dem alten Herthadienſt geweſen wäre.

Der von hohen Bäumen umſtandene See lag ganz in der Nähe, Binſen ſäumten ihn ein, und auf der ſtillen, ſchwarzen Waſſerfläche ſchwammen zahlreiche Mummeln.

„Es ſieht wirklich nach ſo 'was aus,“ ſagte Effi. „nach Herthadienſt“.

„Ja, gnäd'ge Frau ... Deſſen ſind auch noch die Steine Zeugen.“

„Welche Steine?“

„Die Opferſteine.“

Und während ſich das Geſpräch in dieſer Weiſe fortſetzte, traten alle drei vom See her an eine ſenkrecht abgeſtochene Kies- und Lehmwand heran, an die ſich etliche glatt polierte Steine lehnten, alle mit einer flachen Höhlung und etlichen nach unten laufenden Rinnen.

„Und was bezwecken die?“

„Daß es beſſer abliefe, gnäd'ge Frau.“

„Laß uns gehen,“ ſagte Effi, und den Arm ihres Mannes nehmend, ging ſie mit ihm wieder auf das Gaſthaus zurück, wo nun, an einer Stelle mit weitem Ausblick auf das Meer, das vorher beſtellte Frühſtück aufgetragen wurde. Die Bucht lag im Sonnenlichte vor ihnen, einzelne Segelboote glitten darüber hin, und um die benachbarten Klippen haſchten ſich die Möven. Es war ſehr ſchön, auch Effi fand es, aber wenn ſie dann über die glitzernde Fläche hinwegſah, bemerkte ſie, nach Süden zu, wieder die hell aufleuchtenden Dächer des langgeſtreckten Dorfes, deſſen Name ſie heute früh ſo ſehr erſchreckt hatte.

Innſtetten, wenn auch ohne Wiſſen und Ahnung deſſen, was in ihr vorging, ſah doch deutlich, daß es ihr an aller Luſt und Freude gebrach. „Es thut mir leid, Effi, daß Du der Sache hier nicht recht froh wirſt. Du kannſt den Herthaſee nicht vergeſſen und noch weniger die Steine.“

Sie nickte. „Es iſt ſo wie Du ſagſt. Und ich muß Dir bekennen, ich habe nichts in meinem Leben geſehen, was mich ſo traurig geſtimmt hätte. Wir wollen das Wohnungsſuchen ganz aufgeben; ich kann hier nicht bleiben.“

„Und geſtern war es Dir noch der Golf von Neapel und alles mögliche Schöne.“

„Ja, geſtern.“

„Und heute? Heute keine Spur mehr von Sorrent?“

„Eine Spur noch, aber auch nur eine Spur; es iſt Sorrent, als ob es ſterben wollte.“

„Gut dann, Effi,“ ſagte Innſtetten und reichte ihr die Hand. „Ich will Dich mit Rügen nicht quälen, und ſo geben wir's denn auf. Abgemacht. Es iſt nicht nötig, daß wir uns an Stubbenkammer anklammern oder an Saßnitz oder da weiter hinunter. Aber wohin?“

„Ich denke, wir bleiben noch einen Tag und warten das Dampfſchiff ab, das, wenn ich nicht irre, morgen von Stettin kommt und nach Kopenhagen hinüberfährt. Da ſoll es ja ſo vergnüglich ſein, und ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſehr ich mich nach etwas Vergnüglichem ſehne. Hier iſt mir, als ob ich in meinem ganzen Leben nicht mehr lachen könnte und überhaupt nie gelacht hätte, und Du weißt doch, wie gern ich lache.“

Innſtetten zeigte ſich voll Teilnahme mit ihrem Zuſtand, und das um ſo lieber, als er ihr in vielem recht gab. Es war wirklich alles ſchwermütig, ſo ſchön es war.

Und ſo warteten ſie denn das Stettiner Schiff ab und trafen am dritten Tage in aller Frühe in Kopenhagen ein, wo ſie auf Kongens Nytorv Wohnung nahmen. Zwei Stunden ſpäter waren ſie ſchon im Thorwaldſen-Muſeum, und Effi ſagte: „Ja, Geert, das iſt ſchön, und ich bin glücklich, daß wir uns hierher auf den Weg gemacht haben.“ Bald danach gingen ſie zu Tiſch und machten an der Table d'hote die Bekanntſchaft einer ihnen gegenüber ſitzenden jütländiſchen Familie, deren bildſchöne Tochter, Thora von Penz, ebenſo Innſtetten's, wie Effi's beinah bewundernde Aufmerkſamkeit ſofort in Anſpruch nahm. Effi konnte ſich nicht ſatt ſehen an den großen, blauen Augen und dem flachsblonden

Paar, und als man ſich nach anderthalb Stunden von Tiſch erhob, wurde ſeitens der Penz'ſchen Familie — die leider, denſelben Tag noch, Kopenhagen wieder verlaſſen mußte — die Hoffnung ausgeſprochen, das junge preußiſche Paar mit nächſtem in Schloß Aggerhuus (eine halbe Meile vom Limfjord) begrüßen zu dürfen, eine Einladung, die von den Innſtetten's auch ohne langes Zögern angenommen wurde. So vergingen die Stunden im Hotel. Aber damit war es nicht genug des Guten an dieſem denkwürdigen Tage, von dem Effi denn auch verſicherte, daß er im Kalender rot angeſtrichen werden müſſe. Der Abend brachte, das Maß des Glücks voll zu machen, eine Vorſtellung im Tivoli-Theater: eine italieniſche Pantomime, Arlequin und Colombine. Effi war wie berauſcht von den kleinen Schelmereien, und als ſie ſpät am Abend nach ihrem Hotel zurückkehrten, ſagte ſie: „Weißt Du, Geert, nun fühl' ich doch, daß ich allmählich wieder zu mir komme. Von der ſchönen Thora will ich gar nicht erſt ſprechen; aber wenn ich bedenke, heute Vormittag Thorwaldſen und heute Abend dieſe Colombine . . .“

„. . . Die Dir im Grunde doch noch lieber war als Thorwaldſen . . .“

„Offen geſtanden, ja. Ich habe nun 'mal den Sinn für dergleichen. Unſer gutes Keſſin war ein

Unglück für mich. Alles fiel mir da auf die Nerven. Rügen beinah auch. Ich denke, wir bleiben noch ein paar Tage hier in Kopenhagen, natürlich mit Ausflug nach Fredericksborg und Helſingör, und dann nach Jütland hinüber; ich freue mich aufrichtig, die ſchöne Thora wiederzuſehen, und wenn ich ein Mann wäre, ſo verliebte ich mich in ſie.“

Innſtetten lachte. „Du weißt noch nicht, was ich thue.“

„Wär' mir ſchon recht. Dann giebt es einen Wettſtreit, und Du ſollſt ſehen, dann hab' ich auch noch meine Kräfte.“

„Das brauchſt Du mir nicht erſt zu verſichern.“

⁂

So verlief denn auch die Reiſe. Drüben in Jütland fuhren ſie den Limfjord hinauf, bis Schloß Aggerhuus, wo ſie drei Tage bei der Penz'ſchen Familie verblieben, und kehrten dann mit vielen Stationen und kürzeren und längeren Aufenthalten in Viborg, Flensburg, Kiel, über Hamburg (das ihnen ungemein gefiel) in die Heimat zurück — nicht direkt nach Berlin in die Keithſtraße, wohl aber vorher nach Hohen-Cremmen, wo man ſich nun einer wohlverdienten Ruhe hingeben wollte. Für Innſtetten bedeutete das nur wenige Tage, da ſein Urlaub abgelaufen war, Effi blieb aber noch eine Woche länger und ſprach es aus, erſt zum dritten Oktober, ihrem Hochzeitstage, wieder zu Haus eintreffen zu wollen.

Annie war in der Landluft prächtig gediehen, und was Roswitha geplant hatte, daß ſie der Mama in Stiefelchen entgegen laufen ſollte, das gelang auch vollkommen. Brieſt gab ſich als zärtlicher Großvater, warnte vor zu viel Liebe, noch mehr vor zu viel Strenge, und war in allem der alte. Eigentlich aber galt all' ſeine Zärtlichkeit doch nur Effi, mit der er ſich in ſeinem Gemüt immer beſchäftigte, zumeiſt auch, wenn er mit ſeiner Frau allein war.

„Wie findeſt Du Effi?“

„Lieb und gut wie immer. Wir können Gott nicht genug danken, eine ſo liebenswürdige Tochter zu haben. Und wie dankbar ſie für alles iſt und immer ſo glücklich, wieder unter unſerm Dach zu ſein.“

„Ja,“ ſagte Brieſt, „ſie hat von dieſer Tugend mehr als mir lieb iſt. Eigentlich iſt es, als wäre dies hier immer noch ihre Heimſtätte. Sie hat doch den Mann und das Kind, und der Mann iſt ein Juwel und das Kind iſt ein Engel, aber dabei thut ſie als wäre Hohen-Cremmen immer noch die Hauptſache für ſie, und Mann und Kind kämen gegen uns beide nicht an. Sie iſt eine prächtige Tochter, aber ſie iſt es mir zu ſehr. Es ängſtigt mich ein bißchen. Und iſt auch ungerecht gegen Innſtetten. Wie ſteht es denn eigentlich damit?“

„Ja, Brieſt, was meinſt Du?“

„Nun, ich meine, was ich meine, und Du weißt auch was. Iſt ſie glücklich? Oder iſt da doch irgend ’was im Wege? Von Anfang an war mir’s ſo, als ob ſie ihn mehr ſchätze als liebe. Und das iſt in meinen Augen ein ſchlimm Ding. Liebe hält auch nicht immer vor, aber Schätzung gewiß nicht. Eigentlich ärgern ſich die Weiber, wenn ſie wen ſchätzen müſſen; erſt ärgern ſie ſich, und dann langweilen ſie ſich, und zuletzt lachen ſie.“

„Haſt Du ſo ’was an Dir ſelber erfahren?“

„Das will ich nicht ſagen. Dazu ſtand ich nicht hoch genug in der Schätzung. Aber ſchrauben wir uns nicht weiter, Luiſe. Sage, wie ſteht es?“

„Ja, Brieſt, Du kommſt immer auf dieſe Dinge zurück. Da reicht ja kein dutzendmal, daß wir darüber geſprochen und unſere Meinungen ausgetauſcht haben, und immer biſt Du wieder da mit Deinem Alles-wiſſen-wollen und fragſt dabei ſo ſchrecklich naiv, als ob ich in alle Tiefen ſähe. Was haſt Du nur für Vorſtellungen von einer jungen Frau und ganz ſpeziell von Deiner Tochter? Glaubſt Du, daß das alles ſo plan da liegt? Oder daß ich ein Orakel bin (ich kann mich nicht gleich auf den Namen der Perſon beſinnen) oder daß ich die Wahrheit ſofort klipp und klar in den Händen halte, wenn mir Effi ihr Herz ausgeſchüttet hat? Oder was man wenigſtens ſo nennt. Denn was heißt ausſchütten? Das Eigentliche bleibt doch zurück. Sie wird ſich hüten, mich in ihre Geheimniſſe einzuweihen. Außerdem, ich weiß nicht, von wem ſie's hat, ſie iſt . . . ja, ſie iſt eine ſehr ſchlaue kleine Perſon, und dieſe Schlauheit an ihr iſt um ſo gefährlicher, weil ſie ſo ſehr liebenswürdig iſt."

„Alſo das giebſt Du doch zu . . . liebenswürdig. Und auch gut?"

„Auch gut. Das heißt voll Herzensgüte. Wie's ſonſt ſteht, da bin ich mir doch nicht ſicher; ich glaube, ſie hat einen Zug, den lieben Gott einen guten Mann ſein zu laſſen und ſich zu tröſten, er werde wohl nicht allzu ſtreng mit ihr ſein."

„Meinſt Du?"

„Ja, das mein' ich. Übrigens glaube ich, daß ſich vieles gebeſſert hat. Ihr Charakter iſt wie er iſt, aber die Verhältniſſe liegen ſeit ihrer Überſiedlung um vieles günſtiger, und ſie leben ſich mehr und mehr in einander ein. Sie hat mir ſo 'was geſagt, und was mir wichtiger iſt, ich hab' es auch beſtätigt gefunden, mit Augen geſehen."

„Nun, was ſagte ſie?"

„Sie ſagte: Mama, es geht jetzt beſſer. Innſtetten war immer ein vortrefflicher Mann, ſo einer, wie's nicht viele giebt, aber ich konnte nicht recht an ihn heran, er hatte ſo 'was Fremdes. Und fremd war er auch in ſeiner Zärtlichkeit. Ja, dann am meiſten; es hat Zeiten gegeben, wo ich mich davor fürchtete."

„Kenn' ich, kenn' ich."

„Was ſoll das heißen, Brieſt? Soll ich mich gefürchtet haben oder willſt Du Dich gefürchtet haben? Ich finde beides gleich lächerlich . . ."

„Du wollteſt von Effi erzählen."

„Nun alſo, ſie geſtand mir, daß dies Gefühl des Fremden ſie verlaſſen habe, was ſie ſehr glücklich mache. Keſſin ſei nicht der rechte Platz für ſie geweſen, das ſpukige Haus und die Menſchen da, die einen zu fromm, die andern zu platt, aber ſeit ihrer Überſiedlung nach Berlin fühle ſie ſich ganz an ihrem Platz. Er ſei der beſte Menſch, etwas zu alt für ſie und zu gut für ſie, aber ſie ſei nun über den Berg. Sie brauchte dieſen Ausdruck, der mir allerdings auffiel."

„Wie ſo? Er iſt nicht ganz auf der Höhe, ich meine der Ausdruck. Aber . . ."

„Es ſteckt etwas dahinter. Und ſie hat mir das auch andeuten wollen."

„Meinſt Du?“

„Ja, Brieſt; Du glaubſt immer, ſie könne kein Waſſer trüben. Aber darin irrſt Du. Sie läßt ſich gern treiben, und wenn die Welle gut iſt, dann iſt ſie auch ſelber gut. Kampf und Widerſtand ſind nicht ihre Sache.“

Roswitha kam mit Annie, und ſo brach das Geſpräch ab.

* * *

Dies Geſpräch führten Brieſt und Frau an demſelben Tage, wo Innſtetten von Hohen-Cremmen nach Berlin hin abgereiſt war, Effi auf wenigſtens noch eine Woche zurücklaſſend. Er wußte, daß es nichts Schöneres für ſie gab, als ſo ſorglos in einer weichen Stimmung hinträumen zu können, immer freundliche Worte zu hören und die Verſicherung, wie liebenswürdig ſie ſei. Ja, das war das, was ihr vor allem wohl that, und ſie genoß es auch diesmal wieder in vollen Zügen und aufs dankbarſte, trotzdem jede Zerſtreuung fehlte; Beſuch kam ſelten, weil es ſeit ihrer Verheiratung, wenigſtens für die junge Welt, an dem rechten Anziehungspunkte gebrach, und ſelbſt die Pfarre und die Schule waren nicht mehr das, was ſie noch vor Jahr und Tag geweſen waren. Zumal im Schulhauſe ſtand alles halb leer. Die Zwillinge hatten ſich im Frühjahr an zwei

Lehrer in der Nähe von Genthin verheiratet, große Doppelhochzeit mit Feſtbericht im „Anzeiger fürs Havelland“, und Hulda war in Frieſack zur Pflege einer alten Erbtante, die ſich übrigens, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, um ſehr viel langlebiger erwies, als Niemeyers angenommen hatten. Hulda ſchrieb aber trotzdem immer zufriedene Briefe, nicht weil ſie wirklich zufrieden war (im Gegenteil), ſondern weil ſie den Verdacht nicht aufkommen laſſen wollte, daß es einem ſo ausgezeichneten Weſen anders als ſehr gut ergehen könne. Niemeyer, ein ſchwacher Vater, zeigte die Briefe mit Stolz und Freude, während der ebenfalls ganz in ſeinen Töchtern lebende Jahnke ſich herausgerechnet hatte, daß beide junge Frauen am ſelben Tage, und zwar am Weihnachtsheiligabend, ihre Niederkunft halten würden. Effi lachte herzlich und drückte dem Großvater in spe zunächſt den Wunſch aus, bei beiden Enkeln zu Gevatter geladen zu werden, ließ dann aber die Familienthemata fallen und erzählte von „Kjöbenhavn“ und Helſingör, vom Limfjord und Schloß Aggerhuus, und vor allem von Thora von Penz, die, wie ſie nur ſagen könne, „typiſch ſkandinaviſch“ geweſen ſei, blauäugig, flachſen und immer in einer roten Plüſchtaille, wobei ſich Jahnke verklärte und einmal über das andere ſagte: „Ja, ſo ſind ſie; rein germaniſch, viel deutſcher als die Deutſchen.“

An ihrem Hochzeitstage, dem dritten Oktober, wollte Effi wieder in Berlin ſein. Nun war es der Abend vorher, und unter dem Vorgeben, daß ſie packen und alles zur Rückreiſe vorbereiten wolle, hatte ſie ſich ſchon verhältnismäßig früh auf ihr Zimmer zurückgezogen. Eigentlich lag ihr aber nur daran, allein zu ſein; ſo gern ſie plauderte, ſo hatte ſie doch auch Stunden, wo ſie ſich nach Ruhe ſehnte.

Die von ihr im Oberſtock bewohnten Zimmer lagen nach dem Garten hinaus; in dem kleineren ſchlief Roswitha und Annie, die Thür nur angelehnt, in dem größeren, das ſie ſelber inne hatte, ging ſie auf und ab; die unteren Fenſterflügel waren geöffnet, und die kleinen weißen Gardinen bauſchten ſich in dem Zuge, der ging, und fielen dann langſam über die Stuhllehne, bis ein neuer Zugwind kam und ſie wieder frei machte. Dabei war es ſo hell, daß man die Unterſchriften unter den über dem Sofa hängenden und in ſchmale Goldleiſten eingerahmten Bildern deutlich leſen konnte: „Der Sturm auf Düppel, Schanze V“, und daneben: „König Wilhelm und Graf Bismarck auf der Höhe von Lipa“. Effi ſchüttelte den Kopf und lächelte. „Wenn ich wieder hier bin, bitt' ich mir andere Bilder aus; ich kann ſo 'was Kriegeriſches nicht leiden.“ Und nun ſchloß ſie das eine Fenſter und ſetzte ſich an das andere, deſſen Flügel ſie offen ließ. Wie that ihr das alles ſo wohl. Neben dem Kirchturm ſtand der Mond und warf ſein Licht auch auf den Raſenplatz mit der Sonnenuhr und den Heliotropbeeten. Alles ſchimmerte ſilbern, und neben den Schattenſtreifen lagen weiße Lichtſtreifen, ſo weiß, als läge Leinwand auf der Bleiche. Weiterhin aber ſtanden die hohen Rhabarberſtauden wieder, die Blätter herbſtlich gelb, und ſie mußte des Tages gedenken, nun erſt wenig über zwei Jahre, wo ſie hier mit Hulda und den Jahnke'ſchen Mädchen geſpielt hatte. Und dann war ſie, als der Beſuch kam, die kleine Steintreppe neben der Bank hinaufgeſtiegen, und eine Stunde ſpäter war ſie Braut.

Sie erhob ſich und ging auf die Thür zu und horchte; Roswitha ſchlief ſchon und Annie auch.

Und mit einemmale, während ſie das Kind ſo vor ſich hatte, traten ungerufen allerlei Bilder aus den Keſſiner Tagen wieder vor ihre Seele: das landrätliche Haus mit ſeinem Giebel und die Veranda mit dem Blick auf die Plantage, und ſie ſaß im Schaukelſtuhl und wiegte ſich; und nun trat Crampas an ſie heran, um ſie zu begrüßen, und dann kam Roswitha mit dem Kinde, und ſie nahm es und hob es hoch in die Höhe und küßte es.

„Das war der erſte Tag; da fing es an.“ Und während ſie dem nachhing, verließ ſie das Zimmer, drin die beiden ſchliefen, und ſetzte ſich wieder an das offene Fenſter und ſah in die ſtille Nacht hinaus.

„Ich kann es nicht los werden,“ ſagte ſie. „Und was das ſchlimmſte iſt und mich ganz irre macht an mir ſelbſt . . .“

In dieſem Augenblicke ſetzte die Turmuhr drüben ein, und Effi zählte die Schläge.

„Zehn . . . Und morgen um dieſe Stunde bin ich in Berlin. Und wir ſprechen davon, daß unſer Hochzeitstag ſei, und er ſagt mir Liebes und Freundliches und vielleicht Zärtliches. Und ich ſitze dabei und höre es und habe die Schuld auf meiner Seele.“

Und ſie ſtützte den Kopf auf ihre Hand und ſtarrte vor ſich hin und ſchwieg.

„Und habe die Schuld auf meiner Seele,“ wiederholte ſie. „Ja, da hab' ich ſie. Aber laſtet ſie auch auf meiner Seele? Nein. Und das iſt es, warum ich vor mir ſelbſt erſchrecke. Was da laſtet, das iſt etwas ganz anderes — Angſt, Todesangſt und die ewige Furcht: es kommt doch am Ende noch an den Tag. Und dann außer der Angſt... Scham. Ich ſchäme mich. Aber wie ich nicht die rechte Reue habe, ſo hab' ich auch nicht die rechte Scham. Ich ſchäme mich bloß von wegen dem ewigen Lug und Trug; immer war es mein Stolz, daß ich nicht lügen könne und auch nicht zu lügen brauche, lügen iſt ſo gemein, und nun habe ich doch immer lügen müſſen, vor ihm und vor aller Welt, im großen und im kleinen, und Rummſchüttel hat es gemerkt und hat die Achſeln gezuckt, und wer weiß was er von mir denkt, jedenfalls nicht das beſte. Ja, Angſt quält mich und dazu Scham über mein Lügenſpiel. Aber Scham über meine Schuld, die hab' ich nicht oder doch nicht ſo recht oder doch nicht genug, und das bringt mich um, daß ich ſie nicht habe. Wenn alle Weiber ſo ſind, dann iſt es ſchrecklich, und wenn ſie nicht ſo ſind, wie ich hoffe, dann ſteht es ſchlecht um mich, dann iſt etwas nicht in Ordnung in meiner Seele, dann fehlt mir das richtige Gefühl. Und das hat mir der alte Niemeyer in ſeinen guten Tagen noch, als ich noch ein halbes Kind war, 'mal geſagt: auf ein richtiges Gefühl, darauf käme es an, und wenn man das habe, dann könne einem das ſchlimmſte nicht paſſieren, und wenn man es nicht habe, dann ſei man in einer ewigen Gefahr, und das, was man den Teufel nenne, das habe dann eine ſichere Macht über uns. Um Gottes Barmherzigkeit willen, ſteht es ſo mit mir."

Und ſie legte den Kopf in ihre Arme und weinte bitterlich.

Als ſie ſich wieder aufrichtete, war ſie ruhiger geworden und ſah wieder in den Garten hinaus. Alles war ſo ſtill, und ein leiſer, feiner Ton, wie wenn es regnete, traf von den Platanen her ihr Ohr.

So verging eine Weile. Herüber von der Dorfſtraße klang ein Geplärr: der alte Nachtwächter Kulicke rief die Stunden ab, und als er zuletzt ſchwieg, vernahm ſie von fernher, aber immer näher kommend, das Raſſeln des Zuges, der, auf eine halbe Meile Entfernung, an Hohen-Cremmen vorüber fuhr. Dann wurde der Lärm wieder ſchwächer, endlich erſtarb er ganz, und nur der Mondſchein lag noch auf dem Grasplatz, und nur auf die Platanen rauſchte es nach wie vor wie leiſer Regen nieder.

Aber es war nur die Nachtluft, die ging.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Am andern Abend war Effi wieder in Berlin, und Innſtetten empfing ſie am Bahnhof, mit ihm Rollo, der, als ſie plaudernd durch den Tiergarten hinfuhren, nebenher trabte.

„Ich dachte ſchon, Du würdeſt nicht Wort halten.“

„Aber Geert, ich werde doch Wort halten, das iſt doch das erſte.“

„Sage das nicht. Immer Wort halten, iſt ſehr viel. Und mitunter kann man auch nicht. Denke doch zurück. Ich erwartete Dich damals in Keſſin, als Du die Wohnung mieteteſt, und wer nicht kam, war Effi.“

„Ja, das war 'was anderes.“

Sie mochte nicht ſagen „ich war krank,“ und Innſtetten hörte drüber hin. Er hatte ſeinen Kopf auch voll anderer Dinge, die ſich auf ſein Amt und ſeine geſellſchaftliche Stellung bezogen. „Eigentlich, Effi, fängt unſer Berliner Leben nun erſt an. Als wir im April hier einzogen, damals ging es mit der Saiſon auf die Neige, kaum noch daß wir unſere Beſuche machen konnten, und Wüllersdorf, der einzige, dem wir näher ſtanden — nun, der iſt leider Junggeſelle. Von Juni an ſchläft dann alles ein, und die heruntergelaſſenen Rouleaux verkünden einem ſchon auf hundert Schritt ‚Alles ausgeflogen‘; ob wahr oder nicht, macht keinen Unterſchied . . . Ja, was blieb da noch? Mal mit Vetter Brieſt ſprechen, 'mal bei Hiller eſſen, das iſt kein richtiges Berliner Leben. Aber nun ſoll es anders werden. Ich habe mir die Namen aller Räte notiert, die noch mobil genug ſind, um ein Haus zu machen. Und wir wollen es auch, wollen auch ein Haus machen, und wenn der Winter dann da iſt, dann ſoll es im ganzen Miniſterium heißen: ‚Ja, die liebenswürdigſte Frau, die wir jetzt haben, das iſt doch die Frau von Innſtetten‘.“

„Ach, Geert, ich kenne Dich ja gar nicht wieder, Du ſprichſt ja wie ein Courmacher.“

„Es iſt unſer Hochzeitstag, und da mußt Du mir ſchon 'was zu gute halten.“

* * *

Innſtetten war ernſthaft gewillt, auf das ſtille Leben, das er in ſeiner landrätlichen Stellung geführt, ein geſellſchaftlich angeregteres folgen zu laſſen, um ſeinet- und noch mehr um Effi's willen; es ließ ſich aber anfangs nur ſchwach und vereinzelt damit an, die rechte Zeit war noch nicht gekommen, und das beſte, was man zunächſt von dem neuen Leben hatte, war genau ſo wie während des zurückliegenden Halbjahres, ein Leben im Hauſe. Wüllersdorf kam oft, auch Vetter Brieſt, und waren die da, ſo ſchickte man zu Gizicki's hinauf, einem jungen Ehepaare, das über ihnen wohnte. Gizicki ſelbſt war Landgerichtsrat, ſeine kluge, aufgeweckte Frau ein Fräulein von Schmettau. Mitunter wurde muſiziert, kurze Zeit ſogar ein Whiſt verſucht; man gab es aber wieder auf, weil man fand, daß eine Plauderei gemütlicher wäre. Gizicki's hatten bis vor kurzem in einer kleinen oberſchleſiſchen Stadt gelebt, und Wüllersdorf war ſogar, freilich vor einer Reihe von Jahren ſchon, in den verſchiedenſten kleinen Neſtern der Provinz Poſen geweſen, weshalb er denn auch den bekannten Spottvers:

Schrimm
Iſt ſchlimm,
Rogaſen
Zum Raſen,
Aber weh' dir nach Samter
Verdammter —

mit ebenſo viel Emphaſe wie Vorliebe zu zitieren pflegte. Niemand erheiterte ſich dabei mehr als Effi, was dann meiſtens Veranlaſſung wurde, kleinſtädtiſche Geſchichten in Hülle und Fülle folgen zu laſſen. Auch Keſſin mit Gieshübler und der Trippelli, mit Oberförſter Ring und Sidonie Graſenabb — kam dann wohl an die Reihe, wobei ſich Innſtetten, wenn er guter Laune war, nicht leicht genug thun konnte. „Ja,“ ſo hieß es dann wohl, „unſer gutes Keſſin! Das muß ich zugeben, es war eigentlich reich an Figuren, obenan Crampas, Major Crampas, ganz Beau und halber Barbaroſſa, den meine Frau, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen unbegreiflicher oder begreiflicher Weiſe, ſtark in Affektion genommen hatte…“ — „Sagen wir begreiflicher Weiſe,“ warf Wüllersdorf ein, „denn ich nehme an, daß er Reſſourcenvorſtand war und Komödie ſpielte, Liebhaber oder Bonvivants. Und vielleicht noch mehr, vielleicht war er auch ein Tenor.“ Innſtetten beſtätigte das eine wie das andere, und Effi ſuchte lachend darauf einzugehen, aber es gelang ihr nur mit Anſtrengung, und wenn dann die Gäſte gingen und Innſtetten ſich in ſein Zimmer zurückzog, um noch einen Stoß Akten abzuarbeiten, ſo fühlte ſie ſich immer aufs neue von den alten Vorſtellungen gequält, und es war ihr zu Sinn, als ob ihr ein Schatten nachginge.

Solche Beängſtigungen blieben ihr auch. Aber ſie kamen doch ſeltener und ſchwächer, was bei der

Art, wie ſich ihr Leben geſtaltete, nicht Wunder nehmen konnte. Die Liebe, mit der ihr nicht nur Innſtetten, ſondern auch fernerſtehende Perſonen begegneten, und nicht zum wenigſten die beinah zärtliche Freundſchaft, die die Miniſterin, eine ſelbſt noch junge Frau, für ſie an den Tag legte — all' das ließ die Sorgen und Ängſte zurückliegender Tage ſich wenigſtens mindern, und als ein zweites Jahr ins Land gegangen war und die Kaiſerin, bei Gelegenheit einer neuen Stiftung, die „Frau Geheimrätin" mit ausgewählt und in die Zahl der Ehrendamen eingereiht, der alte Kaiſer Wilhelm aber auf dem Hofball gnädige, huldvolle Worte an die ſchöne, junge Frau, „von der er ſchon gehört habe", gerichtet hatte, da fiel es allmählich von ihr ab. Es war einmal geweſen, aber weit, weit weg, wie auf einem andern Stern, und alles löſte ſich wie ein Nebelbild und wurde Traum.

Die Hohen-Cremmener kamen dann und wann auf Beſuch und freuten ſich des Glücks der Kinder, Annie wuchs heran — „ſchön wie die Großmutter," ſagte der alte Brieſt — und wenn es an dem klaren Himmel eine Wolke gab, ſo war es die, daß es, wie man nun beinahe annehmen mußte, bei Klein-Annie ſein Bewenden haben werde; Haus Innſtetten (denn es gab nicht einmal Namensvettern) ſtand alſo mutmaßlich auf dem Ausſterbeetat. Brieſt, der den Fortbeſtand anderer Familien obenhin behandelte, weil er eigentlich nur an die Brieſt's glaubte, ſcherzte mitunter darüber und ſagte: „Ja, Innſtetten, wenn das ſo weiter geht, ſo wird Annie ſeiner Zeit wohl einen Bankier heiraten (hoffentlich einen chriſtlichen, wenn's deren dann noch giebt) und mit Rückſicht auf das alte freiherrliche Geſchlecht der Innſtetten wird dann Seine Majeſtät Annie's Haute finance-Kinder unter dem Namen ‚von der Innſtetten‘ im Gothaiſchen Kalender, oder was weniger wichtig iſt, in der preußiſchen Geſchichte fortleben laſſen“ — Ausführungen, die von Innſtetten ſelbſt immer mit einer kleinen Verlegenheit, von Frau von Brieſt mit Achſelzucken, von Effi dagegen mit Heiterkeit aufgenommen wurden. Denn ſo adelsſtolz ſie war, ſo war ſie's doch nur für ihre Perſon, und ein eleganter und welterfahrener und vor allem ſehr, ſehr reicher Bankierſchwiegerſohn wäre durchaus nicht gegen ihre Wünſche geweſen.

Ja, Effi nahm die Erbfolgefrage leicht, wie junge, reizende Frauen das thun; als aber eine lange, lange Zeit — ſie waren ſchon im ſiebenten Jahre in ihrer neuen Stellung — vergangen war, wurde der alte Rummſchüttel, der auf dem Gebiete der Gynäkologie nicht ganz ohne Ruf war, durch

Frau von Brieſt doch ſchließlich zu Rate gezogen. Er verordnete Schwalbach. Weil aber Effi ſeit letztem Winter auch an katarrhaliſchen Affektionen litt und ein paarmal ſogar auf Lunge hin behorcht worden war, ſo hieß es abſchließend: „Alſo zunächſt Schwalbach, meine Gnädigſte, ſagen wir drei Wochen und dann ebenſo lange Ems. Bei der Emſer Kur kann aber der Geheimrat zugegen ſein. Bedeutet mithin alles in allem drei Wochen Trennung. Mehr kann ich für Sie nicht thun, lieber Innſtetten.“

Damit war man denn auch einverſtanden, und zwar ſollte Effi, dahin ging ein weiterer Beſchluß, die Reiſe mit einer Geheimrätin Zwicker zuſammen machen, wie Brieſt ſagte „zum Schutze dieſer letzteren,“ worin er nicht ganz unrecht hatte, da die Zwicker, trotz guter vierzig, eines Schutzes erheblich bedürftiger war als Effi. Innſtetten, der wieder viel mit Vertretung zu thun hatte, beklagte, daß er, von Schwalbach gar nicht zu reden, wahrſcheinlich auch auf gemeinſchaftliche Tage in Ems werde verzichten müſſen. Im übrigen wurde der 24. Juni (Johannistag) als Abreiſetag feſtgeſetzt, und Roswitha half der gnädigen Frau beim Packen und Aufſchreiben der Wäſche. Effi hatte noch immer die alte Liebe für ſie, war doch Roswitha die einzige, mit der ſie von all' dem Zurückliegenden, von Keſſin und

Crampas, von dem Chineſen und Kapitän Thomſen's Nichte frei und unbefangen reden konnte.

„Sage, Roswitha, Du biſt doch eigentlich katholiſch. Gehſt Du denn nie zur Beichte?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich bin früher gegangen. Aber das richtige hab' ich doch nicht geſagt.“

„Das iſt ſehr unrecht. Dann freilich kann es nicht helfen.“

„Ach, gnädigſte Frau, bei mir im Dorfe machten es alle ſo. Und welche waren, die kicherten bloß.“

„Haſt Du denn nie empfunden, daß es ein Glück iſt, wenn man etwas auf der Seele hat, daß es 'runter kann?“

„Nein, gnädigſte Frau. Angſt habe ich wohl gehabt, als mein Vater damals mit dem glühenden Eiſen auf mich los kam; ja, das war eine große Furcht, aber weiter war es nichts.“

„Nicht vor Gott?“

„Nicht ſo recht, gnädigſte Frau. Wenn man ſich vor ſeinem Vater ſo fürchtet, wie ich mich gefürchtet habe, dann fürchtet man ſich nicht ſo ſehr vor Gott. Ich habe bloß immer gedacht, der liebe Gott ſei gut und werde mir armem Wurm ſchon helfen.“

Effi lächelte und brach ab und fand es auch natürlich, daß die arme Roswitha ſo ſprach, wie ſie ſprach. Sie ſagte aber doch: „Weißt Du, Roswitha, wenn ich wiederkomme, müſſen wir doch noch 'mal ernſtlich drüber reden. Es war doch eigentlich eine große Sünde.“

„Das mit dem Kinde, und daß es verhungert iſt? Ja, gnädigſte Frau, das war es. Aber ich war es ja nicht, das waren ja die anderen . . . Und dann iſt es auch ſchon ſo ſehr lange her.“

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Effi war nun ſchon in die fünfte Woche fort und ſchrieb glückliche, beinahe übermütige Briefe, namentlich ſeit ihrem Eintreffen in Ems, wo man doch unter Menſchen ſei, das heißt unter Männern, von denen ſich in Schwalbach nur ausnahmsweiſe was gezeigt habe. Geheimrätin Zwicker, ihre Reiſegefährtin, habe freilich die Frage nach dem Kurgemäßen dieſer Zuthat aufgeworfen und ſich aufs entſchiedenſte dagegen ausgeſprochen, alles natürlich mit einem Geſichtsausdrucke, der ſo ziemlich das Gegenteil verſichert habe; die Zwicker ſei reizend, etwas frei, wahrſcheinlich ſogar mit einer Vergangenheit, aber höchſt amüſant, und man könne viel, ſehr viel von ihr lernen; nie habe ſie ſich, trotz ihrer fünfundzwanzig, ſo als Kind gefühlt, wie nach der Bekanntſchaft mit dieſer Dame. Dabei ſei ſie ſo beleſen, auch in fremder Litteratur, und als ſie, Effi, beiſpielsweiſe neulich von Nana geſprochen und dabei gefragt habe, „ob es denn wirklich ſo ſchrecklich ſei," habe die Zwicker geantwortet: „Ach, meine liebe Baronin, was heißt ſchrecklich? Da giebt es noch ganz anderes?" „Sie ſchien mich auch," ſo ſchloß Effi ihren Brief, „mit dieſem ‚anderen' bekannt machen zu wollen. Ich habe es aber abgelehnt, weil ich weiß, daß Du die Unſitte unſerer Zeit aus dieſem und ähnlichem herleiteſt, und wohl mit Recht. Leicht iſt es mir aber nicht geworden. Dazu kommt noch, daß Ems in einem Keſſel liegt. Wir leiden hier außerordentlich unter der Hitze."

Innſtetten hatte dieſen letzten Brief mit geteilten Empfindungen geleſen, etwas erheitert, aber doch auch ein wenig mißmutig. Die Zwicker war keine Frau für Effi, der nun 'mal ein Zug innewohnte, ſich nach links hin treiben zu laſſen; er gab es aber auf, irgend was in dieſem Sinne zu ſchreiben, einmal weil er ſie nicht verſtimmen wollte, mehr noch, weil er ſich ſagte, daß es doch nichts helfen würde. Dabei ſah er der Rückkehr ſeiner Frau mit Sehnſucht entgegen und beklagte des Dienſtes nicht bloß „immer gleichgeſtellte", ſondern jetzt, wo jeder Miniſterialrat fort war oder fort wollte, leider auch auf Doppelſtunden geſtellte Uhr.

Ja, Innſtetten ſehnte ſich nach Unterbrechung von Arbeit und Einſamkeit, und verwandte Gefühle hegte man draußen in der Küche, wo Annie, wenn die Schulſtunden hinter ihr lagen, ihre Zeit am liebſten verbrachte, was inſoweit ganz natürlich war, als Roswitha und Johanna nicht nur das kleine Fräulein in gleichem Maße liebten, ſondern auch unter einander nach wie vor auf dem beſten Fuße ſtanden. Dieſe Freundſchaft der beiden Mädchen war ein Lieblingsgeſpräch zwiſchen den verſchiedenen Freunden des Hauſes, und Landgerichtsrat Gizicki ſagte dann wohl zu Wüllersdorf: „Ich ſehe darin nur eine neue Beſtätigung des alten Weisheitsſatzes: ‚Laßt fette Leute um mich ſein‘; — Cäſar war eben ein Menſchenkenner und wußte, daß Dinge, wie Behaglichkeit und Umgänglichkeit, eigentlich nur beim Embonpoint ſind.“ Von einem ſolchen ließ ſich denn nun bei beiden Mädchen auch wirklich ſprechen, nur mit dem Unterſchiede, daß das in dieſem Falle nicht gut zu umgehende Fremdwort bei Roswitha ſchon ſtark eine Beſchönigung, bei Johanna dagegen einfach die zutreffende Bezeichnung war. Dieſe letztere durfte man nämlich nicht eigentlich korpulent nennen, ſie war nur prall und drall und ſah jederzeit mit einer eigenen, ihr übrigens durchaus kleidenden Siegermiene gradlinig und blauäugig über ihre Normalbüſte fort. Von Haltung und Anſtand getragen, lebte ſie ganz in dem Hochgefühl, die Dienerin eines guten Hauſes zu ſein, wobei ſie das Überlegenheitsbewußtſein über die halb bäueriſch gebliebene Roswitha in einem ſo hohen Maße hatte, daß ſie, was gelegentlich vorkam, die momentan bevorzugte Stellung dieſer nur belächelte. Dieſe Bevorzugung, — nun ja, wenn's dann 'mal ſo ſein ſollte, war eine kleine liebenswürdige Sonderbarkeit der gnädigen Frau, die man der guten alten Roswitha mit ihrer ewigen Geſchichte „von dem Vater mit der glühenden Eiſenſtange“ ſchon gönnen konnte. „Wenn man ſich beſſer hält, ſo kann dergleichen nicht vorkommen.“ Das alles dachte ſie, ſprach's aber nicht aus. Es war eben ein freundliches Miteinanderleben. Was aber wohl ganz beſonders für Frieden und gutes Einvernehmen ſorgte, das war der Umſtand, daß man ſich, nach einem ſtillen Übereinkommen, in die Behandlung und faſt auch Erziehung Annie's geteilt hatte. Roswitha hatte das poetiſche Departement, die Märchen- und Geſchichtenerzählung, Johanna dagegen das des Anſtands, eine Teilung, die hüben und drüben ſo feſt gewurzelt ſtand, daß Kompetenzkonflikte kaum vorkamen, wobei der Charakter Annie's, die eine ganz entſchiedene Neigung hatte, das vornehme Fräulein zu betonen, allerdings mithalf, eine Rolle, bei der ſie keine beſſere Lehrerin als Johanna haben konnte.

Noch einmal alſo: Beide Mädchen waren gleichwertig in Annie's Augen. In dieſen Tagen aber, wo man ſich auf die Rückkehr Effi's vorbereitete, war Roswitha der Rivalin 'mal wieder um einen Pas voraus, weil ihr, und zwar als etwas ihr Zuſtändiges, die ganze Begrüßungsangelegenheit zugefallen war. Dieſe Begrüßung zerfiel in zwei Hauptteile: Guirlande mit Kranz und dann, abſchließend, Gedichtvortrag. Kranz und Guirlande, — nachdem man über „W.“ oder „E. v. J.“ eine zeitlang geſchwankt, — hatte zuletzt keine ſonderlichen Schwierigkeiten gemacht („W.“, in Vergißmeinnicht geflochten, war bevorzugt worden), aber deſto größere Verlegenheit ſchien die Gedichtfrage heraufbeſchwören zu ſollen und wäre vielleicht ganz unbeglichen geblieben, wenn Roswitha nicht den Mut gehabt hätte, den von einer Gerichtsſitzung heimkehrenden Landgerichtsrat auf der zweiten Treppe zu ſtellen und ihm mit einem auf einen „Vers“ gerichteten Anſinnen mutig entgegenzutreten. Gizicki, ein ſehr gütiger Herr, hatte ſofort alles verſprochen, und noch am ſelben Spätnachmittage war ſeitens ſeiner Köchin der gewünſchte Vers und zwar folgenden Inhalts abgegeben worden:

Mama, wir erwarten Dich lange ſchon,
Durch Wochen und Tage und Stunden,
Nun grüßen wir Dich von Flur und Balkon
Und haben Kränze gewunden.
Nun lacht Papa voll Freudigkeit,
Denn die gattin- und mutterloſe Zeit
Iſt endlich von ihm genommen,
Und Roswitha lacht und Johanna dazu,
Und Annie ſpringt aus ihrem Schuh
Und ruft: willkommen, willkommen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Strophe noch an demſelben Abend auswendig gelernt, aber doch nebenher auch auf ihre Schönheit, beziehungsweiſe Nicht-Schönheit kritiſch geprüft worden war. Das Betonen von Gattin und Mutter, ſo hatte ſich Johanna geäußert, erſcheine zunächſt freilich nur in der Ordnung; aber es läge doch auch etwas darin, was Anſtoß erregen könne, und ſie perſönlich würde ſich als „Gattin und Mutter“ dadurch verletzt fühlen. Annie, durch dieſe Bemerkung einigermaßen geängſtigt, verſprach, das Gedicht am andern Tage der Klaſſenlehrerin vorlegen zu wollen und kam mit dem Bemerken zurück: „Das Fräulein ſei mit ‚Gattin und Mutter‘ durchaus einverſtanden, aber deſto mehr gegen ‚Roswitha und Johanna‘ geweſen,“ — worauf Roswitha erklärt hatte: „Das Fräulein ſei eine dumme Gans; das käme davon, wenn man zuviel gelernt habe.“

* * *

Es war an einem Mittwoch, daß die Mädchen und Annie das vorſtehende Geſpräch geführt und den Streit um die bemängelte Zeile beigelegt hatten. Am andern Morgen — ein erwarteter Brief Effi's hatte noch den mutmaßlich erſt in den Schluß der nächſten Woche fallenden Ankunftstag feſtzuſtellen — ging Innſtetten auf das Miniſterium. Jetzt war Mittag heran, die Schule aus, und als Annie, ihre Mappe auf dem Rücken, eben vom Kanal her auf die Keithſtraße zuſchritt, traf ſie Roswitha vor ihrer Wohnung.

„Nun laß ſehen,“ ſagte Annie, „wer am eheſten von uns die Treppe heraufkommt.“ Roswitha wollte von dieſem Wettlauf nichts wiſſen, aber Annie jagte voran, geriet, oben angekommen, ins Stolpern und fiel dabei ſo unglücklich, daß ſie mit der Stirn auf den dicht an der Treppe befindlichen Abkratzer aufſchlug und ſtark blutete. Roswitha, mühevoll nachkeuchend, riß jetzt die Klingel, und als Johanna das etwas verängſtigte Kind hineingetragen hatte, beratſchlagte man, was nun wohl zu machen ſei. „Wir wollen nach dem Doktor ſchicken, . . . wir wollen nach dem gnädigen Herrn ſchicken . . . des Portiers Lene muß ja jetzt auch aus der Schule wieder da ſein.“ Es wurde aber alles wieder verworfen, weil es zu lange dauere, man müſſe gleich 'was thun, und ſo packte man denn das Kind aufs Sofa und begann, mit kaltem Waſſer zu kühlen. Alles ging auch gut, ſo daß man ſich zu beruhigen begann. „Und nun wollen wir ſie verbinden,“ ſagte ſchließlich Roswitha. „Da muß ja noch die lange Binde ſein, die die gnädige Frau letzten Winter zuſchnitt, als ſie ſich auf dem Eiſe den Fuß verknickt hatte ...“ „Freilich, freilich,“ ſagte Johanna, „bloß wo die Binde hernehmen? ... Richtig, da fällt mir ein, die liegt im Nähtiſch. Er wird wohl zu ſein, aber das Schloß iſt Spielerei; holen Sie nur das Stemmeiſen, Roswitha, wir wollen den Deckel aufbrechen.“ Und nun wuchteten ſie auch wirklich den Deckel ab und begannen, in den Fächern umherzukramen, oben und unten, die zuſammengerollte Binde jedoch wollte ſich nicht finden laſſen. „Ich weiß aber doch, daß ich ſie geſehn habe,“ ſagte Roswitha, und während ſie halb ärgerlich immer weiter ſuchte, flog alles, was ihr dabei zu Händen kam, auf das breite Fenſterbrett: Nähzeug, Nadelkiſſen, Rollen mit Zwirn und Seide, kleine vertrocknete Veilchenſträußchen, Karten, Billets, zuletzt ein kleines Konvolut von Briefen, das unter dem dritten Einſatz gelegen hatte, ganz unten, mit einem roten Seidenfaden umwickelt. Aber die Binde hatte man noch immer nicht.

In dieſem Augenblicke trat Innſtetten ein.

„Gott,“ ſagte Roswitha und ſtellte ſich erſchreckt neben das Kind. „Es iſt nichts, gnädiger Herr; Annie iſt auf das Kratzeiſen gefallen . . . Gott, was wird die gnädige Frau ſagen. Und doch iſt es ein Glück, daß ſie nicht mit dabei war.“

Innſtetten hatte mittlerweile die vorläufig aufgelegte Kompreſſe fortgenommen und ſah, daß es ein tiefer Riß, ſonſt aber ungefährlich war. „Es iſt nicht ſchlimm,“ ſagte er; „trotzdem, Roswitha, wir müſſen ſehen, daß Rummſchüttel kommt. Lene kann ja gehen, die wird jetzt Zeit haben. Aber was in aller Welt iſt denn das da mit dem Nähtiſch?“

Und nun erzählte Roswitha, wie ſie nach der gerollten Binde geſucht hätten; aber ſie woll' es nun aufgeben und lieber eine neue Leinwand ſchneiden.

Innſtetten war einverſtanden und ſetzte ſich, als bald danach beide Mädchen das Zimmer verlaſſen hatten, zu dem Kinde. „Du biſt ſo wild, Annie, das haſt Du von der Mama. Immer wie ein Wirbelwind. Aber dabei kommt nichts heraus oder höchſtens ſo 'was.“ Und er wies auf die Wunde und gab ihr einen Kuß. „Du haſt aber nicht geweint, das iſt brav, und darum will ich Dir die Wildheit verzeihen . . . . Ich denke, der Doktor wird in einer Stunde hier ſein; thu' nur alles, was er ſagt, und wenn er Dich verbunden hat, ſo zerre nicht und rücke und drücke nicht dran, dann heilt es ſchnell, und wenn die Mama dann kommt, dann iſt alles wieder in Ordnung oder doch beinah'. Ein Glück iſt es aber doch, daß es noch bis nächſte Woche dauert, Ende nächſter Woche, ſo ſchreibt ſie mir; eben habe ich einen Brief von ihr bekommen; ſie läßt Dich grüßen und freut ſich, Dich wiederzuſehen.“

„Du könnteſt mir den Brief eigentlich vorleſen, Papa.“

„Das will ich gern.“

Aber eh' er dazu kam, kam Johanna, um zu ſagen, daß das Eſſen aufgetragen ſei. Annie, trotz ihrer Wunde, ſtand mit auf, und Vater und Tochter ſetzten ſich zu Tiſch.

UNIV BIBL BERLIN

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Innſtetten und Annie ſaßen ſich eine Weile ſtumm gegenüber; endlich als ihm die Stille peinlich wurde, that er ein paar Fragen über die Schulvorſteherin und welche Lehrerin ſie eigentlich am liebſten habe. Annie antwortete auch, aber ohne rechte Luſt, weil ſie fühlte, daß Innſtetten wenig bei der Sache war. Es wurde erſt beſſer, als Johanna, nach dem zweiten Gericht, ihrem Anniechen zuflüſterte, es gäbe noch 'was. Und wirklich, die gute Roswitha, die dem Liebling an dieſem Unglückstage 'was ſchuldig zu ſein glaubte, hatte noch ein übriges gethan und ſich zu einer Omelette mit Apfelſchnitten aufgeſchwungen.

Annie wurde bei dieſem Anblicke denn auch etwas redſeliger, und ebenſo zeigte ſich Innſtetten's Stimmung gebeſſert, als es gleich danach klingelte und Geheimrat Rummſchüttel eintrat. Ganz zufällig. Er ſprach nur vor, ohne jede Ahnung, daß man nach ihm geſchickt und um ſeinen Beſuch gebeten habe. Mit den aufgelegten Kompreſſen war er zufrieden. „Laſſen Sie noch etwas Bleiwaſſer holen und Annie morgen zu Hauſe bleiben. Überhaupt Ruhe.“ Dann frug er noch nach der gnädigen Frau und wie die Nachrichten aus Ems ſeien; er werde den andern Tag wieder kommen und nachſehen.

* * *

Als man von Tiſch aufgeſtanden und in das nebenan gelegene Zimmer — dasſelbe, wo man mit ſo viel Eifer und doch vergebens nach dem Verbandſtück geſucht hatte —, eingetreten war, wurde Annie wieder auf das Sofa gebettet. Johanna kam und ſetzte ſich zu dem Kinde, während Innſtetten die zahlloſen Dinge, die bunt durcheinander gewürfelt noch auf dem Fenſterbrett umherlagen, wieder in den Nähtiſch einzuräumen begann. Dann und wann wußte er ſich nicht recht Rat und mußte fragen.

„Wo haben die Briefe gelegen, Johanna?“

„Ganz zu unterſt,“ ſagte dieſe „hier in dieſem Fach.“

Und während ſo Frage und Antwort ging, betrachtete Innſtetten etwas aufmerkſamer als vorher das kleine, mit einem roten Faden zuſammengebundene Paket, das mehr aus einer Anzahl zuſammengelegter Zettel, als aus Briefen zu beſtehen ſchien. Er fuhr, als wäre es ein Spiel Karten, mit dem Daumen und Zeigefinger an der Seite des Päckchens hin und einige Zeilen, eigentlich nur vereinzelte Worte, flogen dabei an ſeinem Auge vorüber. Von deutlichem Erkennen konnte keine Rede ſein, aber es kam ihm doch ſo vor, als habe er die Schriftzüge ſchon irgendwo geſehen. Ob er nachſehen ſolle?

„Johanna, Sie könnten uns den Kaffee bringen. Annie trinkt auch eine halbe Taſſe. Der Doktor hat's nicht verboten, und was nicht verboten iſt, iſt erlaubt.“

Als er das ſagte, wand er den roten Faden ab und ließ, während Johanna das Zimmer verließ, den ganzen Inhalt des Päckchens raſch durch die Finger gleiten. Nur zwei, drei Briefe waren adreſſiert: „An Frau Landrat von Innſtetten.“ Er erkannte jetzt auch die Handſchrift; es war die des Majors. Innſtetten wußte nichts von einer Korreſpondenz zwiſchen Crampas und Effi, und in ſeinem Kopfe begann ſich alles zu drehen. Er ſteckte das Paket zu ſich und ging in ſein Zimmer zurück. Etliche Minuten ſpäter und Johanna, zum Zeichen, daß der Kaffee da ſei, klopfte leis an die Thür. Innſtetten antwortete auch, aber dabei blieb es; ſonſt alles ſtill. Erſt nach einer Viertelſtunde hörte man wieder ſein Auf- und Abſchreiten auf dem Teppich. „Was nur Papa hat?“ ſagte Johanna zu Annie. „Der Doktor hat ihm doch geſagt, es ſei nichts.“

* * *

Das Auf- und Abſchreiten nebenan wollte kein Ende nehmen. Endlich erſchien Innſtetten wieder im Nebenzimmer und ſagte: „Johanna, achten Sie auf Annie und daß ſie ruhig auf dem Sofa bleibt. Ich will eine Stunde gehen oder vielleicht zwei.“

Dann ſah er das Kind aufmerkſam an und entfernte ſich.

„Haſt Du geſehen, Johanna, wie Papa ausſah?“

„Ja, Annie. Er muß einen großen Ärger gehabt haben. Er war ganz blaß. So hab ich ihn noch nie geſehen.“

Es vergingen Stunden. Die Sonne war ſchon unter, und nur ein roter Widerſchein lag noch über den Dächern drüben, als Innſtetten wieder zurück kam. Er gab Annie die Hand, fragte wie's ihr gehe und ordnete dann an, daß ihm Johanna die Lampe in ſein Zimmer bringe. Die Lampe kam auch. In dem grünen Schirm befanden ſich halb durchſichtige Ovale mit Photographieen, allerlei Bildniſſe ſeiner Frau, die noch in Keſſin, damals als man den Wichert'ſchen „Schritt vom Wege“ aufgeführt hatte, für die verſchiedenen Mitſpielenden angefertigt waren. Innſtetten drehte den Schirm langſam von links nach rechts und muſterte jedes einzelne Bildnis. Dann ließ er davon ab, öffnete, weil er es ſchwül fand, die Balkonthür und nahm ſchließlich das Briefpaket wieder zur Hand. Es ſchien, daß er, gleich beim erſten Durchſehen, ein paar davon ausgewählt und obenauf gelegt hatte. Dieſe las er jetzt noch einmal mit halblauter Stimme.

„Sei heute nachmittag wieder in den Dünen, hinter der Mühle. Bei der alten Adermann können wir uns ruhig ſprechen, das Haus iſt abgelegen genug. Du mußt Dich nicht um alles ſo bangen. Wir haben auch ein Recht. Und wenn Du Dir das eindringlich ſagſt, wird, denk ich, alle Furcht von Dir abfallen. Das Leben wäre nicht des Lebens wert, wenn das alles gelten ſollte, was zufällig gilt. Alles Beſte liegt jenſeits davon. Lerne Dich daran freuen.“

„. . . Fort, ſo ſchreibſt Du, Flucht. Unmöglich. Ich kann meine Frau nicht im Stich laſſen, zu allem andern auch noch in Not. Es geht nicht, und wir müſſen es leicht nehmen, ſonſt ſind wir arm und verloren. Leichtſinn iſt das beſte, was wir haben. Alles iſt Schickſal. Es hat ſo ſein ſollen. Und möchteſt Du, daß es anders wäre, daß wir uns nie geſehen hätten?“

Dann kam der dritte Brief.

„. . . Sei heute noch einmal an der alten Stelle. Wie ſollen meine Tage hier verlaufen ohne Dich! In dieſem öden Neſt. Ich bin außer mir, und nur darin haſt Du recht: es iſt die Rettung, und wir müſſen ſchließlich doch die Hand ſegnen, die dieſe Trennung über uns verhängt.“

Innſtetten hatte die Briefe kaum wieder beiſeite geſchoben, als draußen die Klingel ging. Gleich danach meldete Johanna: „Geheimrat Wüllersdorf.“

Wüllersdorf trat ein und ſah auf den erſten Blick, daß etwas vorgefallen ſein müſſe.

„Pardon, Wüllersdorf,“ empfing ihn Innſtetten, „daß ich Sie gebeten habe, noch gleich heute bei mir vorzuſprechen. Ich ſtöre niemand gern in ſeiner Abendruhe, am wenigſten einen geplagten Miniſterialrat. Es ging aber nicht anders. Ich bitte Sie, machen Sie ſich's bequem. Und hier eine Cigarre.“

Wüllersdorf ſetzte ſich. Innſtetten ging wieder auf und ab und wäre bei der ihn verzehrenden Unruhe gern in Bewegung geblieben, ſah aber, daß das nicht gehe. So nahm er denn auch ſeinerſeits eine Cigarre, ſetzte ſich Wüllersdorf gegenüber und verſuchte ruhig zu ſein.

„Es iſt,“ begann er, „um zweier Dinge willen, daß ich Sie habe bitten laſſen: erſt um eine Forderung zu überbringen und zweitens um hinterher, in der Sache ſelbſt, mein Sekundant zu ſein; das eine iſt nicht angenehm und das andere noch weniger. Und nun Ihre Antwort.“

„Sie wiſſen, Innſtetten, Sie haben über mich zu verfügen. Aber eh' ich die Sache kenne, verzeihen Sie mir die naive Vorfrage: muß es ſein? Wir ſind doch über die Jahre weg, Sie, um die Piſtole in die Hand zu nehmen, und ich, um dabei mitzumachen. Indeſſen mißverſtehen Sie mich nicht, alles dies ſoll kein „nein“ ſein. Wie könnte ich Ihnen etwas abſchlagen. Aber nun ſagen Sie, was iſt es?“

„Es handelt ſich um einen Galan meiner Frau, der zugleich mein Freund war oder doch beinah.“

Wüllersdorf ſah Innſtetten an. „Innſtetten, das iſt nicht möglich.“

„Es iſt mehr als möglich, es iſt gewiß. Leſen Sie.“

Wüllersdorf flog drüber hin. „Die ſind an Ihre Frau gerichtet?“

„Ja. Ich fand ſie heut in ihrem Nähtiſch.“

„Und wer hat ſie geſchrieben?“

„Major Crampas.“

„Alſo Dinge, die ſich abgeſpielt, als Sie noch in Keſſin waren?“

Innſtetten nickte.

„Liegt alſo ſechs Jahre zurück oder noch ein halb Jahr länger.“

„Ja.“

Wüllersdorf ſchwieg. Nach einer Weile ſagte Innſtetten: „Es ſieht faſt ſo aus, Wüllersdorf, als ob die ſechs oder ſieben Jahre einen Eindruck auf Sie machten. Es giebt eine Verjährungstheorie, natürlich, aber ich weiß doch nicht, ob wir hier einen Fall haben, dieſe Theorie gelten zu laſſen.“

„Ich weiß es auch nicht,“ ſagte Wüllersdorf. „Und ich bekenne Ihnen offen, um dieſe Frage ſcheint ſich hier alles zu drehen.“

Innſtetten ſah ihn groß an. „Sie ſagen das in vollem Ernſt?“

„In vollem Ernſt. Es iſt keine Sache, ſich in jeu d'esprit oder in dialektiſchen Spitzfindigkeiten zu verſuchen.“

„Ich bin neugierig, wie Sie das meinen. Sagen Sie mir offen, wie ſtehen Sie dazu?“

„Innſtetten, Ihre Lage iſt furchtbar, und Ihr Lebensglück iſt hin. Aber wenn Sie den Liebhaber totſchießen, iſt Ihr Lebensglück ſo zu ſagen doppelt hin, und zu dem Schmerz über empfangenes Leid kommt noch der Schmerz über gethanes Leid. Alles dreht ſich um die Frage, müſſen Sie's durchaus thun? Fühlen Sie ſich ſo verletzt, beleidigt, empört, daß einer weg muß, er oder Sie? Steht es ſo?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie müſſen es wiſſen.“

Innſtetten war aufgeſprungen, trat ans Fenſter und tippte voll nervöſer Erregung an die Scheiben.

Dann wandte er ſich raſch wieder, ging auf Wüllersdorf zu und ſagte: „Nein, ſo ſteht es nicht.“

„Wie ſteht es dann?“

„Es ſteht ſo, daß ich unendlich unglücklich bin; ich bin gekränkt, ſchändlich hintergangen, aber trotzdem, ich bin ohne jedes Gefühl von Haß oder gar von Durſt nach Rache. Und wenn ich mich frage, warum nicht? ſo kann ich zunächſt nichts anderes finden, als die Jahre. Man ſpricht immer von unſühnbarer Schuld; vor Gott iſt es gewiß falſch, aber vor den Menſchen auch. Ich hätte nie geglaubt, daß die Zeit, rein als Zeit, ſo wirken könne. Und dann als zweites: ich liebe meine Frau, ja, ſeltſam zu ſagen, ich liebe ſie noch, und ſo furchtbar ich alles finde, was geſchehen, ich bin ſo ſehr im Bann ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eignen heiteren Charmes, daß ich mich, mir ſelbſt zum Trotz, in meinem letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt fühle.“

Wüllersdorf nickte. „Kann ganz folgen, Innſtetten, würde mir vielleicht ebenſo gehen. Aber wenn Sie ſo zu der Sache ſtehen und mir ſagen: ‚Ich liebe dieſe Frau ſo ſehr, daß ich ihr alles verzeihen kann,‘ und wenn wir dann das andere hinzunehmen, daß alles weit, weit zurückliegt, wie ein Geſchehnis auf einem andern Stern, ja, wenn es ſo liegt, Innſtetten, ſo frage ich, wozu die ganze Geſchichte?“

„Weil es trotzdem ſein muß. Ich habe mir's hin und her überlegt. Man iſt nicht bloß ein einzelner Menſch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beſtändig Rückſicht zu nehmen, wir ſind durchaus abhängig von ihm. Ging' es, in Einſamkeit zu leben, ſo könnt' ich es gehen laſſen; ich trüge dann die mir aufgepackte Laſt, das rechte Glück wäre hin, aber es müſſen ſo viele leben ohne dies „rechte Glück“, und ich würde es auch müſſen und — auch können. Man braucht nicht glücklich zu ſein, am allerwenigſten hat man einen Anſpruch darauf, und den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht notwendig aus der Welt zu ſchaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiter exiſtieren will, auch laufen laſſen. Aber im Zuſammenleben mit den Menſchen hat ſich ein Etwas ausgebildet, das nun 'mal da iſt und nach deſſen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns ſelbſt. Und dagegen zu verſtoßen, geht nicht; die Geſellſchaft verachtet uns, und zuletzt thun wir es ſelbſt und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ſolche Vorleſung halte, die ſchließlich doch nur ſagt, was ſich jeder ſelber hundertmal geſagt hat. Aber freilich, wer kann 'was neues ſagen! Alſo noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyranniſierende Geſellſchafts-Etwas, das fragt nicht nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung. Ich habe keine Wahl. Ich muß.“

„Ich weiß doch nicht, Innſtetten . . .“

Innſtetten lächelte. „Sie ſollen ſelbſt entſcheiden, Wüllersdorf. Es iſt jetzt zehn Uhr. Vor ſechs Stunden, dieſe Konzeſſion will ich Ihnen vorweg machen, hatt' ich das Spiel noch in der Hand, konnt' ich noch das eine und noch das andere, da war noch ein Ausweg. Jetzt nicht mehr, jetzt ſtecke ich in einer Sackgaſſe. Wenn Sie wollen, ſo bin ich ſelber ſchuld daran; ich hätte mich beſſer beherrſchen und bewachen, alles in mir verbergen, alles im eignen Herzen auskämpfen ſollen. Aber es kam mir zu plötzlich, zu ſtark, und ſo kann ich mir kaum einen Vorwurf machen, meine Nerven nicht geſchickter in Ordnung gehalten zu haben. Ich ging zu Ihnen und ſchrieb Ihnen einen Zettel, und damit war das Spiel aus meiner Hand. Von dem Augenblicke an hatte mein Unglück und, was ſchwerer wiegt, der Fleck auf meiner Ehre einen halben Mitwiſſer, und nach den erſten Worten, die wir hier gewechſelt, hat es einen ganzen. Und weil dieſer Mitwiſſer da iſt, kann ich nicht mehr zurück.“

„Ich weiß doch nicht,“ wiederholte Wüllersdorf. „Ich mag nicht gerne zu der alten abgeſtandenen Phraſe greifen, aber doch läßt ſich's nicht beſſer ſagen: Innſtetten, es ruht alles in mir wie in einem Grabe.“

„Ja, Wüllersdorf, ſo heißt es immer. Aber es giebt keine Verſchwiegenheit. Und wenn Sie's wahr machen und gegen andere die Verſchwiegenheit ſelber ſind, ſo wiſſen Sie es, und es rettet mich nicht vor Ihnen, daß Sie mir eben Ihre Zuſtimmung ausgedrückt und mir ſogar geſagt haben: ich kann Ihnen in allem folgen. Ich bin, und dabei bleibt es, von dieſem Augenblicke an ein Gegenſtand Ihrer Teilnahme (ſchon nicht etwas ſehr Angenehmes), und jedes Wort, das Sie mich mit meiner Frau wechſeln hören, unterliegt Ihrer Kontrolle, Sie mögen wollen oder nicht, und wenn meine Frau von Treue ſpricht oder, wie Frauen thun, über eine andere zu Gericht ſitzt, ſo weiß ich nicht, wo ich mit meinen Blicken hin ſoll. Und ereignet ſich's gar, daß ich in irgend einer ganz alltäglichen Beleidigungsſache zum guten rede, ‚weil ja der dolus fehle‘ oder ſo 'was Ähnliches, ſo geht ein Lächeln über Ihr Geſicht, oder es zuckt wenigſtens darin, und in Ihrer Seele klingt es: ‚der gute Innſtetten, er hat doch eine wahre Paſſion, alle Beleidigungen auf ihren Beleidigungsgehalt chemiſch zu unterſuchen, und das richtige Quantum Stickſtoff findet er nie. Er iſt noch nie an einer Sache erſtickt‘ . . . Habe ich recht, Wüllersdorf, oder nicht?“

Wüllersdorf war aufgeſtanden. „Ich finde es furchtbar, daß Sie recht haben, aber Sie haben recht. Ich quäle Sie nicht länger mit meinem ‚muß es ſein‘. Die Welt iſt einmal wie ſie iſt, und die Dinge verlaufen nicht wie wir wollen, ſondern wie die andern wollen. Das mit dem ‚Gottesgericht‘, wie manche hochtrabend verſichern, iſt freilich ein Unſinn, nichts davon, umgekehrt, unſer Ehrenkultus iſt ein Götzendienſt, aber wir müſſen uns ihm unterwerfen, ſo lange der Götze gilt.“

Innſtetten nickte.

Sie blieben noch eine Viertelſtunde miteinander, und es wurde feſtgeſtellt, Wüllersdorf ſolle noch denſelben Abend abreiſen. Ein Nachtzug ging um zwölf.

Dann trennten ſie ſich mit einem kurzen: „Auf Wiederſehen in Keſſin.“

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Am andern Abend, wie verabredet, reiſte Innſtetten. Er benutzte denſelben Zug, den am Tage vorher Wüllersdorf benutzt hatte und war bald nach fünf Uhr früh auf der Bahnſtation, von wo der Weg nach Keſſin links abzweigte. Wie immer, ſo lange die Saiſon dauerte, ging auch heute, gleich nach Eintreffen des Zuges das mehrerwähnte Dampfſchiff, deſſen erſtes Läuten Innſtetten ſchon hörte, als er die letzten Stufen der vom Bahndamm hinabführenden Treppe erreicht hatte. Der Weg bis zur Anlegeſtelle war keine drei Minuten; er ſchritt darauf zu und begrüßte den Kapitän, der etwas verlegen war, alſo im Laufe des geſtrigen Tages von der ganzen Sache ſchon gehört haben mußte, und nahm dann ſeinen Platz in der Nähe des Steuers. Gleich danach löſte ſich das Schiff vom Brückenſteg los; das Wetter war herrlich, helle Morgenſonne, nur wenig Paſſagiere an Bord. Innſtetten gedachte des Tages, als er, mit Effi von der Hochzeitsreiſe zurückkehrend, hier am Ufer der Keſſine hin in offenem Wagen gefahren war, — ein grauer Novembertag damals, aber er ſelber froh im Herzen; nun hatte ſich's verkehrt: das Licht lag draußen, und der Novembertag war in ihm. Viele, viele Male war er dann des Weges hier gekommen, und der Frieden, der ſich über die Felder breitete, das Zuchtvieh in den Koppeln, das aufhorchte, wenn er vorüberfuhr, die Leute bei der Arbeit, die Fruchtbarkeit der Äcker, das alles hatte ſeinem Sinne wohlgethan, und jetzt, in hartem Gegenſatz dazu, war er froh, als etwas Gewölk heranzog und den lachenden blauen Himmel leiſe zu trüben begann. So fuhren ſie den Fluß hinab, und bald, nachdem ſie die prächtige Waſſerfläche des „Breitling“ paſſiert, kam der Keſſiner Kirchturm in Sicht und gleich danach auch das Bollwerk und die lange Häuſerreihe mit Schiffen und Booten davor. Und nun waren ſie heran. Innſtetten verabſchiedete ſich von dem Kapitän und ſchritt auf den Steg zu, den man, bequemeren Ausſteigens halber, herangerollt hatte. Wüllersdorf war ſchon da. Beide begrüßten ſich, ohne zunächſt ein Wort zu ſprechen, und gingen dann, quer über den Damm, auf den Hoppenſack'ſchen Gaſthof zu, wo ſie unter einem Zeltdach Platz nahmen.

„Ich habe mich geſtern früh hier einquartiert,“ ſagte Wüllersdorf, der nicht gleich mit den Sachlichkeiten beginnen wollte. „Wenn man bedenkt, daß Keſſin ein Neſt iſt, iſt es erſtaunlich, ein ſo gutes Hotel hier zu finden. Ich bezweifle nicht, daß mein Freund, der Oberkellner, drei Sprachen ſpricht; ſeinem Scheitel und ſeiner ausgeſchnittnen Weſte nach können wir dreiſt auf vier rechnen . . . Jean, bitte, wollen Sie uns Kaffee und Cognac bringen.“

Innſtetten begriff vollkommen, warum Wüllersdorf dieſen Ton anſchlug, war auch damit einverſtanden, konnte aber ſeiner Unruhe nicht ganz Herr werden und zog unwillkürlich die Uhr.

„Wir haben Zeit,“ ſagte Wüllersdorf. „Noch anderthalb Stunden oder doch beinah. Ich habe den Wagen auf 8¹/₄ beſtellt; wir fahren nicht länger als zehn Minuten.“

„Und wo?“

„Crampas ſchlug erſt ein Waldeck vor, gleich hinter dem Kirchhof. Aber dann unterbrach er ſich und ſagte: ‚Nein, da nicht.‘ Und dann haben wir uns über eine Stelle zwiſchen den Dünen geeinigt. Hart am Strand; die vorderſte Düne hat einen Einſchnitt, und man ſieht aufs Meer.“

Innſtetten lächelte. „Crampas ſcheint ſich einen

Schönheitspunkt ausgeſucht zu haben. Er hatte immer die Allüren dazu. Wie benahm er ſich?“

„Wundervoll.“

„Übermütig? frivol?“

„Nicht das eine und nicht das andere. Ich bekenne Ihnen offen, Innſtetten, daß es mich erſchütterte. Als ich Ihren Namen nannte, wurde er totenblaß und rang nach Faſſung, und um ſeine Mundwinkel ſah ich ein Zittern. Aber all' das dauerte nur einen Augenblick, dann hatte er ſich wieder gefaßt, und von da ab war alles an ihm wehmütige Reſignation. Es iſt mir ganz ſicher, er hat das Gefühl, aus der Sache nicht heil herauszukommen, und will auch nicht. Wenn ich ihn richtig beurteile, er lebt gern und iſt zugleich gleichgültig gegen das Leben. Er nimmt alles mit und weiß doch, daß es nicht viel damit iſt.“

„Wer wird ihm ſekundieren? Oder ſag' ich lieber, wen wird er mitbringen?“

„Das war, als er ſich wieder gefunden hatte, ſeine Hauptſorge. Er nannte zwei, drei Adlige aus der Nähe, ließ ſie dann aber wieder fallen, ſie ſeien zu alt und zu fromm, er werde nach Treptow hin telegraphieren an ſeinen Freund Buddenbrook. Und der iſt auch gekommen, famoſer Mann, ſchneidig und doch zugleich wie ein Kind. Er konnte ſich nicht beruhigen und ging in größter Erregung auf und ab. Aber als ich ihm alles geſagt hatte, ſagte er gerade ſo wie wir: ‚Sie haben recht, es muß ſein!‘“

Der Kaffee kam. Man nahm eine Cigarre, und Wüllersdorf war wieder darauf aus, das Geſpräch auf mehr gleichgültige Dinge zu lenken.

„Ich wundere mich, daß keiner von den Keſſinern ſich einfindet, Sie zu begrüßen. Ich weiß doch, daß Sie ſehr beliebt geweſen ſind. Und nun gar Ihr Freund Gieshübler . . .“

Innſtetten lächelte. „Da verkennen Sie die Leute hier an der Küſte; halb ſind es Philiſter und halb Pſiffici, nicht ſehr nach meinem Geſchmack; aber eine Tugend haben ſie, ſie ſind alle ſehr manierlich. Und nun gar mein alter Gieshübler. Natürlich weiß jeder, um was ſich's handelt, aber eben deshalb hütet man ſich, den Neugierigen zu ſpielen.“

In dieſem Augenblicke wurde von links her ein zurückgeſchlagener Chaiſewagen ſichtbar, der, weil es noch vor der beſtimmten Zeit war, langſam herankam.

„Iſt das unſer?“ fragte Innſtetten.

„Mutmaßlich.“

Und gleich danach hielt der Wagen vor dem Hotel, und Innſtetten und Wüllersdorf erhoben ſich.

Wüllersdorf trat an den Kutſcher heran und ſagte: „Nach der Mole.“

Die Mole lag nach der entgegengeſetzten Strandſeite, rechts ſtatt links, und die falſche Weiſung wurde nur gegeben, um etwaigen Zwiſchenfällen, die doch immerhin möglich waren, vorzubeugen. Im übrigen, ob man ſich nun weiter draußen nach rechts oder links zu halten vor hatte, durch die Plantage mußte man jedenfalls, und ſo führte denn der Weg unvermeidlich an Innſtettens alter Wohnung vorüber. Das Haus lag noch ſtiller da als früher; ziemlich vernachläſſigt ſah's in den Parterreräumen aus; wie mocht es erſt da oben ſein! Und das Gefühl des Unheimlichen, das Innſtetten an Effi ſo oft bekämpft oder auch wohl belächelt hatte, jetzt überkam es ihn ſelbſt, und er war froh, als ſie dran vorüber waren.

„Da hab' ich gewohnt,“ ſagte er zu Wüllersdorf.

„Es ſieht ſonderbar aus, etwas öd' und verlaſſen.“

„Mag auch wohl. In der Stadt galt es als ein Spukhaus, und wie's heute da liegt, kann ich den Leuten nicht unrecht geben.“

„Was war es denn damit?“

„Ach, dummes Zeug: alter Schiffskapitän mit Enkelin oder Nichte, die eines ſchönen Tages verſchwand, und dann ein Chineſe, der vielleicht ein Liebhaber war, und auf dem Flur ein kleiner Haifiſch und ein Krokodil, beides an Strippen und immer in Bewegung. Wundervoll zu erzählen, aber nicht jetzt. Es ſpukt einem doch allerhand anderes im Kopf.“

„Sie vergeſſen, es kann auch alles glatt ablaufen.“

„Darf nicht. Und vorhin, Wüllersdorf, als Sie von Crampas ſprachen, ſprachen Sie ſelber anders davon.“

Bald danach hatte man die Plantage paſſiert, und der Kutſcher wollte jetzt rechts einbiegen auf die Mole zu. „Fahren Sie lieber links. Das mit der Mole kann nachher kommen.“

Und der Kutſcher bog links in eine breite Fahrſtraße ein, die hinter dem Herrenbade grad auf den Wald zulief. Als ſie bis auf dreihundert Schritt an dieſen heran waren, ließ Wüllersdorf den Wagen halten, und beide gingen nun, immer durch mahlenden Sand hin, eine ziemlich breite Fahrſtraße hinunter, die die hier dreifache Dünenreihe ſenkrecht durchſchnitt. Überall zur Seite ſtanden dichte Büſchel von Strandhafer, um dieſen herum aber Immortellen und ein paar blutrote Nelken. Innſtetten bückte ſich und ſteckte ſich eine der Nelken ins Knopfloch. „Die Immortellen nachher.“

So gingen ſie fünf Minuten. Als ſie bis an die ziemlich tiefe Senkung gekommen waren, die zwiſchen den beiden vorderſten Dünenreihen hinlief, ſahen ſie, nach links hin, ſchon die Gegenpartei: Crampas und Buddenbrook und mit ihnen den guten Dr. Hannemann, der ſeinen Hut in der Hand hielt, ſo daß das weiße Haar im Winde flatterte.

Innſtetten und Wüllersdorf gingen die Sandſchlucht hinauf, Buddenbrook kam ihnen entgegen. Man begrüßte ſich, worauf beide Sekundanten beiſeite traten, um noch ein kurzes ſachliches Geſpräch zu führen. Es lief darauf hinaus, daß man a tempo avancieren und auf zehn Schritt Diſtance feuern ſolle. Dann kehrte Buddenbrook an ſeinen Platz zurück; alles erledigte ſich raſch; und die Schüſſe fielen. Crampas ſtürzte.

Innſtetten, einige Schritt zurücktretend, wandte ſich ab von der Szene. Wüllersdorf aber war auf Buddenbrook zugeſchritten, und beide warteten jetzt auf den Ausſpruch des Doktors, der die Achſeln zuckte. Zugleich deutete Crampas durch eine Handbewegung an, daß er etwas ſagen wollte. Wüllersdorf beugte ſich zu ihm nieder, nickte zuſtimmend zu den paar Worten, die kaum hörbar von des Sterbenden Lippen kamen, und ging dann auf Innſtetten zu.

„Crampas will Sie noch ſprechen, Innſtetten. Sie müſſen ihm zu Willen ſein. Er hat keine drei Minuten Leben mehr.“

Innſtetten trat an Crampas heran.

„Wollen Sie . . .“ das waren ſeine letzten Worte.

Noch ein ſchmerzlicher und doch beinah freundlicher Schimmer in ſeinem Antlitz, und dann war es vorbei.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Am Abend desſelben Tages traf Innſtetten wieder in Berlin ein. Er war mit dem Wagen, den er innerhalb der Dünen an dem Querwege zurückgelaſſen hatte, direkt nach der Bahnſtation gefahren, ohne Keſſin noch einmal zu berühren, dabei den beiden Sekundanten die Meldung an die Behörden überlaſſend. Unterwegs (er war allein im Coupé) hing er, alles noch 'mal überdenkend, dem Geſchehenen nach; es waren dieſelben Gedanken wie zwei Tage zuvor, nur daß ſie jetzt den umgekehrten Gang gingen und mit der Überzeugtheit von ſeinem Recht und ſeiner Pflicht anfingen, um mit Zweifeln daran aufzuhören. „Schuld, wenn ſie überhaupt 'was iſt, iſt nicht an Ort und Stunde gebunden und kann nicht hinfällig werden von heute auf morgen. Schuld verlangt Sühne; das hat einen Sinn. Aber Verjährung iſt etwas Halbes, etwas Schwächliches, zum mindeſten 'was Proſaiſches." Und er richtete ſich an dieſer Vorſtellung auf und wiederholte ſich's, daß es gekommen ſei, wie's habe kommen müſſen. Aber im ſelben Augenblicke, wo dies für ihn feſtſtand, warf er's auch wieder um. „Es muß eine Verjährung geben, Verjährung iſt das einzig Vernünftige; ob es nebenher auch noch proſaiſch iſt, iſt gleichgültig; das Vernünftige iſt meiſt proſaiſch. Ich bin jetzt fünfundvierzig. Wenn ich die Briefe fünfundzwanzig Jahre ſpäter gefunden hätte, ſo war ich ſiebzig. Dann hätte Wüllersdorf geſagt: ‚Innſtetten, ſeien Sie kein Narr.‘ Und wenn es Wüllersdorf nicht geſagt hätte, ſo hätt' es Buddenbrook geſagt, und wenn auch der nicht, ſo ich ſelbſt. Dies iſt mir klar. Treibt man etwas auf die Spitze, ſo übertreibt man und hat die Lächerlichkeit. Kein Zweifel. Aber wo fängt es an? Wo liegt die Grenze? Zehn Jahre verlangen noch ein Duell, und da heißt es Ehre, und nach elf Jahren oder vielleicht ſchon bei zehnundeinhalb heißt es Unſinn. Die Grenze, die Grenze. Wo iſt ſie? War ſie da? War ſie ſchon überſchritten? Wenn ich mir ſeinen letzten Blick vergegenwärtige, reſigniert und in ſeinem Elend doch noch ein Lächeln, ſo hieß der Blick: ‚Innſtetten, Prinzipienreiterei . . . Sie konnten es mir erſparen und ſich ſelber auch.‘ Und er hatte vielleicht recht. Mir klingt ſo 'was in der Seele. Ja, wenn ich voll tödlichem Haß geweſen wäre, wenn mir hier ein tiefes Rachegefühl geſeſſen hätte . . . Rache iſt nichts Schönes, aber 'was Menſchliches und hat ein natürlich menſchliches Recht. So aber war alles einer Vorſtellung, einem Begriff zu Liebe, war eine gemachte Geſchichte, halbe Komödie. Und dieſe Komödie muß ich nun fortſetzen und muß Effi wegſchicken und ſie ruinieren, und mich mit . . . Ich mußte die Briefe verbrennen, und die Welt durfte nie davon erfahren. Und wenn ſie dann kam, ahnungslos, ſo mußt' ich ihr ſagen: ‚Da iſt Dein Platz,' und mußte mich innerlich von ihr ſcheiden. Nicht vor der Welt. Es giebt ſo viele Leben, die keine ſind, und ſo viele Ehen, die keine ſind . . . dann war das Glück hin, aber ich hätte das Auge mit ſeinem Frageblicke und mit ſeiner ſtummen leiſen Anklage nicht vor mir."

* * *

Kurz vor zehn hielt Innſtetten vor ſeiner Wohnung. Er ſtieg die Treppen hinauf und zog die Glocke; Johanna kam und öffnete.

„Wie ſteht es mit Annie?"

„Gut, gnäd'ger Herr. Sie ſchläft noch nicht . . . Wenn der gnäd'ge Herr . . ."

„Nein, nein, das regt ſie bloß auf. Ich ſehe ſie lieber morgen früh. Bringen Sie mir ein Glas Thee, Johanna. Wer war hier?"

„Nur der Doktor.“

Und nun war Innſtetten wieder allein. Er ging auf und ab, wie er's zu thun liebte. „Sie wiſſen ſchon alles; Roswitha iſt dumm, aber Johanna iſt eine kluge Perſon. Und wenn ſie's nicht mit Beſtimmtheit wiſſen, ſo haben ſie ſich's zurecht gelegt und wiſſen es doch. Es iſt merkwürdig, was alles zum Zeichen wird und Geſchichten ausplaudert, als wäre jeder mit dabei geweſen.“

Johanna brachte den Thee. Innſtetten trank. Er war nach der Überanſtrengung todmüde und ſchlief ein.

⁂

Innſtetten war zu guter Zeit auf. Er ſah Annie, ſprach ein paar Worte mit ihr, lobte ſie, daß ſie eine gute Kranke ſei und ging dann aufs Miniſterium, um ſeinem Chef von allem Vorgefallenen Meldung zu machen. Der Miniſter war ſehr gnädig. „Ja, Innſtetten, wohl dem, der aus allem, was das Leben uns bringen kann, heil heraus kommt; Sie hat's getroffen.“ Er fand alles, was geſchehen, in der Ordnung und überließ Innſtetten das weitere.

Erſt ſpät nachmittags war Innſtetten wieder in ſeiner Wohnung, in der er ein paar Zeilen von Wüllersdorf vorfand. „Heute früh wieder eingetroffen. Eine Welt von Dingen erlebt; Schmerzliches, Rührendes, Gieshübler an der Spitze. Der liebenswürdigſte Bucklige, den ich je geſehen. Von Ihnen ſprach er nicht allzu viel, aber die Frau, die Frau! Er konnte ſich nicht beruhigen, und zuletzt brach der kleine Mann in Thränen aus. Was alles vorkommt. Es wäre zu wünſchen, daß es mehr Gieshübler gäbe. Es giebt aber mehr andere. Und dann die Szene im Hauſe des Majors . . . furchtbar. Kein Wort davon. Man hat wieder 'mal gelernt: aufpaſſen. Ich ſehe Sie morgen. Ihr W.“

Innſtetten war ganz erſchüttert, als er geleſen. Er ſetzte ſich und ſchrieb ſeinerſeits ein paar Briefe. Als er damit zu Ende war, klingelte er: „Johanna, die Briefe in den Kaſten.“

Johanna nahm die Briefe und wollte gehen.

„. . . Und dann, Johanna, noch eins: die Frau kommt nicht wieder. Sie werden von anderen erfahren, warum nicht. Annie darf nichts wiſſen, wenigſtens jetzt nicht. Das arme Kind. Sie müſſen es ihr allmählich beibringen, daß ſie keine Mutter mehr hat. Ich kann es nicht. Aber machen Sie's geſcheidt. Und daß Roswitha nicht alles verdirbt.“

Johanna ſtand einen Augenblick ganz wie benommen da. Dann ging ſie auf Innſtetten zu und küßte ihm die Hand.

Als ſie wieder draußen in der Küche war, war ſie von Stolz und Überlegenheit ganz erfüllt, ja beinahe von Glück. Der gnädige Herr hatte ihr nicht nur alles geſagt, ſondern am Schluſſe auch noch hinzugeſetzt „und daß Roswitha nicht alles verdirbt“. Das war die Hauptſache, und ohne daß es ihr an gutem Herzen und ſelbſt an Teilnahme mit der Frau gefehlt hätte, beſchäftigte ſie doch, über jedes andere hinaus, der Triumph einer gewiſſen Intimitätsſtellung zum gnädigen Herrn.

Unter gewöhnlichen Umſtänden wäre ihr denn auch die Herauskehrung und Geltendmachung dieſes Triumphes ein Leichtes geweſen, aber heute traf ſich's ſo wenig günſtig für ſie, daß ihre Rivalin, ohne Vertrauensperſon geweſen zu ſein, ſich doch als die Eingeweihtere zeigen ſollte. Der Portier unten hatte nämlich, ſo ziemlich um dieſelbe Zeit, wo dies ſpielte, Roswitha in ſeine kleine Stube hineingerufen und ihr gleich beim Eintreten ein Zeitungsblatt zum Leſen zugeſchoben. „Da, Roswitha, das iſt 'was für Sie; Sie können es mir nachher wieder 'runter bringen. Es iſt bloß das Fremdenblatt: aber Lene iſt ſchon hin und holt das Kleine Journal. Da wird wohl ſchon mehr drin ſtehen; die wiſſen immer alles. Hören Sie, Roswitha, wer ſo 'was gedacht hätte.“

Roswitha, ſonſt nicht allzu neugierig, hatte ſich doch nach dieſer Anſprache ſo raſch wie möglich die

Hintertreppe hinaufbegeben und war mit dem Leſen gerade fertig, als Johanna dazu kam.

Dieſe legte die Briefe, die ihr Innſtetten eben gegeben, auf den Tiſch, überflog die Adreſſen oder that wenigſtens ſo (denn ſie wußte längſt, an wen ſie gerichtet waren) und ſagte mit gut erkünſtelter Ruhe: „Einer iſt nach Hohen-Cremmen.“

„Das kann ich mir denken,“ ſagte Roswitha.

Johanna war nicht wenig erſtaunt über dieſe Bemerkung. „Der Herr ſchreibt ſonſt nie nach Hohen-Cremmen.“

„Ja, ſonſt. Aber jetzt . . . Denken Sie ſich, das hat mir eben der Portier unten gegeben.“

Johanna nahm das Blatt und las nun halblaut eine mit einem dicken Tintenſtrich markierte Stelle: „Wie wir kurz vor Redaktionsſchluß von gut unterrichteter Seite her vernehmen, hat geſtern früh in dem Badeorte Keſſin, in Hinterpommern, ein Duell zwiſchen dem Miniſterialrat v. J. (Keithſtraße) und dem Major von Crampas ſtattgefunden. Major von Crampas fiel. Es heißt, daß Beziehungen zwiſchen ihm und der Rätin, einer ſchönen und noch ſehr jungen Frau, beſtanden haben ſollen.“

„Was ſolche Blätter auch alles ſchreiben,“ ſagte Johanna, die verſtimmt war, ihre Neuigkeit überholt zu ſehen. „Ja,“ ſagte Roswitha. „Und das leſen nun die Menſchen und verſchimpfieren mir meine liebe, arme Frau. Und der arme Major. Nun iſt er tot.“

„Ja, Roswitha, was denken Sie ſich eigentlich. Soll er nicht tot ſein? Oder ſoll lieber unſer gnädiger Herr tot ſein?“

„Nein, Johanna, unſer gnäd'ger Herr, der ſoll auch leben, alles ſoll leben. Ich bin nicht für totſchießen und kann nicht 'mal das Knallen hören. Aber bedenken Sie doch, Johanna, das iſt ja nun ſchon eine halbe Ewigkeit her, und die Briefe, die mir gleich ſo ſonderbar ausſahen, weil ſie die rote Strippe hatten und drei- oder viermal umwickelt und dann eingeknotet und keine Schleiſe — die ſahen ja ſchon ganz gelb aus, ſo lange iſt es her. Wir ſind ja nun ſchon über ſechs Jahre hier, und wie kann man wegen ſolcher alten Geſchichten . . .“

„Ach, Roswitha, Sie reden, wie Sie's verſtehen. Und bei Lichte beſehen, ſind Sie ſchuld. Von den Briefen kommt es her. Warum kamen Sie mit dem Stemmeiſen und brachen den Nähtiſch auf, was man nie darf; man darf kein Schloß aufbrechen, was ein anderer zugeſchloſſen hat.“

„Aber, Johanna, das iſt doch wirklich zu ſchlecht von Ihnen, mir ſo 'was auf den Kopf zuzuſagen, und Sie wiſſen doch, daß Sie ſchuld ſind und daß

Sie wie närriſch in die Küche ſtürzten und mir ſagten, der Nähtiſch müſſe aufgemacht werden, da wäre die Bandage drin, und da bin ich mit dem Stemmeiſen gekommen, und nun ſoll ich ſchuld ſein. Nein, ich ſage ...“

„Nun, ich will es nicht geſagt haben, Roswitha. Nur Sie ſollen mir nicht kommen und ſagen: der arme Major. Was heißt der arme Major! Der ganze arme Major taugte nichts; wer ſolchen rotblonden Schnurrbart hat und immer wribbelt, der taugt nie 'was und richtet bloß Schaden an. Und wenn man immer in vornehmen Häuſern gedient hat ... aber das haben Sie nicht, Roswitha, das fehlt Ihnen eben ... dann weiß man auch, was ſich paßt und ſchickt und was Ehre iſt, und weiß auch, daß, wenn ſo 'was vorkommt, dann geht es nicht anders, und dann kommt das, was man eine Forderung nennt, und dann wird einer totgeſchoſſen.“

„Ach, das weiß ich auch; ich bin nicht ſo dumm, wie Sie mich immer machen wollen. Aber wenn es ſo lange her iſt ...“

„Ja, Roswitha, mit Ihrem ewigen ‚ſo lange her‘; daran ſieht man ja eben, daß Sie nichts davon verſtehen. Sie erzählen immer die alte Geſchichte von Ihrem Vater mit dem glühenden Eiſen und wie er damit auf Sie losgekommen, und jedesmal, wenn ich einen glühenden Bolzen einthue, muß ich auch wirklich immer an Ihren Vater denken, und ſehe immer, wie er Sie wegen des Kindes, das ja nun tot iſt, tot machen will. Ja, Roswitha, davon ſprechen Sie in einem fort, und es fehlt bloß noch, daß Sie Anniechen auch die Geſchichte erzählen, und wenn Anniechen eingeſegnet wird, dann wird ſie's auch gewiß erfahren, und vielleicht denſelben Tag noch; und das ärgert mich, daß Sie das alles erlebt haben, und Ihr Vater war doch bloß ein Dorfſchmied und hat Pferde beſchlagen oder einen Radreifen gelegt, und nun kommen Sie und verlangen von unſerm gnäd'gen Herrn, daß er ſich das alles ruhig gefallen läßt, bloß weil es ſo lange her iſt. Was heißt lange her? Sechs Jahre iſt nicht lange her. Und unſre gnäd'ge Frau — die aber nicht wiederkommt, der gnäd'ge Herr hat es mir eben geſagt — unſre gnäd'ge Frau wird erſt ſechsundzwanzig, und im Auguſt iſt ihr Geburtstag, und da kommen Sie mir ‚mit lange her‘. Und wenn ſie ſechsunddreißig wäre, ich ſage Ihnen, bei ſechsunddreißig muß man erſt recht aufpaſſen, und wenn der gnäd'ge Herr nichts gethan hätte, dann hätten ihn die vornehmen Leute ‚geſchnitten‘. Aber das Wort kennen Sie gar nicht, Roswitha, davon wiſſen Sie nichts.“

„Nein, davon weiß ich nichts, will auch nicht;

aber das weiß ich, Johanna, daß Sie in den gnäd'gen Herrn verliebt ſind."

Johanna ſchlug eine krampfhafte Lache auf.

„Ja, lachen Sie nur. Ich ſeh' es ſchon lange. Sie haben ſo 'was. Und ein Glück, daß unſer gnäd'ger Herr keine Augen dafür hat . . . Die arme Frau, die arme Frau."

Johanna lag daran, Frieden zu ſchließen. „Laſſen Sie's gut ſein, Roswitha. Sie haben wieder Ihren Koller; aber ich weiß ſchon, den haben alle vom Lande."

„Kann ſchon ſein."

„Ich will jetzt nur die Briefe forttragen und unten ſehen, ob der Portier vielleicht ſchon die andere Zeitung hat. Ich habe doch recht verſtanden, daß er Lene danach geſchickt hat? Und es muß auch mehr darin ſtehen; das hier iſt ja ſo gut wie gar nichts."

Dreißigſtes Kapitel.

Effi und die Geheimrätin Zwicker waren ſeit faſt drei Wochen in Ems und bewohnten daſelbſt das Erdgeſchoß einer reizenden kleinen Villa. In ihrem zwiſchen ihren zwei Wohnzimmern gelegenen gemeinſchaftlichen Salon mit Blick auf den Garten ſtand ein Polyſanderflügel, auf dem Effi dann und wann eine Sonate, die Zwicker dann und wann einen Walzer ſpielte; ſie war ganz unmuſikaliſch und beſchränkte ſich im weſentlichen darauf, für Niemann als Tannhäuſer zu ſchwärmen.

Es war ein herrlicher Morgen; in dem kleinen Garten zwitſcherten die Vögel, und aus dem angrenzenden Hauſe, drin ſich ein ‚Lokal‘ befand, hörte man, trotz der frühen Stunde, bereits das Zuſammenſchlagen der Billardbälle. Beide Damen hatten ihr Frühſtück nicht im Salon ſelbſt, ſondern auf einem ein paar Fuß hoch aufgemauerten und mit Kies beſtreuten Vorplatz eingenommen, von dem aus drei

Stufen nach dem Garten hinunter führten; die Marquiſe, ihnen zu Häupten, war aufgezogen, um den Genuß der friſchen Luft in nichts zu beſchränken, und ſowohl Effi wie die Geheimrätin waren ziemlich emſig bei ihrer Handarbeit. Nur dann und wann wurden ein paar Worte gewechſelt.

„Ich begreife nicht,“ ſagte Effi, „daß ich ſchon ſeit vier Tagen keinen Brief habe; er ſchreibt ſonſt täglich. Ob Annie krank iſt? Oder er ſelbſt?“

Die Zwicker lächelte: „Sie werden erfahren, liebe Freundin, daß er geſund iſt, ganz geſund.“

Effi fühlte ſich durch den Ton, in dem dies geſagt wurde, wenig angenehm berührt und ſchien antworten zu wollen, aber in eben dieſem Augenblicke trat das aus der Umgegend von Bonn ſtammende Hausmädchen, das ſich von Jugend an daran gewöhnt hatte, die mannigfachſten Erſcheinungen des Lebens an Bonner Studenten und Bonner Huſaren zu meſſen, vom Salon her auf den Vorplatz hinaus, um hier den Frühſtückstiſch abzuräumen. Sie hieß Afra.

„Afra,“ ſagte Effi, „es muß doch ſchon neun ſein; war der Poſtbote noch nicht da?“

„Nein, noch nicht, gnäd'ge Frau.“

„Woran liegt es?“

„Natürlich an dem Poſtboten; er iſt aus dem

Siegen'ſchen und hat keinen Schneid. Ich hab's ihm auch ſchon geſagt, das ſei die ‚reine Lodderei‘. Und wie ihm das Haar ſitzt; ich glaube, er weiß gar nicht, was ein Scheitel iſt.“

„Afra, Sie ſind 'mal wieder zu ſtreng. Denken Sie doch: Poſtbote, und ſo Tag aus Tag ein bei der ewigen Hitze . . .“

„Iſt ſchon recht, gnäd'ge Frau. Aber es giebt doch andere, die zwingen's; wo's drin ſteckt, da geht es auch.“ Und während ſie noch ſo ſprach, nahm ſie das Tablett geſchickt auf ihre fünf Fingerſpitzen und ſtieg die Stufen hinunter, um durch den Garten hin den näheren Weg in die Küche zu nehmen.

„Eine hübſche Perſon,“ ſagte die Zwicker. „Und ſo quick und kaſch, und ich möchte faſt ſagen von einer natürlichen Anmut. Wiſſen Sie, liebe Baronin, daß mich dieſe Afra . . . übrigens ein wundervoller Name, und es ſoll ſogar eine heilige Afra gegeben haben, aber ich glaube nicht, daß unſere davon abſtammt . . .“

„Und nun, liebe Geheimrätin, vertiefen Sie ſich wieder in Ihr Nebenthema, das diesmal Afra heißt, und vergeſſen darüber ganz, was Sie eigentlich ſagen wollten . . .“

„Doch nicht, liebe Freundin, oder ich finde mich wenigſtens wieder zurück. Ich wollte ſagen, daß mich dieſe Afra ganz ungemein an die ſtattliche Perſon erinnert, die ich in Ihrem Hauſe . . .“

„Ja, Sie haben recht. Es iſt eine Ähnlichkeit da. Nur unſer Berliner Hausmädchen iſt doch erheblich hübſcher und namentlich ihr Haar viel ſchöner und voller. Ich habe ſo ſchönes flachſenes Haar, wie unſere Johanna hat, überhaupt noch nicht geſehen. Ein bißchen davon ſieht man ja wohl, aber ſolche Fülle . . .“

Die Zwicker lächelte. „Das iſt wirklich ſelten, daß man eine junge Frau mit ſolcher Begeiſterung von dem flachſenen Haar ihres Hausmädchens ſprechen hört. Und nun auch noch von der Fülle! Wiſſen Sie, daß ich das rührend finde. Denn eigentlich iſt man doch bei der Wahl der Mädchen in einer beſtändigen Verlegenheit. Hübſch ſollen ſie ſein, weil es jeden Beſucher, wenigſtens die Männer, ſtört, eine lange Stakete mit grieſem Teint und ſchwarzen Rändern in der Thüröffnung erſcheinen zu ſehen, und ein wahres Glück, daß die Korridore meiſtens ſo dunkel ſind. Aber nimmt man wieder zu viel Rückſicht auf ſolche Hausrepräſentation und den ſogenannten erſten Eindruck und ſchenkt man wohl gar noch einer ſolchen hübſchen Perſon eine weiße Tändelſchürze nach der andern, ſo hat man eigentlich keine ruhige Stunde mehr und fragt ſich, wenn man nicht zu eitel iſt und nicht zu viel Vertrauen zu ſich ſelber hat, ob da nicht Remedur geſchaffen werden müſſe. Remedur war nämlich ein Lieblingswort von Zwicker, womit er mich oft gelangweilt hat; aber freilich, alle Geheimräte haben ſolche Lieblingsworte.“

Effi hörte mit ſehr geteilten Empfindungen zu. Wenn die Geheimrätin nur ein bißchen anders geweſen wäre, ſo hätte dies alles reizend ſein können, aber da ſie nun 'mal war wie ſie war, ſo fühlte ſich Effi wenig angenehm von dem berührt, was ſie ſonſt vielleicht einfach erheitert hätte.

„Das iſt ſchon recht, liebe Freundin, was Sie da von den Geheimräten ſagen. Innſtetten hat ſich auch dergleichen angewöhnt, lacht aber immer, wenn ich ihn darauf hin anſehe und entſchuldigt ſich hinterher wegen der Aktenausdrücke. Ihr Herr Gemahl war freilich ſchon länger im Dienſt und überhaupt wohl älter . . .“

„Um ein geringes,“ ſagte die Geheimrätin ſpitz und ablehnend.

„Und alles in allem kann ich mich in Befürchtungen, wie Sie ſie ausſprechen, nicht recht zurechtfinden. Das, was man gute Sitte nennt, iſt doch immer noch eine Macht . . .“

„Meinen Sie?“

„. . . Und ich kann mir namentlich nicht denken, daß es gerade Ihnen, liebe Freundin, beſchieden geweſen ſein ſollte, ſolche Sorgen und Befürchtungen durchzumachen. Sie haben, Verzeihung, daß ich dieſen Punkt hier ſo offen berühre, gerade das, was die Männer einen ‚Charme‘ nennen, Sie ſind heiter, feſſelnd, anregend und, wenn es nicht indiskret iſt, ſo möcht' ich, angeſichts dieſer Ihrer Vorzüge, wohl fragen dürfen, ſtützt ſich das, was Sie da ſagen, auf allerlei Schmerzliches, das Sie perſönlich erlebt haben?“

„Schmerzliches?“ ſagte die Zwicker. „Ach, meine liebe, gnädigſte Frau, Schmerzliches, das iſt ein zu großes Wort, auch dann noch, wenn man vielleicht wirklich manches erlebt hat. Schmerzlich iſt einfach zu viel, viel zu viel. Und dann hat man doch ſchließlich auch ſeine Hülfsmittel und Gegenkräfte. Sie dürfen dergleichen nicht zu tragiſch nehmen.“

„Ich kann mir keine rechte Vorſtellung von dem machen, was Sie anzudeuten belieben. Nicht, als ob ich nicht wüßte, was Sünde ſei, das weiß ich auch; aber es iſt doch ein Unterſchied, ob man ſo hineingerät in allerlei ſchlechte Gedanken oder ob einem derlei Dinge zur halben oder auch wohl zur ganzen Lebensgewohnheit werden. Und nun gar im eigenen Hauſe . . .“

„Davon will ich nicht ſprechen, das will ich nicht ſo direkt geſagt haben, obwohl ich, offen geſtanden, auch nach dieſer Seite hin voller Mißtrauen bin, oder, wie ich jetzt ſagen muß, war; denn es liegt ja alles zurück. Aber da giebt es Außengebiete. Haben Sie von Landpartien gehört?“

„Gewiß. Und ich wollte wohl, Innſtetten hätte mehr Sinn dafür . . .“

„Überlegen Sie ſich das, liebe Freundin. Zwicker ſaß immer in Saatwinkel. Ich kann Ihnen nur ſagen, wenn ich das Wort höre, giebt es mir noch jetzt einen Stich ins Herz. Überhaupt dieſe Vergnügungsörter in der Umgegend unſeres lieben, alten Berlin! Denn ich liebe Berlin trotz alledem. Aber ſchon die bloßen Namen der dabei in Frage kommenden Ortſchaften umſchließen eine Welt von Angſt und Sorge. Sie lächeln. Und doch, ſagen Sie ſelbſt, liebe Freundin, was können Sie von einer großen Stadt und ihren Sittlichkeitszuſtänden erwarten, wenn Sie beinah' unmittelbar vor den Thoren derſelben (denn zwiſchen Charlottenburg und Berlin iſt kein rechter Unterſchied mehr), auf kaum tauſend Schritte zuſammengedrängt, einem Pichelsberg, einem Pichelsdorf und einem Pichelswerder begegnen. Dreimal Pichel iſt zu viel. Sie können die ganze Welt abſuchen, das finden Sie nicht wieder.“

Effi nickte.

„Und das alles,“ fuhr die Zwicker fort, „geſchieht am grünen Holze der Havelſeite. Das alles liegt nach Weſten zu, da haben Sie Kultur und höhere Geſittung. Aber nun gehen Sie, meine Gnädigſte, nach der andern Seite hin, die Spree hinauf. Ich ſpreche nicht von Treptow und Stralau, das ſind Bagatellen, Harmloſigkeiten, aber wenn Sie die Spezialkarte zur Hand nehmen wollen, da begegnen Sie neben mindeſtens ſonderbaren Namen wie Kiekebuſch, wie Wuhlheide ... Sie hätten hören ſollen, wie Zwicker das Wort ausſprach ... Namen von geradezu brutalem Charakter, mit denen ich Ihr Ohr nicht verletzen will. Aber natürlich ſind das gerade die Plätze, die bevorzugt werden. Ich haſſe dieſe Landpartieen, die ſich das Volksgemüt als eine Kremſerpartie mit ‚Ich bin ein Preuße‘ vorſtellt, in Wahrheit aber ſchlummern hier die Keime einer ſozialen Revolution. Wenn ich ſage ſoziale Revolution, ſo meine ich natürlich moraliſche Revolution, alles andere iſt bereits wieder überholt, und ſchon Zwicker ſagte mir noch in ſeinen letzten Tagen: ‚Glaube mir, Sophie, Saturn frißt ſeine Kinder.‘ Und Zwicker, welche Mängel und Gebrechen er haben mochte, das bin ich ihm ſchuldig, er war ein philoſophiſcher Kopf und hatte ein natürliches Gefühl für hiſtoriſche

Entwickelung . . . Aber ich ſehe, meine liebe Frau von Innſtetten, ſo artig ſie ſonſt iſt, hört nur noch mit halbem Ohr zu; natürlich, der Poſtbote hat ſich drüben blicken laſſen, und da fliegt denn das Herz hinüber und nimmt die Liebesworte vorweg aus dem Briefe heraus . . . Nun, Böſelager, was bringen Sie?“

Der Angeredete war mittlerweile bis an den Tiſch herangetreten und packte aus: mehrere Zeitungen, zwei Friſeuranzeigen und zuletzt auch einen großen eingeſchriebenen Brief an Frau Baronin von Innſtetten, geb. von Brieſt.

Die Empfängerin unterſchrieb, und nun ging der Poſtbote wieder. Die Zwicker aber überflog die Friſeuranzeigen und lachte über die Preisermäßigung von Shampooing.

Effi hörte nicht hin; ſie drehte den ihrerſeits empfangenen Brief zwiſchen den Fingern und hatte eine ihr unerklärliche Scheu, ihn zu öffnen. Eingeſchrieben und mit zwei großen Siegeln geſiegelt und ein dickes Couvert. Was bedeutete das? Poſtſtempel: „Hohen-Cremmen“, und die Adreſſe von der Handſchrift der Mutter. Von Innſtetten, es war der fünfte Tag, keine Zeile.

Sie nahm eine Stickſchere mit Perlmuttergriff und ſchnitt die Längsſeite des Briefes langſam auf. Und nun harrte ihrer eine neue Überraſchung. Der

Briefbogen, ja das waren eng geſchriebene Zeilen von der Mama, darin eingelegt aber waren Geldſcheine mit einem breiten Papierſtreifen drum herum, auf dem mit Rotſtift, und zwar von des Vaters Hand, der Betrag der eingelegten Summe verzeichnet war. Sie ſchob das Konvolut zurück und begann zu leſen, während ſie ſich in den Schaukelſtuhl zurücklehnte. Aber ſie kam nicht weit, die Zeilen entfielen ihr, und aus ihrem Geſicht war alles Blut fort. Dann bückte ſie ſich und nahm den Brief wieder auf.

„Was iſt Ihnen, liebe Freundin? Schlechte Nachrichten?“

Effi nickte, gab aber weiter keine Antwort und bat nur, ihr ein Glas Waſſer reichen zu wollen. Als ſie getrunken, ſagte ſie: „Es wird vorüber gehen, liebe Geheimrätin, aber ich möchte mich doch einen Augenblick zurückziehen . . . Wenn Sie mir Afra ſchicken könnten.“

Und nun erhob ſie ſich und trat in den Salon zurück, wo ſie ſichtlich froh war, einen Halt gewinnen und ſich an dem Polyſanderflügel entlang fühlen zu können. So kam ſie bis an ihr nach rechts hin gelegenes Zimmer, und als ſie hier, tappend und ſuchend, die Thür geöffnet und das Bett an der Wand gegenüber erreicht hatte, brach ſie ohnmächtig zuſammen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Minuten vergingen. Als Effi ſich wieder erholt hatte, ſetzte ſie ſich auf einen am Fenſter ſtehenden Stuhl und ſah auf die ſtille Straße hinaus. Wenn da doch Lärm und Streit geweſen wäre; aber nur der Sonnenſchein lag auf dem chauſſierten Wege und dazwiſchen die Schatten, die das Gitter und die Bäume warfen. Das Gefühl des Alleinſeins in der Welt überkam ſie mit ſeiner ganzen Schwere. Vor einer Stunde noch eine glückliche Frau, Liebling aller, die ſie kannten, und nun ausgeſtoßen. Sie hatte nur erſt den Anfang des Briefes geleſen, aber genug, um ihre Lage klar vor Augen zu haben. Wohin? Sie hatte keine Antwort darauf, und doch war ſie voll tiefer Sehnſucht, aus dem herauszukommen, was ſie hier umgab, alſo fort von dieſer Geheimrätin, der das alles bloß ein „intereſſanter Fall" war, und deren Teilnahme, wenn etwas davon exiſtierte, ſicher an das Maß ihrer Neugier nicht heran reichte.

„Wohin?“

Auf dem Tiſche vor ihr lag der Brief; aber ihr fehlte der Mut, weiter zu leſen. Endlich ſagte ſie: „Wovor bange ich mich noch? Was kann noch geſagt werden, das ich mir nicht ſchon ſelber ſagte? Der, um den all' dies kam, iſt tot, eine Rückkehr in mein Haus giebt es nicht, in ein paar Wochen wird die Scheidung ausgeſprochen ſein, und das Kind wird man dem Vater laſſen. Natürlich. Ich bin ſchuldig, und eine Schuldige kann ihr Kind nicht erziehen. Und wovon auch? Mich ſelbſt werde ich wohl durchbringen. Ich will ſehen, was die Mama darüber ſchreibt, wie ſie ſich mein Leben denkt.“

Und unter dieſen Worten nahm ſie den Brief wieder, um auch den Schluß zu leſen.

„. . . Und nun Deine Zukunft, meine liebe Effi. Du wirſt Dich auf Dich ſelbſt ſtellen müſſen, und darfſt dabei, ſo weit äußere Mittel mitſprechen, unſerer Unterſtützung ſicher ſein. Du wirſt am beſten in Berlin leben (in einer großen Stadt verthut ſich dergleichen am beſten) und wirſt da zu den vielen gehören, die ſich um freie Luft und lichte Sonne gebracht haben. Du wirſt einſam leben, und wenn Du das nicht willſt, wahrſcheinlich aus Deiner Sphäre herabſteigen müſſen. Die Welt, in der Du gelebt haſt, wird Dir verſchloſſen ſein. Und was das

Traurigſte für uns und für Dich iſt (auch für Dich, wie wir Dich zu kennen vermeinen) — auch das elterliche Haus wird Dir verſchloſſen ſein; wir können Dir keinen ſtillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unſerem Hauſe, denn es hieße das, dies Haus von aller Welt abſchließen, und das zu thun, ſind wir entſchieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu ſehr an der Welt hingen und ein Abſchiednehmen von dem, was ſich ‚Geſellſchaft‘ nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erſchiene; nein, nicht deshalb, ſondern einfach weil wir Farbe bekennen, und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht erſparen, unſere Verurteilung Deines Thuns, des Thuns unſeres einzigen und von uns ſo ſehr geliebten Kindes ausſprechen wollen . . .“

Effi konnte nicht weiter leſen; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und nachdem ſie vergeblich dagegen angekämpft hatte, brach ſie zuletzt in ein heftiges Schluchzen und Weinen aus, darin ſich ihr Herz erleichterte.

⁂

Nach einer halben Stunde klopfte es, und auf Effi's „Herein“ erſchien die Geheimrätin.

„Darf ich eintreten?“

„Gewiß, liebe Geheimrätin,“ ſagte Effi, die jetzt, leicht zugedeckt und die Hände gefaltet, auf dem

Sofa lag. „Ich bin erſchöpft und habe mich hier eingerichtet, ſo gut es ging. Darf ich Sie bitten, ſich einen Stuhl zu nehmen.“

Die Geheimrätin ſetzte ſich ſo, daß der Tiſch, mit einer Blumenſchale darauf, zwiſchen ihr und Effi war. Effi zeigte keine Spur von Verlegenheit und änderte nichts in ihrer Haltung, nicht einmal die gefalteten Hände. Mit einemmale war es ihr vollkommen gleichgültig, was die Frau dachte; nur fort wollte ſie.

„Sie haben eine traurige Nachricht empfangen, liebe, gnädigſte Frau . . .“

„Mehr als traurig,“ ſagte Effi. „Jedenfalls traurig genug, um unſerem Beiſammenſein ein raſches Ende zu machen. Ich muß noch heute fort.“

„Ich möchte nicht zudringlich erſcheinen, aber iſt es etwas mit Annie?“

„Nein, nicht mit Annie. Die Nachrichten kamen überhaupt nicht aus Berlin, es waren Zeilen meiner Mama. Sie hat Sorgen um mich, und es liegt mir daran, ſie zu zerſtreuen, oder wenn ich das nicht kann, wenigſtens an Ort und Stelle zu ſein.“

„Mir nur zu begreiflich, ſo ſehr ich es beklage, dieſe letzten Emſer Tage nun ohne Sie verbringen zu ſollen. Darf ich Ihnen meine Dienſte zur Verfügung ſtellen?“

Ehe Effi darauf antworten konnte, trat Afra ein und meldete, daß man ſich eben zum Lunch verſammle. Die Herrſchaften ſeien alle ſehr in Aufregung: der Kaiſer käme wahrſcheinlich auf drei Wochen, und am Schluß ſeien große Manöver, und die Bonner Huſaren kämen auch.

Die Zwicker überſchlug ſofort, ob es ſich verlohnen würde, bis dahin zu bleiben, kam zu einem entſchiedenen „Ja“ und ging dann, um Effi's Ausbleiben beim Lunch zu entſchuldigen.

Als gleich danach auch Afra gehen wollte, ſagte Effi: „Und dann, Afra, wenn Sie frei ſind, kommen Sie wohl noch eine Viertelſtunde zu mir, um mir beim Packen behülflich zu ſein. Ich will heute noch mit dem Sieben-Uhr-Zuge fort.“

„Heute noch? Ach, gnädigſte Frau, das iſt doch aber ſchade. Nun fangen ja die ſchönen Tage erſt an.“

Effi lächelte

* * *

Die Zwicker, die noch allerlei zu hören hoffte, hatte ſich nur mit Mühe beſtimmen laſſen, der „Frau Baronin“ beim Abſchiede nicht das Geleit zu geben. „Auf einem Bahnhofe,“ ſo hatte Effi verſichert, „ſei man immer ſo zerſtreut und nur mit ſeinem Platz und ſeinem Gepäck beſchäftigt; gerade Perſonen, die man lieb habe, von denen nähme man gern vorher Abſchied.“ Die Zwicker beſtätigte das, trotzdem ſie das Vorgeſchützte darin ſehr wohl herausfühlte; ſie hatte hinter allen Thüren geſtanden und wußte gleich, was echt und unecht war.

Afra begleitete Effi zum Bahnhof und ließ ſich feſt verſprechen, daß die Frau Baronin im nächſten Sommer wiederkommen wolle; wer 'mal in Ems geweſen, der komme immer wieder. Ems ſei das ſchönſte, außer Bonn.

Die Zwicker hatte ſich mittlerweile zum Briefſchreiben niedergeſetzt, nicht an dem etwas wackligen Rokokoſekretär im Salon, ſondern draußen auf der Veranda, an demſelben Tiſch, an dem ſie kaum zehn Stunden zuvor mit Effi das Frühſtück genommen hatte.

Sie freute ſich auf den Brief, der einer befreundeten, zur Zeit in Reichenhall weilenden Berliner Dame zu gute kommen ſollte. Beider Seelen hatten ſich längſt gefunden und gipfelten in einer der ganzen Männerwelt geltenden ſtarken Skepſis; ſie fanden die Männer durchweg weit zurückbleibend hinter dem, was billigerweiſe gefordert werden könne, die ſogenannten „forſchen“ am meiſten. „Die, die vor Verlegenheit nicht wiſſen, wo ſie hinſehen ſollen, ſind, nach einem kurzen Vorſtudium, immer noch die beſten, aber die eigentlichen Don Juans erweiſen ſich jedesmal als eine Enttäuſchung. Wo ſoll es am Ende auch herkommen.“ Das waren ſo Weisheitsſätze, die zwiſchen den zwei Freundinnen ausgetauſcht wurden.

Die Zwicker war ſchon auf dem zweiten Bogen und fuhr in ihrem mehr als dankbaren Thema, das natürlich „Effi“ hieß, eben wie folgt fort: „Alles in allem war ſie ſehr zu leiden, artig, anſcheinend offen, ohne jeden Adelsdünkel (oder doch groß in der Kunſt, ihn zu verbergen) und immer intereſſiert, wenn man ihr etwas Intereſſantes erzählte, wovon ich, wie ich Dir nicht zu verſichern brauche, den ausgiebigſten Gebrauch machte. Nochmals alſo, reizende junge Frau, fünfundzwanzig oder nicht viel mehr. Und doch hab' ich dem Frieden nie getraut und traue ihm auch in dieſem Augenblicke noch nicht, ja, jetzt vielleicht am wenigſten. Die Geſchichte heute mit dem Briefe — da ſteckt eine wirkliche Geſchichte dahinter. Deſſen bin ich ſo gut wie ſicher. Es wäre das erſte Mal, daß ich mich in ſolcher Sache geirrt hätte. Daß ſie mit Vorliebe von den Berliner Modepredigern ſprach und das Maß der Gottſeligkeit jedes einzelnen feſtſtellte, das, und der gelegentliche Gretchenblick, der jedesmal verſicherte, kein Wäſſerchen trüben zu können — alle dieſe Dinge haben mich in meinem Glauben ... Aber da kommt eben unſere Afra, von der ich Dir, glaub' ich, ſchon ſchrieb, eine hübſche Perſon, und packt mir ein Zeitungsblatt auf den Tiſch, das ihr, wie ſie ſagt, unſere Frau Wirtin für mich gegeben habe; die blau angeſtrichene Stelle. Nun verzeih', wenn ich dieſe Stelle erſt leſe . . .

Nachſchrift. Das Zeitungsblatt war intereſſant genug und kam wie gerufen. Ich ſchneide die blau angeſtrichene Stelle heraus und lege ſie dieſen Zeilen bei. Du ſiehſt daraus, daß ich mich nicht geirrt habe. Wer mag nur der Crampas ſein? Es iſt unglaublich — erſt ſelber Zettel und Briefe ſchreiben und dann auch noch die des anderen aufbewahren! Wozu giebt es Öfen und Kamine? So lange wenigſtens wie dieſer Duellunſinn noch exiſtiert, darf dergleichen nicht vorkommen; einem kommenden Geſchlechte kann dieſe Briefſchreibepaſſion (weil dann gefahrlos geworden) vielleicht freigegeben werden. Aber ſo weit ſind wir noch lange nicht. Übrigens bin ich voll Mitleid mit der jungen Baronin und finde, eitel wie man nun 'mal iſt, meinen einzigen Troſt darin, mich in der Sache ſelbſt nicht getäuſcht zu haben. Und der Fall lag nicht ſo ganz gewöhnlich. Ein ſchwächerer Diagnoſtiker hätte ſich doch vielleicht hinters Licht führen laſſen. Wie immer

Deine Sophie."

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Drei Jahre waren vergangen, und Effi bewohnte ſeit faſt eben ſo langer Zeit eine kleine Wohnung in der Königgrätzerſtraße, zwiſchen Askaniſchem Platz und Halleſchem Thor: ein Vorder- und Hinterzimmer, und hinter dieſem die Küche mit Mädchengelaß, alles ſo durchſchnittsmäßig und alltäglich wie nur möglich. Und doch war es eine apart hübſche Wohnung, die jedem, der ſie ſah, angenehm auffiel, am meiſten vielleicht dem alten Geheimrat Rummſchüttel, der, dann und wann vorſprechend, der armen jungen Frau nicht bloß die nun weit zurückliegende Rheumatismus- und Neuralgie-Komödie, ſondern auch alles, was ſeitdem ſonſt noch vorgekommen war, längſt verziehen hatte, wenn es für ihn der Verzeihung überhaupt bedurfte. Denn Rummſchüttel kannte noch ganz anderes. Er war jetzt ausgangs ſiebzig, aber wenn Effi, die ſeit einiger Zeit ziemlich viel kränkelte, ihn brieflich um ſeinen Beſuch bat, ſo war er am anderen Vormittag auch da und wollte von Entſchuldigungen, daß es ſo hoch ſei, nichts wiſſen. „Nur keine Entſchuldigungen, meine liebe, gnädigſte Frau; denn erſtens iſt es mein Metier, und zweitens bin ich glücklich und beinahe ſtolz, die drei Treppen ſo gut noch ſteigen zu können. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu beläſtigen — denn ich komme doch ſchließlich als Arzt und nicht als Naturfreund und Landſchaftsſchwärmer —, ſo käme ich wohl noch öfter, bloß um Sie zu ſehen und mich hier etliche Minuten an Ihr Hinterfenſter zu ſetzen. Ich glaube, Sie würdigen den Ausblick nicht genug.“

„O doch, doch,“ ſagte Effi; Rummſchüttel aber ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: „Bitte, meine gnädigſte Frau, treten Sie hier heran, nur einen Augenblick, oder erlauben Sie mir, daß ich Sie bis an das Fenſter führe. Wieder ganz herrlich heute. Sehen Sie doch nur die verſchiedenen Bahndämme, drei, nein vier, und wie es beſtändig darauf hin und her gleitet ... und nun verſchwindet der Zug da wieder hinter einer Baumgruppe. Wirklich herrlich. Und wie die Sonne den weißen Rauch durchleuchtet! Wäre der Matthäikirchhof nicht unmittelbar dahinter, ſo wäre es ideal.“

„Ich ſehe gern Kirchhöfe.“

„Ja, Sie dürfen das ſagen. Aber unſerein! Unſereinem kommt unabweislich immer die Frage, könnten hier nicht vielleicht einige weniger liegen? Im übrigen, meine gnädigſte Frau, bin ich mit Ihnen zufrieden und beklage nur, daß Sie von Ems nichts wiſſen wollen; Ems, bei Ihren katarrhaliſchen Affektionen, würde Wunder . . ."

Effi ſchwieg.

„Ems würde Wunder thun. Aber da Sie's nicht mögen (und ich finde mich darin zurecht), ſo trinken Sie den Brunnen hier. In drei Minuten ſind Sie im Prinz Albrecht'ſchen Garten, und wenn auch die Muſik und die Toiletten und all' die Zerſtreuungen einer regelrechten Brunnenpromenade fehlen, der Brunnen ſelbſt iſt doch die Hauptſache."

Effi war einverſtanden, und Rummſchüttel nahm Hut und Stock. Aber er trat noch einmal an das Fenſter heran. „Ich höre von einer Terraſſierung des Kreuzbergs ſprechen, Gott ſegne die Stadtverwaltung, und wenn dann erſt die kahle Stelle da hinten mehr in Grün ſtehen wird . . . Eine reizende Wohnung. Ich könnte Sie faſt beneiden ... Und was ich ſchon längſt einmal ſagen wollte, meine gnädige Frau, Sie ſchreiben mir immer einen ſo liebenswürdigen Brief. Nun, wer freute ſich deſſen nicht? Aber es iſt doch jedesmal eine Mühe . . . Schicken Sie mir doch einfach Roswitha."

Effi dankte ihm, und ſo ſchieden ſie.

* * *

„Schicken Sie mir doch einfach Roswitha ...“ hatte Rummſchüttel geſagt. Ja, war denn Roswitha bei Effi? war ſie denn ſtatt in der Keith- in der Königgrätzerſtraße? Gewiß war ſie's und zwar ſehr lange ſchon, gerade ſo lange, wie Effi ſelbſt in der Königgrätzerſtraße wohnte. Schon drei Tage vor dieſem Einzug hatte ſich Roswitha bei ihrer lieben gnädigen Frau ſehen laſſen, und das war ein großer Tag für beide geweſen, ſo ſehr, daß dieſes Tages hier noch nachträglich gedacht werden muß.

Effi hatte damals, als der elterliche Abſagebrief aus Hohen-Cremmen kam und ſie mit dem Abendzuge von Ems nach Berlin zurückreiſte, nicht gleich eine ſelbſtändige Wohnung genommen, ſondern es mit einem Unterkommen in einem Penſionate verſucht. Es war ihr damit auch leidlich geglückt. Die beiden Damen, die dem Penſionate vorſtanden, waren gebildet und voll Rückſicht und hatten es längſt verlernt, neugierig zu ſein. Es kam da ſo vieles zuſammen, daß ein Eindringenwollen in die Geheimniſſe jedes einzelnen viel zu umſtändlich geweſen wäre. Dergleichen hinderte nur den Geſchäftsgang. Effi, die die mit den Augen angeſtellten Kreuzverhöre der Zwicker noch in Erinnerung hatte, fühlte ſich denn auch von dieſer Zurückhaltung der Penſionsdamen ſehr angenehm berührt, als aber vierzehn

Tage vorüber waren, empfand ſie doch deutlich, daß die hier herrſchende Geſamtatmoſphäre, die phyſiſche wie die moraliſche, nicht wohl ertragbar für ſie ſei. Bei Tiſch waren ſie zumeiſt zu ſieben, und zwar außer Effi und der einen Penſionsvorſteherin (die andere leitete draußen das Wirtſchaftliche) zwei die Hochſchule beſuchende Engländerinnen, eine adelige Dame aus Sachſen, eine ſehr hübſche galiziſche Jüdin, von der niemand wußte, was ſie eigentlich vorhatte, und eine Kantorstochter aus Polzin in Pommern, die Malerin werden wollte. Das war eine ſchlimme Zuſammenſetzung, und die gegenſeitigen Überheblichkeiten, bei denen die Engländerinnen merkwürdigerweiſe nicht abſolut obenan ſtanden, ſondern mit der vom höchſten Malergefühl erfüllten Polzinerin um die Palme rangen, waren unerquicklich; dennoch wäre Effi, die ſich paſſiv verhielt, über den Druck, den dieſe geiſtige Atmoſphäre übte, hinweggekommen, wenn nicht, rein phyſiſch und äußerlich, die ſich hinzugeſellende Penſionsluft geweſen wäre. Woraus ſich dieſe eigentlich zuſammenſetzte, war vielleicht überhaupt unerforſchlich, aber daß ſie der ſehr empfindlichen Effi den Atem raubte, war nur zu gewiß, und ſo ſah ſie ſich, aus dieſem äußerlichen Grunde, ſehr bald ſchon zur Aus- und Umſchau nach einer anderen Wohnung gezwungen, die ſie denn auch in verhältnismäßiger Nähe fand. Es war dies die vorgeſchilderte Wohnung in der Königgrätzerſtraße. Sie ſollte dieſelbe zu Beginn des Herbſtvierteljahrs beziehen, hatte das Nötige dazu beſchafft und zählte während der letzten Septembertage die Stunden bis zur Erlöſung aus dem Penſionat.

An einem dieſer letzten Tage — ſie hatte ſich eine Viertelſtunde zuvor aus dem Eßzimmer zurückgezogen und gedachte ſich eben auf einem mit einem großblumigen Wollſtoff überzogenen Seegras-Sofa auszuruhen —, wurde leiſe an ihre Thür geklopft.

„Herein.“

Das eine Hausmädchen, eine kränklich ausſehende Perſon von Mitte Dreißig, die, durch beſtändigen Aufenthalt auf dem Korridor des Penſionats, den hier lagernden Dunſtkreis überall hin in ihren Falten mitſchleppte, trat ein und ſagte: „Die gnädige Frau möchte entſchuldigen, aber es wolle ſie jemand ſprechen.“

„Wer?“

„Eine Frau.“

„Und hat ſie ihren Namen genannt?“

„Ja. Roswitha.“

Und ſiehe da, kaum daß Effi dieſen Namen gehört hatte, ſo ſchüttelte ſie den Halbſchlaf von ſich ab und ſprang auf und lief auf den Korridor hinaus, um Roswitha bei beiden Händen zu faſſen und in ihr Zimmer zu ziehen.

„Roswitha. Du. Iſt das eine Freude. Was bringſt Du? Natürlich 'was Gutes. Ein ſo gutes altes Geſicht kann nur 'was Gutes bringen. Ach, wie glücklich ich bin, ich könnte Dir einen Kuß geben; ich hätte nicht gedacht, daß ich noch ſolche Freude haben könnte. Mein gutes altes Herz, wie geht es Dir denn? Weißt Du noch, wie's damals war, als der Chineſe ſpukte? Das waren glückliche Zeiten. Ich habe damals gedacht, es wären unglückliche, weil ich das Harte des Lebens noch nicht kannte. Seitdem habe ich es kennen gelernt. Ach, Spuk iſt lange nicht das ſchlimmſte! Komm, meine gute Roswitha, komm, ſetze Dich hier zu mir und erzähle mir ... Ach, ich habe ſolche Sehnſucht. Was macht Annie?“

Roswitha konnte kaum reden und ſah ſich in dem ſonderbaren Zimmer um, deſſen grau und verſtaubt ausſehende Wände in ſchmale Goldleiſten gefaßt waren. Endlich aber fand ſie ſich und ſagte, daß der gnädige Herr nun wieder aus Glatz zurück ſei; der alte Kaiſer habe geſagt, „ſechs Wochen in ſolchem Falle ſei gerade genug,“ und auf den Tag, wo der gnädige Herr wieder da ſein würde, darauf habe ſie bloß gewartet, wegen Annie, die doch eine

Aufſicht haben müſſe. Denn Johanna ſei wohl eine ſehr propre Perſon, aber ſie ſei doch noch zu hübſch und beſchäftige ſich noch zu viel mit ſich ſelbſt und denke vielleicht Gott weiß was alles. Aber nun, wo der gnädige Herr wieder aufpaſſen und in allem nach dem Rechten ſehen könne, da habe ſie ſich's doch anthun wollen und 'mal ſehen, wie's der gnädigen Frau gehe . . .

„Das iſt recht, Roswitha . . .“

. . Und habe 'mal ſehen wollen, ob der gnädigen Frau was fehle und ob ſie ſie vielleicht brauche, dann wolle ſie gleich hier bleiben und beiſpringen und alles machen und dafür ſorgen, daß es der gnädigen Frau wieder gut ginge.

Effi hatte ſich in die Sofaecke zurückgelehnt und die Augen geſchloſſen. Aber mit eins richtete ſie ſich auf und ſagte: „Ja, Roswitha, was Du da ſagſt, das iſt ein Gedanke; das iſt 'was. Denn Du mußt wiſſen, ich bleibe hier nicht in dieſer Penſion, ich habe da weiterhin eine Wohnung gemietet und auch Einrichtung beſorgt und in drei Tagen will ich da einziehen. Und wenn ich da mit Dir ankäme und zu Dir ſagen könnte: ‚Nein, Roswitha, da nicht, der Schrank muß dahin und der Spiegel da‘, ja, das wäre 'was, das ſollte mir ſchon gefallen. Und wenn wir dann müde von all' der Plackerei wären, dann ſagte ich: ‚Nun, Roswitha, gehe da hinüber und hole uns eine Karaffe Spatenbräu, denn wenn man gearbeitet hat, dann will man doch auch trinken, und wenn Du kannſt, ſo bring' uns auch etwas Gutes aus dem Habsburger Hof mit, Du kannſt ja das Geſchirr nachher wieder herüber bringen, —' ja, Roswitha, wenn ich mir das denke, da wird mir ordentlich leichter ums Herz. Aber ich muß Dich doch fragen, haſt Du Dir auch alles überlegt? Von Annie will ich nicht ſprechen, an der Du doch hängſt, ſie iſt ja faſt wie Dein eigen Kind, — aber trotzdem, für Annie wird ſchon geſorgt werden, und die Johanna hängt ja auch an ihr. Alſo davon nichts. Aber bedenke, wie ſich alles verändert hat, wenn Du wieder zu mir willſt. Ich bin nicht mehr wie damals; ich habe jetzt eine ganz kleine Wohnung genommen, und der Portier wird ſich wohl nicht ſehr um Dich und um mich bemühen. Und wir werden eine ſehr kleine Wirtſchaft haben, immer das, was wir ſonſt unſer Donnerstag-Eſſen nannten, weil da rein gemacht wurde. Weißt Du noch? Und weißt Du noch, wie der gute Gieshübler 'mal dazu kam und ſich zu uns ſetzen mußte, und wie er dann ſagte: ‚So 'was Delikates habe er noch nie gegeſſen.' Du wirſt Dich noch erinnern, er war immer ſo ſchrecklich artig, denn eigentlich war er doch der einzige Menſch in der Stadt, der von Eſſen 'was verſtand. Die andern fanden alles ſchön."

Roswitha freute ſich über jedes Wort und ſah ſchon alles in beſtem Gange, bis Effi wieder ſagte: „Haſt Du Dir das alles überlegt? Denn Du biſt doch — ich muß das ſagen, wiewohl es meine eigne Wirtſchaft war —, Du biſt doch nun durch viele Jahre hin verwöhnt, und es kam nie darauf an, wir hatten es nicht nötig, ſparſam zu ſein; aber jetzt muß ich ſparſam ſein, denn ich bin arm und habe nur, was man mir giebt, Du weißt von Hohen-Cremmen her. Meine Eltern ſind ſehr gut gegen mich, ſo weit ſie's können, aber ſie ſind nicht reich. Und nun ſage, was meinſt Du?"

„Daß ich nächſten Sonnabend mit meinem Koffer anziehe, nicht am Abend, ſondern gleich am Morgen, und daß ich da bin, wenn das Einrichten losgeht. Denn ich kann doch ganz anders zufaſſen, wie die gnädige Frau."

„Sage das nicht, Roswitha. Ich kann es auch. Wenn man muß, kann man alles."

„Und dann, gnädige Frau, Sie brauchen ſich wegen meiner nicht zu fürchten, als ob ich 'mal denken könnte: ‚für Roswitha iſt das nicht gut genug.' Für Roswitha iſt alles gut, was ſie mit der gnädigen Frau teilen muß, und am liebſten, wenn es 'was Trauriges iſt. Ja, darauf freue ich mich ſchon ordentlich. Dann ſollen Sie 'mal ſehen, das verſtehe ich. Und wenn ich es nicht verſtünde, dann wollte ich es ſchon lernen. Denn, gnädige Frau, das hab' ich nicht vergeſſen, als ich da auf dem Kirchhof ſaß, mutterwindallein und bei mir dachte, nun wäre es doch wohl das beſte, ich läge da gleich mit in der Reihe. Wer kam da? Wer hat mich da bei Leben erhalten? Ach, ich habe ſo viel durchzumachen gehabt. Als mein Vater damals mit der glühenden Stange auf mich los kam . . .“

„Ich weiß ſchon, Roswitha . . .“

„Ja, das war ſchlimm genug. Aber als ich da auf dem Kirchhof ſaß, ſo ganz arm und verlaſſen, das war doch noch ſchlimmer. Und da kam die gnädige Frau. Und ich will nicht ſelig werden, wenn ich das vergeſſe.“

Und dabei ſtand ſie auf und ging aufs Fenſter zu. „Sehen Sie, gnädige Frau, den müſſen Sie doch auch noch ſehen.“

Und nun trat auch Effi heran.

Drüben, auf der anderen Seite der Straße, ſaß Rollo und ſah nach den Fenſtern der Penſion hinauf.

⁂

Wenige Tage danach bezog Effi, von Roswitha unterſtützt, ihre Wohnung in der Königgrätzerſtraße, darin es ihr von Anfang an gefiel. Umgang fehlte freilich, aber ſie hatte während ihrer Penſionstage von dem Verkehr mit Menſchen ſo wenig Erfreuliches gehabt, daß ihr das Alleinſein nicht ſchwer fiel, wenigſtens anfänglich nicht. Mit Roswitha ließ ſich allerdings kein äſthetiſches Geſpräch führen, auch nicht 'mal ſprechen über das, was in der Zeitung ſtand, aber wenn es einfach menſchliche Dinge betraf und Effi mit einem ‚ach Roswitha, mich ängſtigt es wieder . . .‘ ihren Satz begann, dann wußte die treue Seele jedesmal gut zu antworten und hatte immer Troſt und meiſt auch Rat.

Bis Weihnachten ging es vorzüglich; aber der Heiligabend verlief ſchon recht traurig, und als das neue Jahr herankam, begann Effi ganz ſchwermütig zu werden. Es war nicht kalt, nur grau und regneriſch, und wenn die Tage kurz waren, ſo waren die Abende deſto länger. Was thun? Sie las, ſie ſtickte, ſie legte Patience, ſie ſpielte Chopin, aber dieſe Nocturnes waren auch nicht angethan, viel Licht in ihr Leben zu tragen, und wenn Roswitha mit dem Theebrett kam und außer dem Theezeug auch noch zwei Tellerchen mit einem Ei und einem in kleine Scheiben geſchnittenen Wiener Schnitzel auf den Tiſch ſetzte, ſagte Effi, während ſie das Pianino ſchloß: „Rücke heran, Roswitha. Leiſte mir Geſellſchaft.“

Roswitha kam denn auch. „Ich weiß ſchon, die gnädige Frau haben wieder zu viel geſpielt; dann ſehen Sie immer ſo aus und haben rote Flecke. Der Geheimrat hat es doch verboten.“

„Ach, Roswitha, der Geheimrat hat leicht verbieten, und Du haſt es auch leicht, all' das nachzuſprechen. Aber was ſoll ich denn machen? Ich kann doch nicht den ganzen Tag am Fenſter ſitzen und nach der Chriſtuskirche hinüberſehen. Sonntags, beim Abendgottesdienſt, wenn die Fenſter erleuchtet ſind, ſehe ich ja immer hinüber; aber es hilft mir auch nichts, mir wird dann immer noch ſchwerer ums Herz.“

„Ja, gnädige Frau, dann ſollten Sie 'mal hineingehen. Einmal waren Sie ja ſchon drüben.“

„O ſchon öfters. Aber ich habe nicht viel davon gehabt. Er predigt ganz gut und iſt ein ſehr kluger Mann, und ich wäre froh, wenn ich das Hundertſte davon wüßte. Aber es iſt doch alles bloß, wie wenn ich ein Buch leſe; und wenn er dann ſo laut ſpricht und herumficht und ſeine ſchwarzen Locken ſchüttelt, dann bin ich aus meiner Andacht heraus.“

„Heraus?“

Effi lachte. „Du meinſt, ich war noch gar nicht drin. Und es wird wohl ſo ſein. Aber an wem liegt das? Das liegt doch nicht an mir. Er ſpricht immer ſo viel vom alten Teſtament. Und wenn es auch ganz gut iſt, es erbaut mich nicht. Überhaupt all' das Zuhören; es iſt nicht das rechte. Sieh', ich müßte ſo viel zu thun haben, daß ich nicht ein noch aus wüßte. Das wäre 'was für mich. Da giebt es ſo Vereine, wo junge Mädchen die Wirtſchaft lernen oder Nähſchulen oder Kindergärtnerinnen. Haſt Du nie davon gehört?"

„Ja, ich habe 'mal davon gehört. Anniechen ſollte 'mal in einen Kindergarten."

„Nun ſiehſt Du, Du weißt es beſſer als ich. Und in ſolchen Verein, wo man ſich nützlich machen kann, da möchte ich eintreten. Aber daran iſt gar nicht zu denken; die Damen nehmen mich nicht an und können es auch nicht. Und das iſt das ſchrecklichſte, daß einem die Welt ſo zu iſt und daß es ſich einem ſogar verbietet, bei Gutem mit dabei zu ſein. Ich kann nicht 'mal armen Kindern eine Nachhülfeſtunde geben . . ."

„Das wäre auch nichts für Sie, gnädige Frau; die Kinder haben immer ſo fettige Stiefel an, und wenn es naſſes Wetter iſt, — das iſt dann ſolch' Dunſt und Schmook, das halten die gnädige Frau gar nicht aus."

Effi lächelte. „Du wirſt wohl recht haben, Roswitha; aber es iſt ſchlimm, daß Du recht haſt, und ich ſehe daran, daß ich noch zu viel von dem alten Menſchen in mir habe und daß es mir noch zu gut geht.“

Davon wollte aber Roswitha nichts wiſſen. „Wer ſo gut iſt, wie gnädige Frau, dem kann es gar nicht zu gut gehen. Und Sie müſſen nur nicht immer ſo 'was Trauriges ſpielen, und mitunter denke ich mir, es wird alles noch wieder gut und es wird ſich ſchon 'was finden.“

Und es fand ſich auch 'was. Effi, trotz der Kantorstochter aus Polzin, deren Künſtlerdünkel ihr immer noch als etwas Schreckliches vorſchwebte, wollte Malerin werden, und wiewohl ſie ſelber darüber lachte, weil ſie ſich bewußt war, über eine unterſte Stufe des Dilettantismus nie hinauskommen zu können, ſo griff ſie doch mit Paſſion danach, weil ſie nun eine Beſchäftigung hatte, noch dazu eine, die, weil ſtill und geräuſchlos, ganz nach ihrem Herzen war. Sie meldete ſich denn auch bei einem ganz alten Malerprofeſſor, der in der märkiſchen Ariſtokratie ſehr bewandert und zugleich ſo fromm war, daß ihm Effi von Anfang an ans Herz gewachſen erſchien. Hier, ſo gingen wohl ſeine Gedanken, war eine Seele zu retten, und ſo kam er ihr, als ob ſie ſeine Tochter geweſen wäre, mit einer ganz beſonderen Liebenswürdigkeit entgegen. Effi war ſehr glücklich darüber, und der Tag ihrer erſten Malſtunde bezeichnete für ſie einen Wendepunkt zum Guten. Ihr armes Leben war nun nicht ſo arm mehr, und Roswitha triumphierte, daß ſie recht gehabt und ſich nun doch etwas gefunden habe.

Das ging ſo Jahr und Tag und darüber hinaus. Aber daß ſie nun wieder eine Berührung mit den Menſchen hatte, wie ſie's beglückte, ſo ließ es auch wieder den Wunſch in ihr entſtehen, daß dieſe Berührungen ſich erneuern und mehren möchten. Sehnſucht nach Hohen-Cremmen erfaßte ſie mitunter mit einer wahren Leidenſchaft, und noch leidenſchaftlicher ſehnte ſie ſich danach, Annie wiederzuſehen. Es war doch ihr Kind, und wenn ſie dem nachhing und ſich dabei gleichzeitig der Trippelli erinnerte, die 'mal geſagt hatte: ‚die Welt ſei ſo klein und in Mittelafrika könne man ſicher ſein, plötzlich einem alten Bekannten zu begegnen,‘ ſo war ſie mit Recht verwundert, Annie noch nie getroffen zu haben. Aber auch das ſollte ſich eines Tages ändern. Sie kam aus der Malſtunde, dicht am Zoologiſchen Garten, und ſtieg, nahe dem Halteplatz, in einen die lange Kurfürſtenſtraße paſſierenden Pferdebahnwagen ein. Es war ſehr heiß, und die herabgelaſſenen Vorhänge, die bei dem ſtarken Luftzuge, der ging, hin und her bauſchten, thaten ihr wohl. Sie lehn'te ſich in die dem Vorderperron zugekehrte Ecke und muſterte eben mehrere in eine Glasſcheibe eingebrannte Sofas, blau mit Quaſten und Puſcheln daran, als ſie — der Wagen war gerade in einem langſamen Fahren — drei Schulkinder aufſpringen ſah, die Mappen auf dem Rücken, mit kleinen ſpitzen Hüten, zwei blond und ausgelaſſen, die dritte dunkel und ernſt. Es war Annie. Effi fuhr heftig zuſammen, und eine Begegnung mit dem Kinde zu haben, wonach ſie ſich doch ſo lange geſehnt, erfüllte ſie jetzt mit einer wahren Todesangſt. Was thun? Raſch entſchloſſen öffnete ſie die Thür zu dem Vorderperron, auf dem niemand ſtand, als der Kutſcher, und bat dieſen, ſie bei der nächſten Halteſtelle vorn abſteigen zu laſſen. „Is verboten, Fräulein," ſagte der Kutſcher; ſie gab ihm aber ein Geldſtück und ſah ihn ſo bittend an, daß der gutmütige Menſch anderen Sinnes wurde und vor ſich hin ſagte: „Sind ſoll es eigentlich nich; aber es wird ja woll 'mal gehn." Und als der Wagen hielt, nahm er das Gitter aus, und Effi ſprang ab.

Noch in großer Erregung kam Effi nach Hauſe.

„Denke Dir, Roswitha, ich habe Annie geſehen." Und nun erzählte ſie von der Begegnung in dem

Pferdebahnwagen. Roswitha war unzufrieden, daß Mutter und Tochter keine Wiederſehensſzene gefeiert hatten und ließ ſich nur ungern überzeugen, daß das, in Gegenwart ſo vieler Menſchen, nicht wohl angegangen ſei. Dann mußte Effi erzählen, wie Annie ausgeſehen habe, und als ſie das mit mütterlichem Stolze gethan, ſagte Roswitha: „Ja, ſie iſt ſo halb und halb. Das Hübſche und, wenn ich es ſagen darf, das Sonderbare, das hat ſie von der Mama; aber das Ernſte, das iſt ganz der Papa. Und wenn ich mir ſo alles überlege, iſt ſie doch wohl mehr wie der gnädige Herr.“

„Gott ſei Dank!“ ſagte Effi.

„Na, gnäd'ge Frau, das iſt nu doch auch noch die Frage. Und da wird ja wohl mancher ſein, der mehr für die Mama iſt.“

„Glaubſt Du, Roswitha? Ich glaube es nicht.“

„Na, na, ich laſſe mir nichts vormachen, und ich glaube, die gnädige Frau weiß auch ganz gut, wie's eigentlich iſt und was die Männer am liebſten haben.“

„Ach, ſprich nicht davon, Roswitha.“

Damit brach das Geſpräch ab und wurde auch nicht wieder aufgenommen. Aber Effi, wenn ſie's auch vermied, grade über Annie mit Roswitha zu ſprechen, konnte die Begegnung in ihrem Herzen doch nicht verwinden und litt unter der Vorſtellung, vor ihrem eigenen Kinde geflohen zu ſein. Es quälte ſie bis zur Beſchämung, und das Verlangen nach einer Begegnung mit Annie ſteigerte ſich bis zum Krankhaften. An Innſtetten ſchreiben und ihn darum bitten, das war nicht möglich. Ihrer Schuld war ſie ſich wohl bewußt, ja, ſie nährte das Gefühl davon mit einer halb leidenſchaftlichen Gefliſſentlichkeit; aber inmitten ihres Schuldbewußtſeins fühlte ſie ſich andererſeits auch von einer gewiſſen Auflehnung gegen Innſtetten erfüllt. Sie ſagte ſich: er hatte recht und noch einmal und noch einmal, und zuletzt hatte er doch unrecht. Alles Geſchehene lag ſo weit zurück, ein neues Leben hatte begonnen, — er hätte es können verbluten laſſen, ſtatt deſſen verblutete der arme Crampas.

Nein, an Innſtetten ſchreiben, das ging nicht; aber Annie wollte ſie ſehen und ſprechen und an ihr Herz drücken, und nachdem ſie's tagelang überlegt hatte, ſtand ihr feſt, wie's am beſten zu machen ſei.

Gleich am andern Vormittage kleidete ſie ſich ſorgfältig in ein decentes Schwarz und ging auf die Linden zu, ſich hier bei der Miniſterin melden zu laſſen. Sie ſchickte ihre Karte hinein, auf der nur ſtand: Effi von Innſtetten geb. von Brieſt. Alles andere war fortgelaſſen, auch die Baronin.

„Excellenz laſſen bitten,“ und Effi folgte dem Diener bis in ein Vorzimmer, wo ſie ſich niederließ und trotz der Erregung, in der ſie ſich befand, den Bilderſchmuck an den Wänden muſterte. Da war zunächſt Guido Reni's Aurora, gegenüber aber hingen engliſche Kupferſtiche, Stiche nach Benjamin Weſt, in der bekannten Aquatinta-Manier von viel Licht und Schatten. Eines der Bilder war König Lear im Unwetter auf der Heide.

Effi hatte ihre Muſterung kaum beendet, als die Thür des angrenzenden Zimmers ſich öffnete und eine große ſchlanke Dame von einem ſofort für ſie einnehmenden Ausdruck auf die Bittſtellerin zutrat und ihr die Hand reichte. ‚Meine liebe, gnädigſte Frau,“ ſagte ſie, „welche Freude für mich, Sie wiederzuſehen . . .“

Und während ſie das ſagte, ſchritt ſie auf das Sofa zu und zog Effi, während ſie ſelber Platz nahm, zu ſich nieder.

Effi war bewegt durch die ſich in allem ausſprechende Herzensgüte. Keine Spur von Überheblichkeit oder Vorwurf, nur menſchlich ſchöne Teilnahme. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ nahm die Miniſterin noch einmal das Wort.

Um Effi's Mund zuckte es. Endlich ſagte ſie: „Was mich herführt, iſt eine Bitte, deren Erfüllung

Exzellenz vielleicht möglich machen. Ich habe eine zehnjährige Tochter, die ich ſeit drei Jahren nicht geſehen habe und gern wiederſehen möchte."

Die Miniſterin nahm Effi's Hand und ſah ſie freundlich an.

„Wenn ich ſage, in drei Jahren nicht geſehen, ſo iſt das nicht ganz richtig. Vor drei Tagen habe ich ſie wiedergeſehen." Und nun ſchilderte Effi mit großer Lebendigkeit die Begegnung, die ſie mit Annie gehabt hatte. „Vor meinem eigenen Kinde auf der Flucht. Ich weiß wohl, man liegt, wie man ſich bettet, und ich will nichts ändern in meinem Leben. Wie es iſt, ſo iſt es recht; ich habe es nicht anders gewollt. Aber das mit dem Kinde, das iſt doch zu hart, und ſo habe ich denn den Wunſch, es dann und wann ſehen zu dürfen, nicht heimlich und verſtohlen, ſondern mit Wiſſen und Zuſtimmung aller Beteiligten."

„Unter Wiſſen und Zuſtimmung aller Beteiligten," wiederholte die Miniſterin Effi's Worte. „Das heißt alſo unter Zuſtimmung Ihres Herrn Gemahls. Ich ſehe, daß ſeine Erziehung dahin geht, das Kind von der Mutter fernzuhalten, ein Verfahren, über das ich mir kein Urteil erlaube. Vielleicht, daß er recht hat; verzeihen Sie mir dieſe Bemerkung, gnädige Frau."

Effi nickte.

„Sie finden ſich ſelbſt in der Haltung Ihres Herrn Gemahls zurecht und verlangen nur, daß einem natürlichen Gefühle, wohl dem ſchönſten unſerer Gefühle (wenigſtens wir Frauen werden uns darin finden), ſein Recht werde. Treff' ich es darin?“

„In allem.“

„Und ſo ſoll ich denn die Erlaubnis zu gelegentlichen Begegnungen erwirken, in Ihrem Hauſe, wo Sie verſuchen können, ſich das Herz Ihres Kindes zurückzuerobern.“

Effi drückte noch einmal ihre Zuſtimmung aus, während die Miniſterin fortfuhr: „Ich werde alſo thun, meine gnädigſte Frau, was ich thun kann. Aber wir werden es nicht eben leicht haben. Ihr Herr Gemahl, verzeihen Sie, daß ich ihn nach wie vor ſo nenne, iſt ein Mann, der nicht nach Stimmungen und Laune, ſondern nach Grundſätzen handelt und dieſe fallen zu laſſen oder auch nur momentan aufzugeben, wird ihm hart ankommen. Läg' es nicht ſo, ſo wäre ſeine Handlungs- und Erziehungsweiſe längſt eine andere geweſen. Das, was hart für Ihr Herz iſt, hält er für richtig.“

„So meinen Exzellenz vielleicht, es wäre beſſer, meine Bitte zurückzunehmen?“

„Doch nicht. Ich wollte nur das Thun Ihres Herrn Gemahls erklären, um nicht zu ſagen rechtfertigen, und wollte zugleich die Schwierigkeiten andeuten, auf die wir, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſtoßen werden. Aber ich denke, wir zwingen es trotzdem. Denn wir Frauen, wenn wir's klug einleiten, und den Bogen nicht überſpannen, wiſſen mancherlei durchzuſetzen. Zudem gehört Ihr Herr Gemahl zu meinen beſonderen Verehrern, und er wird mir eine Bitte, die ich an ihn richte, nicht wohl abſchlagen. Wir haben morgen einen kleinen Zirkel, auf dem ich ihn ſehe, und übermorgen früh haben Sie ein paar Zeilen von mir, die Ihnen ſagen werden, ob ich's klug, das heißt glücklich eingeleitet oder nicht. Ich denke, wir ſiegen in der Sache, und Sie werden Ihr Kind wiederſehen und ſich ſeiner freuen. Es ſoll ein ſehr ſchönes Mädchen ſein. Nicht zu verwundern."

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Am zweitfolgenden Tage trafen, wie verſprochen, einige Zeilen ein, und Effi las: „Es freut mich, liebe gnädige Frau, Ihnen gute Nachricht geben zu können. Alles ging nach Wunſch; Ihr Herr Gemahl iſt zu ſehr Mann von Welt, um einer Dame eine von ihr vorgetragene Bitte abſchlagen zu können; zugleich aber — auch das darf ich Ihnen nicht verſchweigen, — ich ſah deutlich, daß ſein „ja“ nicht dem entſprach, was er für klug und recht hält. Aber kritteln wir nicht, wo wir uns freuen ſollen. Ihre Annie, ſo haben wir es verabredet, wird über Mittag kommen, und ein guter Stern ſtehe über Ihrem Wiederſehen.“

Es war mit der zweiten Poſt, daß Effi dieſe Zeilen empfing, und bis zu Annie's Erſcheinen waren mutmaßlich keine zwei Stunden mehr. Eine kurze Zeit, aber immer noch zu lang, und Effi ſchritt in Unruhe durch beide Zimmer und dann wieder in die

Küche, wo ſie mit Roswitha von allem Möglichen ſprach, von dem Epheu drüben an der Chriſtuskirche, nächſtes Jahr würden die Fenſter wohl ganz zugewachſen ſein, von dem Portier, der den Gashahn wieder ſo ſchlecht zugeſchraubt habe (ſie würden doch noch nächſtens in die Luft fliegen), und daß ſie das Petroleum doch lieber wieder aus der großen Lampenhandlung Unter den Linden als aus der Anhaltſtraße holen ſolle, — von allem Möglichen ſprach ſie, nur von Annie nicht, weil ſie die Furcht nicht aufkommen laſſen wollte, die trotz der Zeilen der Miniſterin, oder vielleicht auch um dieſer Zeilen willen, in ihr lebte.

Nun war Mittag. Endlich wurde geklingelt, ſchüchtern, und Roswitha ging, um durch das Guckloch zu ſehen. Richtig, es war Annie. Roswitha gab dem Kinde einen Kuß, ſprach aber ſonſt kein Wort, und ganz leiſe, wie wenn ein Kranker im Hauſe wäre, führte ſie das Kind vom Korridor her erſt in die Hinterſtube und dann bis an die nach vorn führende Thür.

„Da geh' hinein, Annie.“ Und unter dieſen Worten, ſie wollte nicht ſtören, ließ ſie das Kind allein und ging wieder auf die Küche zu.

Effi ſtand am andern Ende des Zimmers, den Rücken gegen den Spiegelpfeiler, als das Kind eintrat. „Annie!“ Aber Annie blieb an der nur angelehnten Thür ſtehen, halb verlegen, aber halb auch mit Vorbedacht, und ſo eilte denn Effi auf das Kind zu, hob es in die Höhe und küßte es.

„Annie, mein ſüßes Kind, wie freue ich mich. Komm', erzähle mir,“ und dabei nahm ſie Annie bei der Hand und ging auf das Sofa zu, um ſich da zu ſetzen. Annie ſtand aufrecht und griff, während ſie die Mutter immer noch ſcheu anſah, mit der Linken nach dem Zipfel der herabhängenden Tiſchdecke. „Weißt Du wohl, Annie, daß ich Dich einmal geſehen habe.“

„Ja, mir war es auch ſo.“

„Und nun erzähle mir recht viel. Wie groß Du geworden biſt! Und das iſt die Narbe da; Roswitha hat mir davon erzählt. Du warſt immer ſo wild und ausgelaſſen beim Spielen. Das haſt Du von Deiner Mama, die war auch ſo. Und in der Schule? ich denke mir, Du biſt immer die Erſte, Du ſiehſt mir ſo aus, als müßteſt Du eine Muſterſchülerin ſein und immer die beſten Zenſuren nach Hauſe bringen. Ich habe auch gehört, daß Dich das Fräulein von Wedelſtädt ſo gelobt haben ſoll. Das iſt recht; ich war auch ſo ehrgeizig, aber ich hatte nicht ſolche gute Schule. Mythologie war immer mein beſtes. Worin biſt Du denn am beſten?“

„Ich weiß es nicht.“

„O, Du wirſt es ſchon wiſſen. Das weiß man. Worin haſt Du denn die beſte Zenſur?“

„In der Religion.“

„Nun, ſiehſt Du, da weiß ich es doch. Ja, das iſt ſehr ſchön; ich war nicht ſo gut darin, aber es wird wohl auch an dem Unterricht gelegen haben. Wir hatten bloß einen Kandidaten.“

„Wir hatten auch einen Kandidaten.“

„Und der iſt fort?“

Annie nickte.

„Warum iſt er fort?“

„Ich weiß es nicht. Wir haben nun wieder den Prediger.“

„Den Ihr alle ſehr liebt.“

„Ja; zwei aus der erſten Klaſſe wollen auch übertreten.“

„Ah, ich verſtehe; das iſt ſchön. Und was macht Johanna?“

„Johanna hat mich bis vor das Haus begleitet . . .“

„Und warum haſt Du ſie nicht mit heraufgebracht?“

„Sie ſagte, ſie wolle lieber unten bleiben und an der Kirche drüben warten.“

„Und da ſollſt Du ſie wohl abholen?“

„Ja.“

„Nun, ſie wird da hoffentlich nicht ungeduldig werden. Es iſt ein kleiner Vorgarten da und die Fenſter ſind ſchon halb von Ephen überwachſen, als ob es eine alte Kirche wäre.“

„Ich möchte ſie aber doch nicht gerne warten laſſen.“

„Ach, ich ſehe, Du biſt ſehr rückſichtsvoll, und darüber werde ich mich wohl freuen müſſen. Man muß es nur richtig einteilen . . . Und nun ſage mir noch, was macht Rollo?“

„Rollo iſt ſehr gut. Aber Papa ſagt, er würde ſo faul; er liegt immer in der Sonne.“

„Das glaub' ich. So war er ſchon, als Du noch ganz klein warſt . . . Und nun ſage mir, Annie, — denn heute haben wir uns ja bloß ſo 'mal wiedergeſehen, — wirſt Du mich öfter beſuchen?“

„O gewiß, wenn ich darf.“

„Wir können dann in dem Prinz Albrecht'ſchen Garten ſpazieren gehen.“

„O gewiß, wenn ich darf.“

„Oder wir gehen zu Schilling und eſſen Eis, Ananas- oder Vanilleneis; das aß ich immer am liebſten.“

„O gewiß, wenn ich darf.“

Und bei dieſem dritten „wenn ich darf“ war das Maß voll; Effi ſprang auf, und ein Blick, in dem es wie Empörung aufflammte, traf das Kind. „Ich glaube, es iſt die höchſte Zeit, Annie; Johanna wird ſonſt ungeduldig.“ Und ſie zog die Klingel. Roswitha, die ſchon im Nebenzimmer war, trat gleich ein. „Roswitha, gieb Annie das Geleit bis drüben zur Kirche. Johanna wartet da. Hoffentlich hat ſie ſich nicht erkältet. Es ſollte mir leid thun. Grüße Johanna.“

Und nun gingen beide.

Kaum aber, daß Roswitha draußen die Thür ins Schloß gezogen hatte, ſo riß Effi, weil ſie zu erſticken drohte, ihr Kleid auf und verfiel in ein krampfhaftes Lachen. „So alſo ſieht ein Wiederſehen aus,“ und dabei ſtürzte ſie nach vorn, öffnete die Fenſterflügel und ſuchte nach etwas, das ihr beiſtehe. Und ſie fand auch 'was in der Not ihres Herzens. Da neben dem Fenſter war ein Bücherbrett, ein paar Bände von Schiller und Körner darauf, und auf den Gedichtbüchern, die alle gleiche Höhe hatten, lag eine Bibel und ein Geſangbuch. Sie griff danach, weil ſie 'was haben mußte, vor dem ſie knieen und beten konnte, und legte Bibel und Geſangbuch auf den Tiſchrand, gerade da, wo Annie geſtanden hatte, und mit einem heftigen Ruck warf ſie ſich davor nieder und ſprach halblaut vor ſich hin: „O Du Gott im Himmel, vergieb mir, was ich gethan; ich war ein Kind ... Aber nein, nein, ich war kein Kind, ich war alt genug, um zu wiſſen, was ich that. Ich hab es auch gewußt, und ich will meine Schuld nicht kleiner machen, ... aber das iſt zuviel. Denn das hier, mit dem Kind, das biſt nicht Du, Gott, der mich ſtrafen will, das iſt er, bloß er! Ich habe geglaubt, daß er ein edles Herz habe, und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, daß er es iſt, er iſt klein. Und weil er klein iſt, iſt er grauſam. Alles, was klein iſt, iſt grauſam. Das hat er dem Kinde beigebracht, ein Schulmeiſter war er immer, Crampas hat ihn ſo genannt, ſpöttiſch damals, aber er hat recht gehabt. ‚O gewiß, wenn ich darf.‘ Du brauchſt nicht zu dürfen; ich will Euch nicht mehr, ich haſſ' Euch, auch mein eigen Kind. Was zu viel iſt, iſt zu viel. Ein Streber war er, weiter nichts. — Ehre, Ehre, Ehre ... und dann hat er den armen Kerl totgeſchoſſen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergeſſen hatte, weil ich ihn nicht liebte. Dummheit war alles, und nun Blut und Mord. Und ich ſchuld. Und nun ſchickt er mir das Kind, weil er einer Miniſterin nichts abſchlagen kann, und ehe er das Kind ſchickt, richtet er's ab wie einen Papagei und bringt ihm die Phraſe bei ‚wenn ich darf'. Mich ekelt, was ich gethan; aber was mich noch mehr ekelt, das iſt Eure Tugend. Weg mit Euch. Ich muß leben, aber ewig wird es ja wohl nicht dauern."

Als Roswitha wiederkam, lag Effi am Boden, das Geſicht abgewandt, wie leblos.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Rummſchüttel, als er gerufen wurde, fand Effi's Zuſtand nicht unbedenklich. Das Hektiſche, das er ſeit Jahr und Tag an ihr beobachtete, trat ihm ausgeſprochener als früher entgegen, und, was ſchlimmer war, auch die erſten Zeichen eines Nervenleidens waren da. Seine ruhig freundliche Weiſe aber, der er einen Beiſatz von Laune zu geben wußte, that Effi wohl, und ſie war ruhig, ſo lange Rummſchüttel um ſie war. Als er ſchließlich ging, begleitete Roswitha den alten Herrn bis in den Vorflur und ſagte: „Gott, Herr Geheimrat, mir iſt ſo bange; wenn es nu 'mal wiederkommt, und es kann doch; Gott, — da hab' ich ja keine ruhige Stunde mehr. Es war aber doch auch zuviel, das mit dem Kind. Die arme gnädige Frau. Und noch ſo jung, wo manche erſt anfangen.“

„Laſſen Sie nur, Roswitha. Kann noch alles wieder werden. Aber fort muß ſie. Wir wollen ſchon ſehen. Andere Luft, andere Menſchen.“

Den zweiten Tag danach traf ein Brief in Hohen-Cremmen ein, der lautete: „Gnädigſte Frau! Meine alten freundſchaftlichen Beziehungen zu den Häuſern Brieſt und Belling, und nicht zum wenigſten die herzliche Liebe, die ich zu Ihrer Frau Tochter hege, werden dieſe Zeilen rechtfertigen. Es geht ſo nicht weiter. Ihre Frau Tochter, wenn nicht etwas geſchieht, das ſie der Einſamkeit und dem Schmerzlichen ihres nun ſeit Jahren geführten Lebens entreißt, wird ſchnell hinſiechen. Eine Dispoſition zu Phtiſis war immer da, weshalb ich ſchon vor Jahren Ems verordnete; zu dieſem alten Übel hat ſich nun ein neues geſellt: ihre Nerven zehren ſich auf. Dem Einhalt zu thun, iſt ein Luftwechſel nötig. Aber wohin? Es würde nicht ſchwer ſein, in den ſchleſiſchen Bädern eine Auswahl zu treffen, Salzbrunn gut, und Reinerz, wegen der Nervenkomplikation, noch beſſer. Aber es darf nur Hohen-Cremmen ſein. Denn, meine gnädigſte Frau, was Ihrer Frau Tochter Geneſung bringen kann, iſt nicht Luft allein; ſie ſiecht hin, weil ſie nichts hat als Roswitha. Dienertreue iſt ſchön, aber Elternliebe iſt beſſer. Verzeihen Sie einem alten Manne dies Sicheinmiſchen in Dinge, die jenſeits ſeines ärztlichen Berufes liegen. Und doch auch wieder nicht, denn es iſt ſchließlich auch der Arzt, der hier ſpricht und ſeiner Pflicht nach, verzeihen Sie dies Wort, Forderungen ſtellt . . . Ich habe ſo viel vom Leben geſehen . . . aber nichts mehr in dieſem Sinne. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Gemahl empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Dr. Rummſchüttel."

Frau von Brieſt hatte den Brief ihrem Manne vorgeleſen; beide ſaßen auf dem ſchattigen Steinfließengange, den Gartenſaal im Rücken, das Rondell mit der Sonnenuhr vor ſich. Der um die Fenſter ſich rankende wilde Wein bewegte ſich leis in dem Luftzuge, der ging, und über dem Waſſer ſtanden ein paar Libellen im hellen Sonnenſchein.

Brieſt ſchwieg und trommelte mit dem Finger auf dem Theebrett.

„Bitte, trommle nicht; ſprich lieber."

„Ach, Luiſe, was ſoll ich ſagen. Daß ich trommle, ſagt gerade genug. Du weißt ſeit Jahr und Tag, wie ich darüber denke. Damals als Innſtetten's Brief kam, ein Blitz aus heiterem Himmel, damals war ich Deiner Meinung. Aber das iſt nun ſchon wieder eine halbe Ewigkeit her; ſoll ich hier bis an mein Lebensende den Großinquiſitor ſpielen? Ich kann Dir ſagen, ich hab' es ſeit lange ſatt . . ."

„Mache mir keine Vorwürfe, Brieſt; ich liebe ſie ſo wie Du, vielleicht noch mehr; jeder hat ſeine

Art. Aber man lebt doch nicht bloß in der Welt, um ſchwach und zärtlich zu ſein und alles mit Nachſicht zu behandeln, was gegen Geſetz und Gebot iſt und was die Menſchen verurteilen und, vorläufig wenigſtens, auch noch — mit Recht verurteilen."

„Ach was. Eins geht vor."

„Natürlich, eins geht vor; aber was iſt das eine?"

„Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Und wenn man gar bloß eines hat . . ."

„Dann iſt es vorbei mit Katechismus und Moral und mit dem Anſpruch der ‚Geſellſchaft'."

„Ach, Luiſe, komme mir mit Katechismus ſo viel Du willſt; aber komme mir nicht mit ‚Geſellſchaft'."

„Es iſt ſehr ſchwer, ſich ohne Geſellſchaft zu behelfen."

„Ohne Kind auch. Und dann glaube mir, Luiſe, die ‚Geſellſchaft', wenn ſie nur will, kann auch ein Auge zudrücken. Und ich ſtehe ſo zu der Sache: kommen die Rathenower, ſo iſt es gut, und kommen ſie nicht, ſo iſt es auch gut. Ich werde ganz einfach telegraphieren: ‚Effi komm.' Biſt Du einverſtanden?"

Sie ſtand auf und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. „Natürlich bin ich's. Du ſollteſt mir nur keinen Vorwurf machen. Ein leichter Schritt iſt es nicht. Und unſer Leben wird von Stund an ein anderes."

„Ich kann's aushalten. Der Raps ſteht gut, und im Herbſt kann ich einen Haſen hetzen. Und der Rotwein ſchmeckt mir noch. Und wenn ich das Kind erſt wieder im Hauſe habe, dann ſchmeckt er mir noch beſſer . . . Und nun will ich das Telegramm ſchicken."

* * *

Effi war nun ſchon über ein halbes Jahr in Hohen-Cremmen; ſie bewohnte die beiden Zimmer im erſten Stock, die ſie ſchon früher, wenn ſie zu Beſuch da war, bewohnt hatte; das größere war für ſie perſönlich hergerichtet, nebenan ſchlief Roswitha. Was Rummſchüttel von dieſem Aufenthalt und all' dem andern Guten erwartet hatte, das hatte ſich auch erfüllt, ſo weit ſich's erfüllen konnte. Das Hüſteln ließ nach, der herbe Zug, der das ſo gütige Geſicht um ein gut Teil ſeines Liebreizes gebracht hatte, ſchwand wieder hin, und es kamen Tage, wo ſie wieder lachen konnte. Von Keſſin und allem, was da zurück lag, wurde wenig geſprochen, mit alleiniger Ausnahme von Frau von Padden und natürlich von Gieshübler, für den der alte Brieſt eine lebhafte Vorliebe hatte. „Dieſer Alonzo, dieſer Precioſa-Spanier, der einen Mirambo beherbergt und eine Trippelli großzieht, — ja, das muß ein Genie ſein, das laß ich mir nicht ausreden." Und dann mußte ſich Effi bequemen, ihm den ganzen Gieshübler, mit dem Hut in der Hand und ſeinen endloſen Artigkeitsverbeugungen vorzuſpielen, was ſie, bei dem ihr eigenen Nachahmungstalent, ſehr gut konnte, trotzdem aber ungern that, weil ſie's allemal als ein Unrecht gegen den guten und lieben Menſchen empfand. — Von Innſtetten und Annie war nie die Rede, wiewohl feſtſtand, daß Annie Erbtochter ſei, und Hohen-Cremmen ihr zufallen würde.

Ja, Effi lebte wieder auf, und die Mama, die, nach Frauenart, nicht ganz abgeneigt war, die ganze Sache, ſo ſchmerzlich ſie blieb, als einen intereſſanten Fall anzuſehen, wetteiferte mit ihrem Manne in Liebes- und Aufmerkſamkeitsbezeugungen.

„Solchen guten Winter haben wir lange nicht gehabt," ſagte Brieſt. Und dann erhob ſich Effi von ihrem Platz und ſtreichelte ihm das ſpärliche Haar aus der Stirn. Aber ſo ſchön das alles war, auf Effi's Geſundheit hin angeſehen, war es doch alles nur Schein, in Wahrheit ging die Krankheit weiter und zehrte ſtill das Leben auf. Wenn Effi — die wieder, wie damals an ihrem Verlobungstage mit Innſtetten, ein blau und weißgeſtreiftes Kittelkleid mit einem loſen Gürtel trug — raſch und elaſtiſch auf die Eltern zutrat, um ihnen einen guten Morgen zu bieten, ſo ſahen ſich dieſe freudig verwundert an, freudig verwundert, aber doch auch wehmütig, weil ihnen nicht entgehen konnte, daß es nicht die helle Jugend, ſondern eine Verklärtheit war, was der ſchlanken Erſcheinung und den leuchtenden Augen dieſen eigentümlichen Ausdruck gab. Alle, die ſchärfer zuſahen, ſahen dies, nur Effi ſelbſt ſah es nicht und lebte ganz dem Glücksgefühle, wieder an dieſer für ſie ſo freundlich friedreichen Stelle zu ſein, in Verſöhnung mit denen, die ſie immer geliebt hatte und von denen ſie immer geliebt worden war, auch in den Jahren ihres Elends und ihrer Verbannung.

Sie beſchäftigte ſich mit allerlei Wirtſchaftlichem und ſorgte für Ausſchmückung und kleine Verbeſſerungen im Haushalt. Ihr Sinn für das Schöne ließ ſie darin immer das Richtige treffen. Leſen aber und vor allem die Beſchäftigung mit den Künſten hatte ſie ganz aufgegeben. „Ich habe davon ſo viel gehabt, daß ich froh bin, die Hände in den Schoß legen zu können.“ Es erinnerte ſie auch wohl zu ſehr an ihre traurigen Tage. Sie bildete ſtatt deſſen die Kunſt aus, ſtill und entzückt auf die Natur zu blicken, und wenn das Laub von den Platanen fiel, wenn die Sonnenſtrahlen auf dem Eis des kleinen Teiches blitzten oder die erſten Krokus aus dem noch halb winterlichen Rondell aufblühten, — das that ihr wohl, und auf all das konnte ſie ſtundenlang blicken und dabei vergeſſen, was ihr das Leben verſagt, oder richtiger wohl, um was ſie ſich ſelbſt gebracht hatte.

Beſuch blieb nicht ganz aus, nicht alle ſtellten ſich gegen ſie; ihren Hauptverkehr aber hatte ſie doch in Schulhaus und Pfarre.

Daß im Schulhaus die Töchter ausgeflogen waren, ſchadete nicht viel, es würde nicht mehr ſo recht gegangen ſein; aber zu Jahnke ſelbſt — der nicht bloß ganz Schwediſch-Pommern, ſondern auch die Keſſiner Gegend als ſkandinaviſches Vorland anſah und beſtändig darauf bezügliche Fragen ſtellte —, zu dieſem alten Freunde ſtand ſie beſſer denn je. „Ja, Jahnke, wir hatten ein Dampfſchiff, und wie ich Ihnen, glaub' ich, ſchon einmal ſchrieb oder vielleicht auch ſchon 'mal erzählt habe, beinahe wär' ich wirklich 'rüber nach Wisby gekommen. Denken Sie ſich, beinahe nach Wisby. Es iſt komiſch, aber ich kann eigentlich von vielem in meinem Leben ſagen ‚beinah'."

„Schade, ſchade," ſagte Jahnke.

„Ja, freilich ſchade. Aber auf Rügen bin ich wirklich umhergefahren. Und das wäre ſo 'was für Sie geweſen, Jahnke. Denken Sie ſich, Arkona mit einem großen Wenden-Lagerplatz, der noch ſichtbar ſein ſoll; denn ich bin nicht hingekommen; aber nicht allzu weit davon iſt der Hertha-See mit weißen und gelben Mummeln. Ich habe da viel an Ihre Hertha denken müſſen . . .“

„Nun, ja, ja, Hertha . . . Aber Sie wollten von dem Hertha-See ſprechen . . .“

„Ja, das wollt' ich . . . Und denken Sie ſich, Jahnke, dicht an dem See ſtanden zwei große Opferſteine, blank und noch die Rinnen drin, in denen vordem das Blut ablief. Ich habe von der Zeit an einen Widerwillen gegen die Wenden.“

„Ach, gnäd'ge Frau verzeihen. Aber das waren ja keine Wenden. Das mit den Opferſteinen und mit dem Hertha-See, das war ja ſchon wieder viel, viel früher, ganz vor Christum natum; reine Germanen, von denen wir alle abſtammen . . .“

„Verſteht ſich,“ lachte Effi, „von denen wir alle abſtammen, die Jahnke's gewiß und vielleicht auch die Brieſt's.“

Und dann ließ ſie Rügen und den Hertha-See fallen und fragte nach ſeinen Enkeln und welche ihm lieber wären die von Bertha oder die von Hertha.

Ja, Effi ſtand gut zu Jahnke. Aber trotz ſeiner intimen Stellung zu Hertha-See, Skandinavien und Wisby, war er doch nur ein einfacher Mann, und ſo konnte es nicht wohl ausbleiben, daß der vereinſamten jungen Frau die Plaudereien mit Niemeyer um vieles lieber waren. Im Herbſt, ſo lange ſich im Parke promenieren ließ, hatte ſie denn auch die Hülle und Fülle davon; mit dem Eintreten des Winters aber kam eine mehrmonatliche Unterbrechung, weil ſie das Predigerhaus ſelbſt nicht gern betrat; Frau Paſtor Niemeyer war immer eine ſehr unangenehme Frau geweſen und ſchlug jetzt vollends hohe Töne an, trotzdem ſie, nach Anſicht der Gemeinde, ſelber nicht ganz einwandsfrei war.

Das ging ſo den ganzen Winter durch, ſehr zu Effi's Leidweſen. Als dann aber, Anfang April, die Sträucher einen grünen Rand zeigten und die Parkwege raſch abtrockneten, da wurden auch die Spaziergänge wieder aufgenommen.

Einmal gingen ſie auch wieder ſo. Von fern her hörte man den Kuckuck, und Effi zählte, wie vielemale er rief. Sie hatte ſich an Niemeyer's Arm gehängt und ſagte: „Ja, da ruft der Kuckuck. Ich mag ihn nicht befragen. Sagen Sie, Freund, was halten Sie vom Leben?“

„Ach, liebe Effi, mit ſolchen Doktorfragen darfſt Du mir nicht kommen. Da mußt Du Dich an einen Philoſophen wenden oder ein Ausſchreiben an eine Fakultät machen. Was ich vom Leben halte? Viel und wenig. Mitunter iſt es recht viel und mitunter iſt es recht wenig.“

„Das iſt recht, Freund, das gefällt mir; mehr brauch' ich nicht zu wiſſen.“ Und als ſie das ſo ſagte, waren ſie bis an die Schaukel gekommen. Sie ſprang hinauf, mit einer Behendigkeit wie in ihren jüngſten Mädchentagen, und ehe ſich noch der Alte, der ihr zuſah, von ſeinem halben Schreck erholen konnte, huckte ſie ſchon zwiſchen den zwei Stricken nieder und ſetzte das Schaukelbrett durch ein geſchicktes Auf- und Niederſchnellen ihres Körpers in Bewegung. Ein paar Sekunden noch, und ſie flog durch die Luft, und bloß mit einer Hand ſich haltend, riß ſie mit der andern ein kleines Seidentuch von Bruſt und Hals und ſchwenkte es wie in Glück und Übermut. Dann ließ ſie die Schaukel wieder langſam gehen und ſprang herab und nahm wieder Niemeyer's Arm.

„Effi, Du biſt doch noch immer wie Du früher warſt.“

„Nein. Ich wollte, es wäre ſo. Aber es liegt ganz zurück, und ich hab' es nur noch einmal verſuchen wollen. Ach, wie ſchön es war, und wie mir die Luft wohlthat; mir war, als flög' ich in den Himmel. Ob ich wohl hineinkomme? Sagen Sie mir's, Freund, Sie müſſen es wiſſen. Bitte, bitte . . .“

Niemeyer nahm ihren Kopf in ſeine zwei alten Hände und gab ihr einen Kuß auf die Stirn und ſagte: „Ja, Effi, Du wirſt.“

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Effi war den ganzen Tag draußen im Park, weil ſie das Luftbedürfnis hatte: der alte Frieſacker Dr. Wieſike war auch einverſtanden damit, gab ihr aber in dieſem Stücke doch zuviel Freiheit, zu thun, was ſie wolle, ſo daß ſie ſich während der kalten Tage im Mai heftig erkältete: ſie wurde fiebrig, huſtete viel, und der Doktor, der ſonſt jeden dritten Tag herüber kam, kam jetzt täglich und war in Verlegenheit, wie er der Sache beikommen ſolle, denn die Schlaf- und Huſtenmittel, nach denen Effi verlangte, konnten ihr des Fiebers halber nicht gegeben werden.

„Doktor,“ ſagte der alte Brieſt, „was wird aus der Geſchichte? Sie kennen ſie ja von klein auf, haben ſie geholt. Mir gefällt das alles nicht; ſie nimmt ſichtlich ab, und die roten Flecke und der Glanz in den Augen, wenn ſie mich mit einemmale ſo fragend anſieht. Was meinen Sie? Was wird? Muß ſie ſterben?“

Wieſike wiegte den Kopf langſam hin und her. „Das will ich nicht ſagen, Herr von Brieſt. Daß ſie ſo fiebert, gefällt mir nicht. Aber wir werden es ſchon wieder 'runter kriegen, dann muß ſie nach der Schweiz oder nach Mentone. Reine Luft und freundliche Eindrücke, die das Alte vergeſſen machen . . .“

„Lethe, Lethe.“

„Ja, Lethe,“ lächelte Wieſike. „Schade, daß uns die alten Schweden, die Griechen, bloß das Wort hinterlaſſen haben und nicht zugleich auch die Quelle ſelbſt . . .“

„Oder wenigſtens das Rezept dazu; Wäſſer werden ja jetzt nachgemacht. Alle Wetter, Wieſike, das wär' ein Geſchäft, wenn wir hier ſo ein Sanatorium anlegen könnten: Frieſack als Vergeſſenheitsquelle. Nun, vorläufig wollen wir's mit der Riviera verſuchen. Mentone iſt ja wohl Riviera? Die Kornpreiſe ſind zwar in dieſem Augenblicke wieder ſchlecht, aber was ſein muß, muß ſein. Ich werde mit meiner Frau darüber ſprechen.“

Das that er denn auch und fand ſofort ſeiner Frau Zuſtimmung, deren in letzter Zeit — wohl unter dem Eindruck zurückgezogenen Lebens — ſtark erwachte Luſt, auch mal den Süden zu ſehen, ſeinem Vorſchlage zu Hülfe kam. Aber Effi ſelbſt wollte nichts davon wiſſen. „Wie gut Ihr gegen mich ſeid.

Und ich bin egoiſtiſch genug, ich würde das Opfer auch annehmen, wenn ich mir etwas davon verſpräche. Mir ſteht es aber feſt, daß es mir bloß ſchaden würde."

„Das redeſt Du Dir ein, Effi."

„Nein. Ich bin ſo reizbar geworden; alles ärgert mich. Nicht hier bei Euch. Ihr verwöhnt mich und räumt mir alles aus dem Wege. Aber auf einer Reiſe, da geht das nicht, da läßt ſich das Unangenehme nicht ſo bei Seite thun; mit dem Schaffner fängt es an, und mit dem Kellner hört es auf. Wenn ich mir die ſuffiſanten Geſichter bloß vorſtelle, ſo wird mir ſchon ganz heiß. Nein, nein, laßt mich hier. Ich mag nicht mehr weg von Hohen-Cremmen, hier iſt meine Stelle. Der Heliotrop unten auf dem Rondell, um die Sonnenuhr herum, iſt mir lieber als Mentone."

Nach dieſem Geſpräch ließ man den Plan wieder fallen, und Wieſike, ſo viel er ſich von Italien verſprochen hatte, ſagte: „Das müſſen wir reſpektieren, denn das ſind keine Launen; ſolche Kranken haben ein ſehr feines Gefühl und wiſſen, mit merkwürdiger Sicherheit, was ihnen hilft und was nicht. Und was Frau Effi da geſagt hat von Schaffner und Kellner, das iſt doch auch eigentlich ganz richtig, und es giebt keine Luft, die ſo viel Heilkraft hätte, den Hotelärger (wenn man ſich überhaupt darüber ärgert) zu balanzieren. Alſo laſſen wir ſie hier; wenn es nicht das beſte iſt, ſo iſt es gewiß nicht das ſchlechteſte.“

Das beſtätigte ſich denn auch. Effi erholte ſich, nahm um ein Geringes wieder zu (der alte Brieſt gehörte zu den Wiegefanatikern) und verlor ein gut Teil ihrer Reizbarkeit. Dabei war aber ihr Luftbedürfnis in einem beſtändigen Wachſen, und zumal wenn Weſtwind ging und graues Gewölk am Himmel zog, verbrachte ſie viele Stunden im Freien. An ſolchen Tagen ging ſie wohl auch auf die Felder hinaus und ins Luch, oft eine halbe Meile weit, und ſetzte ſich, wenn ſie müde geworden, auf einen Hürdenzaun und ſah, in Träume verloren, auf die Ranunkeln und roten Ampferſtauden, die ſich im Winde bewegten.

„Du gehſt immer ſo allein,“ ſagte Frau von Brieſt. „Unter unſeren Leuten biſt Du ſicher; aber es ſchleicht auch ſo viel fremdes Geſindel umher.“

Das machte doch einen Eindruck auf Effi, die an Gefahr nie gedacht hatte, und als ſie mit Roswitha allein war, ſagte ſie: „Dich kann ich nicht gut mitnehmen, Roswitha; Du biſt zu dick und nicht mehr feſt auf den Füßen.“

„Nu, gnäd'ge Frau, ſo ſchlimm iſt es doch noch nicht. Ich könnte ja doch noch heiraten.“

„Natürlich,“ lachte Effi. „Das kann man immer noch. Aber weißt Du, Roswitha, wenn ich einen Hund hätte, der mich begleitete. Papas Jagdhund hat gar kein Attachement für mich, Jagdhunde ſind ſo dumm, und er rührt ſich immer erſt, wenn der Jäger oder der Gärtner die Flinte vom Riegel nimmt. Ich muß jetzt oft an Rollo denken.“

„Ja,“ ſagte Roswitha, „ſo 'was wie Rollo haben ſie hier gar nicht. Aber damit will ich nichts gegen ‚hier‘ geſagt haben. Hohen-Cremmen iſt ſehr gut.“

⁂

Es war drei, vier Tage nach dieſem Geſpräche zwiſchen Effi und Roswitha, daß Innſtetten um eine Stunde früher in ſein Arbeitszimmer trat als gewöhnlich. Die Morgenſonne, die ſehr hell ſchien, hatte ihn geweckt, und weil er fühlen mochte, daß er nicht wieder einſchlafen würde, war er aufgeſtanden, um ſich an eine Arbeit zu machen, die ſchon ſeit geraumer Zeit der Erledigung harrte.

Nun war es eine Viertelſtunde nach acht, und er klingelte. Johanna brachte das Frühſtückstablett, auf dem, neben der Kreuzzeitung und der Norddeutſchen Allgemeinen, auch noch zwei Briefe lagen. Er überflog die Adreſſen und erkannte an der Handſchrift, daß der eine vom Miniſter war. Aber der andere? Der Poſtſtempel war nicht deutlich zu leſen, und das „Sr. Wohlgeboren Herrn Baron von Innſtetten“ bezeugte eine glückliche Unvertrautheit mit den landesüblichen Titulaturen. Dem entſprachen auch die Schriftzüge von ſehr primitivem Charakter. Aber die Wohnungsangabe war wieder merkwürdig genau: W. Keithſtraße 1c, zwei Treppen hoch.

Innſtetten war Beamter genug, um den Brief von ‚Exzellenz‘ zuerſt zu erbrechen. „Mein lieber Innſtetten! Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Seine Majeſtät Ihre Ernennung zu unterzeichnen geruht haben und gratuliere Ihnen aufrichtig dazu.“ Innſtetten war erfreut über die liebenswürdigen Zeilen des Miniſters, faſt mehr als über die Ernennung ſelbſt. Denn was das Höherhinaufklimmen auf der Leiter anging, ſo war er ſeit dem Morgen in Keſſin, wo Crampas mit einem Blick, den er immer vor Augen hatte, Abſchied von ihm genommen, etwas kritiſch gegen derlei Dinge geworden. Er maß ſeitdem mit anderem Maße, ſah alles anders an. Auszeichnung, was war es am Ende? Mehr als einmal hatte er, während der ihm immer freudloſer dahin fließenden Tage, einer halb vergeſſenen Miniſterialanekdote aus den Zeiten des älteren Ladenberg her, gedenken müſſen, der, als er nach langem Warten den roten Adlerorden empfing, ihn wütend und mit dem Ausrufe beiſeite warf: „Da liege, bis du ſchwarz wirſt.“ Wahrſcheinlich war er dann hinterher auch „ſchwarz“ geworden, aber um viele Tage zu ſpät und ſicherlich ohne rechte Befriedigung für den Empfänger. Alles, was uns Freude machen ſoll, iſt an Zeit und Umſtände gebunden, und was uns heute noch beglückt, iſt morgen wertlos. Innſtetten empfand das tief, und ſo gewiß ihm an Ehren und Gunſtbezeugungen von oberſter Stelle her lag, wenigſtens gelegen hatte, ſo gewiß ſtand ihm jetzt feſt, es käme bei dem glänzenden Schein der Dinge nicht viel heraus, und das, was man ‚das Glück‘ nenne, wenn's überhaupt exiſtiere, ſei 'was anderes als dieſer Schein. „Das Glück, wenn mir recht iſt, liegt in zweierlei: darin, daß man ganz da ſteht, wo man hin gehört (aber welcher Beamte kann das von ſich ſagen), und zum zweiten und beſten in einem behaglichen Abwickeln des ganz Alltäglichen, alſo darin, daß man ausgeſchlafen hat und daß einen die neuen Stiefel nicht drücken. Wenn einem die 720 Minuten eines zwölfſtündigen Tages ohne beſonderen Ärger vergehen, ſo läßt ſich von einem glücklichen Tage ſprechen.“ In einer Stimmung, die derlei ſchmerzlichen Betrachtungen nachhing, war Innſtetten auch heute wieder. Er nahm nun den zweiten Brief. Als er ihn geleſen, fuhr er über ſeine Stirn und empfand ſchmerzlich, daß es ein Glück gebe, daß er es gehabt, aber daß er es nicht mehr habe und nicht mehr haben könne.

Johanna trat ein und meldete: „Geheimrat Wüllersdorf.“

Dieſer ſtand ſchon auf der Thürſchwelle. „Gratuliere, Innſtetten.“

„Ihnen glaub' ich's; die anderen werden ſich ärgern. Im übrigen . . .“

„Im übrigen. Sie werden doch in dieſem Augenblicke nicht kritteln wollen.“

„Nein. Die Gnade Seiner Majeſtät beſchämt mich, und die wohlwollende Geſinnung des Miniſters, dem ich das alles verdanke, faſt noch mehr.“

„Aber . . .“

„Aber ich habe mich zu freuen verlernt. Wenn ich es einem anderen als Ihnen ſagte, ſo würde ſolche Rede für redensartlich gelten. Sie aber, Sie finden ſich darin zurecht. Sehen Sie ſich hier um; wie leer und öde iſt das alles. Wenn die Johanna eintritt, ein ſogenanntes Juwel, ſo wird mir angſt und bange. Dieſes Sich-in-Szene-ſetzen (und Innſtetten ahmte Johanna's Haltung nach), dieſe halb komiſche Büſtenplaſtik, die wie mit einem Spezialanſpruch auftritt, ich weiß nicht, ob an die Menſchheit oder an mich — ich finde das alles ſo triſt und elend, und es wäre zum Totſchießen, wenn es nicht ſo lächerlich wäre.“

„Lieber Innſtetten, in dieſer Stimmung wollen Sie Miniſterialdirektor werden?“

„Ah, bah. Kann es anders ſein? Leſen Sie; dieſe Zeilen habe ich eben bekommen.“

Wüllersdorf nahm den zweiten Brief mit dem unleſerlichen Poſtſtempel, amüſierte ſich über das ‚Wohlgeboren‘ und trat dann ans Fenſter, um bequemer leſen zu können.

„Gnäd'ger Herr! Sie werden ſich wohl am Ende wundern, daß ich Ihnen ſchreibe, aber es iſt wegen Rollo. Anniechen hat uns ſchon voriges Jahr geſagt: Rollo wäre jetzt ſo faul; aber das thut hier nichts, er kann hier ſo faul ſein wie er will, je fauler je beſſer. Und die gnäd'ge Frau möchte es doch ſo gern. Sie ſagt immer, wenn ſie ins Luch oder über Feld geht: ‚Ich fürchte mich eigentlich, Roswitha, weil ich da ſo allein bin; aber wer ſoll mich begleiten? Rollo, ja, das ginge; der iſt mir auch nicht gram. Das iſt der Vorteil, daß ſich die Tiere nicht ſo drum kümmern.‘ Das ſind die Worte der gnäd'gen Frau, und weiter will ich nichts ſagen, und den gnäd'gen Herrn bloß noch bitten, mein Anniechen zu grüßen. Und auch die Johanna. Von Ihrer treu ergebenſten Dienerin Roswitha Gellenhagen.“

„Ja,“ ſagte Wüllersdorf, als er das Papier wieder zuſammenfaltete, „die iſt uns über.“

„Finde ich auch.“

„Und das iſt auch der Grund, daß Ihnen alles andere ſo fraglich erſcheint.“

„Sie treffen's. Es geht mir ſchon lange durch den Kopf, und dieſe ſchlichten Worte mit ihrer gewollten oder vielleicht auch nicht gewollten Anklage haben mich wieder vollends aus dem Häuschen gebracht. Es quält mich ſeit Jahr und Tag ſchon, und ich möchte aus dieſer ganzen Geſchichte heraus; nichts gefällt mir mehr; je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühl' ich, daß dies alles nichts iſt. Mein Leben iſt verpfuſcht, und ſo hab' ich mir im Stillen ausgedacht, ich müßte mit all' den Strebungen und Eitelkeiten überhaupt nichts mehr zu thun haben, und mein Schulmeiſtertum, was ja wohl mein Eigentlichſtes iſt, als ein höherer Sittendirektor verwenden können. Es hat ja dergleichen gegeben. Ich müßte alſo, wenn's ginge, ſolche ſchrecklich berühmte Figur werden, wie beiſpielsweiſe der Doktor Wichern im Rauhen Hauſe zu Hamburg geweſen iſt, dieſer Mirakelmenſch, der alle Verbrecher mit ſeinem Blick und ſeiner Frömmigkeit bändigte . . .“

„Hm, dagegen iſt nichts zu ſagen; das würde gehen.“

„Nein, es geht auch nicht. Auch das nicht 'mal. Mir iſt eben alles verſchloſſen. Wie ſoll ich einen Totſchläger an ſeiner Seele packen? Dazu muß man ſelber intakt ſein. Und wenn man's nicht mehr iſt und ſelber ſo 'was an den Fingerſpitzen hat, dann muß man wenigſtens vor ſeinen zu bekehrenden Confratres den wahnſinnigen Büßer ſpielen und eine Rieſenzerknirſchung zum beſten geben können."

Wüllersdorf nickte.

„. . . Nun ſehen Sie, Sie nicken. Aber das alles kann ich nicht mehr. Den Mann im Büßerhemd bring' ich nicht mehr heraus, und den Derwiſch oder Fakir, der unter Selbſtanklagen ſich zu Tode tanzt, erſt recht nicht. Und da hab' ich mir denn, weil das alles nicht geht, als ein beſtes herausgeklügelt: weg von hier, weg und hin unter lauter pechſchwarze Kerle, die von Kultur und Ehre nichts wiſſen. Dieſe Glücklichen! Denn gerade das, dieſer ganze Krimskrams iſt doch an allem ſchuld. Aus Paſſion, was am Ende gehen möchte, thut man dergleichen nicht. Alſo bloßen Vorſtellungen zuliebe . . . Vorſtellungen! . . . Und da klappt denn einer zuſammen, und man klappt ſelber nach. Bloß noch ſchlimmer."

„Ach was, Innſtetten, das ſind Launen, Einfälle. Quer durch Afrika, was ſoll das heißen?

Das iſt für 'nen Leutnant, der Schulden hat. Aber ein Mann wie Sie! Wollen Sie mit einem roten Fez einem Palawer präſidieren oder mit einem Schwiegerſohn von König Mteſa Blutfreundſchaft ſchließen? Oder wollen Sie ſich in einem Tropenhelm, mit ſechs Löchern oben, am Kongo entlang taſten, bis Sie bei Kamerun oder da herum wieder heraus kommen? Unmöglich!"

„Unmöglich? Warum? Und wenn unmöglich, was dann?"

„Einfach hier bleiben und Reſignation üben. Wer iſt denn unbedrückt? Wer ſagte nicht jeden Tag: ‚eigentlich eine ſehr fragwürdige Geſchichte.' Sie wiſſen, ich habe auch mein Päckchen zu tragen, nicht gerade das Ihrige, aber nicht viel leichter. Es iſt Thorheit mit dem im Urwald-Umherkriechen oder in einem Termitenhügel nächtigen; wer's mag, der mag es, aber für unſerein iſt es nichts. In der Breſche ſtehen und aushalten, bis man fällt, das iſt das beſte. Vorher aber im kleinen und kleinſten ſo viel herausſchlagen wie möglich, und ein Auge dafür haben, wenn die Veilchen blühen oder das Luiſendenkmal in Blumen ſteht oder die kleinen Mädchen mit hohen Schnürſtiefeln über die Korde ſpringen. Oder auch wohl nach Potsdam fahren und in die Friedenskirche gehen, wo Kaiſer Friedrich liegt, und wo ſie jetzt eben anfangen, ihm ein Grabhaus zu bauen. Und wenn Sie da ſtehen, dann überlegen Sie ſich das Leben von dem, und wenn Sie dann nicht beruhigt ſind, dann iſt Ihnen freilich nicht zu helfen.“

„Gut, gut. Aber das Jahr iſt lang, und jeder einzelne Tag . . . und dann der Abend.“

„Mit dem iſt immer noch am eheſten fertig zu werden. Da haben wir ‚Sardanapal‘ oder ‚Coppelia‘ mit der del Era, und wenn es damit aus iſt, dann haben wir Siechen. Nicht zu verachten. Drei Seidel beruhigen jedesmal. Es giebt immer noch viele, ſehr viele, die zu der ganzen Sache nicht anders ſtehen wie wir, und einer, dem auch viel verquer gegangen war, ſagte mir 'mal: ‚Glauben Sie mir, Wüllersdorf, es geht überhaupt nicht ohne „Hülfskonſtruktionen‘.‘ Der das ſagte, war ein Baumeiſter und mußt' es alſo wiſſen. Und er hatte recht mit ſeinem Satz. Es vergeht kein Tag, der mich nicht an die „Hülfskonſtruktionen‘ gemahnte.“

Wüllersdorf, als er ſich ſo expektoriert, nahm Hut und Stock. Innſtetten aber, der ſich bei dieſen Worten ſeines Freundes ſeiner eigenen vorausgegangenen Betrachtungen über das ‚kleine Glück‘ erinnert haben mochte, nickte halb zuſtimmend und lächelte vor ſich hin.

„Und wohin gehen Sie nun, Wüllersdorf? Es iſt noch zu früh für das Miniſterium."

„Ich ſchenk' es mir heute ganz. Erſt noch eine Stunde Spaziergang am Kanal hin bis an die Charlottenburger Schleuſe und dann wieder zurück. Und dann ein kleines Vorſprechen bei Huth, Potsdamerſtraße, die kleine Holztreppe vorſichtig hinauf. Unten iſt ein Blumenladen."

„Und das freut Sie? Das genügt Ihnen?"

„Das will ich nicht gerade ſagen. Aber es hilft ein bißchen. Ich finde da verſchiedene Stammgäſte, Frühſchoppler, deren Namen ich klüglich verſchweige. Der eine erzählt dann vom Herzog von Ratibor, der andere vom Fürſtbiſchof Kopp und der dritte wohl gar von Bismarck. Ein bißchen fällt immer ab. Dreiviertel ſtimmt nicht, aber wenn es nur witzig iſt, krittelt man nicht lange dran herum und hört dankbar zu."

Und damit ging er.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der Mai war ſchön, der Juni noch ſchöner, und Effi, nachdem ein erſtes ſchmerzliches Gefühl, das Rollo's Eintreffen in ihr geweckt hatte, glücklich überwunden war, war voll Freude, das treue Tier wieder um ſich zu haben. Roswitha wurde belobt, und der alte Brieſt erging ſich, ſeiner Frau gegenüber, in Worten der Anerkennung für Innſtetten, der ein Kavalier ſei, nicht kleinlich, und immer das Herz auf dem rechten Fleck gehabt habe. „Schade, daß die dumme Geſchichte dazwiſchen fahren mußte. Eigentlich war es doch ein Muſterpaar.“ Der Einzige, der bei dem Wiederſehen ruhig blieb, war Rollo ſelbſt, weil er entweder kein Organ für Zeitmaß hatte oder die Trennung als eine Unordnung anſah, die nun einfach wieder behoben ſei. Daß er alt geworden, wirkte wohl auch mit dabei. Mit ſeinen Zärtlichkeiten blieb er ſparſam, wie er beim Wiederſehen ſparſam mit ſeinen Freudenbezeugungen geweſen war, aber in ſeiner Treue war er womöglich noch gewachſen. Er wich ſeiner Herrin nicht von der Seite. Den Jagdhund behandelte er wohlwollend, aber doch als ein Weſen auf niederer Stufe. Nachts lag er vor Effi's Thür auf der Binſenmatte, morgens, wenn das Frühſtück im Freien genommen wurde, neben der Sonnenuhr, immer ruhig, immer ſchläfrig, und nur wenn ſich Effi vom Frühſtückstiſch erhob und auf den Flur zuſchritt und hier erſt den Strohhut und dann den Sonnenſchirm vom Ständer nahm, kam ihm ſeine Jugend wieder, und ohne ſich darum zu kümmern, ob ſeine Kraft auf eine große oder kleine Probe geſtellt werden würde, jagte er die Dorfſtraße hinauf und wieder herunter und beruhigte ſich erſt, wenn ſie zwiſchen den erſten Feldern waren. Effi, der freie Luft noch mehr galt, als landſchaftliche Schönheit, vermied die kleinen Waldpartieen und hielt meiſt die große, zunächſt von uralten Rüſtern und dann, wo die Chauſſee begann, von Pappeln beſetzte große Straße, die nach der Bahnhofsſtation führte, wohl eine Stunde Wegs. An allem freute ſie ſich, atmete beglückt den Duft ein, der von den Raps- und Kleefeldern herüber kam, oder folgte dem Aufſteigen der Lerchen und zählte die Ziehbrunnen und Tröge, daran das Vieh zur Tränke ging. Dabei klang ein leiſes Läuten zu ihr herüber. Und dann war ihr zu Sinn, als müſſe ſie die Augen ſchließen und in einem ſüßen Vergeſſen hinübergehen. In Nähe der Station, hart an der Chauſſee, lag eine Chauſſeewalze. Das war ihr täglicher Raſteplatz, von dem aus ſie das Treiben auf dem Bahndamm verfolgen konnte; Züge kamen und gingen, und mitunter ſah ſie zwei Rauchfahnen, die ſich einen Augenblick wie deckten und dann nach links und rechts hin wieder auseinandergingen, bis ſie hinter Dorf und Wäldchen verſchwanden. Rollo ſaß dann neben ihr, an ihrem Frühſtück teilnehmend, und wenn er den letzten Biſſen aufgefangen hatte, fuhr er, wohl um ſich dankbar zu bezeigen, irgend eine Ackerfurche wie ein Raſender hinauf und hielt nur inne, wenn ein paar beim Brüten geſtörte Rebhühner dicht neben ihm aus einer Nachbarfurche aufflogen.

⁂

„Wie ſchön dieſer Sommer! Daß ich noch ſo glücklich ſein könnte, liebe Mama, vor einem Jahre hätte ich's nicht gedacht,“ — das ſagte Effi jeden Tag, wenn ſie mit der Mama um den Teich ſchritt oder einen Frühapfel vom Zweig brach und tapfer einbiß. Denn ſie hatte die ſchönſten Zähne. Frau von Brieſt ſtreichelte ihr dann die Hand und ſagte: „Werde nur erſt wieder geſund, Effi, ganz geſund;

das Glück findet ſich dann; nicht das alte, aber ein neues. Es giebt Gott ſei Dank viele Arten von Glück. Und Du ſollſt ſehen, wir werden ſchon etwas finden für Dich.“

„Ihr ſeid ſo gut. Und eigentlich hab' ich doch auch Euer Leben geändert und Euch vor der Zeit zu alten Leuten gemacht.“

„Ach, meine liebe Effi, davon ſprich nicht. Als es kam, da dacht' ich ebenſo. Jetzt weiß ich, daß unſere Stille beſſer iſt als der Lärm und das laute Getriebe von vordem. Und wenn Du ſo fortfährſt, können wir noch reiſen. Als Wieſike Mentone vorſchlug, da warſt Du krank und reizbar und hatteſt, weil Du krank warſt, ganz recht mit dem, was Du von den Schaffnern und Kellnern ſagteſt; aber wenn Du wieder feſtere Nerven haſt, dann geht es, dann ärgert man ſich nicht mehr, dann lacht man über die großen Allüren und das gekräuſelte Haar. Und dann das blaue Meer und weiße Segel und die Felſen ganz mit rotem Kaktus überwachſen, — ich habe es noch nicht geſehen, aber ich denke es mir ſo. Und ich möchte es wohl kennen lernen.“

So verging der Sommer, und die Sternſchnuppennächte lagen ſchon zurück. Effi hatte während dieſer Nächte bis über Mitternacht hinaus am Fenſter geſeſſen und ſich nicht müde ſehen können. „Ich war immer eine ſchwache Chriſtin; aber ob wir doch vielleicht von da oben ſtammen und, wenn es hier vorbei iſt, in unſere himmliſche Heimat zurückkehren, zu den Sternen oben oder noch drüber hinaus! Ich weiß es nicht, ich will es auch nicht wiſſen, ich habe nur die Sehnſucht.“

Arme Effi, Du hatteſt zu den Himmelwundern zu lange hinaufgeſehen und darüber nachgedacht, und das Ende war, daß die Nachtluft und die Nebel, die vom Teich her aufſtiegen, ſie wieder aufs Krankenbett warfen, und als Wieſike gerufen wurde und ſie geſehen hatte, nahm er Brieſt beiſeite und ſagte: „Wird nichts mehr; machen Sie ſich auf ein baldiges Ende gefaßt.“

Er hatte nur zu wahr geſprochen, und wenige Tage danach, es war noch nicht ſpät und die zehnte Stunde noch nicht heran, da kam Roswitha nach unten und ſagte zu Frau von Brieſt: „Gnädigſte Frau, mit der gnädigen Frau oben iſt es ſchlimm; ſie ſpricht immer ſo ſtill vor ſich hin, und mitunter iſt es, als ob ſie bete, ſie will es aber nicht wahr haben, und ich weiß nicht, mir iſt, als ob es jede Stunde vorbei ſein könnte.“

„Will ſie mich ſprechen?“

„Sie hat es nicht geſagt. Aber ich glaube, ſie möchte es. Sie wiſſen ja, wie ſie iſt; ſie will Sie nicht ſtören und ängſtlich machen. Aber es wäre doch wohl gut.“

„Es iſt gut, Roswitha,“ ſagte Frau von Brieſt, „ich werde kommen.“

Und ehe die Uhr noch einſetzte, ſtieg Frau von Brieſt die Treppe hinauf und trat bei Effi ein. Das Fenſter ſtand auf, und ſie lag auf einer Chaiſelongue, die neben dem Fenſter ſtand.

Frau von Brieſt ſchob einen kleinen ſchwarzen Stuhl mit drei goldenen Stäbchen in der Ebenholzlehne heran, nahm Effi's Hand und ſagte:

„Wie geht es Dir, Effi? Roswitha ſagt, Du ſeieſt ſo fiebrig.“

„Ach, Roswitha nimmt alles ſo ängſtlich. Ich ſah ihr an, ſie glaubt, ich ſterbe. Nun, ich weiß nicht. Aber ſie denkt, es ſoll es jeder ſo ängſtlich nehmen wie ſie ſelbſt.“

„Biſt Du ſo ruhig über Sterben, liebe Effi?“

„Ganz ruhig, Mama.“

„Täuſchſt Du Dich darin nicht? Alles hängt am Leben und die Jugend erſt recht. Und Du biſt noch ſo jung, liebe Effi.“

Effi ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie: „Du weißt, ich habe nicht viel geleſen, und Innſtetten wunderte ſich oft darüber, und es war ihm nicht recht.“

Es war das erſte Mal, daß ſie Innſtetten's

Namen nannte, was einen großen Eindruck auf die Mama machte und dieſer klar zeigte, daß es zu Ende ſei.

„Aber ich glaube,“ nahm Frau von Brieſt das Wort, „Du wollteſt mir 'was erzählen.“

„Ja, das wollte ich, weil Du davon ſprachſt, ich ſei noch ſo jung. Freilich bin ich noch jung. Aber das ſchadet nichts. Es war noch in glücklichen Tagen, da las mir Innſtetten abends vor; er hatte ſehr gute Bücher, und in einem hieß es: es ſei wer von einer fröhlichen Tafel abgerufen worden, und am anderen Tage habe der Abgerufene gefragt, wie's denn nachher geweſen ſei. Da habe man ihm geantwortet: ‚Ach, es war noch allerlei; aber eigentlich haben Sie nichts verſäumt.‘ Sieh', Mama, dieſe Worte haben ſich mir eingeprägt — es hat nicht viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel etwas früher abgerufen wird.“

Frau von Brieſt ſchwieg. Effi aber ſchob ſich etwas höher hinauf und ſagte dann: „Und da ich nun 'mal von alten Zeiten und auch von Innſtetten geſprochen habe, muß ich Dir doch noch etwas ſagen, liebe Mama.“

„Du regſt Dich auf, Effi.“

„Nein, nein; etwas von der Seele herunter ſprechen, das regt mich nicht auf, das macht ſtill.

Und da wollt' ich Dir denn ſagen: ich ſterbe mit Gott und Menſchen verſöhnt, auch verſöhnt mit ihm."

„Warſt Du denn in Deiner Seele in ſo großer Bitterkeit mit ihm? Eigentlich, verzeihe mir, meine liebe Effi, daß ich das jetzt noch ſage, eigentlich haſt Du doch Euer Leid heraufbeſchworen."

Effi nickte. „Ja, Mama. Und traurig, daß es ſo iſt. Aber als dann all' das Schreckliche kam, und zuletzt das mit Annie, Du weißt ſchon, da hab' ich doch, wenn ich das lächerliche Wort gebrauchen darf, den Spieß umgekehrt und habe mich ganz ernſthaft in den Gedanken hinein gelebt, er ſei ſchuld, weil er nüchtern und berechnend geweſen ſei und zuletzt auch noch grauſam. Und da ſind Verwünſchungen gegen ihn über meine Lippen gekommen."

„Und das bedrückt Dich jetzt?"

„Ja. Und es liegt mir daran, daß er erfährt, wie mir hier in meinen Krankheitstagen, die doch faſt meine ſchönſten geweſen ſind, wie mir hier klar geworden, daß er in allem recht gehandelt. In der Geſchichte mit dem armen Crampas — ja, was ſollt' er am Ende anders thun? Und dann, womit er mich am tiefſten verletzte, daß er mein eigen Kind in einer Art Abwehr gegen mich erzogen hat, ſo hart es mir ankommt und ſo weh' es mir thut, er hat auch darin recht gehabt. Laß ihn das wiſſen, daß ich in dieſer Überzeugung geſtorben bin. Es wird ihn tröſten, aufrichten, vielleicht verſöhnen. Denn er hatte viel Gutes in ſeiner Natur und war ſo edel, wie jemand ſein kann, der ohne rechte Liebe iſt.“

Frau von Brieſt ſah, daß Effi erſchöpft war und zu ſchlafen ſchien oder ſchafen wollte. Sie erhob ſich leiſe von ihrem Platz und ging. Indeſſen kaum, daß ſie fort war, erhob ſich auch Effi und ſetzte ſich an das offene Fenſter, um noch einmal die kühle Nachtluft einzuſaugen. Die Sterne flimmerten, und im Parke regte ſich kein Blatt. Aber je länger ſie hinaus horchte, je deutlicher hörte ſie wieder, daß es wie ein feines Rieſeln auf die Platanen niederfiel. Ein Gefühl der Befreiung überkam ſie. „Ruhe, Ruhe.“

* * *

Es war einen Monat ſpäter, und der September ging auf die Neige. Das Wetter war ſchön, aber das Laub im Parke zeigte ſchon viel Rot und Gelb, und ſeit den Äquinoktien, die drei Sturmtage gebracht hatten, lagen die Blätter überall hin ausgeſtreut. Auf dem Rondell hatte ſich eine kleine Veränderung vollzogen, die Sonnenuhr war fort, und an der Stelle, wo ſie geſtanden hatte, lag ſeit geſtern eine weiße Marmorplatte, darauf ſtand nichts als „Effi Brieſt“ und darunter ein Kreuz. Das war Effi's letzte Bitte geweſen: „Ich möchte auf meinem Stein meinen alten Namen wieder haben; ich habe dem andern keine Ehre gemacht.“ Und es war ihr verſprochen worden.

Ja, geſtern war die Marmorplatte gekommen und aufgelegt worden, und angeſichts der Stelle ſaßen nun wieder Brieſt und Frau und ſahen darauf hin und auf den Heliotrop, den man geſchont, und der den Stein jetzt einrahmte. Rollo lag daneben, den Kopf in die Pfoten geſteckt.

Wilke, deſſen Gamaſchen immer weiter wurden, brachte das Frühſtück, und die Poſt, und der alte Brieſt ſagte: „Wilke, beſtelle den kleinen Wagen. Ich will mit der Frau über Land fahren.“

Frau von Brieſt hatte mittlerweile den Kaffee eingeſchenkt und ſah nach dem Rondell und ſeinem Blumenbeete. „Sieh', Brieſt, Rollo liegt wieder vor dem Stein. Es iſt ihm doch noch tiefer gegangen als uns. Er frißt auch nicht mehr.“

„Ja, Luiſe, die Kreatur. Das iſt ja, was ich immer ſage. Es iſt nicht ſo viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Inſtinkt. Am Ende iſt es doch das beſte.“

„Sprich nicht ſo. Wenn Du ſo philoſophierſt ... nimm es mir nicht übel, Brieſt, dazu reicht es bei Dir nicht aus. Du haſt Deinen guten

Verſtand, aber Du kannſt doch nicht an ſolche Fragen . . ."

„Eigentlich nicht."

„Und wenn denn ſchon überhaupt Fragen geſtellt werden ſollen, da giebt es ganz andere, Brieſt, und ich kann Dir ſagen, es vergeht kein Tag, ſeit das arme Kind da liegt, wo mir ſolche Fragen nicht gekommen wären . . ."

„Welche Fragen?"

„Ob wir nicht doch vielleicht ſchuld ſind?"

„Unſinn, Luiſe. Wie meinſt Du das?"

„Ob wir ſie nicht anders in Zucht hätten nehmen müſſen. Gerade wir. Denn Niemeyer iſt doch eigentlich eine Null, weil er alles in Zweifel läßt. Und dann, Brieſt, ſo leid es mir thut . . . Deine beſtändigen Zweideutigkeiten . . . und zuletzt, womit ich mich ſelbſt anklage, denn ich will nicht ſchuldlos ausgehen in dieſer Sache, ob ſie nicht doch vielleicht zu jung war?"

Rollo, der bei dieſen Worten aufwachte, ſchüttelte den Kopf langſam hin und her, und Brieſt ſagte ruhig: „Ach, Luiſe, laß . . . das iſt ein zu weites Feld."

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.